Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Erſte Lieferung.

Erſter Band.

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin
im deutſchen Muſeum
1818.

[illegible]

Inhalt
des erſten Bandes.

Plan der ſämmtlichen Werke als Vorrede.

Selbſtbiographie.

Nachtrag zu Woltmann's Selbſtbiographie.

Einleitung zur älteren Menſchengeſchichte.

Geſchichte der Aegyptier.

Statt der Vorrede.

Plan

zu

Karl Ludwig von Woltmann's

ſämmtlichen Werken.

Ich habe die Werke meines verſtorbenen Mannes in neun Abtheilungen geſondert: nach der Zeitfolge ihrer Abfaſſung erſcheinen ſie unter denſelben geordnet.

I.

Größere hiſtoriſche Werke.

Anmerkung. Von dieſen trenne ich die Geſchichte der Deutſchen während der ſächſiſchen Periode. Das zweite Buch derſelben, welches das erſte erläutern, und zu dem dritten hinführen ſollte, indem er ein Gemählde von Deutſchland, in Hinſicht auf deſſen ſtaatsrechtliche Verhältniſſe, und ſeine Cultur, während jener Periode aufzuſtellen gedachte, iſt nebſt dieſem bis auf das Leben Kaiſer Heinrich des zweiten von ihm verworfen und vertilgt. So ſcheinen mir die Lebensbeſchreibungen Heinrich des erſten, der drei Ottonen, das nicht allein auszufüllen, was der Titel verſpricht und Woltmann's Zweck war, und ich glaube, ſie füglicher zu den Biographien zu geſellen.

Aeltere Menſchengeſchichte.
- Geſchichte der Aegyptier.
- Geſchichte der Jſraeliten bis auf Chriſtus.

Geſchichte von Frankreich, von der Herrſchaft der Römer bis auf den Sturz der Gironde während der Revolution.

Geſchichte von England, von der Entdeckung durch die Römer bis zur Eroberung von Wales durch Eduard den erſten.

Geſchichte der Reformation in Deutſchland.

Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens.

Geſchichte der Böhmen.

II.

Biographien.

Anmerkung. Die Biographien Johann v. Müller's und Spittler's erſcheinen unter der vierten Abtheilung: Kritik der Hiſtorie. **Woltmann's** Selbſtbiographie nebſt einem Nachtrag zu derſelben von mir ſtehen an der Spitze der ſämmtlichen Werke.

Heinrich der erſte.
Otto der erſte.
Otto der zweite.
Otto der dritte.
Heinrich der zweite.
Theodorich, König der Oſtgothen.
Freiherr von Görtz.
Karl Wilhelm Graf von Finkenſtein.

Albrecht von Waldſtein.
Marcus Brutus.
Margaretha von Anjou.
Gottfried Auguſt Bürger.
Auguſt Wilhelm Iffland.

III.

Charakterſchilderungen.

Anmerkung. Die Charakterſchilderung Heeren's gehört ebenfalls zur folgenden Abtheilung, ſo gut, als die Biographien von Müller und Spittler.

Das Brandenburgiſche Haus.
Oeſterreichs Politik und Kaiſerhaus.
Olivier Kromwell.
Friedrich Gentz.
Freiherr von Hormayr.
Friedrich Buchholz.
Ludwig von Berger.
Beyme.
Anton Gramberg.
Freiherr von Stein.
Joſeph Ludwig Stoll.

IV.

Kritik der Hiſtorie.

Von der hiſtoriſchen Arbeit und von dem Urtheil über dieſelbe.

Ueber Leben, Geiſt und Werke von Cajus Cornelius Tacitus.
Johann von Müller.
Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler.
A. H. L. Heeren.

V.

Kritik.

Anmerkung. Aus den vielen Recenſionen **Woltmann's** ſollen für dieſe Abtheilung ſeiner Werke diejenigen gewählt ſeyn, in welchen er ſeine weſentlichen Anſichten am umfaſſendſten entwickelt hat, oder beim Urtheil über vorzüglich bedeutende Werke; nächſtdem ſolche, die das Gepräge ſeines eigenthümlichen Weſens auf irgend eine ausgezeichnete Weiſe tragen. Die erſte Abtheilung wird von dieſen die hiſtoriſchen, die andere Kritiken vermiſchten Inhalts liefern, ſo, daß jene ſich gleichſam als Fortſetzung an die vorige Abtheilung, **Kritik der Hiſtorie**, anſchließt.

VI.

Vermiſchte Schriften,

hiſtoriſchen, politiſchen, philoſophiſchen Inhalts.

Anmerkung. Die Aufſätze dieſer Abtheilung können noch nicht namentlich angeführt werden; theils fehlen mir noch manche, theils habe ich die vorhandenen noch nicht genau genug erprüft, um zu wiſſen, welche ich aufnehmen darf, oder unterdrücken muß. Alle Darſtellungen, Urtheile, Anſichten **Woltmann's** entſprangen aus einem Urkeime ſeines Weſens; es ſind mannigfaltige, durch ſich ſelbſt oder ihre Beziehung mehr und minder wichtige Erſcheinungen und Entwickelungen deſſelben. Nach dieſer Anſicht werden ſie in den obigen drei Unterabtheilungen ihre Aufnahme und Ordnung durch die chronologiſche Folge faſt von ſelbſt angeben, in wiefern Wiederholungen vermieden werden, und wobei das zu Augenblickliche wegfällt.

VII.

Romane.

Mathilde von Merveldt.
Biographie eines Engels.
Arthur.
Raimund.
Memoiren des Freiherrn von S—a.

VIII.

Gedichte.

Fauſt und Agathe.
Der Tag unter Trümmer.
Vermiſchte Gedichte.

IX.

Briefe.

Dieſes Ganze iſt auf drei und dreißig Bände berechnet, jeder Band von 20 bis 24 Bogen wird in Oktav feines Druckpapier und Schreibpapier. Drei Bände erſcheinen allemal zu gleicher Zeit und machen eine Lieferung aus, die als ein beſonderes Ganzes im Buchhandel verrechnet und gezahlt wird. Ich behalte mir indeſſen vor, nachdem der Inhalt einer ſolchen Lieferung erheiſcht, jene 60 bis 72 Bogen auch in zwei Bänden liefern zu dürfen, wobei der Bogenzahl jedoch kein Eintrag geſchehen ſoll, oder, wenn dies durchaus wegen der Eintheilung nöthig würde, ihn die folgende Lieferung erſetze. Die erſte Lieferung erſcheint in der Oſtermeſſe 1818, die zweite zu Neujahr 1819. Jährlich verſpreche ich zwei bis drei ſolcher Lieferungen: ſo daß die ſämmtlichen Werke binnen fünf Jahren vollendet ſind. Der Preis einer jeden iſt 5 Rthlr. Sächſ. auf Druckpapier, 7 Rthlr. Sächſ. auf Schreibpapier. Pränumerationen übernimmt die Johann Benjamin Georg Fleiſcherſche Buchhandlung in Leipzig. Der Pränumerationspreis iſt 3 Rthlr. 16 Gr. Sächſ. für eine Lieferung auf Druckpapier, 5 Rthlr. 16 Gr. Sächſ. auf Schreibpapier.

Karoline von Woltmann.

Karl Ludwig von Woltmann's

Selbſtbiographie.

Karl Ludwig v. Woltmann

ward geboren am neunten Hornung 1770 zu Oldenburg im ehemaligen weſtphäliſchen Kreiſe. Seine Mutter liebte ihn vorzüglich unter ſechs lebenden ältern und jüngern Brüdern und Schweſtern. Allein er verlor ſie im ſechsten Jahr ſeines Alters. Sie ſtarb an der Auszehrung; eine überaus lebensluſtige Frau, einige dreißig Jahre alt. An ihrem Sterbetage ließ ſie die Kinder in ihrem Zimmer zum Mittag eſſen, war da noch ganz die ſorgſame Hausmutter, und ſpähte mit ihrem todtenbleichen Geſicht, den noch nicht erloſchenen feurigen ſchwarzen Augen beſonders hervor, ob ihr Lieblingskind hinlänglich verſorgt ſey.

Sie war aus Hildburghauſen gebürtig und hieß Armbruſt; ſein Vater hatte ſie zu Jena kennen lernen, wo derſelbe eigentlich nicht ſtudirte, ſondern nur mit einem jungen Grafen Lynar anweſend war, zu deſſen Vater, dem bekannten Staatsmann und Diplomatiker, ihn der eigene rege Trieb gebracht hatte. Er war ein Bauerknabe aus dem Bremiſchen, hart an der Weſer, kam durch Verbindungen eines dortigen Edelmanns zu der däniſchen Poſt in Hamburg, und von da zu dem königl. däniſchen Statthalter in den Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt. Lynar, der in den wichtigſten Staatshändeln gebraucht war, ſcheint jenen Poſten nur als einen Beweis von Ungnade erhalten zu haben. Er war rüſtig auf demſelben, in ſeinem Hauſe noch vielſeitiger und mit überwiegender Perſönlichkeit. Die bitterſten Satyren auf die lebenden gekrönten Häupter und Staatsmänner theilte er daſelbſt eben ſo mit, wie erbauliche Predigten, deren Abfaſſung ihn viel beſchäftigte. Der Vater Woltmann's, welcher ſich durch Naturanlage und unveranlaßten Fleiß einen ausgebildeten Vortrag und eine ſchöne Declamation erworben hatte, mußte die Predigten ſeines Gebieters in erleſenen Privatgeſellſchaften halten.

Das Verhältniß deſſelben zu einem ſo geiſtvollen Weltmann, Gelehrten und Diplomatiker iſt für den Sohn und ſeine erſte Bildung nicht unergiebig geblieben. Wie erfüllt war dieſer als Knabe von der Geſchichte, dem Bilde der Höfe, an welchen der Statthalter Geſandte geweſen, der Univerſitäten Halle und Jena, die der Vater im Gefolge eines der jungen Grafen beſuchte, des ſiebenjährigen Krieges, durch deſſen Streifpartheien er einen andern nach Berlin führte, und dieſer Stadt Friedrich's des Großen! Die Phantaſie des Knaben wurde dort ſchon einheimiſch, wo der Jüngling und Mann nachher viele Jahre verlebt hat.

Sein Vater hatte Alles mit Geiſt, und noch mehr mit Gemüth aufgenommen, was die Erzählung bewies, die in ihrer Anſpruchsloſigkeit voll von Leben der Perſonen, der Gegend, der Eigenthümlichkeit der Geſchichte war. Die Art des Vortrags mancher berühmter Profeſſoren, zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, aus Halle, Jena und auch Leipzig ward dem jungen Woltmann anſchaulich. Vorzüglich hatte ſich der Vater für die Theologen intereſſirt, und Struenſee, von deſſen genialen Söhnen der eine Dänemark ſo ſehr erſchütterte, als der andere Preußens Wohlſtand kaum vor dem Einſturze deſſelben befeſtigte, war mit der gewaltigen Figur, der ungemein ſtarken Stimme für ihn gleichſam ein Donnergott der Beredtſamkeit.

Jenes theologiſche Intereſſe hing damit zuſammen, daß die Lynarſche Familie, in Verwandtſchaft und Verein mit der reichsgräflichen Reußiſchen, in den religiöſen Ton der Herrnhuter ſtimmte. Von ihm und dem frömmſten Sinn durchaus erfüllt, von eignem dichteriſchen Geiſt in Schwung gehalten, hatte der Vater mit einer unbeſchreiblich anmuthigen Erinnerung alle Perſonen umfaßt, welche irgend bei ausgezeichneten Gaben das Colorit der Frömmigkeit annehmen wollten. Wenn er Gellert beſchrieb, welchen er am Hofe einer Gräfin Reuß ſah, und zugleich, wie in jenen Tagen die Gewitter unter ihnen an der Höhe, auf der ſie lebten, wegzogen, war ſein Mund ſo beredt und ſeine Sprache ſo ſchön, daß zu bedauern iſt, ſie durch keine Schrift mehr feſthalten zu können.

Durch ſolche und andere Schilderungen des Vaters, durch ſeine Erzählungen aus Lynar's Leben, den ſeine

Bewunderung und Verehrung unter die größten Staatsmänner zählte, ward der Knabe inniger angezogen als ſeine Geſchwiſter, und gewann ſo die erſte dunkle Vorſtellung von einem gelehrten und ſchriftſtelleriſchen Leben, von diplomatiſchem Treiben, politiſchen Handlungen. Noch ward ſeine Phantaſie ganz in dem Norden gefeſſelt, und Kopenhagen wurde für ihn der beſtimmteſte Schauplatz der großen Welt. Aber nicht Katharina II., deren Perſönlichkeit von Lynar ſtets mit den bitterſten Bemerkungen geſchildert war, nicht Friedrich von Preußen, deſſen Siege, vorzüglich den bei Roßbach, der Erzähler mit immer neuem Feuer beſchrieb, öfter mit dem behaglichen Zuſatz, daß der große Held den frommen Gellert vor allen geehrt habe, auch nicht Ferdinand von Braunſchweig, der ſich beſonders dadurch anempfahl, daß Friedrich ihn beneidet haben ſollte, wurden Helden des unermüdet horchenden Sohnes; auf ihn machte der unglückliche Struenſee den größten Eindruck, welchen der Vater als einen der Medicin Befliſſenen zu Halle gekannt und unerträglich gefunden hatte; der lange, ſchlaffe Jüngling habe nur an unnütze Streiche gedacht. Sein Aufſteigen zu ſolcher Macht, die Erſchütterung des däniſchen Reiches durch ihn, ſeine Verbindung mit der Königin, und beſonders ſein tragiſches Ende, erweckten die ganze Theilnahme des Knaben; der Ausgang, welcher ihn hätte ſchrecken ſollen, reizte noch mehr zu der Vorſtellung, daß er däniſcher Staatsminiſter werden müſſe, welcher Wunſch indeß durch einen andern hart bedrängt wurde. Wenn ein Mann, wie Graf Lynar, meinte er, Predigten abfaßte, die geprieſen wurden, ein Mann, wie ſein Vater, ſie mit Beifall vortrug: ſo ließe ſich dieſer Ruhm vereinigen, und es müſſe nichts Geringes ſeyn, heilige Reden ſelbſt zu verfertigen und mit feuriger Würde vorzutragen. Er wollte ein berühmter geiſtlicher Redner werden, und dieſen Wunſch, den er nicht verſchwieg, indem er von Kopenhagen, dem Staatsminiſterium nichts verlauten ließ, genehmigte ſein Vater mit Freude.

Unvergeßlich, für ſeine ganze künftige Richtung entſcheidend, ſtellen ſich ihm die einſamen Abendſtunden dar, welche er vier oder fünf Winter hindurch nach dem Tode ſeiner Mutter mit einem ſolchen Vater zubrachte. Dieſer hatte, obgleich in der Blüthe der männlichen Jahre, aus Liebe für ſeine Kinder nicht wieder geheirathet, und widmete ihnen alle Zeit, die ihm von Geſchäften übrig blieb, und verwendete nur auf ihre Ernährung und Erziehung die geringen Einkünfte ſeines kleinen Amtes bei dem oldenburgiſchen Landgericht. Vor ſieben Uhr der Winterabende ward kein Licht angezündet, und gern ſah der Knabe ſeine Geſchwiſter zu Nachbarn ausfliegen, wenn die Dämmerung einbrach. Er ſaß in einem Winkel der finſtern Stube, wo der Vater auf und ab ging, ſeine Erzählungen begann, ein ſchönes geiſtliches Lied herſagte, mitunter leiſe und innig voll Wohllaut ſang, auch wohl von ſeinen eigenen Gedichten einige Strophen ſprach, beſonders gern ſolche, worin er das Andenken ſeiner ſeligen Frau gefeiert. Es verging kein

Jahr, daß er nicht ein Trauerlied auf ihren Sterbetag gedichtet hätte. Durch den Schmerz um ſie veredelte ſich ſeine poetiſche Gabe, die ihm zuerſt durch begeiſterte Frömmigkeit verliehen war. Kein anderer Stoff als Liebe und Religion war in dieſen Gedichten, die im eigentlichſten Sinn nur um ihrer ſelbſt, nur des Dichters willen geſungen wurden, denn Niemand hat ſie geleſen oder gehört, als nur der einzige Sohn, welcher ſich des lyriſchen Schwunges in manchen, vor allen in den Geſängen am Pfingſtfeſte, noch wohl erinnert. In ſeiner Abweſenheit ſind ſie ſpäterhin mit andern Papieren an einen Krämer verkauft; ſelbſt ein Paar Geſänge, worin der 81jährige Greis die Fügung der Vorſehung mit ſeinem Leben dankbar pries, ſind durch ein Verſehen mit andern Papieren verbrannt.

Die Grundlage ſeiner Bildung erhielt **Woltmann** ſo durch ſeinen Vater; am meiſten verdankt er demnächſt einem Mann, welcher durch eine glückliche Fügung zweimal ſein Lehrer am oldenburgiſchen Gymnaſium ward. **Kruſe**, als Profeſſor der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, und vorzüglich durch ſeinen hiſtoriſchen Atlas berühmt, aus dem Oldenburgiſchen gebürtig, und auf dem Waiſenhauſe zu Halle gebildet, begann ſeine Laufbahn als unterſter Lehrer der lateiniſchen Sprache am Gymnaſium ſeines Vaterlandes. Seine Gabe zur Erziehung war außerordentlich, und wie tief ſein Beiſpiel und ſeine Lehren bei den Knaben fruchteten, zeigte ſich am beſten, als dieſelben zwei Claſſen höher, wohin er inzwiſchen als Lehrer vorgerückt war, wieder zu ſeiner Unterweiſung kamen. Die vierte Claſſe, in welcher ſie unterdeß ein Paar Jahre zugebracht hatten, war durch die ſchlechteſte Methode, die im Allgemeinen auf dem Gymnaſium herrſchte, durch Schwäche und das faſt erloſchne Wiſſen eines alten Lehrers ganz geeignet, die Sitten und Kenntniſſe der trefflichſten Jugend verwildern zu laſſen; und dennoch, als jene zu dem Subrector Kruſe kamen, waren ſie an guter Art und Kenntniß in der Richtung gewachſen, die er ihnen gegeben hatte. Mit einem pragmatiſchen, und doch ſo zarter Jugend, wegen ſeiner Einfachheit, verſtändlichem Geiſte trug er die Geſchichte vor, und die ärgſte Strafe, womit er eine Unart ſeiner Schüler ahnden konnte, beſtand darin, daß er den Vortrag einer hiſtoriſchen Stunde in eine Reihe von trockenen Notizen, in jene den Deutſchen nur zu wohlbekannte hiſtoriſche Nüchternheit, verwandelte. Hier faßte Woltmann zuerſt Liebe für die Hiſtorie, aber auch den größten Abſcheu gegen eine geiſtloſe Behandlung derſelben.

Er hatte das Glück lange in dieſer Claſſe zu verweilen, und wie er ſie verließ, ward Kruſe zum Erzieher der Söhne des Herzogs von Oldenburg berufen. Auch in den alten Sprachen hatte dieſer vortreffliche Mann gründlich unterwieſen; aber es war nicht möglich, durch den öffentlichen Unterricht auf dem Gymnaſium zu einer feſten, wohlgeordneten Kenntniß in irgend einer Wiſſenſchaft und Sprache zu gelangen, weil dem Claſſengebäude kein durchgreifender Lehrplan zum Grunde lag. Selbſt das Studium der alten Literatur war in den beiden höchſten Claſſen auf das curſoriſche Leſen einiger Autoren und auf unbedeutende lateiniſche Ausarbeitungen beſchränkt. Kein griechiſcher Dichter ward auf dem Gymnaſium geleſen, in einer langen Reihe von Jahren kam man nicht über das griechiſche neue Teſtament und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates hinaus. Die Geſchichte ward in der erſten Claſſe ſo vorgetragen, daß ſelbſt der Enthuſiasmus, welchen **Kruſe** für ſie geweckt hatte, nicht vorhalten wollte.

Durch das Beiſpiel ſeines Vaters früh gewöhnt, aus eigenem Trieb zu lernen, und das Gedachte, Empfundne in einer eigenthümlichen Geſtalt darzuſtellen, durch den genannten trefflichen Lehrer wegen ſolcher Weiſe gelobt und in ihr ermuntert, wandte der Jüngling ſeinen Fleiß von dem Gang des öffentlichen Unterrichts ſo viel wie möglich ab, übte ſich in den alten Sprachen mit großer Privatanſtrengung, doch leider ſtets mit Ueberſpringung des Leichten und des früher zu Erlernenden.

Tacitus, Homer und Sophokles wurden zu früh ſeine Lieblings-Autoren, und er verfaßte mit Leichtigkeit lateiniſche und griechiſche Gedichte über wichtige Gegenſtände und Figuren der alten Welt, ohne wenigſtens in der griechiſchen Sprache der Grammatik mächtig zu ſeyn, und auch nur eine dürftige allgemeine Kenntniß von dem Alterthum zu beſitzen. Dies hat den großen Nachtheil gehabt, daß er ſich überhaupt gewöhnte, das menſchliche Wiſſen zu verwegen zu handhaben.

Zum Glück widerfuhr ihm noch in den erſten Jünglingsjahren die Demüthigung, daß er ſich die klägliche Lückenhaftigkeit ſeiner Kenntniſſe nicht verbergen konnte. Ein Schüler von Heyne, durch gefühlvolle Gedichte bekannt, Uelzen, war als Hofmeiſter des unglücklichen, bei Beginn der deutſchen Freiheit als Märtyrer gefallenen v. Berger nach Oldenburg gekommen, und hatte den Cyclus philologiſcher und hiſtoriſcher Studien von einer Univerſität, wie Göttingen, mitgebracht. Durch Privatſtunden und die Freundſchaft dieſes lebhaften jungen Gelehrten ward Woltmann mit jenem Reichthum von Wiſſen bekannt, eben ſo ſehr ſtaunend und erfreut, als beſchämt.

Dieſer Zeitpunct fiel in den Winter und Sommer von 1787 und 1788, das letzte Jahr, welches er in Oldenburg vor ſeinem Abgang auf die Univerſität zubrachte. Das Gymnaſium beſuchte er nicht mehr, immer in dem beſten Vernehmen mit dem biedern Rector Manſo, deſſen Wohlwollen, Geradheit, mannigfaltiges Wiſſen, den Mangel an Geſchmack und Wiſſenſchaftlichkeit nicht erſetzen konnten. Allein die glückliche Veränderung, welche zu jener Zeit in ihm vorging oder gewiſſermaaßen vollendet wurde, war durch Fügungen vorbereitet, deren Erinnerung ihn ſo mit Dank, als der angenehmſten Freude erfüllt.

Bei einer öffentlichen Prüfung, wo er eine Ode von Horaz überſetzte, hatte er die Aufmerkſamkeit des Regierungsraths von Halem auf ſich gerichtet, ebendeſſelben, der als vielſeitiger Schriftſteller, Dichter und Hiſtoriker geachtet iſt, als Menſch und oldenburgiſcher Patriot, der ſich um ſein kleines Vaterland jedes mögliche Verdienſt erwarb, bei weitem nicht genug belohnt. Dieſer Mann, der unter vielen Berufsgeſchäften ſelbſt noch für das Studium des Alterthums nachholte, was ſeine Erziehung verſäumt hatte, pflegte von da an jedes Keimen von Talent in dem Jüngling, und geſtattete ihm den Gebrauch ſeiner Bibliothek, die an ſchöner Litteratur reich war. Zu ihm faßte derſelbe bald Vertrauen genug, um ſeine poetiſchen und proſaiſchen Verſuche, die bisher nur ſein Vater und einer ſeiner Mitſchüler, Anton Gramberg, kannten, einer ſchärfern Kritik zu unterwerfen. Dieſe unſchätzbare Verbindung ward inſonderheit Anlaß, daß Gedichte des funfzehn- und ſechszehnjährigen Jünglings in dem deutſchen Muſeum, dem deutſchen Merkur und anderweitig erſchienen. Sie ſind Zeugen von einer trüben und ſchwermüthigen Stimmung, von welcher damals er ſich allmählig loszuwinden begann, und mit deren zu großer Weichheit er auch als Mann noch immer zu kämpfen hatte.

Geboren in einer Natur, deren Lieblichkeit und Oede von Sümpfen aufſteigende Nebel gewöhnlich verhüllten, durch den Tod einer geliebten Mutter früh wehmüthig geſtimmt, von Krankheiten und Kränklichkeit ohne Unterlaß heimgeſucht, durch den ernſten, einſamen Vater als Knabe mit den Bildern einer großen Welt, doch nur einer nordiſchen, vertraut, wo die Heiterkeit gewiß nicht heimathlich, in die Feſſeln des frömmſten chriſtlichen Sinnes geſchlagen, faſt nur mit Dichtern, wie Gellert und Klopſtock, bekannt gemacht, wie wollte er zu heitrer Kunſt und Wiſſenſchaft emporkommen? Hölty's Gedichte kamen in ſeine Hände; eine helle nordiſche Blume, doch auch unter Froſt und Schwermuth gediehen, und was ſie an Heiterkeit geben konnten, ward durch Oſſian gänzlich verſchlungen. Vielleicht iſt er nur einmal in ſeinem Leben nur von dieſem Barden im eigentlichſten Sinn beſeſſen geweſen. Er überſetzte ihn vielfach, ahmte ihn auf alle Art nach, ſchwärmte mit Bildern aus ihm an ſchauerlichen Abenden umher, beſuchte mit einer Wehmuth, die mit oſſianiſchen Vorſtellungen durchwebt war, in vielen Stunden ſpäten Abends den Kirchhof, wo ſeine Mutter begraben lag, und beſonders wurden die Wolkenbilder des ſtürmiſchen Himmels die Heimath ſeiner Phantaſie.

Seit ſeinem funfzehnten Jahre gewann ſeine Geſundheit Dauer, und daß ſeine Natur zu friſcher Kraft und friſchem Genuß des Lebens durch die nebligen Eindrücke vordringe, verrieth ſich auf eine nicht lobenswerthe Weiſe. Er empfand einen unwiderſtehlichen Hang zur Satyre, lächerliche Eigenheiten und Züge von ſeinen Mitſchülern wurden ihm Stoff zu komiſchen Epopöen. So viel er ſich erinnert, athmeten dieſe Gedichte nur Luſtigkeit, keine Bösartigkeit; auch hielt er ſie geheim, wiewohl doch geſchah, daß einer ſeiner Freunde eins derſelben erhaſchte, und bei den Declamirübungen dem argloſen Rector wie ein abſichtloſes Gedicht zum Ergötzen der Claſſe und zur Kränkung des geſchilderten Helden vortrug.

Zu gleicher Zeit äußerte ſich die Veränderung ſeines Innern noch auf eine andere, eben nicht lobenswerthe Art. Die religiöſen Gefühle traten ganz in den Hintergrund ſeiner Seele; er begann die Offenbarung und das Chriſtenthum nur als Hiſtoriker zu nehmen. Ihm war in der neuen Freiheit ſo überſchwänglich wohl, daß er ſelbſt keiner weltlichen Verhältniſſe eingedenk war, und das Leben an ſich, die Erde viel zu ſchön fand, um wegen einer überirdiſchen Welt Sorge zu tragen.

Schon bei dem erſten Beginn dieſer Umwandlung hatte er ſeine Beſtimmung zum geiſtlichen Redner von ſich geworfen, und die hebräiſche Sprache aufgegeben, deren er ſich bis dahin befliß. An den däniſchen Staatsminiſter kam nun auch die Reihe, da die politiſche Welt der Alten ihn mit ſolchen Bildern erfüllte, daß alles Treiben der neuern Höfe ihm unbedeutend und geſtaltlos erſchien. Ueberdies ward ihm durch eine neue Bekanntſchaft Kopenhagen und das Staatsleben daſelbſt zu nahe gerückt, um den alten Zauber über ſeine Phantaſie behaupten zu können.

Unter den deutſchen Dichtern ſagte dem Jüngling, nach Klopſtock und Hölty, der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg vorzüglich zu. Keinen berühmten

Mann hat er mit ſolcher Erſchütterung zum erſtenmal geſehen, als dieſen Dichter. Er verſammelte ſeine Mitſchüler um ſich, wo man denſelben erblicken konnte, und zeigte ihn mit Staunen. Endlich ergoß er ſeine Bewunderung in ein Gedicht, welches Halem an Stolberg nach Neuenburg ſandte, wo er herzoglicher Landdroſt war. Von nun an bewies der hochherzige Dichter dem Jüngling die freundlichſte Theilnahme, lud ihn ein Paarmal auf längere Zeit zu ſich, und belehrte ihn auf Spaziergängen, durch gemeinſchaftliches Leſen, in den mannigfaltigſten Geſprächen, über das Weſen dichteriſcher Arbeiten, über die Alten, vorzüglich Homer und Aeſchylus, über die vornehme und politiſche Welt unſerer Zeit, von welcher die nordiſche ihm vorzüglich bekannt war. Dieſe Tage bei Stolberg, im anmuthigen Kreiſe ſeiner Agnes und ihnen nah verwandter Frauen, gehören zu dem reinſten Glück, das dem Jüngling geworden. Hier erhielt er zuerſt ein Bild von feiner, geiſtreicher Geſelligkeit, nach welcher er ſich ſtets zurückſehnte, die er gern im Leben aufſuchte, ſelten fand, und beinahe nur in den vornehmſten Ständen.

Glücklicher kann Niemand ſeyn, als er in jenem Zeitpunct war. Durch Uelzen, Halem und Stolberg in die höhern Kreiſe der Litteratur geführt, täglich durch eigne Arbeit und Darſtellung ſich ſeiner Kraft bewußt, in der Odyſſee, die er faſt auswendig wußte, immer lebend und webend, von deren Klarheit auch das fernſte Nebelgebild wich, die Freude ſeines gütigen Vaters, welcher in der Bildung, ſo viel thunlich, mit ihm vorwärts ging, in frohſter Erwartung des Univerſitätslebens zu Göttingen und der dort aufgehäuften Schätze der Wiſſenſchaft, arbeitete er ununterbrochen und genoß ununterbrochen.

Seine ſinnigſten Stunden hatte er in einer alten Linde hinter dem Hauſe ſeines Vaters, wo er die Odyſſee las, oder ſich ſelbſt irgend ein idylliſches Epos dichtete. Damit er nicht ganz ohne Gefahr bei ſeinem Leben mit einem ſo ſehr gefährdeten Helden bliebe, fiel er dort einmal in den Garten des Nachbars hinab, was ihm zurückrief, wie er zwei Jahre vorher, als er ſich einzig durch Klopſtock bildete, im zweiten Stock des väterlichen Hauſes, aus dem Meſſias declamirend, auf der Fenſterbank ſaß, den Rücken an ein Fenſter gelehnt, und dieſes, welches nicht eingehakt war, plötzlich aufging, ſo daß er ſich kaum hielt, um nicht rücklings hinabzuſtürzen.

Im Herbſt des Jahres 1788 ging er nach Göttingen. Seinen Vater verließ er mit dem feſten Entſchluß, einem ſolchen Vater ſo viel Freude zu machen wie möglich, und dies überwog den Schmerz der Trennung; ſeine Schweſtern waren zu fern von ſeinem Treiben, ſein Bruder zu jung, als daß die Scheidung von ihnen ſehr ſchwer hätte ſeyn können. Seinen ältern Bruder hatte er ſeit drei Jahren verloren, den wilden, ungebändigten, aber braven Jungen, ohne Falſch und Tücke. Beim Uebergang in die zweite

Claſſe hatten ſie ſich auf dem Gymnaſium getrennt, und jener war in eine Schreibſtube gegangen, wo er ſich zu Bedienungen, wie die väterliche, vorbereiten ſollte. Früh am Weihnachtsmorgen erhalten ſie die Nachricht, daß er verſchwunden ſey, wobei der Principal als Grund angibt, daß er ihn bedroht habe, ſein leichtfertiges Reden mit dem weiblichen Geſinde des Hauſes dem Vater zu ſagen. Schaam und Scheu darüber waren ſo ſtark bei dem trotzigen Jüngling, daß er zu dem äußerſten Mittel griff. Anfangs hatte man keine Spur von ihm, aber in drei Tagen ging die Nachricht ein, daß er nach Elsfleth gewandert, dort einen Schifferjungen dahin gebracht hatte, mit ihm über die noch nicht ganz zugefrorne, faſt eine halbe Meile breite Weſer zu gehen, ſo daß ſie über Stellen, wo das Waſſer noch ſtrömte, auf langen Hakſtöcken klommen. Er kam nicht nach Oldenburg zurück, ſondern ging von den Verwandten des Vaters jenſeits der Weſer nach Holland in den Seedienſt, wo er bald das Ende ſeines ungeſtümen Treibens fand, beweint von ſeinem Bruder, dem er in allem Streit der Jugend wie ein ſtarker Schirm mit dem ungeſäumteſten Feuer zur Seite geſtanden.

Als Woltmann zu Göttingen ankam, hatte er nur den Plan, Alles zu lernen, was ihm behagte, und die Jurisprudenz für die ſogenannte Brodwiſſenſchaft gelten zu laſſen, die er verfolge; er meinte es in ſofern redlich mit ihr, weil er glaubte, durch ſie für die freiere Wahl des künftigen Lebens am beſten ausgeſtattet zu ſeyn. Spittler, an dem er empfohlen war, wies ihn an Hugo, der kaum Profeſſor geworden. Die Art, wie dieſer ſcharfſinnige Juriſt ſeine Wiſſenſchaft hiſtoriſch und kritiſch, nur auf den claſſiſchen Text der großen römiſchen Rechtsgelehrten fußend, behandelte, erregte ſo den juriſtiſchen Eifer des Jünglings, daß Hugo und auch wohl Spittler glaubten, einen künftigen Lehrer der Rechtsgelahrtheit in ihm heranwachſen zu ſehen. Allein für ſolche planmäßige und beſchränkende Studien war er keineswegs reif und geeignet. Er vernachläſſigte bald die juriſtiſchen, wie alle übrigen Vorleſungen, nachdem er ihnen eine Zeit lang mit übermäßiger Anſtrengung obgelegen. Die Sitte ſeiner Jugend, durch Privatſtudium Alles erreichen zu wollen, ward einem Plane ſeines Univerſitätslebens ſofort verderblich. Einige äußere Umſtände verſtärkten dieſe Gewohnheit.

Sein Vater verwandte vielleicht den dritten Theil ſeiner Einkünfte allein auf ihn; der Herzog von Oldenburg hatte ſeine Studien mit einem Geſchenk unterſtützt, aber der Aufwand des Lebens auf einer Univerſität, wie Göttingen, war damit keineswegs gedeckt. Wie er das Honorar für die Vorleſungen erſchwingen ſolle, ſah er nicht ein; und wiewohl die vorzüglichſten Profeſſoren bei der geringſten Ahnung von ſeiner wirklichen äußern Lage ihm ohne irgend eine Zahlung ihren Hörſaal freundlichſt öffneten, machte er ungern Gebrauch von ihrer Güte, zumal da er Gründe ſuchte, ſeine Neigung zum ganz unabhängigen Studiren zu beſchönigen. Dazu kam, daß Heyne ihn unter die Zöglinge des philologiſchen Seminariums aufgenommen hatte, wiewohl deſſen Stiftung und Wohlthaten eigentlich der Bildung künftiger Schullehrer und Philologen geweiht waren. Ihm behagte ſehr, dort einigermaaßen ſelbſt ſchon den jungen Gelehrten zu ſpielen, und er wandte ſich gern von der Jurisprudenz immer mehr zur Philologie, die ihm urſprünglich mehr zuſagte, und bereits einen Theil ſeiner äußern Bedürfniſſe ſicherte. Von Stolberg war er als ein Jünger der Muſen an Bürger empfohlen, deſſen naive Genialität er unbeſchreiblich liebgewann. Er vergaß alle Vorleſungen, wenn dieſer Meiſter ſeine Gedichte lobte, ſie einer Stelle in ſeinen Muſen-Almanachen würdig erklärte; und wie nun die Frühlingstage anbrachen, der Jüngling, der nur in einem Lande gelebt, wo kaum ein Sandhügel erblickt wurde, auf die Berge hinausſtreifen konnte, zu den Trümmern der Pleſſe, ein Gartenhaus an der Leine bezog, und ſich hier in die Wolluſt der eigenen Arbeit verſenkte, da war ein planmäßiges Hören von Vorleſungen für immer aufgegeben.

Durch einen kleinen Umſtand ward er in dieſem tadelnswerthen Entſchluß beſtärkt. Die ſpaniſche Sprache und Litteratur reizten ihn ſehr, und um mit ihnen leichter bekannt zu werden, nahm er Privatunterricht bei einem Italiäner, Calvi genannt, der keinen Begriff von der Grammatik hatte. Der alte Mann war ſtets in Mangel und ſchlug ſeinem Schuler vor, daß derſelbe unter ſeinem Namen, da er doch Lector der italiäniſchen Sprache auf einer berühmten

Univerſität ſey, wiewohl er kein deutſches Wort verſtand, eine ſpaniſch-deutſche Grammatik nebſt einer proſaiſchen und poetiſchen Chreſtomathie herausgeben ſolle; ſie würden das zu hoffende Honorar brüderlich theilen. Das ſchlechte Buch kam zu Stande, und der junge Schriftſteller hatte ſiebenzig Thaler auf ſeinen Theil. Er ſchämte ſich des Buches nicht, da es unter einem fremden Namen ging, und freute ſich des Geldes. So lange er Student blieb, hat er durch Schriftſtellerei nichts wieder verdient, und würde ſich geſchämt haben, für ſeine Gedichte, auf die er etwas hielt, irgend einen Lohn zu nehmen. Die ſpaniſche Sprache aber blieb für ſeine academiſchen Jahre erſprießlich. Von einem Kaufmann, dem er ſpaniſche Handelsbriefe überſetzte, erhielt er Kaffe und Zucker zum Geſchenk.

Bald gewann er zwei Freunde, die auch faſt Alles auf Selbſtſtudium ſetzten, und um Vorleſungen weniger Sorge trugen. Alexander von Humboldt war dazu berechtigt, da er ſchon anderweitig ſeine Lehrer planmäßig benutzt hatte, und in Göttingen nur hin und wieder den erleſenen gleichſam ihre Blüthe abgewinnen wollte. Dies war nicht der Fall bei Friedrich Schlegel, der indeß durch reiche litterariſche Vorkenntniſſe und ein eignes Talent, Bücher zu verſchlingen, mit einem originellen Vorſtreben in allem Wiſſen, den Damm öffentlichen Unterrichts durchbrach.

Mit jedem dieſer beiden Freunde hat Woltmann einen glücklichen Sommer unter literariſchen Genüſſen, wo ihm beide gewiß weit mehr nützten, als er ihnen, und in

Freuden der Natur zugebracht. Allein er iſt nicht lange mit ihnen in einem innigen Zuſammenhang geblieben. Humboldt's Studien lagen zu fern von den ſeinen, jener ſtrebte zu rege für ihn nach der äußern Welt hinaus, bildete ihm nicht dauernd und innig genug in der Stille der Seele; völlig das Gegentheil war Schlegel, aber das innige Bilden wurde bei ihm zu einem Brüten, dem nur mit der ſchwerſten Mühe etwas Geſtalt abgerungen ward und dem ſich leicht ein gewiſſes Colorit von Partheiung beimiſchte, wodurch Woltmann von jeher weiter, wie durch irgend eine geiſtige Eigenthümlichkeit entfernt ward. Von der eleganten Beſtimmtheit des älteren Schlegel, der ächten und wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit des ältern Humboldt gewann er in kurzer Zeit eine lebhafte Vorſtellung; ſie waren ihm indeß an Jahren und Bildung voraus. Am zarteſten war ſeine Freundſchaft für den Freiherrn von Schilden, einen Jüngling von der edlen Feinheit des Geiſtes und der Sitte, woran er ſeit ſeinem Aufenthalt bei Stolberg ſo ſehr hing. Dieſe Freundſchaft iſt nie veraltet. Unter ſeinen Landsleuten waren vier ſeine trauten Freunde: Seetzen, der unermüdete Forſcher der Natur mit kindlicher Einfalt des Gemüths; Wardenburg, der als Arzt berühmt wurde und in Polen ſtarb; von Berger, der geſchloſſene, kenntnißreiche, über deſſen Tod die deutſchen Patrioten trauern; Beindorff, treuer Freund wie ſein Vater, der Klopſtock's Leben aus dem Eis des Beltes gerettet hatte. Mit manchen andern wohlunterrichteten und geiſtvollen Jünglingen iſt er in freundſchaftlicher Verbindung geweſen, ohne daß es zu einem innigeren, oder auch nur vertrauteren Zuſammenleben zwiſchen ihnen kam. In Göttingen gilt mehr, als auf andern Univerſitäten, die bloße gute Sitte, die Höflichkeit, welche dort ſchon die Jugend, ſo wie in der bürgerlichen Geſellſchaft die ſpäteren Alter freundlich zuſammenhält, ohne in der Regel zu etwas Höherem zu gedeihen.

So wie die Vorleſungen der Lehrer, benutzte Woltmann auch den perſönlichen Umgang derſelben viel zu wenig. Bürger, von dem Troß der Studenten wenig geachtet, nicht ſehr von den meiſten Profeſſoren, war ihm ſo vertraut, daß er ſich die Unbehülflichkeit deſſelben, mit der Kantiſchen Philoſophie umzugehen, zu welcher er ſich bekannte, halb mit Schmerz, halb mit Verwunderung geſtand. Doch alle übrigen, weder Spittler mit ſeiner überraſchenden Kraft, in eine Maſſe von verworrenen Thatſachen einen Blick zu eröffnen, noch Hugo mit dem ſo treffenden Scharfſinn, daß man glauben könnte, er mache bei den gründlichſten hiſtoriſchen Bemerkungen nur einen gelehrten Witz, noch Heeren mit dem ſo regſamen als unbefangenen hiſtoriſchen Sinn, noch Feder, deſſen Philoſophie mehr eigne menſchenfreundliche Gemüthsart als eigenthümliche Wiſſenſchaft war, noch Meiners, deſſen Vorleſungen freilich, doch deſſen Geſpräch man nicht die Arbeit der Excerpten anmerkte, und der verehrungswürdige genialiſche Heyne, der ſich aus ſeiner Studierſtube zur verdienſtvollſten Thätigkeit eines weltklugen Geſchäftsmannes hinarbeitete, was ſchon damals dem Jüngling einen dunkeln, doch tiefen Eindruck machte, alle dieſe ausgezeichneten Männer, die ihm ſo viel Freundlichkeit bewieſen, fanden an ihm, wir wollen nicht ſagen, einen nicht genug dankbaren, doch gewiß nicht genug einſichtigen und emſigen Bewerber um ihre weitere Mittheilung.

Mitten unter dem Gewirr ſeiner Studien, ohne ſcheinbar beſtimmte Richtung, erſtand dem Jüngling der feſte Wille, ſich ganz der Geſchichte zu weihen. Der Eindruck von Spittler's hiſtoriſcher Helle, das dramatiſche Feuer, womit Schiller den Abfall der Niederlande beſchrieben hatte, wirkten vielleicht mit zu dieſem Entſchluß; doch wenn er ihn nicht aus der eigenen Natur nahm, ſo verdankt er ihn eigentlich der Bewegung, mit welcher er viele Tage des Frühlings, Sommers und Herbſtes unter dem mannigfaltigen Wechſeln der Natur auf den Trümmern der Pleſſe allein mit Tacitus und der Vergangenheit zubrachte.

Die Lücken ſeiner Kenntniß von der allgemeinen Geſchichte füllte er ſo ſchnell wie möglich aus, um ungeſtört der deutſchen den größten Theil ſeiner Zeit widmen zu können. Planmäßig und mit unermüdeter Anſtrengung las er ihre Quellen, wobei er ſtets ihre fragmentariſchen Nachrichten in Gedanken ſo und ſo componirte, ohne den Muth zu faſſen, eine ſeiner Compoſitionen feſtzuhalten, durch Erſchöpfung der Quellen ganz auszuarbeiten, und durch die Züge der Schrift vor ein ernſtes und immer zu wiederholendes Gericht zu ſtellen. Sein Zagen rührte am meiſten daher, weil er Widerwillen empfand, einen reichen Stoff, welcher ſchon für ſich ohne Kunſt des Geſchichtſchreibers die Aufmerkſamkeit feſſelt, und in welchem ſich die Thatſachen in Fülle greifen laſſen, etwa gar nach Quellen zu bearbeiten, die ſelbſt auf das Verdienſt der Geſchichtſchreibung Anſpruch machen dürfen. Ihm mißfiel, daß **Schiller** aus ſolchen Quellen einen ſolchen Stoff in ſeinem Werke über den Abfall der Niederlande dargeſtellt hatte und dadurch verführt war, hinreißende Begebenheiten in redneriſchen Ergüſſen zu ſchildern, und wiewohl er auch das hiſtoriſche Talent dieſes hohen Geiſtes ſchätzte, hielt er deſſen Anſtrengungen in der Geſchichte nicht für die eigenthümliche Mühe des Hiſtorikers. Er ſuchte ſich einen Gegenſtand zur Darſtellung, welchen keine Quelle irgend dargeſtellt hätte, über welchen nur die dürftigſten Notizen ſchlechter Chroniken vorhanden wären, ſo daß die Kunſt der Geſchichtſchreibung einzig und allein bei demſelben in Frage kommen könnte. Obgleich hierbei Einſeitigkeit obwaltete, und er ſolche Arbeit zu hoch gegen ein reiches hiſtoriſches Werk über gewaltige Ereigniſſe nach vollſtrömenden Quellen in Anſchlag brachte; ſo iſt doch jedem jungen Hiſtoriker zu rathen, ſein Beiſpiel nachzuahmen, damit er früh lerne, was ihm eigen ſey, und nicht den Ruhm, das Lob, welche den Begebenheiten der Geſchichte an ſich gebühren, auf ſeine Rechnung übertrage, auch ſich ſofort gewöhne, indem er die Armuth der Notizen zu Rathe halten muß, nichts in den Quellen zu überſehen, und dort, wo alles erſtorben ſcheint, noch Leben aus Thatſachen zu preſſen.

Eine ärgere Spreu von Notizen ſchlechter Quellen gibt es kaum, als welche in den Chroniken über Kaiſer Otto den dritten zerſtreut ſind, und darum wagte der Jüngling den Verſuch, ihn gleichwohl zu einem Ganzen der Geſchichtſchreibung zu bilden. Dieſe ſeine erſte hiſtoriſche Arbeit machte ihm die ungemeinſte Freude, und er konnte ſich nicht genug wundern, wie aus den dürrſten Notizen ohne allen ſcheinbaren Zuſammenhang allmählig Geſchichtſchreibung aufblühte. Er zeigte ſeinen Verſuch keinem ſeiner Freunde, ſandte ihn aber an Schiller, ob die kaum begonnene neue Thalia ihn aufnehmen werde? Keine Antwort erfolgte, wodurch er ſehr niedergeſchlagen und von der hiſtoriſchen Compoſition wieder abgewendet wurde. Doch ſtudirte er unermüdlich die deutſche Geſchichte weiter, ſo daß er mitunter einen ganzen Monat nicht ſein Zimmer verließ. Auch den alten Geſchichtſchreibern lag er fortdauernd ob.

Da überraſchte ihn der Zeitpunct, wo er in ſein Vaterland zurückkehren ſollte, im Frühjahr 1792. Er hätte nicht davon überraſcht werden ſollen, denn ſein guter Vater hatte ihn viertehalb Jahre in Göttingen gelaſſen, und mit Aufwendung ſeiner äußerſten Mittel unterſtützt. Zum Glück ward ihm einige Hoffnung, in ſeiner Vaterſtadt eine Anſtellung zu erhalten, die ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Neigung entſprach, nämlich bei der prächtigen Bibliothek, welche der Herzog kaum von den Brandesſchen Erben in Hannover gekauft hatte. Ihm graute vor der juriſtiſchen Laufbahn, zumal da er in dem letzten Jahre das Privatrecht ganz vernachläſſigt hatte. Im deutſchen Staatsrecht war er dagegen wohl bewandert, ohne ein fleißiger Zuhörer Pütter's geweſen zu ſeyn; auch hatte er unter Martens den Vortrag in franzöſiſcher Sprache über Gegenſtände des Völkerrechts geübt, ohne die theoretiſchen Vorleſungen darüber beſucht zu haben. Aber was wollte er zu Oldenburg mit dem deutſchen Staatsrecht, und gar mit dem europäiſchen Völkerrecht?

Als er Göttingen verließ, konnte er ſich freilich nicht das Zeugniß geben, es planmäßig benutzt zu haben; ſchlug ihm aber nicht alle Hoffnung fehl, ein Hiſtoriker zu werden, ſo war manche Unordnung ſeiner Studien wieder gut gemacht. Das Alterthum und die Philologie müſſen die Grundlage aller hiſtoriſchen Bildung ſeyn; von der Rechtsgelahrtheit, beſonders von dem Syſtem des römiſchen Rechts, geht man gewandter, mit mehr praktiſchem Sinn, mit unbefangnerem Geſchmack zu der Geſchichte über, als von dem theologiſchen Studium, von welchem zu leicht eine gewiſſe Salbung, ein Trieb zum Erbaulichen übrig bleibt, die ſich mit hiſtoriſcher Kunſt durchaus nicht vertragen; Poeſie und Aeſthetik ſind die beſten Vorläuferinnen der hiſtoriſchen Muſe; er hatte nicht verſäumt, ſich unter Gatterer in der Diplomatik zu üben, und der neuern Sprachen war er mächtig genug geworden, um bei fernerem Fleiß mit ſeiner Kunde von ihnen für die Hiſtorie auszureichen. Hiezu kam, daß er das Studentenleben für Erfahrung und Menſchenkenntniß vielſeitig benutzt hatte. Als Philolog war er mit den gelehrteſten der Studenten, als ein armer mit manchen armen, die feine Sitte liebend und ſuchend mit den feinſten unter den vornehmeren, als Juriſt mit jenen, die dem künftigen Geſchäftsmann des Staates ſchon emſig nachgehen, durch Seetzen und Wardenburg mit den mediciniſchen Studenten in Verbindung geweſen, ſo daß er ſelbſt für Juriſten und Mediciner lateiniſche Diſſertationen geſchrieben hat. Auch lebte er das letzte Jahr in dem Univerſitätsorden der Unitiſten. Wer ſeiner ſelbſt und ſeiner ernſten Liebe zu den Wiſſenſchaften verſichert iſt, für den können dergleichen geheime Verbindungen von Nutzen ſeyn. Woltmann empfand gar keinen Nachtheil davon, von etwa vierzig Jünglingen guter Herkunft durch den Act einer Viertelſtunde als Bruder angeſehen zu werden, und faßte ſogleich Theilnahme an den Händeln und Angelegenheiten des Ordens. Ging es auch nur auf ein läppiſches Duell, ſo handelte man doch für und durch eine Gemeinſchaft, und erhielt eine Idee von dem Leben einer bürgerlichen Geſellſchaft, worin Gemeinſinn herrſchen darf.

Mit der Bibliothek zu Oldenburg waren Einrichtungen getroffen, an welchen ſeine Hoffnung ſcheiterte; von dem Wohlwollen des Herzogs konnte er baldige Beförderung erwarten, wenn er die im Lande gewöhnliche juriſtiſche Laufbahn betrat; er konnte ſich indeß nicht zwingen, den Winken darüber zu folgen. So war er in einer herben Lage, die ihn aber nicht ſehr kümmerte; er faßte ſogleich den

Entſchluß, alles Uebrige den Fügungen des Schickſals anheim zu ſtellen, und, was ihm obliege, ungeſäumt zu thun, durch und für die Geſchichte unverzüglich zu wirken und abzuwarten, was ſie für ſein äußeres Leben thun wolle. Er begann Vorleſungen über die deutſche Geſchichte für die Jünglinge der erſten Claſſe des Gymnaſiums. Sie kamen alle und honorirten ſeine Bemühungen anſtändig. Durch das gemeinſchaftliche kleine Vaterland, durch Freundſchaft mit ihren Familien mit ihnen verbunden, ward er es mehr durch treue Liebe für das große gemeinſchaftliche Vaterland, und ſchilderte oft mit Begeiſterung die Vergangenheit deſſelben.

Eine planmäßigere Vorarbeit für ſein weiteres Leben hätte er nicht unternehmen können. Er ſah keine Zukunft, Lehrer der Geſchichte auf einer Univerſität zu werden. Die Liebe, Leichtigkeit, womit er ſeine Vorleſungen hielt, auch die Ueberraſchung, daß ſein erſter und einziger hiſtoriſcher Verſuch in der neuen Thalia erſchien, ermuthigten ihn zu dem hiſtoriſchen Beruf. An Spittler, den er vernachläſſigt hatte, aber von dem er ſich ſtets unbefangen alles Gute verſprach, ſchrieb er ſeinen Entſchluß. Der treffliche Mann verbarg ihm nicht die Gefahr von demſelben, und wie er vor der Hand gar keinen Halt für ihn in Göttingen ſähe. Sein Vater hätte ihn gern zurückgehalten; der Herzog machte Miene, ihn ungern zu entlaſſen. Zu Oldenburg lebte er ſehr angenehm im Kreiſe gebildeter Männer, deren wöchentliche literariſche Geſellſchaft voll

Heiterkeit und Beſchäftigung mit der Literatur, ohne Partheigeiſt, ihn zu ihrem Mitglied aufnahm; der älteſte Halem ward ſein innigſter Freund, und er nahm nichts Unangenehmes wahr, als daß Stolberg nicht in einem Lande hatte weilen können, wo ihm ſeine Agnes geſtorben. Selbſt zu einer Reiſe nach Göttingen hatte er nur nothdürftig Geld, und ſein Vater, der ſeinen jüngern Bruder auf die Univerſität ſchicken wollte, konnte ihm keine Unterſtützung zufließen laſſen. Doch als ſeine Vorleſungen geſchloſſen waren, er eine ſchwere Krankheit, die Folge ſeiner zu großen Anſtrengung, überwunden hatte, wies er alle Bedenklichkeiten von ſich, und ging nun mit dem anbrechenden Frühling wiederum nach Göttingen.

Mit dem heiterſten Sinn begann er hier ſein zweites Leben, wiewohl er nur noch ein Paar Goldſtücke beſaß, um davon zu leben, und der erſte Eintritt in die Bahn eines akademiſchen Lehrers ihm ſehr erſchwert, eigentlich verſagt wurde. Die philoſophiſche Facultät hatte kaum ein altes Geſetz erneuert, nach welchem ſie nur Magiſtern der Philoſophie die Erlaubniß, Vorleſungen zu halten, ertheilte. Als der redliche Feder ihm dies ſagte, und er entgegnete, wie ihm das Geld fehle, eine akademiſche Würde zu erlangen, verſetzte jener, daß er ſein Heil verſuchen möge, Schlözer ſey Dekan der Facultät, doch er ſelbſt werde wohl gegen ſein Geſuch ſtimmen müſſen. Mit ſchwerem Herzen wandte ſich der Jüngling an Schlözer, deſſen hiſtoriſchen Witz er in ſeinen Schriften mit Ergötzen wahrgenommen, und bei Erlernung der Weltgeſchichte mit großem Nutzen in Anwendung zu bringen geſucht hatte, deſſen Vorleſungen aber, wenn ihm dieſer Witz einmal abgemerkt war, nicht viel mehr fruchteten. Daß ein Jüngling, der auch die lehrreichſten Vorleſungen vernachläſſigte, dieſe nicht beſuchte, verſtand ſich von ſelbſt; daß der heftige, von Bitterkeit überſtrömende Schlözer dies einem angehenden Hiſtoriker, der ihm einſt durch Oeder, einen in den Wiſſenſchaften des Staats wie der Natur unvergeßlichen Namen, lebhaft empfohlen war, nicht nachtragen ſollte, war nicht zu erwarten. Allein er rieth zu Eingabe des Geſuchs, das er unterſtützen und hoffentlich durchtreiben würde. Die Antwort war abſchlägig; Schlözer hatte zuerſt auf ſie geſtimmt.

An Vorleſungen war alſo vor der Hand nicht zu denken; durch Privatunterricht die Zeit zu zerſplittern, nicht rathſam. Der Jüngling wollte keinen Augenblick mehr opfern, welcher nicht der Geſchichte geweiht wäre. Da ging ihm ein Licht auf, als ſein alter Freund Bürger, der ihn immer vielmehr getadelt als gelobt hatte, ſeinen Kaiſer Otto III. in der Thalia pries, und ſich beſchwerte, ihn nicht für ſeine Akademie der ſchönen Redekünſte erhalten zu haben; für ähnliche hiſtoriſche Darſtellungen würde der Verleger anſehnlich honoriren. Auf einmal ſah der junge Hiſtoriker ſeinen Trieb, aus den Quellen die Geſchichte zu bearbeiten, mit der Erhaltung ſeines äußern Lebens vereinbar. Die Periode Deutſchlands unter den Kaiſern aus dem ſächſiſchen Hauſe war ihm lieb geworden. Alle Quellen zu ihr wurden in einem Tage, dergleichen iſt vielleicht nur zu Göttingen möglich, herbeigeſchafft. Am andern Morgen, früh bei dem heiterſten Frühlingslicht, unter Vögelgeſang, in einer Wohnung nahe am Wall, Spittler's Fenſtern gegenüber, begann das Werk, und welches Glück war, daß es mit dem Studium einer Chronik, wie die von Wittichind, beginnen konnte, mit einem ſo deutſchen König, als der rüſtige Heinrich der Vogler. Einige Tage waren mit Excerpten hingebracht und ſie ſollten erſt vollſtändig über den ganzen Gegenſtand zuſammengehäuft ſeyn. Aber das Bild von der Eigenthümlichkeit des Zeitalters, der Begebenheiten, der handelnden Figuren, drängte ſich aus den Quellen durch alle Excerpte ſo gewaltig hervor, daß die Geſchichtſchreibung nicht länger zurückgehalten werden konnte. So entſchied ſich die Art, wie dieſer Hiſtoriker bei allen ſeinen nachherigen Darſtellungen aus den Quellen gearbeitet hat, daß er dieſe nach einer kritiſchen Ordnung mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit und Genauigkeit las, die beſonders ſtreitigen und weitläufiger zu erörternden Puncte ſich mit den Citaten und kurzen Andeutungen ſeiner Anſicht vermerkte, und dann einzig nach dem Bilde, welches in ſeiner Seele entſtanden war, eine Parthie nach der andern beſchrieb, von Zeit zu Zeit ſeine Darſtellung wieder mit den Quellen verglich und die Citate hinzufügte. Was er auf ſolche Weiſe in vier ſchönen Wochen durch Fleiß gewann, iſt als der erſte Theil ſeiner Geſchichte der Deutſchen in der ſächſiſchen Periode bekannt geworden. Weil er nicht eher ſchrieb, als bis das Ganze in ſeiner Seele fertig war, die deutſche Sprache ihm ſo ziemlich zu Gebot ſtand, hatte er ſchon bei ſeinem erſten hiſtoriſchen Buch die Freude, daß ſein Manuſcript ſogleich, ohne einer Abſchrift zu bedürfen, hell und rein zum Druck fertig lag.

Aber zu welchem Verleger ſollte es wandern? wo konnte es am ſchnellſten zu Tage gefördert werden? wo ließ es auch eine Aerndte der Art hoffen, wodurch ſeinem Urheber das Leben weiter gefriſtet wurde? und war ſein Inhalt wirklich des Geiſtes, daß die Arbeit nicht von der gelehrten Welt als ruhmlos verworfen werden mußte? Dieſe letzte Bedenklichkeit verfinſterte plötzlich die ganze Lage des Jünglings. Er eilte mit ſeinem Manuſcript zu Bürger, und drei Tage nachher brachte der liebenswürdige Mann es ihm zurück, mit den freundlichſten Sprüchen über den einfachen hiſtoriſchen Geiſt, die ächtpopuläre Darſtellung des Buches. Er hatte es mit der genaueſten Aufmerkſamkeit durchgeleſen, und auf jede undeutſche Wendung, jeden nicht genug einfachen Ausdruck Jagd gemacht. Dietrich muß Ihr Werk verlegen, ſagte er, wenn wir keinen finden, der beſſer zahlt. Vertrauensvoll gab der Verfaſſer nun ſeine Handſchrift an Spittler. Auch dieſer brachte ſie ihm in einigen Tagen wieder. Durch ſeinen eindringenden hiſtoriſchen Geiſt ward das Urtheil Bürger's beſtätigt. Auf zwei ſolche Autoritäten nahm Dietrich das Buch wie einen guten Verlagsartikel, und zahlte die eine Hälfte des Honorars mit Büchern, die andere mit Geld.

Damit ein zweiter Band ſchnell folgen könne, war das Leben Heinrich's II. von der erſten Abtheilung zurückbehalten. Die kritiſchen Abhandlungen wurden begonnen und zum Theil ausgeführt, wie z. B. die Unterſuchung über Heinrich den Städteerbauer, die beinahe zwanzig Jahre nachher in der Berliner Monatsſchrift gedruckt iſt. Aus den kritiſchen Abhandlungen und aus Zuſammenſtellung vieler zerſtreuten, zu keinen beſondern Unterſuchungen geeigneten Notizen ſollte die Darſtellung des politiſchen und anderweitigen Lebens der Deutſchen in der ſächſiſchen Periode hervorgehen. Der Autor merkte nun bald, daß er die Begebenheiten und die handelnden Perſonen geſchildert, ohne gehörig den Grund gezeichnet zu haben, auf welchem Alles vorging. Dadurch ward ihm ſeine Arbeit verleidet, und darin liegt der Grund, warum er ſie nie vollendete; er war betrübt über ſie, indem der erſte Theil erſchien und in Göttingen mit einem Beifall aufgenommen wurde, der Bürge war, wie ihn die übrige gelehrte Welt aufnehmen werde.

Den übrigen Sommer arbeitete er an dem zweiten Theil weiter, und begann ein neues Werk über die Geſchichte der Hohenſtaufen in Italien. Dieſes ſollte von einem ungleich höheren und reiferen Geiſte zeugen, als ſein erſtes; und was Spittler davon ſah, gewann ihm ein Urtheil ab, was die Meinung bekräftigte, mit welcher ſein junger Freund arbeitete; aber Bürger ſagte dieſem mit der unbeſchreiblichen, ein wenig ſpottenden Anmuth ſeiner

Geſichtszüge, daß er anfange zu kräuſeln und zu ſtolziren, und aus Hoffahrt ſchon ein weniger guter Hiſtoriker geworden ſey. Sogleich ließ er das begonnene Werk liegen; er traute dem poetiſchen Meiſter gar keinen tiefen Verſtand zu, und verehrte ſeine Warnungen doch immer wie ein Orakel. *)

Unter dieſen Arbeiten, im Verkehr mit den beiden genannten unvergeßlichen Männern, vorzüglich mit **Spittler**, dem geiſtreichſten, wenn gleich nicht genievollſten, den er je gekannt hat, lebte er heiter, auch nicht getrennt von der Dichtkunſt. Im Göttinger Muſenalmanach auf 1794 ſtehen ſeine poetiſchen idealiſchen Gebilde von dieſem Sommer. Je unauflöslicher ihn die Wirklichkeit und die Geſchichte feſſelten, um ſo mehr ward ihm Bedürfniß, ihnen bisweilen in eine durchaus reine Welt idealer Phantaſie zu entfliehen, bis der Zeitpunct kam, wo er die Idee in der Wirklichkeit durchaus zu verſtehen und zu greifen ſtrebte und lernte.

Einem angehenden Hiſtoriker, in ſolcher Stimmung, worin er damals war, zu einer Zeit, wo die franzöſiſche Revolution noch nicht ſo lange auf Abwegen ſchweifte, daß man ihr baldiges Zurückkehren zu einem guten Ziele nicht

---

*) Ein Bruchſtück jenes hiſtoriſchen Verſuches iſt vor dem Bande der Memoiren gedruckt, den **Schiller** und **Woltmann** zuſammen herausgegeben.

mehr hoffen durfte, war wohl zu verzeihen, daß er mehr an ihrer Tendenz hing, auch an einigen ihrer einzelnen Erſcheinungen, als ein kühler Beobachter gut heißen konnte. Wie eine Weltbegebenheit nahm er ſie ſogleich, wie er ſie immer nahm, auch ſofort mit Widerwillen gegen die Franzoſen und ihre Denkweiſe. Darin irrte er damals und noch längere Zeit, daß er glaubte, einzelne Männer, ja Partheien, könnten von jener widerwärtigen Nationalität frei ſeyn, und der Gewinn der Revolution, welche Greuel ſie behafteten, müſſe ein Rieſenſchritt in der Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechtes ſeyn. Freilich hätte er ſchon damals von der Geſchichte wiſſen ſollen, daß unſer Geſchlecht durch ſcheinbare Rieſenanſtrengungen nur einen Strohhalm breit vorrückt; doch das Gefühl, daß alte Schranken und kleine Verhältniſſe niedergeworfen würden, und eine nicht genug verſtandene Freiheitsliebe blendeten ihn auch darum, weil er ſie mit ſeinen eigenen Verhältniſſen in Verbindung brachte. Dies hatte beigetragen, daß er ſein kleines Vaterland mit leichterem Muthe verließ, als billig war; einer der vortrefflichſten Fürſten, die in Deutſchland regieren, erſchien ihm beinahe wie ein Deſpot, und nur deshalb, weil derſelbe ein kleines Land beherrſchte und die alte Ordnung der bürgerlichen Stände liebte; und jetzt empfand er nicht ſowohl darum, weil er durch die verweigerte Erlaubniß zu Vorleſungen gehemmt war, ſondern weil er dieſe Verweigerung ohne Grund in einem leidigen Zunftweſen der Univerſitäten ſuchte, einen heftigen Trotz, wider den Willen der philoſophiſchen Facultät öffentlich zu leſen. Er bat

Spittler, an deſſen Auditorium ſeine Vorleſungen ankündigen zu dürfen! und was wählte er zum Gegenſtande derſelben? Die Geſchichte der engliſchen Revolution. Kein Wunder, daß ihm die Studenten zuſtrömten, mit welchen er ſelbſt zum Theil ſtudirt hatte, und daß er mit großem Beifall las, wovon er zu viel auf Rechnung ſeines Vortrags ſchrieb.

Der Anfang eines Namens, welchen er ſich ſo in wenigen Monaten als Schriftſteller und akademiſcher Lehrer erwarb, erweckte wieder das alte Wohlwollen, das ihm der einflußreiche Heyne bezeugt hatte. Kritiken für die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen wurden ihm aufgetragen, und die erſte, die er einrücken ließ, über Hutten's Leben von Ludwig Schubart, und die damit anfing, daß dieſe Biographie einen Grundfehler habe, nämlich zwei Helden, Hutten und Schubart, gewann ihm Pütter's Neigung, und Heyne erzählte ihm mit viel Behaglichkeit, daß man von Hannover angefragt habe, wer die Recenſion gemacht haben könnte? Er ſetzte mit Herzlichkeit, die ſich an ihm ſo bewegt, wie bei wenigen alten Männern, ausdrücken konnte, die Worte hinzu: daß es an einer Göttingiſchen Profeſſur nicht fehlen werde. Allein durch Spittler's Verbindungen war ſchon ein Ruf nach Jena eingeleitet, der ſich ſchnell entſchied. Heyne erwähnte wieder der Profeſſur in Göttingen; doch nichts hätte einen feurigen, jungen deutſchen Gelehrten von einem Ruf in Göthe's und Schiller's Nähe zurückhalten können. Einige Zeit vorher war, auch durch Spittler's Verwendung, die Rede davon geweſen, daß er als Legations-Secretär zu dem Herrn von Dohm gehen ſollte; und wiewohl ihm nichts weniger zuſagte, als ſich unter irgend einen ſpeciellen Obern zu begeben, war er jener Beſtimmung nicht entgegen, weil ihm ahnete, daß der ächte Hiſtoriker durch kein anderes Leben ſo gebildet werde, wie durch das diplomatiſche.

Die zweite Hälfte des Winters in Göttingen brachte er nun einzig mit Vorbereitung zu ſeinen Vorleſungen zu, arbeitete ſich einen eigenthümlichen Plan für die ſogenannte Weltgeſchichte, und hoffte nach ſeiner raſchen, ein Ziel längere Zeit ununterbrochen verfolgenden Thätigkeit mit einem ſchönen Heft, wenigſtens über die alte Geſchichte, in Jena einzutreffen, zumal da die reichen Hülfsmittel der herrlichen Göttingiſchen Bibliothek und ihr bequemer Gebrauch den Forſcher ſelbſt vorwärts treiben. Allein er hatte ſeine Arbeit ſo ungeſchickt weitläufig angelegt, daß er nur einige Ausarbeitung über Aegypten und das iſraelitiſche Volk zweckmäßig vollendet ſah, als der Frühling anbrach.

Mit unbeſchreiblicher Wehmuth trennte er ſich von Bürger, der ihn von ſeinem Sterbelager die dürre Hand mit dem heftigſten Druck und den Worten reichte: „Gehe Ihnen es beſſer unter den gelehrten Zünftlern, wie es mir gegangen!“ Seine Stimme war ſchon lange wie aus dem

Grabe; ſonſt voll von Metallklang, und zur lyriſchen Declamation ſeinem reifen Studium über den Versbau gewachſen und gehorſam, war ſie von der Zeit an durch Heiſerkeit gelähmt, als er mit Sicherheit entdeckte, wie wenig ſeine letzte Frau ſeines urſprünglichen Naturadels und ſeines Ruhmes werth ſey. Als er dieſe Entdeckung ſchon vorausſah, mehr als vermuthete und ſeine bürgerliche Ehre ganz zerrüttet glaubte, grämte ihn bei erſchöpfter Geſundheit über alle Maaßen auch ſein Wahn, daß ſeine dichteriſche, durch die bekannte Kritik Schiller's ebenfalls zerrüttet ſey. Seit jenem Zeitpunct war die Hoffnung des Lebens von ihm geſchwunden, die er noch als ein Erbtheil von Molly hatte, jener nach dem Urtheil edler und feiner Männer ſo wahrhaftig edlen, als anmuthigen Frau.

Ueber Gotha, wo Woltmann durch ſeinen biedern Göttingiſchen Freund, den Phyſiker Kries, und durch geſellige Stunden mit Jakobs, dem Geiſt und Gemüth durch das Alterthum verſchönt ſind, mit dem beißenden, doch eleganten Schaz, dem milderen und berühmteren Gotter, der jenen in Geſchmack und Literatur Vorbild geweſen ſeyn mochte, ein Paar Tage angenehm aufgehalten wurde, eilte er dem Anfange der Vorleſungen beträchtlich voraus nach Jena.

Schiller war nicht dort, ſondern auf längere Zeit in ſein Vaterland verreiſt; dagegen fand er, wen er nicht erwartet hatte, den älteſten Humboldt, welcher ſich, noch zu keiner politiſchen Laufbahn entſchloſſen, auf den Punct des regſten Geiſtesverkehrs in Deutſchland mit ſeiner feurig geiſtvollen Frau niedergelaſſen hatte. Bei dieſem, man möchte ſagen, durch ſeine Natur welt- und ſtaatsklugen Mann gewann er ſchon damals Vorſtellungen von mancher Erfahrung, die ihm nachmals im Leben entgegentrat. Bald kam Fichte an, mit welchem er ſich in Begeiſterung für Ideen, Gemüth und Nichtachtung gewöhnlicher Verhältniſſe ſchnell zuſammenthat, mit deſſen Geſchmack er ſogleich und immerdar im Widerſtreit lag, deſſen Großmuth im Charakter er ſo liebte und bewunderte, als er von ſeiner heftigen und einſeitigen Unart, ſobald er irgend gereizt war, zurückgeſchreckt wurde.

Nach Weimar zu gehen, ſäumte er nicht. Er ſtand jetzt in einer Periode der Cultur, wo Göthe ihm Alterthum und neue Zeit zugleich war. Seit einem Sonntag, wo er zu Oldenburg, noch vor ſeinem Abgang auf die Univerſität, in der entlegenſten Einſamkeit eines Dachſtübchens und in der bitterſten Kälte zum erſtenmal die Iphigenia Göthe's las, hatte ſich ſein Studium an dieſen Dichter gleichſam hingerankt; und wenn Werther's Leiden die Schärfe des Pfeiles, mit welcher ſie in alle Jugend gehen, auch an ihm nicht verfehlten, ſo war es doch eigentlich der durch Fauſt geweckte Geiſt, die von vielen der kleineren Gedichte eingegebenen Ahnungen, warum er ſich zu einem Aufſchluß in der Perſönlichkeit des großen Dichters ſelbſt drängte. Dieſer empfing ihn mit jener ſonnenhellen Milde und Fülle, womit die Götter ihren Liebling, als der auszeichnenden Eigenthümlichkeit, begabt zu haben ſcheinen. Ihr Geſpräch kam auf das wahrhaftige Leben von Individuen, ſo in poetiſcher als hiſtoriſcher Darſtellung, und zum erſtenmal ſprach Woltmann darüber aus ganz freier Bruſt, und ſo, daß ihm dieſes tiefſte Geheimniß aller darſtellenden Kunſt durch das Geſpräch lichter wurde.

Drei Profeſſoren, welche außer Schiller für Geſchichte und die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften in Jena angeſtellt waren, hatten das Studium derſelben ſo wenig beleben können, daß unter achthundert bis tauſend Studenten, welche damals die Univerſität zu zählen pflegte, ſich ſelten ein Häuflein zu hiſtoriſchen Studien zuſammenfand. Dies war nicht einzig die Schuld jener Lehrer, wiewohl vorzüglich; trotz ihrer Nüchternheit hätten ſie auf andern Akademien, wo das hiſtoriſche Studium einmal blühte, mehr Glück gemacht; aber in Jena wurden ſie durch den überſchwenglichen Hang der Jugend für den Zeitgeiſt philoſophiſcher Speculation durchaus in Schatten zurückgewieſen. Doch war es nicht Berechnung, daß er nur durch eine philoſophiſche Einkleidung bei einer ſolchen Jugend Eingang finden werde, wodurch Woltmann gereizt ward, die Weltgeſchichte, oder, da er dieſe Benennung nicht ohne Grund, doch mit unnöthiger Wichtigkeit damals verwarf, die Menſchengeſchichte nach einer Idee a priori vorzutragen. Dieſe war hergenommen von der fortſchreitenden Entwickelung des Menſchengeſchlechts mittelſt freier Staaten und freier, dem Recht entſprechender Staatenvereine. Er geſteht unbedenklich, daß dieſes Reſultat, dieſer ſchöne Glaube, ihn nicht nur damals aus der Geſchichte an ſich anſprach, ſondern ihm auch jetzo die einzige haltbare allgemeine Thatſache der Welthiſtorie ſcheint. Somit hätte es keiner Idee a priori bedurft, und die Geſchichte wäre doch nach demſelben Princip, das in ihr lag, zu einem Ganzen geſtaltet. Allein der Modegeiſt ſpielte auch mit ihm, und ſo eifrig, wirklich religiös-hiſtoriſch er ſich gegen allen Eingriff der Philoſophie in die Geſchichte verwahrte, gefiel ihm doch, das ein Princip a priori zu nennen, was er als Reſultat ohne Anſtoß obwalten laſſen konnte. Er hatte ſofort ein Auditorium von ungefähr zweihundert Zuhörern, und erhielt ſich die beiden erſten Jahre einen ſeltenen Beifall, vorzüglich durch Nebenurſachen, durch das Leben des Geiſtes, der in ihm ſprudelte, und die Jugend mit fortriß, am wenigſten durch einen zweckmäßigen Gehalt ſeiner Vorleſungen.

Die Ideen über Geſchichte, die ihn belebten, legte er in ſeinem Plan zu hiſtoriſchen Vorleſungen dar. Dieſe kleine, flüchtig hingeworfene, von Druckfehlern entſtellte Schrift, mußte von ſeinen Collegen nicht gut aufgenommen werden, denn keiner ſagte ihm eine Sylbe darüber, und er hörte nur, daß einige ſie gänzlich unverſtändlich genannt hatten. Endlich ward ihm zufällig geſagt, daß Johannes Müller, mit dem er noch in gar keiner Verbindung war, eine überaus lobpreiſende Beurtheilung derſelben für die Literaturzeitung eingeſandt habe. Er erwarwie ſie begierig, und ſie erſchien geraume Zeit nicht. Nachmals erfuhr er, daß die Herausgeber ihren Verfaſſer um Milderung des Lobes erſucht hatten, gewiß nicht ohne löbliche Vorſicht, denn in der Geſtalt, wie ſie erſchien, war ſie noch zu lobpreiſend. Allein er geſteht, daß ihm dieſes Lob durch Mark und Bein drang, denn er bewunderte den Geiſt des helvetiſchen Geſchichtſchreibers.

Das erſte Buch, was er darauf herausgab, war der Grundriß der neueren Menſchengeſchichte, welcher, im Gedränge der Vorleſungen geſchrieben, wegen weniger hiſtoriſcher Combinationen, da er ſonſt in jeder Rückſicht tadelnswerth iſt, kaum eine Beachtung verdient. Aehnliche Entwürfe über die Geſchichte der europäiſchen Staaten, die deutſche Geſchichte, ja ſelbſt die Kirchenhiſtorie hat er zum Glück nie drucken laſſen.

Fleißig als akademiſcher Lehrer, mit ungemeinen Plänen für hiſtoriſche Werke beſchäftigt, angezogen durch ein friſches, geſelliges Leben, das er zuerſt vorzüglich im Hauſe von Schütz, dem für täglichen Verkehr eben ſo wie in der Literatur freundlich begabten, fortdauernd im Kreiſe der beiden Hufeland, des ſcharfſinnigen Juriſten und des berühmten Arztes, genoß, dachte er an keine Veränderung ſeiner Lage. Die einzelnen Stunden, die er mit Göthe verlebte, ſein reicher und ernſter Umgang mit Schiller, waren ihm allenthalben unerſetzlich.

In der Mitte ſeines erſten Sommers zu Jena war dieſer letzte, ſehnlich erwartete endlich gekommen. Die Gedankenfülle der ſchönen Stirn, woraus eine unvergängliche Dauer ſprach, erſchütterte ihn beim erſten Anblick um ſo mehr, da das immer erlöſchende Feuer des ſanften Blickes, die gedämpfte Stimme und die hagere hohe Geſtalt ihn zu einem ehrfurchtsvollen Mitleid zwangen. Das hatte er ſich nie gedacht, daß er für Schiller irgend Mitleid empfinden ſollte. Seit den erſten Stunden war ihm die Freundſchaft des Mannes mit tiefſchauender Billigkeit gewiß, und er fand eine Art freundlichen Schutzes, wie er bei Bürger gefunden, nun wieder erſetzt. Geehrter hat er ſich nie geglaubt, als wie Schiller noch in dieſem Sommer ihn, wie Göthe, Fichte und Humboldt, zur Herausgabe der Horen einlud.

Das Verhältniß eines ſo jungen Autors zu zwei Heroen unſerer Literatur, ein unſchätzbares Glück, welches ihn für immer über das erbärmliche literäriſche Treiben in Deutſchland emporhob, ward aber für ihn bei weitem nicht die Quelle von Belehrung, die es hätte ſeyn können. Ein Profeſſor, der großentheils erſt lernt, was er lehrt, braucht für ſein Amt faſt alle Stunden, und der in Frage ſtehende ging einem entgegengeſetzten Triebe ſeines Lebens zu Jena vorzüglich nach. Eine glühende Sinnlichkeit in ihm war durch die reine, ernſte Sitte ſeines väterlichen Hauſes zuerſt gegen Unart geſchirmt, ward ſpäter durch die eigenthümliche Entwickelung ſeiner Cultur in ein Verhältniß zu unſchuldigen Mädchen hinübergeſpielt, welches weſentlich nur in der Phantaſie vorhanden war; die Anſtrengung ſeiner Studien hemmte auch dieſes Spiel, und half ihm nicht nur wider Ausſchweifungen der Sinnlichkeit, ſondern auch wider die zeitzerſplitternden kleinen Liebesabenteuer; kaum ein Verhältniß, welches dieſen Namen verdient, hatte ihn während der Studentenjahre eine Zeitlang beſchäftigt. Aber zu Jena, wo ſeine ganze Zeit nicht nur von der Wiſſenſchaft, ſondern auch von dem amtlichen Beruf in Beſchlag genommen war, ſuchten ſich Liebe und Sinnlichkeit an ihm zu rächen, und mannigfaltige Verhältniſſe mit dem ſchönen Geſchlecht, an ſich ſchuldloſe, raubten ihm doch Stunden, die er mit *Göthe* und *Schiller* gehaltvoller zugebracht hätte.

So war das dritte Jahr ſeines Lehramtes gekommen, das Jahr 1796, und mit ihm nahte der Umſturz deſſelben; denn eine Leidenſchaft wußte zu überwältigen, was von Neigungen bisher nur befehdet war. Nicht nur das Behagen am öffentlichen Vortrag ſeiner Wiſſenſchaft, ſondern auch das an dieſer ſelbſt erlag; und daß er es ſchlechterdings emporhalten wollte, machte eine aufreibende Spannung der Kräfte nothwendig. Dieſe endete damit, daß er durch einen Blutſturz zu Anfang des Winters an den Rand des Grabes kam. Durch die Kunſt *Hufeland's* und die Kraft der Jugend erholte er ſich mit entſchiedenem Erfolg, doch ſehr allmählig, und mit der Geneſung wurzelte der Entſchluß, daß er den Aufenthalt zu Jena, den Beruf eines akademiſchen Lehrers wenigſtens für die erſten Jahre aufgeben wolle. Aber mit Freude nahm er zugleich wahr, daß die Liebe für ſeine Wiſſenſchaft ſich nach dem Sturm der Leidenſchaft mit ungeminderter Friſche und geprüfterem Muthe wiederfand.

Die übrige Winterzeit, die erſten Frühlingswochen, während er genaß, arbeitete er faſt die zweite Hälfte ſeiner Geſchichte Frankreich's, eines Werkes, das durch Anlage, Streben nach Einheit, einige glückliche Charakteriſtiken und hiſtoriſche Combinationen ſich mehr Beifall erworben hat, als es verdient; denn nur hie und da ſind die Quellen bei ihm benutzt, nirgends vollſtändig, und geſchichtliche Bücher, die nicht aus einem neuen, gediegenen, vollkommenen Gebrauch der Quellen entſtehen, können für Bildung des hiſtoriſchen Geiſtes in einer Nation vorübergehenden Nutzen ſtiften, doch keinen dauernden Werth erhalten. Viel näher, als die Geſchichte Frankreich's, ſteht der Bewerbung um dieſen ſeine ältere Menſchengeſchichte, deren erſten und einzigen Band er bis auf wenige fertige Bogen auch in dieſer Zeit der Geneſung arbeitete. Sein Eifer für die reine Würde der Geſchichte redet unverkennbar in der Einleitung, in welcher ſonſt der erwähnte Modegeiſt ſpielt, der indeß auf die Ausarbeitung der Geſchichte ſelbſt ohne Einfluß geblieben iſt. In dem Abriß von Aegypten fehlt es nicht an gelungenen politiſchen Blicken, und die Geſchichte der Iſraeliten iſt dort zum erſtenmal als ein originelles Ganzes der Wahrheit gemäß aus den Quellen aufgefaßt und dargeſtellt. Außerdem gab er in jenen Monaten zwei Bändchen kleiner hiſtoriſcher Schriften heraus, die er zum Theil auch damals erſt verfaßte. Einiges davon verdient wenigſtens einer beſſern Sammlung einverleibt zu werden. Unter allen dieſen Anſtrengungen verſuchte er noch Nachbildungen des Tacitus, welche er für die Horen beſtimmte, doch nicht vollenden konnte. Sie waren gefälliger als ſeine nachherige Verdeutſchung des großen Geſchichtſchreibers, und würden den Zeitgeſchmack beſſer zugeſagt haben.

Nach Beendigung der genannten Bücher verließ er Jena an einem ſchönen Tage des blühendſten Maies, um in ſeiner geliebten Vaterſtadt die phyſiſche Rüſtigkeit wieder zu ſuchen. Seine Reiſe führte ihn über Göttingen, wo Bürger geſtorben war, welches Spittler verlaſſen hatte. Schon hier trat ſeine Beſtimmung zum akademiſchen Lehrer ihm wieder näher. Daß man an des letzten Stelle ihn zum Lehrer der Geſchichte zu berufen gedenke, äußerte ihm Heyne mit dem Zuſatz, der im wirklich großartigen Sinn der engliſch-hannöveriſchen Regierung für die Wiſſenſchaften war: daß man zugleich geſonnen ſey, ſobald ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt wäre, ihn auf ein Paar Jahre in die vornehmſten europäiſchen Länder zu ſenden, damit er ſich durchaus zum Lehrer der politiſchen Hiſtorie bilden könne. Dieſer Zuſatz freute ihn ſehr, und zeigte ihm das akademiſche Leben wieder in einem friſcheren Lichte. Ein anderer betrübte ihn, daß nämlich Spittler, mit welchem er freilich nur anfangs den Briefwechſel von Jena fortgeführt, einen Andern, wenn das Gedächtniß nicht trügt, den Profeſſor Lüder in Braunſchweig, zu ſeinem Nachfolger vorgeſchlagen habe.

Im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner alten Freunde und Bekannten fühlte er zu Oldenburg ſeine Geſundheit bald erſtarkt, und gab dem Hang für das Vaterland zu ſehr nach, wenn er bis in die Mitte des folgenden Winters in demſelben verweilte. Ueber ſeine Zukunft und ſeine Anſtellung in Göttingen glaubte er ſich durch einen Brief von Heyne ganz beruhigt. Vor dem Frühjahr konnte er ſchwerlich die Reiſe antreten, für welche er ſich beſtimmt wähnte, und für ſeine hiſtoriſchen Studien bot ihm die oldenburgiſche Bibliothek erleſene Hülfsmittel dar. Beſonders war ſie reich für die engliſche Geſchichte, und verleidete ihm den Gedanken, über dieſelbe ein ſolches Buch, wie über die franzöſiſche, zu verfaſſen. Sobald er merkte, daß ſie für ſeine Arbeit über Großbritannien nicht mehr ausreichte, brach er mitten in dem kälteſten Winter auf und eilte nach Göttingen. Mancherlei literariſche Arbeiten ohne ſeinen Namen verſchafften ihm in dieſer Zeit das hinreichende Geld, welches ihm auf längere Zeit, als er gehofft hatte, auslangen mußte.

In Hannover beſuchte er auf ſeiner Durchreiſe, nach Heyne's Anweiſung, zwei Staatsminiſter und deſſen Schwager, den geheimen Cabinetsſecretär Brandes, der die Angelegenheiten der Univerſität beſorgte, aus Neigung den alten Philoſoph Feder, der von Göttingen hieher verpflanzt war. Dieſer gab ihm den Wink, daß er auch den geheimen Juſtizrath Rudlof beſuchen möge, einen Mann von dem größten Einfluß, vorzüglich den politiſchen Geſchäften geweiht, der indeß in alle Zweige der Verwaltung, wo er Gutes ſchaffen konnte und wollte, hinübergriff. Von ihm allein hörte er einigermaaßen beſtimmt zu Hannover, daß man die durch Spittler's Abgang entſtandene Lücke durch ſeine Anſtellung auszufüllen geſonnen ſey.

Als er nach Göttingen kam, ſchien ihm ſeine Beſtimmung für dieſe Univerſität ſehr ſchwankend geworden zu ſeyn. Er hörte von Heyne nichts als Vertröſtung; ſein Beſuch bei Rudlof ſchien mißfallen zu haben. Mit dem Freunde des letzteren, dem berühmten Lehrer des deutſchen Staatsrechts, mit Pütter, der ſchlauer und vorſichtiger war, als einem Profeſſor geziemt, ward er einigermaaßen vertraut, und erfuhr durch ihn zu ſeiner Freude, daß Spittler bei ſeinem Abgang darauf gedrungen habe, keinen andern als ihn an ſeine Stelle zu berufen.

Er mußte vorausſetzen, daß Heyne hierüber einſeitig unterrichtet geweſen ſey, ließ Alles auf ſich beruhen, und dachte nur daran, wie er bei Benutzung der göttingiſchen Bibliothek in der Geſchichte Großbritanniens ein Werk aufſtellen wolle, welches der Hiſtorie viel würdiger ſey, als alle ſeine bisherigen Verſuche.

In dieſe Arbeit verſenkte er ſich gänzlich, wie fünf Jahre vorher an eben dieſem Orte in die Geſchichte der

Deutſchen unter den ſächſiſchen Kaiſern, wieder im Frühling und an dem höchſt angenehmen Wall Göttingens, mit gleich heitrem Sinn und doch auch mit unbeſtimmten Ausſichten. Wie damals Spittler ſein vorzüglichſter, an hiſtoriſcher Belehrung reicher Umgang war, ſo nun deſſen Landsmann und trauteſter Freund, der Gottesgelehrte Planck.

Gegen den Auguſt war der erſte Band, wie er gedruckt iſt, vollendet, in Hinſicht auf Anlage, neue Erforſchung der Quellen, Zweckmäßigkeit aller Theile, Darſtellung ſo einzelner Begebenheiten, als politiſcher Verfaſſung, ächthiſtoriſche Entwicklung, nicht maleriſche Beſchreibung der handelnden Perſonen, gewiß eines ſolchen Lobes werth, als einem jungen Hiſtoriker werden kann. Auch ohne Rückſicht auf dieſe Jugend hat Johann v. Müller in ſeiner gehaltvollſten Recenſion in den Ergänzungsblättern der halliſchen Literaturzeitung mit zu viel Freundſchaft ein ſtarkes Lob über das Buch ausgeſprochen. Wer die Geſchichtſchreibung ſtudirt, wird aber nicht überſehen, daß der Styl des Verfaſſers ſich während dieſer Arbeit zu einer höhern hiſtoriſchen Gattung emporarbeitete. Viele kunſtreiche Perioden bleiben tadelhaft, weil ſie nicht hiſtoriſch anſchaulich wurden, und die Sprache im Streben nach der Kunſt an Friſche verlor, nicht neugeboren genug iſt.

Noch zauderte die Entſcheidung von Hannover; doch ſeine kaum vollendete Handſchrift, wofür er vertragsmäßig über hundert Friedrichsd'or erwarten konnte, zeigte ihm den

Anfang einer Möglichkeit, Städte und Länder der Menſchen zu ſehen, ohne daß eine Regierung ihm dazu winkte. Zuerſt wollte er ſich auf Berlin richten, wo ſeine Geſchichte Englands gedruckt werden ſollte; und das Werk Friedrich's des Großen in der Nähe zu betrachten, verſprach politiſche und hiſtoriſche Belehrung genug. Gern hatte er das kleine Capital zu ſeiner Reiſe noch etwas gemehrt; er ging ſeine Papiere durch, und fand die Blätter eines Romans, Mathilde von Meerveldt, wodurch er einen Kreis liebenswürdiger Frauen ſo unterhalten hatte, daß jedem Abend ein Stück beſchieden war, welches auf den nächſten Abend ſpannte. Er beſchloß, dieſe Spannungen der Phantaſie, wo es an mancher glücklichen Empfindſamkeit nicht fehlte, trotz aller ihrer Mängel, um als ein dichteriſches Werk zu gelten, unter ſeinen Namen herauszugeben, obgleich ſie am wenigſten dem Namen eines Hiſtorikers irgend Ehre tragen konnten. Mitten unter Betrachtung der Blätter entwickelte ſich in ſeiner Phantaſie eine ganz andere Gruppe von Geſtalten und Situationen. Das angehängte Fragment, welches von ihnen zeugt, hätte fortgearbeitet, das Uebrige vernichtet werden ſollen.

Sein Reiſecapital ſtieg indeß um die Hälfte durch dieſes Buch. Er ging nach Berlin; der Harz zog ihn ſo gewaltig an, daß er ohne den bevorſtehenden Winter ſich ſchwerlich enthalten hätte, dort in der Einſamkeit großer Natur irgend ein hiſtoriſches Werk mit Beihülfe der göttingiſchen Bibliothek auszuführen. Zu Potsdam traf er bei dem Herbſtmannöver ein, wo die militäriſche Monarchie ſich glänzend zeigte. Der erſte Anblick Berlins, wo er in einer Mondnacht einfuhr, überraſchte ihn mit der Straßenpracht dieſer königlichen Stadt, und er wußte noch nicht, daß er die Oede nicht ganz der Nacht beimeſſen dürfe.

Weniger bekümmert um die Gelehrten, ſuchte er ſofort die Nähe der Staatsmänner, und der Bruder des däniſchen Staatsminiſters, der ihm als Knaben wie ein großes Vorbild vorgeſchwebt, der preußiſche Miniſter von Struenſee, bezeigte ihm bald ein freundſchaftliches Wohlwollen. Dieſer Mann von kühnem und dem biederſten Charakter, in den Staatswiſſenſchaften Gelehrter und Praktiker in ſeltner Miſchung, drang in ihn, ſich dem preußiſchen Staatsdienſt zu weihen, zumal nachdem er eine Abhandlung über Papiergeld geſchrieben, die deſſen Beifall erhielt. Allein der Eindruck, wie hier die Staatsmaſchine umging, ließ ihn nicht leicht zu einem Entſchluß der Art kommen. Er ſchrieb es anfänglich dem Befremdenden, Ungewohnten zu, da ihm die Verwaltung vortrefflich ſchien; aber bald geſtand er ſich auch, daß er zu viel Manier und Miene der Rüſtigkeit für den Grad der weſentlich vorhandenen bemerke.

Auch erhielt er mitten im Winter einen Wink, daß das hannöveriſche Miniſterium nicht abgeneigt ſey, nun den Ruf an ihn vollziehen zu laſſen. Doch auch dieſem Wink folgte er nicht, zumal da er von einer andern Seite vernahm, daß ſeine Geſchichte Frankreichs, oder vielmehr eine wohlgemeinte Warnung von Johann von Müller bei Beurtheilung derſelben in der jenaiſchen Literaturzeitung, ihn bei dem Miniſterium in einigen Verdacht von Jacobinismus gebracht habe. Weil er ſeiner gediegenſten Redlichkeit gegen den Staat, den er zum Vaterland wählte, gewiß war, empfand er jenes übel, obgleich er, wenigſtens damals wie er das gedachte Buch verfaßte, wirklich zu gut und zu hoch von mehrern Männern der Revolution dachte, und die Regierungen zu allen Zeiten, vorzüglich in jener wie in der gegenwärtigen, nicht ſorgſam genug verhüten können, daß die akademiſche Jugend durch unreife politiſche Anſichten und Begriffe begeiſtert werde. Im Uebrigen blieb er ſehr ſorglos, wenn auch Gelehrte und Schriftſteller in Berlin, welche ohne Grund etwa fürchteten, durch ſeine Anweſenheit daſelbſt irgend zu leiden, in Briefen an dieſen und jenen Souverän, oder in Schreiben, die auf Fürſten von Einfluß berechnet waren, ihn als Jacobiner verunglimpften. Bei ſeiner Unbefangenheit, ſeinem Abſcheu vor aller Partheiſucht und Sectirerei konnte keine verſtändige Obrigkeit ihn gar zu der ſchändlichſten Rotte zählen. In ſolcher Ruhe iſt er auch ſein weiteres Leben hindurch immer geblieben, welchem politiſchen Orden, oder welchen Zwecken politiſcher Machthaber man ihn beizugeben für gut fand. Er hat nie ein Wort über Politik geſchrieben, nie in politiſcher Hinſicht gehandelt, als nach ſeiner jedesmaligen reinen Ueberzeugung und der partheiloſeſten Unbeſtechbarkeit und Pflichtmäßigkeit.

Der Hauptgrund, warum er jetzt die göttingiſche Profeſſur aus dem Augenmerk verlor, war eine allem Anſchein nach äußerſt vortheilhafte buchhändleriſche Verbindung, welche ihm Unger zu Berlin anbot, ein Mann, der ſich durch Raſtloſigkeit und Unternehmungsgeiſt, durch die Beihülfe ſeiner Frau, welche die ſchwächlichſte Natur zu einer unglaublichen Anſtrengung für ſeine Unternehmungen ſpannte, zu einem ſehr aufblühenden Wohlſtand emporgearbeitet hatte, ohne über dem Kaufmann ſeine künſtleriſchen Anlagen zu vergeſſen. Woltmann's Gegenwart in Berlin ward durch ſolche Verbindung nöthig, wenigſtens von dem Jahr 1800 an, wo er dem verabredeten Plan gemäß daſelbſt auch ein Journal für Geſchichte und Politik beginnen ſollte.

Darum eilte er, Berlin zum Frühjahr zu verlaſſen, in der Ausſicht, die Erfahrungen, die er zum erſtenmal über die Verwaltung eines großen Staates durch die Anſchauung gemacht hatte, für die Hiſtorie nachher reifen laſſen zu können. Ehe er an die Hauptſtadt Preußens gefeſſelt wäre, wollte er den zweiten Band ſeiner Geſchichte Großbritanniens zu Göttingen ausarbeiten, wo allein die Bibliothek die hinreichenden Hülfsmittel darbot.

Er nahm einen Umweg über Weimar, wo er vorzüglich über Waldſtein, wie derſelbe war und Schiller ihn gedichtet hatte, mit dieſem edlen Dichter und Freund, den er hier zum letztenmal ſah, und mit dem tieferen Göthe redete. Zu Göttingen war er den zweiten Tag ſogleich in ſeiner Arbeit, und hoffte, wie den Sommer vorher, ungefähr im Auguſt ſein Ziel zu erreichen, und dann über ſein Vaterland durch Holland, Belgien, an den Rhein, nach Wien hin einen Streifzug zu machen, ehe er nach Berlin zurückkehre. Aber eine ſchwere und langwierige Krankheit ſeines Freundes Wardenburg, der zu Göttingen die Arzneikunde lehrte, verrückte den Plan, und die Pflege des geliebten Kranken ließ ihm wenig Zeit und Laune für ſeine hiſtoriſche Arbeit. Sobald derſelbe genug geneſen war, um reiſen zu können, begleitete er ihn in ihr gemeinſchaftliches Vaterland. Die Freude an dieſem, vorzüglich das Zuſammenleben mit ſeinem alten Vater, die Zerſplitterung ſeines Reiſegeldes bewogen ihn, ſo lange wie möglich in Oldenburg zu verweilen. Gegen Anbruch des neuen Jahres begab er ſich wieder auf den Weg nach Berlin, auf welcher Reiſe er einen wahrhaft deutſchen Abend, der ſich tief in die Nacht erſtreckte, mit Henke und Häberlin zu Helmſtädt zubrachte.

Mit Eifer begann er ſeine Zeitſchrift für Geſchichte und Politik, nach einer beſtimmten Idee, die gleichwohl bei dem zerſtreuenden Reiz, den das ſinnliche und geſellſchaftliche Leben einer großen Stadt noch für ihn, den Kleinſtädter, hatte, nicht planmäßig erreicht wäre, wenn auch nicht äußere Umſtände ſeine Kraft und Hoffnung gehemmt und niedergedrückt hätten. Für ihn und die Ausführung ſeiner Idee bedurfte es einer Preßfreiheit, welche die preußiſche Monarchie in ihrer damaligen geſpannten politiſchen Lage, in ihrer innern Zwietracht, da ſie ſich einem neuen Geiſte der Zeit zu ſehr hingegeben hatte, um davon laſſen zu können, und von dem alten nicht laſſen wollte, ſchlechterdings nicht geſtatten konnte, und es war des Herausgebers Schuld, daß er darin zwar nicht zu wenig Einſicht hatte, aber darüber mit leichtfertiger Hoffnung hinwegging. Mit einem lebendigen Beifall, der ſich in einem reichen, ſteigenden Abſatz der Zeitſchrift verrieth, wurden die erſten Stücke aufgenommen, als ihm plötzlich mehrere angefangene Artikel, wofür er die geſetzliche Cenſur erhalten hatte, durch das königliche Cabinet verboten wurden. Sein Muth erſchlaffte, und das Journal ſiechte ſechs Jahre fort. Bisweilen hoffte er freilich einen friſchen Quell in daſſelbe zu ſtrömen. Wenn er die Entartung der franzöſiſchen Revolution durch Buonaparte gefeſſelt glaubte, wenn die Genialität dieſes Helden, welche von vielen denkenden Geſchäfts- und Staatsmännern mehr anerkannt wird, als von den Gelehrten, ihn eine Zeitlang hoffen ließ, daß ſie für Europa und Deutſchland ſchaffen werde, was man nun von dem ſiegreichen Widerſtand gegen dieſe Genialität wiederum hofft; ſo ſtand er nicht an, ſeinen Glauben in ſeiner Zeitſchrift zu bekennen. Er glaubte es wenigſtens als Hiſtoriker zu dürfen, da er jede Größe und liebenswürdige Eigenſchaft auf den entgegengeſetzten Seiten herzlicher und unbedingter pries; aber es frommte ſeiner Zeitſchrift ſo wenig, wie ſeinen anderweitigen äußern Verhältniſſen, wodurch jene gleichfalls in Feſſeln geſchlagen war.

Noch in dem Jahre 1800, zu deſſen Anfang er nach Berlin zurückgekommen war, hatte er durch Betrieb des erſten Cabinetsminiſters, Freiherrn **von Alvensleben**, eines aufgeklärten Staatsmannes, der ſeine Neigung für Literatur und Gelehrte um ſo lieber hegte, als er ſich von Leitung der politiſchen Angelegenheiten durch den Grafen **Haugwitz** immer mehr verdrängt ſah, die Stelle eines Reſidenten des Landgrafen von Heſſen-Homburg am Berliner Hofe erhalten. So gering die damit verknüpften Einkünfte waren, dünkte ſie ihm annehmlich, weil er, bis dahin noch als ein Fremder betrachtet, durch ſie in die diplomatiſchen Gerechtſame trat, den Verpflichtungen preußiſcher Unterthanen entging, und den politiſchen Geſchäften näher kam.

Schnell mehrten ſich ſeine diplomatiſchen Verbindungen und Arbeiten. Die freie Reichs- und Hanſeſtadt Bremen übertrug im Winter 1800 und 1801 ihm als ihrem Geſchäftsträger die Beſorgung ihrer Angelegenheiten zu Berlin, wodurch er in genaue Verbindung mit ihrem Senator **Schmidt**, einem deutſchen Republikaner und unübertrefflichen bremiſchen Patrioten, gerieth. Angenehm war ihm, daß eins der erſten diplomatiſchen Geſchäfte, woran er für Bremen Theil nahm, über die Befreiung der Stadt nämlich von allen hannöveriſchen Gerechtſamen und Beſitzungen innerhalb ihrer Mauern, ihn nach Hildesheim zu dem preußiſchen Geſandten am niederſächſiſchen Kreiſe, Herrn **von Dohm**, brachte, einem jener gediegenen Diplomatiker, wie Herzberg war und ſie liebte, und deſſen Gründlichkeit der nach dieſem Staatsminiſter eingeriſſenen Diplomatik oft zur Laſt war. Er ſah wohl ein, daß das Schickſal nicht übel für ihn geſorgt hätte, wenn er durch Dohm zuerſt in das politiſche Geſchäftsleben eingeführt wäre.

Die Zerſtreuungen, die auch mit kleinen diplomatiſchen Beziehungen verbunden ſind, konnten ihn übrigens eben ſo wenig, wie die Geſchäfte ſelbſt, von hiſtoriſchen Arbeiten zurückhalten. In einem Büchlein zur Säcularfeier des preußiſchen Königthums, unter dem Titel: das brandenburgiſche Haus, führte er die Bemerkung durch, wie Preußens Größe durch deſſen Streben für die politiſche Einheit Deutſchlands erwuchs, obgleich ihm nicht unbekannt war, daß der damalige leitende Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in der Auflöſung der Deutſchen das Heil der preußiſchen Macht ſah. Dann beſchrieb er von 1800 bis 1804 in drei Bänden die politiſchen und kriegeriſchen Bewegungen, welche unter den Deutſchen durch Luther bis zum Religionsfrieden veranlaßt waren. Dies iſt der Zweck ſeiner Geſchichte der Reformation in Deutſchland. Sobald ſie ihn ſelbſt anhebt, nach der Einleitung, iſt ſie aus den Quellen von Neuem geſchöpft, wiewohl der Verfaſſer ſeine Vertrautheit mit Plank's ſo geiſtreichem als gründlichem Werk ſo wenig verbirgt, daß er aus Dankbarkeit ſein Buch jenem Hiſtoriker geweiht hat, ohne alle Rückſicht auf ihr perſönliches Verhältniß, warum er auch von dieſer Weihung dem edlen Freund nichts meldete, und dem Zufall überließ, ob ſie ihm je bekannt würde. Die Beziehung zwiſchen Luthers Individualität und ſeiner Zeit, manche Begebenheiten und Figuren der Reformation hat er ſchärfer dargeſtellt als ſeine Vorgänger, und Karl's V. umfaſſende Perſönlichkeit zum erſtenmal in ihrem eigenthümlichen Reichthum. Wie viel Kritik ſeiner Darſtellung zum Grunde liegt, hat man nicht gemerkt, weil die kritiſchen Noten, die es zeigen ſollten, zurückgeblieben ſind. Für den hiſtoriſchen Kalender der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ſchrieb er eine kurze Geſchichte Waldſtein's, welcher die Grundzüge zu einer guten Biographie nicht fehlen, aber das Colorit des Helden entſteht, das man nur in ſeinem Vaterlande ſelbſt kennen lernt.

Rechnet man zu dieſen hiſtoriſchen Schriften die vielen Artikel, welche er für ſein Journal verfaßte, und ſeine diplomatiſchen Arbeiten und Zerſtreuungen, ſo ſcheint er in jenen vier oder fünf Jahren fleißig geweſen zu ſeyn; allein er kann ſich dies Zeugniß nicht geben. Sein Hang, nie von der Natur getrennt zu ſeyn, raubte ihm viel Zeit. Anfänglich wohnte er auf Unger's Landhaus im Thiergarten, dann kaufte er ſich ſelbſt eine ſchöne Beſitzung daneben, ohne auf den großen Kaufſchilling mehr als ein geringes, durch ſeinen literariſchen Fleiß erworbenes Geld geben zu können. Die Freude am Eigenthum, das nach den günſtigen Bedingungen des Kaufes leicht ſein reines Eigenthum werden konnte, erhöhte ihm den Genuß der Natur, und ſo wollte er anfänglich nicht wahrnehmen, wie viele Stunden das Grundeigenthum der Hiſtorie wegnahm. Dazu war die zweite Leidenſchaft ſeines Lebens eingebrochen, heftiger noch wie die erſte, und gleichwohl, wenn ſie durch äußere Umſtände begünſtigt wäre, eine geringere Feindin der hiſtoriſchen Muſe, weil die Genialität der Geliebten ſich gern mit allen Muſen vertrug. Da aber das Schickſal ſolchen Verein ſeiner Liebe und der Hiſtorie anfänglich ſchlechterdings nicht wollte, ſo ward dieſe bei ihm wiederum durch die Leidenſchaft in den Hintergrund geworfen. Die Folge von ſolchem Zwieſpalt war ein Wechſel von wilder Anſtrengung und Dumpfheit, und er hat viel Zeit von den kräftigſten Jahren des Lebens durch die ödeſten Zerſtreuungen getödtet.

Ein ſehr heller Blick in dieſem unmuthigen Zeitpunct ward für ihn eine kurze Reiſe nach Hamburg. Er kam dort mit ſeinem alten Vater zuſammen, deſſen Freude über die regſame, gewühlvolle freie Handelsſtadt, wo er einen Theil ſeiner Jugend verlebt hatte, voll Erinnerungen war. Der unbefangene Greis hielt oft die geſchäftigen Leute mit Fragen nach Dingen auf, wovon keiner mehr etwas wußte, und wollte ſelbſt dem Handel nicht einmal zugeſtehen, daß der reißende Wechſel die Gegenwart verſchlänge, welche er ſo lebendig gefühlt hatte. Dazwiſchen konnte er ſeine Freude nicht verbergen, daß ſein Sohn, wenigſtens interimiſtiſch, als Repräſentant dieſer von ihm ſo hoch verehrten

Stadt in dem gleichfalls ihm wohlbekannten und werthem Berlin war.

Dieſer hatte geglaubt, daß ihm die kaum übernommenen hamburgiſchen Geſchäfte keine weitere Reiſe nach Oldenburg geſtatteten; doch zu ſeinem Vergnügen ergab ſich das Gegentheil, und er begleitete den alten Vater. Auf der Reiſe ſchlief er zum erſtenmal in ſeinem Leben mit demſelben in einer Stube, und ihn freute, dem Greis, deſſen blühendes Alter doch von Gicht heimgeſucht war, zur Hand ſeyn zu können. Auf wenige Tage begrüßte er Oldenburg; zu Bremen den Senat, welcher verdiente, freien Bürgern vorzuſtehen, und jenen eigenthümlichen Charakter ausgeprägt hatte, der zum Theil einen Souverän, mehr einen gehorſamen Bürger, ganz einen freien Mann bezeichnet. Ein Umgang, welchen der Rath mit ihm unter den alten Rheinweinen des Rathskellers hielt, die wie ein Schatz der Väter gehalten werden, der darauf folgende Ehrenſchmauß auf dem Rathhauſe verſetzten ihn in die Zeiten der alten Hanſe. Man trank auf künftigen noch höheren Flor der Republik, und wohl nicht der Gaſt allein hoffte denſelben damals auch durch Buonaparte, welcher ſie nachher zu ſeiner guten Stadt erniedrigte.

Schon im Jahr 1805 verwandelte ſich ſeine interimiſtiſche Verbindung mit der freien Stadt Hamburg in eine dauernde, und alle drei Hanſeſtädte vereinigten ſich, ihn zu ihrem gemeinſchaftlichen Geſchäftsträger am preußiſchen

Hofe zu beſtellen. Wenn das ehrenvolle Vertrauen, welches ſie ihm dadurch bezeigten, nicht durch glückliche Erfolge ſeiner Wirkſamkeit belohnt wurde; ſo lag der weſentlichſte Grund davon freilich in den Zeitbegebenheiten und dem Unglück, das ſich über die preußiſche Monarchie wälzte; doch iſt auch die Schwierigkeit nicht zu überſehen, daß er als diplomatiſcher Agent mit drei Senaten und Republiken von verſchiedenem und doch wiederum gemeinartigem Charakter und Intereſſe zu ſchaffen hatte, und in Lübeck gar nicht, in Hamburg äußerſt wenig und in Bremen wenig bekannt war. Wer im diplomatiſchen Geſchäft den Hanſeſtädten in ihrem Geiſte tüchtig dienen ſoll, der muß bei ihnen eingebürgert ſeyn, und gewiß iſt am rathſamſten, daß jede von ihnen Bürger aus ihrer Mitte zu ihren beſonderen Geſchäftsträgern auf den diplomatiſchen Hauptpuncten nehme, und erforderlichen Falls die drei einzelnen Hanſeaten daſelbſt auch einen einzigen Repräſentanten der ganzen Hanſe vorſtellen. Hinlängliche Beſoldung derſelben iſt freilich auch vonnöthen. Woltmann hatte von ihnen ſämmtlich ein jährliches Gehalt von 2000 Thalern. Wovon er einzeln nicht anſtändig zu Berlin leben konnte, davon ſollte er repräſentiren und gar einigermaaßen ein Haus machen. Er mußte alſo dem hanſeatiſchen Geſchäftsträger, dem es an Geſchäften nicht fehlen konnte, als anderweitiger Diplomatiker mit durchhelfen. Dies konnte er indeß nur eine Zeitlang.

Durch Vermittlung des nürnbergiſchen Conſulenten Roth, eines feinen Kenners vornehmlich der Hiſtoriker des

Alterthums und der neueren Politik, ward er auch als Geſchäftsträger der freien Reichsſtadt Nürnberg im J. 1804 beglaubigt. Allein dieſe Republik ſchwankte ſchon damals ſo, daß auf ein dauerndes diplomatiſches Verhältniß mit ihr nicht zu bauen war, die Beſoldung von ihr als eine vorübergehende Unterſtützung angeſehen werden mußte. Deſto ſicherer baute er auf eine andere. Johann v. Müller war in demſelben Jahre zu Berlin als Hiſtoriograph angeſtellt; und wenn gleich der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit die Freundſchaft nicht erhöhte, welche zwiſchen ihm und Woltmann durch Briefe und im Namen der Hiſtorie ſeit Jahren beſtand; ſo dauerte ſie doch in manchen innigen Geſprächen fort, und Müller war ungemein erfreut, als er eine Gelegenheit fand, ſeinem Freunde etwas Angenehmes zu erweiſen. Als ehemaliger Referendar des Kurerzkanzlers in den auswärtigen Angelegenheiten ward er in Anſpruch genommen, während der Entfernung von deſſen Miniſter zu Berlin als Geſchäftsträger denſelben zu erſetzen. Dies vertrug ſich nicht mit ſeiner Lage, und er wandte dieſe Beſtimmung auf Woltmann. Obgleich die neue Anſtellung nur interimiſtiſch ſeyn ſollte; ſo war doch auf immer wiederkehrende und auch lange Entfernung des Geſandten zu rechnen, und an einen Sturz des Kurerzkanzlers oder nachherigen Fürſten Primas dachten, wie an Wiederherſtellung der Bourbons, nur ſolche, welche die Zukunft nicht berechnen. Auf irgend ein immerwährendes Gehalt ließ der wohlwollende Fürſt ſogleich hoffen, der überhaupt ſeinen neuen Geſchäftsträger gern auszeichnete, und ſofort deſſen Erhebung in den Reichsadel ohne die geringſten Koſten für ihn am kaiſerlichen Hofe durchſetzte. Wer der älteſte deutſche Edelmann ſey, ob es ein Dalberg, iſt nicht ausgemacht; gewiß dagegen, daß ein Dalberg Anlaß zu dem letzten deutſchen Edelmann wurde, wofern nicht an die Spitze unſeres Föderativſyſtems wieder ein Kaiſer treten ſollte. Für Woltmann kann es nicht anders als denkwürdig bleiben, daß ebendieſelbe Majeſtät, unter deren Schirm er dieſe Erinnerungen ſeines Lebens in glücklicher Lage ſchreibt, unmittelbar vor Niederlegung des römiſchen Kaiſerthums ihn noch dem Adel des gemeinſamen Vaterlandes zugeſellte.

Im Herbſt 1805, wo er die genannten diplomatiſchen Eigenſchaften in ſich vereinigte, und durch den Zuſammenfluß der Einkünfte ſeiner Stellen eine jeder einzelnen entſprechende äußere Lage behaupten konnte, ſchien Alles zum Frieden ſeines Lebens zuſammenkommen zu wollen, welcher ſich nun auch mit ſeiner Leidenſchaft verſöhnte. Er verheirathete ſich mit Karoline Stoſch, der älteſten Tochter des Geheimenraths Stoſch, eines verdienſtvollen und überaus geachteten Arztes, des Hauptes einer glücklichen Familie. Mit ihrem Geiſt und Leben waren von da an ſeine Arbeiten und faſt alle ſeine Stunden in ſo innigem Zuſammenhang, wie ſelten Bildung und Kraft der Frau dem Manne geſtatten. Den Winter ſelbſt lebten ſie in ländlicher Zurückgezogenheit im Thiergarten, und nur den erſten weihte er weniger der Geſchichte, und gab noch einmal ſeiner alten Liebe für die Dichtkunſt nach. Die vier erſten Bände ihrer vereinten Schriften enthalten größtentheils nur, was ſie in dieſem Winter mit Luſt und Liebe gearbeitet, und ihm iſt ſehr angenehm geweſen, daß mancher Kritiker wenig davon ihm beigemeſſen, und einen Theil ſeiner Arbeiten auch für ein Product der ſchwungreichen Einbildungskraft und ſo zarten als tiefen Empfindung ſeiner Frau gehalten hat. Da er übrigens ſelbſt die Sitte hatte, ſich mitunter mehrere Jahre nach keiner Kritik umzuſehen, die über ihn erging; ſo ward leicht beobachtet, daß jene in vielen Jahren nicht eine einzige las, welche ſie betraf, wie jungen Frauen geziemt, die in unſere factiöſe äſthetiſche Literatur hinaustreten.

Wie ſchön brach in dieſer ländlichen Einſamkeit der Sommer von 1806 an, und wie hat er geendet! Die politiſchen Veränderungen, welche durch Napoleon's Syſtem Deutſchland trafen und bedrohten, die Erſchütterung der Welt durch daſſelbe waren auf wenigen Puncten ſo fühlbar, erregten faſt nirgends einen ſo lebhaften diplomatiſchen Verkehr, als zu Berlin, wo die Syſteme vom Norden und Weſten gleichſam zuſammenſtießen. Nicht nur unmittelbar durch die Angelegenheiten der Souveränetäten, in deren Namen er handelte, und die oft ganz entgegengeſetzte Rückſichten verlangten, war Woltmann als Diplomatiker damals überaus beſchäftigt, ſondern eben ſo ſehr durch das politiſche Gewebe überhaupt, das ſich um ihn her bewegte, als diplomatiſcher Beobachter. Gebricht es dem Bevollmächtigten kleiner Souveräne nicht ganz an Geſchicklichkeit und Kenntniſſen, ſo ſchenken ihm die Bothſchafter großer Mächte natürlich leichter das Vertrauen, als ſich gegenſeitig einander, und er wird einigermaaßen der Mittelpunct für die vielfachen diplomatiſchen Mittheilungen.

In dieſem Gewirr, wo es noch mehr an Stimmung, als an Zeit zu hiſtoriſchen Arbeiten gebrach, konnte er nur eine flüchtige Geſchichte der Königin Margaretha von Anjou zu Stande bringen. Sein Journal hatte er ſchon aufgegeben, denn die Mitglieder des diplomatiſchen Corps in Berlin und ihre Höfe wollten nicht alle den politiſchen Journaliſten und den diplomatiſchen Geſchäftsmann in ihm unterſcheiden.

Noch war er in ſeiner Bewunderung Napoleon's, deſſen glänzende Eigenſchaften durch ſeine unlautern und wilden für den fernen Beobachter nur noch hin und wieder verdüſtert ſchienen, wenig erſchüttert, und er verhehlte dem Cabinets-Miniſter Grafen Haugwitz und andern nicht ſeine Meinung, daß die Preußen im Felde unterliegen würden. Schlagen wird ſich, erwiederte jener Staatsmann bedenklich, unſere Armee ganz herrlich, und ſie will ja den Krieg; und ſchwieg auf die Aeußerung, daß Preußen die Deutſchen, welche unter der franzöſiſchen Fahne föchten, wie Verräther an Deutſchland ächten und behandeln ſollte. Für politiſche Erwägung war auch keine Antwort darauf; aber jene Aufwallung beweiſet genug, wie deutſch Woltmann fühlte, wenn er gleich von dem Kampf wider Napoleon und die franzöſiſche Revolution von damaligen Deutſchen nicht viel hoffte.

Die Folgen des Tages bei Jena trieben ihn aus ſeiner ländlichen Wohnung in die Stadt, wo ſich ſeine Geſchäfte häuften, als nun das ganze Deutſchland mit dem franzöſiſchen Lager und hinter demſelben herzog. Gleichwohl hielt er ſich trotz aller Anreizung zum Gegentheil ſo von dem franzöſiſchen Kaiſer als allen ſeinen Großen zurück, ließ ſich nicht mit dem diplomatiſchen Corps bei jenem vorſtellen, ging in ſein ländliches Leben zurück, ſobald es ohne Gefahr geſchehen konnte, und ohne Beeinträchtigung der dringendſten Geſchäfte, that während der ganzen Beſezzung Berlin's durch die Franzoſen ſoviel wie möglich jede Verhandlung mit ihren Behörden ſchriftlich ab, folgte nicht einer einzigen ihrer Einladungen, wenn ſie Siege über die Preußen feierten. Er hatte ſich herausgenommen, ohne Hehl zu ſagen, was er an Napoleon und der franzöſiſchen Revolution Tüchtiges wahrzunehmen glaubte, und darum gebührte ihm, ſo lange es noch ein Deutſchland gab, auch den fernſten Anſchein einer Gunſtbewerbung bei deſſen Feinde zu vermeiden.

In jener Zeit hörte das ächte Geſchäft eines Diplomatikers, wenigſtens im nördlichen Deutſchland und in Preußen, gänzlich auf, und ſeine Kunſt der Verhandlung ward zu einem geſchäftigen Treiben bei den Unterdrückern, Kriegslaſten, Zahlungen zu mildern und Friſten gegen das einbrechende Unheil zu ſuchen. Nur in ſeinen Berichten konnte er noch Gegenſtände der politiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt berühren. Vorzüglich gegen den Großherzog von Frankfurt hat Woltmann in dieſer Zeit ausgeſprochen, was er als Deutſcher, Weltbürger, Hiſtoriker fühlte, hoffte und ahnete. Was er ſchrieb, ward zum Theil mit Wohlwollen, bisweilen mit geiſtreichen Erwiederungen aufgenommen. Er traf auf mehr Deutſchheit in dieſem Fürſten, als die meiſten faſſen, die ihn als einen Verräther des deutſchen Weſens läſtern. Es iſt ein leiſer Geiſt in jenem ehemals hochgefeierten Dalberg, der leiſe begriffen ſeyn will. In ſeinen unſcheinbarſten Briefen erhebt ſich mitunter derſelbe allmählig zu umfaſſender Empfindung und weiten Ideen.

Den beſten Troſt aber ſchöpfte Woltmann jetzt gegen die traurige, verhängnißvolle Zeit, gegen den ſchon beginnenden Druck äußerer Umſtände, da er durch Nürnberg's Untergang einen beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte verloren hatte, der Ertrag ſeiner Grundbeſitzung faſt aufhörte, und der Verfall des preußiſchen Papiergeldes auch ihm empfindlich ward, aus dem ernſten Bemühen, den ganzen Geſchichtſchreiber Tacitus zu verdeutſchen, welches zufällig von Neuem belebt wurde, als ſeine Frau Stellen niederſchrieb, die er ihr aus dem großen Römer in deutſcher Sprache vorlas. Raſtlos wurde die Arbeit jeden Tag fortgeſetzt. Er verfolgte dabei keinen andern Geſichtspunct, als den genaueſten Abdruck von dem Urbild zu geben, begreiflich zu machen und darzuſtellen, wie die Vorſtellung der beſchriebenen Dinge in Tacitus entſtand und vorging, ehe noch einmal die Sprache daran Theil nahm. Dieſer Urſtyl iſt das Weſentliche und Höchſte in jedem Autor, und Niemand kann dieſen faſſen, gar übertragen, welcher jenen nicht in Geiſt und Gemüth erkannt hat. Auch ſollte man, wenn Wiſſenſchaft und Kunſt unmittelbarer Zweck einer Arbeit ſind, keinen Schriftſteller überſetzen wollen, als bei welchem ſich jener Urſtyl offenbaret, und mit einem eigenthümlichen Gehalt.

Im Sommer 1807 war die Verdeutſchung des Tacitus faſt beendet, als ihr Verfaſſer den geiſtigen Anſtrengungen, den Kümmerniſſen der Zeit, dem Gewühl in ſeinem Innern über die großen Begebenheiten erlag, und in das gefährlichſte Nervenfieber fiel, aus welchem die Kunſt und liebevolle Obhut ſeines Schwähers ihn rettete, ſo wie gegen die wiederholten Rückfälle in Nervenſchwäche. Als endlich dieſe in der Mitte des Winters genug nachließ, um ihm hiſtoriſche Arbeit zu geſtatten, begann er mit neuem Lebensmuth ſeine Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens, die ohne ſein Wiſſen als eine Fortſetzung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges von Schiller herausgegeben ward, mit welcher ſie in Hinſicht auf Styl, Compoſition, Quellenſtudium nicht die fernſte Aehnlichkeit hat. Ob dem Hiſtoriker in ihm das diplomatiſche Leben gefrommt habe, muß vorzüglich nach dieſem Buche beurtheilt werden. Völlig gegründet iſt der Tadel, daß einige weſentliche Puncte, wie die Geſchichte der ſchwediſchen Genugthuung, unverhältnißmäßig kurz in demſelben abgethan ſind. Man wird es der bisweilen übermannenden Ungeduld des Nervenkranken zu gut halten, wenn man erwägt, mit welcher Ruhe und welcher Verläugnung der Vorarbeiten er das verwickeltſte Gewebe diplomatiſcher Verhandlungen dargelegt hat. Erſt gegen das Frühjahr 1809 war das Ganze vollendet. Doch fällt in denſelben Zeitraum eine größtentheils beendete Geſchichte des deutſchen Ritters und Helden Georg von Frundsberg und eine Ueberſetzung des Salluſtius durchaus nach demſelben Geſichtspunct, wie die Verdeutſchung des Tacitus.

Dieſe beiden letzten Sommer und Winter hindurch, wo das Bild der Zeit und des Krieges, ſein immer gehäſſigeres Geſchäftsleben, die täglichen Eindrücke des franzöſiſchen Uebermuthes, des tiefſeufzenden, ergrimmten preußiſchen Volkes, Krankheit und Sorge ſeine ländliche Ruhe heimſuchten und verbitterten, verdankt er viele Stunden der heiterſten Geſelligkeit und Unterhaltung dem Philologen Wolf, der ſein witziges, lebendiges Geſpräch mit Gelehrſamkeit, und ſeine dürrſte philologiſche Unterſuchung mit Lebensheiterkeit zu durchdringen weiß. Sonſt ſah er von den Gelehrten Berlin's faſt nur und am häufigſten Friedrich Buchholz, welcher den Namen eines Gelehrten weit mehr verdient, als unſere literariſche Welt glaubt, und ſeine oft angefeindeten hiſtoriſchen und politiſchen Meinungen durch die Unbeſcholtenheit männlicher Geſinnung und des rechtſchaffenſten bürgerlichen Lebens adelt. Unter die Gelehrten nicht, doch unter die gebildeten Geiſter, die ſein ländliches Leben erfreuten, gehört vor allen auch Zelter, der die einfache Kraft, die ſeine Muſik und ſein Kunſturtheil beſeelt, wie ſein Element immer mit ſich trägt. Mit Johann v. Müller hatte er nach wie vor kein Zuſammenleben, nur herzliche Stunden.

Leider mußte Woltmann im Frühling 1809 das ländliche Leben verlaſſen, welches ihm nun zu koſtbar und für die diplomatiſchen Geſchäfte zu hinderlich war. Die eigenen Roſſe, die ihn ſonſt ſchnell zu denſelben führten, waren dem Krieg geopfert, und mochten nicht erſetzt werden, da die Rückkehr des Geſandten vom Fürſten Primas ihm wiederum einen ſehr beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte nahm. Er zog in die Stadt, die Räume, welche Prinz Louis Ferdinand zuletzt bewohnt, und durch manches luſtige Vorſpiel zu dem tragiſchen Kriege, in dem er zuerſt fiel, bezeichnet hatte. Dieſe hiſtoriſche Erinnerung trat ihm oft zwiſchen die Arbeiten, die er dort ſogleich begann, und vor dem Winter beendete. Für den erſten Kriegskalender von Göſchen beſchrieb er die einzige Art, wie Napoleon eine Univerſalmonarchie ſtiften könnte, nämlich auf die heiligſte Achtung gegen Freiheit und Nationaleigenthümlichkeit der Völker, wodurch ſich jede Univerſalmonarchie von ſelbſt wieder auflöſt. Das neue Staatsleben in Preußen reizte ihn zu dem Verſuch, den

Geiſt der neuen preußiſchen Staatsorganiſation zu charakteriſiren, und Winke zu geben, nach welchem Ziel derſelbe ſtrebe. Als der Verſuch erſchienen war, äußerten geiſtvolle Miturheber jener Organiſation, wie überraſcht ſie von der Gründlichkeit wären, womit ein Ungeweihter aufgeſpürt habe, was ſie ſich irgend bei den Statuten der Organiſation gedacht hätten; und des Contraſtes wegen kann bemerkt werden, daß Recenſenten, die weder den Geiſt des Geſetzes noch ſeiner Urheber kannten, die Darſtellung äußerſt flach und unbefriedigend gefunden. Mehr Freund der Hiſtorie, als Müller's, empfand er bei den zu frühen Tod des Geſchichtſchreibers der Schweiz einen unwiderſtehlichen Trieb zu Abfaſſung des befeindeten Buches über denſelben. Schnell mußten ſeine Worte auf die Lobeserhebungen fallen, welche ſich Unverſtand, Rohheit im hiſtoriſchen Urtheil, jugendliche Frechheit und Partheigeiſt über einen ſolchen Mann herausnahmen, ehe der gerechte Schmerz, welchen Deutſchland über den Verluſt eines wie tadelnswerthen, doch ſeines beſten Geſchichtſchreibers empfand, ſie genehmigte. Die Wirkung, welche ſein Buch wider Nachahmung und Bewunderung einer ſchlackenvollen hiſtoriſchen Manier bezweckte, wider eine unſelige Ueberſchäzung des Gemüths in der Geſchichtſchreibung gegen Verſtand und Einbildungskraft, liegt erreicht vor ihm, und keine der Schmähungen und Verleumdungen, womit man ihn überhäufte, hat ihn verletzt; denn er wußte, was er geſchrieben, und warum, und daß es in Deutſchland ein ſtilles, reifes Publicum denkender Männer gibt, welches zuletzt über Autoren entſcheidet, wenn gleich die in öffentlichen Blättern lärmende Jugend, Sectirerei und Beſchränktheit ſich für das deutſche Publicum ausgibt, und eine Zeitlang bei Unerfahrnen dafür gilt.

Nach Rückkehr der erſten Staatsbehörden aus dem äußerſten Preußen zeigte ſich bei der Lage der Monarchie gegen die franzöſiſche Uebermacht doch nur eine ſchwache Spur von einem freien diplomatiſchen Verkehr, zumal in Hinſicht auf ſo kleine und beargwohnte Souveränetäten, wie die Hanſeſtädte. Je widriger ihm dieſes Gefühl ward, um ſo mehr ſehnte er ſich nach einem höheren Geſchäftsleben in bedeutenderen Regionen. Er ſagte dies dem preußiſchen Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg, von welchem er hoffte, alles wahrhaft Praktiſche in der neuen Staatsorganiſation ſanfter verwirklicht zu ſehen, als die Urheber derſelben es vermochten. Dieſer Staatsmann hatte als ehemaliger preußiſcher Miniſter mit dem damaligen Glanz, der alten Rüſtigkeit und Würde ſo viel Empfänglichkeit für neue Ideen, ſo viel freies Hinweggehen über die beſtehende Form gezeigt, daß er zur Beſeelung einer neuen vorzüglich geeignet ſchien; und wiederum wußte er das Neue mit dem Alten ſo zu umgeben, daß es auch da Eingang fand, wo es ſonſt nur niedergeworfen hätte. Vielleicht hat nie ein Staat in ſolcher innern und äußern Lage, wie damals der preußiſche, einen Mann an ſeiner Spitze geſehen, welcher ſo den ſchwankenden Zuſtand friſten konnte, ohne Muth und Neigung zur Wiederherſtellung alten Ruhms und alter Feſtigkeit zu verlieren. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß eben ein ſolcher Staatskanzler dem Hiſtoriker zuſagte, und ihn die ehrenvolle Art freute, wie derſelbe ihm die Aufnahme in den preußiſchen Staatsdienſt verſprach.

Die Nachricht vom Tode ſeines dreiundachtzigjährigen Vaters im Sommer 1809, deſſen glückliches Alter durch ein kaltes Fieber geendet ward, ehe das franzöſiſche Unheil über Oldenburg ausbrach, und auch den Greis in Brodloſigkeit verſetzte, trug mit dazu bei, daß Woltmann ſeine äußere Lage ſorgloſer nahm; denn bei jeglichem Wunſch nach einem glücklichen Geſchick war ihm die Freude des Vaters darob ein beſonderer Antrieb dazu geweſen. Ueberhaupt aber iſt er wenig geeignet, eine Verheißung, die ihm geſchehen iſt, zur Erfüllung zu treiben; wie er Grund hatte zu wünſchen, ſo war, denkt er, auch von der andern Seite Grund zu verſprechen, zu erfüllen. Noch ſtand er im Dienſt der Hanſe, als gegen Anfang des Jahres 1810 der königliche Hof nach Berlin zurückkam.

Er vermied nun das Hofleben nicht, wie ehemals, und gewann von dieſem Entſchluß auch für ſeine hiſtoriſchen Anſichten, für vielſeitige Betrachtung des Lebens. Eine ſehr erfreuliche Erſcheinung war ihm daſelbſt der Bruder der Königin, der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, deſſen regen Sinn für Deutſchland, wie es in der Vorzeit erſchien, wie es werden ſollte, er ſchon zehn Jahre vorher aus täglichen Unterhaltungen über die deutſche Geſchichte genau kannte. Der Oberhofmeiſter, Freiherr von Schilden, nach langem Hofleben ſo reiner Seele, wie ehemals zu Göttingen, brachte ihm Erinnerungen von dort in dieſe Umgebung.

Vielleicht war ſie ihm auch dadurch angenehmer, weil er in dem König ſchon ſeinen künftigen König ſah, was die Verſchlingung der Hanſeſtädte durch das napoleoniſche Reich, das Aufhören aller ſeiner Einkünfte, die er als Literator von dem Großherzog von Frankfurt genoß, beſonders wünſchenswerth machte, ohne daß er ſeinen Eintritt in den preußiſchen Staatsdienſt darum eifriger betrieb. Er hatte ſchon, wie Johannes Müller, in ſeinem Leben die Erfahrung gemacht, daß das eigene Streben nach einem äußern Ziel faſt nie ihm gelang. Auch ſtand ihm entgegen, daß er als Oldenburger wie ein geborner franzöſiſcher Unterthan genommen wurde, der ohne Erlaubniß Napoleon's in keinen fremden Staatsdienſt treten durfte. Selbſt als er von Neuem in dem Namen des Großherzogs von Frankfurt als Geſchäftsträger beglaubigt ward, und es unter Mißverſtändniſſen blieb, that die franzöſiſche Geſandtſchaft Einſpruch. Nach Paris zu gehen in den Dienſt des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, wie ihm zugemuthet ward, hatte er keine Neigung. Obenhin hielt er um eine Anſtellung, beſonders eine literariſche, in dem ſogenannten großen Reich an, weil franzöſiſche Behörden ihn dazu veranlaßten. Er wünſchte nur irgend ein Jahrgehalt für die Einbuße ſeiner hanſeatiſchen Beſoldung, um der Geſchichte in Erwartung einer andern Zukunft allein zu leben; doch dieſer Wunſch ward zurückgewieſen, und durch die Anfrage erwiedert: wie er angeſtellt ſeyn wolle?

In dieſer gewiß nicht harmloſen Lage ward Tacitus, der große Tröſter ſeines Geiſtes ſeit langen Jahren, auch ein Troſt für ſein leibliches Daſeyn. Er beſchloß, ſeine Verdeutſchung im Selbſtverlag herauszugeben. Allein er ward ſogleich gewahr, daß ſelten ein Stein auf dem andern bleiben konnte, und begann eigentlich eine ganz neue Verdeutſchung, anfangs, wie vormals, beinahe nur nach einem Abdruck des Urſtyls ringend, weniger beſorgt um die Natur der deutſchen Sprache und die philologiſche Genauigkeit. Bei jedem Theil tritt die Sorgfalt um dieſe beiden mehr hervor, auch in dem fünften noch nicht genug; doch welchen Tadel das Werk in dieſer Hinſicht verdienen mag, urtheile Niemand über daſſelbe ab, der nur ſchöngeiſteriſch, nüchtern grammatiſch, gelehrt philologiſch Sprachen mit einander vergleichen, und nicht faſſen kann, was es heißt, das Urbild eines großen Geiſtes wiedergeben zu wollen.

Reichen Troſt für das leibliche Daſeyn brachte Tacitus indeß nicht, und unter welchen körperlichen Schmerzen kam die neue Verdeutſchung der letzten Theile zu Stande! Ihr Urheber ward von der qualvollſten Gicht auf ein Krankenlager geworfen, welches er zu Berlin ſelten nur und auf kurze Zeit noch verließ. Bei nie erlöſchendem Lebensmuth, trotz aller äußern Drangſale, ward er auch durch den friſchen Sinn ſeiner Frau aufrecht erhalten, welche der Dichtkunſt die einwohnende Kraft abrang. Er ſelbſt begann auf dem Krankenlager die Ausarbeitung ſeines noch immer wenig vorgerückten Werkes über den dreißigjährigen Krieg, und eben ſo eine neue Zeitſchrift, welche als deutſche Blätter erſchien, und geeignet war, in der deutſchen Literatur zu wurzeln, wenn beſſere Zeiten ihren Urſprung begünſtigt hätten. Die zur Herausgabe gehörende Ruhe war leicht zu behaupten, da ſie zur Beſchreibung des dreißigjährigen Krieges gewonnen war, unter den heftigſten Erſchütterungen der Seele.

Denn Woltmann hatte endlich die früher gehegte Hoffnung aufgegeben, daß Deutſchland ſich aus eigener Kraft wider Napoleon, oder vielmehr die Uſurpationen der franzöſiſchen Revolution erheben und obſiegen möge; hoffte dagegen, daß dieſer Kampf für unſere Freiheit nicht vonnöthen, und dieſelbe aus Keimen, welche zum Theil aus Frankreich gekommen waren, ſtiller aufblühen werde, indem die revolutionäre Kraft Bonaparte's und der Franzoſen ſich nach Aſien hinüberſpiele, und dort erſchüttere und vernichte, was ihr eigenthümlicher Beruf war. Es geſchah anders, und gleichſam durch Gottesurtheile ward Deutſchland zu einem Kampf aufgerufen, welcher in Stunden der Begeiſterung eine ſchnelle Erfüllung alles deſſen verſprach, was man je von einer Erhebung der deutſchen Nation gehofft hatte, doch der furchtſameren Betrachtung ein ſiegreiches Ende nur nach vielen Jahren der Zerſtörung und der Greuel zeigte.

Woltmann hatte kurz vorher von dem Großherzog von Frankfurt die Anwartſchaft auf einen einträglichen diplomatiſchen Poſten, auf ſichere Anſtellung im Großherzogthum für jeden Fall, und faſt eine Verdoppelung ſeiner Penſion erhalten. Entſchieden war nach ſeiner Anſicht keineswegs, daß dieſes etwas durchaus Unſicheres ſey. Allein er hätte gern auch das ſicherſte Gut geopfert, um mit denen zu ſeyn, welche ſich für die deutſche Freiheit erhoben. Er wandte ſich an den Freiherrn von Stein, welchen er nur einmal, wenige Tage vor deſſen Aechtung durch Napoleon's Tyrannei, aber ſo geſprochen hatte, daß er zur Deutſchheit und gewaltigen Kraft deſſelben inniges Vertrauen faßte, und erbot ſich zu jeglicher Arbeit für ein neues Deutſchland. In Erwartung der Antwort blieb er zu Berlin, wo das Cabinets-Miniſterium auch nach Erlöſchung ſeiner diplomatiſchen Poſten ihm den Genuß der diplomatiſchen Vorrechte zuſagte. Ehe er die Arbeiten nur beginnen konnte, welche der Freiherr von Stein von ihm gewünſcht hatte, machten die Wendung des Kriegs nach der Schlacht bei Lützen und Selbſterhaltung ihm zur Pflicht, vor den franzöſiſchen Heeren zu fliehen. Er raffte ſich vom Krankenlager auf, und begab ſich unter gichtiſchen Qualen nach Breslau.

Hier arbeitete er ſeine Ideen über eine künftige politiſche Verfaſſung der Deutſchen, in welchen der Gedanke, den er als ein hiſtoriſches Reſultat wohl nie aufgeben wird, obwaltete, daß in den Angelegenheiten Deutſchlands zwei Principe ſind, das vorherrſchende, oder Oeſterreich, das erregende, oder Preußen, und daß dieſes mächtig genug ſeyn müſſe, um jenes innerhalb der Schranken der deutſchen Nationalfreiheit zu halten, nicht mächtig genug, um das conſtitutionelle Vorwalten deſſelben beeinträchtigen zu können. Ob die erſte Ausarbeitung hierüber an den Freiherrn **von Stein** gelangt ſey, weiß er nicht; beendet und abgegeben in ſolcher Abſicht ward ſie, als die anrückenden Franzoſen Breslau bedrohten.

Woltmann floh nach Böhmen, und begann in den erſten Wochen zu Prag einen Abriß der Geſchichte jenes Reichs, ſo wie er ſich überhaupt zur Regel gemacht hat, in keinem Lande zu verweilen, über deſſen Geſchichte er ſich nicht ſofort durch eigene Forſchung genau unterrichte. Seine Krankheit hatte nicht nachgelaſſen, Sorgen für den täglichen Unterhalt nagten an ſeiner Ruhe, und kaum hatte er angefangen, die Grundzüge der böhmiſchen Geſchichte zu entwerfen, ſo ſollte er bei Wiederausbruch des Krieges die öſterreichiſchen Staaten verlaſſen. Friſt verſchaffte ihm ſeine Krankheit, hielt ihn aber auch gefeſſelt, als man nach dem Unglück der Verbündeten vor Dresden ſelbſt für Prag fürchtete. Der Tag bei Culm ward der Vorbote der deutſchen Freiheit.

Seiner Geſundheit wegen mußte er in Böhmen zurückbleiben, durch das Studium von deſſen Geſchichte, und durch

Umarbeitung ſeiner Verdeutſchung des Salluſtius beſchäftigt. Auch bei dieſer waltete der Geſichtspunct vor, ohne welchen keine ächte Ueberſetzung der alten Autoren ſeyn kann; doch ſind philologiſche Genauigkeit und Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache weit mehr berückſichtigt, als auch bei den letzten Theilen des Tacitus.

Das ſchöne, wohlfeile Böhmen mit ſeinen Heilquellen, die väterliche Milde der öſterreichiſchen Regierung, welche ſich ſichtbarlich über die Völker ausbreitet, die großartigen Verhältniſſe, die er im Bau der öſterreichiſchen Monarchie wahrnahm, der große, alterthümliche Charakter Prag's, im Gemiſch von Denkmalen ſlaviſcher und deutſcher Sinnesart, und wie viele andere Dinge ließen ihn vergeſſen, daß er in Böhmen nur weile, um eine Beſtimmung in andern Staaten abzuwarten. Nie war ihm der Gedanke eingekommen, daß er eine Beſtimmung des Lebens für die öſterreichiſche Monarchie finden könne, auch da nicht, als er ſeine Geſchichte Böhmen's in zwei Bänden herausgab, ein Werk, das in Hinſicht auf den Wechſel im hiſtoriſchen Colorit, der bei gleichem Grundtone deſſelben ſo mannigfaltig ſeyn muß, wie der Stoff ſelbſt, ſeine bisherigen hiſtoriſchen Arbeiten übertrifft, durch Ausführlichkeit und längeres Quellenſtudium ſehr gewinnen kann.

Während dieſer Arbeit ſeines erſten Jahres in Böhmen verwandte er, wie im folgenden, viel Zeit auf Kritiken für die jenaiſche allg. Literaturzeitung. Ehemals hatte er ſo im äſthetiſchen als hiſtoriſchen Fach fleißig für dieſelbe gearbeitet, zu jung und zu wenig reif zum Kritiker. Nach langem Genuß der Literatur ohne kritiſche Beſchäftigung begann er, durch die Zeitgeſchichte gereizt und mit der Ueberzeugung, daß Begebenheiten und Angelegenheiten der deutſchen Nation würdiger bei einem wiſſenſchaftlichen Inſtitut, als in unſern politiſchen Zeitungen erwogen würden, mit neuer Luſt das kritiſche Geſchäft.

Noch immer dachte er in den preußiſchen Staatsdienſt einzutreten, und der Fürſt Hardenberg begünſtigte dieſe Abſicht noch, als ſich fügte, daß ſeine Lage im Oeſterreichiſchen nach Anſichten feſtgeſetzt wurde, deren ſelten eine große Regierung Autoren gewürdigt hat. Durch ſie lebt er der Hoffnung, da er jetzt in ein Alter getreten iſt, an deſſen Schwelle Tacitus ſeine hiſtoriſchen Arbeiten begann, einem umfaſſenden Werke, zu welchem die bisherigen nur Vorſtudien geweſen ſind, ſein Leben zu weihen, ohne deshalb Arbeiten der Art, wie ſeine Geſchichte Böhmen's, zu unterlaſſen; denn wie große und die Quellen erſchöpfende hiſtoriſche Compoſitionen unſerer Literatur vonnöthen ſind, ſo bedarf die Geſchichte der meiſten Länder noch ſolcher Darſtellungen, wodurch dieſelben gleichſam Perſönlichkeit erhalten.

Nachtrag

zu

Woltmann's Selbſtbiographie.

Wenige Menſchen, nur ſolche, die mit Schärfe und Beſonnenheit jede Veränderung in ihrem Innern, ihrer Umgebung, erkennen, denen Wahrheit über alles theuer iſt, und keine Schuld die Erinnerung verwirrt oder befleckt, werden in der Fülle zugleich und am Schluß ihres Lebens, daſſelbe mit ſo genauer Darſtellung aller Züge, aus denen ihre Individualität hervorgeht, den Zeitgenoſſen ſchildern, als **Woltmann** gethan hat. Aber eben in dem letzten lag, daß es im Geiſte einer Heiterkeit geſchah, womit er ſeine Erſcheinung andern gegenüber aufzufaſſen liebte, in dem Sinn für Billigkeit und Anſtand, in dem ein edler und feiner Mann über ſich ſelbſt redet; der nichts verhehlt, aber auch nicht das ihn innigſt Bewegende darlegt, mehr über Menſchen und Erſcheinungen, die auf ihn wirkten, als über ſich ſelbſt ſpricht: wo dies ſeyn muß, mit heitrer Ironie, und ſofern Wahrhaftigkeit vergönnt, hinweggleitend über dasjenige, was anſtößig oder kränkend ſeyn dürfte.

Die tiefen Züge ſeines Weſens, von welchen ſeine reiche Freude kam, ſein Schmerz, ja ich kann ſagen, ſein früher Tod, hat er nur angedeutet; nur diejenigen läßt er hervortreten, welche ſofort ein jeder Beobachter an ihm wahrnehmen konnte. Wie ſeine Geſundheit an dem Kummer hinwelkte, daß von allen Idealen, woran er unausſprechlich hing, die er mit unverwüſtlichem Muth und Glauben in die Wirklichkeit eingeführt hoffte, keines wirklich ward; an der Kränkung, wenn aus eigenthümlichen Anſichten ihm Spaltung oder Verkennung bei Menſchen entſtand, denen ſeine Wahrheitsliebe unter jeglicher Befeindung Gerechtigkeit verſtattete, wird man aus ſeiner Selbſtbiographie kaum ahnen. Aus der Heiterkeit und Haltung, welche durchhin walten, entnimmt man vielleicht die Getroſtheit, die ihm von dem Bewußtſeyn kam, nur der Wahrheit ohne Rückſicht mit Stärke, Einfalt, Schwung des Gemüthes, mit ſcharfem, friſchem Blick in allen Erſcheinungen nachzuſpähen. Seine Freude an der regen Kraft ſeines Geiſtes, an der Natur, an ſeine vorwaltende, fördernde Ueberlegenheit, an jedem kleinſten Beweis von Anerkennung und Liebe, ſpricht darin ſelten, und nur aus flüchtigen Zügen.

Die Liebe ſeiner Mutter zu ihm war ſo ausgezeichnet, daß ſie dem Superintendenten zu Oldenburg Veranlaſſung gab, in einer Predigt über das Unrecht, eines ſeiner Kinder dem andern vorzuziehen, dies Uebermaaß öffentlich zu rügen. Bei einem Beſuch mahnte er ſie darauf insbeſondere davon ab. Woltmann ſaß als fünfjähriger Knabe auf einer Bank zu den Füßen ſeiner Mutter, und hörte jene Ermahnung mit an, deren Sinn, und daß ſie ihn betreffe, er wohl faßte. Die lebhafte Frau erwiederte nichts, als daß ſie ihn über das Haar ſtrich, und ſagte: „er iſt ein guter Junge.″ Er erinnerte ſich dieſes Zuges und dieſes Zeugniſſes noch in männlichen Jahren mit der allerkindlichſten Freude.

Der frühe Tod dieſer Mutter, und daß ſein Vater nicht wieder heirathete, wirkten gewiß entſcheidend auf Woltmann's ganzes Weſen; wie in den Schickſalen der Kindheit für alle ſeelenvollere Menſchen beſonders der Knoten geſchürzt liegt, aus welchem das Schickſal ihrer Zukunft ſich entwickelt.

Sein Vater ließ bei Erziehung der Kinder eine freie Geſinnung herrſchen. Perſönlichkeit gegen Perſönlichkeit ſtand Woltmann ſchon als Kind gegen ihn und zu ſeinen Geſchwiſtern. Durch die Kränklichkeit ſeiner frühen Jugend wurde der Mangel an Mutterpflege ihm vorzüglich hart. Es lag nicht in ſeiner Art, dies als ein beſonderes Entbehren durch Vergleichung ſeines Looſes zu dem von andern Kindern zu erkennen, und fromme Liebe, Verehrung, Dankbarkeit für ſeinen Vater, ſchloſſen außerdem eine ſolche

Vergleichung aus; aber als tiefe Melancholie wirkte es überhaupt auf ſein inniges Gefühl, daß er ſeine Mutter verloren habe.

Die körperlichen Leiden betrübten ihn nicht. Er ſuchte ſie ſich beſtens zu erleichtern, und die größte phyſiſche Ruhe verhalf ihm dazu; aber ſie verdammte ihn dabei zur Einſamkeit. Ganze Vormittage auf einem Stein in der Sonne, oder auf einer Kammer des Hauſes, die eine lichte Ausſicht bot; abends in dem Zimmer, wo er, nachdem es ſeine Geſchwiſter geräumt, Niemanden mehr hinderte, ſaß er, ohne ſich zu regen, damit die tiefen Wunden, welche nach jahrelangen Fiebern und übermäßigem Gebrauch der China in ſeinen Körper gefallen waren, nicht durch die wechſelnde Berührung der Kleidung verletzt würden.

Indem faſt nur dieſelben äußeren Eindrücke ihn umgaben, wurde ſein Vermögen, Gehörtes und Geleſenes ſich zu vergegenwärtigen und vielſeitig zu betrachten, aufgefordert und entwickelt. Die Stille vergönnte ihm, auch leiſe und zarte Regungen des Gemüthes zu ſpüren und aufzufaſſen, und zur Freude, die ſeine Natur ſtark forderte, war ihm ſeine ideale Phantaſie geſchenkt. Ihre Geſtalten wurden ſeine Geſellſchaft, ſie geſtaltete ſeine Trauer, ſein Entbehren alle ſeine Gefühle zu Bildern. In Einſamkeit, unter Schmerzen, nahm er die Gelaſſenheit, Schärfe, Vielſeitigkeit der Beobachtung an, die Ruhe des Urtheils, wodurch ihm fürs übrige Leben, eine Erſcheinung eine Erfahrung fruchtbarer wurden, als Andern, mehr oder weniger, oft Maſſen derſelben ſind. Hier gediehen bei ſchwermüthiger Weichheit Selbſtvertrauen und muthige Reſignation, das Unabwendliche der Verhältniſſe ſtreng als ein ſolches zu nehmen, in ſich abzuthun, ohne Umſchauen nach Beihülfe, ohne Wünſche und Grübelei.

Wie ſeine Geſundheit erſtarkte, mit ihr eine mächtige Sinnlichkeit erwachte, ein Hang zu ſchrankenloſem und Schranken niederwerfendem Vordringen, waren ſeine geiſtigen Kräfte auch dem gemäß entwickelt, Genüſſe des Geiſtes ihm zum Bedürfniſſe geworden. Er blieb keuſch aus Geſchmack; jenem Hange trat ein vollkommenes Inneſeyn der Rechte und edlen Empfindungsweiſen Anderer, ſeine urſprüngliche Güte feſtigend, entgegen; er liebte Einſamkeit als beſeelt, beſchauliche, idylliſche Vergnügen vor allen, und Thätigkeit als Genuß. Doch eine Seite der Bildung war vernachläſſigt. Die Erfahrung von Förderniß und Hinderung im Leben, durch die Wirkungen des Vermögens der Menge wider das einzelne, den Tact dafür, hatte er nicht erworben. Mit dem Gefühl innerer Ueberlegenheit trat er in die erſten Verhältniſſe des geſelligen Verkehrs, ohne Ahnung von der Berückſichtigung und Behandlung, die ſie erfordern.

An ſeine älteſte Schweſter, Sophie, hing ſich Woltmann in jenen Knabenjahren vorzüglich. Sie war ihm ähnlich an Geiſt, Gemüth, Empfindung, und die Gefahrtin ſeines Grams über den Tod ihrer Mutter. Unter ſeinen früheren Gedichten fand ſich eine an ſie gerichtete Elegie, die als Denkmal von Ernſt und tiefer Empfindung bei ſo zartem Alter zwar großen Werth für die, die ihn lieben, aber keinen poetiſchen hatte, der ſie zu allgemeiner Mittheilung eignete; weshalb er ſie auch mit andern Jugendſchriften verbrannte. Weniger in Bezug auf ein beſonderes Schickſal, poetiſch reiner, und eben ſo bedeutend für die Stimmung ſeines Sinnes iſt ein kleines Lied an den Tod *) von

---

*) Wir fügen daſſelbe für unſere Leſer hier mit bei:

Im Abendroth
Erſchien der Tod
Mir hold an einer Quelle:
Sein Auge war
So wunderklar
Wie friſche Sternenhelle.

Ein ſüßer Duft
Durchdrang die Luft
Von ſeiner Nähe Säuſeln:
Sein Engelbild
Schwamm roſenmild
Auf leiſem Wellenkräuſeln.

So hold wie hier
Erſcheinen mir
An meinem Sterbebette:
Weh, wenn o Tod,
Dein Abendroth
Sich dann umnachtet hätte.

ihm aus jener Zeit. Sobald die Mutter geſtorben war, übernahm Sophie die Führung des großen Hausweſens. Angeſtrengte Arbeit erſchöpfte ihr Leben. Woltmann verlor ſie früh, während ſeines Aufenthaltes zu Jena. In ihrer Todesnacht verſchwieg ſie ihren Kampf, um die Freude ihrer Mägde nicht zu unterbrechen, welche im Nebenzimmer mit Verwandten vom Lande ſich vergnügten. Ich habe dieſen ſchönen Zug nicht übergehen können.

Der Schickſale und Fürwaltung ſeines älteſten Bruders gedenkt Woltmann in ſeiner Selbſtbiographie. Von beiden Geſchwiſtern wurde er ſehr geliebt; weder die übrigen noch ſonſtige Gefährten ſchloſſen in dieſer frühen Zeit ſich ihm an. Er war körperlich zu ſchwach, geiſtig zu überlegen, um traute Geſellen ſeines Alters zu finden und zu wünſchen.

Bei ſeiner Geneſung nahm er gern Theil an Spielen, beſonders an Wagniſſen der Knaben. Sein phyſiſches Vermögen war nicht ſeiner Kühnheit gewachſen. Er zerbrach bei einem gewagten Sprung den rechten Schenkel, nicht lange darauf den Arm. Jenes geſchah weit von der Stadt im freien Felde. Zwiſchen zwei Mitſchülern angehängt, ſchleppte er ſich zum nächſten Dorfe; von dort auf einem Leiterwagen in die Stadt gefahren, vergaß er die heftigen Schmerzen, als er am Markte, während man ihn vor dem Hauſe des Wundarztes vom Wagen hob, einen Fremden erblickte, und hörte, er ſey Gleim. Das Bild des Dichters blieb ihm aus dieſer Erinnerung gegenwärtig.

Wie ſeine Mitſchüler weiterhin ſich für die Zeitereigniſſe entzündeten, deren Vorſtellung in ihre Spiele hinüberzogen, ſich in Amerikaner und Engländer trennten und Schlachten lieferten, geſellte er ſich mit ungewöhnlicher Lebendigkeit zu dieſen Spielen. Zum Anführer eignete ihn ſein ſchwacher Körper nicht; er gab ſich dem Anführer der Amerikaner bei, und veranlaßte durch einen Plan von Umgehung, den er entwarf, den Engländern auf dem Wall von Oldenburg in einem Haupttreffen die bedeutendſte Niederlage. Außerdem konnten kindiſche Unterhaltungen, wenn ſie nicht Gärtnerei etwa, oder Thiere noch betrafen, den Gehalt ſeiner einſamen Stunden nicht aufwiegen.

Durch einen kleinen Antiquarhandel, den er als Schüler trieb, verſchaffte er ſich die Bücher, zu denen ihm ſein Vater kein Geld zu geben vermochte, und die er als ſeine Schätze hochhielt und liebte. Bald eröffnete die Bibliothek von Halem's ihm noch reichere Genußquellen. Er war ſehr begierig den kaum erſchienenen Ardringhello zu leſen. Halem verweigerte ihm dies Buch zu leihen. Im Fortgehen erblickte Woltmann es auf einem Tiſch nahe bei der Thür der Bibliothek, und nahm es kecklich zu ſich. Schon war er im Vorzimmer, mit immer ſchnelleren Schritten ſeine Beute zu ſichern, als Halem, der jenes geſehen, ihm nachkam, ihm, ohne ein Wort zu ſagen, den Raub abjagte, den er eben ſo ſtillſchweigend fahren ließ. Mit dem herzlichſten und heiterſten Dank gedachte er noch kurz vor dem Ende ſeines Lebens dieſer Fürſorge.

Bei der Fröhlichkeit des Wohlbefindens wurde in ihm auch die Gabe erweckt, alle Kontraſte der zufälligen Geſellungen, der Verwechſelungen, der Anſprüche zum Vermögen im Leben, mit Schärfe aufzufaſſen, mit Heiterkeit ans Licht zu heben; aber es geſchah aus der harmloſeſten Freude am rein Lächerlichen der Erſcheinung, niemals mit hämiſchem Bezug auf Perſönlichkeiten. Hier rührte das Edle und Würdige ihn tief, und wenn er jenes mit heiterer Lebendigkeit vorhob, ſtellte er dies mit verweilender Innigkeit dar.

Man verkannte ihn nichts deſto weniger: ſelbſt ſein Lehrer Kruſe, dem er ſo viel verdankte, hat ihn einſt deswegen unſchuldig geſtraft. Er hatte den Schülern bei einer Geographieſtunde die Länder auf der Karte gezeigt, und verlangte nun die Beſtimmung der Lage von ihnen auf der weißen Kehrſeite. Ein Schüler verſetzte das ungeheure Rußland in die ganz kleine Grafſchaft Jever, und dieſe Verwechſelung war Woltmann ſo lächerlich, daß er nicht vermochte es zu verhehlen, und Kruſe nicht ſein Gemüth dabei zu verſtehen.

Woltmann ſagte oft: „wenn man das Lächerliche auffaſſen kann, ſoll man vorzüglich das Gute mit Begeiſterung empfinden.“ Er bedurfte jener Gabe als Gegengewicht wider den Schmerz Menſchen und Verhältniſſe einander gegenſeitig von Idealen zurücktreiben zu ſehen, der ſein Leben von nun an mit ſteigender Gewalt bedrängte.

2.

Freigebig bis zur Verſchwendung, ſo daß in zwei Wochen ſeines erſten Aufenthaltes zu Göttingen ſeine Wäſche ſelbſt, bis auf weniger als kümmerlichem Bedarf an Landsleuten verſchenkt und verliehen war; dienſtfertig, ohne Hochmuth oder Befliſſenheit, unbeſorgt welchen, nicht einmal daran denkend, ob ſein Weſen irgend einen Eindruck auf Andere bewirke, verfolgte Woltmann hier ſeine Studien noch ohne entſchiedener Richtung, unter keinem beſtimmten Einfluß, und ſchwelgte im Leben und Wiſſenſchaft mit Unſchuld, Ernſt und Kraft. Eine ſchöne und fromme Schmidtstochter war ſeine Liebe. Oefters ging er an ihrem Hauſe vorüber, dann wagte er ſie zu grüßen, endlich ſprach er zweimal mit ihr vor der Hausthür: ſo endete das Abenteuer ohne Verſchlingung, ohne Auflöſung. Seinen Freund Seetzen, an deſſen kindlichem und einfaltsvollem Gemüth er von Herzen hing, begleitete er gern auf naturwiſſenſchaftlichen Wanderungen. Einmal verirrten ſich beide ſo tief in die ſchönen Wildniſſe der heſſiſchen Gebirge, daß ſie ihren Hunger mit Wurzeln ſtillen mußten, die Seetzen gewählt und geſucht.

Bei ſeiner Rückkehr nach der Heimath hatte Woltmann den erſten und einzigen ernſtlichen Streit mit ſeinem Vater. Er wies eine juriſtiſche Anſtellung, die dieſer nebſt dem Herzog von Oldenburg für ihn bezweckten, beſtimmt zurück; leiſtete aber dabei auch Verzicht auf fernere Unterſtützung ſeines Lebens durch den Vater. Unter ſolchen Umſtänden hielt er es beeinträchtigend für deſſen Ehre, wie für ſeine eigene, wenn derſelbe von dem Herzog noch Beihülfe zu den Studien ſeines zweiten Sohnes bitten wollte, und drang darauf, es müſſe unterbleiben. Seine Schweſter Sophie theilte dies Gefühl: beide haben nie beſtimmt erfahren, was der Vater gethan hat. Der gegenſeitigen Liebe, dem wohlwollenden und dankbaren Verhältniß that dieſer Streit keinen Abbruch. In ſpäteren Tagen beurtheilte Woltmann das Vorhaben ſeines Vaters immer milder, ohne ſeine eigene Anſicht als eine jugendliche zu verdammen.

Der Ruf von ſeinen Fähigkeiten hatte ſich durch Mitſchüler, die von dem Gymnaſium zurück in ihre Geburtsörter zogen, in dem kleinen Lande verbreitet. Da man erfuhr, Woltmann ſey von der Univerſität gekommen, und werde juriſtiſche Geſchäfte antreten, meldeten ſich in dem Hauſe ſeines Vaters, wo er wohnte, ſogleich Partheien, ihm Sachwaltungen zu übertragen. Er glaubte, ſie ſuchten ſeinen Vater, der neben ſeinem Amte Geſchäfte eines Sachwalters verſah; ſie beſtanden darauf, nicht jenem, ſondern ihm ihre Angelegenheiten zu vertrauen, und verließen das Haus, wie er ſie nicht übernahm. Es ſchmerzte und beſchämte ihn; ſein Vater ward durch das Zutrauen in ſeinem Sohne nur erfreut.

Das kindliche Gefühl in ſeiner ganzen Einfalt und mit ſolcher Freiheit war lebendig in Woltmann bis zu dem Lebensende ſeines Vaters, und das vertrauliche Du zwiſchen ihnen, als Mann und Greis, hat mich immer tief gerührt. Woltmann erzählte mir, vor der er keine Regung ſeiner Seele verhehlte, als eine ſeiner geheimſten, wie ſehr es ihn in Hamburg erfreut hätte, wieder mit ſeinem Vater in einem Zimmer zu ſchlafen, ihn auszukleiden und in das Bett zu heben, das der von Gicht erſtarrte Greis nicht mehr allein beſteigen konnte. Er ward gern durch die Phantaſie gerührt; aber der baarſte Augenblick der Wirklichkeit verfehlte auch nimmermehr die eigenthümliche Wirkung auf ſein Gemüth.

Die Scharfſinnigkeit und Tiefe der Unterſcheidungen Kant's, die anſpruchsloſe, faſt ſchüchterne Einfalt von deſſen großer Seele, ſeine blühende und enthaltſame Phantaſie, ſein geiſtreicher Witz, ſein unendliches, und doch ſo nüchtern durchſchauendes Gefühl der Würde und Schönheit der menſchlichen Natur mußten ſich wohl der ganzen Seele eines Jünglings, wie Woltmann, bemächtigen, als ſie ihm während ſeines zweiten Aufenthaltes zu Göttingen nahe gerückt wurden. Für ſein Leben konnte er nur durch ſich ſelbſt, durch alle Kräfte ſeiner Natur beſtimmt werden, und ſinnliche Fülle und Theilnahme ketteten von dieſen ihn zum Theil zu unmittelbar an die Erſcheinungen der Wirklichkeit, als daß ein ſtark durch Kant belebter Hang zur Speculation ihn der Hiſtorie hätte entreißen mögen. Eben ſo wenig hatten früherhin ſchöpferiſche Phantaſie und weiches Gefühl, und das Studium von Klopſtock und Oſſian und Homer ihn ausſchließlich zum Dichter geweiht.

Gewiß aber wirkte dies ſämmtlich, daß er ſein erwähltes Studium der Hiſtorie auf die Art behandelte, bei welcher Speculation Phantaſie und Gefühl, Beobachtung der Wirklichkeit, nebſt Anwendung für dieſelbe, thätig ſeyn mußten.

Es lag in ſeiner Seele, ſich Rechenſchaft über dieſe neue Anſicht und Behandlung des hiſtoriſchen Studiums zu geben, und raſtlos trachtete ſein feuriger Geiſt, wie er durchdränge zu dem Höchſten der Geſchichtdarſtellung, prüfte, welche Muſter dieſem nahe wären, und in wiefern? Das Leben hindurch ließ er nicht ab von dieſen Forſchungen, wie von nichts, das er wirklich ergriffen hatte; es war ihm alles durch ein nothwendiges Bedürfniß ſeiner mächtigen Natur gegeben. Als Begleiterinnen, wie als Gegenſtand ſeiner hiſtoriſchen Arbeiten, wird man ſie von der Einleitung in die ältere Menſchengeſchichte, faſt der erſten, bis zur Biographie Spittler's, der letzten derſelben, antreffen. Vielleicht werden einſt die Deutſchen ſeinem Bemühen eine neue Epoche der hiſtoriſchen Literatur danken; obgleich er deſſen Hervorbringungen nicht, wie er wohl dachte, zu einem vollſtändigen Werk über Kritik des Studiums der Hiſtorie ſammeln und ſichten konnte. Vielleicht geſchieht auch hier, daß Nationen als ein allgemeines Gut und Geſetz in Wiſſenſchaft und Leben ausarbeiten und anerkennen, was ſeinen unſcheinbaren Urſprung in der Eigenthümlichkeit eines vorzüglichen Sterblichen gründet. Je weniger die Religion mehr im Zuſammenhang mit dem öffentlichen Leben deſſen Kunde erhält, je fühlbarer muß den Menſchen das Bedürfniß der Hiſtorie werden, und deren Studium ſich heben.

Eine Grundanſicht faßte **Woltmann** bei Beobachtung der Zeiten, ich möchte ſagen, mit dem Herzen auf: es war dieſe, daß die Menſchheit unaufhaltſam, wie unmerklich dem Ziele einer vollendeten Entwickelung ihrer ſämmtlichen Anlagen zu harmoniſchem Ineinanderwirken ihrer ſittlichen, geiſtigen, ſinnlichen Kräfte durch ihre Schickſale als Geſammtheit entgegenſchreite.

Beſtätigung zugleich und Beleg dafür fand er in der Kantiſchen Philoſophie. Den gewöhnlichen Einwürfen dawider trat entgegen, daß er die Völker mit ihrem Vordringen, Rückſchreiten, dem völligen Tode ihrer Nationalität dabei als Individuen betrachtete, die den durch Eigenthümlichkeit erworbenen geiſtigen Gehalt unvertilgbar der Nachwelt vererben. Aus dieſem Geſichtspuncte hat er die Geſchichte Frankreich's, als Beginn der Schilderung einer ſpätern Epoche der Menſchheit, die Schickſale der Aegyptier und Iſraeliten, als Beginn zur älteren Menſchengeſchichte, faſt in einer Zeit dargeſtellt. Intereſſe an den Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution bewog ihn wahrſcheinlich ſchon zu dem erſteren, bevor noch der Plan die Geſchichte ſämmtlicher Völker nach einer ſolchen Anſicht darzuſtellen gereift war, und ſo entzog das Leben mehr und mehr, und endlich ganz ihn dieſem Vorſatz, deſſen Ausführung er ſo geiſtvoll, ſo ſeelenvoll anhub. Seine Kühnheit entwarf mehrentheils zu umfaſſende Plane; nicht dem Vermögen ſeines Geiſtes und ſeiner Anſtrengung, dieſe hätten zu den ungemeinſten Dingen hingereicht, wohl aber ſeiner Ausdauer, bei einem ſo vielfach und nie müßig angeregten Leben. Er wußte es; allein er ſagte: „wenn ich nicht glaube, etwas Außerordentliches zu vollbringen, ſo mag ich gar nichts thun."

Auf Woltmann's Erkenntniß der menſchlichen Perſönlichkeit, die ihn vor allen mächtig anzog, war das Studium der Kantiſchen Philoſophie ebenfalls von entſcheidendem Einfluß, der Art nach, wie er dabei verfuhr, auch darin, daß ſie ſeinen Hang zu Idealen vor aller Schwärmerei behüten half, ſo der, welche unbedingt billigt, als der, welche unbedingt verwirft. Er hielt das Bild, das er erkennen wollte, während aller Zeiten und Schickſale, die es erlebt, ſeiner Anſchauung in jedem Zuge gegenwärtig. Mit Schärfe zergliederte er daſſelbe, bemächtigte ſich des Bewußtſeyns von dem Verhältniß ſeiner der Eigenſchaften und Kräfte, von deren Wechſelbeziehung zum äußeren Leben; nur für Wahrheit unter dem Geſchäft begeiſtert. Dann ſtellte er mit Sicherheit, Fülle, Leichtigkeit und Lebendigkeit nun wieder als Bild ſeine Reſultate dar. Viele neue Aufſchlüſſe hat er ſo in die Hiſtorie gebracht, von denen ich vorzugsweiſe der Anſicht Kaiſer Karl V. auch gedenken will, weil er ihrer erwähnt, wie ſie nirgend anzutreffen iſt, bevor Woltmann ſie in ſeiner Reformationsgeſchichte aufgeſtellt hat. (Th. I. S. 513. Th. III. S. 30.)

Allein es ſpricht nichts deſto weniger ein perſönlich beſeeltes Auffaſſen auch aus ſeinen Charakterſchilderungen. Er zeichnet mit Vorliebe Geſtalten, in denen Beſonnenheit mit Kühnheit, Kraft mit Klugheit, Unbefangenheit, Güte und Treue verbunden ſind. Es hat mir oft geſchienen, als ſtatte mit den letzteren Eigenſchaften ſein eigenes Gemüth ihre Anfaſſung aus; beſonders bei der Darſtellung des Kurfürſten Moritz von Sachſen, deſſen herrliche Eigenſchaften er offenbar gern von dem Vorwurfe der Härte reinigen will; vielleicht auch bei Görtz und Trautmannsdorf's, war jenes der Fall gewiß bei ſeiner Auffaſſung der Individualität Bonaparte's.

3.

Alle lebendige Geiſter, vorzüglich jugendliche, fanden ſich beim Anfang der franzöſiſchen Revolution von hoffnungsvoller Schwärmerei ergriffen; und gab es nicht Geſtalten, Momente, Antriebe in dieſer Begebenheit, welche den Glauben rechtfertigten, daß die Zeit heranrücke, wo die Tugend wiederum Gewicht in öffentlichen Angelegenheiten erhielte. Woltmann, von keinem Vorurtheil der Geburt oder Erziehung, ſey es auch ein anſtändiges, umſtrickt, der die Welt nicht einmal aus Kindheits-Erfahrungen kannte, deſſen idealiſches Hoffen, die unſchuldige Sitte ſeines väterlichen Hauſes, der frühe Umgang von Männern, wie Stollberg, Halem, das Studium des Alterthums genährt hatten, ein eigenes Gemüth, ein Verſtand voll Kraft zu jeder Anſtrengung für daſſelbe beſtätigten: wie ſollte er einer ſolchen Schwärmerei entſtehen? Und war es Schwärmerei, wenn er glaubte, „nachdem die Kantiſche Philoſophie ein helleres Licht, wie bisher, auf die menſchliche Beſtimmung geworfen, bringe nun auch der politiſche Geiſt Verfaſſungen hervor, welche nicht mehr das Gepräge individueller Nationen, ſondern den Charakter der Vernunft trügen?“ Schwärmte er nicht nur darin, daß er nicht erwog, was er freilich ſchon damals von der Geſchichte hätte wiſſen ſollen, daß unſer Geſchlecht durch ſcheinbare Rieſenanſtrengungen nur einen Strohhalm breit vorrückt? Hatte er Unrecht, wenn er von der franzöſiſchen Revolution ſang:

„Es fährt ein neuer Geiſt daher,
Und alle Veſten wanken,
Beim Hauche der Gedanken,
Er wird durch Sturm und Zeiten,
Zum höh'ren Ziele leiten.
Auch dieſer neue Geiſt vergeht,
Wenn einſt mit jüngern Flügeln
Von unſren Todeshügeln
Ein beß'rer Geiſt zum Himmel weht,
Gehorſam ihrem Meiſter,
Erſteh'n der Zeiten Geiſter!“

Von unbedingtem Enthuſiasmus für die Revolution in ihren Begebenheiten war er weit entfernt: ja, ihre Gewaltthätigkeiten empörten ſein ſittliches Gefühl ſtärker, als die Geſinnung ihrer Widerſacher ſeine Freiheitsliebe bedrängte. Er war den Girondiſten ſehr geneigt, und begleitete ihre Fortſchritte mit Innigkeit, immer bedauernd, und für ſie fürchtend, weil Geiſt und Geſchmack in ihnen dem Urtheil und der Zweckdienlichkeit vorangingen. „Die Roland," ſagte er oft, „hat ihnen unendlichen Schaden gethan. Sie ſtieß Danton zurück, als einen Mann von rohen Sitten, deſſen genialiſcher Inſtinkt ihn zu der Gironde hinzog, welche er allein hätte retten können, wie er ſie durch ſeine Verbindung mit Robespierre ſtürzte." Garrat, außer Verbindung mit irgend einer Parthei, wenig geachtet von blinden Anhängern der Revolution wie von ihren Feinden, einer von jenen Charakteren, die allein für Anſichten und Zwecke ſtehen, die ſie auch nur durch ſich ſelbſt empfangen haben, gehörte zu denen, für die Woltmann eine urſprüngliche Vorliebe hegte. Mit Schmerz erfüllte ihn der vorhergeſehene Sturz der Gironde, mit Abſcheu Robespierre's ſcheusliches Wüthen, mit Eckel die folgenden Umwälzungen, ihre Verwaltungen, unter deren Ohnmacht im erſchöpften Innern die Stille der Erſchlaffung herrſchte, und die das Princip der Revolution, woran er hing, nicht vertheidigen konnten; ſie ſchienen nach einander aufzukommen, wie um darzuthun, daß dies von einer zuſammengeſetzten Gewalt nicht mehr zu hoffen ſtünde.

Er hatte vielfach in der Geſchichte wahrgenommen, wie die Vorſehung eine Angelegenheit der Menſchheit, welche die Menge nicht emportragen kann, einem Einzelnen anvertraut, mit freudiger Erhebung der Seele. Bonaparte nur konnte dieſer Einzelne ſeyn, den Umſtänden nach und ſeiner Perſönlichkeit. Sein Benehmen während dem Drange der Gefechte, die Art, wie er die Eigenthümlichkeit ſeiner Armeen auffaßte, liebte, zu benutzen verſtand, ſeine Haltung dem Directorium gegenüber, ſeine Abſicht auf Griechenland, ſeine Aeußerungen über Freiheit und Alterthum, machten, daß Woltmann ſeine Hoffnung von der Revolution auf Bonaparte übertrug. Er vertraute auf jene letzteren; weder Erfahrung noch Gemüth waren ihm Anlaß, dem Ausdruck edler und ſchwungreicher Geſinnungen nicht zu trauen. „Wo ſo viel Genie iſt, da iſt auch ein gutes Herz!“ Dieſer ſein Ausſpruch und Glaube, wäre er ein Irrthum, machte als ſolcher der Welt mehr Schande, als der Bruſt, die ihn erzeugte, und der er eine Zeit hindurch ihre höchſte Freude gewährte, an einem großen Sterblichen.

Im Sommer des Jahres 1797 befand ſich Woltmann zu Göttingen, als kurz vor der entſcheidenden Einnahme von Mantua ein Gerücht kam: Bonaparte's Armee ſey geſchlagen und vernichtet, jener ſelbſt geblieben. Mit ungeheurem Schmerz erſchütterte ihn dieſe Nachricht. Aufgeſtürmt von dem Gedanken, es ſey um eine hervorragende Perſönlichkeit, um ein begeiſtertes Heer, um die Wahrſcheinlichkeit einer heilſamen Wendung der franzöſiſchen

Revolution geſchehen, eilte er hinaus in die Felder; ſeine heftigſten Schmerzen trug er allemal zur Natur. In dieſer und in der Art von jenen lag deren Beſchwichtigung. Wer leidet, weil ein Ideal ihm in der Wirklichkeit zu Grunde geht, oder droht, zu Grunde zu gehen, kann ſchrecklich leiden, aber nicht den Troſt verlieren, der in ſolchem Leiden ſelber liegt.

Als er gefaßt zurückkehrte, begegnete er Heyne, welcher ihm tief betrübt die entgegengeſetzte Siegesbotſchaft mittheilte. Wie zuvor ſeinen Schmerz, faßte er nun ſeine Freude in ſich ſelbſt, verſchloß ſich auf ſein Zimmer, und feierte bei einer Flaſche Steinwein ſtill für ſich dieſen Sieg mit erneuten Hoffnungen einer herrlichern Zukunft. Er ahnete nicht, wie er einſt der damals beſiegten Macht, aus eben dem Gemüth, das jene Niederlage glaubte, wünſchen zu müſſen, mit der treueſten Anhänglichkeit dienen würde, weil ſie in ihrem Umkreis das durch die Zeit der Menſchheit als heilſam Bewährte hegt, und mit getreuer und mächtiger Vertheidigung beſchirmt.

4.

Woltmann hatte die Geſchichte der Deutſchen in der ſächſiſchen Periode vollendet, die Geſchichte Frankreichs, die ältere und neue Menſchengeſchichte; die Freundſchaft und Theilgenoſſenſchaft Göthe's, Schiller's, Bürger's, Spittler's, der Hufeland und Fichte's mehrte ſeinem jugendlich heitern Leben die Gediegenheit; ein großer

Zulauf belebte ſeine öffentlichen Vorleſungen über die Hiſtorie; in Recenſionen, die Aufſehen erregten, legte er ſeine Anſichten und Empfindungsweiſen mit rückſichtsloſer Kühnheit dar; aber dabei bewirkten ſeine beibehaltene Gewohnheit der Abſonderung, ſeine Gewalt über momentane Regungen eines Gemüthes, das doch von Vorſtellungen wie von Eindrücken ſo tief ergriffen ward, die Schärfe und Gemeſſenheit ſeiner Auffaſſung zu kindlicher Argloſigkeit; und Ueberlegenheit des Selbſtvertrauens neben faſt Unbehülflichkeit ſeiner Haltung, daß beim geſelligen Verkehr er den Menſchen größtentheils eine unerklärliche Erſcheinung blieb.

Als er ſich im Jahre 1797 zu Hannover befand, lebte er in dieſer fremden Stadt, mehr für ſich im Gaſthofe, ſeinen Ideen und Bemerkungen, als ihre Geſellſchaften ſuchend. Der ſcharfſinnige Arzt Stieglitz, dem er empfohlen war, und der ihm ſehr zuſagte, ohne daß er ſich darum beſonders an ihn geſchloſſen hätte, urtheilte über ihn: „er wünſchte ihn lebhafter, feſter; recht herzlich ſich freuen, recht warmen Antheil und Intereſſe nehmen, könne er nicht; aber er ſey ein herrlicher Mann, der zu Allem Fähigkeit habe.“ Vorwürfe, die man vielleicht kaum je wider denſelben Mann zuſammengefaßt hat, am wenigſten mit dieſem Lobe; allein jener ließ das Problem auf ſich beruhen, wie Menſchen beim Urtheil über Menſchen ſo oft pflegen.

Es ſollen ſich die baaren Regungen unſeres ſinnlichen Gemüthes zu Anſchauungen des Geiſtes verklären; und wo dies ſo unmittelbar, ſo geläufig geſchieht, daß keine ſtürmiſche Wallung mehr hervorbrechen darf: da wollen wir lieber an vollſtändige Menſchlichkeit zweifeln, als deren erhöhte Würde annehmen, wenn uns nicht etwa der Dahingelangte ſelbſt über ſein Weſen Aufſchlüſſe giebt, wozu **Woltmann** nicht leicht geneigt war.

Nur gegen bewährte Freunde mochte er ſein Inneres offenbaren; vielleicht haben es ganz nur ſein Freund **Wardenburg** gekannt und ich. „Ich kann mit der innerſten Wahrheit ſagen,“ ſchrieb er mir einſt, „daß ich ſterbe mit Dir. Wer ſoll mich noch verſtehen, wenn Du nicht mehr biſt? Bei mir iſt nichts Wort, oder Anklang einer momentanen Stimmung; darum halte ich das ganze Leben feſt, wie ich es gehabt habe, und im Grunde giebt es bei mir keine verſunkene Zeit. Ich will mich auch über nichts täuſchen, das einmal in mir war.“ Iſt es möglich, bei ſolcher Geſinnung, bei durchgängiger Liebe zur Wahrhaftighaftigkeit, über momentane Eindrücke, oder einzelne Verhältniſſe des Weſens zu reden?

Jene Liebe zur Wahrhaftigkeit war der beſeelende Zug von **Woltmann's** Gemüth und Geiſte. „Selbſt indem man fühlt,“ ſchreibt er aus ſeinem innerſten Herzen, „daß der Tod auf das helle Erkennen ſtünde, es nicht ſcheuen, das iſt ſo unausſprechlich ſchön. In der Klarheit untergehen, iſt ein beneidenswerther Tod. Nie habe ich begreifen können, warum man Tod und Grab nächtig gebildet hat?

Der Tod iſt ja nur eine Handlung des Menſchen, um zur höchſten Erkenntniß zu gelangen. Da dieſe Geſinnung zu ſeiner Argloſigkeit kam, fiel ihm freilich nicht ein, zu vermuthen, daß Jemand durch Wahrheit beleidigt werden könne, oder ſelbſt ungern beſchädigt, der er in ſeinen öffentlichen Urtheilen nachhing: und wäre es ihm eingefallen, er hätte es mit trotziger Kühnheit verachtet, und nicht genug geſcheut, und nicht genug bedacht für ſeinen Frieden, daß ſein weiches Gefühl vom Streit peinlich verletzt würde, noch peinlicher vom Unrecht.

Als ein namenloſer Jüngling hatte er vor wenigen Jahren entgegen den Willen ſeines geliebten Vaters und ſeines Fürſten eine vortheilhafte Anſtellung im Vaterlande von ſich gewieſen, zur Genugthuung ſeiner eigenthümlichen Richtung auf alle Unterſtützung ſeines Vaters Verzicht gethan, im Vertrauen auf ſich ſelbſt. Jener hatte er nicht bedurft, dieſer letzteren eine über alle Erwartung entſprechende Lage errungen: ſeine bisherigen Erfahrungen beſtätigten ihm den Glauben, daß eine getreue und kraftvolle Perſönlichkeit über die Umſtände Alles vermöge. Die Zeit veränderte ihn dahin, daß die Umſtände zuletzt immer mit einer ſolchen ſind, ihr weſentliches Wollen zu vollenden.

So folgte Woltmann auch ferner ſeiner Richtung, die ihn abhielt, ſich irgend eine Parthei zu bilden, einer zu geſellen. Er ſagte oft, wie der Partheigeiſt nur unlautere Wirkungen hervorbringe, und ſelbſt den Zwecken bald nicht die urſprüngliche Reinheit geſtatte.

Wie er die Welt ſcharf durchblickte, ohne daß Begeiſterung in ihm erloſchen war, neue geiſtvolle Anſichten in einer bilderreichen Sprache vortrug, mit glücklichem Organ der Rede, lockte er die Jugend, ihre Ziele durch ihn beſtimmt zu ſehen, und ſtieß zugleich bei mehrerer Annäherung ſie größtentheils zurück. Einerſeits that ihrem Triebe aus einzelnen vorherrſchenden Eigenſchaften oder Affecten ein Bild zu entlehnen, ſeine Perſönlichkeit kein Genüge; dann mochte er jenem Verlangen nur willfahren, wo geiſtiger Gehalt verhieß, auf eröffneten Pfaden eigene Ausbeute davon zu tragen, oder wo ein ſchönes, einfaltvolles Herz ſeine Liebe gewann. Kein Anſehen, kein Reichthum, ſelbſt keine Bewunderung ſeiner erſetzten jene Gaben der Natur; flache Geiſter voll Hang zur Manier, ſcharfe ohne Ernſt und Fülle des Gemüthes, dumpfe ohne Elaſticität der Seele waren ihm unter allen Bedingungen widerwärtig, und ſein Benehmen verſteckte dies nicht. Auch den öffentlichen Beifall der Jugend, den er nicht billigte, in ſofern ein Urtheil darin lag, nahm er froſtig auf und obenhin: ſo kam es, daß er unter vielen Zuhörern nur ſeltene Anhänger gewann.

Aehnlichermaaßen verhielt er ſich zur Literatur. Das kritiſche Verfahren der eben in jener Zeit zuſammengetretenen neuen Schule war mit ſeiner Behandlungsweiſe der

Hiſtorie wie mit ſeinem eigenen, aus einem Urſprung verwandt. Er geſellte ſich ihr nicht bei, und ihn verdroß die Spiegelfechterei, womit es dem Partheiweſen zu Liebe ihrerſeits oft mißbraucht wurde, um Werke ohne Werth oder über ihren Werth aus deren Idee als vortrefflich, und gleichſam durch ein literariſches Ordenscapital zu illuſtriren. Er widerſetzte ſich lebhaft, ſobald durch ein ſolches Beiſpiel Factionsgeiſt und Verwirrung in dem Maaßſtab für Würdigung des Vorzüglichen in der Literatur aufkamen.

Er hat, — ich ſage und berühre dies nicht, um Jemand anzuklagen, wovon meine Seele und mein Zweck zu fern ſind, zu ſeinem Bilde gehört es, — viel wohlverdienten Ruhm deshalb im Leben eingebüßt, und ſeinen Namen oft nicht erblickt, wo dieſer nicht hätte fehlen ſollen. Es ſchmerzte ihn als Ungerechtigkeit, mehr ſchöne Befriedigung noch entbehrte dadurch ſein freudiges Herz, dem aus der Liebe, die alles Treffliche ſeinen Urhebern bei ihm gewann, eine wohlthuende Vorausſetzung bei fremder Anerkennung ſeiner Verdienſte entſprang; aber Stolz und Vertrauen auf die Wahrheit hielten **Woltmann** unbedingt zurück, dieſem Nachtheil zu begegnen; und es fehlte nicht an Zeugniſſen, daß er weit gegründeten ſtillen Ruhm und Einfluß der Meinung beſäße.

Perſönlicher Widerſacher war er nie, wo er Widerſacher von Meinungen oder Richtung war. „Ihr Daſeyn iſt ein Element der Freude,“ ſagte ein geiſtvoller Freund, der innig mit ihm gelebt; es gab kein wahreres Wort; und was vermag Feindſeligkeit in dieſem Element? Naturen ſelbſt, in deren Gegenwart er durch moraliſche Antipathien bis zum phyſiſchen Krankſeyn litt, vergaß er gern, wenn er ſie nicht mehr ſah, und keinem Feinde hat er je geſchadet.

5.

Den mehr engen Kreis, welchen die Verhältniſſe des Profeſſors auf einer Univerſität beſchreiben, durchmaß ſchnell ſein feuriger Geiſt, und eben jener Trieb, der ihn einſt für das Studium der Hiſtorie beſtimmte, bewog ihn, das politiſche und höhere Geſchäftsleben, welches einen vorzüglichen Theil von jenem ausmacht, durch unmittelbare Anſchauung kennen zu lernen. Eingenommen von dieſem Verlangen und aus natürlicher Arg- und Sorgloſigkeit in Hinſicht auf ſeine äußeren Lagen, förderte er ſelbſt ſeine Anſtellung als Profeſſor in Göttingen nicht ſehr eifrig, und ließ denen ziemlich freies Spiel, die ihm dabei behülflich ſeyn wollten oder Eintrag thun, wiewohl er beide kannte. Er hegte mit Feuer nur den Wunſch, die Welt zu ſehen, und keinen bewegenden Gedanken, als daß man nichts eigenthümlich kenne, denn durch unmittelbare Erfahrung, und nichts dem Hiſtoriker ſo weſentlich als dieſe ſey.

Er wandte ſich zuerſt nach Berlin, entſchieden durch die Nähe dieſer Hauptſtadt, ſeine Verbindung daſelbſt mit dem Buchhändler Unger, und nebſt Jugendeindrücken aus Erzählungen ſeines Vaters, trug auch wohl Müller's Anſicht von dem preußiſchen Staatsweſen und Friedrich dem Großen dazu bei. Woltmann war mit jenem in Verbindung gekommen und hoffte, auf ſeine Freundſchaft ein Glück des Lebens zu gründen. Er las ſeine Briefe mit den Worten: „einen ſolchen Mann habe ich alſo zum Freunde und zum Mitgenoſſen meiner Wiſſenſchaft.“ Den Stunden, welche ihm die Liebe zu ſeinem glücklichſten machte, erhöhte er Reichthum und Werth gern durch Genuß der ſchönſten Stellen aus Müller's Werken und aus Tacitus.

Perſönlicher Ehrgeiz trieb ihn nicht, die erweiterte Sphäre zu ſuchen; von Wiſſenſchaft, Lebensmuth und Lebensfreude waren ſeine Tage zu erfüllt, ſein Antheil umfaßte mit zu idealiſchem Schwunge das Ganze des Staatenlebens, als daß ein Verlangen, beengt auf ſeine Perſönlichkeit, hätte Gewalt über ihn gewinnen können. Er ſpielte als Knabe mit Vorſtellungen des Ehrgeizes; er hegte ihn als Mann, ſo wie er gleichſam die Atmoſphäre iſt für Menſchen, die mit außerordentlichen Kräften nach ungemeinen Zielen ringen, nicht mehr mit Verfolgung beſtimmter Ausſichten. Ihm lag in jedem Augenblick an Erkennen und Schaffen, an beſchaulichen, unſchuldigen Genuß. Berlin ſollte die erſte Hauptſtadt ſeyn, die er kennen wollte, er trachtete weiter nach Wien, und die Ausſicht in noch weitere Ferne der Zukunft, daß die hannöveriſche Regierung ihn auf ihre Koſten reiſen laſſen dürfte, hielt ihn feſt bei dem Wunſche der Profeſſur in Göttingen.

In dieſer Stadt lebte er nach ſeinem erſten Aufenthalt in Berlin, um die Geſchichte Englands zu vollenden, und dann von dort durch Belgien an den Rhein weiter nach Oeſterreich zu reiſen. Die Krankheit Wardenburg's durchkreuzte ſeinen Plan. Woltmann opferte die Zeit, welche der Ausarbeitung ſeines Werkes gewidmet war, und das Kapital zur Reiſe der Pflege und Erhaltung des kranken Freundes. Er übergeht leichthin dieſen Zug in ſeiner Selbſtbiographie, er überging ihn ebenſo in ſeinen Gedanken, ich erfuhr ihn beiläufig in einem Geſpräche über die Gründe, welche die Vollendung der engliſchen Geſchichte gehindert. Er mochte nicht mit ſich rechnen: „das iſt ſo herrlich in der Menſchheit,“ ſagte er, freilich bei einer ganz andern Veranlaſſung, „daß auch das Höchſte eigentlich unbedeutend, und auch das Geringſte ſo bedeutend iſt. Was man gewirkt hat, man hat nur ſein Daſeyn erfüllt, nur geathmet.“ Dieſe Worte ſprachen ſein ganzes Weſen aus.

Seine erſten diplomatiſchen Verbindungen nach ſeiner Rückkehr in Berlin veranlaßte der Zufall und Freunde, die lebhaft fühlten, wie ſehr geeignet Woltmann für die diplomatiſche Laufbahn war; eben ſo geſchah es bei dem folgenden; aber er liebte das diplomatiſche Geſchäft in Kurzem. Aus eigenthümlichem Antrieb unternahm er das Journal Geſchichte und Politik. Seine Idee war, hier für Erſcheinungen des Tags und der Vergangenheit, den Geſichtspunct aufzuſtellen, aus welchem die Hiſtorie ſie betrachten wird. Die höchſte Unpartheilichkeit und Freiheit im Urtheil hing damit nothwendig zuſammen.

Eine ſolche Idee, ausgeführt mit ſo viel Geiſt und Feuer, verfehlte nicht ihre Wirkung, wo ein beſonderes Intereſſe dabei nicht beeinträchtigt ward, oder gar begünſtigt. Die unmittelbar auf Erſcheinung des Journals erfolgenden Annäherungen mehrerer Miniſter gehörten dazu, und nutzten ihm, Männer von Einfluß und geheimere Triebfedern des Staatsweſens kennen zu lernen. Für ſeine Lage konnte er keinen Vortheil daraus ziehen; denn ſie blieben ſeinen Ideen fern; den Nachtheil, welcher für jene aus ſeinem Journal entſprang, konnte er gleichfalls nicht von ſich weiſen.

Daß Bonaparte die franzöſiſche Revolution als eine Begebenheit nähme, wodurch er gehoben war, die er benutzte, ſich weiter zu erhöhen, mit ſich ſelbſt die Macht Frankreichs und eine neue Dynaſtie, daß er kein Gemüth habe für ihre allgemein menſchliche Wichtigkeit: ſo beſchränkte Antriebe zu ſo planmäßigen, ſchwungvollen, kraftvollen Thaten und Aeußerungen waren Woltmann's Seele undenkbar.

Er wandte die Erfahrung, welche er ſeinen neuen Verhältniſſen abgewann, daß in ihrem Kreiſe die Vollendung der Endzwecke nicht mehr in der Urheber Gewalt ſey, viel davon verdeckt bleiben müſſe, das meiſte nur dem Weſen nach und theilweiſe erreichbar wäre, auf die Stellung Bonaparte's an; und vertheidigte in Gemäßheit des Aufſchluſſes, welchen ſie darüber gab, in mehreren politiſchen Aufſätzen die Annahme der Kaiſerwürde, deſſen Verfahren gegen Moreau und Pichegrü, die Wiedereinſetzung des Geburtsadels, mit denſelben Gründen öffentlich als wider die Unbefriedigung ſeines eigenen Gefühls bei ſich ſelbſt; voll Liebe für Würde der Perſönlichkeit, voll Eifer wider Verblendung durch das Gemüth.

Will man ihm deswegen einen Vorwurf machen, ſo wird es doch nur der ſeyn können, daß er Menſchen und Dinge aus der Ferne zu idealiſch nahm; und dieſer iſt gegründet. Es geſchah ihm ebenfalls im Anfang bei perſönlicher Bekanntſchaft: näher gerückt, länger betrachtet, durchſchaute er beide mit zermalmender Schärfe, und ſchätzte ſie nach wirklichem Weſen und Werth; immer mit Schmerz ſeine Meinung herabſtimmen zu müſſen. Aber dann traten ſeine Güte und Billigkeit ein, und kein hartes Urtheil, keine ſchonungsloſe Behandlung hat deshalb von ihm eine Seele gekränkt. Im Ganzen fand er den Glauben gerechtfertigt, daß das Beſſere im Menſchen das Nothwendige ſey; auch hielt die Idee, welche er in der Geſchichte zum Grund legte, bei Beobachtung der Zeiten ſein Herz fortwährend erhoben und wohlwollend.

Indeſſen trat ſein Urtheil über Bonaparte immer häufigeren, bald faſt allen Stimmen entgegen, in Berlin, wo er lebte, in den Hanſeſtädten, deren Beamter er war. Noch wäre die Spaltung, welche hieraus entſtand, unbedeutend geblieben, hätte er nicht dabei ſeinem Hange zur Einſamkeit zu ſehr nachgehangen. **Spittler** ſchrieb ihm: „Sie müſſen Ihre Angelegenheiten perſönlich treiben, man widerſteht nicht leicht Ihrer Perſönlichkeit, Ihr Hang, die Dinge ſchriftlich abzuthun, iſt Ihnen jederzeit nachtheilig.“ Er ſelbſt empfand etwas Aehnliches: „Ich bin mächtig bei den Menſchen,“ ſagte er, „dadurch, daß ich in jedem Weſen ſeinen Mittelpunct erkenne, und mich darin feſtſetzen kann, wenn ich will.“ Er verband mit dieſer geiſtigen Kraft eine ſolche Pietät, daß er nur wohlthätig durch ſie gewirkt hat; aber er verband auch damit das ſo tiefe Bedürfniß eines innigen und gehaltvollen Umgangs, daß er ſie nicht nach ihrem Umfang und Erforderniß ſeiner Lagen benutzte.

Woltmann imponirte nicht durch gewandtes und glänzendes Auftreten; aber durch ein edles in ſich ſelbſt unwandelbar begründetes. Er hörte mit Geduld, er widerlegte mit Gelaſſenheit, er billigte mit Umfaſſung; jeden Einwurf raſch in ſeine Ideenfolge ordnend, durch nichts davon zerſtreut, auch nicht darin verſunken, entwickelte er ſie mit warmer Beredtſamkeit, brach ſie mit Anmuth ab. Er gewann durch Heiterkeit, Aufmerkſamkeiten, Höflichkeit, die aus ſeinem Weſen quollen: ſein Witz leuchtete und traf wie ein Blitz der Erkenntniß; aber für die Geſellſchaft in Berlin waren dieſe Gaben größtentheils verloren, und deren Wirkung für ihn, weil ſie ihn gar nicht anzog, und Oede und Anmuth einer aufgegebenen Leidenſchaft qualvoll aufregte. Er befriedigte das Bedürfniß der Geſelligkeit in dieſer Stadt zu jener Zeit lieber an öffentlichen Verſammlungsorten, wo rohe Kraft Weltanſichten, Charaktere aller Art ſich unverhohlen äußerten, durch manchen Zug unerkannter beſſerer Natur ſein Gemüth befriedigten oder Verſtand und Beobachtung vergnügten. Der Geſellſchaft blieb er unbekannt, ſeine politiſchen Anſichten machten ihn ihr deswegen oft verdächtig und verhaßt.

Seit dem Augenblick unſerer Verbindung ließ er jenen Nothbehelf mit Freuden fahren und ſuchte in ſeiner Häuslichkeit nur ein tägliches und geſellſchaftliches Leben zu ſtiften, das allen ſeinen Neigungen entſpräche. In die Erinnerung glücklicher Tage der Jugend bei Friedrich Leopold Stollberg und deſſen Agnes verwebte ſich das Bild eines edlen, ſinnvollen und wohlſtändigen Hausweſens; die Mittel, es in ſeinem eigenen hervorzurufen, verhieß ſeine errungene bürgerliche Lage. Was durch Höflichkeit im vertrauteſten Umgang, durch täglichen Brauch, Geiſt, Liberalität, Geſchmack und Wohlwollen dafür zu thun war, das quoll reich aus der Fülle ſeiner herrlichen Natur: eine ländliche Umgebung ergänzte jenes Bild und vervielfältigte deſſen Freuden.

Man muß Woltmann in ſeiner Häuslichkeit und Gaſtfreundſchaft gekannt haben, um ihn zu beurtheilen.

Freundlich, einmal wie das andere, legte er das geiſtvollſte Buch bei Seite, brach die dringendſte Arbeit ab, das intereſſanteſte Geſpräch, um Fremde ohne Unterſchied mit der ſelbſtvergeſſenſten Heiterkeit aufzunehmen. Außer den Männern, deren er in ſeiner Biographie Erwähnung thut, ſammelte hier ein Kreis von Verwandten und Gaſtfreunden ſich zu ihm, der ſich in einer lichten, wohlgeordneten Umgebung behaglich fand, oft heilſam beſtimmt durch Woltmann bei Entſchlüſſen fürs Leben, allezeit im geiſtigen Daſeyn belebt; denn ſeine Gefühle, ſeine Bemerkungen über die mannigfaltigſten Gegenſtände wußte dieſer der eigenthümlichen Art, dem Faſſungsvermögen eines Jeglichen auf eine Weiſe anzueignen, daß er ihm zugleich die Seele aneignete, worin er ſie empfunden und erzeugt.

Aber liebenswürdiger noch, das erhebende Bild eines unſchuldigen Mannes war er, auf ſeinen einſamen Gängen beobachtet, wie er ſich an die blühenden Fruchtbaumreihen, der Roſenpracht, der Sterne über dem dunkeln Waldſaum ſeines Gartens, dem Treiben der Vögel und ſeiner Hausthiere ſtill für ſich erfreute, ſtill für jedes ſorgte, und allem eine eigenthümliche Seele abgewann. Er verfolgte gern das Weſen der Thiere mit ſeiner Beobachtung, und beklagte oft, wie wenig ſie von den Menſchen verſtanden würden, und ſpielte mit dem Gedanken, eine Pſychologie derſelben zu ſchreiben, wenn ländlicher Beſitz ohne Sorgen und Geſchäfte, der Lebenswunſch, die Lebenshoffnung, denn Hoffnung war jeglicher Wunſch ſeinem Muthe und Vertrauen, die ihn bis ins Grab begleitet haben, ihm einſt im Alter werden ſollten.

6.

Nur zu kurz dauerten jene glücklichen Tage.

Das Ideal einer verfeinerten Patriarchalität, welches wir beide gern in unſerer Häuslichkeit verwirklichen wollten, ward nie ganz erreicht; unter den Löhnlingen einer großen Stadt fanden ſich keine Diener, die Sinn für ihre damit verknüpfte Behandlung oder ſonſt entſprechende Eigenſchaften beſeſſen hätten, zumal da Arbeit und Geſellſchaft uns beide ziemlich fern von der Aufſicht über das Hausweſen hielten.

Die Bewegung der Gemüther, welche dem Kriege Preußens wider Frankreich im Jahr 1806 voraufging, vermehrte den Zwieſpalt zwiſchen den politiſchen Anſichten **Woltmann's** und der Geſellſchaft zu Berlin, und brachte ihn oft unvermeidlich in Anregung. Das Journal war geſchloſſen; **Woltmann** drängte ſich nicht, ſeine Urtheile vorzutragen, denn er vermied gern Streit; aber es war auch nichts in ihm, weshalb, veranlaßt es zu thun, er ſie verläugnen wollte.

Als die franzöſiſchen Heere Berlin beſetzt hatten, gewährte die Beobachtung dieſer Nationalarmeen und ihre Führer ihm ein hiſtoriſches Intereſſe, das ſeine Mitbürger ihm ebenfalls verargten und mißdeuteten, ohne zu erwägen, daß er kein Preuße war, und wie wenig in ſeiner Art läge, hervorzuheben, er habe dieſen Ausgang des Kriegs geweiſſagt.

Die Veränderung in den politiſchen Verhältniſſen, welche daraus folgte, raubte **Woltmann** Einkünfte, die ſo eben zu einem Bau verwendet wurden, der zur Verſchönerung unſers ländlichen Aufenthaltes dienen ſollte. Er war zu weit vorgerückt, um eingeſtellt zu werden, nicht weit genug, um nicht beträchtlichen Aufwand noch zu fordern, und veranlaßte viel widrige Berührungen, mit Roheit und niedern Antrieben der Menſchen, wogegen **Woltmann** über alles reizbar war. Wenn ſie auch nur zum Theil Veranlaſſung wurden, daß er in zwei Nervenfieber unmittelbar nach einander verfiel, mußte unſer anmuthiges Landleben ihnen nach einem Jahr der angeſtrengteſten Arbeit, es aufrecht zu erhalten, doch aufgeopfert werden.

Kaum war dies geſchehen, ſo entſtand **Woltmann** durch das Buch über **Johann von Müller** eine herbe Verfolgung in der Literatur.

Seine Freundſchaft zu **Müller** gedieh immermehr zu dem, was er ſich davon verheißen hatte, bevor ſie einander perſönlich kannten; es gab keine ungleichartigeren Männer als beide.

Wenn **Woltmann** in der Geſchichte mit Freudigkeit Völker gleich Individuen für den Zweck allgemeiner Entwickelung der Menſchheit aufſtehen, leben und vergehen ſah; erblickte jener mit Wehmuth erweckender Gleichgültigkeit überall nur eine mannigfaltige, wüſte Wiederholung von dem Schickſal ſeines Vaterlandes; Aufſtreben zur Blüthe und Herrlichkeit, Verfall von Blüthe und Herrlichkeit.

Wenn Müller ſich die Ausbeute ſeiner Studien gern durch Excerpte vergegenwärtigte, hielt Woltmann ſich der ſeinen im Geiſt gewiß genug, und ſein Feuer trieb ihn unmittelbar an die Compoſition, oder ſchuf Reſultate, wodurch das Excerpiren ihm unnöthig, unmöglich ward.

So wie dieſer der Einſamkeit, hing jener der Geſellſchaft nach; die Art, wie ſein Weſen ſich in andern abſpiegelte, hatte Einfluß auf die Stimmung, in welcher er es ſelbſt empfand: Woltmann war zuverſichtlich unbekümmert deswegen.

Müller hing am Beſitz, liebenswürdig verpflichtet, wem er dafür verbindlich ward; Woltmann achtete ihn etwa, wenn er zu einer Vorſtellung, die ihm lieb war oder mir zur Freude diente, kaum oberflächlich, in ſofern er nur ſeine Perſon betraf; aber er ward auch nicht ſehr lediglich durch Dienſte oder Gaben verbunden. Er erinnerte an das, was Tacitus von den alten Germanen ſagt: „ſie freuen ſich der Geſchenke, aber weder rechnen ſie gegebene an, noch werden ſie durch empfangene verpflichtet.“

Ein kleiner Zug in Hinſicht auf denſelben Gegenſtand ſpricht dieſe Verſchiedenheit lebendig aus. Müller vermacht in ſeinem Teſtamente mit Innigkeit der Erinnerung ſeine goldne Uhr dem Diener, der ſie zwanzig Jahre lang täglich aufgezogen hatte. Woltmann hatte einem Lehrling der Chirurgie, an dem er Fähigkeiten entdeckte, eine Stelle in der chirurgiſchen Pepiniere zu Berlin verſchafft, der Lehrherr wollte dieſem nicht geſtatten einzutreten, bevor er die noch übrigen Lehrjahre überſtanden hatte, oder abgekauft. Er klagte es Woltmann, der, da er eben nicht bei Gelde war, ihm ſeine goldne Uhr gab, daß er ſie verpfände, und von dem gelöſten Gelde ſich loskaufen möchte. Er vermißte, erſetzte ſie nicht, und dachte nicht weiter daran.

Die Verſchiedenheit ihrer politiſchen Urtheile hätte ſie mögen zu Feinden machen; ſie wurden nimmermehr Feinde, nicht einmal ſo getrennt, als man nach jener Ungleichartigkeit vorausſetzen ſollte, in der gegenſeitigen Achtung ihrer Verdienſte als Hiſtoriker darin, daß eine Wiſſenſchaft beiden über Alles war, in ihrer Begeiſterung für menſchliche Größe, ihrer Familienliebe der Weichheit und Einfalt ihrer Gemüther, hatten ſie weſentliche Gründe der Freundſchaft. Oft wenn Müller über dieſe Gegenſtände Empfindungen und Erzählungen mit Woltmann austauſchte, nicht Gedanken, denn alsdann trat ſogleich Entfernung ein, und dieſer vermied es gern, ſo lange das Feuer ſeiner Seele und die Nothwendigkeit vollendeter Offenherzigkeit ihn nicht im Geſpräch hinriſſen; wenn Müller ſagte, wie befriedigt, geſtärkt er ſich fühle, und recht bald wieder zu kommen verhieß: ſo habe ich nicht begreifen können, warum dies nimmermehr geſchah, ſolche Stunden nur einzelne blieben, und Woltmann im Ganzen mehr Müller ſuchte und liebte, als dieſer ihn.

Die Beweggründe ſeines Gemüthes zu dem Buche über Müller hat er in deſſen Vorrede dargelegt. Ein verborgner, verſchwiegner, niedriger war ſeiner Natur unmöglich; ſie hätte ihn aus allen Kräften verworfen und vernichtet, ſchon in der Jugend, in dem erſten Keim; und welches Wort, welche Zeile jenes Buches rechtfertigt dieſe Beſchuldigung, die mit ſo ungeheurer Frechheit damals öffentlich in Tagblättern, in anonymen Briefen ausgeſprochen ward. Warum ſoll ein Mann, wo es hingehört, nicht ohne Ruhmredigkeit erwähnen können, daß er ſeinen eigenen Anſichten nie untreu ward.

Ununterſtützt von einer Parthei, zerfallen mit einem großen Theil der Geſellſchaft, dem lauterern, wegen ſeiner Urtheile über Bonaparte, erprobte er das weichſte Gemüth, nur auf ſich ſelbſt geſtützt, den Kampf, den Jedweder beſtehen muß, der ſeine Erkenntniß gegen Haß und Neigung der Menge öffentlich, wenn auch mit Gründen und Mäßigung, behaupten wird.

Keine Bitterkeit erzeugte ſich dadurch in ſeiner Seele; ſeine Heiterkeit herrſchte voraus; ihn ſtarkte das Gefühl innerer Selbſtſtandigkeit, und rang der Ungerechtigkeit und

Verblendung unabläſſig in ſeinen Kränkungen ihre Siege über ein freies Herz ab, und ſtark und von jeher geübt, war in ihm die Gewalt über ſeine Regungen. Aber ſein weiches Gefühl konnte er nicht zerſtören, und welche Antriebe der Menſchen gaben ſich blos in denen, die man ihm beimaß, und wie liebte er den Frieden und den Eindruck von allem Edleren! Seine Nerven, durch Nervenfieber erſchüttert, zerrütteten ſich mehr, zumal da ihnen in einer ſtädtiſchen Wohnung der Balſam der Natur gebrach, an den ſie ſich erquickten.

Er würde mehr noch gelitten haben, wäre jene Verfolgung nicht in die Zeit ſeines Hoflebens gefallen, deſſen Kreis keine Theilnahme an literariſchen Fehden bewegte. Früherhin hatte er aus Hang zur Einſamkeit, Ungezwungenheit und Studien ſelbſt auf einige bürgerliche Ehren und Vortheile Verzicht geleiſtet, um es zu vermeiden; nach der Rückkehr der königl. preußiſchen Familie in ihre Reſidenz, im Jahr 1810, verlangten die Hanſeſtädte ausdrücklich, er ſolle ſich nun bei Hofe vorſtellen laſſen und alle Verhältniſſe und Gefühle bewogen ihn, dies nicht weiter abzulehnen.

Das diplomatiſche Geſchäft beſeelte ihm hier die Geſelligkeit, die Geſtalten der Geſchichte bewegten ſich vor ſeinen Augen; von dem Hofceremoniel hätte er gewünſcht, daß es ſtrenger und gemeſſener noch die innere Bedeutung vollkommen ausgeſprochen hätte. Unſer häusliches Leben trat dazu im Gegenſatz. Er hatte ſeit den erſten Stunden unſerer Vertraulichkeit mir Theil an allen ſeinen Arbeiten und Gedanken geben wollen. Was ſein Inneres am angelegentlichſten beſchaftigte, fand er deshalb in unſerer Unterredung, und ſobald er mit Anſtand vermochte, verließ er die Hofgeſellſchaften, und eilte zu der ſtillen Abendmahlzeit, die ihn erwartete, auch wenn er erſt in den Morgenſtunden heimkehren ſollte. Seine Bemerkungen gaben Stoff zu den mannigfaltigſten immer von neuen Puncten ausgehenden, zu neuen Zielen leitenden Geſprächen; oft überraſchte uns der Tag an dem kleinen Tiſch, wo wir bei ihnen keine Zeit empfunden hatten. Mir ſchien, er gewönne ungemein durch das Hofleben an Gewandheit und Leichtigkeit der Vorſtellungen.

Die Einverleibung der Hanſeſtädte zu Frankreich, die ihm plötzlich den Hauptſtamm ſeiner Einkünfte raubte, machte demſelben ein Ende. Eine kleine Penſion des Großherzogs von Frankfurt, die keineswegs hinreichte uns zu erhalten, war das Vorzüglichſte, was ihm blieb; er zog ſich zurück und wandte vom Augenblick alle Zeit auf literariſchen Erwerb. Unter ſtets ſchwankenden, fehlſchlagenden Erwartungen, von Verdruß, Entbehrung, Sorgen bedrängt, von der ſchmerzhafteſten Gicht Monate lang aufs Krankenlager geworfen, arbeitete er mit unerſchöpflicher Luſt und Anſtrengung, blieben ſeine Zuverſicht, ſein Gleichmuth, ſeine Heiterkeit unerſchüttert, ein herrliches Beiſpiel, von Seelenſtärke und Seelenfrieden.

Der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland brach aus, während dieſe Lage dauerte. Idealiſche Gemüthsantriebe, maß Woltmann längſt ſchon Bonaparte nicht mehr bei; aber Schwung und Kraft und Tiefe des Gemüthes und eine genialiſche Schnelle, Durchdringung, Raſtloſigkeit des Geiſtes mußte er fortdauernd bewundern und lieben.

Er hatte den Geiſt von Weltbegebenheiten in der Geſchichte überhaupt, aber beſonders in der Geſchichte der Reformation zu ſcharf verfolgt, um ſeit dem Frieden von Tilſit den Machthaber Frankreichs anders zu betrachten, denn als ein Werkzeug in der Hand der Vorſehung im Laufe der gegenwärtigen, das ihre Endzwecke eine Zeitlang zu vollenden diente, indeſſen es die ſeinen auszuführen trachtet und wahnt. Seiner Hoffnung gemäß ſollte durch die Waffenverbrüderung der Deutſchen in jenem Kriege, der erſten allgemeinen, wenn gleich unter Frankreichs Fahnen, vaterländiſcher Gemeingeiſt ſich ſtärken; und während jener mit ſeinem regelloſen Streben ſich in die Wüſten Aſiens verlor, die Keime einer verjüngten Kultur dorthin zurückverpflanzend, Europa, vor allem Deutſchland, erneut durch Kämpfe und Stürme, frey von ſeinem Joch, lebendig wiedergeſtaltet werden. „Wenn Deutſchland dafür auch hunderttauſende ſeiner Söhne opfern muß,“ ſagte er, „ſo iſt es nicht zu viel.“ Sein kühnes Hoffen des Guten konnte nichts verwüſten.

Die Vernichtung der franzöſiſchen Kriegsmacht in Rußland richtete dieſe Ausſicht ſchrecklich zu Grunde. Woltmann begrub bei Tage den ungeheuren Schmerz, welchen ſie ihm verurſachte in Arbeit, in Nächten mußte er ſchlafſlos damit ringen: zum erſten Mal war ein Unterſchied ſeines Muthes durch Tag und Nacht. Endlich faßte bei dem Aufruf der preußiſchen Jugend, bei der Thätigkeit, welche der Freiherr von Stein antrat, bei dem Nationalaufgebot der Deutſchen, ein neues Hoffen Grund; kein frohes, denn er berechnet die hartnäckige Gewaltigkeit Bonapartes, und das gränzenloſe Willfahren der Franzoſen; aber ein entſchloſſenes für Deutſchland.

Wenig an einem einzelnen Staat deſſelben als ſolchen, doch an das geſammte Vaterland hing Woltmann mit ganzer Seele. Er wünſchte nichts feuriger als alle verbunden zu ſehen, wie Kräfte einer Natur. Stiftung einer lebendigen Bundesgemeinſchaft, Erhöhung eines werkthätigen gemeinſamen Oberhauptes, Gründung einer National-Univerſität, wo die Jugend durch die erſten wiſſenſchaftlichen Geiſter der Deutſchen zu Deutſchen gebildet würde, waren Ideen, wofür er getrachtet hatte den Großherzog von Frankfurt zu entzünden, wofür er bei allen ſeinen Werken getrachtet.

Seit der neuen Organiſation des preußiſchen Staates durch den Miniſter Stein im Jahre 1810 faßte Woltmann Vertrauen zu deſſen Geiſt und Richtung. Die Annäherung preußiſcher Miniſter beim Antritt ſeiner Laufbahn in Berlin ließ er liegen, weil ſie nichts mit ſeinen Ideen gemein hatten; dieſen ſuchte er nun auf, ohnerachtet er wußte, daß derſelbe ſeiner politiſchen Geſinnung feindſelig war, ihm ungleich in vielen Stücken, ja entgegengeſetzt von Natur. Ihr beginnendes Vertrauen unterbrach nach wenigen Tagen die Aechtung des Freyherrn von Stein durch Bonaparte. Kaum einer von deſſen alten Freunden mag ſo dabei gelitten haben in Rückſicht auf ihn ſelbſt, in Rückſicht der Hoffnungen, welche er auf ihn für Deutſchland baute, als Woltmann, da er dieſe Nachricht durch einen Bedienten erfuhr, der ihn für den nächſten Morgen bei dem Geächteten anſagen ſollte. Hätte er es nicht verſchmäht auch ſein unmittelbares Gemüth kund zu geben, für das Geſpräch mit Entfernteren etwas anders gewollt als nur Gedanken: wer ihm nahe gekommen wäre, hätte ihn geliebt.

Die damals verſunkene Ausſicht ſtieg jetzt wieder auf, mehr in der Nähe, unter günſtigeren und ſtürmiſcheren Verhältniſſen.

Woltmann erbot ſich gegen den Freiherrn von Stein zu conſtitutionellen Arbeiten für Deutſchland. Sein Anerbieten wurde wohl aufgenommen; mehrere Fragen, welche Bezug hatten auf die damaligen Ideen zu einer neuen Geſtaltung Deutſchlands, legte man ihm zur Erörterung vor. Die Nachricht von der Hinrichtung ſeines Jugendfreundes Berger erhielt er während dieſer Zeit. ſie ſpannte ſeinen Eifer für einen Zuſtand der Dinge zu wirken, welcher dergleichen Schickſale unmöglich machte. Um die Gefahren, die ihn ſelbſt bedrohten, im Falle Frankreich auch nur anfänglich obſiegte, um ſeine durchaus ungeſicherte Lage in eben dem Fall war er ſelbſt nach dieſem Beiſpiel unbeſorgt, wiewohl er ihn als wahrſcheinlich vor Augen hielt: zu weſentlich beſchäftigte ihn die Vollendung und Anwendung auf eine Regeneration Deutſchlands, welche er ſeinen Ideen über Conſtitution und Föderativſyſteme gab. Er war der Meinung, daß auf den gegenwärtigen Standtpunct der entwickelten Volkscultur unter den Deutſchen die geſetzgebende wie die vollziehende Gewalt noch von dem Volk getrennt bleiben müſſe. Daß dieſes aber zu ſeiner Genugthuung und fürdern Entwickelung eines verfaſſungsmäßigen Organs bedürfe, wodurch es ſeine Anſicht der eignen Staatsverhältniſſe, der Erforderlichkeit gewiſſer Geſetze, ſich gegenſeitig und der Regierung offenbare.

Die Schlacht bei Görſchen, der Uebergang der Franzoſen über die Elbe rückten binnen wenigen Tagen ihm die Gefahr nahe, welche ſein Leben bedrohte, und die Sorgen, welche er hintangeſetzt. Jene wandte Liebe der Seinen ab, die ihn mit allem Erforderlichen zur Flucht nach äuſſerſten Kräften unterſtützten; dieſe entfernte der durch Drangſale nur feſter gegebene Entſchluß bei der Sache Deutſchlands zu ſtehen, ein ſchwungvolles Vertrauen auf eigne Kraft, und die faſt ins Gefühl übergegangene Erfahrung, daß äußeres Schickſal den thätigen Menſchen nicht völlig trägt, nicht völlig erdrückt. Unter den wüthendſten

Gichtanfällen im Kreuz, auch noch in ſolcher Lage muthig, getroſt, geiſtesgegenwärtig, verließ er das Krankenlager, von dem er ſeit Wochen nur einigemal aufgeſtanden war, und Berlin, das zu verlaſſen, er noch am Morgen nicht geahnet hatte, und floh nach Breslau; und die immer ſchönere Frühlingsnatur übte ihre ſtillerheiternde Gewalt während dieſer Reiſe nicht minder auf ſein Gemüth, denn immerdar.

Es waren ſchöne Tage! mit uns allen Gott, die Hoffnung eines herrlichen Vaterlandes, Entſchluß zu Kampf und Leiden, Zuverſicht einer guten Sache, und eines guten Siegs: nur ſelten treten ähnliche Ziele dem menſchlichen Leben in der Wirklichkeit nah.

Sobald Woltmann in Breslau war, begann er unter fortwährenden Leiden zuförderſt die Ausarbeitung ſeiner Ideen über Föderativſyſteme für den Freiherrn von Stein; daneben trachtete er auf Mittel für unſern Unterhalt, indem er von nun an auf ſeine Penſion von dem Großherzog von Frankfurt nicht mehr rechnete. Vierzehn Tage lebte er hier; der allgemeine Entwurf jener Ideen, dem einzelne Ausarbeitungen ihrer Theile Vollendung geben ſollten, war fertig, als dieſelbe Lebensgefahr, die ihn von Berlin vertrieben hatte, hier eben ſo plötzlich und drohender durch die Umſtände einbrach. Freundesbeiſtand führte ſie auch diesmal glücklich vorüber, und er floh nach Böhmen.

Seine Geſundheit ſtärkte ſich während dieſer letzten Reiſe, ein Zufall, den ich eine Schickung nennen darf, veranlaßte, daß der Miniſter von Stein ſich in Prag befand, und ihm eine Verbindung mit dem Handelshauſe Ballabene anknüpfte, durch deſſen vielfache Gefälligkeiten eine Möglichkeit ward, bei der damaligen Unſicherheit alles beſonders des Buchhandels, auf ſchriftſtelleriſchen Fleiß in dieſer Stadt fürs erſte das Leben wieder zu gründen.

Die erinnerungsreiche Umgebung von Prag, die bedeutende Natur, der unerwartete Eindruck von dem Geiſt der öſterreichiſchen Regierung entſprachen ſofort der Neigung Woltmann's. Wer aus Norddeutſchland in die öſterreichiſchen Staaten plötzlich verſetzt wird, muß hier im Anfang alles befremdlich, unbehülflich finden. Die vielen altdeutſchen und lateiniſchen Benennungen in der Verwaltung, Styl und Benehmen tragen den Roſt vergangener Tage, die moderne franzöſiſche Geſchäftsmanier hat gar keinen Einfluß ausgeübt, man wird an das alte deutſche Reich nicht blos durch den zweigehäupteten Adler erinnert. Allein dieſer Eindruck verwandelt bei tieferem Eindringen ſich in Behagen an reiche, alterthümliche, großartige Gemüthlichkeit und Würde. Hier iſt nichts von geſtern oder heute, keine Einrichtung durch Scharfſinn oder Gewalt des Einzelnen dem Ganzen angepaßt; das Beſtehende erinnert faſt durchgängig an ein Voriges, jedes Eingeführte knüpft in der Regel ſich leiſe an ein Verhandenes, und iſt ſeiner Zukunft gewiß, ſeiner Zeit, Wirkungen zu entfalten; denn von keiner verwüſtenden Neuerungsbefliſſenheit wird es leicht gegen ein Anderes vertauſcht. Ein Wohlwollen, das ſich nicht als

Regierungsmaxime ankündigt, das aber durch einen Familienzug der altherkömmlichen Herrſcher ſeit Jahrhunderten der Verwaltung gleichſam eingewittert iſt, berückſichtigt im Gange der Geſchäfte eben ſo die Einzelnen, welche ſie leiten, wie dieſe von der franzöſiſchen Geſchäftsordnung gleichſam als Maſchinen verbraucht werden; und die reiche Natur und der Vermögensſtand zahlreicher Familien ſcheinen zu ſagen: hier iſt nicht Noth mit der Zeit und allen Kräften zu geizen.

Die Regſamkeit des Geiſtes, mit welcher man in den Hauptſtädten Nord-Deutſchlands Ereigniſſe, Meinungen, Werth oder Unwerth der Perſonen auffaßt, umtreibt, fahren läßt, befeindet, verficht, welche der Jugend förderſam, aber reifern Jahren oft beläſtigend und ſtörend iſt, herrſcht und wirkt hier faſt zu wenig; allein der gebildete Stand beſitzt gründliche Kenntniſſe, aus denen bei Belebung des geiſtigen Verkehrs ſich mannigfaltige und gediegene Reſultate für die Cultur ergeben würden; und das Volk iſt reich an Naturanlagen und anſpruchlos für ſein Vermögen und Leiſten, während der Adel ſich in vielen Stücken in ähnlichem Verhältniß findet, als vor Alters die Mittelmächte des deutſchen Reichs.

Der Fülle und Beſchaulichkeit von Woltmann's Weſen, dem Manier, Factionsgeiſt und Schein ſo ſehr zuwider waren, ſagten jener Sinn der Regierung, jene Gediegenheit der Kenntniſſe, jene großartigen Verhältniſſe des

Adels, jene Stille und Lebendigkeit des Volks über Alles zu. Die letzten Spannungen aus früheren Lebenszuſtänden löſten ſich; und ſein Gemüth erquickte die Erfahrung endlich etwas in der Welt beſſer zu finden, als er es geachtet und es ſelbſt ſich gab.

Hiezu kam das hiſtoriſche Intereſſe, welches er jedem Lande, in dem er lebte, ſo fort abgewann. Den kräftigſten Stamm der ſlaviſchen Nation, der ihre Nationalität durch Nachbarſchaft und Wechſelwirkung der Deutſchen am vielſeitigſten ausgeprägt hat, beobachtete er in Prag gleichſam in deſſen Brennpuncte und erhielt von dem täglichen Leben hier zahlloſe Aufſchlüſſe über die weſentlichſten Erſcheinungen der deutſchen Geſchichte, zum Theil über ſolche, die er ſelbſt dargeſtellt, wie z. B. Waldſtein.

Jeden Anblick, jeden Spaziergang beſeelte dies Intereſſe, vorzüglich in dem Garten Waldſtein's zog es Woltmann an, den jener angelegt und mit der hohen Mauer umſchloſſen hat, über welche nur die Burg ragt, die er in den einſamen Gängen, durch welche noch ſein Geiſt mit ſtummen Rieſenſchritten zu wandeln ſcheint, wie oft mit Gedanken der zukünftigen Größe ſeines Geſchlechtes ins Auge gefaßt haben mochte.

Da Woltmann nie müſſig angeregt ward, ging hieraus natürlich ſeine Geſchichte von Böhmen hervor. Die Nation, unter welcher er lebte, ſah ſich in ihr der Maſſe nach mit einer Individualität dargeſtellt, an welche jedes ihrer Individuen Theil hatte. Ihm entſtanden ſehr angenehme Verhältniſſe daher. Es iſt ewig zu beklagen, daß ſeine Kränklichkeit ihn nicht zur Ausführung der Geſchichte der böhmiſchen Heroenzeit hat kommen laſſen, deren Studium ihm anfangs in einer fremden Sprache, in unbekannte Localitäten zu verhüllt lag. Der jahrhundertlange Kampf der Werſchowitze gegen den Stamm Przemiles um den böhmiſchen Thron wäre ſeiner Darſtellung von Perſönlichkeiten einer der glücklichſten Vorwürfe geweſen, wie er einer der eigenthümlichſten in der Geſchichte ſeyn mag.

Seine Wohnung gehörte für Woltmann, der ſie ungern verließ und ſelten zu den weſentlichen Angelegenheiten des Wohlbehagens. Er lebte gern in der Nähe des bürgerlichen Gewühls, ein einſamer, ländlicher Aufenthalt war ihm dabei nothwendig, und er liebte hohe, edle und weite Räume der Umgebung. Ihm hatte an Waldſtein ſehr gefallen, daß dieſer ſeinen Pallaſt von allem Geräuſch abſonderte, und ſich dort in einer Reihe ſolcher Gemächer aufhielt. In Prag ſollte ihm eine Wohnung werden, die dieſen ſelten vereinbaren Anforderungen ſeiner Neigung im höchſten Grade genug that, und die ebenfalls ein reiches hiſtoriſches Intereſſe beſeelte. Hat man auch nicht allemal im Alter die Fülle, was man in der Jugend gewünſcht: ſo hat man doch gewiß zu einer Zeit im Leben die Fülle deſſen, was man weſentlich wünſcht. Die Wohnung des Hiſtorikers nennt Herr von Raumer ſie mit Recht in der Herbſtreiſe nach Venedig.

Gegen Morgen auf einem Hügel dicht unter dem höheren Hügel der Burg lag das alte, von Leslie erbaute Majoratshaus, worin ſie ſich befand. Aus ihren hohen Zimmern und Sälen überblickte man den Lauf des Moldauſtroms, um ſeine Inſeln, um den Wiſſehrad, zwiſchen Hügel- und flachem Ufer rechts hinauf und links herab, die Brücke, jenſeits das Moldauthal mit der Altſtadt und Neuſtadt am Strom, mit ſeinen den Horizont begränzenden Hügeln. Oft verweilte Woltmann's Blick auf dies Panorama der Vorzeit, auf jene ſchickſalsreichen Gebäudemaſſen, auf dem Ziskaberg mit Gedanken an Ziska's, und Friedrich's dort gekämpfte Schlachten, auf den Friedhöfen an ſeinem Fuße, mit Gedanken an Scharnhorſt, der dort ruht, an unſere Zeiten, nicht mit dem, wie bald auch er werde in jenem hiſtoriſchen Boden eingeſenkt ſeyn.

Gegen Mittag zog die grüne Wand des Lorenzberges, bewaldet, mit Saatſtücken, Luſtgebäuden, weidenden Heerden, Gärten, abgeſchnitten von der Luft durch die zackigte Schanzmauer Karl des vierten, ſich längs der andern Seite des Hauſes. Einen viereckigten Saal der beide Ausſichten vereinigte, ſchmückten die Gemählde Joſeph des zweiten, Maria Thereſia's, Maria Antoniens in mehreren Lebensaltern. Hier war Woltmann's Lieblingsaufenthalt; hier arbeitete er, hier ging er auf und ab, die Augen von der erinnerungsreichen Weite auf den idylliſchen Lorenzberg gerichtet, oder auf jene drei Geſtalten, die alle durch Fülle und Natürlichkeit der Gemüther, Joſeph auch durch Kraft und Schwung des Geiſtes ſeiner Seele vertraut, Maria Antonie durch Schönheit und Schickſal ſeinem Geſchmack, ſeinem Gefühl rührend waren.

Wenige Stufen führten aus einem Vorzimmer in den Garten, der auf dem Hügel des Hauſes, hart an dem Burghügel lag, von lebendigen Quellen bewäſſert; aus den man hinausſah zu den Fenſtern der Burg, von wo die Statthalter herabgeſtürzt worden, zu dem noch immer grünen Fliederbaum, an dem ſie niederglitten, zu den Denkmalen ihrer Rettung, zum Hauſe Polirena's von Lobkowitz, die ſie aufnahm und ſchirmte, hinüber auf die Straßen ihrer Flucht nach Wien. Oft ſprach Woltmann hier von dem großen hiſtoriſchen Werke, das wie ein See die einzelnen Ströme ſeiner bisherigen Thätigkeit aufnehmen ſollte, zu deſſen Vollkommenheit er hatte Böhmen kennen lernen müſſen; ſo deuteten wir das Schickſal, zu welcher er Ungarn und Oeſterreich und die Rheingauen ſehen wollte, nachdem er ſo viel in Böhmen gelernt. Es war eine Geſchichte der Deutſchen vom allgemeinen Landfrieden bis zur Vollziehung des weſtphäliſchen: und als ob auch keine Spur davon dauern ſollte, müſſen die beiden einzigen ſchon ausgearbeiteten Fragmente der Anfang der Geſchichte der Vollziehung des weſtphäliſchen Friedens, ein Stück aus der Jugendgeſchichte Kaiſer Maximilian's I. unter den Papieren verloren ſeyn, welche er bei ſeiner Flucht in Berlin zurückließ. Oeſterreichs Politik und Kaiſerhaus, die zwey erſten Bände der Memoiren des Freyherrn von S—a wurden in dieſer Wohnung binnen eines halben Jahres vollendet, in frohen geiſtreichen Stunden.

Die Verbindung mit der Centralcommiſſion war aufgelöſt, ſeitdem im Laufe der Ereigniſſe deren Geſchäft in ein rein adminiſtratives umgewandelt worden. Das Feindſelige, was die Kritiken erwecken mochten, in denen er ſeit Ende des Jahres 1813 ſeine Ideen niederlegte, berührte ihn wenig hinter dem Wall der böhmiſchen Gebirge, in ſolcher Umgebung. Er nannte ſie ſein ſchönes Malepartus.

Seine Anſtellung in Oeſterreich ſicherte und vollendete jene anmuthige Lage. Aber nicht dies erfreute ſein Herz dabei ſo von Grund aus, als daß ſie ſo frei war und vertrauensvoll, daß er ſie keiner Bewerbung, keiner Gefälligkeit und Abſicht, der treuen, reinen Darſtellung ſeines Urtheils verdankte, dem Scharfblick und der Thätigkeit eines Miniſters, dem nichts entgeht, der nichts unangewandt bleibt, das zum Beßten des ſeiner Leitung vertrauten Staates dienen kann. Die beiden hohen Staatsmänner, mit welchen er durch ſeine Anſtellung in Verbindung kam, den Oberſtburggraf Böhmens Graf von Kolowrat, den Polizeiminiſter Freiherr von Hager, achtete er ſolcher Art, daß er die Verhältniſſe zu ihnen mit zum Glücke ſeines Lebens anſchlug. Der Tod des letzteren erſchütterte ihn tief. Wie ſehr ſeine eigene Geſundheit wanke, die Bemerkung nahm er nicht auf unter ſeine Vorſtellungen; ſeine Seele war ſo ſtark und friſch!

Es giebt der Tage im Leben, durch die ein gutes, ein böſes Loos ihre höchſte Gewalt erreichen, an denen Schickſal, Natur, eigne Art und Stimmung zuſammentreffen müſſen, ihnen dieſelbe zu verleihen. Woltmann's böſes Loos übte ſeine letzte Gewalt am Tage ſeiner Flucht von Berlin, das gute ſtand auf dem reinſten Gipfel am Monatstage ſeines Todes, zwei Jahre vor demſelben.

Es ſey mir erlaubt, nur wenige Augenblicke bei dieſer Erinnerung zu verweilen.

Keine beſondern Glücksfälle bezeichneten den Tag; aber es war der ſchönſte Sommertag. Der Garten, mit Roſen überblüht, in der Friſche ſeiner Quellen, ſtand unter dem blauen Gewölbe des reinſten Aethers. Voll Sicherheit des tiefſten gegenſeitigen Vertrauens, befriedigt durch die Gegenwart, in muthiger Erwartung der immer lehrreichen, das Gemüth fördernden Zukunft, im Gefühl der Geſundheit, mit der Ausſicht am folgenden Tage einer geliebten, langentbehrten Schweſter entgegen zu reiſen, gingen wir zwiſchen den Laubhecken ungeſtört in Geſprächen über Zeit, Vorzeit, die Natur und unſere Zufriedenheit; arbeiteten wir bis zum Mittag unter ſchattigen Kaſtanienbäumen beim Geplätſcher eines Springbrunnens, der aus einem Steinbecken in der Mitte ihres Kreiſes aufſtieg, an einer Darſtellung der Grundſätze der Strategie, erläutert durch die Darſtellung des Feldzugs von 1796 des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, für die Jenaer Literaturzeitung. Eines Buches, das Woltmann als Hiſtoriker, als Patriot und als Menſch mit immer wachſender Genugthuung befriedigte, je tiefer er in den Geiſt deſſelben eindrang. An derſelben Stelle ward der Mittagstiſch gedeckt. Der alte St. Veitsthurm, den mannigfaltigen Bau der Burg überragend, die Nußbäume des Burgwalls, von deſſen Raſenſenkung Roſen und Holunder die Gartenmauer überhangend, ſpiegelten ſich in der ſtillen Seite des Waſſerbeckens, deſſen Tiefe unergründlich der blaue Himmel zu erfüllen ſchien, und deſſen andere Hälfte der Strahl des Springquells in ſeiner Mitte, vom Winde gegen uns gebeugt, bewegte. Die Freude des Weins, die Friſche nach vollbrachter Arbeit, der Eindruck derſelben erhöhten die Seele unſerer Geſpräche. Woltmann ſchickte den Arbeitern im Garten Wein und Speiſen, daß auch ſie froh wären. Der Tag hatte weder die Gaben der Natur noch unſere Genußfähigkeit erſchöpft. Der Abend entſprach ſeiner Schönheit, ſilberne Blätter flimmerten im Mondenlicht an den verdunkelten Hecken, Nachtigallen ſchlugen; von der Burg kamen ſanfte Flötentöne, wie man ſie vielleicht nur bei den Böhmen hört, der Gedanke an die frühe Reiſe des folgenden Tages bewog uns ungern die Ruh zu ſuchen, die nach einem jeden Tage für immer ein gleiches Leid und gleiche Glückſeligkeit in Eine Vergeſſenheit ſchließt.

Das Bad in Töplitz bewirkte Woltmann in dieſem Jahr die heftigſten Anfälle von Podagra; er litt daran, als wir nach Prag in Geſellſchaft meiner Schweſter zurückreiſten; aber ſeiner Heiterkeit, die körperlichen Leiden, unter bedrängten, trüben Verhältniſſen nicht gewichen war, hatten jene unter frohen gar nichts an: er ſcherzte während der Fahrt, und verſicherte, nie angenehmer gereiſet zu ſeyn.

Das furchtbarſte Hagelwetter überfiel uns. Der Kutſcher ließ betäubt den ſcheu gewordenen Pferden die Lenkſeile ſchießen, ſie ſtürzten den Wagen in einen tiefen, zum Gießbach von den bergabſtrömenden Gewäſſern ausgehöhlten Chauſſeegraben. Es dauerte lange, ehe man ſie losmachen und aus der Tiefe hervorbringen konnte, in der ſie ſich bäumten; noch länger aber, ehe Hülfe zu erreichen war. Der Wagen ſank von der mehr und mehr herabgewaſchenen Seite, an die er geſtützt lag, und drohte im Waſſer umzuliegen. Mit unſäglichen Schmerzen mußte Woltmann ausſteigen, bis über die Knöchel im Waſſer eine halbe Stunde auf dem Felde unter den Güſſen des zurückkehrenden Wetters ſtehen, durch den Chauſſeegraben waten und das gegenſeitige Ufer erklimmen, um in den wieder aufgerichteten Wagen zu gelangen, der nicht herüber zu bringen war. Er duldete Angſt und Schmerzen mit der größten Gelaſſenheit, ohne Klagen, Treiben oder Beſorgniß, denn um meine Schweſter und mich. Unmittelbar ſchadete dieſer Unfall ſeiner Geſundheit nicht merklich; allein ſeine Nerven waren ſehr dadurch erſchüttert, gichtiſcher Schmerz in allen Gelenken verließ ihn nur zeitweiſe ſeitdem, oder um mit einer Kette anderer Uebel abzuwechſeln.

Es gehört keine lange Zeit dazu, um Gunſt und Ungunſt der öffentlichen Meinung zu überleben. Schon in dieſem Jahre erfuhr Woltmann die Annäherung von mehreren ehemaligen Gegnern, die theils ihre Urtheile freimüthig zurücknahmen, theils ohnedies ihm Achtung und Vertrauen zu erkennen gaben. Außerdem ſuchten in Böhmen ihn Männer auf, welche beim Zuſammenleben in einem Ort und Lande ihm fern geblieben waren, und manche werthe Jugendverbindung, z. B. wie mit Göthe, von Lang, wurde erneut. Er nahm dies herzlich auf. Zwar wurde er nach ſeiner Art nicht lebhaft dadurch angeregt, allein es diente ſehr, den Grund ſeiner Zufriedenheit zu veſtigen. Dazu erweckte es den Gedanken, daß wohl einſt ſein Haus in Prag, welches von den meiſten Norddeutſchen berührt wird, die nach den Bädern in Böhmen, nach Oeſterreich und Italien reiſen, einen Vermittelungspunct abgeben könne, die einheimiſche wiſſenſchaftliche Cultur durch Schwung und Abſtraction der Norddeutſchen zu beſeelen, dieſe dagegen durch ihre Gediegenheit, Einfalt und Friſche zu erquicken. Die heilſamen politiſchen Wirkungen von mehr gegenſeitiger Annäherung und Anerkennung zwiſchen beiden Geiſtesweiſen lagen dieſem Gedanken mit zum Grunde: er beklagte oft, ſeitdem er in Oeſterreich lebte, wie der Nationalſchatz an Kunſt, Natur, individuellen Verhältniſſen dieſes Staatenbundes ſo todt für Deutſchland ſeyn müſſe. Die Idee von gar verfaſſungsmäßiger Trennung in Süd- und Norddeutſchland haßte er, und widerſtrebte ihr aus allen Kräften.

Schon im folgenden Winter des Jahres 1816 mußte er fünf Monate ohne Zwiſchenfriſten des Wohlbefindens im

Bette ausdauern; es ermüdete nicht ſeine Geduld, er veränderte in nichts außerdem die gewohnte Lebensweiſe; arbeitete raſtlos, wie in geſunden Tagen, ſprach, und nahm alle Gegenſtände früherer Theilnahme lebendig und heiter auf. Je und je klagte er indeſſen ſchon, wie der alte feurige Trieb zur Arbeit, die Freude an derſelben, die Unermüdlichkeit von ehemals nicht mehr bei ihm wären; und widrige Eindrücke ſtörten und trafen ihn empfindlicher als vordem. In dieſen Monaten arbeitete er den dritten Theil der Memoiren des Freyherrn von S—a und ſeine Selbſtbiographie aus. Sein rechter Arm war im Gelenk des Ellenbogens ſeit dem Frühling des Jahres 1815 gelähmt, wo er, heftige Gichtſchmerzen im Arm nicht achtend, angeſtrengt an der Geſchichte von Böhmen ſchrieb. Seit jener Zeit dictirte er die meiſten ſeiner Arbeiten mir. Nie hat er eine Zeile zurückgenommen, nie änderte er die Stellung der Thatſachen, ſelten einen Ausdruck; in allen Theilen vollendet ſchwebte das Ganze ſeinem Geiſte vor.

Religion ſtärkte ihn nicht zu jener Standhaftigkeit und Heiterkeit. Ich habe nur einige Male während unſerer Ehe bemerkt, (er ſprach darüber nie,) daß er unter dem wüthendſten Sturm unermüdlicher Drangſale und Schmerzen einen kurzen, herzlichen Gedanken zu Gott erhob. Für das Unglück reichte er mit der Philoſophie aus; die Religion hatte er zur Freude. Er ſagte mir oft in guten Stunden: „ich habe Gott von Herzen lieb, recht mit Vertraulichkeit,“ und ſang gern vor ſich im Zimmer auf und abwandelnd, geiſtliche Lieder, wie einſt ſein Vater; vorzüglich Gellert's Lied: „Wie groß iſt des Allmächtigen Güte!“ und Günther's: „In allen meinen Thaten.“

Von den Gedanken ſeiner Thätigkeiten war er jederzeit ſo durchdrungen, daß er ſie oft in Träumen mit geſteigertem Vermögen der Seele verfolgte. Jetzt aber bemächtigten ſie ſich derſelben in einem Grade, daß er keine Idee faßte, die nicht ſein Geiſt, wach während der Ruhe des Körpers, und ohne Theil an ihrer Erquickung verarbeitete. Die Morgenluft erſetzte ihm dabei die Stärkung durch den Schlaf; von den Bädern zu Baden bei Wien erwartete er Mäßigung dieſer Reizbarkeit.

Aber auch ſein Gefühl läuterte ſich zu immer geringerer Abhängigkeit von perſönlichen Antrieben. Er hegte den Wunſch Hiſtoriograph des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes zu werden, derſelbe war verflochten in dem Vorſatz ſeines großen hiſtoriſchen Werkes, der Geſchichte der Deutſchen vom allgemeinen Landfrieden, bis zur Vollziehung des weſtphäliſchen Friedens; weder geäußert hatte er ihn bisher, noch ſich um deſſen Erreichung bei der Regierung bemüht. Er verſchob dies auf ſeine Anweſenheit in Wien, wo der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit allein das weſentliche Hinderniß vielleicht aufzuheben vermochte, welches ihm entgegen trat; daß nämlich der Poſten eines kaiſerlichen Hiſtoriographen als ein habsburgiſcher Hausposten nur einem Katholiken werden ſolle, und Woltmann um keinen Preis ſein

Glaubensbekenntniß verändern wollte. „Könnte ich die höchſte Würde in Oeſterreich und allen Einfluß Oeſterreichs auf die Angelegenheiten der Welt erlangen, und ſollte dafür ein neues Glaubensbekenntniß annehmen, ich thät' es nicht," ſagte er mir, „eben ſo wenig wär' ich ein Katholik; nur wenn ich als Jude geboren wäre, würde ich mein Glaubensbekenntniß wechſeln."

Im Frühjahr ward die von ihm gewünſchte Stelle eines Hiſtoriographen an den Freyherrn von Hormayr vergeben. Mit Hintanſetzung ſeiner vernichteten Ausſicht freute ſich Woltmann rein darüber, weil jener von nun an, der läſtigen Haft in Brünn erledigt, wieder eine Thätigkeit antrat, durch welche er früher das hiſtoriſche Studium bereicherte. Eine ſchöne Freude, daß er ſich dieſer Empfindung fähig fühlte, die ihm vielleicht geheimen Kampf gekoſtet, die er aber in Wahrheit errungen hatte, war freilich dabei in ſeinen mächtigen braunen Augen, ſeinen edlen Zügen und ſeinem weichen Munde, der er auch Niemand hätte laſſen Zeuge ſeyn, als mich.

Ob er ſein großes Werk vollendet haben würde, bei Geſundheit, Begünſtigung der Umſtände und Leben, iſt nicht zu entſcheiden. Er richtete, wie geſagt, ſich gern zu umfaſſende Ziele auf, und kein Studium gibt überhaupt hiezu nothwendigere Veranlaſſung, als das hiſtoriſche. Schon indem er ſich der Vorſtellung jener Arbeit näherte, zog er die Geſchichte aller europäiſchen Staaten während deſſelben Zeitraumes in ſeinen Plan, ohne welche die der Deutſchen nicht vollendete Anſchaulichkeit erhalten könne, und vergaß gänzlich, wie viel neue Vorwürfe ihm Tag und Zufall bei ſeiner thätigen Theilnahme an Zeit und Wiſſen bieten würden. Aber er beſaß auch eine Gewalt der Seele, die bis zum Aeußerſten durchdrang, und, was ſie wollte, nicht losgab, bevor ſie es erreicht.

In den meiſten Stunden waren noch jetzt Hoffnung und Lebensmuth ſo friſch in ihm und ſeine Thätigkeit ſo rüſtig, daß ich den allgemeinen Eindruck nicht feſthielt, der ſich mir zuweilen aufdrängte: er laſſe das Leben los. Er ſprach öfter von jenem Werke, als von einer Sache, die anzuheben er eilen müſſe, bevor das Alter ihn erreiche. Er äußerte den Wunſch nach abgeſchiedener Ruhe in der ernſten, deutſchen Natur der Harzgegenden oder heſſiſchen Gebirge, die ihn in der Jugend einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht hatten.

Als er in das Leben eintrat, ergriffen ihn die beiden großen wiſſenſchaftlichen und politiſchen Revolutionen, deren Schwingungen, die jetzt in ihrer Ausbreitung ermatteten, und ſich zu verwirren ſchienen, ſeine Seele gewachſen war. Die mächtige Perſönlichkeit Bonaparte's war abgetreten von dem Schauplatze, ohne die Idee gerechtfertigt zu haben, welche er von ihr hegte, die Wirkungen vollendet, die er durch ſie gehofft; ja, ſelbſt ohne die Zwecke zu erreichen, welche ſie mit ungeheurer Planmäßigkeit und niederwerfender Kühnheit verfolgt. Die Hoffnungen für Deutſchland bei ihrem Sturz waren der ferneren Zukunft zu allmähliger Verwirklichung heimgegeben; in der Philoſophie nahm Schwärmerei wieder Oberhand, welche durch Kant für immer ausgeſchloſſen ſchien: ſogar ſeine Ehe entſprach nicht ihrem Ideal.

Er bedurfte vor allem einer Frau, welche ſich um Wiſſenſchaft aus natürlichem Triebe bemühte, die Sinn für Größe und Schönheit mit Liebe zur Häuslichkeit, mit Aufrichtigkeit des Gemüthes verband: während der heftigſten Leidenſchaft hatte er den Mangel der erſteren Eigenſchaften verödend gefühlt. Er traf ſie vereinigt nicht zu ſeinem Glücke an. In der Frau eines Andern; in einer Frau, welche damit nicht die augenblicklich wirkſame Kraft des Willens und der Vorſtellung, wider Triebe und Umſtände verband, die ſie ihm zu beſitzen geſchienen. Aber was ſein ſtarkes Herz umfaßt hatte, hielt er treu. Während jahrelanger Trennung, ohne Kunde, ohne Hoffnung des Beſitzes, lehnte er alle Vorſchläge und Ermunterungen zu wünſchenswerthen Ehen ab.

Als das Weſentlichſte aller Verhältniſſe, wie ſie es der Natur nach und in den bürgerlichen Verhältniſſen iſt, ſoll die Ehe beider Ordnungen gemäß aus dem jungfräulichen Stande hervorgehen. Woltmann war von ihrem Ideal, als ſolchem, von dieſem Gefühl durchdrungen, und von Schmerz, daß, ein ſolches Ideal zu erreichen, für uns durch das Schickſal verloren ſey. Kinder aus einer früheren Ehe jedoch ſtanden der Annäherung der unſeren zu jenem Ideale nicht entgegen; kam das ſtarke älterliche Gefühl, uns beyden zum erſtenmal empfunden, zu einer unausſprechlichen Liebe, aus der meine ganze Richtung und Bildung hervorgegangen war, konnte jene Schuld des Schickſals übertragen ſeyn. Er hoffte dies; aber unſere Ehe blieb kinderlos, und er konnte weder durch ſie die Ausſichten, deren Erfüllung ſeinem idealen Triebe das Leben mehr und mehr abſchlug, in das Daſeyn von Kindern verpflanzen, noch verwirklichte ſie ſelbſt das ideale Verhältniß, das einer hohen und zarten Seele ſtatt aller hätte ſeyn mögen; denn er mogte auch in ſeiner Frau nur das ähnliche Bild des Gegenſtandes ſeiner Leidenſchaft lieben. Er ließ es mir nicht merken, noch entgelten, und ſprach, wenn ich es ſelbſt zur Rede brachte, darüber aufrichtig und gelaſſen, wie über das Schickſal eines Dritten, und unſere Ehe war durch dieſe ſeine Mäßigung ein Verhältniß der treueſten, hingebendſten Liebe, die ſelten zweierlei Empfindungsweiſen kannte.

Ein Geſpräch mit einer geiſtvollen Mutter, die ihre Kinder auf dem Lande erzog, veranlaßte **Woltmann** in dieſem Sommer 1816 zu einer Sammlung, in welche er dasjenige, was die deutſche Literatur ſowohl an Dichtkunſt als in allen Fächern allgemein menſchlicher Bildung auch der Form nach Claſſiſches und zugleich für die Jugend vom zehnten bis zum ſiebzehnten Jahre Faßliches beſitzt, zuſam menordnete, nach der Anſicht, daß es während der progreſſiven Entwicklung des Geiſtes und der Leidenſchaften in dieſer Zeit diene, jenem klare und gediegene Vorſtellungen, dieſer eine edle Richtung zu verleihen, dabei den Geſchmack gewöhne an Reinheit der Form, und eine Vorſtellung von Art und Weſen der deutſchen Literatur der Bildung überhaupt zum Grunde legte. Ein Band ſollte dieſe Idee der Sammlung ausführen, und ein Regiſter zur Erklärung fremder oder wiſſenſchaftlicher Ausdrücke enthalten. Er arbeitete mit großer Liebe an dieſem Werk, vollendete es zum Theil, und ſagte oft dabei: in unbefriedigender Gegenwart der Zeit ſey am meiſten für künftigen Geſchlechter zu ſorgen.

Daneben ſichtete er die Anmerkungen zur Ueberſetzung des Tacitus; wählte und überarbeitete diejenigen, welche derſelben im ſechsten Bande beigefügt ſind, und vollendete die Abhandlungen über Leben, Geiſt und Werke des Tacitus. Er hatte alle Einwendungen wider die Emendationen der Philologen über die Stelle des zwei und vierzigſten Kapitels im zwölften Buche: Suum quoque fastigium Agrippina etc. vielfältig erwogen und beſprochen, und keine Vermuthung faſſen können, welche einen beſſern Sinn gab, als ordinibus oder virginibus, die er aus den darüber im ſechsten Theil der Werke des Tacitus angeführten Gründen verwarf. Im Traum erblickte er Nachts vor ſich einen Codex des Tacitus aufgeſchlagen, in welchem er an dieſer Stelle armentum ſtatt carpentum ſieht. Er erzählte am folgenden Morgen den Traum, dem zu folge, nach fleißiger Durchforſchung aller Schriftſteller, die Nachrichten über prieſterliche Bräuche der Alten enthielten, auch das Basrelief einer Vaſe bei Piramſi rieth, wo Diana auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen fährt.

Das Niebelungenlied ſtudirte **Woltmann** gleichfalls in dieſem Sommer. Proben davon hatten ihn nicht angezogen, die armſelige Kunſt des Versbaues, die unbehülfliche Darſtellung der Sprache verdroſſen ihn, bei dem oft wiederholten Vergleich mit Homer. Er fühlte, daß dadurch ein Vorurtheil wider daſſelbe in ihm entſtanden war, wie er es nicht in ſeinem Innern duldete, und unternahm deſſen Studium.

Die Anſchaulichkeit, Lieblichkeit und Einfalt der erſten Geſänge entzückten ihn, die fernern alle, ſeit dem Zuge König **Günther's** an **Etzel's** Hof, hielt er für Fortſetzung ſpäterer Dichter. Einſenland, der Sitz **Brunhildens**, ſey Schweden, achtete er, oder eine Inſel der nördlichern Seeküſten. König **Günther** hatte mit **Siegfried** gegen Sachſen und Dänemark gekriegt, dieſer, der Niederländer, der wahrſcheinlicher Maaßen die Waſſerſtraßen zum Norden kennt, iſt Schiffsführer. Weit entlegen mußte das Vaterland **Brunhildens** ſeyn, da keiner ihrer Magen am Hofe **Günther's** erſcheint; ihre Mannhaftigkeit entſpricht dem Weſen der nordiſchen Schildjungfrauen; und die ganze Sage mag viel wahrſcheinlicher als eine zum Theil vaterländiſche, denn als von Spanien herübergelangt, die große Ausbreitung im Norden gewonnen haben. Er verhieß ſich, dieſe Bemerkungen einem Forſcher des Niebelungenliedes vorzulegen, und ich erwähne ihrer und des ganzen Studiums hier mehr zur Erreichung dieſer ſeiner Abſicht, wie als eines Zeugniſſes von ſeiner geiſtvollen, an Reſultaten ergiebigen Auffaſſung der Dinge und ſeiner treuen Unbefangenheit.

Jene Monate waren unruhig, weil eine Reiſe nach Baden und Wien wegen äußerer Umſtände von Tag zu Tag verſchoben und endlich gänzlich aufgegeben werden mußte. Seine Geſundheit wankte immer mehr; auf geringe körperliche Bewegung folgten heftige Fieber, die allezeit die Nerven beſonders in Mitleidenheit anzogen. Er achtete dieſes Zuſtandes nicht; immer unbeſorgt um ſich ſelbſt, und gewöhnt an krankhafte Unregelmäßigkeiten ſeiner Natur. Jeder unangenehme Eindruck reize nur, klagte er, ſeine Empfindung bis zur Unerträglichkeit: unſere ſchöne Wohnung ward ihm verleidet, weil ſich einige dazu geſellt hatten, er gab ſie, in Erwartung der Reiſe nach Wien, ihrentwegen ohne Bedauern auf.

Kaum hatten wir ſie verlaſſen, als ohne äußere Urſache ihn ein Nervenfieber überfiel. Acht Tage lag er tödtlich krank darnieder, und wollte keinen Arzt; denn ohne Ungeduld vertraute er der Natur, durch keine von ihren

Erſcheinungen geſchreckt; jedoch auf mein dringendſtes Flehen übergab er ſich ärztlichem Beiſtand.

Gegen Anfang des Decembers ſchien er zu geneſen. Die Luſt zur Arbeit regte ſich mächtig wieder, er hatte die Biographien von Spittler und Iffland für die Zeitgenoſſen vor ſeiner Krankheit übernommen, und ging mit dem alten Feuer daran, dieſe Verbindlichkeit binnen des feſtgeſetzten Zeitpunktes zu löſen. Seine Nerven ermatteten, er unterlag der Anſtrengung, allein er ließ nicht ab von ſeinem Zweck, binnen vierzehn Tagen, zu Anfange des Jahres 1817, hatte er beide Arbeiten vollbracht.

Ein Gnadengeſchenk und eine Zufriedenheitsbezeugung der Regierung ſtärkten ſeine Nerven, die Freude jederzeit ſtärkte. Dennoch mußte er ſeit Anfang dieſes Jahres faſt ununterbrochen im Bette ſeyn, und überwand im Februar ein zweites nervigtes Schleimfieber. Die heftigſten Schmerzen in Hüftgelenken, Knien, in dem gelähmten Arm quälten ihn bei dieſer Krankheit; alle ſeine verſchiedenen Leiden ſeit Jahren ſchienen aufgeſtürmt und wütheten zugleich. Er duldete mit bewunderungswürdiger Seelenſtärke und Geduld, mit ungebeugter Hoffnung, nach dieſem, endlich geneſen, ſein großes hiſtoriſches Werk in Wien anzuheben. Er machte den Schmerz, den er litt, zum Gegenſtand der Betrachtung, und überwand ihn auf dieſe Art; außerdem war ſein Leben ſo ſehr in Geiſt und Gedanken, daß er ſelbſt auf anhaltende Unbequemlichkeiten, die eben dadurch hätten zu Martern werden können, wenig Acht hatte. Beim Uebermaaß der Leiden konnte zuweilen eine ſanfte Klage ihm entſchlüpfen, die er aber ſogleich durch neu unaufgebotene Heiterkeit hinwegwiſchte. Seine Aerzte mußten geſtehen, daß ohne ſo große Gelaſſenheit und Geiſtigkeit ſein Körper, trotz ungemeiner Muskelſtärke und Friſche der Säfte, nicht vermogt hätte, dieſen Leiden in dieſem Grade zu widerſtehen.

Bis dahin hatte Woltmann nie etwas geleſen, als das zum Studium ſeiner Wiſſenſchaft gehörte oder durch herrſchende Kraft des Geiſtes und Vollendung der Form ausgezeichnet war. Von nun an vergönnte der zerrüttete Zuſtand ſeiner Nerven dies nicht länger. Unſer Zuſammenleben hatte ebenfalls eine Richtung gewonnen, daß unſere Geſpräche entweder gemeinſchaftliche Unterſuchungen über mannigfaltige Gegenſtände oder Plane für die Zukunft, oder Erinnerungen betrafen, wodurch alle Seelenkräfte in Anſpruch genommen wurden: ſie waren ihm von nun an ebenfalls ſchädlich. Reiſebeſchreibungen, Werke von leichterem Inhalt mußten nun beides erſetzen. Manche kleine Lücke ſeiner Anſchauung erfüllten Bilder von Localitäten; Manches, das er vernachläſſigt hatte, und das ſeiner Seele wol angehörte, wurde ihm bekannt hiedurch und genähert: in Tagen der Krankheit, am Ziele des Lebens, ſollte eine leichte Nachleſe vergeſſener Früchte ihm durch das Schickſal nicht entſtehen.

Nach dieſer Krankheit hatte unter ſeiner rechten Bruſt ſich eine Beule zuſammengezogen, woran er unbedeutenden Schmerz litt, den er nicht achtete, die er dem Arzt nicht zeigen wollte; ſeine Geſichtsfarbe, die ſonſt blühend geweſen, war verwandelt, und hoffnungsvolle Lebensfreude wich immer mehr von ihm, jedoch nicht in einem ſolchen Grade, daß er ſich nicht einer guten Wirkung der Bäder von Baden getröſtet hätte, welche jetzt zu beſuchen die Umſtände vergönnten, gefreut auf den Zuwachs an Erfahrungen in Wien, und auf die Reiſe durch ſchöne Frühlingsländer.

Das Manuſcript von St. Helena verurſachte ihm lebhaftes Vergnügen. Er zweifelte wegen weſentlicher, innerer Kennzeichen des Styls und der Ideenfolge nicht an deſſen Aechtheit, mehr noch wegen der individuellen Anregung der Seele darin durch gewiſſe Rückerinnerungen und Begebenheiten. Viele ſeiner eigenen, vor Jahren ausgeſprochenen Urtheile über Antriebe und Abſichten Bonaparte's fand er auf merkwürdige Weiſe beſtatigt, andere widerlegt. Scharf aufgefaßt, doch ſcheinbar treffend wegen des falſchen Geſichtspunctes, achtete er deſſen Urtheil über Oeſterreich; die friſche, gediegene Rede einer ſtarken Seele that ihm wohl. Gerſtenberg's Ugolino las er ebenfalls noch in den letzten Wochen ſeines Lebens ſo mit Entzücken, als mit Schmerz. Ueberwältigt von dem letzteren, mußte er oft das Buch weglegen. Bei einer zweiten Auflage der Memoiren des Freyherrn von S—a verhieß er ſich ſein Urtheil über den Ugolino zu ergänzen, er verglich die Kunſt in demſelben mit derjenigen in der Gruppe des Lackoon.

Während der Tag zur Abreiſe nahe herangerückt war, brach die Beule unter ſeiner Bruſt von ſelbſt auf. Er hielt es für eine Arbeit der Natur vollkommene Geneſung zu bewirken, und verſchob die Reiſe deshalb nicht. Alles war dazu bereit, wir gingen zum letzten Male, für lange Zeit glaubten wir, für immer ſollte es ſeyn, in den Garten **Waldſtein's**. Wir ſprachen über das Manuſcript von St. Helena, über Glück und Unglück der kleinen und großen Menſchenſchickſale. Ich erwähnte des auffallenden Wortes von **Bonaparte**, dem das Glück unter allen Sterblichen vorzüglich begünſtigt hat, wenn er von ſeiner Gemahlin ſagt: „S'il y a eu des momens de bonheur dans ma vie c'est a elle que je les ai du.“ **Woltmann** beſtätigte aus ſeinem Gefühl, wie wenig erreichtes Glück der Sterblichen jemals dem Unendlichen der Hoffnung und des Willens „in des Augenblicks Beengung genug thun könne. Er gedachte des Beiſpiels vom Chalifen **Abdorhaman** von Cordova, der nach funfzig Jahren einer ſieghaften Regierung in Fülle der Macht des Anſehens der Güter und Jahre ſtarb, und ſich zur Grabſchrift in ſeinem Gemach aufgezeichnet hatte: „in meinem langen Leben war ich vierzehn Tage glücklich.“

Das Eitern der Wunde hatte ſo bedeutend überhand genommen, ihr Anſehen war ſo fiſtelartig geworden, daß ich noch an eben dem Tage den Arzt davon unterrichtete. Er ſah das Uebel, und drang auf die ſchleunigſte Operation. Woltmann verſtand ſich leicht dazu; beim Oeffnen entdeckte ſich ein tiefer, uralter Schaden, welcher, die ganze rechte Bruſt ſeit Jahren unterhöhlt, eine der Rippen zerfreſſen hatte, den Niemand geahnet, gegen den ſeine friſche, kräftige Natur jahrelang in ſo vielen Krankheiten ohne Hülfe vergebens gekämpft. Der Muskel wurde durchſchnitten, er ertrug es leichthin, ohne die Miene zu verändern, ohne Laut. „Der letzte Schnitt hat weh gethan,“ war ſeine ganze Klage; er ſpeiſte zu Nacht wie gewöhnlich mir gegenüber auf einem Seſſel, redſelig und heiter.

Am folgenden Morgen nach dem erſten Verband überfielen ihn Fieberſchauer; er verlangte zu Bett und geſtand, daß er am vorigen Tage mit übergroßer Anſtrengung der Willenskraft, den heftigen Schmerz des zweiten Schnittes und deſſen Eindruck überwunden habe, und daß nun beim Verbande die Reminiscenz unvorhergeſehen ſeine Nerven ſehr erſchüttert hätte. Sein Anſehen wurde plötzlich wie eines Todten, auch plötzlich gebeſſert. Ein zweiter Abſceß, der tiefer lag, brach von ſelbſt auf; vergebens ſuchte man dies bei einem dritten zu bewirken, der auf das Zwergfell drückte; Beſorgniß, daß edle Theile angegriffen wären, Symptome, die es drohten, nöthigten zu einer wiederholten, ſchlimmeren Operation, die ſeine Nerven tödtlich zerrüttete.

Er war nach derſelben noch heiter und bei Bewußtſeyn; für Stunden anfangs, dann für immer kürzere Zwiſchenräume, endlich noch heiter in Phantaſien, die ihn zurück in ſeine Jugend, unter deren Freunden verſetzten. Wie er in der Jugend des Todes gedacht, war im Tode die Jugend ihm gegenwärtig. Das Leben dazwiſchen hatte dieſe Puncte nicht getrennt.

Er erwachte zum Bewußtſeyn, wenn man ihn anredete, und merkte ſcharf, was um ihn her geſchah. Ein Schlucken, der nicht zu ſtillen war, mußte ihn ſehr quälen; allein er klagte nicht. Ihn verdroſſen nur die Arzneien, die er meiner Angſt zu Liebe nahm. Als am Mittage vor ſeinem Tode die Aerzte und ich ſtumm vor ſeinem Bette ſtanden, ſagte er: „Verzeihen Sie mir, ich bin wohl heute recht ungeſprächig, mir iſt ſo betäubt.“ Sie gingen in ein Nebenzimmer, die Mittel zu berathen, er ſagte zu mir: „ſie wollen mich zum dritten Mal operiren, nicht wahr? aber nur heute nicht, meine Nerven ſind zu ſehr angegriffen.“ Die Arzneien reizten von nun an den Schlucken. „Es iſt ein craſſer Zuſtand, ſchwer krank zu liegen und mit ſich ſchalten zu laſſen,“ ſprach er.

Aus Todeskämpfen in die Höhe gerichtet, erkannte er wenige Stunden vor ſeiner letzten die Aerzte, welche ſeine Freunde waren, dankte ihnen für den nächtlichen Beſuch und freute ſich darüber, ohne Argwohn für ſeine Gefahr daraus zu ſchöpfen.

Keine Todesahnung überſchattete ihn. Der Jupiter leuchtete hell auf ſein Sterbelager. „Siehſt Du den ſchönen Stern wohl?“ fragte ich ihn. „O ja, aber die Sterne —“ Dies war ſein letztes Wort, er vollendete die Rede nicht, ſchlief zurück in Bewußtloſigkeit. Noch folgte ein halbes Erwachen, eine Regung des Unwillens, daß er dieſen phyſiſchen Zuſtand nicht durch die Gewalt der Seele niederzuringen vermögte, wie er ſie oft augenblicklich bei Schmerzen äußerte, ſie drückte ſich nur aus in Gebehrde und Blick. Er wurde ſtill und heiter; unbewußt und leicht ſchlummerte er aus dieſem Leben, deſſen enge Verhältniſſe ſeine Seele drückten, und das er doch mit Schmerz verlaſſen hätte, durch unverletzte Empfänglichkeit für kleine Freuden, durch Pläne der beſten Thätigkeit daran gekettet, hinüber in ein höheres Daſeyn, wofür ſeine ſtarke, idealiſche und milde Seele vollendet war.

* * *

Ich habe mit ſchwachen Zügen das Bild ſeines Gemüthes und häuslichen Lebens dargeſtellt. Ein Opfer unvergänglichen Dankes für zahlloſe Wohlthaten der Güte und Liebe. Ich fühle wohl die Mangelhaftigkeit dieſer Blätter; doch viele Züge ſeines Weſens, die Niemand darſtellen konnte, als ich, machten ſie nur zu Wunſch und Pflicht. Ich heilige ſie der Wahrheit; kein Zug iſt darin, den dieſe nicht anerkennt; ſie war die höchſte Pflicht desjenigen, der über ſeine Seele ſchreiben wollte.

Aeltere
Menſchengeſchichte.

Geſchichte
der Aegyptier.

Geſchichte
der Iſraeliten.

Nachricht an den Buchbinder. Dieſer Titel wird als Haupttitel vor den Schmutztitel: Einleitung zur älteren Menſchenge-

[redacted]

Einleitung

zur

älteren Menſchengeſchichte.

Vorrede.

Ueber die wichtigſten Puncte, die ich bei Beurtheilung der Menſchengeſchichte nie zu vergeſſen bitte, habe ich mich in der folgenden Einleitung erklärt, welche deshalb länger geworden iſt, als bei einem Grundriſſe nothwendig zu ſeyn ſcheint. Ich habe ſie mit einigen Bemerkungen über das Weſen der Hiſtorie angefangen, denn gerade in den verworrenen Begriffen von demſelben glaubte ich eine der vornehmſten Urſachen von den vielen ſchiefen Urtheilen über jede Behandlung der Geſchichte nach einer Idee zu finden.

Wegen der Art des Vortrages in dieſem Verſuch über die alte Geſchichte muß ich erinnern, daß nur derjenige, welcher in den neueren Schriften über dieſelbe ſehr bewandert iſt, öfters einſehen wird, warum dieſe, nicht eine andere Wendung genommen ward. Theils erlaubte mir die Kürze, welche ich mir bei einem Buche für Vorleſungen zum Geſetz machen mußte, theils erlaubten mir meine Grundſätze über hiſtoriſche Darſtellung nicht, bei der Entwickelung der Geſchichte ſelbſt polemiſch zu werden. Nur dem Geſchichtsforſcher glaubte ich bisweilen Winke geben zu müſſen, wenn ich gegen achtungswerthe hiſtoriſche Schriftſteller etwas behauptete. Deſto weniger aber darf ich mir ſchmeicheln, für die übrigen Leſer nicht bisweilen räthſelhaft geweſen zu ſeyn, zumal da ich hoffen durfte, dieſer Schrift durch Vorleſungen das gehörige Licht zu geben, und ihr ſo für ihre Hauptbeſtimmung nachzuhelfen.

Es iſt ein ſonderbares Gefühl, wenn man nach einem redlichen Studium der Quellen der alten Geſchichte ſich in mancher Hinſicht ärmer an Kenntniſſen von derſelben findet, als man ſonſt nach dem Durchleſen eines gewöhnlichen hiſtoriſchen Handbuches war. Hätte man auf ſeinem Wege nicht oft die Erfahrung gemacht, daß Irrthümer und Hypotheſen zu hiſtoriſcher Wahrheit wurden; ſo würde man ſich tief ſchämen müſſen, daß man von Gelehrſamkeit und Scharfſinn entblößt genug war, um nur ſo wenig in den Quellen entdecken zu können. Dennoch glaube ich, daß manches, was mir jetzt nach den Geſetzen der Kritik verwerflich ſchien, nach einem längern Studium ein höheres Anſehen bei mir erhalten werde. Es dünkt mich nur für einen jeden, welcher ſich der Geſchichte geweiht hat, eine unerlaßliche Pflicht, ſich durch das ganze Gebiet derſelben einen eignen Weg zu bahnen, und ein junger Schriftſteller ſchien mir auf Verzeihung Anſpruch machen zu dürfen, wenn er bei dieſem Bemühen, den Pfaden, welche er ſchon bereitet fand, zu wenig traute. Ueberhaupt wird ja das

Lob, welches er verdient, ſich mehr auf die Hoffnung gründen, welche ſich die Wiſſenſchaften von ihm machen, als auf eine gegenwärtige Erweiterung derſelben durch ſeine Arbeit.

Der erſte Gewinn, welchen man von dem Entſchluß, jener Pflicht nachzukommen, und der angefangenen Ausübung derſelben einärndtet, iſt eine Regſamkeit des Geiſtes und eine romantiſche Anſicht von dem ganzen Reich der Hiſtorie, wodurch man Muth und Kraft zum Beſiegen aller Schwierigkeiten erhält. Man hat nirgends einen gewiſſen ritterlichen Enthuſiasmus ſo nöthig, als bei den geſchichtlichen Studien. Dabei iſt nicht zu befürchten, daß es nicht immer Gegenſtände derſelben genug gebe, wenn wir auch noch ſo emſig und noch ſo lange die Wahrheit erforſcht haben, auf welchen jener Ahnungen erregende Morgenduft liegt, der bei den erſten Schritten in das Gebiet der Wiſſenſchaften ſo magiſch auf unſere Seele wirkt.

Dann wird man durch die Liebe, welche man nun gegen alles erhalten hat, was in dem Kreiſe der Hiſtorie ſich findet, gegen die Verführung geſichert, daß man ſich in einer Gegend derſelben ſogleich anſiedelt und alle übrige eine unbekannte Region ſeyn läßt. Es liegt überhaupt in der Natur des Menſchen, daß er ſich gern begränzt, und mit ſorgloſem Wohlbehagen in ſeiner kleinen Welt lebet. Folgt der Hiſtoriker dieſem Hange zu früh, ſo kann es nicht fehlen, daß er einſeitig und unfähiger werde, auch innerhalb des Kreiſes, welchen er für ſeine Unterſuchungen gezogen hat, die Wahrheit zu erforſchen. Er ſey wie der Mann, welcher viele Länder und Völker mit einem geſpannten Unterſuchungsgeiſt geſehen hat, und ſich alsdann erſt mit Vorliebe irgendwo anſiedelt. Wie ein Tagebuch, das man auf einer ſolchen Reiſe zu ſeiner Bildung geſchrieben hat, werde dieſer Verſuch über die ganze Geſchichte betrachtet.

Zuletzt däucht mir, daß nichts den Hiſtoriker, wenn er ſich in einer beſtimmten Gegend angebaut hat, vor dem ſo leicht überhand nehmenden Glauben, was denn daran liege, ob er dieſes oder jenes unbedeutende Datum in ſeiner Eigenthümlichkeit ergründe, ſo ſehr ſchütze, als eine tiefere Kunde von dem großen Zuſammenhang zwiſchen allen Daten der Geſchichte, als wenn er nicht bloß vom Hörenſagen weiß, ſondern durch eigene Anſchauung in ſein Gefühl den Satz aufgenommen hat, daß Vernachläſſigung der Wahrheit in ſeiner kleinſten Unterſuchung ein Verbrechen gegen die Menſchheit ſey. Aus dieſem Grunde aber wird er auch vor Mikrologie geſichert ſeyn, denn ſie entſteht nur dann im hiſtoriſchen Studium, wenn man Kleinigkeiten ohne Sinn für dasjenige, warum ſie wichtig ſind, emſig behandelt.

Dieſe Vortheile bringt der Entſchluß, ſich mit forſchendem Geiſt über die ganze Geſchichte zu verbreiten; und geſchieht dies mit der leitenden Idee von dem Fortſchreiten unſeres Geſchlechtes zu ſeinem weltbürgerlichen Ziele: ſo geſellt ſich zu der wiſſenſchaftlichen Begeiſterung des Hiſtorikers noch die Entzückung der religiöſen. Nie werden dieſe Stunden der hiſtoriſchen Andacht göttlicher, als wenn man zu den fürchterlichen Stürmen kommt, unter welchen die Menſchheit ſich ſchöner entwickelte. Auch iſt dann die Hiſtorie erquickend wie die Roſe, welche während dem Gewitter, indem es über ihr donnert und blitzt, von den herabfallenden Regentropfen friſcher aufblüht.

Woltmann.

Einleitung.

I.

Ueber den Character der Hiſtorie.

§. 1.

Alle unſere wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen beziehen ſich entweder auf die Erforſchung der Empirie nach ihrem Weſen und ihren Gründen, oder auf die Darſtellung derſelben. Jene iſt die Pflicht des Philoſophen, dieſe fällt dem Geſchichtsſchreiber anheim.

Die Philoſophie und Hiſtorie ſind ihrer Natur nach völlig von einander unabhängig, wiewohl ſie ſich wechſelsweiſe unterſtützen müſſen.

Darſtellung der Empirie kann es geben, ohne daß die Geſetze derſelben ergründet worden ſind, treffliche hiſtoriſche Kunſtwerke können entſtehen, wenn auch keine Theorie derſelben durch die Philoſophie iſt aufgeſtellt worden. Dieſe hat dagegen, wiewohl ſie durch die Erfahrung geweckt wird, deshalb die Darſtellung derſelben nicht unumgänglich nöthig.

In der Geſchichtsforſchung, welche nach der obigen Gränzbeſtimmung kein hiſtoriſches, ſondern ein philoſophiſches Geſchäft iſt, gränzen beide Wiſſenſchaften am nächſten zuſammen, da in ihr unterſucht wird, in wiefern der Stoff, welchen der Geſchichtsſchreiber darzuſtellen hat, die reine Empirie iſt.

Der Hiſtoriker, unter welchem Namen man den Geſchichtforſcher und den Geſchichtſchreiber befaſſen kann, muß daher nothwendig Philoſoph ſeyn, muß in die Tiefen dringen, aus welchen die Welt der Erfahrung hervorgeht, aber ſobald er ſie darſtellen will, vergeſſe er, daß er in dieſen Tiefen gelebt habe, denn ſonſt läuft er Gefahr, etwas Fremdartiges in ſeine hiſtoriſche Schöpfung zu bringen und durch philoſophiſchen Deſpotismus den Geiſt reiner Hiſtorie zu verbannen.

§. 2.

Die Hiſtorie im engern Sinn iſt Darſtellung derjenigen Empirie, welche in unmittelbarer Beziehung zu dem Menſchen und ſeinem Schickſal kann betrachtet werden. Es gibt einen zwiefachen Geſichtspunct für dieſelbe, nämlich denjenigen, welcher ſich aus der reinen Empirie ergibt, und den practiſchen. Bei jenem hat man keinen andern Zweck, als die Geſchichte ſelbſt, und ſicher kann der

Geſchichtſchreiber, wenn er nur ihn feſthält, die reinſten hiſtoriſchen Kunſtwerke liefern; dieſer iſt entweder weltbürgerlich practiſch, oder in Hinſicht auf die Wirklichkeit practiſch.

Wenn wir aus dem weltbürgerlichen Geſichtspunct die Geſchichte betrachten, ſo deuten wir dadurch ſchon das Ziel an, zu welchem wir in den Annalen der Menſchheit ein Streben bemerken wollen. Da nun das Ziel am Ende unſerer Bahn ſeyn muß, können wir es unmöglich als ſolches innerhalb unſerer bisherigen Erfahrung entdecken; in einer Idee, die gleichſam a priori iſt, muß es ſich finden, deren allmählige Realiſation in den bisherigen Schickſalen der Menſchheit aufgeſucht wird. So entſteht die Menſchengeſchichte oder die Darſtellung des Schickſals unſeres Geſchlechtes nach einer Idee a priori.

Sobald der Geſichtspunct bloß practiſch in Hinſicht auf die Wirklichkeit iſt, bleiben wir innerhalb der Erfahrung; das letzte Ziel, welches wir uns bei ihm zu ſtecken vermögen, kann doch nur in der Gegenwart ſeyn.

§. 3.

Nach der zwiſchen der Philoſophie und Hiſtorie gezogenen Gränze gehört die ganze Lehre von der hiſtoriſchen Kritik durchaus jener an. Sie begreift erſtens die Lehre von der Darſtellung, welche nicht den ganzen Hiſtoriker, nur den Geſchichtſchreiber angeht, und aus der Natur der Hiſtorie fließt nothwendig für ſie das Grundgeſetz, man muß die Empirie ſo darſtellen, daß ſie von andern als ſolche in ihrer ganzen Reinheit erkannt werden könne. Alle Regeln für Anordnung, Sprache, Raiſonnement u. ſ. w. ergeben ſich aus dieſem Geſetz.

Zweitens gehört zur hiſtoriſchen Kritik die Lehre von der Beurtheilung der Quellen, vornämlich in Hinſicht auf ihre Glaubwürdigkeit, und drittens die Lehre von der Beurtheilung der Materialien, beſonders was die Beſchaffenheit derſelben in Beziehung auf den practiſchen Zweck betrifft, welchen man durch die Hiſtorie erreichen will.

§. 4.

Nach welchem Geſichtspuncte man aber auch hiſtoriſche Materialien wählen und anordnen mag, ſo darf man nie vergeſſen, daß die Hiſtorie an ſich immer die Hauptſache iſt, und man ſelbſt ſeinen practiſchen Zweck verfehlen würde, wenn man ſich je erlaubte, die Reinheit derſelben ihm zu gefallen zu beleidigen.

II.

Die Idee der Menſchengeſchichte.

§. 5.

Für unſere practiſche Vernunft iſt die Maxime Bedürfniß, daß die vollendete Entwickelung aller Anlagen des Menſchen der Endzweck der ganzen Natur ſey, ein Bedürfniß, wodurch man nothwendig zu einem Weſen geführt wird, welches über alle Kräfte der Körper, wie über die ganze moraliſche und intellectuelle Welt gebietet.

Die erſte Schwierigkeit, welche man, um jenem Endzweck entgegen zu kommen, überwinden muß, liegt darin, daß das Ganze, welches der Menſch urſprünglich ausmacht, ſchon um die Möglichkeit einer Entwickelung ſeiner Anlagen zu bewirken, zertheilt werden muß, und ſobald dies geſchehen iſt, ein Krieg in jedem Individuum entſteht, welcher der Menſchheit oft den Untergang droht. Die drei Naturen derſelben, die ſinnliche, intellectuelle und ſittliche haben vor dem Zeitpunct einer hohen Ausbildung einen ſo ganz verſchiedenen Character, daß ſie wechſelsweiſe ſich gern zu Grunde richten möchten.

Dennoch werden ſie in dem Individuum, das ohne ſeines gleichen exiſtirt, nie zum Kampf erwachen, ſondern unaufhörlich in den Banden einer trägen Sinnlichkeit ruhen, wenn dieſe nicht mit dem ſinnlichen Vermögen von Weſen derſelben Art zuſammenſtößt. Daher iſt geſellſchaftliches Leben eine nothwendige Bedingung zur Entwickelung der menſchlichen Anlagen. Der Krieg aber, welcher wegen der heterogenen Beſchaffenheit von dieſen ſchon in dem Individuum ausbricht, wird in der Geſellſchaft mannigfaltiger und allgemein. Da entſteht dann für dieſelbe die höchſte Gefahr, daß ſie entweder gänzlich wieder aufgelöſet werde, oder nie eine ſolche Form erhalte, durch welche die vollendete Entwickelung der menſchlichen Anlagen möglich wird.

Auf keine andere Weiſe wird ſie dieſer Gefahr begegnen können, als wenn ſie ſich bald ſo bildet, daß ſie ihre Kräfte zum Zwange gegen jede Anmaßung der ſinnlichen und intellectuellen, auch wohl ſittlichen Natur brauchen kann, das heißt, wenn ſie ſich zum Staate formet.

§. 6.

Wiewohl nun die bürgerliche Verfaſſung unerläßlich für das menſchliche Geſchlecht iſt, ſobald es alle ſeine Anlagen entwickeln ſoll, droht doch auch ihr die größte Gefahr, daß ſie, ſo geſichert ſie in ihrem Innern durch den Zwang ſeyn mag, zu Grunde gerichtet werde, weil nämlich die vielen Staaten, welche neben einander entſtehen müſſen, ganz ſo, wie einzelne Menſchen, mit ihren Anſprüchen in Krieg unter ſich gerathen werden. Daher muß nothwendig an ein Verhältniß zwiſchen denſelben gedacht werden, das auf irgend eine Weiſe die Gefahr, welche daher den bürgerlichen Verfaſſungen überhaupt drohet, abwenden kann. Dieſe aber iſt nur durch eine ſtillſchweigende oder ausdrückliche, durch phyſiſche Kraft und Schlauheit erzwungene oder freiwillige Uebereinkunft möglich, das heißt, es muß eine gewiſſe Legalität des Staatsverhältniſſes eintreten, welche durch Zwang behauptet wird.

§. 7.

Da nun die Verfaſſungen und das Verhältniß der Staaten nur ein Mittel ſind, damit ein anderer Zuſtand hervorgebracht werde: ſo darf man ſagen, daß ihr Zweck dahin gehe, ſich ſelbſt unnütz zu machen, und die ſtärkere oder ſchwächere Tendenz, dieſen Zweck zu erhalten, der Maaßſtab für ihre Güte ſey. Je mehr nämlich die menſchlichen Kräfte ſowohl den Graden als der Summe nach durch ihre Hülfe oder wenigſtens unter ihrem Schutz ſich ausbilden, deſto ſichtbarer wird dieſe Tendenz. Sobald die ſinnliche, intellectuelle und ſittliche Kultur der Menſchheit ſo hoch geſtiegen iſt, daß ihr Streit aufhöret, wird der Zwang verabſchiedet; in den Momenten, wo die Verfaſſungen und das Verhältniß der Staaten ihre höchſte Vollkommenheit erhalten, alſo in den Momenten ihres höchſten Lebens wird der Augenblick ihres Todes ſeyn. Wie der Weiſe ſeine nächtliche Lampe auslöſcht, wenn die Morgenröthe angebrochen iſt, ſo wird die erleuchtete Nachwelt das erkünſtelte Licht des Staates ſterben laſſen, wenn der Glanz eines reinen geſellſchaftlichen Zuſtandes ihr erſcheint. Der Staatsbürger iſt alsdann Weltbürger geworden. Deshalb müſſen die bürgerlichen Verfaſſungen ſich ſo bilden, daß die Schranken, welche ſie zwiſchen den verſchiedenen Geſellſchaften aufgeſtellt haben, allmählig verſchwinden, und die bloße Legalität des Staatenverhältniſſes muß ſich nach ſolchen Geſetzen beſtimmen, welche dem letzten Zweck der Menſchheit entſprechen. Man kann alſo die Verfaſſungen und das Verhältniß der Staaten in weltbürgerlicher Hinſicht betrachten.

§. 8.

Den bisherigen Betrachtungen ſtellen ſich drei Fragen entgegen:

Erſtens: aus der Maxime der practiſchen Vernunft, daß alle menſchliche Anlagen ſich ganz entwickeln ſollen, ergibt ſich, daß dies bei jedem Individuum der Fall ſeyn muß; wie wird man dies mit der Kürze des menſchlichen Lebens und den Schickſalen der Einzelnen reimen? Hierauf läßt ſich nichts erwiedern, als daß allerdings die volle Ausbildung der Menſchheit in ſich ſelbſt das Ideal jedes Einzelnen ſeyn muß, aber auch deshalb unerreichbar für ihn iſt, eine traurige Einſchränkung, welche zu dem Gedanken von Unſterblichkeit führt. Für das irdiſche Leben bleibt daher der Zeitpunct das letzte uns denkbare Ziel, wo alle menſchliche Anlagen ſich bis zum höchſten Grad entwickelt in der Gattung finden.

Zweitens: angenommen, daß wir dieſes Ziel erreichen ſollen, ſo können wir doch viele Millionen von Jahren ein Spiel von Zufällen ſeyn, ehe wir uns demſelben wieder etwas nähern, wenn wir nur nach unendlichem Irren zuletzt zu ihm gelangen? Dieſe Frage darf man durchaus nicht bejahen, denn mit dem Begriff von jenem Weſen der practiſchen Vernunft, welches über die ganze phyſiſche, intellectuelle und moraliſche Welt regiert, verträgt ſich durchaus nicht die Unzweckmaßigkeit in Handlungen und Planen, welche man bei der Bejahung jener Frage geſtatten müßte. Nein, ununterbrochen ſchreitet das menſchliche Geſchlecht zur Erreichung ſeines letzten Zieles fort; jede freie Handlung moraliſcher Weſen und jede Erſcheinung der Nothwendigkeit der Natur bringt uns demſelben näher.

Drittens: ſo werden alſo durch eine fürchterliche Ungerechtigkeit immer die vorhergehenden Generationen den folgenden aufgeopfert, und alle früheren denjenigen, die ſich endlich am Ziele finden? Auf keine Weiſe! Der erhabene Character des Planes der Natur, welchen unſere practiſche Vernunft annimmt, beſteht gerade darin, daß die Freiheit moraliſcher Weſen bei ſeiner Nothwendigkeit nicht leidet, und er nur dann realiſirt werden kann, wenn jedes Individuum und jede Generation den Pflichten nachkommen, welche ſie auch erfüllen müßten, wenn ſie nicht Glieder einer langen Kette wären. Nun wird es uns neue Kraft geben, unſern Kreis auszufüllen, wenn wir den ſeelenerhebenden Gedanken feſthalten, daß unſere Sphäre in die Sphären der ganzen Natur eingreife, und wir bei keiner pflichtmäßigen Handlung wegen der Folgen derſelben beſorgt zu ſeyn brauchen, ſondern ſie gänzlich dem Plane des Weltengenius können anheimgeſtellt ſeyn laſſen.

Befremdend iſt es anfänglich, daß jenes goldne Zeitalter unſeres Geſchlechtes, welches wir uns in der weiteſten Entfernung der Zukunft denken müſſen, im Alterthum in die Vergangenheit verlegt wurde. Allein es ergibt ſich bald, daß dieſes goldene Zeitalter der Alten ſehr verſchieden iſt von dem unſrigen. In jenem iſt der Menſch voll Friede und ein Ganzes, weil ſeine urſprüngliche Natur noch in keine Theile zerfiel, um ſich zu entwickeln; in dieſem hat der Menſch ſeine Freiheit und Ruhe wieder erhalten, weil er die höchſte Stufe ſeiner Kultur erſtieg, hat er die Gabe der Natur in ſein wohlerworbenes Eigenthum verwandelt. Die lieblichen Wieſen einer ſchäferlichen Einfalt ſind der Sitz der Unſchuld, weil da die ſchlummernde Vernunft den ſinnlichen Menſchen noch zu keinen laſterhaften Begierden verführt hat. Wir müſſen dieſe unſere Unſchuld verlieren, um eine höhere zu erringen. Etwas, das uns keine Anſtrengung koſtet, und uns doch wohl thut, erregt Sehnſucht in uns, und dieſe denkt ſich ihre Güter als etwas Vergangenes, daher jenes goldne Zeitalter der noch nicht geſtörten Sinnlichkeit in der Vergangenheit! Etwas, das uns als ein Gut erſcheint, deſſen Erreichung uns Anſtrengung koſtet, erregt Begierde, und dieſe muß ſich ihr Ziel in die Zukunft ſetzen; daher in der grauen Ferne derſelben die Inſel der Seligen, wo das Ideal von menſchlicher Vollkommenheit und Glückſeligkeit wohnet!

§. 9.

Nun läßt ſich der Begriff der Menſchengeſchichte näher ſo beſtimmen, daß ſie eine Darſtellung von dem ununterbrochenen Fortſchreiten des menſchlichen Geſchlechtes zu ſeinem letzten Ziele ſey. Daraus folgt, daß auch das kleinſte Datum ein hiſtoriſcher Beweis von der Richtigkeit dieſer Idee ſeyn müſſe. Das Grundgeſetz der hiſtoriſchen Kritik für die Menſchengeſchichte wäre: betrachte jede Nachricht als ein Zeichen von dem Fortſchreiten der Menſchheit zu ihrem letzten Ziele!

Allein dieſes Geſetz könnte nur von dem Weltengenius ſelbſt befolgt werden, wenn er die Geſchichte der Menſchheit darſtellen wollte, denn nur er überſieht den großen Zuſammenhang aller Dinge hell genug, um von jedem Ereigniſſe die Natur ſeiner Wirkung auf das Univerſum angeben zu können. Theils würde unſere Unfähigkeit, die ungeheure Maſſe von Nachrichten über das Unbedeutendſte, was ſich von jeher in der todten Natur und in der menſchlichen Welt ereignete, wenn ſie alle hätten aufgezeichnet werden und zu uns gelangen können, ohne Fehlblick zu durchſchauen, theils der große Mangel, welchen wir wirklich an hinlänglicher Kunde von den wichtigſten Begebenheiten haben, uns nothwendig dahin bringen, bei der Befolgung jenes Geſetzes die Keuſchheit der Hiſtorie jeden Augenblick zu verletzen.

Sobald wir aber die Grundregel der hiſtoriſchen Kritik für die Menſchengeſchichte ſo beſtimmen, „jedes Ereigniß, das als Beleg für den weltbürgerlichen Geſichtspunct angeſehen werden kann, muß als ein ſolcher betrachtet werden,“ ſo iſt es einzig die Schuld des Hiſtorikers, nicht ſeiner Geſetze, wenn er die hiſtoriſche Wahrheit verletzt. Dagegen hat er aber auch gewonnenes Spiel gegen einen jeden, welcher käme, und vielleicht gerade die entgegengeſetzte Anſicht von einer Begebenheit hätte, denn er könnte ihm mit Recht antworten: meine Anſicht ſtreitet nicht gegen die Erzählung und iſt durch eine nothwendige Idee gerechtfertigt, welche der deinigen fehlet!

§. 10.

Das Fortſchreiten der Menſchheit zu ihrem letzten Ziel iſt nicht möglich, als wenn die Verfaſſungen und das legale

Verhältniß der Staaten ſich ununterbrochen vervollkommnen oder immer mehr den weltbürgerlichen Zuſtand vorbereiten, und die Menſchengeſchichte im engſten Sinn wäre eine Darſtellung von der ununterbrochenen Vervollkommnung der bürgerlichen Verfaſſungen und des Staatenverhältniſſes.

Warum nimmt man aber dieſe, nicht die ſteigende Kultur überhaupt zum herrſchenden Geſichtspunct? Zuerſt kann dieſer darum nicht weniger bemerkt werden, weil man vorzüglich auf die Veränderungen der Staaten ſieht; da dieſe ja ein nothwendiges Mittel für ſie ſind, und zweitens muß ein Bild von dem Kulturzuſtande eines Volkes ſich mehr durch die ganze Darſtellung ſeines Betragens bei den Veränderungen ſeines Schickſals, als durch Nachrichten über die Grade ſeiner Kultur in unſerm Geiſt abdrücken. Nun iſt es aber nicht möglich, aus der Geſchichte einer Nation auf eine andere Weiſe ein Ganzes zu machen, als wenn man die Begebenheiten in Beziehung auf ihre innern und äußern Verhältniſſe betrachtet.

Der Natur der Sache nach müſſen die Verfaſſungen der Staaten weit früher von Bedeutung geweſen ſeyn, als das Verhältniß derſelben gegen einander. Die ſteigende Vollkommenheit dieſes letzten wird größtentheils von dem wachſenden Werth der Verfaſſungen abhangen, obgleich es nothwendig wiederum auf dieſe wirken muß. Auch zeigt die Geſchichte, daß es freilich ſchon im Alterthum Hauptmomente in der Bildung des Staatenverhaltniſſes gab, dieſes aber doch erſt mit dem Auftreten der germaniſchen Nation in weltbürgerlicher Hinſicht die vornehmſte Aufmerkſamkeit verdient.

Bis zu dieſem Zeitpunct iſt daher dem weltbürgerlichen Geſichtspuncte gemäß die ethnographiſche Methode ſehr anwendbar; alle Staaten, deren Verfaſſungen in weltbürgerlicher Hinſicht bedeutend waren, werden von ihrer Entſtehung an bis zum Verſchwinden ihrer Selbſtexiſtenz verfolgt. Freilich wird man ſchon bei dieſem Geſchäft, indem man zu immer vollkommneren Verfaſſungen, zu cultivirteren Völkern kommt, ein Fortſchreiten der Menſchheit wahrnehmen; aber dennoch wird theils dies nie ſo ſichtbar ſeyn, als es gemacht werden kann, theils werden viele leicht aufzulöſende Probleme zurückbleiben, wenn man nicht gleichfalls ſchon im Alterthum die Bildung eines legalen Staatenverhältniſſes verfolgt, und weil dies ſynchroniſtiſch geſchehen muß, ſo werden dann die Reſultate über das Fortſchreiten der Menſchheit zugleich ihr volles Licht erhalten können.

Sobald aber die germaniſche Nation anfängt, ihre große Rolle zu ſpielen, wird das Verhältniß zwiſchen den Staaten in weltbürgerlicher Hinſicht vorzüglich merkwürdig, und um daſſelbe darzuſtellen nach ſeinem ſteigenden Werth, wird man am beſten auf eine ſolche Weiſe ſynchroniſtiſch verfahren, daß man große Begebenheiten, an welchen entweder die vornehmſten Staaten Theil nahmen, oder welche doch einen entſcheidenden Einfluß auf den Zuſtand der Menſchheit vorzüglich wegen der Veränderung des Staatenverhältniſſes gehabt haben, gleichſam als die Hauptfigur in einem Gemälde behandelt. Die Veränderungen, wodurch ſich die Verfaſſungen vervollkommneten, werden theils als Folgen von der vergangenen Revolution des Staatenverhältniſſes, theils in einem ſynchroniſtiſchen Ueberblick bemerkt.

§. 11.

Nur von dem weltbürgerlichen Standpunct aus kann man die Geſchichte der Menſchheit mit Ruhe betrachten, und auf die anſcheinende Zweckloſigkeit und Verwirrung im Schickſal derſelben, auf die Scenen des Unterganges von allem, was geblüht hat, auf die Greuel der menſchlichen Handlungen ohne Bangigkeit blicken. Wir dürfen hoffen, in dem verwirrten Gewebe von Begebenheiten einen leitenden Faden aufzufinden, und wo unſere Kurzſichtigkeit ihn vermißt, tröſten wir uns mit dieſer, und mit der Ueberzeugung, daß er ſicher da iſt.

Außer dieſem Troſte, welchen die Menſchengeſchichte geben kann, iſt es unverkennbar, daß ein glücklicher Verſuch über dieſelbe ſehr viel dazu beitragen würde, unſer Geſchlecht ſeinem Ziele näher zu bringen, und Weltbürger zu bilden. Er würde ein Leitſtern auf der unendlichen Fahrt werden, das Geſchenk der ganzen Vergangenheit an alle künftige Generationen.

Ehe die Menſchengeſchichte aber dieſes mit Sicherheit ſeyn könnte, müßten zwei Arbeiten gänzlich vollendet werden. Zuerſt wäre eine Philoſophie nöthig, welche nicht nur in ihrer Begründung unerſchütterliche Feſtigkeit erhalten hätte, ſondern deren ſämmtliche Diſciplinen ſchon ſo aufgebaut wären, daß jeder Widerſpruch an ihnen zu Schanden werden müßte. Denn nur alsdann könnte man den nothwendigen Gang der Menſchheit a priori mit Gewißheit angeben und von Revolutionen ſagen, daß ſie nothwendige Epochen ſind nach dem Plane der Natur, nur dann könnte man einen ſichern Maaßſtab haben, an welchem man den weltbürgerlichen Werth von einer jeden Begebenheit abnähme.

Das zweite Geſchäft, das vorher abgethan werden müßte, beſtünde in der ſorgfältigſten hiſtoriſchen Unterſuchung auch über die geringfügigſten Ereigniſſe. Ohne dieſe liefen wir bei aller Vollendung, welche die Philoſophie möchte erreicht haben, jeden Augenblick Gefahr, ſtatt der hiſtoriſchen Wahrheit bloß das Werk unſers Geiſtes zu finden, und würden verſucht ſeyn, gerade deshalb, weil gewiſſe durch die Philoſophie beſtimmte Momente in der Entwicklung unſerer Anlagen nothwendig und in einer unabänderlichen Ordnung müſſen da geweſen ſeyn, ſie bei den Zeitpuncten zu ſehen, von welchen ſie vielleicht weit entfernt waren. Die Geſchichtforſchung müßte daher, wie die Metaphyſik, ihr großes Werk geendigt haben, ehe nun der Geſchichtſchreiber an die Menſchengeſchichte gehen könnte.

Seine Pflicht wäre alsdann, den ganzen Stoff, welchen jene beiden als unverfälſchte Empirie zu Tage gefördert hätten, ſo darzuſtellen, daß ſie jedem hellen Auge als eine ſolche erſchiene.

So lange wir noch nicht zu dieſem Punct in der wiſſenſchaftlichen Kultur gekommen ſind, muß der Hiſtoriker ſich in der Menſchengeſchichte begnügen, aus ſeiner Grundidee von dem ununterbrochenen Fortſchreiten unſeres Geſchlechtes zu ſeinem Ziele vermittelſt der Vervollkommnung der Verfaſſungen und des Verhältniſſes der Staaten, mehr nur Anſichten für gewiſſe Maſſen von Begebenheiten und einzelne große Ereigniſſe, als beſtimmte Angaben abzuleiten, wie die Menſchheit von jeder Stufe zur andern fortging; er muß ſich begnügen, die Daten der Hiſtorie mehr ſeinen Anſichten gemäß zu wählen und anzuordnen, als unwiderlegliche Reſultate über alle die Schritte aufzuſtellen, welche unſer Geſchlecht vorwärts that. Nie darf er vergeſſen, daß er innerhalb der Kreiſe, welche ihm ſein leitendes Prinzip gezogen hat, allen Regeln der reinen hiſtoriſchen Kunſt wieder hingegeben ſey. Auch würde die Menſchengeſchichte in ihrer Vollendung ein Werk ſeyn, welches nur Eindrücke machte, die mit der Grundidee harmoniſch ſind, in welchem aber keine Reſultate aufgeſtellt wären. Sich dieſe von den Eindrücken zu abſtrahiren, wäre ſchon ein philoſophiſches, kein hiſtoriſches Geſchäft, wiewohl der Geſchichtſchreiber dieſe Reſultate ſchon längſt ſelbſt wird gehabt haben. Nur verſtand er die Kunſt, ſie durch ſeine Darſtellung zur Anſchauung zu bringen.

Ehe dieſe wiſſenſchaftliche Kultur jenen beſchriebenen Punct erreicht hat, wird es für den Hiſtoriker ſtrenge Pflicht ſeyn, das Gebiet der Menſchengeſchichte gegen die Anmaßungen der Philoſophie und die Verunglimpfungen derjenigen Hiſtoriker zu bewahren, welche die hiſtoriſche Wahrheit dadurch verletzt glauben, daß man etwas im Archiv der Menſchheit aufſucht, was ſich nothwendig in demſelben findet. Weit gefährlicher, als dieſe, ſind die Anmaßungen der Philoſophie. Will ſie, ohne daß die beiden oben beſchriebenen großen Arbeiten beendigt ſind, ſchon einen Grundriß a priori für die Geſchichte der Menſchen machen, und läßt der Hiſtoriker ſich verleiten, nach ihm ſeine Materialien zu ordnen, ſo werden dieſe bald den getrockneten Pflanzen gleichen, die nach einer Claſſification auf Papier geklebt ſind, von welcher es entweder ſehr ungewiß iſt, ob ſie Grund habe, oder wo man auch nicht weiß, ob nicht die Natur der Pflanzen verkannt ſey.

§. 12.

Folgende Sätze müſſen bei Betrachtung des Fortſchreitens der Menſchheit zu ihrem Ziele ſtets feſt gehalten werden:

1) Nach dem Steigen oder Sinken einer Art der Kultur darf man nicht den Kulturzuſtand eines Volks überhaupt meſſen; die ſittliche hat abſoluten Werth, die ſinnliche und intellectuelle nur hypothetiſchen, doch muß man auch jene nach ihrem hypothetiſchen Werth für die vollendete Entwickelung aller Anlagen der Menſchheit anſehen.

2) Mit den Graden der intenſiven Kraft, welche die Kultur in einer Gegend, in einem Zeitalter erreicht, muß man ſie ſtets nach ihrer Extenſion in dem ganzen Geſchlecht zuſammenhalten.

3) Wenn die Summe der entwickelten Kräfte und die Grade, bis zu welchen ſie entwickelt ſind, auch ſichtbar in einem Zeitalter abgenommen hätten in Vergleichung mit den vorhergehenden; ſo berechtigt dies nicht, eine Unterbrechung des Fortſchreitens oder gar einen Rückfall anzunehmen, denn man muß unterſuchen, ob ein ſolches Zeitalter nicht nöthig war, um die außerordentlichen Fortſchritte möglich zu machen, welche in einem der folgenden geſchahen, ſo daß allerdings die Menſchheit durch daſſelbe verrückte.

Aegypten.

§. 1.

Die phyſiſche Beſchaffenheit Aegyptens gibt uns folgende Reſultate für die Geſchichte der Nation, welche daſſelbe bewohnte. Zuerſt gebührt der Ruhm der Fruchtbarkeit, in welchem es ſteht, nicht dem ganzen Lande, ſondern nur den Nilgegenden, und von dieſen iſt in der Menſchengeſchichte eigentlich nur die Rede. In den libyſchen Sandwüſten auf der weſtlichen Seite des Nillandes konnte die Kultur unmöglich gedeihen, und beinahe eben ſo wenig in der öſtlichen gebirgigen Gegend am arabiſchen Meerbuſen. Wenige Stücke derſelben waren zur Viehzucht tauglich, aber dagegen hatte ſie großen Werth für die Aegypter wegen ihrer herrlichen Steinbrüche. Ihre Bewohner waren Troglodyten, welche ſich nie durch die Künſte des Ackerbaues ausbilden konnten. Selbſt in Unterägypten mußten die Stämme, welche in Gegenden wohnten, die zu ſumpfig waren, als daß ſie hätten können bebaut werden, ſich mit derjenigen Bildung begnügen, welche die Viehzucht verſchaffen kann.

Für die Nationalkultur im eigentlichen Aegypten ward es ferner äußerſt wichtig, daß es Mangel an Bauholz hatte, die Aegypter alſo nie ein wichtiges zur See handelndes Volk werden konnten, obgleich ihre Lage ſie dazu ſchien beſtimmt zu haben. Dagegen war es unvermeidlich, daß ſie früh anfingen, mit Steinen zu bauen, wodurch die Erfindung vieler Künſte veranlaßt ward. Weil es an Holz fehlte, machte ſich der Arme Hütten von Schilf, aber der Reichere wählte um ſo lieber Steine zu ſeinen Gebäuden, da ſie aus den nahen herrlichen Brüchen mit leichter Mühe auf den Nilcanälen hergebracht wurden.

Vortheilhaft für die frühe Entwickelung der Aegypter war es endlich, daß ſie ohne alle Anſtrengung den Ackerbau treiben konnten, indem ſie nicht zu pflügen, ſondern nur in den Nilſchlamm den Samen auszuſtreuen brauchten. Dafür mußte man Waſſerbaukunſt erfinden und ſehr vervollkommnen, um den Ackerbau zu ſichern. Welche Künſte wurden durch ſie geweckt!

Das Klima in Aegypten war warm, trocken und geiſtig: Menſchen, Thiere und Pflanzen waren unbeſchreiblich fruchtbar durch ſeinen milden Einfluß. So wohlthätig dieſer war, ſo leicht konnte er auch äußerſt verderblich werden, wenn man ſich in irgend einem Dinge Unmäßigkeit erlaubte. Die lebhafte Kraft, mit welcher er den geſunden und reinen Körper beſeelte, zerſtörte den kranken und unreinen. Nüchternheit der Sitten und die ſorgfältigſte Reinlichkeit wurden alſo von der Natur hier erzwungen; und wie viel war durch ſie für die Kultur gewonnen! Die ganze Schöpfung um den Aegypter her war dazu gemacht, ſeinen ſchlummernden Geiſt zu wecken, und die Leichtigkeit, mit welcher er alle ſeine phyſiſchen Bedürfniſſe befriedigen konnte, verſtattete ihm Muße, den erhaltenen Eindrücken ſich zu überlaſſen, ſie zu verarbeiten. In dem eingeſchloſſenen Nillande war alles von der Vorſehung eingerichtet, daß ſich hier ſo ſchnell wie möglich die Menſchheit ausbilden mußte; und damit ſich hier die Kultur mit der ſtrengſten Nationalindividualität entwickelte, weil ſie deſto ſchneller gedeiht, je weniger ſie an Extenſion durch das Zuſammenſtoßen mit fremder Bildung zunimmt, wurde Aegypten abgeriſſen von der übrigen Welt, und durfte ſelbſt ſeine Lage zum Seehandel nicht benutzen. Es war gleichſam das Treibhaus, in welchem die Natur die Blüthen des menſchlichen Geiſtes hervorrufen und ſchützen wollte, ſo lange ſich noch kein milder Frühling der Humanität über einen größern Theil der Erde verbreitet hatte. Von einem ſolchen Standpuncte für die ägyptiſche Geſchichte verbreitet ſich ein helles Licht über den ganzen Inhalt derſelben.

§. 2.

Der erſte Strahl der Geſchichte, welcher nach Aegypten fällt, zeigt uns hier ſchon eine ausgebildete Monarchie und einen Hof, an welchem Luxus herrſchte (2023 J. d. W.). Aber noch hatte dieſer die bürgerliche Geſellſchaft nicht zerrüttet, denn die Ehe ward noch heilig gehalten troß den

Begierden eines Königs, der ſein Harem hat und Höflinge, welche weibliche Schönheit für daſſelbe aufſpüren; noch glaubte der Pharao, daß die Götter ihn ſtrafen, wenn er ſelbſt ohne ſein Wiſſen die Heiligkeit der Ehe verletzt hat.

Abrahams Zug nach dem Staate von Memphis wirft einen Schimmer auf die ägyptiſche Geſchichte, welcher durch die Erzählung von Joſephs Schickſalen heller wird (2220). Der Pharao von Memphis war höchſt wahrſcheinlich Alleinherrſcher Aegyptens geworden, der Luxus war geſtiegen, Verkehr mit aſiatiſchen Kaufleuten war entſtanden, und dieſe brachten den Aegyptern Waaren, die zu den Bedürfniſſen einer verfeinerten Sinnlichkeit gehören, ſelbſt der Sclavenhandel hatte ſich ſchon eingefunden. Die Heiligkeit der Ehe war am Hofe verloren gegangen, Wolluſt verführt die Frau eines angeſehenen Höflings, daß ſie ſich vor einem verachteten Sclaven erniedrigt, und die Rachſucht des intriguenvollen Weibes ſtürzt einen unſchuldigen Jüngling in den Kerker. Der Oberaufſicher deſſelben bekümmert ſich um nichts; ſo vielfach und verwickelt ſind ſchon die Verhältniſſe im Staat, daß er dem gefangenen Joſeph die Aufſicht über die andern Gefangenen anvertrauen darf. Die Laune eines Deſpoten, welchen er durch Traumdeuterei gewinnet, erhob dieſen plötzlich zum erſten Amt im Reiche, und Joſeph ſorgte planmäßig dafür, daß die Macht, welche ihn erhoben hatte, an Unumſchränktheit zunehme.

1 Moſes 1, 12—37, 40, 41.

§. 3.

Er ward das Werkzeug, den Deſpotismus höher zu treiben, aber zugleich Veranlaſſung, daß der Geiſt der Nation nicht in einen trägen Schlummer dadurch verſank. Er legte in fruchtbaren Jahren große Kornmagazine auf des Pharao Koſten an, und benutzte ſeinen Ueberfluß an Lebensmitteln zur Zeit einer ſchrecklichen Hungersnoth, um alle Grundeigenthümer in Aegypten bis auf die Prieſterkaſte zu Meiern des Königs zu machen. Da zu derſelben Zeit auch in den Ländern der benachbarten aſiatiſchen Nomaden Unfruchtbarkeit herrſchte, ſo fand er Gelegenheit, ſeine ganze Familie aus denſelben nach Aegypten zu ziehen, wo ihnen das ſchöne Land Goſen zur Viehzucht eingeräumt ward.

Sowohl dieſes Beiſpiel, als der Ruf von den unermeßlichen Reichthümern der königlichen Schatzkammer, welche der Kornverkauf Joſephs in ſie gebracht hatte, mußte andere Nomadenſtamme ins Land locken. Der Einfall der Hykſos (2347) und die barbariſche Herrſchaft derſelben in Unterägypten dauerte vielleicht beinahe drei Jahrhunderte. Sicher waren ſie eine Folge von der Niederlaſſung der Iſraeliten daſelbſt, alſo nicht ganz gleichzeitig mit derſelben. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß Joſephs Familie durch den Glanz, welchen er dem ägyptiſchen Throne gegeben hatte, in eine traurige Lage kommen mußte, mochten durch die Pracht gelockt, rohe Nomadenfürſten ihn beſteigen, oder die alten Pharaonen ununterbrochen auf ihm herrſchen. Dieſe verfolgten natürlich einen Volksſtamm, der ſich ſo außerordentlich vermehrte, und mitten im Staat durch ſeine Tradition und Lebensart einen Staat bildete, da der Deſpotismus deſto eiferſüchtiger wird, je mehr ſeine Gewalt zunimmt: jene drückten eine Nomadenhorde, die cultivirter war als ſie, und ſich leicht mit den unterdrückten Aegyptern vereinigen konnte. Noch gewiſſer iſt, daß ein Sturm nothwendig war, damit die Eingebornen, welche bisher durch ihre politiſche Exiſtenz ſchon viele Kräfte entwickelt und ihre Sinnlichkeit verfeinert hatten, nicht ſchlummernd hinſanken, ehe ſie ihre weltbürgerliche Pflicht erfüllt hatten. Bald nach der Periode der Hykſos brach auch das goldene Zeitalter des ägyptiſchen Geiſtes an.

1 Moſes K. 41 — 50. Josephus contra Apionem I. 14 — 16.

§. 4.

Ein großer Name, welcher nicht lange nach der Hykſosperiode erſcheint, iſt Seſoſtris, der ohne Zweifel viele Verdienſte um Aegypten und hohen Ruhm des Eroberers muß gehabt haben, wenn man auch ſeinen Namen gleichſam als ein Denkmal für alles Merkwürdige gebraucht hat, welches in einem gewiſſen Zeitalter geſchah, und ſich entwickelte. Nach der Unterjochung äthiopiſcher Völker begann er einen abenteuerlichen Zug durch Aſien, ging über den Ganges, und drang durch Indien bis an die Küſte des Oceans. Auch von den Scythen forderte er Tribut, und in Europa bekriegte er Thracien, wo er aber ſeinen Abenteuern ein Ziel ſetzte. Allenthalben hinterließ er Spuren ſeiner Gegenwart, unter welchen die wahrſcheinliche Niederlaſſung einer ägyptiſchen Kolonie aus ſeinem Heere, von welcher die Colchier entſtanden ſeyn ſollen, die merkwürdigſte iſt.

Unter den Einrichtungen, die er für Aegypten getroffen hat, zeichnen ſich folgende aus. Er erbaute an der öſtlichen Seite deſſelben eine lange Gränzmauer gegen die arabiſchen Nomaden, welche von Peluſium bis nach Heliopolis ſich erſtreckte. Gegen eine Ueberſchwemmung ſicherte er gleichfalls das Land, indem er durch die Kriegsgefangenen, welche er von ſeinen abenteuerlichen Zügen mitgebracht hatte, vorzüglich in Unterägypten, Kanäle graben ließ; aber ein ungleich wichtigerer Vortheil dieſer Arbeit war es, daß nun durch das Nilwaſſer in alle Gegenden Fruchtbarkeit gebracht werden, und nun ein leichter Verkehr zwiſchen ſämmtlichen Aegyptern ſeyn konnte. Auch war man durch ſie im Stande, bei einem zu heftigen Anſchwellen des Nils ſeine Fluthen zu leiten, welche ſonſt auch die Städte überſchwemmten, die nicht in hohen Gegenden lagen. Um ſie erwarb ſich Seſoſtris das beſondere Verdienſt, daß er hohe Dämme aufführen ließ, wohin ſie verlegt werden ſollten, wohin ſich jeder zur Zeit der Noth retten konnte.

Epoche würde ſeine Regierung allein durch die Eintheilung des Landes in Nomen machen, wenn dieſelbe ihren Urſprung nicht wohl mehr der Entſtehungsart der ägyptiſchen Staaten, als einem einzelnen König verdankte. Es ſcheint aber keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn, daß unter ihm eine Art von Kriegslehen aufkam, welche ſehr viel zur Ausbildung der Kriegerkaſte beitrugen, ſo wie überhaupt in ſeinem Zeitalter die ägyptiſche Verfaſſung ihre beſtimmte Form, in welcher ſie bald nachher erſcheint, muß erhalten haben.

Herod. ed. Wesseling. II. 102—110. **Diod.** Sic. ed. Wessel. I. 53—59.

§. 5.

Die Grundlage des ganzen ägyptiſchen Staates machte die Kaſteneintheilung aus. In ſechs verſchiedene Kaſten waren die Aegypter abgetheilt, nämlich in die der Prieſter, Krieger, der Gewerbe Treibenden, Ackerbauern, Hirten und Schiffer. Die beiden erſten begriffen alle Staatsbürger unter ſich, aber die Prieſter hatten wenigſtens einen ungleich größeren Antheil an der Regierung, als die Krieger. Die Herrſchaft war bei einem eingeſchränkten König.

Herod. Eut. 163. 164. 66. 68. **Diodor.** I. 73. 74.

§. 6.

Daß die erſten ägyptiſchen Staaten Kolonien aus dem Prieſterſtaat zu Meroe waren, iſt kaum einem Zweifel unterworfen, und daher wird es wahrſcheinlich, wofür auch das Aeußere der ägyptiſchen Prieſterkaſte ſpricht, daß ſie aus eingewanderten Fremdlingen von Meroe beſtand, welche die einheimiſchen Nomaden cultivirten, in ſpateren Zeiten das Gepräge der urſprünglichen Beſchaftigung behielten, und ihre durch Einführung eines religiöſen Cultus erworbene Herrſchaft durch Religion befeſtigten. Nun finden wir freilich kein beſtimmtes Zeugniß darüber, daß mit dieſen Prieſtern zugleich andere freie Männer eingewandert ſind; allein dies ſcheint nothwendig geweſen zu ſeyn. Sie ſelbſt waren keine Krieger, und Sclaven führten gewiß nicht die Waffen. Nach der Analogie von dem, was wir von ähnlichen Zügen wiſſen, und nach der ganzen nachherigen Form des ägyptiſchen Staates zu ſchließen, beſtand ein ſolcher Koloniezug aus Prieſtern und freien Männern nebſt ihren Familien. Jene leiteten als Repräſentanten der Götter und die gebildetern Geſchlechter die ganze Unternehmung; aus dieſen ſtand wohl der Anführer zu kriegeriſchen Verrichtungen auf.

Sie kamen nun in ein Land wie Aegypten, das nur einer geringen menſchlichen Hülfe bedurfte, welche den Nil bezwang, um durch den Ackerbau den höchſten Grad von Fruchtbarkeit zu erlangen; ohne jene aber ein Spiel der Fluthen war. Wo ſich eine Kolonie niederließ, da unterwarf ſie ſich die einheimiſchen Nomaden, wie es gewöhnlich geſchieht, durch die Religion und das Schwert. An eine ſichere Herrſchaft über dieſelben war aber nicht zu denken, wenn ſie nicht zum Ackerbau gewöhnt wurden, und ohne ihn konnten die Koloniſten auch ihren Unterhalt nicht haben. Daher mußte nothwendig Beförderung des Ackerbaues die Grundmaxime ihrer Politik werden. Wer aber von den alten Einwohnern zum Ackerbau beredet oder gezwungen wurde, der ward nicht Landeigenthümer, ſondern vielmehr Sclav, der für andere den Acker beſtellen mußte. Doch drückte ihn die Verachtung der herrſchenden Geſchlechter nicht ſo tief nieder, als den Nomaden und Schiffer. Dies entſprang aus den Verhältniſſen, ohne daß die Prieſterfamilie eine beſondere politiſche Klugheit darin geſetzt hätte, Verachtung des nomadiſchen Lebens tief einzuprägen.

Landeigenthümer waren nur die Prieſter, die freien Männer, welchen Vertheidigung des Landes oblag, und der König. Die Handwerker und andere Gewerbe Treibenden bildeten ſich unter den verachteten Volksclaſſen, denn der Prieſterſtand beſchäftigte ſich nur mit Religion und den Wiſſenſchaften, und der freie Mann war viel zu ſtolz und zu träge, um ſich mit andern Geſchäften, als kriegeriſchen Unternehmungen, abzugeben.

Herod. l. c. — II. 47. Diodor. l. c.

§. 7.

Jede Kolonie bildete höchſt wahrſcheinlich einen unabhängigen Staat, wenn er auch in einiger Verbindung vorzüglich durch Karavanenhandel mit Meroe blieb, welcher unter dem Schutz der Religion nur gedeihen konnte, und ſich alſo der Leitung der Prieſterfamilien überlaſſen mußte, ohne daß dieſe ſelbſt eine handelnde Geſellſchaft auszumachen brauchten. Der König, welcher ſowohl an der Spitze der einzelnen Staaten, als des ganzen Reichs ſtand, zu welchem dieſelben vereinigt wurden, beſaß ſeine Würde erblich, und dieſe war wohl bei den Familien der erſten Anführer der Kolonien. Daß der König nicht aus den Geſchlechtern der Prieſter war, iſt auch deshalb wahrſcheinlich, weil er immer der erſte Feldherr des Staates blieb, und die prieſterliche Macht ſtets in großer Gefahr geſchwebt hätte, wenn dem Alleinherrſcher alle religiöſe und politiſche Geheimniſſe wären bekannt geweſen. Kunde religiöſer Geheimniſſe durfte freilich dem König nicht gänzlich fehlen, wenn er nicht bloß Werkzeug der Prieſter ſeyn ſollte, und darum iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß jeder König in den Stand der Prieſter aufgenommen ward; aber die Nachricht, daß die Könige entweder aus den Prieſtern oder Kriegern gewählt wurden, hat wohl mehr ihren Urſprung in demjenigen, was geſchah, als was geſchehen ſollte. Nichts erregte auch größeren Unwillen und zerrüttete mehr die Verfaſſung, als da ein Oberprieſter die Regierung an ſich riß. Dahin aber mußten die herrſchenden Familien ſehen, daß der König ſtets in ihren Feſſeln blieb, und dieſem Geſichtspuncte gemäß waren auch die meiſten Regeln abgefaßt, welche das ägyptiſche Staatsrecht ſelbſt dem Privatleben deſſelben vorſchrieb. Er durfte ſich von keinem Sclaven bedienen laſſen, ſondern Söhne der angeſehenſten Prieſter, die wenigſtens das zwanzigſte Jahr zurückgelegt hatten, warteten ihm auf, nachdem ihnen durch eine ſorgfältige Erziehung ſchon alle Maximen ihres Standes eingeprägt waren. Täglich mußte er zum Tempel gehen und opfern; täglich feierte die prieſterliche Macht ihre Gewalt über den Thron, indem der Oberprieſter ſeinen Segen über die Tugenden eines Regenten und über die Laſter deſſelben ſeinen Fluch ausſprach, und aus den heiligen Geſchichtbüchern die Characteriſtik ſolcher Könige vorlas, die es durch ihr Betragen verdienten, von der Prieſterkaſte gelobt zu werden. Ueber den verſtorbenen Herrſcher ſprachen Mitglieder derſelben ihr öffentliches Urtheil aus, und er war ſicher, mit Lobſprüchen überhäuft zu werden, wenn er geduldig ſich am Gängelbande hatte leiten laſſen. Manche Vorſchriften in Hinſicht auf Speiſe und Trank waren Bedürfniß unter einem ſolchen Himmel, und ein treffliches Beiſpiel der Mäßigkeit mußte durch den Gehorſam gegen ſie der König für ſeine Unterthanen werden; aber daß er auch nur zu einer beſtimmten Zeit der Freuden der Liebe genießen durfte, war Druck der herrſchſüchtigen Fürſorge, obgleich nicht unpolitiſch. Dafür ging aber auch bei ſeinem Tode das ganze Volk in Trauerkleidern, dafür mußten die Aegypter alsdann zwei und ſiebenzig Tage hindurch Verzicht thun auf jeden Genuß der Liebe, dafür lobte ihn die Nation, wenn ſein Leichnam zur Schau ſtand, am Eingange des Grabmals. Welche Schande im Gegentheil, wenn ihm ein feierliches Begräbniß durch die Volksſtimme verſagt ward! Allein ſo löblich und vortheilhaft eine ſolche Beſchränkung der Könige für die Kindheit eines Staates ſeyn mochte, mußte ihre Bande, je enger ſie waren, deſto eher zum Wohl Aegyptens geſprengt werden, und der erſte erobernde König mußte ſie zerreißen. Daß die Prieſter jene Zeit der Kindheit als das goldene Zeitalter prieſen, war natürlich. In wiefern ſie die nachherigen Alleinherrſcher Aegyptens in ihren Feſſeln hielten, läßt ſich nicht genau angeben. Scharf beſtimmte Gränzen zwiſchen der königlichen und prieſterlichen Gewalt gab es wohl niemals, denn dieſe fand bei der Unbeſtimmtheit derſelben ihren Vortheil, und die Könige, welche in den ſpäteſten Zeiten auf den ägyptiſchen Thron kamen, handelten nach dem Recht des Eroberers.

Diodor. I. 70, 71, 72. **Plutarch.** de Iside et Osiride p. 354.

§. 8.

Jede Prieſterfamilie beſaß ohne Zweifel das Land, welches ſie zuerſt urbar gemacht hatte, als ihr Grundeigenthum, und die Nomaden, welche ſie zur Bearbeitung deſſelben auf irgend eine Weiſe gebracht hatte, waren ihre Ackerbauern. Hatte ſie allein eine Kolonie ausgemacht, in ſofern Prieſter bei derſelben waren, ſo war das Prieſterthum des Tempels, den ſie erbaut hatte, alſo auch alles Land deſſelben allein ihr Erbtheil. Hatte ſie mit mehreren Familien gemeinſchaftlich eine Kolonie gebildet, ſo machte ſie mit denſelben nach der Niederlaſſung doch nur Ein Geſchlecht in Hinſicht auf ihre Beſitzungen aus. Daraus floß nun, daß jeder Prieſter bei dem Tempel, zu welchem er einmal gehörte, mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern bleiben mußte, denn ſonſt verlor er ſeinen Theil an dem Geſammtvermögen. Aus dieſem wurden nicht nur aller Aufwand des Gottesdienſtes und andere gemeinſchaftliche Koſten beſtritten, ſondern auch alle Bedürfniſſe der Geſellſchaft befriedigt. Darum aber konnte es jedem einzelnen recht gut erlaubt ſeyn, ſich noch Privatäcker zu erwerben, denn man darf auf die Prieſterkaſte nicht von Mönchsgeſellſchaften ſchließen, die freilich bei dem gemeinſchaftlichen Genuß der Einkünfte keine weiteren Beſitzungen nöthig hatten. Jene war ein Bund von Familien, welche den ganzen gebildeten und gelehrten Stand der Nation ausmachten, alſo ſehr verſchiedene Geſchäfte und Bedürfniſſe haben konnten.

Die ſämmtlichen Prieſter eines Tempels ſtanden unter einem Oberprieſter, deſſen Stelle in ſeinem Geſchlecht wiederum erblich war. Nach dem König war er die vornehmſte Perſon, und übertraf ihn in den früheren Zeiten, als noch mehrere Staaten neben einander ſtanden, wahrſcheinlich an Gewalt. Sobald aber Alleinherrſchaft das ganze Aegypten ſich unterwarf, mußte das Anſehen der Oberprieſter ſchon ſinken, weil nun ihrer mehrere neben dem König ſtanden. Wir finden keine Spur, daß ſie ſich alle nun unter einem Haupte vereinigt hätten. Alle jene Mittel, wodurch ſich im römiſchen Reich ein Biſchof über die andern erhob, waren hier nicht anzuwenden. Seſoſtris hatte die Idee, den Gott, welcher ein Gegegenſtand der Anbetung aller Aegypter war, ganz emporzuheben, eine Idee, welche zeigt, daß er das Intereſſe ſeiner allgemeinen Alleinherrſchaft kannte, welche in den verſchiedenen Göttern, die in verſchiedenen Diſtricten die erſte Rolle ſpielten, das mächtigſte Hinderniß ihrer Feſtigkeit fand. Aber er erbaute in allen Städten Aegyptens demſelben einen Tempel; denn die Prieſter hätten gewiß nicht zugegeben, daß demſelben etwa nur in der Hauptſtadt ein Tempel erbauet würde, weil es dadurch leicht dahin hätte kommen können, daß der Oberprieſter bei dieſem Tempel allmählig die Herrſchaft über ſeine Brüder erhalten hätte, zumal da ſich der Rechtsgang von den Urtheilen anderer Prieſtercollegien vielleicht bald aus dem ganzen Reiche zu ihm hinaufwinden konnte.

Außer der politiſchen Maxime, den Ackerbau zu befördern, mußte die Prieſterkaſte ihre Politik dahin gerichtet ſeyn laſſen, daß weder der König, noch die Kriegerkaſte zu mächtig wurde, und vornämlich, daß ſich zwiſchen dieſen beiden nie ein Bund gegen ſie bildete.

Herodot. II. 42. **Diodor.** II. 66. 73.

§. 9.

Die freien Landeigenthümer außer den Prieſtern oder die Kriegerkaſte wurden eingetheilt in die Hermotybier und Kalaſirier, welche zwar in verſchiedenen Diſtricten, aber faſt alle in Unterägypten wohnten. Anfänglich bei der Einwanderung erhielten ſie in jeder Gegend, wo ſich eine Kolonie niederließ, ihren Acker; aber als aus allen Staaten ein einziger erwuchs, ſo war es natürlich, daß diejenigen, auf welchen die Vertheidigung des ganzen Reichs beruhte, vorzüglich da anſäſſig wurden, wo die meiſte Gefahr zu befürchten war, obgleich ſie im übrigen Aegypten auch noch Grundeigenthum behalten konnten. Sobald erobernde Alleinherrſcher aufſtanden, kam zu dem Drange der Umſtände noch eine neue Urſache hinzu, die Krieger nach Unterägypten in die Nähe der Hauptſtadt zu locken, denn nun war es Intereſſe des Königs und der Kriegerkaſte, ſich einander nahe zu ſeyn. Unter Seſoſtris ſcheint in dieſer Hinſicht eine wichtige Veränderung vorgegangen zu ſeyn. Jeder Krieger war bis auf zwölf Acker Landes, den Acker zu hundert ägyptiſchen Ellen gerechnet, von allen Abgaben frei, woraus aber gar nicht folgt, daß ſie nicht mehr Grundeigenthum beſaßen; die Prieſter hingegen waren gänzlich von allen Abgaben befreit. Daß die Krieger von andern Ländereien, je nachdem ſie deren mehr oder weniger inne hatten, allerdings Steuern an den König geben mußten, ſcheint auch daraus zu folgen, daß dieſer außer dem Ertrag des königlichen Länderbeſitzes noch Einkünfte aus den verſchiedenen Diſtricten hatte. Die übrigen Volksclaſſen konnten wohl nicht viel abgeben, und waren vielleicht noch gar gegen Prieſter und Krieger zu Abgaben verpflichtet. Jene ſteuerfreien Ländereien waren Geſammteigenthum der Kriegerkaſte und der Beſitz der verſchiedenen Aecker war dem Wechſel unterworfen.

Man darf alſo dieſe Ländereien der Kriegerkaſte wohl als einen Sold anſehen, den ſie für ihre Dienſte empfingen, wiewohl ihnen als der Hauptmaſſe der Nation Vertheidigung des Vaterlandes ohne weitere Rückſicht ſchon Pflicht war. Daher darf man in dem, was ſich von ſelbſt ergab, keine tiefe Politik ſuchen, als ob man den Kriegern nur darum Grundeigenthum erlaubt habe, damit ſie deſto tapferer für das Vaterland kämpften.

Weil ihnen Schutz der Nation oblag, ſo mußten ſie auch als Beſatzung in den Gränzplätzen liegen; aber daran war nicht zu denken, daß eine Zahl aus ihnen hier auf immer geblieben wäre, ſondern eine Parthie mußte immer mit der andern abwechſeln. So wurden auch die zweitauſend Mann, welche an den Hof des Königs als Leibwache zogen, jährlich abgelöſet. Höchſtwahrſcheinlich brauchten auch die Beſatzungen nicht für ihren Unterhalt zu ſorgen; von jenen wiſſen wir, daß ſie täglich einen beſtimmten Vorrath von Fleiſch, Brod und Wein erhielten.

Eine Kriegerkaſte, die eigentlich nichts iſt, als ein Bund von Landeigenthümern, deren Geſchäft Vertheidigung des Vaterlandes iſt, kann nicht leicht an Kriegszucht und Waffenübung einem ſtehenden Heere gleichkommen; wenigſtens ſcheinen die ägyptiſchen Krieger ſich nie ſehr dadurch ausgezeichnet zu haben. Ihre Reuterei war ehemals ihre Stärke und durch ihre Kriegswagen waren ſie vorzüglich berühmt, aber ſobald Aegypten von Kanälen durchſchnitten ward, mußten dieſe beiden Dinge viel von ihrer Wichtigkeit verlieren.

Herod. II. 168. **Diodor.** II. 57. 73.

§. 10.

Daß nun die Prieſterkaſte und Kriegerkaſte ſtrenge von einander geſchieden wurden und niemand aus der einen in die andere übergehen konnte, folgt aus der ganzen Beſchaffenheit derſelben, und kann auf keine Weiſe Verwunderung erregen. Die übrigen Volksklaſſen, wenigſtens die Schiffer und Hirten, entſtanden nach der Verſchiedenheit der Gegend, in welcher ſie lebten, und waren wohl nicht ſo von einander getrennt, daß nicht jemand von der einen Klaſſe zur andern hätte übergehen können, wenn durch einen Zufall ſeine Lage verändert ward, wiewohl dies äußerſt ſelten geſchehen konnte.

Aus den Ackerbauern, welche das Grundeigenthum der Könige, Prieſter und Krieger bearbeiteten und für Erlegung gewiſſer Abgaben benutzten, bildeten ſich wahrſcheinlich die Gewerbe Treibenden, wohl ſelten aus der Klaſſe der Hirten und Schiffer. Sie konnten nur allmählig zu einigem Anſehen kommen, obgleich ſie den zahlreichſten Theil des Volks ausmachen mußten, da ſie Kaufleute, Künſtler, Handwerker ꝛc. unter ſich begriffen. Wäre Aegypten nicht von fremden Völkern beherrſcht worden, ſo hätten ſie ſich allmählig zu einem dritten Stand emporarbeiten müſſen. Daß keiner von ihnen Prieſter werden konnte, verſtand ſich von ſelbſt; eher hätte es ihnen gelingen können, ſich in die Kriegerkaſte hinaufzuſchwingen; aber ſie wurden von allen Staatsgeſchäften ſehr entfernt gehalten und ſo gedrückt, daß auf den Sohn das Gewerbe und Handwerk des Vaters fortvererbt ward, welches freilich auch ohne Befehl gewöhnlich geſchieht, aber immer ſtreng beobachtet äußerſt verderblich für die Cultur werden mußte.

Für ein jugendliches Volk iſt eine ſolche Staatseinrichtung nicht ohne Nutzen, wo der gebildetſte Theil deſſelben die Staatsverwaltung ganz in Händen hat. Wenn alle wiſſenſchaftliche Cultur gleichſam das Eigenthum eines einzigen Standes iſt, ſo muß ſie beim erſten Aufkeimen ſchneller gedeihen, als wenn ſie unter der ganzen Nation verſtreut iſt; aber zu einer hohen Blüthe kann ſie nimmermehr gelangen. Jede Flamme des Genius unter den übrigen Klaſſen muß verlodern, ohne ihr jemals nahe gekommen zu ſeyn. An Nationalcultur, an allgemeine Aufklärung iſt noch weniger zu denken, zumal da es politiſches Intereſſe der regierenden Kaſte iſt, die Bildung der übrigen Bürger nie hoch ſteigen zu laſſen. Nur durch den vollen Genuß des gleichen Rechts eines jeden zur Entwickelung ſeiner Kräfte iſt es möglich, daß eine Nation ſich je ihrer Cultur freuen könne.

Auf die beiden Kaſten der Staatsbürger mußte jedes Schickſal des Staats den wichtigſten Einfluß haben; aber es konnte nicht fehlen, daß auch die Gewerbe Treibenden die Folgen deſſelben ſehr verſpürten, wiewohl ſie den Vortheil hatten, daß kaum eine Staatsveränderung andere als glückliche Wirkungen für ihren Zuſtand haben konnte. Nie aber mußten ſie mehr gewinnen, als wenn die beiden ſtaatsbürgerlichen Klaſſen in Zwiſt mit einander geriethen oder der König mit einer von ihnen Streit bekam. Durch nichts hob ſich von jeher ſo leicht ein dritter Stand.

Diodor. II. 71.

§. 11.

Die Eintheilung des Landes in Nomen hing ohne Zweifel urſprünglich mit der Entſtehung der ägyptiſchen

Staaten zuſammen, da noch in ſpätern Zeiten der Gottesdienſt nach den verſchiedenen Nomen verſchieden war. Sobald die vielen Staaten zu Einem Reiche vereinigt wurden, behielt man wahrſcheinlich ihre alten Gränzen als Grundlage einer Landeseintheilung, und inſofern wird Seſoſtris als der Urheber der Nomen genannt. Er ſetzte auch einem jeden derſelben einen Nomarchen vor.

Herodot. II. 42. Diodor. I. 54. 73.

§. 12.

In einem ſolchen Staat, wie der ägyptiſche war, mußte die Religion eine ſehr wichtige Rolle ſpielen; aber ſo wie ſie die ganze Verfaſſung bildete, ward ſie wiederum durch dieſe ausgebildet. Zwei Puncte darf man bei Betrachtung derſelben nie aus den Augen verlieren, erſtens, daß ſie ungeachtet eines gewiſſen allgemeinen Gepräges doch in jedem Nomus verſchieden individualiſirt war, und zweitens, daß die Prieſterreligion ſich durchaus von der Volksreligion ſehr unterſchied.

Nach den religiöſen Begriffen, die eine Kolonie in der Gegend fand, wo ſie ſich niederließ, und dem Cultus, welchen ſie mitbrachte, nach den lokalen Eigenthümlichkeiten eines Nomus und den Schickſalen deſſelben, entwickelte ſich individuell die Religion ſowohl der Prieſter, welche in ihm den Gottesdienſt ſtifteten, als des Volks, das zu ſeinem Tempel gehörte. Völker, die nicht eine hohe Cultur beſitzen, ziehen unter Anführung ihrer Götter in den Krieg.

Welche Verſchiedenheit mußte daher ein Kampf zwiſchen den vielen Staaten in der ägyptiſchen Religion hervorbringen! Es iſt alſo ſehr gewagt, wenn man eine Nachricht über religiöſe Dinge der Aegypter als ganz Aegypten betreffend anſieht. Die Prieſterkaſte herrſchte nur durch das Monopol, welches ſie mit allen Kenntniſſen trieb, und dieſes wurde nur durch religiöſe Geheimniſſe geſchützt. Ihre Religion mußte ſich alſo ſehr von derjenigen unterſcheiden, welche ſie das Volk lehrten. Daher thut man ſehr unrecht, wenn man von demjenigen, was wir von ägyptiſcher Religion wiſſen, auf die religiöſe Aufklärung des ganzen ägyptiſchen Alterthums ſchließt.

Der Thierdienſt war ohne Zweifel die Grundlage der ägyptiſchen Religion, und fand ſich wahrſcheinlich ſchon bei den rohen einheimiſchen Nomaden. Die Veranlaſſungen, warum ein Wilder dieſes oder jenes Thier liebgewinnt und verehrt, können freilich zahllos ſeyn und kaum dem gebildeten Menſchen einfallen; aber bei der Ausbildung der ägyptiſchen Religion hatten Bemerkungen über die Schädlichkeit oder die Nützlichkeit eines Thieres in dieſem oder jenem Nomus großen Einfluß auf die Verabſcheuung oder Verehrung deſſelben, und die Religion wirkte alsdann für die Polizei. Inwiefern dieſer Dienſt auf die ſymboliſchen Gottheiten Einfluß hatte, ob dieſe nicht vielleicht gänzlich von verehrten Thieren ihren Urſprung haben und ob nicht in den Sagen von ihnen, ſo wie im Cultus, der zu ihnen gehörte, naturhiſtoriſche Bemerkungen zum Grunde liegen, das alles möchte ſich wohl nie beſtimmen laſſen. Dagegen ſcheint zu erhellen, daß man wegen der wahrſcheinlichen Sitte der Prieſterkaſte, die Namen von Gottheiten zur Bezeichnung aſtronomiſcher Kenntniſſe und vielleicht auch intellectueller Gegenſtände zu gebrauchen, nun das bezeichnete nicht wieder zu einer Gottheit machen müſſe; und dem ganzen Geiſte der ägyptiſchen Verfaſſung entſpricht die Behauptung, daß bei den meiſten Göttern politiſche Rückſicht, beſonders auf den Ackerbau, geweſen ſey.

Wichtiger als alles, was wir über die ägyptiſchen Götter wiſſen, ſind die Nachrichten, welche wir über die religiöſen Volksfeſte der Aegypter haben. Die Sagen, welche bei ihnen zum Grunde lagen, laſſen ſich jetzt nicht mehr enträthſeln; aber an dem zügelloſen Geiſte, der ſie belebte, merkt man, daß ſie ungleich älter ſeyn mußten, als die ägyptiſche Verfaßung und Cultur. Büßungen und Sühnopfer waren häufig an dieſen Feſten; dies widerſprach dem Character der Aegypter nicht, aber wohl die ausſchweifende Freude, welche ſich an ihnen zeigte. Am Feſte einer Göttin, welche von den Griechen Artemis genannt wird, ſchifften ſich Männer und Weiber in vermiſchten Haufen ein; von dieſen ſchlugen einige mit Klappern, unterdeſſen von jenen einige die Flöte blieſen; die übrigen im Nachen ſangen und klatſchten mit den Händen. Wenn man bei einer Stadt vorbeikam, ſtieg man ans Land; und indem einige Weiber im Geſang und mit dem Spiel der Klappern fortfuhren, ſchrieen die andern mit der größten Anſtrengung und beleidigten mit Schimpfreden das weibliche Geſchlecht der Stadt; dieſer Haufe tanzte und jener zeigte ſich entkleidet. Die große Menge von Menſchen, welche ſo zum Feſte nach Bubaſtis zog, und ſich auf ſiebentauſend betrug, die Kinder nicht mitgerechnet, ſetzte hier die wilde Freude fort, indem ſie reichlich opferte und tapfer Wein zechte. Sichtbarer, als bei dieſer Feierlichkeit, liegt eine Sage bei den Gebräuchen zum Grunde, mit welchen man das Feſt des Kriegsgottes zu Papremis beging. Einige Prieſter ſetzten das Bild des Gottes auf einen Wagen, welchen ſie gegen den Tempel ziehen, in deſſen Eingang viele Prieſter mit Stöcken bewaffnet ſtehen. Dieſe wollen ihnen den Einzug verwehren, aber mehr als tauſend Männer, die zur Verehrung des Gottes gekommen ſind und Keulen tragen, nehmen ſich deſſelben an, und nun entſteht eine fürchterliche Schlagerei.

Solcher Volksfeſte gab es viele, denn ſie waren ein vorzügliches Mittel, wodurch die Prieſter das Volk an ſich feſſeln konnten; und noch wichtiger mußten ihnen in dieſer Hinſicht die häufigen Orakel ſeyn. Dem Urſprunge der ägyptiſchen Staaten gemäß hatte wohl jede Kolonie ſogleich ihr beſondres Orakel, ſo wie ſie ihren eignen Tempel, alſo auch eignen Gott hatte, und in ſpätern Zeiten wurde ein Orakel immer nur durch eine beſtimmte Gottheit gegeben.

Herod. II. cc. 63. 64.

§. 13.

In einem Staate, wo die herrſchende Kaſte mit der Cultur Monopol treibt, müſſen alle Inſtitute einen geheimnißvollen Geiſt erhalten, welcher den menſchlichen Kräften kein fröhliches, freies Spiel erlaubt. In dieſer Hinſicht zeichnet ſich vorzüglich das ägyptiſche Juſtizweſen aus. Aus einer jeglichen der drei Städte, Heliopolis, Theben und Memphis, wurden zehn vorzügliche Männer zu Richtern berufen, welche dann aus ihrer Mitte ſich einen Vorſitzer wählten. Zum Zeichen der richterlichen Pflicht trug er das Bild der Wahrheit auf der Bruſt. Das Geſetzbuch, welches aus acht Theilen beſtand, lag vor den Richtern aufgeſchlagen, wenn der Kläger erſchien, der aber nicht mündlich, ſondern in einer Schrift ſeine Beſchwerden anbrachte. Dieſe ward dem Beklagten zur Beantwortung gegeben, und wenn nach dieſer von jeder Seite noch eine Schrift geliefert war, ward das Urtheil unter den Richtern verabredet und den Partheien kund gethan, indem der Vorſitzer gegen eine derſelben das Bild der Wahrheit kehrte. Reden von Sachwaltern wurden nicht geduldet; Beredſamkeit konnte nie bei den Aegyptern durch Gerichtshöfe emporkommen, wie bei den Griechen und Römern. Freilich war die Gerechtigkeit bei jenen deshalb bei weitem nicht der Gefahr ausgeſetzt, wie bei dieſen; aber der ägyptiſche Richter konnte auch nie das ſchöne Gefühl ſeiner Kraft haben, daß er trotz der Verſuchung ſeine Pflicht gethan hatte, und der Aegypter erhielt keine Ahnung von der Gewalt, welche der Laut menſchlicher Rede beſitzt.

So iſt es auch Character ſehr vieler ägyptiſcher Geſetze, daß man durch ſie zur Tugend gezwungen wurde.

und ſie den Anſtand derſelben ſelbſt unmittelbar nach dem Verbrechen geboten. Wenn Aeltern ihre Kinder umgebracht hatten, wurden ſie nicht am Leben geſtraft, ſondern mußten drei Tage und Nächte hindurch den Leichnam des ermordeten Kindes umarmen; und eine Wache des Staats merkte darauf, daß dieſes ſicher geſchah. Der Vatermörder hingegen ward zu Tode gemartert, und ſelbſt derjenige mußte ſein Leben verlieren, welcher auch nur einen Sclaven umgebracht hatte. Wer ſah, daß jemand auf der Landſtraße von Mördern angefallen ward und ihm, wenn es möglich war, nicht zu Hülfe kam, mußte Todesſtrafe leiden.

Doch ging dies Geſetz wohl mehr auf die öffentliche Sicherheit, als Einſchärfung einer Tugend, ſo wie überhaupt die ägyptiſche Regierung an Erfindungen in der Polizei unerſchöpflich war. Aber wie ſehr auch dieſe noch in ihrer Kindheit bei den Aegyptern war, zeigt das Mittel wodurch man den Diebſtahl, welchen man nicht ganz verhindern konnte, weniger ſchädlich zu machen ſuchte. Es gab einen Fürſten der Diebe, welcher vom Staat anerkannt war; bei ihm meldete ſich ein jeder, welcher ſich auf die Dieberei legen wollte, und brachte ihm das geraubte Gut. Glaubte nun jemand etwas durch Diebſtahl verloren zu haben, ſo wandte er ſich an denſelben, und fand ſich die bezeichnete Sache, ſo erhielt er ſie wieder zurück, nachdem er ſein Eigenthum an ihr bewieſen, und den vierten Theil ihres Werthes entrichtet hatte.

Sehr ſchwer iſt es aus einigen Verordnungen über das Verhältniß zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht zu beſtimmen, wie in Hinſicht auf die letzte der Geiſt der ägyptiſchen Geſetzgebung war und inwiefern es Theil nahm an der Cultur. Weil außer den Prieſtern und Kriegern die Männer keine Staatsgeſchäfte beſorgten, ſo kann es nicht befremden, wenn alle Arbeit des übrigen Volks von Männern und Weibern ohne weitern Unterſchied beſorgt wurde. Dieſe lebten mehr als jene außerhalb des Hauſes, indem ſie vorzüglich den Handel beſorgten und das Spinnen und Weben dem männlichen Geſchlecht überließen. Auch waren die Töchter mehr als die Söhne verpflichtet, für den Unterhalt der Aeltern zu ſorgen. Jeder Frevel gegen die weibliche Keuſchheit ward hart beſtraft, da Vielweiberei bei allen Ständen bis auf die Prieſterkaſte erlaubt war. Unter dieſer, welche ſich unvermiſcht erhalten mußte, konnte ſie nicht gut verſtattet werden, weil es unter ihr nicht leicht mehr Weiber als Männer geben, ſondern noch eher das Gegentheil ſich finden konnte. Aeußerſt verderblich ward es für die Sitten, daß Bruder und Schweſter ſich heirathen durften, wodurch wollüſtige Begierden ſehr früh rege wurden, eine Gewohnheit, die wahrſcheinlich aus der politiſchen Lage der Prieſterfamilien entſprang. Weil jede Geſellſchaft von ihnen zu einem beſtimmten Tempel und deſſen Gütern gehörte, wovon ſie ſich nährte, ſo hatte es allerdings Schwierigkeiten, daß ſie ſich durch Heirathen mit einer andern Prieſterkolonie vermengte, und wenn dies vermieden werden ſollte, daß ſich nicht Blutsverwandte in ihr mit einander vermählten.

Herod. II. 39. **Diod.** I. 75—80.

§. 14.

Jener ſtille, melancholiſche Geiſt, welchen nothwendig eine Verfaſſung, die keine Kraft ſich frei entwickeln läßt, über eine Nation bringen muß, zeigte ſich in den meiſten Sitten der Aegypter, beſonders in der Art, wie ſie ihre prächtigſten Gaſtmale ſchloſſen. Wann nach dem Abendeſſen die Freude immer ungezwungener hätte werden ſollen, ward in einem Sarge ein Leichnam oder das hölzerne Bild eines Todten bei allen Gäſten mit den Worten umhergetragen: „wirf deinen Blick auf dieſen Menſchen, ihm wirſt du gleichen nach dem Tode!“ Was half dann der Zuſatz, „zeche inzwiſchen, und ſey fröhlich,“ denn das Gefühl menſchlicher Kraft war ja doch einmal durch einen ſolchen Anblick gelähmt. Zu ſolchen Gaſtmalen, welche der Freude geweiht ſeyn ſollten, paßte ſich recht gut der traurige Geſang **Maneros**, ein Klagelied auf den frühzeitigen Tod eines ägyptiſchen Königsſohnes **Maneros**. Nur ein ſolches Volk konnte ein ſo unausſprechliches Wohlgefallen am Umgange mit Todten haben, konnte ſeine Glaubenslehre von der Unſterblichkeit und dem Wandern unſerer Seele ſo anwenden, daß es den Geiſt im Körper glaubte feſſeln zu können, ſobald es dieſen unverweslich machte; und es darf uns bei dieſer Nation keine Verwunderung erregen, daß ſie auf die Wohnungen der Leichen ſo ungleich mehr Koſten und Mühe verwandte, als die Häuſer der Lebenden. Wenn jemand Geld borgte, pflegte er den Leichnam des Vaters zum Pfande zu ſetzen, und war ſelbſt der Ehre des Begräbniſſes beraubt, wenn er ihn nicht wieder einlöſte; die prächtigſten Zimmer eines Hauſes waren mit Leichen angefüllt, und wer ein zärtlicher Freund ſeyn wollte, der brachte die Mumie ſeines Freundes mit ſich in Geſellſchaft, damit ſie an ſeiner Seite ganz die Rolle eines Gaſtes ſpiele.

In einem Staate, wo alles Ceremoniel und Symbol geworden iſt, konnte ein Leichnam ſo gut wie ein Lebender der Freund ſeyn; nur in einem ſolchen Staat konnte auch das Gericht über die Todten ſo furchtbar werden, wie das ägyptiſche Todtengericht. Die Verwandten eines Verſtorbenen ließen den Tag bekannt machen, an welchem er über den See des Nomus, in welchem er gelebt hatte, würde gebracht werden. Mehr als vierzig Richter ſetzten ſich dann jenſeit des Sees in einem halben Kreiſe, und auf ihren Befehl wurde von dem Steuermann, welcher Charon genannt ward, das Todtenſchiff hergebracht. Die Leiche erhielt in demſelben keinen Platz vor geendigtem Gericht. Ein jeder konnte als Kläger gegen den Verſtorbenen auftreten; ward aber ſeine Anklage falſch und hämiſch befunden, ſo verfiel er in ſchwere Strafe. Ueber die Tugenden des unbeſchuldigten oder freigeſprochenen Todten verbreitete ſich ſeine Familie mit großen Lobeserhebungen, wobei nie eines ausgezeichneten Geſchlechts Erwähnung geſchah, weil die Aegypter ſich alle gleich waren. Dieſer Grund verräth, daß ein ſolches Todtengericht wohl nur bei den Prieſtern und vielleicht bei der Kriegerkaſte Sitte war. Bei dem Pöbel wäre es nach der Verfaſſung des Staats von keiner Wichtigkeit geweſen; und die Aegypter hätten ja auch nichts thun können, als Todtengerichte halten, wenn bei jeder Leiche ein ſolches Verfahren hätte ſollen beobachtet werden. Der verurtheilte Todte durfte nicht in das Schiff und die Grüfte gebracht, ſondern mußte von ſeiner Familie im Hauſe verborgen gehalten werden. Offenbar iſt das ägyptiſche Todtengericht nachgeahmt bei der Dichtung der griechiſchen Unterwelt. Das Gewäſſer, den Schiffer mit ſeinem Nachen, die unterirdiſchen Richter finden wir in dieſer wieder. Allein nur das Finſtre derſelben gehört den Aegyptern; die eliſäiſchen Gefilde mit ihren Reizen, der menſchenfreundliche Strom Lethe ſind ein Eigenthum der heitern Phantaſie der Griechen.

Herod. II. 78. 79. 125. **Plutarch.** de Iside et Osiride p. 357. **Diod.** I. 92.

§. 15.

Vorzüglich drei Gründe widerlegen alle Hypotheſen von einer hohen wiſſenſchaftlichen Cultur der alten Aegypter. Der Geiſt der ganzen Verfaſſung war ſclaviſch, ohne Freiheit gedeiht nie die Aufklärung, und am wenigſten da, wo Cultur das einzige eiferſüchtig bewachte Mittel iſt, durch deſſen Gebrauch eine Claſſe von Menſchen herrſcht. Die Kenntniſſe der ägyptiſchen Prieſter waren gerade wegen ihrer Herrſchaft alle nach ihrem Einfluß auf das practiſche

Leben berechnet, freie Speculation blos aus Intereſſe für Wahrheit und unabhangige Gelehrſamkeit darf man bei ihnen nicht ſuchen; und endlich bewahrten ſie ihre Kenntniſſe und die Reſultate ihres Nachdenkens in Hieroglyphenſchrift, in deren Zeichen ſich der menſchliche Geiſt unmöglich ſehr entwickeln kann.

Zur Aſtronomie ward der Aegypter durch die Natur ſeines Stromes geführt, deſſen periodiſches Steigen und Fallen, welches von ſolcher Wichtigkeit war, ohne Berechnung des Laufs der Geſtirne nicht mit Sicherheit für den Ackerbau berechnet werden konnte. Daß man die Perioden des menſchlichen Schickſals nun auf gleiche Weiſe glaubte vorher beſtimmen zu können, und an die Aſtronomie die Aſtrologie knüpfte, iſt eine gewöhnliche Erſcheinung. Die Geometrie ward durch die Beſchaffenheit des Landes gleichfalls nothwendig, ohne ſie hätte der ganze Ackerbau zu Grunde gehen können; und eben ſo ward die Arzneikunde, die eigentlich Diätetik war, wegen des auffallenden Einfluſſes des ägyptiſchen Klimas auf die Geſundheit, gleichfalls durch die Natur zu einer unentbehrlichen Kenntniß für die regierende Claſſe. In den heiligen Büchern waren daher auch die mediciniſchen Erfahrungen geſammelt, nach welchen die Aerzte ihr Verfahren einrichten mußten. Thaten ſie es nicht, und der Kranke ſtarb, ſo war ihr eignes Leben in Gefahr. Dieſes ſowohl, als die Einrichtung, daß es für jede Krankheit einen beſondern Arzt gab, zeigt ſchon hinlänglich, wie wenig die Arzneikunde der Aegypter nur einigermaßen einen wiſſenſchaftlichen Geiſt erhalten konnte. Was die Ereigniſſe vergangener Zeiten betraf, ſahen ſich die Prieſter, weil Nachrichten über dieſelben für die Religion und Regierung äußerſt wichtig ſeyn konnten, gezwungen, ſie aufzuzeichnen, welches auf öffentlichen Denkmälern und in Schriften mit Hieroglyphen geſchah. Wegen einer ſolchen hiſtoriſchen Kunde darf man aber wohl nicht ſagen, daß Geſchichte unter den Aegyptern cultivirt ward; woher hätte ſie eine Ahnung von einem pragmatiſchen Geiſt bekommen ſollen? In dem gelehrten Stande waren wiederum die Hierogrammateis die eigentlichen Prieſter der Gelehrſamkeit und an ſie, welche in den berühmteſten Städten, z. B. zu Heliopolis ihren Sitz hatten, wandte man ſich um wiſſenſchaftliche Belehrung. Allein ſo dürftige Gelehrte auch ſie ohne Zweifel waren, verſchwanden ſie doch aus der Prieſterkaſte in ſpätern Zeiten, die immer mehr, ſeitdem cultivirtere Fremdlinge erſchienen waren, ſtatt des gebildeten Standes zu einem wahren prieſterlichen Orden ward.

Herodot. II. 82, 84, 109. **Diod.** I. 81. **Strabo** ed. Almeloveen. XVII. p. 1159, 60.

§. 16.

Ein ſolcher Character der ägyptiſchen Verfaſſung und Cultur bildete ſich wahrſcheinlich beſonders im Zeitalter des Seſoſtris aus, deſſen Anſtalten von ſeinen einheimiſchen Nachfolgern wohl nicht ſo ſehr vervollkommnet wurden, als von dem äthiopiſchen Eroberer, der ſich die Oberherrſchaft über Aegypten erwarb. Wie Pharao des ägyptiſchen war Sabako vielleicht der Name des Königs in Aethiopien, und dann herrſchten drei Sabakos vierzig Jahre hindurch über die Aegypter. Sie waren keine Barbaren, ſondern mild und cultivirt; waren daher ohne Zweifel aus dem Staat Meroe gekommen, denn wir haben ja keine Spur von einem andern cultivirten Reich in Aethiopien. Dies wird durch die Gewalt beſtätigt, welche der Gott von Theben über die Seele des letzten Sabako hatte, der ihn durch ſeine Erſcheinung im Traum bewog, die Eroberung wieder aufzugeben. Dieſer Traum, daß er nämlich nur durch den Ruin der Prieſterkaſte ſeine Herrſchaft ganz ſicher werde gründen können, war eine richtige politiſche Bemerkung; und überdies war ſchon die Zeit verfloſſen, welche das Orakel ſeiner Heimath als die Periode der äthiopiſchen Herrſcher in Aegypten vorher beſtimmt hatte.

Die vornehmſten Reichsſtände waren ohne Zweifel auch unter den Sabakos die Prieſter geblieben, und die Oberprieſter waren ja immer wenigſtens Halbſouverains geweſen. Daher darf man ſich über die Macht des Sethon in Tanis, welcher Prieſter des Gottes Phtha oder des Vulkan war, nicht wundern; aber daß er nach dem Abzug der Aethioper unmittelbar und unabhängig herrſchen wollte, mußte Verwirrung in die Verfaſſung bringen, zumal da er nicht einmal ſo viel politiſche Klugheit beſaß, daß er die Kaſte der Krieger ſchonte. Er behandelte ſie, als würde er ihrer nie bedürfen, und nahm ihnen das ſteuerfreie Geſammteigenthum, von welchem auf jeden Krieger zwölf Arouren kamen. Zum Unglück für Sethon ward Aegypten während ſeiner Regierung von dem aſſyriſchen Eroberer Sanherib angegriffen, und die ganze Kriegerkaſte weigerte ſich nun, das Vaterland zu vertheidigen. Er raffte daher Schaaren von Kaufleuten, Handwerkern und Bauern zuſammen, und zog mit ihnen nach Peluſium. Ein Zufall oder Furcht der Aſſyrer vor einem andern Feinde, nicht die Tapferkeit dieſes wunderbaren Heeres war Urſache, daß Aegypten gerettet wurde; aber es konnte doch nicht fehlen, daß die geringern Volksclaſſen, welche nun Waffen getragen und den Vertheidiger des Vaterlandes geſpielt hatten, ſeit dieſer Begebenheit in größere Achtung kamen, wodurch der urſprüngliche Character der ägyptiſchen Verfaſſung, welcher auf keinen dritten Stand berechnet war, eine große Veränderung leiden mußte. Ueberhaupt war jetzt ſchon der Zeitpunct gekommen, wo immermehr ein fremdartiger Geiſt mit dem ägyptiſchen vermiſcht ward.

Herod. II. 147. 149—51. **Diod.** I. 65. **Manethos** Dynaſtien in Gatterers ſynchron. Univerſalh. S. 295.

§. 17.

Unter den äthiopiſchen Beherrſchern Aegyptens hatten ſich mehrere Große erhoben, und Sethons Betragen gegen die Kriegerkaſte hatte das Zeichen zu innerm Aufruhr gegeben. Zwölf Bewerber um die königliche Gewalt ſtanden zu gleicher Zeit auf, die wahrſcheinlich ihr Recht auf den Thron von Vorfahren herleiteten, welche in irgend einem der ägyptiſchen Staaten geherrſcht hatten. Sie theilten ſich daher in Aegypten, vielleicht nach den Gränzen ehemaliger Staaten, verbanden ſich unter einander durch Heirathen, und ſchwuren, ſich mit der innigſten Freundſchaft gegen jegliche Gefahr wechſelsweiſe zu ſchützen.

Anfänglich ſchien dieſe Eintracht beſtehen zu wollen, und Aegypten war glücklich unter der Regierung der zwölf Herrſcher, bis die übrigen auf Pſammetich eiferſüchtig wurden, deſſen Gebiet an der Seeküſte lag. Ihre Furcht, daß er nach der Alleinherrſchaft ſtreben möge, kam theils daher, weil er aus dem Nomus Sais war, theils von ſeinen großen Reichthümern und Verbindungen mit fremden Mächten, einer Folge ſeines Handels mit griechiſchen und phöniciſchen Kaufleuten. Anfänglich konnte er ihrem gemeinſchaftlichen Angriffe nicht widerſtehen; aber die Hülfe von joniſchen und cariſchen Miethvölkern, verbunden mit den Aegyptern, die ihm anhingen, machte bald, daß er ſich zum Alleinherrſcher über das ganze Aegypten erheben konnte, nachdem die übrigen Könige im Gefechte geblieben, oder nach Libyen entflohen waren (J. d. W. 3313.).

Nur durch die fremden Krieger konnte er ſich im Beſitz deſſen erhalten, was er durch ſie erobert hatte. Darum gab er ihnen Land zum bleibenden Wohnſitze in einem Nomus der Kriegerkaſte am Ufer des Nils nicht weit von ſeinem Ausfluß bei Peluſium. Durch dieſe Entſtehung einer neuen Kriegerkaſte, welche als die ſicherſte Stütze des Thrones große Vorzüge ohne Zweifel erhielt, mußte ſich die alte einheimiſche gekränkt fühlen, zumal da Pſammetich dieſe brauchte, ſie als Beſatzung in die Gränzörter zu verlegen, denn Vertheidigung des Vaterlandes konnte er ihr trotz ihrem Mißvergnügen anvertrauen, und im Innern des Landes war ſie ſeiner Alleinherrſchaft gefährlich. Als nun aber hinzukam, daß die Beſatzung zu Daphnä und Elephantine in drei Jahren nicht abgelöſet ward, als der König bei einem Zuge nach Syrien den joniſchen und cariſchen Völkern den Ehrenplatz auf dem rechten Flügel gab: ſo verließ, wenn auch nicht die ganze, doch ein großer Theil der Kriegerkaſte Aegypten trotz den Vorſtellungen Pſammetich's, und ſtiftete einen eigenen Staat in Aethiopien unter der Oberhoheit von Meroe, wodurch der Keim von Cultur, der aus Aethiopien nach Aegypten verpflanzt war, gleichſam veredelt zurückgebracht ward. Wären auch alle erwachſene Krieger ausgewandert, ſo hätte dies doch nicht ihre Kaſte in Aegypten aufgehoben, weil ihre Weiber und Kinder zurückgeblieben waren. Nach dieſer für die Staatsverfaſſung ſehr wichtigen Revolution mußte die Politik des neuen Alleinherrſchers durchaus darauf ſehen, die fremden Völker ganz zu feſſeln, und die Prieſterkaſte zu gewinnen, damit dieſe nicht die übrigen Volksclaſſen gegen ihn empörte. Durch Freigebigkeit gegen die ägyptiſchen Götter hoffte er mit Grund, ſie am ſicherſten für ſich einzunehmen, und zugleich das übrige Volk. Eine Verbindung zwiſchen den Prieſtern und den ausheimiſchen Kriegern brauchte er nicht zu fürchten. Denn theils waren jene zu ſehr von dieſen verſchieden, und ihre

Politik war zu wenig geſchmeidig, als daß ſich dieſe Parthien hätten vereinigen können, theils konnte es den griechiſchen Völkern nicht entgehen, daß ihr Glück in Aegypten dahin ſey, wenn die Prieſterkaſte dem Throne zu mächtig ward.

Ueberhaupt ſcheint Pſammetich ſeine Herrſchaft ſehr planmäßig befeſtigt zu haben, indem er den ägyptiſchen eigenthümlichen Nationalcharacter allmählig zu mildern ſuchte. Daß er nun alle Hafen des Landes fremden Kaufleuten öffnete, mußte ſchon ſehr dazu beitragen, noch mehr aber, daß er viele ägyptiſche Kinder der Erziehung der Griechen anvertraute, wenn gleich ein ſolcher Verſuch noch viel zu früh geſchah, denn aus dieſen griechiſch erzogenen Aegyptern entſtand eine Claſſe von zwitterartigen Menſchen, die nirgends in die Verfaſſung hineinpaßte, und kein anderes Geſchäft finden konnte, als daß ſie den Dollmetſcher zwiſchen Griechen und Aegyptern ſpielte, vielleicht auch ſelbſt Handel trieb.

Die Aufnahme der fremden Krieger hatte auch noch die Wirkung, daß die ägyptiſchen Könige, die ſich auf die Tapferkeit und Abhängigkeit derſelben verließen, nun auf Eroberungsideen verfielen. Wenn einige ihrer Vorfahren abenteuerliche, mehr räuberiſche als erobernde Züge thaten, befolgten ſie jetzt einen Plan gegen Syrien und Phönicien. Er konnte gegen kein anderes Land gerichtet ſeyn; aber bei einem glücklichen Erfolge war hier auch die reichſte Beute zu erwarten. Daß Pſammetich erſt nach neun und zwanzigjährigen Verſuchen die Stadt Azotus wegnahm, erregt keine große Idee von ſeinem Erobererglück. Dagegen kann man ihn als den Retter Aegyptens gegen die Scythen betrachten, die er durch Unterhandlungen und Geſchenke entfernt hielt, um Zeit zur ſtärkern Befeſtigung der von Seſoſtris erbauten Gränzmauer zu gewinnen.

Herod. II. 30. 151, 157, 151—154, 157. **Diod. I.** 66, 67.

§. 18.

Pſammetich's Plane (ſt. 617. v. Chr.) wurden von ſeinem Sohn Necho, welcher ſechszehn Jahre regierte, ins Große gearbeitet, und mit einer Kühnheit der Ideen, welche in der ägyptiſchen Geſchichte überraſchend iſt. Am meiſten zeichnet er ſich dadurch aus, daß ſeine Eroberungsplane zugleich ſo wohlthätig für Schiffahrt und Handel waren. Die phöniciſchen Handelsſtädte konnten nur durch eine Seemacht unterjocht werden. Deshalb ließ Necho im mittelländiſchen und rothen Meere eine Flotte bauen, deren er ſich zu kriegeriſchen Unternehmungen bedienen wollte, und wodurch er zugleich dieſe ganze Seite ſeines Landes gedeckt hatte. Nicht um dieſe Flotten zu vereinigen, ſuchte er durch einen Canal die beiden Meere mit einander zu verbinden, denn er erbaute jene erſt, nachdem er dieſe Idee ſchon gänzlich aufgegeben hatte. Auch folgt daraus, daß Herodot, welcher die Breite des Canals zu beſchreiben ſucht, uns erzählt, zwei Triremen hatten bequem auf ihm neben einander ſchiffen können, auf keine

Weiſe, daß er in Hinſicht auf kriegeriſche Unternehmungen angefangen ſey. War es doch mit ein Grund für Necho, ihn nicht zu vollenden, daß er für fremde Nationen arbeitete. Welchen Schwung und ſo ganz andern Gang hätte der Welthandel durch Ausführung dieſer Idee nehmen müſſen.

Daß Necho hievon einige Ahnung gehabt habe, ſcheint aus dem Gedanken zu erhellen, welchen er bald darauf durch phöniciſche Seefahrer ausführen ließ, ob man nämlich vom rothen Meer aus nicht Africa umſchiffen könne. Wäre es aber auch hierbei auf Eroberung abgeſehen geweſen, ſo war es doch eine ſehr glückliche Idee. Durch die libyſchen Sandwüſten ward auch der kühnſte Eroberer zurückgeſchreckt; aber vielleicht gab es in andern Gegenden Africa's Nationen, wie die ägyptiſche, deren Herrſchaft in dieſem Welttheile ja am ungehindertſten ausgebreitet werden konnte. Doch ſcheint es nicht, als wenn der glücklich vollendete Verſuch, Africa von Süden nach Norden zu umſchiffen, weitere Folgen gehabt habe; auch ſind Necho's Flotten nach einer gelungenen Unternehmung gegen die Phönicier wohl wieder verfallen, weil ſein Reich Mangel am Schiffbauholze hatte. Deſto eifriger ſetzte er ſeine kriegeriſchen Züge zu Lande fort; aber die Aegypter mußten unterliegen, ſobald ſie in Kampf mit den großen aſiatiſchen Nationen geriethen. Den König der Juden konnte Necho beſiegen; in der Schlacht am Euphrat mit dem chaldäiſch-babyloniſchen Könige Nebucadnezar erlit er eine ſchreckliche Niederlage, und war froh, wenn er die übrigen Jahre ſeiner Regierung nach dem Verluſt aller Eroberungen nur ruhig in Aegypten zubringen konnte.

Herod. II. 158, 58. IV. 42. **Bücher der Könige**, II. 27, 29. **Jerem.** 46.

§. 19.

Necho's Sohn und Nachfolger, **Pſammis**, regierte nur ſechs Jahre, und wir haben von ſeiner Zeitgeſchichte nur einen einzigen merkwürdigen Zug, welcher die hohen Begriffe bemerkbar macht, die auch geſcheutere Völker, als die Aegypter, von der Weisheit derſelben hatten. Die Einwohner von Elis glaubten an ihren Einrichtungen bei den olympiſchen Spielen ein Muſter untadelhafter Gerechtigkeit gegeben zu haben, und ſchickten daher Geſandte an den ägyptiſchen Hof, um durch den Beifall deſſelben ihre Meinung beſtätigt zu hören. Allein ſie vernahmen hier, daß ihre Einrichtungen doch ſtrenge Gerechtigkeit hindern könnten, weil ſie den Eliern ſelbſt, den Landsleuten der Richter, Theilnahme an dem Kampfe geſtatteten. Daß die übrigen Griechen deſſen ungeachtet faſt nie Veranlaſſung haben würden, ſich über die olympiſchen Richter zu beklagen, das konnten freilich die Aegypter nach dem ängſtlichen Geiſt ihres Juſtizweſens nicht erwarten.

Vielleicht wäre ſchon **Pſammis** der letzte Pharao von **Pſammetich's** Familie geweſen, wenn er länger regiert hätte; unter ſeinem Sohn Apries ereignete ſich die Revolution, welche ſie ſtürzte. Als derſelbe bei einem Zuge gegen Cyrene eine große Niederlage erlitt, glaubte die ägyptiſche Kriegerkaſte, der König habe ſich derſelben abſichtlich ausgeſetzt, um ſie ganz zu vernichten, und durch Hülfe der fremden Krieger unumſchränkt zu regieren. Daher entſtand ein großer Aufruhr gegen ihn nach ſeiner Rückkunft in Aegypten. Er ſchickte einen ſeiner angeſehenſten Diener, Amaſis, zu den aufrühreriſchen Aegyptern; allein dieſer entflammte ihren Unwillen noch mehr, und eine empörende Grauſamkeit, welche Apries gegen einen ſeiner treuſten Männer beging, bloß weil Amaſis, an welchen er abgeſandt war, ihm eine ſchnöde Antwort aufgetragen hatte, machte, daß nun alle Aegypter ſich empörten. Der König zog an der Spitze von dreißigtauſend ioniſchen und cariſchen Kriegern, deren Tapferkeit ihn aber unmöglich in der Schlacht bei Momemphis gegen den ſo ſehr viel ſtärkern Feind retten konnte. Er ward gefangen genommen und im Palaſt zu Sais ſorgfältig von Amaſis bewahrt, welcher ihn dennoch der Rache der Aegypter, die ihn erwürgten, ausliefern mußte.

Wie ſehr die ägyptiſche Verfaſſung ſchon jetzt ihren urſprünglichen Character mußte verloren haben, ſieht man daraus, daß ein Mann wie Amaſis, welcher vielleicht aus einer der Volksclaſſen herſtammte, in welchen es ſonſt keinen Staatsbürger gab, nicht nur einer der wichtigſten Unterthanen geworden war, ſondern ſogar den Thron beſtieg und mit großem Anſehen herrſchte *). Durch ihn zerfielen nun alle alte Einrichtungen und Sitten noch mehr. Wenn er die Regierungsgeſchäfte beſorgt hatte, überließ er ſich ganz ſeinem Hange zum Vergnügen und zu freien Scherzen, und achtete nicht auf die Erinnerung, wie ſehr dies gegen die Lebensregel der alten Pharaonen wäre. Je fröhlicher ſein Geiſt war, deſto geneigter mußte er den

---

*) Herod. II. 172. τὰ μὲν δὴ πρῶτα κατώνοντο τὸν Ἄμασιν Αἰγύπτιοι, καὶ ἐν οὐδεμίῃ μοίρῃ μεγάλῃ ἦγον, ἅτε δὴ δημότην τὸ πρὶν ἐόντα καὶ οἰκίης οὐκ ἐπιφανέος. Daß Amaſis ein δημότης und von keiner ausgezeichneten Familie war, muß entweder ſo viel heißen, daß er vom eigentlichen Pöbel, nicht von einem ſtaatsbürgerlichen Geſchlecht herſtammte, oder es ſoll auch nur ſo viel bedeuten, daß er keine Könige unter ſeinen Ahnen zählte. Dies letztere wird wahrſcheinlich aus einer Stelle Diodors I. 95., wo er ſagt, die Aegypter hätten Amaſis zum König genommen, ob er gleich aus keinem königlichen Geſchlecht war. Dies wäre ein neuer Beleg für die Vermuthung, daß die Königswürde erblich bei einigen Familien der Kriegerkaſte war, die wahrſcheinlich von den erſten Anführern herſtammten. Daraus würde ſich zugleich vermuthen laſſen, daß dieſe Geſchlechter eben ſowohl, wie bei den alten Germanen, doch einer höheren Achtung genoſſen, als die übrigen der Kriegerkaſte. Für welche Erklärung man entſcheiden mag, war es doch immer gegen das ägyptiſche Staatsrecht, daß Amaſis den Thron beſtieg, und er hatte ohne Zweifel Urſache zu ſagen: ich war freilich nur ein δημότης, aber nun bin ich euer König und muß deshalb geachtet werden.

Griechen werden, obgleich Eiferſucht der Aegypter gegen dieſelben ihn vorzüglich auf den Thron erhoben hatte. Er erlaubte allen Griechen, die in ſeinen Staat kamen, ſich in Naucratis auf immer niederzulaſſen, und denjenigen, welche des Handels oder anderer Urſachen wegen ſich nur eine Zeitlang in Aegypten aufhielten, waren noch beſtimmte Plätze angewieſen, wo ſie ihren Göttern Tempel und für ſich Herbergen erbauen durften. In Hellenium, welches von mehreren griechiſchen Städten gemeinſchaftlich erbaut war, hatten ſie ſogar das Recht, ſich eine richterliche Obrigkeit zu ſetzen. Wie viel mehr war dieſes ſchon, als Pſammetich's Vergünſtigungen, und welche Verſchiedenheit von jener Zeit, da ein Kaufmann nur in den canopiſchen Arm des Nils einlaufen durfte, und wenn er ſich in einer andern Mündung blicken ließ, ſchwören mußte, dies wäre gegen ſeinen eigenen Willen!

Die größere Regſamkeit, welche durch den unvermeidlichen häufigen Verkehr mit den Griechen, ſich nun durchaus unter den Aegyptern einfinden mußte, ward zum Beſten des Staates vorzüglich durch die Verordnung geleitet, daß jeder ſeinen Nomarchen angeben mußte, wovon er ſich ernährte. Da ſich nun zu der Induſtrie, welche emporkam, noch eine lange Reihe von ſehr fruchtbaren Jahren geſellte, da der Luxus, welchen der König liebte und durch ſein Beiſpiel ohne Zweifel ſeinen Unterthanen angenehm machte, die Schätze Aegyptens an das Tageslicht brachte: ſo iſt es kein Wunder, wenn die Aegypter die Regierung dieſes Königs für ihr goldenes Zeitalter hielten. Wenn einmal der griechiſche Geiſt ihren Nationalcharacter mildern ſollte, wie trefflich, daß jetzt, wo er kaum verpflanzt war, eine ſo lange, ihm günſtige, ruhige Regierung eintrat; und welches Glück dieſe Ruhe ſeines Königs für Aegypten, da die geringſte Bewegung zu Eroberungen in Aſien unvermeidlich den Sturm des Perſers Cyrus über das Land hätte bringen müſſen! — Mit einem Tribut kaufte es denſelben wahrſcheinlich ab; aber wenn nach dem Plan der Natur durch griechiſche Cultur ein allgemeineres Band zwiſchen den Nationen geſchlungen und ein ſchöneres Staatenverhältniß geſtiftet werden ſollte, ſo mußte die ägyptiſche Eigenthümlichkeit vielleicht erſt durch Härte noch mehr verdrängt werden, ehe der griechiſche Geiſt ſo viel Raum fand, als er haben ſollte; und dies geſchah durch die Perſer unmittelbar nach dem Tode des Amaſis, welcher ſo glücklich vier und vierzig Jahre regiert hatte.

Herod. II. 160—163. 169—182. Diod. I. 68. 95. Xenoph. Cyrop. l. 8. c. 6.

§. 20.

Die Urſachen, warum Cambyſes Aegypten bekriegte (J. d. W. 3459.), können ſo verſchieden geweſen ſeyn, als ſie angegeben werden; der vorzüglichſte Grund lag doch in dem Eroberungsſyſtem der perſiſchen Monarchen. Ein Verräther und Flüchtling, Phanes von Halicarnaß, Befehlshaber der griechiſchen Krieger in Aegypten, ſchilderte ihm nicht nur die ganze Lage des Reichs, ſondern gab ihm auch den glücklich befolgten Rath, ſich mit den Arabern in ein freundſchaftliches Verhältniß zu ſetzen, um einen ſichern Durchzug durch ihr Land zu haben. Pſammenit, welchen der Sturm traf, der ſeinem Vater gedroht hatte, ſtand mit ſeinem Heere bei Peluſium und verlor die Schlacht, wiewohl die griechiſchen und cariſchen Krieger die Kinder ihres verrätheriſchen Anführers zwiſchen beiden Heeren geopfert und ihr Blut getrunken hatten. Die Eroberung von Memphis nach einer kurzen Belagerung vollendete die Unterjochung Aegyptens. Iſt es wahr, daß Cambyſes ſich das Eindringen erleichtert habe, indem er ſolche Thiere, welche die Aegypter anbeteten, vor ſein Heer ſtellte, ſo kann man nicht leugnen, daß die Perſer die ägyptiſche Religion eben ſo gut zu ihrem Vortheile zu gebrauchen wußten, als ſie dieſelbe haßten. Hiezu entflammte ſie freilich der ſo ganz verſchiedenartige Geiſt des Magismus, aber auch die Politik, denn nur auf den Ruinen der ägyptiſchen Religion und Prieſterkaſte konnten ſie ihre Herrſchaft feſt gründen. So geduldig auch die Aegypter waren, mußte ihre Anhänglichkeit an den alten einheimiſchen Einrichtungen ſie gegen eine Regierung wie die perſiſche bewaffnen; aber der Druck unter Cambyſes raubte ihnen ſo allen Muth, daß ſie erſt gegen das Ende der Regierung des Darius, deſſen Milde ſie wieder aufgerichtet hatte, einen Verſuch wagten, das perſiſche Joch abzuwerfen. Xerxes ſtrafte ſie dafür und machte dies Joch wieder drückender. Sie wagten einen zweiten Aufſtand unter der Regierung des Artaxerxes Longimanus, angeführt von dem lybi ſchen König **Inarus**, welchen ſie auf ihren Thron gerufen hatten. Auch dieſer Kampf wäre wohl bald geendigt geweſen, wenn nicht athenienſiſche Hülfe den Ausgang deſſelben einige Jahre hindurch ungewiß gemacht hätte. Zuletzt ward er doch zum Vortheil der Perſer entſchieden, und **Inarus** ſtarb zu Suſa am Kreuze. Nur **Amyrtäus**, wahrſcheinlich ein Sprößling der saitiſchen Alleinherrſcher, trotzte der perſiſchen Macht in den ſumpfigen Gegenden Aegyptens, und reizte ſeine Landsleute zu einer dritten Empörung unter **Darius Nothus**; und wann wollten ſie ihre Freiheit erringen, wenn ſie es nicht jetzt thaten, da die Erſchütterung der perſiſchen Macht durch die Griechen ſich in immer größeren Riſſen zeigte? **Pauſiris**, der Sohn des **Amyrtäus**, beſtieg wahrſcheinlich in Abhängigkeit von den Perſern den ägyptiſchen Thron; aber dieſer konnte unmöglich ruhig ſtehen, da einmal die ganze Verfaſſung, auf welcher er ſtehen mußte, aus dem Gleichgewicht gehoben war. Die Pharaonen wurden in den Wirbel, der jetzt über die Welt kam und die Ankunft **Alexanders** von Macedonien verkündigte, mit fortgeriſſen; unterſtützt von den Griechen kriegten ſie ſtets mit den Perſern, und ließen ſich in Bündniſſe mit den benachbarten Staaten gegen ſie ein. Der letzte von ihnen, **Nectanebus**, war vergebens durch das Heer des lacedämoniſchen Königs **Ageſilaus** gegen einheimiſche Nebenbuhler auf dem Thron erhalten, er mußte vor **Artaxerxes Ochus** nach Aethiopien entfliehen, und nun blieb Aegypten, barbariſch behandelt wie unter **Cambyſes**, eine perſiſche

Provinz, bis Alexander an den Gränzen deſſelben erſchien.

Herod. III. 1. etc. VII. 1, 7. Diod. I. 95. XV. 92. 93. Thucyd. I. 104. 109. 110. Plutarchi Agesil. ed. Hutten. Vol. 4. p. 127—132.

§. 21.

Ohne allen Widerſtand zog Alexander in Aegypten ein (J. d. W. 3652.), denn wie wollten die Perſer gegen ihn ein Land behaupten, deſſen Einwohner ihn als ihren Erretter empfingen? Noch Artaxerxes Ochus hatte den Gott Apis erſchlagen, und der Macedonier brachte zu Memphis dieſem ägyptiſchen Gott Opfer, wie den griechiſchen Göttern. Oeffentliche Spiele verherrlichten ſeine Gegenwart, unterdeſſen er eine Idee ausführte, welche allein ſeinen Ruhm auf die Nachwelt bringen konnte. Er erbaute an der canopiſchen Mündung des Nils die Stadt Alexandrien, deren Schickſal es bald verrieth, daß der Blick des Genies ihr Stäte gewählt hatte. Zwiſchen drei Welttheilen lag ſie da in ſtolzer Pracht an dem mittelländiſchen Meere, über welches von jeher unſere Cultur gleichſam hin- und herzog; eine geſunde friſche Luft gab ihren Einwohnern Luſt zu jedem Gewerbe, treffliche Einrichtungen beförderten ihren Handel, und große Privilegien zogen fremde Kaufleute her; der Landhandel Aſiens und Africas ward durch ihre Seefahrer über die Meere fortgeführt. Sidon war ſchon früher gefallen, Tyrus unmittelbar vorher von Alexander zerſtört, Carthago in einen gefahrvollen

Krieg verwickelt; Aegypten blieb ruhig, als in den übrigen Provinzen der zerſplitterten macedoniſchen Monarchie Stürme über Stürme wütheten; ſo ward Alexandrien durch den Zeitpunct, in welchen ſeine Blüthe fiel, begünſtigt wie durch ſeine Lage und den freien griechiſchen Geiſt ſeiner Einrichtungen. Es war einige Zeit der Mittelpunct der Cultur, und lange die Herrſcherin im Welthandel.

Alexander's kurzer Aufenthalt in Aegypten wurde auch ſehr wohlthätig durch ſeine Einrichtung der Regierung. Zum eigentlichen Statthalter nahm er einen Eingebornen, der aber wohl nur Civilgewalt hatte, denn die militäriſche Macht war unter mehrere macedoniſche, von einander gänzlich unabhängige Befehlshaber in den feſten Plätzen vertheilt. So ſicherte der Eroberer ſich dieſe Provinz ſowohl gegen die Einheimiſchen und ſeine eigenen Untergebenen; verhinderte aber auch jenen Druck, der unvermeidlich war, wenn ein Ausländer, unbekannt mit ägyptiſchen Sitten und Geſetzen, die bürgerliche Macht hätte in Händen gehabt.

Dieſer wohlthätigen Staatsverwaltung unter **Alexander** ſchließt ſich die Regierung der drei erſten Ptolemäer vortrefflich an. Nach der Zerſplitterung des macedoniſchen Reichs herrſchte **Ptolemäus**, der Sohn des **Lagus**, anfänglich unter dem Namen eines Statthalters, dann als König über Aegypten, welches nun in den letzten Zeiten ſeiner Selbſtſtändigkeit, wie im früheſten Alterthum ein

Treibhaus der Cultur ſeyn mußte. Alexandrien, welches der Sitz des Welthandels und Wohnort des Hofes war, wurde auch der Zufluchtsort griechiſcher Cultur, die ſich zur förmlichen Gelehrſamkeit umbildete. Ptolemäus begünſtigte die Literatur über alles. Er ſtiftete die große alexandriniſche Bibliothek, die unter ſeinen Nachfolgern vermehrt ward, und verſammelte eine Geſellſchaft von griechiſchen Gelehrten in ſeiner Hauptſtadt. Sie ward freilich zu einer ägyptiſchen Kaſte; das regſame Leben des Handels und der Gewinnſucht an den öffentlichen Plätzen Alexandriens konnte freilich nicht, wie der gewaltige Geiſt des öffentlichen Lebens in den griechiſchen Staaten, den Künſten einen hohen Schwung geben, und der Beifall eines Hofes dem Künſtler keine Begeiſterung einflößen, wie der Beifall jauchzende Kunſtſinn des athenienſiſchen Volks ſie einſt hervorbrachte; aber Feinheit der Critik verbunden mit gründlicher Gelehrſamkeit kam empor durch den gelehrten Orden unter den Ptolemäern, und Verbreitung der griechiſchen Cultur über die Welt, welche für den Plan der Natur durchaus nothwendig war, konnte gerade durch einen ſolchen Zunftgeiſt am beſten bewirkt werden. Wer wollte darüber nicht gern vergeſſen, daß Geſchmackloſigkeit und Aberwitz, die von gelehrten Zünften unzertrennlich zu ſeyn ſcheinen, ſich auch hier erblicken laſſen? Welche Betriebſamkeit mußte in das ganze literariſche Weſen kommen, da mercantiliſche Beſchäftigungen mit demſelben vereint wurden! Wie ſehr mußte ſich Cultur allein durch eine Claſſe von Menſchen verbreiten, die Abſchreiber, welche nun erſt ſichern Unterhalt hatten; und wie wohlthätig für die Menſchheit es werden, daß in dem Eifer des ägyptiſchen Hofes für die Gelehrſamkeit die Nachahmungsſucht der kleinen Mächte ein Beiſpiel fand!

Wie ein gebildeter Krieger lebte Ptolemäus in edler Einfalt auf dem Thron, obgleich ſeine Herrſchaft ſich über Phönicien, Arabien, Aethiopien, Libyen u. ſ. w. erſtreckte, und nachdem er vierzig Jahre hindurch glücklich regiert hatte, krönte er ſeine Wohlthaten gegen Aegypten damit, daß er den vorzüglichſten ſeiner Söhne, Ptolemäus Philadelphus, zu ſeinem Nachfolger ernannte. Traurig iſt es, daß ſchon unter dieſem Liebe für die Wiſſenſchaften und Einfalt der Sitten nicht mehr vereinigt blieben, ſondern zu jener ſich Ueppigkeit und Weichlichkeit geſellten, traurig daß er ſchon den Keim des Verderbens in ſeine Familie brachte, indem er durch ſeine Vermählung mit ſeiner Schweſter Arſinoe ein Beiſpiel gab, welches ſeine Nachfolger nur zu ſehr nachahmten, um durch frühe Lüſternheit der Begierden ſchon ihre Jugendkraft zu vergiften. Sein Sohn Ptolemäus Evergetes benutzte den unter der friedlichen väterlichen Regierung gehäuften Reichthum zu Eroberungen, und brachte auf ſeinem erſten Zuge ägyptiſche Götterbilder, die von den Perſern weggenommen waren, nach Aegypten aus Syrien zurück. Daß man ihm deshalb den Namen des Wohlthäters gab, beweiſt, daß die Eingebornen noch der Religion der Väter ſehr anhingen. Allein er war in jeder Hinſicht der letzte ägyptiſche König, der auf den Namen eines Wohlthäters noch einigermaßen Anſpruch machen konnte; die übrigen thaten nichts, als daß ſie ſich im Gewebe der Laſter und Lüſte immer mehr verwickelten.

Strabo XVII. p. 1143. Theocrit. Idyll. XVII.

§. 22.

Bald nach Ptolemäus Evergetes miſchten ſich auch ſchon die Römer in die ägyptiſchen Angelegenheiten; und da auch unter ihnen das Sittenverderbniß nicht lange nachher überhand nahm; ſo wird die Geſchichte Aegyptens durch ihre Einmiſchung ein noch ſchauderhafteres Gemälde von Laſtern. Der größte Barbar unter den Ptolemäern war Physcon, deſſen Blutgier doch die gute Folge hatte, daß die Gelehrten aus Alexandrien flohen und ihre Kenntniſſe unter mehrere Nationen verbreiteten. Sein Enkel, Ptolemäus Auletes, ſcheint in jeder Rückſicht das Vorbild von Nero geweſen zu ſeyn. Grauſam und wollüſtig, wie dieſer, ſetzte er ſeinen Ruhm darin, daß er bei öffentlichen Spielen um den Preis im Flötenblaſen wetteifern konnte. Er tanzte gern in weiblicher Kleidung und auf die Weiſe, wie man am Feſte des Bacchus tanzte. Er hatte befohlen, daß ſein älteſter Sohn Ptolemäus und ſeine älteſte Tochter Cleopatra ſich mit einander vermählen und zuſammen regieren ſollten. Ein Eunuch, Pothin, beherrſchte den jungen König, und ſuchte Cleopatra von der Herrſchaft zu verdrängen. Dieſe ſtand bei Peluſium mit einem Heere gegen ihren Bruder, als der Flüchtling

Pompejus nach der pharſaliſchen Schlacht an der ägyptiſchen Küſte erſchien. Er war Beſchützer des letzten Königs geweſen und war Vormund des gegenwärtigen; aber der Hofmeiſter deſſelben, Theodot, und Pothin nebſt dem Feldherrn Achillas hielten es für rathſam, den großen Flüchtling ermorden zu laſſen. Die beiden letzteren wurden nachher bei Cäſars Anweſenheit, jener aber von Brutus mit dem Tode beſtraft. Der Beſieger des Pompejus und dadurch König der Könige ſpielte den Schiedsrichter zwiſchen den ſtreitenden Parthien; aber wie konnte er bei ſeinem Hange zur Wolluſt noch ein unpartheiiſches richterliches Gewiſſen haben, da die ſchöne Cleopatra ſich in einen Teppich gewickelt in ſein Zimmer tragen ließ, und die Nacht hindurch bei ihm verweilte? Schon am nächſten Morgen mußte Ptolemäus das Urtheil hören, daß er ſeine Schweſter auf Bedingungen, welche ſie vorgeſchrieben hätte, zur Mitregentin annehmen ſollte. In dem Kriege, welcher nun von neuem ausbrach, kam Ptolemäus um, indem er im Nil ertrank, und leider ward durch ſeine Flammen ein großer Theil der alexandriniſchen Bibliothek verzehrt, zum unerſetzlichen Verluſt für die Menſchheit. Es iſt ein kleinmüthiger Gedanke, womit man ſich tröſten will, daß ſich namlich deſſen ungeachtet noch Denkmäler des Alterthums genug erhalten haben, um uns das Studium deſſelben zu erſchweren. Welcher mühſelige Fleiß iſt aufgewandt worden, der gänzlich unnöthig geweſen wäre, wenn wir noch mehr Schätze des Alterthums beſäßen! Wer kann Enthuſiasmus für die Wiſſenſchaften fühlen, der um ein einziges verlornes Blatt eines trefflichen Schriftſtellers nicht klagte; und wer ein Studium zweckmäßig treiben, der zu viele gute Vorarbeiter in demſelben findet?

Cleopatra erhielt nach dem Tod ihres Bruders die Krone, und mußte nach Cäſars Willen ihren zweiten Bruder, einen Knaben von eilf Jahren, heirathen, welchen ſie aber bald vergiftete. Als ihr großer Liebhaber in Rom gefallen war, erklärte ſie ſich, wie man erwarten konnte, für die Rächer deſſelben; nur einige ihrer Statthalter ſollen den Caſſius unterſtützt haben, und deshalb forderte ſie Antonius, welcher nach der Schlacht bei Philippi über Aſien herrſchte, vor ſeinem Richterſtuhl, um ſein Urtheil von ihren ſchönen Lippen zu hören. Sie kam in der Geſtalt der Göttin Cythere in einem prächtigen Schiffe den Cydnus herauf nach Tarſus. Jungfrauen, welche Nereiden und die Grazien vorſtellten, Jünglinge, wie Liebesgötter ſchön, umgaben ihr Ruhebette; die Ruder ſchlugen harmoniſch zu den lieblichſten Melodien, zum ſanften Klang der Flöten und Harfen; ein ſüßer Duft wehte von dem Schiffe nach dem Ufer hin. Antonius wurde auf dem Markt, wo er zu Gericht ſaß, von allen verlaſſen; ſie liefen hin, um Cythere auf dem Cydnus zu ſehen, welche gekommen ſey, um den Gott Dionyſos in dem römiſchen Triumphir zu beſuchen. Cleopatra's Schönheit, Anmuth, hohe Geiſtesbildung und Schlauheit bezauberten ihn unwiderſtehlich. Auf ihr Bitten ließ er ſogleich ihre Schweſter Arſinoe im Heiligthume zu Milet ermorden; durch ſie in Aegypten gefeſſelt vergaß er der Weltherrſchaft und der Gefahr, die in Rom ihm drohte, mißhandelte er ſeine edle Gemahlin Octavia, und gab ihrem ſchleichenden Bruder einen einigermaßen gerechten Vorwand, ihn zu ſtürzen. Mit welchen Augen die Aegypter wohl eine ſolche Verſchwendung und Ueppigkeit ihrer Königin ſahen, worin ſie mit Antonius ſiegreich wetteiferte; mit welchen Gedanken ſie ſich wohl der Regeln erinnerten, wodurch die alten Pharaonen gefeſſelt waren, wenn die beiden Liebenden zur Nachtzeit in Alexandrien umherſchwärmten und die Einwohner weckten! Die Schlacht bei Actium (31 J. v. Chr.) entſchied auch Aegyptens Schickſal, weil Cleopatra ihren Geliebten verrieth. Welche Scene, da der blutende Antonius von ihr und ihren Sclavinnen an dem Grabgebäude beim Tempel der Iſis hinaufgewunden wird, um in ihren Armen zu ſterben; und welcher Contraſt im Leben der beiden Liebenden zwiſchen Römergröße und Wolluſt auf der einen, und griechiſcher Lüſternheit auf der andern Seite, die in dem warmen engen Aegypten ſo üppig gediehen iſt! Eitelkeit führte die Königin zu einem heroiſchen Tode, als Octavius ſie im Triumph aufführen wollte; die weniger friſche Blüthe ihrer Reize war wohl nicht Schuld daran, daß ſie auf dieſen Römer nicht wirkte, denn welcher Zauber hätte den kalten Ehrgeiz deſſelben verführen können? Cleopatra's Leben war die volle Glorie ſinnlicher und geiſtiger Cultur, und um dieſe weit zu verbreiten, müſſen weltbeherrſchende Römer vom Glanze derſelben bezaubert werden; aber es war auch zugleich ein ſchreckliches Beiſpiel, wohin auch noch ſo hohe ſinnliche und geiſtige Cultur führt, wenn die ſittliche von ihr entfernt iſt. Schon längſt war Aegypten mit ſeinen Eigenthümlichkeiten ein Spiel fremder Denkart geweſen, als es von Octavius zu einer römiſchen Provinz gemacht ward (30 J. v. C.). Ein Präfectus Augustalis herrſchte nun über dies ſo oft angeſtaunte Königreich.

Plutarch. C. Julius Caesar. pag. 416 etc. Antonius p. 93 etc.

Geſchichte der Iſraeliten.

§. 1.

Paläſtina war ein Land, welches durch keine Eigenheiten einen Geſetzgeber zwang, ein Staatsgebäude in ihm zu errichten, welches nur ſeiner Localbeſchaffenheit angemeſſen war. In ihm herrſchte die ſchönſte Abwechſelung von Ebenen, Thälern und Bergen, von Strömen und kleineren Flüſſen und Bächen; die Viehzucht konnte ſein herrſchender Nahrungszweig werden, aber auch der Ackerbau; und wenn ſeinen Bewohnern beides nicht gefiel, ſo war ihre Lage zum Seehandel vortrefflich, ihre Wälder gaben ihnen reichlich Holz zum Schiffbau, und außer dem Ueberfluß an gewöhnlichen Producten hatte ihnen die Natur noch Seltenheiten zu einer ergiebigen Handelsquelle geſchenkt. In Hinſicht auf die großen Reiche Aſiens hinter ihnen hätten ſie gleiche Vortheile mit den phöniciſchen Handelsſtaaten gehabt.

Welche mannichfaltige Bildung mußte ihre Natur ihrem Geiſt geben! Die wunderbaren Seen des Landes, der Strom Jordan, welcher eine große Ebene ſtolz durchſchnitt, öfters durch die Wälder ſeines Ufers ſich dem Auge entzog, und in ihnen, wie in ſeinem hohen Schilfe, furchtbare wilde Thiere beherbergte, die verſchiedenen Gebirge, unter welchen der Libanus durch ſein Amphitheater von Bergen eine Abwechſelung von Korngefilden und dornbewachſenen Felſen, einem ewigen Frühlingsgrün und über denſelben unwirthbaren Schnee darbot, die mineraliſchen Quellen, die unterirdiſchen Höhlen, welchen Schwung mußten alle dieſe Gegenſtände der Phantaſie geben? Der Anblick der Unfruchtbarkeit neben einer verſchwenderiſchen Natur mußte den Menſchen zur Induſtrie aufrufen. Sie lebte auch unter den alten Iſraeliten, denn ſelbſt felſichte Anhöhen bedeckten ſie mit Erde und zwangen ihnen Fruchtbarkeit ab; auch erhob ſich früh ihre Phantaſie auf den Flügeln der Dichtkunſt; aber es lag nicht im Plane der Natur, daß ſich hier ein Künſtlervolk bilden ſollte; auch keine handelnde Nation ſollte hier emporkommen, durch benachbarte Staaten erreichte ſie ſchon für die Menſchheit, was durch den Handel aus dieſen Gegenden bewirkt werden ſollte.

Was ſich am ſchwerſten und nie ganz in dieſem Lande vollenden ließ, wollte ſie hier ausführen, nämlich eine Verfaſſung, die ein Volk, welches hier im Zuſammenhange mit ſo vielen Nationen lebte, von allen losriß, und ein Religionsſyſtem, in welchem nur Eine Gottheit mitten unter ſo vielen benachbarten Göttern herrſchte, ſollten hier errichtet werden; politiſche Ideen, die einer Verfaſſung nachgeahmt ſind, welche ſo ſtark das Gepräge von Localeigenheiten trägt, ſollten dem Staate eines Landes zum Grunde liegen, welches am wenigſten ſolche Eigenthümlichkeiten vertragen konnte. Aber Staaten, welche eine Nation von der übrigen Menſchheit losreißen wollen, ſind da an ihrem Orte, wo ſie ihren Zweck nie ganz erfüllen können; und von Paläſtina aus konnte, als das Weltverhängniß es mit ſich brachte, die Idee von Einem Gott am leichteſten verbreitet werden.

§. 2.

Von den vielen Nomadenherden, die in Meſopotamien umherirrten, ſchied ſich im J. d. W. 2022. die Abrahamsherde, und ging über den Euphrat. Sie ließ ſich auf den unbeſetzten Wieſen am Jordan nieder; Abraham hieß bei den benachbarten Völkern Eber, der jenſeits Hergekommene. Die iſraelitiſche Geſchichte ſchildert ihn als den Liebling ſeines Gottes, der, ohne eine beſtimmte Geſtalt zu haben, ihm auf mancherlei Weiſe ſeine Gegenwart andeutet, und ihm gern als ein Wanderer erſcheint, weil der Nomade eine ſeiner vornehmſten Tugenden, Gaſtfreundſchaft, auszuüben dadurch Gelegenheit fand. So ausgebreitet auch ſchon ſeine Beſitzungen waren, ſtieg doch die Macht der Horde, als ſein Sohn Iſaac und Enkel Jacob an der Spitze derſelben ſtanden; ſo wie aber die Horde an Menſchenzahl und Macht zunimmt, kommen in ihrer Geſchichte auch immer unſittlichere Züge vor (J. d. W. 2237.).

Als das Unglück und Glück Joſeph's zur Folge hatte, daß ſeine Familie nach Aegypten in das Land Geſen verpflanzt wurde, trugen mehrere Urſachen dazu bei, daß die Hebräer in einem fremden Staat ihre alte Denkart behielten. Die Horde aus Canaan zerſtreute ſich nicht in verſchiedene Gegenden, ſondern blieb als ein beſonderer Stamm zuſammen; und wiewohl ihr Joſeph am Hofe vergöttert ward, ſo konnte der Gedanke an dieſen deſpotiſchen Miniſter, der nun den Character ganz entwickelte, welchen er als verzärtelter Knabe und Angeber ſeiner Brüder verrieth, unmöglich dazu dienen, ſeine Landsleute bei der Nation beliebt zu machen, und noch weniger die Verachtung aufheben, in welcher ſie ſchon als Hirten bei denſelben ſtanden. Ihre große Fruchtbarkeit machte ſie bald den Einheimiſchen gefährlich, und reizte dieſelben zum Drucke, welcher unbeſchreiblich bei einer Veränderung ſtieg, welche mit dem Throne vorging. Selbſt als das Glück der Iſraeliten noch blühte in Aegypten, vergaßen ſie nicht ihrer Heimath; der alte Jacob hatte auf ſeinem Sterbebette verlangt, daß man ſeine Leiche nach Canaan bringen ſollte, und der ſterbende Joſeph hatte ſeinen Brüdern geſagt, daß ihr Gott ſein Volk in das Land ihrer Väter zurückführen werde, und man deshalb ſeinen Leichnam an einem ſolchen Orte beiſetzen ſollte, von welchem man ihn leicht beim Auszuge mit ſich nehmen könnte. Daß Nomaden auch im Glück ihrer Heimath nicht vergeſſen, läßt ſich erwarten; aber im Unglück ward es Bedürfniß für die Iſraeliten, ſich durch Sagen vom Lande ihrer freien Väter und von der Zukunft zu tröſten, weil die Gegenwart ſie mit einem ſchweren Joche belaſtete.

Als der grauſame Befehl des eiferſüchtigen Deſpotismus kam, daß jeder neugeborne hebräiſche Knabe von ſeinen Aeltern im Nil erſäuft werden ſollte, und königliche Beamte mit ausgezeichneter Härte über die Vollziehung dieſes Befehls wachten: da war es Zeit zum Auszuge, wenn nicht die Verheißung jener Sagen zu Schanden werden ſollte. Aber woher Muth für ein ſo unterdrücktes, trotziges und verzagtes Volk zu einem Aufbruch, zu welchem man die Erlaubniß mit den Waffen erkämpfen mußte und deſſen glückliches Ende man gleichfalls nur durch dieſelben erhalten konnte? Ein großer Mann konnte ihm nur dieſen Muth geben, und das Zaubermittel, deſſen er ſich dazu bediente, mußten jene Sagen ſeyn.

§. 3.

Eine zärtliche Mutter, die an einen Mann aus dem Geſchlechte Levis verheirathet war, ſetzte ihren ſchönen Knaben, welchen ſie eine Zeitlang verborgen hatte, in einem kleinen Schiffe von Papierſtaude hart am Ufer des Nils aus, wo viel Sari wuchs. Hier fand ihn die Königstochter, und ſeine Schweſter, welche hier auf ſein Schickſal gewartet hatte, mußte eine hebräiſche Frau holen, welche ihn ſäugen ſollte. Sie holte die Mutter, die nun ihren Sohn unter dem Schutze der Königstochter ſicher erzog.

Als er heranwuchs, brachte ſie ihn zu derſelben; Moſes genannt, wuchs er auf ihrem Palaſt.

So ward es ihm möglich, iſraelitiſche Denkart und ägyptiſche Cultur in ſich zu vereinigen; die frühen Eindrücke des Nationalſinnes, welche er im Umgange mit einer zärtlichen Mutter erhielt, blieben ſeinem Geiſte unverloren. Liebe für ſein Volk und jenen Zug großer Seelen, daß Unrecht, welches andern zugefügt wird, ſie empört, verräth die Handlung, welche die erſte Veranlaſſung ſeiner nachherigen erhabenen Rolle iſt. Er ſah, wie ein Iſraelit von einem Aegypter gemißhandelt ward, und erſchlug dieſen. Seine That blieb nicht unverborgen; um ſein Leben zu retten, entfloh er in das Land Midian. Er half den Töchtern eines dortigen Prieſters ihre Schafe tränken, ward in das Haus derſelben gerufen und Gemahl einer der Töchter.

In dem felſichten Arabien treibt er die Heerde ſeines Schwiegervaters Jethro, verloren ſcheint nun eine Bildung zu ſeyn, die ihn über ein ſolches Geſchäft erhebt, verloren die Kraft ſeines Geiſtes. Das Elend ſeines Volks mußte ihn in der Einſamkeit ſtets beſchäftigen, wahrſcheinlich erhielt er von Zeit zu Zeit noch Nachrichten von demſelben, und zu dem Wunſch ſeiner großen Seele, Befreier deſſelben ſeyn zu können, geſellte ſich die Begierde, für die Verfolgung, die er hatte leiden müſſen, ſich zu rächen; mit welcher Innigkeit er daher die Sagen der Väter und den Gedanken an ihren Gott ergreifen mußte! Was Wunder, wenn er in der Natur ihn erblickte, wenn die Phantaſie ihn ſah in den Dornbüſchen, welche am Berg in der Abendröthe verklärt daſtanden? Sie brannten und verbrannten nicht; wunderbar erſchien Jehovah hier in ihrer Verherrlichung. Und worauf konnte dieſe Erſcheinung deuten, als auf die Erfüllung des einzigen Wunſches, den Moſes hatte? was konnte ſie ihm ſagen, als: „Ich werde es ſeyn,“ nämlich der Gott der Väter, der Erretter vom Drangſal!

So ſehr er von den Geſichten ſeiner Einbildungskraft erfüllt iſt, entgehen ihm die Schwierigkeiten nicht, die mit einer ſolchen Sendung verknüpft ſind, aber die Mittel ſie zu beſiegen, eben ſo wenig. Die Größe ſeines eignen Geiſtes iſt der Gott, der ihn leitet; aber er vertraut nicht auf ſie, ſondern auf ein höheres Weſen, und wird dadurch noch größer. Dies hindert ihn aber nicht, jede Kraft, die in ihm iſt, zu gebrauchen; Selbſtgefühl und frommes Vertrauen auf höhern Schutz, kalte Beſonnenheit und Enthuſiasmus, der faſt Schwärmerei wird, ſind in ihm vereinigt.

Moſes II. 2. 3. 4.

§. 4.

Daß **Moſes** im Lande Midian nicht ohne alle Verbindung mit ſeinem Volke geweſen ſey, erhellt aus der Nachricht, die ſein Bruder von ihm hatte, welcher ihm bei ſeiner Rückkehr nach Aegypten entgegen kam. **Aaron** handelte nun mit ihm nach einem Plane, und ſie riefen bei ihrer Ankunft ſogleich alle Aelteſten des iſraelitiſchen Volks zuſammen, um ſeinen niedergedrückten Geiſt durch die Verheißung des väterlichen Gottes aufzurichten und für ihre Abſicht zu begeiſtern. Der Glaube an die nahe Erfüllung alter Sagen wurde gern von Menſchen aufgenommen, die einzig vom Himmel noch Muth hernehmen konnten; aber kaum ward das bisherige Elend durch die erſte Verwendung ihrer beiden Repräſentanten bei dem Könige noch drückender, ſo herrſchte wieder Verzagtheit und Trotz unter ihnen. Nur nach vielem Unglück, welches Aegypten traf, und den gebeugten Pharao auf den Gedanken brachte, der Gott der Iſraeliten ſtrafe ihn durch dieſe Plagen, ward es ihnen erlaubt, nach der väterlichen Heimath zurückzuziehen.

Einige wenige Einrichtungen machte Moſes ſchon jetzt, um ſeine künftige Geſetzgebung vorzubereiten. Durch die Einſetzung des Paſſah knüpfte er ſein Volk noch mehr aneinander, damit ſich alle Stämme als ein Ganzes betrachteten, durch verſchiedene kleine Ceremonien verband er daſſelbe inniger mit Jehovah, und durch ſtrenges Halten an die Beſchneidung trennte er es früh von andern Völkern, welches für ſeinen Plan durchaus nothwendig war.

In Haufen von Funfzig abgetheilt, zogen die Iſraeliten unter Moſes Anführung weg, nicht aber auf dem nächſten Wege durch die Landenge bei Peluſium, ſondern durch die wüſte Gegend am arabiſchen Meerbuſen. Der

Heerführer wußte, wie unkriegeriſch das Volk war, und auf jenem Wege hätte es ſogleich zu Gefechten mit den Philiſtern kommen müſſen. In dem Feuer, das vor dieſem wie überhaupt vor großen orientaliſchen Zügen vorausgetragen ward, und wenn es in der Finſterniß der Nacht hell leuchtete, am Tage mehr einer Wolke glich, glaubten die Iſraeliten den väterlichen Gott voranziehen zu ſehen; aber ſie verloren doch allen Muth, als ſie die Aegypter hinter ſich erblickten, die entweder von dem Gott der Hebräer eine ſchlechte Meinung bekommen hatten, oder dieſe von ihm irre geführt glaubten, weil ſie ſolche Wege einſchlugen. Waren in Aegypten keine Gräber, daß du uns wegführen mußteſt, in der Wüſte zu ſterben? fragte der Zug murrend ſeinen Anführer. Dieſer kannte durch ſeinen langen Aufenthalt am arabiſchen Meerbuſen die Zeiten ſeiner Ebbe und Fluth nebſt den Eigenheiten derſelben, und ließ, als jene eintrat, die Iſraeliten in der Nacht hinüberziehen; die Aegypter täuſchte er dadurch, daß nun das Feuer hinter dem Zuge getragen wurde, und als ſie den Betrug merkten, war die Zeit der zurücktretenden Fluth nahe, ſo daß bei der Verfolgung der Iſraeliten das Heer nebſt dem Pharao im Meer umkam.

Der Gedanke an eine wunderbare Errettung in früheſter Jugend mußte dem Geiſte des Anführers einen begeiſternden Schwung geben; und dieſe letzte Begebenheit mußte auch das verzagteſte Volk, wenn es einmal dem Schutz eines höhern Weſens nur einigermaaßen ſich anvertraut hatte, ſehr erheben. **Moſes** war ein ſo trefflicher Dichter, als Anführer. Welches Volk, das orientaliſche Phantaſie beſitzt, konnte ſo kleinmüthig ſeyn, daß ein ſolcher Geſang, wie nun erſchell, indem die ägyptiſchen Leichen ans Ufer getrieben wurden, ihm durch die Einbildungskraft nicht Muth gegeben hätte? (J. d. W. 2668.)

Moſes II. 4—15. **Diodor.** ecl. 34. ſtimmt mit den moſaiſchen Nachrichten überein. Er ſagt, die Iſraeliten wären von den Aegyptern vertrieben; aber dies erzählen nicht nur auswärtige Schriftſteller, ſondern **Moſes** ſelbſt.

§. 5.

Ein Glück war es für **Moſes**, daß die Iſraeliten in dem erſten Gefechte auf ihrem Zuge, nämlich mit den Amalekitern, den Sieg erhielten, und ihn ſeinem Gebete zum Nationalgott zuſchrieben. Als Repräſentant deſſelben war er nun alles in allem; ſelbſt die richterliche Gewalt über das ganze Volk war in ſeinen Händen, wiewohl die vielen Geſchäfte, welche von Verwaltung derſelben unzertrennlich waren, ihn bald zwangen, aus den erfahrenſten und redlichſten Männern Richter zu wählen, ſo daß nur wichtige Rechtshändel an ihn ſelbſt gelangten. So hatten die Iſraeliten ſchon einigermaaßen eine Staatseinrichtung, als der Zeitpunct der Geſetzgebung kam.

Am erſten Tage des dritten Monats langten ſie in der Wüſte Sinai an. Hier war die feierliche Gegend, wo er als Hirt im Lande Midian ſich ſeinen großen Plan zur

Befreiung ſeines Volks gebildet, wo er ſich öfters von ſeiner Ausſicht in die Zukunft begeiſtert gefühlt, und die Herrlichkeit ſeines Gottes geſehen hatte. Auf dem Berge Sinai mußte der vornehmſte Wohnſitz deſſelben ſeyn, und Moses als Repräſentant ſeiner Nation ging zu ihm, unterdeß die Iſraeliten dem Berge gegenüber gelagert waren. Er brachte ihnen zwei Nachrichten zurück, die man ſchon vorher hatte wiſſen können, daß ſie nämlich das Eigenthum Jehovahs ſeyn ſollten, denn ohne dieſen Glauben war es nicht möglich, ihnen Nationalexiſtenz zu geben, und daß ſie ein königliches Prieſterthum ausmachen ſollten; denn Moses kannte keine andere Staatsverfaſſung als die ägyptiſche, und mußte deren Character zum Grunde bei ſeiner Schöpfung legen.

Jedes ſeiner Gebote bringt er unmittelbar von Jehovah; mit welcher Klugheit wußte er ſein Volk an dieſe ſeine einzige Stütze zu binden! Nach einer neuen Unterredung gebot er ihm, ſich zu reinigen und zu heiligen, denn ſein Gott wolle ihm erſcheinen. Dieſe ganze Vorbereitungsceremonie war wiederum ägyptiſch; denn höchſte Reinlichkeit war in Aegypten durchaus nothwendig, und die Polizei der Religion mußte ſie einführen. Zugleich machte er bekannt, daß Todesſtrafe darauf ſtehe, wenn jemand ſich erkühnen würde, den Berg hinanzuſteigen, wenn Jehovah erſchiene. Es kam ſehr viel darauf an, daß der erſte Eindruck ſeiner Erſcheinung und der Geſetzgebung ſo feierlich war, wie nur irgend möglich. Als an einem Morgen ein fürchterliches

Gewitter ſich hin und herzog am Sinai, der mit Wolken bedeckt war, als die Seiten deſſelben rauchten vom Gewölk, und in dem Donner eine Poſaune tönte, da führte er ſein Volk gegen den Berg, welches er aber durch ein Gehege von demſelben geſchieden, wozu er mehrere Gründe hatte. Nur er ging den Sinai hinauf, und holte nachher, auf Jehovahs Befehl, ſeinen Bruder Aaron und einige andere zu ſich herauf. Die ganze feierliche Scene wirkte auch ſo auf die Iſraeliten, daß ſie Moſes ſelbſt mit Zittern baten, er ſollte nur reden mit ihrem Gott, ſie wollten gern gehorchen; er möchte ihn nicht mit ihnen reden laſſen, damit ſie nicht ſtürben.*

Es hat große Schwierigkeiten, den Geſichtspunct zu treffen, aus welchem Moſes ſelbſt jedes ſeiner Geſetze betrachtete, und es wird unmöglich, ſobald man ſeine Ideen über den ägyptiſchen Staat nicht geläutert hat. Manche Verordnung ward nur gemacht, um einem momentanen Bedürfniß abzuhelfen, und leidet alſo gar keine Vergleichung mit dem Geiſte des Ganzen; manches Geſetz, das der Nachwelt als moſaiſch überliefert ward, iſt nicht von Moſes; der ſpätere Geſetzgeber brauchte den Namen deſſelben, um ſeinem Werke Anſehen zu verſchaffen; zu dem Schatz, der einmal da war, ſammelte man alles Uebrige. Doch kann man ziemlich ſicher die beiden Grundideen auffinden, welche Moſes als die Pfeiler ſeines Staatsgebäudes betrachtete, nämlich: die verſchiedenen iſraelitiſchen Stämme müſſen zu Einem unzertrennlichen Volke werden, welches

Muth zur Nationalexiſtenz vom Himmel erhält; und um dieſe zu ſichern, muß es ſo ſtreng wie möglich von allen Völkern geſchieden werden.

Das Hauptmittel, um dieſe beiden Pfeiler des Staats zu errichten und feſt zu gründen, war die Idee von Einem Gott, dem mächtigſten Weſen, deſſen auserwähltes Volk die Hebräer ſind. Woher hatte Moſes, umringt von Völkern, die Polytheiſten waren, dieſen Begriff von Einem höchſten Weſen? Sicher nicht, wie man ſo oft behauptet hat, von der ägyptiſchen Prieſterkaſte, denn erſtens hatte ihn dieſe ohne Zweifel ſelbſt nicht, alle ihre Kenntniſſe, weit entfernt von der Speculation, gingen nur auf die Staatsverwaltung, in welcher die vielen Götter eine ſo große Rolle ſpielten, und zweitens gibt es keinen Beweis dafür, daß Moſes je zur Prieſterkaſte gehörte, denn dies folgt nicht, weil er im Palaſt der Königstochter erzogen ward, da die Könige ſelbſt wohl nicht in die Prieſterkaſte aufgenommen wurden, und ſicher nicht der Pharao aufgenommen war, unter welchem Moſes aufwuchs, wenn man annimmt, daß damals ein Geſchlecht von arabiſchen Hirtenkönigen auf dem ägyptiſchen Throne ſaß; ſeine naturhiſtoriſchen Kenntniſſe waren der Art, daß er ſie in den arabiſchen Wüſten ſo gut, wie von ägyptiſchen Prieſtern, hat lernen können; und hätte er ſie durch dieſe erlernt, ſo wäre es ihm ja bekannt geweſen, daß ſie in denſelben erfahren waren und ſeine geheimen Künſte ſogleich vor dem Pharao nachmachen konnten. Woher hatte er denn jenen Begriff?

Alles kommt bei Beantwortung dieſer Frage darauf an, daß man vorher beſtimmt, zu welcher Art von Göttern Jehovah gehörte. Theilt man dieſe nur in den Gott der Vernunft und die Götter für die äußern Sinne, ſo weiß man ihn nicht unterzubringen. Aber die Geſchichte mehrerer Völker lehrt uns, daß es in der Mitte von jenen noch Götter für die Phantaſie gibt, über welche die Vernunft kein Recht hat mit ihren abſtracten Begriffen, die aber für die äußern Sinne von keiner bildenden Kunſt und durch keinen Gegenſtand dürfen dargeſtellt werden. Der Art waren manche Götter der alten Deutſchen, und mancherlei Urſachen, vorzüglich aber Mangel an Kunſt, können bewirken, daß ein Volk ſich mit ſolchen Gottheiten begnügt.

Wenn nun Jehovah, der für die Phantaſie ſo oft geſchildert wird, zu dieſer Claſſe gehörte, warum hatten die Iſraeliten denn nicht mehrere ſolche Phantaſiegötter? Der Grund hiervon liegt darin, daß ſie alle von einer einzigen Familie, der Abrahamshorde, abſtammten, und zu früh ihrer Unabhängigkeit beraubt wurden, als daß ſie ſich unter mehreren Göttern Verfaſſungen hätten bilden können. Die Idee von Einem Gott für die Familie Tharah's geht durch die ganze Geſchichte der Patriarchen, und Abraham's Glück mußte den Gedanken, welchen jedes Volk ſo gern aufnahm, feſthalten, daß nämlich ſein Gott der mächtigſte unter allen Göttern ſey. Davon aber, daß er Alles erſchaffen habe, fand ſich vor Moſes keine Spur unter den

Ideen der Iſraeliten, davon wußte höchſt wahrſcheinlich auch er nichts, dieſer Glaube ward vielleicht erſt durch die Philoſophie anderer Völker in den Begriff von Jehovah hineingelegt, wiewohl es ſich leich begreifen läßt, daß auch der rohere Menſch ohne Speculation auf die Idee geräth, das mächtigſte Weſen, welches er kennt, habe alles hervorgebracht.

Wie ſchwer ward es dem Geſetzgeber, die Einheit ſeines Gottes ſeinem Volke tief einzuprägen und zu erhalten, wie ſchwer zu verhindern, daß man ſich nicht ein Bild von ihm für die äußern Sinne machte, und den Glauben zu befeſtigen, daß dieſer der mächtigſte der Götter ſey! Alles dies war durchaus nothwendig zur Nationalexiſtenz der Iſraeliten. Nur durch Vertrauen auf die Allmacht Jehovahs konnte ein ſo verzagtes Volk Muth zum unvermeidlichen Kriege bei der Eroberung Canaans erhalten; gab es mehrere Götter unter demſelben, ſo konnte es ſo leicht in mehrere Staaten zerfallen, wiewohl es vereint nur eine kleine Macht war; wurde ein Bild für die äußern Sinne von Jehovah gemacht, ſo war es wiederum leichter, daß man mehrere Götter bildete, als wenn er nur in der Phantaſie und Tradition ſein Daſeyn hatte. In den großen Erſcheinungen der Natur offenbarte er ſich, ohne daß man ſich eine beſtimmte Geſtalt von ihm dachte; deſto eher glaubte man an ſeine Allgegenwart, und verließ ſich deſto feſter auf ſeinen Schutz.

Mit der Verehrung Jehovahs hingen zwei Inſtitute zuſammen, welche gleichfalls viel dazu beitragen mußten, daß die Iſraeliten zu einem Ganzen vereinigt wurden, nämlich die Stiftshütte und die Nationalfeſte. Jene war der Nationaltempel, die Wohnung des Gottes aller Stämme, und daher ein ſinnliches Denkmal, daß ſie alle Ein Oberhaupt hatten, das ſie zu Einem Staat vereinigte. Im Allerheiligſten derſelben ſtand die Bundeslade, in welcher die zwei moſaiſchen Geſetztafeln lagen, gleichſam der Staatsvertrag zwiſchen dem Volk und dem unſichtbaren König, und neben ihr ward das ganze Geſetzbuch, von Moſes ſelbſt geſchrieben, als ein Heiligthum aufbewahrt.

An dem Orte, wo die Stiftshütte war, mußten die Iſraeliten zu den drei hohen Feſten zuſammenkommen. Das Paſſafeſt war zum Andenken des Ausganges aus Aegypten gefeiert, und begann mit einer Opfermahlzeit; die Erſtlinge der reifen Aehren wurden am zweiten Tage dieſes Feſtes, das ſieben Tage dauerte, dem Nationalgotte dargebracht. Ungefähr ſieben Wochen nachher, da in allen Gegenden Paläſtina's die Aerndte geendigt war, beging man das Pfingſtfeſt gleichfalls ſieben volle Tage hindurch; Dank für die Aerndte machte ſeine Eigenthümlichkeit aus; die Erſtlinge des von friſchem Korn gebacknen Brodes waren die Opfergabe. Das Laubhüttenfeſt hatte außer den ſieben eigenthümlichen Feiertagen noch einen achten als Zugabe; man freute ſich an ihm der Gnade Jehovahs in der Obſt- und Weinleſe. Es mußte unbeſchreiblich viel Anmuth gaben, denn das Volk lebte, ſo lange es dauerte, in Hütten, die von Laubwerk geflochten waren.

Alle Mannsperſonen aus dem ganzen Volke ſollten an dieſen drei Feſten vor Jehovah erſcheinen an dem Orte, welchen er ſich erwählt hat, wo die Stiftshütte ſeyn wird; und mit dem Hausvater ſollte auch ſeine ganze Familie Freudenmahlzeiten halten.

Mit dem Begehen dieſer Feſte ſcheinen freilich große Schwierigkeiten verknüpft geweſen zu ſeyn. Wie ſollten auch nur alle Mannsperſonen, wenn die übrige Familie ſie auch nicht begleitete, an dem Orte der Stiftshütte, welcher Jeruſalem ward, Platz finden? und wie durfte man das übrige Land ſo von Schutz entblößt laſſen, daß ſich das ganze männliche Geſchlecht in der Hauptſtadt verſammeln konnte? Wenn man auf dieſe Fragen antwortet: die Iſraeliten lebten unter Gezelten in der Gegend umher an dieſen hohen Feſttagen, ſo muß man, ohne dazu berechtigt zu ſeyn, einen großen unbewohnten Raum in der Gegend der Hauptſtadt annehmen, welcher ein ganzes Volk faſſen konnte, und zu beſtimmten Zeiten mußten ſie doch in der Stadt ſelbſt gegenwärtig ſeyn, da auf die Abweſenheit einer Mannsperſon ohne Noth die Strafe der Ausrottung ſtand; die zweite Frage bliebe aber noch gänzlich unbeantwortet. Beide Schwierigkeiten werden durch eine Vermuthung gehoben, zu welcher die Nachricht führt, daß nach dem Genuß der Opfermahlzeit der Iſraelit, ohne alle Feſttage abzuwarten, wieder wegreiſen durfte. Sie beſteht nämlich darin, daß man annimmt, die Iſraeliten wären in verſchiedenen Haufen zu verſchiedenen Zeiten, nur binnen den ſieben oder acht Feſttagen, zur Stiftshütte gezogen. Auf dieſe Weiſe war Raum genug an dem auserwählten Ort, und das Land hatte immer Vertheidiger in allen Gegenden; die Feſttage, die man in der Heimath zubrachte, konnte man hier feiern, oder ſie gingen hin mit der Reiſe zur Stiftshütte und der Rückreiſe. Auch darf man nicht voraus ſetzen, daß jene Gebote ſo ſtreng ſind erfüllt worden, zumal da ſie auf dem Zuge gegeben wurden, und man das moſaiſche Geſetz nie ganz in Canaan befolgte.

Deſſen ungeachtet müſſen dieſe Nationalfeſte ſehr viel dazu beigetragen haben, Einheit der Religion und des Staates zu erhalten. Unter Geſang, Tanz und bei frohen Gaſtmahlen prägte die Freude den Iſraeliten das Gefühl ein, daß ſie alle Einen Gott hatten, wurden Feindſchaften vertilgt, die verſchiedene Stämme oder auch Glieder deſſelben Stammes aus der Heimath mit ſich gebracht hatten, ward durch die Liebe ein Band zwiſchen Jünglingen und Jungfrauen aus entfernteren Gegenden geſchlungen, welches Familien aus verſchiedenen Stämmen und zugleich dieſe an einander knüpfte. Solche Nationalfeſte waren eines der ſchönſten Mittel, deren ſich die alten Geſetzgeber zur Belebung des Staats bedienten. Die neueren haben ſie vernachläſſigt, denn ſie können nur da Statt finden, wo der Staatsbürger mehr gilt, als der Unterthan.

Noch wirkſamer als dieſe Einrichtungen, die iſraelitiſchen Familien zu einem feſten Ganzen zu verbinden, war wohl das Verhältniß, welches Moſes zwiſchen dem levitiſchen und den übrigen Stämmen ſchuf. Es war mit der höchſten Klugheit und Schonung der Individualität ſeines Volks den Eigenthümlichkeiten der ägyptiſchen Prieſterkaſte nachgebildet. Dieſe hatte ſich leicht nach ihrer wahrſcheinlichen Entſtehungsart über das übrige Volk erheben können; aber wie ſollte unter den iſraelitiſchen Stämmen, die ſich einander völlig gleich an Rechten und Cultur waren, einer vor den andern als das auserwählte Eigenthum Jehovahs emporkommen, zumal da Moſes den ſeinigen, auf welchen er ſich am meiſten verlaſſen konnte, dazu wählen wollte, und doch der Stamm Ruben's, als des Erſtgebornen, weit eher darauf Anſpruch machen konnte?

Ein großer Schritt zur Erhebung der Leviten war ſchon dadurch geſchehen, daß Moſes ſeinen Bruder Aaron vom erſten Anfang an als den Prieſter des Nationalgottes handeln ließ. Dadurch hatte er wenigſtens es eingeleitet, daß das eigentliche Prieſterthum bei einer Familie erblich werden konnte, wie in Aegypten die Stellen der Oberprieſter bei beſtimmten Familien erblich waren. Sobald dies geſchehen war, konnte ſich der Stamm Levi über die übrigen Stämme um ſo leichter erheben, je mehr das Beiſpiel Aegyptens wirken mußte, wo die Claſſe von Menſchen, zu welcher die Diener der Götter gehörten, den mächtigſten Stand ausmachte. Am meiſten mußte aber dazu, daß die

Leviten wirklich die gebildete Claſſe, welche alle Aemter des Staates bekleidete, unter dem iſraelitiſchen Volk wurden, folgende Einrichtung von Moſes beitragen. Die ägyptiſchen Prieſter hatten ihr großes Anſehen beſonders ihrem Grundeigenthum zu danken. Es wäre ſehr unpolitiſch geweſen, auch die Leviten zu den vorzüglichſten Grundbeſitzern machen zu wollen, denn gewiß wäre alle Nationaleinheit auf immer unmöglich gemacht worden, ſobald bei Austheilung des Bodens man ſich irgend eine Ungleichheit erlaubt hätte. Zugleich trat die Schwierigkeit ein, daß die Familien, welche der Religion und der Staatsverwaltung geweiht werden ſollten, keine Ackerbauern zur Beſtellung ihres Feldes, wie in Aegypten, haben konnten. Dieſer Klippe entging Moſes, und gewann außerordentlich für ſeine Abſicht, indem er die Leviten von allem Grundeigenthum ausſchloß. Nun konnten ſie für alle Stämme vertheilt werden, und nun war nichts billiger, als daß ſie von denſelben für die Dienſte, welche ſie dem Staat leiſteten, unterhalten wurden. An Cultur mußten ſie nach einer ſolchen Einrichtung den übrigen Iſraeliten bald zuvoreilen, und indem ſie in allen Gegenden unter ihnen zerſtreut lebten, ſchlang ſich durch ihre Verbindung unter einander ein Band durch den ganzen Staat, wodurch alle Stämme zuſammengehalten wurden, zumal da die ganze Staatsverwaltung durch ſie beſorgt ward. Nur ſie beſaßen Fähigkeit und Muße zu den Aemtern, welche ihr Eigenthum wurden, wie ſie in Aegypten das Eigenthum der Prieſter waren.

Moſes II. 19, 25—27. III. 25, 8. IV. 3, 4, 8. (5—26.) 18.

§. 6.

Auf eine ſo planmäßige, alle Verhältniſſe berechnende Weiſe ſorgte Moſes dafür, ſein Volk nach den verſchiedenen Stämmen zu Einem unzertrennlichen Staat zu verbinden und zu einer Nationalexiſtenz hinzuführen, deren letztes Band an den Himmel ſelbſt geknüpft war. Wenn er nun zur Sicherung derſelben die Idee von einem Gott, dem mächtigſten Weſen, deſſen auserwähltes Volk die Hebräer ſind, vorzüglich benutzte, ſo dienten die vornehmſten Mittel, die er ſonſt für die Erhaltung der Nationalexiſtenz der Iſraeliten in ſeine Geſetzgebung niederlegte, auch wieder zum Schutz für den Nationalgott.

Der zweite Pfeiler ſeines ganzen Staatsgebäudes war die Maxime, die Hebräer müſſen ſo ſtreng wie möglich von allen Völkern geſchieden werden.

Die erſte durchaus nothwendige Maaßregel in dieſer Hinſicht war das Gebot einer gänzlichen Vertilgung aller Völker im Lande der Väter, die man beim Einzuge in daſſelbe antreffen würde; nur die es gutwillig verlaſſen, ſollen geſchont werden. Hier zu fragen, welches Recht Moſes zu einem ſolchen Befehl hatte, iſt eben ſo unnöthig, als die Frage, welches Recht die Iſraeliten an das Land Canaan hatten? Die Eroberung von dieſem und die gänzliche Reinigung deſſelben von ſeinen gegenwärtigen Einwohnern war nothwendig, wenn der Staat von Moſes geſtiftet werden ſollte, und in dieſer Nothwendigkeit lag das Recht, wiewohl der Umſtand, daß die Vorfahren der Iſraeliten einſt Canaan beſetzt hatten, die Gräber derſelben von den jetzigen Beſitzern immer heilig gehalten waren, und dadurch auch von ihnen es angedeutet ſchien, daß ſie wußten, die Hebräer hatten ihre Anſprüche auf das Land nicht aufgegeben, in den Gedanken von Nomaden ein Rechtsgrund geweſen ſeyn mag, und die Canaaniter ſelbſt durch ihr Betragen die harten Maaßregeln mögen entſchuldigt haben.

In ſo vieler Hinſicht waren die gegenwärtigen Bewohner von Paläſtina den Iſraeliten gleich an Denkart und Sitten, Nomaden wie ſie und urſprünglich mit ihnen erzogen in Gegenden und unter einem Himmel von derſelben Beſchaffenheit. Nur war der Verkehr zwiſchen ihren verſchiedenen Horden und die Ausbildung und Mittheilung ihrer Familienreligionen Veranlaſſung zu verderbteren Sitten geworden, als ſie unter den Iſraeliten möglich geweſen, da ſie ſo früh aus allen Verbindungen in Aſien herausgeriſſen wurden. Wegen jener urſprünglichen Aehnlichkeit aber mußte Moſes deſto mehr fürchten, daß die ſchrecklichen Sitten und die Götter der Canaaniter, ſobald ſie nicht gänzlich außer Verkehr mit ſeinem Volk geſetzt wurden, ſich demſelben mittheilten, und dann war ſeine ganze Nationalexiſtenz und ſein beſſeres Daſeyn verloren, zu welchem es den Keim in Aegypten erhalten hatte.

Bei jeder Gelegenheit wird der Befehl zur gänzlichen Vertilgung der Canaaniter wiederholt, und der Geſetzgeber erwähnt in ſeiner Beſorgniß, daß man ihn nicht buchſtäblich erfüllen möchte, ſogar der verſchiedenen Weiſe, wie man zu einer Verbindung mit ihnen könnte verleitet werden. Die Furcht vor dem religiöſen Cultus derſelben ragt immer hervor, und darum befiehlt er, daß das Land nicht nur von ihnen gereinigt werden ſolle, ſondern daß auch alle Denkmale von ihnen zerſtört werden müſſen.

Nur wenn dieſes erſte Mittel, Ausrottung der Bewohner Paläſtina's, ganz angewendet wurde, konnte das zweite, welches Moſes brauchen wollte, um ſein Volk von den übrigen Nationen zu trennen, entſcheidend dafür wirken. Er machte nämlich den Ackerbau zur Grundlage des ganzen Staates. Wenn jede Familie der Iſraeliten ihr Grundeigenthum erhielt, von deſſen Anbau ſie ſich ernähren konnte, ſo fiel alle Verſuchung zum Verkehr mit andern Völkern und zu einem herumſtreifenden Leben hinweg, welches zu fremden Eigenthümlichkeiten locken konnte. Die Einfalt der Sitten, welche durch die Lebensart der Ackerbauern erhalten werden mußte, erforderte keine andere Lebensarten in einem ſolchen Grade, daß ſie mit jener um den Rang der herrſchenden wetteifern konnten. Die Leibeigenen der Landeigenthümer, bisweilen auch der ärmere freie Mann ſelbſt und die durch den Ackerbau nicht genug beſchäftigten Söhne einer zahlreichen Familie beſchäftigten ſich mit der Arbeit der Handwerker, und ſollte einmal größere Kunſt nöthig ſeyn, ſo fand man ſie in den nahen phöniciſchen Handelsſtaaten. Auch gab es für die Iſraeliten

Gelegenheit genug, für den Ueberfluß, welchen ihr fruchtbares Land ihnen darbieten mußte, von andern Nationen Gewinn zu ziehen, ohne der Zerrüttung ausgeſetzt zu ſeyn, welche der Handel nothwendig in das ganze Syſtem von Moſes gebracht hätte. Niemand nimmt ſo leicht einen allgemeinen Character an, als der Kaufmann; ſein Geſchäft macht ihn mit allen Nationen vertraut, lehrt ihn, ſein Vaterland zu vergeſſen. Freilich laßt ſich dagegen einwenden, daß beim Anfang eines größern auswärtigen Handels der Einfluß der Völker auf einander, weil ſie alle noch ſo wenig gebildet waren, von keiner Bedeutung geweſen ſey, und das vornehmſte handelnde Volk, die Phönicier, ſeine Individualität immer ſtrenge beibehalten habe; allein gerade der Verkehr der Iſraeliten mit dieſen war die gefährlichſte Klippe für den moſaiſchen Plan, und er bezog ſich auf ſo ganz eigenthümliche Anſichten, welche durchaus durch den Handel zum Theil verwiſcht werden mußten. Von den andern Völkern dieſer Zeit haben wir gar nicht ſo genaue Nachrichten, daß wir behaupten könnten, der Handel habe auf ſie nicht dieſe feineren Wirkungen gehabt, und wahrſcheinlich war durch dieſelben an ihnen auch nicht ſo viel zu verderben. Ein Glück war es daher für Moſes, daß der Zug der Caravanen von Aſien nach Africa durch Paläſtina ging, und die Einwohner von dieſem gleichſam ihre Factoren in ihnen hatten. Was aber den Verkehr unter den Iſraeliten ſelbſt betraf, ſo konnte es nicht fehlen, daß durch die drei großen Nationalfeſte Meſſen entſtanden, welche um ſo angeſehener werden mußten, da die ganze Nation zu ihnen zuſammenſtrömte.

So war der Geſetzgeber ſo glücklich, durch den Ackerbau als einzige Lebensart ſeines Volkes, den nothwendigen Vortheil zu gewinnen, welchen Aegypten ſchon durch ſeine Lage hatte, durch welche es von der übrigen Welt abgeriſſen war. Die Bewohner dieſes Landes waren theils ſchon wegen dieſes Umſtandes, da die Natur ihr iſolirtes Leben begünſtigte, theils deshalb einer geringern Gefahr durch den Handel ausgeſetzt, weil bei ihnen nur die Prieſterkaſte die beſtimmte Anſicht der bürgerlichen Verhältniſſe ſich ſorgfältig zu erhalten brauchte. Bei den Iſraeliten hingegen war ſie ein nothwendiges Eigenthum aller Familien, und leichter auch deshalb zu verlieren, weil ſie einen reinern, höhern Character hatte, als die politiſchen Ideen jener Kaſte. Wie viel ſchwerer war es, den Nationalgott, von welchem nur die Phantaſie ein Bild hatte, rein von allen fremden Begriffen zu erhalten, als die ägyptiſchen Götter, welche den gröbſten ſinnlichen Eindruck machten?

Durch die Einrichtung, daß jede Familie ihr beſtimmtes Grundeigenthum erhielt, hatte Moſes ſchon verhindert, daß nicht leicht ein Iſraelit ſich in fremden Ländern niederließ, aber auch ſchon das dritte Mittel vorbereitet, wodurch er ſein Volk von aller Vermiſchung mit andern Nationen rein erhalten wollte, daß er es nämlich Fremden äußerſt ſchwer machte, das iſraelitiſche Bürgerrecht zu erhalten.

Dies war ihnen nach der ganzen bürgerlichen Ordnung wohl nicht möglich, wenn ſie nicht Grundeigenthum im Gebiet des Staates ſich erwarben, und nach der einmal vorgenommenen Austheilung deſſelben konnten ſie es nur auf eine doppelte Weiſe, daß ſie entweder die Erbin eines Ackers heiratheten, oder von den unbebauten Gegenden an der einen Seite des Jordans ein Stück cultivirten. In dieſer Schwierigkeit bei Erlangung des Rechtes, ſich zur Gemeine Jehovahs zu zählen, ſah der Geſetzgeber noch nicht Sicherheit genug, ſondern er fügte noch ausdrücklich hinzu, daß die Ammoniter und Moabiter nimmermehr das Bürgerrecht erlangen ſollten, weil ſie auf dem Zuge durch die Wüſte ſich ſehr feindſelig gegen die Iſraeliten betragen hatten, mehr aber wohl deshalb, weil ſie reich an ausgezeichneten Propheten waren, die er über alles für ſein Syſtem fürchten mußte. Dagegen durften Edomiter und Aegypter, wenn ſchon ihre Großväter in Paläſtina gelebt und ſich nach iſraelitiſcher Denkart bequemt hatten, mit dem vollen Bürgerrecht beſchenkt werden. Da ſie offenbar als begünſtigte Völker behandelt werden, weil ſie einen Staat hatten, der auf Ackerbau einigermaaßen gegründet war, ſo mußten Fremdlinge von andern Nationen ohne Zweifel noch eine längere Reihe von halbiſraelitiſchen Vorfahren anführen können, ehe ſie als Bürger Jehovahs aufgenommen wurden.

Endlich beſtimmte der Geſetzgeber ſogleich die Gränzen, über welche der iſraelitiſche Staat nie hinausgehen ſollte, damit nicht, wenn je ein großer Eroberer aus ſeiner Mitte hervorgehen möchte, die Nationalexiſtenz der Iſraeliten verloren ginge, indem ihr Land zum Theil eines mächtigen Reiches würde. Die weſtliche Gränze ſollte das mittelländiſche Meer ſeyn; wären Inſeln auch noch ſo nahe geweſen, ſo erlaubte es die Natur des moſaiſchen Syſtems nicht, daß die Iſraeliten ſie in Beſitz genommen hätten. Ein Aufenthalt auf ihnen hätte ſo leicht zur Schiffahrt reizen und die ganze Denkart erweitern können; es war ſchon genug, daß der Jordan die Stämme theilen mußte; Moſes hätte gern durch Wüſten und Berge ſein Volk eingeſchloſſen. Bis zum Meer aber mußte es ſich erſtrecken, denn ſeine Gränze war nicht geſichert, wenn die Küſte nicht von ihm beſetzt war; der Natur Paläſtina's nach konnte ein Feind, welcher einmal gelandet war, ohne Schwierigkeit nördlich her bis an den Jordan vorrücken.

Unten ward Paläſtina dann weſtlich von Aegypten begränzt, einer Nachbarſchaft, welche der Geſetzgeber gern ſah, denn immerhin war von den Aegyptern doch am wenigſten zu fürchten, daß ſie in Eroberungen ſich ausbreiteten, und durch ihre Sitten konnte der Character ſeines Syſtems am wenigſten verdorben werden, zumal da ſie ſo wenig zur Geſelligkeit geſchaffen waren. Aber nach der öſtlichen Seite hin war die ſüdliche Gränze, welche Moſes für ſein Volk beſtimmte, nicht ſo ſicher und feſt. Mit den cultivirten Edomitern wollte er gern den Frieden erhalten die übrigen räuberiſchen arabiſchen Völker mußten hier weggetrieben werden. Solche Horden konnten jeden Augenblick durch die Gegenwehr, welche ſie nöthig machten, das Gedeihen der zarten Keime von Jehovahs Geſetzgebung verhindern. Sicher aber dachte Moſes bei Beſtimmung des arabiſchen Meerbuſens zur ſüdlichen Gränze nicht daran, daß ſeine Iſraeliten Beſitz von den Häfen an demſelben nehmen ſollten. Dies hätte durchaus gegen ſeine Ideen geſtritten, denn die Lage eines Volkes, welches den arabiſchen Meerbuſen und einen Theil der Küſte des mittelländiſchen Meeres beherrſcht hätte, wäre zu verführeriſch geweſen, als daß es nicht Seehandel hätte anfangen ſollen.

Auf der Morgenſeite des Jordans war das Land zur Viehzucht bequem, aber auch nie ſo geachtet, vom Geſetzgeber nicht ſo für ſeinen Plan berechnet, als das jenſeitige Land. Darum gab er auch zu, daß ſich die Iſraeliten öſtlich bis an den Euphrat ausbreiten durften; der Stamm ſeines Staates war jenſeits in Sicherheit gebracht. Auch waren die Völkerſchaften, mit welchen man deshalb in Krieg gerathen konnte, nicht ſehr zu fürchten und ein ſo großer Strom, wie der Euphrat, gab eine prächtige natürliche Gränze. Nördlich hatten die Gebirgketten freilich Gränzen gezogen; aber Moſes ſuchte auch hier genaue Beſtimmungen hinzuzufügen. Die ſyriſchen Staaten waren hier furchtbare Nachbarn.

Zuletzt noch ſorgte Moſes durch viele Geſetze dafür, daß die Iſraeliten ſo manche wirklich drückende Gebräuche und Sitten erhielten, wodurch ſie auch wider ihren Willen vom lebhaften Verkehr mit andern Nationen zurückgehalten wurden. Vorzüglich durch dieſe Anordnungen, welche das feinſte Geäder des Lebens ergriffen, bildete ſich jene ſcharfe Nationalindividualität, welche die Iſraeliten troß den Stürmen, wodurch ihr Staat vernichtet wurde, in allen Gegenden der Erde zerſtreut und abhängig vom einſchmeichelnden Umgang mit den ungleichartigſten Menſchen, durch die Gewalt ſo vieler Jahrhunderte nicht verloren haben.

Moſes II. 23 (31—33.). 34 (12—13.). IV. 33 (51—56.). V. 7 (1—5.). 20 (16—18.). V. 23 (2—9.). I. 15 (18—21.). II. 17. IV. 32. 34.

§. 7.

So hatte Moſes die beiden Grundpfeiler ſeines Gebäudes errichtet, immer mit ſtrenger Hinſicht auf die ägyptiſche Verfaſſung, aber auch mit weiſer Berechnung der großen Verſchiedenheit zwiſchen der Entſtehung des iſraelitiſchen Staates und des ägyptiſchen Reiches. Eine bewundernswürdige Conſequenz, die nur einem ſo genialiſchen Geiſte und nach ſolchen Erfahrungen, als er ſich geſammelt hatte, möglich war, iſt unverkennbar in dem ganzen Entwurf und den einzelnen Theilen ſeines Planes.

Unter den Urſachen, welche ihn zwangen von den ägyptiſchen Ideen abzuweichen, und eine edlere, freiere Verfaſſung zu bilden, war die wichtigſte die Gleichheit zwiſchen den Iſraeliten und das große Anſehen, welches die Häupter von Stämmen und die Hausväter bei den Nachkommen der Abrahamshorde beſaßen. Dieſes mußte er ſchonen, und troß aller Macht, welche er den Leviten in der Staatsverwaltung eingeräumt hatte, mußte er zugeben, daß Repräſentanten des Volkes gehört wurden, und neben jenen Sitz und Stimme auf dem Landtag hatten. Wahrſcheinlich erhielten ſie nicht für jedes Geſchäft einen beſondern Auftrag, ſondern handelten, einmal bevollmächtigt, nach Gutdünken zum Beſten des Volks. Obgleich die Geburt anfänglich die Veranlaſſung zu einer ſolchen Repräſentation war und das Recht des Repräſentanten verlieh, ſo ſcheint doch nachher die Wahl einer gewiſſen Zahl von Staatsbürgern den Repräſentanten beſtimmt zu haben.

Außerdem waren Richter und Schreiber auf dem Landtage, jene erſt von Moſes eingeſetzt, dieſe ſchon Beamte der Iſraeliten während ihres Aufenthaltes in Aegypten, und vorzüglich deshalb von großer Wichtigkeit, weil ſie gleichſam das Regiſter über die ganze Nation hielten und Archivare für die Genealogien waren, worauf nach der ganzen Ordnung des Staates ſo viel ankam. Sowohl die Richter als Schreiber wurden dem Geiſt der moſaiſchen Geſetze gemäß aus dem Stamm der Leviten genommen; nur dieſe beſaßen die Kenntniſſe und die Zeit, welche zu den Geſchäften derſelben erfordert wurden.

Moſes IV. 1 (16.). V. 29 (9.). V. 16 (18—20.).

§. 8.

Durch das Anſehen der Häupter von Stämmen und Familien war es möglich geworden, daß jeder Stamm einen kleinen Staat für ſich bildete. So entſtand einigermaaßen ein democratiſcher Bund von freien Landeigenthümern, und in mancherlei unwichtigeren Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens mochten dieſe Staaten immerhin von einander abweichen, wenn ſie nur dem allgemeinen Geſetze der Iſraeliten nicht widerſprachen. Durch dieſes, durch den gemeinſchaftlichen Nationalgott, ihren allgemeinen Character, durch die Leviten und ſo viele Inſtitute blieben ſie doch immer Ein Staat, keine Republik, ſondern Eine Monarchie. Man hat die Verfaſſung der Stämme mit dem ganzen iſraelitiſchen Staate verwechſelt, wenn man behauptete, Moſes habe nach einer democratiſchen Form geſtrebt; es that ihm wehe genug, daß er ſich gezwungen ſah, etwas von ihr in ſeine Geſetzgebung einfließen zu laſſen.

So lange die Iſraeliten noch auf dem Zuge nach Paläſtina waren, hatten ſie in dem Hauptanführer eine allgemeine Obrigkeit, aber ein beſtändiger, nothwendiger Beherrſcher der ganzen Nation war der Fürſt der Leviten, der hohe Prieſter, welchem ſich ſelbſt der oberſte Feldherr unterwerfen ſah. Von aller ausgezeichneten Macht, welche der Levitenſtamm beſaß, war er der Mittelpunct. Dennoch war er nur ein Stellvertreter des eigentlichen Oberhauptes der ganzen Nation, denn feierlich hatte dieſe mit dem Gott der Väter, dem mächtigſten Weſen, den Vertrag geſchloſſen, nach welchem er ihr König war; auch ward er als Herr des Landes betrachtet, von welchem alle Grundbeſitzer ihre Aecker gleichſam nur als Lehen erhalten hatten; ein ewiger Verkauf derſelben war deshalb unerlaubt. An ihn mußte das ganze Daſeyn des Volkes geknüpft werden, und als ſein Repräſentant die Familie von Moſes den Staat lenken. Nur war noch immer zu fürchten, daß plötzlich die Iſraeliten einen ſichtbaren König verlangen möchten. Wiewohl eine ſolche Forderung nach ihrem Staatsrecht eine wahre Empörung war, ſo konnte die Erinnerung an Aegypten, mit deſſen Verfaſſung die ihrige ja ſo große Aehnlichkeit hatte, und das Beiſpiel der benachbarten Völker, zumal wenn dieſe unter ihren Königen ſiegreich gegen ſie ſeyn ſollten, ſo leicht den ungeſtümen Wunſch nach einem ſichtbaren König erwecken. Auf dieſen Fall machte Moſes ſchon vorher Beſtimmungen, wodurch die Verwandlung eines oberſten Heerführers in den König ſo wenig als möglich dem Gott Jehovah und der hohenprieſterlichen Familie nachtheilig ſeyn würde.

Die nothwendigſte Beſtimmung war, daß kein Ausländer zum König gewählt werden ſollte, und faſt eben ſo nothwendig in jener Hinſicht ſchien es zu ſeyn, daß die Wahl deſſelben nicht vom ganzen Volk, ſondern von den Leviten abhinge, oder, was eben ſo viel heißt, vom Willen Jehovahs, welcher alſo immer der höchſte blieb, auf welchen man bei jeder Unternehmung ſchauen mußte. Auf die Weiſe ſtand ſchon, wie in Aegypten, der König unter der

Aufſicht der Prieſter, noch mehr aber deshalb, weil es ihm zur ſtrengſten Pflicht gemacht wurde, gänzlich nach dem moſaiſchen Geſetze zu regieren, und ſein ganzes Leben hindurch in demſelben zu forſchen; der oberſte Ausleger davon war der hohe Prieſter, und vom Exemplar der Prieſter aus dem Stamm Levi mußte die königliche Abſchrift gemacht werden, damit ja keine Verfälſchung mit ihr vorgehe. Wich er von dem moſaiſchen Geſetz ab, ſo lag in der Conſtitution ſelbſt das Recht des Volkes zur Empörung; das Reich ſollte alsdann bei ihm und ſeinen Nachkommen nicht lange verbleiben. Moſes wollte alſo wohl ein beſchränktes Königthum, nicht aber ein ſolches Wahlreich, daß immer der einzelne König gewählt und der Thron nicht an Familien vergeben werde. Es mußte den Prieſtern auch viel leichter werden, einen Monarchen nach Gefallen zu zähmen, welchen ſie von Kindheit an bilden konnten, als einen Mann, der ſich plötzlich auf den Thron verſetzt ſah.

Außerdem glaubte Moſes noch als Capitulationspuncte vorſchreiben zu müſſen, erſtens: daß der König keine große Reuterei halten ſollte, denn in den vielen gebirgichten Gegenden Paläſtinas konnte ſie von keinem vorzüglichen Gebrauch ſeyn, und an der Seite, wo die arabiſchen Wüſten waren, hatte man nicht zu fürchten, Reuterei gegen feindliche Reuterei brauchen zu müſſen, da dieſe wenigſtens nicht mit großer Macht durch die Wüſten aus Mangel an Lebensmitteln ſich wagen durfte. Alſo konnte ein König der Iſraeliten einzig aus Eroberungsabſichten, welche dem moſaiſchen Syſtem ſo gänzlich entgegen waren, auf den Gedanken kommen, daß er eine beträchtliche Cavallerie unterhalten wolle. Außerdem konnte das Volk, für welches der Ackerbau doch immer das wichtigſte bleiben mußte, ſich dadurch verleiten laſſen, auf Viehzucht beſonders wieder zu achten, oder gar das Land Goſen in Beſitz nehmen zu wollen, wo die Pferdezucht vortrefflich war.

Zweitens wollte Moſes nicht, daß ein König der Iſraeliten viele Frauen habe. Wiewohl Vielweiberei bis zu einem gewiſſen Punct überhaupt unter ihnen erlaubt war, ſo braucht hier nicht die Rede von einer außerordentlichen Anzahl von Weibern zu ſeyn. Bei den Bürgern des Staats konnte nämlich Vielweiberei nicht ſo gefährlich werden für den Nationalgott und alles, was mit ihm ſo enge verbunden war, als bei dem König. Nahm dieſer in ein zahlreiches Serail mehrere Ausländerinnen auf, ſo konnten ſie ihn leicht von Jehovah abwendig machen. Dieſe Furcht war es auch, wodurch Moſes zu jenem Verbote bewogen wurde, und wie ſehr hat die Zukunft ſeine Beſorgniß gerechtfertigt?

Drittens ſuchte er zu verhindern, daß die Könige zu viel Gold und Silber ſammelten. Dadurch wollte er durchaus nicht andeuten, daß keine öffentlichen Schätze geſammelt werden ſollten, die ein Eigenthum der ganzen Nation in die Stiftshütte niedergelegt wurden und alſo unter der Aufſicht der Prieſter waren; ſondern der Monarch ſollte nicht einen zu großen Privatreichthum ſammeln. In der ägyptiſchen Geſchichte gab es Beiſpiele, daß er dadurch dem Prieſterthum gefährlich werden und eine außerordentliche Macht erlangen konnte. Ueberdies ward er dadurch unabhangiger von der ganzen Nation, und konnte vielleicht zu kriegeriſchen Zügen, zu welchen er dieſe, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, durch den Heerbann nicht aufbieten konnte, ſich fremde Krieger werben. Dann aber lief der Staat Gefahr, nicht nur in Eroberungskriege, welche gegen das moſaiſche Geſetz waren, verwickelt zu werden, ſondern der König konnte die Söldner auch zu einer Revolution im Innern vielleicht benutzen.

Moſes II. 19 (4. 5.). III. 25 (23.). V. 6 (20—24.). 33 (5.). V. 17 (14—20.).

§. 9.

Wenn **Moſes** den Staat, welchen er ſtiften wollte, mit dem trotzigen und verzagten Character ſeines Volkes verglich, ſo mußte ihn freilich das hohe Gefühl ergreifen, daß nur durch eine ſolche bürgerliche Verfaſſung einer ſolchen Nation eine neue Würde gegeben werden könne; aber nur ſein eignes reines Vertrauen auf den Gott der Väter konnte ſeiner Hoffnung neue Kraft verleihen, wenn die ganze Niedrigkeit des iſraelitiſchen Sinnes während des Zuges nach Paläſtina ſich ſo häufig in gefährlichen Ausbrüchen zeigte. Schon war man bis in die Nähe der Edomiter, alſo auch des verheißenen Landes vorgedrungen; da wurden zwölf Kundſchafter, Familienhäupter aus allen

Stämmen, in daſſelbe geſchickt. Sie bringen die köſtlichſten Früchte mit zurück, welche die Sehnſucht reizen; ſie machen, bis auf zwei, furchtbare Schilderungen von den ungeheuern Bewohnern des Landes, ihren großen Städten und den Höhlen, in welchen die Rieſen lebten; und die Iſraeliten denken wehklagend daran, einen andern Heerführer zu wählen und nach Aegypten zurückzukehren. Die Bitten ihres großen Geſetzgebers bringen ihn nur in Lebensgefahr; aber kaum macht er im Namen Jehovahs die Drohung bekannt, daß ſie alle in der Wüſte umkommen ſollten, fern vom Lande der Verheißung, ſo wollen ſie ungeſtüm nach demſelben vordringen. Ohne allen Sinn für menſchliche Größe und für kluge Plane können ſie nur durch die Strafe zu einem ſcheinbaren Muthe geweckt werden.

Weit gefährlicher noch, als ein ſolcher plötzlicher Aufſtand des ganzen Volkes, war für Moſes ein Sturm, zu welchem in der Conſtitution ſelbſt die Veranlaſſung war. Es ließ ſich erwarten, daß die Leviten, wenn auch die übrigen Stämme ihre Erhebung ruhig duldeten, ihre Eiferſucht gegen Aarons Familie nicht zähmen würden. Je näher ſie dem Nationalgotte ſtanden, deſto zerſtörender mußte ein Aufruhr von ihnen für die ganze Verfaſſung werden. Einer der nächſten Verwandten von Moſes, Korah, erhob ſich zuerſt gegen ihn und Aaron, und machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ſich über die Gemeine Jehovahs erheben wollten. Drei Mißvergnügte aus dem Stamm Ruben, welche es wahrſcheinlich nicht verſchmerzen konnten, daß die prieſterlichen Rechte, welche nach dem Rechte der Erſtgeburt dieſem gehörten, für ſie verloren ſeyn ſollten, geſellten ſich zuerſt zu dem Empörer, und zweihundert und funfzig Iſraeliten, die alle Beiſitzer des Landtages waren, vereinigten ſich mit ihnen. Vergebens rief der Geſetzgeber den Leviten zu, ob es nicht genug ſey, daß ſie den Dienſt beim Heiligthum verrichteten und die Aemter im ganzen Volk verwalteten, vergebens ſchalt er ſie Empörer gegen Jehovah ſelbſt. Im Namen deſſelben begann er eine ſchreckliche Rache. Wie aber auch der Untergang ſämmtlicher Aufrührer als eine unmittelbare Strafe Jehovahs von Moſes dargeſtellt, von der Geſchichte in ein heiliges Gewand gekleidet iſt, ſchalt doch die ganze Gemeine der Iſraeliten den Geſetzgeber und ſeinen Bruder die Mörder des Volkes Jehovahs. Da wäre es ein ſchwieriger Zeitpunct geweſen, als Aaron ſtarb und ſein Sohn Eleaſar ihm in der hohenprieſterlichen Würde folgen ſollte, wenn nicht die Iſraeliten nach einer ſtrafenden Begebenheit ſich am leichteſten hätten behandeln laſſen.

Moſes IV. 13. 14. IV. 16.

§. 10.

Auch Moſes kam nur bis zur Morgenſeite des Jordans; der Greis konnte die Geſchäfte nicht ferner verwalten. Noch einmal verkündigte er dem Volke die politiſche Wahrheit, daß es von Jehovah im jenſeitigen Lande geſegnet ſeyn werde, wenn es alle ſeine Gebote halte, aber bei der Aufnahme irgend eines fremden Gottesdienſtes den Verluſt Canaans und die Zerſtreuung nicht vermeiden könne. Himmel und Erde rief er zu Zeugen, daß er ihm Leben und Tod, Segen und Fluch an dieſem Tage vorgelegt habe. Er konnte mit Gewißheit vorausſehen, daß nur durch eine unverfälſchte Bewahrung der Idee vom Nationalgott die Iſraeliten eine feſte bürgerliche Ordnung, nur durch dieſe dauernden Sinn und Selbſtſtändigkeit des Characters erhalten konnten. Je conſequenter hingegen ſein ganzes Staatsſyſtem war, deſto drückender mußte es für die Nation werden, wenn es nicht bis auf ſeine kleinſten Fugen auf das gewiſſenhafteſte in Thätigkeit geſetzt wurde. Dies geſchah nie, konnte in dem Lande nicht geſchehen, wo es errichtet wurde, unter dem Gedränge von Völkern; aber deshalb ward es zum Character der Geſchichte der Iſraeliten, daß ſie in keinem Zeitalter das waren, was ſie als Kinder Jehovahs ſeyn ſollten; dieſe wurden der Rolle aufgeopfert, welche ſie in weltbürgerlicher Hinſicht ſpielen mußten. Selten wurden die Schwächen und die Unfähigkeit einer Nation, große Ideen in die Wirklichkeit einzuführen, ſo wohlthätig für das menſchliche Geſchlecht, als der geringe Sinn der Iſraeliten für die Entwürfe von Moſes und Jeſus.

Die Erſcheinung des letzten wirft erſt die volle Glorie auf das Leben von jenem, und durch dieſelbe rechtfertigt ſich gleichſam das Schickſal vor ihm, warum ſein Staat ſchon von ſeiner erſten Gründung an im Lande jenſeit des

Jordans eine Trümmer war. Die ängſtlichſte Ahnung hievon verbitterte ſeine letzten Tage. Nachdem er alle ſeine Geſetze in ein Buch geſchrieben, übergab er es den Leviten, welche die Bundeslade Jehovahs trugen, mit dem Befehl, daß alle ſieben Jahre am Laubhüttenfeſte die Geſetze vor dem ganzen Volke ſollten abgeleſen werden. Die letzten Stimmen, in welchen er ſeine große Seele aushaucht, erheben ſich ſtets von neuem mit furchtbarer Stärke, um durch Bitten, Klagen, Verheißungen, Drohungen, die Selbſtſtändigkeit der Iſraeliten zu beſchwören. Sein letztes Lied iſt der gewaltigſte Strom, der je ſeinem Geiſt entfloß; aber er wußte auch, daß es nie würde vergeſſen werden, und es ſollte als Zeuge auftreten, wenn Unglück wegen der Abweichung von ſeinen Geſetzen über Iſrael kam.

Von einem moabitiſchen Berge ſah er das ganze verheißne Land, und ſtarb. In einem Thale ward er begraben; ſein Grabmal ward ſpäterhin nicht entdeckt, aber die Zeichen ſeines Geiſtes werden nie in den Annalen der Menſchengeſchichte verloren gehen, und bei den wichtigſten Begebenheiten der neueſten Zeit wird man immer nach ihnen zurückſchlagen müſſen.

Moſes V. 29—34,

§. 11.

Es läßt ſich nicht beſtimmen, welche Stelle **Moſes** würde bekleidet haben, wenn er ſelbſt nach dem verheißenen Lande gekommen wäre: vielleicht hätte er das Amt eines oberſten Feldherrn behalten; er war ja doch Alles in Allem auch ohne Namen, der vollkommenſte Repräſentant des Nationalgottes. An Joſua, einen kriegserfahrnen Mann von unerſchütterlichem Character, hatte er in den letzten Tagen die Geſchäfte des Heerführers abgegeben. Solche Gewalt aber, als er beſeſſen, konnte der neue Feldherr ſchon deshalb nicht erhalten, weil die Stimme Jehovahs, für Moſes vernehmbar, weil ſie aus ſeinem Innern ſprach und nur durch ſeinen Geiſt war, ſich jetzt, der Verfaſſung gemäß, nur durch den Mund der Prieſter konnte hören laſſen. Joſua ſtand alſo einigermaaßen unter dem hierarchiſchen Befehl.

Ein außerordentlicher Vortheil bei dem Uebergang nach Canaan war es, daß drittehalb Stämme, welche reich an Heerden waren, ſich ſchon an der Morgenſeite des Jordans niedergelaſſen hatten, aber nur nach dem ausdrücklichen Verſprechen an Moſes, daß ſie ihren Brüdern zur Eroberung des jenſeitigen Landes auf alle Weiſe hülfreich ſeyn wollten. Sie konnten nach Zurücklaſſung ihrer Güter, Weiber, Kinder und hinlänglicher Mannſchaft zur Bedeckung derſelben rüſtig und raſch vor dem übrigen Volke gegen die Cananiter vorausziehen.

Daß Joſua den Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung nicht verkannte, zeigte er durch ſeine erſten Anordnungen, nachdem er das Volk über den Jordan geführt hatte. Die Iſraeliten, welche auf dem Zuge geboren wurden, waren durch die Beſchneidung noch nicht als ein reines Volk abgeſondert, weil das unſtäte Leben voll Anſtrengung ſie nicht erlaubte; jetzt ließ der Heerführer eine allgemeine Beſchneidung derſelben vornehmen, damit ſie ſich unvermiſcht mit den Einwohnern des Landes Canaan erhielten; und dann wurden die Stämme durch die Feier des Paſſafeſtes, indem ſich die Gefilde voll von einer geſegneten Aerndte vor ihrem Lager hinerſtreckten, lebhaft von neuem daran erinnert, daß ſie Eine Nation waren und Einem Gott angehörten.

Es ſchien freilich ein ſchweres Unternehmen, ein Land erobern zu wollen, welches mit feſten Oertern angefüllt war; allein ſo wenig die Iſraeliten vom Belagerungskriege verſtanden, ſo wenig wußten die Einwohner derſelben ſich zu vertheidigen, und es bedurfte nur eines kühnen Mannes, welcher ſein Leben wagte, um Feuer an die Stadt zu legen, ſo wurden ihre unbedeutenden, von leicht brennbaren Materialien erbauten Werke ein Raub der Flammen. Mehr half noch, daß Canaan unter viele kleine Mächte vertheilt war, zwiſchen welchen faſt keine Verbindung herrſchte; daß es leicht war, in den feindlichen Oertern ſelbſt durch Kundſchafter Verſtändniſſe anzuknüpfen, und dadurch Schauſpiele vorzubereiten, wodurch die Politik der Prieſter der religiöſen Begeiſterung der Iſraeliten einen immer höhern Schwung geben konnte.

Zum Glücke war dies ſchon der Fall bei der Unternehmung gegen Jericho, die erſte Stadt, welche man erobern mußte. Zwei Jünglinge, die als Kundſchafter ausgeſandt wurden, hatten mit einem Freudenmädchen daſelbſt, welche zu einer großen Familie gehört zu haben ſcheint, Bekanntſchaft gemacht, und verdankten ihr ihre Rettung, da die Obrigkeit ſie als verdächtige Menſchen verfolgte. Die Zuverſicht, mit welcher Jehovah den Iſraeliten die Einnahme Jericho's verſprach, bezog ſich wahrſcheinlich auf eine vorbereitete Verrätherei. Nach einem feierlichen Zuge rund um die Stadt mit den Heiligthümern ſechs Tage hindurch, befahl Joſua am ſiebenten, da die Schwärmerei ſeines Volks auf das höchſte geſpannt war, daß beim kriegeriſchen Schall der Poſaunen der Sturm anfangen ſolle. Er gelang völlig, und die Familie jenes Freudenmädchens ward in Iſrael aufgenommen, dahingegen alle übrige Einwohner der Stadt gänzlich vertilgt wurden.

So mächtig der Eindruck war, welchen die erfüllte Verheißung Jehovahs auf die Iſraeliten machte, um ſo verzagter wurden ſie ſchon wieder, als ihnen bald darauf die Bewohner einer andern Stadt eine Niederlage beibrachten. Wenn der Unwille des verzagten Volkes gegen den Anführer ging, ſo mußte dieſer Schutz bei den Prieſtern ſuchen, unter deren Aufſicht er ſtand. Ueberhaupt ſcheint Joſua ſchon ganz als ein Werkzeug ihrer Politik und ihres nothwendigen Betruges gehandelt zu haben; äußerſt ſelten thut ſich ihm der Nationalgott in einer Erſcheinung kund, er ſcheint auf denſelben, wie jeder fromme gemeine Iſraelit, vertraut zu haben; wie Moſes mit genialiſchem Geiſte, ſo er mit beſchränktem, feſtem Sinne.

Den Prieſtern lag alles daran, den nachtheiligen Eindruck jener Niederlage zu vertilgen, damit ihre Macht nicht mit der Verehrung Jehovahs zu Grunde gehe, und ſie ergriffen ein Mittel, wodurch ſie einen doppten Vortheil erhielten. Sie wußten, daß ein Iſraelit aus dem Stamm Juda einen Theil der letzten Beute entwendet und verborgen hatte, obgleich ſie dem Nationalgott, alſo ihnen angehörte. Daher antworteten ſie dem Heerführer, das Volk wäre in Bann. Durch das Loos, deſſen Anordnung den Prieſtern und Leviten ganz überlaſſen war, wurde der Verbrecher ſo gut herausgefunden, wie es im Mittelalter oft durch ein Gottesurtheil geſchah. Sein Geſtändniß kam noch hinzu; er ward geſteinigt und mit ſeinen Kindern, mit ſeiner Habe verbrannt. Nun war die Ehre Jehovahs gerettet, und nicht leicht wagte es ein Iſraelit wieder von der gottgeweihten Beute etwas zu entwenden.

Bei dem Fortgange der Eroberung Canaans zeigten die Prieſter bald wieder, mit welcher Gewandtheit ſie drohende Ereigniſſe zu ihrem Vortheil zu benutzen wußten. Die Einwohner einer wenig entfernten Stadt brauchten die Liſt, Geſandte an Joſua und den Landtag zu ſchicken, welche ganz das Anſehen von Pilgrimmen aus fernem Lande hatten. Sie ſprachen von dem ringsverbreiteten Ruhm des iſraelitiſchen Gottes und thaten den Wunſch ihres Volkes kund, mit den Iſraeliten im Bund zu ſtehen. Dieſe nun, zum erſtenmal durch ihre Nationaleitelkeit betrogen, welche für das moſaiſche Syſtem eine günſtige Erſcheinung war, verſprachen den Abgeſandten, daß ſie und ihre Mitbürger nicht ſollten ausgerottet werden. Bald entdeckte ſich der Betrug; die nahe Stadt Gibeon war es, mit welcher man den Vertrag gemacht hatte. Die Bewohner derſelben nach dem Befehl von Moſes zu vertilgen, war nicht möglich, ohne daß man bundbrüchig wurde. Da geriethen die Prieſter auf den Gedanken, ſie zum niedrigen Dienſt beim Heiligthume Jehovahs zu widmen; ſie ſollten Holz und Waſſer zu demſelben tragen. Als eine beſondere Claſſe von Menſchen blieben ſie nun von den Iſraeliten geſchieden, dieſe ſahen es gern, daß ſie von einem beſchwerlichen Dienſte befreit waren, und die prieſterliche Familie war froh, daß nur Ausländer ſich dem Nationalheiligthume immer nahten, deren Intereſſe es nicht erforderte, daß ſie ihre religiöſen Künſte argwöhnten und zu enthüllen ſuchten.

Schon vorher hatte Joſua einen der wichtigſten Befehle von Moſes ausführen können, daß bald nach dem Eingang in Canaan auf zwei Bergen bei Sichem das Geſetz auf Steinen geſchrieben und dem ganzen Iſrael vorgeleſen werden ſollte. Hier war die Gegend, wo Abraham zuerſt ſich niederließ, wo ihm der Gott ſeiner Horde erſchien, wo der erſte Altar erbauet wurde und die Begräbnißſtätte für Jacob's Familie war. Zu beiden Seiten der Bundeslade und der Prieſter ſtanden alle Genoſſen des Zuges, und vernahmen zum erſtenmal alle Worte des Geſetzes. Der Segen und der Fluch Jehovahs, je nachdem ſie denſelben gehorchten oder nicht, mußte an dieſer Stäte nach dem glücklichen Anfang der Eroberung Canaans erfreuen und ſchrecken.

Der Heerführer glaubte nach einem entſcheidenden Sieg über die nördlichen Fürſten der Canaaniter, wodurch er freilich zum Herrn des Landes wurde, eine Theilung deſſelben unter die Stämme vornehmen zu dürfen, oder vielmehr die Prieſter riethen dazu im Namen ihres Gottes. Bis in das ſiebente Jahr hatte man ſchon in Paläſtina Feldzüge gethan, Joſua war alt geworden, und wie manche Stadt, wie manche Höhle war noch unerobert, ſelbſt in den Gegenden, über welche man ſich verbreitet hatte. Von dem ganzen Strich der Seeküſte war noch nichts eingenommen. Sehr gewagt war es immer, ſchon an eine friedliche Niederlaſſung zu denken, ehe man den Befehlen von Moſes gänzlich genug gethan hatte. Wie leicht vergaß man nach derſelben, die Canaaniter nur im Innern des Landes ganz zu vertilgen, und wie viel leichter, die Gränzen des Staates zu erreichen, welche der Schöpfer deſſelben ihm geſteckt hatte! Hierin lag der erſte Grund von den nachherigen traurigen Schickſalen der Iſraeliten.

Drittehalb Stämme hatten ſchon ihr Erbtheil an der Morgenſeite des Jordans, Ruben, Gad und der halbe Stamm Manaſſe. Die Nachkommen Joſeph's bildeten zwei Stämme, Manaſſe und Ephraim, und dieſer letzte erhielt vor allen übrigen, deren Erbtheil das Loos beſtimmte, einen großen Vorzug, indem innerhalb ſeiner Gränzen Silo zum Sitze des Heiligthums, alſo zur Hauptſtadt des Reichs wurde. Sie lag mitten im Lande, auf einem ſehr hohen Berg in einer ſchönen Gegend. Jedem der Stämme blieb es nun überlaſſen, innerhalb ſeines Gebietes die Canaaniter zu vertilgen und die Gränzen deſſelben nach Moſes Vorſchrift zu erweitern.

Erſt nach der Austheilung des Landes an die Stämme konnten die Leviten unter ihnen ihre Wohnſitze erhalten. Ihre ganze Beſtimmung zur Staatsverwaltung und ihre Entfernung vom Ackerbau machte es nothwendig, daß ſie in befeſtigten Dörfern oder ſogenannten Städten ihr Erbtheil erhielten. Acht und vierzig wurden ihnen zugetheilt mit etwas Länderei bei denſelben zur Unterhaltung ihres Viehes, und dahin ward geſehen, daß ein großer Theil dieſer Oerter in der Nähe des Nationalheiligthums war. Sechs von ihren Städten, drei an der öſtlichen, drei an der weſtlichen Seite des Jordans, wurden zu Freiſtädten für ſolche beſtimmt, welche einen unvorſetzlichen Mord begangen hatten und ſich vor der Blutrache zu retten ſuchten. Da die Leviten auch das Richteramt beſaßen, ſo konnte ſogleich beſtimmt werden, ob der Flüchtling unſchuldig war.

Als ſich nun die Iſraeliten dem Ackerbau weihten, war es ein günſtiger Umſtand für das moſaiſche Syſtem, daß der Staat ſchon unter ihnen eingerichtet war, und ſie in einem Lande ſich niederließen, wo es ſo viele feſte Plätze gab. Dadurch ward nämlich verhindert, daß ſie nicht, wie es ſonſt bei einwandernden Nomaden geſchieht, die zum Ackerbau übergehen, ſich in einzelnen großen Hofhaltungen von einander trennten, ſondern in Dorfſchaften enger zuſammenlebten. Wäre dies nicht geſchehen, ſo hätte es ſich durchaus nicht verhindern laſſen, daß ſich in die iſolirten Familien verſchiedener Gottesdienſt einſchlich. Jetzt konnte ein Iſraelit den andern beobachten.

Große Beſorgniß mußte aber noch entſtehen, daß die drittehalb Stämme von der Morgenſeite des Jordans, welche die Viehzucht zur herrſchenden Lebensart hatten, und ihr Gebiet wider die nomadiſchen Horden umher ſo ſehr vergrößern konnten, ſich allmählig von dem übrigen Staat trennen möchten, obgleich auch unter ihnen Leviten lebten. Auch war kaum ihre Mannſchaft, welche Canaan mit erobert hatte, zurückgegangen, ſo erbauten ſie ſchon am Jordan einen Altar, ähnlich dem zu Silo. Sogleich ward der Landtag von Canaan zuſammenberufen, und ausgemacht, daß man mit bewaffneter Hand die drittehalb Stämme zwingen wollte, den beſondern Gottesdienſt aufzugeben. Eine Geſandtſchaft aber, welche an ſie geſchickt wurde, brachte die frohe Nachricht zurück, daß dieſer Gränzaltar einzig zum Zeichen des Bundes der öſtlichen Stämme mit den dieſſeitigen, keinesweges zu einem beſondern Gottesdienſt errichtet wäre. Schon Moſes hatte es ungern zugelaſſen, daß dieſe öſtliche Seite des Jordans von den Iſraeliten beſitzt wurde.

Buch Joſua 5—11. 12—22. Flavii Josephi antiq. Jud V. 1. in edit. oper. omn. Sigeb. Havercampi. 1726. fol. T. I. p. 260—282.

§. 12.

Bald nach Joſua's Tode offenbarte es ſich ſchon, daß an eine vollkommne Ausführung der moſaiſchen Ideen durchaus nicht zu denken war, nachdem man es verſäumt hatte, die Canaaniter ſogleich gänzlich auszurotten. Anfänglich machte man einige Verſuche, nach der Niederlaſſung im Lande dies noch zu thun, allein ſchon hatten ſich hie und da freundſchaftliche Verhältniſſe angeknüpft, und es war oft vortheilhaft für einen Stamm, an den alten Landeseinwohnern entweder Knechte zu haben, oder Tribut von ihnen zu ziehen. Bald kam es gar dahin, daß iſraelitiſche und canaanitiſche Familien ſich unter einander verheiratheten. Der Iſraelit hätte da in ſeinem eigenen Hauſe mit Blutvergießen anfangen müſſen, wenn er den Befehl von Moſes hätte vollziehen wollen. Zuletzt gab der Oberprieſter Pinehas ſelbſt, welchem ſonſt der Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung nicht entging, den Gedanken an eine Vertilgung der alten Landeseinwohner auf, und es blieb ihm nichts übrig, als das Daſeyn derſelben ſogleich wie eine Strafe Jehovahs darzuſtellen.

Vermiſcht mit Canaanitern und allenthalben umringt von Denkmalen ihrer Religion neigten ſich die Iſraeliten bald zu derſelben, und vorzüglich trug dazu der Glaube bei, daß eine Familie zugleich den Segen von mehreren Göttern an ſich ziehen könne, und der Beſitz von Heiligthümern, ſelbſt wenn man ſie geraubt hatte, ſchon an ſich heilbringend ſey. Daran dachte man nicht leicht, die Verehrung des Nationalgottes aufzugeben, man zog gern nach Silo, und opferte ihm; aber man wollte außer ihm noch andern Göttern dienen, und die Prieſter und Leviten, welche an unmittelbaren Einkünften dadurch nichts verloren, waren deshalb minder eifrig, für die Reinheit der moſaiſchen Religion zu ſorgen. Sie ward öffentlich, ſelbſt von einem Nachkommen von Moſes, verletzt, und ſolche Staatsverbrechen blieben ungeſtraft.

Bei einer ſolchen Lage der Dinge erregt es Verwunderung, daß die Beſtrafung der ſchrecklichen Mißhandlung eines Leviten und ſeines Eheweibes von den Einwohnern eines Ortes im Stamm Benjamin, welche zugleich ein Beweis von den verworfenen Sitten iſt, zu welchen wenigſtens die Iſraeliten einiger Gegenden ſchon verführt waren, zu einer Nationalſache gemacht werden konnte. In dem Kriege, welcher anfänglich ſo unglücklich gegen Benjamin geführt wurde, ſieht man deutlich, daß es an einem Manne fehlte, der als Heerführer von der ganzen Nation wäre verehrt worden, und es war für die Sicherung der Nationalexiſtenz ein ſehr nachtheiliger Umſtand, daß gerade die heiligen Heere ſo oft geſchlagen wurden. Die ſtürmiſchen Ausbrüche, mit welchen man ſich alsdann zu Jehovah wandte, waren auffallende Zeichen, wie ſehr der Dienſt gegen denſelben, alſo der ganze Staat ſchwankte.

Der Krieg gegen Benjamin ward zuletzt mit ſolcher Wuth geführt, daß von dem ganzen Stamm nur ſechshundert Männer mehr übrig waren, die ſich auf einen Felſen geflüchtet hatten. Verſchonte man dieſe auch, ſo ſtand der Fortpflanzung des Stammes doch das Gelübde der übrigen Iſraeliten entgegen, keine ihrer Töchter mit einem Manne aus Benjamin zu verheirathen. In dieſer Verlegenheit fand man, daß eine Stadt in Gilead an dieſem allgemeinen Kriege nicht Theil genommen hatte, und ſchickte zur Beſtrafung derſelben zwölftauſend Mann ab, welche alle Einwohner bis auf die Jungfrauen vertilgen ſollten. Vierhundert wurden hier erbeutet, und zweihundert raubten die Benjaminiten auf Anrathen des Landtages von den Töchtern der Stadt Silo, als ſie an einem feſtlichen Tage auf dem Felde tanzten.

Der thätige Geiſt des Oberprieſters Pinehas war wohl vorzüglich Urſache geweſen, daß ſo, wenn gleich zu einem bürgerlichen Kriege, die Nationalkraft noch einmal aufgeboten war. Er hatte keine Nachfolger, die ihm glichen, der fremde Gottesdienſt nahm unbeſchreiblich überhand, und da die Einkünfte der Prieſter und Leviten endlich doch ſehr dadurch geſchmälert wurden, ſo war dieſer

Stand ſelbſt zuletzt ſo verwildert, daß die ganze moſaiſche Ordnung der Dinge den Einſturz drohte, zumal da es nun nicht an glücklichen Verſuchen unter den Iſraeliten fehlen konnte, daß ſich einzelne vielleicht erſt nur zum Herrſcher in Einer Stadt, dann über Einen Stamm machten. Solche Tyrannen aber dürfen nicht verwechſelt werden mit den Helden dieſer Periode, welche als Männer Jehovahs ein beſonderes Anſehen unter der Nation erhielten.

Die gänzliche Zerrüttung der moſaiſchen Religion und bürgerlichen Verfaſſung hatte die unausbleibliche Folge, daß bald mehr, bald weniger Stämme bald dieſem, bald jenem Feind unterlagen und zinsbar wurden, zumal da viele der benachbarten Völker an Waffen den Iſraeliten ſehr überlegen waren. Einige Menſchen von großer Kühnheit und Kraft warfen ſich dann zu Befreiern des Vaterlandes, auch wohl nach errungenem Siege zu Wiederherſtellern der Religion Jehovahs auf. Es konnte nicht fehlen, daß ihre Stimme dann ein großes Gewicht auf den Landtagen, beſonders aber bei ihrem eigentlichen Stamm hatte. Wie weit ſich ihre Macht und über wie viele Stämme ſie ſich erſtreckt hat, läßt ſich nicht beſtimmen, da ſie ihren Urſprung nicht in der moſaiſchen Conſtitution hatte. So viel iſt übrigens gewiß, daß keiner von dieſen Heerführern ein ſolches Anſehen erhalten habe, als Joſua beſaß, denn die goldene Zeit ſchien vorüber zu ſeyn, wo noch alle Stämme einen ſo allgemeinen Anführer haben konnten.

Buch der Richter. Pſalm 106. V. 34—41.

§. 13.

Je mehr ſich in ſolchen Heerführern, die eine gewiſſe obrigkeitliche Macht auf ihr ganzes Leben behielten, ein Mittelpunct für die Nation bildete, deſto mehr verſchwand der eigentliche conſtitutionelle, nämlich das Anſehen des Hohenprieſters, und jene konnten, wenn ſie gleich für Jehovahs Religion waren, ſie doch nicht mit ſtarkem Arm emporhalten. Da erſchien endlich, ungefähr vier Jahrhunderte nach Moſes, ein Mann unter den Iſraeliten, welcher den Geiſt des Geſetzgebers ganz faßte, und dem Staat einen neuen Schwung gab, nämlich Samuel.

Eine fromme Mutter, welche das Aufhören einer langen Unfruchtbarkeit ihrem Gebete zu Jehovah zuſchrieb, weihte ihn zum Dienſte bei dem Nationalheiligthum. *) Hier lernte er früh die Mißbräuche kennen, welche ſich eingeſchlichen hatten, und durch die Söhne des gegenwärtigen Oberprieſters Eli ſchrecklich vermehrt waren. Ein Seher, welcher erſcheint und deshalb Unglück über das oberprieſterliche Haus weiſſagt, mußte einen tiefen Eindruck auf den talentvollen Jüngling machen, und eine Wirkung da-

---

*) Samuel war der Sohn eines Leviten, alſo inſofern ſchon durch die Geburt dem Dienſte des Nationalgottes gewidmet. Das Beſondere ſeiner Weihung beſtand nur darin, daß er ſchon als Knabe in das Nationalheiligthum gebracht wurde, darin aufwuchs und ununterbrochen bei demſelben diente. Chron. I. 7. 28.

von, ſo wie überhaupt von ſeinem täglichen Leben, das ſeiner Einbildungskraft einen hohen religiöſen Schwung gab, iſt wohl jene Scene, wie er ſich im Schlummer vom alten Oberprieſter gerufen glaubt, und zuletzt, als jener ihn ſelbſt auf den Gedanken bringt, daß Jehovah ihn rufe, dieſen im Traume die Drohung des Sehers wiederholen hört. Hiebei braucht eben ſo wenig ein Betrug Samuel's, als bei ſeiner langen Weigerung, die Offenbarung der Nacht dem Oberprieſter kund zu thun, ein gehäſſiger Character zum Grunde zu liegen. Nur als der alte Mann ihm mit dem Fluche droht, erzählt er ihm alles.

Eli trug nun ohne Zweifel ſelbſt viel dazu bei, den Ruf Samuel's als eines Sehers zu verbreiten, und die Reden des jungen Mannes hatten daher bei dem Volke ſchon ein großes Gewicht, als die Söhne des Oberprieſters in einer Schlacht mit den Philiſtern umkamen, und er ſelbſt bei der Nachricht, daß die Bundeslade vom Feinde genommen ſey, plötzlich verſchied. Jetzt war ein Zeitpunct großer Gefahr für den Staat! Die Enkel Eli's, bei welchen nach dem Erbrechte das Hoheprieſterthum verbleiben mußte, waren noch unerwachſen, und die heilige Lade war verloren. Ein Mann von Samuel's Kraft und Einſicht konnte nie mehr Bedürfniß geweſen ſeyn.

Sein Anſehen, welches er als Levit und beſonders als ein Seher beſaß, benutzte er nun ſogleich dazu, die Iſraeliten zur reinen Verehrung Jehovahs zu bewegen, nachdem die Philiſter ſelbſt aus Gründen, welche die Geſchichte verhüllt hat, die Bundeslade wiedergebracht hatten. Dann rief er die Nation zu einem Landtage zuſammen, damit ſie ſich wegen des bisherigen fremden Gottesdienſtes entſündigte; zu gleicher Zeit begann er die oberrichterliche Gewalt auszuüben. Die glückliche Wirkung davon, daß er die Nationalkraft wieder zu vereinigen wußte, zeigte ſich ſogleich in den ſiegreichen Gefechten mit den Philiſtern, welche unglücklich waren, ſo lange er blühte, wiewohl er an den Geſchäften des Krieges keinen weitern Theil genommen zu haben ſcheint, viel weniger den Heerführer ſpielte. Er hatte ſeinen Sitz in ſeiner Vaterſtadt Ramath, im Gebiet des Stammes Ephraim, und zog von da aus jährlich nach drei verſchiedenen Städten, um daſelbſt ſein oberrichterliches Amt zu verwalten. Wahrſcheinlich trafen ſeine Urtheilsſprüche weit mehr das Verhältniß der Iſraeliten zu ihrem Gott, alſo Puncte des Staatsrechtes, als andere Streitigkeiten, wiewohl ſein Beiſpiel auf die Richter aus den Leviten, die es in allen Gegenden gab, einen guten Einfluß gehabt haben muß, zumal da er wahrſcheinlich ſehr ſtreitige Fälle aller Art in letzter Inſtanz entſchied.

Samuel war nun eigentlich das im Staate, was der Hoheprieſter ſeyn ſollte; aber er hing viel zu ſehr am moſaiſchen Geſetz, als daß er die Stelle des Oberprieſters für ſich hätte nehmen ſollen. Sie blieb auch jetzt erblich bei den Nachkommen Aaron's und Eli's. Nur wirkte außer der geringen perſönlichen Achtung, welcher die Familie des letzten genoſſen haben mag, vorzüglich auch der Umſtand dazu, den Hohenprieſter unbedeutend zu machen, daß der Stamm Juda in einer von ſeinen Städten die Bundeslade zurückbehielt, dieſe alſo vom heiligen Zelte lange getrennt blieb. Was der Oberprieſter durch das Orakel vermochte, das konnte Samuel durch einen Prophetengeiſt, welcher durch ihn nach ſeiner ganzen Wichtigkeit erſt in die Verfaſſung eingeführt wurde.

Bücher Samuels I. 1—7.

§. 14.

Alle die Völker, in deren Nähe die Iſraeliten leben mußten, hatten einen großen Ueberfluß an den Künſten der Wahrſagerei und Zauberei, und es lag ſelbſt im Character der moſaiſchen Verfaſſung, an deren Spitze ein unſichtbarer König war, daß ein Streben ihrer Bürger entſtand, den Willen deſſelben durch Enträthſelung der Zukunft zu erfahren. Daher mußte Moſes durchaus darauf bedacht ſeyn, daß in ſein Syſtem einheimiſche Seher hineinpaßten, weil ſonſt das Volk unfehlbar ein Raub fremder Zauberer und Götter wurde; auch konnte er die Idee von ſolchen Sehern als eine neue Stütze für ſeine Hierarchie und das Anſehen der Leviten brauchen.

Indem er alle Künſte der Zauberei und der Wahrſagerei bei Lebensſtrafe verbietet, gibt er im Namen Jehovahs das Verſprechen, daß aus der Mitte der Iſraeliten ſelbſt Propheten erweckt werden ſollen. Sobald aber ein

Prophet im Namen anderer Götter redete, ſo wäre er ein falſcher, und ſollte am Leben geſtraft werden. Dieſe Beſtimmung war unumgänglich nothwendig, aber eben ſowohl die zweite, daß denjenigen, deſſen Weiſſagung nicht erfüllt wurde, auch als einen falſchen Propheten Todesſtrafe treffen müſſe. Sonſt hätte nicht nur die Prophetenwürde, ſondern überhaupt das hierarchiſche Syſtem durch den Leichtſinn der Weiſſagenden den Ruin erhalten können.

Moſes ſagt freilich nicht ausdrücklich, daß die Propheten nur aus dem Levitenſtamm aufſtehen ſollten, doch auch keinesweges, daß ſie aus dem ganzen iſraelitiſchen Volk ſich erheben könnten, denn er erwähnt deſſelben nur im Gegenſatz gegen andere Völker. Es lag übrigens im Geiſte ſeines ganzen Syſtems, daß nur Leviten die Rolle des Propheten übernehmen ſollten. Was hätte aus dem erblichen Prieſterthum werden ſollen, wenn jeder Iſraelit als ein Geweihter Jehovahs auftreten konnte? und woher ſollten die übrigen Iſraeliten Geſchicklichkeit und Zeit zu den Geſchäften des Propheten erhalten? Auch war der erſte bedeutende Seher, Samuel, ein Levit. Unter ihm bildeten ſich ſchon Chöre von Propheten; es entſtanden Bildungsſchulen für dieſelben unter Anleitung eines angeſehenen Sehers. Auch in ſie wurden ohne Zweifel nur Leviten aufgenommen, obgleich die meiſten von dieſen Propheten nichts als Gehülfen eines Sehers waren, welche mit Muſik, Geſang und Geſticulationen die Reden ihres Meiſters begleiteten. Dieſer entſchied wahrſcheinlich nach den Talenten ſeiner Schüler, ob einer von ihnen würdig war, ſein Nachfolger im Seheramte zu werden.

Die Propheten waren natürlich, ſobald der erbliche Hoheprieſter, wie es oft kommen mußte, ein ſchwacher Mann war, als Männer von Genie, und der Hierarchie wegen ihrer eignen Macht ergeben, die beſten Stützen des Prieſterthums, aber auch, als die königliche Gewalt eingeführt wurde, Vertheidiger des Volkes gegen den Druck derſelben, weil ſie immer dahin ſtreben mußten, daß dieſe der hierarchiſchen Macht untergeordnet blieb. Inſofern war ihre Beſtimmung groß. Sie treten auf als die Boten Jehovahs und jede Gewalt muß ſich vor ihrem Geiſt beugen; aber wenn dieſer kühn den Schleier von der Zukunft reißt, müſſen ſie ſich von der vorſichtigſten Politik zugleich leiten laſſen. Ihr Weg iſt erhaben und dem Himmel nahe, doch auch ſchmal und von Abgründen umgeben. Sie werden bewundert und gefürchtet, aber auch gehaßt, und nur ein Fehltritt von ihnen, ſo befiehlt das Geſetz, auf ſie, wie auf Betrüger, die Steine zu werfen.

Moſes V. 13 (1—5.). 18 (9—22.). Bücher Samuelis I. 19 (20—24.)

§. 15.

Als Prophet und Oberrichter leitete **Samuel** eine lange Reihe von Jahren den iſraelitiſchen Staat. Sein Genie und ſein großer Character hatten ihm ſeine außerordentliche Gewalt gegeben, welche nur mit jenen auf ſeine

Söhne hätte forterben können. Auch ſie fingen an, das Richteramt zu verwalten, nach Sitte der Leviten, aber ſie beugten das Recht.

Da verſammelten ſich die Aelteſten des Volkes und wandten ſich an Samuel, nicht an den Hohenprieſter, deſſen Anſehen völlig vor der Gewalt des alten Sehers ſcheint verſchwunden geweſen zu ſeyn, mit dem Verlangen, daß er ihnen einen König ſetzen ſollte. Das war der gefährliche Zeitpunct, welchen Moſes vorausgeſehen hatte. Wie verderblich konnte die königliche Macht gerade jetzt der Hierarchie werden, da keine Hoffnung war, daß in der oberprieſterlichen Familie bald ein bedeutender Mann aufſtand, und es wenigſtens ungewiß blieb, ob ein Prophet von Samuel's Kraft der königlichen Tyrannei früh genug entgegentreten werde?

Der alte Seher ſtellte vergebens dieſe Bitte als Undank gegen den Nationalgott dar, und ſchilderte mit den ſtärkſten Farben den Druck der königlichen Regierung; die Iſraeliten fühlten zu ſehr das Bedürfniß, daß ein König in ihren Kriegen vor ihnen aufziehe, und Samuel mußte jetzt nur dahin ſehen, daß er ihnen einen König gab, deſſen Stamm und perſönliche Eigenſchaften ſowohl der hierarchiſchen Macht als der allgemeinen Freiheit nicht gefährlich ſeyn konnten. Aus dem ſchwächſten Stamm, aus Benjamin, wählte er ihn, nämlich Saul, den Sohn von Kis, und unter ſolchen Umſtänden, daß der neue

König fühlen mußte, daß ſein Thron einzig das Werk des Propheten war. Die außerordentlich lange ſchöne Geſtalt des erkohrnen Mannes ſollte den Eindruck machen, welchen die Iſraeliten gerade von ihrem König empfangen wollten; aber erſt nach einem Siege über die Ammoniter ward er vom ganzen Volk als Herrſcher anerkannt. Sehr viel trug bald zur Befeſtigung ſeines Anſehens der außerordentliche Waffenruhm bei, welchen ſich ſein Sohn Jonathan erwarb, wiewohl er ſelbſt zu den ausgezeichneten Helden gehörte.

Das Kriegsglück, welches den König begleitete, ſcheint in Samuel den Gedanken rege gemacht zu haben, daß man nun noch ſuchen müßte, Canaan von den alten Landeseinwohnern zu reinigen. Daher ſandte er Saul gegen die Amalekiter mit dem Befehl, dieſes Volk mit ſeiner ganzen Habe zu vertilgen. Er fing wahrſcheinlich mit dieſen an, weil er durch ihre Ausrottung zuerſt die Gränze gegen Aegypten hin an der Küſte ſichern konnte. Der ſiegreiche Saul ſchonte des gefangenen Königs der Amalekiter. Sogleich erſchien der alte Prophet mit einer heiligen Wuth, und verkündete, daß Jehovah das Königreich von Saul wegen ſeines Ungehorſams genommen habe, und ſpaltete ſelbſt mit dem Schwerte den Herrſcher des vertilgten Feindes, beides ganz im Geiſte der moſaiſchen Geſetzgebung. Dieſe legale Härte muß man bewundern, und ſchon als Pflicht hinlänglich gerechtfertigt, beleidigt ſie um ſo weniger an dieſem erhabenen Greiſe, da ſein ganzes Leben durch eine ſolche Legalität geweiht war, daß er das ganze Volk aufbieten konnte, ihm irgend eine ungerechte Handlung vorzuwerfen.

Saul konnte nun ſicher darauf rechnen, daß der Geiſt des Propheten einen Gegenkönig aufſtellen werde, der ihm furchtbar ſeyn werde; aber **Samuel** mußte, weil das wilde Gemüth des Königs ſelbſt ſein Leben nicht ſchonen würde, wenn er öffentlich eine neue Weihung eines Herrſchers über das iſraelitiſche Volk vornähme, über ſein Beginnen einen Schleier breiten.

Bücher Samuels I. 8—15.

§. 16.

Als wollte er nur opfern, ging der Prophet nach Bethlehem im Stamm **Juda**. Aus dieſem, dem mächtigſten, wollte er den neuen König nehmen; damit derſelbe ſchon durch ſeine Herkunft Anſehen erhalte. Den jüngſten von den Söhnen eines Mannes, welcher **Iſai** hieß, erkohr er und ſalbte ihn in der Mitte ſeiner Brüder. Dieſes war kein ausſchließendes Zeichen einer Beſtimmung zur königlichen Herrſchaft, ſondern überhaupt nur einer beſondern Weihung nach dem Willen Jehovahs. **Samuel** ſcheint fürs erſte nur den Zweck gehabt zu haben, dem außerordentlichen Character und Geiſt **David's** noch einen beſondern Schwung und eine Richtung zum Nationalgott hinauf zu geben, und ſelbſt dieſe Weihungsſcene ward daher nicht ſehr bekannt, ſcheint wenigſtens vor **Saul** anfänglich verborgen geblieben zu ſeyn, denn dieſer ließ, als in ſeinem rohen Gemüth die Furcht vor Jehovah, der ihn verworfen hatte, und dem alten mächtigen Seher eine wilde Schwermuth erzeugte, den jungen, ſchönen, rüſtigen und verſtändigen David zu ſich rufen, damit das liebliche Harfenſpiel deſſelben die Ausbrüche ſeines böſen Geiſtes bezähmte. Auch machte er ihn zu ſeinem Waffenträger.

Die Heldenthaten, welche David im Kriege mit den Philiſtern verrichtete, drohten Saul's Ruhm zu verdunkeln, und brachten ihn auf den Argwohn, daß dieſer Jüngling zum Könige beſtimmt ſeyn möge; vielleicht verbreiteten ſich auch jetzt Gerüchte von jener Weihungsſcene, da ſich der Geweihte ſo auszeichnete. Schreckliche Eiferſucht und zugleich Furcht und Achtung beim Anblick des herrlichen, Liebe erzwingenden Helden bewogen den wilden König bald zu dem Entſchluß, ihn zu erheben, bald zu unmittelbaren und mittelbaren Angriffen auf ſein Leben.

In der Geſchichte der Verfolgungen, welchen David ausgeſetzt war, thut ſein Freundſchaftsbund mit Jonathan eine höchſt liebliche Wirkung. Dieſer hatte ihn, als er nach Erlegung des gefürchteten Rieſen unter den Philiſtern vor Saul redete, ſchon ſo lieb gewonnen, wie ſeine eigene Seele. Die zarte Zuneigung zwiſchen den beiden jungen Männern, die immer den feſteſten Heldenſinn verrathen, ihre Liebe, welche durch keine Eiferſucht wegen ihres kriegeriſchen Ruhmes, ſelbſt bei Jonathan nicht durch den Gedanken erſchüttert wird, daß es ſein Freund ſey, durch welchen ihm die königliche Würde entgehe, das fromme Vertrauen, welches beide auf den Gott ihrer Nation haben, und die glorreiche Selbſtüberwindung David's, daß er das Leben ſeines grauſamen Verfolgers ſchonet, von keinem Ehrgeiz verführt, weil er an den Geſalbten des Herrn nicht die Hand legen will, dies alles zuſammen bildet ein Phänomen, welches freilich nur in einem ſolchen Staate, wo religiöſe und bürgerliche Verfaſſung einerlei iſt, ſich zeigen kann, aber bei den Iſraeliten nur äußerſt ſelten ſeyn konnte, weil ſehr viele von ihren Verhältniſſen das Aufblühen zarter, edler Gefühle verhinderten.

Weil Saul die Prieſter im Verdacht hatte, daß ſie einen Bund mit David gegen ihn gemacht hätten, richtete er ein ſchreckliches Blutbad in der prieſterlichen Familie an; aber ſah ſich nun auch von allem Rath und Troſt verlaſſen, welcher ſonſt dem König aus der Verfaſſung zufloß. Er ſelbſt hatte ehemals die fremden Zauberer dem moſaiſchen Geſetze gemäß verfolgt; nun ging er, die Nacht vor einer großen Schlacht mit den Philiſtern zu einer Geiſterbeſchwörerin. Seine Phantaſie war längſt zerrüttet, ſein verwaiſter Geiſt gab ſich gern jedem Betrug hin, welcher ihn wieder in eine Verbindung mit höheren Weſen zu bringen verſprach. Der Seher Samuel war kurz vorher geſtorben; ſeinen Schatten ſoll die Zauberin heraufbeſchwören. Dieſe hatte den verkleideten König ſchon erkannt, und rief, wie begeiſtert, aus: du biſt Saul! indem ſie vorgibt, ein

Greis im ſeidenen Gewande ſteige herauf. Saul ſieht ihn nicht ſelbſt, aber redet mit ihm, und die Betrügerin verkündete, wie ſich erwarten ließ, die alte Drohung des Propheten. Indem ſie eine ſchreckliche Niederlage am folgenden Tage droht, macht ſie dieſelbe faſt unvermeidlich. Ehe die Schlacht noch ganz verloren war, ſtürzte der König ſich in ſein Schwert, und ſein Waffenträger folgte ihm freiwillig in den Tod; ſeine drei Söhne waren ſchon vorher erſchlagen.

Die Nachricht von dieſer Niederlage erweckte in David nicht zuerſt den angenehmen Gedanken, daß er nun der Herrſchaft beinahe gewiß war, ſondern ſtimmte ſeinen dichteriſchen Geiſt zu wehmüthigen Klagen über die gefallenen Helden Saul und Jonathan, deſſen Bogen nie fehlte, deſſen Bruderliebe ihm erquickender als Frauenliebe geweſen.

Bücher Samuels I. 16—31. II. 1. Chron. I. 11.

§. 17.

Der Stamm Juda machte freilich ſeinen David ſogleich zum König; aber der Stamm Benjamin that dagegen alles für Isboſeth, den Sohn Saul's, und faſt alle übrige Stämme ſchienen ihn gleichfalls als König anerkannt zu haben. Eine verlorne Schlacht gegen die Krieger von Juda ſchadete ihm nicht ſo viel, als ein Zwiſt mit ſeinem oberſten Befehlshaber, dem trotzigen Abner, der ſich nun bemühte, ſelbſt den Stamm Benjamin auf David's

Seite zu bringen. Das Anſehen, welches er deshalb unfehlbar bei dieſem erhielt, reizte die Eiferſucht des oberſten Befehlshabers in Juda, **Joab's**, welcher auch wegen eines erſchlagenen Bruders eine Blutrache gegen ihn zu haben glaubte. **Abner** ward von **Joab** ermordet, und dieſer war viel zu mächtig, als daß **David** ſeinem Wunſch gemäß ihn dafür hätte beſtrafen dürfen. Dagegen ließ er zwei Befehlshaber **Isboſeth's** hinrichten, welche glaubten, durch die Ermordung dieſes unglücklichen Königs ſeine Gnade verdient zu haben.

Nachdem **David** König von allen iſraelitiſchen Stämmen geworden war, ging bald die wichtige Veränderung vor, daß eine feſte Stadt zur beſtimmten Reſidenz und zum Sitz des Nationalheiligthums wurde. Er hatte nämlich Jeruſalem den Jebuſitern weggenommen, welche noch mitten im Staat der Iſraeliten lebten, und die Burg dieſer Stadt reizte ihn wohl zuerſt zu dem Gedanken, ſich in ihr niederzulaſſen. Auch lag ſie auf den Gränzen von Juda und Benjamin. Jener Stamm mußte immer die Stütze ſeiner Herrſchaft bleiben, und dieſer, welcher es nicht vergaß, daß aus ihm der erſte König Iſraels geweſen, mußte in der Nähe vom König beobachtet werden. Die Freundſchaft der höchſten obrigkeitlichen Perſon in Tyrus für **David** verſorgte ihn mit Baumaterialien und Arbeitern zur Erbauung eines ſchöneren Hauſes, als unter den Iſraeliten gewöhnlich war, und in dieſem Palaſt konnte ſich bald ein glänzender Hof bilden, als die Bundeslade nach Jeruſalem gebracht war und nun das ganze Volk zu den Nationalfeſten hieher zuſammenſtrömen mußte, als der König, ſiegreich auf allen ſeinen Zügen, reiche Beute in der Hauptſtadt ſammelte. Der Luxus, welcher nothwendig entſtand, ſollte ſich zugleich auch auf den religiöſen Dienſt verbreiten, und die Bundeslade ſchien nicht bloß unter Teppichen ſtehen zu dürfen, indem der König in einem Hauſe von Zedernholz wohnte; allein der Prophet Nathan, auf welchen ein Theil von Samuel's Anſehen übergegangen war, widerrieth den Bau eines Tempels für den Nationalgott, vielleicht weil er glaubte, daß die Erbauung deſſelben jetzt noch eine zu drückende Laſt für die Regierung ſey. Wann die Periode der Ruhe auf dieſe kriegeriſchen Stürme folgte, ſollte der Nationaltempel erbauet werden. Deſto mehr Beifall fanden die übrigen Einrichtungen des Königs für den religiöſen Cultus, und vorzüglich gut konnte die Beſtellung von heiligen Sängern und Dichtern wirken, indem die hebräiſche Cultur, welche doch in der Idee von Jehovah ihren Urquell haben mußte, nur durch ſolche Mittel einige Regſamkeit erhalten konnte, wiewohl alle dieſe Beamte beim Nationalheiligthume nach dem Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung von den Leviten aus ihrer Mitte gewählt wurden.

In einem hohen Grade beſaß David jene Popularität, daß er durch öffentliche Demuth gegen den Nationalgott ſich immer unter das Volk einführen ließ, bei welchem er ſich einſchmeichelte, indem es zugleich an Ehrfurcht gegen ihn nichts verlor, weil es bei ſolchen Scenen ihn nur mit dem Nationalgott, nicht mit ſich ſelber verglich. Auch ward der Stand der Prieſter und Leviten ihm dadurch vorzüglich zugethan. Sein feſtlicher Tanz vor der Bundeslade mußte aus dieſen Gründen ſehr vortheilhaft für ihn wirken.

Aber wie ſehr er ſich bemühen mochte, die Liebe des Volks zu gewinnen und eine gute Staatsverwaltung einzuführen, war der Keim zu bürgerlichen Unruhen doch einmal in dem iſraelitiſchen Familienweſen und gewann durch David's Character an verderblicher Kraft. Die Sitte nämlich, mehrere Weiber zu haben, ſchmeichelte vor allen ſeiner Sinnlichkeit und ſeinem Hange zur Frauenliebe; auch ward es ganz gegen den Willen der moſaiſchen Geſetzgebung eine Angelegenheit der Pracht, daß der König ein großes Serail hatte. Nicht genug, daß David ſelbſt bei aller Macht ſeines Willens und aller Frömmigkeit ſeiner Denkart nun durch Wolluſt zu Verbrechen verführt ward, mußten zwiſchen den Kindern ſeiner verſchiedenen Frauen frühe wollüſtige Verbindungen und mancherlei Urſachen zu einer zerſtörenden Eiferſucht jeder Art entſtehen. Der Krieg mit ſeinem Sohn Abſalon erwuchs einzig aus dieſer Einrichtung des Familienweſens, ſo wie er ein Beweis iſt, wie leicht es im iſraelitiſchen Staat ſeyn konnte, daß man durch Empörung die Herrſchaft an ſich brachte. Obgleich die Prieſter alle auf David's Seite waren, wie nahe ſtand er doch dem Abgrunde, welcher ihn und ſein Königthum verſchlingen ſollte! Wäre ſein Oberbefehlshaber Joab zur Gegenparthei übergetreten oder hätte nur nicht Entſchloſſenheit genug gehabt, gegen den Willen des zärtlichen Vaters den aufrühreriſchen Sohn, als das berühmte lange Haar deſſelben ihn in die Zweige eines Baumes verwickelt hatte, mit ſeinem Spieße zu durchſtechen; ſo wäre David vielleicht doch von dem Empörer geſtürzt, der als der ſchönſte Mann in Iſrael großen Eindruck machte, und die populären Künſte gut anzuwenden verſtand. Sobald das hierarchiſche Gebäude nicht ſo ganz vollendet war, als der Geſetzgeber es ſich gedacht hatte, konnte der Thron, der auf ihm ruhen mußte, nie unerſchütterlich werden. Weil der König nicht zum Sclaven der Prieſter wurde, wie in Aegypten, blieb er ein Spiel ſeiner eigenen Familie und des übrigen Volkes.

Die Herzensweichheit des Königs und der eherne Sinn Joab's lagen in einem ſteten Widerſtreit mit einander, doch ſcheint dieſer Krieger durch ſeine Rauhigkeit jene öfters zur Legalität gezwungen zu haben. Wenigſtens fühlte er, wiewohl er als oberſter Feldherr bei der Trunkenheit des Königs über ſein Eroberersglück nothwendig hätte gewinnen müſſen, einen Abſcheu gegen den Befehl des Königs, daß alle ſtreitbare Männer des Staates gezählt werden ſollten, denn er wußte, wie ſehr alle Eroberungspläne, welche über die von Moſes beſtimmten Gränzen hinausgingen, und wozu die Betrachtung der kriegeriſchen Stärke des Volkes ſo leicht verführen konnte, gegen den Geiſt der Verfaſſung waren.

Die letzte Zeit ſeines Lebens wandte David vorzüglich an, um eine feſte Ordnung in die ganze Verwaltung des Staates zu bringen und Jeruſalem auf immer zum großen Mittelpuncte derſelben zu machen. Die Baumaterialien zum Nationaltempel, alles nöthige Gold und Silber für denſelben hatte er geſammelt, die Stäte für ihn geweiht und fremde Arbeiter in großer Menge zuſammengerufen, damit ſein Nachfolger den Bau ſogleich beginnen könne. Weil der religiöſe Cultus, ſo wie die ganze Staatsverwaltung auf dem Stamm der Leviten beruhte, ſuchte er in ihn die beſtimmteſte Ordnung einzuführen. Die Leviten, welche noch nicht das zwanzigſte Jahr erreicht hatten, wurden nicht zu öffentlichen Geſchäften genommen; nur dem reifern Alter ſollte der Staat anvertrauet ſeyn: doch konnten acht und dreißig tauſend ihm geweiht werden. Vier und zwanzig tauſend von denſelben lagen abwechſelnd dem religiöſen Geſchäfte ob, vier tauſend wurden Thürhüter, eben ſo viel waren zu heiligen Dichtern und Muſikern beſtimmt, ſechs tauſend waren Schreiber und Richter. Auch traf der König eine Einrichtung, daß zwiſchen den zwei Linien von Aaron's Nachkommen kein Streit über die prieſterlichen Stellen entſtehen konnte.

Endlich theilte David alle Iſraeliten außer dem Stamm Levi in zwölf Claſſen ab, die ihre beſtimmten Befehlshaber hatten, ſo daß nach dieſer Eintheilung immer vier und zwanzig tauſend Mann auf einen Monat im Dienſte des Staats waren. Sie ſind nicht zu verwechſeln mit einer beſondern Leibwache, welche der König hatte, ſondern waren gleichſam Nationalmiliz, ein Heer, das immer bereit ſtand, dahin beordert zu werden, wo die öffentliche Sicherheit ſeine Gegenwart erforderte.

Wenn man nun noch bedenkt, daß ſich zu beſondern Gehülfen des Königs in der Regierung mehrere Männer gleichſam als ein Collegium um ihn verſammelt hatten; ſo ſchien alles ſeinem Nachfolger eine ruhige, lichtvolle Regierung zu verſprechen. Auch hatte David denjenigen unter ſeinen Söhnen, welchen er dazu beſtimmt hatte, unter der beſondern Aufſicht des Propheten Nathan erziehen laſſen, und verſammelte alle, welche Sitz auf dem Landtage hatten, ſo wie andere angeſehene Männer, um ihnen denſelben vorzuſtellen. Zugleich machte er ihnen die Erbauung des Tempels zur Nationalangelegenheit.

Durch dieſe feierliche Anerkennung Salomon's, als Königs, auf einem Reichstage ſcheinen die Bewegungen eines andern Sohnes von David fruchtlos geblieben zu ſeyn, obgleich der oberſte Feldherr Joab und eine Linie des prieſterlichen Hauſes ſich für ihn erklärt hatten; die Mitregentſchaft Salomon's beim Leben ſeines Vaters bewirkte, daß dieſer ruhig nach ſeiner langen Regierung entſchlafen konnte. Seiner Nation hatte er einen neuen Schwung gegeben, und für die Periode ihrer höchſten Cultur alle Keime gepflanzt. Wenn er mehr Härte des Characters beſeſſen, damit er nie gegen den Geiſt des moſaiſchen Geſetzes gefehlt hätte; ſo wäre er das Ideal eines Iſraeliten geweſen, ein Mann voll Vertrauen auf den Gott der Väter, ein ſchöner Held, ein heiliger, erhabner Dichter und Menſch, inſofern der Iſraelit es ſeyn konnte.

Bücher Samuels II. 2—24. Chron. I. 9—30. Bücher der Könige I. 1. Fl. Josephi antiquit. Iud. L. VII.

§. 18.

Die früheren Jahre von Salomon's Regierung waren in jeder Hinſicht die goldene Zeit der Iſraeliten. Ihre Macht hatte jetzt den höchſten Gipfel erreicht, bis zu welchem ſie jemals ſtieg, der Genuß begann, ſich der Reichthümer zu bedienen, welche unter dem vorigen König geſammelt waren, von den Blüthen der Cultur, die unter ihm ausgebrochen waren, ärndtete man jetzt die Früchte ein, und der gegenwärtige Herrſcher war ganz für eine ſolche Periode des Genuſſes geſchaffen. Zwar beſaß er nicht den weichen und zugleich heroiſchen Sinn ſeines Vaters, aber einen feurigen hohen Character, der ſich in der größeren Pracht gefiel, welche nun den Thron umgab. Seine Phantaſie hatte einen dichteriſchen Schwung, eine außerordentliche Beſonnenheit blickte aus ſeinen Handlungen hervor, und die gelehrte Cultur, welche Prieſter und Propheten beſaßen, war in ihm vereinigt, ſchmückte ſeinen verſtändigen Geiſt. Auch brauchte man, nachdem er ſeinen unruhigen Bruder Adonia mit dem Tode beſtraft und den alten Helden Joab, welchem ein zweiter Mord unter David ungeſtraft hingegangen war, am Altar Jehovahs hatte erſchlagen laſſen, nicht zu fürchten, daß durch innere Unruhen dieſer Zeitraum des Genuſſes geſtört werde.

Die erſte große Angelegenheit Salomon's mußte die Erbauung des Tempels ſeyn; und die Erneuerung des Bündniſſes, in welchem ſchon ſein Vater mit Hiram, der höchſten obrigkeitlichen Perſon in Tyrus, ſtand, unterſtützte ihn ſehr bei dieſer Unternehmung, welche ganz fremden Künſtlern und Arbeitern anvertraut werden mußte. Nur für die groben Geſchäfte dabei konnte man Iſraeliten brauchen. Dreißig tauſend Mann ließ der König aus ihnen zum Herrendienſt ausheben, von welchen wechſelsweiſe zehn tauſend einen Monat auf dem Libanon, zwei Monate in Jeruſalem arbeiten mußten. Außerdem waren noch über anderthalb hundert tauſend Arbeiter beſchäftigt, wahrſcheinlich von den alten Landeseinwohnern, die nicht vertilgt waren, denn dieſe machte Salomon auf immer herrendienſtpflichtig. Männer aus ſtaatsbürgerlichen Familien durfte er nicht als Knechte brauchen, wenn gleich auch ſolche zur Erbauung des Nationaltempels Herrendienſte leiſten mußten; jener aber bediente er ſich ununterbrochen zur Befeſtigung der Städte und zur Errichtung königlicher Paläſte.

Mit jener prachtvollen Einfalt, die in ſeinem ganzen Weſen herrſchte, weihte Salomon den vollendeten Tempel ein, und ſuchte in ſeinem Weihgebete ſelbſt den Wahn zu entfernen, als wenn Jehovah in dieſem Gebäude eingeſchloſſen ſey. Es durfte ja kein Bild von ihm für die äußern Sinne, nicht einmal eine beſtimmte Geſtalt für die bloße Phantaſie gemacht werden, und die Himmel der Himmel umfaßten ihn alſo nicht.

Schon die Laſten, welche die Ausführung der Idee David's vom Tempelbau nothwendig machte, waren drückend für die Iſraeliten geweſen; überhaupt aber war die gegenwärtige Regierung ungleich belaſtender, als die vorhergehende. Die Beamten, welche Salomon über gewiſſe Diſtricte geſetzt hatte, daß ſie ſeinen Hof mit allen Mitteln zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe hinlänglich verſorgen mußten, konnten leicht Tyrannei ausüben, und ohnedies mochten die Bedürfniſſe eines ſo ungeheuern Hofes, wie er ihn um ſich verſammelte, nicht leicht zu befriedigen ſeyn.

Doch war jeder Druck der Art noch zu ertragen, und die Nationaleitelkeit erleichterte ihn ſehr, indem ſie durch die bewunderte Pracht und Weisheit des Herrſchers ſich geſchmeichelt fand; aber jeder iſraelitiſche Patriot mußte trauern, als Salomon ſelbſt dazu beitrug, ein nothwendiges Uebel, das aus der ganzen Verfaſſung entſprang, zu beſchleunigen und zu vergrößern. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß die höhere Cultur, ſo wie ſie unter die Iſraeliten eingeführt wurde, bald die Wurzel des Staates angriff. Die verfeinerte Sinnlichkeit wollte auch in der Religion begränztere Bilder für die Phantaſie haben, denn das Abſtractionsvermögen, welches unter den Iſraeliten bei gänzlich fehlender Speculation nicht vervollkommnet werden konnte, muß ſehr gebildet ſeyn, wenn die Einbildungskraft zur Zeit einer höheren Cultur mit einem Umherſchweifen in ungeheuren Räumen der Religion ſich begnügen ſoll. Der Luxus erzeugt größern Leichtſinn und haßt die Beſchränktheit der Sitten, welche das moſaiſche Geſetz heiſchte: das fromme Vertrauen auf den Gott der Väter, ohne welches der iſraelitiſche Staat durchaus nicht beſtehen konnte, wird als eine alte Sitte von der verfeinerten Welt verlacht, und die einzelnen hervorſpringenden, verzogenen Begierden ſehnen ſich nach einzelnen Schutzgöttern.

So kamen alſo zur Zeit einer verfeinerten Sinnlichkeit und einiger intellectuellen Cultur, denn bei einer hohen geiſtigen und ſittlichen Bildung konnte überhaupt ein Staat, wie der moſaiſche, ſich nicht erhalten, Jehovah und das Syſtem, welches auf die Idee von ihm gegründet war, in die Gefahr einer großen Zerrüttung, und politiſches Verderben der Iſraeliten war von der ſteigenden Cultur unzertrennlich. Zum Unglück trug Salomon ſelbſt ſehr viel dazu bei, jenes zu beſchleunigen und zu vermehren. Gegen den Willen des moſaiſchen Geſetzes benutzte er die Unterjochung der Edomiter durch David, um von einem arabiſchen Hafen Schiffe mit phöniciſchen auslaufen zu laſſen, welche ihm Waaren des Luxus aus fernen Ländern holten; er hatte eine beträchtliche Reuterei, und ließ einen beſondern Handel führen, um ſich vorzüglich aus Aegypten Pferde zu verſchaffen; die Zahl ſeiner Gemahlinnen und Beiſchläferinnen belief ſich auf tauſend, und unter ihnen war nicht nur die Tochter eines ägyptiſchen Königs, ſondern fanden ſich ſehr viele Frauen gerade aus denjenigen Völkern, mit welchen Moſes eine Gemeinſchaft durch Heirathen ausdrücklich verboten hatte. Der größten Gefahr, welche daher drohte, ſcheint er in der Blüthe ſeiner Jahre und ſeiner Kraft widerſtanden zu haben; aber als er alt wurde, lenkten die Ausländerinnen ſein Herz zu fremden Religionen. Auf den Höhen in der Nahe Jeruſalems wurden fremde Götter aufgeſtellt, Altäre für ſie errichtet, wo man ihnen räucherte und Opfer brachte. Mit welchem Schmerz mußte jeder Prieſter, jeder patriotiſche Iſraelit, welchem der moſaiſche Geiſt nicht ganz verborgen geblieben, bei ihnen vorbeigehen!

Woher ſollte das Volk Schutz gegen den Druck der Regierung, woher die Staatsreligion Vertheidigung gegen die fremden Götter erhalten? Die Häupter der Prieſterfamilie waren der Hand des Königs ſo nahe und hatten, da die Macht deſſelben gegründet war, zu viel für ihre erblichen Rechte zu fürchten, als daß ſie mit Muth für Jehovah und die moſaiſchen Geſetze hätten ſprechen und handeln ſollen. Nur die Propheten konnten jetzt Vertheidiger derſelben und Beſchützer des Volkes ſeyn. Auch war die Empörung ſchon vorbereitet, als Salomon ſtarb (J. d W. 3009.)

Bücher der Könige I. 2—9. Chron. II. 1—9

§. 19.

Auch im Zeitalter dieſes Königs, der Periode ihrer höchſten Cultur, erſcheinen die Iſraeliten in Hinſicht auf Bildung ſehr armſelig in Vergleichung mit andern cultivirten Völkern des Alterthums. Dennoch wurde keinem von dieſen beim Anfang ſeiner Selbſtſtändigkeit ein ſo vollendetes Staatsgebäude gegeben, als das moſaiſche war; keines konnte ſich rühmen, an ſeiner Spitze einen ſo ſchöpferiſchen Geiſt zu haben, welcher in dem Grade Alles in Allem geweſen, wie der hebräiſche Geſetzgeber; keines hatte alle Keime der Cultur aus dem hochberühmten Aegypten in ſolcher Fülle an ſich bringen können, keines kam in ſeinen Gedanken von höheren Weſen den Begriffen der Vernunft von der Gottheit ſo nahe, als die Iſraeliten. Auch ſchien es ein großer Vortheil für die Entwickelung der Nation zu ſeyn, daß ihr Staat aus ſo vielen einzelnen beſtand, in welchen ſich die Kräfte individuell ausbilden konnten, und es doch nicht an Einrichtungen fehlte, durch welche allgemeine Nationalcultur hervorgehen mußte; ſo wie ihre politiſche Exiſtenz begann, hatten ſie in der Buchſtabenſchrift wahrſcheinlich ſchon Zeichen für eine freie Entwickelung ihrer Gedanken.

Die Gründe, warum dennoch die Bildung der Iſraeliten immer dürftig blieb, ſind nicht tief in der Geſchichte derſelben verborgen. Schon der Umſtand, daß ihre ganze bürgerliche Verfaſſung das Geſchenk eines erhabenen Geiſtes war, und ſich nicht durch ihre Bedürfniſſe allmählig gebildet hatte, konnte bewirken, daß die Nation immer mit ihren Kräften hinter der Erziehung zurückblieb, welche der Staat ihr geben wollte, zumal da dieſer, wegen vieler zuſammenwirkenden Urſachen, nie mit allen Ideen, welche ihm zum Grunde lagen, in die Wirklichkeit überging, und ſelbſt nach ſeiner Grundidee von Jehovah für das Faſſungsvermögen bei weitem des größeren Theiles der Nation zu allen Zeiten zu erhaben blieb. Daher wurden die herrlichen Quellen der Bildung, welche aus der moſaiſchen Geſetzgebung hervordrangen, nur für wenige ein wahrer Labetrank voll Stärkung des Geiſtes; aber darum erhoben ſich auch dieſe wenigen, welche die Ströme des lebendigen Genius im iſraelitiſchen Staat, wie er ſeyn ſollte, ganz in ihren Buſen aufnahmen, ſo unendlich über ihre Landesleute, daß nie zwiſchen der Maſſe einer Nation und ihren cultivirteſten Männern in den Zeiten der aufblühenden Bildung ein ſolcher Unterſchied geweſen iſt, als zwiſchen den Erwählten Jehovahs und den übrigen Iſraeliten. Den ſchönen Schilderungen von Reinheit der Sitten und des Herzens, den herrlichen Lehren der Tugend und wahren Reſultaten eines edlen Lebens, welche wir in den Schriften dieſer Geweihten finden, entſprechen deshalb wenige Scenen in der iſraelitiſchen Geſchichte: wie die häßliche Nacht verbreitet ſie ſich über dieſe Gemälde voll Anmuth.

Zweitens mußte es den Iſraeliten gänzlich an der wohlthätigſten Erzieherin der Menſchheit, an der Kunſt, fehlen, durch welche wir, wie die Beſchaffenheit unſerer

Kräfte und die Geſchichte der cultivirteſten Völker lehrt, nicht nur zur wiſſenſchaftlichen, ſondern auch zur ſittlichen Bildung hingeführt werden. Sie zähmt die rohe ſinnliche Natur, um den Menſchen für die Abſtractionen der Vernunft und das Gebot des Sittengeſetzes empfänglich zu machen. Nun aber muß die Stütze, an welcher ſie ſich unter dem ungebildeten Volk erhebt, die Religion ſeyn. Nach der moſaiſchen Verfaſſung war es nothwendig ein Staatsverbrechen, vom Nationalgott ein Bild für die äußern Sinne zu machen, und es war keine Götterwelt da, aus welcher die Kunſt ſchöne Geſtalten zur Erde hätte herabbringen können. Nur für den Glauben an die Tradition und für die Einbildungskraft hatte Jehovah das Daſeyn, und dieſe letzte mußte, um ſich nicht an ihm zu verſündigen, ſich mit bloßen Zeichen von ihm begnügen, in einem ungeheuern Raum umherſchwärmen, ohne je den goldenen Punct zu finden, wo die Begränzung ihrer Bilder anfing, durch welche nur die Vollendung der Kunſt möglich iſt. Erſt in den ſpäteſten Zeiten, wo die äſthetiſchen Geiſter ſchon viele Vorgänger gehabt hatten, und das gegenwärtige Elend es zum Bedürfniß machte, den Nationalgott für die Zukunft beſtimmt feſt zu halten, wagt es endlich die Einbildungskraft, ſich ein begränztes Bild von ihm zu ſchaffen. Beim Propheten Daniel thronet er als der Alte der Tage, in einem Gewande, weiß wie Schnee, ſeines Hauptes Haar wie reine Wolle, und ein wälzender Feuerſtrom geht aus von ſeinem Angeſichte. Schon früher ſchilderte man ihn als thronenden König, Oberrichter, als Heerfühter, der Verfaſſung gemäß; aber wie ihn ſelbſt in keiner beſtimmten Geſtalt, ſo auch ſeinen Aufenthalt in keinen Formen; auch ſeine Boten und Diener offenbaren ſich nicht als Figuren, ſondern nur durch Zeichen und Thaten. Sogar jene Geſtalt Jehovahs aus der ſpäten Zeit, in welcher Daniel lebte, iſt nur ein Nachtgeſicht, als wäre es ein Frevel, ſie ſich mit Bewußtſeyn gebildet zu haben.

Daniel 7. 9. 10. **Bücher Samuels** II. 24. (16. 17.). **Jeſaias** 6, 1—4.

Obgleich nun dieſer Mangel an bildender Kunſt, der eine nothwendige Folge der iſraelitiſchen Religion und Verfaſſung war, die Nation immer auf den niedrigen Stufen der Cultur zurückhielt, kann man außer den Gedanken, daß ohne die Einheit und Unſinnlichkeit Jehovahs kaum eine Selbſtſtändigkeit der Iſraeliten wäre zu erwarten geweſen, und daß der Mangel an bildender Kunſt unter den Hebräern, der mit ihr zuſammenhing, nothwendig für die Cultur der fortſchreitenden Menſchheit war, wie die Geſchichte zuletzt offenbaren wird, ſich noch einer doppelten Betrachtung bei dieſem Puncte nicht erwehren. Zuerſt iſt es nämlich ſchwer einzuſehen, wie die Iſraeliten, wenn ihnen Moſes auch eine ganze Götterwelt hätte erlauben dürfen, dadurch zu ächter bildenden Kunſt hätten fortgehen ſollen? Waren ſie doch von Völkern umgeben und von einer Nation gekommen, bei welchen eine Fülle von Göttern war, und welche deshalb doch nicht zu den Idealen der Kunſt ſich aufſchwangen. Jene Urſachen, welche unter den Griechen für dieſelbe zuſammenwirkten, fehlten in Paläſtina. Dann liegt auch in dem Unermeßlichen der Bilder von Jehovah, welcher ſelbſt der Zaubergewalt der Einbildungskraft ſeine Heiligkeit und Individualität entzieht, verbunden mit der engen Vereinigung, in welcher die Iſraeliten mit ihm als ihrem König und Vater wiederum ſtanden, eine außerordentliche Erhabenheit und Einfalt, wodurch die Geſchichte und Poeſie dieſer Nation eine ausgezeichnete, characteriſtiſche Kraft gewann. Der Große, welchen man ſich nicht mächtig genug denken kann, und kein Bild der Phantaſie erreicht, iſt dem Herzen ſo nahe, und ſeine Verehrer, die ſchauernd vor ſeiner Unendlichkeit zurücktreten, ſprechen mit ihm vertraulich, wie ſeine Kinder.

Drittens entbehrte die ſittliche Cultur der Iſraeliten der bekannten Hülfe, welche der nicht hoch cultivirte Menſch für ſeine Tugend in dem Glauben an Beſtrafung und Belohnung unſerer Handlungen dieſes Lebens in einem Zuſtande nach dem Tode beſitzt. Schon in den frühern Dichtungen der Griechen iſt ein ſolcher Glaube bemerkbar; aber wie im ägyptiſchen Staat das Todtengericht die äußerſte Gränze war, bis zu welcher ſich die Folgen unſerer Handlungen erſtreckten, ſo lag es im Geiſt der ganzen moſaiſchen Verfaſſung, daß Strafen und Belohnungen einzig auf dieſes Leben eingeſchränkt wurden. Der Gott Jehovah wäre ein ſchlechter König des iſraelitiſchen Staates geweſen, wenn er die Folgen von Handlungen ſeiner Unterthanen nicht auf die Sphäre deſſelben beſchränkt hätte. Da nun auch der

Glaube an Strafe und Vergeltung nach dem Tode nur als Antrieb zur ächten Sittlichkeit beitragen kann, ſo konnte der Mangel deſſelben unter den Iſraeliten ja von keinem Nachtheil für ihre moraliſche Cultur ſeyn, weil ſie einen ſolchen Antrieb deſto ſtärker in ihrer Verfaſſung fanden, wo die Scheu vor einem höhern Weſen und die Furcht vor der Obrigkeit immer zuſammenfloſſen? Allein die Liebe zur Tugend bloß ihrer ſelbſt wegen hat bei der Erwartung weit entfernter Strafen und Belohnungen doch einen weitern Spielraum, um Reinheit zu gewinnen, als wenn ſie immer durch den Blick auf die unmittelbaren Folgen der Handlungen befeſtigt werden muß; und auf der andern Seite kann die Ausſicht in eine Ewigkeit voll Schmerz oder voll Freude wiederum ein ungleich ſtärkerer Antrieb zur Tugend ſeyn, als die höchſte Strafe oder Belohnung dieſes Lebens.

Uebrigens konnten die Hebräer ſo wenig als andere Völker ſich eine gänzliche Vernichtung bei dem Tode denken, und der Wunſch der Fortdauer wohnte auch in ihren Herzen. In große Höhlen wurden ihre Todten hinabgeſenkt, und ganze Familien ruhten bisweilen in ihnen zuſammen. Daher bildete ſich die Idee von einem unterirdiſchen Todtenreich, in welches die Geſtorbenen zu ihren Vätern hinabgingen. Weil aber nie eine Kunde von den Bewohnern deſſelben und ihren Unternehmungen herauf erſchollen, weil ihre Kraft geſchwunden war, wann ſie hinuntergeſenkt wurden, und der Anblick ihrer Wohnörter nur Bilder der Nacht, der Schatten und der Ohnmacht erzeugte: ſo dachte man ſich die Geſtorbenen, als kraftloſe Duftgeſtalten, welche die Geſchäfte ihres vorigen Lebens zwar fortſetzen, aber ohne Genuß, und ſich alle gleich an Ohnmacht, ein freudenloſes Daſeyn führen. Nichtige Rieſen irren in dieſem Schattenreich umher, traurige Ströme rauſchen durch daſſelbe; die Finſterniß der Oberwelt iſt dort Licht, unſere Mitternacht dort Morgenroth. Der König Belial herrſcht über die kraftloſen Gebilde, welche hier umherſchwärmen; aber weil niemand aus ſeinem Gebiet heraufgekommen iſt, ſo wird ſein Palaſt durch eherne Pforten und Riegeln zu einem unbezwingbaren Reich. Troſtloſer als der Iſraelit ſtieg daher kein Verehrer anderer Götter zu den Todten hinab. Das Reich derſelben nach Anſicht der Hebräer war ganz das Werk ihrer eigenen Phantaſie und Natur; ſelbſt die angenehme Idee der Aegypter, daß man die einbalſamirten Leichen noch immer als lebende, theilnehmende Weſen betrachtete, durfte den Kreis der moſaiſchen Geſetzgebung nicht berühren, und kaum iſt es an ein paar Ausdrücken von Moſes und Hiob bemerkbar, daß die ägyptiſchen Ideen, welche ſonſt einen ſo großen Einfluß auf den iſraelitiſchen Staat hatten, in Hinſicht auf den Tod und die Verhältniſſe nach demſelben ihnen bekannt waren.

Hiob 3. 11: 10. 20. Pſalm 49. Samuel II. 22 (5. 6.).

Wiewohl bei dem ganzen Gemälde des Todtenreiches der Hebräer kein beſtimmter Zug von einem Glauben an einen Zuſtand der Strafe oder der Belohnung vorkommt; ſo waren in den Gedanken über daſſelbe doch zwei Puncte, von welchen ein ſolcher Glaube dereinſt ausgehen konnte. Zuerſt war ſchon in den älteſten Zeiten die Meinung, daß dem Gott Jehovah auch das Schattenreich unterthan ſey, wie alles unter dem Himmel, obgleich er der Flehenden Stimme daſelbſt nicht mehr vernimmt und kein Lobgeſang, kein Danklied ihm in dieſen Tiefen erſchallt; und dann machte man einen Unterſchied in der Weiſe, wie der Gerechte und der Verruchte zu den Todten hinabſtiegen, jener mit Ruhe, dieſer gewaltſam hinabgezogen; auch ſcheint vornehmlich die Sage von einigen ausgezeichneten Männern, die plötzlich ſtarben und nicht in Höhlen begraben waren, Ahnungen von einem andern Aufenthalt, als dieſem Schattenreich, wohin die Lieblinge Jehovahs gelangen ſollten, erregt zu haben. Der Nationalgott nahm ſeine Freunde in ſeine leuchtenden Wohnungen zu ſich.

Hiob 26. 6. **Pſalm** 88. 11—14.: 6, 6: 49. 15. 16.

Ferner war das Band, welches die Leviten um die übrigen Stämme ſchlangen, ſo nothwendig es für die Erhaltung des Staates, ſo wohlthätig es einigermaaßen für die erſte Erziehung des Volkes ſeyn mochte, durchaus eine Feſſel für die Entwicklung des Geiſtes der Nation. Die Leviten ſelbſt hatten, als ſie ihre Verpflichtungen und Geſchäfte übernahmen, nichts an Bildung vor den übrigen Iſraeliten voraus, und thaten ſich nie ſehr durch das Beſtreben hervor, die moſaiſche Verfaſſung in ihrer großen Conſequenz zu begründen und zu erhalten; an eigentlicher Gelehrſamkeit ſammelten ſie nie einen Reichthum, denn die

Verwaltung des abgeſonderten Staates, in welchem ſich alles auf eine einfache Lebensart bezog, erforderte keine ausgezeichnete Kenntniſſe; und da ſie ihre ganze Wiſſenſchaft als ein Monopol behandeln ſollten, war ein großer Eifer für dieſelbe nicht zu erwarten, ſo wenig wie bei der ägyptiſchen Prieſterkaſte. Es blieb immer Intereſſe der Leviten, das übrige Volk ſo unwiſſend wie möglich ſeyn zu laſſen, und weil man nichts von ihm verlangte, als Kunde von den moſaiſchen Geſetzen, für welche geſorgt war, ſo glaubte man weitere Anſtalten zur Bildung deſſelben nicht nöthig. Vom Seehandel entfernt und für ſeinen Ackerbau, ſeine Kriege keiner beſondern Ausbildung der Handwerke bedürftig, mußte es in jeder Hinſicht zurückbleiben; und wurden ausgezeichnete Genies unter ihm geboren, ſo hatten ſie keine andere Laufbahn des Ruhmes vor ſich, als entweder die kriegeriſche oder des Patriotismus auf den Landtagen, wenn es ſich fügte, daß ſie Sitz und Stimme auf denſelben bekamen. In ſpäteren Zeiten konnten Männer von hohem Geiſt und Character aus allen Stämmen freilich auch als Propheten glänzen.

Fünftens darf man nicht unbemerkt laſſen, daß der Genius des Geſetzgebers, welchem die ganze folgende Cultur gleichſam eingeimpft wurde, zuletzt gerade deshalb ein Hinderniß für eine freie Entwickelung des Nationalſinnes wurde, welche ohne Mannichfaltigkeit nichts ſeyn konnte Zwar ſehen wir auch an den Nationen, welche ſich am meiſten ausbildeten, daß ein großer Geiſt, der ihnen früh unter günſtigen Umſtänden geſchenkt war, gleichſam der Urquell wurde, aus welchem ſie zu allen Zeiten ſchöpften; allein dies geſchah immer mit Freiheit. Homeros, dieſer Name mag einen einzelnen oder mehrere Sänger bezeichnen, ward nie den Griechen aufgedrungen. Die Iſraeliten hingegen konnten ſich nach keiner Seite in ihrem Staat bewegen ohne auf das Gepräge von Moſes zu ſtoßen, alle ihre Inſtitute und alle Laute ihrer Geſetze drangen daſſelbe ihrem Geiſt, ihrer Denkart auf. Daher ſind alle ihre Schriftſteller und Dichter nichts als eine moſaiſche Schule.

Zuletzt gibt es noch zwei Urſachen, warum die iſraelitiſche Cultur keinen fröhlichen Fortgang hatte, welche man durch einen Blick auf ſolche Nationen, wo von ihnen das Gegentheil war, in ihrer ganzen Wichtigkeit bemerkt. Zuerſt iſt nämlich bei den meiſten ſehr gebildeten Völkern ein vorzüglicher Antrieb für ſie zur Cultur durch den Character ſowohl jener Zeiten überhaupt, welche man die Heldenperiode zu nennen pflegt, als auch einzelner Begebenheiten, die Epoche machten, ohne Zweifel bewirkt worden. Entſtanden in jenem Zeitraum eines Volkes Bündniſſe von großen Helden und Wohlthätern des Volkes zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen, bildete ſich in ihm eine beſtimmte Legalität der Sitten und Gebräuche, und ereigneten ſich einzelne Begebenheiten, die eine ausdauernde Kraft, romantiſche Kühnheit erforderten, und durch ihre ferne Scene die Phantaſie für Abenteuer ſtimmten, ſo gewannen die Sitten dieſer Nation früh Feinheit und Beſtimmtheit, ſo erhielt ſie einen empfindſamen Geiſt und einen epiſchen Stoff zu Erzählungen. Wie viel verdankte Griechenland von ſeiner ſchönen Bildung dem Zuge der Argonauten und dem Bunde der Amphiktyonen? Wie viel ſind die vorzüglichſten neuern Staaten Europa's dem Zeitalter der Ritter ſchuldig? In der Heldenperiode der Iſraeliten aber, welche unmittelbar nach ihrer Niederlaſſung in Canaan anfing, entdecken wir nichts, als einzelne verwegne Handlungen, einzelne Proben von außerordentlicher Stärke, es gibt keine gemeinſchaftliche Unternehmung gegen einen auswärtigen Feind, keine Verbindung von vielen ausgezeichneten Helden, und alle Thaten ſind auf einen engen Kreis des Landes beſchränkt, nie ward die Einbildungskraft der Iſraeliten über die Wogen unbekannter Meere zu Abenteuern gezogen. Nur mit rohen Völkern führen ſie Krieg während ihrer Heldenperiode; und die Pflicht, alle Einwohner Canaans auszurotten, verhindert das Aufblühen humaner Sitten im Kriege; der Gedanke, daß die Ehre Jehovahs dadurch befördert werde, macht den Meuchelmord, am Feinde verübt, vor welchem die Krieger der Heldenperiode anderer Nationen mit Abſcheu zurückbeben, zu einer heroiſchen That. Rohheit und Unwiſſenheit characteriſiren das Zeitalter der Helden Iſraels; keine wunderbaren Sagen, die während demſelben durch Wißbegierde entſtanden wären, wurden bei den Hebräern zum Anfange der Kunde von andern Völkern, der Natur, der Beſchaffenheit des Erdbodens; in ſtolzer Unwiſſenheit, da ſie doch einmal das erwählte Volk des mächtigſten Gottes ſind, verleben ſie ihre Tage in einem Winkel der Erde.

Mit dieſem Character der hebräiſchen Heldenperiode hängt einigermaaßen die zweite Urſache zuſammen, welche noch die Entwickelung der iſraelitiſchen Cultur verhinderte. Soviel nämlich die Poeſie der Hebräer, verbunden mit Muſik und Tanz, zu ihrer Bildung beitrug, indem ſie vorzüglich durch David auf das ſorgfältigſte in die ganze Verfaſſung verflochten wurde, eine ſo ſchöne Sammlung von Nationalgeſängen aller Art ihre Pſalmen ſind, ſo war ihre Dichtkunſt doch immer nur lyriſch, ward nie epiſch. Am Auszuge der Väter von Aegypten nach Canaan hätte man vielleicht einen guten Stoff zum epiſchen Gedichte gehabt; allein die Dichtung durfte ſich an ihn nicht wagen, die Erzählung davon war bis auf die geringſten Kleinigkeiten, auch der Geſchichte, ſo wichtig, daß ſie ganz, wie ſie war, geglaubt werden mußte. Es wäre ein Staatsverbrechen geweſen, dieſen Stoff als epiſcher Dichter behandeln zu wollen. Späterhin waren immer nur einzelne Ausbrüche von Heroismus zu bemerken. Mit einzelnen Ausbrüchen der Empfindung begnügte man ſich eben ſo in der Dichtkunſt, und behandelte alles, was ſich zur Erzählung eignete, auf lyriſche Weiſe, zumal da der Staat, der Prophetengeiſt, die nothwendigen Ausſichten in die Zukunft der lyriſchen Poeſie ohnedies immer den Kranz geben mußten, und den klaren Spiegel der epiſchen oft nicht einmal vertragen hätten. Wegen ähnlicher Urſachen nahmen denn auch die dramatiſche und didactiſche Dichtkunſt das Gewand der lyriſchen an Für jene beiden Claſſen der Poeſie hatte man wahrſcheinlich erſt im Zeitalter David's und wahrſcheinlich vom Geiſt eines Nichtiſraeliten im Buche Hiob, wenn gleich nicht ein Muſter, doch ein erhabenes Vorbild erhalten, welches aber überhaupt nicht einen ſolchen Einfluß auf die Iſraeliten bekam, als in mancher Hinſicht wäre zu wünſchen geweſen. Der Genius von Moſes herrſchte einmal allgewaltig.

Daß die Hebräer keine epiſche Dichtkunſt bekamen, vorenthielt ihnen die mannichfaltige Bildung, welche ſich an jene zu knüpfen pflegt. Sie gewannen nie einen wahren proſaiſchen Styl, gewöhnten ſich nie an eine ruhige Anſicht und Erforſchung der Dinge, und jener Mangel war eben ſo gut Urſache, als Wirkung von dem abgeriſſenen Daſeyn überhaupt, durch welches ſie ihren auszeichnenden Character in der Menſchengeſchichte mit erhalten haben. Am wenigſten konnte aber, weil epiſche Dichtkunſt fehlte, und wegen der Urſachen, warum ſie fehlte, die Hiſtorie im iſraelitiſchen Staat aufblühen. Derjenige, welchen man als Grundurſache aller Begebenheiten betrachten mußte, wenn man nicht ein Frevler ſeyn wollte, zog ſie ja immer in ſeine Unbegreiflichkeit zurück, an das Verhältniß zu ihm knüpften ſich alle Erſcheinungen, und nach dem eigentlichen pragmatiſchen Zuſammenhang, ohne welchen die Hiſtorie wie ein leerer Schall iſt, war alle Forſchung auf immer abgeſchnitten.

§. 20.

Nach Salomon's Tode war keine Fortbildung der iſraelitiſchen Cultur mehr zu erwarten, denn es begann die Periode, da die Iſraeliten in zwei Staaten zerfallen waren, bis endlich beide ein Raub auswärtiger Eroberer wurden.

Am Ende der vorigen Regierung war der Prophet Achia aufgetreten, als ein Rächer des beleidigten Nationalgottes. Einem jungen ehrgeizigen Mann aus dem Stamm Ephraim, welcher Jerobeam hieß, begegnete er auf dem Felde; ſie waren allein. Der Prophet nahm das neue Obergewand des Jünglings und zerriß es in zwölf Stücke. Zehn gab er ihm, als ein Zeichen der zehn Stämme, über welche Jehovah ihn zum König ſetzen wollte, aber erſt nach dem Tode Salomon's. Es wäre ein zu gefahrvolles Unternehmen geweſen, von der befeſtigten Herrſchaft dieſes alten Königs einen Theil abreißen zu wollen, und auf gleiche Weiſe ließ es ſich vorausſehen, daß der mächtige Stamm Juda und der benachbarte ſchwache Stamm Benjamin ſich von David's Nachkommen nicht trennen würden. Uebrigens muß dieſe Scene nicht ganz verborgen geblieben ſeyn, denn der König ſuchte Jerobeam zu tödten, welcher deshalb nach Aegypten entfliehen mußte.

Den Iſraeliten ward es ſchwer, von dem königlichen Hauſe abzugehen, aus welchem zwei Männer, wie David und Salomon, auf welchen doch die Glorie der Nation ruhte, aufgeſtanden waren, und deshalb verſammelte ſich der Reichstag vor dem Sohn des letzteren, um ihn zum König aller Stämme zu machen, wenn er nur die Laſten zu erleichtern verſprach, die der vorige König dem Volk aufgebürdet hatte. Der unkluge Rehabeam gab, von jungen Rathgebern verführet, eine Antwort des ſchrecklichſten Deſpotismus, und zehn Stämme waren für ihn verloren, welche Jerobeam zum König wählten und ein beſonderes Königreich Iſrael ausmachten, da hingegen Juda und Benjamin bei David's Familie als das Königreich Juda blieben. Rehabeam ſammelte freilich ein Heer, um jene ſich zu unterwerfen, aber es bedurfte nur das Wort eines Sehers, daß dieſe Trennung Jehovahs Befehl ſey, ſo ging es aus einander, ohne einen Schwertſchlag zu thun. Auf dieſe Weiſe kam eine Revolution zu Stande, deren Folgen ſich gar nicht berechnen ließen, und wenigſtens in einem der Reiche alle bisherige Verfaſſung zerſtören mußte. Wer ſollte denn nun das erwählte Volk Jehovahs ſeyn, die Juden oder die Iſraeliten? und ſollten dieſe zu dem Tempel noch wallfahrten, welcher in der Hauptſtadt ihrer erbitterten Feinde prangte?

Jerobeam ſah wohl ein, daß er ſeinen Unterthanen, wenn ſeine Herrſchaft beſtehen ſollte, andere Götter, eine andere Religion geben mußte, und führte daher den Bilderdienſt ein, indem er zwei goldne Kälber als die Götter aufſtellte, welche das iſraelitiſche Volk aus Aegypten geführt hätten. Dies zog nothwendig nach ſich, daß nun alle Prieſter und Leviten, welche ſich innerhalb ſeines Königreichs befanden, und daſelbſt weder ihres vorigen Anſehens, noch eines hinlänglichen Unterhaltes genießen konnten, in großen Haufen ſich in das Reich der Juden begaben. Ihnen folgten alle eifrige Verehrer Jehovahs nach, und ſo hatte **Rehabeam** allein dadurch, daß er den Cultus von dieſem rein erhielt, vielleicht wieder zur allgemeinen Herrſchaft gelangen können; allein er war unbeſonnen genug, ſelbſt dem moſaiſchen Geſetze nicht ganz getreu zu bleiben. Wenn der große Geſetzgeber jetzt wieder erſchienen wäre, wie würde er alle ſeine bangen Ahnungen, daß ſeine Ideen nie ganz in die Wirklichkeit übergehen möchten, durch die traurige Gegenwart übertroffen gefunden haben!

Bücher der Könige I. 12. Chron. II. 11. 12.

§. 21.

Da die beiden Reiche ſogleich in den blutigſten Kampf mit einander geriethen, mußten ſie zum leichten Spiele fremder Mächte werden, zumal da Eroberungsgeiſt über die Pharaonen gekommen war, und die großen Monarchien Mittelaſiens nach einer Univerſalherrſchaft zu ſtreben begannen. Dennoch konnte der Staat der Juden hoffen, länger als das Reich der Iſraeliten zu beſtehen. Er hatte eine feſte Hauptſtadt, eine beſtimmte Verfaſſung und Religion, ſo oft freilich auch ſeine Bürger und Herrſcher die Reinheit der moſaiſchen Ideen verletzten, ſeine Kräfte fanden noch einen Mittelpunct in Jehovah und dem Prieſterſtande, und hatten mehr Einheit ſchon deshalb, weil er nur aus zwei Stämmen beſtand. Mit allen dieſen Gründen hing dann eine große Urſache ſeiner längeren Dauer zuſammen, daß nämlich der Wechſel der regierenden Häuſer und Kriege voll blutiger Grauſamkeit um den Thron in ihm nicht ſo leicht ſeyn konnten, als im iſraelitiſchen Reiche.

In beiden Staaten waren in dieſer traurigen Periode die Propheten von der größten Wichtigkeit, beſonders im iſraelitiſchen, wo ihre Schulen nach der Auswanderung der Prieſter und Leviten die einzige Stütze für die Trümmer der alten Verfaſſung und Religion wurden. Der Hauptſache nach blieb ihr Geiſt und ihre Beſtimmung einerlei; ſie waren außerordentliche Männer, auf welchen der Geiſt Jehovahs ruhte, und es war ihre Pflicht, die Religion deſſelben in ihrer Reinheit zu erhalten und dazu Verheißungen und Drohungen, und Weißagungen anzuwenden, insofern ihr Blick in die Zukunft dringen konnte. Außerdem aber waren allmählich auch andere Geſchäfte des Staates an dieſe außerordentlichen Diener des Nationalgottes gekommen. Unter David und Salomon lebten einige von ihnen in trauter Freundſchaft mit dem königlichen Hauſe, und ſchrieben die Annalen des Staates, in welchen ſie auch die Geſchichte benachbarter Völker, inſofern ſie die hebräiſche berührte, oft nicht ohne Bemerkungen, die ihr Sehergeiſt ihnen eingab, aufzuzeichnen pflegten. Solche äußerſt gebildete Männer traten wahrſcheinlich nur aus der Mitte der Leviten auf, und dauerten auch nach der

Zertheilung des Staates mit jenem Character im jüdiſchen Reiche fort.

Auf eine andere Weiſe mußte ſich, die bemerkten allgemeinen Grundzüge ausgenommen, der Character der Propheten in der iſraelitiſchen Monarchie bilden. Sie konnten wegen ihrer urſprünglichen Beſtimmung den königlichen Familien und den Bürgern nicht angenehm ſeyn, welche fremde Götter verehrten. Ihre Erſcheinung war immer ein Vorwurf, ihre Rede eigentlich ein Aufruf zu einer gerechten Empörung gegen den Herrſcher. Weil das Andenken an Jehovah und die Furcht vor ihm, als dem mächtigſten Gott, ſich nie unter den Iſraeliten verlor, ſo wandelte das Schrecken vor ſeinem Boten her, und es mußte Angelegenheit der Regierung werden, ſie zu vertilgen. Weit entfernt alſo, am Hofe und in den Städten als Staatsmänner gelitten zu ſeyn, mußten die Propheten im Reich Iſrael ſich oft glücklich preiſen, wenn ſie blutigen Verfolgungen in Wäldern und Höhlen entgehen konnten. Dieſes mußte nicht nur auf ihre äußere Lebensart, welche der einſiedleriſchen ähnlich ward, ſondern auch auf ihren Character und Geiſt einen großen Einfluß haben. Ihr Vertrauen auf Jehovah ward durch die Drangſale immer geſtählt, es wurde ihnen zum Bedürfniß, ſich ſeine Macht immer unendlicher zu denken, ihre Phantaſie erhielt einen wildern, romantiſchern Flug, und ihr ganzer Geiſt, ihre Sprache wurden enthuſiaſtiſcher. Auch mußten die großen Seher im Reich Iſrael ſich begnügen, wenn ſie nur fähige Zöglinge fanden; an

Bevölkerung der Prophetenſchulen aus dem Stamm der Leviten war nicht mehr zu denken.

Den Chor dieſer Propheten aus Jſrael führt **Elias** an, ein Mann von gewaltiger Kühnheit und enthuſiaſtiſchem Gemüth. Wie **Moſes** hat er ſich in der Einſamkeit zu ſeiner großen Rolle geweiht, und erſcheint als Seher in der gefahrvollſten Zeit. Der grauſame **Ahab** war auf dem iſraelitiſchen Throne ſeinem Vater Omri gefolgt (J. d. W. 3067.), welcher durch eine Revolution König geworden war, und Samaria zur Reſidenz der iſraelitiſchen Monarchen gemacht hatte. Durch ſeine Gemahlin **Jſabel** ward **Ahab** zur Einführung des ſidoniſchen Gottesdienſtes verführt, und ſogleich begann ein Blutbad unter den Propheten. Dennoch war **Elias** kühn genug, einen Wettſtreit mit den Baalspfaffen zu beginnen, und benutzte ein Gewitter, welches an alle die alten herrlichen Erſcheinungen Jehovahs, von welchen die Bücher der Väter voll waren, lebhaft erinnerte, um durch eine plötzliche ſchwärmeriſche Stimmung das Volk zur Ermordung der Prieſter der ſidoniſchen Gottheiten zu verleiten. Er entfloh darauf bis in die Höhlen des Berges Horeb, voll von ſeinen erhabenen Geſichten, und war bald darauf ſo glücklich, in dem jungen **Eliſa** einen Seher zu erziehen, auf welchem ſein Geiſt ruhte. Beide ſtellten ſich mit einer beiſpielloſen Raſtloſigkeit jeder Gefahr entgegen, um die Trümmer des Jehovahdienſtes ſo viel wie möglich zu erhalten, beide thaten, nach Sitte der Propheten, viele Zeichen und Wunder, welche aber theils die Poeſie des Ausdruckes, theils die Geſchichte ſo eingehüllt hat, daß es ſelten möglich wird, die hiſtoriſche Wahrheit in den Erzählungen von ihnen zu bemerken. Beſonders fand ihre Klugheit in den vielen Kriegen zwiſchen den iſraelitiſchen Königen und ſyriſchen Mächten oft Gelegenheit, Jehovah in einem herrlichen Licht erſcheinen zu laſſen. Am leichteſten ſchienen ſie die Religion von dieſem retten zu können, wenn ſie nach dem Beiſpiel der älteren Propheten die Familien, welche fremden Göttern anhingen, durch die Aufſtellung von Königen nach Jehovahs Willen vom Thron ſtürzten; allein der gefährliche Verſuch, welchen Eliſa mit dem Feldherrn Jehu machte, durch welchen er die Nachkommen von Omri vertilgte, mißlang inſofern, daß der neue König und ſeine Familie freilich dem ſidoniſchen Gottesdienſt ein Ende machten, doch keineswegs von der Verehrung vieler Götter abſtanden.

Bücher der Könige I. 17—21. II. 1. 2. 4—10.

§. 22.

Noch einmal kamen beide Reiche faſt zu gleicher Zeit in einen ſcheinbar blühenden Zuſtand, da über die Juden Uſia und über die zehn Stämme Jerobeam der Zweite herrſchten; weil aber einmal ihr inneres Weſen unheilbar zerrüttet war, die Stimmung der Nation weder für das moſaiſche Syſtem paßte, noch wegen Bekanntſchaft mit dieſem für irgend eine andere Verfaſſung, ſo trug alle ihre Blüthe dieſer Zeit den Wurm in ſich. Uſia ſorgte für eine treffliche Ordnung im Kriegsweſen und für Vertheidigung des Landes, erwarb ſich Verdienſt um den Ackerbau, und zeichnete ſich vornehmlich durch ſeine Staatswirthſchaft aus. Jerobeam von Iſrael ſcheint mehr wegen ſeines Glückes im Kriege und des Glanzes ſeiner Regierung, von welchem eine drückende Art von Tyrannei nicht getrennt war, als wegen wahrer Verdienſte ſeinen Ruf erlangt zu haben. Ueberhaupt war er nicht durch die Verfaſſung ſeines Reiches ſo in ſeiner Herrſchaft gezügelt, wie der König von Juda. Dies war vor Uſia nicht verborgen geblieben, und die Begierde nach einer gänzlich unumſchränkten Macht verleitete ihn gegen das Ende ſeiner langen glücklichen Regierung zu dem Verſuch, die alte Conſtitution, welche noch immer eine mächtige Stütze ſeines Reiches war, gänzlich zu zerſtören. Eines Tages ging er in das Heiligthum, welches ſonſt nur die Prieſter betraten, und wollte auf dem Altare räuchern. Der Hoheprieſter Aſaria und achtzig andere Prieſter gingen ihm nach und umgaben ihn, indem ſie den Frevel ſeines Beginnens ihm vorſtellten. Die Geſchichte läßt nun plötzlich den Ausſatz an ihm ausbrechen, und die Prieſterſchaft wußte es ſo einzuleiten, daß die Verwaltung des Staates ſeinem Sohn nach dieſem Verſuch, die prieſterliche Würde mit der königlichen zu verbinden, anvertraut wurde. Wie ungern würden die alten Propheten und Prieſter ihre Verheißungen vom Heil der Familie David's erfüllt geſehen haben, wenn dieſe die erblichen Rechte der Nachkommen Aaron's an ſich geriſſen hätte?

Uſia hatte ſehr den Verkehr mit den Phöniciern und den Handel begünſtigt, wodurch eben ſowohl, wie durch das lange Glück ſeiner Regierung Luxus und Sittenverderbniß geſtiegen waren. Eine natürliche Folge davon war immer weitere Entfernung vom Gott der Väter, und um ſie mit allen ihren verderblichen Wirkungen zu beſchleunigen und zu verſtärken, mußte ein laſterhafter Jüngling wie Ahas, der Enkel Uſias, den Thron beſteigen. Den Bilderdienſt, welcher unter den Iſraeliten herrſchte, hielt er hoch; den fremden Göttern ſtand ſein ganzes Land offen. Je mehr die Vergnügungen und Feſte durch die Mannichfaltigkeit der Religionen zunahmen, deſto mehr zerfielen alle Anſtalten zur Vertheidigung des Landes, und der alte Patriotismus, mit welchem ſonſt der Verehrer Jehovahs ins Feld ging, verſchwand gänzlich. Es fehlten nur noch Zwiſchenreiche und bürgerliche Kriege, die nach Jeroboam's Tode das iſraelitiſche Reich zerrüttet hatten, damit auch der Staat Juda wie jenes völlig einer Trümmer gleiche.

Ein Bündniß, welches zwiſchen dem König Rezin von Syrien und dem König Pekah von Iſrael zur gänzlichen Ausrottung des Hauſes David's und Unterjochung des jüdiſchen Staates gemacht war, ſchien dieſem ſchon den völligen Sturz zu drohen, da Ahas nicht Muth genug hatte, dem Feinde in dem feſten Jeruſalem widerſtehen zu wollen. Dagegen kam er auf den unglücklichen Gedanken, ſich in den Schutz der aſſyriſchen Monarchie zu begeben. Der Beherrſcher derſelben ließ ſich bewegen, Syrien mit

Krieg zu überziehen. Es war für ihn eine leichte Eroberung; die hebräiſchen Königreiche hatten nun an ihm einen gefährlichen, übermächtigen Nachbar, und der Staat der zehn Stämme mußte bald den Nachtheil davon ſehr empfinden.

Der König von Juda, Ahas, that alles, um in der Gnade des aſſyriſchen Monarchen zu bleiben. Er brachte ihm große Geſchenke, bezahlte einen Tribut, und zeigte ſeine Verachtung des Gottes, welcher als der beſondere Schutzgott ſeines Hauſes betrachtet wurde, bis zu einem ſolchen Grade, daß er, den fremden Göttern zu gefallen, ſogar das Heiligthum des Tempels zu Jeruſalem zu verſchließen befahl. Gegen die Stimmen der Propheten war er taub, welche immer drohender, immer klagender wurden. Deſto mehr ſcheinen ſie zur Bildung ſeines Nachfolgers beigetragen zu haben. Hiskia ſuchte den Jehovahdienſt in ſeiner ganzen Reinheit wieder herzuſtellen und mit einem neuen patriotiſchen Eifer die Stämme Juda und Benjamin zu beſeelen. Der glückliche Erfolg dieſes Verſuchs brachte ihn ſogar auf den Gedanken, auch die Iſraeliten wieder zum alten Gottesdienſte zu ziehen. Ueber dieſe herrſchte jetzt Hoſea, welcher durch eine der gewöhnlichen Revolutionen auf den Thron gekommen war. Die Macht ſeines Reiches war ſchon äußerſt geſchwächt, denn die Gegenden auf der Morgenſeite des Jordans hatte der aſſyriſche Monarch bald nach der Beſitznehmung Syriens weggenommen, und wie mit dieſem, ſo auch mit ihnen die Veränderung ſich erlaubt, daß er Colonien aus ihnen in andere Provinzen ſeiner Monarchie und aus dieſen wiederum in ſie verpflanzte, das gewöhnliche Mittel großer Despoten, um ihre Unterthanen deſto leichter in Gehorſam zu erhalten, und ihnen eine gewiſſe allgemeine Denkart zu geben, wodurch die Sclaverei frühern Eingang findet. In dem Ausſchreiben **Hiskias** an die Stämme des iſraelitiſchen Reiches wird als Grund zur Rückkehr zum Gott der Väter auch die Verheißung angeführt, daß er jene Verpflanzten alsdann gewiß dereinſt nach Canaan zurückführen werde. Einzelne Schaaren der Iſraeliten wallfahrteten auch zum Paſſahfeſte nach Jeruſalem. Nur zu ſpät ward das Schauſpiel gegeben, daß ſie die Juden als Brüder wieder umarmten, und mit ihnen vor dem alten Gotte der Väter ſtanden.

Nicht lange nachher war **Hoſea** von Iſrael, durch unſichere Verſprechungen des Königs von Aegypten eitel gemacht, unbeſonnen genug, dem aſſyriſchen Monarchen **Salmanaſſar** den Tribut aufzukündigen. Drei Jahre vertheidigte er ſeine Hauptſtadt **Samaria** gegen das Heer deſſelben. Nachdem ſie ſich ergeben hatte, ward er als Gefangener weggeführt, und das Land aller zehn Stämme nun als eine aſſyriſche Provinz behandelt. Die meiſten Familien wurden aus ihm weggetrieben, und in Aſſyrien, Medien und Meſopotamien zerſtreut. Ein Gemiſch von Nationen aus mehreren Provinzen der aſſyriſchen Monarchie und aus Babylonien ließ ſich dagegen vorzüglich in der

Gegend von Samaria nieder, und vermengte ſeine Religion und Denkart mit den Ideen der zurückgebliebenen dürftigen Iſraeliten (J. d. W. 3265.).

Bücher der Könige II. 14 (23—29.). 15 (1—31.). 16. 17. 18 (1—12.). **Chron.** II. 26. 28—31. **Josephi antiq. Jud.** IX. 14. 15.

§. 23.

In den letzten Zeiten vor dieſer großen Revolution waren die Stimmen der Propheten immer ſtrafender, weiſſagender geworden; wie der Donner mit furchtbarem, ſtets zurückkehrendem Wiederhall, werden ſie zwiſchen den Trümmern des moſaiſchen Staates vernommen. Aber je mehr ſich durch die weit verbreitete aſſyriſche Macht, durch den Gebrauch, welchen die Reiche des mittlern Aſiens von dem Handelsfleiß der Phönicier machten, eine Verkettung der Angelegenheiten der Staaten bildete, deſto weiter ward auch der Geſichtskreis der hebräiſchen Seher. An ihre Idee von Jehovah, als dem mächtigſten Gott, knüpfte ſich leicht der Gedanke, daß ihr weiſſagender Geiſt auch auf andere Völker Eindruck machen, und das Schickſal derſelben beſtimmen könne, da ſie mit ihren Göttern doch endlich dem Nationalgotte der Hebräer und dieſem Volk unterliegen mußten, ſo traurig auch jetzt die Ausſichten für daſſelbe waren.

Aus dieſem Geſichtspuncte macht der Prophet **Jonas** Epoche in der Geſchichte der Hebräer. In der ungeheuern

Hauptſtadt des aſſyriſchen Reiches war, wie allenthalben in der Nähe eines glänzenden Hofes, Luxus und Sittenverderbniß ſehr gediehen. Der Prophet Jonas, welcher zur Zeit Uſias und Jeroboam's des Zweiten lebte, und einen außerordentlichen Ehrgeiz bei einem beſchränkten Geiſt und unternehmenden Character beſeſſen zu haben ſcheint, kam auf den Gedanken, nach Ninive zu gehen und den Untergang deſſelben wegen der Laſter, die es beherrſchten, zu verkünden. Ein Einfall, auf welchen Ruhmſucht und Eifer für Jehovahs Ehre ihn zuerſt brachten, dünkt ihn bald Pflicht und Gebot ſeines Gottes; aber zugleich entgeht ihm nicht die außerordentliche Gefahr, welche mit Vollziehung deſſelben verbunden iſt. Um ſich dieſem Auftrage zu entziehen, um gleichſam vor ſich ſelbſt zu fliehen, will er auf einem phöniciſchen Schiffe nach Spanien gehen. Der Sturm, welcher daſſelbe in die größte Gefahr bringt, ſcheint ihm Strafe Jehovahs, und die wunderbare Weiſe, wie er über Bord geworfen als der Verbrecher, gerettet wird, macht ihm die Ausführung des Befehls wider Aſſyriens Hauptſtadt zur heiligſten Pflicht. Vielleicht der Ruf ſeiner ausgezeichneten Rettung, gewiß die weit verbreiteten Sagen von dem Nationalgotte der Hebräer und ſeinen Propheten, und vorzüglich die Empfänglichkeit aller polytheiſtiſchen Völker auch für die Drohungen fremder Götter, deren Exiſtenz ihr Glaube ja nicht leugnete, alles dieſes verbunden mit der ängſtlichen Schwachheit entnervter Menſchen einer wollüſtigen Hauptſtadt hatte die Folge, daß die Drohung des Propheten Jonas Eindruck machte, und wenigſtens eine augenblickliche Veränderung der Sitten bewirkte. Mehr hatte er wohl nicht beabzweckt, und der Unmuth, welchen er empfindet, daß ein Elkeroa, welcher ihm auf einer Anhöhe vor der Stadt durch ſeine Blätter Schatten gab, nach einem Tage ſchon welket, bringt ihn auf den Gedanken, daß es ſeinen Gott vielmehr ſchmerzen müſſe, die Einwohner einer großen Stadt vergehen zu laſſen. So war alſo die Ehre deſſelben bei der etwas unbeſonnenen Drohung, daß Ninive binnen vierzig Tagen untergehen werde, immer noch gerettet.

Die Propheten, welche beinahe noch Zeitgenoſſen von Jonas waren, hatten indeſſen in der Heimath ſo viele Mißbräuche in Religion und Verwaltung des Staates zu bekämpfen, daß ſie auf ſeiner Bahn nicht fortgehen konnten. Von patriotiſchem Eifer getrieben, verließ der Hirt Amos ſeine Heerde und die Einſamkeit, in welcher er ſich zu Geſichten und kühner Sprache für die Einfalt der väterlichen Lehren und Sitten geſtärkt hatte. Kein unterrichteter Prophet und keines Sehers Zögling tritt er auf, als ein freier Mann Jehovahs, und bekämpft vor allem die Beugung des Rechtes und die Tyrannei gegen die Armen. Hiervon hatte er bei ſeinem vorigen Leben am meiſten Beiſpiele haben können. Der Glanz und die Verdorbenheit der Sitten während der glücklichen Regierung Jeroboam's des Zweiten im iſraelitiſchen Reich mußte den einfachen Hirten zum glühenden Unwillen entflammen. Alle Bilder, alle Erfahrungen, die ſeinem genialiſchen Geiſt vom Hirtenleben her zu Gebote ſtehen, ſammelte ſeine kraftvolle Sprache zu Schilderung der Gegenwart und drohender Weiſſagung. Sanfter und klagender iſt der mehr gebildete Hoſeas, deſſen Leben gleichfalls zum Zeitalter Jeroboam's des Zweiten gehört. Gern nimmt er Symbole vom Familienleben her, um das Verhältniß zwiſchen den iſraelitiſchen Stämmen und Jehovah darzuſtellen, und bei allen Klagen über die Zerrüttung deſſelben, bei allen wehmüthigen Ausſichten vergißt er nie der Hoffnung, es dereinſt wieder hergeſtellt zu ſehen; ſeine weiche Seele hält ſich immerwährend dem Schmerz über die Zeitgenoſſen das Schickſal der Nation überhaupt gegenwärtig, um ſich zu tröſten wegen der Gegenwart. Doch ſchadet dies nicht ſeiner politiſchen Klugheit, um gegen die Staatsmaxime, daß man ſich um Bündniſſe mit den mächtigen aſſyriſchen und ägyptiſchen Königen bemühen müſſe, als wider die verderblichſte Thorheit zu eifern. Freilich war es bei ſolchen Verbindungen gewiß, daß die hebräiſchen Reiche doch der Raub des mächtigen Bundesgenoſſen wurden; aber hätte ſich der moſaiſche Staat, wenn ihm auch ſeine ganze Selbſtſtändigkeit zu Theil geworden wäre, wider eine ſolche Uebermacht, als die großen Monarchien des mittleren Aſiens waren, halten können zu einer Zeit, da die kleineren Mächte noch durch keinen Staatenverein gegen Univerſalmonarchen geſichert waren?

Eine weit glänzendere Ausſicht für das künftige Schickſal der Hebräer, als alle vorhergehende Propheten hatten, eröffnet Micha, welcher mit ſo feuriger Kraft die Zukunft ſich gegenwärtig macht, und die falſchen Propheten, welche den verderblichſten Einfluß auf die Höfe und das Volk äußerten, mit einem ſolchen ſtrafenden Ernſt bekämpfte, daß er nur von dem größten unter den ſpätern Propheten, ſeinem Zeitgenoſſen, dem genialiſchen Jeſaias übertroffen werden konnte. Dieſer gewaltige Geiſt berührte noch die glänzende Regierung Uſias, ſah deſſen Sohn Jotham nach den moſaiſchen Geſetzen regieren, und ſtrafte nur die üppigen Sitten; mußte dann die Donner ſeiner Beredtſamkeit wider Ahas, der unter allen Königen Juda's ſich am meiſten vom Gott der Väter entfernte, vergebens wenigſtens in Rückſicht auf den König ertönen laſſen, und genoß endlich der Wonne, in Jeruſalem Hiskia nach dem Sinn der Verfaſſung regieren zu ſehen, als die zehn Stämme zerſtreut wurden.

Alle Ströme des Prophetengeiſtes vor ihm nahm Jeſaias in ſich auf, und ſandte ſie wieder bereichert in die Zukunft aus, um in ihrem belebenden Laufe das glückliche Land zu ſegnen, als welches er das gemißhandelte Gebiet der Hebräer erblickte. Jede Gegend, wo die bisherigen Seher Bilder fanden, eroberte er, jedes Geſchäft des Lebens mußte mit ſeinen Eigenthümlichkeiten die Rede ſeines gewaltigen Geiſtes verzieren, und aus den höchſten Regionen der Dichtkunſt ſenkt er ſich bisweilen auf ein Beiſpiel des alltäglichen Lebens herab, um ſeine Zeitgenoſſen zu belehren. So prachtvolle Werke einer ſchöpferiſchen Einbildungskraft, eines unaufhaltbar eindringenden Urtheiles ſeine Schilderungen und Weißagungen ſind, ſo bitter und zermalmend iſt ſein Spott, wenn er auf die lüſternen Sitten, die falſchen Propheten, die begränzte Politik der Herrſcher ſeine Beobachtungen lenkt. Wie ein Adler, welcher lange kaum ſichtbar in der Höhe geſchwebt hat, ſchießt er dann ſchreckend auf ſeine Beute herab. Aber er iſt zu ſtolz, zu empört über ſein Zeitalter, zu erfüllt von der glorreichen Zukunft, als daß er ſich je weiche wehmüthige Klagen über das Unglück, welches vor derſelben ſeine Nation treffen wird, erlauben ſolle. Oft durch einen einzelnen Zug, bisweilen durch eine einzige Redensart zieht er die ganze Vergangenheit der Hebräer in ſein Gebiet, und ſchwingt ſich von ihr an einem geiſtigen Faden, welchen er an ſie geknüpft hat, in die weiteſte Ferne. Alle Staaten, welche das Schickſal ſeines Volkes nur berühren konnten, umfaßt er alsdann mit ſeinem Seherblick, und gibt den ſicherſten Beweis des ächten Genius, indem er die ſchärfſte Beſonnenheit mit der Trunkenheit ſeiner Seele vereinigt. Der Ruin der aſſyriſchen und babyloniſchen Reiche mußte die Grundbedingung für ein künftiges herrliches Reich der Nachkommen Abraham's ſeyn; auf ihn kommt er daher unaufhörlich zurück. Aber auch Aegypten, Aethiopien und die phöniciſchen Mächte müſſen fallen, damit der iſraelitiſche Staat keinen Nebenbuhler habe, wie ſein Gott keine Nebengötter. Zu dieſem müſſen daher alle benachbarte Völker ſich bekennen, damit das große hebräiſche Reich Einheit erhalte; nur bleibt das Land, auf welches Moſes das erwählte Volk beſchränkte, immer die Stammprovinz, ſo wie dieſes gleichſam die Rolle gegen die beſiegten Nationen ſpielt, welche Aaron's Familie und der Stamm Levi gegen die übrigen Stämme hatte. Eine ſolche Revolution iſt aber nicht anders möglich, als durch wiederhergeſtellte vollendete Reinheit des Jehovahdienſtes; und durch welchen Mann ſoll ſie bewirkt werden, als durch einen Sprößling aus dem Hauſe David's, für welches die alten Verheißungen ſprachen, und aus welchem bis auf die gegenwärtige Zeit faſt immer Könige hervorgegangen, welche dem Nationalgotte treu geblieben waren? Ein frommer, einfacher Nachkomme jenes größten Beherrſchers der Hebräer mußte es ſeyn, ein Mann, welcher den moſaiſchen Geiſt kannte und wußte, was Recht und Unrecht war, der eine glückliche Umbildung der Nation bewirken ſollte. Glorreich konnte nach allen politiſchen Verhältniſſen, die ſich berechnen ließen, unmöglich ſein Auftreten ſeyn, ſo wie ſein Schickſal aller Wahrſcheinlichkeit nach traurig ſeyn mußte; aber wunderbar, wie bei Moſes, werden ohne Zweifel manche Umſtände ſeiner Geburt und ſeines Lebens ſeyn. Jeſaias ging in dieſem Puncte ſo weit, daß er dem König Ahas, welcher durchaus auf Jehovahs Geſandten nicht hören wollte, einen Widerſpruch in den Begriffen des menſchlichen Geiſtes, welcher durch des Nationalgottes Macht wirklich werden ſoll, als prophetiſches Zeichen aufzudringen ſuchte; er ging in ſeinem Eifer ſo weit, daß er verſprach, eine Jungfrau aus David's Hauſe ſollte einen Sohn gebahren und Jungfrau bleiben; dieſer Knabe würde der Immanuel ſeyn!

So wußte **Jeſaias** alles zu benutzen, um das prachtvollſte Luftſchloß für die Zukunft zu bauen; ſein Glaube an Jehovah und ſein Patriotismus machten es nothwendig. Selbſt die Schilderung von den Wirkungen, welche der Ruin der Mächte, die vor Iſrael fallen, auf das Todtenreich machen wird, brauchte er zur Ausſchmückung des herrlichen Gebildes; die nichtigen Schatten der Könige werden aufſtehen und jauchzen, wenn der furchtbare babyloniſche Herrſcher nichtig, wie ſie, zu ihnen herabſteigt und Jehovahs Ruhm, der ihn geſtürzt hat, wird durch das Reich **Belial's** verbreitet werden. Bei manchen ſeiner wirklich eingetroffenen Weißagungen darf man nicht vergeſſen, daß ſie von einem jeden, deſſen Blick nur etwas politiſchen Scharfſinn beſaß, ausgeſprochen werden konnten, bei andern nicht aus der Acht laſſen, daß wir ſo viele damalige Umſtände gar nicht wiſſen, die es ihm leicht machten, die Zukunft zu entſchleiern; dann wurden einige ſeiner Sprüche zufällig nachher zu Thatſachen, aber in einem andern Sinn, als ſie nach ſeinen Gedanken haben konnten, und in einigen Fällen hatten ſie nicht einmal Prophezeihung ſeyn ſollen. Mehr oder weniger gilt dies alles von den Weißagungen aller Propheten.

Die Schriften der Propheten Jonas, Amos, Hoſeas, Micha und Jeſaias.

§. 24.

Jeſaias war der Freund und Rathgeber **Hiskias**, der von ihm geſtärkt ſich auf die Hülfe Jehovahs verließ.

als Juda mit einem gleichen Schickſal, wie das Unglück der zehn Stämme, bedroht wurde. **Sanherib**, der Nachfolger **Salmanaſſar's** auf dem aſſyriſchen Thron, hatte ſich den Plan gemacht, ſeine Herrſchaft bis nach Africa über Aegypten zu verbreiten. Auf dem Wege dahin wollte er das Reich der Juden als eine leichte Beute mitnehmen. Zu der Bezahlung eines Tributes, welchen er ſchon vordem ſcheint erlegt zu haben, verſtand **Hiskia** ſich gern, aber er rüſtete ſich auf alle Weiſe, um Jeruſalem zu behaupten, da ſeine übrigen feſten Plätze ſchon in den Händen des Feindes waren. Während der Zeit hatte das Hauptheer, bei welchem der aſſyriſche König ſelbſt war, trotz der innern Zerrüttung Aegyptens unter **Sethon** bei Peluſium doch ein Heer deſſelben zur Vertheidigung des Landes entſchloſſen gefunden, und ein Gerücht, welches ſich verbreitete, daß ein mächtiger äthiopiſcher König die aſſyriſche Monarchie bedrohe, zwang **Sanherib** zum Rückzuge, welcher Aegypten und das Reich Juda rettete *). Ueberdies brach noch eine verheerende Seuche im aſſyriſchen Lager aus.

---

*) Dieſer König von Aethiopien, welcher bei **Jeſaias** 37, 9. **Tirhaka** heißt, iſt ohne Zweifel derſelbe berühmte äthiopiſche Eroberer, welcher bei **Strabo** l. 1. und 15. p. 61. 686, 87. **Tearko** genannt wird. Daß weder **Herodot**, noch **Diodor** ſeiner erwähnen, iſt freilich auffallend. Allein ihr Stillſchweigen über **Tearko** ſpricht für die Vermuthung, daß das Wort **Sabako** nur der königliche Titel äthiopiſcher Monarchen geweſen ſey, und dann wäre der letzte von den drei **Sabakos**

Dennoch waren jetzt ſchon die Nachkommen David's ein Spiel der Herrſcher im mittlern Aſien. Hiskias Sohn, Manaſſe, ward von Aſſaradin, dem Eroberer Babylons, ſogar in Ketten nach dieſer Stadt geführt, und pries ſich glücklich, aus der Gefangenſchaft durch die Gnade des aſſyriſchen Königs befreit, abhangig von demſelben wieder in Jeruſalem regieren zu dürfen. Unter ihm und ſeinem noch elendern Sohn Amon waren väterlicher Cultus und mit ihm die Staatsverwaltung wieder zerrüttet worden; Joſia verbeſſerte beide, und gab dem verfallenen Staate noch auf kurze Zeit wieder Kräfte. Als er auch die Tempelgebäude wieder herſtellen ließ, fand der Oberprieſter das Geſetzbuch, von Moſes Hand geſchrieben; neuntehalb Jahrhunderte hatten ſich die Schriftrollen erhalten, die Sprache und Schriftzüge waren in dieſem Zeitraum faſt unverändert geblieben; wo war aber der große Geiſt, welcher aus dieſen Zügen auf den hebräiſchen Staat übergehen ſollte?

Joſia hatte eine Freude voll Ehrfurcht über die Urſchrift des Geſetzgebers, da er überhaupt am väterlichen

---

in Aegypten, welcher dieſes Reich freiwillig wieder aufgab, und ſich überhaupt als einen Herrſcher von gutem politiſchen Urtheil zeigte, wahrſcheinlich einerlei mit Tearko von Aethiopien, welcher weit genug in die Ferne ſah, um den Fall von Aegypten durch den übermächtigen aſſyriſchen Monarchen auch als den ſeinigen zu betrachten, und daher früh genug gegen jenen aufbrach. Die Chronologie wurde gegen dieſe Vermuthung nichts einzuwenden haben. S. oben S. 57—60.

Cultus hing. Selbſt in dem ehemaligen Gebiete der zehn Stämme bemühte er ſich Denkmale des ſogenannten Götzendienſtes zu zerſtören, denn wahrſcheinlich hatte er über daſſelbe als aſſyriſcher Statthalter einige Herrſchaft. Seine Macht konnte von dem Monarchen Aſſyriens gleichſam als eine Vormauer gegen Aegypten betrachtet werden, wo der unternehmende Necho die Plane ſeines Vaters erweiterte. Aber ſehr gefahrvoll war deshalb auch die Lage des Königs der Juden. Dieſer legalſte Herrſcher unter David's Nachfolgern ſtarb an den Wunden, welche er in einer Schlacht mit Pharao Necho erhalten hatte, den er auf ſeinem Zuge an den Euphrat aufhalten wollte. Weil kurz vorher der Chaldäer Nabopolaſſar Ninive erobert und ſich in Babylon zum Beherrſcher der aſſyriſchen Monarchie gemacht hatte, glaubte der ägyptiſche König, dieſe Veränderung zur Ausbreitung ſeiner Macht in Aſien benutzen zu können. Er gab in Jojakim, dem Sohne von Joſia, den Juden einen König; aber ſeine berühmte Niederlage am Euphrat von dem ſiegreichen Nebucadnezar, dem Sohn Nabopolaſſars, hatte die Folge, daß der unbedeutende König von Jeruſalem ein Unterthan dieſes Siegers wurde. Er ließ ſich von Aegypten verführen, das babyloniſche Joch abzuwerfen, und der Erfolg war, daß man ihm Thron und Leben nahm. Sein gleich unbedeutender Sohn Jechonias begann ohne Nebucadnezar's Einwilligung die Regierung. Dieſer ließ ihn und mehrere tauſende, welche ſich durch Reichthum, Amt oder Kunde eines Handwerkes auszeichneten, nach Babylon wegführen. Jedekia, ein Sohn von Joſia, erhielt vom babyloniſchen Monarchen die Herrſchaft über die äußerſt geſchwächte Nation, allein je zerrütteter dieſe war, je mehr die Eiferſucht der ägyptiſchen Könige gegen die große Macht des mittlern Aſiens ſtieg, deſto weniger war an Haltung in der jüdiſchen Politik zu denken. Auch Zedekia ließ ſich in das ägyptiſche Intereſſe ziehen, und die Folge davon war, daß Jeruſalem von den Feldherrn Nebucadnezar's erobert, die Kinder des Königs vor ſeinen Augen hingerichtet wurden, und er ſelbſt, nachdem er geblendet worden, gefangen nach Babylon geführt ward. Ein Befehl von Nebucadnezar, daß Jeruſalem zerſtört, der Tempel ein Raub der Flammen, und die Landeseinwohner von einiger Bedeutung in andere Provinzen ſeines Reiches gebracht werden ſollten, vollendete das Unglück der Juden (J. d. W. 3595.). Dieſer Befehl ſchien eine nothwendige Politik zu ſeyn, denn weil einmal der Hof von Jeruſalem ſich an Aegypten gewöhnlich anſchloß, ſo war dieſe feſte Stadt ein gefährlicher Punct für die babyloniſchen Heere auf ihren Zügen gegen Africa. Durch die Einäſcherung des Tempels ſollte den Juden die Hoffnung der Rückkehr auf immer abgeſchnitten werden. Welche Empfindungen mußten das Herz des Patrioten unter ihnen zerreißen, als die Flammen von den heiligen Gebauden emporſchlugen! Wer nicht eine Seele, wie Jeſaias beſaß, mußte nun verzweifeln, daß je die Verheißungen über David's Haus erfüllt würden.

Auch jetzt blieben freilich noch viele Juden im Lande zurück, und einer aus ihrer Mitte, ein Mann von ausgezeichnetem Rufe, ward vom babyloniſchen Hofe zum Beamten über ſie geſetzt; allein die blutige Verſchwörung einer Faction, durch welche faſt alle fielen, welche ſich durch Treue gegen den jetzigen Herrn Canaan's auszeichneten, hatte zur Folge, daß vornehmlich aus Furcht vor der Strafe beinahe der ganze Reſt der Nation nach Aegypten zog, wo die Ankömmlinge, als erbitterte Feinde der babyloniſchen Macht willkommen waren. Juda glich nun einer Einöde, und traurig blickten die Trümmer der Stadt David's auf das Land, welches nach den Propheten noch ein Schauplatz der größten Herrlichkeit werden ſollte.

Bücher der Könige II. 18. 19. 21—25. Chron. II. 32—36. Josephi ant. Jud. X. 1—11.

§. 25.

Bei den Propheten dieſer letzten Zeiten der Selbſtſtändigkeit des jüdiſchen Reichs dauert der Schwung fort, welchen Jeſaias dem Prophetengeiſte gegeben, und die politiſchen Angelegenheiten wurden immer mehr ſo beſchaffen, daß ſie in ſeinem Tone fortfahren mußten. Bei Zephanja, Joel, Habacuk und Obadja herrſchen immer die beiden Vorſtellungen; daß ihre Landsleute weggeführt und zerſtreut werden müſſen, zur Strafe ihres häufigen Abfalles von Jehovah, dieſer aber dereinſt ſie zurückführen und zu einer weit umher herrſchenden Nation machen werde, welche an allen ihren Unterdrückern gerächt wird, bis endlich der Sehergeiſt aus den glänzenden Fernen von Jeremias wieder mehr zu der Gegenwart und zur unmittelbaren Belehrung herabgezogen wurde.

Er gehörte ſelbſt zur Familie der Prieſter und begann als Jüngling, durch einen König, wie Joſia begünſtigt, den Ruf zu erfüllen, welchen er zum Propheten in ſich fühlte, blieb ihm aber auch treu unter den ſchrecklichen Gefahren der folgenden Zeiten. Als er im Tempel ſelbſt den Untergang deſſelben verkündigte, ward er durch die Cabalen herrſchſüchtiger Prieſter und der Afterpropheten des Hochverrathes angeklagt. Weil ſich aber Jeremias ſtandhaft auf ſeine Sendung von Jehovah berief, durfte man ihn nicht als einen falſchen Propheten zum Tode verurtheilen. Bei dieſer Gelegenheit äußerte er ſelbſt, wenn das Volk ſich beſſerte, könnte vielleicht durch die Gnade Jehovahs das Unglück abgewandt werden, alſo ſeine Weißagung unerfüllt bleiben. Dieſe Rückſicht hatte einſt Moſes bei ſeinen Beſtimmungen zur Unterſcheidung wahrer und falſcher Propheten nicht geſtatten dürfen, denn ſie hätte den Staat unfehlbar zerrüttet; jetzt konnte ſie keine verderbliche Folgen mehr haben.

Bei der unpolitiſchen Neigung der letzten Könige von Juda zu Bündniſſen mit Aegypten verkündigte Jeremias dem babyloniſchen König immer Sieg, wie es ſein Scharfſinn ihn ſicher lehrte, und weil er die nahe unvermeidliche Zerſtreuung ſeiner Landsleute, die immer weitere Ausbreitung der Afterpropheten, welche ihre Weißagungen zu

Schmeicheleien gegen den Hof und das Volk mißbrauchten, mit Wehmuth bemerkte; ſo ſorgte er dafür, daß ſeine Sprüche von einem ſeiner Schüler genau aufgezeichnet wurden. Nun konnten ſie, wenn er ſelbſt nicht gegenwärtig war, von andern in den Verſammlungen der Nation und im Tempel vorgeleſen werden.

Oft bis zur wehmüthigſten Reſignation durch den Ruin der Religion und der Sitten, bis zu dem Wunſch gezwungen, daß er dahin fliehen möchte, wo er keinen ſeiner Landsleute mehr ſähe, und immer wieder an das Vaterland durch Patriotismus und Beruf gefeſſelt, mußte er, unter allen Propheten die weichſte Seele, die Flammen ſchauen, welche den Tempel verzehrten, mußte das Blut der Nachkommen David's, wie das Blut von Verbrechern vergoſſen ſehen. Am babyloniſchen Hofe erwarteten ihn Ehre und Wohlleben, da er immer für denſelben geſprochen hatte; aber er konnte ſich nicht trennen von dem verwaiſten Vaterlande. Der Anblick der Trümmer um ihn her iſt ihm lieber, als alle Pracht, und ſein Schmerz wird im eigentlichſten Sinn ſeine Freude; auch dieſe Wonne iſt ihm vom Schickſal nicht vergönnt, er ſoll die Tempelſtadt nicht ſehen, wie ſie einſam als eine Wittwe da ſitzt, der Länder Königin, nun eine Sclavin. Vergebens eiferte er gegen den Entſchluß der geſchreckten Juden, nach Aegypten zu ziehen; er ward mit fortgeriſſen, und mußte im Lande der Pharaonen ſeinen Geiſt in Seufzern aushauchen.

Nicht ſo wehmüthig erſcholl eine andere Prophetenſtimme zu derſelben Zeit. Auch am Chaboras vernahm man die Worte eines jüdiſchen Sehers. Heſekiel, aus prieſterlicher Familie wie Jeremias entſproſſen, mußte bei der letzten Verpflanzung auf babyloniſchen Befehl Judäa verlaſſen, aber ſein Geiſt umfaßte ſtets das Schickſal deſſelben, und von dieſem Mittelpuncte die Zukunft anderer Staaten. Unverkennbar iſt es, daß ſeine Lage und der babyloniſch-chaldäiſche Geſchmack ſeinen Character beſtimmten. Er dringt, da kein politiſches Ganzes mehr des Sehergeiſtes bedurfte, weit mehr, als ſeine Vorgänger, auf die Beſſerung der Einzelnen, und bahnt dadurch einer reineren ſittlichen Lehre den Weg; er ſucht manche Widerſprüche zwiſchen dem Schickſal beſonders einzelner Hebräer und den Begriffen von Jehovah, die gerade unter den gegenwärtigen Verhältniſſen am meiſten auffallen mußten, zu löſen, und die Propheten gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß ſie immer nur in unbeſtimmte Ferne hin weißagten; er vergegenwärtigt ſich mit einer Kraft der Phantaſie, die ihn martert, den Zuſtand Judäas, und redet dann eine Sprache des Schmerzens, deren Stärke in der Nähe des bejammerten Gegenſtandes ſich in wehmüthigere Töne auflöſen würde; bei al[illegible] Weißagungen über die Zukunft anderer Nationen wagt [illegible] endlich nie einen Spruch gegen die babyloniſch-chaldäiſche Monarchie. Wenn dieſen Einfluß auf ſeinen prophetiſchen Character ſeine Lage hatte, ſo trug der um ihn her herrſchende Geiſt dazu bei, daß er Symbole und allegoriſche Vorſtellungen über alles liebt, und ſich ſelbſt bisweilen als ein Symbol ſeiner Nation und ihres Schickſals betrachtet. Bewundernswürdig iſt ſeine Kunſt, wie er die Allegorie einführt und feſthält, und aus ihren prächtigen Irrgängen ſich zur lehrenden Einfalt herabläßt, wie ſeine Rückſicht auf die einzelnen Menſchen und ſeine prieſterliche Beſtimmung ſie erforderten. Die alten Weißagungen von dem herrlichen Erretter aus David's Hauſe mußte er vor ſeinen am Chaboras zerſtreuten Landsleuten in voller Glorie vorbeigehen laſſen.

So ſehr die Einkleidung der Vorſtellungen im Heſekiel dem chaldäiſchen Geſchmack entſpricht, ſo hat ſein Zeitgenoſſe Daniel der herrſchenden Lehre doch einen beſtimmteren Einfluß auf die Natur ſeiner Ideen verſtattet. Schon ſieben Jahre früher als jener weggeführt, aber nach Nebucadnezar's Sitte, Jünglinge von außerordentlichen Geiſtesanlagen und vorzüglicher Schönheit aus allen ihm unterworfenen Nationen ausleſen und für die wichtigſten Aemter bilden zu laſſen, kam er mit einigen Gefährten an den Hof und ward der chaldäiſchen Gelehrſamkeit zur Bildung übergeben. Es gereicht ihm und ſeinem König zur Ehre, daß er trotz ſeinen Fortſchritten in den Wiſſenſchaften der väterlichen Religion unabänderlich treu bleiben konnte. Seine Beſcheidenheit, ſein Scharfſinn und ſeine feine Schmeichelei in Auslegung eines Traumes Nebucadnezar's hoben ihn ſo, daß er die vornehmſte Satrapie haben ſollte; er überließ ſie ſeinen Gefährten und blieb als ausgezeichneter Rathgeber am Hofe. Sein ſtiller phantalereicher Geiſt und ſein patriotiſcher Sinn feſſelten ihn rotz ſeinen politiſchen Geſchäften an die Wiſſenſchaften und as Studium der Schriften ſeines Volkes.

Immer in Viſionen verſunken, die ſeinem Standpuncte gemäß die Welt umfaßten, wußte er das Reich Jehovahs mit den Geiſtern zu bevölkern, die er durch das chaldäiſche Syſtem hatte kennen lernen. Zwar kommen in dem frühern Glauben der Hebräer dämmernde Spuren von geiſtigen Boten Jehovahs vor, wenn ſie nicht bloß ein Ausdruck der poetiſchen Sprache ſind; aber eine Geſellſchaft von Geiſtern ward vorzüglich durch Daniel ein Geſchenk, welches die Juden aus der Zerſtreuung im babyloniſchen Reich mit zurückbrachten. Die Einzigkeit des Gottes Jehovah, deſſen hoher Natur dieſe untergeordneten Geiſter um ſo näher waren, je mehr ſich Daniel auch ihn in einer beſtimmten Form dachte, war durch dieſe Gebilde der Phantaſie weit mehr in Gefahr, als ſonſt durch die ſogenannten Götzen.

Daniel's großes Anſehen währte bis in ſein hohes Alter und den Anfang der Regierung von Cyrus, ungeachtet der mediſch-perſiſchen Revolution. Vielleicht war es ſein Einfluß mit, wodurch die Rückkehr der Juden in ihr Vaterland veranlaßt wurde, ſo wie überhaupt das an ſich ſchon glückliche Leben der oft in derſelben Gegend zerſtreuten Juden und Iſraeliten durch die Macht einzelner Hebräer, welche zu einem hohen Rang emporſtiegen, noch ſehr muß erhöht worden ſeyn. Uebrigens iſt es nicht zu verwundern, wenn ſelbſt Landesleute Daniel's ihn nicht als einen Propheten betrachteten, denn ſein ganzes Leben und ſeine Viſionen verrathen wenig Aehnlichkeit mit dem Character des alten Prophetenberufes.

Die Schriften der Propheten Habacuk, Zephania, Obadia, Joel, Jeremias, Hesekiel und Daniel.

§. 26.

Eine neue Periode im Schickſal der Juden begann durch den großen perſiſchen König, welcher allen Verhältniſſen der damaligen Welt einen neuen Schwung gab, und für ſeine wirklichen ausgezeichneten Verdienſte belohnt wurde, indem ſich ihn mehrere Nationen als das Ideal eines Herrſchers ausgebildet haben. Er hatte auf einem ſeiner Eroberungszüge vielleicht Judäa geſehen, wie es verödet da lag, einſt ſo blühend durch ſeine fleißigen Bewohner; er wollte nicht nur herrſchen, ſondern über glückliche Menſchen, über geſegnete Länder. Auch näherte ſich die perſiſche Religion mehr der iſraelitiſchen, als irgend ein anderer Cultus, und vielleicht machten ihn die Sprüche hebräiſcher Propheten, welche auf ihn als einen gütigen Eroberer und den Erretter dieſes Volkes leicht angewandt werden konnten, den Iſraeliten beſonders gewogen. Er ließ daher bald nach der Gründung der perſiſchen Herrſchaft ein Edict bekannt machen, worin er die Verehrer Jehovahs aufforderte, in ihr Land zurückzuziehen, und den Tempel ihres Gottes wieder aufzubauen; diejenigen, welche zurückbleiben wollten, möchten die Abziehenden auf alle Weiſe unterſtützen. Jehovah, der Gott des Himmels, hätte ihm alle Reiche der Erde gegeben *).

---

*) Eſra I. 1—5. Chron. II. 36 (23.). In dieſen beiden Stellen findet ſich freilich der Ausdruck von Cyrus, daß Jehovah, der Gott des Himmels ihm alle Reiche der Erde gegeben habe, und es ſcheint, als wäre hier das Edict des Königs diplomatiſch genau eingerückt; allein in einer Schriftrolle, die ſpäterhin auf königlichen Befehl zu Ekbatana aufgeſucht wurde, fehlt dieſer Ausdruck gänzlich, und iſt daher im Edict vielleicht doch ein Zuſatz der Juden. Eſra 6. 1—5. Will man das nicht annehmen, ſo hat ſich Cyrus, welchem an der neuen Cultivirung Judäas wirklich etwas zu liegen ſchien, nach ihren Religionsbegriffen bequemt, vornehmlich da er Rückſicht auf die Weißagung von Jeſaias nahm, die auf ihn angewandt wurde. Joseph. antiq. Jud. XI. 1. §. 2. Jeſaias 44, 28. „Von Koreſch ſage ich: das iſt der von mir beſtimmte König! Er wird alles mein Wohlgefallen erfüllen, von Jeruſalem ſagen, es werde gebauet! und zum Tempel, werde gegründet!“

Dieſe Weißagung war freilich mehr als zwei Jahrhunderte alt, aber wenn man bedenkt, daß die Sprüche der Propheten, oft aus dem Stegreif poetiſch hingeſtrömt, ſelten aufgezeichnet wurden, und ſich mehr durch den Mund der Prophetenſchüler, auch des übrigen Volkes erhielten, ſo ſcheint es äußerſt leicht geweſen zu ſeyn, ſie nach den Bedürfniſſen der Zeit abzuändern. Ein ſtaatskluger Jude, vielleicht Daniel ſelbſt, der Cyrus noch muß gekannt haben, konnte mit geringer Veränderung einen alten Prophetenſpruch auf den großen perſiſchen Herrſcher

Die Häupter der Familien von Juda und Benjamin, beſonders aber die Prieſter, bereiteten ſich zum Zuge; die Leviten ſcheinen größtentheils den Erfolg der ganzen Unternehmung haben abwarten wollen. Ein Enkel des letzten Königs Jehonia, genannt Serubabel, ſtand als Bevollmächtigter des perſiſchen Hofes und Heerführer an der Spitze des Zuges, mit ihm Joſua, bei welchem jetzt nach dem erblichen Rechte das Oberprieſterthum war. Freilich hatten ſich auch Nachkommen der Bürger von den zerſtreuten zehn Stämmen zu dem Zuge geſellt; aber ſehr viele von den Juden und Benjaminiten waren zurückgeblieben. Die ganze Colonie, welche nach dem Lande der Väter zog, belief ſich kaum auf funfzig tauſend. Dennoch wählte man außer Serubabel und Joſua noch zehn Anführer, um die Nation, wie ſie einſt aus Aegypten nach Canaan zog, vorgeſtellt zu ſehen.

---

anwenden, und dadurch dem hebräiſchen Patriotismus eine ausgezeichnete Wohlthat erzeigen. Außerdem eröffnete uns hier die Vermuthung einen ſchönen Ausweg, daß das Wort Koreſch (Cyrus) zwar ein Name geweſen ſey, aber zugleich einen Begriff bezeichnet habe, wie z. B. Friedrich. Dann konnte die ganze Weißagung auch unverändert auf dieſen Koreſch angewandt werden. Durch eine ſolche Vermuthung würden ſich überhaupt viele Räthſel in der Geſchichte des hochberühmten Cyrus löſen laſſen, und viele Nachrichten über ihn ſich ſchon deshalb nicht widerſprechen, weil ſie gar nicht dieſelbe Perſon betreffen. Eine neue Anſicht für die Cyropädie von Xenophon ließe ſich dadurch gleichfalls eröffnen.

Welcher Unterſchied zwiſchen dieſer Colonie und jenem Zuge unter Moſes! Aus Aegypten nahm das Volk jene herrlichen Bilder von Canaan mit ſich, welche ihm die Phantaſie von einem Lande gab, das es nicht kannte, welches ihm aber die väterlichen Sagen als reizend ſchilderten; jetzt hatten die Coloniſten Judäa, das verödete Land, und alles Unglück, welches daſelbſt über ihre Väter hereinſtürmte, nur zu treu im Gedächtniß: damals beſaßen die Hebräer noch keine bürgerliche und religiöſe Verfaſſung, ſie waren eine jugendliche Nation, aus welcher ſich alles bilden ließ; nun glichen ſie einem Greiſe, der vom Unglück gebeugt an den Trümmern ſeiner ehemaligen Denkungsart und Lebensweiſe mit Eigenſinn hängt: wie ein ſchöner Morgen gingen damals die Verheißungen ihres Gottes vor ihnen auf, und der Feſſeln entladen ſtrebten ſie der Freiheit entgegen; jetzt gab ihnen einzig die Dienſtbarkeit einiges Glück, und auch die glorreichſten Verheißungen der Propheten waren ſelbſt für den gläubigſten Patrioten nur wie ein Abendroth, welches über verheerenden Gefilden und Trümmern und Gräbern glänzt, und ſehr ungewiß dem Wanderer einen heitern Tag verſpricht.

Dennoch war dieſer Zug von der andern Seite ein rührendes, kräftiges Schauſpiel. Es iſt groß von dem Menſchen, wenn er trotz jedem Schickſal ſeine Wahrheit feſthält, und, indem alle Denkmale von ſeinen und der Väter Händen verwittern und als Aſche verweht werden, ſeinen Gefühlen und Gedanken Unvergänglichkeit gibt. Die größtentheils armen Juden, welche unter dem Schutz eines Verehrers anderer Götter, als ihr Jehovah iſt, zur Wiederherſtellung des Tempels von dieſem wallfahrten, wandern hin, um ein Monument zu errichten, auf welches ihre zerſtreuten Brüder in allen Gegenden ſchauen; an den Tempel zu Jeruſalem wird ein Band geknüpft, welches ſich durch mehrere Nationen fortſchlingt, und ein Hauptfaden in der großen Verbindung wird, welche nach dem Plane der Natur zwiſchen den Staaten gewebt werden ſollte. Die Nationen beſtreben ſich, ihre Gefühle und Gedanken als ein dauerndes Gewebe von einem Puncte der Erde zum andern hin anzuknüpfen, und ihnen unſichtbar geht unaufhörlich das Weberſchiff von dem Genius der Menſchheit, welches allen Empfindungen und Ideen, die je in einer Bruſt der Sterblichen aufkamen, Unſterblichkeit verleiht, und ſie zu einem großen, herrlich geordneten Gewebe vermiſcht.

Eſra 1. 2.

§. 27.

Die Einrichtung der neuen Colonie in Judäa konnte nicht eher zu einiger Vollendung kommen, als bis der Tempelbau ausgeführt und die Religion von neuem begründet war. Dieſes fand aber ein großes Hinderniß in der Eiferſucht der Samariten. Unter dieſem Namen waren das Gemiſch von Nationen, welches bei Zertrümmerung des Reiches der zehn Stämme ſich in Samaria und der Gegend umher niedergelaſſen hatte, und die zurückgebliebenen Iſraeliten begriffen, welche ſich allmählig mit den neuen Coloniſten vermiſcht hatten.

Bei dieſen Samariten hatte nach und nach der Jehovahdienſt, obgleich nie in ſeiner Reinheit, die Oberhand erhalten, und deshalb wollten ſie jetzt die Unternehmung der Juden zu Ehren deſſelben mit ausführen. Allein Serubabel und Joſua geſtatteten ihnen keine Theilnahme am Tempelbau, und nun wurden ſie erbitterte Feinde der Juden. Ihre Bemühungen bewirkten, daß weder in den letzten Regierungsjahren von Cyrus, noch unter ſeinen drei nächſten Nachfolgern der Tempel vollendet wurde, bis endlich Eſra nach Judäa kam, nachdem die Strafreden der Propheten Haggai und Zacharias, die freilich nicht von den Flammen des Jeſaias beſeelt waren, den Coloniſten keine Kraft, alle Hinderniſſe zu beſiegen, hatten verleihen können.

Es iſt von keiner Bedeutung, ob der Einfluß einer außerordentlich ſchönen Jüdin, Eſther genannt, welche Gemahlin eines perſiſchen Königs wurde, auf die Erlaubniß Einfluß gehabt habe, welche Eſra erhielt, eine neue Colonie nach Judäa zu führen. Er hatte ſich, aus prieſterlichem Geſchlecht entſproſſen, mit den Schriften der Hebräer und der Kunde des moſaiſchen Rechtes ſehr beſchäftigt; auch ward er vorzüglich als ein guter Rechtsgelehrter von Artaxerxes, dem Sohne von Xerxes, abgeſandt. Da einmal die Juden mit der Beſtimmung, ſich ihrem Sinne gemäß einzurichten, nach ihrem Vaterland entlaſſen waren; ſo ſah es der perſiſche Monarch natürlich gern, daß die bürgerliche Ordnung derſelben endlich einmal Feſtigkeit gewann.

Nach der Vollmacht, die Eſra bekam, Ober- und Unterrichter zu beſtellen, und nach der Unterſtützung, welche der Hof überhaupt der Colonie, die mit ihm zog, angedeihen ließ, konnte man viel von ihm erwarten. Beſondere Mühe koſtete es ihm, einige Leviten zum Mitzuge zu bewegen.

Eine außerordentliche Reform, welche Eſra nach dem Geiſt des moſaiſchen Syſtems ſogleich vornahm, war eine Reinigung der Nation von allen fremden Völkern. Sogar Prieſter und Leviten hatten Ausländerinnen geheirathet, und wurden jetzt, wie auch die übrigen Juden, dahin gebracht, daß ſie dieſe Weiber und ſelbſt die mit ihnen erzeugten Kinder von ſich entfernten. Dann fing er wieder an, bei großen Verſammlungen des Volkes das Geſetzbuch vorzuleſen, welches aber jetzt für die Menge ſchon in das Chaldäiſche überſetzt werden mußte, wenn es verſtändlich ſeyn ſollte; und als die erſten Eindrücke davon eine ernſte Wehmuth bewirkten, ſo bemühte er ſich, den Feſten deſto mehr Freude zu geben, damit die Anſicht des Gottesdienſtes nicht ohne eine Heiterkeit ſey, deren die Juden ſehr bedurften. *)

---

*) Daraus, daß Eſra das Geſetzbuch, d. h. die moſaiſchen Geſetze und die ſpätern Verordnungen, welche man mit den moſaiſchen vereinigt hatte, dem Volke vorlas, folgt gar nicht, daß er die Bücher von Moſes, wie wir ſie beſitzen, vor ſich gehabt habe. Ueberhaupt vergißt man bei vielen Folgerungen in der iſraelitiſchen Geſchichte, daß Moſes freilich ſeine Ge-

Ueber die weiteren Anordnungen und Verdienſte **Eſra's** iſt ein Dunkel verbreitet, welches in Verbindung mit der richtigen Meinung, daß Erſcheinungen ſpäterer Zeit, deren Entſtehung wir nicht wiſſen, wohl in dieſer Periode der Verjüngung des hebräiſchen Staates ihren Urſprung haben, den Vermuthungen und Sagen günſtig iſt. Ein Jude von ähnlichem Geiſt, **Nehemia**, welcher einen bedeutenden Rang am perſiſchen Hofe beſaß, wurde wahrſcheinlich bald nach **Eſra's** Tode Statthalter in Judäa, und ward der Wiederherſteller der Stadt Jeruſalem, ſo wie er auch um die Verfaſſung und Verwaltung des Staats vorzüglich dadurch ſich verdient machte, daß er ſtrenge auf Entrichtung der Abgaben an die Leviten hielt, weil dieſe ſich ſonſt auf den Ackerbau legen und ihre Amtsgeſchäfte vernachläſſigen mußten. Seine enge Verbindung mit dem perſiſchen Hofe ſetzte ihn in den Stand, der Stärke ſeines Characters gegen die kühnen Anmaaßungen der Samariten ein deſto größeres Gewicht zu geben; und ſeine Bemühungen, mehr Gleichheit des Vermögens unter den Juden hervorzubringen, erwarben ihm zu gleicher Zeit eine große Popularität.

Der Prophetengeiſt war nach dem Untergang der alten Selbſtſtändigkeit der Hebräer beinahe gänzlich erloſchen, und

---

ſetze ſelbſt ſchriftlich abfaßte, aber keinesweges ſeine Geſchichte, und daß man dieſe von jenen, wie von manchen andern Producten ſeines Geiſtes, die in unſern Büchern unter ſeinem Namen enthalten ſind, ſorgfältig ſondern muß.

hätte nun auch kaum andere als verderbliche Wirkungen haben können. Bei der neuen Einrichtung der bürgerlichen Verfaſſung mußte man mit ſolcher Vorſicht zu Werke gehen, daß alles, was Unruhen ſtiften konnte, verbannt ſeyn mochte; politiſche Weißagungen im begeiſterten Ton konnten leicht den Oberherrſcher aufbringen, und frohe, glänzende Ausſichten waren um ſo weniger Bedürfniß, je mehr die Nation mit der gelinden perſiſchen Regierung zufrieden zu ſeyn Urſache hatte.

Die Bücher Eſra und Nehemia. Josephi antiq. Jud. XI. 2—5.

§. 28.

Dieſe Milde der perſiſchen Oberherrſchaft war auch Urſache, daß die Juden von der großen Veränderung, welche der Welt durch Alexander dem Macedonier bevorſtand, ſich keine beſſere Lage verſprachen. Bisher gedeckt durch den mächtigſten Monarchen, regiert von den Hohenprieſtern, denen wahrſcheinlich die Statthalterſchaft gewöhnlich anvertraut war, hatten ſie keinen Kummer, als welchen ihnen etwa die Samariten erregten, welche ſich einen Tempel, ähnlich dem zu Jeruſalem, erbauten, eines Prieſterthumes und der Abkunft von Jacob ſich rühmten. Je mehr ſie ſich den Juden naherten, deſto mehr wurden ſie von dieſen gehaßt. Dieſes Verhältniß konnte aber noch die gute Wirkung haben, daß die religiöſe Verfaſſung der Juden ſtets in einer gewiſſen Haltung blieb. Dagegen mußten ſie von der Herrſchaft Alexander's, wenn ſie nur etwas Kunde von den Griechen hatten, wenig Gutes erwarten, weil griechiſche Religion und Denkart der ihrigen ſo gänzlich entgegengeſetzt waren.

Der ganze Sinn des macedoniſchen Helden, welcher durch einen Lehrer, wie Ariſtoteles, gebildet und durch ſeinen Verkehr mit Nationen ſo verſchiedener Art nicht ſowohl Duldungsgeiſt, als ein Gemiſch von religiöſen Vorſtellungen erhielt, aus welchem die Zeit durch ſeine raſtloſen Fähigkeiten vielleicht ein ſchönes religiöſes Ganzes entwickelt hatte, zog ihn zu den Geheimniſſen der Religionen fort; wie jeder Menſch von großem Character und Geiſt, der ſich nicht ganz entwickelt hat, wollte er nur die Leiter der Andacht für ſich zertrümmern, und ein Gott unmittelbar mit den Göttern verkehren. In dem Gottesdienſt der Juden oder vielmehr in der Idee von Jehovah lag eine Erhabenheit der Art, wie ſie den Griechen ganz unbekannt war, und konnte eines mächtigen Eindruckes auf das Gemüth des Helden nicht verfehlen, eines Eindruckes, welcher ihn bald die Treue des Hohenprieſters gegen den perſiſchen Monarchen in einem günſtigen Lichte betrachten ließ. Ueberhaupt wirkte alles Gute und Große ſicher auf den Jüngling, wenn ſein brauſender Unmuth über Hinderniſſe, die ſeinem Vordringen entgegengeſtellt wurden, ſich verloren.

Hätte Alexander länger gelebt, ſo würde er freilich mit der ſonderbaren Hartnäckigkeit der Juden, zu welcher ihre Religion ſie öfters zwang, bisweilen einen Kampf gehabt haben; aber ſie hätten die Gefahr vermieden, in welche ſie geriethen, als Ptolemäus in Aegypten, Seleucus in Syrien eine große neue Macht ſtifteten. Jener zog an einem Sabbat in Jeruſalem ein, weil man ſchon die ſonderbare, einer Grübelei, welche jetzt ſchon ängſtlich über den Geiſt und den Buchſtaben des moſaiſchen Geſetzes hinausſchlich, entfloſſene Meinung hatte, daß man die Ruhe des heiligen Tages durch keine Vertheidigung mit den Waffen ſtören dürfe. Durch Ptolemäus und ſeine Nachfolger wurden anfänglich nicht ohne gewaltſame Mittel viele Juden nach Aegypten verpflanzt, und Alexandrien verdankt viel von ſeinem Gedeihen ihrem Fleiße. Schon ihrer Induſtrie wegen, vorzüglich aber verpflanzte man ſie gern in das Land großer Monarchien, auf deſſen Beſitz alles ankam, aus dem Grunde, weil man auf ihre Treue am meiſten bauen konnte. Durch das einzige Beiſpiel von derſelben, welches ſie wider Alexander am Darius gaben, waren ſie wirklich, weil es gerade einen ſo großen Moment in der Geſchichte traf, als eine treue Nation berühmt geworden. Außerdem aber hatte die ſcharfe Individualität, welche ſie ſelbſt in Städten, wo ein Gewühl von Nationen war, und beim Handel erhielten, theils weil ſie einmal zu tief ihrem ganzen Weſen eingeprägt war, theils weil ihr Stolz und die Ausſichten auf die Zeiten ihrer Weltherrſchaft ſie ängſtlich dahin ſtreben hießen, Juden zu bleiben, zur unausbleiblichen Folge, daß ſie ſich nicht leicht an eine Revolutionsparthei anſchloſſen. Auch lehrte ſie ein Blick auf Jeruſalem und den Tempel, wie ſchwer ſie durch

Zerſtörung derſelben für jeden Ungehorſam geſtraft werden konnten. Aus dieſen Gründen ſuchte auch Seleucus Nicator, nachdem der König von Aegypten ihm durch einen Vertrag Judäa ſcheint abgetreten zu haben, von den Bewohnern dieſes Landes eine beträchtliche Anzahl nach Antiochia zu locken, indem er ihnen das Bürgerrecht daſelbſt und gleiche Freiheiten mit den Griechen und Macedoniern anbot.

Obgleich Unterthanen der ſyriſchen Macht, fanden die Juden doch einen Freund an dem Zweiten der Ptolemäer. Eine Nation nämlich, welche ſich durch ihre Literatur und beſonders durch das Alter ihrer ſchriftlichen Documente auszeichnete, war für einen König und ſeine Gelehrten, welchen an Vermehrung der Bibliothek zu Alexandria ſo viel gelegen war, durchaus merkwürdig. Die Güte ſeiner Verordnungen für die Juden in Aegypten, die Geſchenke, welche er dem Tempel zu Jeruſalem ſchickte und ſeine beſondere Verwendung bei dem Hohenprieſter Eleaſar, daß er ihm Männer zu einer Ueberſetzung des iſraelitiſchen Geſetzbuches ſenden möchte, welche des Geſetzes und der hebräiſchen und griechiſchen Sprache kundig wären, bewirkten zuſammen, daß eine Geſellſchaft von Gelehrten in ſtiller Einſamkeit außerhalb der Stadt Alexandria eine griechiſche Verdollmetſchung des Geſetzbuches veranſtalten konnte. Wenn ſie ihre Schreibart mehr nach dem Genius der hebräiſchen, als der griechiſchen Sprache bildeten, ſo floß dies wohl aus ihrer Ungeſchicklichkeit, entſprach aber dem Zwecke der ganzen Veranſtaltung, und war eine Wohlthat für die Juden, welche in Gegenden lebten, wo die griechiſche Sprache herrſchte, und über dieſe die Kunde der chaldaiſchen und hebräiſchen verlernten.

Uebrigens glich Judäa bei den vielen Kriegen zwiſchen den folgenden ſyriſchen und ägyptiſchen Herrſchern einem Schiffe, welches von den Wellen bald auf dieſe, bald auf jene Seite geworfen wird, ohne dadurch beſonders unglücklich zu werden. Seine regierenden Hohenprieſter ſcheinen eine vorſichtige und ſchlaue Politik ausgeübt zu haben, und ſowohl die Ptolemäer, als die Seleuciden ſahen nur darauf, daß die Juden ihren Tribut richtig bezahlten. Auch war die griechiſche Weiſe, wie ſie Krieg führten, ſehr zu ihrem Vortheil von der Art unterſchieden, wie ehemals die Pharaonen und die aſiatiſchen Herrſcher mit einander kriegten. Härter ſcheint bisweilen das Schickſal der Juden, die in Aegypten lebten, geweſen zu ſeyn.

Durch den Krieg zwiſchen Antiochus dem Großen von Syrien und den Römern wurden die Juden in Kleinaſien ſchon Unterthanen der letzten, und Judäa hätte ſelbſt wegen eines ähnlichen Schickſals ſich glücklich preiſen können, weil es dann der ſchrecklichen Periode, welche es unter Antiochus Epiphanes, dem zweiten Sohn Antiochus des Großen, für ſich beginnen ſah, entgangen wäre.

Fl. Josephi antiq. Jud. XI. 8. XII. 1—4. Philo de vita Mosis L. II. Bücher der Maccabäer I. 1.

(1—7.). Je mehr man den Geſchichtſchreiber Joſephus von der Zeit an ſtudirt, wo er die vorzüglichſte, oft einzige Quelle der jüdiſchen Geſchichte iſt, deſto mehr verſchwinden die Vorwürfe, die ihm wegen unſicherer, uncritiſcher Erzählung gemacht werden, ſo wie überhaupt, je tiefer die Hiſtorie begründet wird, deſto häufiger auch die Ehre der geſchichtlichen Bücher, die als Quellen zu betrachten ſind, wird gerettet werden. Beim Joſephus muß man nur immer unterſcheiden, was er als jüdiſche Geſchichte bloß hinſtellt, weil er ſolche Nachrichten einmal vorfand; und was er als ſeine hiſtoriſche Arbeit gibt. Dann entſtehen manche Unrichtigkeiten in ihm mehr aus einer Unſicherheit ſeiner hiſtoriſchen Abſtraction, als aus einer unrichtigen Erzählung von Thatſachen; und endlich muß man, um ein Urtheil über ihn zu fällen, ſeine Nachrichten in ſeinem archäologiſchen Werke ſtets mit dem Geiſt, welcher in den beiden Büchern ſeiner Vertheidigungsſchrift der Juden (libri duo contra Apionem. in ed. opp. ej. ex recens. Haverc. T. II. pag. 457—496.) ſich ſehr auszeichnet, und mit den Fragmenten zuſammenhalten, die er uns in dieſer unſchätzbaren Schrift aus Geſchichtſchreibern von andern Nationen über die Juden, beſonders vom Hecatäus von Abdera aufbehalten hat, der unter Alexander dem Großen und nachher am ägyptiſchen Hofe die jüdiſche Geſchichte genau zu erlernen im Stande war.

§. 29.

Es konnte nicht fehlen, daß jüngere Juden, wenn ſie den glänzenden griechiſchen Sitten zuſahen, und von Griechen, die in ſo mancher Hinſicht ihnen an Cultur überlegen waren, wegen ihrer ſonderbaren Gebräuche und ängſtlichen Sitten geneckt wurden, ſich von der Bürde der väterlichen

Religion befreit und ein Leben wünſchten, welches dem herrſchenden Geſchmacke glich. Eben ſo ließ ſich erwarten, daß gerade in der hohenprieſterlichen Familie, deren Glieder am meiſten Verkehr mit dem herrſchenden Hof hatten und durch ihren Rang am leichteſten auf äußern Glanz gelenkt wurden, ſich dieſer Hang zu der griechiſchen Lebensart am früheſten äußern werde. Ein Bruder des Oberprieſters Onias des Dritten, eines Mannes nach dem Sinne der moſaiſchen Geſetze, der berüchtigte Jeſus, welcher bald ſeinen Namen in Jaſon verwandelte, kaufte von Antiochus Epiphanes die oberprieſterliche Stelle und zugleich die Erlaubniß, in Jeruſalem einen Schauplatz zu Kampfſpielen und andern Leibesübungen für die Jugend nach griechiſcher Sitte anlegen zu dürfen. Dies geſchah, und Jaſon's Beiſpiel fand ſo großen Beifall, daß die Prieſter ihre Geſchäfte im Tempel verließen und ſich mit dem Discus vergnügten. Indeſſen verſprach ſein Bruder Menelaus noch eine größere Summe für das Oberprieſterthum oder vielmehr die mit demſelben verbundene Stelle eines ſyriſchen Statthalters, und es gelang ihm, ſich in Jeruſalem feſtzuſetzen Er wollte nun gar die jüdiſchen Geſetze und Gebräuche ganz abſchaffen, und keine andere Geſetze, als die Verordnungen des herrſchenden Hofes, keine andere Sitten, als die griechiſchen geſtatten. Auch ſuchten ſeine Anhänger ſogleich die Merkmale der Beſchneidung durch künſtliche Mittel an ſich zu vertilgen.

Bald nachher verbreitete ſich die Nachricht, daß Antiochus Epiphanes auf einem Zuge gegen Aegypten umgekommen ſey, und alle Patrioten in Jeruſalem verbargen nicht ihre Freude darüber. Vorzüglich dies war Urſache, daß der König mit bewaffneter Macht in die Stadt einrückte, unter den eifrigen Juden ein Blutbad anrichten ließ, und alle Koſtbarkeiten und Geräthſchaften des Tempels als Raub mit ſich wegnahm. Eine Beſatzung, welche er in Jeruſalem zurückließ, deutete auf keine gute Zukunft. Bald kam auch ein königliches Edict, daß alle beſchnittene Nationen alle Gebräuche aufgeben ſollten, wodurch ſie ſich bisher unterſchieden hätten. Die Samariten eilten nun, ihren bisherigen Ehrenpunct, für Juden gehalten zu werden, aufzugeben, und die Idumäer zeigten ſich gegen den Befehl gehorſam. Bei den Juden fand derſelbe größern Widerſtand; und nun kam ein Gebot des Hofes, daß bei Todesſtrafe der moſaiſche Gottesdienſt mit allen zu ihm gehörigen Gebräuchen abgeſchaft und der griechiſch-ſyriſche eingeführt werden ſollte. Der Tempel Jehovahs wurde dem olympiſchen Zevs geweiht; auf den Straßen, wo ſonſt die Hebräer mit Pſalmen zum Paſſahfeſte zogen, ſchwärmten an den Feſten von Dionyſos trunkene Schaaren mit Epheukränzen umher, und das ſyriſche Schwert war im ganzen Lande immer gezückt, um das Blut eines jeden, welcher durch irgend ein Zeichen ſeine Verehrung des alten Gottes der Väter verrieth, den griechiſchen Göttern zu opfern.

Mitten unter den ſchrecklichen Scenen, welche allenthalben eröffnet wurden, erhob ſich ein Heldengeſchlecht, wie es in der iſraelitiſchen Geſchichte noch nicht glänzte. Der

Prieſter Mattathias hatte mit zerriſſenem Herzen die Mißhandlung der väterlichen Religion und des Volkes zu Jeruſalem geſehen, und einer von ſeinen Söhnen, Judas Maccabäus, war in eine Einöde gegangen, um nur dem moſaiſchen Geſetz treu bleiben zu können. Er verſammelte ſich wieder zu ſeinem Vater und ſeinen Brüdern, als ſie in den Ort ihrer Herkunft, in die Bergſtadt Modein nicht weit vom mittelländiſchen Meere, ſich zurückgezogen hatten. Aber auch hieher drang die königliche Commiſſion, welche über die Vertilgung des alten Gottesdienſtes wachen ſollte, und verlangte in der Volksverſammlung von ihm, als dem angeſehenſten Mann der Stadt, daß er zuerſt ein Beiſpiel von Verehrung der griechiſchen Gottheiten geben ſollte. Er verwarf laut dieſen Antrag mit Abſcheu; den erſten Juden, welcher zum Altar trat, nach königlichem Befehl zu opfern, ſchlug er nieder, tödtete den Befehlshaber des Königs, und rief in der Stadt umher, wer Eifer für das Geſetz habe, ſollte ihm folgen. Dann zog er mit ſeinen Söhnen hinaus in die Berge, große Schaaren folgten ſeinem Beiſpiele, und boten allen Mühſeligkeiten in den Höhlen gebirgigter Gegenden trotz, um ſich nicht wider den Gott der Väter zu vergehen.

Als ungefähr tauſend von dieſen Höhlenbewohnern durch das Schwert der Beſatzung von Jeruſalem, beſonders aber durch Feuer und Rauch umkamen, weil ſie am Sabbate ſich auf keine Weiſe vertheidigen wollten, brachte Mattathias die Meinung empor, daß es Pflicht ſey, auch am Sabbate zu kämpfen, wenn es die Nothwendigkeit gebiete. Hierdurch kühner gemacht, wagte er ſich hervor und zog mit beträchtlicher Mannſchaft umher, den griechiſchen Gottesdienſt zu zerſtören und die von Jehovah abgefallenen zu beſtrafen. Er hatte ſchon einige Vortheile über feindliche Truppen erhalten, als er ſich dem Tode nahe fühlte. Mit einem ächtiſraelitiſchen Geiſt führte der ſterbende Greis die großen Momente der Geſchichte des Vaterlandes vor ſeine umherſtehenden Söhne, und weihte den gewaltigſten unter ihnen, Judas Maccabaus, zum Anführer der Frommen.

Dieſer Held, ehrwürdig als Heerführer und wegen ſeines umfaſſenden politiſchen Sinnes, lehrte bald die Verfolgten, hinter ſeinem Schwerte ſich ſicher zu glauben; er hatte es dem erſten feindlichen Befehlshaber, Apollonius, welchen er ſchlug und tödtete, abgenommen, und führte es ſein ganzes Leben hindurch, ein Zeichen der vaterländiſchen Freiheit. Ein zweiter ruhmvoller Sieg machte ſeinen Namen ſchon außerhalb Judäa bekannt, aber reizte den Unmuth des Königs ſo, daß ein Heer von vierzig tauſend Fußvölkern und ſieben tauſend Reutern beſtimmt wurde, die Empörer auf einmal zu vernichten. Es hatte ſich in der Ebene bei Emaus gelagert, und die Kaufleute aus nahen Gegenden eilten herbei, um Sclaven aus den Juden, die gefangen würden, zu kaufen. Judas und ſeine Brüder ſahen, daß der entſcheidende Zeitpunct, für ſie drohend, herangenahet ſey. Sie breiteten zu Mizpa die Rollen des

Geſetzbuches vor der Verſammlung ihrer Krieger aus, weil ihnen andere Heiligthümer fehlten, wandten das Geſicht gen Jeruſalem und wehklagten vor ihrem Gotte. Dann ſtießen ſie in die Trompeten und erhoben ein kriegeriſches Geſchrei, als ſey der Sieg ihnen gewiß.

Indem ein Theil des feindlichen Heeres aufgebrochen war, um ihn zu überfallen, eilte Judas das Lager deſſelben bei Emaus anzugreifen, und erfocht den vollſtändigſten Sieg. Dann bahnte er ſich durch die Niederlage eines noch größeren ſyriſchen Heeres im folgenden Jahre den Weg nach Jeruſalem, wo freilich die Burg noch einer feindlichen Beſatzung angehörte. Als das Heer der Heiden ſich dem Heiligthume nahte, und die Zerſtörung und das hohe Gras, das Buſchwerk in den Vorhöfen ſchauten, da zerriſſen ſie ihre Kleider und beſtreuten ihr Haupt mit Aſche; ſie wehklagten und fielen auf ihr Angeſicht zur Erde.

Nachdem die Burg umzingelt war, damit der Feind die gottesdienſtlichen Handlungen nicht ſtören könnte, erbaute man einen neuen Altar und richtete den Cultus ganz dem Geſetze gemäß ein. Die Verehrer Jehovahs ſtrömten nach Jeruſalem, als der Tempel wieder eingeweiht wurde. Loblieder und Harfen und Cymbeln weckten die alte Nationalfreude aus ihrem Schlummer. Allein nun ſtanden von den älteſten Feinden Iſraels, den benachbarten faſt vergeſſenen Völkerſtämmen einige aus Neid wider die Helden auf. Judas war gegen ſie ſiegreich, und zog alle reine Patrioten aus Gilead und Galiläa nach Jeruſalem, als ſie dort zu ſchwach gegen die Freunde fremder Religionen waren, um von ſeinem ſtarken Arm in der Ferne emporgehalten werden zu können.

Dennoch hätten die jüdiſchen Patrioten der Uebermacht erliegen müſſen, wenn nicht die Gefahr innerer Zerrüttungen des ſyriſchen Reiches den König Antiochus Eupator bewogen hätte, der Nation einigermaaßen Religionsfreiheit zu erlauben. Auch begann man allmählig einzuſehen, daß es einzig die Verfolgung ihres Gottesdienſtes war, was ſie zu Empörungen reizte; und nur die Bemühung von Apoſtaten, welche freilich zu hart von Judas verfolgt wurden, ihn und ſeine Helden nur als Aufrührer darzuſtellen, brachte den ſyriſchen Hof von neuem zur Verfolgung der Patrioten. Da nun der Krieg wieder auf das heftigſte ausbrach, glaubte Judas, für ſein Vaterland fremden Schutz ſuchen zu müſſen. Er konnte ihn freilich nur bei den Römern finden; aber dieſe waren damals noch in der ſchönen Periode ihrer Characterbildung, und der Held verehrte ihre Freiheitsliebe und ihren männlichen Sinn, daß er ſie auch zu ſeinem Schutzherrn gewählt haben würde. Auch mußte ſein Anſuchen dem römiſchen Freiſtaate nicht gleichgültig ſeyn, weil die gänzliche Unterjochung von Judäa den Plan der ſyriſchen Herrſcher, Aegyptens Macht mit der ihrigen zu verſchmelzen, begünſtigt hätte. Ein gegenſeitiges Defenſivbündniß kam zwiſchen den Juden und Römern unter völlig gleichen Bedingungen zu Stande, außer daß es dem Gutdünken der letztern überlaſſen blieb, ob ſie für die Hülfsvölker, welche ſie ihren Bundesgenoſſen ſchickten, Unterſtützung von denſelben an Geld, Proviant, Waffen und Schiffen fordern wollten.

Die Geſandten, welche dies Bündniß geſchloſſen hatten, trafen wahrſcheinlich bei ihrer Rückkunft den Helden Judas nicht mehr lebend. In einem Treffen, wo er der großen Uebermacht erlag, hätte er durch die Flucht ſich retten können, aber lieber wollte er auf dem Schlachtfelde ſterben. Seine Brüder trugen ihn hinweg unter Klageliedern in die Gruft ſeiner Väter zu Modein, und von ihnen trat nun Jonathan an die Spitze der Patrioten. Schon ausgezeichnet als Held erwarb er ſich durch ſeine Siege außerordentlichen Ruhm, erneuerte den Bund mit Rom durch eine Geſandtſchaft und zugleich die Brüderfreundſchaft mit den Sefaradenern *). Die Kriege im ſyriſchen Reich

---

*) Die gewöhnliche Meinung verſteht unter dieſen Sefaradenern die Spartaner, wie in der griechiſchen Verdollmetſchung überſetzt wurde, welcher Joſephus gefolgt iſt. Allein ihr ſtehen folgende Gründe entgegen: erſtens hat ein König dieſes Volkes, Darius genannt, ſchon in vorigen Zeiten an einen Hohenprieſter ein Schreiben ergehen laſſen, worin er meldet, daß ſein Volk und die Juden Brüder wären und beide von Abraham abſtammten. Nun kennt die Geſchichte keinen ſpartaniſchen König Darius, die Spartaner können nach aller unſerer Kunde auf keine Weiſe mit den Juden verwandt ſeyn, und es lag nicht in dem Character derſelben, ſich zuerſt

um den Beſitz des Thrones begünſtigten ſeine Plane, und nachdem durch den Bund mit den Römern ſchon ein großer

---

als Verwandte einem unberühmten Volke darzuſtellen; auch war nicht in ihrer Manier des Ausdruckes eine ſolche Aeußerung, „unſer Vieh und Güter ſeyen euer, und das eurige unſer.“ Zweitens iſt durchaus in der griechiſchen Geſchichte gar keine Spur von irgend einem Verkehr zwiſchen Jeruſalem und Sparta; drittens geht die Aeußerung im Schreiben von **Jonathan**, daß die Juden an ihren Feſten und andern ſchicklichen Tagen der Sefaradener bei den Opfern und im Gebete ſo gedächten, wie man ſeiner Brüder gedenken muß, durchaus auf ein Volk, welches noch jetzt der Religion Jehovahs zugethan war; gerade in dieſen Zeiten des Religionseifers und des gährenden Patriotismus beteten die Juden, was ſie überhaupt nicht durften, gewiß nicht für Verehrer griechiſcher Gottheiten, wie die Spartaner. Viertens iſt in dem ganzen Schreiben auch keine Spur von dem hohen ſpartaniſchen Kriegsruhm, ſondern die Sprache gegen die Sefaradener iſt vornehm; auch könnte man anführen, daß von dem Wohlergehen der Spartaner, wie der Brief von dem jetzigen Wohl des Volkes, an welches er gerichtet iſt, theilnehmend ſpricht, um dieſe Zeit nicht viel zu rühmen war. Wenn man endlich auch annehmen wollte, daß vielleicht eine alte Sage von einer Verwandtſchaft zwiſchen Spartanern und Juden Glauben gefunden hätte, zumal da **Diodor** verſichert, daß von dem Volke der Fremdlinge, die unter **Moſes** Anführung aus Aegypten zogen, einige unter **Danaus** und **Cadmus** nach Griechenland gegangen wären, wiewohl dieſe nicht Stifter von Lacedämon wurden (**Diodori** ecl. ed. Wessel. T. II. pag. 542. 43. 44.): ſo gibt es ein unverwerfliches Zeugniß, daß die Sefaradener Coloni-

Schritt zur Unabhängigkeit gethan war, erhielt er wieder das Hoheprieſterthum und die Statthalterſchaft vereinigt.

ſten aus Jeruſalem waren, alſo die Verwandtſchaft derſelben mit den Juden nicht auf alte gemeinſchaftliche Abſtammung beruhte, ſondern ſie ſeit einem nicht gar langen Zeitraum von denſelben ausgewandert waren (Prophet Obadia V. 20.).

Dieſer letzte Grund ſcheint völlig zu entſcheiden, daß von Spartanern hier nicht die Rede ſey, und die griechiſchen Ueberſetzer entweder eine fehlerhafte Abſchrift vor ſich gehabt oder ſelbſt einen Schreibfehler begangen, oder aus geographiſcher Unkunde von Sefarad das bekannte Sparta hingeſetzt haben; vielleicht auch der Fehler bloß ein Werk der ſpäten Juden ſey. Dieſe gefielen ſich bei dem Gedanken, daß ihre Väter mit den berühmten Spartanern im Bündniſſe geweſen wären. Joſephus macht aus Darius ſchon Arius, weil jener Name ſonderbar in der ſpartaniſchen Geſchichte ſich ausnimmt, und der Brief von Jonathan, welcher bloß den Sefaradeuern ſeinen Gruß entbietet, lautet bei ihm ſchon wie an die Ephoren und den Senat und das Volk von Sparta geſchrieben. Josephi antiq. XIII. 5 (8.). Erſtes Buch der Maccabäer 12. 5—23.: 14 20—24.

Wer waren nun aber die Sefaradeuer? Weil die Vulgata in der Stelle des Obadia Sefarad durch Bosphorus überſetzt hat, ſo vermuthet Michaelis, daß von einem kleinen Staat in Bosphorus die Rede ſey. Allein das Anſehen der Vulgata iſt hier äußerſt gering, und wenn der Bosphorus auch wirklich Sefarad geheißen hätte, ſo wäre man dadurch wieder nicht berechtigt, einen Staat Sefarad im Bosphorus anzunehmen. Auch erhellt aus dem Strabo VII. p. 309. 10., daß der

Als er durch Hinterliſt von dem treuloſen Befehlshaber Tryphon, welcher nach der ſyriſchen Krone ſtrebte, ge-

---

Bosphorus Einem bedeutenden Herrſcher unterworfen war, und der letzte von dieſen Herrſchern ſein Reich an Mithridates Eupator abtrat, nach deſſen Ueberwindung die Römer es erhielten. Nun aber war zur Zeit Jonathan's Sefarad gar ein Freiſtaat, und es ergibt ſich aus dem Zuſammenhange des Briefes an denſelben, daß die Geſandtſchaft auf der Reiſe nach Rom ihn faſt berührte, welches unmöglich auf den Bosphorus paßt. Ging ſie ſogleich von Paläſtina aus zu Schiffe oder reiſte ſie anfänglich zu Lande, ſo mußte ſie auf jeden Fall die africaniſche Küſte berühren. Dieſes ſowohl, als der Umſtand, daß in der griechiſchen Ueberſetzung der Stelle des Obadia nach beinahe allen Handſchriften Ephratha ſtatt des hebräiſchen Sefarad ſteht, führt uns zu der Vermuthung, daß die Stadt Euphrata auf der Gränze der Gegend von Cyrene und Carthago unter Sefarad verſtanden ſey. Strabo XVII. p. 836. Außer den angeführten Gründen beſtärken noch folgende dieſe Vermuthung. Erſtens iſt der Brief von Darius, auf welchen ſich Jonathan beruft, an einen Hohenprieſter Onias gerichtet geweſen; und Onias der Erſte hatte kaum ſein Amt angetreten, als der erſte Ptolemäer Einwohner von Jeruſalem nach Aegypten verpflanzte, welchem Cyrene unterworfen war. Onias der Erſte lebte zwar lange, aber doch möchten wir annehmen, daß der Brief des Königs Darius an Onias den Zweiten gerichtet ſey, der zur Zeit des dritten Ptolemäers lebte, da man ſich in demſelben doch ſchon auf eine Urkunde beruft, welche von der Verwandtſchaft der Einwohner von Sefarad und der Juden zeugte. Zweitens läßt ſich ſehr wahrſcheinlich vermuthen, fangen genommen und ermordet war, mußte ſein Bruder **Simon** an ſeine Stelle treten, welcher mit gleicher Ta-

---

daß eine Colonie von Juden in Africa nach dem Muſter des väterlichen Staates freilich anfänglich einen König, einen kleinen Herrſcher, der vielleicht an Aegypten einen Tribut bezahlte, gehabt habe, bald aber nach dem Beiſpiele der Städte umher zur Form eines Freiſtaates gelangt ſey. Dies ſtimmt vortrefflich mit den Nachrichten im erſten Buche der Maccabäer überein. Drittens paßt die Aeußerung, daß die Brüder lange nichts von ſich hätten hören laſſen, ſehr gut auf die politiſchen Verhältniſſe, in welche die Staaten der africaniſchen Küſte damals während den Stürmen der puniſchen Kriege gekommen waren. Die Einwohner von Euphrata hatten keine Zeit gehabt, an Jeruſalem zu denken; und die Freude **Jonathan's** daß es ihnen wohlgehe, ſchickt ſich eben ſo gut für die Zeitumſtände, weil zur Zeit des Schreibens nach kaum beendigtem Kampf zwiſchen Carthago und Rom nun die Ruhe wieder die africaniſchen Küſten beglückte; auch ſcheint Sefarad ſeinen Bund mit Jeruſalem nicht eher erneuert zu haben, als bis Rom es that, von deſſen Befehl Euphrata abhing. Viertens iſt die Unkunde ſpäterer Zeiten über den Staat, der mit den Juden ſo ſehr befreundet geweſen, leicht zu verzeihen, da wie die meiſten Staaten an der africaniſchen Küſte, ſo auch Euphrata ſank, welches nie von Bedeutung geweſen. **Strabo** nennt es pyrgos, ein Wort, welches man freilich nicht durch turris, wie in der Ueberſetzung **Strabo's**, zu geben braucht, das aber doch keine bedeutende Stadt bezeichnet: der Ausdruck burgum des Mittelalters, welcher aus ihm entſtanden zu ſeyn ſcheint, kommt vielleicht auch ſeinem Sinn am nächſten. Wahrſcheinlich waren die Einwohner Euphrata's kleine Kaufleute.

ſferkeit noch größere Beſonnenheit verband, durch Kriegsglück, Bündniſſe und durch Anlegung des Hafens zu

---

Zuletzt noch könnte man anführen, daß Jonathan, wiewohl an keine Unterſtützung von Euphrata zu denken war, doch ſeinen Ruhm eines Patrioten dadurch vermehrte, wenn er die äußerſte ägyptiſche Colonie der Juden in Verbindung mit dem väterlichen Staat erhielt, zumal da der Prophet Obadia geweiſſagt hatte, daß die Juden, welche bis nach Sefarad hin zerſtreut waren, dereinſt wieder nach Paläſtina verſammelt werden ſollten. Auch ſchmeichelte es ihm ſelbſt, den entfernten Landsleuten kund thun zu können, daß ſein patriotiſches Geſchlecht das Vaterland gerettet habe; und ſo viel ergibt ſich aus der Stelle im Obadia gewiß, daß dieſer Staat eine der äußerſten jüdiſchen Colonien nach einer Seite hin geweſen ſey. In eben dieſer Stelle wird Sefarad im Gegenſatz zu einer fernen aſiatiſchen Colonie der Juden angeführt, bei welcher man wohl nur wegen unrichtiger Conſtruction mit dem Thal der Canaaniter, deſſen Erwähnung geſchieht, an Sarepta gedacht hat; viel wahrſcheinlicher iſt eine Stadt am Euphrat, vielleicht das jetzige Sarſar in der Paſchalik Bagdad gemeint. Aber wie ſehr ſpricht dieſer Grund wieder für die Vermuthung, daß Sefarad und Euphrata einerlei ſind!

Wenn man gegen alle dieſe Gründe für dieſe Vermuthung noch einwenden wollte, daß eine weitere Entfernung Sefarads, als Roms angedeutet ſey B. d. Maccab. I. 14. (16), wie es Michaelis dünkte, ſo dient zur Antwort, daß dieſe Andeutung ſich keineswegs bei dem alten Geſchichtſchreiber finde. Wenn ſein Ausdruck, nach Rom und bis Sefarad ſey die Nachricht von Jonathan's Tod erſchollen, auch eine ſteigende

Joppe neuen unerwarteten Wohlſtand über Judäa verbreitete, und durch einen förmlichen Schluß des Volkes, welches mit dankbarer Bewunderung auf ihn und ſein Geſchlecht ſah, das Hoheprieſterthum und wahre Herrſchaft für ſich und ſeine Nachkommen erhielt; auch ſollte nur er ſich in Purpur kleiden dürfen.

Dieſem Schluſſe, in kupferne Tafeln gegraben und an der Mauer des Heiligthums aufgehängt, ſollte ſeine Kraft bleiben, bis ein beglaubigter Prophet aufſtehe, Freilich war durch ihn nicht völlige Unabhängigkeit vom ſyriſchen Hofe beſtimmt, aber ſchon Simon's Sohn hob den Tribut gänzlich auf, und ſein Enkel Ariſtobolus nahm den königlichen Titel an. Schon erhoben ſich Stimmen, welche die Wiederkehr des goldenen Zeitalters unter Salomon verkündigten; über die benachbarten Völkerſtämme verbreitete ſich auch wieder die Herrſchaft der Juden. Aber die politiſchen Partheien, welche in einem Staat unvermeidlich wa-

---

Verwunderung bei dem zweiten Ort merken laſſen ſoll; ſo war ſie ſehr natürlich, wenn gleich Euphrata näher lag, weil die Römer ſchon mit der ganzen Welt Verbindung hatten, und der größte Theil derſelben ihnen ſchon unterworfen war.

Uebrigens iſt wenigſtens die Widerlegung der Meinung, daß Sparta unter Sefarad verſtanden werden müſſe, von großer Wichtigkeit für die Reſultate, welche die Menſchengeſchichte aus den Verbindungen zwiſchen den Staaten wird ziehen müſſen.

ren, welcher doch noch immer auf alte Urkunden, auf Tradition und die Deutungen derſelben beruhte, und dann die Unbeſtimmtheit im gegenwärtigen Staatsrecht, ob immer der älteſte von den Söhnen des Königs dem Vater folgen mußte, ob die weltliche Herrſchaft und das Hohepriesterthum getrennt werden konnten, erregte unvermeidlich bürgerliche Kriege. Schon zwiſchen den Söhnen vom Bruder des erſten Königs war ein ſolcher ausgebrochen zu derſelben Zeit, da der gewaltige römiſche Proconſul Pompejus Syrien in eine Provinz Roms verwandelte. Beide Brüder, Hyrcan und Ariſtobulus, wandten ſich an ihn; jener hatte einen ſchlauen Unterhändler an ſeinem Freund Antipater, dem eigentlichen Stifter des ganzen Krieges. Pompejus ſelbſt kam nach Jeruſalem, mußte aber den Tempelberg, welchen eine Parthey des Ariſtobulus und vorzüglich Prieſter drei Monate vertheidigten, mit Sturm einnehmen. Wiewohl das Gemiſch von jüdiſcher Denkart und ſyriſch-griechiſchem Luxus am Hofe der Maccabäer einen widerlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, erregten die Heiligthümer und der Gottesdienſt der Juden doch ſeine Neugierde und Verwunderung. An dem Blutbade in Jeruſalem waren nicht ſowohl die Römer, als die jüdiſchen Factionen ſelbſt ſchuld (J. v. C. 63.).

Hyrcan bekam das Hoheprieſterthum und behielt den königlichen Titel, aber ſeinem Gebiete wurden enge Gränzen geſetzt; der Hauptſtadt und dem Lande ward ein Tribut auferlegt, die Unabhängigkeit war verloren, ein römiſcher

Befehlshaber blieb zurück, und der gänzliche Sturz des Hauſes der Maccabäer war nahe. Ariſtobulus und ſeine Söhne wurden gefangen nach Rom geführt. Unter den Maccabäern begann nicht mehr die ſo unvermerkt angefangene, erhabene Revolution durch einen Nachkommen David's. Die jüdiſche Geſchichte verliert ſich hier in die römiſche, welche wie ein Meer die Hiſtorien der einzelnen Nationen aufnimmt und beinahe zur Menſchengeſchichte wird.

Fl. Josephi antiq. Jud. XII. 5 — 11. XIII. 1 — 21. XIV. 1 — 14. Josephus de bello Judaico I. 2 — 15. Josephi liber de Maccab. seu de rationis Imperio. in T. II. op. ed. Haverc. — Das erſte Buch der Maccabäer nach Michaelis Ueberſetzung. Götting. 1778. K. 1. (7 — 64.). 2 — 16. Maccab. L. II. 4 — 15. in vet test. ex vers. sept. interpr. ex recens. Breitingeri. Tiguri Helvet. 1730. T. II. pag. 588 — 622. Tacit. histor. V. 9. Flori hist. III. 5. Ciceron. orat pro Flacco, 5.

§. 30.

In dieſen ſpätern Zeiten der iſraelitiſchen Geſchichte, vorzüglich aber ſeit der Herrſchaft des Hauſes der Maccabaer, beruhte die Regierung mit auf einem Collegium von Rathen, aus welchem nachher das hohe Synedrium zu Jeruſalem entſtand. Ueber dem beſtimmten Urſprung dieſes Inſtituts ruht Dunkel, wie es überhaupt das Schickſal ſolcher Inſtitute iſt, weil ſie allmählich entſtehen und mehr einen zufälligen, als beſtimmten Urſprung haben. Indeß leidet es wohl keinen Zweifel, daß das Beiſpiel der größten vormaligen Könige, welche ſchon ein Collegium von Räthen um ſich hatten, zur Zeit der Gefahr und der ſchwankenden Macht der Oberhäupter des Staates vorzüglich nachgeahmt werden mußte. Eben ſo natürlich war, daß jetzo, wenn jene Rathe der Monarchen von dem Willen derſelben abhingen, beſonders zu den Zeiten der Maccabäer allmählig einige das Recht bekamen, im Rathscollegium zu ſitzen, und die Glieder deſſelben gewiſſe Freiheiten erhielten, welche durchaus nicht vom Oberhaupte des Staats abhängig waren. Wir wiſſen nicht, welche Perſonen in dieſem Collegium Sitz und Stimme hatten, aber wahrſcheinlich beſtand es aus den in Jeruſalem gegenwärtigen Prieſtern, beſonders den nun ſo wichtigen Rechts- oder Schriftgelehrten, einigen andern hohen Beamten, und den Häuptern einer beſtimmten Anzahl von Familien, zumahl da der ehmalige Landtag völlig außer Gang gekommen zu ſeyn ſcheint, für welchen das Synedrium einigermaaßen Erſatz ſeyn mußte. So viel iſt gewiß, daß der Hoheprieſter in ihm den Vorſitz hatte, und daß ohne die Verurtheilung durch dieſes Collegium niemand am Leben geſtraft werden konnte. Durch die Verwandlung des Oberprieſters und Statthalters in einen König litt es keine Veränderung; aber die höher geſtiegene königliche Macht duldete ungern die Feſſeln, welche ihr durch daſſelbe angelegt wurden, und der Familie des berühmten Antipater mußte es äusserſt verhaßt werden.

Fl. Josephi antiq. Jud. XIV. 9 (3.). **Matth.** 27, 12. 20. — **Marc.** 15, 1. — **Lucas** 22, 66.

Wichtiger als dieſes Inſtitut war ein anderes dieſer Periode, nämlich die Synagogen. Seitdem Eſra angefangen hatte, die Geſetze vorzuleſen und durch mündliche chaldäiſche Ueberſetzung verſtändlich zu machen, war ein ſolches Vorleſen immer gebrauchlich geblieben; die griechiſche alexandriniſche Ueberſetzung erleichterte dieſe Sitte. Da durch die Nachfolger Eſra's und die Hohenprieſter an einer Sammlung der Schriften heiliger und berühmter Männer ſtets gearbeitet wurde, und vielleicht ſchon zur Zeit der Stiftung der ſeleucidiſchen Macht dieſelbe in ihrer nachherigen Geſtalt geſchloſſen war, auch die übrigen Schriften nach und nach in das Griechiſche übertragen wurden: ſo nahm das Studium der vaterländiſchen Literatur immer mehr überhand, und das Vorleſen der wichtigſten Werke derſelben, auf welchen der Staat und alle Hoffnung des Volkes beruhte, wurde ſogar auf die gewöhnlichen Wochenſabbate verlegt. Die ganze Einrichtung der Synagogen, wo dieſe Leſeübungen veranſtaltet wurden, behielt immer große Aehnlichkeit mit den localen Umſtänden beim Vorleſen des Geſetzes durch Eſra. Die vornehmſte war zu Jeruſalem im Tempel; ſonſt fanden ſich derſelben in allen Städten und im ganzen Lande. Natürlich blieb es nicht beim bloßen Leſen, ſondern über den Sinn der moſaiſchen Schriften und der Propheten, welche neben jenen wahrſcheinlich erſt in den ſpatern Zeiten der maccabäiſchen Periode zur Ehre, öffentliche Lectüre zu ſeyn, gelangten, entſtanden nothwendig Streitigkeiten.

Matth. 9, 35.

So mußten die Synagogen eine bedeutende Scene für das dritte äuſſerſt merkwürdige Phänomen der ſeleucidiſchen und maccabaiſchen Zeit ſeyn, nämlich die beiden großen Partheien der Phariſäer und Sadducäer. In einem Staat, wo immer Männer als die Geweihten des Nationalgottes auftraten, ihre Sprüche im Namen deſſelben verkündeten, wo jede neue Verordnung ſpäterer Zeiten, wenn ſie auch nichts als eine Erklärung eines alten Geſetzes war, von der größten Menge doch als ein Gebot Jehovas ſelbſt war betrachtet worden, mußte ein Streit über die Frage, was denn nun ewig bindendes Geſetz ſey? gewaltige Erſchütterungen veranlaſſen. Jede politiſche Parthei, die entſtand, war eine religiöſe, und jede religiöſe eine politiſche.

Es ließ ſich vorausſehen, daß diejenige Parthei, welche nicht nur dem moſaiſchen, dem vorzugsweiſe ſogenannten geſchriebenen Geſetze, ſondern allen weitern Anordnungen bis auf Eſra's und Nehemia's Zeiten herab bindende Kraft beilegte, die ungleich größere Zahl von Anhängern haben werde, in den Augen des Volkes die heiligſte. Eben ſo ließ ſich begreifen, daß der Stand der Prieſter, ſeinem Intereſſe gemäß, ſich zu ihr halten werde, und beſonders diejenigen, welche die Erforſchung der väterlichen Schriften, alſo das Studium der Rechte zum Geſchäft ihres Lebens gemacht hatten, ſchon deshalb ihr zugethan ſeyn würden; weil ſie nach den Grundſätzen dieſer Faction eine ungleich größere Maſſe von Gelehrſamkeit vor ſich hatten, und ihre Kenntniß zum ungleich dringendern Bedürfniſſe machen konnten. Zuletzt war eine gleich nothwendige Folge, daß die Phariſäer, denn dieſen Namen trug die Parthei, von welcher hier die Rede iſt, gerade wegen ihrer Aengſtlichkeit in Beobachtung aller vorhandenen Verordnungen, und durch die Bewunderung ihrer Heiligkeit von Seiten des großen Haufens verführt, leicht zu Heuchlern entarteten, welche bei jeder Kleinigkeit nur um den Schein bekümmert waren. Heuchelei und ſatte Selbſtzufriedenheit gingen unter ihnen Hand in Hand. Die phariſäiſchen Sitten waren auf den Eindruck, welchen ſie auf das Volk machten, berechnet, und daher von allen Freuden der Ueppigkeit entfernt.*)

---

*) Joſephus ſagt freilich von der heuchleriſchen, ſatten Selbſtzufriedenheit der Phariſäer nichts, allein er gehörte ſelbſt zu ihrer Parthei, und für jenen Zug in ihrem Character, der ſchon aus ihrem ganzen Geiſt nothwendig folgte, gibt es Belege genug in den Evangeliſten. Wenn ihnen aber die gewöhnliche Meinung große Begierde nach irdiſchen Gütern aufgebürdet hat, welches freilich durch ihre Entfernung von den Freuden der Ueppigkeit [Josephi antiq. Jud. XVIII. 2 (3.)] nicht ausgeſchloſſen, nur unwahrſcheinlicher wird: ſo iſt ſie dazu wenigſtens durch die Reden von Jeſus Chriſtus nicht berechtigt, denn er ſcheint ſogar die Phariſäer ſorgfältig von den Rechtsgelehrten zu trennen, wenn er von der Untugend ſpricht, ſich durch die ſchändlichſten Mittel bereichern zu wollen. Man hat hier wohl die letzten mit den erſteren verwechſelt, weil ſie zu gleicher Zeit genannt werden. Matth. 23, 14.

Mit dem urſprünglich characteriſtiſchen Zeichen dieſer Parthei, daß ſie nicht blos dem Geſetzbuche, ſondern auch den Schriften ſpäterer Männer Jehovas verpflichtende Kraft für die Juden beilegte, hängt dann auch ihr ganzes übriges Syſtem conſequent zuſammen. Die beiden Stützen deſſelben waren ihre Meinungen von dem Verhältniſſe zwiſchen dem voraus beſtimmten Schickſal des Juden und ſeinem freien Willen, dann von dem Zuſtande nach dem Tode. Weil ſie für die ſpätern Schriften von ſolcher Wichtigkeit waren; ſo feſſelte ſie ihr Glaube an alle die Vorherbeſtimmungen für das jüdiſche Volk, welche ſich in denſelben fanden, und ihre Bemühung mußte daher eben ſo wie die Bemühungen der ſpätern Propheten dahin gehen, die Gerechtigkeit dieſer Vorherbeſtimmungen einigermaaßen in Harmonie mit den guten und ſchlechten Handlungen der Juden zu bringen. Da jene eigentlich die Nation betrafen; ſo konnte es um ſo leichter geſchehen, daß ſie der Freiheit der Einzelnen einige Wirkung zuſchrieben, und einige Harmonie zwiſchen dem nothwendigen Schickſal und dem freien Willen des Juden eingeſtanden. Aber eben ſo machten ſie dann die Legalität der Handlungen theils von jenem, theils von dieſem abhängig. An wahre Tugend als Antrieb des Handelns war ohnedies nicht bei einem ſolchen religiöspolitiſchen Syſtem zu denken. In ihrer Lehre vom Zuſtande nach dem Tode blieben ſie bei dem Todtenreiche, welches ſie in den ſpätern Schriften fanden, und bildeten nur den Punct in der alten Lehre, von welchem der Grundſatz von Belohnung und Beſtrafung nach dem Tode ausgehen konnte, daß man nämlich ausgezeichnete und ſchnell geſtorbene Männer in glänzende Wohnungen des Himmelsgottes hinaufgezogen glaubte, inſofern aus, daß ſie den Seelen der legalen Juden einen andern, wahrſcheinlich herrlicher gebildeten Körper nicht ohne Fleiſch und Blut verſprachen, denn ſonſt konnte man ſich kein Leben denken, im Gegenſatz zu den nichtigen, blos von Nebel zuſammengeſetzten Körpern der ſogenannten Ungerechten, welche zur Strafe im Reich Belials blieben.*)

---

*) Freilich weiß Joſephus nichts von dieſem Zuſammenhange der phariſäiſchen Vorſtellungen von Unſterblichkeit der Seele und dem künftigen Zuſtande des Lohnes und der Strafe mit den alten Begriffen der Hebräer; allein dieſer iſt unleugbar und harmoniſch mit dem Grundcharacter der Phariſäer. Jener Geſchichtſchreiber hat hier, wie häufig, den Kopf ſchon voll von griechiſchen Bildern. Ant. Jud. XVIII. 2. p. 871. und de bello Jud. II. 8. p. 166. Bei dem andern Körper, welchen die Gerechten für ein neues Leben erhalten würden, hat er indeſſen ſelbſt wohl nicht, wie die meiſten Commentatoren über das phariſäiſche Syſtem, an eine Wanderung der Seelen in verſchiedene Körper auf dieſer Erde gedacht. Freilich ſcheint es de bello Jud. III. 8. p. 218., als wenn er wirklich die eigentliche Seelenwanderung angenommen habe, indem er in einer Rede ſagt, daß die reinen Seelen einen Wohnplatz im Himmel hätten und von dort nach dem Verlauf von Jahrhunderten wieder in reine Körper kämen; allein er redet unter ſolchen Umſtänden, daß man die Philoſophie dieſer Stelle durchaus nicht fur das phariſäiſche Syſtem halten darf, obgleich er ein Phariſäer war. Die Ju-

Da die ſpätern Schriften ihrer Nation geſetzliche Kraft für ſie hatten; ſo iſt nicht zu verwundern, wenn in ihrem Syſtem auch untergeordnete geiſtige Weſen vorkommen, aber deshalb darf man ihnen nicht eine ganze Hierarchie von guten und böſen Dämonen beilegen.*)

Die Parthei der Sadducäer trug dagegen ihren entſcheidenden Character von dem Grundſatze, daß einzig das Geſetzbuch verpflichtende Kraft für die Handlungen und

---

den, welche ihm die bitterſten Vorwürfe machen, daß er lieber ein Sclav der Römer leben, als frei ſterben wollte, und einen Angriff auf ſein Leben drohen, ſucht er durch Sophiſtereien zu beſänftigen, und verwechſelt reine Seelen und ſolche Menſchen, welche ſich bemühen, ihr Leben ſo lange wie möglich zu erhalten, ohne Bedenken mit einander. Indeſſen kommt darauf, was Joſephus und vielleicht die Phariſäer ſeiner Zeit dachten, es hier nicht ſo ſehr, als auf die phariſäiſchen Lehren der ſeleucidiſchen und maccabäiſchen Periode an.

*) Merkwürdig iſt, daß Joſephus von einem Glauben der Phariſäer an Geiſter nichts ſagt, indeſſen war derſelbe nicht den Quellen, welche ſie hatten, gänzlich fremd, und es geſchieht deſſelben Apoſtelgeſchichte 23, 8. ausdrüklich Erwähnung. Ihnen aber eine Hierarchie von guten und böſen Dämonen zuzuſchreiben, dazu iſt man wenigſtens durch ihre Aeußerung bei einer bekannten That von Jeſus Chriſtus nicht bevollmächtigt, denn ſie konnte Spott oder vielmehr im Geiſt einer von ihnen verworfenen Lehre angeführt ſeyn. Matth. 9, 34. Marc. 12, 24. Luc. 11, 15.

Meinungen der Juden habe. Die Schriften von Moſes waren die einzige Quelle, aus welcher ſie ſchöpften. In ihnen fanden ſie keine Spur von einem nothwendigen vorherbeſtimmten Schickſal der Hebräer, die ganze Zukunft derſelben war hier ſo dargeſtellt, als hinge ſie einzig von der freien Entſchlieſſung ab, inwiefern ſie den Staat Jehovas in die Wirklichkeit einführen wollen. Daher bildeten ſie ihre Lehre, daß alles auf die Freiheit des Einzelnen beruhete, ob er gut oder ſchlecht leben wollte; ein unabänderliches Verhängniß habe keinen Einfluß auf ſeine Handlungen. Weil ſie in den moſaiſchen Schriften auf keine beſtimmte Andeutung eines Zuſtandes nach dem Tode trafen; ſo verwarfen ſie die Lehren von Geiſtern, die Unſterblichkeit, und glaubten noch viel weniger einen künftigen Zuſtand der Belohnung und Strafe für die Thaten dieſes Lebens. Frei von allen Feſſeln ſpäterer Verordnungen, von den Banden der Nothwendigkeit, dem Einfluß höhrer Weſen und der Ausſicht in die Zukunft wandelten ſie, das Geſetzbuch einzig zur Richtſchnur; und mehr bemüht, den Geiſt des großen Geſetzgebers gegen phariſäiſchen Dünkel zu bewahren, als eine beſtimmte Faction zu bilden, betrugen ſie ſich gegen einander nicht als Brüder eines Ordens, ſondern der Sadducäer behandelte den Sadducäer wie jeden andern Juden. Von der Geſchmeidigkeit der Phariſäer, dem traulichen Annähern dieſer unter einander, als ſolcher Menſchen, die mit vereinter Kraft äuſſere Zwecke erreichen wollen, wußten ſie nichts. Mit großer Selbſtſtändigkeit gingen ſie einher, welche ſie nur dann einigermaaßen aufgaben, wenn ſie ein öffentliches Amt annahmen, denn alsdann mußten ſie nach phariſäiſchen Grundſätzen, die einmal in der Staatsverwaltung die herrſchenden waren, ihre Geſchäfte beſorgen; es wäre ſonſt eine allgemeine Verwirrung entſtanden. Ihr Anhang beſtand in einer kleinen Zahl; aber die Herrſcher, wenn ſie mächtig genug ſich fühlten, der Volksgunſt und der Phariſäer entbehren zu können, die angeſehenſten und reichſten Familien waren auf ihrer Seite, weil ſie die Freuden des Lebens nicht mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit umzäunten. *)

---

*) Dieſe Darſtellung der Phariſäer und Sadducäer hat die Hauptverſchiedenheit von der gewöhnlichen Meinung über dieſelben, daß ſie nicht, wie dieſe, den characteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen beiden Partheien, in der Aufnahme einer mündlichen neben den ſchriftlichen Geſetzen bindenden Tradition, die ſich von den Vätern forterbte, von Seiten der Phariſäer, und in der Verwerfung derſelben von Seiten der Sadducäer findet, ſondern vielmehr in dem Puncte, daß dieſe ſich bloß durch das gewöhnliche Geſetzbuch, jene aber auch durch die ſpäteren Verordnungen und Schriften, welche wir noch größtentheils beſitzen, gebunden glaubten. Alles kommt hier auf Erklärung der claſſiſchen Stelle beim Joſephus an. Antiq. Jud XIII. 10 (6.). p. 665. In ihr wird behauptet, daß die Phariſäer viele Geſetze beim Volke geltend machten, welche nach und nach bei den Vorfahren entſtanden (ἐκ πατέρων διαδοχῆς), aber nicht in die Geſetze von Moſes eingetragen wären (ἅπερ οὐκ ἀναγέγραπται ἐν τοῖς Μωΰσεως νόμοις). Darum ſagten nun die Sadducäer, jenes geſchriebene Geſetz müßte herrſchen, um die Ueberlieferungen der Vorfahren brauchte

Wenn die Partheien der Phariſäer und Sadducäer, dem Syſteme des Staates ſeit der Rückkehr der Juden zur Zeit von Cyrus entwachſen, auf die Beſchaffenheit

---

man ſich nicht zu bekümmern (λέγον ἐκεῖνα δεῖν ἡγεῖσθαι νόμιμα τὰ γεγραμμένα, τὰ δὲ ἐκ παραδόσεως μὴ τηρεῖν.). Fürs erſte iſt hier gar keine Spur von einer mündlichen Ueberlieferung, denn ἡ παράδοσις bedeutet eben ſo gut eine ſchriftliche; zweitens werden die moſaiſchen Geſetze offenbar hier vorzugsweiſe die geſchriebenen Geſetze genannt, auf ſie wird νόμιμα τὰ γεγραμμένα bezogen; und drittens zeigen der ganze Geiſt und jede einzelnen Lehren im Syſtem der Phariſäer und Sadducäer, daß dieſe nur das Geſetzbuch, jene auch alle ſpätere Schriften, die ſich auf den Staat bezogen, als Quellen annahmen. Ueber die Erklärung der rechtlichen Stellen in denſelben mochte ſich dann immerhin noch eine Obſervanz unter den Rechtsgelehrten bilden. Josephi antiq. Jud. XVIII. 1. p. 871.

Außerdem iſt in der obigen Darſtellung von den Lehren über Schickſal u. ſ. w. alles nur auf die Juden bezogen, nicht auf die Menſchen überhaupt. Daß es alſo geſchehen mußte, ergibt ſich aus den Quellen derſelben, der ganzen Beſtimmung jener Partheien und überhaupt dem hebräiſchen Geiſt. Der ganze Geſichtspunct iſt verrückt, wenn man von den Sätzen der Phariſäer und Sadducäer über Unſterblichkeit der menſchlichen Seele u. ſ. w. redet. Joſephus kleidete freilich gern jene Lehren der Secten ſo ein, daß ſie auf die Menſchen überhaupt gehen ſollten, denn ſeine Bekanntſchaft mit fremder Literatur und ſeine Verhältniſſe reizten ihn zu dem Verſuche, die Juden auf alle Weiſe bei den andern Nationen zu Ehren zu bringen.

deſſelben immer einen großen Einfluß behielten, und deßhalb in politiſcher Hinſicht ſehr merkwürdig waren; ſo zog ſich im Gegentheil die Secte der Eſſäer, welche ungefähr zu gleicher Zeit mit ihnen unter den Juden begann, mit völliger Reſignation in die Einſamkeit, und ſtrebte bloß nach einem unbeſcholtenen Wandel, nach Ruhe der Seele. Dem Ackerbau, als der Lebensart, welche dieſem Zweck am beſten entſpricht, hatten ſie ſich faſt gänzlich geweiht, und wiewohl Verehrer Jehovahs opferten ſie nie im Tempel, ſondern ſchickten ihre Geſchenke hin, um ihren ſtillen Sinn nicht zu ſtören; ſie weihten ſich ſelbſt gleichſam zum Opfer, und hatten ihren beſondern Gottesdienſt. Wiewohl ſie in mehreren Gegenden auf dem Lande zerſtreut lebten, ſo bildeten ſie doch allenthalben eine geſchloſſene Geſellſchaft unter Vorſtehern und hatten ihre Habe zu einem Geſammteigenthum vereinigt, wodurch Gleichheit des Vermögens unter ſie eingeführt und aller Verkehr von Handel und Tauſch aufgehoben war. Der Erwerb eines jeden ward zu demſelben geſchlagen, und die Bedürfniſſe der Einzelnen wurden aus dem gemeinſchaftlichen Vermögen befriedigt.

Vor Sonnenaufgang reden ſie kein Wörtchen von unheiligen Dingen, und ſprechen von den Vätern erlernte Gebete, als flehten ſie die Sonne an, daß ſie zu ſtrahlen beginnen möge. Alsdann werden ſie von ihren Vorſtehern zu den Geſchäften des Tages entlaſſen und treiben dieſelben, weit entfernt Knechte zu dulden, bis zu einer beſtimmten Stunde. Dann reinigen ſie ſich durch kaltes Waſſer und mit weißen leinenen Gewanden angethan ſtrömen ſie alle in ein Gebäude zuſammen, von welchem jeder Ungeweihte entfernt wird. Von allen Flecken gereinigt gehen ſie zum Orte des gemeinſchaftlichen Mittagsmahles, wie in einen Tempel. Einerlei Speiſe erquickt ſie alle; vor und nach dem Mahle betet ein Prieſter. Von den heiligen Gewanden entkleidet arbeiten ſie wieder bis in die Abenddämmerung; bei dem Mahle, zu welchem ſie dann zuſammenkommen, dürfen Gäſte gegenwärtig ſeyn. Sie reden bei den Zuſammenkünften ohne Geräuſch, und es herrſcht eine beſtimmte Ordnung, nach welcher jemand das Wort hat; eine Stille ſchwebt über der Verſammlung, die für jeden, welcher draußen iſt, etwas Schauerhaftes beſitzt.

Feinde aller Begierden und Leidenſchaften üben ſie auf das ſchönſte die Tugenden des Friedens. Unwahrheit iſt von ihnen verabſcheut, ihr Wort iſt ſicherer als alle Eide, und ſie halten denjenigen für unwürdig ihrer Geſellſchaft, welchem man nicht glaubt ohne ſeine Beſchwörung Gottes. Boten der Eintracht erſcheinen ſie in ihren weißen Gewanden, und ihr „Berühre mich nicht" tönt ſanft jedem Ungeweihten entgegen. Sie ſind Wohlthäter ihrer Mitbürger, indem ſie die Schriften ihres Ordens, worin aufgezeichnet iſt, was dem Körper und der Seele frommt, mit bewundernswürdiger Emſigkeit erforſchen, und die Kräfte der Wurzeln und Pflanzen, die Eigenſchaften der Steine zum Gebrauch gegen Krankheiten ergründen. Dieſe Wiſſenſchaft hing wohl mit ihrer Magie zuſammen und ihrem

Glauben an eine gewiſſe Zahl von Geiſtern mit beſondern Namen; das Geſchäft, die Zukunft zu entſchleiern, welches ſie nicht vernachläſſigten, war wohl der Sprößling Eines Stammes mit ihrer Bemühung, die Natur zu erforſchen.

Der Nothwendigkeit des Schickſals hatten die Eſſäer ſich ganz hingegeben und alle Freiheit des Willens abgeſchworen; aber ſie glaubten an Unſterblichkeit der Seele mit Vergeltung für dieſes Leben verbunden. Die Seelen waren nach ihrer Meinung, aus dem feinſten Aether gewoben, in den Leib wie in ein Gefängniß durch eine anziehende Kraft der Natur hinabgeſenkt. Aus dem Kerker wieder befreit ſchweben ſie fröhlich aufwärts: die guten leben dann jenſeits dem Ocean in einer Gegend, welche kein Schnee, kein Regen, keine Hitze berührt, nur ein ſanfter Zephyr von den Wogen her hauchend erquickt; die verruchten werden in eine finſtere kalte Höhle unter die Erde gebannt, in den Wohnſitz aller Qual.

Dieſe Reſignation in das Schickſal, dieſer Glaube an ein künftiges Leben verwandelte die ſanften, ſtillen Menſchen in Helden bei Verfolgungen ihrer Lehre. Keine Marter, welche die Römer ſpäterhin gegen die Eſſäer erſannen, brachte ſie zur geringſten Abweichung von ihren Sätzen; verſtümmelt und von Flammen umrauſcht, ſagten ſie ihrem grauſamen Verfolger kein bittendes Wort, keine Thräne entlockte der Schmerz ihren Augen.

Es hielt ſchwer, in ihren Orden aufgenommen zu werden; während dreijähriger Prüfung untadelhaft befunden konnte der Zögling endlich in die unterſte Ordnung kommen. In vier Ordnungen waren ſie abgetheilt, nach der Länge der Zeit, daß ſie Mitglieder waren. Der jüngere Eſſäer war noch ſo ungeweiht in Vergleichung mit den ältern, daß dieſe ſich reinigten, wenn ſie von ihm berührt waren. So geprüft man ſeyn mußte, um aufgenommen zu werden, bedurfte es doch nur eines wichtigern Vergehens, daß man der ſchrecklichen Strafe verſtoßen zu werden, nicht entgehen konnte. Selbſt ſolche Verſtoſſene hatten gewöhnlich ſo viel Gewiſſenhaftigkeit, daß ſie entweihte Speiſen nicht anrührten und dadurch dem Hungertode nahe kamen. Zugleich beſtand hierin gleichſam eine neue Prüfung; die bewieſene Geſetzmäſſigkeit der Denkart konnte ein Grund zur Wiederaufnahme ſeyn. Unrecht widerfuhr nicht leicht einem, denn wenigſtens hundert Eſſäer ſaßen zu Gericht, von Gerechtigkeitsliebe beſeelt, die mit einer auſſerordentlichen Achtung gegen Moſes zuſammenhing.

Ungefähr ein Jahrhundert nach dem Schluß der Periode, von welcher hier die Rede iſt, belief ſich die Zahl der Eſſäer im Lande der Juden auf viertauſend, und ſie würden viel ſtärker geweſen ſeyn, wenn nicht die meiſten von ihnen unverheirathet geblieben wären, weil ſie feſt überzeugt waren, daß kein Weib einem einzigen Mann treue Liebe bewahre. Bei einer ſolchen Ueberzeugung wäre freilich aus der Ehe ein böſer Geiſt zur Zerſtörung eines ſolchen friedevollen, edlen Lebens hervorgegangen.

Fl. Josephi antiq. Jud. XIII. 5. p. 649. 10. p. 663: XVIII. 2. p. 870. 871. Josephus de bello Jud. II. 8. p. 160—66. T. II. opp. ed. Haverc.

Die Darſtellung der Phariſäer und Sadducäer iſt das reine Reſultat, welches ſich aus Vergleichung der Nachrichten von Joſephus mit der Beſchaffenheit des jüdiſchen Staates und der vorhergehenden hebräiſchen Cultur ergibt. Dagegen konnte bei der Schilderung der Eſſäer dies nicht geſchehen, da ſie eigentlich mit der ganzen jüdiſchen Individualität nichts zu ſchaffen hatten. Das Licht, welches die Menſchengeſchichte vielleicht durch Erforſchung der Lehren anderer Nationen auf ſie werfen kann, durfte hier noch nicht benutzt werden. So blieb nichts als der Verſuch übrig, die Züge der Beſchreibung von ihnen im Joſephus ſo zuſammenzuſetzen, wie es die Natur der Sache heiſcht, und dadurch ein lichtvolleres Bild von ihnen zu geben. Dieſes mußte hier ſtehen, da eine vollkommene Idee vornehmlich von der religiöſen und ſittlichen Aufklärung der Juden dieſer Periode wegen der unmittelbar folgenden Zeiten hier nothwendig aufzuſtellen war.

Der berühmte Philo ſtimmt in der Schilderung der Eſſäer mit Joſephus gänzlich überein, und will ihnen ſehr wohl. Philonis opera ed. a Dav. Hoeschelio. p. 876—79.

§. 31.

Schon das Daſeyn der Eſſäer in der Periode der ſeleucidiſchen und maccabäiſchen Herrſchaft beweiſt, daß ausländiſche Pflanzen der Cultur auf jüdiſchen Boden verſetzt waren, wie bei den Schickſalen der Juden und dem lebhaften Verkehr zwiſchen den Völkern ſeit Alexander dem Macedonier unvermeidlich blieb. Allein dennoch war es bei dieſer Nation aus Gründen, die zu offen in ihrer Geſchichte liegen, als daß ſie angeführt zu werden brauchten, ſchwerer wie bei jeder andern, daß dieſe Fremdlinge Einfluß auf die Natur um ſie her erhielten. Wenn gleich die Denkart des jüdiſchen Volkes einen ſchwachen Schimmer vom Colorit des herrſchenden allgemeinen Characters in dieſem Zeitalter annahm: ſo zeigen doch ſeine literariſchen Denkmale dieſer Zeit, wie gewiſſenhaft es ſich im Kreiſe der alten eigenthümlichen Vorſtellungen zu beſchränken wußte.

Sobald in dieſer Periode ein Schriftſteller auf die Nation wirken wollte, fand er in der einheimiſchen Literatur nur ein einziges Vorbild, deſſen Manier er nachahmen durfte. Jener alte hiſtoriſch-genealogiſche Character, der ſich auf die Ehre der Stämme bezog, war jetzt kaum verſtändlich, da die Juden ein Gemiſch aller hebräiſchen Stämme waren; die heilige lyriſche Dichtkunſt hatte dem Bedürfniſſe der Nation durch religiöſe Hymnen, neben welchen keine neue emporkommen konnten, hinlänglich genug gethan, zu Volksliedern fehlte es der altgewordenen Nation an Gelegenheit und Kraft; dem Schwunge der Propheten nachzuſtreben, wäre ein thörichtes Beginnen geweſen, dem alle Verhältniſſe entgegenſtanden; überdies ward es immer mehr Sitte, in die Ferne der Zukunft, in welche ſich die Propheten erhoben hatten, mit dem Zweifel hinauszublicken, daß alle Gegenſtände derſelben wohl nichts als ein Werk menſchlicher Phantaſie ſeyn möchten *). Aber der gnomiſche und lehrende Ton Salomon's und anderer, die ihn nachahmten, konnte jetzt noch auf die Nation wirken, vornehmlich wenn man im Namen des verehrten Königs ſprach; und zugleich gab das liebliche Farbenſpiel in ſeinen Liedern der Liebe für die Schilderung zarter Empfindungen, die beſonders durch eheliches Glück aufkeimten, ein nachahmungswürdiges Colorit. Die Schriftſteller, welche ſich dieſes zueigneten und jenen Ton trafen, konnten darauf rechnen, daß ihre Manier auch dem Geſchmacke der alexandriniſchen Schulen nicht verächtlich ſcheinen werde, und, was noch mehr werth war, ſie konnten durch die Nachahmung der Belehrung in Salomon's Schriften den ächtjüdiſchen Vorſtellungen einen Anſtrich geben, welcher die harte Individualität milderte, die andern Nationen bald lächerlich, bald beleidigend däuchte. Hierauf mußten zu dieſer Zeit Schriftſteller der Juden Rückſicht nehmen, denn ſchrieben ſie auch nicht ſelbſt griechiſch; ſo wurden ſie doch ſicher in die griechiſche Sprache überſetzt.

Auf dieſe Weiſe war der Styl von zwei literariſchen Denkmalen dieſes Zeitraums, den Sittenlehren von Jeſus,

---

*) Dies lag in der Natur der Sache, ergibt ſich aber auch aus dem Gebete von Jeſus, dem Sittenlehrer. 36, 16. in vet. test. ex versione septuaginta interpret. ed. Breiting. T. IV

einem Bürger von Jeruſalem, und dem ſogenannten Buche der Weisheit, eine nothwendige Erſcheinung der Zeit; aber der Stoff zu denſelben iſt noch alter originaler Geiſt.

In beiden Schriften herrſcht der alte Begriff von Jehovah, und der Anfang, welcher vorzüglich im Daniel gemacht war, eine beſtimmte Geſtalt des Nationalgottes zu bilden und ihn mit untergeordneten geiſtigen Weſen zu umgeben, ſcheint für den wahren Juden dieſer Periode weiter keine Folgen gehabt zu haben. Jehovah iſt noch immer der einzige Gott, nämlich für das jüdiſche Volk, wie er es nach ſeiner ganzen Entſtehung ſeyn mußte, doch auch einziger Gott, inſofern er der mächtigſte iſt, und deshalb auch vorzugsweiſe Gott. Er iſt die Urſache von allem, denn das mächtigſte Weſen, welches der Jude annahm, mußte ja Alles erſchaffen haben. Eine ſolche Meinung kann, anſtatt das Product einer beſondern Aufklärung oder gar einer Inſpiration zu ſeyn, mit der größten Rohheit gepaart ſeyn: ein Kind in einer völlig abgeſonderten Familie und ohne weitere Belehrung würde ſeinen Vater, wenn es zu einigem Nachſinnen darüber kommen könnte, für den Schöpfer aller Dinge halten, weil er das mächtigſte ihm bekannte Weſen iſt. Jehovah iſt ferner noch ſtets in dem alten Verhältniſſe gegen die Juden, als ſein Volk, welchem er als der Gott der Götter alle übrige Nationen aufopfern kann und will; jene ſind einzig Zweck, dieſe nur Mittel. Einen Tag des Gerichtes wird er halten, nämlich den Zeitpunct herbeiführen, wo jene Behauptung als richtig offenbar werden muß*). So weit war man entfernt, bei dem Einen Nationalgotte ſich den wahren Gott oder den Begriff von einem höchſten Weſen zu denken, an welchen der aufgeklärte Menſch glauben kann.

Weisheit und Tugend ſind ferner bei den Verfaſſern beider Schriften einerlei mit Befolgung der ſämmtlichen Geſetze. Da aus dieſen ſich viele Vorſchriften für ein gutgeführtes Leben überhaupt ergaben: ſo iſt mit jener manche ſittliche Lehre verknüpft, wie ihrer der Menſch bedarf. An die Befolgung der Geſetze iſt aber nicht nur die Sittlichkeit, ſondern auch alle übrige Wiſſenſchaft gebunden, welches um ſo leichter einzuſehen war, da ſich die Prieſter und

---

*) Man verwechſelt nur zu häufig den Standpunct des Juden mit dem Standpuncte des Menſchen überhaupt und des aufgeklärten, anſtatt daß von dieſem ſtets nur eine Beleuchtung auf die Geſchichte fallen ſollte. Beſonders aber hat man es bei den Lehren über Jehovah gethan, und dadurch manchen Dingen der Hiſtorie ſelbſt der neueſten Zeiten ein ſchiefes und unwahres Anſehen gegeben. Die Hauptſtellen für die oben gemachte Schilderung des jüdiſchen Nationalgottes nach den Begriffen dieſes Zeitraums ſind: *Jeſus der Sirazide* 17, 17.: 24, 8—12.: 36, 12—16.: 50, 25. 26. Die Stelle 10, 15—19. hat man als einen Beweis vom Glauben der Juden an eine unpartheiiſche Regierung Jehovahs über das menſchliche Geſchlecht gebraucht; allein die Ausrottung derer, die ihn nicht verehrten, und die Vertilgung des Namens der Heiden kann nur nach jüdiſchen Grundſätzen unpartheiiſch heißen.

Leviten im Beſitz derſelben fanden. Eine richtige Folge dieſer Sätze ward alsdann, daß nur Juden gut und weiſe ſeyn konnten, weil nämlich ſie nur die Geſetze beſaßen, ohne deren Befolgung man jenes nicht ward. Das Reſultat dieſer Folge war dann wiederum ein fürchterlicher Nationalſtolz und eine Verachtung der Kenntniß und der Tugend der übrigen Nationen. Für dieſe gibt es keine Lehren der Weisheit, ſie ſind gleichſam reine Verruchte, Unweiſe an ſich. Selbſt der ſchlechte Jude iſt beſſer als ſie, denn er kennt doch wenigſtens den Urquell aller Weisheit und Tugend.*)

Aechte Juden auch darin, daß ſie die alte Geſchichte der Nation an ihre Lehren knüpften, und der prophetiſchen Verheiſſungen für die Zukunft nicht vergaſſen, ſuchten endlich beide Schriftſteller die belohnenden und nachtheiligen Folgen der Handlungen der Juden nicht auf die Gegenwart, aber doch auf den Staat einzuſchränken, obgleich die Lehre von Unſterblichkeit der Seele im jüdiſchen Syſtem dieſer Zeit, vielleicht ausgebildeter, als ehemals in der hebräiſchen

---

*) Die ungemein wichtigen Stellen, wodurch dieſe Darſtellung der Begriffe der Juden auch nach dieſer Periode über Weisheit und Tugend gerechtfertigt werden muß, kann man nicht genug betrachten, weil durch ihren Character der Sinn der übrigen, die unmittelbar den Nationalgott betreffen, beleuchtet werden darf. Jeſus der Sirazide 1. 12. 25.: 24, 8—26. Buch der Weisheit 10—12.: 15—19.

Literatur erſcheint. Die wunderſchöne Beſchreibung eines künftigen Zuſtandes der legalen Juden im Buche der Weisheit könnte indeſſen mehr eine Schilderung des Zeitpunctes, welchen Jeſaias mit glühenden Farben mahlte, da die Juden ihr weit umher herrſchendes Reich beginnen werden, als die Darſtellung einer Fortdauer nach dem Tode ſeyn, die Belohnungen und Strafen für die Handlungen dieſes Lebens in ſich faſſen wird.*)

---

*) 3, 1—10. Der Verfaſſer konnte ſeine politiſchen Gründe haben, warum er das jüdiſche Volk als einzelne Gerechte, die übrigen Nationen als einzelne Verruchte darſtellte, und eben ſo lag dies in ſeiner allegoriſchen Manier überhaupt. Für die obige Vermuthung ſpricht zuerſt die alte Anſicht der Zukunft in den Propheten und die Anhänglichkeit des Verfaſſers beſonders an Jeſaias. Zweitens redet er von einer Zeit des Gerichtes über die Gerechten und Verruchten, welches durchaus, wenn es etwas anders, als die Epoche der jüdiſchen Weltherrſchaft bedeuten ſollte, eine völlig neue Idee wäre, deren Urſprung wir wenigſtens auf jüdiſchem Boden nicht finden können. Nach der ganzen Vorſtellung vom Todtenreich war der Verruchte ſogleich durch die Nichtigkeit ſeines Lebens in demſelben geſtraft. Drittens läßt ſich nach jener Vermuthung das ganze fünfte Capitel leicht erklären, und offenbar iſt im ſechsten ein Verſuch, die Großen der Erde zur Weisheit, das heißt, wie die ganze Folge zeigt, zur jüdiſchen Legalität zu bewegen, damit ſie nicht geſtraft werden. Dies hängt auf das genaueſte mit den Ideen im Jeſaias von jenem großen politiſchen Zeitpuncte zuſammen, da ſich alle Völker zur Religion Iſraels bekennen ſollen. Dieſe und andere Gründe

§. 32.

Noch immer einem Nationalgott hingegeben, durch deſſen Idee ein genialiſcher Geſetzgeber ihnen die verlorne

---

ließen ſich nur durch einen fortlaufenden Commentar über dieſes geiſtreiche Product anſchaulich machen.

Geht man über dieſe Vermuthung hinweg, ſo dreht ſich alles um den ſchon im alten Glauben bemerkten Punct, daß die ausgezeichnet legalen Menſchen in eine Wohnung Jehovahs aufgenommen werden, und der Verfaſſer ſtellt ſie ſich daſelbſt ſo vor, daß ſie gleichſam ein Collegium von Räthen deſſelben bilden, welche unter ihm richten und regieren. Dies wäre dann vielleicht ein allegoriſcher Verſuch, durch die Ausbildung einer alten Idee von dem Lohn der Gerechten in einem Zuſtande nach dem Tode die politiſchen Weißagungen von der künftigen großen Revolution zu erklären. Zugleich aber ergäbe ſich aus der ganzen Darſtellung, daß das Bewußtſeyn des vorhergehenden Zuſtandes nach dem Tode fortdauere, und weil die Gerechten und Verruchten ſich einander wieder erkennen werden, der Körper der verſtorbenen Menſchen ihrem vorigen ähnlich ſeyn ſolle. Die Geſchichte und Aeußerungen der Märtyrer unter Antiochus Epiphanes im zweiten Buche der Maccabäer können auf denſelben Gedanken bringen. Allein das ganze angeführte Reſultat bleibt wegen der Manier in jenem Buche der Weisheit, und wegen der Unſicherheit dieſer letzten Schrift, welche, man weiß nicht, wann und von wem, in einem romanhaften Gewande erſchien, höchſt unſicher; aus dem Sittenlehrer Jeſus aber läßt ſich nichts bedeutendes über die Lehre dieſer Periode vom Zuſtande nach dem Tode abſtrahiren. Die Meinungen der Eſſäer über dieſelbe wären hier von keinem Gewicht, ſelbſt wenn wir verſichert wären, Selbſtſtändigkeit, wenn man dieſe einer Horde von Nomaden beilegen darf, einzig wiederſchenken konnte, und ohne beſtimmte Lehren über einen künftigen Zuſtand der Vergeltung für dieſes Leben, aber voll Hoffnung ihrer Erhebung über alle Nationen auf der Erde durch einen Sprößling des verehrten Davidshauſes, nahten ſich die Juden dem großen Zeitpuncte der Menſchengeſchichte, da aus der Mitte der römiſchen Bürger ein einziger ſich zum Herrn der Welt erhebt, weil das Glück ihm den Sieg über wenige Mitbürger vergönnt. Ein Tropfen in dem Ocean, welcher dem Herrſcher Roms unterthan iſt, gehören die Juden zu den verachteſten ſeiner Unterworfenen. Zerſtreut in mehrere Gegenden ſeiner Herrſchaft, durch Geſchicklichkeit in den Waffen, durch hohen kriegeriſchen Muth eben ſo wenig berühmt, als durch ſchöne Kunſt und Entdeckungen in den Wiſſenſchaften, ſind ſie ein Ziel des Spottes der vorzüglichſten Geiſter; und ihr ſtiller Ruhm, mit welchem außerordentlichen Gewinn für die Menſchheit gerade ſie, welche ihr Geſchlecht als den Zweck aller Staatenverhältniſſe betrachten, der Welt aufgeopfert werden, iſt mit einem finſtern Schleier bedeckt. Am meiſten verſpottet wegen ihrer väterlichen Sitten bleiben ſie durch dieſelben eine Nation, zu welchen Geſchäften ſie das Schickſal zerſtreuen mag; durch ihre ge-

---

daß ſie ſo modificirt, wie wir ſie aus Joſephus kennen, ſchon in dieſem Zeitraum geweſen ſind, und die phariſäiſchen, wenn von ihnen ein gleiches gälte, brächten uns zu nichts weiterem, als wir wiſſen. Vergl. §. 30.

ſchmähte Anhänglichkeit an allem, was von den Vätern kam, werden ſie immer über ſich ſelbſt erhoben. An den Gott Abraham's iſt ihre ganze Kraft wie durch einen Zauber gefeſſelt, und ſo unbedeutend an ſich, wie ſie wirklich ſind, ſtehen ſie als Helden auf, wenn dieſe Bande ſtark angezogen werden; es kommt an denſelben vom Himmel, an welchen ſie geknüpft ſind, eine höhere Kraft auf die Juden herab.

Als Helden Jehovahs werden ſie ſich ſelbſt auf den Trümmern ihrer hochverehrten Stadt Jeruſalem zeigen, je mehr auch ihre eigenthümlichen Kräfte geſchwunden ſind. Ein entnervendes Sittenverderbniß, welches jetzt allmählig über die ganze einigermaaßen gebildete Welt mit der Wuth einer Peſt ſich erſtreckte, verheerte beſonders Judäa, welches durch ſeine Lage und die Verbindung mit den zerſtreuten Colonien den zuſammenſtrömenden Laſtern geöffnet war, und durch die wohlthätige Schönheit der Kunſt den Nachtheil der Ueppigkeit nicht zu mildern verſtand. Die ſtarke und beſcheidene Tugend der Eſſäer gehörte der Nation nicht an.

Wie eine gemißhandelte, ſeitwärts gebeugte Säule, an welcher alle Blumenkränze verdorrt, ein Spott der Vorübergehenden geworden, die aber dennoch ſelbſt im Sturm ſich erhielt, ſtand die Denkart der Juden da, und war beſtimmt, daß um ſie ein Band geſchlungen werden ſollte, welches eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch eine halbe Welt feſſelt. Die weitere Forſchung wird lehren, daß eine weit verbreitete edlere Lehre aus jüdiſchen Ideen hervorging, und zugleich die Frage entſcheiden, ob ſie ihren höhern Character urſprünglich trug, oder von den Umbildungen, welche Jahrhunderte mit ihr vornahmen, zum Geſchenk erhielt.

Inhalt des erſten Theils.

Plan zu den ſämmtlichen Werken K. L. v. Woltmanns als Vorrede S. 5 — 10
Selbſtbiographie S. 11 — 90
Nachtrag S. 91 — 162

Aeltere Menſchengeſchichte.

Vorrede S. 165 — 169

Einleitung.

1. Ueber den Charakter der Hiſtorie S. 170
Begriff der Hiſtorie und Verhältniß derſelben zur Philoſophie S. 171
Geſchichtsforſcher und Geſchichtsſchreiber S. 171

§. 2.

Hiſtorie im engern Sinne und zweifacher Geſichtspunct für dieſelbe S. 171 — 172
Der praktiſche wiederum zweifach, Entſtehung der Menſchengeſchichte S. 172

§. 3.

Die Lehre von der hiſtoriſchen Critik, eine philoſophiſche Wiſſenſchaft und Theile derſelben S. 172 — 173

§. 4.

Reine Hiſtorie bei jedem Geſichtspuncte die Hauptſache S. 173

II. Die Idee der Menſchengeſchichte.

§. 5.

Nothwendige Maxime der praktiſchen Vernunft S. 173 — 174

Größte Schwierigkeit bei Erreichung des durch ſie beſtimmten Endzweckes, und Geſellſchaft und Staat deshalb nothwendige Bedingung S. 174 — 175

§. 6.

Legalität des Staatsverhältniſſes S. 175

§. 7.

Staatsverfaſſung und Staatsverhältniß in weltbürgerlicher Hinſicht S. 175 — 176

§. 8.

Schwierigkeiten, die den vorhergehenden Betrachtungen entgegenſtehen S. 176 — 179

§. 9.

Begriff der Menſchengeſchichte und aus ihm abgeleitetes Grundgeſetz der hiſtoriſchen Critik für dieſelbe S. 179

Untergeordnetes Geſetz S. 180

§. 10.

Begriff der Menſchengeſchichte im engſten Sinne. Gründe, warum das Fortſchreiten der Cultur überhaupt nicht zum herrſchenden Geſichtspuncte genommen wird S. 180 — 181

Anwendung der etnographiſchen und ſynchroniſtiſchen Methode in der Menſchengeſchichte S. 182 — 183

§. 11.

Zwei nothwendige Vorarbeiten, ehe die Menſchengeſchichte einige Vollkommenheit erreichen kann S. 182 — 185
Pflichten des Hiſtorikers vor Ausführung derſelben, vorzüglich Beſchützung der Menſchengeſchichte wider die Verunglimpfung der hiſtoriſchen Materialienſammler und die Anmaßungen der Philoſophie S. 186

§. 12.

Sätze, welche bei Betrachtung des Fortſchreitens der Menſchheit zu ihrem Ziele ſtets feſtgehalten werden müſſen S. 186 — 187

Geſchichte der Aegypter.

§. 1.

Reſultate aus der phyſiſchen Beſchaffenheit Aegyptens für die Geſchichte der Aegypter S. 188 — 190

§. 2.

Früh ausgebildete bürgerliche Geſellſchaft, doch wahrſcheinlich noch mehrere Staaten in Aegypten zur Zeit des Zuges von Abraham S 191
Verderblicher Luxus und Verkehr zwiſchen den Aegyptern und aſiatiſchen Kaufleuten zur Zeit von Joſeph; Plane deſſelben für die königliche Macht S. 191

§. 3.

Einräumung des Landes der Goſen an die Jacobshorde. Der Einfall der Hykſes und traurige Lage der Iſraeliten S. 192 — 193
Goldenes Zeitalter des ägyptiſchen Geiſtes S. 193

§. 4.

Seſoſtris, ein Denkmal für alles Merkwürdige, was in einem gewiſſen Zeitalter geſchah und ſich entwickelte ſeine auswärtigen Eroberungen, ſeine Einrichtungen für Aegypten S. 193 — 194

Eintheilung des Landes in Nomen. Eine Art von Kriegslehre S. 194 — 195

§. 5.

Sechs verſchiedene Kaſten der Aegypter S. 195

§. 6.

Einwanderung der Prieſter und Krieger in Aegypten; Behandlung der alten Landeseinwohner und daher entſtehende Kaſten derſelben S. 195 — 197

§. 7.

Der König nicht aus den Geſchlechtern der Prieſter; Politik von dieſen gegen ihn. Keine ſcharf beſtimmte Grenzen zwiſchen der königlichen und prieſterlichen Gewalt S. 107 — 200

§. 8.

Grundeigenthum und Geſammtvermögen jeder Prieſterfamilie; Freiheit des einzelnen Prieſters, ſich Privatäcker zu erwerben. Oberprieſter. Verminderung ihres Anſehens, ſobald die ägyptiſchen Staaten ſich zu einem Reiche vereinigten. Warum entſtand damals nicht ein Oberprieſter? Politiſche Maximen der Prieſterkaſte S. 200 — 202

§. 9.

Eintheilung der Kriegerkaſte. Veränderung ihrer Niederlaſſungen, als Ein Staat aus den Vielen erwuchs. Wieweit ging die Steuerfreiheit der Krieger? Beſatzungen in den Gränzplätzen. Leibwache des Königs. Kriegeriſche Geſchicklichkeit der Kaſte S. 202 — 204

§. 10.

Die übrigen Kaſten. Vortheile und Nachtheile der Staatsordnung, welcher ſie zum Grunde lagen; für die Cultur. Nothwendiges Gedeihen der Gewerbetreibenden bei Streitigkeiten zwiſchen den beiden ſtaatsbürgerlichen Kaſten oder zwiſchen dem König und ihnen S. 204 — 206

§. 11.

Beſchaffenheit der Eintheilung des Landes in Nomen S. 206 — 207

§. 12.

Religion der Aegypter; zwei Puncte, welche man bei Betrachtung derſelben nicht überſehen darf. Der Thierdienſt. Grundlage deſſelben: ihre Beſtimmung zum Vortheil der Policei; die ſymboliſchen Gottheiten; Unſicherheit der aſtronomiſchen S. 207 — 209

Aegyptiſche Volksfeſte; Urſprung derſelben in den roheſten Zeiten. Feſte der Artemis, des Kriegesgottes zu Papremis. Orakel verſchiedener Tempel S. 209 — 210

§. 13.

Geheimnißvoller Charakter des ägyptiſchen Juſtizweſens. Das Collegium der dreißig Richter. Weiſe deſſelben, Nichtduldung der Sachwalter S. 210 — 211

Zwang zur Tugend als Charakter vieler ägyptiſchen Geſetze; Verordnungen zur Sicherheit des Staates S. 211 — 212

Verhältniß zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht S. 213 — 214

§. 14.

Sitte der ägyptiſchen Nation, beſonders bei ihren Gaſtmahlen. Wohlgefallen an dem Umgange mit Todten. Gericht über die Todten. Grund, warum es nur die ſtaatsbürgerlichen Familien betreffen konnte? Einfluß des Todtengerichtes auf die Bildung der griechiſchen Unterwelt S. 214 — 216

§. 15.

Gründe wider die Meinung von einer hohen Cultur der Aegypter. Studium der Aſtronomie, der Medicin unter ihnen. Dürftige hiſtoriſche Kunde. Die Hierogrammateis S. 216—218

§. 16.

Bildungsepoche der Aegypter und Einfluß der Sabakos auf dieſelbe S. 218 — 219

Zerrüttung der ägyptiſchen Verfaſſung, indem ein Oberprieſter den Thron beſteigt. Mishandlung der Kriegerkaſte. Erhebung der unfreien Kaſten gegen die ſtaatsbürgerlichen S. 219 — 220

§. 17.

Theilung Aegyptens unter zwölf Kronprätendenten. Pſammetichs Alleinherrſchaft, durch ioniſche und kariſche Miethvölker errungen und durch die Aufnahme derſelben in Aegypten befeſtigt. Große Revolution der alten einheimiſchen Kriegerkaſte. Nothwendige Geſchmeidigkeit Pſammetichs gegen die Prieſterkaſte, mit keiner politiſchen Gefahr verbunden S. 220 — 223

Milderung der aegyptiſchen Nationalindividualität durch Pſammetichs weitere Unternehmungen und Einführung planmäßiger Eroberungsideen durch ihn S. 223 — 224

§. 18.

Seine Plane ins Große, gearbeitet von ſeinem Sohn Necho. Verſuch das mittelländiſche und rothe Meer durch einen Kanal zu verbinden; Flotten an demſelben erbaut. Abſicht bei dem Verſuche durch phöniciſche Seefahrer vom rothen Meer aus Africa zu umſchiffen. Kampf mit der großen babyloniſch-chaldäiſchen Monarchie S. 224 — 226

§. 19.

Characteriſtiſcher Zug vom Ruhm und der Denkart der Aegypter aus der Zeit des Pharao Pſammis. Revolution unter ſeinem Sohne Apries und deren Grund in der Eiferſucht wider die fremden Krieger. Geſchichte von Amaſis als Beiſpiel von der Entartung des urſprünglichen Charakters der ägyptiſchen Verfaſſung. Städtiſche Rechte einer griechiſchen Kolonie in Aegypten. S. 226 — 229

Harmonie zwiſchen den übrigen Zeitumſtänden und dem Einfluſſe der griechiſchen Cultur auf die Aegypter S. 229 — 230

Abwendung des Sturmes des Eroberers Cyrus S. 230.

§. 20.

Vornehmſter Grund des Zuges von Cambyſes; ſeine Härte wider die Prieſterkaſte nicht blos religiöſe Intoleranz. Verſuch der Aegypter das perſiſche Joch abzuwerfen. Aegypten perſiſche Provinz zur Zeit der Erſcheinung Alexanders des Maceboniers S. 230 — 233

§. 21.

Erbauung Alexandria's und Urſachen ſeines blühenden Handels. Kluge Vertheilung der Regierungsgewalt an einen Ausländer und einen Einheimiſchen S. 233 — 234

Herrliche Regierung der drei erſten Ptolemäer. Die alexandriniſche Bibliothek. Ausbreitung der ägyptiſchen Macht S. 234 — 237

§. 22.

Einmiſchung der Römer in die ägyptiſchen Angelegenheiten. Character der ſpätern ägyptiſchen Geſchichte. Phyſkon. Ptolemäus Auletes. Ptolemäus und Kleopatra. Pompejus. Cäſar. Einäſcherung eines Theiles der alexandriniſchen Bibliothek. Antonius. Schlacht bei Actium und Aegypten eine römiſche Provinz S. 237 — 241

Perioden der ägyptiſchen Geſchichte.

1.

Von der Stiftung der ägyptiſchen Staaten bis zur Vereinigung derſelben zu Einem Reiche

2.

Bis zur völligen Ausbildung des ägyptiſchen Staates im Zeitalter des Seſoſtris.

3.

Bis zur Erhebung der bisher unfreien Kaſten.

4.

Von dieſer Zerrüttung der alten Verfaſſung bis zur noch wichtigern Umbildung derſelben durch den Einfluß der Griechen.

5.

Bis zum Verluſt der Selbſtſtändigkeit durch die Perſer.

6.

Bis zur neuen Einrichtung der ägyptiſchen Regierung durch Alexander und zum Einfluß der Ptolemäer auf den ägyptiſchen Geiſt.

7.

Von dieſem Einfluße bis zur Verwandlung des alten Königreiches in eine römiſche Provinz.

Geſchichte der Iſraeliten.

§. 1.

Reſultate von der phyſiſchen Beſchaffenheit und Lage Paläſtina's für die Verfaſſung, welche in ihm errichtet werden konnte S. 242 — 244

§. 2.

Die Abrahamshorde geht über den Euphrat; der Gott derſelben. Ihre Verpflanzung nach Aegypten, aber ihr ſtetes Zuſammenhalten als ein Volksſtamm. Despotismus wider ſie. Einziges Mittel ihrer Achtung S. 244 — 246

§. 3.

Schickſal, Cultur und Character von Moſes. Einfluß ſeines Lebens in Arabien auf ſeine Denkart S. 246 — 248.

§. 4.

Seine Plane beim erſten Auftreten in Aegypten. Auszug der Iſraeliten. Abſicht bei dem Wege, welchen Moſes einſchlug S. 248 — 251

§. 5.

Anfang der Geſetzgebung Moſes, als Repräſentant des Nationalgottes. Der erſte Eindruck von einer Erſcheinung deſſelben mußte ſtark ſeyn. Schwierigkeiten den Geſichtspunct zu treffen, aus welchem Moſes ſeine Geſetze betrachtete. Zwei Grundideen S. 251 — 254

Die Idee von Einem Gotte dem Nationalgotte der Hebräer und mächtigſten Weſen. Erläuterung des Begriffes von Jehova und Urſprung deſſelben. Drei Claſſen von Göttern S. 254—256

Zwei Nationalinſtitute, die mit der Verehrung Jehovas auf das genaueſte zuſammenhangen. Schwierigkeiten beim Begeben der Nationalfeſte. Hypotheſe zur Hebung derſelben S. 256 — 259

Verhältniß des Stammes der Leviten zu den übrigen Stämmen, den Eigenthümlichkeiten der ägyptiſchen Prieſterkaſte nachgebildet. Warum wurden die Leviten nicht auch die vornehmſten Grundbeſitzer S. 260 — 261

§. 6.

Maaßregeln, um die Hebräer von andern Völker zu ſcheiden. Gebot der Vertilgung aller Völker im Lande der Väter. Ackerbau Grundlage des ganzen Staates. Schwierigkeit, das hebräiſche Bürgerrecht zu erhalten; Unterſchied, welcher hierin zwiſchen den Völkern gemacht wird. Beſtimmung der Gränzen, über welche der iſraelitiſche Staat nicht hinausgehen ſoll, und große Klugheit in derſelben. Bildung einer ſcharfen Nationalindividualität durch mancherlei Anordnungen S. 262 — 270

§. 7.

Gleichheit der Iſraeliten und großes Anſehen der Familienhäupter unter ihnen als vorzüglichſter Grund der Unähnlichkeit zwiſchen der moſaiſchen und ägyptiſchen Verfaſſung. Repräſentanten des Volkes. Der Landtag. Richter und Schreiber auf demſelben S. 270 — 271

§. 8.

Der Moſaiſche Staat ein Bund von Staaten, ein hierarchiſches Königthum, keine Democratie. Geſetze über den künftigen König, und Kapitulationspuncte für denſelben. Große Klugheit in ihnen S. 272 — 276

§. 9.

Kundſchafter nach Canaan geſchickt. Die Verſchwörung Korah's als leicht zu erwartende Erſcheinung. Gefahr für den Staat von Verminderung des Anſehens von Moſes durch ſie S. 276 — 278

§. 10.

Moſes kommt nur bis zur Morgenſeite des Jordans. Seine Ausſichten. Unfähigkeit der Hebräer, ſeine erhabenen Ideen ganz auszuführen, in welcher zeitlicher Hinſicht betrachtet. Sein Tod 278 — 280.

§. 11.

Joſua. Die Niederlaſſung von drittehalb Stämmen auf der Morgenſeite des Jordans, als ein großer Vortheil für die Hebräer beim Uebergange über den Jordan. Erſte Anordnungen Joſua's nach demſelben ein Beweis ſeiner Einſicht in den Geiſt der moſaiſchen Geſetzgebung. Schwierigkeiten und erleichternde Umſtände bei der Eroberung Canaans. Schlaue Politik der Prieſter, vorzüglich bei der Liſt der Einwohner von Gibeon S. 280 — 285

Nach einem entſcheidenden Sieg über die nördlichen Fürſten die Theilung des Landes unter die Stämme. Die Canaaniter werden nicht gänzlich vertilgt. Erſte Urſache des nachherigen Unglücks der Iſraeliten S. 285 — 286

Wohnſitze der Leviten S. 287

Günſtiger Umſtand, daß die hebräiſchen Landleute ſogleich in Dorfſchaften leben mußten, doch Gefahr von der Trennung der Stämme durch den Jordan S. 287 — 288

§. 12.

Hinderniſſe einer vollkommenen Ausführung der moſaiſchen Ideen. Vermengung fremder Religionen mit dem Jehovahdienſte.

Mangel an großen Männern. Krieg gegen den Stamm Benjamin S. 288 — 291

Verluſt der Selbſtſtändigkeit bald dieſer, bald jener Stämme S. 291 — 292

Die ſogenannten Richter S. 292

§. 13.

Geſichtspunct für die Beurtheilung Samuels. Sein Genie, höchſtes Bedürfniß für die Zeitumſtände. Seine oberrichterliche Macht, nicht oberprieſterliche. Der Sehergeiſt S. 293 — 296

§. 14.

Abſicht von Moſes bei Einführung der Propheten. Sie ſollten nur aus den Leviten aufſtehen. Wichtigkeit ihres Berufes, aber auch große Gefahr deſſelben S. 296 — 298

§. 15.

Der erſte König der Iſraeliten. Samuels großes Betragen bei dieſer Revolution, und ſein Geſichtspunct bei der Wahl des Königs. Schwierigkeiten, ehe dieſer allgemein anerkannt wird S. 298 — 300

Samuels legale Kraft bei dem geringſten Ungehorſam Sauls wider das moſaiſche Geſetz S. 300 — 301

§. 16.

Die Einweihung eines Gegenkönigs. Warum dieſer aus dem Stamm Juda? Davids frühere Schickſale. Schöne Freundſchaft zwiſchen ihm und Jonathan in Vergleichung mit dem Character der hebräiſchen Verfaſſung und Nation. Blutbad unter den Prieſtern. Zerrüttung des Geiſtes von Saul. Die Zauberin von Endor und Tod des Königs S. 301 — 304

§. 17.

Theilung der Stämme zwiſchen David und Jsboſeth. Allgemeine Herrſchaft des letztern. Jeruſalem, Hauptſtadt, Einfluß derſelben auf die Regierung und das Volk S. 304—306

Popularität Davids. Keim zu bürgerlichen Unruhen im iſraelitiſchen Familienweſen, verſtärkt durch den Character des Königs. Großes Serail deſſelben. Feſtere Ordnung der Staatsverwaltung, durch ihn eingeführt; collegialiſche Verfaſſung für dieſelbe S. 306—310

Feierliche Anerkennung Salomons auf einem Reichstage S. 310

§. 18.

Die früheren Regierungsjahre Salomons, die goldene Zeit der Jſraeliten; Periode des Genuſſes, Erbauung des Tempels. Nothwendiger Verfall des iſraelitiſchen Staates bei ſteigender Cultur, beſchleunigt durch Salomon. Einziger Schutz des Volkes gegen den Druck des Hofes in dem Prophetengeiſt S. 310—315

§. 19.

Gründe der Erwartung einer hohen Cultur der Jſraeliten. Urſachen, warum dieſelbe dürftig blieb. Nicht allmählig gebildete Verfaſſung der Hebräer nach ihren Bedürfniſſen. Mangel an aller Kunſt und an aller Hülfe für die ſittliche Cultur, verknüpft mit Belohnung und Beſtrafung für dieſes Leben; das Todtenreich der Hebräer. Die Leviten, eine Feſſel für die freie Entwickelung. Beziehung der ganzen Cultur auf Moſes und ſein Genie. Schlechte Wirkungen der Heldenperiode auf die Bildung der iſraelitiſchen Nation. Mangel aller epiſchen Poeſie und ächter Proſa S. 316—328

§. 20.

Zertheilung des iſraelitiſchen Staates in zwei Reiche. Nothwendige Einführung fremder Religionen in das Reich Iſrael und unpolitiſches Betragen der Regierung im Reich Juda. Jerobeam und Rehabeam S. 329—331

§. 21.

Gründe, warum ſich das Reich Juda eine längere Dauer als Iſrael verſprechen konnte. Die Propheten von der größten Wichtigkeit in beiden Staaten. Urſachen von einer andern Bildung des Characters derſelben im iſraelitiſchen, als im jüdiſchen Staate. Anführer des Chores der Propheten, aus jenem der genialiſche Elias. Seine Erſcheinung zur gefahrvollſten Zeit. Sein Zögling Eliſa, u. Handlungen beider Seher S. 331—335

Urſache, warum ſie ſich der Gegenkönige nicht häufiger bedienten S. 335

§. 22.

Scheinbar blühender Zuſtand beider Reiche unter Uſia und Jerobeam dem zweiten. Außerordentlicher Luxus und Sittenverderbniß dieſer Zeit, vermehrt durch die Mannichfaltigkeit der Religionen. Unterjochung Syriens durch die aſſyriſche Macht, u. Verbindung des Hofes von Jeruſalem mit dieſer S. 335—338

Propheten im Reiche Juda, und ihr Einfluß auf die Bildung Hiskia's, welcher verſucht, auch die Iſraeliten wieder zur Religion der Väter zurückzubringen S. 338—339

Ende des iſraelitiſchen Reiches und Verpflanzung der Iſraeliten S. 339—340

§. 23.

Der Prophet Jonas macht Epoche im Prophetengeiſte. Der Hirt Amos, der ſanftere Hoſeas. Die glänzenden Ausſichten Micha's S. 339—344

Jeſaias, Schilderung ſeines Geiſtes, ſeiner politiſchen Maximen, ſein Syſtem für die Zukunft, deſſen Grundlage die Ruinen der aſſyriſchen und babyloniſchen Reiche; ſeine prophetiſchen Zeichen; Beſchaffenheit der Erfüllung ſolcher prophetiſchen Weiſſagungen überhaupt S. 344 — 347

§. 24.

Vertheidigung Jeruſalems wider die aſſyriſche Macht. Das Geſetzbuch in der Originalſchrift. Gefahrvolle Lage der Könige von Juda zwiſchen der ägyptiſchen und babyloniſch-chaldäiſchen Macht. Eroberung Judäa's durch Nebucadnezar, und Wegführung der Juden S. 347 — 352

§. 25.

Propheten dieſer letzten Zeit der Selbſtſtändigkeit des jüdiſchen Reiches, Zephania, Joel, Habacuk und Obadia. Sie mußten im Tone von Jeſaias fortfahren S. 352

Jeremias, aus einer prieſterlichen Familie. Seine Standhaftigkeit und politiſche Klugheit. Schriftliche Sammlung ſeiner Producte. Seine wehmüthige Reſignation und ſein trauriges Schickſal S. 352 — 355

Heſekiel am Chaboras. Einfluß ſeiner Lage und des herrſchenden babyloniſch-chaldäiſchen Geſchmackes auf ſeine Weißagungen und ſeine Manier, ſeine bewundernswürdige Kunſt in der Allegorie S. 355 — 356

Einfluß der Lage und Erziehung Daniels auf ſeine Schriften. Seine Veränderung mit der Idee von Jehovah und Einführung einer Hierarchie von geiſtigen Weſen S. 356 — 358

§. 26.

Neue Periode im Schickſal der Juden durch Cyrus; Rückkehr eines Theiles derſelben in ihr Vaterland S. 358 — 360

Großer Unterſchied zwiſchen dieſem Zuge und dem erſten unter Moſes nach Paläſtina. Inwiefern jener ein erhabenes Schauſpiel iſt? S. 360—361

§. 27.

Größtes Hinderniß des Gedeihens der neuen bürgerlichen Einrichtung der Juden in der Eiferſucht der Samariten. Eſra und ſeine Anordnungen. Nehemia S. 361—365

Erlöſchung des alten Prophetengeiſtes, vortheilhaft für die Juden S. 365—366

§. 28.

Urſachen, warum die Veränderung der Welt durch Alexander von Macedonien den Juden nicht angenehm ſeyn konnte. Pſychologiſcher Aufſchluß über das Betragen des Helden in Judäa. Lage deſſelben zwiſchen der ptolemäiſchen und ſeleucidiſchen Monarchie. Griechiſche Ueberſetzung des moſaiſchen Geſetzbuches S. 366—371

§. 29.

Nachahmung griechiſcher Sitten, als Urſache der ſchrecklichen Periode, welche mit Antiochus Epiphanes begann. Einführung der griechiſchen Religion, und wüthende Verfolgung der Patrioten. Das Heldengeſchlecht der Maccabäer S. 371—375

Schlacht bei Emaus. Einzug von Judas und ſeinen Helden in Jeruſalem. Wiederherſtellung des Gottesdienſtes S. 375—377

Religionsfreiheit unter Antiochus Eupator S. 377

Bündniß zwiſchen den Juden und den Römern. Jonathan, der Nachfolger von Judas. Bruderfreundſchaft zwiſchen den Juden und Sefaradenern. Unterſuchung, wer dieſe waren?

Simon. Beförderung des Handels. Beſchluß des Volkes zum Vortheil der Maccabäer. Königthum derſelben. Streitigkeiten in der königlichen Familie aus der Unbeſtimmtheit des Staatsrechtes entſprungen, und Veranlaſſung dazu, daß Pompejus Schiedsrichter in Judäa wird S. 377 — 386

§. 30.

Entſtehung des Synedriums; Vorſitz des Hohenprieſters in demſelben. Die Synagogen. Urſprung derſelben in den Zeiten Eſra's. Ihre Vervielfältigung und Wirkungen S. 386—388

Die Phariſäer und Sadducäer. Politiſche und religiöſe Partheien einerlei im jüdiſchen Staat. Characteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen den Phariſäern und Sadducäern. Grund, warum die Prieſter und beſonders die Rechtsgelehrten für jene waren. Nothwendige Züge im Character der Phariſäer. Ungerechte Beſchuldigung einer groſen Begierde nach Gütern wider dieſelben S. 388 — 390

Vertheidigung der bisherigen Darſtellung der beiden Secten S. 390 — 396

Gänzliche Verſchiedenheit der Eſſäer von ihnen. Zurückgezogenheit derſelben. Geſammteigenthum, tägliches Leben und Sitten der Eſſäer. Ihre mediciniſchen Kenntniſſe. Ihre Lehre vom Schickſal und der Unſterblichkeit. Stufen ihres Ordens. Schwierigkeiten mit der Aufnahme in denſelben verknüpft. Anzahl der Eſſäer. Der größte Theil derſelben unverheirathet, und Urſache davon S. 397 — 401

Vertheidigung der Darſtellung aller drei Secten S. 401

§. 31.

Schluß von dem Geiſte der Eſſäer auf die Einmiſchung fremder Cultur in die jüdiſche. Dennoch groſe Individualität dieſer letzten S. 402

Einzige Manier, die ein Schriftſteller in dieſer letzten Zeit wählen konnte. Gründe davon. Jeſus der Sirazide, und das Buch der Weisheit, aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet S. 402 — 404

In beiden Schriſten der alte Begriff von Jehovah. Weitere Beſtimmung dieſes Begriffs nach ihren Ideen. Der Gedanke eines künftigen Gerichtes bei ihnen. Keine Aehnlichkeit zwiſchen ihrem Gott und dem Gotte der practiſchen Vernunft. Verwechſelung des Standpunctes der Juden und des Menſchen überhaupt S. 404—405

Unſicherheit in der weitern Ausbildung des Glaubens an Unſterblichkeit bei den ſpäteren Juden. Vermuthung über die Anſicht derſelben im Buche der Weisheit S. 405—407

§. 32.

Allgemeine Betrachtungen über die Geſchichte, den Zuſtand der Juden zur Zeit der Entſtehung der chriſtlichen Religion S. 408—411

Perioden der iſraelitiſchen Geſchichte.

1.

Von den erſten Schickſalen der Abrahamshorde bis zur Errichtung des moſaiſchen Staates in Canaan.

2.

Bis zu dem Verfalle des Oberprieſterthums, der Erſcheinung von Propheten und dem erſten Könige.

3.

Von der Stiftung des Königthumes bis zum Verfall der Jehovahsreligion und der Theilung des hebräiſchen Staates.

4.

Von dieſer Revolution und einer neuen Modification des Prophetengeiſtes bis zum Ende des iſraelitiſchen Reiches.

5.

Bis zum Ende des Reiches Juda.

6.

Bis zur Wiederherſtellung eines jüdiſchen Staates durch Cyrus.

7.

Bis zur Bildung deſſelben durch Eſra und Nehemia.

8.

Von dieſer Bildungsepoche bis zum Einfluß der griechiſchen Sitte auf die jüdiſche Cultur und Wiederherſtellung der Unabhängigkeit durch die Maccabäer,

9.

Bis zum Verluſt derſelben an die Römer.

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Erſte Lieferung.

Zweiter Band.

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin
im deutſchen Muſeum.
1818.

[illegible]ische
St[illegible]liothek
[illegible]

Geſchichte von Frankreich.

Von der Herrſchaft der Römer bis zum Sturz der
Girondiſten während der Revolution.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Geſchichte von Frankreich.

Vorrede[*].

Mein Ideal einer Geſchichte der europäiſchen Staaten habe ich in der folgenden Abhandlung geſchildert, mehr wegen meiner Liebe für die Hiſtorie, als weil ich hoffen durfte, bei meinen eignen Verſuchen ihm nahe zu kommen. Ich glaube, daß der Enthuſiasmus für ſeine Wiſſenſchaft im Gelehrten faſt mit jedem Tage glühender wird; doch hoffe ich auch, daß ſeine Unzufriedenheit mit ſeiner eigenen Arbeit nicht immer in demſelben Verhältniſſe ſteigt, und daß endlich ein Zeitpunct kommt, wo er mit Gerechtigkeit über dieſelbe urtheilt. Es gehört wenig Cultur dazu, daß man ſein Werk mit Redlichkeit verwerfen und ungerecht gegen daſſelbe ſeyn kann; aber auf welcher Stufe der Ausbildung wird man ſtehen müſſen, um zu jenem Zeitpuncte gelangt zu ſeyn! Von weit höherm Werth, als der Kranz der Beſcheidenheit, welchen uns andere reichen, iſt der Kranz der Gerechtigkeit, welchen wir uns ſelbſt zuſprechen können.

---

[*] Die Abhandlung, auf welche hier die Vorrede ſich bezieht, dürfte vielleicht Einigen in dieſer Sammlung nicht an ihrer Stelle vor der Geſchichte Frankreichs ſcheinen, weil der Cyclus von Staatengeſchichten, der mit dieſer beginnen und dem ſie zur Einleitung dienen ſollte, nicht vollendet iſt. Indeſſen ſcheinen mir die darin enthaltenen Anſichten theils nothwendig zu richtiger Auffaſſung des folgenden Werkes, theils nicht ausgeführt genug, um ohne Beleg durch die Anwendung, als beſondre Abhandlung ſattſam ausgeſprochen zu gelten, und zu geiſtreich und neu, um gänzlich wegzufallen: deswegen habe ich ſie auf der Stelle beibehalten, die der Verfaſſer ihr anwies.

Anmerk. der Herausgeberin.

In den Zeiten, ehe man dies vermag, iſt es ein tröſtender Gedanke, daß man durch ſeine Bemühung in den Wiſſenſchaften, wenn ſie gleich weit hinter demjenigen zurückbleibt, was man für dieſe thun wollte, einem gegenwärtigen Bedürfniſſe ſeiner Mitbürger einigermaaßen abhilft. Sicher iſt es nach der politiſchen Richtung, welche unſer Zeitalter bekommen hat, nothwendiger als je geworden, die Geſchichte der Staaten aus einem Geſichtspuncte zu betrachten, wie er hier angegeben iſt; und fehlt es nicht gänzlich an einem Werk über dieſelbe, welches aus einem ſolchen Geſichtspuncte gearbeitet, und nicht entweder für die Leſewelt, beſonders für Geſchäftsmänner zu ausführlich, oder zu aphoriſtiſch wäre, als daß man es ohne Erläuterungen, ohne eignes Studium gebrauchen könnte?

Wenn man eine Menge von Materialien in einem kleinen Raum anordnen will, ſo wird es außerordentlich ſchwer, der Darſtellung das gehörige Licht, der Sprache Leichtigkeit zu geben, und man muß im voraus Verzicht darauf thun, daß dieſes gelungen ſey, ſobald man nicht den Platz, wo ein Factum, eine Aeuſſerung ſtehen ſoll, mit Aengſtlichkeit gewählt, und die Größe des Raumes, welchen ſie einnehmen dürfen, genau berechnet hat. Bei der Bemühung, dieſer nothwendigen Forderung nachzukommen, koſtet nichts mehr Anſtrengung, als wenn man ſich zwingen muß, da nur wenige Striche zu thun, wo man ein vollendetes Gemälde entwerfen könnte. Ich werde häufig einen Mangel an dieſer Selbſtüberwindung verrathen haben.

Es war völlig unmöglich, den Inhalt eines hiſtoriſchen Werkes, das ſo gedrängt ſeyn ſoll, mit einer ununterbrochnen Anführung der Quellen zu begleiten, und eben ſo unmöglich, daß ich ihn ganz aus denſelben unmittelbar hervorbrachte. Nur bisweilen ging ich zu den Quellen, wenn es mich zuverſichtlich ahnete, daß die hiſtoriſchen Meinungen, welche im Gange waren, aus einer einſeitigen oder gänzlich falſchen Benutzung derſelben ihren Urſprung gehabt hatten. Von neuen Forſchungen wird man hier deshalb nicht häufig Spuren finden; aber möchte es mir gelungen ſeyn, deſto mehr für die hiſtoriſche Wahrheit durch eine neue Behandlung der vorhandenen Materialien gethan zu haben! Im Allgemeinen wollte ich weder die Quellen, noch die Bearbeiter der Geſchichte angeben, theils weil es für die Claſſe von Leſern, für welche dieſe Schrift zunächſt beſtimmt ward, nicht Bedürfniß zu ſeyn ſcheint, theils weil die Literatur einer Wiſſenſchaft etwas ſo gänzlich von ihr Verſchiedenes iſt, daß ſie nach einem ganz andern Geſichtspunct bearbeitet werden muß.

Ich kann dieſe Vorerinnerungen nicht ſchließen, ohne des Abriſſes von der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu erwähnen, der ſich am Ende dieſes Bandes findet, nicht um mich wegen einiger Aeuſſerungen vor einem andern, als einem hiſtoriſchen Forum zu rechtfertigen, denn ich achte mich ſelbſt zu ſehr, als daß ich mir Urtheile erlauben ſollte, die mir von der Regierung könnten verargt werden, unter welcher ich lebe, ſondern nur, um die Bemerkung zu machen, daß ſich durch pſychologiſche Forſchung vielleicht noch Licht über manche dunkle Partie in der Geſchichte der Revolution verbreiten laſſe. Man hat über die Männer, welche bis zum Sturz Robespierre's eine bedeutende Rolle ſpielten, Nachrichten genug, um mit einiger Sicherheit eine ſolche pſychologiſche Forſchung anſtellen zu können, und ſelbſt in denjenigen Nachrichten, in welchen Begebenheiten abſichtlich unwahr dargeſtellt ſind, findet man oft für dieſelbe eine vorzügliche Quelle. Auch möchte es kaum für die Nachwelt möglich ſeyn, nach Entwicklung der großen Grundurſachen der Revolution, deren vornehmſte ſicher in dem Gange liegt, welchen die franzöſiſche Cultur nahm, irgend einen andern durchführenden Geſichtspunct zu nehmen, als den pſychologiſchen. Wann iſt je das Schickſal einer Weltbegebenheit ſo ſehr das Werk von der Individualität einzelner Männer geweſen, als die Revolutionen der franzöſiſchen Revolution? Gern möchte ich die wenigen Züge, mit welchen hier der Character der Hauptfiguren angedeutet iſt, dereinſt zu Gemälden machen.

Jena, den 3. April 1796.

Woltmann.

Ueber
die Diſciplin
der
Staatengeſchichte.

Je größer die Maſſe der hiſtoriſchen Materialien von Tage zu Tage wird, deſto höher ſteigt das Bedürfniß, für die verſchiedenen Theile der Geſchichte den Geſichtspunct zu beſtimmen, und je dringender der Geiſt unſrer Zeit ſichre Gränzen für alle Wiſſenſchaften fordert, welche nur nach der Natur von dieſen, nicht nach äußern Umſtänden können feſtgeſetzt werden, deſto mehr wird es Pflicht, auch in der Hiſtorie nicht weiter jenen Rückſichten zu folgen, welche durch mancherlei Urſachen und gewöhnlich auf Academien entſtanden. Allein nur nach einer Entwickelung des Begriffs der Geſchichte und einer Darſtellung der verſchiedenen Geſichtspuncte, nach welchen ſich der hiſtoriſche Stoff bearbeiten läßt, einer Darſtellung, nach welcher der Geiſt der Geographie würde geſichert werden und die ſogenannte Statiſtik wohl zuſammenfallen möchte, iſt es möglich, daß man ſeine Behandlung einer einzelnen hiſtoriſchen Diſciplin auf eine befriedigende Weiſe rechtfertigt.

Nothwendig iſt in der Geſchichte eines Staats die Frage immer zuerſt zu beantworten, wie war in verſchiedenen Zeiträumen dasjenige beſchaffen, wodurch er ein ſolcher iſt? Diejenigen Begebenheiten alſo, welche Veränderungen in ſeiner Verfaſſung hervorbrachten, ſind durchaus für den Geſchichtſchreiber die wichtigſten, und nach den vornehmſten unter ihnen muß er die Epochen feſtſetzen. Forſcht er nun den Urſachen nach, wodurch jene für ihn ſo merkwürdigen Begebenheiten herbeigeführt wurden, ſo wird er, je tiefer er gräbt, einen deſto ſchönern Stoff finden, welchen er aus dem Geſichtspunct, wie ſich die Verfaſſung entwickelte, betrachten kann. Zunächſt kommt er gewöhnlich auf die Staatsverwaltung und blickt bei dem Wechſel, welchem ſie unterworfen iſt, nach den Gründen ihrer Vorzüge und Fehler umher. Die politiſchen Maximen eines Zeitalters, die Charactere der Menſchen, welche Einfluß auf Verfaſſung und Verwaltung eines Staats haben, ſtellt er in dieſer Hinſicht dar. So wird bisweilen ein feines pſychologiſches Gewebe der Grund, auf welchem die Geſchichte eines Staats ruht, ſo läßt ſich wenigſtens eine Reihe von Hauptfiguren auf eine zweckmäßige Weiſe aufführen und die Nothwendigkeit darthun, warum ſie erſcheinen. Man hat dabei den Nebenvortheil, daß man den Genius des Zeitalters neben dem individuellen Geiſt auf eine lebendige Weiſe darſtellen kann, und dadurch ſchon zum Theil eine andre Pflicht erfüllt, welche dem Geſchichtſchreiber eines Staates gleichfalls obliegt.

Er wird nämlich den Geiſt der Verfaſſung und Verwaltung nie vollkommen, und noch viel weniger die Urſachen derſelben hinlänglich darſtellen können, wenn er nicht auf den ganzen Zuſtand der Glieder des Staates Rückſicht nimmt, und die Cultur ihrer Sitten beſchreibt, wie den Character der Wiſſenſchaften und Künſte unter ihnen. Die Individualität einer Nation muß er von allen Seiten in der Hinſicht betrachten, wie ſie auf die Verfaſſung wirkte, und wiederum von dieſer beſtimmt ward.

Das Band alſo, welches zwiſchen der Form eines Staats und demjenigen, was ſich innerhalb ſeiner Gränzen findet, geſchlungen iſt, wird der Faden ſeyn, an welchem der Geſchichtſchreiber die Begebenheiten hinreiht, und je unmittelbarer oder mittelbarer ſie mit demſelben zuſammenhängen, deſto mehr oder minder wichtig werden ſie ihm erſcheinen. Kann er dieſen Faden fortſpinnen, ohne daß er ihm zerriſſen wird, ſo iſt ſein Geſchäft äußerſt reizend, er zieht an ihm auf eine zauberiſche Weiſe die ganze Vergangenheit in die Gegenwart herüber.

Bei dem großen Zuſammenhange nun, der zwiſchen allen Weltbegebenheiten, und ſehr ſichtbar zwiſchen den Schickſalen der europäiſchen Staaten herrſcht, muß der Hiſtoriker ſchon bei Entwicklung der Verfaſſung eines einzelnen Staates ſich um die Schickſale der übrigen bekümmern, und wird ſo zu derjenigen Pflicht geführt, die ihm obliegt, ſobald er die Geſchichte der europäiſchen

Staaten erzählen will. Das Verhältniß derſelben gegen einander muß nämlich ein wichtiger Gegenſtand ſeiner Forſchung werden, und aus dem Geſichtspunct, wie ſie auf daſſelbe wirkten, kann er den Handel, die Kriege der Mächte unter einander u. ſ. w. noch in einem nähern Lichte betrachten, als wenn er ſie in Hinſicht auf die Verfaſſung anſähe. Er bringt ſie ohnedies in Verbindung mit der Geſchichte von dieſer, wenn er auf den Zuſammenhang zwiſchen ihr und den auswärtigen Verhältniſſen des Staates ſeine Aufmerkſamkeit richtet. Uebrigens tritt hier die obige Regel für die größere oder geringere Wichtigkeit von Ereigniſſen bei der Auswahl derſelben wiederum ein.

Durch die Darſtellung des Staatenverhältniſſes wird die Hiſtorie der einzelnen Staaten zur Geſchichte der europäiſchen Republik, die einem großen Schauſpiele gleicht, in welchem die Nationen ihre beſtimmten Rollen haben, wobei aber der Geſchichtſchreiber aller Gefahr des dramatiſchen Dichters ausgeſetzt iſt, und auf alle Wirkung im voraus Verzicht thun muß, wenn er nicht Kunſt und hiſtoriſche Kunde genug beſitzt, um die Individualität der Mächte, die auftreten, und die Motive, nach welchen ſie handeln, beſtimmt wahrnehmen und angeben zu können. Einzelne Blitze des Geiſtes werden es ſeyn, die ihm dieſelbe ſichtbar machen, wenn ſie über die düſtern Maſſen hinfahren, die ſein Fleiß zuſammengebracht hat; aber wie ſchwer wird es dieſem werden, durch ſeine weitere Arbeit die Geſtalten gleichſam feſt zu halten, welche ſich in Momenten der hiſtoriſchen Begeiſtrung ihm zeigten.

Sobald man darin übereingekommen iſt, welche Begebenheiten für die Staatengeſchichte ausgewählt werden ſollen, muß die Frage beantwortet werden, nach welcher Ordnung man die Staaten ſoll auftreten laſſen? Die Antwort wird nach dem bisherigen ſeyn, daß man die Geſchichte desjenigen zuerſt erzählen müſſe, welcher das meiſte zur Bildung des Staatenverhältniſſes oder der ſogenannten europäiſchen Republik beigetragen hat.

Lange wird der Hiſtoriker zweifelhaft ſeyn, ob er nun an Frankreich oder an Deutſchland den erſten Platz vergeben ſolle? Offenbar iſt es, daß das letzte den Grund für den europäiſchen Freiſtaat legte, indem es ſeine Söhne nach dem übrigen Europa ausſtrömte, und daß aus den Keimen der germaniſchen Verfaſſung die vornehmſten Staatseinrichtungen hervorgingen; offenbar iſt es, daß das Reich der Deutſchen alle Jahrhunderte hindurch der Mittelpunct blieb, an welchen das Gewebe der Welthändel gewöhnlich geknüpft ward, und daß eigentlich in ihm der Grund der Vereinigung zwiſchen den beiden Syſtemen liegt, die ſich im Norden und Oſten, im Süden und Weſten von Europa gebildet haben. Dagegen kann man nicht läugnen, daß in den Zeiten, da die Verflechtung der europäiſchen Angelegenheiten merkwürdig wird, durch die Züge der franzöſiſchen Könige nach Italien der erſte Stoß zu allen Bewegungen von Frankreich herkam, daß dieſes wegen ſeines eiferſüchtigen Kampfes mit dem Hauſe Habsburg und mit der großbritanniſchen Macht in den nachherigen Welthandeln die erſte Rolle ſpielt, daß durch ſeine Anſtrengungen ein neues Syſtem des Landkrieges emporkam und der Seehandel einen vorzüglichen Schwung erhielt, ſo wie faſt alle unſre Künſte in den diplomatiſchen Geſchäften, das Koſtume unſers europäiſchen Völkerrechts eine franzöſiſche Erfindung ſind. Und wie ſehr wird Frankreich jetzt wiederum der merkwürdigſte Staat in Hinſicht auf die europäiſchen Verhältniſſe? Was ihm aber zuletzt einen entſcheidenden Vorzug vor Deutſchland giebt, daß mit ihm die Staatengeſchichte beginnen muß, iſt dieſer Umſtand: das deutſche Reich ward mehr durch ſein Daſeyn, als durch ſeine Thätigkeit, mehr auf eine paſſive, als active Weiſe für die Verhältniſſe zwiſchen den europäiſchen Mächten merkwürdig, und darum iſt es ſo ſchwer, daſſelbe als die Hauptperſon in dem großen Schauſpiel auftreten zu laſſen. Frankreich war dagegen faſt immer der thätigſte unter den Staaten, und indem man ſeinen Schickſalen nachgeht, hat man einen Faden, an welchen die meiſten wichtigen Begebenheiten gereiht werden können.

Die Reihe der übrigen Staaten wird ſich faſt durchgängig nach dem Grundſatz ordnen laſſen, daß auf einen jeden derjenige folge, deſſen Schickſale am häufigſten und am engſten mit den ſeinigen im Zuſammenhang ſtanden. Ohne allen Zweifel würde demnach Großbritannien den zweiten Platz einnehmen müſſen. Gallien gab an Albion ſeine Bewohner, von der franzöſiſchen Küſte her kam der Hauptſturm der Normänner über England, als die Beziehungen zwiſchen allen übrigen Mächten noch äußerſt unbedeutend waren, führten die Franzoſen und Britten ſchon einen langen, mörderiſchen Krieg gegen einander, mit dem Anfange der neuern Jahrhunderte ward die Eiſerſucht zwiſchen beiden Nationen mit jedem Jahre regſamer und ſtieg zu einer Höhe, welche von den wichtigſten Folgen für die europäiſchen Angelegenheiten war, als Spanien in ſeinen Schlummer verſank. Dieſer Staat bildet dann gleichſam mit dem franzöſiſchen und engliſchen ein Triumvirat, das freilich in ſeinem Geiſt und ſeinen innern Verhältniſſen oft den Triumviraten des alten Roms glich, aber denſelben wohl nie in ihrem Ende ähnlich ſeyn wird, daß nämlich Einer von ſeinen Staaten über die beiden andern gänzlich Herr würde. Den vierten und fünften Platz könnte man an Portugal und die niederländiſche Republik vergeben. Beide waren eine Zeit lang Theile der ſpaniſchen Monarchie, und nach der Lage der Dinge, wie ſie zwiſchen dieſer, Frankreich und Großbritannien war, hat ſich ihr Schickſal gewöhnlich beſtimmt.

In die ſpaniſche Geſchichte war die italiäniſche auf das innigſte verwebt und der erſte Kampf zwiſchen Frankreich und Spanien, welcher ſo wichtig für die Verflechtung der europäiſchen Angelegenheiten ward, bezog ſich auf Italien. An die Geſchichte deſſelben ſowohl im Allgemeinen, als ſeiner einzelnen Staaten käme daher nun die Reihe, und wenn man auf dieſelben den helvetiſchen Bund folgen ließe, der ſeine vornehmſten Beziehungen, außer zur Zeit ſeines Entſtehens, doch auf Italien, Spanien und Frankreich hatte, würde man die Staatengruppe für das weſtlichſüdliche Syſtem Europas vollendet haben.

Durch zwei Reiche, durch das deutſche und das osmaniſche ward dies Syſtem in Verbindung mit dem öſtlichnördlichen gebracht. Nie ſteigt die Schwierigkeit, welche mit der Darſtellung unſrer vaterländiſchen Hiſtorie überhaupt verknüpft iſt, zu einem ſo hohen Grade, als wenn man neben der Entwicklung unſrer Verfaſſung die Rolle vorzüglich bemerkbar machen will, welche dem deutſchen Reich in Hinſicht auf Europa zugetheilt ward. Sein characteriſtiſches Leiden und die wichtigen Folgen deſſelben für die europäiſchen Syſteme würden ſich leichter darſtellen laſſen, wenn nicht einige von ſeinen Gliedern, deren Macht nicht auf ſeine Gränzen eingeſchränkt iſt, wiederum große Thätigkeit bei den Welthändeln gezeigt hätten, die auf das genaueſte von dem geſchieden werden muß, was dem Reiche zugeſchrieben werden kann. Ungarn und Polen würden ſich zunächſt an die deutſche und osmaniſche Geſchichte anſchließen; mit der polniſchen iſt die preußiſche auf das engſte verbunden. Eine neue Epoche begann für alle dieſe Staaten, ſobald ſich Rußland erhob, wie bei ſeinem ungeheuern Wachsthum für das ganze Europa. Als es ſich erheben wollte, mußte es den blutigſten Kampf mit Schweden beſtehen, und dieſes Reich hat ſelbſt in ſeiner nachherigen Ohnmacht nie die Rivalität mit ihm aufgegeben. Des Zuſammenhanges zwiſchen Schweden und Dänemark braucht kaum erwähnt zu werden.

Welcher von den Staaten ſoll nun das Vorrecht haben, daß in ſeiner Geſchichte diejenigen Ereigniſſe dargeſtellt werden, an welchen mehrere Mächte Theil nehmen? In der Geſchichte desjenigen, welcher bei denſelben die Hauptfigur iſt, müſſen ſie inſofern erzählt werden, daß Klarheit und Zuſammenhang nicht darunter leiden; aber die individuellen Züge aus einer großen Begebenheit bleiben für die Geſchichte des Staates, welchen ſie betreffen, und wenigſtens muß in der Hiſtorie einer jeden der theilnehmenden Mächte bemerkt werden, welches Reſultat ſich für ſie aus jener Begebenheit ergab.

Die Schwierigkeiten, welche damit verbunden ſind, ſolchen Ereigniſſen, die mehrere Staaten umfaſſen, nach dem bisher geſchilderten Plan einen ſchicklichen Platz anzuweiſen, und Wiederholungen zu vermeiden, ohne der Vollſtändigkeit Abbruch zu thun, könnten vielleicht auf den Gedanken führen, ob es nicht beſſer ſey, das Staatenverhältniß zum Hauptgeſichtspunct zu machen und die Geſchichte aller europäiſchen Staaten innerhalb gewiſſer Perioden, die nach den wichtigſten Ereigniſſen für daſſelbe beſtimmt wären, ſynchroniſtiſch abzuhandeln? Allein gegen einen ſolchen Gedanken läßt ſich zuerſt erinnern, daß das Verhältniß der Staaten gegen einander bei weitem keinen ſo feſten Standpunct giebt, als die Entwickelung der Verfaſſungen, und ſich auch ungleich mehr nach dieſen modificirt habe, als dieſe nach ihm, daß ferner alle übrige Materialien der Hiſtorie ſich auf keine ſo unbefangene Weiſe in Beziehung auf die äußern Verhältniſſe, als auf die Form eines Staates anordnen laſſen, und daß endlich durch die Zerſtückelung der Geſchichte aller Staaten nur zu leicht die lichte Ueberſicht und das hiſtoriſche Intereſſe leiden könnten. Ganz anders verhält es ſich mit dieſem allen, ſobald man ſich auf den weltbürgerlichen Standpunct geſtellt hat, um das Verhältniß der Staaten zu betrachten, denn da hat man ein beſtimmtes Ziel, nach welchem die Entwickelung deſſelben hinſtrebt.

Wem es gelänge, nach dem hier bezeichneten Ideal eine Staatenhiſtorie aufzuſtellen, der würde durch das Ganze derſelben eine äſthetiſche Wirkung hervorbringen, die mit keiner andern verglichen werden könnte. Einzelne Menſchen, einzelne Staaten reißen uns im Alterthum oft zur Bewunderung hin; ein ſolches Schauſpiel aber, daß viele bedeutende Staaten ſich auf eine erfreuende Weiſe eigenthümlich und doch in mancher Hinſicht wieder ſo gleichförmig in ihrem Innern entwickeln, und ſich dann durch die Gewalt der Waffen und der Maximen immer mehr zu einem großen Reiche vereinigen, ohne ihre individuelle Freiheit zu verlieren, bietet uns nicht das ganze Alterthum und in neuern Zeiten kein Welttheil dar, als Europa.

Geſchichte
Frankreichs.

Ueber
den Zuſtand Frankreichs, ehe es ein ſelbſtſtändiges Reich ward.

§. 1.

Schon vor Cäſar hatten die Römer aus einem Theile Galliens zwiſchen den Alpen und dem mittelländiſchen Meere eine Provinz ihres Reichs gemacht, deren Gränzen ſich nicht genau beſtimmen laſſen, denn bald nach Endigung des zweiten Kampfes mit Carthago war die ganze Küſte der Mittelſee bis nach Spanien erobert.

Cäſar ward in der Unterjochung des ganzen Landes ſehr durch den Nationalcharacter der Einheimiſchen unterſtützet; und dieſer hatte ſeine Bildung wohl durch die politiſche Verfaſſung erhalten. Ein ſolches allgemeines Syſtem von vielen kleinen freien Völkern, welche durch das Band von Patronen und Clienten mit einander verbunden ſind, ſicherte freilich die Nationalfreiheit gegen den einheimiſchen und den auswärtigen Unterdrücker; aber zugleich mit dem Gemeinſinn, welchen es erweckte, mußte es Neugierde, Leichtſinn und Nationalſtolz hervorbringen. Wenigſtens finden wir dieſe Züge im Character der alten Bewohner Galliens. Indem Cäſar als Vertheidiger der angebeteten Nationalfreiheit auftrat und ihre bewundernde Dankbarkeit in Anſpruch nahm, konnte er unbemerkt den Grund zur Ausführung ſeiner Plane legen; und welche häufige Gelegenheit gab ihm der getäuſchte Stolz dieſes reizbaren Volkes in ſeinen vielen Ausbrüchen, um unter einem ſchicklichen Vorwande auch den letzten Reſt der Freiheit vertilgen zu können!

Ein Glück war es für das ganze Land zwiſchen den Pyrenäen und dem Rhein, welches Cäſar eroberte, daß es erſt unter Auguſt durch Agrippa römiſche Provinzialverfaſſung bekam, denn da brauchte es nicht mehr zu fürchten, der Raubſucht von Statthaltern Preis gegeben zu werden. Die römiſchen Einrichtungen mußten leicht in Gallien gedeihen, da ſie in einer von den vier Provinzen, in welche es jetzt getheilt wurde, ſchon ſo im Gange waren, daß Auguſt ſie an den Senat abgeben konnte, alſo in ihr keine Ausübung der Imperatorsgewalt mehr nöthig glaubte.

Zweifelhaft iſt es, ob Conſtantin's Politik, die bürgerliche und militäriſche Gewalt ſo viel als möglich zu trennen, vortheilhaft für Gallien wirkte; gewiß iſt dies von der Anweſenheit eines ſo aufgeklärten Helden, wie Julian war. Alles hatte ſchon das Gepräge der Römer, als die große Völkerwanderung ausbrach.

Verderblicher für das Land waren wohl die Durchzüge barbariſcher Horden nach Spanien, als es die Weſtgothen und Burgunder durch ihre Niederlaſſung, jene zwiſchen den Pyrenäen und der Loire, dieſe zwiſchen der Rhone und dem Aarfluß wurden.

Sowohl dieſe Völker, als auch die alten Provinzialen und die britanniſchen Flüchtlinge an der nördlichen Küſte mußten ſich unter die Herrſchaft der Franken beugen.

§. 2.

Warum kam fränkiſche Herrſchaft ſo leicht in Gallien empor, und wie erhielt ſie ſich ſo lange? Die Franken hatten den großen Vortheil, daß ſie am ſpäteſten unter den germaniſchen Nationen die galliſchen Provinzen überſchwemmten; man war ſchon gewöhnt an die harte Rohheit der Barbaren, und haßte dieſe nuen Ankömmlinge auch deshalb nicht ſo ſehr, wie die erſten, weil ſie als Heiden kamen und bald ſich zur rechtgläubigen Kirche bekannten, zu welcher die Provinzialen gehörten, da hingegen Weſtgothen und Burgunder arianiſche Ketzer waren. Alle andre germaniſche Völker verſahen es in ihren neuen Wohnſitzen darin, daß ſie ſich zu ſehr an Sitten und Vorſtellungsart der Ueberwundenen gewöhnten, denn vermiſcht mit dieſen mußten ſie, die rohen Sieger, bald die Feſſeln der cultivirten Beſiegten tragen; die Franken blieben lange, in weiter Entfernung von den Einhei miſchen, ihren väterlichen Sitten getreu, und behielten die rüſtige Kraft, welche ſie in den deutſchen Wäldern hatten, unterdeſſen andre Germanen Weichlinge unter den Römern wurden. Ein beſonderes Glück für ſie war es, daß ſie ihre alten Wohnſitze nicht aufzugeben brauchten, und als Grundlage ihrer neuen Herrſchaft benutzen konnten; ein beſonderes Glück, daß ihnen keine mächtigern Barbaren nachdrangen. Die Provinzialen mußten ſich unter der fränkiſchen Regierung glücklicher fühlen, als unter der römiſchen; der neue Hof kannte keine Bedürfniſſe des Luxus, keine Abgaben, die zur Befriedigung derſelben erhoben werden; an prächtige öffentliche Anſtalten war gleichfalls nicht zu denken. Wenn ſie von der Rauhigkeit der neuen Herrſcher auch einiges Ungemach zu tragen hatten: ſo mußte dies ſehr verringert werden durch den Uebertritt derſelben zur chriſtlichen Religion, denn nun erhielt die Geiſtlichkeit des Landes großen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte, und ſie entſtand noch lange hin einzig aus der Mitte der alten Einheimiſchen.

Ein helleres Licht über den Character der Cultur und der Verfaſſung in der merovingiſchen Periode verbreitet die Aufſuchung der Urſachen, welche den Verfall des Staates in derſelben bewirkten.

Die vorzüglichſte liegt wohl darin, daß die Franken einen Zeitpunct menſchlicher Cultur nicht vermeiden konnten, in welchem Individuen und Nationen dem Abgrunde nahe ſind. Die deutſchen Barbaren, bisher weder tugendhaft noch laſterhaft, treten mit einem rüſtigen Körper und einem gedankenleeren Kopfe in die römiſchen Provinzen, wo ihnen tauſend neue Gegenſtände aufſtoßen, und ungewohnte Begierden in ihnen erwecken. Nicht durch Moralität, auch nicht einmal durch ein Gefühl für conventionelle Schicklichkeit werden ihre Triebe vom wilden Ausbruch zurückgehalten, und nun erfolgt jener Zuſtand, bei deſſen Betrachtungen der gebildete Menſch zweifelhaft wird, ob er mehr über die Laſter in demſelben, oder über die Kräfte ſtaunen ſoll, welche zur Befriedigung laſterhafter Begierden verwandt werden! Welche Geſchichte kann dieſen Geiſt anſchauender darſtellen, als die Erzählung von Brunehild's und Fredegunden's Feindſchaft?

Ein zweiter Grund lag in der boshaften Schwäche der merovingiſchen Könige, welche faſt alle von der Natur verwahrloſet, wenigſtens nicht zu Regenten geſtempelt, durch ihre Lage noch ſchlechter und ohnmächtiger werden mußten. In den unaufhörlichen bürgerlichen Kriegen, welche aus den immer wiederholten Theilungen entſtanden, hätte auch ein guter Character verdorben werden müſſen. Alle Familienbande wurden zerriſſen, und man gewöhnte ſich zur Grauſamkeit gegen ſein eigenes Blut.

Sehr viel mußte zum Verfall des Staates die Entſtehung des Beneficienſyſtemes beitragen. Wir finden keine Spur, daß Chlodowig bei der Eroberung Galliens eine ganz neue Theilung der Aecker vorgenommen hätte; er gab wohl jedem ſeiner freien Gefährten ſo viel Grundeigenthum, als ihm nöthig war, und der König ſelbſt wurde der mächtigſte Güterbeſitzer, wodurch er ſich bald im Stande ſah, zwiſchen ſich und einigen ſeiner Unterthanen eine engere Verbindung zu ſtiften, als das Nationalband des Heerbannes hervorbrachte. Bei den vielen Privatfehden, welche die Merovinger hatten, nutzte ihnen dieſer wenig; der Wunſch mußte in ihnen aufkommen, daß ſie doch viele ſolcher trauten Gefährten hätten, welche ſchon unter den älteſten Germanen ihr Daſeyn mit dem Leben ihres Anführers unauflöslich vereinigten. Damals wurden dieſe Träuten nur durch die Ehre gefeſſelt; wodurch konnten ſie in der merovingiſchen Periode, ſobald man anfing, den Werth des Grundeigenthums ganz zu ſchätzen, leichter erworben werden, als wenn der König einen Theil ſeiner Ländereien einem freien Mann einräumte, welcher dafür in die Zahl ſeiner Leute treten mußte, er mochte nun jenes Beneſiz auf beſtimmte Jahre oder auf ſein ganzes Leben erhalten haben! Anfänglich hielt ſich der Güterbeſitzer, welcher nur der Nation verpflichtet war, wohl für beſſer, als der Mann des Königs; aber dieſer gewann durch die Verbindung mit dem Haupte des Volkes und durch die erhaltenen Beneſicien ſo augenſcheinlich, daß man ſich bald in die Claſſe der königlichen Leute drängte. Den Königen wurde es nun immer leichter, ihren Hang zu verderblichen Fehden zu befriedigen, und im Staat bildete ſich ein doppeltes, ſich entgegengeſetztes Intereſſe; der Thron und ſeine Leute hatten ein andres, als die freien Güterbeſitzer. Am meiſten litt zuletzt bei dieſer Veränderung derjenige, welcher ſie ſeines Vortheils wegen einführte, denn allmählig wußten die Leute Allod und Benefiz ſo mit einander zu vereinigen, daß ſie ein Erbrecht auch auf dieſes behaupten konnten, und ſo die Domainen des Thrones immer kleiner machten. Ein König, der nichts mehr zu vergeben hatte, ward von ſeinen Leuten verachtet, und ſobald er kein großer Güterbeſitzer mehr war, von der übrigen Nation nicht geſchätzet. Schon unter Carl Martell erhielt das Syſtem der Leute eine ſolche Beſtimmung, daß man ſagen kann, es ward Vaſallenſyſtem. Der Heerbann wurde ſeltener aufgeboten, das Heer der Leute reichte gewöhnlich zu; die Nationalverſammlungen im März wurden nicht fleißig mehr beſucht, der König mit ſeinen Leuten hatte doch das Uebergewicht; die Geiſtlichkeit ſuchte auch Beneficien vom Thron zu erhalten, und die alten Provinzialen waren ihres beſten Schutzes beraubt.

Bei einer Zerrüttung des Staates, wie ſie dieſe Urſachen bewirken mußten, war es wohl kein Wunder, daß die Gewalt des Major Domus zuletzt über den Thron hinauswuchs. Er ſtand an der Spitze des königlichen Hausweſens, und hatte alſo die Aufſicht über die Domainen; wie viel mußte der vermögen, welcher mit dem ſchaltete, was der Gegenſtand des allgemeine Strebens war! Als nun der Nationalbund durch da Vaſallenſyſtems verdrängt ward, und die Staatsverfaſſung durch die königliche Hausverfaſſung, da mußte de erſte Diener der regierenden Familie erſter Diener de Staats werden. Waren nun dieſe Majores Domus of Männer von planvoller Klugheit, kamen drei ausgezeichnete Helden, wie Pipin von Heriſtall, Carl Martell und Pipin auf einander: was Wunder, wenn endlich der merovingiſche Schatten eines Königs, der ſchon ſo lange auf dem Throne dämmerte, ganz verſchwand?

Schlau war es von Pipin, daß er den Ehrfurcht erregenden Glanz, welchen auch die letzten Merovinger, wiewohl ſie auf ihren Meierhöfen von allen Staatsgeſchäften entfernt lebten, durch eine lange Reihe königlicher Vorfahren hatten, ſich durch die Religion zu erwerben ſuchte. Seine Familie war ſchon der Liebling der Kirche, Carl Martell hatte die Chriſtenheit gerettet durch ſeine Siege über die Araber, und ihr einen weſentlichen Dienſt durch die Unterſtützung des Heidenbekehrers Bonifaz geleiſtet, die einheimiſche Geiſtlichkeit hatte Pipin für ſich gewonnen, und der Erzbiſchof von Mainz, wie der römiſche Biſchof, berechneten ihren Vortheil nicht unrichtig, wenn ſie einer ſolchen Familie auch die königliche Würde zu verſchaffen ſuchten.

Auf einem Reichstage zu Soiſſons (752) ſtieß Pipin den Merovinger Childerich vom Thron. Es zeigte ſich hier, daß in die Nationaldenkart die Maxime aufgenommen ſey, nicht die Geburt, nur das Verdienſt gebe ein Recht auf die königliche Würde; und auch das zarteſte Gewiſſen ward durch die Antwort des römiſchen Biſchofs beruhigt. Pipin wurde überdies zweimal zum Geſalbten des Herrn gemacht!

§. 3.

Welche ſchöne Harmonie zwiſchen dem Geiſte, welcher die beiden erſten Könige aus der neuen regierenden Familie belebte, und ihrer Lage! Der planvolle, aber nicht ſchöpferiſche Pipin durfte die Verfaſſung nicht ſehr verändern; aber der alles umſchaffende Carl konnte es ſich auf dem ſchon mehr befeſtigten Thron erlauben. Wie vortreflich war die Grundidee, auf welche er ſein ganzes Syſtem der Staatsveränderungen baute! Ein feſt angezogenes Band mußte alle Glieder des Reichs umſchlingen; Nationalverſammlung und Heerbann mußten ihr altes Anſehen wieder erhalten. Keine Einrichtung konnte zweckmäßiger ſeyn, als das Verhältniß der Herbſtverſammlungen zu den Frühlingsconventen. In jenen ließ Carl die erfahrenſten Männer ſich über alles das berathſchlagen, was in der nächſten Maiverſammlung vorkommen ſollte. Das heiligſte Stillſchweigen wurde über alles beobachtet, was hier verabredet war; unbemerkt konnten alle nöthigen Maasregeln genommen werden, um das ſogleich auszuführen, was der Frühlingsconvent beſchloß.

Den Stürmen democratiſcher Verſammlungen war vorgebeugt, indem der ernſtere und weiſere Theil der Nation die Berathſchlagungen leitete. Man kann ſich aber der Frage nicht erwehren, wie ein ſolcher Nationalconvent in einem ſo ungeheuren Reiche möglich war? jeder freie Mann ſollte und konnte doch zu demſelben kommen? Allein zuerſt ſind ſolche Staatseinrichtungen, wie dieſe, wohl nur für den cultivirteren Theil der fränkiſchen Nation getroffen; für die nördlichen und öſtlichen Barbaren waren ſie nicht tauglich, und Carl der Große dachte viel zu aufgeklärt, als daß er Menſchen von verſchiedener Cultur und Denkart nach derſelben Regel hätte behandeln können. Ferner war auch die Zahl der freien Güterbeſitzer nicht außerordentlich groß; denn welchen langen Strich Landes beſaß ein einziger unter den Großen des Reichs, wie viele Gegenden lagen unbebauet, welche weitläuftige Ländereien gehörten ſchon Kirchen und Klöſtern! Auch machten die einzelnen Provinzialverſammlungen, auf welchen ſo manches für den Reichstag verhandelt wurde, es möglich, daß eine Provinz nur Deputirte zu dieſem ſchickte. Sehr ſtrenge hielt Carl auf den Heerbann. Wer ihn verabſäumte, mußte den ganzen Heerbann bezahlen, und wer das Verbrechen der Heriſchlitz beging, ward am Leben geſtraft. Ein ſehr nothwendiger Zuſatz mochte es für dieſe Zeiten ſeyn, daß jeder, welcher ſich im Lager betrank, bis zur Beſſerung Waſſer trinken mußte!

Von einem politiſchen Geiſte, wie Carl, ließ es ſich erwarten, daß er alles thun würde, um den Weg zu verrammeln, auf welchem ſeine Familie auf den Thron gekommen war. Die großen Herzogsſtellen ſuchte er zu vernichten, und die Geſchäfte des Major Domus vertheilte er in mehrere kleine Aemter; ſelbſt als die Ariſtocratie ihr Haupt erhob, kam kein Major Domus wieder empor. Sein Reich theilte er in Gauen, welchen Grafen vorgeſetzt waren, die freilich die höchſte bürgerliche und militäriſche Gewalt hatten, ſich aber von den königlichen Ländereien in ihrem Gau entfernt halten mußten. Die Domainen ſtanden unter einem beſondern Aufſeher, welcher freilich dem Grafen ein Dorn im Auge war, dafür aber auch den Aufpaſſer gegen ihn ſpielte. Ueberhaupt wußte Carl die Eiferſucht, welche zwiſchen den verſchiedenen Ständen und Dienern in ſeinem Reich herrſchte, treflich zu benutzen, um eine gute Staatsverwaltung einzuführen. Die Fehler, welche ſich in dieſelbe einſchlichen, konnten den vielen Commiſſären nicht entgehen, welche er durch ſein Reich verſandte. Alles wäre vortreflich berechnet geweſen, wenn er nur den Grafen nicht erlaubt hätte, ſich Grundeigenthum in ihren Gauen zu erwerben. Druck der Unterthanen war ſo eher möglich, und baldige Vererbung des gräflichen Amtes von Vater auf Sohn unvermeidlich.

Wie ſegensreich hätte Carl's Eifer für Volkscultur und für die Wiſſenſchaften den folgenden Zeiten werden müſſen, wenn durch ihre Stürme nicht das Schickſal gezeigt hätte, daß es die Pflanzungen auch der größten Geiſter zu nichte machen könne. Man traut kaum den Nachrichten, welche uns von einer Academie der Wiſſenſchaften erzählen. Mochten dieſe literäriſchen Beſchäftigungen noch ſo dürftig ſeyn, eine Geſellſchaft von Männern, die ſich mit den Schriftſtellern des griechiſchen und römiſchen Alterthums, mit Cultivirung der Mutterſprache beſchäftigen, eine Geſellſchaft, wo der König einer großen Monarchie und ein engliſcher Mönch, wo König David und der Grieche Homer mit einander ihren Geiſt üben, iſt doch eine ſchöne Erſcheinung in dieſem düſtern Zeitalter! Welchen glücklichen Einfluß mußte ein ſolches Beiſpiel auf die Nation zu einer Zeit haben, da bei jedem angeſehenen Kloſter, jeder großen Kirche Schulen zur wiſſenſchaftlichen Bildung derſelben und allenthalben Anſtalten für die Volkserziehung, in welcher ſelbſt für den Unterricht des weiblichen Geſchlechtes geſorgt ward, durch Carl's Fürſorge eingerichtet wurden!

Die Bewunderung eines ſolchen Mannes wird dadurch nicht verringert, wenn man unterſucht, wie er alles vermochte, was er vollbrachte. Zuerſt wird man ſich doch auf die Allgewalt genialiſcher Geiſter berufen müſſen, welche oft durch die kleinſten Veranlaſſungen, die im Buche der Geſchichte nie aufgezeichnet werden konnten, zur ſchnellen Entwickelung ihrer Kraft getrieben wurden. Sehr viel gewann Carl durch ſeinen ununterbrochenen Verkehr mit Menſchen; wie viel mußte ein einziger Mann, wie Alkuin, an ihm hervorrufen und zur Reiſe bringen! Bei der Feſtigkeit ſeiner Regierung darf man nie vergeſſen, daß ſie bis in das ſechs und vierzigſte Jahr (768—814) dauerte; daß ferner ſein Vater durch die großen Allodialgüter, welche er zu den Domainen brachte, dem Throne einen weit ſicherern Grund gegeben, als er unter den ſpätern Merovingern hatte; daß endlich ein großer Mann zur Zeit der Uncultur und in einer unbeſtimmten Verfaſſung weit planvoller regieren kann, als wenn der Staat ſchon feſte Formen hat. Was die Neuheit von Carl's Einrichtungen der Regierung anbetrifft; ſo darf man nicht verhehlen, daß die Grundlinien zu denſelben ſchon in der frühern fränkiſchen Verfaſſung waren.

Carl hatte leider einen Nachfolger an Ludwig dem Frommen, welcher nichts als den Buchſtaben ſeiner Einrichtungen kannte, und den erfahrenſten, liebſten Rath des Vaters verabſchiedete. An ſeinem Beiſpiele ſah man die Wahrheit des Satzes, daß im Mittelalter oft ein ganzer Staat zu Grabe geht, wenn ein großer Regent ſtirbt. Die Schwächen ſeines Nachfolgers hatten keine andre gute Folge, als daß Frankreich durch den Vertrag zu Verdún (843) ein für ſich beſtehendes Reich ward, deſſen Gränzen die Rhone, Saone, Maas, Schelde und der Ebro waren.

Erſte Periode.

Vom Gedeihen der Ariſtocratie bis zur erſten Verſammlung von drei Reichsſtänden.

§. 4.

Der vorzüglichſte Grund, warum ſich die Fedalariſtocratie ſo ſchnell und ſo früh in Frankreich erhob, lag in dem characteriſtiſchen Fehler von den Staatseinrichtungen **Carl's des Großen**, daß er zu viel auf den Geiſt des Regenten gerechnet hatte. Das Schickſal ſchien alle traurige Folgen, welche dieſer Fehler haben konnte, an den Tag bringen zu wollen, indem es dem franzöſiſchen Thron in kurzer Zeit viele und ſchlechte Könige aus dem carolingiſchen Hauſe gab, und gerade jetzt, da das Nationalſyſtem immer mehr zerfiel, den gewaltigſten Sturm der Abenteurer aus dem Norden gegen Frankreich richtete.

Indem **Carl der Kahle** den Rückzug der Normänner erkaufte, gab er ihnen ein Signal, daß ſie immer wiederkehren ſollten; und ihre Verheerungen trafen nicht blos die Küſten des Landes, denn mit ihren flachen Schiffen drangen ſie auch auf den kleinen Flüſſen in das Innere deſſelben, und hauſeten da nach Sitte der Seeräuber. Der Heerbann war zerfallen, das Anſehen der Großen erhob ſich, weil ihnen Vertheidigung des Vaterlandes oblag, und bald wählten ſie ſich den tapfern

Grafen Odo von Paris zum König und Anführer gegen die normänniſchen Schwärme (888).

Durch ein ſolches Rettungsmittel ſtieg die Schwäche des Staates, denn ſelbſt die Großen wollten nur zu den Zeiten der Gefahr einen muthigen und klugen König, und die innerlicher Unruhen wurden durch einen bürgerlichen Krieg zwiſchen dem Neuerwählten und der alten regierenden Familie vermehret. Nichts half gegen die Verwüſtungen der Normänner, als daß man einen Schwarm von ihnen in das Land aufnahm, und den Anführer deſſelben zum Kronvaſall machte. Rollo erhielt das Land von der Andelle und Eure bis ans Meer als ein Erbherzogthum (911), und den Grafen von Bretagne als ſeinen Vaſall. Die ſchöne vierzehnjährige Tochter von Carl dem Einfältigen zu heirathen, gefiel dem ſechszigjährigen Normann wohl beſſer, als die Belehnungsceremonie, die Taufe und der Name Robert.

Auch von den einheimiſchen Feinden ſuchten die Carolinger Ruhe zu erkaufen, und machten deshalb ſo viele Schenkungen an die Großen, daß an keinen Frieden zu denken war.

Schon unter Carl's des Kahlen Regierung laſſen ſich zwei Epochen feſtgegründeter Feudalariſtocratie bemerken. Welche demüthige Sprache herrſcht in dem

Antrage zu einem Vergleich, welchen er den mißvergnügten Großen im J. 856 thun ließ. Er bittet ſie, daß ſie ihn ſeine Pflicht lehren ſollen, er verſpricht, nur nach ihrer Leitung zu regieren, er billigt einen ſolchen Vergleich unter ihnen, daß ſie jeden aus ihrer Mitte, welchen der König ohne ein Iudicium parium ſtrafen wolle, nach vergeblicher Erinnerung im Guten, mit Gewalt vertheidigen müſſen; und wenn ſich einer von ihnen gegen die Krone vergangen hat, ſo liegt es ihnen ob, ihn zu beſtrafen. Dieſe Puncte ſollen beide Partheien für ihre Nachkommen feſtſetzen.

Noch merkwürdiger iſt eine Acte vom J. 877. Nachdem Carl verſprochen, daß er einen jeglichen in ſeiner Würde laſſen, und jeglichem Stande ſeine Geſetze erhalten wolle, fügt er über die Erblichkeit der Grafenſtellen Beſtimmungen hinzu, die in jedem Worte das Zeitalter characteriſiren. Wenn ein Graf ſtirbt und einen Sohn hinterläßt, ſo ſollen die vertrauteſten Freunde des Verſtorbenen mit den Staatsdienern in der Grafſchaft und dem Biſchof, zu deſſen Parochie ſie gehört, die Regierungsgeſchäfte beſorgen, bis es dem Könige kund gethan iſt, daß er den Sohn mit der väterlichen Würde bekleide. Hinterließ der Graf aber keine männliche Nachkommen, ſo ſoll jemand ernannt werden, der mit den genannten Perſonen die Geſchäfte beſorge, bis die Stelle vergeben iſt, da jener dann nicht zürnen ſoll, wenn ſie einem andern gegeben wird. In derſelben Acte wird auch Erblichkeit der Kronbeneficien anerkannt; aber zugleich ſollen die Großen eine ſolche Erblichkeit auch ihren Leuten zugeſtehen. Freilich wurde in beiden Acten nichts feſtgeſetzt, was nicht ſchon im Gange war; aber ein mächtiger König konnte bisher mit allem Recht das Gegentheil von dieſen Beſtimmungen thun, welche nun conſtitutionsmäßig wurden.

Alle dieſe Vortheile errang die Geiſtlichkeit ſo gut, als die weltlichen Vaſallen, und ſie wußte überdies noch andre zu erſchleichen. Schon im Anfang der Regierung Carl's des Kahlen ließ ſie ſich alle ihre Güter und Privilegien, welche beſonders in der Immunität beſtanden, ſchriftlich zuſichern. Schon früh wirkten zu ihrem Vortheile die Decretalien des Pſeudoiſidors, welche nicht ſo ſehr unerhörte Grundſätze aufſtellten, als daß ſie alle Maximen, welche bisher der Biſchof von Rom gegen die auswärtige Geiſtlichkeit und die Staaten, und die Geiſtlichen gegen die weltliche Macht mit Hülfe des Geiſtes der Zeiten aufgebracht und häufig durchgeſetzt hatten, als längſt hergebracht und ſchriftlich darſtellten. Die ſchlaue Kunſt des Betrügers, welcher den Inhalt in ſo verſchiedene Formen goß, hätte nimmermehr obgeſiegt, wenn der Geiſt dieſes Zeitalters und der folgenden nicht mit ſeinem Betrug übereingeſtimmt hätte.

§. 5.

Zu verwundern iſt es, daß die Theile eines ſolchen

Staates nicht gänzlich auseinander fielen, zumal da durch die Entſtehung des Königreichs von Provence in den ſüdöſtlichen Provinzen den Großen ſchon ein verführeriſches Beiſpiel gegeben war (879).

Anfänglich hielt wohl der Druck von außen, der Kampf mit den Normännern den Staat zuſammen, und als dieſe wegfielen, Furcht vor dem großen Herzog der Normandie. Wie leicht hätte dieſer unternehmende und planmäßige Abenteurer bei einer Zertrümmerung des Reichs über die einzelnen fränkiſchen Großen die Oberhand erhalten können! Ein ſtarkes Band war auch die Beſorgniß der Geiſtlichkeit, daß die weltlichen Kronvaſallen ſie plündern möchten, wenn ſie von keinem König mehr geſchützet ward. Nur durch den Thron konnte ſie den Raub ſichern, welchen ſie am Throne verübt hatte. Dann half es gleichfalls, daß es vorzüglich ungebildeten Menſchen ſo äußerſt ſchwer wird, ſich von früh empfangenen Eindrücken und Meinungen loszureißen. Schon die Belehnungsfeierlichkeit hatte die Großen an die Idee gewöhnt, wenigſtens der Schatten eines Königs müßte ein Mittelpunct für ſie alle ſeyn. Die Carolinger waren nichts mehr, als ein ſolcher Schatten. Wer bürgte dafür, daß bei einem allgemeinen Losreißen der Großen vom Throne nicht der mächtigſte, ſchlaueſte von ihnen emporkam, und ein wahrer König wurde?

Durch ſolche ſchwache Bande war das Reich noch immer unter den carolingiſchen Königen zuſammengehalten, als der letzte von ihnen, Ludwig der Fünfte, ſtarb. Zum Glück hatte ſich unterdeſſen eine Familie unter den Feudalariſtocraten ſo gehoben, daß ſie keine Mitwerber um den Thron zu fürchten brauchte.

Hugo der Große, Herzog von Neuſtrien, Burgund und Francien war der Vater von dem König, welcher der Stammvater aller folgenden franzöſiſchen Monarchen ward. Seine Beſitzungen waren die größte ariſtocratiſche Macht in Frankreich, und einige aus dieſer Familie hatten ſchon die Krone getragen. Sehr ſchlau war es von Hugo Capet, daß er den einzigen Großen, welchen er hätte fürchten müſſen, wenn derſelbe kein Fremder geweſen wäre, daß er den normänniſchen Herzog für ſich zu gewinnen wußte. Nun durfte er es wagen, eine Verſammlung, welche den Carolinger, Herzog Carl von Lothringen, auf den Thron ſetzen wollte, auseinander zu jagen, und ſich von ſeiner Parthei zum König ausrufen zu laſſen. Alles war gewonnen, nachdem er vom Erzbiſchof zu Reims gekrönt und geſalbt war (987), und hatte verhindern können, daß ſein tapfrer Gegner eine biſchöfliche Salbung erhielt. Ueberdies bekam er denſelben bald durch Verrätherei in ſeine Gewalt.

§. 6.

Die Geiſtlichkeit mußte die Stütze auch dieſes neuen Königs werden, und deshalb behielt ſie nicht nur alles, was ſie ſchon erſchlichen hatte, ſondern er ſchenkte ihr auch die reichen Pfründen, welche er beſaß, und reizte die übrigen Großen durch ſein Beiſpiel zu einer ähnlichen Freigebigkeit. Was ein Kloſter durch weltliche Raubſucht verloren hatte, ward mit großer Mühe wieder herbeigeſchafft, obgleich ſonſt durch die eidliche Zuſage des Königs jede in der allgemeinen Verwirrung errungene Beute rechtmäßiges Eigenthum ward.

Ein Zuſtand der Nation, aus welchem ſich für die königliche Würde die ſchlimmſten Vorbedeutungen ergaben, ſchien durch eine ſolche Legitimirung des Raubes Urſache zu werden, daß die Macht des Thrones auch durch die ſchlaueſten und kühnſten Könige nicht gegen die Feudalariſtocratie emporkommen konnte. Ein Staat war nicht mehr da; der Huldigungseid, welchen die zahlloſen Häupter und Häuptlinge dem König und ſich untereinander ſchworen, konnte ſie unmöglich zu einem bürgerlichen Ganzen vereinigen. Jeder Vaſall übte in ſeinen nun unbezweifelt erblichen Lehen und jeder Aftervaſall wiederum in ſeinen Afterlehen die Souverainitätsrechte aus. Seitdem **Carl der Kahle** in der Acte von Merſen im Jahr 847 erklärt hatte, daß jeder freie Mann entweder ihn oder einen der Großen zum Lehnsherren annehmen könne, war Ordnung ſelbſt in den kleinſten Theilen nicht möglich. In dieſer Anarchie ward Freiheit das höchſte Unglück; man mußte Deſpot oder Knecht ſeyn. Wer ſich gegen alle Lockungen, gegen allen Druck der weltlichen Groſſen als freien Mann erhielt, der erlag der Verführung der Geiſtlichkeit. In dem Gewebe von Banden, wodurch dieſe eine Nation in Sclaverei bringen kann, mußte das Lehnsband ſchnell furchtbar wirkſam werden.

Man zweifelt beim Anfang der capetingiſchen Regierungen, ob aus einer ſolchen Zerſtückelung je wieder ein Staat hervorgehen könne, und fühlt ſich auf das angenehmſte überraſcht, wenn man ſchon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein feſtes Ganzes aus dieſem Chaos hervorragen ſieht. Es iſt eine reizende Beſchäftigung, zu erforſchen, wie daſſelbe unter den ſtürmiſchen Fluthen allmählig aufgebauet ward. Wie machte der König die vielen Souverains wieder zu Unterthanen?

1) Unverkennbar iſt es, daß die Ideen, welche durch den Pſeudoiſidor als längſt bekannte Wahrheiten der Kirche geſtempelt waren, ſehr viel zur Erhebung des königlichen Anſehens beitrugen. Das Bedürfniß der Ordnung findet ſich doch bald auch unter den wildeſten Menſchen ein. Manche Kronvaſallen waren froh, wenn ſie bei Streitigkeiten unter ſich, oder mit ihren Untervaſallen, im König einen Schiedsrichter fanden. Entſchied dieſer zum Vortheil des Mächtigern, ſo hatte er in ihm einen Freund; ſprach er zu Gunſten des Schwächern, ſo verband ſich dieſer mit ihm, um das Urtheil vollführen zu können. Allmählig entſtanden nun wieder Ideen von rechtlichen

Verhältniſſen zwiſchen dem König und dem Heere der Vaſallen. Um in dem Gewirre derſelben bald zur Deutlichkeit zu gelangen, nahm ſich der ungebildete Vaſallengeiſt das nächſte und einzige ihm bekannte Syſtem von Verhältniſſen zum Muſter, alſo das kirchliche. Schien es nicht, als wenn eine Subordination, wie ſie zwiſchen Biſchof, Erzbiſchof und Papſt war, leicht auf den Afterlehnsträger, Kronvaſall und König angewendet werden könnte? Wie nützlich konnte dann der Krone jener pſeudoiſidoriſche Grundſatz werden, daß von den Biſchöfen und Erzbiſchöfen Appellation nach Rom ginge!

2) Sehr viel trugen auch die Kreuzzüge (1096) zur Wiederherſtellung des königlichen Anſehens bei. Weil ſo manche Schwärme von dürftigem Geſindel nach Paläſtina zogen, ward Wohlhabenheit der Bauern und der ſtädtiſchen Menſchen leichter möglich; und überdies mußte diejenige Volksclaſſe, welche ſich bald zu einem dritten Stande gegen die Feudalariſtocratie erheben ſollte, bei den vielen Privilegien, welche auch die Kreuzfahrer aus ihrer Mitte erhielten, und bei dem gemeinſchaftlichen Ziele, welches ihre frommen Wünſche und die Schwärmerei der Geehrten im Volk hatten, zu größerer Ehre durch die Kreuzzüge gelangen.

Sonderbar iſt es freilich, daß bei dem Strome von franzöſiſchen Großen, welcher ſogleich nach Paläſtina floß, die Krone nicht ſogleich viel Grundeigenthum gewann; der ſchwärmeriſche Geiſt hatte durch ſeine erſte Gährung eine verwirrte Betäubung vom Thron bis zu den Unterſten im Volke verbreitet; aber es bleibt doch unleugbar, das die Kreuzzüge auf die häufigen Fälle, wodurch von 1195 bis 1303 ſo viele große Vaſallenbeſitzungen mit der Krone vereinigt wurden, mittelbar und unmittelbar beträchtlichen Einfluß gehabt haben. Wie viel mußte die Feudalariſtocratie ſelbſt dadurch verlieren, daß die Großen, vom heiligen Eifer geblendet, ſo verſchwenderiſch mit ihren ſchönſten Ländern umgingen? Daß die älteſten adelichen Familien gänzlich verſchwanden, weil ſie entweder auf den Zügen und in Paläſtina ihren Untergang fanden, oder in Aſien blieben und Reiche ſtifteten?

Plane der Ariſtocratie gegen den Thron waren wenigſtens nicht möglich bei dieſem unaufhörlichen Wechſel derſelben, und die Könige konnten dagegen ihre Abſichten unbemerkt verfolgen. Freilich ließen auch ſie ſich verführen, nach Paläſtina zu ziehen; doch findet man nicht, daß dieſe Züge dem königlichen Anſehen geſchadet haben, zumal da die Staatsverwaltung während denſelben gewöhnlich in trefflichen Händen war. Ein Fremder durfte kühnere Schritte gegen die Ariſtocraten thun, als der König ſelbſt; er erſchien nicht in einem ſo gehäſſigen Licht, weil er ſie für einen andern that. Ueberdies hatten die Könige den Gewinn, daß die Großen ihres Reichs, weil dieſe im Heere der Kreuzfahrer doch unter ihrem Befehl ſtanden, ſich wieder daran gewöhnten, in ihnen ihre allgemeinen Anführer, wie in der Vorzeit, zu ſehen. Trefflich benutzte Philipp Auguſt den Hang zu Kreuzzügen (1188), um eine allgemeine Steuer vom Lande zu fordern. Wer nicht mit ihm zog, mußte den Saladinszehnten von allen beweglichen Gütern und Einkünften erlegen; und es kam ſeinen Nachfolgern zu Gute, daß er auf das Sträuben der Geiſtlichkeit, dieſe Steuer nicht zu bezahlen, keine Rückſicht nahm; er hatte ſie ja auch fürs erſte nur auf Ein Jahr, nur von beweglichen Gütern gefordert! Selbſt ein ſpäteres, aber gleich wichtiges Phänomen, als dieſe Generalſteuer, nemlich der Briefadel, hätte vielleicht ohne die Kreuzzüge ſich nicht ſo bald gezeigt. Wäre das alte Corps des Adels ungeſchwächt geblieben; ſo hätte Philipp der Dritte trotz der Revolution der Meinungen, die ſchon zu ſeiner Zeit vorging, es wohl nicht wagen dürfen, ſeinen bürgerlichen Silberbewahrer in den Adelſtand eigenmächtig zu erheben (1283).

§. 7.

3) Mehr als alle andere Urſachen trug zum Sturz der Feudalariſtocratie die Entſtehung eines dritten Standes bei, die erfreulichſte Erſcheinung in der Geſchichte der europäiſchen Staaten. Schon längſt hatten die Bewohner der befeſtigten Oerter von dem Herrn, in deſſen Gebiete dieſe lagen, einzelne Freiheiten erhalten. Alle

Induſtrie, die es noch gab, war unter ihnen, und das Geld, welches ſie dadurch erwarben, ſetzte ſie bald in den Stand, ſich von dem Joche der Knechtſchaft loszukaufen, und von ihrem geldbedürftigen Herrn ſo viel zu erhalten, daß ſtatt der willkührlichen Auflagen, welche er bisher gefodert hatte, eine unveränderliche Taxe (1108—1137) feſtgeſetzet ward.

Unter Ludwig's des Sechſten Regierung zeigen ſich ſtädtiſche Communen. Sie erhielten zwar nicht alle das Recht, ſich ſelbſt ihre Obrigkeit zu wählen; ſehr viele mußten die Ernennung derſelben mit mehr oder weniger Einſchränkung ihrem Herrn überlaſſen; aber allgemein characteriſtiſch iſt es bei dieſen Gemeinheiten, daß ſie ihre eigenthümliche Obrigkeit haben. Wahrſcheinlich beſaßen auch alle das Recht, ſich zu bewaffnen, denn nichts erlaubte ihnen der Herr lieber, als dieſe Freiheit; er konnte ſie nicht ſchützen, wenn ein benachbarter räuberiſcher Baron den Reichthum der ſtädtiſchen Menſchen plündern wollte, und der Ritter hielt es auch eine Zeitlang nicht der Mühe werth, wegen dieſer verachteten Volksclaſſe mit einem Ritter in Fehden ſich zu verwickeln. Wurden doch dieſe Communen bald trotzig gegen ihn ſelbſt, und erlaubten ſich Deutungen des Freiheitsbriefes, welche er nimmer geahnet hatte!

Eine ſchöne nahe Ausſicht eröffnete ſich für den König, wenn er den Geiſt der Communen betrachtete; ſo weit ging der Scharfſinn dieſes Zeitalters nicht, daß man hätte voraus ſehen können, welche Gefahr in der Zukunft dem Thron von demſelben Geiſt bevorſtehe! Ludwig der Sechſte beförderte vorzüglich auf ſeinen Domainen das Aufkommen dieſer Gemeinheiten; denn ein Vortheil, welchen er ſogleich von der Begünſtigung derſelben erndtete, war Vermehrung ſeiner Kriegsmacht. Die kriegeriſche Mannſchaft der jungen Bürger zog unter der Fahne eines Heiligen der Stadt in das königliche Lager, und es herrſchte ein feſter Gemeinſinn unter derſelben, wie er ſich in keinem ritterlichen Heere regte.

Wie vortreflich konnte die Bürgerſchaft gebraucht werden, um die Anmaßungen der Hierarchie zu beſchränken; denn mit niemand hatten die Städte ſo frühe und ſo lebhafte Streitigkeiten, als mit dem Biſchof innerhalb ihren Ringmauern. Er machte mit ſeinem Anhang einen beſondern Staat in ihrer Mitte aus, und hing überdies gewöhnlich durch Familienbande mit den benachbarten Baronen zuſammen. Die königliche Caſſe gewann nicht wenig dabei, wenn ſich die Biſchöfe und die Städtecommunen einander überboten, jene, um die theuer erkauften Freiheiten der letztern zu vernichten, dieſe zur Erhaltung derſelben.

Am meiſten Gewinn konnten ſich aber die Könige von den Communen verſprechen, ſobald es einigermaaßen Sitte ward, daß man die königliche Garantie für nothwendig bei einem Vergleich erachtete, der mit einem Baron über die erkaufte Freiheit geſchloſſen war. Es bekam nun ſo leicht das Anſehen, als wären die Städtebewohner eigentlich königliche Unterthanen, ein Schein, welchen ſie gern als Wahrheit ausgaben, weil nur ihr Herr ihre Rechte beſchränkte, und welchen ſie leicht als Wahrheit durchzuſetzen vermogten, weil ihre Induſtrie bald Verkehr zwiſchen ihnen allen bewirkte, und ſo ein Corps aus ihnen gebildet ward, das ſich nur an die Städte auf den königlichen Domainen anzuſchließen brauchte.

4) Es mußte für einen ſchlauen König ein erfreulicher Anblick ſeyn, wenn unter den Großen des Reichs eine Rangseiferſucht entſtand, und das Intereſſe des Ariſtocratencorps getheilt wurde. Sechs weltliche und ſechs geiſtliche Kronvaſallen trennten ſich allmählich von dem übrigen Adel, und eigneten ſich den Rang und den Titel der Pairs ausſchließend zu. So bald das Anſehen der Könige ſchon ſo gediehen war, wie gegen das Ende dieſer Periode, brachte es eine geſunde Politik derſelben mit ſich, ſo mancherlei Corps, wie nur irgend möglich, gegen einander im Staat aufzuſtellen. Darum ſorgte auch Philipp der Schöne dafür, daß keine von den Pairien einging, ohne durch eine neue erſetzt zu werden. Die Pairie von Champagne hatte er ſelbſt durch eine Heirath erhalten; aber ſogleich erhob er den Grafen von Bretagne zum Herzog und zum Pair (1295). Auch

die Grafen von Anjou und Artois wurden zugleich Pairs. Die höchſte Würde im Staat konnte der König ſchon als eine Gnade verſchenken! Solche kleine Modificationen des Lehnweſens wurden der Krone eben ſo vortheilhaft, als das erſte Beiſpiel, daß ein Kronlehen nur als Mannslehen vergeben ward, nämlich die Grafſchaft Poitiers, mit welcher Philipp der Schöne ſeinen Sohn Philipp belehnte.

5) Keiner von den capetingiſchen Königen wußte aus den Rechten, welche er auf ſeinen Domainen hatte, ſo unbemerkt königliche Rechte herzuleiten, als Ludwig der Neunte (1226—1270). Mit Fleiß ließ er es oft unbeſtimmt, für wen eine Verordnung gegeben war, und jede ſeiner Anordnungen trug ſo ganz das Gepräge der unbefangenſten Gerechtigkeitsliebe, daß auch nicht der leiſeſte Argwohn gegen ſie aufkam. Wenn man ſeine Satzungen, welche er kurz vor ſeinem Tode ſammelte, und ſelbſt dadurch dauernd machte, daß nun ein Fonds da war, zu welchem neue rechtliche Beſtimmungen hinzugethan wurden, mit dem nachherigen allgemeinen franzöſiſchen Recht vergleicht: ſo freut man ſich, Hauptſätze deſſelben aus Ludwig's unſchuldigſten Domainialgeſetzen entſtehen zu ſehen. Das Bedürfniß ſeines Zeitalters machte es nothwendig, daß alle Staatsverbeſſerung von einer regelmäßigen Juſtiz ausging. Auf ſeinen Domainen verbot er den Zweikampf ſchlechterdings, und weil er ihn den Baronen nicht verbieten konnte; ſo ſuchte er

den Gebrauch deſſelben durch viele kleine Beſtimmungen, welche blos durch ein Ceremoniel der Ordnung herbeigeführt ſchienen, äußerſt ſchwer zu machen. Es hatte freilich das Anſehen, als würden die Einkünfte des Königs durch die Abſchaffung des Zweikampfs verringert, und dies mochte die Baronen zurückſchrecken, ſeinem Beiſpiele zu folgen; allein die Strafen, welche nach der Einführung von Zeugen diejenigen erlegen mußten, welche falſch zeugten, oder ſich weigerten zu zeugen, erſetzte reichlich die Beute, welche dem Richter von den im Zweikampf Beſiegten zugefloſſen war. Durch eine ähnliche Lockung der Geldgierde der Baronen brachte Ludwig Appellation von den Gerichten derſelben an ſeinen Hof in den Gang. Da er ſelbſt oft im Reich herumreiſ'te, um zu unterſuchen, wie es mit der Staatsverwaltung ſtand, war es ſeinen Domanialunterthanen um ſo leichter, von den Urtheilen ſeiner Baillifs, welche ungefähr die alte gräfliche, ſo wie die Seneſchalle die ehemalige herzogliche Amtsſphäre hatten, an ſeinen Hof zu appelliren. Dieſer Rechtsgang fand Beifall bei den Unterthanen der Baronen, auch ſie wünſchten oft Appellation an den König, und ihre Herrn erlaubten ſie, theils weil ſie den Nachtheil nicht vorausſahen, welcher ihnen daraus erwuchs, theils weil die Partheien, welche unnöthig appellirt hatten, gewöhnlich vom königlichen Gericht zu einer Geldſtrafe an den Richter erſter Inſtanz verurtheilt wurden. Solche Appellationen wurden bald ſo häufig, daß ſchon Ludwig ſeinen Baillifs beſtimmte Diſtrikte des Reichs anweiſen durfte, aus welchen ſie die Appellationen von den Gerichtshöfen der Baronen annehmen ſollten. Damit aber die Baillifs keine verführeriſche Veranlaſſung hätten, ungerecht zu ſeyn, und ſich nicht erheben, wie ehemals die Grafen, machte er zugleich das Geſetz, daß keiner von ihnen innerhalb den Gränzen ſeines Amtes ſich Grundeigenthum erwerben durfte. Wie viel mußte ein ſolches Appellationsſyſtem beitragen, um den Oberlehnsherrn zum wahren König zu machen!

Sehr viel wirkte es zum ſchönſten Gedeihen deſſelben, daß um dieſe Zeit in den germaniſchen Staaten das Juſtinianeiſche Recht aufkam, in welchem der Regent als die Quelle aller richterlichen Gewalt erſchien. Welche Revolution mußte zum Vortheil des Königs in den Nationalmeinungen entſtehen, wenn man das Bild eines römiſchen Kaiſers auf ihn übertrug, das Bild eines Deſpoten, um deſſen Thron nur Sclaven liegen, auf einen König, der ſich von trotzigen Kronvaſallen umgeben ſieht, welche faſt ſo ſouverain ſind, als er ſelbſt! Männer, wie die erſten Legiſten, welche barbariſche Feudalariſtocratie von dem Standpunct des römiſchen Rechts betrachteten, gewannen bald den größten Einfluß auf die Regierung des Königs und der Baronen; die Simplicität ihres Lebens und die Unbeſcholtenheit ihres Characters machte ſie ehrwürdig, unterdeſſen ſie durch ihre Gelehrſamkeit Bewunderung und Langeweile erregten, ſo daß alle diejenigen, welche noch etwas von den bisherigen

Gewohnheitsrechten verſtanden, allmählig die Gerichte verließen, in welchen ſie die Rolle eines Unwiſſenden ſpielen mußten.

Der Staat bekam ein ſonderbares Anſehen durch das Gemiſch von alten noch beſtehenden Formen und neuen Grundſätzen, die ſich mit jenen nie vereinigen ließen. Noch müſſen die Aftervaſallen ſchwören, daß ſie ihrem Lehnsherrn ſelbſt gegen den König in den Krieg folgen wollen; und ſchon ſpricht man von dem Geſetz der beleidigten Majeſtät: Gottesurtheile ſind noch nicht ganz verſchwunden: und ſchon gilt die verwickelte römiſche Lehre von den Zeugen: neben den Grundſätzen des Civilrechts, welche dem Ehebrecher ſo furchtbar ſind, herrſcht noch die Prälibationsfreiheit der Lehnsherren! In einem Lande, für deſſen Sicherheit ein König nach römiſchen Begriffen ſorgen ſoll, muß ein jeder Vaſall als unabhängiger Herrſcher für die Ruhe auf den Landſtraßen ſeines Gebietes ſorgen; aber nur vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne; in der Nacht iſt der Staat ohne Polizei. —

Auffallend war auch der Widerſpruch zwiſchen den neuen Ideen von der königlichen Macht, und den päpſtlichen Eingriffen in die Regierungsgeſchäfte. Ein Mann, ſo unbezweifelt fromm, wie Ludwig der Neunte, und ſo gefällig gegen den Papſt in allen Dingen, durch welche wahrer Vortheil der Chriſtenheit möglich war, durfte es wagen, ſeine Geiſtlichkeit durch eine pragmatiſche Sanction (1269) eben ſo gegen den päpſtlichen Druck, wie durch harte Strafgeſetze gegen die Ketzer ſchützen zu wollen; nur einem ſolchen Mann konnte es gelingen, verderbliche Wucherer, wie die Corſiner unter päpſtlicher Autorität, deren Citationen der Schuldleute nach Rom alle Juſtiz des Staats vernichten mußten, ohne Rückſicht auf den Gewinn der römiſchen Richter auszurotten.

Vortreflich ſind die politiſchen Regeln, welche Ludwig kurz vor ſeinem Tode im Lager vor Tunis (1270) ſeinem Nachfolger gab, völlig anpaſſend dem damaligen individuellen Zuſtande der königlichen Macht in Frankreich. „Für die Städte, rieth er ihm, ſollte er vorzüglich Sorgfalt tragen, denn in dem Reichthum und der Volksmenge derſelben würde er die beſten Vertheidigungsmittel gegen ſeine Feinde finden. Aengſtliche Vorſicht in der Wahl von Menſchen könnte nie ſo nothwendig ſeyn, als wenn ein Lehn zu vergeben wäre.“ Die Politik wollte es noch bisweilen, daß ein anheimgefallenes Lehn nicht mit dem Thron vereiniget, ſondern wieder verſchenkt wurde. Vor Streitigkeiten mit der einheimiſchen Geiſtlichkeit warnte der ſterbende König vorzüglich ſeinen Sohn, und ſetzte dann hinzu, er ſollte zugleich durch Furcht und durch Liebe herrſchen. Dieſe Regel iſt individueller, als ſie ſcheinet. Noch war die Macht des Königs nicht ſo weit in Frankreich gediehen, daß er einzig durch Furcht, wie ein uneingeſchränkter König regieren konnte; er mußte es noch verſtehen, ein guter Freund ſeiner Großen zu ſeyn; aber doch war er ſchon ſo mächtig, daß er auch die Furcht in ſeiner Regierung eine Rolle durfte ſpielen laſſen.

§. 8.

6) Sehr viel von dieſem glücklichen Gedeihen trotz den drohendſten Gefahren verdankt das königliche Anſehen dem Character der Könige während dieſer Periode.

Wie ſchlau wußte ſich Hugo Capet († 997) an die Geiſtlichkeit anzuſchmiegen, und mit welcher Gelaſſenheit dem Trotze der Großen auszuweichen, damit ihnen nicht die Würde des neuen königlichen Hauſes gehäſſig würde! Wer hat dich zum Könige gemacht? war die Frage, mit welcher ein trotziger Vaſall ihn noch ſchrecken konnte. Er gab ſeinen Nachfolgern ein trefliches Beiſpiel, indem er ſeinen Sohn zum Mitregenten annahm; der Wechſel der Regierung ward ſo nicht Veranlaſſung zu gefahrvollen innerlichen Stürmen, es gab keinen neuen König, ohne daß ſein Anſehen von einem alten Herrſcher beſtätiget worden wäre.

Damit aber dieſe Einrichtung nicht durch Eiferſucht zwiſchen den gleichzeitigen Regenten den Staat zu Grunde richtete, mußte beim erſten Anfang ein weiſer König, wie Robert († 1031), durch ſeine Mäßigung lehren, wie man einer ſolchen Eiferſucht den Stachel nehmen könne. Gefahrvoll war ſeine Lage zwiſchen einer intriguenvollen Gemahlin und Söhnen, die ihre Kraft ehrgeizig fühlten. Seinem Vater hatten die Großen die Politik, die Geiſtlichkeit als Stütze des Thrones zu brauchen, ſchon abgemerkt; der fromme Sohn ſchien aber nur aus einem Bedürfniſſe ſeines Gewiſſens die Diener der Religion zu erheben: der Vater war ein tapfrer Held und ſtand in Achtung als ſolcher, aber dieſen Vorzug mußte er mit vielen ſeiner Vaſallen theilen; hingegen war keiner unter ihnen gelehrt, wie Robert, und wenn ſie alle das Schwerdt zu führen verſtanden, wußte keiner gleich ihm durch ein Kreuz Wunden zu heilen.

Sein muthiger Sohn, Heinrich der Erſte († 1060), fand die politiſche Aufgabe, die er zu löſen hatte, vorzüglich in ſeinem Verhältniſſe zu den Herzogen der Normandie, und treflich verſtand er ſich darauf, dieſelben jetzt durch die traulichſte Freundſchaft zu gewinnen, und dann bei einer ſchicklichen Gelegenheit unvermuthet an ihnen einen Raub zu begehen.

Unglückliche Folgen hätte für Frankreich die Revolution haben können, durch welche der Herzog Wilhelm der Zweite von der Normandie auf den engliſchen Thron kam (1066); aber zu dieſer Zeit ſah es einen Schutzengel im Vormund des minderjährigen Königs, dem Grafen Balduin von Flandern.

Sonderbar fügte das Schickſal alles zum Beſten der königlichen Gewalt, denn ſelbſt die lange träge Regierung des liederlichen Philipp's († 1108) mußte eintreten, wenn jene nicht durch die Kreuzzüge einen verderblichen Stoß erhalten ſollte. Wegen ſeiner Faulheit und wegen des päpſtlichen Bannes, welchen ihm ſeine Liebeshändel zugezogen hatten, war keine Gefahr, daß der Monarch ſogleich das heilige Panier ergreife, und mit den erſten franzöſiſchen Kriegern, die nach Paläſtina ziehen, das Vaterland verlaſſe. Von ſeinen Großen als ein Excommunicirter verachtet, dachte auch der faule Philipp daran, ſeinen Sohn als Mitregenten anzunehmen, und gab dem Thron im zwanzigjährigen Ludwig († 1137) einen Herrſcher, bei welchem die Blüthe jugendlichen Sinnes durch früh gereifte Regentenſchlauheit bewahret ward.

Ein ſolcher Regent war nöthig, um mit ſtarkem Arm die kecken Vaſallen niederzuſchlagen, und zugleich mit zarter Hand die Unterdrückten im Volke gegen die Feudalariſtocratie zu erheben; ein ſolcher König war eines Miniſters werth, wie der Abt Suger, welchem der Blick auf die lombardiſchen Städte Freude machte.

Sein Sohn, Ludwig der Siebente († 1180), durfte ruhig nach Paläſtina ziehen, da dieſer Miniſter Reichsregent in ſeiner Abweſenheit war. Die Verläumdung nahm freilich den jungen König gegen den großen

Mann auch am Grabe des Heilandes ein; aber welcher Triumph für die Tugend, als der Monarch nach der Heimkehr in ſein Land, wo Friede und Ueberfluß herrſchte, ſeinen treuen Diener vereint mit der Stimme des Volks den Vater des Vaterlandes nannte! Nur unter der Leitung dieſes Miniſters konnte der Feuereifer des Abts Bernhard von Clairvaux dem Staat erſprießlich werden. Lange hatte Suger eine Handlung ſeines Königs verhindert, welche dieſem als Privatmann Ruhe, dem Staate Verderben bringen konnte; aber ſobald er geſtorben war (1152), ging die Eheſcheidung von der Königin Eleonore dennoch vor ſich. Das junge wollüſtige Weib, Erbinn des Herzogthums Guyenne, heirathete ihren Liebhaber, den Herzog Heinrich der Normandie, der bald darauf den engliſchen Thron beſtieg (1154.) In dem Kampfe, welchen der franzöſiſche König nun mit ſeinem mächtigſten Vaſall führen mußte, ſchien ſeine noch ſo zarte Macht gänzlich ein Raub der Feudalariſtocratie werden zu müſſen; und noch nie war ſie ſo unabhängig und feſt erſchienen, als unter der folgenden Regierung.

Zu keiner Zeit war ein König, wie Philipp Auguſt († 1223), welcher mit dem Gefühl überwiegender Kraft einen nichts ſchonenden Stolz verband, ſo ſehr Bedürfniß geweſen, als jetzt, da der mächtigſte der Vaſallen, der ſelbſt eine Krone trug, gedemüthigt werden mußte. Vortheilhaft für Frankreich war das Verhältniß, welches ſich zwiſchen den Characteren von Philipp Auguſt und Richard Löwenherz fand. Jener war ein ſo treflicher Ritter, daß ihn ſelbſt dieſer achten mußte; aber er beſaß zugleich Schlauheit genug, um den romantiſchen überſprudelnden Ritterſinn ſeines Nebenbuhlers zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Als ihm das Schickſal den ſchwachen Johann ohne Land in ſeine Gewalt gab, da ließ er die Gelegenheit nicht vorbeigehen, den mächtigſten unter den Feudalariſtocraten zu ſtürzen. Unter ſein Joch mußten ſich nun die trotzigen Vaſallen ſchmiegen; ſeine Schatzkammer war treflich gefüllt, und er nahm ſchon Truppen in Sold. So feſt ward durch ihn die königliche Macht gegründet, daß er zuerſt von Hugo Capet's Beiſpiel abging, und ſeinen Sohn nicht während ſeiner Regierung zum König krönen ließ. Mit völlig ausgebildetem Character und nicht ohne Ruhm beſtieg der ſechs und dreißigjährige Ludwig der Achte († 1226) den Thron und verhinderte wenigſtens nicht das Wachſen der väterlichen Pflanzung.

Unter Ludwig dem Heiligen († 1270) kam des Himmels ſchönſter Segen über dieſelbe. Was durfte ein König nicht unternehmen, deſſen perſönliche Achtung durch alle Vorzüge dieſes Zeitalters, welche in ihm vereinigt waren, emporgehalten wurde? Den Widerſtreit zwiſchen Ludwig's mönchiſcher Denkart in religiöſen Dingen und politiſcher Aufklärung würde man wunderbar finden, wenn man nicht wüßte, wie in den hellſten

Seelen oft religiöſe Finſterniß herrſcht, und ſo manches, welches man für ein Zeichen hoher Aufklärung hält, nur einem gutmüthigen Herzen ſein Daſeyn verdanket.

Nach einer ſo frommen Regierung mochte immerhin ein bald vorübergehender Sturm unter einem kriegeriſchen Nachfolger kommen; — Philipp der Dritte ſtarb 1285. — Seine Herrſchaft diente dazu, dem Unterſchiede zwiſchen jener und der geſchmeidigen Bosheit Philipp's des Schönen (ſt. 1314.) das auffallende zu nehmen. Wenn unter dem frommen Großvater der Himmel das königliche Anſehen ſegnete; ſo ſchien unter dem böſen Enkel ein teufliſches Weſen mit dem Himmel wetteifern zu wollen; und es erhielt den Sieg!

Die vorzüglichſten Länder, welche während dieſer erſten Periode mit der Krone vereinigt wurden, ſind folgende: die Grafſchaft Alençon 1195, das Land von Auvergne 1198, Gr. Artois 1199, Gr. Evreux 1200, die Gr. Touraine, Maine und Anjou 1203, Herz. Normandie 1205, Gr. Poitou 1206, die Grafſchaften Vermandois und Valois 1215, die Gr. Carcaſſonne, Beziers und Nismes 1229, Gr. Perche 1240, Gr. Maçon 1245, Gr. Boulogne 1261, Gr. Toulouſe 1272, Gr. Chartres 1284, Gr. de la Marche 1303.

§. 9.

Mit dem furchtbaren Gefühl, daß ſeinen großen

Kräften nie durch Gewiſſenhaftigkeit der Spielraum würde beengt werden, beſtieg Philipp der Schöne den Thron ſeiner Väter, und ſpannte ſogleich nach allen Seiten ſeine Netze zum Fang aus. Als wäre die Schlichtung eines Streites zwiſchen engliſchen Seeleuten und franzöſiſchen Normännern ſeiner unwürdig, gab er dieſen argliſtig Erlaubniß zur Selbſtrache; denn die Gewaltthätigkeiten zwiſchen ſo wilden Menſchen mußten bald ſo ungeſtüm werden, daß ſie Veranlaſſung zu einem Bruch zwiſchen den Kronen gaben. Kaum war ſeine Vermuthung eingetroffen, ſo machte er ſeine oberlehnsherrlichen Rechte gegen England mit einem Trotze geltend, welcher durch keine Aufopferungen ſchien biegſam werden zu können; und wie geſchmeidig war er dennoch in den Unterhandlungen mit dem Grafen Edmund von Lancaſter! Indem er den König Eduard mit den Schotten ſchreckte, wußte er den Geſandten deſſelben durch ſüße Worte von Weiberlippen einzuſchläfern, und bei allem Scheine von Unbefangenheit ſich das Herzogthum Guyenne zu erſchwatzen, bis er die Schlummerer durch einen vorbereiteten Schlag der ſchändlichſten Treuloſigkeit plötzlich erweckte. Der Krieg war jetzt unvermeidlich; aber er gab ihm nur Gelegenheit, einen andern Fallſtrick zuzuziehen, neben welchem er ſchon lange auf einen Fang gelauert hatte.

Gegen den mächtigen Grafen Veit den Zweiten von Flandern war ſeine Argliſt ſchon rege geweſen, nur hatte er ihm noch nicht bequem genug beikommen können, als ſein lauſchendes Ohr von Unterhandlungen zwiſchen Veit und König Eduard hörte: der Sohn von dieſem ſollte die Tochter von jenem heirathen. Philipp verſchwieg, was er erfahren hatte, und ließ den Grafen nebſt ſeiner Gemahlin freundlich zu ſich einladen; aber ſtatt des Gaſtgebotes fanden beide ein Gefängniß, und wurden nur dann erſt aus demſelben entlaſſen, als ſie Aufhebung des Bündniſſes mit England gelobet und die Braut als Geißel übergeben hatten.

Gefahrvoll ſchien freilich der Ausbruch eines Krieges mit zwei ſo grob beleidigten und ſo mächtigen Feinden (1295): Philipp benutzte ihn auf eine zweifache Art, um das königliche Anſehen zu vergrößern. Er verbot auf das ſtrengſte während demſelben alle Privatkriege; weil das Vaterland in ſolcher Gefahr ſich befand, ſollten alle Streitigkeiten auf dem ruhigen Wege der Juſtiz, alſo durch den König beigelegt werden: um den Kampf mit England für die Nationalehre glücklich zu endigen, erhob er ſehr hohe Abgaben von ſeinen Domanialunterthanen. Anfänglich brandſchatzte er nur die Induſtrie der ſtädtiſchen Menſchen; bei dieſen gaben die Baronen es leicht zu, wenn ſie gleich auf ihren Gütern lebten; denn ſie galten ſchon einigermaaßen als königliche Unterthanen. Heimlich hatte Philipp ſeinen Beamten Befehl gegeben, einen Verſuch zu machen, die feſtgeſetzten Abgaben von den Ländereien der Baronen zu heben, ſo heimlich, daß er ihnen ſogar die Gründe vorlegte, warum dieſe Verordnung ein Geheimniß ſehen müßte. Mit welcher Aengſtlichkeit empfiehlt er ihnen die ſanfteſte Weiſe, die Steuern da einzutreiben, wo man die Hebung derſelben zugeſteht, und wie bittet er ſie, ihm ſogleich die Namen derjenigen Herren zu melden, welche gegen die Auflage murrten! Dieſe ermüdete er dann durch Privatunterhandlungen, und fing ſie durch ſüße, argliſtige Worte. Wenn die Baronen einen Verſicherungsbrief vom König erhielten, daß dieſe Auflage nur als freiwilliges Geſchenk für das gegenwärtige Bedürfniß betrachtet werden ſollte; ſo ſchienen ſie ja bei dieſer Neuerung nichts zu verlieren. Mochten ihre Unterthanen etwas ärmer oder reicher ſeyn, was ſie ihnen abtragen mußten, war einmal feſtgeſetzt. Kühner und offner verfuhr **Philipp**, um auch von der Geiſtlichkeit trotz ihren Immunitäten die neuen Steuern zu erhalten, denn er wußte recht gut, daß gegen dieſe ſeine ſchleichende Politik nicht ſo wirkſam ſeyn würde; und ohne Zweifel machte es ihm Freude, daß er dadurch Gelegenheit erhielt, einen Papſt zu demüthigen, deſſen aufbrauſender Hochmuth ſeinen feſtwandelnden Stolz ſchon empfindlich gekränkt hatte.

Bonifaz der Achte wäre gern der Richter aller Könige geweſen, und die Pflicht eines Hirten der Kirche, allenthalben Frieden zu ſtiften, konnte ſeinem Hochmuthe leicht einen Schleier umwerfen. Allein derſelbe war zu nahe mit Jähzorn und blinder Rachgierde verwandt.

Sein päpſtliches Anſehen hatte entſcheiden ſollen zwiſchen **Eduard** und **Philipp**, deſſen Betragen ihm ſchon damals die ganze Furchtbarkeit eines Gegners hätte zeigen können, welchen er durch ſeine berüchtigte Bulle zum hartnäckigſten Kampf aufrief (1295). Er verbot freilich in ihr jeder geiſtlichen Perſon bei Strafe des Interdicts, einem Weltlichen ohne Einwilligung des päpſtlichen Stuhls die geringſte Abgabe zu erlegen; aber der König von Frankreich konnte ſeine Verordnung geltend machen, daß kein Gold und Silber ohne ſchriftliche Erlaubniß von ihm aus ſeinem Lande gebracht werden ſollte. Der Papſt war nun bald kriechend, bald trotzig, **Philipp** ſtets geſchmeidig und ſtolz, bis jener wüthend betheuerte, daß er ſeinen Gegner durch alle Blitze des Vaticans zum Gehorſam bringen wollte (1300). Er mußte ſeinen Donner einigemale rollen laſſen, ehe der Monarch ihm antwortete: „Deine große Narrheit wiſſe, daß wir in weltlichen Dingen niemand unterworfen ſind, und daß wir kraft unſrer königlichen Rechte die erledigten Pfründen vergeben können:“ ehe er den kühnen Entſchluß faßte, eine der großſprecheriſchen Bullen in Paris vor einer großen Verſammlung verbrennen zu laſſen (1302. Febr.). Der heilige Vater mußte verzweifeln an der päpſtlichen Allgewalt, denn auch ſeine furchtbarſten Waffen, welche er von dem aufrühreriſchen Geiſt abergläubiſcher und mißvergnügter Unterthanen lieh, wurden gegen dieſen König unbrauchbar, welcher durch den Beifall einer Verſammlung von drei Reichsſtänden ſein Betragen rechtfertigte. Wie ſchlau (1302 Apr. 10.) war es, für dieſen Fall zum erſtenmale auch Deputirte von den Städtecommunen zu berufen! Bei einer andern Gelegenheit, wo es das gegenſeitige Verhältniß der Bewohner Frankreichs galt, hätten die beiden bisherigen Reichsſtände wohl keinen dritten zuerſt aufkommen laſſen! Jetzt betraf die Berathſchlagung ja eine Sache, wo kein Anſehen der Perſon ſtatt finden konnte. Ueberdies hatte Philipp den Vortheil, daß er nun auf zwei Stimmen für ſich rechnen konnte; von den Prälaten befürchtete er die Widerſetzlichkeit, welche ſie im Anfange auch wirklich äußerten. Er freute ſich herzlich einer ſolchen Reichsverſammlung, er wiederholte ſie zweimal im folgenden Jahre, und die Stände gaben ihre Beitrittsurkunde zu ſeiner Appellation an ein allgemeines Concilium, nachdem ihn der Papſt in den Bann gethan hatte. Doch entſcheidender war Wilhelm Nogarets verwegener Angriff auf den heiligen Vater, denn er bewirkte Wahnſinn und Tod deſſelben.

So ſchlau Philipp gegen Auswärtige ſeinen Vortheil zu behaupten wußte, lernt man doch die Schlangenwege, welche ſeine Politik ging, nur durch ſeine häuslichen Bübereien ganz kennen, unter welchen ſeine Münzverfälſchungen ſicher ſein Meiſterſtück ſind. Daß in einem Lande, wo das Recht des Schlagſchatzes viele von den Halbſouverains, welche die Feudalariſtocratie ſchuf, ausüben dürfen, eine ſchreckliche Verwirrung in dem Münzfuß entſtehe, iſt unvermeidlich; und wie ſie in Frankreich um die Zeit war, kann uns die Münzſteuer lehren. Drückend war die unaufhörliche Veränderung und die immer zunehmende Verringerung des innern Gehalts der Münzſorten, und die feinſten Fäden des geſellſchaftlichen Lebens mußten dadurch in einander verwickelt werden; doch half es etwas, daß man alle Contracte nicht nach den gangbaren Sorten, ſondern nach Marken Silber berechnete. Philipp verbot dies geradezu und verringerte dann den Werth ſeiner Münze auf die unverſchämteſte Weiſe ſo häufig, daß ſich die Nation um einen großen Theil ihres Vermögens durch den königlichen Diebſtahl gebracht ſah. Wie er ſogar keine Ahnung von Scham hatte, ſah man aus der Frechheit, mit welcher er den Vorwürfen und dem Murren ſeiner Unterthanen Trotz bot, weil er ſich nicht davor zu fürchten brauchte, indem die mächtigſten Großen ihre eigene Münze beſaßen, und es gern ſahen, daß ihr König noch ſchändlicher raubte als ſie. Sie berechneten aber blos ſeine Habſucht, und bemerkten die Grube nicht, welche er ihnen unter ihren Augen grub. Er ſtellte ſich plötzlich, als empfände er das innigſte Mitleiden mit dem armen Volke, und ließ Münzſorten prägen, welche einen ungewöhnlich großen innern Gehalt hatten, unterdeſſen er mit der innigſten Freude bemerkte, daß die Baronen unbeſonnen genug waren, ihrer Habſucht immer freier den Zügel ſchießen zu laſſen. Als der Unwille des Volks gegen dieſe bis zum höchſten Grade geſtiegen war, wurde ſein Mitleiden unbegränzt, und nur darum ſchien er zu verordnen, daß ein königlicher Official ſich in jeder Münze befinden und ſein Waradein alle Münzſorten unterſuchen ſollte. So maßte er ſich Hoheitsrechte über das Hoheitsrecht der Prälaten und Baronen an und that dadurch einen großen Schritt zu ſeinem Ziele, nämlich, ihnen ihr Recht ganz zu entreißen. Um ſeine guten Münzſorten ſchnell fertig zu bekommen, raubte er ihnen ihre Arbeiter, um ſie in ſeiner Münze zu gebrauchen, und verbot ihnen, bis zu einer beſtimmten Zeit neue Münzſorten prägen zu laſſen. Alle die Großen, welche den Schlagſchatz ausübten, durften ſich nicht dagegen ſträuben, denn die ganze übrige Nation hätte die Waffen für den großmüthigen König ergriffen, welcher bald keck genug wurde, ihnen zu unterſagen, je wieder Gold- und Silbermünze zu prägen. Daß er ſolche Schleichwege ging, daß er ſeines Vortheils wegen die Nation eine Zeitlang immer tiefer ins Elend ſtieß, war ſchändlich; aber teufliſch war die Frechheit, mit welcher er die Larve des Betrügers abnahm!

In einem beſſern Licht erſcheint Philipp's Politik, wenn ſie durch eine neue Einrichtung des Juſtizweſens jenes allmählige Verbreiten der königlichen Jurisdiction über die Ländereien der Herren zu befördern ſucht. Das Parlement zu Paris, das Oberappellationsgericht zu Rouen und der Gerichtshof zu Troyes verloren nicht nur die Wandelbarkeit ihrer Mitglieder; ſondern es wurde auch genau beſtimmt, wann ſie ſich verſammeln ſollten, und für den Gang der Geſchäfte wurden Regeln feſtgeſetzt. Auf die große Verſchiedenheit zwiſchen Sprache und Recht der Länder Languedoc und Languedoyl nahm der König ſorgfältig Rückſicht. Bei einem andern Regenten würde man nur reine Erfüllung ſeiner Pflicht in ſolchen Anordnungen bemerken; aber bei **Philipp dem Schönen** denkt man ſelbſt dann an eigennützige Abſichten, wenn er ſeinen Beamten verbietet, ſich mit einer Familie, die innerhalb ihrer Amtsſphäre lebt, durch Heirathen zu verbinden.

Bei einem ſo planmäßigen König iſt es gleichfalls wohl zu verzeihen, wenn man in ſeiner Zuſammenrufung von drei Reichsſtänden einen weitern Plan entdeckt, als blos den Wunſch, ſich durch ſie gegen die päpſtlichen Angriffe zu ſchützen. Seine Schleichkünſte gegen ſeine Unterthanen hatten ihm viel Geld und Zeit gekoſtet, und die Unterhandlungen mit ſo vielen einzelnen Menſchen brachten oft ſeine Unternehmungen in einen zu verwickelten Zuſammenhang. Alles dies fiel weg, ſo bald er die Nation repräſentirt ſah; er brauchte nur die ſtändiſche Verſammlung zu hintergehen, um das ganze Volk zu betrügen. Auf der andern Seite vermied er alles, was die Reichsſtände zu einem feſten Corps hätte machen können, welches dem Throne ſelbſt gefährlich wurde. Wie gern hielt er noch Verſammlungen von den Ständen einzelner Provinzen, und wie ſorgfältig hütete er ſich, irgend einen Ort, irgend eine Zeit feſtzuſetzen, wo und wann ſich die Reichsſtände immer verſammeln ſollten. Mag es aber temporäres Bedürfniß, mag es tiefer Plan geweſen ſeyn, daß er Repräſentanten der ganzen Nation zuſammenkommen ließ; ſoviel iſt gewiß, daß ſeine Regierung dadurch zur wichtigen Epoche geworden iſt.

§. 10.

Das Gedeihen des ſtädtiſchen Lebens iſt theils Urſache von einer glücklichen Revolution in der Cultur der Wiſſenſchaften und Sitten, theils gleichzeitig mit derſelben. So lange der Kampf mit den Normännern und die Stürme der Ariſtocratie währten, konnte unmöglich irgend eine Pflanze der Cultur aufblühen. Nur in Klöſtern fanden die Wiſſenſchaften und Künſte einige Ruhe; aber durch den Geiſt, welchen ihre Herberge ihnen aufdrückte, mußten ſie dieſelbe theuer bezahlen. Doch iſt es ein angenehmer Anblick, wie ihr ausgeſtreuter Saame ſogar in Kloſtermauern aufkeimt, und hierhin und dorthin ſeine wuchernden Ranken verbreitet. Selbſt im neunten und zehnten Jahrhundert verlor ſich in Frankreich nie ganz das Studium der Alten, die emſigen Mönche liehen ſich einander die Werke derſelben zur Abſchrift; und daß man ihren Werth nicht ganz verkannte, beweiſet Gerbert's Idee, die einreißende Barbarei durch Cicero's Schriften zurückdrängen zu wollen.

Auch die ſonſt ſo ſchädliche Vernachläſſigung einheimiſcher Rechte hatte den Vortheil, daß nicht alle gelehrte

Kenntniß verſchwinden konnte, denn das fleißige Studium der Quellen des canoniſchen Rechts gewöhnte doch an das Auffaſſen fremder Ideen, und ward ein Band zwiſchen dem düſtern Mittelalter und dem römiſchen Alterthum.

Die Rohheit, welche die Sitten während den ariſtocratiſchen Stürmen erhalten mußten, iſt bei weitem nicht ſo unangenehm, als jene Miſchung in derſelben von herriſchem und ſclaviſchem Geiſte, welche die unausbleibliche Wirkung der ſiegenden Ariſtocratie und der chriſtlichen Religion in ihrer damaligen Geſtalt war. Um den unangenehmen Eindruck, welchen eine ſolche Miſchung macht, ganz zu empfinden, braucht man nur einen Blick auf die Poeſie dieſer Zeiten zu werfen, und beſonders auf die Vergleichungen der Dichter zu merken. An Verfeinerung der Sitten und wiſſenſchaftliche Bildung war nicht zu denken, wenn nicht die Ariſtocratie einen andern Geiſt erhielt, oder einen großen Theil ihrer Macht verlor.

Jenes geſchah durch die Kreuzzüge und das Ritterweſen, welches theils Urſache, theils Wirkung derſelben war, und für die Cultur der franzöſiſchen Nation die glückliche Veranlaſſung ward, daß ſie ihren Anfang von Cultur der Phantaſie nahm; dieſes war nothwendig, ſobald das königliche Anſehen ſtieg und ſich in den Städten Gemeinheiten bildeten.

Eine wunderbare Regſamkeit zeigte ſich jetzt im franzöſiſchen Geiſte, die ſich nicht nur auf Induſtrie, auf Künſte und Wiſſenſchaften erſtreckte, ſondern ſogar Ideen der Schulen in Verbindung mit politiſchen Verhältniſſen brachte. Das feine Gewebe der ſcholaſtiſchen Philoſophie ward freilich auch über die Theologie geworfen; aber wer hätte vermuthen können, daß ſchon Abälard's Schüler, Arnold von Brescia, eine politiſche Revolution bewirken werde? Ging dieſe Frankreich zwar nicht unmittelbar an, ſo herrſchten doch dieſelben Ideen, welche in Italien ſo auffallend wirkten, vorzüglich in dem philoſophiſch-theologiſchen Syſtem der denkenden Franzoſen. Selbſt die Meinungen der Albigenſer in den ſüdlichen Provinzen, welche aus Aufklärung der Empfindung floſſen, hingen mit ihnen zuſammen.

Wenn Streben nach Wahrheit erſt Aufruhr in das bürgerliche Leben gebracht hat; ſo kann man ſicher ſeyn, daß der Geiſt einer Nation nicht wieder in den Schlummer der Dummheit zurückkehren werde.

Auch jene ſcholaſtiſchen Feinheiten waren ein Product der rege gewordenen Einbildungskraft; der phantaſiereiche Denker verliert ſich am leichteſten in Hyperabſtractionen; aber ihre ſchönſten Blüthen zeigte die junge Phantaſie in dem dichteriſchen Leben, das zuerſt in der Provence im Anfang des zwölften Jahrhunderts begann, von wannen es ſich bald durch das übrige Frankreich verbreitete, und der ganzen franzöſiſchen Cultur einen Character aufdrückte, welcher in ſeiner Eigenthümlichkeit nie den Urſprung in den ſchönen ſüdlichen Provinzen verleugnete. Welcher reizende Anblick, wenn eine Geſellſchaft von wandernden Troubadours und Jongleurs bei den Vergnügungen der Großen erſchien, und die wilde Freude zur poetiſchen Milde gewöhnte! Welchen bildenden Einfluß mußte ein Inſtitut, wie die Gerichtshöfe der Liebe, auf die Sitten haben! Das dichteriſche Genie ſchwang mit aller Anſtrengung ſeine Flügel, denn durch ſeinen Geſang konnte auch der Mann von niedriger Herkunft den höchſten Preis dieſer Zeit, Damenliebe, erwerben, und neben den Roſen der Liebe im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die goldenen und ſilbernen Blumen der poetiſchen Academie zu Toulouſe. Kein Wunder, daß nun eine phantaſtiſche Stimmung der Gemüther auch in allen religiöſen Gebräuchen ſichtbar wurde. Am Pfingſtfeſte goß man Blumen über die chriſtliche Gemeine aus, und Tauben ließ man während dem Gottesdienſt in der Kirche umherflattern.

Frühe Verwilderung der Phantaſie zeigt ſich in dem religiöſen Feſte, die Eſelsfeier genannt. Eine Jungfrau, welche Maria auf der Flucht nach Aegypten vorſtellte, war nebſt dem Eſel, auf welchem ſie ſaß, der Gegenſtand der Andacht. Es iſt ein Zeichen von hoher Frivolität, wenn ein Volk religiöſe Erbauung in einem Geſchrei des Prieſters findet, welches dem Eſel nachgeahmt iſt, und ſeine Andacht in einem gleichen Geſchrei ausſtrömet. Im zwölften Jahrhundert war Frivolität in den meiſten Sitten der Nation ſchon ſehr auffallend. Nur durch Cultur der Phantaſie wird ein Volk zur ſittlichen Cultur fortgehn; aber ſo lange jene nicht vollendet iſt, wird ſie das Laſter begünſtigen, indem ſie ſeine Häßlichkeit mit ihren Blüthen bedeckt. Durch die vielen Freiheiten, welche vorzüglich Philipp Auguſt der hohen Schule zu Paris gab, um den Flor der Wiſſenſchaften zu befördern, wurde die Frechheit der Sitten in der Hauptſtadt immer zügelloſer. Jene laſterhafte Miſchung von Ueberreſten alter Feudalrohheit und der Ueppigkeit neuer Cultur macht einen ſchneidenden Eindruck in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, da ein König von ſolcher nüchternen Rechtſchaffenheit, wie Ludwig der Heilige, auf dem Throne ſaß!

Zweite Periode.

Von der erſten Verſammlung der drei Reichsſtände bis zum Verfall der ſtändiſchen Verfaſſung am Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

§. 11.

Unter den vielen Cabalen Philipp's des Schönen gelang keine ſo über alle Erwartung, als die Ränke, wodurch er den Stuhl des heiligen Vaters nach Frankreich brachte. Durch ſeine Bemühungen lenkte ſich die Wahl der Cardinäle auf einen Franzoſen; der Erzbiſchof von Bourdeaux ſollte Papſt werden, wenn Philipp damit zufrieden wäre. Ihm war es angenehm, daß man einen ſeiner ärgſten Feinde wählen wollte; einen ſolchen konnte er mit Anſtand zwingen, den Gewinn des großen Looſes mit ihm zu theilen. In der ſchönen Natur von Avignon, wo Clemens der Fünfte den päpſtlichen Stuhl beſtieg (1305), mußte den Päpſten wohl ſeyn, zumal da ſie hier mehr Unabhängigkeit, als in Rom hoffen durften, denn dort legte der unruhige Geiſt der Großen ihnen oft Feſſeln an. Allein ſchon Philipp ließ Clemens den Fünften bei dem grauſamen Proceſſe gegen die Tempelherrn fühlen, wie abhängig jetzt die päpſtliche Macht von dem franzöſiſchen Throne ſey. Die Weiſe, wie zuerſt der Schleier von den Verbrechen derſelben gezogen wurde, erzählt man ſehr verſchieden, aber gewiß dann am richtigſten, wenn der König eine heimtückiſche Rolle dabei ſpielet. Wie künſtlich machte er den Ungläubigen, als er die erſten Ausſagen hörte, deren Inhalt höchſt wahrſcheinlich ihm ſchon vorher bekannt, vielleicht von ihm ſelbſt modificirt war. Nicht nur die Begierde, die großen Güter des Ordens an ſich zu bringen, ſondern auch Rachſucht bewog ihn zur Verfolgung derſelben, denn die Tempelritter hatten ſich bei ſeinen Betrügereien mit der Münze nicht ganz ruhig verhalten. Dennoch iſt es möglich, daß auch nicht eine einzige Beſchuldigung gegen dieſelben ganz ungegründet geweſen ſey. Jede geheime Geſellſchaft muß verwildern, ſobald ſie länger beſteht, als der Zweck, für welchen ſie geſtiftet wurde, zumal wenn die Sitten verſchiedener Länder und Welttheile auf ihren Character Einfluß gehabt haben; die verworfenſten Glieder eines Ordens finden ſich bald einander aus und verhüllen ihre Abſcheulichkeiten mit dem Schleier deſſelben ſelbſt vor den nicht ſo verderbenen Brüdern; und dann iſt manche Sitte blos Ceremonie, in welche ein Uneingeweihter leicht einen entehrenden Sinn legen kann. An demſelben Tage und in derſelben Morgenſtunde wurden alle Tempelherren im ganzen Königreiche gefangen genommen (13. October 1307), und auf der Synode zu Vienne (3. April 1312) wurde der Orden durch eine päpſtliche Bulle für aufgehoben erklärt, freilich nur proviſoriſch; aber er blieb auf immer zerſtöret. Der Papſt ſelbſt geſteht, daß die bisherige gerichtliche Unterſuchung ihn nicht zu einer gänzlichen Aufhebung deſſelben berechtige; der Orden als Orden war keiner Verbrechen überwieſen, die ein Endurtheil rechtfertigen konnten. Alle unbewegliche Güter der Tempelherren ſollten nach dieſer Bulle den Johanniterrittern gehören; aber wie wollten dieſe ihr Eigenthum gegen die Macht der Könige ſchützen, welche jetzt in die Jahrhunderte ihrer Größe trat? Die furchtbare Hinrichtung des Großmeiſters Jacob Molay auf königlichen Befehl und ohne Wiſſen irgend eines geiſtlichen Gerichts (29. Nov. 1314), nachdem eine große Anzahl ſeiner Untergebenen ſchon zu Tode gemartert war, iſt ein Meiſterſtreich, mit welchem Philipp ſeine habſüchtige und grauſame Regierung endigte.

Schon bei ſeinem Leben begannen die Stände Conföderationen, um ihre Freiheit zu ſichern, und bei ſeinem Tode ſchien für ſie ein glücklicher Zeitpunct zu einem großen Sturme gekommen zu ſeyn; allein der Sohn des deſpotiſchen Königs, der junge Monarch Ludwig der Zehnte (1314—16) wußte ihn durch unbeſtimmte Verſprechungen, durch einzelne zweideutige Urkunden, die man nach Gefallen erklären konnte, und durch die Aufopferung des Lieblings ſeines Vaters, Enguerrand von Marigni, zu beſchänftigen. Gegen dieſen mußte, weil er Oberaufſeher der Finanzen war, der ſtändiſche Haß vorzüglich gerichtet ſeyn, und er ſtarb unſchuldig am Galgen, zum warnenden Beiſpiele für die franzöſiſchen Miniſter, daß ſie nur dann ungeſtrafte Werkzeuge des Deſpotismus ſeyn können, wenn ſie ſich ihm ſelbſt gefährlich gemacht haben.

Dieſe Gelegenheit, ein feſtes Bollwerk für ſtändiſche Freiheit aufzuführen, ward alſo vernachläſſigt; aber Nationalfreiheit wurde doch vorbereitet durch Ludwig's Regierung, indem Geldnoth, welche ſeine Vorfahren zwang, dem Bürgerſtande zu ſeinem Aufkommen die Hand zu bieten, ihn nöthigte, den Leibeigenen auf dem Lande ihre Menſchenrechte zu verkaufen.

Die kurzen Regierungen ſeiner beiden Brüder, Philipp's des Fünften und Carl's des Vierten (1316—1322—1328) ſind nur dadurch merkwürdig, daß jener, als die Tochter Ludwig's Anſpruch auf den Thron machte, auf einem Reichsconvente von geiſtlichen und weltlichen Baronen und Deputirten aus Paris (1317. Febr.) den Satz des franzöſiſchen Staatsrechts ausmachte, daß das weibliche Geſchlecht von der Thronfolge ausgeſchloſſen ſey; und mit dieſem die capetingiſche Dynaſtie aufhörte.

§. 12.

Mit Philipp dem Sechsten von Valois, dem Bruderssohne Königs Philipp des Schönen beginnt eine neue Dynaſtie, welcher aber der Thron ſogleich von (1328—1589) Eduard dem Dritten von England ſtreitig gemacht wurde, der als Schweſterſohn Carl's des Vierten ein Recht auf denſelben zu haben glaubte, trotz der Ausſchließung des weiblichen Geſchlechts von der Thronfolge. Er gab zu, daß ſeine Mutter ihres Geſchlechts wegen kein Succeſſionsrecht habe; wie wollte er es von ihr erben?

Der Ausbruch des langen und blutigen Succeſſionskrieges, welcher durch ſo grundloſe Anſprüche veranlaßt wurde, mußte von Frankreich um ſo mehr verwünſcht werden, da Philipp früh durch ſeine Anſtalten gegen die Eingriffe der Geiſtlichkeit in die weltliche Gerichtsbarkeit Hoffnung zu einer planmäßigen Regierung gab. Durch die geleiſtete Huldigung wegen Guyenne und Ponthieu hatte Eduard ſeinen Gegner Philipp ſchon als König von Frankreich anerkannt; aber dennoch ließ er ſich von dem verworfenen Grafen Robert von Artois, der ſich vergebens allen Betrug gegen die Juſtiz und Meuchelmord erlaubt hatte, um die Grafſchaft Artois zu erhalten, zum Bruch mit Philipp verführen, und zugleich reizte ihn die Ausſicht auf die Hülfe der Flandrer (1337). Wiewohl der Kaiſer Ludwig ſich mit dem König von Frankreich vereinigte, um durch ſeine Fürſprache von dem drückenden Kirchenbanne befreit zu werden, ward der Krieg doch äußerſt gefahrvoll für Philipp, als die bretagneſchen Erbfolgeſtreitigkeiten in denſelben verwebt wurden. Der Bruder des letzten Herzogs (ſtarb 1341), Graf Johann von Monfort, ausdrücklich von der Succeſſion ausgeſchloſſen, und Carl von Blois, Gemahl der Erbprinzeſſin, kämpften um den Beſitz des Herzogthums. Jener warf ſich in Eduard's Arme, welchem er in Bretagne einen freien Eingang in das innere Frankreich offen halten konnte; dieſer ſuchte Schutz für ſeine Rechte bei ſeinem Oheim Philipp. Ueberdies fing der ſchwarze Prinz bald an, ſeine Heldenrolle zu ſpielen, und in der Schlacht bei Creſſy (1346), in welcher die Wichtigkeit des groben Geſchützes zuerſt ſichtbar wurde, kam die Blüthe des franzöſiſchen Adels um. Die Eroberung von Calais (1347) nach einer langen Einſchließung war eine herrliche Frucht dieſes Sieges; aber Eduard ſchändete ſeinen Ruhm durch ſeine Härte gegen die ſechs Patrioten, welche ſich ſelbſt ihren Mitbürgern zu dem Opfer, daß er verlangte, dargeboten hatten. Daß er von dem hohen Sinn ſolcher Heroen nicht gerührt ward, und dagegen den Thränen ſeines Weibes ihr Leben ſchenkte, iſt kein guter Characterzug. So unglücklich der Krieg für Philipp war, brachte er ihm doch den Vortheil, daß die Stände ihm zuerſt auf unbeſtimmte Zeit für die ganze Dauer des Krieges eine Steuer, nämlich die Salzſteuer, verwilligten (1345).

Die Geldnoth, in welche er durch den langen Kampf mit England gerieth, lehrte ihn überdies, theils alte Kunſtgriffe zu brauchen, theils neue zu erfinden, um ihr abzuhelfen; aber er mußte die Verwirrung des Staats dadurch immer verwickelter machen.

Traurig war alſo die Lage, in welche ſein Sohn Johann der Gute kam; und wiewohl der neue König ſchon lange als Herzog der Normandie wegen ſeiner anſcheinenden Weisheit Theil an den Staatsgeſchäften erhalten hatte, nahm das Unglück Frankreichs durch ſeinen Character merkbar zu. Wenn ein Monarch den Beinamen des Guten erhält, kann man ſicher auf Schwäche ſeines Geiſtes ſchließen. Die Zerrüttung der Finanzen ſuchte Johann freilich durch emſige Arbeit mit ſeiner

Rechnungskammer zu heben; aber indem er ſich durch die Verlobung ſeiner achtjährigen Prinzeſſin mit dem König Carl von Navarra in enge Verbindungen mit dieſem frechen Böſewicht einließ, erzog er ſich und ſeiner Familie eine Schlange im Buſen.

Selbſt bei einer beſſern Staatsverwaltung, als die ſeinige war, hätte das Reich durch den Krieg mit England an den Abgrund gebracht werden müſſen, da dieſer Verräther ununterbrochen in Verſchwörungen mit dem Feinde verwickelt war. Luxus und Sittenverderbniß trugen zu derſelben Zeit das Ihrige dazu bei, den Zuſtand des Volks immer ſchrecklicher zu machen; und mit einer Sehnſucht, wie ſie die Verzweiflung eingiebt, ſchaute es daher auf die große Verſammlung der Reichsſtände, welche die Adminiſtration zu reformiren begann (1355).

Man beſchloß gleich anfänglich, Steuern genug zur Unterhaltung der nöthigen Truppen zu verwilligen, auf alle Waaren und Lebensmittel ward eine Abgabe gelegt, von welcher niemand frei war, ſelbſt der König und ſeine Familie nicht. Eben dies galt von einer Kopfſteuer, welche die Stände bei einer Verſammlung im folgenden Jahre beſchloſſen. Sie behielten ſich aber das Recht vor, diejenigen zu wählen, welche die Steuern heben und das eingekommene Geld verwalten ſollten; drei ſtändiſche Commiſſarien führten in jeder Bailliage die Aufſicht über dieſe Steuerbediente, und räumten zugleich die bisherigen Landesbeſchwerden aus dem Wege. Ueberdies ſollte auch ein beſtändiger ſtändiſcher Ausſchuß, zu welchem jeder Stand drei Deputirte ernannte, dem Könige zur Seite ſitzen und im Krieg und Frieden rathen.

Von einem ſolchen Adminiſtrationsſyſtem, in welchem eine durchgreiffende Ordnung zu herrſchen ſchien, konnte man ſich dennoch wenig verſprechen, weil die Eiferſucht der Stände gegen einander es bald zerſtören mußte; und die Gefahr, mit welcher es dem königlichen Anſehen drohte, wurde durch das Unglück des Königs ſogleich abgewendet. Er fand ſich an der Spitze des treflichſten Heeres durch die verwilligten Steuern, und die Kühnheit des Prinzen Eduard verſprach den glänzendſten Feldzug. Der junge Held im feindlichen Lande mit ſeinen zwölftauſend Mann eingeſchloſſen hielt ſich ſelbſt für verloren; und bei dem Dorfe Maupertuis wird der franzöſiſche Adel zu Grunde gerichtet, wird Johann gefangen (1356 Sept. 10)! Die Nation litt unbeſchreiblich durch dieſe Niederlage und die Folgen derſelben; aber die Macht des Thrones wurde durch ſie gerettet gegen den Sturm der Stände, indem kein König auf ihm ſaß, durch deſſen Einſtimmung die Neuerungen Geſetzmäßigkeit bekommen konnten.

Die Vortheile, welche hieraus für den Thron entſtehen mußten, waren vielleicht auch die wahre Urſache, warum der achtzehnjährige Dauphin Carl nur den Titel eines Generalſtatthalters, nicht eines Regenten von Frankreich, annahm. Daß er mit Kühnheit und Schlauheit ſich den Forderungen der Stände entgegenſtellte, thut einem wohl, ſobald man ſieht, daß kein reiner Patriotiſmus, ſondern zugleich elender Partheigeiſt ihren unruhigen Sinn bewegte. Wie hätten ſie ſonſt auf die Befreiung des Königs Carl von Navarra, welcher durch Johann in die verdiente Gefangenſchaft gerathen war, dringen können? Der ſchändlichſte Anhänger deſſelben war Stephan Marcel, Vorſteher der Pariſer Kaufmannſchaft, welcher durch Aufruhr nichts als neuen Aufruhr beabzweckte. Wild tobte er, nachdem Carl von Navarra ſeinem Gefängniſſe entflohen war! Die halbrothen Mützen, ſeine Rotte und ſolche Scenen, daß zwei Marſchälle im Zimmer und vor den Augen des Dauphin ermordert werden, dieſer ſein Leben durch die Mütze des Prevot ſichert, erinnern an manchen ähnlichen Auftritt in Paris zu unſern Zeiten. Marcel kam um, als er die Hauptſtadt dem König von Navarra durch Verrath übergeben wollte, und ſein Tod bewirkte eine glückliche Veränderung für den Dauphin, welcher nun den Titel eines Reichsregenten angenommen hatte (1358 März 14).

Man endeckte allmählig die Schändlichkeit der aufrühriſchen Rotte und Carl's des Böſen, die Stadt Paris ſtrengte voll Reue über ihre Vergehungen alle ihre Kräfte an, den Staat zu retten, die übrigen Städte folgten ihrem Beiſpiel, und auch der Adel blieb nicht zurück. Manche Provinz glich einer Wüſte, denn wo der auswärtige Feind nicht gewüthet hatte, raubten und mordeten die Jacques und die noch verderblichern Cameradſchaften, welche ein längeres Uebel waren. Bei einem ſolchen Zuſtande des Reichs freute man ſich ſelbſt über den ſchmählichen Frieden zu Bretigni (1360), durch welchen Johann ſeine Freiheit wieder erhielt und dem König von England, nachdem dieſer für ſich und alle ſeine Nachfolger auf das übrige Frankreich Verzicht gethan hatte, außer Guyenne und Gaſcogne ganz Poitou, Angoumois, Calais, Ponthieu und andere wichtige Beſitzungen mit der vollen Souverainetät abtrat.

Unter den vielen Mitteln, deren ſich der König bediente, um die für ſeine Freiheit verſprochene Summen aufzubringen, fällt die Verbeſſerung der Münzſorten am meiſten auf. Er wußte wohl, daß die Engländer keine ſchlechte Münze annehmen würden, und dann mußten die Zehnten, welche er von der Geiſtlichkeit mit Einwilligung des Papſtes erhob, und andre Abgaben in den neuen guten Sorten bezahlt werden. Das allgemeine Elend machte, daß er willkührlicher, als irgend ein König vor ihm, Auflagen erheben konnte. Seine Verordnung gegen die Veräußerung der Krongüter nebſt einer Widerrufung der ſeit Philipp's des Vierten Tode geſchehenen Veräußerungen hätte zu gleicher Zeit durch das Zuſammenhalten der Domainen die königliche Macht feſter gründen können; allein Johann ſelbſt brachte dieſe durch zu große Freigebigkeit gegen ſeine Prinzen in keine geringe Gefahr. Daß er dem Dauphin Carl das Herzogthum Normandie gab (1355), war nothwendig, um ihn aus den Schlingen des Königs von Navarra zu retten; aber warum gab er ſeinem zweiten Sohne Ludwig die Grafſchaft Anjou als Mannslehn und herzogliche Pairie; und dem dritten, Johann, Berri und Auvergne unter denſelben Bedingungen? Warum ſeinem Liebling Philipp das Herzogthum Burgund?

Als der altburgundiſche capetingiſche Herzogsſtamm mit einem funfzehnjährigen Jüngling ausging, folgte Johann nicht nur als nächſter Agnat, ſondern auch nach dem Teſtament des letzten Herzogs in dem Herzogthum Burgund; die Grafſchaften Artois und Burgund kamen an die Verlobte des Verſtorbenen, die Gräfin Margarethe von Flandern. Der vierte königliche Prinz, welcher das Herzogthum mit der erſten Pairsſtelle, für ſich und ſeine Erben, vom Vater erhielt (1363), und fünf Jahre nachher durch die Vermählung mit der Gräfin Margarethe auch die Grafſchaften Burgund, Flandern und Artois an ſich brachte, ward der Stammvater des neuburgundiſchen Hauſes. Der nachherige Kampf deſſelben mit Frankreich zeigte, wie verderblich die thörigte Liebe Johann's zu ſeinen Söhnen dem Thron hätte werden können, wenn gleich dieſelbe Familie den Thron und jene großen Lehen deſſelben beſaß.

§. 13.

Mag es eine wenigſtens unnöthige Großmuth, mag es Liebe geweſen ſeyn, was den König in die Gefangenſchaft nach England zurückbrachte, wo er bald nach ſeiner Ankunft ſtarb (1364); ſein Reich verlor wahrlich wenig an ihm, und hätte für ſeine jetzigen Bedürfniſſe kaum einen treflichern Herrſcher erhalten können, als **Carl der Fünfte** war, welchem der Beiname **des Weiſen** mit Grund zugelegt ward. Man freut ſich ſeiner politiſchen Schlauheit, weil ſie ohne Bösartigkeit war; und ein überzeugender Beweis von dem Adel ſeines Characters iſt es, daß ihn ſeine Unterthanen liebten, wiewohl ſie ſeine Schlauheit kannten.

Von ſeinem Cabinet aus ſchuf er Ruhe, deren der Staat ſo ſehr bedurfte; und es ſchadete der Ausführung ſeiner Plane nicht, daß ihn ein zarter Körper hinderte, im Felde zu erſcheinen, denn der tapfere Connetable **Bertrand du Gueſclin** war ſein rechter Arm. Durch Unterhandlungen endigte er den langen Krieg in Bretagne, **Johann von Montfort** ward Herzog; die Feinheit, mit welcher er ein Defenſiv- und Offenſivbündniß mit England zu Stande brachte, zwang **Carl den Böſen von Navarra** zum Frieden; und wie ſchlau waren die Maaßregeln, welche er mit ſeinem **Gueſclin** verabredete, um die Cameradſchaften aus dem Lande zu bringen! Der Papſt hatte das Füllhorn geiſtlicher Güter vergebens ausgeſchüttet, vergebens alle ſeine Blitze geſchleudert, um die wilden Menſchen vom Raube zu entwöhnen; nur für einen Helden, wie Bertrand, konnten ſie Achtung hegen. Nachdem er ſicheres Geleit von ihnen erhalten hatte, ging er in ihr Lager, und gewann ihre Herzen, indem er ſich mit ihnen in gleichen Rang ſtellte, denn er ſagte ihnen, ſie und er hätten genug gethan zur Verdammniß ihrer Seelen, ſie wollten endlich den Teufel verlaſſen. Er zeigte ihnen die Hoffnung, in Avignon ſich am Papſt durch Plündern rächen zu können, und ſchilderte ihnen den Reichthum der caſtiliſchen Krone, welcher ihnen ohne Zweifel zufallen würde, wenn ſie für den Bruder Peter's des Grauſamen über die Pyrenäen zögen. Wie das Land den Helden wohl ſegnete, als er mit den ſchrecklichen Horden nach Spanien eilte!

Ein noch größeres Verdienſt erwarb er ſich um Frankreich durch den Krieg, welchen er zehn Jahre hindurch mit den Engländern führte, denen er ihre ſchönſten Beſitzungen entwandte. Er ſtarb vor der Feſtung Chateauneuf de Randan, nachdem die Belagerten ihm verſprochen hatten, binnen einer gewiſſen Zeit den Platz zu übergeben, wenn kein Entſatz ankäme. Der Befehlshaber ging in das Zelt des Helden und legte kniend die Thorſchlüſſel auf den Sarg (1379).

Auf nichts achtete Carl mehr, als auf eine gute Verwaltung der königlichen Domainen, welche unter ihm auch einen anſehnlichen Zuwachs erhielten, denn ohne ſie war an keine Unabhängigkeit von den Ständen zu denken, ſo gut er es auch verſtand, dieſelben ſeinen Planen gemäß zu leiten. Alle ſeine Maaßregeln, um das ſtändiſche Anſehen ſinken zu machen, waren ſo wenig gewaltthätig, und bezauberten ſo durch den unmittelbaren Nutzen, welchen ſie für den Staat hatten, daß es niemand wagte, gegen ſie zu murren. Er erhob willkührlich Steuern, aber dafür wurden unverkennbar der Ackerbau und der Handel befördert, ward die Induſtrie durch Manufacturen belebt, und die Hauptſtadt verſchönert, dafür der Krieg mit England glücklich geführt und es möglich gemacht, eine kleine Flotte von Kriegsſchiffen zu unterhalten. Unverhüllter zeigte ſich ſein feiner Deſpotismus darin, daß er reichsſtändiſche Verſammlungen aus der Gewohnheit zu bringen ſuchte, daß er das wichtige Geſetz, ein königlicher Prinz ſollte nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre volljährig ſeyn, nur in einer Parlementsſitzung bekannt machte (1375 Mai 20). Bei dem Baue der Baſtille, welcher unter der folgenden Regierung vollendet ward, ahnete es ihn wohl nicht, welches Werkzeug des Deſpotismus ſie einſt ſeyn würde!

§. 14.

Ein ſolcher König, wie Carl der Fünfte, hätte entweder nie, oder ein halbes Jahrhundert regieren ſollen. Wenigſtens mußten alle ſeine planmäßigen Anlagen dem

Staate Verderben ſtatt Heil bringen, ſo bald er an Carl dem Sechsten (1380 bis 1422) einen Nachfolger erhielt, welcher als ein Kind den Thron beſtieg und nach erlangter Volljährigkeit als ein Blödſinniger eine lange Reihe von Jahren auf ihm ſaß.

Um den jungen König ſtritten ſich ſeine Oheime, und trafen die ſonderbare Auskunft, daß ſie den Knaben für volljährig erklärten und krönen ließen; der ſchändlichſte unter ihnen, der Herzog von Anjou, blieb Regent. Er plünderte nicht nur die königlichen Schätze, ſondern drückte zugleich das Volk mit Steuern, wiewohl es auf Vertilgung der meiſten bisherigen Auflagen nach dem Verſprechen des letzten Königs Anſpruch machen konnte, begünſtigte aus Geldgierde die Wucherer und Juden, welche der Nation unbeſchreiblich verhaßt waren, und vereinigte ſich mit dem Papſt Clemens dem Siebenten, auch die Geiſtlichkeit zu plündern. In der Kirche und bei der Univerſität zu Paris entſtanden heftige Bewegungen, in den Provinzen war Aufruhr, und in der Hauptſtadt tobten die Maillotins.

Die Entfernung des Herzogs von Anjou, welcher mit ſeinem Raube beladen nach Italien ging, um daſelbſt bald ſeinen Tod zu finden, wirkte wohl mit zur Beſänftigung der Gemüther; aber im heftigſten Sturm hatte einzig der alte beredte Generaladvocat Johann des Marets die Wuth der Empörung aufzuhalten geſucht; und dies ward ihm zum Verbrechen gemacht! Als der junge König nach einem flandriſchen Feldzug in Paris wie in eine eroberte Stadt einzog, ſtarb der ſiebzigjährige Greis auf dem Blutgerüſte, unterdeſſen die Herzoge von Berri und Burgund ihre Grauſamkeit und Habſucht empörende Scenen eröffnen ließen (1382).

Der Druck der Steuern ſchien anfänglich nur den dritten Stand zu treffen, zur Freude der Geiſtlichkeit und des Adels, die aber nicht lange währte, denn nur die königlichen Bedienten blieben frei von den Auflagen. Ruhe war für Frankreich, ſelbſt wenn das Volk ſich ſtill verhielt, nicht zu hoffen, ſobald der Thron nicht durch die perſönliche Achtung eines Königs geheiligt ward, ſeitdem Carl der Böſe von Navarra jedes Laſter unter die Hofpartheien eingeführt hatte. Er konnte freilich wegen gänzlicher Erſchöpfung ſeiner Kräfte nicht mehr das Signal zu Empörungen geben, und bald beſtraften ſich ſeine Laſter ſelbſt durch ſeinen ſchauderhaften Tod (1387); aber ſchon ſchwärmte die ſchöne Prinzeſſin Iſabella von Baiern, die lüſterne junge Königin am franzöſiſchen Hofe, wo mit ihr die üppigſte Wolluſt planmäßig ſchwärmte. Sehr wenig harmonirte der Character des Königs, der kühn genug geweſen war zu erklären, daß er ſelbſt regieren wolle, und dadurch die Herzoge von Berri und Burgund von ſich zu verſcheuchen, mit dem Geſchmack ſeiner Gemahlin an dem wollüſtigen Glanze des Hofes. Schwachheit des Körpers und Geiſtes zog vor ihm über alle Gegenſtände den

Schleier der Melancholie, welche durch die Ränke ſeiner Oheime bald in Wahnſinn verwandelt wurde. Höchſt wahrſcheinlich geſchah es auf ihr Anſtiften, daß die weiße Erſcheinung im Walde bei Mans die geheimnißvollen Worte rief: König, kehre um; du biſt verrathen! Das Klirren der Lanze des einen Pagen auf dem Helme des andern und die Sonnenhitze auf einer ſandigen Ebene brachten den Wahnſinn zum Vorſchein, welchen die Erſcheinung in Carl's Träumen erzeugt hatte; das Schwert, welches er gegen ſeinen Bruder, den Herzog von Orleans richtete, war davon ein trauriges Zeichen! Die Waldgötter auf einer unglücklichen Masquerade vollendeten, was die weiße Geſtalt begann; und die Herzoge von Berri und Burgund konnten ſich jetzt der Staatsverwaltung ſicher bemächtigen.

Sie erhielten einen Nebenbuhler an dem Herzog von Orleans, deſſen Gemahlin der ſchwermüthige König zärtlich liebte; aber ſeine verſchwenderiſche Unbeſonnenheit mußte bald der planmäßigen Klugheit Philipp's von Burgund das Ruder ganz überlaſſen (1402). Die Würde ſeines Oheims und die lüſterne Freude, welcher er ſich mit Iſabella weihte, brachten ſeinen leichtſinnigen Ehrgeiz in Schlummer, und vielleicht wäre er ſchlummernd geblieben, als Johann der Unerſchrockene von Burgund an die Stelle ſeines Vaters trat (1404), wenn er nicht den Staat hätte regieren müſſen, um ſeine Schuldner zum Schweigen zu bringen.

Ein Jüngling, wie Johann, welcher die väterliche Herrſchſucht und Kraft mit Gewiſſensloſigkeit furchtbar in ſich vereinigte, konnte unmöglich den Hohn eines ſolchen leichtſinnigen Wollüſtlings ungeſtraft hingehen laſſen, und rächte den Schimpf, daß auch ſeine Gemahlin unter den Bildern der Damen hing, deren höchſte Gunſt der Herzog wollte genoſſen haben, durch die Ermordung deſſelben auf öffentlicher Straße zu Paris (1407 Nov. 20). Kühn war dieſe That nicht, und eben ſo wenig war es kühn von Johann, daß er noch die Rechtmäßigkeit derſelben als eines Tyrannenmordes behauptete, denn ſeine Macht war ſo groß, daß er nach vollbrachter Mordthat ſich der Regierung bemächtigen konnte.

Unter einem ſonderbaren Wechſel währte der Kampf zwiſchen der burgundiſchen Parthei und den Armagnacs fort, bis Heinrich der Fünfte von England von dieſen innern Unruhen Vortheil zu ziehen ſuchte, und Herzog Johann durch die Schlacht bei Azincourt (1415 Oct. 25), welche den Niederlagen der Franzoſen bei Maupertuis und Creſſy glich, ganz das Uebergewicht zu erhalten ſchien, indem der junge Herzog von Orleans in ihr gefangen ward.

Zu Johann's Unglück war der Connetable von Armagnac Liebling des dritten königlichen Prinzen, des Grafen Carl von Ponthieu, welcher nach dem Tode ſeiner Brüder Dauphin geworden war. Unklug aber gerecht war die Beſtrafung der wollüſtigen Iſabella von Baiern, die vom Hofe entfernt ihr üppiges Leben zu Vincennes fortſetzte, und ſich bald zu Tours mit dem Mörder ihres Geliebten, dem Herzog von Burgund, gegen ihre neuen Feinde vereinigte. Trotz den ſiegreichen Fortſchritten der Engländer in der Normandie, trotz dem furchtbaren Aufſtand in Paris, wo der Dauphin in ein Bettuch verhüllt vor der Wuth des Pöbels gerettet wird, und wiewohl ſich der Herzog von Burgund der Perſon des Königs bemächtigt, bleibt die Gegenparthei ſtandhaft, und nach geſchloſſenem Vergleich wird Johann auf der Brücke von Montereau in Gegenwart des Dauphin ermordet (1419 September 10), für welchen dies Verbrechen traurige Folgen hatte, ſo geringen oder gar keinen Theil er an demſelben mag gehabt haben.

In dem Tractat zu Troyes, welchen die burgundiſche Parthei mit den Engländern einverſtanden durch Ueberredung und Furcht vom ſchwachen König unterzeichnet erhielt, wurden Heinrich und ſeine Nachkommen für Erben des franzöſiſchen Thrones erklärt, wurde eine ewige perſönliche Verbindung beider Reiche ausgemacht, und die Regentſchaft ſogleich dem Könige von England übertragen (1420 Mai 21). Um dieſem Tractat unerſchütterliche Feſtigkeit zu geben, ward durch ein väterliches Edict und einen Spruch des Pariſer Parlements noch ausdrücklich dem Dauphin alles Succeſſionsrecht abgeſprochen. Die Könige von England und Frankreich ſtarben bald darauf in Einem Jahre (1422).

Der Sohn von jenem ward bei **Carl's** Leichenbegängniſſe zum Könige beider Reiche ausgerufen, wiewohl er ein Kind von neun Monaten war. Sein Oheim und Vormund, der Herzog von Bedford, ließ beim Rückzuge des Leichengefolges das königliche Schwert vor ſich hertragen; mit beleidigtem Nationalſtolze gingen die Einwohner der Hauptſtadt murrend nebenher; kein Prinz von Geblüt hatte den König zum Grabe begleitet: wiederholte blutige Niederlagen, Gefangenſchaft, Zwiſt und fremde Herrſchaft waren die Urſache, warum der Hof und Paris öde waren vom hohen Adel.

Ein Heer, durch die wunderbarſten Siege ſich faſt der Unüberwindlichkeit bewußt, unter Anführung eines ſo vorſichtigen und tapfern Mannes, wie der Regent, im Bunde mit den mächtigſten Großen des Landes, den Herzogen von Burgund und Bretagne, und im Beſitz der Hauptſtadt und der ſchönſten Eroberungen, kämpft nun mit dem zwanzigjährigen **Carl** um den Thron ſeiner Väter, und erſtreitet ſich faſt ſieben Jahre hindurch immer herrlichere Lorbeern.

Wer tiefer ſah, ließ ſich dennoch von dem Glück der Engländer nicht blenden. Der Herzog von Bretagne war ein ſchwankender Bundesgenoſſe; zwiſchen **Philipp dem Gütigen** von Burgund und dem Herzoge von Bedford mußte bald Kälte ausbrechen, wenn auch nicht die Heirathsgeſchichte der Erbgräfin **Jocobäa von**

Hennegau einen Bruch veranlaßt hätte, denn es war doch wahrhaftig nicht burgundiſches Intereſſe, einen Beherrſcher von zwei großen Monarchien in der Nähe zu haben; und was mehr galt, als dieſe Gründe, der junge Carl beſaß alle jene liebenswürdigen Eigenſchaften, welche vorzüglich unter den Franzoſen ſo leicht das menſchliche Herz beſtachen. Dazu kam noch der Nationalſtolz derſelben, und der früh bemerkte Zug in ihrem Character, ausnehmende Liebe für ihre Könige.

Dieſer characteriſtiſche Zug hängt freilich mit jenem Nationalſtolze zuſammen, deſſen erſte Urſachen ſich ſchon aus der Darſtellung des Verhältniſſes der älteſten Bewohner Galliens ergaben; aber die Geſchichte zeigt uns noch andere Gründe, warum dieſer Stolz ſich gerade in der Liebe zum Throne gefiel.

Durch die Könige war der Druck der geiſtlichen und weltlichen Ariſtocraten gemildert, die übrige Nation ſah in ihnen ihre Erretter; durch ihre Hand kam ferner ſo offenbar, wie in keinem andern Lande, der dritte Stand empor, und die Liebe deſſelben ward ihnen für ihre politiſche Schlauheit zu Theil; und als ſich durch das Ritterweſen, durch die Troubadours und die Gerichtshöfe der Liebe ein phantaſtiſcher Geiſt unter der Nation verbreitete, fand er ſeinen glanzvollſten Sitz am Hofe, ſeinen Mittelpunct in der Perſon des Königs. Auch wird man wohl nicht zeigen können, daß irgend einen andern

Thron ſo viele Männer, wenn auch nicht von großem Character, doch von ſchimmernden Vorzügen, wie den franzöſiſchen, beſtiegen haben; wenigſtens hat kein anderes Reich einen Monarchen gehabt, welcher die Herzen ſo unwiderſtehlich feſſelte, als Heinrich von Navarra. Nachdem der König und die Hoffactionen die kämpfenden Partheien im Staate geworden waren, konnte die Nation wohl nicht umhin, ſich für jenen zu intereſſiren; und als der ſtolze Adel durch die Feſſeln der Pracht, Wolluſt und Königsgunſt nun ganz an den Hof gefeſſelt war, fand ſie hier allen Nationalglanz vereinigt, und was man in Paris bewunderte, welches der Vereinigungspunct aller Talente in Frankreich wurde, das bewunderte man auch in den Provinzen. Das Elend, welches vom Deſpotismus und der Verderbenheit des Hofes über das Land verbreitet wurde, ſchwächte nicht ſehr die perſönliche Achtung des Königs. Waren doch gewöhnlich Gemahlinnen und Günſtlinge Stifter des Unglücks! ſie traf zuerſt der Haß der Nation, und geſchwächt kam er zum Monarchen ſelbſt: war doch Miniſterdeſpotismus, welcher nackt da ſtand, durch keine Vorurtheile geſchützet, ſo viel unerträglicher, als die königliche Willkühr!

Carl der Siebente ward ſchwärmeriſch von den Franzoſen geliebt, weil ſein Unglück ihm neuen Werth gab, und ſeinen perſönlichen Vorzügen das Mitleid vorzüglich in den Augen des ſchönen Geſchlechtes einen höheren Glanz lieh. Drei weibliche Seelen retteten ihn, als er Orleans für verloren hielt, und ſich nach Languedoc und dem Delphinat mit dem Reſt ſeiner Macht ziehen wollte, nämlich die beiden Freundinnen, ſeine edle Gemahlin Maria von Anjou, und ſeine ſchöne Geliebte Agnes Sorel, und das Dorfmädchen bei Vaucouleurs, Johanne d'Arc. Die vorgegebene göttliche Sendung dieſer Jungfrau wäre wohl nicht das Mittel Frankreich zu retten geworden, wenn nicht zugleich das Auge des tapfern Grafen von Dunois über alle Kriegsunternehmungen gewacht hätte! Erſtaunen aber müſſen die Wirkungen der Schwärmerei erregen. Die Jungfrau bringt Lebensmitlel nach Orleans, und zieht mitten durch die Redouten der Engländer, die wie Bildſäulen daſtehen; ſie ſtürmt die Verſchanzungen des Feindes und erobert ſie, obgleich verwundet und einmal von allen ihren Kriegern verlaſſen; ſie erzwingt die Aufhebung der Belagerung der Stadt, führt den König mitten durch den Feind, und macht ſeine Krönung zu Reims möglich (1429 Jul. 17). Die Engländer hatten ſchon viele der wichtigſten Städte verloren, als ſie bei der Belagerung von Compiegne gefangen ward. Der grauſame Prozeß, welchen man ohne alle Rückſicht auf das Kriegsrecht gegen ſie führte, die hinterliſtige Weiſe, wie man ſie in die Schlinge lockte und das Urtheil, daß ſie als Hexe und Ketzerin verbrannt werden ſollte, welches man zu Rouen vollzog (1431 Mai 30), ſchänden das Andenken des Herzogs von Bedford; und es erwuchs ihm kein Vortheil aus dieſer Grauſamkeit, denn die Franzoſen und ihr König waren nun wieder von Muth beſeelt. Carl hielt bald ſeinen Einzug in Paris (1436); und dreizehn Jahre nachher war Calais die einzige wichtige Beſitzung der Engländer in Frankreich.

Sehr viel hatte zum Glück der franzöſiſchen Waffen der Friede beigetragen, welcher mit dem Herzog von Burgund zu Arras geſchloſſen war (1435). Der König gab alle lehnsherrlichen Rechte über die burgundiſchen Länder auf, ſo lange dieſer Herzog lebte, er überließ ihm die Grafſchaften Auxerre und Macon nebſt andern minder wichtigen Beſitzungen als Erbſtücke für ſeine männlichen und weiblichen Deſcendenten, und verpfändete ihm alle Städte und Güter der Krone an der Somme.

So merkwürdig Carl's Regierung durch ſein Glück gegen die Engländer iſt, ſo wichtig ward ſie auch für die Verfaſſung theils durch die feierliche Annahme der Basler Decrete kraft der berühmten pragmatiſchen Sanction auf der Verſammlung zu Bourges (1438), theils durch Veränderungen, welche die Juſtiz und das Kriegsweſen erlitten.

Daß ein höchſtes Tribunal zu Toulouſe, an welches ſchon Philipp der Schöne wegen Verſchiedenheit der Sprache und des uſuellen Rechtes dieſſeits und jenſeits der Dordogne gedacht hatte, nach dem Muſter des Pariſer Parlements errichtet wurde, war nicht von ſo treflichen

Folgen, als die Sammlung von Localgewohnheiten, die Carl veranſtalten ließ, indem er zugleich verordnete, daß man ſich auf keine andere Rechtsgewohnheiten berufen durfte, als welche in ihr enthalten waren.

Durch Errichtung der nachher ſogenannten Ordonanzcompagnien, welche nichts als ein Corps der Polizei waren, wurde der Anfang zu einem ſtehenden Heere gemacht; und durch die Einrichtung mit den Freiſchützen, welche dem Lande nicht ſehr beſchwerlich fallen konnte, ward es möglich, in kurzer Zeit eine ſtarke und ausgeſuchte Mannſchaft zuſammen zu bringen.

§. 15.

Ludwig der Eilfte hatte ſchon während der Regierung ſeines Vaters die Unruhe ſeines bösartigen Characters gezeigt. **Carl** hätte ſich gern nach einem ſo ſtürmiſchen Leben, als er im Kampf mit den Engländern hatte führen müſſen, ſeinem Hange zu ſanften häuslichen Freuden überlaſſen; aber ſein Dauphin, der ſich nur in boshaften Ränken gefiel, und Gefühle der Liebe verlachte, ließ ihn zu keinem ruhigen Genuſſe kommen. Seit der Praguerie cabalirte er im Delphinat, vermählte ſich gegen den väterlichen Willen mit der Prinzeſſin von Savoyen, betrog Vater und Schwiegervater, verfolgte die edle **Agnes Sorel**, welche vergiftet ward, und lebte als Flüchtling am burgundiſchen Hofe. Sein tückiſches Mißtrauen gegen den letzten Ausbruch der väterlichen

Liebe bewog den König, ſich von der Welt loszureißen (Carl ſtarb 1461. Jul. 22). Nun ſah der Dauphin ein weites Feld für ſeine Cabale eröffnet. Er war ſchon acht und dreißig Jahr alt, als er ſeine Herrſchaft begann, und zeigte durch ſeine erſten Handlungen, welchen Hang ein ſolcher Geiſt zu den geheimen Schrecken der Tyrannei erhält, wenn er lange der nächſte am Staatsruder daſſelbe nicht lenken darf, und wie verhaßt ihm alles aus dieſer Periode ungeduldiger Herrſchſucht wird. Am Tage der Krönung bat ihn der Herzog von Burgund knieend um Amneſtie für alle, auf welche er zürnte. Nach langem Sträuben bewilligte ſie Ludwig, nahm aber ſieben davon aus, und nannte ſie nicht! So waren doch noch alle auf ſeine Gnade hingegeben. Die vornehmſten Räthe ſeines Vaters wurden entlaſſen, und wenn er ſechs Jahre nachher (1467 Oct. 21) ſelbſt das Geſetz gab, daß niemand ſein Amt verlieren ſolle, als nach ordentlichem Gericht, und daß jede Handlung des Königs gegen daſſelbe nichtig ſey: ſo floß es wohl nicht aus dem Gefühl eines zu großen Deſpotismus in den willkührlichen Dienſtentlaſſungen, ſondern vielmehr aus dem Trieb aller Deſpoten, auch nach ihrem Tode noch deſpotiſiren zu wollen. Er hatte ſich Diener nach ſeinen Maximen gebildet, Menſchen von niedriger Herkunft und wegen ihrer Denkart der Nation verhaßt. Wie ſehr mußte er fürchten, daß ſeine Vertraute willkührlicher, als von ihm die Räthe des Vaters, von dem folgenden König behandelt würden?

Wenn man weiß, daß Ludwig ein Parlement zu Bordeaux ſtiftete, welches er freilich mit gleicher Gewalt in ſeinem Sprengel bekleidete, als das Pariſer in dem ſeinigen hatte, aber doch durch die Worte im Stiftungsbriefe „ſo lange es uns gefällig iſt“ im Zügel zu halten ſuchte (1462); daß er durch Fabricanten aus Italien und Griechenland und durch die Steuerfreiheit der Arbeiter in den Manufacturen die Induſtrie zu beleben ſuchte; daß er ferner zuerſt Poſten anlegte, und durch die vielen willkührlichen Auflagen, welche er erhob, ſich im Stande ſah, ein anſehnliches ſtehendes Heer zu halten, deſſen vorzüglichſte Stärke in ſechstauſend gemietheten Schweizern beſtand: ſo weiß man das Vorzüglichſte, welches er für das Innere des Staates gethan hat.

Seine Plane in Hinſicht auf die pragmatiſche Sanction mögen vielleicht ſeinen Vortheil bezweckt haben, gewiß nicht das Beſte der franzöſiſchen Kirche. Die Gunſt des Papſtes für das Haus Anjou, Neapels wegen, zu erhalten, war der Vorwand, warum er Pius dem Zweiten die pragmatiſche Sanction Preis gab; und die hinzugefügte Bedingung, daß ein franzöſiſcher Legat zur Ertheilung der Beneficien ſollte beſtellt werden, ſchien den Vorwurf mildern zu müſſen, daß er aus Privatabſichten Frankreich aufopferte (1461). Allein von dem ſchlauen Ludwig, der ſicher den Unwillen der Nation und die kühnen Vorſtellungen des Parlements gegen dieſen Schritt vorausſah, läßt ſich erwarten, daß er den Papſt und die einheimiſche Geiſtlichkeit zu gleicher Zeit betrügen wollte. Während ſeiner ganzen Regierung wußte man nicht, nach welchen Geſetzen man ſich bei Kirchenangelegenheiten richten ſollte, und in dieſem ſchwankenden Zuſtande konnte er ſelbſt neue Verordnungen darüber machen. Als der päpſtliche Legat auf unwiederrufliche Unterdrückung der Sanction drang, ſchien es dem König Ernſt damit zu ſeyn; aber die Art, wie er den Generalprocurator St. Romain behandelte, der ſich am trotzigſten und nicht ohne Erfolg widerſetzt hatte, bewies offenbar, wie ſehr ihm Widerſpruch bei dieſem Geſchäfte gefiel.

Am ſchlauſten zeigt ſich Ludwig's Politik in der Wahl der Mittel, welche er zum Sturze Carl's des Kühnen von Burgund anwandte. Wie treflich waren ſie auf den Character des ehrgeizigen Prinzen berechnet, um ihn immer ungeſtümer und unbeſonnener zu machen, und wie geſchickt ward immer der Zeitpunct gewählt, in welchem ſie gebraucht werden mußten! Weil Herzog Philipp und ſein Sohn, der Graf von Charolois, wegen ihrer verſchiedenen Denkart oft im Zwiſt zuſammenlebten, wagte er ſchon während dem Leben des Erſten einen Angriff auf dieſen, indem er zu ſeinem großen Verdruſſe die Städte an der Somme einlöſte (1463), und an den Gränzen von Bretagne plötzlich ein Heer erſcheinen ließ, um den Freund des Grafen, den Herzog Franz den Zweiten, der ſchönſten Hoheitsrechte zu berauben. Jedes Regal über die Biſchöfe des Herzogthums ward demſelben abgeſprochen, und die Sitte aus den Zeiten der blühenden Ariſtocratie, daß ſeine Vaſallen bei der Huldigung gelobten, gegen jeden Feind ihm zu folgen, wollte der König abgeſchafft haben. Weil der königliche Canzler dieſe und andere Forderungen bekannt machte, ſo erhielt das ganze Verfahren ein gerichtliches Anſehen (1464). Es war leicht voraus zu ſehen, daß der Graf von Charolois und Franz von Bretagne jetzt einen engen Bund mit einander ſchließen und manchen von den Großen des Reichs in denſelben ziehen würden; aber daß er ein Haupt an dem einzigen Bruder des Königs, dem Herzog Carl von Berri erhalten, und als Ligue für das Gemeinwohl auftreten werde, hatte man wohl nicht vermuthet. Nach dem unentſchiedenen Treffen bei Montlehri verließ der König früher die Gegend der Wahlſtatt, als der burgundiſche Prinz, welcher auch bald, vereinigt mit dem Herzog von Bretagne, vor Paris erſchien, um die Bürger deſſelben durch ſeine furchtbaren Waffen und ſüßen Lockungen zum Abfall von Ludwig zu bewegen. Dieſer ward durch die Treue der Hauptſtadt, einen Aufruhr zu Lüttich, welcher das burgundiſche Heer zurückrief, und durch ſeine ſchlauen Unterhandlungen gerettet. Im Friedensſchluſſe zu St. Maur (1465 Oct. 29) wurde freilich der Beſitz der verpfändeten Städte an der Somme dem Grafen von Charolois für ihn und ſeinen nächſten Nachfolger verſprochen, und jeder Einwurf gegen die bisherigen

Hoheitsrechte des Herzogs von Bretagne aufgegeben; ſo wie auch die übrigen wichtigſten Glieder des Bundes große Privatvortheile erhielten, wodurch ihre eigentliche Abſicht erreicht war; allein der König hatte ſchon eine geheime Proteſtation gegen dieſen Frieden bei dem Parlement niedergelegt. Die Offenherzigkeit und zärtliche Freundſchaft, welche er jetzt gegen die Prinzen heuchelte, hätten ſie einen ſolchen Betrug argwöhnen laſſen können. An der Erfüllung der Erfüllung des Artikels im Frieden, daß eine Commiſſion, zu welcher jeder Stand zwölf Deputirte ernannte, eine Reform der Staatsverwaltung vornehmen ſollte, lag überdies den Bundesgenoſſen ſehr wenig. Streitigkeiten über dieſen Frieden hielten Ludwig's Argliſt in Uebung, bis der burgundiſche Prinz ſeinem Vater in der Regierung folgte (1467 Jun. 15).

Voll Vertrauen auf ſeine ſiegreiche Schlauheit bei perſönlichen Unterhandlungen ging jener zu dem wilden Herzog nach Peronne, welcher freilich ſogleich geſonnen ſchien, von dieſer Keckheit allen möglichen Vortheil zu ziehen; aber in eine Wuth gerieth, die ſelbſt für Ludwig's Leben gefährlich ward, als er hörte, durch Geſandte deſſelben wäre Lüttich während dieſen Unterhandlungen aufgewiegelt. Der königliche Befehl, daß ſie ihren Auftrag unvollführt laſſen ſollten, war zu ſpät an ſie gekommen. Eingeſperrt in einem Zimmer, vor ſich den Thurm, in welchem König Carl der Vierte gefangen ſaß, durch Nachrichten von der unaufhaltbaren

Wuth des Herzogs beunruhigt und die wilde Erſcheinung deſſelben geſchreckt, willigte der König gern in den ſchmählichſten Vertrag (1468 Oct. 14), und entſchloß ſich, die Beſtrafung der verführten Lütticher anzuſehen.

Er beſaß nicht Unverſchämtheit genug, um mit dreiſter Stirn in Paris ſogleich zu erſcheinen! Und ſeine ſonderbare Verordnung gegen verſchiedene Vögel der Hauptſtadt, weil einige von ihnen das Wort Peronne gelernt hatten, zeigte, wie tief ihn die erlittene Schmach kränkte. Eine Zeitlang beobachtete er das tiefſte Stillſchweigen über den Vertrag zu Peronne, bis er die Meinung des Publicums durch hämiſche Schriften gegen den Herzog von Burgund für ſich gewonnen, eine Veränderung auf dem engliſchen Throne bewirkt hatte, die ihm günſtig war, und von ſeiner Verbindung mit den Schweizern, den Planen und der politiſchen Lage des burgundiſchen Fürſten zufolge, ſich viel bei einem Angriff auf denſelben verſprechen konnte. Selbſt dann ließ er den Vergleich zuerſt durch ſein Parlement brechen. Als durch die Schritte deſſelben Carl zur höchſten Wuth getrieben war, mußte mitten im Winter ſein Heer marſchiren (1470); allein noch war die Zeit nicht gekommen, wo die burgundiſche Macht zertrümmert werden ſollte. Die ehrgeizigen Plane des Herzogs, denen ein immer entfernteres Ziel geſteckt ward, je mehr ſein Anſehen durch neue Erwerbungen und durch das wichtige Geſchenk ſtieg, das er mit der Hand ſeiner Tochter einem mächtigen

Fürſten machen konnte, trugen am meiſten zum Sturze derſelben bei. Der Muth der freien Schweizer und die Ränke des feinſten Deſpoten dieſer Zeit vereinigten ſich mit ſeinem wilden Sinne zu ſeinem Untergange. In drei Schlachten verlor er ſeine Reichthümer, ſeine Krieger, ſein Leben; und ſicher hat Ludwig nie eine frohere Kunde erhalten, als dieſe Nachricht. Das Herzogthum Burgund konnte er als ein eröffnetes Kronlehen ſich zueignen, und wenn gleich bei einzelnen Herrſchaften in demſelben das Recht des Lehnsherren nicht konnte geltend gemacht werden, ſo widerſetzten ſich die Stände jeder Zerſtückelung deſſelben; die Städte an der Somme konnte er ohne Ungerechtigkeit beſetzen; aber ſelbſt der Schein eines Rechtes fehlte ſeinen Anſprüchen auf die Grafſchaften Artois und Burgund (1478). Ein Gegner, wie Erzherzog Maximilian, war ſeinen Eigenſchaften nach ihm eben ſo wenig, als ſeiner Lage nach gewachſen.

So unbedeutend noch die politiſche Verbindung der Staaten war, herrſchte zwiſchen Frankreich und England doch ſchon die wachſamſte Eiferſucht, und Ludwig konnte ſich daher Glück wünſchen, daß er den Frieden mit dem letzten bei allen ſeinen Eroberungsplanen durch Beſtechungen und Unterhandlungen ſtets erhalten hatte.

Bei Spanien gelangen ihm ſeine Ränke noch beſſer. Den Geldmangel des aragoniſchen Königs Johann benutzte er, um von ihm die Grafſchaften Rouſſillon und

Cerdaigne verpfändet zu erhalten (1462), und ſpielte dann den Schiedsrichter zwiſchen Kaſtilien und Aragonien. Aber trotz dem Glücke, welches ſeine meiſten Unternehmungen gekrönt hatte, war es doch wahrhaftig keine frohe Empfindung, mit welcher er im Alter auf ſein Leben zurückſchaute. Reue ließ ſich von einem ſolchen Character wohl nicht erwarten, dagegen aber tieffreſſender Aerger über ſich ſelbſt beim Gefühl der abnehmenden Kraft, und ein Beſtreben, durch den höchſten Grad von Argwohn und Grauſamkeit dieſes Abnehmen zu verhehlen.

§. 16.

Der Anfang von Carl's des Achten Regierung (1483 bis 1498) war dazu gemacht, die Schändlichkeiten ſeines Vaters ganz zu offenbaren. Anna von Bourbon, ſeine älteſte Schweſter, rächte theils aus Gerechtigkeitsliebe, theils um ſich die Zuneigung des Volks gegen die orleansſche Parthei zu erwerben, die gemißhandelte Nation an den ſchändlichſten Dienern des bisherigen Deſpotismus; auf dem großen Reichstage zu Tours (1484 Jan. 15) blühte nach dem langen Druck ſtändiſcher Freiheitsſinn ſchöner auf, und die Beſchwerden der Deputirten drangen in die Schlupfwinkel von Ludwig's Tyrannei. Man traf den Mittelpunct derſelben, indem man den Grund von ſeinen Gelderpreſſungen aufſuchte und die Mittel herzählte, durch welche der unglückliche Zuſtand der Nation könnte verbeſſert werden, denn ſie bezogen ſich faſt alle auf Vernichtung ſeiner Einrichtungen. Wie treflich ſchilderte man vorzüglich den Mißbrauch der Staatseinkünfte, die ſeine ſchleichende Politik zu Penſionen und Geſchenken für Ausländer und einheimiſche Böſewichter verwandt hatte! Was ließ ſich von dieſem ſtändiſchen Congreß nicht erwarten, der unaufhörlich die beiden Grundſätze äußerte, daß die Domainen nicht dem Könige, ſondern dem Staate gehörten, und daß nur alsdann, wann die Einkünfte aus ihnen zur Beſtreitung der öffentlichen Unkoſten nicht hinreichten, Steuern dürften erhoben werden, und nie ohne Beiſtimmung der Reichsverſammlung! Von einem Congreß, welcher über alle Theile der Staatsverwaltung ſeine Aufmerkſamkeit verbreitete und bei einer ſeltenen Sorgfalt für den Handel ſchon aufgeklärt genug war, um einzuſehen, Freiheit ſey die Seele deſſelben; welcher es für ſeine Pflicht hielt, eine genaue Berechnung der Staatsausgaben vom Hofe zu verlangen! Dieſe Forderung mußte die Betrügereien der bisherigen Verwaltung an das Tageslicht bringen. Allein das ſchrecklichſte Gewitter für den Thron ward glücklich zertheilt, indem man es zu abgeſonderten Unterhandlungen mit den Deputirten der verſchiedenen sechs Nationen zu bringen wußte; und bald zeigten manche andere Umſtände, daß die Zeit eines ſtandhaften Patriotismus der Stände, welche vielleicht niemals geweſen, jetzt wenigſtens nicht mehr war. Zwar wurde ausgemacht, daß nach zwei Jahren ein neuer

Reichstag ſeyn ſollte, zwar ward eine zweijährige Steuer nur als ein freiwilliges Geſchenk bewilligt, dem man noch eine andre Summe hinzufügte, und ſtändiſche Abgeordnete ſollten die Hebung des bewilligten Geldes mitlenken, zwar erhielt das Juſtizweſen wirklich einige Verbeſſerungen; aber durch welche elende Cabalen ward die förmliche Wiederherſtellung der pragmatiſchen Sanction hintertrieben! Welche kleinliche Fehden über die Vertheilung jener Summen! Welche Ungerechtigkeit des Adels und der Geiſtlichkeit gegen den dritten Stand in jener mit Hülfe des königlichen Canzlers erreichten Forderung, daß jener allein die Diätengelder der Deputirten dieſer zweimonatlichen Verſammlung bezahlen ſollte! Dachte man doch nicht einmal daran, nach zwei Jahren einen neuen Reichstag zu halten.

Auf dieſem Congreß zu Tours war auch die Frage in Anregung gekommen, ob den Repräſentanten der Nation die Regentſchaft zukomme? Aber die meiſten Stimmen hatten ſie verneinend beantwortet, weil Frankreich eine Erbmonarchie wäre, und die Regierung daher den Prinzen von Geblüt während der Minderjährigkeit des Königs zufallen müßte. Es gab ſo ſchon der Anſprüche auf die Regentſchaft genug. Anna von Bourbon war ihrem furchtbarſten Nebenbuhler, dem jungen Herzog Ludwig von Orleans, an Staatsklugheit weit überlegen. Schon die Urſache, die ihn an das Ruder hintrieb, nämlich der Wunſch, ſich von ſeiner häßlichen

Gemahlin, einer Schweſter Anna's, ohne Furcht ſcheiden laſſen zu können, zeigt, daß ſeine Plane nicht ſehr gefährlich waren. Selbſt jenen Wunſch hätte er wohl wieder vergeſſen, wenn ihn nicht die liebenswürdige Prinzeſſin von Bretagne und die Ausſicht, mit ihrer Hand dies ſchöne Herzogthum zu erhalten, bezaubert hätten. Die Krönung des Königs (1484 Mai 30) diente zum Vorwand, ihn vom Gegenſtande ſeiner Liebe zu entfernen, und wiewohl er ſtets neue Unruhen begann, ſeinen Wunſch zu erfüllen, wiewohl der Herzog von Bretagne und Maximilian von Oeſtreich mit in die kriegeriſchen Bewegungen verflochten wurden, ſah man doch alle ſeine Unternehmungen durch Anna's Klugheit und die Tapferkeit des Marſchalls la Tremouille vereitelt. Gegen dieſen verlor er eine blutige Schlacht bei St. Aubin (1488 Jul. 28), in welcher er ſelbſt gefangen ward.

In demſelben Jahre ſtarb Franz von Bretagne, und nun mußte die Frage entſchieden werden, ob ſeine älteſte Tochter in der Regierung des Herzogthums ihm folgen könne? Der König von Frankreich leugnete dies; doch entgingen ihm zugleich nicht die Schwierigkeiten, welche die Eroberung von Bretagne haben würde. Alle Fehde wäre durch eine Vermählung mit ihr geendigt geweſen; aber wer konnte daran denken, da ſie den häßlichen Carl, welcher bisher ſich ihr nur von einer feindlichen Seite gezeigt hatte, verabſcheute, da dieſer mit der Erzherzogin Margaretha ſchon verlobt war, und ſie ſich mit dem Vater derſelben, dem Könige Maximilian bald durch Procuration vermählte, ja den Titel einer römiſchen Königin annahm, ſo wie jene ſchon Königin von Frankreich hieß?

Zuerſt gewann der Hof einige der Mißvergnügten, und dieſe redeten unter den Bretagnern von den Vortheilen einer Verbindung mit Frankreich; dann ſchenkte Carl gegen den Willen ſeiner Schweſter Anna, deren großer Einfluß nun aufhörte, dem Herzoge von Orleans die Freiheit, und dieſer verwandte für ihn dankbar die Gewalt ſeiner Reize; darauf rückten königliche Truppen in Bretagne ein, und die Prinzeſſin mußte wählen zwiſchen Verheerung ihres Herzogthums, und der Hand des drohenden Liebhabers. Ein Frieden ward geſchloſſen, ihm folgte bald die Vermählung. Maximilian's Geſandten erhielten noch kurz vorher das Verſprechen, die Prinzeſſin ſollte ungehindert nach Deutſchland abreiſen; aber ſtatt ſeiner Gemahlin bekam er eine verſtoßne Tochter, deren Platz durch jene beſetzt ward.

Seine Wuth war unbeſchreiblich: nach einem kurzen Kriege ward die Schmach, welche ſie veranlaßt hatte, im Frieden zu Senlis (1493 Mai 23) doch nicht getilgt. Frankreich gab an den Erzherzog Philipp die Grafſchaften Burgund, Artois und Charolois mit Vorbehalt ſeiner lehnsherrlichen Rechte zurück. In demſelben Jahre opferte Carl auch zwei andere Erwerbungen ſeines Vaters, Rouſſillon und Cerdaigne auf, durch deren Zurückgabe er ſich den Frieden von Spanien erkaufen wollte, um ſeinen romantiſchen Plan auf Italien und Conſtantinopel auszuführen, welcher ihn ſo bezauberte, daß er nicht einmal an Zurückforderung des Pfandſchillings dachte.

Die erſte Idee zu demſelben war wohl aus Italien ſelbſt gekommen. Neapolitaniſche Baronen, die mißvergnügt mit der aragoniſchen Regierung ſich an den franzöſiſchen Hof geflüchtet hatten, fanden eben ſo ſehr, als Ludwig Sforza von Mailand, der bei einem Sturm im Lande ſeinen Neffen ſichrer ſtürzen konnte, ihre Rechnung dabei, wenn bei Carl der Gedanke lebhaft wurde, die Anſprüche auf Neapel, welche ſchon ſein Vater vom Hauſe Anjou geerbt hatte, durch die Waffen auszuführen.

Bei einem ſolchen Monarchen, deſſen Phantaſie gern einen romantiſchen Flug des Ehrgeizes nahm, konnten die unbeſtreitbaren Gründe, warum Ludwig einen Zug nach Italien als ein thörichtes Unternehmen angeſehen, konnten die Schätze des alten aragoniſchen Königs in Neapel, der Kriegsruhm des Sohnes deſſelben und ſein eigner Geldmangel für die Ausführung der Lieblingsidee kein mächtiges Hinderniß ſeyn. Die Verſprechungen der italiäniſchen Verbündeten lockten ihn durch trügeriſche Reize, und der Gedanke, von dem eroberten Neapel aus

Conſtantinopel zu erobern, ſchien ihm eine ſehr gegründete Hoffnung, da er durch den Flüchtling Andreas Paläologus ſich unter den Griechen und durch den Bruder des Sultans Bajazeth, welcher in den Händen des Papſtes war, unter den Türken eine Parthei bilden zu können glaubte.

Das glänzende Glück, welches ſeine Unternehmung begleitete, und ihn ſchnell auf den Thron von Neapel führte, verdankte er der politiſchen und militäriſchen Verfaſſung und dem Geiſte der Italiäner, beſonders aber dem treflichen Heere, das ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte, an welchem Europa zuerſt die Wichtigkeit ſtehender Truppen ſtaunend bemerkte. Der Sturm, welcher Carl's Triumph in die drohendſte Gefahr verwandelte, denn kaum erfocht er ſich in dem blutigen Treffen bei Fornova (1495 Jul. 6) die Möglichkeit nach Frankreich zurückzukehren, reichte nicht hin, alle weiteren Plane auf Italien zu verhindern, indem es vielmehr durch die franzöſiſchen Könige der Strebepunct der europäiſchen Politik ward.

Mit dieſer Epoche beginnt nicht nur die glänzende Periode Frankreichs in Hinſicht auf andere Staaten, ſondern auch eine höhere monarchiſche Gewalt im Innern des Reichs. Ständiſcher Sinn, welcher auf dem Reichstage zu Tours ſeine letzte Kraft aufgeboten hatte, verſchwand nun immer mehr, da es Gegenſtand der Nationaleitelkeit ward, in Italien eine Rolle ſpielen zu wollen. Carl's romantiſcher Zug brachte alſo ein doppeltes neapolitaniſches Uebel nach Frankreich, ein politiſches und ein phyſiſches, und von beiden kann man ſagen, daß die Franzoſen den Keim zu ihnen von den Neapolitanern erhielten, ſie aber eifrig genug ausbreiteten, um die Ehre zu erhalten, als Urheber derſelben angeſehen zu werden.

Die Krone erhielt während dieſer Periode die Gr. Angouleme und Bigorre 1307, Gr. Lyon 1310, die Gr. Champagne, Brie, Valois 1328, Gr. Chartres 1329, die ganze Dauphiné 1349, Gr. Montpellier 1350, Herz. Berri 1465, Normandie 1468, Guyenne 1472, Bourgogne, Gr. Boulogne, Pardiac und de la Marche 1477, Herz. Anjou, Gr. Maine, Provence und Forcalquier 1481.

§. 17.

Durch den Aufenthalt der Päpſte in Avignon wurde ſchon beim Anfang dieſer Periode häufiger Verkehr zwiſchen den Italiänern und Franzoſen bewirkt, welcher am Ende derſelben durch ein neuaufgekommenes politiſches Syſtem einem ſtarken Schwung erhielt. Italien war gleichſam das Land der Phantaſie; es konnte alſo nicht fehlen, daß die Verbindung mit ihm großen Einfluß auf die franzöſiſche Cultur hatte, welche ihr vornehmſtes Gepräge von der Einbildungskraft empfangen.

Der Zeitpunct der Verwilderung, über welchen dieſe, wenn ſie den Character einer Cultur bildet, bei einer Nation, wie bei einzelnen Menſchen nur durch einen Zuſammenfluß der glücklichſten Umſtände kann hinweggeführt werden, brach für die franzöſiſche Nationalbildung ſchon am Ende der vorigen Periode an, und wird während der zweiten in allen ſeinen Abwechſelungen ſichtbar.

Die Italiäner konnten ihre Phantaſie nie ganz verwildern laſſen, weil ſie die treflichſten Muſter des Geſchmacks vor ſich hatten, und darum war der Verkehr mit ihnen den Franzoſen heilſam, wenn gleich das Sittenverderbniß dadurch vermehrt wurde. Weniger auffallend iſt natürlich jenes Gepräge in der Gelehrſamkeit dieſes Zeitalters, als in der Beſchaffenheit ſeiner Sitten; die Künſte, vorzüglich die Poeſie, welche das Band ſchlingen zwiſchen der wiſſenſchaftlichen Cultur auf der einen, der Lebensphiloſophie und den Gebräuchen eines Volks auf der andern Seite, tragen daſſelbe deutlich an ſich.

Es war ein Glück für die Gelehrſamkeit dieſer Zeit, daß jener Eifer, welchen mancher Geiſtlicher im neunten und zehnten Jahrhundert für das Studium der Alten zeigte, ſich bisweilen auch am Hof erblicken ließ. Johann und Carl der Fünfte ließen trefliche Schriftſteller des römiſchen Alterthums in die franzöſiſche Sprache überſetzen; wo Livius, Cäſar und Salluſt ſindirt wurden, konnte ein geſunder Geſchmack nicht ganz verloren ſeyn; ächte Gelehrſamkeit mußte aufkommen, da der letzte von jenen beiden Monarchen ſchon eine Bibliothek von neunhundert Bänden ſammelte, und ſich den Grundſatz tief eingeprägt hatte, daß das Verſchwinden von allem Eifer für die Wiſſenſchaften ein ſicheres Zeichen von dem Verfall ſeines Reichs ſeyn würde. Für die Verbreitung aller Kenntniſſe ward durch mancherlei Anſtalten geſorgt. Die franzöſiſchen Könige errichteten mehrere Univerſitäten, allenthalben wurden Collegien geſtiftet, wer Wiſſenſchaften lehrte und lernte, ward durch die ſchönſten Privilegien aufgemuntert.

Der Geiſt ſpitzfindiger Unterſuchungen, welcher ſchon in der erſten Periode durch die Phantaſie ſich in die ernſten Wiſſenſchaften eingeſchlichen hatte, ſpann im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ſein Gewebe immer feiner aus. Ariſtoteles war in der Philoſophie auch für die verſchiedenſten Partheien, für die Nominaliſten und Realiſten, der Mittelpunct, an welchen ſie ihre Arbeit hefteten. Die Metaphyſik mußte nach der Stimmung des Zeitalters die Lieblingsdiſciplin bleiben, obgleich das allmählige Ausbilden der Verfaſſung durch den Kampf des Königs mit den Ständen und dieſer gegen einander, ſo wie die häufigen politiſchen Colliſionen, in welche Frankreich am Ende dieſer Periode mit andern Staaten gerieth, auch die Politik belebten, obgleich die laſterhafte Verfeinerung der Sitten den Weltweiſen aufrief, die

Geſetze der Moral zu unterſuchen und darzuſtellen. Sobald einigermaaßen ein Band zwiſchen den Wiſſenſchaften geknüpft iſt, theilt die Philoſophie ihren Character unfehlbar den übrigen mit, und in den frühern Zeiten mußte ihr Einfluß auf die Theologie ſchon deshalb beſonders auffallend ſeyn, weil die Geiſtlichen lange die vorzüglichſten Eigenthümer der Philoſophie blieben. Wurde doch nach allen dialectiſchen Regeln von den Theologen des vierzehnten Jahrhunderts die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria geprüft! Tönten doch in einer barbariſchen lateiniſchen Sprache Syllogismen von jeder Canzel herab! Entdeckte man durch ihre Zauberformeln doch in der Offenbarung von Johannes das nahe Ende der Welt! Mit ſolchen Entdeckungen in der Theologie hing ſehr enge die Schwärmerei der Aſtrologie zuſammen; aber hätte man immerhin an dieſelbe glauben, den wundervollen Einfluß der Planeten berechnen, und die Zukunft in der Stellung der Sterne leſen mögen, wenn ſich nur die Chemie durch einen ſolchen Geiſt nicht in Alchemie verwandelt hätte, wenn nur die Arzneikunde dadurch nicht ſo wäre verdorben geworden, daß ſelbſt Menſchen, die von der aſtrologiſchen Epidemie nicht frei waren, ihren Körper nicht gern einheimiſchen Aerzten anvertrauten. Wenn die Rechtsgelehrſamkeit weniger als die übrigen Wiſſenſchaften dieſer Tyrannei einer ſpitzfindigen Einbildungskraft unterlag, verdankte ſie es ihrem Verhältniſſe zum menſchlichen Leben und dem römiſchen Geſetzbuche, in welchem das feinſte Syſtem der Erfahrung und der Urtheilskraft ſich der Phantaſie entgegen ſtellte. Obgleich der Geiſt deſſelben oft über die Formen vergeſſen wurde, ſo hatte es dennoch für die Ordnung, nicht nur des bürgerlichen Lebens, ſondern auch der Wiſſenſchaften glückliche Folgen, daß es Modeton ward, ſich der römiſchen Jurisprudenz zu weihen. Die Eiferſucht, welche zwiſchen ihr und dem canoniſchen Rechte entſtand, mußte zur genauen Unterſuchung rechtlicher Begriffe reizen und an eine Philoſophie gewöhnen, welche ſich mehr, als der Geiſt der philoſophiſchen Schulen, den menſchlichen Bedürfniſſen anſchmiegte.

Das treflichſte Beiſpiel von dem bisher geſchilderten Character aller dieſer Wiſſenſchaften findet man im einem Traumgeſichte (somnium viridarii), das Carl dem Fünften gewidmet ward, vor welchem ſich zwei allegoriſche Perſonen, die geiſtliche und die weltliche Macht, über das Verhältniß zwiſchen ihnen ſtreiten; und einen Beweis, daß es auch in dieſer Periode Geiſter gab, welche frei von den Fehlern ihres Zeitalters waren, liefert uns der hiſtoriſche Character Froiſſart's. Mit welcher Anmuth weiß er ſeinen Styl dem abwechſelnden Stoffe gemäß zu bilden! Wie erhaben erſcheinen ſeine Darſtellungen, wenn ſein Gegenſtand Erhabenheit erlaubt, weil ſie mit kindlicher Unbefangenheit entworfen ſind! Er iſt es werth, daß man mit ihm aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften zu den Künſten ſeiner Zeiten tritt. Bei einer ſtrengen hiſtoriſchen Unpartheilichkeit, welche ſelbſt durch den Haß zwiſchen Franzoſen und Engländern bei Erzählung des Kampfes zwiſchen beiden Nationen ſich nicht verführen läßt, war er als Geſchichtſchreiber ſchon Künſtler, ward aber als Dichter noch mit einem beſondern Kranz von der Kunſt beſchenkt. Seine poetiſchen Werke, welche wie die Blumen, deren Namen ſie führten, ſeine Zeitgenoſſen ergötzten, haben freilich auch das kurze Leben von Blumen gehabt; unbemerkt liegen ſie jetzt in Bibliotheken vergraben.

Jener liebliche Ton, welcher durch die Troubadours angeſtimmt war, verhallte gegen das Ende dieſer Periode; Villon's beißender Witz gefiel ſo gut, wie die Scherze der Liebesgötter, ſtatt der zarten Blüthen der Phantaſie, die von den Gerichtshöfen der Liebe über die Nation ausgeſtreut wurde, vergnügten dieſelbe jetzt die üppigen Ranken einer entarteten dichteriſchen Einbildungskraft, die Religion brachte Geſchmackloſigkeit in die Erfindungen; und wie in Deutſchland die Minneſänger verſchwanden, als die Faſtnachtſpiele des Meiſtergeſanges emporkamen, ſo verdrängten die frommen Pilgrimme mit ihren religiöſen Vorſtellungen die Troubadours.

Abenteurer, die aus Paläſtina und weniger entfernten Gegenden von frommen Wanderungen zurück kamen, erzählten ihre Schickſale in rhapſodiſchen Geſängen, vereinigten ſich bald zu Geſellſchaften, ihr Geſang ward dramatiſch und von lebhaften Geſticulationen begleitet.

Kein Wunder, daß ein Stoff, welcher die Neugier ſo beſchäftigte, auf eine ſolche Weiſe behandelt, die Pilgrimme beliebter machte, als die bisherigen Nationaldichter. Religion ward natürlich der Gegenſtand, welchen die Schauſpielergeſellſchaften, die ſich aus ihnen bildeten oder ihre Sitten nachahmten, unaufhörlich behandelten. Freilich herrſchte in dieſen Schauſpielen die gröbſte Unwiſſenheit; aber gerade dadurch, daß alle Zeitalter in ihnen untereinander gemiſcht waren, konnten ſie deſto leichter die Phantaſie der Zuſchauer mit wunderbaren Geſtalten anfüllen; und indem Liebe, Ritterweſen und Religion, römiſche und chriſtliche Mythologie in ihnen vereiniget waren, lieferten ſie ein Gemälde von dem gegenwärtigen Character der Nationalcultur, und beförderten jene romantiſche Miſchung, aus welcher der franzöſiſche Volksgeiſt entſtehen ſollte. Auch iſt es ſicher nicht zu bedauern, daß Schrecken und Spott über den Urheber deſſelben, Lachen und Weinen in ihnen ſchnell abwechſelten, daß der Teufel bald den Hanswurſt ſpielte, und man bald vor ihm zitterte, daß man es ſich wohl erlaubte, auch über Gott den Vater ſelbſt einmal herzlich zu lachen. Dadurch wurde zu der franzöſiſchen Nation jener kühne Geiſt geführt, durch welchen ſich die Griechen ſo ſehr auszeichneten, daß man durch keine ſclaviſche Furcht abgehalten wird, auch über den Gegenſtand der heiligſten Verehrung zu ſpotten, ſobald man etwas Lächerliches an demſelben bemerkt. Freilich verführt ein ſolcher Geiſt leicht zu frevelhaften Handlungen;

aber ohne ihn wird eine Nation kaum die Kraft erhalten, welche nöthig iſt, um ſie zum Gefühl der Menſchenwürde zu erheben.

Der Malerei und Bildhauerkunſt gab religiöſe Schwärmerei keinen ſo kühnen Schwung; ſie ſchlichen in Frankreich italiäniſchen Vorbildern ängſtlich nach.

Der Geſchmack bei Feierlichkeiten, welche Volksfeſte ſeyn ſollten, erhielt ganz die Richtung, welche die Poeſie genommen hatte; die Phantaſie zeigte ſich in allen ihren Producten auf dieſelbe Weiſe. Welche abenteuerliche, aber für den Geiſt der Nation ſehr characteriſtiſche Gruppen waren bei dem dreitägigen Feſte, welches Philipp der Vierte zu Paris veranſtaltete. Unter den mancherlei Geſtalten auf den Schaubühnen ſaß Gott der Sohn und liebkoſete ſeine Mutter, indem er mit den Apoſteln ein Paternoſter betete. Buhler und Buhlerinnen tanzten im weißen Gewande, unterdes die Verdammten in der Hölle wehklagten; der Fuchs, als Pfaffe verkleidet, ſang eine Epiſtel und ſtieg allmählig bis zum Papſt, indem er ſtets Hühner fraß; die berühmteſten Perſonen der Bibel mußten nach einander auftreten. Characteriſtiſch war es gleichfalls, daß dieſes Feſt religiöſer und verliebter Schwärmerei den Tag verherrlichen ſollte, an welchem Philipp ſeine Prinzen zu Rittern geſchlagen hatte.

Auch in Erfindung der Moden zeigte ſich ſchon die rege Phantaſie der Franzoſen um ſo lieber, da ein gewaltiger Luxus immer mehr überhand nahm. Schon waren häufige Prachtgeſetze nöthig; aber was halfen ſie bei einer Verdorbenheit der Sitten, welche durch die Verbindung mit Italien keinen geringen Zuwachs erhielt!

Dritte Periode.

Vom Verfall der ſtändiſchen Verfaſſung bis zur Vollendung des Deſpotismus unter Ludwig dem Vierzehnten.

§. 18.

Drei Söhne Carl's waren ſchon vor ihm geſtorben; ihm folgte daher der Herzog von Orleans in der Regierung. Als König Ludwig der Zwölfte konnte er durchſetzen, was er ſo lange gewünſcht hatte, er ließ ſich ſogleich von ſeiner häßlichen Gemahlin ſcheiden, und heirathete die verwittwete Königin, Anna von Bretagne. Wiewohl ſich auch in ihrem Herzen die alte Liebe wieder regte, vergaß ſie doch nicht ihr politiſches Intereſſe. In dem Ehevertrag (1499 Jan. 7) wurden ihr die Einkünfte ihres väterlichen Herzogthums und das Recht, alle erledigte Aemter zu vergeben, für ihr ganzes Leben geſichert; nach ihrem Tode ſollte freilich der König in ihre Stelle treten, aber hinfort dürften dann die Krone und das Herzogthum nicht in Einer Perſon vereiniget werden; die Verfaſſung von Bretagne mußte

Ludwig unverändert laſſen, und die Einrichtung des Taxationsweſens ward von den Ständen gänzlich abhängig gemacht. Alſo die Hoffnung, das Herzogthum mit der Krone vereiniget zu ſehen, ward durch dieſen Vertrag mehr entfernt; dieſes ſowohl, als Mitleiden mit der verſtoßenen frommen Königin brachte die Nation gegen den König auf, und beſtärkte ſie in dem Argwohn, er würde ſeine alte leichtſinnige Rolle auf dem Throne fortſpielen.

Ludwig widerlegte ihn durch trefliche neue Einrichtungen. Die Liebe des Volks war ihm ſicher, als er die pragmatiſche Sanction, deren Kraft bisher ſchwankend geweſen war, ganz wiederherſtellte; und wenn er einer andern Nationalbeſchwerde durch die Verordnung, daß die betrügeriſchen Münzſorten durch die Einſchmelzung alles alten Geldes ſollten vernichtet werden, wegen des Widerſtandes der Baronen nicht abhelfen konnte, ſo mußte man für ſeinen guten Willen doch dankbar ſeyn. Daß er den Gerichtshof der Normandie zum Parlement erhob und ein gleiches höchſtes Tribunal für die Provence errichtete, iſt nicht ſo wichtig, als die Verbeſſerungen, die er mit dem Juſtizweſen überhaupt vornahm. Väterlich war er bemüht, jeden Druck zu verhindern, welchen das Volk von den königlichen Beamten und Truppen bisher hatte leiden müſſen. Bei ſeinen Reformationen verſuhr er ſtets mit der offenbarſten Gerechtigkeitsliebe und Mäßigung.

Als er die Verbeſſerung der Mönchsorden begann, in welche ſich viele Mißbräuche, die das Volk drückten und verdarben, eingeſchlichen hatten, zeigte er freilich Entſchloſſenheit, indem er manche Klöſter ganz aufheben ließ; aber zugleich konnte jeglicher, welcher gekränkt zu ſeyn glaubte, von der Commiſſion der Reformatoren an das Parlement appelliren. Sein Liebling, Cardinal Georg von Amboiſe, Erzbiſchof von Rouen, war zum päpſtlichen Legaten ernannt, um dies Werk zu vollbringen. Er war ein Mann von Einſichten und Schlauheit, der ſich ſelbſt über ſeinen ältern Bruder an die Spitze des Staatsrathes drängte, und Ludwig's ganzes Vertrauen beſaß, weil er ihn in den jüngern ſtürmiſchen Jahren klug geleitet und treu unterſtützt hatte.

Unter einem Monarchen, der weniger edel dachte, als Ludwig, hätte die Denkungsart des Cardinals vielleicht dem Staate verderblich werden können. Wenigſtens laſſen dies manche Rathſchläge vermuthen, welche er dem Könige gab, beſonders als dieſer ſeine Rechte auf das Herzogthum Mailand, die ſich von ſeiner Großmutter, einer Schweſter des erſten Herzogs, herſchrieben, geltend machen wollte. Mit der Ausführung dieſer Abſicht vertrug ſich freilich nicht die Neigung des Königs, die Auflagen zu vermindern, welches gleichwohl geſchah; Amboiſe rieth zum Erſatz dafür die Finanzbedienungen zu verkaufen, und Ludwig genehmigte endlich dieſen Vorſchlag mit der Betheurung, ſobald als möglich eine ſolche Ungerechtigkeit gegen den Staat wieder gut zu machen. Nachdem er ſich durch Unterhandlungen die Neutralität einiger Mächte geſichert und die Allianz Venedigs erworben hatte, zeigte es ſich bald, wie bei Carl's Feldzuge, daß dem ſtehenden franzöſiſchen Heere keine italiäniſche Miethtruppen ſich entgegenſtellen durften; Mailand ward ſchnell erobert, und der König hielt als Herzog einen feierlichen Einzug in die Hauptſtadt (1499 Octobr. 6).

So ſchnell in Italien Eroberungen konnten gemacht werden, ſo ſchnell konnten ſie auch wieder verloren gehen; die vorzüglichſte Urſache von jenem und dieſem waren die beiden Hauptpartheien, welche in den meiſten italiäniſchen Staaten unter dem Namen der Gibellinen und Guelfen fortdauerten. Durch die letzten waren die Franzoſen in ihrer Unternehmung begünſtigt worden; die erſten warfen ſich gern dem zurückkehrenden Herzog Ludwig Sforza in die Arme, welcher in der Schweiz und andern Ländern ein beträchtliches Heer zuſammen gebracht hatte, und in ſeine Stadt wieder einzog, nachdem der Feind von den Einwohnern herausgetrieben war. Allein bei Novara ward er von ſeinem Schweizern verrathen, und ſelbſt die Vergünſtigung, in ihrem Zuge ſich verkleidet entfernen zu dürfen, rettete ihn nicht, weil eine neue Verrätherei ihn den Franzoſen auslieferte (1500 Apr. 10).

In demſelben Jahre ward zwiſchen Ludwig und Ferdinand von Aragonien ein Theilungsvertrag über Neapel geſchloſſen, und in dem folgenden war der Raub ſchon gewonnen; König Friedrich von Neapel mußte in Frankreich von einem Jahrgelde leben, ſein Erbprinz ward nach Spanien geſchickt. Bald aber wurden die Eroberer über den Beſitz der kleinen Landſchaft Capitanata uneinig, und richteten ihre Waffen gegen einander. Der treuloſe Ferdinand, welcher ſo gar keinen Sinn für die Wahrheit hatte, daß ein ehrlicher Name auch für Monarchen ein großes Gut iſt; hielt die franzöſiſche Kriegsmacht durch hinterliſtige Unterhandlungen auf. Unterdeſſen ſein Schwiegerſohn Erzherzog Philipp, von ihm bevollmächtigt, mit Ludwig einen Bund des Friedens und der Freundſchaft ſchloß, erweckte er allenthalben den Franzoſen Feinde, und ließ die Kriegsrüſtungen in Neapel eifrig fortſetzen. Nachdem der König von Frankreich dagegen die neuen Truppen, welche nach Unteritalien geſchickt werden ſollten, hatte aufhalten laſſen, und dem Vertrag angemeſſene Befehle an ſeine Feldherren in Neapel ergangen waren, warf der ſpaniſche Hof die Maske ab, und gab den Erzherzog Philipp Preis.

In dem Kriege, welcher nun unvermeidlich blieb, mißlang den Franzoſen alles, und Friedrich von Neapel mußte einen Waffenſtillſtand zwiſchen den beiden Räubern ſeiner Krone ſchließen, der ſich aber nur auf die Erbſtaaten derſelben erſtreckte. Ludwig ſah zuletzt ſeine Krieger ganz aus Neapel verdrängt, und das ſchöne

Heer, welches unter La Tremouille nach Neapel abgegangen war, durch Gefechte und Seuchen gänzlich vernichtet. Die Gefahr, in welcher nun Mailand und andre Theile ſeines Reichs ſchwebten, ward um ſo furchtbarer, da ſchwermüthige Betrachtungen über den erlittenen Verluſt und die Zukunft ihn in eine tödtliche Krankheit ſtürzten, und die Erwartung ſeines Todes den heftigſten Factionsgeiſt am Hofe weckte.

Nach ſeiner Geneſung begann ein Gewebe von ſchändlichen Intriguen zwiſchen verſchiedenen Staaten. Beim Beginnen unſrer jetzigen Politik war es der größte Ruhm, am häufigſten betrogen zu haben. Der alte Ferdinand vermählte ſich wunderbar genug mit Ludwig's Schweſtertochter aus Haß gegen den Erzherzog Philipp; die neapolitaniſchen Provinzen Abruzzo und Lavoro waren die Brautgabe. Das ganze Gewebe verlor ſich zuletzt in die Ligue von Cambrai gegen Venedig (1508).

Dieſe kühne Republik hatte die Mächte, welche am italiäniſchen Syſtem Theil nahmen, ſorglos beleidigt, und unter ihnen den Kaiſer Maximilian gleichſam verhöhnt, indem ſie ſich ſchmeichelte, die Beleidigten würden ſich nimmermehr gegen ſie vereinigen. Zu einem bloßen Rachekrieg wäre dies auch wohl nie geſchehen; aber ihr Reichthum und ihre weitläufigen Beſitzungen reizten zugleich zu einem Raube, gegen welchen niemand ſchien etwas ſagen zu können, weil der heilige Vater dazu aufforderte.

Ehe Papſt **Julius der Zweite** dem Bunde förmlich beitrat, verrieth er ihn ſchon an die Venetianer, und verſprach ihnen, die Annahme deſſelben abzulehnen, wenn man ihm nur die Städte Faenza und Rimini einräumte. Uebermüthig wieſen ſie ihn freilich zurück, aber ſie gewannen durch die päpſtliche Treuloſigkeit doch ſoviel, daß ſie nun den Sturm völlig kannten, der gegen ſie losbrechen ſollte, ſo geheim auch derſelbe durch die Unterhandlungen zwiſchen **Margaretha**, Statthalterin der Niederlande, und dem Cardinal von Amboiſe vorbereitet war. Doch nützte es ihnen wenig, ein ſtarkes Heer unter berühmten Feldherren dem Feinde entgegenſtellen zu können, denn es erlitt in der Schlacht mit den Franzoſen bei Agnadello (1509 Mai 14) eine fürchterliche Niederlage, und ihr folgte eine Reihe von Eroberungen. Zu gleicher Zeit rüſteten ſich Spanien und der Kaiſer auf das eifrigſte gegen ſie, der päpſtliche Bannſtrahl verkündigte ihnen, daß ihre Beſitzungen im Kirchenſtaat verloren waren, und benachbarte italiäniſche Mächte erklärten ſich gleichfalls gegen ſie.

Das Mißtrauen, welches ſich bald zwiſchen den Verbündeten zeigte, und der Mangel einer gleichzeitigen Ausführung ihrer Operationsplane retteten die Republik dennoch, und ſie konnte ſogar der furchtbaren Coalition Trotz bieten, ſobald der Papſt Reue fühlte, auswärtige Mächte noch mehr in die italiäniſchen Angelegenheiten verflochten zu haben, und ſich den Triumph bereiten wollte, ſeinen Fehler wieder gut zu machen.

Ein Meiſterſtück ſeiner Schlauheit war die heilige Ligue zwiſchen dem päpſtlichen Stuhl, Spanien, England und Venedig gegen den König von Frankreich; einen furchtbaren Feind erweckte er demſelben in den Schweizern; es kränkte ihn aber gewiß tief, daß die deutſche Ehrlichkeit Maximilian's ſich lange gegen ſeine trügeriſchen Lockungen ſtandhaft erhielt. Als auch ſie wankte, und ein Waffenſtillſtand mit den Venetianern, ohne Wiſſen des franzöſiſchen Hofes vom Kaiſer geſchloſſen, ſchon die Bereitwilligkeit deſſelben, einem Bunde, wie der zu Mecheln (1513 Apr. 5) beizutreten, ahnen ließ, da war es rathſam, daß Ludwig mit Venedig, ſeinem bisherigen Feind, eine Allianz ſchloß (1513 März 23).

Von allen Seiten angegriffen ſtrengte er der Milde ſeiner Regierungsmaximen zuwider die Kräfte Frankreichs vergebens gewaltig an, denn das Unglück verfolgte ihn. Unterhandlungen, die mit jedem einzelnen Feinde beſonders gepflogen wurden, endigten dieſen unglücklichen Krieg durch mehrere Friedensſchlüſſe. Mailand und Genua ſollten als Brautſchatz an einen von Ferdinand's Enkeln kommen, alle Anſprüche auf Neapel wurden aufgegeben und leider ward an die Wiedereinſetzung des Bundesgenoſſen Ludwig's, des unglücklichen Königs von Navarra, in ſein Land jenſeits der Pyrenäen gar nicht gedacht; Tournay blieb in den Händen der Engländer; mit dem Kaiſer ward vorläufig ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Ludwig hätte ſicher die Waffen nicht ruhen laſſen, um die Nothwendigkeit eines ſolchen Friedens nach ſo vielen Aufopferungen nicht ertragen zu müſſen; allein er ſtarb bald nach Schließung deſſelben (1515 Jan. 1).

§. 19.

Der junge Graf von Angouleme, **Franz der Erſte**, war ſein Nachfolger, ein König, deſſen feuriger Geiſt von einem Ehrgeize getrieben wurde, welcher ſich nicht nur durch die Eiferſucht, die ſich bei einer großen Verwickelung der politiſchen Angelegenheit zwiſchen drei Monarchien, wie Spanien, England und Frankreich auffallend entwickeln mußte, ſondern noch mehr durch perſönliche Rivalität mit den Beherrſchern jener beiden Reiche entflammte; ein König, welcher deſpotiſchen Eigenſinn mit Humanität, Ueppigkeit mit glänzenden äußeren Vorzügen, Leichtſinn mit ausdauerndem Muth, militäriſche Ehrſucht mit Liebe für die Wiſſenſchaften, königliches Großthun mit Offenheit und Traulichkeit in ſich vereinigte, der alſo eine Nation wie die franzöſiſche für ihr Unglück ſo begeiſtern konnte, daß ſie gern für ſeinen Ruhm ihr Gut hingab und ihr Blut vergoß; ein König endlich, mit welchem das Schickſal ſonderbar ſpielte, in dem es ihm den Preis verſagte, warum er in ſo vielen Kriegen focht, und dagegen ſeine Anſtrengung im Felde mit unverdienten Vortheilen vergalt, welche aus der bisherigen Entwickelung der Staatsverfaſſung entſprangen.

Franz hatte geweint bei der Erzählung fremder Heldenthaten, und das Unglück ſeines Vorgängers gab dem Geiſte, welcher die Thränen hervorrief, einen großen Spielraum für ſeine Raſtloſigkeit.

Trotz einem mächtigen Bündniſſe, das zur Beſchützung Mailands geſchloſſen war, zog er ſogleich nach Italien, jenes Herzogthum zu erobern, nachdem er ſich von ſeiner Gemahlin Claudia, einer Tochter Ludwig's des Zwölften und Anna's von Bretagne, ihre Rechte an daſſelbe hatte abtreten laſſen.

Der Zwiſt ſeiner Feinde begünſtigte ſeine Unternehmung, ſelbſt die Schweizer wurden durch Unterhandlungen zum friedlichen Rückzuge bewogen, nur mit dem Corps unter Anführung des Cardinals von Sitten kam es zum mörderiſchen Kampf bei Marignano (1515 Sept. 13. 14), welcher dem König, als dem erſten Ueberwinder der ſchweizeriſchen Infanterie großen Ruhm erwarb, ſo wie bald nach demſelben Herzog Maximilian Sforza ihm Mailand gegen ein Jahrgeld überlaſſen mußte.

Den Beſitz deſſelben ſuchte er ſich vorzüglich durch einen Bund mit den helvetiſchen Cantons zu ſichern, deſſen Bedingungen die Norm für die nachherigen Verbindungen zwiſchen Frankreich und den Schweizern wurden. Schon bald nach der Schlacht bei Marignano waren Verträge zwiſchen ihnen geſchloſſen worden, aber verſchiedene Urſachen hinderten anfänglich die Feſtigkeit derſelben; jenen Bund ſchloß Franz mit den Cantons, Zürich ausgenommen, erſt am fünften und ſiebenten Mai des Jahrs 1521, zu einer Zeit, wo ihm derſelbe ſogleich ſehr nützlich werden konnte, denn in demſelben Monat begann der erſte Krieg mit Carl von Spanien.

Freilich gab es Urſachen genug, welche einen Bruch zwiſchen beiden Kronen veranlaſſen konnten; jetzt aber war der vorzüglichſte Grund perſönliche Eiferſucht der beiden Könige. So ſehr Franz ſich Mühe gab, ſeinen Verdruß über Carl's Sieg über ihn bei ihrer Bewerbung um die Kaiſerkrone unter edelmüthigen Aeußerungen zu verbergen, erzeugte er doch einen fünfjährigen Krieg. Beide Nebenbuhler bewarben ſich vorher um Englands Freundſchaft; allein auch hier ſiegte der Kaiſer, weil er dem eiteln Wolſey die päpſtliche Krone in der Ferne zeigte. Schüchtern gemacht durch die Freundſchaft zwiſchen Spanien und England griff Franz jenes auf eine verſteckte Weiſe an, indem er ein franzöſiſches Heer im Namen des jungen Heinrich's von Albret das Königreich Navarra einnehmen ließ. Auf eine ähnliche Art begann auch der Krieg in den Niederlanden. Die Hauptſcene deſſelben ward aber in Italien eröffnet. Der Marſchall von Lautrek hatte nicht eher dahin zur Armee abgehen wollen, als bis die Mutter des Königs Louiſe von Savoyen, und der

Oberaufſeher der Finanzen ihm eidlich verſprochen hatten, er ſollte bei ſeiner Ankunft in Mailand die geforderte Geldſumme finden. Allein die rachgierige Königin, welche den Marſchall haßte, wußte bei der großen Verwirrung, die in den franzöſiſchen Finanzen herrſchte, das Geld zurückzuhalten, welches zum Solde für die Schweizer beſtimmt war. Ungeduldig griffen dieſe daher das trefflich verſchanzte kaiſerliche Lager auf der großen Haide bei Bicoca wider Lautrek's Willen an, welchem es ſchwer ward, ſeine Unſchuld bei der erlittenen Niederlage ſeinem Könige zu beweiſen. Mailand und Genua gingen nun verloren zu einer Zeit, wo Carl durch die Wahl ſeines Lehrers, des Cardinals Adrian von Uetrecht zum Papſt in Italien ein großes Uebergewicht erhielt, und ein engliſcher Herold als Kriegsbote in Frankreich erſchien. Auch die italiäniſchen Mächte traten alle dem Bunde zwiſchen dem Kaiſer und dem päpſtlichen Stuhle bei.

Noch verderblicher, als durch dieſe Folgen ihrer Rachgier, ward Louiſe von Savoyen für die franzöſiſche Nation, ſobald verſchmähte Liebe ſie zur Rache gegen den Connetable Carl von Bourbon aufforderte. Manche Kränkungen überſah der ſtolze Held mit Verachtung; aber als ſie in Verbindung mit dem treuloſen Canzler du Prat ihn ſeiner Erbgüter gerichtlich zu berauben ſuchte, da erwachte auch ſeine Rachgier, da ſchloß er gern mit Spanien und England einen Bund zu Frankreichs Untergang. Wenn Franz mit ſeinem

Heere nach Italien gezogen wäre, ſollten die Spanier von Seiten der Pyrenäen, die Engländer, durch niederländiſche Hülfstruppen unterſtützt an den Gränzen der Pikardie, zwölftauſend Deutſche in Verbindung mit Bourbons Kriegern in Burgund den franzöſiſchen Staat angreifen. Der unbefangene König, welcher in Helden keine Verräther verborgen glauben konnte, wies allen Argwohn von ſich, welchen man ihm gegen Bourbon hatte beibringen wollen; wie liebenswürdig geſtand er dieſem ſelbſt die verdächtigen Gerüchte. Die Flucht deſſelben nach der Grafſchaft Burgund überzeugte ihn endlich von ſeinem Irrthum. Gegen den Sturm von allen Seiten vertheidigte er glücklich ſeine Unterthanen; aber in Italien zeigte es ſich, welcher gefährliche Feind der Verräther war, das Heer unter **Bonnivet** mußte ſich vor ihm nach Frankreich zurückziehen und nur **Bayard's** Heldenmuth rettete es von einer Niederlage bei dem Rückzuge. Theuer wurde dieſe Rettung durch den Tod des Ritters ohne Furcht und Tadel erkauft. Welche Scene, wie die feindlichen Heerführer ſich bewundernd um den Helden lagern, der bei Sonnenuntergang unter einem Baume den Tod erwartet und dem Connetable zuruft, „beklage nicht mich, ich ſterbe in der Erfüllung meiner Pflicht; die ſind ein Gegenſtand des Mitleidens, welche gegen ihr Vaterland fechten.“

Noch unglücklicher war der folgende Feldzug in Italien. **Franz** ſelbſt ſtand an der Spitze eines mächtigen

Heeres, das ſtolz auf ſeinen Anführer war, und er hätte ſich den glänzendſten Erfolg verſprechen dürfen, wenn er ſich nicht hatte verleiten laſſen, Pavia zu belagern, in welcher Stadt der tapfere Krieger Anton von Leyva lag. Nachdem durch den Widerſtand deſſelben die Kräfte des franzöſiſchen Heeres erſchöpft waren, beſchloſſen die kaiſerlichen Feldherren den Entſatz Pavias, und der König war nicht zu bewegen, die Belagerung aufzuheben; er wagte eine Schlacht und focht an dem Tage derſelben als der erſte Held unter Helden, aber mit Wunden bedeckt mußte er ſich nach einer ſchrecklichen Niederlage ſeines Heeres dem Feinde gefangen ergeben (1525. Febr. 25). Wie ſehr verrechnete er ſich, wenn er Carl's Betragen gegen ihn in ſeinem Unglück ſeiner eigenen Denkart gemäß ſich dachte! Wie kaufmänniſch benutzte der Kaiſer das Schickſal eines großmüthigen Nebenbuhlers! Wie konnte ihn nur die Furcht, ſtatt eines gefangenen Monarchen bald nur eine Leiche zu beſitzen, zu einem Frieden zwingen, deſſen ſich wenigſtens ſeine politiſche Schlauheit, wenn auch nicht ſein Herz, hätte ſchämen ſollen!

Die Bedingungen im Frieden zu Madrid (1526 Jan. 14) waren ſo, daß ſelbſt ihre übertriebene Härte den König von Frankreich nach dem Urtheile der Welt von der Erfüllung ſeines Verſprechens freiſprechen mußte. Er entſagte allen ſeinen Anſprüchen auf Italien, er gab die Lehenshoheit über Flandern und Artois auf und ſollte das Herzogthum Burgund mit der vollen Souverainetät und nebſt einigen dazu gehörigen Grafſchaften an den Kaiſer abtreten.

Nun bin ich König! rief der befreite Franz, und die Weigerung der burgundiſchen Stände, ſich unter ſpaniſche Hoheit zu begeben, ließ es ihm an keinem Vorwande fehlen, warum er den Frieden nicht erfüllte.

Die Erbitterung des Papſtes, deſſen Stadt von dem kaiſerlichen Heere, das Bourbon gezwungen zum Sturme geführt hatte, bei welchem er wohl den Tod geſucht hatte, den er fand, auf das ſchrecklichſte geplündert ward, und die Freundſchaft Englands, welche er Wolſey's getäuſchter Hoffnung, den päpſtlichen Stuhl zu beſteigen, verdankte, ſchienen dem König von Frankreich einen glücklichen Ausgang des zweiten Krieges mit Spanien zu verſprechen, welcher zwei Jahre dauerte. Sehr unklug war es, daß man während demſelben den genueſiſchen Seehelden Andreas Doria gröblich beleidigte, er rächte ſich dafür durch die Befreiung ſeiner Vaterſtadt von dem franzöſiſchen Joche. Auch Mailand ging wieder für Frankreich verloren, und der Friede zu Madrid mußte die Grundlage des Damenfriedens werden (1529 Aug. 3).

Nur in ſo fern ward er gemildert, daß der Kaiſer verſprach, auf die Abtretung des Herzogthums Burgund

und der dazu gehörigen Herrſchaften vorerſt nicht zu dringen. Schimpflich war es für Franz, daß er Italiens Schickſal ganz in die Hände ſeines Nebenbuhlers übergeben mußte.

Seit dem Damenfrieden zu Cambrai verfloſſen fünf Jahre, ehe ein neuer Krieg zwiſchen beiden Nebenbuhlern ausbrach (1536 bis 1538). Weil man nur aus Erſchöpfung die Waffen niedergelegt hatte, und überzeugt war, daß ſie nach geſammelten Kräften wieder würden aufgenommen werden, ſuchten ſich beide Partheien durch Bündniſſe zum Kampf zu ſtärken.

Die Beleidigung, welche Carl dem Könige von Frankreich zufügte, indem er den Herzog Franz Sforza von Mailand durch Drohungen zwang, den franzöſiſchen Geſandten Maraviglia enthaupten zu laſſen, verkündigte einen nahen Ausbruch ihrer Eiferſucht. Franz gab ſich viel Mühe, den ſchmalkaldiſchen Bund zu gewinnen; aber leider erforderte ſein Verhältniß zu ſeinen eigenen Unterthanen, welchen ſein Eifer für die reine Lehre wegen ſeiner Verbindung mit dem ketzeriſchen Heinrich von England und wegen der Erſcheinung eines türkiſchen Geſandten an ſeinem Hofe war verdächtig geworden, daß er durch Härte gegen die Proteſtanten in Frankreich ihre Glaubensgenoſſen in Deutſchland von ſich entfernte. Trotz dieſem Eifer für die reine Lehre zog er den Feind der ganzen Chriſtenheit, die Türken, jetzt zuerſt in die europäiſchen Händel.

Er fing den Krieg damit an, daß er unvermuthet auf den Herzog von Savoyen losſchlug; ſeine beſten Plane auf Italien waren auch darum nicht gelungen, weil er an ihm einen geheimen Feind gehabt hatte, der ſo leicht die franzöſiſchen Heere von der Heimath abſchneiden konnte. In dieſem kritiſchen Zeitpuncte ſtarb die Sforziſche Familie aus. Der Rachekrieg gegen Mailand verwandelte ſich nun in einen Succeſſionskrieg von franzöſiſcher Seite, da Carl das Herzogthum als eröffnetes Reichslehn einziehen wollte.

Auch bei dieſem dritten Kampf zwiſchen den beiden Monarchen zeigte es ſich, wie unglücklich alle Einfälle in Frankreich ſelbſt ablaufen mußten. Schnelle Entkräftung beider Partheien, welche bei der damaligen Verwirrung der Finanzen in allen Staaten unvermeidlich war, machte ihnen die Vermittelung des alten Papſtes Paul des Dritten, der ſie gern zu einem Bunde gegen die Türken vereinigen wollte, ſehr angenehm. Im zehnjährigen Waffenſtillſtand zu Nizza (1538 Jun. 18) wurde feſtgeſetzt, jeder ſollte behalten, was er jetzt beſäße; der Herzog von Savoyen verlor dadurch den größten Theil ſeiner Länder. Nie zeigte ſich Franz großmüthiger, als bald nach dieſer Wiederherſtellung des Friedens, und Carl nie ränkevoller und kleiner.

Jener theilte dieſem einen verführeriſchen Antrag der Genter offenherzig mit, empfing ihn auf der Reiſe nach

Flandern mit redlicher Freundſchaft zum Verdruß ſeines unedlern Hofes; der Kaiſer dagegen verletzte die Rechte der Gaſtfreundſchaft, indem er die Geliebte des Königs zum Verrathe verführte, benutzte die Großmuth deſſelben, um ihn bei allen Bundesgenoſſen Frankreichs verdächtig zu machen, hielt keines ſeiner Verſprechen, ſobald er ſein eigenes Gebiet betreten hatte, und nicht lange nachher ließ der Statthalter von Mailand zwei franzöſiſche Geſandte, die nach Venedig und Conſtantinopel beſtimmt waren, höchſt wahrſcheinlich auf ſeinen Befehl ermorden, und ihre Papiere wegnehmen.

Um eine ſolche Treuloſigkeit zu beſtrafen, bot Franz noch einmal alle ſeine Kräfte auf, dieſer letzte Krieg ſollte entſcheiden, zu weſſen Vortheil alle vorhergehenden Anſtrengungen geſchehen waren. Eine türkiſche Hülfsflotte erſchien an der franzöſiſchen Küſte, aber ſo allgemein verabſcheut, daß der König es für beſſer hielt, ſie wieder zurückſegeln zu laſſen. In der großen Schlacht bei Ceriſoles erhielten franzöſiſcher Ungeſtüm und das ausdauernde Feuer der Spanier den Sieg lange ſchwankend; die raſche Geiſtesgegenwart der Franzoſen entſchied für ſie. Dieſer Sieg zerrüttete den offenſiven Plan des Kaiſers. Dennoch drang er, unterſtützt durch die verrätheriſche Geliebte des Königs, tief in Champagne ein, ſo daß ſelbſt Paris wahrſcheinlich nur durch einen Fehler, den er beging, gerettet ward. Vielleicht hätte Frankreich in dieſem letzten Kriege ganz erliegen müſſen, wenn zwiſchen **Carl** und **Heinrich von England** redliche Freundſchaft geherrſcht hätte; **Franz** hatte das Wohlwollen des letztern durch ſeine Verbindung mit Schottland verſcherzt. Nach Endigung des ganzen langen Kampfes durch den Frieden zu Crepi in Laonnois (1544 Sept. 18) waren die Lehenshoheit über die Grafſchaften Flandern und Artois, waren Mailand und Genua für **Franz** verloren!

Der einzige wahre Vortheil, welchen dieſer von ſeinen Kriegen hatte, beſtand wohl darin, daß die Aufmerkſamkeit des Adels dadurch ganz von der Entwickelung der innern Staatsverhältniſſe abgezogen ward, und die Blüthe deſſelben verloren ging. Als Corps konnte er nicht gegen die königliche Gewalt auftreten, um ihre Unumſchränktheit zu verhindern, und ſelbſt durch Hoffactionen beunruhigte er den König nicht, der ihn auswärts zu ſehr beſchäftigte.

Auch gegen die andern Stände benutzte man die Stürme, welche Frankreich von außen zu beſtehen hatte, um ihren Widerſtand gegen Veränderungen, die man im Innern vornahm, zu ſchwächen. Rückſichten auf Italien, wo es von ſo großem Werth war, den Papſt zum Freund zu haben, waren wohl erſte Veranlaſſung, der Geiſtlichkeit ihre Unabhängigkeit vom Throne zu rauben; aber doch zeigte **Franz** durch verſchiedene Aeußerungen bei Einführung ſeines mit dem Papſt geſchloßenen Concordats (1516 Aug. 18), daß er ſich vorzüglich großen Vortheil für ſeine Herrſchaft im Innern des Reichs vom gänzlichen Sturz der pragmatiſchen Sanction verſprach. Das Wahlrecht der Kirchen und Klöſter ward aufgehoben, wodurch der König weit mehr gewann, als der Papſt durch die ihm zugeſtandenen Annaten. Vergebens widerſetzte ſich die Univerſität Paris, vergebens mit aller Kraft das Parlement dem Ruin aller Kirchenfreiheit. „Mein Parlement, ſagte Franz einer Geſandtſchaft deſſelben, möchte gern die Rolle eines venetianiſchen Senats ſpielen; deſto genauer werde ich über ſein Betragen wachen.“ Schon war die Zeit gekommen, daß er von den Obſervanzen unter ſeinen Vorgängern ſich äußern durfte: „ſie ſind der Wille meiner Vorgänger; ich bin König ſo gut, wie ſie, und will, daß man mir gehorche!“ Der Artikel im Concordat, daß in Bretagne und der Provence die Ernennung zu Kirchenpfründen nur nach Erhaltung päpſtlicher Indulte vom Hofe geſchehen ſollte, feſſelte dieſen wenig und half der einheimiſchen Geiſtlichkeit gar nichts. Der ganze Widerſtand des Parlements hatte keine andere Wirkung, als daß er Gelegenheit gab, es ſchon ſogleich durch Drohungen im Zaum zu halten, und auch ihm die Kraft zu rauben, den ſchnell wachſenden Deſpotismus zurückzudrängen.

Um die Aufmerkſamkeit von der Umwandelung der Staatsverfaſſung abzuziehen, dienten gleichfalls die Veränderungen, welche der König mit dem Kriegsweſen vornahm, und ſeine Sorgfalt für Wiſſenſchaften und Künſte. Durch ſeinen Plan (1533) entſtand zuerſt eine wahre franzöſiſche Nationalinfanterie; acht Legionen, welche ungefähr vierzigtauſend Mann ausmachten, waren für dieſe Zeit ein großes Heer von regelmäßigen Truppen.

So wie ſein eigenes Beiſpiel ſehr viel dazu beitrug, den kriegeriſchen Geiſt der Franzoſen und ihre Kriegskunſt zu vervollkommnen, flößte ſeine Gunſt gegen Gelehrte und der Gedanke, der König ſelbſt werde zu den Schriftſtellern gerechnet, der Nation allgemeinen Geſchmack für literäriſche Bildung ein. Einen Mann von ſeiner lebhaften Einbildungskraft mußte freilich die ſchöne Kunſt vorzüglich bezaubern. Er wetteiferte mit Marot um den Preis in der Poeſie; ſein Liebling, Lenardo da Vinci, vergaß in ſeinen Armen, in welchen er auch ſtarb, der geliebten Heimath. Die Hiſtorie, welche ſich zunächſt an die Künſte anſchließt, fand einen herrlichen Stoff in ſeinen Thaten, ſeiner Regierung und dem Schickſal ſeiner Helden. Wer die Geſchichte des Ritters Bayard erzählte, mußte ein intereſſantes hiſtoriſches Buch ſchreiben.

Wenn nun durch das aufblühende Studium der griechiſchen und orientaliſchen Literatur in der Theologie Licht verbreitet ward; wenn eine königliche Verordnung (1539), welche den Gang der Juſtiz kürzer und geordneter machte, auch dadurch, daß ſie ein barbariſches Latein aus den Staatsſchriften verbannte, nun ſelbſt der Rechtswiſſenſchaft Einfluß auf Nationalcultur verſchaffte: ſo konnte es nicht fehlen, auch als Gönner der Wiſſenſchaften mußte Franz ſeine Unterthanen bezaubern. Seinen Ruhm in Europa vermehrte er, wie Ludwig der Vierzehnte, ſehr dadurch, daß er auch auswärtige Gelehrte begünſtigte; und welchen Glanz würde beſonders ſeine Neigung zu einigen proteſtantiſchen in Deutſchland auf ſeine Regierung geworfen haben, wenn ſeine Politik ihn nicht zur Barbarei gegen ihre Glaubensbrüder verleitet hätte!

§. 20.

Die Ermahnungen des ſterbenden Franz (1547 März 31) wirkten wenig auf ſeinen ſchwachen Sohn und Nachfolger Heinrich den Zweiten. Was hätte es auch geholfen, wenn ſie auf ihn gewirkt hätten, denn er war ſchon ein Spiel von Hoffactionen, die um ſo gefährlicher und mächtiger wurden, da ſie nun auch religiöſe Partheien für ſich bewaffnen konnten.

Die auswärtigen Begebenheiten, an welchen Frankreich während dieſer Regierung Theil nahm, waren ein Nachhall von dem Tone, welchen Franz der Erſte angegeben hatte. Es ſchien anfänglich, als würde die Hauptſcene der Eiferſucht zwiſchen dem franzöſiſchen und ſpaniſchen König in Italien bleiben; über das Herzogthum Parma bekam Heinrich die erſten Händel mit

Carl dem Fünften; aber das Glück und die Plane des letzten in Deutſchland machten es nothwendig, daß es an den niederländiſchen Gränzen zum heißeſten Kampf kam.

Unterdeſſen in Frankreich wüthende Verfolgungen gegen die Proteſtanten begannen, ſchloß Heinrich einen geheimen Bund mit den proteſtantiſchen Reichsſtänden, als Beſchützer der deutſchen Freiheit und Retter der gefangenen Fürſten, ein Name, welchen ſein ſchlauer Bundsgenoſſe, Churfürſt Moritz, eigentlich verdiente. Dem Bündniſſe gemäß griff eine franzöſiſche Armee von Lothringen her den Kaiſer an, und eroberte Metz, Toul und Verdun.

Durch den Vertrag zu Paſſau erhielt Carl Freiheit, ſeine Macht zur Wiedereroberung dieſer drei Städte zu verſuchen; ein mächtiges Heer erſchien vor Metz, er ſelbſt kam in das Lager; aber der Ungeſtüm des Winters, noch mehr die Kriegserfahrenheit und der Muth des Herzogs Franz von Guiſe, welcher mit der Blüthe des franzöſiſchen Adels die Stadt vertheidigte, zwangen ihn nach einer langen Belagerung und einem Verluſt von dreißigtauſend Mann zum Abzug, und nöthigten ihm das Geſtändniß ab, daß die Göttin des Glücks ſich, wie andere Weiber, junge Günſtlinge wähle und die alten verlaſſe. Sie war ihm jetzt auch ſo ungünſtig, daß ein ſehr ſchlau entworfener Plan zu einer

Verrätherei, wodurch der Franziscanermönch **Leonhard** den Spaniern die Stadt in die Hände ſpielen wollte, gänzlich mißlang. Die Unterhandlungen der Franziscanermönche mit dem kaiſerlichen Befehlshaber zu Diedenhofen waren durch einen Spion daſelbſt entdeckt worden. **Carl** vergaß indeß ſein Unglück, da er die Revolution auf dem engliſchen Thron glücklich benutzte, um ſeinen Sohn **Philipp** mit der Königin **Maria** zu vermählen. Aber bei der Abneigung der Engländer gegen dieſe Heirath konnte man keine großen politiſchen Folgen davon erwarten, und der ſchnelle Wechſel auf dem päpſtlichen Stuhl hatte einen Einfluß, der mehr entſchied.

Der alte ſtarrſinnige Papſt **Paul der Vierte** haßte das öſtreichiſche Haus; und ſo gefährlich es ſcheinen mochte, mit einem achtzigjährigen Greiſe ſich zu verbinden, konnte doch das Bündniß, welches **Heinrich** mit ihm ſchloß, für den Moment einen Ausſchlag geben, vornehmlich da es zuſammen traf mit dem Entſchluß des Kaiſers, alle ſeine Kronen niederzulegen, und dem Wunſche, ſeine Staaten beruhigt ſeinem Nachfolger zu übergeben. Der Waffenſtillſtand zu Vancelles ward geſchloſſen (1556 Febr. 5).

Jeder blieb im Beſitz deſſen, was er inne hatte, der König von Frankreich alſo im Beſitz der wichtigſten Eroberungen, und dennoch ließ er ſich von dem raſenden Papſt zu einem neuen Kriege verleiten.

Weil dieſer ſelbſt den erſten Angriff that, ward Philipp, welcher ſonſt den Waffenſtillſtand nur mit Rückſicht auf ſeinen Vater gebilligt hatte, anfänglich beſtürzt, denn mit dem größten Widerwillen führte er nach ſeinem eingeſchränkten Geiſte Krieg gegen das Haupt der Chriſtenheit; aber doch ſpielte der Herzog von Alba ſchon den Meiſter in der Campagna Romana, ehe das franzöſiſche Heer unter dem Herzog von Guiſe in Italien erſchien. Von ſpaniſcher Seite hielt man es für rathſam, die Hauptſcene des Kriegs in den Niederlanden zu eröffnen, wo auch die engliſche Hülfe am erſten nützen konnte, denn Maria hatte, nicht als Königin von England, ſondern vielmehr als Philipp's Gemahlin, den Krieg gegen Frankreich erklärt.

Der ſpaniſche Heerführer, Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, erfocht bei St. Quentin vorzüglich durch die Meuterei unter dem Grafen Egmont einen großen Sieg (1557 Aug. 10), und der Connetable Montmorenci kam, ſtatt den geſuchten Tod zu finden, ohnmächtig in die Gefangenſchaft.

Indem wegen Philipp's Unentſchloſſenheit die Folgen dieſes Sieges bei weitem nicht ſo wichtig wurden, als man erwarten konnte, gelang dem Herzog von Guiſe, der von ſeiner unrühmlichen Rolle in Italien abgerufen war, die Eroberung von Calais, der einzigen wichtigen Beſitzung, welche die Engländer noch in Frankreich hatten (1558 im Januar). Da er bald nachher auch

Thionville einnahm, und der Marſchall von Thermes in Flandern eindrang, ſchien das Glück die franzöſiſchen Waffen gänzlich begünſtigen zu wollen, als in der Schlacht bei Grevelingen Graf Egmont durch das unerwartete Geſchütz eines Geſchwaders von engliſchen Kriegsſchiffen einen gefeierten Sieg über ſie erfocht (1558 Jul. 13).

Seit dieſem Treffen zeigte die Schläfrigkeit der Operationen auf beiden Seiten, wie ſehr man ſich nach dem Frieden ſehnte. Er war zu Chateau en Cambreſis mit Spanien und England, welches nun von der ſtaatsklugen Eliſabeth beherrſcht ward, vorzüglich durch des Connetable Montmorenci Bemühung geſchloſſen (1559 Apr. 2 und 3). Spanien erhielt viele Plätze in den Niederlanden zurück; der Herzog von Savoyen ſollte bis auf einige Einſchränkungen in alle Beſitzungen ſeines Hauſes wieder eingeſetzt werden. An dem Artikel des Friedens, welcher Calais betraf, ſah man, daß es bald wieder zum Bruch mit England kommen müſſe. Acht Jahre ſollte der König von Frankreich die Stadt noch behalten, und wenn er ſie dann nicht ſogleich den Engländern übergäbe, außer der Erfüllung des Artikels noch Strafgelder bezahlen; nur wenn ein Friedensbruch von Eliſabeth veranlaßt würde, ſo wäre jede Verbindlichkeit nach dieſem Vertrage vernichtet. War dies nicht ſo gut, als hätte man gar nichts von Calais im Friedensſchluſſe geſagt?

Heinrich genoß der Ruhe nicht lange, die ihm dieſer Frieden geben ſollte, denn bewundert bei einem Turnier wegen ſeiner Geſchicklichkeit in ritterlichen Uebungen, ward er getödtet von dem Splitter einer Lanze, der ihm über dem rechten Auge tief in den Kopf drang (1559 Jul. 10).

§. 21.

Am Ende der vorigen Regierung hatten der Connetable Montmorenci und die Maitreſſe des Königs, die Herzogin von Valentinois (Diana von Poitiers), jener, ein Mann, welcher bei ſeinem Partheigeiſte, der nun einmal Bedürfniß geworden, doch auch um das Wohl des Landes bekümmert war, dieſe auch noch im Alter durch ihre Schönheit und ihren Geiſt bezaubernd, das Staatsruder gänzlich in Händen gehabt. Die Gemahlin des Königs, Catharina von Medizis, hatte um ſo weniger gegen die letzte emporkommen können, da ſie, vom König gehaßt und eine Ausländerin, allein unter allen Factionen ſtand.

Jetzt vereinigte ſie ſich mit den Guiſen, welche ſich durch ihre Nebenbuhlerin zuerſt erhoben hatten. Franz von Guiſe beſaß einen ächten Heldencharacter und war der Liebling der Nation; ſein Bruder, Carl von Lothringen, Cardinal und Erzbiſchof von Rheims, war ſo eitel, wie jener ſtolz, ſo feig und rachſüchtig, wie jener unerſchrocken und hochgeſinnt, aber als Haupt der franzöſiſchen Geiſtlichkeit von großem Gewicht; und weil die Gemahlin des jungen Königs, Maria Stuart, Erbin von Schottland, ihre Schweſtertochter war, konnten ſie ſich ſchon wegen dieſer Urſache großen Einfluß verſprechen. Jener ward Oberbefehlshaber des ganzen Militärs, dieſer Staatsminiſter; und die Herzogin von Valentinois mußte den Hof verlaſſen, ſo wie Montmorenci ſich zur Ruhe begeben.

Furchtbarer war die Parthei der Prinzen vom Geblüt, an deren Spitze Ludwig von Condé ſtand, welcher zu den kühnſten Maaßregeln von ſeinem Ungeſtüm hingeriſſen ward. Die erſte geheime Zuſammenkunft, welche er zu Vendome veranſtaltete, war wegen des Wankelmuthes ſeines ſchwachen Bruders, des Königs von Navarra von keiner Wirkung, hatte aber doch die Folge, daß er nun als das Haupt der Parthei gegen den Hof betrachtet wurde. Sein raſcher Sinn ward durch die weiſe Standhaftigkeit des Admirals von Coligni treflich unterſtützt. Als der Vorſchlag von dieſem, ſich mit den Huguenotten zu verbinden, Beifall gefunden hatte, mußte Frankreich durch den Kampf zwiſchen beider Partheien um ſo heftiger erſchüttert werden, je wüthender unter Franz dem Zweiten die Religionsverfolgungen fortgeſetzt wurden, welche durch die Mercuriale, die ihrer Beſtimmung nach ein löbliches Mittel der Cenſur über das Parlement waren, jedem Patrioten den Muth rauben mußten, für die unglücklichen Proteſtanten zu ſprechen.

Was die Guiſen dadurch bei dem katholiſchen Pöbel gewannen, verloren ſie bei dem edleren Theil der Nation, und ſelbſt bei dieſem entſtand die Meinung, daß es erlaubt ſey, die Waffen gegen ſie zu ergreifen. Dies geſchah wirklich durch die Verſchwörung, an deren Spitze man La Renaudie geſtellt hatte, deſſen Abſicht, die Brüder aufzuheben, aber verrathen wurde und mißlang, ſobald der Angriff nicht mehr gegen Blois geſchehen konnte, ſondern gegen Amboiſe gerichtet werden mußte. Franz von Guiſe ward Generalſtatthalter des Königs (Lieutenant général du roi), um der Gefahr nachdrücklich begegnen zu können, und ſchlau war es von ihm, daß er dem Prinzen von Condé ſelbſt einen der Hauptpoſten zur Vertheidigung gab; doch wagte ſeine Parthei nicht denſelben mit Ernſt anzugreifen, obgleich er durch die feierliche Verſicherung, daß die ganze Verſchwörung dem König und ſeinem Hauſe keinesweges gegolten habe, ſeine Theilnahme an derſelben geſtand (1560 im März).

Das Edict von Romorantin folgte bald nach Hinrichtung der meiſten Verſchworenen, und durch die Verfügung deſſelben, daß in religiöſen Angelegenheiten die Jurisdiction des Parlements einem geiſtlichen Gericht übergeben ward, fehlte wenig, um die Schrecken der ſpaniſchen Inquiſition durch die Hofparthei zur Freude ihres Bundesgenoſſen, des Königs Philipp, auch in Frankreich eingeführt zu ſehen.

§. 22.

Schlauer betrug ſich bei dem Kampf der Partheien niemand, als Catharina von Medizis, aber zu ihrer Rolle gehörte auch ihre ganze Gewiſſenloſigkeit. Wenn die Guiſen ihr zu mächtig ſchienen, neigte ſie ſich etwas zu den Huguenotten, nur gingen ihr dieſe ſogleich zu kühn und raſch zu Werke. Alle Freude von der außerordentlichen Verſammlung der Groſſen, welche ſie zu Fontainebleau hielt, ward ihr durch Coligni verdorben, welcher eine Bittſchrift der Reformirten mit ſtarken Aeußerungen dem König überreichte. Nur hätte die ſchnelle Einwilligung des Hofes in eine Verſammlung der Reichsſtände den Admiral argwöhniſch machen ſollen, denn offenbar floß ſie aus der Hoffnung, daß man ſich der Häupter der Gegenparthei würde bemächtigen können. Unmittelbar nachher ward ein neuer Plan Condé's entdeckt, wodurch er ſich und ſeinen Bruder von Navarra an das Staatsruder bringen wollte.

Alle Anſtalten des Hofes zeigten, daß er um dieſen Plan wußte, ſelbſt die dringenden Einladungen an die beiden Prinzen vom Geblüt zum Reichstag nach Orleans verriethen das Gewitter, welches ihnen drohete; und beide gingen hin, nachdem ihnen das königliche Wort volle Freiheit, und dem Prinzen von Condé, der ſich jetzt öffentlich zur Lehre der Huguenotten bekannte, auch religiöſe Zwangloſigkeit verſprochen hatte. „Ich würde lieber mit dem Degen in der Fauſt, als auf dem Blutgerüſte ſterben,“ ſagte dieſem ſeine Gemahlin.

Vor dem Gefängniß, in welches er ſogleich nach ſeiner Ankunft in Orleans gebracht wurde, pflanzte man Kanonen auf; ſeine Appellation, als ihm der Prozeß gemacht war, von dem ſchlecht berichteten an den beſſer zu berichtenden König, konnte ſein Todesurtheil nicht zurückhalten, und ſelbſt der Umſtand, daß ein Prinz nicht durch eine willkührlich geſetzte Commiſſion, ſondern nur durch die Pairs gerichtet werden durfte, nicht verhindern, daß man ſchon den Tag der Execution beſtimmte. Wann am zehnten December (1560) der Reichstag eröffnet würde, ſollte er auf dem Blutgerüſt ſterben.

Catharina war jetzt die Tiefbetrübte, denn ſie wollte von dem Trauerſpiel, das gegeben werden ſollte, nur die Vortheile einerndten, und jeden gehäſſigen Eindruck, welchen es machen konnte, den Guiſen zu Gute kommen laſſen. Indem dieſe gegen das Leben des Königs von Navarra meuchelmörderiſche Verſuche machten, ließ ſie ihm vertrauliche Schmeicheleien ſagen, bis die plötzliche gefährliche Krankheit und der Tod des Königs (1560 Decb. 5) ſie zu einer Ausſöhnung mit ihm veranlaßten.

Sie ergriff nun, ohne zur Regentin erklärt zu ſeyn, ganz das Staatsruder während der Minderjahrigkeit ihres zweiten Sohnes, des zehnjährigen Carl des Neunten, und Condé erhielt ſeine Freiheit wieder, indem ſein Bruder ſich glücklich pries, daß er Generalſtatthalter des Königs hieß.

§. 23.

Die katholiſche Parthei, oder das Triumvirat (Franz von Guiſe, Connet, Montmorenci, Marſchall von St. André) arbeiteten mit dem Papſt und mit Philipp von Spanien dahin, den ſchwachen König von Navarra auf ihre Seite zu ziehen, und es gelang wirklich, da man ihm das Königreich von Sardinien als Erſatz für den Theil von Navarra verſprach, welcher unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtand. Aber wieviel verlor man durch ſeinen Beitritt, da Catharina ſich nun ſogleich enger mit Condé und Coligni verband, und durch das Edict vom Januar (1562 Jan. 17), worin den Reformirten zuerſt einigermaaßen freie Religionsübung bis zur Entſcheidung einer allgemeinen Kirchenverſammlung verſtattet ward, auffallend zeigte, was ſie durchſetzen konnte. Kaum war es erſchienen, ſo ſtieg die Parthei der Huguenotten gewaltig, floß aber auch zu Baſſi das erſte Blut, durch Religionshaß vergoſſen (1562 März 1), und brachten die Triumvirn den jungen König gleichſam gefangen nach Paris, ohne daß Condé und Catharina es verhindern konnten.

Jetzt war ganz Frankreich im Zuſtande des Krieges, und nachdem bei der Unterredung zu Talſi Liſt durch Liſt geſchlagen war, begann der erſte Religionskrieg unter ſchrecklichen Grauſamkeiten, in welchen die Katholiken es den Huguenotten zuvorthaten. Hätte Eliſabeth von England es nur halb ſo ernſtlich mit dieſen, wie

Philipp es mit jenen gemeint! Sie ſorgte weit mehr für ſich, als für den Vortheil ihrer Religion, und indem ſie ſich für ſparſamen Beiſtand Havre de Grace einräumen ließ, war ſie Urſache, daß Condé's Anſehen ſank. Sonſt in den Augen ſeiner Landsleute ein glücklicher Nebenbuhler des Herzogs von Guiſe, war er jetzt unter demſelben; dieſer hatte die Engländer aus Frankreich vertrieben, und er brachte ſie wieder hinein.

§. 24.

Bei der Belagerung von Rouen war der König Anton von Navarra geblieben und hatte ſich auch in ſeinen letzten Tagen ſchwach, wie in ſeinem ganzen Leben gezeigt. Seinen Namen hatte nun die katholiſche Partei verloren, bald aber ereignete ſich eine gewaltige Veränderung mit den wahren Anführern.

In der Schlacht bei Dreux in der Normandie (1562 Dec. 19) nahm Condé's ſiegreiche Reuterei den Connetable Montmorenci gefangen. Vom Siege berauſcht unterſtützte ſie das Fußvolk nicht, es ward geſchlagen und der Sohn des Connetable umringte den Prinzen, der ſein Gefangener ward. Coligni erneuerte die Schlacht, und der Marſchall von St. André ward erſchoſſen. In der Nacht verließ der Admiral das Schlachtfeld, wiewohl ohne den geringſten Schein von Flucht. Die beiden Helden Franz von Guiſe und Condé ſchlieſen zuſammen in Einem Bett, und doch war dieſer dem Blutgerüſte ſo nahe geweſen, welches jener ihm erbaut hatte; Montmorenci's Aufenthalt war Orleans, die einzige große Stadt, welche die Huguenotten außer Lyon noch beſaßen.

Mit dem größten Ungeſtüm ſetzte der Herzog von Guiſe den Krieg fort und beſtürmte Orleans; aber die vergifteten Kugeln des fanatiſchen Poltrot von Merey machten ſeinem Leben ein Ende. Auf dem Sterbebette konnte ihn ſein Ehrgeiz zu keinem Laſter mehr fortreißen, und nun zeigte er nur große Geſinnungen (1563 Febr. 17). Bei ſolcher Sehnſucht, wie ſie jetzt Catharina's Politik, die auf dem Schlachtfelde doch ihren Platz nicht fand, nach dem Frieden hegen mußte, hätten die Huguenotten wohl beſſere Bedingungen, als welche das Edict von Amboiſe enthielt (1563 März 19), verlangen können, wenn nicht Condé's Herz über Frankreichs Unglück geblutet, und er die Gefangenſchaft zu ungeduldig ertragen hätte.

Wiewohl ſie in jedem Diſtrict, von welchem die Appellation unmittelbar an das Parlement ging, eine Stadt zur freien Religionsübung erhielten, und dieſe in jeder Stadt fortſetzen durften, wo ſie bis zu dem ſiebenten März dieſes Jahres ſie gehabt hatten: ſo war ihnen doch ſchon die Bedingung, daß ſie in Paris und dem ganzen Bezirk deſſelben keine religiöſe Verſammlung halten ſollten, äußerſt nachtheilig, denn nun war der Mittelpunct für ſie verloren, von welchem ſie ihre Lehren durch das ganze Land verbreiten, und durch welchen ſie dem Hofe vorzüglich furchtbar werden konnten.

Unmittelbar nach dem Frieden trug Condé ſelbſt dazu bei, daß den Engländern Havre de Grace wieder abgenommen ward (1563 Jul. 28).

§. 25.

Sicher wäre der zweite Religionskrieg ſchon früher ausgebrochen, wenn die katholiſche Parthei durch die Eiferſucht des Hauſes Montmorenci gegen das guiſiſche nicht wäre beſchäftigt worden. Der eitle Cardinal von Lothringen ward nun durch ſeinen großen Bruder nicht mehr gedeckt! Die abſichtsvolle Reiſe des Hofes durch das Reich, die geheimnißvollen Unterredungen Catharina's mit dem berüchtigten Herzog von Alba zu Bayonne, und der Zug deſſelben nach den Niederlanden, welcher den Schleier von dieſen Unterredungen zu nehmen ſchien, brachten die Huguenotten zu den gewaltſamſten Entwürfen. Zeigten doch die leidenſchaftlichen Aeußerungen des jungen Königs, mit welchen Geſinnungen ihn ſeine Mutter erfüllt hatte! Was mußte man von ihm nicht fürchten, der Schwachheit mit ungebändigtem Stolz verband, und Leichtgläubigkeit in einem fanatiſchen Tiegergemüth hegte, der in der

Schule teufliſcher Verſtellung gebildet ward, deſſen kranker Körper ſeine kranke Seele faſt in Wahnſinn ſtürzte?

Sorglos war der Hof auf ſeinem Landhauſe zu Monceaux, unterdeß Coligni und Condé ihre Anſtalten gegen ihn ſo weit vollendet hatten, daß bei dem leiſeſten Fingerdruck alle ihre Maſchinen plötzlich hervorſpringen konnten, denn dieſem war Verluſt ſeiner Freiheit, jenem Verluſt ſeines Lebens zugleich mit Widerrufung des letzten Edicts durch einen geheimen Schluß des Staatsrathes gedroht, der aber bekannt wurde.

Zwei Tage vorher, ehe die Flammen des Kriegs in allen Gegenden Frankreichs emporſchlugen (1567 Septbr. 28), fand ein Geſandter des Königs den Admiral bei den ländlichen Freuden der Weinleſe; und ſelbſt in der Nähe von Meaux, wohin der Hof ſich gezogen hatte, erſchien Condé ſogleich mit Reuterei. Allein am treuen Muth von ſechstauſend Schweizern, welche den König und ſeine Begleitung in ein Viereck einſchloſſen, und glücklich nach Paris brachten, ſcheiterte der Entwurf, ihn aufzuheben, oder wenigſtens vom Cardinal von Lothringen auf immer loszureißen, und eine allgemeine öffentliche Religionsübung der Huguenotten zu erzwingen.

Nach dieſem fehlgeſchlagenen Verſuch konnte man nicht ohne unvermeidliches Verderben die Waffen niederlegen auf den Befehl des Königs, und auf die verſprochene Begnadigung bauen. Mit einer gewaltigen Uebermacht griff der Connetable Montmorenci den Prinzen von Condé auf der Ebene bei St. Denys an (1567 Nov. 10), und der achtzigjährige Greis, der unverſöhnliche Verfolger der proteſtantiſchen Lehre, ſtarb an ſechs Wunden; ein ſolcher Rückzug, wie ihn der Prinz machte nach einem ſolchen Widerſtande, verdiente die Ehre eines Sieges. Beiden Partheien kamen deutſche Truppen zu Hülfe, und der Hof ſchloß den Frieden zu Longjumeau (1568 März 21), in welchem das Edict von Amboiſe gegen jeden Betrug geſichert werden ſollte, um nur das feindliche Heer aufzulöſen.

Aber auch die Hugenotten erfüllten den Frieden nicht, denn ſie räumten einige Plätze nicht, die ſie eingenommen hatten. Nur mit der größten Gefahr entrannen Condé und Coligni dem Netze, mit welchem man ſie zu Noyers umzogen hatte; Rochelle ward ihr Zufluchtsort. Der dritte Religionskrieg wurde fürchterlicher, als die beiden vorhergehenden, denn die Hugenotten ſahen an der Wiederrufung der Toleranzedicte, daß es jetzt mehr ihnen ſelbſt, als einer Faction galt. Der Herzog von Anjou, in welchem ſich die Mutter Catharina vollſtändiger, als in dem König wieder aufleben ſah, war als Generalſtatthalter der Anführer des katholiſchen Heers; der **Vicomte von Tavanes** leitete ſeine Jugend.

§. 26.

Im Gedränge der Schlacht bei Jarnac (1569 März 13) ſtürzte der edle Ludwig von Condé, knieend focht er lange von Feinden umringt, und war ſchon im Hauptquartier als Gefangener, da der Baron von Monteſqiou ihm meuchelmörderiſch eine Piſtolenkugel durch den Kopf ſchoß. Mehr als die verlorene Schlacht ſchlug dieſer Verluſt die Huguenotten nieder; aber Coligni war deſto muthiger und unerſchöpflicher an Vertheidigungsmitteln, je mehr auf ihn beruhte und je drohender die Gefahr ward.

Auch die verwittwete Königin von Navarra kam nach Tonnai-Charente, wo er eine Verſammlung der proteſtantiſchen Großen hielt. Mancher war zu eitel, um unter ihm zu dienen; aber als dieſe große Frau mit der Heldenſeele auftrat, als ſie ihren ſechszehnjährigen Heinrich, deſſen Mienen ſchon hohen Muth verriethen, mit Erhabenheit den Verzagten darſtellte, und die Worte ſeines großen Schwurs, daß er ihre Religion und gemeinſchaftliche Sache bis zum Tod oder zum Siege vertheidigen werde, der noch jüngere Prinz Heinrich von Condé, des Ermordeten Sohn, in ſeinen Geberden wiederholte, da wurden alle von neuem Muth belebt, und alle gehorchten gern dem Prinzen von Bearn als ihrem Oberbefehlshaber.

Dieſer ward ſeiner Mutter, und ſein Gefährte Condé ſeines Vaters werth.

Durch eine große Verſtärkung, welche ihnen der Herzog Wolfgang von Zweibrücken zuführte, ſtieg der Muth der Huguenotten noch höher, und doch ward ſie ihnen ſchädlich. Viele vom Adel glaubten nun mit ihrem Gefolge das Lager verlaſſen zu können, und daher war Coligni in der Schlacht bei Montcontour (1569 Octobr. 3) ſchwächer als der Herzog von Anjou, wiewohl eigentlich die Schweizer durch ihre überwiegende Tapferkeit, und Tavanes durch ſeine Geiſtesgegenwart im entſcheidenden Augenblick die Niederlage der Reformirten bewirkten.

Daß der letzte ſeinen Abſchied auf Verlangen erhielt, rettete nebſt der unerſchütterlichen Standhaftigkeit des Admirals dieſe vom Untergang, und beſchleunigte den Frieden zu St. Germain en Laye (1570 Aug. 8). Nicht nur ward das Edict von Amboiſe beſtätigt, ſondern die Huguenotten wurden auch aller Aemter würdig erklärt, und auf zwei Jahre bewilligte man ihnen vier ſehr wichtige Sicherheitsplätze.

Endlich ſchien der glückliche Zeitpunct gekommen zu ſeyn, wo beide Partheien ſelbſt durch eine trauliche Freundſchaft würden vereinigt werden. Der Hof ſchlug eine Vermählung vor zwiſchen Heinrich von Navarra und Margaretha von Valois, der Schweſter König Carl's; er gab Winke, daß er auf einen Krieg mit dem König von Spanien, dem grauſamſten Verfolger der neuen Lehre ſinne; Coligni ward eingeladen, um den Plan zu dieſem Kriege zu entwerfen, Ludwig von Naſſau als Unterhändler wohl aufgenommen; und mit welchem Triumph empfing man die Königin von Navarra! Aber dieſer Triumph ward über ſie und die Hugenotten vom Hof gefeiert.

Habe ich meine Rolle gut geſpielt? fragte Carl, der ſo traulich gegen ſie geweſen war, die bösartige Catharina; und dieſe beſchwor ihn, daß er ſie bis zum Ende, wie beim Anfang ſpielen möchte.

Heinrich's Mutter ſtarb noch vor ſeinem Hochzeitsfeſte, und es verbreitete ſich das Gerücht, ſie wäre vergiftet. Um ſo mehr warnte man den Admiral; aber jede Warnung war bei ihm verloren, denn ſeine große Seele, die für alle Unternehmungen entflammt war, wodurch ein Unterdrücker geſtraft werden ſollte, dachte nur an den Krieg zur Befreiung der Niederlande; und wirklich hätten auch ſeine edle Freimüthigkeit und ſein herzlicher Ton den jungen König auf beſſere Wege geführt, wenn dieſen nicht ſeine Mutter mit immer neuen Schlangenkrümmungen umgeben hätte. Doch wagte man es nicht, ihm etwas von dem meuchelmörderiſchen Schuß vorher zu ſagen, welchen Catharina und der Herzog von Anjou nach dem verehrten Helden thun ließen (1572 Aug. 22). Durch welche Aeußerungen eines wahren Wohlwollens und Mitleidens ſuchte er ihn bei ſeinem Beſuch zu tröſten!

Die Wahrheit dieſer Empfindungen ward das Verderben ſeines Vaters, wie er ihn nannte, denn nun entdeckte man ihm die eigentlichen Urheber des verfehlten Mordes, aber beſtürmte ihn zugleich mit ſo ſchrecklichen Schilderungen von den ſchwarzen Planen der Bekenner der neuen Lehre und beſonders des Admirals, daß er ausrief, man ſollte ſogleich die Befehle zum Tode deſſelben und zum Untergang aller Hugenotten ausfertigen.

§. 27.

Im Blutrathe, der unter **Catharina's** Vorſitz zur Ausübung dieſer Befehle gehalten ward, hatte **Carl** nicht Sitz und Stimme, denn ſelbſt er beſaß dazu noch zu viel Menſchlichkeit; auch nicht Herzog **Heinrich von Guiſe**, welcher den unternehmenden Geiſt ſeines Vaters mit der rachſüchtigen Eitelkeit ſeines Oheims vereinigte; aber dieſer nur deshalb nicht, weil die Königin Mutter ſein Haus haßte, denn er empfing mit Freude den Auftrag, durch die Ermordung **Coligni's** das Zeichen zum Blutbade in der Nacht des heiligen Bartholomäus zu geben.

Wie mit einem furchtbaren Gewitter nahte ſchauerlich ſtill dieſe Sommernacht. Der erſte Piſtolenſchuß, welcher fiel, weckte in **Carl** und ſeinem Bruder und ſelbſt in ſeiner Mutter die Menſchheit zum letzten kurzen Kampf, durch welchen der Admiral nicht mehr gerettet ward. Das Getöſe und Geſchrei der Mörder und Wehklagen und Wimmern der Sterbenden bewies genug die Vollziehung der Mordbefehle; ſobald das Zeichen mit der Glocke des Palaſtes gegeben war, wüthete jedes Laſter auf den Straßen der Hauptſtadt. Carl ſchoß ſelbſt aus dem Fenſter auf vorbeilaufende Huguenotten, und zog über die Leichname der Ermordeten triumphirend durch Paris; auf ſeinen Befehl ward das Blutbad in den Provinzen fortgeſetzt. Wüthende Leidenſchaften, die beim Morden ſinnreich ſind, und wenige große romantiſche Züge in dieſen ſchrecklichen Tagen, beide erinnerten an den franzöſiſchen Nationalcharacter, an die herrſchende Phantaſie in demſelben, die aber Leidenſchaften zu ihrem Hauptgegenſtand hat.

Die Königin Mutter hätte im Blutrathe gern auch den König von Navarra und Heinrich von Condé auf die Liſte der Geächteten geſetzt; aber andere ſprachen für ihr Leben. Tod oder Meſſe! ſchrie ihnen Carl entgegen, als ſie vor ihn geführt wurden. Der biegſamere Navarra gab leichter der Drohung nach, als Condé, und befahl auch in ſeinen Staaten Wiederherſtellung der katholiſchen Religion.

Nun brauchte man nur den Hauptplatz der Reformirten, Rochelle, zu erobern, um wenigſtens dem Anſchein nach vollkommen geſiegt zu haben. Mehr noch als die ſtandhafte Gegenwehr der Einwohner und der tapfre, auch am Hofe beliebte Commandant La Noue half der Stadt wohl die Hoffnung des Herzogs von Anjou, welcher die belagernde Armee anführte, auf den polniſchen Thron zu kommen. Als ſie zur Gewißheit ward, eilte er, da ohnehin die Caſſe ſeines Bruders erſchöpft war, mit den Rochellern Frieden zu ſchließen (1573 Jul. 6). Sie und die Einwohner von zwei andern den Huguenotten wichtigen Städten, Nimes und Montauban, erhielten, ohne daß man der Stadt Sancerre gedachte, Amneſtie und freie Religionsübung, an welcher auch alle Kronvaſallen Theil nehmen ſollten, die ihren Glauben nicht abgeſchworen hatten.

§. 28.

Unterdeſſen König Carl, aus deſſen Seele ſeit der Bluthochzeit alle Heiterkeit entflohen war, dem Grabe zuwelkte, entſtand eine ſonderbare Verbindung zwiſchen den Huguenotten und einer Parthei, welche ſich die Politiker nannte, weil ihr Mißvergnügen nicht auf den religiöſen, ſondern auf den politiſchen Druck überhaupt Beziehung hatte, die auch um ſo gefährlicher ſchien, da außer dem König von Navarra und dem Prinzen von Condé auch der jüngſte Sohn Catharina's, der flüchtige und ehrgeizige Herzog von Alenſon zu den Häuptern derſelben gehörte.

Um jene beiden aus den Banden des Hofes zu befreien, verabredete man die Faſtnachtsunternehmung;

aber durch den leichtſinnigen Herzog und die plauderhafte Gemahlin Heinrich's von Navarra mißlangen die Plane der Politiker. Als der Hof von St. Germain nach Paris flüchtete, ſagte der kranke König: „wenigſtens hätten ſie doch meinen Tod erwarten können.“ Da er in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre ſtarb, machte ihm der Gedanke Freude, daß er keinen Sohn hinterlaſſe, welcher während ſeiner Minderjährigkeit ein Spiel von Sorgen ſeyn würde (1574 Mai 30).

§. 29.

So ſehr der Herzog von Anjou ſich nach der polniſchen Krone geſehnt hatte, ſo ſehr drückte ſie ihn, als er ſie erhalten hatte; wie wenig Freude war in dem ſteifen Polen für ſolche franzöſiſche Wollüſtlinge, wie er und ſeine jugendlichen Lieblinge! Sein Mißmuth vermehrte ſich, ſo wie die Krankheit ſeines Bruders ſtieg, und nun entwich er von ſeinem Thron, um den franzöſiſchen zu beſteigen, ohne die Vergnügungen, welche auf der Reiſe ſich ihm darboten, ungenoſſen zu laſſen.

Seine Regierung zeigte bald, wie wenig der Ruhm, welchen er als Herzog von Anjou erhielt, ſeinem Verdienſte gebührte; ſtatt eines Tavanes hatte er jetzt nur ſeine Mignons! Die Prüfung der Tugend der Hofdamen beſchäftigte ihn mehr, als alle Staatsangelegenheiten, und leider hingen doch die elenden Händel am

Hofe nur zu ſehr mit dieſen zuſammen. Wo Liebesangelegenheiten das einzige Geſchäft des Monarchen waren und Spöttereien über Unglück in denſelben mehr als alles andere beleidigten, da mußte ein Mann, wie der unruhige Herzog von Alenſon, der trotz ſeiner Häßlichkeit auch in Hinſicht auf das weibliche Geſchlecht ſo viel Ehrgeiz beſaß, jedem Entwurf zur Beſtrafung der ungezogenen Höflinge gern beitreten.

Hätte er nur etwas mehr planmäßige Standhaftigkeit gehabt, was würde er mit einem Bunde, wie ihn die Huguenotten und Politiker jetzt bildeten, nicht haben vollbringen können? Sie hatten ihm ſchon eine ſolche Verfaſſung gegeben, daß er wie ein beſonderer Staat konnte betrachtet werden, und ſein Zweck war, ungeſtörte Religionsübung für die Reformirten, Befreiung des Volks vom Druck, und durch eine Verſammlung der Reichsſtände eine beſſere Staatsordnung zu bewirken.

Plötzlich kam nun Schlag auf Schlag. Der Herzog von Alenſon entwich glücklich vom Hofe und ſtellte ſich an die Spitze des Bundes. Der Pfalzgraf Johann Caſimir und Condé kamen mit einem großen deutſchen Heer nach Frankreich; Heinrich von Navarra, aus den Banden des Vergnügens durch die Frau von Sauve ſelbſt, die ihn feſſelte, befreit, verſchwand gleichfalls vom Hofe, und drohete ihm von Guyenne her. Trotz der fliegenden Schwadron von

Damen, welche die Königin Mutter unter Anführung ihrer Tochter, der Gemahlin Heinrich's, in das Lager des Herzog's von Alenſon ſchickte, und wiewohl dieſer zum Frieden ſogleich bereitwillig war, als ihm die Herzogthümer Anjou, Touraine und Berri mit faſt oberhoheitlichen Rechten zugeſtanden wurden, ward der Friedensſchluß doch äußerſt ſchmählich für den König. Der Bund erhielt in acht der wichtigſten Städte im Reich das Recht der Garniſon; in jedem der höchſten Gerichtshöfe ſollte eine Kammer ſeyn, welche, mit einer gleichen Anzahl von Katholiken und Reformirten beſetzt, in Proceſſen verſchiedener Religionsverwandten richtete; uneingeſchränkte Toleranz ward den Huguenotten verſprochen, nur Paris und die Gegend umher von zwei Stunden war ihnen ein verbotenes Gebiet (1576 Mai 6). Der erzwungene Uebertritt Heinrich's von Navarra und Condé's zur katholiſchen Religion war jetzt ſo gut wie ungeſchehen.

§. 30.

Nachdem der König durch dieſen Frieden ſich unwürdig gezeigt hatte, das Haupt der Katholiken zu ſeyn, entſtand eine heilige Ligue derſelben unter Heinrich von Guiſe, der bisher von den Reformirten war verabſcheut, vom Hofe gehaßt und gefürchtet, von der eifrigkatholiſchen Parthei angebetet worden.

Auffallend war es, daß man ſchon in den erſten

Entwürfen für dieſelbe zu zeigen ſuchte, wie offenbar die Nachkommen Hugo Capet's vom Himmel verworfen wären, daß man behauptete, die guiſiſche Familie ſtammte von Carl dem Großen ab; die ehrgeizigen Plane derſelben ſahe man deutlich durch das Gelübde für Aufrechthaltung der römiſchkatholiſchen Religion herverblicken.

Wiewohl der Herzog von Guiſe auf dem Reichstage zu Blois anfänglich nicht gegenwärtig war, vernahm man ſeinen Geiſt doch ſchon in den erſten Bewegungen, und der ſchlaue Streich des Königs, daß er ſelbſt die Conföderationsacte der Ligue unterſchrieb, zwang ihn in die Verſammlung der Stände zu eilen und ſogleich auf eine Kriegserklärung gegen die Ketzer zu dringen. Allein an dem Heldenſinn Navarra's und Condé's, welcher nun zur Reife gekommen war, an dem Umſtande, daß der König von den Ständen Geld zur Führung des Krieges verlangte, ſcheiterte jetzt noch der Plan der Ligue.

Das Feuer, welches der guiſiſche Ehrgeiz zur vollen Flamme gebracht hatte, flackerte nur noch bisweilen auf, und erloſch bald wieder, bis der Herzog von Alenſon (Anjou) ſtarb, der in den Niederlanden ſeine leichtſinnige, eitle Rolle fortgeſpielt hatte (1583 Jun. 10).

Heinrich von Guiſe glaubte ſich jetzt gegründete Hoffnung auf den Thron machen zu dürfen. Der Papſt war ja bereit, die reformirten Prinzen vom Geblüt durch eine Bulle von der Thronfolge auszuſchließen; der Oheim des Königs von Navarra, Cardinal Carl von Bourbon, ein unverſöhnlicher Feind der neuen Lehre, trat als Haupt der Ligue auf, nicht ohne den Glauben, ihm würde die Krone zu Theil werden; wie wollte ſein ſchwaches Haupt ſie tragen? Schon das erſte Waffengeräuſch bewog den furchtſamen König und ſeine Mutter, die ſich allmählig in ihren eigenen Schleichwegen verirrte, den Tractat von Nemours mit den Liguiſten zu ſchließen (1585 Jul. 7). Jeder andere Glaube, als der römiſch-katholiſche, ward unwiederruflich verboten, die Huguenotten ſollten ihre Sicherheitsplätze räumen und die Liguiſten dagegen zehn Städte bekommen. Die ſicherſte Garantie dieſes Vertrages fand der Herzog von Guiſe im Bunde der Sechszehner, einer Geſellſchaft von katholiſchen Zeloten, welche aus den ſechszehn Vierteln der Hauptſtadt ſo viele Werbeplätze für ihre Parthei gemacht hatten. Sie nannten Heinrich den Dritten einen unſichern, nicht ächtkatholiſchen Tyrannen, und ihr Eid enthielt, daß ſie bis zum Tode zur Vertilgung der Tyrannei und heuchleriſchen Ketzerei kämpfen wollten. Dieſe Rotte von Menſchen predigte durch die ſchamloſeſten Verläumdungen Aufruhr gegen den König. Die Schlüſſe des tridentiniſchen Conciliums wollte ſie in Frankreich einführen, wenn auch der Papſt denſelben nur für einen Ketzer gelten ließ; die bußfertigen Proceſſionen, wodurch er ſeinen ächten Glauben an den Tag legen wollte, erklärte man für Spott und Verſtellung.

In dem Kriege, welcher zwiſchen Heinrich von Guiſe und den Katholiken auf der einen, dem König von Navarra und den Huguenotten auf der anderen Seite ausgebrochen war, kam es zu keinem wichtigen Ereigniß vor dem Treffen bei Coutras (1587 Octbr. 20). „Ich will zeigen, ſagte Navarra zu Condé und deſſen Bruder, dem Grafen von Soiſſons, ich will heute zeigen, daß ich der älteſte unter euch bin," „und wir," war die Antwort, „daß ihr brave jüngere Brüder habt!" Knieend betete ſein Heer und ſchlug den Feind unter dem Herzog von Joyeuſe. Er war des Sieges werth, denn er weinte, daß er Bürgerblut vergießen mußte. Sein Hang aber zu Liebesabenteuern und die verſchiedenen Privatzwecke der übrigen Häupter waren wohl Urſache, daß dieſer Sieg von keinen wichtigern Folgen begleitet war. Als ſein Jugendfreund Heinrich von Condé am Gifte ſtarb (1588 März 5), verlor er freilich einen Nebenbuhler, der aus Eiferſucht ihn vielleicht bisweilen auf ſeiner Laufbahn aufgehalten, aber auch durch ſeinen Ernſt geſpornt hatte.

§. 31.

Herzog Heinrich von Guiſe that nun immer kühnere Schritte, um auf den Thron zu kommen, und die Grundſätze, welche durch die Rotte der Sechszehner auch in die Sorbonne übergingen, wurden immer wilder. Daß man einen König, der ſeine Pflicht nicht thäte, entthronen könnte, behauptete man ſelbſt auf den Canzeln. Als die Häupter der Rotte ſogar beſchloſſen hatten, Heinrich den Dritten aufzuheben, drohete er ihnen ſehr voreilig mit dem Strang und beſchleunigte dadurch Guiſe's Reiſe nach Paris. Befehlshaber von der Armee deſſelben gingen voraus, um ſeinen bewaffneten Anhang daſelbſt anzuführen. Wer hätte erwarten können, daß Catharina ſich mit ihm vereinigen würde? Wie konnte ſie einigermaaßen ſich Hoffnung machen, ihn nur als Mittel für ihre Größe brauchen zu können? Nach traulichen Unterredungen mit ihm ſtattete ſie in ſeiner Geſellſchaft ihrem Sohn einen Beſuch ab; der ganze Anblick des königlichen Pallaſtes zeigte, daß der Urheber der Empörung fallen ſollte; und ſie gab ſeiner Entſchloſſenheit Gelegenheit, daß er ſich retten konnte. Der ſchwache König ſchwankte immer zwiſchen dem Gebrauch der Gewalt und der Milde, und darum mußte das Barricadengefecht einen ſchmählichen Ausgang für ihn haben, mußte er ſchimpflich aus der Stadt entfliehen, und ſie nebſt der Baſtille ſeinen Feinden überlaſſen.

Wenigſtens in Paris wurde nun eine ganz neue Obrigkeit geſchaffen, und wahrſcheinlich wäre jetzt mit Heinrich von Guiſe eine neue Dynaſtie auf den franzöſiſchen Thron gekommen, wenn das Parlement nicht Mitglieder gehabt, welche kühn dem Empörer entgegentraten, wenn der König nicht in jede Forderung der Liguiſten gewilligt hätte. In dem Unionsedict

(1588 Jul. 21) verſprach er Ausrottung der Huguenotten, und daß alle ſeine Unterthanen ſchwören ſollten, ſie würden keinen als König anerkennen, welcher Ketzer oder der Ketzerei günſtig wäre. Auf dem nach Blois ausgeſchriebenen Reichstage ſollte durch eine Staatsreform den Beſchwerden der Unterthanen abgeholfen werden, und in geheimen Artikeln ward der Herzog von Guiſe faſt unumſchränkter oberſter Befehlshaber der königlichen Armeen, erhielten ſeine Vertrauten anſehnliche Aemter. Papſt Sixtus der Fünfte friſchte nach einem ſolchen Vertrage den verwegnen ehrgeizigen Mann zum fernern Kampf für die römiſchkatholiſche Religion an.

Solche Ermahnungen, die auch vom ſpaniſchen Hof kamen, waren ihm ſehr lieb, denn ſie verhüllten wenigſtens vor den Augen des Pöbels ſeine politiſchen Plane, und machten ihn zum Gott der katholiſchen Fanatiker.

In der Verſammlung der Reichsſtände, welche zu Blois bald eröffnet ward (1588 Oct. 16), wollte er ſeinen Triumph vollenden, denn ſein Anhang daſelbſt machte ihn der Mehrheit der Stimmen für ſeine Abſichten gewiß. Er hätte nicht erblaſſen ſollen bei der prächtig tönenden Rede des Königs, denn an Meuchelmord dachte er ſo wenig, als dieſer ſchon damals; er hätte ſich keiner geheimen Verbindung mit dem Herzog von Savoyen verdächtig machen, nicht ſeinen beſondern Plan dadurch zu beſtimmt angeben ſollen, daß er den

König von Navarra namentlich von der Thronfolge ausſchließen ließ, am allerwenigſten durfte er aber ſchon jetzt die Prinzen ſeines eigenen Hauſes durch Uebermuth beleidigen. Durch dieſe ſelbſt erfuhr der König, wie nahe der Verluſt ſeines Throns und ſeiner Freiheit wäre, und theilte jetzt neun gaſcogniſchen Edelleuten Dolche aus mit den Worten, daß ſie die Strafe der Gerechtigkeit am größten Verbrecher ſeines Reichs vollziehen ſollten. Als Heinrich von Guiſe am drei und zwanzigſten December in das Vorgemach des königlichen Zimmers trat, überzeugten ihn wiederholte Dolchſtiche, daß der König es doch wagte, ihn tödten zu laſſen; er fiel am königlichen Bette.

Allein mochte man auch ſeine Verwandten und vornehmſten Anhänger ins Gefängniß werfen, mochte man ſeinen Bruder, den Cardinal von Guiſe, im Kerker morden: was half es, da der Herzog von Mayenne, furchbarer als ſie beide, weil er gemäßigter und ſchlauer als der älteſte Bruder, ehrgeiziger und entſchloßner als der jüngere war, allen Nachſtellungen glücklich entkam?

Der Tod der kranken Catharina von Medizis ward durch die Nachricht von jener Mordſcene beſchleunigt; doch muß ſie ſchon äußerſt krank geweſen ſeyn, weil nach der Bartholomäusnacht eine ſolche Kleinigkeit, wie die Ermordung von zwei Menſchen, ſie heftig erſchüttern konnte. Alſo auch ihrer vermittelnden Schlauheit war der König beraubt, als der Sturm von neuem heftiger als jemals losging.

Was vermochte nicht eine Rotte, wie die Sechzehner, in Verbindung mit fanatiſchen Prieſtern? Paris war im Zuſtande des Kriegs gegen das Haus Valois; ein neues Parlement ward errichtet; der Herzog von Mayenne, als Generalſtatthalter der Krone Frankreichs und Oberhaupt eines Unionsrathes, welcher die ganze Staatsverwaltung übernahm, war eigentlich König, ſeitdem der größte Theil der Unterthanen gegen Heinrich den Dritten aufgeſtanden war. Woher konnte dieſer nun noch Rettung hoffen, wenn ſie nicht von den Huguenotten kam?

§. 32.

Er zeigte an ſeinem Zaudern, wie ungern er dieſen ſich näherte, denn erſt alsdann, da er hörte, daß die Geſandtſchaft des Herzogs von Mayenne an den Papſt Sixtus den Fünften, welcher es werth war, daß auf ſeine Regierung noch die letzten Stralen der untergehenden päpſtlichen Weltherrſchaft fielen, ſo wohl von ihm war aufgenommen, machte er bekannt, daß er einen Waffenſtillſtand mit dem König von Navarra geſchloſſen habe, und erklärte ſeine Feinde für Majeſtätsverbrecher. Doch zitterte er von neuem, als ihm mit dem Banne von Rom aus gedroht und er vor der Vereinigung mit den Huguenotten gewarnt ward, bis ihn ſein neuer Bundesgenoſſe zur Belagerung von Paris, als dem einzigen kräftigen Mittel gegen den Blitz des Vaticans fortriß.

Wahrſcheinlich wäre jetzt eine glänzendere Periode ſeiner Regierung angefangen, denn ſelbſt in Paris hatte er viele angeſehene Anhänger, und was ein tapfres Heer, welches ihm nun zu Gebote ſtand, nicht vermochte, das würde der Hunger gegen die Hauptſtadt gethan haben; allein der Fanatismus hatte ſchon das Mordmeſſer gegen ihn ergriffen. Es war ja beliebter Grundſatz, daß man einen Tyrannen tödten dürfe; der junge Dominicaner, Jacob Clement, ſuchte ihn nur auszuführen; ſeine Schwärmerei, durch Betrug noch mehr erhitzt, brachte ihn zu dem Entſchluß. Fröhlich ging er zu der Mordthat nach St. Cloud, und ward am frühen Morgen des erſten Auguſt (1589) zum König geführt, weil er vorgab, ihm wichtige Dinge entdecken zu können. Auf das Geſchrei deſſelben, als er den tödtlichen Stoß empfangen hatte, ward der Mörder ſogleich getödtet. Der herbeieilende König von Navarra kniete am Bette Heinrich's, der ihn zu ſeinem Nachfolger erklärte, und bald nachher ſtarb (Aug. 2). Mit ihm ging der Stamm von Valois aus.

Der letzte der Merovinger ſtarb im Kloſter, der letzte der Carolinger im Gefängniß, beide von Unterthanen geſtürzt; der Stamm Hugo Capet's blühte schöner in ſeinem Zweig Valois fort, und als dieſer durch Fanatismus eines Unterthanen verging, mit der ſtolzeſten Pracht im Zweige Bourbon. Wer wirft nicht einen ernſten Blick auf das Blutgerüſte Ludwig's des Sechszehnten?

§. 33.

Heinrich von Navarra, von dem ſterbenden König als ſein Nachfolger erkannt, ſtand vor der Hauptſtadt mit einem Heere, auf welches alle ſeine Vorzüge doch nicht einen ſolchen Eindruck gemacht hatten, daß bei einer großen Parthei des Adels in demſelben der Fanatismus nicht obſiegte, welche erklärte, ſie wollte lieber ſterben, als einem König gehorchen, deſſen Unfähigkeit zu regieren der Papſt verkündigt hätte. Außerdem noch umgeben von ſtummen, heimtückiſchen Feinden, fing er doch an, ſeine Königsrechte auszuüben, und zog ſich, nachdem er ſein ſchwaches Heer getheilt hatte, um die Picardie, Champagne und Normandie zu decken, in dieſe letzte Provinz mit ſechstauſend Mann. So wenig Eliſabeth in ihrer Hülfe zuverläſſig war, konnte ſie ihm dieſelbe doch jetzt nicht verſagen. Auch ward er nach dem ſiegreichen Gefecht bei Arques (1589 Septb. 21) gegen die dreimal ſtärkere Armee der Ligue, durch viertauſend Engländer verſtärkt, daß er nun wieder zur Belagerung von Paris ziehen konnte.

Hier hatte der Herzog von Mayenne, welcher nicht Muth genug beſaß, den Rath zu befolgen, daß er ſelbſt den Thron beſteigen ſollte, den alten Cardinal von Bourbon, als Carl den Zehnten, zum König krönen laſſen, indem er ſich mit dem Titel eines Generalſtatthalters des Königreichs begnügte. Wie überlegen war aber ſeine Macht auch durch die Hülfe der Spanier! Es ſchien keine Prahlerei zu ſeyn, wenn er drohte, den Bearner zu fangen; ein erfahrner Held, wie Alexander von Parma, hatte Einfluß auf ſeine Kriegsoperationen.

Aber das Gewühl von Partheien, welche keinen andern Vereinigungspunct hatten, als daß ſie gegen den huguenottiſchen König waren, half dieſem mehr, als alle übrige Umſtände. König Philipp von Spanien wollte, daß ſeine Infantin, die Schweſtertochter Heinrich's des Dritten, den franzöſiſchen Thron beſteigen, und unter ſeinem Protectorat regieren ſollte; die Rotte der Sechszehner und der Pöbel in Paris waren für ihn, durch ſein Geld beſtochen: die Katholiken, welche es redlich mit dem Vaterland meinten, hätten gern geſehen, daß der Herzog von Mayenne auf den Thron gekommen wäre; aber wie mancher glaubte noch ein näheres Recht an denſelben zu haben! Mehrere Ereigniſſe machten bald das Partheiengewühl noch wilder.

Da Heinrich von Navarra auf Paris losging, zog ihm Mayenne entgegen mit einem ungleich ſtärkern Heer. Als die Sonne über dem Schlachtfelde bei Ivri aufſtieg (1590 März 14), ſprach jener zu denen, welche ihn erinnerten, daß er keine Rückſicht auf einen Abzug, wenn ſie geſchlagen würden, genommen hätte: „keinen Abzug, als jenſeits des Schlachtfeldes,“ bot er ſich in einem herzlichen Gebet dem Willen Gottes zum Opfer für Frankreichs Wohl dar, redete er, indem drei weiße Federn kriegeriſch von ſeinem Helm wehten, ſo zu ſeinen Schlachtgenoſſen: „wenn ihr eure Standarten verlieren ſolltet, ſo ſammlet euch nur nach meinem weißen Federbuſch; ihr werdet ihn ſtets auf dem Wege des Ruhms und des Sieges finden!“ Er that mehr, als er verſprochen hatte, verdankte vorzüglich ſich ſelbſt den vollkommenſten Sieg, und ſchauderte, als er ſein Schwert voll Scharten und vom Blut triefend ſah.

Durch dieſe Niederlage ward die Parthei des Herzog's von Mayenne ſehr gedemüthigt, und es verfloß kein Monat, da ſtarb der Titelkönig, Cardinal von Bourbon. Indem man ſelbſt wegen eines Namens verlegen war, unter welchem man handeln konnte, ſchloß Heinrich die Hauptſtadt immer enger ein. Gegen den Hunger bot man die Macht des Fanatismus auf; indem das Volk Brot aß, welches aus verbrannten Menſchenknochen gemacht war, ſah es mit heiliger Verwunderung auf die Prozeſſionen der Mönche. Der belagernde Monarch ließ Lebensmittel in die Stadt bringen, denn er wollte lieber kein Paris haben, als es durch den

Tod ſo vieler Menſchen verheert beſitzen; und die Sorbonne that den Ausſpruch, daß er, ſelbſt freigeſprochen von allen Kirchencenſuren, nicht als König ſollte anerkannt werden.

Durch ſeine Güte bekam der kalte Alexander Farneſe Zeit, zum Entſatz von Paris heranzurücken und es mit Lebensmitteln zu verſorgen, ohne eine Schlacht zu liefern, welche Heinrich ſo ſehnlich wünſchte, der nun ohne Geld und gepeinigt von der Furcht, ſeine Fahnen bald verlaſſen zu ſehen, die Belagerug aufhob.

§. 34.

Was half aber der Hauptſtadt die wiedererlangte Freiheit, da innerhalb ihrer Mauern der Tumult täglich größer ward? Der junge Cardinal von Bourbon, ein Sohn des verſtorbenen Titelkönigs ſollte wieder von einer Parthei als ein ſolcher gebraucht werden. Der junge Herzog von Guiſe, ſeit der Ermordung ſeines Vaters zu Tours gefangen, entkam und ward vorzüglich durch die Bemühung ſeiner Tante, der Herzogin von Montpenſier, die ſelbſt für einen Mann zu ungeſtüm geweſen wäre, gleichſam als Haupt der guiſiſchen Parthei gegen ſeinen ſanftern Oheim Mayenne aufgeſtellt; die Rotte der Sechszehner war durch die Pöbelanarchie der ſchrecklichſte Deſpot, und wagte alles für Geld des Königs von Spanien; von außen her drohten noch die

Vergrößerungsprojecte des Herzogs von Savoyen. Zwar wurden einige von den Rädelsführern jener ſchrecklichen Rotte hingerichtet; aber dennoch hoffte die ſpaniſche Parthei in der Verſammlung der Stände zu Paris (1593) ihre Abſichten endlich ganz durchzuſetzen.

Wie gut war dagegen Sully's Rath, durch Unterhandlungen mit einzelnen Gliedern einen Convent zu trennen, der ſeinem König ſo furchtbar ſeyn konnte. Auch mußte ſich der Herzog von Mayenne zurückziehen, als ihm hier die ſpaniſchen Plane ganz in die Augen ſprangen.

Kann es jemals erlaubt ſeyn, eine Religion, für welche die innere Stimme ſpricht, abzuſchwören: ſo durfte es gewiß der edle König von Navarra in ſeiner dermaligen Lage. Wie wenig hatte er bisher durch alle ſiegreiche Tapferkeit gewonnen? Was hatte er erreicht durch die Drangſale ſo vieler Jahre, wofür hatte er ſich unter Scenen umhergetrieben, die ſeine edlere Natur verabſcheute? Noch immer ſtand ihm der Fanatismus furchtbar entgegen, und er durfte nicht hoffen, ihn zu bekämpfen, oder nur ſeine perſönliche Sicherheit gegen ihn zu behaupten. Dabei zitterte er für ſein Vaterland, welchem die Gefahr bevorſtand, daß ſich ganze Provinzen von ihm abriſſen, dabei blutete ſein Herz über das Elend ſeiner Landesleute. Der Mund der Freundſchaft und Liebe bot alle Ueberredungskraft auf, ihn zur Annahme des katholiſchen Glaubens zu bewegen, und ſelbſt der ſterbende König Heinrich der Dritte hatte ihm wahrſcheinlich vorhergeſagt, daß ohne dieſelbe kein Heil für ihn in Frankreich ſeyn würde. Beharrete er dagegen öffentlich bei ſeiner religiöſen Ueberzeugung, ſo mußten alle die erhabenen Kräfte, wodurch er ſtatt der gegenwärtigen Ecde ein Paradies in ſeinem Vaterlande ſchaffen wollte, ungebraucht für daſſelbe bleiben, er konnte ihm das Unglück nicht vergüten, das auch ſein Ehrgeiz ihm zugefügt hatte, und es war ſehr zweifelhaft, ob ſeine Zeitgenoſſen und die Nachwelt ſeinen Namen mit Bewunderung nennen würden.

Daß von ſolchen Gründen gedrängt ein König, der viel Weichheit des Characters beſaß, und der reformirten Lehre wohl mehr wegen des Eindrucks, welchen eine verehrungswürdige Mutter auf ſeinen Geiſt gemacht hatte, als nach genauer Prüfung ihrer Vorzüge einſt geſchworen hatte, endlich wankte in ſeinem äußern Gottesdienſt, kann nicht befremden.

Ein Donnerſchlag war für die liguiſtiſche Parthei in Paris die Nachricht, daß er ſich in der katholiſchen Lehre unterrichten laſſe, und die ſpaniſche kam nun mit einem Project nach dem andern hervor; aber ſowohl ſie, als die Ligue, machten ſich durch ihre Haſtigkeit in dieſer Betäubung lächerlich, und ſanken, da jetzt ſchon Flugſchriften vorzüglich auf das Pariſer Publicum lebhaft wirkten, durch die menippeiſche Satyre, das Product von mehrern geiſtreichen Köpfen, in tiefe Verachtung.

Trotz allem Widerſtreben des päpſtlichen Legaten ward der Tag beſtimmt, an welchem Heinrich zu St. Denis den reformirten Glauben abſchwören wollte (1593 Jul. 25), und trotz den Befehlen des Herzogs von Mayenne, daß an dieſem Tage niemand aus den Thoren der Hauptſtadt gelaſſen werden ſollte, strömte eine große Menge aus derſelben dahin. Es war ſicher für den König von Navarra ein ſchwerer Gang zu jenem Tempel, an deſſen Thüre er das Geſtändniß ablegte, daß er wünſchte, in den Schooß der katholiſchen Kirche aufgenommen zu werden; und wie mochte er den Eid, mit welchem er ihr Treue ſchwur, ausſprechen gegen jene feierliche Zuſage, die er als ſechszehnjähriger Jüngling an der Hand ſeiner Mutter vor dem geſchlagenen Coligni that?

Ein dreimonatlicher Waffenſtillſtand mit der Ligue folgte ſogleich dieſer Scene, und in der Abweſenheit des Herzogs von Mayenne öffnete ihm der Statthalter Briſſak die Thore von Paris. Ich will alles verzeihen, alles vergeſſen, ſagte er von aller Rachſucht entfernt, denn jene Aeußerung floß nicht aus politiſcher Vorſicht; er hat dieſe Zuſage gehalten, als ſein Thron feſt gegründet war. Nur eine ſolche That, wie der Verſuch des Jeſuitenzöglings, Jean Chaſtel, den König in ſeinem

Zimmer zu ermorden, und die jeſuitiſchen Grundſätze, welche ihn dazu verführet hatten, verdienten ſelbſt der Ordnung halber, jener mit dem Tode des Meuchelmörders, dieſe mit Verbannung der Jeſuiten beſtraft zu werden.

Es konnte nicht fehlen, daß ein ſolcher Mordverſuch einen tiefen Eindruck auf Heinrich's Gemüth machte. Er ſagte ſo wahr von dem Volke, daß bei ſeinem Anblick jauchzte: „gegen meinen ärgſten Feind, welcher hier vorbeizöge, würde es ſich eben ſo betragen.“ Wenn ihn noch etwas ſichern konnte gegen fanatiſche Bosheit, ſo war es eine förmliche Ausſöhnung mit dem Papſt, und darum ließ er ſich die demüthige Ceremonie gefallen, daß ſeine Geſandten in Rom, als ſie die feierliche Abſolution erhielten, knieend bei jedem Vers des Miſerere Ruthenſtreiche von Clemens dem Achten empfingen, wiewohl ſie mit Hinblick auf den Cardinalshut wohl nachgiebiger in der Sache des Königs geweſen, als nöthig war (1595 Septb. 17).

Nun erſt unterwarf ſich der Herzog von Mayenne, der vielleicht froh war, jetzt keinen Vorwand mehr zum Kriege zu haben, und er fand einen Freund in Heinrich dem Vierten (1596). Es dauerte noch faſt zwei Jahre, ehe der Herzog von Mercoeur die Waffen niederlegte.

Noch ehe ſich jener unterwarf, hatte der König gegen Spanien den Krieg erklärt, wahrſcheinlich diesmal noch nicht ſeines großen Entwurfs wegen, ſondern nur, um zugleich ſein Vaterland an Philipp zu rächen, indem er ihn für die Drangſale ſtrafte, welche er ſelbſt durch ihn hatte dulden müſſen. Allein jene Zeit war dahin, wo dieſer eingeſchränkte Geiſt ſeine enge Begränztheit durch gewaltthätige Aeußerungen verbergen konnte; das Alter und der ihm ſo ſehr überlegene Genius, welcher auf dem franzöſiſchen Thron erſchienen war, drückten ihn ganz in ſeinen dumpfen Kreis zurück; Frankreich bedurfte aber auch nach ſolchem Sturme endlich der Ruhe, und als Held hatte ſich ſein König ja ſchon genug gezeigt! Beide Partheien ſchloſſen daher gern den Frieden zu Vervins, an welchem auch der Herzog von Savoyen Theil nahm (1598 Mai 2). Der Friede von Cambrai war bei ihm zum Grunde gelegt, und alle Plätze, welche ſeit demſelben die Spanier und ihre Bundesgenoſſen in Frankreich erobert hatten, erhielt dieſes wieder, wogegen Philipp dem Zweiten die Grafſchaft Charolois blieb. Nur ein kurzer Krieg mit Savoyen ſtörte noch einmal die Ruhe des Reichs, welche durch den vortheilhaften Frieden zu Lyon wiederhergeſtellt ward (1601).

§. 35.

Mit jedem neuen Act ſeines Lebens erſcheint Heinrich größer, ſehr groß als Staatsmann, wenn er für das innere Wohl Frankreichs ſorgt, obgleich man nicht läugnen kann, daß in dieſem Act nicht er, ſondern ſein Miniſter, der Herzog von Sully, die Hauptrolle ſpielt.

Die Verſammlung des Ausſchuſſes der Reichsſtände zu Rouen eröffnete er mit den Worten: „ich habe euch nicht hierher berufen, um euch zur blinden Befolgung meines Willens zu zwingen, wie es unter meinen Vorgängern geſchah, ſondern um euren Rath zu vernehmen, auf ihn zu vertrauen, mich unter eure Vormundſchaft zu begeben.“ Er hielt treulich ſein Verſprechen, als nicht nur Sully, ſondern auch der übrige Staatsrath den Vorſchlag zu einer Rechnungskammer verwarfen, welchen die Stände gethan hatten, und ſo ſehr dieſelbe der königlichen Gewalt Abbruch that. Sie beſtand nämlich aus ſtändiſchen Deputirten, welche ohne die Verpflichtung, Rechnung abzulegen, die Hälfte der Kroneinkünfte zur Bezahlung der Jahrgelder und Schulden des Staats in ihre Hände bekommen ſollten (1596). Allein das Inſtitut hörte bald durch ſich ſelbſt auf, und nun ward Sully nicht nur der Schöpfer eines treflichen Finanzweſens in Frankreich, ſondern überhaupt der erſte wahre Finanzier in Europa.

Die ſchwerſte Arbeit für ihn beſtand unſtreitig im Hinwegräumen aller der Hinderniſſe, welche einer guten Ordnung der Finanzen entgegenſtrebten; beſonders mußte er alle die Quellen verſtopfen, in welche die Einkünfte des Staats ſchon abfloſſen, ehe ſie in den königlichen

Schatz kamen. Mit wie vielen Leidenſchaften vieler Partheien mußte er zuvor den Kampf beſtehen? Nachdem er in ihm geſiegt hatte, konnte er erſt Einnahme und Ausgabe in Gleichgewicht bringen, wiewohl er an dem Hof eines Volks, wie das franzöſiſche, nie hoffen durfte, es durchzuſetzen, daß bei allen Ausgaben das Nützlichere vorgezogen ward. Wie viel verbrauchte Heinrich ſelbſt wegen ſeines zu weichen Characters gegen das weibliche Geſchlecht, wovon der Miniſter in ſeinen Rechnungen nichts aufführen konnte?

Die Grundidee bei Sully's Staatsverwaltung überhaupt war dieſe, daß auf einen blühenden Ackerbau ſich das ganze Wohl des Volks ſtützen müſſe, und daher bemühte er ſich, dieſe Stütze der franzöſiſchen Nation zu geben. Viel mußte dazu ſchon die Bitte des Monarchen an ſeinen Adel beitragen, daß er ſich ſo viel, wie irgend möglich, auf ſeinen Landgütern aufhalten möge, um die Bauern unmittelbar von ſeinem Aufwand gewinnen zu laſſen? Ferner verſchaffte die große Verminderung der Abgaben, welche durch die neue Ordnung möglich war, dem Landmann große Erleichterung, dem Ackerbau alſo neues Leben, und der Haß des Miniſters gegen alle Monopolien ſicherte die Freiheit des Getreidehandels. Am meiſten aber gewann natürlich der Landbau durch den allgemeinen Wohlſtand, deſſen Frankreich während dieſer Regierung genoß. Der Geiſt der Freiheit, von welchem Sully und ſein König ſelbſt ſo ſehr beſeelt waden, ergoß ſich über alle Gewerbe, welche dann von ſelbſt gediehen, und die höhern Stände lernten, ihr Wohl zu begründen und zu befördern, ohne den Druck der niedern.

Characteriſtiſcher, als die offenbare Richtigkeit ihrer Maximen, war für die Staatskunſt des Herzogs ihre große Einfachheit und eine gewiſſe ernſte Nüchternheit. Die Einfalt und Stärke ſeines Gemüths ſuchte er allen ſeinen Landsleuten zu geben. Nicht nur darum wollten ihm die Seidenmanufacturen in Frankreich nicht gefallen, weil ſie dem Landbau gefährlich waren, indem ſie Vernachläſſigung der Schafzucht veranlaſſen konnten, ſondern in ſeiner Abneigung gegen alles, was den Luxus befördern konnte, lag wohl gleichfalls ein Grund. Allein ſo ſehr er den Werth von guten Sitten ſchätzte, und ſo gut er wußte, wieviel die Geſetze beitragen konnten, um ſie einer Nation zu geben, entging es ihm doch nicht, daß ſie zugleich ein Werk der Zeit und eigner Erfahrung ſind, dann aber auch die guten Geſetze unterſtützen, damit ſie ihre ganze Stärke zu zeigen vermögen. Vorzüglich in dieſer Rückſicht kann auf ihn angewandt werden, was er von ſeinem König ſagt: es ſtand ihm nichts zur Ausführung ſeiner großen Entwürfe entgegen, als die Zeit.

§. 36.

Wie wahr iſt übrigens dieſer Ausſpruch auch von Heinrich dem Vierten! So ſehr er dem Bedürfniſſe der Zeit vom Schickſal geſchenkt war, gingen doch ſo manche ſeiner Ideen, ging doch ſelbſt die Humanität ſeines Characters über die Schranken hinaus, in welche er eingeſchloſſen war. Gebildet durch das Beiſpiel einer heroiſchen Mutter erhielt ſich der Jüngling, welcher durch Natur und Fleiß mit allen ritterlichen Vorzügen geſchmückt war, bei ausgezeichneter Tapferkeit und trotz den vielen Jahren, die er nur im Harniſch verlebte, ſeinen weiblichen Sanftmuth, welcher durch einen männlichen, durchdringenden Verſtand neuen Werth bekam. So feſt ſeine Regierung, ſo milde war ſie zu gleicher Zeit, und es geſchah bisweilen, daß er zu viel Vertrauen auf den Adel der menſchlichen Natur ſetzte.

Davon iſt ſein Betragen gegen den **Herzog von Biron** ein merkwürdiges Beiſpiel. Dieſer war einer von den unruhigen Geiſtern, die ganz für den Krieg geboren ſind, und ſobald ſie keine kriegeriſche Beſchäftigungen haben, ſogleich auf Abwege gerathen. Die Langeweile, welche ihn in einer ſolchen Lage verfolgte, brachte ihn dahin, daß er prahleriſch ſeine Thaten erhob und jeden andern, der mit ihm wetteifern konnte im Kriegesruhm, durch Reden erniedrigte. Wie oft ergoß ſich ſeine Unbehaglichkeit in Schmähungen über ſeinen großen König! „Laßt ihn,“ ſprach **Heinrich** zu denen, welche ſie ihm hinterbrachten, „es iſt ihm eben ſo unmöglich, von andern nicht ſchlecht zu ſprechen, als nicht brav zu handeln, wenn er ein Pferd unterm Leibe, ein Degen in der Fauſt hat, und die Gelegenheit ſich darbietet.“ Aber er warnte den Marſchall ernſtlich, als er ſah, wie die Leidenſchaft deſſelben für das Spiel ihn zu Forderungen trieb, welche dem Wohl des Staats entgegen waren, wie er ſich den Schlingen des Königs von Spanien und des Herzogs von Savoyen unbedachtſam nahte, verführt von dem Edelmann La Fin, der mit einem durchſchauenden Blick die Schwächen der Menſchen erſpähte, und ſeine Entdeckung benutzte, um ſie kühn bis an den Abgrund zu begleiten, und dann hinabſtürzen ließ, indeß er am Rande zurückblieb.

Die Verrätherei Biron's war ſchon angefangen, als der Krieg mit Savoyen ausbrach, während welchem ſie den zu edlen König ſelbſt in Lebensgefahr brachte, und der Preis, welcher auf ſie geſetzt war, beſtand in der Vermählung mit einer ſavoyiſchen Prinzeſſin und dem Beſitz von Burgund, wo er Statthalter war. Heinrich hatte ihn ſchon lange durchſchaut und fragte ihn daher eines Tages in einem Kloſter zu Lyon, wo er ihn auf die Seite gezogen hatte, unter dem Verſprechen der Begnadigung, welchen Zweck die geheimen Verſtändniſſe hätten, die er mit den Feinden des Staats unterhielte? Der Marſchall gab ihm ſehr unbefriedigende Antworten, und dennoch umarmte er ihn mit den Worten, daß ſie beide alles vergeſſen wollten, aber auch mit dem Winke, daß eine neue Verirrung von ſeiner Pflicht ihm verderblich ſeyn könnte. Wäre der Unbeſonnene nur diesmal offenherzig geweſen, ſo hätte er ſeinen Herrn, weil er nicht alles wußte, Spanien und Savoyen nicht zu fürchten brauchen, weil ſie alles wußten. Er ſetzte nicht nur ſeine alten Verbindungen fort, ſondern überließ ſich nun auch einem neuen Bunde von Verſchwornen am Hofe.

Die Seele derſelben war Henriette von Entragues, Marquiſe von Verneuil, welche die Gewalt, die ihre Reize und ihr Witz über ihren königlichen Liebhaber hatten, benutzte, um ihn von Maria von Medizis zu trennen, mit welcher er ſich nach der Eheſcheidung von ſeiner erſten Gemahlin vermählt hatte. Ihre Plane ſollten es dahin bringen, daß ſie Königin, ihr Sohn Dauphin ward. Die übrigen Mitverſchwornen, deren Rotte ſich an Biron's alte Verſtändniſſe anknüpfte, hatten alle noch beſondere Abſichten, und waren alle von dem mit Wohlthaten überhäuft worden, an welchem ſie zu Verräthern wurden.

Der König hörte bisweilen ein einzelnes Getöſe von dem Sturm, welcher gegen ihn bereitet ward, aber er kannte noch nicht die Beſchaffenheit deſſelben, als er durch La Fin volle Aufklärung darüber erhielt. Dieſer war ſchon längſt überzeugt geweſen, daß nach Biron's Character die Verſchwörung unmöglich gelingen könne, und hatte dieſer Ueberzeugung gemäß ſeine Maaßregeln genommen. Als er wegen des Mißtrauens der Verſchwornen gegen ihn ſein Leben in Gefahr glaubte, entdeckte er alles, was bis zur Begnadigung zu Lyon vorgegangen war; ſeit derſelben war er nicht mehr der vertrauteſte Unterhändler geweſen. „Wenn ſie weinen," ſagte der König von den Verräthern, „ſo werde ich mit ihnen weinen; erinnern ſie ſich wieder ihrer Pflicht gegen mich, ſo vergeſſe ich meiner Schulden gegen ſie nicht." Den Marſchall rief er vergebens in ſein Zimmer, und bat ihn umſonſt, daß er geſtehen möchte, was er gegen ihn gethan hätte, denn durch ein freyes Bekenntniß ſollte jede Schuld vertilgt werden.

Nun war es ſeine Pflicht gegen den Staat und ſich ſelbſt, der gerichtlichen Unterſuchung alles zu überlaſſen. Des Verbrechens der beleidigten Majeſtät war Biron offenbar ſchuldig; er ward in der Baſtille enthauptet (1602 Jul. 31). Daß er nur als ein nothwendiges Opfer der Gerechtigkeit und des Staats gefallen war, zeigte auch die Milde, mit welcher ſeine Mitſchuldigen behandelt wurden.

In ſeiner religiöſen Toleranz war Heinrich ſo weit über die Denkart ſeiner Zeitgenoſſen erhaben, daß ſie nothwendig an ihm irre werden mußten. Wie ſehr wurden dies die Huguenotten, nachdem er ihre Religion abgeſchworen hatte, und welche Stürme von ihnen fürchtete da ſelbſt er trotz ſeiner Unerſchrockenheit! Auf der andern Seite fanden ſich dann die Katholiken wiederum durch das Edict von Nantes ſehr beleidigt. Außer der freien Religionsübung faſt in allen Städten erhielten die Reformirten durch daſſelbe Sicherheitsplätze auf acht Jahre, und ſo wie ihnen der Zutritt zu allen Aemtern verſtattet ward, ſollten auch ihre Pfarrer vom Staate beſoldet werden (1598 Apr. 30).

Für die Zurückrufung der Jeſuiten ließ ſich nicht ſo viel ſagen, als für dieſe Toleranz gegen die hugenottiſche Religion; aber der König ſtützte ſich, als er dieſelbe zugab, vorzüglich auf den Grund, daß man einen ſo mächtigen und ſchlauen Orden ſich nicht zum Feinde machen und ganz dem Schutze des öſtreichiſchen Hauſes anvertrauen müſſe (1603). Beide Edicte, ſowohl dieſes zu Gunſten der Jeſuiten, als jenes für die Reformirten, hatte er ſchon mit Hinſicht auf den Entwurf gegeben, durch welchen er ſeine Bemühungen für Frankreichs Glück krönen, und gleich wohlthätig, wie für dieſes, für Europa und die Menſchheit werden wollte.

Kein Monarch hatte alles Elend, welches den Krieg begleitet, ſo empfunden wie er, keiner ſo durch eigene Erfahrung gelernt, wie nahe eine Nation dem Abgrund iſt, wann ſie ſich in religiöſe Partheien zertheilt, keiner mit einer ſolchen Empörung ſeiner ganzen Natur es anſchauen müſſen, wie die Herrſchſucht einzelner Höfe oft bereit war, für ihre Abſichten jeden Staat aufzuopfern. Er gehörte zu den großen Seelen, welche gegen Umſtände, von welchen ſie unmittelbar gedrückt werden, nicht nur ſich, ſondern vorzüglich ihr Vaterland, und dann die Welt ſchützen wollen; und man weiß nicht, ob man die Kühnheit des Planes zu einer chriſtlichen Republik, welchen er als Weltbürger entwarf, oder den kalten Scharfſinn mehr bewundern ſoll, mit welchem er alle Mittel zur Ausführung deſſelben berechnete.

Das ganze Europa ſollte unter funfzehn Mächte ſo vertheilt werden, daß ein ſichres Gleichgewicht zwiſchen ihnen herrſchte. Dieſe waren nämlich ſechs große Erbmonarchien, Frankreich, Großbritannien, Spanien, die Lombardei, deren König der Herzog von Savoyen werden ſollte, Dänemark und Schweden; ferner fünf Wahlreiche, das römiſche Pontificat, das deutſche Kaiſerthum, Böhmen, Polen und Ungarn; und zuletzt vier Republiken, der Freiſtaat Italien, Venedig, der helvetiſche und der belgiſche Bund. Dieſe ganze europäiſche Republik von funfzehn Staaten ſtand unter einem Congreſſe des ganzen Welttheils, zu welchem jedes der Bundesglieder ſeine Bevollmächtigte ſandte. Die Zahl derſelben war ungefähr auf ſechs und ſechzig Deputirte berechnet, die in verſchiedenen bequem gelegenen Städten oder auch an Einem Ort im Mittelpunct Europas zuſammen kamen, und etwa von drei zu drei Jahren neu gewählt wurden. Ihre collegialiſche Form ſollten ſie ſelbſt unter ſich ausmachen; ihrem Ausſpruche ward die Entſcheidung aller religiöſen und politiſchen Streitigkeiten zwiſchen den Staaten der Republik und die Beſorgung des Intereſſes von dieſer anvertraut. Ohne Zweifel ſollten ſie auch das Executionsrecht beſitzen, wenn man ihren Urtheilen nicht gehorchen wollte. Für Unternehmungen des Bundes war eine Macht von mehr als dreimal hunderttauſend Mann und eine Flotte von ungefähr hundert und zwanzig Schiffen beſtimmt. Alle drei Religionen, die katholiſche, lutheriſche und reformirte, ſollten in dieſer Republik herrſchend ſeyn. Nur mußte durchaus genau beſtimmt werden, auf welche Weiſe jede von ihnen in den verſchiedenen Ländern beſtand, nach der Maxime, daß weit mehr, als auf die Beſchaffenheit einer Religion für die Sicherung der Ruhe darauf ankomme, wie ſie ſich gegen den Staat und andre religiöſe Lehren verhält. Die unchriſtlichen Mächte wurden ganz aus Europa verdrängt.

Mit jener Schüchternheit, welche erhabene Geiſter fühlen, ſobald ſie eine Idee, die nicht gleich kraftvollen und wie ſie organiſirten Menſchen ſo leicht abenteuerlich ſcheinen kann, in die Wirklichkeit einführen wollen, äußerte ſich der König zuerſt über jenen Entwurf gegen ſeinen vertrauteſten Freund, den **Herzog von Sully**, und dieſer hielt dann auch anfänglich dieſe Idee für ein Phantom zum Spiele. Zeigte doch die ganze Geſchichte, wie ſo viele geringere Entwürfe, welche durch die Vereinigung von mehrern Mächten ausgeführt werden ſollten, verunglückt waren! Allein von Jahr zu Jahr hörte der Miniſter ſtärkere Aeußerungen des Königs über ſeinen Lieblingsplan, und that nun erſt alles, um ihn davon zu entfernen, indem er jeden Theil deſſelben mißbilligte. Darin hatte er Recht, ſobald er die ganze Idee nicht gefaßt hatte, und darum befremdet es, daß Heinrich glaubte, nur Vorurtheil verwürfe ſeinen Plan, weil doch nicht alles an demſelben tadelhaft ſeyn könnte. Welche Freude mußte es für ihn ſeyn, als endlich der kalte Gegner den richtigen Standpunct fand, und alsdann von der Möglichkeit und den glorreichen Wirkungen einer ſolchen europäiſchen Republik innigſt überzeugt war; aber welcher noch größerer Triumph, daß die tiefblickende Eliſabeth von England an der Möglichkeit, jenen Entwurf auszuführen, nicht zweifelte, und ihn ſelbſt weiter ausbildete! Sie bedauerte nichts mehr, als daß Heinrich, welcher ſeine Plane für Frankreich noch nicht ausgeführt hatte, an die Realiſirung ſeiner großen Idee noch nicht denken durfte; und leider ſtarb ſie, ehe dies geſchehen konnte.

Wenn zwei ſo erhabene Geiſter, wie dieſer König und dieſe Königin, welche doch wahrlich in der Schule des Schickſals, durch welche ſie geführt wurden, der Schwärmerei zu entſagen gelernt hatten, und längſt in die Periode ihrer Reife getreten waren, wenn ein Mann von ſo genau abwägendem Urtheil, wie Sully, gebildet durch ein Fach, das eher zur Aengſtlichkeit, als zum Uebermuth verleitet, wenn drei ſolche Menſchen die euro=

päiſche Republik für eine Idee hielten, welche ſchon damals in die Wirklichkeit eingeführt werden konnte; ſo würde es mehr als dreiſt ſeyn, ſie wie ein bloßes Spiel der Einbildungskraft betrachten zu wollen, und es verräth eine ſehr niedrige Seele, bei einem ſolchen Entwurf nur an ein Vergrößerungsproject für die franzöſiſche Monarchie zu denken. Worauf man ſich am meiſten bei Ausführung deſſelben verlaſſen konnte, war der Vortheil, welchen faſt alle Mächte von ihm haben mußten, waren außer dem Eigennutz noch manche andere Leidenſchaften, die man für die reinſte Abſicht in Bewegung ſetzte, und war endlich der hohe Zauber, welchen der Gedanke an den Segen eines ewigen Friedens für die Völker haben mußte. Zu einer Zeit, wo man noch zitterte vor dem Andrang der Türken, konnte es gleichfalls vortheilhaft für dieſe Union wirken, daß ſie die chriſtliche hieß und gegen jene gerichtet war. Frankreich und England ſpielten ferner die unbefangenſte, offenbar unſchuldigſte Rolle, ſie konnten mit einer fürchterlichen Macht auftreten, und die Vertheilung Europas war treflich berechnet. Von dem Hauſe Oeſtreich mußte man am meiſten Widerſtand fürchten. Seine Macht ſollte zurückgedrängt werden hinter die Pyrenäen, und hier bis zum Meer und auf wenige benachbarte Inſeln ſich erſtrecken; daß in andern Welttheilen dagegen ſeiner Politik freier Spielraum zu Vergrößerung ſeiner Macht geſtattet wurde, war kein Erſatz für den ſichern erblichen Beſitz jener klug und rechmäßig erworbenen Staaten die es der Wahlfreiheit ihrer Völker preisgeben ſollte.

Wer will entſcheiden, ob bei einem längeren Leben Heinrich's von Navarra es ihm gelungen wäre, den europäiſchen Freiſtaat zu errichten, und wie lange derſelbe, wenn auch gegründet, dann fortgedauert hätte? Offenbar mußte der ganze Entwurf noch wichtige Veränderungen leiden, ſobald die Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Welttheilen ſo ſehr zunahm, als wirklich geſchah, denn er war zu ſehr darauf berechnet, daß Europa in großer Abgeſchiedenheit verharren werde. Beſonders aber war Ohnmacht des allgemeinen europäiſchen Congreſſes zu fürchten, die auffallende Aehnlichkeit, welche er mit den Amphictyonen bekommen hätte, erinnert zugleich an das Schickſal derſelben; und welche drohende Gefahr ſtand der Union bevor von den Cabalen und Verbindungen ihrer einzelnen Glieder? Alle dieſe und andere Hinderniſſe geben uns kein Recht, den Verſuch, jene erhabene Idee zu realiſiren, nicht mit Enthuſiasmus zu preiſen. Der Plan des Königs von Frankreich war harmoniſch mit dem Plane der Natur, welcher ein legales Staatenverhältniß nothwendig beabzweckt.

Durch die ſchlaueſten Unterhandlungen waren ſehr viele Mächte für dieſe Union gewonnen, indem man einer jeglichen die Seite derſelben zeigte, welche ſie vorzüglich anziehen mußte; ſo war der Papſt Paul der Fünfte ſehr dafür, denn man hatte ihm die Plane gegen die Ungläubigen in ein beſonderes Licht geſtellt: als endlich der Zeitpunct kam, wo der erſte große Schlag zur Ausführung des erhabenen Entwurfs geſchehen ſollte, denn der längſt erwartete Jülich-Cleviſche Erbfall war eingetreten, und durch ihn das Signal zum Sturm gegen das Haus Habsburg gegeben. Ungefähr hundert fünf und zwanzig tauſend Mann der Bundesgenoſſen ſtanden bereit, ins Feld zu ziehen; Frankreich ſelbſt ſtellte zwei herrliche Armeen, und Sully hatte ſo treflich geſpart, daß in der königlichen Caſſe nach einem koſtbaren Kriege von drei Jahren noch drei Millionen Livres Ueberſchuß hätten ſeyn können. Heinrich ſelbſt wollte das eine Heer anführen, welches nach Deutſchland ziehen ſollte. Am vierzehnten Mai des Jahres ſechszehnhundert und zehn fuhr er zu ſeinem kranken Freund Sully, um noch einmal mit ihm über ſeinen Entwurf vor ſeinem Abgang zu reden; der fanatiſche Ravaillac aus Angouleme folgte ihm auch jetzt, um Gelegenheit zum gräßlichſten Morde zu finden. Der Wagen hielt in einer engen Gaſſe; indem Heinrich einem ſeiner Gefährten den Weg zeigte, welchen das Heer nach Jülich nehmen würde, empfing er den erſten Stich mit dem Meſſer; durch den zweiten, welcher mit der größten Schnelligkeit folgte, tödtete ein halb verrückter Menſch den beſten König in dem Augenblick, da ſein Geiſt das Wohl der Menſchheit dachte.

§. 37.

Der Argwohn hielt bald dieſe, bald jene Parthei, ſo wie ihr Heinrich's Tod Vortheil brachte, für den

Mitverbrecher Ravaillac's, allein das ganze Betragen des Böſewichts während der gerichtlichen Unterſuchung berechtigt zu der erfreuenden Vermuthung, daß er ohne Mitverſchworene die Mordthat beging. Durch die barbariſche Weiſe, wie man denſelben hinrichtete, brachte man dem Schatten des Ermordeten gewiß kein angenehmes Sühnopfer; aber wie viel mehr würde er noch gezürnt haben, wenn er geſehen hätte, was man aus ſeinem Frankreich machte! Wie glorreich war die Regierung des Erſten aus dem Hauſe Bourbon *); und wie ſchnell verſchwand unter dem Nachfolger der wohlthätige Geiſt derſelben! Ein Glück war es, daß die andern Nationen während den innern Stürmen Frankreichs gegen daſſelbe ruheten, theils wegen der damaligen politiſchen Verhältniſſe, theils aus liebevoller Achtung vor dem Schatten Heinrich's des Großen. Der größte Feldherr in der Welt iſt geſtorben, ſagte der ſpaniſche Monarch; unſer König iſt todt, ſagten die Venetianer mit dem wahrſten Gefühl.

Die Mutter Ludwig's des Dreizehnten, welcher erſt neun Jahr alt war, wurde Reichsregentin durch

---

*) Der Stammvater des Hauſes Bourbon war Graf Robert von Clermont (ſtarb 1317), der Sohn König Ludwig's des Neunten, vermählt mit Beatrix, Erbdame von Bourbon. Sein Sohn Ludwig war erſter Herzog von Bourbon (ſtarb 1341). Mit Heinrich's des Vierten Vater, Anton von Bourbon, hatte ſich die Erbprinzeſſin von Navarra, Johanne von Albret, vermählt.

einen Schluß des Parlements. Der Herzog von Epernon rief in der Verſammlung deſſelben aus, indem er die Hand an ſein Schwert legte: „noch iſt es in der Scheide, allein es wird herausfahren, wenn man nur einen Augenblick der Königin die Gewalt verſagt, welche die Natur und das Recht ihr geben!“ Alſo auf eine zweifach geſetzwidrige Weiſe kam ſie zur Regierung. Nur die Reichsſtände konnten über die Regentſchaft entſcheiden, das Parlement hätte dies kaum mit Zuziehung der Prinzen vom Geblüt und der Pairs dürfen; allein jetzt übte es ſelbſt die uſurpirte Gewalt noch gezwungen aus.

Das ganze Syſtem Heinrich's ward von Grund aus zerſtört, es hatte niemand Einfluß, welcher den Geiſt deſſelben hätte faſſen können. Wie gern würde freilich die ſchwache Maria von Medizis den Herzog von Sully geſchützt haben, denn bei der erſten Zuſammenkunft mit ihm nach der Ermordung des Königs zeigte ſie weinend ihrem Sohne in dem redlichen Mann die Stütze Frankreichs; aber ſie war das Spiel ſelbſt von unbedeutenden, nichtswürdigen Menſchen. Alle verſchworen ſich wider den freimüthigen Herzog, der gegen andere ſo ſtreng war, wie gegen ſich ſelber, und verlangten geheim und öffentlich ſeine Verabſchiedung. Dennoch hielt er es für ſeine Pflicht gegen den Staat und ſeinen großen König, bis zum letzten Augenblick, da es noch möglich war, im Staatsrathe zu bleiben. Man verdrängte ihn von ſeiner eignen Schöpfung, dem

Finanzweſen, man nahm ihm die Oberaufſicht über die Baſtille; er zog ſich aber nicht eher zurück, als bis man ihm ſagte, daß er ſeine Entlaſſung fordern ſollte (1611 Jan. 25). In der Einſamkeit ſchrieb er ſeine Memoiren, ein edles Denkmal ſeiner Verdienſte und der Größe Heinrich's. Wenn er aus ſeinem häuslichen Kreiſe noch einmal an den Hof zurückberufen ward, um Rath zu ertheilen, befolgte man denſelben hier nicht, ſondern lachte nur über ſein unmodiſches Benehmen. „Wenn ihr Vater nach meinem Rath fragte,“ ſagte er einſt zum König, „ſo waren keine Gecken und Hofnarren zugegen!“ Bei den Unruhen, welche bald die Huguenotten erregten, ſuchte er noch immer, den undankbaren Hof zu beſchützen (ſt. 1641 Decbr. 22).

§. 38.

Die Vernachläſſigung des großen Entwurfs für Europa von Heinrich dem Vierten hätte man der neuen Regierung nicht zum Verbrechen machen dürfen, denn wie ſelten gab es einen Geiſt, welcher ihn faſſen und ausführen konnte? Aber unverzeihlicher war die enge Verbindung, in welche man mit dem ſpaniſchen Hofe trat. Eine Doppelheirath, zwiſchen der Infantin und Ludwig dem Dreizehnten, zwiſchen Eliſabeth, der Schweſter deſſelben, und dem Prinzen Philipp von Spanien ward beſchloſſen. Wir kommen unter die Herrſchaft der Jeſuiten und Spanier, hatte Sully geſagt, und es ſchien wahr zu werden. Wenigſtens konnte Frankreich nun auch in Deutſchland nicht mit Nachdruck gegen das Haus Oeſtreich handeln.

Auch ſelbſt dieſes hätte ein Patriot noch eher überſehen können, als daß man die ganze Staatsverwaltung, die unter der vorigen Regierung durch das unabläſſige Streben von zwei der erhabenſten Geiſter eingerichtet war, über den Haufen warf; denn wäre dies nicht geſchehen, ſo konnte die franzöſiſche Nation ſich gegen alle habsburgiſche Macht behaupten. Das Staatsruder war eigentlich in den Händen einer Italiänerin, Eleonora Galigai, welche Schlauheit und Ehrgeiz mit dem Talent, wohl zu reden, verband, und dadurch ihren weniger bedeutenden Mann Concini, der unter dem Namen des Marſchalls von Ancre berüchtigt iſt, zu den höchſten Würden erhob.

Die Politik Maria's von Medizis und ihrer Lieblinge machte die Erniedrigung der Prinzen vom Geblüt zu ihrer vornehmſten Beſchäftigung; aber ihr fehlte der Geiſt Catharina's aus dem medizeiſchen Hauſe, um die Rolle derſelben ſpielen zu können, und ein Condé, Prinz Heinrich der Zweite, ſtand wieder an der Spitze der Misvergnügten. Unter den Beſchwerden, welche er in einem Manifeſt gegen die Regierung bekannt machte, waren auch die beiden Forderungen, daß jene Doppelheirath nicht vollzogen, und eine Verſammlung der Reichsſtände gehalten werden ſollte. Dieſe ward ihm zugeſtanden, jene mit einem Schleier bedeckt im Vertrage zu St. Menehould (1614 Mai 15). In demſelben Jahre ward Ludwig volljährig; ſein ganzes Leben hindurch blieb ſein Geiſt minderjährig.

Die letzte Verſammlung der Reichsſtände in Frankreich, jene ausgenommen, welche zuſammen kam, um den Thron zu ſtürzen, zeigte, daß faſt jede Spur von ſtändiſchem Sinne verſchwunden war, denn ſelbſt der Vorſchlag des Bürgerſtandes, daß man durch ein Reichsgeſetz kund machen ſollte, keine geiſtliche Macht wäre berechtigt, die Unterthanen von dem Eide, welchen ſie ihrem König geſchworen, frei zu ſprechen, ward als ein gefährlicher Vortrag verworfen. Der Adel und die Geiſtlichkeit baten ſogar den jungen König, einer Regentin, wie Maria war, die Regierung länger anzuvertrauen, und verriethen, daß ſie unfähig waren, noch als Repräſentanten der Nation aufzutreten (vom M. Oct. bis in den März 1615).

So durfte denn der König, als das Parlement noch Vorſtellungen wegen einer beſſern Staatsverwaltung machte, erwiedern, daß er mit denſelben nicht zufrieden wäre, und ſeine Mutter mehr antworten würde; ſo durfte dieſe ſich äußern, daß ſie und ihr Sohn nur dem Himmel Rechenſchaft abzulegen brauchten.

§. 39.

Condé hatte von neuem die Waffen ergriffen, und die Reformirten hatten ſich von ihm als eine Parthei gleichfalls zu kriegeriſchen Bewegungen bereden laſſen, vornehmlich aus Furcht vor der Doppelheirath, die wirklich vollzogen ward. Es wurde aber wieder Friede geſchloſſen, der Prinz kam ſorglos an den Hof und verdunkelte durch ſeinen Glanz die Königin, bis ihn dieſe im Louvre, als er zum Staatsrathe gehen wollte, gefangen nehmen ließ. Einige von ſeinen Freunden entflohen der bereiteten Schlinge.

Eleonore Galigai herrſchte nun noch unumſchränkter, und ihre wichtigſte Handlung war, daß ſie Richelieu, der ſich ganz ihrem Dienſt geweiht hatte, zum Staatsſecretär machte. Als Biſchof von Luçon war er zuerſt in der letzten Verſammlung der Reichsſtände aufgetreten, und hatte die Schrift der Geiſtlichkeit mit einer Rede dem König übergeben, in welcher er ſich ſehr verdient machte um die Regentin und ihre Lieblinge; durch Damengunſt hatte er ſich ſchon vorher am Hof eingeſchlichen. Er war ein gelehrter Theolog und ein ſchlauer Unterhändler; den Prinzen von Condé hatte er trotz allem Widerwillen zur Reiſe nach Paris beredet (1616).

Merkwürdiger für den Augenblick ward ein andrer junger Mann, der ſich um dieſe Zeit erhob. Der junge

Carl von Luynes war längſt Ludwig's Vertrauter geweſen, weil er Dohlen ſo abzurichten wußte, daß ſie, wie die Stoßvögel, auf kleinere Vögel ſtießen, und man hatte der Vertraulichkeit zwiſchen ihnen zugeſehen, weil der ſchwache König Lieblinge haben mußte, und dieſer ja unbedeutend genug zu ſeyn ſchien; überdies durfte ſich der Marſchall von Ancre ſchmeicheln, daß derſelbe ihm ergeben ſey.

Unterdeſſen aber die mißvergnügten Großen einen neuen Krieg begannen, und die Hofparthei mit der größten Anſtrengung ſich gegen ſie rüſtete, untergrub Luynes bei dem König, welcher des Drucks des italiäniſchen Ehepaars eben ſo müde war, wie er ſelbſt, das Anſehen deſſelben. Vergebens bat Concini, der ſeinen ungeheuren Raub in Sicherheit bringen wollte, und manche üble Vorzeichen ſah, ſeine ehrgeizigere und kühnere Gemahlin, daß ſie mit ihm nach Italien gehen ſollte. Am frühen Morgen, da er ins Louvre gehen wollte, ward er von dem Hauptmann Vitri erſchoſſen, und der König zeigte am Fenſter ſein Wohlgefallen an dieſem Meuchelmorde (1617 Apr. 24).

Niemand erwog die Veränderung, welche dadurch nothwendig ward, bedachtſamer als der Biſchof von Luçon. Schon längſt hatte er gemerkt, daß der Italiäner fallen würde, und deshalb an Luynes, welcher ihm Beſtätigung in ſeinen Aemtern verſprochen hatte, die geheimſten Maaßregeln Maria's und ihrer Lieblinge verrathen. Allein bald ſah er, als er nach Concini's Tod dem Staatsrathe beiwohnte, daß ſein neuer Beſchützer doch zu unbedeutend an Geiſt und Character war, um ſich lange behaupten zu können, und ging mit anſcheinendem Edelmuthe zur Königin Mutter, die von allen verlaſſen ſich nach Blois begeben hatte. Doch durfte er hier nicht bleiben, weil er in einer ſolchen Geſellſchaft zu gefährlich war; und bald darauf machte man der gefangenen Wittwe des Marſchalls von Ancre den Prozeß. Ihren Reichthum konnte man nicht ihr, ſondern nur der Regentin zum Verbrechen machen, und glaubte ſie daher zu fangen, wenn man ihr Schuld gab, daß dieſe von ihr durch Zaubermittel wäre gefeſſelt worden. „Durch keine andere Zaubermittel," erwiederte ſie, „als durch die Gewalt, welche jeder ſtarke Geiſt über einen ſchwachen hat." Sie ward dennoch enthauptet (1617 Jul. 8).

§. 40.

Luynes kam dem ermordeten Concini nur in den ſchlimmen Eigenſchaften gleich, und hatte bei weitem nicht ſeine Kraft; eine Gemahlin wie Eleonore fehlte ihm gänzlich. Dafür ließ er die Königin wie eine Verbrecherin zu Blois bewachen, und als ihre Freiheit etwas weniger eingeſchränkt ward, mußte ſie auf das heiligſte verſprechen, auf keine Weiſe Veranlaſſung zu

Unruhen zu geben. Sie ſtand aber ſchon in Verbindung mit dem Herzog von Epernon, und ſtieg zur Nachtzeit auf einer Leiter aus dem Schloß herab, um nach Loches zu entfliehen. Schlau betrug ſich nun der Biſchof von Luçon als Friedensvermittler, ſchlau ſpielte er ſeine Rolle am kleinen Hofe der Königin, welche durch den Vertrag zu Angouleme das Gouvernement von Anjou erhalten hatte (1619 Apr. 30). Als bald nachher die Königin Mutter eine Zuſammenkunft mit ihrem Sohne hatte, mußte er ihr verſprechen, ſich in Rom zu verwenden, daß Richelieu den Cardinalshut erhielte. Allein ſo vergnügt ſie über dieſe Unterredung war, fühlte ſie ſich doch bald äußerſt gekränkt, da Condé auf den Antrieb von Luynes mit der Erklärung des Königs freigelaſſen wurde, daß diejenigen, durch welche ſeine Gewalt gemisbraucht wäre, des Prinzen Untergang mit dem Verderben des Staats hätten verbinden wollen. Trotz einer ſo groben Beleidigung, der mehrere folgten, rieth Richelieu, daß ſie an den Hof zurückkehren und ſich mit der mütterlichſten Zärtlichkeit gegen den König betragen ſollte, denn kam es zu einem kriegeriſchen Ausbruch, ſo blieb er nicht ſo wichtig, der Ausgang war ungewiß, und ſeine Hoffnung auf den Cardinalshut ward ſehr wankend. Einige Große vereinigten ſich aber mit der Königin, und ihre Parthei zog gegen ihren Sohn zu Felde.

Hätte ſie nun erlaubt, daß die Herzoge von Epernon und Mayenne zu ihr ſtießen, ſo wäre wahrſcheinlich Luynes verloren geweſen. Richelieu's Vorſicht fürchtete die Gegenwart von ſo mächtigen Herrn, wollte es nicht gänzlich mit der Gegenparthei verderben, und die Vereinigung geſchah nicht. Im neuen Friedensvergleich bekam er dafür das ſichre Verſprechen, daß er den Cardinalshut erhalten werde, und der geheime Artikel deſſelben, daß eine Nichte von ihm mit einem Neffen des königlichen Günſtlings verheirathet werden ſolle, wirft Licht auf ſeine Politik und ſeinen Character.

Bald nachher brachen neue Religionsunruhen aus, welche der Hof planmäßig erregte. Die Provinz Bearn, welche die erhabene Mutter Heinrich's des Vierten zum ausgezeichneten Sitz der reformirten Religion gemacht hatte, ward auf eine gewaltthätige Weiſe der katholiſchen Lehre unterworfen, und von hier aus ging die Verfolgung der Huguenotten weiter (1620). In dem erſten Kriege, der nun entbrannte, ſtarb der Connetable Luynes. Er war ein viel zu eingeſchränkter Geiſt, als daß ihn Ludwig mit Furcht hätte betrachten, und war viel zu auffallend eitel deſpotiſch, als daß er ihn lange hätte lieben können. Bei einem ſolchen niedergedrückten, mismuthigen Character, wie ihn der König beſaß, war es ein ſehr übles Zeichen, wenn er ihn mit bitterm Scherz den König Luynes nannte. Dieſer allmächtige Günſtling war daher in ſeiner Todeskrankheit bei der Belagerung von Monheur von allen verlaſſen; ſeinen Sarg, der in das Herzogthum Luyne abgeführt wurde, begleitete kein Glockengeläute, kein Geiſtlicher, und ſtatt betender Gefährten, wenn man auf dem Zuge ruhte, ſollen ſeine Bedienten Piket auf demſelben geſpielt haben (ſt. 1621 Decb. 15). Im folgenden Jahre ward ein Friede mit den Reformirten geſchloſſen, durch welchen das Edict von Nantes beſtätigt wurde (Octobr. 18).

Bei den großen Veränderungen, die ſeit des Günſtlings Tod im Staatsrath vorgingen, ſuchte die Königin in ihn auch ihren Richelieu zu bringen. Der König war ſcheu vor demſelben, ſchon der Gedanke an die Uebermacht dieſes Geiſtes drückte ihn, welche Laſt mußte ſie für ihn werden, wenn ſie Frankreichs Kräfte als Mittel für ſich brauchen konnte? Dieſer heuchelte nun unbefangene Sehnſucht nach Ruhe, indeß er glühte, ſich am Ruder zu ſehen, und mit anſcheinendem Widerwillen nahm er die Stelle im Staatsrath ein (1624).

Von nun an beginnt das Reich im Innern und in ſeinen auswärtigen Verhältniſſen eine neue Geſtalt zu erhalten. Groß war Richelieu's Kraft, noch größer das Glück, welches ſeine Unternehmungen krönte.

Offenbar ging ſein ganzer Plan dahin, unumſchränkten Deſpotismus des Königs, oder, was unter einem ſo ſchwachen Monarchen, wie Ludwig der Dreizehnte, daſſelbe war, Miniſterdeſpotismus zu gründen, Dies konnte er nimmermehr, wenn er nicht Ruhe vor den Calviniſten, vor dem großen Adel und vor dem habsburgiſchen Hauſe ſchuf, bei welchem die Misvergnügten ſo leicht Unterſtützung fanden; er mußte jeden Reſt von bürgerlicher Freiheit in Frankreich unterdrücken, und zugleich die Mittel vertilgen, wodurch ſie wieder emporkommen konnte. Inſofern hatte er wenigſtens in Hinſicht auf die auswärtigen Angelegenheiten Heinrich's des Vierten Syſtem. Beide beabzweckten Frankreichs Ruhe, aber der große König eine ſolche, während welcher ein Paradies in ſeinem geliebten Reich aufblühen ſollte, Richelieu die Ruhe eines Kirchhofs; der Frieden, welchen jener wünſchte, ſollte jede Sehnſucht nach einer Veränderung aufheben, des Cardinals Frieden ſollte daher entſpringen, daß keiner mehr Kraft und Muth hatte, ihn zu ſtören!

Durch welche Cabalen hatte er die Huguenotten ſchon geſchwächt, bevor er die Belagerung von Rochelle anfing, mit welcher Stadt die ganze Religionsparthei fallen mußte. Vergebens widerſtanden die Einwohner mit dem größten Heldenmuth, vergebens legte der Maire Guiton auf einen Tiſch in dem Saal, wo die Rathsverſammlungen gehalten wurden, einen Dolch mit der Verſicherung, er würde die Stelle eines Maire nicht annehmen, wenn es ihm nicht erlaubt ſeyn ſollte, dem erſten, welcher von der Uebergabe der Stadt ſpräche, dieſen Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, ſo wie man es ihm thun müßte, ſobald er wankte; vergebens ſuchte das engliſche Miniſterium, die Stadt zu entſetzen. **Richelieu** führte in ſehr ſtürmiſchen Fluthen anfänglich zum Spott, dann zum Schrecken der Rocheller ſeinen bewundernswürdigen Damm auf, und ſchloß ſie von der Seeſeite ein; ſie mußten ſich endlich ergeben, von der ſchrecklichſten Hungersnoth getrieben. Ihre Feſtungswerke wurden geſchleift, ſo daß der Pflug über ihre Stäte hingehen konnte, ſie verloren ihre Privilegien, und freie Uebung ihrer Religion war das einzige, was die Gnade des Miniſters ihnen verſtattete (1628). Triumphirend hielt **Ludwig der Dreizehnte** ſeinen Einzug in die verödete Stadt, welche der Zufluchtsort ſeiner Großmutter und ſeines Vaters geweſen war; wie mancher von den Todten, die ſeine Verfolgung hier gehäuft hatte, war einſt unter den eifrigſten Vertheidigern **Heinrich's des Vierten** geweſen! Durch den Religionsfrieden im folgenden Jahre wurde der Kampf mit den Calviniſten beendigt.

Bald nachher ernannte der König den Cardinal zu ſeinem Premierminiſter gerade zu derſelben Zeit, als kaum ſeine Mutter und ſein Bruder ſich gegen denſelben mit dem bitterſten Haß erklärt hatten. Sobald nämlich **Richelieu** ſeiner Gewalt über den König gewiß war, veränderte er ſein Betragen gegen **Marie von Medizis**, und ließ ſein Uebergewicht ſie deſto härter fühlen, je mehr es ſeinem Stolz bisher wehe gethan hatte, ſich unter die Flügel eines ſchwachen Weibes begeben zu müſſen. Hatte er es einmal zu arg gemacht, ſo verließ er ſich auf den Eindruck, welchen ſeine reuigen Thränen ſelten auf die König Mutter verfehlten, und an ihnen hatte er ſein ganzes Leben hindurch keinen Mangel. An der Gemahlin des Königs, Anna von Oeſtreich, fand er gleichfalls eine bittere Feindin, vorzüglich wohl wegen ſeines Syſtems gegen das habsburgiſche Haus, und beide Königinnen drangen dem kranken König wirklich das Verſprechen ab, daß er den Premierminiſter entlaſſen wolle; doch kaum war er wieder geneſen, ſo wußte Richelieu ihn dahin zu bringen, daß er ihm alles beichtete, und damit ſchien die ganze Verſchwörung geendigt (1630). Allein noch in demſelben Jahre brach ſie von neuem los. Am Morgen des zehnten Novembers beſuchte Ludwig ſeine Mutter, die unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit jeden Zutritt in ihre Zimmer an dieſem Tage verboten hatte. Der wachſame Richelieu ſchlich bei den Thüren derſelben umher, und fand ſie alle verſchloſſen, bis auf das Thor einer kleinen Capelle. Schon war der König nahe daran, den Cardinal fallen zu laſſen, und rief beſtürzt aus, als derſelbe plötzlich ins Gemach der Königin trat: „Ah, hier iſt er ſelbſt!“ Vergebens weigerte ſich Marie zu bekennen, daß von Richelien die Rede geweſen ſey; dieſer drang ſo in ſie, daß ſie's geſtehen mußte, aber nun ließ ſie auch ihren ganzen Haß gegen ihn losbrechen. Die anſcheinende Demuth gegen ſie, welche er ſeinem eigenen Stolz und ſeiner Hitze mit politiſcher Kälte abzwang, rettete ihn, ob er gleich ſelbſt ſich zum Abzuge ſchon rüſtete, denn Ludwig, welcher erſchrak vor der Bürde der Staatsgeſchäfte, fand nun ſogar keinen Vorwand zum Unwillen gegen ihn; wie hochfahrend ſchien ihm ſeine lärmende Mutter gegen den ruhigen, ſo ſcheinbar beſcheidenen Cardinal. „Fahrt fort,“ ſagte er zu dieſem, der ſeine Kniee umfaßt hatte, „mir wie bisher zu dienen, und ich will Euch gegen alle Ränke beſchützen;“ und als ſowohl ſeine Mutter, als der Herzog von Orleans nicht von ihrer Verfolgung Richelieu's abließen, verſicherte er ihn noch einmal, „ich will alles Uebel, welches man über Euch bringen will, als mir geſchehen betrachten!“

Dies äußerte er, da ſein unruhiger Bruder zum zweitenmal den Hof verlaſſen hatte, und ließ ſich von ſeiner Mutter verſprechen, daß ſie vom Premierminiſter gar nicht mehr reden wollte. Wie konnte ein ſo ſchwaches und ſo gereiztes Weib, als ſie war, ein ſolches Verſprechen halten? Sie brach es bald mit dem größten Ungeſtüm, und ihre Entfernung ward beſchloßen. Richelieu wußte es ſo einzuleiten, daß dieſer Entſchluß gänzlich auf eigenen Antrieb vom König gefaßt zu ſeyn ſchien. Zu Compiegne ward er ausgeführt, wohin die Königin ihrem Sohn, welchen ſie nie aus den Augen laſſen wollte, gefolgt war. Sie mußte, indem er am frühen Morgen abreiſte, unter Bewachung des Marſchalls von Etrées zurückbleiben. Die vornehmſten Anhänger des Herzogs von Orleans, welcher ſich zum Kriege rüſtete, wurden für Majeſtätsverbrecher erklärt (1631). Noch in demſelben Jahre ward Richelieu Herzog und Pair, und trotzte nun jedem Sturm im Vertrauen auf ſeine Gewalt, ſo wie ſeine Feinde ſich auf den Wahn der Aſtrologie verließen, durch welche ſie wußten, daß Ludwig der Dreizehnte bald ſterben werde.

Die Königin Mutter entfloh zur Nachtzeit aus Compiegne, und ging nach Brüſſel zu ihrer Tante, der Statthalterin in den Niederlanden. Auch der Herzog von Orleans kam dahin, und machte neue Anſtalten, ſeinen Bruder zu bekriegen, nachdem er ſich mit der Schweſter des Herzogs von Lothringen heimlich vermählt hatte. Sein Freund, der Marſchall von Marillac, ward indeſſen zu Paris enthauptet; aber er hoffte auch dafür ſich rächen zu können, als er mit einigen Haufen von elenden Truppen in Burgund einfiel und den Titel eines Generalſtatthalters des Königs zur Abſchaffung der von Richelieu eingeführten Misbräuche ſich beilegte.

Am meiſten verließ er ſich wohl auf den Statthalter in Languedoc, den Herzog Heinrich den Zweiten von Montmorenci. Dieſer hätte gern ſeinen Marſchallsſtab gegen die Würde des Connetable vertauſcht, und der Premierminiſter ſcheint ſie ihm ſelbſt in der Ferne gezeigt zu haben, ſo weit er davon entfernt war, eine ſolche Würde im Staat zu dulden, und ſie einem ſolchen Manne zu geben, welcher durch den Ruhm ſeiner

Vorfahren, durch ſeine eigenen Verdienſte und Tugenden, beſonders aber durch ſeinen unbiegſamen und unternehmenden Character ſchon furchtbar genug war. Immer getäuſcht in ſeinen Hoffnungen verſprach Montmorenci endlich, nach den ſchlaueſten Unterhandlungen von Anhängern des Herzogs von Orleans, dieſen in Languedoc aufzunehmen. Von Richelieu ſelbſt gewarnt, ſah er wohl, an welchem Abgrund er ſtand, und warf zugleich einen wehmüthigen Blick auf ſeine Provinz, die er liebte, und welche durch den Krieg nothwendig leiden mußte; aber alle Bedenklichkeiten überwog bei ihm die Scham, einen Prinzen zu verlaſſen, der, auf ihn vertrauend, in das Königreich feindlich eingedrungen war. Vielmehr einem Bettler ähnlich, als einem Feldherren, welcher es wagte, einen mächtigen König zu bekriegen, kam der Herzog von Orleans, und der biedere Montmorenci gab ſich für ihn preis. Er ward in der Schlacht bei Caſtelnaudari gefangen, ermattet durch ſiebenzehn Wunden, bedeckt von verwundeten Pferden (1632 Sept. 1), und ſein feiger Genoſſe ſchloß Frieden mit ſeinem königlichen Bruder, welcher in Begleitung Richelieu's nach Languedoc kam.

Als beim Abſchied die Prinzeſſin von Guimené dieſem geſagt hatte, er möchte ſich der großen Freundſchaft erinnern, die ihm Montmorenci erwieſen hätte, war ſeine Antwort geweſen, daß er nicht zuerſt gebrochen habe; und alles Flehen, um denſelben zu retten, war vergeblich. Ludwig beſaß ganz die Standhaftigkeit kalter, enger Seelen, und der Cardinal hatte ihm die Maxime tief eingeprägt, daß die Sicherheit des Staats ſchnelle und harte Beſtrafung jedes Vergehens der Großen verlange. Beide blieben ungerührt an dem Tage, da der Marſchall hingerichtet werden ſollte, obgleich die Richter vor Schmerz ihr Geſicht verhüllten, obgleich die dumpfe Stille, die in Toulouſe herrſchte, nur durch die heißeſten Gebete des Volks unterbrochen wurde, daß der Himmel das Herz des Monarchen erweichen möchte. Dieſer ſagte ſtolz die erlernte Maxime, daß er nicht König ſeyn würde, wenn er die Denkart von Privatperſonen hätte, und ſpielte Schach in ſeinem Cabinet, wo mehrere auf den Knieen lagen und flehten. „Er muß ſterben,“ rief er verdrießlich aus; und Montmorenci legte ſein Haupt auf den Block hin für den Streich des Scharfrichters (1632 Oct. 30).

Der Hingerichtete hatte kurz vor ſeinem Tode das Geheimniß aufgedeckt, welches die Vermählung des Herzogs von Orleans mit der lothringiſchen Prinzeſſin noch immer einigermaaßen vor dem Hofe geweſen war, und daher mußte der König, noch ehe er nach Paris kam, eine neue Flucht ſeines Bruders vernehmen. In den Händeln, welche daraus entſtanden, betrug ſich der Herzog Carl der Vierte von Lothringen eben ſo unklug als treulos, wenn man dies letzte in Verhandlungen mit einem Richelieu ſeyn kann. Das pariſer Parlement erklärte ihn und ſeinen Bruder für aller ihrer Lehne verluſtig, verbannte ſie nebſt ihrer Schweſter auf ewig aus Frankreich, und der unruhige Orleans oder vielmehr ſeine Günſtlinge ſchloſſen bald mit dem ſpaniſchen, bald mit dem franzöſiſchen Hof Verträge.

Der Premierminiſter hätte gern einen dauernden Frieden mit dem Bruder ſeines Königs geſtiftet, ohne welchen es ihm nie gelingen konnte, Lothringen an ſich zu reißen, deſſen Herzog eine verderbliche Ehre darin ſetzte, während dem dreißigjährigen Krieg ein Bundesgenoſſe des Hauſes Oeſtreich gegen Frankreich zu ſeyn. Als ein kaiſerliches und ſpaniſches Heer in die Picardie eingedrungen war, wollte der Cardinal den Herzog von Orleans durch volles Zutrauen gewinnen, und gab ihm nebſt dem Grafen von Soiſſons den Befehl über die Truppen, welche gegen die Feinde zogen. Allein beide Feldherren verſchworen ſich gegen ihn während der Belagerung von Corbie, und zwei von ihren Vertrauten, der entſchloſſene Graf von Montreſor und der noch verwegnere S. Ibal, waren bereit, jeden ihrer Anſchläge auszuführen. Zu Amiens, wo Kriegsrath gehalten ward, ſollte Richelieu, welchen man bei der Abreiſe des Königs noch aufhalten wollte, von ihnen niedergeſtoßen werden. Er ging nach Beendigung der Berathſchlagungen ſorglos im Hofe mit dem Grafen von Soiſſons umher, und an einem Wink von dieſem oder dem Herzog von Orleans hing ſein Leben. Allein der letzte zitterte, als

Montreſor ihn ſcharf anſah, und das Zeichen erwartete; er wandte ſich blaß und verwirrt um und lief die Treppe hinauf in den Saal der Verſammlung; auch der Graf von Soiſſons ſcheute ſich, den Wink zum Meuchelmorde zu geben, und Richelieu entfernte ſich (1636).

Vergebens empörten ſich beide Prinzen nachher; vergebens verſchwuren ſich der Beichtvater des Königs und die ſchöne Fräulein La Fayette, welche der Premierminiſter, weil der König in ſie verliebt war, zur Nonne gemacht hatte, gegen die Staatsverwaltung deſſelben, vorzüglich gegen den Krieg, welchen er in Verbindung mit Proteſtanten führte. Ludwig mußte weinend ſein Gewiſſen und ſeine Liebe zum Schweigen bringen, ſeinen Beichtvater entfernen und die ungeſtümen Bitten ſeiner Mutter um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, von ſich weiſen. Er hatte den Ehrgeiz, etwas ſeyn zu wollen, und die Kraft dazu fehlte ihm. Deshalb konnte er geleitet werden, wie ein Kind, ſobald nur ſein Stolz auf eine geſchickte Art rege gemacht wurde. Weil der Cardinal dies ſo treflich verſtand, konnte er ihn gegen ſeine Brüder bewaffnen, ihn dahin bringen, daß er ſeine Mutter im Elend verderben ließ, und Grauſamkeiten beging, zu welchen er keinen Muth hatte.

§. 41.

Mitten unter allen dieſen Verſchwörungen gegen ſeine Macht und gegen ſein Leben führte Richelieu ſein Unterdrückungsſyſtem im Innern Frankreichs aus, und erhöhte den Glanz deſſelben gegen auswärtige Mächte. Ein ſolches Schreckensſyſtem, eine ſolche geheimnißvolle, furchtbare Adminiſtration, wie er einführte, mußten mit ungeheuren Koſten verknüpft ſeyn, und eben dies galt von den Kriegen, die er führte; leider aber war ſein feuriger, unbiegſamer Geiſt, der nur an das Zertreten, nicht an das Emporheben dachte, wenig geſchickt, den Finanzen aufzuhelfen. Sehr characteriſtiſch für ihn war es, daß er alles, was er für ſie thun wollte, mit der Unterſuchung und Beſtrafung der Veruntreuungen in denſelben anfing.

Je verwirrter ſie unter ihm wurden, deſto mehr Ordnung ſchien in dem übrigen Staate zu herrſchen, aber blos deshalb, weil er jede Kraft zerknickte, welche Unordnung im Kampf mit dem Deſpotismus hervorbringen konnte. Nicht nur einzelne Oerter verloren unter ihm ihre Privilegien, ſondern ganze Provinzen ihre ſtändiſche Verfaſſung. Niemand aber wurde von ihm ſo verfolgt, als die Parlementer. Als das pariſer ſich geweigert hatte, die Achtserklärung der vornehmſten Anhänger des Herzogs von Orleans einzuregiſtriren, mußten alle Glieder deſſelben im Louvre erſcheinen, und das Protocoll mitbringen, welches darüber gehalten war. Der König zerriß es ſelbſt in Stücken, und keiner von ihnen durfte eine Sylbe bei dieſer Scene reden. Den

Gegenvorſtellungen der Parlementer wurde alle Kraft genommen.

Die Juſtiz ſah Richelieu gern in Verwirrung gerathen, vierhundert Procuratoren ernannte er deshalb, denn je verwirrter ſie war, deſto häufiger konnte er ſeine Machtſprüche anwenden: die Intendanten, deren Gewalt unter ihm ſich regelmäßiger bildete, lagen ihm gleichfalls am Herzen.

Die auswärtigen Staatsangelegenheiten betrieb er vom Anfang an nach der Maxime, daß das öſtreichiſche Haus gedemüthigt werden müßte. Die Händel, welche über das Ländchen Veltin entſtanden waren, erregten ſogleich ſeine Theilnahme, weil die Spanier, wenn ſie ſich in demſelben feſtſetzten, in ununterbrochener Vereinigung ihrer Macht mit der kaiſerlichen ſtanden. In Verbindung mit dem Herzog von Savoyen und mit Venedig bewirkte er den Frieden zu Monzon, der für ſeinen Hauptzweck hinreichend war (1626). In Hinſicht auf dieſen führte er, ſelbſt nicht ohne perſönlichen kriegeriſchen Ruhm den Krieg wegen der Erbfolge in Mantua, und erzwang es gegen die vereinte Kraft des Kaiſers, des Königs von Spanien, des Herzogs von Savoyen und vieler italiäniſchen Mächte, das Carl Gonzague, Herzog von Nevers, kraft des Friedens zu Chieraſco das Herzogthum erhielt (1630).

Am furchtbarſten aber ward er dem habsburgiſchen Hauſe, als der nordiſche Held Guſtav Adolph erſchien.

Franzöſiſche Unterhändler hatten einen ſechsjährigen Waffenſtillſtand zwiſchen ihm und dem König von Polen bewirkt, und der Subſidientractat, welchen Richelieu mit ihm ſchloß, erwarb ihm Anſehen im deutſchen Reich (1631). Bei den Verſchwörungen, die gegen den Miniſter geſchmiedet wurden, war es kühn von ihm, mit einem Fürſten, der als das Haupt der proteſtantiſchen Lehre betrachtet ward, ſich zu verbinden und das Geſchrei der Katholiken zu verachten. Freilich hatte er den katholiſchen Glauben durch beſondere Verabredungen vor allem Nachtheil zu bewahren geſucht, doch war er wenigſtens ſelbſt für das Anſehen Frankreichs nicht ganz ohne Beſorgniß, als der ſchwediſche König mit unaufhaltſamen Glück und bewunderter Größe bis an den Rhein vordrang. Allein nach dem Tode deſſelben, nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, wurden nicht nur die Subſidiengelder mit Freuden ausgezahlt, ſondern es erſchien gar ein franzöſiſches Heer, um zu dem Herzog Bernhard von Weimar zu ſtoßen, und eine Unternehmung der Spanier gegen Trier gab eine ſchöne Gelegenheit, nun den Krieg gegen das ganze öſtreichiſche Haus zu beginnen (1635). Im ſüdlichen und nördlichen Frankreich, in den Niederlanden und in Italien wurde die Kriegsſcene eröffnet; der dreißigjährige Krieg ward nun auch zum Seekriege. Ueber nichts hatte Richelieu eine ſo herzliche Freude, als über die Eroberung Breiſachs durch Bernhard von Weimar (1638).

Sonderbar war ſein Verhältniß zu dieſem trefflichen

Heerführer: man ſieht nicht ein, wie es ſich würde geendigt haben, wenn dieſer am Leben geblieben wäre. Er ſtarb am Gifte, das ihm wahrſcheinlich der Cardinal hatte reichen laſſen, der auf die hinterliſtigſte Weiſe das Heer des Verſtorbenen ſogleich an ſich zog. Nichts fehlte ihm zum höchſten Glanze ſeiner Regierung, als daß noch der Zeitpunct nicht gekommen, wo große militäriſche Genien den Kriegsruhm der Franzoſen erhoben.

Sein treueſter Genoſſe, ſowohl bei ſeinen Unternehmungen im Innern, als für die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs war der Capuziner Joſeph aus der adelichen Familie Tremblai. Dieſer hatte früh einen Geiſt gezeigt, der ihn für Staatsgeſchäfte beſtimmte und ſorgfältig von dem geſchmackvollen Muret ausgebildet ward; allein er wurde lieber Pater, als daß er von einer alten Dame abgelaſſen hätte, in welche er ſich in ſeinem ſechszehnten Jahre verliebt hatte. Durch dieſe Unbiegſamkeit gegen den Willen ſeiner Aeltern verrieth er wenigſtens eine Aehnlichkeit mit Richelieu, welchem er auch in der Geſchmeidigkeit gleich kam, mit welcher er ſich zur Zeit der Noth zu unterwerfen wußte. Durch eine Predigt vor dem König war er dem Cardinal bekannt geworden und dann ſogleich von ihm an den Hof gezogen, wo er neben demſelben wohnte, aber in einem Zimmer, das wie eine Zelle zubereitet und nur durch eine Strohmatte, ſein nächtliches Lager, geſchmückt war. Es läßt ſich unmöglich beſtimmen, wie viel von den Staatsgeſchäften aus ſeinen Ideen gefloſſen iſt, zumal da ſein Geiſt ſo verwandt war mit Richelieu's Geiſte. Dieſer überlegte mit ihm alle Unternehmungen, und rief ihm, als er dem Tode nahe war, noch ins Ohr: „Muth, lieber Pater; Breiſach iſt unſer!“

Er hatte ſeinen vertrauteſten Freund an ihm verloren (1638), da allmählig ſich der Sturm zuſammenzog, der ihn am Ende ſeiner Laufbahn noch zu ſtürzen drohte. Sein elender König mußte einen Liebling haben, der ihm die Langeweile erträglich machte, und der Cardinal ſelbſt hatte ihm dazu den Sohn des Marſchalls von Effiat, Heinrich von Cinqmars, gegeben, der unter dem Namen Monſieur le Grand Oberſtallmeiſter ward. Der einförmige Kreis, in welchem ſich der kleine Geiſt Ludwig's umherdrehte, wurde dem Günſtling bald widrig, aber mit unerbittlicher Strenge ward er von demjenigen, welcher ihn für denſelben einmal gewählt hatte, in ihn zurückgewieſen. Nun erſt ſuchte er ſich die Liebe des Königs zu erwerben, welchen er bisher grob behandelt hatte, und dieſer, dreiſt gemacht durch die Spottreden des Günſtlings über den Cardinal, ließ nun auch ſeine Klagen über die ſchwere Hand deſſelben, die auf ihm lag, unverhohlen hervorbrechen, war aber ſo klug oder ſo furchtſam, ſich ſogleich zurückzuziehen, wenn verlangt ward, daß er den Miniſter entlaſſen ſollte! Nun beſchloß Cinqmars, ſich durch Ermordung Richelieu's den Weg frei zu machen. Sein edler Freund De Thou zeigte ſein Entſetzen vor einer ſolchen Handlung, beförderte aber einigermaaßen das Verſtändniß des Günſtlings mit dem Herzog von Bouillon. Der ewig bewegliche Orleans ward auch in die Verſchwörung verwickelt, und ſelbſt der König ſcheint im allgemeinen angedeutet zu haben, daß er die Ermordung Richelieu's nicht ungern ſehen würde. Auch hatten die Verſchwornen Unterhandlungen mit dem ſpaniſchen Hofe zu Stande gebracht, welcher eine Kriegsmacht hergeben ſollte, um den Cardinal und ſein Syſtem zu ſtürzen. Hätte dieſe Verſchwörung einen glücklichen Ausgang gehabt, ſo wäre höchſt wahrſcheinlich nie ein weſtphäliſcher Friede geſchloſſen, und Europa hätte ſeine gegenwärtige Geſtalt nicht gewonnen.

Beim Aufenthalt des Hofes im ſüdlichen Frankreich merkte der Cardinal, wie ſehr er geſunken ſey; krank lag er zu Carcaſſonne, von mehr als bloßen bangen Ahnungen gequält, unterdeß Cinqmars im Lager vor Perpignan täglich in der Gunſt des Königs ſtieg, aber ſie auch bald verſcherzte, indem er den Stolz deſſelben beleidigte, ohne hinlängliche Autorität über ihn zu beſitzen. Er ſprach eines Tages mit der leichten Unverſchämtheit, die man unter Hofleuten ſo häufig findet, über die Berichte eines Officiers, der beim König war. „Habt Ihr etwa,“ fragte dieſer empfindlich, „in der vergangenen Nacht die Berichte unterſucht? Geht, Ihr ſeid mir unerträglich! Ihr wollt, daß man glauben ſoll, als verwendet Ihr einen Theil der Nacht mit mir auf die Staatsangelegenheiten, und bringt ſie zu, um mit meinen Kammerdiener Romane zu leſen.“

Bald nachher bekam Richelieu auf eine geheimnißvolle Weiſe Aufklärung über den ganzen Plan der Verſchwörung; Cinqmars und De Thou wurden gefangen genommen, und der kranke König mußte zu ſeinem kranken Miniſter kommen. Er ließ ein kleines Bett, auf welchem er lag, an das Bette deſſelben ſtellen, und konnte wie dieſer vor Thränen nicht reden. Er bot ihm ſeine Kinder als Geißeln für ſeine Treue an, der Monarch ſeinem Diener. Mit den Herzogen von Bouillon und Orleans ward ein Vergleich geſchloſſen; Cinqmars und De Thou mußten auf dem Blutgerüſt ſterben. An dem Tage, da ſie daſſelbe beſtiegen, ſah Ludwig zu Paris nach ſeiner Uhr und ſagte: „nun wird es dem Herrn Le Grand übel gehen!“ Richelieu ſchrieb dagegen, „die Feinde Eurer Majeſtät ſind in der Gruft und ihre Krieger im Beſitz von Perpignan“ (1642).

Noch in demſelben Jahre mußte der allgewaltige Miniſter ſelbſt in die Gruft, indem er auf den Tod des Königs und die vormundſchaftliche Regierung hoffte. Er empfahl den Cardinal Mazarin zu ſeinem Nachfolger und ſtarb mit der Lüge, daß er alles nur zum Beſten der Religion und des Staats gethan habe (1642 Decb. 4). Ludwig folgte ſeinem Schatten, wie er ihm im

Leben gefolgt war, und verſchied unter Gebeten (1643 Mai 14).

§. 42.

Mit der größten Aengſtlichkeit hatte der König kurz vor ſeinem Tode eine Verordnung wegen der Regierung während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes gemacht, er vermochte im Leben nicht zu herrſchen, und hoffte es nach dem Tode zu können; einem Regentſchaftsrathe wollte er ſo viel Macht geben, daß die Königin Mutter nur den Titel einer Regentin hatte.

Der ſchleichende Mazarin war der vornehmſte Urheber dieſer Anordnung, aber auch der erſte, welcher ſie der Königin verrathen, und dieſe damit getröſtet hatte, daß er ſie unterſtützen würde, wenn ſie dieſelbe umſtoßen wollte. Durch einen Schluß des Parlements ward ſie auch ſogleich zur uneingeſchränkten Regentin erklärt. Sobald dies geſchehen war, ſchien der Italiäner immer reiſefertig zu ſeyn; doch mußte er ja, ehe er nach Rom abgehen konnte, die Königin über die auswärtigen Angelegenheiten unterrichten, die er ſeit Richelieu's Tode beſorgt hatte. Allein es zeigte ſich bald, wie ſanft er ſich in ihr Vertrauen eingeſchlichen hatte, und wie wenig er zu fürchten brauchte, daß er mit einem Weibe zerfiele, wie einſt Richelieu mit Marie von Medizis.

Den Krieg gegen Spanien mußte Anna fortführen, obgleich ſie ihren Bruder, Philipp den Vierten, liebte, und wie glorreich begann ihre Regentſchaft mit der Schlacht bei Rocroi (1643 Mai 19).

Es war Befehl des Hofes da, man ſollte keine Schlacht wagen, das franzöſiſche Heer war ſchwächer, als das ſpaniſche; aber an ſeiner Spitze ſtand ein Jüngling, welcher von der Natur beſtimmt war, den Kriegsruhm ſeiner Nation zu gründen. Der junge Condé (Herzog von Enghien) gab ruhig ſeine Befehle zur Schlacht, und am folgenden Morgen mußte man ihn aus einem tiefen Schlaf wecken, damit er zu ſeinem erſten Sieg aufſtehe. Er griff mit der Reuterei die dichtgeſchloßne Infanterie des Feindes an, welche ſich bisweilen ſchnell aufthat, um die Feuerſchlünde in ihrer Mitte unerwartetes Verderben über den Feind ſchleudern zu laſſen. Nach einem dreimaligen Angriff ſiegte er, und bei einem ſolchen Triumph war der Jüngling kalt und edel genug, alles weitere Blutvergießen ſogleich zu verbieten. Er ſetzte ſeine ſiegreiche Laufbahn in Deutſchland fort, wo ſich neben ihm der Marſchall von Turenne erhob, der ihm redlich den Sieg bei dem Dorf Allersheim im Nordgau erſtreiten half (1645 Aug. 3). Es war nöthig, daß nach der ſchimpflichen Niederlage der Franzoſen bei Dutlingen dieſe beiden Helden erſchienen. Wie liebenswürdig zeigen ſie ſich durch die Verehrung, mit welcher ſie am Grabe des getödteten feindlichen Feldherrn, des Grafen von Merci, verweilten! Der ſchönſte Lohn für ſie war, daß ſie neben den ſchwediſchen Helden den weſtphäliſchen Frieden erzwangen.

In demſelben gab das deutſche Reich alle Herrſchaft auf über Metz, Toulon und Verdun, nur die Metropolitanrechte des Churfürſten von Trier ſollten ungekränkt bleiben; traten ferner Kaiſer und Reich die Landgrafſchaften Ober- und Unterelſaß, Breiſach, das Sundgau und die Landvogtei der zehn Reichsſtädte im Elſaß an Frankreich ab, welches auch das Garniſonsrecht zu Philippsburg erhielt. Mehr noch als dieſe großen Erwerbungen waren die Anſprüche werth, zu welchen ſie bei ſchicklichen Gelegenheiten den Vorwand geben konnten; und zu welcher Größe ſtieg der franzöſiſche König durch den Rang, welchen er als Schiedsrichter in Europa ſeit dieſem Friedensſchluſſe beſaß! Für ſeinen Staat war dieſer Rang nicht zu hoch, und konnte daher behauptet werden; für Schweden paßte er nur, ſo lange die Schule von großen Männern beſtand, welche durch Guſtav Adolph gebildet waren, ſo lange der Schwung fortdauerte, welchen dieſer König ſeiner Nation gegeben hatte.

In dem Jahre des weſtphäliſchen Friedens brachen die innern Bewegungen aus, welche Ludwig's des Vierzehnten Minderjährigkeit ſtürmiſch machten. Das Parlement durch Richelieu niedergedrückt, war wieder keck geworden, da die Regentin ihm ihre gegenwärtige

Macht verdankte. Es drang, nachdem es ſchon zum Streit mit dem Hofe gekommen war, auf ſein Recht, nach Gefallen ſeine Sitzungen fortzuſetzen, und erklärte ſich gegen alle Geldauflagen, welche nicht von ihm bewilligt wären. Da kam die Nachricht von dem großen Siege bei Lens, welchen Condé über den Erzherzog Leopold erfochten hatte (1648 Aug. 20), und die Feier des Tages, an welchem deshalb das Te Deum geſungen wurde, wollte die Regentin durch einen neuen Triumph verherrlichen, indem ſie die unruhigſten Mitglieder des Parlements gefangen nehmen ließ. Alle Straßen waren mit zwei Reihen von Soldaten beſetzt, und ſogleich nach geendigter Feierlichkeit ward ihr Befehl vollführt: unter den Gefangnen war Peter von Brouſſel, der Liebling des Volks, weil er immerfort gegen den Hof wüthete, und durch ſein graues Haupt Ehrfurcht einflößte (Aug. 26).

Vorzüglich um ihn zu befreien, ergriff jenes die Waffen, und ſogleich trat der Mann hervor, welcher bei den nachfolgenden Bewegungen eine der Hauptperſonen blieb, der Coadjutor zu Paris, Paul von Gondi, bekannt als Cardinal von Retz, und ſo berüchtigt wegen ſeiner Wolluſt und ſeines Ehrgeizes, als berühmt wegen ſeiner Kühnheit, der Leichtigkeit und Tiefe ſeines Geiſtes. Vom Volke vergöttert, weil er von der Canzel, wiewohl ermattet von nächtlichen Schwärmereien, mit hinreißender Beredtſamkeit ſprach, bot er jetzt der Regentin ſeine

Dienſte an, um den Aufruhr zu ſtillen. Er ward kaltſinnig empfangen, erſchien dann kaum auf der Straße, und der wüthende Pöbel ging ruhig in ſeine Wohnungen zurück; er fuhr noch einmal an Hof, und ſein Lohn war Verachtung und Spott. In der Nacht bereitete er dafür den Tumult des folgenden Tages. Barricaden wurden errichtet, die Bürger ſchoſſen auf die königlichen Truppen, und das Parlement ging in einem feierlichen Zug an den Hof, um die Freiheit ſeiner gefangenen Glieder zu fordern. Es hatte vergeblich gebeten, und ward in den Palaſt zurückgetrieben; der furchtſame Mazarin und der Herzog von Orleans wankten zuerſt, die befreiten Gefangenen wurden mit wüthender Freude empfangen.

Wer nur einen Blick auf die Stimmung des Parlements und des Hofes warf, ſah die Bewegungen vorher, welche dieſen Unruhen folgen mußten. Die Anhänger Mazarin's unter den Parlementsgliedern, welche unbedingten Gehorſam gegen die Regentin und den Cardinal aus falſchen Grundſätzen oder aus Eigennutz predigten, und die Gemäßigten, von welchen man, wie es gewöhnlich geſchieht, nicht beſtimmt zu ſagen wußte, was ſie beabzweckten, und welche deshalb leicht als Heuchler verſchrien wurden, dienten nur dazu, die Fronde oder die Parthei zu erbittern, welche wirklich nach Art der Schleuderer Krieg gegen die Regierung führte.

Wie konnte dieſe ſich einen beſſern Anführer wünſchen, als den Coadjutor von Paris, welcher aus Ehrgeiz Mazarin haßte, indem er fühlte, daß ſeine ungleich größeren Talente ihm ein gegründeteres Recht auf die Stelle des Miniſters gaben? Aber dieſe leichtſinnige Parthei hätte ein heroiſches Anſehen erhalten, wenn der Held Condé, der auch als Haupt ſeiner Familie ſeit dem Tode ſeines friedliebenden Vaters (1646) wichtig war, ſich an ihre Spitze geſtellt hätte. Als er dem Hofe getreu blieb, gewann ſie ſeinen Bruder, den Prinzen von Conti, welcher Eitelkeit, nicht Kraft genug beſaß, dem Helden zu gleichen, und die Schweſter der beiden Prinzen, die Herzogin von Longueville, welche ihren ſcharfbemerkenden und nur durch die Liebe ränkevollen Geiſt gern den Launen ihrer begünſtigten Liebhaber unterwarf; ſie war alſo eine ſehr unſichere Stütze, da ihrer Schönheit ſo viele Anbeter huldigten. Auch hatte Condé beide Geſchwiſter ſein Uebergewicht zu ſehr fühlen laſſen.

Nun ward die Fronde ſo übermüthig, daß der Hof mit der größten Eile nach St. Germain glaubte entweichen zu müſſen, wo die Königin und ihr Sohn in einem armſeligen Bette, die übrigen auf Stroh übernachten mußten. Das Parlement und der Coadjutor rüſteten ſich zum Kriege. Der letzte warb auf eigene Koſten ein Regiment von Reutern, welches das Regiment von Corinth hieß, weil er Titularerzbiſchof dieſer Stadt war; und man hatte keine unbeträchtliche Kriegsmacht zuſammengebracht, als Condé mit ungefähr ſechstauſend Mann Paris einzuſchließen anfing. Dieſe waren von den Truppen, welche mit ihm den auswärtigen Feind geſchlagen hatten, und betrachteten dieſen Krieg als ein Spiel. Die erſte lächerliche Niederlage, welche die Feinde, beſonders das Regiment des Coadjutors, erlitten, ward der erſte Brief an die Corinther genannt.

Man machte Frieden, Mazarin blieb am Ruder und das Parlement verſammelte ſich nach wie vor. Condé hatte den Hof gerettet, und verhöhnte ihn unmittelbar nachher. Welche Rolle ſpielten die Helden Frankreichs! Turenne hätte, der ſchönen Herzogin von Longueville zu gefallen, gern ſein Heer im Elſaß gegen den König verführt. Doch war ſchon längſt die Zeit gekommen, da man den Streit gegen den Hof nie als Aufruhr gegen den Monarchen betrachtete; es war nur der Kampf der einen Parthei mit der andern um den Beſitz ſeiner Perſon.

Es lag in Condé's Character, daß er jeden Menſchen, welchen er nicht achtete, dies auf eine drückende Weiſe fühlen ließ, und den Cardinal Mazarin mußte er verachten, ſobald er ihn näher hatte kennen lernen. So geduldig dieſer manches ertrug, hielt er es doch endlich für nothwendig, ihn zu ſtürzen, um ſich ſicher zu ſtellen, zumal da die Herzogin von Longueville ſich mit ihrem Bruder ausgeſöhnt hatte, und ihn in ſeiner Meinung beſtärkte, daß man von dem Cardinal und der Regentin alles durch Trotz erhalten könne. Der Prinz verdarb es mit beiden Partheien, weil er für den Partheigeiſt überhaupt zu erhaben war, und ſich nur ſeiner eigenen Größe freuete.

Unerwartet erhielt er einen Wink von einem Anſchlag der Fronde gegen ſein Leben; er ſchickte ſeine Caroſſe an den Ort, wo er ausgeführet werden ſollte, es geſchahen wirklich Schüſſe nach derſelben, und einer von ſeinen Bedienten ward erſchoſſen. Wahrſcheinlich hatte Mazarin ſie beſtellt, ſchob aber allen Verdacht ſo künſtlich auf die Fronde, daß Condé ſich ganz ſicher in Hinſicht auf ihn glaubte, und um einen der Frondeurs, welcher des verfehlten Meuchelmordes verdächtig ſeyn ſollte, ja nicht entkommen zu laſſen, ſelbſt die königliche Leibwache nach dem Palaſt ſchickte, welche nun ihn ſelber nebſt Conti und dem Herzog von Longueville gefangen nach Vincennes führte (1650 Jan. 18). Während dieſer Gefangennehmung ſollen die Königin und ihr Sohn auf ihren Knieen gebetet haben, daß dieſer Streich gelingen möge.

Die Herzogin von Longueville entkam glücklich zum Marſchall von Turenne, welcher ſich mit den Spaniern verband, und ſich nicht ſchämte, den Titel eines Generallieutenants der königlichen Armeen zur Befreiung der Prinzen zu führen. Dieſes ſowohl, als der neuerwachte Ungeſtüm des Parlements und das fortgeſetzte Spiel des Partheigeiſtes bewirkten, daß die Prinzen losgelaſſen wurden und Mazarin Frankreich verlaſſen mußte, welcher erſt nach Lüttich, dann nach Cöln ſich begab, aber auch in der Ferne die Regentin leitete.

Das vorzüglichſte Streben dieſer letzteren mußte dahin gehen, daß ſie Zwietracht zwiſchen Condé und dem Coadjutor von Paris ſtiftete und unterhielt, welches ihr nicht ſchwer werden konnte, da beide Männer ſo reizbar waren, und jener ſo ſtolz, als dieſer empfindlich. Beide traten mit militäriſcher Begleitung in Paris auf. Anna von Oeſtreich war bald in ſo trauter Verbindung mit dem Herrn von Gondi, daß der Prinz einen neuen bürgerlichen Krieg nothwendig glaubte. Er verabſcheute freilich die Greuel deſſelben, aber ſeine Schweſter wünſchte ſie ja, damit ihr Gemahl ſie nicht von ihrer lüſternen Liebe zurückhalten könne. Nur rüſtete er ſich zu offenbar, die geſchreckte Königin ließ den Coadjutor zur Nachtzeit in den Palaſt rufen, und ſchon wollte ſie den furchtbaren Helden aufheben laſſen, als er kaum entfloh. Er ging freilich noch wieder zurück, aber nur, um ſeinen Trotz zu vermehren. Im Parlement ſelbſt wäre es bald zu einem Treffen zwiſchen ſeiner Begleitung und der Mannſchaft des Coadjutors gekommen, und auf dieſen, eingeklemmt zwiſchen einer Thüre vom Herzog von Rochefaucault, dem vornehmſten Liebhaber der Herzogin von Longueville, war ſchon der Dolch gezückt, der ihn durchbohren ſollte, als er von einem Anhänger Condé's gerettet ward.

Indem ſo alles zum Ausbruch eines Krieges bereitet war, erklärte der junge König im Parlement ſeine Volljährigkeit und den Antritt ſeiner Regierung (1651 Septbr. 5); und ſobald alle Hoffnung eines Vergleichs mit dem Prinzen verſchwand, ward er für einen Majeſtätsverbrecher erklärt.

Dies geſchah durch daſſelbe Parlement, welches zu derſelben Zeit einen Preis auf den Kopf des Cardinals Mazarin ſetzte, der triumphirend mit einem Heere zurückkam, das nicht die Farbe des Königs trug, und auf ſeine Koſten geworben war. Inconſequent war das Parlement darum nicht, denn die Fronde hielt es ſo wenig mit dem Cardinal, als mit den Feinden deſſelben, ſondern bildete eine Parthei, durch welche jene beiden eigentlich gegen einander geſtoßen wurden.

In dem ausgebrochenen Kriege ſchlug Condé, ſo wie er angriff, einen Theil der königlichen Truppen (1652 Apr. 6), und Ludwig, welcher ſchon als Flüchtling in ſeinem Königreich umher geirret war, mußte mitten in der Nacht, aus dem Schlummer von Mazarin aufgeſchreckt, mit ſeiner Mutter von Gien entfliehen. Wahrſcheinlich wäre er jetzt in die Hände der Feinde gerathen, wenn nicht Turenne, welcher dem Hofe getreu blieb, ſeitdem er ſich von den Spaniern losgeriſſen, und einen Theil des königlichen Heeres anführte, den Sieger durch kunſtvolle Bewegungen aufgehalten hätte. Es währte nicht lange, ſo zwang er ihn in der Vorſtadt St. Antoine von Paris zu einem gefahrvollen Treffen.

Während demſelben ſtand der König mit ſeinem Hof auf der Anhöhe von Charonne; welche Emfindungen mußten in ihm rege werden, als er den Helden Turenne gegen die mittlere Gaſſe ſtürmen ſah, wo Condé ſelbſt den Befehl hatte, wie mußte jedes wohlwollende Gefühl gegen ſeine Nation verſchwinden, indem er vielleicht für Größe begeiſtert ward, als in der Hauptſtadt ſeines Reichs die größten Helden deſſelben, um derentwillen feindliche Mächte vor ihm gezittert hatten, ſo auf einander eindrangen, daß ſie ſich einander niederſchießen konnten, und ein Trauerſpiel vor ihm und den Pariſern aufführten, die ihre Thore verſchloſſen hatten, und von den Wällen zuſahen! Indem Condé zuletzt bis an das Thor zurückgetrieben war, öffnete es ſich ihm plötzlich auf Befehl der Prinzeſſin von Montpenſier, der Tochter des Herzogs von Orleans, die Bürger von Paris traten für ihn ins Gewehr, da Thränen von ſeinen Wangen rollten, und von der Baſtille ſpielten die Kanonen gegen Turenne, der von neuen Truppen verſtärkt andrang. Der Hof auf der Anhöhe freuete ſich aus Irrthum anfänglich über den Donner dieſes Geſchützes, und gab alsdann traurig den Befehl zum Rückzuge nach St. Germain.

Condé war nun der Abgott der leichtſinnigen Pariſer, das Parlement that kecke Schritte gegen den Hof, und ein herannahendes ſpaniſches Heer erregte dieſem neue Angſt; aber Turenne's Muth blieb unerſchütterlich; Mazarin ſpielte liſtig dem ſpaniſchen Anführer einen Brief in die Hände, worin er von einem Vergleich mit dem Prinzen ſprach, damit ſie ihre Waffen gegen die Spanier vereinigen könnten, und dieſe gingen ſogleich zurück; der König rief das Parlement nach Pontoiſe, und es entſtand ein Schisma in demſelben, als mehrere Glieder zu Paris zurückblieben. Doch auch diejenigen, welche dem Rufe gefolgt waren, verlangten Mazarin's Entfernung, in welche der Hof willigte, wiewohl er zugleich eine große Lobrede auf den Cardinal hielt (1652 Aug. 19).

Nachdem er dieſes Opfer gebracht hatte, flehte die Hauptſtadt um ſeine Rückkehr. Auch bewilligte er ſogleich eine allgemeine Amneſtie, wenn die Prinzen binnen drei Tagen die Waffen niederlegen wollten. Condé hätte wohl ſicher auf ſie bauen können, denn man fürchtete ihn zu ſehr; aber ſein Stolz trieb ihn eher zu den Spaniern, als daß er von ſeinem jungen König hätte Gnade annehmen ſollen.

Der Hof zog ohne Feierlichkeiten in Paris ein (1652 Oct. 21); deſto prachtvoller war der Einzug von Mazarin. Wie konnte dieſer nun triumphiren über ſeinen

Nebenbuhler, den Cardinal von Retz, der zuverſichtlich am Hof erſchienen und ſogleich gefangen genommen war, nachher aus dem Gefängniß entkam, und nach flüchtigem Umherirren verlaſſen ſtarb. So ſiegte der Italiäner durch ſeinen beſchränkten, ſchleichenden Geiſt über ſeine gewaltigen Gegner; der Coadjutor muß ſich glücklich preiſen als geächteter Flüchtling, und der Prinz von Condé weiß ſich nur durch die Vereinigung mit den Feinden des Vaterlandes zu retten. Der Bruder deſſelben, Conti, vermählte ſich mit einer reizenden Nichte des Cardinals, und die Herzogin von Longueville betete in einem Kloſter den himmliſchen Bräutigam an, da ſie auf der Erde nicht mehr angebetet ward.

In dem Kriege, welcher zwiſchen Frankreich und Spanien fortdauerte, ſind Condé und Turenne die merkwürdigſte Erſcheinung.

Sie errangen Lorbeeren, als ſie zuſammen ihre Landsleute anführten, der Marſchall ward unglücklich, als er zu den Spaniern übergegangen war, und rettete den Hof, welchen er bisher verfolgte, gegen den heldenmäßigen Prinzen, welcher denſelben vorher vertheidigt hatte. Jetzt kämpfte er gegen ſeinen Nebenbuhler im Kriegsruhm, als gegen einen Feind des Vaterlandes, und dieſer allein rettet die ſpaniſchen Heere von dem Untergange, welcher ſonſt unvermeidlich war. Nach der Schlacht bei Arras (1654 Aug. 25), in welcher Condé das flüchtige Heer des Erzherzogs **Leopold** ſiegreich deckte gegen den Sieger **Turenne**, ſchrieb ihm der König von Spanien: „ich weiß, daß alles verloren war, und daß ihr alles erhalten habt!“ Den Lorbeern des Marſchalls in dieſem Kriege fehlte nichts, als daß er den Prinzen ſelbſt nicht überwand; aber hätte dieſer ihn auch geſchlagen, ſo wäre der Sieg doch ein Raub an ſeinem Vaterlande geweſen. Hätten beide Helden für daſſelbe gefochten, welcher Friede wäre ihm geworden nach dem Bunde mit **Kromwell**?

Ob die Bemerkung wahr ſey, welche der ſpaniſche Miniſter **Ludwig von Haro** bei den Unterhandlungen wegen des pyrenäiſchen Friedens über Mazarin gemacht haben ſoll, nämlich, es wäre ein großer Fehler ſeiner Politik, daß ſie immer betrügen wollte, brauchte den König von Frankreich nicht zu kümmern, denn er erhielt in dem Friedensſchluſſe mehrere Plätze in Flandern und Luxemburg und faſt ganz Artois, von der ſpaniſchen Seite die Grafſchaft Rouſſilon nebſt Perpignan und Conflans. Die Infantin ward zu ſeiner Gemahlin beſtimmt, doch mußte ſie Verzicht leiſten auf alle Länder der ſpaniſchen Krone.

Condé ward begnadigt und bekam faſt alle ſeine Güter zurück, er mußte froh ſeyn, daß er nur in ſo weit reſtituirt ward (1659 Nov. 7).

Durch die beiden Friedensſchlüſſe, den weſtphäliſchen und dieſen pyrenäiſchen erhielt Mazarin's Regierung einen Glanz, zu welchem er wenig beigetragen hatte, unterdeß die Staatsverwaltung unter ihm ſich in die größte Verwirrung verlor. Allein davon merkte der junge König nichts, außer wenn er Geld brauchte und der Oberaufſeher der Finanzen, der Marquis von Fouquet, ihm den Rath gab, weil in der königlichen Caſſe nichts wäre, ſo würde ihm der Cardinal etwas leihen. Deſto ungeduldiger trug er aber das Joch einer fremden Regierung, zumal da der allgewaltige Miniſter ſchon längſt einen ſtolzen Ton angenommen hatte, welcher nicht, wie bei Richelieu, mit ſeiner Natur harmonirte. Am nützlichſten ward er ſeinem Monarchen auf dem Sterbebette durch den treuen Rath, welchen er ihm gab. Er bat ihn hinfort keinen Premierminiſter mehr anzunehmen, ſchilderte ihm die Zerrüttung der Finanzen, und indem er ihm Fouquet's Schuld und Furchtbarkeit beſchrieb, ſtellte er ihm ſeinen Colbert als den Mann dar, welcher jene Verwirrung heben könnte. Selbſt für dieſen Rath ward der ſterbende Cardinal noch belohnt, denn ſowohl die Unruhe ſeines Gewiſſens beim Anblick ſeiner Schätze, als auch die Beſorgniß, daß man ſie ſeiner Familie nicht laſſen möchte, verſchwanden, da er auf Colbert's Wink ſie dem König anbot, und dieſer, wie ſich vermuthen ließ, ſie nicht annahm. Auch hatte der junge Ludwig ſchon ſoviel Gewalt über ſich, daß er über den Tod ſeines Miniſters traurig zu ſeyn ſchien (1661 März 9).

Nun wollte der Monarch ſelbſt regieren, ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, zum Bezaubern ſchön, voll Hang zur Liebe, aber durch ſein zärtliches Feuer und ſeinen Sinn für Anſtand und Würde von erſchlaffender Wolluſt entfernt. Er war von frühſter Jugend an ein Gegenſtand der Abgötterei des weiblichen Geſchlechts geweſen; erzogen von einer Mutter, deren einziger Stolz und Troſt er in Frankreich war, erhielt er durch Weiberhand und mütterliche Zärtlichkeit ſeine erſte Cultur, ſo wie bei ſeinen unterbrochenen Liebeshändeln, durch verſchiedene weibliche Charactere, aber immer durch Liebe, ſeine weitere Ausbildung. Bei dem Herrſchergefühl, das auch einem ſchwächeren Geiſt, als er war, ſich durch den Gedanken nothwendig einprägte, daß er ſeit ſeinem erſten Bewußtſeyn, auch nicht einmal von einem regierenden Vater abhängig, König über viele Millionen geweſen ſey, hatte er doch manches Drangſal während ſeiner Minderjährigkeit ertragen müſſen, und wiewohl ſich die Stürme ohne ſein Zuthun legten, war die Täuſchung der Eitelkeit ſo leicht, daß er ſich, weil er die Gefahr doch geſehen hatte, Muth gegen dieſelbe und Kraft, ſie zu bekämpfen, beilegte. Natur und Schickſal hatten ſich vereinigt, damit er auf das vollkommenſte einen König repräſentiren konnte; er war es aber um ſo weniger. Da man ihn nach Mazarin's Tode fragte, an wen man ſich wenden ſollte, antwortete er majeſtätiſch: „an mich!“ Daß er dieſer ſey, hätten ſeine Handlungen ſchon zeigen ſollen: da er auf ſeinem

Todtenbette das Weinen der Anweſenden hörte, fragte er: „habt ihr denn geglaubt, daß ich unſterblich ſey?“ Welche übermüthige Beſcheidenheit in dieſer Frage, und welche unbedeutende Majeſtät in jener Antwort! Als das Parlement einmal nicht nach ſeinem Sinn verfuhr, ging er in Stiefeln und Sporen und die Reitgerte in der Hand dahin und befahl. Dies gehörte freilich nicht zur Repräſentation eines Königs; aber er zeigte dadurch ſchon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre, daß er neben ſeiner Rolle auch wirklich etwas ſeyn würde, nämlich ein alles verachtender Deſpot.

Eingedenk der Rede ſeines ſterbenden Miniſters dachte er zuerſt an Beſtrafung des Oberintendanten Fouquet, welcher aber außer der Verſchwendung der Staatseinkünfte das größere Verbrechen begangen hatte, daß er die Fräulein la Valiere, für welche Ludwig ſchon Zärtlichkeit fühlte, zweimal hunderttauſend Livres für ihre geheime Gunſt anbot und, mit Verachtung zurückgewieſen, ihr Vertrauter ſeyn wollte, als er ſeinen Nebenbuhler verſpürte. Da er bei einem Feſte, welches er in ſeinem Luſthauſe zu Vaux dem König gab, die ganze Pracht des an ſeinem Reiche begangenen Raubes zeigte, wollte ihn dieſer anfänglich mitten unter den feſtlichen Freuden gefangen nehmen laſſen; dies geſchah nachher zu Nantes auf der Verſammlung der bretagniſchen Stände. Wahrſcheinlich ſtarb Fouquet in ſeinem Gefängniß zu Pignerol (1680), wenigſtens iſt er erſt nahe vor ſeinem Tode aus demſelben befreit worden.

Sein Nachfolger Colbert führte nur den Titel eines Generalcontroleur; aber doch ward er der eigentliche Schöpfer des Glanzes von Frankreich während dieſer Regierung, welcher dauerte, ſo lang er lebte. Er trat in Sully's Fußtapfen, ohne einen Heinrich neben ſich zu haben, denn ſo emſig Ludwig die Regierungsgeſchäfte begann, ward er bald unfähig zu denſelben durch die vielen glänzenden Hofvergnügungen, zu welchen ihn vorzüglich ſeine Liebesangelegenheiten verführten, er beſaß nicht die Stärke großer Geiſter, welche vom ſinnlichen Taumel ſich plötzlich zu ernſten Geſchäften losreißen können. Wie vergaß er ſo gern die ganze Welt bei der ſanften ſchönen Valiere, zu welcher er die wahrſte Liebe fühlte, ſo wie ſie noch früher gegen ihn. Selbſt, als ſie merkte, daß die lebhaftere, witzige Gemahlin des Marquis von Monteſpan ihr ſein Herz entriſſen hatte (1669), blieb ſie ihm mit ungeſchwächter Zärtlichkeit zugethan, und um ihm zu gefallen, ging ſie ins Kloſter, wo ſie nach einer fünf und dreißigjährigen ſtrengen Andacht die Welt verließ (1710). Als der Herzog von Vermandois, welchen ſie dem König geſchenkt hatte, vor ihr ſtarb, ſagte ſie: „über ſeine Geburt muß ich noch mehr weinen, als über ſeinen Tod!“

Indem Ludwig, welcher mit ſeinem Hofe die Hauptſtadt verließ, und den beſtimmten Aufenthalt deſſelben einigemale änderte, dadurch zu erkennen gab, daß der Sitz der Regierung einzig da ſey, wo er ſich aufhalte, zeigte er dem übrigen Europa, wie gebieteriſch er auch mit ihm verfahren werde. Von den Franzoſen gereizt hatte ſich die päpſtliche Leibwache am Palaſt und an der Perſon des franzöſiſchen Geſandten in Rom vergriffen, und ein franzöſiſches Heer war ſchon auf den Marſch gegen Alexander den Siebenten, ehe ſich dieſer dazu bequemte, einen Legaten nach Frankreich zu ſchicken, welcher Abbitte thun mußte, die Corſen für unfähig zu erklären, im Kirchenſtaat Dienſte zu thun, und eine Schandſäule vor ihrer ehemaligen Hauptwache zu errichten (1663).

Alle Handlungen Ludwig's zeigten, daß er vor Begierde brannte, eine große Rolle in Europa zu ſpielen, und dazu bekam er Gelegenheit, als ſein Schwiegervater, Philipp der Vierte von Spanien, ſtarb (1665). Zwar hatte ſeine Gemahlin Verzicht gethan auf alle Länder deſſelben, aber wann wird das europäiſche Völkerrecht dahin gedeihen, daß man um eine ſolche Verzichtleiſtung ſich zu bekümmern braucht? Ein ſo mächtiger König, wie Ludwig war, konnte ſein Unrecht mit einem Vorwande beſchönigen, wie ihm das Devolutionsrecht gab, welches kundbar nur für Privatperſonen in einigen niederländiſchen Provinzen galt.

Reißend war der Fortgang ſeiner Waffen in den Niederlanden (1667), denn was iſt nicht möglich, wenn ein ſo ungeſtüm wirkender Kriegsminiſter, wie Louvois, die Unternehmungen leitet, wenn man ſolche Genien, wie die großen franzöſiſchen Feldherrn, ein Volk anführen läßt, das feurig kriegeriſch iſt, wenn ein erfinderiſcher Kopf, wie der Ingenieur Vauban mit ſeiner neuen treflichen Theorie auf einem Kriegsſchauplatz, wie die Niederlande, zum erſtenmal auftritt?

Als die Spanier an die ſiegreichen Franzoſen ihr Land verloren, mußte die holländiſche Republik vor der Uebermacht der letzten zittern, und der tiefſinnige, für Freiheit enthuſiaſtiſche Johann de Witt ſann ſchon darauf, dem franzöſiſchen Glück einen Damm entgegenzuſtellen. Er begann Unterhandlungen mit dem engliſchen Geſandten im Haag, dem Ritter Temple, gegen welchen er wegen ſeines philoſophiſchen Sinnes und ſeiner Freiheitsliebe Achtung und Freundſchaft fühlte. Zu ihnen geſellte ſich der Graf von Dohna, ſchwediſcher Geſandte, und die Tripelallianz war geſchloſſen zwiſchen den Mächten dieſer drei Männer (1668 Jan. 23), ein Bund, welcher von dem ſtolzen Ludwig Frieden unter Bedingungen erzwingen ſollte, die freilich ſeinem Stolz nicht entſprechen, aber auch den Spaniern nicht gefallen konnten.

Allein zu derſelben Zeit, da er zu Stande kam, hatte Condé, eiferſüchtig auf den neuen Ruhm, welchen Turenne in dieſem Krieg ſich erworben hatte, ſich aufgerafft, um im Streit für ſein Vaterland einmal wieder Lorbeern zu erkämpfen; und in zwei Wochen war die ganze Franche Comté durch ihn erobert (1668 Febr. 14). Es war wohl nicht ſo ſehr Furcht vor der Tripelallianz, daß Ludwig im Frieden zu Aachen (1668 Mai 2) die Grafſchaft Burgund zurückgab, und ſich begnügte mit den eroberten Plätzen in Flandern; ſondern ihn trieb dazu die Sehnſucht, ſich an den holländiſchen Kaufleuten zu rächen, welche es gewagt hatten, ihm, einem ſo großen König, Geſetze vorzuſchreiben; um ſeine Rache zu vollführen, waren ihm die flandriſchen Feſtungen wichtig.

Unter den Vorbereitungen, welche zu dem Rachekrieg gegen Holland gemacht wurden, war keine ſo merkwürdig, als die Bemühung, die Tripelallianz zu zerſtören. Schon das Verſprechen von großen Geldſummen hätte vielleicht hingereicht, um Carl den Zweiten, der immer mit dem Parlement zerfallen war, von derſelben abzuziehen; aber wie hätte er widerſtehen können, als die Klugheit einer geliebten Schweſter und die außerordentliche Schönheit einer franzöſiſchen Hoffräulein ihn in Verſuchung führten? Jene nämlich, die Herzogin von Orleans, ſtellte ſich, als machte ſie nur zum Vergnügen den Zug mit, welchen der König vom ganzen Hofe und einem Heer begleitet, das in die neueroberten Feſtungen vertheilt werden ſollte, zu denſelben antrat. Sie war gleichſam die Königin dieſer Reiſe, welche an

Pracht und wollüſtigen Vergnügungen und gnädiger Verſchwendung des Monarchen ganz den Zügen glich, welche in der Fabel der Gott Bacchus hält. Plötzlich empfand ſie dann eine große Sehnſucht, ihren Bruder zu ſprechen, und nahm die Fräulein von Cerouel mit ſich, welche als Herzogin von Portsmouth nachher Carl den Zweiten beherrſchte. Unter aſiatiſchem Wohlleben verſchwören ſich zwei Könige, einen jungen Freiſtaat zu der traurigen Wahl zu zwingen, entweder ein Raub des Deſpotismus, oder der Fluthen zu werden. Zwar ſtutzte der König von England, als ſeine Schweſter ſogleich nach ihrer Rückreiſe plötzlich ſtarb, und auf ihren eignen Gemahl der Verdacht fiel, daß er ſie vergiftet habe, weil ſein königlicher Bruder ſie nicht ohne Gegenliebe liebte; allein der Bund litt nicht darunter.

Holland war von allen Mächten verlaſſen, nur nicht von Friedrich Wilhelm dem Großen von Brandenburg, es war durch Partheien zerrüttet, weil die beiden patriotiſchen Brüder De Witt dem Prinzen Wilhelm von Oranien nicht die gefährliche Macht ſeiner Vorfahren einräumen wollten; es hatte Mangel an Kriegsproviſion, weil die Franzoſen ſie bei ſeinen eignen Kaufleuten aufgekauft hatten, ſeine ganze militäriſche Verfaſſung war in dem traurigſten Zuſtande.

Der gewaltige König von Frankreich dagegen, im Bunde mit mehrern Mächten, unter welchen ſelbſt Schweden war, rückte allein mit hundert und zwölftauſend Mann an die holländiſchen Gränzen, und ſeine Flotte vereinigte ſich mit der großen engliſchen; unter und neben ihm ſtanden im Felde Turenne, Condé und andere Helden, deren Namen Europa bald mit vorzüglichem Ruhm nennen ſollte; der höchſte Muth war in ſeinem Heere vereinigt mit auffallender Pracht, ſtrenge Kriegszucht mit dem Zauber feiner Sitten. Wie ſicher das Verderben der Republik ſeyn mußte! Hatte er doch ſelbſt einen Geſchichtſchreiber bei ſich, den bekannten Peliſſon, der ſeinen Ruhm auf die Nachwelt bringen ſollte!

Aber kaum als Lobredner konnte dieſer ſeinen Uebergang über den Rhein als eine bewundernswürdige Handlung erheben (1672 Jun. 12), und als Geſchichtſchreiber konnte er ſeinen Helden nicht rühmlich darſtellen, da derſelbe Condé's kühnen Rath verwarf, ſich während der Beſtürzung der Provinzen Amſterdams durch einen Haufen von Reutern zu bemächtigen, und lieber viele der eroberten Plätze ſchleifen zu laſſen, als durch die vielen Beſatzungen, welche ſonſt nothwendig waren, ſein Heer zu ſchwächen. Schon ſtanden die vornehmſten Familien bereit, nach Oſtindien die Freiheit zu retten, welche der europäiſche Deſpotismus ihnen nicht gönnte, aber ſie verzweifelten noch nicht, ſie gegen denſelben zu behaupten, als Amſterdam noch nicht verloren war, und ihr Vaterland nicht in einem Feldzug erobert ward.

Niemand war in einer traurigeren Lage, als der edle Johann de Witt. Wie ſehr ihn das Drangſal ſchmerzte, das die Franzoſen über die Provinzen brachten, erregte ihm die Furcht noch mehr Kummer, daß im Sturm der Gefahr die Freiheit an den Prinzen von Oranien verloren gehen möchte. Er betrieb es, daß man gegen den Willen deſſelben den König um Frieden anflehte; aber die Geſandten wurden von Louvois gemishandelt und die Forderungen, unter welchen die Gnade Ludwig's Frieden geben wollte, waren bis zum Hohn demüthigend. Die traurigſte Folge dieſes Uebermuthes war, daß der Pöbel, aus Verzweiflung raſend, Johann de Witt und ſeinen Bruder Cornelius, jenen, einen der erſten Staatsmänner, dieſen, einen ausgezeichneten Krieger, beide Patrioten grauſam ermordete, nachdem der Prinz von Oranien ſchon Statthalter geworden war.

„Ich werde mein Vaterland ſicher nicht umkommen ſehen,“ ſagte Wilhelm der Dritte, „denn in der letzten Schanze werd' ich ſterben.“ Er warf einen Blick auf die durchſtochenen Dämme, auf die Fluthen, welche durch eine wohlthätige Verheerung Amſterdam und andere Städte retteten; er gedachte des Helden Ruyter, welcher in der Schlacht bei Solbay (1672 Jun. 7) gezeigt hatte, das Element, worin die holländiſche Freiheit lebe, ſey das Waſſer.

Der einzige Bundesgenoſſe der Republik, der Churfürſt von Brandenburg, mußte ſich zum Frieden mit Frankreich im folgenden Jahre bequemen, um ſeine weſtphäliſchen Beſitzungen zu retten (1673 Jun. 6); aber nicht lange nachher vereinigten ſich mit ihr der Kaiſer und Spanien, und Dänemark ſchloß mit ihr ein Schutzbündniß. Die Franzoſen verließen faſt alle ihre Eroberungen in den Provinzen, Ruyter beſtand glorreich in drei blutigen unentſchiedenen Seeſchlachten dieſes Jahres, und wenn im folgenden die Grafſchaft Burgund auch von Frankreich erobert ward, ſo ſchlug der Churfürſt von Brandenburg wieder gegen daſſelbe los, und Großbritannien, Cöln und Münſter hoben die Allianz mit ihm auf.

Indem Turenne den Krieg am Rhein freilich raſch, aber ſtets mit Vorſicht und Kälte führte, kam es durch Condés Ungeſtüm und den beſonnenen Ehrgeiz des Prinzen von Oranien zum mörderiſchen Kampf in den ſpaniſchen Niederlanden. Mehr ein Gemetzel, als eine Schlacht war das Gefecht bei dem Dorfe Senef in der Nähe von Bergen (1674 Aug. 11). Condé hätte mit vierzigtauſend über ſechszigtauſend wohl gänzlich geſiegt, wäre Oranien nicht bei der verbündeten Armee geweſen, und wäre vielleicht gänzlich geſchlagen, wenn dieſer allein den Befehl gehabt hätte. Wenigſtens ſagte der junge Prinz, nur die Achtung gegen den Kaiſer habe ihn zurückgehalten, daß er dem verrätheriſchen Befehlshaber deſſelben, einem Grafen von Souches, nicht eine Kugel vor den Kopf geſchoſſen hätte. Nach dem

Untergang der Sonne währte das Treffen noch zwei Stunden im Mondenſchein, der franzöſiſche Anführer gab ſein Leben offenbar Preis, beide Heere ſangen das Siegeslied, aber das verbündete blieb die Nacht über auf dem Schlachtfelde. Die Folgen dieſes Tages zeigten, daß an ihm ſo gar nichts für eine von beiden Partheien entſchieden war.

Wie Oranien ein würdiger Gegner Condé's zu werden ſchien, erhielt Turenne, welcher gegen die Befehle des Königs und Kriegsminiſters ſiegreich und vom Feinde ſelbſt bewundert, wiewohl auch wegen ſeiner Grauſamkeit gehaßt, den Krieg in Deutſchland führte, einen gefährlichen Gegner an dem kaiſerlichen General Montecuculi; aber beide franzöſiſche Helden waren am Ende ihrer Laufbahn. Turenne glaubte endlich Gelegenheit zu einem glücklichen Angriff gegen den kaiſerlichen Feldherrn gefunden zu haben, er wollte von einer Anhöhe bei Sasbach das Lager deſſelben genau beobachten, und eine feindliche Kugel tödtete ihn auf der Stelle. Sie riß auch dem Generallieutenant St. Hilaire den linken Arm weg, und ſein Sohn ſprang weinend herzu. „Nicht mich,“ rief der Patriot, „beweine dieſen großen Mann; deinen Vater wirſt du wohl verlieren; aber dein Vaterland wird keinen ſolchen Feldherrn wieder finden: unglückliches Heer, wie wird es dir ergehen!“ Und mit ermannter Seele ſetzt er dann hinzu: „hinweg, und thue deine Pflicht, ich wünſche nur ſo lange zu leben, daß ich hören kann, du habeſt ſie erfüllt!“ Aber der Geiſt war dahin, welcher die Idee zu dieſer Schlacht gehabt hatte; eine müßige Kanonade von beiden Seiten konnte dieſen Tag nicht auszeichnen (1675 Jul. 27). Condé mußte herbeieilen, um die Armee vor dem Untergang zu bewahren. Allein die Qual des Podagras zwang ihn bald nachher, ſich in Ruhe zu begeben; im Umgange vorzüglicher Geiſter lebte er zu Chantilli, nur war jeder Funke ſeines eignen Genius am Ende ſeines Lebens erloſchen (ſt. 1686). Zu derſelben Zeit, da er die Ruhe ſuchte, verließ Montecuculi den Dienſt des Kaiſers, und im folgenden Jahre ſtarb Ruyter, verwundet in einer unentſchiednen Seeſchlacht mit den Franzoſen, welche im Angeſicht des Berges Aetna geliefert ward.

Ludwig hatte bisweilen die Gnade gehabt, zu verſichern, daß Condé und Turenne das Kriegsweſen beſſer verſtünden, wie er; aber unglücklich würde es ihm jetzt doch wohl gegangen ſeyn, wenn er nicht einen wachſamen Kriegsminiſter wie Louvois gehabt hätte, wenn ſich nicht auf einem Schauplatz, wo ein paar große Feldherrn gehandelt haben, gewöhnlich mehrere Genies entwickelten. Luxemburg, Catinat, Schomberg und Vauban waren Namen, die auch ohne Parallele mit dem König glänzen; und vorzüglich dem letzten von den genannten Feldherrn verdankten die Franzoſen das Glück, welches ihren Belagerungskrieg in den Niederlanden begleitete. Allein den ſtolzen Erwartungen Ludwig's entſprach auch nicht der glücklichſte Erfolg, und es bekam das Anſehen, als würde Großbritannien ſich gegen Frankreich erklären. Die engliſche Nation fürchtete ein zu großes Uebergewicht der franzöſiſchen Macht, und der Prinz von Oranien vermählte ſich mit der Tochter des Herzogs von York. Aber einen ſolchen Frieden wollte Wilhelm doch nicht, als zu Nimwegen zwiſchen Frankreich und Holland zu Stande kam (1678 Aug. 10). Bei den Unterhandlungen ſiegten die franzöſiſchen Geſandten, wie ihre Landsleute im Felde. Wie viel gewannen ſie dadurch, daß ſie die Unterhandlungen erſt in die Länge zogen, und dann endigten mit einer betäubenden Schnelligkeit, daß ſie einzelne Friedensſchlüſſe errangen, daß ſie die Eiferſucht der Holländer gegen das oraniſche Haus auf das höchſte ſpannten! Der Republik gaben ſie alles zurück, aber dafür mußte ſie ſich zu einer völligen Partheiloſigkeit verpflichten. Dies war ihnen ſo viel werth, daß ſie von keinem Bruch des Friedens ſprachen, als vier Tage nach Unterzeichnung deſſelben Prinz Wilhelm, der von ihr höchſt wahrſcheinlich ſchon wußte, den ſorgloſen Marſchall von Luxemburg bei Mons überfiel.

Trieb ihn kriegeriſcher Ehrgeiz dazu, ſo war es gerechte Strafe, daß er trotz dem blutigſten Kampfe doch nichts gewann, und eben ſo wenn die Hoffnung ihn gereizt hatte, einen vortheilhaftern Frieden durch Treuloſigkeit zu erzwingen. Darauf ward zunächſt mit Spanien Frieden geſchloſſen (Sept. 12). Es büßte die ganze Grafſchaft Burgund und ſechszehn herrliche Plätze in den Niederlanden ein; ſtatt Philippsburg, welches der Kaiſer bekam, erhielt Ludwig Freiburg (1679 Febr. 5).

Freilich legte der letztere die Waffen nicht eher aus der Hand, als bis die Schweden, welche ſo unglücklich gegen Dänemark und den Churfürſten von Brandenburg geweſen waren, einen nicht ſehr nachtheiligen Frieden bekommen hatten; aber auch das wenige, was ſie verloren, hätte er ihnen erhalten ſollen, da ſie einzig ſeine treuen Bundesgenoſſen geblieben waren.

Der Herzog von Lothringen nur, der von den Bedingungen nichts wiſſen wollte, welche der nimwegiſche Frieden für ihn enthielt, kam nicht wieder zum Beſitz ſeines Landes.

Daß Ludwig bisher dieſe glänzende Rolle hatte ſpielen können, verdankte er vornehmlich kraftvollen Männern in ſeinem Staatsrath, welcher ſeit Mazarin's Rath, die Stelle eines Premierminiſters eingehen zu laſſen, ungleich bedeutender geworden war. Der Cardinal hatte ihn gewöhnlich in ſeinem Hauſe gehalten, und während der Verhandlung über die wichtigſten Staatsangelegenheiten mit ſeinem Affen geſpielt. Der König gab ihm Glanz durch ſeine Perſon; alle Miniſter mußten ihm unmittelbar referiren, und indem er die Prinzen von demſelben ausſchloß, verſtopfte er die vornehmſte Quelle von den letzten bürgerlichen Unruhen.

Colbert war ohne Zweifel der Größte unter ſeinen Dienern. Er brachte zuerſt das Chaos der Finanzen in Ordnung, welches nach Sully's Entfernung wieder entſtanden war; er verbreitete ſeinen Geiſt der Ordnung über die ganze Staatsverwaltung, über die ganze Nation, ſo undankbar dieſe aus Unwiſſenheit gegen ihn war. Indem er die Induſtrie empor half, verminderte er die Auflagen und vermehrte die königlichen Einkünfte. Der Handel Frankreichs ward durch ihn blühend, denn derſelbe erhielt zuerſt Unabhängigkeit, als Dünkirchen, welches man von Carl dem Zweiten gekauft hatte, und Marſeille für Freihäfen erklärt wurden, als der elende Zoll, welchen alle Schiffe erlegen mußten, die aus franzöſiſchen Häfen liefen, aufgehoben ward. Durch ein beſonderes für den Handel errichtetes Collegium, bei deſſen Verſammlungen der König häufig erſchien, durch die Colonien, die man ausſchickte, durch die indiſche Compagnie, welche anfänglich die Bemühungen des Hofes und der Nation, ſie emporzubringen, mit einem glücklichen Erfolg belohnte, aber beſonders durch das bewundernswürdige Leben, welches Colbert in die franzöſiſchen Manufacturen brachte, nahmen die Franzoſen bald einen der erſten Plätze unter den handelnden Nationen ein. Vorzüglich wirkte der Miniſter zu einer neuen Staatsordnung durch ein Conſeil, welches er leitete, zu derſelben Zeit, als die Waffen ſeines Königs den glänzenden Angriff auf die ſpaniſchen Niederlade thaten.

Juſtiz und Polizei gewannen eben ſo ſehr, als Handlung und Seeweſen; und indem für alle Fächer Rathscollegien und Bildungsſchulen angelegt wurden, ſchien die kluge Staatsverwaltung gleichſam verewigt werden zu müſſen. Durch die verſchiedenen Sammlungen von Geſetzen, welche gemacht wurden, erhielt dieſelbe eine neue Stütze. Jene einfache Klarheit, welche dem Miniſter über alles werth war, konnte nur nie ganz erreicht werden, wegen der vielen Reliquien von Misbräuchen und alter Anarchie; und trotz dem allgemeinen Wohlſtande blühte der Ackerbau nicht ſo ſchön auf, als er erwartete und wünſchte.

Die zerſtörenden zahlreichen Kriege Frankreichs waren Schuld daran, denn vornehmlich durch ſie war er auch gezwungen, die freie Ausfuhr des Getreides nicht zu erlauben. Wären die Maitreſſen nicht geweſen, an deren Vergnügen ſo viel von den Staatseinkünften und Ludwig's Zeit verſchwendet wurde, wäre Louvois nicht geweſen, welcher, um ſich unentbehrlich zu machen, immer an Kriege dachte und für ein glänzendes Glück in denſelben durch ſeine Talente und ſeine Härte ſorgte; was würde Colbert aus ſeinem Vaterlande gemacht haben?

Ungefähr noch ein Jahrzehend ſeit dem nimwegiſchen Frieden dauerte der Wohlſtand Frankreichs, aber ſchon während demſelben war Ludwig's Betragen gegen auswärtige Mächte und in einheimiſchen Angelegenheiten ſo beſchaffen, daß man ungefähr vorherſagen konnte, wie ſeine Regierung endigen werde.

Er fing ſeine unglückliche Rolle mit der Behauptung an, daß er die Oberhoheit über das ganze Elſaß und alle Vaſallen von Metz, Toul und Verdun im weſtphäliſchen Frieden erhalten habe. Geſetzt auch, daß er durch eine geſuchte Erklärung dieſe Behauptung hätte allenfalls darthun können: ſo hätte er doch richterliche Oberhoheit in Europa haben müſſen, um durch ſeine Reunionskammern zu Metz, Beſançon und Breiſach urtheilen laſſen zu dürfen, was zu jenen Eroberungen gehörte? Aber ſtatt dieſes Rechtes beſaß er eine trefliche Armee. Das Reich blieb in Ruhe, ſelbſt als die Stadt Straßburg von den Franzoſen weggenommen wurde (1681). Der Congreß zu Frankfurt mußte einen wichtigern Streit ſchlichten, nämlich, ob auch die Geſandten anderer Reichsſtände außer den churfürſtlichen auf den Titel Excellenz Anſpruch machen könnten, als daß er an Behauptung der Reichsrechte gedacht hätte. Der größte Theil der reunirten Länder und von Seiten des Reichs Straßburg, wie von Seiten Spaniens Luxemburg mußten an Ludwig in dem zwanzigjährigen Waffenſtillſtand abgetreten werden (1684 Aug. 15), welcher ein verhöhnender

Triumph für ihn über die vornehmſten europäiſchen Mächte war.

Schon hierdurch in Europa verhaßt, ward er es noch mehr durch ſeine ſtolze Härte gegen Genua. Selbſt die angeblichen Beleidigungen, welche ihm dieſe Republik ſollte zugefügt haben, waren äußerſt geringfügig. Er ſchickte eine Flotte gegen dieſelbe und ließ zugleich durch Colbert's Sohn, den Marquis von Seignelai verlangen, daß vier Rathsherrn an ſeinem Hof um Verzeihung bitten und die Verſicherung des Staats geben ſollten, künftig dem königlichen Willen auf das ſtrengſte nachzukommen. Weil auch eine kleine Macht ſich eine ſolche Sprache nicht gefallen laſſen konnte, wurde ein ſchöner Theil der Stadt durch ein wiederholtes Bombardement der Franzoſen eingeäſchert, und um nicht noch ein härteres Schickſal zu leiden, mußte ſie ein Grundgeſetz ihrer Verfaſſung für einige Zeit aufheben, damit ihr Doge in Begleitung von vier Rathsherrn Abbitte zu Verſailles thun konnte. Mit Recht wunderte ſich derſelbe über nichts ſo ſehr, als daß er daſelbſt gegenwärtig war (1685 Mai 5).

Eben ſo leicht ward es dem König von Frankreich, ſeinen deſpotiſchen Stolz auf eine gehäſſige Weiſe zu befriedigen, als er die Quartierfreiheit der Geſandten von katholiſchen Mächten in Rom, wodurch das Verbrechen häufig Strafloſigkeit erhielt und worauf die übrigen Staaten Verzicht thaten, für ſich nicht aufgeben wollte, denn er ſey gewohnt ein Beiſpiel zu geben, nicht es an andern zu nehmen. Innocenz der Eilfte konnte ihm freilich nicht trotzen, als er eine militäriſche Macht mit ſeinem Ambaſſadeur nach Rom ſchickte, welcher in ſeinem Palaſt wie in einer Feſtung lebte (1687). Doch fand ſich bald eine Gelegenheit für den Papſt, daß er ſich rächen konnte, indem er ſich nämlich mit dem Kaiſer vereinigte, den Biſchof von Straßburg, Cardinal von Fürſtenberg, nicht auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu Cöln kommen zu laſſen. Welcher Gewinn wäre es für Frankreich bei ſeinen folgenden Unternehmungen geweſen, wenn es einen Churfürſten am Rhein zu ſeinem trauteſten Bundesgenoſſen gehabt hätte?

Den drückenden Stolz Ludwig's gegen andere Mächte hätte ihm indeſſen die Nationaleitelkeit ſeiner Unterthanen verziehen, empörend ward aber ſeit Colbert's Tode auch die Verwaltung des Innern. Mit dieſem großen Mann (ſt. 1683) ſchien der Schutzengel des Königs und ſeines Reichs entwichen zu ſeyn; die ſchönſte Lobſchrift auf ihn wird ſtets das Verderben der Nation bleiben, welches ſeit ſeinem Ende unaufhörlich zunahm und bewies, wie wenig man bei Abwägung ſeiner Verdienſte vergeſſen darf, daß er unter einer ſolchen Regierung ſo viel that, noch ſo häufig nach ſeinen Grundſätzen verfahren konnte, als es wirklich geſchah.

Nachdem die Marquiſe von Monteſpan ihre Herrſchaft über den König verloren hatte, weil die Periode ſeines Geiſtes vorbei war, wo er Kühnheit genug beſaß, einem muthwilligen Witze Gehör zu geben, und er jetzt zu andächteln begann, ſtritten ſich um den Beſitz ſeiner Perſon der wilde Louvois und die Wittwe des komiſchen Dichters Scarron, die Frau von Maintenon. Welche Parthei obſiegen werde, hing davon ab, ob der Ehrgeiz und Stolz des Königs oder die Sehnſucht ſeiner Schwäche, an der Hand eines frommen Weibes nun ſanft hinzuwandern, wie er ſonſt an weiblichen Händen majeſtätiſch einherſchritt, in ihm das Uebergewicht erhalten werde. Keine gute Vorbedeutung war es für den Kriegsminiſter, daß dasjenige Jahr, in welchem die Maintenon über ihre Nebenbuhlerinnen ſiegte, durch die Aufhebung des Edicts von Nantes gebrandmarkt wurde (1685).

In geheimen religiöſen Verſammlungen war ſie allmählich vorbereitet, und noch früher hatte man unter der Hand das Bekehrungswerk im Kleinen getrieben, gewöhnlich mit Milde, mitunter ließ man auch Calviniſten rädern, und ihre kundbarſten Rechte nahm man ihnen allmählig ab. Bei jenen Sitzungen war der treue Adjutant der Frau von Maintenon, der Jeſuit La Chaiſe, königlicher Beichtvater, eine Hauptperſon.

Louvois ward unruhig über die geheimen Berathſchlagungen; und als er den Gegenſtand derſelben erfuhr, da verließ er ſich auf die Ungeduld Ludwig's, die ihm, als dem Kriegsminiſter, große Theilnahme am Bekehrungsgeſchäfte geſtatten mußte. Nach dem Befehl des Hofes ſollten alle reformirte Kirchen niedergeriſſen werden; keine Verſammlung ward den Calviniſten erlaubt, Galeerenſtrafe ſtand für die Männer, Gefangenſchaft für die Weiber unter denſelben, auf jeden Verſuch, das Königreich zu verlaſſen, oder ihr Vermögen wegzuſchaffen. Aber wiewohl man, um dieſer Drohung Gewicht zu geben, in allen Gränzplätzen und Häfen bekannt machen ließ, daß man alle, die Frankreich verlaſſen wollten, ohne ein geiſtliches Zeugniß von ihrer katholiſchen Religion zu haben, als Verbrecher anhalten ſollte, entflohen doch mehr als fünfmalhunderttauſend Calviniſten, da die Apoſtel von Louvois, Schaaren von Dragonern mit Mönchen und obrigkeitlichen Perſonen umherzogen, und das Schwert in der Fauſt ausriefen: „ſterbt oder werdet katholiſch!“ Da dieſe Barbaren in die Häuſer der Reformirten gelegt wurden, um bei der executiven Gewalt, die ſie beſaßen, zugleich den Dienſt der Inquiſitoren zu verrichten, da man durch Fanatismus und Grauſamkeit jedes Gefühl der Natur in den calviniſtiſchen Familien ſelbſt zum Untergang der Ketzer in Empörung zu bringen ſuchte. Die Heere, welche gegen Ludwig im nächſten Krieg erſchienen, wurden durch ſeine flüchtigen Unterthanen verſtärkt, die Kunde der franzöſiſchen Manufakturen ward durch ſie über Europa verbreitet, und gerade diejenigen Menſchen, in welchen Colbert's

Ordnungsgeiſt am ſchönſten gediehen, waren unter den geächteten Calviniſten. Weil jener große Staatsmann dieſer Religionsparthei wegen ihrer Denkart, welche der Ordnung im Staat ſo günſtig war, ſich geneigt gezeigt hatte, ward ſie von Louvois und ſeinem alten Vater, dem Canzler Le Tellier gehaßt, welcher letzte, als er das Edict gegen dieſelbe unterſiegelt hatte, entzückt ausrief: „Herr, nun läßt du deinen Diener im Frieden fahren!“ und bald nachher ſtarb.

Auch der König lebte in einem ſeligen Frieden, indem er Verderben über ſein Land brachte. In welchen Schlummer von Andacht und Wolluſt wiegte ihn die Frau von Maintenon, in deren Denkart ſich warme Religioſität und Galanterie auf eine naive, anmuthige Weiſe vereinigten! Befand er ſich doch ſo wohl bei ihrer Leitung, daß er ſich im folgenden Jahr nach Wiederrufung des Edicts von Nantes in einer kleinen Capelle mit ihr trauen ließ. Drei Jahre vorher war ſeine Gemahlin, die ſpaniſche Infantin geſtorben. Die Vermählung mit ihr hatte ihm nie häusliches Glück, aber Gelegenheit zur glänzenden Vergrößerung der Monarchie gegeben; die Ehe mit einer Frau, welche einſt die kleine Penſion ihres verſtorbenen Mannes nur nach langen Bitten von ihm erhalten konnte, und die Erziehung der beiden Söhne beſorgte, welche die Monteſpan ihm geſchenkt hatte, war vielleicht das einzige wahre Glück, deſſen er in den ſpätern Jahren ſeiner Regierung genoß;

aber die Nation mußte beide Heirathen verfluchen, denn die Eroberungsſucht und die verderbliche Andächtelei des Königs wurden durch ſie begünſtigt.

So war ſeit Colbert's Tode Frankreichs Ruf in Europa verdunkelt, wenn gleich noch ſo furchtbar, war ſein innerer Wohlſtand geſunken, von dem es doch einzig einen dauernden Glanz erhalten konnte, als das Bündniß zu Augsburg zu Stande kam, deſſen Seele Wilhelm von Oranien war (1686).

Dieſer Prinz, nur Statthalter in einer von Ludwig verachteten Republik und unglücklich gegen ihn im Felde, war doch derjenige, durch welchen ſeine glänzendſten Entwürfe zu Schanden wurden, und welcher nun faſt das ganze Europa gegen ihn in Waffen brachte.

Mehrere deutſche Fürſten und als ſolchen den König von Schweden, den Kaiſer und einige Kreiſe, Holland und Lothringen wußte er in einen Bund, zu welchem auch Spanien und Savoyen traten, zu verbinden, damit der weſtphäliſche und nimwegiſche Frieden aufrecht erhalten werde. Vielleicht dachte er damals noch nicht an den engliſchen Thron, es ſey denn, daß er mit pſychologiſcher Gewißheit das Schickſal ſeines Schwiegervaters, Jacob's des Zweiten, vorhergeſehen hatte.

Louvois überſchaute die Lage der Dinge, wie ſie durch das augsburger Bündniß ſich bildete, und glaubte wohl ſelbſt nicht daran, daß der Kaiſer es wagen würde, nach Beendigung des Türkenkrieges Frankreich anzugreifen; wenigſtens war dieſes immer ſo gerüſtet, daß es den Angriff ſicher erwarten konnte: aber die Maintenon ward ihm im Frieden zu mächtig, und wie der König jezt gegen ihn geſinnt war, zeigte ihm die Scene über das unſymmetriſche Fenſter zu Trianon. Es ward ihm dadurch recht anſchaulich, daß er nur durch Europas Unglück ſein eigenes werde verhindern können. Nicht nur die Kriegserklärung gegen den Kaiſer, ſondern allgemeiner Krieg war für ihn nothwendig geworden. Ein trefliches Gegenſtück zu den Gründen, warum der Angriff auf die ſpaniſchen Niederlande geſchah, war der Grund, daß man die Rechte der zweiten Gemahlin des Herzogs von Orleans, einer pfälziſchen Prinzeſſin, geltend machen wollte. Sie konnte höchſtens auf einen Theil der Allodialherrſchaft Anſpruch machen, da ſie auf alles übrige Verzicht geleiſtet hatte.

Eine Armee von hunderttauſend Mann ward unter dem ſieben und zwanzigjährigen Dauphin nach Deutſchland geſchickt. „Geh,“ ſagte Ludwig zu ſeinem Sohn, „und zeige den europäiſchen Mächten, daß man bei meinem Tode nicht merken werde, der König ſey geſtorben.“ Sollte er etwa dies durch die barbariſche Verheerung der Pfalz beweiſen? Schon im zweiten Feldzug (1689 im Februar) kam der Befehl zu einer muthwilligen Feuersbrunſt, wodurch eines der ſchönſten Länder in Europa zu einem Aſchenhaufen wurde, kam unter Ludwig's Autorität, welchem bei dem Federzug, den er ruhig in ſeinem Cabinet that, wohl nicht die ſchrecklichen Scenen gegenwärtig waren, welche dadurch veranlaßt wurden. Louvois war der eigentliche Urheber deſſelben, und die Quelle davon war ohne Zweifel der Aerger, welcher jetzt zu der natürlichen Wildheit ſeiner Seele gekommen, daß er auf einen ſolchen Krieg ſinnen mußte, um ſich zu erhalten.

Einen Monat vorher war der König Jacob der Zweite als ein Flüchtling in Frankreich angekommen, von ſeinem eignen Schwiegerſohn, der nun als König Wilhelm der Dritte auf dem engliſchen Thron ſaß, leicht vertrieben, weil er uneingedenk des Schickſals ſeines Vaters mit ungleich geringern Talenten, als dieſer beſaß, ein Deſpot und ein Freund der Jeſuiten ſeyn wollte. „Ein guter Alter,“ ſagte der berüchtigte Tellier ſelbſt von ihm, „der für eine Meſſe drei Königreiche hingegeben hat.“ Ludwig nannte den Prinzen von Oranien einen Uſurpateur, nachdem dieſer ihm die Kriegserklärung zugeſchickt hatte, und nun ward es Ehrenſache für ihn, alles zur Unterſtützung des unglücklichen Hauſes Stuart aufzubieten.

Der Seeminiſter Seignelai, der zu früh ſtarb, als daß an eine vollſtändige Vergleichung zwiſchen ihm und ſeinem Vater Colbert zu denken wäre, glich dieſem wenigſtens in der Raſtloſigkeit, mit welcher er den Glanz Frankreichs als einer Seemacht zu befördern ſuchte, und hatte unter dem Grafen Tourville eine zu große Flotte gegen die vereinigte engliſche und holländiſche auslaufen laſſen, als daß ſie nicht auf kurze Zeit die Herrſchaft zur See hätte erkämpfen müſſen. Ludwig hatte den ſchwachen Jacob mit einer anſehnlichen Macht, und mit den Abſchiedsworten nach Irland geſchickt: „das beſte, was ich Euch wünſchen kann, iſt, daß wir uns nicht wiederſehen!“ Aber der unbedeutende König mußte doch zurückkommen. Im Laufe des Kriegs erforderte es ſeines Beſchützers eigner Vortheil, ihn noch einmal hinüberzuſenden, und eine Flotte von vier und vierzig Kriegsſchiffen verſammelte ſich deshalb zu Breſt, zu welcher noch dreißig von Toulon her kommen ſollten. Der Tag, an welchem der Graf von Tourville die feindliche Flotte angriff, mußte Jacob's Schickſal entſcheiden; er ſah der Schlacht zu vom Vorgebirge la Hogue herab; ſieben Stunden hindurch dauerte ſie, mußte ſein Herz zerriſſen werden, denn Vaterlandsliebe und ſelbſt Freundſchaft zogen ihn auf die Seite der Engländer, ſein eigner Vortheil und Dankbarkeit entſchieden für die Franzoſen; endlich erlagen dieſe der Uebermacht, und ſeine Hoffnung war geſtürzt (1692 Mai 31). Er ſelbſt hinterbrachte dem König zuerſt die traurige Nachricht.

Sehr glücklich und glorreich war dagegen der Landkrieg für die Franzoſen; aber die Gewalt, mit welcher man die Kräfte der Nation anſtrengen mußte, auch ſo ungeheuer, daß Colbert's Nachfolger, der Finanzminiſter Pelletier, es für ſeine Pflicht hielt, ſeine Stelle niederzulegen; Pontchartrain, welcher ſie erhielt, beſaß mehr Härte. Die beiden vornehmſten Feldherrn, welche die gedrückte Nation zum Siege führten, waren der Herzog von Luxemburg, welchen Louvois haßte, und der Marſchall von Catinat, jener ein militäriſches Genie, dieſer einer von den herrlichen Köpfen, welche in jedem Fache, das ſie wählten, in kurzer Zeit hervorragen, jener durch genialiſche Augenblicke über gewöhnliche Menſchen erhaben und ſtets von Liebe flammend, dieſer immer gleich groß in kraftvoller Ruhe und voll Sinn für feſte Freundſchaft.

Durch ſeinen Sieg bei Fleurus über den holländiſchen Feldherrn, den Fürſten von Waldeck, ſtieg ſehr der Ruhm des Herzogs, weil er, wiewohl ungleich ſtärker als der Feind, dieſen doch eigentlich durch ſeine Schlauheit überwand (1690 Jul. 1). Bald aber ſtellte ſich ihm König Wilhelm mit einem Heere entgegen, welches ſich wie das ſeinige ungefähr auf vier und zwanzigtauſend Mann belief. Ein franzöſiſcher Spion war vom Feind entdeckt und gezwungen worden, vor ſeinem Tod einen falſchen Bericht an den Feldherrn aufzuſetzen. Dieſer war krank und ſorglos, nachdem er jenem Berichte gemäß ſeine Einrichtungen getroffen hatte, als am frühen Morgen ſein ſchlummerndes Heer überfallen ward im Lager bei Steenkirken (1692 Aug. 3). Mitten in der Verwirrung erſchuf er ein Schlachtfeld für ſein Heer, vertrieb die Engländer im blutigſten Gefecht von dem vortheilhafteſten Poſten, und konnte den Ruhm, unter ſolchen Umſtänden nicht geſchlagen zu ſeyn, durch einen Sieg ergänzen, als Boufflers's, der mit einigen Truppen nicht fern geweſen war, herbeiflog und angriff.

Trotz dem Unſtern, der ihn verfolgte, blieb der König von Großbritannien immer furchtbar, und wenn er eine Niederlage erlitten hatte, ſo vereitelte er dafür dem Feinde die Früchte ſeines Sieges; darum war das franzöſiſche Glück von ſo unbedeutenden Folgen in den Niederlanden.

Im nächſten Jahr erfocht Luxemburg den dritten großen Sieg (Jul. 29), als er das Heer der Bundesgenoſſen hinter der Linie angriff, welche es von Landen nach Neerwinden gezogen hatte. Bei jenem Flecken ward der Angriff zurückgeſchlagen, denn unter Wilhelm fochten da die huguenottiſchen Edelleute, welche aus Frankreich hatten fliehen müſſen; aber bei dieſem Dorf erſtürmte der Herzog die Schanzen und drang vor bis in das feindliche Lager. Er erbeutete über ſechzig Kanonen. Aber wie unbedeutend waren die Folgen dieſer Schlacht für beide Partheien gegen ihren Verluſt, gegen die zehntauſend Todten, die jede von ihnen auf dem Schlachtfelde zurückließ?

Sehr verſchieden von dieſen Feldzügen in den Niederlanden war der Beſchaffenheit des Landes und des Feindes gemäß der Krieg, welchen Catinat gegen Savoyen führte. Der Herzog Victor Amadeus war ſein Gegner, und brannte vor Begierde, ſich durch eine Schlacht auszuzeichnen; in der blutigen bei der Abtei Staffarda ward ſein Feuer gedämpſt. Sein Heer hatte eine ſo unglückliche Stellung, daß er viertauſend Todte auf dem Schlachtfelde zurücklaſſen mußte, indeß die Franzoſen nur dreihundert Mann verloren (1690 Aug. 19). Das Glück blieb auch forthin dem philoſophiſchen Catinat günſtig, und ihm ward die Freude zu Theil, daß er den erſten Frieden, nämlich mit Savoyen ſchloß (1696 im Julius). Im folgenden und letzten Jahre dieſes Kriegs zeigte der Herzog von Vendome durch ein Treffen und die Eroberung von Barzellona, daß er den Commandoſtab verdiente, welchen er endlich erhalten hatte.

Die letzten Kriegsbegebenheiten wollte der König für die Friedensunterhandlungen benutzen, welche auf einem Schloß bei dem Dorfe Ryswick zwiſchen dem Haag und Delſt unter ſchwediſcher Vermittlung gehalten wurden.

Die Ausſicht auf den Tod des ſchwachen Carl's des Zweiten von Spanien trug freilich das Ihrige bei zu dem Wunſche der Mächte, Frieden zu ſtiften; aber wenigſtens bei Ludwig dem Vierzehnten wirkte vorzüglich dazu die Erſchöpfung ſeiner Finanzen und die Zerrüttung, welche jetzt ſchon in allen Theilen ſeines Staats ſichtbar ward; ſelbſt die neue Auflage, das Kopfgeld, hatte ja dem Hofe nicht augenblicklich geholfen, ſo drückend ſie für die Nation war. Dennoch ſpottete dieſe mit muthwilliger Eitelkeit über den Frieden, in welchem an Spanien alles zurückgegeben ward, was man von der Seite der Pyrenäen und in Flandern während dieſem Krieg ihm abgenommen hatte, in welchem das Reich und der Kaiſer Kehl, Philippsburg, Breiſach und Freiburg wieder erhielten. Doch kränkte die Pariſer wohl eigentlich der Artikel, daß der Prinz von Oranien als König von Großbritannien anerkannt wurde, da ſie ihn ſo lange als einen Uſurpateur verhöhnt hatten.

Mochte Jacob der Zweite durch den ryswicker Friedensſchluß jede Hoffnung auf den Thron für ſich verlieren, ein Verluſt, welchen ſein Eigenſinn traurig für ſeine Nachkommen machte; ſo erhielt durch ihn doch Leopold von Lothringen ſein Herzogthum wieder, welcher durch ſeine Klugheit und ſeine Milde jede Spur des Kriegsunglücks verwiſchte, und die Redlichkeit ſeiner Verſicherung, daß er morgen ſein Herzogthum verlaſſen würde, wenn er nichts Gutes mehr ſchaffen könnte, durch ſeine edlen Handlungen bewies. Nach Verhältniß ward ſein Hof ſo geſchmackvoll und glänzend als der franzöſiſche, und doch brachte er ſein verödetes Land in einen blühenden Zuſtand, obgleich er in einer ſo gefährlichen politiſchen Lage war. Wie ſehr verliert in Vergleichung mit ihm der König von Frankreich, der in voller Sicherheit war, ſobald er wollte (1697).

Hätte dieſer Monarch, auf welchen die Andächtelei ihre gewöhnliche Wirkung äußerte, daß ſie den Selbſtdünkel und die Geringſchätzung anderer Menſchen ſo vermehrt, als ſie Erniedrigung der menſchlichen Würde in Hinſicht auf das höchſte Weſen zur Folge hat, nach dem Schluſſe dieſes neunjährigen Krieges nur einen Blick, wenn auch nicht auf den bevorſtehenden Ruin ſeines Reichs, doch auf die öde Stäte gethan, wo einſt theils große, theils wenigſtens rüſtige Männer für ihn wirkten, um ein Gefühl ſeiner eigenen Nichtigkeit zu erhalten!

Der Herzog von Luxemburg war zu den Schatten Turenne's und Condé's gegangen, und welche Leere hatte er hinter ſich gelaſſen, als ein Höfling, wie der Marſchall von Villeroi an ſeine Stelle trat (1695); der ungeſtüme Louvois hatte durch die Einäſcherung der Pfalz wahrſcheinlich ſeine Thaten gekrönt; er erlag nicht lange nachher vielleicht dem natürlichen Tode, vielleicht dem Gifte, das ihm Ludwig gewiß nicht hatte geben laſſen, denn zum Meuchelmorde war dieſer zu ſtolz und edel (1691).

Sein achtzehnjähriger Sohn, Barbeſieur, der nur durch ſeine Jugend ausgezeichnet war, folgte ihm;

erhielt doch der junge Pontchartrain, auf deſſen Schultern ſchon die Laſt von Colbert's Geſchäften ruhte, nach Seignelai's Tod auch die Sorge für die Marine (1690), ward doch der Knabe Torcy ſeinem Vater dem Staatsſecretair Croiſſy zum Nachfolger beſtimmt und mußte ſieben Jahre nachher, als ſeine Anwartſchaft ihn zur Verwaltung ſeines Amtes rief, am Gängelbande ſeines Schwiegervaters gehen (1696).

Die betagte Maintenon hielt einſchmeichelnde Sitten für die nothwendigſte Eigenſchaft eines treflichen Dieners des Staats, und Ludwig glaubte, der Allgegenwärtige zu ſeyn, der keines Rathgebers bedurfte.

Inſofern hatte alſo Wilhelm von Großbritannien Unrecht, wenn er über die verkehrte Welt am franzöſiſchen Hofe ſpottete, wo der König die Alten für die Freuden der Liebe, die Jungen zu ſeinen Rathgebern wählte. Bilden zu ſeinen Beamten wollte er dieſe allenfalls, und das Verdienſt glaubte er ſich ſchon bei ihren Vorgängern erworben zu haben. „Ich habe euren Vater gebildet,“ ſagte er zu Barbeſieux, „und ich werde euch auch bilden.“ Wäre ihm dies aber auch gelungen, ſo hätte er doch wenig Freude davon gehabt, denn der neue Kriegsſecretär lebte nicht ſo lange, daß er während Stürmen das Ruder führen konnte. Nach ſeinem Tode (1701) erhielt der Liebling der Frau von Maintenon, der fromme Chamillard, das Kriegsdepartement zu beſorgen, welcher ſchon Generalcontroleur geworden war (1699). Er hatte die Einkünfte der Communität zu St. Cyr, eines Inſtituts zum Beſten für adeliche Wittwen und Fräulein, mit Ordnung beſorgt, und die königliche Gemahlin machte ſich nun Hoffnung, man werde Colbert nicht zurückzuwünſchen brauchen. Aber war er durch die Aufſicht über gedrückte Wittwen und Waiſen zur Leitung von Armeen geſchickt geworden? Das glaubte man wohl nicht! Beſaß er doch eine ausgezeichnete Geſchicklichkeit im Billardſpiele, welche der König kannte. Allein wiewohl unter ihm die Kriegsoperationen des Cabinets in mancher Hinſicht jenem Spiele glichen, beſtand ſein eigentliches Verdienſt doch darin, daß er wie weiches Wachs in den königlichen Händen war. Welcher Bildner und welcher Stoff für ſeine bildende Hand in ſolchen Zeiten, wie da kommen ſollten!

Man ſah voraus, nächſtens mußte auch der Schatten eines Königs auf dem ſpaniſchen Thron verſchwinden. Ohne Zweifel war das Recht der Erbfolge alsdann bei einem vierjährigen Knaben, dem bairiſchen Churprinzen Ferdinand Leopold. Die älteſte Schweſter Carl's des Zweiten, die Gemahlin des Königs von Frankreich hatte Verzicht gethan auf die Erbfolge überhaupt, und daher konnten ihre Kinder kein Recht von ihr erhalten: von der zweiten Schweſter, vermählt an den Kaiſer Leopold, von Margaretha Thereſe hatte ihr Enkel, jener bairiſche Prinz das Recht der Erbfolge. Allein Ludwig hatte ja ſchon längſt gezeigt, wie wenig Kraft er der Verzichtleiſtung ſeiner Gemahlin beimeſſe, und auch die anderen europäiſchen Mächte konnten wenigſtens nicht zugeben, daß Spanien an Oeſtreich kam, indem Leopold glaubte, als Enkel Philipp's des Dritten noch ein beſonderes Recht zu haben, weil nämlich die Mutter Ludwig's des Vierzehnten, die freilich älter, als des Kaiſers Mutter war, gleichfalls Verzicht auf den ſpaniſchen Thron gethan hatte.

Niemand dachte zu dieſer Zeit über das europäiſche Syſtem aufgeklärter, als Wilhelm von Großbritannien und die Holländer; und jener faßte entweder zuerſt oder begünſtigte doch ſehr die vom franzöſiſchen Miniſterium aufgebrachte Idee, während dem Leben des ſpaniſchen Monarchen einen Theilungsvertrag über deſſen Staaten zu ſchließen, welcher zwiſchen ihm, Frankreich und den vereinigten Niederlanden wirklich zu Stande kam. Der Dauphin ſollte Neapel und Sicilien, die Landſchaft Guipaskoa und mehrere ſpaniſche Plätze, der bairiſche Churprinz aber das Königreich Spanien und die demſelben gehörigen americaniſchen Staaten erhalten; für den Erzherzog Carl ward blos das Herzogthum Mailand beſtimmt (1698 Oct. 11).

Inzwiſchen hatte die Mutter des Königs von Spanien, obgleich eine öſtreichiſche Prinzeſſin, ſchon ein Teſtament ihres Sohnes bewirkt, in welchem derſelbe Knabe zu ſeinem Nachfolger beſtimmt wurde, welchen der Theilungsvertrag dazu ernannte. Eine bairiſche Prinzeſſin aber, die Gemahlin Carl's vernichtete dieſes Teſtament zum Vortheil des kaiſerlichen Hauſes, doch ward der letzte Wille bald wieder geändert und der Churprinz von neuem zum Thronfolger eingeſetzt, wobei man ſich über nichts zu verwundern braucht, als daß der Unwille über jenen Theilungsvertrag dieſe Veränderung zur Folge hatte.

Zum Unglück ſtarb plötzlich der Sohn des Churfürſten zu Brüſſel (1699 Febr. 6) und ſogleich ward ein zweiter Theilungstractat gemacht, daß der Erzherzog Carl in die Stelle des Verſtorbenen treten und der Dauphin außer den ſchon im erſten angegebenen Beſitzungen noch das Herzogthum Lothringen erhalten ſollte; Erſatz des Herzogs dafür war Mailand (1700 im März). Der kaiſerliche Hof nahm aber dieſen Vertrag nicht an, und hatte doch nicht einmal ſo viel Geld, daß er den Erzherzog auf eine Weiſe, wie ſeine Würde erforderte, nach Spanien ſchicken konnte.

Dagegen brachte der geſchmeidigſte Hofmann, der Marquis von Harcourt, franzöſiſcher Geſandte am ſpaniſchen Hofe, die Geiſtlichen auf ſeine Seite, welche den König zum Tode vorbereiten ſollten, und der Papſt Innocenz der Zwölfte erklärte die Verzichtleiſtung der Gemahlin Ludwig's für ungültig; ein franzöſiſches Heer rückte gegen die ſpaniſche Gränze, und in Augenblicken, da die Königin entfernt war, unterzeichnete der todteskranke Carl das Teſtament, in welchem der zweite Sohn des Dauphin, Herzog Philipp von Anjou, zu ſeinem Nachfolger in allen Staaten ernannt war. Leichtſinnig entſchloß ſich Ludwig es anzunehmen, obgleich man ihm rieth, den Theilungsvertrag zu befolgen, um einen verderblichen Krieg zu vermeiden. „Nun giebt es keine Pyrenäen mehr,“ ſagte er zu dem ſiebzehnjährigen Jüngling, der als König Philipp der Fünfte nach Spanien ging, und bald ſeinen feierlichen Einzug zu Madrid hielt (1701 im Februar).

Allein es war nur Beſtürzung über dieſen unerwarteten Streich, wenn die meiſten europäiſchen Mächte ſich nicht ſogleich in Bewegung ſetzten, und außer dem Kaiſer keine unmittelbar nachher laut dagegen ſprach, wiewohl Holland und England auf Erfüllung des letzten Theilungsvertrages drangen.

Vielleicht hätte das Haus Oeſtreich den Krieg weniger keck angefangen, wenn es nicht durch den Prinzen Eugen von Savoyen wäre beſeelt worden. Dieſer Held, welcher in Frankreich geboren, vergebens im Dienſt deſſelben ſein Glück geſucht hatte, war der erſte, der Ludwig's Stolz demüthigte. Auf ſeinen Antrieb er=

hielt dieſer die Erklärung, daß ohne Abtreten der ſpaniſchen Monarchie an keinen Frieden zu denken wäre, und unter ihm zog ſich das Heer zuſammen, das nach Italien gehen ſollte und glücklich in daſſelbe eindrang, wiewohl die Franzoſen die tridentiniſchen Päſſe beſetzt hatten. **Catinat** war freilich der Gegner **Eugen's**, aber ihn verwirrten und feſſelten Befehle des Hofs und die Cabale der Devoten; überdieß konnte er ſich nicht auf den Herzog von Savoyen verlaſſen, welches man ihm aber nicht glauben wollte. Der **Marſchall von Villeroi** ward ſogar über ihn geſetzt, und gab bald Befehl zum Angriff des verſchanzten feindlichen Lagers bei Chiari. **Catinat** äußerte ſeine Misbilligung, mußte gehorchen und focht ſelbſt verwundet mit der größten Tapferkeit. Er rechtfertigte ſich wegen der Niederlage vor dem König ſelbſt, und beklagte ſich über niemand. Wie ſehr er Grund dazu gehabt hätte, zeigte **Villeroi** im folgenden Jahr, da er vom Feind in dem feſten Cremona überfallen und gefangen genommen ward, ehe er einmal vom Schlummer zum Bewußtſeyn erwacht war (1702 Febr. 2).

Statt ſeiner bekam das Commando der **Herzog von Vendome**, ein Enkel **Heinrich's des Vierten** und ſeiner Geliebten **Gabriele von Etrées**. Er hatte einige Tugenden **Eugen's**, vorzüglich ſein genialiſches Feuer am Tage der Schlacht; nicht die ausdaurende Wachſamkeit und den Ordnungsgeiſt deſſelben.

Die Diſciplin gegen ſein Heer und ſeine eigene Perſon vernachläſſigte er auf eine unglaubliche Weiſe; aber dieſe Sorgloſigkeit ward minder nachtheilig, weil ihn ſeine Krieger auch ſo liebten, daß ſie ſeinetwegen von einem erſchlaffenden Leben gern zur ungeheueren Anſtrengung und zu augenſcheinlicher Gefahr übergingen. Als er die feindlichen Magazine bei Luzara wegnehmen wollte, konnte er ſich zum erſtenmal in einem großen Kampf mit Eugen meſſen.

In der nächtlichen Stille zogen beide Heere gegen einander, ohne zu wiſſen, daß auch der Feind zum Angriff bereit ſey. Gerüſtet waren die Franzoſen eigentlich nicht dazu, denn ſie zogen in der größten Verwirrung einher, der Vendome nicht einmal abhalf, als die vorausgeſchickten Haufen ſchon zum Gefecht gekommen waren. Dennoch focht er mit raſender Tapferkeit und führte voll Geiſtesgegenwart an, ſobald die Schlacht begonnen war, denn auf den Tag der Schlacht verſparte er gleichſam ſeine ganze Kraft (1702 Aug. 15). Der blutige Kampf blieb ſo unentſchieden, daß beide Heere die Nacht über das Schlachtfeld behaupteten. Doch konnte ſich Vendome Luzaras bemächtigen.

Vielleicht wäre Eugen nie dem franzöſiſchen Staat ſo furchtbar geworden, als er es ward, wenn Ludwig nicht ſelbſt dafür geſorgt hätte, daß der zweite große Mann auftrat, welcher im Bunde mit jenem ſo weit gelangte, daß er ihm Geſetze vorzuſchreiben wagte.

König Jacob der Zweite, ſchon von der Welt vergeſſen, war zu St. Germain geſtorben, und in Frankreich legte man ſeinem Sohn den königlichen Titel bei. Dadurch ward die engliſche Nation beleidigt, und Wilhelm ſah ſich von ihr reichlich unterſtützt, um ſich durch einen Krieg rächen zu können. Zwar ſtarb er, indem er auf das eifrigſte ſich rüſtete, aber bald nach ſeinem Tod erfolgten die Kriegserklärungen von Großbritannien und Holland gegen Frankreich.

Sie erhielten ihre vorzüglichſte Kraft durch Marlborough, welchen Wilhelm als Feldherrn und Unterhändler in den vereinigten Niederlanden gebraucht hatte. Beides war er faſt bis zur Vollkommenheit und war es durch jene Kälte der Seele, welche zur anmuthigſten Heiterkeit ward, indem ſie über ſo viel Feuer herrſchte. Die Natur hatte ihn zum Herrſchen beſtimmt und das Schickſal trat ihr bei. Durch ſeine Gemahlin regierte er ganz die Königin Anna, und konnte Englands reiche Kraft ohne beſonderen Zwang gebrauchen, um denjenigen zu züchtigen, welcher durch das Glück zum ſtolzeſten Monarchen gemacht war. Er hatte zugleich jene äußere Majeſtät, durch welche Ludwig in der Repräſentation eines Königs ſo ſehr unterſtützt ward; aber er beſaß auch alle Vorzüge, um ein König zu ſeyn. Man hatte ihn nur den ſchönen Engländer genannt, als er freiwillig unter Turenne diente, und dieſer Held hatte geſagt, der ſchöne Engländer würde ein großer Mann werden.

Schon im erſten Feldzuge ſeines Oberbefehls über das vereinte engliſche und holländiſche Heer (1702) eroberte **Marlborough** Venlo, Ruremonde und Lüttich, und ward zur Belohnung Herzog. Ob die drei und zwanzig Generallieutenants und die zwölf Marſchälle, die man in Frankreich auf einmal machte, gegen ihn etwas ausrichten würden, ließ ſich mit Grund bezweifeln, da der **Marſchall von Villeroi** nebſt dem kriegserfahrnen **Boufflers** gegen ihn aufgeſtellt ward. Doch war jener ſo klug, ſo viel nur möglich, ſich vor ihm innerhalb der Schanzen zu hüten, und die holländiſche Bedächtlichkeit erlaubte keine gewagte Unternehmungen. Seine glänzende Laufbahn begann eigentlich der Herzog zuerſt in Deutſchland, wo derjenige von den franzöſiſchen Heerführern aufgetreten war, welcher außer **Vendome** es vielleicht wagen konnte, ſich mit ihm zu meſſen.

Durch den Sieg bei Fridlingen über das Heer des Prinzen von Baden (1702 Oct. 14) war **Villars** berühmt und Marſchall geworden, und wahrſcheinlich hätte der Krieg nie die unglückliche Wendung genommen, wenn **Ludwig** und ſein Hof einem braven Krieger ſeine Offenherzigkeit und Rauhheit hätten verzeihen können, und wenn der Churfürſt von Baiern klug genug geweſen wäre, lieber das ſtürmiſche Weſen eines Helden, wie der neue Marſchall war, zu ertragen und zu bedenken, daß es ihn zum Sieg über den **Grafen von Styrum** bei Hochſtädt gezwungen hatte, als vom König einen andern

Feldherrn zu verlangen. Die Folgen dieſes letzten Sieges waren ſo wichtig für ihn, daß der Kaiſer vor ihm zitterte in ſeiner Hauptſtadt, **Eugen** aus Italien und **Marlborough** aus den Niederlanden herbeieilen mußten. **Villeroi** hatte dieſem wirklich folgen wollen, aber zum Unglück ihn aus den Augen verloren, und nicht eher von ihm etwas vernommen, als bis er von ſeinem Siege bei Donauwerth über die Franzoſen und Baiern hörte.

Auf derſelben Ebene bei Hochſtädt, wo **Villars** im vorhergehenden Jahre geſiegt hatte, ſtand das Heer ſeines Nachfolgers, des **Marſchalls von Marſin**, der noch nie die Hauptanführung gehabt hatte; und welche Feldherren waren der **Churfürſt von Baiern** und **Villeroi**, was ſelbſt der muthige, aber zu hitzige **Tallard** gegen **Eugen** und **Marlborough**, welche mit zwei und funfzigtauſend Mann gegen jener Armee von ſechszigtauſend ſtanden? Wohl hatte **Villars** mitten im cevenniſchen Gebirge, als er die Stellung der Franzoſen erfuhr, vorausgeſagt, daß ſie ſicher geſchlagen würden. **Tallard**, der ein zu kurzes Geſicht hatte, warf ſich getäuſcht den Heſſen in die Arme, nachdem kurz vorher ſein Sohn neben ihm todt hingeſtreckt war; er weinte als Vater, Heerführer und als Patriot; in der allgemeinen Verwirrung, welche darauf entſtand, warfen ſich die vornehmſten Officiers zuerſt in die Donau, dachte keiner der Anführer bei **Tallard's** Armee daran, Befehl zum Rückzuge zu geben, keiner daran, die zwölftauſend Mann der beſten franzöſiſchen Krieger, welche im Dorfe Blindheim ſtanden, aus dieſer verderblichen Stellung zu ziehen. Verlaſſen von feigen Anführern mußten ſich dieſe vor Unwillen knirſchend ergeben (1704 Aug. 13).

Funfzehntauſend Franzoſen, ohne einen Schuß zu thun, rief Ludwig kläglich aus und wälzte in ſeinem Schmerz die Schuld der in Blindheim eingeſchloſſenen auf alle Gefangene; ſelbſt die Frau von Maintenon ſtand zitternd neben ihm. Wenn die Marſchälle dieſe Beſtürzung geſehen hätten, glaubte ſie, ſo würden ſie bald ihren Fehler wieder gut machen. Aber an ihr und ihrem König wäre die Reihe geweſen, alle ihre Fehler wieder gut zu machen, indem ſie ihre Günſtlinge zurückriefen, welche die bravſten Krieger mit Schande überhäuften.

Die Folgen dieſer Niederlage waren ſchrecklich für Frankreich, gegen welches ſich ſchon vorher Savoyen und Portugal erklärt hatten. Selbſt im Innern deſſelben dauerte noch ein bürgerlicher Krieg fort, der zu den Nachwehen der Aufhebung des Edicts von Nantes gehörte. In die Schlupfwinkel von Languedoc, in die cevenniſchen Gebirge hatten ſich viele Huguenotten geflüchtet. Als ſie auch hier von den Katholiken verfolgt und grauſam behandelt wurden, erhielten ſie Hülfe von den armen Landeseinwohnern, weil dieſe die neue Auflage des Kopfgeldes nicht dulden wollten, da ſie ſo arm waren, daß die ganze Parthei, welche hier zu den Waffen griff, wahrſcheinlich daher ihren Namen erhielt. Die Camiſards nannte man ſie; ein Hemd war mitunter ihre ganze Habe (camise, chemise). Anfänglich ſagte man dem König nichts von ihren Bewegungen, ein Beweis, wie oft er nichts von den Grauſamkeiten erfuhr, die unter ſeinem Namen verübt wurden; aber als die Schwärmerei der Camiſards gefährlicher ward, weil der Feind ſie benutzte, und ſie in dem Grade ſtieg, wie die Grauſamkeit ihrer Verfolger zunahm, ſandte der Hof den **Marſchall von Villars** gegen ſie, welcher ſolche Maaßregeln traf, daß er den Aufruhr gänzlich würde geſtillt haben, wenn man ihn nach der unglücklichen Schlacht bei Hochſtädt nicht wieder auf einem glänzenden Schauplatze zu nöthig gehabt hätte. Er mußte daher die völlige Unterdrückung der Schwärmer dem **Herzog von Berwick** überlaſſen, welcher die vornehmſten Anführer zu Montpellier gefangen bekam und theils verbrennen, theils rädern ließ (1705).

Villars widerſtand dem **Herzog von Marlborough** freilich glücklich; als aber dieſer in den Niederlanden erſchien, welcher Feldzug begann da für den König von Frankreich! Er hatte wieder **Villeroi** den Commandoſtab hier anvertraut. Das Unglück des blutigen Tages bei dem Dorfe Ramillies floß aus der doppelten Urſache, daß zu einem ſolchen Feldherrn die Trappen unmöglich noch Zutrauen haben konnten, und daß derſelbe eine ſolche Schlachtordnung hatte, wie Marlberough ſie würde beſtellt haben, um mit Gewißheit zu ſiegen (1706 Mai 23). Die Schlacht dauerte kaum drittehalb Stunden, und die Franzoſen verloren zwanzigtauſend Mann und das ganze ſpaniſche Flandern bis zu den Thoren von Lille. Da nun die ganze Nation gegen den Günſtling ſich erhob, war es nicht das Zeichen einer erhabenen Seele, ſondern eines deſpotiſchen Leichtſinns, wenn Ludwig ihn, als er ihn zum erſtenmal nach dieſer Niederlage ſah, mit den Worten umarmte: „Herr Marſchall, in unſerm Alter iſt man nicht glücklich mehr.“ Eine ſolche Gnade kann ſich nur auf die ſchreckliche Idee ſtützen, daß der König Zweck und die Nation Mittel für ihn ſey.

Ein Gegenſtück zur Schlacht bei Ramillies war die Belagerung und Entſetzung der Hauptſtadt von Piemont. Der Herzog von Feuillade war dazu erwählt, durch die Eroberung Turins dem Herzog von Savoyen den letzten Stoß zu geben, und dieſe Wahl ward durch nichts gerechtfertigt, als daß er ein ſehr liebenswürdiger Mann und der Schwiegerſohn des Miniſters Chamillard war. Dieſer bot alles auf, um die Unternehmung zu krönen, aber der Herzog leitete ſie ſo, trotz den ungeheuren aufgewandten Koſten, daß man wirklich glaubte, es wäre ihm kein Ernſt mit der Eroberung.

Vendome war nach den Niederlanden abgerufen werden, und hatte kaum Italien verlaſſen, als es ganz für Frankreich verloren ging, nachdem Prinz Eugen das belagernde Heer angegriffen und binnen zwei Stunden gänzlich geſchlagen hatte (1706 Sept. 7). In den Niederlanden war dagegen der Herzog von Vendome auch nicht glücklich, woran wohl vorzüglich Schuld war, daß er unter dem Enkel Ludwig's, dem Herzog von Burgund, ſtand. Wenigſtens ſchob er auf den Kriegsrath deſſelben die Fehler, welche die ſchwere Niederlage bei Oudenarde nach ſich zogen (1708 Jul. 11), ſo wie ein Höfling des Herzogs glaubte, das Unglück käme blos daher, weil Vendome nicht in die Meſſe ginge. „Glaubt ihr denn," erwiederte dieſer, „daß Marlborough häufiger hineingeht?"

Zu allen dieſen Schlägen kamen noch ein fürchterlicher Winter (1709) und durch denſelben veranlaßte Hungersnoth. Die Heere verſanken in Elend, die Nation ſchrie laut gegen den Hof, und nur der Schrecken, welcher vor dem Aufſeher der Pariſerpolizei, Dargenſon, herging, bewahrte den König vor der Nothwendigkeit, die Scenen ſeiner Jugend noch einmal zu erleben; er ſchickte ſeine goldenen Gefäße in die Münze, mehrere vornehme Familien ſandten ihr Silberzeug in dieſelbe, und die Frau von Maintenon gab ein Beiſpiel, daß man auch mit Haberbrod ſein Leben erhalten könne. Nun endlich war der ſtolze Monarch gedemüthigt, welcher kaum noch den Prätendenten hatte in Schottland wollen landen laſſen, und indem ſein eigner Thron dem Wanken nahe war, aus Eitelkeit über zwei andre Thronen zu ſchalten ſuchte. Als der Staatsrath zuſammenkam, erklärten der Kriegsminiſter Chamillard und Desmares, welcher jetzt die Aufſicht über die Finanzen hatte, daß alle Quellen erſchöpft wären, weinten alle Glieder deſſelben über Frankreichs Unglück, und wußten keine andre Rettung, als daß man auf jede Bedingung Frieden ſchließen ſollte.

Bei den Kaufleuten, die Ludwig einſt hatte zertreten wollen, bei den Holländern ſuchte er Frieden, und ſein vornehmſter Miniſter, der Marquis von Torcy, ging unter einem erborgten Namen nach dem Haag, um bei dem Großpenſionär Heinſius demüthigende Unterhandlungen zu beginnen, bei dem Manne, welchem Louvois einſt, da er als Geſandter des Prinzen Wilhelm zu ihm gekommen war, mit der Baſtille gedroht hatte. Allein Heinſius, Eugen und Marlborough wollten von keinem Frieden wiſſen, als wenn Ludwig verſpräche, ſich mit ſeinen Feinden zu verbinden, um binnen zwei Monaten ſeinen Enkel vom ſpaniſchen Thron zu jagen. Da hatte er wohl Recht zu ſagen: „wenn Krieg ſeyn muß, ſo will ich ihn lieber mit dem Feind, als mit meinen Kindern führen;“ und nach einer ſolchen Forderung ſuchte er ſich wegen der Fortdauer des Unglücks vor ſeinen Unterthanen zu rechtfertigen.

Durch den Unwillen über eine ſolche Behandlung ihres Monarchen gerieth eine der vorzüglichſten Triebfedern, die Nationaleitelkeit der Franzoſen in Bewegung, und dies ſowohl, als der Hunger ſelbſt die Menſchen zu den Heeren trieb. Faſt hunderttauſend Mann zogen unter Villars und Boufflers gegen ein noch ſtärkeres Heer unter Eugen und Marlborough, welche Mons nicht belagern konnten, ſo lange die Franzoſen ihre Stellung zwiſchen den Dörfern Malplaquet und Blaugies behielten. Durch eine Schlacht mußten ſie aus derſelben vertrieben werden, und es geſchah ein wüthender Angriff (1709 Sept. 11). Marlborough und Eugen fochten für ihren Kriegsruhm und zur Rechtfertigung ihres Stolzes gegen Ludwig den Vierzehnten, und ihr ſiegtrunknes Heer glaubte ſich unter ſolchen Anführern unüberwindlich; die franzöſiſche Armee beſtand größtentheils aus neugeworbenen, ausgemergelten Truppen, die aber entſchloſſen waren, wie Helden gegen den Feind zu fechten, vor welchem ihr König ſich vergebens gedemüthigt hatte. Wie ſehr ſie dieſem Entſchluß getreu blieben, zeigte die Länge der Schlacht, zeigten die zwanzigtauſend Todte und Verwundete, welche das Heer der Feinde zählte! Villars ward verwundet, und Boufflers mußte endlich den Rückzug befehlen. Der Beſiegte hatte freilich am wenigſten in der Schlacht verloren; aber der Sieger konnte doch ſeinen Zweck, die Eroberung von Mons ausführen.

Ludwig mußte von neuem ſeine Hoffnung auf Unterhandlungen ſetzen, aber er war zu unglücklich, als daß alle Künſte ſeiner Geſandten etwas hätten ausrichten können. Dies zeigten ſogleich die Mishandlungen, welchen man ſie zu Gertruydenberg ausſetzte. Vergebens thaten ſie ein Anerbieten, welches ein Monarch von wahrer Kraft in der Lage des Königs von Frankreich ſelbſt auf den Trümmern ſeines Thrones nicht gethan hätte, daß er nämlich Geld hergeben wollte, um ſeinen Enkel aus Spanien zu vertreiben; Heinſius, Marlborough und Eugen, die außer dem Vergnügen, ihren Stolz zu befriedigen, noch ihr Privatintereſſe bei der Fortſetzung des Krieges hatten, verlangten nun gar, daß Ludwig als Präliminarartikel das Verſprechen geben ſollte, binnen zwei Monaten allein durch ſeine Waffen Philipp den Fünften entthronen zu wollen. Auf eine eben ſo demüthigende Weiſe behandelte der feurige Kaiſer Joſeph der Erſte, der auf Leopold gefolgt war, die Familie des Churfürſten von Baiern, und das Kriegsglück in den Niederlanden und in Spanien begünſtigte von neuem den Trotz der Feinde Frankreichs.

Endlich wirkten drei Begebenheiten ſehr, um daſſelbe wieder emporzuheben. Der Herzog von Vendome war nach Spanien gerufen, und wo er erſchien, fand ſich ſogleich ein trefliches Heer zuſammen, das ihn anbetete, denn neben ſeinen Feldherrntalenten hatte er jenen Zauber von ſeinem Großvater Heinrich dem Vierten geerbt, wodurch die menſchlichen Herzen angezogen werden; ihm verdankte es eigentlich König Philipp, daß er ſeine Krone behielt: ferner ward durch den Tod des Kaiſers Joſeph der Erzherzog Carl, der Nebenkönig in Spanien, auf den Kaiſerthron erhoben, welches den politiſchen Geſichtspunct der Bundesgenoſſen ſehr veränderte; und drittens bereitete der Uebermuth der Herzogin von Marlborough den Fall ihres Gemahls; die Torys erhoben ſich mächtig gegen ihn. Ganz konnte er nicht geſtürzt werden, ſo lange der Krieg dauerte, und ſchon waren geheime Friedensunterhandlungen zwiſchen den Höfen von London und Verſailles angefangen, als man an dem letzten noch vor ſeinem Kriegsglück zitterte. Ein Waffenſtillſtand zwiſchen ihnen ward endlich bekannt gemacht (1712 Jul. 19). Freilich bedrohte nun Eugen noch Frankreich, welches an Geld und Menſchen ſo erſchöpft war, daß man den zehnten Pfennig von ſämmtlichen Einkünften aller Einwohner hatte fordern und die zuſammengebrachten Summen den Hauptleuten hatte geben müſſen, damit ſie nun ſelbſt dafür ſorgten, Truppen zu bekommen; aber der wachſame Villars erzwang durch den Sieg über ein feindliches Corps bei Denain (1712 Jul. 24) die Aufhebung der Belagerung von Landrecy und ſicherte dadurch Paris, ſo wie ſeine unmittelbar darauf folgenden Unternehmungen machten, daß der Feldzug ſich glücklich für die Franzoſen endigte.

Zu dieſem Glück kam noch die Kunſt, mit welcher die Geſandten Ludwig's die Friedensunterhandlungen zu Utrecht leiteten. Nachdem Philipp der Fünfte auf die franzöſiſche Krone, und die übrigen Bourbons auf die ſpaniſche feierlich Verzicht geleiſtet hatten, und von England die Erklärung geſchehen war, daß es ohne Verzug Frieden ſchließen wolle, wurde er mit allen übrigen Mächten, den Kaiſer und das Reich ausgenommen, an Einem Tage zu Stande gebracht (1713 Apr. 11).

An England mußte Frankreich viel aufopfern. Dünkirchen ſollte geſchleift und nie wieder befeſtigt werden. Terreneuve und aller Antheil an den benachbarten Inſeln bis auf geringe Ausnahmen, ganz Neuſchottland nach ſeinen alten Gränzen, und die Hudſonsbai mit allem, was zu ihr gehörte, wurden an Großbritannien abgetreten. Auch verſprach Frankreich, nicht mehr Vortheile im Handel mit Spanien und dem ſpaniſchen America erwerben zu wollen, als es ſchon unter der letzten habsburgiſchen Regierung beſaß.

Der große Gewinn, welchen der Herzog von Savoyen durch den Utrechter Frieden erhielt, war für Frankreich nicht ſo ſehr wegen der wenigen Thäler, die es demſelben einräumte, als deshalb nachtheilig, weil ſein ſchwacher Nachbar ſo viel bedeutender ward.

Der Churfürſt von Brandenburg, welchen Ludwig als König von Preußen erkannte, gab ſeine Anſprüche auf das Fürſtenthum Oranien auf, welches bei Frankreich blieb.

Die vereinigten Niederlande gewannen mehr auf Koſten des Hauſes Oeſtreich, als der franzöſiſchen Macht.

Villars und Prinz Eugen führten nun noch einen kurzen Krieg am Rhein zuſammen und ſchloſſen dann den Frieden zu Raſtadt. Wenn zwei ſolche Helden nach einem ſolchen Kriege ſich im Namen ihrer Souverains den Oelzweig reichen, ſo iſt es ein rührendes Schauſpiel, das hier noch durch die wahre Ausrufung des Marſchalls verſchönt ward: „wir, Prinz, ſind keine Feinde! Sie haben die Ihrigen zu Wien, ſo wie ich die meinigen zu Verſailles!“ Durch dieſen Frieden ward Landau an Frankreich überlaſſen und wurden übrigens die Gränzen deſſelben gegen Deutſchland ganz nach dem ryswicker Frieden beſtimmt (1714 März 6). Zu Baden nahm das Reich dieſen Frieden auch für ſich an (Sept. 7).

Nach dem ſchrecklichen ſpaniſchen Succeſſionskriege konnte Ludwig doch nicht in Ruhe ſeine Tage beſchließen, und er ſelbſt war Schuld an den Unruhen ſeines letzten Lebensjahres, wie an allen Stürmen während ſeiner Regierung. Der herrſchſüchtige königliche Beichtvater, der Jeſuit Le Tellier, benutzte die Schwäche des alten bigotten Monarchen, um auf den Janſenismus einen Schlag zu thun, der ihn ganz vernichten ſollte. Aus einer Schrift des gelehrten Paters Quesnel hoben die Jeſuiten hundert und ein Sätze aus, und betrogen den König und den Papſt Clemens den Eilften, um dieſelben durch die Bulle Unigenitus als ketzeriſch zu verdammen. Mehrere von dieſen Sätzen waren die mildeſten Ausſprüche des geſunden Menſchenverſtandes, und die geheimen Verhaftsbefehle, deren ſich der Beichtvater bediente, um ſie als Ketzerei zu beſtrafen, erweckten größere Theilnahme für ihre Wahrheit. Die letzten Bewegungen, die aus dieſen ſchmählichen Streitigkeiten entſtanden, dauerten ſelbſt noch in den erſten Jahren des philoſophiſchen Zeitalters in Frankreich fort, und verdunkeln den Glanz von Ludwig's Regierung noch mehr, als der ſpaniſche Succeſſionskrieg.

Den acht und ſiebenzigjährigen König drückte erſt auf dem Sterbebette das Gefühl, daß ſeine Regierung Frankreichs Unglück geweſen ſey. Er bat ſeinen Nachfolger, den Frieden mit ſeinen Nachbarn zu bewahren und nicht gleich ihm den Krieg zu ſehr zu lieben; auch im großen Aufwand möchte er ihm nicht nachahmen, und dem beſten Rath immer folgen. „Erleichtere ſobald als möglich,“ ſo ſchloß er, „deinen Unterthanen ihre Bürde; ich habe es unglücklicher Weiſe nicht thun können“ (1715 Sept. 1).

An die Krone kamen während dieſer Periode Gr. Angouleme 1515, Herz. Bourbonnois, Auvergne, Gr. Clermont, Foret, Beaujolois, de la Marche

1523, Herz. Alençon, Gr. Perche, Armagnac, Rovergue 1525, Dauphine d'Auvergne 1531, Herz. Bretagne 1547, Biſsthümer Metz, Toul und Verdün 1555, Calais 1558.

§. 43.

Was der Regierung **Ludwig's des Vierzehnten** ihren höchſten Glanz gab, war die Periode in der franzöſiſchen Cultur, welche mit derſelben zuſammenfällt.

Schon zur Zeit des Königs **Franz des Erſten** war der Geiſt der Chevalerie, welcher ſich nie aus dem franzöſiſchen Nationalcharacter verlor, ſehr verfeinert worden, und auch wiſſenſchaftliche Cultur hatte ſich neben ihm erhoben. Weil nun die beſtimmte Weiſe, wie die franzöſiſche Nation einen Gegenſtand in ihre Empfindungen aufnehmen ſollte, durch eine Phantaſie bezeichnet war, welche ſich nicht zu Idealen erhebt, ſondern ihre ſchaffende Kraft im Getümmel des wirklichen Lebens zeigt; ſo mußte freilich die Cultur, welche aufblühte, durchgängiger wirken, als vielleicht bei irgend einem andern Volk, aber je größer die Maſſe war, welche ſie zu bearbeiten hatte, deſto länger und häufiger mußten auch die Ueberreſte alter Wildheit hervorkommen. Die Ausbildung der Wiſſenſchaften und Künſte hatte ſo viel zu überwinden, weil ſie ſich hier dem practiſchen Leben ſo enge anſchloſſen, und die Cultur der Sitten, welche gewöhnlich ihren Weg zu einem Volke durch Sittenverderbniß nimmt, mußte durch den Ungeſtüm des Ritterweſens und eine erfinderiſche Einbildungskraft geleitet, ſich eine Zeitlang umhertummeln, ehe ſich nur einmal der Anſtand zu ihr geſellte. Kraftäußerung, auf welche Art ſie geſchehen mochte, ſchien lange das einzige Ziel zu bleiben, nach welchem die Franzoſen bei ihren Handlungen ſtrebten, und Befriedigung der Leidenſchaften ihr einziges Glück. Um dieſes zu erreichen, bewaffneten ſie den Aberglauben für ſich; um ihren Feind zu tödten oder Gegenliebe zu gewinnen, ließen ſie die Wachsfigur von jenem am Feuer ſchmelzen oder durchſtachen einem Bilde der geliebten Perſon mit einer Nadel das Herz; um ihre Leidenſchaften zu befriedigen, vertrauten ſie ſich der Täuſchung der Aſtrologen an, brauchten ſie Giftmiſcher und Meuchelmörder jeder Art, ſtießen eiferſüchtige Männer ihren Weibern den Dolch in die Bruſt, und ermordeten dieſe ihre Männer. Aber unter dieſen leidenſchaftlichen Menſchen konnte auch die Geliebte von ihrem Liebhaber fordern, daß er auf ihren Wink heroiſch in den Tod ging, ſchloſſen Jünglinge einen Freundſchaftsbund mit einander, deſſen Wirkungen in das Zeitalter der griechiſchen Freiheit zu gehören ſcheinen. Sie ſchwuren ſich einander nie zu verlaſſen, und blieben ſich getreu bis in den Tod; jeder fand ſeinen Schmerz, ſeine Freude in den Herzen ſeiner Genoſſen wiederholt; in der Abweſenheit des Freundes entſagte der Freund allem Vergnügen, und trauerte wenigſtens mit dem Anſtande der Melancholie.

Der königliche Hof war das Vorbild in allen guten und böſen Sitten, ſo wie an ihm die Perſon des Monarchen wieder der Mittelpunct.

Unter Königen, wie Carl der Neunte und Heinrich der Dritte waren, konnten unmöglich von denſelben etwas Gutes ausgehen. Sie ſchienen nur darum auf dem Thron zu ſitzen, damit ſie ihren wilden Muthwillen ungeſtraft ausüben könnten. Jener ſchweifte am Tag und in der Nacht umher, neckte die Vorübergehenden, brach in die Häuſer und verhöhnte die Bürger von Paris bei ihren Feierlichkeiten; und wie berüchtigt iſt dieſer durch ſeine Mignons?

In Heinrich dem Vierten ſchien gleichſam das Ideal vom franzöſiſchen Nationalcharacter aufgeſtellt zu ſeyn, und indem er bei ſeinem hohen Sinn für den Heroismus der Handlungen und den Werth äſthetiſcher Sitten ſo große Achtung für die moraliſche Güte äußerte, zeigte er durch dieſelbe ſeiner Nation dasjenige, was ihr einzig Noth that.

Erſt nachdem ſich die Stürme gelegt hatten, welche vom Partheigeiſt im Innern erregt waren, konnten in der Ruhe unter Ludwig dem Vierzehnten Wiſſenſchaften und Künſte ihre Herrſchaft beginnen und ſich der Anſtand über die Sitten verbreiten, unterdeſſen die vielen und langen auswärtigen Kriege bei aller Pracht, bei allem Luxus, die emporkamen, doch den heroiſchen Rittergeiſt des Volks munter erhielten. Es entſtand jetzt in Sitten, Wiſſenſchaften und Künſten jener liebliche Bund, welchen Eleganz und Kraft mit einander ſchließen, und man muß dem König die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er ſelbſt Sinn dafür beſaß, und kluge Eitelkeit genug hatte, die Vorzüge zu ſeinem perſönlichen Verdienſt machen zu wollen, welche dem Geiſt des Zeitalters gehörten, eine Eitelkeit, die ſich ſogar über Frankreichs Gränzen hin erſtreckte, indem er auch auswärtigen Gelehrten Gnadenbezeugungen erwies. Dadurch ſtieg ſein Ruhm unbeſchreiblich, und er trat gleichſam an die Spitze der großen Genien, welche jetzt in mehrern Ländern aufblühten. Colbert zog einige davon ſelbſt nach Frankreich, indem er den König zur Stiftung einer Akademie der Wiſſenſchaften beredete (1666), um auch dieſe gleichſam als ein Departement beſorgen zu können, zu deſſen Verwaltung er ein Collegium niederſetzte. Ein Glück dabei war es, daß Ludwig's Eitelkeit ihn nicht ſelbſt zum Schriftſteller machte, ſonſt würde er wohl, wie Cardinal Richelieu, die großen Geiſter in der literariſchen Welt zu unterdrücken geſucht haben.

Aus dem ganzen Character der franzöſiſchen Nation floß es nothwendig, daß bei einer glänzenden Epoche ihrer Literatur vor allen andern Künſten und Wiſſenſchaften die Beredſamkeit gedieh, welche ſich des Zaubers der Phantaſie und der Leidenſchaften für die Erreichung von Zwecken des bürgerlichen Lebens bedient. Sie konnte ſich aber in Frankreich, wo der Deſpotismus keine glänzende Gelegenheiten zu öffentlichen Reden erlaubte, nur an der Hand der Religion in ihrer ganzen Würde zeigen. Bourdaloue konnte eine einfachere, ſtillere Beredſamkeit haben, als Boſſuet, weil ihm die Wichtigkeit ſeines religiöſen Inhaltes ſchon einen ſtarken Eindruck auf ſeine Zuhörer ſicherte, dieſer aber bei ſeinen Leichenreden, die gewöhnlich nur den hohen Rang einer Perſon zum Gegenſtand hatten, mußte durch eine blühende Einkleidung denſelben mit ſich emporheben. Dieſer Geſchmack an blühender Redekunſt verbreitete ſich ſchnell und durch Boſſuet ſelbſt über die Geſchichte, welche durch die Hand des edlen De Thou den Schmuck, welchen ſie haben darf, ſchon in Frankreich erhalten hatte; für eine Dichtung, wie der Telemach, konnte Fenelon's reiche Phantaſie dem neuen rhetoriſchen Geſchmack eher nachgehen.

Am meiſten ſchadete das Genie der Franzoſen zur Beredſamkeit, ſo wie ihr ganzer Character, ihrer tragiſchen Poeſie. So groß die Geſinnungen ſind, welche die Perſonen in den Trauerſpielen von Corneille und Racine äußern, ſo ſchön die Sprache, in welcher ſie reden und ſo berechnet oft das ganze Spiel der Charactere iſt, fehlt doch das Leben der Perſonen und ſtatt einer Anſchauung von ihnen und ihren Handlungen hat man nur Raiſonnement und Empfindung über dieſelben.

Der beſtimmte Kreis von Empfindungsart über erhabene und traurige Gegenſtände, welcher ſich zugleich mit dem beſtimmten Nationalcharacter im Geiſt der Franzoſen bildete, machte nämlich, daß man über die Maximen, welche eine handelnde Perſon ſagte, die jenen Kreis berührten, die Handlung ſelbſt gern vergaß; und da die meiſten Trauerſpiele zunächſt für den Hof geſchrieben wurden, verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Dichter mehr durch die Reden, als durch das Handeln ſeiner Menſchen zu wirken ſuchte. Ganz anders verhielt es ſich mit der komiſchen dramatiſchen Poeſie. Gerade die Beſtimmtheit des Nationalcharacters machte es ihr leicht, durch die Darſtellung der Abweichungen von demſelben die Wirkung des Lächerlichen hervorzubringen. **Moliere** konnte durch die Handlung ſeiner Luſtſpiele den Standpunct beſtimmen, von welchem aus er dem Zuſchauer und Leſer Theilnahme abgewinnen wollte, **Corneille** und **Racine** nur durch die geäußerten Geſinnungen ihrer Perſonen.

Die lyriſche Poeſie erhielt im Zeitalter **Ludwig's** durch **Rouſſeau** eine hohe Vollkommenheit ſowohl im erhabenen Geſange, als in leichten und ſpielenden Producten, und es wird einer ſolchen Nation, wie die franzöſiſche, nie an der Quelle lyriſcher Begeiſterung fehlen. Eben ſo ſcheint jene Poeſie, welche Lebensphiloſophie und Satyre gern in einander verwebt, Bedürfniß für ſie zu ſeyn. Wer wußte demſelben ſo gut entgegen zu kommen, als **Boileau**?

So ſehr auch die übrigen ſchönen Künſte in dieſem glücklichen Zeitalter in Frankreich geachtet wurden, bildeten ſie ſich daſelbſt doch nie ſo eigenthümlich, wie die Poeſie aus, ſondern folgten gewöhnlich dem italiäniſchen Geſchmack. Mußte doch die franzöſiſche Nation zur eigentlichen Aufklärung des Verſtandes durch ein fremdes Licht entzündet werden! Die geiſtlichen abenteuerlichen Streitigkeiten, welche **Ludwig** an ſeinem Hof nährte, konnten die Nebel der Vorurtheile nicht verſcheuchen!

Vierte Periode.

Von der Vollendung des Deſpotiſmus unter Ludwig dem Vierzehten bis zur großen Revolution.

§. 44.

Unter den beiden letzten Regierungen hatte das Parlement zu Paris freilich ſeine Rechte verloren, aber die Minderjährigkeit des folgenden Königs am Schluſſe von beiden veranlaßte, daß es noch immer wieder einen Schein ſeiner alten Macht gewann.

Auch **Ludwig der Vierzehnte** hatte in ſeinem Teſtament verordnet, wie die Regierung während der Minderjährigkeit ſeines Nachfolgers ſollte verwaltet werden, und es ließ ſich nach ſeiner Denkart am Ende ſeines Lebens vorausſehen, daß er dem freien, üppigen Herzog von Orleans keine große Gewalt werde übertragen haben. Um ſo leichter kam eine Vereinigung zwiſchen dieſem und dem Parlement zu Stande, welches ſich freute, noch einmal den reichsſtändiſchen Ausſchuß ſpielen und über die Regentſchaft entſcheiden zu ſollen. Nach dem letzten Willen des Königs beſaß Orleans nicht viel mehr Rechte, als die übrigen Beiſitzer eines Regentſchaftsrathes, welcher darin angeordnet war; allein das Parlement erklärte, wiewohl ſein erſter Präſident während dem Vorleſen des Teſtamentes bei jedem Artikel ausrief: „hört, das iſt Geſetz für Euch!“ den Herzog zum einzigen Regenten, und überließ das Conſeil, welches ihm rathen ſollte, gänzlich ſeiner Willkühr.

Dafür erhielt es wieder das Recht der Remonſtranzen, das es unter der vorigen Regierung verloren hatte.

Nachdem Ludwig der Funfzehnte, der fünfjährige Urenkel des verſtorbenen Königs den Herzog von Orleans gleichfalls öffentlich für den Regenten erklärt hatte, zeigten die erſten Einrichtungen, welche dieſer traf, der Nation eine glückliche Zukunft. Durch mehrere Conſeils wollte er nach einem Entwurf, welchen Fenelon gemacht hatte, die Regierung verwalten. Das erſte war für die religiöſen Angelegenheiten errichtet, welche jetzt wegen des großen Einfluſſes des Streites zwiſchen den Janſeniſten und Jeſuiten auf den Staat ſchwerer als jemals zu ordnen waren; das zweite ſollte die auswärtigen Angelegenheiten, das dritte das Kriegsweſen leiten; das vierte war für die Finanzen, das fünfte für die Marine; das ſogenannte einheimiſche Conſeil bezog ſich auf Gegenſtände der Polizei, und das ſiebente war für den Handel beſtimmt. Alle dieſe Conſeils waren mit Männern beſetzt, welche das Urtheil der Nation für ihre Stellen würdig erklärte; die Anordnung, daß erſt nach den Berichten und Beſchlüſſen derſelben der Regentſchaftsrath entſchied, gab die gegründete Hoffnung, daß dieſe Collegien beſſere Stützen des Nationalwohles ſeyn würden, als ſonſt die Stände und Parlementer; und nach einer ſolchen Regierung, wie die vorhergehende, hielt man eine ſolche Einrichtung der Staatsverwaltung für Freiheit der Verfaſſung.

Wandte man die Blicke von dieſen Conſeils auf den Mann, welcher an der Spitze aller Geſchäfte ſtand, ſo wurde die Hoffnung für die Zukunft noch ſchöner. Der Herzog von Orleans hatte neben glänzenden äußern Vorzügen und den liebenswürdigſten Talenten des Geiſtes eine herrliche Anlage zu einem großen Character. Mit einem heroiſchen Sinn vereinigte er Sanftmuth, mit einnehmender Offenherzigkeit eine Geſchmeidigkeit, die ihr nicht ſchadete, und jene Herrſchſucht, welche in alle Verhältniſſe den Deſpotismus einführt, war eben ſo ſehr von ihm entfernt, als der Hang, ſich für Beleidigungen zu rächen. Er beſaß alle Vorzüge, welche ein Beherrſcher der Franzoſen haben mußte, und ſeine ganze Jdividualität harmonirte mit dem Geiſte, welcher allmählig in dieſem Zeitalter emporkam. Er hatte nämlich ſo viel Cultur, daß ihn ſeine Gefühle, wenn auch nicht ſein Verſtand, über die alten Vorurtheile erhoben, und beſaß jene Kühnheit im höchſten Grade, mit welcher ein Volk wie die Franzoſen von der äſthetiſchen Cultur zur Aufklärung forteilet. Allein zwei Dinge, deren Schädlichkeit für die Regierung man anfänglich nicht wahrnahm, bewirkten, daß auf der herrlichen Anlage, welche ſich bei dem Regenten fand, nur Laſter üppig gediehen, nämlich der Geiſtesdruck und die Andächtelei, welche in den letzten Decennien Ludwig's des Vierzehnten geherrſcht hatten und durchaus jeden kraftvollen, freieren Menſchen zu entgegengeſetzten Extremen in der Denkart trieben; und dann der Grundſatz, welchen ihm ſein ſchändlicher Lehrer, der Abbé Dubois, eingeprägt hatte, daß alle Tugend ein Werk der Convention unter den Menſchen ſey.

Seine perſönlichen Vorzüge und ſein Rang berechtigten ihn, ſich über die conventionellen Schranken zu erheben, alſo auch alle Tugend hinter ſich zurückzulaſſen. Warum ſollte ſeine lebhafte Sinnlichkeit nicht das höchſte Wohlgefallen an den Schwärmereien mit ſeinen Roués, an den nächtlichen Orgien finden? Warum ſollte er die Annalen der Wolluſt nicht aufſchlagen und alle Erfindungen derſelben genießen? Wenn den Begierden nur auf eine ſinnreiche Weiſe geſchmeichelt ward, ſo erfüllte man ja den Zweck des Lebens, und nur wenn man in unaufhörlichem Taumel ſich zum Grabe hinwirbelte, war es der Mühe werth zu leben. Als die Tochter des Regenten, die Herzogin von Berry, durch die Befriedigung aller ihrer ſinnlichen Launen ſich eine Kränklichkeit zugezogen hatte, welche die bisherigen Genüſſe nicht mehr erlaubte, und die Aerzte ihr den Gebrauch gewiſſer Mittel anriethen, wodurch einzig ihr Tod könnte verhindert werden, antwortete ſie ihnen: „und wozu? kurz iſt mein Leben, aber gut!“ In dieſer Antwort lag die ganze Lebensphiloſophie, welche die Gebetbücher der Frau von Maintenon am franzöſiſchen Hofe verdrängt hatte.

Die erſte Folge von dem üppigen Leben des Regenten war, daß er zur Arbeit gänzlich untauglich ward, und die zweite, daß er die Geſchäfte des Staats mit ſeinen Schwärmereien vermengte und ſie in die Hände ſeiner Roués kommen ließ, wiewohl er dieſe ſelbſt für Menſchen hielt, die gerädert zu werden verdienten. Seine Geſchmeidigkeit und Weichheit des Herzens wurden nun der Regierung äußerſt verderblich; die elendeſten Menſchen ſetzte er in die Conſeils, wenn ſie unverſchämt darum baten.

Ueberdies verloren die Regierungscollegien bald allen Einfluß, als ſich drei Männer miteinander verſchworen, um ſich des Staats zu bemächtigen.

Einer von ihnen war ſchon unter Ludwig dem Vierzehnten äußerſt berüchtigt, der Polizeilieutenant Dargenſon. Er hatte die Polizei der Hauptſtadt ſo eingerichtet, daß auch der willkührlichſte Befehl ohne alle rechtliche Form ſogleich konnte vollzogen werden; er hielt ein Heer von Kundſchaftern, die ſich unter einander ſelbſt nicht kannten, und ſich in alle Geſellſchaften, zu den Verhandlungen aller obrigkeitlichen Perſonen ſchlichen; wer ihn ſah, wer ihn hörte, zitterte; ſeine drohenden Blicke, ſeine düſtern Augenbraunen, ſeine Mienen, die Haltung ſeines Körpers, ſeine ungeheure Perücke machten einen Eindruck, welchen ſeine rauhe, mit Mühe hervorbrechende Stimme vollendete. Am höchſten war aber ſein Anſehen dadurch geſtiegen, daß er dem alten Paare, dem König und der Maintenon alle Neuigkeiten von Paris hinterbrachte. Doch war er dabei vorſichtig genug geweſen, nie etwas von den nächtlichen Schwärmereien des Herzogs zu verrathen, und hatte ihn in allen den Gefahren, welchen er ſich ausſetzte, wie ein unſichtbarer Genius bewacht. Dadurch gründete er die Fortdauer und Erhöhung ſeiner Macht während der Regentſchaft, und er eignete ſich deſto beſſer für dieſe, je ſinnreicher auch er, vorzüglich in Klöſtern, ſich der Wolluſt überließ.

Weit ſchändlicher, als Dargenſon, dachte der Abbé Dubois, welcher als Lehrer des Herzogs von Orleans immer noch einige Superiorität über ihn ausübte, aber noch wichtiger dadurch war, daß er auf eine meiſterhafte Weiſe den nächtlichen Orgien derſelben ſtets neue Reize zu geben wußte. Die größte Verworfenheit der Sitten vereinigte ſich in ihm mit auffallender Eitelkeit und dem ungeheuerſten Ehrgeiz.

Schwerer iſt es, über den Werth des Schottländers **Law** zu entſcheiden, der noch eine größere Rolle, als jene beiden ſpielte. Seine Verſprechungen, das goldene Zeitalter der franzöſiſchen Finanzen herbeizuführen, und der glückliche Anfang, den er mit Erfüllung derſelben machte, mußten ihm ein großes Gewicht geben; auch war er einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit und wußte ſelbſt die längſt verblühte Mutter des Regenten, eine pfälziſche Prinzeſſin zu feſſeln, welche man ſonſt hätte fürchten müſſen, da ſie in **Dubois** mit Recht den Verderber ihres Sohnes ſah.

Die frühere Geſchichte **Law's** war freilich das Leben eines Abenteurers geweſen, und um ſo leichter konnten ſie der Neid und Haß zu den Zeiten ſeines Glückes als ein Gewebe von Verbrechen aller Art und beſonders Betrügereien darſtellen. Mochten die Sagen darüber wahr ſeyn; bei ſeinen Finanzoperationen in Frankreich konnte man ihm, wenigſtens beim Anfang, keinen Betrug ſchuld geben. Sein Syſtem ward dem Präſidenten im Conſeil für die Finanzen, dem **Herzog von Noailles**, einem trefflichen Geſchäftsmanne, der ſich aber vor allem ungewöhnlichen ſcheute, zuerſt zur Prüfung vorgelegt, und erſt dann, als das Urtheil über daſſelbe nicht günſtig war, ſchlug er die Errichtung einer Zettelbank vor, welcher er bald einen ſolchen Umfang geben konnte, daß dennoch ſein ganzes Syſtem eingeführt wurde. Durch königliche Patentbriefe (1716 Mai 2) wurden Law und ſeine Compagnie mit Privilegien zur Errichtung einer ſolchen Zettelbank, die vorzüglich in England nach allen ihren unſchädlichen Vortheilen ſchon bekannt war, berechtigt. Ein Fonds von ſechs Millionen Livres, welche die Geſellſchaft zuſammenſchoß, verſchafte ihr einen großen Credit unter Begünſtigung von dieſen beiden Umſtänden: Ludwig der Vierzehnte hatte eine Schuld von zweitauſend Millionen Livres hinterlaſſen, und jeder von den Schuldnern war froh, wenn er mit Papiergeld Bezahlung erhielt; und dann ließ der Regent das Geld im Zahlwerth erhöhen, da hingegen die Zettelbank ihre Noten nach der alten Währung zu bezahlen verſprach, ſo daß dieſe höher im Werth ſtanden, als das baare Geld. Auch die Einrichtung, daß der königliche Schatz Banknoten ausgab, die man bei Law und ſeiner Geſellſchaft für Geld umſetzte, verſchafte natürlich dieſer Zettelbank neues Anſehen.

Ein wichtiges Ereigniß für die Macht des Triumvirats und beſonders für Law's Syſtem war es, daß der Herzog von Noailles ſeine Stelle verlor und Dargenſon Juſtiz- und Finanzminiſter ward, ein Vortheil, welcher durch die bewirkte Aufhebung der Conſeils außerordentlich ſtieg.

Dieſe waren den neuen Operationen eben ſo im Wege geweſen, als das Parlament, welches man daher auf alle Weiſe zu erniedrigen ſuchte. Allein einen furchtbarern Feind, als in allen Widerſprüchen, hatte Law's Syſtem zu den zügelloſen Sitten und der Geldgierde der herrſchenden Parthei, in der Einmiſchung in ſeine Plane, die man ſich deſhalb erlaubte. So lange er allein die Aufſicht über die Bank beſitze, ſolle es nie an Geld fehlen, verſicherte er häufig, und konnte um ſo eher Wort halten, da er durch die Miſſiſſippicompagnie (1717 im Auguſt) eine neue unverdächtige Quelle erhalten hatte. Wer Actien auf die Gegenden am Miſſiſippi nahm und ſich in ſeinen Hoffnungen betrogen ſah, konnte nicht die Verſprechungen Law's und der Regierung anklagen, ſondern nur ſeine Leichtgläubigkeit gegen übertriebene Gerüchte. Verſchiedene unmittelbar auf einander folgende Operationen, die Verwandlung der bisherigen Privatbank in eine königliche (1718 Dec. 4), die Verbindung der Miſſiſippigeſellſchaft mit der oſtindiſchen Compagnie und die Ertheilung des Münzrechts und der Tabakspacht an dieſe, brachten Law's Syſtem immer mehr in Schwung, und es iſt ſehr zu verwundern, daß er trotz den vielen falſchen Schritten, die man that, ſobald er nicht mehr unumſchränkt über die Bank gebot, doch ſo lange den Grundſatz, worauf alles Papiergeld beruht, durchführen konnte, nämlich dahin zu ſehen, daß nie mehr Noten der Bank zuſtrömen, als in baares Geld umgeſetzt werden können. Von 500 Livres ließ man die Actien bis zu 5000, zuletzt gar bis zu 9000 ſteigen, und zwei Monate nachher ſetzte man ſie dann wieder auf 5000 herab. Dies veranlaßte, daß ein ungeheurer Wechſel des Vermögens durch das Actienſpiel eintrat, ſchwächte den Credit, aber deſſenohngeachtet und trotz der ſchrecklichen Vervielfältigung der Noten, welche der Regent ſeinen Roués zu gefallen vornahm, trotz dem falſchen Papiergelde, daß in Frankreich eingeführt ward, hätte Law das Idealvermögen der Regierung, welches er geſchaffen hatte, erhalten können, wenn nicht gegen alle ſeine Erinnerungen ein königliches Edict die Banknoten auf die Hälfte ihres Zahlwerthes herabgeſetzt hätte (1720 Mai 21). Die wilden Maaßregeln, welche man gegen das Parlement nahm, die Gewaltthätigkeiten, welche man ſich erlaubte, um die Gegenden am Miſſiſippi zu bevölkern, die Verrätherei Dargenſon's, der eigentlich durch ſeine elenden Rathſchläge den Verfall der Bank veranlaßt hatte, aber ſich jetzt gegen dieſelbe verſchwor, nachdem er, durch ſie reich geworden war, wirkten nun zuſammen, um dem Syſtem des Schottländers den letzten Stoß zu geben, und er war noch glücklich genug, daß er als Verbrecher aus dem Königreich entfliehen konnte. Er gewann nichts, weil er die großen Reichthümer, auch an baarem Gelde, die er ſich erworben, immer wieder aufopferte, um den Credit der Banknoten zu erhalten. Das andere ſeinen Plan verdorben hatten, dafür ward er geſtraft.

Durch dieſe unglückliche Ausführung von ſehr anwendbaren Vorſchlägen war eine große Verwirrung in das bürgerliche Leben gekommen und nicht weniger in die königlichen Finanzen. Um ſie einigermaaßen zu heben, zwang man mehrere Actienſpieler, ihren Gewinn wieder herauszugeben, und ließ eine Commiſſion, Le Viſa genannt, welche ſchon beim Anfang der Regentſchaft war niedergeſetzt worden, um die Schulden der Krone in Ordnung zu bringen, von neuem beginnen.

Je unglücklicher Law geendigt hatte, deſto höher ſtieg Dubois, welcher am meiſten wegen der Richtung merkwürdig iſt, die er dem bisherigen politiſchen Syſtem Frankreichs in Hinſicht auf die auswärtigen Angelegenheiten gab.

Die zweite Gemahlin Philipp's des Fünften von Spanien, unterſtützt von einem ſo unternehmenden Miniſter, wie Alberoni war, hätte ihren ſehnlichſten Wunſch, die im letzten Frieden verlornen italiäniſchen Nebenländer für ihren Sohn wieder zu erobern, wahrſcheinlich bei der damaligen politiſchen Lage des Kaiſers erreicht, wenn man in Frankreich nach Ludwig's des Vierzehnten Maximen gefolgt wäre. Allein theils fürchtete der Herzog von Orleans die Entwürfe des ſpaniſches Hofes gegen ihn und ſein Haus, theils war ſein vornehmſter Rathgeber der Abbé Dubois eitel genug, um ein neues Syſtem aufbringen zu wollen, wozu dann noch die Macht des engliſchen Goldes kam. Durch die Unterhandlungen zu London ward ein Friedensproject zu Stande gebracht, welches ſich der Kaiſer gern gefallen ließ, Alberoni aber und die Königin von Spanien mit Uebermuth verwarfen, denn ſie ſollten nach demſelben die ganze Unternehmung aufgeben, indem Spanien das Verſprechen der eventuellen Erbfolge in Toskana, Parma und Piacenza erhielt. Nach der glücklichen Eroberung Sardiniens hatte ſich der ſpaniſche Miniſter einen ſiegreichen Fortgang des Krieges verſprochen; aber gerade jene war ſein erſter großer Fehler geweſen, denn durch ſie hatte er, ohne bedeutende Folgen von ihr erwarten zu können, die übrigen Mächte aufgeregt. Zu ſpät geſchah der Schlag auf Sicilien, denn bald nach der Beſitznehmung von Palermo ward die Quadrupelallianz zu London zwiſchen Frankreich, Großbritannien und dem Kaiſer geſchloſſen, deren Name ſchon anzeigt, wie unfehlbar man ſich den Zutritt einer vierten Macht, nämlich Hollands, gedacht hatte, der aber nie erfolgte (1718 Aug. 2).

Nachtheiliger als die Seeſchlacht, welche die Spanier gegen den Admiral Bing verloren, war der gewaltige Einfluß, welchen Dubois, Law und Dargenſon jetzt erhielten, für Alberoni's Plane, und die

Ausführung derſelben ward unmöglich, wenn es ihm nicht gelang, in Frankreich ſelbſt eine Revolution zu bewirken. Er mußte ſich daher mit den Jeſuiten und dem Anhang der legitimirten Prinzen in Verbindung ſetzen, welche beide Partheien, jene wegen des Schutzes, den die Janſeniſten fanden, dieſe wegen der Vernichtung der Rechte eines Prinzen von Geblüt, die Ludwig der Vierzehnte ſeinen unehlichen Söhnen gegeben hatte, gegen den Regenten äußerſt aufgebracht waren. Vorzüglich dürſtete die Herzogin von Maine nach Rache, da hingegen ihr Gemahl eben ſo geduldig wie der Graf von Toulouſe es würde ertragen haben, daß er nur als Pair von Frankreich ſollte angeſehen werden. Sie hatte bisher nur die Waffen des Spottes und der Schmähung gegen den Herzog von Orleans gebraucht; jetzt aber ward ſie die Seele der Verſchwörung, welche in Frankreich gegen die Regentſchaft unter ſpaniſcher Leitung angeſponnen wurde. Ihre Heftigkeit und Entſchloſſenheit, die Feinheit des Jeſuiten Tourneminé und der Fanatismus der Parthei des alten Hofes fanden nur nicht hinreichende Unterſtützung bei dem Prinzen von Cellamare, dem ſpaniſchen Geſandten, der einfältig genug war, um alle Welt in ſeine geheimſten Charten blicken zu laſſen.

Die Grundbedingung bei allen Verabredungen der Verſchwornen war, daß der Herzog von Orleans die Regentſchaft verlieren ſolle, und man ſich ſeiner Perſon bemächtigen müſſe. Eine Schaar von Abenteurern war gedungen, dieſen Streich auszuführen, der aber mislang, weil man es für gewagt hielt, ihnen zu ſagen, daß der Regent derjenige ſey, welchen ſie auffangen ſollten. Die übrigen Entwürfe, um den Fehlſtreich wieder gut zu machen, kamen nicht einmal bis zum Verſuch der Ausführung, denn die dumme Unvorſichtigkeit des Prinzen von Cellamare ging ſo weit, daß er die wichtigſten Papiere der Verſchwornen Abſchreibern anvertraute, die gar nicht in die Verſchwörung hinein gezogen waren. Durch einen derſelben ward ſie an Dubois verrathen, wiewohl auch von andern Seiten her, ſelbſt aus England, unbeſtimmte Nachrichten über geheime Plane gegen den Regenten an dieſen kamen. Ein Theil der Verſchworenen entfloh, viele wurden nach der Baſtille gebracht, auch der Herzog von Maine und ſeine Gemahlin wurden gefangen genommen. Die Frau von Maintenon erſchrack in ihrer Einſamkeit zu St. Cyr auf das heftigſte über dieſes Schickſal ihres Lieblings, zumal da die Erhebung der legitimirten Prinzen einzig ihr Werk geweſen war; ihre Todeskrankheit war eine Folge dieſes Schreckens.

Die Kriegserklärung gegen Spanien war eine der erſten Wirkungen von dieſer Entdeckung (1719), und der Herzog von Berwick drang mit dreißigtauſend Mann vor den Augen des Königs und der Königin von Spanien glücklich in Biscaya ein; aber gegen die Verſchwornen in Frankreich ward mit einer Milde gehandelt, welche dem Regenten deſto mehr zur Ehre gereicht, je geneigter Dargenſon und Dubois zu Gewaltthätigkeiten waren, und ſicher iſt es ihnen einzig zuzuſchreiben, daß vier Patrioten von den Ständen in Bretagne, welche vielleicht bei dem Eifer, die Freiheiten ihrer Provinz wieder herzuſtellen, ſpaniſchen Anträgen Gehör gegeben hatten, auf dem Blutgerüſt zu Nantes ſterben mußten. Spanien ließ ſich, nachdem Alberoni geſtürzt war, durch Hollands Drohungen bewegen, ſich nach dem Willen der Quadrupelallianz zu bequemen (1720 Febr. 17).

Dubois hatte alſo ſein politiſches Syſtem triumphiren geſehen und zugleich Gelegenheit gehabt, den Anhängern des alten Hofes den letzten Stoß zu geben; er war Erzbiſchof und Cardinal geworden und regierte deſto ſicherer als Premierminiſter, je mehr er für den Regenten durch ſeine erfinderiſche Einbildungskraft in wollüſtigen Freuden unentbehrlich war. Allein bei der raſchen Begierde nach neuem Genuß, welche den letztern trieb, und bei der tiefen Verachtung, die ſeine beſſere Natur gegen ſeinen ſchändlichen Lehrer hegte, war es Zeit, wenn ſie in Frieden ſcheiden ſollten, daß der Tod ſie trennte. Dubois ſtarb an den Folgen ſeiner viehiſchen Ausſchweifungen auf eine empörende Weiſe, der Regent in demſelben Jahr, wahrſcheinlich ein Opfer ſeiner Sorgloſigkeit (1723).

§. 45.

Kurz vor dieſem doppelten Todesfall war Ludwig der Funfzehnte volljährig geworden. Die Natur hatte ihn mit keinen vorzüglichen Anlagen des Geiſtes und Characters beſchenkt, ein kränklicher Körper hatte die Schwäche derſelben vermehrt, und durch die Erziehung war ihm alle Kraft genommen, indem ſie von zwei Männern geleitet ward, von welchen der eine, nämlich der Herzog von Villeroi, ihn nach den Grundſätzen der Frau von Maintenon zu einer entkräftenden Frömmelei gewöhnte, und der andere voll ſchleichenden Ehrgeizes, der Biſchof von Frejus, alles that, um ihn in ewiger Kindheit zu erhalten.

Zum erſtenmal behandelte Fleury den jungen König zum großen Nachtheil des Staates als Kind bei der Wahl eines Premierminiſters. Als der Herzog von Bourbon zu ihnen trat und um die Stelle deſſelben anſuchte, ſah Ludwig den Biſchof an. Dieſer ſchwieg gleichfalls eine Zeitlang, bis er endlich zum Herzog ſagte: „Sie ſehen, daß der König ihr Geſuch bewilligt und Sie zum erſten Miniſter ernennt!“

So kam das Staatsruder in die Hände eines Mannes, welcher gänzlich von einem intriguenvollen Weibe, wie die Frau von Prie beherrſchet wurde, die in Frankreich alle Künſte ſpielen ließ, welche ſie in Italien während der Geſandtſchaft ihres Mannes beim Hofe von

Turin gelernt hatte. Das Meiſterſtück ihrer Intriguen war die Zurückſendung der Infantin, die nach einem Vertrag, welcher während der Regentſchaft mit dem ſpaniſchen Hofe geſchloſſen ward, zur Gemahlin des jungen Königs beſtimmt war, und die Vermählung deſſelben mit der Tochter von dem entthronten polniſchen König Stanislaus Leszinsky. Die Frau von Prie wollte eine Königin, die einzig ihr die Erhebung auf den Thron verdankte, und überdies war die gewählte Prinzeſſin ein harmloſes, lenkſames Geſchöpf. Fleury ſpielte bei dem ganzen Geſchäft die Rolle, daß er ſeinen Zögling durch Gemählde von den Pflichten des Eheſtandes zu unterrichten ſuchte; aber bald beſiegte ſein Ehrgeiz, vielleicht auch Mitleiden mit Frankreich ſeine Liebe zur Ruhe, und er beſaß zu viel Gewalt über den König, als daß es ihm nicht hätte gelingen ſollen, den Herzog von Bourbon und die Frau von Prie vom Hofe zu verdrängen (1726).

Im allgemeinen war Fleury's Staatsverwaltung (von 1726 bis 1743) nach der ſtolzen Verſchwendung unter Ludwig dem Vierzehnten und der üppigen Zügelloſigkeit, die mit der Regentſchaft begann, ein Glück für Frankreich wegen ihres einfachen und ſparſamen Geiſtes. Die Einfalt ſeiner Sitten, welche noch preiswürdiger geweſen wäre, wenn ſie mehr aus Selbſtbeherrſchung, wie aus einer gewiſſen Beſchränktheit des Verſtandes und der Denkart ihren Urſprung gehabt hätte, wollte der Biſchof gern zum Character der Regierung machen und ſeine häusliche Sparſamkeit in die Staatsöconomie einführen. Dies letzte gelang ihm einigermaaßen, zumal da er ſoviel wie möglich einen Krieg vermied, und ſein Andenken würde ganz geſegnet worden ſeyn, wenn er die emporſtrebenden Geiſter nicht niedergedrückt und ſeine unaufgeklärte Denkungsart durch ſeine lebhafte Theilnahme an dem Kampf, welcher durch die Bulle Unigenitus veranlaßt war, nicht zu ſehr verrathen hätte. Dies warf um ſo mehr Schatten auf ſeine Saatsverwaltung, da er dadurch verleitet wurde, das Parlement, in welchem die ſchönſten Talente auf der Seite der Janſeniſten waren, und deſſen Gerichtsbarkeit in geiſtlichen Sachen ihn bei ſeinen religiöſen Verfügungen beſchränkte, deſpotiſch zu behandeln; und nie hätte ein ſolcher Schatten auffallender werden können, als gerade jetzt, da das Morgenroth der Philoſophie in Frankreich angebrochen war.

In nichts ließ ſich der Cardinal ſo ungern ein, als in das Project nach dem Tode des Königs Auguſt von Polen den Schwiegervater Ludwig's wieder auf den Thron zu ſetzen. Wenn man von allen Seiten mit der Vorſtellung auf ihn eindrang, daß die Ehre Frankreichs dies erfordere, erklärte er laut, daß Stanislaus-Leszinsky, nachdem er einmal Verzicht auf die polniſche Krone geleiſtet habe, kein Recht mehr an dieſelbe beſitze, und wozu man nach Polen Geld ſchicken ſollte, das nie wieder zurückkomme? Endlich gab er doch eine Million und ſechsmalhunderttauſend Livres her zur Erkaufung von Stimmen, und nun konnte man ſicher darauf rechnen, daß er mehr geben werde, um nur die erſten Auslagen nicht zu verlieren. An eine Bewegung der franzöſiſchen Truppen war nicht zu denken, als wenn er eine große Summe zu erhalten ſuchen mußte.

Nachdem Stanislaus nach Polen geſchickt und wirklich gewählt war, konnte ſich Fleury nicht mehr zurückziehen, obgleich ſich Rußland, Oeſtreich und Preußen auf das entſcheidendſte für den Churfürſten von Sachſen erklärten, der gleichfalls von ſeiner Parthei gewählt ward.

War der Cardinal nun gleich wider ſeinen Willen zum Kriege gebracht, ſo wußte er doch die beſten Vortheile davon zu ziehen. Mit Sardinien und Spanien hatte er in der größten Eile ein Bündniß gegen den Kaiſer geſchloſſen. Zwei Helden, die ſich im Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten ausgezeichnet hatten, die Marſchälle von Berwick und Villars erhielten, jener am Rhein, dieſer in Italien, das Commando. Kehl ward erobert und Lothringen, deſſen Herzog ein eifriger Anhänger des öſtreichiſchen Hauſes war, wurde von franzöſiſchen Truppen beſetzt. Hätte der Cardinal Fleury nun nicht die Drohungen der Seemächte zu ſehr gefürchtet, ſo würde die Rheinarmee glänzende Eroberungen gemacht haben können (1733 im October). Noch vor dem Ende dieſes Jahres hatten der Marſchall von Villars und der König von Sardinien das ganze Mailand erobert. Jener, ein achtzigjähriger Greis und als ein Mann bekannt, der keine ſchmeichelnden Sitten hatte, behauptete den Character ſeiner Nation durch den Zug, daß er den ſchönſten Damen von Mailand einen Ball gab, auf welchem er ſelbſt tanzte, indeß zu gleicher Zeit ein ſchreckliches Feuer gegen die Citadelle der Stadt fortdauerte. In Italien ward der Kaiſer immer unglücklicher, und Philippsburg ging, nachdem es auch zum Kriege mit dem Reiche gekommen war, an die Franzoſen über (1734 Jun. 18). Dem Herzog von Berwick raubte eine Kanonenkugel bei der Belagerung dieſer Feſtung das Leben. „Hab' ich's nicht geſagt," rief Villars auf ſeinem Sterbelager in Turin bei dieſer Nachricht aus, indem er die Hände emporhob, „hab' ich's nicht immer geſagt, daß Berwick ein glücklicher Mann iſt?"

Was Fleury durch den Krieg erreichen wollte, die Beſitznehmung Lothringens, das war ihm geglückt, am Schickſal Leszinsky's, welcher ſich mit Lebensgefahr aus dem belagerten Danzig gerettet hatte, lag ihm wenig, im Gegentheil wünſchte er das Unglück deſſelben, damit die Königin nur durch ihren Vater nicht bedeutender werde, und er zitterte vor dem Geldaufwande bei der Fortſetzung des Krieges. Plötzlich bot er dem Hofe zu Wien Frieden an, und die Präliminarartikel deſſelben wurden bald unterzeichnet (1735 Oct. 3).

Der König von Sardinien ließ ſich dieſelben zuerſt gefallen, nur nach hartnäckigem Widerſtande die Königin von Spanien, obgleich ſie für ihren Sohn Neapel und Sicilien erhielt; Stanislaus bekam Lothringen und Bar, welche nach ſeinem Tode an Frankreich fallen ſollten, für den Herzog von Lothringen ward zum Erſatz das Großherzogthum Toscana beſtimmt. So erreichte ein alter friedliebender Cardinal, was zwei ſo ſtürmiſche kraftvolle Cardinäle, wie Richelieu und Alberoni nicht hatten durchſetzen können.

Unterdeſſen Fleury das Staatsruder ſo vorſichtig und ſo glücklich leitete, wachte er zugleich mit Sorgfalt über dem Privatleben des Königs; er mußte immer im Verhältniß des Lehrers zum Zögling gegen ihn bleiben, wenn ſein Sturz bei der Schwäche Ludwig's nicht unvermeidlich werden ſollte. Nichts konnte ihm ſo große Beſorgniß machen, als das glühende Temperament deſſelben, welches durchaus den Weibern großen Einfluß auf ihn verſchaffen mußte. Es wurde endlich ſo ſtürmiſch, der Verſuchungen waren ſo viele, die Königin ward mit jedem Tage ſo viel kälter gegen die ſinnlichen Genüſſe der Ehe, daß Fleury nur dahin ſehen konnte, dem König eine Geliebte zu geben, welche keine Herrſchſucht beſaß. Er fand ſie in der Frau von Mailly, einem ſanften, liebevollen Geſchöpf, das ſich Ludwig dem Mann hingab, ohne an den Herrſcher über Millionen zu denken. Nur mußte ein ſo ſchwacher Mann, nachdem er die erſte Schüchternheit der Tugend oder vielmehr die erſte Angſt vor ſeinen Vorurtheilen überwunden hatte, ſchnell zur frechſten Wolluſt übergehen, wie Frankreich bald zu ſeinem Nachtheil erfuhr und der alte Cardinal mit ſteigender Unruhe wahrnahm.

Die Schweſtern der Frau von Mailly hatte er nicht gekannt, als er ſie wählte. Eine derſelben, Mademoiſelle von Nesle lebte im Kloſter, und entwarf ſich da einen Plan, ihn zu ſtürzen. „Meine Schweſter,“ ſagte ſie, „iſt ein gutes Geſchöpf: dieſe wird mich zu ſich rufen. Fleury wird verjagt und ich herrſche über Frankreich, denn ich werde den König in mich verliebt machen.“ Zwar fehlte ihr alle Schönheit; aber ſie beſaß eine Energie des Characters und einen Schwung der Phantaſie, wodurch der ſchwache Ludwig zu Boden gedrückt werden mußte. Auch gelang ihr Vorhaben in kurzer Zeit ſo, daß die Frau von Mailly ihr den erſten Platz einräumte. Sie ward in großer Eile mit einem Marquis von Vintimille, einem Anverwandten des Erzbiſchofs von Paris, vermählt, und dieſer alte Geiſtliche gab ſeinen Segen dazu im erzbiſchöflichen Palaſt.

Zwiſchen der Frau von Vintimille und dem

Cardinal begann nun ſogleich der Krieg, und es iſt zweifelhaft, wer endlich würde geſiegt haben, wenn die Favoritin nicht ſchon in ihrem erſten Wochenbette geſtorben wäre. Sie ſtarb unter fürchterlichen Schmerzen, und ihr Beichtvater, welcher von ihren letzten Stunden der Frau von Mailly Bericht erſtatten wollte, ſank todt hin, wie er in das Zimmer derſelben trat. Der betäubte König verbarg ſich in ſeinem Bette, und ließ Meſſen leſen.

Fleury erhielt aber doch keine Ruhe, denn zwei andre Schweſtern der Frau von Mailly, welche die jüngern und ſchönſten waren, ließen ſich am Hofe blikken. Die eine derſelben, Frau von Flavacourt, achtete freilich weibliche Tugend, aber ihre Schweſter, die Frau von Tournelle, wußte ſich des wollüſtigen Monarchen zu bemächtigen. Mochte die Mailly alle Gewalt ihrer nicht verſchwundenen Liebe aufbieten, ſie ward doch vom Hofe entfernt; mochte der alte Fleury die ſchönſten Mädchen für den König ausſuchen, die Intriguen der dritten Schweſter ſiegten völlig. Als noch die Herzogin von Lauraguais an den Hof und in die Gunſt des Königs kam, war der Kreis der vier berüchtigten Favoritinnen da. Welcher ſchöne Anblick, neben vier ſolchen Schweſtern die Frau von Flavacourt unverdorben und voll Sinn für eheliche Freuden zu ſehen, ob ſie gleich die reizendſte unter ihnen war.

Nachdem das Leben des Königs eine ſolche Wendung genommen hatte, konnte **Fleury** das Staatsruder nicht mehr nach ſeinen Maximen führen, und ward ſogar gezwungen, ſich in einen kühnen Entwurf einzulaſſen, vor welchem er zurückgebebt war. Frankreich hatte die pragmatiſche Sanction Kaiſer **Carl's des Sechsten** garantirt, und dennoch erhob ſich eine mächtige Parthei am franzöſiſchen Hofe zum Ruin des Hauſes Oeſtreich.

Die Seele derſelben waren zwei Brüder **von Belle-Isle**, von welchen wenigſtens der älteſte einen kraftvollen Geiſt und einen umfaſſenden Blick mit aller Gewandtheit des Hofmannes vereinigte. Er gewann in kurzer Zeit den ganzen Hof und den König ſelbſt für ſeinen Plan. Nach demſelben ſollten die Reichsfürſten, Spanien und Sardinien zum Kriege gegen Oeſtreich aufgereizt werden; im Norden und mit der Pforte wollte man ſogleich Unterhandlungen beginnen; die Ungarn und Böhmen müßten durchaus eine gänzliche Wahlfreiheit haben; der Churfürſt von Baiern ſollte die Kaiſerkrone, der König von Preußen diejenigen Länder von der öſtreichiſchen Monarchie erhalten, auf welche ſein Wunſch gehe, und eine franzöſiſche Armee von hundert und funfzigtauſend Mann würde nach Deutſchland geſchickt, um mit dem letzten im Einverſtändniß zu agiren. Der Plan war gut berechnet und die Ausführung deſſelben fiel in einen Zeitpunct, wo eine junge verlaßne Prinzeſſin die Macht des verhaßteſten Hauſes zuſammenhalten ſollte;

aber der alte Fleury ſchrie: „hundert und funfzigtauſend Mann! Ach, Herr Graf, damit könnte man die ganze Welt erobern, und man hätte daran noch zu viel. Vierzigtauſend Mann, und Sie führen dadurch aus, was Ihnen beliebt!“

Dieſe Kargheit des alten Miniſters vertrug ſich durchaus nicht mit der Kühnheit des Planes, und wozu ſeine Behutſamkeit, daß Frankreich nur als Alliirter von Baiern den Krieg anfangen durfte? Der Vorwand, daß man die pragmatiſche Sanction noch immer garantiren wolle, aber doch die Rechte eines alten Alliirten, wie der Churfürſt von Baiern, vertheidigen müſſe, war doch zu elend.

Unter dem Obercommando des Churfürſten, mit welchem man den vornehmſten Vertrag zu Nymphenburg geſchloſſen hatte (1741 Mai 18), drangen funfzigtauſend Franzoſen vereint mit den baieriſchen Truppen bis gegen Wien vor; ſechszigtauſend Mann rückten in Weſtphalen ein, um Georg den Zweiten durch Bedrohung ſeiner Erblande zur Neutralität zu zwingen. Der Churfürſt von Baiern beging den großen Fehler, daß er nicht eine Unternehmung auf Wien wagte, ſondern ſich nach Böhmen wandte, um ſich nur in Prag krönen zu laſſen. Nun war es bei weitem nicht mehr von ſo wichtigen Folgen, daß Frankreich ſeine Wahl zum Kaiſer durchſetzte (1742 Jan. 24), als es ſonſt hätte ſeyn können; er mußte zuletzt ſeine Reſidenz in Frankfurt nehmen, nachdem der König von Preußen den breslauer Frieden mit Maria Thereſia geſchloſſen hatte, und die Franzoſen in Böhmen es noch für ein großes Glück hatten achten müſſen, daß ſie nach dem ſchrecklichſten Verluſt aus Prag unter dem kühnen Belle-Isle entfliehen konnten. Als ſie zwei und zwanzigtauſend Mann ſtark, indem ſich alle Umſtände gegen ihn verſchworen, in der Hauptſtadt Böhmens eingeſperrt waren, hatte Fleury ſich mit der Betrachtung begnügt, daß ihre Lage wohl bedenklich ſey, und zu ſpät hatte ſeine Kargheit ſich entſchloſſen, ihnen Hülfe unter dem Marſchall von Maillebois zu ſchicken. Zu ſeinem Glück entſchlief er vor den Schlägen, welche die franzöſiſche Macht im 1743 Jahr erhielt, in deſſen erſtem Monat er ſtarb.

Georg der Zweite führte ſelbſt ein Heer von funfzigtauſend Hannoveranern, Engländern und Oeſtreichern an, hatte aber durch ſeinen Uebergang über den Main eine ſo unglückliche Stellung bekommen, daß der Marſchall von Noailles ſich gegründete Hoffnung machte, ihn ganz umzingeln zu können, weil er keinen andern Ausweg, als einen engen Paß und in demſelben vor ſich die Franzoſen, auf beiden Seiten ihre Artillerie hatte. Allein der Neffe des franzöſiſchen Befehlshabers, der Herzog von Grammont, vernachläſſigte den Befehl, nur an dem beſtimmten Ort und zur beſtimmten Stunde anzugreifen, und gerieth dadurch mit ſeiner Chavallerie in eine ſolche Stellung, daß der Feind nicht nur einen Ausweg erhielt, ſondern auch den Marſchall, der in der gefahrvollſten Lage ſchlagen mußte, zwang, das Feld zu räumen. So nachtheilig dieſe Niederlage bei Dettingen (1743 Jun. 27) durch ihre Folgen für den ganzen Krieg war, äußerte Ludwig doch keine andere Empfindung bei der Nachricht von derſelben, als die Beſorgniß, daß der Ruf des Herzogs von Grammont bei der Armee dadurch leiden möchte.

Allmählich kam das franzöſiſche Miniſterium wieder auf die alte Erfahrung, daß es ſuchen müſſe, die Niederlande zum Schauplatz des Krieges zu machen. Gegen England und Oeſtreich ward er jetzt auch erklärt (1744 März 15. April 27) und Ludwig ſelbſt ging zu der Armee ab, welche in die Niederlande einrückte. Als die Oeſtreicher bald nachher in die Elſaß einfielen, zog er ihnen entgegen, entfernte ſich aber ſogleich wieder zum Glück des Heeres, denn nun trat der Graf von Sachſen, ein Sohn Königs Auguſt des Erſten von Polen und der Gräfin Königsmark, an die Spitze deſſelben.

Er führte es unwiderſtehlich zum Siege und Frankreich erſetzte ſeinen Mangel an eingeborenen Helden, indem es ihn als ſeinen Sohn aufnahm. Zwei deutſche Genien waren es, die jetzt zu gleicher Zeit zum Unglück des öſtreichiſchen Hauſes handelten, denn auch der König von Preußen hatte von Neuem losgeſchlagen.

Der Graf von Sachſen gründete ſeinen Ruhm durch das Treffen bei Fontenoi (1745 Mai 11). Dornick ſollte entſetzt werden, welches ſchon mehr als zwei Monate belagert war. Der Herzog von Cumberland, ein Sohn des Königs von Großbritannien, drang unter einem fürchterlichen franzöſiſchen Feuer bis in die vortheilhafteſte Stellung vor, und die Franzoſen wurden auf allen Seiten zurückgedrängt; nur der linke Flügel, welchen die Holländer ausmachten, that ſeine Pflicht nicht. Mit einem Verluſt von neuntauſend Mann mußte ſich die alliirte Armee zurückziehen. „Hier ſehen Sie, worauf es bei Schlachten ankommt,“ ſagte der Graf von Sachſen zum gegenwärtigen König; und man iſt zweifelhaft bei dieſer Aeußerung, ob er durch ſie auf das Kriegsglück deutete, oder auf ſeinen Einfall, gerade auf die engliſche Colonne einen Theil der Artillerie zu richten und ſie mit den ſogenannten königlichen Haustruppen anzugreifen.

Es ward immer nothwendiger, daß er in den Niederlanden den franzöſiſchen Waffen einen neuen Glanz gab, denn in Italien wurden ſie vom Unglück verfolgt und der König von Preußen hatte von neuem Frieden geſchloſſen; auch hatte der Gemahl von Maria Thereſia nach dem Tode Kaiſer Carl's des Siebenten die Kaiſerkrone erhalten, und der Einfall des jungen Prätendenten in England, nicht genug unterſtützt von Frankreich, ein trauriges Ende genommen. Dagegen wurden die ſämmtlichen öſtreichiſchen Niederlande bis auf Luxemburg erobert, und ein wichtiger Sieg bei Raucour über den Prinzen Carl erfochten (1746 Oct. 11); dagegen erhielt nach Eroberung des holländiſchen Flandern, wodurch man die Holländer zwingen wollte, ihrem Haſſe gegen Frankreich, welchen ſie ſeit Ludwig dem Vierzehnten hegten, nicht mehr zu folgen, der Marſchall von Sachſen durch die Schuld des Herzogs von Cumberland einen Sieg über die Alliirten bei dem Dorfe Laffeld im Lüttichſchen (1747 Jul. 2). „Ich habe einen Sieg,“ ſchrieb der König, welcher gegenwärtig geweſen, „durch die augenſcheinliche Beſchützung der heiligen Jungfrau erhalten.“ Die Schlacht ward an einem Marientage geliefert. Mehr als dieſes religiöſe Vertrauen, ehrt ihn die Gutmüthigkeit in der Frage, welche er an einen gefangenen Feldherrn that, ob es nicht beſſer wäre, mit Ernſt auf Frieden zu denken, als ſo viele brave Leute aufzuopfern? Fünftauſend waren auf jeder Seite geblieben.

Wie der Graf von Sachſen bei Laffeld, war ein anderer Ausländer in franzöſiſchen Dienſten, der Graf von Löwendahl, ein geborner Däne, bei der Belagerung von Bergen op Zoom zur größten Schande der Alliirten glücklich. Das ganze Heer derſelben lag hinter der Feſtung und gab ihr immer friſche Mannſchaft, auch unter weniger glücklichen Umſtänden ward ſie für unüberwindlich gehalten, und zwanzigtauſend

Mann hatten die Franzoſen ſchon vor ihr verloren. Zum Glück für dieſe commandirte ein alter holländiſcher General an dem Tage, als ſie mit Ungeſtüm einen Sturm wagten; die Beſatzung entfloh vor ihnen in das Lager der Alliirten (1717 Sept. 16).

So glänzend das Glück der Franzoſen in den Niederlanden war, kam es doch dem Uebergewicht nicht gleich, welches die Engländer zur See hatten. Der alte Fleury war viel zu ſparſam, ſein Geſichtskreis viel zu eingeſchränkt geweſen, als daß er den großen Aufwand, welchen die Marine erforderte, gehörig beſtritten hätte. Der außerordentliche Muth, mit welchem die Franzoſen auch zur See fochten, half ihnen daher wenig. Die Geſchichte dieſes Seekrieges und der Begebenheiten in Weſtindien, America und Oſtindien iſt in der Geſchichte Englands ein glänzendes Gemälde. Nur einmal ſchien das Glück in Oſtindien den Franzoſen lächeln zu wollen. Der Commandant auf der Inſel Bourbon, Bourdaunaye, hatte ein engliſches Geſchwader an der Küſte Coromandel geſchlagen und eroberte Madras, wo die reichſte Niederlage der Engländer war. Allein Düpleix, Generalſtatthalter zu Pondichery, misbilligte einen Vergleich, welchen Bourdonnaye mit den Einwohnern von Madras geſchloſſen hatte, und wüthete gegen einen Mann, deſſen Verdienſt ihn verdunkelte, ſo ungeſtüm, daß er ihn nach Europa zurück und in die Baſtille brachte.

Wenn Frankreich nicht alle ſeine Colonien verlieren wollte, nicht noch das einzige dienſtfähige Hauptſchiff, welches ihm die Engländer gelaſſen hatten, ſo mußte der Friede ſehr beſchleunigt werden. Schon ſtanden in Deutſchland ſieben und dreißigtauſend Mann Ruſſen, die als öſtreichiſche Hülfsvölker nach den Niederlanden beſtimmt waren. Die Intendanten ſelbſt in den reichſten Provinzen Frankreichs verſicherten, daß ſie innerhalb ihrer Amtsſphäre ſelbſt bei der dringendſten Noth keine hunderttauſend Livres zuſammentreiben könnten. Auch durfte ſich Maria Thereſia einen minder nachtheiligen Frieden verſprechen, da ſchon die Frau von Pompadour am franzöſiſchen Hofe herrſchte, und ein ſo ſchlauer und kenntnißreicher Mann, wie der Graf von Kaunitz, alsöſtreichiſcher Geſandter zum Congreß nach Aachen geſchickt werden konnte. „Der Friede iſt in Maſtricht,“ ſagte der Graf von Sachſen, und wirklich machte die Belagerung dieſer Feſtung, daß man ihn ſchloß (1748 Apr. 30). Ludwig mußte ſeine Eroberungen in den Niederlanden wieder herausgeben und erhielt zurück, was ihm die Engländer abgenommen hatten. Was Maria Thereſia verlor, war unbedeutend im Vergleich mit den anfänglichen Planen zur Zerſtückelung ihrer Macht, und, ſelbſt wenn ſie weit mehr wäre geſchwächt werden, hätte dies, auch bei einem andern Gange der politiſchen Verhältniſſe, als ſie bald nahmen, Erſatz für den Aufwand eines ſolchen Krieges für Frankreich ſeyn können? Doch vergaß man dies über den ſchmählichen Friedensartikel, daß man den Prätendenten aus Frankreich wegſchaffen müſſe; und auf welche Weiſe erfüllte man ihn! Wie ein Verbrecher ward der Prinz in der Oper gefangen genommen und über die Gränze gebracht. Welcher Contraſt mit jenen Zeiten, da Jacob der Zweite in Frankreich Truppen und Flotten fand, um die Eroberung ſeiner Königreiche zu verſuchen?

Mit dem Frieden zu Aachen hat das goldene Zeitalter von der Regierung Ludwig's des Funfzehnten ſein Ende erreicht, denn in Vergleichung mit der Frau von Pompadour oder gar der Gräfin Dübarry erſcheinen die vier Favoritinnen als die Wohlthäterinnen Frankreichs.

Lange war ſchon die Intrigue geknüpft, durch welche daſſelbe eine neue Beherrſcherin erhalten ſollte und die junge ſchöne Frau von Etioles war dazu beſtimmt. Ihre Mutter hatte ſich ihr eifrigſtes Geſchäft daraus gemacht, ſie gleichſam zur Maitreſſe des Königs zu erziehen, ihr Anverwandter Binet, Kammerdiener beim Dauphin, leitete die Ausführung der geheimen Plane, und ſie ſelbſt lebte nur im Glanz ihrer künftigen Größe. In einem flüchtigen Phaeton erſchien ſie wie die Göttin der Liebe im roſenfarbenen Gewande zuerſt dem König im Gehölze bei Senars; aber der Eindruck, welchen ſie auf ihn gemacht hatte, wäre wahrſcheinlich nicht herrſchend geworden, wenn nicht die Parthei der Frömmlinge oder der Jeſuiten, die ſich des Dauphins gänzlich bemächtigt hatten, zu ſehr geſucht hatte, ſie nicht emporkommen zu laſſen, denn ſie ſtand in Verbindung mit den ſchönen Geiſtern und Philoſophen, welche der Geiſtlichkeit jetzt ſo furchtbar wurden.

Sobald die Frau von Etioles zur königlichen Favoritin erklärt war, erhielt ſie den Namen der Marquiſe von Pompadour, unter welchem ſie ſo bekannt geworden iſt, und Voltaire verbreitete nun ihren Ruhm. Der ſchwache Ludwig ließ ſich durch ſie hinreißen, alles mit dem größten Leichtſinn zu behandeln, was eine ernſte Behandlung erforderte. Wenn ſeine Miniſter ihm Berichte über Staatsgeſchäfte vorlaſen, ſo lachte er über ſie mit der Frau von Pompadour; hielten ſie dann ein, ſo rief er: „immer fortgefahren, ich verſtehe Sie recht gut!“ und ſteckte die Zunge heraus. Dem Grafen von Maurepas hörte er bisweilen noch zu. Dann fiel aber die Maitreſſe ein: „ſo eilen Sie doch! gewiß bekommt der König noch die Gelbſucht!“

Allein mitten in ihrer Herrſchaft, unter den großen Reichthümern, die ſie erworben, im Genuß einer fein geſchmeichelten Sinnlichkeit zitterte ſie doch unaufhörlich vor der Möglichkeit, geſtürzt zu werden, und nichts machte ihr mehr Unruhe, als die Frömmelei, von welcher ſie den König nicht losreißen konnte. Wie oft wollte er ihr aus Andachtsbüchern etwas vorleſen! Nahm dieſe fromme Schwäche dereinſt ſo zu, daß keine Sinnlichkeit und Liebe ihr entgegen zu arbeiten vermochten, oder ſtarb der König bald, welche Ausſicht für ſie, wenn der Dauphin und die Jeſuiten an das Ruder kamen! Für niemand konnte daher der Mordanſchlag des verrückten Damiens auf Ludwig's Leben ſo ſchreckend ſeyn, als für ſie (1757 Jan. 5).

Die Jeſuiten nannten das Parlement, welches in einer Fehde mit dem Hofe lebte, die Volksſtimme jene als Urſache dieſes Mordverſuches; aber wenn auch die Schande, ihn angeſtiftet zu haben, ſelbſt nicht auf die Parthei der Frömmlinge fällt, ſo bleibt dagegen die barbariſche Hinrichtung des Mörders ein ſchauderhafter, ſchändender Beweis von dem traurigen damaligen Zuſtande der franzöſiſchen Criminaljuſtiz. Nachdem ihm die Hand verbrannt war, wurden ihm mit Schneidezangen am ganzen Körper Stücke Fleiſch ausgeriſſen und in die Wunden wurde geſchmolzenes Blei gegoſſen. Da er ſo drei Viertelſtunden hindurch gequält war, ward er zwiſchen vier Pferden an Stränge gebunden; ſeine Muskeln und Nerven waren ſo ſtark, daß ſie nicht zerriſſen, ſondern zerſchnitten werden mußten. Dieſem ſchrecklichen Schauſpiel wohnten die empfindſamſten Damen bei, die für ein Fenſter mehr als hundert Thaler bezahlt hatten. Nie verlor ſich aus dem franzöſiſchen Character jene Miſchung von Zartheit und Wildheit der Empfindung, die ſich früh in demſelben fand.

Am merkwürdigſten ward die Staatsadminiſtration der Frau von Pompadour ohne Zweifel durch die Verbindung, welche ſie zwiſchen den Häuſern Oeſtreich und Bourbon ſtiftete, und wodurch die franzöſiſche Politik völlig alles Gleichgewicht verlor. Die erſte Idee dazu ſchrieb ſich vielleicht von dem Grafen von Kaunitz her, welcher Schleſien unwiederbringlich für ſeine Kaiſerin dahin ſah, wenn es nicht gelang, Frankreich von Preußen abzuziehen. Schon auf dem Friedenscongreß zu Aachen äußerte er ſich gegen den franzöſiſchen Geſandten über eine Verbindung zwiſchen ihren Herrſchern; aber daran war durchaus nicht zu denken, ſo lange in Frankreich nicht Männer an das Staatsruder gebracht waren, welche dem alten Syſtem Heinrich's des Vierten und Richelieu's nicht anhingen. Er ging ſelbſt nach Paris, und betrieb daſelbſt zwei Jahre hindurch die Ausführung ſeiner Idee.

Die königliche Maitreſſe ſah ſich von der Kaiſerin ſelbſt geſchmeichelt und es gelang ihr, Männer empor zu bringen, die ihr gänzlich ergeben waren. Keiner unter denſelben war ſo merkwürdig, als der junge Abbé Bernis. Jene roſenfarbene Phantaſie, die in ſeinen Poeſien ſchimmert, verſchönte auch ſeinen Umgang, und die angenehme Heiterkeit ſeiner Seele, die er aus ſeinem ſchönen Vaterlande Vivarais nach Paris brachte, wurde noch liebenswürdiger durch ſeine glückliche äußere Bildung. Nur aber, wenn er ſich enge an die Favoritin anſchloß, konnte er Beförderung hoffen, denn die Feinheit ſeiner Sitten und ſeine Schöngeiſterei hatten ihn bei den vornehmſten Gegnern der Pompadour in den Ruf eines Freigeiſtes gebracht. In geheimen Zuſammenkünften zwiſchen ihm, dem Grafen von Staremberg, welcher an Kaunitze's Stelle gekommen, und der königlichen Maitreſſe wurde die Allianz mit Oeſtreich vorbereitet; die Abneigung Ludwig's gegen den König von Preußen, und der Gedanke, daß es vornehm ſey, gegen die außerordentliche Kraft eines einzigen Mannes den Rang der erſten Mächte zu behaupten, wirkten mit dazu, daß ſie dem Schluß immer näher kam. So geheim auch die Unterhandlungen gepflogen waren, hatte ſie Friedrich doch gemerkt, und deshalb einen Bund mit dem König von Großbritannien geſchloſſen, da alle übrige Verhältniſſe ihn ſonſt an Frankreich gekettet hätten. Er verwies daher mit Spott den Antrag zu einer Verbindung mit demſelben ab, zu welchem die Anhänger des alten Syſtems, zum letztenmal Sieger über die neue Parthei, den ſchwachen Ludwig beredet hatten; und nun ward der Bund zwiſchen Frankreich und Oeſtreich ſogleich geſchloſſen (1756 Mai 2).

Beide Mächte wollten ſich ihre Staaten gegenſeitig beſchützen, und auf den Fall eines Angriffs mit vier und zwanzigtauſend Mann beiſtehen; nur auf den Krieg, welcher ſchon zwiſchen den Franzoſen und Engländern in America ausgebrochen war, ſollte der Tractat nicht gehen. Wie nachtheilig war er alſo für Frankreich, da es gar keinen Angriff zu Lande zu fürchten hatte, Oeſtreich hingegen bereit ſtand, einem offenſiven Krieg, welchen es anfangen wollte, den Schein eines defenſiven zu geben.

Die Urſachen des Krieges zwiſchen den Engländern und Franzoſen in America lagen in dem Uebermuth, mit welchem jene ſich der Herrſchaft zur See anmaßten, und in den unbeſtimmten Verhältniſſen beider Nationen in Oſtindien und America. Dúpleix hatte ſich in die Händel der Nabobs gemiſcht und verführen laſſen, die Waffen zur Vertheidigung von einem derſelben gegen die Britten zu ergreifen. Doch wurde dies nicht die nächſte Veranlaſſung zum Ausbruch des Krieges.

Im utrechter Frieden hatte man ſich über die Gränzen von Acadien, welches Frankreich an England abtrat, ſehr unbeſtimmt ausgedrückt. Der neue Beherrſcher deſſelben wollte ſie bis an das ſüdliche Ufer des Laurenzfluſſes und bis an den Fluß St. John ausdehnen. Auf der andern Seite wollten auch die Franzoſen ihre Colonien ſo viel wie möglich benutzen, und durch viele neue Forts am Ohiofluß Canada mit Louiſiana in eine Verbindung bringen, welche beſonders für Virginien ſehr gefährlich werden konnte. Sie behaupteten dieſelben gegen einen Angriff der Engländer.

Nie war Frankreich weniger geſchickt, die Laſt eines Krieges zur See und zu Lande zu tragen, als in dem gegenwärtigen Zeitpunct. Die Finanzen waren zerrüttet, die Marine verfiel noch mehr, als der unwiſſende Rouillé an die Stelle des verdrängten Grafen von Maurepas geſetzt war, die beiden Helden, die Grafen von Sachſen und von Löwendahl, wären geſtorben, und es hatte allen Anſchein, daß die Marquiſe von Pompadour die franzöſiſchen Heere noch einer größern Schande preis geben werde, als einſt die Frau von Maintenon.

Da Friedrich Sachſen beſetzt hatte, drang auch die Dauphine, eine ſächſiſche Prinzeſſin, in den König von Frankreich, alles gegen Preußen aufzubieten; Schweden ward zum Kriege gegen daſſelbe mit franzöſiſchem Gelde erkauft, hunderttauſend Franzoſen zogen an den Niederrhein unter dem Marſchall von Etrées. Sein Fall aber ward bald von der Favoritin beſchloſſen, weil ſie ſich mit ſeiner Gemahlin entzweit hatte, und ſein Sieg bei Haſtenbeck über die Obſervationsarmee unter dem Herzog von Cumberland (1757 Jul. 26) konnte denſelben nicht verhindern. Sein Nachfolger, der Marſchall von Richelieu, welcher den Engländern die Inſel Minorca entriſſen hatte (1756 Jun. 29), drängte den geſchlagnen Feind bis an die Elbe, beging dann aber den Fehler, daß er ihn nicht entweder ganz zu Grunde richtete oder durch eine andre Convention, als die, welche er zu Kloſter Seven ſchloß, ihn gänzlich waffenlos machte. Eine Folge dieſes Fehlers war die berühmte Franzoſenjagd, welche Herzog Ferdinand mitten im Winter anſtellte, und doch was war ſie gegen die Schande, welche der aufgeblaſene, unwiſſende und von der königlichen Maitreſſe begünſtigte Prinz von Soubiſe bei Roßbach (1757 Nov. 5) über die franzöſiſchen Waffen gebracht hatte?

Bernis war zur Belohnung, daß er das neue politiſche Syſtem mit emporgebracht hatte, Cardinal und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Als er aber ſah, daß es für Frankreich ſo nachtheilig ward, ſuchte er ſeinen Fehler wieder gut zu machen; ſogleich war auch in Wien ſein Sturz beſchloſſen. Ein Graf von Stainville, franzöſiſcher Geſandte daſelbſt, war dem öſtreichiſchen Hauſe gänzlich ergeben. Als Herzog von Choiſeul trat er in das Miniſterium, und bald zeigte ſeine Allgewalt, wie ſehr er an Energie des Characters und an Geiſt dem König und ſeinem Hofgefolge überlegen war. Vielleicht wäre er ein beßrer Menſch geworden, wenn er nicht unter Menſchen gekommen wäre, die er verachtete. Die natürliche Härte ſeines Characters wurde laſterhaft unter einem König, von welchem er ſelbſt ſagt: „nur, wenn er Böſes thun ſollte, fühlte der arme Fürſt, daß er eine Seele hatte; um Gutes zu thun, hatte er keine.“

Das erſte Werk des neuen Miniſters war ein zweiter Allianztractat mit Oeſtreich (1758 Sept. 30), in welchem allem Intereſſe von Frankreich noch weit mehr Hohn geſprochen war, als im erſten; die vornehmſte Laſt des Landkrieges wurde durch ihn der Kaiſerin abgenommen, und doch mußte ſchon der unglückliche Seekrieg allein die Kräfte der franzöſiſchen Monarchie erſchöpfen. Binnen der Zeit eines einzigen Jahres konnten die Engländer viermal in Frankreich landen; in Oſtindien verſchwand gänzlich das Anſehen der Franzoſen, die engliſche oſtindiſche Compagnie konnte ihnen daſelbſt alle ihre Beſitzungen nehmen und Reiche erobern; Guadeloupe ging verloren und ganz Canada, nachdem Louisbourg auf Cap Breton erobert war; die Landung in Irland, von welcher man ſich ſo viel verſprochen hatte, wurde durch die bewundernswürdige Schlacht vereitelt, welche der engliſche Admiral **Hawke** dem Marſchall **Conflans** an der Küſte von Bretagne während einem Sturm lieferte (1759 Nov. 20). Zuletzt nahmen die Engländer noch Dominique und Belle-Isle weg.

Nach einer ſolchen Reihe von Unglücksfällen und nach der Vernichtung alles Ruhmes der franzöſiſchen Marine war es zu ſpät, daß **Choiſeul** den bourboniſchen Familienvertrag zwiſchen Spanien und Frankreich zu Stande brachte. Jede von beiden Mächten wollte den Feind der andern ganz als den ihrigen betrachten (1761 Aug. 15). Die Kriegserklärung von England gegen Spanien erſchien in den erſten Tagen des folgenden

Jahres. Die Inſeln Martinique, Grenada, Lucie und St. Vincent eroberten die Britten nach der Schließung dieſes Bundes.

Der Landkrieg wäre während Choiſeul's Adminiſtration, welcher trotz allen Anſtrengungen die Marine nicht hatte umſchaffen können, glücklicher geführt worden, wenn zwiſchen den vornehmſten Anführern, die nicht ohne Talente waren, nicht eine verderbliche Eiferſucht geherrſcht hätte. Sie war ſchuld an dem Unglück bei Minden (1759 Aug. 1). Sobald der thätige Marſchall von Broglio allein commandirte, fiel einiger Ruhm auf die franzöſiſchen Waffen; ſobald ſich andere zu ihm geſellten oder er gar untergeordnet ward, wie es die Laune der Frau von Pompadour wollte, ſo wich alles Kriegsglück von demſelben. Wie oft würde der Graf von Sachſen im ſiebenjährigen Kriege Urſache gehabt haben, über die Herrſchaft der rothen Abſätze zu jammern.

Wäre Pitt am engliſchen Staatsruder geblieben, ſo hätte der Frieden, durch welchen dieſer verderbliche Krieg geendigt ward, noch viel ſchmähliger werden müſſen. Nach dem Friedensſchluß von Fontainebleau (1762 Nov. 5) ſollte in Europa zwiſchen Großbritannien und Frankreich alles in den Zuſtand vor dem Ausbruch des Krieges zurückkehren. In America behielt England die bisherigen neutralen Inſeln Grenada, Tabago, St.

Vincent und Dominique, ferner Canada bis an den Miſſiſſippi, wie auch Cap Breton nebſt der dortigen Fiſcherei und derjenigen in dem Lorenzfluß. Frankreich erhielt dafür Lucia von den neutralen Inſeln. In Africa verlor es Senegal; was es in Aſien wieder erhielt, war ſehr unbedeutend, und ward es noch mehr durch den ſchlechten Zuſtand der oſtindiſchen Compagnie.

Um ſich zu heben hatte Choiſeul ein politiſches Syſtem behauptet, deſſen Wirkung dieſer verderbliche Friedensſchluß war, und um ſeine Macht zu ſichern, ward er der Wohlthäter Frankreichs durch ſeinen Plan gegen die Jeſuiten. Seine Herrſchaft nahm nothwendig beim Tode des Königs ein ſchreckliches Ende, wenn es ihm nicht gelang, jene zu vernichten, in deren Händen der Dauphin war.

Der Geiſt der Zeit, welcher durch die Philoſophie ſchon das Anſehen der Jeſuiten ſehr geſchmälert hatte, der Mangel an feinen, ausgebildeten Männern, welcher ſich bei dieſen ſeit den theologiſchen Zänkereien mit den Janſeniſten eingefunden, und manche einzelne Umſtände kamen dem Miniſter ſehr zur Hülfe. Ein Mitglied des Ordens, der Pater La Vallette, welcher ſchon lange einen großen Handel auf Martinique getrieben, aber während dem Kriege Banquerot gemacht hatte, war auf eine unpolitiſche Weiſe von ſeinen Brüdern und dem General verlaſſen worden, ſo daß es zum Proceß mit den

Creditoren bei dem Parlement kam. Dieſes ging, aufgereizt von dem Miniſter und von ſeiner alten Geſinnung gegen den Orden getrieben, von der Unterſuchung über den Handel deſſelben zur Unterſuchungen über ſeine Verfaſſung und ſeine Grundſätze fort. Jetzt erſt wurden die Jeſuiten mit Schrecken gewahr, welche Gefahr ihnen bevorſtand. Nur von dem Einfluß des Dauphins, den Bitten der Frömmlinge und der perſönlichen Schwäche des Königs war Rettung zu erwarten; aber dieſe letzte war ſchon gegen ſie ins Spiel gezogen, denn man hatte ihm unaufhörlich das Schreckbild der jeſuitiſchen Grundſätze über den Königsmord vorgehalten und ihn an Damiens erinnert. Doch wollte er ſich noch gefallen laſſen, daß der Orden in Frankreich bliebe, wenn für daſſelbe nur ein Generalvicar niedergeſetzt würde, welcher ein Franzoſe wäre und auf drei Jahre ſeine Stelle bekleiden ſollte. „Sie ſollen bleiben, was ſie ſind, oder gar nicht ſeyn!“ war die unüberlegte Antwort, welche von Rom kam. Ein Schlag folgte nun auf den andern, bis durch ein königliches Edict der Orden in Frankreich ganz aufgehoben ward (1764 im November).

Man kann ſich kaum des Verdachtes erwehren, daß Choiſeul an dem Unglück ſchuld geweſen ſey, welches nun über das königliche Haus kam; er trat ohne Gefühl für Tugend alles vor ſich nieder, was ihm gefährlich ſeyn konnte. Die Marquiſe von Pompadour ſtarb plötzlich, und es war auffallend, daß es zu derſelben

Zeit allen Anſchein hatte, Bernis würde in ihre Gunſt wieder aufgenommen werden; der Dauphin, ſeine Gemahlin und die Königin ſtarben ſchnell auf einander. Unterdeß ſein Miniſter mit einem planloſen Deſpotismus in den innern und auswärtigen Angelegenheiten ſchaltete, wovon die koſtbare Erwerbung des unbedeutenden Corſica ein Beiſpiel iſt (1769), vergaß Ludwig die ganze Welt im Genuß der niedrigſten Wolluſt. Aber ſelbſt dieſe ward endlich dem gewaltigen Herzog verderblich. Ein Freudenmädchen von der Gaſſe aufgegriffen lehrte ihn, daß ſeine Idee von dem Monarchen noch nicht ſchlecht genug geweſen ſey. Die Demoiſelle L'Ange ward Gräfin Dubarry, und Choiſeul war verloren, weil er ihre feierliche Präſentation am Hofe nicht hatte zugeben wollen; in Verbindung mit dem Herzog von Aiguillon gelang es ihr, ihn zu ſtürzen. Ihre Creaturen regierten, Frankreich büßte nun den letzten Reſt der Achtung bei andern Mächten, der König den letzten Reſt der Menſchheit in ſeinem Hirſchpark ein (ſt. 1774 Mai 10).

§. 46.

Ihm folgte ſein Enkel, Ludwig der Sechszehnte. Die Geſchichte dieſes unglücklichen Königs vor dem Ausbruch der Revolution kann man bei der Entwickelung der Urſachen von dieſer erzählen, denn wie ſehr waren auch ſeine Staatsverwaltung, ſein Character Veranlaſſung zum Ausbruch derſelben!

Wenn man den Urſachen einer Begebenheit nachforſcht, die im eigenthümlichſten Sinne das Product einer Nation iſt, ſo muß ihr vornehmſter Grund in dem Character, der Cultur von dieſer liegen. Das ganze Schickſal des franzöſiſchen Volkes machte nothwendig eine Phantaſie, welche ihre erfindende Kraft ganz den Leidenſchaften geweiht hat, zum herrſchenden Zuge im Character deſſelben.

Bisher hatten dieſe Phantaſie und der ungeſtüme Hang zur Veränderung, von welchem ſie begleitet war, theils an auswärtigen Unternehmungen und dem Heroismus bei denſelben, theils an den vielen kleinen Beſchäftigungen, worin ſich die franzöſiſche Nationaleitelkeit gefiel, Nahrung genug gefunden: auch war nach dem Einſchlummern der Stände die öffentliche Aufmerkſamkeit und Theilnahme durch den Kampf zwiſchen den Partheien in der Religion und am Hofe ſehr angezogen. Jetzt aber war die Periode der Cultur gekommen, in welcher bei der Mitwirkung von vielen andern Umſtänden der Character des Volks von der Einbildungskraft und den Leidenſchaften getrieben eine gänzliche Revolution des Staats fordern mußte.

Indem die Künſte in Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten ihr goldenes Zeitalter hatten, begann in England ſchon philoſophiſche Aufklärung, und ein Strahl von ihr fiel nach Frankreich, wo ſich das Licht an ihm entzündete.

Wo nur die ſchönen Wiſſenſchaften blühen, kann noch der Deſpotismus herrſchen; aber ſein Thron iſt untergraben, ſobald philoſophiſche Aufklärung gedeiht.

In dieſer Hinſicht iſt Montesquieu der erſte große Vorläufer der gegenwärtigen Revolution. Er hatte im Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten ſeine erſte Bildung erhalten, und ſeine Seele war voll Empfänglichkeit für die Schönheit; aber der Druck der Regierung, unter welcher er lebte, und das Sittenverderbniß ſeiner Mitbürger trieben ſeinen patriotiſchen Geiſt, nach den Grundſätzen einer beſſern Politik zu forſchen. Es war natürlich, daß er Mittel gegen die Erfahrung zunächſt bei der Erfahrung ſuchte und ſie nicht von der reinen Vernunft verlangte, ſondern im Archiv des menſchlichen Geſchlechts aufſpürte. Auf welche anmuthige und wie verſchiedene Weiſe wußte er die philoſophiſchen Reſultate der Hiſtorie, wie es das Bedürfniß der Zeit erforderte, einzukleiden. Auf das zarteſte berührte er zuerſt, gleichſam nur durch Anſpielungen, in ſeinen perſiſchen Brieſen die wunden Seelen ſeiner Zeitgenoſſen; in ſeinem Werk über die Urſachen der Größe und des Verfalls der Römer zeigte er an einem großen Beiſpiele, was die Liebe für die Freiheit vermag und ſchilderte mit ſtarken

Zügen die Entartung der menſchlichen Natur durch Sclaverei; durch ſeine unſterbliche Schrift über den Geiſt der Geſetze zwang er ſeine Landsleute, die Verfaſſung und Verwaltung ihres Staates mit den Geſetzgebungen und Regierungen aller Zeiten zu vergleichen, und ſich vor den Greueln ihres bürgerlichen Lebens zu entſetzen.

Außerordentlich mußte nun der Grundſatz wirken, welchen Helvetius durchführte, daß in der Verfaſſung eines Staates der Grund von der Tugend oder Laſterhaftigkeit ſeiner Bürger liege.

Von allen franzöſiſchen Schriftſtellern aber haben Voltaire und Rouſſeau am meiſten der Revolution vorgearbeitet. In den Talenten und den Characteren dieſer beiden Männer vereinigten ſich alle Kräfte, die nur auf das franzöſiſche Volk wirken können. Bei beiden war die Phantaſie das herrſchende Vermögen, wie im Character deſſelben, und ſie zeigte ſich mit einem ſolchen bezaubernden Muthwillen oder mit einem ſolchen Pathos, daß eine leichtſinnige und leidenſchaftliche Nation von ihr mußte hingeriſſen werden.

Indem Voltaire die Franzoſen verführte, über alles, was bisher ihnen heilig geweſen war, zu lachen, und ſie dadurch bereitwillig machte, alle alten Einrichtungen einzureißen, zeigte ihnen Rouſſeau ein Staatsgebäude, das freilich eine hohe Abſtraction entworfen, nicht ſorgfältig ausgebaut hatte, welches aber gerade durch den Zauber der Entfernung, den es wegen der Nichtvollendung bekam, ein ſo gieriges Volk um ſo mehr reizte, nach dem Beſitze von ihm zu ſtreben. Was die Hiſtorie durch Montesquieu für die künftige Freiheit der franzöſiſchen Nation gewirkt hatte, that die Philoſophie durch Rouſſeau; aber dieſer trug zu dem Character, welchen nachher die Revolution erhielt, nicht blos deshalb mehr als jener bei, weil die Weltweisheit Schätze darbietet, welche mehr die Habſucht reizen, als alles, was die Geſchichte verheißt, ſondern vorzüglich darum, weil er immer eine Tugend ſchildert, bei welcher zugleich ein gewiſſer Heroismus ſich findet, da hingegen Montesquieu mehr die nackte Sittlichkeit liebt. Wo iſt ein Volk, welches ſo wenig Sinn, wie das franzöſiſche, für das reine Sittengeſetz, und einen ſolchen Enthuſiasmus für heroiſche Momente der Anſtrengung und Aufopferung beſäße?

Ein bedeutender Zug im Character der Franzoſen war ſchon lange ihre ausnehmende Liebe für die Könige geweſen. Seit Heinrich dem Vierten war die ganze Staatseinrichtung ſo entartet, daß zuletzt ihr ganzes Daſeyn auf dem perſönlichen Werth des Monarchen beruhte, und doch war vielleicht die Regierung von Frankreich mit größern Schwierigkeiten verknüpft, als irgend eine andere.

Wenn man auch über alle die Hinderniſſe einer guten Staatsverwaltung wegſieht, die in dem Nationalcharacter, in den verwickelten Verhältniſſen zwiſchen den Großen, den Prinzen vom Geblüt und dem König lagen: ſo entſcheidet für jene Behauptung ſchon die einzige Bemerkung, daß für keine Gewalt mehr legale Gränzen waren, und zu viele Reſte alter Freiheit beſtanden, die Nation zu cultivirt war, um dem Herrſcher eine unbegränzte Willkühr geſtatten zu können.

Durch Corps, wie die Parlementer waren, wurde das Volk an verlorene Rechte unaufhörlich erinnert, dennoch beſtand nicht ein einziges Corps, welchem ſich ein gutmüthiger König hätte hingeben können, wenn er jene Rechte hätte wiederherſtellen oder eine neue Freiheit ſchaffen wollen. Dagegen waren die Misbräuche ſelbſt oder vielmehr die Menſchen, welche durch ſie gewannen, ſo ſtark, ſo furchtbar geworden, daß es ſehr zweifelhaft war, ob ſelbſt einem energievollen Monarchen ohne einen völligen Umſturz des Staates der Kampf gegen ſie gelingen konnte?

Zu den vielen Urſachen, warum die Regierung in Frankreich ſo ſchwierig, jede Reform mit der Gefahr einer Revolution verknüpft war, gehörten auch die Beiſpiele, welche die Franzoſen ſchon von den kühnſten Speculationen gehabt hatten, und die politiſchen Syſteme, die aufgenommen waren. Gerade die Finanzen erforderten die überlegteſte Behandlung, und welchen leichtſinnigen Operationen mit denſelben hatte man ſich bisher überlaſſen. In welchem Contraſt mit dieſer Verwegenheit ſtand wiederum das phyſiocratiſche Syſtem, das in Frankreich ſeine wärmſten, ſeine meiſten Anhänger gefunden hatte. Offenbar war ein großer Theil der gegenwärtigen Misbräuche aus der völligen Vernachläßigung der Lehren deſſelben entſtanden. So wie man jene verbeſſern wollte, mußte man fürchten, daß dieſe gänzlich angenommen wurden, und dann blieb eine Revolution wiederum unvermeidlich.

So war die Stimmung und Cultur der Nation, ſo die Verfaſſung des Staats beſchaffen, über welche Ludwig der Sechszehnte herrſchen ſollte, ein König, welcher es verdient hätte, ein glücklicher Privatmann zu werden. Gutmüthige Redlichkeit war die Tugend, welche er ſich ſtets auf dem Thron erhielt, aber er beſaß nicht den Glanz der äußern Vorzüge, wodurch ſich jeder unter den bourboniſchen Königen ausgezeichnet hatte; Entſchloſſenheit und Klugheit fehlten ihm. Zum Unglück für ihn wurde ſein Mangel an dieſen Eigenſchaften durch ſeine Gemahlin auffallend, weil ſie dieſelben beſaß und nicht mit Weisheit gebrauchte. Nie hat ſich die Verläumdung ſo viel erlaubt, als gegen Maria Antonia von Oeſtreich. Der Name ihres Hauſes erinnerte die Nation an ein politiſches Syſtem, wodurch den Maximen der verehrteſten Könige und Staatsmänner, dem Nationalſtolz Hohn geſprochen war, und man ließ ihr ſchon deshalb nicht Gerechtigkeit wiederfahren.

In der geringen Achtung, welche der König genoß, in dem Haſſe gegen ſeine Gemahlin lag eine Urſache der Revolution, und mit ihr hängt die ſchwankende Regierung zuſammen, welche Ludwig der Sechszehnte führte. Unverkennbar war es ſelbſt an der Wahl der Männer, die er an das Staatsruder rief, daß er das Wohl ſeiner Unterthanen auf das redlichſte wünſchte, und wenn auch nicht ſein Urtheil, ſo wählte doch ſeine Liebe für Einfalt der Sitten ſolche Miniſter, vorzüglich zur Direction der Finanzen, die einem weniger kranken Staate würden geholfen haben. Aber er ward nicht gewahr, daß der ſtete Wechſel mit denſelben die Angelegenheiten noch mehr zerrüttete, und zitterte nicht vor ſeiner Lage, als zuletzt Calonne Finanzminiſter geworden war.

Dies war unmittelbar nach Beendigung des Krieges geſchehen; welcher die Schande des letzten Kampfes mit Großbritannien auslöſchen ſollte, wie denn auch Frankreich im pariſer Frieden (1783 Jan. 20) außer der Hoffnung, England durch den Verluſt der Colonien geſchwächt zu ſehen, nicht unbeträchtliche Rechte und Beſitzungen gewann. Allein wie ſehr ward der Thron durch die Grundſätze, durch die Erfahrungen erſchüttert, welche aus America von den franzöſiſchen Kriegern zurückgebracht wurden!

So möchte man faſt behaupten, daß jeder Schritt, welchen der König und ſeine Miniſter thaten, dazu beitrug, die Revolution zu beſchleunigen, wenn man das männliche Betragen des **Grafen von Vergennes** bei dem Scheldeſtreite gerade wider Oeſtreich ausnimmt. Auch ihn verlor der unglückliche König gegen die Zeit, wo er eines erfahrnen Mannes ſo ſehr bedurfte.

§. 47.

Um ſeine Fehler, ſeine Betrügereien zu decken, ließ **Calonne** nach unſinnigen Operationen die Notabeln zuſammen rufen (1787 im Anfang) und hoffte, ſie würden ſeine Vorſchläge, welchen zufolge beſonders durch den Beiſtand der privilegirten Stände dem Geldmangel der Regierung ſollte abgeholfen werden, ſogleich genehmigen. Sie wandten aber ihre Aufmerkſamkeit gegen ſeine Verwaltung, und er mußte ſich durch die Flucht nach England retten. Durch ſein Beiſpiel nicht geſchreckt, trat der Erzbiſchof von Toulouſe, Herr **von Brienne**, an ſeine Stelle, freilich begünſtigt von der Königin, aber ungerüſtet und mit geſchwächtem Körper und Geiſt. Da er die Landtaxe und Stempeltaxe als neue Auflagen durchtrieb, erklärte das Parlement, welches ſie ausſchreiben ſollte, daß nur auf einer Verſammlung der Reichsſtände dieſe Steuern verwilligt werden könnten. Die Verhältniſſe der alten Freiheit traten nun vor den Geiſt der Nation, aber wenige merkten, welchen Genius neuer Art man in ihnen erblickte. Was waren alle ehemaligen

Rechte der Stände gegen die Freiheit, welche die gegenwärtige Aufklärung heiſchte?

Der Deſpotismus, welchen ſich der Herr von Brienne, der nun Principalminiſter ward, gegen das Parlement erlaubte, die Errichtung der Cour pleniere, durch welche auch der Schatten von Freiheit, welcher noch durch die Parlemente behauptet worden, hätte verſchwinden können, hatten jetzt keine andre Wirkung, als daß der Unwille der Nation noch lauter ward. Der Principalminiſter ſuchte ſeine Entlaſſung, und wie einen Zauberton, welcher Millionen zu einem neuen Leben ruft, vernahm man den Schluß des Staatsrathes (1788 Aug. 8), daß die Reichsſtände zuſammen berufen werden ſollten.

Bald darauf kam Necker aus Genf, welcher ſchon einmal die Finanzen dirigirt hatte, in den Staatsrath, ein Mann, deſſen Talente durch keinen Character, ſo wie ſeine Kenntniſſe durch kein Genie unterſtützt wurden, der aus ſeiner engen Sphäre herausgeriſſen ſich ſelbſt nicht mehr kannte und ſeinem Verdienſte beimaß, was den Umſtänden gebührte. Seine Eitelkeit und die Gutmüthigkeit des Königs machten, daß die Reichsſtände ſich ſogleich über den Thron erheben mußten.

Schon bei Eröffnung des Reichstages zu Verſailles zeigte es ſich (1789 Mai 5), welche traurige Rolle er neben den hervorragenden Geiſtern ſpielen werde, die hier erſchienen, und wie wenig ſeine Ideen von einer Staatsreform denjenigen entſprachen, welche hier herrſchen würden. Eben ſo offenbarte es ſich ſogleich, daß die Deputirten des Bürgerſtandes wegen ihres planmäßigen Strebens nothwendig das Uebergewicht erhalten mußten. Wie entſcheidend war der einzige Schritt derſelben, daß ſie ſich, als der Adel ſeine Vorrechte auf das hartnäckigſte vertheidigte, den Namen der Nationalverſammlung gaben (1789 Jun. 17), welchen der König ſchon den ſämmtlichen Deputirten der drei Stände beigelegt hatte.

Nichts zeigte mehr von der Unkunde des Miniſteriums in Hinſicht auf den Geiſt des Zeitalters, als die Rolle des Deſpotismus, welche man den König nun ſpielen ließ. „Wir werden nicht von hier gehen, als getrieben durch die Gewalt der Bajonette!“ ſagte der Graf Mirabeau in der Mitte der Deputirten des Bürgerſtandes, als man die beſondern Verſammlungen deſſelben verbot; und es währte nicht lange, ſo mußte Ludwig ſelbſt den Adel und die Geiſtlichkeit bitten, ſich mit dem dritten Stande zu vereinigen.

Wenn die Hofparthei ſich hiefür dadurch rächen wollte, daß ſie den König trieb, Necker zu entlaſſen, ſo bewirkte ſie dadurch nichts, als daß auf dieſen, welcher ohnedieß bald wäre geſtürzt worden, noch einmal ein Schimmer von Größe fiel.

Die Eroberung der Baſtille (Jul. 14) hing offenbar mit geheimen Planen zuſammen, für welche man auch die Entlaſſung Necker's benutzt hatte. Merkwürdig iſt der Tag, an welchem dieſelbe geſchah, als die Epoche, da zuerſt die nachher ſo furchtbaren revolutionären Maximen ſich zeigten, und der Eindruck, welchen die Nachricht von ihm auf die Nationalverſammlung machte, verbreitete Licht über die Denkart, die hier herrſchte.

Offenbar war in ihr eine Faction, welche mit dem Herzog von Orleans zuſammenhing, wenn gleich höchſt wahrſcheinlich die geiſtvollſten Männer unter derſelben ſich es ſchon früh dachten, daß ſie ihn nur als Mittel für Plane gegen das Königthum überhaupt brauchen wollten. Von ihr rührten auch ohne Zweifel alle die Mittel her, durch welche man jetzt den Thron zertrümmerte, und gewiß waren ſie ſo beſchaffen, daß ſie auch den ſchändlichſten Abſichten dienen konnten, denn ſie beſtanden in Lügen, welche Schrecken verbreiteten, in Beſtechungen und Verführungen jeder Art, die man nicht nur gegen den Pöbel, ſondern auch gegen die Soldaten verſuchte.

Die Wahl des Marquis von La Fayette zum Commandanten der Miliz der Hauptſtadt und des berühmten Bailly zum Maire derſelben, die Entfernung der Truppen, welche der Hof zwiſchen Verſailles und Paris zuſammengezogen hatte, waren unſtreitig wichtigere Begebenheiten bald nach Eroberung der Baſtille, als die

Zurückberufung Necker's, denn wie wenig vermochten ſeine Eitelkeit und Schwäche des Characters gegen den Ehrgeiz und die ſtarken oft Entſetzen erregenden Maximen, wie wenig ſeine politiſchen Meinungen gegen die metaphyſiſchen Begeiſterungen, welche ſchon in der Nationalverſammlung zu herrſchen begannen?

La Fayette hatte zuerſt eine Erklärung der Menſchenrechte bei dem Repräſentanten der Nation vorgeſchlagen, und der Beifall, welchen er fand, verrieth ſchon den Geiſt, welcher in der Nacht des vierten Auguſt erſchien. Kaum war beſchloſſen, daß eine Bekanntmachung der Menſchenrechte nothwendig ſey, ſo vernahm man den Vorſchlag des Vicomte von Noailles, das Feudalſyſtem mit allen ſeinen Folgen ganz aufzuheben. Daß man mit Enthuſiasmus und durch Acclamation denſelben annahm, gereicht der Nationalverſammlung zur Ehre, nicht zum Vorwurf, denn die Vernunft hatte ihre Debatten darüber ſchon längſt geſchloſſen, daß ein Syſtem, welches nur in den Zeiten der Barbarei nützlich ſeyn konnte, eine Bürde für diejenigen Nationen ſey, welche dem achtzehnten Jahrhundert ſeinen Character geben. Unvermeidlich waren freilich die größten Bewegungen, da den Beſchlüſſen dieſer Nacht gemäß Frankreich umgewandelt werden mußte; aber in ihnen lag nicht der Grund von den Greueln, welche zugleich verübt wurden, ſondern vielmehr in den Verhältniſſen, welche durch ſie vernichtet wurden.

Die Debatten in der Nationalverſammlung nach dem vierten Auguſt, vornehmlich der Streit über das Veto des Königs, zeigten ſchon deutlich die Exiſtenz einer republicaniſchen Parthei, die aber wohl mehr aus ſolchen beſtand, welche durch das Beiſpiel Nordamericas gereizt eine Republik in Frankreich vorbereiten wollten, indem ſie das Königthum allmählig abbrachen, als aus den heftigen Republicanern, welche ſpäterhin den Freiſtaat ſogleich zu erzwingen ſuchten.

Höchſt wahrſcheinlich aber blieb jene gemäßigte republicaniſche Parthei nicht ganz ſchuldlos bei den entſcheidenden Begebenheiten des fünften und ſechſten Octobers, welche immer etwas Räthſelhaftes in der Geſchichte behalten werden, in Hinſicht auf die eigentlichen Urheber manches Ereigniſſes, weil nämlich, ſo ſchwankend ſchon die Gränzen der Partheien waren, unter denſelben doch wiederum jeder einzelene ſo ſehr ſeinen beſondern Abſichten nachging, daß ſich das verſchiedene Streben in einander verliert. Nur einige Patrioten, die ein eingeſchränktes Königthum als das einzige Rettungsmittel für ihr Vaterland anſahen, traten beſtimmt mit ihrem Willen und ihren Handlungen hervor; an der Spitze derſelben ſteht **Mounier**.

Ein Heer von beſoldeten Weibern zog am fünften October von Paris nach Verſailles; man hatte ſie voraus geſchickt, weil ihr Geſchlecht den Widerſtand der

Freunde der Ordnung ſchwächte, und der nöthigen Vertheidigungsanſtalten den immer zu ſorgloſen König vergeſſen machte; auch mußte es ihnen leichter als Männern gelingen, das Regiment Flandern, welches nach Verſailles gerufen war, zur Treuloſigkeit gegen den Hof zu verführen. Sie wollten von dieſem Rettung von einer Hungersnoth haben, welche ſeine Feinde in Paris erregt hatten; der Zweck derjenigen, von welchen ſie geſandt waren, beſtand darin, daß der König, von allen Vertheidigern entblößt, nach der Hauptſtadt gebracht werden ſollte. Die Antwort, welcher er der Nationalverſammlung wegen ſeiner Genehmigung der erſten Artikel der Conſtitution gegeben hatte, und die zu deutlich verrathene Abſicht ſeiner Gemahlin, bei einem Gaſtmahl des Militairs in Verſailles, Enthuſiasmus für das Intereſſe des Hofs zu erwecken, wurden treflich von den Verſchworenen benutzt, um die Gährung zu vermehren.

Der Präſident der Nationalverſammlung, **Mounier**, betrug ſich bei den ſchreckenden Aeuſerungen **Mirabeau's**, bei den ungeſtümen Forderungen der Weiber und den falſchen Maaßregeln, zu welchen auch die Furcht die Repräſentanten der Nation verleitete, mit großer Klugheit und Standhaftigkeit; und kaum hatte er die Verſammlung verlaſſen, weil man ihn mit einer Geſandtſchaft zum König ſchickte, ſo ward das Haus der Geſetzgeber durch die Frechheit der Weiber entweiht.

Bei einbrechender Nacht lagerten ſich vor demſelben die Meuchelmörder und bewaffneten Männer, welche mit ihnen nach Verſailles gezogen waren, und hatten ihr Lager durch geladene Canonen gedeckt. Der König genehmigte ohne Einſchränkung die Artikel über die Menſchenrechte, unterdeß in den Gruppen des Pöbels der Kopf ſeiner Gemahlin verlangt ward und die Bürgermiliz von Verſailles auf die Gardes du Corps ſchießen wollte, welche wie das Regiment Flandern Befehl hatte, nicht zu ſchießen.

Alle dieſe Scenen waren nur das Vorſpiel, denn gegen Mitternacht erſchien La Fayette mit dem Heere der pariſer Bürgermiliz. Die Gardiſten, welche treulos gegen den König ſich unter dieſelbe hatten aufnehmen laſſen, waren ganz ein Werkzeug der Verſchworenen, und hatten den Commandanten gezwungen, wozu er ſich nimmermehr hätte zwingen laſſen ſollen, ſie mit der übrigen Miliz nach Verſailles zu führen, ohne daß er ſelbſt wußte, zu welchem Zwecke. Von dieſem Augenblick an hatte er offenbar ſeine wohlthätige Rolle ausgeſpielt. Daß er ſein Heer zweimal ſchwören ließ, allen Befehlen auf das gehorſamſte nachzukommen, entſchuldigt nicht die Sicherheit, mit welcher er dem Monarchen völlige Ruhe verkündigte und ſich ſelbſt zum Schlummer hinlegte. War er doch Urſache geweſen, daß der König die Gardiſten die Poſten im Schloß wieder hatte einnehmen laſſen, von welchen ſie ſchon einmal entflohen waren.

Konnten ſie jetzt nicht von neuem ihrem Grundſatze folgen, daß der Meineid eine Tugend ſey, wenn man ein Verbrechen gelobt hat?

Sie waren es, welche gegen Morgen die raſenden Rotten in das königliche Schloß eindringen ließen, ſie waren es, welche das Leben des Königs, noch mehr das der Königin Meuchelmördern preis gaben. Als La Fayette ſich von ſeinem Lager aufriß, waren ſchon mehrere Gardes du Corps ermordet, waren die Rotten durch ihre Wuth ſchon ſo herrſchend geworden, daß der König ihnen das Verſprechen geben mußte, nach Paris gehen zu wollen. Er zog um Mittag nach der Hauptſtadt mit ſeiner Familie, umgeben von Mördern, welche die Köpfe der ermordeten Gardes du Corps auf Stangen trugen, vom blutbefleckten Pöbel und von tanzenden Weibern. Die Bürgermiliz von Paris folgte ihm mit fliegenden Fahnen, mit klingendem Spiel, wie nach einem Siege; in der Finſterniß des Abends erſchollen die fürchterlichſten Drohungen gegen die Königin um ihren Wagen, und bei den wiederholten Salven des kleinen Geſchützes zur Feier des Triumphs konnte unbemerkt der Meuchelmord ſein Verbrechen gegen die königliche Familie vollführen. Das Licht der Fackeln, welches vom ununterbrochenen Regen ſchwach dämmerte, vermehrte die Schauer des Anblicks von den verſchiedenen Gruppen; und alle Schrecken verdoppelten ſich, da aus Paris neue Schaaren dem Zug entgegen kamen.

Seit dieſen Tagen war der Einfluß der Hauptſtadt auf die Geſetzgebung entſchieden, zumal da die Nationalverſammlung bald dem Hofe nach Paris folgte, nachdem eine große Anzahl ihrer Mitglieder ſie verlaſſen hatte. Sie ward dadurch mehr als um den vierten Theil geſchwächt, und verlor manchen edlen, erfahrenen Mann. Vorſicht bei ihren Beſchlüſſen war nun noch weit ſchwerer, und **Mirabeau** konnte jetzt ſeine Worte vom ſechsten October wiederholen, daß das Staatsſchiff, weit entfernt, in ſeinem Laufe aufgehalten zu ſeyn, mehr als jemals glücklich fortſegele.

Den Stürmen aber, welchen es durchaus nicht entgehen konnte, hätten jene Deputirte, unter welchen auch **Mounier** war, nicht weichen ſollen; ſelbſt die Ueberzeugung, daß alle ihre Bemühungen für die Legalität ſie nicht gegen jene Kraft, die keine andere Schranken als die Gränzen des Leichtſinnes, der Habſucht, des Ehrgeizes und der Freiheitsliebe kannte, zu ſchützen vermogte, entſchuldigte ſie nicht, als ſie den Poſten ihrer Pflicht verließen. Glaubten ſie, daß ſie zu ſolchen Geſchäften, wie die Verſammlung unternahm, nicht bevollmächtiget waren: ſo durften ſie nicht eher weichen, als bis ſie ihre Verpflichtungen denen aufgekündigt hatten, von welchen ſie geſandt waren.

„Von allen verlaſſen," ſo äußerte ſich einer von ihnen in dem Bericht an ſeine Gemeine von Straßburg,

„iſt der beſte König nach ſeiner Hauptſtadt in ein glänzendes Gefängniß geführt worden.“ Der erſte Beweis von der Wahrheit dieſer Behauptung war die Proclamation Ludwig's an die Provinzen, daß er freiwillig nach Paris gekommen ſey.

Sobald das Feudalſyſtem und mit ihm größtentheils die alte Regierung geſtürzt war, mußte die bisherige Eintheilung des Reichs in Provinzen, welche unter ſo verſchiedenen Umſtänden mit der Krone vereinigt, manche beſondere Rechte hatten, und ein greuelvoller Sitz von allen Uebeln der vorigen Staatsverwaltung waren, nothwendig aufgehoben werden.

Als eine ſchöne Grundlage zu einer neuen Ordnung der Dinge darf man die Einrichtung betrachten, welche nun in geographiſcher Rückſicht und für die Repräſentation der Staatsbürger getroffen wurde. Das ganze Reich ward nämlich in drei und achtzig Departements und zweihundert und neun und vierzig Diſtricte abgetheilt. Jeder von dieſen letztern wählte einen Deputirten für die Nationalverſammlung, ſo wie dann in Hinſicht auf Bevölkerung und Abgaben eine zwiefache gleiche Zahl von Unterabtheilungen beſtimmt wurde, von welchen wiederum jede einen Repräſentanten ſenden ſollte, ſo daß die Nationalverſammlung hinfort aus ſiebenhundert und ſieben und vierzig Mitgliedern beſtand. Dieſe ganze Anordnung gewann auch dadurch, daß das Volk in dieſen Diſtrikten nur mittelbar die Repräſentanten der Nation erwählte, nämlich durch Wahlherren, die es ernannt hatte; aber die Ruhe, welche man ſich davon mit Recht verſprechen konnte, ward durch die Beſtimmung bedroht, daß das Stimmrecht in den Urverſammlungen auf den Beitrag von drei Livres zu den öffentlichen Abgaben beruhen ſollte.

Völlige Gleichheit war ja auch nach dieſem Artikel nicht, und der Unterſchied zwiſchen thätigen und ruhenden Staatsbürgern brachte ja Verſchiedenheit unter denſelben ohne dies hervor: warum gab man denn eine Stimme an Menſchen, die aus mehrern Gründen für die Erhaltung der Ruhe ſo wenig beſorgt zu ſeyn brauchten?

Nichts ſtand, nachdem dieſer Grund zu einer neuen Ordnung gelegt war, der Ausſicht in eine lichte Zukunft ſo entgegen, als die Geiſtlichkeit mit allen ihren Verhältniſſen; und nie hat ſich die Nationalverſammlung ſo vollſtändig durch ihre Handlungen characteriſirt, als bei der großen Veränderung, welche ſie mit derſelben vornahm.

Einige Deputirte befeindeten ſie, als ein Hinderniß einer glücklichen Revolution, einige wegen der Verachtung der Religion und ihrer Diener, die längſt Modeton war, und durch viele merkwürdige Beiſpiele von den

Laſtern der Geiſtlichen einigermaaßen entſchuldiget wurde: nur wenige außer denen, welche ſelbſt zur Geiſtlichkeit gehörten, ſprachen aus unaufgeklärter Denkart für dieſelbe, und faſt alle ihre Widerſacher warfen den Blick auf ihre Güter, als eine herrliche Beſitzung für den verſchuldeten Staat.

Daher fing man auch den Krieg gegen ſie mit dem Decret an, daß alle ihre Beſitzungen nicht ihr eigenthümlich, ſondern der Nation gehörten, welche dadurch ein Vermögen von ungefähr dreitauſend Millionen Livres gewann (1789 Nov. 2). Dagegen mußte der Staat für die Koſten des Gottesdienſtes ſorgen, und jedem Prieſter wenigſtens ein Auskommen von zwölfhundert Livres nebſt einem Hauſe und Garten ſichern.

Allerdings hätte ſich die Geiſtlichkeit nach dem Grundſatze, daß man ſelbſt bei einer durchgreifenden Reform des Staates dem Willen der Nation gemäß, doch nie das Eigenthum der Einzelnen verletzen dürfe, mit Recht über dieſes Verfahren allgemein beſchweren können, wenn man ſie als eine Geſellſchaft von Grundeigenthümern hätte betrachten müſſen. Ihre Beſitzungen konnten zum Theil höchſtens als Vermächtniſſe angeſehen werden, die mit einem beſtimmten Amte durch die Güte von ihren ehemaligen Beſitzern verbunden waren, und ſo konnte nur die Frage entſtehen, in wie fern darf der Staat mit dieſen Vermächtniſſen ſchalten, die doch eigentlich zu ſeinem Beſten gemacht waren? Sicher ganz unumſchränkt, wenn ihn nicht ein beſtimmter letzter Willen der urſprünglichen Eigenthümer daran hinderte.

Das Gegenſtück zu dieſem Decret war ein Schluß vom dreizehnten Februar des folgenden Jahres, welcher die Einziehung aller Klöſter und die Abſchaffung aller männlichen und weiblichen Mönchsorden befahl, durchaus ein Triumph für die Menſchheit, wenn auch hier nicht in einigen Puncten die Rede von verletzten Privatrechten hätte ſeyn können. Sonſt brauchte warlich nicht der neue Staat Geſellſchaften deshalb um ſich zu dulden, weil der alte ſie aufgenommen hatte, und das menſchliche Geſchlecht würde durch ſeine ſogenannten wohlthätigen Inſtitute zu Grunde gehen, wenn jede Geſellſchaft, die ihm ehemals Vortheil brachte, deshalb nachher auf ſeine Koſten unterhalten werden ſollte. Warlich, es war Zeit geworden, daß Benedict und Lazarus aus ihrer trägen Ruhe in die Welt geſtoßen wurden, daß man einen Baum ganz ausriß, von welchem bei dem gegenwärtigen Clima keine junge wohlthätige Sproſſen zu erwarten waren.

Gleichſam Nachwehen von den Debatten über den Gegenſtand dieſer beiden Schlüſſe waren die Berathſchlagungen der Nationalverſammlung über die Frage, ob die römiſchkatholiſche und apoſtoliſche Religion die herr=

ſchenke des Königreiches, und der öffentliche Gottesdienſt derſelben der einzig geſetzmäßige ſey?

Der edle La Rochefoucauld that ſogleich den Vorſchlag, daß die Verſammlung beſchließen ſolle, ſie habe kein Recht, über eine ſolche Frage ſich zu berathſchlagen, und ſie nahm denſelben an, nachdem Mirabeau bei dem Einwurf, daß zwiſchen dem Thron und dem franzöſiſchen Flandern einſt verabredet ſey, die Proteſtanten ſollten keine Gewiſſensfreiheit haben, ausgerufen hatte: „Wir ſind nicht mehr in den Zeiten der Bartholomäusnächte! Hier, hier ſeh' ich das Fenſter, an welchem Carl der Neunte ſtand, und auf ſeine Unterthanen ſchoß.“

Wenn ſolche Debatten Nachwehen genannt werden müſſen, ſo war dagegen in reiner Harmonie mit dem ganzen Geiſt der neuen Ordnung der Vorſchlag, welchen vorzüglich La Fayette in einen Schluß verwandelte, daß nämlich mit dem Adel alle Zeichen, womit er bisher geprangt hatte, abgeſchafft ſeyn ſollten. Nichts ſprach jener Gleichheit der Bürger, welche die Hauptſtütze des neuen Gebäudes ausmachen ſollte, in der That ſo Hohn, als wenn Eine Claſſe von Menſchen mit Genehmigung des Staats durch die Geburt Zeichen empfangen ſollte, wodurch ſie ſich von den übrigen auszeichnet.

Dieſes Decret ward am neunzehnten Junius 1790 abgefaßt. Wäre es einige Tage früher geſchehen, ſo hätte die Nationalverſammlung, von dieſen Zierrathen entblößt, noch mit einer ehrwürdigern Einfalt das Andenken an Franklin feiern können, der einſt das Feuer der Freiheit, von welchem Funken nach Frankreich kamen, gewaltig unterhielt. „Das Alterthum würde demjenigen,“ ſagte Mirabeau am eilften Junius, „der zugleich Himmel und Erde umfaßte, den Donner und Tyrannen bändigte, Altäre erbaut haben: ſollte es uns nicht vergönnt ſeyn, einem der größten Freunde der Freiheit einen Beweis des Andenkens und des Traurens zu geben!“

Welche Gedanken und Empfindungen mußten in dem König rege werden, wenn er die Repräſentanten der franzöſiſchen Nation drei Tage in Trauer um Franklin ſah, um den Mann, welcher einſt in ſeinem Vorgemach um karge Unterſtützung der nordamericaniſchen Freiheit lange vergebens gefleht hatte, in Trauer zu derſelben Zeit, da ſie den Thron ſeiner Vorfahren immer tiefer ſinken ließen?

Alle Domainen außer den Forſten und einigen königlichen Luſtſchlöſſern hatten ſie ihm ſchon genommen, der Gewalt, über Krieg und Frieden zu entſcheiden, hatte man ihn beraubt, und eben ſo des Rechtes, verurtheilte Miſſethäter zu begnadigen; ja es ſtand ihm nicht frei, ſich über zwanzig Stunden von der Nationalverſammlung zu entfernen. Als eine Gnade mußte er es anſehen, daß ihm fünf und zwanzig Millionen jährlicher Einkünfte zugeſprochen wurden, auch jeder volljährige Prinz von Geblüt eine Million Livres einnehmen ſollte. Warum mußte er mit ſeinem Character, mit ſeinen Fähigkeiten auf dem Thron ſitzen, als erhabene Männer, wie Franklin, und große Schauſpiele das Volk gegen den Thron begeiſterten? Warum er in ſeiner Unſchuld auf demjenigen, welchen ein täuſchender Glanz mehr als alle übrigen umgab, und unter welchem der Boden ſchon hohl geworden war?

Am vierten Februar 1790 verſprach er zum erſtenmal feierlich in der Nationalverſammlung, den bisher gegebenen Geſetzen zu gehorchen, und alle Mitglieder ſchwuren ſogleich den Bürgereid, daß ſie der Nation, dem Geſetze, und dem König getreu ſeyn, und die von der Nationalverſammlung beſchloſſene, vom König angenommene Conſtitution aus allen Kräften aufrecht erhalten wollten. Die ganze Hauptſtadt war am Abend dieſes Tages erleuchtet, in allen Sectionen verſammelte ſich das Volk, und allenthalben ward dieſer Schwur wiederholt: im Rauſch der Freiheit umarmten ſich Unbekannte und grüßten ſich Brüder, die Mütter zeigten ihre Kinder, und ſchwuren im Namen derſelben.

Aber ſchon war der Meineid bereitet, welcher dieſer Schwüre lachte, und über die Schönheit ſolcher Scenen kann ſich die Hiſtorie nicht freuen, da ihr die Folge offenbart, in welchem Geiſt ſie beſchaut werden müſſen. Alle Zeichen des Schönen und Großen im Menſchen waren zu Paris zum Spiele geworden; darum möchte ſie gerne nach Schilderung des Bundesfeſtes am vierzehnten Julius den Griffel niederlegen.

An dem Tage, da die Baſtille eingenommen war, ſollte das erſte große Nationalfeſt begangen werden. Menſchen von allen Ständen geſellten ſich zu den Arbeitern, welche die Zurüſtungen zu dieſer Feier auf dem Marsfelde machten, und nahmen an ihrer Anſtrengung Theil, ſo daß über zweimalhunderttauſend jeden Tag hier beſchäftigt waren. Mit jauchzender Muſik wallfahrten aus entfernten Gegenden die Dorfſchaften zu dieſer Arbeit, und mit Triumph umarmt werden ſie von den Städtern zu ihr geführt; jene ſehen der reichern Erndte, dieſe dem frohern Gewerbe unter dem Schutz der Freiheit entgegen; herausgeriſſen aus den Grüften der dumpfen Zellen, wird ſelbſt der Karthäuſer durch ein ſo gewaltiges Schauſpiel der Freiheit von ihrem Gefühl erſchüttert, greift zu der Schaufel, um am Altare des Vaterlandes zu arbeiten; alte Krieger, in Schlachten verſtümmelt, die zum Theil nur die Laune des Deſpotismus befahl, wollen den Baum der Freiheit hier mitpflanzen, und der Blick auf die Gruppe von Knaben, die gleich ihnen beſchäftigt ſind, erregt keinen Schmerz durch den Gedanken, daß ſie kaum unter ihm ruhen werden, denn die ganze Nation iſt ja verjüngt. Hofdamen und ehemalige

Herzoge geſellen ſich hier zur Arbeit und Freude, und ſcheinen vergeſſen zu haben, daß die Schranken zerſchlagen ſind, welche zwiſchen ihnen und dem Pöbel die Geburt geſetzt hatte. Alle Thätigkeit und Freude der Einzelnen verliert ſich plötzlich in Ein allgemeines Entzücken, denn La Fayette erſcheint; und dies Entzücken wird von Bewunderung verdrängt, denn der König kommt ohne Gefolge, und ergreift die Schaufel. Er wird Vater genannt von der Stimme des Volks, und ſenkt das Geſicht mit Freudenthränen, die allein vor dem Blutgerüſt ihn hätten ſchützen ſollen.

Unterdeß wandern Abgeſandte aus allen Gegenden des Reichs nach der Hauptſtadt; die ganze Nation wollte in ihr das Feſt der Freiheit begehen; wo ſie vorbeiwallen, fliegen ſegnende Wünſche ihnen nach, und in Paris wird ihre Entzückung durch das Beſchauen der zerſtörten ſchrecklichen Werke der Deſpoten vermehrt. Die Menge der Fremdlinge wächſt jeden Augenblick, mit ihr die allgemeine Freude. Dumpfe Gerüchte von furchtbaren Anſtalten zum Verderben der Bürger unterbrechen ſie nur, um falſch befunden, ſie noch höher zu ſchwingen. Die Nacht vor dem feſtlichen Tage war ruhig, wie noch keine in Paris; jede Kraft ward geſchont, man wußte, daß die kommende Freude doch alles Vermögen zu genießen überſteigen würde. Das Volk glich dem Ocean, dumpf hörbar in der Nacht, die Sonne ſteigt auf, und zeigt das frohe Getümmel ſeiner Wogen.

Kaum iſt ihre Morgenröthe für dieſen Tag der Nationalfeier angebrochen, ſo bewegt ſich ſchon die Menge auf dem Marsfelde, wo ein ungeheures Amphitheater die Volksſcenen des römiſchen Alterthums verſinnlicht; ſeine Bänke erheben ſich bis zu den Wipfeln der Bäume, und ſind in wenigen Stunden mit mehr als fünf mal hunderttauſend Zuſchauern beſetzt. In weiſſen Gewanden ſitzen die Bürgerinnen da und ſchauen, wie die bewaffneten Bürger um den Altar des Vaterlandes tanzen, der ſich in einfacher, runder Form und himmelblau in der Mitte des Feldes erhebt. Einige Regenſchauer ſchwächen die heitre Stimmung nicht, man begrüßt ſie mit dem Spott, die Tropfen wären Thränen der Ariſtocraten, die auf die Bürger herabfielen; und der Himmel war ganz wolkenlos, als um zwölf Uhr die Batterien der Canonen die Nationalproceſſion verkündigten.

Ungefähr fünfzigtauſend bewaffnete Staatsbürger zogen von den Boulevards her, die Abgeordneten der Departements unter ihren drei und achtzig Bannern; ſie ſchwenkten dieſelben, als der große Zug wehmüthig an dem Orte ſtill hielt, wo der größte König von Frankreich, Heinrich der Vierte, durch den Mord gefallen war. Auf dem Platz Ludwig's des Funfzehnten trat die Nationalverſammlung, ſchwarz gekleidet, in die Mitte der bewaffneten Bürger; und der feierliche Zug ſchritt weiter, nicht ohne Zeichen der Verachtung gegen die Bildſäule des deſpotiſchen Wollüſtlings. Ein allgemeines Freudengeſchrei wälzt ſich durch die Luft, als er dem Amphitheater naht. Der König tritt hervor auf eine bedeckte Gallerie, wo die Nationalverſammlung und die Geſandten fremder Mächte ſich zu ihm geſellen; ihm folgt die Königin, den Dauphin und ſeine Schweſter an ihren Händen. Ihr einfacher geſchmackvoller Anzug macht ihr Aeußres dieſes Tages der Freiheit werth, ſie erſcheint ſchöner, als ſelbſt in der erſten Blüthe ihrer Schönheit, die drei und achtzig Fahnen und das große Banner der Armee werden zum Altar des Vaterlandes gebracht, auf welchem die Meſſe beginnt; noch führt die Religion die Aufſicht über die Freiheit! Dann zeigt ſich La Fayette, eine Fahne in der Hand, auf dem Altar, und mit ihm ſchwören alle bewaffnete Bürger der Nation, dem Geſetz und dem Könige Treue; ſo mit dem Präſidenten der Nationalverſammlung alle Glieder derſelben. Nach einer Stille voll Feier trat der König hervor zu dem Eide, daß er alle Macht, die er vermöge der Conſtitution beſitze, zur Erhaltung derſelben anwenden, und über die Ausübung der Geſetze wachen wolle; ſeine Gemahlin erhob während dem Schwur den kleinen Dauphin. Alle Zuſchauer ſtanden auf und ſchwuren den Bürgereid, und ihr Freudengeſchrei rang mit dem Donner der Canonen und der kriegeriſchen Muſik: jede Bruſt war erſchüttert wie der Himmel umher.

An dieſem Tage der Nation, da der König alles that, um die ſchönſte Harmonie zwiſchen ihr und dem

Hofe zu bewirken, gedachten viele der Zeit, wann ſie den Thron gänzlich würden zertrümmert haben, denn ſchon war die Geſellſchaft in der Blüthe, aus welcher der republicaniſche Geiſt hervorwuchs, eine Geſellſchaft, welche die Nachwelt ſicher mit Erſtaunen, und bei einzelnen Epochen mit Bewunderung betrachten wird.

Wenn das Laſter mit einer empörenden Größe unter den Jacobinern erſchien, ſo hat es ihnen auch an bewundernswürdigen Vorzügen nicht gefehlt; der Revolution gaben ſie oft eine fürchterliche Richtung, folgten aber auch häufig der Nothwendigkeit; ihre eigene Kraft erregt am meiſten Erſtaunen beim Gebrauch der Mittel, wodurch die Kraft der Nation hervorſprang, und am kleinſten zeigten ſie ſich in ihrem Innern, wann ſie vor einem einzigen Demagogen oder wenigen zittern, und die wüthenden Apoſtel der Freiheit das Werkzeug eines feigen Tyrannen geworden ſind.

Ihr Geiſt war in verſchiedenen Perioden ſo verſchieden, daß man zur allgemeinen Characteriſtik deſſelben vielleicht nur dieſe beiden Züge anführen darf: ſie hatten zum einzigen feſten Bande unter ſich die Ueberzeugung, daß keiner von ihnen ohne die Geſellſchaft eine große Rolle ſpielen könne, der aber zu Grunde gerichtet werden müſſe, welchen je dieſe Ueberzeugung verließe; und zweitens, ſie bildeten in Hinſicht auf die Nationalverſammlung gleichſam ein Oberhaus, welches gerade wegen ſeiner uſurpirten Macht eine ungleich größere Gewalt erhielt, als je ein Oberhaus in der Nationairepräſentation geſetzmäßig beſitzen wird.

Es lag in der Natur des menſchlichen Geiſtes, daß diejenigen unter den Deputirten zur Nationalverſammlung, welche aus einer Gegend waren, oder auch ſolche, die bei den Berathſchlagungen Uebereinſtimmung ihrer Grundſätze und Empfindungen ſich einander abgemerkt hatten, einen Vereinigungspunct zwiſchen ſich ſuchten, um deſto mächtiger in der Verſammlung zu ſeyn. Unter den Geſellſchaften, welche deshalb entſtanden, zeichnete ſich die vor allen aus, welche Deputirte aus Bretagne, Männer, die jene den Ständen dieſer Provinz immer eigene Kühnheit mit Geiſt und Kenntniſſen verbanden, geſtiftet hatten. Weil die Urheber derſelben zum Bürgerſtand gehörten, und um dieſen gegen jede Anmaaßung des Adels und der Geiſtlichkeit zu heben, die Verbindung ſich jeden Abend bei einem ihrer Mitglieder zu den Berathſchlagungen vorbereitete, die bald bei den Geſetzgebern vorkommen ſollten; ſo lag in ihr urſprünglich der Keim zu groſſen, aber keinesweges übertriebenen Grundſätzen der Freiheit.

Doch büßte ſie bald dieſen unſchuldigen Character ein, als der Keim zu ihrer nachherigen ungeheuren Macht gepflanzt wurde, nämlich, die Sitte in ihr aufkam, daß durch Mehrheit der Stimmen ausgemacht wurde, wie alle Glieder über einen Gegenſtand in der Nationalverſammlung ſtimmen ſollten. Welche Beredtſamkeit und höhere Vernunft hier ein neues Licht über ihn verbreiten mochte; für jene Geſellſchaft, alſo auch für den Staat, indem ſie bald unter den Geſetzgebern das Uebergewicht erhielt, war es verloren!

Als Deputirte aus allen Gegenden des Reichs zu ihr traten, zeigte ſich die zweite Urſache ihrer wachſenden Macht, nämlich, ſie wurde nun zu einer öffentlichen an Einem Orte fixirten Verbindung: die Kirche eines aufgehobenen Jacobinerkloſters in Paris ward ihr Verſammlungshaus. Nun war es leichter möglich, den dritten und größten Schritt zur Herrſchaft über Frankreich zu thun, daß die vielen ähnlichen Geſellſchaften, welche allenthalben in den Städten ſich gebildet hatten, in Verbindung mit dem großen Club der Jacobiner geſetzt wurden, oder daß dieſer auch an mehreren Oertern neue ſtiftete, wie Colonnien von ſich.

Welche furchtbare Gewalt hatte er nun errungen! Nicht nur ward in ihm alles vorbereitet, worüber bei den Geſetzgebern Berathſchlagungen vorkommen ſollten, ſondern ſchon vorher entſchieden; nicht nur konnte er das Geſetz geben, ſondern es plötzlich vollziehen, und zur öffentlichen Meinung machen; je mehr ſeine Grundſätze der Uebertreibung fähig waren, deſto größern Beifall mußten ſie nach dem Wettſtreite, der unter den

Clubs unvermeidlich war, und dem leidenſchaftlichen Character der Nation gewinnen. Er war furchtbarer, ſobald er entartete, als je die Geſellſchaft ſpaniſcher Inquiſitoren. In Zeiten, wo die Vernunft das Feldgeſchrei der Menſchheit geworden, trug er die Fahne von der Schwärmerei der Vernunft. Zu ihr zu ſchwören, davor iſt auch der aufgeklärteſte, beſte Mann nicht ſicher, denn es iſt ſo ſchwer zu beſtimmen, wo die Vernunft zu ſchwärmen beginnt; religiöſe Schwärmerei hingegen, ſonſt die gewaltigſte, findet zu jeder Zeit in der geſunden Natur ein Hinderniß; die gefangene Vernunft giebt uns einen Rauſch, in welchem die Seele dumpf brütet, und nur bisweilen zu ſchauerlichen Thaten geweckt wird, aber nichts reißt ſo hin zu großen Handlungen und Munterkeit in jedem Geſchäft, als ein Enthuſiasmus, der mit dem Glauben uns täuſcht, daß wir nun einzig auf das Gebot der Vernunft hören. Der ſpaniſchen Inquiſition wollte es nicht einmal gelingen, in den Nebenländern der Krone aufzukommen, wiewohl bei ihr die alte bürgerliche Ordnung beſtand; nur der gänzliche Sturz von dieſer, nicht trennbar von dem neuen Syſtem, und die unvermeidliche Folgen davon hielten die Völker zurück, mit fröhlichem Gedränge zur Fahne von der Schwärmerei der Vernunft zu ſchwören.

Der erſte Verſuch, welcher gegen die Jacobiner gemacht wurde, endigte ſich ſogleich unglücklich. Einige

Mitglieder der Nationalverſammlung ſtifteten, zum Gleichgewicht gegen den jacobiniſchen, einen Club für die Conſtitution, und La Fayette war unter den Urhebern deſſelben. Ihre Grundſätze waren edel und gemäßigt; aber gerade deswegen erhielten ſie keine enthuſiaſtiſche Bewunderer, und mußten bald, da bei den Jacobinern die Tribunen von jauchzenden Zuſchauern angefüllt waren, welche ihre lärmende Schwärmerei von hier in die Nationalverſammlung trugen, ihren Club wieder aufgeben. Die Häupter deſſelben gingen zu den herrſchenden über; unter ihnen war auch Mirabeau, vielleicht der einzige, deſſen Character und Beredtſamkeit den Thron gegen die Jacobiner auf längere Zeit hätte halten können.

Seine ganze frühere Geſchichte verrieth einen Mann, deſſen Natur voll edler, auch ſchöner ſittlichen Anlagen, bald durch den Hang ſeines Geiſtes verwilderte, die Pflicht immer dem Scheine der Größe aufzuopfern und allenthalben als ein höheres Weſen zu erſcheinen welches mit dem Schickſal der Menſchen ſpielt. Jener reiſſende Strom von Ideen, welcher unaufhörlich von ſeiner Vernunft zur Einbildungskraft, und von dieſer zum Herzen ſtrömte und zurückfloß, gefiel ſich zu ſehr in den zauberiſchen, unendlichen Gefilden der Betrachtung über die menſchliche Freiheit, der Entwürfe für das ganze Geſchlecht, und erfüllte ihn mit einem zu ſtarken Selbſtgefühl, als daß er trotz ſeiner Geſchmeidigkeit und leichtſinnigen Tugend je in einem unumſchränkten monarchiſchen Staat hätte empor kommen können. Vom Schickſal oder vielmehr von ſich ſelbſt verfolgt führte er ein unſtätes Leben, bis die Revolution begann, und ihm einen weiten Spielraum für ſeine großen Maximen und ſeine oft kleine Denkart, für ſeine mannigfaltigen, zwar unſichern, aber beſeelten Kenntniſſe, und volle Befriedigung für alle Bedürfniſſe ſeines Herzens und ſeiner Leidenſchaften verſprach. Er war zu groß, auf der einen Seite nicht ſchlecht, auf der andern nicht gut genug für die ſtrenge Monarchie, und es fehlte ihm zu ſehr an Selbſtbeherrſchung und Reinheit des Lebens, um als Bürger eines Freiſtaates ruhmvoll zu handeln: für Zeiten der Revolution war er geſchaffen und vom Schickſal erzogen.

Vom Bürgerſtand ward er zur Nationalverſammlung geſchickt. Als die Bürger von Aix in der Provence ihn im Triumph auf den Schultern trugen, floſſen Thränen über ſeine Wangen, er ſagte: „Meine Freunde! Menſchen ſind nicht geſchaffen, um Menſchen zu tragen; und ihr tragt ihrer ſchon zu viele!“ Und als die Bürgerſchaft ihm für ſeine Dienſte durch Abgeſandte danken ließ, entgegnete er ihnen: „Nun begreiſe ich, wie die Menſchen unterjocht worden ſind, die Tyrannei hat ſich ihrer Dankbarkeit eingeimpft!“ Solche Rührungen, ſolche Reden waren eigenthümliche Blühten ſeiner Natur, aber ſeine Leidenſchaften verwandelten ſie häufig in andere Früchte, als man von ihnen erwarten konnte.

Bei den erſten Verhandlungen der Nationalverſammlung und den erſten Scenen des ſtürmiſchen Volkes war er das Schrecken des Hofes, und, verflucht von den Freunden der Ordnung und eines geſetzmäßigen Wandels, die Hoffnung des Herzogs von Orleans, des Pöbels und mancher Schwärmer der Freiheit; und verdiente nichts von dieſem allen zu ſeyn. Mirabeau ging immer ſeinen Ideen von einer eingeſchränkten Monarchie und einem hohen Grade von wahrer Freiheit nach: um ſie auszuführen, verwarf er kein Mittel, und verlor ſie niemals aus dem Geſicht, wenn er gleich den Gewinn von der Thorheit mehrer Partheien, ihn beſtechen zu wollen, nie abwies, um ſeinen Lüſten und edlern Bedürfniſſen genug thun zu können. Auch hätte er ſich früher zur Fahne der Ordnung gegen die Geſetzloſigkeit geſellt, wenn ſein voriges Leben ihm nicht wie ein ſchreckender Spiegel von der Nationalverſammlung vorgehalten worden wäre. Sein beleidigter Stolz verſchwor ſich nun mit ſeiner Untugend. Ein ſolcher Character, wie er, will für Gehorſam gegen die Pflicht ſogleich bewundert ſeyn, denn er fühlt an der Anſtrengung, wodurch ihm derſelbe möglich wurde, daß er der Bewunderung werth ſey.

Außer ſeiner allgemeinen Mitwirkung zu dem Schwunge, welchen die Nation erhielt, hat Mirabeau nichts ſo wichtiges als den Aſſignatenplan bewirkt.

Schon vor der Revolution war der Staat mit Schulden beſchwert, ſein Geldmangel nahm ſehr überhand, als nun einige der einträglichſten Steuern abgeſchafft waren, und auch die übrigen Abgaben nicht gehörig eingetrieben werden konnten. Begierig blickte man daher auf das Vermögen, welches die Nation von den eingezogenen Gütern der Geiſtlichkeit nach Abzug der ihr zukommenden Vergütung übrig behielt. Auf den Verkauf dieſer Güter zu warten, war bei der dringenden Noth nicht rathſam. Wenn aber ein Papiergeld in Umlauf gebracht wurde, welches bei Bezahlung des Kaufpreiſes der Nationalgüter von gleichem Werth mit baarem Gelde ſeyn ſollte, ſo war dem Staate ſogleich geholfen, und der Verkauf der Nationalgüter mußte vortheilhafter für denſelben und leichter geſchehen.

Mirabeau trug dieſe Idee vor, und behandelte den Finanzminiſter Necker, den heftigſten Gegner derſelben, mit dem übermüthigen Muthwillen eines überlegenen Geiſtes und eines der gewaltſamſten Maaßregeln fähigen Characters. Der Miniſter zitterte und verließ die Hauptſtadt und das Reich auf eine Weiſe, die Mitleiden und Spott erregen mußte (1790 Sept. 8). Sein Glück und Unglück ſtanden in keinem Verhältniß zu ſeinem Verdienſt; auch taugte ſelten ein angeſehener

Staatsmann ſo wenig als er an das Ruder hin in ſtürmiſchen Zeiten.

Vierzehn hundert Millionen Aſſignaten wurden anfänglich gemacht; ſo wie ſie einkamen für verkaufte Nationalgüter, wurden ſie verbrannt, ein gutes Mittel ihren Credit zu erhalten, wenn nicht ſtets von neuem große Summen erſchaffen worden wären. Auch fehlte es gänzlich an einer Caſſe, wo ſie gegen Geld zu jederzeit hätten umgeſetzt werden können, und deshalb war es durchaus nicht möglich, ſie in gleichem Werth mit dem baaren Gelde zu erhalten.

Die ungeheuern Erſcheinungen, zu welchen nachher dieſer Aſſignatenplan führte, ſah Mirabeau wenigſtens damals nicht vorher, denn er traute ſich Kraft genug zu, die Revolution, mit deren Entartung jene zuſammenhingen, bald in die Fugen der Ordnung zurückzuzwingen.

Mit den Freunden der Republik und den Anhängern der Anarchie blieb er nur ſo lange in Verbindung, als bis er durch ſie endlich den edlern Theil der Nationalverſammlung gezwungen hatte, ſeine Verdienſte anzuerkennen. Im Anfang des Jahres 1791 beſtieg er endlich ihren Präſidentenſtuhl, von welchem man ihn ſo lange entfernt gehalten, und von nun an verfolgte er edel und kühn ſeinen Weg. Würde und Freiheit der Nation galten ihm über alles. Doch war ihm Frankreich als Freiſtaat ein Unding, und nach der Nation hielt er den König werth.

Dieſer Ueberzeugung gemäß war ſein Betragen entſchloſſen und groß. Da er als Präſident die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung dem König überreichen wollte, und der Kammerdiener ihn bat zu warten, weil der Monarch beſchäftigt ſey, ſprach er: „ich befehle Ihnen, dem König ſogleich zu ſagen, der Präſident der Repräſentanten der franzöſiſchen Nation ſey hier, und verlange ihn zu ſprechen.“ Nicht lange nachher erklärte er in der Nationalverſammlung, daß er jeden bekämpfen werde, welcher die Grundſätze der Monarchie anzugreifen wagen möchte; und nie zeigte er offenbarer ſeine gegenwärtigen Zwecke, als bei den Berathſchlagungen über ein Geſetz gegen die Auswanderung. Die neue Ordnung der Dinge war nämlich für viele, an deren Spitze der zweite Bruder des Königs, der Graf von Artois, ſtand, ein ſo ſchreckendes Phänomen, daß ſie bald ihr Vaterland mit der Hoffnung verließen, theils durch innere Unruhen deſſelben, theils durch auswärtige Hülfe die alte Ordnung der Dinge wieder verbreitet zu ſehen. Durch den vernichteten Adel, die geſchmälerte Geiſtlichkeit, die ſuſpendirten Parlementer wuchs der Strom der Auswandernden außerordentlich, und je drohender ſie ſich an den Gränzen verſammelten, deſto höher ſtieg gegen ſie der Haß der Nation.

Der Hof betrog ſich deshalb ſehr, wenn er die Auswanderung begünſtigte, in der Hoffnung, an ihr ein Gewicht für ſich zu erhalten. **Mirabeau** beſtritt aber ein Geſetz gegen dieſelbe nach dem Grundſatze, daß es die Freiheit des Menſchen beleidigen würde, weil keine Obern das Recht hätten, ihn an irgend einen Erdklumpen zu feſſeln. Kaum hatte er den Vorſchlag zu einer Erklärung der Nationalverſammlung gethan, daß ein ſolches Geſetz gegen die Grundſätze der Conſtitution ſtreiten würde: ſo ſtürmte die linke Seite, von Jacobinern beſetzt, mit lautem Geſchrei gegen ihn, und heftigen Drohungen. „Die Popularität," rief er aus, „derer ich ſo gut, als ein Andrer, zu genießen die Ehre gehabt habe, iſt nicht ein ſchwankendes Schilfrohr. Ich will ſie in die Erde pflanzen, und ſie ſoll tiefe Wurzel ſchlagen zwiſchen Vernunft und Freiheit."

Seit dieſem Zeitpuncte, ſeit der Aeußerung, daß er die Unruhſtifter aller Partheien bekämpfen wolle, waren die Jacobiner, ſowohl die, welche die Ordnung des Freiſtaats wollten, als die bloßen Zöglinge der Anarchie ſeine erbitterten Feinde. Ihr beſter Redner, **Barnave**, ein ſehr junger Mann, rang öfters mit ihm um die Palme der Beredtſamkeit, und ſiegte, wiewohl mehr nach dem Erfolg und dem Urtheil der Faction, als nach dem Gehalt der Reden.

So hatte ſich **Mirabeau** die Laufbahn des ſchönſten Ruhms eröffnet, als die rächende Göttin, in Erinnerung ſeines vorigen Lebens, ſein Grab plötzlich zum Ziel derſelben machte. Kaum hatte eine gefährliche Krankheit, die Folge langer und vielfacher Ausſchweifungen und ſeines gegenwärtigen Eifers für das Vaterland, ihn niedergeworfen: ſo herrſchte in der Hauptſtadt eine ängſtliche Erwartung, in welcher ſich die verſchiedenſten Leidenſchaften aller Partheien vereinigten. Mit einer Stärke des Geiſtes, die kaum ein einzigesmal den heftigſten Schmerzen wich, erwartete er ſeinen Tod, und war ſtets mit den Angelegenheiten des Staats beſchäftigt. „Ich nehme,“ ſprach er, „ich nehme die Thränen der Monarchie mit in mein Grab. Nun werden die Unruhſtifter ſie zerreißen und ſich in den Stücken theilen.“

Dieſe Aeußerung und manche andre während ſeiner Krankheit ſind keine Beweiſe einer großen Eitelkeit. Die Wahrheit mißbilligte ſie nicht, und dann war einzig die Sitte Richterin, ob ſie mitgetheilt werden durften. Sie iſt anders bei den Deutſchen, anders bei den Franzoſen. Das Beiſpiel der meiſten genievollen Männer unter dieſen verräth, daß es in Frankreich nicht unſchicklich war, in gegründetes Selbſtlob ſein Gefühl zu ergießen. Ueberdies vergißt man leicht der bloßen Sitte an den Pforten der Unterwelt, und durch eine Phantaſie, welche die Krankheit geſpannt hat.

„Geben Sie mir das Wort,“ ſagte Mirabeau zu einem vertrauten Freunde, „daß Sie mich nicht mehr verlaſſen wollen; ich möchte gerne mit einem angenehmen Gefühl mein Leben endigen.“ „Heute werde ich ſterben,“ ſprach er an ſeinem Todestage, „nun bleibt nichts übrig, als ſich mit Blumen zu bekränzen, mit Muſik zu umgeben, um deſto ſanfter in jenen Schlummer zu verſinken, aus welchem man nicht wieder erwacht!“ Er ſtarb am zweiten April 1791 in ſeinem zwei und vierzigſten Jahre, in dem Alter, welches dem Ungeſtüm einer langen Jugend entgangen ſeine beßre Natur ganz hätte hervortreten laſſen: er ſtarb mit dem Ruhme für ſein Herz, daß er bis zum Tode treue Freunde gehabt habe, wiewohl er jedem mit eherner Wahrheit es fühlen ließ, wenn er ihn weit unter ſich erblickte.

Bald nach Mirabeau's Tode ereigneten ſich verſchiedene Begebenheiten, wodurch ſeine Weiſſagung vom Untergange der Monarchie der Erfüllung näher kam. Die meiſten Geiſtlichen weigerten ſich den Bürgereid zu leiſten, weil ſie ihn ihren Pflichten entgegen glaubten, und der Papſt ihn bei Strafe des Kirchenbannes verboten hatte.

Wenn der König ſchon dadurch, daß er zur Verhinderung der Auswanderungen ſeine Macht nicht genug anwandte, den Unmuth des Volkes gegen ſich erregt hatte, ſo geſchah dies noch mehr durch ſeine Neigung für die unbeeidigten Prieſter, welche bei ihm freilich nur

Wirkung ſeiner religiöſen Denkart war, aber von der Hofparthei leicht in politiſcher Rückſicht benutzt werden konnte, und dem Volk als eine Treuloſigkeit gegen die neue Verfaſſung erſcheinen mußte.

Zum Unglück für den König waren ſelbſt aus dem Jacobinerclub ſchon neue Geſellſchaften hervorgegangen, welche noch weit mehr alle Schranken der Mäßigung verachteten, und nun allen ihren Einfluß auf das Volk verwandten, um ſeine Schwachheit, bei einem unbeeidigten Prieſter, der alſo durchaus nicht Staatsbürger ſeyn konnte, die Meſſe zu hören, auf das gehäſſigſte darzuſtellen.

Bei einer ſolchen Gährung der Gemüther war es nicht zu verwundern, wenn man in der kleinen Reiſe, welche der König nach St. Cloud machen wollte, eine Flucht ſah, und ſie mit Gewalt verhinderte. La Fayette erfuhr bei dieſer Scene von neuem, daß ſein Anſehen bei der Bürgermiliz nichts vermochte, wenn ſie vom Strom der öffentlichen Meinung gegen daſſelbe geführt wurde. Da ſie ihm ſelbſt mit dem Tode gedroht hatte, that er wohl daran, daß er ſeinen Oberbefehl über ſie aufgab; aber es war eine Schwachheit, die mit der Weichheit ſeines Herzens und ſeinem zu großen Selbſtvertrauen zuſammenhing, daß er ihn nachher wieder annahm. Den Verſprechungen von Menſchen, die ihn ſo häufig getäuſcht hatten, traute er ſtets von neuem.

Unverzeihlicher als dieſe Nachgiebigkeit war die Sorgloſigkeit, die er bisweilen auf ſeinem wichtigen, dem gefahrvollſten Poſten bewies. Dem Hof ward er in der berüchtigten Nacht auf den ſechsten October dadurch verderblich; gegen die Parthei des Volks wurde er dadurch jetzt zu einem Vergehen verleitet.

Es hatten ſich Gerüchte verbreitet, daß der König mit ſeiner Familie entfliehen wollte, und in der Nacht, wo die Flucht geſchehen ſollte, glaubt La Fayette, der in den Thuillerien gegenwärtig war, daß man ein einziges Thor derſelben nicht zu beſetzen brauche. Der König entkam durch daſſelbe mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern. In der Stille der Nacht entflieht er ſeiner Hauptſtadt, mit jener heitern Ruhe, welche ihm ſeine wenigen Umſichten und ſeine ſchuldloſe Seele gaben. Sonſt hätte er zittern müſſen, ſo lange er auf dieſer Flucht noch nicht an den Gränzen von Frankreich war. Gegen ſeine Vorfahren war Paris auch aufgeſtanden; jetzt hatte ſich die ganze Nation gegen den Hof erhoben. Die Ruhe von Ludwig ſchien auf den Genius ſeines Schickſals überzugehen; den ganzen folgenden Tag fuhr er ungeſtört fort, und kam glücklich am Abend zu St. Menehould an. Der Marquis von Bouille, General der Armee in der nördlich-öſtlichen Gränzgegend hatte unter dem Vorwande, daß die Bewegungen der benachbarten Mächte und der Ausgewanderten kriegeriſche Anſtalten nöthig machten, für bewaffnete Bedeckung der königlichen Familie ſorgen können.

Als die Flucht derſelben am Morgen darauf in der Nationalverſammlung angekündigt wurde, beſchloß dieſe ihre Sitzungen Tag und Nacht ununterbrochen fortdauern zu laſſen, und betrug ſich mit ruhiger Würde. In der Hauptſtadt herrſchte eine deſto eitlere Furcht. Niemand wagte es, unbewaffnet öffentlich zu erſcheinen, die Sturmglocken wurden geläutet; die unglaublichſten Gerüchte fanden Beifall, wenn ſie das drohten, was am meiſten ſchreckte. Zu keiner günſtigern Zeit konnten die Jacobiner durch Reden und Flugſchriften das Volk überzeugen, daß ein König ein unnützer und gefährlicher Menſch im Staate ſey.

An dieſem unglücklichen Tage weihte auch ein junger Deputirter der Nationalverſammlung, Robespierre, über deſſen Abſichten und Gedanken noch ein Schleier für alle Augen lag, weil er ihn vor ſeinen eignen nie ganz zerriß, ſich zum Verderber der Nation ein. Am Abend hielt er im Jacobinerclub eine fürchterliche Rede, welche voll von umſtrickenden Künſten des Demagogen war, und den Eindruck redlicher Abſichten um ſo leichter machte, je mehr ihr Beredtſamkeit fehlte. Er fing mit der auffallenden Behauptung an, daß der heutige Tag der ſchönſte der Revolution ſeyn könnte, und verdunkelte dann plötzlich die heitre Ausſicht, die er eröffnen zu wollen ſchien, durch eine ſchwarze Schilderung der Gefahren, mit welchen die Flucht des Königs Frankreich bedrohte. Mit Triumph erhob er ſich dann plötzlich über die geängſteten Zuſchauer, mit der Ausrufung: „dieß alles erſchreckt mich nicht; laßt ganz Europa ſich gegen uns verbinden, und ganz Europa ſoll beſiegt ſeyn! Mich erſchreckt gerade dasjenige, was Euch allen Zutrauen einflößt. Es iſt nöthig, daß man bis zum Ende mir zuhöre!" — So that er alle zerſtreute Aufmerkſamkeit in den Bann; und wer wollte ihn nicht gerne hören, welcher einen jeden an dem nicht bemerkten Abgrund zu retten verſpricht? Ihn erſchreckt, daß Alle ſeit dieſem Morgen gute Patrioten zu ſeyn ſcheinen, und der König doch in der Mitte von ihnen Freunde haben müſſe, auf welche er ſich bei einem triumphirenden Rückzuge verlaſſen könne, denn ohne dieſes wäre die Flucht ja zu unſinnig. Indem er verſichert, daß er nicht von Vermuthungen rede, macht er die unwahrſcheinlichſten Vermuthungen zu Thatſachen: indem jeder von den Zuhörern fürchtet, neben einem Verräther zu ſtehen, betäubt ſie der Redner mit der ungeheuern Anklage faſt der ganzen Nationalverſammlung, als einer Geſellſchaft von Feinden des Vaterlandes. Er allein ſteht nun da, als der verfolgte Freund deſſelben, und weiß, daß er tauſend Dolche gegen ſich wetzet. Ehe er noch einen allgemeinen Beifall genießt, erzwingt er ihn durch die unverſchämte Verſicherung, daß er ihn, nur unwürdig, genieße, und mit der ſchwachen Stimme eines Sterbenden, der ſeinen letzten Willen kaum noch offenbaren kann, ſchließt er ſeine Rede mit den Worten: „der ganzen Nationalverſammlung hab' ich den Prozeß gemacht: nun fordre ich ſie auf, mir den meinigen zu machen.“ Die Stille in der Kammer eines Sterbenden herrſchte im Saale; mehr als achthundert Jacobiner drängten ſich um ihn und ſchwuren, ſie wären bereit, mit ihm für das Vaterland zu ſterben.

Nach ihm beſtieg der gewaltige Danton den Rednerſtuhl, welcher durch wahre Beredtſamkeit die Seelen der Zuhörer erhob und mit ſich fortriß, wenn Robespierre mit ſeinem Stachel alle ihre Leidenſchaften wund machte und dieſen den Aufruhr predigte. „Ich will ſprechen,“ begann jener, „als befände ich mich vor dem Richterſtuhle Gottes!“ Dabei heftete er ſeinen Blick auf La Fayette, der in dem Augenblick in den Saal trat, welcher an dieſem Tage zum Vereinigungspuncte für alle Freunde der Revolution geworden war.

Danton klagte ihn mit jener Wuth an, mit welcher die heftigen Republicaner diejenigen verfolgten, welche nicht durch Blutſtröme und die Stürme der Anarchie zum Freiſtaate gelangen wollten. „Sie haben ſich zum Bürgen für den König geſtellt,“ rief er ihm zu: „folglich ſind Sie entweder ein Verräther, der ſein Vaterland aufgeopfert hat; oder Sie ſind ein einfältiger Menſch, welcher für jemand ſich verbürgte, für den er nicht ſtehen konnte!“

La Fayette verſicherte dagegen nach einer allgemeinen Vertheidigung: im Jacobinerclub glaube er noch wahre Patrioten zu finden, und deshalb komme er in denſelben. Das Betragen des Königs hatte er am Morgen infam genannt. Keiner Parthei beſtimmt zugethan urtheilte er über jede nach ihrem gegenwärtigen Betragen. Aus dieſer Urſache, und weil er keinem Grundſatze treu blieb, als dieſem, nie unedel zu handeln, ſank er immer tiefer von ſeiner bisherigen Höhe herab. Seine Tugend hätte von einer niederſchmetternden Kraft des Characters begleitet und mehr von Eitelkeit entblößt geweſen ſeyn müſſen, wenn ſie jetzt ihre Stätte in Frankreich finden ſollte.

Zu derſelben Zeit, da ſich alſo die furchtbarſten unter den Jacobinern als Retter des Vaterlandes gegen den Hof und ſeine Freunde darſtellten, zog ſich über dem Haupte des unglücklichen Königs, welcher bisher ſo ruhig gereiſt war, allmählig das Gewitter zuſammen.

Die bewaffnete Bedeckung der königlichen Familie erregte vorzüglich Verdacht, und der Poſtmeiſter Drouet zu St. Menehould, welcher dieſe hatte weiter reiſen laſſen, aber die begleitenden Dragoner durch die Bürgermiliz zurückhielt, eilte ihr nach und fand ſie zu Varennes. Faſt die ganze Stadt lag ſchon im Schlummer. Der Bürgerrath und die Miliz werden durch die Nachricht aufgeſchreckt, daß der König da ſei, auf der Flucht angehalten. Er wird gezwungen auszuſteigen, und vor dem Hauſe des Procurators der Gemeine, in welches er mit ſeiner Familie geführt wurde, pflanzt man Canonen auf, die Sturmglocken werden in den Dorfſchaften umher geläutet, um die Bürgermiliz derſelben nach Varennes zu verſammeln, und noch glaubt ſich Ludwig unentdeckt, bis endlich der Procurator der Gemeine auf ein Portrait im Zimmer mit den Worten zeigt: „Sire, hier iſt Ihr Bild!“ Alles Flehen, alle Verſprechungen können ihn nicht bewegen, den Flüchtlingen zur Fortſetzung der Reiſe behülflich zu ſeyn; und wie hätte er dies verſuchen mögen, ohne ſelbſt ein Opfer der Wuth ſeiner Mitbürger zu werden?

Dennoch ſchien Hoffnung für den König zu ſeyn, daß er zur Gränze Frankreich entkommen werde. Zwar hat ein Detaſchement Huſaren, welches nach Varennes kam, und anfänglich mit gezucktem Säbel die Auslieferung Ludwig's verlangte, ſich zuletzt einen Befehlshaber von der Bürgermiliz aus; aber der General Bouille ſelbſt, benachrichtigt vom Unglück der königlichen Familie, nahte ſich mit einer beträchtlichen Macht den Thoren von Varennes. Ludwig hatte nicht Härte genug, ein bürgerliches Treffen zu erlauben, nicht Entſchloſſenheit genug, ſich lieber jedem Schickſal entgegen zu werfen, als gefangen nach Paris zurückführen zu laſſen. Er unterſchrieb den Befehl an den General, daß er zurück gehen ſollte, und dieſer entfloh mit mehrern nach den Niederlanden. Bald darauf erſchien ein Adjutant von La Fayette, welcher das Decret der

Nationalverſammlung bei ſich führte, daß man den König und ſeine Begleiter, wo man ſie finden möchte, gefangen nehmen ſollte. „Das iſt nun das zweitemal,“ rief Ludwig aus, „daß La Fayette mich gefangen nehmen läßt, um ſeine Republik zu Stande zu bringen.“

Bei Anbruch der Nacht des zwei und zwanzigſten Junius flogen Eilboten in den Saal der Nationalverſammlung mit der Nachricht, daß der König gefangen ſey; und die Erleuchtung der Stadt verkündigte, wie erwünſcht dieſe Nachricht ſey. Auch während dem ganzen Zuge nach Paris erhielt Ludwig Beweiſe genug, wie gehäßigen Eindruck der verſuchte Schritt machte. Als er äußerte, das Volk würde irre geführt, erwiederte einer der öffentlichen Beamten: „es iſt leichter, einen einzelnen Mann irre zu führen, als eine ganze Nation!“

Preiswürdig war die Sorge der Nationalverſammlung, daß die königliche Familie bei ihrem Einzuge in Paris nicht gemißhandelt wurde; auch hatte ſie ihr einige Deputirte entgegengeſchickt. Die Wagen waren mit einer großen bewaffneten Macht umgeben. Selbſt der Pöbel ſchien unbeweglich; ernſt und drohend ſtill waren die Reihen der Bürgerſoldaten, durch welche der Zug ging. Nur in einem Jubelgeſchrei beim Anblick des feſtlich mit Palmen geſchmückten Wagens, in welchem diejenigen ſaßen, von welchen die königliche Familie gefangen genommen, verriethen alle Zuſchauer zugleich ihre Wuth gegen dieſe. Als **Ludwig** in den Thuillerien angelangt war, warf er ſich ermattet in ſeinen Lehnſtuhl, und rief nicht ohne Grund: „da habe ich eine dumme Reiſe gemacht!“

So laut und allgemein der Unwille der Nation gegen ihn war, ſchien ſie doch allmählig wieder mit ihm verſöhnt zu werden, wiewohl auch dieſe Erſcheinung nicht ſehr erfreulich war, da die Achtung gegen ihn zu gleicher Zeit immer mehr abnahm. Der Beſchluß der Nationalverſammlung, daß keine Anklage gegen den König wegen der Flucht ſtatt haben könne, noch mehr aber die Feuillans hielten ihn eine Zeitlang gegen die Jacobiner empor, welche ſeinen letzten unklugen Verſuch gern benutzt hätten, um das Königthum ſchon jetzt zu zertrümmern. Faſt alle Mitglieder der Nationalverſammlung, welche im Jacobinerclub waren, trennten ſich von ihm, als er eine Empörung der Hauptſtadt gegen jenen Beſchluß zu erregen ſuchte, und erhielten ihren Namen die Feuillans gleichfalls von dem Kloſter, in welchem ihr neuer Club errichtet war. Ohne ſie wäre es vielleicht nicht einmal dahin gekommen, daß die erſte monarchiſche Conſtitution vollendet wurde.

Nach dieſer war die ganze geſetzgebende Gewalt freilich bei der Nation oder ihren von den Wahlherrn gewählten Stellvertretern; aber der König hatte in Hinſicht auf die Beſtätigung ihrer Beſchlüſſe doch ein aufſchiebendes Veto, in ſeinen Händen ruhte die vollziehende Gewalt, er war das Haupt der kriegeriſchen Macht zur See und zu Lande. Das Königthum ſollte erblich ſeyn bei ſeinen männlichen Nachkommen; ſeine Perſon war unverletzbar, aber die ſechs Miniſter, welche er ſich ſelbſt wählen durfte, waren für die Verwaltung des Staates verantwortlich.

Hätte der König größere Macht durch die Conſtitution erhalten, ſo hätte er ſich vielleicht gegen die Republicaner und ſeine Hauptſtadt beſſer vertheidigen und überhaupt die Ordnung mehr erhalten können; aber dann mußte man auch fürchten, daß er und ſein Hof die größeren Kräfte gegen die Freiheit der Nation angewandt hätten. Ueberdies iſt es unerkennbar, daß ſelbſt die gemäßigten Patrioten in der Nationalverſammlung, wenn gleich keine Anarchie, doch noch keine unabänderliche Ordnung wollten; es waren ſo viele alte Verhältniſſe durch die neue Conſtitution geſtürzt worden, als daß auch die Trümmer von jenen durch Stürme der Revolution nicht noch mehr zerſtört werden mußten, wenn ſie nicht ihre alte Geſtalt wieder erhalten ſollten.

Darum vereinigten ſich faſt alle Partheien zu dem Beſchluſſe, daß kein Glied der erſten Nationalverſammlung zur zweiten ſollte erwählt werden. Wer eine große Rolle in jener geſpielt hatte, glaubte ohne dies Wege genug zu finden, auf welchen er von neuem glänzen könnte, und wer im Gefühl ſeiner Ohnmacht doch nicht hoffen durfte, wiederum gewählt zu werden, der trug, um den Schein der Großmuth für ſich zu haben, gern zu jenem Schluſſe bei. Dem Club der Jacobiner war dieſer höchſt erwünſcht. Wozu die Mehrheit dieſer Nationalverſammlung fähig war, zeigten noch die letzten Bewegungen derſelben, jenem die politiſche Exiſtenz zu rauben. Je unkundiger die neuen Repräſentanten der Nation waren, deſto ſicherer war die Herrſchaft der Geſellſchaft, welche den Ton für die Maſſe des Volkes angab.

Am vierzehnten September beſchwur der König von neuem die Conſtitution; für ihn war in ſeiner Lage nichts übrig, als die feierliche Annahme derſelben: am dreißigſten endigte die Nationalverſammlung ihre Sitzungen, weil der Zweck ihrer Sendung erfüllt war. Ihr größter Ruhm iſt, daß ihre Grundlage zu einem neuen Staat unter allen nachherigen Stürmen geblieben iſt; was ein nicht zu berechnender Geiſt der Zeit, die Schwachheit des Königs und die Einmiſchung fremder Mächte an ihren Einrichtungen zerſtörten, hat man nur zu häufig auf ihre Rechnung geſchrieben. Noch öfterer hat man darin gefehlt, daß man große Mängel ihres Werkes ihrer politiſchen Unweisheit zuſchrieb, welche wegen ihrer Hinſicht auf beſondere Zwecke mehr ihrem böſen Willen angehören.

§. 48.

Revolutionen der Art, wie die franzöſiſche, welche eine Reihe von Verhältniſſen zerſtören, die ſich in vielen Staaten mit demſelben Character finden, können unmöglich, ſelbſt wenn in dem Lande, wo ſie vorgehen, alle Leidenſchaften und Ueberzeugungen ſich auf eine wunderbare Weiſe ſchnell der neuen Ordnung unterwürfen, ohne lange dauernde Stürme beendigt werden, ſobald ſich ein gewiſſer Verein der Staaten gebildet hat, wie in Europa. Iſt gar eine Revolution von Grundſätzen begleitet, welche der gegenwärtigen Ordnung der übrigen Staaten den völligen Sturz drohen könnten, bei einem gewaltigen Verkehr der Ideen, wie in unſerer gebildeten Welt: ſo iſt vorauszuſehen, daß man durch den Donner des Geſchützes und durch Ströme von Menſchenblut ſie in die Kreiſe, von welchen ſie ausging, zurückzuzwingen ſich anſtrengen werde.

Ehe die erſte franzöſiſche Nationalverſammlung ſich trennte, war ſchon ein furchtbares Bündniß geſchloſſen, welches auch ihr Werk bedrohte. Als der Kaiſer Leopold der Zweite, der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Zweite, und der Churfürſt von Sachſen auf dem Luſtſchloſſe Pilnitz des letzten eine Zuſammenkunft hielten, deren Rath manches vom Schickſal Europas beſtimmte, gaben die beiden erſten dem Grafen von Artois die Erklärung (Aug. 27.), daß ſie die gegenwärtige Situation des Königs von Frankreich als eine Sache von allgemeinem Intereſſe für alle Souveraine von Europa betrachteten; daß ſie deshalb eine Verbindung aller Mächte, deren Hülfe reclamirt würde, mit ihnen unfehlbar hofften, um den König von Frankreich in den Stand zu ſetzen, die Grundlage einer monarchiſchen, dem Rechte des Souverains eben ſowohl, als dem Heile der franzöſiſchen Nation angemeſſenen Regierung in vollkommenſter Freiheit zu befeſtigen, daß ſie endlich beide ihren Truppen Befehl geben würden, bereit zu ſeyn, um jenem Endzwecke gemäß agiren zu können.

Wenn ſo zwei Herrſcher, wiewohl ihr Intereſſe durch lange Unruhen in Frankreich befördert zu werden ſchien, ſchon jetzt ſprachen, und die Bemühungen der Ausgewanderten, deren Zahl bis auf vierzigtauſend am Rhein ſich vermehrte, bewaffnet in ihr Vaterland eindringen zu können, ſo glänzend unterſtützt wurde, daß der romantiſche König von Schweden, Guſtav der Dritte, verſprach, an ihrer Spitze einen Ritterzug zur Befreiung Ludwig's zu machen; wenn ſelbſt das Decret der Geſetzgeber, daß die Nation nie einen Eroberungskrieg führen ſollte, keinen Eindruck auf die Regierungen machte, und der Antrag, daß bei einem entſtehenden Seekriege die Caperei von Kauffahrtheiſchiffen aufhören möchte, ſelbſt von den Staaten, welche durch die Caperei nur leiden konnten, kaltſinnig aufgenommen wurde; ſo blieb es keinem Zweifel unterworfen, daß die

Geſinnungen, welche Rußland am ſtärkſten über die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution ausdrückte, auch den übrigen Mächten mehr oder weniger angehörten. Nach ihnen war die neue Conſtitution Frankreichs nichts als ein Werk der Rebellion.

Nur von zwei Seiten Europas konnten einigermaaſſen gegründete Klagen gegen die Geſetzgeber erhoben werden, vom Papſt und vom deutſchen Reich. Die Grafſchaften Avignon und Venaiſſin waren durch Kauf und Schlauheit an den päpſtlichen Stuhl gekommen, ein ſchönes Land, und von der Natur zu einem politiſchen Ganzen mit dem übrigen Frankreich beſtimmt. Um die Einwohner deſſelben erſcholl nun rings die Freude der Freiheit, der Jubel der Bürger, mit welchen ſie durch gleiche Abſtammung und Sprache und Denkart verbunden waren; und ſie ſollten dem hierarchiſchen Scepter unterworfen ſeyn? Sie ſuchten bei der Nationalverſammlung die Vereinigung mit Frankreich. Jene überlegte dies Geſuch lange, ihrer Würde gemäß, und bewilligte es erſt nach mehrern Monaten. Nicht ſo beträchtlich als der Verluſt des päpſtlichen Stuhls, welchem durch die Revolution auch die reiche Quelle von Einkünften verſtopft war, die ihm von der menſchlichen Verkehrtheit auch in Frankreich eröffnet geworden, war das Eigenthum, welches mehrere deutſche Reichsſtände einbüßten; vor dem Ehrgeitz Ludwig's des Vierzehnten gerettet, ward es nach der neuern Eintheilung zu den Departements geſchlagen, damit das Königreich ein ununterbrochnes Ganzes bilde. Mit Recht beſchwerten ſich die Reichsſtände darüber, und mußten freilich, wenn ſie den angebotenen Erſatz verwarfen, vom Reiche vertreten werden.

So zogen ſich die Wolken zum Gewitter ſchon von allen Seiten gegen Frankreich zuſammen, als die zweite Nationalverſammlung ihre Arbeiten begann, eine Geſellſchaft, die größtentheils aus jungen Männern beſtand, und trotz den großen Talenten, welche früher durch ſie gereift bald ihre Blüthen ſchön entfalteten, um ſo weniger planmäßig handeln konnte, je entſchiedener ihre geiſtreichen Mitglieder gegen alle monarchiſche Verfaſſung waren, je mehr ſie die Einführung ihrer politiſchen Ideen in die Wirklichkeit vorzubereiten ſuchten, ohne daß dieſelben ſogleich zu ſehr am Tage liegen ſollten.

Daher beſchäftigte man ſich anfänglich nur mit Kleinigkeiten, und die übrigen Nationen Europa's waren nur zu geneigt, dies einer Unfähigkeit und rohen Sitten der neuen Verſammlung zuzuſchreiben. Jene Kleinigkeiten waren wichtig für die Plane wider den Thron, denn ſie zweckten dahin ab, die Ehrfurcht gegen denſelben immer mehr zu vertilgen. Der Streit über die Abſchaffung der Wörter „Sire“ und „Majeſtät“ iſt dafür ein merkwürdiges Beiſpiel.

Die erſten unmittelbar wichtigen Beſchlüſſe der neuen Repräſentanten der Nation betrafen die Ausgewanderten

(1791 Nov. 9). Das Recht zu jedem Verfahren wider dieſe hatten ſie nach der Conſtitution, ſobald ſie dieſelben für verdächtig einer Verſchwörung wider den Staat erklärten. Wer von den an den Gränzen Frankreichs verſammelten Emigrirten am erſten Januar des folgenden Jahres nicht zurückgekehrt war, ſollte als ein Hochverräther zum Tode verurtheilt, ſein Vermögen unter die Aufſicht der Nation genommen werden. Da es unbezweifelt war, daß die Ausgewanderten mit den Waffen Frankreich angreifen würden: ſo war dieſer Schluß ſo wenig unbillig, als illegal. Allein der König, deſſen liebendes Herz vor dem Gedanken zitterte, daß er ohne Zweifel nach der Genehmigung deſſelben das Todesurtheil ſeiner Brüder ſelbſt werde unterſchreiben müſſen, hatte nicht Stärke genug, um ſich über dieſe Rückſicht zu erheben.

Schon hierüber entſtanden Bewegungen wider die monarchiſche Macht, und die Nationalverſammlung ging zu Verhandlungen über die Prieſter fort, welche den Bürgereid nicht geleiſtet hatten, theils weil man wußte, daß ſie den König kränken würden, theils weil ſie wegen der Unruhen, welche die unbeeidigten Prieſter allenthalben, beſonders im Departement der Vendee, erregten, nothwendig geworden wären.

Wenn man alle diejenigen Diener der Religion, welche durch den verweigerten Eid laut erklärt hatten, daß ſie nicht Bürger des gegenwärtigen Staates ſeyn wollten und könnten, für verluſtig ihrer öffentlichen, äuſſerſt wichtigen Stellen erklärte, und Sicherheitsanſtalten gegen ihre Abſichten traf: ſo begann man nichts, als was Pflicht eines jeden Staates iſt; und wenn man, als die Bewegungen der unbeeidigten Prieſter immer furchtbarer wurden, die Verbannung derſelben beſchloß (1792 Mai 26); ſo that man nichts, als was nur eine gutmüthige Schwäche mißbilligen kann, und handelte eben ſo wenig ungerecht, als durch das Decret, daß die Güter der nicht zurückgekehrten Ausgewanderten nun wirklich unter die Oberaufſicht der Nation genommen werden ſollten, unbeſchadet der Rechte derer, welche auf dieſelben erblichen Anſpruch machen könnten (1792 Feb. 9).

Zu derſelben Zeit, da durch dieſe Decrete die fürchterliche Kluft zwiſchen der Geſinnung des Königs und der herrſchenden Denkart der Nationalverſammlung ſo erweitert wurde, daß ſie von beiden Seiten zahlreiche Opfer verſchlingen mußte, warf ein alter, kluger Miniſter, deſſen urſprünglich kalte Politik durch ein langes Leben voll unterhandelnder Einſicht, und nun durch den Winter deſſelben noch kälter geworden, einen Feuerbrand nach dem andern mit Beſonnenheit zu den Flammen hin, die er wider das neugeſtaltete Frankreich erwecken wollte.

Der Fürſt Kaunitz, durch ſeine Erfahrung allgewaltig in Wien, ſah durch die franzöſiſche Revolution ein Syſtem umgeworfen, deſſen Schöpfer er in jüngern Jahren war, und welches er der franzöſiſchen Nation und aller bisherigen Politik von Seiten Frankreichs, gleichſam zum Trotz, bis auf die gegenwärtigen Zeiten erhalten hatte, nämlich die enge Verbindung zwiſchen den Höfen der Bourbons und der Kaiſerſtadt. Als er dieſes Syſtem zertrümmert ſah, wünſchte er die Vereinigung mit Preußen, gegen welches einſt es geſchaffen war, um es wieder herzuſtellen. Indeſſen ließ er mit der größten, anſcheinenden Mäßigkeit den liebenswürdigen Leopold ſich in Rückſicht auf die neue Ordnung der Dinge in Frankreich erklären. Indem hier die Gluth des Enthuſiasmus ein gährendes Leben erzeugt, bildet der in ſich zurückgezogene Greis im Hintergrunde der Scene gleichſam ein Winterſtück, bis es ihm endlich Zeit dünkt, ſeine letzte Kraft gegen die Maſſe von brauſenden Kräften wirken zu laſſen, welche einen großen Theil von dem Ruhm ſeines Lebens zu verſchlingen droht.

Am erſten November (1791) erging eine Note des Miniſteriums zu Wien an die auswärtigen Höfe, worin die Lage des Königs von Frankreich, wiewohl er ſeine Annahme der Conſtitution allen Mächten als freiwillig dargeſtellt hatte, für ſehr bedenklich erklärt, und die Nothwendigkeit einer gemeinſchaftlichen Zwiſchenkunft angedeutet wurde. Darauf zögerte man immer mehr, wegen der Rüſtungen der Ausgewanderten am Rhein irgend etwas zu verfügen, welches der Nationalverſammlung hätte gnügen können: die Fäden zu einer großen Verbindung wider Frankreich wurden immer feſter auf allen Seiten angeknüpft. So hoffte der Greis, unvermerkt dem Ziele, die neuen Verhältniſſe im franzöſiſchen Staate zu zerſtören, nahe zu kommen; aber mitten in Vollführung dieſer Abſicht ſtörten ihn vorzüglich zwei kühne Männer, welche ſich in der Nationalverſammlung ſehr ausgezeichnet hatten, nämlich Briſſot und Vergniaud, jener voll raſtloſer Kraft und nur zu unaufhaltbaren Ungeſtümes, dieſer der vorzüglichſte Redner unter den Repräſentanten, erſchütternd und glühend wie Mirabeau, und wenn er gegen dieſen an Fülle der Ideen, an der Macht bitterer Wendungen zurückſtand, ihm überlegen an ungeſtörtem Adel der Rede und ſchöner Gleichheit der Diction.

Beide drangen mit Glück auf einen Schluß der Verſammlung, daß der König durch eine Geſandſchaft erſucht werden ſollte, dem Kaiſer zu erklären, daß man vor dem erſten März eine beſtimmte Antwort auf die Frage verlangte, ob er als Haupt des Hauſes Oeſtreich geſonnen ſey, in Eintracht mit der franzöſiſchen Nation zu leben, und Verzicht auf alle Uebereinkünfte zu leiſten, welche der Souverainetät und Sicherheit derſelben zuwider wären? Daß man Stillſchweigen oder unbefriedigende Antwort auf dieſe Frage als eine Kriegserklärung anſehen werde. Nicht die entſcheidende Forderung dieſes Schluſſes theilte Ludwig dem Hofe zu

Wien mit, ſondern ſein Geſandter bei demſelben ſuchte nur Erklärung über den Sinn einer vorhergegangenen Aeußerung Leopold's von gemeinſchaftlich verbundenen Souverains zur Erhaltung der Sicherheit und Ehre der Krone, und über ſeine Einmiſchung in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu erhalten, ohne einen Zeitpunct für dieſelben zu beſtimmen. Zugleich wurden neue Ausſichten zu einer glücklichen Unterhandlung mit den Reichsſtänden gezeigt, welche im Elſaß ihre Rechte und Beſitzungen eingebüßt hatten.

Jetzt glaubte der Greis Kaunitz auf dem Puncte zu ſtehen, wo er deutlicher reden müſſe, aber auch in einem vornehmern Tone, welcher ſeine ganze Verachtung gegen die Repräſentanten der franzöſiſchen Nation offenbare. In zwei Staatsſchriften, welche an den franzöſiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gelangten, ſchilderte er die Jacobiner mit ſchwarzen Farben, und einigen treffenden Zügen, entriß vorzüglich ihrem Plan, einen Freiſtaat zu ſchaffen, den Schleier, und ſtellte eine Verbindung der Souveraine, um die Unverletzbarkeit des Königs und der franzöſiſchen Monarchie zu beſchützen, als heiligſte Pflicht derſelben dar.

Mit ſchlauer Kunſt war in dieſer Schrift die Erklärung vermieden, ob er glaube, daß jene Unverletzbarkeit durch die gegenwärtige Conſtitution Frankreichs hinlänglich geſichert ſey; den Jacobinern war es als ein fürchterliches Verbrechen aufgebürdet, daß ſie mit derſelben ſich nicht begnügen wollten. Ueberhaupt floſſen alle Behauptungen des grauen Miniſters aus der Ahnung, daß alle europäiſche Staaten wiederum einen großen Staat ausmachten, daher alſo über jeden einzelnen alle übrigen Glieder dieſes Staatenbundes eine gewiſſe Aufſicht führen mußten; in dem heiligſten Völkerrechte fand er die erwähnte Verbindung der Souveraine gegründet.

Allein der europäiſche Staatenbund hatte bisher noch keine allgemein anerkannte Geſetzgebung gehabt, und die Gewalt der Waffen, der Liſt, der Nothwendigkeit und Hoffarth hatte ihm eine unbeſtimmte Obſervanz aufgedrungen. Aus einem europäiſchen Völkerrecht, in ſo fern es ſich nicht auf eine ausdrückliche Uebereinkunft ſtützt, können noch keine Beweiſe wider einen Staat hergenommen werden; und ſelbſt ſo ſchwankend es iſt, ergibt ſich aus ihm keinesweges nur die Obſervanz, daß die übrigen Mächte den Schiedsrichter bei innern Unruhen eines Landes ſpielen dürfen, zumal wenn die Bewohner deſſelben nicht einmal in zwei ſich ungefähr gleiche Partheien ſich trennen, von welchen die eine fremden Schutz anfleht. Hiervon war bei dem gegenwärtigen Falle das Gegentheil; und wenn der kaiſerliche Miniſter den König von Frankreich gerade zu für frei erklärte, ſo war dies eine Beleidigung ſowohl für Ludwig, als die Nation.

Auf ein ſo eitles Volk, wie die Franzoſen, machte der Ton, welchen der Fürſt Kaunitz angenommen hatte, einen empörenden Eindruck, der ihre Bitterkeit und ihren Spott erregte.

Es ließ ſich nicht bezweifeln, daß die Weiſe, wie Leſſart, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und Noailles, der Geſandte in Wien, die Unterhandlungen geführt, jenen hohen Ton mit veranlaßt hatte. Der Repräſentant Briſſot, welcher das vorzüglichſte Glied des diplomatiſchen Ausſchuſſes war, kannte dieſelbe nur zu gut, und richtete den erſten Sturm des Unwillens gegen die Miniſter ſelbſt. Nachdem er der Nationalverſammlung das Betragen des Hofes von Wien und Leſſart's auf eine kunſtvolle Weiſe nebeneinandergeſtellt, und um ein Anklagedecret gegen dieſen zu bewirken, die Zuhörer in Aufruhr gebracht hatte, riß ſie Vergniaud's erhabene Beredſamkeit hin, daſſelbe ſogleich zu beſchließen. „Ich ſchaue,“ ſo ſprach er gegen die Thuillerien gewendet, „von dieſer Rednerbühne die Fenſter des Schloſſes, wo verrätheriſche Rathgeber den König, welchen die Conſtitution uns gegeben hat, täuſchen und verführen, wo verrätheriſche Rathgeber die Ketten ſchmieden, mit welchen ſie die Nation feſſeln wollen, wo verrätheriſche Rathgeber die Cabalen zubereiten, welche der Gewalt des Hauſes Oeſtreich uns überliefern ſollen! Ich ſchaue die Fenſter des Schloſſes; wo man an der Gegenrevolution ſchmiedet, wo man die

Mittel verabredet, die uns, gebeugt durch den furchtbaren Wechſel der Anarchie und alle Greuel des Bürgerkriegs, in die Sclaverei zurückzuſtürzen geweiht ſind! Der Tag iſt angebrochen, an welchem ihr dieſer hochmüthigen Frechheit das Ziel ſetzen und die Verſchwörer zerſchlagen könnet. Schauer und Entſetzen wandelten oft zur Zeit des Deſpotismus aus dieſem Palaſte; im Namen des Geſetzes mögen ſie heute dahin zurückkehren, und in die Herzen aller Bewohner dringen!"

Nach dem Sturze Leſſart's war bald das ganze Miniſterium zur großen Freude der Nationalverſammlung verändert, und ohne Zweifel durch ausgezeichnetere Talente, durch raſchere Arbeitſamkeit beſeelt. Die beiden vorzüglichſten unter den neuen Miniſtern waren Dumouriez und Roland. Jener war auf der militäriſchen Laufbahn ſo weit gekommen, daß er zum Befehlshaber einer Armee beſtimmt war, als er die Stelle eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten erhielt; dieſer hatte die Aufſicht über den Handel und die Manufacturen zu Lyon geführt und war Mitglied der Municipalität dieſer Stadt geworden, voll Bildung für die Verwaltung der innern Angelegenheiten! Jener hatte ſich durch kühne Handlungen im Kriege, durch Gewandtheit in allen Geſchäften, eine ſeltene Gegenwart des Geiſtes und mannigfaltige Kenntniſſe hervorgethan, ohne berühmt zu werden: dieſer war größer durch einen langen unbeſcholtenen Wandel, wohlthätige Anordnungen und den Ruhm, der vorzüglichſte Schriftſteller Frankreichs über Handel und Manufacturen zu ſeyn. So verwickelt und abwechſelnd Dumouriez's bisheriges Leben, ſo vielſeitig war auch ſein Character: ohne feſte Grundſätze, aber auch frei von dem Vorwurf einer mehr als zweideutigen Handlung, kannte er kein anderes Ziel ſeines Strebens, als raſtloſe Thätigkeit und glänzenden Ruhm, keine andere Freude, als durch ſchlaues Spiel alle Menſchen zu lenken, außer den Vergnügungen eines leichten Ritterſinnes. So einfach Roland's bisheriges Leben, ſo voll Einfalt war ſein Gemüth, und ſo weit entfernt von der Abſicht, irgend jemand täuſchen zu wollen: Wahrheit in allen Verhältniſſen und das Vergnügen, welches ein Geſchenk der Wiſſenſchaften iſt, waren das Höchſte, was er ſuchte: ſein Aeußeres entſprach ganz ſeinem Innern; ſeine ſchlichten grauen Haare, ſein ſchwarzes Kleid, ſein ruhiges Geſicht und ſeine beſcheidene Geſtalt gaben ihm ein Anſehen, wie es Plutarch nach der Idee eines Franzoſen mag gehabt haben. Dieſe geiſtreichen Miniſter, beide ſchon in einem hochreifen männlichen Alter, ſchienen ſonſt des Contraſtes wegen zuſammengeſtellt zu ſeyn.

Ehe noch dieſe wichtige Veränderung mit dem franzöſiſchen Miniſterium vorging, war Kaiſer Leopold der Zweite geſtorben (1792 März 1); und wenn jenes nun die Unterhandlungen raſcher und entſcheidender betrieb, ſo war das öſtreichiſche durch die Veränderung auf dem Throne zu keinem mildern Ton geſtimmt worden. Aus ſeinen Aeußerungen ergaben ſich bald die beſtimmten Puncte, daß ohne die Herausgabe des Eigenthumes deutſcher Fürſten im Elſaß mit allen Hoheits- und Lehnsrechten, die Wiedererſtattung der geiſtlichen Güter, die Einräumung von Avignon und Venaiſſii an den Papſt, und die Wiederherſtellung der monarchiſchen Regierungsform, wie ſie zur Zeit der königlichen Sitzung vom drei und zwanzigſten Junius 1789 war, alſo des Adels und der Geiſtlichkeit als Stände, der Krieg unvermeidlich wäre. Nun glaubte Dumouriez, die franzöſiſche Nation könnte ſich als bekriegt anſehen, und der König erſchien mit ſeinen ſechs Miniſtern in der Nationalverſammlung, um die Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen vorzuſchlagen (Apr. 20.), für welche ſogleich faſt alle Repräſentanten entſchieden waren.

Sowohl auf jene Verwandlung des Miniſteriums, als dieſen Gang der Unterhandlungen mit Oeſtreich hatten diejenigen unter den Jacobinern den größten Einfluß, welche erſt ſpäterhin als die Parthei der Girondiſten betrachtet wurden.

Die Deputirten des Departements der Gironde oder Garonne hatten früh in der zweiten Nationalverſammlung eine Uebermacht erhalten, welche ſie ihren überwiegenden Geiſtesfähigkeiten einzig verdankten, zumal da die kultivirteſten und geiſtreichſten Jacobiner und Repräſentanten, nach ihrer mit Briſſot ſchnell geſtifteten Freundſchaft, ſich mit ihnen vereinigten. Jener unerſchrockene Mann, durch Liebe für die Freiheit und den gutmüthigen Wunſch, jeder Bitte, die an ihn gelangte, genug zu thun, in einem Strudel von Thätigkeit geriſſen; der gelehrte Condorcet mit umfaſſendem Scharfſinn; der kalte, immer die Gränzen beſtimmende Genſonne; der feurige Guadet, welcher nur darum durch die allgewaltige Beredtſamkeit von ſeinem Gefährten Vergniaud übertroffen wurde, weil er ſtets unvorbereitet ſprach, und der kaum genannte große Redner hatten einen Bund geſchloſſen, welcher rings von Talenten umgeben war, die ſich zu ihm geſellten; aber durch nichts Feſtigkeit hatte, als durch gegenſeitige Achtung ſeiner Glieder für einander, und das Beſtreben, die Monarchie in einen Freiſtaat zu verwandeln.

Dieſer Zweck war allerdings nicht unſchuldig, denn ſie hatten der Conſtitution kaum Treue geſchworen, und diejenigen, in deren Namen ſie handelten, hatten ſie nicht bevollmächtigt, eine Republik zu errichten: auch konnten ſie trotz ihrer gegenwärtigen Macht auf keinen dauernden Einfluß rechnen, denn ſie freuten ſich einzeln zu ſehr ihrer Kraft und Fähigkeit, und vergaßen zu oft der Welt um ſich her wegen ergötzender Beſchauung ihrer eigenen Größe, legten den bloßen Geiſt eine viel zu bedeutende Gewalt über die Maſſe eines Volkes, über die Cabalen der Bosheit bei. Aber jenes berechtigt eben ſo wenig, ihren ſittlichen Werth, als dieſes, den Genius zu verkennen, welcher aus der Gironde glänzend hervorging.

Die Feuillans traten vor ihr ſchon jetzt völlig ins Dunkle zurück, und der Schwarm der Jacobiner, welche nur durch Anarchie ſich heben konnten, ſtanden noch ſchüchtern in der Ferne und ſtaunten ſie an, unentſchloſſen, ob ſie ihr folgen ſollten, da ſie unbedeutend in ſolcher Geſellſchaft wurden, und nur deshalb ihr geneigt waren, weil der Umſturz des Thrones, welchen ſie bereiten wollte, der Pöbelherrſchaft günſtigere Ausſichten verlieh.

Unläugbar iſt, daß die Gironde dieſer Pöbelherrſchaft auch unmittelbar vorarbeitete. Der Maire von Paris, Pethion, gehörte zu ihr, ein Mann von offner Seele, geſundem Verſtande, doch mittelmäßigen Fähigkeiten, von großer Biegſamkeit des Characters, doch im Stande, alles aufzuopfern und zu wagen, wenn es zur Erreichung des Zweckes der Gironde, der Stiftung eines Freiſtaates, beitragen konnte, und beinahe unfähig Böſes und Gutes in andrer Beziehung, als auf dieſes Ziel zu betrachten: ſeine laue Seele ward feurig beim leiſeſten Gedanken an daſſelbe. Zum Maire war er in dieſer Rückſicht nach dem Urtheil der Gironde geſchickt; aber ſein Geiſt, welcher durch keinen Hang zum Argwohn zur Erforſchung von Abſichten der Partheien geſchärft wurde, war nicht für die Geſchäfte ſeines Amts geſchaffen, und er konnte leicht geſtürzt werden, obgleich Offenheit und Gutmüthigkeit ſeiner Seele ſehr angenehm aus ſeinem Aeußern hervorblickten, wodurch ihm das Zutrauen der Menge gewiß wurde. Er hätte es am wenigſten wagen ſollen, die unbewaffneten Einwohner von Paris, vorzüglich den Vorſtädten Antoine und Marceau mit Picken auszurüſten.

Welche Ausſichten eröffnete der dadurch verſtärkte Einfluß von der Municipalität der Hauptſtadt auf die Repräſentanten der Nation für die Zukunft, wenn jetzt auch die Gewalt der Gironde dadurch vermehrt wurde? Wie konnte ſie, welche den Pöbel ſo wenig kannte, den ſie bewaffnet hatte, ſich Kraft zutrauen, ihn zu zügeln, und lange nach ihrem Willen zu lenken, zumal da das eröffnete Schauſpiel des Kriegs jeder aufrühreriſchen Denkart im innern Frankreich bald Gelegenheiten zu furchtbaren Ausbrüchen geben mußte?

Auf die öſtreichiſchen Niederlande ſollte der erſte Angriff nach einem Plane geſchehen, welcher von Dumouriez, dem der ſchüchterne Kriegsminiſter Degraves gänzlich folgte, entworfen war. Dieſes kränkte ſchon den alten Befehlshaber der Nordarmee, den berühmten Rochambeau, welcher einſt in America für die Freiheit zugleich mit La Fayette ſtritt, der nun die Armee des Centrums anführte, der Ruhe ſeines Landgutes, auf welches er aus den Stürmen der Hauptſtadt ſich gerettet hatte, zu ſeinem Unglück entriſſen.

Bei dem Heere ſelbſt herrſchte Mißtrauen der Soldaten gegen die Officiere, und der Krieger ſah ängſtlich auf ſeinen Gefährten. Cabalen wurden geſchmiedet, um Schande über die erſten Waffenthaten der freien Franzoſen zu bringen. Das Wort Verrätherei erſcholl von allen Seiten, als der General Theobald Dillon gegen ein Corps Oeſtreicher bei Tournai vorgerückt war, und die Franzoſen flohen nach Lille, wo ſie ihren unglücklichen Feldherrn in Stücken zerriſſen (1792 April 29). Rochambeau nahm ſeinen Abſchied, und beſchwerte ſich laut über das Miniſterium. Degraves legte ſeine Stelle nieder, und Servan, ein Anhänger der Girondiſten, ward Kriegsminiſter.

Ohne Zweifel wollten ſie in ihm ihr Gewicht im Miniſterium gegen Dumouriez verſtärken. Dieſer hatte ſich freilich durch ſie vorzüglich gehoben, aber war weit entfernt, ihnen den geringſten Einfluß auf ſich zu verſtatten; er hielt es mit allen Partheien, und war wider alle, weil ſeinem eitlen Ehrgeiz es ſelbſt nicht genügt hätte, das Haupt Einer Parthei zu ſeyn. Darum zerriß er das trauliche Verhältniß, welches anfänglich zwiſchen den Miniſtern herrſchte, die im freundſchaftlichen Mahl gleichſam einen Mittelpunct für ihre Departements geſtiftet hatten, ſobald er ſah, daß Roland ſeine geiſtreiche, hochgeſinnte, ſchöne Gemahlin und die vornehmſten Girondiſten Theil daran nehmen ließ.

Indem dieſe ſich hierdurch gekränkt glaubten, fühlte jener ſich dadurch beleidigt, wenn ſie von ihm verlangten, daß er und ſein Haus ein Bild ſtrengerer Sitten ſeyn ſollten. Ueberhaupt aber war es ihm verhaßt, daß das Innere des Miniſteriums nicht einigermaßen verhüllt blieb, da er gern, ohne den Beifall der Jacobiner zu verlieren, den König und die Königin überzeugt hätte, daß ihm ſehr daran liege, den Thron empor zu halten.

Es mußte nun zum Kampf zwiſchen den Miniſtern ſelbſt kommen, und es ließ ſich vorausſehen, daß der gewandte Dumouriez obſiegen werde, obgleich drei von denſelben ſeine entſchiedenen Feinde waren, die beiden andern ſchwankten, welcher Parthei ſie folgen ſollten. Roland aber vor allen war dem König und dem Hofe verhaßt; in einem ſtarken Tone, welchen die Höflinge freilich Grobheit und Verrath nannten, indem ſie in jedem Miniſter einen Beamten ſahen, welcher nicht ſowohl der Nation, als dem König ergeben ſeyn müßte, der ihn zu ſeinem Poſten ernannte, hatte vorzüglich er Ludwig mit Vorſtellungen beſtürmt, wie ſehr der Hof ihn zu einem Betragen verleite, welches nicht treu gegen die Conſtitution wäre. So ſehr dies in mancher Hinſicht gegründet ſeyn mochte, ging doch die Gironde bei Beurtheilung des Königs immer zu ſehr von dem Grundſatz aus, daß an keine Anhänglichkeit an die Conſtitution von ihm zu denken ſey.

In dem Zeitpuncte, da im Miniſterium ſelbſt die Spannung auf das Höchſte geſtiegen war, fielen zwei Decrete der Nationalverſammlung, mit welchen eine neue Verwandlung deſſelben genau zuſammenhing. Das eine war der angeführte Schluß über die Landesverweiſung der unbeeidigten Prieſter, das andere betraf ein Lager von zwanzigtauſend Mann aus allen Abtheilungen Frankreichs verſammelt, welches am nächſten Bundesfeſte in der Nähe von Paris errichtet werden ſollte. Der Kriegsminiſter Servan hatte dieſen Vorſchlag gethan, die Gironde ihn zum Decret gemacht, wahrſcheinlich weil ſie einſah, daß der Hof und ſeine Intriguen auf der einen Seite noch viel zu mächtig waren, auf der andern die Hauptſtadt einen zu großen Einfluß auf die Nationalverſammlung hatte. Ein ſolches Heer von Föderirten aus allen Gegenden des Reichs ſchien allerdings ein heilſames Gegengewicht, und eine nothwendige Wache zum Schutze der Repräſentanten zu ſeyn. Wegen Verführung deſſelben von einer Faction ſchien man, weil es ſo zuſammengeſetzt war, keine Beſorgniß tragen zu dürfen. Der Hof ſah aber in ſolchen Föderirten nichts, als ſeine Mörder, und ihm zu gefallen, wollte Ludwig von ſeinem aufſchiebenden Veto wider dieſes Decret Gebrauch machen; den Schluß wider die unbeeidigten Prieſter aber glaubte er aus religiöſer Pflicht verwerfen zu müſſen, und in einem ſolchen Falle beſaß er die muthigſte Entſchloſſenheit.

Je mehr es das Anſehen bekam, daß ſeine Sanction für dieſe beiden Schlüſſe nicht erfolgen werde, deſto ſtärker und drohender ſprachen Roland, Servan und der Finanzminiſter Clavieres; und Dumouriez war zu ſeinem Ziele gelangt, indem jene drei entlaſſen wurden.

Er übernahm jetzt das Departement des Kriegsminiſters, und beſetzte das Miniſterium mit Männern, unter welchen er den Premierminiſter ſpielen konnte. Er hatte ſich aber, zumal da er vorausſehen konnte, daß die Nationalverſammlung jene drei Verabſchiedeten als Märtyrer der Freiheit betrachten werde, und ihn wenigſtens als einen Bruder der Feuillans, vom König die Beſtätigung der beiden Decrete verſprechen laſſen. Als die Erfüllung dieſes Verſprechens wegen der Unentſchloſſenheit des Monarchen und der Unklugheit ſeiner Rathgeber verweigert wurde, drangen er und drei von den andern Miniſtern auf ihren Abſchied. So wurde das Miniſterium ſchon von neuem verändert, faſt ganz nach den Wünſchen der Feuillans; nur drei Tage war Dumouriez Kriegsminiſter geweſen.

Eine lange Kette von Intriguen ging nun durch das ganze Frankreich, deren erſte Glieder in den Händen der unweiſen, öfters ſelbſt wider ihren Monarchen verrätheriſchen Hofparthei waren; ihr zunächſt ſtanden die Feuillans; mit gewaltiger Hand hatten die Girondiſten die Kette ergriffen, und durch die übrigen Jacobiner ſchlang ſie ſich bis unter den niedrigſten Pöbel fort. So ſehr die Factionen ſich bemühten, ſich einander zu feſſeln, war der unglückliche Ludwig der Gefangne von allen, und merkte es kaum; wenigſtens ſah er nicht, daß ſein Hof ihn in unmittelbare Sclaverei hielt, wenn er auch bisweilen glaubte, von den Jacobinern gefeſſelt zu ſeyn.

Beſeelt von Liebe für das Wohl Frankreichs, aber ſchüchtern unter dem Gewühl der Partheien ſtand er nun da, und wohin er blickte, war die Ausſicht vor ihm finſter; die einzige Quelle ſeiner Heiterkeit waren die Religion und Vertraulichkeit mit dem Gedanken an ſeinen Tod. „Ich verzeihe ihn ſchon im voraus meinen Unterthanen,“ äußerte er ſich jetzt, da wegen der plötzlichen Veränderung im Miniſterium und der Nichtſanction jener beiden Decrete die drohenden Gewitter ſich immer näher um ihn lagerten. Unverkennbar beſchleunigte ein unzeitiger Schritt von La Fayette den Ausbruch derſelben.

Er ſandte aus ſeinem Lager vor Maubeuge einen Brief an die Nationalverſammlung, worin zwar Liebe für wahre Freiheit ſprach, aber auch ſichtbar ward, daß Groll gegen Dumouriez, welchem er die Geringſchätzung ſeiner berühmten militäriſchen Talente eben ſo wenig, als die Zweideutigkeit des Betragens verzeihen konnte, auf ſeine heftigen Aeußerungen über die Jacobinerrotte, worunter er ſowohl die Gironde, als die übrigen Jacobiner begriff, einen nicht geringen Einfluß gehabt hatte: zugleich verrieth er dadurch ſeine Unwiſſenheit über den eigentlichen Zuſtand der Factionen. Zwar ſollte dieſes Schreiben nichts ſeyn, als die erlaubte Darſtellung der Geſinnungen eines bloßen Staatsbürgers; „ich halte nicht dafür,“ ſchrieb er dem Könige, „daß ein öffentliches Amt oder irgend eine perſönliche Rückſicht mich überheben können, eine ſolche Pflicht eines Staatsbürgers zu erfüllen, ein ſolches Recht eines freien Mannes auszuüben;“ aber es war unvermeidlich, oder wenigſtens ſeinen Feinden ſehr leicht, den Urheber dieſes Briefes nicht als den bloßen Bürger La Fayette, ſondern als den General darzuſtellen!

„Man darf nicht zugeben,“ ſagte Vergniaud, „daß ein Feldherr unmittelbar an die Nationalverſammlung ſchreibe; denn der Rath eines Generals an der Spitze einer Armee iſt ein Geſetz:“ und La Fayettes unerbittlicher Verfolger, Robespierre, welcher nun blos im Jacobinerclub ſeinen Schauplatz hatte, wußte hier ſeine Erklärungen der Aeußerungen des Feldherrn als Worte deſſelben mit dämagogiſcher Kunſt unterzuſchieben. „La Fayette getraut ſich,“ ſo ſprach er, „dem Könige zu ſagen: Sire, ich nehme Sie in meinen Schutz!

Und der Nationalverſammlung: „Ich befehle über fünf und vierzigtauſend Mann, und bin bereit in Frankreich einzudringen; darum zittert!“ Der Redner ſchwieg, wie betäubt durch den Anblick eines ungeheuern Verbrechens, die Verſammlung war mit ihm erſtaunt und ängſtlich ſchweigend; bis er ſich endlich als kühnes Opfer für die Freiheit mit dem Ausrufe darſtellt: „Ich fürchte nichts! Laßt ihn kommen! Ich erwarte die Dolche La Fayettes!“ und begeiſtert unterbricht ihn von allen Seiten der Zuruf: wir auch!

Am vierten Tage, nachdem dieſer Brief des Feldherrn geſchrieben, wurde ein Gegenſtück zu ihm gegeben, welches den Eindruck vertilgte, den er zum Vortheil des Königs gemacht haben möchte. Offenbar auf Anſtiften des Maire Pethion und eines Theiles der Gironde, ſtand das Geſindel der Vorſtädte mit ſeinen Picken auf, um ein Schauſpiel aufzuführen, wodurch Ludwig theils zur Sanction der beiden Decrete bewogen, theils lächerlich gemacht werden ſollte.

Am Nachmittag des zwanzigſten Junius drang der Pöbel, wiewohl das Schloß durch Bürgermiliz bewacht wurde, in daſſelbe ein, ohne großen Widerſtand beſiegen zu müſſen, und ſtürmte ſogleich nach dem Zimmer, wo der König war, welcher durchaus an keine Vertheidigungsmittel gedacht hatte, wahrſcheinlich weil er wußte, daß ſie doch nicht hinreichend ſeyn und Blutvergießen veranlaſſen würden. Dem erſten eindringenden Haufen, unter welchem einige Stimmen ihm drohten, ſein Haupt würde noch auf dem Schaffot fallen, entgegnete er: „bedürfte es zum Wohle Frankreichs nur meines Kopfes, wie gern würde ich ihn zum Opfer bringen!“ Und bei aller Gefahr fürchtete er ſich ſo wenig, daß er die Hand eines Grenadiers an ſein Herz mit den Worten drücken konnte: „fühle, ob es ſchneller ſchlägt!“

Mit einem empörenden Muthwillen, wie nur die franzöſiſche Nation beſitzt, neckte man den unglücklichen König, und Santerre, der Anführer der Tauſende, die in das Schloß geſtürmt waren, gab das Beiſpiel, wie man die Königin ſchrecken ſollte; ſie aber bezeigte Muth und Erhabenheit, wie auch die Schweſter ihres Gemahls, die Prinzeſſin Eliſabeth. Die grauſamen Neckereien wurden vermehrt, als einige Deputirte der Nationalverſammlung in den Saal drangen, wo Ludwig war; doch thaten Vergniaud und der feurige, beredte Girondiſt Iſnard alles, um den Pöbel zu beſänftigen, welcher deſto lauter wüthete, je ſtandhafter der König die unmittelbare Sanction der Decrete verweigerte. „Dies iſt nicht die Zeit mir eure Bitte vorzulegen,“ ſagte er mit Würde.

Schon hatte man ihm zum Spott die rothe Mütze der Jacobiner aufgeſetzt, als gegen Abend ein Geſchrei die Ankunft der Maire Pethion verkündigte. Mit

Beifallklatſchen empfangen bat dieſer die Aufrührer, ſich hinweg zu begeben, damit man die Abſichten der Magiſtratsperſonen nicht verkenne. „Ich zweifle nicht, ſagte er, daß der König nur euren Vortheil will!“ Bald nachher kam eine Deputation der Nationalverſammlung zum Monarchen; die Aufrührer zerſtreuten ſich allmählig; und nun war es ſichtbar, daß der Eindruck des gegebenen Schauſpiels einzig der Zweck dieſes Tages geweſen ſey.

Mehr aber, als die Früchte, welche die republicaniſche Parthei hiervon einzuerndten hoffte, war es ihr werth, daß La Fayette ſich durch den grauſamen Muthwillen, der am König verübt war, und durch den Gedanken, daß es kühn ſey, wenn er mitten unter ſeinen Feinden laut wider ſie ſpräche, wie in ſeinem Lager, ſich verleiten ließ, nach Paris plötzlich zu gehen und vor der Nationalverſammlung zu erſcheinen. Zwar empfing ihn dieſe mit großer Achtung, zwar machte es einen tiefen Eindruck, als er im Namen ſeiner Armee ihre Freude an der Conſtitution, ihren Haß wider die Secte der Jacobiner erklärte, und im Namen aller rechtſchaffenen Einwohner des Königreichs die Repräſentanten beſchwor, ſie möchten den conſtitutionsmäßigen Gewalten Anſehen verſchaffen, und die Armee überzeugen, daß die Conſtitution im Innern des Vaterlandes nicht werde befehdet ſeyn, während das Blut der tapfern Vertheidiger deſſelben an den Gränzen fließe: doch konnte ihn die Verſicherung, daß er mit dem Marſchall Luckner die nöthige Verabredungen wegen ſeiner Abweſenheit genommen, nicht wider den Vorwurf ſchützen, daß er ohne Erlaubniß des Kriegsminiſters zu einer Zeit, wo die Gränzen vom mächtigen Feinde bedroht würden, ſein Heer verlaſſen habe, um unberufen vor den Repräſentanten der Nation die Stimme der Armee über die innern Unruhen vernehmen zu laſſen. Das ganze Gewicht dieſes Vorwurfs machte der feurige Guadet ſogleich wider ihn wirkſam; und wie konnte überdies der Feldherr ſich ſchmeicheln, daß ſeine Erſcheinung, ſein Wort eine mächtige Faction niederſchlagen werde, in welcher es ſo ungleich größere Talente und Charactere, als die ſeinigen, gab?

Ehe noch La Fayette durch dieſen letzten unbeſonnenen Schritt ſeinen völligen Sturz unvermeidlich gemacht, und durch ſein Wohlwollen für den König die Gemüther der Republicaner noch erbitterter wider denſelben gerichtet hatte, war ein Manifeſt erſchienen, welches nicht nur eine Parthei, ſondern den größten Theil der franzöſiſchen Nation, weit mehr, als einſt die bittern Aeußerungen des Fürſten Kaunitz, in Harniſch brachte, und ſehr nachtheilich für das Königthum wirkte.

Der Urheber deſſelben, wenigſtens dem Scheine nach, war der regierende Herzog von Braunſchweig, der als Heerführer und perſönlich tapferer Krieger, ſich längſt einen Kranz des Ruhms errungen hatte; welcher durch ſeine Tugenden eines weiſen Regenten noch ſchöner blühte. Weil er das Obercommando über die wider Frankreich vereinigte öſtreichiſche und preußiſche Macht, die noch durch heſſiſche Truppen verſtärkt worden, und über die Corps der Ausgewanderten angenommen hatte, ſo erſchien jenes Manifeſt in ſeinem Namen.

Zwei Puncte fielen vornehmlich in demſelben auf: erſtens, daß alle Bürgermiliz, ſobald ſie wider die Truppen der vereinigten Höfe ficht, und mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, feindlich behandelt, und als Rebellen gegen ihren König, und Störer der öffentlichen Ruhe, geſtraft werden ſoll; zweitens, daß, wofern das Schloß der Thuillerien geſtürmt, oder verletzt, die geringſte Gewaltthätigkeit verübt, oder ſogar dem König, der Königin, oder der königlichen Familie, die mindeſte Beleidigung zugefügt werden ſollte, daß, wenn für die Sicherheit und Freiheit derſelben nicht ſogleich hinlängliche Sorge getragen würde, die vereinigten Mächte eine im ewigen Andenken bleibende Rache nehmen, die Stadt Paris einer gänzlichen Zerſtörung preis geben, und die Verbrecher der verdienten Strafe überliefern werden; daß endlich die Oerter und Städte insgeſammt, durch welche Perſonen der königlichen Familie, wenn ſie von einigen treuloſen und niederträchtigen Einwohnern der Hauptſtadt entführt wären, gebracht würden, ohne daß man ſich ihrer Entführung widerſetzt habe, einem gleichen Schickſal, wie Paris, unterworfen werden ſollten.

Solche Drohungen waren, nach dem Character der Franzoſen, für ſie ein Reitz mehr, gerade dasjenige zu unternehmen, wovon ſie zurückgeſchreckt werden ſollten, waren eine Funke mehr, das Feuer zu entzünden, wozu die Materialien gehäuft waren; und die fürchterlichen folgereichen Begebenheiten des zehnten Auguſts führten ſchon die Verbrechen herbei, um welcher willen, nach jenem Manifeſt, Paris ein Haufe von Aſche hätte werden müſſen.

Nachdem der König dem Beſchluß, über ein Lager von Föderirten in der Nähe von Paris, ſeine Sanction verſagt hatte, richtete die republicaniſche Parthei ihre ganze Aufmerkſamkeit auf das Bundesfeſt des vierzehnten Julius, zu deſſen Feier bewaffnete Bürger aus allen Abtheilungen Frankreichs wieder zuſammen ſtrömen ſollten. Das Schauſpiel deſſelben war gräßlich verſchieden von den entzückenden Scenen zwei Jahre vorher. Damals der Anſchein einer begeiſternden Harmonie zwiſchen dem Volk und dem König, jetzt die drohenden Mienen, die Verwünſchungen derer, welche gekommen waren, den Thron umzuſtürzen, und mißtrauiſche Beſorgniß des Hofes; damals die Ausbrüche einer allgemeinen Bundesliebe, jetzt mörderiſcher Haß der Factionen wider einander; an die Stelle der Freiheit war Sclaverei getreten, indem man zu einer noch höhern Freiheit hinaufſtrebte.

Nach dem Bundesfeſte blieben die Föderirten in Paris, und unter ihnen thaten es die aus Marſeille, den Geſandten aller übrigen Departements, an republicaniſcher Wildheit zuvor. Im Vertrauen, vorzüglich auf dieſe und auf die Pikenmänner in den Vorſtädten Antoine und Marceau, entwarfen ſich mehrere Jacobiner den Plan zu einer entſcheidenden Verſchwörung wider den Hof. An dem engern Ausſchuſſe von ihnen zu dieſem Zwecke, nahm keiner der Girondiſten Theil, welche überhaupt als Urheber dieſer Verſchwörung nicht ſowohl unmittelbar, als in der Hinſicht betrachtet werden können, daß die Aufrührer gewiß waren, von ihnen in ihrem Vorhaben nicht geſtört zu werden, weil die Ausführung deſſelben, die Einrichtung einer Republik begünſtigen mußte.

Lügenhafte Gerüchte von einer Verſchwörung gegen die Freiheit, welche, die Patrioten verderbend, aus den Thuillereien hervorbrechen werde, von einer Verbindung des Königs mit dem auswärtigen Feinde; immer wildern Raſerei der periodiſchen Blätter, und zügelloſe Flugſchriften wider das Königthum; immer wüthendere Verfolgung La Fayette's und der Feuillans gingen den deutlichen, keineswegs verhehlten Nachrichten von einer Beſtürmung der Thuillerien am zehnten Auguſt vorher.

Dagegen erklärte die Hofparthei nachdrücklich, daß ſie Gewalt mit Gewalt abtreiben werde. Mehr als zweihundert Edelleute und Freunde des Königs ſtrömten am neunten Auguſt in das Schloß der Thuillerien zuſammen. Dieſer prachtvolle Palaſt, deſſen fünf große Gebäude, durch viele Zwiſchengebäude verbunden, in dem ſchönſten Garten ſich majeſtätiſch ausbreiten, war ein Aufenthalt der Beſtürzung, der Verzweiflung geworden, und ertönte vom Waffengeräuſch. Der Generalcommandant der Bürgermiliz von Paris, Mandat, ließ ſich vom Maire Pethion einen geſchriebenen Befehl geben, das Schloß zu vertheidigen, brach gegen Abend mit ſechszehn Bataillons zu dieſer Abſicht auf, und gab der königlichen Schweizerwache gleichfalls den Befehl, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Gegen Mitternacht ſtand dieſe, das ſchönſte Corps in Europa, unter den Waffen; eine beträchtliche Reuterei war zur Vertheidigung des Königs gerüſtet.

Schauerlich ſenkte ſich die Nacht auf Paris herab, und alle bange Erwartungen erhielten zweifache Kraft, indem das Andenken an jene Sommernacht im Auguſt, da das Blut der Huguenotten in den Straßen der Hauptſtadt ſtrömte, wie ein ſchreckendes Geſpenſt von Wohnung zu Wohnung ging. Wie damals, wurden auch jetzt alle Häuſer, auf Befehl der Polizei, erleuchtet, ſchlug auch jetzt fürchterlich das Getöſe der Sturmglocken zuſammen, wirbelte der Generalmarſch, um allen die Stunde des Aufruhrs zu verkünden; wiederholender Donner des Geſchützes, welcher auch dem entfernten ſorgloſen Einwohner die Kunde der Gefahr brachte. Königthum und Freiſtaat! waren das Loſungswort der beiden, zum Kampfe bereiteten Partheien; aber es war allen Laſtern verrathen, welche, von ihm gedeckt, jauchzten, ihrer Wuth ungeſtraft folgen zu können.

Der Maire Pethion war im Schloß, und befahl der ganzen Miliz, jeden Angriff abzuſchlagen, als die Jacobiner einen frechen Schritt thaten, der eigentlich alles entſchied. Beim erſten Getöſe der Sturmglocken eilte ein große Schaar von ihnen nach dem Rathhauſe und erklärte dem bisherigen Bürgerrathe, daß er das Zutrauen des Volkes verloren habe; ſie ſchufen ſogleich einen neuen, in welchen aus dem alten nur die Demagogen Manuel, und der gewaltige Danton, aufgenommen wurden. Robespierre ſaß in demſelben, und neben ihm ſein Jugendfreund, der ſchwärmeriſche Camille Desmoulins, unſchuldig in Vergleichung mit Collegen, wie Fabre d'Eglantine, und Billaud Varennes, ſchleichenden, tückiſchen Verbrechern, oder mit dem Böſewicht Marat, in deſſen Verbrechen der Wahnſinn herrſchte, in Vergleichung mit dieſen Geburten der Mitternacht, die jetzt in der Finſterniß ihr Anſehen gründeten, und in der Zeit, da vielleicht das Blut des Königs vergoſſen wurde, das gräßliche Gelübde ſich auferlegten, daß die Greuel dieſer Nacht und des kommenden Tages nur das Vorſpiel zu den Lieblingsſcenen ihres übrigen Lebens ſeyn ſollten.

Kaum hatte ſich der neue Bürgerrath eingerichtet, ſo ſchickte er an einen Poſten, welchen der Generalcommandant Mandat auf den Pontneuf geſtellt hatte, um die Vereinigung der beiden Vorſtädte zu verhindern, den Befehl, ſich wegzuziehen; und bald darauf einen zweiten an Mandat ſelbſt, daß er nach dem Rathhauſe kommen ſollte. Lange zögerte dieſer zu gehorchen, ohne daß er die Veränderung des Bürgerrathes wußte. Endlich geht er, in der Hoffnung ſogleich zurückzukehren, ohne Anordnungen während ſeiner Abweſenheit, tritt in den Saal des Rathes; voll Erſtaunen über die unbekannten Geſichter wird er ſogleich mit der Anklage beſtürmt, daß er das Volk ermorden laſſen wolle, wird hinweggeführt, auf der Treppe von zwei Meuchelmördern überfallen; der eine ſchießt ihm eine Kugel durch den Kopf, der andere ſtößt ihm den Dolch durch die Bruſt.

Sein Leichnam ſchwimmt den Strom hinab, in welchen man ihn geworfen hat, obgleich ſein Sohn, welcher die Ermordung des Vaters ſah, gefleht, ihn begraben zu dürfen, und im Schloß harrt man auf ſeine Rückkunft mit banger Sehnſucht; in der Morgendämmerung drängen ſich die Verſchworenen in zwei großen Colonnen heran, und der Maire Pethion iſt in die Nanionalverſammlung berufen; von der ſich heran wälzenden Menge erhebt ſich ein Geſchrei, welches dem Könige, dem Verräther, den Untergang ſchwört, und unentſchloſſen bebt Ludwig vor dem Gedanken zurück, franzöſiſches Blut vergießen zu laſſen. Der Aufruhr umtöſet gräßlich den Palaſt, und die Königin vernimmt ihn mit dem Entſchluß, in der Vertheidigung ihrer Würde zu ſterben; ihr kleiner Dauphin ſchneidet ſich eine Locke vom Haupt, und gibt ſie einem Kinde, ſeiner Geſpielin, mit den Worten: „Joſephine, nimm dieſe Locke von meinen Haaren, und verſprich mir, daß Du ſie tragen willſt, ſo lange ich in Gefahr ſeyn werde.“

Die Gefahr der königlichen Familie hatte den höchſten Gipfel erreicht, und Röderer, der Procurator-Syndicus der pariſer Gemeine, bat den König, ſich mit ſeiner Familie in die Nationalverſammlung zu begeben; die Königin verwarf dieſen Vorſchlag mit dem ſtärkſten Widerwillen: als ſie aber hörte, daß noch eine Minute Zögerung es den Magiſtratsperſonen unmöglich machen werde, ihr Leben und das Leben ihres Gemahls und ihrer Kinder zu ſchützen; da ſprach ſie mit einem tiefen Seufzer: „Wohlan! ſo müſſen wir dieſes letzte Opfer auch noch bringen!“

Durch die langen Reihen ſeiner Vertheidiger, welche trauerten, ſich von ihm verlaſſen zu ſehen, ging der König mit ſeiner Familie in die Nationalverſammlung.

ein trauriger Zug für das ſchärfere Auge, ein Vorbild jenes Zuges, in welchem Ludwig und ſeine Gemahlin zum Gerichtsplatze geführt wurden. Schon nahe dem Saale der Repräſentanten wird er lange vom Pöbel aufgehalten, welcher ſchreit: „bringt ihn um, den Tyrannen!“ Hinweggetrieben aus dem Saal der Verſammlung, als würde das Heiligthum der Nation durch ſie entweiht, werden die Nachkommen von Hugo Capet und Rudolf von Habsburg in die Loge eines Zeitungsſchreibers, an der Seite des Saals, verſpottet eingeſperrt. An der weißen Wand derſelben ſtand in großen ſchwarzen Zügen das Wort „Tod“ geſchrieben, und das donnernde Geſchütz rief es den Gefangenen bald zu, daß der Tod unter ihren Vertheidigern wüthe.

Mit dem General Weſtermann, welcher die Verſchwornen anführte, hatte ſich der größte Theil der Bürgermiliz vereinigt, welche zur Vertheidigung des Königs ihre Poſten erhalten hatte. „Nicht die leeren Mauern des Palaſtes,“ ſagte ſie, „ſondern ſeine Perſon, ſeine Familie zu vertheidigen, war unſre Pflicht.“ Den Schweizern war der Befehl, das Schloß bis zum letzten Athem zu vertheidigen, nicht aufgehoben; ſie hielten es für ihre Pflicht, ihm zu folgen; und erbittert über den Anblick, wie der Pöbel ſechs von ihren Gefährten, welche er gefangen genommen hatte, mit Keulen erſchlug, feuerten ſie auf die Rebellen. Das Gefecht ward allgemeiner, hitziger, aber die geringe ſchweizeriſche Mannſchaft war wegen des Mangels an Kriegsmunition, und wegen dringender Befehle des Königs, die aus einem wohlwollenden Herzen kamen, die ſeine Leibwachen zerſtreuten, trotz dem tapferſten Widerſtand, bald überwältigt. In allen Gegenden des Schloſſes, auf den Stufen des Hochaltars, in der königlichen Capelle wurden die Schweizer geſchlachtet, häufig durch treuloſe Verſprechungen von Sicherheit, ihrer Waffen beraubt; in dem ganzen Garten, auf allen Plätzen und Straßen verfolgt, und ermordet, kamen achtehalb hundert von ihnen in dem Blutbade um. Alle Bewohner des Palaſtes, die ſich noch nicht gerettet hatten, wurden zerfleiſcht, die Thuillerien geplündert. Rauch und Flammen wälzten ſich rings um dieſelben her, Ströme von Blut floſſen am Boden. In den langen Gängen wiederhallte das Geheul der Sterbenden, und das Gejauchze der Weiber, die Furien der Hölle glichen, auf nackte Leichname hingeſtreckt, mit blutigen Händen, rollenden Augen, berauſcht, und nie geſättigt vom köſtlichen Wein des königlichen Kellers. In der Gegend der Thuillerien rafften ſich trunkene Mörder vom Boden auf, und tappten nach ihrem Säbel umher, öfters um ihren eignen Genoſſen zu morden, mit dem ſie über den Raub ſich entzweiten: riſſen ſich Knaben um die Glieder der Leichen, und blaugelber Widerſchein von den brennenden Hütten der Schweizer beleuchtete die Karren, welche mit todten Menſchen angefüllt durch das gefühlloſe Volk zogen.

Während dieſen ſchauerlichen Scenen war die königliche Familie bemüht, ihre Freunde und Diener zu tröſten, welche ihr in die Nationalverſammlung gefolgt waren, und bei jedem Schall des Geſchützes, bei jedem Mordgeſchrei, fürchten mußten, daß ihre Kinder und Verwandte, welche ſie in den Thuillerien zurückgelaſſen hatten, in dieſem Augenblick zerſchmettert, zerfleiſcht hinſanken; während der Erſcheinung einer Geſandtſchaft des neuen Bürgerraths, deſſen frecher Raub einer öffentlichen Gewalt, von den Repräſentanten beſtätigt wurde, lehnte ſich der König gelaſſen auf das Geſimſe ſeiner Loge, und blieb in dieſer ruhigen Stellung, als auf Vergniaud's Vorſchlag der Beſchluß gefaßt wurde, daß das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt vorläufig von ſeinem Amte ſuſpendirt und das franzöſiſche Volk erſucht werden ſolle, eine Nationalconvention zu bilden. Alle Geſichtszüge des Monarchen blieben unverändert, indem er dies Decret anhörte, und der Dauphin ſchlummerte auf dem Schooße ſeiner Mutter, indem eine Krone zerſchmettert wurde, die auf den Häuptern ſo vieler von ſeinen Vorfahren geſtrahlt hatte.

So ſtark jede menſchliche Empfindung für den unglücklichen Ludwig und ſeine Familie, bei den Begebenheiten des zehnten Auguſt, ſpricht; ſo ſehr die Menſchheit vor den gräßlichen Handlungen der Verſchwornen zurückbebt, und dieſer letzte Schluß der Nationalverſammlung ein Verbrechen gegen die Conſtitution zu ſeyn ſcheint, darf man doch nicht vergeſſen, zur Rechtfertigung der vorzüglichſten Männer unter den Repräſentanten, vorzüglich der Gironde, folgende Puncte unerörtert zu laſſen. Zuerſt iſt es freilich gewiß, daß der König ſelbſt an keine Verbindung mehr gedacht habe, welche der Conſtitution Abbruch thun ſollte; doch war er in den Thuillerien von Planen umgeben, welche einem ſolchen Zwecke nicht entgegenſtanden, und an Verſchwörungen einzelner Hofleute fehlte es ohne Zweifel nicht, deren Handlungen ihm nicht zugerechnet werden konnten. Dann war es nach dem Geſetz wenigſtens ungewiß, ob er Ausländer, welche den Bürgereid nicht geleiſtet hatten, zur Leibwache haben dürfe, und daher entſprang eine der vornehmſten Urſachen vom Haſſe gegen die Schweizer. Drittens beſaß er freilich nach der Conſtitution ein aufſchiebendes Veto, aber gerade weil es ein ſolches war, verſtand es ſich von ſelbſt, daß er von demſelben keinen Gebrauch in Fällen machen dürfe, deren nothwendige, unmittelbare Entſcheidung, einzig ein Decret veranlaßt hatte. Was half es, wenn er erſt nach Jahren jenem Schluſſe wider die unbeeidigten Prieſter und über das Lager bei Paris die geſetzliche Kraft nicht erwehren konnte? Jene Prieſter ſah man als eine Geſellſchaft an, welche die gegenwärtige Verfaſſung zu zerſtören für heilige Pflicht achtete, als Feinde der Nation, und darum glaubte man eine Weigerung des Königs die gehörigen Mittel wider eine ſolche Abſicht wirken zu laſſen, als ein Vergehen wider die Nation betrachten zu dürfen. Viertens endlich konnte man nicht läugnen, daß er, wiewohl nach der Natur ſeiner Seele, die er nun einmal nicht ändern konnte, und unbeſchadet ſeines redlichen Willens, die Verfaſſung aufrecht zu erhalten, doch nicht alles gethan hatte, um die Unternehmungen der Ausgewanderten wider die franzöſiſche Nation, als welche man die Anhänger der Conſtitution betrachtete, zu Schanden zu machen.

Da dieſe in ſeinem Namen geſchah: ſo erklärte er ſich allerdings wider eine ſolche Anmaaßung; aber die Mehrheit der Repräſentanten fand nicht, daß er der, wider die Nation bewaffneten Macht, den Worten der Conſtitution gemäß, ſich auf eine feierliche Weiſe widerſetzt habe, und glaubte, der Fall ſei eingetreten, welchen die Geſetze als einen ſolchen betrachteten, wo der König ſeiner Würde entſagt habe. Die Unpartheilichkeit ſtimmt hier wahrſcheinlich für den unglücklichen Ludwig; aber zugleich wird ſie die Nationalverſammlung loben, daß ſie bei jener Ueberzeugung nicht die Gränze ihrer Gewalt trotz der drohenden Gefahr überſchritt, ſondern der Nation, oder dem von ihr berufenen Convent, das Urtheil über den gegenwärtigen Fall anheim ſtellen.

Empören aber würde ſich die Unpartheilichkeit gegen die Meinung, daß der herrſchende Theil der Repräſentanten, von Empfindungen der Mordbegier, die am zehnten Auguſt raſte, erfüllt geweſen ſey. Als die Zuſchauer der Gallerien den Tod von vorgeführten Schweizern verlangten, weil durch dieſe ihre Brüder ermordet wären, rief **Vergniaud**, mit hervorbrechendem Zorne, laut aus: „Großer Gott, welche Cannibalen ſind das!“ Von einem Theil der Gironde iſt es ausgemacht, daß er von dem ganzen Plan der Verſchwörung nichts wußte, von keinem ihrer Glieder in der Nationalverſammlung weiß man ſicher, daß er unmittelbar Theil an der Verſchwörung hatte, und von **Pethion** ſelbſt iſt es ungewiß, ob er, wenn er gleich die Entthronung des Königs beſchleunigt wünſchte, nicht gern jedem weitern Greuel Einhalt gethan hätte.

Dagegen kann man die Gironde, in Hinſicht auf die folgenden Verbrechen der franzöſiſchen Revolution, anklagen, theils wegen der erwähnten Beſtätigung des neuen Bürgerrathes, theils wegen der Zulaſſung **Danton's** zu dem Miniſterium, in welchem **Roland**, **Servan** und **Claviere**, ihre alten Sitze wieder eingenommen hatten. Jener talentvolle und barbariſche, kühne und verwegene Demagog, ſchon der Götze des Volkes, ward Juſtizminiſter, obgleich ihm ſelbſt tauſend Ungerechtigkeiten ſchuld gegeben wurden. Indem ſie ihm dem Eintritt ins Miniſterium nicht zu verweigern wagten, geſtanden die Girondiſten, daß ſie ſelbſt ſchon unter die Herrſchaft des Pöbels einigermaaßen gerathen waren, auf welchen Böſewichter, wie dieſer Juſtizminiſter, beſſer zu wirken verſtanden. Auch erhielt Danton, in einem Generalcommandanten der Bürgermiliz, wie Santerre, ein Werkzeug für ſeine ſtarken Hände, welches für die wildeſten, ſcheußlichſten Abſichten tauglich war. So nahte die Gironde demſelben Abgrunde, welchen ſie mit für die königliche Familie eröffnen half.

Unterdeſſen die Pariſer über die Stätte, wo man kaum mit Talent gemordet, und mit Wuth ein bürgerliches Treffen geliefert, mit heiterm Sinn und tanzender Fröhlichkeit gingen, als hätte kein ängſtlicher Schrei hier die Luft bewegt; unterdeſſen Eilboten in alle Departements, mit dem wichtigen Schluß des zehnten Auguſt flogen, richtete die Nationalverſammlung ihre ganze Aufmerkſamkeit auf La Fayette und die Heere, denn man wußte von jenem Feldherrn und andern Anführern, daß ſie lieber einen Bürgerkrieg beginnen, als die monarchiſche Verfaſſung jetzt würden fallen laſſen, da einzig die Jacobiner auf den Trümmern derſelben, triumphiren würden.

Durch einen Zufall erfuhr La Fayette, wider den Willen dieſer Parthei, die Begebenheit jenes entſcheidenden Tages, vor der Ankunft der Commiſſäre, welche die Nationalverſammlung zu ſeinem Heere ſchickte, um ihn ſelbſt gefangen nach Paris zu führen. Er beredete den Bürgerrath zu Sedan, daß er die Deputirten, ſo wie ſie ankamen, gefangen ſetzte und ſein Freund

Arthur Dillon, General der Armee an der flanderiſchen Gränze, wiederholte in ſeinem Lager den Eid der Treue für die Nation, das Geſetz und den König. Allein bei der Armee von **La Fayette** ſelbſt, gaben die Krieger auf die Frage: „ob ſie lieber den Erben der Krone wieder auf den Thron ſetzen, oder **Pethion** zum Könige haben wollten“, die männliche Antwort: „wir wollen bleiben wo wir ſind, denn wir ſind auf unſerm Poſten!“ Nach der Gefangennehmung der Deputirten der Nationalverſammlung, ließ der Feldherr ſein ganzes Heer ausrücken, und die Officiere verlangten von den Kriegern den Schwur der Treue für die Nation und den König. Schweigend ſtanden die Linientruppen; die Freiwilligen weigerten ſich laut, den Eid zu ſchwören. Bald darauf verbreitete ſich die Nachricht, daß **Dumouriez**, welcher nach ſeiner Entfernung aus dem Miniſterium, in einem beſondern Lager, unter **Dillon's** Oberbefehl, commandirte, nicht ſo unvorſichtig geweſen ſey, auf den Befehl deſſelben, den Eid auch wiederholen zu laſſen, und es ging ſogar das Gerücht, er würde nach Sedan ziehen, und die Deputirten befreien.

Jetzt erſt ward **La Fayette** gewahr, wie ungleich größer er ſich ſeinen Einfluß, als er wirklich war, vorgeſtellt hatte, und fand nur in der Flucht aus einem Vaterlande, welches er leidenſchaftlich liebte, ſeine Rettung; aber ſelbſt in der Erklärung, die er zurückließ, gab es Spuren genug von der Eitelkeit, welche an den

Ehrenbezeugungen, die ihm erwieſen waren, ſich zu ſehr ergötzte. Am neunzehnten Auguſt ritt er mit ſeinem ganzen Generalſtabe nach Buillon, und betrat bei einbrechender Nacht das öſtreichiſche Gebiet. Aufgefangen mit ſeinen Gefährten von einem feindlichen Trupp, berief er ſich vergebens auf das kundbare Recht aller Privatperſonen, ungeſtört durch jedes Land reiſen zu dürfen; nach Niederlegung ihrer Stellen in der franzöſiſchen Armee, unbewaffnet hätten ſie das öſtreichiſche Gebiet betreten, um nach Holland zu gehen. Er ward als Staatsgefangener behandelt, und erlitt ein Schickſal, bei welchem er oft wünſchen mochte, der Wuth der Jacobiner ſich lieber Preis gegeben zu haben.

Alle Feldherrn, der Marſchall Luckner, Befehlshaber der Nordarmee, ſchwach aus Alter und Roheit; Montesquiou, General des Heeres im ſüdlichen Frankreich; Dillon, und vor allen Dümouriez ſchwuren der Nation einen neuen Eid der Treue; und der letzte General wurde Oberbefehlshaber, theils weil ſein jüngſtes Betragen ihm den Beifall der republicaniſchen Parthei erworben hatte, theils weil er ihr doch weniger verdächtig, als alle die übrigen Feldherren, war.

Die Armee des Herzogs von Braunſchweig hatte indeſſen die gänzliche Zerrüttung der franzöſiſchen Heeresmacht nicht weiter benutzt, als daß dieſelbe ihr die Einnahme von Longwy erleichterte. Freilich hatten Be=

ſatzung und Einwohner der Stadt ſich nach unbedeutendem Widerſtande ergeben. Daher wurden einige Krieger, welche die Nachricht von der Capitulation vor die Nationalverſammlung brachten, und ſich über die Deutſchen beklagten, von welchen ſie, wider die Bedingungen derſelben, gemißhandelt wären, mit dem Zurufe begrüßt: „recht ſo, es war nach Verdienſt!“ und auf ihre Frage: „was ſollten wir zweitauſend wider ſo viele tauſende?“ erſcholl von allen Seiten des Saals die Antwort: „ſterben, ſterben!“ Dieſer Stimmung gemäß ward der Schluß gefaßt, daß Longwy nach der Wiedereinnahme geſchleift werden ſollte. Dennoch drohte Verdun noch leichter als jene Stadt zu fallen. Der Bürgerrath verſammelte ſich, nachdem einige feindliche Kugeln ein unbedeutendes Feuer veranlaßt hatten, und beſchloß, den Commandanten bitten zu laſſen, daß er ſich den Preußen ergeben möge. Jener, **Beaurepaire** genannt, flog nach dem Rathhauſe; und als alle ſeine Gegenvorſtellungen und Bitten auf den Bürgerrath nicht wirkten: ſo zog er eine Piſtole aus der Taſche, und erſchoß ſich in der Mitte deſſelben. Schon am folgenden Tage rückte der Feind ein (Sept. 2.). Wohin die alliirte Armee kam, vertilgte ſie alle Einrichtungen der Revolution. Frankreich, wie es vor derſelben war, ſollte wiederhergeſtellt werden.

Während dieſem Vordringen der Feinde, bemächtigten vernunftloſe Schwärmerei, Pöbelwuth und ungeheure

Verbrechen, ſich immer mehr des Staatsruders, und das gebildete Europa ſchauderte zuſammen, von der Entdeckung überraſcht, daß aus ſeinem Schooße noch ungeheure Erſcheinungen, wie in Frankreich nun auftraten, hervorgehen konnten.

Zwar den Vorſchlag eines Repräſentanten, daß man ein beſonderes Corps von Mördern der Tyrannen, ſo nannte man, nicht im Sinne der Griechen, auch die beſten Alleinherrſcher, errichten ſollte, hintertrieb Vergniaud, als ihn viele mit Beifall aufnahmen, durch die Vorſtellung, daß der Feind dagegen ein Corps von Mördern wider die franzöſiſchen Feldherrn aufſtellen werde; aber die Gironde war viel zu ſchwach, um den raſenden Bürgerrath zu feſſeln, der ſchon ſeine hölliſchen Boten durch das ganze Frankreich ſandte, der Nationalverſammlung Trotz bot, und Pethion, an welchen dieſe ſich ſtützte, und welcher die Ordnung liebte, ſobald das Königthum geſtürzt war, von der Stelle eines Maire zu verdrängen ſuchte.

Der Miniſter Roland, die edlern Repräſentanten, ſprachen heftig gegen die Greuel dieſes Collegiums, das in der Finſterniß der Nacht entſtanden war; Vergniaud's Beredtſamkeit flammte, ihn zu vernichten, und er ward caſſirt. Robespierre herrſchte ſchon in demſelben, weil Danton in das Miniſterium übergetreten war, und verließ ſich auf den Beiſtand dieſes kühnen

Dámagogen, um Muth genug zu haben, auf den Schluß der Nationalverſammlung nicht zu achten. Ein Schwarm vom Pöbel ſtürmte nach derſelben, und verlangte die Aufhebung der Caſſation; die Verſammlung ließ ſich dazu zwingen: Ordnung und Würde nahmen da von ihr Abſchied.

Schon vor dieſem traurigen Auftritte war ein Tribunal entſtanden, welches alle Verbrecher richten ſollte, die wider die Nation geſündigt hätten; ein ungeheurer Auftrag, deſſen mit Blut bezeichnete Gränzen immer mehr ausgedehnt werden konnten. Robespierre ſaß auch in dieſem Gerichte. Zu gleicher Zeit ward auf dem Caruſſelplatze die Guillotine aufgeſtellt, und für permanent erklärt; ein Mordinſtrument, welches unfehlbar und ſchnell tödtete; ſeinen Namen trug es von dem wahrſcheinlichen Erfinder, dem Arzt Guillotin, Deputirten der erſten Nationalverſammlung.

Schon vor jenem traurigen Auftritte hatte der Juſtizminiſter Danton, welcher durch die übrigen Miniſter nicht genug beobachtet wurde, weil das Detail ihrer Geſchäfte ihre ganze ununterbrochene Aufmerkſamkeit erforderte, unterdeſſen er um die Juſtiz ſich wenig Sorge auferlegte, der Nationalverſammlung den Beſchluß abgedrungen, daß bei der Gefahr des Vaterlandes verdächtige Perſonen, und verſteckte Waffen, in allen Häuſern aufgeſucht werden ſollten. Robespierre, welcher in einem Rath von Commiſſären der Sectionen der Hauptſtadt, der nicht conſtitutionsmäßig war, den Vorſitz damals führte, vollzog das Decret ſogleich auf eine Schrecken erregende Weiſe. Am Abend des acht- und zwanzigſten Auguſt wurden alle Thore von Paris geſchloſſen, mußten alle Einwohner, von einer beſtimmten Stunde an, in ihren Wohnungen ſeyn. Bewaffnete Mannſchaft zog auf den Straßen hin und her; ihre drohenden Tritte, und das Geklirr ihrer Waffen, unterbrachen allein die ſchauerliche Stille; die lebendigſte Stadt war plötzlich wie verödet, oder wie, wenn die Todesengel der Peſt von Hauſe zu Hauſe gingen. Eine große Menge von Schlachtopfern ward nach den Gefängniſſen gebracht, noch glücklich, wenn der Hauch einer tödtlichen Seuche ſie plötzlich der Grauſamkeit ihrer Verfolger entwandt hätte; denn in der Nacht des erſten Septembers verſammelten ſich einige Beiſitzer des Bürgerraths bei Danton, und ſchmiedeten einen hölliſchen Plan zur Ermordung der Gefangenen.

Am folgenden Tage rief der Rath die Einwohner von Paris auf: „zu den Waffen, Bürger! zu den Waffen! der Feind iſt vor unſern Thoren!“ Dann ward der Beſchluß deſſelben bekannt gemacht, daß alle Bürger ſich bereit halten ſollten, bei dem erſten Signal nach der Gränze zu eilen, und wer ſich weigerte, dieſem Befehl zu gehorchen, oder ſeine Waffen abzugeben, wenn ſie zum Beſten des Vaterlandes von ihm gefordert werden ſollten, dem ward von der Nationalverſammlung die Todesſtrafe angekündigt. Die Thore der Stadt wurden wieder geſchloſſen, die Sturmglocken geläutet, und bewaffnete Schaaren zogen umher, unterdeſſen die Schlüſſe vollzogen werden ſollten. Indem alle gute Bürger nur an die Rettung des Vaterlandes dachten, und durch Schrecken alle Gemüther geſpannt waren, fing ein Haufen vom Pöbel an, unbeeidigte Geiſtliche zu ermorden, und gab dadurch das Zeichen zum Blutbade.

In zwei Gefängniſſen verfuhr man auf eine ſchrecklich förmliche Weiſe, offenbar ganz nach Anordnung des Juſtizminiſters und des Bürgerrathes. Einige Mitglieder deſſelben hatten ihren Sitz in dem hölliſchen Gerichte vor der Abtei St. Germain, umgeben von Mördern, welche beſprützt mit Blut, ihre Säbel ſchwangen, den Oberleib bis auf das Hemd entkleidet, den mordenden Arm entblößt. Die Fackeln warfen ein zitterndes Licht auf die gräßliche Gruppe. Wenn ein Gefangner vorgeführt wurde, ſchlug der Präſident der hölliſchen Richter in ſeinem Verzeichniſſe nach, und fand er das Todeszeichen, ſo rief er das Loſungswort: „Laſſet ihn los!“ Sogleich ſah, vernahm man die Säbelhiebe auf dem Schädel des Unglücklichen; und wann er den letzten Athem ausgehaucht hatte, erſcholl nach einer dumpfen Stille das Jubelgeſchrei der Mörder: „hoch lebe die Nation!“ Bei dem Gefängniſſe de la Force war die Loſung des Todes: „bringt ihn nach der Abtei!“ und der Mörder, welcher ſie zuerſt vollzog, war mit einer Keule bewaffnet. Indem er ſie auf das Haupt des Gefangenen ſchwang, der herausgeſtoßen wurde, ſuchte er mit blutgierigem Blicke ſchon das neue Opfer. So laut jauchzte der Pöbel bei keinem, als wie die ſchöne Prinzeſſin Lamballe in das ſtrömende Blut herausgeführt ward. Den Armen ihrer Freundin, der Königin, entriſſen, ward ſie nach dieſem Gefängniß geſchleppt. Die ganze Nacht hindurch vom Geſchrei der Sterbenden geſchreckt, war ſie unter banger Erwartung ihres Schickſals, gegen Morgen kaum von der erſchöpften Natur zum Schlummer gezwungen, als ſie vor die Blutrichter gezogen wurde.

Beim Anblick derſelben, der Mörder, der hingerichteten Menſchen, ſank ſie in wiederholte Ohnmachten, und mit Mühe aus denſelben erweckt, hatte ſie doch Kraft genug, auf die Frage, ob ſie dem König, der Königin und dem Königthum Haß ſchwören wolle, zu erwiedern, daß ihr Herz einem ſolchen Eide widerſpreche. „Nach der Abtei!“ rief einer der Richter, und ſogleich riſſen zwei Ungeheuer ſie über Leichenhaufen fort, und die Keule des Dritten ſtreckte ſie nieder. Ihr Haupt ward auf eine Pike geſteckt, die bis zur Hälfte herab von den blonden glänzenden Locken deſſelben bedeckt war, und an ihrem Körper wurden Uebelthaten verübt, vor welchen ſich die bloße Thierheit des Menſchen entſetzt.

Ein gräßlicher Zug begann nach dem Tempel, einem alten gothiſchen Gebäude, wo man die königliche Familie gefangen hielt. Die unglückliche Antonie von Oeſtreich, zu welcher die edle Prinzeſſin, als ſie ihre Gefahren in Frankreich vernahm, um ſie mit ihr zu theilen, aus ihrem Vaterlande, Savoyen, zurückgekehrt war, erhielt nebſt ihrem Gemahl und deſſen Schweſter Eliſabeth von den Commiſſären des Bürgerraths im Tempel Befehl, an das Fenſter zu treten. Sie ſah das geliebte Haupt auf der blutigen Pike, und ſank ohnmächtig hin; Eliſabeth ſtürzte nieder, der König zitterte.

Mehrere Tage dauerte das Blutbad bei allen Gefängniſſen fort; es kam ſelbſt zum Treffen zwiſchen den Mördern und Gefangenen; jene nahmen zuletzt Kanonen und Kartätſchen zu Hülfe. Wenige neugierige Zuſchauer umgaben die empörenden Schauſpiele, das Entſetzen hielt die Bürger gefangen, und es reifte kein Entſchluß ſchnell genug, um den Greueln Einhalt thun zu können.

Deputirte der Nationalverſammlung, zu dieſem Zweck abgeſchickt, wurden als ohnmächtig verlacht: der Miniſter der innern Angelegenheiten, Roland, erfuhr am Morgen des dritten Septembers die Raſerei der Mörder, ſchrieb an die Repräſentanten, gab zu, daß man über die geſtrige Nacht vielleicht einen Schleier verbreiten müßte, und die blutige Rache des Volkes ihre Opfer zu wählen wiſſe, aber auch leicht Unſchuldige hingerichtet werden konnten; ſein Brief wurde mit Entzücken aufgenommen, und wirkte nichts weiter: er ſchrieb an den Generalcommandanten Santerre: dieſer verſprach ſeine Pflicht zu thun, und blieb ruhig, ein Mitſchuldiger des Bürgerrathes. Pethion hatte keine bewaffnete Macht, ſeine Bitten wurden von den Mördern verſpottet, und ſeine leichtſinnige Trägheit beruhigte ſich dabei. Briſſot eilte zu Danton, und beſtürmte ihn mit Vorwürfen. „Nicht Ein Unſchuldiger wird hingerichtet,“ erwiederte der Juſtizminiſter, „ich habe mir die Verzeichniſſe der Gefangnen geben laſſen, und diejenigen ſind ausgeſtrichen worden, die losgelaſſen werden konnten!“ Seine rohe Seele begnügte ſich mit dem Grunde, daß alle des Royalismus Verdächtige in Gefängniſſen, welche ſelbſt dem Verbrechen den ſicherſten Schutz geben müßten, vom Pöbel dürften ermordet werden, da ſo viele tauſend Vertheidiger des Vaterlandes nach den Gränzen ziehen wollten, die zuvor gewiß ſeyn müßten, daß keine Verſchwörer im Innern geduldet würden.

Als er aber hörte, daß auch Unſchuldige ermordet wären, da flog er bei allen Gefängniſſen umher, tobte wie der Anführer der Mörder, um ſeiner Popularität nicht zu ſchaden, und rettete auf allen Seiten ſchuldloſe Schlachtopfer.

Die vornehmſte Urſache, welche dieſe ſchrecklichen Begebenheiten veranlaßte, war auch der fanatiſche Glaube, daß jeder, welcher ſich wider den Freiſtaat erklärte, ein

Verbrecher, und jedes Mittel erlaubt ſey, ihn zu vertilgen; und voll Zuverſicht auf dieſen Glauben ermunterte der Bürgerrath von Paris alle Bürgerräthe in Frankreich, ſein Beiſpiel nachzuahmen. Alle Franzoſen, äußerte er ſich in ſeinem Schreiben, werden gleich den Pariſern ausrufen: „wir ziehen gegen den Feind, wir wollen aber nicht Mordbrenner hinter uns laſſen, die unſere Weiber und Kinder ermorden könnten!“ Dann glaubten die Häupter der Verſchwörung, je tiefer die Seele der Bürger in Blut getaucht würde, deſto unvergänglicher werde ihre Liebe zum Freiſtaate werden, für welchen ſie Handlungen begangen hätten, deren Andenken, wenn der Fanatismus kühler geworden ſey, ſchrecklich foltern möchte; und zuletzt zitterten Danton und weit mehr Robespierre, Marat und andere Glieder des Bürgerraths vor dem Anſehen, welches der bald ſich verſammelnde Nationalconvent erhalten könnte; denn ſobald die Nationalrepräſentanten ihre gehörige Würde wieder bekamen, waren jene Demagogen gegen die Gironde verloren, zu welcher faſt alle gebildete Deputirte ſich hielten, wenn ſie gleich keiner Faction angehörten. Der Raub, welchen man an ermordeten Gefangnen beging, ſollte dazu angewendet werden, um entweder die Verſammlung des Convents zu verhindern, oder ihn doch bei ſeinen erſten Sitzungen ſogleich in Zerrüttung zu ſtürzen. Der Maire Pethion trug durch ſeine Wachſamkeit jetzt viel dazu bei, daß die Plane der Anarchie nicht ſogleich gelangen.

Während jenem Blutbade in Paris, während der Nachahmung des Betragens der Hauptſtadt in mehrern Gegenden Frankreichs, der Ausſendung von Böſewichtern aus jener in das zerrüttete Land, damit ſie im Namen der Obrigkeit Blut vergießen und plündern ſollten; aber auch während daß Schaaren von Jünglingen voll von begeiſternder Vaterlandsliebe auf allen Landſtraßen zu dem Heere eilten, daß Mütter ihre Söhne bekränzten, als Opfer für die Kriege des Vaterlandes, und die Jungfrauen die Krieger mit liebenswürdigem Eifer ausrüſteten, oder ſelbſt das männliche Kleid, das Schwert anlegten, Heldinnen für die Freiheit: während jenen empörenden, dieſen herzerhebenden Scenen waren die Urverſammlungen eröffnet geweſen, um neue Geſetzgeber zu wählen.

Der Nationalconvent verläugnete nachher nicht den Character, welchen der Geiſt der Zeit ſeiner Entſtehung ihm aufgedrückt hatte. Alle Blutſtröme deſſelben leitete er in ſeine Mitte, und ſandte ſie bereichert zur ungeheuern Verheerung des Landes der Freiheit aus; aber ſeine Kraft hat dieſe auch vertheidigt, und zu ihren Fahnen den glorreichſten Ruhm beſchworen. Verbrechen aller Art wider das bürgerliche Leben, und edler Enthuſiasmus für das höchſte Glück deſſelben umgeben ſeinen Urſprung; als er ſein Ende erreicht hat, weiß man nicht, ob man die Trümmer, mit welchen er ſein Vaterland bedeckte, über die Trophäen, die er errichtete, oder dieſe über jene vergeſſen ſoll.

Eine neue Verfaſſung zu bilden, war er von der Nation bevollmächtigt, und ſchon am erſten Tage, da er verſammelt war, riefen ſeine Mitglieder mit Einer Stimme und Einem Geiſte aus: das Königthum iſt in Frankreich abgeſchaft! In dieſer erſten Sitzung ward zugleich beſchloſſen, daß es keine Conſtitution geben könne, als eine ſolche, die vom Volk in Urverſammlungen angenommen iſt, und daß alle Geſetze, alle Obrigkeiten, die nicht ausdrücklich abgeſchafft ſind, nach wie vor beſtehen ſollen (Sept. 21).

So war das Königthum zu einer Zeit abgeſchaft, da man in Paris noch nicht wußte, ob nicht die feindliche Armee bald vor ſeinen Thoren erſcheinen werde, welches man um ſo mehr fürchten mußte, je weniger man im Stande war, den Widerſtand zu berechnen, welchen Dumouriez's kriegeriſche Talente verbunden mit den Hinderniſſen der naſſen, ſtürmiſchen Jahreszeit dem großen furchtbaren Heere thun konnten. Nicht einmal ſiebenzehn tauſend Mann konnte dieſer Feldherr, nachdem er Beſatzung in die Gränzfeſtungen geworfen hatte, gegen achtzig tauſend der vorzüglichſten Truppen aufſtellen: Furcht und Verzweiflung, eine heilloſe Disciplin und Verrätherei in ſeinem Lager waren ihm noch furchtbarer, als der Feind. Aber ſchon beim erſten Blick auf die Charte hatte er die Päſſe im Argonnerwalde ſein Thermopylä genannt, und er glaubte nicht mehr an ein Vordringen der Preußen und der mit ihnen vereinigten Truppen, als ſie nicht geeilt hatten, jene Päſſe zu überwinden, ehe ſie von ihm beſetzt wären. „Verdun iſt über,“ ſchrieb er dem Kriegsminiſter Servan: „ich erwarte die Preußen. Das Lager bei Grandprey und das bei den Islettes, ſind unſer Thermopylä, aber ich werde glücklicher ſeyn, als Leonidas!“ Wie aber einer von den Päſſen des Waldes, weil ſich der Feldherr zu ſehr auf einen Subalternofficier verlaſſen hatte, vom Feinde überwältigt wurde, gerieth das franzöſiſche Heer in die gefahrvollſte Lage. Mit ſeltener Gegenwart des Geiſtes wußte ſich Dumouriez aus dem Paſſe bei Grandprey zu ziehen, und das Lager bei St. Menehould zu einer furchtbaren Stellung zu wählen. Seine Weiſe, auf die Soldaten zu wirken, mit denen er alle Mühſeligkeiten ertrug, die Nacht bei den Wachtfeuern zubrachte, und häufige Geſpräche hatte, worin er ihnen alle Umſtände ihrer und der feindlichen Lage ſo entwickelte, daß ihre Einſicht ihren Muth befeuerte, beſonders aber ſeine Kunde vom franzöſiſchen Character, und ſeine Fähigkeit, für jedes Wort, wie für jede Handlung den glücklichſten Moment zu treffen, machten es ihm möglich, ſeinem kriegeriſchen Genie und ſeiner Beharrlichkeit in dieſem Lager gleichſam ein herrliches Denkmal zu ſtiften, und die Verſtärkungen von der Nordarmee unter den Generalen Kellermann und Beurnonville an ſich zu bringen, ehe der Herzog von Braunſchweig ihn angreifen konnte.

Offenbar hatte dieſer die Abſicht gehabt, den Genederbar ſpielte das Schickſal mit beiden Feldherren. Im ſiebenjährigen Kriege begannen ſie beide ihre Laufbahn, zwei Jünglinge mit Heldenſinn, und Dumouriez, ſchwer verwundet und gefangen, wird mit Lobſprüchen überhäuft, von dem Erbprinzen von Braunſchweig in das franzöſiſche Lager zurück geſchickt. Beide verrathen ihr ganzes nachheriges Leben hindurch ſeltene Kraft, ſeltene Fähigkeiten; der braunſchweigiſche Held vor den Augen Europa's, der franzöſiſche von wenigen gekannt. Unerwartet finden ſich beide einander in Champagne wieder, an der Spitze von zwei Heeren, die nun, zwei große ſich entgegengeſetzte Zwecke zu erreichen, gegen einander ziehen; und nun ſcheint das Glück es dem Befehlshaber des franzöſiſchen Heeres vergüten zu wollen, daß es ihn in Vergleichung mit dem feindlichen ſo lange in der Dunkelheit ließ. Wenn Dumouriez ſich nie größer zeigte, als da er, trotz den Erinnerungen des Kriegsminiſters, den Vorwürfen der drohenden Hauptſtadt und ſeiner Unterbefehlshaber, im Lager bei St. Menehould blieb, und durch ſeine Standhaftigkeit das Vaterland rettete: ſo war der Herzog von Braunſchweig nie erhabener, als da er, unbekümmert um ſeinen alten Ruhm und die Urtheile der Welt, einen Zweck, in deſſen Erreichung er die Krone ſeiner Thaten vorher geſehen hatte, als unerreichbar, ſo früh wie es möglich war, ſich darſtellte, und ohne Hartnäckigkeit aufgab.

Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß die vornehmſte Abſicht bei dem Waffenſtillſtande, welcher zwiſchen beiriez's Armee ſtand, deren Geſchütz die Gegenden beſtrich, welche der Feind zuerſt hätte angreifen müſſen, vielleicht auch der Umſtand, daß der König von Preußen, welcher perſönlichen Muth an dieſem Tage, wie ſchon ehemals, bewies, ſeinem wohlwollenden Herzen gern Gehör gab, alle dieſe Urſachen verhinderten eine förmliche Schlacht. Aber von nun an waren die Rollen, welche beide Heere bisher geſpielt hatten, gleichſam umgetauſcht. Das franzöſiſche war der Verfolger, das alliirte die verfolgte Parthei.

In einer furchtbaren Stellung war Dumouriez nun Befehlshaber über mehr als ſechszigtauſend Mann, und die Liebe zur Freiheit, welche ſeine Nation begeiſterte, ſandte täglich neue Schaaren zu ſeinem Lager, verſorgte ihn mit Lebensmitteln troß allen Schwierigkeiten; und wann dieſe nicht überwunden werden konnten, wann es ein paar Tage an Brod fehlte: ſo wußte er ſeine Krieger zur fröhlichen Ertragung des Mangels zu bereden. Ihm gegenüber ſtand der Herzog von Braunſchweig mit dem ordnungsvollſten, größten Heer, das damals Europa ſah, aber in der unfruchtbarſten Gegend von Champagne, abgeſchnitten von Lebensmitteln, mit der ſchrecklichen Ausſicht, daß die Seuchen, welche ſeine Krieger ergriffen, ſich mit jedem Tage vermehren, daß der Freiheitsſinn und der Widerſtand der Franzoſen, wenn er auch ihre Heere überwältigen könnte, je weiter er vordringt, deſto unüberwindlicher ſeyn werden. Wun=

derbar ſpielte das Schickſal mit beiden Feldherren. Im ſiebenjährigen Kriege begannen ſie beide ihre Laufbahn, zwei Jünglinge mit Heldenſinn, und Dumouriez, ſchwer verwundet und gefangen, wird mit Lobſprüchen überhäuſt, von dem Erbprinzen von Braunſchweig in das franzöſiſche Lager zurück geſchickt. Beide verrathen ihr ganzes nachheriges Leben hindurch ſeltene Kraft, ſeltene Fähigkeiten; der braunſchweigiſche Held vor den Augen Europa's, der franzöſiſche von wenigen gekannt. Unerwartet finden ſich beide einander in Champagne wieder, an der Spitze von zwei Heeren, die nun, zwei große ſich entgegengeſetzte Zwecke zu erreichen, gegen einander ziehen; und nun ſcheint das Glück es dem Befehlshaber des franzöſiſchen Heeres vergüten zu wollen, daß es ihn in Vergleichung mit dem feindlichen ſo lange in der Dunkelheit ließ. Wenn Dumouriez ſich nie größer zeigte, als da er, trotz den Erinnerungen des Kriegsminiſters, den Vorwürfen der drohenden Hauptſtadt und ſeiner Unterbefehlshaber, im Lager bei St. Menehould blieb, und durch ſeine Standhaftigkeit das Vaterland rettete: ſo war der Herzog von Braunſchweig nie erhabener, als da er, unbekümmert um ſeinen alten Ruhm und die Urtheile der Welt, einen Zweck, in deſſen Erreichung er die Krone ſeiner Thaten vorher geſehen hatte, als unerreichbar, ſo früh wie es möglich war, ſich darſtellte, und ohne Hartnäckigkeit aufgab.

Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß die vornehmſte Abſicht bei dem Waffenſtillſtande, welcher zwiſchen beiden Armeen geſchloſſen wurde, und den Unterhandlungen, in welchen ſich Dumouriez und der Herzog von Braunſchweig einander freundſchaftlich näherten, von Seiten des letzten auf Erleichterung des beſchloſſenen Rückzuges ging. Doch konnte die Gefahr, in welcher ſich Ludwig und ſeine Familie ſeit dem zehnten Auguſt befanden, vielleicht auf das wohlwollende Herz des Königs von Preußen ſo gewirkt haben, daß er den Frieden mit Frankreich, welches den Krieg wider ihn eigentlich nie erklärt hatte, ſehnlichſt wünſchte. Als aber die Nachricht von der Abſchaffung des Königthums ſich im Felde verbreitete, und die Deputirten des Nationalconventes, welche zu dem Heere geſandt waren, mit dem größten Enthuſiasmus aufgenommen wurden: da erfolgte ein Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig, welches mit dem Geiſte der vorhergehenden Unterhandlungen ſich leicht in Uebereinſtimmung bringen läßt, wenn die Wiederherſtellung des Königthums in der Perſon Ludwig des ſechszehnten und ſeiner Nachkommen in ihm verlangt wurde. Dumouriez handelte, wie ſeine Würde und die Klugheit es heiſchten, als er unmittelbar nach Empfang dieſes Manifeſtes den Waffenſtillſtand aufhob.

Zwei Tage nachher (Sept. 30.) ward der Rückzug der alliirten Macht angetreten, meiſterhaft eingerichtet vom Herzog von Braunſchweig und durch den König von Preußen unterſtützt, welcher ſich ſtets beim Nachtrabe aufhielt. Dumouriez eilte nach Paris, um den

Kriegsplan mit den Miniſtern zu verabreden, nachdem er den Feldherrn Kellermann und Dillon die Verfolgung des Feindes aufgetragen und eine beträchtliche Macht zur Befreiung von Lille abgeſandt hatte, welches der öſtreichiſche Feldherr, der Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen durch ein fürchterliches Feuer bedrängte, ohne Hoffnung es zu erobern, wenn nicht der Partheigeiſt in der Stadt ihn unterſtützte, der aber vor dem heldenmüthigen Sinne der meiſten Einwohner nicht emporkommen konnte.

Unterdeſſen das Gebiet des franzöſiſchen Freiſtaates vom Feinde geräumt wurde, und ſich der Reichstag in Regensburg noch über den Reichskrieg wider Frankreich berathſchlagte, hatte der Befehlshaber von Landau, Cuſtine, mit einem zuſammengerafften Heere ſich der Städte Worms und Speier bemächtigt, und es gelang ihm, die Feſtung Mainz, wo alle Vertheidigungsanſtalten vernachläſſiget waren, weil man nur den Blick auf Paris gerichtet hatte, wie es vom feindlichen Feuer rauchen ſollte, durch Capitulation einzunehmen (Oct. 21.). Mancher von den gebildeten Einwohnern derſelben mag dieſe franzöſiſche Beſitznehmung der Stadt gewünſcht haben, und es war ein Glück für ſie, daß ihre geiſtreichſten Männer, die zurückgeblieben waren, ſich an die Spitze der Revolution ſtellten, da ſie unvermeidlich geworden war. Die Sprache, welche ſie nun führten, konnte von der einmal übernommenen Pflicht nicht getrennt werden, und wenn ſie nicht blos von der Klugheit, ſondern auch von Schwärmerei für Freiheit eingehaucht wurde: ſo war dies gerade talentvollen Seelen leicht zu verzeihen. Einen edleren Character würde die neue Ordnung der Dinge in Mainz erhalten haben, wenn ſie unter dem Schutz eines kraftvolleren Feldherrn, als der unfähige, prahleriſche Cuſtine war, hätte gedeihen können. Seine hochtrabende Feigheit machte einen Eindruck auf Deutſchland, der mehr zu deſſen Vertheidigung, als die Reichsarmee beitrug. Frankfurt war eine leichte Beute nach der Beſitznehmung von Mainz, aber auch das Ziel der Eroberungen von Cuſtine.

Schon früher hatte ſich der General Montesquion zum Einfall in Savoyen gerüſtet, da der König von Sardinien ſich mit größerer Kühnheit, als irgend eine andere Macht, wider den umgeſchaffenen franzöſiſchen Staat erklärt hatte. Allein jener Feldherr, welcher ähnliche politiſche Grundſätze, wie La Fayette hegte, war den wildeſten Republicanern im Convent verhaßt, und ward angeklagt, daß er nicht ſiegen wollte, unterdeſſen er Savoyen eroberte, deſſen Bewohner der Freiheit ſo entgegeneilten, daß der Marſch der franzöſiſchen Armee ein langer feſtlicher Zug war. Sobald der Feldherr das gegen ihn gegebene Decret erhielt, wodurch ſeine Abſetzung nur aufgeſchoben wurde, ſchrieb er an den Convent und verlangte ſeinen Abſchied. „Man muß ihm denſelben nicht ertheilen,“ ſagte Vergniaud, „denn er hat geſiegt und die Freiheit auf Menſchlichkeit gegründet, ohne welche es keine andere Freiheit gibt, als die Freiheit der Tiger in den Wäldern.“ Als die Deputirten der Nationalconvention bei dem ſüdlichen Heere gleichfalls das Betragen des Feldherrn lobten, ſo blieb ihm der Oberbefehl. Bald darauf ward auch die Grafſchaft Nizza von den Franzoſen erobert, und zweimal hunderttauſend Krieger des Freiſtaates, die alle von Begierde nach dem Kampfe brannten, ſtanden gerüſtet, um auf ſeiner öſtlichen Seite einen neuen Operationsplan auszuführen.

§. 50.

Durch den Ruhm, welcher die franzöſiſchen Waffen begleitete, ſahen ſich die Freunde der Ordnung und des Freiſtaates mehr in den Stand geſetzt, die Böſewichter, welche ſich nur durch Anarchie heben konnten, mit Nachdruck zu bekämpfen. Von jenen und von dieſen ſaßen viele im Convent. Um einen Platz unter den Repräſentanten der Nation hatten die bedeutenden Männer aller Partheien auch die wichtigſten andern Stellen aufgegeben. Nie hat eine Geſellſchaft ſo viele ſich befehdende Leidenſchaften und Geſinnungen, ſo ungeheure Laſter und ſo mannigfaltige Talente in ſich vereinigt, als der Convent, nie mit ſo angeſtaunter Kraft eine halbe Welt erſchreckt, und zugleich ſich ſelbſt immer zu Grunde gerichtet.

Alle Häupter der Gironde, welche ſchon in der zweiten Nationalverſammlung ſich Ruhm erworben hatten, Vergniaud, Guadet, Genſonne, Condorcet und Briſſot ſaßen wieder im Convent. Ihre Freunde waren die Deputirten Buzot und Barbarour. Jener ſtolz, empfindſam, mit kühner Einbildungskraft und philoſophiſcher Feinheit begabt, vereinigte in ſeinem Geiſte, wie in ſeinem Aeußern den Ernſt der Tugend und die Anmuth der Grazien; dieſer war wilder, ungebildeter, bis zur Verwegenheit kühn für wahre Freiheit der Republik, und durch ſeine außerordentliche Schönheit und Jugend nur zu ſehr auf den unmittelbaren Eindruck bedacht. Freund von dieſen beiden Freunden war der Deputirte Louvet, als ein Schriftſteller berühmt, welcher mit einer romantiſchen Erfindungskraft eine ſeltene Energie des feinen Spottes und Kunde der intriguenvollen Welt verband, vielleicht der Schlaueſte unter allen Girondiſten, aber auch von keinem an Gegenwart des Geiſtes und Muth übertroffen. Gänzlich ein Gegenſtück zu ihm war Iſnard, nur nicht in Hinſicht auf Liebe zur Freiheit, für welche ſeine Rede ſprudelnd und überſchäumend ſich ergoß. Pethion hatte gern die Stelle eines Maire von Paris um die Würde eines Repräſentanten der Nation vertauſcht, und ward der erſte Präſident des Nationalconventes.

Völlig entgegengeſetzt dieſer Parthei waren die Wüthericher, welchen die Schandthaten der blutigen Tage im September angehörten, und welche vorzüglich durch die Urverſammlungen von Paris in den Convent gekommen waren. Robespierre war von ihnen jedem edlern Mann am meiſten verhaßt, denn anmaßender Stolz und ſchleichende Eitelkeit, Wuth des Verbrechers und Empfänglichkeit für den Eindruck der Tugend, Schwärmerei und feige tückiſche Schlauheit hatten ſich in ſeiner Perſon vermiſcht, um die widrigſte Individualität zu bilden.

Verabſcheut und verlacht war Marat nur deshalb furchtbar, weil er es übernahm, auch die gräßlichſten Vorſchläge zu thun, und den erſten Eindruck, welchen ſie machten, auf ſich lud, damit ſeine Genoſſen dieſelben weniger bemerkt durchführen konnten. Er war der Götze des niedrigſten Pöbels, weil er ihn zugleich durch ſeine Narrheit beluſtigte, wie durch ſein komiſches Aeußres. Klein, ſchmutzig, mit leichenfarbenem Geſicht, übertrieben in jeder Geberde, in jedem Worte, wagte er es mit ſeinen Gedanken das Gebiet einer idealiſchen Freiheit zu betreten, und glich in demſelben jenen lächerlichen Ungeheuern, welche die ſchöpferiſche Phantaſie eines Dichters bisweilen unter die göttlichen Weſen einer Zauberinſel verſetzt. Aller Muth, welchen er noch zu beſitzen ſchien, floß aus ſeinem völlig abgeſtumpften Gefühl für fremde Achtung, und er konnte durch nichts die Gegenwart des Geiſtes verlieren, weil ſeine Narrheit ſich ſtets mit Selbſtgefälligkeit in dem Spiegel beſchaute, welchen ſeine verbrecheriſchen Thaten ihm vorhielten.

Faſt die ganze übrige Rotte, welche ſich an Robespierre ſchloß, geht ſo ſchwarz vorüber, daß die

Züge, wodurch ſich die einzelnen Verbrecher unterſcheiden, nicht einmal ſichtbar werden, bis Collot d'Herbois mit großen Schritten hervortritt. Er war Schauſpieler vor der Revolution geweſen, und vergaß während ſeiner politiſchen Laufbahn nur zu häufig ſeine beſſere Natur, um die Rolle eines raſenden Tyrannen, welche Robespierre ihm gegeben hatte, mit Anſtand zu ſpielen. Er verheerte und mordete immer mit Würde. Bedauern erregt es, daß er einer ſchwarzen Rotte angehörte; allein es iſt ein herzzerreißender Anblick, daß Camille Desmoulin's in der Mitte derſelben geſehen wird. Außerordentliche Talente vereinigte dieſer junge Mann mit einer ſeltenen Originalität, kühne, thätige Kraft mit einer verderblichen Weichheit des Herzens, kindliche Unſchuld bis in die kleinſten Verhältniſſe ſeines Lebens mit einem verwegenen Leichtſinn, der ihn über Abgründe des Laſters hinweg nur auf glorreiches Ziel ſehen ließ. Nie ſtürzte er ſelbſt einen Schuldloſen in dieſelben hinab; aber er ſtreuete die Blumen ſeines Geiſtes über ſie her, und verbarg die Leichen in ihnen dem Auge des Zuſchauers, um es nur immer auf das Ziel der Freiheit zu lenken. Für dieſe hatte er durch Handlungen und ſeine periodiſchen Blätter unbeſchreiblich viel gethan; aber er zerſtörte ſie ſelbſt wieder, indem ſein weicher Character immer einer Stütze bedurfte, und ſein Geſchick ihm dieſe zuerſt in Robespierre gab.

Hätte er Danton früher gefunden, und hätten dieſen die Girondiſten, wegen ſeiner Rohheit, nicht zu weit entfernt, wann er ſich ihnen nähern wollte; ſo würde vielleicht das ungeheuerſte Verhängniß nie über Frankreich gekommen ſeyn.

Danton hatte ſeine Stelle als Juſtizminiſter niedergelegt, um im Nationalconvent zu glänzen, da hingegen Roland im Miniſterium blieb, ob er gleich zum Repräſentanten erwählt war. Vielleicht trugen er und ſeine geiſtreiche Gemahlin, welche jenem Demagogen ſeine rauhen Sitten eben ſo wenig, als ihr Mann die begangenen Verbrechen, verzeihen konnte, am meiſten dazu bei, daß die Girondiſten ihn zurückſtießen. Er hatte Sinn für ihre Fähigkeiten, an welchen er ſie übertraf, für ihre Cultur, durch welche ſie weit über ihn erhaben waren; er achtete ihre Tugenden, und wünſchte mit ihnen einen Bund zu ſchließen, nachdem er ſich durch Laſter emporgeſchwungen hatte; den tugendhafteſten unter ihnen, den Miniſter der innern Angelegenheiten, hatte er in den Tagen des Septembers gerettet, als die Rotte des Bürgerrathes einen Verhaftsbefehl wider ihn gegeben hatte. Aber wie einem Unreinen, traute die Gironde ihm nie, und der Hohn der Cultur über ſeine intellectuelle und ſittliche Rohheit trieb ihn zum Bunde mit Robespierre, da er für die Ordnung hätte gewonnen werden können, vielleicht außer ein paar Feldherren, und Mirabeau und Vergniaud, der einzige genialiſche Menſch, welcher durch die Revolution emporkam. Das Verhängniß ſchien dieſer die Kraft des

Genies zu ihrem Fortgange nicht zu gönnen. Mirabeau wird vom Tode hinweggerafft, als ſich ungeheuchelte Liebe zur Ordnung über ſeine Plane verbreitet, und ſein Jugendfeuer der gereiften Klugheit weicht; Vergniaud blickt mit Stolz auf die Menſchen herab, und verachtet die gewöhnliche Menge zu ſehr, um die Zeit, welche er zu genialiſchen Entzückungen brauchen kann, zum Wirken auf ſie verwenden zu wollen; Danton's große Seele wird durch Rohheit eine Dienerin des Laſters, und als er dieſer Sclaverei entſagt, um für die Tugend zu eifern, ſo haben ihm ſeine ehemaligen Genoſſen ſchon die Grube des Verderbens gegraben.

In der Mitte zwiſchen den Girondiſten und den Jacobinern, unter den Fahnen von Robespierre, Marat und Danton, ſtanden nicht ſowohl die muthigen Deputirten Cerſaint, Manuel und Lanjuinais, welcher letzte alle übrige in gewiſſenhafter Ausübung der Pflichten eines Repräſentanten übertraf; denn dieſe drei bedeutenden Männer neigten ſich ſichtbar auf die Seite der Gironde; ſondern vielmehr der Abbé Sieyes und Barrere. Wenn jener durch ſeine Grundſätze und ſeinen kalten Character von jeder Parthei ſich entfernt hielt; ſo gehörte dieſer jetzt keiner an, weil durchaus noch nicht entſchieden war, welche obſiegen werde; wenn jener durch ſein Schweigen, und einzelne treffende Bemerkungen wie ein geheimnißvolles Weſen von höherer Einſicht erſchien; ſo war dieſer durch häufige zweideutige Aeußerungen nicht minder ein Räthſel, und durch glatte Wendungen, glänzende Einfälle ſeiner nicht ſeltenen Reden berühmt. Die Wißbegierde drängte ſich zu Sieyes, die Neugierde zu Barrere; und die ſtolze Freiheitsliebe der Gironde bekümmerte ſich zu wenig um beide.

Der Miniſter Roland gab durch einen Brief an den Nationalconvent, worin er ſich laut über die Urheber der Anarchie beſchwerte, am vier und zwanzigſten September das Signal zum Kampfe. Unmittelbar nach Vorleſung dieſes Schreibens erhob ſich der Deputirte Kerſaint, indem er rief: „es iſt endlich Zeit, Blutgerüſte für die Mörder zu errichten, und für diejenigen, welche zum Morden aufhetzen!“ Er that darauf den Vorſchlag zur Ernennung einer Commiſſion, welche ſchon am folgenden Tage einen Plan zur Verhütung und Beſtrafung der Mordthaten vorlegen ſollte. Wie der Blitz zwiſchen dem ſchwarzen Gewölke, welches durch ihn getheilt, mit Krachen ſich bewegt, ſo wirkte dieſer Vorſchlag zwiſchen den Freunden der Anarchie. Sie behaupteten nach dem erſten Geſchrei der Beſtürzung, mit beiſpielloſer Frechheit, daß der Mord noch im Solde der Revolution bleiben müſſe, und verlangten wenigſtens Aufſchub der Verhandlungen über dieſen Vorſchlag. „Wer Aufſchub verlangt,“ rief Vergniaud von der Rednerbühne, „der will die Strafloſigkeit der Mörder; wer zur Tagesordnung überzugehen ſucht, der nimmt die

Herrſchaft der Geſetzloſigkeit in Schutz. Leider giebt es hier Menſchen, die Sclaven der Tyrannen ſich für Republicaner ausgeben. Sie ſuchen das franzöſiſche Volk aufzuwiegeln, daß es, anſtatt den gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen, gleich den Kriegern des Cadmus, ſich wechſelsweiſe ſelbſt tödte."

Nicht nur der Schluß wurde gefaßt, daß eine Commiſſion, aus der Mitte der Repräſentanten, einen Plan zu einem Geſetze wider die Mörder machen ſollte; ſondern es ward ihr auch aufgetragen, einen Vorſchlag zu thun, wie die Nationalconvention ſich am beſten eine Wache von Bürgern, aus allen Departements des Freiſtaates, bilden könnte.

So ſchien es endlich, daß die Freiheit der Repräſentanten wiederhergeſtellt, und dem ſchlechteſten Theile der Einwohner der Hauptſtadt, welcher auf des Generalcommandanten Santerre Befehl, ſogleich der Anarchie zu Gebote ſtand, eine hinlängliche Macht entgegen geſetzt werden könne. Allein ſchon am folgenden Tage nach dieſem Beſchluſſe, war der Saal des Convents vom ſtürmenden Pöbel umringt, welchen ſeine Anführer unter den Repräſentanten die Nation nannten, indem ſie zugleich die Widerrufung des geſtrigen Decrets verlangten.

In dem ſtürmiſchen Streite, welcher nun begann, ward Robespierre angeklagt, daß er nach der Würde eines Dictators ſtrebe. Er hatte über dieſe unerwartete Anklage, welche von einer beträchtlichen Mehrheit des Convents mit dem lauteſten Beifall aufgenommen wurde, ſo ſehr alle Gegenwart des Geiſtes verloren, daß er ſtumm und unbeweglich den triumphirenden Blicken der Gegenparthei ſich preisgeben mußte. Da rief Danton, um ihn zu retten, mit gewaltiger Stimme: „O welcher ſchöner Tag für die Nation, welcher ſchöne Tag für die Republik iſt der heutige! Er führt in unſre Mitte eine brüderliche Erklärung ein. Iſt ein Verbrecher unter uns, ſo muß ſein Kopf fallen. Aber eine Anklage der Art muß von dem Ankläger unterzeichnet werden; wäre ich dieſer, ſo würde ich ſie ohne Bedenken unterzeichnen, und müßte dadurch der Kopf meines vertrauteſten Freundes ſpringen.“ Plötzlich ging er zu ſeinen Verdienſten um die Revolution über, und endigte mit dem Vorſchlag zu dem Grundgeſetze der neuen Verfaſſung, daß die franzöſiſche Republik untheilbar ſey, nur Eine Repräſentation, nur Eine vollziehende Gewalt habe.

Er wollte dadurch den Sturm wider die Girondiſten richten, welche von ihren Feinden unter den Jacobinern beſchuldigt wurden, daß ſie Frankreich in mehrere Freiſtaaten, zwiſchen welchen eine Föderation herrſchen würde, zertheilen wollten. Zwar glaubten die geiſtvollſten von ihnen, daß Menſchen, ſo entfernt von einander, wie die Bürger des ſüdlichen und nördlichen Frankreichs, durchaus nicht von wahrer Liebe für denſelben Staat glühen könnten, daß der Patriotismus ſeine ſchönſte Quelle in der traulichen Zuneigung von Familien gegen einander beſitze, welche mancherlei Berührungspuncte des täglichen Lebens unter ſich hätten; aber für die gegenwärtigen Umſtände hielten auch ſie eine ſolche Zertheilung Frankreichs in kleine verbündete Freiſtaaten für verderblich; ſie gedachten mit Entzücken der Zukunft, wann ſich einmal eine ſolche Gruppe derſelben, gleich den Republiken der Griechen, bilden könnte.

Während der Abſchweifungen, welche hierdurch veranlaßt wurden, hatte Robespierre ſeinen Geiſt in ſo fern geſammelt, daß er eine Lobrede auf ſeine Thaten für die Freiheit halten konnte. Oft unterbrochen forderte er die Gerechtigkeit der Nationalconvention wider einige ihrer Mitglieder auf, die ſeine Feinde wären; und ſogleich rief man ihm aus dem ganzen Saal entgegen: „das ſind wir alle!“ Er hoffte die Girondiſten dadurch zu ſchrecken, daß er den Einzelnen aufforderte, der es wagen würde, die Anklage wider ihn zu unterſchreiben; und der ſchöne junge Barbaroux von Marſeille ſtand auf, rief: „ich will dich anklagen!“ Darauf bewies er, daß es allerdings eine Rotte gebe, welche die Dictatur für Robespierre ſuche, und ein anderer Repräſentant trat als Zeuge für die Wahrheit ſeiner Ausſagen auf. Plötzlich ſprang Marat auf den Rednerſtuhl, und eignete ſich die Idee von einem Dictator als ſein reden zu langen Schmeicheleien gegen ſich ſelbſt angewandt hatte; und Verläumdung gegen wen? Gegen den eifrigſten Freund des Vaterlandes. Wer iſt aber unter euch, der aufſtehen, mir in die Augen blicken, und mich anklagen darf?"

Eine ſchauerliche Pauſe. „Ich!" ertönte es vom fernen Ende des Saales. Aehnlich einem ſtrafenden Geſpenſte, vom gerechten Verhängniß abgeſandt, ſchritt eine hagere, bleiche Geſtalt durch die Verſammlung, und ein Schauer ging durch die ganze Geſellſchaft, als ſie ſich der Rednerbühne gegenüber ſtellte, dem zitternden Böſewicht feſt ins Angeſicht blickte. Feierlich ſprach ſie: „Robespierre, ich klage dich an!" Eine unwillkührliche, verwirrte Bewegung rauſchte bei dieſen Worten rings in der Verſammlung. Die furchtbare Geſtalt ging zur Rednerbühne hinauf. Mit ſtarren Augen, blaß, rückwärts gebeugt, blickte Robespierre ſie an, und trat, als würde ihm das verdammende Urtheil für die Ewigkeit geſprochen, entſeelt zur Seite, da ſie ſich in die Mitte der Bühne ſtellte.

„Ich klage dich an!" ſprach Louvet noch einmal; und das Schrecken, welches er verbreitete, hatte ſich ſelbſt der Rotten auf den Gallerien bemächtigt, daß ſie ſchweigend blieben, als Danton rief: „Sprich, Robespierre, ſprich weiter! hier ſind viele gute Bürger, die dich hören." Vergebens erſcholl ſeine Don-

Indeſſen ſah Robespierre, und alle, die zu ſeiner Fahne gehörten, ferner eine Rotte von Jacobinern, die im Solde von Feinden des Vaterlandes ſtand, recht wohl ein, daß ſie weder für vergangene Verbrechen ungeſtraft bleiben, noch ihre Zwecke für die Zukunft erreichen konnten, ſo lange die Girondiſten, und faſt alle rechtſchaffene Mitglieder des Conventes nicht entkräftet, oder welches einerlei war, völlig vertilgt wären; zu Danton's nothwendiger Selbſtvertheidigung gegen die Verfolger ſeiner Laſter, geſellte ſich die Rachſucht, weil er von der Gironde verſtoßen war. Der furchtbarſte Feind der Rotten war der Miniſter der innern Angelegenheiten, der alte muthige Roland.

Als er am neun und zwanzigſten October einen Bericht über die Frevelthaten des Bürgerrathes von Paris abſtattete, an deſſen Ende behauptet wurde, daß die Böſewichter laut erklärten, die ganze Parthei von Roland und Briſſot müßte hingerichtet, und Robespierre an das Ruder des Staates geſtellt werden; als bei dieſem Namen ein Repräſentant rief: „der Nichtswürdige!" ſo ſprang der angeklagte Demagog wieder auf die Rednerbühne; aber umſonſt bemühte der Präſident Gaudet, obgleich eines der Häupter der Gironde, ſich lange mit der höchſten Anſtrengung, ihm vor dem ſtürmenden Unwillen der Verſammlung Gehör zu verſchaffen. „Verleumdung iſt Mode geworden, rief Robespierre, nachdem er die erhaltene Erlaubniß zu reden zu langen Schmeicheleien gegen ſich ſelbſt angewandt hatte; und Verläumdung gegen wen? Gegen den eifrigſten Freund des Vaterlandes. Wer iſt aber unter euch, der aufſtehen, mir in die Augen blicken, und mich anklagen darf?“

Eine ſchauerliche Pauſe. „Ich!“ ertönte es vom fernen Ende des Saales. Aehnlich einem ſtrafenden Geſpenſte, vom gerechten Verhängniß abgeſandt, ſchritt eine hagere, bleiche Geſtalt durch die Verſammlung, und ein Schauer ging durch die ganze Geſellſchaft, als ſie ſich der Rednerbühne gegenüber ſtellte, dem zitternden Böſewicht feſt ins Angeſicht blickte. Feierlich ſprach ſie: „Robespierre, ich klage dich an!“ Eine unwillkührliche, verwirrte Bewegung rauſchte bei dieſen Worten rings in der Verſammlung. Die furchtbare Geſtalt ging zur Rednerbühne hinauf. Mit ſtarren Augen, blaß, rückwärts gebeugt, blickte Robespierre ſie an, und trat, als würde ihm das verdammende Urtheil für die Ewigkeit geſprochen, entſeelt zur Seite, da ſie ſich in die Mitte der Bühne ſtellte.

„Ich klage dich an!“ ſprach Louvet noch einmal; und das Schrecken, welches er verbreitete, hatte ſich ſelbſt der Rotten auf den Gallerien bemächtigt, daß ſie ſchweigend blieben, als Danton rief: „Sprich, Robespierre, ſprich weiter! hier ſind viele gute Bürger, die dich hören.“ Vergebens erſcholl ſeine Donnerſtimme durch den Saal, vergebens entſagte er aller Gemeinſchaft mit Marat; die Aufmerkſamkeit der Verſammlung blieb auf Robespierre gerichtet, und Louvet beharrte mit dem männlichſten Muthe bei dem Vorhaben, ſeine Anklage weiter fortſetzen zu wollen. Mit fürchterlicher Beredtſamkeit riß er den Schleier von allen Verbrechen des Bürgerrathes; jedes ſeiner Worte war ein Dolch für Robespierre, jede ſeiner Wendungen war ein Feuerbrand, in die Seele deſſen geſchleudert, den ſie betraf. Als er der Tage des Septembers erwähnte, da die beſten Patrioten dem Tode gewidmet, alle Miniſter als Verräther geſchildert wurden, einen einzigen ausgenommen, immer denſelben; da wandte er ſich gegen Danton: „Ach, Danton, möchteſt du wegen dieſer Ausnahme dich rechtfertigen können! Wirſt du vermögen, bei der Nachwelt deinen Character rein zu waſchen, weil dieſe Ausnahme dich traf?“ Als er des Ungeheuers erwähnte, dem Danton heute entſagt hatte, welches man, in der Weltgeſchichte einzig, in jenen Tagen aus ſeinen unterirdiſchen Höhlen mit Entſetzen wieder hervorkommen ſah, des Ungeheuers, welches Robespierre in der Wahlverſammlung als einen würdigen Repräſentanten vorſtellte; als ihm die Wendung entſchlüpfte: „Ich war da! ich ſah Marat!“ da fuhr er mit Entſetzen zurück: „Himmel, ich habe ſeinen Namen ausgeſprochen!“

Durch Louvet's Rede fühlte ſich Robespierre ſo vernichtet, daß er bat, ſich nach acht Tagen erſt verantworten zu dürfen. Der Tag ſeiner Vertheidigung kam, und der unmenſchliche Pöbel, über welchen er gebot, war im Convent ſelbſt und in der Gegend deſſelben in Bewegung. Zwei Stunden hindurch ſprach er, und Louvet trat an ſeine Stelle mit der Erklärung, daß er bereit wäre, jeden Grund, jeden Schatten eines Grundes in dieſer Vertheidigung zu widerlegen. Allein weder er, noch andere, die für und wider Robespierre reden wollten, konnten Gehör bekommen, und die Häupter der Gironde, Vergniaud, Briſſot, Guadet ſtimmten ſelbſt dahin, daß man zur Tagesordnung übergehen ſollte; ihr Stolz, welchem es mißfiel, daß Robespierre als eine ſo wichtige Perſon behandelt wurde, verleitete ſie zu dem unverzeihlichen Fehler, daß ſie den unerſchrockenen Louvet an dieſem Tage nicht unterſtützten, und überhaupt nicht oft genug die verworfenen Demagogen beſtürmten. Ganz nach ihrem Geiſte ſprach der glatte Barrere, daß man die kleinen Revolutionsunternehmer nicht höher achten müßte, als ſie werth wären, daß er unter ſo mittelmäßigen Köpfen weder einen Sulla, noch einen Cromwell erblickte, und daß es, anſtatt auf die Schleichwege derſelben zu achten, den Repräſentanten beſſer anſtehe, die für das Wohl des Freiſtaates wichtigen Fragen zu erörtern.

Zur Tagesordnung war man bei einer ſolchen Anklage übergegangen, wodurch Robespierre als Verbrecher gebrandmarket war, und die Häupter der Gironde glaubten, daß er nun zu verächtlich ſey, um furchtbar werden zu können; allein ſie wurden hier offenbar wieder durch den Grundfehler ihres ganzen Betragens verführt, daß ſie ihren zu geringen Begriff von den Fähigkeiten, und zu hohen von dem ſittlichen Werth gewöhnlicher Menſchen, durch alle Erfahrungen, die ihm widerſprachen, zu ihrem Unglücke nicht verlernten.

Dieſe Wendung des muthigen Angriffes von Louvet hatte ſichtbar einen doppelten Einfluß auf das Schickſal des unglücklichen Königs. Zuerſt war es nothwendig geworden, daß Robespierre und ſeine Rotte die öffentliche Aufmerkſamkeit von ſich durch irgend ein Schauſpiel eine Zeitlang ablenkten, und dann hatten ſie in dem letzten Kampfe die Gironde genug kennen lernen, um einzuſehen, daß ſie nicht Entſchloſſenheit und Klugheit genug haben würde, den König zu retten, wenn die Jacobiner ihn auf das Blutgerüſte bringen wollten. Welcher Mittel ſie ſich bedienen würden, ergab ſich aus dem Vorſchlage, welchen Manuel für nothwendig hielt, daß nämlich durch einen beſondern Schluß alle diejenigen Repräſentanten, welche für Ludwig redeten, unter dem Schutze des Geſetzes ſeyn ſollten.

Man ging zur Ordnung des Tages über bei dieſem Verlangen, weil es eine Beleidigung für die Nation wäre, an dieſem Schutze für jene Männer nur einen

Augenblick zweifeln zu wollen. Nichts untergrub das Anſehen des Nationalconventes mehr, als daß er, um dem Sinne der Nation einen Lobſpruch beilegen zu können, ſo häufig die nothwendigen Maaßregeln wider einzelne Rotten verabſäumte.

Als am dreizehnten November 1792 nach Ableſung eines Berichtes über die Einrichtung des Prozeſſes wider den König Debatten über die Frage begannen, ob er durch den Nationalconvent gerichtet werden könne, ſchien es, als würde man mit einer gewiſſen Ruhe und Würde handeln; aber es währte nicht lange, ſo verlangten ſchon einige von dieſen Richtern mit Geſchrei die Todesſtrafe über Ludwig, ohne daß man ihn nur verhört hätte. Es war noch der beſſere Theil der Repräſentanten, welcher den Beſchluß durchtrieb, daß eine Commiſſion von Einundzwanzig binnen zwei Tagen die Anklageacte verfertigen und alle Belege für dieſelbe ordnen, der König dann den folgenden Tag vor die Schranken geführt und über vorgelegte Fragen vernommen werden ſollte.

Am eilften December las **Barbaroux**, als Mitglied der Commiſſion der Einundzwanzig, die Anklageacte vor, und nur das ſcheusliche Ungeheuer **Marat**, welcher an dem Tage, da **Ludwig** vor den Schranken erſcheinen ſollte, ſeine ſchmutzige Kleidung mit einem feſtlichen ſeidenen Gewande vertauſcht hatte, nur er bemerkte, daß in dieſer Acte alle die Verbrechen ausgelaſſen werden müßten, welche dem Könige vor der Genehmigung der Conſtitution zugerechnet würden, denn unmittelbar nach derſelben wäre Amneſtie deshalb verkündet worden.

An dieſem Tage war die ganze Bürgermiliz der Hauptſtadt unter den Waffen, und das kriegeriſche Getöſe derſelben entging ſchon am frühen Morgen den Gefangenen im Tempel nicht; die Unruhe Ludwig's ward durch bange Ahnungen ſichtbar vermehrt, als der Maire Chambon in ſein Zimmer trat, und ihm den Beſchluß verlas, daß Ludwig Capet vor die Schranken des Nationalconvents gebracht werden ſollte. Der Anblick der bewaffneten Menge ſchreckte ihn, da er die Treppe hinabgeſtiegen war; er glaubte, daß er zum Tode geführt werde. Traurig betrachtete er, als er über den Schloßhof ging, den Thurm ſeines Gefängniſſes; ſein Blick verweilte an den Fenſtern des Zimmers, wo ſeine Familie gefangen war; Thränen rollten über ſeine Wangen.

Mit dem Maire und zwei Deputirten des Bürgerrathes fuhr der König in einem ſchlechten Miethwagen durch eine dreifache ununterbrochene bewaffnete Reihe, welche bei Ankunft des Zuges die Gewehre ſenkte; Männer mit Piken umgaben den Wagen, vor und nach demſelben wurden Kanonen gezogen. Schweres Geſchütz beſtrich alle die Straßen, welche der Zug berührte; die Bürgermiliz drohte, auf einen jeden zu feuern, der ein

Fenſter, eine Thüre der Häuſer an denſelben zu öffnen wagte; eine ſchauerliche Stille kündigte das Gericht an, welches ein Verbrechen war.

Heiter in ſeiner Unſchuld ſtand der König vor den Schranken des Nationalconventes, und gefeſſelt durch ein Gemiſch von Mitleiden und Bewunderung, welche auch der ſchwache Menſch erregt, wenn das Bewußtſeyn, daß er frei von den Verbrechen ſey, deren man ihn anklagt, Standhaftigkeit wider die ſich thürmenden Gefahren ihm verleiht, ſahen ſtillſchweigend alle Zuſchauer auf den Angeklagten. Unvorbereitet wider eine große Geſellſchaft von Männern, die ſeine Kläger und Richter waren, und ſich mehrere Tage wider ihn gerüſtet hatten, antwortete Ludwig zwei Stunden hindurch im Tone ruhiger Unſchuld und mit einer Klarheit des Geiſtes, die man ihm nie zugetrauet hatte, auf alle Fragen, auf die Puncte der Anklage. Nicht die Erinnerung ſeiner ehemaligen Macht bei dem Zurufe des Präſidenten-Barrere: „Lauter, Ludwig!“ wenn er leiſer ſprach; nicht das wiederholte Getöſe von Barbaren auf den Gallerien; nicht der Anblick des Herzogs von Orlean's, der als Philipp Egalité unter den Repräſentanten ſaß, wie er ſeinen jüngſten Sohn mitgebracht hatte, um ihm das gefallene Haus Bourbon, die auch durch ihn niedergeſchmetterte Majeſtät zu zeigen: alles dieſes raubte dem König auch nicht auf einen Augenblick die Faſſung; aber als man ihm unter den Belegen für ſeine Verbrechen auch ein Tagebuch der Geſchenke aus ſeiner Schatulle gab, da rief er wehmüthig aus: „Großer Gott, dies iſt ein Verzeichniß der Almoſen, die ich gegeben habe; auch das wird mir nun zum Verbrechen gemacht!“ Seine Wehmuth ſchien ſich bei dieſen Worten über die Verſammlung zu verbreiten.

Er bat um die Freiheit, ſich Vertheidiger wählen zu dürfen, und ward in ein Nebenzimmer geführt, damit man über ſeine Bitte ſich berathſchlagen konnte. Es war Abend, und er hatte noch nichts geſpeiſet; man gab ihm ein Stück hartes Brod. Er ſtand neben einem Wandleuchter, und las in der Conſtitution, unterdeß unter dem Pöbel ein Gemurmel ging, ob er den König ermorden wollte, ſo daß dieſen der Präſident ſchnell nach dem Tempel zurückſchicken mußte. Empörender als dieſe Drohungen des Pöbels war die Wuth vieler Repräſentanten, welche dem Angeklagten keinen Vertheidiger und keine Unterſuchung der Belege für die Anklage zugeſtehen wollten. Eine große Stimmenmehrheit entſchied endlich wider dieſe verruchten Richter.

Nach der Ueberwindung vieler Hinderniſſe bekam der König endlich Vertheidiger, die aber der Bürgerrath durch barbariſche Beſchlüſſe über ſie zurückzuſchrecken ſuchte. Als der Nationalconvent dieſe vernichtete, rief Robespierre: „Ich weiß gar wohl, daß es eine Parthei in dieſer Verſammlung gibt, welche Ludwig den Verräther zu retten ſucht; nur wundere ich mich, daß diejenigen, welche ſo empfindſam ſind und den Tyrannen ſo herzlich bemitleiden, nichts dergleichen für das gute, von ihm unterdrückte Volk fühlen.“ So machte dieſer Demagoge bei jeder Gelegenheit das Volk zu ſeinem Götzen, damit er Götze deſſelben werde.

Abgeriſſen von ſeiner Familie, unter den Gefahren um ihn her ſelbſt der häuslichen Freude beraubt, für welche er ein ſo ſchönes Herz hatte, arbeitete Ludwig mit ſeinen Sachwaltern an ſeiner Vertheidigung, und erſchien am ſechs und zwanzigſten December mit denſelben vor dem Nationalconvent. Einer von ihnen, De Seze, las die von ihm verfaßte Schutzſchrift vor. Auf eine vortrefliche Weiſe war in ihr, durch Beleuchtung des Characters und Lebens des Königs vor der Revolution, das Licht über ſein Betragen während derſelben verbreitet, in welchem es die Unpartheilichkeit erblickt; vortreflich war in ihr dasjenige von einander geſchieden, was auf die Rechnung Ludwig's oder der Miniſter gehörte. Auch war glücklich der Schleier von dem Verfahren der Jacobiner gezogen, welche ihre Plane zu Verbrechen dem Hofe unterſchoben. Mochte auch mancher, der zu dieſem gehörte, Cabalen geſchmiedet haben, über welche die neue Ordnung der Dinge den Stab brechen mußte; ſo gab es durchaus keinen Beweis von einer Genehmigung derſelben durch den König, welcher, auch nicht durch ſeine Unſchuld vertheidigt, hinlänglichen Schutz wider jeden Angriff auf ſein Leben in der Unverletzbarkeit finden mußte, die ihm von der Conſtitution gegeben war. Mochte ſie mit dieſer hingefallen ſeyn, ſo behielt ſie doch ihre Kraft für alles, was vor dieſem Zeitpuncte geſchehen.

Nachdem der König mit ſeinen Vertheidigern den Nationalconvent wieder verlaſſen hatte, begannen Scenen, vor welchen die Menſchheit mit Abſcheu zurückbebt. Die Rotten, welche zu Robespierres Fahne gehörten, ſchrieen voll Sehnſucht nach dem Blute des ſogenannten Tyrannen. Die Girondiſten hatten mancherlei verſucht, was zur Rettung Ludwig's beitragen konnte. Sie hatten den beſoldeten Pöbel der Jacobiner von den Gallerien verdrängen wollen; ſie hatten ſich bemüht, den Herzog von Orleans mit ſeiner Familie zu verbannen. Aber wegen ihrer eigenen Nachläſſigkeit nach dem erſten muthigen Angriff, und durch die Schuld des glattzüngigen Barrere, war nichts zur Ausführung gekommen. Nun mußten ſie alles aufbieten, um durch die Appellation an das Volk es dahin zu bringen, daß dieſes in den Urverſammlungen dem Könige das Urtheil ſprach.

Robespierre wüthete wider einen ſolchen Verſuch, den er freilich mit Gründen nicht bekämpfen konnte, aber dagegen ſuchte er die Urheber deſſelben mitten unter ſeinen Klagen wegen des gemißhandelten Volkes, als Freunde des Königthums, als Genoſſen von La Fayette anzuſchwärzen. Wider ſeine Raſerei erhob ſich Vergniauds Beredtſamkeit zuerſt mit der Bemerkung, daß es eine Verletzung der Rechte des Volkes wäre, wenn man ohne ſeine Einwilligung das Todesurtheil über Ludwig den Sechszehnten ausſprechen wollte, da die Macht des Convents nur eine vorläufige, der Genehmigung des Volkes unterworfene Gewalt wäre. „Man klagt diejenigen,“ ſagte er, „welche dieſer Meinung beitreten, als Verſchworne wider die Freiheit an. Das wundert mich nicht. Es giebt Menſchen, bei welchen jeder Hauch ihrer Lippen eine Lüge wird; die Verleumdung iſt ihrer Natur eigenthümlich, ſo wie es der Natur der Schlange eigen iſt, daß ſie beſtändig Gift abſondert. Man klagt uns an! O wenn wir den ſchamloſen Stolz oder den heuchleriſchen Ehrgeiz unſrer Ankläger beſäßen, dann würden wir erzählen, mit welchem ununterbrochenen Muthe wir wider die Tyrannei der Könige, aber auch wider die gefährlichere Tyrannei der Räuber gekämpft haben, welche im Monat September auf den Trümmern der königlichen Herrſchaft ihre eigene gründen wollten.“

Er zeigte darauf, daß der Hinrichtung des Königs ſicher die Kriegserklärung von England und Spanien, und als ein weit größeres Unglück, die völlige Herabwürdigung des Convents folgen werde: wie eine Parthei jetzt von der Theurung des Brodes, der Seltenheit baarer Münze, dem ſchlechten Zuſtand der Armeen, den Ebenbildern des Elendes, auf welche man täglich ſtößt, die ſchuldige Urſache immer im Tempel fände, indem ſie recht gut wüßte, daß es ganz andere Gründe davon gebe; ſo würde ſie alsdann alle Laſt des Unglücks auf die Convention wälzen.

Auch Genſonne hielt eine herrliche Rede für die Appellation an das Volk; aber je größer der Triumph der Beredtſamkeit auf der Seite der Girondiſten war, deſto mehr ſuchten die Jacobiner Furcht und Schrecken in der Hauptſtadt zu verbreiten, deſto wilder wurde die Stimme der Anarchie. Die Debatten über den Prozeß des Königs wurden für geſchloſſen erklärt, und am vierzehnten Januar wollte man anfangen, die Stimmen über das Schickſal Ludwig's zu ſammeln. Namentlich ſollten die Repräſentanten zur Ablegung ihrer Stimmen aufgerufen werden, damit der Furchtſame es nicht wage, zur Rettung des Angeklagten zu ſtimmen, und ein noch beſtehendes Geſetz, daß zum Todesurtheile zwei Drittheile der richtenden Stimmen erfordert wurden, hob man für den gegenwärtigen Fall ausdrücklich auf, damit die bloße Mehrheit entſcheide.

Zuerſt ward über die Frage geſtimmt: ob Ludwig Capet einer Verſchwörung wider die Freiheit, eines Angriffs auf die Sicherheit des Staats, ſchuldig ſey oder nicht? Sechshundert ſechs und achtzig Stimmen bejahten es unbedingt, daß er ſchuldig ſey; nicht eine einzige ſprach ihn unbedingt frey.

Bei der zweiten Frage. Soll das Urtheil einer Sanction des Volkes unterworfen ſeyn? ſtimmten zweihundert drei und achtzig für die Appellation; durch eine beträchtliche Stimmenmehrheit ward dieſe verworfen.

Nun ward zuletzt die furchtbare Frage entſchieden: Welche Strafe hat Ludwig Capet verdienet? Da ſprachen Kerſaint, Lanjuinais, Manuel für die Gefangenſchaft deſſelben bis zum Frieden, für ſeine Verbannung nach dieſem Zeitpuncte. „Ich ſtimme für den Tod," ſagte Briſſot, „mit dem Vorbehalte, daß dieſes Urtheil erſt nach Genehmigung der Conſtitution vollzogen werde." Auch Bûzot verlangte, daß ein Zeitraum zwiſchen dem Urtheilsſpruche und der Vollziehung beſtimmt werden ſollte. „Geſtern," ſprach Vergniaud, „habe ich bereits den Angeklagten der Verſchwörung wider die Freiheit und die Sicherheit der Nation ſchuldig erklärt; heute darf ich nicht anſtehen, die verdiente Strafe über ihn auszuſprechen. Das Geſetz ſpricht; es ſpricht den Tod." Doch verlangte er, wie auch Louvet und Guadet, daß man wenigſtens über die Aufſchiebung der Vollziehung, wenn das Todesurtheil ausgeſprochen wäre, ſich berathſchlagen ſollte. Sie hofften, durch ein ſolches Zögern zu bewirken, daß ſich die Stimme der Nation laut gegen die Hinrichtung des Königs erheben möchte, und wenigſtens das zu erreichen, daß durch die vollendete Conſtitution, der Anarchie, die nach dem Königsmorde noch furchtbarer einzureißen drohte, ein Damm entgegengeſtellt werden konnte. Einige Girondiſten ſtimmten doch unbedingt für den Tod Ludwig's; unter ihnen auch Genſonne, welcher zugleich den Beſchluß verlangte, daß die Mörder des zweiten Septembers gerichtlich verfolgt werden ſollten. Ein Geräuſch des Unwillens entſtand in der Verſammlung, als der Herzog von Orlean's den Tod über das Haupt der Bourbons ausſprach. „Ich verſtehe es nicht,“ ſagte Robespierre nach einer langen Rede, „ſinnleere Worte, unverſtändliche Auslegungen dem Gebote der Pflicht und feſt beſtimmten Grundſätzen entgegenzuſtellen: ich ſtimme für den Tod.“ „Mit Tyrannen giebt es keine Unterhandlung,“ rief Danton. „Den Tod, ohne Umſchweif,“ ſagte Sieyes. „Der Baum der Freiheit,“ ſo redete Barrere, „wächſt nur begoſſen mit dem Blute aller Gattungen von Tyrannen. Das Geſetz ſpricht den Tod aus, und ich bin blos der Mund, durch welchen es ſpricht.“

Durch eine Mehrheit von fünf Stimmen wurde Ludwig zum Tode verurtheilt am ſiebzehnten Januar; unter dem Vorwande, daß unrichtig gezählt wäre, ſtieg dieſe Mehrheit bei einer neuen Umfrage am folgenden Tage durch einige wenige Stimmen. Kerſaint und Manuel legten ihre Repräſentantenſtellen in einer Verſammlung nieder, wo die Furcht tyranniſirte, wo nach ihrem Ausdrucke keine Männer waren.

Hätte der Nationalconvent auch nicht das Todesurtheil über den König ausgeſprochen; ſo wäre ſein Leben doch nicht gerettet worden. Auf jenen Fall nämlich hatte die Rotte von Robespierre, in Verbindung mit dem Herzog von Orlean's, deſſen Geld ſie brauchte, einen Aufſtand beſchloſſen, während welchem man ſich der königlichen Familie bemächtigen und Ludwig morden wollte. Wäre dieſer Mord vollbracht, ſo hätte die Nation durch die förmliche Hinrichtung ihres Königs nicht die Schuld eines nicht auszuſöhnenden Verbrechens auf ſich geladen.

Sobald das Todesurtheil ausgeſprochen war, ſchickte der Herzog von Orlean's ſeinen Mohr ab, daß er unter dem Fenſter des unglücklichen Ludwig's mit lauter Stimme es ausrufen ſollte, und die Rotten, die ihm gleich waren, trieben im Nationalconvent ihren unmenſchlichen Scherz mit dem Gedanken, daß die Menſchlichkeit es verbiete, die Hinrichtung Kapet's aufzuſchieben, daß man barmherzig ſeyn und ihn auf das Blutgerüſte ſchicken wolle, um ſeiner Angſt ein Ende zu machen. Es ward beſchloſſen, daß die Hinrichtung ohne Aufſchub vollzogen werden müßte.

Der Juſtizminiſter Garat ſtammelte und war verwirrt, als er dem Könige das Todesurtheil ankündigte; dieſer vernahm es mit Ruhe und entließ ſeine Todesengel nicht ohne gelaßne Würde. Er bat um einen Geiſtlichen, die Freiheit, mit ſeiner Familie ohne Zeugen reden zu dürfen, und um einen Aufſchub der Hinrichtung von drei Tagen, damit er ſich vorbereiten könne, in der Gegenwart Gottes zu erſcheinen. Dieſe letzte Bitte ward ihm abgeſchlagen; der Beichtvater ſeiner Schweſter Eliſabeth eilte in das königliche Zimmer. Durch die Unterredung mit ihm glaubte der fromme König Stärke genug gewonnen zu haben, um ſeine Familie ſprechen zu können.

Die Königin erſchien; der Schmerz hatte alle Tiefen ihres feurigen Geiſtes durchwühlt: einſt angebetet wegen ihres Urſprungs aus dem größten Hauſe und wegen der Gaben, von der Natur ihr geſchenkt, war ſie nun eine Sclavin verachteter Leute. Ruhiger war die Prinzeſſin Eliſabeth, und ſie zähmte ihren Schmerz beim Anblick der Leiden ihres Bruders; glücklicher durch die Beſchränktheit der Jugend fühlten die Dauphine und der Dauphin nur die Leiden der Eltern.

Drei Stunden war Ludwig unter ihnen, ſtets kämpfend mit der Qual, die ihn übermannen wollte. „Sie hoffte ihn am folgenden Morgen wieder zu ſehn,“ ſagte ſeine Schweſter beim Abſchied; er ſchwieg. Die Königin ſtürzte zur Erde und zerſchlug ſich die Bruſt; unter den fürchterlichſten Verwünſchungen wider ihre Feinde, drohte das Aechzen ihres Jammers ihr Herz zu brechen. Vor den Zimmern lauſchende Jacobiner wurden erweicht. Der König ſah ſtarr auf den Boden, als die

Einigen ſich entfernt hatten. „Das war ein ſchrecklicher Augenblick!“ ſagte er endlich mit einem tiefen Seufzer. Er hatte diejenigen zum letztenmal und bedroht von einer furchtbaren Zukunft geſehen, welche die Freude ſeines Lebens geweſen waren.

Die Religion, in welcher er erzogen, verwandelte alle ſeine Schwächen in Stärke. Nachdem er am Morgen des ein und zwanzigſten Januars 1793, des Tages ſeiner Hinrichtung, die Meſſe gehört hatte, folgte er ruhig dem Generalcommandanten Santerre, welcher ihn zum Revolutionsplatze führen ſollte; in der Kutſche des Maire fuhr er zu demſelben. Seine Todesgebete auf dem Wege gaben ihm Heiterkeit und Kraft. Am Fußgeſtelle der zertrümmerten Statüe Ludwig's des Funfzehnten war das Blutgerüſte errichtet. Wehmüthig wandte der König von demſelben den Blick nach den Thuillerien, in deren Angeſicht er hingerichtet werden ſollte, auf die unzählige Menge des ſchweigenden Volkes, die bewaffnete Bürgermiliz, das ſchwere Geſchütz, welches das Blutgerüſte beſtrich. Entkleidet, mit abgeſchnittenen Haaren, die Hände auf dem Rücken gefeſſelt, ſtand er, um zu ſeinen ehemaligen Unterthanen zu reden. Sogleich verſtummte die kriegeriſche Muſik. „Franzoſen, ich ſterbe unſchuldig,“ ſagte er mit lauter Stimme, „ich vergebe allen meinen Feinden, und wünſche, daß Frankreich“ — Santerre gab ein Zeichen; in dem Getöſe der Trommeln ward die Stimme des Königs nicht vernommen. Die Scharfrichter ergriffen ihn. „Ich wünſche, daß mein Tod das Wohl der Franzoſen befördern möge," ſprach er zu den Umherſtehenden. Er legte ruhig ſein Haupt hin. Das tödtliche Eiſen fiel. Hoch lebe die Nation! erſcholl das Jubelgeſchrei der Zuſchauer, als der abgeſchlagene Kopf des Königs ihnen gezeigt wurde.

§. 51.

Nach der Hinrichtung Ludwig's des Sechszehnten loderte das Kriegsfeuer auf allen Seiten wider Frankreich auf, deſſen Fahnen der Sieg nicht untreu geworden war, nachdem die Feinde waren gezwungen geweſen, ſeine Gränzen zu verlaſſen. Dumouriez hatte ſeinen Lieblingsplan, die Eroberung der öſtreichiſchen Niederlande, glorreich ausgeführt. Nach der Ueberwindung vieler Hinderniſſe, welche ihm der Partheigeiſt in den Weg legte, durch ſeine gewöhnliche Gewandtheit, ſah er ſich an der Spitze eines Heeres, welches dem öſtreichiſchen unter dem Herzog von Sachſen-Teſchen, ſelbſt nach ſeiner Vereinigung mit dem General Clairfait, ſehr überlegen war. Nicht ſowohl dieſe Ueberlegenheit an Zahl der Truppen, ſondern vielmehr die glückliche Diſpoſitionen des franzöſiſchen Feldherren, einzelne heroiſche Handlungen ſeiner Krieger, und vorzüglich der wüthende Muth der Republicaner, welcher ſich jetzt zum erſtenmal in ſeiner ganzen Stärke zeigte, entſchied in der

Schlacht bei Gemappe das Schickſal der öſtreichiſchen Niederlande (Nov. 6. 1792.). Mit dem Stolz eines republicaniſchen Feldherren, für welchen er ſeiner Denkart nach wenig Sinn hatte, wußte Dumouriez ſein Betragen, ſeine Sprache treflich zu bekleiden: „Jetzt," ſagte er zu Brüſſel, „jetzt, da die Belgier von mir auf den Weg der Freiheit geführt ſind, ziehe ich weiter, um die Tyrannen ſo lange zu verfolgen, bis keiner von ihnen innerhalb dieſer Provinzen mehr übrig iſt."

Allein die Belgier ſahen die ſiegreichen Züge der Franzoſen, welche ſelbſt Aachen beſetzten, nur darum mit Freude, weil ſie hofften, daß nun endlich ihre bisherigen Stände die Macht erreichen würden, nach welcher ſie mit ſo bitterm Haſſe wieder die öſtreichiſche Regierung geſtrebt hatten: eine Verfaſſung nach franzöſiſchen Grundſätzen der Freiheit war für ſie ein unbrauchbares, gefährliches Werkzeug, und die muthwillige Verachtung, mit welcher die Eroberer die Religion der Väter behandelten, erregte ihr Entſetzen.

Weit mehr waren für die neue Denkart der Franzoſen die Lütticher gebildet, die auch ſogleich thätiger waren, da hingegen die Belgier bald dahin kamen, daß ſie bei dem ſchnellen Wechſel der Kriegsbegebenheiten mit Ruhe erwarteten, auf welchen Punct ſie endlich das Schickſal bringen werde. Alle Mittel, ſie für die neue Freiheit zu begeiſtern, ſchlugen kaum hier und da einen

Funken hervor; ſie wollten, einem Beſchluß des Nationalconvents gemäß, nicht der Freiheit und Gleichheit ſchwören, und noch viel weniger das Gelübde thun, daß ſie ſich der Vollziehung aller conſtitutionsmäßigen Geſetze unterwerfen wollten, welche von der Nationalconvention vorgeſchlagen und von der Mehrheit des belgiſchen Volkes würden angenommen ſeyn. Wäre ihr Widerwillen gegen einen ſolchen Beſchluß aus dem Gefühl einer Nation gefloſſen, daß ſie ſich völlig unabhängig ihre Verfaſſung bilden müſſe, ſo hätte er Ehrfurcht verdient; aber er hatte ſeine Quelle in jener Denkart, welche die Kirchen entweiht ſah, wenn die Urverſammlungen in ihnen gehalten wurden.

Dieſer Zwieſpalt zwiſchen den Franzoſen und Belgiern konnte für die erſten gerade in dem gegenwärtigen Zeitpuncte die verderblichſten Folgen haben. Der franzöſiſche Geſandte am engliſchen Hofe hatte Befehl erhalten, die Inſel zu verlaſſen, ſobald die Nachricht von der Hinrichtung des Königs nach London gekommen war, und es ergab ſich deutlich aus den Reden des Miniſters Pitt, daß man den Krieg mit Frankreich als unvermeidlich anſah, daß Großbrittannien, nach dem Ausdrucke von Fox, auf dem Puncte ſtand, einen Krieg der Meinungen zu führen. Entrüſtet wider das engliſche Miniſterium ſagte Briſſot im Nationalconvent: „es wäre der barbariſche Wunſch des Königs von Großbritannien, daß England lieber zu Grunde gehen ſollte, als daß er die Befeſtigung der franzöſiſchen Republik ſehen müßte; es wäre nur die Abſicht der engliſchen Regierung, den Schein des Angriffes zu vermeiden, und die franzöſiſche Nation deſſelben vor der brittiſchen anzuklagen. Dieſe letzte würde, nicht hingeriſſen durch die Läſterungen der Miniſter, in der Revolution der Franzoſen nichts als die Wiedereroberung ihrer Rechte, in der Stiftung des Freiſtaates nichts als das ſicherſte Mittel, Freiheit und Gleichheit zu erhalten, in der Hinrichtung Ludwig's nichts weiter erblickt haben, als ein großes Beiſpiel der Gerechtigkeit. Der Redner ſprach dann die prophetiſchen Worte aus, daß die gegenwärtigen brittiſchen Miniſter ihre Tage nicht im Schooße der Ruhe endigen würden, wie North und ſeine Genoſſen für das Verbrechen des Krieges wider Nordamerica durch den Verluſt ihrer Stellen für hinlänglich beſtraft wären gehalten worden; ſondern daß dereinſt die engliſche Nation den am Ruder ſitzenden Verräthern ihr Recht anthun, daß es noch einmal für die Strafford und die Laud der gegenwärtigen Regierung Blutgerüſte geben werde. Durch den großen Gedanken, daß der franzöſiſche Bürger für alle Nationen Europas ſtreite, daß ſchon einige ſeiner Feinde die Früchte ſeines Muthes ſammlen, und drei Millionen Menſchen in Irland frei ſeyn werden, weil ſeine Grundſätze an ihren Ufern landen würden, begeiſterte er den Nationalconvent für die Kriegserklärung wider Großbritannien. Doch erklärte, den Ausdrücken des Beſchluſſes der Repräſentanten gemäß, die franzöſiſche Nation, daß ſie nur mit dem

Könige von England, und zugleich mit dem Statthalter der vereinigten Niederlande, im Kriege begriffen ſey.

Am erſten Februar hatte Briſſot wider Großbritannien geredet; am ſiebenten Marz drang Barrere auf die Kriegserklärung wider Spanien, welches offenbar ſeit der Hinrichtung Ludwig's des Sechszehnten Frankreich mit einem Kriege bedrohte, vor welchem es ſich ſelbſt wegen ſeiner Ohnmacht ſcheute; es vertraute zu ſehr auf die Macht, die wider den gemeinſchaftlichen Feind zuſammen getreten war, und hatte nachher Klugheit genug, dieſen Fehler zur rechten Zeit einzuſehen. „Laßt uns,“ ſagte Barrere, „Freiheit und Gleichheit nach Spanien bringen, dann werden wir mit Wahrheit ſagen können: es giebt keine Pyrenäen mehr! Wir werden es zum Glück der Welt ſagen können!“ Der Nationalconvent erklärte, daß die franzöſiſche Nation mit dem Könige von Spanien im Kriege begriffen ſey. Portugall, welches ohnedies wie Holland von Großbritannien abhängig war, konnte ſich dem Bündniſſe, welches zwiſchen dem engliſchen und ſpaniſchen Hofe geſchloſſen wurde, nicht entziehen, und die Franzoſen hatten alſo an ihm einen neuen Feind. Sehr froh war der König von Sardinien, welcher ſchon viel verloren hatte, daß er ein Mitglied des Bundes werden konnte, welchen das brittiſche Miniſterium nun mit raſtloſem Eifer wider Frankreich zu Stande brachte; ſpäter trat der neapolitaniſche Hof in denſelben, denn er durfte es nicht wagen, ſo lange noch keine engliſche und ſpaniſche Seemacht zu ſeinem Schutz im mittelländiſchen Meer erſchienen war.

Dumouriez hätte gern ſchon vor der Kriegserklärung wider das Haus Oranien einen Einfall in Holland gethan, wo man in keiner Hinſicht zum Kriege vorbereitet war, und die Patrioten bereit ſtanden, ſich mit dem Heere der Freiheit zu vereinigen, zumal da der franzöſiſche Feldherr es verſtand, ihnen zu verbergen, welche Freiheit er ihnen brachte, aber alle Wunden ihres Haſſes wider die Preußen wieder blutend zu machen. „Bataver,“ ſagte er in einem Manifeſte, nicht ohne eine Pralerei, welche ſelbſt die Politik nicht billigt, „faſſet Zutrauen zu einem Manne, deſſen Namen euch bekannt iſt, welcher ſtets hielt, was er verſprach, welcher freie Männer zum Kampf anführt, und vor welchem die Preußen, jene Trabanten eurer Tyrannen, ſchon geflohen ſind, und noch fliehen werden.“

Die große Schnelligkeit, mit welcher **Dumouriez** zu derſelben Zeit, da er Maſtricht belagern ließ, den Anfang der Eroberung der vereinigten Niederlande glücklich vollführte, warf ein eben ſo günſtiges Licht auf ihn, als ein nachtheiliges auf das holländiſche Militair. Am zwei und zwanzigſten Februar war er mit den letzten Colonnen ſeiner Armee aus Antwerpen gezogen, und ſchon drei Tage nachher ergab ſich die Feſtung Breda; nach einer beſſern Vertheidigung ward Clundert erobert, aber ſehr ſchnell fiel Gertruidenberg; und ſchon waren die Franzoſen gerüſtet, im März in Holland einzudringen, als ein ſchneller Wechſel des Kriegsglückes erfolgte, den jeder vorherſehen konnte, welcher den Stand der Partheien in Paris kannte und die

Zerrüttung der franzöſiſchen Heere ſah, welche das zurückgedrängte öſtreichiſche nicht hatten hindern können, den Winter zwiſchen der Herſel und Roer zuzubringen, und friſche Truppen an ſich zu ziehen.

In den erſten Tagen des März warf ſich die öſtreichiſche Armee auf die ſorgloſen franzöſiſchen Krieger, unter welchen durch den Mangel an den nothwendigſten Mitteln zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe, und durch die Sicherheit ihres Oberfeldherren, welcher ſchon neue Eroberungen begann, die Kriegszucht gänzlich verfallen war. Der Liebling von jenem, der General Valence, ward bis in Brabant zurückgedrängt, und die Belagerung von Maſtricht mußte mit großem Verluſt aufgehoben werden. Dumouriez eilte von den holländiſchen Gränzen herbei, um zu verſuchen, ob er durch kühne Schlachten das Glück zu den franzöſiſchen Fahnen zurückbringen könne. Anfänglich gelang es ihm, unter blutigen Gefechten den Feind zurückzudrängen; allein an dem entſcheidenden Tage bei Neerwinden (März 18.) war trotz der fürchterlichen Tapferkeit, mit welcher die Franzoſen fochten und ihr Feldherr ſie anführte, nach einem Kampfe von eilf Stunden die Lage derſelben ſo unglücklich, daß ſie ſich am folgenden in großer Unordnung zurückziehen mußten. Nun war es unvermeidlich, daß nicht nur die eroberten holländiſchen Städte, ſondern alle belgiſche Provinzen wieder verloren gingen.

Dumouriez war nun in der gefahrvollſten Lage. Anfänglich ſuchte er zwar durch räthſelhafte Briefe ſein

Unglück zu verbergen; aber die Wuth der Rotte von Robespierre und Marat wider ihn, welche ihn ſchon verfolgen mußte, weil er ausgezeichnete Talente und Bildung beſaß, war deſto unverſöhnlicher, weil ſie in ihm einigermaaßen ein Glied der Gironde zu ſehen glaubte: und dieſe haßte ihn wegen der Maximen, nach welchen ſein unſtätes Betragen eingerichtet war, wiewohl ſie ohnedies bei ihrem ſinkenden Anſehen ihm keinen bedeutenden Schutz verleihen konnte. Das Schickſal von La Fayette ſchreckte ihn von einer Flucht zurück, welche nothwendig ſchien, wenn er nicht auf dem Blutgerüſte ſterben wollte, und überdies ward ſie ihm von ſeinem Ehrgeitze verboten. Sein gewandter Geiſt hielt ihm ſogleich einen Entwurf vor, wie er ſich retten, an ſeinen Feinden rächen, und die Republik vernichten könnte, in welcher für ihn auf keine glänzende Rolle mehr zu rechnen war.

Er begann Unterhandlungen mit dem Befehlshaber der öſtreichiſchen Armee, dem Prinzen von Coburg, als er die Nachricht bekam, daß vier Deputirte des Nationalconvents mit dem Kriegsminiſter Beurnonville, der ſein Nachfolger werden ſollte, abgeſandt wären, ihn gefangen nach Paris zu führen. Sobald ſie bei ihm angelangt waren, ließ er ſie ſelbſt in Ketten legen, und ſandte ſie gefeſſelt in das öſtreichiſche Lager. Vor dem feindlichen Heere wollte er nun mit dem ſeinigen nach der Hauptſtadt ziehen, und das Königthum wieder herſtellen. „Vier Deputirte des Nationalconvents,“

ſagte er in ſeinem Manifeſt an die franzöſiſche Nation vom zweiten April, „kamen mit einem Decrete, mich vor die Schranken zu führen; der Kriegsminiſter Beurnonville, mein Zögling, war ſchwach genug geweſen, ſie zu begleiten. Von den Begleitern dieſer treuloſen Emiſſarien höre ich, daß ſich verſchiedene Mördergruppen ſchon auf dem Wege befinden, um mich noch vor meiner Ankunft in Paris umzubringen.“ Der Prinz von Coburg erklärte bald darauf, daß er in dem Manifeſte des Generals Dumouriez die Grundſätze eines Mannes fände, welcher redlich wünſchte, ſeinem Vaterlande eine weiſe und feſtgegründete Verfaſſung zu geben, und daß er die Abſicht deſſelben, den conſtitutionellen König wieder herzuſtellen, mit der ganzen ihm anvertrauten Macht unterſtützen werde.

So entſcheidend dieſe Wendung der öffentlichen Angelegenheiten für Frankreichs Schickſal anfänglich zu werden ſchien, ſcheiterte doch bald der ganze Plan der Heerführer an dem patriotiſchen Sinne der franzöſiſchen Krieger, und der furchtbare Dumouriez, mit Recht von ihnen bewundert, ſah ſich gezwungen, mit Lebensgefahr und von den Schüſſen ſeiner eignen Truppen verfolgt, zum Feinde zu fliehen. Nur den Vortheil brachte ihm die Gewandtheit und Gegenwart des Geiſtes, welche er bei ſeinen letzten Handlungen, wie immer, gezeigt hatte, daß er nach ſeiner Flucht wenigſtens die Freiheit behielt. Doch ward ihm vielleicht auch deshalb ein günſtigeres Schickſal, als dem unglücklichen Fayette zu Theil, weil ihn nicht, wie dieſen, der Haß des engliſchen Miniſteriums verfolgte.

Der angebetete Feldherr, welcher nicht ohne Grund als der Schutzgott Frankreichs betrachtet war, hatte als Verräther entfliehen müſſen, das Heer war zerrüttet, und durch eine Reihe von Niederlagen geſchwächt, ohne Anführer, und gefeſſelt durch die Furcht vor Verräthern in ſeiner Mitte, da hingegen die ſiegreiche feindliche Armee durch neue Verſtärkungen zu einer immer größern Uebermacht anwuchs. Dennoch war es nicht die Gefahr von dieſer Seite, wodurch der franzöſiſche Staat jetzt näher, als jemals, an den Abgrund geſtellt wurde. Sie war nur eines von den vielen Mitteln, deren ſich die Rotten von Marat, Robeſpierre und Danton bedienten, um die Gironde, und mit ihr das Heil von Frankreich, auf lange Zeit zu vernichten, die ungeheuerſte Tyrannei zu ſtiften.

Die ſtolze Selbſtzufriedenheit der Girondiſten, und die Verachtung, mit welcher ſie auf Danton und Robeſpierre herabſahen, hatte dieſen ſchon lange den Triumph verbreitet, als ein Fehlgriff, welchen eigentlich die Gemahlin von Roland that, der Gironde eine unheilbare Wunde verſetzte.

Voll Vertrauen auf ihren wahrhaft tiefen pſychologiſchen Blick, mit welchem ſie ſchärfer, als alle die geiſtreichen Männer ihrer Parthei, diejenigen beurtheilte, welche den Kreis derſelben berührten, richtete ſie die Aufmerkſamkeit ihres Mannes auf den berüchtigten Pache, welchen ſie ſchon lange gekannt hatte. Das ganze bisherige Leben deſſelben ſprach für die Einfalt und ſtrenge Tugend, wodurch ſein Aeußeres, ſeine Reden, ſeine Handlungen ihren Character zu erhalten ſchienen; aber er hatte meiſterhaft die unedlen Gründe, die ihn zu Veränderungen ſeiner Lage beſtimmten, durch den Vorwand einer unauslöſchlichen Liebe zur Freiheit zu verbergen gewußt; Ehrgeiz ſchien gänzlich von ihm entfernt zu ſeyn; aber die ungeheuere Gewalt, mit welcher er ſein Inneres zerrüttete, hatte bisher noch keine Gelegenheit gefunden, wo es ihm der Mühe werth ſchien hervorzubrechen. Mit großem Fleiß und dem Scheine völliger Anſpruchloſigkeit arbeitete er unter Roland, welcher ihm auf den Rath ſeiner Gemahlin ſein höchſtes Vertrauen ſchenkte. Welche herrliche Stütze für die Gironde ſchien ein ſolcher Mann zu ſeyn, der ihr ſeine Talente weihte, ohne eine Ahnung von Ehrgeiz zu haben! Pache wurde auf Roland's Empfehlung Kriegsminiſter.

Nun ſtand er auf dem Puncte, wo er die Hülle ſeines Lebens abwerfen konnte, und ſein Ehrgeiz Nahrung genug fand. Zuerſt gebot ihm dieſer nun, ſich als Nebenbuhler von Roland zu betrachten. Schon längſt hatte er es dieſem nicht verzeihen können, daß ihm jene Einfalt der Sitten und des Characters, welche er mit ſo vielen Aufopferungen ſich künſtlich erworben hatte, als ſchöne Gabe der Natur verliehen war, und gern überließ er ſich jetzt einem Strome von Laſtern, um nur eine glänzendere Rolle als der Miniſter der inneren Angelegenheiten zu ſpielen. Er geſellte ſich zu den Rotten der Anarchie, weil er unter der Gironde immer hinter Roland hätte ſtehen müſſen.

Sogleich erwuchs aus der Vereinigung des Kriegsminiſters mit der wilden jacobiniſchen Parthei ein ſchändlicher Plan, das ſiegreiche Heer von Dumouriez in Zerrüttung zu bringen, theils weil die Ordnung, welche die Sicherheit des Vaterlandes wider auswärtige Feinde herbeiführen konnte, ihnen verhaßt war, theils weil die großen Summen, welche der Armee hätten zufließen ſollen, für ihre gräßlichen Abſichten benutzt werden, ein Opfer für ihre Habſucht ſeyn mußten.

Schon hatte Pache als Kriegsminiſter ſein teufliſches Werk glücklich begonnen, als er auf einen Poſten durch die Freunde der Anarchie geſtellt wurde, wo er ihr zu Gefallen die Hauptſtadt, und durch ſie das ganze Frankreich in die greuelvollſte Verwirrung ſtoßen konnte: er wurde Maire von Paris. Dagegen dämmerte für die Ordnung wieder einige Hoffnung auf, als die jacobiniſchen Rotten wähnten, in dem männlich geſinnten Beurnonville ein Werkzeug für ihre Abſichten zu finden, und ihn daher gern als Kriegsminiſter ſahen, obgleich ihn Dumouriez ſeinen Sohn nannte. Den Namen des franzöſiſchen Ajax, welchen ihm dieſer Feldherr gleichfalls beigelegt hatte, verdiente Beurnonville vielleicht am erſten durch ſeinen Muth gegen die Rotten in Paris.

Wenn ſich die Parthei von Robespierre, Marat und Danton in dem neuen Kriegsminiſter betrogen fand, ſo hatten ſich die Gironde zu ihrem Verderben in dem Juſtizminiſter **Garat**, welcher durch ſie erhoben war, noch mehr getäuſcht. Nach dem Grundfehler ihrer ganzen Anſicht der Menſchen ließ ſie ſich durch die glänzenden Talente und die Cultur dieſes Mannes verführen, ſeinen Character ungeprüft ſich als edel zu denken, und zu hoffen, daß er als Juſtizminiſter gegen ſie und das Vaterland wieder gut machen werde, was **Danton** als ſolcher geſchadet hatte*). Sie bemerkte nicht, daß **Garat** nur Sinn für eine großmüthige Denkart, und die Fähigkeit beſaß, in einer ſchönen Sprache die Individualität derſelben zu ſchildern, aber durch Feigheit des Characters verhindert wurde, ſich ſelbſt den Beſitz von ihr zu erwerben, und es unentſchieden blieb, ob er, mit Muth begabt, nicht lieber dem Laſter, als der Tugend mit Feſtigkeit zugethan ſeyn würde. Kaum war er Juſtizminiſter geworden, ſo ſchwankte er nach allen Partheien hin, und der Angriff der Gironde auf die Mörder in den Tagen des Septembers, deren gerichtliche Verfolgung den Häuptern der jacobiniſchen Rotten den Schleier entreißen mußte, mißlang vornehmlich durch ſeine Vernachläſſigung des Befehls, die Mordthaten zu unterſuchen und zu beſtrafen, durch ſeinen Bericht über dieſelben an den Nationalconvent. „Ihr müßt Alles,“ ſagte er, „der

---

*) Dieſes, von dem im Nachtrag zur Selbſtbiographie erwähnte, abweichende Urtheil über Garat war ein früheres des Verfaſſers. Jenes gründete ſich auf die Rechtfertigung dieſes Staatsmannes in ſeinen Memoiren, und deren Studium. Woltmann hielt ſie für eines der claſſiſchen Geſchichtswerke der Neueren. A. d. H.

Vergeſſenheit übergeben, oder nichts. Die Gerechtigkeit iſt es, welche bisweilen fordert, daß man ihr einen Schleier über die Augen werfe, der ſie verhindert zu ſehen. Diejenigen Völker der Erde, welche die Tugenden und die Rechte der Geſellſchaft am beſten kannten, haben ſolche Beiſpiele gegeben.“

Im Miniſterium hatten die Girondiſten nun keine Stütze mehr, denn Roland hatte den Tag nach der Hinrichtung des Königs ſeinen Abſchied gefordert; die Schrekken der Anarchie überwältigten ſie bald hier, bald dort, und die neue Gefahr, welche ſich von allen Seiten unaufhörlich herandrängte, ließ ihnen keinen Zeitpunct der Ruhe, daß ſie in der Betrachtung über die Natur der vergangenen Mittel, Mittel wider die Zukunft hätten finden können. Sie hofften nun einzig von Vollendung der neuen Conſtitution eine beſſere Ordnung der Dinge, und achteten es daher für einen großen Augenblick, als ſie im Februar dem Nationalconvente vorgelegt werden konnte.

Einige der vornehmſten von ihnen hatten vorzüglich mit Sieyes und Barrere an derſelben gearbeitet. Wenn ſie ſich von der vorigen nicht unterſchied, in Hinſicht auf die allgemeinen Grundſätze über Gleichheit und Freiheit der Menſchen, Eintheilung des Landes u. ſ. w.; ſo mußten der Freiſtaat und die Einheit deſſelben, welche in ihr aufgeſtellt wurden, ſchon eine characteriſtiſche Verſchiedenheit hervorbringen. Außerdem aber zeichnete ſie ſich durch das Beſtreben, den Bürgern die unmittelbare

Ernennung der Geſetzgeber ohne die Dazwiſchenkunft der Wahlherren zu verleihen, und das Verhältniß aus, welches ſie zwiſchen dem Corps der Geſetzgeber und einem Nationalconvente feſtſetzte. Jener ſollte die völlige Ausübung der geſetzgebenden Gewalt haben, inſofern dieſelbe nicht auf die Conſtitution und die Abänderung derſelben ging, dieſer mußte berufen werden, wenn die Conſtitution verändert werden ſollte; und ob dies nothwendig ſey, entſchied die Mehrheit der Bürger. So ſchien es nach den beiden angeführten Anordnungen, als wenn durch dieſen neuen Plan der Verfaſſung Frankreichs immerwährende Unordnung unvermeidlich würde. Allein in ſeinen Beſtimmungen über die Urverſammlungen, über die ganze vollziehende Gewalt, herrſcht eine ſolche ängſtliche und ſcharfſinnige Genauigkeit, daß die Urheber deſſelben unverkennbar ihr Beſtreben darlegten, mit der gränzenloſeſten Freiheit des Volkes den Geiſt der Ordnung zu vereinigen.

Selbſt der Pöbel auf den Gallerien hatte ruhig zugehört, als Genſonné am funfzehnten Februar dieſe Conſtitution vorlas. Kaum aber hatte Marat ſich nach beendigter Vorleſung in pöbelhaften Ausdrücken wider den Plan erklärt, welcher ein Meiſterſtück der Ariſtocratie und ein Inſtrument wäre, welches nach dem Gutdünken der Feinde Frankreichs immer geſchraubt werden könnte: ſo erhob ſich ein lautes Geſchrei. Im Club der Jacobiner, in allen Volksgruppen ward der Plan zum Gegenſtande boshaften Spottes und hämiſcher Urtheile gemacht;

im Nationalconvent aber begann jedesmal ein Sturm, wann die Berathſchlagung über ihn angefangen werden ſollte, und alle Mittel wurden in Bewegung geſetzt, die gänzliche Aufhebung derſelben zu bewirken.

Neue Hülfsquellen wurden den Rotten der Anarchie eröffnet, als um dieſe Zeit der Herzog von Orleans ſeinen geſtorbenen Schwiegervater, den Herzog von Penthievre beerbte, nachdem er ſein eignes ungeheures Vermögen ſchon den Böſewichtern, welche ſich ſeine Freunde nannten, geopfert hatte. Fürchterlich war ſein Schickſal ſeit der Hinrichtung Ludwig's des Sechszehnten. Wahrſcheinlich dachten die Partheien der Anarchie in Paris nie mit Ernſt daran, ihn zum Haupte des Staates zu erheben, und vielleicht waren Dumouriez und ſeine Anhänger, nachdem das Kriegsglück ſich wider ſie erklärt hatte, die einzigen, welche den Plan hatten, das Königthum an das Haus Orleans zu bringen. Wenigſtens hätten jene Partheien ihren Philipp Egalité nur auf kurze Zeit zum Dictator gemacht, ſo lange ſie ſeiner wider den Convent noch bedurften, und dann in den Abgrund geſtürzt. Er traute dieſen Verbrechern ſelbſt nicht, und fürchtete jeden Augenblick, vielleicht auch auf ihr Anſtiften, ermordet zu werden. Ein lederner Panzer unter ſeiner Kleidung bedeckte ſtets ſeinen Körper; Mörder in ſeinem Solde, aus deren Geſichtszügen ihre Verruchtheit jeden anſprach, welcher ſich nahte, bewachten alle Zugänge zu ſeinem Palaſte, zu ſeinen Zimmern; ſie begleiteten ihn ſtets, wenn er ſeine Wohnung verließ.

Mit der Wuth, dieſen unſeligen Zuſtand zu endigen, ſtürmte er, mit der Macht aller Laſter zogen die Rotten ſeiner Genoſſen und der Jacobiner wider den Convent, welcher im Sturze der Gironde ſeine Vernichtung erhalten ſollte: vielleicht giebt die Geſchichte nie Aufklärung über die dämmernden Spuren von der Einmiſchung einer fremden Macht in das Chaos von Frechheit, Verrätherei und Liſt, welches ſich um den beſſern Theil der Repräſentanten zuſammenzog. Einzelne Blitze brachen an allen Seiten hervor; man fühlte ſeit der Mitte des Februars, daß ein ungeheurer Schlag vorbereitet, erwartet wurde. Paris fühlte es mit unruhigem Leichtſinn; es war, als wenn ein böſer Geiſt in der Stadt umherging, um durch ſeine Neckereien Angſt zu erwecken, die bald vorüberging, damit das ungeheure Verbrechen, welches folgen ſollte, weniger Entſetzen errege.

Proſcriptionsliſten wurden umhergegeben; künſtliche Hungersnoth ward durch Boten der Jacobiner bewirkt, die auf den Landſtraßen die Lebensmittel zurückhielten, welche nach der Hauptſtadt gebracht werden ſollten; Marat forderte die Köpfe von einigen hunderttauſend Menſchen und die Ermordung vieler Repräſentanten; die gräßlichſten Mörder, welche in Avignon ſich in Blut berauſcht hatten, und die Geſellſchaft der Eisgrube genannt, vom Herzog von Orleans beſoldet waren, beſetzten nun die Gallerien des Convents; Plünderungen wurden unter der Anführung von Geſetzgebern am lichten Tage vorgenommen.

So nahte unter drohenden Zeichen der neunte März. An dieſem Tage thaten die Rotten der Anarchie den Vorſchlag zu einem Revolutionstribunale. Zwar gab es ſchon einen Gerichtshof, welcher über Verbrechen wider die Revolution richten ſollte; aber ſeine Einrichtung taugte nicht für ein ungeheures Verfahren.

Jetzt ward beſchloſſen, daß ein außerordentliches peinliches Tribunal, von welchem keine Appellation ſtatt fände, und welches alle Feinde der Revolution verurtheilte, errichtet werden ſollte. Die Mitglieder deſſelben wurden ſogleich durch ſchriftliche Stimmenſammlung unter den Repräſentanten gewählt, und wenn die Ernennung der rechtſchaffenſten Girondiſten zu Beiſitzern dieſes Gerichtshofes ein Beweis war, daß die Mehrheit für Ordnung und Gerechtigkeit ſey, ſo diente der Erfolg der Verhandlung über das Revolutionstribunal zum ſchrecklichen Zeugniß von der tyranniſchen Herrſchaft der Mörder auch über die muthigeren, edelſten Repräſentanten. Die Rotten von Marat und Robespierre erhoben unmittelbar nach der Wahl ein fürchterliches Geſchrei, und ihre befreundeten Mörder auf den Gallerien drohten den ernannten Girondiſten mit den Waffen.

Dieſe hätten lieber ſterben, als nun zurücktreten ſollen; ſie lehnten die Wahl von ſich ab, es ward laut geſtimmt, und nur Theilnehmer an dem Blutbad im September wurden Richter des neuen Tribunals. Unmittelbar darauf that Danton den Vorſchlag, daß alle wegen Schulden Gefangne freigelaſſen werden ſollten; und man machte ihn ſogar mit dem Zuſatze zum Beſchluß, daß auch hinfort niemand wegen Schulden gefangen geſetzt werden dürfte. Den Rotten der Anarchie erwuchs aus dieſem Schluß ein Heer der verderblichſten Feinde der Ordnung.

Ein wilder Vorſchlag drängte nun den andern, unterdeſſen die bewaffneten Rotten ihren Zug antraten: eine permanente Sitzung hatte Danton verlangt, damit der Schleier der Nacht über die Verbrechen gedeckt werden konnte. Welchem beſtimmten Zwecke für jede der theilnehmenden Partheien dieſelben geweiht ſeyn ſollten, wird die Geſchichte wohl nie völlig entwickeln können. Darin nur vereinigten ſich alle, daß in der Nacht des zehnten März durch einen Hauptſturm der Convent zerſchmettert werden ſollte.

Der Maire Pache und der Generalcommandant Santerre ſcheinen an eine Erhebung des Herzogs von Orleans gedacht zu haben; Marat fröhnte wohl nur der Anarchie; Robespierre war für den Sturm dieſer Nacht, weil zwanzig der talentvollſten Repräſentanten ermordet werden ſollten, und er hoffte, daß der Sturm, wie bisher immer in den Epochen der Revolution, ihn mit keiner Gefahr in dem Winkel berühren werde, wo er ſich verbergen könnte; Danton endlich, ſah den Sturz der Gironde als das einzige Mittel ſeiner

Rettung an, denn er wußte, daß ſie nicht ruhen werde, bis die Mörder in den Septembertagen beſtraft wären.

An zwei Urſachen ſcheiterte der ganze furchtbare Plan dieſer Nacht. Die meiſten auserkohrnen Schlachtopfer wohnten der Sitzung nicht bey, ſondern hatten ſich in Haufen verſammelt, und der Miniſter Beurnonville, der auch ermordet werden ſollte, entkam den Meuchelmördern, indem er über die Mauern ſeines Gartens kletterte, um ſich an die Spitze von zwei Bataillons zu ſtellen, und dem Nationalconvente zu Hülfe zu eilen. Die feigen Mörder zitterten nun, und die Municipalität von Paris eilte, eine Anzeige des Aufruhrs bei den Geſetzgebern zu machen.

Als am zehnten März ſich der Convent verſammelte, herrſchten anfänglich Furcht und Beſtürzung auf der Seite ſowohl der Girondiſten, als der Partheien der Anarchie. Sobald dieſe ſich aber wegen der vergangnen Nacht nicht mit Nachdruck angegriffen ſahen, erhoben ſie ſich deſto frecher, und Robespierre ſchlug vor, daß die ganze ausübende Gewalt einem Ausſchuß auserleſener Patrioten anvertraut werden ſollte. Danton unterſtützte ihn mit ſeiner donnernden Stimme, und rief, daß man Frankreich in Gang bringen müſte. Was ihm an ſeinem Rufe liege? Wenn das Vaterland nur frei würde; ſo möchte ſein Name auf ewig geſchändet ſeyn.

Indeſſen war der Muth der Gironde wieder geſammelt worden, und durch die fürchterlichen Schritte, welche ihre Feinde thaten, blieb ihr der Abgrund nicht länger verborgen, an welchem ſie ſtand. Nur Vergniaud verharrte bei ſeinem genialiſchen Stolze, ſeiner unglücklichen Verblendung. Seine Brüder übertrugen ihm, als dem beſten Redner unter ihnen, das Geſchäft, in einer Rede die letzte Verſchwörung dem Convente darzuſtellen. Anſtatt aber daß ſein Geiſt geradezu auf den Kopf der Verſchwornen die Keule ſchwingen ſollte, gab er die Bewegungen der aufrühreriſchen Nacht den Ariſtocraten ſchuld, weil er glaubte, daß man ſo verzweifelte Böſewichter nicht bis zum äußerſten treiben müſſe. Doch hatte er ſchon die Dolche geſehen, welche ſie wider ihn und ſeine Freunde gerichtet hatten; was konnte er noch weiter fürchten, als den Angriff auf ſein Leben?

Den übrigen Girondiſten entging dieſer Fehler nicht, und ſie führten daher den Streit mit ihren Feinden deſto eifriger fort, welche den Muth zu verlieren ſchienen, da nun ſchon einigemal die Inſurrectionen mißlungen waren, und ſelbſt viele Mitglieder des Berges, welchen Namen die wilden jacobiniſchen Partheien von den hohen amphitheatraliſchen Sitzen führten, die unter den Geſetzgebern ſie einnahmen, das ihrige dazu beitrugen, um die ungeheuerſten Plane ihrer Häupter nicht zur Ausführung kommen zu laſſen.

Lange hatte es den Anſchein, als würde die Gironde doch den Sieg davon tragen, bis ein Ausſchuß des öffentlichen Wohls am ſechsten April decretirt wurde, und Dumouriez's Unglück und Verrätherei das Volk zum Aufruhr wieder geneigter machten. Jener, aus Repräſentanten zuſammengeſetzt, und bald das Inſtrument der wunderbarſten und ſchrecklichſten Tyrannei, wirkte unmittelbar nicht ſo ſehr zu dem Hauptſchlage, wodurch die Gironde fiel, als nachher zur gänzlichen Vernichtung ihrer vornehmſten Glieder; die Verrätherei des Feldherrn ward ihr ſogleich verderblich. Sie ward beſchuldigt, daß ſie Theil an derſelben habe, da ehemals Dumouriez in Verbindung mit ihr geweſen war. Vor dem Convent erſchienen Geſandſchaften von zwei Sectionen der Hauptſtadt, und verlangten die Proſcription einiger Deputirten; es waren diejenigen, welche man ſchon in der Nacht des zehnten März zu Schlachtopfern auserleſen hatte; auch erklärte eine von ihnen, daß die Mehrheit der Geſetzgeber beſtochen wäre, und der Berg ſagen möchte, ob er das Vaterland retten könnte? denn ſonſt würden ſie es retten. Zuletzt verlangten fünf und dreißig Sectionen, deren Stimmen vorzüglich durch die Bemühung des niederträchtigen Pache, durch Drohungen und Bitten zuſammengebracht waren, daß zwei und zwanzig Deputirte, die vorzüglichſten der Gironde, geächtet werden ſollten.

Mitten unter dieſer Gefahr für den beſſern Theil des Convents, zeigte die Zwietracht, welche zwiſchen Danton und Robespierre, zwiſchen dieſem letzten und **Marat** ſich entſpann, einige Hoffnung für das Vaterland, da zu gleicher Zeit mehrere Artikel der neuen Conſtitution, durch Beſchlüſſe angenommen wurden. Allein der Untergang, welcher jenen drei ſchrecklichen Männern bevorſtand, ſobald eine Verfaſſung zur Beendigung der Revolution ſich bildete, vereinigte ſie wieder, und ihre gemeinſchaftliche Kraft führte die entſcheidenden Tage herbei, wo die Freiheit der Berathſchlagung und der Stimmen, ſelbſt in den Sectionen von Paris, gänzlich vernichtet war, und die Bürger der Stadt, viele ohne ihr Wiſſen, faſt alle wider ihren Willen, den Sturz der ächten Freunde der Freiheit entſchieden.

Die Vorzeichen dieſer Tage waren ſo ſichtbar, daß **Barrere**, im Namen des Wohlfarthsausſchuſſes, am achtzehnten Mai den Vorſchlag that: eine Commiſſion von Zwölf möchte erwählt werden, und den beſondern Auftrag bekommen, die Urheber der Verſchwörung zu verfolgen, und in Gefangenſchaft zu bringen. Dieſer Vollmacht zufolge zog dieſelbe einen der ſchändlichſten Unruhſtifter, **Hebert**, nebſt verſchiedenen ſeiner Genoſſen, ein.

Schon am dritten Tage nachher raffte ſich eine ganze Section auf, und verlangte vor die Schranken des Convents gelaſſen zu werden; eine Deputation von ihr, welche angenommen wurde, forderte trotzig, daß die Comiſſion der Zwölf aufgehoben, und ihre Beiſitzer dem Revolutionstribunal überliefert würden, weil ſie die beliebteſten Volksmagiſtrate hätte in den Kerker werfen laſſen.

Ein Gewühl aller Verbrechen ſtürzte ſich in den vier letzten Tagen des Monats Mai auf den Convent, auf die Gironde, und die Bosheit gewann einen gräßlichen Triumph über dieſe letzte, welche nie die Kräfte derſelben genug berechnet hatte. Im Saal der Geſetzgeber war das Laſter an der Tagesordnung, die Stunden der Nacht waren an die wüthende Tyrannei vertheilt, welche ihre blutigen Fahnen in den Sectionen der Hauptſtadt aufpflanzte, wo alle gute Bürger geflohen waren; in ſchwach erhellter Finſterniß faßten die Verbrecher da einen Beſchluß ab, was am folgenden Morgen die Stimme der Nation ſeyn ſolle. Hebert wurde freigelaſſen, die Commiſſion der Zwölf, welche ſtrenge nach ihrer Pflicht gehandelt hatte, wurde aufgehoben, und als ein Opfer für die Guillotine betrachtet. Barbaroux, einer von ihren Beiſitzern, rief mit glühendem Unwillen aus: „Iſt mein Leben für das öffentliche Wohl ein nothwendiges Geſchenk: ſo gebe man ein Decret, und ich bin bereit zu ſterben!“ Zum Stimmen über das Decret! riefen einige Genoſſen des Berges; mit Schimpfreden ward des jungen Mannes ſchöner Enthuſiasmus beantwortet. „Wenn man im Alterthume die Schlachtopfer zum Altar führte,“ ſagte Lanjuinais, „ſo ſchmückte man ſie mit Blumen; aber der Prieſter, der ſie opferte, beleidigte ſie nicht!“

Vom ein und dreißigſten Mai bis zum zweiten Junius wurden die Sturmglocken von den verbrecheriſchen Rotten, nicht zur Rettung, ſondern zum Verderben des Vaterlandes geläutet. Umgeben von der bewaffneten Macht unter Henriot, welchen niedrigen Böſewicht die Aufrührer, die ſich zur Nachtzeit der Sectionen bemächtigt, zum Generalcommandanten ernannt hatten, raffte ſich der Convent noch einmal auf, um ſeine Würde zu behaupten; aber die Repräſentanten der ganzen Nation wurden durch das Geſchütz, welches wider ſie aufgepflanzt war, durch die Drohungen des Pöbels in den Verſammlungsſaal zurückgedrängt, bis endlich die Gefangenſchaft der Häupter der Gironde, zwei und zwanzig geächteter Deputirte, von Wenigen beſchloſſen wurde, deren Wille man für einen Schluß der Mehrheit des Convents frech erklärte; und die beiſpielloſe Tyrannei von Robespierre begann.

Inhalt des zweiten Theils.

Vorrede S. 1 bis 6.

Ueber Diſciplin der Staatengeſchichte.

Nothwendiger Geſichtspunct für die Geſchichte eines jeden Staates, die Veränderungen ſeiner Conſtitution S. 9 bis 10.

Zunächſt hängt mit ihnen die Geſchichte der Staatsverwaltung zuſammen S. 10.

Inwiefern die Geſchichte der Cultur eines Volkes? S. 10 bis 11.

Neue Pflicht des Hiſtorikers, ſobald die europäiſchen Staaten ſein Gegenſtand ſind S. 11 bis 12.

Die europäiſche Republik; das Staatenverhältniß S. 12 bis 13.

Grundſatz, nach welchem die Reihe der übrigen Staaten angeordnet werden muß. Für Großbritannien der zweite Platz, für Spanien der dritte. Triumvirat dieſer Staaten S. 13 bis 15.

Verbindung des weſtlichſüdlichen Syſtems von Europa mit dem nördlichöſtlichen durch das deutſche und osmanniſche Reich. Wichtiges characteriſtiſches Leiden des erſteren S. 15 bis 17.

In der Geſchichte, von welchem Staate ſollen die Ereigniſſe vorkommen, an welchem mehrere Staaten bedeutenden Antheil nahmen? S. 17.

Könnte nicht das Staatenverhältniß den vornehmſten Geſichtspunct beſtimmen? S. 17 bis 18.

Eigenthümlicher Werth der europäiſchen Staatengeſchichte S. 18.

Geſchichte Frankreichs.

Ueber den Zuſtand Frankreichs, ehe es ein ſelbſtſtändiges Reich ward.

§. 1.

Zeit vor Cäſar. Dieſer unterſtützt in der Eroberung Galliens durch den Nationalcharacter der Einheimiſchen. Urſprung deſſelben in dem politiſchen Syſtem der galliſchen Völkerſchaften. Römiſche Provinzialverfaſſung in Gallien erſt unter Auguſt. Allgemein römiſches Gepräge beim Ausbruch der Völkerwanderung S. 21 bis 23.

§. 2.

Gründe, warum die Herrſchaft der Franken ſo leicht in Gallien emporkam? und warum ſie ſich ſo lange erhielt? S. 23 bis 25.

Urſachen, welche den Verfall des merovingiſchen Staates beförderten. Zerrüttung deſſelben und Gedeihen des Major Domus. Beſchaffenheit der Stelle von dieſem. Der Reichstag zu Soiſſons S. 25 bis 29.

§. 3.

Harmonie zwiſchen dem Geiſt und der Lage der beiden erſten Carolinger. Das Syſtem Carls des Großen. Vernichtung der großen Herzogsſtellen und der Macht eines Majordomus. Einziger Fehler, aber verderblich: die Grafen durften ſich Grundeigenthum innerhalb ihrer Gauen erwerben. Carls Sorge für die Erziehung ſeiner Unterthanen. Wie wurde er, was er war? Ludwig der Fromme. Der Vertrag zu Verdün S. 29 bis 33.

Erſte Periode.

Vom Gedeihen der Ariſtocratie bis zur erſten Verſammlung von drei Reichsſtänden.

§. 4.

Vorzüglichſter Grund, warum ſich die Feudalariſtocratie ſo ſchnell in Frankreich erhob. Schlechte Könige aus dem carolingiſchen Hauſe. Graf Odo von Paris als König. Aufnahme der Normänner in Frankreich. Zwei Epochen feſt gegründeter Feudalariſtocratie unter Carl dem Kahlen S. 33 bis 37.

Einfluß des Pſeudoiſidors auf das Gedeihen der Geiſtlichkeit S. 37.

§. 5.

Urſachen, welche den zerrütteten Staat zuſammenhielten. Ludwig der Fünfte. Hugo Capet S. 37 bis 39.

§. 6.

Die Geiſtlichkeit, Stütze auch dieſes neuen Königs. Seine Gunſt gegen dieſelbe. Gänzlich verſchwundener Staat. Nur Herren und Knechte. Wie machte der König die vielen Souverains wieder zu Unterthanen? Mitwirkung des kirchlichen Syſtems. Die Kreuzzüge beſonders von Philipp Auguſt benutzt zur Erhebung einer allgemeinen Steuer; ein Bürgerlicher eigenmächtig geadelt von Philipp dem Dritten S. 39 bis 44.

§. 7.

Entſtehung eines dritten Standes; allmählige Entwicklung deſſelben. Zwölf Pairs und getheiltes Intereſſe des Ariſtocratencorps S. 44 bis 48.

Große Klugheit Ludwig des Neunten in der Herleitung königlicher Rechte aus den Rechten auf ſeinen Domainen. Sonderbares Anſehen des Staates durch das Gemiſch von alten Formen und widerſprechenden neuen Grundſätzen S. 48 bis 53.

§. 8.

Charactere der Könige während dieſer Periode. Die vorzüglichſten Länder, welche während derſelben mit der Krone vereiniget worden S. 53 bis 58.

§. 9.

Philipps des Schönen ſchlauer und habſüchtiger Geiſt. Der Krieg mit England und mit Flandern, von ihm benutzt das königliche Anſehen auf zwiefache Weiſe zu vergrößern S. 58 bis 61.

Seine Streitigkeit mit dem Papſt Bonifaz den Achten. Unglück dieſes letzten. Philipp's Münzverfälſchungen. Seine Einrichtung des Juſtizweſens. Große Verſchiedenheit zwiſchen Sprache und Recht der Länder Languedoc und Languedoyl S. 61 bis 66.

Zuſammenberufung von drei Reichsſtänden durch ihn S. 66 bis 67.

§. 10.

Cultur während dieſer Periode. Das Gedeihen des ſtädtiſchen Lebens theils Urſache von einer glücklichen Revolution in der Cultur der Wiſſenſchaften und Sitten, theils gleichzeitig mit derſelben. Studium in den Klöſtern: Rohheit der Sitten während der ariſtocratiſchen Stürme. Glücklicher Umſtand, daß die franzöſiſche Cultur von der Ausbildung der Phantaſie ausging. Verbindung der Ideen der Schulen mit politiſchen Verhältniſſen. Die ſcholaſtiſchen Feinheiten als Wirkung der rege gewordenen Einbildungskraft S. 67 bis 69.

Dichteriſches Leben im Anfang des zwölften Jahrhunderts begonnen in der Provence. Die Troubadours und Jongleurs. Verwilderung der Phantaſie. Das Eſelsfeſt. S. 69 bis 71.

Zweite Periode.

Von der erſten Verſammlung der drei Reichsſtände, bis zum Verfall der ſtändiſchen Verfaſſung am Ende des funfzehnten Jahhunderts.

§. 11.

Verlegung des päpſtlichen Stuhls nach Avignon. Philipps Betragen gegen die Tempelherren. Conföderation der Stände zur Erhaltung ihrer Freiheit. Ludwig der Zehnte verkauft aus Geldnoth den Leibeignen auf dem Lande ihre Menſchenrechte. Das weibliche Geſchlecht ausgeſchloſſen von der Thronfolge S. 71 bis 75.

§. 12.

König Eduard des Dritten von England ungegründeter Anſpruch auf den franzöſiſchen Thron. Der ſchwarze Prinz in dem ausgebrochenen Krieg. Die Salzſteuer. Traurige Tage Johannes des Guten. Schlacht bei Maupertuis und Gefangenſchaft des Letzten. Der Dauphin Carl, Generalſtatthalter, und ſein Muth gegen König Carl von Navarra. Friede zu Bretigni. Verbeſſerung der Münzſorten als Folge deſſelben. Unpolitiſche Verſorgung der Söhne Johannes S. 75 bis 83.

§. 13.

Großer Character Carls des Fünften. Die Kameradſchaften. Bertrand du Gueslin. Gute Verwaltung der königlichen Domainen. Allgemeiner Flor des Landes. Glücklicher Krieg mit England. Bau der Baſtille S. 33 bis 85.

§. 14.

Carl der Sechſte, ein Kind und ein Blödſinniger. Seine Oheime. Carl der Böſe von Navarra. Iſabelle von Baiern. Der Herzog von Orleans. Johann der Unerſchrockene von Burgund. Der Dauphin Carl. Der junge Konig von England im neunten Jahr ſeines Alters auch Konig von Frankreich S. 85 bis 93.

Wie wurde die ausnehmende Liebe der Franzoſen für ihre Könige Characterzug der Nation? Carls des Siebenten edle Gemahlin Maria von Anjou, ſeine Geliebte Agnes Sorel und Johanne d'Arc. Kronung zu Reims. Friede mit dem Herzog von Burgund zu Arras S. 93 bis 95.

Feierliche Annahme der Baſeler Decrete S. 95.

§. 15.

Ludwigs des Eilſten ſchändlicher Character. Urſachen, warum er die pragmatiſche Sanction dem Papſte Preis gab. Sein ſchlauer Plan zum Sturze Carls des Kühnen von Burgund S. 95 bis 104.

§. 16.

Carls des Achten Zug nach Italien. Wirkung deſſelben auf Frankreich und andere europäiſche Staaten. Länder, welche die Krone während dieſer Periode erhielt S. 104 bis 111.

§. 17.

Cultur in dieſer Periode. Sittenverderbniß durch die Verbindung mit Italien befördert. Günſtiger Umſtand für die Gelehrſamkeit. Bibliothek der Könige. Verhältniß zwiſchen den philoſophiſchen Disciplinen. Die Hiſtorie. Verderblicher Einfluß der Religion auf die Poeſie. Der kühne Geiſt der Franzoſen. Volksfeſte S. 111 bis 119.

Dritte Periode.

Vom Verfall der ſtändiſchen Verfaſſung bis zur Vollendung des Despotismus unter Ludwig dem Vierzehnten.

§. 18.

Verheirathung Ludwigs des Zwölften mit Anna von Bretagne. Weiſe und ſanfte Reformationen dieſes Königs. Händel in Italien. Der treuloſe Ferdinand von Arragonien. Entſtehung eines mehr verwickelten politiſchen Verhältniſſes in Europa S. 119 bis 127.

§. 19.

Schilderung des Königs Franz des Erſten. Schlacht bei Marignano. Krieg zwiſchen den Königen von Frankreich und Spanien in Italien. Friede zu Madrid. Einziger wahrer Vortheil, welchen Franz von ſeinen Kriegen für ſeine Macht hatte, in den Veränderungen, die dadurch im Innern ſeines Reichs bewirkt worden. Sorgfalt des Königs für Wiſſenſchaften und Künſte S. 127 bis 140.

§. 20.

Heinrich der Zweite ein Spiel von Hoffactionen. Sein Unglück in auswärtigen Kriegen S. 140 bis 145.

§. 21.

Der Connetable Montmorenci und Diana von Poitiers. Catharina Medicis und die Guiſen S. 145 bis 147.

§. 22.

Der Admiral von Coligni, Ludwig von Condé, ſein Bruder König von Navarra. Der vorbereitete fürchterliche Reichstag und plötzlicher Tod Heinrichs des Zweiten S. 147 bis 149.

§. 23.

Erſtes Bürgerblut vergoſſen zu Vaſſi. Eliſabeth von England und Philipp von Spanien S. 150 bis 151.

§. 24.

Schlacht bei Dreux. Das Edict von Amboiſe, Verluſt des Mittelpunctes für die Huguenottiſche Lehre S. 151 bis 153.

§. 25.

Scene bei Meaux. Schlacht bei St. Denis S. 153 bis 156.

§. 26.

Schlacht bei Jarnac. Zuſammenkunft zu Tonney-Charente. Schlacht bei Montcontour. Schändliche Intrigue des Hofes. Vorbereitung zur Bluthochzeit S. 156 bis 159.

§. 27.

Blutrath unter Catharina's Vorſitz. Die Bartholomäusnacht. Carl's des Neunten Betragen gegen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé. Friede mit den Rochellern S. 159 bis 161.

§. 28.

Die Parthei der Politiker. Unter den Häuptern derſelben der Herzog von Alenſon. Die Faſtnachtsunternehmung. Tod Carl's des Neunten S. 161 bis 162.

§. 29.

Heinrich der Dritte und ſeine Mignons. Die fliegende Schwadron von Damen im Lager des Herzogs von Alenſon. Friede, ſchmählich für den Hof S. 162 bis 164.

§. 30.

Heilige Ligue unter Heinrich von Guiſe. Reichstag zu Blois. Heinrichs von Guiſe Anſpruch auf den Thron. Tractat von Nemours. Der Bund der Sechszehner. Treffen bei Coutras. Heinrichs von Navarra edles Betragen. Tod Heinrichs von Condé S. 161 bis 167.

§. 31.

Grundſätze der Sechzehner und der Sorbonne. Guiſe aus Lebensgefahr gerettet von Catharina. Das Barricadengefecht. Unionsedict. Verſammlung der Reichsſtände zu Blois. Heinrich von Guiſe daſelbſt ermordet auf Befehl des Königs. Der Herzog von Mayenne. Neue Einrichtung der Regierung in Paris S. 167 bis 171.

§. 32.

Verbindung Heinrichs des Dritten mit dem König von Navarra. Ermordung des Erſten zu St. Cloud. Erlöſchung des Stammes von Valois S. 171 bis 175.

§. 33.

Heinrich von Navarra vom ſterbenden König zum Nachfolger ernannt. Seine Lage. Siegreiches Gefecht bei Arques. Der Cardinal von Bourbon als König Carl der Zehnte. Spaniſche Parthei in Paris. Schlachtfeld bei Jvri. Heinrich von Navarra belagert Paris. Aufhebung der Belagerung S: 175 bis 176.

§. 34.

Schreckliche Verheerung in der Hauptſtadt. Sullys Rath. Gründe zur Entſchuldigung der Religionsveränderung Heinrichs des Vierten. Scene zu St. Denis. Einzug Heinrichs in Paris. Erklärung des Krieges an Spanien. Friede zu Vervies. Ausſöhnung mit dem Papſt und mit dem Herzog von Mayenne. S. 176 bis 181.

§. 35.

Heinrich and Sully als Staatsmänner. Dieſer der erſte wahre

Financier in Europa. Hinderniſſe, die er zu beſiegen hatte. Grundidee ſeiner ganzen Staatsverwaltung. Warum ihm die Seidenmanufacturen nicht gefielen S. 181 bis 184.

§. 36.

Heinrichs Character. Verſchwörung des Herzogs von Biron gegen ihn. Hinrichtung deſſelben. Heinrichs religiöſe Toleranz. Zurückrufung der Jeſuiten. Sein Entwurf einer europäiſchen Republik. Veranlaſſung dazu in ſeinem Character. Vertheilung Europa's unter funfzehn Mächte. Congreß des ganzen Welttheils. Bewaffnete Macht der Republik. Drei Religionen in derſelben herrſchend. Heinrich, Sully und Eliſabeth von England überzeugt von der Möglichkeit, dieſen Entwurf auszuführen. Gründe dafür und dawider. Nahe Ausführung des Entwurfs, als Heinrich ermordet wird S. 184 bis 195.

§. 37.

Ravaillak. Maria von Medicis, Reichsregentin. Der Herzog von Sully vernachläſſigt S. 195 bis 198.

§. 38.

Das Staatsruder in den Händen einer Italiänerin. Die letzte Verſammlung der Reichsſtände in Frankreich S. 198 bis 200.

§. 39.

Richelieu. Der junge Carl von Luynes. Trauriges Schickſal Concinis und der Marſchallin von Ancre S. 200 bis 203.

§. 40.

Schlauheit Richelieus. Seine Stelle im Staatsrath. Schilderung deſſelben. Eroberung von Rochelle. Richelieu Premierminiſter. Flucht der verwittweten Königin nach Brüſſel. Der Marſchall Montmorency. Der unruhige Herzog von Orleans. Groſe Gefahr Richelieus zu Amiens. Schwachheit des Königs Ludwigs des Dreizehnten S. 205 bis 215.

§. 41.

Unterdrückungsſyſtem Richelieus im Innern von Frankreich. Verwirrung der Juſtiz. Seine Maximen bei den auswärtigen Staatsangelegenheiten S. 215 bis 219.
Der Kapuziner Joſeph. Verſchwörung Heinrichs Cingmars. Demüthigung Ludwigs des Dreizehnten vor Richelieu. Tod von beiden S. 219 bis 225.

§. 42.

Mazarin. Fortführung des Krieges gegen Spanien. Der junge Condé, Herzog von Enghien. Der Marſchall von Türenne. Weſtphäliſcher Friede. Stürme während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten. Condés Sieg bei Sens. Wirkung deſſelben auf Paris. Paul von Gondi, nachher Cardinal von Metz. Die Fronde. Flucht des Hofes nach St. Germain. Bürgerlicher Krieg. Condé zu erhaben für den Partheigeiſt. Des Marſchalls von Türenne Verbindung mit den Spaniern. Mazarin und nächtliche Flucht des Hofes. Schlacht in Paris zwiſchen Condé und Türenne. Condés Verbindung mit den Spaniern. Parallele zwiſchen ihm und Türenne in dem Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien. Der Pyrenäiſche Friedensſchluß. Tod Mazarins zur rechten Zeit S. 225 bis 237.
Schilderung Ludwig des Vierzehnten. Der Oberintendant Fouquet. Ludwigs Händel mit dem päpſtlichen Stuhl. Krieg mit Spanien über die Niederlande. Die Tripelallianz im Haag. Friede zu Aachen S. 237 bis 245.
Vorbereitung zum Rachekrieg gegen Holland. Traurige Lage des letzten. Gemetzel bei dem Dorfe Jenef. Wilhelm von Oranien. Türennes Tod bei Sasbach. Friede zu Nimwegen S. 245 bis 250.

Kraftvolle Männer in Ludwigs Staatsrath. Colbert. Sein Syſtem. Ludwigs Reunionen. Sein Triumph im zwanzigjährigen Waffenſtillſtand. Seine Härte gegen Genua, gegen den päpſtlichen Stuhl S. 250 bis 256.

Die Maintenon. Aufhebung des Edicts von Nantes. Bekehrungsgeſchäfte des Königs und ſeiner Maitreſſe. Das Bündniß zu Augsburg. Louvois Intereſſe bei einem allgemeinen Krieg. Er als Urſache der barbariſchen Verwüſtungen der Pfalz. Wilhelm von Oranien auf dem engliſchen Thron. Jacob der Zweite in Frankreich. Seeſchlacht bei dem Vorgebürge La Hogue. Sieg des Herzogs von Luxemburg bei Fleurus, bei Steenkirken, bei Neerwinden. Krieg in Italien glücklich geführt von dem philoſophiſchen Catinat. Friedensunterhandlungen zu Ryswick und Friede S. 256 bis 266.

Bevorſtehender Ruin von Frankreich. Mangel an großen Männern im Miniſterium. Unterhandlungen und Tractate über die ſpaniſche Monarchie. Eugen von Savoyen, der Herzog von Vendome. Der elende Villeroi. Malborough. Villars. Sieg dieſes Helden bei Hochſtädt. Des Marſchalls Marſin ſchmähliche Niederlage bei Hochſtädt. Die Camiſards. Zerrüttung der franzöſiſchen Regierung. Schmähliche Niederlage Villerois bei Ramillies. Belagerung und Entſetzung der Stadt Turin S. 266 bis 282.

Fürchterlicher Winter 1709 und Hungersnoth in Frankreich. Traurige Zuſammenkunft des Staatsraths. Ludwig bittet um Frieden. Eugen, Malborough und Heinſius. Schlacht bei Malplaquet. Drei Begebenheiten, welche vorzüglich für Frankreich wirken. Friedensſchlüſſe von Utrecht, Raſtadt und Baden S. 282 bis 288.

Der Jeſuit le Tellier und die Janſeniſten. Letztes Unglück Ludwigs des Vierzehnten. Länder, welche während dieſer Perioden mit der Krone vereinigt wurden S. 288 bis 290.

§. 43.

Franzöſiſche Cultur während dieſer Periode. Glänzende Epoche derſelben in der Zeit Ludwigs des Vierzehnten. Ihr Grundcharacter. Einfluß des Hofs und der perſönlichen Eigenſchaften der Könige auf dieſelbe. Richeliens und Colberts Bemühungen für die Wiſſenſchaften. Nothwendige Ausbildung der Beredtſamkeit unter den Franzoſen bei einer glänzenden Epoche ihrer Literatur. Nachtheiliger Einfluß davon auf die franzöſiſch-tragiſch-dramatiſche Poeſie. Characteriſtik derſelben. Sehr verſchiedene Situation der komiſchen dramatiſchen Poeſie unter den Franzoſen S. 290 bis 296.

Vierte Periode.

Von der Vollendung des Despotismus unter Ludwig dem Vierzehnten bis zur großen Revolution.

§. 44.

Ludwig des Vierzehnten Teſtament nicht geachtet. Die Conſeils nach einem Entwurf von Fenelon. Characteriſtik des Herzogs von Orleans. Seiner Roués. Unbedeutendheit der Regierungscollegien in Vergleichung mit dem Triumvirat von Dargenſon, Dubois, Law. Syſtem dieſes letzten. Gründe, warum es mißlang. Neue Einrichtung des politiſchen Syſtems von Frankreich in den auswärtigen Angelegenheiten durch Dubois. Verſchwörung der Herzog von Maine in Verbindung mit dem ſpaniſchen Hofe. Kriegserklärung gegen dieſen letzten. Die Quadrupelallianz S. [illegible] bis 311.

§. 45.

Characteriſtik Ludwigs des Funfzehnten. Der Cardinal Fleury. Der Herzog von Bourbon, Premierminiſter, beherrſcht von der Frau von Prie. Fleurys Staatsverwaltung. Ihr Character. Project den Schwiegervater Ludwigs wieder auf den polniſchen Thron zu bringen. Erwerbung Lothringens. Das Privatleben des Königs geleitet durch Fleury. Die Favoritinnen. Mächtige Parthei am franzöſiſchen Hofe zum Ruin des Hauſes Oeſtreich. Der Plan von Belle Isle. Tractat mit dem Kurfürſten von Baiern zu Nymphenburg. Schlacht bei Dettingen. Der Graf von Sachſen unwiderſtehlich ſiegreich. Die Schlacht bei Fontenoi, bei Raucour, bei Laffeld. Unglück der Franzoſen zur See. Friede zu Aachen S. 511 bis 527.

Die Frau von Etioles, nachher Pompadour. Damien. Verbindung zwiſchen den Häuſern Oeſtreich und Bourbon. Der Abbé Bernis. Urſachen eines neuen Kriegs. Unglückliche Ausſichten, mit welchen Frankreich ihn beginnt. Die Schlachten bei Haſtenbeck, bei Roßbach. Der Herzog von Choiſeul. Zweiter Allianztractat mit Oeſtreich S. 527 bis 535.

Hawkes Seeſchlacht an der Küſte von Bretagne. Der bourboniſche Familienvertrag. Die Schlacht bei Minden. Der Friedensſchluß von Fontainebleau. Choiſeuls Feindſchaft gegen die Jeſuiten und Aufhebung dieſes Ordens in Frankreich. Die Gräfin Dubary S. 535 bis 539.

§. 46.

Ludwig der Sechzehnte. Hauptgrund der großen Revolution unter ihm in dem Character und der Cultur der Nation. Philoſophiſche Aufklärung. Montesquieu, Helvetius, Voltaire, Rouſſeau. Große Schwierigkeiten der Regierung Frankreichs. Phyſiocratiſches Syſtem. Character des Königs und der Königin. Wechſel in der Staatsverwaltung. Theilnahme Frankreichs an der Befreiung Nordamericas S. 539 bis 547.

§. 47.

Zuſammenberufung der Notabeln und Calonnes Flucht. Der Herr von Brienne, ſogar Prinzipalminiſter. Die Courtpleniere. Schilderung Neckers. Schluß des Staatsrathes über die Zuſammenberufung der Reichsſtände. Eröffnung des Reichstages zu Verſailles. Die Deputirten des dritten Standes als Nationalverſammlung. Der Graf von Mirabeau. Die Eroberung der Baſtille. La Fayette. Die Nacht des vierten Auguſt S. 347 bis 351.

Der fünfte und ſechste October. Der König und ſeine Familie nach Paris gebracht S. 351 bis 355.

Viele Mitglieder der Nationalverſammlung verlaſſen dieſelbe. Beurtheilung ihres Betragens. Neue Eintheilung des ganzen Reichs. Zahl der Repräſentanten der Nation. Urverſammlungen und die Wahlherrn. Einziehung der geiſtlichen Güter, aller Klöſter und Abſchaffung der Orden von Mönchen und Nonnen. Aufhebung aller Zeichen des Erbadels. Großes Nationalfeſt an dem Tage, da vor einem Jahr die Baſtille eingenommen werden S. 355 bis 365.

Die Jakobiner. Urſprung derſelben. Epochen und Urſachen ihrer frühen und großen Gewalt. Erſter unglücklicher Verſuch gegen ſie. Characteriſtik Mirabeaus. Seine Rolle in der Nationalverſammlung. Seine Beförderung des Aſſignatenplans. Er wird Präſident der Repräſentanten. Sein Betragen in ſeiner Todeskrankheit. Begebenheiten übereinſtimmend mit ſeiner Weiſſagung vom Untergange der Monarchie. Gewaltſame Verhinderung der Reiſe des Königs nach St. Cloud. Schwachheit des Generalcommandanten La Fayette. Flucht des Königs und ſeiner Familie. Robespierre im Jakobinerclub. Danton. Der Poſtmeiſter Druet zu St. Menehould. Die Flüchtlinge gefangen genommen zu Varennes. Sorge der Nationalverſammlung für die zurückgeführte königliche Familie S. 385 bis 89.

Die Feuillans. Aufſchiebendes Veto. Erblichkeit des Königthums. Einkünfte des Königs. Unverletzlichkeit deſſelben. Seine ſechs Miniſter verantwortlich. Stand der Partheien, als die erſte Nationalverſammlung auseinander ging S. 389 bis 392.

§. 48.

Verbindung der franzöſiſchen Revolution mit der Cultur Europas. Bündniß zu Pillnitz. Erklärung des Königs von Preußen und des Kaiſers an den Grafen von Artois. Große Erbitterung gegen die franzöſiſche Revolution in den Cabinettern. Einigermaaßen gegründete Klagen des Papſtes und einiger deutſchen Reichsſtände S. 392 bis 395.

Erſte unmittelbar wichtige Beſchlüſſe der Nationalverſammlung, nämlich wider die Ausgewanderten, dann wider die unbeeidigten Prieſter. Gerechtigkeit dieſer Schlüſſe S. 395 bis 397.

Der Fürſt Kaunitz. Sein Intereſſe wider die franzöſiſche Revolution. Seine allmähliche Rüſtung gegen Frankreich. Briſſot und Vergniaud dringen auf eine beſtimmte Erklärung des öſtreichiſchen Hofes S. 397 bis 399.

Zwei Staatsſchriften des Miniſters Kaunitz. Schilderung, welche derſelbe von den Jakobinern macht, und ſeine Vorſtellung von einer Verbindung der Souveräns in Hinſicht auf Frankreich. Inwiefern hatte dieſelbe Grund? Wirkung des Tones von Kaunitz auf das franzöſiſche Volk. Leſſart Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Briſſot klagt ihn an. Sturz des Miniſters. Neues Miniſterium. Dumouriez und Roland die beiden vorzüglichſten in demſelben S. 399 bis 401.

Unterhandlungen mit Oeſtreich nach dem Tode Leopold des Zweiten.

Kriegserklärung Frankreichs wider den König von Ungarn und Böhmen S. 401 bis 405.

Die Gironde. Ihr Zweck. Grund, warum ſie auf keine dauernde Macht rechnen durfte. Ihr Verhältniß zu den Feuillans und zu dem Troß der Jakobiner. Kette der Intriquen durch ganz Frankreich. Schwierige Lage des Königs. Sie wird vermehrt durch einen unzeitigen Schritt von La Fayette. Vergniaud in der Nationalverſammlung. Robespierre im Jakobinerklub wider dieſen Feldherrn. Scene in Paris zur Erniedrigung des Königs, und um ihn zur Beſtätigung von zwei Decreten zu bewegen. La Fayette in der Nationalverſammlung. Unrecht und Uebereilung dieſer Erſcheinung. S. 405 bis 418.

Manifeſte des Herzogs von Braunſchweig und Eindruck, welchen ſie auf Frankreich machten S. 418 bis 420.

Das Bundesfeſt. Vorbereitung zum zehnten Auguſt. Anſtalten zur Vertheidigung der Thuillerien. Der neue Bürgerrath. Tod des Generalcommandanten Mandat. Die königliche Familie verläßt das Schloß. Eroberung deſſelben durch den Anführer der Rebellen, den General Weſtermann. Verhandlungen der Nationalverſammlung während der ſchrecklichen Scenen. Suspenſion des Königs und Schluß zur Errichtung einer Nationalconvention. Beurtheilung der Partheien in Hinſicht auf den zehnten Auguſt. Beſtätigung des neuen Bürgerrathes. Danton Juſtizminiſter. Santerre Generalcommandant von Paris S. 420 bis [illegible].

La Fayettes Verſuche, die Heere gegen die Jakobiner zu führen. Seine Flucht. Die übrigen Feldherren ſchwören einen neuen Eid. Einnahme von Longwy und Verdun. Zerſtörung aller Einrichtungen der Revolution an den eroberten Orten. Anfang des Kampfes zwiſchen der Gironde und dem Bürgerrath zu Paris. Ein Revolutionstribunal. Die Guillotine.

Vorbereitungen zum zweiten September. Halb planmäßige, halb zufällige Ermordung von einigen tauſenden Gefangenen zu Paris. Betragen der Gironde bei dieſem Blutbade. Urſachen von dieſem letzten. Danton S. [illegible] bis [illegible].

Urverſammlungen. Der Nationalconvent bevollmächtigt eine neue Verfaſſung zu bilden. Das Königthum iſt abgeſchafft S. [illegible] bis [illegible].

Dumouriez mit ſiebzehntauſend Mann gegen das große feindliche Heer. Das franzöſiſche Thermopylä. Der zwanzigſte September. Parallele zwiſchen Dumouriez und dem Herzog von Braunſchweig. Waffenſtillſtand. Unterhandlungen zwiſchen beiden Feldherren. Aufhebung des Waffenſtillſtandes. Rückzug der alliirten Armee. Der General Cuſtine in Mainz. Montesquiou erobert Savoyen. Betragen der Nationalverſammlung gegen ihn S. [illegible] bis 455.

§. 49.

Kampf zwiſchen der Gironde und den Freunden der Ordnung auf der einen, den Beförderern der Anarchie auf der andern Seite. Jene dringen auf Unterſuchung und Beſtrafung der Mordthaten im September. Louvets Anklage wider Robespierre nicht genug unterſtützt von den übrigen Girondiſten S. 455 bis 468.

Einfluß, welchen dieſe Anklage auf das Schickſal Ludwigs hat. Anfang des Prozeſſes wider dieſen. Stimmung der Repräſentanten als Richter. Der eilfte December. Der König vor den Schranken des Nationalconvents. Würde ſeines Betragens. Große Schwierigkeiten, ehe ihm Vertheidiger erlaubt werden. Der ſechs und zwanzigſte December S. 468 bis 474.

Appellation an das Volk von der Gironde begünſtigt. Robespierre, Vergniaud. Sammlung der Stimmen über drei Fragen. Todesurtheil über Ludwig. Scene den Tag vor ſeiner Hinrichtung. Sein Tod S. 474 bis 482.

§. 50.

Eroberung der öſtreichiſchen Niederlande durch Dumouriez. Unfähigkeit der Belgier zu einer Conſtitution nach franzöſiſchen Grundſätzen S. 482 bis 484.

Verhältniß zwiſchen Großbritannien und Frankreich. Pitt, Fox, Briſſot. Kriegserklärung der Franzoſen wider den Konig von England und den Statthalter der Niederlande S. 484 bis 486.

Kriegserklärung wider Spanien. Bündniß deſſelben mit England zu welchem auch Portugall, Sardinien und Neapel treten S. 486.

Dumouriez Manifeſt an die Bataver. Eroberung von Breda, Klundert und Gertruydenberg. Schneller Wechſel des Kriegsglücks. Sieg des Prinzen von Coburg. Schlacht bei Neerwinden. Schreckliche Lage des franzöſiſchen Befehlshabers. Sein Plan. Er ſcheitert an dem Patriotismus der fanzöſiſchen Krieger. Dumouriez flieht S. 486 bis 490.

Zerrütteter Zuſtand des franzöſiſchen Heeres nach der Flucht von Dumouriez. Größere Gefahr für Frankreich durch den Kampf zwiſchen der Gironde und den Rotten der Anarchie. Großer Moment in der Geſchichte deſſelben durch einen Fehlgriff der Gemahlin Rolands. Schilderung des Kriegsminiſter Pache S. 490 bis 493.

Vereinigung deſſelben mit den wildeſten Jakobinern. Erſte Folge davon. Die Zerrüttung der Armee von Dumouriez. Pache Maire von Paris. Hoffnung fur die Freunde der Ordnung durch die Wahl des männlichen Beurnonville zum Kriegsmi-

niſter. Die Girondiſten arbeiten an ihrem Verderben durch Erhebung des Juſtizminiſters Garat . S. [illegible] bis [illegible].

Die neue Conſtitution. Character derſelben. Haß und Verachtung der wilden Partheien wider ſie. Neue Hülfsquellen für dieſe Partheien durch eine Erbſchaft des Herzogs von Orleans. Schreckliche Lage dieſes letzten S. [illegible] bis [illegible].

Der neunte März. Revolutionstribunal. Die Nacht des zehnten März. Fortgang des Kampfes zwiſchen der Gironde und den Freunden der Anarchie. Die letzten Tage des Monates Mai. Der zweite Junius S. 499 bis [illegible].

Verzeichniß der Druckfehler im zweiten Bande der erſten Lieferung.

Seite 23. Zeile 14. lies nuen ſtatt neuen
— 34. — 1. l. Feodalariſtocratie ſt. Feudalariſtocratie
— 38. — 18. l. Fonds ſt. Fond
— 50. — 5. l. erheben ſt. erhüben
— 52. — 10. l. Bild ſt. Bild
— 55. — 16. l. welchen ſt. welchen
— 58. — 2. l. Zeugen ſt. Zeichen
— 59. — 9. l. in ſt. zu
— 61. — 1. l. haben ſt. ſeyn
— 74. — 13. l. beſchanftigen ſt. beſänftigen
— 110. — 6. fallen die Worte: der Erfüllung einmal weg
— 144. — 4. l. Grevelingen ſt. Gravelingen
— 144 — 10. l. war ſt. ward
— 150. — 2. l. Connet. Montmorency ſt. Connetable Montmorency
— 176. — 5. l. der kalte ſt. der alte
— 244. — 23. l. Dutlingen ſt. Deilingen
— 273. — 21. l. Tollard ſt. Tallard
— 279. — 3 und 9. l. Blenheim ſt. Blindheim
— 321. — 27. l. Chavallerie ſt. Cavallerie
— 352. — 3. l. Exiſtens ſt. Exiſtenz
— 354. — 9. l. hatte ſt. hatten
— 403. — 6. l. Venaiſſi ſt. Venaiſſin
— 406. — 26. l. den ſt. dem.
— 436. — 23 und 24. l. ihn ſt. es
— 443. — 23. l. Argonnerwalde ſt. Ardennerwalde
— 453. l. §. 50. ſt. §. 49.
— 491. — 18. l. verbreitet ſt. vorbereitet

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Zweite Lieferung.

Erſter Band.

Heinlein

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin
im deutſchen Muſeum.
1818.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Geſchichte Großbritanniens.

Erſter Theil.

Von der Entdeckung durch die Römer bis zur Ertheilung
des großen Briefes der Freiheiten.

Inhalt
des erſten Bandes.

Geſchichte Großbritanniens von der Entdeckung durch die Römer bis zur Ertheilung des großen Briefes der Freiheiten.

Vorrede.

Die Idee der Geſchichte eines Staates, nach welcher ich den Verſuch über die Geſchichte Frankreichs gearbeitet habe, herrſcht unverändert auch in dem gegenwärtigen Werke. Nur beſtimmte mich die Ausſicht, daß ich hinfort zum Gebrauche der meiſten hiſtoriſchen Hülfsmittel würde gelangen können, zu dem Entſchluſſe, der Ausführung jener Idee durch eine ununterbrochene Forſchung in den Quellen mehr Gewicht zu geben, als ich in dem erſten Verſuche vermochte. Größere Weitläufigkeit war von einem ſolchen Bemühen unzertrennlich. Für die einzelnen Züge einer ſo gedrängten Darſtellung, wie die Geſchichte Frankreichs, könnte man die Quellen nicht einmal mit Beſtimmtheit anführen.

Durch welche Veränderungen gelangte ein Staat zu ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, und der Bürger deſſelben zu ſeiner gegenwärtigen Lage und Bildung? iſt die Frage, welche die Geſchichte eines Staates beantworten ſoll, indem ſie bei der Wahl und Anordnung der Materialien als Regel den Geſichtspunct annimmt, wie das Volk auf der einen Seite, und der Staat auf der andern durch ſeine Verfaſſung, Verwaltung und ſeine äußern Verhältniſſe auf ihre gegenſeitige Ausbildung wirkten.

Es liegt im Begriff und Zweck der Geſchichte, daß die Darſtellung derſelben ſo frei und unbefangen wie möglich, und nur von der Nothwendigkeit, die ſich bei jedem Kunſtwerke findet, gefeſſelt erſcheine. Darum würde derjenige, welcher nun glaubte, jenem Geſichtspuncte zufolge die Nachrichten über die Geſchichte eines Staates in gewiſſe Fächer abgetheilt zu finden, die Geſchichtſchreibung mit einer Vorarbeit für ſie verwechſeln, und vielmehr den Hiſtoriker in ſeiner Werkſtätte, als ſeine vollendete Schöpfung, erblicken wollen. Durch jenen Geſichtspunct werde gleichſam nur der Horizont gezogen, von welchem die Beleuchtung auf die ganze Erzählung fällt, und er wirke, wie eine Macht, die vom tiefen Blicke geſehen wird, aber nicht auf den Dank der Menge rechnet, welche vorzüglich in Deutſchland einen Geſchichtſchreiber deſto gründlicher findet, je mehr er die Materialien zu ſeiner Arbeit, die man nur dem Gehalte nach in dieſer treffen ſollte, in ihre Form aufnimmt, je geſchmackloſer und unzweckmäßiger er alſo zu Werke geht; welche die Wahrheit bei ſolchen Hiſtorikern vermuthet, die nur den Buchſtaben, freilich aber lüderlich genug, ihr wiedergeben können, anſtatt in dem Glauben zu leben, daß nur derjenige im Stande ſey, die Wahrheit in der Geſchichte hervorzubringen, welcher allenfalls Kraft genug hätte, ſie gänzlich zu Grunde zu richten, ohne daß ein anderer, als wer gleich ihm in die Geheimniſſe der hiſtoriſchen Kunſt und Wiſſenſchaft eingeweiht wäre, ſeinen Betrug zu entſchleiern vermöchte.

Wenn ein Deutſcher es jetzt unternimmt, ein größeres Werk über die Geſchichte der engliſchen Nation zu bearbeiten, welche ſelbſt reich iſt an berühmten Geſchichtſchreibern ihres Staates, die auch in Deutſchland ſehr verehrt werden: ſo muß er entweder ſeinen eignen Ruhm und die Ehre ſeines Vaterlandes nicht ſehr achten, oder ſich die Erfüllung außerordentlicher Forderungen an ſich ſelbſt zum Ziele ſeiner Anſtrengung geſetzet haben. Er trachte dahin, mit Hume an Tiefe der Reſultate und dem wunderbaren Glücke leiſer Uebergänge, mit Henry an vielſeitiger Aufmerkſamkeit verglichen werden zu können: jenen an ununterbrochener Forſchung und Darſtellung, an Leben des Kunſtgeiſtes, und an einer Anſicht, die nicht nur verſchieden vom Urtheile der Menge, ſondern in ihrer Stille über demſelben erhaben iſt; dieſen aber an allem demjenigen, was den hiſtoriſchen Geiſt ausmacht, zu übertreffen. Dem Deutſchen kann dies leichter gelingen, als dem Schriftſteller von irgend einem anderen Volke, weil wir durch den Character unſerer Literatur und politiſchen Lage weniger wie andere Nationen durch ihre Cultur und ihre bürgerlichen Verhältniſſe auf einſeitige und unreine Anſichten beſchränkt werden, und weil dem deutſchen Blute die Verbindung mit dem kalten Fleiße in Arbeiten, die ohne Hinſicht auf ihre Früchte faſt ſklaviſch ſind, und dem genialiſchen Feuer wohl am wenigſten fremd ſeyn möchte. Der Urheber des gegenwärtigen Werkes wünſcht einen vollendeteren Geiſt und eine reifere Gelehrſamkeit, als er beſitzet, in ſeinem Vaterlande zu dem glorreichen Siege zu reizen, wodurch der ſtolzen brittiſchen Nation auf dem Gebiete ihrer eigenen Geſchichte der hiſtoriſche Lorbeerkranz entriſſen würde. Auch hofft er durch die beſchleunigte Beendigung dieſes Verſuches ſich darum einiges Verdienſt zu erwerben, weil noch kein Schriftſteller die ganze engliſche Geſchichte bis auf unſere Zeit ſo aufgezeichnet hat, daß man dadurch einigermaßen befriedigt werden könnte.

So ſehr ich mich bemüht habe, in die Darſtellung der Geſchichte nicht die Forſchung einzumiſchen, welches an ſich, wiewohl der Geſchichtſchreiber wegen der Mängel ſeines Stoffes nicht immer es vermeiden kann, doch eben ſo unſchicklich iſt, als wenn der epiſche Dichter ſeine Darſtellungen unterbräche, um durch Anführung der Gründe, die ihn leiten, ſein Verfahren zu rechtfertigen: ſo häufig iſt es bei der Geſchichte, welche zum höchſten Zwecke doch ſtets Erkennung der Wahrheit der

Wirklichkeit haben, und die äſthetiſche Wahrheit nur als Mittel dafür brauchen ſoll, höchſt nützlich und nothwendig, daß nicht nur durch ununterbrochenes Hinweiſen auf die Quellen, ſondern auch durch Darlegung der Unterſuchungen ſelbſt, die Erzählung gerechtfertigt werde. Den Sünden wider den Geſchmack und die Wahrheit ſuchte ich zu entgehen, indem ich die Forſchung ſo viel wie möglich unabhängig von der Darſtellung ſelbſt lieferte, ſobald es mir nothwendig ſchien, welches vorzüglich dann der Fall war, wenn ich den neueſten und berühmteſten Werken über die engliſche Geſchichte durchaus widerſprach. Ich glaubte meine Vorgänger dann namentlich mit ihren Fehlern aufführen zu müſſen, weil es häufig geſchieht, daß Irrthümer eines geachteten hiſtoriſchen Schriftſtellers, ſobald man ſie nur ſtillſchweigend verbeſſert hat, ſich immerfort noch in vielen Büchern fortpflanzen. Bei allen meinen künftigen hiſtoriſchen Arbeiten werde ich mir ein gleiches Verfahren zum Geſetze machen; aber ſtets rede nur die Sache ſelbſt, und aus meiner Feder fließe kein Tadel, als welchen die Wahrheit mit ſich bringt. Dieſe trete dagegen ſo unverholen, ſo ſtark ſprechend hervor, wie möglich. Die leichtſinnigen Lobſprüche, welche man ſich einander ſpendet, ſind eine Peſt für unſere Cultur; beſonders aber für die hiſtoriſche Literatur; erſtens darum, weil für den Fleiß des Hiſtorikers das Ziel der Vollendung nicht weit genug geſteckt werden kann, dann, weil die Schwächen deſſelben weniger wie die Mängel anderer Schriftſteller von vielen eingeſehen werden mögen, und endlich, weil im Beſitze der ſo häufigen Fertigkeit, mit einigem Leben zu erzählen, man ſich leicht hiſtoriſche Darſtellungsgabe und Beruf zum Geſchichtſchreiber zutraut, wiewohl nichts ſeltener iſt, als der bewundernswürdige Verein von einem Character, der ſich ſtets in die Arbeit mit eindrängt, um ſich immer ſelbſt zu überwinden, von den mannigfaltigſten Gaben des Geiſtes, und eben ſo mannigfaltiger Wiſſenſchaft, ohne welchen Verein im Hiſtoriker ſeine Arbeit nicht anders, als ein mehr oder weniger ergötzendes oder einſchläferndes Gaukelſpiel genannt werden darf, aus welchem nur der höhere Sinn durch ſeine dazu thuende Kraft die Wahrheit noch zu retten vermag,

Erſtes Buch.

Britten und Römer.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Zwei Züge Cäſars nach Britannien, ohne daß er daſſelbe eroberte; aber Veranlaſſung zu einer näheren Kunde von der Inſel durch dieſelben. Bevölkerung Britanniens durch die Galen und Belgen. Naturanlagen der alten Britten. Urſprünglicher Unterſchied zwiſchen der Cultur der Galen und Belgen, vermehrt durch die Gegend ihrer Wohnſitze in Britannien. Verſchiedenheit ihrer Wohnungen, ihrer Kleidung. Gefallen der Britten am Schmucke, vorzüglich bei Feſten, Geſang, Muſik und Tanz bei denſelben. Der Sinn dafür wahrſcheinlich Urſache, daß kein Hang zu Glücksſpielen überhand nahm, ingleichen die ſtete kriegeriſche Beſchäftigung. Beſchaffenheit der kriegeriſchen Kunſt und der Waffen bei den Britten. Politiſche Verfaſſung derſelben, entweder bloßes Familienleben oder Verein des Stammes. Geringe Macht der Oberhäupter eines Volkes, großes Anſehen des gebildeten Standes oder der Druiden, Seher und Barden. Urſprung deſſelben nicht in Britannien, aber ſein vorzügliches Gedeihen daſelbſt. Erziehung des Volkes durch die Druiden. Kreis ihrer Kenntniſſe; ihre Religion verſchieden von dem Volksglauben, und ſelbſt in dieſem die Lehre von der Unſterblichkeit, aber auch Menſchenopfer von großer Wichtigkeit. Grund, warum die Geſetze als Befehle der Götter gegeben wurden. Einfluß der Barden auf den Nationalcharacter; ihre politiſche Beſtimmung, ihr Anſehen im Kriege und bei Friedensſchlüſſen.

Als Julius Cäſar die Völker Galliens beſiegt hatte, blickte ſein Ehrgeiz nach dem gegenüberliegenden Britannien. Wiewohl es wie eine Reihe von rauhen Klippen erſchien, war es doch ſchon als ein Land bekannt, welches für den Handel wichtig, und unbeſucht von den berühmten Welteroberern, unberührte Lorbeern dem Helden darböte, welcher in ihm zuerſt den römiſchen Adler aufpflanzte. Auch machte Cäſar, da er hörte, daß Galen und Belgen in jenem Lande wohnten, ſeinen Ruhm als Eroberer des Mutterlandes dieſer Völker durch die Unterjochung Britanniens ergänzen wollen.

Ueber die Natur deſſelben, über den Character ſeiner Bewohner, ſuchte er Belehrung bei Kaufleuten Galliens, und die Verbindung, in welcher die Belgen Britanniens ſtets mit dem Mutterlande geblieben waren, gab ihm Gelegenheit, durch einen Römer die brittiſche Küſte unterſuchen zu laſſen. Aber durch dieſe Nachforſchungen ward auch ſeine Abſicht verrathen, und der größte Theil des ſüdlichen Britanniens war in Bewegung, um die Nationalunabhängigkeit zu vertheidigen, als er auf der Küſte von Kent mit ſeinem Heere ſich zeigte.

Fünf und funfzig Jahre vor unſrer Zeitrechnung war der erſte heiße Kampf zwiſchen den Römern und Britten. Weil jene mit ihren zu tiefen Schiffen das Land nicht völlig erreichen konnten; ſo mußten ſie, in ihrer ſchweren Waffenrüſtung mitten im Waſſer, ſich mit dem tapfern Feinde ſchlagen, bis denſelben römiſche Kriegskunſt und das niederſchmetternde, unbekannte Geſchoß der großen Kriegsmaſchinen vom Strand hinwegdrängten.

Zurückgetrieben in die nächſten Waldungen hatten die Britten zum erſtenmal das ſchmerzhafte Gefühl, im Kampf für ihre Freiheit beſiegt zu ſeyn, und flehten um Frieden. Sie gaben Geißeln zum Unterpfand einer treuen Ergebung in die Oberherrſchaft der Römer. Allein die brittiſchen Anführer in Cäſar's Lager, welche die römiſche Reuterei durch einen Sturm nach Gallien zurückverſchlagen, die feindliche Flotte äußerſt beſchädigt ſahen, und des nahen Winters beim Mangel an Lebensmitteln im feindlichen Lager gedachten, wußten ſich allmählich aus demſelben zu entfernen, um ihre Landesleute zum neuen Kampf aufzurufen. Ihr Ungeſtüm hatte freilich eine neue Niederlage ihres Volkes zur Folge, aber wirkte auch wohl mit dazu, daß Cäſar ſo ſehr eilte, nach Gallien hinüberzukommen, nachdem man gelobet, ihm Geiſſeln dahin nachzuſchicken.

Wäre dies Verſprechen auch ganz erfüllt worden; ſo würde er den Gedanken einer zweiten Landung in

Britannien darum nicht aufgegeben haben. Mit fünf Legionen und zweitauſend Reutern ging er im folgenden Jahr auf achthundert Schiffen wieder hinüber, und die Britten entflohen, durch den Anblick beſtürzt, von der Küſte, welche ſie vertheidigen wollten. Sie machten bald die Erfahrung, wie wenig ſie hoffen durften, ihren Unterdrückern zu widerſtehen, wenn ſich ihre kriegeriſchen Stämme nicht unter einem allgemeinen Anführer vereinigten. Kaſſivellan, ein tapfrer, kriegserfahrner Anführer eines der mächtigſten Stämme, ward zum Nationalfeldherrn gewählet. Allein von Barbaren ließ ſich nicht erwarten, daß der Groll, welchen ſie aus alten einheimiſchen Fehden wider einander hegten, im Drange der allgemeinen Noth verſchwinden werde: der Bund mußte um ſo ſchneller durch ihn zu Grunde gehen, je weniger ſeine erſten Unternehmungen glücklich waren. Cäſar drang vor bis gegen die Themſe, und ging gar über dieſelbe in das Gebiet des Stammes der Trinobanten, welchem ſich Kaſſivellan zum Oberhaupt aufgedrungen hatte. Dieſer Vertheidiger der brittiſchen Unabhängigkeit, deſſen Ehrgeiz die Plane für ſeine eigne Herrſchaft auf der Inſel aufgeben mußte, ſobald die fremden Eroberer ihre Abſicht ausführten, ſah ſich von den meiſten Bundesgenoſſen verlaſſen, die Trinobanten ſelbſt wider ihn im Aufſtande, und wagte noch den kühnen Verſuch, die Flotte der Römer, von welcher ſie nun ſo weit entfernt waren, zu zerſtören. Als aber der Angriff auf die Bedeckung derſelben abgeſchlagen wurde, da ſann er auf Frieden; und Cäſar gab ihm denſelben gern für den Schein, als wären die Britten unterjocht worden. *)

Weit entfernt, der Eroberer Britanniens zu ſeyn, welches er nun nie wieder betrat, hatte der römiſche Feldherr die nachfolgenden Zeiten auf daſſelbe aufmerkſam gemacht, und eine nähere Kunde der Inſel veranlaßt. **) Unſtreitig war ſie von Gallien aus bevölkert worden, durch zwei Hauptzüge völlig verſchiedener Volksſtämme. Die Galen waren die erſten Bewohner derſelben; ſie wurden nachher aus Südbritannien von den Belgen nordwärts hinaufgedrängt. Phöniciſche Seefahrer, welche von den Scillyinſeln und der Küſte des großen Eilandes ſchon ein halbes Jahrtauſend vor unſrer Zeitrechnung Zinn, Blei und Wolle holten, knüpften zuerſt die Barbaren deſſelben an die mehr geſittete Welt; aber Einfluß auf deren Bildung hatten ſie durch dieſen Handel wohl nicht, und ihre kaufmänniſche Politik erforderte es, den Schleier des Geheimniſſes über ihn auszubreiten. Nach Jahrhunderten zerriſſen ihn Griechen, deren Geiſt ſo ſchön in Maſſilien aufblühte; und über die Inſel Wight ging nun der Verkehr mit Gallien. Germaniſche Schwärme aber, die über den Rhein ſtürmten, wurden Veranlaſſung zu einer noch hellern Zeit in Britannien; denn belgiſche Stämme, aus ihren alten Wohnſitzen weggedrängt, brachten einiges Licht hinüber, obgleich ſelbſt noch Barbaren, doch gebildeter, als die rohen Galen. *)

---

*) Caes. bell. gall. l. 4. c. 20—36. 38. l. 5. c. 8—23. Oxonii, 1780. 8.

**) Taciti Agricola c. 13.

Die Vorzüge herrlicher Naturanlagen, welche den Völkerſtämmen in Gallien und Germanien eigenthümlich waren, fanden ſich auch bei den alten Britten. Sie waren ſtarke ſchöne Barbaren, welche in einem unverdorbenen Familienzuſtande manche Sitten beſaßen, die man in den Zeiten der Verfeinerung Tugenden nennet. Ohne Keuſchheit und Heiligkeit der Ehen konnten die ſchwachen bürgerlichen Bande, durch welche die Familien verknüpft waren, nicht zuſammengehalten werden; ohne Tapferkeit war das Eigenthum jedem Feinde preisgegeben. Die Keuſchheit ward durch keinen wollüſtigen Himmel, durch keinen Wolluſt ſpornenden Genuß in Verſuchung geführt; durch Fluthen abgeriſſen von der übrigen Welt mochten die Britten ihrem Muthe durch die Gefahren der Schifffahrt einen gewiſſen abenteuerlichen Schwung verleihen. Von ihnen iſt zu glauben, daß ſie in ihren elenden Nachen ſich auf die ſtürmende See wagten, die Wogen zum

---

*) Taciti Agricola c. 11. Caes. bell. gall. l. 5. c. 12. 14. Strabo ed. Almeloveen. l. 4. Diodor. Sicul. l. 5. p. [illegible] etc. ed. Laurent. Rhodom.

Kampf aufforderten, und den Sturm durch ihr Schwert zu bezwingen ſuchten.

Der urſprüngliche Unterſchied zwiſchen der Cultur der Galen und Belgen ward durch die Natur ihrer Wohnſitze in Britannien vermehrt. In den rauheſten und nördlichern Theilen deſſelben lebten nur Nomaden, die ſich von der Heerde, der Beute der Jagd, den freiwilligen Geſchenken der Erde ernährten; den ſüdlichern Gegenden war der Ackerbau nicht unbekannt, deſſen Mühe durch die Fruchtbarkeit des Bodens reichlich belohnt wurde. *) Auch wohnten jene Barbaren nur in unterirdiſchen Höhlen oder in elenden Hütten, die aus einigen wenigen durch Stricke vereinigten Pfählen beſtanden und mit Strauchwerk bedeckt waren; im Süden ſahen dagegen die Römer ſchon Häuſer, die man aus hohen Stämmen gebaut und mit Stroh bedeckt hatte; zwiſchen jene war Erde geworfen, die mit weißer Kreide angeſtrichen fern glänzte. Die Form derſelben war rund, das Dach, oben mit einer Oeffnung, war hoch und endigte ſich in einer immer ſpizzern Runde. **) Eine kreisförmige Geſtalt, wie dieſe Häuſer, hatten auch die ungeheuern Gebäude, welche aus Steinen, wahrſcheinlich für die Verehrung von Gottheiten aller Stämme, durch ihre geſammte Kraft unter Anleitung der Truiden errichtet wurden. Nur zu ſolchen heiligen Zwecken war eine ſolche Anſtrengung möglich. Selbſt die Mühe, welche man auf Werke zur Vertheidigung verwandte, war äußerſt gering. In der vortheilhafteſten Gegend ließen ſich ohne Zweifel die Häupter der Stämme nieder; und wenn man ſonſt Hütten in planloſer Zerſtreuung erbauete, ſo ſiedelten alle diejenigen, welche ihrer Perſon ergeben waren, ſich in ihrer Nähe an. Eine ſolche Gegend umzog man wohl mit Wällen, Gräben, gefällten Bäumen, und ſie wurde zur Zeit der höchſten Gefahr der Zufluchtsort für die Einwohner der Gegend umher. *)

---

*) Caesar de bell. Gal. l. 5. c. 12. 14. Tacit. vita Agric. c. 12.

**) Diodor. Sicul. l. 5. p. 301. Strabo l. 5. p. 197.

Auch in der Kleidung zeigte ſich die Verſchiedenheit der Cultur zwiſchen den ſüdlichen und nördlichen Britten. Die Kleidung von dieſen war einzig die Haut eines Thieres, welche wie ein Mantel über die Schultern geworfen und durch einen hölzernen Haken zuſammen gehalten wurde. Der mehr gebildete Britte, welcher ſchon die Kunſt zu ſpinnen und zu weben verſtand, trug dagegen einen Mantel von Wolle, dem man es freilich anſah, daß die Thierhaut ſein Muſter geweſen war. Inwendig glatt und außen rauh, viereckig, von Einer Farbe, gewöhnlich ſchwarz oder blau, durch eine Schnalle auf der Bruſt oder einer von den Schultern feſtgehalten, ward ein

---

*) Strabo l. 4. p. 200.

ſolcher Mantel nach und nach nur eine Kleidung für den Winter. Ein Zeichen der geſtiegenen Cultur, der Wohlhabenheit, des höhern Ranges der Einzelnen war es, wenn man wenigſtens im Sommer ein Obergewand trug, das leichter, feiner und vielfarbigt war. Allmählig kam man auch dahin, den Leib bis an die Hüften herab mit einem beſondern Kleide zu decken, da bei jeder ſtarken Bewegung der zurückfallende Mantel ihn nackt ließ. So ward auch für die Schenkel eine beſondere Bekleidung nöthig; und ſie wurde ſo eingerichtet, daß die feine Geſtalt von jenen nicht verborgen blieb. Bis zu den Knöcheln gingen dieſe Beinkleider hinab; ein Stück von einer Thierhaut bedeckte die Füße. *)

Das weibliche Geſchlecht, welches in ſeiner Kleidung wenig von dem männlichen abwich, außer daß das Unterkleid des Weibes tiefer hinab ging, um die Schenkel zugleich zu bedecken, liebte es vorzüglich, ſich den ganzen Körper mit einem Kraute dunkelblau zu färben, und ſo erſchienen die brittiſchen Weiber dann gänzlich nackt bei einigen Feſten. Noch mehr aber wurde die Eitelkeit durch die Sitte gereizt, daß man den Körper mit allerlei Abbildungen von Vögeln, Kräutern, Bäumen ausſchmückte. Eine beſondere Claſſe von Kunſtverſtändigen kam auf, welche durch die Stiche ſcharfer Nadeln den färbenden

---

*) Caesar de bell. Gal. l. 4. c. 1. l. 5. c. 11. Strabo l. 4. p. 196.

Saft in die Haut brachten. Je mehr und größere Figuren man ſich ſo hatte einimpfen laſſen, deſto vornehmer ſchien man dem Volke. *) Auch war eine goldene Kette um den Hals ein herrlicher Schmuck des begüterten Britten; der ärmere freuete ſich auch nur eine eiſerne tragen zu können. **) Die größte Sorgfalt aber verſchwendete die Eitelkeit der Britten auf das Haar, und wandte mancherlei Künſte an, um es lang, dick und hell zu machen. Der Mann ließ den Bart auf der Oberlippe wachſen. ***)

So geſchmückt gingen die Britten zu den Feſten, welche ſie leidenſchaftlich liebten. Das Mahl, bei welchem ſie auf Thierhäuten ſaßen, ein jeder ein niedriges Tiſchchen, das gewöhnlich von Weiden geflochten war, mit ſeinem Theil der Speiſe vor ſich, ward durch die berauſchende Kraft ihres Getränkes belebt, das ſie aus Getreide braueten und aus Hörnern oder weiten Muſcheln zechten. Ohne Geſang und Muſik gab es keine geſellſchaftliche Freude für die Britten; für den Tanz waren ſie geſchaffen. Dieſer heitere Sinn und dieſe frohe Zerſtreuung waren wohl Urſache, daß ſich keine Spur von einem Hang zu

---

*) Henry history of Great Britain. Vol. I. p. 350. Lond. 1771. 4.

**) Taciti annal. l. 12. c. 36.

***) Caesar de bell. Gal. l. 5. c. 14. Strabo p. 197.

Glücksſpielen bei ihnen, wie bei den Germanen findet. *)

Sehr viel wirkten dazu, daß der Geſchmack an ſolchen Spielen nicht aufkommen konnte, auch wohl die zahlloſen Fehden der Britten unter einander, mit welchen kriegeriſche Uebungen auch zur Zeit des Friedens abwechſelten. Sie erhielten dadurch eine außerordentliche kriegeriſche Geſchicklichkeit, deren Triumph ohne Zweifel der Kampf mit den Streitwagen war.

Dieſe ſchrecklichen Werkzeuge, deren es eine groſſe Menge gab, und auf welchen die tapferſten Krieger und die Anführer fochten, wurden von zwei Pferden reiſſend gezogen, und ſtrichen mit den ſcharfen Sicheln an ihren Rädern durch die feindlichen Glieder. In dem Augenblicke, da ſie dieſen nahe waren, ſchoſſen auf ihnen die Krieger, deren außer dem Wagenführer kaum mehr als zwei, ſeyn konnten, erſt mit den Pfeilen, und ſprangen herab, um zu Fuß zu fechten, wenn es gelungen war, in die feindliche Reuterei einzudringen. Die Wagenführer zogen ſich dann etwas zurück, und ſtellten ſich ſo, daß ihre Gefährten bei einem Rückzuge ſchnell wieder hinauf ſpringen konnten. Die Schnelligkeit der Reuterei und die Feſtigkeit des Fußvolks wurde durch die Art des Streites verbunden. Mit unglaublicher Geſchicklichkeit wußte man

---

*) Henry I. p. 489. 90.

dieſe Wagen in den ſchwierigſten Gegenden zu lenken, und die Pferde mitten im Flug zum plötzlichen Stillſtehen zu bringen. *)

So verſtanden es auch die Reuter vortrefflich, ihre kleinen ſchnellen Pferde ſo abzurichten, daß dieſelben auf dem Orte ſtill ſtanden, wo ſie herab geſprungen waren, um zu Fuße zu kämpfen. Ihr breites Schwert und ihre langen Speere konnten ſie in dieſem Kampf eben ſo gut wie zu Roß brauchen. Das Fußvolk hatte dieſelben Waffen, und trug außerdem im Gürtel noch kurze Dolche, weil das Schwert nur zum Hauen geſchickt war. Dieſes hing an einem Riemen über die linke Schulter an der rechten Seite herab; den Speer brauchte man auch als Wurfſpieß, und konnte ihn an einem Riemen wieder nach ſich ziehen. Der Schild ſowohl der Reuter als der Fußgänger war leicht, und gewöhnlich durch Malerei geſchmückt. Auch gab es Bogenſchützen unter dem Fußvolke. **)

So weit in den Künſten des Lebens fortgeſchritten, lebten die wildeſten Stämme der Britten nur noch in Familienverfaſſung; die gebildeteren unter Häuptern, welchen wegen ihrer Verdienſte, des Dranges der Nothwendigkeit und aus Zufall mehrere Familien ergeben waren.

---

*) Caesar. de bell. Gal. l. 4. c. 33.

**) Henry I. p. 337. 38.

Aus dem Hauſe eines ſolchen Oberhauptes kam gewöhnlich ſein Nachfolger, wegen leicht zu vermuthender Urſachen, nach einem ſich allmählig bildenden erblichen Rechte, ohne beſtimmte Ordnung der Nachfolge; auch das weibliche Geſchlecht war von der Regierung nicht ausgeſchloſſen. Aeußerſt gering war die Macht ſolcher Oberhäupter; im Kriege ohne Zweifel bedeutender als im Frieden. Im Occident bildete ſich die monarchiſche Form aus dem Familienzuſtande, wie im Orient; auf andern Blättern, als hier, muß die Geſchichte lehren, warum in jenem nicht, wie in dieſem, ſich Despotie aus demſelben Keim entwickelte. *)

Nie gelangte einer von dieſen kleinen Königen dahin, daß er über ſehr viele brittiſche Stämme, geſchweige über alle den Oberbefehl erhalten hätte, wenn es gleich bisweilen wohl einem von ihnen glückte, Oberhaupt von mehr als einem Volk auf einige Zeit zu werden. Die königliche Macht konnte daher nie ein Mittel ſeyn, die Kraft der Nation wider den fremden Eroberer zu vereinigen; leichter hätte dies dem Stande gelingen mögen, in deſſen Händen die Cultur ruhete, der unter alle Stämme zerſtreuet war, ungleich mehr Einfluß auf die Nation beſaß, als die Könige, und zur Zeit hoher Gefahr den allgemeinen Anführer für viele Stämme hergab. Er ſcheint aus drei Hauptclaſſen, den Druiden, Sehern und Bar-

---

*) Tacit. Agric. c. 16.

den beſtanden zu haben. Dieſe letzten waren die Dichter und Sänger, die Seher enthüllten die Zukunft und ſpielten eine große Rolle beim Gottesdienſt und bei wichtigen Entſchließungen des Volkes; alle wiſſenſchaftliche Kenntniß, die Geheimniſſe der Religion, die Erziehung, und die Verwaltung der bürgerlichen Ordnung ruheten in den Händen der Druiden. Wahrſcheinlich hatten die Seher und Barden, wenn ihnen gleich ihr beſtimmtes Hauptgeſchäft zugetheilt war, auch Theil an den Arbeiten und Rechten der Druiden, welcher Name häufig den ganzen gelehrten Stand zu bezeichnen ſcheinet. *)

Daß dieſer aus Gallien, wie alle alte Bewohner Britanniens auf die Inſel kam, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, da er ſich dort nach ſeiner ganzen Einrichtung gebildet hatte. Wo ſein erſter Keim geweſen ſeyn möge, läßt ſich nicht entſcheiden; aber die griechiſchen Anſiedler in Maſſilien, welche überhaupt auf die Cultur der Galen einen mächtigen Einfluß hatten, äußerten ihn gewiß vorzüglich auf den Stand, welcher die Kenntniſſe der Nation und die Verwaltung des Staates ſich zugeeignet hatte. Die Druiden bedienten ſich auch der griechiſchen Buchſtaben. **)

Ob die brittiſchen Druiden, deren eine große Zahl war, ihren eigenen Archidruiden hatten, oder unter dem galliſchen ſtanden, iſt zweifelhaft. Wahrſcheinlicher ſcheint jenes, weil ihre Einrichtungen in Britannien vorzüglich gediehen, und beſonders ihre Lehranſtalten ſich daſelbſt ſo vervollkommneten, daß die Jünglinge Galliens, welche nach einer tiefern Einſicht ſtrebten, dieſelben beſuchten. Mit einem weißen Gewand umkleidet, gaben ſie in verborgener Gegend, in ſchauervollen Hallen ihren Unterricht. Urſprünglich liegt in jeder wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung ein Antrieb, die tiefſte Einſamkeit zu ſuchen; die Begierde nach Herrſchaft, welcher die verborgenen Kenntniſſe, als ein Mittel dienen müſſen, verſtärkt ihn, und die Gewohnheit giebt ihm eine heilige Dauer. Auch erlaubten die Druiden ihren Schülern nicht, irgend etwas von ihren Lehren ſchriftlich aufzuzeichnen; aus demſelben Grunde des Eigennutzes, warum ſie geheime Gegenden ſuchten.

---

*) Strabo p. 197. Caesar de bell. Gal. l. 6. c. 13.

**) Caesar bell. Gal. l. 6. c. 14.

Wo jetzt noch ungeheure Bauwerke, von welchen auch ſpätere Jahrhunderte glaubten, daß Rieſen und Zauberkünſte der Druiden die Felſenmaſſen zuſammengetragen hätten, in ihren Trümmern ein Alter verrathen, welches über die Zeiten der römiſchen Eroberung der Inſel hinausgeht; da hatten die Druiden in der Nähe der Tempel, bei welchen ſie ſich zum prieſterlichen Dienſte zuſammengehalten, ohne Zweifel auch ihre Verſammlungen. Aber wie ihre Religion, ſo ſind auch ihre übrigen Kenntniſſe mit Finſterniß zum Theil vor uns bedeckt, wiewohl bei der fragmentariſchen Kunde von denſelben nicht vergeſſen werden darf, welche Bruchſtücke ſie ſelbſt geweſen ſeyn mögen.

Einige Erforſchung der Kräfte der Natur zur Heilung der Krankheiten und Wunden, einige Beobachtung der Ordnung des Himmels für genauere Beſtimmung der Zeit religiöſer Feſte, für Schifffahrt und für den eigennützigen Hang, die Zukunft in den Sternen zu erforſchen, dann einige Bekanntſchaft mit der Arithmetik und Geometrie waren einem Stande unentbehrlich, welcher bloß durch ſeine Kenntniſſe ein Volk regieren ſollte, das die unterſten Stufen der Barbarei ſchon verlaſſen hatte. Geographiſche Nachrichten über die Inſel konnten und durften ihm auch nicht fehlen, da er unter den Völkern zerſtreuet lebte, und durch ſeine religiöſen Bande ſie leitete. Zu Hypotheſen über das Univerſum drängt den Geiſt, welcher ſchon zum Nachdenken gereizt iſt, die Wißbegierde auf mancherlei Weiſe: das pythagoräiſche Syſtem hatte den Druiden leicht bekannt werden können. Alle dieſe Kenntniſſe theilten ſie ihren Zöglingen in Verſen mit, oft in langen Gedichten, welche einzig dem Gedächtniſſe anvertrauet wurden. *)

Die Politik, welche die Druiden lehrte, einen geheimnißvollen Schleier über alle ihre Kenntniſſe zu

---

*) Henry history of Great Britan. Vol. I. p. 246—94.

breiten, mußte vorzüglich ihre religiöſen Lehren verſchleiern; weil aber die Religion auch das Mittel war, wodurch ſie ihren großen Einfluß auf das Volk gewannen: ſo konnten ſie nicht umhin, einen Theil ihrer Kenntniſſe über dieſelbe bekannt werden zu laſſen. So bildeten ſich eine geheime Religion und ein Volksglaube unter den Britten. *) Wie jene durch den Strom der Tradition, der in den ſchauerlichen Höhlen und Wäldern der Druiden floß, mag geſtaltet worden ſeyn, verdeckt uns die Nacht, die auf ihr ruhen mußte; doch ſchimmerte aus ihr ſelbſt für den Volksglauben die wichtige Lehre von einer Fortdauer des Menſchen nach dieſem Leben. **) Die Zahl der Götter in der gemeinen Religion und der Sagen von ihnen war außerordentlich groß, und wuchs mit der Zeit, wie die Bedürfniſſe des Menſchen. Die Verehrung der wohlthätigen Himmelskörper und außerordentlichen Erſcheinungen der Natur, erhabener Männer, die beglückend, wie jene, ſchrekkend und überraſchend wie dieſe, gewirkt hatten, und in der Ueberlieferung der Sagen von ihnen ſtets wunderbarer ſich zeigten, war die Hauptquelle der Religion. Den vornehmſten Geſchäften des Volkes wurde dieſer oder jener Gott vorgeſetzt, und zuletzt war die ganze Natur, waren Berge, Thäler und Quellen mit Göttern angefüllt! Ganz wie Menſchen wurden dieſe von dem rohen Britten behandelt. Was ihm das liebſte war, brachte er der Gottheit dar, um deren Gnade er flehete, und in Zeiten großer Gefahr wurden ſolche Gaben gelobet; auch wohl zur Sühne einer Schuld. In demſelben Geiſt wurden Thiere geopfert, die entweder ganz oder zum Theil das Feuer des Altars verzehrte. In dem letztern Fall bekamen die Prieſter und der Opfernde zum Mahle mit ſeinen Freunden zwei Theile. Aber in dieſem Geiſt ſtrömte man auch das Blut von geopferten Menſchen über die Altäre. Verbrecher, weil die beleidigten Geſetze als Befehle der Götter betrachtet wurden, und Kriegsgefangene wurden gewöhnlich zu ſolchen Menſchenopfern genommen; bisweilen bedurfte es zu denſelben auch des ſchuldloſen Einheimiſchen. Schauerlich waren die Weiſſagungen aus den Menſchenopfern.

---

*) Mela l. 3. c. 2.

**) Mela l. c.

Da die Religion, das Band zwiſchen dem Stande der Druiden und dem rohen Volke, und die ganze bürgerliche Macht in den Händen jener war: ſo lag hierin der Grund, daß die Geſetze, als Befehle der Götter, nur von den Druiden gegeben werden durften. Nicht der König, deſſen ganzes Daſeyn nur auf die Anführung des Volkes in Kriegen berechnet zu ſeyn ſchien, nicht die freien Männer der Nation hatten Theil an der Geſetzgebung. In der Hinſicht war die Verfaſſung der Britten bei weitem nicht ſo edel und frei, als die germaniſche.

Die Druiden, welche unter dem Namen der Barden begriffen wurden, mußten bei dem lebendigen Sinne der Britten für Geſang und Muſik einen mächtigen Einfluß auf die Nation äußern. Wahrſcheinlich war die Liebe derſelben für den Geſang durch ſie vorzüglich erſt zu einem Characterzug geworden. Die heiligen Lieder beim Götterdienſte waren wohl das Werk der Seher; aber die Barden begleiteten die Helden in den Krieg und ſangen die Thaten derſelben. Weil ſie das Lob einiger verkündeten; ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich Spott über andere einmiſchte. Mannigfaltigkeit der Geſänge, in ſo fern die Gegenſtände derſelben und die Empfindungen im engen Kreiſe eines barbariſchen Volkes mannigfaltig ſind, mußte freilich nach und nach entſtehen, aber litt wohl dadurch, daß einem Orden die Dichtkunſt angehörte. Auch kann man ſich wegen des Verhältniſſes des eigentlich regierenden, erziehenden Standes zum Volke der Vermuthung nicht erwehren, daß die Barden, die zu jenem gehörten, zugleich beſtimmt waren, wegen ihrer Nähe um die Perſon der Führer, dieſe zu bewachen, damit ſie ſich nicht der Vormundſchaft der Druiden zu entziehen ſuchten; ſo wie überhaupt ihre Begeiſterung wohl politiſchen Rückſichten fröhnen mußte. Nothwendig war ihr Anſehen im Kriege, wo ihre Perſon noch durch eine beſondere Wache geſchützt wurde, wiewohl ſie immer als unverletzlich betrachtet war, eine ſtarke Feſſel für die Anführer, deren Einfluß auf das Heer keinesweges dem ihrigen gleich kam. Wenn die Schaaren ſchon drohend gegen einander ſtanden, bereit zur mörderiſchen Schlacht, ſo konnten die Barden, ſobald ſie mit Friedensgeſängen in die Mitte traten, die Wuth derſelben beſänftigen. Sie waren es auch, welche den Krieg verkündeten, und wahrſcheinlich ſchloſſen ſie den Frieden.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Zuſtand Britanniens, ſeit Cäſar's Zügen, und ſchwache Verbindung zwiſchen demſelben und Rom. Ernſter Plan zur Unterjochung der Inſel unter dem Kaiſer Klaudius und Umſtände, wodurch die Ausführung deſſelben erleichtert wurde. Römiſche Provinz in Britannien. Suetonius Paulinus. Eroberung der Inſel Angleſey durch ihn, und während derſelben der Aufſtand Boadicea's, durch deren Niederlage die Kraft der Britten gänzlich gebrochen wird. Agricola giebt ihnen römiſche Cultur für die verlorne Unabhängigkeit. Seine Gränzlinien der Provinz in Britannien, tiefer herab die Gränzmauer von Septimius Severus. Beim Verfall des römiſchen Reiches die Caledonier und deutſche Seeräuber die Plage Britanniens, welches durch den gänzlichen Abzug der Römer ihnen völlig preisgegeben wird. Untergang einer blühenden chriſtlichen Kirche auf der Inſel. Individuelle Entwickelung derſelben, ſowohl nach ihrer Verfaſſung, als ihren Lehren. Ihre innern Bewegungen zur Zeit des Abzuges der Römer, und des nahen Unterganges der Schöpfung derſelben in Britannien.

Faſt ein Jahrhundert verging ſeit Cäſar's Zuge nach Britannien, ehe die Römer einen ernſten Plan zur Unterjochung der Inſel machten; aber die inneren Fehden auf derſelben arbeiteten ihnen vor während dieſem Zeitraume. Ganze Stämme, welche ſich mit dem fremden Eroberer nach kurzem Widerſtande befreundet hatten, wurden der Nationalrache geopfert, die ruhige Entwickelung der Stämme war geſtört, die Könige ſuchten die Gränzen ihrer Herrſchaft zu erweitern, und kühne Männer, die nicht zu den alten herrſchenden verehrten Geſchlechtern gehörten, riſſen die königliche Gewalt an ſich.*) Einige Verbindung mit Rom blieb immer daneben; bald dieſer, bald jener Stamm oder Herrſcher ſchickte Geſchenke nach der weltbeherrſchenden Stadt. Doch hatte ſich unter den Britten ſchon die Furcht verloren, daß ſie von Rom unterjocht werden könnten, als das Ende ihrer Freiheit ſich nahete. Ein brittiſcher Flüchtling machte den Gedanken an die Unterjochung derſelben zuerſt wieder lebhaft rege am römiſchen Hofe.

Das ruhige, gänzlich nach römiſcher Sitte geordnete Gallien hinter ſich, unterſtützt von Bundesgenoſſen in Britannien ſelbſt, begannen treffliche Feldherrn unter dem Kaiſer Klaudius die Unterjochung der Inſel. J. 43. u. Z. Oſtorius Scapula ſuchte dem bezwungenen Theile derſelben das Anſehen und die Sicherheit einer römiſchen Provinz zu geben, indem er an den Ufern des Severn eine Reihe von kleinen Feſtungen erbauen ließ, allen verdächtigen Britten die Waffen abnahm, und das Recht der Provinzialen den Stämmen ſüdwärts der Themſe ſchenkte. Allein die Stürme der Britten auf die Colonie der Veteranen, welche ſich, ein feſter Punkt für die römiſche Herrſchaft, auf der Inſel niedergelaſſen hatte, und der wiederholte Aufſtand der ſchon bezwungenen Stämme, wurden den Heeren ſo verderblich, daß Nero ſchon den Gedanken faßte, ſie zurückzuziehen und die Eroberung der Inſel aufzugeben. Nur fürchtete er den Tadel des römiſchen Volkes, und ſein berühmter Feldherr Suetonius Paulinus wollte ſich in Britannien neue Lorbeern erringen. *)

---

*) Taciti Agricola. c. 12.

Nach zwei ſiegreichen Jahren unternahm dieſer die Eroberung der Inſel Angleſey, ohne welche keine Ruhe unter den bezwungenen Britten zu hoffen ſchien. Es war durchaus nothwendig, daß die Römer die Vertilgung der Druiden beabzweckten, ſo wie die perſiſchen Eroberer Aegyptens den Untergang der Prieſterkaſte, denn dadurch löſeten ſie alle Verbindung unter den Britten auf, und bereiteten dem Nationalſinne den Tod. Die Inſel Angleſey war nicht nur höchſt wahrſcheinlich der Mittelpunct aller Druiden Britanniens, ſondern diejenigen, welche den unterjochten Stämmen angehörten, fanden hier auch

---

*) Tacit. annal. l. 12. c. 31 — 40.

einen Zufluchtsort mit ihrem Herzen, das nach Rache dürſtete, und eben ſo alle, die einen Aufruhr ihres Volkes bewirkt hatten.

Als Suetonius Paulinus mit ſeinem Heere der Inſel nahte, ſtanden am Ufer die bewaffneten Männer in dichter Schlachtordnung. Durch dieſelben ſchweiften die Weiber gleich Furien, im Trauergewande, mit fliegendem Haar, und Fackeln in der Hand. Die Druiden ſtanden umher, und ſtrömten mit himmelan erhobenen Armen die ſchrecklichſten Verwünſchungen auf die römiſchen Krieger herab, welche, durch das wunderbare Schauſpiel beſtürzt, ohne Bewegung ſich unvertheidigt den feindlichen Wunden preisgaben. Die Ermahnung des Feldherrn, der gegenſeitige Zuruf, daß ſie nicht ein weibliches, fanatiſches Heer fürchten möchten, weckte die Römer zum Eindringen, und der Feind ward in die Flamme getrieben, die er ſelbſt bereitet hatte. Nachdem der Sieg gewonnen war, wurden die heiligen Haine umgehauen, wo man die Altäre mit dem Blute der Gefangenen befleckt, und aus den zuckenden Nerven der Menſchenopfer geweiſſaget hatte. Eine Beſatzung blieb auf der Inſel zurück. *)

Während dieſer Eroberung drohte ein weit um ſich greifender Aufſtand, veranlaßt durch die Tyrannei der

---

*) Tacit. annal. 14. c. 29. 30.

römiſchen Beſatzungen und Colonien, den Verluſt Britanniens. Boadicea, die Königin der Izener, welche nebſt ihren Töchtern auf das grauſamſte gemißhandelt war, hauchte dieſem Aufſtande den Geiſt der Rache ein. Ihre Heere wälzten ſich von einem römiſchen Pflanzorte zum andern; ſelbſt London, ein berühmter Marktplatz, ward eingeäſchert, und die Römer wurden allenthalben niedergehauen. Die Zahl von ihnen und ihren Bundesgenoſſen, die an den verſchiedenen Oertern umkamen, ward auf ſiebenzig tauſend gerechnet. Das Schickſal Britanniens hing nun von einer einzigen Schlacht ab, welche ein paarmal hundert tauſend kriegeriſche Barbaren wider zehntauſend Römer fechten ſollten.

Auf einem Wagen ſtand Boadicea, ihre Töchter waren vor ihr; ſie durch Streiche der Römer gemißhandelt, dieſe von denſelben Tyrannen geſchändet: durch die Schande dieſer königlichen Frauen erſchien um ſo trauriger die Sklaverei der Völker. Zu jedem einzelnen Stamme redete die Königin beſonders von den Göttern der Rache, die gegenwärtig wären. Ihr Entſchluß ſey, zu ſiegen oder zu ſterben: dies habe ein Weib beſchloſſen; Männer möchten leben und Sklaven ſeyn.

Suetonius Paulinus hatte eine Stellung, daß er nur vorn angegriffen werden konnte. Sie unterſtützte die römiſche Kriegskunſt; Leichenhaufen der

Britten bedeckten das Schlachtfeld, Boadicea nahm Gift und ſtarb; ihre verlaſſenen Schwärme irrten heulend in den Wäldern umher. Selbſt die Legionen des alten römiſchen Freiſtaates würden ſich über einen ſolchen Sieg gefreut haben. *) Die Kraft der Britten war durch ihn auf immer gebrochen, und ein Feldherr, wie Agricola, war ganz geſchaffen, um den Provinzialen durch die Vortheile der Cultur einigen Erſatz für die verlorne Freiheit zu geben, J. 78. u. Z.

Nach dem Grundſatze, daß die Britten zwar an die Abhängigkeit genug gewöhnt wären, um gehorchen zu können, nicht aber, um als Sklaven behandelt werden zu dürfen, forderte dieſer treffliche Statthalter ſtrenge Ordnung der Gerechtigkeit nicht nur von ihnen, ſondern auch von ſeinen Römern. Die Auflagen milderte er wenigſtens durch eine weiſere Vertheilung. Er munterte die Britten zur Erbauung von bequemern Häuſern, Tempeln und öffentlichen Hallen auf; er ſorgte für den Unterricht der edlern Jugend unter den Barbaren in den Künſten des gebildeten Menſchen, und reizte ſie durch den Lobſpruch, daß ſie mehr Anlage dafür von der Natur empfangen habe, als die galliſche Jugend. Die Sprache der Römer hatte man anfänglich verworfen, und ſtrebte nun ſchon nach der Beredt-

---

*) Tacit. annal. 14. c. 31—37. Agric. c. 15. 16.

ſamkeit derſelben. Die römiſche Toga ward bei den Barbaren beliebt, die Luſt der Bäder und üppigen Gaſtmale ſchlich ein, und die Unerfahrnen nannten das Humanität, was ein Theil ihrer Sklaverei war. *)

Wenn Agricola ſo durch römiſche Sitten den bezwungenen Britten ihre Barbarei nahm, ſuchte er ſich zugleich wider ihre nördlichen Brüder und die rauhen Bewohner Caledoniens **) zu ſchützen. In Schottland zwiſchen den Meerbuſen Klyde und Forth wählte er die Landenge zur Gränze der Provinz Britannien, und führte auf ihr befeſtigte Linien auf, welche durch römiſche Beſatzungen vertheidigt wurden. Doch ſcheint ſchon er eingeſehen zu haben, daß man die wilden Völker, die nun jenſeits derſelben in einer Einöde eingeſchloſſen waren, ſtets bekämpfen müſſe, wenn ſie nicht durch unaufhörliche Stürme die Gränzlinien zerſtören und die Beſatzungen aufreiben ſollten. Seine Flotte griff bald hier, bald dort Caledonien an; zu Lande drang er tief in daſſelbe ein. Wahrſcheinlich hätte er daſſelbe der römiſchen Herrſchaft gänzlich unterworfen, wahrſcheinlich auch Irland erobert, welches von ſeiner Flotte entdeckt wurde, und das nachherige Schickſal Britanniens hätte ſich ohne Zweifel ganz anders, wie geſchah, entwickelt, wenn ihn Domitian's Eiferſucht nicht von der Inſel abgerufen hätte. *)

---

*) Tacit. Agric. 19. 21.

**) Siehe Anmerk. 1.

Nie wurden die Gränzlinien der Provinz Britannien weiter hinausgelegt, als er ſie gezogen hatte. Der Verfall der römiſchen Kriegszucht und die Macht der Caledonier, welche nach demſelben Grade ſtieg, auch der Mangel an Lebensmitteln in der Gegend von Agricola's Gränze, dieſe Urſachen veranlaßten den Kaiſer Septimius Severus viel tiefer nach Süden herab von der Mündung der Tine bis zum Solwayfirth eine Gränze aufzuführen, in jeder Hinſicht ein großes Römerwerk. Zwölf Fuß hoch und acht Fuß breit, ganz von gehauenen Steinen erbauet, mit großen Caſtellen und mit Warthäuſern hinreichend verſehen, nordwärts durch einen breiten Graben gedeckt, und durch ungefähr zehntauſend Mann-Beſatzung vertheidigt, zog ſich dieſe Gränzmauer mehr als ſechs und achtzig engliſche Meilen hin. Bei jedem der Caſtelle bildete ſich eine kleine Stadt von römiſchen und brittiſchen Coloniſten und Handwerkern. **)

Dieſes ungeheure Werk konnte bei den immer heftigeren Erſchütterungen des römiſchen Reichs den Ruin

---

*) Tacit. Agric. c. 24—39.

**) Britannia Romana, or the Roman antiquities of Britain, by John Horsley. Lond. 1732. fol. Vallum Roder Provinz Britannien um ſo weniger gänzlich verhindern, da ungefähr ein halbes Jahrhundert nach Erbauung deſſelben Seeräuber aus Niederdeutſchland ähnliche Verheerungen, wie die Caledonier in der nördlichen Gegend, auf der öſtlichen Küſte Britanniens ausübten. Gegen ſie ward eine Reihe von Caſtellen und Wachtthürmen, eine immer gerüſtete Flotte und eine beträchtliche Mannſchaft zur Bedeckung des Landes nöthig. Die Oberaufſicht über die ganze Küſte wurde einem Grafen anvertraut, der aus den Britten ſelbſt ſcheint gewählt worden zu ſeyn. Dieſe Vertheidigungsanſtalten reichten dennoch nicht hin, das Land zu ſchüzzen, zumal da von Irland aus endlich auch die weſtliche Küſte durch Seeräuber heimgeſucht wurde. Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts wanderten daher große Schaaren von Britten nach dem nördlichen Gallien aus und beſetzten die Provinz Bretagne. Da zu dieſen Umſtänden noch hinzukam, daß der kaiſerliche Hof auf die Treue der Legionen in dem entfernten Britannien am wenigſten rechnen konnte, und die ungleich wichtigern Provinzen gegen die Ueberſchwemmungen der Barbaren geſchützt werden mußten: ſo ward beſchloſſen, alle Kriegsmacht von der Inſel abzurufen. Die Brit-

---

manum, or the history and antiquities of the Roman-Wall commonly called the Picts-Wall, by John Warburton. Lond. 1754. 4.

ten hatten durch ihre verlorne Unabhängigkeit auch ihren kriegeriſchen Sinn eingebüßt; mit jener erhielten ſie dieſen nicht wieder, und der gute Rath, mit welchem die Römer ſie ihrer eigenen Vertheidigung anvertrauten und verließen, konnte unterjochten Seelen nicht Muth und Kraft wieder einhauchen; wahrſcheinlich im J. 420. *) Die Verwandlung des Landes durch die römiſche Oberherrſchaft ſollte bis auf wenige Spuren, trotz dem Flehen der Britten gegen die Urheber derſelben, daß ſie ihr Werk nicht ein Spiel der Barbaren ſeyn laſſen möchten, durch die rauhen Völker vertilgt werden, welche die hülfloſe Inſel heimſuchten, ohne Widerſtand zu finden. Es nahete ein Zeitpunct für Britannien, da die Bewohner deſſelben mit Sehnſucht nach jenen Tyrannen ſeufzten, welche einſt von den Leichen, wie die Königin Boadicea klagte, ſelbſt für den Verluſt ihrer Freunde eine Abgabe von ihnen gefordert hatten; da ſogar eine der wichtigſten Einrichtungen, welche die Inſel von der römiſchen Oberherrſchaft erhalten hatte, eine blühende chriſtliche Kirche zu Grunde ging, wiewohl ſonſt die chriſtliche Geiſtlichkeit es verſtand, ſich der verheerenden Barbaren zu bemächtigen.

---

*) Bedae historia ecclesiastica gentis Anglorum. Cantabr. 1644 fol. p. [illegible] c. 12.

Es war nicht bloß der Abſcheu der Römer vor Menſchenopfern, die ſo wichtig in der Druidenreligion waren, ſondern auch nothwendige Politik von ihnen geweſen, daß ſie dieſelbe auszurotten ſuchten. Die Tempel ihrer Götter erhoben ſich allenthalben in der brittiſchen Provinz neben den ungeheuern heiligen Gebäuden der Druidenreligion. Mit der Vertilgung des alten Prieſterſtandes waren aber die Lehren deſſelben nicht ausgerottet, und ſchwerlich möchte dies der römiſchen Religion je gelungen ſeyn, wenn auch keine Menſchenopfer mehr am Altar rauchten. Eine Lehre, wie die chriſtliche, welche durchaus keine Opfer und Götter für die Sinne duldete, konnte nur nach langem Kampfe aus der Seele der Britten den heiligen Betrug der Druiden reißen, und erſt, wenn ſich das Auge der Andacht von den Statüen der Götter Roms auf das Kreuz wandte, durfte man hoffen, den Steinmaſſen der Druidenreligion gleichfalls ihre Heiligkeit zu nehmen.

Mit der römiſchen Oberherrſchaft kam der Saame der chriſtlichen Lehre ohne Zweifel ſchon nach Britannien, und ſelbſt in die fernſten Theile deſſelben, in welche die Römer nicht kamen, ſchienen ihre Keime ſchon beim Anfange des vierten Jahrhunderts gedrungen zu ſeyn. Doch gedieh wegen der geringen Wohlhabenheit der Britten die chriſtliche Kirche in den erſten Jahrhunderten bei ihnen nicht ſo üppig, wie in manchen römiſchen Provinzen. Auf der andern Seite litt ſie auch weniger durch die Verfolgungen, wiewohl auch unter den Britten die Chriſten ſich in Wäldern und Höhlen verbergen mußten. *) Der wohlthätige Zeitpunct für die chriſtliche Kirche, da **Conſtantin der Große** ſich zu ihr bekannte, der wahrſcheinlich ſchon bei ſeinem Aufenthalte in Britannien ihr gewogen war, ſcheint hier wenigſtens nicht das äußere Syſtem eingeführt zu haben, welches die chriſtliche Lehre in den übrigen Provinzen gewann, ohne Zweifel wegen der Entfernung der Britten und ihres Mangels an Reichthum. Dieſer letzte Grund ſicherte auch die dauernde Arbeitſamkeit und nüchterne Strenge der Mönche, die am Ende des vierten Jahrhunderts ſich ſchon auf der Inſel fanden. **) Ein ſtarker, freier Geiſt konnte ſich, je weniger die brittiſche Kirche ein völlig geordnetes, prachtvolles Gebäude wurde, um ſo leichter in ihr erheben. **Pelagius** war ein Britte, und ſeine Lehren von der freien Kraft des menſchlichen Willens zum Guten, ohne die Gnade eines höheren Weſens, von der Unſchuld einer jeden Seele beim Anfange ihres Lebens, da der Sündenfall des erſten Menſchen nur ihn angehe, fanden in ſeinem Vaterlande einen großen Beifall. Die Biſchöfe und übrigen Geiſtlichen, die ihnen hier entgegenſtrebten, erhielten natürlich einen deſto ſtärkeren Anſtrich der Orthodoxie, je ſchwerer ihnen jenes wurde, und je offenbarer ihnen die Pelagianer an Talent und Bildung überlegen waren. *)

---

*) Bedae hist. eccles. l. 1. c. 8.

**) Bedae hist. eccles. l. 1 c. 7.

Auch die innern Bewegungen, welche daher entſtanden, zerrütteten die brittiſche Kirche, als die Römer ihren Schutz ihr entzogen, da eben die Verwandlung der Einöden in fruchtbares Land, der barbariſchen Einwohner in Menſchen einige Vollendung erreicht hatte. Römiſche Landſtraßen gingen, wie die Nerven der Cultur, durch die ganze Provinz; fremde Gewächſe gediehen, wo ehemals nur alte Eichen wehten; das häusliche Thier lebte friedlich am Orte der alten Lagerſtatt von Bären, Wölfen und Elenthieren. Mannigfaltige Münzen zeugten von dem häufigen Verkehr zwiſchen dem Volke. **) Städte, Schlöſſer und Colonien drängten ſich einander, viele durch den Handel blühend, welcher die koſtbaren Producte der Inſel, Zinn, Blei und Perlen, nach Gallien und Italien und in andere Theile Europas brachte: London war ſchon die Königin unter ihnen. Durch die Kunde der römiſchen Sprache und

---

*) Bedae hist. eccles. l. 1. c. 10 et 17.

**) Siehe den Abdruck derſelben bei Henry V. I. p. 404.

Schrift ſtand den Britten das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften und Künſte offen. Jeder Keim dieſer Cultur kam durch die nördlichen Barbaren und die deutſchen Seeräuber dem Untergange nahe.

Zweites Buch.

Angelſächſiſche Herrſchaft in Britannien.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Die Pikten und Schotten in Britannien. Vorhergegangene wichtige Veränderungen im Zuſtande Caledoniens durch den Sturz der Druiden, und beſonderer Einfluß deſſelben auf die Barden. Individuelle Lage Oſſian's und Character ſeines Genius. Zweck ſeiner Geſänge und ſeiner Cultur im Vergleich mit der Rohheit ſeiner Nation. Verwüſtung Britanniens durch dieſe. Die brittiſchen Stämme werden faſt in ihren alten Zuſtand zurückgeworfen. Ihr Entſchluß auf Veranlaſſung des Königs Vortiger, deutſche Seeräuber wider die Pikten und Schotten zu Hülfe zu rufen, und Rechtfertigung deſſelben. Die Inſel Thaneth, erſter feſter Sitz der deutſchen Seeräuber unter den Britten, ſehr bequem für ihren Plan, das Land dieſer letzteren für ſich zu erobern. Gründe, warum die Ueberſchwemmung Britanniens durch die Angelſachſen zerſtörender war, als die Eroberung anderer römiſchen Provinzen durch germaniſche Völker. Hengiſt, erſter König von Kent, und Entſtehung der kleinen angelſächſiſchen Königreiche in Britannien. Character und Finſterniß ihrer Geſchichte, in welche zuerſt mit der chriſtlichen Religion Licht bringet; Gründe, warum dieſelbe bei den Sachſen leichter Eingang finden mußte, als bei den Britten. Große Schwierigkeit, welche ſie auch bei jenen zu beſiegen hatte. Einführung des Chriſtenthums beſonders durch die Gemahlinnen der Könige, und großer Vortheil für die engliſche Kirche, daß Auguſtin zu ihrem Stifter von Gregor dem Großen erleſen wurde; weiſe, ſchonende Maaßregeln, welche dieſer Papſt den Bekehrern der Angelſachſen vorſchrieb. Auguſtin, Erzbiſchof von Canterbury, bemüht ſich vergebens, auch die brittiſchen Biſchöfe unter ſeine Oberhoheit zu ziehen. Gewinn für die engliſche Kirche durch die Eintheilung in Gemeinen, von welchen jede ihren beſtimmten Prediger hatte. Erzbiſchof Theodor, Stiftung einer Schule zu Canterbury, auch einer Bibliothek durch ihn.

Auf jene blühende Schöpfung der Römer, auf jene Bewohner Britanniens, welche die verfeinernden Künſte des erobernden Volkes angenommen hatten, ohne die Kriegserfahrenheit und Tapferkeit, die noch keineswegs unter demſelben ganz verſchwunden waren, ſich zugeeignet zu haben, ſtürzten ſich die Schwärme des Nordens dieſer Inſel, vermiſcht mit iriſchen Seeräubern, nach dem Abzuge der römiſchen Beſatzungen, wie hungrige Ungeheuer der Wüſte herab. Uralten galiſchen Stammes, wurden ſie unter dem Namen der Pikten ſo furchtbar. Schwärme von Irland, die ſich in Caledonien niederließen, wahrſcheinlich durch die Streifzüge in das ſüdliche Britannien angelockt, brachten vielleicht den Namen der Schotten dahin, vor welchen zuletzt das Reich der Pikten verſchwand. *)

Eine große Veränderung ſcheint ſchon lange vor dieſer Ueberſchwemmung der Provinz Britannien durch die Caledonier unter dieſen ſich ereignet zu haben, daß ihr politiſcher Zuſtand nicht mehr dem uralten der britiſchen Völker glich. Der unaufhörliche Kampf nämlich, welchen ſie mit den Römern zu beſtehen hatten, war Urſache geworden, daß theils das Anſehen der Führer im Kriege ſich vermehrte, theils die Jugend ſich nicht ſo, wie ehemals, in den Lehren der Druiden unterrichten laſſen konnte. Nun wankte mit der Gewalt dieſer letzten das Staatsgebäude, deſſen Grund ſie war, und es trat der lange von ihnen gefürchtete Zeitpunct ein, daß der Oberanführer der Stämme, die zum Widerſtand gegen den Feind vereinigt waren, ſich wider ihren Willen in ſeiner Stelle erhielt, daß es ſogar das Anſehen bekam, als werde dieſe erblich werden. Da wagten ſie den verzweifelten Verſuch, durch das Unglück eines bürgerlichen Krieges einen ſolchen Oberanführer zur Niederlage ſeiner Würde zu zwingen; allein der Verſuch endigte ſich ſo zu ihrem Nachtheile, daß ſie faſt gänzlich vertilgt wurden, und die wenigen, welche übrig geblieben waren, ſich in die düſtere Einſamkeit

---

*) Bedae hist. eccl. L. I. c. 1. ſ. Sprengel's Geſchichte Großbritanniens. Halle. 1785. S. 66 — 72. ſ. Anm. 2. S. 15.

zurückzogen, wo ſie im Kreiſe der Steine ihren Betrachtungen nachhingen.

Indem dieſer Sturz des Standes, welcher nicht nur die religiöſen Kenntniſſe, ſondern alle Cultur der Nation als ein Eigenthum beſeſſen hatte, wovon er ihr nach politiſchem Gutdünken mittheilte, nothwendig eine tiefere Barbarei unter den Caledoniern hervorbringen mußte: ſo hatte er doch auf der andern Seite die glückliche Folge, daß die Poeſie der Barden nun freier Blüthen treiben konnte. Freilich verloren dieſe durch den Untergang der Druiden den Stamm, deſſen Zweig ſie geweſen; aber durch ihren häufigeren Verkehr mit der Nation, durch die Achtung, in welcher ſie beſonders bei den Helden ſtanden, deren Ruhm ſie verkündeten und erhöhten, und vorzüglich durch den Umſtand, daß man ihrer auch im Kriege nicht entbehren konnte, da hingegen der übrige Stand der Druiden in demſelben nicht leicht vermißt wurde, erhielten ſich die Barden. Sie wurden nun eine ganz für ſich beſtehende Claſſe. Die Lehren, mit welchen die Druiden einſt ſo wucherten, floſſen noch in ihrem Geiſte fort, aber von dem geheimnißvollen Nebel mehr entkleidet, und aus Sätzen in Empfindungen verwandelt. Wenn ſonſt wahrſcheinlich die Barden aus gewiſſen Familien entſtanden; ſo entſchied jetzt mehr der Genius, wer zu ihrer Schaar gerechnet werden ſolle. Wen ſein Geiſt trieb, der geſellte ſich nun wohl zum Gefolge der dreißig Schüler, die einem Oberbarden, oder zum Geleite der funfzehn, die einem Barden vom zweiten Range angehören durften. Hochgeehrt und heilig waren ſie, wie ehemals, und befreit von politiſchen Rückſichten konnten ſie ſich dem Fluge des Genius überlaſſen. Traf es ſich glücklich, daß unter den Barden ein außerordentlicher Geiſt in einem großen Zeitpuncte des caledoniſchen Heldenruhms erſchien; ſo konnte es nicht fehlen, daß er Geſänge von ſich hauchte, welche nicht vergeſſen wurden, ſo lange noch eine Spur vom Nationalſinn übrig blieb.

Aus jener Familie entſproſſen, in welcher die Würde des Oberanführers zum Verderben der Druiden erblich geworden, Zeuge der Thaten, welche die Flügel des caledoniſchen Ruhmes wurden, Sohn des Helden, welcher ſie im Anfang des dritten Jahrhunderts vollbrachte, und mit den grauen Jahren ſeines langen Lebens an die Zeit gränzend, da jener Ruhm erloſch, und in die Höhlen der verachteten Druiden nun die Kuldeer oder die Lehrer der chriſtlichen Religion zogen, die von den Römern, oder dem König der Welt in der Bardenſprache, dem Feinde der caledoniſchen Freiheit ausgegangen waren: ſo lebte der größte der Barden, Oſſian, deſſen Geſänge im Strom der Zeiten nicht untergingen. Wie die Dichtkunſt der Druiden ſich im Geſange der Barden veredelte, ſobald dieſe nicht mehr ihrem Stande angehörten, alſo gewann der Bardengeiſt wiederum ſeinen edelſten Character durch Fingal's Sohn. Die urſprüngliche Eigenthümlichkeit eines Genius, unabhängig von Zeit und Nation, muß immer das erſte ſeyn, was man betrachtet, um ſeine Erſcheinung zu erklären. Eine grosmüthige Denkart, ein reiches, wehmüthiges und weiches Gefühl, eine Phantaſie, welche von dieſem begeiſtert, die traurigen, von jener, die edlen und erhabenen Bilder aufſuchte, welche Oſſian's Erbtheil wohl auch unter dem Himmel von Hellas geweſen. Große Schauſpiele gab ihm dann die frühere Geſchichte ſeines Zeitalters, der Character ſeines Vaters, des Helden der Helden, wie er vor ſeiner verſchönernden Einbildungskraft erſchien, die Natur um ihn her, in manchen Gruppen erhaben; düſtere, das Schickſal des Krieges überhaupt, die ſpätere Geſchichte ſeiner Zeit und ſeines Geſchlechtes, der beſchränkte Nebelhimmel über ihm, und die zahlreichen ſchauerlichen Bilder ſeines Vaterlandes. Endlich iſt in ſeiner Dichtkunſt der Geiſt unverkennbar, welcher einſt die Barden unter den Druiden beſeelt haben muß. Sie iſt Ehrfurcht erweckend, wie eine heilige Lehre, ſie unterrichtet durch die Aufſtellung von Idealen, und ihr höchſter Zweck iſt, wie einſt die Druiden ihn denken mußten, Veredlung der Führer des Volkes; ſie will überhaupt durch Geſchichte und Empfindung erziehen, und darum berührt ſie die gegenwärtige Weiſe des Volkes nur inſofern, als nöthig iſt, eine höhere Welt an ſie zu knüpfen. Um ein wahres, an kleinen und genauen Zügen reiches Gemälde von dem wirklichen geſellſchaftlichen

Zuſtande der Menſchen, in deren Sprache ſie redet, iſt es ihr ſo wenig zu thun, als dieſer letzte zu langem Verweilen einladend ſeyn mochte. Aus Oſſian's Geſange, der über demſelben ſchwebt, lernen wir daher nur die Cultur des Gefühls der edelſten Barden, ſehr wenig die Entwickelung der Caledonier kennen, und dieſe mögen ganz ſo roh geweſen ſeyn, wie ſie bei der Ueberſchwemmung des ſüdlichen Britanniens erſcheinen, ohne daß deshalb irgend ein wohlthätiger Hauch in den Liedern vom Sohne Fingal's erſt den Zeiten der erhöhten Cultur verdankt zu werden braucht. *)

Selbſt die Gränzlinien von Septimius Severus waren durch den Andrang der Pikten und Schotten ſogleich durchbrochen, von deren Wuth die Städte in Aſche ſanken, die Gefilde zur Einöde wurden, indem die Britten, welche durch das Schwert des Feindes nicht umkamen, in Wälder und Gebirge ſich zurückzogen. Alle bürgerliche Ordnung ward dadurch unter ihnen aufgelöſet, und man vergaß der Gottheit, die in der Noth nicht helfen wollte. Unter ſchwachen Oberhäuptern lebten wieder die brittiſchen Stämme, und ſahen ſich nicht weit mehr von einem Zuſtande entfernt, der ihrem rohen Leben vor der Ankunft der Römer glich, und an Elend es weit übertraf. Am

---

*) S. Anmerk. S. 16.

glücklichſten waren diejenigen, welche das Vaterland verließen, und ſich mit ihren Brüdern in Bretagne vereinten.

Als eine allgemeine Hungersnoth über die ſüdliche Gegend der Inſel ging: ſo verband ſich der Reſt der Stämme zur gemeinſchaftlichen Sorge für das Vaterland, und wandte ſich um Hülfe an den berühmten Feldherrn des abendländiſchen Reiches, an Aetius. Die Barbaren, ſagten ſie, treiben uns zum Meer, dieſes zu den Barbaren zurück; wir ſchwanken zwiſchen dem zwiefachen Tode, durch das Schwert oder in den Wellen. Als ihre Bitte vergeblich war, faßten ſie in der Verzweiflung den Muth zu ſiegen; mehr als dieſes trieb der Hunger aus dem verödeten Lande die feindlichen Schaaren zurück. Die Britten wagten es, zu den Trümmern ihres Eigenthumes zurückzukehren, und ein Jahr reich an dem üppigſten Segen begünſtigte ihren Fleiß; allein der plötzliche Uebergang vom Elende zum Glück brachte bei ihnen, wie immer bei halbgebildeten Menſchen, nur die zügelloſeſten Sitten hervor, und die Geiſtlichen, welche das Band der Nationalvertheidigung nun feſter hätten knüpfen ſollen, ſetzten mit Wuth ihre innern Streitigkeiten über die pelagianiſche Ketzerei fort, und gedachten nicht der Caledonier. Dieſe kamen von neuem, und nur die nachfolgende Peſt kennte das Elend vermehren, welches ſie verbreiteten. Da verſammelten ſich die Häupter des Volkes wieder zum Rath, und faßten auf Veranlaſſung des Königs Vortiger den Entſchluß, die deutſchen Seeräuber, deren Tapferkeit Britannien zu ſeinem Unglücke ſchon ſelbſt erfahren hatte, zum Schutze wider die Pikten und Schotten zu rufen. *)

Wahrſcheinlich hätte es nur eines planmäßigen Geiſtes an der Spitze der Britten bedurft, und ſie wären im Stande geweſen, ihr Land wider alle Verwüſtung zu vertheidigen. Da aber ein ſolcher fehlte, welcher die Nationalkraft zuſammendrängte; ſo ſchien Vortiger's Rath in jeder Hinſicht der beſte zu ſeyn. Die Pikten und Schotten hatten ſchon den Gedanken gefaßt, nun planmäßig die Britten zu vertilgen, und ſich in der ſchöneren ſüdlichen Hälfte der Inſel niederzulaſſen. Durch die Britten dieſen Plan zu vereiteln, durfte Vortiger nicht hoffen: es konnte nur durch Fremdlinge geſchehen, welche gleichſam im Solde ſtanden, um für die Vertheidigung des Landes zu wachen. Es ließ ſich nicht vorausſehen, daß dieſe Beſchützer ſich zu Herren der Britten aufwerfen würden, wenigſtens konnte man einſehen, daß man ihnen leichter als dem nördlichen Feinde würde Widerſtand leiſten können.

---

*) Historia Gildae. c. 15—23. in Th. Gale scriptor. historiae Britannicae etc. Oxon. 1691 fol. Vol. I. p. 13—17. Bedae hist. eccl. L. I. c. 13. 14.

Die ſächſiſchen Seeräuber, welche zuerſt als Vertheidiger der Britten gerufen wurden, kamen in drei Schiffen von beträchtlicher Größe unter Anführung der Brüder Hengiſt und Horſt, und ſchlugen ſogleich die Pikten und Schotten nach einer blutigen Niederlage bis an ihre alten Gränzen zurück. J. 449. Außer Ländereien in andern Gegenden erhielten ſie die Inſel Thaneth zum Eigenthum, wo ſie immer bereit zur Vertheidigung der Britten ſeyn ſollten, und waren dadurch der Aufmerkſamkeit von dieſen ſo entzogen, daß ſie unbemerkt Verſtärkungen aus Niederdeutſchland an ſich ziehen konnten. Der Ruf von ihrem großen Sieg über die Pikten und Schotten, von der Fruchtbarkeit Britanniens und den feigen Bewohnern deſſelben lockte bald ihre Landsleute. Als eine neue beträchtliche Schaar zu den Kriegern von Hengiſt und Horſt ſtieß, glaubten die Britten, neue Hülfe in ihr wider die noch immer furchtbaren Caledonier zu ſehen, und gingen mit den neuen Ankömmlingen gern einen Vertrag ein, wie mit den erſten. Aber je mehr nun die Sachſen, ein Gemiſch von Angeln, Jüten, Altſachſen und Frieſen in Britannien anſchwollen, deſto mehr enthüllte ſich ihr Plan, daß ſie ſich deſſelben bemächtigen wollten. Mit der Klage, daß der Vertrag mit ihnen nicht erfüllt werde, begannen ſie, und nach geſchloſſenem Frieden mit den nördlichen Barbaren, drohten ſie die ganze Inſel zu verwüſten, wenn ihnen nicht eine reichere Menge von Lebensmitteln zufließe. Ohne die Wirkung dieſer Drohung abzuwarten, fingen ſie an ſie zu vollführen. Ein langer, blutiger, faſt bürgerlicher Krieg begann. Große Schaaren der Britten flohen zu ihren Brüdern in Bretagne, andere in Gebirge und Wälder, wo ſie zu Wilden wurden, wenn ſie der Hunger nicht bald wegraffte. Manche Gegend unterwarf ſich ſogleich mit ſklaviſchem Geiſt; in andern faßte man Muth, und die Verzweiflung beſeelte ihn zur hartnäckigſten Gegenwehr.

Die rohſten unter den Germanen überſchwemmten nun Britannien, nicht durch Einen unwiderſtehlichen Sturm und mit einem Heer, das ein Volk war, wie die Barbaren in andern römiſchen Provinzen; ſondern nach und nach verdrängten ſie die alten Bewohner in zerſtreuten Haufen, von welchen mancher oft da noch ſich bereichern wollte, wo ein anderer ſchon alles geraubt und verheert hatte. Andere germaniſche Völker hatten ſo lange in der Nähe der Römer gelebt, daß ſie die chriſtliche Religion kannten, wenn ſie einer Provinz ſich bemächtigten, oder im friedlichen Verkehr mit den unterdrückten Provinzialen, wurden ſie doch bald mit ihr vertraut, wie mit der übrigen Cultur. Das rohe Völkergemiſch der Verwüſter Britanniens kannte keinen Heiland der Chriſten, und vertilgte die alten Einwohner, durch welche es einiger Bildung hätte theilhaftig werden können. Kirchen und Städte wurden durch daſſelbe zu Aſchenhaufen und Trümmer, der Acker zum

Sumpf, und in den fruchtbarſten Gegenden entſtanden öde Waldungen. *)

Nach einem entſcheidenden Sieg über die Britten nahm Hengiſt den Titel eines Königs von Kent an; dies war der erſte Anfang einer ſichern angelſächſiſchen Macht in Britannien. Der Strom neuer Ankömmlinge hörte nun auf, und außer dem Königreiche Kent entſtanden noch ſechs kleine Reiche, Northumberland, Oſtangeln, Mercien, Eſſex, Suſſex und Weſſex.

Wohl wurden die ſchwächern unter dieſen angelſächſiſchen Mächten, von den andern auf längere Zeit abhängig; wohl zeichnete ſich einer von den Herrſchern in dieſen kleinen Monarchien durch Kriegsglück, erfahrne Weisheit und den Umfang ſeines Gebietes bisweilen ſo aus, daß ſeine Stimme in den Angelegenheiten der übrigen Staaten ein entſcheidendes Gewicht erhielt; aber im Ganzen ging ungefähr viertehalb Jahrhunderte hindurch das Gleichgewicht zwiſchen den angelſächſiſchen Mächten ſo wenig verloren, daß ſie nicht zu Einer Macht verbunden werden konnten. Ihre unaufhörlichen Kriege gegen einander, innere blutige Unruhen, verwickelte Anſprüche

---

*) Bedae hist. eccl. L. I. c. 15. 16. Historia Gildae. c. 23. 24. Chron. Saxon. p. 507. Cantabr. 1644. Nennii hist. Britonum. c. 15. ap. Gale. p. 110. Tom. I.

auf die Throne, der fortgeſetzte Kampf gegen die Britten, welche in der gebirgichten weſtlichen Gegend von Cumberland, Wales und Cornwall nach alter Sitte fortlebten, und die Vertheidigung des eroberten Landes wider die Streifereien der Pikten und Schotten, breiteten dieſen Zeitraum hindurch ein Gewebe von Fehden über die Inſel aus, auf welchem ohne Nachtheil für die Menſchheit eine Finſterniß ruht, welche die Geſchichte aus Mangel an Nachrichten nicht zerſtreuen kann. Mit der chriſtlichen Religion dringt einiges Licht in dieſelbe.

Die Lehre der Chriſten konnte ſich darum bei den Sachſen einen leichtern Eingang als bei den Britten verſprechen, weil ſie bei ihnen keine Hierarchie zu bekämpfen hatte, welche das Volk beherrſchte. Nur als ein Diener der Götter, der ihnen in heiligen Eichenhainen opferte, und die Verehrer deſſelben lehrte, welche Gebete man zu jeder Gottheit richten müſſe, ward der Prieſter von den Sachſen geachtet. Wie hätten ſie ihm ſklaviſch gehorchen ſollen, da ſie ihre Freiheit ſelbſt wider die Götter behaupteten? Schienen ihre Gebete zu dieſen bei einem Unternehmen nicht erhöret zu ſeyn; ſo ſchoſſen ſie ihre Pfeile gegen den Himmel, um ihren Unmuth deshalb anzuzeigen. Aus den Sagen von wunderbaren Helden, großen Wohlthätern der dürftigen Menſchheit, und aus dem Eindrucke, welchen die Erſcheinungen der Natur machten, waren dieſe Gottheiten wahrſcheinlich entſtanden: an die Mythologie, in welcher die ſächſiſche

Religion lebte, konnten auch die chriſtlichen Lehren unvermerkter angeknüpft werden, als eine entgegengeſetzte, ſchon ausgebildete Reihe von Dogmen.

Eine der größten Schwierigkeiten für die Ausbreitung der chriſtlichen Religion lag dagegen in dem Haß der Sachſen gegen die Britten, welche Chriſten waren, und von ihrer Geiſtlichkeit am meiſten zum Widerſtand angefeuert wurden. Wäre dies nicht geweſen, ſo hätte ſich das Chriſtenthum von den weſtlichen Gebirgen aus wahrſcheinlich über die Inſel nach ſeinen alten Gränzen wieder ausgebreitet, denn dort blühte die Kirche mitten unter den Drangſalen vorzüglich durch die herrlichen Pflanzſchulen fort, welche für Lehrer der chriſtlichen Religion angelegt waren. *) Doch mußte dieſe Nähe der brittiſchen Kirche nothwendig auf die Sachſen wirken, ſobald ſich jener Haß milderte, und das Chriſtenthum ſchon von einer andern Seite Eingang gefunden.

König **Ethelbert** von Kent hatte eine fränkiſche Prinzeſſin zur Gemahlin, die im Vertrag ihrer Heirath ſich die freie Ausübung der chriſtlichen Religion ausbedungen, und durch ihre Tugenden den günſtigen Eindruck derſelben auf die Sachſen verſtärkte, ſo wie dieſen auch in den übrigen Reichen das Chriſtenthum nachher beſonders durch ihre Königinnen angenehm wurde. So war wenigſtens ſchon ein feſter Punct gefunden, von welchem ein Verkündiger deſſelben unter den Sachſen ausgehen konnte, und es war ein gutes Zeichen für den Geiſt der chriſtlichen Kirche, die von neuem in Britannien gedeihen ſollte, daß ein Mann, wie der fromme **Auguſtin**, und unter dem Schutze eines Papſtes, wie **Gregor der Große**, zuerſt die Rolle eines ſolchen übernahm.

---

*) Bedae hist. eccl. L. 2. c. 2. ſ. Anmerk. 1. S. 17.

In **Gregor's** Seele war der Gedanke, die Angelſachſen dem Chriſtenthum zu unterwerfen, ſchon rege geworden, ehe er den päpſtlichen Stuhl beſtieg. Als er einſt auf dem Sklavenmarkte zu Rom Jünglinge zum Verkauf ausgeſtellt ſah, die ſich durch einen außerordentlichen Wuchs und Schönheit des Geſichtes und der Haare auszeichneten, und auf ſeine Nachfrage vernahm, daß ſie zum Volke der Angelſachſen gehörten; ſo ward ſeine ſehr reizbare Einbildungskraft durch jenen Gedanken entzündet, und er ſelbſt wäre gern als ein Bote der chriſtlichen Lehre nach Britannien gegangen, wenn ihn die Römer hätten von ſich laſſen wollen. Aber Britannien blieb ihm dafür ſehr gegenwärtig, als er den päpſtlichen Stuhl beſtieg. Er ſandte den frommen **Auguſtin** aus einem Kloſter in Rom mit vierzig andern Mönchen dahin ab zu dem großen Bekehrungsgeſchäfte. Allein wie ehemals die römiſchen Krieger, als ſie zur Eroberung Britanniens abgeſandt wurden, ſich ſcheuten, außerhalb der bekannten Welt die Herrſchaft Roms zu verbreiten, eben ſo jezt die Mönche. Zu einem wilden ungläubigen Volke, deſſen Sprache ſie nicht einmal kannten, zu einem faſt unvermeidlichen Märtyrertode zu gehen, ſchien ihnen noch zu hart, als ſie die Reiſe ſchon angetreten hatten. Sie drangen in Auguſtin, daß er zum päpſtlichen Stuhl zurückkehren, und die Aufhebung eines Planes bewirken ſolle, deſſen Erfolg ſo ungewiß wäre. Ihre Bitte war einem Mann willkommen, aus deſſen Seele die Furcht vor der drohenden Gefahr nicht durch die Ausſicht, daß er Biſchof von Britannien werden ſollte, war verſcheucht worden; aber Gregor gab nicht leicht einen Entſchluß wieder auf, und die Bekehrung der Angelſachſen ſollte ſeine päpſtliche Regierung verherrlichen. Er hob die Hauptklage, daß man die Sprache des Volkes nicht kenne, aus deſſen Andacht man die verehrten Götter reißen ſolle, durch ſeine Empfehlung der zagenden Geſellſchaft an Brunehild, die in Auſtraſien und Burgund regierte, und an mehrere Biſchöfe in Frankreich, denn ſie erhielt von dieſen fränkiſche Dolmetſcher, die mit nach Britannien übergingen. Noch war die Sprache der Franken und Angelſachſen ſo wenig verſchieden, daß ſie ſich hinlänglich einander faſſen konnten.

Auf der Inſel Thaneth, wo die Sachſen zuerſt ausſtiegen, landete die Geſellſchaft der Mönche J. 596., und nach der erſten Botſchaft zum König Ethelbert von Kent im Namen des wahren Gottes, erhielten ſie den Befehl, daſelbſt zu bleiben, bis er ſich mit ihnen beſprochen hätte. Er kam auf die Inſel und ließ die Mönche unter freiem Himmel zu ſich rufen, denn er hütete ſich in einem Hauſe mit ihnen zuſammen zu kommen, damit ſie nicht durch irgend eine Zauberei Gewalt über ihn ausübten. Sie nahten mit Litaneien, und trugen ein ſilbernes Kreuz, ein Chriſtusbild. Das Wort des Gottes, von welchem ihre Rede voll war, erregte die Aufmerkſamkeit des Königs, und er antwortete mit männlicher Denkart, daß ſie die Freiheit haben ſollten, in ſeiner Hauptſtadt Canterbury zu predigen und zu lehren, wiewohl er nicht die alten Götter verlaſſen könnte, die er mit dem ganzen Volke der Angelſachſen verehre. Mit aller Pracht des Chriſtenthums hielten ſie ihren Einzug in dieſelben, und die lateiniſchen Geſänge verhallten feierlich um die Hütten, wo die Andacht herrſchte, wenn Thor's Donner rollten, und deren Bewohner Wodan's kriegeriſches Gebot beſeelte. *) Dieſe hatten noch keine Kunde von der ſtillen Gewalt, mit welcher die Lehre dieſer Fremdlinge ſich ausbreiten, und ſelbſt den König, der vergebens vor ihrer Zauberei ſich hatte bewahren wollen, zur Taufe hinziehen werde. Nach Ethelbert's Beiſpiele drängten ſich die Angelſachſen in dichten Schaaren zum Chriſtenthume.

Dieſes glückliche Gedeihen deſſelben ward freilich durch den untadelhaften Wandel Auguſtin's und ſeiner

---

*) Bedae hist. eccles. L. I. c. 25. 26. 26. L. 2. c. 1.

Gefährten, durch das Blendwerk ihrer Wunder mitbewirkt: aber die weiſen Verhaltungsregeln, welche Gregor den Bekehrern vorſchrieb, waren die vornehmſte Urſache des guten Erfolges. Nach dem Grundſatze, daß man von harten Seelen nicht auf einmal alles müſſe abhauen wollen, was ſo viele Jahre lang in ſie verwachſen ſey, gebot er, die Oerter, wo die Angelſachſen bisher ihre Götter verehrt hätten, auf alle Weiſe zu ſchonen, die Tempel derſelben nicht niederzureißen, ſondern ſie durch Weihwaſſer, durch Reliquien, durch Altäre zu heiligen, damit die Neubekehrten dem chriſtlichen Gottesdienſt um ſo fleißiger am alten Orte ihrer Andacht huldigten. Auch ſollte man die Sitte derſelben, ihren Göttern Opfer zu bringen, ſo benutzen, daß ſie an Tagen, welche den Chriſten feierlich wären, ſich bei den Kirchen verſammeln, und in Zelten, die man von Zweigen der Bäume geflochten, ſich des Mahles der geſchlachteten Rinder erfreuen dürften, denn die göttliche Wahrheit würde rohen Gemüthern nicht verhaßt werden, wenn ſie ihnen keine ihrer bisherigen Freuden raubte. *)

Außer ſolchen Verhaltungsregeln ſandte Gregor an Auguſtin, welcher nun Erzbiſchof von Canterbury ward, neue würdige Mitarbeiter zu dem großen Geſchäft,

---

*) S. Gregor's Brief voll Menſchenkunde bei Beda L. I. c. 30.

das ſo glücklich begonnen war, neue Reliquien, heilige Bücher und Kirchengeräth. Dies waren die Waffen, vor welchen der ſtolze Sinn der Sachſen und ihr furchtbares Schwert ſich ſenkten. Dem neubekehrten Könige ſchrieb der Papſt, daß er ſtets **Auguſtin's** Worten folgen möge, denn Gott werde dieſen nicht hören, wenn er für den König rede, ſobald dieſer den Erzbiſchof nicht achte, wenn er für Gott rede. So ward durch Zeichen und Schrift das Netz um die Angelſachſen gezogen.

Bisthümer wurden ſchnell errichtet; ſie waren die Säulen, auf welchen das Erzbisthum wie eine Kuppel ruhte; aber **Auguſtin** konnte ſeinem Ehrgeize nicht den Triumph verſchaffen, daß auch die brittiſchen Biſchöfe ihn als ihr Haupt anerkannt hätten. **Ethelbert** begünſtigte dies Vorhaben, denn ſobald es gelungen war, konnte er an dem Faden der geiſtlichen Herrſchaft über die Britten, welchen man in ſeiner Hauptſtadt angeknüpft hatte, vielleicht auch ſeine Herrſchaft wenigſtens über einen Theil der unbezwungenen brittiſchen Stämme beginnen. Allein die Geiſtlichkeit derſelben, welche, von der übrigen Chriſtenheit abgeriſſen, manche neue Sitte von dieſer nicht kannte, war in der doppelten Zuſammenkunft mit **Auguſtin** nicht zu bewegen, die kleinen Abweichungen ihres Gottesdienſtes aufzugeben, noch viel weniger, ſich dem Erzbiſchofe von Canterbury zu unterwerfen. Durch ein Wunder, welches er verrichtete, ſuchte er wohl nicht ſie für ſich zu gewinnen, denn auch ſie kannte den frommen Betrug der Wunder; aber nach dem Urtheile der Laien wollte er der Sieger ſeyn, und es bedurfte keines politiſchen Blickes, um einzuſehen, wie gern ſeine Drohung eines blutigen Unglückes über die halsſtarrigen Britten von den Angelſachſen würde erfüllt werden. *)

Indem bis zum Jahr 681, in welchem das Königreich Suſſex, zuletzt unter den Angelſachſen, zum Chriſtenthum übertrat, **) ſich dieſes glücklich in Britannien ausbreitete, erlitt es in ſeinem Hauptſitze in Kent anfänglich zwar heftige Erſchütterungen; gewann aber bald wieder durch den Geiſt der Ordnung und die Cultur, für welche einzelne treffliche Männer auf dem erzbiſchöflichen Stuhl zu Canterbury große Sorge trugen. So war es ein herrlicher Gewinn für daſſelbe, daß der Erzbiſchof Honorius jene Einrichtung aufhob, nach welcher die Geiſtlichen in Klöſtern oder im Hauſe des Biſchofs zuſammenlebten, nur je und je Reiſen machten, um den Gottesdienſt zu verwalten, und dagegen ſeine Diöceſe in Gemeinen abtheilte, von welchen jede ihren beſtimmten Prediger erhielt. Ein vorzüglich wohlthätiger Zeitpunct aber begann in der angelſächſiſchen Kirche, als Theodor den erzbiſchöflichen Stuhl beſtieg. J. 668. Er war im eigentlichſten Sinne das erſte Haupt der ganzen angelſächſiſchen Chriſtenheit in allen Königreichen. In Tharſus geboren, ſein ganzes Leben hindurch umringt von den Gegenden, in welchen damals einzig Cultur herrſchte, kam er in einem ſehr hohen Alter jetzt nach Britannien, und die Liebe zu den Wiſſenſchaften, die griechiſche Literatur waren in ſeinem Geleite; auch kamen mit ihm einige andre gelehrte Männer. Sein erſtes Geſchäft nach ſeiner Ankunft in Britannien war, daß er eine Reiſe zu allen angelſächſiſchen Kirchen der Inſel machte und einen völlig gleichförmigen äußern Gottesdienſt einführte, ganz der römiſchen Kirche gemäß. Aus den canoniſchen Geſetzen derſelben hob er zehn Kapitel heraus, die ihm von weſentlicher Nothwendigkeit ſchienen, und ließ ſie auf einer Verſammlung der Biſchöfe zu Hartford bekräftigen. Nur die Genehmigung des neunten unter dieſen Kapiteln ſchoben die Biſchöfe auf, weil es eine Verringerung ihrer Macht beabzweckte. So ſehr freilich das Anſehen des Erzbiſchofes dadurch ſteigen mochte, wenn die angelſächſiſche Kirche in viele Biſthümer vertheilt wurde, daß kein Biſchof mehr bedeutend genug war, um ſein Nebenbuhler zu ſeyn; ſo ließ ſich auf der andern Seite nicht läugnen, daß die kirchliche Ordnung durch eine ſolche Vervielfältigung der Biſthümer ungemein gewinnen mußte. Theodor wagte den Kampf mit den mächtigen Biſchöfen, und zertrümmerte glücklich ihre Macht. Die niedere Geiſtlichkeit ſchloß ſich daher enger an ihn, und er ſorgte für regelmäßige Einkünfte derſelben, weil Mangel bei ihr der Religion und Cultur des Volkes äußerſt ſchädlich werden mußte. Von jedem Hauſe der angelſächſiſchen Reiche ward eine Abgabe für den niedern Klerus erhoben. So gedieh die ſchönſte Ordnung der Kirche, und Theodor konnte auf einer Kirchenverſammlung dem päpſtlichen Stuhl die höchſte Reinheit des angelſächſiſchen Glaubensſyſtems nach der römiſchen Norm darthun. *)

---

*) Bedae hist. eccl. L. 2. c. 2.

**) Bedae hist. eccl. L. 4. c. 13.

Noch unmittelbarer, als durch dieſe Ordnung, welche er der Kirche gab, ſorgte Theodor für die Bildung der Geiſtlichen durch die Schule, welche er in Canterbury zu einem hohen Flor brachte. Metrik, Aſtronomie und Arithmetik wurden hier nebſt den geiſtlichen Wiſſenſchaften getrieben, man übte ſich außerordentlich in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, und der Erzbiſchof legte ſogar eine Bibliothek an, in welcher die Geſänge Homer's und die Werke des Joſephus unter andern Schriften ſich fanden. Er ſelbſt war Dichter und ſorgte dafür, daß die Kunſt des Geſanges nicht mehr in der Kirche ſo gänzlich vernachläſſigt wurde. Nur in Kent hatte man bisher die lateiniſchen Hymnen beim Gottesdienſte zu ſingen gewußt. **)

---

*) Concilium Herufordense. p. 43. Concilium Hedifeldense p. 51. in David Wilkens Conciliis Magnae Britanniae et Hiberniae. Vol. I. Lond. 1737. fol.

**) Bedae hist. eccl. L. 4. c. 1. 2. 5. 6. 12. 17. 18.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Intereſſe der Geiſtlichkeit, daß die ſchriftliche Geſetzgebung in Britannien begann; Ethelbert, der erſte chriſtliche König, Urheber derſelben. Schilderung ſeiner rohen Geſetze, und Bemerkung über die fortſchreitende Cultur in den Geſetzgebungen der folgenden Könige. Durch Ina's Verordnungen entſtand entſchiedener Einfluß der Ordalien auf das bürgerliche Leben der Angelſachſen. Urſache, warum man dieſem Könige Befeſtigung der Macht von Weſtſex vorzüglich zuſchreiben muß. Egbert, am Hofe Carl's des Großen gebildet, König von Weſtſex und dann König von England. Aehnlichkeit zwiſchen ſeinem Sohn Ethelwolf und Ludewig dem Frommen. Anfang der Verheerungen Englands durch die Schwärme Scandinaviens. Alfred der Große. Geſchichte ſeiner Jugend, und nachtheilige Umſtände beim Anfange ſeiner Regierung. Seine Schlachten, Vertheidigungsanſtalten, ſeine Flucht, ſein verborgener Aufenthalt in Sommerſetſhire. Nach ſeiner Wiedererſcheinung neuer Kampf mit den Dänen, und endlich errungene Ruhe vor ihnen. Auffallendſte Erſcheinung in Alfred's Leben; ſein Eifer für die Wiſſenſchaften und ſchriftſtelleriſcher Ruhm zu einer Zeit, da das wiſſenſchaftliche Licht, wodurch das Land der Britten vorher berühmt geweſen, ſchon gänzlich erloſchen war. Urſachen dieſer wiſſenſchaftlichen Cultur, deren vornehmſtes Geſtirn Beda war, und ihres gänzlichen Unterganges im neunten Jahrhundert, wodurch Gelehrte wie Johann Erigena aus ihrem Vaterlande hinweggeſchreckt wurden. Alfred's Regierung fällt wie ein heller Tag in dieſe Finſterniß. Sein vertrauter Umgang mit gelehrten Männern, vorzüglich mit Aſſer, und genaue Eintheilung ſeiner Zeit, um für die Studien Muße zu gewinnen. Auf zwiefache Weiſe ſorgte er für die Bildung ſeiner Unterthanen, durch die Uebertragung belehrender Schriften in die angelſächſiſche Sprache, und durch Lehranſtalten. Schilderung der erſten, und Grundidee bei den letzten, daß die Bildung der Nation auf Cultur der Mutterſprache beruhen müſſe. Stufen in der Erziehung des Volkes. Verbindung zwiſchen Alfred's Eifer für dieſe, und Sorgfalt für Klöſter und Kirchen. Seinen Aufwand auch hierfür erklärt nur ein Blick auf ſeine Finanzverwaltung. Politiſche Verfaſſung des angelſächſiſchen Reichs. Die eigentlichen Staatsbürger beſtanden aus den Thanen und Ceorls. Erhebung der letzten zum Range der erſten, Hauptunterſchied zwiſchen dieſen, und ein ähnlicher zwiſchen den Ceorls. Die Maſſe der Sklaven und allmählige Milderung ihres Schickſals. Die Freigelaßnen. Kreiſe der bürgerlichen Ordnung im angelſächſiſchen Reiche, der Tithing, der Hundred, der Thriting, die Shire, welche letzte im Eorl, Aldermann oder Herzog ihr Haupt hatte. Deſſen Anſehen und Einkünfte. Wahl des Eorls; ſein Verhältniß zum Shiregerieven und zu den Rechtskundigen. Der Shiregemont und deſſen Ausſchuß. Der Burgemot. Der König und der Wittenagemot; Beſchreibung ihrer Geſchäfte, Rechte und Pflichten. Gerichtshof des Königs. Der Aldermann von England im Verhältniſſe zu dieſem letzten was der Shiregerieve für den Eorl. Einkünfte des Königs.

Characteriſtik des engliſchen Volkes. Vervollkommnung der Lebensart, vorzüglich durch die Geiſtlichkeit. Ackerbau und verſchiedene Künſte durch ſie befördert, ingleichen der Handel, für welchen Alfred's Regierung gleichfalls Epoche macht. Dieſer König als Ideal der Naturanlagen der Angelſachſen. Sie und die Dänen leidenſchaftlich für Muſik und Geſang. Schilderung der Kleidung des engliſchen Volkes.

So bald die chriſtliche Geiſtlichkeit bei den Angelſachſen Eingang gefunden hatte, erforderte es ihre eigene Sicherheit, daß eine ſchriftliche Geſetzgebung der Könige begann. Und wirklich war Ethelbert der erſte chriſtliche König der Angelſachſen, auch der erſte Urheber geſchriebener Geſetze unter ihnen. Auf die Geiſtlichkeit wurde daher in ihnen auch vorzüglich Rückſicht genommen. Das verſchiedene Strafgeld, welches nach dem Stande des Diebes und des Beſtohlnen, des Beleidigers und des Beleidigten, nach der Art der Verletzung, und dem Gliede, welches verletzt war, beſtimmt wurde, machte den Stoff der rohen Geſetze Ethelbert's aus. *)

Ein mehr ausgebildetes bürgerliches Leben und eine ſchärfere Aufmerkſamkeit auf die Bedürfniſſe deſſel-

---

*) Leges Anglo-Saxonicae ecclesiasticae et civiles ex recens. Dav. Wilkins. Lond. 1721. fol. p. 1—7.

ben erſcheinen ſchon in den Geſetzen, die unter dem Namen der beiden kentiſchen Könige, Lothar und Edrik, bekannt gemacht wurden. Streitigkeiten über das Mein und Dein, die feineren Beleidigungen der Ehre, die Arten des gerichtlichen Beweiſes, waren ſchon mehr Gegenſtand dieſer Geſetze, da die vorhergehenden den gröbſten Verbrechen wider die Sicherheit begegneten, *) zwiſchen den Jahren 673 und 686. Es iſt Character der Geſetze des unmittelbar folgenden Königs Widred, daß ſie mehr auf die Sitten, auf Vertilgung der letzten Reſte des alten ſächſiſchen Glaubens achten, und die Geiſtlichkeit noch eifriger, wie die vorigen in Schutz nehmen. **) Auch hatten die Geiſtlichen es ſchon dahin gebracht, daß ſowohl der freie Mann, als der Knecht, wenn ſie am Sonntage gearbeitet, oder die Faſten nicht gehalten hatten, ſchmählichen, öffentlichen Strafen, zum Beiſpiel, das Halseiſen zu tragen, unterworfen wurden, wenn ſie dieſelben nicht mit Geld abzukaufen vermochten. Wie ſehr durfte man ſchon von dem Geiſt abweichen, welcher die Vorſchriften Gregor's des Großen beſeelte.

Viel umfaſſender, als dieſe Geſetzgebungen, iſt der Inbegriff von Verordnungen, die König Ina von Weſtſer (reg. ſeit 688) planmäßig, wie er zu handeln pflegte, geſammelt hat. Wenn überhaupt dieſe Geſetzgebungen nicht zu betrachten ſind, als wären durch ſie ganz neue Verhältniſſe von oben herab, mit Einſtimmung der geiſtlichen und weltlichen Großen, eingeführet worden, ſondern nur als eine Begränzung und feierliche Genehmigung ſchon bekannter Gebräuche, darf man auch nicht glauben, daß Ina zuerſt die Sitte der Ordalien eingeführt habe, weil ſeine Geſetze zuerſt Beſtimmungen über ſie enthalten. Nur ſo viel erhellet, daß die Gottesurtheile, deren Wirkung auf das Mittelalter ſo wichtig wurde, nun auch in Britannien entſchiedenen Einfluß gewannen. *)

---

*) Leges Anglo-Saxonicae p. 7—10.

**) Leges Anglo-Saxonicae p. 10—13.

Gewiß trug der Umſtand, daß Ina die gleiche Wohlthat der Geſetze den Angelſachſen und den Britten in ſeinem Lande, die nicht in Weſtſex aus ihren väterlichen Hütten verjagt wurden, ſtaatsklug erwies, ſehr viel dazu bei, wenn die Macht ſeines Reiches feſter erwuchs, als die übrigen angelſächſiſchen Königreiche. Doch half auch, daß der alte regierende Stamm, der in allen dieſen ausging, in jenem fortblühte. Es war ein Sprößling derſelben, der ſich zuerſt König von England nannte.

Unter Stürmen, welche durch die Entthronung des ſchlechten Königs Sigebert veranlaßt wurden, bemächtigte ſich Bithrik von einer Seitenlinie des regierenden

---

*) Leges Anglo-Saxonicae p. 14—27.

Hauſes in Weſſex des leeren Thrones, auf welchen der junge Egbert von der ältern Linie ein näheres Recht hatte. Grauſam verfolgte der geängſtete König den Jüngling, welcher ihm ſo furchtbar ſchien. Egbert ging über das Meer, und lebte am Hofe Carl's des Großen. Er beſaß Empfänglichkeit für die neue Schöpfung, welche dieſer genialiſche Geiſt um ſich hervorgerufen hatte, und Carl freuete ſich des Jünglings, der ſich emſig in ihr Kenntniſſe ſammlete, um vielleicht durch ihren Saamen den Boden des Vaterlandes zu befruchten. Durch das Verbrechen der Gemahlin ſeines Feindes Bithrik, die durch einen Gifttrank den Liebling ihres Gemahls hatte tödten wollen, der aber ſelbſt den Becher zu ſeinem Verderben leerte, ward Egbert faſt zu derſelben Zeit auf den Thron von Weſſex gerufen, da ſein großer Beſchützer den Kaiſerthron beſtieg. *)

Die erſten Jahre ſeiner Regierung verlebte Egbert in friedlicher Ruhe, aber ohne mit ſchöpferiſchem Geiſt ſeine erworbenen Kenntniſſe für ſein Vaterland anzuwenden; die zweite Hälfte derſelben wurde durch zwei Begebenheiten verſchlungen, von welchen die eine ſeinen Namen über den Ruhm ſeiner Vorgänger erhoben hat, die andre, ſeine Regierung als den Anfang eines großen Unglückes für Britannien bezeichnet.

---

*) Chronicon Saxonicum ed. Edm. Gibson. Oxon. 1692. 4. p. 68. Wilh. Malmesbury de gestis regum Anglorum. L. 2. c. 2.

Einen Krieg, welchen er wider die Britten ſo glücklich führte, daß er Devonſhire mit ſeinem Reiche verbinden konnte, wollte er fortſetzen, bis auch Cornwallis bezwungen ſey; als er plötzlich durch einen Einfall des eiferſüchtigen Königs von Mercien in ſeine Länder zurückgerufen ward. Der große Sieg, den er über das feindliche Heer gewann, wurde Veranlaſſung, daß er ganz Mercien eroberte, und durch dieſe Eroberung, durch die innern Unruhen in Northumberland gereizt, auch dieſes plötzlich überfiel. Nachdem er hier die Huldigung von dem größten Theil der Unterthanen empfangen, war er Herrſcher über die ganze angelſächſiſche Macht, denn die übrigen Reiche waren entweder ihm, oder den Königen von Mercien und Northumberland ſchon zinsbar geweſen, weil der größte Theil der Sachſen die Britannien bezwungen hatten, vom Volke der Angeln geweſen; ſo nannte er ſich König von England. Offenbar aber hatte er nur den Namen, nicht die Macht eines ſolchen. Mercien und Northumberland behielten noch lange ihre eignen Könige, ihre alte Verfaſſung. Dieſe letzte mochte ihnen immerhin gelaſſen werden, denn in den angelſächſiſchen Reichen war die Verfaſſung ganz dieſelbe: aber ohne Zweifel war es Egbert's Gedanke, daß jene Könige, ſo bald es Zeit war, ganz aufgehoben werden ſollten. Allein wenn ſein Vorbild Carl der Große war; ſo hatte ſein Sohn und Nachfolger Ethelwolf ſich gewiß Ludewig den Frommen zum Vorbilde gewählt. Wie dieſer, war er anfänglich für den geiſtlichen Stand gebildet, und war ein Mönch auf dem Throne; wie dieſer, bereicherte er die Geiſtlichkeit, ein ſklaviſcher Verehrer des Papſtes; wie dieſer, beging er endlich die größte aller Thorheiten in ſeinen politiſchen Verhältniſſen, daß er ſich nämlich mit ſeinem Sohne in ſeine Staaten theilte. Um ſo weniger achteten die Könige von Mercien und Northumberland ſeine Oberherrſchaft. *)

Das Schickſal ſchien die Aehnlichkeit zwiſchen Ludewig dem Frommen und Ethelwolf vollkommen machen zu wollen, denn die Schwachheit beider Herrſcher wurde durch daſſelbe Volk für ihre Staaten äußerſt verderblich. Schon Egbert's Kraft war bei aller Anſtrengung kaum im Stande geweſen, einem Sturme zu begegnen, der ſich in den letzten Jahren ſeiner Regierung ſo über die Angelſachſen zuſammenzog, wie einſt ſie über die Britten.

Schon lange hatten die Bewohner Scandinaviens auf ihren leichten Fahrzeugen, mit welchen ſie auch auf den kleinſten Flüſſen tief in ein Land ſchiffen konnten, weite Streifzüge nach Beute gewagt, und die Kunde von der ſchönen ſüdlichen Gegend Europas, der Raub, welchen ſie in die Heimath mit zurück brachten, reizten grösſere Schwärme zu ſolchen Abenteuern. Zum Unglück aber für die germaniſchen Staaten brach zu der Zeit ihrer größten Schwäche der Sturm am heftigſten aus dem Norden hervor. Viele von den kleinen Fürſten deſſelben,

---

*) Chronic. Saxon. p. 69—72. Chronol. Sax. p. 525—528.

welche es nicht ertragen konnten, daß ihre Macht auf einen einzigen Alleinherrſcher in ihrem Vaterlande übergegangen war, ſammelten Genoſſen zu ſich, um irgendwo neue Staaten zu gründen. **Egbert** ſchlug die Schaaren, die in Britannien landeten, ſiegreich zurück; allein unter **Ethelwolf**, der während der immer höher ſchwellenden Noth nach Rom reiſete, und ein ganzes Jahr daſelbſt blieb, drängten ſich die zahlreichen Segel der Normänner an der öſtlichen Küſte hinab, fochten die tapfern Seeräuber in offener Feldſchlacht zugleich in mehrern Gegenden Britanniens, und auf der Inſel Thaneth, der Wiege der angelſächſiſchen Herrſchaft und der römiſchen Hierarchie in der Kirche der Angelſachſen, begannen ſie ſogar, nun eine ununterbrochene Plage für Britannien, auch den Winter in Lagern zuzubringen. *)

An Befeſtigung der Oberherrſchaft des Königs von Weſtſex war jetzt am wenigſten zu denken. Jede Provinz bedurfte zu ſehr eines Hauptes in dieſen Stürmen. Die Normänner dagegen, welche ſich an der öſtlichen Küſte bald feſten Sitz erſtritten, überſchwemmten die angelſächſiſchen Reiche auf allen Seiten, und der Zeitpunct, daß ſie nach dem Rechte des Eroberers die Inſel beherrſchen konnten, ſchien ſchon nahe zu ſeyn, als **Alfred der Große** den Thron beſtieg; einer von jenen wenigen Geiſtern des Mittelalters, die alle Hinderniſſe überwanden, und in ſich die Gaben des Helden, Geſetzgebers und wiſſenſchaftlichen Forſchers vereinigten, um für alle Bedürfniſſe ihrer ſtürmenden und hülfloſen Zeit ſorgen zu können.

---

*) S. Anmerkung 2. S. 17.

Vier ſeiner Brüder, die theils zugleich mit ihrem Vater Ethelwolf theils allein regierten, waren in dieſem drangvollen Zeitpunct ſchnell nach einander geſtorben. Nach dem Tode Ethelred's *) rief ihn der allgemeine Wille des Volkes auf den Thron. J. 871. Er hatte jetzt erſt das zwei und zwanzigſte Jahr vollendet, und doch mit dem kühnſten Geiſte ſtets eine außerordentliche Selbſtbeherrſchung verbunden. Er war ſchon der Held der Nation, und es hätte nur eines Winkes von ihm bedurft, ſo hätte ſie den frommen Ethelred verlaſſen, und ihn auf den Thron erhoben. Allein er beharrte mitten unter ſeinen Siegen in der beſcheidenſten Mäßigung, einem um ſo erhabenern Verdienſte, je mehreres in ſeinem bisherigen Leben ſich vereinigt hatte, ihn zum anmaßenden Ehrgeize zu verführen. Wegen ſeiner ſchönen Geſtalt, ſeines muntern Geiſtes war er früh der Liebling ſeiner Aeltern, und als ein fünfjähriger Knabe ward er von ſeinem heiligen Vater nach Rom geſandt, wo Papſt Leo ihn zum König ſalbte, und als ſeinen Sohn annahm. **) In ſein Vaterland zurückgeführt, prägte er die altſächſiſchen Lieder, auf welche er am Tage und in der Nacht horchte, ſeinem Gedächtniſſe und Heldengeiſte tief ein, und als ſeine Mutter ein ſächſiſches Werk über die Dichtkunſt, das mit ſchönen Buchſtaben geſchrieben war, demjenigen von ihren Söhnen zum Preiſe verſprach, der es zuerſt verſtehen könnte: ſo gewann er daſſelbe durch ſeine raſche Lernbegierde, in ſeinem zwölften Jahre vor ſeinen älteren Brüdern. *) Stets Sieger über dieſe, ergriff er, bisher nur als der rüſtigſte und erfahrenſte Jäger bekannt, bald das ſiegreiche Schwert wider die Normänner. Noch in dem Jahre, da er den Thron beſtieg, wandte er von den Angelſachſen bei Aſton in Berkſhire das Verderben ab, als die Dänen, ſehr vortheilhaft geſtellt, mit furchtbarer Macht angriffen, indem Ethelred noch im Zelte die Meſſe hörte, und vor Endigung derſelben nicht ſchlagen wollte. Alfred wagte raſch und klug die Schlacht, und wurde durch einen herrlichen Sieg belohnt. **)

---

*) Siehe die Anmerk. S. 18.

**) Siehe die Anmerk. S. 19.

Dennoch begann nie ein König die Regierung unter nachtheiligeren Umſtänden. Er ſah ſich nach allen Seiten von Verwüſtung umgeben, und mitten unter den Urhebern derſelben ſollte er die zerſtreute, geſchwächte Kraft ſeines Volkes wider ſie ſammeln. Die tapferſten Anführer und Krieger waren auf den Schlachtfeldern geblieben; von dem königlichen Jüngling allein erwartete die troſtloſe Menge ihre Rettung. Er wußte, wie viel jetzt vom raſchen Entſchluſſe und glücklichen Erfolg der erſten Schlacht abhing, und ſchlug daher im erſten Monat ſeiner Regierung wider die vereinte Macht der Normänner mit einer kleinen Mannſchaft, aber mit Löwenmuth bei einem Berge Wilton in Wiltſhire. Der Feind war ſchon geſchlagen; aber zu verwegen verfolgt, ſtellte er das Treffen wieder her, und behauptete das Schlachtfeld. Acht Schlachten waren ſchon vorher in dieſem Jahre zwiſchen den Sachſen und Dänen vorgefallen; raſtlos war Alfred in zahlreichen kleineren Gefechten, und ſchwächte die Normänner ſo, daß ſie in einem Friedensvertrag verſprachen, Weſtſex zu verlaſſen. *)

---

*) S. die 1. Anmerk. auf S. 20.

**) Annales rerum gestarum Alfredi magni. Autore Asserio Menuensi, rec. Franc. Wise. Oxon. 1722. 8. p. 7. 15-17. 23-24. Chronic. Saxon. p. 80-82.

Alfred und ſein Staat genoſſen jetzt freilich einiger Ruhe; aber daſſelbe Heer, welches ſie verlaſſen hatte, eroberte das ganze Königreich Mercien und übergab es einem Angelſachſen, gleichſam als dem Verweſer ſeiner Macht. Dann theilte es ſich in zwei große Heerhaufen, von welchen der eine ſich der Herrſchaft

---

*) Asser. Men. p. 25. 26. Chronic. Saxon. p. 82. S. Anmerk. 1. S. 20.

über Northumberland bemächtigte, wo ſich überhaupt die Normänner am früheſten mit Glück ausgebreitet hatten, der andere aber ſein Hauptlager bei Cambridge aufſchlug. J. 875. Jener theilte ſich in Northumberland, und begann Ackerbau zu treiben; wahrſcheinlich wünſchte dieſer auf eine gleiche Weiſe ſich im ſüdlichen Theile der Inſel niederzulaſſen. *)

Plötzlich überfiel er daher mitten im Frieden Alfred's Land; und vergebens ließ dieſer den Feind auf heilige Reliquien und auf ein goldnes Armband, den Schmuck des Helden, den neuen Frieden beſchwören, welcher unmittelbar darauf wieder treulos gebrochen wurde. Der König ſah nun ein, daß es ein Kampf um Leben und Tod zwiſchen ihm und den Normännern werden müſſe, er aber durch den glorreichſten Landkrieg dieſe nicht werde vertilgen können, wenn er ihnen nicht die großen Verſtärkungen abſchneide, welche ſie ſtets zur See erhielten. Er ließ daher in mehreren Gegenden ſeines Reiches größere Schiffe bauen, als die gewöhnlichen angelſächſiſchen, und bemannte ſie mit Seeräubern, vorzüglich mit Frieſen. Dieſe Flotte deckte die Küſte, und war ſo glücklich, ſchnell einen Beweis ihrer großen Brauchbarkeit abzulegen, indem ſie eine Mannſchaft, welche in hundert und zwanzig Schiffen zu den

---

*) Asser. Men. p. 27. Chronic. Saxon. p. 85.

Normännern in Britannien ſtoßen wollte, gänzlich zu Grunde richtete. J. 877. *)

Zu derſelben Zeit bedrängte er den Feind hart zu Lande, und ließ ihn von neuem den Abzug beſchwören. Aber die treuloſen Normänner ſtürmten, bald nach dem neuen Friedensvertrage, von Cambridge her, und überſchwemmten einen Theil von Weſtſex. **) Da floh eine Menge aus der überſchwemmten Gegend über das Meer, getrieben durch Hunger und Furcht; aber der größte Theil der Einwohner unterwarf ſich der däniſchen Herrſchaft. Alfred ſelbſt, von ſeinen Unterthanen verlaſſen, rettete ſich mit wenigen Getreuen in die waldichten, ſumpfigen Gegenden von Sommerſetſhire. ***)

Dürftig und ſorgenvoll lebte der große König hier von der Beute, die er entweder durch wiederholte Ueberfälle, oder auch heimlich den Normännern und den Chriſten abnahm, welche die Herrſchaft derſelben duldeten. Eine Zeitlang war er in der Hütte eines ſeiner Kuhhirten verborgen. In Heldengedanken verſunken, ſaß er eines Tages auf dem Heerde, bereitete ſich einen Bogen und Pfeile, und achtete auf das Brod, welches die Hirtin am Feuer röſten ließ, ſo wenig, daß es verbrannte. Die Hausfrau ſprang hinzu und zog es vom Feuer ab, heftig zürnend auf den unbekannten Fremdling, welcher nur zu fleißig ſey, das Brod zu ſpeiſen; aber ſo faul, es lieber verbrennen zu laſſen, als vom Feuer abzuziehen.

---

*) Asser. Men. p. 29. 38. Chron. Sax. p. 83. 84. S. Anmerk. 3. S. 20.

**) S. die Anmerk. auf S. 21.

***) Asser. Men. p. 30.

Indem Alfred ſich ſo vor den Nachſtellungen der Feinde verbarg, und ſeine Unterthanen nicht wußten, ob ihr großer König noch unter den Lebenden ſey, und auf ihre Rettung ſinne, ereignete ſich eine Begebenheit, wodurch ihr Muth und ihre Hoffnung wieder etwas belebt wurden. Ein Heer von Normännern war in Devonſhire gelandet, und hatte eine Burg eingeſchloſſen, um ſie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen; aber die Chriſten erfochten bei einem unvermutheten Ausfall einen Sieg und erbeuteten die heilige Fahne Reafen. In der Mitte derſelben war ein Rabe, dem die magiſche Kunſt der Töchter Regner Ladbrach's, von welchen die Fahne gewebt war, die Eigenſchaft gegeben haben ſollte, daß er in der Mitte der vorgetragenen Fahne, beim Anfang des Treffens, die Flügel ſtolz ſchlug, oder niederſinken ließ, je nachdem die Normänner ſiegen oder geſchlagen werden ſollten. *)

Zu der Freude über dieſe Beute kam plötzlich die Nachricht, König Alfred habe von einer befeſtigten

---

*) Asser Men. p. 32. 33. Chron. Sax. p. 81.

Gegend ſehr glückliche Angriffe auf zerſtreuete däniſche Schaaren gethan. Eine kleine Inſel in Sommerſetſhire war ſchnell durch aufgeführte Werke, und einen Thurm von ihm in eine Feſtung verwandelt; er lebte in derſelben mit ſeinen wenigen Getreuen, und ſie hieß die Inſel der Edlen, das Glück, welches ſeine Tapferkeit in dem kleinen Kriege, den er von hier aus führte, ſtets begleitete, trieb ihn zu einer großen Unternehmung, ſeinen Thron wiederherzuſtellen. Dazu bedurfte es aber einer genauen Kunde vom Zuſtande des Hauptlagers der Feinde. Als ein ſächſiſcher Balladenſänger verkleidet ging er ſelbſt in daſſelbe, und indem er ſeine ergezzenden Lieder zur Harfe vor den Normännern ſang, hatte er unter dieſer harmloſen Hülle Gelegenheit genug, alles auszuforſchen. Kaum war er auf die Inſel der Edlen zurückgekommen; ſo erſchien er auch ſchon zu Roß vor ſeinen erſtaunten Unterthanen, die mit großer Freude ihm zuſtrömten. Plötzlich ſtand er mit einem ſtarken Heere beim feindlichen Hauptlager. So unvermuthet den Normännern die Schlacht, ſo hartnäckig war doch ihr Widerſtand. **Alfred** erfocht einen vollſtändigen, aber blutigen Sieg. Der normänniſche Anführer **Guthrum** floh mit dem Reſt des geſchlagenen Heeres in ein feſtes Schloß. Vierzehn Tage hier belagert, ward er durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, um Frieden zu flehen. Er ſelbſt verſprach mit ſeinem Gefolge zur chriſtlichen Religion überzutreten: alle übrige aber, welche beim Glauben der Väter beharren wollten, ſchwuren, daß ſie Britannien verlaſſen würden. Dieſer Friedensſchluß ward redlich von den Normännern erfüllt. J. 880. *)

Die Normänner, welche Chriſten geworden, erhielten Sitze in Oſtangeln und Northumberland; und ſo lange hier Guthrum gleichſam als Statthalter Alfred's lebte, ward England durch ihn ſogar wider neue ſeeräuberiſche Schwärme des Nordens vertheidigt. Allein er war zum Unglück des Landes geſtorben, als diejenigen Normänner, welche ſeit dem letzten Friedensſchluſſe nach Frankreich hinübergegangen waren, nach Britannien zurück kamen. Ihr Heer ſchwoll durch die Dänen an, welche allenthalben in den angelſächſiſchen Reichen lebten. Der raſtloſe Alfred erfocht freilich einen Sieg über einen großen Theil deſſelben; aber nun erhoben ſich die Normänner in Oſtangeln und Northumberland. Mit hundert und vierzig Schiffen landeten ſie in Devonſhire. Auf allen Seiten war nun wieder England mit Feinden bedeckt. Alfred ſah ſeine ſchönen Anſtalten, die er während der Ruhe mit ſchöpferiſchem Geiſte geſchaffen hatte, theils ſchon wieder zer-

---

*) Asser Men. 33 — 35. Chronic. Saxon. 85. Historia Ingulphi p. 26. in rerum Anglicarum scriptorum veterum T. 1. Oxon. 1684. fol. Wil. Malms. L. 2. c. 4. p. 45. in scriptor. rerum Anglicarum post Baedam praecipuis. Francof. 1601. fol.

trümmert, theils in Gefahr, auf immer zu Grunde zu gehen. Wie ein Sturm flog er nach allen Gegenden hin, und rieb den Feind durch Klugheit und Kühnheit auf. Die Gemahlin und zwei Söhne von Hastings, dem Anführer des wiederum gelandeten Heeres, wurden ſogar ſeine Gefangenen. Ohne Löſegeld, aber die beiden Söhne getauft, ſandte er ſie an Hastings. Eine ſolche edle Milde Alfred's trug viel dazu bei, den Aufruhr zu dämpfen, und viele Dänen kehrten gern in ihre alten Wohnſitze in Oſtangeln und Northumbrien wieder zurück. J. 897. *)

So ward auch dieſes Gewitter glücklich zerſtreuet, und Alfred war nun mächtiger, als irgend einer von ſeinen Vorfahren. Oſtangeln und Northumberland wurden durch ſächſiſche Statthalter regiert, und Mercien hatte in den Stürmen gleichfalls das Recht verloren, einen König, wenn gleich in Abhängigkeit von Weſſex, zu beſitzen. Die Normänner, welche in den angelſächſiſchen Reichen die alte Herrſchaft zerſtörten, hatten der Macht des weſſeriſchen Thrones vorgearbeitet, da dieſer nicht ſo ſchnell vor ihrem Ungeſtüm ſank. Von den Feinden auf allen Seiten gefürchtet wegen ſeiner herrlichen Vertheidigungsanſtalten, hatte Alfred ſein Reich auch nach Weſten hin wider die alten Britten erweitern können. Eben ſo groß, wie er als Vertheidiger des

---

*) Chronic. Sax. p. 93—94. S. Anmerk. 1. S. 22.

Vaterlandes und Held erſcheint, und noch bewundernswürdiger zeigte er ſich in den Künſten des Friedens; und wenn die Geſchichte trauern mag, daß ſie keine beſtimmte Nachricht über das Verdienſt, welches er ſich in dieſen erwarb, mittheilen kann: ſo iſt die Partheilichkeit des Schickſals gegen einen ſolchen erhabenen Geiſt, daß die Früchte der Zeiten vor und nach ihm in der Cultur ſeines Volkes auch ſeiner ſchaffenden Kraft zugerechnet werden, wenigſtens nicht gehäſſig.

Die auffallendſte Erſcheinung in Alfred's Leben iſt unſtreitig ſein Eifer für die Wiſſenſchaften und der Ruhm eines Schriftſtellers, welchen er ſelbſt ſich erworben hat, denn ſie fielen in die Zeit, wo die größte Finſterniß in Britannien herrſchte, und den Glanz, welcher noch kaum auf die Britten, Schotten und die Bewohner Irlands wegen ihrer geprieſenen Gelehrſamkeit gefallen war, beſchattet hatte. Aus den Pflanzſchulen der Geiſtlichen unter jenen Völkern waren bisweilen Männer hervorgegangen, welche den ganzen Kreis der damaligen Wiſſenſchaften umfaßten. Am Ende des ſiebenten Jahrhunderts, da der Erzbiſchof Theodor von Canterbury und ſein Freund, der gelehrte Abt Adrian daſelbſt, unter den Anzelſachſen Licht verbreiteten, war der Biſchof Aldhelm von Schereburn, ein naher Verwandter des Königs Ina von Weſſex, ſowohl als ein gelehrter Philoſoph und Kenner der Sprachen des Alterthumes, wie auch als der beſte angelſächſiſche Dichter bekannt. *) Das achte Jahrhundert aber kann als der Zeitpunct des höchſten Ruhmes der angelſächſiſchen Gelehrten betrachtet werden. Indem in den übrigen Ländern, wo bisher noch einige Blüthe der Wiſſenſchaften geweſen war, eine völlige Unfruchtbarkeit für dieſelben eintrat, waren in Britannien die Keime aufgegangen, die in den Lehranſtalten des Erzbiſchofes Theodor und des Königs Sigebert von Oſtangeln ihren Urſprung hatten. Vor allen andern wurde Beda, berühmt durch die ganze abendländiſche Chriſtenheit, als das glänzendſte Geſtirn unter den Gelehrten ſeines Zeitalters bewundert; und verehrungswürdig, weil der lockende Ehrgeiz ihn nie verführte, die Stille ſeiner Zelle zu verlaſſen, wo er ohne Ehrenämter ſich bemühte, ſeinen Zeitgenoſſen zu nützen, und den ganzen Kreis der damaligen Wiſſenſchaften zu durchmeſſen. Seine zahlreichen Schriften zeugen von dem großen Umfange ſeiner Kenntniſſe und ſeiner unermüdeten Forſchung, und ſeine Geſchichte der chriſtlichen Kirche in Britannien erhält ſeinen Namen gewiß der Unſterblichkeit, wenn ſeine übrigen gelehrten Arbeiten, weil ſie zu ſehr der Kindheit des wiſſenſchaftlichen Geiſtes angehören, mit Vergeſſenheit bedeckt ſind. Nicht nur dem Umſtande, daß ſein hiſtoriſches Werk für einen langen Zeitraum bisweilen die einzige, oft die einzige ſichere Quelle der Geſchichte iſt,

---

*) Bedae hist. eccles. L. 5. c. 19. Anglia sacra T. 2. p. 4.

darf man die Unſterblichkeit derſelben zurechnen, ſondern dieſe gebührt auch ſeinem Verdienſte, weil er mit einem nicht unſichern Blick auf ſeinen Hauptgegenſtand, und nicht ohne Kritik unter den leichtgläubigſten Zeitgenoſſen, nach Anleitung der beſten Quellen ſchrieb, welche er auffinden konnte. Wenn man freilich an den Legenden, die auch bei ihm nicht fehlen, den Roſt ſeines Zeitalters und Standes wahrnimmt: ſo wird man ihn deßhalb nicht ſo ſehr tadeln, als loben wegen der Unbefangenheit, mit welcher er ſelbſt über die Geiſtlichen redet, die von der römiſchen Kirche als ketzeriſcher Lehren verdächtig oder überwieſen betrachtet wurden. *)

Bei Beda's Grabe erloſch freilich der ſchönſte Ruhm Englands in Hinſicht auf die wiſſenſchaftliche Bildung in dieſem Jahrhundert, und mit Wahrheit kann man behaupten, daß vorzüglich die Geſchichte mit ihm begraben wurde; **) aber doch blieben noch immer gelehrte Männer übrig, wenn gleich keiner von ihnen Kraft und Trieb fühlte, die Wiſſenſchaften, wie er nach ihrem Umfange zu umfaſſen. Am Ende des Jahrhunderts blühte Alkuin, wie Beda, zum Ruhm Englands auf; aber ſein Zeitgenoſſe, Carl der Franke, war ein zu großer Kenner des gelehrten Verdienſtes, welches in dieſem Zeitalter ſo ſelten war, um ihn nicht dem Vaterlande zu rauben und an ſeinen Hof zu ziehen, ſobald er ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte. Dennoch wäre Alkuin aus Vaterlandsliebe wahrſcheinlich zurückgekehrt, wenn nicht durch die bürgerlichen Kriege zwiſchen den angelſächſiſchen Königen die Wiſſenſchaften von der Inſel verſcheucht wären. Da bald nachher die Streifereien der Normänner begannen, durch welche die Klöſter, welche bisher die Sitze der Gelehrſamkeit geweſen, vorzüglich litten: ſo lagerte ſich im neunten Jahrhundert Barbarei und Nacht auf die Inſel, welche im vorhergehenden ſo hochberühmt im Reiche der Wiſſenſchaften geworden. In Schottland kam freilich noch ein Geiſt auf, welcher mit Beda und Alkuin eine herrliche Geſellſchaft ausmachte; aber Johann Erigena ward durch die Finſterniß, welche ihn im Vaterlande umgab, hinweggeſchreckt, und fand auch wahrſcheinlich erſt in Griechenland die Bildung, wodurch er die Ehre ſeines Zeitalters wurde. *).

---

*) S. Anmerkung 2. S. 22.

**) S. die Anmerkung auf S. 25.

In die traurigſte Finſterniß, die beinahe ein Jahrhundert hindurch immer zugenommen hatte, fällt plötzlich Alfred's Regierung wie ein heller Tag. Auch darin glich dieſer König dem großen Franken Carl, daß er nach dem einmal empfundenen Bedürfniſſe, ſich Kenntniſſe zu erwerben, durch den täglichen vertrauten Umgang mit gelehrten Männern ſich zu bilden ſuchte,

---

*) S. Anmerkung 1. S. 21.

unter welchen der Mönch Aſſer aus St. Davids in Wales den entſcheidenſten Einfluß ſcheint gehabt zu haben. Als dieſer an den königlichen Hof kam, beſaß Alfred freilich ſchon eine reiche Kenntniß von vorzüglichen Schriften; mußte ſich dieſe aber noch immer in die angelſächſiſche Sprache übertragen laſſen, denn er hatte noch keinen Verſuch gemacht, die lateiniſche zu lernen. *) Erſt in ſeinem neun und dreißigſten Jahre fing er an, aus lateiniſchen Schriften vorzügliche Stellen in die angelſächſiſche Sprache zu übertragen. Von dieſem Augenblick an muß er außerordentliche Fortſchritte gemacht haben, ſo daß er ſich zum erſten Range der Gelehrten ſeiner Zeit emporarbeitete. Um unter den Geſchäften und Zerſtreuungen der Regierung hinlänglich Zeit für ſeine Studien übrig zu behalten, mußte er die Anwendung ſeiner Stunden auf das pünctlichſte beſtimmen. Er theilte den Tag und die Nacht in drei gleiche Zeitabſchnitte für die Regierungsgeſchäfte, für gelehrte Arbeiten und das Gebet, für Schlaf und körperlichen Genuß. Weil ihm ein ſicheres Zeitmaaß für den jedesmaligen Ablauf der acht Stunden fehlte; ſo erfand er Wachskerzen, an welchen nach dem Maaße von Wachs, das von der Flamme verzehrt ward, die Länge der Zeit angegeben war, und ſtellte ſie in Leuchten, die von Horn gemacht waren, damit durch die Veränderungen der Luft und die ungleiche

---

*) Asser Men. p. 46. Ibid. p. 56. 57.

Flamme die Anzeige der abgelaufenen Stunden nicht unſicher wurde. Ein Wächter, welcher die brennenden Kerzen beobachten mußte, rief die Stunden aus. *)

Auf doppelte Weiſe ſuchte **Alfred** die Bildung, welche er ſich ſo mühſam erwarb, auf ſeine Unterthanen zu verbreiten; nämlich durch die Uebertragung belehrender Schriften in die angelſächſiſche Sprache, und durch Lehranſtalten. Der Umfang und die Menge ſeiner Ueberſetzungen erregen Staunen über die Arbeitſamkeit eines Königs, der das Schwert nie durfte ruhen laſſen, und durch ſeinen friedlichen Scepter allenthalben eine neue Schöpfung hervorrufen wollte; die Wahl aber der Schriften, die er überſetzte, verdient Bewunderung. Der Fleiß, welchen er auf die Pſalmen Davids, auf Werke, wie das Hirtenbuch **Gregor's** des Großen verwandte, ging offenbar auf die Belebung des Gottesdienſtes, der in dieſen Zeiten doch immer die Urquelle der Cultur blieb; dann führte er durch die Ueberſetzung eines Buches, wie **Beda's** Geſchichte der engliſchen Kirche, ſeine Unterthanen zu dem Borne, woraus jedes Volk ſeine Nationalweisheit ſchöpfen muß, zur vaterländiſchen Geſchichte, indem er zu gleicher Zeit durch die Verbreitung einer vielumfaſſenden Kunde der Geographie von dem engen Kreiſe der väterlichen Erde hinweg zu großen Ausſichten leitete; und wenn er endlich die Troſtgründe des Boethius zu ſeinen Landesleuten ſprechen ließ; ſo konnte die zartere Seele unter denſelben, welche von dieſer ſtarren Zeit zu wund war, von der Arbeit des großen Königs ihr Labſal gewinnen. *)

---

*) Wilh. Malmsb. L. 2. c. 4. p. 45. Asser Men. p. 67—69.

Für die Lehranſtalten hatte Alfred die ſchöne Idee, daß die Bildung der Nation auf Cultur der Mutterſprache beruhen müſſe, und daher wollte er, daß jedes freie Haus, welches nicht durch Armuth daran verhindert werde, ſeine Jugend in die Schulen der Klöſter und bei den biſchöflichen Sitzen ſchicken ſolle, damit ſie wenigſtens lerne, die engliſchen Schriften zu leſen; dann aber ſolle es einem jeden frei ſtehen, ſich in der lateiniſchen Sprache unterrichten zu laſſen, und in die Wiſſenſchaften einzudringen. **) Der König forderte ſogar, daß diejenigen, welche ein öffentliches Amt bekleideten, und das Leſen der angelſächſiſchen Schriften vernachläſſigt hatten, entweder ſich eifrig mit dieſen beſchäftigen, oder ihr Amt niederlegen ſollten, welches ſie ohne die Kunde von denſelben nicht hinlänglich verwalten könnten. ***) Mit Schmerz ſahen nun die Männer vom größten Anſehen im Staate auf ihre vernachläſſigte Jugend zurück, und ein rühmliches Streben nach Kenntniſſen ging durch die ganze Nation. Die Kinder des Königs, der Edlen und der blos freien Männer beſuchten dieſelben Schulen, und nur Luſt und Fähigkeit der Schüler, welche freilich nicht durch das Unvermögen der Aeltern, ſie zu unterſtützen, zurückgehalten ſeyn mußten, entſchieden über die Stufen der Gelehrſamkeit, die ſie betreten ſollten. *) Für ſolche, die über den gewöhnlichen Kreis des wiſſenſchaftlichen Unterrichtes in den Schulen der Klöſter und den Lehranſtalten bei biſchöflichen Stühlen ſich hinausſchwingen wollten, ſcheint Alfred ſich Inſtitute gedacht zu haben, wo unter verſchiedene Lehrer die ſämmtlichen Wiſſenſchaften vertheilt waren. Wenigſtens wurden nach ſpätern Erzählungen die ausgezeichneten Männer, die er aus mehrern Ländern und mit großem Koſtenaufwande zu ſich berufen hatte, für eine ſolche Beſtimmung nach Oxford geſandt, wo freilich ſchon früher eine gewöhnliche Lehranſtalt mag geblüht haben. **)

---

*) Wilh. Malmsb. L. 2. c. 4. p. 45.

**) Alfredi regis praef. ap. Asser Men. p. 89. 90.

***) Asser Men. p. 70. 71.

Mit dieſer Sorge für die Erziehung ſeines Volkes ſtand Alfred's Eifer für Klöſter und Kirchen in Verbindung. Sie waren durch die Verheerungen der Normänner entweder zertrümmert oder entvölkert worden. Mit großen Koſten ſtellte er ſie wieder her, ſtiftete neue und bereicherte ſie, wie die Geiſtlichkeit überhaupt.

---

*) Asser Men. p. 42. 43.

**) S. Anmerkung 2. S. 21.

Wenn man zu dieſem Aufwande noch die Koſten rechnet, mit welchen er ausgezeichnete Gelehrte, Künſtler und Handwerker aus verſchiedenen Ländern zu ſich rief, Bücher ſich ſammelte, die damals ſo außerordentlich koſtbar waren; wenn man bedenkt, daß er ſo viele Jahre ſeiner Regierung hindurch der Kraft ſeines Staates entweder beraubt war, oder ſie durch Kriege verzehren mußte, daß die Vertheidigungsanſtalten bis zu ſeinem Tode ihm großen Aufwand verurſachten: ſo begreift man kaum, wie er bei den damaligen Einkünften eines Königs in ſeinem letzten Willen ſeinen Kindern noch große Summen baaren Geldes ſchenken konnte. *)

Nur durch einen Blick auf die Art, wie Alfred ſeine Einkünfte verwaltet hat, kann man dieſe überraſchende Erſcheinung erklären. In zwei gleichen Theilen hatte er ſie für geiſtliche und für weltliche Zwecke beſtimmt. Zu dem Fache von jenen rechnete er die Ausgaben für Klöſter in dem ganzen Umfange ſeines Reiches und ſelbſt in Irland und Gallien, welches für dieſelben blos eine außerordentliche Hülfe war, da ſie ihr eigenes Vermögen und andere Einkünfte hatten; ferner

---

*) The will of King Alfred. Oxford, 1788. 4.

gehörte zu demſelben der Aufwand für den Unterricht, *) und zuletzt waren die Armen auf die Schatzkammer angewieſen, durch welche für geiſtliche Angelegenheiten geſorgt werden ſollte. Hingegen wurden aus der weltlichen Schatzkammer die Geſchenke für die Fremden genommen, welche auf die königliche Milde Anſpruch machten. Die Hauptausgaben derſelben aber beſtanden in dem Solde für Handwerker und Künſtler, für die Wache und die übrigen Beamten am Hofe. Dieſe letzten ſowohl, als die Krieger, welche an demſelben Dienſte thaten, waren in drei Cohorten abgetheilt, welche nach einander, jede einen Monat, am Hofe dienten. Zwei Monate brachten ſie alſo immer auf ihren Gütern zu, und mußten da für ſich ſelbſt ſorgen. Dieſes ſowohl, als der Umſtand, daß Klöſter, Kirchen, Schulen und alle die Beamte des Staates, welche nicht zum Hofe gehörten, eigenes Vermögen und andere Quellen der Einkünfte, als den königlichen Schatz hatten, macht begreiflich, wie Alfred bei einem haushälteriſchen Geiſte ſo viel mit ſeinen Einkünften ausrichten und doch einen beträchtlichen Schatz erſparen konnte. **)

Wäre der Geiſt Alfred's in der Verwaltung des angelſächſiſchen Staates immer lebendig geblieben, und auch durch keine Stürme von außen her geſtürzt worden; ſo hätte er auf der freien germaniſchen Verfaſſung, die zum Grunde lag, beinahe das Ideal eines blühenden, glücklichen Reiches ſchaffen können.

---

*) S. die Anmerk. auf S. 26.

**) Asser Men. p. 64-67. Wilh. Malmsb. L. 2. c. 4. p. 45.

Die eigentlichen Staatsbürger beſtanden aus zwei verſchiedenen Claſſen, den Thanen und den Ceorls. *) Beide ſtellten die freien Männer vor, auf welchen die germaniſchen Staaten urſprünglich beruhten, welche ihr Grundeigenthum beſaßen, und Glieder der Nationalverſammlungen waren. Die Revolution, welche die Sachſen in Britannien veranlaßten, und eine Zeitlang ſelbſt erlitten, brachte in denſelben keine andere Veränderung vor, als daß eine ſehr große Verſchiedenheit in Hinſicht auf die Maſſe ihres Grundeigenthums entſtand, ſo wie ihr Fleiß oder der Zufall ihnen mehr, oder weniger Land erworben und zugetheilt hatten, und daß einige von ihnen aus eben dieſem Grunde froh waren, Stücke Landes zu verpachten oder zu pachten. Die Verſchiedenheit in der Maſſe des Grundeigenthums beſtimmte auch mit den Unterſchied zwiſchen Ceorls und Thanen, denn ſobald einer von jenen fünf Hiden Land beſaß, auf welchen eine Kirche und ein ordentliches Wohnhaus waren: ſo hatte er einerlei Rang mit den Thanen. Doch ward auch erfordert, daß er ein anſehnliches Amt am Hofe des Kö-

---

*) S. Anmerk. 1. S. 27.

nigs bekleidete, *) und dieſes führt auf die urſprüngliche Verſchiedenheit zwiſchen den Ceorls und Thanen. Ohne Zweifel bildete ſich der Stand dieſer letzten aus dem Gefolge, welches die Heerführer der Germanen umgab, und mit den angelſächſiſchen nach Britannien gekommen war. Nach der Eroberung eines Landes bekamen diejenigen, welche zu dieſem Gefolge gehört hatten, natürlich die größten, ſchönſten Stücke Land, und waren auf dieſem Grundeigenthum, einige geringe Verpflichtungen ausgenommen, welche das allgemeine Band des Staates nothwendig machte, deſſen Mittelpunct der König war, dasjenige im Kleinen, was dieſer im Großen. Auch war kein characteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen einem König und einem Than, der ſich keinem andern verpflichtet hatte; beide waren edle Häupter, auf ihnen ruhte als ſolchen ein gleiches Wehrgeld; **) und ehe ſich den Ceorls der Weg bahnte zu der Würde der Thanen, konnte man nur von dem Stande dieſer letzten ſagen, daß reines angelſächſiſches Blut ihn belebe; denn unter den Ceorls mußten ſogleich viele Britten ſeyn, da die alten Bewohner der Inſel ſchon vor Vereinigung der ſieben Reiche wenigſtens von einigen Königen nicht nur geduldet, ſondern auch nach gleichem Rechte mit ihren übrigen Unterthanen behandelt wurden. Dieſe Eigenthümlichkeit der Thanen, daß nur ihr Stand ſich des reinen angelſächſiſchen Blutes rühmen konnte, verlor ſich nach und nach, denn außer dem ſchon angegebenen Wege, auf welchem ein Ceorl zur Thanenwürde gelangte, eröffneten ſich ihm noch mehrere. Wenn er ſich der Kirche weihte, ſo konnte er alle Stufen der Ehre in derſelben beſteigen; aber auch als Kaufmann vermochte er ſich durch Glück und Fleiß den Thanenrang zu erwerben. Er bekam ihn, wenn er dreimal eine Reiſe über das Meer in ſeinem eigenen Schiffe unternommen hatte. *)

---

*) Judicia civitatis Lundoniae. pag. 70. in Wilkins leg. Anglos. S. Anmerk. 2. S. 27.

**) S. die Anmerk. auf S. 32.

Außer den Abſtufungen, die zwiſchen den Thanen durch die verſchiedenen Ehrenſtellen, welche ſie bekleideten, zufällig entſtanden, gab es eine Verſchiedenheit unter ihnen, welche eine ſchneidende Linie machte. Sie theilten ſich in die königlichen Thanen, und in diejenigen, welche zum Gefolge von großen, mächtigen Thanen gehörten, und gegen die Perſonen von dieſen ähnliche Verbindlichkeiten hatten, wie ihre Herrn gegen den König. Solche waren von geringem Adel. Eben ſo war derjenige Ceorl, der von einem großen Gutsbeſitzer den Acker, welchen er bebaute, gepachtet hatte, von einer geringern Ehre, als ein ſolcher, der auf ſeinem eigenen Grunde leben konnte. **)

---

*) Judicia civit. Lund. p. 71. ſ. die Anmerk. auf S. 33.

**) Jud. civ. Lund. p. 71.

Eine größere Maſſe, als die ſämmtlichen Bürger des Staates, von welchen die Geiſtlichen ein beträchtlicher Theil waren, machte die bedauerungswürdige Menge der Sklaven aus. Schauderhaft war der Zuſtand dieſer Unglücklichen, welche durch Unterjochung, Kauf, Schulden, Verbrechen, und vorzüglich durch die Geburt verdammt waren, einen Acker zu bauen, an welchen ihr Daſeyn gefeſſelt war, und mit welchem ſie von einem Eigenthümer zum andern übergingen, im Hauſe zu dienen, für ihren Herrn ein Handwerk zu treiben, ohne auch nur in ſofern wider die Grauſamkeiten deſſelben geſichert zu ſeyn, daß er eine Strafe hätte bezahlen müſſen, wenn er ſie tödtete. Von dem Eigennutze deſſelben, da ſie ſein Eigenthum waren, konnten ſie einzig das Glück erwarten, das ihnen je zu Theil werden ſollte. *) Das Chriſtenthum milderte etwas das Schickſal dieſer Unglücklichen ſowohl durch den Geiſt, welchen es einflößte, als durch einzelne Verordnungen, wodurch theils ihnen einige Zeit geſtattet wurde, für ſich ſelbſt zu arbeiten, theils häufige Gelegenheiten herbeigeführt waren, da den Leibeigenen die Freiheit geſchenkt ward. Auch ſorgten einige Könige für die Milderung des Schickſals der Sklaven, und **Alfred** gab ſogar das Geſetz, daß ein Sklav, welchem ſein Herr einen Zahn oder ein Auge ausſtieß, ſogleich frei ſeyn ſolle. *) Eben ſo beeiferten ſie ſich, den Sklavenhandel einzuſchränken, deſſen berühmteſter Markt in Briſtol war, in der Stadt, welche auch jetzt wegen ihres Handels mit Negern berüchtigt iſt. **)

---

*) Leges Inae c. 7. pag. 16. Leges Wallicae pag. 206. 324. 453.

Gleichſam nur halbe Sklaven waren diejenigen, welche freigeboren von ihren Aeltern zum Dienſte verkauft waren; ***) und zwar perſönlich frei, aber ohne bürgerliche Ehre und glücklich genug, unter dem unmittelbaren Schutz der Geſetze zu ſtehen, waren die Freigelaſſenen oder Frilazin. Sie waren keine wirkende Glieder in der großen, feſten Ordnung, die alle Bürger des angelſächſiſchen Staates umfaßte.

Der Geiſt Alfred's, welchen man in allen Sphären der Thätigkeit findet, baute dieſe Ordnung wenigſtens mit Feſtigkeit auf, wenn er ihre Grundlinien auch ſchon in den germaniſchen Einrichtungen und die Trümmer ihres ehemaligen Daſeyns in den angelſächſiſchen Reichen vorfand. ****)

Der engſte Kreis dieſer Ordnung war der Tithing, welcher aus zehn Freibürgern, zehn freien Hausvätern beſtand, von welchen ein jeder für die Glieder ſeines Hauſes und für die Fremden, die ſich in demſelben längere Zeit aufhielten, Bürge ſeyn mußte, und welche gegenſeitig für einander dem Staate Bürgſchaft leiſteten. Den angeſehenſten in ihrer Mitte wählten ſie zu ihrem Borſholder, welcher ihre Verſammlungen zuſammenrief, und unter deſſen Vorſitze ſie die unwichtigen Streitigkeiten, welche unter ihnen obwalten mochten, beizulegen ſich bemühten. Wenn einer von ihnen wegen eines verübten Verbrechens flüchtig geworden; ſo mußten die übrigen ihn ein und dreißig Tage hindurch aufſuchen, und konnten ſie ſeiner nicht habhaft werden; ſo mußte der Borſholder mit zwei angeſehenen Gliedern ſeines Tithings, mit den Borſholdern von drei benachbarten Tithingen und mit zwei untadelhaften Freibürgern aus jedem derſelben, alſo zwölf glaubwürdige Männer mußten vor einem höhern Gerichtshof erſcheinen, und ihre mündliche Ausſage mußte den Tithing, zu welchem der Verbrecher gehörte, von allem Verdacht reinigen, daß er an dem Verbrechen und der Flucht des Thäters Theil genommen habe. Konnte es der Borſholder und ſein Tithing nicht zu einer ſolchen Reinigung bringen; ſo waren ſie verbunden, erſt von dem Vermögen des Entflohnen, und wenn dieſes nicht zureichte, von ihrem eignen, alle Koſten zu bezahlen, welche die Geſetze forderten, und dann, weil ſie den geſetzlichen Eid der Reinigung wegen der Vergangenheit nicht hatten darbringen können, theils durch die eidliche Verpflichtung von drei ganzen benachbarten Tithingen dem Staate Sicherheit leiſten, daß ſie den Verbrecher, ſobald ſie ſeiner habhaft werden könnten, der Gerechtigkeit darſtellen, und hinfort keine Schuld ſeinetwegen auf ſich laden wollten. *)

---

*) Leges Aelfredi c. 20. p. 30.

**) Sprengel's Geſchichte Großbritanniens. S. 210.

***) Leges Aelfredi c. 12. p. 29.

****) Historia Ingulphi. p. 28.

Wegen dieſer ſtrengen Bürgſchaft, welche die Glieder eines Tithings für einander leiſten mußten, waren ſie ſehr behutſam in der Aufnahme eines Bundesgenoſſen. Er mußte nahe bei ihnen ſeinen Sitz haben, damit ſie über ihn wachen konnten, und ſein Sinn, ſein Ruf mußten ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie von dem Vereine mit ihm nichts zu fürchten hatten. Jeder Ceorl, der nicht zu einem Tithing gehörte, war gleichſam als ein verworfener Menſch geächtet, und das Geſetz entzog ihm ſeinen Schutz. Die öffentliche Sicherheit mußte daher ſchnell gedeihen, ſobald Alfred das Band der Tithinge feſt anzog. Auf eine Zeit, wo der Raub in allen Gegenden geherrſcht hatte, folgte plötzlich ein ſo ſichrer Friede, daß die Sagen erzählen, Alfred habe goldene Armbänder an den öffentlichen Wegen aufhängen laſſen, und ſie wären unberührt geblieben; der Wandrer habe den Heerſtraßen eine Sum-

---

*) Leges Edouardi. c. 20. p. 201. 202. in Wilkins leg. Angl. ſ. die Anmerk. auf S. 51.

me Geld anvertrauen können, und würde nach einem Monate ſie unverſehrt wieder gefunden haben. *)

Außer dieſem großen Nutzen für die öffentliche Sicherheit war die Vereinigung des Tithings eine Quelle der traulichſten Freude. Faſt machten die Glieder deſſelben Eine Familie unter dem Vorſholder, ihrem allgemeinen Vater aus. Jedes Feſt, das Einem Hauſe lächelte, war die Freude der übrigen, jeden Verluſt ertrugen ſie gemeinſchaftlich, und im Kriege fochten ſie in Einer Schaar zuſammen. **) Ihr Bund war ein ſo anziehendes Schauſpiel, daß die Thane und die hohe Geiſtlichkeit, welche zu keinem Tithing gezählt wurden, und durch jeden einzelnen Hof mit allen ihren Untergebenen ein Ganzes bildeten, für welches ſie dem Staat Bürge waren, ***) freiwillig in ähnliche Brüderſchaften zuſammentraten.

Aus zehn Tithingen erwuchs das Hundred, und in ihm war der Hundredar, was in jenen der Vorſholder, nur daß auch ein Erzdechant oder Biſchof in dieſem Obergerichtshofe den Vorſitz mitführte, ſo wie auch geiſtliche und bürgerliche Geſchäfte in ihm verhandelt wurden. Es iſt nicht beſtimmt, ob der Hundredar ein Than ſeyn mußte oder ein bloßer Ceorl ſeyn konnte; aber gewiß iſt, was ſich aus der Natur der Sache ergiebt, daß er innerhalb des Umfanges des Hundreds wohnen, und von den Gliedern deſſelben erwählt ſeyn mußte. Alle, welche zu den zehn Tithingen gehörten, kamen der Regel nach einmal im Monate, wahrſcheinlich unter Anführung ihrer Borſholders, und bewaffnet zuſammen. Wenn ein neuer Hundredar auf ſeinem Roß erſchien, um ſeine Würde zu übernehmen; ſo erhob ſich die ganze Verſammlung, und wenn er herabgeſtiegen war, ſo ſtand er mit emporgehaltener Lanze, und alle berührten ſie mit den ihrigen, zum Zeichen, daß ſie ſeine Gewalt anerkannten, und an den Tagen der Schlacht unter ihm fechten würden. *) Streitigkeiten zwiſchen den Tithingen, und Appellationen von den Urtheilen dieſer letzten, waren vornehmlich der Gegenſtand der Arbeiten des Hundreds; zur Sklaverei und zum Tode konnte es nicht verurtheilen. Der Hundredar ſammelte die Stimmen der Mitglieder, welche ohne hinlängliche Urſache nicht ungeſtraft fehlen durften, und nach ihnen ward entſchieden. Die Sorge für die Vollziehung lag dem Hundredar ob, deſſen Haupteinnahme in dem Drittheile der auferlegten Geldbußen beſtand, wodurch er zur Vollziehung der Urtheile ſehr angeſpornt wurde.

---

*) Wilm. Malm. l. 2 c. 4. p. 44. Historia Ingulphi p. 28.

**) S. die Anmerk. auf S. 56.

***) Leges Edouardi c. 21. p. 202.

---

*) Leges Edouardi c. 32. ſ. Anmerk. 1. S. 37.

Von den Urtheilen der Hundrede konnte man ſich noch an die Trithinge wenden; welche gewöhnlich aus drei Hundreden beſtanden, und auch Streitigkeiten zu ſchlichten hatten, welche entweder zwiſchen den ganzen Hundreden oder einzelnen Partheien, die zu verſchiedenen Hundreden gehörten, entſtanden waren. Allein dieſe Trithinge ſcheinen nur eine kurze Zeit, oder wenigſtens nicht immer, in Thätigkeit geweſen zu ſeyn. *)

Das Haupt eines Trithings ſtand noch wieder unter dem Eorl, oder dem Aldermann einer Shire, welcher zugleich Anführer der Krieger ſeiner Provinz war, und alsdann Herzog hieß. Er vereinigte in ſeiner Perſon die höchſte bürgerliche und militäriſche Macht in ſeiner Provinz, und ſchon angeſehen durch Familiengut, weil nur die reichſten Thane aus alten Häuſern zu einer ſolchen Würde emporſtiegen, hatte er außer geringern Einkünften von ſeiner Stelle den Genuß von beſondern Eorlsländereien, und von dem dritten Theile der Geldſtrafen, die innerhalb ſeiner Shire auferlegt wurden. Der germaniſchen Freiheit gemäß wurden die Eorle in voller Verſammlung der Staatsbürger einer Shire gewählt, und eben ſo diejenige obrigkeitliche Perſon, welche der Shiregerieve hieß, die Stelle des Eorl vertrat, wenn er abweſend war, und neben

---

*) Leges Edouardi c. 31.

ihm bei ſeiner Gegenwart richtete. *) Ohne Zweifel wurde zu einer ſolchen Stelle nur ein Mann genommen, welcher eine tiefe Kunde der Geſetze und rechtlichen Gewohnheiten beſaß, ſo wie überhaupt, als die bürgerlichen Verhältniſſe verwickelter wurden, ſich immer mehr weiſe Männer einer ſolchen Kunde befliſſen. Früh waren ſolche in Anſehen unter den Angelſachſen; **) aber daſſelbe ſtieg ſehr, als ihre Anzahl zunahm, und ſie förmliche Beiſitzer des Shiregerieve wurden, deren zuletzt zwölf ſcheinen geweſen zu ſeyn. ***) Wahrſcheinlich waren dieſe Beiſitzer vom Stande der Thanen, und von größerm Anſehen, als diejenigen weiſen Männer, die ihre Kunde dazu anwandten, die Partheien vor Gericht zu vertheidigen. Zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbſt, war die Verſammlung der ganzen Shire, zu welcher der Eorl, der Shiregerieve, die Rechtskundigen, die Geiſtlichkeit, die Thanen und Ceorle kamen. ****) Außer dieſem großen Shiregemot, der unmöglich lange genug verſammelt bleiben konnte, um alle die Appellationen von den Gerichten der Hundrede und Trithinge, die Streitigkeiten zwiſchen den Hundreden u. ſ. w. zu beendigen, gab es einen Ausſchuß deſſelben, der aus dem Shiregerieven und ſeinen Beiſitzern beſtand, zu welchen ohne Zweifel ein Biſchof trat, ſobald geiſtliche Angelegenheiten vorkamen. Er verſammelte ſich von vier Wochen zu vier Wochen, und beſorgte die Beendigung der Sachen, die auf dem Shiregemote zurückgeblieben waren; auch entſchied er vorzüglich in dringenden Fällen; ſein Name ſcheint Folkmot geweſen zu ſeyn. Auch dieſer Ausſchuß richtete wahrſcheinlich über Freiheit, Tod und Leben. *)

---

*) Leges Edouardi p. 205.

**) Wilkins leges Anglos. p. 16. leges Inae. c. 6.

***) Liber constitutionum tempore Aethelredi R. p. 117. ib. Senatus consultum de monticolis Walliae. c. 3. ap. Wilkins. ſ. Anmerk. 1. S. 58.

****) Leges Edouardi p. 205. ibid.

Von gleichem Range mit dem Hundred, alſo dem Shiregemote gleichfalls unterworfen, war der bürgerliche Verein in den Städten, welche theils mit halbfreien Handwerkern, theils mit Ceorlen, die Grundeigenthum hatten, und mit Kaufleuten bevölkert waren. Ihr Aldermann oder Stadtgraf hatte gleiche Rechte, gleiche Verpflichtungen mit dem Hundredar, und außer den gewöhnlichen Verſammlungen der Bürger konnte und mußte er ſie durch Glockengeläute bei einer plötzlichen Gefahr zum Burgemote zuſammenrufen. **)... Wie die freien germaniſchen Verfaſſungen ſich von unten herauf bildeten, ſo glichen ſie auch in ihrem oberſten Kreiſe ganz dem Urbilde in dem niedrigſten. Was der Tithing, das Hundred, der Burgmot und der Shiregemot mit ihren Häuptern, Rechten und Pflichten vorſtellten, das waren in der höchſten Sphäre der König und der Wittenagemot. Urſprünglich war der König nichts geweſen, als ein Herzog durch die Wahl der mit ihm vereinigten Krieger, und den königlichen Titel gab ihm wahrſcheinlich die Politik, als die Schwärme der Angelſachſen ſich feſte Sitze in Britannien erfochten hatten. Darum geſchah auch, wenn freilich die angelſächſiſche Geſchichte die Behauptung beſtätigt, daß man den Sohn des königlichen Vaters gern als ſeinen Nachfolger dachte, dieſes nicht nach einen deutlich vorgeſtellten Erbrechte: war beim Tode des Vaters der Sohn noch unfähig, die Pflichten eines Königs zu erfüllen, ſo war man weit von dem Gedanken entfernt, ihn deſſen ungeachtet auf den Thron zu ſetzen. Ein doppeltes Amt hatte der König, wie die Häupter der Unterabtheilungen des Staates: er mußte für Verwaltung der Gerechtigkeit ſorgen, und ſtand als der oberſte Heerführer, an der Spitze aller Nationalvertheidigung. In allen Angelegenheiten des Staats handelte er nur wie das Haupt des Wittenagemot, welchen er wahrſcheinlich dreimal im Jahr, und in außerordentlichen Fällen zuſammenrufen mußte. In dieſer großen Nationalverſammlung ward Krieg und Frieden beſchloſſen, wurden durch die Wahl alle diejenigen Staatsämter vergeben, die nicht ſchon durch die Unterabtheilungen der Bürger des Staates beſetzt waren, *) wurden die Auflagen beſtimmt, die Geſetze gegeben, und überhaupt alle Dinge verhandelt, welche die Nation betrafen. Als höchſter Gerichtshof des Reiches entſchied ſie in der letzten Inſtanz, und vor ihr wurden die Streitigkeiten der Thane und der Geiſtlichen verhandelt, die mit ihren Untergebenen einen kleinen Staat für ſich bildeten, der nicht in die Tithinge und die Hundrede eingriff.

---

*) Leges Edouardi p. 50. ibid.

**) Leges Edouardi c. 35. ſ. Anmerk. 2. S. 38.

Nach dem Geiſte der germaniſchen Verfaſſungen und beſonders der Ausbildung, welche die angelſächſiſche gewonnen hatte, war es auch jedem Ceorl erlaubt, als Glied des Wittenagemot zu erſcheinen; aber es lag in den Vermögensumſtänden und dem Drange der häuslichen Geſchäfte der meiſten, daß ſie dem Wittenagemot nicht beiwohnten. **) Raum hätten alle Staatsbürger leicht gefunden, da er in Lagern auf großen Ebnen gehalten wurde. Daß ſich die Tithinge durch ihre Borſholders auf dem Wittenagemot hätten repräſentiren laſſen, entſpricht dagegen nicht dem ganz reindemocratiſchen Character der angelſächſiſchen Verfaſſung. Wahrſcheinlicher iſt, daß die Städte, in welchen ſo viele lebten, die eigentlich nur den Rang der Freigelaßnen hatten, durch ihre obrigkeitlichen Perſonen an der großen Nationalverſammlung Theil nahmen.

---

*) Leges Edouardi p. 105. ſ. die Anmerk. auf S. 40.

**) S. Anmerk. 1. S. 42.

Es gab mehrere Geſetze, um denjenigen, welche zu und von dem Wittenagemot reiſten, volle Sicherheit zu verſchaffen; aber der offenbare Räuber war durch ſie nicht geſchützet. *)

Wenn ſchon der Shiregmont und der Eorl nicht alle Geſchäfte, welche an ſie kamen, beendigen konnten, und deshalb eines Ausſchuſſes und eines Gehülfen bedurften; ſo war dies noch weit mehr der Fall beim Wittenagemot und beim König. Als ein fortdauernder Ausſchuß der großen Nationalverſammlung muß der Gerichtshof des Königs betrachtet werden, welchen er ohne Zweifel in außerordentlichen Fällen, die den ganzen Staat betrafen, aber ſo dringend waren, daß ſie keine Zuſammenberufung des Wittenagemot verſtatteten, zu Rathe ziehen mußte, der aber im ganzen für eigentliche Juſtizſachen beſtimmt war, die vor den Wittenagemot gehörten. Alfred, welcher ſo wachſam für die Ausübung der Gerechtigkeit war, daß er die einzelnen Rechtsſprüche in ſeinem Reich immer zu wiſſen ſtrebte, und die Richter einzeln wegen Unwiſſenheit und Partheilichkeit zu Rede ſtellte, ward durch dieſen Gerichtshof außerordentlich beſchäftigt, zumal da die Richter, als er den Staat gänzlich von neuem aufbaute, ſo ſchlecht waren, daß man faſt mit keinem ihrer Urtheils-

---

*) Leges Cnuti c. 79. p. 146. Leges Edouardi p. 205. ap. Wilkins.

ſprüche zufrieden war. *) Aber auch der thätigſte König konnte ihm nicht immer vorſtehen, weil er zugleich der oberſte Herzog war, und deshalb entſtand eine Würde, die für den König das war, was der Shiregerieve für den Eorl. Gewöhnlich führte derjenige, welcher ſie bekleidete, den Titel eines Aldermann von ganz England. Auch nannte er ſich wohl einen halben König. Wenn Könige ſo unkriegeriſch waren, daß ſie auch eines Helden bedurften, der ihre Pflichten als oberſter Herzog übernahm; ſo war denn eigentlich der ganze König vertheilt. **)

So erſchien im angelſächſiſchen Staat die Nationalfreiheit in ihrem ſchönſten Lichte, und die Macht des Königs, deſſen wichtigſter Einfluß auf den Staat wohl aus ſeiner Leitung der Verhandlungen des Witenagemot entſpringen mochte, auf allen Seiten äuſſerſt beſchränkt, wenn gleich ſeine Einkünfte reich genug waren, um zu wohlthätigen Zwecken, wie Alfred ſie hegte, hinlängliche Mittel zu verleihen, und den Glanz, mit welchem ein König ſich der Nation bei feierlichen Gelegenheiten darſtellte, ſtets unterhalten zu können. Die beiden Hauptquellen ſeiner Einkünfte waren dieſelben, welche für den Eorl floſſen. Wie dieſem, ſo verlieh auch ihm ſein Amt den Nutzen von gewiſſen liegenden Gründen, die Kronländereien hießen, und ohne Zweifel von großem Umfang waren; wie dieſem fiel auch ihm der dritte Theil der Geldſtrafen, wiewohl aus dem ganzen Reiche zu. In einigen Fällen bekam er die Hälfte, daß alſo der Hundredar und Eorl an ihrem Dritttheil verloren. Zu einer Zeit, wo faſt alle Vergehungen auf Geldbußen berechnet waren, mußte dieſe Quelle der Einkünfte ſehr ergiebig ſeyn. *)

---

*) Asser Men. 69—71.

**) Henry II. p. 251.

Hält man während der Betrachtung einer ſolchen Verfaſſung, welche Freiheit und geſetzliche Ordnung faſt auf eine idealiſche Weiſe vereinigte, deren Kreiſe bei der ſchönſten Beſtimmtheit alle zuſammenhingen; hält man, während der Beſchauung der herrlichen Anſtalten, die Alfred der Erziehung ſeiner Nation weihte, ſich das Bild einer Kirche gegenwärtig, die aus den Trümmern der Ordnung, welche der Erzbiſchof Theodor geſtiftet, durch des Königs Thätigkeit veredelt ſich erhoben hatte, ohne mit einer Gewalt bekleidet zu ſeyn, die ein Joch für die Laien war: ſo geht man der weitern angelſächſiſchen Geſchichte mit großen Erwartungen entgegen, welchen Schwung der mächtige Geiſt Alfred's einer Nation wie die engliſche verliehen haben müſſe.

Hätte es unter ſeinen Nachfolgern nur einige gegeben, die ihm an umfaſſender Kraft und edlem Willen

---

*) Henry II. p. 260.

gleich gekommen wären; ſo würde das engliſche Volk in ſeiner ächtgermaniſchen Verfaſſung ſich zur herrlichſten Höhe emporgearbeitet haben, denn ſowohl die Angelſachſen als Dänen, welche jetzt die engliſche Nation ausmachten, waren von der Natur mit den edelſten Anlagen ausgeſtattet worden, welchen ihre Sitten nicht widerſtrebten. Stärke und Schönheit zeichneten beide Völker aus, und die Angelſachſen waren wegen ihrer hohen und feinen Geſtalt, wegen ihres prächtigen Haares vorzüglich berühmt. *) Beide beſaßen einen unternehmenden kriegeriſchen Geiſt, der aber bei den Angelſachſen früh durch einen Anſtrich von Frömmelei, durch zu große Ehrfurcht gegen Reliquien und die überhandnehmende Menge von Heiligen, und durch das wiederholte Unglück gegen die Dänen, verdunkelt ward, indem er dagegen bei dieſen durch ihr langes abenteuerliches Leben einen romantiſchen Schwung und das lebhafteſte Feuer gewann. **) So tapfer jene auch waren, iſt es bei ihnen doch nimmer, wie bei dieſen Geſetz geworden, daß derjenige, welcher den Ruhm eines braven Mannes erlangen wolle, immer zwei Feinde angreifen, den Anfall von drei derſelben, ohne zu weichen, beſtehen, ſich nur einen Schritt vor vier zurückziehen, und vor nicht weniger als fünf fliehen müſſe. ***)

---

*) Bedae hist. eccl. L. 2. c. 1.

**) Wil. Malm. 101.

***) Henry II. 538.

Einen Geiſt, der für Freundſchaft geeignet war, verrathen beide, und die Angelſachſen übten die Gaſtfreundſchaft als eine angenehme Pflicht aus. Die alte germaniſche Sitte der zarten Achtung gegen das weibliche Geſchlecht ward in England nicht verlaſſen; bei den Dänen entartete dieſe Achtung leicht in Lüſternheit. *) Dagegen wurden die geſelligen Tugenden von jenen, wie ſchon bei ihren Vorfahren in Deutſchland, leicht durch den Hang zur Völlerei verderblich. **) Tag und Nacht zu zechen, war ihr größtes Vergnügen, und dem Schlunde konnten ſie ihr ganzes Vermögen opfern. Nicht reizbar genug, um durch eine rege Thätigkeit ſtets nach außen getrieben zu werden, aber doch weder träge noch ſchwärmeriſch genug, um in ſich zu verſinken, liebten es vorzüglich die nördlicheren Deutſchen, zu welchen die Angelſachſen gehörten, durch geſellſchaftlichen Verkehr und durch Glücksſpiele, bei hinlänglicher Pflege des Körpers, ſich beſchäftigt zu ſehen. Sobald nun dieſe mäßige Lebhaftigkeit auf ſtilles, nicht zu raſches Wirken gelenkt ward, gewann ſie ungemeine Nutzbarkeit. Aber unter den angelſächſiſchen Königen war ſelten einer, welcher ſie ſo zu lenken verſtand, oder auch nur die Geiſtlichkeit in ihrem Bemühen für eine ſolche Abſicht unterſtützte; denn ihr verdankten die Angelſachſen faſt allein die Vervollkommnung des Lebens, das anfänglich in Armſeligkeit ſich hinzog. Am Ende des ſiebenten Jahrhunderts kamen die Einwohner des Königreiches Suſſex vor Hunger in großer Zahl um, indem ihre Küſte und ihre Gewäſſer an Fiſchen reich waren. Sie verehrten den Biſchof Wilfried von York ungemein, da er ihnen die Kunſt zu fiſchen lehrte. *) Der Ackerbau unter den Angelſachſen war im traurigſten Zuſtande. Nur ein Blick auf die gut bebauten Länder der Klöſter, zeigte ihnen eine größere Vollkommenheit deſſelben, und einzelne Geiſtliche reizten durch die Sorge, welche ſie auf ihn verwandten, zur Nachahmung. **) Durch Biſchöfe wurden fremde Maurer und Künſtler nach England gerufen, welche ſteinerne Gebäude aufführten, und durch die Kunſt, Glas zu machen, welche ſie mit ſich brachten, wenigſtens in den Kirchen allmählig die Fenſter von Leinwand und anderer Materie durch gläſerne verdrängten, ***) wiewohl ein guter Geſchmack in der Baukunſt nie bei den Angelſachſen Eingang fand; in niedrigen, düſtern Wohnungen brachten ſie immer ihre Tage hin. *) Geiſtliche waren es ferner, welche ſelbſt die Kunſt, in Metall zu arbeiten, in England mit einer beſondern Geſchicklichkeit ausübten, und Prälaten endlich gaben wenigſtens dem Handel im Lande, welcher ſo mannigfaltig, vorzüglich für die Bequemlichkeit des täglichen Lebens und die Erhöhung der Cultur durch dieſelbe wirkt, regeren Verkehr. Für dieſen, wie für die Verbindungen mit auswärtigen Kaufleuten, war der einzige angeſehene Marktplatz London geweſen; **) aber die Biſchöfe und Aebte ließen ſich bald von der Krone die Freiheit ertheilen, an den Feſttagen ihrer Schutzheiligen zugleich Markt zu halten, daß alſo die Menge, welche die Andacht hingezogen hatte, noch durch Käufer und Verkäufer vermehrt wurde. ***) Alfred der Große, der in allen Bemühungen um Cultur ſelbſt noch die Geiſtlichkeit übertraf, mußte ſchon durch ſeine Wiederherſtellung und Verbeſſerung der Schifffahrt und Seemacht dem Handel einen neuen Schwung geben; und die Abſicht, ſeinem Volke neue Handelswege zu eröffnen, reizte gewiß, nebſt ſeiner Wißbegierde, ihn zu dem außerordentlichen Gedanken, Entdeckungsreiſen zu veranſtalten. Sie gingen im Norden wahrſcheinlich bis zur Dwina hin, und ſüdlich bis zur Küſte von Coromandel hinab. *) Durch Alfred's Tod erlitt der Handel einen Stoß, aber bei weitem nicht einen ſo tödtlichen, wie die wiſſenſchaftliche Cultur und die Staatsverwaltung, denn eben durch die Dänen, welche dieſen ſo gefährlich waren, wurde die Schiffahrt immer belebter, und der Handel, wenn er einmal geweckt iſt, greift zu ſehr in alle Bedürfniſſe ein, als daß ihm leicht gänzlich Einhalt gethan werden könnte.

---

*) Wenn in dieſer Schilderung des engliſchen Volkes für einen Zug nicht eine beſondere Quelle angegeben iſt; ſo kommen Belege für denſelben hinlänglich in der Darſtellung der Geſchichte ſelbſt vor.

**) Wil. Malm. 102.

---

*) Bedae hist. eccles. L. 4. c. 14. p. 291.

**) Henry II. 389.

***) Will. Malm. de gestis pontif. Anglorum. L. 3. p. 261. Henry II. 392. 393.

---

*) Will. Malm. 102.

**) Bedae hist. eccles. L. 2. c. 3.

***) Henry II. 457. 458.

Sobald man Alfred's gedenkt, hat man ſchon genug geſagt, um zu beweiſen, welcher hohen Ausbildung die Anlagen der Angelſachſen fähig waren; denn wiewohl ſich nicht verkennen läßt, wie viel ſein ſeltener Genius zu ſeiner Vervollkommnung beitrug: ſo erſcheinen einige ſchöne Züge in ihm doch zugleich als national, und unter ihnen keiner mehr, als ſeine Liebe für Muſik und Dichtkunſt. Für die übrigen ſchönen Künſte hatten die Angelſachſen wenig Sinn; aber ſie ſowohl, als die Dänen, waren der Wirkung des Geſanges ganz hingegeben. Jeder von ihren Führern, die nach England kamen, führte ſeine Barden mit ſich; alle Freuden und alle Feſte wurden durch Geſang verſchönt, und Lieder waren die Quellen, in welchen das Andenken großer Thaten den Zeitgenoſſen und der Nachwelt zuſtrömte. **) Verachtet war derjenige, welcher im geſelligen Zirkel, wenn die Harfe herumging, wie es Sitte war, ſie nicht zu ſpielen verſtand, und ein Lied zu ihr nicht zu ſingen wußte. *) Oft brach in dieſem allgemeinen Geſange ein großer dichteriſcher Geiſt hervor, welcher nicht für menſchliche Unterweiſung einen Sold zu entrichten brauchte, ſondern deſſen ganzes Daſeyn von der Natur zu einem Hauch erhabener Poeſie gemacht war. Im ſiebenten Jahrhundert lebte in einem engliſchen Kloſter der Mönch Kaedmon, der alles, was er über Gott, Schöpfung der Welt, Himmel und Hölle, Tugenden und Laſter und andere wichtige Gegenſtände dachte, empfand und vernahm, ſogleich mit einem außerordentlichen Wohllaut angelſächſiſcher Gedichte von ſich ſtrömte. Selbſt in ſeinen Träumen dichtete er, ſang er ſeine Poeſie, wenn man zu ihm trat, und durch Bitten ihn dazu reizte. **) Wunderbar waren überhaupt die Wirkungen, welche Muſik und Poeſie bei den Angelſachſen und Dänen hervorbrachten. Ich kenne ein Lied, ſagt einer der däniſchen Barden, wodurch ich die Waffen meiner Feinde bezaubre und beſänftige, wodurch ich ihren Pfeil unwirkſam mache; ich kenne ein Lied, welches ich nur zu ſingen brauche, wenn mich die Menſchen mit Feſſeln beladen haben, ich ſinge es, und meine Ketten fallen in Stücke, und ich gehe fort in Freiheit; ich kenne ein Lied, ſo nützlich für jedes Kind der Sterblichen: wenn Zorn den Sohn der Erde entflammt, und ich ſinge es: ſo iſt er beruhigt. Ich kenne ein Lied von ſolcher Kraft, daß ich, wenn der Sturm mich hinwegreißt, die Winde dadurch beſchwichtigen und die Luft vollkommen ruhig machen kann!... Die Geſchichte der Angelſachſen und Dänen enthält Züge genug, wie wahr es ſey, was dichteriſch hier von der Macht des Geſanges über dieſe Nation geſagt iſt. *)

---

*) Henry II. 462—468.

**) Chron. Sax. p. 112.

---

*) Bedae hist. eccl. L. 4. c. 24. pag. 327. a Smith ed. p. 597.

**) Bedae hist. eccles. 328. 329.

Mannigfaltig, wie die Empfindungen und Gegenſtände, waren die Arten der angelſächſiſchen und däniſchen Dichtkunſt, ſo wie die Sprache beider Nationen zu den verſchiedenſten Sylbenmaßen geeignet und gebildet war. Am häufigſten mußten aber Kriegsgeſänge bei ſolchen ſtreitbaren Völkern ſeyn. Ihre Sprachen waren noch ſo wenig verſchieden, daß ſie ſich ohne Mühe einander verſtanden, und mußten bald gänzlich zu einer zuſammenſchmelzen, als die Dänen ſich in ſo großer Anzahl unter die Angelſachſen niederließen. Eben dieſe Aehnlichkeit herrſchte in der Art, wie ſie im Frieden und Kriege ſich trugen.

Das vornehmſte Gewand für beide Geſchlechter war der Mantel, gewöhnlich ein vierecktes blaues oder

---

*) Henry II. 428. 429.

weißes Stück Leinwand, welches über die Schultern geſchlagen, auf der rechten durch einen Knopf feſtgehalten, vorn und hinten bis auf die Füße hinabhing, aber an den Seiten kaum bis an das Knie; das weibliche Geſchlecht hatte den Mantel vorn befeſtigt, und ließ ihn ſo frei an allen Seiten hinabwallen. Die Könige trugen ihn bei feierlichen Gelegenheiten von Purpur und mit Gold geſtickt, ſo wie die Weiber vom erſten Rang häufig von Seide gemacht. Für den Winter war er mit Fellen unterfüttert, wie auch das Untergewand, welches gewöhnlich von Leinwand dicht anſchließend an den Leib bis auf die Mitte der Oberſchenkel hinabhing, bisweilen mit Ermeln verſehen, die beim weiblichen Geſchlecht nur bis zum Ellbogen gingen, ſo wie es ſein Untergewand auch nicht über dem Buſen, aber hinab bis zu den Knöcheln trug. Der Mann hatte um den Leib einen Gürtel geſchlungen, in welchem ſein Schwert hing, und ſeine weiten Hoſen von Leinwand oder Wolle gingen bisweilen weit unter das Knie hinab. Strümpfe waren beim gemeinen Volke nicht gewöhnlich; bei den Vornehmern waren ſie vom Fuße bis zum Knie von Bändern umwunden. Die Schuhe, ſelbſt der Könige, waren wenigſtens unten von Holz, oben von Leder, mit Riemen befeſtigt.

Goldene Ketten und Armbänder waren ein großer Schmuck, und die ſchönſte Zierde war langes Haar.

Die jungen Mädchen ließen es über die Schultern in Ringeln tief hinabfließen; wenn ſie ſich verheiratheten, ſo ward es kürzer geſchnitten, und unter einen Kopfputz hinaufgebunden. Gegen das lange Haar der Männer eiferten die Geiſtlichen, welche geſchorne Köpfe haben mußten, mit hartnäckigem Eifer, bis wenigſtens der größte Theil derſelben das lange Haar ablegte. Nur auf beiden Seiten der Oberlippe ließen ſie den Bart wachſen; daß ſie ihn ganz wegſchoren, dazu hatte die Geiſtlichkeit ſie nicht bewegen können. Eine Mütze bedeckte im Frieden, ein Helm bei den Reutern im Kriege das Haupt. An demſelben ſchützte ein Stück Eiſen von der Stirne bis zur Spitze der Naſe das Geſicht. Ueberhaupt war der Reuter beſſer als das Fußvolk bedeckt, durch einen Panzer um den Leib, durch ſeinen breiten und länglichten Schild, indem dieſes nur einen kleinen runden, und mit eiſernen Spizzen in der Mitte verſehenen auf dem linken Arme trug. Große Schwerter, die nur zum Hauen gemacht waren, und Lanzen hatten beide; ſonſt führte das letzte noch die mannigfaltigſten Waffen, nicht ſelten blos Keulen.*)

So waren die Sitten, der Character, die Fähigkeiten des engliſchen Volkes des neuen Daſeyns werth, welches Alfred für daſſelbe ſchuf, und dennoch ging mit ihm die Glorie der Angelſachſen unter, wie ſie durch ihn entſtanden war. Er ſtarb ſchon im Jahre 901 (28. October), mit dem Ruhme, daß in ſeiner Größe kein Schatten war. Alles vereinigte er in ſich, was an dem bewunderten Carl der Franken geprieſen wird, und die Wohlthaten, welche beiden erhabenen Geiſtern ihre Unterthanen verdankten, waren faſt dieſelben, durch gleiche Bedürfniſſe veranlaßt. Nur iſt Alfred der größere Wohlthäter, indem er die Angelſachſen vom Untergang rettete, und kann vielleicht an perſönlichen Vorzügen, als Gelehrter und begeiſterter Sänger, auch wegen des Umſtandes, daß er dem Glücke faſt gar nichts verdankte, einen höhern Rang als der große Kaiſer behaupten, wenn dieſer wegen des Umfanges ſeiner Macht, wegen des weiten Schauplatzes ſeiner Thaten in einem prächtigeren Glanz erſcheinet.

---

*) Will. Malm. 102. Montfaucon monumens de monarchie françoise. T. I. Henry II. 413. 582—592.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Eduard der Aeltere regiert von 901—927. Athelſtan bis 941. Edmund bis 946. Unglücklicher Tod des letzten. Sein Bruder Edred eignet ſich, die ſchädliche Richtung zu verſtärken, welche die angelſächſiſche Verfaſſung bekommen hatte. Gefahr für den Thron von den mächtigen adlichen Familien, welche zugleich die erſten Würden des Staates bekleideten, noch größere von der Geiſtlichkeit. Weitere Geſchichte der Kirche und hierarchiſchen Gewalt in England. Einfluß auf dieſelben von dem Ereigniſſe, daß der römiſche Biſchof ſich von dem griechiſchen Hofe losriß. Das Concilium von Kalkuith J. 785. König Offa von Mercien, Beförderer des päpſtlichen Anſehens. Weitere Schritte, die Kirche von der weltlichen Macht unabhängig zu machen, durch die Stürme der Normänner aufgehalten, eben ſo der fromme ſchwärmende Geiſt, der ſchon unter den Angelſachſen emporgekommen war. Schilderung deſſelben. König Ethelwolf vorzüglich von ihm ergriffen, ſchenkt der Geiſtlichkeit den dritten Theil der Kronländereien, und verpflichtet ſich zu einem jährlichen Geſchenk an den päpſtlichen Stuhl. Günſtiger Umſtand für jene, daß die moſaiſchen Geſetze im Mittelalter ein großes Anſehen gewannen. Der Zehnte. Erzbiſchof Odo von Canterbury und

Dunſtan die vornehmſten Beförderer der Hierarchie in England. Blick auf das frühere Leben von beiden. Sie ſtehen an der Spitze der Kirche, als Edred den Thron beſteigt. Die Verwaltung des Staates durch Dunſtan. König Edwi, der Sohn Edmunds, reg. v. J. 955. Seine kühne Denkart, welche die Herrſchſucht der Geiſtlichen verachtet, wird Quelle ſeines Unglücks. Er vermählt ſich mit Elgiva, ſeiner nahen Anverwandten. Mißhandlung und ſchreckliche Hinrichtung derſelben durch den Erzbiſchof Odo. Edwi ſtirbt vor Gram; ihm folgt Edgar, das Werkzeug der Mönche J. 959., und Dunſtan wird Erzbiſchof von Canterbury, der Fürſt der Mönche. Wohlthätiger Einfluß der Prieſterherrſchaft in dieſem Zeitpuncte. Unverdienter Ruhm Edgar's wegen deſſelben. Seine verliebten Abenteuer dem Staate verderblich, vorzüglich durch Elfrida's Thronbeſteigung. Beim Tode Edgar's ſie und Dunſtan gegen einander, und zugleich Krieg zwiſchen den Mönchen und den verheiratheten Prieſtern. Schreckliches Wunder, wahrſcheinlich durch Dunſtan, und Ermordung des jungen Königs Eduard durch Elfrida, wodurch ſie ihren Sohn Ethelred auf den Thron bringt J. 978. Urſachen, warum die neuen Ueberſchwemmungen der Dänen ſo gefahrvoll wurden: Schwächung des kriegeriſchen Sinnes der Angelſachſen, beinah vollendete Erblichkeit der Stelle des Eorl und Shiregerieven, und Furchtſamkeit des Nachfolgers von Dunſtan. Das Danegeld. Erbitterung der Angelſachſen gegen die Dänen, und fürchterliches Blutbad unter denſelben. Swen's Rüſtung zur Rache.

Auf Alfred's Sohn und Nachfolger Eduard dem Aeltern, ruhte freilich der wachſame kriegeriſche

Geiſt des Vaters; aber er war aufgewachſen, ehe dieſer ſich ſelbſt Bildung erwarb und für die Erziehung der Seinigen ſorgen konnte, und der eigene genialiſche Drang fehlte ihm; nur aus den Pſalmen und den angelſächſiſchen Heldenliedern ſchöpfte er Nahrung für ſein Gemüth. *) Tapfer und klug hat er ſich mit ſeinen Feinden umhergeſchlagen, mit Ethelwald, dem Sohn ſeines Oheims Ethelred, der nun auf den Thron Anſpruch machte, auf welchen während ſeiner Minderjährigkeit die Stimme des Volkes Alfred den Großen berufen hatte; mit den Normännern, die von der franzöſiſchen Küſte her ſein Land zu verwüſten ſuchten, mit ſeinen däniſchen Unterthanen in Northumberland, welche jede innere Unruhe, jede Ankunft eines Schwarmes ihrer Landsleute als Veranlaſſung zum Aufſtande brauchten. Eduard faßte den glücklichen Gedanken, durch kleine Feſtungen an ihrer Gränze und mitten unter ihnen ſie zu bezähmen; die Beſatzungen in denſelben ſollten verhindern, daß ſich keine große Haufen ſammelten, wenigſtens nicht über die Gränzen ſchweiften. Auch die Schotten erkannten zum Theil die Oberhoheit des Königs. **) Aber nichts deſtoweniger mußten ſeine Söhne Athelſtan (reg. von 927) und Edmund (v. 941) ſtets mit den Schotten und mit Dänen in Northumberland kämpfen, welches mehr als jemals ein ganz unabhängiger Staat zu werden drohte. Beſonders ſtand es der Sicherung der angelſächſiſchen Herrſchaft über dieſe Provinz entgegen, daß die beſiegten Aufrührer in Irland einen Zufluchtsort hatten, von welchem ſie bei günſtigeren Ausſichten ſogleich wieder nach Northumberland hinübereilen konnten. Früh bot ſich alſo die Bemerkung dar, wie wenig eine Regierung in Großbritannien ſich Feſtigkeit verſprechen dürfe, wenn ſie ſich nicht zugleich über jene Inſel erſtreckt. Von ihr kam auch der däniſche Prinz Anlaf, welcher nach der Herrſchaft in Northumberland ſtrebte, aber vor Athelſtan hatte fliehen müſſen, und ſtellte ſich an die Spitze einer großen Macht, welche aus Schotten, Normännern und alten Britten beſtand; mit ihm führte ſie der ſchottiſche König Conſtantin. Als Athelſtan ihnen raſch entgegen gegangen war, und die Heere bei einem Orte, der Brunanburg hieß, gegen einander ſtanden, nahte Anlaf, als einer der Sänger verkleidet, die unter den Angelſachſen und Dänen ſo häufig waren, dem Zelte des Königs von England. Er ſang vor demſelben, und entdeckte glücklich, daß die Mannſchaft im Zelte ſchwach war. Mit dem Entſchluß, es in der Nacht zu überfallen, ging er zurück, als man ſeiner Geſänge müde war, und warf das Geld an die Erde, welches er zum Lohn für dieſelben erhalten. Ein Krieger ſah dies, betrachtete aufmerkſam den Sänger, und erkannte in ihm den Anlaf, unter welchem er einſt gefochten hatte. Er verrieth in Erinnerung der alten Treue, die er ihm geſchworen, den normänniſchen Helden nicht; ging aber, ſobald der Balladenſänſich ganz entfernt hatte, zu Athelſtan, und verkündete ſeine Entdeckung mit hinzugefügtem Rathe, ſogleich ſein Hauptgezelt in einer andern Gegend aufzuſchlagen. Ein Biſchof mit ſeinem Gefolge, welcher am Abend erſt zu dem Heere ſtieß, ſchlug, angelockt durch das ſchöne Grün auf der Wieſe, welche der König verlaſſen hatte, ſein Lager auf, und ward beim nächtlichen Ueberfalle der Feinde mit ſeinem ganzen Geleite niedergehauen. Dieſer Ueberfall veranlaßte bei anbrechendem Morgen eine allgemeine Schlacht, die auf das glorreichſte für Athelſtan geendiget wurde; Jahr 938. *)

---

*) Asser Men. 43.

**) Chron. Sax. p. 99—110. ſ. Anmerk. 2. S. 42.

So ſehr aber dieſer Sieg mit Recht als der große geprieſen werden mochte, blieb die Macht der Normänner in Northumberland doch immer ungebrochen, und König Edmund kam daher auf den Gedanken, ihnen die Stütze zu rauben, welche ſie an den Schotten beſaßen, indem er dieſe mit ſich verbündete. Als er die alten Britten in der Provinz Cumberland beſiegt hatte, übergab er ſeine Eroberung dem ſchottiſchen König Malkolm, der ihn hinfort zu Waſſer und zu Lande

---

*) Chron. Sax. p. 112—114. Wil. Malm. L. 2. c. 6. Historia Ingulphi p. 29. Ethelwerdi L. 4. c. 5. ap. Savil. p. 848. ſ. Anmerk. 1. S. 43.

ihn ſeine Kriege begleiten ſollte J. 945. Ohne Zweifel war dieſer Gedanke Edmund's ſehr glücklich, und die rüſtige Kraft ſeiner Jugend gab Hoffnung, daß er durch Sicherung der innern Ruhe das Gedeihen der Anſtalten ſeines Großvaters befördern werde, als ihn plötzlich das Schickſal hinwegraffte. Bei einem feſtlichen Male des Königs erſchien auch ein gewiſſer Leolf, der, als Räuber berüchtigt, aus dem Reiche war verbannt worden. Indem das Feuer des Weines allgemeine Zerſtreuung hervorgebracht hatte, erblickte ihn zuerſt der König unter den Gäſten, ſprang auf, als ein Krieger der Wache durch die Gegenwehr des Räubers in Lebensgefahr gerieth, und riß dieſen nieder an den Boden. Aber mit aller Gewalt ſtieß Leolf einen Dolch in die Bruſt Edmund's, der auf ihm lag. Aufgeſchreckt aus dem Taumel ſprangen alle herzu, und der Mörder ward neben der königlichen Leiche in Stücke gehauen. *)

Auf Edmund folgte ſein Bruder Edred (946), deſſen Sinn nur zu ſehr geſchaffen war, um die ſchädliche Richtung, welche allmählig die Entwickelung der angelſächſiſchen Verfaſſung bekam, noch zu verſtärken. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß die großen adeli-

---

*) Wil. Malm. L. 2. c. 7. Rogeri de Hoveden annal. pars prior. ap. Savil. p. 423.

chen Gutsbeſitzer, die zugleich mit den erſten Würden des Staates bekleidet waren, unter Königen, welche durch das Gewicht ihres perſönlichen Werthes nicht jeden Verſuch wider ihr Anſehen niederdrückten, bald dem Throne gefährlich werden mußten, zumal wenn durch ſtürmiſche Zeiten die geſetzlichen Schranken verrückt wurden. Spuren davon fanden ſich auch ſchon bald nach Alfred's Regierung. Aber weit drohender ward jene Gefahr, ſobald die Geiſtlichkeit ihre Macht über das menſchliche Gemüth planmäßig benutzen wollte, um die Größe zu vermehren, mit welcher ſie ſchon in den Unterabtheilungen des Staates und als Mitglied des Wittenagemot erſchien.

Nach dem Tode des Erzbiſchofs Theodor von Canterbury (ſt. 690.) hatte die Kirche ſich ohne wichtige Veränderungen unter den Angelſachſen weiter ausgebildet, der Regel des römiſchen Stuhles gemäß, aber ohne beſondern Einfluß deſſelben. Die größere Macht, welche der Biſchof von Rom, je mehr er ſich von dem griechiſchen Kaiſer losriß, und durch die Gunſt des Franken Pipin gewann, mußte nach den Planen der Hierarchie, die nun entſtanden, auch auf die engliſche Kirche ihren Einfluß äußern. In den Canons des Conciliums von Kalkuith (785.), welche eigentlich das Werk von päpſtlichen Legaten waren, zeigten ſich Spuren des Planes, auch in England aus der Kirche einen für ſich beſtehenden Staat zu ſchaffen, indem ſie den Biſchöfen verboten, auf ihren Concilien über weltliche Dinge zu richten, und den Verſammlungen, worin Laien ſitzen, über die Geiſtlichkeit ein Urtheil zu ſprechen, da dieſe höher als die königliche Macht ſey. Eine eben ſo wichtige Neuerung dieſer Schlüſſe war, daß ſie der Kirche den Zehnten von allem Eigenthume der Laien zuſprachen. *) Die Reiſe des Königs Offa von Mercien nach Rom, um die bange Erinnerung begangener Verbrechen zu beſänftigen, und ſeine abergläubiſche Verſchwendung daſelbſt ward wegen eines Almoſens, das er durch die Hände des Papſtes austheilen ließ, ſpäterhin Veranlaſſung, daß der päpſtliche Stuhl ein Recht vorgab, vom Königreiche England einen Tribut zu fordern. Die feierliche Beſtätigung eines päpſtlichen Decretes, daß kein Laie die Aufſicht über Klöſter führen dürfe, wie die großen Thanen und ihre Frauen bisher über die Klöſter der Mönche und Nonnen, die auf ihren Gründen lagen, ausgeübt hatten, beförderte wiederum den Plan der Geiſtlichkeit, ſich unabhängig zu machen. **) Als die angelſächſiſchen Reiche zu Einem Staat einigermaßen verbunden wurden, ſchien auch die Kirche deſſelben noch leichter zu einem Ganzen zuſammenwachſen zu können; aber die Fortſchritte zu dem Ziel einer unabhängigen Hierarchie in England und eines planmäßigen Zuſammenhanges derſelben mit dem römiſchen Stuhl wurden durch die Stürme der heidniſchen Normänner, welche die Geiſtlichen auf das Grauſamſte verfolgten, ſehr unterbrochen.

---

*) Concilium Calchutense 10. 11. 17. in Wilkins. concil. Magnae Britanniae et Hiberniae.

**) Decretum Athelardi Archiepiscopi de libertate ecclesiarum p. 167. 68. ibid.

Zu gleicher Zeit ward der fromme, ſchwärmende Geiſt, welchen die Geiſtlichkeit unter die Angelſachſen ſo glücklich eingeführt hatte, durch die unaufhörlichen Gefahren und Drangſale des Krieges in ſeinem Wachsthume aufgehalten. Schon waren die Wanderungen nach Rom ſehr häufig geworden; ſchon hatten Könige und Glieder königlicher Familien ſich oft dem klöſterlichen Leben mit einem frommen Wahne geweiht, die beſondere Gunſt des Himmels ſich dadurch zu erwerben; ſchon war der Handel mit Reliquien für die Geiſtlichen ſehr einträglich geworden, und mit dieſem Machwerke des Betruges wurden die Kirchen geſchmückt, wiewohl man den Bildern der Heiligen in denſelben keine göttliche Verehrung bezeigte.

Von dieſem Geiſt ergriffen, ſuchte der fromme König Ethelwolf der Geiſtlichkeit auf einmal das Unglück zu vergüten, welches die Normänner über ſie gebracht hatten. Er ſchenkte ihr den dritten Theil des Landes, welches der Krone gehörte, als ein Grundeigenthum, das von allen Abgaben und Dienſten frei war, J. 854. *) Hätten die Zeitumſtände es begünſtigt, daß die Kirche dieſer Schenkung recht froh geworden: ſo wäre Ethelwolf für ihre Macht im Innern eben ſo merkwürdig, wie für ihre feſtere Verbindung mit dem päpſtlichen Stuhl. Wenigſtens bahnte er der Oberherrſchaft deſſelben über England durch ein anſehnliches jährliches Geſchenk, zu welchem er ſich verpflichtet hatte, noch mehr den Weg. **) Die Normänner zertrümmerten aber wieder alles Glück, welches die Geiſtlichkeit auf Ethelwolf's Geſinnung ſich bauen konnte, und Alfred's hoher Sinn, ſobald er die Ruhe gegen den wilden Feind ſchützen konnte, verlangte von den Geiſtlichen, welchen er ſein Wohlwollen ſchenken ſollte, zu viel wahre Tugend und zu viel Gelehrſamkeit, als daß unter ſeiner Regierung Wachsthum der Hierarchie zu erwarten war. Dennoch ſcheint der Umſtand, daß er bei ſeiner Geſetzgebung auf die moſaiſchen Geſetze, wie auf ein Ideal hinſah, der Geiſtlichkeit ſehr günſtig geweſen zu ſeyn, welche überhaupt im Mittelalter dadurch gewann, daß das jüdiſche Alterthum, in welchem die Prieſter eine große Rolle geſpielt hatten, demſelben ſo viel galt. Die moſaiſchen Ausſprüche erhielten nach Alfred's Beiſpiel immer mächtigeren Einfluß, und König Athelſtan gebot dann auf das ſtrengſte, daß ſowohl von ſeinen Gütern, als vom Eigenthum der geiſtlichen und weltlichen Großen der Zehnte vom Vieh und von Früchten auf das genaueſte der Kirche entrichtet werden ſollte, und verpflichtete die Biſchöfe und die weltlichen Beamten, alle, die ihnen untergeben wären, zu derſelben Abgabe anzuhalten. Eben ſo feierlich verordnete er, daß die alte Kirchentaxe auch pünctlich entrichtet werden müſſe. *)

---

*) Concilium Wintoniense in Wilkins concil. T. I. 183 — 86. Asser Men. p. 8. Chron. Sax. p. 76. ſ. Anm. 2. S. 43.

**) Asser Men. p. 13. ſ. die Anmerk. auf S. 49.

So hatte die Macht der Kirche in England nur ſehr langſame Fortſchritte machen können, als zwei Männer erſchienen, welche dazu geſchaffen waren, ſie bis zur Tyrannei gegen die Könige ſelbſt zu erheben. Der erſte war Erzbiſchof Odo von Canterbury, der einen deſto feurigeren Eifer für die chriſtliche Kirche hegte, je mehr es ihn in ſeiner Jugend gekoſtet hatte, ein Glied derſelben zu werden. – Er ſtammte her aus einer Colonie der Normänner, deren Niederlaſſung in Oſtangeln verheerender als irgend ein andrer Zug der Dänen geweſen war. Weil der Knabe anfing, die chriſtlichen Kirchen zu beſuchen, und es bald ſichtbar wurde, daß er ſich zu den Lehren derſelben bekennen werde: ſo achtete ſein Vater nicht darauf, daß er ſein Erſtgebohrner war, und enterbte ihn. Odo ging in die Familie des Eorls Athelm, der unter Alfred

---

*) Leges Aethelstani in Wilkins leg. Anglos. p. 54—64. ſ. die Anmerk. auf S. 55.

dem Großen blühte, und empfing durch das Wohlwollen deſſelben eine gelehrte Bildung. Sobald er in den geiſtlichen Stand getreten war, trieben ihn ſeine eignen Verdienſte und Athelm's Gunſt von einer Stufe zur andern; ſehr jung ward er Biſchof von Sherburn, und beſtieg dann den erzbiſchöflichen Stuhl von Canterbury, ſobald derſelbe erledigt wurde. *) Als Erzbiſchof erließ er Verordnungen einzig unter ſeinem Namen, welche freilich nur das Anſehen eines Hirtenbriefes haben ſollten, aber den Gehorſam der Könige gegen die Biſchöfe, die völlige Freiheit der Geiſtlichkeit von Abgaben und Dienſten, und die Pflicht der Chriſten, den Zehnten zu entrichten, kräftiger predigten, als je geſchehen war. Auch eiferte er gegen die Ehen, welche mit einer Nonne, einer Verwandten geſchloſſen ſeyen, und in den Schlüſſen der großen Verſammlung zu London, die freilich auch aus dem König und weltlichen Großen beſtand, aber unter ſeinem Einfluſſe, drang er ſchon auf die Eheloſigkeit der Geiſtlichen. Die gewöhnliche Kirchenſchatzung und die Abgabe der Almoſen werden in ihnen gleichfalls eingeſchärfet. **)

Indem Erzbiſchof Odo mit einem neuen Geiſte die Hierarchie belebte, erhielt er einen Gehülfen an

---

*) Osbernus de vita Odonis Archiepiscopi Cantuar. p. 78 — 82. in Whartonii Angliae sacrae T. II.

**) Constitutiones Odonis p. 212. Concil. Londin. p. 214. etc. in Wilk. conciliis etc.

Dunſtan, welcher es noch beſſer verſtand, unter dem Scheine der Heiligkeit die kühnſten Plane des Ehrgeizes für die Macht der engliſchen Kirche zu verbergen. In einer Thanenfamilie in Weſſex geboren, hatte dieſer Fürſt der Mönche früh große Fähigkeit des Geiſtes und eine eben ſo große Neigung zum geiſtlichen Stande verrathen. Zu Glaſtonbury ward er erzogen von Männern, die nicht eine Geſellſchaft nach ſtrenger Ordensregel bildeten, ſondern durch Liebe zum einſamen Leben vereinigt, durch die Erziehung der Jugend ſich Unterhalt erwarben. Der übertriebene Eifer, womit er ſich auf die Wiſſenſchaften und Künſte der damaligen Zeit legte, ward Urſache, daß er in eine ſchwere Krankheit fiel, und ſie ſcheint der Zeitpunct geweſen zu ſeyn, wo ſeine Phantaſie einen ſchwärmeriſchen Schwung nahm, und ſein Leben reich an Wundern zu werden begann. Ein ſtarkes Selbſtgefühl zeigte ſich in ſeinem Geſpräch, in der Haltung ſeines Körpers: über die Spiele der Jugend erhaben, ſuchte er nur die ernſte Unterhaltung erfahrner Männer; Muſik, Malerei, die Kunſt des Bildhauers, der Metallarbeiten waren ſeine Erholung. Durch ſeinen Oheim, den Erzbiſchof Athelm von Canterbury, ward er mit König Athelſtan vertraut; ſeine Schönheit, ſein geſchickter Fleiß in jedem Geſchäft, und ſeine Fertigkeit in der Inſtrumentalmuſik, wodurch er ſeinen Herrn, wenn ihn die Regierungslaſt ermüdet hatte, zu erquicken wußte, erwarben ihm die Bewunderung des Hofes; aber ſein Starrſinn ſcheint ihm eben ſo früh tödtliche Feinde zugezogen zu haben. Kaum entging er dem Verderben, welches man ihm bereitet hatte, aber ohne daß ihm das Leben am Hofe wäre verleidet geweſen. Nur in der Sphäre deſſelben konnte ſein Ehrgeiz Befriedigung finden, und im Getümmel deſſelben die Sitten eines Mönches in der höchſten Vollkommenheit auszuüben, ohne daß er ſich zum Orden der Mönche bekannt hatte, ſchien ihm ein reizender Gedanke. Es koſtete ihm daher große Ueberwindung, ehe er den Bitten ſeines Verwandten des Biſchofs von Wincheſter nachgab, und ſich von demſelben zu einem Mönche einweihen ließ. Aber ſogleich bezog er nun eine Celle, die niedrig, enge und düſter wie ein Grab war, und brachte ſeine Tage mit Beten und Arbeiten in Metall hin. Die Sage hatte jene ſchon zur Stäte von Wundern gemacht, als König Edmund ihn wieder an den Hof rief, und ihm die Abtei Glaſtonbury gab. *)

Männer von ſo unternehmendem Ehrgeize, wie Odo und Dunſtan, ſtanden an der Spitze der engliſchen Geiſtlichkeit, als Edred den Thron beſtieg, ein König, welcher gern allen Glanz der Herrſchaft für den Ruf der Heiligkeit aufgeopfert hätte. Auch war die ganze Regierung in Dunſtan's Händen. Dieſer

---

*) Osbernus de vita S. Dunstani p. 90—102. in Angliae sacrae T. II.

ſäumte nicht, mit den königlichen Einkünften ſo die Kirche zu bereichern, daß der Thron ſchon verarmt war, als Edred durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft wurde J. 955. *) Ihm folgte Edwi, der Sohn von Edmund, in der erſten Blüthe der Jugend und der Schönheit, von raſchem Geiſte, wie ſein Vater, ihm gleich in der kurzen Dauer der Herrſchaft, aber weit unglücklicher während derſelben. Schon ſeine kühne Denkart, welche nicht in den Feſſeln der Geiſtlichkeit liegen wollte, erregte bei dieſer einige Beſorgniß; und als er begann, den Reichthum zurückzufordern, welchen die Kirche dem Thron entwandt hatte, als er ſich mit jungen Männern umgab, die ihm gleich dachten, da verließ Dunſtan den Hof, und ſuchte, verbannt von dem einen Schauplatze ſeines Ehrgeizes, wiederum den andern, ſein Kloſter, wo er in dem ſteigenden Rufe der Heiligkeit auf Rache gegen den König ſann. Doch war es nicht dieſe allein, ſondern auch ſeine eigne fanatiſche Denkart, wodurch er plötzlich wieder aus ſeiner Einſamkeit hervorgezogen wurde. Edwi liebte mit allem Feuer ſeiner Jugend die ſchöne Elgiva, ſeine nahe Anverwandte, und vermählte ſich mit ihr trotz dem Schreien der Geiſtlichkeit, welche darauf ausging, die Ehen zu erſchweren, und ſie zwiſchen Anverwandten bis in den achten Grad für Blutſchänderei ausgaben. Mit einer heiligen Wuth kam daher Dunſtan nach

---

*) Osbernus p. 102—104.

Kingſton zum Feſte der Krönung, mit welcher Erzbiſchof Odo abſichtlich ſcheint gezaudert zu haben. Als nach dem feierlichen Schauſpiel in der Kirche der König mit allen ſeinen geiſtlichen und weltlichen Großen geſpeiſet hatte, und noch mit ihnen zuſammen ſaß, ſtand er plötzlich auf, und begab ſich in eine entferntere Kammer zu ſeiner Gemahlin, wahrſcheinlich um es deutlich anzuzeigen, wie offenbar er ſie als eine ſolche behandle, obgleich die Geiſtlichen ſie als Beiſchläferin ſchimpften. Ein Murren des Unwillens erhob ſich in der Geſellſchaft, und Dunſtan bekam den Auftrag, den König zum Gaſtmale zurückzubringen. Kühn entriß er denſelben den Umarmungen Elgiva's, und führte ihn zurück, nachdem er ihm die Krone auf das Haupt geſetzt hatte. Um ſich an dem verwegenen Mönch zu rächen, forderte Edwi von ihm Rechenſchaft wegen ſeiner ehemaligen Staatsverwaltung, und beſtrafte ihn mit der Verbannung. Weil er aber wohl einſah, daß der Verbannte an den Mönchen, welche durch ihn zu geiſtlichen Stellen gelangt waren, eine mächtige Stütze haben werde; ſo wurden ſie allenthalben wieder verjagt, und die weltlichen verheiratheten Prieſter erhielten die Pfründen wieder, von welchen man ſie verdrängt hatte. Aber deſto blutiger ward die Rachſucht der Mönche und ihres Beſchützers, des Erzbiſchofs Odo. Mit bewaffneter Macht ließ er die ſchöne Elgiva vom königlichen Hof entführen, entſtellte mit einem glühenden Eiſen die Schönheit ihres Geſichtes, und verbannte ſie auf immer nach Irland. Als ihre Wunden geheilt waren, eilte ſie nach England zu ihrem geliebten Gemahl, zu dem ſie freilich glücklich entkam, aber mit welchem ſie auch, plötzlich von Kriegern des Erzbiſchofes überfallen, flüchtig werden mußte. Sie ward zu Gloceſter von Odo's Leuten aufgefangen, und dieſer fanatiſche Barbar gab Befehl, ihr alle Nerven zu zerſchneiden. Die Unglückliche ſtarb unter ſchrecklichen Qualen. Um die Rache des Königs zu entwaffnen, ward Aufruhr immer lauter gegen ihn gepredigt, und nachdem man ihn in den Bann gethan, wurde ſein dreizehnjähriger Bruder Edgar von der Geiſtlichkeit gekrönet, ſobald das immer unruhige Northumbrien und Mercien aufgeſtanden war. Von Weſtſex aus, welches ihm treu geblieben war, hätte ſich Edwi zum Kampfe mit der Geiſtlichkeit hervorgeſtürzt; aber der Gram über Elgiva's Schickſal war es ohne Zweifel, was ſein Herz brach. Nun war der junge Edgar, das Werkzeug der Mönche, König von England... J. 959. *)

Dunſtan war unmittelbar nachher, da Edgar

---

*) Osbernus de vita Odonis p. 83. 84. De vita Dunstani. p. 105. 106. Wil. Malmesb. p. 55. Chron. Sax. p. 115. Henrici Huntidon. hist. p. 356. ap. Savil... Rogeri de Hoveden annal. p. 425. ibid. S. die Anmerk. auf S. 58.

zum König gekrönet war, nach England zurückgekommen, und wiewohl es einen Erzbiſchof von Canterbury gab, welcher durch den Einfluß von Edwi, während der Zeit, da er nur über Weſſex herrſchte, an des geſtorbenen Odo's Stelle gekommen war; ſo gelang es dennoch, indem dieſer ſeine Würde niederlegen mußte, daß die Stelle eines Primas von England dem Fürſten der Mönche zu Theil wurde. Dieſen Namen führt Dunſtan in der Geſchichte, weil die Erhebung der Mönche das vornehmſte Streben ſeines ganzen Lebens war. Als Erzbiſchof begann er nun mit raſchem Eifer ſeinen Lieblingsgedanken auszuführen, daß entweder die weltlichen Prieſter ihre Frauen von ſich ſtoßen und Mönche werden, oder ihre Pfründen aufgeben ſollten, damit dieſelben von Benedictinermönchen beſetzt würden. Schwer iſt es zu entſcheiden, ob dieſer Eifer, der wohl urſprünglich von ſeiner eignen mönchiſchen Denkart herrührte, und durch ſeinen ſtarrſinnigen Character feſtgehalten wurde, auch mit dem Gedanken verknüpft war, daß die Geiſtlichkeit nur dann erſt ſich ganz der Vergrößerung der Kirche weihen würde, wenn ſie von allen Familienbanden frei wäre. Zwei Mönche, die durch ſeinen Einfluß die Biſthümer von Worceſter und Wincheſter erhalten hatten, waren trefflich dazu auserleſen, mit ihm durch Gewalt, Wunder und ihre heilige Liſt die verehlichten Prieſter zu verdrängen, welche König Edgar ſelbſt, als er ihnen den Auftrag dazu gab, wie die verworfenſten Menſchen in ächt fanatiſcher Sprache beſchrieb. *)

Weil Edgar ſich ganz dem Willen der Geiſtlichkeit überließ, und Dunſtan für ihn mit ſtarker Hand das Staatsruder führte; ſo war ſeine Regierung in mancher Hinſicht ein glücklicher Zeitpunct für England. In Zeiten, wo die Stürme der Barbarei ſich noch wenig gelegt haben, iſt der Einfluß der Geiſtlichkeit gewöhnlich wohlthätig, und im angelſächſiſchen Staate kam noch der beſondere Umſtand jetzt hinzu, daß die Geiſtlichen, welche von den normänniſchen Räubereien ſtets am meiſten gelitten, auch deshalb vorzüglich Urſache hatten, das größte Drangſal Englands in dieſer Zeit, nämlich die Verheerungen der Dänen abzuwehren. Für die Unterhaltung der Flotte ward vorzüglich Sorge getragen, und es gelang um ſo leichter, durch ſie die Küſten zu ſchützen, da jetzt in Frankreich, Irland und auf den Hebriden normänniſche Staaten errichtet waren, welche immer den Zufluß neuer Schwärme aus dem Norden brauchen konnten. Sobald aber die Ruhe im Innern nicht geſtört wurde, welches nicht durch die Klagen der vertriebenen Prieſter geſchah, die der Gewalt erlagen; ſobald keine Ueberfälle nordiſcher Fremdlinge zu fürchten waren, mußte die angelſächſiſche

---

*) Wil. Malmesb. p. 56. Eadmerus de vita S. Oswaldi p. 200. Angl. sacr. T. II. ſ. die Anmerk. auf S. 60.

Macht nothwendig von den weſtlichen Britten und von den Schotten ſehr geachtet werden. *)

Edgar hieß wegen dieſer Urſachen die Ehre und das Vergnügen der engliſchen Nation, ſo wenig ſeine perſönlichen Eigenſchaften ihn zu einem ſolchen Namen berechtigten. Er überließ ſich ganz ſeinen Neigungen; und wenn ſein Bruder Edwi wegen ſeiner Vermählung mit einer Verwandten die Krone verlor; ſo brauchte ſich Edgar nur zu verpflichten, ſie in ſieben Jahren nicht tragen zu wollen, als er eine gottgeweihte Nonne, durch ihre Schönheit gereizt, zum Opfer ſeiner Begierden mißgebraucht hatte. **) Den traurigſten Einfluß aber auf das Schickſal ſeiner Familie und des Reiches hatte ein anderes Abenteuer des Königs. Der Ruf pries die Schönheit Elfrida's, der Tochter des Eorls oder Herzogs von Devonſhire, und Edgar ſandte ſeinen Vertrauten, den Grafen Athelwold, ab, um die Wahrhaftigkeit des Rufes zu unterſuchen. Ward derſelbe gegründet befunden, ſo ſollte Elfrida Königin werden. Athelwold ſah ſie, und hingeriſſen von ihrer Schönheit, verſchwieg er ſeinen Auftrag, um glücklich für ſich ſelbſt zu werben. Er ließ die ſchöne Elfrida als ſeine Gemahlin daheim, da er an den Hof zurückging, und berichtete, wie ſehr auch diesmal der Ruf getäuſcht habe. Aber der Neid erwachte, und des Grafen Verrätherei ward dem König hinterbracht. Daß er das geprieſene Weib doch beſuchen wolle, und an welchem Tage, ſagte dieſer mit verſtellter ſcherzender Freundlichkeit zum beſtürzten Grafen, welcher ſogleich vorausflog, ſeiner Gemahlin nun erſt verrieth, daß er ihr eigentlich die Krone geraubt habe, und ſie beſchwor, ihre Schönheit zu entſtellen. Aber in der Herrlichkeit ihres Schmuckes, mit erhöhten Reizen, erſchien Elfrida vor dem König. Dieſer entbrannte von Liebe, und ſchwieg. Er lud den Grafen zur Jagd ein, warf ſeinen Speer, und durchbohrte ihn. Ein unehlicher Sohn des Getödteten, vertraut mit Edgar, wie ſein Vater, kam herzu. Der König zeigte auf die Leiche, und fragte, wie eine ſolche Jagd ihm gefiele? und der Jüngling erwiederte: was dir gefällt, Herr König, darf mir nicht mißfallen. Elfrida beſtieg den Thron; mit ihr das Verbrechen. *)

---

*) Chron. Sax. p. 116—122. Wil. Malm. p. 56—59.

**) Anglia sacra. T. II. p. 111. 112. S. die Anm. auf S. 63.

Schon begann ſie die innere Ruhe zu ſtören, als ihr Gemahl ſtarb (971.). Sie wollte, daß ihr ſiebenjähriger Sohn Ethelred ſtatt des ältern Eduard folge, und manche von den weltlichen Großen am Hofe begünſtigten ihre Abſicht, um dem Erzbiſchofe Dunſtan, welcher ſich für des älteren Prinzen gegründetes Recht erklärte, das Gegengewicht zu halten. Aber Dunſtan

---

*) Wil. Malm. p. 59. 60.

ergriff ſeine Fahne, das Kreuz, welches er ſtets vor ſich hertragen ließ, trat mit ihm mitten in die Verſammlung, ſtellte den jungen Eduard als König vor, und weihte ihn ſogleich. *)

Wie zwei feindliche Geſtirne ſtanden nun die ränkevolle Elfrida und der eherne Dunſtan gegen einander. Ohne Zweifel ergriff jene die Parthei der vertriebenen weltlichen Prieſter, ſo wie dieſelben Schutz bei den weltlichen Großen fanden, welche allmählig einſahen, wie ſehr ihre Familien durch den Sieg der Benedictinermönche verloren, indem manche von den verheiratheten Prieſtern in den erſten geiſtlichen Würden aus der Verwandtſchaft der weltlichen Großen waren, und die reichen Pfründen auf die Ihrigen hätten vererben können. Dunſtan durfte dagegen nach Edgar's Tode ſich nicht mehr mit der Gewalt der Regierung bewaffnen, um die Benedictiner in ihrem Triumph zu erhalten. Der Krieg zwiſchen den Mönchen und den verheiratheten Prieſtern begann nun auf allen Seiten, mit ungleichem Erfolge in den verſchiedenen Provinzen, je nachdem die letzteren mehr oder weniger Unterſtützung bei den großen adelichen Häuſern in denſelben fanden. Dunſtan mußte ſich ſogar zu Verſammlungen herablaſſen, auf welchen der Streit zwiſchen beiden Partheien geſchlichtet werden ſollte. Die Wun-

---

*) Anglia sacra T. II. p. 113.

der ſeiner Mönche hatten noch wenig gefruchtet, als er eine große Verſammlung zu Kalne in Wiltſhire veranſtaltete. Alle ſtürmten hier auf ihn los, ein Strom von Vorwürfen begegnete ihm von allen Seiten; er ſaß mit unerſchütterter Ruhe. Plötzlich ſtürzte der Saal ein, und nur der Balken, auf welchem ſein Stuhl ruhte, wankte nicht. Viele wurden getödtet, alle ſehr beſchädigt. Mit banger Ehrfurcht ſchaute man auf den Erzbiſchof, und die Furcht verſchaffte ihm Frieden. Daß er ſelbſt dieſes gräßliche Wunder vorbereitet habe, wird auch darum wahrſcheinlich, weil er den König, unter dem Vorwande ſeiner Jugend, von der Verſammlung entfernt gehalten hatte. *)

Verſtand es Dunſtan, durch Verbrechen ſeine Abſichten zu erreichen; ſo wagte es auch Elfrida, als Verbrecherin zum Ziele der ihrigen zu eilen. Als der junge König Eduard eines Tages von der Jagd ermüdet zurückkehrte, und nicht fern von dem Gute war, wo ſeine Stiefmutter lebte, ritt er allein ſeitwärts zu einem überraſchenden Beſuche. Sie empfing ihn mit Schmeichelreden und Umarmung. Als er aber wieder zu Roſſe ſaß, und noch einen dargebrachten Becher begierig austrank, ließ ſie ihn durch einen ihrer Leute von hinten mit einem Dolche durchſtoßen. Er ſpornte

---

*) Wil. Malm. p. 61. Chron. Sax. p. 124. S. die Anmerkung auf S. 64.

ſein Pferd, um dem Tode noch zu entfliehen, und zu ſeinem Gefolge zu entkommen. Allein er ſank hinab, und hing mit einem Fuß im Steigbügel. So ſchleifte ihn das Roß durch die Wälder, und das ſtrömende Blut bezeichnete den Weg ſeines ſchauerlichen Todes. Die Großen rächten denſelben nicht, und die Geiſtlichkeit vermochte nur ſein Grab zu einem Orte der Wunder zu weihen, und ihm den Beinamen des Märtyrers zu verſchaffen. Auch Dunſtan, durch das Alter gebeugt, ſtand nicht ſogleich wie ein Strafengel auf. Als er aber den Knaben Ethelred, den Sohn der Verbrecherin, zum König weihen mußte, da ergriff ihn der Geiſt des Fluches, wie er von den Lippen der Hohenprieſter und Propheten im jüdiſchen Alterthume ſprach, und er rief aus: „Weil du durch die Ermordung deines Bruders, welchen deine ſchandvolle Mutter getödtet hat, zum Thron hinaufſtrebeſt; ſo ſoll das Schwert nicht ruhen in deinem Hauſe, ſoll wüthen gegen dich, und deine Nachkommen vertilgen, bis dein Reich auf einen Fremdling übergeht, deſſen Sitte und Rede dein Volk nicht kennet;“ J. 978. *)

Wirklich begann mit Ethelred's Regierung ein unglücklicher Zeitpunct für England; aber Dunſtan war ſelbſt mit Urſache, daß derſelbe eintrat. Durch

---

*) Wil. Malm. p. 61. 62. Osbernus de vita S. Dunstani p. 113. S. Anmerk. 1. S. 66.

den Geiſt abergläubiſcher Andacht, welchen er verbreitet hatte, war der kriegeriſche Sinn geſchwächt worden, und durch die Vermehrung der Mönche wurde dem Staat mancher rüſtige Krieger genommen, der ſeine Kraft im Kloſter verzehrte, wurde manches Grundeigenthum, das ihnen zufiel, für die Nationalvertheidigung nicht benutzt, da ihr ſonſt der Beſitzer deſſelben geweiht war, ſo wie ſelbſt die Geiſtlichen anfänglich zu ihr ſich verpflichtet ſahen.

Verderblicher, als dieſe Schuld Dunſtan's, war es für den Erfolg der Nationalkriege, daß während der Unruhen auf dem Throne, welche freilich gleichfalls durch den ehrgeizigen Erzbiſchof vorzüglich erweckt wurden, während der ſchwachen Regierung der letzten Könige, die Eorle in den Shiren, und die ihnen zugeordneten Shiregerieven ihre Macht ſo vermehrt hatten, daß ſie dieſelbe als Herzoge und Grafen faſt erblich beſaßen. Dadurch wurde das Nationalband, wenn auch nicht zerriſſen, doch ſehr ſchlaff gemacht, und die Großen fanden ihren Vortheil bei der unvermeidlichen Zerrüttung, wenn der König den Anfällen der Normänner, welche durch die Schwäche des Staates ohne Zweifel wieder herbeigelockt werden mußten, nicht widerſtehen konnte.

Zum Unglück war auch Dunſtan's Nachfolger auf dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Canterbury, Siricius genannt, keineswegs ſeinem Vorgänger an Kühnheit des Characters gleich. Er gab dem König, als die Verheerungen der normänniſchen Seeräuber wirklich wieder begannen, den verderblichen Rath, einem Schwarme derſelben eine Geldſumme für den Rückzug zu bieten. (J. 991.) Zu dem Zwecke ward eine Abgabe erhoben, die auch unter dem Namen des Danegeldes bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts blieb, theils um die Vertheidigungsanſtalten wider die Dänen zu unterhalten, theils um dieſen, weil nun immer neue Heere von Seeräubern mit ſteigenden Forderungen kamen, für die Rückkehr einen ſchmählichen Tribut zu entrichten. Beides wurde auch wohl nur zum Vorwande gebraucht, damit die Könige ihre Einkünfte vermehren konnten; ſpäterhin hörte wenigſtens jener Vorwand gänzlich auf. Anfänglich wurde von jeder Hide Land nur ein Schilling Danegeld erhoben; zuletzt ſtieg es bis auf ſieben Schillinge von einer jeden. Auf den Häuſern der Städte lag dieſe Abgabe gleichfalls. *)

Nachdem zum erſtenmal die Dänen mit zehntauſend Pfund abgekauft waren, kamen ſie bald wieder nach England, wo ſich tapfere Krieger ſelten mit Muth wie ehemals verſammelten, um ſie zurückzuſchlagen, und Ethelred's Plan, die feindliche Flotte einzuſchließen, ſelbſt durch einen angelſächſiſchen Großen ver-

---

*) Wil. Malm. p. 62. Chron. Sax. ad a. 991.

rathen wurde. Zwei Jahre nach der erſten Erhebung des Danegeldes ſchifften ſogar der König Swen von Dänemark und König Olaf von Norwegen nach England mit großer Macht, und dem Plan, es zu erobern. Dieſer ſcheiterte an der Tapferkeit der Bürger von London, welche jeden Angriff auf dieſe Stadt glücklich abſchlugen, daß der Feind gern den Rückzug antrat, als Ethelred die Verheerung des offenen Landes mit ſechszehntauſend Pfund abkaufte. *)

Da aber die Seeräuber immer von neuem kamen und wegzogen, wie eine Welle der andern folgt, und die Staatseinkünfte erſchöpften; ſo gerieth der König auf den Gedanken, ſich mit der Schweſter Richard's II., Herzogs der Normandie, zu vermählen, damit die Verbindung mit normanniſchem Blut ihn ſchütze. **) Kaum war die Heirath vollzogen, ſo faßte er den wahnſinnigen Entſchluß, die Normänner in ſeinem Reiche ermorden zu laſſen. Er wußte, wie hoch der Haß der Engländer gegen dieſelben geſtiegen war. Wo der Normann in England ſich niedergelaſſen hatte, folgte er gänzlich ſeinem alten Hange zu Abenteuern mit dem ſchönen Geſchlechte. Durch große Sorgfalt, die er auf ſeinen Körper verwandte, vorzüglich durch das Bad am Sonntage, ſuchte er ſeine Schönheit zu erhöhen, und Eindruck auf die Frauen und Töchter der Angelſachſen zu machen. Da geſchah es, daß ſelbſt edle Jungfrauen ſich in ſeine Wohnung den Freuden der Liebe mit ihm hingaben, und die Keuſchheit der Hausfrau in ſteter Gefahr ſchwebte. Wo noch uralter germaniſcher Geiſt wehte, da mußte eben hierdurch der fürchterlichſte Groll erzeugt werden, und ſo ward Ethelred's Befehl, daß an Einem Sonntage, zu der Zeit, da die Normänner ſich zu baden pflegten, ſie in jeder Provinz alle unter den Streichen der Angelſachſen fallen ſollten, mit Freuden aufgenommen, und mit der geheimnißvollſten Stille bewahrt. In allen Gegenden, wo nicht, wie in Northumberland, die Dänen bei weitem die ſtärkſte Parthei waren, ſchonte man, als die verderbliche Stunde gekommen war, keines Alters, keines Geſchlechtes (J. 1002. 13. Nov.). Die Angelſachſen tödteten ihre eigenen Weiber, welche mit dem Normann der Liebe gepflogen, und die Kinder, welche den Umarmungen deſſelben angehörten. Einigen Frauen ſchnitten ſie die Brüſte ab, andere begruben ſie lebendig und ſchleuderten die Knaben an die Steine. Nur in London entkamen zwölf Jünglinge an die Themſe, warfen ſich in einen Nachen, und langten glücklich in Dänemark an, um die Nachricht von dem Blutbade zu überbringen. *) König Swen trauerte vorzüglich,

---

*) Chron. Sax. p. 128. 129. Wil. Malm. p. 62. 63.

**) Henrici Huntindon. hist. L. 6. p. 359. 360. ap. Savil.

---

*) Chronica Joannis Wallingford ap. Gale T. II. p. 547. Chron. Sax. p. 135. Wil. Malm. p. 61. Henr. Hunt p. 360.

daß auch ſeine Schweſter Gunilda in demſelben umgekommen war. Mit einem mächtigen Grafen vermählt, ging ſie nach England als Geiſſel des Friedens von Seiten der Dänen. Das traurige Schickſal ihrer Landsleute traf ſie am härteſten. Ihr Gemahl ward vor ihren Augen getödtet, ihr Sohn, ein hoffnungsvoller Knabe, ſtürzte vor ſie hin, von vier Lanzen durchbohrt, und doch ſtarb ſie ohne zu beben. *) Ihr Tod forderte blutige Rache, und ihres Bruders Klage erſcholl fürchterlich durch den Norden. Kampfbegierig und nach Beute lüſtern, wälzten ſich, durch ſie geweckt, die wilden Völker heran, wie Schneelaſten, die ein Donner bewegt hat, mit Verderben von hohen Gebirgen. **)

---

*) Wil. Malm. p. 69. S. Anmerk. 2. S. 66.

**) Joann. Wallingford. p. 547.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Urſachen, warum die Eroberung Englands durch Swen nicht ſchneller vollendet wurde. Ethelred's Flucht nach der Normandie, und neue Thronbeſteigung nach Swen's Tode. Seine verderbliche Freundſchaft für den verrätheriſchen Herzog Edrik von Mercien. Characteriſtik dieſes letzten und des Prinzen Edmund Ironſide, welcher zum König ausgerufen wird bei Ethelred's Tode. (J. 1016.) Muthiger Kampf Edmund's um die Krone; Theilung Englands zwiſchen ihm und Kanut dem Großen. Schreckliches Ende des erſten durch den Verräther Edrik. Trauriges Schickſal der Nachkommen Alfred's des Großen. Kanut, allgemeiner König von England. Untergang Edrik's. Nach demſelben ſichtbarer Plan Kanut's, die großen Statthalterſchaften gänzlich aufzuheben. Seine politiſchen Abſichten bei der Verheirathung mit Ethelred's Witwe, der Tochter des Herzogs von der Normandie. Seine Kunſt den Nationalhaß zwiſchen den Angelſachſen und

Dänen zu mildern; beſonders aber Befeſtigung ſeiner Herrſchaft durch ſeine Freigebigkeit gegen die Geiſtlichkeit. Bei ſeinem Tode J. 1036. Succeſſionsſtreit. **Harold** und der Eorl **Godwin** von Kent und Weſſex. Ihre Treuloſigkeit und Grauſamkeit gegen den Prinzen **Alfred**. Auf **Harold** folgt ſein Bruder **Hardikanut**, J. 1039, über deſſen ſchnellen Tod gleichfalls große Freude herrſcht. Durch **Godwin's** Macht und Einfluß auf den Wittenagemot wieder ein angelſächſiſcher König in **Eduard dem Bekenner**. (J. 1041). Große Veränderung in den engliſchen Sitten durch **Eduard's** Liebe für die Gebräuche und die Sprache der Normandie. Feindſchaft zwiſchen dem König und ſeinem Schwiegervater **Godwin**, durch den überhand nehmenden Einfluß der Normänner veranlaßt. Die Günſtlinge **Eduard's** werden aufgeopfert in ſeinem Friedensvertrage mit **Godwin**. Schilderung **Harold's** des Sohnes dieſes letzten, und ſeine Erhebung auf den Thron nach dem Tode **Eduard's**, (J. 1066), durch die faſt einſtimmige Wahl des Wittenagemot. Erbitterung ſeines Bruders **Toſti** über dieſelbe, und deſſen Bund mit dem Herzog **Wilhelm** von der Normandie. Großer Sieg **Harold's** über den König **Harold Harfagar** von Norwegen und ſeinen Bruder **Toſti**, welche beide unter den Erſchlagenen ſind. (J. 1066. Septemb. 24.) Fünf Tage nach dieſem Siege bei Stanfordbridge ſteht **Wilhelm** von der Normandie mit ſechszigtauſend Mann auf der Küſte von Suſſex. Grund der Anſprüche deſſelben auf den engliſchen Thron. Günſtige Umſtände, welche ihm erlaubten, ſein Herzogthum zu einer Unternehmung in England zu verlaſſen. Schilderung des Herzogs und ſeines Heeres. Die Geſinnung und Rüſtung **Harold's**. Vergebliche Unterhandlungen. Verſchiedenes Schauſpiel in beiden Lagern die Nacht vor dem Treffen.

Harold's und Wilhelm's Schlachtordnungen. Die Schlacht in der Gegend von Haſtings. (J. 1066. Octbr. 14.)

Durch verrätheriſche Große unterſtützt, welche die Heere wider ihn anführen ſollten, unterwarf ſich Swen bald den größten Theil von England. Nur die Barbarei ſelbſt, mit welcher die Dänen bald dieſe, bald jene Provinz verheerten, wodurch ſie Mangel an Lebensmitteln bei ihrem eignen Heere bewirkten; nur der tapfre Widerſtand, welchen die Herzoge oder Anführer von niedrigerem Range in einzelnen Gegenden leiſteten; nur der Umſtand, daß Swen oft durch die Angelegenheiten Dänemarks abgerufen wurde, und dann gern zufrieden war, wenn man ihm für ſeinen Abzug noch ein ungeheures Geld bezahlte, waren die Urſache, nicht Ethelred's bisweilen aufloderndes Feuer, ſein Land zu vertheidigen, war der Grund, daß trotz der Verbindung zwiſchen den mächtigſten angelſächſiſchen Großen und den Dänen mehrere Jahre vergingen, ehe England gänzlich von den Feinden erobert wurde. Die Grauſamkeit, womit dieſe den Krieg führten, ſtieg indeſſen mit jedem Jahre, ſo wie die Geldforderungen. Als ſie unter den Gefangenen, welche ſie von Canterbury weggeführt hatten, den Erzbiſchof Elphegus gleichfalls gefeſſelt forttrieben, hofften ſie durch die härteſte Behandlung ein anſehnliches Löſegeld von ihm zu erpreſſen. Unerſchrocken erſchien er vor ihrer Verſammlung, und auf ihr murrendes Geſchrei nach Geld ermahnte er ſie nur, daß ſie ſich zum Chriſtenthum bekennen ſollten, indem er zugleich verbot, irgend ein Löſegeld für ihn zu bezahlen. Hierüber erboſt warfen die Dänen mit Steinen, mit den Knochen von Rindern und mit ihren großen Trinkhörnern ihn zerſchmettert nieder. Ein Chriſt unter ihnen erbarmte ſich des Unglücklichen und ſchlug ihm ſeine Streitaxt in den Kopf. *)

Mit einem ähnlichen Muth trotzten die Geiſtlichen oft den rauhen nordiſchen Kriegern, und noch ſtolzer verwarfen die Bürger von London jeden Antrag, daß ſie wie die übrigen Unterthanen Ethelred's ſich dem Sieger unterwerfen ſollten. Innerhalb ihrer Mauern fand der König immer Schutz, und gewaltig ſchlugen ſie die Dänen zurück, ſo lange er bei ihnen verweilte. Als er aber, eben ſo feige, wie er grauſam war, ſelbſt ſeinen Thron aufgab, und ſeine getreue Stadt verließ, da folgte ſie dem allgemeinen Beiſpiel, und ergab ſich. Ethelred genoß auf dem gaſtfreien Heerde ſeines Schwagers, Richard's des Zweiten von der Normandie, ein ruhiges Leben, indem der nordiſche Sturm, welchen ſeine Schuld erweckt hatte, über die verödeten Gefilde Englands und die Aſchenhaufen ging, in wel-

---

*) Osbernus de vita S. Elphegi in T. II. Angliae sacrae p. 140. 141. Chron. Sax. p. 142.

che die Städte und Dörfer verwandelt waren. J. 1013. *)

Unmittelbar nach der völligen Eroberung Englands ſtarb König Swen, und ſein jüngſter Sohn Kanut, der ſpäterhin den Beinamen des Großen erhielt, wurde von den Dänen in Northumberland, wo ihn ſein Vater zurückgelaſſen hatte, zum König von England ausgerufen. Die engliſchen Großen aber, ſowohl die geiſtlichen, als die weltlichen, ſandten eine Bothſchaft an Ethelred in der Normandie: „kein Herr wäre ihnen lieber, als der aus ihrem Blut entſproſſene; er möge nur hinfort mit mehr Gerechtigkeit regieren, als er ehemals regiert habe.“ Mit den herrlichſten Verſprechungen ſchwur man ſich von beiden Seiten Treue und Wohlwollen, und Ethelred ſchien die wieder gewonnene Krone heldenmäßig wider Kanut vertheidigen zu wollen; aber er war bald wieder ſo ſchwach, die Schlange von neuem in ſeinem Buſen zu nähren. Ein großer Theil ſeines ehemaligen Unglückes rührte von ſeiner Freundſchaft für den verrätheriſchen Herzog Edrik von Mercien her, die man ſich bei der wiederholten, offenbaren Treuloſigkeit deſſelben nicht anders, als durch die Launen eines Gemüthes erklären kann, welches unter thörichtem Ausharren bei einmal getroffener Wahl

---

*) Wil. Malm. pag. 69. 70. Chronica Ioan. Wallingford. p. 548. Chron. Sax. p. 133—[illegible]

ſeine ſtets wechſelnde Schwäche verbergen will, und durch einen unbekannten Zauber in den Eigenſchaften des Verräthers. Sonſt erſcheint Edrik als einer von jenen verworfenen Menſchen, welchen der Betrug das Element iſt, worin ſie leben, denn ohne einen beſtimmten Plan ausführen zu wollen, ſelbſt nicht einmal mit Hinſicht auf augenblicklichen Gewinn für die Habſucht, betrog er alle Partheien und in allen Angelegenheiten. Der König hatte ihm ſogar ſeine Schweſter zur Gemahlin gegeben, und blieb ſeinem ärgſten Feinde immer gewogen, der ihn jetzt ſogleich zur hinterliſtigſten Grauſamkeit gegen zwei däniſche Führer verleitete, ſo wie in ſeiner blutdürſtigen Seele der erſte Gedanke jenes verderblichen Blutbades, wenigſtens der Entſchluß gefaßt war, daß auch Swen's Schweſter ermordet werden ſollte. *)

Mit Ethelred war auch ſein Sohn Edmund aus der Normandie herübergekommen, ein herrlicher Jüngling, durch die Sage von Alfred's des Groſſen Thaten begeiſtert, wegen ſeines kühnen Geiſtes und ſeiner körperlichen Stärke Ironſide (Eiſenſeite) genannt. Heimlich irrte er in den Gegenden umher, wo feindliche Krieger herumſchweiften, und ſuchte den Engländern Muth einzuflößen; unaufhörlich befehdete er die Dänen, und widerſtand den Lockungen des Verrä-

---

*) **Wil. Malm. p. 63. 71. Chron. Sax. p. 144. 145.**

thers Edrik, der ihn von der Treue gegen ſeinen Vater abzulenken ſuchte. Als der treuloſe Herzog darauf mit vierzig Schiffen zum Feinde überging, mußte Edmund der Uebermacht weichen. Sein Vater fürchtete ſich, die Mauern von London zu verlaſſen, ſo ſehr man ihn bat, das Feld zu betreten, und ſchon rüſtete ſich Kanut, die Stadt mit ſeiner ganzen Macht anzugreifen, als die Nachricht erſcholl, daß Ethelred geſtorben und Edmund zum Könige ausgerufen ſey. (J. 1016.)

Mit einer raſtloſen Kühnheit, wie ſein Vorfahr Alfred, ſtürzte dieſer ſich in das Feld, und focht in fünf blutigen Schlachten noch während dem Jahre, da er gekrönt war, mit den Dänen. In der zweiten ſtritt der Verräther Edrik auf der Seite der Feinde, und rief, als Edmund's Krieger die Schlacht des vorigen Tages muthig erneuerten, ihnen zu, ſie möchten fliehen, denn er habe ihren König erſchlagen, auf der Lanze trage er ſein Haupt. Er hatte die Liſt gebraucht, einen Bauer zu tödten, der in den Geſichtszügen und im Haar dem Könige glich, und deſſen Kopf auf die Lanze zu ſtecken. Die Krieger wichen beſtürzt, bis Edmund auf eine Anhöhe ſprang, und den Helm abriß. Mit aller Gewalt warf der erzürnte Jüngling dann ſeinen Speer gegen den Verräther, der ihm auswich; ſtatt ſeiner wurden zwei hintereinander ſtehende Krieger durchbohrt. Dennoch wußte Edrik die Gunſt Edmund's ſich nachher zu erſchmeicheln, um alle ſeine

Plane an die Dänen zu verrathen, einen vollkommenen Sieg deſſelben in der vierten, und eine entſcheidende Niederlage des heldenmüthigen Jünglings in der fünften Schlacht durch ſeine Treuloſigkeit zu bewirken. Faſt allein entkam Edmund von dem Felde dieſer letzten, das mit ſeinen Getreuen beſäet war, und ſammelte dennoch ſeine Kräfte zum neuen Widerſtande. Als er aber wiederum das feindliche Heer ſich gegenüber erblickte, und ſich beſann, wie wenig bisher durch alle Schlachten in dem Streit um die Krone ausgemacht ſey, da ſandte er die Aufforderung zu Kanut, daß ſie zur Vermeidung fernern Blutvergießens durch einen Zweikampf den Krieg endigen wollten. Allein der Dänenkönig geſtand, daß er wider die Rieſengeſtalt Edmund's ſein Leben nicht vertheidigen könne; ſchlug aber eine Theilung Englands vor, da ſie beide mit Recht auf das Reich ihrer Väter Anſpruch machten. Auf einer Inſel in dem Severn kamen beide Helden zuſammen, und theilten ſich ſo in England, daß Mercien und Northumberland, oder die ganze nördlichere Gegend, wo die Dänen ohnedies die Oberhand hatten, dem Könige Kanut zufielen, Edmund aber die ſüdlichen Provinzen unter dem Namen von Weſtſachſen behielt, alſo auch ſeine getreue Stadt London. Beide ſollten unabhängig von einander regieren. J. 1016. *)

---

*) Wil. Malm. p. 71. 72. Chron. 146 — 150. Chron. Ioann. Wallingford. p. 549. Henrici Huntind. histor. p. 362.

Ungefähr einen Monat nach dieſem Friedensvertrage kam Edmund durch Mörder, welche der Verräther Edrik beſtellt hatte, auf eine gräßliche Weiſe um, noch ehe ein Jahr ſeiner unglücklichen, aber ruhmvollen Regierung geendigt war. *) So wurden die Nachfolger Alfred's, auf welchen ſein Geiſt ruhte, vom ſtürmiſchen Schickſale eine Zeitlang umhergeworfen, plötzlich hinweggeraffet, wenn ſie über daſſelbe Meiſter zu werden ſich ſchmeicheln durften. Der Fluch ward erfüllt, welchen Dunſtan über Elfrida's Sohn ausgeſprochen hatte.

Um ſicher im Beſitze des ganzen angelſächſiſchen Reiches zu ſeyn, ließ Kanut, nachdem er auf einer Verſammlung der Großen zu London als allgemeiner engliſcher König anerkannt war, den Bruder Edmund's anfänglich verbannen und dann ermorden, als er wieder zurückgekommen war und verborgen in England lebte; die Söhne des letzten Königs, deren Vormund er war, wagte er in England nicht tödten zu laſſen, ſondern ſandte ſie an den ſchwediſchen König, der für die Ermordung derſelben ſorgen ſollte. Von dieſem wurden ſie aber aus Mitleiden an den ungariſchen Hof geſchickt, wo man den jüngern mit

---

pag. 363. Rogeri de Hoveden annal. pars prior. pag. 434 — 436.

*) S. Anmerk. 1. S. 68.

Wohlwollen erzog, nachdem der ältere bald daſelbſt geſtorben war. *)

Bei dieſen blutigen Maßregeln folgte Kanut ſtets den Anſchlägen Edrik's, welcher zum Lohn ſeiner Verbrechen, da der König über Northumberland, Oſtangeln und Mercien Statthalter ſetzte, indem er das übrige England als Weſtſachſen für ſeine unmittelbare Regierung behielt, **) die Statthalterſchaft in Mercien bekam, deſſen mächtiger Herzog er auch unter der angelſächſiſchen Herrſchaft geweſen war. Aber auch dieſer Belohnung genoß der Verräther nur eine kurze Zeit. Bei einer Zuſammenkunft in London warf er dem Könige die Verbrechen, welche er ihm zu gefallen, verübt hatte, als Wohlthaten vor. Wohlan denn, rief Kanut, du verdieneſt höher, als alle übrige Großen, wegen deiner Verdienſte zu ſtehen, und ließ ihn ſogleich ermorden. Der Kopf ward auf einer Stange auf den höchſten Thurm von London geſteckt, der übrige Leichnam über die Mauer der Stadt geworfen. ***)

---

*) Wil. Malm. pag. 73. Rogeri de Hoveden annal. pag. 436.

**) S. Anmerk. 2. S. 68.

***) Henrici Huntind. p. 363. Wil. Malm. L. II. c. 11. p. 73. Chron. Sax. p. 150. 151.

Es ergab ſich auch bald, daß Kanut die ganze Einrichtung, nach welcher Statthalterſchaften beſtanden, nur für den Augenblick getroffen hatte, um einige Große, die ihm gefährlich ſeyn konnten, an ſich zu feſſeln, bis ſeine Macht in England befeſtiget war; denn er ſetzte nicht nur keinen neuen Statthalter von Mercien nach Edrik's Tode ein, ſondern verbannte auch die beiden Herzoge von Oſtangeln und Northumberland, ohne neue an ihre Stellen zu ernennen. So brach er die Macht der gefährlichen Großen, und befeſtigte dadurch eben ſo ſehr ſein Reich, als durch ſeine Verheirathung mit der Wittwe Ethelred's, Emma aus der Normandie; denn ſonſt hätte der Herzog dieſes Landes ohne Zweifel alles aufgeboten, um die Söhne ſeiner Schweſter und Ethelred's auf den Thron zu erheben. Mehr aber als dieſe beiden Urſachen half es wohl zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft in England, daß er es trefflich verſtand, den Unterſchied zwiſchen Dänen und Angelſachſen, und mit ihm auch den Nationalhaß zwiſchen beiden Völkern zu mildern. Nach völlig gleichen Geſetzen richtete er beide, indem er ganz die Verordnungen der vorigen Könige beſtätigte, ſo wie er keine beſtimmte Veränderung mit der alten Verfaſſung vornahm. Heere von Engländern brauchte er zu ſeinen Unternehmungen im Norden, um nicht England zu ſehr von Normännern entblößen zu müſſen, und beide Nationen auf kriegeriſchen Zügen, wie im Frieden mit einander zu vermiſchen. Zuletzt aber wirkte ſeine Gunſt gegen die Geiſtlichkeit ohne Zweifel nicht wenig für die Ruhe und Feſtigkeit ſeiner Herrſchaft über England. Die Spuren ſeiner eignen, ſo wie der väterlichen Verheerungen, die beſonders den Ruin der Klöſter und Kirchen nach ſich gezogen hatten, ſuchte er zu vertilgen durch Freigebigkeit gegen die Geiſtlichen, durch die Erbauung neuer Klöſter. Selbſt in die Lieblingsideen der Kirche vom Zehnten, von den verbotenen Ehen, ging er in ſeinen Geſetzen hinein. Auf der andern Seite verdankte er der engliſchen Geiſtlichkeit außerordentlich viel, indem er durch ihre Hülfe eine neue Cultur in ſeinen nordiſchen Staaten aufblühen ließ. Hätten dieſe nicht ſeine vorzüglichſte Aufmerkſamkeit erfordert; ſo würde England während ſeiner langen Regierung die erſchöpften Kräfte noch mehr wieder hergeſtellt haben. *)

Alle Früchte des Friedens unter ihm drohten bei ſeinem Tode (J. 1036) durch den Streit ſeiner Söhne über die Herrſchaft in England wieder verloren zu gehen. Harold, wahrſcheinlich von ſeiner erſten Gemahlin, machte Anſpruch auf die Krone, obgleich man überhaupt ſeinen Urſprung von Kanut beſtreiten wollte. Die Dänen im nördlichen England und die Bürger von London ergriffen ſeine Parthei wider Hardikanut, den

---

*) Leges Cnuti pag. 125—147. in Wilkins legib. anglos. Chron. Sax. p. 151—154.

Sohn Emma's und Kanut's des Mächtigen. Das ganze ſüdliche England wollte entweder dieſen, oder einen der Söhne Ethelred's und Emma's, die in der Normandie lebten, zum Könige haben. Der Eorl Godwin von Kent und Weſſex ſpielte bei dieſer Parthei die größte Rolle. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Harold London und alle Provinzen auf der nördlichen Seite der Themſe, die verwittwete Königin Emma das Land auf der ſüdlichen Seite dieſes Stromes im Namen ihres Sohnes Hardikanut's, welchen die Regierung von Dänemark abweſend hielt, beherrſchen ſolle. Sogleich trachtete aber Harold darnach, das ganze Reich an ſich zu ziehen, und Godwin ward von ihm gewonnen. Zum Unglück waren Emma's Söhne aus der Normandie nach England zu derſelben Zeit gekommen, um ihre Mutter zu Wincheſter zu beſuchen. Ihre Gegenwart mußte nothwendig Harold's Argwohn erregen. Als der jüngſte von ihnen, Alfred, auf dem Wege nach London war, zum Geſpräch mit Harold eingeladen, wußte Godwin, im Bunde mit dem König, den Prinzen mit Liſt zu umringen, und ſich, wie ſeiner Perſon, ſo auch des ſtarken kriegeriſchen Gefolges zu bemächtigen, welches ihn und ſeinen Bruder nach England hinüberbegleitet hatte. Ein Theil deſſelben ward erſchlagen, ein andrer verkauft; viele wurden in Ketten geworfen, geblendet, verſtümmelt, einigen ward ſogar die Haut über den Kopf gezogen. Alfred ſelbſt wurde auf die Inſel Eli geführt, mit Feſſeln beladen, und war kaum an das Land getreten, ſo ſtach man ihm die Augen aus, und übergab ihn den Mönchen eines Kloſters, wo er bald nachher ſtarb. Bei der erſten Nachricht von dieſer Grauſamkeit hatte Emma ihren zweiten Sohn eilig aus England weggeſchickt; auch ſie wurde aus demſelben vertrieben. *)

Durch Harold's Tod, welcher die Herrſchaft über ganz England an ſich geriſſen hatte, wurde Hardikanut König deſſelben (J. 1039.); aber ſein bald darauf erfolgter Tod erweckte große Freude, beſonders weil er ſeine Unterthanen mit der Abgabe Danegeld außerordentlich gedrückt hatte, obgleich ihr urſprünglicher Zweck nun gänzlich aufgehört (J. 1041.). Auch eröffnete der Umſtand, daß er ohne Erben ſtarb, den Angelſachſen eine frohe Ausſicht, weil ſie den däniſchen Königen nur mit Widerwillen gehorchten. Der nächſte Thronerbe wäre nun der Sohn von Edmund Ironſide, welcher in Ungarn lebte, ohne Zweifel geweſen; allein er war zu weit entfernt und dem Vaterlande zu unbekannt; auch beruhte ja urſprünglich das Recht

---

*) Emmae Anglorum Reginae Encomium p. 171—175. Rogeri de Hoveden annal. pars prior p. 438. Wil. Malm. p. 76. Chron. Sax. p. 154. 155. Historia Ingulphi p. 61. Chronica de Mailros p. 156. Encomium Emmae p. 497. 498. S. die Anmerk. auf S. 71.

zum Throne nicht in der Geburt, ſondern dem Willen der Wittenagemot. Man wählte daher, ehe noch Hardikanut begraben war, Eduard, den Sohn Ethelred's und Emma's, zum König, welcher glücklich entflohen war, als ſein Bruder Alfred ſo ſchrecklich umkam. Eben der Godwin, Eorl von Kent und Weſtſex, welcher dieſen letzten in das Verderben geſtürzt hatte, erhob nun jenen auf den Thron. Eduard war ſchüchtern und liebte die Ruhe, und wäre gern, als er den Tod Hardikanut's vernahm, nach der Normandie von England, wo er ſich damals aufhielt, wieder hinüber gegangen. Aber Godwin drang in ihn mit den Vorſtellungen, daß er ſeiner Ahnen eingedenk, doch lieber im Glanze der Herrſchaft, als in der Verbannung unter den Trümmern eines elenden Lebens ſterben ſolle. Auf ihn und ſeine Macht könne er ganz bauen, wenn er ihm nur feſte Freundſchaft, die Beſtätigung der väterlichen Würden den Söhnen und ſeiner Tochter die Ehe gelobe. Der ſchüchterne Eduard ging dieſe Bedingungen ein; Godwin's Anſehen und wunderbare Beredtſamkeit beherrſchten den Wittenagemot. *)

Innig freuten ſich die Angelſachſen, nun wieder einen König zu beſitzen, der ihrem Blute angehörte, und ließen ihre Freude in Mißhandlungen gegen die

---

*) Chron. Sax. p. 156. Wil. Malm. p. 80.

Dänen ausbrechen: aber bald erkannten ſie, wie wenig dieſelbe gegründet war. Eduard hatte während ſeines langen Aufenthaltes in der Normandie zu ſehr die Sitten, die Sprache des Landes liebgewonnen, welche ſchon beide von ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit ſich weit entfernt hatten, und den Angelſachſen, bei welchen noch der altgermaniſche Gebrauch in vielen Dingen herrſchte, fremd und unverſtändlich waren. Als nun viele Bekannte und Fremde des Königs aus der Normandie an ſeinen Hof kamen, und zu Würden gelangten, da fanden ſie bald Nachahmer unter den engliſchen Großen, welche in der Sphäre des Hofes lebten. Wer zur feinen Welt gehören wollte, von welcher bisher der Angelſachſe nichts gewußt hatte, befliß ſich der franzöſiſchen Geberde, Kleidung und Sprache; in dieſer letzten fing man ſelbſt an, die Urkunden abzufaſſen; man ſchickte wohl gar die Kinder nach Frankreich, um ſie daſelbſt erziehen zu laſſen. Dies erregte hin und wieder murrenden Unwillen unter den Angelſachſen; aber nur Godwin konnte durch ſeine Stimme dieſem Murren ein großes Gewicht geben. Mit übertriebener Schilderung des ſchädlichen Einfluſſes der Fremdlinge begann er, ſobald er wahrnahm, daß ſein Wort nicht mehr alles bei dem Könige galt, welchen er gemacht hatte. Niemand war ihm verhaßter, als Robert, ein Mönch aus der Normandie von vorzüglichem Talent, und durch Eduard's Gunſt auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu Canterbury erhoben. Als die Spannung zwiſchen dem Hof und Godwin auf das höchſte geſtiegen war, bedurfte es nur eines unbedeutenden Vorfalles, und der bürgerliche Krieg war nahe. Ohne den raſchen Rath der Fremdlinge hätte aber Eduard wohl nicht ſo ſchnell zu den Waffen wider ſeinen Schwiegervater gegriffen. Auch als dieſen wollte er den Urheber ſeiner Herrſchaft nicht mehr gelten laſſen, und zeigte an, wie unverſöhnlich er wider ihn erbittert ſey, indem er ſeine Gemahlin Edgitha als gemeine Nonne in ein Kloſter verbannte, wiewohl ſie ſo ſanft, von ſo anmuthiger Bildung des Geiſtes und Körpers war, daß die Rede ging, auf dem Dorne Godwin wäre die Roſe Edgitha gewachſen.

Anfänglich mußte freilich der mächtige Eorl mit ſeinen Söhnen der Macht des Königs weichen; aber er erſchien bald mit einer ſtarken Flotte an den Küſten ſeines Vaterlandes. Die Günſtlinge Eduard's ſahen nun erſt ein, daß ſie den mächtigen, entſchloſſenen, tapfern Mann zu ſehr gereizt hatten, der wahrſcheinlich den bürgerlichen Krieg, zu welchem ſie den erſten Brand geworfen, zu ſeinem höchſten Vortheil und ihrem gänzlichen Untergange beendigen werde. Erzbiſchof Robert entfernte ſich daher aus England, ihm folgten die übrigen, und das Verbannungsurtheil ward feierlich über ſie ausgeſprochen, als ein Friedensvertrag zwiſchen Godwin und dem Hofe auf einem Wittenagemot geſchloſſen wurde. Der Eorl mußte in alle ſeine Würden und Güter wieder eingeſetzt werden. Ein Gleiches wiederfuhr ſeinen Söhnen, ſeiner Tochter, ſeinen Anhängern. Der alte Godwin, ehrwürdig durch ſeine Schickſale, Thaten und Jahre, ſtand vor der Verſammlung, und reinigte ſich von aller Schuld, die man auf ihn hatte bringen wollen, durch das Feuer ſeiner noch nicht erkalteten Beredſamkeit. *)

Das Vertrauen zwiſchen Eduard und Godwin aber, wenn es je geknüpft war, ließ ſich nicht wieder herſtellen. Die Erinnerung an das Schickſal ſeines Bruders Alfred wurde bei dem König durch des Eorls letztes Betragen mächtig wiedet geweckt. Während einem lebhaften Geſpräch, welches durch ſie veranlaßt war, ſtarb Godwin plötzlich an der königlichen Tafel. Sein Sohn Harold, der ſeine Würden in den Grafſchaften Kent, Weſſex und Suſſex bekam, war durch keinen Verdacht begangener Verbrechen verunreinet, von ſanfterem, doch eben ſo kühnem Sinne, wie der Vater, ein Liebling des Königs und des Volkes. **)

Eduard der Bekenner, ſo von den Mönchen genannt, weil ſeine Gemahlin Edgitha an ſeiner Seite eine Jungfrau geblieben ſeyn ſoll, war von Natur ſtumpf, nun ſchon zu ſehr vom Alter geſchwächt, um des Glückes, was aus dieſem ſeinem Verhältniſſe zu Harold entſprang, zum Beſten Englands ſich bedienen zu können. Er hatte keinen Wunſch mehr, als die Krone im Hauſe Alfred's des Großen vererben zu können. Aber der Stamm Cerdiks, des Stifters der Monarchie von Weſſex, aus welchem mancher Sprößling mit königlichem Wuchs herrlich emporſtieg, war dem Verwittern nahe. Wohl ſandte der König von Ungarn auf Eduard's Bitte den noch lebenden Sohn von Edmund Ironſide mit ſeinen Kindern nach England. Kaum war derſelbe angekommen, ſo ſtarb er, und ſein Sohn Edgar war noch zu jung, um den Thron bald beſteigen zu können. *)

---

*) Ingulphi historia p. 62. Chron. Sax. p. 161—168. Wil. Malmb. p. 80—82.

**) Wil. Malmb. p. 81.

Da gab es denn, als Eduard der Bekenner entſchlafen war (J. 1066.), auf der ganzen Inſel niemand, welcher ſich ſo gegründete Hoffnung auf den Thron machen konnte, als Godwin's edler Sohn Harold, nicht wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dem alten königlichen Geſchlechte, ſondern ſein Recht beruhete in dem Grunde, wodurch auch ein Erbrecht erſt ſeine Kraft erhielt, in dem Willen der Nation, die nur aus einem natürlichen Hange des menſchlichen Gemüthes zu dem einmal herrſchenden Hauſe, und wegen

---

*) Wil. Malm. p. 93.

der Macht deſſelben, ſo lange aus Einem Geſchlechte Könige genommen hatte. Harold war befreundet mit dem großen Adel in allen Gegenden, ein Liebling der Geiſtlichkeit und der Bürger von London; er beſaß die anſehnlichſte Macht unter allen engliſchen Großen. Daher kam es, daß ſeine Wahl zum König faſt einſtimmig durch den Wittenagemot geſchah (J. 1066.), an demſelben Tage, da Eduard in der neuerbauten Kirche zu Weſtminſter begraben wurde. *)

Weit wilder, als der Herzog Wilhelm von der Normandie, der ſich längſt Hoffnung zum engliſchen Throne gemacht hatte, wurde bei der Nachricht von Harold's Thronbeſteigung ſein eigener Bruder, Toſti genannt. Es gereichte zum Lobe des neuen Königs, daß dieſer ſein Feind war. **)

Toſti war Eorl von Northumberland durch ſeinen edlen Bruder zu derſelben Zeit geworden, da dieſer auch die Provinz Oſtangeln unter ſeine Verwaltung bekam. Sicher konnte er immer auf die Unterſtützung Harold's rechnen, ſobald er ſeine Gewalt nicht mißbrauchte. Seine Regierung ward aber unerträglich drückend für die Northumbrier; ſie ergriffen die Waffen, vertrieben ihn und erſchlugen ſeine Hofleute, ſowohl die Dänen, als Angelſachſen, ſo viele ſie faſſen konnten. **Harold** war bereit, ſeinen Bruder mit ſeiner ganzen Macht zu unterſtützen; aber gab ihn preis, ſobald er als Gerechtigkeit es einſah, daß die Northumbrier die Wiedereinſetzung deſſelben ſchlechterdings nicht dulden wollten. *) Mit einem Herzen voll Rache gegen ſeinen Bruder, wegen dieſes gerechten Betragens, ging **Toſti** zu ſeinem Schwiegervater, dem Grafen **Balduin** von Flandern, und flog bei der Nachricht von **Harold's** Thronbeſteigung zu dem Herzog **Wilhelm** von der Normandie, um die Kriegsanſtalten zum Verderben ihres gemeinſchaftlichen Feindes daſelbſt zu beſchleunigen. **)

---

*) Chron. Sax. p. 172.

**) S. Anmerk. 1. S. 72.

Aber ſo ſehr der Herzog ſich rüſtete, von ihm getrieben, ſo ſchnell der König von Norwegen auf ſeine Einladung zu einem Zuge nach England ſich mit ſeinen raubgierigen Schaaren zu Schiffe begeben mochte: für ſeine glühende Rachſucht gegen ſeinen Bruder, der nach ſeiner Meinung ihm, als dem Aeltern, alle Macht hätte einräumen ſollen, verzögerte ſich die Erſcheinung der Feinde doch zu lange. Mit einer kleinen Flotte, die er ſich an den flandriſchen Küſten geſammelt hatte, ſuchte er bald hier bald dort ſein Vaterland zu befehden. Allenthalben zurückgeſchlagen, ging er nach Schottland, um den König Malkolm daſelbſt zum Kriege wider England zu entflammen. Wie dieſes ihm nicht gelang, erſchien der erſehnte König Harold Harfagar von Norwegen mit dreihundert Schiffen. Toſti vereinigte ſeine Flotte mit denſelben, und mit vereinter Macht lieſen ſie in den Humber ein. Der engliſche König Harold hatte im Süden und auf der Inſel Wight den ganzen Sommer und einen Theil des Herbſtes ſeine Macht verſammelt, um die Landung des Herzogs der Normandie zu verhindern, und hoffte, daß ſeine Eorle im Norden den Feind zurückſchlagen würden. Allein plötzlich erhielt er die Nachricht, daß zwei von ihnen eine große Niederlage erlitten hätten, und mit den Trümmern des Heeres in der Stadt York eingeſchloſſen wären. Mit der Eile des Sturmes flog er vom Süden nach dem Norden, und eine der hartnäckigſten Schlachten begann. Endlich ſiegte das engliſche Heer, aber der flüchtige Feind konnte ſich auf ſeine Flotte retten, ſobald Stanfordbridge eine Zeitlang vertheidigt wurde. Ein Normann bemerkte dies, und ſtellte ſich allein auf die Brücke, den Sieger zurückzuhalten. Die Angelſachſen bewunderten ſeine kluge Kühnheit, und wollten ihn ſchonen. Er verhöhnte ſie, als keiner ſich ihm zu nahen wagte; aber fiel durch einen Wurfſpieß getroffen, und über ſeinen Leichnam ging der Weg zu einer ſchrecklichen Niederlage ſeiner Landsleute. König Harold Harfagar und

---

*) Chron. Sax. p. 171.

**) Order Vital. p. 493.

Toſti waren ſelbſt unter den Erſchlagenen. (J. 1066. Septbr. 24.) *)

Das Siegesfeſt des engliſchen Königs war ein Feſt für die Nation, denn während der kurzen Zeit, da er auf dem wankenden Throne ſaß, hatte er für die Sicherheit der innern Ruhe, für den Flor der Kirche ſchon viel geleiſtet. **) Aber während der Freude über dieſen großen Sieg kam die Nachricht, daß Herzog Wilhelm von der Normandie mit einer großen Macht bei Pevenſea gelandet ſey, indem er durch manche Hinderniſſe aufgehalten, glücklich den Zeitpunct getroffen hatte, wo durch die Unternehmung im Norden das ſüdliche England von Vertheidigung entblößt war. Fünf Tage nach dem großen Siege bei Stanfordbridge ſtand der Held der Normandie mit sechzig tauſend Mann auf der Küſte von Suſſex.

Herzog Wilhelm war die Frucht einer heftigen Leidenſchaft des Herzogs Robert zu einer Tänzerin, deren Schönheit in einem tanzenden Chor ihn entzückt hatte, und konnte ſich daher als einen Verwandten Eduard's des Bekenners betrachten, da deſſen Mutter Emma eine Tante ſeines Vaters Robert geweſen. *) Gegründeter als das Recht auf den Thron, welches er aus dieſer Verwandtſchaft ableiten wollte, mochte ſein Anſpruch auf denſelben wegen der wiederholten Erklärung Eduard's ſeyn, daß ſein Freund und Verwandter Wilhelm ihm nachfolgen ſolle; **) aber der ſchwache König hatte auch den geliebten Harold zu ſeinem Nachfolger ernannt, ***) und überdies konnte ja ein König auf dem angelſächſiſchen Thron nicht willkührlich denſelben verſchenken. Ohne Widerrede trug Harold die Krone mit dem größten Rechte, ſobald ihm der Wittenagemot dieſelbe gegeben hatte. Nur ein einziger Umſtand trat ein, auf welchen ſich Wilhelm wider ihn berufen konnte.

---

*) Wil. Malm. p. 54. Chron. Sax. p. 172. Rogeri de Hoveden annal. p. 448.

**) Ibid. p. 447.

Eines Tages, da Harold auf einem ſeiner Güter nahe am Meere lebte, ergetzte er ſich mit dem Fiſchfang, und wagte ſich in ſeinem Nachen tief hinaus. Plötzlich erhob ſich ein Sturm, und warf ihn mit ſeinen Gefährten an die franzöſiſche Küſte. Die nächſten Bewohner derſelben, die vorzüglich vom Raube lebten, flogen ſogleich bewaffnet herbei, übermannten ſie, und warfen ſie in Feſſeln. Da gewann Harold einen Boten durch große Verſprechungen, welchen er an den Herzog Wilhelm ſandte, indem er die Liſt erfand, dieſem ſagen zu laſſen, daß er vom König Eduard an ihn abgeſandt, und vom Sturm überfallen ſey. Auf eine barbariſche Weiſe benutze man ſein Unglück, obgleich ſeine Gegenwart dem Herzog das königliche Verſprechen der Thronfolge beſtätigen ſollte, wovon Geſandten geringern Anſehens bisher geſchwatzet hätten. Sogleich gab Wilhelm Befehl, Godwin's Sohn zu ihm zu führen, und empfing ihn mit Ehre und Freundſchaft. Ein Bund wurde zwiſchen ihnen geſchloſſen und auf heiligen Reliquien beſchworen. Harold gelobte, daß Wilhelm den engliſchen Thron mit ſeiner Hülfe beſteigen werde, wofür ihm die noch nicht mannbare Tochter des letzten, und ihr ganzes Erbgut nachher zu Theil werden ſolle. Mit reichen Geſchenken kehrte er dann nach England zurück, und brach ſein Verſprechen, indem er ſelbſt die Krone annahm. *)

---

*) Wil. Malm. p. 95.

**) Historia Ingulphi p. 68.

***) Chron. Sax. p. 172.

Sobald der Herzog der Normandie Harold's Thronbeſteigung vernommen hatte, ſchickte er daher eine Geſandtſchaft an ihn, um ihn an ſeinen gebrochenen Schwur zu erinnern. Aber der König antwortete, jenen thörichten Eid brauche er nicht zu halten, denn außerdem, daß er zu demſelben gezwungen worden ſey, wie er einen Thron habe wegſchenken können, deſſen rechtmäßiger Beſitz von dem Willen der Nation abhan-

---

*) Wil. Malm. p. 93. Henrici Hunt. p. 366. 367. Ingulphi histor. p. 68. S. die 2. Anmerk. auf S. 72.

ge? Dieſer habe ihn jetzt auf denſelben erhoben, und es ſey nun keineswegeſ von ihm abhängig, die Krone dem Herzoge der Normandie zu übergeben. *)

Wohl glaubte Harold, daß Wilhelm es nicht wagen werde, ſein Herzogthum zu einer ſo weitläuftigen Unternehmung zu verlaſſen, da er dadurch in Gefahr kam, daſſelbe an den franzöſiſchen Thron, oder die benachbarten Großen zu verlieren, mit welchen er ſchon ſo manche Fehde gehabt hatte. Allein während der Minderjährigkeit König Philipp's des Erſten von Frankreich, ſtand Wilhelm's Schwiegervater, der Graf von Flandern, an der Spitze des Regierungsrathes und unterſtützte ihn in ſeinem Vorhaben, wenn gleich der Regierungsrath ſelbſt ihm gebot, es aufzugeben. Unter den benachbarten Großen war dem Herzoge keiner ſo gefährlich, als der Graf Konan von Bretagne. Allein derſelbe ſtarb plötzlich an Gift, und ſein Nachfolger war, wie die übrigen Mächte in der Nähe der Normandie, ein Freund Wilhelm's. Vom Kaiſer Heinrich dem Vierten erhielt dieſer das Verſprechen des deutſchen Schutzes für ſein Herzogthum während ſeiner Entfernung, und der römiſche Hof ſchickte ihm eine geweihte Fahne, zum Zeichen, daß der Himmel ſeine Anſprüche auf die engliſche Krone gerecht

---

*) Wil. Malm. p. 99.

ände. Er hatte den Papſt zu einen Schiedsrichter aufgerufen, welchen Harold mit Hohn verwarf. *)

Die herrlichſte Hülfe bei ſeinem gefahrvollen Unternehmen fand der Herzog der Normandie in ſich ſelbſt und dem Glanze, der ſeine Perſon umgab. Zu einer Zeit, wo das Ritterweſen aufblühte, und ein kühner Geiſt der Abenteuer über die vornehmſten Nationen Europa's ging, waren die Normänner dasjenige Volk, welches ſich des höchſten ritterlichen Ruhmes erfreuete, und eben jetzt war derſelbe mehr als jemals verherrlicht. Der Mittelpunct dieſes Glanzes war der Hof in der Normandie, und deshalb erſchien Wilhelm, deſſen kriegeriſcher Ruhm und Sitten des beſten Ritters werth waren, und welcher jetzt in der ſchönſten Zeit des männlichen Alters ſtand, als das hellſte Geſtirn am ganzen Horizont der Chevalerie. Nicht nur aus Frankreich, ſondern vorzüglich auch aus Deutſchland ſtrömte der Adel herbei, um unter ihm nach England hinüber zu gehen; die größten Baronen vereinigten ſich unter ſeiner Fahne. Auch war ein mächtiger Reiz für ſie in der Hoffnung, ſich jenſeit des Canales große Güter zu erwerben, und Wilhelm zeigte ihnen die

---

*) Ingulphi hist. p. 59. Guil. Pictav. gesta Guilielmi Ducis p. 197. in Du Chesne script. historiae Norman. Paris, 1619. Guilielmi Gemmeticensis Monachi historiae Normann. L. VII. c. 15. ibidem

jenſeitige Küſte mit den Worten, daß dort die Gegend ſey, wo ſie ihre Trophäen, ihre Macht errichten müßten. *)

Schon während den Zubereitungen zu dem Zuge nach England gab er Beweiſe, daß er verſtand, durch die Religion die Gemüther der Seinigen zu ſeinem Vortheil zu ſtimmen, und alle Vortheile für ſich zu benutzen. Die heilige Fahne des Papſtes, deſſen Beifall auch auf diejenigen von den Normännern ſelbſt, welche die Unternehmung gegen England für ein verwegenes Werk des heilloſeſten Ehrgeizes hielten, günſtig für den Herzog wirkte, wußte dieſer ſchlau zu brauchen; und als die Launen des Windes ihn lange an der Küſte zurückhielten; ſo beſchäftigte und begeiſterte er ſein Heer durch religiöſe Schauſpiele. Daß an dem Tage des heiligen Michael, des Schutzheiligen der Normandie, der Wind die Ueberfahrt begünſtigte, ſchilderte er als einen neuen Beweis der Gunſt des Himmels, und auch die ungünſtige Vorbedeutung, daß er beim Ausſteigen an die engliſche Küſte ſtrauchelte und fiel, wußte er zum Beſten zu wenden, indem er plötzlich rief: wohlan, das Land iſt mein! Ein Krieger, welcher ihm zunächſt ſtand, ſprach zu ihm: Wohlauf, Herzog und bald König, du nimmſt England in Beſitz. **)

---

*) Guil. Pictav. p. 197.

**) Wil. Malm. p. 100. Ranulphi Higdeni Polychronicon. p. 285. 286. ap. Gale. T. I. Henr. de Knyghton de even-

Es läßt ſich nicht zweifeln, daß die Macht des Herzogs durch Mangel an Lebensmitteln und kleine Gefechte ganz aufgerieben werden konnte, wenn Harold eine große entſcheidende Schlacht vermied; aber er wollte keine Gegend ſeines Reiches der Verwüſtung preis geben, und ſein raſcher Heldenſinn, noch höher geſpannt durch den jüngſten Sieg, hielt es für unrühmlich, ſich nicht ſogleich mit Gewalt auf den Feind zu ſtürzen. Er achtete nicht darauf, daß ihn viele ſeiner tapferſten Krieger verließen, unwillig, daß er nicht, wie es ſonſt auch ſeine Sitte war, die Beute des Sieges über den König von Norwegen unter ſein Heer vertheilt hatte. *) Mit dem feſten Entſchluſſe, zu ſchlagen, eilte er aus der nördlichen Gegend herab. Er ſandte Kundſchafter in das normänniſche Lager, und lächelte, als dieſe mit der Antwort zurückkamen, daß es faſt gänzlich aus Mönchen beſtünde, zu welcher Meinung ſie verleitet wurden, weil die Normänner nicht, wie die Angelſachſen, den Bart auf der Oberlippe wachſen ließen. Es beſteht aus Kriegern, ſagte Harold, die mächtig in den Waffen, und von unbeſiegtem Muthe ſind! Warum er denn, entgegnete ſein junger verſtändiger Bruder Gurth, ſo raſch eine

---

tibus Angliae L. II. c. 1. in script. decem hist. Anglic. Lond. 1652. fol.

*) Wil. Malm. p. 91.

Schlacht mit einem Feinde wagen wolle, welchen er ſelbſt ſo ſehr achte. Er möge ſich aufbewahren für die letzte Gefahr, und dagegen ihn mit dem feindlichen Heere ſchlagen laſſen, ihn, welcher durch keine eidlichen Verpflichtungen gegen Wilhelm gefeſſelt, tapfer für das Vaterland kämpfen werde, und geſchlagen, wiederum durch ſeinen königlichen Bruder geſtärkt; oder gar getödtet, durch eben denſelben gerächt werden könnte. Auf dieſe Weiſe geriethe ihre alte herrliche Freiheit nicht in Gefahr, zugleich mit Harold unterzugehen. *)

Allein dieſer verwarf mit Unmuth den verſtändigen Rath ſeines Bruders, und als ſeine Mutter, noch weinend über Toſti's Tod, ihn zurückzuhalten ſtrebte, entriß er ſich ihr ungeſtüm. **) Mit reiſſender Eile ſammelte er ſein Volk unter ſeine Fahne. Auch ſeine Flotte, die aus Mangel an Lebensmitteln ſich zerſtreuet hatte, nachdem ſie den Sommer bis in den Herbſt hinein, die Küſte bewachet, brachte er von neuem zuſammen, um dem geſchlagenen Feinde den Rückzug abzuſchneiden.

---

*) Orderici Vitalis eccl. hist. p. 500. Wil. Malm p. 100. Guil. Gemmet. L. 7. c. 35. Ranu. Higden. p. 286. ſ. die Anmerk. auf S. 73.

**) Ibidem.

Während dieſer Rüſtung waren vergebliche Unterhandlungen, eine friedliche Uebereinkunft zu treffen. Auch der Vorſchlag Wilhelm's, daß er durch einen Zweikampf mit Harold ihren Streit beilegen wolle, ward von dieſem verworfen. So geübt in den Waffen, von ſo ſchöner Geſtalt er war, mußte er dem Herzoge doch an Stärke weichen. Noch weniger wollte er als Vaſall von dieſem über England herrſchen. *)

Die Nacht vor dem Tage der Schlacht, nahe bei Haſtings, von deren Ausgang das Schickſal der engliſchen freien Verfaſſung abhing, da Wilhelm nur das ſtrenge Lehnsſyſtem kannte, bot ein völlig verſchiedenes Schauſpiel in den beiden Lagern dar. Die Engländer zechten und ſangen mit fröhlichem Sinne, und gingen, als der Morgen anbrach, wie zum gewöhnlichen Waffenſpiele ſcherzend zur ſchrecklichſten Schlacht. Die Krieger der Normandie beichteten die ganze Nacht hindurch ihre Sünden, nur ein frommes Lied ward vernommen, und am Morgen las man im Lager die Meſſe, genoß des Abendmahles. Das Heer hatte ſich ſchon bei einbrechender Finſterniß unter die Waffen ſtellen müſſen, um bei einem nächtlichen Ueberfalle gerüſtet zu ſeyn. **)

---

*) Guil. Gemmet. L. 7. c. 35. Guil. Pictav. p. 201

**) Wil. Malm. p. 101. Guil. Pictav. p. 101. Order. Vital. p. 500.

Keilförmig, in dichter undurchdringlicher Schlachtordnung ſtanden die Engländer auf einer Anhöhe, geſchützt durch einen nahen Wald; und durch ihre vorgehaltenen Speere, Streitäxte, durch die zuſammengedrängten Schilde, eine feſte Mauer. Bei der Hauptfahne, welche einen ſtreitenden Krieger verſtellte, und mit Gold, mit koſtbaren Steinen geſchmückt war, erſchien König Harold ſelbſt, von ſeinen kriegeriſchen Brüdern Gurth und Leofwin umgeben, feſt entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben. Seine Stellung und Schlachtordnung zeigten, daß er den Angriff erwartete, und alles war trefflich auf den Umſtand berechnet, daß es ihm gänzlich an Reuterei fehlte, worin des Feindes Hauptſtärke beſtand.

Die geweihte Fahne des Papſtes wehte vor dem normänniſchen Heere, welches in drei Linien getheilt war. Die erſte machten die Bogenſchützen und Schleuderer aus; das ſchwer bewaffnete Fußvolk focht in der zweiten; die Reuterei bildete die dritte, in zwei Schaaren abgetheilt, auf den beiden Flügeln der Schlachtordnung, im Hintergrunde: der Herzog ſelbſt ſtand in der Mitte derſelben, von dem Kern ſeiner Krieger umringt. Die heiligen Reliquien, auf welchen Harold einſt den treuloſen Eid geſchworen hatte, trug er am Halſe, entweder blos aus Rückſicht auf den Aberglauben der Zeit, und ſeiner Krieger, oder auch aus eignem. Sogar ließ er einen Chor von Geiſtlichen mit Gebeten den Feind bekriegen.

Von ſeinem Standorte aus konnte er mit Rede und That nach allen Seiten hin wirken. Im Glanze des anbrechenden Morgens erinnerte er die Normänner an ihren alten Ruhm, und wie ſie unter ſeiner Anführung ſo manche Gefahr ſiegreich beſtanden. Der Feind, welcher ihnen jetzt entgegen ſtehe, ſey zuſammengerafftes Volk, und der Schlacht unkundig. Herrlicher aber, wie jemals, werde der Lohn ſeyn, wenn ſie heute ſiegten; die ſchmachvolle Flucht hingegen bringe ihnen gewiſſen Untergang in der unbekannten Gegend, wo ein erbitterter Feind ſie verfolge, und die Fluthen des Meeres ſie zurückwieſen. Herber, als der Tod, würde die Gefangenſchaft ſeyn.

Die Feldmuſik begann, mit ihr die Schlacht; das Heer der Normandie ſang das Lied Roland's, des Helden aus Carl's des Großen Zeit. Muthig that das Fußvolk des Herzogs den Angriff; nicht weniger furchtbar ſenkte ſich ihm das engliſche Heer entgegen. Da ſtürmte auf beiden Flügeln die normänniſche Reuterei heran; immer ſtärker ſcholl der Schlachtruf, ſo wie nun der Kampf mit dem Schwert der vornehmſte Streit wurde. Lange ſtand ſo die Schlacht, mit gleicher Kraft auf beiden Seiten. Aber die Engländer waren zu ſehr durch den Grund begünſtigt. Da floh erſchrocken die

Reuterei, das Fußvolk aus Bretagne, flohen alle Hülfsvölker auf dem linken Flügel Wilhelm's; da wandte ſich faſt die ganze Schlachtordnung des Herzogs, und ein Gerücht, daß er ſelbſt gefallen ſey, vermehrte die Flucht. Der Held ſtellte ſich den Flüchtigen entgegen, drohte mit dem Speer, riß ſeinen Helm ab, und rief: ich lebe, und werde ſiegen. Er ſprang mit blitzenden Schwertſtreichen auf den verfolgenden Feind. Einige Tauſende von demſelben, die zu ſehr vorgedrungen, wurden niedergehauen, aber ſeine dichte Schlachtordnung ſchloß ſich von neuem. Aller Ungeſtüm der ſchweren Reuterei prallte von derſelben zurück. Da ſann der normänniſche Feldherr auf eine Liſt. Die wirkliche Flucht ſeiner Krieger war dem verfolgenden Feinde verderblich geworden; er gab Befehl zu einer verſtellten. Jauchzend, mit Schmähreden verfolgten die Engländer das flüchtige Volk, welches dann plötzlich ſtill ſtand, und die Schlacht erneuerte. Die Reuterei umzingelte den vorgedrungenen Feind; das Blutbad war gräßlich. Harold, als Krieger und als Feldherr gleich groß an dieſem Tage, ſchloß wiederum ſeine Schlachtordnung, konnte aber nicht verhindern, daß dem Feldherrn der Normandie noch einmal ſeine Liſt gelang. Die Sonne ſank allmählig, und durch die Schlachtwuth des ganzen Tages war noch nichts entſchieden. Auf ſeinen Schild geſtützt, focht mancher von Blut ſtrömender, entkräfteter Normann, rief mancher, welchen der Tod am Boden faſt übermannet hatte, ſeinen Gefährten zu, daß ſie kämpfen ſollten, wie **Wilhelm**, unter welchem ſchon drei Pferde getödtet hingeſtürzt waren: ihre letzte Kraft wandten ſie an, um als Sieger zu ſterben. Da gab der Herzog Befehl, daß die Schützen ihren Pfeilregen in einem Bogen auf die Mitte des Feindes ſenden ſollten, welcher durch die Stellung am Hügel herab ihm völlig ausgeſetzt war: ſo ſollte der dichte Keil verdünnet werden. Zwanzig der tapferſten Krieger ſchwuren ſich einander zu, daß ſie in denſelben eindringen wollten, bis zur Fahne, wo König **Harold** focht. Faſt alle fielen ſogleich; einige wenige kamen bis zum Banner. Ein Pfeil durchbohrte **Harolds** Auge, und der Held ſank todt hin. Die Beſtürzung im Heer war verderblich; das Banner ward erobert. Die Brüder des Königs, zwei junge Helden, wurden erſchlagen; die Flucht war allgemein, und durch die Dämmerung begünſtigt. Aber mitten auf der Flucht kehrte noch einmal der Muth der Engländer zurück. Im Thale mit Klüften und von Gräben durchſchnitten, ſammelte ſich eine Schaar derſelben. Von einem Damme, deſſen Abhang hoch mit Gras bewachſen war, ſtürzten die normänniſchen Reuter über einander. Das engliſche Schwert wüthete unter ihnen, und ihre Niederlage war fürchterlich, bis Herzog **Wilhelm** herzu kam, und ſeinen Sieg vollendete. Funfzehn tauſend von ſeinen Kriegern bedeckten das Schlachtfeld; wegen der Folgen dieſes Tages darf man ſagen, daß König **Harold** unter den Ruinen der angelſächſiſchen Nation auf demſelben lag. Vergebens bot ſeine unglückliche Mutter ein großes Löſegeld für ſeine Leiche; ſie ward am Ufer des Meeres begraben, mit dem Spotte, daß ſie die Küſte bewachen möge. J. 1066. October 14. *)

---

*) Guil. Pictav. p. 201 — 204. Orderici Vitalis eccl. hist. L. 3. p. 500 — 502. Guilielm. Gemmet. hist. Norm. L. 7. c. 36. Wil. Malm. p. 101. Henrici Huntind. hist. L. 7. p. 368. 369. Rogeri de Hoveden annal. p. 449. Polychronic. Ran. Higdeni p. 286. Chron. Sax. p. 172. Math. Paris p. 2. 3. Ingulphi hist. p. 69. S. d. Anmerkung auf S. 71.

Drittes Buch.

Das Lehnsſyſtem in England.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Edgar Atheling unterwirft ſich dem Sieger **Wilhelm**. Krönung dieſes letztern in Weſtminſterabtei. Erwartungen über ſeine Regierung. Zwei entſcheidende Schläge von ihm, die engliſche Nation ganz in Abhängigkeit von ſich zu bringen. Sturz der einheimiſchen Geiſtlichkeit, Fall der mächtigen Grafen **Morkar** und **Edwin** von Northumberland und Mercien. Umſtand, durch welchen **Wilhelm** bei Unterdrückung der Empörungen begünſtigt wird. Einzige Art, wie der Unmuth der Eingebornen dem König noch gefährlich werden konnte. Eine Verſchwörung, auf ſie berechnet. Der Graf **Waltheof** von Northumberland, wider ſeinen Willen Theilnehmer derſelben. Unterdrückung der Empörung und Hinrichtung **Waltheof's**, des letzten mächtigen Großen von den Eingebornen. Glücklicher Umſtand, daß dieſe Empörung unterdrückt war, ehe **Wilhelm** einen gefährlichen Krieg mit ſeinem Sohne **Robert** jenſeit des Meeres führen mußte. Nach deſſen Beendigung denkt er daran, ſeinen Staat in England zu vollenden. (J. 1079.)

Die Beſtürzung, welche durch die Nachricht vom Tode des Königs und von der Niederlage ſeines Heeres über England verbreitet wurde, benutzte Wilhelm ſogleich, um ſich der Stadt Dower zu bemächtigen, welche wegen ihrer Lage, Feſtigkeit und ſtarken Beſatzung langen Widerſtand hätte leiſten können. Die Verbindung mit der Normandie war ihm dadurch geſichert, unterdeſſen man in London den jungen Edgar Atheling, den Enkel von Edmund Ironſide auf den Thron erhob. Ein ſolcher Schatten eines Königs mußte ſchnell verſchwinden, da die größte Verwirrung in allen Maaßregeln herrſchte, die man zur Vertheidigung in London ergriff. Edgar ſelbſt mußte in das Lager des anrückenden Herzogs gehen, und ſich ihm unterwerfen. Jetzt nahe am Ziele ſeiner Wünſche, zögerte Wilhelm, daſſelbe ſogleich ganz zu erreichen, und hatte mancherlei Bedenklichkeit, die angebotene Krone anzunehmen. An der Ruhe des Reiches, ſagte er, liege ihm mehr, als an der Krone. Doch ließ er ſich dieſelbe in Weſtminſterabtei aufſetzen, nachdem in London auf ſeinen Befehl eine Feſtung zu ſeiner Sicherheit erbaut war. Aber ſelbſt während der Krönung brach das Mißtrauen zwiſchen den Engländern und Normännern hervor. Als das Volk mit lauter Stimme den Herzog als König anerkannte, glaubten die Krieger, welche die Kirche zur Bedeckung Wilhelm's und ſeines Gefolges umgaben, daß das Geſchrei innerhalb derſelben einen Aufruhr anzeige. Sogleich ſteckten ſie die nächſten Häuſer in Brand, das Volk drängte ſich aus der Kirche, und wenige blieben am Altar bei der Krönung des bebenden Herzogs zurück. *)

Aber dieſem ungünſtigen Zeichen bei der Krönung ſchien die Regierung Wilhelm's nicht entſprechen zu wollen. Durch Strenge und Klugheit hielt er ſeine Lehnsmiliz von jeder Unordnung zurück, war freigebig gegen die Geiſtlichen, und behandelte mit der feinſten Schonung die engliſchen Großen, welche der Krönung nicht beigewohnt hatten, aber ſich ihm nach derſelben unterwarfen. Doch mochte es manchem der Eingebornen nicht unbemerkt bleiben, daß der neue König durchaus nur auf die Fremden, deren Tapferkeit ihn auf den Thron erhoben hatte, ſein Vertrauen ſetzte, und ihnen die Feſtungen übergab, die er in andern Städten, gleichwie in London, erbaute, indem er zugleich die Einwohner derſelben entwaffnete; daß er den Schatz des erſchlagenen Harold und die Güter der geächteten Anhänger deſſelben mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit unter ſeine Krieger vertheilte; daß er endlich durchaus keinen Begriff von der engliſchen Nationalfreiheit habe, und ſchon beim Anfang ſeiner Regierung im Beſitz aller Mittel ſey, um dieſelbe vernichten zu können. **)

---

*) Order. Vital. p. 502. 503. Guil. Pict. p. 205. 206.
**) Guil. Pict. 207—209.

Wenn er ihren Untergang ſogleich bei ſich beſchloſſen hatte; ſo gaben die Räubereien ſeiner Normänner in England, die er zum Theil nicht verhindern konnte, ſobald einmal dieſelben im Reiche zerſtreut waren, und ſich allenthalben niedergelaſſen hatten; die dadurch veranlaßten Empörungen der Eingebornen, und der planloſe Widerſtand, welchen ſie leiſteten, ihm nun einige Jahre hindurch fortdauernde Gelegenheit, ſeine Abſicht mit einem rechtlichen Schein auszuführen. Die geringen Landbeſitzer behandelte er, wenn ſie Theil an einer Empörung genommen hatten, mit der härteſten Strenge, und ihre Güter wurden ſtets an Ausländer vergeben. Dadurch untergrub er zugleich die Macht der Häupter des Volkes, welche er mit Milde, ſelbſt nach Verſchwörungen behandelte, deren Urheber ſie geweſen waren. Er verhinderte dadurch, daß ſie nicht unerſchütterlich feſt an das Volk ſich ſchloſſen; war dieſes zu Grunde gerichtet, ſo mußten auch ſie nachher auf ſeinen Wink fallen.

Durch ſolche Maaßregeln war das Anſehen des Königs ſchon im vierten Jahre ſeiner Regierung ſo befeſtigt, daß er es wagen durfte, zwei entſcheidende Schläge ſchnell auf einander zu thun. Wenn er die engliſche Nation ganz in Abhängigkeit von ſich bringen wollte; ſo durfte durchaus die größere Zahl der Geiſtlichen nicht aus Eingebornen beſtehen, wenigſtens durften die erſten Würden der Kirche nicht von ihnen bekleidet werden, und doch war ein Engländer von großem Anſehen und bedeutender Macht im Beſitze der höchſten, der Erzbiſchof Stigand von Canterbury. Um ihn mit einigem Schein der Gerechtigkeit zu ſtürzen, erſuchte Wilhelm den Papſt um die Sendung von Legaten, welche die engliſche Kirche reinigen ſollten. Nichts wünſchte der römiſche Hof mehr, als ſeine Herrſchaft über England zu vermehren; er kannte den König nicht hinlänglich, welcher ihn zum Werkzeuge ſeiner Herrſchſucht benutzen wollte. Auf einem großen Concilium ſetzten die Legaten den Erzbiſchof ab, aus Gründen, die einem nichtigen Vorwande glichen. Lanfrank, ein Abt aus Caen, ward auf den erzbiſchöflichen Stuhl erhoben, die vornehmſten geiſtlichen Stellen waren in kurzer Zeit alle von Ausländern beſetzt. Darauf erfolgte ein ausdrücklicher Befehl des Königs, daß kein Mönch und Geiſtlicher von der engliſchen Nation zu einiger Höhe gelangen ſolle, eine Härte gegen dieſelbe, welche nur dadurch etwas gemildert wurde, daß wirklich der größte Theil der Ausländer, die zu den vornehmſten geiſtlichen Würden erhoben wurden, ſich durch fromme Sitten und Gelehrſamkeit auszeichnete. *)

Indem Wilhelm ſich ſo des Gehorſams der Geiſtlichkeit in England verſicherte, weil die Vornehm-

---

*) Ordericus Vital p. 516. Will. Malm. p. [illegible]

ſten von ihr, einzig durch ſeine Macht ſich im Beſitz ihrer Pfründen erhalten konnten, fühlte er ſich in der Ausführung ſeiner Plane noch immer gefeſſelt, ſo lange noch einige von den eingebornen weltlichen Großen nicht geſtürzt waren. Zwei Brüder, die Grafen **Morkar** und **Edwin** von Northumberland und Mercien, wurden noch immer von dem engliſchen Volke als ſeine Häupter betrachtet, und auf ihre Macht gründete es ſeine Hoffnung beſſerer Zeiten. Obgleich berühmte Freunde des erſchlagenen Königs **Harold** und vielleicht glückliche Nebenbuhler des normänniſchen Königs, wenn einer von ihnen, ſtatt des ſehr unbedeutenden **Edgar** zur Zeit der höchſten Noth auf den Thron erhoben wäre, hatten ſie ſich bisher erhalten, weil ſie zu ſehr gefürchtet waren. Daß **Wilhelm** glaubte, ſie jetzt ſchon weniger ſchonen zu brauchen, verrieth er nach Unterdrückung eines furchtbaren Aufruhrs, an welchem auch der König **Malkolm** von Schottland und die Dänen, deren König Anſprüche auf den engliſchen Thron machte, Theil genommen hatten, durch den grauſamen Befehl, daß ein Strich Land von ſechzig engliſchen Meilen auf der Nordſeite des Stromes Humber gänzlich verwüſtet werden ſollte. Theils ſuchte er dadurch die Landung der Dänen in dieſer Gegend zu verhindern, indem ihnen alle Lebensmittel daſelbſt entſtanden, theils wollte er an den unruhigen Bewohnern der nördlichöſtlichen Küſte ſich rächen. Dies gelang ihm ſo gut, daß große Schaaren derſelben ihr Vaterland verließen und in Schottland einen Zufluchtsort ſuchten; eine ungeheure Menge aber durch die Wuth ſeiner Krieger und die Folgen dieſer Verheerung umkam. *)

Morkar und Edwin mochten ihren Schmerz über eine ſolche Grauſamkeit, wie überhaupt über die Erniedrigung der Eingebornen nicht verbergen, und die normänniſchen Großen ließen ihren Neid gegen die beiden ſchönen Jünglinge, von welchen beſonders Edwin ſich durch die außerordentlichſten Reize auszeichnete, ihre Begierde nach den Gütern derſelben, thätiger als je zu ihrem Verderben wirken. Plötzlich verließen beide Grafen, um den Nachſtellungen Wilhelm's zu entgehen, den königlichen Hof, und Morkar ging nach der Inſel Ely, wo immer das Lager der Mißvergnügten zu ſeyn pflegte, und ſich auch jetzt mehrere verſammelten. Sie konnten wegen der Lage der Inſel nicht leicht zur Uebergabe gezwungen werden; als aber der König ernſter und glücklicher, wie bisher, den Angriff verſuchte, ließ ſich Morkar und einige andere in Unterhandlungen ein und ergaben ſich; und der tapfere engliſche Graf Herewald ſchlug ſich durch, und blieb der erklärte Feind der normänniſchen Tyrannei. Gegen den

---

*) Order. Vital. p. 514. 515. Chron. Sax. p. 174. Wil. Malm. p. 103. Hoveden p 451. Chronicon Ioannis Bromton. p. 966. int. script. X. hist. Angl.

Geiſt dieſer Unterhandlungen und das Vertrauen, welches **Morkar** bei denſelben gezeigt hatte, verdammte ihn der König zu einer ewigen Gefangenſchaft, indem er andere mit verſtümmelten Armen und geblendet von ſich jagte. Um ſeinen Bruder zu befreien, rüſtete ſich **Edwin** mit aller Kraft zum Kriege, und hoffte vorzüglich auf die Hülfe der Schotten. Allein auf dem Wege zu denſelben ward er von ſeinen drei vertrauteſten Gefährten einer Parthei Normänner verrathen. Er ſchlug ſich mit ſeiner kleinen Schaar auf das tapferſte gegen ſie, und fiel. Alle Völker in Britannien beweinten ſeinen Tod, und ſelbſt **Wilhelm** konnte ſich der Thränen nicht enthalten, da er von dem Verrath hörte, wodurch der Jüngling umgekommen ſey. Als die Verräther ihm den Kopf deſſelben brachten, um ſeine Gunſt ſich zu erwerben, beſtrafte er ſie mit der Verbannung, J. 1071. *).

So wurden die großen Angelſachſen, welche noch hier und da hervorragten, glücklich von **Wilhelm** geſtürzt, nachdem durch die Erniedrigung der Nation der Boden, auf welchem ihre Macht ſtand, hohl geworden war. Durch einen Umſtand ward aber der König außerdem bei Unterdrückung aller Empörungen vorzüglich begünſtigt. Einem jeden kühnen Geiſt unter den einheimiſchen Großen war nämlich der Nachkomme Alfred's des Großen, Edgar Atheling, welcher der wahre Erbe der Krone war, ein großes Hinderniß bei dem Verſuch, ſie dem Helden der Normandie zu entreißen. Dies ſah Wilhelm recht gut ein, und darum war er weit von dem Gedanken entfernt, der Freiheit oder dem Leben Edgar's nachzuſtellen. Wegen ſeines beſchränkten Sinnes an ſich ſelbſt nicht furchtbar, mochte dieſer in noch ſo viele Verbindungen wider die normänniſche Herrſchaft, vorzüglich durch den König Malkolm von Schottland, mit welchem ſeine Schweſter vermählt war, dazu verführt, ſich einlaſſen; er konnte der Verzeihung von Seiten Wilhelm's immer ſicher ſeyn.

---

*) Order. Vital. p. 521. Chron. Sax. pag. 181. Bromton. p. 969. Hoveden p. 454.

Nach dem Sturz Edwin's und Mokar's waren allerdings noch hier und da Eingeborne im Beſitze von einigen der erſten Würden im Staate und beträchtlicher Güter; aber theils waren ſie durch die Bande der Verwandtſchaft an das Haus des Königs gefeſſelt, theils nicht mächtig genug, um ihm furchtbar zu ſeyn. Nur durch eine Verbindung mit den großen Baronen, die aus Frankreich mit ihm herüber gekommen und in England mit einer Fülle von Ehre und Macht bekleidet waren, konnte ihr Unmuth über die Erniedrigung ihres Vaterlandes, welchen jeder Anblick um ſie her nähren mußte, ſeiner Herrſchaft verderblich werden. Eine

Verſchwörung der Art brach wirklich aus, indem er jenſeit des Meeres abweſend war.

Unter den Baronen, deren Macht durch Wilhelm's Gunſt in England blühte, war Graf Roger von Hereford einer der erſten, und hatte bisher durch Rathſchläge, welche den königlichen Schatz durch das Eigenthum der Engländer bereicherten, ſich dieſen beſonders furchtbar gemacht. *) Allmählig ward er es dem Könige ſelbſt; wenigſtens ſcheint dieſer es für gefährlich gehalten zu haben, als Roger ſeine Schweſter an den Grafen Ralph von Norfolk, einen gebornen Engländer, **) vermählen wollte, und verweigerte daher ſeine Einwilligung zu dieſer Heirath, die er als Oberlehnsherr geben ſollte. Deſſen ungeachtet ward die Vermählung vollzogen; aber das Feſt derſelben, mit großer Pracht gefeiert, war zugleich der Anfang einer Verſchwörung. Als das Feuer des Weines alle Bedenklichkeiten verſcheucht hatte, begannen beide Grafen ihren Gäſten die Tyrannei Wilhelm's mit ſchwarzen Farben zu ſchildern. Sie machten es ihm zum Verbrechen, daß er es gewagt habe, das Reich der edlen Angelſachſen anzugreifen und zu erobern. Barbariſch habe er gegen die wahren Erben deſſelben und gegen die Eingebornen gewüthet. Selbſt aber ſeine tapfern

---

*) Bromton p. 9[illegible]1.

**) Chron. Sax. 182.

Gefährten, durch welche er über alles Volk ſo erhöhet worden ſey, habe er nicht ſattſam geehret. Für ihre Wunden hätten die Sieger unfruchtbare, entvölkerte Gefilde erhalten, welche ihnen geſchmälert wären, ſobald ſie durch ihre Sorgfalt wieder Fruchtbarkeit gewonnen hätten. Der Zeitpunct, ſich dafür zu rächen, ſey gekommen, da der Tyrann mit mancherlei Feinden kämpfen müßte, und mehr als die Hälfte ſeiner Krieger mit ihm jenſeit des Meeres abweſend wäre. Die Eingebornen würden die Waffen nicht für ihn ergreifen; ſie baueten ruhig ihr Feld, und freueten ſich der Schmauſerei, der Zechgelage; doch würden ſie jauchzen, ihre getödteten Brüder an dem Tyrannen gerächt zu ſehen.

Dieſe Gründe und die Ausſicht auf die Hülfe der Britten in Wales und der Dänen, wenn auch nicht des Königs Malkolm von Schottland, der ſeit dem Sturz Edwin's und Morkar's dem engliſchen Könige den Huldigungseid geſchworen hatte, mehr noch die Bande der Freundſchaft und Verwandtſchaft, durch welche die Gäſte mit den beiden Grafen vereinigt waren, und die feurige Wallung der Zecher, bewirkten die Einſtimmung der Anweſenden zu einer Verſchwörung wider Wilhelm. Nur Graf Waltheof von Northumberland, *) der gleichfalls zum Hochzeitfeſte

---

*) Sim. Dunelm. p. 205.

eingeladen war, ſchien dieſelbe zu mißbilligen, und dennoch mußte, wenn ſie gelingen ſollte, auf ihn vorzüglich gerechnet werden. Er war ein geborner Engländer und von hoher Geſinnung. Der Gedanke der Befreiung Englands mußte für ihn begeiſternd ſeyn, wiewohl ihn Wilhelm vorzüglich geehret und ſeine Enkelin Judith ihm zur Gemahlin gegeben hatte. Aber unmöglich konnte es ihm entgehen, daß mit dem Sturz und Tode deſſelben die fremde Tyrannei keineswegs vernichtet ſey, zumal da einer von den vornehmſten normänniſchen Baronen an der Spitze der Verſchwörung ſtand. Darum fühlte er ſich noch weniger zu derſelben geneigt, als die beiden Grafen beſonders noch in ihn drangen, und ihm den Gedanken mittheilten, daß ſie drei zur Belohnung für ihre Verſchwörung nach einem glücklichen Ausgange derſelben in England regieren wollten, indem einer von ihnen König ſeyn, und zwei als Herzoge unter demſelben herrſchen würden. Noch niemals, entgegnete er ihnen, ſey ein rühmliches Lied über einen Verräther geſungen; aber ließ ſich doch zu einem fürchterlichen Schwur bereden, daß er die Verſchwornen nicht verrathen wolle. *)

Mancher von dieſen empfand ſchon Reue, ſobald das Feuer des Weines ſich verlor, und entzog ſich daher

---

*) Order. Vital. p. 534. 535.

ſo ſchnell als möglich dem Feſte. *) Auch Waltheof fühlte ſich wegen des Schwures beängſtigt, zu welchem er ſich hatte verleiten laſſen, und offenbarte dem Erzbiſchof Lanfrank von Canterbury den Grund ſeiner Angſt. Dieſer rieth ihm, nach der Normandie zu gehen, und dem König ſogleich alles zu entdecken. **) Weil Waltheof dieſem Rath folgte; ſo war die raſche Ausführung ihrer Plane den Verſchwornen nothwendig, ehe die Dänen ihnen zu Hülfe landen konnten. Allein ſchon war durch die großen Reichsbeamten die Kraft der Empörer gebrochen, als Wilhelm nach England herüber kam. Man hatte den gefangenen Aufrührern zum Zeichen ihres Verbrechens den rechten Fuß abgehauen; ***) er ließ verſchiedene von den Gäſten, welche der Hochzeit des Grafen Ralph beigewohnt hatten, blenden und aufhängen. Dieſer ſelbſt entfloh und lebte auf ſeinen Gütern in Bretagne; aber Graf Roger von Hereford und Graf Waltheof wurden vor Gericht gefordert. Jener wurde zur ewigen Gefangenſchaft verurtheilet; auf dieſen, welcher der ſchuldloſeſte war, wartete ein härteres Schickſal, weil er das Unglück hatte ein Engländer zu ſeyn. Der König traute ihm deshalb nicht ganz, die Baronen drangen auf ſein Verderben, um ſich ſeiner Güter und ſeiner Würde bemächtigen zu können, und ſeine eigne Gemahlin Judith ſuchte mit der äußerſten Heftigkeit ſeinen Untergang. Sie betheuerte dem König, daß ihr Gemahl allerdings die Verſchwörung begünſtigt habe: eine neue Liebe und die Hoffnung einer neuen Ehe trieben ſie zu dieſer Anklage. Waltheof blieb aber bei dem Geſtändniſſe, welches er ſchon abgelegt hatte, daß ihm freilich die Abſicht der Verräther nicht verborgen geblieben, aber nie von ihm gebilliget wäre. *)

---

*) Wil. Malm. p. 104. 105.

**) Radulphus de Diceto. p. 486. Bromton. p. 974.

***) Order. Vital. p. 535.

Weil auch ſein Beichtvater, der Erzbiſchof Lanfrank, laut und kräftig für die Unſchuld des Angeklagten ſprach; **) ſo währte es ſehr lange, ehe die Richter ein Endurtheil über ihn zu ſprechen vermochten. Dieſes erkannte endlich Todesſtrafe, nachdem er ſchon ein Jahr im Gefängniſſe mit frommen Bußübungen zugebracht hatte. An einem Morgen, da die Bürger von Wincheſter noch im tiefen Schlaf lagen, ward Waltheof auf einen Hügel außerhalb der Stadt geführt. Er zog ſeine Grafenkleidung aus, und gab ſie an die Geiſtlichen, welche zugegen waren. Dann kniete er; aber die Nachrichter, welche fürchteten, daß die Bürger der Stadt erwachen, und die Vollziehung des Todesurtheiles verhindern möchten, unterbrachen ſeine

---

*) Order Vital. p. 536. Ingulphi hist. p. 72.

**) Ingul. l. c. Chronicon Ioh. Abb. S. Petri de Burgo. p. 49. in hist. Anglic. script. var. Lond. 1723. fol.

Andacht, und das Haupt ward ihm abgeſchlagen, ehe er ſein Gebet geendigt hatte. J. 1075. *)

Unbeſchreiblich war das Wehklagen, die Beſtürzung der Engländer bei der Nachricht von Waltheof's Schickſal, denn mit ihm ſchien ihr letzter Schutz gegen die Tyrannei der Ausländer untergegangen zu ſeyn. Auch wurde nun keiner von den alten Landeseinwohnern dem Eroberer wieder gefährlich, der ſich glücklich preiſen konnte, daß dieſe letzte Empörung ſchon unterdrückt war, ehe er jenſeit des Meeres mit ſeinem älteſten Sohn Robert, deſſen ſchäumender, aber offner Character ſeinen Unmuth leicht zu offenbarer Feindſeligkeit hinriß, einen Krieg führen mußte, der ſeine ganze dortige Macht heftig erſchütterte, und nur durch ein Heer aus England für ihn eine glückliche Wendung bekam; einen Krieg, in welchem Vater und Sohn zum Zweikampf auf einander ſtießen, und jener von dieſem verwundet vom Pferde geworfen wurde. Robert erkannte den Vater an der Stimme, da ein Helm deſſen Geſicht verdeckte. Sein Herz zog ihn zu den Füßen des Vaters; und dieſer gab ihm ſeinen Fluch, und eilte auf dem Pferde des Sohnes hinweg. Aber die Herzen hatten ſich doch auf den Weg der Na-

---

*) Order. Vital. p. 537. Chron. Sax. p. 183. Hoveden p. 457. S. die Anmerk. auf S. 76.

tur zurückgefunden, der Friede ward unter ihrem ſichern Schutz geſchloſſen, und Wilhelm konnte nun daran denken, ſeinen Staat in England zu vollenden. J. 1079. *)

---

*) Huntind. hist. p. 369. 370. Hoveden p. 457.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Einführung des Feudalſyſtems in England und Abſichten Wilhelm's dabei. Suchte er gänzlich die angelſächſiſche Verfaſſung zu vertilgen? Unbeſtimmter Zuſtand Englands nach der Eroberung durch die Normänner. Hauptidee, daß der König Beſitzer alles Grundeigenthums war, und deshalb ſein Intereſſe, eine genaue Kunde von demſelben zu erhalten. Das Domesdaybuch. Grund, warum daſſelbe nicht vollſtändig und genau war. Eintheilung des Reiches in Ritterlehne. Die Baronen. Verhältniß derſelben zum König. Aftervaſallen. Ehemalige Thanen und Ceorle unter denſelben. Gab es noch freie Ceorle? Die Sokmänner. Zuſtand der Sklaven. Die Maſſe der Nation.

Die ausübende Gewalt floß im hohen Rathe am königlichen Hofe zuſammen. Schilderung der ſieben großen Kronbeamten. Uebrige Beiſitzer des Reichsrathes. Mehrere Kammern deſſelben, und eine von ihnen der Exchequer. Das Gericht der Grafſchaft oder Shire. Verfaſſung deſſelben. Anordnung des Eroberers mit dieſem Gerichte, wodurch der Geiſtlichkeit der Weg zur Unabhängigkeit gebahnt wird. Ausſchließung der Eingebornen von der ausübenden Gewalt, und daher vorzüglich neues Ueberhandnehmen der franzöſiſchen Sprache und Schrift. Die geſetzgebende Gewalt beruht blos beim König und bei ſeinen unmittelbaren Vaſallen. Die Verſammlung derſelben bewilligt auch die neuen Auflagen. Von welchen Abgaben iſt dies zu verſtehen? Drückendes Syſtem der Steuern. Große Einkünfte des Thrones.

Aus den Handlungen und Anordnungen des Eroberers geht unwiderſprechlich der Plan hervor, die alten Bewohner Englands von jeder Theilnahme an der Staatsverwaltung zu entfernen, alle Macht nur ſeinen Normännern anzuvertrauen, und dieſes durch die ſtrengſte Einführung des Feudalſyſtems zu bewirken, welches die Königsgewalt und die Einkünfte des Thrones weit höher trieb, als ſie nach der angelſächſiſchen Verfaſſung waren. Aber neben jenem Syſtem mochte ſich von dieſer ſo viel erhalten, wie irgend möglich war. Er gab ſich ſogar große, wenn gleich nicht ganz glückliche Mühe, die angelſächſiſche Sprache zu lernen, um die Geſetze des Landes erforſchen zu können. *) Auch ließ er die Geſetze, welche unter dem Namen Eduard's ſo bekannt und von den Eingebornen geliebt waren, in der franzöſiſch-normänniſchen Sprache, wenigſtens zum Theil als geltend bekannt machen, wozu

---

*) Order. Vital. 520.

ihn die aus Klugheit ſtets geäußerte Achtung gegen Eduard, von welchem er ſein erſtes Recht auf den Thron ableitete, wohl mit bewegen mochte. *) Auch blieben Trümmer der großen Einrichtungen des angelſächſiſchen Staates immer ſtehen; und wenn ſie von Zeit zu Zeit mehr einfielen, ſo wußte man ſie zu gewiſſen Zeiten wieder zu befeſtigen. Darum iſt eine beſtimmte Schilderung des Zuſtandes von England nach der Eroberung deſſelben durch die Normänner nicht möglich. Nur die Verhältniſſe zwiſchen dem König und ſeinen Vaſallen treten deutlich aus dem Gewirre hervor; aber auch dies nur anfänglich, denn ſie wurden bald ſchwankend, wie alles andere in England, bis in dem großen Freiheitsbriefe unter König Johann ein feſter Punct gewonnen wird.

Weil Wilhelm nach dem Character des Feudalſyſtemes ſich als den letzten Beſitzer alles Grundeigenthums betrachtete, das er nach Gefallen an dieſen oder jenen verleihen konnte, ſo lag ihm außerordentlich viel daran, die genaueſte Kenntniß von demſelben zu beſitzen. Daher faßte er im dreizehnten Jahre ſeiner Regierung die Idee zu ſeinem berühmten Domesdaybuch, welches in einer Zeit von ſechs Jahren vollendet wurde.

---

*) Wilkins leges Anglosaxonicae p. 211 — [illegible].

(Vom J. 1080 — 1086.) *) Er ſandte Bevollmächtigte in alle Shiren oder Grafſchaften, und ließ Geſchworne in jedem Hundred aus allen Claſſen der freien Männer deſſelben einen Eid ablegen, daß ſie jenen genaue Rechenſchaft über ihre Nachforſchungen geben wollten. **) Dieſe betrafen nämlich den ganzen Zuſtand des Landes: aus wie vielen Hiden eine Grafſchaft beſtehe? wie viel davon dem König als Domainen, und wem das Uebrige gehöre? in wie ferne ſie bebauet ſind? wie reich an Waldung, Fiſchteichen und dergleichen, an Vieh und Sklaven? welche Veränderungen mit der Maſſe eines Grundes vorgegangen? wem zur Zeit Eduard's derſelbe angehöret, wann und wie der jetzige Beſitzer ihn bekommen habe? ob derſelbe zu einem höhern Anſchlag im Steuerregiſter gerechnet werden könne? ***)

Die ſämmtlichen eingelaufenen Verzeichniſſe wurden dann geordnet und in der königlichen Schatzkammer aufbewahrt. Aber trotz aller angewandten Mühe waren ſie doch nicht vollſtändig und genau genug, denn die Geſchwornen gaben ſelbſt aus frommer Milde gegen Klöſter die Maſſe und den Werth der Beſitzungen derſelben nicht hinlänglich an. ****) Wilhelm hatte an der Ausführung dieſer Idee, in welcher ihm ſchon Alfred der Große vorgegangen war, deſſen Verzeichniß zu Wincheſter aufbewahret wurde, *) eine ſolche Freude, daß er von ihr eine Urkunde bezeichnete mit den Worten: „nach der Beſchreibung des ganzen England.“ **)

---

*) Domesday Book illustrated by Robert Kelham. London, 1788. 8. p. 10. 11. S. 2. Anmerk. auf S. 79.

**) Id. I. II.

***) Kelham. 18. 19. Chron. Sax. 186.

****) Ingulphi hist. p. 79.

Es ergiebt ſich aus dem Domesdaybuch, daß das Reich in 60,215 Ritterlehne abgetheilet war, von welchen 28,215 den Geiſtlichen angehörten, und 1,422 königliches Kammergut waren. Unter den Großen, die mit dem Eroberer nach England gekommen, beſaßen mehrere eine beträchtliche Maſſe von Land, wohl einige hundert Ritterlehne, daß ſie viele Baronien in ſich vereinigten, wenn man dreizehn Ritterlehne auf eine Baronie rechnet. ***) Sie waren alſo in Hinſicht auf liegende Güter eben ſo mächtig, wie die großen Thanen der Krone in dem angelſächſiſchen Staat, aber weit mehr gefeſſelt und mit drückenden Verpflichtungen überhäuft. Schon die Sitte, wenn ſie auf ihren Knien vor dem König den Lehnseid ſchwuren, indeß er gekrönt auf dem Throne ſaß, und gelobten, mit ihm zu leben und zu ſterben, erinnerte ſtark an ihre Abhängigkeit. Wann ſein Befehl zum Aufbruch in den Krieg durch die Sherifs an ſie erging: ſo mußten ſie ſogleich mit den Ihrigen gerüſtet an den beſtimmten Verſammlungsort eilen. Der König ſprach ſelbſt in ihren häuslichen Verhältniſſen ein Machtwort, übte völlige Herrſchaft über ihre Güter aus, wenn ſie nur minderjährige Nachkommen hinterließen, und die Erbinnen von Kronlehnen durften ſich ohne ſeine Einwilligung nicht verheirathen, mußten dieſe, wenn ſie ihnen auch nicht entſtand, mit großen Geldſummen erkaufen. Eben ſo ward von einem jeden, der ein Lehn antrat, ein beträchtliches Geld gefordert. Das ſchlimmſte war aber, daß dieſe Abgaben nicht beſtimmt waren, ſondern es von der königlichen Willkühr abhing, wie hoch ſie ſich belaufen ſollten. Außerdem waren noch Abgaben, die jährlich vom Sherif eingefordert wurden, mußten bei verſchiedenen Gelegenheiten noch beträchtliche Geſchenke von den Baronen dargebracht werden, und ſie durften hierin nicht karg ſeyn, um den König nicht zu beleidigen, der ſo leicht eine Urſache auffinden konnte, ſie ihrer ſämmtlichen Lehne verluſtig zu erklären und ihre Perſonen zu ächten.

---

*) Id. p. 80.

**) Kelham. 5.

***) Du Cange glossar. *baro*, *baronia*. . . . Order. Vital. 522. 523.

Ein ſolches Verhältniß zwiſchen dem König und den Baronen hing mit dem Grundſatze zuſammen, daß er noch immer eigentlicher Herr des Landes ſey, welches ſie blos als einen Sold für ihre Dienſte anzuſehen hatten. Weil nun auch ſie von der Maſſe ihrer Kronlehne viel Land abgeben konnten, indem es nicht möglich war, daß ſie durch Sklaven für ihre Bedürfniſſe alles bebauen ließen; ſo pflanzten ſie jenes Verhältniß weiter fort, und wurden das gegen Aftervaſallen, was der König gegen ſie war, nur daß der kleine Tyrann noch drückender war, als der große. Selbſt dieſe Aftervaſallen belehnten noch wieder mit Land, und ſpielten den Herrſcher gegen ihren Lehnsmann. Eine ſolche Entwickelung nahm das Feudalſyſtem allenthalben, wo es ſich hinlänglich ausbilden konnte.

In die Claſſe jener Aftervaſallen waren die angeſehenſten angelſächſiſchen Thanen verſunken, die nicht ausgerottet waren. Diejenigen, welche wider Wilhelm in der Schlacht bei Haſtings gefochten hatten, konnten ſich noch glücklich preiſen, wenn ſie einen Theil ihrer Grundbeſitzungen als Vaſallen eines normänniſchen Großen behalten durften. Andere Thanen aber, die nicht in Harold's Heere geweſen, wurden eben ſo, wie die ehemaligen Ceorle, durch das überhandnehmende Feudalſyſtem, durch den unbeſchreiblichen Stolz und die Verachtung der Normänner gegen die Eingebornen, und überhaupt durch den Drang der Umſtände gezwungen, ihr freies Gut als Lehn von einem Normann zu nehmen, um es nur beſchirmen zu können. Doch gab es immer noch, vorzüglich in den Grafſchaften Eſſex, Norfolk und Suffolk, verſchiedene freie

Ceorle, die weder Aftervaſallen geworden waren, *) noch Sokmänner, oder ſolche, die ihr Land abhängig von einem Normann bebaueten, nicht zu kriegeriſchen Dienſten ihm verbunden, deren ſie nur im Fall der Noth werth geachtet wurden, ſondern Sklaven niedrigerer Verpflichtungen. **) Sie erhoben ſich wenig über die jetzt noch vermehrte Maſſe der Leibeignen, deren Schickſal faſt trauriger ward, wie es bisher geweſen, nur mit Abſtufungen, je nachdem ſie zu dieſer oder jener Claſſe von Leibeigenen gehörten. ***) Wahrſcheinlich wurden Freigelaſſene, wenigſtens zum Theil, Sokmänner. Wenn jemand ſeinen Sklaven frei machen wollte, ſo mußte er ihn nach Wilhelm's Geſetzen an ſeiner Rechten zum Sherif führen, in dem verſammelten Gerichtshofe der Grafſchaft öffentlich erklären, daß er ihn vom Joche der Sklaverei befreie, ihm Schwert und Lanze geben, und ihm freien Weg, das offne Thor zeigen. ****)

Außer den Aftervaſallen, den noch freien Ceorlen, den Sokmännern bildeten die Maſſe der Nation ein großer Theil der Bewohner der Städte, welche dem König oder Baronien angehörten, und von Beamten ihres Herrn regieret wurden, *) ferner die niedere Geiſtlichkeit, und dann die Beamten der Baronien, und die Diener des Königs, welche theils Verwalter ſeiner Baronien waren, theils Künſtler und vornehmere Handwerker, die zum Lohn wohl Land inne hatten. **) Ohne Zweifel waren dieſe Unterbeamten größtentheils aus den Eingebornen genommen, welche die Beſchaffenheit der Güter und des Volkes, die ihrer Aufſicht unterworfen waren, beſſer kannten, als Ausländer. ***)

---

*) Kelhams Domesday Book. p. 133.

**) Du Cange gloss. *Socmannus.*

***) Du Cange gloss. *Bordarii*, *Cottarii*, *Villani.*

****) Wilkins Leges Anglosaxonicae. p. 229. L. 65.

In einer höhern Sphäre, als in dieſer Maſſe der Nation, lebte der Regel nach keiner von den Eingebornen; doch trifft man hin und wieder noch wohl einen von ihnen unter den Baronen. ****)

Dieſe waren, ſie mochten zum geiſtlichen oder weltlichen Stande gehören, nur nach den Würden des Staates, welche ſie bekleideten, verſchieden, außer daß es unter ihnen einige gab, welche keine ganze Baronie beſaßen, aber doch unmittelbare Vaſallen des Königs, und als Baronen betrachtet waren. Die geiſtlichen Würden blieben die alten Stufen unter den Prälaten,

---

*) Domesday Book *passim.*

**) Domesday Book *passim.*

***) Kelhams Domesday Book. p. 37. 38.

****) Kelhams Domesday Book. p. 138.

die weltlichen konnten aber auch dieſen zufallen, und wurden ſehr häufig von ihnen bekleidet.

Im hohen Rath am Hofe des Königs floß die ganze ausübende Gewalt zuſammen. Der größte unter den Kronbeamten war der Oberrichter, welcher die Perſon des Königs im hohen Rath vorſtellte, wenn er ihm nicht beiwohnte, und Statthalter des Reiches war, ſobald der König ſich über das Meer entfernt hatte. Der Conſtabel von England und der Marſchall des Reiches, die im Kriege anführten, hatten gleichfalls Siz und Stimme im hohen Rath, und Militärſachen waren vorzüglich ihnen zur Entſcheidung angewieſen. Dieſe beiden Aemter hätten nicht, wie es gewöhnlich geſchah, durch Erbrecht vergeben werden ſollen. Unſchädlicher war dies bei den Stellen des Großhofmeiſters und Großkämmerers, welche die Aufſicht über den Hof und königlichen Palaſt hatten. Der Canzler von England verwahrte das große Siegel, und ihm war die Einſicht in alle Verleihungen überlaſſen, welche durch daſſelbe beſtätigt werden mußten. Die Oberaufſicht über die königlichen Einkünfte führte der Großſchatzmeiſter.

Außer dieſen ſieben großen Kronbeamten ſaßen noch königliche Richter, die in den Rechten ſich eine umfaſſende Kenntniß erworben hatten, und viele geiſtliche und weltliche Baronen in dieſem hohen Reichsrathe. Er hatte die Regierungsgeſchäfte des ganzen Reiches zu verwalten, durfte aber keine Geſetze geben und keine Abgaben auflegen. Wegen ſeiner vielen Geſchäfte theilte er ſich in mehrere Kammern, von welchen die eine, welche ſich blos mit den königlichen Einkünften beſchäftigte, der Exchequer hieß.

Der nächſte Gerichtshof an Anſehen nach dieſem hohen Reichsrathe war das Gericht der Grafſchaft oder Shire, welches anfänglich noch ſeinen alten Glanz behielt. In ihm hatte, wie ſonſt, der Earl *) der Grafſchaft den Vorſitz, und der Biſchof der Diöceſe mit ihm. Die übrigen Prälaten und weltlichen Baronen, die Aftervaſallen und freien Ceorle nahmen Theil an demſelben, und der ehemalige Shiregerieve **) ſpielte in ihm ſeine alte Rolle. Die Streitigkeiten im Bezirke der Grafſchaft wurden wie ehemals verhandelt; nur mußte ſeine Arbeit viel geringer ſeyn, wie ſonſt, weil der freien Männer ſo wenige waren, und die Streitigkeiten der Aftervaſallen zunächſt im Gerichte des Barons verhandelt wurden, der mit ihnen gleichſam einen eigenen Staat bildete, wie ehemals der Thah, nur freilich weit ärmlicher, mit denen, die von ihm abhingen. Die Streitigkeiten zwiſchen Partheien unter verſchiedenen Baronen waren wohl der Hauptgegenſtand der richterlichen Geſchäfte des Gerichtshofes der Grafſchaft. Einen tödtlichen Stoß erhielt er durch das Beiſpiel, welches Wilhelm ſelbſt von einer Trennung der weltlichen und geiſtlichen Gerichtsbarkeit gab, indem er verbot, daß die Biſchöfe und Erzdechanten hinfort im Gericht des Hundreds ſitzen, und daſelbſt die geiſtlichen Geſchäfte beſorgen ſollten. *) Sobald der Erzdechant ſeinen eigenen Gerichtshof hatte, bildete ſich auch der Biſchof einen beſondern, und von dem biſchöflichen ging es zum Gerichte des Erzbiſchofs hinauf. Der Earl blieb aus der Verſammlung der Grafſchaft weg, als der Biſchof nicht mehr in ihr erſchien, und ſeine Würde ward faſt zu einem Titel, der aber mit beträchtlichen Einkünften verbunden blieb, und gewöhnlich erblich war. Die Baronen folgten dem Beiſpiele, ſo daß alles Anſehen zuletzt dem Sherif zufiel. Nicht nur die Gerichtshöfe des Hundreds und der Grafſchaft litten ſo ſehr durch jene Anordnung des Eroberers, ſondern auch der hohe Reichsrath, welchen die Prälaten zu übergehen ſtrebten, um den Gang der geiſtlichen Gerichtsbarkeit vom erzbiſchöflichen Urtheile unmittelbar zum Papſte zu führen. Es war alſo von dem Könige, welcher ſo eiferſüchtig auf ſeine Macht war, dem geiſtlichen Stande ſelbſt ein Wink gegeben, wie er ſich der Obergewalt des Thrones entziehen könne.

---

*) Nach der Sprache der Normänner für das angelſächſiſche Eorl.

**) Sherif, Vicecomes, Viſcount.

---

*) Wilkins Leges Anglosaxonicae. 292. 293.

Alle Aemter bei dieſen Gerichtshöfen waren mit Normännern beſetzt, denn gefliſſentlich entfernte man von ihnen auch die kenntnißreichſten Eingebornen. Dies hatte zur Folge, daß die franzöſiſche Sprache, ſo wie ſie am Hofe und in allen öffentlichen Acten und Verhandlungen herrſchte, auch in den niedrigern Gerichten überhand nahm. Auf die Weiſe war es ſchon gegen das Ende der Regierung des Eroberers dahin gekommen, daß der Unterricht in den Schulen in der franzöſiſchen Sprache gegeben wurde, und die Kunde der angelſächſiſchen ſich da verlor, wo man nicht beſonders dahin trachtete, ſie zu erhalten. Die Geiſtlichen durften ſie nicht ausſterben laſſen, weil die Urkunden über ihre Rechte und Beſitzungen in ihr verfaßt waren. *) Auch lebte trotz allem Drucke die angelſächſiſche Sprache immer unter der Nation fort, welche durch ihre Anhänglichkeit an derſelben, und an der alten Verfaſſung die Trümmer dieſer letzten mehr erhielt, als ſie durch die Verſicherung der Könige, daß die Geſetze Eduard's gelten ſollten, welche dann doch von der Willkühr normänniſcher Richter abhingen, erhalten wurden.

Da die Eingebornen ſorgfältig von aller Theilnahme an der ausübenden Gewalt im Staate, welche bei jenen Gerichtshöfen beruhte, ausgeſchloſſen waren; ſo läßt ſich wohl vermuthen, daß ſie noch weniger zur

---

*) Ingulphi hist. 70. 71. 98.

geſetzgebenden zugelaſſen wurden. Dieſe ward von der großen Nationalverſammlung ausgeübet. Es lag im Geiſte der Feudalverfaſſung, daß hier nur diejenigen eine Stimme hatten, welche unmittelbar vom König wenigſtens ein Ritterlehn beſaßen; denn der Wille der Aftervaſallen ward durch ihre Lehnsherrn repräſentirt. Aber dennoch war in einer Zeit, wo es keine durch ſchriftliche Documente feſt beſtimmte Verfaſſungen gab, und in einem ſo wenig entſchiedenen Zuſtande, wie jetzt das bürgerliche Leben in England war, es unmöglich zu verhüten, daß nicht bald dieſer, bald jener auch auf den großen Nationalverſammlungen die Schranken der Feudalariſtocratie übertrat. Zuſchauer ſtrömten gewöhnlich in großer Menge hinzu, und ſelbſt ihr Geſchrei von Beifall oder Mißbilligung konnte nicht ganz ohne Wirkung ſeyn.

Nicht nur Geſetze zu geben, ſondern auch neue Auflagen zu bewilligen, war das Geſchäft der Verſammlung der Großen. Ohne Zweifel entſchied dieſe nur über ſolche Abgaben, welche entweder die Baronen allein und unmittelbar, oder doch zugleich und mittelbar betrafen. Was der König auf ſeinen Domänen, von welchen die Juden im ganzen Reich ein Anhang waren, erheben wollte, beruhte einzig auf ſeinem Willen und einzelner Uebereinkunft mit ſeinen Untergebenen, ſo wie die Baronen von ihrem Lande auch Steuern nach Willkühr forderten, in ſo fern dieſelbe nicht durch Verträge mit ihren Untergebenen und ihre Verhältniſſe mit dem Oberlehnsherrn gezügelt war. Ein fürchterlicher Druck konnte daher von allen Seiten über die Nation in Hinſicht auf die Steuern ausgeübet werden. Die Könige ließen ſich, und die Baronen folgten gewiß ihrem Beiſpiele, Steuern bezahlen, nicht nur für das Gute, welches ſie thaten, ſondern ſogar für die Unterlaſſung des Böſen. So ward in den erſten Zeiten nach der Eroberung alle drei Jahre von jedem Heerde ein Schilling erhoben, damit der König nur nicht die Münze verfälſche. *) Noch drückender wurden einige Abgaben dadurch, daß ſie verpachtet waren. Der Pächter wollte natürlich höhere Summen aus ihnen herausbringen, als er dem König abliefern mußte. **) Wie groß die Einnahme war, welche dieſer durch die rechtmäßigen Einkünfte hatte, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Aber für Wilhelm den Eroberer ſollen ſie, die außerordentlichen Geſchenke, Strafgelder und dergleichen Einnahmen abgerechnet, die unaufhörlich in den königlichen Schatz floſſen, nach dem gegenwärtigen Werth gerechnet, ſich täglich wenigſtens auf 15,915 Pfund betragen haben. ***) Rechnet man dazu noch, was an Erpreſſungen einging, was der König an Na-

---

*) *Monetagium.*

**) Henry II. 350. 351.

***) Order. Vital. 523. Henry II. 322. S. die Anmerkung auf S. 80.

turalien vom nicht verliehenen und verpachteten Lande, an Wild aus ſeinen Forſten gewann, und erinnert man ſich, daß die ganze politiſche Organiſation ihm, verglichen mit den Beſoldungen in den heutigen Staaten, wenig koſtete, daß er kein Heer zu unterhalten hatte; ſo erſcheint jene Einnahme als ungeheuer. Die Baronen hatten verhältnißmäßig ähnliche Einkünfte. Wie drükkend muß da die Lage der übrigen Nation und beſonders der Sklaven geworden ſeyn, indem auch die große Quelle des allgemeinen Wohlſtandes, der Ackerbau, ſchon darum nicht auf eine genugthuende Weiſe ergiebig ſeyn konnte, weil wegen der Forſten des Königs und der Baronen ihm viel Raum entſtand, und das Wild, vom Normann faſt mehr geachtet, als die Angelſachſen, ſo zerſtörend für die Aerndte war.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Schwierigkeiten der Regierung im engliſchen Staate nach Einführung des Lehnſyſtems. **Wilhelm's des Eroberers** Hauptmaxime, die oberlehnsherrlichen Rechte mit der größten Strenge zu behaupten. Ein auffallendes Beiſpiel davon an ſeinem Halbbruder, dem Biſchof **Odo** von Bayeux. Beſondere Schwierigkeit der Lage **Wilhelm's** durch den Umſtand, daß er die Feudalariſtocratie auf beiden Seiten des Meeres bekämpfen mußte. Der politiſche Haß zwiſchen ihm und dem König von Frankreich durch perſönlichen vermehrt. Seine Handlungen nahe vor ſeinem Tode. Schilderung ſeiner Söhne und Ernennung des zweiten, **Wilhelm's**, zum König von England. Er ſtirbt 1087. den 9. Septbr. Die Lage der Baronen. Urſache einer Verſchwörung gegen den jungen König. Klugheit, wodurch dieſer die alten Eingebornen Englands für ſich wider die Baronen gewinnt. Die Ränke **Wilhelm's II.**, ſeinem ältern Bruder die Normandie zu rauben. Der Sturm der Kreuzzüge wirft ihm dies Herzogthum und die Grafſchaft Maine zu. Characteriſtik des Königs in Beantwortung der Frage, warum er an dem erſten Kreuzzuge nicht Theil nahm. In ſeinem Character liegt Geringſchätzung der Geiſtlichkeit, die er auch aus politiſcher Rückſicht bekämpft. Anfang ſeines Streites mit dem Erzbiſchof **Anſelm** von Canterbury. Die Großen unterſtützten in dieſem Kampfe den König, welchen der Papſt zum Vortheil **Anſelm's** hintergeht. Dieſer muß als Vaſall büßen, was er als Erzbiſchof gewonnen. **Wilhelm** geräth in Gefahr, von der Kirchenverſammlung zu Bari mit dem Banne belegt zu werden. Er wird auf einer Jagd getödtet. J. 1100. Aug. 2.

Wie der Eroberer allein ſeinen Bogen zu ſpannen vermochte, weil keiner ihm an Stärke des Armes glich,*) ſo konnte vielleicht nur ſein Geiſt, welcher bei allem Feuer und bei aller vordringenden Kühnheit ſelten einer Leidenſchaft, einer Empfindung, faſt immer nur der Klugheit fröhnte, und nur dann eine Gerechtigkeit kannte, wenn ſie mit dieſer übereinſtimmte, in einem ſolchen Gewirre von Geſetzen, innerhalb eines rohen neuen Staates, welcher von den Trümmern des alten allenthalben durchſchnitten wurde, unter dem Gedränge eines verſchiedenartigen Volkes, noch einige Ordnung der Herrſchaft erhalten.

Sein Geſichtspunct, nachdem er keine Vaterlandsliebe der alten engliſchen Großen mehr zu fürchten brauchte, ging dahin, ſeine oberlehnsherrlichen Rechte immerfort auf das ſtrengſte zu behaupten. War im oberſten Kreiſe des Lehnſyſtems nur Ordnung, ſo konnte ſie nicht ohne Wirkung auf den niedrigſten bleiben.

---

*) Wil. Malm. 112.

Noch während ſeinem Bemühen, das Regierungsſyſtem in England zu vollenden, gab er ein auffallendes Beiſpiel, daß er alle Schonung aufopferte, um von jenem Geſichtspuncte nie weichen zu dürfen. Sein Halbbruder, Biſchof Odo von Bayeux, hatte ſich, da er ſchon durch die Maſſe ſeiner Lehnsgüter und durch ſeine Würden großen Reichthum beſaß, anſehnliche Schätze geſammelt, wann er in der Abweſenheit des Königs das Staatsruder führte. Durch eine Weiſſagung der Römer, daß er ihr Papſt ſeyn würde, oder vielmehr durch ſeinen Ehrgeiz verführt, welcher dem Wähne Gehör gab, hoffte er der Nachfolger Gregor's des Siebenten zu werden. Er kaufte ſich einen prächtigen Palaſt in Rom, und überhäufte die vornehmſten Geſchlechter daſelbſt mit Geſchenken. Auch gewann er viele Ritter in England, welche mit ihm nach Italien gehen wollten, wo es ihren Landsleuten gelungen war, eine normänniſche Macht zu ſtiften. Schon war er mit ſeinen Schätzen auf der Inſel Wight, um ſich nach Italien einzuſchiffen, als Wilhelm ſeine Abſicht vernahm, die ihm bis dahin ganz verborgen geblieben zu ſeyn ſcheint. Er klagte vor einer Verſammlung von Großen den Biſchof feierlich an, der ihm ſeine tapferſten Ritter verführt habe, und mit dem Raube, welchen er an England begangen, entfliehen wolle. Die Furcht vor dem mächtigen Odo bewirkte, daß keiner zu reden wagte. Da befahl der König, man ſolle den Schuldigen ergreifen, und in ſtrenge Gefangenſchaft bringen. Weil niemand den Biſchof zu faſſen ſich erkühnte, da man ſchon den Gedanken von Unverletzlichkeit mit der Perſon der Geiſtlichen verband; ſo ergriff er ihn ſelbſt. Der Biſchof berief ſich auf ſeine geiſtliche Würde, daß er nur durch den Papſt gerichtet werden könnte. Aber der König erwiederte, daß er ihn nicht als einen Prieſter, ſondern als ſeinen Grafen gefangen nehme, und ſchickte ihn nach der Normandie in das Gefängniß. (J. 1083.) *)

Selten gibt es in der Geſchichte der Zeiten, deren Character durch die Stürme der übermüthigen Baronen bezeichnet wird, einen Herrſcher, welcher die Feſſeln, die ſeiner Macht von der Lehnsverfaſſung angelegt waren, ſo zu durchbrechen wußte, wie Wilhelm, obgleich er auf einem zwiefachen Schauplatze mit der Feudalariſtocratie zu kämpfen hatte, von welchem der eine als ein kaum erobertes Reich, der andere wegen der Nähe des Hofes von Frankreich ihm außerordentliche Hinderniſſe in den Weg ſtellte. Des franzöſiſchen Königs vornehmſte Aufmerkſamkeit mußte immer dahin

---

*) Order. Vital. p. 646. 647. Huntind. p. 370.

gerichtet ſeyn, den Herzog der Normandie durch Fehden, in welche er ihn verwickelte, zu ſchwächen. Daher entſtand der tödtlichſte Haß zwiſchen beiden, welchen ein Scherz König Philipp's kurz vor Wilhelm's Tode noch einmal in Flammen aufſchlagen ließ. Als dieſer wegen einer Unpäßlichkeit lange das Lager hütete, ſagte jener mit einer Anſpielung auf den ungeheuren Bauch Wilhelm's, daß ſein Bruder von England lange in ſeinem Wochenbette verweile. Als Wilhelm dieſen Scherz vernahm, erwiederte er mit Erbitterung und Anſpielung auf eine Sitte geneſener Wöchnerinnen, daß er bei ſeinem erſten Kirchgange viele tauſend Lichter ſeinem Bruder Philipp anzünden werde. *)

Dieſer Drohung gemäß fiel er mit Wuth in das Gebiet deſſelben, und verheerte es durch Feuer. Aber ſeine Krankheit vermehrte ſich bald nachher, da er bei einem Sprunge ſeines Pferdes über einen Graben mit ſeinem Bauch auf den Sattelknopf geſtoßen wurde. In einem Kloſter nahe bei Rouen ſah er ſeinem Tod entgegen. Die Thaten und Begebenheiten ſeines langen Lebens ſtellten ſich ſeinem Geiſte dar, indem er mit der gewohnten Kraft die Zukunft ſeines Hauſes und ſeiner Staaten erwog. Der planloſe Robert mit ſeinem unumwundenen Ritterſinne ſchien ihm wenig geſchaffen, die kaum gegründete Herrſchaft über England

---

*) Wil. Malm. p. 112. Knyghton p. 2353.

in ſeinem Hauſe zu erhalten, und war überdies nicht gegenwärtig, ſondern mit Groll gegen den Vater am franzöſiſchen Hofe abweſend. *) Dagegen beſaß der zweite Sohn, Wilhelm mit den rothen Haaren, jene verſteckte Liſt, jene durchgreifende Verwegenheit und planvolle Härte, welche die königliche Gewalt in England noch unumſchränkter machen konnten, wenn gleich zu fürchten war, daß ſie dieſelbe bis zu einer Höhe trieben, bei welcher der Abgrund nahe war, der ſie verſchlingen ſollte. Dieſen beſtimmte der Vater zu ſeinem Nachfolger auf dem Throne; bat ihn aber dringend, indem er ihm ſeine bitterſte Reue über die Grauſamkeit ſchilderte, die er ſelbſt gegen England verübt hatte, daß er ſich zur Milde gegen daſſelbe gewöhnen möchte. **) Mit ſeinem väterlichen Segen und mit einem Briefe an den Erzbiſchof Lanfrank von Canterbury, welcher ihn ſogleich zum König weihen ſollte, ſandte er denſelben über das Meer. Nicht durch ein Erbrecht, ſagte er, ſondern durch harten Kampf im ſtrömenden Blut habe er die engliſche Krone gewonnen; aber die Normandie wäre ſein Erbherzogthum, und dem Erſtgebornen, ſeinem Sohne Robert, hätten die meiſten Baronen deſſelben ſchon gehuldigt. Seinem dritten Sohne, dem geliebten Heinrich, gab er nur das Erbgut der

---

*) Ordericus Vital. p. 656.

**) Thom. Rudborne hist. maj. Winton. p. 262. in Angl. sacr. T. I.

Mutter und eine Geldſumme; aber es müſſe ſicher dereinſt eine Zeit kommen, wo die Macht deſſelben höher ſtehen werde, als je das Anſehen ſeiner Brüder. *)

Der König war ſchon geſtorben (1087. Sept. 9. im 63. Jahre ſeines Alters), ehe Wilhelm mit dem väterlichen Briefe beim Erzbiſchof von Canterbury ankam. Lanfrank empfing ihn mit Wohlwollen und freute ſich, einen Prinzen, der ſein Zögling war, auf den Thron erheben zu können. Er krönte ihn zu London, in Gegenwart einiger Großen, nachdem er ihn Gerechtigkeit in der Staatsverwaltung und Freiheit der Kirche hatte geloben laſſen. **) Allein Biſchof Odo von Bayeux, der bei des Königs Tode die Freiheit und die Grafſchaft Kent wieder erhalten hatte, gab zuerſt, da er ſeinen Einfluß nicht ſo groß wie anfänglich unter der vorigen Regierung erblickte, das Zeichen zu einer Verſchwörung. Viele von den mächtigſten Baronen waren zu ihr geneigt, indem ſie vorausſahen, wie unvermeidlich Fehden zwiſchen dem Könige und Robert von der Normandie waren, und wie unangenehm ihre Lage, da ſie im Beſitz von Lehnen an beiden Seiten der Meerenge, beiden Brüdern gleich ſtark verpflichtet waren, dann werden mußte. *) Faſt alle Normänner von Anſehen in England traten dem Bündniſſe bei, durch welches Robert, Herr von der Normandie und von Maine, auf den Thron erhoben werden ſollte. Allein der leichte, durch den Hang zum Vergnügen ſtets gefeſſelte Sinn des Herzogs hielt ihn zurück, daß er nicht eilte, mit bewaffneter Macht zu landen, und der neue König wußte durch geheime Unterhandlung einige von den Verſchwornen zu gewinnen. Auch war er ſtaatsklug genug, die alten Eingebornen des Landes durch die Verheißung, ſanft und gerecht zu regieren, und die Abgaben zu mildern, durch die Erlaubniß der freien Jagd in ſeinen Forſten, **) für ſeine Herrſchaft zu begeiſtern. Auch gelobte er ihnen ausdrücklich eine durchgängige Verbeſſerung der Geſetze. ***) Schon mochten ſie das Wiederaufleben der alten Freiheit hoffen; ſie verſammelten ſich zahlreich und tapfer geſinnt um den König. Durch ihre Hülfe wurden die Verſchwornen gänzlich beſiegt; Biſchof Odo mußte die Urfehde ſchwören, und betrat England nicht wieder, den Schauplatz ſeiner vergangenen Herrlichkeit. ****)

---

*) Order. Vital. p. 656—659. Chron. Sax. p. 189. Wil. Malm. p. 112. Guilielmi Neubrigensis historia. Stud. Thomae Hearnii. Oxon. 1719. Lib. I. p. 17. Knyghton. p. 2353.

**) Eadmeri hist. Novorum. L. I. p. 13. Lond. 1633. fol.

---

*) Wilm. Malm. 120.

**) Wilm. Malm. l. c.

***) Chron. Sax. p. 194.

****) Order. Vital. 666—669. Wil. Malm. p. 121. Chron. Sax. p. 194. 195.

Die Güter des größten Theiles der geächteten Baronen wurden denjenigen gegeben, welche unter den normänniſchen Großen dem König treu geblieben waren; *) aber er achtete, ſobald ſich die Gefahr verzogen hatte, ſeiner Verheißungen gegen die Engländer nicht, welche zu jeder Waffenthat rüſtig geweſen, damit der König ſie nicht mit dem gedrohten Schimpfnamen Nithing oder eines nichtswürdigen Menſchen, den ſie über alles ſcheuten, **) belegen könne. Eben ſo wenig erfüllte er ſeine Verſprechungen gegen die Geiſtlichkeit, und erlaubte ſich, da Lanfrank um dieſe Zeit ſtarb, weit willkührlichere Verfügungen wider dieſelbe, als je ſein Vater. Die unterdrückte Verſchwörung ſo vieler und ſo mächtiger Baronen im Anfang ſeiner Herrſchaft umgab dieſe mit dem Schutze des Schreckens und lockte ſeine ganze böſe Natur auf einmal hervor. ***)

Eine Fehde mit ſeinem Bruder Robert, welchem er vorzüglich durch Beſtechungen die Normandie zu entwenden ſuchte, und ein darauf folgender Vertrag, durch welchen er ſchon feſten Fuß in derſelben gewann, veranlaßten eine Fehde der beiden Brüder gegen Heinrich, den dritten Sohn des Eroberers, welchem ſie das mütterliche ihm zugetheilte Gut nahmen. In einer

---

*) Henr. Huntind. p. 372.

**) Wil. Malm. 120. 121. Matth. Paris p. 10. 11.

***) Guiliel. Neubrig. L. 1. p. 20.

Burg eingeſchloſſen, war der Jüngling wegen Mangels an Waſſer verloren, wenn er ſich nicht ergeben wollte. Da ſandte er an den Herzog **Robert** die Botſchaft, daß ſie durch Tapferkeit ihn beſiegen möchten, nicht durch Abſchneidung des Waſſers, an welchem die ganze Natur Theil hätte. Sogleich gab der Herzog Befehl, daß man ſeinem Bruder erlauben ſolle, ſich mit demſelben zu verſorgen, und den König **Wilhelm**, der ihm bittere Vorwürfe deshalb machte, fragte er gutmüthig: Lieber, ſollte ich ihn vor Durſt umkommen laſſen? wer gibt uns einen Bruder wieder, wenn er dahin iſt? **Heinrich** mußte ſich bald darauf ergeben. *)

So treu und tapfer Herzog **Robert** nach dem Friedensvertrage für ſeinen Bruder **Wilhelm** ſelbſt auf einem Zuge wider die Schotten kämpfen mochte, ſah er ſich doch immer von den Schleichkünſten deſſelben befehdet, und hätte wahrſcheinlich durch ſie und ſeinen argwohnsloſen Sinn endlich ſein Herzogthum eingebüßt, wenn nicht die gewaltige Bewegung, welche, durch die Schwärmerei der Chriſten und der ritterlichen Denkart veranlaßt, von Europa nach Aſien ging, plötzlich daſſelbe der Habſucht des Königs zugeworfen hätte. Dieſer konnte freilich von dem Geiſte, der in den Kreuzzügen brauſte, nicht fortgeriſſen werden. Ueber die evangeliſche Lehre ſpottete er vielmehr, als daß er ſie mit Andacht verehrt hätte; unerträglich war ihm der Gedanke, daß man mit der Hülfe Gottes und der Heiligen etwas vollbringen wolle, da der Menſch einzig auf ſich ſelbſt vertrauen müſſe. *) Nur beleidigter Stolz und Rachſucht konnten ſeiner Seele einen Schwung geben, wodurch die kalte Klugheit, welche ſeine Handlungen bewachte, auf eine Zeitlang verſcheucht wurde. Er mußte es ſelbſt fühlen, wie wenig er einem großen Abenteurer nachgehen dürfe, wenn er ſich ſchwebend auf dem Puncte erhalten wollte, wo die Tugend in das entgegenſtehende Laſter, und in die entgegengeſetzte Tugend das Laſter überfließt; es entging ſeiner Selbſtbeobachtung nicht, daß ſeine Geſtalt, ſeine lallende Sprache, ſeine Sitte ihm auf ſchwärmeriſche Ritterſchaaren keinen mächtigen Einfluß verſprachen, und daß mit dem offenen Verkehr bei gemeinſchaftlicher Gefahr ſein Hang, ſich mit einem geheimnißvollen Glanze der Majeſtät zu umgeben, bald in Streit gerathen müſſe. **) Dagegen ſpielte ſein Bruder Robert mit ſeiner kräftigen, zutraulichen Weiſe, mit ſeiner Kühnheit ohne Ueberlegung, mit ſeiner Freude am Genuß des Lebens, immer bei ritterlichen Unternehmungen eine ausgezeichnete Rolle, und jauchzte auf, als der Anfang der Kreuzzüge ihm eine weite Ausſicht wunderbarer Abenteuer der Tapferkeit und der Liebe eröffnete. *)

---

*) Wil. Malm. p. 121. 122. Chron. Ioh. Abb. S. Petri de Burgo p. 53. Th. Rudborne hist. Wint. p. 263. 264. Angl. sacr. T. I. Knyghton. p. 2360.

---

*) Guiliel. Neubrig. L. 1. p. 20. Eadmerus p. 47. 48.

**) Wil. Malm. 124—126.

Um ſich und ſein Gefolge zum Zuge nach Paläſtina ausrüſten zu können, überließ er ſeinem Bruder, dem König von England, ſein Herzogthum auf fünf Jahre für zehntauſend Mark Silbers; und dieſe Summe herbeizubringen, ohne ſeine eignen Schätze anzugreifen, raubte **Wilhelm** den Kirchen ihre Koſtbarkeiten, voll Freude, dieſen Raub damit entſchuldigen zu können, daß er zum Beſten der heiligſten Unternehmung geſchähe. **)

Auf die Weiſe im Beſitz der Normandie und der Grafſchaft Maine, ſuchte er auch in ihnen über die Baronen eine ſtrenge Herrſchaft einzuführen, und betrachtete ſie ohne Zweifel ſchon als ſein immerwährendes Eigenthum, denn nach ſeinem Character war er wohl wenig geneigt, ſie an **Robert** wieder abzutreten, wenn derſelbe allen Gefahren entgangen auch wieder in die Heimath zurückkehren ſollte. Mit einem Ungeſtüm, welcher ihn über alle Geſetze der Selbſterhaltung hinwegriß, hörte er daher die Nachricht, daß ein Ritter **Even Helie**, welcher ihm ſchon länger Trotz geboten, die Burg der Stadt Mans belagre. Er war auf der Jagd, als ſie ankam. Sogleich wandte er ſein Pferd, und ritt nach der Küſte. Seine Heerführer baten ihn, zu harren, bis die Krieger ſich verſammelt hätten. Ich will ſehen, wer mir folget, ſagte er; kenne ich meine jungen Krieger, ſo werden ſie trotz dem Schiffbruche zu mir gelangen wollen. Die Schiffer baten ihn, zu warten, bis der Sturm ſich gelegt habe, denn die Fluth ſey zu ungeſtüm, die Luft zu dick von Nebeln. Ich habe nie gehört, ſagte Wilhelm, daß ein König durch Schiffbruch umgekommen ſey; die Stürme wiſſen mir zu gehorchen. Er ſtieg in das Schiff, landete glücklich, entſetzte die Burg, und bekam den Ritter Even Helie ſelbſt gefangen. Kühn erſchien derſelbe vor ihm, und äußerte, es ſey traurig, daß dieſer Zufall, durch welchen er ein Gefangner ſey, ſein Beginnen wider den König zerſtört habe. Wilhelm's Stolz erwachte; auch freute ihn die Kühnheit des Ritters, welcher der härteſten Strafe entgegenſehen mußte. Wohlan denn, rief er aus, ſo gehe dann, und ſey frei, und verſuche, was du wider mich zu beginnen vermagſt.*)

---

*) Guiliel. Neubrig. p. 20.

**) Order. Vital. p. 764. 765.

Zu derſelben Zeit, da er ſeine Gewalt in den Beſitzungen zu gründen ſuchte, welche ihm die Verſchwendung eines heiligen Eifers verliehen hatte, behauptete er ſeine königliche Macht gegen den Erzbiſchof Anſelm von Canterbury und den päpſtlichen Stuhl, unter deſſen Allmacht er ſeinen Stolz um ſo weniger ſchmiegen wollte, je mehr er über religiöſe Vorurtheile erhaben war. Aus Habſucht liebte er die Sitte, die vornehmſten geiſtlichen Stellen, wenn ſie erledigt waren, lange unbeſetzt zu laſſen, um ihre Einkünfte an ſich ziehen zu können. So wurde nach dem Tode des Erzbiſchofes Lanfrank in einigen Jahren kein Nachfolger deſſelben beſtellt; und wahrſcheinlich hatte der König den Gedanken, daß er ſelbſt das Haupt der engliſchen Geiſtlichkeit ſeyn, und daher keinen Primas derſelben mehr dulden wolle. *) Als er ſich aber in einer ſchweren Krankheit dem Tode nahe ſah, ließ er ſich durch dringende Vorſtellungen bewegen, den Abt Anſelm v. Beck in der Normandie zum Erzbiſchof von Canterbury zu ernennen, welcher in dem Augenblicke der Ernennung im Krankenzimmer gegenwärtig war, und erblaßte, als er den königlichen Willen vernahm. Man zog ihn zum Lager des Königs, damit er die Inveſtitur mit dem Hirtenſtabe aus den Händen deſſelben empfangen ſolle. Er ſank auf die Kniee, und bat, daß man ihn mit dieſer hohen Würde verſchonen möge. **) Aber die gegenwärtigen Biſchöfe drückten ihm den Hirtenſtab an die geſchloßne Hand, riſſen ihn in die Kirche, und ſangen das Te Deum. Ihr habt ſehr übel gehandelt, ſagte er ihnen; einen ungebändigten Stier und ein altes Schäfchen habt ihr vor einen Pflug zuſammengeſpannet. Anſelm kannte den König zu gut, als daß er nicht den harten Kampf vorhergeſehen hätte; welchen er mit ihm würde zu beſtehen haben, wenn er ſeine Pflicht nicht der Ruhe aufopfern wollte.

---

*) Wil. Malm. p. 124. Eadmeri hist. p. 54.

---

*) Eadmeri hist. p. 16.

**) Ibid. p. 17. 18.

Mit der Geſundheit gewann der König ganz wieder ſeinen ſtarren, eigennützigen Sinn, und die fromme Hartnäckigkeit des beſchränkten Erzbiſchofes war nicht geeignet, demſelben feindlich zu begegnen. Wenn der alte Mann wider die Sitte der Jugend am Hofe, prächtig gekleidet umherzuſchwärmen und mit langem Haare zu erſcheinen, ſo eifrig predigte, daß viele ſich die Locken voll Reue abſcheeren ließen; wenn er denen, welche mit langen Haaren der Meſſe beiwohnten, in der Aſchermittwoche die heilige Aſche und ſeinen Seegen verſagte, wenn er endlich gegen das fürchterliche neue Laſter, wodurch England befleckt wäre, und leicht in ein zweites Sodom verwandelt werden könnte, auf das heftigſte redete; ſo ward Wilhelm's Seele dadurch wenig bewegt. Aber ſobald der Erzbiſchof zögerte, ihm befriedigende Geſchenke von der Geiſtlichkeit darzubieten, ſobald er gar darauf drang, daß die vielen Abteien in England, welche ſchon ſo lange ohne Haupt wären, deſſelben nicht mehr entbehren ſollten, war das Zeichen zur Fehde zwiſchen ihm und dem König gegeben. Der große Zwieſpalt, welcher um dieſe Zeit überhaupt in der Chriſtenheit war, da ſie zwei Häupter in den Päpſten Urban und Clemens hatte, wirkte zur Verſtärkung dieſer Fehde. *)

Der König von England hatte noch keinen von den beiden Päpſten anerkannt; weil aber Frankreich ſich für Urban erklärt hatte, wünſchte Anſelm, der als Abt der Normandie ihm gehuldigt, das Pallium von ihm zu holen. Der König ſah dieſen Entſchluß als Verrath gegen ihn an, und ſchwur, daß niemand in ſeinem Reich, ohne ſeinen Willen, dem päpſtlichen Stuhle Gehorſam leiſten ſolle. Doch ließ er ſich gefallen, daß eine Verſammlung der Großen entſcheiden müſſe, ob der Erzbiſchof ohne Ungehorſam gegen den päpſtlichen Stuhl ſeine Pflicht gegen den König bewahren könne? Würde dies für unmöglich erklärt; ſo wolle er, äußerte Anſelm, lieber das Land des Königs verlaſſen, bis ſich derſelbe für einen Papſt entſchieden hätte. Selbſt die Biſchöfe auf dieſer Verſammlung hatten ſich durch den Hof ſtimmen laſſen, und geſtanden ihrem Primas unumwunden, daß er keinen Rath, welcher irgend dem Willen des Königs entgegen wäre, von ihnen erwarten dürfe. So unterſtützt von der Verſammlung, drang nun der Hof darauf, daß der Erzbiſchof entweder allen Gehorſam gegen den Papſt aufge-

---

*) Eadmeri hist. p. 23. 24.

ben, oder ſeine Würde niederlegen ſolle. Dies letzte wollte derſelbe aber durchaus nicht, ſo ſehr er wünſchte, England verlaſſen zu können. Er bat um ſicheres Geleit für ſich und ſein Gefolge bis in den Hafen, wo er ſich einſchiffen wollte, als ihm plötzlich der Antrag zu einem Waffenſtillſtande gemacht wurde, welchen er mit Freude annahm. *)

Während deſſelben ſchickte der König eine Geſandtſchaft an den Papſt Urban mit der Erklärung, daß er und ſein Reich zum Gehorſam gegen ihn als das Haupt der Chriſtenheit bereit wären, wenn er dafür in die Abſetzung Anſelm's einwilligen und ein Pallium überſenden wolle, welches der Hof an einen Erzbiſchof von Canterbury nach ſeinem Gefallen vergeben könne. Urban ließ ſich zu dieſem Vorſchlag geneigt finden. Sein Legat kam nach England, reiſte durch Canterbury, ſah den alten Erzbiſchof nicht, und kam an den Hof mit dem Pallium, welches er nach der Vorſchrift des Königs verborgen hielt. Da ließ dieſer kund thun, daß alle ſeine Unterthanen Urban den Zweiten, als den geſetzmäßigen Papſt anerkennen ſollten. Kaum war dies geſchehen, ſo zauderte der Legat, das Verſprechen des Papſtes zu erfüllen, und erklärte endlich, daß man weit entfernt wäre, in Anſelm's Perſon einen ſolchen heiligen Sohn der römiſchen Kirche zu entfernen.

---

*) Eadmeri hist. p. 25 — 31.

Mit großer Pracht gab er im Dom zu Canterbury demſelben das Pallium. *) Der betrogene König verbarg ſeine Wuth, und willigte in dieſe Feierlichkeit, denn er bedurfte der Ruhe in England, um in der Normandie, welche ihm kaum zugefallen war, durch ſeine Gegenwart ſein Anſehen zu gründen, J. 1096. **)

Es ließ ſich vorausſehen, daß Anſelm als Vaſall werde entgelten müſſen, was er als Erzbiſchof gewonnen hatte, ſobald der König zurückkomme. Vielleicht beſchwerte ſich dieſer auch mit Recht über die erbärmliche Rüſtung der Krieger, welche ihm der Erzbiſchof zu einem Zuge wider die alten Britten in Wales ſandte. Aber wenn er drohte, ihn deshalb als Lehnsherr vor Gericht zu fordern; ſo erklärte der Primas ſeinen Vorſatz, ſich wegen der Greuel, wodurch die engliſche Kirche zerrüttet werde, nach Rom zu wenden. ***) Niedergedrückt von der Macht des Königs, beſchloß er endlich ſogar, England zu verlaſſen, und die päpſtliche Stadt zu beſuchen. Die Erlaubniß des Königs erzwang er zuletzt; aber in dem Augenblicke, da er mit dem Stab und der Taſche des Pilgrims im Hafen von Dover ſich einſchiffen wollte, wurde noch alles Gepäck ſeines Gefolges durchſucht, weil Wilhelm ihm verboten hatte, irgend etwas von den Reichthümern des erzbiſchöflichen Sitzes mitzunehmen. Von Lyon ſchrieb er einen Brief voll bitterer Klagen über England, wo die Gerechtigkeit gemißhandelt würde, an den Papſt Urban den Zweiten, und flehte, daß er ihn von den erzbiſchöflichen Banden befreien, aber mit aller Kraft der Nachfolger des Apoſtels Petrus für die engliſche Kirche ſorgen möge. Wilhelm hatte unterdeß ſchon alles Recht, mit dem Erzbisthum zu ſchalten, ſich zugeeignet, und jede Anordnung Anſelm's für nichtig erklärt. J. 1097. *) Auch blieb er feſt entſchloſſen, ſeine ſtrenge lehnsherrliche Herrſchaft über die einheimiſche Geiſtlichkeit zu behaupten, als Anſelm mit Triumph dem Concilium zu Bari beiwohnte, auf welchem die Strafe der Excommunication jedem Geiſtlichen gedroht wurde, welcher für Beſitzungen der Kirche einem weltlichen Fürſten huldigte, und ſeine reinen gottweihten Hände in die Hände legte, welche durch Raub und Blut ſtündlich verunreinigt würden. Das Schreiben des Papſtes, durch Anſelm's Klagen veranlaßt, nahm er nur mit Ueberwindung ſeines Stolzes an; aber dem Boten drohte er, daß er ihm die Augen würde ausreißen laſſen, wenn er nicht ſogleich ſein Reich verließe. Nur durch Anſelm's Fürſprache ward der Kirchenbann noch abgewendet, der ſchon auf der Kirchenverſammlung zu Bari

---

*) Eadmeri hist. p. 32. 33.

**) Wil. Malm. de gest. Pontif. Anglorum pag. 220. in script. rer. Angl. Francof. 1601. fol.

***) Eadmeri hist. p. 37.

---

*) Eadmeri hist. p. 39 — 41

wider ihn geſchleudert werden ſollte. Vielleicht war dieſe Nachricht Urſache, daß er eine, freilich ſehr trotzige, Antwort an den Papſt ſandte, und durch einen ſchlauen Unterhändler, durch reiche Geſchenke ſich eine Parthei in Rom erwarb. Anſelm gab nun alle Hoffnung auf, gegen Wilhelm glücklich zu ſeyn, und ging nach Lyon zurück. *)

So war es ungewiß geworden, ob der päpſtliche Stuhl es wagen werde, ſeine neuen Grundſätze wider das Feudalſyſtem Englands durch härtere Maßregeln im folgenden Jahrhundert gegen König Wilhelm zu behaupten, welcher bei ſeinem Becher und in ſeinen Forſten der frommen Vorurtheile ſpottete, wodurch andere Fürſten dieſer Zeit ſo viel an ihrer Macht einbüßten. Noch an dem Morgen ſeines Todestages (1100. Aug. 2.) lachte er mit ſeiner gewöhnlichen ſchneidenden Laune über den Aberglauben der Mönche, als ihm der Traum eines frommen Bruders von ſeinem plötzlichen Untergange überbracht wurde, und zog mit ſeinen Zechern nach dem Mittagsmahle, trotz den Warnungen ſeiner abergläubiſchen Freunde, auf die Jagd. Gegen Abend hatten ſich die Jäger nach allen Seiten zerſtreuet; Wilhelm jagte mit ſeinem Liebling Walther Tyr-

---

*) Eadmeri hist. pag. 49—52. Iohannes Sarisburiensis de vita Anselmi p. 167. 168. Angliae sacrae. T. I. S. die Anmerk. auf S. 81.

rel, einem franzöſiſchen Ritter. Er verwundete einen Hirſch, ohne ihn zu tödten, und ſchauete ihm nach, die Hand vor den Augen wegen der Sonnenſtrahlen. Unterdeſſen kam ein anderes Wild, und ſein Gefährte hoffte es ſchnell zu tödten, ehe der König es bemerkte. Aber ſein Pfeil ſtreifte an einem Baum, erhielt eine ſchiefe Richtung, und durchborte Wilhelm's Bruſt. Erſchrocken ſprang der Ritter zu dem niederſtürzenden König; und da er kein Zeichen des Lebens ſah, ſchwang er ſich auf ſein Roß und entfloh, ehe jemand das Unglück entdeckte.*) Er entkam glücklich der Strafe für die Schuld eines Zufalles, welcher faſt allgemeine Freude, vorzüglich bei der Geiſtlichkeit erregte, und nicht mit Unrecht. Die Kühnheit im Geiſte Wilhelm's II, welche ſeinen Gedanken über die Verhältniſſe des Menſchen zu höhern Weſen einen Schwung, über den Geſichtskreis ſeines Zeitalters hinaus, verlieh, war mehr das Werk ſeines Stolzes, als einer ungemeinen Denkkraft, und überdies mit großer Unwiſſenheit gepaart.**) Eben darum erregt es weniger den Unmuth der aufgeklärten Zeiten, wenn der Aberglaube dieſe Kühnheit mit ſchwarzen Farben ſchildert. Außerdem war jede Anlage zu wahrer Größe in ihm durch die gehäſſigſten Leidenſchaften verwildert. Ihnen opferte er alle ſeine Fähigkeiten; keine mit reiner Abſicht dem Staate, der unter ihm ſeufzte. Sein Bruder Robert konnte bei aller Güte des Herzens kein trefflicher Herrſcher ſeyn; Wilhelm wollte es nicht werden. In dem dritten Sohne des Eroberers ſchien des Vaters Bild nur mit milderem Lichte hervorzugehen.

---

*) Wil. Malm. p. 126. Matth. Paris. p. 36. Petri Blesensis contin. Ingulphi p. 110. Order. Vital. p. 782. S. die 1. Anmerk. auf S. 82.

**) Wil. Malm. p. 124.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Heinrich wird zum König von England gekrönt. Ueber das nähere Recht des Herzogs Robert von der Normandie auf den Thron. Urſachen, warum dieſer Nebenbuhler für Heinrich furchtbar ſeyn konnte. Planmäßige Klugheit, mit welcher ſich der König zum Kampfe rüſtet. Sein Brief der Freiheiten; Beſtrafung des Biſchofes von Durham; Zurückberufung des Erzbiſchofes Anſelm. Uebereinkunft mit demſelben wegen der Schlüſſe der Kirchenverſammlung von Bari und wegen ſeiner Weigerung, dem Thron als Vaſall zu huldigen. Vermählung des Königs mit der Prinzeſſin Mathilde aus dem Geſchlechte Alfred's des Großen. Indem er ſich durch ſolche Mittel die Liebe des Volks erwirbt, entflieht der Biſchof von Durham, und reizt den Herzog Robert zum Kriege. Dieſer landet glücklich in England. Vertrag zwiſchen beiden Brüdern. (J. 1101.) Wiederaufleben des Streites zwiſchen dem Thron und dem Grundſatze der Hierarchie, daß die Geiſtlichen ihm nicht huldigen ſollten. Zweideutiges Betragen des Papſtes. Anſelm's Reiſe nach Rom und Exilium zu Lyon. Beilegung der Fehde zwiſchen dem König und dem päpſtlichen Stuhl durch Aufſtellung des Grundſatzes, daß die Prälaten Englands als Vaſallen Huldigung leiſteten, in der geiſtlichen Würde aber unabhängig vom Throne wären. Es gelingt den König, durch denſelben Streich die Feudalariſtocratie zu demüthigen, und das Anſehen ſeines Bruders Robert in der Normandie zu ſtürzen. Schlacht wider denſelben. Des gefangenen Robert's weiteres Schickſal. Großes Anſehen Heinrich's. Schilderung deſſelben. Entwickelung ſeiner politiſchen Grundſätze. Nach beigelegter Fehde mit dem päpſtlichen Stuhl und Bezwingung der Normandie regiert Heinrich noch zwanzig und einige Jahre. In denſelben verſchlingen Kriege um die Normandie ſeine beſte Kraft, und veranlaſſen Zerſtörung ſeines häuslichen Glückes. Wilhelm, der Sohn Robert's. Ein faſt zwanzigjähriger Krieg wegen der Normandie zwiſchen ihm und ſeinem Oheim Heinrich. Beiſpiel von den großen Eigenſchaften dieſes letzten aus der Geſchichte dieſes Krieges. Sein Schmerz und ſeine Größe bei der Nachricht vom Tode ſeines Kronerben. Seine Anordnungen wegen der Nachfolge ſeiner Tochter Mathilde auf dem engliſchen Throne. Tod Heinrich's I. (J. 1135. Decbr. 1.)

Heinrich jagte in demſelben Forſte mit ſeinem königlichen Bruder in jener Stunde, da dieſer umkam. Bei der Kunde davon eilte er ſogleich nach Wincheſter, um ſich des dortigen Schatzes zu bemächtigen. Er zog drohend ſein Schwert, als man ihm denſelben vorenthalten wollte, weil ſein älterer Bruder Robert ein näheres Recht auf die Krone habe, und eilte dann nach London, wo er in Weſtminſter von dem dortigen Biſchof gekrönt wurde. *)

So ſah er ſich plötzlich in der ſchönſten Zeit ſeines männlichen Alters auf dem Throne, da er ſeit der unglücklichen Fehde mit ſeinen Brüdern das Leben eines irrenden Ritters hatte führen müſſen. **) Sein Bruder Wilhelm, welcher für das ruhige Glück der Ehe keinen Sinn beſaß und lieber lüſtern bei dem weiblichen Geſchlechte umherſchweifte, ***) hinterließ keine Kinder; aber Robert war für ihn ein furchtbarer Nebenbuhler. Wider deſſen näheres Erbrecht auf die Krone konnte vielleicht eingewendet werden, daß er als älteſter Sohn ſchon einmal nicht zu ihr zugelaſſen war, und in ſo ferne der Wille des Eroberers, der bei ihr durchaus kein Erbrecht geſtatten wollte, noch jetzt mit ihr hätte ſchalten können, ſie gewiß dem geliebten Heinrich wäre zugeſprochen worden. Wollte Robert auf alles Recht, das von ſeiner Geburt ſich herſchrieb, Verzicht leiſten, und ſich blos auf den Vertrag zwiſchen ihm und ſeinem verſtorbenen Bruder berufen, nach welchem er Erbe vom ganzen England bei deſſen

---

*) Order. Vital. 782. Bromton. 997.

**) Wil. Malm. p. 155.

***) Guiliel. Neubrig. p. 20. L. 1.

Tode ſeyn ſollte, und welchem von Baronen beider Theile bindende Kraft zugeſchworen war; ſo möchte man wiederum dagegen erinnern, daß der Vertrag, in welchem dieſer Artikel vorkam, bald darauf ſchon nicht mehr ſey geachtet worden. *) Allein der Ruhm, von welchem der Herzog als einer der berühmteſten Helden, welche Jeruſalem erobert hatten, vom Orient her auf ſeinem Zuge ins Vaterland begleitet wurde, und der Wunſch der Baronen, die in England und in der Normandie Lehne beſaßen, nun wieder nur einem Lehnsherrn Treue ſchwören zu brauchen, waren für Heinrich's ruhigen Beſitz des Reiches ſehr gefährlich. Den Thron von Jeruſalem hatte der tapfere Ritter nicht beſteigen wollen; aber es war alle Wahrſcheinlichkeit da, daß er die unbeſchreibliche Schönheit ſeiner Gemahlin, der Tochter des Grafen von Converſana in Apulien, mit welcher er ſich auf der Rückkehr aus dem gelobten Lande vermählt hatte, gern durch die engliſche Krone verherrlichen werde. **)

Schon die Art, wie Heinrich ſich zu dem Kampfe, welcher ihm mit ſeinem Bruder Robert bevorſtand, zu rüſten begann, iſt ein Beweis ſeiner Klugheit. Mit der Liebe ſeiner Unterthanen ſuchte er ſich wie mit einem ſtarken Bollwerke zu umgeben, und wußte es laut zu rühmen, daß nur er von den Söhnen des Eroberers zu der Zeit geboren ſey, da dieſer ſchon auf dem engliſchen Throne ſaß. *) Er verſprach in einer Urkunde, von welcher für jede Grafſchaft eine Abſchrift gemacht und in die Abtei derſelben niedergelegt wurde, daß keine geiſtliche Würde mehr feil ſeyn, während der Erledigung der Sitze von Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Aebten die Einkünfte derſelben nicht vom Hofe eingezogen werden ſollten; er verſprach dem Erben eines Kronlehns die Uebertragung deſſelben für eine geſetzmäßige Summe, und die Freiheit der Baronen, eine Tochter, Schweſter oder Verwandte zu heirathen, nicht einzuſchränken, außer daß ſie keinem ſeiner Feinde gegeben werden ſollte; er beſtimmte, daß er die Erbin eines Kronlehns nach dem Tode ihres Vaters nur mit Einſtimmung ſeiner Baronen verheirathen, und das Heirathsgut den Wittwen derſelben eben ſo wenig vorenthalten, als ſie zu irgend einer Heirath zwingen wolle. Das Land ihrer unmündigen Kinder ſollte entweder der Obhut der Mutter oder eines Verwandten übertragen werden. Ein beſonderer Gewinn war es, daß dieſen Geſetzen für das Verhältniß zwiſchen dem König und ſeinen Baronen auch Kraft für die Verhältniſſe zwiſchen dieſen und ihren Vaſallen verliehen wurde; und den Eingebornen war es ohne Zweifel eine

---

*) Chron. Sax. ad a. 1091. Wil. Malm. p. 121.

**) Wil. Malm. 153.

---

*) Guil. Neubr. p. 23.

angenehme Ausſicht, daß der Zuſtand zur Zeit Eduard's des Bekenners als Regel zur Abſchaffung mancher Unordnungen und Beſchwerden angenommen, und die Geſetze dieſes Königs nach den Verbeſſerungen des Eroberers gänzlich wieder eingeführt werden ſollten. *)

Ferner ließ Heinrich den Biſchof von Durham, der vorzüglich den vorigen König in allen Gewaltthätigkeiten unterſtützt hatte, in den Tower von London werfen, zu welchem ſein Vater die erſte Anlage gemacht hatte, als deſſen eigentlichen Erbauer man aber ſeinen Bruder betrachten konnte. **) Dann rief er den Gott des Volkes, den verehrten Anſelm, wieder auf den erzbiſchöflichen Sitz von Canterbury, und dem Urtheile, womit die Weigerung deſſelben, dem Throne als Vaſall die Huldigung zu leiſten, da er ſelbſt an den Schlüſſen der Kirchenverſammlung zu Bari Theil genommen habe, entweder die königliche Macht überhaupt, wenn er ihr nachgab, oder ſeine Herrſchaft bedrohte, ſobald er ihr den Krieg erklärte, wich er durch eine geſchmeidige Wendung vorerſt aus, indem er vorſchlug, man wolle nichts darüber entſcheiden, ſondern von der päpſtlichen Weisheit ſich deshalb Rath ausbitten. ***)

---

*) Matth. Paris. 38.

**) Chron. Sax. 208.

***) Eadmeri hist. p. 55. 56. Wil. Malm. de gest. Pont. Anglor. p. 225.

Endlich that der König noch einen Schritt, wodurch er ſich die Liebe der Angelſachſen in einem hohen Grade erwarb, die ihm ſehr nothwendig war, da unter den Normännern in England ſein Bruder **Robert** einen großen Anhang hatte. Mit Prinzeſſin **Mathilde** wollte er ſich vermählen. Sie gehörte zu den Nachkommen **Alfred's des Großen**, eine Nichte von **Edgar Atheling**, und Tochter König **Malkolm's III.** von Schottland. Aber die Freude der Engländer, daß das alte angelſächſiſche königliche Blut mit dem normänniſchen des nun regierenden Hauſes vermiſcht werden ſollte, ſchien durch einen Umſtand vereitelt werden zu müſſen. **Mathilde** war nämlich dem Gerüchte nach eine Nonne, war in einem engliſchen Kloſter erzogen, und immer mit dem heiligen Schleier erſchienen. „Es ſey ferne von mir, daß ich eine Gottgeweihte dem Himmel ſtehle und der irdiſchen Ehe opfere,“ ſagte **Anſelm**, als ſich **Mathilde** an ihn wegen jenes Gerüchtes wandte. Allein ſie behauptete, daß ſie nie das Gelübde einer Nonne abgelegt, ſondern von ihrem Vater in ein Kloſter geſandt, um da erzogen zu werden, den Schleier habe nehmen müſſen, durch ſeine Heiligkeit ihre Keuſchheit wider die Angriffe der normänniſchen Baronen zu beſchirmen. Es fand ſich, daß mehrere Jungfrauen aus demſelben Grunde ſich mit dem Schleier bekleidet hatten, und der Erzbiſchof **Lanfrank** denſelben gern erlaubt habe, die Klöſter wieder zu verlaſſen, nachdem ſich die freche

Lüſternheit der Normänner gemildert hatte. Auch ward Mathildens Ausſage durch Zeugen hinlänglich beſtätigt, und Heinrich durfte ſich mit ihr vermählen. *)

Unterdeß er durch ſolche Mittel ſich die Liebe ſeiner Unterthanen erwarb, ſann ſein erbitterter Feind, der Biſchof Ranulf von Durham, im Tower auf Freiheit und Rache. Weil der König zwei Pfund Sterling für jeden Tag zu ſeinem Unterhalt im Gefängniſſe beſtimmt hatte, konnte er den Befehlshabern vom Tower und den übrigen Aufſehern häufige Gaſtmale geben. Als er durch Liſt ſich ein Seil verſchafft hatte, ließ er ein herrlicheres Mahl, wie bisher, veranſtalten, und der Falernerwein floß bei demſelben. Sobald die Gäſte berauſcht waren, knüpfte er den Strick um die Säule in der Mitte eines Fenſters, und ließ ſich ſchnell an demſelben hinab. Unten harrten ſchon ſeine Freunde, und entflohen mit ihm. Er drang gewaltig in den leichtſinnigen Robert, der in die Normandie zurückgekommen war, daß er ſich ſchnell zum Kriege rüſten und Englands Krone erkämpfen ſollte. Viele von den großen engliſchen Baronen luden ihn zur Landung ein; aber ohne den Ungeſtüm des Biſchofs von Durham

---

*) Eadmeri hist. p. 56—58.

hätte er ſich wahrſcheinlich ſeinem Hange zur Trägheit ganz überlaſſen, und dieſelbe nicht verſucht. *)

Kaum erſchien er auf dem Meere; ſo ging ein Theil der Flotte König Heinrich's zu ihm über, und er konnte ohne Hinderniß in Portsmouth landen. **) Ein großer Theil der Baronen ſtrömte mit den Untervaſallen zu ſeinem Lager. Andere blieben auf des Königs Seite, deſſen größte Stärke aber in den Angelſachſen beruhte. ***) Auf einer Ebene ſtanden die beiden Brüder gegen einander. Sie wußten, wie hart der Kampf ſeyn würde, und zauderten loszuſchlagen. Der Erzbiſchof verhinderte, daß die Verrätherei der Baronen weiter um ſich griff, und ermahnte die Krieger, für ihren König zu ſterben, unterdeß Boten von Lager zu Lager gingen, um Eintracht zu ſtiften. Heinrich war zu ſchlau, um den Baronen, welche unterhandelten, den ernſten Wunſch nach Frieden zuzutrauen, und kannte die Gutmüthigkeit ſeines Bruders, die Gewalt ſeiner eignen Beredtſamkeit zu gut, um von einer perſönlichen Unterhandlung mit demſelben nicht alles zu erwarten. In der Mitte von beiden Heeren kamen die Brüder zuſammen, und der Friede ward leicht zwiſchen ihnen geſchloſſen. Alles, was Heinrich in der

---

*) Order. Vital. p. 786. 787.

**) Chron. Sax. p. 209.

***) Wil. Malm. p. 156. Order. Vital. 788.

Normandie noch in ſeiner Gewalt hatte, räumte er dem Herzog ein bis auf Eine Ausnahme. Dieſer that Verzicht auf die engliſche Krone; aber in dem Falle, daß einer von ihnen ohne rechtmäßige Erben ſtürbe, ſollte der andere ihm folgen, alſo die Staaten ihres Hauſes dieſſeit und jenſeit des Meeres in ſeiner Perſon vereinigen. Der König verſprach, ſeinem Bruder jährlich dreitauſend Mark Silbers zu bezahlen. Die Baronen Englands, welche Robert's Parthei ergriffen hätten, dürften deshalb nicht leiden. J. 1101. *)

Auf die Weiſe war durch Heinrich's Klugheit und Entſchloſſenheit völlig die Sicherheit ſeines Thrones behauptet, und eine ungewohnte glückliche Ruhe verbreitete ſich über England. Die Geiſtlichkeit eilte vorzüglich, dieſelbe zu benutzen: allenthalben wurden neue Kirchen und Klöſter erbauet. Aber es mußte ſich bald zeigen, daß keine feſte innere Ruhe zu hoffen war, ſobald die weltliche und geiſtliche Macht ihre Anſprüche gegen einander nicht ausgeglichen hatten.

Während der Gefahr, in welcher er ſchwebte, ſoll König Heinrich dem alten Anſelm, deſſen Anſehen beim Volk ihm ſo nützlich wurde, verſprochen haben, daß er hinfort keine Macht über die engliſche Kirche

---

*) Chron. Sax. 209. Wil. Malm. 156. Order. Vital. 788. Eadmeri hist. p. 49.

ausüben wolle. Allein kaum waren ſeine Boten von Rom mit einem Briefe des Papſtes Paſchal, des Nachfolgers von Urban, zurückgekommen, worin behauptet wurde, daß kein König es wagen ſollte, von den Geiſtlichen den Huldigungseid zu fordern, welchen ſie einzig dem Himmel ſchuldig wären; ſo verlangte er ohne Umſchweife von dem Erzbiſchofe, daß er ihm entweder den Vaſalleneid leiſte, oder in Eile ſein Reich verlaſſe. Bald darauf ließ er freilich gegen Anſelm mildere Saiten klingen, doch kündigte er dem Papſte durch eine neue Botſchaft an, daß er jenen Grundſatz wenigſtens in Hinſicht auf England aufgeben müſſe, oder man würde Anſelm mit ſeinem Anhang verjagen, kein jährliches Geſchenk mehr an den päpſtlichen Stuhl entrichten, und die engliſche Kirche dem Einfluſſe deſſelben völlig entziehen. Auch Anſelm hatte wieder Geſandte nach Rom geſchickt. Die vom König abgeordneten Biſchöfe warnten den Papſt vor zu langem Widerſtande gegen Heinrich. Da begann der heilige Vater, ihnen insgeheim zu verſprechen, daß er zufrieden ſeyn wollte, wenn der König nur mit geiſtlichen Zeichen die Diener der Kirche belehnte. Oeffentlich und in Briefen dürfe er aber der übrigen Fürſten wegen dergleichen nicht äußern. Darum enthielt auch der Brief, welchen er ihnen an Heinrich mitgab, nichts von dieſem Verſprechen, obgleich er äußerſt milde abgefaßt war; das Schreiben an den Erzbiſchof dagegen feuerte denſelben an, daß er ſeinen Rechten als

Primas nichts vergeben ſollte. Heinrich mußte den Brief, welchen er empfangen, aus Klugheit unterdrücken. Die Verſammlung der Großen zu London, um die Kunde von Rom zu vernehmen, gerieth in Erſtaunen bei den widerſprechenden Berichten der Geſandten. Aber Heinrich's drei angeſehene Biſchöfe fanden mehr Glauben, als die Mönchlein, Anſelm's Boten. In dieſer Verwirrung erklärte der Erzbiſchof, daß er keinen Bann ausſprechen wolle, wenn der König die Inveſtitur ausübte, bis man durch eine neue Geſandtſchaft den wahren Sinn des heiligen Vaters erforſcht hätte. Dafür ließ es Heinrich gern geſchehen, daß der Primas einige Aebte, als der Simonie ſchuldig, ihrer Würde beraubte, ſtrengere Anordnungen wegen der weltlichen Geiſtlichkeit machte, und ein Geſetz gab, nach welchem die Söhne der Prediger nicht mehr die Stellen der Väter erben ſollten. *)

Fröhlich begann der König mit dem Hirtenſtabe die Geiſtlichen zu inveſtiren; aber Anſelm verſagte denſelben durchaus die Weihung. Als die Hartnäckigkeit des alten Mannes, durch frommen Eifer beſeelt, alle Künſte Heinrich's unwirkſam machte; ſo bat dieſer ihn, daß er ſelbſt nach Rom gehen, und durch ſeine Weisheit daſelbſt den Streit zu einem Schluſſe bringen möchte, welcher dem Throne nichts von dem Glanze

---

*) **Eadmeri hist. p. 49—68.**

der Vorfahren raubte. Die Gegenwart des heiligen Greiſen in England war wegen des unmittelbaren Eindruckes dem Könige nachtheilig; und überdies ſandte er einen gewandten, thätigen Mann, mit Geld ausgerüſtet, nach Rom ab, welcher noch früher als Anſelm ankam *) und glücklich ſeine Netze am päpſtlichen Hof ausſpannte. Allein er vertrauete darauf zu ſehr und reizte durch die Erklärung, daß ſein Herr lieber die Krone als das Recht der Inveſtitur verlieren werde, den Papſt zu dem feierlichen Ausrufe: ich ſchwöre vor Gott, daß Papſt Paſchal lieber ſein Leben opfern, als den König ungeſtraft im Beſitz der Rechte der Kirche laſſen werde. Selbſt die Biſchöfe, welche Stab und Ring aus Heinrich's Hand bekommen hatten, wurden bis zur genugthuenden Buße mit dem Kirchenbanne belegt.

Als Anſelm von Rom abreiſte, blieb Wilhelm v. Warelwaſt, des Königs Geſandter, daſelbſt zurück; konnte aber nichts als einen ſchmeichelhaften Brief an Heinrich vom Papſt erhalten. Zu Placenz vereinigte er ſich dann mit dem alten Erzbiſchofe zur Rückreiſe. Als ſie in die Nähe von Lyon gekommen waren, wo ſich dieſer verweilen wollte, kündigte er ihm im Namen des Königs an, daß in England kein Primas geduldet werden ſolle, der nicht gegen den Thron erfülle,

---

*) S. die 2. Anmerk. auf S. 82.

was bisher die Erzbiſchöfe ihm geleiſtet hätten. Anſelm verwarf, wie immer, eine ſolche Bedingung der Eintracht mit dem Hofe, und blieb als ein Verbannter zu Lyon, nachdem der König die Einkünfte des Erzbisthumes eingezogen hatte. *)

Der Papſt zauderte aber, den Kirchenbann über Heinrich auszuſprechen. Noch war der Kampf mit dem Kaiſer nicht beendigt, und die Hierarchie mußte mehr als alles andere vermeiden, daß ſich weltliche Mächte gegen ſie verbanden. Auch konnte der König von England wegen der Entfernung ſeines Staates von dem Mittelpuncte der geiſtlichen Despotie, wegen der feſtern Haltung im Feudalſyſtem, der mehr behaupteten Unabhängigkeit der Kirche in ſeinem Reich, als in den meiſten Staaten der abendländiſchen Chriſtenheit, bis zum äußerſten getrieben, den Verſuch wagen, die Sorge für das Heil der Seelen, ohne Verbindung mit dem Papſte, in England verwalten zu laſſen.

Auf der andern Seite war ein ſolcher Verſuch doch immer ein großes Wageſtück, denn bei der unaufgeklärten Denkart dieſer Zeiten, konnte der päpſtliche Bannſtrahl jeden chriſtlichen Thron erſchüttern; und Anſelm beſaß ſehr viele Freunde in England, ſo wie der König den meiſten Baronen verhaßt war, weil ſeine

---

*) **Eadmeri hist.** 69—76.

feſte Regierung ihrer Zügelloſigkeit nicht gefiel. Deshalb ergriff er mit Freude bei ſeiner Gegenwart in der Normandie den Vorſchlag ſeiner frommen Schweſter, der Gräfin Adele von Blois, eine Zuſammenkunft zwiſchen ihm und dem Erzbiſchofe zur Stiftung des Friedens zu veranſtalten. Freilich wurde auch durch ſie weiter nichts ausgemacht, als daß man beſchloß, wiederum eine Botſchaft nach Rom zu ſchicken; aber Wilhelm von Warelwaſt, der abermal vom König geſandt wurde, wußte diesmal den Papſt Paſchal beſſer zum Vortheil Heinrich's zu ſtimmen, ſo daß ein Schreiben von ihm dem Erzbiſchofe befahl, den Geiſtlichen hinfort die Weihung nicht zu verweigern, welche dem König den Huldigungseid geleiſtet, wenn ſie nur nicht die Inveſtitur von ihm empfangen hätten. Der Grundſatz wurde alſo vom päpſtlichen Stuhl aufgeſtellt, daß die Prälaten zwar, als Vaſallen, der weltlichen Macht in England Huldigung leiſten müßten, aber als geiſtliche Beamten ihre Würde nicht von ihr empfingen. In einer Reichsverſammlung zu London ward derſelbe vom König und von Anſelm feierlich angenommen. (J. 1107. Aug. 1.)

Dieſer Friede gab dem Erzbiſchofe die gewünſchte Macht, den Unordnungen Einhalt zu thun, welche während ſeiner Abweſenheit in der engliſchen Kirche überhand genommen hatten, obgleich es ihm wohl nicht gänzlich gelang, die Greuel zu verbannen, über welche ſeine Freunde am meiſten in Briefen geklagt hatten, daß nämlich ſo viele Prieſter heiratheten, das Verbrechen der Sodomiterei, und die Sitte, lange Haare zu tragen, immer häufiger würden. *)

Die Standhaftigkeit, mit welcher Heinrich die Freiheit der engliſchen Kirche vertheidigt hatte, verdienet, wiewohl ſie nicht ganz ihr Ziel erreichte, doch ungleich größern Ruhm, als das vollkommene Glück, womit er ungefähr zu derſelben Zeit, da der Kampf mit Anſelm aufhörte, den Zwiſt und die Fehden beendigte, welche zwiſchen ihm und ſeinem Bruder Robert nach dem letzten Frieden immer noch obgewaltet hatten.

Der Herzog der Normandie hätte ſein ganzes Leben auf Ritterzügen zubringen müſſen, um ſtets mit Ruhm zu erſcheinen; in dem ruhigen Genuſſe ſeiner Größe büßte er dieſelbe unausbleiblich ein, und über den ſchlechten Herzog vergaß man den glorreichen Ritter. Heinrich warf ihm dieſe Unordnung ſeiner Regierung in ſtarken Ausdrücken vor, als er nach England hinübergegangen war, um ſich über ſeinen königlichen Bruder zu beſchweren. Dieſer hatte nämlich diejenigen Baronen, welche des Herzogs Anſprüche auf die Krone unterſtützt hatten, nach und nach geſtürzt, ohne

---

*) Eadmeri hist. 77—91.

daß man über einen Bruch des Friedensvertrages zwiſchen den beiden Brüdern klagen konnte, da ſie ſich Vergehungen gegen das Lehnrecht hatten zu Schulden kommen laſſen. Daß ſie für dieſelben nach der Strenge der Geſetze büßen mußten, darauf mochte wohl ein Groll des Königs gegen ſie wegen ihrer Anhänglichkeit an ſeinem Bruder gewirkt haben. Robert kam herüber an den Hof, um ſeine Vorwürfe deshalb ausbrechen zu laſſen; aber ſah ſich bald von Gegenvorwürfen ſo überwältigt, verſpürte eine ſolche Erbitterung des Königs gegen ihn, ſo freundlich derſelbe öffentlich war, um den Zwiſt zwiſchen ihnen nicht dem Volksgerüchte preis zu geben; und fand ſich durch ſeine Unvorſichtigkeit ſo in der Gewalt des Hofes, daß er froh war, mit Aufopferung des jährlichen Gehaltes von drei tauſend Mark Silbers, womit er der Königin auf ihre dringenden Bitten ein Geſchenk machte, wieder nach ſeinem Herzogthume reiſen zu können. *)

Der König verſtärkte bald darauf durch die Verbannung des furchtbaren Grafen von Beleſme ſeine Macht wider die Ariſtocratie der Baronen. Während der kurzen Fehde, wodurch er denſelben ſtürzte, traten die Großen des Reiches an einem Tage zu ihm, und ſuchten durch ihre vereinte Bitte, ſeine Strenge wider

---

*) Order. Vital. 804. 805. Chron. Sax. 211. Wil. Malm. 156.

den Grafen zu mildern, weil ſie für ihr Anſehen überhaupt den Sturz deſſelben fürchteten. Allein des Königs Krieger, die er aus den geringern Landbewohnern, *) ohne Zweifel Angelſachſen, welche noch in unmittelbarer Verbindung mit dem Throne ſtanden, ſich erleſen hatte, warnten ihn vor dem Rathe der Großen. Er verwarf daher die Bitte derſelben, und ſetzte die Fehde glücklich fort, obgleich der Graf von Beleſme ſchon Krieger vom Volke der alten Britten als Söldlinge in ſeinem Dienſt hatte, eine Miliz, die ſehr wachſam für ihren Ruhm war, um neben der Lehnmiliz nicht zu verächtlich zu erſcheinen. Als eine Feſtung des Grafen, worin ein Haufe ſolcher Söldlinge lag, ohne ihr Wiſſen ſich durch die Unterhandlungen der Einwohner mit dem König ergab, betheuerten ſie hoch gegen die belagernden Krieger, daß dieſes Unglück, welches die treuloſen Einwohner über ſie gebracht hätten, nicht als Schande der Söldlinge überhaupt gelten dürfe; und der König achtete ſie, weil ſie demjenigen treu geblieben waren, in deſſen Solde ſie ſtanden. **)

Der Graf von Beleſme mußte nach dem Verluſt aller ſeiner Güter in England ſich nach der Normandie begeben, und brachte da den unruhigen Geiſt der Baronen in die ſtärkſte Gährung. Der ſorgloſe Herzog

---

*) Order. Vital. 807.

**) Wil. Malm. 156. Order. Vital. 807.

Robert, welcher wegen ſeiner Unfähigkeit zu regieren, immer mehr in Verachtung bei ſeinen Unterthanen ſank, ward auf die Weiſe von denjenigen Großen umgeben, welche England hatten verlaſſen müſſen, weil ſie ſich keinen Zügel der Regierung gefallen ließen; und ſo ward ſein Herzogthum bald in den Schauplatz der heilloſeſten Verwirrung verwandelt, *) zum nicht geringen Vergnügen ſeines königlichen Bruders, welcher ſich dann noch beſchwerte, daß der Herzog den verbannten Verräthern Schutz verliehe und ſie im Beſitz ihrer Güter ließe. **)

Bei einem Beſuche, welchen er ihm mit einem furchtbaren Gefolge in der Normandie abſtattete, ſah er deutlich, wie leicht es ihm ſeyn werde, ſich des Herzogthumes zu bemächtigen, und ſo alle Macht ſeines Vaters in ſeinen Händen wieder zu vereinigen. An einem ſcheinbaren Vorwande dazu konnte es ihm nicht fehlen, da der Graf von Beleſme die Bewohner der Normandie, von welchen er glaubte, daß ſie dem König von England gewogen wären, mit Wuth verfolgte, und das Geſchrei des Volkes ihn als ſeinen Retter herbeirief. ***) Um ſich die Mittel zu der Unternehmung nach der Normandie zu verſchaffen, bediente er ſich zwar einiger harter Maßregeln, die aber durch das Beiſpiel ſeines Bruders und Vaters hinlänglich als nichts unerhörtes entſchuldigt wurden. *)

---

*) Wil. Malm. 157.

**) Order. Vital. 814.

***) Ibidem.

Kaum war Heinrich in die Normandie gekommen, ſo verſprach er mehrern Großen, die ſich zu ihm verſammelten, Rettung von dem gegenwärtigen Unglücke des Landes, und wußte ſich die Zuneigung der Geiſtlichen durch Kleinigkeiten zu ſichern. Von dem Biſchofe von Seez, welcher eifrig gegen die langen Haare predigte, die der König und ſeine Begleiter nach Sitte der Weiber trügen, ließ er ſich demüthig das Haupt ſcheeren, und ſeine Hofleute folgten dem Beiſpiel. Auf den treuen Eifer dieſes Biſchofes für ihn konnte er nun ſicher rechnen. **)

Den Krieg ſelbſt führte er dem Vorgeben nach wider einzelne Baronen, als ein Beſchützer der unterdrückten Unſchuld; aber man konnte vorausſehen, daß Herzog Robert, der beim Rufe von Waffenthaten ſich ſogleich aus ſeiner Weichlichkeit und Unordnung aufraffte, dem Kriege in ſeinem eignen Lande nicht ruhig zuſchauen würde. Er vereinigte ſich mit einigen Baronen, vorzüglich dem Grafen von Beleſme, und zog gegen ſeinen Bruder, als derſelbe Tinchebraie belagerte.

---

*) Eadmeri hist. 85. S. d. Anmerk. auf S. 83.

**) Order. Vital. 816.

Vergebens verſuchte man Frieden zwiſchen den Brüdern zu ſtiften, denn der Herzog verwarf den Vorſchlag Heinrich's, daß er ihm die Normandie abtreten, und ſich mit der Hälfte der Einkünfte derſelben begnügen ſolle. *) Als die Schlacht begann, ſchlug Herzog Robert, mit einer geringen erleſenen Mannſchaft das königliche Heer zurück, würdig ſeines Waffenruhmes, welchen er bei Jeruſalem errang. **) Allein die Flucht des verrätheriſchen Grafen von Beleſme mit ſeinen Schaaren verurſachte dennoch eine blutige Niederlage des herzoglichen Heeres. Robert ſelbſt ward gefangen, mit ihm viele Baronen und unter denſelben auch Edgar Atheling, welcher kurz vorher die Parthei des Königs verlaſſen hatte, aber ſo unbedeutend war, daß er, welcher ein Nachkomme der alten Könige, und die Krone ſchon ſelbſt getragen hatte, auch jetzt, wie ſchon einigemale, ungeſtraft gegen den Herrſcher auf dem Throne ſeiner Vorfahren die Waffen hatte führen dürfen. (J. 1100.) ***)

Das ganze Herzogthum mußte nun dem Könige von England huldigen, und Robert fand nie wieder Gelegenheit zu einem Verſuche, ſich deſſelben zu bemächtigen; denn auf dem Schloſſe Cardiff in Glamorganſhire mußte er die übrigen ſieben und zwanzig Jahre ſeines Leben in der Gefangenſchaft zubringen, von unbeflecktem Ruhme und vielleicht vor allen Söhnen des Eroberers geprieſen, wenn er als Herzog eben ſo wenig, als auf den Thronen von Jeruſalem und England regiert hätte; aber auch als Gefangner nicht unglücklich, denn in Erinnerungen ſeines ritterlichen Lebens und von aller Sorge befreit, fand er Wohlgefallen an der Fülle von ſinnlichen Genüſſen und an den Schwänken der Gaukler, womit ihn ſein Bruder umgab. *)

---

*) Order. Vital. 820.

**) Henr. Huntind. 379.

***) Chron. Sax. 214. Order. Vital. 821. Wil. Gemet. hist. Norm. L. 8. c. 13.

Seine durchgreifende Ordnung begann König Heinrich nun auch ſogleich in die Normandie einzuführen. Er hatte ſich in den erſten Jahren ſeiner Regierung durch ſeine großen Eigenſchaften, welche dem Glücke geboten, eine herrliche Ausſicht auf ſein übriges Leben eröffnet. Der Verluſt des Inveſtiturrechtes ſchwächte freilich die Gewalt, welche der Eroberer über die Geiſtlichkeit ausgeübt hatte; aber ſonſt war ſeine Macht im Innern Englands weit mehr gegründet, als je das Anſehen ſeines Vaters. Alle Baronen waren ihm ſo unterthan, daß ſich keiner wieder gegen ihn empörte. **) Der zermalmende Geiſt ſeiner beiden Vorgänger hatte ihn freilich auf den glücklichen Standpunct gebracht, daß er nach dem Sturme der erſten Jahre ſeiner Regierung nichts mehr zu zertrümmern brauchte; aber er war auch dazu geſchaffen und ausgebildet, um zwiſchen Trümmern eine neue Ordnung zu weben. Schon in ſeiner feſten, harmoniſchen, wenn gleich nicht beſonders hochgewachſenen Geſtalt, ſeiner Stirne, von reichem ſchwarzen Haar umringt, ſeiner gewölbten Bruſt, ſeinen offenen bis zur Lieblichkeit heitern Blicke kündigte ſich ein Geiſt an, welcher es verſtand, Heldenſinn mit Weisheit im Regieren und mit den Empfindungen der Freundſchaft und Liebe zu vereinigen. Man hätte geglaubt, die Natur habe ihn zum Helden geboren, wenn es nicht unverkennbar geweſen, daß ſie ihn zum Könige beſtimmt hatte. *) Früh war er dahin gekommen, die Wiſſenſchaften zu ſchätzen, indem er oft das Sprüchwort ſeines Vaters hörte, daß ein König ohne Kenntniſſe ein gekrönter Eſel ſey; aber nichts zeugt ſo ſehr von ſeiner herrlichen Anlage, als daß er ſie trotz ihrem damaligen allgemeinen Character nicht als Bürde für das Gedächtniß, als ein Spielwerk grübelnder Spitzfindigkeit betrachtete, ſondern ſie zur Veredlung ſeiner Natur benutzte. **) Zur größten Tugend des Menſchen, zur Selbſtüberwindung, ward er durch ſie angefeuert; und ſein Schickſal nach des Eroberers Tode, da er von ſeinen Brüdern abhängig oft ſelbſt dem Mangel nicht entgehen konnte, *) gab ihm Gelegenheit genug ſich in derſelben weiter zu üben, ſo daß ſie ſelbſt den Schein der Falſchheit bekam, als er den Thron beſtiegen hatte. Unter der Bürde der Geſchäfte, die von dieſem Augenblicke an auf ihm lag, da ſein bisheriges Leben zu keiner großen Arbeit war benutzt worden, unter den Gefahren, die ihn beſtürmten, verlor er nie die Gabe angenehmer Unterhaltung, ließ ſich aber auch nie durch ſeine Fröhlichkeit zu vertraulichen Ergießungen wider die Klugheit verführen. **) Dieſe Mäßigung bei vordringendem Reichthume der Kraft drückte ſich auch in ſeinen Reden aus. Nie ſprach er nach großer Vorbereitung, und deshalb nie mit ausgeſuchter Kunſt; aber ſtets mit Reife der Gedanken, und ohne voreilende Worte. ***) Nichts war ihm nach einer ſolchen Gewalt über ſeine Fähigkeiten mehr zuwider an andern, als Mißbrauch ihrer Talente aus Eitelkeit oder andern Gründen; und war derſelbe gar wider ihn ſelbſt gerichtet, ſo daß der Eindruck der Ehrfurcht, den er machte, und auf welchen er ſehr bei ſeinen Handlungen rechnete, dadurch litt; ſo ſtrafte er mit unerbittlicher Härte. Ein gewiſſer Lukas von

---

*) Wil. Malm. 154.

**) Wil. Malm. 161. Order. Vital. 808.

---

*) Wil. Malm. 162.

**) Idem. 155.

---

*) Idem ibidem.

**) Wil. Malm. 162.

***) Idem ibidem.

Barra, ein tapferer unbeſcholtener Mann und angenehmer Dichter, hatte es gewagt, da er kein Vaſall Heinrich's war, Spottlieder auf denſelben zu richten. Der König bekam ihn in ſeine Gewalt, und gab Befehl, daß ihm die Augen ausgeriſſen werden ſollten. Als der Graf von Flandern den Dichter durch ſeine Vorſtellungen zu retten ſuchte, antwortete er ihm: „Lukas hat die Spottlieder, welche er wider mich gedichtet hatte, öffentlich abgeſungen, und meine Feinde zum Hohngelächter über mich gereizt. Nun hat ihn Gott in meine Gewalt gegeben, damit ich ihn durch Strafe von ſeinem unedlen Beginnen für die Zukunft abhalte, und andere gleichverwegene Geiſter durch ſein Beiſpiel abgeſchreckt werden." Der unglückliche Dichter rang mit den Nachrichtern, welche das grauſame Urtheil vollziehen ſollten, und von ihnen ergriffen, zerſchmetterte er ſein Haupt an den Steinen. *)

Nur in zwei Dingen ſcheint der König die Mäßigung, die er auch in allen ſinnlichen Genüſſen zu beobachten pflegte, **) nicht beſeſſen zu haben. Seine Liebe zum weiblichen Geſchlechte ging nach einigen Nachrichten ſo weit, daß er Salomo's Wolluſt nachahmte; ***) ſechs Söhne und ſieben Töchter zeugten von ſeiner männlichen Kraft; *) aber er ſcheint vielmehr ihrem Reichthume, als der Unzucht nachgegeben zu haben. **) Dann beſaß er einen übertriebenen Hang zum Vergnügen der Jagd, und beſtrafte es faſt eben ſo hart, wenn man einen Hirſch, als wenn man einen Menſchen erſchlug. ***)

---

*) Order. Vital. 880. 881.

**) Wil. Malm. 162.

***) Guiliel. Neubrig.

Durch ſeine Klugheit in auswärtigen Angelegenheiten ſeines Reiches war er vor allen Fürſten ſeines Zeitalters berühmt, und er folgte durchaus nicht der Sitte des Mittelalters, ſogleich zum Schwerte zu greifen, ſondern ſuchte zuerſt durch Unterhandlungen ſeinen Zweck zu erreichen. Die ſtrengſte Gerechtigkeit war der erſte unter ſeinen Grundſätzen für die innere Staatsverwaltung; Diebſtahl und Raub wurden unter ihm unfehlbar mit dem Stricke beſtraft. Dann richtete er vornämlich ſein Augenmerk auf ſolche Einrichtungen, die in den geſellſchaftlichen Verkehr vielfach eingriffen. Die Verwirrung, welche in die Münze gekommen war, ſuchte er zu heben, und einem falſchen Münzer ließ er ohne Gnade die Augen ausreißen, und die Füße abhacken. ****) In der Wahl ſeiner Beamten war er ſorgfältig, und vorzügliche Geiſter erhob er aus dem Staube zu den höchſten Würden, auch aus der Rückſicht, daß ſie dann das Schrecken der großen Baronen waren. *) Wenigſtens zu den vornehmſten geiſtlichen Würden ließ er auch den vorzüglichſten Geiſtlichen, wenn er ein Angelſachſe war, nicht gelangen. **) Sonſt behandelte er die alten Eingebornen mit ungleich größerer Milde, als die beiden vorhergehenden Könige, ***) wiewohl er die Verſprechungen, welche er ihnen zur Zeit der Gefahr gemacht hatte, nicht mit treuer Sorgfalt ſcheint erfüllt zu haben.

---

*) Wil. Gemet. L. 8. c. 29.

**) Wil. Malm. 162.

***) Guil. Neubr. 28.

****) Hoveden. 471.

Nach beigelegter Fehde mit dem päpſtlichen Stuhl und Bezwingung der Normandie ſtand Heinrich auf dem Gipfel ſeines Glückes. Da er noch zwanzig und einige Jahre nach dieſem Zeitpuncte lebte, ſo erwartete man durch ſeine großen Eigenſchaften das Heil ſeines Hauſes und ſeiner Länder unerſchütterlich feſt gegründet zu ſehen. Allein Kriege um den Beſitz der Normandie verſchlangen eine Reihe von Jahren hindurch ſeine beſte Kraft, und waren Veranlaſſung, daß ſein häusliches Glück gleichfalls zerrüttet wurde. Wenn er ſeinen Bruder Robert des Herzogthums beraubte, ſo konnte er vielleicht zur Entſchuldigung anführen, daß ſichtbar ihr altes Stammland unter des Herzogs Regierung zu Grunde ginge; aber eine ähnliche Entſchuldigung fehlte, da er dem herangewachſenen Sohne deſſelben ſein erbliches Eigenthum vorenthielt.

---

*) Order. Vital. 805.

**) Eadmeri hist. 110.

***) Wil. Malm. 155.

Wilhelm war den Nachſtellungen ſeines königlichen Oheims glücklich entgangen, und hatte an den Höfen, wo er umherirrte, durch ſeine außerordentliche Schönheit, die ihm von ſeiner Mutter aus dem gräflichen Hauſe von Converſana angeboren war, *) Eindruck zu ſeinem Vortheile gemacht. **) Ueberdies erforderte es die Politik verſchiedener Mächte, vorzüglich des franzöſiſchen Hofes, der Grafen von Anjou, von Flandern, die gerechten Anſprüche des Jünglings auf die Normandie zu unterſtützen. Je mehr Fähigkeiten derſelbe verrieth, deſto aufmerkſamer wurden die unruhigen Baronen des Herzogthums auf die vielfachen Verhältniſſe, wodurch ſeine Anſprüche begünſtigt wurden. So entſtand ein faſt zwanzigjähriger Krieg, freilich mit Unterbrechungen wegen der Normandie, und der König konnte ſich nicht eher wieder mit Sicherheit des Friedens erfreuen, als bis Wilhelm in einer Fehde zur Behauptung der Grafſchaft Flandern, die ihm ſein Schwager König **Ludwig** von Frankreich als Kronlehn gegeben hatte, getödtet wurde. (J. 1128.) *)

---

*) S. d. Anmerk. auf S. 85.

**) Order. Vital. 837. 838. Wil. Gemmet. hist. Norm. L. 8. c. 14.

Während dieſes Krieges fand **Heinrich** Gelegenheit genug, ſeine großen Eigenſchaften zu zeigen; aber von keiner gab er einen ſo auffallenden Beweis, wie von ſeiner Gewalt über ſeine Empfindungen, ſobald er das Gebot der Gerechtigkeit zu hören glaubte. Seine natürliche Tochter **Juliane** war an den Grafen **Euſtach** von Breteuil vermählt. Dieſer verlangte das Schloß Evreux zu einer Zeit vom König, da an dem ſichern Beſitze deſſelben viel gelegen war. **Heinrich** verſprach unter freundſchaftlichen Verſicherungen, ihm in der Zukunft daſſelbe einzuräumen, und gab ihm als Geißel für die Treue des Verſprechens den Sohn **Radulf's Harenk**, des damaligen Befehlshabers von Evreux, eines unbeſcholtenen Kriegers. Zwei Töchter **Euſtach's** blieben als Geißeln für die Sicherheit des Knaben bei ihrem königlichen Großvater zurück. Deſſen ungeachtet ließ jener dem Knaben die Augen ausreißen, und ſandte ihn geblendet an den Vater. Dieſer kam mit zerriſſenem Herzen zum Könige, welcher ſogleich befahl, nach dem Geheiße der Gerechtigkeit ihm ſeine Enkelinnen auszuliefern. Der Befehlshaber von Evreux, ungerührt von der großmüthigen Unpartheilichkeit **Heinrich's**, blendete gleichfalls die unglücklichen Mädchen, und ſchnitt ihnen die Spitzen der Naſen ab. Der König ſchwieg bei dieſer grauſamen Rache, und äußerte durchaus kein Mißtrauen gegen Radulf Harenk, welcher nach Evreux zurückkehrte, um es tapfer zu vertheidigen. Juliane ſchwur gegen ihren Vater glühende Rache. Sie warf ſich in Breteuil, um die Burg zu bewahren, da die Einwohner der Stadt dem Könige geneigt ſchienen. Während der Belagerung verlangte ſie, mit ihrem Vater zu reden; und kaum hatte er ſich genaht, ſo ſchoß ſie einen Pfeil auf ihn ab, um ihn zu tödten. Dies gelang nicht. Sogleich brach der König die Unterhandlung ab, und ließ die Brücke des Schloſſes zerſtören. Es mußte ſich endlich ergeben; und indem alle voll Erwartung waren, wie blutig ſeine Rache an der unnatürlichen Tochter ſeyn würde, gab er Befehl, daß ſie nicht aus den Thoren der Burg gelaſſen werden, ſondern an der Mauer in das kalte Waſſer des Grabens hinabſteigen ſollte. Der Spott des Heeres bei dieſem Schauſpiele war die einzige Rache, welche er für den Angriff auf ſein Leben nahm. *)

---

*) Wil. Gemmet. L. 8. c. 16.

Dieſe bewundernswürdige Größe, daß er ſeinen Schmerzen nicht erlaubte, aus ſeinem Betragen hervorzublicken, erlag nur einmal den Schlägen des Schickſals. Vergnügt verließ er die Normandie, um nach England zurückzukehren, denn die Baronen des

---

*) Order. Vital. 848. 849.

Herzogthums hatten ſeinem achtzehnjährigen Sohne Wilhelm, der einzig unter ſeinen Söhnen aus rechtmäßiger Ehe entſprungen war, als ſeinem Nachfolger den Huldigungseid geleiſtet. In der erſten Nachtwache (1120. Decbr. 7.) ſtieß der König von der franzöſiſchen Küſte ab; der Kronerbe ſtieg mit einem Gefolge von ungefähr dreihundert Menſchen, die größtentheils Jünglinge aus den edelſten Häuſern, und unter welchen auch ſein Bruder Richard, ein natürlicher Sohn Heinrich's, und die Gräfin von Perche, eine natürliche Tochter deſſelben, waren, in ein prächtiges Schiff, um ſeinem Vater zu folgen. Die Geſellſchaft war ausgelaſſen froh, die Nacht mendhell, und die Schiffer, welche von Wein, einem Geſchenke des Kronprinzen, berauſcht waren, rühmten ihre Geſchicklichkeit, und wie bald ſie den König übereilen wollten. Das Schiff ſchoß durch die Fluthen, und ward an eine Klippe geworfen. Indem die Todesgefahr von allen Seiten eindrang, ſprang der Prinz mit einigen Gefährten in ein kleineres Schiff. Als er aber das Geſchrei ſeiner Schweſter auf dem größeren geſcheiterten Schiffe hörte, befahl er den Kahn anzulegen, um ſie aufzunehmen. Da ſprangen ſo viele auf einmal hinein, daß der Kahn unterſank. Alle kamen um; nur ein Fleiſcher von Rouen rettete ſich, und brachte die Kunde nach England. Die Großen am Hofe erfuhren ſie ſogleich, aber verbargen ihre Thränen und Klagen über den Tod ihrer Söhne und Verwandten vor dem König, der ſich fleißig erkundigte, wo ſeine Söhne bleiben möchten, und vermuthete, daß ſie in einen entfernteren Hafen eingelaufen ſeyn möchten. Endlich am dritten Tage konnte man ihm den Untergang derſelben nicht mehr verbergen. Er ſtürzte ohnmächtig zur Erde nieder. In eine Kammer getragen, ſtrömte er ſeine herbſten Klagen aus. Sobald aber nun unverhohlen die Klage aller, welche durch denſelben Schlag getroffen waren, erſcholl, unterdrückte er ſchnell ſeinen eigenen Schmerz, und hielt es für männlich, mit den übrigen nur ihren Verluſt, nicht den ſeinigen, zu beweinen. Doch verſchwand das Lächeln auf immer aus ſeinem Geſicht, und ſeine alte Heiterkeit gewann er nie gänz wieder. *)

Dieſe unglückliche Begebenheit hatte auf das Schickſal des engliſchen Staates einen wichtigen Einfluß. Mochte ſich die Geiſtlichkeit bei derſelben damit tröſten, daß die meiſten von den umgekommenen Perſonen dem ſodomitiſchen Laſter ergeben waren; die angelſächſiſche Nation konnte ſie einigermaßen als ein Glück betrachten, denn der Kronerbe hatte früh einen tiefen Haß gegen ſie gezeigt, und öffentlich gedroht, daß er die Angelſachſen, ſobald er zur Regierung gekommen, wie

---

*) Order. Vital. 868. 869. Hoveden, 476. Huntind. 381. Wil. Malm. 165. Bromton. 1012. 1013. Alvr. Beverl. 148.

Stiere vor den Pflug ſpannen wolle. *) König Heinrich hatte nun keine Nachkommen aus einer rechtmäßigen Ehe mehr, als ſeine Tochter Mathilde, die Gemahlin Kaiſer Heinrich's V. Sie rief er aus Deutſchland ab, da ihr Gemahl geſtorben war, und vermählte ſie mit Gottfried, dem älteſten Sohne des Grafen Fulko von Anjou, indem er durch ſein Anſehen bewirkte, daß die Baronen Englands und der Normandie ihr Treue ſchwuren, als ihrem einzigen geſetzmäßigen Oberhaupte, wenn er keine männlichen Erben hinterlaſſen ſollte. **)

Die Angelſachſen waren freilich an weibliche Thronfolge nicht gewöhnt, und daher wirkte die Vorſtellung des Königs, daß von mütterlicher Seite her Mathilde den Vereiniger der angelſächſiſchen Macht, Egbert, als ihren Ahnherrn betrachte, wenig zum Vortheil derſelben. Nach dem Feudalrechte aber war die weibliche Erbfolge, wenn es an männlichen Erben fehlte, nichts Unerhörtes. So konnte Heinrich bei ſeinem Tode***) (1135 Decb. 1.) hoffen, daß die Großen der Huldigung, welche ſie ſeiner Tochter geleiſtet, treu bleiben würden.

---

*) Bromton. 1013.

**) Chron. Sax. 230. Wil. Malm. 175. S. d. Anm. auf S. 85.

***) S. die Anmerk. auf S. 88.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Heinrich's des Erſten Schweſterſohn, Graf Stephan von Blois, eilt nach England und wird gekrönt. (J. 1135. Dec. 22.) Wichtigkeit des königlichen Schatzes, welchen er durch den Biſchof von Salisbury erhält, und für ihn glückliche Mäßigung des Grafen Robert von Gloceſter, eines natürlichen Sohnes des letzten Königs. Sein Heer von Söldlingen. Großer Nachtheil für das königliche Anſehen und die bürgerliche Ordnung durch die Vergünſtigungen, welche Stephan den Vaſallen einräumen muß. Bruch zwiſchen ihm und dem Grafen Robert. Bedrängte Lage Stephan's. Einfall der Schotten in das nördliche England. Niederlage derſelben bei Cuttenmoor. (J. 1138. Aug. 22.) Der König zerfällt mit der Geiſtlichkeit, und ſelbſt ſein Bruder, der Biſchof Heinrich von Wincheſter, unterſtützt Mathilde, die mit ihrem Bruder, dem Grafen Robert in England erſcheint. Stephan wird gefangen in der Schlacht bei Lincoln. (J. 1141. Febr. 2.) Oeffentlicher Bund zwiſchen dem Biſchof von Wincheſter und Mathilden; dieſe wird als Königin anerkannt. nach der feierlichen Abſetzung Stephan's. Der Character der Königin Ma-

thilde, vorzüglich Urſache von der Unſicherheit ihrer Herrſchaft. Ihr Unglück, und Gefangenſchaft ihres Bruders Robert. Auswechſelung deſſelben gegen König Stephan. Fortſetzung des Krieges. Tod des Grafen von Gloceſter, (J. 1146.) und muthloſe Unthätigkeit Mathildens.

Unmittelbar nach des Königs Tode, welcher in der Normandie ſtarb, eilte ſein Schweſterſohn, Graf Stephan von Blois nach England, und die Natur ſchien durch Donner und Blitz mitten im Winter an dem Tage, da er landete, ſeine Abſichten anzukündigen. *) Durch ſeinen Bruder, der Biſchof von Wincheſter war, wurden ihm die Häupter der Geiſtlichkeit gewonnen, welche jetzt in England faſt ſo mit dem Thron ſchalteten, wie die Legionen mit dem römiſchen, zur Zeit der entarteten Römer. Der Biſchof von Salisbury, welchem der verſtorbene König den großen Schatz der Krone mit anvertrauet hatte, **) gab an Stephan mit demſelben die Mittel, ſich ſchnell Anhänger zu erwerben, und wahrſcheinlich wirkte die Macht deſſelben auf den Erzbiſchof Wilhelm von Canterbury, der unter einem Geſichte voll Taubeneinfalt den niedrigſten Geiz verbarg, weit mehr, als die falſche Ausſage, daß der König auf ſeinem Sterbebette die geliebte Mathilde verworfen habe, um ihn dahin zu bringen, daß er den Grafen feierlich krönte. (J. 1135. Decemb. 22.) Nicht ein einziger Abt, nur die Biſchöfe von Salisbury und Wincheſter, und ſehr wenige von den weltlichen Großen waren bei der Krönung gegenwärtig. Sowohl Stephan ſelbſt, als alle diejenigen, durch welche er auf den Thron erhoben wurde, hatte der verſtorbene König mit einer Fülle von Gnade überhäuft. *)

---

*) Wil. Malm. 178.

**) Wil. Malm. ib.

Der Schatz, welchen der Graf von Blois durch den Biſchof von Salisbury bekommen hatte, betrug außer den ſilbernen Gefäßen und koſtbaren Steinen ungefähr hundert tauſend Pfund, alſo funfzehn hundert tauſend nach unſern Zeiten geſchätzet. **) Er konnte alſo durch viele Geſchenke die Großen, welche ſeiner Krönung nicht beigewohnt hatten, allmählig gewinnen, welches ihm dennoch nicht gelungen wäre, wenn Graf Robert von Gloceſter, ein natürlicher Sohn des verſtorbenen Königs, einen raſchern Ehrgeiz beſeſſen hätte. Man erinnerte ihn, daß er den Thron beſteigen möchte.

---

*) Gesta Stephani Regis 928. 929. in Du Chesne script. hist. Norm. . . Th. Rudborne hist. maj. Winton. 283. c. 4. Wil. Malm. historiae Novellae. L. 1. pag. 178. Huntind. 386.

**) Wil. Malm. 179. The history of the life of king. Henry the second by George Lord Lyttelton. Vol. I. Lond. 1767. p. 165.

Allein anfänglich erwiederte er, daß ſeine Schweſter Mathilde und ihr Sohn ein beſſeres Recht auf denſelben hätten, und dann ließ er ſich bewegen, dem Könige Stephan zu huldigen, welchem Beiſpiele faſt alle übrigen Großen folgten. *)

Beſonders aber war ihm der königliche Schatz auch deshalb von großem Werthe, weil er durch ihn, wie durch die bedeutenden Einkünfte ſeiner Familiengüter, in den Stand geſetzt wurde, ein Heer von Söldlingen um ſich zu verſammeln. Aus den Niederlanden, wo das Volk um dieſe Zeit wegen der Ueberſchwemmungen und wegen Mangels an Nahrung immer zum Aufbruch in andere Länder bereit ſtand, ſo daß ſchon die beiden letzten Könige flandriſche Kolonien, vorzüglich in die Grafſchaft Pembroke, zur Bedeckung der Grenzen ſenden konnten, ſtrömten die kriegeriſchen Banden unter der Anführung von einzelnen tapfern Abenteurern zu Stephan's Befehlen herbei. Auch die Nachkommen der alten Britten aus Bretagne kämpften in ſeinem Solde, wie ſie ſchon den aufrühreriſchen Baronen und dem vorigen König im Kriege wider ſeinen Bruder in der Normandie als Söldlinge gedienet hatten. **) Gleichwie das Bedürfniß, welches aus der Eigenthümlichkeit der Lehnsmiliz entſprang, die nicht nach Gefallen aufgeboten und gebraucht werden konnte, die Sitte, ſolche beſoldete Banden zu halten, bald in Schwung brachte; ſo bekam auch die Lehnsmiliz durch dieſelben einen tödtlichen Streich.

---

*) Gesta Stephani Reg. 929. 930. Wil. Malm. 179.

**) Wil. Malm. 159. 179. S. d. Anmerk. auf S. 91.

Zuletzt hoffte Stephan, während den erſten Stürmen ſeinen Thron zu befeſtigen, indem er den weltlichen und geiſtlichen Großen Rechte verſprach, und Freiheiten verſtattete, wodurch die königliche Macht nothwendig in England zertrümmert werden mußte. Er konnte die Bitte vieler Vaſallen der Krone, daß ſie auf ihren Gütern Burgen erbauen dürften, nicht von ſich ablehnen, und gab dadurch zu, daß jede Feindſeligkeit der Baronen wider den Thron in eine hartnäkkige Fehde zu einer Zeit ausarten mußte, da die Kunſt der Belagerung nicht weit gediehen war. Der Geiſtlichkeit mußte er ſogar erlauben, daß ſie ihm nur Treue gelobte, ſo lange er die Freiheit und die Zucht der Kirche erhalte. Eben ſo hatte auch Graf Robert von Gloceſter ſeine Huldigung nur unter der Bedingung geleiſtet, daß der König ihm nie ſeine Würde kränke und alle Verſprechungen ihm gewiſſenhaft erfülle. *)

Stephan fühlte wohl, wie leicht er dem Grafen durch Verletzung einer ſolchen Bedingung Gelegenheit geben werde, mit einem rechtlichen Scheine gegen ihn

---

*) Wil. Malm. 179. 180.

loszuſchlagen, und ging daher darauf aus, denſelben in ſeine Gewalt zu bekommen, wobei er ſich vorzüglich der Rathſchläge des Hauptanführers ſeiner Söldlinge, Wilhelm's von Ypern, bediente. Allein Robert entkam glücklich den Nachſtellungen, indem er Liſt mit Liſt erwiederte, und ſeinen Aufenthalt in der Normandie nahm, wo freilich ſeine Schweſter Mathilde ſich auch nicht hatte behaupten können, da ihr Gemahl ſich durch keine perſönliche Vorzüge auszeichnete und die Normänner einen erblichen Haß wider das Haus Anjou fühlten, ſo daß Stephan's Sohn, Euſtach, mit Freude als Herzog angenommen wurde, indem er mit der Normandie vom König von Frankreich die Belehnung empfing. *) Plötzlich kündigte deſſen ungeachtet der Graf von Gloceſter durch eine Botſchaft an Stephan von der franzöſiſchen Küſte her demſelben die Treue auf, weil er bei ihm durchaus keine Wahrheit in den Verheiſſungen gefunden habe. **)

Die Nachricht davon verbreitete ſich in England, als daſelbſt die ſchädlichen Folgen von dem Rechte, Burgen auf ihren Gütern zu erbauen, welches der König einigen Baronen gegeben, und mehrere ſich genommen hatten, ſchon ſehr deutlich ſich verriethen, und der König David von Schottland, der eingedenk des

---

*) Hoveden 482. Order. Vital. 903. Wil. Malm. 180.

**) Wil. Malm. ib.

Huldigungseides, welchen er ſeiner Nichte Mathilde geſchworen, ſchon unmittelbar nach Stephan's Thronbeſteigung den Krieg wider ihn angefangen, *) nun von neuem in die nördlichen Gegenden einfiel, und mit unſäglichem Elende ſeinen Pfad bezeichnete. König Stephan ward durch die Kriegserklärung des Grafen von Gloceſter und die Folgen derſelben zu ſehr im Süden beſchäftigt, um den barbariſchen Feind zurücktreiben zu können; und man mußte fürchten, daß die Baronen des Nordens, von welchen ſchon einige ſich mit demſelben vereinigt hatten, allgemein ſich zu ihm ſchlügen. Allein eben die Verheerungen und Grauſamkeiten, unter welchen die Schotten vordrangen, bewirkten eine Verbindung des Adels im Norden Englands, und riefen den alten Erzbiſchof Thurſtin von York auf, alle Künſte des Aberglaubens wider ſie zu bewaffnen. Religiöſe Aufzüge entflammten die Einbildungskraft der Krieger; Vergebung der Sünden ward denjenigen verkündet, welche in dieſem Kampf fallen würden; das Stiftsbanner ward in der Mitte von zwei andern heiligen Fahnen auf einen Heerwagen erhöht, und an der Spitze des Maſtes, welcher ſie trug, hingen Reliquien, welchen der Aberglaube Zauberkraft wider die feindlichen Schwerter zutraute. Der ganze Zug war ein Bild im Kleinen von den Kreuzzügen.

---

*) Historia Ricardi Prioris Hagulstadensis de gestis regis Stephani. p. 312. in hist. Angl. script. X. Lond. 1652.

Aber wiewohl ſelbſt der Geiſt der Kreuzfahrer in dieſem Heere wehte; ſo war es dennoch nur nach der Verwirrung, welche in den ſchottiſchen Schaaren durch die Liſt eines engliſchen Kriegers bewirkt wurde, der einen auf ſeinen Speer geſteckten Kopf für das Haupt des Königs David ausgab, glücklich genug, die Schotten in der Schlacht bei Cuttenmoor in die Flucht zu ſchlagen. (J. 1138. Aug. 22.) Die Macht derſelben war dadurch keinesweges ſo gebrochen, daß ſie den Krieg nicht ſogleich hätten fortſetzen können, und nur durch Unterhandlungen, welche der Biſchof Alberich von Oſtia begann, der Legat des Papſtes in England und Schottland war, ward er auf die Bedingung geendigt, daß der ſchottiſche Prinz Heinrich die Grafſchaft Northumberland, zwei Feſtungen ausgenommen, erhielt, und die Vertheidigung der Rechte Mathildens von der Seite des Königs von Schottland aufgegeben wurde. *)

Da die Gefahr, womit König Stephan von den Schotten bedrohet ward, ſo zerſtreuet war, bekam er ſeinen verderblichſten Feind an der Geiſtlichkeit, die bisher ſeine vornehmſte Stütze geweſen. Er vertraute zu ſehr auf ſeine Söldlinge, die Brabanzonen, die wegen ihrer Räuberei der Nation ſehr verhaßt waren, und

---

*) Historia Ricardi Hagulst. de bello Standardii 320—330. Ethelredus de bello Standardii. 337—346.

glaubte ſchon mächtig genug zu ſeyn, um ſelbſt den Biſchof von Salisbury, dem er ſo viel verdankte, unterdrücken zu können. Dieſer hatte, wie die Baronen, feſte Burgen angelegt, zu nicht geringem Verdruſſe der weltlichen Großen, deren Neid über die Macht der Geiſtlichkeit jetzt auch in England rege wurde. Doch mochten ihre Vorſtellungen an den König, wie ſehr es zu fürchten ſey, daß der Biſchof von Salisbury ſeine Burgen, eingedenk der Wohlthaten Heinrich's, Mathilden bei ihrer Landung einräume, nicht ganz ungegründet ſeyn. Offenbar verführten ſie ihn aber zu einem unklugen und zu raſchen Verfahren. Auf einem Reichstage zu Oxford, (J. 1139.) brauchte er einen entſtandenen Auflauf, an welchem das Gefolge des Biſchofs von Salisbury beſonders Theil genommen hatte, zum Vorwande, um von den Biſchöfen die Schlüſſel zu ihren Feſtungen zum Unterpfande zu verlangen, daß ſie dem königlichen Hofe für die geſtörte Ruhe Genugthuung geben wollten. Als ſie dieſe Forderung ablehnten, bemächtigte er ſich der Biſchöfe von Salisbury und Lincoln, und ſie ſowohl, als der anfänglich entflohene Biſchof von Ely, mußten ihre Freiheit mit der Uebergabe ihrer Burgen erkaufen. *)

Vielleicht hatte Stephan bei dieſen Angriffen auf die Geiſtlichkeit geglaubt, daß wenigſtens ſein Bru-

---

*) Wil. Malm. 181. Chron. Sax. 238.

der, der Biſchof Heinrich von Wincheſter ihm ſtets getreu bleiben werde. Allein es zeigte ſich bald, wie dieſem das Anſehen ſeines Standes mehr als die Macht ſeiner Familie am Herzen lag; und vorzüglich ſeine Gunſt war es, wodurch Mathilde, da ſie mit ihrem Bruder, dem verſtändigen und tapfern Grafen Robert von Gloceſter, wiewohl mit einem ſehr ſchwachen kriegeriſchen Gefolge, nach England gekommen war, bald wichtige Fortſchritte machte, indem der König zu ſehr auf ſeine brüderliche Geſinnung und ſeine Rathſchläge vertraute. *)

Allenthalben brach nun der Krieg aus, und es ward bald zweifelhaft, ob der größte Theil von England auf der Seite Stephan's oder Mathilden's ſey, ſo tapfer und raſtlos auch jener ſeine Feinde bekämpfte. Das Volk aber litt unbeſchreiblich, da es nun auf die Gnade der Baronen, die in ihren Burgen trotzten, und durch keine höhere Gewalt gefeſſelt waren, und der Raubſucht der Brabanzonen hingegeben war, welche der König mit der äußerſten Schonung behandeln mußte. Deshalb war die Nachricht willkommen, daß Stephan gefangen ſei, denn dieſer Schlag ſchien auf einmal den Krieg endigen zu müſſen. **) In der Schlacht bei Lincoln, (J. 1141. Febr. 2.)

---

*) Gesta Stephani Regis. 946. 947.

**) Gesta Stephani. 953.

wo er ſelbſt wider den Feind unter Anführung des Grafen von Gloceſter, mit der ungeſtümſten Tapferkeit vergebens focht, da ſogar Wilhelm von Ypern, der Anführer ſeiner Söldlinge, geflohen war, mußte er ſich gefangen geben, nachdem ſeine Streitaxt und ſein Schwert zerbrochen waren, und ein Steinwurf ihn niedergeſchleudert hatte. Robert von Gloceſter behandelte ihn mit Ehrerbietung und ritterlicher Höflichkeit. *)

Nach dieſem Unglücke ſeines Bruders erklärte ſich der Biſchof Heinrich von Wincheſter, welcher jetzt auch die Würde eines päpſtlichen Legaten in England bekleidete, öffentlich für Mathilden. Auf einer Ebene bei ſeinem biſchöflichen Sitze ließ er ſich von ihr in einer großen Verſammlung ſchwören, daß alle wichtige Reichsgeſchäfte, beſonders aber die Vergebung der Biſthümer und Abteien, gänzlich von ihm abhängen ſollten. Dann veranſtaltete er eine beſondere Verſammlung, die einzig aus Geiſtlichen beſtand; denn dieſen komme es vornehmlich zu, den Herrſcher zu wählen und zu weihen. In ihr wurde König Stephan förmlich abgeſetzt, und Mathilde als Herrſcherin Englands und der Normandie anerkannt. Nur die Gemeine von London flehte durch eine Geſandtſchaft wenigſtens um die Freiheit Stephan's; alle Baronen, die zu ihr

---

*) Wil. Malm. 187. Gesta Stephani Regis. 952. 953. Roger. Hoveden. 487. Guiliel. Neubrig. L. 1. c. 8.

gehörten, wären für dieſe Bitte begeiſtert. Allein der Legat erwiederte den Einwohnern Londons, die zum erſten Range der engliſchen Großen gerechnet würden, ſtehe es nicht an, mit denjenigen gemeinſchaftliches Beginnen zu treiben, auf deren Anſtiften Stephan die Kirche beſchimpft hätte, und welche nur darum gegen London freundſchaftliche Geſinnungen zu hegen ſchienen, daſſelbe ſeiner Reichthümer ſchlau zu berauben. *)

So unſicher ſchon die Grundlage von Mathildens Macht war, die auf der geſchmeichelten Herrſchſucht der Geiſtlichkeit beruhte, ſo wenig war ihr Character geſchaffen, dieſelbe zu befeſtigen. Zwar fehlte es ihr nicht an Entſchloſſenheit und ausdauerndem Muth, aber durchaus an Gewandtheit des Geiſtes, welche in ihrer gegenwärtigen Lage ihr nöthiger war, als jene. Der Gedanke, daß ſie als Kaiſerin die erſte Frau der Chriſtenheit geweſen, der auch gemacht hatte, daß ſie Deutſchland ungern verließ, gab ihrem natürlichen Stolz eine lächerliche Farbe, und mit weiblicher Eitelkeit ſuchte ſie Befriedigung für denſelben. Selbſt dem Könige von Schottland, dem Biſchof von Wincheſter, und ihrem Bruder Robert, ohne deren Hülfe ſie niemals den Thron beſtiegen hätte, begegnete ſie mit dem widerſinnigſten Stolze. Vergebens beugten ſie ſich vor ihr, und baten, daß ſie Stephan's Anhänger nicht mit der unweiſeſten Härte verfolgen möge; ſie wurden

---

*) Wil. Malm. 188, 189.

von ihr mit hochfahrenden Antworten und verachtet zurückgewieſen. Noch wegwerfender behandelte ſie die Bürger von London; denn wider dieſe fühlte ſie zugleich einen tödtlichen Haß, weil Stephan bei ihnen ſogleich eine gute Aufnahme gefunden hatte. *) Da mochten ſie wohl des gefangenen Königs mit Liebe gedenken, welcher die Gabe, auch mit dem niedrigſten im Volke unbefangen, und ohne merkbare Herablaſſung freundlich, ſelbſt auf eine ſcherzhafte Weiſe ſich zu unterhalten, in einem außerordentlichen Grade beſaß. **)

Bei dem erſten Winke des Legaten brach daher auch eine Verſchwörung in London wider Mathilde aus, die ſich kaum mit ihrem Gefolge aus der Stadt retten konnte; ***) und allgemein erhob ſich der Unwille der Nation wider ſie, daß ſie den gefangenen König nun wie einen Verbrecher in eiſerne Ringe ſchlagen ließ, eine Härte, welche durch die Furcht, daß er entfliehen möge, keineswegs entſchuldigt werden konnte. ****)

Der Schmerz über dieſe unwürdige Behandlung ſeines Bruders bewog, nebſt ſeinem Verdruſſe über den hochfahrenden Sinn Mathildens, den Biſchof von Wincheſter, daß er öffentlich die Waffen wider ſie er-

---

*) Gesta Stephani. 954. Guiliel. Neubrig. L. I. c. 9.
**) Wil. Malm. 179.
***) Wil. Malm. 189.
****) Wil. Malm. 187.

griff. Auch Wilhelm von Ypern ſtand wiederum an der Spitze ſeiner geſammelten Brabanzonen. Die Einwohner von London ſtrömten zu dem Heere, welches Mathilden in Wincheſter alle Zufuhr abſchnitt, ſo daß ſie durch Hungersnoth geſchreckt wurde. Ihr tapferer Bruder Robert wußte ſie trotz aller Wachſamſamkeit des Feindes herauszuziehen, und ſie entkam glücklich nach Gloceſter. Er ſelbſt aber wurde nach einem hartnäckigen Gefechte von Wilhelm von Ypern gefangen genommen. Die Anführer beider Partheien waren alſo nun im Gefängniſſe, anſtatt auf dem Kampfplatze den Streit um die Krone zu entſcheiden. *)

Bald aber wurde es ihnen vergönnt, ſich im offenen Felde wieder zu begegnen, indem ſie unter gleichen Bedingungen gegen einander ausgewechſelt wurden; denn bei allem ihren herrſchſüchtigen Stolze hatte Mathilde Einſicht genug, um zu bemerken, daß der Feind leichter der thätigen Kraft Stephan's, als ſie der weiſen Leitung ihres Bruders entbehren könne, welchen man vergebens während ſeiner Gefangenſchaft mit Verheißungen, Bitten und Drohungen beſtürmt hatte, um ihn von ihrer Parthei abzuziehen. **)

---

*) Guiliel. Neubr. L. I. c. 9. Wil. Malm. 192.

**) Guiliel. Neubrig. L. I. c. 9. Wil. Malm 192. 193. Matth. Paris. 54.

Unter abwechſelndem Glücke ward der bürgerliche Krieg fortgeſetzt und England einer ſolchen Verheerung preis gegeben, daß ehemals blühende Gegenden zur Wüſte wurden, die Menſchen haufenweiſe vor Hunger ſtarben und auswanderten. Die vorzüglichſte Urſache davon war die Grauſamkeit der Söldlinge, welche nicht nur Stephan, ſondern auch einzelne Baronen nach England gerufen hatten, ohne ihnen hinlänglichen Sold entrichten zu können. *)

Der Tod des Grafen von Gloceſter (J. 1146.), wodurch Mathilde ſo muthlos wurde, daß ſie in der Normandie nun ruhig den Ausgang des Kampfes um die Krone abwarten zu wollen ſchien, hätte vielleicht demſelben eine ſolche Wendung gegeben, daß Stephan mit einiger Sicherheit für die Wiederherſtellung der innern Ruhe hätte wirken können, wenn nicht Eiferſucht zwiſchen dem Erzbiſchof Theobald von Canterbury, und dem Biſchofe von Wincheſter den einmal regen Sturm im Schwung erhalten, bis ſtatt des Grafen von Gloceſter ein neuer Kämpfer wider Stephan erſchien, dem ſeine Jugend kein Hinderniß war, furchtbarer als jener zu ſeyn.

---

*) Gesta Stephani. 961. Guiliel. Neubrig. L. I. c. 22.

Viertes Buch.

König Heinrich der Zweite.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Heinrich, der Sohn Mathildens, erſcheint in England. Vertrag zwiſchen ihm und dem König Stephan. Tod dieſes letzten. (J. 1154. Octbr. 25.) Erſte Handlungen Heinrich's II. Allgemeine politiſche Lage deſſelben. In wie fern bezwang er Wales? Betragen des Königs gegen den päpſtlichen Stuhl. So geſchmeidig daſſelbe, bekommt er doch Streit mit dem Papſte. Schilderung ſeines Lieblings Thomas Becket. Umwandlung deſſelben, ſobald er Primas geworden. Urſachen des Zwiſtes zwiſchen ihm und dem König. Verſammlung in Weſtminſter, und Anfang der Ausführung der Plane Heinrich's wider die Anmaßungen der Geiſtlichkeit. Die Conſtitutionen von Clarendon. Inhalt derſelben. Eindruck, welchen ſie machen, und durch ſie veranlaßter Kampf. Sie werden vom Erzbiſchof beſtätigt. Der Papſt verwirft ſie größtentheils. Betragen Becket's dabei.

Der Sohn Mathildens und Gottfried's von Anjou, der nachher ſo berühmt gewordene Heinrich II. von England, hatte ſein ſechszehntes Jahr erreicht, und brannte vor Begierde zu zeigen, daß er der

Rittterehre werth geweſen ſey, die ihm ſein Verwandter, der König von Schottland, gegeben. *) Erzogen unter der Aufſicht Robert's von Gloceſter, der ſich eben ſo ſehr durch gelehrte Bildung, als durch ſeinen verſtändigen Sinn auszeichnete, **) konnte ſich der junge Heinrich einer frühen Reife ſeiner herrlichen Anlagen erfreuen; ***) und auf ſeinen Großvater, wie auf ſein Vorbild, in der erſten Jugend hingewieſen, war er unter den Waffen aufgewachſen, mit welchen man um eine Krone focht, die ſein Erbtheil ſeyn ſollte. Kaum war er als Herzog der Normandie von den Großen anerkannt, ſo dachte er auch ſchon an die Fortſetzung des Krieges um den engliſchen Thron. ****) Als er aber beim Tode ſeines Vaters auch Herr der Grafſchaften Anjou, Touraine und Maine war, und durch ſeine Vermählung mit Eleonore, der ſchönen Gemahlin König Ludewig's VII. von Frankreich, von welchem ſie auf Antrieb ſeiner Eiferſucht, die während dem Kreuzzuge beſonders erregt war, geſchieden wurde, ſogar das Herzogthum Guienne, Poitou und andere Beſitzungen bekam; ſo vereinigte er in ſeinen Händen eine Macht, welche ſeine gegründeten Anſprüche auf die engliſche Krone und ſeinen unternehmenden

---

*) Guiliel. Neubrig. L. I c. 22. Hoveden. 490.

**) Wilm. Malm. 180.

***) Guiliel. Neubrig. L. I. c. 29.

****) Hoveden. 490.

Geiſt hinlänglich unterſtützen konnte. Dennoch ging er nur mit hundert und vierzig Reutern, mit dreitauſend Mann Fußvolk nach England hinüber, um ſeine wiewohl ruhigen Provinzen in Frankreich gegen einen Angriff König Ludewig's hinreichend gedeckt durch kriegeriſche Macht zu hinterlaſſen. Er hatte ſich nicht geirrt in der Hoffnung, daß ſich bald ein herrliches Heer der Anhänger ſeines Hauſes um ihn verſammeln werde. Vielleicht wäre die entſcheidende Schlacht, die man zwiſchen ihm und dem König erwartete, ſiegreich für ihn geendet; denn der Tod ſeines älteſten Sohnes, der eben jetzt ſtarb, beugte Stephan's Seele ſo, daß er nur verdroſſen zum Kampf um die Krone ging, da derjenige nicht mehr war, auf deſſen Haupt er dieſelbe gern geſehen hätte. Eben dieſer Todesfall machte ihn auch zum Frieden geneigt, und ſo gelang es der Unterhandlung der Großen, einen Vertrag zu ſtiften, nach welchem Stephan den Herzog der Normandie als ſeinen Sohn annahm, ſo daß er bei ſeinem Tode ihm auf dem engliſchen Thron folgen ſollte. Sein eigener jüngerer Sohn Wilhelm mußte demſelben huldigen. Der König ſtarb ſchon im nächſten Jahre nach dieſem Frieden. (J. 1154. Octbr. 25.) *)

Im letzten Monate dieſes Jahres kam Heinrich nach England. Er hatte nicht dahin geeilet bei der

---

*) Guiliel. Neubrig. L. I. c. 29—32.

Nachricht vom Tode ſeines Vorgängers, da ihn eine Fehde an den Gränzen der Normandie beſchäftigte; denn er wußte, daß niemand es wagen würde, ihm den Thron ſtreitig zu machen, und mit allgemeinem Jauchzen werde ihm das unglückliche England empfangen, welches von ſeinen großen Eigenſchaften die Wiederherſtellung des alten glücklichen Zuſtandes mit Zuverſicht hoffte. *)

Mit welcher Weisheit er dieſe Hoffnung zu erfüllen dachte, zeigten ſchon ſeine erſten Handlungen. Alle Brabanzonen mußten gegen einen beſtimmten Tag England geräumt haben; und wie eine Erſcheinung waren ſie plötzlich vor dem erſtaunten Volke verſchwunden, dem ſie ſo furchtbar geweſen. Alle Burgen, welche nicht ſchon zur Zeit ſeines Großvaters erbauet waren, wurden auf ſeinen Befehl niedergeriſſen, bis auf einige wenige, die er ſelbſt beſetzte, oder kundbar friedliche Unterthanen inne haben ließ. Durch die Einführung einer allgemeinen und allein geſetzmäßig gültigen Münze ſuchte er dem bürgerlichen Verkehr von neuem Ordnung zu geben; den Geſetzen ſeines Großvaters, die während Stephan's Regierung außer Gang gekommen, ward neue Kraft verliehen; allenthalben wurden rechtskundige Beamte angeſtellt, und er ſelbſt wachte über die Gerechtigkeitspflege. Weil die königlichen Einkünfte wegen

---

*) Guiliel. Neubr. L. II. c. 1.

der vielen Verſchenkungen von den Krongütern während der bürgerlichen Unruhen ſehr waren geſchmälert worden; ſo zwang er alle, welche ſich dadurch bereichert hatten, die Beute wieder herauszugeben. *)

Es ließ ſich vorausſehen, daß die Macht, welche Heinrich auf dem feſten Lande beſaß, ihn in viele Fehden und Kriege vorzüglich mit dem König von Frankreich verwickeln, und dieſer dann ſuchen werde, ihn in England zu beſchäftigen. Auf den engliſchen Baronen ruhte aber ſeine Hand zu ſchwer, und die Nation im Ganzen liebte ihn zu ſehr, als daß die Erweckung furchtbarer innerer Unruhen zu erwarten war, wenn ſie nicht durch einen Kampf zwiſchen dem Thron und der Geiſtlichkeit, die ſeit Gregor's VII. Zeiten allenthalben in der abendländiſchen Chriſtenheit auch den vorzüglichſten Königen Trotz bot, veranlaßt würden. Außerdem konnte aber, wenn die politiſchen Verhältniſſe zwiſchen England und Frankreich verwickelter wurden, und auch andere Staaten umfaßten, die nahen kleinen Mächte in Wales leicht in einen Bund wider den engliſchen König gezogen werden, und ihn in der Abweſenheit beunruhigen. Ueberhaupt war ohne die Unterjochung von Wales an die gänzliche Beruhigung Englands nicht zu denken. Gelang es dieſem dann noch, auch Irland ſeiner Herrſchaft zu unterwer-

---

*) Guil. Neubrig. L. II. c. 1. 2. Hoveden. 491.

ſen; ſo beherrſchte Heinrich eine Macht, die im Norden die Schotten, deren Kräfte ohne Zuſammenhang waren, nicht zu fürchten brauchte, und dem Anſehen des Königs von Frankreich, von welchem ſo bedeutende Provinzen ihr gehörten, nicht nur das Gleichgewicht halten konnte, ſondern durch ihre Lage, indem ſie ſich aus dem Norden an Spanien hinabzog, ihrem Beſitzer vor allen Königen Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten verſprach, in ſo fern zwiſchen denſelben vorzüglich durch das Streben des Papſtthumes nach Weltherrſchaft und durch die Kreuzzüge, ein Zuſammenhang mehr und mehr entſtand.

Die Britten in Wales hatten während des großen bürgerlichen Krieges in England ſich wieder beträchtlicher Striche Landes bemächtigt, welche ſonſt ihnen eigen geweſen, und das Band der Abhängigkeit, wodurch ſie an die engliſche Krone gefeſſelt waren, zu zerreiſſen geſucht. An einer Gelegenheit zum Kriege mit ihnen konnte es alſo nicht fehlen, welche die innern Streitigkeiten zwiſchen den Häuptlingen in Wales ohnedies reichlich genug darboten. Heinrich brachte eine anſehnliche Landmacht auf zum Zuge gegen Nordwales; aber ſah bald ein, daß die Gebirge deſſelben, und die Art des Feindes, den Krieg zu führen, ihm keinen glücklichen Erfolg verſprachen, wenn er nicht zugleich durch eine Flotte ihn an der Küſte bedrängte. Auf die Weiſe brachte er es wohl dahin, daß ſämmtliche Häupter der alten Britten ihm nach und nach den Huldigungseid leiſten mußten, und ihre neugemachten Eroberungen nicht behaupten konnten; aber er vermochte es doch nicht, dieſelben ſich mehr als nach dieſem Scheine ſeiner Oberherrſchaft zu unterwerfen, indem er von ſeinem Plane wider Wales durch ſeine Angelegenheiten jenſeit des Meeres abgerufen wurde. Um ihre Freiheit zu vertheidigen, traten ſämmtliche Fürſten in Wales ſogar in eine Verbindung wider England, die ein Bündniß mit den Höfen von Frankreich und Schottland ſtiftete. (J. 1164.) Allein ſie löſte ſich bald wieder auf, und Heinrich konnte ſich freilich mit mehrerm Recht, als ſeine Vorfahren, den Herrn von Wales nennen; er ward aber keinesweges Eroberer deſſelben. *)

Doch waren es nicht blos ſeine Kriege jenſeit des Meeres, was ihn an einer wirklichen Bezwingung der Britten in Wales hinderte, ſondern faſt noch mehr der lange hartnäckige Kampf, welchen er mit der Kirche beſtehen mußte, deren Streben in England nun immer mehr dahin ging, ſich unmittelbar nicht nur durch ihren Primas, ſondern ſelbſt in ihren untern Graden, ganz an den päpſtlichen Stuhl anzuſchlieſſen. Kaum hatte ein Abt es durchgeſetzt, daß er Kraft eines Briefes von Wilhelm dem Eroberer keiner biſchöfli-

---

*) Guiliel. Neubr. L. II. c. 6. 18.

chen Gerichtsbarkeit unterworfen ſeyn ſolle; *) ſo ſuchten auch andere durch geſchmiedete Urkunden und ſonſtige Mittel ſich unmittelbar dem Papſte zu unterwerfen, welcher gern ein ſolches Streben begünſtigte. So drückend den Aebten, welche ihren ehrgeizigen Wunſch erfüllt ſahen, bald die Habſucht des römiſchen Hofes, und die häufigen Reiſen an denſelben wurden, **) ein eben ſo großer Nachtheil erwuchs daraus für die Feſtigkeit der königlichen Regierung. Heinrich ſchien deſſelben nicht zu achten, und glaubte gegen den päpſtlichen Stuhl ſo gefällig, wie nur irgend möglich, ſeyn zu müſſen, um durch deſſen Beihülfe nur vorerſt die Ländermaſſe zu gewinnen, welche ſein Ehrgeiz nicht ohne gute politiſche Gründe unter ſein Scepter zu vereinigen wünſchte. ***) Da überſah er in der Urkunde Adrian's IV., welche ihm erlaubte, Irland anzugreifen und ſich zu unterwerfen, die gefährlichen Worte, daß nicht nur Irland, ſondern alle Inſeln, welchen das Licht der chriſtlichen Lehre aufgegangen wäre, den Nachfolgern von Petrus angehörten, und daß er, der König von England ſelbſt, dieſen Grundſatz anerkenne. ****) Aber dennoch war es ihm nicht vergönnt, mit der Kirche lange im Frieden zu bleiben; und den Krieg wider dieſelbe mußte er hartnäckiger, wie ſein Vorgänger, und zwar mit ſeinem vertrauteſten Liebling führen.

---

*) Wilkins concilia. 427. T. I.

**) Matth. Paris vitae viginti trium sancti Albani abbatum. 46. etc.

***) Henry III. 240.

****) Rymer I, 15. vom J. 1154. Wilkins concilia I. 426. vom J. 1157. S. die Anmerk. auf S. 92.

Thomas Becket hatte als Kanzler **Heinrich's** II. ſehr viel Theil an den trefflichen Maaßregeln gehabt, wodurch der König ſeine erſten Regierungsjahre auszeichnete. Aus keiner der großen Familien entſproſſen, die ſeit **Wilhelm dem Eroberer** in England aufgeblüht waren, aber doch von angeſehenen Aeltern in der Hauptſtadt erzeugt, *) hatte er in den Lehranſtalten derſelben die erſte Bildung erhalten, die er auf der hohen Schule zu Paris vervollkommnete. Nachdem er in das Vaterland zurückgekehrt war, gewann er in dem vertrauten Cirkel um den Erzbiſchof **Theobald** von Canterbury mehr Gewandtheit in der Kunſt des Umganges; aber die Reiſen nach Rom, wohin ihn der Erzbiſchof in Angelegenheiten der engliſchen Kirche ſandte, und ſein Aufenthalt zu Bologna, wo er in reiferen Jahren der Rechtswiſſenſchaft oblag, mögen ihn vorzüglich zu einer ausgezeichneten Rolle, wie ſie in den damaligen Zeiten herrliche und ſtaatskluge Köpfe unter den Geiſtlichen leicht ſpielen konnten, geſchickt gemacht haben. Auch auf ſeine edle Geſtalt, und ſchönes wohlthuendes Geſicht, prächtige Gaben der Natur, die in jedem Zeitalter ihrem Beſitzer ein großer Gewinn ſind, aber bei den normänniſchen Großen und zwiſchen den Blüthen des Ritterweſens ihn vornehmlich verherrlichten, konnte Thomas Becket vertrauen, als er plötzlich vom Erzdechanten zu Canterbury zum königlichen Kanzler erhoben wurde. Die Stimme des Volkes nannte ihn neben dem König als Schöpfer des neuen Frühlings, der über England aufgegangen wäre. Seine Perſon umgab nun der höchſte Glanz, welcher den Aufwand auf der ſtolzeſten Großen beſchämte. An ſeiner Tafel ſpeiſten faſt immer Grafen und Baronen: mit den koſtbarſten Getränken und Speiſen war ſie beſetzet, und die Menge der Gäſte oft ſo groß, daß viele auf der Tenne ruhen mußten, die jeden Tag mit neuem Stroh oder mit grünen Binſen und friſchem Laube bedeckt wurde, welches ſchon ein ungewöhnlicher Aufwand war. Aber mitten in der Fülle der ſinnlichen Genüſſe lebte er ſelbſt ſehr mäßig, und derſelbe Mann, welcher ſich der Menge ſeiner Gäſte und ſeiner goldenen und ſilbernen Geſchirre freute, der gern bei Vergnügungen, welche die weltlichen Großen nur zu treiben pflegten, ſeine blühende körperliche Macht zeigte, verſenkte ſich in Geſchäfte, unterwarf ſich gern den Geiſſelungen der Peitſchenhiebe, und ſorgte für die Armen mit Aufopferung ſeiner Zeit und Bequemlichkeit. So wirkte er hinreiſſend auf alle Claſſen der Nation, und alle Vorzüge, welche die Engländer dieſer Zeit kannten, in ſich zu vereinigen, ein Ideal für alle Stände in ſich aufzuſtellen, ſcheint das Ziel ſeiner Eitelkeit geweſen zu ſeyn. Sein Ruhm ſtieg bald ſo, daß der Sohn des Königs und die Jugend nicht nur des großen engliſchen, ſondern auch ausländiſchen Adels in ſein Haus, wie in die beſte Schule der Ritterſchaft, geſchickt wurden und von ihm die ritterliche Würde empfingen; daß ſich der Adel herzudrängte, um als ſein Vaſall auf ſeinen mächtigen Schutz Anſpruch machen zu können.

---

*) S. Anmerk. 1. S. 92.

In dieſer Zeit war es, daß er Gelegenheit fand, auch in Frankreich durch die Pracht ſeines Lebens und ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften einen tiefen Eindruck zu machen, welcher ihm nachher ſehr vortheilhaft geworden. Heinrich hatte mit ihm und einigen andern Großen des Reiches traulich ſich unterredet, ob er Margaretha, die Tochter des Königs von Frankreich, zur Gemahlin für ſeinen älteſten Sohn verlangen ſolle? und wie ſein Gedanke Beifall fand; ſo ward der Kanzler beſtimmt, den Antrag am franzöſiſchen Hofe zu thun. Zweihundert Gefährten zu Roß verſammelte er um ſich, Ritter, Geiſtliche und adliche Jünglinge, die ihm Ritterdienſt leiſteten. Sie alle glänzten in neuer Waffenrüſtung, im neuen Gewande, ſo wie auch ihr zahlreiches Gefolge herrlich geſchmückt war. Acht leichte Wagen, jeder mit fünf rüſtigen Pferden beſpannt, von welchen jedes einen ſchönen Jüngling zum Führer, ſo wie der Wagen noch einen beſondern Hüther hatte, waren eine große Zierde des Zuges. Auf zwei von ihnen ward nichts als Bier geführt, welches von auserleſenem Getraide bereitet war, und in Frankreich verſchenkt werden ſollte. Eben ſo waren die vier und zwanzig verſchiedenen Arten von Gewanden, die koſtbarſten Decken, Felle und dergleichen, die der Kanzler mit ſich brachte, größtentheils zu Geſchenken beſtimmt. Die Geſchlechter der Stoßvögel und anderer, welche ein vorzügliches Vergnügen der Könige waren, Affen und Hunde vermehrten die bunte Pracht ſeiner Begleitung. Wenn der Zug ſich einer Stadt nahte, ſo gingen zwei hunder und funfzig Jünglinge vorauf, in kleine Haufen vertheilt, und ſangen ein Lied des Vaterlandes. In einiger Entfernung kamen die Koppelhunde mit ihren Wärtern. Dann rauſchten die acht Wagen, mit großen Thierhäuten überſpannt, und neben einem jeden trabte ein ungeheurer Hund, der angebunden war. Darauf kamen die Laſtpferde mit vielen Koſtbarkeiten bepackt: hinten ſaßen auf ihnen die Lenker, weiter vorn Affen. Wenn dann die Einwohner aus den Häuſern kamen und mit Verwunderung riefen, wie groß der König von England ſeyn müſſe, deſſen Kanzler mit ſolcher Pracht einherziehe; ſo zeigten ſich die Waffenträger, mit den Schilden der Ritter, darauf die Zöglinge Becket's, ferner diejenigen, welche die Vögel trugen, und alle Hausbediente des Kanzlers. Nun erſt erſchienen die Ritter und Geiſtlichen, je zwei und zwei, und am Ende des Zuges der Kanzler ſelbſt, von einigen Vertrauten umgeben.

Sein ganzes Betragen entſprach dem Eindrucke, welchen der Glanz ſeines Aufzuges machte; ſeine Freigebigkeit und ſeine ſchmeichelnden Reden gewannen ihm alle Herzen. Die Univerſität Paris, der Adel, der König bewunderten ihn, und ſeine Unterhandlungen hatten einen glücklichen Erfolg. *)

Dieſe Pracht, womit der Kanzler lebte, dieſe Bewunderung, die ihm gezollt wurde, ſah Heinrich nicht nur ohne Eiferſucht, ſondern mit Wohlgefallen, denn Thomas Becket war ſein Liebling. Unzertrennlich waren ſie zu ernſten Geſchäften, zum Gottesdienſt und zum Vergnügen vereinigt; und nach dem Geiſte der Zeit konnte das Volk leicht Augenzeuge von der höchſten Vertraulichkeit zwiſchen ihnen werden. Sie ritten einmal im ſtrengen Winter durch die Straßen von London, und der König zeigte auf einen fernen Greis in Bettlerkleidung mit der Frage: ob es nicht eine große Barmherzigkeit seyn werde, den Armen ein erwärmendes, dichtes Kleid zu geben? Der Kanzler pries eine ſolche Barmherzigkeit als eine königliche Pflicht. Unterdeß nahte der Greis. Plötzlich faßte der König das prächtige neue Obergewand des Kanzlers, und ſuchte es ihm zu entreißen. Dieſer ſtrebte es feſtzuhalten, und wenig fehlte, daß ſie beide während dem Ringen vom Pferde gefallen wären. Es entſtand ein großer Zuſammenlauf von verwundrungsvollen Zu-

---

*) Stephan. Vita. S. Thomae. 19—22.

ſchauern. Endlich zog der König dem Kanzler den Oberrock über den Kopf herab, und gab ihn dem Bettler. *)

Trotz den Warnungen und dem Widerſtande von mehrern Seiten hatte Heinrich es durchgeſetzt, daß Thomas Becket an die Stelle des verſtorbenen Erzbiſchofes Theobald zum Primas geweiht wurde (J. 1162.), und die herrlichſte Ausſicht ſchien ſich nun für das engliſche Reich zu eröffnen, deſſen weltliche und kirchliche Macht unter der Leitung von zwei Männern ſtand, welche durch die vertrauteſte Freundſchaft bei ihrem gemeinſchaftlichen Bemühen, den Staat durch ihre außerordentliche Kraft zu heben, verbunden wurden. Allein die Eitelkeit Becket's, Größe jeder Art in ſeiner Perſon vorzuſtellen, die ſchon aus ſeinem bisherigen Leben hervorging, mußte an der Spitze der Geiſtlichkeit die Kirche zum Kampfe mit dem Throne verwegen hinreißen, und zwar um ſo begieriger, je größere perſönliche Vorzüge der König beſaß, und je höher ſein Zorn bei einem ſolchen Kampfe aufſchlagen mußte.

Schon die plötzliche Umwandlung ſeines ganzen äuſſern Lebens, ſobald er Primas geworden, zeigte an, welche Bahn er nun gehen werde. Nur Geiſtliche, die ſich

---

*) Vita S. Thomae Cantuariensis a. W. Stephanide conscripta p. 10—17. in Josephi Sparke hist. Angl. script. variis. . . . Bromton 1052—1058.

durch beſonders fromme Sitten und durch Gelehrſamkeit auszeichneten, ſpeiſten nun an ſeiner Tafel; ſeine Mäßigkeit wich nun einer übertriebenen Nüchternheit und einer wirklichen Beleidigung der Sinne; mit dem gröbſten Haartuche voll Schmutz und Ungeziefer war ſein Körper dicht an der Haut bekleidet, und unter dem gewöhnlichen Gewande der Geiſtlichen trug er noch die Mönchskleidung als Abt der Mönche zu Canterbury; die Stola kam zur Nacht ſo wenig wie am Tage von ſeinem Halſe. Den Zehnten aller ſeiner Einkünfte gab er den Armen; in einer etwas abgelegenen Celle wuſch er auf ſeinen Knieen täglich dreizehn Bettlern die Füße; die Geiſſelungen ſeines Körpers wurden häufiger; in der Einſamkeit floſſen ſeine Thränenſtröme, und vor dem Altare waren ſeine Geberden ſo, daß man die Leiden des Heilandes in ihnen dargeſtellt glaubte. Sein ganzes Leben ſchien gottgeweiht, und zum Troſte der leidenden Menſchheit zu ſeyn, und der Character der Heiligkeit, mit welchem er öffentlich prangte, machte um ſo mehr Eindruck, je ſchlauer er manche Handlungen, die als ein ausgezeichnetes Verdienſt dem Zeitalter erſcheinen mußten, dem Gerüchte als ein halbes Geheimniß hingab. *)

---

*) Guiliel. Neubr. L. II. c. 16. Vita S. Thomae 24—27. Actus pontificum Cantuariensium autore Gervasio. pag. 1669. Hoveden. 520.

Bei dem Könige, deſſen Weſen die liebenswürdigſte Offenherzigkeit war, mußte ſchon dieſes Betragen des Primas die alte Liebe allmählig verſcheuchen; aber Thomas Becket nahm überdies noch ſogleich wieder jenen Uebermuth an, durch welchen talentvolle Männer ohne vollkommen ausgebildeten Character, die zu einem Glück emporgeſtiegen ſind, zu welchem die Geburt ſie nicht berechtigte, für dieſen ehemaligen Mangel an Glanz ſich gern an denjenigen rächen, deren Urſprung von demſelben umgeben war. *) Ohne irgend eine Rückſprache mit dem Könige ſchickte er ihm das Kanzlerſiegel nach der Normandie hinüber; die Briefe, die Fürbitte Heinrich's vermochten nichts bei ihm, und er achtete ihrer gewöhnlich nicht wegen einer beſſern Einſicht, ſondern durch einen gehäſſigen Trotz getrieben; **) recht laut aber kündigte er zugleich dem König und den mächtigſten adelichen Häuſern den Frieden auf, indem er unter andern Beſitzungen, die er für das Erzſtift von Canterbury wieder zurückforderte, auch von dem Grafen von Klare, der faſt mit dem ganzen engliſchen Adel verwandt und durch ſeine Schweſter, die größte Schönheit im Reiche, die ſelbſt des Königs Herz heftig gerührt hatte, ſowohl dieſem als vorzüglich den jungen Baronen noch beſonders werth war, plötzlich die Zurückgabe des Schloſſes Tunbridge verlangte, das wohl ehemals dem erzbiſchöflichen Stuhl, aber ſeit Wilhelm's des Eroberers Zeiten der Familie des Grafen angehört hatte. *) Bei einem ſolchen kriegeriſchen Sinne des Primas wider die weltliche Macht verdiente die Sage wohl Glauben, daß er auf dem Concilium zu Tours, welches Alexander III. hielt, den die Könige von Frankreich und England als den Nachfolger von Petrus anerkannt hatten, indem Kaiſer Friedrich I. den Gegenpapſt Victor III. beſchützte, ſeine erzbiſchöfliche Würde, die er auf keine canoniſche Weiſe durch die Bemühung des Königs empfangen hätte, den Händen des Papſtes übergeben und aus denſelben wiederum bekommen habe. **)

---

*) Math. Paris 69.

**) Stephani vita S. Thomae. 25.

Aber freundſchaftlicher Verkehr war ſchon zwiſchen dem König und dem Primas abgebrochen, ***) als jener eine Verſammlung der Geiſtlichkeit in Weſtminſter veranſtaltete, wo er die Ausführung ſeines Planes wider die Anmaßungen der Kirche beginnen wollte. ****) Er beſchwerte ſich bitter darüber, daß ſeine Bemühungen, dem Lande Frieden und Ruhe zu geben, durch den böſen Sinn der Geiſtlichkeit immer zerrüttet würden, und daß die Erzdechanten durch ihre Habſucht, indem ſie die Strafe für Vergehungen in Geldbuße verwandelten, das Sittenverderbniß bei andern beförderten, um ſich ſelbſt nur Mittel zur Schwelgerei zu verſchaffen; durch welche Erpreſſungen die Geiſtlichkeit mehr Einkünfte von der Nation ziehe, als in den königlichen Schatz kämen. *) Es ſey daher durchaus nothwendig, daß hinfort die Erzdechanten ohne Einſtimmung eines königlichen Beamten ſich mit keinem Verbrecher wegen der Strafe abfänden, und daß der Primas mit ſämmtlichen Biſchöfen jetzt einen Schluß faßte, nach welchem diejenigen Geiſtlichen, welche eines ſchweren Verbrechens überwieſen wären, ſogleich von der Kirche verſtoßen und zur Lebensſtrafe den Gerichtsdienern des Hofes übergeben werden ſollten. Damit dieſes deſto ſicherer geſchähe, müßte ein königlicher Beamter ſchon gegenwärtig ſeyn, wenn der Verbrecher von dem geiſtlichen Gerichte verurtheilt würde. Mehr als hundert Mordthaten wären von Geiſtlichen während der kurzen Zeit ſeiner Regierung in England ſchon verübt worden. **)

---

*) Vita S. Thomae. 28.

**) Guiliel. Neubrig. L. II. c. 16.

***) Steph. vita S. Thomae. 28.

****) Chron. Gervasii. 1384.

Gern hätte der Primas die Berathſchlagung über dieſen Antrag des Königs in die Länge gezogen; allein dieſer verlangte noch an dem nämlichen Tage beſtimmte Antwort. Da hielt der Erzbiſchof einen beſondern Rath mit ſeinen Biſchöfen, welche alle des Königs

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 32.

**) Guiliel. Neubrig. L. II. c. 16. p. 158.

Forderung billig fanden, weil ſelbſt die Leviten des alten Teſtaments körperlichen Strafen und nach dem Grade der Vergehung wider das Geſetz wohl gar der Todesſtrafe wären unterworfen geweſen. Ueberdies wäre es jetzt am wenigſten rathſam, ſich dem Willen des Königs zu widerſetzen, da ſie von dem Haupte der Chriſtenheit, welches zu ſeyn zwei Päpſte ſich dünkten, wenig Schutz erwarten könnten. Dagegen erwiederte der Erzbiſchof, daß es unrecht ſey, für eine Schuld zweimal zu ſtrafen, daß daher kein Geiſtlicher, über welchen ſchon die canoniſche Strafe verhängt worden, noch der weltlichen Obrigkeit überantwortet werden dürfe, und eben zur Zeit der Gefahr müſſe man ſich am rüſtigſten zeigen. Da der König von dieſem Hergange Nachricht bekam, wandte er plötzlich die Unterhandlungen und fragte die Prälaten: ob ſie ihm in allen Dingen ſeine alten königlichen Rechte erhalten wollten? Der Primas antwortete: allerdings, nur ohne Nachtheil für den geiſtlichen Stand. Als alle Biſchöfe einzeln dieſelbe Antwort gaben, verlangte Heinrich, daß man ihm einfach ohne einen ſolchen Zuſatz jenes Verſprechen geben ſolle, und als der Primas ihm dieſe Forderung hartnäckig abſchlug; ſo verließ er ſogleich London mit heftigem Zorne. Die beſtürzten Biſchöfe folgten ihm und trafen mit ihm ohne den Erzbiſchof eine geheime Uebereinkunft. *)

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 29—31.

Wiederholte Bitten verſchiedener von ihnen, beſonders aber die Vorſtellungen des päpſtlichen Legaten, es ſey Wille des heiligen Vaters, daß der Primas durch Nachgiebigkeit gegen den König den Frieden erhalte, bewogen denſelben zu der Einwilligung in jene Zuſage, die Heinrich von der Geiſtlichkeit gefordert hatte. *) Voll Freude veranſtaltete dieſer eine neue Verſammlung der Prälaten zu Clarendon, um nun durch beſtimmte Geſetze auf einmal den Staat wider die Eingriffe der Geiſtlichkeit zu ſichern; aber Thomas Becket hatte ſchon ſeine Nachgiebigkeit gegen den König bereuet, und war entſchloſſen, ganz dem Geiſte zu folgen, der ihm die Worte eingegeben hatte, daß er, wenn ein Engel vom Himmel mit dem Rathe zu ihm käme, Gottes Sache eines Menſchen willen zu vernachläſſigen, den Engel mit ſeinem Fluche belegen würde. **)

Die Artikel, welche Heinrich in der Verſammlung zu Clarendon (Jahr 1164.) als längſt bekannte rechtliche Gewohnheiten, die jetzt nur ſchriftlich abgefaßt wären, zur Beſtätigung vorlegte, waren offenbar mit großer Weisheit aufgeſtellt. ***) Durch den Satz,

---

*) Hoveden. 493. Chronica Gervasii. 1385.

**) Stephan. vita S. Thomae. 31.

***) Constitutions of Clarendon, from the Cottonian Manuscript of Beckets life and epistles, which is probably daß die Söhne von Leibeigenen nicht ohne Einwilligung des Herrn, auf deſſen Lande ſie kundbar geboren ſind, in den geiſtlichen Stand aufgenommen werden durften, baute er den Schleichkünſten der Geiſtlichkeit vor, wodurch ſie die Macht der Baronen und des Königs ſelbſt auf ſeinen Krongütern untergrub, indem ſie ihre Bauern in den Dienſt der Kirche lockte. Wenn hinfort kein Prälat ohne beſondere königliche Erlaubniß das Reich verlaſſen, und, hätte er dieſelbe erhalten, doch geloben ſollte, daß er im Auslande keinen Verſuch zum Nachtheile des Königs oder des Reiches machen würde; ſo ſah man, daß die Lehre, welche Anſelm's Geſchichte gab, nicht für Heinrich II. verloren war. *) Die Richtung ihrer furchtbarſten Waffen war dem Willen der Geiſtlichkeit nicht mehr freigeſtellt, ſobald kein Vaſall des Königs und kein Diener ſeines Hauſes oder auf ſeinen Domänen mit dem Bann, oder deſſen Güter mit dem Interdict belegt werden durften, als bis der König, wann er im Reiche gegenwärtig, **) oder ſonſt ſein Großrichter, darum an-

---

the most ancient and correct copy of those statutes. MS. Cotton. Claud. B. fol. 26. in den Anmerkungen zum dritten Buche von Lytteltons Geſchichte Heinrich's II. 1767. S. 182—185. §. XVI.

*) Ibid. §. 3.

**) S. d. 2. Anmerk. auf S. 95.

gegangen waren, daß man über den Angeklagten Recht ergehen laſſen möge; da dann beim Gerichte des Hofes beendigt werden ſolle, was vor daſſelbe gehöre, beim geiſtlichen, was ſein Geſchäft ſey. *) Auch war es eine treffliche und unwiderſprechlich in der ganzen Verfaſſung gegründete Beſtimmung, daß die Prälaten als Beſitzer von Kronlehnen den königlichen Gerichten unterworfen wären, und auch als Baronen in dem Reichsgerichte ſitzen müßten, nur daß ſie der Verdammung zur Verſtümmelung der Glieder und zum Tode nicht beizuwohnen brauchten. **) Dieſe Gegenwart der Prälaten im oberſten Gerichtshofe mochte auch wegen ihrer tiefern Kenntniß der Rechte, als die weltlichen Baronen beſaßen, ſehr erwünſcht ſeyn, aber beſonders war ſie dies dem Könige, als ein ſinnlicher Beweis, daß die Geiſtlichen der Königsmacht untergeordnet wären. Ueber die Vergebung der kirchlichen Stellen verordneten die Conſtitutionen von Clarendon, daß bei Erledigung eines Erzbisthumes, Bisthumes, einer Abtei oder Priorei auf den Domänen des Königs, dieſer das Recht habe, zur Wahl eines neuen Vorſtehers, bis zu welcher er auch die Einkünfte an ſich zog, die vornehmſten Glieder der Kirche, die zu dieſem Kreiſe derſelben gehörten, in ſeine Kapelle zuſammenzurufen: ohne Genehmigung des Königs oder der von ihm bevollmächtigten Perſonen war die Wahl nicht vollendet, und der Erwählte mußte ihm den Vaſalleneid ſchwören, ehe er eingeweiht wurde. *) Am ſorgfältigſten war endlich **Heinrich** bemühet, die Gränzen zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Gerichtsbarkeit zu beſtimmen. Wenn ein Geiſtlicher, worüber er auch angeklagt ſeyn möchte, vom königlichen Gerichte vorgeladen würde; ſo müßte er erſcheinen und antworten, inſofern der Gerichtshof des Königs glaubte, ihn befragen zu müſſen; und wiewohl das, was von einer Sache vor das geiſtliche Gericht gehörte, daſelbſt verhandelt werden ſollte; ſo dürfte der königliche Richter einen Bevollmächtigten in daſſelbe ſenden und ſich von dem Ausgange der Sache unterrichten, ſo daß der Geiſtliche, der Schuld überwieſen, alles Schutzes von der Kirche beraubt wäre. **) Weltliche hingegen dürfen bei geiſtlichen Gerichten nicht anders als durch zuverläſſige und geſetzmäßige Kläger und Zeugen angeklagt werden; und iſt jemand ſo mächtig, daß man es nicht wagt, ihn anzuklagen; ſo muß der Sherif auf Erinnerung vom Biſchofe in Gegenwart deſſelben zwölf geſetzmäßige Zeugen aus ſeinem Diſtricte über eine ſolche eidliche Ausſage thun laſſen. ***) Ein beſonderer Artikel war nothwendig, daß Klagen über Schulden vor den weltlichen

---

*) Ibid. §. 7. S. d. 2. Anmerk. auf S. 93.

**) Ibid. §. 11.

---

*) Ibid. §. 12.

**) Ibid. §. 5.

***) Ibid. §. 6.

Richter gehörten, wenn gleich Treue und Glauben dabei verbürgt wären; *) man ſieht aus ihm, wie die Geiſtlichkeit jeden unweſentlichen Umſtand zu benutzen wußte, um die Sphäre ihrer Gerichtsbarkeit zu erweitern. Am wenigſten mochte ihr aber gefallen, daß der König noch in der letzten Inſtanz ihrer Gerichte die entſcheidende Stimme haben wollte; denn ſobald eine Sache vom Erzdechanten zum Biſchofe, von dieſem zum Erzbiſchofe gegangen war, und die Partheien, mit jenen unzufrieden, ſich an den König wandten; ſo wurde auf den Befehl deſſelben die Sache im erzbiſchöflichen Gerichtshofe zu Ende getrieben, und ohne ſein Wiſſen durfte nun kein Schritt weiter in ihr geſchehen, **) daß alſo die Appellationen an den päpſtlichen Stuhl von ihm gänzlich abhingen.

Auf die Geiſtlichkeit machten dieſe Geſetze, wie ſie der König vorgelegt hatte, einen ſonderbaren Eindruck. Wiewohl das Gedächtniß der ſämmtlichen Baronen ſie verbürgte als alte rechtliche Gewohnheiten, die in den Zeiten Heinrich's I. gegolten hätten; ***) ſo wollte ſie doch dieſelben nicht als ſolche erkennen. Wenn ſie aber auch wirklich uralt in England wären; ſo ſey jetzt nicht die Rede vom Gebrauche, ſondern vom Rechte.

---

*) Ibid. §. 15.

**) Ibid. §. 8. Stephan. vita S. Thomae. p. 34.

***) Hoveden. 493.

Selbſt der heidniſche Kaiſer ſage, daß keine Gewohnheit Kraft habe, mehr als Vernunft zu gelten, und Gott der Herr habe ſich nirgends vernehmen laſſen: ich bin der Gebrauch! aber wohl: ich bin die Wahrheit.*)

Auf der einen Seite ſtanden Heinrich und alle Baronen feſt mit ihm vereinigt, zum Aeußerſten entſchloſſen, wenn die Geiſtlichkeit ſich weigern ſollte, die Sitte der Väter unverletzt zu halten; auf der andern waren alle Biſchöfe nun mit dem Primas verbunden, die Macht der Kirche zu beſchirmen.**)

Als während den Verhandlungen die Geiſtlichen zur beſondern Berathſchlagung in ihrem Conclave beiſammen waren, ſtürmten die geſammten weltlichen Großen herein, mit zurück geworfenem Mantel und mit emporgehobenem Arm. Dieſe Kraft, riefen ſie, gehöre dem Könige an; ſie ſollten aufmerken, die Verächter der Geſetze des Reiches; ſie ſollten ihren Sinn ändern, um noch der Gefahr zu entgehen, die ſonſt unvermeidlich über ſie herabſtürzen werde. Aber die Biſchöfe blieben unerſchüttert. Da ging der Erzbiſchof hinaus und unterrichtete ſich von der Gewißheit der Gefahr, daß der König ihm und ſeinen Anhängern den Untergang geſchworen hätte, wenn ſie ſeinem Begehren nicht nachgeben würden; auch mochte ihn ſchrecken, daß ihn zuerſt der Schlag des königlichen Zornes treffen müſſe, da die übrigen Biſchöfe denſelben mit einem Opfer verſöhnt, und ſich alſo ſicher glauben möchten. Endlich erſchüttert durch die Bitten und Thränen ſeiner Freunde, daß er wenigſtens zum Scheine ſich für die Annahme der Verordnungen des Königs erklären möge, kam er zur Verſammlung mit den Worten zurück: der König will, daß ich meineidig ſey; ich erliege für den Augenblick, ich ſtürze mich in den falſchen Schwur, und werde hernach dafür Buße thun, aus aller Kraft! Die Biſchöfe waren voll Erſtaunen über dieſe Worte ihres Primas; aber ſie folgten alle dem Beiſpiele deſſelben und des Erzbiſchofes von York, und gelobten den Geſetzen des Königes Gehorſam, ohne alle Hinterliſt. *)

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 34.

**) Stephan. vita S. Thomae. 34. Epistola Gilleberti London. episcopi, in Lytteltons Anmerkungen S. 185. aus der Cottonſchen Bibliothek.

Heinrich überſandte dieſe Artikel von Clarendon zur Genehmigung an den Papſt Alexander III., der damals in Frankreich lebte; **) aber ſie durfte kein Papſt beſtätigen, ohne ſich von der Politik der römiſchen Hierarchie loszuſagen. ***). Er verwarf ſie größtentheils als verdammungswürdig, und Thomas Becket, als hätte er durch die Annahme derſelben eine große Schuld auf ſich geladen, entzog ſich als einen Entweihten allen gottesdienſtlichen Verrichtungen, vermehre die Härte der Zucht ſeines Körpers, und beſchloß zu trauern, bis der Papſt ihn von ſeiner Schuld frei geſprochen habe. *) Dies geſchah in einem päpſtlichen Schreiben, worin der Urſache der Trauer des Primas gar nicht erwähnt, aber angeführt war, daß es ein großer Unterſchied ſey, ob man etwas freiwillig oder gezwungen verübt habe. **)

---

*) Epistola Gilleberti. p. 190. Hoveden. 495. Gervasii chron. 1386 — 1388.

**) Stephan. vita S. Thomae. 34. 35. S. die 3. Anm. S. 93.

***) Ibid.

---

*) Ibid.

**) Matth. Paris 71. 72.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Thomas Becket ſucht England zu verlaſſen. Reichstag zu Northampton. Geldforderungen, wodurch der König den Erzbiſchof bedrängt. Schilderung des letzten Tages auf der Verſammlung zu Northampton. Urtheil über das Betragen des Königs. Flucht des Primas nach Frankreich, die gute Aufnahme, welche er bei dem Könige deſſelben und beim Papſte findet. Verſammlung bei dem letzten zu Sens. Neue Verdammung der Conſtitutionen von Clarendon. Entſchloſſene und kluge Schritte des Königs von England. Excommunication einiger von ſeinen vornehmſten Dienern. Seine Maaßregeln dagegen. Thomas Becket wird Legat von England. Zweideutiges Betragen des Papſtes. Krönung des Erbprinzen Heinrich durch den Erzbiſchof Roger von York. Friedensunterhandlungen zwiſchen dem König und dem Primas. Scene der Verſöhnung zwiſchen ihnen. Neuer Streit, noch ehe Becket England betreten hatte. Seine Erſcheinung in England. Er wird von Rittern des Königs ermordet, ohne Wiſſen deſſelben. (1170. Decbr. 29.) Trauer Heinrich's.

Der König konnte ſeine Erbitterung über das Betragen des Erzbiſchofes nicht verbergen, und dieſer verſuchte es zweimal, England zu verlaſſen; aber der Wind begünſtigte ſeine Flucht nicht, und die Schiffer ſchienen aus Furcht vor dem Zorne des Königs es nicht zu wagen, ihn dem Reich zu entführen. *) Heinrich fühlte bei der Nachricht von Becket's Vorſatze mehr Bekümmerniß als Zorn; denn ihm war es nicht gleichgültig, ob das Gerücht ihn als einen Tyrannen ſchilderte, vor welchem das Haupt der engliſchen Kirche entfliehen müſſe. **) Daher bat er den Erzbiſchof, im Frieden doch mit ihm daheim zu bleiben und der Kirche vorzuſtehen; ob er denn England für ſo klein halte, daß es ſie beide nicht faſſen könne. ***) Allein ſeit den Conſtitutionen von Clarendon war durchaus keine Ruhe zwiſchen zwei ſo hochgeſinnten Geiſtern an der Spitze der weltlichen und geiſtlichen Macht zu hoffen.

Heinrich ſuchte nur Gelegenheit, auf einem Reichstage den Erzbiſchof von neuem zu beſtürmen; denn er war überzeugt, daß die geſammte Kraft der Baronen ihm dann wiederum gegen die Kirche zu Gebote ſtehen werde; und vielleicht war es nicht ohne Abſicht, daß er ſelbſt Baronen aus der Normandie an der Verſammlung Theil nehmen ließ, welche er nach Northampton ausgeſchrieben hatte. *) Die Erwartung der Nation war hochgeſpannt; das Volk ſtrömte reißend zu dem Reichstage. **)

---

*) Gervasii Chron. 1389.

**) Epistola Gilleberti. p. 190.

***) Ibid. Henry. III. p. 247.

Der König beſchwerte ſich mit jener Feinheit und Mäßigung, wodurch man überredet, man führe eine gerechte Klage über den Primas, daß ſich derſelbe geweigert habe, vor dem königlichen Gerichte zu erſcheinen, als er wegen einer geſetzmäßigen Klage wider ihn vorgeladen worden, und deshalb des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig ſey. ***) Einſtimmig verurtheilte man den Erzbiſchof als ſchuldig; nur wollten weder die Biſchöfe noch die weltlichen Großen das Urtheil verkündigen, bis es der Biſchof von Wincheſter auf Befehl des Königs ablas. Für die fünfhundert Pfunde Strafe, welche der Primas entrichten ſollte, mußten ſich die Biſchöfe verbürgen. ****)

Der König drängte nun den Erzbiſchof mit einer Geldforderung nach der andern, und die ſorgloſe Vertraulichkeit, welche ſonſt zwiſchen ihnen obgewaltet hatte, mochte es nun nach eingetretener Feindſchaft jenem nicht

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 36.

**) Epistola Gilleberti. 191.

***) S. d. 1. Anmerk. auf S. 94.

****) Hoveden. 494. Vita S. Thomae. 35—37. Epistola Gilleberti. 191.

an ſolchen Forderungen fehlen, ſo wie ſie dieſen nicht
auf jene Vorſicht hatte achten laſſen, wodurch er ihnen
jetzt hätte begegnen können, wenn ſie ungegründet wa-
ren. Allein er erklärte, daß Geld durchaus nicht die
Veranlaſſung zur Erbitterung zwiſchen ihm und dem
König ſeyn ſolle, und leiſtete Bürgſchaft für ſeine
Schulden. *) Da forderte Heinrich Rechnung wegen
der Einkünfte, die er von den erledigten Erzbisthü-
mern, Bisthümern und Abteien, ſo lange er Kanzler
geweſen, gezogen hatte. Beſtürzt über dieſen Vortrag,
bat der Erzbiſchof um einigen Aufſchub der Verhand-
ungen des Reichstages, damit er mit ſeiner Geiſtlich-
keit wegen der Bürgſchaft, die auch für dieſen Punct
verlangt war, zu Rathe gehen könne. Kein Baron,
ein Ritter betrat nun mehr ſeine Wohnung. Als er
ich ſo verlaſſen ſah, ſchickte er ſeine Diener aus, daß
ie die Bettler in der Gegend von Northampton an
eine Tafel laden möchten. Indem er unter dieſen ſei-
nen Gäſten ſaß, ſagte er, daß er mit einem ſolchen
Heere den Sieg viel leichter erhalten werde, als mit
enen, die in der Stunde der Gefahr von ihm geflo-
en wären. **)

In der Verſammlung der Biſchöfe und Aebte, die
ei ihm zuſammenkamen, herrſchte eine große Verſchie-

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 37. 38.

**) Historia quadripartita. c. 27. p. 50. in epist. S. Thomae opera Christ. Lupi.

denheit der Meinungen, von welchen ihm keine weniger willkommen ſeyn mochte, als daß er, um den König zu verſöhnen, ſeine erzbiſchöfliche Würde niederlegen ſollte, keine aber angenehmer, als daß er den König ehren möge, inſofern es die Kirche erlaubte, und voll Zuverſicht auf ſeine Unſchuld ſich damit ſchützen könne, daß er in dem Augenblicke, da er auf den erzbiſchöflichen Stuhl erhoben worden, von der Bürde des Kanzlers und aller Verantwortlichkeit wegen weltlicher Geſchäfte frei geweſen ſey. *)

Eine Unpäßlichkeit des Primas ſpannte die Erwartung aufs höchſte durch die Verzögerung des entſcheidenden Tages zu Northampton. Am Morgen deſſelben weihte er ſich zum Märtyrerthume; ſeine Vertrauten hatten ihm die Nachricht hinterbracht, daß er bei ſeiner Erſcheinung am Hofe entweder in den Kerker geworfen oder ermordet werden ſolle. **) Mehrere Biſchöfe kamen zu ihm, um vor der letzten Gefahr noch ſeinen harten Sinn zu erweichen und ihn zur Nachgiebigkeit gegen den König zu bewegen. Aber er antwortete ihnen mit den bitterſten Vorwürfen, daß ſie mit der weltlichen Macht ſich verrätheriſch wider ihn, ihren Vater, verbunden hätten; kraft ihres Gehorſams gegen ihn verbot er ihnen, irgend einer feindſeligen Handlung wider ihn hinfort beizuwohnen. Er appellire hiermit feierlich an ihre gemeinſchaftliche Mutter, die römiſche Kirche, und wenn ihm deshalb, wie die Sage ginge, Gewalt angethan werden ſollte, ſo mache er es ihnen zur heiligſten Pflicht, durch den Kirchenbann dieſe Schmach zu rächen. *)

---

*) Stephan. vita S. Thomae, p. 38. 39. Gervasii chronica. 1390.

**) Hoveden. 491.

Dann ging er mit ſeiner ganzen erzbiſchöflichen Pracht zur Meſſe an den Altar des heiligen Stephans, und als Anſpielung auf die Aehnlichkeit im Schickſal des Märtyrers und in dem ſeinigen ertönten die Worte: die Fürſten ſaßen und redeten wider mich, und die Gottloſen haben mich verfolgt. **) Sogleich ward dem König berichtet, daß der Erzbiſchof wider ihn und ſeine übrigen Verfolger die Meſſe feire. ***) Vom Pallium und von der heiligen Binde wieder entkleidet, rüſtete dieſer ſich zum Zuge an den Hof. ****) Es entſtand ein ungeheurer Zuſammenlauf des Volkes, voll Erwartung des Endes. †) Als er beim Verſammlungsorte angelangt war, ergriff er, ſo wie er vom Pferde ſtieg, das ſilberne Kreuz, welches gewöhnlich vor ihm hergetragen wurde. Der König entfernte ſich ſchnell aus dem Saal, als er hörte, daß der Erzbiſchof mit dem Kreuze bewaffnet erſcheine. *) Auch durch eine geweihte Hoſtie, die er heimlich mitgenommen, nach dem Wahne der Zeiten geſchützt, **) trat derſelbe in den Verſammlungsſaal. Alle ſtaunten, als er ſich zu ſeinem Sitze begab, mitten durch die dichtgedrängten Zuſchauer. Der Biſchof von London ſuchte ihm das Kreuz zu entreißen. Ihr werdet finden, ſagte er ihm, daß des Königs Schwert ſtärker ſey, als eure Waffen! ... Wohl können, erwiederte der Primas, indem er ſein Kreuz feſter hielt, des Königs Waffen den Leib tödten; aber die meinigen ſind für die Seele todtlich, und ſenden ſie zur Hölle hinab. ***) Du läſſeſt jetzt deiner Rede den Lauf, aber auch du wäreſt anders geſinnt, wenn du für mich hier ſäßeſt! ****) Auch der Erzbiſchof Roger von York wagte vergebens denſelben Verſuch beim Primas, und bedrohte gleichſam mit ſeinem voraufgetragenen Kreuze die Waffe des letzten. †)

---

*) Chronica Gervasii. 1391. Historia quadripartita. c. 29.

**) Hoveden. 494. Guiliel. Neubr. L. II. c. 16. p. 160.

***) Vita S. Thomae. p. 40.

****) Gervasii chron. 1391, 1392. S. d. 2. Anm. auf S. 96.

†) Hoveden. 494.

Bald darauf wurden die ſämmtlichen Biſchöfe zum Könige gerufen, und verweilten lange bei ihm, in

---

*) Guiliel. Neubr. L. II. p. 160. Hoveden. 494.

**) Lyttelton. II. 372.

***) Hoveden. 494.

****) Vita St. Thomae. 40.

†) Hoveden ibid. Vita S. Thomae. 41. Gervasii chronica. 1362.

Berathſchlagung mit den Grafen und Baronen. Unterdeſſen ſaß der Erzbiſchof allein mit einigen Geiſtlichen, und die ſchreckenden Gerüchte von der Gefahr, in welcher er ſchwebte, wurden durch die Härte, womit alle Weltlichen auf dem Reichstage ihn behandelten, in dieſer bangen Zwiſchenzeit gewichtvoller. Einer von den Marſchällen des Königs wollte nicht einmal zugeben, daß die Geiſtlichen zu ſeinen Füßen mit dem Primas ſprachen. Durch Zeichen ſuchten ſie ihm Troſt und Rath zu geben. Doch vernahm man zwiſchen Thränen und Seufzern einige allgemeinere Reden über das Jahrhundert der Verführung, welches bisweilen eine heitere Oberfläche, wie das ruhige Meer, hätte, aber aus deſſen Tiefe die Stürme dann tückiſch hervorbrächen. *)

Der Erzbiſchof hatte bei ſeiner Ankunft in der Verſammlung noch einmal geſammten Biſchöfen verboten, dem Gerichte wider ihn wegen ſeiner Staatsverwaltung beizuwohnen, und noch einmal ſeine Appellation nach Rom ihnen bekannt gemacht. **) Deshalb ließ der König, welcher ihn nicht ſogleich, wie faſt alle Stände riethen, des Meineides und Hochverrathes angeklagt haben wollte, durch eine Botſchaft von Grafen und Baronen fragen, ob er wirklich jenes Verbot an die Biſchöfe, jene Appellation, ganz wider den Buchſtaben der Geſetze von Clarendon eingelegt habe? und ob er Bürgen ſtellen wolle, daß er vor dem königlichen Gericht erſcheinen werde, um Rechenſchaft wegen ſeiner Staatsverwaltung während ſeiner Kanzlerwürde abzulegen? *)

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 41. 42.

**) Hoveden. 495.

In der Antwort erkannte ſich der Erzbiſchof als Urheber jenes Verbotes, und erklärte, daß er zur Ablegung dieſer geforderten Rechenſchaft durchaus nicht verbunden ſey, weil ihm Freiheit von aller Anklage wegen ſeiner bisherigen Staatsgeſchäfte verſprochen wäre; er könne Zeugen deshalb wider den König aufrufen; aber er wiſſe wohl, daß dies wenig fruchten würde. Uebrigens gereiche es ihm zum Troſte, daß er als Kanzler ſein eignes Vermögen noch aufgewendet und ſich mit Schulden belaſtet habe. **)

Ohne weitere Gegenrede gingen die Großen zum Könige zurück. Einige blieben im Saal und ſprachen: nun haben wir die Läſterungen aus ſeinem Munde gehört! oder ſie gingen mit andern vom königlichen Gefolge auf und nieder mit drohenden Blicken auf den Primas, und indem ſie laut davon redeten, wie die vorigen Könige es verſtanden, ihre Geiſtlichkeit zu zähmen, wie vornehmlich Wilhelm der Eroberer ſeinen aufrühreriſchen Bruder, den Biſchof Odo von Bayeur, mit eigner Hand ergriffen hätte. *)

---

*) Gilleberti epist. 194. Vita S. Thomae 43.

**) Hoveden. 495. Vita S. Thomae. 43. 44.

Unterdeſſen ſuchten die Biſchöfe es bei dem Könige dahin zu bringen, daß ſie, wie es nach den Geſetzen von Clarendon ihre Pflicht war, das Verdammungsurtheil über den Erzbiſchof mit auszuſprechen nicht gezwungen würden, wogegen ſie verhießen, denſelben bei dem päpſtlichen Hofe zu belangen, und dahin zu trachten, daß er abgeſetzet werde. **) Als der König endlich in ihre Bitte willigte, gingen ſie hin, um ihre Appellation an den Papſt dem Primas kund zu thun, indem ſie ihm ſeinen Meineid in Hinſicht auf die Conſtitutionen von Clarendon vorwarfen.

Er entgegnete ihnen, daß er auf ihre Appellation dem Papſte zu Rede ſtehen würde, und führte mancherlei Gründe zur Beſchönigung ſeines Betragens an. ***) Sie zogen ſich zurück, und ſaßen ſtillſchweigend in der Ferne, abgeſondert von den Baronen, als dieſe das Urtheil über Thomas Becket fällten, wozu auch Ritter vom zweiten Range, welche durch ihr Alter ihrer Stimme ein beſonderes Gewicht gaben, gerufen wurden. *) Er ward des Hochverrathes ſchuldig erklärt, und der Graf von Leiceſter wollte an der Spitze der weltlichen Großen ſein Urtheil ihm ankündigen. Mein Urtheil? rief der Erzbiſchof. Das könne nur erfolgen, wenn vorher der Streit geführt wäre; er habe aber heute nichts als Parthei vor dem Richter geſprochen. Auch werde er ihr Urtheil ohnedies nicht anhören, denn es gezieme den Kindern nicht, über ihren Vater zu richten; und da die Seele mehr werth wäre, als der Körper; ſo müßten ſie Gott und ihm mehr gehorchen, als einem irdiſchen Könige. Nur den Papſt erkenne er als ſeinen Richter, und an ihn wende er ſich noch einmal feierlich, hier in Gegenwart von ihnen allen. „So hingegeben der rechtgläubigen Kirche und dem päpſtlichen Stuhle entferne ich mich von hier!“ ſprach er, ſtand auf und ging hinweg, das Kreuz in ſeiner Hand. Es erhob ſich ein Geſchrei des Unwillens; man ſchimpfte ihn einen Meineidigen, einen Verräther. Da wandte er ſich plötzlich, eingedenk jener Zeit, wie er als Kanzler einen rüſtigen franzöſiſchen Ritter beim Turnier aus dem Sattel hob, und rief, wenn ſein heiliger Stand es ihm nicht verböte; ſo würde er mit den Waffen ſich wider die Läſterung von Meineid und Verrath vertheidigen. Als er das äußere Thor verſchloſſen fand, ergriff einer von ſeinem Gefolge, da der Thorwärter in dem Augenblicke entfernt war, den Schlüſſel, welcher an der

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 41.

**) Gervasii chronica. 1393.

***) S. die 1. Anmerk. auf S. 98.

---

*) Vita S. Thomae. 46.

Wand hing. Von Bettlern umgeben, entkam der Erzbiſchof glücklich nach dem Kloſter, welches ſeine Herberge war. *)

Als der König die Wuth der Baronen über das Betragen, die plötzliche Entfernung deſſelben ſah, fürchtete er, daß ſie durch blutige Rache an dem Primas und ſeinem Gefolge das Reich in große Verwirrung bringen möchten, und ließ deßwegen ſogleich durch einen Herold bekannt machen, daß niemand bei Todesſtrafe es wagen ſollte, dem Primas oder irgend einem von deſſen Gefolge die geringſte Beleidigung zuzufügen. **) Eben dieſe Vorſicht hatte auch den König bewogen, auf dem Reichstage ſelbſt nicht zu gewaltſamen Maaßregeln wider denſelben zu ſchreiten. Das Papſtthum war zu mächtig geworden, als daß er, wie Wilhelm der Eroberer, mit der engliſchen Kirche hätte ſchalten dürfen. Daher ſuchte er auf alle Weiſe zu verhindern, daß daſſelbe Gelegenheit bekommen ſollte, in die gegenwärtigen Angelegenheiten mit einzuſprechen, indem er dem Primas auch nicht den leiſeſten Vorwurf über geiſtliche Sachen machen ließ. Unverzeihlich ſcheint es dagegen, daß er den Biſchöfen erlaubte, ſich im gegenwärtigen Falle den Verordnungen von Clarendon zu entziehen, indem ſie dem Urtheile nicht beizuwohnen, Erlaubniß erhielten. Ihr Verſprechen, den Papſt wider den Primas anzurufen, war ſeinem Wunſche, daß er gern jeden Schein von Ungerechtigkeit wider Becket vermeiden möchte, vielleicht günſtig; aber lockte einen gefährlichen Richter herbei.

---

*) Hoveden. 495. Gervasii chron. 1393. Vita S. Thomae. 45. 46.

**) Gilleberti ep. 194. Vita S. Thomae. 47.

Nachdem die Abendmahlzeit, an welcher die Bettler wiederum Theil nahmen, in der Herberge des Erzbiſchofes geendigt war, ſandte er drei Biſchöfe an den König, um die Erlaubniß zu einer unbefehdeten Reiſe aus dem Königreiche zu erhalten. Die Antwort wurde bis auf den folgenden Morgen verſchoben; aber er hatte ſchon den Entſchluß gefaßt, in der Nacht zu entfliehen, und jene Anfrage nur gethan, um denſelben deſto mehr zu verbergen. Als die Nacht einbrach, ſagte er den Seinigen, daß er ſie in der Kirche durchwachen wolle. Verſchiedene Geiſtliche wollten mit ihm wachen; aber er gab es nicht zu. In der erſten Nachtwache brach er ſtill auf, nur von zwei Ciſtercienſermönchen und einem Diener begleitet. Sie entkamen unbemerkt aus Northampton, und ritten die Nacht durch gegen Lincoln zu, der Erzbiſchof unter einem fremden Namen und verkleidet. Nur in den Nächten ſetzten ſie ihre Reiſe fort; den Tag brachten ſie in Klöſtern zu. In der Nähe von Canterbury lebte der Primas acht Tage in der geheimnißvollſten Einſamkeit, unterdeſſen ſich ſeine drei Gefährten um ein Schiff zur Ueberfahrt nach Frankreich bemühten. Kurz vor anbrechendem Morgen am zehnten November beſtieg er den Fiſchernachen, welchen ſie aufgefunden hatten, und landete am Abend nahe bei Gravelingen in Flandern. *)

An demſelben Tage ſchiffte auch eine große Geſandtſchaft Heinrich's hinüber, um den König von Frankreich zu bewegen, daß er dem Erzbiſchofe keinen Schutz angedeihen laſſe, und um ſeinen Klagen beim Papſte zu begegnen. Vielleicht war noch eine Ausſöhnung möglich, welche der König ſehr zu wünſchen ſchien, da er die Beſitzungen des erzbiſchöflichen Stuhles von Canterbury unberührt ließ, und alle Officialen des Erzbiſchofes in ihren Stellen. **) Er fürchtete die Bewegungen, welche zum Vortheile deſſelben in Frankreich entſtehen möchten. Thomas Becket hatte einſt, da er als Kanzler in dieſem Lande mit außerordentlichem Glanze erſchien, ſich aller Herzen gewonnen. Der franzöſiſche König aber mußte dieſe Gelegenheit begierig ergreifen, um den ihm ſo furchtbaren Heinrich in einen Krieg mit der Kirche zu verwickeln, welcher demſelben, wenn auch nicht in England, doch in ſeinen Provinzen auf der andern Seite des Meeres, wegen des Zuſammenhanges derſelben mit dem Hofe von Frankreich, ſehr nachtheilig werden konnte; und der Papſt Alexander III., der zu Sens lebte, mußte den Wünſchen König Ludewig's nachgeben, wenn es auch ohnedies ſein eigener Vortheil nicht erfordert hätte, daß er den Erzbiſchof auf alle Weiſe unterſtützte. Da außerdem ſich von Thomas Becket wohl erwarten ließ, daß er alle politiſchen Gedanken und Geheimniſſe des Königs von England, die er ehemals als Freund erfahren hatte, die Schwächen deſſelben, wo man ihm am leichteſten ſchaden könne, ſeinen Feinden verrathen werde; ſo war es freilich für den engliſchen Hof von der größten Wichtigkeit, dem Eindruck entgegen zu arbeiten, welchen er als Flüchtling zu machen drohte.

---

*) Gervasii chron. 1393. Hoveden. 495. Vita S. Thomae. 47. 48. Heribertus in Quadrilogo. L. II. c. 2.

**) Vita S. Thomae. 48.

Wie das Gerücht von Thomas Becket's Leiden und Flucht ſich in Frankreich verbreitete, ſchrieb ihm der Papſt, als einem Kämpfer für die Freiheit der Kirche, einen glückwünſchenden Brief, und das Mitleiden vermehrte ſeinen Ruhm. Als Bettler wanderte er an der flandriſchen Küſte, und ſah ſich bald von einem anſehnlichen Gefolge umgeben. *) Die Stimmung der franzöſiſchen Nation zu ſeinem Vortheile, ſchien ſelbſt den Geſandten Heinrich's ſo groß, daß der Erzbiſchof von York und die vier Biſchöfe, welche ihn begleiteten, ihren geiſtlichen Stand glaubten verbergen zu müſſen, und vorgaben, ſie gehörten zum Ge-

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 48—50.

folge des Grafen **Wilhelm von Arundel**, eines der Geſandten. *) Als ſie dem König von Frankreich das Schreiben **Heinrich's** überreichten, worin von **Thomas Becket**, ehemaligem Erzbiſchofe von Canterbury, als einem flüchtigen Verräther, die Rede war, fragte er: wer denſelben denn abgeſetzt habe? „Ich bin, fuhr er fort, ſo gut König, wie **Heinrich**, und kann in meinem Lande nicht den geringſten Geiſtlichen abſetzen. Wohl kannte ich **Thomas Becket**, der als Kanzler euerm Herrn treu gedient hat, und nun will ihn dieſer zum Lohne dafür, nachdem er ihn aus England verjagt hat, auch aus Frankreich treiben?“ **) .... Anſtatt die Bitte der Geſandtſchaft zu gewähren, daß er den Papſt erinnern möge, den Verläumdungen **Becket's** wider ihren König nicht Gehör zu geben, ſchickte er einen Boten an **Alexander**, mit der Vorſtellung, daß er dem Erzbiſchof allen möglichen Schutz wider den Tyrannen von England angedeihen laſſen möge, ſeinem Eifer für die römiſche Kirche gemäß. ***) So wenig verſtanden es die Könige des Mittelalters, ihre kleinen Fehden und ihren perſönlichen Haß zu vergeſſen, um gemeinſchaftliche Sache wider ihren allgemeinen und furchtbarſten Feind, die Hierarchie, zu machen.

---

*) Ibidem. 50.

**) Gervasii chron. 394.

***) Hoveden. 495. 496.

Es war kein Wunder, daß bei dem Papſte, welcher auf zwiefache Weiſe durch den Vortheil der Kirche und die Erinnerungen des Königs von Frankreich für den Erzbiſchof geſtimmt war, die Geſandten Heinrich's vergebens in einer feierlichen Verſammlung zu Sens ihre Beredſamkeit erſchöpften, um die Appellation des Primas an den päpſtlichen Stuhl unkräftig zu machen, vergebens in einer geheimen Unterhandlung durch große Verſprechungen von den vermehrten Einkünften, die er hinfort jährlich aus England ziehen ſolle, den heiligen Vater zu bewegen ſuchten, in die Abſetzung des Erzbiſchofes zu willigen. Ohne irgend etwas zum Vortheil ihres Königs bewirkt zu haben, mußten ſie Sens wieder verlaſſen; es war ihnen befohlen, nicht länger als drei Tage am päpſtlichen Hofe zu verweilen, und nicht mit Thomas Becket daſelbſt zuſammenzuſtoßen. *)

Auf der Rückreiſe begegneten ſie demſelben, wie er an der andern Seite eines Fluſſes mit einem Gefolge von mehr als dreihundert Reutern zum Papſte zog. **) Zu Soiſſons hatte Becket ſchon eine Zuſammenkunft mit König Ludewig gehabt, welcher ihm ſeinen vollen königlichen Schutz und den Gebrauch ſeiner Schatzkammer anbot; zu Sens ward er auf das herrlichſte vom heiligen Vater empfangen. *) Bei der erſten Verſammlung der Cardinäle ſchilderte er den aufflammenden Zorn des Königs wider ihn, ſobald er beſchloſſen hätte, ſeinen Verpflichtungen gegen Gott alles aufzuopfern. Vorher wäre die Kirche von Canterbury die Sonne für ihre Gegend geweſen; aber jetzt hätte ſie Dunkelheit umgeben. Das würde er nicht verhehlen, und wenn er tauſend Arten des Todes deshalb leiden müßte. Sobald er von dieſem Vorhaben abſtehen wollte, bedürfte es nicht der Zwiſchenkunft eines Dritten, um ihn ſogleich wieder in die alte Gnade des Königs zu verſetzen.

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 50. 51. Gervasii chron. 1394—1396. Hoved. 496.

**) Steph. vita S. Thomae. 51.

Statt alles Beweiſes wider denſelben legte er dem Papſt und den Cardinälen eine Abſchrift der Verordnungen von Clarendon vor, über welche der Streit entſtanden wäre. Die Vorleſung derſelben machte freilich einen großen Eindruck, wiewohl ſie dem päpſtlichen Hofe nicht unbekannt waren, und der Erzbiſchof, um bei den Cardinälen die Stimmung hervorzubringen, als würde er von keinem Ehrgeize getrieben, legte ſeine Würde, da man ſich in einem geheimen Gemach verſammelt hatte, feierlich nieder, indem er ſeinen Ring in die Hand des Papſtes gab. Aber wirklich glaubten einige Cardinäle, daß ſich jetzt eine günſtige Gelegen-

---

*) Ibidem. . . . Gervasii chron. 1396.

heit anböte, den Streit beizulegen, indem man für Becket auf eine andere Weiſe ſorgte, und dem erzbiſchöflichen Sitz von Canterbury einen neuen Primas ſchenkte. Allein dieſer Schritt wäre für das Anſehen der Kirche zu gefährlich geweſen. Becket wurde von neuem als Erzbiſchof beſtellt, und über die meiſten Geſetze von Clarendon zum zweitenmale der Fluch ausgeſprochen. Jener ging darauf in das Kloſter von Pontigni in Burgund, um die Zeit ſeiner Verbannung daſelbſt zuzubringen. *)

Der König von England war, durch die Verachtung aller ſeiner Bitten von Seiten des Papſtes und Frankreichs gereizt, nun zum Aeußerſten entſchloſſen; doch ging er in ſeinem Zorne nicht über die Gränzen der Klugheit hinaus. Wenn er ſämmtliche Anverwandte von Thomas Becket, und andere von demſelben abhängige Perſonen, wie auch diejenigen, welche ſeine Flucht befördert hatten, eine Zahl von beinahe vierhundert Perſonen, aus dem Königreiche verbannen ließ, ſo mochten ſie freilich ſeine Ungerechtigkeit jenſeit des Meeres anklagen, und die Erbitterung des Erzbiſchofes mochte dadurch noch höher getrieben werden. Allein von dieſem war doch einmal keine friedliche Geſinnung zu erwarten, und ſeine verbannten Anhänger hätten

---

*) Stephan. vita S. Thomae 52. Hoved. 496. Gervasii chron. 1396—1398.

durch die fortgeſetzten Verbindungen mit ihm und für ihn in England dem Throne weit mehr ſchaden können, als es nun der Eindruck vermochte, welchen ihre Klagen im Auslande machten. *)

Indem durch dieſe Maßregel einem Aufſtande zum Vortheil des Primas ſchon vorgebeugt war, verbot man ferner unter der Androhung ſchrecklicher Strafen alle Gebete für denſelben in den engliſchen Kirchen. **) Auch ſollte kein Geiſtlicher, kein Mönch ohne Erlaubniß der königlichen Richter jenſeit des Meeres gehen, und ohne einen Brief des Königs ſelbſt nach England zurückkehren. Wer ein Interdict des Papſtes oder des Erzbiſchofes zur Verhinderung des Gottesdienſtes in England bei ſich führte, ſollte ſogleich als Hochverräther gerichtet werden. Auch war auf jede Appellation an dieſelben, auf die Annahme und Befolgung irgend eines Befehles von ihnen die Strafe der Gefangenſchaft geſetzt; ſollte aber gar jemand, von welchem Stande er auch ſeyn möchte, auf den Bann des Interdictes, der gegen England geſchleudert würde, irgend achten, ſo war ſeine Verbannung unvermeidlich, und mit ihm wurden alle ſeine Verwandten ihrer Güter beraubt und verjagt. Zuletzt befahl Heinrich noch, daß die gewöhnlichen Abgaben an den päpſtlichen Stuhl zwar eingeſammelt, aber nicht abgegeben werden ſollten. Das Geld wurde aufbewahrt, und nicht, wie die Einkünfte des Erzbiſchofes von Canterbury, in den königlichen Schatz gezogen. *)

---

*) Gervasii chron. 1398. Vita S. Thomae. 51. Guiliel. Neubr. L. II. c. 16. p. 160.

**) Gervasii chron. 1398.

Einige Hoffnung zu einer friedlichen und rühmlichen Uebereinkunft mit der Kirche dämmerte für Heinrich, da Alexander III. Frankreich verließ, und nun dem unmittelbaren Einfluſſe ſeines furchtbarſten Feindes entzogen, von Italien aus ſich um ſo nachgiebiger gegen ihn bezeigen mußte, je härter der kraftvolle Kaiſer Friedrich I. ihn bedrängte, und je ſicherer dem neuen Gegenpapſte Paſchal III. den Sieg zu verſchaffen drohte. J. 1165. **) Auch ließ Heinrich wohl andeuten, daß er ſich, wenn Alexander nicht aufhörte, ihm zu widerſtreben, mit allen ſeinen Ländern für Paſchal erklären und mit dem Kaiſer vereinigen werde. ***)

Ohne Zweifel hätte Thomas Becket ſchon den Bannſtrahl gegen Heinrich ſelbſt geſchleudert, wenn der Papſt nicht gegen dieſen einige Schonung hätte beobachten wollen. Deswegen excommunicirte er jetzt nur

---

*) **Hoveden.** 496.

) **Chronica Gervasii. 1398.

***) **Vita S. Thomae.** 53.

einige der vornehmſten Diener des Königs, welche größtentheils Beförderer der Geſetze von Clarendon oder im Beſitze von Gütern des Erzbisthumes von Canterbury waren. Doch ward auch Heinrich ſelbſt mit dem Banne bedroht, wenn er nicht bald Reue blicken laſſe. *)

Zwar wandte er alle Mühe an, um zu verhindern, daß keine Bannbulle England berühre: alle Seehäfen ſollten auf das fleißigſte bewacht werden, und ein Geiſtlicher, der ergriffen würde, indem er einen Bannbrief überbrächte, ſollte mit Verſtümmelung der Glieder, ein Weltlicher mit dem Tode beſtraft werden: wenn ein Prieſter wegen des Interdiktes ſich weigerte, die gottesdienſtlichen Verrichtungen fortzuſetzen; ſo ſollte man ihn ſeiner Mannheit berauben. **) Allein gelang es auch, England vor dem Aufruhre zu bewahren, welchen Becket der Geiſtlichkeit zur Pflicht machte, ſo konnten die übrigen Länder des Königs nicht ſo leicht vor der Gefahr geſchützet werden.

Durch Drohungen gegen das Ciſterzienſerkloſter, in welchem der Erzbiſchof lebte, daß er an allem, was ihnen werth wäre, in ſeinen Ländern ſich rächen werde, wofern ſie den Verräther noch länger beherbergten, ſchreckte Heinrich die Mönche ſo, daß der verehrte Flüchtling ſeinen bisherigen Zufluchtsort verlaſſen mußte. *) Aber bald wiederfuhr dieſem der Triumph, daß der Papſt ihn zum Legaten über England, ausgenommen die Diöceſe des Erzbiſchofes von York, ernannte, und ihm dadurch gleichſam ſelbſt zum letzten Richter in ſeinem großen Streite mit der Krone machte. J. 1166. **) Dieſe Wendung ſchien die furchtbarſte zu ſeyn, welche der Kampf für den König nehmen konnte; allein nicht lange nachher bekam er die Nachricht, daß ſeine Unterhandlungen mit Rom eine unerwartet glückliche Richtung gewonnen, wodurch die Bannſtrahlen des Erzbiſchofes entkräftet wurden. Durch ſeine Geſandten, und vorzüglich durch den ſchlauſten derſelben, Johann von Oxford, welcher dem Primas vor allen verhaßt war, und durch die Bemühungen des Markgrafen von Montſerrat, der eine von Heinrich's Töchtern zur Gemahlin für ſeinen Sohn wünſchte, war es dahin gebracht worden, daß der Papſt zwei Legaten a Latere ernannte, welche die Streitigkeiten ſowohl zwiſchen dem König und dem Erzbiſchof, als zwiſchen dieſem und den Biſchöfen Englands, welche an den heiligen Vater wider ihn appellirt hatten, zu ſchlichten ſuchen, und alle Freunde Heinrich's, die von

---

*) Epistola Thomae Cant. Archiep. ad suffraganeos suos ap. Hoveden. 498—500.

**) N. VII. in appen. L. III. Lyttel. p. 220.

---

*) Gervasii chron. 1400—1402.

**) Vita S. Thomae. 55. Epist. S. Thomae. L. I. p. 115.

Becket mit dem Banne belegt wären, von demſelben befreien ſollten, ſo wie jeder Schritt, welchen jener bis zur Beendigung der Fehde durch die Legaten, wider den König, ſein Reich und ſeine Diener unternähme, als nichtig würde betrachtet werden. *)

Wiewohl der Papſt den König erſuchte, nur im Falle der äußerſten Noth dieſen Brief bekannt zu machen; ſo verbreitete ſich doch vornehmlich durch die Reden Johann's von Oxford vor Ankunft der Legaten die Nachricht von dem Sturme, der ſich über dem Primas zuſammengezogen hatte. **) Iſt es wahr, was man verbreitet, ſchrieb dieſer nach Rom; ſo hat mein Herr, der Papſt, nicht nur mich, ſondern ſich ſelbſt und die ganze galliſche und engliſche Kirche hingerichtet. ***) Bis zur verrätheriſchen Sklaverei gegen Heinrich ſchien der päpſtliche Hof ſich erniedrigt zu haben, denn die Geſandten brachten ihm ſogar die Briefe aus Rom mit, welche Becket wider ihn an den Papſt und andere zu deſſen Vortheile geſchrieben hatten. ****)

Das Geſchrei, welches ſich von mehrern Seiten jetzt gegen Alexander erhob, beſonders aber die Wuth des frommen Ludewig's von Frankreich, welcher den Legaten verbot, ſein Königreich zu betreten, und öffentlich erklärte, das der Papſt ihn durch die Sendung derſelben nicht weniger beleidigt habe, als wenn er ihm die Krone hätte rauben wollen, mochten Urſache ſeyn, daß er ſchnell ſeinen Legaten in einem nachgeſchickten Schreiben befahl, wohl den Verſuch zur Stiftung des Friedens zwiſchen dem König und dem Primas zu machen, aber nichts Bedeutendes wider den letzten zu unternehmen. *) Als ſie von Rom ausgingen, J. 1167 im Januar . ., drohte Kaiſer Friedrich mit dem Strome ſeiner Macht in die Stadt zu kommen, und während ihrer Reiſe hatte ſich derſelbe wirklich von Alexander's Gegenpapſt in der Peterskirche krönen laſſen. Aber ſie reiſten ſo langſam, daß anſteckende Krankheiten im Heere des Kaiſers ihren Papſt ſchon wieder furchtbar gemacht hatten, als ſie bei Montpellier am Ende des Octobers ankamen. Dieſe Veränderung in der Lage ihres Herrn mochte auch dazu wirken, daß ihre Handlungen ſo wenig der Erwartung Heinrich's entſprechen konnten.

---

*) N. IX. append. Lord Lytteltons hist. Henry. II. pag. 223—224.

**) Gervasii chron. 1402.

***) Epistolae Thomae. L. I. ep. 165. p. 276.

****) Ibid. ep. 164.

Alle Verſuche, den König und den Primas mit einander auszuſöhnen, waren vergeblich, und jener fand kein anderes Mittel, ſich vor dem Kirchenbanne zu ſchützen, als die Appellation an den päpſtlichen Stuhl,

---

*) Gervasii chron. 1402.

in deſſen Schutz er ſich und ſein Königreich begab, und von deſſen Entſcheidung das Ende des ganzen Streites abhängig ſeyn ſollte. *) Becket trotzte aber dem Papſte nicht weniger, wie der übrigen Welt, und ſeine Erbitterung gegen denſelben ſtieg bis zum höchſten Grade, als der Erzbiſchof Roger von York durch eine Bulle bevollmächtigt wurde, den Erbprinzen Heinrich zu krönen; denn er hatte immer behauptet, daß dem Primas allein dieſes Recht zukomme. **) Wahrſcheinlich hatte der König die Krönung ſeines Sohnes vorzüglich darum ſo ſehr gewünſcht, weil alsdann, wenn ihn ſelbſt der Bannſtrahl noch treffen ſollte, ſogleich ein Herrſcher aus ſeiner Familie, der als unſchuldig betrachtet werden mußte, auf dem Throne ſaß. Die Vermuthung eines ſolchen Grundes mochte aber die Erbitterung des Primas über die Krönung auch vermehren. ***)

Während der neuen Friedensunterhandlungen, die gepflogen wurden, ſann er auch ſchon auf Rache deshalb, und die ausgezeichnet freundſchaftliche Weiſe, wie ſich der König mit ihm ausſöhnte, milderte nicht ſeinen gefaßten Entſchluß. Zwiſchen Heinrich und den beiden päpſtlichen Legaten, dem Erzbiſchofe von Rouen und dem Biſchofe von Nevers wurden die Puncte der Verſöhnung verabredet, nach welchen der Erzbiſchof und alle die Seinigen nach England zurückkehren und in jeder Hinſicht wieder in den Stand geſetzt werden ſollten, in welchem ſie drei Monate vor ihrer Auswanderung waren. *) Auch ſollten die Schenkungen von Pfründen, welche vom erzbiſchöflichen Stuhle zu Canterbury abhängig, während der Abweſenheit **Becket's**, vom König gemacht wurden, als nichtig betrachtet werden, ſo daß der Erzbiſchof die erledigten Stellen beſetzen konnte. **) Auf einer Wieſe an den Gränzen von Touraine bei Fretvile, wo der franzöſiſche und engliſche Hof zuſammengekommen, war das feierliche Schauſpiel der Verſöhnung. 22. Jul. 1170. Als der König den Erzbiſchof ankommen ſah, ritt er ihm mit entblößtem Haupte entgegen. Freundſchaftlich begann er mit ihm zu reden, indem er ſeine Hand gefaßt hatte. Aber der Primas warf ihm unter dem Ungemache, welches er durch ihn erlitten, als das bitterſte vor, daß der Prinz durch den Erzbiſchof von York ſey gekrönet worden, und erſt auf die Antwort, daß es ihm frei ſtünde, wegen dieſer Sache alle Rechenſchaft zu fordern, ſtieg er vom Pferde, um des Königs Füße zu küſſen; doch dieſer ſprang ſchnell herab, und hob ihn wieder auf ſein

---

*) Epistolae S. Thomae. L. II. ep. 29.

**) N. XVI. app. L. Lytteltons hist. Henry II. pag. 237. Matth. Paris. 85. S. d. 1. Anmerk. auf S. 92.

***) Stephan. vita S. Thomae. p. 63.

---

*) Matth. Paris 85.

**) Vita S. Thomae. p. 68. 69.

Roß, indem er ihm den Steigbügel hielt. In der großen Verſammlung herrſchte Freude und Rührung über dieſes Schauſpiel. Allein es war kein Geiſt der Verſöhnung, mit welchem es gegeben wurde. Noch den Tag vorher hatte Heinrich zum Könige von Frankreich über Becket geſagt: morgen wird alſo euer Straßenräuber ſeinen Frieden haben! Der Primas dagegen ſuchte, als dem König alle ſeine Gefährten in der Verbannung vorgeſtellt und gnädig empfangen waren, der Bitte deſſelben, daß er nun auf ſeiner Seite auch allen, welchen er wegen des letzten Streites zürne, Verzeihung angedeihen laſſen möge, durch den Vorwand zu entgehen, daß die ungleichen Vergehungen derſelben eine allgemeine Vergebung unmöglich machten. *)

Bei der ganzen Verhandlung war der erſten Veranlaſſung des Streites, der Verordnungen von Clarendon, nicht erwähnt worden. Es ließ ſich vorausſehen, daß Becket auf keine Weiſe würde zu bewegen ſeyn, ſie anzuerkennen; aber noch weniger konnte der König in die Aufhebung derſelben einwilligen. Vielleicht hoffte er während dem Leben dieſes Primas ſie gleichſam ſchwebend zu erhalten, um ihre Befeſtigung dann ſeinem Nachfolger zu überlaſſen; vielleicht glaubte er, daß auch Becket, wenn er nur erſt wieder in England

---

*) Vita S. Thomae. pag. 66—68. Chron. Gervasii. 1412. Epist. S. Thomae. L. V. ep. 46. 47.

lebe, noch gezwungen werden könnte, den Eid nicht zu verletzen, welchen er ihnen einmal geſchworen hatte.

Auf einen dauerhaften Frieden zwiſchen dem König und dem Erzbiſchofe konnte man alſo nicht rechnen. Aber der Sturm brach ſchon wieder los, ehe dieſer die engliſche Küſte betrat. Redlich hatte Heinrich befohlen, daß man dem Friedensvertrage gemäß die Bevollmächtigten des Primas in England aufnehmen und Einrichtungen mit ihnen treffen ſollte; *) aber ſein Sohn, der junge König, und die Großen, welche ſo manche Beute, in deren Beſitze ſie nun ſchon Jahre hindurch waren, wieder herausgeben ſollten, zögerten ſehr, dem Befehl nachzukommen, und mit einer Kälte, die an Verachtung gränzte, wurden die Geſandten Becket's behandelt. **) Wahrſcheinlich war es dieſem letzten nicht unangenehm. Er hatte ſogleich an den Papſt geſchrieben, Heinrich habe ihm erlaubt, wegen der Beleidigung, daß die Krönung des Prinzen nicht durch ihn geſchehen ſey, Rache auszuüben, ***) obgleich in jener Erklärung des Königs nichts weiter lag, als daß der Erzbiſchof von York und die Biſchöfe zur Strafe gezogen werden dürften, wenn ſie ſtraffällig wären, indem ſie auf Befehl des Papſtes die Krönung verrichteten. *) Der Papſt antwortete dem Primas, daß er ihm volle Macht gebe, die Strenge der Kirche gegen alle auszuüben, über welche er, als ſein Legat, Macht habe, ſobald der Vertrag der Ausſöhnung nicht gänzlich erfüllet würde. **)

---

*) Matth. Paris. 85. Chron. Gervas. 1414.

**) Ep. S. Thomae. L. V. ep. 53. Vita S. Thomae. p. 69.

***) Vita S. Thomae. 69.

Nach dieſer Beſtimmung mochte es dem Primas nicht an einem Vorwande fehlen, den Bannſtrahl zu ſchleudern. Aber außerdem erfolgten noch Bullen vom römiſchen Hofe, wodurch dem Erzbiſchofe von York und den übrigen Biſchöfen wegen ihrer Theilnahme an der Krönung des Prinzen, alſo wegen ihres Gehorſams gegen den päpſtlichen Befehl, die Ausübung ihrer Würde unterſagt wurde. ***)

So mit geiſtlichen Waffen gerüſtet, kam der Primas nach der flandriſchen Küſte, um nach England hinüber zu gehen. Nur ein Geiſtlicher, Johann von Oxford, als ſein thätigſter Feind und ſchlauer Unterhändler des Königs bekannt, und deshalb eben ſo geſchickt, ihm durch ſeine Gegenwart Schutz zu verleihen, als über ſeine Schritte zu wachen, war ihm zum Geleite gegeben. ****)

---

*) Ibid. 68.

**) Matth. Paris. 85.

***) Vita S. Thomae. 71. Matth. Paris 85. 86.

****) Ep. S. Thomae. L. V. ep. 61.

Das Gerücht von ſeiner nahen Ankunft verbreitete Schrecken bei den Biſchöfen von London und Salisbury und dem Erzbiſchofe Roger von York, welche ſeine tiefe Erbitterung gegen ſie kannten. In Verbindung mit einigen weltlichen Großen, die zu jeder raſchen Unternehmung wider den Primas bereit waren, gingen ſie nach Dover. Hier empfingen ſie aus der Hand eines Knaben, welchen Becket hinüber geſandt hatte, die Briefe des Papſtes wider die Geiſtlichen, welche an der Krönung Theil genommen hatten. Je größer ihre Beſtürzung darüber war, deſto höher ſtiegen die Gefahren, welche den Primas in England erwarteten. Nur die ungeſtümſte Rachſucht hatte ihn verleiten können, die Bannbullen noch ſeiner eignen Ankunft vorauf zu ſenden. *)

Im Hafen von Witſand rüſtete er ſich zur Abfahrt. Das Meer war ruhig und der Himmel heiter. Wir ſehen England vor uns; die Segel der hinüber Schiffenden ſchwellen vor unſern Augen! ſagten einige von den Geiſtlichen, die mit ihm in der Verbannung gelebt hatten. Warum beſteigſt du dein Schiff nicht? fuhren ſie fort, voll Sehnſucht nach dem Vaterlande. Sollen wir wie Moſes ſeyn, welcher das Land der Verheißung ſah, und nicht betrat? . . Was eilt ihr? erwiederte

---

*) Gervasii Chron. 1413. Vita S. Thomae. 71. 72. Guiliel. Neubrig. L. II, c. 25.

der Erzbiſchof. Keine vierzig Tage werden vergehen, und ihr werdet wünſchen, lieber in jedem andern Winkel der Erde, als in England zu ſeyn. *)

Zu Sandwich landete er mit ſeinem Gefolge (1170. Decbr. 1.); aber auch hier erſchienen ſogleich jene weltlichen Großen, welche mit den Biſchöfen im Einverſtändniſſe waren. Nicht ſowohl die Drohungen der Bewohner des Ortes, daß ſie zur Beſchützung des Primas die Waffen ergreifen würden, als die Vorſtellungen Johann's von Oxford bewirkten, daß ſie die bewaffneten Haufen zurückgehen ließen, und verſprachen, ohne Wehr mit dem Erzbiſchofe zu reden. Du haſt mit Feuer und Schwert das Land betreten, ſagte ihm der Sherif von Kent; du greifeſt dem König an die Krone, indem du den Erzbiſchof von York und die Biſchöfe mit dem Banne belegeſt, weil ſie ihm gefällig waren; du magſt bald hierin einem reiferen Rathe folgen; oder es möchte ſich etwas ereignen, das beſſer ungeſchehen bliebe. Becket erwiederte, daß nicht er, ſondern der Papſt die Biſchöfe mit dem Banne belegt habe, und nur dieſer ſie von demſelben befreien könne. **)

Dennoch bot er einigermaßen die Hand zum Frieden, indem er verſprach, auf ſeine eigene Gefahr die beiden excommunicirten Biſchöfe frei zu ſprechen, wenn ſie ihn eidlich verſichern wollten, daß ſie ſich jedem Urtheile des Papſtes in dieſer Angelegenheit unterwerfen würden. Allein man erwiederte, daß dieſer Eid ohne Erlaubniß des Königs nicht abgelegt werden dürfte. Durch den langen Streit waren die Partheien zu ſehr gegen einander geſpannt, als daß ſie nicht in jeder Annäherung gegen einander eine Schlinge vermuthet haben ſollten. *) Die Prälaten gingen nach der Normandie hinüber, um den König wider den Primas von neuem in Zorn zu bringen. Wie ſehr der junge Heinrich, welchen er als Kanzler ſelbſt erzogen hatte, wider ihn eingenommen ſey, erfuhr er, als er nach London ging, um ſich ihm darzuſtellen. Mit Triumph ward er von dem Volke der Hauptſtadt empfangen, ſo wie die Menge in den Städten ihm allenthalben zugethan war; aber ſchnell that der Befehl des jungen Königs, daß er nicht im Reiche umherziehen, ſondern in Canterbury bleiben ſolle, ſeinen Triumphzügen Einhalt. Ohne die prächtigen Roſſe, welche er ſeinem ehemaligen Zöglinge ſchenken wollte, abgeliefert, und ohne denſelben geſehen zu haben, mußte er zurückkehren. **)

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 72.

**) Vita S. Thomae. 72. 73. Gervasii chron. 1413. 1414.

Geſchreckt durch die feindlichen Geſinnungen, welche vielfach wider ihn hervorbrachen, ließ er ſich auf der Rückreiſe von einigen ſeiner bewaffneten Vaſallen begleiten. Sogleich ward nach der Normandie berichtet, daß er mit einem großen Heere feindſelig umherziehe.

---

*) Vita S. Thomae. 74. Ep. L. V. ep. 61. 73.

**) Gervasii chron. 1714. Vita S Thomae. 74—76.

Als der König dieſes und die Klagen der Prälaten vernahm, als man ihm zurief, daß er keine Ruhe im Reiche, und keine glückliche Tage haben werde, ſo lange Becket noch lebe, ſagte er unwillig: ſoll dieſer Menſch, der auf einem lahmen Pferde, alle ſeine Habſeligkeit in einem Bündel hinter ſich, an meinen Hof kam, den König und die königliche Familie, und das ganze Reich mit Füßen treten? Und habe ich nur feige Ritter um mich her ernährt, daß keiner mich von einem aufrühreriſchen Prieſter befreit? . . Vier Ritter von ſeinem Hauſe hörten es, und ſchwuren in der folgenden Nacht ſich einander den Tod des Erzbiſchofes. Insgeheim entfernten ſie ſich vom Hofe nach verſchiedenen Häfen, damit ihre Abſicht völlig unentdeckt bliebe. In derſelben Stunde trafen ſie an der engliſchen Küſte zuſammen, und ſahen darin ein Zeichen, daß der Himmel ihr Vorhaben begünſtige. *)

Die Nacht brachten ſie in der Nähe von Canterbury, im Schloſſe Ranulf's von Brok, des ärgſten

---

*) Stephan. vita S. Thomae. 78. 79. Gervasii chron. 1414. Historia quadripartita. L. III. c. 11. p. 115.

Feindes des Primas zu, und überlegten daſelbſt ihren Plan. Mit einer Bande von Kriegern, welche ſie aus den benachbarten Schlöſſern in der Eile zuſammenzogen, gingen ſie am folgenden Morgen nach Canterbury. Ihre Begleiter vertheilten ſie in der Stadt, und geboten durch dieſelben Ruhe, was man auch ſehen und hören möchte; doch nahmen ſie zwölf von denſelben mit ſich, als ſie ſich zum Erzbiſchofe begaben. Unbewaffnet betraten ſie ſeinen Palaſt, einen Theil der Kirche, und gingen in die Kammer, wo er nach der Mahlzeit ſich mit ſeinen Geiſtlichen und Mönchen unterhielt. Schweigend ſetzten ſie ſich unter dieſelben zu ſeinen Füßen. Einer von ihnen, Fitzurſe, begann, daß der König, ihr Herr jenſeit des Meeres, ſie mit dem Befehl an ihn abgeſandt habe, die mit Kirchenſtrafen belegten Prälaten loszuſprechen, und dann nach Wincheſter zu dem jungen Könige zu gehen, um ihm Genugthuung für das große Verbrechen zu leiſten, daß er ihm ſeine Krone habe nehmen wollen. Der Primas erwiederte, was er ſchon ſo oft vorgebracht hatte, daß der Papſt diejenigen, welche wider alles Recht ſich die Krönung angemaßt hätten, für ihre Verwegenheit beſtrafen wolle, ohne im geringſten die Würde des Gekrönten zu verletzen. Er ſelbſt aber wünſche ja dem jungen Könige viele Reiche der Welt, und ſey dennoch, als er ihm neulich zu ſeiner Thronbeſteigung habe Glück wünſchen wollen, zurückgewieſen worden, welches ihn nicht wenig geſchmerzt habe.

Die vier Ritter warfen ihm dagegen vor, daß der Papſt nur auf ſein Anſtiften jene Strafen über die Prälaten verhängt habe, und ſtießen drohende Reden wider ihn aus. Sein Freund und Geheimſchreiber, der ſanfte und gelehrte Johann von Salisbury, welcher die Heftigkeit ſeines Herrn ſo oft glücklich gezähmt hatte, ſuchte vergebens den Sturm zu beſänftigen. Wenn alle Schwerter Englands meinem Haupte drohten, würde ich doch nicht vom Gehorſame gegen den Papſt weichen; ihr werdet mich Fuß vor Fuß kämpfend finden in der Schlacht des Herrn! ſagte Becket mit entſchloſſenem Feuer. Der Ritter Reginald Fitzurſe befahl darauf den gegenwärtigen Geiſtlichen und Vaſallen des Primas, ihn zu verlaſſen; und als ſie unbeweglich ſtanden, gebot er ihnen im Namen des Königs, ihn zu bewachen, daß er nicht entfliehe. Aber der Erzbiſchof folgte den Rittern bis zur Thüre des Vorſaales, und rief heftig: Fliehen? Ich bin nicht gekommen zu fliehen, ſondern der Wuth von verruchten Mördern Trotz zu bieten. . . Sie erwiederten, daß es nicht bei den Drohungen bleiben werde. Als er zurückkam, ſagte der weiſe Johann von Salisbury: „es iſt doch gar zu ſeltſam, daß Ihr keinen Rath zulaſſet. War es nun nothwendig, daß ein Mann, wie Ihr, um die Erbitterung der Böſewichter zu vermehren, bis zur Thüre ihnen folgte? Wäre es nicht beſſer geweſen, daß Ihr ihnen milder geantwortet hättet, da ſie nur ſuchten, Euch in Zorn zu bringen und in Euren

Reden zu fangen?“ . . „Mein Entſchluß iſt einmal gefaßt, ich weiß hinlänglich, was mir obliegt!“ antwortete der Primas. *)

Die Ritter rüſteten ſich zu der beſchloſſenen That, indem mehrere Geiſtliche bei dem Erzbiſchof in der Kammer verſammelt blieben, unter mancherlei Geſprächen über die Drohungen von jenen, und nicht ohne bange Erwartung. Auf einmal erſcholl von der Seite der Kirche her ein vermiſchtes Geſchrei des zuſammenlaufenden Volkes, welches in der Stadt die bewaffneten Männer geſehen hatte, die wider den Erzbiſchof zogen. „Laßt ſie bewaffnet ſeyn!“ ſagte dieſer, und blieb ruhig. Die Thüre des Hofes war durch ſeine Diener verſchloſſen; aber Robert von Brok, welcher die Ritter begleitete, aus der Familie entſproſſen, die vor allen dem Primas den Untergang geſchworen hatte, führte ſie zu verborgenen Stufen; ein Fenſter ward weggebrochen, und das Thor eröffnet. Vergebens hatten die Geiſtlichen bisher in Becket gedrungen, daß er fliehen ſolle, und faſt mit Gewalt ſuchten ſie ihn in die Kirche zu bringen. Endlich beſiegte man ihn mit der Vorſtellung, daß ſchon die Abendgeſänge der Mönche ertönten und er der Veſper beiwohnen möge. Da ließ er das Kreuz ſich voraustragen. Der Weg führte ihn durch

---

*) Gervasii chron. 1414. 1415. Stephanides in vita S. Thomae. 81—83. Historia quadrip. L. III. c. 14.

den Theil des Gebäudes, wo die Mönche wohnten. Langſam ging er einher, als ſchämte er ſich ſeiner Flucht; er war der letzte im Zuge, wie der Hirt, welcher ſeine Heerde vorauftreibt; keine Bewegung ſeines Gemüthes zeigte ſich in ſeinem Aeußern. Die Mönche wollten die Thüre der Kirche verriegeln. „Hinweg, ihr Feigen,“ rief er ihnen zu; „mögen die Verruchten und Blinden fortraſen; ich befehle euch kraft eures mir ſchuldigen Gehorſams, die Thür offen zu laſſen; es geziemt ſich nicht, aus der Kirche eine Feſtung zu machen.“ Indem er vom Altare zurückgetreten war, um dies zu befehlen, und Reginald Fitzurſe gepanzert und mit gezogenem Schwerte ſchon an der Thüre des Kloſters erſchien, rufend: herbei zu mir, Männer des Königs! da ſuchten alle die Geiſtlichen, und unter ihnen, ſelbſt Johann von Salisbury, Schlupfwinkel in der Kirche, und nur zwei blieben ſtandhaft bei ihrem Herrn. Noch hätte dieſer ſich retten können. In der Höhe der Kirche gab es manchen verborgenen Ort; die Finſterniß des Abends brach herein, die lange Winternacht ſtand bevor. Ehe man ihn gefunden hätte, konnte von mehreren Seiten Rettung kommen. Aber er beharrte bei ſeinem Entſchluſſe, keinen Schritt weiter vor ſeinen raſenden Feinden zu weichen, und blieb unerſchüttert, als die vier Ritter, nachdem ſie den Palaſt durchſucht hatten, geharniſcht, das Schwert in der Rechten, ein Beil in der Linken, mit einem kriegeriſchen Gefolge hereinſtürzten. „Wo iſt der Verräther?“ rief Reginald Fitzurſe. Der Prieſter hatte wieder die Stufen des Altars betreten, und ſtand ſchweigend. „Wo iſt der Erzbiſchof?“ erſcholl ein zweiter Ruf. „Hier bin ich,“ ſagte er, indem er ihnen entgegen trat; „kein Verräther, ſondern ein Prieſter des Herrn. Reginald, Reginald, ich habe Dir ſo viele Wohlthaten erwieſen, und nun kommſt Du bewaffnet zu mir?“ .. „Sterben ſollſt Du,“ rief Fitzurſe, und ergriff das Gewand des Erzbiſchofes. „Komm von hinnen; Du darfſt nicht länger leben.“ Der Primas riß ſich los. „Fliehe denn!“ rief der Ritter, welcher das Heiligthum des Altars nicht mit dem Blute des Oberprieſters beflecken wollte. „Es ſey ferne von mir, daß ich vor euren Schwertern fliehen ſollte,“ erwiederte dieſer; „aber im Namen Gottes und unter meinem Fluche verbiete ich euch, einen der mir Anvertrauten zu verletzen!“

Reginald Fitzurſe that einige Schritte zurück, und als er alle ſeine Gefährten verſammelt ſah, ſetzte er ſeine zweiſchneidige Axt hin; niemand wagte lange nachher, ſie von der Stelle zu rühren; und die Verſchwornen drangen auf den Primas ein. Vergebens ſuchten ſie ihn aus dem Heiligthume hinwegzureißen, er umfaßte einen Pfeiler, und die Mönche hielten ihn zurück. Einen der Ritter, Wilhelm von Tracy, ſtieß er heftig an den Boden nieder, und den eindringenden Fitzurſe ſchalt er einen Hurenwirth. Da ſchwang dieſer das Schwert auf ſein Haupt, und hieb einem Mönche, der ſchnell ſeinen Arm über daſſelbe ſtreckte, ihn beinahe ab. Der Streich traf auch noch den Kopf des Erzbiſchofes. Als dieſer das Blut herabſtrömen ſah, da kniete er neben dem Altar, und mit gefalteten Händen, mit himmelan erhobenen Augen, empfahl er dem heiligen Beſchützer dieſer Kirche ſeinen Geiſt. Ein zweiter Hieb drang tief in ſein Gehirn, und er fiel auf ſein Angeſicht, ohne ein Wort, ohne einen Seufzer. Richard Brito gab ihm den dritten Streich ſo heftig, daß das Schwert am Haupte und Boden zerſprang. Durch einen Stoß mit der Spitze eines Schwertes ſprützte das Gehirn weit umher. „Er iſt todt,“ ſagte einer von den Verſchwornen; „laßt uns hinweggehen.“ Sie verſammelten ihr Gefolge, welches zum Theil während der Ermordung des Primas im Palaſte gewüthet, geplündert und nebſt anderer Beute auch die Urkunden von den Rechten des Erzbiſthumes geraubt hatte. *) (Jahr 1170. Decbr. 29.) Becket 53 Jahre alt.

Fürchterlich war der Eindruck, welchen die Nachricht von der Ermordung des Erzbiſchofes auf Eng-

---

*) Will. Stephan. vita S. Thomae. 83—89. Chron. Gervasii. 1414—1417. Hoveden. 521. 522. Vita S. Thomae Cantuariensis. L. III. c. 15—18. Guiliel. Neubrig. L. II. c. 25. S. Anmerk. 2 S. 99.

'land, und die ganze abendländiſche Chriſtenheit machte, und die unpartheiiſche Nachwelt kann kaum ihr Urtheil über Thomas Becket gegen das Mitleid bewahren, welches ſie bei ſeinem unglücklichen Ende empfindet. Eine Eitelkeit, die im Gefolge vieler Eigenſchaften einer großen Seele erſcheint, lenkte alle Handlungen ſeines Lebens, und das Streben, daß er in jeder Laufbahn, die er betrat, die höchſte Stufe des Ruhmes, welcher in ihr zu gewinnen war, betreten wollte, ſcheint die Quelle ſeiner Tugenden und Fehler geweſen zu ſeyn. Daher entſprang die gewaltige Veränderung ſeines ganzen Weſens, als er die Kanzlerwürde gegen das erzbiſchöfliche Pallium vertauſchte. Wenn aber die Eitelkeit ſie zuerſt bewirkte, ſo mochte in einem Zeitalter voll verkehrter Begriffe von Religion, über welches ſein leidenſchaftliches Gemüth ſich keinesweges erhob, der Begriff von Pflicht ſich leicht zu ihr geſellen. Wirklich geht aus allen ſeinen Aeußerungen es deutlich hervor, daß die Rolle, welche er als Erzbiſchof ſpielte, ſo gut von frommer Schwärmerei, als von der Eitelkeit eingegeben war, ſo wie fanatiſcher Heroismus und ſeine natürliche Heftigkeit und Rachgier bei beleidigter Eitelkeit im ſonderbarſten Gemiſche in ſeinen Handlungen erſcheinen. Sobald er Erzbiſchof geworden, trat der Himmel an die Stelle in ſeinem Herzen, welche vorher der König eingenommen hatte, und dieſer beging einen großen Fehler, weil er nicht Scharfſinn genug beſaß, um während ſeines täglichen Verkehres mit

Becket einzuſehen, daß derſelbe nur darum ihm zugethan war, weil er als Kanzler ihn gleichſam vorſtellte, und die Freundſchaft zwiſchen ihnen aufhören werde, ſobald jener glaubte, der Repräſentant einer andern Macht zu ſeyn. Jeder gewaltige Geiſt, welcher ſich in dieſen Zeiten der Kirche geweiht hatte, kannte kein anderes Ziel, als dieſe vom Staat unabhängig zu machen, und die Eitelkeit des engliſchen Primas jauchzte zu erfüllen, worauf ſeine Pflicht ihn hinwies. Aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, war wirklich ſeine Nachgiebigkeit auf dem Reichstage zu Clarendon ein ſchweres Verbrechen, worüber er mit Recht trauerte, welches er nur durch das Märtyrerthum glaubte ſühnen zu können, und aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, iſt er unſrer Bewunderung nicht unwerth. *)

Als der König **Heinrich** den Tod des Primas vernahm, ſchaute er zum Himmel hinauf mit den Worten: „Dank dir, daß ich nichts von dieſer That wußte, und daß keiner von den Meinigen ihr beigewohnt hat.“ **) Zu dem König in der Normandie gelangte die Nachricht von der unglücklichen Begebenheit, indem mehrere Großen zur Berathſchlagung über öffentliche Angelegenheiten um ihn verſammelt waren, und der unbändigſte Schmerz ergriff ihn. Er ſchloß ſich in ſein

---

*) S. die Anmerk. auf S. 100.

**) W. Stephanid vita S. Thomae. 89.

Schlafgemach ein, enthielt ſich der Nahrung, und wollte kein tröſtendes Wort zulaſſen. *) Das Andenken an die alte Freundſchaft mit dem unglücklichen Becket erwachte auf das lebhafteſte in ihm, und er machte ſich die bitterſten Vorwürfe, durch ſeine heftigen Aeußerungen, durch die ſichtbare Abnahme ſeiner Liebe gegen den Erzbiſchof die verruchte Unternehmung veranlaßt zu haben; **) er ſah ſeinen Ruhm geſchändet in den Augen der Welt, und ſich der Verläumdung Preis gegeben, wie er ſich auch gegen die Verſchwornen, die ſich in das nördliche England begeben hatten, betragen mochte; denn ließ er ſie unbeſtraft, ſo erſchien er als ihr Beſchützer; und ſprach er das Urtheil über ſie; ſo mochte die Welt ihn für ein Ungeheuer halten, welches ſeine eigenen Genoſſen in dem Verbrechen verſchlinge; ***) endlich mußte er von der Rache, die der päpſtliche Hof wider ihn und ſeine Staaten ausüben werde, die ſchädlichſten Folgen befürchten. Er trauerte als Freund, als Held des Zeitalters und König, unterdeſſen Ludewig von Frankreich den Papſt ſchon aufrief, das Schwert von Petrus zur Rache zu entblößen, um welche das Blut des heiligen Märtyrers zum Beſten der ganzen Kirche ſchreie, und der Erzbiſchof von Sens in einem Schreiben nach Rom die verruchte That ganz dem engliſchen Tyrannen beimaß, der ein Feind des Heilandes ſelbſt wäre. *)

---

*) S. Anmerk. 1. S. 101.

**) Epistola S. Thomae. L. V. ep. 79.

***) Guiliel. Neubrig. L. II. p. 188. 189.

Eben dieſe Trauer des Königs, und ſeine helle Einſicht in die verderblichen Folgen des wider den Primas verübten Frevels für ſeinen Thron und ſeine Länder, müſſen ihn ſchon von dem Verdachte frei ſprechen, daß die blutige That auf ſein Anſtiften vollbracht ſey. Am meiſten aber redet für ſeine Unſchuld der Umſtand, daß die Verſchwornen heimlich die Normandie verlieſſen, und daß er, als ihre Entweichung ihm Argwohn einflößte, weil er ihre ungeſtüme Denkart kannte, den Befehl gab, ſie aufzuhalten, auch eine Geſandtſchaft mit Aufträgen, die den Primas betrafen, ſogleich nach England hinüberſchickte. **) Weil aber dennoch die allgemeine Stimme ihn anklagte; ***) ſo mußte er eilen, um ſich in Rom ſelbſt zu rechtfertigen, und dem Blitze des Interdictes zuvorzukommen. Aber ſeine Geſandten wurden mit Schmach überhäuft, als ſie nach Freſcati kamen, wo der Papſt ſich damals aufhielt, und alles ſchien die Gewißheit anzukündigen, daß ſie nur geſchickt wären, um es anzuhören, wie feierlich der Bann über ihren König ausgeſprochen, und alle Länder deſſelben mit dem Interdicte belegt würden. Dennoch hatten ihre ſchlauen Unterhandlungen und die öffentliche Ablegung des Eides im Namen des Königs, daß er ſich dem Befehle des Papſtes ganz unterwerfen werde, die glückliche Folge, daß vorläufig nur im Allgemeinen über die Mörder Becket's der Kirchenbann ausgeſprochen wurde. *)

---

*) Epistolae S. Thomae. L. V. ep. 78. 80.

**) W. Stephan. pag. 78. 79. De gestis post Martyrium. c. 1. p. 143. 144.

***) S. Anmerk. 2. S. 101.

---

*) Epistola S. Thomae. L. V. ep. 85. 8.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Die Eroberung Irlands, ein Lieblingsgedanke Heinrich's. Blick auf die frühere Geſchichte der Inſel. Patrik, der Stifter des Chriſtenthums auf ihr. Sein Beiſpiel in Errichtung einer Lehranſtalt findet Nachahmung; daher die gelehrten Männer auf Irland und großer Ruf von der iriſchen Cultur. Erſcheinung der Normänner auf der Inſel, veranlaßt durch die Fehden zwiſchen den galiſchen Häuptlingen. Oſtmänniſche Herrſcher. Zuſtand Irlands zur Zeit Heinrich's II. Eiferſucht der übrigen Häuptlinge gegen den König von Leinſter, Dermod Mak Morrogh. Dieſer muß entfliehen (J. 1167.), und ſucht Hülfe beim König von England. Offener Brief deſſelben zur Unterſtützung Dermod's. Engliſche Vaſallen, welche ſich für dieſen erklären. Glücklicher Krieg des Königs von Leinſter. Bedenklichkeiten des Grafen von Pembroke, nach Irland zu ziehen. Zweideutiges Betragen Heinrich's gegen ihn. Dermod's Plan, die Oberherrſchaft der Inſel an ſich zu reißen. Eiferſucht des Königs von England über das Glück der Abenteurer in Irland. Bedrängte Lage dieſer letzten nach Dermod's Tode, und ihr Sieg über den

König von Connaught. Heinrich rüſtet ſich ſelbſt zum Uebergange nach Irland. Vertrag zwiſchen ihm und dem Grafen von Pembroke. Verrichtungen des Königs nach ſeiner Erſcheinung auf der Inſel. Er gewinnt die Geiſtlichkeit. Concilium zu Caſhel. Eindruck, welchen Heinrich auf die Eingebornen macht. Er verläßt die Inſel, weil Legaten des Papſtes in der Normandie auf ihn warten, um die Unterſuchung über Becket's Ermordung zu beginnen. Einrichtungen zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft in Irland vor ſeiner Abreiſe. Uebereinkunft mit den Legaten. Aufhebung der Conſtitutionen von Clarendon.

Die Hoffnung, den Streit mit der Kirche bald gänzlich geendigt zu ſehen, konnte dem König zu keiner Zeit angenehmer ſeyn, als eben jetzt, da er ſeinen Lieblingsgedanken, die Eroberung Irlands auszuführen, angefangen hatte, einen Gedanken, der ſeinen kühnſten Vorgängern ſchon gegenwärtig geweſen war. Als Wilhelm II. einſt auf einem Felſen der Seeküſte von Wales ſtand, ſagte er: aus meinen Schiffen will ich eine Brücke von hier bis nach Irland machen, hinüberzugehen, und es erobern. *)

Ohne Zweifel von Galen bevölkert, blieb dieſe Inſel lange ein mit Dunkel umhüllter Schauplatz der

---

*) Giraldi Cambrensis Itinerarium Cambriae. L. II. c. 1. p. 858. in scriptis Anglicis etc. ex bibliotheca Camdeni. Francof. 1602. fol.

ungeſtörten Entwickelung des geſellſchaftlichen Lebens dieſes Volkes. Die Römer drohten nur, nach Irland hinüberzugehen, und die Lehrer der chriſtlichen Religion waren die erſten Fremdlinge, die ſich hier unter den Galen niederließen. Ein geborner Caledonier, **Patrik**, war der eigentliche Stifter des Chriſtenthums auf der Inſel, und brachte mit ihm die damalige Cultur hinüber, eine Frucht deſſelben. Daß er die Sprache der Eingebornen verſtand, und ihre Sitten ſo gut kannte, erleichterte ſein Beginnen; die Zahl der Bekehrten war ſchon im erſten Jahre ſehr groß (J. 432.). Durch die Errichtung einer Lehranſtalt in Armagh, dem nachherigen Sitze des Primas der Inſel, gab er ein Beiſpiel, welches mit Fleiß nachgeahmt wurde. Die Errichtung ſolcher Anſtalten wirkte mit zu dem Ruhme, in welchem nachher die Gelehrſamkeit der iriſchen Geiſtlichen blühte. Entfernt von den Völkerſtürmen, welche über die ſchönſten Theile des feſten Landes ausbrachen, durch keinen zerſtörenden Kampf, wie zwiſchen den Britten und Caledoniern, zwiſchen dieſen beiden Völkern und den Angelſachſen auf der benachbarten Inſel, aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt; durch keine Eiferſucht der geiſtlichen Herrſchgier gegen die weltlichen Großen, durch keine Plane des Ehrgeizes zerſtreuet; ohne alle Bedürfniſſe des Luxus lebten dieſe Männer in ihren Klöſtern, und konnten kein anderes Vergnügen haben, als welches aus ihrem reinen Eifer für die Ausbreitung der chriſtlichen Wahrheiten und für die Wiſſenſchaften floß.

Weil ſie es ſich zur Pflicht machten, unter Barbaren das Chriſtenthum zu verkünden, zu welchen die Geiſtlichkeit anderer Länder ſich nicht wagte; ſo geſchah es, daß ihr frommer Sinn und ihre Gelehrſamkeit von einem hohen Glanze des Ruhmes umgeben wurden. Deutſchland verdankt ihnen am meiſten; ihr erſtes Streben brachte auf die kleinen nahen Inſeln und in die Gebirge des ſchottiſchen Hochlandes das Chriſtenthum. Im Geiſte Patrik's ſtifteten ſie allenthalben Lehranſtalten, und zu ihnen ſtrömten aus der Chriſtenheit die Jünglinge, welche ſich zu vorzüglichen Lehrern derſelben bilden wollten. Aber endlich mußten die Fehden zwiſchen den galiſchen Häuptlingen, die bisher ohne Nachtheil für dieſen Geiſt geweſen, doch die Ruhe unterbrechen; denn ſie wurden Urſache, daß man ſich der normänniſchen Seeräuber als Hülfsvölker bediente, und ein Schwarm von dieſen an der Mündung des Fluſſes Liffy die Feſtung Diſelin (Dublin) erbaute (J. 851.). Dieſe Männer von Oſten her, wie die Galen Irlands ſie nannten, ſtifteten hier bald mehrere kleine Reiche, wie auf den Hebriden, die bisweilen einem Oberhaupte unterworfen waren, auch wohl Tribut von den einheimiſchen Häuptlingen erhoben. Allein die oſtmänniſchen Häupter, wie die galiſchen, mußten fallen, ſobald ein planmäßiger Eroberer erſchien, jene nur ſchneller, als dieſe, welche ſich zum Theil durch die Natur ihres Landes ſchützen konnten. *)

---

*) Lyttelton III. 10—47. Sprengel. 428—435.

Allenthalben wüthete zur Zeit **Heinrich's** II. der bürgerliche Krieg in Irland, nicht nur zwiſchen den Häuptern der fünf großen Provinzen deſſelben, Leinſter, Münſter, Meath, Ulſter und Connaugth, ſondern auch zwiſchen ihnen und den zahlreichen Häuptlingen. Offenbar hatte ſich der Zeitpunct genähert, wo die Verfaſſung der Inſel, die ein entarteter Familienzuſtand war, für ihre Bewohner nicht mehr hinreichte, und alles einen auswärtigen Eroberer begünſtigte.

Der König von Leinſter, **Dermod Mak Morrogh**, drückte den Adel ſeines Landes, und ſuchte die vielen Häuptlinge unter ihm zu vertilgen. Siebenzehn von ihnen nahm er gefangen, ließ die mächtigſten hinrichten, und die übrigen blenden. Indem er ſo den Keim von der Schwäche der königlichen Macht in den Reichen Irlands unterdrückte, und ſogleich mächtiger, als vorher, dadurch erſchien, erregten die Eiferſucht der übrigen Häupter der Inſel und Furcht für das Gleichgewicht eine Reihe von Fehden, in welchen die königliche Familie der **O Konor** von Connaugth ihre Macht außerordentlich vermehrte. **Roderich O Konor** ward als Oberkönig von Irland betrachtet, ein erbitterter Feind des Königs **Dermod** von Leinſter, der in einem Kriege um die Thronfolge wider ihn Parthei genommen hatte. Nun erſt fühlte dieſer den ganzen Nachtheil der tyranniſchen Regierung: denn zu der Zeit, da das feindliche Heer ſein Land betrat, erklärten ſich die meiſten ſeiner Unterthanen wider ihn, und er ſah nur in dem Entſchluſſe Rettung, nach England zu fliehen und daſelbſt Hülfe zu ſuchen. *) (J. 1167.)

Er mußte ſich nach Aquitanien begeben, wo Heinrich wegen des Krieges über die Grafſchaft Thoulouſe ſich aufhielt. Sein Anerbieten, dem Könige von England den Huldigungseid zu ſchwören, wenn er ihm zur Wiedereroberung ſeines Königreiches Hülfe leiſte, konnte demſelben nach ſeiner längſt gehegten Abſicht auf Irland nicht anders als willkommen ſeyn; aber die Verhältniſſe in Frankreich und gegen Thomas Becket, erlaubten ihm jetzt keine kräftige Unterſtützung des vertriebenen Dermod. Er gab ihm gleichſam zum Unterpfande derſelben für die Zukunft einen offenen Brief an ſeine Vaſallen auf beiden Seiten des Meeres, und alle Nationen, die ſeinem Scepter unterworfen waren, worin er denjenigen, welche zur Wiedereinſetzung dieſes Fürſten als ſeines Lehnsmannes nach Irland ziehen wollten, die Erlaubniß dazu ertheilte. Mit dieſem Briefe ging Dermod nach Briſtol, wo er durch die Schiffe, welche von Irland da-

---

*) Silvestr. Giraldi Cambr. Hibernia expugnata. L. I. c. 1. p. 760. Guiliel. Neubr. L. II. c. 26.

ſelbſt einliefen, ſtets Nachrichten vom Zuſtande deſſelben haben konnte. Aber ſo oft er das Schreiben des Königs hier öffentlich verleſen, ſo reichlichen Lohn und ſo viel Grundeigenthum er denjenigen, die mit ihm zögen, verſprechen mochte, zeigte man wenig Bereitwilligkeit, ſich zu ihm zu geſellen, theils wegen der herrſchenden Meinung von der Grauſamkeit und Wildheit der Irländer, theils weil man in Briſtol über den Character Dermod's wohl nicht ganz ununterrichtet war. Endlich nahte ſich ihm Graf Richard von Pembroke, entſchloſſen, durch Abenteuer ſein zerrüttetes Vermögen wieder herzuſtellen. Dermod verſprach ihm, wenn er im Frühjahre ihn bei Wiedereroberung ſeines Reiches unterſtützen wollte, ſeine erſtgeborne Tochter, als Erbin deſſelben, zur Gemahlin. Aber noch ehe der Frühling kam, trieb die Sehnſucht den König ſchon nach Irland hinüber, nachdem er noch zwei junge Baronen, Moriz Fitzgerald und Robert Fitzſtephen für ſich gewonnen hatte. Sie waren Söhne der Prinzeſſin Neſta aus Südwales, welche, einſt von König Heinrich I. geliebt, ihm den edlen Grafen Robert von Gloceſter geboren hatte. Jene zwei Jünglinge waren die Frucht ihrer beiden nachherigen Ehen. Sie verſprachen, ſo wie die Schwalbe den erſten Frühling verkündige, mit einer kriegeriſchen Bande zu Dermod in Leinſter zu ſtoßen, welcher ihnen dafür die Stadt Wexford mit den beiden nächſten

Hundreden, oder Cantreden nach dem Ausdrucke in Wales, zum Lohn geben ſollte. *)

Den Winter über hielt ſich Dermod glücklich in einem Kloſter Irland's verborgen, und fing beim anbrechenden Frühling den Krieg ſchon an, ehe noch Robert Fitzſtephen zu ihm ſtieß. Anfänglich erlag er der Uebermacht des Königs Roderich O Konor von Connaught. Sobald aber die Abenteurer aus Wales nach Leinſter kamen, begleitete der Sieg ſeine Waffen. Die geharniſchten Ritter waren ein ungewohnter, ſchrecklicher Anblick für die Irländer, und ihr wilder Muth konnte nicht die Kriegskunſt der fremden Schaaren beſtehen. Gern ſchloß König Roderich einen Frieden mit Dermod, nach welchem dieſer das ganze Königreich Leinſter unter ſeiner Oberhoheit wieder beſitzen ſollte, ſobald er nur in einem geheimen Artikel verſprach, nicht mehr Krieger aus England herüberzurufen, und die gegenwärtigen aus ſeinem Dienſte zu entlaſſen. Allein der König von Leinſter glaubte ſich nie durch ſeine Zuſage gefeſſelt, wenn ſein Vortheil ihn zur Treuloſigkeit aufrief. Er faßte den Gedanken, ſich mit Hülfe der Fremden zum Oberherrn der ganzen Inſel zu erheben, und ſchrieb daher an ſeinen erſten Bundesgenoſſen, den Grafen von Pembroke, welcher bisher noch keinen Theil an den Zügen nach Irland

---

*) Giraldi Hibernia expugnata. L. I. c. 2.

genommen hatte: „Wir haben die Störche und die Schwalben bemerkt: die Sommervögel ſind gekommen; und da Sturmwinde warnen, ſind ſie ſchon zurückgekehrt; weder der ſanfte Weſt, noch der Nordwind haben uns deine längſt erſehnte Gegenwart gebracht. Leinſter iſt jetzt ganz zu mir zurückgekehrt. Kommſt du zeitig genug mit ſtarker Mannſchaft, ſo werden auch die übrigen vier Theile der Inſel uns leicht zugewandt werden können.“ *)

Weil der offene Brief des Königs die Erlaubniß für ſeine Unterthanen, nach Irland kriegeriſche Züge zu unternehmen, auf die Wiederherſtellung Dermod's in Leinſter beſchränkte, die ſchon vollendet war, ſo glaubte der Graf von Pembroke, für welchen ſich nun auf der nahen Inſel zauberiſche Ausſichten eröffnet hatten, indem er dagegen in England wenig zu verlieren hatte, um eine beſondere Erlaubniß zu ſeinem Zuge bei Heinrich nachſuchen zu müſſen. Er erhielt eine zweideutige Antwort, die er ſeinem Wunſche gemäß erklärte. Nachdem er eine tapfre Schaar vorausgeſandt hatte, ging er mit einer beträchtlichen Macht ſelbſt nach Irland hinüber, wiewohl der König ihm in dem Augenblicke, da er abſegeln wollte, die Unternehmung verbieten ließ. **)

---

*) Giraldi Hibern. exp. L. I. c. 12.

**) Guiliel. Neubr. L. II. c. 26. pag. 194. Giraldi Hibern. exp. L. I. c. 15. 16.

Bald nach ſeiner Ankunft in Irland, vermählte ſich der Graf mit Eva, der Tochter Dermod's, und die Einnahme Dublins gab ihm einen feſten Punct für ihre fernern gemeinſchaftlichen Siege. Jetzt enthüllte ſich völlig der Plan des Königs von Leinſter, ſich die Oberherrſchaft der ganzen Inſel zu erringen, und der Zeitpunct war gekommen, wo Roderich von Connaught die geſammte Kraft ſeiner Unterthanen aufbieten mußte, um die Ausführung deſſelben zu verhindern. Er drohte dem König von Leinſter, daß er ihm das Haupt ſeines Sohnes, der Geißel für den letzten Frieden war, überſenden werde, wofern er ſuche, die Gränzen ſeiner Herrſchaft noch mehr zu erweitern; und die Antwort Dermod's war, daß er die Waffen nicht wieder niederlegen werde, als bis er Irland zu ſeinem Reiche gemacht habe. *) Sogleich ward an ſeinem unglücklichen Sohne das Todesurtheil vollzogen. Der Schluß einer Kirchenverſammlung der irländiſchen Geiſtlichkeit, daß alle engliſche Sklaven auf der Inſel frei ſeyn ſollten, weil der Handel mit ihnen einzig die Urſache ſeyn könnte, warum die Strafe des Himmels jetzt über die Irländer komme, und ſie mit Sklaverei durch die Tapferkeit der gemißhandelten Nation bedrohe, erfolgte bald nachher, und raubte den Engländern einen Vorwand zur Eroberung der Inſel. **)

---

*) Giraldi Hibern. exp. L. I. c. 17.

**) Ibid. c. 18.

Allein kräftigeren Schutz gegen die Gefahr, womit Dermod drohte, verſprach die Eiferſucht König Heinrich's über das Glück der Abenteurer in Irland. Es mußte in der Zukunft großen Nachtheil für die Macht ſeines Thrones mit ſich führen, wenn es dem Grafen von Pembroke gelang, ſich in der Nähe ein unabhängiges Königreich zu errichten. Daher ließ er den Befehl ausgehen, daß kein engliſches Schiff hinfort irgend etwas nach Irland hinüberführen, und alle ſeine Unterthanen, welche ſich daſelbſt aufhielten, vor dem nächſten Oſtern heimkommen ſollten, wofern ſie nicht auf ewig verbannt und ihrer Güter beraubt zu ſeyn wünſchten. *)

Der Graf von Pembroke ſah ſich durch dieſen Befehl nicht nur von manchen ſeiner tapfern Gefährten verlaſſen, ſondern auch der ſo nöthigen Zufuhr von Lebensmitteln aus England beraubt. Er ſchickte ſogleich einen Geſandten an Heinrich, daß er alles, was ihm die Gunſt des Glückes zuwerfe, in ſeine Hände geben werde. Allein der Zeitpunct, da gerade die Nachricht von Becket's Ermordung ſich verbreitete, war den Unterhandlungen mit dem Könige nicht günſtig, und der Antrag blieb ohne beſtimmte Antwort. Der Tod Dermod's vermehrte die Verwirrung, und nur

---

*) Guiliel. Neubrig. L. II. p. 195. Giraldi Hibern. exp. L. I. c. 19.

die verzweiflungsvolle Tapferkeit der engliſchen Abenteurer konnte ſie retten, als ſie in Dublin ſelbſt von Roderich's Heer eingeſchloſſen waren, und ihre beiden andern vornehmſten Feſtungen Waterford und Wexford jeden Augenblick zu fallen drohten. In dieſer letzten war der erſte Anführer der Abenteurer, die nach Irland zogen, Fitzſtephen nebſt dem Weibe und den Kindern ſeines Bruders Fitzgerald. Dieſer drang darauf, daß man durch einen plötzlichen Angriff auf die ſchlecht bewaffnete Menge der Belagerer ſich ſelbſt und Dublin, und dann die Gefährten in Wexford retten ſollte. Ungefähr ſechshundert Mann ſtark brachen ſie plötzlich an einem Morgen hervor, und begannen ein Blutbad unter dem Feinde, welches den ganzen Tag hindurch fortdauerte. Der König von Connaught, welcher beim Anfange des feindlichen Ausfalles in ſeinem Zelte badete, entkam in der Verwirrung. Allein durch die Befreiung Dublins konnte Fitzſtephen in Wexford nicht mehr gerettet werden. Zwei irländiſche Biſchöfe und viele andere Geiſtliche hatten auf Reliquien ihm geſchworen, daß Dublin erobert, und alle Engländer in demſelben vertilgt wären, daß Roderich's groſſes Heer ſchon den Zug nach Wexford angetreten hätte. Da ergab er ſich mit ſeinen Gefährten zu Gefangenen, um nur das Leben zu retten. *)

---

*) Giraldi Hiberna exp. L. I. c. 19—25.

Unterdeſſen hatte Heinrich Anſtalten zum Zuge nach Irland gemacht, und der Graf von Pembroke ſah wohl, daß es um ſeine Eroberungen bald würde geſchehen ſeyn, wenn er nicht mit ſeinem Könige, vor Erſcheinung deſſelben auf der Inſel, eine Uebereinkunft wegen derſelben treffen könnte. Er ging nach England hinüber, und brachte mit vieler Mühe einen Vertrag zu Stande, nach welchem er Dublin mit den dazu gehörigen Hundreden nebſt allen Städten und Burgen an der See an Heinrich abtrat, die übrigen Eroberungen aber als Lehne für ſich und ſeine Erben von demſelben erhielt. *)

Im Herbſte des Jahres 1171 ſchiffte ſich der König von England auf vierhundert Fahrzeugen mit fünfhundert ſchwer bewaffneten Rittern und deren Gefolge, einer leichten Reuterei und einer großen Menge von Bogenſchützen ein. Kaum war er glücklich gelandet, ſo brachten ihm die Einwohner von Werford den gefangenen Fitzſtephen in Ketten, damit er ihn für ſeine Unternehmungen in Irland beſtrafen ſolle. Auch überhäufte er wirklich den kühnen Abenteurer mit Vorwürfen und Drohungen, und ließ ihn gefeſſelt in einen Thurm werfen. Indem andere für ihn und ohne ſeine offenbare Genehmigung die Eroberung der Inſel angefangen, und den Haß der Eingebornen auf ſich gela-

---

*) Ibid. c. 28. . . Guiliel. Neubr. L. II. p. 195.

den hatten, konnte er jetzt als ein Beſchützer derſelben und ein Bote des Friedens Irland betreten. *)

Die Häupter des Volkes in der ſüdlichen Hälfte der Inſel eilten, ſich ihm zu unterwerfen und als Vaſallen ihm Tribut zu verſprechen. Die Provinz Ulſter beharrte bei der alten Freiheit, die noch keinem fremden Eroberer ſich gebeugt hatte, wiewohl ſelbſt Roderich von Connaught, der in der ſumpfigen Gegend am Shannon ſchweigend der großen Veränderung zuſah, welche jetzt ſo ſtill ohne Blutvergießen über das Eiland ging, dem engliſchen Könige, der Geſandten an ihn ſchickte, Treue und Gehorſam verſprach. Mehr als dieſe Verheißung wäre es wohl werth geweſen, wenn Heinrich durch ſeine Waffen ſich den Oberkönig Irlands hätte unterwerfen können; allein Roderich war gegen dieſelben durch die ſtürmiſche Jahreszeit, Fluthen und Gebirge hinlänglich geſchützet. **)

Der vornehmſte Gewinn für Heinrich war wohl, daß die irländiſche Geiſtlichkeit, drei Erzbiſchöfe und neun und zwanzig Biſchöfe, auf welche ohne Zweifel es ſehr wirkte, daß er ſein Recht an die Herrſchaft der Inſel auf eine päpſtliche Bulle gründete, ihm und ſeinen Erben, jeder in einer beſondern Urkunde Gehorſam ſchwuren. Nur der Primas der irländiſchen Kirche, der Erzbiſchof **Gelalius** von Armagh, der heiligſte Mann in der Meinung des Volkes, hatte in dieſer Verſammlung gefehlt, aber blos wegen körperlicher Schwäche und ſeines hohen Alters. Er kam, wohlwollend gegen den König, nachher zu ihm nach Dublin, von ſeiner weißen Kuh begleitet, die er allenthalben mit ſich führte, und deren Milch ſeine einzige Nahrung war. *)

---

*) Hoveden. p. 527. Giraldi Hibern. exp. L. I. c. 30. 31. Benedictus Abbas de vita Henr. II. et Ricard. I. T. I. p. 27. ed. Thomas Hearnius. Oxon. 1735.

**) Giraldi Hibern. exp. L. I. c. 32. S. die 3. Anmerk. auf S. 101.

Eingedenk des Grundes, aus welchem in der päpſtlichen Bulle ihm Irland zugeſprochen war, hielt **Heinrich** ein Concilium der einheimiſchen Geiſtlichkeit zu Caſhel, wo einige Geſetze zur Kirchenverbeſſerung im Geiſte des Zeitalters gemacht wurden. Nothwendig war es, wenn in Irland eine chriſtlich bürgerliche Ordnung, wie ſie damals die Staaten kannten, aufblühen ſollte, daß zuerſt die Sitte der Taufe feſt beſtimmt wurde, da ſie den erſten Anſpruch auf eigentliches Bürgerrecht verlieh. Bisher hatte in verſchiedenen Gegenden der Inſel entweder der Vater, oder irgend ein anderer, das neugeborne Kind dreimal in Waſſer, oder unter den reicheren Einwohnern in Milch getaucht; damit war die Aufnahme deſſelben unter die Chriſten vollendet. Jetzt ward verordnet, daß nur Prieſter, und im geweihten Geſchirre der Kirche taufen ſollten, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. *) Ferner kam der Lieblingspunct für die geiſtliche Verfolgung damaliger Zeit gleichfalls in Anregung. Jeder Laie ſollte hinfort bei Verheirathungen die canoniſchen Regeln heilig halten. Um die verbotenen Grade der Verwandſchaft hatte man ſich bisher auf der Inſel wenig bekümmert, und ſelbſt die Vielweiberei war nichts Unerhörtes. **) Zuletzt wurde der Zehnte als eine regelmäßige Abgabe der Geiſtlichkeit zugeſprochen, welche überdies Befreiung von manchen Verbindlichkeiten gegen die weltliche Macht gewann. Einige Beſtimmungen in dieſen Schlüſſen der Kirchenverſammlung zu Caſhel über die Nothwendigkeit eines letzten Willens und über die Erben dienten gleichfalls zur Einführung einer beſtimmten Ordnung im bürgerlichen Leben. ***)

---

*) Giraldi Hibern. exp. L. I. c. 34.

Ohne Zweifel mußte Heinrich durch die Geiſtlichkeit vornämlich ſeine Herrſchaft über Irland behaupten, da die weltlichen Häupter der Inſel um ſo viel verloren, als ſeine Macht ſtieg; und darum wurden die Schlüſſe der erſten unter ihm gehaltenen Kirchenverſammlung in ſeinen neuen Eroberungen den Geiſtlichen ſo vortheilhaft. Ueberhaupt aber verfolgte er während ſeines Aufenthaltes in Irland die Rolle, welche er bei ſeinem Eintritte ſchon ſpielte, daß er nämlich nur durch Ehrfurcht und Bewunderung ſeines Glanzes herrſchen wollte. Als das Feſt der Weihnachten nahte, ließ er außerhalb Dublins einen Palaſt von Zweigen ganz nach der Sitte der Irländer errichten. Die Großen der Inſel, welche zum Feſte an den königlichen Hof ſtrömten, wurden in demſelben herrlich bewirthet, voll Verwunderung über die ſtrenge vielfache Ordnung, womit die Gäſte bedienet wurden, und deſto aufrichtiger froh, da ihnen dieſes ungewohnte Schauſpiel unter einem Dache gegeben wurde, das ſo ganz an die väterliche Weiſe erinnerte. Sie waren dafür ſo gefällig, etwas von der alten Sitte abzulaſſen, und das Fleiſch von Kranichen, wogegen ſie bisher den größten Abſcheu gehabt hatten, bei dem Gaſtmale zu ſpeiſen. *)

---

*) S. Anmerk. 3 S. 101.

**) S. Anmerk. S. 103.

***) Benedict. Abb. p. 30. 31. Giraldi Hibern. exp. L. I. c. 31. Wilkins concilia, T. I. p. 471—473.

Während dieſen Verhandlungen in Irland waren die Stürme immer ſo heftig geweſen, daß kein Schiff hatte landen können, und der König ohne alle Kunde über den Zuſtand ſeines Reiches und der übrigen Pro-

---

*) Benedictus Abb. pag. 31. Giraldi Hibern. exp. L. I. c. 33. Hoveden. 528. Chron. Gervasii. 1421. S. Anmerkung 1. S. 104.

vinzen geblieben war. Endlich kam die Nachricht zu ihm nach Werford, daß zwei Legaten des Papſtes, welche wegen der Ermordung des Erzbiſchofes von Canterbury die Unterſuchung beginnen ſollten, ſchon lange in der Normandie auf ihn warteten, und drohten, alle ſeine Länder mit dem Interdicte zu belegen. *)

Er wünſchte daher, Irland ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, nachdem er noch einige Einrichtungen zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft in demſelben getroffen hätte. Hugo von Lacy ward zum Statthalter von Irland und zum Befehlshaber in Dublin beſtellt, welches ſchon Londons Nebenbuhlerin im Handel und eine königliche Stadt war, ſo wie die Seeſtädte Werford und Waterford, die gleichfalls an tapfere Befehlshaber vergeben wurden. In dieſen drei Städten ſollten Burgen erbauet werden. Außerdem nahm er die tapferſten Anführer der erſten Eroberer, wie die Brüder Fitzgerald und Fitzſtephen, der bald die Freiheit wieder erhalten hatte, in ſeine Dienſte. Der Graf von Pembroke blieb freilich mit dem übrigen Theile von Leinſter belehnt; allein die Macht des Statthalters Hugo von Lacy, welcher für ſich und ſeine Erben die Provinz Meath als Lehn bekam, konnte ihm hinlänglich das Gleichgewicht halten. Vielleicht hätte den König, wenn ihn auch ſein Verhältniß gegen den Grafen

---

*) Giraldi Hibern. exp. L. I. c. 31.

von Pembroke nicht genöthigt hätte, die Eroberungen in Irland an zwei große Baronen zu vergeben, ſchon die Rückſicht abgehalten, dieſelben unter viele kleine Vaſallen zu zerſtückeln, daß es ihm nach jener Einrichtung, da nun zwei für den Dienſt der Ritter unter ihnen oder der Aftervaſallen verpflichtet waren, leichter wurde, ſchnell eine bedeutende kriegeriſche Macht in Irland zuſammen zu rufen. Ohne Zweifel galten in dem Theile der Inſel, der auf dieſe Weiſe zur engliſchen Provinz geworden war, die Rechte Englands und die bürgerliche Ordnung deſſelben ward hier eingeführt, wenn auch nicht in einer Verſammlung der irländiſchen Großen während Heinrich's Aufenthalt auf der Inſel die engliſchen Geſetze feierlich angenommen worden ſind. *)

Am zweiten Oſtertage 1172 ging der König dann nach England hinüber, und eilte ſogleich nach der Normandie, um mit den beiden Legaten zu unterhandeln. Der Erzbiſchof von Rouen und viele weltliche und geiſtliche Großen hatten ſich in der Abtei von Savigni verſammelt, wo die Unterhandlung geſchehen ſollte. Lange ſtritt man über die Puncte der Vereinigung, und unwillig verließ der König die Legaten mit den

---

*) Matth. Paris. pag. 88. Hoveden. pag. 528. 529. Giraldi Hibern. exp. c. 25. Lytteltons append. to the fourth book. n. II. Guiliel. Neubrig. L. II. c. 26.

Worten: ich gehe nach Irland zurück, wo mir noch vieles obliegt; ihr könnet ungeſtört durch meine Länder gehen, wohin es euch beliebt; vollbringt eure Sendung, wie es euch befohlen iſt! Dennoch kam gegen alle Erwartung ein Vertrag zu Stande. In einer öffentlichen Verſammlung, welcher auch der junge König beiwohnte, ſtand Heinrich, und ſchwur, indem er mit der Hand das Evangelium berührte, daß er den Tod des Erzbiſchofes von Canterbury weder gewünſcht noch befohlen, und über denſelben mehr Schmerz, als Freude empfunden habe. Oeffentlich verſicherte er auch, daß er ſich jeder von den Legaten geforderten Genugthuung unterwerfe, weil er vernommen habe, daß die Ritter, ſeine Freunde und Diener, ſich durch ſeine Klagen über den Erzbiſchof, durch die heftige Bewegung, die in ſeinen Geſichtszügen wäre ſichtbar geweſen, zu der That hätten hinreißen laſſen. Der vornehmſte Artikel des Vertrages war, daß der König die verruchten Verordnungen von Clarendon, und alle die üblen Gewohnheiten, die während ſeiner Regierung in die Kirchen eingeführt wären, gänzlich fahren laſſen und den Appellationen nach Rom in geiſtlichen Angelegenheiten kein Hinderniß in den Weg legen ſollte. Auch verſprach er völlige Wiederherſtellung des Erzbisthumes Canterbury nach allen Rechten und Beſitzungen deſſelben. Am Ende dieſes öffentlichen Schauſpieles ſagte er laut zu den Legaten, daß ſein Körper ganz in ihren Händen, und daß er bereit ſey, ſobald ſie es befohlen hätten, nach Jeruſalem oder Rom zu wallfahrten. Die Legaten führten ihn dann vor die Thüre der Kirche. Hier beugte er die Kniee, ward von aller Schuld freigeſprochen, und in die Kirche zurückgeführt. Wiewohl er nicht mit dem Banne belegt war, ſah man es doch als eine Gnade an, daß ihm vor der Thüre nicht das Gewand abgezogen, und die Geiſſel gegeben wurde. *)

---

*) Epistolae S. Thomae. L. V. ep. 88. 89. Chronica Gervasii. 1421. 1422.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Blick auf Heinrich's II. Lage nach der Bezwingung Irlands, und Ausſöhnung mit dem päpſtlichen Stuhl. Characteriſtik ſeiner Eigenſchaften. Seine Raſtloſigkeit. Beſchreibung ſeines rüſtigen Aeußern. Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten. Gerechtigkeit und Billigkeit leuchten aus ſeiner Staatsverwaltung hervor. Aufhebung barbariſcher Gewohnheiten. Treffliche Verwaltung der Staatseinkünfte. Sein Grundſatz, daß Menſchenblut heilig ſey, und ſeine Gewalt über ſeine Lieblingsneigungen zum Beſten des Staates. Liebenswürdigkeit ſeines Herzens. Schatten in ſeiner Lage und ſeinen Eigenſchaften. Unbeſtimmtheit über die Erbfolge der Regenten in ſeinen Staaten kann ihm leicht eine häusliche Fehde, dieſe, großes politiſches Unglück bringen. Dieſer Umſtand drohender durch des Königs geringe Gewalt über die erſten Eindrücke. Damit zuſammenhängende Hinterliſt, Treuloſigkeit und Unfähigkeit, einzelne Menſchen hinlänglich zu beurtheilen. Sein Hang zur Wolluſt.

Wenn Heinrich gleich nicht als Sieger aus dem langen Kampfe mit der Kirche ging, indem er die Verordnungen von Clarendon, um derentwillen er die ſchönſten Jahre ſeines Lebens mit bittern Empfindungen und unter den drohendſten Gefahren hingebracht hatte, in den härteſten Ausdrücken verwerfen mußte; ſo ſchien er doch zu dieſer Zeit, da er auch mit der Kirche Frieden geſchloſſen hatte, mit einer glänzenden Fülle von Glück umgeben zu ſeyn. Sicher auf dem engliſchen Throne, wie faſt noch keiner von ſeinen Vorfahren; ſchon durch ſeine Beſitzungen in Frankreich in der Reihe der angeſehenſten Herrſcher Europas; als Eroberer und Wohlthäter Irlands mit neuem Ruhm umkleidet; von einer zahlreichen Nachkommenſchaft, blühenden Töchtern und aufſtrebenden Söhnen umgeben, ſtand er mit der ganzen Fülle ſeiner ungemeinen Kraft jetzt in der ſchönſten Reife des Lebens. An Glück und Glanz ſchien kein Fürſt der Chriſtenheit in ſeinem Zeitalter ihm gleich zu ſeyn, wenn auch ein Blick auf den Kaiſer Friedrich I. aus dem Hohenſtaufiſchen Hauſe, in welchem die großen Geiſter einheimiſch waren, zweifeln läßt, ob keiner an natürlichen und erworbenen Gaben ihm zu vergleichen geweſen. *)

Einfach in ſeiner ganzen Lebensweiſe, ward der König von England jede Stunde von der unruhigſten

---

*) Epistolae S. Thomae Cant. L. I. ep. 103. S. d. 3. Anmerk. auf S. 104.

Kraft umhergetrieben. Vom frohen Morgen bis zum Abend war er in ſteter Bewegung. Wenn er nicht im Staatsrathe, bei Büchern oder an der Tafel ſaß, ſo erblickte man ihn nicht, ohne daß er das Schwert, den Bogen, Pfeile und Wurfſpieße trug. Die Jagd liebte er mit Leidenſchaft; an geſchickten, rüſtigen und ſchönen Stoßvögeln und Hunden hatte er eine große Freude, und beſchäftigte ſich gern damit, ſie abzurichten. Obgleich ſeine Schenkel von den Schlägen unbändiger Pferde faſt immer wund waren, ſah man ihn doch raſtlos bald auf den Gipfeln der Berge, bald in der Tiefe der Thäler; die rüſtigſten Männer ermüdeten gegen ihn auf Reiſen. Deshalb konnte er faſt wie allgegenwärtig in allen ſeinen Provinzen ſeyn, und diejenigen bewachen, welchen er die Verwaltung derſelben anvertraut hatte.

Dieſer unaufhörlichen Bewegung bedurfte er auch, um ſeinen Körper gegen die Anlage zu einer übertriebenen Fülle von Fleiſch zu bewahren, wodurch ihm die Regierung ſehr würde erſchwert, und der Eindruck, welchen ſeine Geſtalt machte, geſchwächt worden ſeyn. Nicht ſehr hoch gewachſen, aber von ungemeiner Stärke in jedem Gliede, in der breiten Heldenbruſt, in der gewaltigen Fauſt, welche nie ein Handſchuh bedeckte, gewährte er einen furchtbaren Anblick, wenn ſein flammender Blick, ſeine donnernde Stimme ſeinen Zorn verkündigten; ſobald ſeine Natur nicht in Aufruhr war, blickte aus ſeinen Zügen die weiche Gutmüthigkeit ſeines Herzens, welche ſelbſt ſeine Stärke zuweilen bis zur Schwäche herabſtimmte. Die Einfachheit, welche er in jedem Genuſſe liebte, verrieth ſich auch in ſeiner Kleidung, wiewohl er über ſeinem hochblonden Haare, nicht aus Mangel an demſelben, noch künſtliches trug.

Trotz den rauhen Geſchäften, welchen er oblag, liebte er die Wiſſenſchaften ſehr, und gefiel ſich in der Unterhaltung mit den gelehrteſten Männern über ſtreitige Fragen. Von der Geſchichte fühlte er ſich am meiſten angezogen, und die Erfahrung aller Zeiten war ſeinem glücklichen Gedächtniſſe gegenwärtig. Zur Beredtſamkeit hatte er große natürliche Anlage, und ſprach hinreißend, wenn ſein zu leidenſchaftliches Gemüth ſeine Rede nicht hemmte. Für die Baukunſt verrieth er, ſobald er ſie der Noth und dem Nutzen hinlänglich hatte fröhnen laſſen, einen feinen Geſchmack und Liebe zur Pracht.

Aus ſeiner Staatsverwaltung leuchtete vor allem die unbeſtechlichſte Liebe für Gerechtigkeit und Billigkeit hervor. Er erkannte in jener den erſten Grund alles bürgerlichen Glückes, und die Freiheiten der Geiſtlichkeit waren ihm beſonders deshalb gehäſſig, weil ſie der Ausübung derſelben Hinderniſſe in den Weg legten; dieſe aber war von der Bildung, welche er früh unter dem Grafen Robert von Gloceſter empfangen hatte, und ſeiner edlen Natur unzertrennlich. Alle barbariſche Gewohnheiten waren ihm ein Greuel, und unter ihnen vornehmlich die alte Sitte des Strandrechtes, obgleich er vorzüglich durch die Milderung deſſelben verlor. *) Für den hülfebedürftigen Theil ſeiner Unterthanen, die Wittwen, Waiſen und Armen trug er väterliche Sorgfalt. Ferner zeichnete ſich ſeine Regierung durch eine treffliche Verwaltung der Staatseinkünfte aus. Er war ſparſam, ohne karg zu ſeyn, und bewies eine große Freigebigkeit, wenn er ſie heilſam glaubte; ſeine Unterthanen drückte er nie mit ſchweren Auflagen, und nur den Vorwurf machte man ihm, daß er die geiſtlichen Pfründen lange unbeſetzt laſſe, um die Einkünfte derſelben in ſeine Schatzkammer zu ziehen. Er entſchuldigte ſich, daß es beſſer ſey, wenn dieſe Reichthümer für das öffentliche Wohl verwandt, als von den Biſchöfen verpraßt würden. Endlich hatte er als König den herrlichen Grundſatz, der in dieſen rauhen Zeiten ein großes Verdienſt war, nämlich, daß Menſchenblut heilig ſey, und man die Waffen dann erſt ergreifen müſſe, wenn kein anderes Mittel hinreiche, Frieden für die Zukunft, und Ehre zu ſichern. Bei dieſem Grundſatze war es ein Unglück für ihn, durch ſeine Lage ſo oft zum Kriege aufgerufen zu werden, wiewohl

---

*) Rymeri foedera. T. I. p. 36. Guiliel. Neubr. T. I. pag. 341. 342. S. Anmerk. auf S. 105.

derſelbe ſeinem raſchen Geiſt und ſeinem Ruhme wohlthat, da er ein ſo tapferer Krieger, als trefflicher Feldherr war. Er verſtand es ſonſt ſehr gut, zum öffentlichen Beſten ſeinen Lieblingsneigungen Abbruch zu thun. Obgleich der leidenſchaftlichſte Jäger, milderte er ſehr die harten Forſtgeſetze ſeiner Vorfahren.

Mit dieſer Größe, edlen und immer thätigen Kraft, die er im täglichen Leben und als König beſaß, vereinigte er Liebenswürdigkeit des Herzens. Die Leidenſchaft der Liebe kannte er in ihrer ganzen Gewalt; gegen ſeine Kinder empfand er das zärtlichſte Wohlwollen; er war ſtandhaft in der Freundſchaft; und vergaß der Grenzen, welche ſeine Würde ſeinem Schmerz anwies, wenn er über Freunde trauerte, die in der Schlacht geblieben waren. Alle Selbſtſucht war von ihm entfernt, und trotz dem raſchen Muthe, mit welchem er jede Unternehmung begann, trotz dem Vertrauen auf einen guten Ausgang derſelben, welches ihm das Bewußtſeyn ſeiner Kraft, die Macht ſeiner Länder, die bisherige Gunſt des Glückes gegen ihn verleihen konnten, verlor er nie den Zweifel der Beſcheidenheit. Wenn dann unerwartet ein großes Glück zu ihm trat; ſo wandte ſein frommes Herz ſich mit Dankgefühl gegen Gott; und es iſt einer der ſchönſten Züge in ſeinem Character, daß er in einem ſolchen Zeitalter ſich dieſe Demuth gegen den Himmel bei ſeiner Verachtung und ſeinem Haſſe wider die Geiſtlichkeit erhielt.

So ſchienen die äußern Umſtände und die Eigenſchaften Heinrich's vereinigt, um ihm in jeder Hinſicht das glücklichſte Leben in ſeinem Reich und im Schooße ſeiner Familie zu verſprechen; aber eben von dieſer gingen Stürme aus, die auch jenes verheerten; und bei allem Glanze ſeiner Lage und ſeiner Eigenſchaften gab es in beiden einigen Schatten, welcher für ihn ſchwanger an Unglück wurde.

In den Staaten, welche er beherrſchte, war noch ſo wenig beſtimmtes Recht über die Erbfolge ihrer Regenten, und über die Macht, mit der höchſten Gewalt in ihnen zu ſchalten, daß ſeine Söhne, ſobald ſie Jünglingskraft fühlten, keines beſondern Ehrgeizes, keiner beſondern Anreizungen bedurften, um vom Vater bald dieſe, bald jene Provinz für ſich zu fordern. Mochte er ihren Wünſchen Gehör geben, oder nicht: auf jeden Fall war ein Zankapfel in die Familie geworfen; und durch das Verhältniß, in welchem er gegen den franzöſiſchen Hof als Vaſall deſſelben ſtand, ward die rechtliche Verwirrung ſehr vermehrt, jeder Streit, welcher zwiſchen ihm und ſeinen Söhnen entſtehen mochte, mit großer Gefahr begleitet, weil der eiferſüchtige König von Frankreich ſich ſogleich in denſelben miſchen konnte. Ferner mochte es auch nicht fehlen, daß die Baronen, welche bisher vor Heinrich's Uebermacht in furchtſamer Stille beharrten, in mehr als bürgerlichem Kriege zwiſchen Vater und Söhnen, und den Blick auf franzöſiſchen Schutz gerichtet, es wagten, ihren unruhigen Geiſt wider ihn zu erheben. In ſeinen weitläufigen Beſitzungen trat er dann allenthalben auf einen hohlen Boden; und wenn er in Guienne focht, drohte die Wuth des Krieges in England auszubrechen. Zuletzt mochte der ſchottiſche König, wie ehemals, wenn bürgerliche Fehden England verwirrten, mit ſeinen wilden Schwärmen in die nördlichen Gegenden brechen, ein Feind des Herrſchers, neben deſſen Throne er ſo unbedeutend war.

Wenn es auf dieſe Weiſe einen Punct in den äuſſern Verhältniſſen des Königs von England gab, warum die blühende Nachkommenſchaft um ihn her leicht Urſache des Verderbens für ihn und ſeine Staaten werden konnte; ſo war er ſelbſt nicht frei von Fehlern, wodurch dieſer Keim zur Unruhe begünſtigt wurde. Der erſten Aufwallung ſeiner Leidenſchaften war er durchaus nicht mächtig, und trotz dem Wohlwollen, welches er gegen viele empfand, mochte es daher leicht geſchehen, daß er viele beleidigte. Auch bekamen wegen dieſer Schwäche gegen die erſten Eindrücke ſeine Handlungen leicht ein planloſes Anſehen, ſo überdacht ſeine Unternehmungen waren. Um dieſem Nachtheile zu begegnen, ſuchte er ſich eine gewiſſe Hinterliſt anzugewöhnen, die aber deſto mehr auffiel, je weniger ſie in ſeiner Natur lag, und mit ſeinem ganzen Weſen übereinſtimmte. Ohne Zweifel wirkte auch ſie dazu, manchen wider ihn zu empören; doch bei weitem nicht ſo ſehr als ein anderer Nachtheil, welcher daher erfolgte, daß er der Heftigkeit des erſten Eindruckes erlag. Dadurch entfuhren ihm nämlich manche Aeußerungen, manches Verſprechen, die von ſeiner kältern Ueberlegung nicht gebilligt wurden. Er handelte nachher ihnen nicht gemäß, indem er ſagte, daß er lieber wegen einer Rede, als wegen einer That Reue empfinden wolle. Da mußte er bald in den Ruf eines treuloſen Fürſten kommen; und derjenige, welcher eine Hoffnung unerfüllt ſah, die ſein Wort in ihm erregt hatte, ward von Erbitterung wider ihn getrieben. Eben in den nächſten Kreiſen um ihn her, in ſeiner Familie mußte der König die nachtheilige Wirkung von allem dieſen am lebhafteſten empfinden.

Mit der Gewalt, welche die erſten Aufwallungen ſeines Gemüthes über ihn ausübten, hing ein Fehler ſeines Geiſtes zuſammen, der ihm ſeine ganze Regierung hindurch außerordentlichen Schaden gebracht hat. Er beſaß anhaltende Aufmerkſamkeit und Beobachtungsgabe genug, um Maſſen von Menſchen hinlänglich zu würdigen, und ein Volk, einen Stand auf eine Weiſe zu behandeln, die ihrer Eigenthümlichkeit gemäß war. Selbſt während ſeines Aufenthaltes in Irland hatte er davon noch ein Beiſpiel gegeben. Aber ihm fehlte jene ruhige, eindringende Feinheit des Verſtandes, welche die Natur des einzelnen Menſchen ergründet. Keine

Fähigkeit iſt dem Herrſcher überhaupt, und beſonders ſo unentbehrlich in einem Zeitalter, wie Heinrich's Jahrhundert, wo die Perſönlichkeit der wirkenden Männer von wichtigerem Einfluſſe war, wie jemals. Der Mißgriff des Königs in der Wahl Becket's zum Primas von England zeugt ſowohl von der Wahrheit dieſer Behauptung, als jener Unfähigkeit ſeines Geiſtes.

Endlich kannte Heinrich durchaus keine Schonung der Verhältniſſe mehr, wenn die Leidenſchaft der Liebe ihn einmal ergriffen hatte. Das Feuer ſeiner Gemahlin Eleonore, wiewohl er mit ihr viele Kinder erzeugte, war für ſeine Gluth nicht hinreichend. Aber die hochfahrende, ränkevolle und eiferſüchtige Königin, welche ſelbſt die Eiferſucht ihres erſten Gemahls vor den Augen der Welt verhöhnt hatte, war nicht geſchaffen, ihm ſeine Untreue zu verzeihen. Mochte er immerhin durch ein Gebäude mit labyrinthiſchen Gängen, welches er für die wunderſchöne Roſamunde von Klifford, der ſein Herz ergeben war, zu Woodſtock hatte aufführen laſſen, ſeiner Geliebten Mittel verliehen haben, ſich vor einem Ueberfalle der wüthenden Eleonore zu retten. *) Dem konnte er nicht begegnen, daß dieſe den Saamen der Zwietracht in die Herzen ſeiner Söhne ſtreute, und ſein Leben mit Trauer überzog, als er nach

---

*) Chronicon Iohannis Bromton. 1151. S. Anmerkung auf S. 106.

der Verſöhnung mit Rom und der Beſitznehmung eines großen Theiles von Irland auf die heiterſte Zukunft hoffte.

Bald nach jenen beiden Ereigniſſen begannen die Stürme, wodurch ſeine Tage verdunkelt wurden. *)

---

*) Giraldi Cambr. Hibernia expugnata. L. I. c. 45. Petri Blessensis epistola ad Gualter. archiepiscopum Panormitanum. v. Lytteltons append. to the second book n. II. Guiliel. Neubrig. L. III. c. 26. Chronicon Iohannis Brompton. 1151. 1152. S. d. 2. Anmerk. auf S. 107.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Einfluß der frühen Krönung auf den jungen König Heinrich. Aufhetzung deſſelben durch die Mutter Eleonore gegen den Vater. Ausbruch der Verſchwörung, worin auch die beiden jüngern Prinzen Richard und Gottfried verflochten ſind. Ränke des franzöſiſchen Hofes. Großer Bund der Verſchwornen wider Heinrich II. Dieſer ruft Brabanzonen und den Papſt zu Hülfe. Sein Kriegsglück in den franzöſiſchen Provinzen. Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart in England. Seine ſonderbare Buße an Becket's Grabe. Während ſeines Aufenthaltes in London die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs von Schottland. Glückliche Beſiegung der Aufrührer in England. Der alte König erſcheint wieder ſiegreich auf dem feſten Lande. Allgemeiner Friede.

Auf Anrathen der beiden Legaten, mit welchen er den Friedensvertrag ſchloß, hatte er ſeinen älteſten Sohn Heinrich mit ſeiner Gemahlin Margaretha nach England hinübergeſchickt, damit er noch einmal, und dieſe mit ihm gekrönt würde. Es geſchah, um ihren Vater, den König von Frankreich, zu verſöhnen, der ſich beleidigt gefunden, daß ſeine Tochter nicht die Genoſſin ihres Gemahles bei der erſten Krönung geweſen war. Seine Laune ſchien es gleichfalls zu ſeyn, daß nicht der Erzbiſchof von York, da der Stuhl von Canterbury noch unbeſetzt war, ſondern der Erzbiſchof von Rouen die Feierlichkeit verrichtete. Jener war als Feind Thomas Becket's dem Könige von Frankreich verhaßt, der aber ſehr wenig den Geiſt des ermordeten Primas faßte, deſſen Andenken er ehren wollte, indem er bewirkte, daß ſogar ein fremder Prälat eines der höchſten Rechte des erzbiſchöflichen Stuhles zu Canterbury ausübte, und nun zum zweitenmale die Erhebung des Prinzen auf den Thron einen großen Bruch im Verhältniſſe der engliſchen Kirche zu demſelben veranlaßte. *)

Durch dieſe Wiederholung einer Feierlichkeit, welche ihn ſchon mit einem Ehrgeize erfüllt hatte, vor welchem die Liebe gegen den Vater verſtummte, erreichten in dem jungen Heinrich alle die Gedanken die höchſte Gewalt, welche ſeine Mutter planmäßig in ſeiner Seele aufgeregt hatte. Durch einige ihrer Vertrauten unter den Großen ließ ſie ihm vorſtellen, in welcher entehrenden Lage er ſey, ein König ohne königliche Gewalt.

---

*) Gervasii chron. 1421. **Benedictus Abbas. I. 33.**

Während der Abweſenheit des Vaters in Irland wurden dieſe Vorſtellungen am dringendſten; denn auf die Stürme, welche jenen ſo lange von ſeinen übrigen Staaten entfernt hielten, und ohne Nachricht von denſelben ließen, ſcheint man ſehr gerechnet zu haben. Als der König von Frankreich, welcher wahrſcheinlich um den Plan der Verſchwörung wider Heinrich wußte, plötzlich vernahm, daß dieſer aus Irland zurückgekehrt, und ſchon in der Normandie gelandet ſey, rief er aus: der engliſche König, nun in Irland, nun in England, und nun in der Normandie, muß fliegen können, anſtatt zu Roß und auf Schiffen zu reiſen. *)

Wenigſtens gab Ludewig bald nachher, als der junge König mit ſeiner Gemahlin der Einladung an ſeinen Hof gefolgt war, demſelben den Rath, daß er von ſeinem Vater die Abtretung des Königreiches England oder der ganzen Normandie fordern, und im Fall einer abſchlägigen Antwort ſeinen Aufenthalt nebſt ſeiner Gemahlin am franzöſiſchen Hofe nehmen ſolle. **). Sobald der Vater, welcher ihn aus der Geſellſchaft des franzöſiſchen Monarchen, deſſen Ränke er fürchtete, zurückgerufen hatte, ſeinen Wunſch nach einer unabhängigen Herrſchaft nicht erhörte, beſchloß er, zu ent-

---

*) **Imagines historiarum autore Radulfo de Diceto. p. 559. 560.** S. die 3. Anmerk. auf S. 107.

) **Benedict. Abb. p. 37. Hoveden. 531.

fliehen. Als er mit demſelben auf einer Rückreiſe in die Normandie zu Chinon war, verließ er ihn zur Nachtzeit. Anfänglich glaubte der Vater, ſein Sohn ſey nur vorausgeeilet, und folgte ihm; bald aber erfuhr er, daß derſelbe ſeinen Weg nach Chartres genommen habe, wo der franzöſiſche Hof ſich damals aufhielt. Sogleich gab er Befehl, alle Schlöſſer an den Gränzen des franzöſiſchen Gebietes in den beſten Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, und ordnete Rüſtungen an in allen ſeinen Ländern, die um ſo nothwendiger waren, da auch ſeine Söhne, Richard und Gottfried, beide im Anfange des Jünglingsalters, auf den Antrieb ihrer Mutter zum König von Frankreich entflohen. *) Eleonore, als Mann verkleidet, wollte ihnen folgen, ward aber ergriffen, und in ſtrenger Gefangenſchaft gehalten. Nur an ſeinem jüngſten Sohne, dem Knaben Johann, konnte ſich das Herz des Vaters noch ergötzen, indem ihn die unnatürliche Geſinnung der übrigen nun von allen Seiten bedrohte, **) nachdem er noch vergebens einen Verſuch gemacht hatte, den älteſten wieder zu gewinnen. Der Kanzler des jungen Königs war zum Vater zurückgekehrt und hatte ihm das Siegel übergeben. Eben ſo kamen zu ihm alle die treuen Diener, welche er ſeinem Sohne zugeordnet hatte, und brachten den ganzen häuslichen Reichthum deſſelben. Der König ſandte ſie aber mit dieſem und neuen Geſchenken an ihren Herrn zurück, welchem ſie treu dienen ſollten. Ungerührt hierdurch verſtattete der junge Heinrich nur denen bei ihm zu bleiben, welche ihm Treue wider ſeinen Vater ſchwören wollten. *)

---

*) Benedict. Abb. 47. 48.

**) Gervasii chron. 1424.

Mit dem außerordentlichſten Eifer brachte König Ludewig einen mächtigen Bund für die engliſchen Prinzen zuſammen, und alle Künſte der Verführung wurden aufgeboten, um den alten König, denn ſo hieß jetzt Heinrich II. in der ſchönſten Reife der männlichen Kraft und ſeinem vierzigſten Jahre, in allen Gegenden ſeiner Herrſchaft der Getreuen zu berauben. Es gelang nur zu gut, theils weil man im jungen Könige die aufgehende Sonne erblickte, theils wegen der großen Verſprechungen deſſelben. In England ſelbſt rüſteten ſich mehrere von den mächtigſten Baronen öffentlich wider den alten König, und andere, welche nicht gleiche Kühnheit beſaßen, trugen ihr feindliches Gemüth nach Frankreich hinüber, um hier die Waffen wider ihn zu ergreifen. **) Nächſt dem Könige von Frankreich aber waren die furchtbarſten Glieder des ganzen Bundes der König Wilhelm der Löwe von Schottland, welchem der junge Heinrich thöricht genug die Grafſchaft Northumberland bis zum Tynefluß für ſeine Hülfe verſprach, und der Graf Philipp von Flandern, welchen jener mit Kent und den wichtigſten Feſtungen auf der engliſchen Küſte belehnte. Es ſchien kein Zweifel mehr übrig zu ſeyn, daß man die Macht des alten Königs zertrümmern werde, welche man daher ſchon vorläufig unter ſich theilte. Nun ſah dieſer ein, wie eitel ſeine Freude geweſen ſey, als er ſeinen älteſten Sohn ſchon zu ſeinem Nachfolger auf dem Throne feierlich wählen, und Richard als Herzog von Guienne, Gottfried als Herzog der Normandie vorläufig anerkennen ließ; denn auch die Baronen dieſer beiden Provinzen wandten deshalb leichter ihr Gemüth zu dem feindlichen Bunde. *) „Wir rathen euch,“ ſchrieben ihm ſeine Geſandten, die er an den franzöſiſchen Hof geſchickt hatte, „vorzüglich auf Beſchützung eures Lebens bedacht zu ſeyn. Ganz Frankreich hat ſich mit einem allgemeinen Schwur zu eurem Untergange verbunden. Man wird nicht zufrieden ſeyn, euer Gebiet mit Feuer und Schwert zu verheeren; mit verruchter Schandthat wider eure Perſon iſt man ſchwanger.“ Mit Recht warnten ſie ihn, dem nicht zu trauen, welcher an ſeinem Herzen ſchliefe; denn ſelbſt Genoſſen ſeines täglichen Lebens verließen ihn, als unmittelbar nach Oſtern 1173 die Feindſeligkeiten der Verſchwornen begannen. Jetzt glaubte man zu wiſſen, warum als Vorzeichen eines großen Unglückes in den nächtli-

---

*) Bened. Abb. 48. 49.

**) Guiliel. Neubr. L. II. c. 27. p. 198. 199.

---

*) Benedictus Abb. 49—51. Guiliel. Neubr. L. II. c. 27.

chen Stunden des letzten Weihnachtfeſtes Donner rollten, die man in Irland, England und Frankreich vernahm; denn in jener Zeit knüpfte Eleonore den erſten Faden der Verſchwörung, welche nun alle dieſe Länder erſchütterte. *)

Nie erſchien Heinrich kraftvoller, als in dieſer ſchrecklichen Lage. Er hatte einſt die Miethtruppen oder Brabanzonen aus England vertrieben, um ſeinem Reiche Ordnung zu geben; und um dieſe zu erhalten, nahm er ſie jetzt in ſeinen eigenen Sold. Auf ſeine Unterthanen konnte er ſich nicht verlaſſen; aber die wilden, kriegserfahrnen Banden von zwanzigtauſend Brabanzonen, welche er zu ſeiner Vertheidigung rief, hingen ihm deſto treuer an, je freigebiger und genauer ſeine gefüllte Schatzkammer ihnen den Sold entrichten konnte, je tiefern Eindruck ſeine eigene Tapferkeit, ſein kriegeriſcher Ruhm auf ſie machte. Vor dem Banne des heiligen Vaters hatte er ſelbſt ſo lange gezittert; jetzt flehte er zu ſeinem Schutze um die Bannſtrahlen Alexander's III. wider ſeine unnatürlichen Söhne und deren Genoſſen. Er wünſchte um ſo mehr, daß die geiſtlichen Strafen über dieſelben kämen, um ſie zurückzuſchrecken, weil es ihm ſchwer würde, mit den Waffen die Schmach zurückzutreiben, mit welcher ſeine

---

*) Lytteltons app. to the fourth book. N. IV. Epist. Petri Blesensis, ep. 153. Radulfus de Diceto. 5[illegible]9.

Söhne ihn beladen wollten; denn wiewohl ihre Verirrung ſein Gemüth wild gemacht hätte, ſo könnte er ſich doch der väterlichen Zuneigung nicht erwehren, und werde mit Gewalt zu ihnen hingezogen. *)

Der Papſt wollte den König von Frankreich, ſeinen treuſten Verehrer, nicht beleidigen, und doch als Beſchützer des Vaters wider aufrühreriſche Söhne erſcheinen; aber ſeinen Legaten gelang es ſelbſt da nicht, Frieden zu ſtiften, als der Verluſt ſeines Bruders und Erben bei den erſten Feindſeligkeiten in der Normandie den Grafen von Flandern ſchon zurückgezogen, als Heinrich das große Heer des franzöſiſchen Königs von der Belagerung der Feſtung Verneuil abgeſchreckt, und auf dem ſchimpflichen Rückzuge demſelben viel Beute abgenommen, und durch ſeine Schnelligkeit, durch den Muth ſeiner Brabanzonen die Aufrührer in Bretagne glorreich beſiegt hatte, noch preiswürdiger durch die Milde, die er gegen ſie bewies. **)

Nicht weniger glücklich war in England ſein getreuer Richard von Lucy, Richter der Krone. Die räuberiſchen Schwärme des Königs von Schottland wurden zurückgetrieben, und ihre grauſamen Verheerungen ihnen in ihrem eigenen Lande vergolten. Ein Waffenſtillſtand, welcher mit dieſem Feinde geſchloſſen wurde, gab dem Heere Freiheit, nach Süden zu eilen, wo das Haupt der engliſchen Aufrührer, der Graf von Leiceſter, mit Flamändern gelandet war, und den Krieg mit Glück angefangen hatte. In der Schlacht, zu welcher die königlichen Krieger eilten, wurden er und ſeine Gemahlin gefangen genommen, war die Niederlage ſeines Heeres entſcheidend. *)

---

*) Guiliel. Neubr. 199. 200. Hoveden. 533. 534. Epist. Petri Blesensis. ep. 126. Lytteltons app. to the fourth book. N. V.

**) Guiliel. Neubr. L. II. c. 28. 29.

Dennoch führten die Beſatzungen in ſeinen Schlöſſern ſelbſt den Winter hindurch den Krieg fort, und der Bruder des Königs von Schottland, der Graf David Huntingdon, ward nun als das Haupt der Aufrührer in den ſüdlichen Provinzen betrachtet. Heimliche Briefe und Unterhändler des jungen Königs wirkten mächtig zur Verführung der engliſchen Baronen, und es gab wenige unter ihnen, welche nicht in ihrer Treue wankend geworden wären. Richard von Lucy kannte die Gefahr, wie alles öffentlichen Verrath drohte, ſobald nur ein günſtiger Zeitpunct gekommen ſey, und fürchtete daher nichts mehr, als die Erſcheinung des jungen Königs in England, welcher ſchon in Gravelingen auf günſtigen Wind harrte, um nebſt dem Grafen von Flandern mit ihrer ganzen Macht hinüberzu-

---

*) Guiliel. Neubr. L. II. c. 30.

gehen. Nur die Gegenwart des alten Königs ſelbſt ſchien dann ſeine Herrſchaft retten zu können; aber die wiederholten Botſchaften ſeiner treuen Diener in England, welche die Nothwendigkeit ſeiner Ueberkunft vorſtellten, hatten bisher ihn nicht zu derſelben können, da Ludewig mit einem mächtigen Heere ſeine Staaten in Frankreich von neuem bedrohte. Endlich ward Richard, erwählter Biſchof von Wincheſter, ein feuriger, beredter und dem Könige kundbar ergebener Mann, zu ihm geſandt, und traf ihn, wie er mit den Großen der Normandie über den Fortgang des Krieges Rath pfleg. Wahrlich, ſagten dieſe, nun bleibt den Engländern nichts mehr übrig, als daß ſie noch den Thurm von London ſchicken, damit dieſer ſelbſt den König bitte, zur Rettung herbeizueilen. Allein Richard's Schilderung des Zuſtandes von England war ſo eindringend und ſchreckend, daß ſich Heinrich, nachdem er noch einige Anordnungen zu Vertheidigungsanſtalten gegeben, ſogleich mit der bewachten Eleonore, der jungen Königin Margaretha, welche ihr Gemahl bei ſeiner übereilten Flucht zu ſeinem großen Schaden zurückgelaſſen hatte, und mit ſeinen beiden jüngſten Kindern einſchiffte. Einige Reiterei und eine Bande der Brabanzonen mußten gleichfalls nach England hinübergehen.

Als der König bei ſeiner Ueberfahrt einige Aengſtlichkeit an den Schiffern bemerkte, und das Meer immer ſtürmiſcher ward, da hob er die Augen gen Himmel, und ſagte laut: „Wenn mein Vorhaben zum Frieden der Kirche und des Volkes gereicht, wenn der König der Himmel beſchloſſen hat, durch meine Ankunft den Frieden wieder herzuſtellen, ſo bringe mich ſeine Barmherzigkeit zum Hafen des Heiles. Hat er ſich aber von mir gewandt, will er das Königreich mit der Geiſſel ſeines Zornes heimſuchen, ſo verleihe er nicht, daß ich Englands Gränzen je wieder betrete. *)

Es mußte nicht nur ſeinem frommen Herzen, ſondern auch ſeinen Anhängern und Kriegern Beruhigung gewähren, daß er nach dieſem Gebete glücklich am Abend im Hafen von Southampton anlangte; aber nicht nur die Frömmigkeit, den Aberglauben ſelbſt ſuchte er jetzt für ſich zu gewinnen.

Dieſer hatte nun ſeinen Triumph am Grabe Bekket's, bei welchem nach der Sage jede Krankheit Geneſung fand, und der Todte wieder mit Leben beſeelt wurde. Der Ruf von den zahlloſen Wundern, welche hier geſchahen, verbreitete ſich bald durch die ganze Chriſtenheit, und Alexander III. mußte auf wiederholtes Anſuchen der engliſchen Geiſtlichkeit den ermordeten Primas für einen Märtyrer und einen Heiligen

---

*) Radulfus de Diceto p. 576. Matth. Paris. p. 90. Guil. Neubr. L. II. c. 32.

erklären, an deſſen Todestage jährlich ein Feſt zu ſeinem Andenken ſeyn ſollte, damit er, durch die Gebete der Gläubigen getrieben, für das Volk und die Kirche Englands ſich bei Gott verwende. *) Vielleicht nur durch die davon erwartete Wirkung auf ſeine Unterthanen, vielleicht auch aus eigner abergläubiſcher Schwäche getrieben, die in dunklen Zeitaltern auch in die ſtärkſten Seelen leicht durch Widerwärtigkeiten gebracht wird, beſchloß Heinrich, eine Wallfahrt zum Grabe des Märtyrers, ehemals ſeines größten Feindes, zu unternehmen, bevor er irgend eine kriegeriſche Handlung verrichtet hatte.

So wie er den engliſchen Boden zu Southampton betrat, fing er an zu faſten, und genoß nur Waſſer und Brod. Mit einem kleinen Gefolge ritt er auf die Straße nach Canterbury. Sobald er den Thurm der Stiftskirche gewahr wurde, ſtieg er vom Pferde herab, zog das Gewand eines Büßenden an, und wanderte als Pilgrim, ſchweigend und in ſich verſenkt, baarfuß über einen Weg voll ſcharfer Steine, an welchen man das Blut ſeiner wunden Füße erblickte. Unter Strömen von Thränen und unter vielen Seufzern nahte er ſich dem heiligen Grabe. Mit ſeinem ganzen Körper warf er ſich nieder, und betete mit ausgebreiteten Armen. Unterdeſſen ließ er durch den Biſchof von

---

*) Epistolae S. Thomae. L. V. ep. 93.

London der zahlreichen Verſammlung der Kirche auf das heiligſte ſeine Unſchuld am Tode des Märtyrers betheuern, und erklären: weil die Mörder durch ſeine unbeſonnenen Aeuſſerungen zur verruchten That veranlaßt wären, ſo wünſche er die Abſolution von den gegenwärtigen Biſchöfen zu empfangen und ſich der kirchlichen Strafe zu unterwerfen. Da nahten ſich dem betenden Könige die Biſchöfe, nebſt einer großen Schaar von Geiſtlichen und Mönchen. Von einem jeden derſelben empfing er drei oder fünf Streiche mit Ruthen über den entblößten Rücken. Dann verharrte er im Gebete am Boden, und nur ſeine Küſſe auf das Grab des Märtyrers unterbrachen ſeine Seufzer um Vergebung der Sünden. Mehrere Geiſtliche wachten um ihn her, bis zu den Frühmetten geläutet wurde. Nach Beendigung derſelben ging er zu den Gräbern der Heiligen umher, und kehrte dann wieder zu Becket's Stäte zurück. Als der Morgen zu dämmern begann, bat er, daß die Meſſe geleſen werden möchte, und wohnte ihr bei. Darauf trank er von dem geweihten, mit dem Blute des Märtyrers untermiſchten Waſſer, und ſchied mit frohem Geiſte von hinnen, nachdem er, außer andern reichen Geſchenken, noch eine jährliche Gabe von vierzig Pfunden zu Wachskerzen verſprochen hatte, die um den heiligen Sarg brennen ſollten. *)

---

*) Gervasii chronica. 1427. Radulfus de Diceto. 577. Hoveden. 559. Guiliel. Neubr. L. II. c. 35.

Von Canterbury ging der König nach London, wo verſchiedene von den Großen des Königreiches zuſammengekommen waren, um mit ihm Rath zu halten. Hierdurch und von einer Unpäßlichkeit ward er einige Tage in der Hauptſtadt aufgehalten. Einſt um Mitternacht, da er im tiefen Schlafe lag, klopfte ein eiliger Bote an die Thüre der königlichen Wohnung. Der Thürwärter und die Wache geboten ihm Stille. Er klopfte ſtärker, und ſprach von der guten Botſchaft auf ſeinen Lippen, welche der König ſelbſt um Mitternacht vernehmen müßte. Man eröffnete ihm das Thor, und mit gleichem Ungeſtüm drang er durch die Kammergenoſſen des Königs in deſſen Schlafgemach, und weckte ihn. Wer biſt Du? ſagte der König. Der Knappe Eures getreuen Ranulf's von Glanville, und ein guter Bote, von ihm geſandt. Iſt unſerm Ranulf wohl? fragte jener. Mein Herr iſt wohlauf, erwiederte dieſer, und ſiehe, er hält Euren Feind, den König der Schotten, gefangen in Feſſeln bei Richmont. Der König ſtaunte; ſage das noch einmal, ſprach er. Der Bote wiederholte die Kunde. . . . Haſt Du keinen Brief? . . . Er langte ein verſiegeltes Schreiben hervor, worin der Hergang berichtet war. Der König las es, ſprang vom Lager, und dankte mit der heftigſten Bewegung, mit naſſen Blicken ihm, der allein Wunder thut. Er rief ſeine Vertrauten, damit ſie Theil nähmen an ſeiner Freude. *) Die gute Kunde

---

*) Guiliel. Neubr. L. I. 218 — 220.

verbreitete ſich ſogleich durch die Stadt, und alle Glokken Londons erſchollen im frohen Einklange.

An dem Morgen (Jul. 12. 1174.), da Heinrich von Becket's Grabe aufſtand, waren vierhundert Ritter aus Yorkſhire, unter Anführung des Sheriffs dieſer Grafſchaft, Ranulfs von Glanville, früh aufgebrochen, um nach dem Schloſſe Alnwick zu ziehen, vor welchem der König der Schotten mit einer erleſenen Schaar von Kriegern lag, nachdem er faſt ſein ganzes großes Heer zum Raub und Mord in die umherliegende Gegend ausgeſandt hatte. *) Dieſe Barbarei und dieſe Zerſtreuung des feindlichen Heeres begeiſterten die Ritter von Yorkſhire zu einer kühnen That. Ein dicker Nebel aber, der ſelbſt den Weg vor ihnen verhüllte, war ihrer Unternehmung nicht günſtig. Schon wollte man zurückkehren, als einer unter ihnen, Bernhard von Baliol, rief: Ich ziehe vorwärts, wenn auch keiner mir folgt; ich will kein ewiges Schandmal mir einbrennen. Sie ritten weiter; der Nebel verſchwand allmählig, das Schloß Alnwick war plötzlich vor ihnen, und der König von Schottland auf der Ebene, ungefähr ſechszig Ritter mit ihm, ſicher in ritterlichen Spielen. Er glaubte anfänglich, die ankommenden Haufen wären Krieger ſeines Heeres, mit Beute zurückkehrend, bis ſich das engliſche Banner vor ihm

---

*) Ben. Abb. I. p. 74. 75.

entfaltete. Da ſchlug er ſtark die Waffen zuſammen, und rief den Seinigen zu, daß es ſich nun zeigen werde, wer es verſtehe, ein Ritter zu ſeyn. Er ſprengte voran gegen den Feind. Sein Pferd ward getödtet; er ward gefangen, mit ihm beinahe die ganze Schaar. Seine Krieger hielten es für Schmach, nicht mit ihm gefangen zu ſeyn, und einige vom Adel, die entfernt geweſen waren, ſprengten herbei, um ſich dem Feinde gefangen zu geben. Der König wurde im Schloſſe von Richmond auf das ſtrengſte bewacht. *)

Indem die Schotten in ihr Land zurückeilten, wo eine große Verwirrung ausbrach, begann Heinrich ſelbſt den Tag nach jener Nacht, da er die frohe Kunde erhielt, den Krieg in England glücklich zu führen. Sein Sohn Gottfried, mit der ſchönen Roſamunde erzeugt, welcher ſchon immer tapfer für den Vater gefochten hatte, wiewohl er bereits zum Biſchofe von Linkoln erwählt war, ſtieß raſch zum königlichen Heere, und hundert und vierzig Ritter folgten ſeiner Fahne. Freudig rief der alte König laut, daß ſeine andern Söhne ſich durch ihr Betragen als Baſtarde bewieſen, dieſer allein ſich als ſeinen wahrhaftigen, rechtmäßigen Sohn bezeigte. **) Die Macht der Aufrührer ſtürzte vor der Macht des Königs, wohin er ſich wandte. Das Unglück der Schotten hatte einen Riß durch alle Plane derſelben gemacht, und eine Ahnung des baldigen Friedens mit ſeinen Söhnen mochte das Herz des Vaters anwehen, als Wilhelm der Löwe, die Füße unter dem Bauche des Pferdes zuſammengebunden, wie es denen wiederfuhr, welche der Felonie ſchuldig waren, ihm überliefert wurde. *)

---

*) Guiliel. Neubr. L. II. c. 33. Benedict. Abb. 76.

**) Giraldus Cambr. de vita Galfridi archiep. Ebor. in Angliae sacrae. T. II. p. 380.

Innerhalb drei Wochen war England ſo beruhigt geworden, daß Heinrich nach dem feſten Lande hinübergehen konnte, um auch dort durch ſeine Gegenwart den Frieden zu beſchleunigen. Da ſeine plötzliche Erſcheinung in England den Uebergang ſeines Sohnes und des Grafen von Flandern vereitelt hatte, wandten ſie ſich mit ihrem Heere zur Belagerung von Rouen, und zu gleichem Zweck nahte der König von Frankreich mit außerordentlicher Macht, ſo daß in langer Zeit Europa keine ſo große Heerſchaaren geſehen, als ſich vor der Stadt vereinigt hatten. Die Lage derſelben, die Blüthe der Ritter aus der Normandie als ihre Beſatzung, und die Tapferkeit der waffengeübten Bürger hatten jeden Angriff der Belagerer fruchtlos gemacht, als unerwartet vor ihren Augen der König von England an der Spitze ſeines Heeres mit triumphirender Pracht über das Feld zog, und die Thore der Stadt

---

*) Hoveden. 539.

ſich ihm eröffneten. Der gefeſſelte König der Schotten und andere wichtige Gefangene ſchmückten ſeinen Triumph; die Königinnen hatte er ſicher in England zurücklaſſen können. Tauſend Krieger aus Wales, die mit ſeinem Heere herübergekommen waren, eroberten ſogleich einen großen Zug von feindlichen Wagen mit Lebensmitteln, und der daher entſtehende Mangel im Lager der Feinde bewirkte vorzüglich die ſchnelle Aufhebung der Belagerung. *)

Obgleich glorreicher Sieger von allen Seiten, war der alte König ſehr zum Frieden bereit, um nur ſeine Söhne wieder an ſein Herz drücken zu können. Zwiſchen Tours und Amboiſe eröffnete man die Friedensunterhandlungen, und ſichtbar ergab ſich aus dem Schluſſe derſelben, wie ſehr der Vater wünſchte, das Andenken an den Krieg mit ſeinen Söhnen zu vertilgen. Alle Verbindlichkeiten, die aus demſelben entſtanden waren, ſollten aufhören; der Vergeſſenheit ſollte hingegeben ſeyn, wer auf dieſer oder jener Seite ſtand, und für den Beſitz von Land und Schlöſſern ward die Lage der Dinge zur Regel angenommen, wie ſie funfzehn Tage vor der Entfernung der Söhne vom Vater war. Der älteſte derſelben bekam zwei Schlöſſer der Normandie, und funfzehntauſend Pfunde jährlicher Einkünfte; ähnliche Vergünſtigungen wurden den beiden

---

*) **Hoveden.** 540. **Guiliel. Neubr. L. II. c.** 36. 37.

andern zu Theil. Auch ſollten alle Gefangene von beiden Seiten freigegeben werden, diejenigen ausgenommen, welche ſchon vor dieſem Friedensſchluſſe zu irgend einem Ende der Fehde mit dem alten Könige gelangt waren. Unter denſelben wurden auch der König von Schottland und der Graf von Leiceſter namentlich aufgeführt. *) Gegen dieſen bewies Heinrich dieſelbe Milde, welche er den Geiſt des Friedensſchluſſes ſeyn ließ, und auch gegen jenen, den barbariſchen Verwüſter ſeines Landes, verrieth er keinesweges Rachſucht, ſondern ſuchte nur das Unglück deſſelben mit Billigkeit zum Vortheile der engliſchen Krone zu benutzen. Noch im letzten Monate dieſes Jahres ward ein Vertrag geſchloſſen, deſſen Hauptbedingung war, daß der König von Schottland, welcher bisher nur wegen eines Striches Land engliſcher Vaſall geweſen war, nun wegen ſeines ganzen Königreiches, wegen aller ſeiner Beſitzungen dem engliſchen Throne den Lehnseid ſchwören, und die Geiſtlichkeit, wie die Baronen und übrigen Unterthanen des ſchottiſchen Königs, gegen den engliſchen, ſobald es dieſer von einem derſelben verlangte, in die beſtimmte Lehnsverbindlichkeit treten ſollten, daß ſie ihm gegen jedermann Treue halten würden. **)

---

*) Rymeri foedera, I. 37. 38.

**) Rymeri foedera, I. 39. 40.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Heinrich ſucht die Unordnungen abzuſchaffen, welche während des Krieges mit ſeinen Söhnen überhand genommen hatten. Seine Härte dabei. Großer Nutzen ſeiner Eintheilung des Reiches in ſechs Kreiſe und der Beſtellung von herumreiſenden Beamten für dieſelben. Neue Störung ſeiner wohlthätigen Anordnungen durch einen neuen Krieg mit ſeinen Söhnen. Veranlaſſung dazu ein Krieg zwiſchen denſelben. Todeskrankheit des jungen Königs Heinrich (J. 1183.), und Urtheil über denſelben. Tod des dritten Prinzen, Gottfried. Blick auf die beiden lebenden Prinzen Richard und Johann. Mit dieſem letzten, ſeinem Lieblinge, macht der Vater einen unglücklichen Verſuch, ihn zum Statthalter von Irland zu bilden. Schilderung des Zuſtandes dieſer Inſel ſeit der Abreiſe des Königs von ihr. Die Macht von Roderich O Konor. Scene bei der erſten Erſcheinung Johann's zu Waterford. Seine elende Regierung. Der Vatrr ruft ihn zurück. Neue häusliche Fehden und Krieg mit dem Könige von Frankreich lenken Heinrich's Aufmerkſamkeit von Irland ab. Die Veranlaſſung dazu iſt nicht rühmlich für ihn.

Der Ausbruch der Feindſeligkeiten aufgehalten, durch die Bemühung des Papſtes, die engliſche und franzöſiſche Macht zu einem Kreuzzuge zu bewegen. Anordnungen der Könige dafür. Ungeheure Geldſummen dafür in England aufgebracht. Mitten unter dieſen Vorbereitungen Ausbruch der Feindſeligkeiten, vorzüglich durch den Prinzen Richard, der ſich mit dem franzöſiſchen Hofe verbindet. Unglückliche Lage des Königs von England. Friedensverſammlung in der Nähe von Tours. Zerrüttetes Herz Heinrich's II., und ſein Tod.

Nach einer ſolchen Beendigung dieſes für Heinrich's Thron eben ſo gefährlichen, als für ſein Herz kränkenden Krieges mußte er ſuchen, den Unordnungen ſchnell abzuhelfen, welche durch denſelben überhand genommen hatten. Wenn er wider alle diejenigen, welche während daß der Sturm über ſeinem Haupte hing, in den königlichen Forſten gejagt hatten, eine Unterſuchung veranlaßte, die einen großen Theil der Nation vor Gericht zog; ſo geſchah ſie vornehmlich, um durch die vielen Geldſtrafen die erſchöpfte Schatzkammer wieder zu füllen. *) Dieſes Verfahren war aber deſſenungeachtet hart, in ſofern bloßes Hörenſagen bei ihm ſtatt des Beweiſes galt, und empörend, da der erſte Diener des Staates, Richard von Lucy, ſelbſt, während des Krieges die Jagd und Fiſcherei in den königlichen Forſten und Teichen erlaubt hatte. Dieſer bemühte ſich auch, die Unterſuchungen abzuwenden, indem er dem Könige einen ſchriftlichen Befehl deſſelben vorhielt, welchem gemäß er ſeine Erlaubniß gegeben habe; ſie wurden aber deſſenungeachtet eifrig fortgeſetzt. *) Vielleicht glaubte Heinrich, durch eine ſolche Weiſe ſeinen Schatz wieder herzuſtellen, geringern Unwillen zu erregen, als durch eine unmittelbare Auflage; allein ſelbſt in weniger gebildeten Zeiten veranlaßt eine offenbare Beleidigung der Gerechtigkeit im Namen der Juſtiz, von Seiten des Herrſchers, weit mehr Unmuth, als eine blos drückende Maßregel deſſelben. Dieſer Gedanke hätte jenes Verfahren zurückſchrecken müſſen, wenn der Miniſter dem königlichen Willen auch eine zu weite Ausdehnung gegeben hätte.

---

*) Radulfus de Diceto. 587.

Sehr wohlthätig für die bürgerliche Ordnung war dagegen das Werk, welches Heinrich auf einem Reichstage zu Northampton vollbrachte (Jahr 1176.). So wachſam und nach allen Seiten rege er war, konnte er doch, weil er häufig auf dem feſten Lande abweſend ſeyn mußte, unmöglich in England die nöthige Aufſicht über den Gang der gewöhnlichen Ordnung ausüben, und nachſehen, wo ſie ſtockte, wo die Beamten ihrer Pflicht nicht nachkamen, und aus eben dem Grunde war es ſchwer, die Sachen, welche vor ſein

---

*) Benedictus Abb. I. 112. Hoveden. 545.

Hofgericht gehörten, an ihn gelangen zu laſſen. Deshalb theilte er nun ſein Reich in ſechs Kreiſe, und für jeden derſelben ernannte er drei Beamte, welche herumreiſen und mit einigen Einſchränkungen ſeine Perſon vorſtellen ſollten. Einigen beſtimmten Regeln und Geſetzen, nach welchen ſie handeln ſollten, wurde auf dem Reichstage von dieſen Beamten Gehorſam geſchworen, wenn ſie gleich ſchon früher entworfen waren. Die Verwaltung der Juſtiz in Appellationsfällen und unmittelbar wider die Störer der öffentlichen Ruhe war das Hauptgeſchäft dieſer reiſenden Beamten; zugleich hatten ſie noch Aufträge der Art, daß die Schlöſſer, welche nicht ganz niedergeriſſen waren, bis zum Grunde zerſtört würden, wiewohl auch dies zur vollendeten Vollziehung ehemaliger Urtheile der Juſtiz gehörte. *)

Durch ſolche Anordnungen würden ſich die ſpäteren Jahre von Heinrich's Regierung mehr ausgezeichnet haben, wenn nicht die Mißhelligkeiten in ſeiner Familie troß dem neulichen Frieden immer fortgedauert hätten. Zwar ſchien der junge König nach demſelben in der Eintracht mit dem Vater ſeinen Ruhm zu ſuchen, und hatte durch Thränen und Bitten es dahin gebracht, daß derſelbe auch von ihm, wie von ſeinen jüngern Brüdern, einen Vaſalleneid annahm. Der edlere Sinn des alten Königs hatte dies nicht wollen,

---

*) Hoveden. 548 — 550.

weil es ein Zeichen war, wie ſchwach die natürlichen Bande zwiſchen ihnen ſeyn müßten, wenn man ſich bemühte, die bürgerlichen ſo feſt zu knüpfen. *) Zwar herrſchte dem Anſcheine nach die herzlichſte Vertraulichkeit zwiſchen beiden Königen; ſie waren Genoſſen an der Tafel, ſie ſchliefen oft, nach der damaligen Sitte inniger Freunde, auf einem Lager zuſammen, und wallfahrteten vereint zu **Becket's** Grabe. **) Aber der junge **Heinrich** gefiel ſich doch zu ſehr am franzöſiſchen Hofe, welcher durch ſeine Politik immer zu Verſuchen getrieben wurde, den König von England mit ſeinen Söhnen zu entzweien. So ſehr ritterlicher Waffenruhm, durch welchen die beiden älteſten bald ihren Namen verherrlichten, und welchem **Gottfried** nachſtrebte, ſobald der Vater ihn zu Woodſtock zum Ritter geſchlagen hatte, ihre ganze Seele zu füllen ſchien, konnte doch eben der Wunſch, mit dem höchſten Glanze bei den Ritterſpielen zu erſcheinen, den Saamen der Zwietracht wiederum begünſtigen, indem er zu der alten Forderung, unabhängig vom väterlichen Willen ein Land zu beſitzen, ſie von neuem reizte. Auch verlangte der junge König die Abtretung der Normandie oder irgend eines andern Landes, von deſſen Einkünften er mit ſeiner Gemahlin als ein Fürſt leben könnte, ſobald der ſo ränkevolle als ehrgeizige und unternehmende Philipp Auguſt von Frankreich den Thron beſtiegen und mit Hülfe der drei engliſchen Prinzen ſeine Macht befeſtigt hatte. Durch Erhebung des Geldes, welches ſeinem Sohne bisher zum Unterhalt angewieſen war, ſuchte freilich der Vater die abſchlägige Antwort weniger unangenehm zu machen; aber dennoch zerriß bald darauf wiederum ein Krieg die häuslichen Bande.

---

*) Guiliel. Neubr. L. II. c. 38. Benedictus Abb. I. 96. Radulfus de Diceto. 585. Hoveden. 312.

**) Matth. Paris. 91.

Froh beging Heinrich mit ſeinen Söhnen zu Caen das Feſt der Weihnachten vom Jahre 1183. Auch ſein Schwiegerſohn, der Herzog Heinrich der Löwe von Braunſchweig, welcher dem Kaiſer Friedrich I. erlag, und bei dem Könige, auf deſſen Throne jetzt ſeine eigenen Nachkommen herrſchten, einen Zufluchtsort während ſeiner Verbannung ſuchte, wohnte mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Söhnen und Töchtern der Feier bei. Da verlangte der Vater, welcher Aquitanien und Bretagne auch nach ſeinem Tode mit der engliſchen Krone verbunden wünſchte, von ſeinen beiden jüngern Söhnen, daß ſie dem älteſten den Lehnseid ſchwören ſollten. Gottfried, als Herzog von Bretagne durch ſeine Gemahlin, war ſogleich dazu bereit; Richard aber, auf welchen alle Beſitzungen fallen ſollten, die Eleonore ſeinem Vater zugebracht hatte, weigerte ſich, dem Wunſche dieſes letzten Gehör zu geben, vielleicht auch deshalb, weil der König von Frankreich ſein eigentlicher Lehnsherr war. Doch beſann er ſich, und war bereit, ſeinem Bruder zu huldigen, der jetzt aber voll Empfindlichkeit die Huldigung nicht empfangen wollte. Sogleich verließ der raſche Richard den Hof des Vaters, und ſein Verfahren in Poitou zeigte, daß er gerüſtet ſeyn wollte, jedem feindlichen Angriffe zu begegnen. *)

Fürchterlich hatte er ſchon jetzt, da er noch durch die väterliche Oberaufſicht gefeſſelt war, an ſeinen Vaſallen in Aquitanien jede Laune ſeines eiſernen und wollüſtigen Sinnes ausgeübt, und eben darum erregte es unter ihnen große Freude, als ſie die Zwietracht zwiſchen dem Herzog und ſeinem königlichen Bruder vernahmen. Aus Poitou ſandten ſie an dieſen letzten die Erklärung, daß ſie ihm gern huldigen würden. Kaum zeigte er ſich, ſo übergaben ſie ihm auch die feſten Schlöſſer. Sein Bruder Gottfried ſtieß mit einem beträchtlichen Heere von Kriegern aus Bretagne und Brabanzönen zu ihm, und mit unmenſchlicher Feindſeligkeit wurde der Krieg zwiſchen den Brüdern geführt. Die Bitten und Drohungen des Vaters blieben ohne Wirkung in dem Sturm, und er ſah ſich endlich genöthigt, ſelbſt mit einem Heere nach Aquitanien zu eilen, und mit dem Schwerte zwiſchen ſeine Söhne zu ſchlagen. **) Er fürchtete ſogar für das Leden Richard's, wenn er ſeinen Brüdern gänzlich erlag, und ihr Gefangener wurde.

---

*) Hoveden. 618. Benedict. Abb. 382.

**) Benedict. Abb. 383. Guiliel. Neubr. L. II. c. 7.

Der Krieg in Aquitanien ward nun ein Gewebe von Treuloſigkeiten, wodurch die unnatürliche Denkart der Söhne den zu gutmüthigen Vater oft in Lebensgefahr brachte, bis der junge König plötzlich auf das Sterbelager geworfen ward (J. 1183.). Jetzt erwachte in ihm mit Gewalt die Stimme der Natur. Er wünſchte ſeinen Vater noch einmal zu ſehen, und ließ ihn bitten, daß er ihn im Tode beſuchen möchte. Auch war dieſer, von Mitleid durchdrungen, dazu willig; aber ſeine Freunde warnten ihn, daß er ſich den ſchändlichen Verräthern nicht anvertrauen möge, von welchen ſein Sohn umgeben ſey. Er ſandte daher an denſelben einen wohlbekannten Ring, als ein Zeichen ſeiner väterlichen Liebe. Als der junge König ihn empfing, drückte er ihn an ſeine Lippen. Mit Haartuch angethan, einen Strick um den Hals, wie ein Büßender, ließ er ſich an demſelben auf Aſche ziehen, die man bereitet hatte; auf zwei großen Steinen ruhten hier ſein Haupt und ſeine Füße. Nachdem er noch die Bitte an ſeinen Vater, daß er milde gegen die Baronen in Poitou ſeyn möge, den Umherſtehenden aufgetragen hatte, gab er einen Geiſt auf, welcher ſich zu früh in der Herrlichkeit der höchſten Gewalt berauſcht hatte, und ſich an Verbrechen gewöhnte, weil er mit einer Macht, die ihm ſchon zugeeignet war, nicht ſogleich ſchalten konnte.

Durch den Glanz der Eigenſchaften eines liebenswürdigen Ritters, welche er beſaß, blickte ſein bösartiges Gemüth häßlich vor, und ſein verbrecheriſcher Ehrgeiz ward durch keine ungemeine Kraft des Geiſtes und Characters weniger ſtrafbar. *) Man würde ſich freuen, daß er ſtarb, ehe das Staatsruder in ſeine Hände kam, wenn ſeine Brüder nicht noch weniger geſchickt geweſen wären, es zu regieren. Der Vater überließ ſich mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit der Trauer über den Tod ſeines Sohnes, und gedachte nicht der unnatürlichen Denkart deſſelben, als er weinend dem langen Zuge entgegenging, welcher die Leiche in die Normandie brachte. **)

Aus jeder Trauer riß er ſich zum raſchen Handeln empor; Aquitanien war bald gänzlich beruhigt. Dennoch ließ er ſich bewegen, dem Könige Philipp Auguſt wegen ſeiner ſämmtlichen Beſitzungen in Frankreich den Vaſalleneid zu leiſten. ***) Er hatte ſich bisher nie dazu verſtehen wollen, indem ſeine Söhne wegen derſelben ihm als Lehnsherrn verbunden, und nun zu Aftervaſallen erniedrigt waren. Doch wurde es immer weniger nöthig, für dieſe Sorge zu tragen; denn Gottfried folgte bald ſeinem Genoſſen im Verrath in das Grab, und der Knabe, mit welchem ſeine Gemahlin erſt nach ſeinem Tode niederkam, der Erbe von Bretagne, durfte nicht einmal den Namen des Großvaters tragen, wie es deſſen Wunſch war, ſondern die Großen in Bretagne nannten ihn Artur, eingedenk ihres brittiſchen Urſprunges, und der alten Sagen von ihrem berühmten Könige Artur, mit welchem die ehemalige Macht der Britten wiederkehren werde. *)

---

*) Guiliel. Neubr. l. c. Bened. Abb. 592. Hoveden. 620.

**) Hoveden. 621. Guil. Neubr. l. c.

***) Hoveden. 622.

Der eiſerne Sinn Richard's konnte dem Vater keine Ausſicht eröffnen, und daher wandte er ſein Herz vornehmlich zu ſeinem vierten Sohne Johann, der vielleicht von allen der nichtswürdigſte war, und mit welchem er noch kurz vor Gottfried's Tode einen ſehr unglücklichen Verſuch gemacht hatte, ihn an die Regierungsgeſchäfte zu gewöhnen.

Da Heinrich bald nach ſeiner Abfahrt von Irland in den gefahrvollen Krieg mit den Königen von Frankreich und Schottland, ſeinen Söhnen, und einem großen Theile ſeiner Unterthanen verwickelt wurde, konnte er nicht nur ſeine Krieger in jenem Lande nicht unterſtützen, ſondern mußte die tapferſten unter ihnen aus demſelben an ſich ziehen. Dennoch konnten die Bewegungen der Eingebohrnen das fremde Joch nicht abſchütteln; ſie waren nicht roh und nicht gebildet ge-

---

*) Guiliel. Neubr. L. III. c. 7.

nug für ein unabhängiges bürgerliches Daſeyn, und wußten ihre Kräfte nicht zu vereinen. Roderich O Konor von Connaught ſah dies wohl ein, und ſobald ſich die Nachricht verbreitete, daß der König von England den furchtbaren Krieg glorreich geendigt habe, ſchickte er Geſandten ab, um einen beſtimmten Unterwerfungsvertrag mit ihm einzugehen. Nach demſelben wurde die Inſel eigentlich zwiſchen Heinrich und Roderich O Konor getheilt, ſo daß jener Dublin mit dem dazu gehörigen Gebiete, Meath, ganz Leinſter und Wexford, wie auch Waterford mit ſeinem Gebiete bis Dunkarvan herab, dieſer aber die übrige Inſel als engliſcher Vaſall erhielt, welcher zum Zeichen ſeiner Abhängigkeit einen Tribut, der in der zehnten Haut vom geſchlachteten Rindvieh beſtand, jährlich bezahlte. *)

Wie es Beſtreben der Engländer in Irland war, die Gränzen ihres Gebietes zu erweitern, ſo war es Grundſatz des Königs, keinen Statthalter auf der Inſel zu mächtig werden zu laſſen. Um der Furcht, daß dieſelbe ſich von ſeinem Hauſe wieder losreißen möchte, gänzlich überhoben zu ſeyn, ſandte er ſeinen Sohn Johann dahin ab, ſobald er ihn zum Ritter geſchlagen hatte.

---

*) Rymeri foedera, I. 41. 42.

Mit Glanz erſchien der Jüngling, und die irländiſchen Großen in der Nähe von Waterford eilten in dieſe Stadt, um dem Königsſohne ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Sie waren treue Anhänger ſeines Vaters, und durften daher eine günſtige Aufnahme erwarten. Sie brachten den Kuß des Friedens zur Begrüßung des neuen Herrſchers. Aber die muthwilligen Höflinge deſſelben lachten und ſpotteten über die Sitte dieſer Männer, und berührten ihre langen, herabfließenden Bärte, welche in der Nationalmeinung der ehrwürdigſte Schmuck waren. Sogleich zogen ſich die Irländer mit Wuth im Herzen zurück in ihre Wohnungen, brachen mit den Ihrigen nach dem Innern der Inſel auf, wo neben Roderich von Connaught noch die Herrſcher von Limerik und Kork in Anſehen waren. Ihnen ſchilderten ſie, mit welcher Schmach man ſie in Waterford empfangen hätte. Ein junger Bube, von Jünglingen umgeben, ſey gekommen, ihr Vaterland zu regieren; reiſe und feſte Maaßregeln, die ihnen Sicherheit brächten, dürfe man nicht mehr erwarten. Da beſchloſſen jene drei Herrſcher, die ſchon gerüſtet geweſen, ſich dem Königsſohne mit Unterwerfung zu nahen, lieber mit Gefahr die Rechte der alten Freiheit zu vertheidigen; denn wie man ſie, bei welchen man Stolz und feindlichen Sinn vermuthe, in Waterford aufnehmen werde, da ein ſolches friedfertigen Männern wiederfahren ſey? Sie vergaßen die Feindſchaft, welche bisher zwiſchen ihnen obgewaltet hatte, und ſchloſſen einen Freundſchaftsbund wider die Fremdlinge. *)

Eine Regierung begann in den engliſchen Provinzen der Inſel, wie ſie nur eine Bande von üppigen und muthwilligen Jünglingen führen konnte, welche durchaus kein anderes Geſetz, als ihre Launen kannten. Die Irländer waren wider die Fremdlinge überhaupt, die Engländer wider die Normänner in Johann's Gefolge, und die alten verſuchten Krieger, die Eroberer der Inſel, traten unmuthig zurück. Mit Freude vernahmen ſie endlich, daß ihr alter König weiſe genug ſey, ſeinen Sohn mit ſeinen ausgelaſſenen Begleitern zurückzurufen. In acht Monaten der Verwaltung deſſelben war ſein königliches Anſehen auf der Inſel ſchon ſo untergraben, daß es der Anſtrengung der alten Anführer bedurfte, um daſſelbe wieder zu befeſtigen. (J. 1185. 1186.) **)

Heinrich ſcheint den Gedanken, ſelbſt wieder in Irland aufzutreten, wie es ſein Vorſatz war, da er daſſelbe verließ, gänzlich aufgegeben zu haben, als er in ſeinen Söhnen die ärgſten Feinde ſeines Thrones ſah, anſtatt daß ſie Stützen deſſelben hätten ſeyn ſollen. Am wenigſten aber konnte er ihn nach dem verunglückten Verſuche mit dem Prinzen Johann wieder aufſaſſen; denn von nun an ſtieg die Verwirrung ſeines ſpätern Lebens ſtets höher, welche eben ſo ſehr durch ſeine Schwächen, als den Character ſeiner Söhne und des Königs Philipp Auguſt von Frankreich veranlaßt wurde.

---

*) Giraldi Hibern. exp. L. II. c. 35.

**) Giraldi Hibern. exp. L. II. c. 35-37. Ben. Abb. 437. 438.

Die Schweſter dieſes letzten, Prinzeſſin Adelais, welche in dem Frieden zu Montmirail (J. 1169.) von ihrem Vater Ludewig dem zweiten engliſchen Prinzen Richard zur Gemahlin verſprochen wurde, hatte nun ſchon viele Jahre in England gelebt, ohne daß die Vermählung vollzogen war. Daß ſie wahrſcheinlich zu Woodſtock, wo die verſtorbene Geliebte Heinrich's, die ſchöne Roſamunde von Klifford, ihren Sitz gehabt, mit Sorgfalt bewahrt wurde; *) daß ferner der alte König, indem er dem Sohne die Braut vorenthielt, Bewegungen machte, ſich von Eleonore ſcheiden zu laſſen, die ſeit dem erſten Kriege zwiſchen dem Vater und ſeinen Söhnen gefangen gehalten war; daß er endlich, indem er dem erbitterten Philipp Auguſt die Verheirathung der Prinzeſſin mit Richard, der im Getümmel des Lebens keine Sorge wegen dieſer Angelegenheit verrathen zu haben ſcheint, feierlich verſprochen hatte, **) dennoch ſeine Staaten lieber in die

---

*) Gervasii chronica. 1543.

**) Hoveden. 631.

Gefahr des Krieges bringen, als ſein Verſprechen erfüllen wollte: alles dieſes zuſammengenommen mit ſeinem bekannten Hange zur Liebe, ſprach für die Wahrheit des Gerüchtes, daß er ſelbſt mit Adelais im Einverſtändniſſe lebe, und ihre jungfräuliche Blüthe gepflückt habe. *)

An dieſen Hauptgegenſtand waren die Streitigkeiten zwiſchen den beiden Königen eigentlich geknüpft, wenn gleich der engliſche ihn ſelbſt zu verſchleiern und der franzöſiſche durch denſelben ſeinen Ehrgeiz und ſeinen Neid über Heinrich's Macht zu verbergen ſuchte. Eine Zeitlang war der Ausbruch des Krieges zwiſchen ihnen durch die Bemühungen des Papſtes und der Geiſtlichkeit verhindert, welche gern die Waffen Englands und Frankreichs nach dem Orient wider den furchtbaren Saladin richten wollten, deſſen ſiegreiches Schwert den Chriſten ſelbſt das Grab des Heilandes zu entreiſſen drohte. Schon war der Patriarch von Jeruſalem nach England gekommen, um den König zu einem Kreuzzuge zu bewegen; aber dieſer hat vielleicht ſelbſt Einfluß auf die Berathſchlagungen der Baronen und Prälaten Englands über dieſe Bitte, deren Schluß die Meinung war, daß der König durch die Beſchützung ſeiner Unterthanen und weiſe Regierung beſſer für das Heil ſeiner Seele ſorge, als durch einen Zug zur

---

*) Brompton. 1151.

Unterſtützung der Chriſten im Orient. Dennoch brachte ſeine Erklärung, daß ſeine Unterthanen, welche das Kreuz nehmen wollten, auf ſeine Beihülfe rechnen dürften, eine große Meng von englischen Kreuzfahrern in Bewegung zum heiligen Zuge, ehe noch wie ein betäubender Donner für die abendländiſche Chriſtenheit die Nachricht erſcholl, daß Jeruſalem von Saladin erobert ſey, und allenthalben Boten aus Paläſtina umherzögen, die mit der flammenden Beredtſamkeit der Schwärmerei das Unglück der geweihten Gegend ſchilderten, wo der Sohn Gottes gewandelt und gelitten habe.

Einer von ihnen, der Biſchof Wilhelm von Tyrus, wohnte im Anfange des Jahres 1188 einer Zuſammenkunft der Könige von Frankreich und England bei. Ueber ihre Streitigkeiten ſollten Unterhandlungen gepflogen werden; aber er predigte ſo entflammt über die große Sache der Chriſtenheit, daß ſie wenigſtens für den Augenblick derſelben vergaßen, und beide aus ſeinen Händen das Kreuz empfingen. Sogleich ſtürzten Schaaren herzu, um ſich gleichfalls mit demſelben zu bezeichnen. Der König von Frankreich nahm für ſich und ſeine Unterthanen das rothe, Heinrich das weiße. So war endlich auch England in die Unternehmungen religiöſer Schwärmerei und des abenteuerlichſten Muthes gezogen, von welchen eine viel wichtigere Veränderung, als dem Oriente, dem Vaterlande der tapfern

Schaaren bevorſtand, die für einen Wahn in jenem ihr Blut vergoſſen. *)

Unter den Anordnungen, welche die Könige für ihr großes Vorhaben trafen, verriethen manche eine zweckmäßigere Vorbereitung zu dieſem Kreuzzuge, als bisher obgewaltet hatte, war aber der Hauptpunct dieſer, daß alle Geiſtliche und Weltliche, welche nicht ſelbſt nach Paläſtina zogen, den Zehnten von ihren Einkünften, und, bis auf wenige Ausnahmen, ihr ganzes bewegliches Vermögen der heiligen Unternehmung liefern ſollten. Die Beſtimmungen über die Hebung dieſes Zehnten waren ſo genau, der Fluch des Kirchenbannes über alle, welche ſich dieſer Abgabe nicht redlich unterwürfen, wurde durch eine ſolche Wachſamkeit unterſtützet, daß ſchnell ungeheure Summen zuſammengebracht waren. **) Selbſt die Juden, deren eine große Anzahl in England war, weil Heinrich, über falſchen Religionseifer erhaben, ſie als nützliche Unterthanen beſchützte, mußten reichliche Beiträge zu einem Zuge geben, durch welchen das Grab deſſen, den ihre Vorfahren als einen Verbrecher gekreuzigt hatten, wieder erobert werden ſollte. Sie mußten ungefähr den vierten Theil von ihrem beweglichen Vermögen darreichen, ſo daß man von ihnen ſechszigtauſend Pfunde, und dagegen von ſämmtlichen Chriſten nur ſiebenzigtauſend erhob, welche zuſammen, nach der Schätzung unſerer Tage berechnet, beinahe zwei Millionen Pfunde Sterling betragen würden. Die ſchottiſche Reichsverſammlung weigerte ſich ſtandhaft, den Zehnten in Schottland erheben zu laſſen. *)

---

*) Hoveden. 641. Guiliel. Neubr. L. III. c. 23.

**) Guiliel. Neubr. L. III. c. 23. 24.

Indem man ſich in England und Frankreich zum Kreuzzuge bereitete, welchem die Könige dieſer Länder, vereint mit Kaiſer Friedrich I., dem alten Helden der Deutſchen, der gleichfalls das Kreuz genommen hatte, einen glorreichen Ausgang verhießen, brachen plötzlich wieder Feindſeligkeiten zwiſchen ihnen aus. Der engliſche Prinz Richard, voll kriegeriſcher Unruhe, hatte den Grafen von Toulouſe mit einer Fehde überzogen, wiewohl das weiße Kreuz auf ſeiner Schulter ihn bald auf einen großen Schauplatz ritterlicher Thaten bringen ſollte. Der Graf flehte den König von Frankreich um Hülfe an. Heinrich war erbittert gegen Philipp, weil er ein Einverſtändniß deſſelben mit ſeinem Sohne argwöhnte; und die Verheerungen des Krieges begannen, wiewohl die Stimmungen der Baronen, welche den Blick nach Paläſtina gerichtet hatten, ſich wider denſelben erklärte. Durch Zuſammenkünfte ſuchte man den Frieden wieder herzuſtellen. Auf einer derſelben, den 8. Novbr. 1188, verlangte

---

*) Chronica Gervasii. 1529. Lyttelton. III. 473.

Philipp, theils aus eigenem Antriebe, theils auf Richard's Vorſtellungen, daß der Vater dieſem endlich Adelais zur Gemahlin geben, und als ſeinem Nachfolger die Huldigung von den Vaſallen ſeiner Länder leiſten laſſen ſollte. Dies letzte war deshalb wichtig, weil das Gerücht ging, daß der König ſeinem Lieblinge Johann die Krone zuzuwenden ſuche. Es kam zu den lebhafteſten Verhandlungen, die zuletzt ſo wild wurden, daß die umherſtehenden Ritter die Hand an das Schwert legten. Dennoch ward ein Waffenſtillſtand verabredet. Als nachher die beiden Könige, der Erzbiſchof von Rheims, und Richard in der Mitte eines großen Kreiſes von Zuſchauern ſtanden, bat der letzte ſeinen Vater, daß er ihm nur wegen ſeiner Nachfolge auf dem Throne Gewißheit geben möchte. Wie er eine ſchwankende Antwort erhielt, und vergebens ſeine Bitte wiederholte; da rief er: nun ſehe ich, daß das Gerücht wahrſcheinlich iſt, welches ich für unglaublich hielt! Er entgürtete ſich ſeines Schwertes, kniete plötzlich vor dem Könige von Frankreich, und ſchwur ihm mit aufgehobenen Händen den Lehnseid, indem er ihn zugleich um Hülfe zur Erhaltung ſeiner Rechte anflehte. Die ganze Geſellſchaft ſtaunte; beſtürzt trat der Vater zurück, und wußte nicht, wohin dieſes Schauſpiel führen werde; aber das Drangſal, welches er ſchon durch ſeine Söhne erlebt hatte, war ſeinem bekümmerten Gemüthe gegenwärtig. Doch nahm er auch jetzt raſch ſeine Maaßregeln. Indem er ſelbſt nach

Aquitanien ging, um alles daſelbſt zur Vertheidigung zu rüſten, ſandte er ſeinen Kanzler Gottfried, den Sohn Roſamundens von Klifford, zu gleichem Zwecke nach Anjou. *)

Sobald der Waffenſtillſtand ſein Ende erreicht hatte, begannen auch die Feindſeligkeiten, und Richard, verbunden mit dem Könige von Frankreich, führte offenen Krieg wider den Vater. Mit Bitten, mit Drohungen ſuchte ein päpſtlicher Legat die ſtreitenden Partheien von einander zu halten; aber eine neue Zuſammenkunft, wo Philipp und Richard ihre alten Forderungen mit dem Zuſatze wiederholten, daß Prinz Johann ſtatt des alten Königs den Kreuzzug mit antreten ſolle, und dieſer letzte dagegen erklärte, daß er ſeinem jüngſten Sohne Adelais zur Gemahlin geben wolle, vermehrte nur die Erbitterung. Als der Legat drohte, Frankreich mit dem Interdicte zu belegen, wenn Philipp nicht ſeine Streitigkeiten mit Heinrich beilegte; äußerte jener die Vermuthung, daß der Cardinal die Sterlinge des Königs von England gekoſtet habe, und begann mit Verachtung des gedrohten Interdictes raſch und wüthend den Krieg. **) Zum erſtenmal in ſeinem langen kriegeriſchen Leben ſah ſich der alte König in einer Lage, wo er verzweifeln mußte, dem plötzlichen Sturme des Feindes ſogleich begegnen zu können. Vorzüglich fürchtete er für Mans in der Grafſchaft Maine. Dieſe Stadt liebte er vor allen, denn in ihr war er geboren, in ihr lag ſein Vater begraben. Er warf ſich in dieſelbe, und verſprach den Bürgern, ſie nicht zu verlaſſen. Als der Feind erſchien, und mit einem Sturme ſie bedrohte, griffen die Flammen aus den Vorſtädten, die man in Brand geſteckt hatte, ſo um ſich, daß man ihnen nicht Einhalt zu thun vermochte. Sie bahnten dem Feinde den Weg, und Heinrich mußte, um nicht gefangen zu werden, wider ſein königliches Wort entfliehen, umgeben von ſeinen tapferſten Kriegern, und kaum gerettet vor den verfolgenden Feinden. Flüchtig von einer Stätte zur andern, gepeinigt von dem Gefühle, daß wegen ſeiner Gegenwart und Verheißung die geliebte Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelt war, voll Schaam, den unbefleckten Heldenruhm ſeines Lebens durch dieſe Flucht im Alter zu ſchänden, entkam er nach Saumur, einem feſten Schloſſe in Anjou; Gottfried, Roſamundens Sohn, war wie ein Schutzengel immer an ſeiner Seite. *)

---

*) Gervasii chronica. 1536. 1537. Guiliel. Neubr. L. III. c. 25. Hoveden. 649.

**) Hoveden. 652.

---

*) Hoveden. 653. 654. Benedictus Abbas. 542—545. Giraldus Cambrensis de vita Giraldi Archiep. Eborac. c. 4.

Unaufhaltſam war nun **Philipp's** erobernder Lauf, und der Zufall unterſtützte ſeine Unternehmungen. Gern ließ ſich daher der König von England den Vorſchlag des Erzbiſchofes von Rheims und einiger andern gefallen, daß man noch einmal verſuchen ſolle, durch eine Zuſammenkunft den Frieden zu vermitteln. Sie ward nicht weit von Tours veranſtaltet (Jahr 1189. Jun. 28.). **Heinrich** erſchien mit zerrütteter Seele. Als Hauptbedingungen des Friedens wurden vorgeſchlagen, daß **Adelais** in fremde Hände gegeben, und mit **Richard** bei ſeiner Rückkunft aus Paläſtina vermählt würde, daß die ſämmtlichen Vaſallen **Heinrich's** dem Sohne die Huldigung leiſten ſollten. Die beiden Könige unterredeten ſich über den Frieden. Plötzlich donnerte es, ohne daß der Himmel ſich verdunkelt hatte, und ein Blitz fiel in ihre Mitte. Erſchrocken trennten ſie ſich, und als ſie wieder zuſammengeritten waren, rollte der Donner zum zweitenmale bei heiterm Himmel, lauter, furchtbarer. **Heinrich** ſchwankte auf dem Roſſe, und wäre herabgeſunken, wenn die Umherſtehenden ihn nicht gefaßt hätten. Er willigte in alle Friedensbedingungen. *)

Am Schluſſe der Verhandlungen wünſchte er eine Liſte von denen zu haben, welche ihn verlaſſen hätten, im Einverſtändniſſe mit **Philipp** und **Richard**.

---

*) Hoveden. 653. 654.

Er empfing ſie, und ſah an der Spitze der Namen ſeinen geliebten Sohn Johann, welcher kurz nach der Einäſcherung von Mans dem Vater abtrünnig geworden, um ſeinen Brüdern nicht unähnlich zu ſeyn. *)

Dieſe Entdeckung war dem Könige ſo unerwartet, als tödtlich. An Johann hatte ſein Herz ſich gewöhnt, als ſeine drei älteren Söhne wider ihn die Waffen trugen; für ihn hatte er eine übertriebene Zärtlichkeit empfunden, es ihm hoch angerechnet, daß er nur die unnatürliche Denkart mit ſeinen Brüdern nicht theilte; und nun fand der unglückliche Vater, daß er ſich ſelbſt hierin betrogen hatte. Dies und die Verdunkelung ſeines Ruhmes in den letzten Tagen riß ſeine ſtarke Seele in den Abgrund, indem ein Fieber ſeinen Körper durchwühlte. Er ward krank auf das Schloß von Chinon getragen. Hier fluchte er dem Tage ſeiner Geburt, dem Himmel, ſeinen Söhnen. Die Geiſtlichen drangen in ihn, die Verwünſchung, welche er über dieſe ausgeſprochen, wieder zurückzunehmen; aber er verharrte bei ihr bis zum Tode. **) Seine Labung in demſelben war Roſamundens Kind, ſein Sohn Gottfried. Mit Thränen war dieſer vom Vater geſchieden, den Tag vor der Friedensverſammlung bei Tours, welcher er nicht beiwohnen wollte, weil er den

---

*) Guiliel. Neubr. L. III. p. 356.

**) Hoveden. 654.

Anblick nicht ertragen könnte, wie ſein Vater und Herr einen ſchmählichen Frieden mit dem Könige von Frankreich ſchließen müſſe. Sobald er aber von der Krankheit deſſelben hörte, eilte er nach Chinon, und war unermüdet in ſeiner Sorgfalt für den kranken Vater; ein Kind der Liebe, und den Empfindungen der Natur getreu; eine ſchöne Erſcheinung, wenn jene entarteten Söhne, welchen die Geſetze des Staates, wodurch ſie Kraft ihrer Geburt an den Thron geſtellt wurden, die natürliche Liebe zum Vater verſtärken ſollten, ſelbſt im Aufruhre des jugendlichen Ehrgeizes, unter den Schlingen der Verführung, und im Geiſt eines weniger gebildeten Zeitalters gedacht, das ſittliche Gefühl empören. Eines Tages, da der König in der Angſt der Schmerzen lange die Augen zugedrückt hielt, ſaß Gottfried und trug auf ſeinem Schooße das Haupt und die Schultern des Kranken, und wehrte die Fliegen ab. „O geliebteſter Sohn,“ ſagte dieſer, indem er die Augen mit einem tiefen Seufzer aufſchlug, „der Du mir erwieſen haſt, was ein Sohn dem Vater im Leben Treues und Liebes erweiſen kann; Gott mag es Dir vergelten, wenn ich nicht von dieſer Krankheit geneſe.“ „Eure Geſundheit, Euer Glück, Vater, iſt mir genug; eines weitern bedarf ich nicht!“ antwortete der Sohn, und entfernte ſich, weil er die Thränenſtröme nicht zurückhalten konnte. *) Am Sterbetage

---

*) Giraldus Cambr. de vita Galfridi. c. 5.

äußerte der König den Wunſch, daß Gottfried den erzbiſchöflichen Stuhl von York beſteigen möchte. Er ließ ſich vor den Altar der Kirche tragen, empfing das Abendmahl, und ſtarb, ohne ſeinen Nachfolger noch einmal geſehen zu haben, wiewohl er eine ganze Woche krank war. Als Roſamundens Sohn die Leiche in die Kirche der Nonnen von Fontevraud gebracht hatte, trat Richard plötzlich herein. Der Vater lag, die goldene Krone auf dem Haupte, den Scepter in der Hand, mit dem Schwerte gegürtet, mit Spornen angethan. Das Schweißtuch ward vom Geſichte des Todten gezogen; mit ſtrafender Wildheit ſchien er auf den Sohn zu blicken; dieſer knieete und betete zitternd neben der Leiche, und wohnte am folgenden Tage dem Begräbniß bei. *)

---

*) Giraldus l. c. Hoveden. 654. Guiliel. Neubr. L. III. p. 337. 338. Benedictus Abbas. p. 546. 547.

Fünftes Buch.

Verfall der Königsmacht und der große Brief der Freiheiten.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Der Königin Eleonore Befreiung aus dem Gefängniſſe von Wincheſter. Erſte Maaßregeln derſelben und ihres Sohnes Richard. Urtheil über dieſen, und Zuſammenhang zwiſchen ſeinem Character und ſeiner Begierde, einen Kreuzzug zu unternehmen, wie zwiſchen dieſem und dem Blutbade unter den Juden am Tage ſeiner Krönung. Schändliche Maaßregeln Richard's, um auf das prächtigſte gerüſtet nach dem Orient gehen zu können. Sein Kanzler Wilhelm Longchamp, Biſchof von Ely; und der Biſchof von Durham. Streit zwiſchen dieſen beiden Vorſtehern des Staates, und Sieg des erſten. Tyrannei deſſelben in der Abweſenheit Richard's im Orient. Ruhm und trauriges Schickſal des Königs von England, während des Kreuzzuges und bei der Rückkehr. Er wird Gefangner des Herzogs von Oeſterreich und des Kaiſers. Plan des Biſchofs von Ely, auf den Fall von Richard's Tode. Schmählige Flucht des Kanzlers aus England. Rolle des Prinzen Johann. Verbindung zwiſchen ihm und dem Könige von Frankreich wider den gefangenen Richard.

Unter den vielen Menſchen, deren Schickſal durch den Tod des alten Königs, welcher bis in das fünf und dreißigſte Jahr einer mannhaften Regierung, den Geiſt der Unruhe in dem weiten Gebiete ſeiner Herrſchaft gezähmt hatte, ſich eine große Veränderung verſprach, ſchauten wohl wenige derſelben ſo froh entgegen, als Eleonore. Mit ihrer herrſchſüchtigen, ränkevollen Seele, die auf zwei glanzvollen Thronen, und im Orient, wie im Abendlande ſo rege geweſen war, hatte ſie ſchon eine lange Reihe von Jahren ſich im Gefängniſſe zu Wincheſter einer leeren Einſamkeit hingeben müſſen. Freudig verließ ſie dieſelbe, als der Befehl ſie zu befreien, von ihrem Sohne nach England kam, ehe er ſelbſt anlangte. Mit ihrem Hofe zog ſie prachtvoll von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, und ſorgte emſig für die Vollziehung eines Befehles ihres Sohnes, wodurch vielen Gefangenen die Freiheit geſchenkt wurde. Alle diejenigen, welche wegen Beleidigungen gegen die Forſtgeſetze, oder blos nach einem Spruche des Königs oder ſeines Richters, nicht des gemeinen Gerichtes des Hundreds, oder nach vorhergegangener Appellation gefangen ſaßen, ſollten der Haft entlaſſen werden. *) Heinrich und ſeine Miniſter hatten geglaubt durch außerordentliche Verfügungen dem gewöhnlichen Rechtsgange noch zu Hülfe kommen zu müſſen, um die Ordnung emporzuhalten, und der Befehl ſeines Sohnes, welcher manche Peſt wider den Staat

---

*) **Hoveden.** 654. **Benedictus Abb.** 549. 550.

befreien mochte, *) war als Frucht einer Laune, die Rolle der Großmuth zu ſpielen, ſehr zu tadeln; denn er kam nicht aus jenem großen, über Richard's Character und Zeitalter weit erhabenen Grundſatze, daß keine Macht in den Gang der Juſtiz eingreifen dürfe. Untadelhaft war dagegen eine andere Maaßregel, die nothwendig mit der Denkart deſſelben zuſammenhing. Ein vollendeter Ritter zu ſeyn, war das höchſte, wornach er ſtrebte: treu und wahrhaft in allen ſeinen Handlungen ſich zu bezeigen, dünkte ihn die erſte Pflicht beim Ritter und Lehnsmann. Alle diejenigen, welche ſeinen Vater verlaſſen hatten, um ihm anzuhangen, ſtieß er von ſich, ſobald er zur Regierung gekommen war, und ſchenkte ſein ganzes Vertrauen den treuen Anhängern Heinrich's. **) Vielleicht aber iſt dieſer Zug auch der einzige völlig preiswürdige aus der ganzen Geſchichte ſeiner Regierung. Um nur auf einem Kreuzzuge ſich hohen ritterlichen Ruhm zu erringen, nahm er keine Rückſicht darauf, daß er nicht als König verächtlich würde.

Der erſte Sturm, wenn man ſich in einem chriſtlichen Lande zum Kreuzzuge rüſtete, pflegte gegen die einheimiſchen zu gehen, theils weil der Haß gegen ſie deſto höher ſtieg, je lebhafter das Andenken an das

---

*) S. Anmerkung 4 S. 107.

**) Benedictus. Abb. 547. Hoveden. 655.

Grab des Heilandes wurde; theils weil der Erwerb des Handelsgeiſtes der Hoffnung, ſie zu plündern, einen reichen Raub verſprach. Richard hatte im Geiſte des Kreuzfahrers verboten, daß kein Jude beim Feſte ſeiner Krönung ſichtbar werden ſolle. Allein nach Vollendung derſelben, (Septbr. 3. 1189.) erſchienen, da der König an der Tafel ſaß, die Häupter der Iſraeliten, um ihm Geſchenke zu bringen. Sogleich entſtand Aufruhr unter dem Volke, welches den Palaſt umgab. Die Juden wurden verfolgt, geplündert, getödtet; und durch London verbreitete ſich das Gerücht, daß der König befohlen hätte, ſie alle zu vertilgen. In ihren Häuſern belagerte man ſie, und ſteckte dieſe in Brand, wenn man nicht einzudringen vermochte. Sie mußten in den Flammen umkommen, oder durch die Mordluſt des Pöbels fallen; und dem Blutvergießen ward nur durch die Raubſucht Einhalt gethan. Der königliche Miniſter, Oberrichter Ranulf von Glanville, der mit einigen vom Adel herbeieilte, um die Ruhe wieder herzuſtellen, gerieth ſelbſt in Lebensgefahr, und mehrere Chriſten wurden mit in das Verderben der Juden gezogen. Die Gerechtigkeit ſchwieg wegen dieſer Greuel, weil es ſich fand, daß faſt der ganze Adel, welcher zur Krönung gekommen war, mit den Einwohnern Londons an dem Blutbade und an der Plünderung Theil genommen hatte. In den vornehmſten Städten Englands ahmte man ſpäterhin das Beiſpiel der Hauptſtadt nach; aber wegen der Ermordung ſo vieler Iſraeliten ward nicht ein einziger Chriſt am Leben geſtraft. *) Alle Maaßregeln Richard's nach der Krönung waren nur auf den nahen Kreuzzug berechnet. Die beträchtlichen Abgaben, welche für denſelben erhoben waren, und zu welchen er ſchon den großen väterlichen Schatz gethan hatte, **) fand er noch nicht hinreichend für die Unternehmung. Die Güter, die Aemter der Krone bot er feil; für zehntauſend Mark befreiete er den König der Schotten von der Lehnsverbindlichkeit, welche Heinrich, wie es in der Urkunde hieß, von demſelben während ſeiner Gefangenſchaft erzwungen habe, ſo daß nun das alte Verhältniß zwiſchen England und Schottland wieder hergeſtellt wurde. Die Käufer drängten ſich zum Könige, welcher ſo handelte, als wollte er niemals zurückkehren, und ſeinen Freunden, die ſeinen Leichtſinn tadelten, geantwortet haben ſollte, daß er London ſelbſt hingeben würde, wenn er einen hinlänglich vermögenden Käufer finden könnte. Auch wurde die große Luſt zu kaufen durch mancherlei Gerüchte von dem geſchwächten Körper, von geheimen Krankheiten des Königs, die ihn nicht aus dem Oriente zurückkehren laſſen würden, ſehr verſtärkt. ***) Der König ſchien mit abſcheulichem Muthwillen dahin zu ſtreben, daß von Grund aus die bürgerliche Ordnung in England zerſtört werden müſſe.

---

*) Guiliel. Neubr. L. IV. c. 1. 7—11. Hoveden. 657.

**) Hoveden. 656.

***) Guiliel. Neubr. L. IV. c. 5. Hoveden. 658—663.

Seinem Bruder Johann, deſſen Denkart ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, ſchenkte er eine Maſſe von Gütern und Aemtern; er erhöhte die Macht der ränkevollen Eleonore; die Stelle eines Oberrichters ward an den Biſchof Hugo von Durham verkauft, welcher von ihm unter andern Kaufverträgen auch die Grafſchaft Northumberland mit ihren feſten Schlöſſern und Freiheiten auf ſeine ganze Lebenszeit ſchon erhandelt hatte. Dieſem und ſeinem Kanzler Wilhelm Lonchamp, Biſchofe von Ely, einem Fremdlinge von niedriger Herkunft, von verdächtigem Character übergab er, ohne die Großen des Reiches befragt zu haben, die Regierung während ſeiner weiten Entfernung. Dem letzten hinterließ er eines ſeiner Siegel, und räumte ihm den Tower von London ein, indem der Biſchof von Durham das feſte Schloß von Windſor in Beſitz nahm. *)

Bald nach dem Abzuge Richard's nach Frankreich begann ſchon der Streit zwiſchen dieſen beiden Vorſtehern des Staates. Der König ernannte nun ſeinen Liebling und Kanzler, den Biſchof von Ely, zum oberſten Richter in England, und bewirkte, daß der Papſt ihn zu ſeinem Legaten über England, und Schottland machte. Dagegen bekam der Biſchof von Durham nur die richterliche Gewalt vom Humberfluß an bis zu den

---

*) Guiliel. Neubr. L. IV. c. 5. Hoveden. 663.

ſchottiſchen Gränzen; *) und erſchien kaum vor ſeinem Nebenbuhler mit dem Briefe des Königs über ſeine Würde; ſo ward er gefangen gehalten, bis er das Schloß von Windſor, und alles, was er von Richard gekauft, wieder zurückgegeben hatte. **) Mit einer Tyrannei, über welche ſich allgemeine Klagen erhoben, der aber keiner ernſthaft zu begegnen wagte, herrſchte der Biſchof von Ely. Seine unbekannte Familie ſtrömte aus der Normandie herüber und prangte eben ſo eitel, wie ihr Beſchützer, mit dem Raube, den man an England beging. Alles ſchmiegte ſich unter die Herrſchſucht der verachteten Fremdlinge, und nur des Königs Bruder Johann ſchien dem Biſchofe noch furchtbar zu ſeyn, da viele von den Häuptern der Nation dem Kreuzzuge beiwohnten, und auch Heinrich's geliebter Sohn, Gottfried, welcher wirklich zum Erzbiſchofe von York dem Wunſche ſeines Vaters gemäß erwählt war, mit der Hand auf dem Evangelium hatte ſchwören müſſen, in den nächſten drei Jahren ohne beſondere königliche Erlaubniß England nicht zu betreten. ***)

Der traurigſten Zukunft ſah dieſes entgegen, indem Richard voll Triumph war, daß er und der

---

*) Hoveden. 664.

**) Ibid. 665. 666.

***) Guiliel. Neubr. L. IV. c. 14. Hoveden. 664. 665.

König von Frankreich mehr als hundert tauſend ſtreitbarer Männer, denn ſo hoch war ihre vereinte Macht angewachſen, zur Rettung der Stadt Gottes führen konnten. In Genuas Hafen ſchiffte ſich das franzöſiſche, in Marſeille das engliſche Heer ein. Den Winter beſchloſſen die Könige in Sicilien zu bleiben. Bewundert als Ritter, hingeriſſen von ritterlichen Vergnügungen, umgeben von Barden und Minſtreln brachte Richard ihn hin, durch ſeinen hochfahrenden und ſprudelnden Geiſt immer in Gefahr, ſchon in Sicilien die Flammen des Krieges zu erwecken. Stets in der Haltung der königlichen Majeſtät, nachgiebig gegen ſeine Bundesgenoſſen, aber entſchloſſen, das Uebergewicht über denſelben, welches ſeine Klugheit ihm gab, bei günſtiger Gelegenheit zu ſeinem Vortheile zu benutzen, lebte Philipp neben dem Könige von England weniger glänzend. Mitten im Winter erhielt Richard Nachricht, daß Eleonore, ſeine ſiebenzigjährige Mutter, in Neapels Hafen mit Berengaria, der Tochter des Königs Sanchez von Navarra, eingelaufen ſey. Sie brachte ihrem Sohne die Prinzeſſin als Braut, deren Schönheit ſchon ehemals ſeine Bewunderung gewonnen hatte. „Er wird mich zum Feinde haben, ſo lange dies Herz ſchlägt, wenn er ein anderes Weib heirathet, als meine Schweſter Adelais!“ rief der König von Frankreich aus. Aber Richard verſicherte, er wolle durch manche Zeugen beweiſen, daß Adelais ſeinem Vater einen Sohn geboren habe, und Philipp gab auch diesmal nach, zur großen Freude der alten Königin, welche mit eiferſüchtigem Haſſe die ehemalige Geliebte ihres Gemahls verfolgte. Ihr Sohn vermählte ſich mit Berengaria; aber auch die einzige Tochter des beſiegten Beherrſchers von Cyprus mußte ſeine Gefährtin auf dem Kreuzzuge ſeyn.

Kaiſer Friedrich war ſchon in Cilicien geſtorben, ehe die Könige nach Aſien übergingen, und Philipp kehrte bald nach der Eroberung von Ptolemais nach Europa zurück. Kraft der Uebereinkunft, die er mit Richard getroffen, durfte er dies nicht ohne Bewilligung deſſelben, und darum hatte er vor ſeinem Rückzuge ſchwören müſſen, daß er keine Feindſeligkeit wider die Beſitzungen des Königs von England während der Entfernung deſſelben ausüben werde.

Richard's Heldenmuth, welchen Saladin ſelbſt bewunderte, gab dieſem Kreuzzuge, den man mit den außerordentlichſten Erwartungen angefangen hatte, noch eine rühmlichere Wendung, als man hoffen konnte, da Zwietracht und Mißtrauen ſtatt der heiligen Schwärmerei unter den Kreuzfahrern zu herrſchen begannen. Er hätte vielleicht das Ziel ſeiner Wünſche und ſeines Ruhmes durch die Eroberung Jeruſalems erreicht, wenn ſich nicht ein großer Theil des Heeres feſt entſchloſſen gezeigt hätte, ohne weitere Unternehmungen, nachdem man den Beſitz der Küſte von Ptolemais bis Askalon ſich geſichert hatte, in die Heimath zurückzukehren. Darum mußte er eilen, einen nicht unrühmlichen Waffenſtillſtand mit Saladin zu ſchließen. Mit einem einzigen Schiffe und wenigen Gefährten ſegelte er von der Küſte des Orients ab. (1192. Oct. 9.) Der Ruf ſeiner Thaten auf dem heiligen Zuge war ihm ſchon vorangeeilt in die abendländiſche Chriſtenheit, und die Sage gab ſeinem Namen eine ſtets wachſende abenteuerliche Größe; bei den Sarazenen blieb er lange ein Schreckwort, daß Richard im Buſche ſitze.

Es ſcheint, daß er ſchnell und unerwartet ſein Königreich habe betreten wollen, von deſſen innern Unruhen, ſo wie von Bewegungen des Königs von Frankreich wider ſeine Beſitzungen er gehört hatte; auch fürchtete er Nachſtellungen gegen ſeine Perſon, und wünſchte auch deshalb ſtill und unerkannt zu reiſen. Wider ſeinen Willen landete er, durch Stürme gezwungen, an der Küſte von Aquileja. Er und ſeine Gefährten waren wie Pilgrimme gekleidet; ſein langes Haar, ſein herabhängender Bart entſtellten ihn, und nichts unterſchied ſein Aeußeres von den Bewohnern dieſer Gegend. Aber ſeiner gewöhnlichen Freigebigkeit konnte er ſich auch hier nicht enthalten; durch ſie erregte er Verdacht. Geſchreckt durch die Nachricht, daß man ſeinen wahren Stand errathen habe, und ihn fangen werde, um ihn ſeinem Feinde, dem Kaiſer Heinrich, zu übergeben, befahl er ſeinen Gefährten zurückzubleiben, und weit freigebiger, als er ſelbſt geweſen, ſich zu betragen, und rüſtete ſich gegen Abend, mit einem einzigen Begleiter auf ſchnellen Pferden zu entkommen. Tag und Nacht hindurch ritten ſie; wahrſcheinlich aber aus Unkunde der Gegend, immer näher gegen Wien, die Hauptſtadt Leopold's, Herzogs von Oeſterreich. Von der Anſtrengung ermüdet, ſuchten ſie Herberge in einem kleinen Dorfe. Der König warf ſich auf das Lager, um ſich durch Schlaf zu erquicken, unterdeß ſein Begleiter ſich entfernte, kleine Münze einzuwechſeln. Dieſer aber, erkannt von einem Diener des Herzogs, ergriffen und vor den Herrn deſſelben gebracht, verrieth aus Furcht vor dem gedrohten Tode den Aufenthalt des Königs. Sogleich ward eine Schaar bewaffneter Männer nach der Herberge abgeſandt. Durch einen Gruß erweckten ſie den ſchlafenden König. Er fuhr auf und griff nach dem Schwerte. Aber ſie faßten ihn und beſänftigten ihn durch die Vorſtellung, daß er nur als Gefangener des Herzogs dem gewiſſen Tode entgehen könne; denn er ſey von den Nachſtellungen der zahlreichen Verwandten des Markgrafen von Montferrat umgeben. Dieſer war, von den Deutſchen und Franzoſen in ſeinem Streben nach dem Throne Jeruſalems unterſtützt, durch Mörder in Paläſtina gefallen, und ohne Grund wurde Richard beſchuldigt, ſie gedungen zu haben. *)

---

*) Hoveden. 717. Guiliel. Neubr. L. IV. c. 31.

Der Herzog von Oeſterreich war auf dem Kreuzzuge von dem großmüthigen Könige von England mit Wohlthaten überhäuft worden, und benutzte nun eine leichte Beleidigung, welche eben derſelbe ſeiner Eitelkeit zugefügt hatte, zum Vorwande, ihn gefangen zu halten, weil das künftige Löſegeld ſeine Habſucht zu ſehr reizte. Der noch habſüchtigere Kaiſer Heinrich verlangte von ihm die Auslieferung des Gefangenen, weil ein König nicht in den Feſſeln eines Herzogs gehalten werden dürfe; verſprach ihm aber einen befriedigenden Theil von der künftigen Beute des Löſegeldes. Richard wurde dem unedlen Kaiſer übergeben, der mit unausſprechlicher Freude das traurige Schickſal des Helden dem Könige von Frankreich meldete, welcher ſchon mit einem Heer in die Normandie eingerückt wäre, wenn ſein eigner Adel ſich nicht geweigert hätte, ihm zu folgen, indem er ihm vorhielt, daß ſie dem Könige von England Sicherheit ſeiner Staaten, während ſeiner Entfernung von denſelben, eidlich gelobt hätten. *)

Unterdeſſen ſah man in England, nachdem man die Abreiſe des Königs von Ptolemais erfahren hatte, der Ankunft deſſelben mit Sehnſucht entgegen. Der Biſchof von Ely, welcher gegen die Weltlichen herriſch, mehr als ein König, gegen die Geiſtlichkeit es mehr

---

*) Hoveden. 718. 721. Guiliel. Neubr. L. IV. c. 33.

war, als der Papſt es ſeyn konnte, *) hatte wegen ſeiner Furcht, bei der Thronbeſteigung des Prinzen Johann ſein ganzes bisheriges Anſehen einzubüßen, mit dem Könige von Schottland geheimnißvolle Unterhandlungen angefangen, daß dem jungen Arthur von Bretagne die engliſche Krone aufgeſetzt werden ſollte, wenn Richard, wie man es wahrſcheinlich fand, im Oriente vom Tode übereilt würde. Er gab ſogar vor, daß ein Brief dieſes letzten, auf der Reiſe an ihn geſchrieben, auf dieſen Fall den Herzog zu ſeinem Nachfolger ernannt habe. **)

Das Geheimniß blieb vor Johann nicht ganz verborgen. Er ſuchte, ohne Aufſehen zu erregen, ſeinen Anhang ſo zu verſtärken, daß er es wagen konnte, bei der erſten Gelegenheit öffentlich gegen den Biſchof aufzutreten. Dieſer rief fremde Krieger nach England, weil er wußte, wie ſehr verhaßt er der Nation war. Der bürgerliche Krieg ward durch einen Vertrag aufgehalten, in welchem der Biſchof verſprach, Arthur's Recht auf den Thron nicht zur Sprache zu bringen, unt die Schlöſſer auf den Krongütern ſogleich an Johann zu übergeben, wenn die Nachricht von des Königs Tode anlange. ***) Aber zu derſelben Zeit ward der Kanzler bedroht, durch die Gegenwart von Gottfried, Roſamundens Sohne, noch mehr von ſeinem Anſehen zu verlieren. Als dieſer vom Biſchofe von Tours kraft einer päpſtlichen Bulle für das Erzbisthum York die Weihung empfangen hatte, glaubte er, ſein Vaterland betreten zu dürfen, trotz ſeinem Schwure, in demſelben ohne beſondere Erlaubniß des Königs nicht zu erſcheinen. Er landete in Dover; aber am Altare ward er hier von einer Bande des Kanzlers ergriffen, durch die Straßen gezogen, mit Schmach überhäuft, und mit den Geiſtlichen, die ihn begleitet hatten, in das Gefängniß geworfen. Mit Blitzesſchnelligkeit war das Gerücht von dieſen Greueln durch England verbreitet, und mit Verwünſchungen wider den Tyrannen ſtand das Volk auf, welches den theuerſten Sohn des vorigen und nur zu oft vermißten Königs ſehr liebte. Ein Heer zu ſeiner Befreiung, an deſſen Spitze Johann war, hatte ſich ſchnell verſammelt. Gottfried ward ſeiner Haft entlaſſen, eilte nach London, und flehte um Rache. Auf der Ebene von Windſor ſtand der Kanzler mit ſeinem Heere und erwartete ſeinen Feind. Als ihn aber viele ſeiner Anhänger hier verließen, rettete er ſich mit ſeinen Banden in den Tower von London. Johann's Heer rückte gleichfalls in die Stadt ein. Im Hofe der Paulskirche ward eine Nationalverſammlung gehalten. Vielfache Klagen erhoben ſich hier wider den Tyrannen, und jetzt erſt wurde bekannt, daß der König durch ein

---

*) Guiliel. Neubr. 397.

**) Id. 400.

***) Guiliel. Neubr. I. IV. c. 16.

Schreiben von Meſſina demſelben Gehülfen in der Regierung zugeordnet habe, ohne deren Beiſtimmung er nichts vollbringen dürfe. Die verſammelten Biſchöfe, Grafen, Baronen und die Bürger von London faßten mit Johann einen Schluß, daß der Kanzler abgeſetzt, und der Erzbiſchof von Rouen, welchen Richard ſchon zum Mitregenten beſtimmt hatte, an deſſen Stelle treten ſolle. Unmittelbar nachher übergab Wilhelm Longchamp den Tower, und ſchwur, auch die übrigen Feſtungen Englands zu räumen. *) Sein Muth war gänzlich gebrochen. Er wünſchte England zu verlaſſen, und es nicht wieder zu betreten, als wenn er triumphirend Rache an ſeinen Gegnern ausüben könne. Weil er fürchtete, daß man ihm jenes verwehren möchte, zog er zu Dover, wo er eine Zeitlang gelebt hatte, weibliche Kleidung an, nahm Leinwand, wie zum Verkauf, über den Arm, eine Elle in die Hand, und ging ſo mit anſcheinender Sorgloſigkeit unter die Volksmenge am Geſtade. Er ward entdeckt und auf die niedrigſte Weiſe gemißhandelt. Die Biſchöfe fürchteten, daß der Schimpf, mit welchem er beladen war, auf ihren Stand fallen möchte, und auf ihr Bitten entließ Johann ihn aus England. **) Der Kanzler kannte aber den treuloſen Leichtſinn dieſes Jünglings genug, um nicht zu hoffen, daß er ihn auf ſeine Seite werde ziehen können, da die Bemühungen des Papſtes zu ſeinem Vortheile keinen Eindruck auf die engliſche Nation gemacht hatten. Wahrſcheinlich durch die Verheißung einer großen Geldſumme war er der Gunſt des Prinzen gewiß, als er plötzlich mit allem Glanze eines päpſtlichen Legaten wieder in England erſchien. Allein die Großen des Reiches, und ſeine Mutter Eleonore, die aus Sicilien zurückgekommen war, drangen mit ſolchen Vorwürfen in den Jüngling, daß er dem Befehle beiſtimmte, wodurch der Biſchof von Ely als ein Friedensſtörer auf eine drohende Weiſe zurückgeſchreckt wurde. *) Doch war Johann's Ehrgeiz und flatterhafte Denkart ein großes Hinderniß für die neue treffliche Staatsverwaltung, und mußte mit geſpanntem Argwohne gefürchtet werden, der völlig gerechtfertiget ward, als die Nachricht von Richard's Gefangenſchaft nach England gelangte, und mit Beſtürzung und Trauer vernommen wurde.

---

*) Hoveden. 701. 702. Guiliel. Neubr. L. IV. c. 17.

**) Hoveden. 702—706. Guiliel. Neubr. l. c.

Der König von Frankreich war unedel genug, dem gefangenen Helden ſeine feindlichen Abſichten gegen ihn feierlich erklären zu laſſen, und dem Kaiſer große Summen anzubieten, wenn er ihm den Gefangenen ausliefern wolle, welcher nur in der engſten Verwahrung aufhören werde, die Welt zu beunruhigen. Noch unedler hätte Heinrich der Bitte vielleicht Gehör gege-

---

*) Guiliel. Neubr. L. IV. c. 18.

ben, wenn die Stimme der deutſchen Nation nicht für Richard geweſen wäre. *) Der leichtſinnige Bruder deſſelben, Johann, ergab ſich aber ſogleich den Lockungen des franzöſiſchen Königs, und erſchien in der Normandie, um die Großen zu bewegen, daß ſie ihm Huldigung leiſten ſollten. Sie weigerten ſich, und erſuchten ihn dagegen, daß er mit ihnen vereint die Befreiung des Königs bewirken möge. Nun ſchloß er ein Bündniß mit Philipp, um ſich der Staaten ſeines Bruders zu bemächtigen, und ging nach England zurück, von fremden Kriegern umgeben. Als er nach London gekommen war, verlangte er von dem Statthalter, dem Erzbiſchofe von Rouen, und den übrigen großen Staatsdienern, daß ſie ihm das Reich übergeben ſollten, daß ſein Bruder Richard geſtorben wäre. Weil ſie ihm keinen Glauben beimeſſen wollten, begann er wüthend die Feindſeligkeiten in England, unterdeſſen ein franzöſiſches Heer in die Normandie eindrang. Allein die Beamten ſeines Bruders leiſteten ihm zu tapfern und zu klugen Widerſtand, indem ſie durch Bewachung der Seehäfen und Küſten allen Hülfsvölkern, die zu ihm ſtoßen ſollten, die Landung verwehrten, als daß er irgend einen entſcheidenden Schlag hätte thun können. **)

---

*) Guiliel. Neubr. L. IV. c. 34.

**) Hoveden. 724.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Engliſche Geſandte bei dem gefangenen Richard. Unterhandlungen wegen ſeiner Befreiung, und Bemühung Longchamp's dafür. Willkührliches Verfahren der Regierung in England bei Hebung des Löſegeldes. Immer höher ſteigende Habſucht des Kaiſers. Schändliche Abſichten des Königs von Frankreich und des engliſchen Prinzen Johann. König Richard erſcheint wieder in England. Seine Mittel ſich wieder zu bereichern, und zum Kriege mit Frankreich zu rüſten. Allgemeine Bemerkung über die Fehden zwiſchen Richard und Philipp. Rechtfertigung des erſten wegen der Ermordung des Markgrafen von Montferrat. Theilnahme der engliſchen Nation für Richard's unbefleckten Ruhm, erklärt aus ſeinen Eigenſchaften. Seine Zügelloſigkeit Veranlaſſung ſeines frühen Todes.

Unter ſolchen Umſtänden erwartete man begierig die Rückkehr der beiden Aebte, welche man nach Deutſchland geſchickt hatte, um mit dem gefangenen König Rath zu halten. Sie waren ſchon tief in Deutſchland hineingezogen, und hatten noch nicht erfahren können, in welcher Gegend, in welchem Gefängniſſe Richard bewacht werde. In Baiern endlich begegneten ſie ihm; indem er zur Verhandlung mit dem Kaiſer nach Hagenau geführt wurde. Sobald er vernommen hatte, von wannen ſie kamen, begann er voll Heiterkeit mit ihnen ſich zu unterhalten, und erkundigte ſich nach dem Zuſtande ſeines Reiches, dem Wohlergehen des Königs von Schottland, auf deſſen Freundſchaft er ſich ſtets verließ, und nach der Denkart ſeiner Vaſallen. Ueber ſeinen treuloſen Bruder Johann klagte er bitter; doch fügte er hinzu, wie ein tröſtendes Wort: „mein Bruder iſt kein Mann, der ſich mit Gewalt ein Land unterwerfen wird, wenn irgend jemand auch nur mit ſchwacher Kraft ihm entgegenſteht. *)

Die Geſandten folgten dem Könige voll Bewunderung über die Würde und die ungetrübte Seelenſtärke, womit er ſein Unglück ertrug. Durch ſie gewann er auch die Herzen der Zuhörer, als er ſich wider die Anklage des Kaiſers vertheidigte, in welcher die Ermordung des Grafen von Montſerrat einen der wichtigſten Puncte ausmachte. Heinrich ſelbſt, ſo lüſtern er nach dem engliſchen Gelde war, konnte ſich der Rührung über die ſtark ſprechende Unſchuld in den Reden des königlichen Helden nicht erwehren; denn wie-

---

*) Hoveden. 722.

wohl der unedelſte unter den Hohenſtaufen, war er von ihrem Sinne für das Große doch nicht ganz verlaſſen. Er umarmte den gefangenen Richard vor den umherſtehenden Deutſchen, die aus Freude über dieſen Anblick weinten, und verſprach, zwiſchen den Königen von Frankreich und England Verſöhnung zu ſtiften. Nur für dieſe Bemühung verlangte er eine große Geldſumme von Richard; und wenn ſie ihm nicht gelänge, ſo wollte er dieſen ohne Löſegeld freigeben. *)

Der gefangene König ſandte einen Brief an ſeine Mutter und ſeine Miniſter, worin er ſie auf das dringendſte bat, ſiebenzigtauſend Mark Silber ſo ſchnell wie möglich zuſammen zu bringen; denn ſie müſſe er dem Kaiſer bezahlen, ehe er den Hof deſſelben verlaſſen könne. Seine Gefangenſchaft ſtellte er von der mildeſten Seite dar, und ſchloß ſein Schreiben mit der Verſicherung, daß er, wenn er frei auf ſeinem Throne ſäße, noch wohl eine größere Summe an den Kaiſer zahlen wolle, um nur einen ſolchen Bund mit demſelben zu errichten, wie er ſchon mit ihm geſchloſſen hätte. (1193. Mai 13.) **)

---

*) Hoveden. l. c.

**) Hoveden. 726.

Auch der Kaiſer ſelbſt wandte ſich an die engliſchen Großen zum Beſten ihres gefangenen Königs, und Wilhelm Longchamp, der verhaßte, gemißhandelte Kanzler, ward der Ueberbringer der kaiſerlichen Bulle. Sobald er Richard's Unglück erfahren, hatte er ſich nach Deutſchland begeben, unermüdet in ſeiner Bemühung, dem Schickſale ſeines königlichen Freundes eine beſſere Wendung zu geben. „Er komme nur als ein Fremder, nur als Bote des Königs auf Englands Boden,“ äußerte er gegen Eleonore und die hohen Beamten, eingedenk des Urtheiles, durch welches ſie ihn verbannt hatten. Man ſcheint von beiden Seiten unter den gegenwärtigen Umſtänden es für rathſam gehalten zu haben, das Vergangene nicht zu berühren.

Auf die willkührlichſte Weiſe verordneten die Königin Mutter und die hohen Staatsdiener, ohne eine Nationalverſammlung vorher befragt zu haben, daß ohne Rückſicht auf Freiheiten und Rechte ein jeder, möchte er von geiſtlichem oder weltlichem Stande ſeyn, den vierten Theil ſeiner Einkünfte von einem Jahre als Abgabe entrichten, und von ſeinen beweglichen Gütern noch ſo viel hinzuthun ſolle, wofür er den Dank des Königs verdiene; daß ferner von jedem Ritterlehne zwölf Schillinge zu erheben wären, und daß endlich die Ciſtercienſermönche, die bisher von allen Auflagen des Königs frei geweſen, die Wolle ihrer Heerden von dieſem Jahre, die Kirchen ihr Gold und Silber hergeben ſollten. *)

Je weniger die Art, die Abgaben zu erheben, geordnet war, um ſo drückender wurden ſie eben durch die Erhebung, und entſprachen dann doch nicht der Erwartung, wie viel ſie bringen ſollten. England klagte, daß es durch ſeine Anſtrengung, den König zu befreien, verarme, und die geforderte Geldſumme ward langſam zuſammengebracht. **) Unterdeſſen ſpannten die Unterhandlungen des Königs von Frankreich und des Prinzen Johann die Habſucht des Kaiſers noch höher, und Richard mußte bei einer neuen Verhandlung zu Worms verſprechen, daß er hunderttauſend Mark Silber bis an die Gränzen des deutſchen Reiches, in welchem ſie dann auf Gefahr des Kaiſers weiter gebracht werden ſollten, ſchaffen, und funfzigtauſend dem Kaiſer und dem Herzoge von Oeſtreich Geißeln ſtellen wolle, ehe er ſeiner gefänglichen Haft entlaſſen würde. ***)

Die angeſtrengten Kräfte Englands und aller Beſitzungen des Königs in Frankreich reichten endlich hin, daß die große Geldſumme nach Deutſchland geführt werden konnte. Da auch die Geißeln geſtellt waren, ſo beſtimmte endlich der Kaiſer den Tag der Befreiung Richard's. Der König von Frankreich warnte den Prinzen Johann, wachſam zu ſeyn, denn bald würde der Teufel ſeine Freiheit haben, *) und ſie wagten noch die letzten Verſuche, um dies zu verhindern; wiewohl der Papſt auf Eleonorens Bitten alle die, welche den König von England noch länger gefangen hielten, mit dem Kirchenbanne bedroht hatte. So waren die beiden Mächte, welche ſich als Oberherrn des Occidents betrachteten, für und wider Richard's Freiheit in Bewegung; denn auch der Kaiſer maßte ſich als König der Könige des Richteramtes über den gefangenen Helden an, und dieſer hatte ihm als dem allgemeinen Oberherrn ſein Königreich wie ein Lehn übergeben, das er aus ſeinen Händen zurück empfing. **)

---

*) Hoveden. 725. 727. Guiliel. Neubr. L. IV. c. 38.

**) Guiliel. Neubr. l. c.

***) Hoveden. 718.

Geſandte von Johann und Philipp kamen nach Speier, als der Kaiſer daſelbſt mit den deutſchen Großen verſammelt war, im Anfange des zweiten Jahres der Gefangenſchaft Richard's, und unmittelbar vor dem feſtgeſetzten Zeitpuncte ſeiner Befreiung. Sie verſprachen achtzig Mark Silber, wenn dieſer nur noch bis zum nächſten Michaelis gefangen gehalten würde,

---

*) **Hoveden.** 729.

) **Id. 724.

wahrſcheinlich weil ſie hofften, den Sommer über ſich ſeiner Staaten bemächtigen zu können. Der Kaiſer dachte niedrig genug, auf dieſen Antrag noch Rückſicht zu nehmen. *) Schrecklich war die Bewegung, als man dies merkte, und die Gegenwart der alten Königin Eleonore, die gekommen war, um ihren befreiten Sohn zu empfangen, war nicht ohne Eindruck auf das Gemüth der deutſchen Großen geblieben. Verſchiedene von ihnen gingen zum Kaiſer, und warfen ihm ſeine Treuloſigkeit, ſeine Habſucht auf das bitterſte vor. Es ſey genug, daß ihr Vaterland ſchon ſo lange durch die Gefangenſchaft des edelſten Königs wider Recht und Ehre befleckt worden; der Kaiſer ſolle der kaiſerlichen Würde doch keine unvertilgbare Schande aufbürden. Dieſe Vorſtellungen verfehlten ihre Wirkung nicht, und Richard erhielt ſeine Freiheit. Im März landete er im Hafen von Sandwich; glücklich, daß er als freier Mann ſein Land wieder betrat, wiewohl er Jeruſalems Mauern nicht erobert hatte. **) Mit unausſprechlicher Freude empfingen ihn ſeine Unterthanen, und London zeigte ſeine ganze Pracht, als er einzog, begleitet von einigen deutſchen Baronen. Einer von ihnen wandte ſich gegen den König mit den Worten: „Dein Volk verſtand es über ſeine Armuth zu klagen, ſo lange Du Gefangener unſeres Kaiſers wareſt. Hätte er dieſen engliſchen Reichthum geſehen, wahrlich, er würde noch ein anderes Löſegeld von Dir gefordert haben!“ . . Doch hatten die Großen des Reiches dem Könige nicht in ihrem prachtvollen Aufzuge entgegen kommen können; denn ſie waren zerſtreuet zur Belagerung der Schlöſſer ſeines Bruders Johann. Unter ihnen war der Sohn Roſamundens, Erzbiſchof Gottfried von York, auch jetzt einer der tapferſten Krieger für die Krone, nun für Richard, wie wider ihn zur Zeit ſeines Vaters. *)

---

*) Id. 733.

**) Guiliel. Neubr. L. IV. c. 41. Hoveden. 734. 735.

England war bald gänzlich beruhigt, und der König eilte zum Kriege mit Frankreich, nachdem er theils zu demſelben, theils zur Befreiung ſeiner Geißeln in Deutſchland neue Auflagen erhoben, und allen denjenigen, welche vor dem Kreuzzuge Güter und Aemter der Krone von ihm gekauft, dieſelben wieder abgenommen hatte, indem er den Vorwand brauchte, daß ſie für den Kaufpreiß ſich ſchon hinlänglich würden bereichert haben. **) Freilich war eine ſolche Maaßregel eines Königs unwürdig, aber er glaubte, daß die Freigebigkeit, welche er gern gegen jedermann bezeigte, auch alle gegen ihn ausüben müßten, und eben der Umſtand, daß er das Geld nicht genug achtete, mußte ihn in den Ruf der Habſucht bringen, da er häufig, und bisweilen ſo plötzlich großer Summen für ſeinen Heldenruhm bedurfte. Selbſt die Turniere brauchte er zur Vermehrung ſeiner Einkünfte. Bisher hatten die jungen engliſchen Ritter das Vergnügen derſelben in Frankreich ſuchen müſſen, wo ſie äußerſt häufig waren, wiewohl die Päpſte auf drei Concilien dagegen geeifert, und ſogar geboten hatten, daß derjenige, welcher in dieſen Ritterſpielen umkäme, vom chriſtlichen Begräbniſſe ausgeſchloſſen werden ſollte. Richard, welcher nicht wollte, daß die franzöſiſchen Ritter wegen der vielen Uebungen die engliſchen hinfort noch an Gewandtheit und Stärke überträfen, begünſtigte auch die Turniere in England, und benutzte den Eifer des päpſtlichen Stuhles wider dieſelben, um von denjenigen, welche ſie hielten, mit deſto beſſerm Scheine dafür eine Abgabe fordern zu können. *)

---

*) Guiliel. Neubr. L. IV. c. 42.

**) Guiliel. Neubr. L. V. c. 1.

Die Fehden zwiſchen Philipp Auguſt und Richard dauerten von der Rückkehr des letzten bis an ſeinen Tod fort, nur daß die Könige bei der Planloſigkeit, womit der Krieg geführet wurde, und bei ihrer Abhängigkeit von ihren Großen, bisweilen einen Ruhepunct in ihren Feindſeligkeiten machen mußten, die eben ſo ſehr von ihrer perſönlichen Erbitterung gegen einander, als von ihren politiſchen Verhältniſſen herrührten. Johann war in denſelben auf der Seite

---

*) Id. L. V. c. 4.

ſeines Bruders, nachdem Eleonore dieſen mit ihm verſöhnt hatte, welches ihm um ſo willkommener ſeyn mußte, da der König von Frankreich, nachdem ſeine Schlöſſer in England völlig erobert waren, ihn mit Verachtung zu behandeln anfing. Richard war überhaupt zum Verzeihen ſehr geneigt, ſobald ſeine Gegner ſich vor ihm beugten, und ſein Jähzorn verlodert war; doch glaubte er ſeinen Bruder in ſeine ehemaligen Beſitzungen und Burgen nicht ſogleich wieder einſetzen zu dürfen. *)

Außerordentlich angenehm mußte es dem Könige von England ſeyn, wie er während dieſer Fehden auf eine hinreichende Weiſe wegen der Beſchuldigung gerechtfertiget wurde, daß er die Ermordung des Markgrafen von Montferrat in Paläſtina veranlaßt habe. Er hielt unbefleckte Ritterehre ſo hoch, und der König von Frankreich hatte jene Anklage ſtets als eine vorzügliche Urſache ſeiner Feindſchaft wider ihn angeführt. Der Alte vom Berge, nicht wegen der Zahl ſeiner Lebensjahre, ſondern wegen der reifen Weisheit, die ihm der Ruf beilegte, alſo genannt, furchtbar als der Fürſt der Aſſaſinen, eines fanatiſchen Volkes in Aſien, das mit augenſcheinlicher Lebensgefahr auch wider die mächtigſten Herrſcher ſeine Todesbefehle freudig vollzog,

---

*) Hoveden. 740. Guiliel. Neubr. L. V. c. 5. Matth. Paris. 123.

ſandte einen Brief an die Fürſten Europas, mit Purpur in arabiſcher, griechiſcher und lateiniſcher Sprache geſchrieben, worin er kund that, daß der Markgraf von Montferrat auf ſeinen Befehl getödtet worden, und warum dies mit Gerechtigkeit geſchehen ſey. *);

Dieſe unwiderſprechliche Rechtfertigung ihres Königs mußte auch der engliſchen Nation ſehr willkommen ſeyn; denn troß dem Drucke, unter welchen ſie durch ſeinen unruhigen Sinn ſo ſehr gerieth, daß während den Fehden mit dem franzöſiſchen Könige ſelbſt die barbariſchen Forſtgeſetze Heinrich's I. erneuert wurden, blieb ſie ihm doch immer zugethan. Seine angenehme Geſtalt, ſeine körperliche Stärke und ſeine Tapferkeit, ſein offnes, fröhliches, geiſtreiches Betragen; vor allem aber der große Ruhm ſeiner Thaten ließen ſeine Unterthanen vergeßen, wie ſchlecht ſeine Regierung ſey. Selbſt die Fehler, die man an ihm tadelte, Stolz und Schwelgerei überſah man an einem Ritter leicht, und die ihm vorgeworfene Habſucht mußte verziehen werden, wenn man an ſeinen romantiſchen Unternehmungen Gefallen fand. Er ſelbſt ſchlug die Vorwürfe über dieſe Fehler mit Scherz zurück. Ein franzöſiſcher Prieſter, durch ſeine Gabe berühmt, die Menſchen ſchnell ihren Laſtern zu entreißen, nahte ſich eines Tages dem Könige mit den Worten: im Namen

---

*) Guiliel. Neubr. L. IV. c. 24. L. V. c. 16.

des allmächtigen Gottes warne ich Dich, daß Du Deine drei abſcheulichen Töchter ſchnell verheiratheſt, wenn Dir kein Unglück widerfahren ſoll... Betrüger, antwortete Richard, ich habe nicht eine einzige Tochter. Du haſt deren drei; erwiederte der Prieſter. Sie heißen Aufgeblaſenheit, Habſucht und Schwelgerei. Gut, ich will ſie verheirathen, ſagte der König zu ſeinen Baronen: die Aufgeblaſenheit an die Tempelherrn, die Habſucht an die Ciſtercienſermönche, die Schwelgerei an die Prälaten. *)

Mit einem ſolchen leichten Sinne, und auch nicht auf das fernſte von dem Gedanken gerührt, daß er wohl thun werde, ſeine Leidenſchaften zu zügeln, verſtürmte er ſein Leben, bis ſein wildes Gemüth Veranlaſſung ſeines frühen Todes wurde. Er war eben im Begriff, dem Frieden mit Frankreich das letzte Siegel aufzudrücken, als er es bis zu ſeiner Rückkehr aus Aquitanien verſchob. Kaum war er hier angekommen; ſo eilte er zur Belagerung des feſten Schloſſes Chalus, deſſen Beſitzer einen Schatz, welchen er in ſeinem Grunde gefunden hatte, dem Könige als ſeinem Oberherrn nicht ganz ausliefern wollte. Mit ihm war Marchadée, Anführer der Brabanzonen, die bisher in engliſchem Solde geweſen waren. Die Ritter, welche zur Beſatzung der Burg gehörten, erboten ſich, dieſe

---

*) Hoveden. 789. S. Anmerk. 1. S. 108.

zu übergeben, wenn ſie und die übrigen Krieger nur frei und bewaffnet abziehen ſollten. Aber der König ſchwur, daß er das Schloß mit Sturm einnehmen, und ſie alle hängen laſſen wolle. Nun beſchloſſen ſie, ſich auf das äußerſte zu vertheidigen. Ein Jüngling von ihnen, Bertrand von Gourdon, ſtand auf einer Mauer der Burg, und ſah Richard und Marchadée, wie ſie unterſuchten, wo der Sturm am beſten geſchehen könne. Er nahm ſeinen Bogen, und legte den Pfeil auf, ſchaute zum Himmel, flehte um Rettung für die Unſchuld der Belagerten, und ſchoß den Pfeil ab. Richard hörte ihn ſauſen, neigte ſich, und fühlte ihn in ſeiner linken Schulter. Er ſchwang ſich ſchnell auf ſein Roß, flog ins Lager, und rief, daß alle ſeine Krieger ſogleich die Burg ſtürmen ſollten. Der Sturm wurde glücklich vollbracht. Der König ließ alle Gefangene aufhängen bis auf den einzigen, welcher ihn verwundete; wahrſcheinlich hatte er denſelben noch zu einem grauſameren Tode beſtimmt. Nun erſt befahl er einem Wundarzte, ihm den Pfeil aus der Schulter zu ziehen; und dieſer that es ſo ungeſchickt, daß er nur das Holz herauszog, und das Eiſen in der Wunde zurückließ. Durch kühne Schnitte brachte er es endlich heraus. Trotz den Warnungen der Wundärzte überließ ſich der König auch jetzt ſeinem Hange zum weiblichen Geſchlechte, und ſeine Wunde ward tödtlich. Als er dies verſpürte, ernannte er ſeinen Bruder Johann zum Nachfolger in allen ſeinen Ländern, und befahl, daß die Anweſenden ihm ſogleich huldigen ſollten. Dann ließ er den gefangenen Bertrand von Gourdon vor ſich führen. Was habe ich Dir Böſes gethan, fragte er ihn, daß Du mich tödtlich verwundet haſt? Du haſt, antwortete der Jüngling, meinen Vater und meinen Bruder mit eigner Hand erſchlagen, und hatteſt beſchloſſen, auch mich zu tödten. Räche Dich an mir, wie Du willſt, denn ich werde jede Marter, welche Du erſinneſt, gern ertragen, wenn Du nur ſtirbſt, der Du ſo viel Unglück über die Welt gebracht haſt! ... „Ich vergebe Dir meinen Tod!“ ſagte Richard, und befahl ihn von ſeinen Feſſeln zu befreien, und ihm hundert Schillinge zum Geſchenk zu geben. Aber Marchadée ließ ihn greifen, lebendig ſchinden, und dann aufhängen. (Richard ſtarb 1199. April 6.) *)

---

*) Hoveden. 791. Chronica Gervasii. 1628. Chron. Ioh. Bromton. 1277 — 1279.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Urtheil über die Rechte des Prinzen Johann und Arthur's von Bretagne auf den Thron. Der Primas Hubert erklärt ſich für den erſten. Grundſätze in ſeiner Rede bei der Krönung. Gefahr, worin Arthur ſchwebt. Vereinigung der Könige von Frankreich und England wider ihn. Neue Abgaben in England zu den Kreuzzügen. Johann's Verluſt durch dieſelben. Entrüſtung Arthur's wider ihn durch die Ränke des Königs Philipp Auguſt. Unglück und Tod des jungen Herzogs von Bretagne. Johann, als ſein Mörder angeklagt; durch das Urtheil der Pairs von Frankreich, ſeine eigene Feigheit und Trägheit faſt aller Beſitzungen ſeines Hauſes jenſeit des Meeres beraubt. Maaßregeln in ſeiner Habſucht in England. Seine Landung zu Rochelle zur Wiedereroberung ſeiner Länder, ſein Glück, und darauf der ſchmachvollſte Waffenſtillſtand. Er geräth in Zwiſt mit dem Papſte Innocenz III. wegen einer ſtreitigen Wahl für die Stelle des Primas. Der Papſt zwingt einen Theil des Capitels von Canterbury, den Cardinal Stephan Langton zum Erzbiſchofe zu wählen. Johann's Zorn und Härte gegen die Mönche des Erzſtiftes. Meiſterhaftes Betragen des Papſtes gegen ihn. England wird mit dem Interdicte belegt. Schilderung ſeines Zuſtandes. Die Gegenwehr des Königs. Grund ſeines ſonderbaren Verfahrens gegen die Baronen; Wilhelm von Braouſe. Ruin des Landes, der Univerſität Oxford. Des Königs Perſon ſoll mit dem Kirchenbanne belegt werden. Verfahren ſeines ſcheuen Gemüthes. Sein unerwarteter Zug nach Irland. Weitere Verbreitung engliſcher Cultur auf der Inſel. Der Papſt predigt einen Kreuzzug wider Johann, und verheißt dem Könige von Frankreich, als dem Anführer deſſelben, die engliſche Krone. Rüſtungen des Königs Philipp Auguſt. Gegenrüſtungen Johann's. Er unterſchreibt eine Urkunde des Friedens, vom Papſte abgefaßt, unterwirft ſich dieſem gänzlich, und empfängt von ihm England und Irland als Lehne. Erbitterung des Königs von Frankreich, durch die Vertilgung ſeiner Flotte ohne Wirkung.

Ungefähr zwei Monate nach dem Tode ſeines Bruders erſchien Johann in England, als Herzog der Normandie ſchon feierlich anerkannt. Drohend waren für ihn anfänglich die Ausſichten im Königreich geweſen. Das wenig beſtimmte Staatsrecht ließ es unentſchieden; ob der Wille Richard's, der für für den Bruder ſprach; oder der Umſtand, daß in dem Sohne des ältern Bruders Gottfried, in Arthur von Bretagne, ein näherer Erbe der Krone lebte, wenn dieſe nach der Feudalſitte vererbt werden ſollte, mehr Gewicht habe. Zwar konnte Johann es als einen Vortheil anſehen, daß ſein Neffe und Nebenbuhler ein zwölfjähriger

Knabe war; dagegen mußten ſeine perſönlichen Eigenſchaften und ſein bisheriges Betragen die Nation leichter zurückſtoßen, als für ihn ſtimmen. Aber für ihn verwandte ſich unter den großen Staatsbeamten beſonders der Primas Hubert, der während Richard's Gefangenſchaft das Staatsruder feſt geführt hatte. Ohne deſſen Beihülfe möchte es ihm ſchwer geworden ſeyn, ſich auf den engliſchen Thron zu erheben. *)

Dieſer ſein Beſchützer ſuchte auch am Tage der Krönung durch eine höchſt ſchlaue Rede jeden Eindruck zu vertilgen, welchen Arthur's Recht auf den Thron, das die Stimme der Nation anerkannt zu haben ſcheint, zu Johann's Nachtheil hinterlaſſen konnte. Er führte die Zuhörer in das iſraelitiſche Alterthum, wo die Wahl des Himmels und des Volkes oft Könige geſetzt hätten, die nicht von königlicher Herkunft waren. Nur ſey es immer für billig gehalten, auf die Glieder des einmal regierenden Hauſes vorzüglich bei der Wahl Rückſicht zu nehmen, wiewohl erſt durch dieſe das Recht auf den Thron entſtehe. . . Unmittelbar nachher ward Johann gekrönt. **)

Wenn die Grundſätze jener Rede den neuen König wider die Anſprüche Arthur's von Bretagne ſchütten, ſo waren ſie auf der andern Seite nach der Meinung des Primas ſelbſt eine Feſſel für ſeine herrſchſüchtige und grauſame Denkart. Da er die Krone nicht Kraft eines erblichen Rechtes, ſondern Kraft der Wahl der Nation trug, konnte ſie ihm durch dieſe auch leicht wieder genommen werden, wenn er ſich ihrer unwürdig machte. *) Der Erzbiſchof von Canterbury fürchtete dies, wiewohl er ſelbſt, da er ſogleich Kanzler des Königs wurde, das Staatsruder in den Händen behielt, unbekümmert um den Vorwurf, daß dieſes Amt unter ſeiner Würde ſey, indem ſonſt wohl ein Kanzler zum Primas, nie dieſer zum Kanzler geworden. **) Johann war erſt im zwei und dreißigſten Jahre ſeines Alters, konnte alſo noch lange ſeine böſe Natur wüthen laſſen, wenn auch der Primas während ſeinem Leben ſie zu feſſeln vermochte.

---

*) Annales de Margan. ap. Gale. Vol. II. p. 12. Hoveden. 793.

**) Matth. Paris. 138.

In den Ländern jenſeit des Meeres war die alte Königin Eleonore für ihren Sohn unterdeſſen ſehr thätig geweſen, der jetzt wieder hinüber eilte, wiewohl der König Wilhelm der Löwe ſeine Forderung, daß Northumberland und Cumberland ihm eingeräumt werden ſollten, durch die Waffen auszuführen drohte.

---

*) Ibid.

**) Hoveden. 793. 794.

Arthur von Bretagne ſchwebte nun in der größten Gefahr zwiſchen den Königen von Frankreich und England, von welchen beiden er fürchten mußte, daß ſie ihm nur ihren Schutz anboten, um ſeine Länder deſto ſicherer als ihre Beute anſehen zu können. Plötzlich entfloh er vom franzöſiſchen Hofe, und begab ſich zu ſeinem Oheim Johann. Kaum war er bei dieſem angekommen, ſo hörte er, man werde ihn in einen Kerker werfen. In der Nacht entfloh er mit ſeiner Mutter Conſtantia nach Angers in Anjou, *) und bald darauf vereinigten ſich die beiden Könige wider ihn, ſo daß er nur Bretagne behielt, und ſeinem Oheim wegen deſſelben den Lehnseid leiſten mußte, weil es als ein Lehn der Normandie betrachtet wurde. Er blieb unter der Aufſicht Philipp's von Frankreich. **)

Während des kurzen Friedens zwiſchen den beiden Königen bewirkte Innocenz III., in welchem die Hierarchie jetzt eines ihrer größten Häupter bekommen hatte, daß ſie zur Unterſtützung der Chriſtenheit im heiligen Lande nicht nur den vierzigſten Theil ihrer eigenen Einkünfte hergaben, ſondern in Frankreich und England denſelben Beitrag von jedem ihrer Vaſallen erheben ließen. *)

---

*) Hoveden. 795. 796.

**) Hoveden. 802.

Johann verlor durch die neuen Züge nach dem gelobten Lande in ſofern ſehr viel, daß auch der Graf von Flandern das Kreuz nahm, der ſein beſſer Bundesgenoſſe wider den König von Frankreich war. Bald darauf brach dieſer auch wieder los. Er verſprach dem jungen Arthur ſeine Tochter Marie zur Gemahlin, ſchlug ihn zum Ritter, und gab ihm zweihundert franzöſiſche Ritter zu Gefährten, um Poitou in Beſitz zu nehmen. Im Gepränge zog er mit ihnen ab, und verſuchte ſein erſtes Kriegsglück gegen ſeine Großmutter Eleonore. Sie war im Schloſſe Mirabeau mit geringer Mannſchaft. Der mißvergnügte Adel von Poitou ſtrömte zu ſeinen Fahnen. Dennoch widerſtand das Schloß ſo lange, daß die Königin ihren Sohn in der Normandie um ſchleunige Rettung anflehen konnte. Dieſer flog herbei, Arthur zeigte ſich als einen tapfern Ritter; aber das Glück ſpottete der Hoffnung, welche die Britten im Vertrauen auf die Sage an ſeine Jugend geknüpft hatten. Er ward mit ſeinen vornehmſten Streitgenoſſen gefangen genommen; die Burg von Falaiſe wurde ſein Gefängniß, unterdeß man ſeine Gefährten in eiſernen Banden nach der Normandie und nach England abführte.

---

*) Id. 828. 829.

Nach einiger Zeit erſchien Johann auf dem Schloſſe, und ſprach mit ſchmeichelnden Worten zu dem Jünglinge, daß er den Bund mit dem Könige von Frankreich aufgeben, dagegen ihm als ſeinem Oheim anhangen möge; große Ehre würde dann ſeiner warten. Der unerfahrne Arthur erwiederte mit drohendem Unmuthe, daß der Oheim ihm England und alle Länder, die Richard am Todestage beſaß, ſein ganzes erbliches Eigenthum herausgeben möge; denn ſonſt, dies ſchwöre er, werde kein Friede zwiſchen ihnen Statt finden. Beſtürzt zog ſich Johann zurück, und unmittelbar nachher ward der gefangene Jüngling in noch engere Verwahrung gebracht. Man vernahm nichts wieder von ihm; aber das Gerücht klagte allgemein den Oheim als ſeinen Mörder an. *) Eleonore war kurz vorher geſtorben, ehe die Sagen vom ſchrecklichen Schickſal ihres Enkels und dem Verbrechen ihres Sohnes erſchollen. (J. 1204.) **)

Die Einwohner von Bretagne voll Wuth und Trauer über den Tod ihres jungen Herzogs, auf welchen ſie ſo glänzende Ausſichten gebaut hatten, verlangten vom Könige von Frankreich Beſtrafung des Mörders. Als franzöſiſcher Vaſall ward Johann vor das Gericht der Pairs geladen, um ſich gegen die Anklage zu vertheidigen; und als er nicht erſchien, ward er aller Länder verluſtig erklärt, die er als Lehne vom franzöſiſchen Throne beſaß. *)

---

*) Matth. Paris. 144. 145. S. 2. Anmerk. auf S. 108.

**) Annales de Margan. p. 13.

Wiewohl dieſes Urtheil ſogleich durch die vereinte Macht des Königs von Frankreich und der Einwohner von Bretagne unterſtützt wurde, ſo bedurfte es doch der ganzen wollüſtigen Trägheit Johann's, um die ſchnelle, faſt vollendete Vollziehung deſſelben nicht zu verhindern. In der Normandie war er von einer bedeutenden Macht umgeben; und wiewohl auch hier ſein Anſehen ſeit Arthur's Tode ſehr erſchüttert war, ſo haßte man doch zu ſehr die franzöſiſche Herrſchaft, um ihn nicht zu unterſtützen. Faſt ſchien es, als komme ſeine feige Unthätigkeit und ungeſtörte Ruhe, indem alles um ihn her verloren ging, von einem blinden Vertrauen auf die Hülfe, um welche er Innocenz III. angefleht hatte, der auch dem Könige von Frankreich die ferneren Feindſeligkeiten unterſagte, aber zur Antwort bekam, daß der Streit der Könige den päpſtlichen Stuhl nicht zu bekümmern brauche. Die engliſchen Baronen, Zeugen der Schande ihres Königs, verließen ihn unwillig, und er folgte ihnen bald, faſt aller herrlichen Beſitzungen ſeines Hauſes jenſeit des Meeres beraubt; und doch immer zufrieden durch Gefühlloſigkeit des feigen Gemüthes, welches, keiner An-

---

*) Annales de Margan. ib.

ſtrengung fähig, vom Glücke ſchon Wiederherſtellung des vorigen Wohlſtandes erwartete. Es verbreitete ſich die Meinung, daß er durch Zauberei geblendet ſeyn müſſe. *)

Die erſte Maaßregel, welche er nun ergriff, beſtand darin, daß er die engliſchen Baronen anklagte, als wären ſie, indem ſie ihn in der Normandie verlaſſen hätten, einige Urſache ſeines Unglückes, und ihnen deshalb den ſiebenten Theil aller ihrer beweglichen Güter wegnahm. **) Ohne einen ſolchen Vorwand plünderte er die Geiſtlichkeit. Von jedem Ritterlehne erhob er bald darauf noch drittehalb Mark Silber, um einen Zug zur Eroberung ſeiner Länder zu unternehmen. ***) Lange zögerte er, die franzöſiſche Küſte zu betreten. Endlich landete er mit einer anſehnlichen Macht zu Rochelle. Das Glück und die Stimmung der Gemüther, da die Großen unter dem Scepter des engliſchen Königs, der ſo häufig vom feſten Lande entfernt war, freiere Macht als unter dem franzöſiſchen behielten, begünſtigten ſein Beginnen; aber er wich zurück, als der franzöſiſche König an der Spitze eines Heeres erſchien, und ſtatt der erwarteteten Schlacht kam die Nachricht, daß ein Waffenſtillſtand auf zwei Jahre geſchloſſen ſey, nach welchem alle eroberten Länder in **Philipp's** Gewalt blieben. (Jahr 1206.) *)

---

*) Matth. Paris. 145. 146.

**) Matth. Paris. 146.

***) Ibid. col. 2.

Ein noch ſchmachvolleres Schauſpiel eröffnete **Johann** bald darauf in England, indem er mit dem kühnen und ſchlauen Papſt **Innocenz** III. in Streit gerieth. Noch ehe die Leiche des Erzbiſchofes **Hubert** von Canterbury, der zur groſſen Freude des Königs, welcher ihn fürchtete, geſtorben war, (J. 1205.) zur Erde beſtattet wurde, verſammelten ſich um Mitternacht einige junge Mönche des Stiftes in der Kirche, wählten den Unterprior **Reginald** zum Erzbiſchof und ſetzten ihn auf den Stuhl, unter Abſingung des Te Deum. Er mußte ſchwören, dieſe Wahl als ein Geheimniß zu bewahren, und noch in derſelben Nacht nach Rom abzugehen, um daſelbſt die Beſtätigung ſeiner Wahl zu betreiben. Allein der eitle **Reginald** zeigte ſchon in Flandern ſeine Wahlurkunde vor, und ſprach laut über ſeine Reiſe nach Rom. Die Mönche des Erzſtiftes hierüber erbittert und voll Furcht vor dem Hofe, ohne deſſen Beiſtimmung ſie die Stelle des Primas beſetzt hatten, erſuchten den König um die Erlaubniß, daß ſie ſich einen Erzbiſchof wählen dürften, und er erlaubte es ihnen, da ſie verſprachen, den Biſchof **Johann** von Norwich, ſeinen treueſten Freund, zu wählen. Zu Rom ſuchten ſie und der König die

---

*) Rymer. T. I. p. 141.

Beſtätigung dieſer Wahl zu erhalten, indem ſie vierzehn Glieder des Stiftes deshalb abgeſchickt hatten. Reginald war ſchon mit ſeiner Wahlurkunde vor dem heiligen Vater erſchienen. *) Die Biſchöfe aber, die zur Diöceſe von Canterbury gehörten, glaubten ſich durch beide Wahlen beleidigt, indem ſie behaupteten, gleiches Recht der Stimmen mit den Mönchen des Stiftes bei der Wahl des Primas zu haben. Sie wandten ſich mit ihrer Klage gleichfalls an den Papſt, und dieſer entſchied endlich nach einem Jahre, daß hinfort das Capitel allein wählen ſollte. Noch ein Jahr verging, und es erfolgte das Urtheil, daß alle beide Wahlen nicht canoniſch wären. Dann verlangte der Papſt von den Gliedern des Capitels, die als Geſandten deſſelben in Rom waren, daß ſie den Cardinal Stephan Langton, einen gebornen Engländer und gelehrten Mann von ausgezeichneten Eigenſchaften zum Erzbiſchofe von Canterbury wählen ſollten. Sie erklärten, daß ſie ohne die Beiſtimmung ihrer Brüder und des Königs keine canoniſche Wahl treffen könnten; allein Innocenz antwortete ihnen, daß ihre Anzahl zu dem Geſchäfte hinreichend ſey, und es keiner königlichen Beiſtimmung bedürfe, wenn eine Wahl in Gegenwart des Papſtes geſchehen wäre. Wenn ſie bei ihrer Weigerung beharrten, ſo werde er ſie mit dem Kir-

---

*) Matth. Paris. 148. 149.

**) Matth. Paris. 149.

chenbanne zu beſtrafen wiſſen. Murrend gehorchten ſie, und wählten den Cardinal. *)

Innocenz fürchtete, daß ſelbſt Johann, wiewohl ſein nachgiebiger Sohn, ſich eine ſolche Verſpottung ſeines königlichen Anſehens nicht leicht gefallen laſſen würde, und ſuchte ihn daher durch ein Geſchenk von prächtigen Ringen, durch einen freundlichen Brief in eine heitere Stimmung zu bringen, ehe die Nachricht von der Wahl eines Primas anlangte. **) Allein ſobald ſie ankam, gerieth der König deſſenungeachtet in jenen nichtsachtenden Zorn träger und beſchränkter Seelen. Alle Mönche des Capitels erklärte er für Verräther und ſchickte eine kriegeriſche Bande unter den wildeſten Anführern nach Canterbury. Dieſe erſchienen mit gezogenen Schwertern im Kloſter, und drohten, daſſelbe und die übrigen Gebäude in Brand zu ſtecken, und die eingeſchloſſen Mönche zu verbrennen, wenn ſie nicht ſogleich England verließen. ***) Die Unglücklichen flüchteten größtentheils in flandriſche Klöſter und büßten für die That ihrer abweſenden Brüder.

Auf die Mißhandlung derſelben folgte ein drohender Brief an den Papſt, worin Johann ſeine höchſte

---

*) Ibid. 155.

**) Ibid.

***) Ibid. p. 156.

Verwunderung bezeigte, daß der heilige Vater und der römiſche Hof ſo gänzlich aus der Acht ließen, wie wenig ſie ſeiner entbehren könnten, und wie viel mehr Einkünfte ſie aus dem Königreiche England, als aus allen übrigen Ländern diſſeit der Alpen zögen. Bis zum Tode wolle er die Freiheiten der Krone vertheidigen, und die Wahl des Biſchofes von Norwich zum Primas ſolle unerſchütterlich ſeyn. Wäre der Papſt ihm ferner entgegen; ſo werde niemand hinfort über das Meer gelaſſen, um nach Rom zu gehen, und die einheimiſchen Prälaten beſäßen zu viel Weisheit, als daß er in wichtigen Fällen um das Urtheil der Gerechtigkeit außerhalb ſeines Landes zu betteln brauchte.

Innocenz III. kannte Johann's Schwäche zu gut, um von ihm die Maaßregeln Heinrich's I. und II. zu erwarten, wenn er gleich es ſich herausnahm, die Sprache derſelben gegen den päpſtlichen Stuhl zu führen. Eben der milde Ton, in welchem er dem Könige antwortete, verrieth, wie wenig er ihn achtete. Weil dieſer ſich in ſeinem Briefe auch darüber beſchwert hatte, daß ein ihm gänzlich unbekannter Mann, der zu Paris unter ſeinen Feinden ſo lange gelebt hätte, das Haupt der engliſchen Kirche werden ſollte; ſo äußerte er dagegen, daß er es nicht glauben könne, wie dem Könige ein Engländer, der auf der Univerſität Frankreichs mit einem ſolchen Ruhme des Gelehrten gelebt habe, ſo völlig fremd wäre; er gab ſogar zu verſtehen, daß er den Cardinal auch deshalb zum Primas von England befördert habe, weil er wüßte, daß Johann denſelben ſchon längſt in ſein Vaterland zurückzuziehen gewünſcht habe. Auf eine meiſterhafte Weiſe ſuchte er die Eitelkeit des ſchwachen und despotiſchen Herrſchers für ſich zu gewinnen, indem er ihn bat, daß er ſich nicht von den Rathſchlägen derer hinreißen laſſen möge, welche ihn nur in Zorn zu bringen ſuchten, um im trüben Waſſer zu fiſchen. Zuletzt warnte er ihn noch, nicht in einer Sache zu widerſtreben, für welche der Martyrer Becket noch neulich ſein Blut vergoſſen habe, und gab ihm dadurch zugleich einen Wink, wohin der Kampf zwiſchen dem Throne und der Kirche zuletzt führe. *)

Johann blieb bei ſeinem Vorſatze, den neuen Primas nicht anzuerkennen. Da befahl Innocenz drei engliſchen Biſchöfen, in ſeinem Namen zum Könige zu gehen, und noch einmal den Weg der Güte mit ihm zu verſuchen. Wenn er bei ſeiner Halsſtarrigkeit bliebe, ſo ſollten ſie England mit dem Interdicte belegen.

Sie erſchienen vor Johann, und baten ihn mit Thränen, daß er nicht eine ſo große Schande, womit ſie auf Befehl des heiligen Vaters drohen müßten, über

---

*) Rymer. T. I. p. 143. 144.

ſein Reich ergehen laſſen wolle. Allein er überließ ſich ganz dem Ausbruche ſeiner Wuth, und einem Strome von Schimpfreden gegen den Papſt und die Cardinäle. Er ſchwur bei den Zähnen Gottes, wie er zu ſchwören pflegte, daß er, ſobald ſie es wagten, über ſein Land das Interdict auszuſprechen, ſogleich alle Prälaten, Geiſtlichen und Mönche aus ſeinem Reiche zum heiligen Vater jagen und ihre Güter in Beſitz nehmen werde. Bekäme er aber irgendwo in ſeinen Staaten einen Römer in ſeine Gewalt, ſo werde er ihn mit ausgeriſſnen Augen und abgeſchnittener Naſe nach Rom zurückſchicken. Sie aber, des Papſtes Bevollmächtigte, ſollten ſogleich ſein Angeſicht meiden, wenn ſie ihren Körper unverſtümmelt behalten wollten. (J. 1208.) *)

Gehorſam dem päpſtlichen Befehle, ſprachen die drei Biſchöfe das Interdict über England aus. Da ſtanden plötzlich die Tempel öde und ſchauererweckend, die Thürme ihrer Glocken beraubt, die Altäre von keiner Kerze erleuchtet. Verſchleiert waren die Bilder der Heiligen, die Kreuze. Nur das unſchuldige Kind erfreuete ſich noch einer chriſtlichen Wohlthat, der Taufe, nur der Sterbende noch des tröſtenden Sacramentes. Aber ohne Todesfeier, ohne Geſang und Rede des Prieſters ward die Leiche an den Heerſtraßen eingeſcharrt, in Gräben geworfen, um die Stäte der Chriſten auf

---

*) Matth. Paris. 157.

dem Gottesacker nicht zu entweihen. Mit dem Könige war die ganze Nation geächtet, und hatte keinen Troſt mehr, als die Beichte, auf welche auch der Verbrecher Anſpruch machen darf. Die öffentliche Freude war mit den Rechten des Chriſten verloren, und nur die Trauer hatte die Freiheit, ſich zu zeigen. Viele Biſchöfe verließen die Inſel, als ein Land, auf welchem der Fluch des Himmels ruhte. *)

Der König begann dagegen, ſeine Drohung auszuführen, und ſeine Diener durch das ganze Reich zu ſenden, daß ſie die Geiſtlichen verjagen und ſich ihrer Güter bemächtigen ſollten. Dies letzte geſchah mit der äußerſten Strenge; aber die Prälaten, welche noch zurückgeblieben waren, weigerten ſich ſtandhaft, England zu verlaſſen, und lebten in den Klöſtern von dem kargen Unterhalte, welchen man ihnen reichte. Zu der Härte geſellte man ſchmähenden Muthwillen, indem man die ſämmtlichen Kebsweiber und geliebten Schönen der Geiſtlichen gefangen nahm, und nur gegen Löſegeld freigab. **)

Wegen der Trauer des Landes fühlte Johann keinen Kummer; aber er fürchtete den Augenblick, da der Papſt ſeine eigne Perſon mit dem Kirchenbanne belegen, und ſeine Vaſallen von der Treue gegen ihn losſprechen würde. Er mußte dieſe daher ganz in ſeine Gewalt zu bekommen ſuchen, um dem heiligen Vater Trotz bieten zu dürfen, und ſandte deshalb eine kriegeriſche Bande an alle Großen, an alle, die ſeinen Argwohn erregten, um Geiſſeln von ihnen einzufordern. Viele gehorchten ſogleich dem Befehle. Als die königliche Bande mit derſelben Forderung auf der Burg **Wilhelm's von Braouſe** erſchien, rief deſſen Gemahlin **Mathilde**: ich will meine Söhne eurem Könige nicht übergeben; denn er hat ſeinen eigenen Neffen **Arthur**, den er ehrenvoll hätte halten ſollen, ſchändlich ermordet. Redeſt Du doch, ſagte der Baron, wie eine der thörigten Frauen. Habe ich durch irgend etwas meinen König beleidigt; ſo bin ich bereit, auch ohne Geiſſeln an jedem Orte und in jeder Stunde mich vor ihm und mir gleichen Baronen zu vertheidigen!.. Der Tyrann, welchem dies alles hinterbracht wurde, wollte den Baron mit ſeiner ganzen Familie heimlich gefangen nehmen laſſen; aber ſie entkamen nach Irland. *)

---

*) Annales Waverleienses ap. Gale. T. II. p. 170. Matth. Paris. 157. 158.

**) Annales Waverl. l. c.

Durch ſolche tyranniſche Maaßregeln ſcheint **Johann**, der einmal darauf Verzicht thun mußte, ſich die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben, eine Furcht um ſich her habe verbreiten wollen, die ſeinen Thron ſchützen ſollte. Als er von einem Zuge wider den König von Schottland mit ſeinem Heere zurückkehrte, gab er Befehl, daß alle Zäune um die Forſten zerriſſen, die Gräben eben gemacht werden ſollten; und ſo wurden die Früchte des Feldes ganz dem Wilde preisgegeben. Darauf befahl er, daß alle Vaſallen ſeines Reiches von neuem, und ſelbſt die zwölfjährigen Knaben, ihm Treue ſchwören mußten. Zu derſelben Zeit aber erregte er Unwillen gegen ſich durch ein neues Verbrechen. Ein Geiſtlicher, der zu Oxford den Wiſſenſchaften oblag, hatte durch einen Zufall eine Frau getödtet, und entfloh. Der Vorſteher der Stadt und andere Bürger ſuchten nach dem Thäter umher, und fanden ihn nicht in ſeiner Wohnung, wo er mit drei andern Geiſtlichen zuſammenlebte. Sie nahmen dieſe gefangen, welche von der That nichts wußten, führten ſie nach einigen Tagen zur Stadt hinaus, und hängten ſie auf, weil der König es alſo befohlen hatte. Dreitauſend Mitglieder der Univerſität, ſowohl die Lehrer, als die Zuhörer derſelben, verließen darauf die Stadt und begaben ſich zum Theile nach Cambridge. *)

---

*) Matth. Paris. 158.

Endlich erfolgte der längſt gefürchtete Schlag; Innocenz ſchickte den drei Biſchöfen, welche das Interdict verkündigt hatten, den Befehl, nun den König

---

*) Matth. Paris. 159.

ſelbſt mit der Excommunication zu beſtrafen. Allein ſie hatten ſich ſchon aus England entfernt, und die zurück gebliebenen Prälaten fürchteten zu ſehr Johann's Grauſamkeit, als daß ſie es gewagt hätten, den Bann über ihn auszuſprechen. Aber das Urtheil des Papſtes ging durch geheime Geſpräche des Volkes von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und war bald durch England verbreitet. Ein Beiſitzer der Schatzkammer zu Weſtminſter, der Erzdechant Gottfried von Norwich, redete ſtill mit ſeinen Genoſſen davon, daß ſie einem excommunicirten Könige nicht dienen dürften, und entfernte ſich ohne Erlaubniß deſſelben. Johann ließ ihn greifen, ſtrenge feſſeln, mit einer bleiernen Kappe bedecken, damit er durch deren Gewicht und Hunger umkäme. *)

Immer voll Anſtrengung, die ſeine eigne Furcht zu verbannen ſuchte, indem er Schrecken um ſich her verbreitete, gerieth der König auf den Gedanken, nach Irland hinüberzuſchiffen, wo er die erſten Beweiſe von despotiſcher Laune als verzärtelter Königsſohn gegeben hatte. Mit tyranniſchem Verfahren begann und endigte er dieſe Unternehmung. Plötzlich ließ er alle Juden Englands, ſowohl vom weiblichen als männlichen Geſchlechte, in das Gefängniß werfen, und auf barbariſche Weiſe quälen, bis ſie ſich, zum Theil mit ihrem gan-

---

*) Matth. Paris. l. c.

zen Vermögen, loskauften. *) Auf dieſe Weiſe erhielt er beträchtliche Summen. Mit einer bedeutenden Macht landete er in Irland, wo das Anſehen der Engländer während Richard's Regierung ſehr verfallen war, zumal, da ſie gegen einander Feindſeligkeiten ausübten. Sobald er in Dublin angekommen war, eilten mehr als zwanzig kleine Fürſten der Inſel, ſich ihm zu unterwerfen. Da ſuchte er engliſche Cultur auf ihr feſter zu gründen, als bisher geſchehen war, und ſo ward ſein Aufenthalt auf ihr ein lichter Punct in ſeiner düſtern Regierung, wiewohl die guten Anordnungen, welche getroffen wurden, wahrſcheinlich vom Statthalter Irlands, dem Biſchofe Johann von Norwich, herrührten. Die Provinzen wurden in Grafſchaften getheilt, Sherifs und andere Beamte wurden in hinlänglicher Anzahl beſtellt, und eine Sammlung engliſcher Rechte und Gewohnheiten ward ihnen zur Richtſchnur ihrer Amtsverwaltung gegeben. Auch wurde der Verkehr zwiſchen beiden Königreichen durch die Einführung derſelben Münze für beide ſehr erleichtert.

Die letzte Zeit ſeines Aufenthaltes in Irland befleckte aber der König durch Verfolgungen engliſcher Großen auf der Inſel, beſonders der unglücklichen Familie des hieher geflohenen Wilhelm's von Braouſe, deſſen Gemahlin Mathilde mit einem ihrer Söhne

---

*) S. Anmerk. 1. S. 110.

im Kerker durch Hunger hingerichtet wurde. In England war er kaum wieder erſchienen, ſo erpreßte er eine ungeheure Summe von beinahe hunderttauſend Pfunden Sterlinge von den Geiſtlichen und Mönchen, und zog im folgenden Jahre (1211) unter Verheerungen durch Wales. Faſt ſchien es, als unternähme er dergleichen Züge nur, um alle diejenigen Baronen, welche denſelben nicht beigewohnt hatten, mit Geldſtrafe zu belegen, welches auch nach dieſem geſchah. *)

Vielleicht hätte er wieder verſucht, die Provinzen ſeines Hauſes auf dem feſten Lande dem Könige von Frankreich zu entreißen, wenn die Schritte des Papſtes gegen ihn ſeine Gegenwart in England nicht immer mehr zur Erhaltung ſeiner Herrſchaft nothwendig gemacht hätten. Nachdem vergebens zwei Legaten ihn zur Wiederherſtellung der engliſchen Kirche und Geiſtlichkeit in ihren vorigen Zuſtand zu bewegen geſucht hatten, erging eine Bulle, worin alle ſeine Unterthanen von der Treue gegen ihn losgeſprochen und diejenigen mit dem Kirchenbanne bedroht wurden, welche ſich irgend einer Gemeinſchaft mit ihm an der Tafel, in Rathsverſammlung und überhaupt im Geſpräche ſchuldig machten. Selbſt dadurch ward freilich kein Abfall der Großen, auch nicht einmal der Prälaten, vom Throne bewirkt, und man glaubte ſich ſo wenig

---

*) Annales Waverl. 172. Matth. Paris. 160.

durch den Verkehr mit dem Könige verunreinigt, daß ſich der ſchottiſche Prinz Alexander von ihm nach jener Bulle noch zum Ritter ſchlagen ließ; aber in der dumpfen Stimmung des Volkes bereitete ſich doch die Gefahr, und ein Eremit in Yorkſhire, welcher verkündigte, daß Johann am nächſten Himmelfahrtstage die Krone nicht mehr tragen werde, fand allgemeinen Glauben. Er blieb bei ſeiner Ausſage, als der König ihn zu ſich bringen ließ, und ſich erkundigte, aus welcher Urſache er alsdann nicht mehr regieren werde? „Naht jener Tag," erwiederte der Einſiedler, „und meine Weißagung iſt nicht erfüllt worden, ſo handelt mit mir nach Eurer Willkühr." Der König befahl, ihn auf das ſorgfältigſte zu bewachen.

Als Innocenz ſah, daß von dieſem noch das Volk nicht abfiel, wiewohl unter den Großen faſt keiner mehr war, in welchem er nicht einen tödtlichen Feind hatte, ſo daß ſie den König von Frankreich insgeheim einluden, herüberzukommen, und ſich mit ihrer Hülfe des Thrones zu bemächtigen; ſo beſchloß er, ſeinen letzten Blitz zu ſchleudern, nachdem ihn einige engliſche Biſchöfe und der Erzbiſchof Stephan Langton um die Rettung der Kirche Englands angefleht, und durch die ſchwärzeſte Schilderung von den Greueln, die Johann gegen dieſelbe ſeit dem Tage verübe, da das unglückliche Land mit dem Interdicte belegt ſey, aufgefordert hatten. Er verſprach dem Könige Philipp von Frankreich, wiewohl er demſelben wegen ſeines Trotzes gegen den päpſtlichen Stuhl keinesweges hold war, Vergebung aller ſeiner Sünden, und was wichtiger war, den engliſchen Thron für ihn und ſeine Nachfolger, wenn er das Urtheil der Abſetzung Johann's, das in großer Verſammlung von Cardinälen und Prälaten verkündigt wurde, kräftig vollziehen wolle. An die Baronen, Ritter und ſonſtige Krieger der Nationen der Chriſtenheit erging die Aufforderung, daß ſie ſich mit dem Kreuze bezeichnen und dem Zuge zur Entthronung des Königs von England beiwohnen ſollten, um unter der Fahne des Königs von Frankreich die heilige Religion der Chriſten zu rächen. Wer durch ſeinen Arm oder ſein Vermögen dieſe Unternehmung unterſtütze, der ſtehe ewig mit ſeinem Körper und ſeiner Seele unter dem ſichern Schirme der Kirche, gleich denen, welche zum Grabe des Heilandes wallfahrteten. Zu gleicher Zeit brachen der Legat Pandulph, welcher den Zuſtand Englands genau kannte, und die engliſchen Prälaten auf, um Frankreich in Bewegung zu bringen. *)

Wohl mochte König Philipp einſehen, daß er durchaus, um dem Anſehen der weltlichen Macht, der jetzt die Hierarchie gefährlicher als jemals drohte, nicht einen tödtlichen Stoß zu geben, den päpſtlichen Macht-

---

*) Matth. Paris. 161. 162.

ſpruch wider Johann nicht durch ſein Schwert vollziehen dürfe; aber die Ausſicht war zu reizend, daß er durch den Sturz des Königs von England ſich nicht nur den Beſitz der eroberten Länder deſſelben in Frankreich ſichern, ſondern ſich und ſeinem Hauſe noch ein neues Reich gewinnen ſollte. Sie war ſo verführeriſch, daß er nicht einmal einen Zweifel in die Redlichkeit der Verheißung des Papſtes, daß er ihm die engliſche Krone zuwenden wolle, geſetzt zu haben ſcheint. Freilich war es gewiß, daß Innocenz keine Rückſichten ſchonen werde, um ſeinen Grundſätzen von der Oberherrſchaft des päpſtlichen Stuhles über die Könige in der Entthronung Johann's zu huldigen, wenn derſelbe ſich nicht vor ihm ſchmiegte: allein er erwartete, daß dieſes geſchehen werde, ſobald eine furchtbare Macht England bedrohte. „Wie aber," fragte ihn insgeheim Pandulph, „wenn ich Reue bei dem Könige verſpüre, ſo daß er volle Genugthuung gegen alle Perſonen hoffen ließe?" Innocenz gab ſeinem Legaten die Urkunde eines Friedensvertrages mit den Worten: „Wenn er ihr beiſtimmt, ſo wird er Gnade beim päpſtlichen Stuhl finden." Wollte aber der König von England ſich nahe am Abgrunde nicht vor der Hierarchie beugen und mußte das franzöſiſche Heer die Inſel betreten, ſo war der Papſt doch gewiß nicht geſonnen, nach Vollziehung ſeines Verdammungsſpruches den König von Frankreich, den Fürſten, welcher jetzt der päpſtlichen Weltherrſchaft am meiſten das Widerſpiel hielt, zum vollendeten Beſitze ſeiner Macht kommen zu laſſen.

Philipp ließ an ſeine Vaſallen den Befehl ergehen, um Oſtern (1213) völlig gerüſtet ſich zu ihm nach Rouen zu ſammeln, und drohte einem jeden, der nicht erſchiene, als der Felonie ſchuldig zu beſtrafen. Eine große Flotte ward in den franzöſiſchen Häfen verſammelt und ein Ueberfluß von Lebensmitteln für das Landungsheer zuſammengebracht. *)

Der König von England blieb durch ſeine Kundſchafter nicht ununterrichtet von den Bewegungen auf dem feſten Lande wider ihn, und rüſtete ſich dagegen mit ungewohnter Anſtrengung. Alle Schiffe, die in den Seehäfen waren und wenigſtens ſechs Pferde tragen konnten, mußten aufgezeichnet werden, und ſollten zur beſtimmten Zeit wohl ausgerüſtet bei Portsmouth ſich verſammeln. Dann erging ein Befehl, daß alle, welche Waffen tragen dürften und könnten, bewaffnet zu Dover in der Oſterwoche zuſammenſtrömen ſollten.

Die Furcht vor Johann's grauſamem Zorne brachte die Nation ſchnell in Bewegung, und die herbeifluthende Menge war ſo groß, daß es bald an Lebensmitteln fehlte, und man einen Theil derſelben

---

*) Matth. Paris. 162.

wieder zurückſenden mußte. Mit fünfhundert Rittern und zahlreichem Gefolge zu Roß nahte der Statthalter von Irland, Biſchof Johann von Norwich, zur Freude des Königs. Ein herrliches Heer von ſechzigtauſend auserleſenen Streitern bewachte nun die Küſte, voll Kraft, wider jede Macht der Erde England zu vertheidigen, wenn ſie von Einer Geſinnung und Liebe gegen König und Vaterland beſeelt geweſen wären. Auch wollte Johann die Landung des Feindes nicht einmal erwarten, ſondern hoffte mit Zuverſicht, da ſeine Flotte ungleich mächtiger war, als die franzöſiſche, durch eine Seeſchlacht das feindliche Heer zu verhindern, England zu betreten und in den Fluthen zu begraben. *)

Die Erwartung war an beiden Küſten auf das höchſte geſpannt, als unerwartet zwei Tempelherrn bei Dover landeten und ſich freundſchaftlich dem Könige nahten. „Wir kommen," ſagten ſie, „o mächtigſter Herrſcher, von Seiten Pandulph's, des vertrauten Lieblings unſeres Herrn, des Papſtes. Er wünſcht mit Euch zu reden, zu Euerm Beſten und dem Wohle Eures Reiches; er wird Euch eine Urkunde des Friedens vorlegen, wodurch Ihr mit Gott und der Kirche verſöhnt werden könnet." Erfreut ſandte ſie Johann zurück mit dem Auftrage, Pandulph möchte ſogleich herüberſchiffen. Der Legat erſchien und redete zu Do-

---

*) Matth. Paris. 163.

ver mit dem Könige. „Siehe,“ ſprach er, „der übermächtige König von Frankreich wartet an der Mündung der Seine mit einer zahlreichen Flotte, umdrängt von den Streitern zu Fuß und Roß; täglich noch strömen ſie zu ihm, und dann wird er über Dich und Dein Reich kommen, und Dich Aufrührer wider den Papſt vom Throne jagen, damit er unter dem Schirme des päpſtlichen Stuhles das Reich von England auf ewig mit Recht beſitze. Mit ihm werden alle Biſchöfe kommen, die Du längſt geächtet haſt, und die übrigen Verbannten werden Dir zum Trotz ihre Sitze einnehmen, ſich ihrer Güter bemächtigen und dem neuen Herrſcher die Treue ſchwören, welche ſonſt Dir und Deinen Vorfahren galt. Der König von Frankreich rühmt ſich, Briefe faſt von allen Großen Englands mit ſich zu führen, worin ſie ihm ſchon gehuldigt haben. Du ſtehſt am Rande des Verderbens; noch kannſt Du für Dein Heil ſorgen.“

Der König bebte bei dieſer Rede. Sein böſes Gewiſſen rief ihm ſchreckender als je zu, wie wenig er Treue von ſeinen Unterthanen verdient habe. Er fürchtete, wann die Schlacht mit dem franzöſiſchen Heere beginnen ſolle, von allen Großen verlaſſen, als ein Verlorner dem Feinde übergeben zu werden. Der Himmelfahrtstag war nahe, da des Einſiedlers Weiſſagung erfüllt werden ſollte, und ſein verbrecheriſches Gemüth ward von dem Gedanken ergriffen, daß er ewig verdammt ſeyn werde. Er unterſchrieb die päpſtliche Urkunde des Friedens und ſchwur, indem er mit der Hand das Evangelium berührte, der Kirche zu gehorchen. Sechszehn engliſche Grafen und Baronen mußten mit ihm ſchwören und verheißen, daß ſie ihn zwingen würden, ſein Wort zu halten, wenn er es brechen wolle. *) Am dreizehnten Mai ward darauf in großer Verſammlung zu Dover der Friede bekannt gemacht und feierlich beſtätigt. Johann verſprach in demſelben, in allen Puncten, um deren willen ihn der Kirchenbann getroffen habe, dem Papſte zu gehorchen, und freundliche Aufnahme, vollkommene Wiederherſtellung für alle, welche wegen des Streites mit der Kirche gelitten hätten, noch beſondere große Summen für den erzbiſchöflichen Sitz von Canterbury und einige Biſchöfe. Er übertrug dem Papſte alle Patronatsrechte, die er über engliſche Kirchen beſaß, und nur nach der Erfüllung der Bedingungen ſollte er vom Banne, das Reich vom Interdicte befreit werden. **)

Es lag im Character Johann's, daß er, zu einer ſolchen Nachgiebigkeit einmal beredet, bis zur äußerſten Erniedrigung leicht getrieben werden konnte, und Pandulph wußte den gänzlichen Mangel an Haltung in demſelben trefflich zu benutzen; denn ſchon den zweiten

---

*) Ibid.

**) Rymer. T. I. p. 170. etc.

Tag nach jenem öffentlichen Friedensſchluſſe übertrug der König in einer zweiten Urkunde die Reiche England und Irland dem Papſte, um ſie als ein Lehn deſſelben zurück zu empfangen, mit der Verſicherung, daß er nicht durch Bannſtrahlen und Furcht gezwungen, ſondern freiwillig und auf übereinſtimmendes Anrathen ſeiner Baronen dies beginne, und mit dem Zuſatze, daß er und ſeine Nachfolger ſtatt der Vaſallendienſte, welche ſie dem päpſtlichen Stuhle leiſten müßten, jährlich zehntauſend Mark Silber, ohne Nachtheil der gewöhnlichen Abgabe des Peterpfennigs, entrichten würden. Oeffentlich ſchwur er dann vor Pandulph den Eid der Treue. Der folgende Tag war das Himmelfahrtsfeſt, da nach der Weiſſagung des Einſiedlers von Yorkſhire der König nicht mehr ſeine Krone tragen ſollte. Mit ängſtlicher Erwartung brachten der König und alle, die um ihn waren, den Tag hin, und als ſich am Ende deſſelben jener unverletzt und im Beſitze der Regierung erblickte, gab er Befehl, den Propheten an den Schwanz von Pferden zu binden, zu ſchleifen, und dann mit ſeinem Sohne an den Galgen zu hängen. Viele tadelten dieſe Strafe als Grauſamkeit, da der Einſiedler, wegen der Uebertragung der Reiche an den Papſt, allerdings die Wahrheit verkündet habe. *)

Als Pandulph nach Frankreich zurückgekehrt war, und der Inhalt der mitgebrachten Urkunde bekannt

---

*) Matth. Paris. 164. 165.

würde, ſah Philipp Auguſt ein, wie der römiſche Hof ihn überliſtet hatte. Unbeſchreiblich war ſein Zorn, da der Legat ihn ermahnte, die Waffen niederzulegen, indem nun jede Feindſeligkeit gegen den König von England eine Beleidigung gegen den heiligen Vater wäre. Auf Befehl deſſelben, erwiederte er, habe er die Unternehmung begonnen, und ſchon habe ſie ihm einen Aufwand von mehr als ſechszigtauſend Pfunden verurſachet. Er ſchien feſt entſchloſſen, die Landung in England auszuführen, und unter ſeinen Vaſallen weigerte ſich niemand, ihm zu folgen, als einzig der Graf von Flandern, der im Einverſtändniſſe mit Johann war. Wüthend wandte ſich nun der König von Frankreich mit ſeiner Macht gegen Flandern. Da ſandte Johann zur Rettung ſeines Bundesgenoſſen ſeine Flotte mit einer erleſenen kriegeriſchen Macht, unter Anführung ſeines Bruders, des Grafen Wilhelm von Salisbury ab, welcher der zweite Sohn der ſchönen Roſamunde von Klifford und von tapferm Sinne war. Sie ſtieß an der flandriſchen Küſte auf die große franzöſiſche Flotte, und erfuhr durch Kundſchafter, daß faſt die ganze Mannſchaft dieſe verlaſſen habe, um das feindliche Gebiet zu plündern. Der Ueberfall derſelben ward ſogleich beſchloſſen. Dreihundert Schiffe führte man glücklich nach England, mit großer Beute an Lebensmitteln, und hundert, die an das Ufer gezogen waren, wurden verbrannt. Als aber das engliſche Heer tiefer ins Land zog, ward es mit

Verluſt zurückgeſchlagen. Die Vertilgung der franzöſiſchen Flotte befreite England und Flandern plötzlich von aller Gefahr. *)

---

*) Matth. Paris. 165. 166. Siehe die Anmerkung auf Seite 111.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

König Johann wird vom Banne freigeſprochen. Seine Verheißung. Statt ihrer Rache, als die Baronen ihm nicht zum Zuge nach Frankreich folgen wollen. Der Primas Stephan Langton ſucht ihn aufzuhalten. Plan deſſelben. Zuſammenhang zwiſchen Johann's Character und ſeinem Haſſe gegen die chriſtliche Religion. Seine Geſandtſchaft an Miramoulin, einen arabiſchen Herrſcher in Spanien. Plan wider Stephan Langton. Bund der Stände wider den König, und deſſen gänzliche Verſöhnung mit dem päſtlichen Stuhle. Der zwanzigſte November 1214, großer Bundestag der Baronen. Ihre Erſcheinung vor dem Könige. Bewegungen deſſelben. Durch die Waffen wird er gezwungen, auf Runemede die große Urkunde der engliſchen Freiheit zu unterſchreiben.

König Johann, erfreut über die unerwartete Wendung ſeines Schickſales, faßte wieder Muth, ſeine franzöſiſchen Provinzen erobern zu wollen; allein die engliſchen Großen weigerten ſich ihm zu folgen, weil er noch nicht vom Kirchenbanne befreit wäre. Da eilte er, die noch entfernten Biſchöfe und den Primas Stephan Langton in ſein Reich zu rufen. Als ſie gelandet waren und dem königlichen Hofe zu Wincheſter nahten, kam ihnen der König entgegen, fiel auf ſein Angeſicht, und flehte mit vielen Thränen, daß ſie ſich ſeines Reiches erbarmen möchten. Sie erhoben ihn von der Erde und führten ihn in die Hauptkirche, wo ſie ihn vom Banne frei ſprachen. Unter ſeinen Verheißungen, die er durch einen Schwur, die Hand auf dem Evangelium, bekräftigen mußte, gelobte er auch Wiederherſtellung der guten Geſetze ſeiner Vorfahren, beſonders des Königs Eduard, ferner die Abſchaffung ungerechter Anordnungen und Achtung gegen den gewöhnlichen Rechtsgang. Ein freundſchaftliches Mahl der Prälaten mit dem Könige zeigte alsdann, daß ſie ihn nicht mehr als einen Geächteten anſahen.

Deſſenungeachtet war es ihm nicht möglich, die Vaſallen zu einem Zuge nach Frankreich zu bewegen. Zu Jerſey hatte er geharrt, ob ſeine Baronen ihm nicht nachkämen; aber keiner zeigte ſich; er war ſo verachtet geworden, daß man aufgehört hatte, ſelbſt ſeine raſche Wuth zu fürchten. Von ihr hingeriſſen, kehrte er zurück, und eilte Rache auszuüben. In Northampton aber nahte ihm der Primas Stephan Langton, um ihn mit ſeinem Heere, welches wahrſcheinlich größtentheils aus Brabanzonen beſtand, durch ſein Anſehen aufzuhalten. „Dieſes Beginnen," ſagte er, „da die Waffen gegen jemand gebraucht würden, der noch vor kein Gericht gezogen ſey, wäre eine Verletzung des Eides, welchen der König bei ſeiner Befreiung vom Kirchenbanne geſchworen hätte. Mit großem Getöſe antwortete der König, daß er wegen des Erzbiſchofes, den weltliche Angelegenheiten nicht zu kümmern brauchten, die Reichsgeſchäfte nicht aufſchieben werde. Am andern Morgen brach er mit der erſten Dämmerung auf, ſchäumend vor Wuth. Allein der Primas ließ ſich nicht zurückſchrecken, folgte ihm und drohte alle, welche vor Aufhebung des Interdictes gegen irgend jemand feindſelig die Waffen führten, mit dem Banne zu belegen, den König ſelbſt einzig ausgenommen, und dieſer mußte nachgeben. Der Tag wurde beſtimmt, an welchem die Baronen, über welche er ſich beklagte, vor dem Gerichtshofe erſcheinen ſollten. *)

Offenbar hatte Stephan Langton ſchon bei dem Eide, welchen Johann ſchwören mußte, um frei vom Banne zu werden, ſich den Plan gemacht, ſein Vaterland von dem Drucke des Tyrannen zu retten, und auf eine vortreffliche Weiſe griff er ſeit ſeiner Wiedererſcheinung in England in die Staatsverwaltung ein. Indem er feſtes Anſehen alter Geſetze und freie Ausübung der Juſtiz zur Feſſel machte, an welcher er

---

*) Annales Waverl. 178. Matth. Paris. 166. 167.

den ſchwachen und wahrhaftig böſen König hielt, zog er die ganze Nation an ſich, beſonders aber die Großen, die am meiſten dabei litten, wenn der Tyrann alle Schranken der Verfaſſung durchbrach. Faſt noch ſchwerer aber, als dieſen ſelbſt zu feſſeln, war es, die Beamten in allen Gegenden des Reiches, welche nun ſchon mehrere Jahre hindurch in der Tyrannei ihr Vorbild auf dem Throne nachgeahmt hatten, wieder in den Weg der Ordnung zurück zu bringen. Auch daran hatte der Primas Theil, daß an ſie alle ſtrenger Befehl erging, ſich vor jeder Ungerechtigkeit zu hüten, wenn ihr Leben und unverſtümmelte Glieder ihnen lieb wären. *)

Die Feſtigkeit und Tiefe des Blickes, womit **Stephan Langton** der Tyrannei entgegen trat, war jezt um ſo mehr Bedürfniß, da der einzige, welcher nach dem Tode des Erzbiſchofes **Hubert** von Canterbury noch einigermaßen die bürgerliche Ordnung empor halten konnte, nämlich der Oberrichter **Gottfried**, Graf von Eſſex, um dieſe Zeit ſtarb. Er war ein edler Mann, erfahren in den Rechten des Landes, angeſehen durch ſeinen Reichthum, verwandt und befreundet mit allen großen Familien Englands. Der wilde König hatte ihn immer gefürchtet, und erhob ein höhniſches Gelächter, als er ſeinen Tod erfuhr. „Wenn er zur

---

*) Matth. Paris. 166. col. 1.

Hölle hinabgeſtiegen iſt," ſagte er, „ſo wird er ſeinen Freund Hubert von Canterbury begrüßen, denn ohne Zweifel findet er ihn daſelbſt." Dann wandte er ſich zu den Anweſenden, die um ihn her ſaßen, und ſprach: „Bei den Füßen Gottes, jetzt erſt bin ich König und Herr von England."

Ganz nach der Sitte zerrütteter Seelen, welche durch einen Zufall von einer Feſſel erlöſet, ſich ſogleich Hoffnung machen und Kraft zutrauen, nun bald in voller Freiheit zu handeln, fühlte Johann jetzt keine größere Beſchwerde, als ſeine Verhältniſſe gegen den päpſtlichen Stuhl, und anſtatt den Grund derſelben in ſeiner ſchwachen, tyranniſchen Regierung aufzuſuchen, fand er ihn in der chriſtlichen Religion, gegen welche er deshalb einen Widerwillen faßte. Unter dieſen Umſtänden und in einem Geiſte, wie der ſeinige, der, ein Spiel plötzlicher Einfälle, keine Lage der Dinge zu berechnen vermochte, konnte nun leicht der abenteuerliche Gedanke aufkommen, ſich von Rom und vom Chriſtenthume ganz loszureißen, und zum äußerſten Gegentheile überzugehen. Mit der größten Eile und in der geheimnißvollſten Stille ſandte er zwei Ritter und einen Geiſtlichen zu Miramoulin, dem Kaiſer von Maroko und Beherrſcher eines großen Striches von Spanien mit der Kunde, daß er gern ſein Reich ihm zinsbar machen, den chriſtlichen Glauben, welchen er für eitel halte, verlaſſen, und dem Geſetze Mohammed's treu anhangen wolle. Vielleicht hatte der König bei dieſem Antrage den Gedanken, wenn Miramoulin, wie bald nachher geſchah, gegen die chriſtlichen Reiche Spaniens losbräche, mit ihm in Verabredung vom ſüdlichen Frankreich her, wo Guienne noch immer nicht von Philipp Auguſt eingenommen war, und ſeinen übrigen franzöſiſchen Nebenländern, die er noch keineswegs für verloren hielt, als Bundesgenoſſe der Araber zu handeln. Aber es gehörte ſein zerrütteter Sinn dazu, um glauben zu können, daß die chriſtlichen Ritter zu einer Zeit, wo noch das Feuer brannte, welches ſie nach Paläſtina wider die Araber trieb, ſich zu einer ſolchen Unternehmung würden brauchen laſſen.

Dem arabiſchen Fürſten ſchien der Antrag des Königs höchſt ſeltſam. Er äußerte, daß dieſer von einer niedrigen Denkart ſeyn müſſe, um ſo freiwillig ſeine Unabhängigkeit aufgeben zu wollen. Auch gefalle es ihm nicht, wenn man den Glauben der Väter, in welchem man erzogen ſey, mit wankelhaftem Gemüthe verlaſſe. Ueberdies ſey die Lehre der Chriſten ihm wohl bekannt, und er würde ſich zu ihr vor allen andern bekennen, wenn er nicht im Geſetze wäre. Wahrlich, ihr Herr verdiene über keinen Mann König zu ſeyn, um mit ihm in Verbindung zu ſtehen, das ſey weit unter ſeiner Würde. Sie aber, die Geſandten eines ſolchen Fürſten, möchten ſich ſchnell entfernen, und nie wieder vor ſeinen Augen erſcheinen. *)

Johann war wüthend über die Verachtung, womit er behandelt war; aber ſein Grimm wider die chriſtliche Religion ward deſſen ungeachtet ſtärker und lauter. Er ſpottete über die vornehmſten Lehren derſelben, über keine mehr, als welche die Auferſtehung der Todten verheißt, denn ſie eröffnete ihm eine furchtbare Ausſicht. Als eines Tages ein feiſter Hirſch abgezogen wurde, rief er mit Gelächter aus: „O wie glücklich haſt du gelebt, und haſt doch nie eine Meſſe gehöret!“ **)

Zu derſelben Zeit aber ſchickte er Geſandte nach Rom, um die Unterwerfung ſeines Reiches unter den päpſtlichen Stuhl von neuem zu bekräftigen. Auch gab er ihnen große Geſchenke mit an den heiligen Vater, welchen er für den ſtolzeſten und habſüchtigſten aller Sterblichen hielt, der durch Geld und Verheißungen zu jedem Frevel gelockt werden könnte. Jetzt war ſeine Abſicht, es dahin zu bringen, daß der Primas Stephan Langton, den er mit ſeiner ganzen ſchwarzen Seele haßte, auf eine feine Weiſe geſtürzt, und die engliſchen Baronen mit dem Kirchenbanne belegt würden. Dann erſt wollte er die Herrſchaft der Tyrannei mit wahrer Luſt beginnen.

---

*) Matth. Paris. 168. col. 2 — 170. col. 1. S. 1. Anmerk. auf S. 112.

**) Id. 170. col. 2.

Es war ihm wohl nicht verborgen geblieben, welcher furchtbare Bund wider ihn geſchloſſen war. Bei einer großen Verſammlung der Stände in der Paulskirche von London (J. 1213.), im Anfange des Septembers, wo der Erzbiſchof einigermaßen den Gottesdienſt wieder erlaubte, wiewohl das Interdict noch immer auf dem Lande ruhte, weil noch nicht alle Bedingungen des Friedensvertrages erfüllt waren, rief er einige Baronen zu einer geheimen Unterredung. Ihr habt ſelbſt gehört, ſagte er zu ihnen, wie der König mir zu Wincheſter ſchwur, die alten guten Geſetze wieder herzuſtellen, und die ungerechten abzuſchaffen. Seht da eine Urkunde Heinrich's I., durch welche wir, wenn ihr dafür Sinn habt, die verlornen Freiheiten wieder gewinnen mögen. Er las ihnen dann den Freiheitsbrief vor. Sie hörten ihn mit großer Freude an, und ſchwuren alle in Gegenwart des Erzbiſchofes, daß ſie für die Vollziehung ſeines Inhaltes, ſobald ein gelegener Zeitpunct komme, bis zum Tode kämpfen würden. *) Der Bund war geſchloſſen; und am Ende des Monats, in welchem er ſeinen Urſprung hatte, erſchien

---

*) Matth. Paris. 167. S. 2. Anmerk. auf S. 112.

ein päpſtlicher Legat, der Biſchof Nicolaus von Thusculum.

Man glaubte, an dem Betragen deſſelben ſogleich wahrzunehmen, daß er partheiiſch für den König geſtimmt ſey, als die Verhandlungen wegen der Entſchädigung der Prälaten begannen, die während des Streites zwiſchen dem Throne und der Kirche gelitten hatten. Es blieb daher alles unentſchieden. Noch höher ſtieg die Erbitterung gegen den Legaten, als er im Lande mit königlichen Beamten umherzog und die erledigten geiſtlichen Stellen mit Männern beſetzte, deren Verdienſt ſie derſelben keineswegs würdig machte. Der Primas wandte ſich an den Papſt; aber das goldene Siegel an der neuen Urkunde, welche Johann über die Unterwerfung Englands und Irlands unter den päpſtlichen Stuhl ausgeſtellt hatte, wirkte zu ſehr auf den heiligen Vater, dem überdies eine ſchwarze Schilderung von den engliſchen Großen gemacht wurde, welche zu einer Freiheit aufſtrebten, wodurch der König, der gehorſamſte und beſcheidenſte Fürſt, ſehr leiden würde. *) Endlich kam Befehl von Rom, daß die Streitigkeiten zwiſchen dem Könige und den Prälaten durchaus ſchnell geſchlichtet werden ſollten. Dieſe mußten ſich mit einer Summe von vierzigtauſend Mark Silbers begnügen. Feierlich wurde dann endlich das

---

*) Matth. Paris. 171. 172.

Interdict durch den päpſtlichen Legaten ganz aufgehoben (Jahr 1214.), nachdem es bis in das ſiebente Jahr drückend auf dem Reiche gelegen hatte. Ungeſtüm war die Freude darüber in allen Gegenden Englands. *)

Johann hatte unterdeſſen Hoffnung gefaßt, ſeine franzöſiſchen Provinzen wieder zu erobern, indem ſeine mächtigen Bundesgenoſſen, nämlich ſein Neffe, Kaiſer Otto, der Sohn Heinrich's des Löwen, und der Graf von Flandern zu gleicher Zeit mit ihm den König von Frankreich angriffen. Allein der große Sieg dieſes letzten über dieſelben bei Bovines machte ſeine Hoffnung eitel. „Nachdem ich mich,“ ſagte er, „mit Gott verſöhnt, nachdem ich meine Reiche dem päpſtlichen Stuhle unterworfen habe, gelingt mir nichts mehr auf der Erde!“ Bei ſeiner Rückkehr nach England ſah er ſich bald noch ungleich größerem Verdruſſe ausgeſetzt. **)

Die Härte, womit der neue Oberrichter, Biſchof Peter von Wincheſter, ſein Amt bekleidete, die Erſcheinung der päpſtlichen Bulle, wodurch den Baronen jede geheime Verbindung und jeder Widerſtand gegen den König bei Androhung des Kirchenbannes verboten war, die Bewegungen, die zu einem neuen Kreuzzuge gemacht wurden, und die beſſere Ordnung der Dinge, welche man überhaupt nach Aufhebung des Interdictes zu beginnen hoffte, veranlaßten die verbündeten Baronen, nun den Zweck ihrer Verbindung auszuführen. Am zwanzigſten November 1214, als dem Feſte des heiligen Edmund, da eine andächtige Menge zum Grabe deſſelben zu ſtrömen pflegte, kamen auch ſie nach Edmundsbury. Lang und geheimnißvoll waren hier ihre Unterhandlungen; die Urkunde Heinrich's I. ward wieder verleſen. Dann gingen ſie alle in die Kirche vor den hohen Altar. Einer trat nach dem andern auf, in der Folge des Alters, und ſchwur, die Hand auf dem Altare, daß man, wenn der König Ausflüchte ſuche, die Geſetze und Freiheiten der angeführten Urkunde anzuerkennen, mit dem Kriege, mit Verweigerung alles Gehorſams nicht aufhören wolle, bis er durch Brief und Siegel ihnen ihre Forderung zugeſtanden und bekräftigt habe. Auch kamen ſie überein, daß ſie unmittelbar nach den nächſten Weihnachten alle ohne Ausnahme zum Könige gehen und ihn um die Beſtätigung jener alten Freiheiten bitten wollten. Bis dahin ſollte ſich jeder mit Waffen und Pferden hinlänglich verſorgen, damit ſie ſogleich einen Angriff auf die Schlöſſer deſſelben thun könnten, wenn er, wie zu vermuthen ſey, jenen Eid nicht achten wollte, welchen er geſchworen, da der Primas ihn vom Kirchenbanne frei ſprach.

---

*) Id. 173.

**) Id. 175.

Ein jeder begab ſich nach dieſer Handlung zu ſeinem Heerde; aber ſie waren wieder verſammelt, als der König das Feſt der Weihnachten, jetzt in dem ſechszehnten Jahre ſeiner Regierung, zu Worceſter beging. Kaum einen Tag hatte er es gefeiert, als er plötzlich aufbrach nach London. Hier erſchienen die verbündeten Baronen, mit einer zahlreichen kriegeriſchen Begleitung. Sie verlangten vom Könige die Beſtätigung der Freiheiten, welche in den Geſetzen Eduard's und der Urkunde Heinrich's I. enthalten wären. Sein Schwur vor dem Primas verpflichte ihn dazu. Der König war beſtürzt über die Eintracht, womit die Baronen handelten, und über den Anblick, wie ſie gleichſam zur Schlacht gerüſtet waren. „Ihre Bitte," antwortete er, „betreffe eine wichtige und ſchwere Sache; bis Oſtern müſſe er Bedenkzeit haben, um ſich und der Würde ſeiner Krone nichts zu vergeben." Nach dieſer Antwort geſchahen auf beiden Seiten mancherlei Vorſchläge, wie man ſich einander zufrieden ſtellen könne, bis der König nach langem Widerſtreben unter dem Beitritte von drei Bürgen verſprach, zu der beſtimmten Zeit den Verbündeten völlig genug zu thun, in ſofern Vernunft und Billigkeit es heiſchten. *) Auch Stephan Langton war unter den Bürgen. Seitdem er den Bund zuerſt geknüpft hatte, ſcheint er denſelben ſeiner freien Entwickelung überlaſſen zu haben. Sein Herz mußte ihm hoch ſchla-

---

*) Matth. Paris. 175. 176. S. d. Anmerk. S. 113.

gen, als die Baronen ſo furchtbar und unerſchütterlich feſt vor dem Tyrannen erſchienen. Sie beſaßen aber auch an ſeiner ſtillen, feſten Klugheit nach dieſem Schauſpiele ihre herrlichſte Stütze.

Offenbar hatte der König ſich den Plan gemacht, die Geiſtlichkeit für ſich zu gewinnen, um durch ihren Beiſtand, wenn Oſtern herannahte, den Baronen Trotz bieten zu können. Schon im Januar erſchien eine Urkunde von ihm, worin er den Klöſtern und Stiftern die Wahl ihrer Häupter völlig frei gab, ſo daß ſie ſelbſt ohne ſeine Einwilligung eine canoniſche Wahl treffen könnten, und mit vieler Pracht verkündete nachher der Papſt in einer beſonderen Urkunde die königliche.[*] Am päpſtlichen Hofe waren mancherlei Bewegungen wider die Baronen, und zum Vortheile des Königs. Dieſer nahm ſogar das Kreuz zum Zuge nach Paläſtina, weil er wußte, daß niemand wider einen Kreuzfahrer die Waffen führen durfte. Aber alles dieſes machte wenig Eindruck, weil die Geiſtlichkeit unter der Leitung von Stephan Langton ſich nicht für ihn regte. Sogar gab Johann Befehl, daß man im ganzen Reiche ihm von neuem Treue wider jedermann ſchwören ſolle; und auch dieſe Maaßregel half ihm wenig, da die Stimme der Nation für die Verbündeten war.[**]

---

[*] Rymer. I. 197. 198.

[**] Matth. Paris. 176.

In der Oſterwoche verſammelten ſich dieſe bei Stamford in voller Rüſtung; den Adel faſt des ganzen Reiches ſchienen ſie ſchon an ſich gezogen zu haben, denn in dem großen Heere, welches ſie anführten, fünf und vierzig Häupter, zählte man allein zweitauſend Ritter. Alle gedachten des Primas, wie ihres Oberhauptes. Am Montage nach Oſtern rückten ſie gegen Brackley vor, und hier kamen zu ihnen Geſandte des Königs, der zu Oxford mit banger Erwartung verweilte.

An der Spitze dieſer Geſandtſchaft war Stephan Langton, bei deſſen Anſehen und Weisheit der Tyrann, ſo ſehr er ihn haßte, Schutz ſuchte, wenn der Sturm zu furchtbar wurde. Auf ihre Frage an die Baronen im Namen des Königs: welche Geſetze und Freiheiten es wären, die ſie verlangten? überreichten dieſe ein Verzeichniß derſelben, größtentheils alter Rechte und Gewohnheiten, mit der Verſicherung, daß der König ſie ihnen ohne Zögerung zugeſtehen und mit einem Siegel beſtätigen müßte; oder ſie würden ſich ſeiner Schlöſſer und Güter bemächtigen, und ſie inne halten bis zur vollſtändigen Genugthuung.

Der Erzbiſchof kam mit der Schrift der Baronen zum Könige und verkündete ihm, einzeln die Artikel derſelben. „Und warum," rief Johann, vor Unmuth knirſchend, „verlangen die Baronen mit dieſen heilloſen Forderungen nicht die Herrſchaft ſelbſt? Eitel iſt das, was ſie verlangen, nur dem Aberglauben noch heilig, und auch nicht auf den kleinſten vernünftigen Grund gebauet.“ Wüthend ſetzte er den Schwur hinzu, daß er nie ſolche Freiheiten geſtatten wolle, wodurch er zum Sklaven würde, und befahl ſeinen Geſandten zurückzueilen und den Baronen ſeinen Willen kund zu thun.

Dieſe ernannten ſogleich Robert, den Sohn Walther's, zum oberſten Anführer, und gaben ihm den Titel: Marſchall des Heeres Gottes und der Kirche. Ihr erſter Angriff aber auf die königlichen Feſtungen, welcher gegen Northampton gerichtet war, mißlang, weil ſie ſich mit Belagerungsmaſchinen nicht verſorgt hatten. Doch ward ihr Verdruß darüber bald durch die geheime Botſchaft von London verbannt, daß es nur der Eile von ihrer Seite bedürfte, um ſich der Stadt zu bemächtigen. Sie rückten ſchnell mit ihrem Lager bis Ware vor. Dann zogen ſie die ganze Nacht durch, und kamen in der Morgendämmerung des vierten Mai, eines Sonntages, vor London an, indem die Einwohner größtentheils in der Meſſe waren. Sie fanden die Thore offen, und rückten ohne Geräuſch ein. Den reichen Bürgern waren die Baronen ſehr willkommen, welche die Thore ſogleich mit ihren Wachen beſetzten, und nun nach Gefallen in der Stadt ſchalteten. *)

---

*) Matth. Paris. 177.

Von hier aus erließen ſie nun Schreiben an alle diejenigen Grafen, Baronen und Ritter, welche dem Könige, wiewohl nur mit Verſtellung, noch anhingen, und riefen ſie auf, den ſchwurvergeßnen Herrſcher zu verlaſſen, und mit ihnen für Freiheit und Frieden unwandelbar zu ſtehen und kräftig zu kämpfen. Wollten ſie dieſer Ermahnung aber nicht Gehör geben, ſo würde man wider ſie als Feinde des Vaterlandes ziehen und ihre Schlöſſer und Wohnungen der Zerſtörung Preis geben. Da blieben nur einige wenige am Hofe zurück; alle übrige vom Adel eilten nach London und ſchwuren zum Bunde der Freiheit.

Univ. Bibl. München

An allen dieſen Bewegungen nahmen der Primas und die Biſchöfe nicht öffentlich Theil. Es war ſchon genug, daß ſie den Aufforderungen des Papſtes, wider die Baronen den Kirchenbann zu ſchleudern, nicht Gehör gaben. Stephan Langton erwiederte dem Könige, als er in ihn drang, dem Befehle von Rom zu folgen, daß er zu gut die Sinnesart des Papſtes kenne, um ſo raſch in Vollziehung des Buchſtabens ſeiner Briefe zu ſeyn. Doch ſcheint es, daß er verſprach, durch die geiſtlichen Waffen dem Könige zu Hülfe zu kommen, wenn nur vorher die vielen Söldlinge, welche derſelbe zu ſeinem Schutze nach England gerufen hatte, fortgeſchafft wären; und Johann rühmt ſich, dieſelben entlaſſen zu haben.*) Als der Bann deſſenungeachtet nicht gegen die Baronen erfolgte, ſo ließ der König die Siegel der Biſchöfe nachmachen, und ſandte in ihren Namen Briefe in die Welt aus, in welchen die engliſchen Baronen als Feinde des Chriſtenthums dargeſtellt, und die Nationen aufgefordert wurden, die Waffen wider ſie zu ergreifen; die Güter derſelben ſollten als Belohnung für den Kampf wider ſie gelten. Dieſe Briefe machten aber gar keinen Eindruck, als daß ſie Unwillen und Verachtung gegen ihn erregten, ſobald der Betrug bekannt wurde. *)

---

*) Rymer. Tom. I. p. 200. S. 1. Anmerk. S. 114.

Indeſſen ſtieg mit jedem Tage die Gefahr ſeiner Lage, und er ſah endlich ein, daß nur gänzliche Nachgiebigkeit ihn retten könne. Die Wuth, welche in ſeiner Bruſt kochte, und die Rachſucht, die er unter einem lächelnden Geſichte zu verbergen ſuchte, hoffte er doch bald, wenn nicht wider den ganzen Bund, doch wider einzelne Baronen ausſtrömen zu können. Er ſchickte Abgeordnete an die Verbündeten, daß er um der Wohlthat des Friedens und der Ehre ſeines Reiches willen die Geſetze und Freiheiten, welche ſie forderten, gnädig zugeſtehen wolle; ſie ſollten nur Tag und Ort beſtimmen, wo darüber alles vollbracht werden könnte. Mit wahrhaft erquickender Freude hörten dies die Baronen, und thaten kund, auf die Wieſe zwiſchen Staines und Windſor möge der König zur

---

*) Matth. Paris. 177.

Unterredung mit ihnen kommen, und zwar am funfzehnten Junius.

Auf Runnemede, ſo hieß jene Wieſe, geweiht durch Reichsverſammlungen, die oft vor Zeiten auf ihr gehalten waren, ſtand am beſtimmten Tage das Lager des Königs, bei welchem der Primas mit dem Erzbiſchofe von Dublin und verſchiedenen Biſchöfen und funfzehn Baronen waren, dehnte ſich das Lager der Verbündeten hin, welches eine zahlloſe Menge umfaßte. Der Anblick der großen Ueberlegenheit derſelben, und der geheime Vorſatz Johann's, daß er bei der erſten Gelegenheit doch wieder die Feſſeln zerreißen wolle, die ihm hier angelegt wurden, bewirkten einen raſchen Gang, und den Schluß der Unterhandlungen binnen vier Tagen. Am neunzehnten Junius unterzeichnete Johann die große Urkunde der engliſchen Freiheit. *)

---

*) S. 2. Anmerk. S. 114.

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Zweite Lieferung.

Zweiter Band.

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin
im deutſchen Muſeum.
1819.

Bayerische -
[illegible]

Inhalt
des zweiten Bandes.

Geſchichte von England ſeit dem Regierungsantritt Richard's Löwenherz bis nach der Eroberung von Wales durch Eduard I.

Sechstes Buch.

Einführung des dritten Standes ins Parlament,

und

erſte Vereinigung der drei Kronen von England, Schottland und Irland zu einem Königreiche.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Freude in England über den großen Brief der Freiheiten. Wuth des Königs Johann. Seine Verbindung mit dem päpſtlichen Hofe wider die neue Freiheit. Vernichtungsbulle wider dieſelbe. Söldlinge des Königs zum Krieg wider die Baronen. Blutdürſtiger Geiſt derſelben. Planloſigkeit der Baronen; aber ihr großer Vortheil der Beſitz von London, und der Geiſt der Bürger dieſer Hauptſtadt. Dennoch Berufung des franzöſiſchen Prinzen Ludwig auf den Thron. Vergebliche Bemühung des Papſtes ihn zurückzuhalten. Ungehemmter Zug Ludwig's nach London. Merkwürdige Ausſage eines ſterbenden franzöſiſchen Ritters. Abwendung der engliſchen Baronen von Ludwig; aber ihre Verſöhnung mit Johann durch den Tod deſſelben verhindert. Krönung des älteſten Prinzen Heinrich. Deſſen Schutz der Graf Wilhelm von Pembroke. Gänzlicher Verfall des Anſehens des franzöſiſchen Prinzen. Vertrag, wodurch er der engliſchen Krone entſagt.

Allgemein war in England die Freude über den großen Brief der Freiheiten. Nun endlich, ſagte man, wäre der Zeitpunct gekommen, wo die ägyptiſche Tyrannei aufhören werde, welche das Volk ſo lange belaſtet habe. Aber der König, aus eigenem Antriebe wenig geneigt, ſeine Willkühr durch Geſetze beſchränken zu ſehen, ward noch durch Spott wider die neue Ordnung der Dinge gereizt. „Du biſt ein König ohne Reich,“ flüſterte man ihm zu; „Du warſt der fünf und zwanzigſte der Könige in England, und nun biſt Du die Schande des Thrones geworden.“ Sein unbändiges Gemüth überwältigte ihn gänzlich. Er knirſchte mit den Zähnen, raſete mit den Augen, ergriff Stäbe und nagte an ihnen, und ſchleuderte ſie zerbrochen hinweg. So gebehrdete er ſich am Abend des Tages, da er den großen Brief der Freiheiten unterzeichnet hatte, und ſchon in der Nacht ſandte er Befehle aus, um ſich zur Fortſetzung des Krieges mit den Baronen zu rüſten. Vor allen Dingen, meldete er ſeinen Anhängern, ſollten ſie eine ſtarke Macht der Söldlinge zuſammenziehen, nur hinterliſtig, ohne vorlaute Drohungen, damit die aufgeſchreckten Baronen dem Ausbruch ſeines königlichen Zornes keinen Damm entgegenſetzten. Dennoch blieben ſeine Rathſchläge nicht verborgen, und einige der verſtändigſten Großen traten zu ihm mit der Frage: ob es denn gegründet ſey, was das Gerücht ſage, daß ihn wiederum eine blinde Wuth aller heilſamen Maaßregel entführen werde? Allein der König ſchwur mit heiterem Geſicht und bei den Füßen Gottes, daß er auf nichts Böſes ſinne, und beruhigte ſie auf einen Augenblick. Seine innere Wuth brach in zu viele Zeichen aus, als daß ſie den Baronen hätte verborgen bleiben können. Wehklagend über Englands Geſchick ging der Reichstag auseinander; faſt einſam blieb der König zurück. Beſtürzt eilte er nach einer ſchlafloſen Nacht in Windſor, ehe der Morgen anbrach, wie ein Flüchtling, nach der Inſel Wight. *)

Hier lebte er drei Monate hindurch gleich einem Seeräuber, von ſeinem verbrecheriſchen Geiſt geſchreckt, von Rachſucht durchglüht. Auch an den Papſt hatte er Boten geſchickt, um die Blitze deſſelben gegen die Freiheit Englands zu richten. Schreckende Gerüchte von ſeinen Abſichten verbreiteten ſich um ſo mehr, je auffallender ſein Leben war. Die Baronen trachteten dahin, ſich den Beſitz von London zu ſichern, und ein groſſes Turnier, welches ſie in der Nähe deſſelben hielten, gab ihnen Gelegenheit, eine anſehnliche kriegeriſche Macht zuſammenzuziehen. Dies war um ſo nothwendiger, da ihnen von Rom aus ſchon der Krieg erklärt wurde. Vor einer groſſen Kirchenverſammlung waren hier die Geſandten des Königs erſchienen und hatten die Baronen angeklagt, daß ſie mit den Waffen den König gezwungen, ihnen ohne Wiſſen des heiligen Vaters, unter deſſen Hoheit doch er und alle ſeine Rechte gegeben wären, eine Urkunde der Freiheiten zu beſtätigen. So-

---

*) Matth. Paris historia major, editore Wilielmo Wats Londoni, 1684. Fol. p. 221 — 222.

gleich erließ Innocenz eine Bulle wider die Baronen Englands, welche mit verkehrtem Sinne wider ihren König ſich empörten, nachdem derſelbe mit der heiligen Kirche verſöhnt wäre, und ihm tapfer geholfen hätten, als er mit ihr im Streit lag. Die Urkunde der Freiheiten wurde für nichtig erklärt, und dem Könige wurde der Fluch der Kirche gedroht, wenn er ihr folgen würde, den Baronen, wenn ſie die Erfüllung ihrer Artikel von Johann verlangten. Nicht nur als geiſtlicher Oberherr, ſondern auch als weltlicher ſey der Papſt verpflichtet, für England Sorge zu tragen, beſonders jetzt, da zugleich die ganze Chriſtenheit darunter gelitten, daß der König von den Baronen befehdet worden ſey, wiewohl er das Kreuz ſchon genommen hätte. *)

Bald nach Erſcheinung dieſer Bulle in England brach der König von der Inſel Wight auf und ſchiffte nach Dover, wo eine ungeheure Menge der Söldlinge zuſammenſtrömte, die er jenſeit des Meeres hatte aufbieten laſſen. Doch kamen auch einige Baronen aus Poitou und Guienne mit kriegeriſchen Schaaren zu ſeiner Hülfe. Einigen von den Schwärmen hatte Johann ſchon groſe Landſtriche in England angewieſen, welche ſie nach Vertilgung der Einwohner inne haben ſollten. Deshalb fand man unter ihnen auch eine Menge von Weibern und Kindern. Beim Ausbruche

---

*) Math. Paris. 223—225.

des Krieges zeigte es ſich ſogleich, daß die Baronen ihn ohne planmäßige Anſtrengung, der König mit einer Wuth führen werde, welche keinen Zweck als augenblickliche blutdürſtige Rache zu haben ſchien. Der erſte Kampf entbrannte um die Feſtung Rocheſter, in welcher die auserleſenſten Krieger der Verſchwornen lagen, voll Vertrauen auf das Wort der Häupter des Bundes, daß man im Fall einer Belagerung ſie befreien werde. Allein dieſe zogen, ohne irgend etwas wider das königliche Heer unternommen zu haben, nach London zurück, und überließen ſich dem gewohnten Strome des Vergnügens, indem die Krieger der Feſtung durch Hunger gezwungen wurden, ſich zu ergeben, und die erſten Begebenheiten des Krieges den Muth des Bundes niederſchlugen. Befehlshaber der Burg war Wilhelm von Albinei geweſen, ein Ritter ohne Tadel. Sein beſter Bogenſchütze hatte während der Belagerung, da Johann die ſchwächſte Seite der feindlichen Werke aufſuchte, ihn um Erlaubniß gebeten, den ſichern Todespfeil auf den König abſchießen zu dürfen, allein er wollte es nicht erlauben, wiewohl der Schütze ihm entgegnete, daß Johann ſein Leben in einer ähnlichen Lage nicht ſchonen werde. Auch verdammte derſelbe jetzt nach Uebergabe der Burg nicht nur den edlen Wilhelm von Albinei, ſondern auch die übrigen gefangenen Ritter zum Tode am Galgen, und doch wußte er jene großmüthige Schonung ſeines Lebens durch den Befehlshaber. Allein der Adel unter ſeinen Fahnen erinnerte ihn an die Zufälle des Krieges und den Wankelmuth des Glücks, und wie leicht ſie in die Gefangenſchaft der Baronen gerathen und ein gleich grauſames Schickſal leiden könnten. Er begnügte ſich mit einem harten Gefängniſſe der Ritter und dem Tode der Krieger. *)

Anfänglich verſpürte das königliche Heer eine vortheilhafte Wirkung von dieſem blutdürſtigen Geiſte; denn der Schrecken, welcher vor ihm her wandelte, bahnte ihm eben ſo ſehr den Weg, als das leichtſinnige Leben der Baronen, von welchen nur noch der einzige Mann entfernt wurde, der ihrem rohen Beginnen Planmäßigkeit einhauchen konnte. Weil ſie dem Befehle von Rom, die Waffen niederzulegen, nicht Gehorſam geleiſtet hatten, ſo kam ein Schreiben des Papſtes nach England, worin dem Erzbiſchofe von Canterbury und allen Biſchöfen als die heiligſte Pflicht aufgetragen war, den Fluch der Kirche über alle, welche wider den König ſtritten, das Interdict über ihre Länder an den feſtlichen Tagen unter dem Geläute der Glocken und beim ſchauerlichen Fackelſchein im ganzen Reiche zu verkündigen. Die päpſtlichen Legaten kamen mit dieſem Befehl zum Erzbiſchofe Stephan Langton. Schon betrete er das Schiff, entgegnete ihnen dieſer, damit er nach Rom zur Kirchenverſammlung eilen

---

*) Matth. Paris. 226—227.

könne; er verlange Aufſchub der Vollziehung jenes Befehls, bis er ſich der Unterredung mit dem heiligen Vater erfreut habe; die Wahrheit ſey ſtumm geweſen, als die Verdammung über die Baronen ſey ausgeſprochen worden, und eben deshalb müſſe er den Willen des Papſtes noch erforſchen. Ihrem Auftrage gemäß unterſagten ihm nach dieſer Erklärung die päpſtlichen Bevollmächtigten die Ausübung ſeines geiſtlichen Amtes, und ſo reiſte er mit Kirchenſtrafe beladen nach Rom. Hier ſtanden Johann's Bevollmächtigte wider ihn auf, und klagten ihn an als einen geheimen Genoſſen der Baronen, den Aufrührer wider den König und den heiligen Stuhl, und zürnend bekräftigte Innocenz die Strafe, womit ſeine Legaten ihn belegt hatten. Zugleich wurde die Wahl ſeines Bruders zum Erzbiſchofe von York vernichtet. *)

Mit dieſen Ereigniſſen, welche ihn ſchmeichelten, ſtieg die Wuth des Königs, und die Anführer ſeiner Banden, unter welchen ſich faſt keiner fand, welcher nicht durch Raubgier und Blutdurſt und unmenſchliche Thaten berüchtigt geweſen wäre, empfahlen ſich ihm lebhafter, je verderblicher ſie verwüſten konnten. In zwei Hauptheere hatte er die wilden Schaaren abgetheilt; das eine war gegen die Macht der Baronen in London geſtellt, an der Spitze des andern zog er durch

---

*) Matth. Paris. 227—231.

England, vorzüglich durch die nördlichen Provinzen, und erneuerte jene Drangſale, welche die Einwohner Englands von den Barbaren, ihren Unterjochern erlitten. Wohin er ſelbſt nicht kam, ſandte er einzelne Heerhaufen unter den wildeſten Anführern. Die Menſchen flohen vor ihm in verborgene Gegenden; denn nur ſeine unmittelbaren Güter wurden verſchont, und er trachtete dahin, den König in ſeiner Perſon auszurotten, und nur als ein feindlicher Baron zu erſcheinen. Seine Unterthanen warf er verſtümmelt auf die Landſtraßen, ihr Eigenthum gab er den Flammen oder Fremdlingen preis, gegenſeitig mußten ſie ſich morden, und er führte die Sitte ein, daß Aeltern und Kinder und Geſchwiſter ſich einander zum Tode ſchleppten; aller Verkehr hörte auf, der Ackerbau ruhte, und Jammergeſchrei und Waffengetöſe und das Geläute der Glocken wurden vernommen, welches den Fluch des Himmels über die Feinde der Mordbrenner verkünden mußte. Nachdem der Tyrann ſich mit Blut und Flammen bis auf die Gränzen des ſchottiſchen Reiches gewälzt hatte, wo er dem jungen König Alexander, der in Verbindung mit dem nördlichen Adel ſtand, mit Anſpielung auf deſſen rothes Haar zurief, daß er das rothe Füchslein aus ſeinen Schlupfwinkeln aufjagen wolle; nachdem von Dover herauf bis Berwick England durch ihn zur Wüſte geworden, wollte er wieder König werden, aber gleichſam eines neuen Volkes; denn ſeinen Banden, größtentheils Fremdlingen, gab er die eroberten Länder. *)

Trotz dem bisherigen Glück ſeiner Waffen jedoch konnte er ſich nicht eine längere Dauer ſeiner Tyrannei verſprechen, wenn die Baronen im Beſitz von London ſich erhielten, und die Bürger deſſelben der Freiheit ungeſchwächt treu blieben. Durch die wiederholten Blitze des heiligen Vaters hoffte er den Muth derſelben zu brechen. Auf ſeine dringenden Vorſtellungen erſchien eine neue Bulle, worin die Bürger Londons, welche die vornehmſten Urheber des verkehrten Weſens wären, und die Häupter des verſchwornen Adels, namentlich als ſolche aufgeführt wurden, die der Fluch des Himmels belaſte. So geſchärft aber auch die Befehle waren, daß dieſe Bulle in allen Kirchen verkündet werden ſollte, litt man in der Hauptſtadt nicht die Ausbreitung derſelben. Unabhängig vom Papſte, äußerten die Bürger, könnten ſie mit dem Himmel in Verbindung ſtehen; kein Interdict ſollte ihren Gottesdienſt hemmen; die Nachfolger des Apoſtels Petrus wären wenig ihrem Ahnherrn ähnlich. **)

So muthvoll die Bürger Londons jedem Unglück entgegen ſehen mochten, waren die Baronen, weil ſie ihre Güter in den Händen des Königs und ſeiner Banden ſahen, von der Ueberzeugung gebeugt, daß ſie ohne mächtige fremde Unterſtützung ihre Angelegenheiten und mit ihnen die Freiheit nicht wieder erheben könnten. Noch war die Zeit nicht gekommen, daß ſich ein Staat um die Bewegungen im Innern der übrigen bekümmert hätte, es wäre denn, daß er von ſeiner Einmiſchung einen beſtimmten gewiſſen oder unmittelbaren Gewinn erwarten durfte. War man im Stande, den König Frankreichs auf einen ſolchen zu verweiſen, ſo konnte man von ſeiner Unterſtützung ſich den ſchnellſten und glücklichſten Erfolg verſprechen; denn bei weitem der größte Theil der Krieger, durch welche Johann ſeine Uebermacht erhalten hatte, war aus Provinzen des franzöſiſchen Königs herübergekommen, und verließ ohne Zweifel die Fahnen von jenem, wenn dieſer als Feind wider ihn auftrat. Daher beſchloſſen die Baronen, dem älteſten Sohne deſſelben, dem Prinzen Ludwig, die engliſche Krone anzubieten, und ſogleich gingen Geſandte von ihnen nach Frankreich ab, die in einer Urkunde, welche ſämmtliche Baronen mit ihren Siegeln bekräftigt hatten, an König Philipp die Bitte überbrachten, ſeinen Sohn auf den Thron Englands zu ſenden. Nimmermehr, war ſeine Antwort, als bis ich aus dem Adel eures Landes mir die ſicherſten Geißeln erleſen habe. Sie wurden ihm ſogleich geſandt, und dem jungen Ludwig wuchs die Seele. Er ließ unverzüglich einen Heerhaufen unter der Anführung tapferer Ritter hinübergehen, um durch Vorläufer die Treue der Baronen und das Geſchick zu prüfen, welches ſeiner harrte. Mit unermeßlicher Freude wurden ſie empfangen, als ſie auf der Themſe ankamen, und man achtete es nicht, daß ihnen die Bannflüche des heiligen Vaters bald folgten mit wiederholtem Donner wider die Stadt London und die übrigen Verfolger des Königs von England. Troſt genug dagegen brachte ein Schreiben des franzöſiſchen Königſohnes, daß er gewiß zur Zeit der nächſten Oſtern (1216) bei Calais bereit ſtehen werde, um ſelbſt mit ſeiner Macht ihnen zu Hülfe hinüber zu ſchiffen. *)

---

*) Matth. Paris. 231 — 232.

**) Matth. Paris. 235 — 236.

Dieſes zu verhindern, ließ ſich vorausſehen, werde der päpſtliche Hof alle ſeine Künſte und Kräfte aufbieten. Aber König Philipp antwortete dem Legaten, welcher in jener Abſicht an ihn geſandt war, daß England nie ein Erbtheil des päpſtlichen Stuhls geweſen ſey, und nimmer ſeyn werde; denn unmöglich hätte demſelben von einem Verbrecher, wie Johann, der längſt des Thrones verluſtig erklärt worden, das Reich übertragen werden können. Ueberdies wäre kein König

---

*) Chronicon sive annales prioratus de Dunstaple una cum excerptis e chartulario ejusdem prioratus. Thomas Hearnius e codicibus Mss. in bibliotheca Harleiana descripsit primusque vulgavit. Duobus Tomis. Oxonii, 1733. 8. T. I. p. 74. Matth. Paris. 232 — 233.

berechtigt, ohne Einwilligung ſeiner Baronen an irgend Jemand Anſprüche auf ſeinen Thron zu verleihen. Wollte der Papſt das Gegentheil von dieſer Behauptung als Recht durchſetzen, ſo ſey der Willkühr der Könige das Schickſal der Länder preis gegeben. Kaum hatte Philipp alſo geredet, ſo thaten die franzöſiſchen Großen, welche gegenwärtig waren, einſtimmig das Gelübde, daß ſie wider einen ſo verderblichen Grundſatz, wie der heilige Vater jetzt aufſtelle, bis zum Tode kämpfen würden. Wüthende Blicke warf Ludwig, der am folgenden Tage in der Verſammlung neben ſeinem Vater ſaß, auf den päpſtlichen Abgeordneten, und vergeblich flehte ihn dieſer an, daß er nicht England, das Erbtheil der römiſchen Kirche, feindlich betreten möge. Selbſt dem Grunde, daß Johann, weil er mit dem Kreuze bezeichnet ſey, binnen vier Jahren nicht angegriffen werden dürfe, begegnete der Prinz, indem er von jenem, vorher und nachher, da derſelbe das Zeichen der Kreuzfahrer genommen habe, befehdet worden ſey. Außerdem aber, ſchloß er, indem er zugleich aufbrach mit ſeinem Gefolge, dürfe ſein Vater ihn nicht hindern, ſein Recht in England mit den Waffen zu verfolgen, er berufe ſich hier auf das Urtheil derer, welche ihm gleich wären. Beſtürzt ſtand der Legat und forderte vom Könige ſicheres Geleit bis an die Küſte des Meeres, und ging erzürnt hinweg, als er vernahm, daß ihm daſſelbe freilich nicht entſtehen, ihn aber wider die Nachſtellungen der Unterthanen Ludwig's nicht ſchützen werde. *)

Weil der ſchlaue Philipp nicht gern den noch ſchlauern und kühnern Innocenz öffentlich beleidigen wollte und die ganze Gefahr der Unternehmung ſeines Sohnes vorausſah; ſo ſpielte er die Rolle, als erlaubte er ſie nur, weil er ſie nicht verhindern könne. Aber Ludwig eilte mit raſchen Schritten nach Calais und ſchiffte ſich mit einer großen Macht ein; vom Sturm verfolgt, landete er mit zerſtreuter Flotte auf der Inſel Taneth (d. 12. Jun. 1216.). König Johann ſtand zu dieſer Zeit mit ſeinem Heere bei Dover, und wagte es nicht, den Feind zu erwarten, weil er auf ſeine Söldlinge und die übrigen Krieger, die über Meer zu ihm gekommen, nun nicht mehr vertrauen durfte. Ludwig fand daher auf dem Zuge nach London keinen Feind zu bekämpfen. Die Baronen und die Bürger der Hauptſtadt ſchwuren ihm ſogleich die Huldigung, und er gelobte allen Ständen ihre guten Geſetze wieder zu geben. Johann floh vor ihm immer tiefer ins Land, und mit demſelben der päpſtliche Legat, welcher durch alle Gefahren glücklich in England angekommen war. Die ſchauerlichen Scenen des Kirchenfluches, welche dieſer wider den franzöſiſchen Prinzen und ſeine Anhänger eröffnete, machten wenig Eindruck; dagegen

---

*) Matth. Paris. 335—336.

verließen auf eine Aufforderung von Ludwig an den König der Schotten und die Baronen Englands, welche ihm noch nicht gehuldigt hatten, daß ſie zu ihm ſtoßen ſollten, die meiſten von den wenigen engliſchen Großen, welche dem Tyrannen noch gefolgt waren, ſogleich ſeine Fahnen. Auch war es ein Gewinn für Ludwig, daß er des Primas Bruder, Simon Langton, deſſen Wahl zum Erzbiſchofe von York der Papſt vernichtet hatte, zu ſeinem Kanzler beſtellte. *)

Während des glücklichen Fortganges ſeiner Unternehmung in England ſuchte er die Rechtmäßigkeit derſelben durch Geſandte in Rom vergebens zu erweiſen. Dies ſowohl, als der Beſitz vieler feſten Plätze, worin ſich Johann erhielt, ließen es noch immer zweifelhaft, welchem von den beiden Nebenbuhlern der engliſche Thron bleiben werde, obgleich nun Alexander, der ſchottiſche König, dem franzöſiſchen Prinzen als den Beherrſcher Englands huldigte. Am meiſten Hoffnung mußte der engliſche König auf die Eiferſucht ſetzen, welche früher oder ſpäter zwiſchen den einheimiſchen Baronen und den Großen in Ludwig's Gefolge ausbrechen mußte, zumal da dieſer es wenig verſtand, ihr vorzubeugen, indem er anfing, die vornehmſten Würden

---

*) Chron. prior. de Dunst. T. I. p. 74—75. Matth. Paris. 236—237.

und ſchönſten Beſitzungen an ſeine Lieblinge, die mit ihm gekommen waren, zu vergeben, welche ſich ihrer neuen Macht nicht ohne Tyrannei bedienten. *)

Indem auch die engliſchen Baronen immer mehr von allen wichtigeren Berathſchlagungen entfernt und ihre Schlöſſer den franzöſiſchen Rittern eingeräumt wurden, welche ihnen ſogar nicht verhehlen konnten, daß man ſie im Grunde als Verräther betrachtete, **) ward auf einmal der Schleier von dem Schickſale weggezogen, welches ihrer harrte, wenn Ludwig ganz die Oberhand behalten ſollte. Einer von den franzöſiſchen Großen, Viſcount von Melun, fiel zu London in eine ſchwere Krankheit. Als er ſich dem Tode nahe fühlte, ließ er einige engliſche Baronen zu ſich rufen, und entdeckte ihnen, daß Ludwig und mit ihm ſechszehn franzöſiſche Große geſchworen hätten, ſie wollten nach der Eroberung Englands alle diejenigen Baronen, welche jetzt mit ihnen ihren König verfolgten, als Verräther verbannen, und ihr Geſchlecht im Lande vertilgen. Sie ſollten an der Wahrheit ſeiner Ausſage nicht zweifeln, denn bei Gefahr ſeiner unſterblichen Seele ſage er ihnen im Tode, daß er ſelbſt einer von denen ſey, welche jenen Schwur gethan hätten. Beſtürzt über dieſe Entdeckung, geängſtiget durch den Fluch der Kirche, der auf ihnen ruhte, und ſie jetzt tief ſchreckte, da ſie ſich von allen Seiten in Gefahr ſahen, hätten ſie ſich gern mit Johann ausgeſöhnt, wenn ſie ſein wildes und rachſüchtiges Gemüth nicht zu ſehr gefürchtet hätten. Verheerend ging er auch jetzt durch die Provinzen Suffolk und Norfolk, und gab den Segen des Herbſtes, wo er ihn geſammelt fand, den Flammen preis. Als er ſich nach Lincolnſhire wandte und nicht die Zeit der Ebbe und Fluth im Strom Welleſtrem gehörig wahrnahm, entging er mit ſeinem Heere kaum der Gefahr vom anſchwellenden Waſſer; aber ſein Gepäcke mit allen ſeinen Schätzen und dem königlichen Schmucke, den er um ſo höher achtete, je drohender man dahin trachtete, ihm denſelben zu rauben, wurde vom Strudel verſchlungen, und nur wenige retteten ſich von der Begleitung. Erbitterter wie jemals übernachtete er in einer Abtei. Der Kummer und unmäßiger Genuß von Pfirſchen ſetzten ihn in einen fieberhaften Zuſtand. Einer Sage nach war dieſe Frucht, welche er genoß, von einem Freunde des Abtes vergiftet, weil der Tyrann die ſchöne Schweſter dieſes letzten, eine benachbarte Priorin, zum Opfer ſeiner Wolluſt ſich auserleſen hatte. Schon im Schloſſe Newark, wohin er am folgenden Tage aufgebrochen war, überraſchte ihn der Tod nach einem Leben, welches faſt von allen Laſtern zerrüttet ward, und von keiner Tugend entſchuldigt. *)

---

*) Chron. prior. de Dunst. T. I. p. 76. Matth. Paris. 237—241.

**) Chron. prior. de Dunst. T. I. p. 78.

In der Zeit, da das Schickſal ihn in die Gruft hinabzog, erſchien zu Newark eine Geſandtſchaft mit einem Schreiben von ungefähr vierzig Baronen, daß ſie verſöhnt zum König zurückkehren wollten. Allein dieſer war ſchon zu ſchwach, um noch irgend eine Verhandlung führen zu können, wiewohl dieſer unerwartete Schritt ſeiner bisherigen Feinde ihm Hoffnung geben mußte, daß ſeine ſchon getroffenen Anordnungen von glücklichem Erfolge ſeyn würden. Seinen erſtgebornen Sohn, den Prinzen Heinrich, hatte er zum Nachfolger beſtellt, und an denſelben, als ihren König, die Sherife und Befehlshaber der Burgen durch Briefe mit ſeinem königlichen Siegel verwieſen. **)

Der nachtheiligſte Umſtand für Ludwig war aber ohne Zweifel, daß ſich durch den Tod Johann's, ſein kräftigſter Bundesgenoſſe, der Haß der Nation gegen den Tyrannen verlor, welcher den zehnjährigen Heinrich nicht verfolgen konnte. Alle Herzen der Großen, die eben jetzt durch die Entdeckung ſeines Verrathes gegen ſie noch friſchen Unmuth fühlten, wandten ſich zu dem königlichen Knaben, welcher durch die ſtarke Hand des Grafen Pembroke emporgehalten wurde. Nicht allein durch ſeine Würde als Marſchall des Königreiches und oberſter Anführer der Kriegsmacht, ſondern auch durch ſeine Treue gegen Johann, ſelbſt zur Zeit der höchſten Drangſale war dieſer berufen, dem bisherigen Königsſtamme den Thron wider einen Fremdling zu erhalten. Er ſorgte dafür, daß der Knabe ſchnell zu Gloceſter gekrönt wurde, und ließ gern den päpſtlichen Legaten und die Biſchöfe die Hauptrolle bei der Feierlichkeit ſpielen; denn er bedurfte noch der geiſtlichen Macht wider die Feinde. Darum gab er auch zu, daß der junge König dem päpſtlichen Stuhl wegen der Reiche England und Irland Huldigung leiſtete, und verſprach, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters demſelben jährlich tauſend Mark zu bezahlen, ſo lange er jene Kronen beſäße. *)

---

*) Matth. Paris. 241 — 242. Chronic. prior. de Dunst. p. 78. Henry de Knighton. 2425 — 2426.

**) Matth. Paris. 242.

Ludwig lag vor Dover, als die Nachricht von Johann's Tode erſcholl, und hoffte nun durch die Vorſtellung, daß ſein Nebenbuhler geſtorben ſey, und

---

*) Annales Waveleienses. p. 182. in Thomae Gale script. hist. Angl. Vol. II. Chron. prior. de Dunst. p. 79. Matth. Paris. 243.

man ihn als König von England betrachten müſſe, die Beſatzung zur Uebergabe dieſes wichtigen Ortes zu bewegen. Allein er ſah ſich bald genöthigt nach London zurückzukehren, ohne ſeinen Wunſch erreicht zu haben, und ſeine Ausſichten wurden um ſo trüber, je planmäßiger der Graf Pembroke, den die Baronen, welche dem alten königlichen Hauſe anhingen, als Beſchützer des Reiches und des jungen Königs feierlich anerkannt hatten, alles anwandte, um dem franzöſiſchen Prinzen alle Hoffnung auf den engliſchen Thron zu zerſtören. Er ließ den Sohn Johann's den großen Brief der Freiheiten beſtätigen, und nahm dadurch jede Urſache hinweg, warum man die Waffen gegen das königliche Haus führte. Dann eilte er, den Großen Irlands den freudigen Eindruck zu beſchreiben, welchen dieſe Handlung auf die engliſchen Baronen und Prälaten *) gemacht hätte, und ſie in ihrer Treue zu befeſtigen. Als Ludwig nun einen Waffenſtillſtand mit Heinrich ſchloß, um nach Frankreich hinüber zu ſchiffen, ſo verließen ihn die vornehmſten Baronen, die ihm bisher angehangen, und ſchwuren ſeinem Gegner Treue, welcher ihnen gelobte, wegen ihrer Verbindung mit den Fremdlingen nie den geringſten Groll gegen ſie zu äußern. **)

---

*) Rymeri foed. I. 215.

**) Matth. Paris. 216. Rymeri foed. I. 214.

Bei ſeiner Rückkunft nach England fand er daher ſeine Ausſichten trüber, wie bei der Abreiſe, und immer mehr ſchien ſich als gegründet die Ausrufung ſeines Vaters zu zeigen, welcher bei der Nachricht, daß ſein Sohn ſich der Feſtung Dover nicht habe bemächtigen können, beſorgt äußerte, ſo habe derſelbe auch nicht einen Fuß mit Sicherheit in England geſetzt. *) Nach Lincoln wurde jetzt vorzüglich die Aufmerkſamkeit der Partheien gerichtet, und es ſchien, als wenn Ludwig's Schickſal in England durch den Kampf, welcher um den Beſitz dieſer Feſtung entbrannte, eine entſcheidende Wendung bekommen werde. Die Stadt war von dem franzöſiſchen Heere und den befreundeten Baronen beſetzt worden, aber in der Burg widerſtanden tapfer die königlichen Krieger. Ein Heer rückte dieſen zu Hülfe, zum Entſatz der Burg, und der päpſtliche Legat beſeelte es mit einem heiligen Eifer. Angethan mit einem weißen Gewand und umgeben von Geiſtlichen in gleicher Kleidung, ſprach er über Ludwig, alle ſeine Anhänger und die ganze Stadt Lincoln den Kirchenbann aus, und verhieß allen denjenigen, welche die Vollziehung dieſer Acht übernehmen würden, volle Vergebung ihrer Sünden. **)

---

*) Knighton de eventibus Angliae. p. 2427.

**) Math. Paris. 248—249.

Unmittelbar darauf trauerte Ludwig zu London über eine entſcheidende Niederlage der Seinigen zu Lincoln, und ſah wohl, daß er aus England ſchimpflich werde weichen müſſen, wenn er nicht große Verſtärkung aus Frankreich erhalte. An ſeinen Vater und ſeine Gemahlin ſchickte er Botſchaft, daß er von dem ſiegreichen Feinde ſchon gänzlich eingeſchloſſen wäre, und ohne ſchleunige Hülfe von ihnen nicht einmal würde herüberkommen können. Aber auch jetzt noch ſpielte der König von Frankreich die Rolle der Verſtellung, und wollte nicht unter ſeinem Namen dem Sohne, welcher mit dem Fluch der Kirche belaſtet war, Hülfe ſenden. Mochte der römiſche Hof leicht ſeinen Plan durchſchauen, ſo konnte ſich derſelbe doch weniger von ihm beleidigt glauben, wenn er dem äußern Scheine nach ſich vor den Blitzen des Vaticans beugte; und überdies war es immer rathſam, ſo viel wie irgend möglich die Vorurtheile des Zeitalters zu ſchonen. Im Namen Blancha's von Caſtilien aber ward ihrem Gemahl Ludwig eine neue Schaar von Kriegern geſandt. Allein von einer engliſchen Flotte angegriffen, ward dieſe Hülfe zerſtreut und vernichtet, woran theils die ungleich größere Geſchicklichkeit der Engländer im Seegefechte, theils die Liſt derſelben Schuld war, daß ſie, ſobald ſie den Wind dem Feinde abgewonnen hatten, dieſem Staubwolken von ungelöſchtem Kalk ins Geſicht ſandten, und ihn dadurch blendeten. Mit der Flotte war die Hoffnung Ludwig's, ſich in England zu behaupten, gänzlich verſchwunden. *) Der Graf von Pembroke ſchloß nun London von allen Seiten ein, und ſchnitt die Zufuhr ab; es war aller Anſchein da, daß ſich die Stadt, durch Hunger gezwungen, bald werde ergeben müſſen. Da erklärte Ludwig gegen den päpſtlichen Legaten und gegen den Marſchall der Krone, daß er gern allen Anſpruch auf den Thron Englands aufgeben wollte, wenn er nur ohne ſonſtige ſchimpfliche Bedingung Frieden erhalten könne. Er mußte die Unterhandlungen auf das Aeußerſte beſchleunigen, da ihm nicht unbekannt geblieben, daß mehrere von Londons Bürgern mit der königlichen Parthei übereingekommen waren, ihr die Stadt gegen das Verſprechen zu überliefern, daß alle ihre Freiheiten auf das neue unter dem Siegel der Krone beſtätigt werden ſollten. Der Graf von Pembroke aber und die übrigen Anführer des königlichen Heeres hatten Urſache, durch Härte gegen ſeinen Sohn den König von Frankreich nicht zum offenbaren Kriege zu reizen; auch ward ihnen friedliche Geſinnung durch den Gedanken geboten, daß jener auch durch manchen von ihnen nach England gerufen, und zu ihrem Herrſcher einſt erkohren worden. Auf einer kleinen Inſel der Themſe ward eine Zuſammenkunft gehalten. Ludwig ſchwur mit allen, die gleich ihm den Fluch der Kirche auf ſich geladen hatten, daß

---

*) Matth. Paris. 250—251. Annal. Waverl. 183. Chron. prior. de Dunst. Vol. I. 82—83.

ſie dem Urtheile derſelben ſich mit dem beſten Gehorſam unterwerfen würden, daß er alle ſeine Eroberungen in England ſogleich räumen, daſſelbe verlaſſen, nie mit feindlichem Gemüthe wieder betreten und ſeinen Vater dahin bewegen wolle, dem König von England die Beſitzungen jenſeit des Meeres wieder zu verleihen, ſo wie er ſelbſt, wenn er zur Regierung gelangt ſey, ihn derſelben friedlich genießen laſſen werde. Heinrich, der Legat und der Marſchall gelobten dagegen eidlich, daß keinem des engliſchen Volkes wegen der Verbindungen, worin er bisher gelebt haben möchte, irgend ein Nachtheil erwachſen werde, und daß alle die Freiheiten, zu deren Vertheidigung ſich der Krieg wider den König Johann erhoben hätte, auf das heiligſte geſichert ſeyn ſollen. Bald darauf verließ Ludwig, vom Kirchenbanne nebſt ſeinen Anhängern befreit, und vom Marſchall der Krone bis an die Küſte begleitet, ein Land, über welches die Herrſchaft zu erringen er mit jugendlicher Zuverſicht ſich geſchmeichelt hatte. *) (J. 1217.)

---

*) Chron. prior. de Dunst. I. 83. Annal. Waverl. 183. Matth. Paris. 251—252. Rymer. I. 221—222.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Weiſe Staatsverwaltung des Grafen von **Pembroke**. Tod deſſelben. **Hubert von Burgh**. Mißverhältniß zwiſchen ſeinem Character und der Stimmung der Nation. Beſtätigung des großen Briefes der Freiheiten. Rückſicht auf die Forſtgeſetze. Krieg jenſeit des Meeres. Grund ſeines ſchlechten Erfolges, vorzüglich in den Planen **Hubert's von Burgh**. Haß großer Partheien wider dieſe Plane. Schritt, wodurch er den Haß der ganzen Nation erweckt. Tod des edeln Primas **Stephan Langton**. Vermehrter Druck von der Habſucht des römiſchen Hofes. Allgemeine Stimmung und **Peter** von Wincheſter. Urſachen von **Hubert's** Sturze. Drückende Verwaltung des Biſchofs von Wincheſter und der Fremdlinge. Sturz der Hofparthei.

Das Vertrauen, welches man auf die Zuſage des Marſchalls hegte, und ſein Anſehen waren nothwendig, zu verhüten, daß auch nach dieſem Frieden der Geiſt der Fehde nicht wie bisher in England wüthe. Nur mit der ganzen Gewalt der königlichen Waffen konnte er es dahin bringen, daß manche von den Großen, zu welchen ſich Schwärme geſellten, die einmal darauf gerechnet hatten, vom Raube auf der Inſel zu leben, Ländereien und Schlöſſer an ihre rechtmäßigen Eigenthümer zurückgaben. Er erfüllte dagegen jede Bedingung des Friedens mit Sorgfalt, und ohne Zweifel ſchmerzte es ihn tief, daß er nicht durch denſelben berechtigt wurde, ſeine ſchützende Milde auch über die Geiſtlichen zu verbreiten, welche mit Ludwig in Verbindung geweſen waren. Der päpſtliche Legat wollte ſie, als Frevler gegen ihre geiſtliche Obrigkeit, von aller Verzeihung ausgeſchloſſen haben, um durch ihren Untergang ſich und ſeinen Hof bereichern zu können. Durch alle Gegenden Englands ſchickte er Bevollmächtigte, um die Verbrecher aufzuſpüren; diejenigen Geiſtlichen, welche ihr Vergehen durch große Geſchenke an die Richter ausſühnen konnten, wurden am mildeſten beſtraft. Es möchten wenige von der engliſchen Geiſtlichkeit ſeyn, auf welche nicht ein Verdacht fiel, in irgend einer Verbindung mit geächteten Baronen und ihrem Anhange geweſen zu ſeyn; und deshalb war der Quell faſt unverſiegbar, aus welchem die Habſucht des Legaten ſchöpfte. Der Primas Stephan Langton mußte dem Raube deſſelben ruhig zuſchauen, um nicht ſelbſt in ſeine Hände zu fallen, und es als eine Gunſt anſehen, daß der junge König Heinrich nachher noch einmal, nämlich von ihm, in Weſtminſter gekrönt werden durfte. *)

England erfreute ſich nur kurze Zeit der weiſen Regierung des Grafen von Pembroke. Nach ſeinem Tode **) führte der Oberrichter Hubert von Burgh das Staatsruder, weniger ſtreng gegen aufrühreriſche Baronen, als gegen die Bürger von London, deren Bewegungen jezt ſchon dem königlichen Anſehen gefährlicher ſchienen, als der Aufſtand von einzelnen Großen, und daran erinnerten, wie Ludwig bei ihnen den Mittelpunct ſeiner Macht gefunden hatte. ***) Auch ſcheint der Oberrichter überhaupt eiferſüchtiger als der Marſchall über die königliche Gewalt gewacht, wenigſtens nicht ſo eifrig wie dieſer für Erhaltung des großen Briefes der Freiheiten geſorgt zu haben. Der Erzbiſchof von Canterbury war es, welcher auf einer Verſammlung der Großen bei Oxford den König erſuchte, daß er doch alle die Freiheiten, zu deren Vertheidigung man die Waffen wider ſeinen Vater ergriffen habe, feierlich beſtätigen möge, indem er ihn an den Eid erinnerte, welchen er beim Abgange Ludwig's aus England geſchworen. Heinrich wußte nicht, was er auf dieſen Antrag erwiedern ſollte, aber einer von ſeinen Räthen äußerte, daß der König nicht verpflichtet ſey, jene Freiheiten heilig zu achten, weil ſie durch Gewalt errungen wären. Da erhob ſich der Primas zürnend und rief gegen den königlichen Rath: „Wenn du deinen Herrn liebteſt, ſo würdeſt du den Frieden des Reiches nicht hindern.“ Als der junge König den Eifer des Erzbiſchofes ſah, geſtand er, daß er durch ſeinen Schwur verpflichtet ſey, alle jene Freiheiten unverletzlich zu achten, und hielt ſogleich mit ſeinen Räthen eine Verſammlung, nach deren Beendigung Briefe an alle Sherife abgingen, daß ſie durch zwölf Adeliche oder andere Männer, gegen welche das Geſetz nichts einwenden könnte, in jeder Grafſchaft eine Unterſuchung anſtellen laſſen ſollten, welche Rechte zur Zeit ſeines Großvaters daſelbſt gegolten hätten. *) Hierdurch geſchah aber offenbar dem Verlangen des Primas keine Genüge; denn der Zuſtand der Rechte der Nation unter dem allgewaltigen **Heinrich** II. war weit von demjenigen verſchieden, welcher die große Urkunde der Freiheiten beſtimmte, und es leuchtete nur zu ſehr hervor, daß dieſe dem Hofe jetzt noch eben ſo verhaßt war, wie dem vorigen König. Daher gab auch **Ludwig** von Frankreich, der ſeinem Vater **Philipp** auf den Thron gefolgt war, und von **Heinrich** um die Zurückgabe der Normandie und der übrigen Beſitzungen ſeines Hauſes jenſeit des Meeres erſucht wurde, der Geſandtſchaft deſſelben, an deren Spitze der Primas, Stephan Langton, unverhohlen die Antwort, daß er ſich keinesweges zur Erfüllung ihres Friedensſchluſſes verpflichtet glaube, da ſtatt der Rechte der großen Urkunde, welcher durch denſelben neue Kraft verliehen ſey, gehäſſige Geſetze in England herrſchten. *) Bald darauf vernahm man auch die Klagen vieler Baronen gegen den Oberrichter, daß er nicht nach gerechten Geſetzen die Regierung verwalte; und ihr Unwille gegen ihn wurde noch lauter, als auf ſeinen Antrieb eine päpſtliche Bulle erſchien, worin Heinrich für volljährig erklärt, und denjenigen der Fluch der Kirche gedroht war, welche demſelben nicht ſogleich alles einräumten, was ſie noch von ſeinem Eigenthum an Land, Schlöſſern und Rechten beſäßen. **) Es bedurfte der Drohung des Primas, welcher bei brennenden Fackeln den Fluch über alle Feinde des Königs und Störer des Friedens ausſprach, und eben ſo ſehr der Waffenrüſtung des Hofes, um zu verhindern, daß ein neuer bürgerlicher Krieg von der Seite der Baronen begann, welche den Oberrichter durchaus vom Staatsruder entfernt wiſſen wollten, weil er die königlichen Schätze verſchwende und das Volk unterdrücke. Nur gegen ihn, nicht wider ihren König

---

*) Matth. Paris. 252. 260. Chronic. prior. de Dunst. I. 85. 86.

**) Chron. prior. de Dunst. I. 90.

***) Matth. Paris. 265. 266.

---

*) Matth. Paris. 266—267.

---

*) **Math. Paris.** 267.

) **Math. Paris. 268.

führten ſie die Waffen; nimmermehr würden ſie ſich wider dieſen vergehen. *)

Die meiſten königlichen Schlöſſer bekam Heinrich freilich von den Baronen und Rittern eingeräumt; **) auf keinen Fall aber konnte er ihrer Geſinnung einigermaßen vertrauen, wenn er nicht den feſten Willen zeigte, der Freiheit der Nation und der Grundlage derſelben, der großen Urkunde ihrer Rechte, Sicherheit zu gewähren. Als daher in einer Reichsverſammlung bei Weſtminſter der Oberrichter Hubert von Burgh den Ruin ſchilderte, welchem die Macht des königlichen Hauſes jenſeit des Meeres nahe ſey, wodurch nicht bloß Heinrich, ſondern auch viele ſeiner engliſchen Unterthanen in großen Nachtheil geſtürzt würden; als er vorſchlug, daß man zur Wiederherſtellung des königlichen Ruhmes in den jenſeitigen Provinzen der Regierung den funfzehnten Theil des beweglichen Gutes ſowohl der Geiſtlichkeit als der Laien bewilligen ſolle, zumal da Ludwig von Frankreich drohe, auch England ſelbſt zu betreten, deſſen Beſitz ihm vom Adel ſchon geſichert ſey, und deſſen König, ein armſeliger Knabe, ihm keinen Widerſtand leiſten werde: ſo erklärten alle Prälaten und Baronen gemeinſchaftlich mit dem Primas, daß ſie dem Wunſche des Königs ſich fügen würden, wenn er ihnen endlich die Beſtätigung der Freiheiten gewährte, um welche ſie ſchon ſo oft ihn erſucht hätten. Heinrich ſah ſich nun gezwungen, einem Verlangen nachzugeben, welches er mit tieferer Einſicht in ſeinen wahren Vortheil ſchon längſt erfüllt hätte. An alle Grafſchaften wurden Urkunden der Freiheiten geſandt, welche mit dem großen Briefe, der unter Johann's Regierung verfaßt war, dem Inhalte nach gänzlich übereinſtimmten. An diejenigen Gegenden, welche als königliche Forſten betrachtet wurden, ergingen zwei Urkunden, von welchen die eine die allgemeinen Rechte, die andere die Freiheiten in Hinſicht auf die Forſtgeſetze betraf. Zugleich ward noch feſtgeſetzt, daß für jede Grafſchaft zwölf Männer gewählt und eidlich verpflichtet werden ſollten, um die neuen Forſten von den alten zu unterſcheiden, damit alle diejenigen Gegenden, welche nach der erſten Krönung Heinrich's II. mit der Laſt der Forſtgeſetze belegt waren, von denſelben wiederum befreit würden. *) Wohl ſelten wurde ein Befehl der Regierung mit ſolcher Freude vollführt, als dieſer. Um Oſtern (J. 1225.) begannen die Bevollmächtigten der angegebenen Regel gemäß den königlichen Forſten ihre Gränzen zu ſtecken, und ſogleich ſah man allenthalben die lebhafteſten Bewegungen. Die Eigenthümer der Wälder, welche den

---

*) Chron. prior. de Dunst. I. 137.

**) Ibid. p. 138.

---

*) Matth. Paris. 272. Chron. prior. de Dunst. 151—152.

königlichen Forſten abgeſchnitten waren, freuten ſich laut, von dem gefällten Holze ihres neuen Grundes zu verkaufen, oder auf demſelben das Wild jagen zu dürfen, und zu beſtimmen, was von ihrem neuen Eigenthum durch den Pflug bebauet werden und was ungepflügt bleiben ſollte. *)

Das Geld, welches der König der getroffenen Uebereinkunft gemäß erhob, und fünftauſend Mark Silber, welche ihm die ſämmtlichen Juden Englands erlegten, **) verwandte er nun zum Kriege jenſeit des Meeres, der vorzüglich ſeinem Bruder Richard aufgetragen wurde. Dieſem gelang es durch die Eroberung von ein paar Schlöſſern Guienne ſeinem Hauſe zu erhalten; ***) aber ſelbſt der plötzliche Tod des Königs von Frankreich reizte ihn zu keiner bedeutenden Unternehmung; König Heinrich war zu wenig ſelbſtſtändig, als daß er von ihm fortdauernde hinlängliche Hülfe hätte erwarten können, und der Oberrichter Hubert von Burgh, von welchem jeder Entſchluß deſſelben abhing, dachte mehr daran, in der königlichen Gewalt die ſeinige im Innern wider die Baronen zu befeſtigen, als des Königs Macht außerhalb zu erweitern.

---

*) Matth. Paris. 273.

**) Annales Waverl. 189.

***) Matth. Paris. 273. Chron. prior. de Dunst. 153—154.

Eben dieſer Plan, welchen er mit Strenge verfolgte, war es, was ihm die Großen nie verzeihen konnten; aber er vollführte denſelben auch mit zu wenig Unbeſcholtenheit des Characters, mit zu wenig Achtung gegen das Aufſtreben nach Freiheit, welches unverkennbar die ganze Nation beſeelte, als daß die Klagen der Baronen wider ihn ganz ungegründet hätten ſeyn können. Wie der Oheim des Königs, Graf Wilhelm von Salisbury, jenſeit des Meeres focht, hatte Hubert von Burgh alles aufgeboten, die Gemahlin und Grafſchaft deſſelben einem ſeiner Anverwandten zuzuwenden; und als der Graf nach der Heimkehr ihn deshalb anklagte, mit dem Schwur, daß er zum Verderben des Reiches ſich ſelbſt rächen würde, wenn er dieſe Beleidigung nicht hinlänglich beſtraft ſähe; ſo ſuchte Hubert ihn mit großen Geſchenken zum Schweigen zu bewegen. Er gab ihm dann ein Verſöhnungsmahl. Wilhelm von Salisbury ſtarb bald nachher, und das Gerücht klagte den Oberrichter an, daß er ſeinen Feind vergiftet habe. *) Die Erbitterung wider ihn war dadurch ſehr geſtiegen, als auch Richard vom Kriege jenſeit des Meeres zurückkam. Er war Graf von Cornwall, und glaubte als ein ſolcher ein Recht auf einen Hof zu haben, welchen ſchon ſein Vater Johann an einen Deutſchen gegeben hatte. Das Recht des jetzigen Beſitzers wollte er unterſucht

---

*) Matth. Paris. 276—277.

wiſſen, und bis dahin den Hof für ſich in Beſitz nehmen. Vor dem Gericht des Königs und der Baronen wollte er den Streit entſcheiden laſſen. Eben der Zuſatz, daß er auch auf dieſe letzeen ſich berief, erbitterte den Oberrichter, und **Richard** ward plötzlich durch die Nachricht aufgeſchreckt, daß derſelbe im Schlummer der nächſten Nacht ihn im Namen des Königs greifen und ins Gefängniß werfen werde. Durch die Flucht entzog er ſich der Gefahr, und ſogleich waren Viele der mächtigſten Großen mit ihm in Bewegung. Der König mußte ſich vor ihm beugen, und **Hubert von Burgh** ſah ſich durch den Haß der Baronen um ſo mehr in Gefahr, je mehr die Furcht vor ihm zu ſchwinden begann. *)

Wenn er durch ſolche Handlungen doch immer nur einzelne Partheien wider ſich empörte, ſo verdiente er durch einen andern Schritt den Haß der ganzen Nation. Die Bulle des Papſtes, welche auf ſeine Veranlaſſung den König für volljährig erklärte, hatte wahrſcheinlich wenig Eindruck gemacht; und endlich konnte **Heinrich** (im Februar 1227) öffentlich erklären, daß er das geſetzmäßige Alter erreicht habe, deſſen ein König von England bedürfe, und ohne Aufſicht regieren wolle. Nach dem Tode des Grafen **Pembroke** war der Biſchof **Peter** von Wincheſter zu ſeinem eigentlichen Vormund beſtellt werden, wiewohl der Oberrichter das Staatsruder ergriffen hatte. An der Volljährigkeit Heinrich's lag dieſem ſehr viel, weil es ihm, nachdem ſie erreicht war, leichter wurde, jenen entfernt zu halten. Von nun an wurde auch kein anderer Rath des Königs im geringſten mehr gehöret. Aber deſto ungetheilter traf ihn der Haß aller Stände, als in derſelben Verſammlung, worin die Volljährigkeit des Königs erklärt war, auch die Urkunden über die Freiheit der Forſten, welche nun ſchon zwei Jahre gegolten hatte, für nichtig erklärt wurde; denn zu der Zeit, da Heinrich dieſelben beſtätigt habe, ſey er weder ſeines Körpers noch ſeines Siegels mächtig geweſen. Der Druck und die Verwirrung, welche durch dieſes treuloſe Verfahren, wie es Richard längſt vorhergeſagt hatte, *) nothwendig entſtanden, wurden durch den Befehl vermehrt, das ein jeder ſeine Urkunden von neuem durch das königliche Siegel bekräftigen laſſen ſolle, wofür nach der Schätzung des Oberrichters Koſten bezahlt wurden. **)

---

*) Matth. Paris. 284.

Indem alle Gemüther wider dieſen letzten und den König gereizt waren, ſtarb der edle Primas Stephan Langton, welcher in der Mitte zwiſchen der Tyrannei des Throns und dem zügelloſen Geiſte der Baronen beide zu bändigen, und für geſetzliche Freiheit zu gewinnen geſucht hatte. Selbſt nicht nur jene Partheien ſtürmten nach ſeinem Tode frecher gegen einander, ſondern auch die Habſucht des römiſchen Hofes ſah, durch ſein Anſehen nicht mehr zurückgedrängt, England gänzlich als ihren Raub an. Papſt Gregor IX., in ſeiner Wuth wider Kaiſer Friedrich II., forderte zum Kriege wider denſelben den zehnten Theil des Werthes von allem beweglichen Gute in England und Irland. Der päpſtliche Legat beſtimmte der Geiſtlichkeit beider Reiche eine große Summe, welche ſie ihm an einem feſtgeſetzten Tage entrichten und durch Erhebung des Zehnten von beweglichen Gütern ſich wieder einſammeln ſollten. Durch Wucherer, welche ihn begleiteten, und gegen ungeheure Vergütungen Geld liehen, ward der Druck unerträglich; aber man rettete ſich doch zu ihnen, durch die gedrohten Bannſtrahlen der Kirche geſchreckt. Selbſt von der Frucht, die mit ungewiſſem Erfolg im Felde aufwuchs, mußte der Zehnte bezahlt werden. *)

---

*) Matth. Paris. 272.

**) Matth. Paris. 283.

Von dem König und von ſeinem Oberrichter tyranniſch behandelt, und von beiden Seiten ohne Schutz wider Roms Habſucht gelaſſen, wünſchten alle Claſſen der engliſchen Nation eine Veränderung am Staatsruder, als der Biſchof Peter von Wincheſter jetzt von

---

*) Matth. Paris. 505.

einer Wallfahrt in das gelobte Land zurückkam. *) Er war ein erbitterter Feind Hubert's von Burgh; mehrere Großen, welche gleichfalls gegen dieſen feindlich geſinnt waren, kamen eben jetzt von jenſeit des Meeres heim, und bald verrieth es ſich, daß das Anſehen des Oberrichters zu wanken begann. Auf ſein Anſtiften geſchah es ohne Zweifel, daß Heinrich die Schweſter des Königs der Schotten zu heirathen beſchloß. Aber einſtimmig erhoben ſich mit Unwillen die Baronen wider dieſen Entſchluß, weil es ſich nicht gezieme, daß ihr König mit der jüngern Prinzeſſin der Schotten ſich vermähle, da der Oberrichter die ältere Schweſter zur Gemahlin habe; und Heinrich wich dieſen Vorſtellungen. **) Nun bedurfte es nur einer unbedeutenden Veranlaſſung, und das Gewitter brach los über Hubert's Haupte. Als einer von den kleinen Herrſchern in Wales einen Einfall in das engliſche Gebiet nach ſeiner Sitte gewagt hatte, trat der Biſchof von Wincheſter, von mehreren umgeben, zum König und ſtellte ihm vor, welche Schmach es für ſeine Krone ſey, daß Räuberſchaaren aus Wales jährlich ſein Land und die Gefilde ſeiner Baronen ungeſtraft verheeren dürften; und auf ſeine Antwort, daß ſeine Einkünfte kaum zu den gewöhnlichen Ausgaben hinreichten und ihm keine kriegeriſchen Unternehmungen erlaubten, entwarfen ſie ihm eine ſchwarze Schilderung von mehreren ſeiner vornehmſten Beamten und von ſeiner eigenen Lage; wie er nichts von einem König als den Namen beſäße, und für arm gehalten würde, da hingegen ſeine Vorfahren, umgeben von allem Glanz des Lebens, von denſelben Einkünften, welche noch jetzt dem Throne zuſtrömten, ſich große Schätze geſammelt hätten. Heinrich war immer das Spiel des letzten Eindruckes, und fing ſogleich an, Rechenſchaft von mehreren Beamten zu fordern, welchen die Einkünfte anvertraut waren, und ſich durch den Raub zu bereichern, welchen er ihnen wieder abnahm.

---

*) Matth. Paris. 311.

**) Matth. Paris. 312.

Bald darauf traf der Schlag den Oberrichter ſelbſt. Seine Würde ward ihm genommen, obgleich ſie ihm in einem königlichen Briefe auf ſein ganzes Leben ſoll geſichert geweſen ſeyn. Ueber die vielen Zweige ſeiner Staatsverwaltung und über die früheſten Zeiten derſelben ward ihm Rechenſchaft abgefordert, und vergebens berief er ſich auf eine Urkunde vom König Johann, worin ihm verſprochen war, daß er wegen ſeiner Einnahme und Verwendung der königlichen Einkünfte nie zur Rechenſchaft gezogen werden ſolle; der Biſchof von Wincheſter behauptete, daß nach dem Tode des vorigen Königs dieſer Freibrief keine Kraft mehr habe. Aber zu gleicher Zeit ward Hubert des Hochverrathes angeklagt, weil er dem Herzog von Oeſterreich, als ſich Heinrich um deſſen Tochter bewarb, die Verbindung widerrathen habe. Aber ſowohl dieſe Anklage, als verſchiedene andere Puncte, welche der ſchwache König wider ſeinen ehemaligen Liebling jetzt vorbrachte, waren theils unerwieſen, theils lächerlich, wie die Beſchuldigung, daß der Oberrichter einen köſtlichen Stein, der ſeinen Beſitzer unüberwindlich im Kriege gemacht, dem königlichen Schatz entwandte, und an einen feindlichen Fürſten von Wales übergab. Der allgemeine Haß wider Hubert von Burgh ließ den Aberglauben mehrere Verbrechen erſinnen, deren er ſchuldig ſeyn ſollte; aber niemand klagte ihn an wegen ſeiner Vergehungen wider die Nationalfreiheit, weil der König ſelbſt ſie wenigſtens mit vollbracht hatte.

Dieſer ging ſo weit, daß er in London durch ein Aufgebot zur Klage wider ſeinen geſtürzten Liebling alle reizte, die ſich irgend von ihm beleidigt glaubten. Da floh Hubert in das Heiligthum einer Kirche, um hier abzuwarten, daß ſich der Sturm wider ihn etwas legte. Heinrich aber ließ dem Major von London noch am Abend kund thun, daß er die Bürger zuſammenrufen und bewaffnet nach der Kirche ziehen ſolle, um den Oberrichter lebendig oder todt ihm zu bringen. Die Glocken wurden geläutet, die Bürger ſtrömten zuſammen und vernahmen freudig den königlichen Befehl. Einige verſtändige Bürger eilten freilich nach Southwark und weckten den Biſchof von Wincheſter aus mitternächtlichem Schlafe, und zeigten ihm die

Gefahr, wenn man dem Pöbel die Rache der Geſetze übertrüge; aber ſie wurden ſchnöde mit der Antwort zurückgewieſen, daß man vor allen Dingen dem Befehl ſeines Königs gehorchen müſſe. In der anbrechenden Morgendämmerung zogen faſt zwanzigtauſend Bewaffnete aus den Thoren Londons mit Kriegszeichen nach Moreton zu dem Heiligthum, welches die Zuflucht Hubert's war. Indem der Pöbel jauchzte, daß Blut fließen ſollte, ſtellte man dem König vor, daß er die Maſſe von Menſchen, die auf ſeinen Befehl in Bewegung ſey, ohne Zweifel zu ſeinem eigenen Verderben bewaffnet habe; und wie man über die Beſtrafung ſeines Lieblings auf ſolche Weiſe vorzüglich in Frankreich ſpotten werde, deſſen Volk die Sitte hätte, das Schlechte, wie das Große und Gute mit Uebertreibung zu ſchildern. Plötzlich änderte ſich der Sinn des Königs. Sein Kanzler erſchien zu Roß bei der bewaffneten Menge, ſie zurückzurufen. Ungern und zögernd folgte ſie nun dem königlichen Willen. *) Hubert erhielt eine Zeitfriſt zu ſeiner Vertheidigung gegen die Anklage, und glaubte ſich durch einen offenen Brief des Königs in voller Sicherheit. Dieſer aber ſandte einen Ritter mit dreihundert Bewaffneten aus, welche ihn auffangen und in den Kerker Londons führen ſollten. Von der Gefahr benachrichtigt floh Hubert vor den Altar einer Capelle, ward von ſeinen Verfolgern herausgeriſſen und

---

*) Annal. Waverl. 194. Matth. Paris. 317—320.

in enge Feſſeln geworfen. Ein Schmidt, welcher gerufen war, ihm eiſerne Ringe um die Beine zu ſchlagen, weigerte ſich deſſen mit Entſetzen; denn der Mißhandelte habe ſo oft England gegen ſeine eigenen Bewohner und gegen Fremdlinge gerettet; aber mit Hohn über Reden der Art banden die ausgeſchickten Krieger des Königs dem vor kurzem noch allmächtigen Miniſter die Füße unter dem Bauche eines Pferdes zuſammen, und brachten ihn ſo in den Tower. Sobald dies bekannt wurde, drang die Geiſtlichkeit in London darauf, daß der Angeklagte in die Capelle, aus welcher man ihn geriſſen hatte, zurückgebracht werden müßte. Sogleich erhielten aber auch die Sheriffe von Hertford und Eſſex Befehl, daß ſie die Menſchen ihrer Grafſchaften aufbieten und die Capelle wachſam umringen ſollten, damit der Flüchtling nicht weiter fliehen oder von irgend Jemand Lebensmittel bekommen könnte. *)

Doch zeigte ſich der Zorn des Königs bald gemildert, vorzüglich nachdem Hubert ihm ſeine großen Schätze ausgeliefert hatte; denn nun fand Heinrich ſelbſt, daß der Angeklagte doch wenigſtens ſeinem Oheim Richard und ſeinem Vater Johann mit treuem Eifer gedient habe, und erlaubte gern, daß derſelbe in die Gefangenſchaft einiger Baronen gegeben würde,

---

*) Matth. Paris. 320.

welche ſich für ihn verbürgt hatten, und an deren Spitze Richard von Cornwall ſtand. Dennoch hörte Biſchof Peter von Wincheſter nicht auf, ihn zu verfolgen, und ſuchte das Schloß, in welchem er gefangen ſaß, unter ſeine Aufſicht zu bekommen. Geſchah dies, ſo mußte Hubert ſelbſt für ſein Leben fürchten. Benachrichtigt von der Gefahr, gewann er die beiden Jünglinge, welche ihn in der Gefangenſchaft bedienten. Indem die Wächter ſchlieſen, brachten ſie ihn aus der Burg vor den Hochaltar der nächſten Kirche. Aber die Wache der Burg, welche ihn fand, mißhandelte ihn trotz der Heiligkeit der Stäte, und führte ihn in engere Gefangenſchaft zurück, bis ihn die Drohungen von mehreren Biſchöfen wegen den König wiederum zu den Stufen des Hochaltars brachten, wo der Sherif der Gegend nach dem königlichen Befehl ihn umlagern ſollte, bis ihn der Hunger hingerichtet hätte. Doch war auch jetzt die Rettung des Oberrichters nahe; denn eine Schaar bewaffneter Männer drang in die Kirche ein; und floh, nachdem ſie ihm ritterliche Waffen gegeben, mit ihm nach **Wales**. *)

Hier war der **Mittelpunct** der Gegner der gegenwärtigen Regierung, von hier aus führte Graf Richard, welcher ſeinem Bruder, dem Grafen Wilhelm von Pembroke, in der Stelle eines Marſchalls der Krone mit gleichem Ruhme gefolgt war, Krieg wider ſeinen König, oder vielmehr gegen den Biſchof von Wincheſter und die tyranniſchen Fremdlinge, welche jenen und alle Macht an ſich geriſſen hatte.

---

*) Matth. Paris. 327—328.

Wider **Hubert von Burgh** war die Hauptbeſchwerde doch immer nur dahin gegangen, daß er der königlichen Macht eine zu große Unumſchränktheit verleihen wolle, und die Liebe der Nation gering achtete, wenn er nur des Königs Neigung für ſich gefeſſelt hielt; außerdem hatte ſeiner Staatsverwaltung in mancher Hinſicht ein gegründeter Ruhm nicht entſtehen können. Jetzt aber, da ein Fremdling, der Biſchof von Wincheſter, aus Poitou gebürtig, das Staatsruder führte, und aus ſeinem Vaterlande und Bretagne Tauſende nach England zog, ſah ſich die Nation der willkührlichſten Tyrannei hingegeben, und übermüthige Fremdlinge im Beſitz der vornehmſten Aemter und der Schätze des Staates. In den Gerichten, klagte man, ſprechen die Ungerechten das Urtheil, über die Geſetze ſollen die wachen, welche ſelbſt keinen Theil an ihnen haben, und die Zwietracht ſoll den Frieden beſchützen. *)

Vergebens weigerten ſich die Baronen, zum Reichstage zu kommen, ehe der Biſchof vom Hofe verbannt ſey, und mit ihm der Schwarm von treuloſen Fremdlingen, welchen kein Engländer ſein Leben anvertrauen könne; vergebens drohten ſie dem Könige, daß ſie ihn ſelber, wenn er nicht von jenen laſſen wolle, mit dem Schwarme der gottloſen Räthe aus dem Reiche jagen und einen neuen König wählen wollten. Die verwegenen Ausländer ſchlugen jede Mahnung mit Uebermuth nieder, und zwiſchen den Baronen ſah man kein feſtverſchlungenes Band. Der Marſchall, Graf Richard, mußte nach Wales fliehen, um Freiheit und Leben zu retten. *) Zu der Zeit waren die Bewohner dieſes Landes zur Fehde mit den engliſchen Herrſchern bereit, und viele Mißvergnügte ſammelten ſich zu ihm, unterdeſſen die Häupter der Geiſtlichkeit den ſchwachen Heinrich mit Vorſtellungen beſtürmten, daß er der natürlichen Liebe zu ſeinen Landsleuten nicht länger Hohn ſprechen möge, und alle die mit dem Kirchenbanne belegten, durch welche er dazu verführt werde. **)

---

*) Math. Paris. 324. cf. 28.

Der bürgerliche Krieg, welcher nun entſtand, wurde mit Klugheit und Tapferkeit vom Marſchall und durchgängig zum Nachtheil der Hofparthei geführt. ***) Dieſe aber, ohne Hoffnung, ihn durch das Glück ihrer Wafſen zu verderben, und voll Wuth über ihren Verluſt, ſuchte ihn durch Hinterliſt zu Grunde zu richten.

---

*) Matth. Paris. 526.

**) Matth. Paris. 528.

***) Matth. Paris. 528. 529—532.

Sie verführte zu einer Verſchwörung wider ihn mehrere von den Baronen Irlands, größtentheils ſeine Vaſallen, indem ſie ihnen alle ſeine großen Güter in dieſem Reich als Beute verſprach, wenn ſie ihn todt oder lebend in die Hände des Königs liefern wollten; er wäre ja ohnedies ſchon geächtet. Um dieſen Wunſch erfüllen zu können, mußten ſie ihn nothwendig nach England locken. Allenthalben fielen ſie ſeine Beſitzungen feindſelig an; nur mit einer Begleitung von funfzehn Rittern ſchiffte er zur Vertheidigung und Rache hinüber; denn er hoffte, ſogleich auf ſeinen Gütern eine bedeutende Macht aufbieten zu können, wenn es derſelben bedurfte, und wußte nicht, daß die Schlingen des Verrathes ihm in Irland bei jedem Schritte geſtellt waren. Ein zahlreiches Heer hatte er bald verſammelt, ſeine Gegenwart ſchreckte ſeine Feinde, wiewohl ſie nach ihrem Plane nothwendig war; er zeigte von neuem, daß ſeine Zeitgenoſſen Recht hatten, ihn die Blume der Ritter zu nennen. Da ſandten die Verſchwornen an ihn die trügeriſche Botſchaft, er möchte nur einen Waffenſtillſtand mit ihnen eingehen, damit ſie beim König von England anfragen könnten, ob er geſonnen ſey, Irland zu vertheidigen; wollte dies der Hof nicht, ſo bedürfte es ja keines Krieges, und ohne Blutvergießen würde ſich das ganze Reich dem Marſchall unterwerfen. Dieſer bezeichnete ihnen eine Wieſe, auf welcher ſie am folgenden Tage zum Friedensgeſpräch zuſammenkommen wollten. Sie zogen mit einem großen Heerhauſen herbei; der Marſchall mit funfzehn treuen Rittern aus England; die inländiſchen Vaſallen, die mit ihm waren, ſtanden in Verbindung mit den Verſchwornen, an deren Spitze der Statthalter des Reiches. In nicht großer Entfernung von einander ſchlugen beide Partheien ihr Lager auf; durch Tempelherren wurde die Unterhandlung beſorgt. Die Verſchwornen verlangten den Waffenſtillſtand, ohne daß ſie dem Marſchall ſeine Schlöſſer, die ſie noch inne hatten, einräumen wollten, und fügten hinzu, ſie würden ſogleich ihre Stärke in einem Treffen verſuchen, wenn er ſich ihrem Willen nicht fügte. Der Marſchall ſah die Treuloſigkeit der inländiſchen Vaſallen um ihn her, und rief: er wiſſe wohl, daß er heute dem Tode nicht entgehen könne; aber er ſterbe lieber mit Ruhm, als daß er durch eine ſchmähliche Nachgiebigkeit ſeine Ehre beflecken ſolle. Er ließ dann ſeinen Bruder Walther, einen außerordentlich ſchönen Jüngling, auf eine nahe Burg bringen, damit am heutigen Tage nicht ſein ganzes Geſchlecht untergehe, und dieſer Jüngling, wie er ſicher hoffe, mit Biederkeit und im Glanze der Schönheit auftreten könne, wenn die Jahre der Ritterſchaft für ihn gekommen wären. Seine Krieger ermahnte er zur Tapferkeit, weil ſie für die Geſetze des Vaterlandes gegen die Tyrannei der Fremdlinge aus

Poitou kämpften; aber große Haufen von ihnen gaben ſich gleich gefangen. Des Marſchalls ſchwerer Harniſch, das Schrecken ſeines Schwertes, vor welchem die Feinde ſanken, ſchützten ihn mehrere Stunden; doch immer drängten ſich die feindlichen Waffen aller Art um ihn zuſammen, ſein Roß ſank mit vielen Wunden, und er ſelbſt, am Boden mit den Feinden ringend, ward tödtlich verwundet. Man trug ihn auf ein Schloß, und es war Hoffnung, daß durch eine ſorgfältige Pflege ſein Leben noch erhalten werden könne. Nur achtete er ſelbſt der Heilung ſeiner Wunde nicht, als er hörte, daß er alle ſeine Schloſſer und Güter in Irland aufgeben müſſe, wenn er ſich von der Todesſtrafe retten wolle, die er verdient habe; und überdies ward vielleicht ſein Tod durch ein Verbrechen ſeiner Feinde beſchleunigt. *)

Kurz vor ſeinem Tode war in England der Sturz der Hofparthei, wider welche er kämpfte, glücklich bewirkt worden. In einer großen Reichsverſammlung bei Weſtminſter hatten die Prälaten dem Könige gedroht, daß ſie ihn ſogleich mit dem Kirchenbanne belegen würden, wenn er die Fremdlinge nicht vom Hofe entfernte; und der ſchwache Heinrich, bei welchem auch der Eindruck, welchen die Lieblinge aus Poitou auf ihn ge-

---

*) Chron. prior. de Dunst. Vol. I. p. 219. Matth. Paris. 333. 335—337—340.

macht hatten, erloſchen war, opferte ſie jetzt ohne Mühe auf. Die meiſten wurden in ihr Vaterland zurückgeſandt, und alle bekamen den Befehl, nicht wieder vor ſeinem Angeſichte zu erſcheinen. *) Dagegen ging eine Geſandtſchaft an den Marſchall ab, um Frieden zwiſchen ihm und dem Könige zu ſtiften. Als die Nachricht von ſeinem Tode ſtatt des Friedensvertrages anlangte, brach Heinrich in laute Klagen aus. **) Dem Bruder deſſelben, dem Grafen Gilbert, verlieh er alle Güter des Hauſes, und nahm alle Geächtete dieſer Parthei mit Freundſchaft auf, und unter ihnen keinen mit mehr Liebe, als den Oberrichter Hubert von Burgh, welcher in alle ſeine Würden und Güter wiederum eintrat, aber nie ſeine alte Macht wieder ausübte; denn er hatte gelernt, wie gefährlich es ſey, im Beſitze der Gunſt eines ſchwachen Herrſchers der Nation Trotz bieten zu wollen. ***)

---

*) Matth. Paris. 338.

**) Chron. prior. de Dunst. 219. Matth. Paris. 340.

***) Chron. prior. de Dunst. 221. Matth. Paris. 340. 341.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Hoffnung für England von der Vermählung des Königs, beſtätigt durch einige vortreffliche Anordnungen, aber bald gänzlich zertrümmert. Verſchwörung zwiſchen den provenzaliſchen Fremdlingen, päpſtlichen Legaten, und dem Hofe. Neue Gründe, wodurch der Druck noch unerträglicher wird. Neue Zerrüttung des Staates durch den unbeſonnenen Krieg welchen Heinrich wider Ludwig von Frankreich beginnet Betrachtung über die Urſachen, warum er ohne entſcheiden den Widerſtand mehrere Jahre ſein Land plündern und jed bürgerliche Ordnung zerrütten kann. Endlich erzwungen neue Beſtätigung der großen Urkunde der Freiheiten au der Reichsverſammlung im Jahr 1235.

Wie nach der Verſöhnung zwiſchen den einheim
ſchen Großen und dem Könige dieſer die Tochter d
Grafen Reimund von der Provenze, deren Schw
ſter an Ludwig IX. von Frankreich vermählt wa
über ihre Schönheit entzückt, als Gemahlin auf ſein

Thron geführt hatte, ſo ſchienen endlich Friede und Liebe ſeinen Hof beglücken zu wollen. *) Auch erging nicht nur ein Befehl, daß die ſchon vorhandenen Geſetze, alſo auch die groſe Urkunde der Freiheiten, auf das heiligſte befolgt werden ſollten; ſondern es wurden auf einem Reichstage noch einige neue gegeben, um verſchiedenen Beſchwerden abzuhelfen. **) Bald darauf geſchah noch ein großer Schritt zu einer beſſeren Staatsverwaltung, indem auf einmal alle Sheriffe ihre Stellen verloren, weil ſie ſich offenbar durch Beſtechungen und Mißhandlungen der Gerechtigkeit hatten hinreißen laſſen, und an ihrem Platz ſolche erkohren wurden, welche zu viel Vermögen und zu viel Ruhm des Geſchlechtes beſaßen, als daß nicht weniger Reiz und mehr Schande mit dem Verbrechen, an Reiche die Gerechtigkeit zu verkaufen für ſie, als für ihre Vorgänger verbunden geweſen wäre. Ueberdies ward noch feſtgeſetzt, daß kein Richter andere Geſchenke als Lebensmittel, und auch dieſe nur in einem ſehr mäßigen Grade, annehmen ſolle. ***)

Aber zu derſelben Zeit erhob ſich ſchon wieder der Unwille der Nation gegen den König, der ſich ſeiner Sitte gemäß gänzlich den Fremdlingen überließ, welche ſeiner Gemahlin nach England gefolgt waren, und ihn zu dem Grundſatze verführten, daß er ohne Einwilligung des Papſtes durchaus nichts in ſeinem Staate vornehmen, nicht als freier König, ſondern als ein Vaſall des römiſchen Stuhles handeln müſſe. So geſchah es denn bald, daß raubſüchtige Fremdlinge, päpſtliche Legaten und der Hof, wider Englands Wohl, mit einander ſich verſchworen. *)

---

*) Math. Paris, 354—355.

**) Ib. 356.

***) Ib. 360.

Der Druck, welcher daher für die engliſche Nation entſtand, war um ſo unerträglicher, je beneidenswerther auf der einen Seite des nahen Frankreichs Loos unter Ludwig IX. erſchien, der doch auch mit einer Prinzeſſin des provenzaliſchen Hofes ſich vermählt hatte, und keinen übermüthigen Fremdling am Staatsruder duldete; der vor allen Fürſten ſeiner Zeit den Ruhm der Frömmigkeit davon trug, und doch ſeine Unterthanen gegen die Habſucht päpſtlicher Legaten zu ſchützen wußte; je wilder auf der andern Seite zur Fortſetzung des Kampfes mit dem großen Kaiſer Friedrich II. der römiſche Hof da plündern mußte, wo es ihm erlaubt war, und je mehr dies den Unmuth der Engländer reizte, weil es der Schwager ihres Königs war, zu deſſen Verderben ihre Habe geraubt wurde. Jetzt ſähe man wohl, ſagten ſie ſich einander, daß Friedrich nur darum vom Papſte verfolgt würde, weil er

---

*) Ib. 376.

ſeiner Pflicht gemäß ſeine Reiche wider die Eingriffe deſſelben beſchirmen wolle. Der Ketzerei wäre der Kaiſer freilich beſchuldigt worden; aber er rede doch in ſeinen Briefen mit frommer Demuth von Gott, und habe wenigſtens wider die engliſche Kirche noch keine Wucherer geſandt; nichts hätten ſie durch ihn gelitten, und täglich ſeufzten ſie unter dem Drucke des päpſtlichen Hofes. An Gregor IX. ſelbſt aber ſchrieben einige von den engliſchen Baronen: ihre Freiheit, für welche das Blut ihrer Vorfahren gefloſſen, drohe unterzuſinken; darum müßten ſie dem Herrn, welcher im Schiff des heiligen Petrus eingeſchlummert wäre, zurufen in der Noth: Herr, rette uns, wir verderben!

Aber der Druck von Rom hörte nicht auf, wenn der heilige Vater auf die ungeſtümſten Vorſtellungen auch einzelnen Beſchwerden abhalf. *) Nur das blieb ungewiß, ob der König und ſeine Günſtlinge, oder ob die habſüchtigen Abgeordneten des Papſtes die Hauptärndte in England hielten, oder wem von ihnen die Nachleſe beſchieden ſey, welche den Ueberreſt des Reichthum hinwegzunehmen ſuchte.

Indem der Unmuth der engliſchen Nation über das Unglück, in welches die Schwäche ihres Königs

---

*) Matth. Paris. 459—460. 476—477. 509. 515. 542. 549. 564—567. 624. 630.

ſie geſtürzt, immer drohender wurde, ließ ſich derſelbe noch zu einer kriegeriſchen Unternehmung und zwar gegen Ludwig von Frankreich verleiten, welcher als Held und Staatsmann ſo groß war, als er verächtlich. Dies hatte zur erſten Folge, daß Heinrich alles verlor, was er noch von Poitou inne gehabt hatte, *) und ſich in Guienne von einer Schuldenlaſt niedergedrückt ſah. **) Mit Schmach beladen kam er nach England zurück, und vermehrte ſie durch den Befehl, daß man ihn hier mit feſtlicher Pracht empfangen ſolle. ***) Vergebens bemühte er ſich zu wiederholten Malen von den Parlamentern oder andern Verſammlungen der geiſtlichen und weltlichen Baronen Unterſtützungen zu neuen Zügen wider den König von Frankreich zu erhalten, welche lebhafter ſeinem Wunſche gegenwärtig blieben, als es ſonſt bei ſeiner Natur der Fall war. Um eine Unternehmung nach Poitou und Guienne vollbringen zu können, ließ er ſogar, was der königliche Schaz an goldenen und ſilbernen Gefäßen und andern Koſtbarkeiten beſaß, nach dem Gewicht verkaufen. Als er nach dem Verkauf fragte, wer es erſtanden habe, und vernahm, Bürger von London hätten es gekauft, ſagte er: „Ich weiß, ich weiß, wäre Octavian's Schatz käuflich, dieſe Stadt würde ihn an ſich reißen, denn dieſe Bauern von London, welche ſich Baronen heißen, leben in überfließendem Reichthume; wahrlich die Stadt iſt ein unerſchöpflicher Quell.“ *) Es währte auch nicht lange, ſo zwang er ſie durch Bedrohung ihres Handels, ihm zweitauſend Pfund zu entrichten. Vergebens klagten die Bürger, daß ihre ſo oft bezahlte und ſo heilig beſchworne Freiheit nicht mehr geachtet würde. **) Je mehr ſie klagten, deſto gewaltſamer wurden ihnen die Lebensmittel, welche ſie zum Verkauf darboten, für die Zehrung des königlichen Hofes entriſſen; eine Raubſucht, welche ſo weit ging, daß man auf einem Reichstage dem Könige vorwarf, wie der Wein, in welchem ſein Hof ſchwelge, und die ſeidenen Gewande, in welchen derſelbe prange, unbezahlt den Kaufleuten abgenommen wären, die dann noch gezwungen würden, den Raub, welchen man an ihnen begangen, ſogar in unwegſame Gegenden und im ſtürmiſchen Wetter dem Hofe ſelbſt nachzufahren. So weit ginge das willkührliche Schalten des Königs und ſeiner Beamten und aller, die ſeinem Beiſpiele folgten, daß ſelbſt der arme Fiſcher der Küſte ſeinen Fang nicht zum Verkauf in die benachbarten Städte zu bringen wage, ſondern es für ſicherer achte, ihn der ſtürmiſchen Fluth anzuvertrauen und entferntern Küſten zuzuführen. Dagegen ſcheue ſich der fremde Handelsmann England zu betreten, von deſſen König er Spottreden ſtatt Recht empfange, und ſo wäre für das engliſche Volk das Band zerriſſen, an welchem ſich die Nationen Zutrauen und Reichthum gegenſeitig brächten. *)

---

*) Matth. Paris. 524—525.

**) Ib. 528.

***) Ib. 531.

---

*) Matth. Paris. 650.

**) Matth. Paris. 657.

Tiefer noch als ſolche Bedrückungen zerrüttete den Staat eine Sitte, welche der König jetzt annahm, obgleich ſie nicht ſo laute Klagen ſogleich erregte. Nach dem Beiſpiele des päpſtlichen Hofes fing er nämlich an, kaum ergangene Urkunden und Befehle durch nachfolgende zu entkräften, ein Verfahren, welches man durch eine neue Formel des Kanzleiſtyles unverhüllt darlegte. Selbſt alte Rechte hob die Regierung durch eine ſolche Formel ohne Umſchweife auf. „Nun iſt unſer bürgerliches Recht,“ ſagte einer von den bürgerlichen Richtern, „wie das kirchliche in Gift verwandelt, ein ſchwefelreicher Quell hat unſer Bächlein angeſteckt.“ **) Die Verwirrung aller Rechte wurde dadurch vollendet. Man hörte jetzt ſelbſt Stimmen der Einheimiſchen vom erſten Range, daß die Zeit gekommen ſey, wo es der Tyrannen viele in England gäbe, und es zum Ruhme geworden, nach ihrem Beiſpiele tyranniſch zu verfahren. So geſchah es, daß Eingeborne bisweilen noch wilder der bürgerlichen Ordnung ſpotteten, als die Fremdlinge in richterlichen Aemtern, welche den klagenden Partheien zuriefen, warum ſie ſich um die alten Geſetze und Gewohnheiten des Landes bekümmern ſollten? *)

---

*) Matth. Paris. 646.

**) Matth. Paris. 700—701.

Daß der König trotz allem Murren wider ihn ſein willkührliches und leichtſinniges Verfahren fortſetzen konnte, verführte ihn zu immer wilderen Schritten. Geld erpreßte er bald hier bald dort, und deshalb machte es ihm wenig Sorge, wenn die vielen Reichstage, welche er blos veranſtaltete, um neue Abgaben bewilligt zu erhalten, gewöhnlich aus einander gingen, ohne ſeinen Wunſch befriedigt zu haben, indem ſie ſonſt nichts Entſcheidendes wider ihn vornahmen. Die Urſache davon, daß ſie die große Urkunde der Freiheiten nicht durch irgend einen kühnen und feſten Schritt wider die Willkühr des Hofes ſicherten und der Sturm nicht längſt wider Heinrich ausgebrochen war, lag mit darin, daß dieſer durch eine gewiſſe Gutmüthigkeit den Unwillen wider ihn entwaffnete, und denſelben nie zu dem glühenden Haſſe, auch wegen ſeiner Schwäche nicht zu der verzweiflungsvollen Furcht werden ließ, welche ſeinen Vater verfolgt hatten; und daß er ferner ſeinem Leichtſinn einen geiſtreichen Anſtrich zu geben wußte. Mehr aber wirkte zu jener Erſcheinung der Umſtand, daß es unter der Geiſtlichkeit keinen planmäßigen Mann, wie einſt Stephan Langton, keinen unter den Baronen gab, welcher durch Ehrgeiz

---

*) Matth. Paris. 729.

oder rechtlichen Sinn getrieben die Macht des Adels wider den Thron verbunden hätte. Endlich war durch den hartnäckigen Kampf zwiſchen dem großen Kaiſer Friedrich II. und der Hierarchie, ſelbſt auch durch die lebhafte Theilnahme an den Ereigniſſen im Orient, die abendländiſche Chriſtenheit wenigſtens in den weſtlichen Gegenden Europas in eine ſolche Bewegung gerathen, daß viele Länder ihre eigenen Verhältniſſe faſt vergaßen, wenigſtens die Zerſtreuung zu groß war, um dieſelben für die Zukunft feſt zu begründen.

Die flache Seele Heinrich's hatte ohne Zweifel nie die Urſachen bemerkt, wodurch ſeine königliche Macht erhalten wurde, und nahm deshalb eben ſo wenig wahr, daß die Kraft dieſer Urſachen, vorzüglich der letzten, nach Friedrich's Tode ſich allmählig verlor. Er fühlte ſich überraſcht, als endlich die Reichsverſammlung begann, ſich ihm feſter entgegen zu ſetzen.

Im Frühling des Jahres 1253 hatte er ſie zuſammenberufen, um unter dem Vorwande, daß er einen Kreuzzug unternehmen wolle, wiederum große Summen zu erpreſſen. Nachdem über des Königs Forderung mancherlei vergeblich gehandelt war, wurden der Erzbiſchof von Canterbury, die Biſchöfe von Carlisle und Salisbury und der Erwählte für das Bisthum von Wincheſter zu ihm geſandt, daß ſie ihm ſeine Beeinträchtigungen der kirchlichen Freiheit wider ſeinen Eid verwerfen, und zugleich gegen ihn äußern ſollten, er werde ſie zur Nachgiebigkeit gegen ſeine Forderungen bis zur drückendſten Beſchwerde bereit finden, wenn er die trügeriſchen Umwege verlaſſen und der großen Urkunde der Freiheit treu ſeyn wolle. „Wahrhaftig," erwiederte Heinrich, „meine Vergehungen reuen mich, und ihr werdet mich unterſtützen, daß ich ſie wieder gut mache. So erinnert ihr euch, daß ich es war, welcher dieſen Erzbiſchof zur höchſten Würde, und Dich, Wilhelm von Salisbury, aus dem Staube erhob. Du warſt mein Schreiber und einer von meinen Richtern in mißlichen Fällen. Wie viele ehrwürdige Geiſtliche habe ich zurückſetzen müſſen, um Dich, Sylveſter von Carlisle, auf den biſchöflichen Sitz zu bringen; und Dich, mein Bruder Ethelmar, auf die Höhe der Kirche von Wincheſter zu ſtellen, habe ich durch Bitten und Drohungen die Mönche beſtochen; denn Deiner zarten Jugend mangelten noch ſehr Wiſſenſchaft und Erzieher. Wohlan denn, werft wieder von euch, was ihr auf eine ungerechte Weiſe erlangt habt, und euer Beiſpiel wird mich lehren, hinfort nur den Verdienſtvollen zu erheben."

Die Biſchöfe fühlten den treffenden Spott und ſagten, vom Vergangenen wäre jetzt nicht die Rede, ſondern von der Zukunft. Nach den Berathſchlagungen vieler Tage wurden endlich dem Könige zur Ausführung ſeiner frommen Abſicht neue Auflagen bewilſigt. Aber zu gleicher Zeit ſollten die große Urkunde der Freiheiten und der Brief über die Forſten von neuem auf das feierlichſte beſtätigt werden. Auf dem großen Hofe von Weſtminſter ſtand der König mit den verſammelten Baronen und Prälaten. Dieſe, in ihrem biſchöflichen Schmucke, zündeten die Fackeln an, um den Fluch der Kirche über einen jeden auszuſprechen, welcher jene Urkunden verletze. Auch dem König reichte man eine brennende Fackel. Er gab ſie aber an einen der Prälaten, und ſagte: „Mir geziemt es nicht, eine ſolche Fackel zu halten, denn ich bin kein Prieſter. Ich rufe mein Herz ſelbſt zum Zeugen auf.“ Er hielt daher die Hand an das Herz, als der Fluch über die Verletzer jener Urkunde geſprochen wurde, daß auch derjenige, welcher ohne ſein Wiſſen wider dieſelben ſündige, wenn er binnen einer gewiſſen Zeit nach geſchehener Erinnerung ſein Verſehen nicht vergüte, von der chriſtlichen Kirche verſtoßen werden ſolle. Mit einem Geſicht voll heiterer Aufrichtigkeit hatte der König die Worte des Bannes angehört; und als man die Fackeln ausgelöſcht und rauchend von ſich warf, und die einzelnen riefen: ſo ſollten die Verbrecher, welche dieſer Fluch treffe, im Dampf der Hölle vergehen, und das Glockengeläute erklang, da ſprach er: „So wahr mir Gott helfe, ich will alles dies mit Treue halten; ich ſchwöre es als Menſch und Chriſt, als Ritter und geſalbter und gekrönter König.“ Gewiß war es auch in dem Augenblicke ſein feſter Wille, dem Inhalte der ſo oft beſchwornen Urkunde ſich mit Treue zu fügen; aber er konnte für ſeine Stimmung ſchon in den nächſten Augenblicken keine ſichere Bürgſchaft geben, und unmittelbar nach jenem feierlichen Schauſpiele hörte er ſchon die Rede der Verführung, daß er kein König mehr ſeyn werde, wenn er ſeinen Schwur erfüllen wollte; ſein Vater Johann habe lieber ſterben wollen, als ſich ſo unter die Ferſen ſeiner Unterthanen treten laſſen. Wegen des angedrohten Kirchenbannes möge er keine Sorge tragen; denn für hundert Pfund werde von demſelben der Papſt ihn losſprechen, welcher kraft ſeiner Machtvollkommenheit alle Bande nach Gefallen zu löſen vermöge. *)

---

*) Matth. Paris. 746 — 747.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Neues Unglück für England, durch den Plan des römiſchen Hofes das Hohenſtaufiſche Haus zu ſtürzen. Die ſicilianiſche Krone wird dem Bruder Heinrich's angeboten; der König ſtrebt nach ihr für ſeinen Sohn Edmund. Große Verſchwendung für dieſen Zweck. Einzige Hoffnung in der Zerrüttung auf den Grafen Richard von Cornwall, zerſtört durch ſeine Beſteigung des deutſchen Thrones. Endlich ein innerer Zuſtand Englands, wie der Ehrgeiz Leiceſter's ihn wunſcht. Schilderung ſeiner Eigenſchaften. Sturz der Halbbrüder des Königs ſein erſter Plan. Er wendet ſich an die Nation. Die ganze Regierungsgewalt in die Hände von vier und zwanzig Baronen gegeben, deren Seele der Graf von Leiceſter. Beſchreibung der erſten Schritte dieſes Ausſchuſſes. Gänzlicher Ruin der Hofparthei und ihre getäuſchte Hoffnung, durch die Ankunft des Königs der Deutſchen ſich zu heben.

Es verrieth ſich bald, daß Heinrich der feierlichen Beſtätigung der Freiheit der Nation wenig gedachte und weit entfernt war, eine beſſere Staatsverwaltung zu beginnen, zumal da für ſeine leichtſinnige Begierde ſich jetzt eine ferne trügeriſche Ausſicht eröffnete. Dem heiligen Vater lag viel daran, das Hohenſtaufiſche Haus in Italien durch fremde Kräfte gänzlich zu Grunde zu richten. Er warf daher den Blick auf den Bruder des Königs von England, auf den Grafen Richard von Cornwall, deſſen Reichthum in Europa geprieſen war, und welchen man nicht weniger Ehrgeiz als Habſucht zutraute. Aber dieſe verführten ihn nicht, ohne Ueberlegung nach einem glänzenden Ziele zu ſtreben. Als ihm durch einen Abgeordneten von Innocenz IV. das Reich Sicilien und Apulien angetragen wurde, war ſogleich ſeine Antwort, daß der Papſt ihm Geißeln von ſeinem eigenen Geſchlechte für die Redlichkeit ſeiner Verheißungen, ferner Hülfsgelder zur Führung des Krieges geben und einige Burgen einräumen müſſe, welche päpſtliche Beſatzungen an den Gränzen Apuliens inne hätten. Ohne die Erfüllung dieſer Bedingungen könne er ſich in die Unternehmung nicht einlaſſen; wäre der Antrag des heiligen Vaters, als wenn ihm Jemand ſagte; wohlan, ich ſchenke oder verkaufe dir den Mond; ſteige hinauf und bringe ihn hernieder. Leichter war ſein Bruder in die Schlinge zu locken. An ihn wandte ſich der heilige Vater mit demſelben Antrage, und verſprach, daß er alle, die jetzt zum Kreuzzuge gerüſtet wären, zurückhalten und zwingen werde, zur Eroberung von Apulien nach Sicilien zu ziehen. Prinz Edmund, der zweite Sohn Heinrich's, ſollte die ſicilianiſche Krone empfangen; und wiewohl dies noch ein Geheimniß ſeyn ſollte, ſo konnte der leichtſinnige König von England in Geberden und Reden ſeine leere Freude nicht verbergen, und nannte ſeinen Sohn Siciliens König. Allen Reichthum aus ſeiner Schatzkammer, und was er leihen oder rauben konnte, ſandte er dem römiſchen Hofe zur Bekämpfung Conrad's IV., des tapfern Sohnes des großen Friedrich II., und ſchickte dem Papſte ſogar offene Briefe, daß er im Namen der engliſchen Krone beliebige Summen ohne Rückſicht auf die Höhe der Zinſen von Italiens Kaufleuten aufnehmen dürfe. *)

Der plötzliche Tod Conrad's IV. ſchien anfänglich die Unternehmung zu begünſtigen; aber der natürliche Sohn und Liebling Friedrich's, der tapfere Manfred, behauptete die ſicilianiſche Krone als ſein erbliches Eigenthum, ſo eifrig als der Papſt Alexander den Plan ſeines Vorgängers verfolgte. Heinrich ſah ſich bald mit einer ungeheuren Schuldenlaſt beladen, ohne ſeinen Sohn auf dem Throne Siciliens zu erblicken. Das Schauſpiel, daß ein Legat denſelben feierlich zum Herrſcher des verſprochenen Reiches beſtallte, belebte wieder die eitle Hoffnung des Va-

---

*) Matth. Paris. 768—771.

ters, *) welcher die große Urkunde der Freiheit um ſo häufiger unter die Füße trat, je höher die Schwierigkeit ſtieg, die Habſucht des Papſtes und die Koſten einer thörichten Unternehmung zu beſtreiten. Wenn er dann von allen Seiten Vorwürfe vernahm, daß er ſo der Schwüre ſpotte, wodurch er der großen Urkunde Heiligkeit gelobt habe, antwortete er: warum er jenen Brief unverletzt achten ſolle, da die Baronen und Biſchöfe, welche ſo laut über ihn ſchrien, dem Inhalte deſſelben gegen ihre Unterthanen ſo wenig nachkämen? Von einem ſolchen König forderte man zu viel, wenn man ihm dann entgegnete, daß es ihm gezieme, ſeinen Großen mit einem guten Beiſpiele vorzugehen. **)

Je heilloſer die Zerrüttung des Staates täglich wurde, je mehr das Land verarmte, deſto ängſtlicher ſchaute man auf den Bruder des Königs, den Grafen Richard von Cornwall, welcher als der mächtigſte der Baronen wegen ſeiner Sparſamkeit berühmt war, und durch ſein Anſehen bei Heinrich manche Uebereilung deſſelben zurückhielt. Aber nun kam die Nachricht, daß die Deutſchen ihn zu ihrem König erwählt hätten. Heinrich feierte zu London das Feſt der Weihnachten (J. 1257.), wie das Schreiben der deutſchen Fürſten überbracht wurde. Obgleich die verſammelten Großen verſicherten, daß die Gegenwart des Grafen dem engliſchen Reiche ſehr nothwendig ſey, äußerte Heinrich ſogleich: es würde eine kleine Seele verrathen, wenn man nicht eine Krone annehmen wollte, welche durch den Willen des Himmels und der Menſchen angetragen würde, die ganze engliſche Nation wäre auf immer durch die Ehre verherrlicht, die ſeinem Bruder wiederführe. Lange wankte Richard. Endlich ſagte er mit Heiterkeit, daß er die deutſche Krone annehme; „aber ehe ich," ſetzte er gegen die Biſchöfe hinzu, „dieſen Tempel verlaſſe, mag mich ein unterirdiſches Feuer verzehren, wenn Habſucht und Ehrgeiz meinen Entſchluß beſtimmen; für mich entſcheidet der Wunſch, das Reich der Deutſchen zu heben; mit Ruhm und milder Gerechtigkeit will ich die regieren, welche mich freiwillig zu ihrem König erwählt haben." *)

---

*) Matth. Paris. 783—784.

**) Matth. Paris. 779.

Es ſcheint ihm anfänglich verborgen geblieben zu ſeyn, daß von einer Parthei Alphons von Caſtilien zum König der Deutſchen erwählt war, und noch weniger mochte ihn ahnen, daß er ſich jetzt in eine Unternehmung eingelaſſen habe, für welche er eben ſo fruchtlos ſeine Schätze verſchwenden werde, als wenn er ſie für die Eroberung Siciliens verwendet hätte. Wir ſehen nun, ſagten die Verſtändigen unter den Engländern, wie gut es die Ausländer verſtehen, die

---

*) Matth. Paris. 807.

engliſche Einfalt zu betrügen. *) Siebenmal hunderttauſend Pfund zog Richard aus England, um ſie unter den Deutſchen zu verſchwenden. **)

Zu gleicher Zeit forderte der König ſtets neues Geld für die Eroberung des Reiches ſeines Sohnes Edmund, indem immer mehr die Hoffnung ſchwand, daß ſie jemals gelingen werde. Aller Reichthum, welcher ſchon ihrentwegen aus England nach Italien gefloſſen war, reichte nicht einmal hin, um die Zinſen der Schuld zu befriedigen, welche der Papſt für den engliſchen Hof gemacht hatte, und dennoch wurde Heinrich mit dem Fluch der Kirche, ſein Land mit dem Interdicte bedroht, um noch fünftauſend Mark Silber von ihm zu erpreſſen. ***) Wahrſcheinlich hatte die ſicilianiſche Krone jetzt ſchon neunmal hundert und funfzigtauſend Mark gekoſtet. ****)

Vom päpſtlichen Hofe ohne Unterlaß geplündert, verarmt, in eine ſolche Verwirrung geſtürzt, daß ſie nicht einmal den wiederholten verheerenden Einfällen der Einwohner von Wales begegnen konnte, und von Richard verlaſſen, war die engliſche Nation in einem ſolchen Zuſtande der Verzweiflung, daß es einem kühnen Geiſte unter den Baronen leicht werden mußte, den Thron auf das gewaltigſte zu erſchüttern; und es fand ſich ein ſolcher in dem Grafen Simon von Leiceſter. Ein Sohn des berüchtigten Simon von Montfort, welcher wegen ſeiner blutgierigen Vertilgung der Albigenſer von der Nachwelt ein Barbar, von der Kirche ſeiner Zeit ein gottgeweihter Sieger genannt wurde, war er durch eine Erbſchaft ſeiner Familie nach England gezogen worden, und hatte ſich durch die Gunſt Heinrich's mit der Schweſter deſſelben, der Wittwe des Marſchalls Wilhelm, Grafen von Pembroke vermählt, und die Grafſchaft Leiceſter bekommen. Als Statthalter von Guienne zeigte er Klugheit und kriegeriſchen Sinn; durch ſeine Gewandtheit und ſeine übrigen glänzenden Eigenſchaften milderte er den Neid über ſeine wachſende Größe; noch mehr verſöhnte es mit derſelben, daß auch er ſich nicht der unveränderten Gunſt des ſchwachen Königs erfreute. Hiefür wußte er ſich hinlänglich zu rächen, indem er am ſtärkſten unter allen Mißvergnügten ſich wider die gegenwärtige Staatsverwaltung, beſonders wider den Biſchof Wilhelm von Valence erklärte.

---

*) Matth. Paris. 803.

**) Ibid. 814.

***) Ibid. 824.

****) Ibid. 810.

Dieſer war ein Halbbruder Heinrich's, Sohn des Grafen de la Marche, mit welchem ſich des Königs Johann Wittwe vermählt hatte. Er führte jetzt vorzüglich das Ruder, und ſchimpfte in ſeinem unbeſonnenen Zorne den Grafen von Leiceſter wegen ſeines Tadels der Verwaltung einen Verräther. *) Kaum vermochten die Bitten des Königs, daß der Graf nicht ſeinen Gegner ſogleich niederſtieß, als er ihn auf einem großen Reichstage zu London einen Verräther von jeher nannte. **)

Aber die Klagen wider den Biſchof und die übrigen königlichen Halbbrüder erhoben ſich nun in derſelben Reichsverſammlung auf das ungeſtümſte (J. 1258.). ***) Der Graf Leiceſter erklärte, daß er nicht mehr den König, ſondern die Nation zur Gerechtigkeit aufrufe. Jener verachte dieſe und verſchwende ihren Reichthum an Fremdlinge, und könne in ſeiner Dürftigkeit keine Rechte ſeines Reiches vertheidigen, nicht einmal wider ein Geſindel, wie die Einwohner von Wales. Auf ſeine allgemeinen Verheißungen dürfe man nicht mehr bauen, und ſeine Vergehungen heiſchten, daß man eine beſtimmte Uebereinkunft über einzelne Puncte mit ihm treffe.

Der ſchwache Heinrich ſah ſich von aller Hoffnung, die ſicilianiſche Krone für ſeinen Sohn noch endlich zu gewinnen, jetzt gänzlich abgeſchnitten, wenn er nicht in jeden Vorſchlag der Baronen willigte, und ſetzte ſich nun der Gefahr aus, um jenes Luftbild zu haſchen, die Krone ſeiner Väter zu verlieren. Er verſprach, nach dem Gutdünken der Baronen die bisherige Staatsverwaltung durchaus zu verbeſſern. Ein großer Reichstag ſollte ſich zu Oxford am nächſten Pfingſtfeſte verſammeln, und jene Umſchaffung des Reichs durch vier und zwanzig Bevollmächtigte, von welchen er die eine, die Baronen die andere Hälfte ernannt hätten, ſollte wenigſtens ſchon vollbracht ſeyn, ehe die Weihnachten wieder anbrächen. Jede Maaßregel zur Sicherheit, daß dies erfüllt würde, laſſe er ſich ohne Widerrede gefallen, und nicht nur er, ſondern auch ſein Sohn Eduard gelobten eidlich Treue in der ganzen Verhandlung. Nur ſollten, kam man überein, nach Vollendung derſelben die Großen ihm auch allgemeine Unterſtützung von der Nation zu ſeinen Unternehmungen in Italien zuwege bringen. *)

---

*) Matth. Paris. 815—816.

**) Ibid. 827.

***) Ibid. 830.

Dennoch vertraute man wenig den Verheißungen Heinrich's, und mehrere von den Baronen ſchloſſen einen Bund mit einander, daß ſie nach Oxford, umgeben von ihrer ganzen kriegeriſchen Macht, ziehen wollten. Sie fürchteten, daß ein bürgerlicher Krieg nothwendig ſeyn und der König nebſt ſeinen Brüdern, den jenſeit des Meeres gebornen, Fremdlinge zum

---

*) Rymer. T. I, 654. 655. Matth. Paris. 832.

Kampfe wider die Nation rufen werde. Deswegen beſetzten ſie auch die Seeſtädte mit ihren Banden. *)

In die Hände der vier und zwanzig Erwählten war gleichſam die ganze Macht, welche nach der Verfaſſung der König und das Parlament ſonſt vereint beſaßen, ſo hingegeben, daß man drückende Tyrannei von ihnen fürchten mußte, wenn ſie nicht von reiner Vaterlandsliebe beſeelt waren. Ihre erſte Anordnung ſchien auch wirklich zu verrathen, daß ſie Weisheit genug beſäßen, um von Grund aus die gegenwärtige Verwirrung zu heben. Sie ſetzten nämlich feſt, daß in jeder Grafſchaft vier untadelhafte Ritter erwählt werden ſollten, denen obliege, jedem Vergehen innerhalb derſelben nachzuſpüren, beſonders dem Unrechte, welches durch die Sherife ſelbſt und übrigen Beamten verübt werde. Vorläufige Verfügungen darüber ſollten von ihnen abhangen; aber die förmliche Entſcheidung bliebe verſchoben, bis der Oberrichter in die Gegend käme. Die genaueſten Beſtimmungen waren hinzugefügt, daß dieſer dann ohne Verzug und mit hinlänglicher Einſicht das Urtheil fällen konnte. **) In demſelben Geiſte ſchien aber von dem Ausſchuß der Vierundzwanzig ſchon nicht feſtgeſetzt zu ſeyn, daß drei Reichsverſammlungen jährlich gehalten werden ſollten, im October, Februar und Junius. *)

---

*) Matth. Paris. 832.

**) Annales monast. Burton. in rerum Anglic. scriptor. veterum. T. I. Oxon. 1684. fol. p. 412.

Freilich traf ſchon das erſte Parlament, welches im Herbſte, dieſem Geſetze gemäß, verſammelt wurde, die gute Einrichtung, daß jedes Jahr ein neuer Sherif durch die Wahl der Glieder der Shire ernannt werden ſolle. **) Allein es ließ ſich doch leicht vorausſehen, daß dieſe Reichstage nicht ſowohl eine Verſammlung ſämmtlicher Großen, als eine Sitzung eines Ausſchuſſes der Baronen, welcher den Staat vorſtellte und der Räthe des Königs ſeyn würden. Wenigſtens ernannte man ſogleich bei dieſem Artikel zwölf Baronen, welche verpflichtet wären, auf dieſen Reichstagen über die Bedürfniſſe des Reichs zu handeln, und ſo ließen die übrigen zur Vermeidung der Koſten dieſelben gern unbeſucht, wenn ſie gleich nicht förmlich davon ausgeſchloſſen waren. ***) Daß aber dieſe Reichstage, die aus zwölf Gliedern von Seiten der Baronen und königlichen Räthe beſtanden, durchaus von den Vierundzwanzig abhängen würden, ergab ſich ſchon daraus, daß ſelbſt jene Räthe ſich nicht der König, ſondern für ihn vier von den Baronen erwählten. ****)

---

*) Ibid. 415.

**) Chron. prior. de Dunst. I. 336.

***) Annal. Burton. 414—415.

****) Annal. Burton. 416.

Noch wurde zu Oxford ausgemacht, daß alle Burgen des Königs nur Eingebornen anvertraut werden dürften, da jetzt größtentheils Ausländer im Beſitz derſelben waren. *) Durch dieſen Schluß gaben die Baronen der herrſchenden Parthei das Zeichen, daß man ihren gänzlichen Sturz wolle, und dieſer war wohl nothwendig, ehe man die vielen, ſchon in Anregung gebrachten Puncte einer tief greifenden Staatsverbeſſerung, welche nicht nur den Vortheil der Großen, ſondern auch der übrigen Nation, beſonders der Stadt London bezweckten, zu beſtimmten Geſetzen erheben konnte. Zwei Schritte der Vierundzwanzig führten auch ſogleich den Ruin der Hofparthei herbei.

Es war feſtgeſetzt worden, daß in dieſem Ausſchuß, auf welchen alle Gewalt im Staate übertragen war, Mehrheit der Stimmen entſcheiden ſollte. Nun ſaßen freilich einige von jener Parthei, ſelbſt ihr Haupt, der Biſchof Wilhelm von Valence, unter den Vierundzwanzig, aber die Mehrheit war entſchieden auf der Seite ihrer Gegner. Als darauf der Schluß gefaßt wurde, daß jeder, welcher gegen die Geſetze, die vom Ausſchuß aufgeſtellt würden, Ungehorſam bezeigte, als ein Feind des Vaterlandes verfolgt werden ſolle; ſo ſahen die Halbbrüder des Königs leicht, daß ſie der Rachſucht der einheimiſchen Baronen gänzlich preis ge-

---

*) Ibid. 410.

geben ſeyn würden, wenn es ihnen nicht gelang, dieſen Schluß zu vernichten. *) Aber noch unmittelbarer drohte ihr Verderben ein zweiter Schritt des Ausſchuſſes. Alle Burgen und Länder, welche durch den König von den Gütern der Krone entäußert waren, ſollten von ihren gegenwärtigen Beſitzern zurückgegeben werden. Geſchah dies, ſo ſahen die Halbbrüder Heinrich's mit ihren Anhängern ſich ihres ganzen Vermögens in England beraubt. **)

Sie boten alles auf, um dieſe beiden Schlüſſe zu vereiteln. Dem Prinzen Eduard ſchilderten ſie die Vernichtung aller Macht der Krone, wenn es für Hochverrath galt, einem Befehle der Vierundzwanzig nicht zu gehorchen, und unter einander gelobten ſie ſich durch einen Schwur, daß ſie von ihren Burgen, Einkünften und Würden, welche ſie von ihrem königlichen Bruder empfangen, nichts zurückgeben wollten, ſo lange noch Lebensathem in ihnen wäre. Sogleich überantwortete der Graf Leiceſter zwei Schlöſſer dem Könige, von welchem er ſie empfangen hatte; drohte aber auch dem Biſchofe von Valence, dem mächtigſten Halbbruder des Königs, daß er ſeine Burgen oder ſeinen Kopf herliefern ſolle. Aehnliche Drohungen ſtieſen die übrigen Baronen aus. Da flohen die Halbbrüder Heinrich's, die Fremdlinge aus Poitou, von Oxford nach Wincheſter; einer von ihnen war für den biſchöflichen Sitz dieſes Ortes erwählt. Aber hier waren ſie bald von den Baronen, welche den König mit ſich zogen, ſo eingeſchloſſen, daß ſie nur in dem Anerbieten, ſie wollten jeder Anordnung der Baronen Gehorſam leiſten, Rettung zu finden glaubten. Sie erhielten indeß die ſtolze Antwort, daß man nun auf ihr lügenhaftes Gemüth nicht mehr vertrauen könne, und das Heil des Staates erfordere, daß ſie England ſo lange verließen, bis das Werk der Verbeſſerung des Reichs vollendet wäre. Wiewohl ſich Heinrich erbot, Bürgſchaft für ſie zu leiſten, daß ſie auf keine Weiſe dieſem Werke Eintrag thun würden, mußten ſie doch mit Hinterlaſſung des größten Theiles ihrer Schätze nach Frankreich hinüberſchiffen, nachdem ſie geſchworen, daß ſie ohne Bewilligung des Königs und ſeiner Großen England nicht wieder betreten und demſelben weder ſelbſt noch durch andere irgend Schaden zufügen wollten. *)

---

*) Rymer. I. 660. Chronicon Thomae Wikes. ap. Gale. Vol. II. 52.

**) Annal. Burton. 410.

Sobald die Gefahr, womit die Fremdlinge drohten, verſchwunden war, verabſchiedeten die Baronen

---

*) Matth. Paris. 832—833. Annal. Burton. 410—411. Chron. prior. de Dunst. 334—336.

die meiſten bisherigen Diener des Königs, und zuerſt diejenigen, welche ſeiner Perſon am nächſten waren; die neuen, welche beſetzt wurden, gehörten ohne Zweifel zu ihren Anhängern. Ihre Schritte wurden ſtets kühner, und ſchon zu Oxford fürchtete der Patriot, welcher tiefer ſah, daß dieſelben nicht immer ſo heilſam, als entſcheidend ſeyn möchten. Wenigſtens ging hier das Parlament mit der Ueberzeugung aus einander, die Macht des Ausſchuſſes werde noch lange dauern, da es bei ihm beruhte, wie lange das Werk der Staatsverbeſſerung währen ſollte, und ſchon viele Gegenſtände ausgezeichnet waren, welche ſeiner Sorge bedürften. *) Die Stadt London gelobte bald darauf in einer Urkunde, daß ſie den Verordnungen der Baronen treu anhangen werde, und ſo war der Hof nun von allen Seiten verlaſſen, und der Willkühr der Großen hingegeben. **)

Selbſt dem leichtſinnigen Heinrich entging dies nicht, und Furcht und Erbitterung bei den Maaßregeln der Vierundzwanzig ſtiegen um ſo höher in ſeiner Seele, je mehr es offenbar wurde, daß der Graf von Leiceſter die Seele aller Bewegungen wider den Hof war. Er betrachtete denſelben wie ſeinen verderblichſten Feind. Als er in dieſer Zeit eines Tages von

---

*) Chron. Thomae Wikes. 53. Annal. Burton. 411.

**) Matth. Paris. 836.

Weſtminſter aus ſich auf die Themſe begeben hatte, und das Schiff bei ausbrechendem Gewitter, vor welchem er die ängſtlichſte Furcht hegte, in der Nähe vom Palaſte des Biſchofs von Durham landen ließ, eilte ihm der Graf, welcher daſelbſt ſeine Herberge hatte, mit Begrüßungen entgegen, und tröſtete ihn, daß ſich das Wetter ſchon verzogen habe. Der König brach mit finſterm Blick in die Worte aus: „Ueber die Maßen fürchte ich Donner und Bliß; doch beim Haupte Gottes, ihr ſchreckt mich mehr, als alle Gewitter der Welt.“ *)

Je offner Heinrich ſeine Erbitterung zeigte, deſto weniger fürchtete man ſie, und überhaupt betrachtete man ihn blos als ein Werkzeug fremder Hände, welches, je nachdem dieſe ſchwach oder ſtark waren, der Parthei der Baronen mehr oder minder furchtbar ſchien. Für die kaum errungene Macht ſahen dieſe die höchſte Gefahr, als ſich die Nachricht verbreitete, daß der König von Deutſchland nach England kommen werde: von Richard geleitet und geſtärkt möchte Heinrich die Bande leicht abſtreifen oder zerreißen, in welche man ihn und die königliche Gewalt geſchlagen hatte. Die Beſtürzung darüber war ungemein, indem die Seele der Baronen, Graf Simon von Leiceſter, jenſeit des Meeres abweſend war, und das kriegeriſche Geleite, mit welchem der römiſche König hinüber nach

---

*) Matth. Paris. 835.

England zu gehen ſich rüſtete, zur Ausführung gewaltſamer Maaßregeln hinreichend ſchien.

Man ſandte ihm daher Botſchaft, daß er England nicht betreten dürfe, bis er durch einen Eid gelobt habe, jeder Anordnung, welche zu Oxford getroffen wäre, ſich treu zu unterwerfen. „Nimmermehr,“ entgegnete Richard, „werde ich einen ſolchen Eid leiſten. Wollte der Adel eine Staatsverbeſſerung vornehmen, ſo mußte er mich zuvor rufen; denn ohne meine Leitung durfte ſolches Werk nicht begonnen werden, da ich Bruder des Königs und Graf von Cornwall bin.“ Als dieſe Antwort den engliſchen Baronen, die an der Küſte ihres Vaterlandes ſich gelagert hatten, überbracht wurde, zeigten ſie ſich entſchloſſen, den König der Deutſchen mit den Waffen von ihrem Reiche entfernt zu halten, welches er durch ſeine Ankunft nur in neue Verwirrungen ſtürzen wolle.

Richard erhielt hiervon genaue Kunde, und wußte, daß er die Flotte werde ſchlagen müſſen, ehe er nur den Kampf um die Küſte würde verſuchen können. Daher ließ er ſich nach einigen Tagen die Auskunft gefallen, nach welcher ihm die Ueberfahrt unter der Bedingung erlaubt wurde, daß König Heinrich ſich eidlich gegen die Baronen verbürgte, ſein Bruder werde ihnen unmittelbar nach ſeiner Erſcheinung in England den verlangten Eid auf eine von ihnen beſtimmte Weiſe leiſten. Mit einem kleinen Gefolge betrat er den engliſchen Boden, und ſchwur im Dom zu Canterbury, daß er als Graf von Cornwall treu zur Verbeſſerung des Reiches mitwirken wolle, welches durch verruchte Menſchen zerrüttet ſey. *)

---

*) Chron. Thom. Wikes. 53. Matth. Paris. 842—843. Annal. Burton. 421.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Spaltung bei der Parthei der Baronen, veranlaßt durch Uneinigkeit zwiſchen den beiden einflußreichſten Simon von Montfort, Grafen von Leiceſter, und Richard Klare, Grafen von Gloceſter. Beſchwerden des kleinern Adels wider die Reichsverbeſſerung der Baronen gegen den Prinzen Eduard, und ſeine ablehnende Antwort. Verhältniſſe der Geiſtlichkeit und des päpſtlichen Hofes zu den Baronen. Erfolg einiger Schritte Heinrich's ihre Gewalt zu vernichten. Standhaftes Benehmen des Prinzen Eduard dabei. Gründe des Grafen von Leiceſter einem ſchiedsrichterlichen Spruche des Königs von Frankreich in den Streitigkeiten mit dem Könige ſich nicht unterwerfen zu wollen. Tod des Grafen von Gloceſter. Leiceſter nun Haupt der Baronen. Verſammlung der Großen zu London, und gewaltſame Maaßregeln Leiceſter's, den Verordnungen von Oxford Gültigkeit zubewahren. Theilnahme der meiſten Großen und der Stadt London an dem bürgerlichen Krieg unter ſeinen Fahnen. Ungemeine Zerrüttung des Reichs. Erbitterung gegen die Königin, welche keine Sicherheit mehr in England findet und nach Frankreich geht. Siege, und Friedensanträge Leiceſter's, wodurch der Prinz Eduard beſtimmt wird, ſich den Baronen zu widerſetzen. Volksſtimmung für Montfort's Annahme einer ſchiedsrichterlichen Entſcheidung Ludwig's von Frankreich, und Unweisheit derſelben.

Es zeigte ſich ſogleich, daß auch der König der Deutſchen der gegenwärtigen Macht der Baronen zum Vortheil des königlichen Anſehens keinen Abbruch zu thun vermöge, ſobald ſie mit Eintracht wider den Hof beſtanden. Erhoben ſich aber Fehden zwiſchen ihnen ſelbſt, oder verriethen ſie deutlich, daß ſie keinesweges zum allgemeinen Heile die Zügel ergriffen hatten, ſo bedurfte es allem Anſcheine nach nur einiger Kraft der königlichen Parthei, um die Macht des Hofes wieder herzuſtellen. Jene beiden Fälle traten früh ein.

Nächſt Simon von Leiceſter ſpielte der Graf von Gloceſter die vorzüglichſte Rolle unter den Baronen; aber nur eine kurze Zeit hielt er treu mit ihnen zuſammen. Man machte ihm Vorwürfe, daß er ſich zu ſehr auf die Seite des Königs hinneige, und keinesweges ſeinen Pflichten gegen die Nation und ſeine Genoſſen treu ſey. Als die Vierundzwanzig mancherlei heilſame Anordnungen treffen wollten, wogegen der Graf von Gloceſter ſich ſträubte, ſo rief Simon von Leiceſter mit Unmuth: „Unter ſo wankelmüthigen Menſchen will ich nicht länger leben. Unſer Schwur verpflichtet uns zu demjenigen, wovon wir jezt handeln; und Du, Gloceſter, ſollteſt heilſamen Geſetzen Dich um ſo leichter fügen, je mehr Du vor andern hervorragſt." *)

Von dieſer Zeit herrſchte eine Spaltung zwiſchen den Baronen, und die Staatsverbeſſerung wurde dadurch verzögert, wenn ſie dieſelbe auch mit redlichem Sinn hätten vollbringen wollen. Daß auch dieſes nicht der Fall war, ſondern die Vierundzwanzig nur dahin ſtrebten, ihre Macht zu verlängern, ergab ſich bald nachher.

Der kleinere Adel nämlich wandte ſich an den Prinzen **Eduard** mit den bitterſten Beſchwerden, daß die Baronen, obgleich der König allen Verheißungen, die er zu Oxford gethan, mit Sorge nachgekommen wäre, noch keine ihrer Pflichten erfüllt, manches zu ihrem Vortheile, nichts für das Wohl des Vaterlandes vollbracht hätten. Wenn dieſem Unweſen nicht ſchnell abgeholfen würde, ſo müßte man ſuchen auf einem andern Wege zum Ziele zu kommen. Hierauf antwortete **Eduard**, daß er zwar wider ſeine Neigung jenen Eid zu Oxford geſchworen habe, aber dennoch bereit ſey, ihm gemäß ſich dem Heil des engliſchen Reiches bis zum Tode zu weihen. Zugleich that er den Baronen des Ausſchuſſes kund, daß er treu verbunden mit den übrigen Nationen ihnen entgegen ſtehen werde, bis ſie ihre Verheißungen erfüllt hätten. *)

---

*) Chron. prior. de Dunst. I. 348. Matth. Paris. 845—846.

Jetzt machten freilich die Baronen mehrere Artikel einer Staatsverbeſſerung bekannt. **) Aber ſie waren ſo unbedeutend, daß man in ihnen nichts als ein Mittel ſehen konnte, die Macht der Vierundzwanzig zu verlängern. Zu dem Unmuthe, welcher ſich nun in England wider dieſe verbreitete, kam noch die Abneigung, welche der römiſche Hof wider die ganze Veränderung zeigte, die auf der Inſel vorging.

Dieſe Zeit der innern Bewegungen hatte nämlich die engliſche Geiſtlichkeit benutzen wollen, um die Unabhängigkeit der Kirche von dem Staate zu vollenden. Zu Merton hielt der Erzbiſchof von Canterbury eine Synode in den Tagen, da das Parlament zu Oxford den Thron gewaltig erſchütterte; aber die Schlüſſe, welche auf derſelben gefaßt wurden, konnten den Baronen höchſtens für einen Augenblick willkommen ſeyn, indem auch durch ſie dem königlichen Anſehen Abbruch geſchah, und mußten ihnen um ſo verhaßter werden, je mehr die weltliche Macht in ihre Hände fiel; denn dieſer überhaupt wurde durch ſie Trotz geboten. Beſonders ſollte jede Spur von Patronatsrechten der Laien vertilgt ſeyn, wodurch die Familien der Großen viel einbüßten. *) Die Baronen entwarfen in einem Schreiben an den Papſt eine ſchwarze Schilderung von dem Zuſtande der engliſchen Kirche, und als eine der vornehmſten Urſachen der Zerrüttung ihres Vaterlandes, der Entfernung der Weisheit aus den Gefilden deſſelben, führten ſie den Mißbrauch an, welchen der geiſtliche Stand von ihrer Güte gemacht habe. Sie und ihre Vorfahren hätten ihre Patronatsrechte über die Kirchen an geiſtliche Männer übertragen, damit dieſelben durch eine einſichtsvolle Wahl den Biſchöfen ſolche Diener der Religion zur Beſtallung darſtellten, durch deren Bemühungen das Heil der Seelen befördert würde. Dieſe Abſicht ſey aber keinesweges erreicht worden, und darum liege es ihnen ob, jene Patronatsrechte wieder an ſich zu bringen.

---

*) Annal. Burton. 427—428.

**) Ibid. 428—438.

Dagegen ſträubte ſich der heilige Vater mit harten Worten, indem er ſich zweifelhaft über die Behauptung ausdrückte, daß ihren Familien ehemals Rechte bei Beſetzung geiſtlicher Stellen zugeſtanden. Ferner aber

---

*) Ibid. 388 — 395.

müßte es auf jeden Fall von ihnen ſeyn, dieſelben zurückrufen zu wollen; denn es fehle ihnen durchaus alle Befugniß, über kirchliche Gegenſtände ihre Hände auszuſtrecken. Uebrigens ſey es durchaus nicht einleuchtend, daß der geiſtliche Stand der Inſel das Licht der Wiſſenſchaften vernachläſſige, vielmehr könne ſich keine andere Provinz der Chriſtenheit mit ihr in der Menge gelehrter Männer vergleichen. Der lieblichſte Quell des Berges Helicon fließe in England; und nicht nur Einheimiſche, ſondern auch Ausländer ſchöpften aus ihm die Erquickung der Weisheit. *)

Schon aus dieſer Antwort konnten die Baronen abnehmen, daß der Papſt für die Macht der Geiſtlichkeit von ihren Maaßregeln fürchte, und lieber die leichtſinnige Tyrannei Heinrich's, als eine durchgreifende Ordnung, wie ſie zu bezwecken ſchienen, befördern werde. Auch war der König des Beifalls des römiſchen Hofes gewiß, wenn er das Joch abzuſchütteln ſuchte, welches ihm der Reichstag zu Oxford aufgelegt hatte. Durch eigene Kraft wollte er dies allein ſogleich vollbringen; denn in ſeinem ſchwachen Gemüth war ſogar der Verdacht aufgekommen, daß ſein Sohn Eduard ſich mit den Baronen verſchworen habe, ihm die Krone zu nehmen, und ihn auf immer ins Ge-

---

*) Annal. Burton. 438—441.

fängniß zu werfen. *) Er bemächtigte ſich unvermuthet des Schatzes, welcher von allen Seiten her im Tower geſammelt war, und ließ dann alle Einwohner von London, die über zwölf Jahre alt waren, ihm Treue ſchwören. Zugleich riefen Herolde aus, daß jeder, welcher für den König ſtreiten wolle, herzueilen möge, um durch Geld reichlich unterſtützt zu werden. Für Befeſtigung der Stadt und des Towers ward emſig geſorgt. Darauf legte Heinrich ſeine Abſicht offen dar, indem er die päpſtliche Bulle bekannt machte, wodurch er und ſein Sohn von dem Eide freigeſprochen waren, welchen ſie zu Oxford geſchworen. Als Grund, warum ihn derſelbe nicht binden könne, führte er mit an, daß er ihn ohne Wiſſen des Papſtes und der Cardinäle geleiſtet hätte, wiewohl kundbar der König von England Vaſall des römiſchen Stuhles wäre. In beſondern Bullen wurden noch alle von jeder Verpflichtung gegen die zu Oxford getroffenen Anordnungen freigeſprochen, und diejenigen mit dem Kirchenbanne, ſo wie ihre Güter mit dem Interdicte bedroht, welche ſich der königlichen Gewalt nicht gänzlich unterwürfen, und ihr Widerſtreben durch Geſetze der Baronen vertheidigen wollten. **)

---

*) Chron. Thom. Wikes. 54.

**) Matth. Paris. 860. Rymer. T. I. p. 722 — 725.

Um dieſe plötzliche Veränderung zu vollenden, ehe die Großen ſich beſonnen hätten, wie ſie Widerſtand leiſten könnten, verabſchiedete er ſchnell die vornehmſten öffentlichen Beamten, welche von ihnen beſtellt waren, und gab die Macht in die Hände ſeiner Anhänger. *)

In dieſen Zeiten, wo ſelten ein Mann, viel weniger ein Bund Vieler planmäßig handelte, und es wegen der Lehnmiliz auch kaum möglich war, ſich in ununterbrochenem Beſitze einmal errungener Vortheile zu erhalten, war es nicht zu verwundern, daß die Baronen Englands, durch Zwieſpalt ohnehin geſchwächt, ſich plötzlich der Gewalt eines Siegers durch den König beraubt ſahen, welcher noch kaum ihren Winken gänzlich hatte folgen müſſen.

Aber der junge Eduard kannte die Schwäche ſeines Vaters zu gut, um zu glauben, daß ſein Glück wider die Baronen dauern könne, und erklärte daher mit einer Standhaftigkeit, welche die Nation ihn gewinnen mußte, daß er die Losſprechung von ſeinem Eide durch den Papſt auf keine Weiſe anerkennen möge. Auch fand er beim erſten Blick auf die Maaßregeln ſeines Vaters dieſelben ſo wenig befriedigend,

---

*) Chron. Th. Wikes. 55. Matth. Paris. 850.

daß er ſeinen Unmuth laut äußerte, und ſich mit den Baronen verband, die ſchlechten Rathgeber, welche den König umringten, von deſſen Perſon zu entfernen. *)

Heinrich hingegen that kund, daß er alle Streitigkeiten zwiſchen ihm und dem Grafen von Leiceſter, oder deſſen Gemahlin, ſeiner Schweſter, der Entſcheidung der Königin von Frankreich gänzlich unterwerfe, und ſchien alſo zu glauben, daß alle Bewegungen der Baronen geſtillt ſeyn würden, wenn er in ſeinem Schwager keinen Privatfeind mehr finde. **)

Allein ſo viel Vertrauen man auf den gerechten, edelmüthigen Character Ludwig's des Heiligen von Frankreich und auf die Urtheile ſeines Hofes ſetzen durfte, hatte der Graf von Leiceſter doch Urſachen genug, ſich der vorgeſchlagenen ſchiedsrichterlichen Entſcheidung nicht unbedingt hinzugeben. Durch ihn war ein faſt vollendeter Friedensſchluß, nach welchem die Normandie ganz an Ludwig abgetreten werden ſollte, zerriſſen werden; und wenn der franzöſiſche Hof auch deswegen keinen Groll wider ihn hegte, wie konnte man erwarten, daß auf die Seele des Königs von Frankreich, welchen die Begierde, ſich auf Koſten anderer Herrſcher zu bereichern, nie zur Vernachläſſigung des Intereſſes verleitete; das die ſämmtlichen Könige wider ihre Baronen hatten, nun der Umſtand, daß ein König als Parthei wider einen ſeiner Großen, der ſogar ein geborner franzöſiſcher war, vor ſeinem Richterſtuhle ſtand, gar keinen Einfluß haben werde. Endlich wäre ſelbſt ein Spruch in ihren Privatſtreitigkeiten, welcher noch ſo vortheilhaft für Leiceſter ausfiel, ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen doch nachtheilig geweſen; denn wie wollte dieſes Zeitalter den Gedanken feſthalten, daß er als einer der mächtigſten Baronen Englands und Mitglied des Ausſchuſſes der Vierundzwanzig noch die Waffen wider den König tragen dürfe, mit welchem er die Bande der Eintracht von neuem als Verwandter feſtgeknüpft hatte?

---

*) Matth Paris. [illegible]

**) Rymer. T. I. 724.

Weit entfernt, mit Heinrich unter einer andern Bedingung als dem Verſprechen, die Anordnungen von Oxford unverletzlich zu beobachten, den Frieden einzugehen, lebte Simon von Montfort jenſeit des Meeres, um von dorther die Wendung abzuwarten, welche die Bewegungen in England nehmen möchten, und ſie vielleicht aus der Entfernung zu leiten. Der Tod des Grafen Richard Klare von Gloceſter befreite ihn von dem Nebenbuhler ſeines Anſehens unter den Baronen, und er war ohne Widerrede ihr Haupt, als ſie ihn gegen Pfingſten (1263) erſuchten, ſo geheim wie möglich nach London herüber zu kommen.

In einer Verſammlung von mehreren Großen zu London erhob er die Klage wider den Hof, welcher des Meineides ſchuldig ſey, weil er die Verordnungen von Oxford verwerfe. Es erging ein Aufruf an den ganzen Adel des Reiches, daß ſich jeder, welcher nicht des Hochverrathes ſchuldig ſeyn wolle, zum Heere verſammle. Eine große kriegeriſche Macht floß unter die Fahnen des Grafen von Leiceſter zuſammen, und zu derſelben Zeit brach ſein Bundsgenoſſe, Fürſt Lewellyn von Wales, in England ein, deſſen verheerender Strom ſich hierhin und dorthin wandte, wie der Wink der Verſchwornen gebot. Dann richtete ſich die Wuth derſelben zunächſt gegen diejenigen Prälaten, welche mit dem Hofe zu Rom verbunden waren, und mit Lebensſtrafe wurden die Bevollmächtigten deſſelben bedroht, wenn ſie noch irgend einen Schritt thäten, um von den Eiden loszuſprechen, wodurch den Verordnungen zu Oxford Treue gelobt war. Sämmtliche Güter des Königs wurden der Verwaltung der Baronen unterworfen, aber ſonſt vor allem Schaden bewahrt. Dagegen gab man die Beſitzungen und das Vermögen der Königin, welche vorzüglich der Haß der Nation traf, der Fremdlinge, die man verbannte, und aller Einheimiſchen, ſo ſich der zu Oxford errichteten Herrſchaft nicht unterwarfen, der Zerſtörung und Habſucht zum Opfer. *)

Viele glaubten auch jetzt noch, daß ſie dem Vaterlande ſich mit Frömmigkeit weihten, wenn ſie den Strom der Macht der Baronen vermehrten; mehrere trieb dazu der Haß gegen diejenigen, welche zuerſt die Wuth der Verſchwornen verfolgte; die meiſten aber geſellten ſich zur Fahne der Empörung, um ſich zu bereichern, oder aus Furcht von der ſiegenden Parthei der Baronen ins Verderben geſtürzt zu werden. Selbſt Gilbert von Klare, Sohn des kaum verſtorbenen Grafen von Gloceſter, führte auf die Seite Simon's von Montfort, deſſen Feind ſein Vater war, die große Macht ſeines Hauſes, und vergebens hatte Prinz Heinrich, der Sohn des Königs von Deutſchland, ſich von dem kühnen Führer der Baronen loszureißen geſucht. Er trat vor den Grafen und ſprach: „Ich kann nicht länger gegen meinen Vater und gegen meinen Oheim, den König von England, die Waffen führen, nicht wider meine Verwandte; darum erlaube mir, daß ich von Dir gehe; doch werde ich nimmermehr das Schwert wider Dich tragen.“ „Nicht der Verluſt Deines Beiſtandes,“ antwortete ihm Leice-

---

*) Chron. prior. de Dunst 354—355. Chron. Th. Wikes. 56—57. Nic. Triveti annal. I. 211—212.

ſter, „ſondern der Wankelmuth, welchen ich an Dir wahrnehme, betrübt mich. Wohlan denn, weiche von mir mit Deinen Waffen, die ich nicht fürchten werde, wenn ſie gegen mich gerichtet ſind.“ Dennoch blieb der Prinz vorerſt noch bei der Parthei der Baronen. *)

Vorzüglich aber hoffte Leiceſter großen Gewinn von dem Anhange, welchen er ſich zu London erworben hatte. Thomas, der Major der Stadt, mit ihm verbunden, und gleich ihm von einem verwegenen Geiſte getrieben, war der Führer wilder Banden der Hauptſtadt, welche, verſchworen gegen die ruhigen Bürger, ſich der entſcheidenden Stimme und der höchſten Gewalt bemächtigten; ein Beiſpiel, das faſt in allen Städten und Burgen Englands Nachahmer fand, welche die Plane Leiceſter's begünſtigen mußten, und durch ſeinen Schutz für die Zukunft unbeſtraft wegen ihrer Frevel zu bleiben.

Die Zerrüttung erreichte nun einen ungemein hohen Grad. Niemand wußte mehr, wem er gehorchen ſolle, ob den Beamten, die der König, oder welche die Baronen beſtellt hatten, ob der alten Obrigkeit der Städte, oder den furchtbaren Banden, deren Gewalt-

---

*) Matth. Paris. 850. Chron. prior. de Dunst. 354. Chron. Th. Wikes. 65.

thätigkeit in ihnen herrſchte. Traurig war das Schickſal derjenigen, welche blos durch die bürgerliche Ordnung wider die Vorurtheile oder den Haß des Pöbels vertheidigt waren. Das Vermögen der Juden in London wurde geplündert, faſt vierhundert von ihnen fielen durch Mörder. Einen Theil des Raubes, der an ihnen begangen war, ſoll der Graf von Leiceſter für ſich gefordert haben, mit deſſen Beifalle, wenn auch nicht auf ſein Anſtiften, die Banden von London auch die benachbarten Güter Richard's von Deutſchland plünderten, wiewohl er ſtets für einen Beſchützer der Rechte der Stadt wider ſeinen Bruder gegolten. Man betrachtete ihn jetzt als den Vertheidiger der königlichen Gewalt wider die Ariſtocratie der Baronen, obgleich er ſich wider die Verordnungen von Oxford bisher nicht öffentlich erklärt hatte.

Vorzüglich aber war man in London, wie im übrigen England wider die Königin erbittert, deren Ränken man es beimaß, daß Fremdlinge eine wiederholte Tyrannei hatten ausüben können. Auch war man überzeugt, daß ſie mit aller Kraft den König antrieb, ſich die Verordnungen von Oxford nicht gefallen zu laſſen. Sie hatte dies von neuem gethan, als ihr Gemahl ſich geneigt bezeigte, ſich denſelben zu unterwerfen, und unmittelbar nachher verließ ſie den Tower, in welchem ſich der Hof bisher aufgehalten hatte, um auf der Themſe ſich nach Windſor zu begeben.

Allein eine Menge Volkes hatte ſich bei der Brücke Londons verſammelt, unter welcher ſie vorbeiſchiffen mußte, empfing ſie mit Drohungen und Schimpfreden, welche ſie vornehmlich der Unzucht beſchuldigten, und warf dann nach ihr mit Koth und Steinen. Kaum vermochte der Major der Stadt, ſie zu retten und ſicher zurückzuführen. Bald darauf ging ſie nach Frankreich, weil ſie im Reiche ihres Gemahls nicht mehr Sicherheit fand. *)

In den kleineren Fehden, welche zwiſchen den ſtreitenden Partheien bald hier bald dort geführt wurden, war das Glück größtentheils auf der Seite der Baronen, die auch jetzt noch unter der Anführung des Grafen von Leiceſter zu ſehr dem Könige und ſeinen Anhängern an Macht überlegen waren, als daß der Hof ſich ihrem Willen nicht hätte gänzlich fügen müſſen, wenn Friede geſtiftet werden ſollte.

Heinrich verſprach auch von neuem, die Verfügungen von Oxford unverletzlich zu beobachten, und das Werk der Staatsverbeſſerung den Händen von vier und zwanzig Baronen, deren Verzeichniß ihm vorgelegt wurde, gänzlich anzuvertrauen. Aber ein

---

*) Chron. prior. de Dunst. I. 357. Matth. Paris 851. Chron. Thom. Wikes. 57—60. Nic. Triveti annal. 212.

Artikel des Friedens, auf welchem die Baronen hartnäckig beſtanden, daß dieſer Ausſchuß der Vierundzwanzig auch noch unter der folgenden Regierung ſeine Macht behaupten ſolle, verrieth dem Prinzen Eduard völlig, daß man nicht nur ſeines Vaters Gewalt, ſondern das ganze königliche Anſehen überhaupt zertrümmern wolle, und forderte ihn auf, jetzt ſchon mit ganzer Kraft den Baronen entgegen zu wirken, wenn er dereinſt nicht mit Schmach auf dem Throne ſeiner Väter ſitzen wollte. *) Er bot daher alles auf, um in der Stille mehrere von den verſchwornen Baronen zu gewinnen, und ſparte keine Geſchenke von ſeinen Ländereien, um ſie von dem Grafen von Leiceſter abzuziehen. Der Sohn des Königs von Deutſchland war unter denjenigen, welche er gewann. **)

Dieſer Umſtand trug dazu bei, die übrigen Baronen milder zu ſtimmen, und die ganze Nation äußerte laut, daß ſie Frieden wolle, zumal da der Krieg um ſo hartnäckiger werden mußte, weil jetzt ein Gleichgewicht in den Kräften beider Partheien herrſchte Als nun alle Stände darauf drangen, daß man alle

---

*) Matth. West. p. 383. Chron. Thomae Wikes. 57.

**) Chron. prior. de Dunst. 360—361. Matth. Paris. 857. Nic. Triveti annal. I. 215.

Fehde wegen der Verfügungen von Oxford dem ſchiedsrichterlichen Spruche des Königs von Frankreich, des gerechten Ludwig's anheim ſtellen ſolle; ſo durfte der Graf von Leiceſter dieſem Begehren nicht widerſtreben. Alle Männer von Bedeutung auf beiden Seiten ſchwuren, die Hand auf den heiligen Schriften, und gelobten, mit Beifügung ihres Siegels unter den geſchriebenen Vertrag, daß ſie durchaus unter keinem Verwande ſich wider den Spruch des Schiedsrichters ſträuben wollten.

König Heinrich ging ſelbſt nach Frankreich hinüber; die Baronen ſtellten ſich dem Richter durch Bevollmächtigte dar. Prinz Eduard auf der See vom furchtbarſten Sturm mit dem Untergange bedroht, ſandte viele Gelübde für ſeine Rettung zum Himmel, als er zu dem Gericht ſchiffte, welches über ſeine künftige Macht entſcheiden ſollte.

Ludwig von Frankreich erhielt aber jetzt, ſelbſt nach dem Glauben der Unpartheiiſchen, ſein Gemüth nicht frei von dem Einfluſſe ſeiner Gemahlin und der Königin von England, und ſprach ſein Urtheil der Neigung der Weiber angemeſſen. Die Urkunde der Freiheiten, die unter Johann's Regierung gegeben wurde, ſollte ihre Kraft behalten; aber König Heinrich ſogleich in alle ſeine ehemaligen Rechte wieder eingeſetzt werden, ſo daß die Verfügungen von Oxford völlig vernichtet wären. Ueberhaupt aber ſollte alles in den Zuſtand zurückgeſetzt werden, in welchem es vor dem berüchtigten Reichstage war, da ſich die Baronen des Staatsruders bemächtigten. Ausdrücklich ward noch hinzugeſetzt vom Könige Frankreichs, daß Heinrich volle Freiheit haben ſollte, ſo viele Fremdlinge, als ihm gut dünke, unter ſeine Diener und die Beamten des Staates aufzunehmen.

Ein ſolches Urtheil konnte der Nation durch die Verſicherung des Schiedsrichters, daß er übrigens ihren alten löblichen Gewohnheiten keinen Abbruch thun wolle, durchaus nicht gemildert und weiſer erſcheinen, und Ludwig kannte den Grafen von Leiceſter und die übrigen Führer der Volksparthei in England zu wenig, wenn er nicht ſelbſt überzeugt war, daß ſein Spruch den vollen bürgerlichen Krieg in England hervorrufe, und eben ſo wenig die Parthei des Hofes, wenn er glauben konnte, daß ſein Gebot einer gänzlichen Vergebung alles Vergangenen auf beiden Seiten von irgend einer Wirkung ſeyn werde. Anſtatt wie ein weiſer Richter die thörichte Regierung des Königs von England, deſſen Beſſerung unmöglich war, wie die Erfahrung ſo vieler Jahre bezeugte, auf irgend eine Weiſe zu zügeln, indem er von ſeinem Bruder Richard, von ſeinem Sohne Eduard mit dem feſten, klugen Sinn ihn auf irgend eine Weiſe abhängig gemacht hätte, verwies er ſelbſt ihn einigermaßen an das vornehmſte Werkzeug ſeiner ſchlechten Staatsverwaltung, die Ausländer, wider welche doch der allgemeine Haß der Nation ſich erklärte. Den Baronen ſollte nichts von der kaum errungenen Macht gelaſſen werden; dies mußte ſie reizen, durch die Gewalt der Waffen dieſelbe noch zu vergrößern. *)

---

*) Rymer. I. 777 — 778. Chron. Th. Wikes. 58. Nic. Triveti annal. I. 214. Annal. prior. de Dunst. I. 363. Matth. Paris. 850.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Unvermeidlicher bürgerlicher Krieg. Die bedenkliche Lage der Baronen nach dem ſchiedsrichterlichen Spruche Ludwig's erleichtert durch denſelben. Rüſtung des Königs. Einnahme von Northampton, Leiceſter und Nottingham durch die königlichen Krieger. Rüſtung und Bund Simon's von Montfort mit achtzehn Baronen und der Stadt London. Belagerung von Rocheſter durch die Verbündeten. Aufhebung derſelben beim Herannahen des königlichen Heeres zum Entſatz. Vereitelte Verſchwörungen, die Stadt London dem Hofe zu übergeben. Zug des Königs gegen die Küſte, in Hoffnung, die Stadt mittelſt der Flotte der fünf großen Seehäfen zu bedrängen. Zuſammentreffen der Heere des Königs und Leiceſter's in Suſſex. Friedensanträge der Baronen; ſchnöde zurückgewieſen. Schlacht bei der Abtei Lewis, den 14. Mai 1264. Vollkommener Sieg der Baronen. Gefangennehmung des Königs Heinrich, des Königs der Deutſchen und vieler Großen während der Schlacht. Gefangenſchaft des Prinzen Eduard und anderer Großen nach derſelben in Gemäßheit eines Vertrages. Beſtimmungen dieſes Vertrages. Die Niederlage der Hofparthei vollendet durch Anordnungen, welche Heinrich im Gewahrſam Leiceſter's nach deſſen Gutdünken erlaſſen muß. Maaßregeln von dieſem, die Bewohner der Seehäfen zu gewinnen, um den Königlichen Beiſtand aus Frankreich abzuſchneiden. Allgemeine Fühlbarkeit des Drucks, womit deren Wirkungen den Handel belaſten.

Mit eitler Freude kam Heinrich nach England zurück; es zeigte ſich bald, daß der bürgerliche Krieg unvermeidlich geworden. Der Graf von Leiceſter und ſeine Freunde konnten ſich dem gefällten Urtheile, ſelbſt wenn ihr Ehrgeiz ſich nicht wider daſſelbe empört hätte, ohne ſich der Rachſucht der Hofparthei preis zu geben, nicht unterwerfen. Auch war gewiß ein großer Theil der engliſchen Nation mit ihnen überzeugt, daß die alte Freiheit, welche der König von Frankreich doch unverletzt halten wollte, nur durch die Verfügungen von Oxford wider den Hof behauptet werden könne, und ſich daher das Verdammungsurtheil über dieſelben durch ſich ſelbſt zerſtöre. *) Allein die Baronen ſchienen darum in einer nachtheiligeren Lage wie vorher zu ſeyn, weil ſie öffentlich und feierlich geſchworen hatten, ſich dem Willen des Schiedsrichters unbedingt zu unterwerfen, und nun als Meineidige ſich der Welt darſtellen mußten, wenn ſie von der feindlichen Parthei nicht ſich unterdrücken laſſen wollten. Unbeſonnen mochte es

---

*) Matth. Paris. 850.

daher ſcheinen, daß der Graf von Leiceſter und ſeine Freunde ſich zu jenem Gelübde verſtanden. Doch die Sehnſucht des Volkes nach Frieden war ſo groß, daß ſie jeden Schein vermeiden mußten, als wären ſie nicht zu demſelben geneigt. Durch Ludwig's Urtheil mochte es nun aber der Nation einleuchten, daß der Hof keinen Frieden wolle, wenn ihm nicht die vorige Willkühr, durch welche ſie ſo viel gelitten hatten, wieder freigelaſſen würde. Auf dieſe Anſicht mochten die Baronen bei dem Vorwurfe des Meineides vertrauen.

Der König rief ſeine Getreuen auf, ſich ſchnell mit ihrem kriegeriſchen Geleit zu ihm zu ſammeln, und ſah ſich bald von einem furchtbaren Heere umgeben, deſſen Seele ſein tapferer Sohn Eduard war. Auch der König der Deutſchen zog, uneingedenk ſeines fernen Reiches, mit demſelben. Von Orford aus begann es ſeine Unternehmungen im Frühling des Jahres 1264, und ward vom Glück begleitet. Mehrere feſte Oerter, Northampton, Leiceſter und Nottingham wurden von königlichen Kriegern beſetzt; als der erſte derſelben mit Sturm eingenommen wurde, fielen ſogar einer von den tapfern Söhnen des Grafen von Leiceſter und einige Baronen ſeines Anhanges in die Gefangenſchaft des Königs.

Aber unterdeſſen rüſtete ſich der Graf in London; zwiſchen dieſer Stadt und achtzehn Baronen war ein

Bund geſchloſſen, daß ſie nimmermehr ohne eine gemeinſchaftliche Einſtimmung einen Frieden mit dem König eingehen wollten. Dann wandte er ſich zur Belagerung von Rocheſter, in deſſen Beſitze die feindliche Parthei war, da ſonſt dieſe ganze Gegend den Baronen angehörte; als aber der König und Prinz Eduard zum Entſatze deſſelben heranzogen, hob er die Belagerung auf. Von ihrer Nähe fürchtete er vorzüglich, daß ſie ſich Londons bemächtigten, welches er als den vornehmſten Sitz ſeiner Macht betrachten mußte. Er war ſchon abgezogen, um Northampton zu befreien, als ihm die Kunde zukam, daß die Juden der Hauptſtadt ſie der königlichen Parthei übergeben wollten, und bei der Unterſuchung fand er auch wirklich, daß ſie ſich Schlüſſel für alle Thore und griechiſches Feuer bereit hielten, womit ſie die Stadt in Brand ſtecken wollten, damit während der Verwirrung die Beſatzung von Rocheſter ſich Londons bemächtigen könne. Als er jetzt vor dieſer Feſtung lag, vernahm er wieder von einer Verſchwörung, die Hauptſtadt dem Prinzen Eduard zu übergeben, und darum eilte er in dieſelbe zurück. *)

Das königliche Heer wandte ſich nun zur Küſte hinab, denn Heinrich hoffte die fünf großen Seehä-

---

*) Annal. prior. de Dunst. I. 368. 369. Chron. Thom. Wikes. 60. 61. Matth. Paris. 851. 852.

ſen dahin zu bringen, daß ſie durch ihre Flotte London bedrängten, wenigſtens verhinderten, daß der Menge von Menſchen, welche daſelbſt zuſammengeſtrömt war, keine Lebensmittel zur See zugeführt würden. *)

Unterdeſſen verſtärkte der Graf von Leiceſter ſein Heer mit funfzehntauſend Bürgern der Hauptſtadt, und beſchloß nun die feindliche Macht zu verfolgen. **) In der Grafſchaft Suſſex erreichte er dieſelbe, wegen Unfruchtbarkeit der Provinz hatte ſie Mangel an Lebensmitteln, und ihre Kraft war ſchon durch Hunger geſchwächt. Der König ſelbſt hatte ſeinen Aufenthalt in der Abtei Lewis, als ſich das Heer der Baronen in einer Entfernung von kaum zwei Meilen lagerte.

Auch jetzt noch, da es dem Hofe nicht mehr zweifelhaft ſeyn konnte, daß er ſein Schickſal einem entſcheidenden Kampfe anvertrauen müſſe, wenn nicht plötzlich noch eine friedliche Uebereinkunft getroffen würde, thaten die Baronen Friedensvorſchläge. Sie ſandten zwei Biſchöfe an den König, und erboten ſich, in dem Falle, daß die Verordnungen von Oxford treu beobachtet werden ſollten, nicht nur den Krieg ſogleich abzubrechen, ſondern auch dreißigtauſend Pfund zum Erſatz für den Schaden zu bezahlen, welcher durch ſie dem Reiche widerfahren wäre. Beſonders ließen ſie noch den König der Deutſchen erſuchen, daß er zum Frieden wirken, und ihnen irgend eine Form deſſelben vorſchlagen ſolle. Allein Richard war erbittert, weil ſeine Güter von den Verheerungen der Gegenparthei vorzüglich gelitten hatten, und wahrſcheinlich war es Prinz Eduard, welcher es lebhaft vorſtellte, daß man durch eine friedliche Uebereinkunft im Sinne der Baronen den Thron zertrümmern werde. Der Antrag des Friedens ward daher ſchnöde abgewieſen, und auf einen Brief, worin Leiceſter und Gilbert von Klare im Namen ihrer Freunde gegen Heinrich erklärten, daß auch im Drange des Krieges ſeine Perſon der Treue, welche ſie ihm als Vaſallen und Unterthanen geweiht hätten, heilig ſeyn werde, daß ſie aber an ihren Feinden, welche ihn umgäben, und eben ſowohl des Reiches Feinde und die ſeinigen wären, alle mögliche Rache nehmen würden, erfolgten Antworten voll Erbitterung. Sie hätten nur zu ſehr gezeigt, entgegnete ihnen der König, daß ſie um ſein Wohl wenig Sorge trügen. Doch achte er ihre Treue, ihre Liebe gering; denn eben jene Getreuen, welche ſie Feinde genannt hätten, würden tapfer mit ihm ſeyn wider ihr treuloſes Beginnen. Richard aber und Prinz Eduard glaubten ſich durch die Anklage wider die Feinde des Reiches, welche mit Heinrich wären, beſonders beleidigt, und ſchrieben an Simon von Montfort und Gilbert von Klare, daß ihnen ein ſicheres Geleit nicht entſtehen ſolle, wenn ſie an den Hof kommen wollten. Da würden ſie ihre Vertheidigung vernehmen, und durch einen Mann, der ihnen an Adel des Geſchlechtes gleich wäre, Verräther und Lügner geſcholten werden.

---

*) Chron. Thom. Wikes. 61.

**) Math. West. p. 386. Francof. 1601. fol.

Sogleich beſchloß Leiceſter die Schlacht zu liefern. Daß ſie völlig entſcheidend ſeyn möge, mußte England wünſchen; denn die Heerhaufen des Königs und des Prinzen Eduard plünderten, ſengten und tödteten mit ſolcher Wuth, daß man aus jeder Provinz, welche ſie betraten, die lauteſte Wehklage vernahm. *)

Heinrich vertraute zu ſehr auf das große Uebergewicht ſeiner Macht, da ſein Heer viermal ſo ſtark als das feindliche war, als daß er nicht mit Zuverſicht geglaubt hätte, dieſes werde durchaus nichts wider ihn wagen. Er lag ruhig im Arme des Schlafes, als es zur Schlacht heranzog.

Vor Sonnenaufgang (den 14. Mai 1264.) war es in ſeinem Lager aufgebrochen, nachdem der Biſchof von Chicheſter allen Vergebung der Sünden unter der

---

*) Matth. Paris. 852—853. Annal. prior. de Dunst. I. 370—371. Matth. West. 385—387. Chron. Walteri Hemingford. 583. Chron. Thom. Wikes. 61. 62.

Bedingung ertheilt hatte, daß ſie an dieſem Tage tapfer für die gerechte Sache fechten würden; wer fiele in dieſem Streite, dem würden die Thore des Himmels geöffnet werden. *) Simon von Montfort, zum Oberanführer ſchon vor einiger Zeit von den Baronen erkohren, ſchlug beim Aufbruche ſeiner Gefährten den jungen Grafen Klare von Glouceſter zum Ritter, und befahl ſeinen Kriegern, ſich mit einem weißen Kreuze zu bezeichnen, dem Merkmal ihres Kampfes für das Rechte. Auf eine Anhöhe nahe bei Lewis ſtellte er ſeinen Wagen, auf demſelben ſtand ſeine Fahne. Durch Wälder war er unbemerkt herangezogen, und breitete ſich jetzt aus an den Seiten des Berges, indem auf dem feindlichen Heere noch der Schlaf ruhte.

So ſorglos führte man in jenen Zeiten den Krieg, daß es wahrſcheinlich im Schlummer überfallen wäre, wenn nicht einige ſeiner Krieger, welche früh auszogen, Futter zu holen, vom Heer der Baronen größtentheils zuſammengehauen, die Schlafenden aufgeſchreckt hätten. In drei Abtheilungen riß ſich die königliche Macht hervor; ein Drache war die Fahne, die vorausflog. Das erſte Treffen führte Prinz Eduard, das zweite der König von Deutſchland nebſt ſeinem Sohne Heinrich an; unter dem Befehl des Königs von Eng-

---

*) Annal. prior. de Dunst. I. 371. Chron. Thom. Wikes. 62.

land ſelbſt, ſtand das dritte. In vier Haufen war die Macht der Baronen abgetheilt. Heinrich von Montfort, der Sohn des Grafen von Leiceſter, leitete den erſten, Gilbert von Klare den zweiten, die Ehrenſtelle des erſten Kampfes hatten die Bürger von London begehrt, des Krieges unkundig, und eitel auf Waffen, die ihnen noch nicht lange gebührten. *) Leiceſter ſelbſt gebot dem vierten Treffen, ſein Befehl lenkte die ſämmtlichen Heerhaufen.

Seinem Blick entging es nicht, wie Prinz Eduard, welchem die junge Mannſchaft feurig folgte, ſich der Wuth, an den Bürgern von London die Schmach zu rächen, welche ſie ſeiner Mutter angethan, ohne Rückſicht auf die übrige Schlachtordnung, gänzlich überließ. Da gab er ſeinen Kriegern Befehl, das ganze Gewicht ihrer Kraft dorthin zu ſenken, wo die beiden Könige anführten, und ſorgte nicht die Bürger von London zurückzuhalten und zu decken, als die von dem wüthenden Anfalle des Feindes in Unordnung gebracht, ſich ſchnell zur Flucht wandten. Faſt eine Meile weit verfolgte ſie Eduard mit ſeiner Reuterei, und vergaß ſich über das Blutbad, welches er unter ihnen anrichtete.

Unterdeſſen warfen Leiceſter und Gilbert von Klare durch ihre Gewalt die Schlachtordnung der Kö-

---

*) Chron. Walteri Hemingford. 583.

nige nieder. Richard, vom Feinde überwältigt und gedrängt, floh in eine Windmühle, deren Thor er hinter ſich verriegelte. Die Baronen ſchloſſen ihn bald ein, und riefen ihm ſpottend zu: „Steige herab, Du falſcher Müller! Daß Du zum Müller werden mußteſt, und nannteſt Dich König der Römer, und allezeit Mehrer des Reichs.“ Er ſah ſich gezwungen, ſich gefangen zu geben, und zugleich fielen die Baronen, welche Schotten als Hülfsvolk zum Heere des Königs geführt hatten, in die Hände des Feindes. Tapfer focht König Heinrich; unter ihm ward das Pferd erſtochen; er ergab ſich dem Grafen von Leiceſter, der aber dulden mußte, daß ihm ſeine eigenen Krieger in die Abtei zurückführten, und ihn hier bei verſchloſſenen Thoren mit ſtarker Wache umgaben. Die vornehmſten Großen ſeiner Parthei hatten ein gleiches Schickſal. In die Stadt Lewis drang das Heer der Baronen zugleich mit dem fliehenden Feind ein, und nur das Schloß mit einer tapfern Beſatzung leiſtete noch Widerſtand.

Da kehrte Prinz Eduard mit ſeiner Reiterei zurück, und ſah auf dem Schlachtfelde die Niederlage des königlichen Heeres. Seine Kräfte waren erſchöpft; doch begann er muthig den Kampf mit den Baronen, die aus der Stadt ihm entgegenſtürzten; aber die Halbbrüder ſeines Vaters und einige Große ſeiner Parthei flohen, um ſich nach Frankreich zu retten, weil ſie ihr Schickſal fürchteten, wenn ſie Gefangene der Baronen würden. In der allgemeinen Verwirrung gelang es ihm, ſich um die Stadt nach der Burg zu ziehen. Da er hier ſeinen Vater nicht fand, begab er ſich nach der Abtei, wo derſelbe bewacht wurde. Als aber in dieſem Augenblick ein Angriff der Baronen auf das Schloß abgeſchlagen wurde, und in der Stadt durch die Feuerbrände der Beſatzung die Flammen aufſchlugen, erwachte der Muth Eduard's von neuem, er wollte die Schlacht wieder herſtellen, indem er vorzüglich auf einen Ausfall der tapfern Krieger der Burg vertraute.

Leiceſter fürchtete den verzweiflungsvollen Ausfall des tapfern Jünglings, und ſandte an ihm Kunde, daß man die Waffen ruhen laſſen möge; denn man wolle morgen mit ſicherm Erfolge über einen vollen Frieden unterhandeln. Sobald der Prinz dieſem Vorſchlag Gehör gegeben, und die Macht der Baronen ſich wieder zur Ordnung geſammelt hatte, mußte er am folgenden Tage die vorgeſchriebenen Bedingungen ſich gefallen laſſen. Durch Dominicaner- und Franziscanermönche ward die Unterhandlung zwiſchen beiden Partheien getrieben. Der vornehmſte Inhalt der Uebereinkunft war, daß neben den beiden Königen auch Eduard und einige wichtige Große, die entkommen waren, Gefangene der Baronen ſeyn ſollten, bis fünf adeliche, namentlich aufgeführte Männer aus Frankreich, und ſolche, die von dieſen zu Gehülfen bei dieſem Geſchäft erleſen wären, die Unterſuchung vollendet hätten, welche von den zu Oxford getroffenen Anordnungen dem Reiche heilſam wären und erhalten werden müßten. *)

Jetzt ſchien die Hofparthei durch die Macht der Baronen ganz zu Grunde gerichtet zu ſeyn. Bald in dieſer bald in jener Feſtung wurden die Prinzen Eduard und Heinrich gefangen gehalten; König Richard wurde mit ſeinem Sohne Edmund, einem Knaben, in den feſteſten Schlöſſern bewacht, und den König von England ſelbſt führte Leiceſter mit ſich durch die Provinzen umher. Auf einen Wink von ihm mußte dieſer Befehle geben, wodurch das Verderben der königlichen Parthei immer mehr befördert wurde. Die gefangenen Feinde, welche ſie bewahrten, mußten auf wiederholte Ermahnungen Heinrich's größtentheils frei gegeben werden; und Leiceſter warf ununterbrochen die Anhänger des Hofes in Gefängniſſe; **) bei Lebensſtrafe verbot ein königlicher Befehl, bewaffnet einzugehen; nur Simon von Montfort dürfe mit gerüſteten Reitern einherziehen, weil er Geißeln und Gefangene mit ſich führe, die bewacht werden müßten. ***) Eine große

---

*) Chron. de Mailros. 225—229. Chron. Thom. Wikes. 62. 63. Matth. Paris. 853—854. Chron. Walteri Hemingford. 583—584. Henr. de Knighton. II. 449—451. Matth. West. 387—388. Annal. prior. de Dunst. I. 371—372. Nicol. Triveti annal. I. 218—220.

**) Rymer T. I. 790—791. Chron. Thom. Wikes. 63.

***) Rymer. I. 791—793.

Zahl der Vertrauten des Siegers mußte der König in den Provinzen als Wächter des Friedens anſtellen, deren Gewalt, je weniger ſie genau beſtimmt werden konnte, deſto furchtbarer war; *) die ſämmtlichen feſten Schlöſſer wurden in allen Gegenden den Anhängern Leiceſter's eingeräumt; die herrlichſten Länder theilte er unter ſeine Freunde aus, und er ſelbſt hatte außer den ſämmtlichen Gütern des Königs der Deutſchen achtzehn Baronien inne. **)

Weil ihm vorzüglich daran liegen mußte zu verhindern, daß nicht von Frankreich Hülfe für die unterdrückte Hofparthei komme; ſo bot er alles auf, um die Einwohner der berühmten fünf Häfen für ſich zu gewinnen, und gab es daher zu, daß ſie eine Seeräuberei trieben, wodurch der Handel Englands zerſtört wurd[illegible] Kein fremder Kaufmann wagte ſich mehr an die Küſten deſſelben; eine große Theurung in allen auswärtigen Producten, an welche man ſich längſt durch den Handel gewöhnt hatte, war die Folge davon; und weil die Erzeugniſſe des Landes und einheimiſchen Fleißes auch nicht ins Ausland gebracht werden konnten, ſo entſtand eine Stockung, welche bald in den meiſten Gegenden des Königreichs gefühlt wurde. Das vornehmſte unter den einheimiſchen Producten war die

---

*) Chron. Th. Wikes. 63. Rymer. I. 790—794.

**) Rymer. I. Chron. Th. Wikes 63.

Wolle; und einer von den Söhnen Leiceſter's nahm den ganzen Vorrath, welchen mehrere Kaufleute zur Ausfuhr aufgehäuft hatten, für ſich hinweg, ohne Zweifel, um Alleinhandel damit zu treiben. Auch dies vermehrte natürlich die Stockung der Geſchäfte. *) Wenn die Klage darüber laut wurde, ſo äußerte der Graf, daß England Quellen des Wohlſtandes genug in ſeinem Innern habe, um fremder Zufuhr nicht zu bedürfen; ein Grundſatz, der wenig Eingang bei einem Volke finden mochte, das ſchon aus langer Erfahrung den großen Gewinn kannte, den es nach ſeiner Lage und ſeinem Character aus dem Verkehr mit den Nationen ſchöpfen konnte. **)

---

*) Chron. Th. Wikes. 65.

**) Ibidem.

Siebentes Kapitel.

Inhalt.

Leiceſter lindert den Unmuth über den Druck, welchen er ausübt, und vergrößert zugleich ſeine Macht durch Anordnungen, welche ſcheinbar die Verbeſſerung des Staates bezwecken. Unterdrückter Aufſtand einiger Baronen zu Wiederherſtellung der Freiheit der königlichen Familie. Vereitelter Erfolg der Werbung und Rüſtung der Königin in Flandern zu demſelben Endzwecke; desgleichen der beabſichtigten Vermittlung des Papſtes. Zuſammenberufung eines Parlamentes zu London. Dreifache Weiſe, wie Leiceſter dieſes benutzen will, um ſeine Macht dadurch zu befeſtigen: durch Einführung eines dritten Standes und der niedern Geiſtlichkeit in daſſelbe, den geringen Theil der Nation an ſein Intereſſe zu ketten; die Gehäſſigkeit, womit die Haft des der Nation werthen Prinzen Eduard ihn belaſtet von ſich zu wälzen, ohne dieſem gleichwohl Gebrauch und Genuß der Freiheit zu verſtatten; ſich der, an Adel und Macht ihrer Häuſer ihm gleichen, und mit ihm entzweit ſeinem Anſehen gefährlichen Baronen, Robert's Grafen von

Derby und Gilbert Klarus von Gloceſter zu erledigen. Gefangennehmung Robert's. Gilbert kommt ihm durch Flucht zuvor. Zug wider ihn. Unterhandlungen und Befreiung des Prinzen Eduard zu Heereſord.

Den Unmuth, welcher über die Staatsverwaltung ſeit dem Tage bei Lewis und über die Behandlung, die der königlichen Familie widerfuhr, ſich immer mehr verbreitete, wußte Leiceſter auch dadurch zu entkräften, daß er von Zeit zu Zeit wirklich in Verbindung mit dem Könige und den vornehmſten Baronen ſeiner eigenen Parthei Bevollmächtigte ernannte, welche mit Beihülfe des Königs von Frankreich endlich das Werk der Staatsverbeſſerung ausführen ſollten. Allein eben die Anordnungen, die in ſolcher Hinſicht gemacht wurden, dienten wiederum nur dazu, ſeine Macht zu vergrößern. *)

So zeigte ſich kein Mittel für die Hofparthei ſich wieder empor zu heben. Einige Baronen waren mit vereinten Kräften noch wider Leiceſter aufgeſtanden, um die königliche Familie von ihrer Sclaverei zu befreien; allein in Verbindung mit dem Fürſten Lewellyn von Wales zwang er ſie bald, ſich vor ihm zu beugen. **) Die Königin, zu welcher ſich einige flüchtige Große geſammelt hatten, nahm von Wucherern bedeutende Summen Geld auf, um auf der flandriſchen Küſte ein Heer von Miethlingen zu ſammeln, die aus mehreren Nationen zuſammenfloſſen, und ſchon hatte ſie eine Flotte bereit, um mit ihrer kriegeriſchen Macht nach England hinüber zu ſchiffen. Aber der Graf von Leiceſter machte auf der engliſchen Küſte ſo drohende Anſtalten, ſie zu empfangen, daß ſie den Uebergang nicht ſogleich wagte; und weil ihr Geld nicht hinreichte, um die Miethlinge lange zu beſolden, ſo ſah ſie ihre Macht ſchnell wieder zerfließen. *)

---

*) Rymer. I. 796—797.

**) Matth. Paris. 854.

Auf ähnliche Weiſe ward die Hoffnung vereitelt, welche die königliche Parthei auf den Beiſtand des Papſtes ſetzen mochte. Urban gebot ſeinem Legaten Guido, einem beredten und verſtändigen Manne, daß er nach England gehen und verſuchen ſolle, den königlichen Gefangenen unter anſtändigen Bedingungen die Freiheit zu verſchaffen, und die bisherigen Fehden beizulegen. Aber Leiceſter drohte dem Legaten den Tod, wenn er England betreten und ſich in die Angelegenheiten des Reichs miſchen werde. Da ließ Guido den Prälaten der engliſchen Kirche, beſonders denjenigen, welche eifrig auf der Seite der Baronen ſtanden, kund thun, daß ſie vor ihm zu Boulogne erſcheinen

---

*) Annal. prior. de Dunst. I. 372—375. Chron. Thom. Wikes. 63—64.

ſollten. Sie weigerten ſich deſſen unter dem Verwande, daß die gegenwärtige Regierung ihnen kein Schiff zur Ueberfahrt verſtatte. Aber geſchreckt durch die canoniſchen Strafen, ſtellten ſich endlich die Biſchöfe von Wincheſter, London und Worceſter dem Legaten dar, welcher ihnen befahl, unmittelbar auf ihre Heimkehr in England den Grafen von Leiceſter, ſeine Söhne und alle ſeine Genoſſen namentlich mit dem Banne zu belegen, ſo wie die Stadt London, alle Länder des Grafen von Gloceſter, und alle Dörfer in der Nähe der fünf Häfen mit dem Interdicte. Endlich mußten ſie geloben, daß ſie dieſen Auftrag vollführen wollten. Allein bei der Ueberfahrt wurden ſie von Seeräubern aus den fünf Häfen aufgefangen, welche die Bullen der Bevollmächtigung von dem Legaten zerriſſen und ins Meer warfen, mit Drohungen gegen die Prälaten, daß ihr Tod unvermeidlich wäre, wenn ſie im geringſten den erhaltenen Auftrag vollführen wollten. Mit Unmuth kehrte der Legat nach Rom zurück. *)

So glücklich für Leiceſter und deſſen Parthei alle dieſe Umſtände zuſammenwirkten, hielt er es doch für nöthig, ſo ſchnell wie möglich noch mehrere Mittel zur Sicherung ſeiner Macht anzuwenden, und ein Par-

---

*) Annal. prior. de Dunst. I. 373 — 374. Nic. Triveti annal. I. 221. Matth. Paris. 854. Chron. Thom. Wikes. 64. 65.

lament, welches er durch den König zuſammenrufen ließ, wollte er auf eine dreifache Weiſe in dieſer Hinſicht benutzen.

Um die geringere Claſſe der Nation mehr noch wie bisher an ſeine Plane zu feſſeln, wurden neben den Baronen und Prälaten, die nicht als Anhänger des Hofes bekannt waren, auch vier und ſechszig Aebte, ſieben und dreißig Prioren und fünf Dechanten, jeder namentlich durch einen beſondern Aufruf eingeladen, zwei Ritter aus jeder Grafſchaft, und zwei Bürger aus jeder Stadt Englands, jene durch den Sherif, dieſe durch ihre Mitbürger gewählt, zu der Verſammlung nach London berufen. Die Einwohner der Hauptſtadt hatten ſchon früher, wenn gleich nicht nach geſetzlicher Beſtimmung, Theil am Parlamente genommen, und ihr Recht dazu ward unter den gegenwärtigen Verhältniſſen als ſo ausgemacht angeſehen, daß man ſie, zumal da in ihrer Mitte die Verſammlung gehalten werden ſollte, nicht einmal beſonders berief, ſondern blos York und Lincoln namentlich, und alle übrige ſtädtiſche Oerter insgeſammt einlud. *) Je offenbarer die Nation dafür reif war, daß auch ein dritter Stand auf dem Reichstage erſchien; deſto ſicherer konnte Leiceſter, wenn er ſeine gegenwärtige Macht zu verlängern wußte, ſich die Befeſtigung derſelben von dieſer Veränderung

---

*) Rymer. I. 802 — 803.

der Verfaſſung verſprechen. Daß er aber die niedere Geiſtlichkeit hervorzog, war noch weiſer; denn eben ſie griff ja in die Stimmung der Nation am meiſten ein.

Im Parlament ſelbſt, deſſen Glieder faſt ohne Ausnahme ihm gänzlich ergeben waren, ſuchte Leiceſter, ſobald es verſammelt war (den 28. Jenner 1265), ſeinen zweiten Vortheil zu erreichen.

Das Schickſal des Prinzen Eduard, der in feſte Schlöſſer ſtreng bewacht wurde, erregte die Theilnahme des Volkes, da er ſchon Gelegenheit gefunden hatte, ihm ſeine glänzenden Eigenſchaften zu zeigen; *) die Feſſeln, in welchen der Graf den König hielt, waren weniger gehäſſig, da wenigſtens ein Schein von Freiheit auf ihnen ruhte, und der Vater ſo verachtet, als der Sohn geprieſen wurde. Leiceſter mußte alſo das Schickſal dieſes letzteren mildern, um nicht den Unmuth der Nation zu ſehr zu reizen. Schon in der Ausſchreibung des Parlaments hatte er den König ſagen laſſen, daß die Freiheit der Prinzen Eduard und Heinrich der vornehmſte Gegenſtand der Berathſchlagung ſeyn werde. Sie ward auch bald in einer feierlichen Urkunde angekündigt. Als Geißeln einer friedlichen Uebereinkunft wären die Prinzen Eduard und

---

*) Henry de Knighton. 2452.

Heinrich der Gefangenſchaft hingegeben; jene ſey glücklich vollbracht, und darum für dieſelben der Zeitpunct der Freiheit gekommen. Durch eine Uebereinkunft war freilich die königliche Macht einem Rathe von neun Gliedern, oder vielmehr dem Grafen von Leiceſter, welchem die übrigen acht folgen mußten, überliefert werden; aber dennoch wurde in der gegenwärtigen Urkunde feſtgeſetzt, daß alle Unterthanen, ſobald Heinrich ſelbſt oder ſein Sohn Eduard das geringſte wider jenen Vertrag unternähmen, berechtigt ſeyn ſollten, mit den Waffen wider ſie zu erheben. Selbſt wenn ſie nur ſuchten, irgend einen von denjenigen, welche ſie vor der Schlacht bei Lewis für Verräther und Feinde erklärt hätten, jetzt noch zu ſchaden, oder ihn zu beſtrafen, ſollte dieſer Fall eintreten, da der Aufſtand wider den Thron rechtmäßig werde. Konnte dieſe Urkunde Kraft behalten, ſo wäre für Eduard die erhaltene Freiheit kein Mittel geweſen, um dem Thron ſeinen alten Glanz wieder zu geben. *) Aber ſelbſt eine Freiheit, deren wünſchenswertheſte Frucht durch dieſe Urkunde verloren ging, ſollte ihm nicht einmal zu Theil werden. Leiceſter wollte ihn nur jetzt an einer längern Feſſel halten, und von dem Scheine, als hätte er ihm die Freiheit gegeben, Vortheil zu ziehen, ohne den aufzugeben, welchen er von ſeiner Gefangenſchaft hatte.

---

*) Annal. Waverleiensis. 216. Annal. prior. de Dunst. I. 376.

Noch eine dritte Abſicht wollte der Graf durch das Parlament erreichen, nämlich den Sturz derjenigen unter den Baronen, welche ſeinem Anſehen gefährlich waren, durch daſſelbe zu vollführen.

Die Grafen Robert von Derby und Gilbert von Gloceſter ragten neben ihm unter dem Adel an Macht ihrer Häuſer hervor. Jenen klagte der König an wegen des Verderbens, das er nach der Schlacht bei Lewis über das Reich gebracht habe, und wollte ihn durch das Parlament verurtheilt ſehen. Plötzlich gab ſich Leiceſter das Anſehen, als wollte er den Grafen dem Zorne des Königs entziehen, und müſſe ihn, um denſelben vorläufig zu beſänftigen, in den Tower ſenden. *)

Mit Gilbert von Gloceſter war er wegen der Obergewalt, die er ſich anmaßte, ſchon in geſpanntem Verhältniß geweſen, und es bedurfte nur unbedeutender Veranlaſſungen, um ihren gegenſeitigen Groll hervorzurufen. Zwiſchen den Söhnen Leiceſter's und den Grafen von Gloceſter ſollte ein Turnier gehalten werden, zu welchem ſich eine Menge von Rittern und Einwohnern Londons gerüſtet hatten. Plötzlich ſandte der Vater, welcher jede bewaffnete Verſammlung, die nicht auf ſeinem Wink zuſammengekommen war, als

---

*) Annal. Waverl. 216. Chron. Thom. Wikes. 66.

gefährlich für ſeine Macht anſah, ſeinen Söhnen die Kunde, daß ſie von ihrem Beginnen abſtehen ſollten, oder er werde ſie an einen Ort bringen, wo ſie die Wohlthat weder der Sonne noch des Mondes genöſſen. Mehr als andere Gewaltthätigkeiten empörte wider ihn dieſe Zerſtörung eines erwarteten Vergnügens, und nun erhoben ſich allenthalben Stimmen, wie lächerlich es ſey, daß dieſer Fremdling im Reiche nach ſeiner Willkühr ſchalten wollte. *) Gloceſter gab aber, aufgebracht über die Schmach, welche ihm widerfahren ſey, forderte vom Grafen, daß er ihm diejenigen Gefangenen, welche ihm am Tage der Schlacht bei Lewis ſich ergeben hätten, herausliefern ſollte; unter denſelben war auch der König der Deutſchen. Aber Leiceſter gab ihm die ſchnöde Antwort, er möge zufrieden ſeyn, daß ihm am Tage der Schlacht bei Lewis durch ſeinen Sieg die Länder gerettet worden, die ſonſt eine Beute der Acht geweſen wären. **) Ein gleiches Schickſal, wie den Grafen von Derby traf, wartete während des Parlamentes auch auf Gloceſter. Allein er kam demſelben zuvor, und begab ſich ſchnell hinweg mit einem ſtarken kriegeriſchen Gefolge in die weſtlichen Gegenden und in die feſten Oerter. Zu ihm geſellten ſich noch andere Baronen, welche ſich dem Grafen von Leiceſter gleichfalls verdächtig glaubten.

---

*) Matth. Paris. 854—855.

**) Chron Walt. Hemingford. 585.

Dieſer ſah wohl, daß er eilen müſſe, um die Gefahr, welche ihn von dort bedrohte, ſchnell zu zerſtreuen. Er begann damit, daß er durch ſeine Söhne, die zur Blüthe der Ritterſchaft gehörten, den jungen Adel des Reichs zu einem großen Turnier nach Northampton einlud. Sollte Gloceſter bei demſelben erſcheinen, ſo war vielleicht Gelegenheit, ſich ſeiner zu bemächtigen; und blieb er in Entfernung, ſo war durch das Turnier ſogleich eine Macht zum Krieg wider ihn geſammelt. Als er nicht gekommen war, wurden die Ritterſpiele alsbald eingeſtellt, und ein königliches Heer rückte über die Severn. Heinrich ſelbſt und ſein Sohn Eduard wurden mit demſelben von Leiceſter geführt.

In Heereford verweilte dieſer lange mit ſeinen Gefangenen; denn zwiſchen ihm und Gilbert von Gloceſter ward wegen einer friedlichen Uebereinkunft unterhandelt. Allein der letzte pflog dieſe Unterhandlungen blos, um in der Nähe von Heereford eine täglich wachſende Macht zuſammen zu ziehen, und eine Gelegenheit herbeizuführen, daß Prinz Eduard entfliehen und ſich an die Spitze der Feinde Leiceſter's ſtellen könne. Sein Bruder, Thomas Klare, genoß des ganzen Vertrauens des Grafen, der ihn oft als ein Muſter von Treue und ſeinen Liebling anführte, auch jetzt jeden Argwohn gegen ihn verſcheuchte, und ihn gern ſtets um die Perſon des Prinzen Eduard ſah. Durch ihn wurde dieſer von einem Plane zu ſeiner Befreiung unterrichtet. Man hatte ihm ein Roß geſchickt, welches ein überaus ſchneller Läufer war. Auf Eingeben ſeiner Vertrauten bat er den Grafen von Leiceſter um die Erlaubniß, aus Heereford zu reiten, und ſeine Pferde prüfen zu dürfen, ob ſie zu einem Turnier tauglich wären. Bald dieſes bald jenes ermüdete er durch die Probe. Ein Knappe war mit Schwertern und einem Roß vorausgeſchickt, als er nun den ſchnellen Läufer beſtieg. Er gab ihm die Sporen, und rief ſeinem Gefolge zu, daß ſie wohlleben ſollten; lange genug ſey er ihr Gefangener geweſen. Vergebens verfolgten ſie ihn, mit ihm entkam Thomas von Klare. Eine große Parthei von Reiſigen, welche ihnen der Verabredung gemäß entgegenſprengte, ſtellte ſie bald gänzlich ſicher vor aller Verfolgung. *)

(Hier folgt eine Lücke in der Handſchrift. Einzelne Citate finden ſich am Rande einiger weißen Blätter; die Erzählung hebt wieder an nach dem Tode Heinrich's III.)

---

*) Walt. Hemingford. 525. Th. Wikes. 67. Annal. Waverl. 218.

Achtes Kapitel.

Inhalt.

Empfindungen Eduard's I. bei den Nachrichten vom Tode ſeines erſtgebornen Sohnes und ſeines Vaters. Huldigung der vornehmſten Großen in England. Staatsrath während der Abweſenheit des Königs. Turnier mit dem Grafen von Cavaillon, Chalon und Burgundien zu Venaiſſin. Aufenthalt Eduard's am franzöſiſchen Hof und in Guienne. Krönung zu Weſtminſter den 10. Auguſt 1274. Politiſche Anſichten Eduard's. Vereinigung von England, Schottland und Irland zu einer Macht. Nothwendige Befeſtigung der bürgerlichen Ordnung zur Möglichkeit der Erreichung eines ſolchen Endzweckes. Vorzügliche Hinderlichkeit des Fürſten Lewellyn von Wales. Deſſen Verbindung mit dem Hauſe Montfort. Gefangennehmung ſeiner Verlobten, der Tochter Leiceſter's, und ihres Bruders. Bedingungen, unter welchen Lewellyn den Eid der Treue leiſten will, von Eduard verworfen. Krieg, mit Wales. Der Bruder Lewellyn's beim engliſchen Heer. Einſchließung vom Heere Lewellyn's auf Snowdon. Gründe, warum dennoch Friede (1277. den 19. Novbr.) Ausſicht auf baldige Erneuerung des Krieges durch die Bedingungen dieſes Friedens. Vaterländiſches Gemüth David's von Wales. Seine Befürchtungen bei Eduard's Maaßregeln zur Unterdrückung der Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes. Vereinigung der Brüder zu Aufrechthaltung der vaterländiſchen Freiheit. Beginn eines neuen Krieges mit Wales durch David. Eroberung der Inſel Angleſey. Verunglücktes Wagſtück Lucas von Thanys beim Angriff auf Wales. Nachtheilige Wirkung der zu großen Sicherheit Lewellyn's und der Welſchen im Glauben an die Erfüllung alter Volksweißagungen. Schlacht an der Brücke Crewyn. Tod Lewellyn's. Unterwerfung der vornehmen welſchen Baronen. Verfolgung David's. Urtheil und Hinrichtung deſſelben. Eduard's weitere Ausführung des Planes, ſeine Herrſchaft über die ganze Inſel zu verbreiten. Verlobung ſeines Sohnes mit der Königin Margaretha von Schottland. Ihr Tod. Streitigkeiten um die ſchottiſche Krone. Schiedsrichterliches Benehmen des zum Rathgeber von den Schotten erkohrnen Eduard.

Auf der Heimkehr aus dem Orient bekam Eduard am Hofe des Königs Carl von Sicilien die Nachricht vom Tode ſeines Vaters, als er kaum vernommen hatte, daß ſein erſtgeborner Prinz geſtorben ſey. Den Verluſt des Vaters ſchien er mehr zu betrauern. Da König Carl ſeine Verwunderung deshalb zeigte, äußerte er gegen denſelben, daß er für den verlornen Sohn noch vielfachen Erſatz vom Geſchick hoffen dürfe; aber keine Macht ihm einen Vater wiedergeben könne; eine Aeußerung, welche ohne Heuchelei hervorgebracht, die ſeltenſte Mäßigung eines jungen Fürſten verrieth, dem eine Krone zufällt, und einen König überraſchen mußte, welcher ſich durch Blut den Weg zum Thron bahnte, und den lezten Sprößling des alten Königsſtammes wie einen Verbrecher umkommen ließ, um ſich die geraubte Krone zu erhalten. *)

Sehr viel mochte auch zu Eduard's Mäßigung eben die Sicherheit beitragen, mit welcher er den Thron als ſein Eigenthum betrachten durfte. Seine großen Eigenſchaften hatten einen zu tiefen Eindruck auf die Nation gemacht, durch den Sturz der Parthei Leiceſter's hatte er zu ſehr gezeigt, wie klug und tapfer er die Krone ſeiner Väter zu vertheidigen wiſſe, als daß irgend Jemand, troß ſeiner Entfernung vom Vaterlande, den Gedanken gefaßt hätte, über die Gränzen der königlichen Gewalt den Kampf mit ihm zu erneuern. Der Erzbiſchof von Canterbury und viele andere engliſche Großen hatten ihm auch unmittelbar nach Heinrich's Tode zu London gehuldigt, und der Staatsrath, welchen ſie zur Obhut des Reichs während ſeiner Abweſenheit mit Einſtimmung der königlichen Mutter anordneten, und in welchem mit dem Erzbiſchofe von York, Walther von Giffard, die Grafen von Cornwall und Gloceſter, alſo die beiden Großen waren,

---

*) Thom. Walsingham. Eduardus I. p. 44. in Guil. Camdeni script. Angl. Francof. 1602. fol. Nic. Triveti annal. 240.

die vor allen dem Thron gefährlich werden konnten, ſtrebte mit Ernſt dahin, ihm eine ruhige Herrſchaft über England bei ſeiner Rückkehr zu übergeben. *).

Dieſer Zuſtand ſeines Reiches erlaubte dem jungen König auch nach ſeiner Abreiſe vom ſicilianiſchen Hofe zu zögern, ehe er daſſelbe betrat, und bei fremden Nationen durch ſeine Gegenwart den Ruhm zu vermehren, welcher vor ihm her ging. So gab er, als er Savoyen zurückgelegt hatte, der Einladung des Grafen von Cavallion, Chalon und Burgundien, in der Grafſchaft Vanaiſſin, daß er ein Turnier mit ihm begehen möge, gern Gehör, da er des Ruhmes gewiß war, welchen er und ſein Gefolge einärndten würden. Als die Ritterſpiele begannen, drang der Graf in die Nähe Eduard's, und umſchlang mit aller Gewalt deſſen Hals, nachdem er ſein Schwert von ſich geworfen. Aber vergebens ſtrebte er ihn vom Roß herabzuziehen; der engliſche Held gab ſeinem Pferde den Sporn, und nachdem er eine weite Strecke den Grafen mit ſich fortgeriſſen hatte, ſchleuderte er ihn an den Boden hinab. Die burgundiſchen Ritter waren über dieſe Schmach entrüſtet, und vergaßen der Gaſtfreundſchaft und des Spiels, indem ſie einen ernſthaften Angriff auf die Engländer thaten, denen ſie an Zahl weit

---

*) Rymeri foed. II. p. 1. Walsing. 43. Trivet. 239.

überlegen waren. Unterdeſſen hatte ſich der Graf erholt und verhinderte das weitere Blutvergießen, indem er den engliſchen Helden als ſeinen Ueberwinder anerkannte. *) Am franzöſiſchen Hofe ſuchte dann Eduard einigen Erſatz für die großen Beſitzungen, welche ſein Haus in Frankreich verloren hatte, vorzubereiten; in Guienne ſtellte er Ordnung und Ruhe her, und ging darauf erſt nach England, um ſeinen Thron zu beſteigen. Selten iſt eine Krönung in Weſtminſter unter einer ſolchen Freude der Nation vollbracht worden, als die Erhebung Eduard's und ſeiner Gemahlin Eleonora auf den Thron, der ſo lange gewankt hatte. **)

Einem Geiſte, wie dieſer König war, hatte ſich ohne Zweifel ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung die Bemerkung aufgedrungen, daß man ſeit dem Tode Heinrich's II., theils wegen des elenden Characters der Regierungen, theils in den Stürmen, durch welche die Verfaſſung eine feſtere Geſtalt gewann, den zwiefachen Geſichtspunct, den ein König von England ſich unverrückt erhalten mußte, völlig vernachläſſigt hatte. Durchaus waren nämlich ſeit jenem Zeitpuncte die Wahrheiten außer Acht gelaſſen, daß die engliſche Macht nicht eher für ganz gegründet gelten konnte, als bis über die ganze Inſel und über Irland nur Ein Herrſcher gebot, und daß dieſer Plan nicht ausgeführt werden möchte, wenn nicht die ſtrengſte Staatsverwaltung jeden Stand und jeden Einzelnen feſſelte, damit die Fürſten von Wales und der Schotten keine Bundesgenoſſen an unruhigen Geiſtern im Innern fänden, ſo wie überhaupt eine feſte bürgerliche Ordnung die nothwendigſte Bedingung zum Gedeihen der engliſchen Macht war.

---

*) Matthaei Westmon. flores hist. London. 1570. 353. 354. Walsingh. 44. 45.

**) Walteri Hemingford. historia de rebus gestis Eduardi I. etc. nunc primus public. Thom. Hearnius. Oxon. 1731. 8. T. I. p. 12.

Eduard's ganzer Sinn zeigte ſich von dieſen Wahrheiten erfüllt; die traurigſten Erfahrungen während der Regierung ſeines Vaters hatten ſie ihm auf das lebhafteſte eingeprägt. Der Ehrgeiz des Grafen von Leiceſter, welchem es faſt gelungen wäre, das königliche Haus zu ſtürzen, hätte die Gefahr deſſelben nimmermehr ſo hoch treiben können, wenn die Unternehmungen des Fürſten Lewellyn von Wales nicht für ihn gewirkt hätten. Auch litt es keinen Zweifel, daß die einſt ſo furchtbare Parthei der Familie von Montfort, wenn ſie ſich von dem letzten Unglücke noch erholen konnte, vorzüglich durch die Unterſtützung von Wales ihr Heil erwartete. Die Witwe des getödteten Grafen, Heinrich's III. Schweſter, bekam auch jetzt in dem Nonnenkloſter Frankreichs, wohin ſie nach dem Tode ihres Gemahls geflohen war, eine Botſchaft vom

Fürſten Lewellyn, daß ſie ihre Tochter, dem Vertrage gemäß zwiſchen ihm und dem Vater, als ſeine Verlobte nach England ſenden möge. Begleitet von ihrem Bruder, Aimerich, unternahm ſie die Reiſe, und ſchiffte an die Scyllyinſeln hinauf, aus Furcht vor dem engliſchen Hofe; aber in der Nähe derſelben ward ſie von Schiffen aus Briſtol entdeckt und überfallen. Da ſie und ihr Bruder als Gefangene vor Eduard gebracht wurden, beſchloß dieſer, die Jungfrau mit aller Ehre an den Hof ſeiner Gemahlin zu geben; und Aimerich ward auf einem feſten Schloſſe, doch ohne Härte bewacht. *)

Sobald der Fürſt von Wales die Kunde davon erhielt, begann er ſogleich die gewohnten feindlichen Verheerungen. **) Dreimal war er ſchon aufgefordert worden vom engliſchen Könige, zu ihm zu kommen, und ihm als ſeinen Oberherrn zu huldigen; aber er hatte ſich deſſen unter mancherlei Vorwänden geweigert, wiewohl ihm ſicheres Geleit gelobt wurde. Jetzt wa noch weniger zu erwarten, daß er der Forderung Gehör geben werde. Dennoch trug er nach einer Vermittlung der engliſchen Großen, die von einem Krieg mit Wales nur Mühe für ſich und Verwüſtung de engliſchen Gränze ſahen, Bedingungen an, unter welchen er kommen und den Eid der Treue ſchwören wolle. Er verlangte die Bürgſchaft mehrerer Großen für ſeine Sicherheit, Beſtätigung der Erfüllung des Friedens, welchen er mit dem verſtorbenen König geſchloſſen hatte, und die Auslieferung ſeiner Verlobten mit ihrem ganzen Gefolge. *)

---

*) Chron. prior. de Dunst. 431. Walsingh. 46—47. Hemingford. 4. 5.

**) Hemingford. 5.

Allein Frieden ſolcher Art mit Wales gehörte nicht in den Plan Eduard's, und er wußte das Parlament dahin zu bringen, daß es einſtimmig Hülfe zum Krieg wider Lewellyn beſchloß. **) Mit raſchem Eifer betrieb er die Rüſtung, ***) und drang mit einer Macht, welcher die kriegeriſche Kraft von Wales nur in Schlupfwinkeln und unter Bollwerken gebirgigter Gegenden Abbruch zu thun hoffen durfte, ſo ſchnell als vorſichtig in das feindliche Land ein.

Fürſt David, ein Bruder Lewellyn's, von dieſem ſeiner Beſitzungen beraubt wie ſeine Brüder Owen und Roderich, die in ihrem Gefängniß auf den König von England als ihren Erretter harrten, ****) begleitete dieſen auf dem Zuge. Er kannte die Vortheile und Hinderniſſe der Gegend genau, und war tapfern Sinnes; auch mochte es die Abneigung der Welſchen gegen die Engländer mindern, wenn ſie unter den Heerführern derſelben einen Fürſten ihres Stammes erblickten. Gegen die Sitte ſeines Volkes empfing er während dieſes Zuges von Eduard die Ritterwürde; *) aber zugleich zeigte ihm derſelbe die ſchönſte Ausſicht, wenn die Eroberung von Wales gelang, indem er ihn mit einem großen Theil von Snowdon belehnte, in deſſen ödeſter Gebirgsgegend Lewellyn mit ſeiner Macht eingeſchloſſen war. **)

---

*) Rymer. II. 68.

**) Ibid. II. 69.

***) Ibid. II. 71.

****) Walsingham. 48.

Ein Volk, welches faſt nur ein Hirtenleben führte, und auf nichts weniger, als auf Vorrath an Lebensmitteln für die Zeiten der Gefahr dachte, war durch den Hunger der Gnade eines planmäßigen Eroberers hingegeben, wenn es ihm nicht gelang, durch ſeine Verzweiflung die Macht deſſelben zu durchbrechen. Jenes fürchtete Lewellyn, dies Eduard. Beide waren daher zu einer friedlichen Uebereinkunft geneigt. Der Fürſt von Wales verſprach daher den Eid der Treue zu leiſten, vier Kantreden auf der Gränze an den engliſchen Thron ohne irgend einen Rückhalt abzutreten, und Freiheit und anſehnliche Einkünfte für ſeine Brüder. Er gab zu, daß ſeine Räthe, wie auch zwanzig ſeiner Unterthanen, von jedem Kantred nach Wahl der engliſchen Beamten auserleſen, in Gegenwart derſelben jährlich einmal ſchwören ſollten, alle Friedensbedingungen auf das ſtrengſte zu erfüllen, und gegen ihren eigenen Fürſten mit aller Macht die Waffen zu führen, wenn er ſelbſt ſuchen ſollte, von den Feſſeln dieſes Friedens ſich zu befreien. *)

---

*) Ibid. 48.

**) Rymer. II. 86. 87.

Alle dieſe Bedingungen waren offenbar ſo beſchaffen, daß Eduard nicht nur bald eine Veranlaſſung finden konnte zu einem neuen Kriege mit Wales, ſondern den Fürſten deſſelben mehr wie bisher gefeſſelt hatte, ſich der Kräfte ſeines Volkes frei zu bedienen. Um dieſes zu gewinnen, drang der König durchaus nicht auf die Erfüllung derjenigen Artikel des Friedens, wodurch es gedrückt werden mußte. Große Geldſummen, die ihm verſprochen waren, gab er auf, weil Lewellyn ſie von ſeinen armen Unterthanen hätte erpreſſen müſſen. (J. 1277. Nov. 19.)

Seine Braut hatte der Fürſt nach dieſem Frieden ausgeliefert bekommen; aber ihr früher Tod entriß ſie dem Anblick ihren Gemahl mit dem Bezwinger ihres Vaters im verderblichen Kampfe zu ſchauen. **) Mit großer Pracht hatte **Eduard** ihr Hochzeitfeſt begangen und durch ſeine Gegenwart geehrt; *) aber hätte ſich **Lewellyn** auch durch den Schein dieſer Freundſchaft täuſchen laſſen, ſo kannte doch ſein Bruder **David**, der in zwei Kriegen mit England wider Wales gefochten, das Gemüth des Königs zu gut, um ſein Geſchlecht nicht zur Wachſamkeit anzufeuern, wenn an Erhaltung ſeiner Nation ihm noch etwas lag. Freilich hatte **Eduard** ihn durch Freundſchaft an ſich zu feſſeln geſucht, ihm eine nahe Verwandte zur Gemahlin gegeben, und ihn wider ſeinen tyranniſchen Bruder vertheidigt; allein unverkennbar war der Grund, warum dieſes Alles geſchah; und wenn Wales nun ganz unter die Hand des Eroberers ſank, ſo verſchwand auch für **David** die Hoffnung, mehr als ein gewöhnlicher Vaſall des engliſchen Thrones zu ſeyn. Außerdem hing er noch zu ſehr an den väterlichen Sitten, um geduldig anſehen zu können, wie **Eduard** dieſelben allmählig abzuſtreifen ſuchte. Engliſche Geſetze und Gewohnheiten führte dieſer in die Theile von Wales ein, welche ſeinem Reich zunächſt lagen; man griff gewaltſam in das fremde Gebiet, wenn die innere Ordnung Englands es heiſchte; einen Wald in **David's** Beſitzungen haute man ohne ſeine Erlaubniß um, damit keine Räuber ſich in demſelben verbergen könnten; von den engliſchen Beamten wurden mehrere Welſchen mit

---

*) Walsingh. 47. 48. Rymer. II. 88—92. Hemingford. 5. Chron. prior. de Dunst. 445.

**) Hemingford. 5.

---

*) Walsingh. 48.

Strafen belegt, welche die Nationalſitten empörten. Noch drohender war der königliche Befehl, daß auch Provinzen von Wales in Shiren und Hundreden abgetheilt werden ſollten. Wenn David über alles dies tiefen Unmuth empfand, ſo ward Lewellyn durch mancherlei Forderungen des engliſchen Hofes an ihn, beſonders dadurch zu neuer Feindſeligkeit gereizt, daß innerhalb ſeines Gebietes Niemand geduldet werden ſollte, wer dem König unangenehm ſey. *)

Beide Brüder beſchloſſen nun keinen Groll gegen einander länger obwalten zu laſſen, ſondern vereint für die Geſetze des Vaterlandes zu ſtehen. David aber, gleichſam zum Unterpfande ſeiner wahrhaftigen Feindſchaft wider den König, mit welchem er ſo lange verbündet geweſen, wagte den erſten Schlag, indem er den Baron Roger von Klifford, königlichen Markgrafen von Wales, und dazu beſtimmt, die Gewalt des Thrones über dies ganze Land auf eine eingreifende Weiſe auszudehnen, damit es nicht blos durch wenig bedeutenden Tribut und Huldigungseid ſeines Fürſten hinfort unterworfen ſey, **) unvermuthet in ſeiner Burg überfiel, und auf dem Lager gefangen nahm. Mehrere Verwandte und Krieger deſſelben wurden erſchlagen, ihn ſelbſt führte man verwundet tief in Wales fort, indem von den königlichen Schlöſſern, den Gefilden der Engländer, ſich Rauchſäulen mit dem Getöſe der Verwüſtung erhoben. *) Nach dieſem glücklichen Anfange des Krieges vereinte ſich David mit dem Heere ſeines Bruders, und beinahe das ganze Wales ſtand auf wider die Herrſchaft der Engländer. **) (J. 1282.)

---

*) Chron. prior. de Dunst. 471.

**) Walsingh. 49.

Eduard wollte den erſten Nachrichten von David's Unternehmung keinen Glauben beimeſſen; aber er war, ſobald er ſich von der ganzen Furchtbarkeit des feindſeligen Aufſtandes unterrrichtet hatte, auch entſchloſſen, nun durch die Gewalt des Krieges die Unterjochung von Wales zu bewirken, die er dauernder durch friedliche Mittel zu vollenden gehofft hatte. Zuerſt wandte er ſich an die Geiſtlichkeit ſeines Landes, daß ſie den Feind, welcher die Ruhe der Kirche und des Reiches ſtöre, mit ihrem Fluch belegen ſolle, nicht weil er jenem dadurch Unruhe des Gewiſſens einzuflößen glaubte, ſondern damit ſein eigenes Volk deſto eifriger zu den Waffen fliege. ***) So ſchnell als möglich raffte er einige Krieger zuſammen, und ſandte ſie in den Krieg, nur um zu verhindern, daß nicht mehrere

---

*) Matth. West. 370. Chron. prior. de Dunst. 471. Hemingford. 8.

**) Walsingh. 19.

***) Hemingford. 8.

Burgen auf den Gränzen in die Hände des Feindes fielen, weil eben dadurch der Krieg mit ihm ſehr ſchwierig werden mußte. *) Mit der Hauptmacht wollte er ſelbſt vorrücken, und ſein Plan war vollendet, ſobald er die angenehme Kunde erhielt, daß auf der Inſel Angleſey die Engländer feſten Fuß gewonnen hätten.

Ehemals die letzte Zuflucht der Britten wider die Römer, war ſie immer der ſchönſte Zufluchtsort dieſer Urnation Britanniens geblieben, nachdem der Römer Macht zu Grunde gegangen, und ſelbſt die Stürme der Dänen hatten mehr dazu gedient, jede aufkeimende engliſche Herrſchaft auf ihr zu vertilgen, als daß die Sitte der Britten durch nordiſche Gewalt auf ihr geſchwächt wäre. Noch in dem letzten Frieden war ihr Beſitz dem Fürſten Lewellyn und den von ihm entſproſſenen Erben geſichert, und ſelbſt der Tribut war nachher aufgehoben worden, welcher von ihr bezahlt werden ſollte. **) Jetzt bemächtigte ſich ihrer die Kühnheit engliſcher Seeleute, und Eduard rief froh aus: „Nun hat Lewellyn die ſchönſte Feder ſeines ganzen Schweifes verloren!“ ***)

---

*) Chron. prior. de Dunst. 472.

**) Rymer. II. 89. 91. 92.

***) Hemingford. 9.

Von Angleſey wollte er nun ſeine ganze Hauptmacht wider Wales handeln laſſen, das er von dieſer Seite leichter als von England her in den Schlupfwinkeln ſeiner Bewohner angreifen konnte. Ueber die Meerenge ließ er eine Schiffbrücke ſchlagen, die ſo breit war, daß immer ſechszig Krieger in einer Linie hinübergehen konnten. *) Noch war ſie nicht vollendet, als unter Anführung des Markgrafen der Inſel, Lucas von Thany, eine Schaar engliſcher Krieger ſich einen beſondern Namen zu erwerben, unvorſichtig hinüberſtürmte. In ihren Schlupfwinkeln ſchrien die Welſchen, deren nur ſehr wenige ſeyn mochten, den feindlichen Schwarm an, und dieſer, als nun die Einheimiſchen auch von der Höhe der Berge herabflogen, wandte ſich ſchnell zu der Brücke. Aber die anſchwellende Meeresfluth hatte dieſe weit vom Ufer entfernt. Flüchtig vertrauten ſie ſich lieber den Wogen, als dem Widerſtande gegen den Feind, der jeden Augenblick zahlreicher werden konnte, und faſt alle fanden mit dem Anführer den Tod im Waſſer. **)

Die Welſchen jauchzten laut, nicht über ein beſonderes Unglück, das den Feind getroffen habe, ſondern ihrer Denkart gemäß, daß die Zeit anbräche, da die geweißagten Wunder ihnen zu Hülfe kämen. Sie rieſen ihrem Fürſten Lewellyn zu, daß er der kühnſten Begeiſterung ſich hingeben möchte; denn es ſey an der Zeit, daß er, nach Merlin's Weißagung, mit dem Diadem des Brutus prangen werde. *)

---

*) Walsingh. 50. Hemingford. 9.

**) Chron. prior. de Dunst. 473. Hemingford. 9. 10.

Aber nichts war ſo ſehr wie ein ſolcher Sinn geeignet, den Fürſten ſelbſt ins Verderben zu ſtürzen. Voll Vertrauen auf die alten Nationalſagen und das bisherige Waffenglück, ließ er das Heer unter ſeinem Bruder David im Gebirge zurück, um zu erforſchen, wie das Gemüth der Thalbewohner gegen ihn geſinnt ſey, **) und zu ſchwach gegen die Lockung der Söhne des engliſchen Freiherrn von Mortimer, daß er herabſteigen und den Schwur der Treue von den Leuten auf ihren Gütern empfangen möge. ***)

Nur von ſeinem Waffenträger begleitet und leicht bewaffnet ging er Bergſchluchten hinab, unverborgen die Thäler zu beſuchen. Von dem engliſchen Heere fürchtete er nichts, es war durch einen Strom von ihm geſchieden, deſſen Brücke auf der einen Seite von den Welſchen beſetzt war, deren ganze Macht auf dem herüberhangenden Berge ſtand.

---

*) Matth. West. 370.

**) Hemingford. 10.

***) Chron. prior. de Dunst.

Zu derſelben Zeit berathſchlagten ſich die engliſchen Krieger auf der andern Seite der Brücke Crewyn, ob nicht durch irgend eine kühne That dieſem Feldzuge noch plötzlich eine glückliche Wendung gegeben werden könne? Schon war man in die Mitte des Decembermonates; der Krieg in dieſer rauhen Gegend ward immer beſchwerlicher. Alle aber kamen darin überein, daß ſich der Uebergang über die Brücke nicht erzwingen laſſe. Da ſagte ein Krieger im Heere, der Eingebornen einer, daß er vor allen Welſchen dieſer Gegend kundig ſey, und eine ſeichte Stelle des Stromes wiſſe, wo der Feind keinen Ueberfall erwarte; unvermerkt werde man ihnen in den Rücken kommen. Eine auserleſene Bande tapferer Reiter ward ihm zugeſellt; es geſchah, wie er geſagt hatte. Die Welſchen an der Brücke, von vorn und von hinten angegriffen, wurden gänzlich zuſammengehauen, und unaufgehalten drang das engliſche Heer hinüber.

Zu **Lewellyn**, der nicht weit entfernt in Klüfte hinabſtieg, kam das Getöſe des Streites des vordringenden Feindes, durch den Wiederhall vermehrt. „Stehen meine Welſchen nicht an der Brücke Crewyn?“ fragte er, und auf die Antwort ſeines Waffenträgers, daß dem alſo wäre, entgegnete er: „Wohlan, ſo iſt mir nicht bange, und wenn ganz England am jenſeitigen Ufer ſich fände.“ Doch ſchreckte ihn das immer wachſende Getöſe, und die Bewegungen ſeines eigenen

Heeres, die von den Gipfeln herab in den Klüften ſich kund thaten, ſobald man die herausdringenden Engländer wahrnahm. Bald erkannte er, was ſich ereignet hätte, und eilte mit ſeinem Waffenträger, heimlich zum Heere hinaufzuſteigen. Ein engliſcher Krieger, der ſich vom Hauptzuge entfernt hatte, ſah die Flüchtigen in der Schlucht, und, ohne ſie zu kennen, durchbohrte er ſie mit ſeinen Pfeilen. Er ſchloß ſich ſogleich an den Zug wieder an und ſtrebte mit demſelben zum Gipfel empor.

Die Welſchen harrten auf die Rückkunft ihres Fürſten, und die Sorge, als er nicht erſchien, war ihrem Widerſtand nicht günſtig. Sie erlagen dem furchtbaren Andrange der engliſchen Reuterei; ihre Flucht war allgemein, blos von ihrem Fußvolke bedeckten zweitauſend die Wahlſtätte.

Auf dem ſiegreichen Rückzuge ging jener Krieger, durch deſſen Pfeile Lewellyn und ſein Waffenträger gefallen waren, ſeitwärts in die Schlucht, um die Getödteten zu beſchauen. Er hatte den Fürſten ehemals geſehen. Durch die Kunde von deſſen Tode ward die Siegesfreude vollkommen. Man ſchnitt der Leiche das Haupt ab, und ſandte es an Eduard, welcher dem Treffen nicht beigewohnt hatte. Dieſer ließ es auf den Straßen Londons durch das Volksgedränge tragen, und lange ward es auf dem Tower geſehen, auf einer Lanze erhöht, mit Eppich gekrönt. Mit Schauer erwähnte man, daß der gefangene Fürſt Griffin, Lewellyn's Vater, von eben dieſem Thurme herabſtürzend ſeinen Tod fand, und wie die Weißagung der Zauber von Wales, daß ihr Fürſt gekrönt durch London getragen werden ſolle, nun erfüllt wäre. *)

Die Großen von Wales kamen einer nach dem andern und beugten das Knie vor dem Könige von England. Wenige von ihnen, die von der alten Freiheit nicht laſſen konnten, fanden ihren Untergang durch Hunger und das feindliche Schwert, und Drangſal jeder Art. Schauerlicher wie je fuhren jetzt, wie Stimmen des Gerichtes, die alten Weißagungen Merlin's über die Berge und Thäler und Hütten der Welſchen. Der Tag war gekommen, von welchem der Prophet geſagt hatte, daß zwiſchen den Trümmern des Reiches die Ströme blutroth ſich hinwälzen würden. **) Zwar gehörte jetzt die Herrſchaft dem entſchloſſenen David, der ſich aus der letzten Niederlage gerettet hatte. Aber er ward auf Eduard's Befehl ſo unabläſſig verfolgt, alle Oerter, die noch für einen Vereinigungspunct der Welſchen hatten gelten können, wurden ſo planmäßig vom Feinde beſetzt, daß bald ſein kriegeriſches Gefolge ſich zerſtreute, und er kaum in Höhlen und Sümpfen ſein unglückliches Daſeyn eine Zeitlang verbarg.

---

*) Hemingford. 9—12. Chron. prior. de Dunst. 473—474. Matth. West. 370. Walsingh. 50. Nic. Triveti Annal. 257—258.

**) Chron. prior. de Dunst. 474—475.

Selbſt mit den Wenigen ſeiner Nation, die noch mit ihm waren, begleitete ihn der Verrath. Einer von ihnen zeigte den nächtlichen Aufenthalt des Fürſten ſeinen Verfolgern an; David ward ergriffen, in Eiſen geſchlagen, und mit ſeiner Gemahlin, mit zwei Söhnen und ſieben Töchtern nach England geführt.

Da ſchöpfte er noch Hoffnung aus jener Zeit, als der König ihn hochhielt und mit der Ritterehre ſchmückte, und glaubte an Rettung, wenn er nur vor deſſen Augen treten dürfte. Allein er flehte darum vergebens; Eduard weigerte ſich durchaus, ihn zu ſehen, und verſammelte ſeine Baronen, daß ſie über ihn richten ſollten. Sein Verbrechen beſtand darin, daß er die uralte Freiheit ſeines Volkes wider einen Eroberer vertheidigt. Als Verräther an Eduard, der ihn zum Ritter geſchlagen habe, ward er verdammt, langſam von Roſſen zum Hofgericht geſchleppt, und weil viele Adeliche aus England durch ſeine Schuld gefallen wären, gehängt zu werden. Zur Zeit der Leiden des Heilandes habe er ſeine Verbrechen verübt; die Eingeweide des Gottesläſterers würden vom Feuer verzehrt; und weil er an mehreren Orten Englands den Tod des Königs geſucht habe, ſo ſolle er zertheilt, und die

Stücke ſollten in den vornehmſten Städten zur Schau ausgeſtellt werden. Dies Urtheil ward vollzogen; auch David's Haupt wurde auf dem Tower von London geſehen (J. 1283.).

Die Kraft der Welſchen war nun auf immer gebrochen. Zwar wagten ſie während ihres Bezwingers Regierung noch öfters einen Aufſtand, um ihre Freiheit wieder zu erringen, und Sprößlinge des alten Fürſtenſtammes ſtanden gewöhnlich an der Spitze; aber die Anführer fielen immer in Eduard's Hände, und wurden als Verräther hingerichtet.

Dieſe Härte ſchien ihm nothwendiger Grundſatz; aber mehr Wirkung für die Dauer der Herrſchaft ſeines Hauſes über Wales, als von der Strenge und der Gewalt der Waffen, hoffte er von nun an von friedlichen Maaßregeln, wodurch die Sitten der Engländer und Welſchen allmählig verſchmelzen würden. Nur die engliſchen Geſetze ſollten hinfort in Wales Gültigkeit haben; unter Sherife ward es zur Verwaltung vertheilt; die dickſten Wälder wurden umgehauen, weil ſie ſchnell entſcheidenden Krieg hinderten, und ein Sitz der Störung der bürgerlichen Ordnung waren; Burgen legte man allenthalben an, um durch die Beſatzungen derſelben jeden Aufruhr ſchnell zu unterdrücken, die Hauptfeſtung wurde auf der Inſel Angleſey erbaut. Große Mühe wurde verwendet, um das Gefühl bei den Welſchen zu erwecken, wie angenehm es ſey, ſich Vorrath für künftige Bedürfniſſe, einen Schatz für die Zeiten der Noth zu ſammeln; weil die Gefahr, viel zu verlieren, am leichteſten zur Ruhe des bürgerlichen Lebens gewöhnt.

Noch reizten die Sagen von künftiger Herrlichkeit das Andenken an den Ruhm der Väter zum Aufſtande wider die engliſche Herrſchaft. Planmäßig ſuchte Eduard auch dieſe Quellen des welſchen Freiheitsſinnes zu verſtopfen. Die verehrte Krone des berühmten Königs Arthur, alle übrigen Heiligthümer der Volksſage ließ er nach England bringen. Alle Barden von Wales, in deren Geſängen die Sitten und Thaten der Väter lebten, und deren Troſt die Seele noch zu Hoffnungen erhob, wenn ſie unter dem Joche der Eroberer ſeufzte, wurden auf ſeinen Befehl verſammelt, und fielen zu gleicher Zeit unter den Todesſtreichen ſeiner Banden. Nun vernahmen die Welſchen keine Stimme der Vorzeit mehr; ſie gewöhnten ſich an engliſche Sitten, und Eduard ſah ſeine Eroberung ihres Landes ſo vollendet, daß er ſeinem zweiten Sohne den Namen eines Prinzen von Wales beilegte. *)

---

*) Walsingh. 51. 53. 54. 57. 62. 63. Chron. prior. de Dunst. 474—476.

So hatte Eduard den Plan ſeines berühmten Vorfahren, Heinrich's II., die Herrſchaft des engliſchen Thrones über die ganze Inſel zu verbreiten, zum Theil glücklich ausgeführt, und ſchon bot ſich ihm eine Gelegenheit dar, das Band, welches eben jener König zwiſchen dem ſchottiſchen Reich und der Krone von England geknüpft hatte, auf eine ſolche Weiſe zu befeſtigen, daß die größte Hoffnung ſich zeigte, hinfort würden die Schotten unter Einem Herrſcher mit den Engländern leben.

Der Stamm Wilhelm's des Löwen, welcher es für ein Glück hielt, durch die Huldigung, die er in Hinſicht auf ſein ganzes Reich Heinrich II. leiſtete, ſich aus der Gefangenſchaft zu retten, herrſchte noch auf dem ſchottiſchen Thron, als Wales unterjocht wurde; aber es litt keinen Zweifel, daß der ganze männliche Stamm mit dem gegenwärtigen König Alexander III. ausgehen werde. Dann war die nächſte Erbin der Krone ſeine Enkelin Margaretha, das Kind ſeiner verſtorbenen Tochter und ihres Gemahls, des Königs Erich von Norwegen. Aber manche von den großen ſchottiſchen Baronen hatten gleichfalls Anſprüche auf den Thron, welche ſie wahrſcheinlich wider eine entfernte Jungfrau leicht zu vertheidigen hofften. Alexander ruhte daher nicht, bis er eine Verbindung der ſchottiſchen Baronen zu Stande gebracht hatte, wodurch ſeiner Enkelin auf den Fall ſeines Todes die Nachfolge geſichert wurde. *) Dies war um ſo nothwendiger geweſen, da ihn das Schickſal plötzlich hinwegraffte.

In düſterer Nacht ritt er mit wenigen Gefährten um ſeine nicht weit entfernte Gemahlin zu überraſchen; ein Sturz mit dem Pferde endigte ſogleich ſein Leben (J. 1286.). Es war nur eine Stimme in Schottland über die Thronfolge; Margaretha, das Mädchen von Norwegen, ward allgemein als Königin anerkannt.

Je unerfahrner ihre Jugend war, je ehrgeiziger die Wünſche der großen Baronen deshalb aufſtrebten, und je furchtbarer Eduard's Feindſchaft und hülfreicher ſeine Gunſt der ſchottiſchen Krone bei inneren Unruhen werden konnte; deſto rathſamer war es für diejenigen Mächtigen in Schottland, welchen an Erhaltung der bürgerlichen Ruhe nur etwas lag, ſich um Rath an den engliſchen König zu wenden. Ueberdies war Margaretha's Großmutter ſeine Schweſter geweſen, daß alſo die Pflichten der Verwandtſchaft ihn ſchon zur Beſchützung der jungen Königin aufriefen.

In Guienne traf ihn die Geſandtſchaft der Schotten. Sein Rath ging dahin, daß man Wächter des Reichs aus den edelſten und erfahrenſten Männern wählen ſolle, welche im Namen ihrer Königin den

---

*) Rymer. II. 266.

Frieden und die Geſetze aufrecht erhielten, und die königlichen Einkünfte in den Schatz des Reichs ſammelten. Sogleich aber ergriff er auch dieſe Gelegenheit, um ſeinem Hauſe die Herrſchaft über Schottland zuzuwenden, indem er mit der ſchottiſchen Nation einen Heirathsvertrag zwiſchen ſeinem Sohn Eduard und der jungen Margaretha ſchloß. Doch ergab ſich hinlänglich aus dieſem Vertrage, daß durch ihn keine andere Verbindung zwiſchen beiden Reichen begründet werden ſollte, als welche darin lag, daß die Königin der Schotten einen engliſchen Prinzen zum Gemahl hatte. Ausdrücklich hieß es, daß Schottland ein völlig unabhängiges und von England getrenntes Reich ſeyn ſollte. Deswegen blieb auf dem Fall, daß die verabredete Ehe ohne Kinder wäre, den Erben, welche nach Margaretha die nächſten, ihr altes Recht; deswegen ſollte kein Parlament für die ſchottiſchen Angelegenheiten außerhalb den Gränzen des Reichs gehalten werden, noch irgend Jemand von den Baronen und Prälaten und der übrigen Nation außerhalb des Vaterlandes ſich dem königlichen Befehl darſtellen müſſen. *)

Eduard's Ehrgeiz hatte nun eine reizende Ausſicht gewonnen; Schottland verſprach ſich von der Uebereinkunft mit England eine Ruhe, auf welche es ſonſt unter den gegenwärtigen Umſtänden keinen Anſpruch machen konnte. Mit Triumph wurde Margaretha

---

*) Rymer. II. 482—484.

aus dem Norden herbeigeführt; allein ihre zarte Geſundheit erlag der Seereiſe, ſie ſtarb auf den arcadiſchen Inſeln, und der ganze Plan war zerriſſen, welchen man an ihr Leben geknüpft hatte. *)

Sogleich erhoben ſich nun die Partheien, und drei große Barone behaupteten ein Erbrecht auf die Krone. Da die ganze Linie König Wilhelm's des Löwen erloſchen war, ſo ſollten die Nachkommen ſeines Bruders, des Grafen David von Huntington, nun folgen. Von der älteſten ſeiner Töchter lebte ein Enkel derſelben, Johann Baliol, Herr von Galoway; von den beiden jüngeren waren Söhne vorhanden, Robert Bruce, Baron von Amandale, und Lord Johann Haſtings. Berechtigt zum Streit über die Erbfolge auf den ſchottiſchen Thron ſchienen nur die beiden erſteren.

Wenn Johann Baliol für ſich anführte, daß er von der älteſten der drei Schweſtern herſtamme, ſo konnte Robert Bruce glauben, ein beſſeres Recht zu beſitzen, weil er um einen Grad dem gemeinſchaftlichen Stamme näher war. Johann Haſtings wollte das Reich getheilt haben, indem ſein Recht auf den Thron ſonder Zweifel entfernter war, als die Anſprüche ſeiner Nebenbuhler. **)

Geſchreckt durch die Bewegungen, welche der Streit der mächtigſten Baronen um die Krone in einem Lande veranlaſſen mußte, wo ein roher Geiſt nur zu geneigt war, Leidenſchaft und Schwert über rechtliche Fragen entſcheiden zu laſſen, ſandten die Wächter des Reichs eine Botſchaft um Rath an den König von England. Sie war ihm ſehr erwünſcht, und durch eine Gegengeſandtſchaft gab er dieſer Bitte eine ſolche Wendung, daß die ſchottiſchen Großen ihm verſprechen mußten, ſich ſeinem Urtheil über die Thronfolge in Schottland gänzlich zu unterwerfen.

---

*) Hemingf. 29—30. Walsingh. 51.

**) Hemingf. 30. 31. 36. 37.

Ohne alle Beſorgniſſe vertraute ſo eine Nation in ihrer wichtigſten Angelegenheit einem benachbarten mächtigen Könige, deſſen kühner Ehrgeiz nur vor ſeiner planmäßigen Schlauheit übertroffen wurde. Ueberhaupt war es in dieſem Zeitalter Sitte, daß die Fehde in einem Reich an den Beherrſcher eines andern zur Entſcheidung gelangte. Je mehr das Feudalſyſtem obwaltete, und Maſſen des Volkes im Zuſtande der Sklaven lagen, deſto leichter konnten die Angelegenheiten eines Landes blos als Privatſache einiger Häupter angeſehen und durch den Spruch eines gewählten Schiedsrichters beendigt werden. Schwerer iſt dies in unſern Tagen, wo die Nationen nicht mehr das Eigenthum von Fürſten und ihren Vaſallen ſind. Auch mochte man ſich dem Richter, ſelbſt auf die Gefahr, daß er äußerſt partheiiſch ſprechen könnte, weniger furchtſam zu einer Zeit hingeben, wo man hoffen durfte, ein Urtheil durch die Gewalt der Waffen wieder unkräftig zu machen. Zwar entſcheidet dieſe auch in Europa zu unſerer Zeit zuletzt noch, aber nur nach langem, harten, zweifelhaften Kampf. Als die Lehnmiliz noch das herrſchende militäriſche Syſtem war, konnte ein einziger vorüberbrauſender Strom alle Bollwerke rechtlicher Verhandlung hinwegführen.

So weit Eduard entfernt geweſen war, ſeinen bloßen Rath zu geben, um welchen ihn die Schotten gebeten hatten, indem er den Rathgeber ſchnell in einen Schiedsrichter verwandelte, ſo wenig war er geſonnen, dieſen in dem freundſchaftlichen Sinne des Zeitalters, der ihm ſeine Vollmacht blos durch die Wahl der Partheien gab, in der gegenwärtigen Angelegenheit zu ſpielen.

In dem Schloſſe von Norham, auf der Gränze beider Reiche, hielt er eine Verſammlung der engliſchen und ſchottiſchen Großen, bei welcher die Geiſtlichkeit die Hauptrolle übernehmen mußte (J. 1291.) Aus Urkunden hatte ſie in einer Schriſt den Beweis darzuſtellen geſucht, daß dem König von England die Oberherrſchaft über Schottland, alſo auch ein beſonderes Recht zuſtehe, in den Angelegenheiten deſſelben zu entſcheiden; auf königlichen Befehl waren alle Klöſter in England und Wales durchſucht worden, um kein Zeugniß zu dieſer Darſtellung unbenutzt zu laſſen. In der Kirche zu Norham rief dann der König die ſchottiſchen Großen zuſammen, und ließ durch den Mund ſeines Oberrichters, Roger von Brabanzon, ankündigen, daß er als Oberherr Schottlands, Gerechtigkeit für daſſelbe verwalten werde, aber vorher von ihnen Anerkennung ſeiner Oberherrſchaft fordere. Darauf wurde die Schrift, worin dieſelbe dargethan ſey, vor der Verſammlung geleſen. Huldigungen der ſchottiſchen

Könige gegen die engliſchen, welche ihre Beſitzungen in England zum Gegenſtand hatten, Lehnseide, die einſt von ſchottiſchen Gränzfürſten geleiſtet wurden, waren in ihr als Zeichen der Unterwürfigkeit des ganzen Reichs der Schotten betrachtet. Der einzige hiſtoriſche Beweis für dieſe, nämlich der Schwur Wilhelm's des Löwen gegen Heinrich II. von England, war gleichfalls in ihr angeführt; allein nicht erwähnt, daß ihm durch Richard ſeine Kraft für die folgenden Zeiten genommen war. *)

Voll Erſtaunen über dieſe unerwartete Forderung des Königs, erinnerten die Schotten, daß ſie nothwendig ihre Antwort aufſchieben müßten, um mit den abweſenden Baronen und Prälaten ihres Vaterlandes vorher zu Rathe zu gehen.

---

*) Walsingh. 55. 56. **Hemingford** 31. 33. **Rymer.** II. 542 — 544 — 559. etc.

Hiſtoriſch-kritiſche Beilagen.

1.

Caledonien ſoll zuſammengeſetzt ſeyn aus zwei Wörtern, Cael ſoviel als Celte, und Don ein Hügel. Cael-Don oder Caledonier hieße alſo: Bewohner bergigter Gegenden. S. the Works of Ossian, London, 1765. 8. Vol. I. p. V. Der Name der Britten ſoll, nach Camden, vom Worte brith, gemahlt, herkommen, weil ſie ſich den Leib mahlten. Sprengels Bemerkung dagegen, daß ſich Völker nie nach einem Gebrauche benennen, wodurch ſie ſich von andern unterſcheiden, hat etwas Pſychologiſches für ſich, iſt vielleicht doch zu allgemein; und dann müßte ſicher bewieſen ſeyn, daß die Britten ſich dieſen Namen ſelbſt beigelegt haben. Albion ſoll rein gäliſch und der Pluralis von Alp ſeyn, und Britannien bekam dieſen Namen, weil es dem gegenüberliegenden Gallien wie eine Reihe rauher Felſen erſcheinet. Sprengel S. 6. 7.

2.

Procedente autem tempore Britannia post Britones et Pictos tertiam Scotorum nationem in Pictorum parte recepit.

Bedae hist. eccl. L. I. c. 1. p. 23. Haec (Hibernia) autem proprie patria Scotorum est. Ab hac egressi tertiam in Britannia Britonibus et Pictis gentem addiderunt. *Ibidem* p. 24. Nimmt man zu dieſer beſtimmten Ausſage eines alten Hiſtorikers noch den Umſtand, daß Irland ſeit dem fünften Jahrhunderte den Namen Schottland führt: ſo möchte man vermuthen, daß das Volk, welches in Caledonien unter dem Namen der Schotten erſcheint, aus Irland dieſen Namen dahin gebracht habe. Allein es iſt auch recht gut möglich, daß der Name der Schotten in Schottland aufgekommen, und nach Irland übergegangen ſey. Die Bewohner der weſtlichen ſchottiſchen Küſte nämlich trugen dieſen Namen wenigſtens ſchon im Anfange des vierten Jahrhunderts, wahrſcheinlich von dem unſtäten Leben, das ſie als Nomaden und Jäger in dem gebirgigten Lande führen mußten, Skuite (Scoti) das wandernde Volk von den öſtlichen Galen genannt, die Ackerbau trieben, und in der Landesſprache Kruithnich, die Korneſſer, hießen, wiewohl die Römer ihnen wegen ihrer bemahlten Leiber den Namen der Picten gaben. S. the Works of Ossian, London 1765. p. VI. VII. Da nun die iriſchen Eingewanderten auf die weſtliche Küſte kamen, ſo erhielten ſie vielleicht unter Schotten, welche ſie hier ſchon vorfanden, erſt dieſen Namen, welcher ſich dann auf ihr Vaterland ausbreitete, da die Picten die weſtlichen wandernden Jäger und Hirten ſo einmal benannten. Beda aber und die ſpätern Hiſtoriker glaubten, die

Fremdlinge, welche aus Irland nach Schottland ſchwärmten, hätten dieſen Namen ſchon geführt, weil das Aufkommen deſſelben und jene Züge ungefähr gleichzeitig waren.

So viel iſt übrigens gewiß, daß große iriſche Schwärme nach Caledonien kamen, und es iſt nicht leicht einem Zweifel unterworfen, daß Irland auch von Gallien, oder unmittelbar von Britannien aus bevölkert worden ſey. Die Lage der Inſel, die Aehnlichkeit der Sitten, der Sprache, ihrer Bewohner und der Caledonier, die alten Sagen, alles ſpricht dafür.

3.

In der Vorſtellung vom Sturze der Druiden bin ich dem Herausgeber Oſſian's gefolgt. (The Works of Ossian, Vol. I. p. VI. VII.) Die Geſchichte des Kampfes zwiſchen den Römern und Caledoniern und die Geſänge Oſſian's ſprechen für die Richtigkeit derſelben. Ob man den Barden für einen hiſtoriſchen Zeugen darf gelten laſſen? Die Beantwortung dieſer Frage hängt bloß von der Beſtimmung ab, inwiefern er als ſolcher gelten ſolle. Denn daran möchte man wohl nicht mehr zweifeln dürfen, daß ſeine Lieder keine Erfindung neuerer Zeiten ſind, ſelbſt nicht einmal in wichtigen Zuſätzen, wenn gleich die Geſtalt großer epiſcher Gedichte ihnen fremd iſt. S. **neuer teutſcher Merkur**, 1798. Auguſt.

Es wäre wohl der Mühe werth, eine neue allgemeine Unterſuchung über Druiden und Barden anzuſtellen; denn die Compilationen, welche wir darüber haben, genügen keinem eindringenden Geiſte. Man müßte alsdann genauer, als bisher geſchehen iſt, unterſcheiden, von welcher der celtiſchen Nationen die Nachrichten in griechiſcher und römiſcher Sprache reden, die Reſte des Geſanges aller nordiſchen Völker erforſchen, den allgemeinen Zuſtand jedes einzelnen Volkes ſcharf erwägen, und mit dem, was von ſeinen Druiden und Barden herausgebracht iſt, genau vergleichen, vor allen Dingen aber nicht, wie man bisher immer gethan hat, die Züge vermiſchen, welche den Barden der ſpätern Jahrhunderte und welche den Sängern jener Urzeit angehören, da wir zuerſt mit einem Lande bekannt werden. Oſſian mußte ganz etwas anders ſeyn, als ein Barde vor dem Sturze der Druiden. Vielleicht ergäbe ſich aus einer ſolchen Unterſuchung, daß dieſe letzten in der barbariſchen Welt, wo wir ſie finden, nicht einheimiſch, ſondern ein fremder Stamm waren, welcher die Barden, ein ächt einheimiſches Gewächs, zu ſeinem Zweige machte.

4.

Der Hiſtoriker Gildas, welcher die brittiſche Kirche am beſten kennen konnte, macht freilich von den Geiſtlichen derſelben eine ſchwarze Schilderung; (Epistola Gildae ap. Gale, Tom. I. p. 31. etc.) aber er ging darauf aus, Klagelieder zu ſingen. Da er ſicher in Bretagne war, mochte er es der brittiſchen Geiſtlichkeit jenſeit des Meeres leicht als ein Verbrechen vorwerfen, daß ſie das Chriſtenthum nicht unter den Sachſen ausbreite, mit welchen ſie auf Einer Inſel lebe.

6.

Im Jahre 851 überwinterten die Normänner zum erſtenmale auf der Inſel Thaneth, (Chron. Saxon. p. 74.), dann 854 auf der kentiſchen Inſel Shepei, (p. 76.) und im folgenden Jahre blieben wieder Normänner den Winter über auf Thaneth. Bei Sprengel S. 132. iſt das Citat über jene erſte Ueberwinterung Beleg für dieſe letzte.

6.

Sprengel erzählt, Ethelred ſey auf dem Schlachtfelde umgekommen, S. 136. Henry, daß der König tödtlich in einer Schlacht verwundet worden, und nachher umgekommen ſey, II. S. 50. Die beiden Hauptquellen, Aſſer, der Geſchichtſchreiber Alfred's, S. 24., und die ſächſiſche Chronik, S. 81., welche von jenen Schriftſtellern für ihre Erzählung angeführt werden, wiſſen davon nichts, und laſſen den König ohne Wunde, und nicht auf dem Schlachtfelde ſterben.

7.

Bei einem falſchen Gerüchte vom Abſterben Ethelwolf's ſoll der Knabe Alfred vom Papſte zum Könige geſalbt ſeyn, wie Sprengel verſichert; allein die Quelle welche er anführt, Aſſer weiß dieß nicht, S. 7. Auch in jenem Falle wäre dieſe Handlung des Papſtes doch nur für die Zukunft berechnet geweſen, da Alfred noch ſo jung war, und ältere Brüder hatte. Henry (2, 48.) vermeidet dieſen Fehler, indem er die päpſtliche Salbung Alfred's als gleichzeitig mit dem Aufenthalte Ethelwolf's in Rom annimmt; dieß iſt aber auch unrichtig, denn Alfred wurde von dem Papſte, deſſen eigennützige Abſichten ſich leicht errathen laſſen, ſo geehrt, als er ohne ſeinen Vater in Rom war. Mit dieſem machte er nachher die zweite Reiſe dahin. Asser Men. 7. 8.

8.

Es ſcheint eine unrichtige Vorſtellung zu ſeyn, wenn Sprengel ſagt, daß Alfred's Mutter ihm den erſten Unterricht gegeben habe; denn dieß folgt nicht daraus, weil ſie ihm das ſächſiſche Buch, welches die Poeſie betraf, zeigte, und Aſſer ſagt ausdrücklich, der Knabe ſey mit demſelben zu ſeinem Lehrmeiſter gegangen. Unrichtiger aber möchte noch ſeyn, wenn derſelbe neuere Geſchichtſchreiber behauptet, daß Alfred ſeit jener Bekanntſchaft mit dieſem Buche mit dem größten Eifer ſich auf die Wiſſenſchaften gelegt habe, bis ihn die Regierungsgeſchäfte von ſeinen geliebten Arbeiten gegen die Dänen ins Schlachtfeld riefen. Ihr widerſprechen die ganze nachherige Bildungsgeſchichte Alfred's, der Umſtand, daß er ſchon vor dem Antritte der Regierung ſich ſtets mit dem Feinde umhertummelte, und Aſſer's Aeußerungen nach der Erzählung der berührten häuslichen Scene. S. Sprengel's Geſch. Großbr. S. 137. Henry begeht, indem er von dieſer letzten redet, einen hiſtoriſchen Irthum durch den Zuſatz, daß die Mutter damals in Geſellſchaft ihrer vier Söhne geweſen ſey; denn der älteſte, Athelſtan, ſtarb ſchon 854, und der zweite, Ethelbald, im J. 860. Nun ſagt aber Aſſer S. 16, daß Alfred zur Zeit jener Scene zwölf Jahre alt, oder auch ſchon älter geweſen ſey; und 849 war er gebohren, ſo daß nur ſeine beiden jüngſten Brüder mit ihm bei der Mutter ſeyn konnten. Wäre aber jener Zuſatz Henry's, wodurch er die Zahl der Anweſenden beſtimmt, auch nicht falſch; ſo berechtigte ihn doch ſeine Quelle nicht zu demſelben. S. Henry 2. 348.

Wichtiger ſcheint der Irrthum zu ſeyn, wenn Sprengel und ſo viele andere Aſſer's Erzählung ſo verſtehen, daß ſie behaupten, Alfred habe im zwölften Jahre nicht leſen können, wie überhaupt in Weſſex nicht leicht jemand zu finden geweſen ſey, welcher es gekonnt hätte. Vom Verſtehen des Buches iſt die Rede, und davon, daß es in Weſſex zur damaligen Zeit kein eigentliches Sprachſtudium gab. Asser Men. pag. 17; denn die Ausdrücke liberalis ars und lector bonus gehen bei Aſſer immer auf die Kunde der lateiniſchen Sprache, und angelſächſiſche Schriften zu leſen verſtanden viele nach Alfred's eignem Zeugniſſe: Cum itaque mecum considerabam, quomodo isthaec doctrina sermonis Latini per omnem gentem Anglicanam antehac obsolevisset, quamvis plurimi potuissent Anglica scripta legere, etc. p. 90. in Asser. Men. ed. Wise.

9.

„Gleich im erſten Monate ſeiner Regierung erfocht er (Alfred) mit einem kleinen Heere einen herrlichen Sieg über ſie (die Normänner) bei Wilton in Berkſhire, und ſchwächte ſie durch acht Feldſchlachten, die alle in ſeinem erſten Regierungsjahre vorfielen." Sprengel, S. 137.... Zur Berichtigung dieſer Stelle: 1) Alfred verlor die Schlacht; 2) ſie fiel vor an einem Berge Wilton, Asser, p. 25., und die Stadt Wilton liegt in Wiltſhire, Büſching, Th. 4. S. 647.; 3) neun förmliche Schlachten, nicht acht, wurden in einem Jahre den Normännern geliefert; nicht im erſten Regierungsjahre Alfred's, von welchem man auch nicht weiß, ob er allen dieſen Schlachten nur einmal beiwohnte. Jene am Berge Wilton im erſten Monate ſeiner Regierung war ſchon die neunte von dieſen Schlachten, und die Angelſachſen waren in ihr eben deßhalb ſo ſchwach, weil ſie in den acht vorhergehenden ſchon aufgerieben waren. Asser Men. p. 25.

10.

Sprengel, S. 138. „Das beſte Mittel war, die Küſten mit einer Flotte zu decken; aber damals hatten die Sachſen, welche Jahrhunderte vorher in eben den Gewäſſern, welche die Normänner jetzt mit ihren Flotten bedeckten, eben ſo furchtbar wie die Normänner geweſen waren, weder Schiffe noch Seeleute. Alfred mußte daher bei Fremden Hülfe ſuchen, bei den Frieſen Schiffe erbauen laſſen, und dieſe Schiffe mit Frieſen, und ſelbſt mit Dänen gegen ihre eignen Brüder bemannen. Die kleine ſächſiſche Flotte that gegen die Dänen gute Dienſte, und erfocht im Jahre 877 den erſten Sieg, den eine engliſche Flotte erhielt, bei Suanewic auf der Küſte von Dorſetſhire.“... Dagegen iſt zu bemerken: 1) Alfred ließ die Schiffe zur Verſtärkung ſeiner Flotte in ſeinem eignen Reiche, nicht bei den Frieſen bauen; 2) daß er ſie auch mit Dänen bemannet habe, weiß die Geſchichte nicht; 3) er hatte ſchon eine Flotte vor dem Jahre 877, und erfocht mit ihr ſchon früher einen Sieg. S. Asser, p. 27. Chron. Sax. ad. a. 875.

11.

Daß die Normänner von dieſem Ueberfalle große Verſtärkung erhalten haben, wie Henry (II. 53.) erzählt, finde ich nicht in den Quellen.

12.

Die Geſetze, unter welchen die Normänner in Oſtangeln und Northumberland leben ſollten, findet man in Wilkins leg. anglo-saxon. p. 51., wie ſie von König Alfred und König Guthrun, König Eduard und König Guthrun feſtgeſetzt wurden. Der von Alfred überwundene Guthrun war ſchon zehn Jahre todt, als Eduard zur Regierung kam. Malmesbury de gestis regum-Anglorum, L. II. c. 4.

13.

Bei Henry (II. app. 4.) findet man die Ueberſchriften der ſämmtlichen gelehrten Arbeiten Beda's. Eben dieſer Geſchichtſchreiber macht es den Engländern zum Vorwurfe, daß Beda's Werke, welcher die Ehre Britanniens geweſen, doch nie in demſelben herausgegeben wären; S. 330. Die beſte Ausgabe der hiſtoriſchen Werke iſt doch durch Joh. Smith, Cambridge 1722. Fol., beſorgt worden.

14.

Wilh. Malm. de gest. reg. angl. L. I. c. 3. p. 21—24. iſt ſehr unterrichtend über Beda's Verdienſte. Am Schluſſe ſagt er: „Mit ihm wurde die Kunde der Begebenheiten bis auf unſre Tage begraben. So gänzlich fehlte es unter den Engländern an einem Geiſte, der ihm in den Wiſſenſchaften nacheiferte, und nach einem ähnlichen Ruhme ſtrebte.... Wohl gab es noch ſehr unterrichtete Männer; aber ſie verzehrten ihr Leben in einer unrühmlichen Dunkelheit; andere hatten kaum die Wiſſenſchaften mit der Lippe berührt, ſo ergaben ſie ſich ſchon einer trägen Muße. Auf den Unfleißigen folgte immer der noch Trägere, und ſo erkaltete für lange Zeit auf der ganzen Inſel die Liebe für die Wiſſenſchaften." S. 24. Als ein Beiſpiel der Unwiſſenheit, die nach Beda's Tode einriß, führt Wilh. Malm. die Grabſchrift an, welche dem verehrungswürdigen Manne im Kloſter zu Jarrow, wo er ſtarb, (737. Mai 26.) geweiht wurde. „Eine ſolche erbärmliche Schreibart, ſagt er, in dem Kloſter, wo das ganze Gymnaſium der Wiſſenſchaften während ſeines Lebens im Flore war!"

15.

Johannes Scotus Erigena lebte lange in Frankreich, und ſoll nach der gewöhnlichen Meinung daſelbſt geſtorben ſeyn. Henry, Th. 2, S. 347, tritt ihr bei, weil diejenigen Geſchichtſchreiber, welche erzählten, daß er auf Alfred's Einladung nach England gekommen, zu Oxford eine Zeitlang gelebt habe, und als Abt von Malmesbury von ſeinen Schülern erſchlagen ſey, ihn wahrſcheinlich verwechſelten mit einem andern Johannes Scotus, der zu Oxford gelehrt habe, und als Abt von Ethelingey von den Mönchen erſchlagen ſey. Dagegen kann erinnert werden: 1) Wilhelm von Malmesbury unterſcheidet ſehr genau den Johannes von Oſtangeln, der Abt zu Ethelingey wurde, und den berühmten Johannes Scotus, der in England ſein Leben ſo traurig beſchloſſen habe; (L. II. c. 4. p. 44. 45.) und Roger von Hoveden (p. 419. in scriptor. rerum Anglicar. post Bedam praecipuis) erzählt mit der größten Beſtimmtheit des berühmten Johannes Scotus früheres Schickſal und trauriges Ende in England. 2) Der Abt Johannes von Ethelingey führt nicht den Beinamen Scotus, außer in Historia Ingulphi, p. 27., wo wahrſcheinlicher aus den Namen von zwei Perſonen einer gemacht iſt, als daß die übrigen Schriftſteller dieſen Beinamen des Johannes von Ethelingey nicht gekannt haben ſollten, den er wegen ſeiner Herkunft aus Oſtangeln wenigſtens nicht führen konnte; welche Wahrſcheinlichkeit deßhalb noch wächſet, weil er von Ingulf acerrimi ingenii philosophus genannt wird, welches Lob auf Johannes Scotus Erigena vortrefflich paßt, indem es dagegen unbekannt iſt, ob der Abt Johann von Ethelingey daſſelbe verdient, da Aſſer ſeines philoſophiſchen Geiſtes nicht erwähnt. Asser Men. p. 61. Ferner ward dieſer nur verwundet auf Anſtiften ſeiner Mönche, nicht getödtet, wie freilich der Plan war; Asser Men. p. 61 — 64; und endlich lehrte er zwar zu Oxford, nämlich Logik, Muſik und Arithmetik; aber zugleich mit ihm unterrichtete hier auch ein anderer Johannes, welcher Mönch und Gefährte von Grimbald, und ein Mann von ſcharfem Witze und unermeßlicher Kenntniß war, wie die alten Annalen des Kloſters von Wincheſter erzählen. Camd. Britan. Tom. I. c. 304. Daß dieſer Lehrer der Geometrie und Aſtronomie Johannes Erigena war, erhellt deutlich durch Verbindung dieſer Nachricht mit Aſſers ſogleich anzuführender Erzählung. 5) Entſcheidend wider Henry und die allgemeine Meinung, daß Johannes Scotus Erigena in Frankreich geblieben und geſtorben, und in den ſpätern Quellen mit Johannes von Oſtangeln verwechſelt ſey; entſcheidend dafür, daß Ingulf aus zwei Perſonen Eine gemacht habe, dünkt mich folgende Stelle von Aſſer über Alfred's Bemühen um die Geſellſchaft ausgezeichneter Gelehrten: „Legatos ultra mare ad Galliam magistros acquirere direxit, indeque advocavit Grimbaldum sacerdotem et monachum, venerabilem videlicet virum, cantatorem optimum, et omni modo ecclesiasticis disciplinis, et in divina scriptura eruditissimum, et omnibus bonis moribus ornatum: Johannem quoque aeque presbyterum, et monachum acerrimi ingenii virum, et in omnibus disciplinis literatoriae artis eruditissimum, et in multis aliis artibus artificiosum, p. 46. 47.“ Wer kann dieſer Johannes ſeyn, als Johannes Erigena? Den Abt Johannes von Ethelingey unterſcheidet Aſſer höchſt ſorgfältig mit dem Zuſatze: „scilicet Ealdsaxonum genere, p. 61.“ Johannes Erigena blieb, bis er nach Malmesbury kam, bei Alfred, und iſt ohne Zweifel der Johannes mihi a sacris, nach dem Ausdrucke des Königs, der ihn als ſeinen Lehrer rühmet. Aelfredi regis praefatio etc. ap. Asser. Men. p. 90.

Vorzüglich befremdend iſt, wenn Sprengel, S. 145, indem er die Gelehrten anführt, welche Alfred zu ſich berief, ganz beſtimmt ſagt: „Aus Irland kam der berühmteſte Mann dieſer Zeiten, Johann Erigena, nach England.“ Ohne Zweifel kam er aus Frankreich, und war nicht in Irland, das freilich auch zu Alfred's Zeit noch wohl Scotia hieß, ſondern wahrſcheinlich in der ſchottiſchen Stadt Air (Erigena) geboren.

16.

Wenn die beſtrittene Erzählung von den Händeln Grimbald's zu Oxford in Aſſer's Biographie Alfred's auch untergeſchoben iſt, ſo enthält ſie wenigſtens nichts, das wider den Geiſt der damaligen Zeit wäre. Die Nachricht ſpäterer Schriftſteller über den Unterricht, welchen die berühmteſten Männer zu Oxford gegeben haben, iſt aber deshalb nicht widerlegt, weil Aſſer, in ſofern jene Stelle nicht von ihm wäre, der Lehranſtalt zu Oxford nicht erwähnt hätte; denn ſeine Schrift geht nur bis zu dem Zeitpuncte in Alfred's Leben, wo die herrlichen Anſtalten deſſelben durch den Frieden und ſeine eigene ſteigende Cultur erſt ihr Leben bekamen. Die Frage, ob er Stifter oder wenigſtens Wiederherſteller der Univerſität Oxford ſey, würde demnach bejaht werden können, wenn man unter Univerſitäten nur Anſtalten verſteht, wo alle Wiſſenſchaften eines Zeitalters von beſondern Lehrern vorgetragen werden.

17.

Mit Abſicht habe ich mich hier ſo allgemein ausgedrückt. **Aſſer** ſagt von **Alfred**: „Tertiam (*sc. partem omnium divitiarum suarum, quae annualiter ad eum ex omni censu perveniebant, et in fisco reputabantur, devovit*) scholae, quam ex multis suae propriae gentis nobilibus studiosissime congregaverat; p. 67." — Die Aechtheit dieſer Stelle kann nicht angefochten werden. Durch ſie wird mir ſehr wahrſcheinlich, daß **Aſſer** eine beſondere Lieblingsſchule des Königs kannte, auf welche eigentlich die berühmten Gelehrten berufen wurden, und dieſe keine andere war, als die Lehranſtalt zu Oxford. 1) Es gab ein Inſtitut zum Unterrichte, welches nicht, wie die Schulen der Kloſter und Stifter, von beſtimmten Einkünften oder von ſeinem Grundeigenthume, ſondern von der Gnade des Königs abhing. 2) Dieſer hatte ſich außerordentliche Mühe gegeben, dieſes Inſtitut in den höchſten Flor zu bringen. 3) Unter den Ausgaben des Königs, die **Aſſer** ſo genau aufrechnet, ſind die Koſten, welche er verwandte, um große auswärtige Gelehrte um ſich zu haben, nicht beſonders angeführt. Wahrſcheinlich waren ſie einerlei mit dieſer dritten Abtheilung der geiſtlichen Ausgaben. 4) Unter den Lehranſtalten, die ſpäterhin berühmt wurden, iſt Oxford die einzige, welche diejenige ſeyn konnte, deren Aſſer erwähnt.

Die Aechtheit jener beſtrittenen Stelle im Aſſer und die ſpäteren Nachrichten über Oxford werden durch dieſe Entwickelung der obigen Aeußerung des Geſchichtſchreibers ſehr begünſtigt.

Wilhelm von Malmesbury, der ohne Zweifel dieſelbe vor Augen hatte, ſagt unbeſtimmt, der dritte Theil der Ausgaben für geiſtliche Angelegenheiten wäre den scholasticis gegeben; S. 45.

18.

Thane ſoll vom Zeitworte theman, (Sprengel S. 208) thenian, (Henry 2, 208) dienen, herkommen, und einerlei mit dem veralteten Worte Degen ſeyn. Ceorl lebt nach Sprengel noch in dem engliſchen Worte Churl und dem deutſchen Kerl.

19.

Et si colonus tamen sit, qui habeat integras quinque hydas terrae, ecclesiam et culinam, turrim sacram, et atrii sedem ac officium distinctum in aula Regis, ille tunc in posterum sit jure Thani dignus, iſt die angeführte Stelle. Den wichtigen Zuſatz, daß ein Ceorl, der den Thanenrang haben wollte, auch ein officium distinctum in aula

Regis haben mußte, läßt Sprengel weg; S. 209. Mir ſcheint er deshalb ſehr wichtig, weil offenbar die Thanenwürde vom erſten Anfange an auf Vermögen und einem öffentlichen Geſchäfte beruhte, das nicht zur Sphäre der Dienſte aller Staatsbürger gehörte.

20.

Die Stelle, aus welcher dieſes erhellt, iſt äußerſt merkwürdig: Regis aestimatio capitis est apud Anglos juxta jus gentium XXX mille Thrymsarum; XV mille Thrymsae sunt pro ipsius capitis aestimatione et XV mille pro regni; aestimatio capitis competit cognatis, et compensatio Regia populo.

Aestimatio capitis nobilis est XV mille Thrymsae. Wilkins leg. Anglos. p. 71. Nach dem Geſetze von Mercien aber war das Wehrgeld für das Haupt des Königs nach einem ganz andern Verhältniſſe zu den Thanen berechnet: Regis simplex compensatio capitis est sex Thanorum compensatio capitis juxta Merciorum legem, p. 72.

21.

Bei dieſer Beſtimmung zum Vortheile des Kaufmanns darf man nicht vergeſſen, daß episcopi et praefecti, qui ad curiam *Lundinensem* pertinebant, Urheber derſelben waren. Aus den Geſetzen, welche dieſe Verſammlung machte, führen Sprengel S. 209, Henry 2, 231, nach einer allgemeinen Behauptung auch noch an, daß ein Ceorl, der zum Lohne ſeiner Tapferkeit fünf Hiden Land oder vergüldete Waffen bekommen hätte, gleichfalls in den Stand der Thanen eingetreten wäre. Allein davon ſteht nichts in der Beweisſtelle, auf welche ſie ſich berufen. Sie enthält blos, daß ein rusticus, der auch gar kein Land, aber vergüldete Waffen beſitzt, doch als ein colonus betrachtet werden ſolle. Zwiſchen einem colonus und rusticus möchte ich den Unterſchied annehmen, daß jener einen Ceorl bedeutet, der ſelbſt Grundeigenthümer iſt, dieſer aber denjenigen, der ſeinen Acker nur gepachtet hat. Das Verhältniß des Wehrgeldes eines rusticus und colonus, und die Erhöhung von jenem zu dieſem, ſprechen für dieſe Beſtimmung.

22.

So iſt offenbar der Sinn des Geſetzes, welchen Henry 2, 239. gänzlich mißverſtanden hat, indem er die letzte Beſtimmung wegen des zu leiſtenden Eides für eine ſpätere Milderung dieſer ſtrengen Anordnungen hält, welche darin beſtände, daß das eidliche Verſprechen ſämmtlicher Glieder des Tithings den Verbrecher, wenn ſie ihn in ihre Gewalt bekamen, vor Gericht ſtellen zu wollen, hinlänglich zur Sühnung war, wann ſie vorher auch den Reinigungseid alle abgelegt hatten. Die äußerſt merkwürdige Stelle der Geſetze verdient hier zu ſtehen: Quod si facere non posset (daß nämlich der Vorſholder jenen großen Reinigungseid nicht zu

Stande bringen konnte) ipse cum friborgo suo damnum restauraret de proprio malefactoris, quamdiu duraret, quo deficiente de suo et friborgi sui perficeret, et erga justitiam emendaret, secundum quod legaliter eis judicatum fuisset. Tandem vero, sacramentum quod non potuerunt adimplere per tres friborgos sibi viciniores, per se ipsos jurarent, sese nullatenus fore culpabiles, et si quando possent eum recuperare, adducerent ad justitiam, aut justitiae dicerent, ubi esset.

23.

Henry 2, 239. bemerkt, daß im Falle eines Streites bei einem gemeinſchaftlichen Gaſtmale der Glieder eines Tithings derjenige, auf welchen die Schuld fiel, durch eine ſchwere Geldbuße beſtraft wurde. Die Beweisſtelle, welche er anführt, iſt aus Ina's Geſetzen. Allein 1) iſt in ihr von allen Unterthanen des Königs, nicht blos von den Tithingen die Rede, von welchen wir nicht einmal wiſſen, ob ſie zu Ina's Zeit beſtanden. 2) Enthält ſie bloß die Beſtimmung, daß alle diejenigen, welche einen Streit, der bei einem Gaſtmale ausbrach, nicht zu verhindern ſuchten, in Geldſtrafe fallen ſollten. Von Henry's Behauptung iſt alſo in ihr gar keine Spur. Leges Inae, c. 6. p. 26. in Wilkins Leg. anglos.

24.

Zwei von den Verſammlungen der Hundrede waren vorzüglich feierlich, und ſind bis auf den heutigen

Tag gebräuchlich. Um Lichtmeſſen und Michaelis werden alle zum Hundred Gehörige zuſammenberufen; denn dieſes iſt auch jetzt noch eine Unterabtheilung der Shire in England. S. Sprengel S. 216.

Von der bemerkten Waffenberührung hieß das Hundred in einigen Gegenden Wapentac. Die Scene derſelben ſcheint aber nur bei der Inſtallirung eines neuen Hundredar, nicht bei jeder Verſammlung, wie Henry glaubt (2, 242.), vorgefallen zu ſeyn. Cum quis enim accipiebat praefecturam Wapentachii etc. Leges Edouardi, c. 32.

25.

Die letzte angegebene Stelle führt man gewöhnlich als Beweis an, daß es zwölf Beiſitzer des Shiregerieve in den ſpätern Zeiten des angelſächſiſchen Staates gegeben habe; auch Henry beweiſet es durch dieſelbe (2, 246.). Allein man braucht das Document, welchem ſie angehört, nur anzuſehen, um wahrzunehmen, wie äußerſt individuell alle die Beſtimmungen ſind, die ſich aus ihm ergeben. Weit ſicherer möchte ſich jenes durch eine Stelle in dem liber constitutionum tempore Aethelredi R. p. 117. Wilkins l. angls. beweiſen laſſen, wenn man unter den seniores XII Thani et praefectus cum eis den Shiregerieven und ſeine Beiſitzer verſtehen will. Henry ſelbſt nimmt ſie offenbar dafür, indem er dieſe Stelle als Beweis braucht, daß die Raed-boran oder Lahmen (law-men) der Angelſachſen durch einen Eid die höchſte Unpartheilichkeit hätten geloben müſſen. Dann würde ſich aus ihr noch dies ergeben: 1) daß die Beiſitzer der Shiregerieven nicht bloße Ceorle, ſondern Thane waren, welches auch dadurch wahrſcheinlich wird, weil nur dieſe letzteren hinlänglich Zeit und Vermögen dazu beſaßen. 2) Daß der Ausſchuß des Obergerichtshofes der Shire, der aus den Shiregerieven und ſeinen Beiſitzern beſtand, ein wandelndes Gericht war, das bald in dieſem bald in jenem Hundred ſaß. Aus dem Zuſammenhange der Worte ſcheint mir dieſe zweite Bemerkung hervorzugehen, die außerdem große Wahrſcheinlichkeit für ſich hat.

26.

Kundbar ſind die Geſetze Eduard's des Bekenners, welche wir beſitzen, nichts als die Arbeit einer Privatperſon nach der Zeit der normänniſchen Eroberung, wenn auch wirklich eine Sammlung von Verordnungen jenes Königs dabei zum Grunde liegt. Am geneigteſten möchte man daher ſeyn, dasjenige, was über die Verfaſſung der Städte in ihnen gefunden wird, als eine Anſicht der ſtädtiſchen Verhältniſſe nach der angelſächſiſchen Periode, die auf frühere Zeiten übergetragen ward, zu betrachten. Allein ſie wird als Nachricht über die ſtädtiſche Verfaſſung wenigſtens unmittelbar nach Alfred's des Großen Zeit durch das Geſetz beſtätigt, nach welchem ein Kaufmann, der dreimal über das Meer gereiſet war, die Thanenwürde erhielt. S. judicia civitatis Lundoniae, die unter König Aethelſtan höchſt wahrſcheinlich verfertigt wurden. Auch finden wir ſchon in Edgar's Geſetzen, daß dreimal im Jahre ein Burgemote gehalten werden ſollte, wie zweimal ein großer Tag der Hundrede. Leges Eadgari, c. 5. p. 78. S. Anmerk. 24., und überhaupt findet ſich in den meiſten angelſächſiſchen Geſetzen eine Spur von der Bedeutung der Städte. Daß ſie auch ſchon das Recht der Münze beſaßen, nach Henry's Behauptung (II. 258.), ergibt ſich nicht beſtimmt aus der Stelle, auf welche er ſich beruft; denn die Münzen der Städte, deren in Leg. Aethelstani, c. 14. erwähnt wird, konnten königliche oder biſchöfliche ſeyn.

27.

Sprengel, S. 204. „Der König ernannte alle bürgerliche und Kriegsämter, die Statthalter in den Grafſchaften, die Aldermänner, Sherife, nebſt allen andern zur Juſtizpflege verordneten Perſonen, und ertheilte den Adelſtand." . . . Dies iſt grundlos, ſobald von dem ausgebildeten angelſächſiſchen Reiche die Rede iſt; aber auch die Behauptung Henry's, daß wenigſtens in früheren Zeiten der König die bürgerlichen und militäriſchen Würden vergeben habe, iſt großem Zweifel unterworfen; denn aus dem Zeugniſſe des Chron. Sax. p. 49. möchte ſie wohl nicht hervorgehen. Eben die Parallele, welche hier zwiſchen den Rechten des Erzbiſchofes und Königes gezogen iſt, ſcheint mir ein Beweis, daß die Wahl der Staatsbeamten von den Stimmen der Bürger auch ſchon in den früheren Zeiten abhing. Der Wittenagemot und der König, als Präſident derſelben, beſtätigten die weltlichen Wahlen, wie der Erzbiſchof die geiſtlichen.

28.

Henry behauptet (II. S. 254.), daß ein Ceorl, der zur Thanenwürde wegen des Umfanges ſeines Grundeigenthums ſtieg, dann ausdrücklich zum Mitgliede des Wittenagemot erklärt ſey. In ſeiner Beweisſtelle Wilkins leges anglos. p. 70. ſteht davon nicht nur nichts, ſondern ſeine Behauptung iſt, wie gegen den Geiſt der germaniſchen Verfaſſung, ſo auch wider ſeine Beweisſtelle, wo ausdrücklich geſagt iſt, daß auch colonus und rusticus, alſo gewiß jeder Ceorl, populi honore dignus geweſen ſey, d. h. auf dem Wittenagemot als mitſtimmendes Glied erſcheinen durfte. Auch möchte man ihm nicht einräumen, daß zur Zeit Eduard's des Bekenners keiner auf dem Wittenagemot eine Stimme gehabt hätte, welcher nicht 40 Hiden Land beſaß. Die historia Eliensis, L. II. c. 40. ſagt freilich, daß nur ein ſo reicher Grundeigenthümer unter die proceres gehöre; aber waren dieſe nur Mitglieder der großen Nationalverſammlung?

29.

Tum autem eum elegit in patrem et dominum Scotorum Rex; omnis item Scotorum gens. Chron. Sax. p. 110.

Bekanntlich ſind dieſe Worte die Veranlaſſung zum Streite zwiſchen Engländern und Schotten. Alles kommt auf den Ausdruck *omnis gens* an. Die Schotten ſtanden noch nicht unter Einem Haupte, alſo kann nicht die ganze ſchottiſche Nation mit dem Könige, welcher ſich dem engliſchen unterwarf, dieſem gehuldigt haben, und *omnis gens* heißt überdies in den Chroniken des Mittelalters gewöhnlich ſo viel, als alle, die gegenwärtig waren. Chronica de Mailros ad a. 921.

30.

Fünf kleine Könige und zwölf von den erſten Anführern wurden erſchlagen. Ingulf und Wilhelm von Malmesbury ſagen ausdrücklich, daß auch der ſchottiſche König Conſtantin in der Schlacht geblieben ſey; nach dem Siegesgeſange aber, welchen das Chron. Sax. aufbewahrt hat, blieb nur der Sohn deſſelben auf dem Schlachtfelde.

31.

Henry (II. p. 176. 177.) ſpricht von zwei Verſammlungen in Wincheſter, die Ethelwolf hielt, welcher auf der letzten ſeine Schenkung in Hinſicht auf alle angelſächſiſche Reiche erweiterte, da ſie nach den Schlüſſen der erſten ſich nur über Weſſex erſtreckte. Woher der Geſchichtſchreiber dieſe Nachricht von den Verhandlungen der Concilien genommen hat, iſt wenigſtens aus den Quellen nicht zu erſehen; das irrige

Factum von zwei Concilien iſt wahrſcheinlich durch einen Fehler in Thomae Rudborne hist. maj. Witonens c. 2. Anglia sacra, Tom. I. p. 200. entſtanden, wo die Urkunde von der Schenkung Ethelwolf's an die Kirche aus Wilhelm von Malmesbury, der ſie von 854 datirt, hergenommen iſt, mit dem fehlerhaft angegebenen Jahre 844.

S. 185. äußert eben derſelbe Geſchichtſchreiber die Vermuthung, daß jene Schenkung Ethelwolf's wohl nur auf den Zehnten des Ertrages von den Ländereien gegangen ſey. Nach der Erzählung Ingulf's (Historia, pag. 17.) ſollte man auf eine ſolche Vermuthung kommen; allein die Urkunde, wie ſie ſich bei ihm und in andern Geſchichtſchreibern befindet, ſpricht zu deutlich von dem zehnten Theile des Grundeigenthums, welches der Kirche abgetreten wurde. Wilkins. concil. Magnae-Britan. etc. p. 183—186. Daß in ihr nicht die Rede ſey von allen Gründen, ſowohl des Königs als der Thanen und Ceorle, ergibt ſich ſchon daraus, weil die Einſtimmung der Eorle allein dies gar nicht hätte beſtimmen können; daß aber auch nicht bloß von einem beſondern Familiengute des Königs, ſondern von den Kronländereien jene Schenkung gelten ſollte, erhellt daraus, weil der König ſie nicht allein, ſondern nur mit Einſtimmung der weltlichen Großen beſchließen konnte.

Auch Sprengel (S. 133.) kennt zwei Verſammlungen, welche Ethelwolf zu Wincheſter hielt, und zwar mit demſelben characteriſtiſchen Unterſchiede, wie Henry. Doch ſetzt er ſchon die erſte in das Jahr 854. Dieſer Irrthum iſt wohl bloß dadurch veranlaßt, daß einige Geſchichtſchreiber die Schenkungsurkunde mit dem Jahre 854, andere mit 855 bezeichnen. Zwei wirklich verſchiedene Urkunden kennen die Quellen gar nicht. Daß nur von Einer die Rede ſeyn könne, ergibt ſich auch aus dieſem Umſtande: die Copie mit dem J. 855 bei Ingulf fällt auf zwei Tage im November früher, als die bei Wilhelm von Malmesbury mit dem Jahre 854. Nun reiſete Ethelwolf in dieſem Jahre nach Rom, blieb da volle zwölf Monate und verweilte ſich noch am fränkiſchen Hofe; er konnte alſo im Anfange des Novembers 855 nicht wieder in England ſeyn. Chr. Sax. p. 76.

32.

Ethelwolf habe für die Vergünſtigung, daß büſſende Engländer nicht mehr den Ablaß von Rom zu holen brauchten, dieſen jährlichen Tribut bezahlt, erzählt Sprengel, S. 133. Seine Quelle, Aſſer, weiß nichts davon, und ſagt bloß, der König habe ihn pro anima sua entrichtet. Sollte auch der Ausdruck, daß man ein Drittheil des Tributes, centum quoque Mancussas Universali Papae apostolico geſandt habe, in der Verbindung des Textes heißen können, für den Papſt und ſeine Nachfolger hätte man dieſes Geſchenk verſprochen? ſondern nicht bloß ſagen, daß dieſes Drittheil zu keinem beſtimmten Zwecke ſey geweiht geweſen?

33.

Ich habe hier die Sammlung der angelſächſiſchen Geſetze, nicht der Concilienſchlüſſe von Wilkins angeführt, weil er wirklich hier, indem er bloß die leges ecclesiasticas Aethelstani liefern will, einige wichtige, die wenigſtens den geiſtlichen Stand betreffen, z. B. p. 64. leg. anglos. *Juramentum ſacerd.* etc.... *Et pro septem* etc.... ausgelaſſen, und dagegen leges civiles aufgenommen hat, z. B. *de monetariis.*

Durchaus habe ich nicht abnehmen können, warum (nach Henry, II. 185.) aus Athelſtan's Geſetzen erhellen ſoll, daß man die obige Schenkung Ethelwolfs nur in dem Sinne nahm, als wäre durch ſie nichts als der Zehnte vergeben. Dieſer war von jener völlig unabhängig und verſchieden.

34.

Henry (II. 74. 75.) und Sprengel (S. 158. 159.) ſind in der Zeitfolge der Ereigniſſe vom Unglücke Edwi's nicht genau genug. Der letzte Geſchichtſchreiber hat überdies einige kleine Unrichtigkeiten in der Erzählung von demſelben. Z. B. daß Dunſtan und Odo in die Kammer der Königin gedrungen wären, daß Elgiva auf der Reiſe zum Könige von Odo's Leuten ereilet ſey.

Weil die Hauptquelle der Geſchichte Edwi's die Lebensbeſchreibungen Odo's und Dunſtan's ſind, in welchen dieſe Heiligen vergöttert werden, ſo iſt es ſchwer, die reine Wahrheit in ihr zu Tage zu fördern. Einige Nachrichten derſelben, z. B. daß **Edwi** ſeine **Elgiva** und deren Mutter zu gleicher Zeit als Kebsweiber gehalten habe, iſt offenbar Schmähung von dem partheiiſchen, unkritiſchen **Osbern**, der ſich wohl gehütet hat, bei der Verbannung **Dunſtan's** anzugeben, welchen Grund der König für dieſelbe anführte, oder daß ſie, wie andre Geſchichtſchreiber ſagen, justitiae causa geſchehen ſey. Die Lebensbeſchreibungen von **Odo** und **Dunſtan** muß man zuerſt durch einander erklären und ergänzen, und dann durch die Vergleichung der übrigen Nachrichten über **Edwi** den gewonnenen Stoff beurtheilen.

35.

Henry erzählt, daß der Biſchof **Oswald** von Worceſter den verheiratheten Geiſtlichen, die er aus ſieben Klöſtern ſeiner Diöceſe gejagt, eine kleine Penſion gegeben habe, wodurch ſie kaum vor dem Verhungern wären geſichert geweſen; II. 193. 194. Es iſt doch merkwürdig, eine ſolche Behauptung auf folgende Stelle zu gründen: „Nam ut de aliis taceam, Beatus Oswaldus septem monasteria in sua dioecesi regulari disciplina, ejectis clericis foeminarum consortium ecclesiis anteponentibus, instituit; delegato eis, super ea, quae ecclesiae prius habebant, tanto ex munificentia regis et aliorum principum regni subsidio rerum, ut cohabitantibus sufficeret ad victum atque vestitum. Eadmerus de vita S. Oswaldi, p. 200. Angl. sacr. Tom. II." Hier iſt nur die Rede von demjenigen, was die Benedictinermönche in ihren neuen Sitzen noch über die vorigen Einkünfte ihrer Kirchen erhielten, und gar nicht von dem Unterhalte der vertriebenen Prieſter.

36.

Osbern ſagt S. 111, daß die von Edgar verletzte Jungfrau eine Nonne geweſen ſey; Wilhelm von Malmesbury behauptet dagegen als zuverläßig, jenes Mädchen habe nur einen Schleier genommen, um den Nachſtellungen des Königs zu entgehen, ſey aber keinesweges eine Gottgeweihte geweſen; S. 60. Derſelbe Schriftſteller möchte überhaupt die Liebeshändel Edgar's, als einen Flecken in deſſen Ruhme, nur als verläumderiſche Sage darſtellen. Aber auch der Geſchichtſchreiber Dunſtan's berührt ſie, ohne Schonung des Königs, ſobald er glaubt, daß ſein Held eine rühmliche Rolle dabei ſpiele.

37.

Man möchte den Argwohn von Veranſtaltung des grauſamen Wunders durch Dunſtan auch deswegen faſſen, weil Osbern, ſein Panegyriſt, daſſelbe ganz mit Stillſchweigen übergeht; S. 113. Eadmerus de vita S. Dunstani erzählt daſſelbe zwar, aber mit Umſtänden, nach welchen der Verdacht und die Schuld Dunſtan's im Falle, daß jener doch gefaßt würde, verringert werden. Nach ihm fiel der ganze Theil des Gebäudes, wo Dunſtan und die Seinigen ſaßen, nicht nieder, und er erzählt nicht, daß irgend jemand durch dieſes Wunder wirklich getödtet ſey. S. 220.

38.

Die Schriftſteller, welche dieſen Fluch anführen, lebten freilich zu einer Zeit, da ſich die Revolution ſchon ereignet hatte, welche in ihm geweiſſaget wird, und daher ſollte man mißtrauiſch gegen ihre Erzählung werden. Allein jener Fluch iſt eine ſolche ſichtbare Nachahmung der Verwünſchungen im iſraelitiſchen Staate, daß es eines ſolchen Mißtrauens nicht bedarf.

39.

Daß in Northumberland die Dänen, welche daſelbſt bei weitem den Meiſter ſpielten, und eben ſo in einigen andern Gegenden, von den Engländern umgebracht ſind, iſt nicht zu glauben, ſo einſtimmig auch die Quellen verſichern, daß alle Dänen bis auf die angeführten zwölf Jünglinge in tota Anglia umgekommen wären. Nach der Erzählung Henrici Huntindomensis ſollte man faſt glauben, daß das Blutbad nur in den Städten, wo die Dänen mehr mit den Engländern vermiſcht lebten, angerichtet worden ſey.

Sprengel, S. 171.... „und man die däniſchen Weiber bis an die Bruſt vergrub, und die Brüſte ihnen durch Hunde abreißen ließ; (davon ſteht nichts in der angeführten Quelle, der Chronik Joannis Wallingford, welche nur erzählt, was wir oben von der verübten Grauſamkeit angeführt haben). „Swens Schweſter Gunilda, die an einen engliſchen Grafen vermählt war, kam mit in dieſem Blutbade um, dem aber dennoch viele Dänen entronnen, den Tod ihrer Brüder zu rächen.“ (Wilhelm von Malmesbury ſagt ausdrücklich, daß Gunilda ihren Gemahl mit ſich aus dem Norden gebracht habe; und wäre er ein engliſcher Graf geweſen, ſo brauchte ſie nicht bloß deswegen in England zu bleiben, weil ſie eine Friedensgeiſſel war. Daß mehr als die zwölf normänniſchen Jünglinge von London dem Blutbade, wo es wirklich war, entronnen ſind, haben wir gleichfalls nicht finden können.)

40.

Die beiden genaueſten Nachrichten, welche wir über Edmund's Tod haben, ſtimmen in der Art deſſelben, nur nicht in den Thätern, wiewohl auch, gleich allen übrigen Nachrichten, darin überein, daß die Urſache des Mordes der Böſewicht Edric geweſen ſey.

Fama Edricum infamat, quod favore alterius (Cnutonis) mortem ei (Edmundo) per ministros porrexerit. Cubicularios regis fuisse duos, quibus omnem vitam suam commiserat: quos pollicitationibus illectos, et primo immanitatem flagitii exhorrentes, brevi complices suos effecisse; ejus consilio ferreum uncum ad naturae requisita sedenti in locis posteriobus adegisse. Wil. Malm. p. 72. 73. Cum rex hostibus suis terribilis et timendissimus in regno floreret, ivit nocte quadam in domum evacuationis ad requisita naturae, ubi filius Edrici ducis in fovea secretaria delitescens consilio patris, regem inter celanda cultello bis acuto percussit; et inter viscera ferrum figens fugiens reliquit. Henrici Huntind. histor. L. VI. p. 363.

41.

Nicht Weſtſachſen, das alte Stammland der vorigen Könige, behielt Kanut für ſich, wie Sprengel behauptet, S. 176; ſondern jetzt begriff Weſtſachſen das ganze Reich der Angelſachſen bis auf Mercien, Northumberland und Oſtangeln in ſich. Dieſe beiden Provinzen wurden auch wohl ſchon als däniſche Staaten betrachtet, und bekamen jetzt auch däniſche Statthalter. England im ſtrengern Sinne, theilte man in Weſtſachſen und Mercien ein. Beweis hiervon ſind faſt alle die Stellen, wo die Rede iſt von der Theilung zwiſchen Edmund und Kanut, und von den Statthaltern, welche der letzte beſtellte.

42.

Die Nachrichten Roger's von Hoveden ſind die vorzüglichſten über Harold, Godwin und das Schickſal Alfred's, nebſt der Erzählung im encom. Emmae. p. 174 — 176. in Du Chesne script. hist. Normannorum. Paris 1619. fol. Schauder erregend, aber durch keine andere Zeugniſſe beſtätigt, iſt die Nachricht einer unbekannten Chronik über Alfred's Tod: Quidam dicunt quod ad stipitem ligatus, umbilico aperto visceribusque extractis, per viscera circumducitur. Joannis Lelandi Antiquarii de rebus Britannicis collectanea ed. altera Vol. 1. p. 241. 242. Lond. 1770.

Nach dem Verfaſſer des encomii Emmae, bediente Harold ſich der Liſt, daß er durch einen Brief im Namen ihrer Mutter die beiden Prinzen einlud, nach England zu kommen. Da in dieſem Briefe als Grund der Einladung die Vertheidigung ihres Erbreiches gegen Harold angeführt war; ſo erklärt ſich der raſende Haß des letzten wider Alfred, als dieſer mit einem ſtarken kriegeriſchem Gefolge nach England kam. Denn Eduard blieb nach eben dieſem Verfaſſer ruhig in der Normandie, und lobte dafür ſeinen Bruder wegen ſeines Entſchluſſes. Man erkennt in dieſem Zuge ganz Eduard den Bekenner.

43.

Ueber Toſti's Denkart und grauſame Heftigkeit findet ſich eine Anekdote bey Henr. Huntind. p. 367, die ſehr die damaligen Sitten charakteriſirt. Eines Tages war er mit ſeinem Bruder Harold am königlichen Hofe, und ſah, wie dieſer dem Könige den Wein credenzte. Schon lange war es ihm unerträglich geweſen daß er, wiewohl der Erſtgebohrne, weniger als ſein

Bruder geehret wurde. Plötzlich ſprang er jetzt herzu, und fuhr dieſem in die Haare. Der fromme Eduard weiſſagte bei dieſem Anblicke nichts Gutes. Aber Toſti ging wüthend hinweg nach einem Orte, wo ſein Bruder ein großes königliches Gaſtmahl bereitet hatte, verſtümmelte die Diener deſſelben, und legte in die Gefäße menſchliche Köpfe, Arme und Beine. Dann ließ er dem Könige ſagen, wenn er zu dem Gaſtmahle eile; ſo möge er doch ja dafür ſorgen, daß er ſelbſt Speiſen mitbrächte; denn diejenigen, welche er daſelbſt fände, wären ſehr geſalſen.

44.

Wir ſind in dieſer Erzählung faſt ganz den Nachrichten Wilhelm's von Malmsbury gefolgt, weil durch ſie alle die widerſprechenden Erzählungen der Annaliſten über Harold's Aufenthalt in der Normandie ſich vereinigen laſſen, und er ſelbſt verſichert, alii secretioris consilii conscii, hätten ihm ſo den Zuſammenhang berichtet. Hume I. 197. Note, findet dieſe Erzählung Wilhelm's von Malmsbury, völlig durch den berühmten alten Teppich in der Kirche zu Bayeur widerlegt. Schon Sprengel hat S. 268. dieſes Kunſtwerk des Mittelalters als hiſtoriſches Denkmal hinlänglich gewürdigt. Wenn es aber als ſolches auch einen hohen Werth hätte, ſo würde der Umſtand, daß Harold vorgeſtellt iſt, wie er zur Geſandtſchaft mit einem großen Gefolge nach der Normandie abgeht, nichts wider Wilhelm von Malmsbury entſcheiden, da auch nach ihm Harold ja wirklich eine ſolche Sendung vom Könige Eduard vorgiebt. Daß Harold auf einer Reiſe nach Flandern durch Sturm an die franzöſiſche Küſte verſchlagen ſey, iſt eine Nachricht, die nicht ohne Wahrſcheinlichkeit iſt. (Math. Paris pag. 1.) Aber am meiſten Aufmerkſamkeit nach der Erzählung Wilhelm's von Malmsbury verdienen die Nachrichten in Rogeri de Hoveden annal. p. 449. Genug, daß alle Schriftſteller in der Erzählung von Harold's übernommenen Verpflichtungen einſtimmig ſind.

45.

Nur die angegebenen Gründe hielt Gurth ſeinem Bruder nach dem Zeugniſſe der Quellen wirklich vor. Hume legt ihm noch manchen guten Rath in den Mund, wovon dieſelben nichts wiſſen, und der Gedanke, daß man in kleinen Gefechten die Normänner nur verſuchen müſſe, zumal da der Winter herannahe, und mit ihm die Unmöglichkeit für ſie, ſich in England zu halten, war auch wohl von Gurth's Geiſt entfernt geblieben. Vol. I. p. 211. 212.

46.

Aus den zerſtückelten, unbeſtimmten Nachrichten über die Schlacht bei Haſtings, ein treues, vollſtändiges Gemählde von derſelben zuſammen zu ſetzen, iſt eine höchſt mühſame und ſchwere Arbeit. Sprengel S. 273—75.

redet von derſelben nicht ohne Verwirrung, läßt das erſte Treffen des normänniſchen Heeres aus Reuterei beſtehen, die Engländer in einem Vierecke fechten u. ſ. w. Henry's Beſchreibung dieſer Schlacht iſt dürftig; am reichſten und genaueſten iſt Humes Schilderung derſelben; doch hat er einige der lebendigſten, characteriſtiſchen Züge vernachläſſiget.

Dieſe beiden engliſchen Geſchichtsſchreiber loben Wilhelm's Edelmuth, daß er, ohne das Löſegeld anzunehmen, den Leichnam Harold's der Mutter geſchenkt habe. Allein die beiden Quellen, welche uns die genaueſten Nachrichten über die Schlacht bei Haſtings geben, Guill. Pict. und Order. Vital. ſagen gerade das Gegentheil, indem ſie erzählen, daß Wilhelm es für ſchimpflich gehalten, das Löſegeld anzunehmen, aber auch dem erſchlagenen Harold ein rühmliches Begräbniß durch die Mutter durchaus nicht gegönnet habe.

47.

Der abgehauene Kopf Waltheof's, erzählt die Sage, ſprach noch mit heller Stimme die Schlußworte des Gebetes: Sed libera nos a malo, amen! Order. Vital. 537.

Hume I. S. 288—292. Henry III. S. 18—20. Sprengel S. 288 — 290, erzählen, daß Waltheof ſich mit den Verſchwornen wider den König verbunden, und ihnen Hülfe zugeſichert habe. Allein die Quellen, welche ſich über des Grafen Schuld beſtimmt äußern, ſetzen ſie einzig in ſein Verſprechen, von den geäußerten Abſichten der Verſchwornen nichts zu verrathen; und die übrigen haben blos allgemeine Ausdrücke. Eben ſo behaupten jene drei Geſchichtſchreiber, wenn ſie berichten, daß Judith von ihrem Gemahle das Geheimniß erfahren, und ihn vor ſeinem Geſtändniſſe gegen den König angeklagt habe, meiner Meinung nach etwas, welches die angeführten Quellen uns nicht berichten. Order. Vital. und Ingulphi hist. l. c. erzählen Judith's Wuth, ihren Gemahl zu verderben; aber die Reiſe deſſelben zu Wilhelm, um ihm ſeine Schuld zu bekennen, welche uns andere Quellen gemeldet, muß vorher gegangen ſeyn.

Sprengel verſichert, daß Wilhelm den Grafen gern gerettet hätte, wie man aus ſeiner Zögerung, das Todesurtheil vollziehen zu laſſen, abnehmen könne, und nach Henry dauerte dieſelbe noch einige Monate; allein die Quelle, worauf ſie ſich berufen, (Order. Vital. l. c.) ſagt das Gegentheil, daß man nämlich, ſo wie das Todesurtheil geſprochen war, geeilet hätte, es zu vollziehen. Auch geſchah dies nicht zu Windſor, wie Sprengel berichtet, ſondern zu Wincheſter, welches bei einigen Guenta ſ. Order. Vital. nach ſeinem altbrittiſchen Namen, bei andern Wintonia ſ. Bromton. Hoveden etc. im Chron. Saxon. p. 183. Winceaster, und in Huntind. hist. p. 369. Winceſter heißt.

48.

Der Name Domesday Book iſt ohne Zweifel angelſächſiſch, und zeigt ſeinen Zweck an, daß es ein Buch für gerichtliche Ausſprüche ſey. Erſt Georg III. ließ es drucken; in großem Folio und mit Pracht erſchien es, und nur an die Parlamentsmitglieder und die öffentlichen Bibliotheken des Reiches wurden Exemplare gegeben. Auch die Göttingiſche Univerſitätsbibliothek beſitzt es.

49.

Order Vital. Ipsi vero Regi, ut fertur, mille et sexaginta librae sterilensis monetae, solidique triginta et tres oboli ex justis redditibus Angliae per singulos dies redduntur; exceptis muneribus regiis, et reatuum redemtionibus aliisque multiplicibus negociis, quae Regis aerarium quotidie adaugent.

50.

Anſelm blieb nicht, wie ein Verbannter in Italien, wie Sprengel irrig erzählt. S. 319. S. Eadmer. p. 319.

51.

Wilhelm's Tod wird mit unbedeutenden Abweichungen von den Geſchichtſchreibern beſchrieben. Doch ſagt Eadmer. p. 54. . . Quae sagitta utrum, sicut quidam ajunt, jacta ipsum percusserit, an, quod plures affirmant, illum pedibus offendentem super ruentem occiderit, disquirere otiosum putamus. Damit ſagt Eadmerus aber gar nicht, wie Sprengel behauptet, daß der König durch einen Fall vom Pferde von ſeinem eigenen Gewehr tödtlich verwundet worden ſey. S. 322.

52.

Nicht einige Wochen, nach Henry III. 213, ſondern einige Tage kam des Königs Geſandter früher als Anſelm (Eadmer. 72.) Wäre jenes, ſo hätte er vielleicht den Boden, auf welchem er handeln ſollte, beſſer kennen lernen.

53.

Der Schilderung Eadmer's von den Maaßregeln Heinrich's zur Erhebung der nöthigen Steuern zu ſeiner Unternehmung wider den Herzog Robert iſt nicht ganz zu trauen, da dieſer Geſchichtſchreiber nicht ſelbſt Augenzeuge davon war, ſondern nur nach den Schilderungen erzählt, welche ihm und dem verbannten Anſelm davon gemacht wurden, und ſchon deshalb ohne Zweifel übertrieben waren. Auch traf der Druck bei Erhebung dieſer Steuern vorzüglich die Geiſtlichkeit.

54.

Sprengel (S. 331.) erzählt, daß Wilhelm vom Herzog Robert mit einer normänniſchen Beiſchläferin erzeugt ſey, deren Lebensart ſo verdächtig geweſen, daß ſie durch das Gottesurtheil des glühenden Eiſens den wirklichen Urſprung Wilhelm's von dem Herzoge habe erweiſen müſſen. Es iſt kein Beweis dieſer Behauptung angeführt, und ich habe keinen davon finden können. Will. Gemmet. L. 8. c. 14. ſagt aber ausdrücklich, daß die ſchöne Sibylle von Converſana die Mutter Wilhelm's geweſen ſey.

55.

Der König ließ die engliſchen Großen ſeiner Tochter huldigen, ehe er ſie dem Sohne des Grafen von Anjou zur Gemahlin gab, womit dieſelben keineswegs zufrieden waren. Auch mochte der Graf Stephan von Blois, welcher ihr nach dem Beiſpiele ihres Oheims, des Königs David von Schottland, gehuldigt hatte, obgleich ein Neffe des Königs von ſeiner Schweſter Adelheid, und deshalb nicht ohne Anſprüche auf den Thron, nachher zu ſeiner Enſchuldigung nach dem Beiſpiele des Biſchofs Roger von Salisbury anführen, er habe den Huldigungseid nur unter der Bedingung geleiſtet, daß ohne ſeinen Rath, und die Einſtimmung der übrigen Großen, Mathilde nicht verheirathet werden ſollte. Will. Malm. 175.

Uebrigens irrt Hume I. 373, wenn er angibt, daß die Annales Waverleienses erzählten, der König habe bei Verheirathung ſeiner Tochter die engliſchen Großen um Rath gefragt, und ihre Einwilligung bekommen. Er verwechſelt dieſe Verheirathung im Jahre 1127, deren auch jene Annalen erwähnen, mit einem ſpätern Ereigniſſe vom Jahre 1131, da ſich die engliſchen Großen mit dem Könige berathſchlagten, ob es beſſer ſey, Mathilde in England zurückzubehalten, oder ſie wieder zu ihrem Gemahl auf ſein Erſuchen abgehen zu laſſen. Annales Waverleienses ad a. 1127. 1131. ap. Gale. Tom. I.

56.

Heinrich's Tod rührte von Neunaugen her, einer Speiſe, die ihm ſtets ſchlecht bekam, deren er ſich aber, trotz den Warnungen der Aerzte, nicht enthielt. (Hoved. 385.) Es gibt viele Beiſpiele, daß große Männer, die faſt ohne Ausnahme Selbſtüberwindung zeigten, doch den Hang zu ſchädlicher Speiſe nicht überwinden konnten.

57.

In dem Kriege Heinrich's I. in der Normandie wider ſeinen Bruder Robert iſt nicht die erſte Spur von engliſchen Soldtruppen, wie Sprengel behauptet. S. 329. Schon der Graf von Beleſme hatte ſie früher wider den König ſelbſt gebraucht; ſ. Order. Vital. 807., wo ſich zugleich ergibt, daß die Söldlinge anfänglich ſehr auf ihre Ehre halten mußten, um gegen die Lehnmiliz aufzukommen.

58.

Auch heißt es in der Schenkungsurkunde über Irland Significasti . . . . te Hyberniae insulam, ad subdendum illum populum legibus, et vitiorum plantaria inde extirpanda, velle intrare, *et de singulis domibus annuam unius* denarii beato Petro velle solvere pensionem, et jura ecclesiarum illius terrae illibata et integra conservare.

Wenn man übrigens den Gedanken des Papſtthums, daß alle unbekannte Länder dem römiſchen Stuhle angehörten, wenn die Sonne des Chriſtenthumes dieſelben beleuchte, ſich ſeiner wahren Beſchaffenheit nach vorſtellt, daß nämlich die Eroberer derſelben nur durch den Vorwand, die reine chriſtliche Lehre zu verbreiten, wenigſtens einen Schein des Rechtes zur Eroberung bekamen, ſo verliert ſich das Lächerliche an demſelben, wie faſt alle Behauptungen des Papſtthums, im Zuſammenhange und auf dem Grunde, dem ſie entwuchſen, von uns gedacht, nicht mehr des Hohnes werth erſcheinen werden, mit welchem die Geſchichtſchreiber faſt durchgängig ihrer erwähnen. Hume beſonders kann ſich der feineren Ungerechtigkeit wider die päpſtliche Hierarchie nicht erwehren.

59.

In der merkwürdigen Lebensbeſchreibung Thomas Becket's, durch Wilhelm, den Sohn Stephan's, heißt es: Thomas natus est ex legitimo matrimonio, et honestis parentibus; patre Gilberto, qui et *vicecomes* fuit; matre Mathilda; civibus Lundoniae mediastinis, *neque foenerantibus, neque officioſe negotiantibus, sed de redditibus suis honorifice viventibus*, p. 10. In Bromton's Chronik werden Becket's Aeltern geſchildert, ambo generis et divitiarum splendore suis nequaquam concivibus inferiores, p. 1052. Eben dieſer Geſchichtſchreiber erzählt uns, auf welche wunderbare Weiſe ſich dieſelben zuſammen fanden: das glühende Blut des Orients vereinigte ſich mit der kälteren Beſonnenheit des engliſchen Temperaments; und ein Character, wie ihn Thomas Becket beſaß, ging aus dieſer Vermiſchung hervor. Eben deswegen mag die Erzählung davon, da ſie nicht ohne Aufklärung für die Geſchichte eines der merkwürdigſten Männer, die je in England wirkten, und nicht ohne Züge iſt, welche die damalige Zeit characteriſiren, wohl in einer Anmerkung einen kleinen Raum einnehmen.

Becket's Vater, Gilbert, empfing als Jüngling das Kreuz zur Wallfahrt nach dem gelobten Lande, und gerieth in die Gefangenſchaft der Ungläubigen, nebſt ſeinem treuen Begleiter Richard. Er erwarb ſich bald die Gunſt ſeines Herrn, eines vornehmen Sarazenen, und wurde, wiewohl in Ketten, zur Geſellſchaft bei demſelben zugelaſſen, um an der Unterhaltung über die verſchiedenen Sitten der verſchiedenen Länder Theil zu nehmen. Die ſchöne einzige Tochter des Sarazenen gewann den Jüngling lieb, und wurde, nachdem ſie Gelegenheit gefunden, freier mit ihm zu reden, durch die Liebe für den chriſtlichen Glauben gewonnen. Sie zeigte ſich bereit, als Chriſtin und ſeine Frau mit ihm zu entfliehen. Ehe aber dieſer Entſchluß ausgeführt werden konnte, fand Gilbert Gelegenheit, mit den übrigen Gefangenen glücklich zu entkommen. Verzweiflung und Liebe bemeiſterten ſich der ſarazeniſchen Jungfrau, und zogen alle ihre Gedanken nach London, der Vaterſtadt ihres Geliebten. Sie entfloh aus dem väterlichen Hauſe, mit Reiſegeld mäßig verſorgt; mit engliſchen Pilgern und Kaufleuten, die nach dem Vaterlande zurückkehrten, landete ſie in England, und trennte ſich ſogleich von ihren Gefährten; wiewohl ſie unkundig der Landſtraße, nur das Wort London? fragen konnte. Sie ſtreifte durch die Gaſſen, von einer neugierigen Schaar begleitet. Auch Richard, der Diener und Mitgefangene Gilbert's, ward durch Neugier herbeigezogen, und erkannte das Mädchen. Schnell hinterbrachte er ſeinem Herrn die Entdeckung. Nach langem Zweifeln an der Richtigkeit derſelben gab dieſer ihm Befehl, die Jungfrau zu einer benachbarten Wittwe zu führen, welche ſie wie ihre Tochter halten ſollte. Sie war aus Freude dem Tode nahe, als ſie Richard's anſichtig wurde. Gilbert ging zu einer Verſammlung von ſechs Biſchöfen, die in dieſen Tagen in der Paulskirche wegen öffentlicher Angelegenheiten Sitzungen hielten, und erzählte ihnen ſein Abenteuer.

Man ſah in demſelben den Finger Gottes, die Jungfrau wurde den folgenden Tag vor die Verſammlung geführt, und durch **Richard** als Dollmetſcher gefragt, ob ſie getauft werden wollte? Sie wäre blos deshalb aus entfernter Gegend gekommen, wenn **Gilbert** ſie heirathen wolle, antwortete ſie. Sie ward Chriſtin und ſeine Gemahlin. Die Frucht ihrer Umarmung war **Thomas Becket**.

60.

Sprengel S. 411 ſcheint dieſen Artikel mißverſtanden zu haben, indem er die Beſtimmung deſſelben über den Fall, wenn der König abweſend war, auf Abweſenheit des Angeklagten bezieht.

Nicht nur die Kronvaſallen werden durch die Conſtitutionen von Clarendon wider den Kirchenbann in Schutz genommen. §. 10. Qui de civitate, vel castello, vel burgo, vel dominico manerio domini *regis* fuerit, si ab archidiacono vel episcopo super aliquo delicto citatus fuerit unde debeat eisdem respondere, et ad citationes eorum satisfacere noluerit, bene licet eum sub interdicto ponere: sed non debet excommunicari priusquam capitalis minister domini regis villae illius conveniatur, ut justiciet eum ad satisfactionem venire. Et si minister regis inde defecerit, ipse erit in misericordia domini regis, et exinde poterit episcopus accusatum ecclesiastica justitia cohibere.

Sprengel hat die wichtige Beſtimmung überſehen, daß hier die Rede nur von denen iſt, die auf den Gütern des Königs leben. Wahrſcheinlich hängt *regis* nicht nur mit dominico manerio, ſondern auch mit civitate etc. zuſammen, daß alſo von einem Schutze derer, die frei in den Städten lebten, oder den Baronen unterworfen waren, wider die Strafe der Excommunication, in den Conſtitutionen von Clarendon gar nicht die Rede wäre.

Eben jener Geſchichtſchreiber hat den neunten Artikel, deſſen wir oben nicht erwähnt haben, weil wir ihn hier anführen mußten, unſerer Einſicht nach nicht richtig gefaßt. Derſelbe enthält: 1) wenn ein Streit zwiſchen einem Weltlichen und Geiſtlichen über ein Lehn entſteht, welches jener für ein weltliches, dieſer für ein freies Lehn der Kirche ausgiebt: ſo ſoll dieſe Frage nach der Erkenntniß von zwölf, dem Geſetze entſprechenden Männern entſchieden werden. Wird ein Lehn für ein kirchliches erkannt: ſo muß der Streit über daſſelbe an das geiſtliche Gericht verwieſen werden, und an das königliche, wenn es für ein weltliches Lehn genommen wird. 2) Berufen ſich aber beide Partheien auf denſelben Prälaten oder Baron, als den Herrn des Lehnes, worüber geſtritten wird: ſo muß in ſeinem Gerichtshofe die Sache entſchieden werden.

Den erſten Punct möchte man wohl nicht hinlänglich kennen lernen, wenn Sprengel berichtet: „Lehnsſtreitigkeiten, wenn Geiſtliche und Weltliche über die Beſchaffenheit der Lehnsgüter ſtreitig ſind, gehören für weltliche Gerichte.“ . . . Wer könnte aber den zweiten im folgenden wiederfinden? . . „Streiten ſich aber Partheien über einen weltlichen und geiſtlichen Lehnsherrn, ſo gehört die Sache für den Gerichtshof, wo ſie zuerſt angebracht iſt.“

61.

Hin und wieder iſt in der Geſchichte des Streites zwiſchen Heinrich II. und dem Primas von einem Briefe des Biſchofes Foliot von London Gebrauch gemacht, welchen Lyttelton zuerſt, und nicht ohne Triumph, aus einem Mſpt. der Cottoniſchen Bibliothek mittheilte. Er iſt an den Primas ſelbſt gerichtet, und enthält Manches zu ſeinem Nachtheile. Darum, glaubte der Herausgeber deſſelben, habe Baronius ſeiner gar nicht erwähnt, habe man ihn in der Brüſſeler Ausgabe der Briefe Becket's vom Auguſtiner Wolf ſogar weggelaſſen; woraus man denn ſehe, was man von der Glaubwürdigkeit der katholiſchen Geiſtlichkeit. halten könne.

Dieſe Aeuſſerung hat Berington, welcher die gegründete Bemerkung macht, daß man ſeit der Reformation ſehr häufig die Schriftſteller, welche Glieder der alten Kirche ſind, zu hart behandelt habe, ſehr übel aufgenommen. Durch eine Unterſuchung des Codex im

Vatican, nach welchem die Ausgabe von Brüſſel veranſtaltet iſt, hat ſich ergeben, daß jener Brief Foliot's ſich in ihm wirklich nicht findet, wiewohl im Regiſter ſeiner zweimal erwähnt iſt. Baronius und Wolf ſind alſo ſchon durch dieſen Umſtand gerechtfertigt.

Da nun aber der Urheber jenes Codex den Brief kannte, warum verleibte er ihm der Sammlung nicht ein? Darauf läßt ſich keine befriedigende Antwort geben. Vielleicht konnte er ſeiner nicht habhaft werden, vielleicht glaubte er ihn weglaſſen zu müſſen; wiewohl er über das Daſeyn deſſelben im Verzeichniſſe der Briefe einen Fingerzeig geben wollte.

Aus dem Umſtande, daß Becket ſelbſt, ſein Freund Johann von Salisbury und andre nie dieſes Briefes von Foliot erwähnen, will Berington behaupten, daß er wenigſtens nie in des Primas Hände gekommen ſey. Allein dieſer konnte es wohl für rathſam halten, auf ihn nicht zu achten, ſo wie manche andere uns unbekannte Urſachen ja jenes Stillſchweigen veranlaſſen konnten.

Berington will ſogar als ausgemacht anſehen, daß der Brief nicht von Foliot ſey, und beſonders aus dem Grunde, weil einige Thatſachen, deren er erwähnt, nicht mit dem Berichte der Annaliſten übereinſtimmen. Allein dieſer iſt nicht ſo beſtimmt und reichhaltig, daß ſich nicht eine Vermittlung zwiſchen demſelben und den übrigen Nachrichten ſollte treffen laſſen. Wäre es aber auch nicht möglich, ſo könnte dadurch noch nichts wider die Aechtheit des Briefes entſchieden werden, zumal da der Biſchof von London Urſache haben mochte, es mit der Wahrheit ſo genau nicht zu nehmen. Seinem Character nach durfte man dieſes ihm wohl zutrauen, und der ganze Brief iſt Beweis, daß ſein Urheber es verſtand, ein trügeriſches Licht über ſeine Erzählung zu verbreiten. Auch verräth **Foliot** in andern Nachrichten den überſprudelnden Geiſt, der in dieſem Schreiben herrſchet.

Das **bedeutende** Factum, welches wir aus demſelben genommen haben, iſt jene Aeuſſerung des Primas gegen die Biſchöfe, daß der König ſeinen Meineid wolle, wofür er ſchon Buße thun werde. **Berington** ſagt dagegen, daß alle Nachrichten ohne Ausnahme von der Standhaftigkeit des Erzbiſchofes und dem Abfalle der Biſchöfe an dieſem merkwürdigen Tage ſprächen. Allein **Wilhelm**, der Sohn **Stephan's**, ſagt ausdrücklich: Archiepiscopus *annitentibus episcopis* diu restitit, diu contradixit. Tamen ultimi nuntii regis venerunt, *lacrymosis verbis expresse ei seorsim tracto significantes*, quid futurum erat, si non adquiesceret. Timore mortis, et ut regem mitigaret, *adquievit ad tempus*, assensu et in verbo veritatis stipulatione, et sigillorum suorum impressione. *Stephan. vita S. Thomae Can-*

tuar. p. 34. 35. Ueberhaupt war auch jene Aeuſſerung des Erzbiſchofes ganz im Geiſte ſeines nachherigen Betragens, und die Verſicherung Foliot's, daß die Biſchöfe erſt nach dem Beiſpiele des Primas gefallen wären, hat auch eine innere Glaubwürdigkeit, indem er den Erzbiſchof von York, von welchem man glaubte, daß er mit dem Könige gegen Thomas Becket einverſtanden ſey, wirklich nicht unter den ſtandhaften Biſchöfen nennet; ſich ſelbſt aber, von welchem man eben jenes auch glaubte, ſ. Stephanid. p. 34. Durch die angeführte Stelle dieſes Schriftſtellers wird auch die Behauptung Berington's widerlegt, daß es eine Unwahrheit in Foliot's Briefe ſey, der Primas habe ſich auf eine Zeitlang der Verſammlung der Biſchöfe entzogen. S. 663.

Nach allem dieſen möchte man es dem neueſten Geſchichtſchreiber Heinrich's und Becket's wohl nicht glauben, daß er durch den Beweis von der Unächtheit jenes Briefes einen Theil des Grundes zerſtört habe, auf welchem Lyttelton's Gebäude errichtet ſey. Aber ich kann dieſe Anmerkung nicht ſchließen, ohne meine Verwunderung zu bezeigen, daß er die treffliche Quelle, das Leben Becket's von Wilhelm aus Canterbury, dem Sohne Stephan's, gar nicht benutzt hat. Ward er etwa durch die Täuſchung verführt, den Wilhelmum Cantuariensem in der historia quadripartita für einerlei mit Fitzſtephan zu halten? Es iſt keine Aehnlichkeit zwiſchen ihnen, wiewohl ich über jenen Wilhelm keine nähere Auskunft zu geben weiß. Die historia quadripartita, auch quadrilogus genannt, iſt die erbärmlichſte Compilation eines abgeſchmackten Menſchen aus vier oder eigentlich mehrern Lebensbeſchreibungen des berühmten Primas. Das Werk von Wilhelm, dem Sohne Stephan's, aber iſt eine herrliche Schrift und hat keinen Flecken, als eine leiſe Partheilichkeit für den Helden. Man laſſe ſich durch den Titel: Vita sancti Thomae a Willielmo Stephanide, Ioanne Sarisberiensi, episcopo Carnotensi et aliis auctoribus coaetaneis conscripta, nicht irre führen. Man hat offenbar ganz und allein das Werk Fitzſtephan's. Er ſagt ſelbſt von ſich: . . . Thomae vitam et passionem, ego Willielmus, filius Stephani, scribere curavi: ejusdem domini mei concivis, clericus et convictor; et ad partem solicitudinis ejus oris ipsius invitatus alloquio, fui in cancellaria ejus dictator; in capella, eo celebrante, subdiaconus; sedente eo ad cognitionem causarum, epistolarum et instrumentorum, quae offerebantur, lector; et aliquarum, eo quandoque jubente, causarum patronus; concilio Northamtoniae habito, ubi maximum fuit rerum momentum, cum ipso interfui; passionem ejus Cantuariae inspexi; caetera plurima, quae hic scribuntur, oculis vidi, auribus audivi, quaedam a consciis didici relatoribus, p. 1. 2.

Man ſieht hieraus, wie ſehr der Verfaſſer durch äuſſere Verhältniſſe berechtigt war, den gewählten Stoff zu beſchreiben; und daß er wenigſtens das Streben habe, dies mit hiſtoriſcher Kunſt zu thun, ergiebt ſich ſchon aus der Art, wie er ſich ihm nähert. Wie Salluſt, ſagt er, bei Gelegenheit ſeines eigentlichen Stoffes eine Beſchreibung Afrikas gegeben habe, ſo wolle er die Geſchichte Becket's mit einer Schilderung Londons eröffnen.

62.

Der Erzbiſchof hatte ſich wohl nicht entſchuldigen laſſen, daß er wegen einer Krankheit nicht ſelbſt vor dem königlichen Gerichte erſcheinen könne, wie Hume berichtet I, 434. Der Reichstag machte es ihm zum Verbrechen, daß er weder eine Krankheit, noch ein geiſtliches Geſchäft, das keinen Aufſchub leide, als Grund ſeiner Nichterſcheinung habe angeben laſſen. Vita S. Thomae 37, und in epist. Gileberti 191, heißt es: Non est a vobis haec admissa citatio, verum vos in hoc sibi minime pariturum declaravit a vobis ad ipsum delegata responsio. Ohne Zweifel iſt es darum entweder eine Unrichtigkeit in Gervasii chron. 1389, oder es war eine Unwahrheit des Primas, wenn dieſer nach jener Quelle zu Northampton behauptete, daß er durch eine ſchwere Krankheit zurückgehalten, ſich dem königlichen Gerichte nicht habe ſtellen können, und ſich deshalb habe entſchuldigen laſſen.

63. S. 326. Z. 3. 4.

Nicht ſeine Freunde gaben ihm dieſen Rath, wie Sprengel meinet, S. 415; ſondern die beiden Biſchöfe, welche am meiſten für den Hof gewonnen waren, und ſtets am feindlichſten den Primas behandelten. Gilebertus episcopus Londoniensis et Cantuariensis ecclesiae decanus, quantum perversus tantum perversa locutus. Chronica Gervasii 1390, und Hylarius Cicestrensis episcopus, et gloriosus in verbis. *Ibidem:* jener, welcher von dem Erzbiſchofe ſagte: semper fuit Stultus, et semper erit. *Vita S. Thomae* 40; dieſer, für den Primas minus hilaris Hylarius. *Ibid.* 46.

64.

Im völligen biſchöflichen Ornate trat er nicht in die Verſammlung, wie Sprengel, S. 414, erzählt. Igitur expleto ministerio amotoque ab humeris cum infula pallio, caeteris indutus sacris vestibus cappa clericali super injecta, curiam introivit. *Gervasii chronica* 1392.

65.

Die Biſchöfe hatten angeführt, daß man den Geſetzen von Clarendon Gehorſam verſprochen habe in bona fide, sine dolo malo, et legitime. Der Primas wandte dieſe Ausdrücke auf folgende Art zu ſeiner Entſchuldigung: has tres ibi retinuimus determinationes, per quas salvae sunt ecclesiis nostris dignitates, quas e jure pontificio habemus. Quod enim contra fidem ecclesiae debitam et contra leges Dei est, non potest in bona fide et legitime observari. *Steph. vita S. Thomae* 45.

Er führte ſeine Vertheidigung gegen die Biſchöfe mit Weitläuftigkeit, und es iſt unrichtig, wenn Lyttelton II, 375. erzählt, daß er dieſelben nur der Worte: „ich höre, was ihr ſagt!" gewürdigt habe, ſ. vita S. Thomae 45. In Cervasii chron. ſind freilich nur dieſe Worte, womit ſeine Antwort begann, angeführt worden.

66.

Dieſe Bulle Alexander's über die Krönung des jungen Königs durch den Erzbiſchof von York findet ſich nach Berington's Verſicherung nicht im Vatikan, ſondern nur in der Cottonſchen Bibliothek. Er hält ſie für unächt, für einen Betrug Johann's von Oxford aus folgenden Gründen: 1) Der Papſt Alexander III. war kein zweideutiger, wankender Character, und beruft ſich häufig darauf, daß er dem Erzbiſchofe von York die Krönung des jungen Heinrich verboten habe. (Alexander hat häufig in ſeinen Entſchlüſſen und Verſprechungen gewankt, ſo wie ſein politiſcher Zuſtand ſich änderte, oder ſeine Gedanken über zu hoffenden Vortheil und Nachtheil eine andere Richtung bekamen. Er war feſt im Streben nach dem Ziele, welches der päpſtliche Ehrgeiz ſich einmal vorgeſteckt hatte, und ſeine Handlungen waren, wenn dieſer es heiſchte, ſehr veränderlich, eben darum, weil er nicht wankte. Verboten hat er freilich die Krönung des Prinzen; allein man hatte ſich ſeiner Erlaubniß ſchon bedient, als ſein Verbot ankam.) 2) Die Urkunde ward damals nicht bekannt, und bei allen nachherigen Verhandlungen wegen ſeiner Krönung haben ſich weder der König, noch die beſtraften Prälaten, welche an derſelben Theil genommen hatten, auf den Brief des Papſtes berufen. (Dies letzte iſt freilich auffallend; aber theils mochten Umſtände es mit ſich bringen, daß die Partheien ihrer nicht gern erwähnten, theils aber rühren die Nachrichten über die weitern Verhandlungen alle von Schriftſtellern her, welche nicht gern die Blößen des Papſtes aufdeckten. Keinesweges aber berechtigt ein ſolcher Umſtand, eine Urkunde für unächt zu erklären, an welcher keine Spuren, daß ſie falſch ſey, bemerkt werden. Wirklich hat auch der vatikaniſche Codex eine frühere Urkunde von 1165, worin der Papſt Alexander III. das Recht des Erzbiſchofes von York, Krönungen zu verrichten, anerkennet. Sie verlor dadurch nicht ihre Kraft, daß der König im Jahre 1170 noch beſonders um die Erlaubniß nachſuchte, ſeinen Sohn auch ohne den Primas krönen zu laſſen.

Lyttelton hatte im Abdrucke der Urkunde aus der Cottonſchen Bibliothek: *Quoniam* igitur hoc ad officium tuum pertinet etc., und im Originale ſoll ſtehen, *quantum* igitur etc. Allein der verſchiedene Sinn dieſer

Wörter trägt hier gar nichts aus, denn der Papſt ſagt doch ganz beſtimmt, daß der Erzbiſchof von York das Recht haben ſolle, die Krönung vorzunehmen. Berington append. II. 607 — 672.

67.

Wilhelm, der Sohn Stephan's, verſteht es freilich in ſeinem Leben Becket's, ohne Unwahrheit zu ſagen, diejenigen Umſtände, wodurch die Schuld ſeines Helden vermehrt wird, mit einem Schleier zu überziehen. Auch dieſe unkluge Heftigkeit, welche Johann von Salisbury dem Primas verweiſt, findet man bei ihm nicht aufgezeichnet, ohne daß er verſchwiegen hätte, wie der Erzbiſchof ſich erhob, und den Rittern folgte, die einen ſeiner Vaſallen mit ſich fortriſſen. Et exsurgens Archiepiscopus, eos nondum thalamo egressos sequebatur passibus paucis, ut militem suum sibi dimittant, rogans satis modeste. Illi obstinati recedunt, p. 83. Selbſt jene Antwort Becket's, daß er nicht fliehen werde, verſchweigt der Biograph nicht; aber führt ſie als die einfachſte, ſanfteſte Verſicherung an, und als gegeben, da der Erzbiſchof noch auf ſeinem Sitze war. Eine ſolche Partheilichkeit iſt bei den Geſchichtſchreibern des Mittelalters ſchon eine ſehr feine, und wirklich entgeht man ihren Schlingen nicht leicht, wenn man nicht alle die verſchiedenen Nachrichten der Quellen über eine Begebenheit vergleicht, und ſich vor der Beſchreibung derſelben ein lebhaftes Bild davon zu machen ſucht, wie jeder einzelne Geſchichtſchreiber ſie ſich bei ſeiner Arbeit vorgeſtellt habe. Auf die Weiſe gelangt man auch zu der Ueberzeugung, daß es in der Geſchichte des Mittelalters bei weitem nicht ſo viele Widerſprüche gebe, als man gewöhnlich glaubt. Wohl iſt es in der ganzen Menſchengeſchichte der Fall, daß die Beſchränktheit der meiſten neueren Bearbeiter viele Schwierigkeiten in ſie hineingebracht hat, die ſich in den Quellen nicht finden; aber je ſchwerer dieſe zu benutzen ſind, deſto häufiger tritt jener Fall ein.

68.

Dieſes Urtheil über Thomas Becket ſcheint mir ein unpartheiiſches Reſultat ſeiner Geſchichte. Lyttelton (Vol. 2. p. 595. 596.) hat ihn nicht im Geiſte ſeiner Zeit und ſeiner Individualität genommen, und ihm daher manches als Schuld beigemeſſen, was ſein Triumph iſt. Berington (the history of the reign of Henry the second, and of Richard and John, his Sons. Birmingham, 1790. 4.) hat dagegen nicht genug eingeſehen, wie viel die unrühmlichen Triebe des Erzbiſchofes von Canterbury dazu beitrugen, daß er ein ſo großer Held der Kirche wurde. Man iſt nicht leicht mehr unpartheiiſch, wenn man, wie dieſer Geſchichtſchreiber, ſeinen Ruhm darin ſucht, irgend einen großen Mann voriger Zeiten gegen das Urtheil eines neueren Schriftſtellers zu vertheidigen, und eben ſo hält man es leicht zu ſehr mit einem Helden, über deſſen Geſchichte man ein weitläuftiges Werk gearbeitet hat, wie es dem Lord Lyttelton mit König Heinrich II. geſchehen iſt.

Uebrigens ſoll dieſer Tadel jener beiden engliſchen Geſchichtſchreiber keinesweges verrathen, daß ich nicht gegen ihre Verdienſte tiefe Achtung empfinde. Lyttelton hat in ſeinem Werke ein Denkmal ächter Gelehrſamkeit und genauer Forſchung aufgeſtellt, die beide unendlich ſeltener unter den Hiſtorikern ſind, als man glauben ſollte, wenn man die Urtheile, zumal aus den neueren Zeiten lieſet, welche ſie über einander fällen. Wir verziehen uns gegenſeitig durch zu große Schonung, oder wohl gar unredliche Schmeichelei, und bei Hiſtorikern ſollte das am wenigſten Sitte ſeyn, weil in ihrem Kreiſe die Wahrheit ſo vielfältig dadurch leidet.

Berington iſt einer von den Geſchichtſchreibern, deren Zahl in den chriſtlichen Zeiten viel geringer geworden iſt, als ſie im Alterthum war, die nämlich einen glücklichen Blick in der Wahl der Begebenheiten haben. Wenigſtens iſt dies der Fall in ſeinen Erzählungen aus der engliſchen Geſchichte; denn auch er miſcht zu viel, und in zu umſtändlichen Erörterungen von der Geſchichte anderer Staaten ein. Auch bewahrt er trefflich, wie wenige Geſchichtſchreiber, die Reinheit des Berichtes der Quellen oft mit den eigenthümlichen Worten derſelben, und weiß es dennoch dahin zu bringen, daß ſeine Erzählung keinesweges ein ungleichartiges

Anſehen gewinnet. Er beſitzt, wenn gleich nicht ausgerüſtet mit der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Kräfte, deren Bund das hiſtoriſche Genie ausmacht, doch das Talent deſſelben, daß es durch einen kaum bemerkbaren Hauch des Geiſtes den Berichten der Quellen ſeine Eigenthümlichkeit giebt. Dies iſt aber ein unabläßliches Erforderniß, wenn man den Zweck erfüllen will, warum es Geſchichtſchreibung giebt, nämlich, daß die Eigenthümlichkeit der Begebenheiten anſchaulich gemacht werde, welches nur durch den Spiegel der unſrigen geſchehen kann. Da iſt es freilich ſehr ſchlimm, wenn dieſer nicht rein iſt, und darum muß der Hiſtoriker neben der mannigfaltigſten Bildung ſeiner Geiſteskräfte, auch ſchon ſeiner Wiſſenſchaft wegen, vielleicht mehr als irgend ein anderer Gelehrter, für ſeine moraliſche Vervollkommnung ſorgen.

69.

„Wenn einige geiſtliche Augenzeugen die Sache nicht übertreiben, ſo that der König im Sack und in der Aſche Buße:“ ſagt Sprengel S. 424, welcher hier, wie in der ganzen Geſchichte des Streites zwiſchen Heinrich II. und Thomas Becket, dem Lord Lyttelton gefolgt zu ſeyn ſcheinet. Dieſer erzählt nämlich eben daſſelbe, und beruft ſich auf das Zeugniß des Biſchofes von Liſieur, welcher aber nichts ſagt, als daß der König heftig genug getrauert habe, um es ſo anſehen zu dürfen, als habe er ſeine königliche Pracht mit der Aſche und dem Sacke vertauſcht. Epistolae S. Thomae L. V. ep. 79.

70.

Wilhelm, der Sohn **Stephan's**, der ſichtbar partheiiſch wider den König iſt, erzählt Folgendes p. 69: In Anglia cuidam religioso et honesto sacerdoti Richardo de Haliwella quidam serviens de curia regis peccata confessus inter caetera dixit, se manibus suis impressisse sigillo litteras missas in Angliam, ut occideretur Archiepiscopus; et Nigellum de Saccavilla eas scripsisse lacrymantem: addidit etiam, se hoc confessum fuisse alicui episcopo Angliae, et ab eo satisfactionem sibi injungi postulasse. Episcopus ille illi; et quid? Praeceptum domini tui fecisti; et tanquam nihil commisisset, nihil ei injunxit. Man ſieht leicht, daß alles bei dieſer Erzählung, die immerhin der Wahrheit gemäß ſeyn mag, darauf ankomme, warum **Nigellus** von Sackavilla geweint habe, als er den Brief ſchrieb. Da er ſich über den Inhalt deſſelben nicht geäuſſert, und derjenige, welcher ihm das Siegel aufdrückte, ihn nicht geleſen zu haben ſcheinet: ſo beruht die ganze Erzählung wohl nur auf Vermuthungen dieſes letzten.

71.

Die Unterwerfung **Roderich's** von Connaught war ſo ſehr nur zum Schein, und ſelbſt dieſer beruhte ſo ſehr auf der Ausſage der engliſchen Geſandten, daß

Hoveden, Benedictus abbas etc. erzählen, der König von Connaught habe ſich nicht unterworfen.

72.

Dieſen ganzen Satz drückt Sprengel ſo aus: Auf dieſer Verſammlung ward den Geiſtlichen verboten, Kinder in Milch zu taufen. S. 438.

73.

„Den Geiſtlichen ward verboten, ſich zu verheirathen," Sprengel S. 438. Davon war auf der Verſammlung zu Caſhel gar nicht die Rede.

74.

Die Annäherung zur Landesſitte war wohl der Zweck, warum Heinrich nicht in Dublin ſelbſt die Weihnachten beging. Wenigſtens iſt man zu der Behauptung Lyttelton's III, 86, und Berington's 255, daß in Dublin kein Haus groß genug geweſen ſey, um die Menge der Gäſte zu faſſen, durch die Quellen nicht berechtigt.

75.

Henry III, 134. Sprengel 453. 454, verſichern, das unverdächtigſte Zeugniß über Heinrich's Größe ſey die Aeuſſerung ſeines ärgſten Feindes Thomas Becket's, daß die Eigenſchaften des Königs ihn über alle Herrſcher der Erde erheben. Allein der Brief auf welchen ſie ſich berufen, iſt nicht von Becket, ſondern von Johann von Salisbury.

76.

Die näheren Beſtimmungen der Urkunde über das Strandrecht vom J. 1174 ſind vortrefflich: 1) Wenn an einer Küſte ein Schiff ſtrandet, und nur ein einziger lebendiger Menſch deſſelben das Land erreicht, ſo bleibt es mit ſeiner ganzen Ladung den vorigen Eigenthümern. 2) Kommt von dem geſcheiterten Schiffe nur ein lebendiges Thier an das Land, oder wird es auf demſelben gefunden; ſo muß der königliche Ballif, oder der Ballif deſſen, wem der Diſtrikt gehört, wo das Schiff geſtrandet iſt, dieſes mit ſeiner Ladung vier rechtſchaffenen Männern anvertrauen, bis zum Ende von drei Monaten. Wer binnen dieſer Zeit ſein Eigenthumsrecht an das Bewahrte beweiſen kann, dem ſoll es ohne weiteres Hinderniß verabfolget werden. Iſt jener Zeitraum verfloſſen, ohne daß ſich jemand als Eigenthümer gemeldet hat: ſo fällt alles dem Könige, oder demjenigen zu, welcher das Strandrecht ausübet. 3) Dieſes geſchieht aber ſogleich, wenn auch nicht einmal ein lebendiges Vieh auf dem Wrack auf die Vermuthung führet, daß ſich irgend jemand von der Mannſchaft könne gerettet haben.

Sprengel S. 452. 453. iſt in ſeinem Berichte über dieſe Verordnung ſehr unbeſtimmt, indem er ſagt:

„In dem Falle aber, daß die Mannſchaft das Schiff verlaſſen, oder im Schiffbruche wirklich umgekommen wäre, ſollte es nebſt der Ladung vier redlichen Perſonen übergeben werden, und erſt dann dem Könige verfallen ſeyn, wenn binnen drei Monaten ſich kein Eigenthümer zu den geborgenen Gütern meldet.“ . . . Daß ſie ſogleich verfallen waren, wenn nicht ein lebendiges Thier auf dem Schiffe auf die Vermuthung brachte, auch von der Mannſchaft habe ſich jemand gerettet; daß nicht der König allein das Standrecht hatte ꝛc., erſieht man aus ihm nicht.

77.

Berington S. 392. ſpottet über Bromton's Nachricht über die Wohnung Roſamundens. „Ein allter Geſchichtſchreiber,“ ſagt er, „konnte in einer muthwilligen Laune ein Labyrinth als ihren Zufluchtsort erdichten, in welches das eiferſüchtige Auge der beleidigten Eleonore nicht zu dringen vermochte.“

Allein Bromton ſpricht blos von einem Gebäude, welches an das Labyrinth von Dädalus erinnert hätte, und ſo eingerichtet geweſen wäre, daß Roſamunde in demſelben nicht leicht aufgefangen werden konnte. Ich ſehe hierin nichts von einer muthwilligen Erdichtung. Die neueren Zeiten behandeln überhaupt ſowohl die Geſchichtſchreiber des Alterthums, als die Quellen des Mittelalters auf eine viel zu leichtſinnige Weiſe.

78.

Wenn man dieſe Stellen ſorgfältig erforſcht und vergleicht, dann ſich einiger Thatſachen aus Heinrich's II. Geſchichte erinnert, ſo wird man hinlänglich die Belege für die ganze obige Darſtellung des Königs und ſeiner Verhältniſſe finden. Es wäre zu wünſchen, daß man bei Ausgaben von hiſtoriſchen Quellen immer durch Zahlen am Rande etwa die Perioden bemerkte; denn ſonſt iſt es nicht möglich, auf das genaueſte zu citiren, wenn man nicht die Ausdrücke der Quelle anführen will. Ganze Folioblätter mußte ich aufs Gerathewohl für obige Darſtellung im Allgemeinen citiren, wiewohl ich wünſchte, jeden einzelnen Zug derſelben mit dem Citate zu begleiten.

79.

Ein Adam de Prot wurde im Jahre 1172 beſchuldigt, daß er Verräther wider den König ſey, und demſelben nach dem Leben ſtelle. Er erſchien nicht vor Gericht, und entfloh aus England. Hoveden, 531. Benedictus Abbas, p. 38. Vielleicht gehörte er mit zu den Verſchwornen, deren Haupt Eleonore war. Aber daraus darf man noch nicht Sprengel's harte Beſchuldigung folgern: „ſie ließ ſogar durch Mörder des Königs Leben nachſtellen.“ S. 441.

80.

Quippe aestuabant tunc carceres reorum multitudine, sub expectatione vel discussionis vel supplicii: sed eo regnum ingrediente pestes illae carcerum per ejus clementiam sunt egressae confidentius fortasse de cetero grassaturae. *Guil. Neubr.* L. IV. p. 350.

81.

So erzählt der Annaliſt **Hoveden** dieſe Anecdote. **Bromton** führt ſie an als ein Geſpräch zwiſchen dem Erzbiſchofe von Rouen und dem ſterbenden Könige. Allein er verdient keinen Glauben, ſobald er mit einem älteren Geſchichtſchreiber, zumal wenn derſelbe einen viel ſicherern Character hat, im Widerſpruche iſt. **Sprengel**, S. 480, ſcheint bloß ihm gefolgt zu ſeyn.

82.

Sed non multo post, idem Arthurus subito evanuit, modo fere omnibus ignorato, utinam non, ut fama refert invida (*Matth. Paris,* 145. *col.* 1.) ſagt der beſte Geſchichtſchreiber, welchen wir über **Johann's** Regierung haben, und dies iſt alles, was man auch jetzt mit Sicherheit über **Arthur's** Schickſal ſagen kann. **Johann** ſcheint es nicht der Mühe werth, oder es nicht für möglich gehalten zu haben, ſich auch nur ſcheinbar wider die Klage zu vertheidigen, die von mehreren Seiten laut wider ihn als Mörder ſeines Neffen erhoben wurde. Die annales de Margan erzählen, daß der König im Rauſche nach der Mahlzeit den Jüngling in der Gegend von Rouen mit eigener Hand getödtet, und die Leiche, nachdem er einen großen Stein an ſie gebunden, in die Seine geworfen habe. Von Fiſchern wäre ſie nachher ans Ufer gezogen, erkannt, und in der Stille ohne Wiſſen des Tyrannen habe man ſie begraben. Mit dieſer Nachricht läßt ſich eine Sage, die jetzt noch in Bretagne unter dem Volke gilt, einigermaßen in Uebereinſtimmung bringen. Nach ihr nahm Johann ſeinen Neffen aus dem Gefängniſſe zu Rouen, und zog mit ihm in geringer Begleitung an der Küſte hinab gegen Cherbourg hin. Sie kamen zu einem hohen Felſen, der über die See hing. Der König hatte das Gefolge hinter ſich gelaſſen. Er ritt wüthend gegen Arthur, und durchſtieß ihn. Der Jüngling ſtürzte nieder. Sein Mörder zog ihn an den Felſenrand, und warf ihn, noch athmend, in die Fluthen hinab. Berington, p. 460.

83.

Matth. Paris, 160. hat ein Beiſpiel von dem Kampfe zwiſchen dem Geize der Juden und der Tyrannei des Königs. Ein Jude hatte ſchon manche Martern erduldet, und wollte ſich doch nicht frei kaufen. Da kam der Befehl, daß ihm jeden Tag ein Backenzahn ausgeſchlagen werden ſollte, bis er zehntauſend Mark Silber bezahlt hätte. Sieben Zähne ließ ſich er mit vieler Pein von den Henkern ausſchlagen; um den achten zu retten, bezahlte er endlich das Löſegeld.

84.

Sprengel hat bei ſeiner Erzählung von dem Streite zwiſchen Johann und der Kirche, nebſt der damit zuſammenhängenden Unternehmung des Königs von Frankreich, S. 490—494., ſeine Quellen nicht angegeben. Daher kann man nicht beurtheilen, woher manche ſeiner Abweichungen von den Nachrichten der beſten Quelle über dieſen Gegenſtand, dem Math. Paris gefloſſen ſind, z. B. daß hundert franzöſiſche Schiffe verſenkt, und die übrigen zerſtreut wurden; daß Pandulph auf dem einen Throne geſeſſen, und Johann ſich unbewaffnet und knieend ihm zu Füßen geworfen hätte, u. ſ. w.

85.

Man hat die Geſchichte von dem Antrage Johann's bei Miramoulin als ein Mährchen verworfen, ohne einen andern Grund, als weil die Idee zu demſelben abenteuerlich war. Allein 1) erhellt aus dem obigen zur Genüge, wie ſie in der Seele des Königs aufſchießen konnte, und wie eben ihre Abenteuerlichkeit für die Glaubwürdigkeit der Nachricht von dieſer ſeltſamen Unterhandlung ſpricht, und 2) dieſe Nachricht rührt von Math. Paris. her, einem Geſchichtſchreiber, der in Hinſicht auf ſeinen Geiſt, Character, und auch die Zeit, worin er lebte, wenigſtens von Johann's Regierung an, hohe Achtung verdient. Ueberdies gibt er noch ausdrücklich an, daß er ſeine Erzählung aus dem Munde eines der Geſandten des Königs an Miramoulin habe. Auch trägt ſie ſo ganz das Gepräge der innern Wahrheit wegen ihrer Genauigkeit, wegen des arabiſchen Witzes, welcher in den Reden ſprudelt, die dem Kaiſer von Marocko beigelegt werden, wegen der ganzen Behandlung der Geſandten im ächten arabiſchen Nationalgeiſte, daß kein Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Erzählung während dem Genuſſe dieſer herrlichen Parthie in dem Annaliſten aufſteigt.

86.

Auch dieſe Erzählung hat man als Mährchen verworfen, wiewohl ſie eben den kaum vertheidigten Geſchichtſchreiber zur Quelle hat, und eigentlich nur aus dem Grunde, weil es uns ſonderbar dünkt, daß ein ſo wichtiges ſchriftliches Document, wie die Urkunde Heinrich's I. ſo ſchnell in Vergeſſenheit gekommen ſeyn ſoll. Sprengel und andere Geſchichtſchreiber beſtreiten jene Erzählung aus folgenden Gründen: 1) Von Heinrich's I. Urkunde wurden allen Klöſtern und Stiftern Abſchriften zur Verwahrung zugeſandt; König Stephan und Heinrich II. haben ſie beſtätigt. Deshalb iſt es nicht gut möglich, daß die Stände von ihr nichts ſollten gewußt und gehört haben. . . Allein eben der Umſtand, daß die Urkunde in Klöſtern aufbewahrt wurde, mußte zur Folge haben, daß ſie den Baronen, die größtentheils nicht einmal ſie zu leſen vermochten, ſchnell fremd wurde; und nur ihnen war ſie es geworden, nicht den Prälaten, nicht den Ständen überhaupt. Selbſt davon iſt gar nicht die Rede, daß jene nichts von ihr gewußt und gehört hätten;

ſondern es liegt nur ſo viel in der Erzählung von Matth. Paris, daß die Baronen auf dieſelbe, wie auf ein Document, welches ſie wider den König brauchen könnten, nicht geachtet hätten. **Stephan Langton** aber, der faſt ſein ganzes Leben in fremden Ländern zugebracht hatte, mochte freilich wohl in der Freude ausrufen: „ſie iſt gefunden!“ Ferner hatte die Geiſtlichkeit in den folgenden Zeiten, da unter **Heinrich** II. die großen Bewegungen in der engliſchen Kirche ausbrachen, gar kein Intereſſe dabei, die Urkunde ſehr zu verbreiten, und der Adel, deſſen Gedanken auf Ritterweſen und Kreuzzüge gerichtet wurden, noch viel weniger Neigung, ſich um Urkunden zu bekümmern. Zuletzt lehrt die Geſchichte, daß mit dem neuen Hauſe auf dem engliſchen Throne oder der Regierung **Heinrich's** II. ein Zeitpunct eintrat, wo man ſich immer weniger um die alten Formen bekümmerte. **Richard** hat die Urkunde **Heinrich's** I. ſchon nicht mehr beſchworen. . . 2) „Der überzeugendſte Beweis aber, daß dieſe ſchwerlich die engliſchen Großen auf ihre Freiheiten zuerſt aufmerkſam machte, um deren Beſtätigung vom König **Johann** zu verlangen, iſt folgender: daß ſelbſt in den erſten Entwürfen der Magna Charta, die noch vorhanden ſind, weder dieſer König (**Heinrich** I.) noch ſeine Urkunde mit einem Worte erwähnt werden, ob man gleich nicht läugnen kann, daß die Verfaſſer der Magna Charta gewiß **Heinrich's** Urkunde benutzten; **daher in beiden auch** einzelne Artikel wörtlich übereinſtimmen.“ Sprengel, S. 497.

Hiergegen kann erinnert werden: 1) der Umſtand, daß in einer Epoche machenden großen Urkunde eine frühere, die auch in ihr enthalten iſt, nicht ausdrücklich angeführt iſt, kann nie ein überzeugender Beweis ſeyn, daß dieſe nicht die Veranlaſſung von jener geweſen ſey, zumal, wenn beide in ganzen Artikeln wörtlich übereinſtimmen; 2) man beruft ſich in der Magna Charta überhaupt nicht auf alte Urkunden, wohl aber auf den Grundſatz, daß die in ihr aufgezeichneten Rechte und Freiheiten als längſt gültige betrachtet werden müßten. Viele von denſelben waren wirklich neu, und konnten nur von der gegenwärtigen Uebereinkunft ihre geſetzliche Kraft haben. Aus dem Grunde war es beſſer, die Magna Charta unabhängig von allen übrigen Urkunden nun als die einzige Grundlage der in ihr enthaltenen Sätze darzuſtellen, zumal da Johann gegen alle alten Formen die entſchiedenſte Verachtung bezeigte.

87.

Der König verſprach nicht unbedingt, den Forderungen der Baronen an dem beſtimmten Tage völlig Genüge zu leiſten, wie Berington berichtet, S. 540; ſondern quod die praefixa, *ratione mediante*, satisfaceret universis. *Matth. Paris*, 176.

88.

Mit Abſicht iſt hier nicht ohne Ungewißheit geſprochen, wiewohl Johann ſelbſt dieſe beiden letzten Thatſachen als gewiß im Briefe an den Papſt berichtet. Einen ſolchen Character kann man nicht ganz glauben, wenn auch kein Zeugniß gegen ſeine Ausſage ſich vorfindet. Auch iſt die folgende Geſchichte wider ihn.

89.

MAGNA CHARTA REGIS JOHANNIS,

XV. die Juni, MCCXV., anno regni XVII.

Johannes Dei gratia rex Anglie dominus Hybernie dux Normannie Aquitanie et comes Andegavie archiepiscopis episcopis abbatibus comitibus baronibus justitiariis forestariis vicecomitibus prepositis ministris et comitibus ballivis et fidelibus suis salutem. Sciatis nos intuitu Dei et pro salute anime nostre et omnium antecessorum et heredum nostrorum ad honorem Dei et exaltationem sancte ecclesie et emendationem regni nostri per consilium venerabilium patrum nostrorum Stephani Cant' archiepiscopi totius Anglie primatis et sancte Romane ecclesie cardinalis Henrici Dublin' archiepiscopi Willielmi London' Petri Winton' Joscelini Bathon' et Glaston' Hugonis Lincoln' Waltheri Wigorn' Willielmi Conventr' et Benedicti Roff' episcoporum magistri. Pandulfi domini pape subdiaconi et familiaris fratris Eymerici magistri militie templi in Anglia et nobilium virorum Willielmi Mariscalli comitis Penbrok Willielmi comitis Sar' Willielmi comitis Warenn' Willielmi co-

mitis Arundell' Alani de Galweya constabularii Scottie Warini filii Geroldi Petri filii Hereberti Huberti de Burgo senescalli pictavie Hugonis de Nevill' Mathei filii Hereberti Thome Basset Alani Basset Philippi de Albin' Roberti de Roppel' Johannis Mariscalli Johannis filii Hugonis et aliorum fidelium nostrorum.

§. 1.

In primis concessisse Deo et hac presenti carta nostra confirmasse pro nobis et heredibus nostris in perpetuum quod Anglicana ecclesia libera sit et hebeat jura sua integra et libertates suas illesas et ita volumus observari quod apparet ex eo quod libertatem electionum que maxima et magis necessaria reputatur ecclesie Anglicane mera et spontanea voluntate ante discordiam inter nos et barones nostros motam concessimus et carta nostra confirmavimus et eam obtinuimus a domino papa Innocentio tertio confirmari quam et nos observabimus et ab heredibus nostris in perpetuum bona fide volumus observari. Concessimus etiam omnibus liberis hominibus regni nostri pro nobis et heredibus nostris in perpetuum omnes libertates subscriptas habendas et tenendas eis et heredibus suis de nobis et heredibus nostris.

§. 2.

Si quis comitum vel baronum nostrorum sive aliorum tenentium de nobis in capite per servitium militare mortuus fuerit et cum decesserit heres suus plene etatis fuerit et relevium debeat habeat hereditatem suam per antiquum relevium scilicet heres vel heredes comitis de baronia comitis integra per centum libras heres vel heredes baronis de baronia integra per centum libras heres vel heredes militis de feodo militis integro per centum solidos ad plus et qui minus debuerit minus det secundum antiquam consuetudinem feodorum.

§. 3.

Si autem heres alicujus talium fuerit infra etatem et fuerit in custodia cum ad etatem pervenerit habeat hereditatem suam sine relevio et sine fine.

§. 4.

Custos terre hujusmodi heredis qui infra etatem fuerit non capiat de terra heredis nisi rationabiles exitus et rationabiles consuetudines et rationabilia servitia et hoc sine destructione et vasto hominum vel rerum et si nos commiserimus custodiam alicujus talis terre vicecomiti vel alicui alii qui de exitibus illius nobis respondere debeat et ille destructionem de custodia fecerit vel vastum nos ab illo capiemus emendam et terra committatur duobus legalibus et discretis hominibus de feodo illo qui de exitibus illius respondeant nobis vel ei cui eos assignaverimus et si dederimus vel vendiderimus alicui custodiam alicujus talis terre et ille destructionem inde fecerit vel vastum amittat ipsam custodiam et tradatur duobus legalibus et discretis hominibus de feodo illo qui similiter nobis respondeant sicut predictum est.

§. 5.

Custos autem quamdiu custodiam terre habuerit sustentet domos parcos vivaria stagna molendina et cetera ad terram illam pertinentia de exitibus terre ejusdem et reddat heredi cum ad plenam etatem pervenerit terram suam totam instauratam de carrucis et wainnagiis secundum quod tempus wainnagii exiget et exitus terre rationabiliter poterant sustinere.

§. 6.

Heredes maritentur absque disparagatione ita tamen quod antequam contrahatur matrimonium ostendatur propinquis de consanguinitate ipsius heredis.

§. 7.

Vidua post mortem mariti sui statim et sine difficultate habeat maritagium et hereditatem suam nec aliquid det pro dote sua vel pro maritagio suo vel hereditate sua quam hereditatem maritus suus et ipsa tenuerint die obitus ipsius mariti et maneat in domo mariti sui per quadraginta dies post mortem ipsius infra quos assignetur ei dos sua.

§. 8.

Nulla vidua distringatur ad se maritandum dum voluerit vivere sine marito ita tamen quod securitatem faciat quod se non maritabit sine assensu nostro si de nobis tenuerit vel sine assensu domini sui de quo tenuerit si de alio tenuerit.

§. 9.

* Nec nos nec ballivi nostri seisiemus terram aliquam nec redditum pro debito aliquo quamdiu catalla debitoris sufficiunt ad debitum reddendum nec pleggii ipsius debitoris distringantur quamdiu ipse capitalis debitor sufficit ad solutionem debiti et si capitalis debitor defecerit in solutione debiti non habens unde solvat pleggii respondeant de debito et si voluerint habeant terras et redditus debitoris donec sit eis satisfactum de debito quod ante pro eo solverint nisi capitalis debitor monstraverit se esse quietum inde versus eosdem pleggios.

§. * 10.

Si quis mutuo ceperit aliquid a Judeis plus vel minus et moriatur antequam debitum illud solvatur debitum non usuret quamdiu heres fuerit infra etatem de quocunque teneat et si debitum illud inciderit in manus nostras nos non capiemus nisi catallum contentum in carta.

§. 11.

Et si quis moriatur et debitum debeat Judeis uxor ejus habeat dotem suam et nihil reddat de debito illo et si liberi ipsius defuncti qui fuerint infra etatem remanserint provideantur eis necessaria secundum tenementum quod fuerit defuncti et de residuo solvatur debitum salvo servitio dominorum simili modo fiat de debitis que debentur aliis quam Judeis.

§. 12.

Nullum scutagium vel auxilium ponatur in regno nostro nisi per commune consilium regni nostri nisi ad corpus nostrum redimendum et primogenitum filium nostrum militem faciendum et ad filiam nostram primogenitam semel maritandam et ad hec non fiat nisi rationabile auxilium simili modo fiat de auxiliis de civitate London'.

§. 13.

Et civitas London' habeat omnes antiquas libertates et liberas consuetudines suas tam per terras quam per aquas. Preterea volumus et concedimus quod omnes alie civitates et burgi et ville et portus habeant omnes libertates et liberas consuetudines suas.

§. 14.

Et ad habendum commune consilium regni de auxilio assidendo aliter quam in tribus casibus predictis vel de scutagio assidendo summoneri faciemus archiepiscopos episcopos abbates comites et majores barones sigillatim per litteras nostras et preterea faciemus summoneri in generali per vicecomites et ballivos nostros omnes illos qui de nobis tenent in capite ad certum diem scilicet ad terminum quadraginta dierum ad minus et ad certum locum et in omnibus litteris illius summonitionis causam summonitionis exprimemus et sic facta summonitione negotium ad diem assignatum procedat secundum consilium illorum qui presentes fuerint quamvis non omnes summoniti venerint.

§. 15.

Nos non concedemus de cetero alicui quod capiat auxilium de liberis hominibus suis nisi ad corpus suum redimendum et ad faciendum primogenitum filium suum militem et ad primogenitam filiam suam semel maritandam et ad hec non fiat nisi rationabile auxilium.

§. 16.

Nullus distringatur ad faciendum majus servitium de feodo militis nec de alio libero tenemento quam inde debetur.

§. 17.

Communia placita non sequantur curiam nostram, set teneantur in aliquo loco certo.

§. 18.

Recognitiones de nova dissaisina de morte antecessoris et de ultima presentatione non capiantur nisi in suis comitatibus et hoc modo. Nos vel si extra regnum fuerimus capitalis justiciarius noster mittemus duos justiciarios per unumquemque comitatum per quatuor vices in anno qui cum quatuor militibus cujuslibet comitatus electis per comitatum capiant in comitatu et in die et loco comitatus assisas predictas.

§. 19.

Et si in die comitatus assise predicti capi non possint tot milites et libere tenentes remaneant de illis qui interfuerint comitatui die illo per quos possint judicia sufficienter fieri secundum quod negotium fuerit majus vel minus.

§. 20.

Liber homo non amercietur pro parvo delicto nisi secundum modum delicti et pro magno delicto amercietur secundum magnitudinem delicti salvo contenemento suo et mercator eodem modo salva mercandisa sua et villanus eodem modo amercietur salvo wainnagio suo si inciderint in misericordiam nostram et nulla predictarum misericordiam ponatur nisi per sacramentum proborum hominum de visneto.

§. 21.

Comites et barones non amercientur nisi per pares suos et non nisi secundum modum delicti.

§. 22.

Nullus clericus amercietur de laico tenemento suo nisi secundum modum aliorum predictorum et non secundum quantitatem beneficii sui ecclesiastici.

§. 23.

Nec villa nec homo distringatur facere pontes ad riparias nisi qui ab antiquo et de jure facere debent.

§. 24.

Nullus vicecomes constabularius coronatores vel alii ballivi nostri teneant placita corone nostre.

§. 25.

Omnes comitatus hundredi wapentak' et trething' sint ad antiquas firmas absque ullo incremento exceptis dominicis maneriis nostris.

§. 26.

Si aliquis tenens de nobis laicum feodum moriatur et vicecomes vel ballivus noster ostendat litteras nostras patentes de summonitione nostra de debito quod defunctus nobis debuit liceat vicecomiti vel ballivo nostro attachiare et inbreviare catalla defuncti inventa in laico de feodo ad valentiam illius debiti per visum legalium hominum ita tamen quod nichil inde amoveatur donec persolvatur nobis debitum quod clarum fuerit et residuum relinquatur executoribus ad faciendum testamentum defuncti et si nichil nobis debeatur ab ipso omnia catalla cedant defuncto salvis uxori ipsius et pueris rationabilibus partibus suis.

§. 27.

Si aliquis liber homo intestatus decesserit catalla sua per manus propinquorum parentum et amicorum suorum per visum ecclesie distribuantur salvis unicuique debitis que defunctus ei debebat.

§. 28.

Nullus constabularius vel alius ballivus noster capiat blada vel alia catalla alicujus nisi statim inde reddat denarios aut respectum inde habere possit de voluntate venditoris.

§. 29.

Nullus constabularius distringat aliquem militem ad dandum denarios pro custodia castri si facere voluerit custodiam illam in propria persona sua vel per alium probum hominem si ipse eam facere non possit propter rationabilem causam et si nos duxerimus vel miserimus eum in exercitum erit quietus de custodia secundum quantitatem temporis quo per nos fuerit in exercitu.

§. 30.

Nullus vicecomes vel ballivus noster vel aliquis alius capiat equos vel caretas alicujus liberi hominis pro cariagio faciendo nisi de voluntate ipsius liberi hominis.

§. 31.

Nec nos nec ballivi nostri capiemus alienum boscum ad castra vel alia agenda nostra nisi per voluntatem ipsius cujus boscus ille fuerit.

§. 32.

Nos non tenebimus terras illorum qui convicti fuerint de felonia nisi per unum annum et unum diem et tunc reddantur terre dominis feodorum.

§. 33.

Omnes Kydelli de cetero deponantur penitus de Thamisia et de Medewaye et per totam Angliam nisi per costeram maris.

§. 34.

Breve quod vocatur Precipe de cetero non fiat alicui de aliquo tenemento unde liber homo amittere possit curiam suam.

§. 35.

Una mensura vini sit per totum regnum nostrum et una mensura cervisie et una mensura bladi scilicet quarterium London' et una latitudo pannorum tinctorum et russettorum et halbergettorum scilicet due ulne infra listas de ponderibus autem sit ut de mensuris.

§. 36.

Nichil detur vel capiatur de cetero pro brevi inquisitionis de vita vel membris set gratis concedatur et non negetur.

§. 37.

Si aliquis teneat de nobis per feodifirmam vel per sokagium vel per burgagium et de alio terram teneat per servitium militare nos non habebimus custodiam illius feodifirme vel sokagii vel burgagii nisi ipsa feodifirma debeat servitium militare. Nos non habebimus custodiam heredis vel terre alicujus quam tenet de alio per servitium militare occasione alicujus parve sergenterie quam tenet de nobis per servitium reddendi nobis cultellos vel sagittas vel hujusmodi.

§. 38.

Nullus ballivus ponat de cetero aliquem ad legem simplici loquela sua sine testibus fidelibus ad hoc inductis.

§. 39.

Nullus liber homo capiatur vel imprisonetur aut dissaisiatur aut utlagetur aut aliquo modo destruatur nec super eum ibimus nec super eum mittemus nisi per legale judicium parium suorum vel per legem terre.

§. 40.

Nulli vendemus nulli negabimus aut differemus rectum aut justiciam.

§. 41.

Omnes mercatores habeant salvum et securum exire de Anglia et venire in Angliam et morari et ire per Angliam tam per terram quam per aquam ad emendum et vendendum sine omnibus malis toltis per antiquas et rectas consuetudines preterquam in tempore gwerre et si sint de terra contra nos gwerriva et si tales inveniantur in terra nostra in principio gwerre attachientur sine dampno corporum et rerum donec sciatur a nobis vel capitali justiciario nostro quomodo mercatores terre nostre tractentur qui tunc invenientur in terra contra nos gwerriva et si nostri salvi sint ibi alii salvi sint in terra nostra.

§. 42.

Liceat unicuiqui de cetero exire de regno nostro et redire salvo et secure per terram et per aquam salva fide nostra nisi tempore gwerre per aliquod breve tempus propter communem utilitatem regni exceptis inprisonatis et utlagatis secundum legem regni et gente de terra contra nos gwerriva et mercatoribus de quibus fiat sicut predictum est.

§. 43.

Si quis tenuerit de aliqua escaeta sicut de honore Walingeford Notingeham Bon' Lainkastr' vel de aliis eskaetis. que sunt in manu nostra et sunt baronie et obierit heres ejus non det aliud relevium nec faciat nobis aliud servitium quam faceret baroni si baronia illa esset in manu baronis et nos eodem modo eam tenebimus quo baro eam tenuit.

§. 44.

Homines qui manent extra forestam non veniant de cetero coram justiciariis nostris de foresta per communes summonitiones nisi sint in placito vel pleggii alicujus vel aliquorum qui attachiati sint pro foresta.

§. 45.

Nos non faciemus justiciarios constabularios vicecomites vel ballivos nisi de talibus qui sciant legem regni et eam bene velint observare.

§. 46.

Omnes barones qui fundaverunt abbatias unde habent cartas regnum Anglia vel antiquam tenuram habeant earum custodiam cum vacaverint sicut habere debent.

§. 47.

Omnes foreste que afforestate sunt tempore nostro posite sunt in defenso.

§. 48.

Omnes male consuetudines de forestis et warennis et de forestariis et warennariis vicecomitibus et eorum ministris ripariis et earum custodibus statim inquirantur in quolibet comitatu per duodecim milites juratos de eodem comitatu qui debent eligi per probos homines ejusdem comitatus et infra quadraginta dies post inquisitionem factam penitus ita quod nunquam revocentur deleantur per eosdem ita quod nos hoc sciamus prius vel justiciarius noster si in Anglia non fuerimus.

§. 49.

Omnes obsides et cartas statim reddemus que liberate fuerunt nobis ab Anglicis in securitatem pacis vel fidelis servitii.

§. 50.

Nos amovebibus penitus de balliis parentes Gerardi de Athyes quod de cetero nullam habeant balliam in Anglia Engelardum de Cygony Andream Petrum et Gyonem de Cancell' Gyonem de Gyony Galfridum de Martini et fratres ejus Philippum Mark et fratres ejus et Galfridum nepotem ejus et totam sequellam eorumdem.

§. 51.

Et statim post pacis reformationem amovebimus de regno omnes alienigenas milites balistarios servientes stipendiarios qui venerint cum equis et armis ad nocumentum regni.

§. 52.

Si quis fuerit disseisitus vel elongatus per nos sine legali judicio parium suorum de terris castallis libertatibus vel jure suo statim ea ei restituemus et si contentio super hoc orta fuerit tunc inde fiat per judicium viginti quinque baronum de quibus sit mentio inferius in securitate pacis de omnibus autem illis de quibus aliquis disseisitus fuerit vel elongatus sine legali judicio parium suorum per Henricum regem patrem nostrum vel per Ricardum regem fratrem nostrum que in manu nostra habemus vel que alii tenent que nos oporteat warantizare respectum habebimus usque ad communem terminum crucesignatorum exceptis illis de quibus placitum motum fuit vel inquisitio facta per preceptum nostrum ante susceptionem crucis nostre cum autem redierimus de peregrinatione nostra vel si forte remanserimus a peregrinatione nostra statim inde plenam justiciam exhibebimus.

§. 53.

Eundem autem respectum habebimus et eodem modo de justicia exhibenda de forestis de afforestandis vel remansuris forestis quas Henricus pater noster vel Ricardus frater noster afforestaverunt et de custodiis terrarum que sunt de alieno feodo cujusmodi custodias hucusque habuimus occasione feodi quod aliquis de nobis tenuit per servitium militare et de abbatiis que fundate fuerint in feodo alterius quam nostro in quibus dominus feodi dixerit se jus habere et cum redierimus vel si remanserimus a peregrinatione nostra super hiis conquerentibus plenam justiciam exhibebimus.

§. 54.

Nullus capiatur nec imprisonetur propter appellum femine de morte alterius quam viri sui.

§. 55.

Omnes fines qui injuste et contra legem terre facti sunt nobiscum et omnia amerciamenta facta injuste et contra legem terre omnino condonentur vel fiat inde per judicium viginti quinque baronum de quibus fit mentio inferius in securitate pacis vel per judicium majoris partis eorumdem una cum predicto Stephano Cant' archiepiscopo si interesse poterit et aliis quos secum ad hoc vocare voluerit et si interesse non poterit nichilominus procedat negotium sine eo ita quod si aliquis vel aliqui de predictis viginti quinque baronibus fuerint in simili querela amoveantur quantum ad hoc judicium et alii loco illorum per reſiduos de eisdem viginti quinque tantum ad hoc faciendum electi et jurati substituantur.

§. 56.

Si nos dissaisivimus vel elongavimus Walenses de terris vel libertatibus vel rebus aliis sine legali judicio parium suorum in Anglia vel in Wallia eis statim reddantur et si contentio super hoc orta fuerit tunc inde fiat in marchia per judicium parium suorum de tenementis Anglie secundum legem Anglie de tenementis Wallie secundum legem Wallie de tenementis marchie secundum legem marchie idem facient Walenses nobis et nostris.

§. 57.

De omnibus autem illis de quibus aliquis Walensium dissaisitus fuerit vel elongatus sine legali judicio parium suorum per Henricum regem patrem nostrum vel Ricardum regem fratrem nostrum que nos in manu nostra habemus vel que alii tenent que nos oporteat warantizare respectum habebimus usque ad communem terminum cruce signatorum illis exceptis de quibus placitum motum fuit vel inquisitio facta per preceptum nostrum ante susceptionem crucis nostre cum autem redierimus vel si forte remanserimus a peregrinatione nostra statim eis inde plenam justiciam exhibebimus secundum leges Walensium et partes predictas.

§. 58.

Nos reddemus filium Lewelini statim et omnes obsides de Wallia et cartas que nobis liberate fuerunt in securitatem pacis.

§. 59.

Nos faciemus Alexandro regi Scottorum de sororibus suis et obsidibus reddendis et libertatibus suis et jure suo secundum formam in qua faciemus aliis baronibus nostris Anglie nisi aliter esse debeat per cartas quas habemus de Willielmo patre ipsius quondam rege Scottorum et hoc erit per judicium parium suorum in curia nostra.

§. 60.

Omnes autem istas consuetudines predictas et libertates quas nos concessimus in regno nostro tenendas quantum ad nos pertinet erga nostros omnes de regno nostro tam clerici quam laici observent quantum ad se pertinet erga suos.

§. 61.

Cum autem pro Deo et ad emendationem regni nostri et ad melius sopiendam discordiam inter nos et barones nostros ortam hec omnia predicta concesserimus volentes ea integra et firma stabilitate gaudere in perpetuum facimus et concedimus eis securitatem subscriptam videlicet quod barones eligant viginti quinque barones de regno quos voluerint qui debeant pro totis viribus suis observare tenere et facere observari pacem et libertates quas eis concessimus et hac presenti certa nostra confirmavimus ita scilicet quod si nos vel justiciarius noster vel ballivi nostri vel aliquis de ministris nostris in aliquo erga aliquem deliquerimus vel aliquem articulorum pacis aut securitatis transgressi fuerimus et delictum ostensum fuerit quatuor baronibus de predictis viginti quinque baronibus illi quatuor barones accedant ad nos vel ad justiciarium nostrum si fuerimus extra regnum proponentes nobis excessum petent ut excessum illum sine dilatione faciamus emendari et si nos excessum non emendaverimus vel si fuerimus extra regnum justiciarius noster non emendaverit infra tempus quadraginta dierum computandum a tempore quo monstratum fuerit nobis vel justiciario nostro si extra regnum fuerimus predicti quatuor barones referant causam illam ad residuos de viginti quinque baronibus et illi viginti quinque barones cum communa totius terre distringent et gravabunt nos modis omnibus quibus poterunt scilicet per captionem castrorum terrarum possessionum et aliis modis quibus poterunt donec fuerit emendatum secundum arbitrium eorum salva persona nostra et regine nostre et liberorum nostrorum et cum fuerit emendatum intendent nobis sicut prius fecerunt. Et quicumque voluerit de terra juret quod ad predicta omnia exequenda parebit mandatis predictorum viginti quinque baronum et quod gravabit nos pro posse suo cum ipsis et nos publice et libere damus licentiam jurandi cuilibet qui jurare voluerit et nulli umquam jurare prohibebimus. Omnes autem illos de terra qui per se et sponte sua noluerint jurare viginti quinque baronibus de distringendo et gravando nos cum eis faciemus jurare eosdem de mandato nostro sicut predictum est. Et si aliquis de viginti quinque baronibus decesserit vel a terra recesserit vel aliquo alio modo impeditus fuerit quo minus ista predicta possent exequi qui residui fuerint de predictis viginti quinque baronibus eligant alium loco ipsius pro arbitrio suo qui simili modo erit juratus quo et ceteri. In omnibus autem que istis viginti quinque baronibus committuntur exequenda si forte ipsi viginti quinque presentes fuerint et inter se super re aliqua discordaverint vel aliqui ex eis summoniti nolint vel nequeant interesse ratum habeatur et firmum quod major pars eorum qui presentes fuerint providerit vel preceperit ac si omnes viginti quinque in hoc consensissent et predicti viginti quinque jure quod omnia antedicta fideliter observabunt et pro toto posse suo facient observari. Et nos nichil impetrabimus ab aliquo per nos nec per alium per quod aliqua istarum concessionum et libertatum revocetur vel minuatur et si aliquid tale impetratum fuerit irritum sit et inane et numquam eo utemur per nos nec per alium.

§. 62.

Et omnes malas voluntates indignationes et rancores ortos inter nos et homines nostros clericos et laicos a tempore discordie plene omnibus remisimus et condonavimus. Preterea omnes transgressiones factas occasione ejusdem discordie a pascha anno regni nostri sexto decimo usque ad pacem reformatam plene remisimus omnibus clericis et laicis et quantum ad nos pertinet plene condonavimus. Et insuper fecimus eis fieri litteras testimoniales patentes domini Stephani Cant' archiepiscopi domini Henrici Dublin' archiepiscopi et episcoporum predictorum et magistri Pandulfi super securitate ista et concessionibus prafatis.

§. 63.

Quare volumus et firmiter precipimus quod Anglicana ecclesia libera sit et quod homines in regno nostro habeant et teneant omnes prefatas libertates jura et concessiones bene et in pace libere et quiete plene et integre sibi et heredibus suis de nobis et heredibus nostris in omnibus rebus et locis in perpetuum sicut predictum est. Juratum est autem tam ex parte nostra quam ex parte baronum quod hec omnia supradicta bona fide et sine malo ingenio observabuntur. Testibus supradictis et multis aliis. Data per manum nostram in prato quod vocatur Runingmed' inter Windelesorum et Stanes quinto decimo die Junii anno regni nostri septimo decimo.

90.

Unrichtig führt Henry IV, 22. die Urkunde bei Rymer S. 655, als Beleg für etwas an, das auf dem Reichstage zu Oxford geſchah; denn in ihr iſt die Rede davon, daß ſich dieſer verſammeln werde, und ſie wurde ſchon am zweiten Mai 1258 verfaßt. Die eidliche Zuſage vom König und ſeinem Sohne, daß ſie die Reichsverbeſſerung ſich gefallen laſſen würden, war

ſchon vor dem berühmten Parlamente zu Oxford geſchehen. Hume II. 192. begeht denſelben Fehler.

91.

Die angeführte Quelle ſagt ausdrücklich, daß dieſer Punct erſt auf dem Reichstage im Herbſte 1258 beſtimmt worden ſey: et provisum fuit ibi (ad Parlamentum sancti Michaelis) quod omni anno sit novus vicecomes per delectionem, qui in principio suo jurabit, quod aurum vel argentum a nullo recipiet, nec exennium (xenium) nisi comestibile; et quod duodecim denarios non excedat; nec hospitabitur cum aliquo in baliva sua, nisi habeat tenementum quadraginta librarum; et hoc nisi semel aut bis ad plus in anno, et devote rogatus cum equis quinque at plus. Hume beruft ſich dennoch S. 192 auf dieſe Stelle, daß zu Oxford in dem ſogenannten mad parliament obiger Artikel ausgemacht ſey; auch Henry S. 22 führt ihn irrig als einen Schluß dieſes Parlamentes an.

92.

Offenbar ſind die Artikel einer Staatsverbeſſerung in den annal. Burton. pag. 407 etc. nur Vorſchläge, über welche man nach dem Willen der Baronen im Parlamente berathſchlagen ſollte, nicht Schlüſſe, die ſchon von den Vierundzwanzig abgefaßt waren. Es lag auch in der Natur der Sache, daß die Baronen ſich zu Oxford vielmehr erſt eine neue Bahn für ihre

Abſicht ſchufen, als daß ſie ſogleich für das vorgegebene Werk der Staatsverbeſſerung wichtige Artikel aufgeſtellt hätten. Hume II. 192. 193. und Henry IV. 22. führen einiges als einen Beſchluß der Vierundzwanzig an, was blos von den Baronen als ein Punct der künftigen Reformation in Anregung gebracht war.

93.

Henry IV, 24. erzählt, daß der Graf von Gloceſter als Grund ſeiner Feindſchaft mit dem Grafen Leiceſter, den Uebermuth dieſes letzten angeführt habe, mit welchem derſelbe, ohne ſeine Genoſſen im Ausſchuſſe der Vierundzwanzig um Rath zu fragen, ſo manches in den Staatsgeſchäften vollbringe. Es iſt wahrſcheinlich, daß dies wirklich der Fall war; allein die Quellen ſagen nichts von dieſer Aeußerung des Grafen von Gloceſter. Durch ſolche kleine Verbindungsideen untergräbt man die hiſtoriſche Wahrheit auf eine unvermerkte Weiſe. Man wird aber zu ihnen um ſo leichter verführt, je ſchwerer wegen der Maſſe von kleinen zerſtükkelten Nachrichten wird, die Erzählung zu einem Ganzen zu machen.

94.

Et deposuit Dominus Hugonem Despensar de officio Justitiarii, et fecit Dominum Ballet Justitiarium, et amovit omnes de familia sua, quos Barones opposuerant; et abstulit sigillum suum de Magistro Nicholao de Ely, et commisit illud Domino Waltero de Morton. Chron. Thom. Wikes. 55. Matth. Paris. 850. Hume II. 203. und Henry IV, 24. 25. verſichern, daß König Heinrich alle Richter, Sheriffe, Befehlshaber in den Feſtungen u. ſ. w. verändert habe; allein die Quellen wiſſen von keinen anderen Veränderungen in den öffentlichen Würden, als den ſo eben angeführten. Ebenſo iſt es ein Zuſatz von Hume, zu welchem er durch ſie nicht berechtigt wurde, daß die vom König beſtellten Sheriffe Männer von Character und Ruhm geweſen wären.

95.

Hume hat in der Geſchichte der Gewaltthätigkeiten, welche zu London verübt wurden, einige kleine Untreuen ſich erlaubt, wodurch der gehäſſige Schein mehr als es die Wahrheit mit ſich bringt, von der Hofparthei abgewendet wird, und auf die Feinde derſelben fällt. Nicht fünfhundert Juden, wie er ſagt (S. 407), ſondern nur bis an vierhundert wurden bei dem Aufſtande in der Hauptſtadt ermordet. Th. Wikes. l. c. Daß darauf die Banquiers aus der Lombardei, ſelbſt einzelne reiche einheimiſche Bürger von der Wuth der Aufrührer überfallen ſind, erzählt er, ohne daß wenigſtens die Quellen, welche er anführt, irgend etwas davon melden. Gleichfalls iſt es blos eine willkührliche Verbindungsidee von ihm, wenn er ſagt, die Königin habe deswegen den Tower verlaſſen, weil ſie aus der Nähe ſolcher Bewegungen weggeſchreckt wäre. Die ausführlichſte Quelle über dieſe Begebenheiten, das Chron. Th. Wikes. ſagt ausdrücklich: cum (regina) quondam die, *nescio quid actura* usque Westmonasterium (bei anderen Windleshores) navigio cuperet se transferre etc.; und die übrigen Nachrichten ſprechen ſo, als habe ſie blos eine Spazierfahrt vornehmen wollen. Selbſt läßt ſich nach der Ordnung der Erzählung in den Quellen vermuthen, dieſe Fahrt der Königin ſey früher als die Gewaltthätigkeiten geweſen. Daß ſie mißhandelt wurde, weil man wußte, wie ſie kaum der friedlichen Geſinnung ihres Gemahls entgegengeſtrebt hatte, und daß eben der mit dem Grafen von Leiceſter übereinſtimmende Major der Stadt ſie in Sicherheit gebracht habe; dieſe Umſtände verſchweigt jener Geſchichtſchreiber. Dagegen erzählt er noch einige Züge, z. B. daß man gerufen habe: erſäuft die Hexe! daß man große Steine bereit hielt, um durch dieſelben ſie mit ihrem Schiffe zu verſenken u. ſ. w., wodurch das Betragen gegen die Königin noch ſchwärzer wird; aber die Quellen berechtigten ihn zu dieſen Zügen durchaus nicht.

96.

Hume findet die Entſcheidung Ludwig's von Frankreich billig und weiſe. Selbſt das Chron. Th. Wikes., welches weit mehr die Parthei des Hofes, als die der Baronen nimmt, ſagt doch: Rex Francorum forte minus sapienter et inutiliter quam deceret, eructatione siquidem improvisa suum praecipitavit arbitrium, p. 58, und die annales prioratus de Dunst., welche mit einer Unpartheilichkeit geſchrieben ſind, wie ſie ſelten unter Geſchichtſchreibern der bürgerlichen Unruhen ihrer Zeit und ihres Vaterlandes getroffen wird, drücken ſich ſo aus: Rex verum Franciae ad instantiam uxoris suae et reginae Angliae (ut dictum est) proprii honoris immemor, et se ultra potestatem sibi concessam extendens, contra barones in statutis et omnibus aliis, etiam non pertinentibus, deum nec veritatem habens prae oculis, pronuntiavit. p. 363. Dieſe Aeußerungen der beiden vornehmſten Quellen, und der Umſtand, daß keine andere auch nur das geringſte Lob des Königs von Frankreich hinzufügt, werfen auf die Gründe, die oben zum Nachtheile deſſelben angeführt ſind, wenigſtens in ſofern ein günſtiges Licht, daß ſie die Beſtimmung des Zeitalters zu haben ſcheinen, von welchem die Rede iſt. Außerdem dünkt es uns noch wider alle hiſtoriſche Wahrhaftigkeit, daß Hume dem Schiedsrichter Gründe unterſchiebt, nach welchen er ſein Urtheil gefällt haben ſolle. Dem König Ludwig ſchien es, ſagt er, daß die Verfügungen von Oxford nur als eine Auskunft für ein Zeitbedürfniß ausdrücklich getroffen wurden, und es daher ein Bruch der Treue von Seiten der Baronen war, daß ſie dieſelben nun als immerwährend darſtellen wollten. Erſtlich, dieſer Vorſtellung Ludwig's würden die Baronen entgegengeſetzt haben, nirgend ſey geſagt, daß die Anordnungen von Oxford nur dauern ſollten, bis ihr Zweck, die Staatsverbeſſerung, erfüllt wäre. Zweitens, keine

Nachricht ſagt, daß er dieſen Grund ſeiner Entſcheidung ſich gedacht habe: vielmehr führt er ſelbſt die beiden Gründe dafür an, daß ſchon viel Unheil aus den Verfügungen von Orford entſtanden ſey, und daß der Papſt ſeinen Fluch darüber ausgeſprochen habe. Dieſer Gründe des Schiedsrichters, die freilich ſehr ſchwach waren, erwähnt Hume gar nicht.

97.

Daß der König im Einverſtändniſſe mit den vorzüglichſten Einwohnern Londons, welche ihm alle geneigt geweſen wären, die Stadt durch ſie einzubekommen Hoffnung gehabt hätte, wie Hume erzählt II. 212., ſagen uns die Quellen nicht, welche er anführt. Die Chron. Walteri Hemingford. p. 582 in Thomae Gale scriptor. historiae Anglicanae erwähnen keines Einverſtändniſſes der königlichen Parthei mit Bürgern Londons, und die Annal. prior. de Dunst. nennen zuerſt die Juden, alſo den am meiſten verachteten Theil der Bürgerſchaft, als Verſchworne wider die Baronen, und ſagen, bei der Urſache, welche den Grafen von Leiceſter nach London von Rocheſter zurückzog: interim nuntiatum est comiti Simoni, quod nisi citius Londoni adveniret, per quosdam seditiosos civitas Domino Eduardo traderetur.

98.

In der Geſchichte der Schlacht bei Lewis und deſſen, was unmittelbar vorher und nachher ſich ereignete.

ſind wir bisweilen im Widerſpruch mit Hume, und müſſen daher noch einige Erörterungen hinzufügen. Die Bedingungen, unter welchen die Baronen dem Könige Frieden anboten, nennt jener Geſchichtſchreiber ungeheuer. Allein da einmal die Verfügungen von Oxford von Heinrich angenommen waren, ſo verdiente es immer Entſchuldigung, wenn Leiceſter ſie aufrecht erhalten wollte, und es war noch immer einige Nachgiebigkeit von den Baronen, daß ſie Erſatz für den Schaden anboten, welcher aus dem Kriege entſtanden, den die Verwerfung jener Statuten von Seiten des Hofes veranlaßte. Daß Leiceſter die oben angeführten Schritte, einen Frieden zu ſtiften, von London aus that, wie Hume erzählt, iſt wider den Bericht der Quellen. Er war ſchon ins Feld gerückt, als er jenen Verſuch machte, und früh am andern Morgen, da er am Abend des Konigs harte Antwert erhalten hatte, begann er ſchon die Schlacht bei Lewis. Quum rediissent, qui missi fuerant, nunciaverunt partem adversam bellum finaliter expectare. Igitur comes Simon totam noctem illam ducens insomnem, more solito vocavit, divinis officiis et orationibus, suos ad pure confessiones faciendo exhortando. Willielmus etiam de Cantilupo Wigorniensis episcopus, omnibus absolutionem impendens, jussit, ut in remissionem peccatorum pro justitia illa die viriliter decertarent, promittens omnibus taliter morientibus, ingressum regni coelestis. Certificati ergo de bello, mane ante solis ortum exeunt villam de Tlexnemge, ubi magna pars totam noctem pernoctaverat. Quae villa distabat a villa de Lewis per sex milliaria. Matth. Paris. 853.

Wir haben es uns zum Geſetz gemacht, von wichtigen Ereigniſſen nach allen ihren Eigenthümlichkeiten ein Bild ſo vollkommen aufzuſtellen, als wir nach der ſorgfältigſten Vergleichung der Quellen vermochten, ohne irgend einen Zug aus unſerer Einbildungskraft und Vermuthung hinzuzuthun. Hume und Henry, beſonders der letzte, geben häufig nur die Nachrichten der Quellen, ohne Sorge, ob man durch dieſelben zur Anſchauung gelange; und ſind dieſe Notizen dem Anſehen nach mit einander im Widerſpruche, ſo pflegen ſie durch irgend einen allgemeinen Ausdruck irgend eine Wendung der Mühe auszuweichen, denſelben zu löſen. Wir haben nicht geglaubt, uns dergleichen erlauben zu dürfen, und ſuchten unſere größere Umſtändlichkeit bei den Hauptereigniſſen dadurch weniger nachtheilig für die Kürze des Werkes zu machen, daß wir unbedeutende Gefechte, wovon wir oft nichts wiſſen, als daß ſie vorgefallen ſind, nicht wie ſie waren, noch was ſie wirkten, weniger zahlreich, als die beiden genannten Geſchichtſchreiber anführen. Auch in der Geſchichte des merkwürdigen Tages bei Lewis ſieht man z. B. bei ihnen nicht, wie König Heinrich in der Gefangenſchaft der Baronen gerieth, indem die Quellen ſich hier zu widerſprechen ſcheinen.

Unſere Erzählung oben gründet Hume zum Theil auf die beſtimmte Ausſage einer Quelle. Rex etiam

Henricus dextrario suo sub se confosso, reddidit se Comi Simoni de Monteforti, qui mox in prioratu apposita custodia est reclusus. Matth. Paris. 853. Nach dieſen Worten ſcheint es ausgemacht, daß der König, nachdem er ſich ergeben hatte, von Leiceſter nach der Abtei gebracht und auf ſeinem Befehl daſelbſt gefangen gehalten wurde. Allein Walther Hemingford, welcher nicht anführt, daß Heinrich an Simon von Montfort ſich gefangen gegeben, erzählt uns, der König wäre von ſeinen eigenen Kriegern in die Abtei gebracht, und alle Quellen erwähnen, daß Eduard, als er ſeinen Vater auf der Burg nicht gefunden, ihn dort aufgeſucht habe. Wie er dies konnte, wenn die Abtei ſchon in den Händen der Baronen war, und Heinrich von Kriegern derſelben gefangen gehalten wurde, ohne daß er ſelbſt in Gefangenſchaft gerieth (und dies war keineswegs der Fall, da er nachher noch Freiheit hatte, die Schlacht erneuen zu können) ließe ſich nicht anders, als durch die gewaltſamſten Vermuthungen erklären. Es ſcheint daher kein Mittel übrig die Quellen zu vereinigen, als die Weiſe unſerer obigen Erzählung. So lange es möglich bleibt, die Quellen gegen den Vorwurf einer Unrichtigkeit zu bewahren, iſt dies Pflicht deſſen, der ſie benutzt.

99.

Der Vertrag, welcher zu Lewis aufgerichtet wurde, heißt die Miſe von Lewis, ein altfranzöſiſcher Ausdruck für eine friedliche Uebereinkunft. Wiewohl er ſchriftlich verfaßt, und die Urkunde durch die Siegel der Häupter von beiden Partheien bekräftigt wurde, iſt er nicht durch die große Urkundenverſammlungen, noch durch andere Schriften, ſo viel wir wiſſen, bekannt geworden. Man lernt ſeinen Inhalt daher nur aus Chroniken kennen. Henry IV. S. 70 gibt ihn unrichtig an, wenn er ſagt, es wäre feſtgeſezt, daß die Proviſionen von Oxford bekräftigt ſeyn, und vollzogen werden ſollten. Sie wurden vielmehr einer neuen Unterſuchung unterworfen. Auch iſt es ſehr zweifelhaft, ob Eduard und Prinz Heinrich, wie Hume und Henry anführen, zu Geißeln für die Freiheit ihrer Väter in dieſem Vertrage angenommen wurden, wiewohl es mehrere Quellen verſichern. Aus folgenden Gründen dünkt es uns wenigſtens zweifelhaft. 1) Die Prinzen konnten nun der Macht der Baronen nicht mehr entgehen; daher wäre es thöricht geweſen, ſie nicht neben ihren Vätern gefangen zu halten, ſondern blos als Erſatz für die Freiheit dieſer. Jenen Fall aber auch nicht angenommen, ſo war Richard ein weit wichtigerer Gefangener, als ſein Sohn; König Heinrich, als Prinz Eduard. Wohl war dieſer lezte die eigentliche Seele der königlichen Parthei; aber ihn konnte Leiceſter doch nicht wie den Vater dazu brauchen, um im Namen des Königs ſeine Willkühr ſchalten zu laſſen. Alſo auch in ſofern wäre eine ſolche Auswechslung der Väter gegen die Söhne ſchon thöricht geweſen. 3) Die vornehmſte Quelle, die nicht auslässt, wodurch die Schuld Leiceſter's, welcher die Könige nebſt den Prinzen gefangen hielt, vermehrt werden kann, und uns einzig einigermaßen beſtimmte Nachricht über die Miſe von Lewis gibt, das Chron. Thom. Wikes. erwähnt des Umſtandes gar nicht, daß ſich die Söhne für ihre Väter als Gefangene geſtellt hätten; p. 63. In quo statuto continebatur, quod Dominus Eduardus et Dominus Henricus Romanorum Regis primogenitus, pro Marchiensibus et allis qui in ipso belli captibati non fuerant tamquam obsides tenerentur quousque v. nobiles de regno Franciae nominatim expressos, et per eos quos sibi duxissent associandos, ordinaretur status regnii nostrae. 4) Auch in ſpäteren Urkunden, wo der gefangene König Heinrich ſeines gefangenen Sohnes erwähnt, ſagt er nicht, daß dieſer als Geißel für ſeine Freiheit in die Gefangenſchaft gegangen ſey; ſondern eum charissimus filius Edwardus primogenitus noster pro pace in regno nostro assecuranda et firmanda obses tradibus extitisset etc. Rymer I. 802.

Außer dieſen obigen Beſtimmungen in Thomas Wikes über die Art, wie die Staatsverbeſſerung nach dem Vertrage von Lewis vorgenommen werden ſolle, ſagen alle Quellen, die wir kennen, nichts darüber. Hume verſichert, man hätte zu Lewis ausgemacht, daß der König von Frankreich erſucht werden ſolle, ſechs Franzoſen zu ernennen, drei Edelleute, drei Prälaten, welche ſechs ſich zwei von ihren Landsleuten und dieſe wiederum einen Engländer wählen ſollten, damit dann dieſe neun mit unumſchränkter Vollmacht den Zuſtand des engliſchen Reiches ordnen möchten. Für dieſe Behauptung, welche durchaus den beſtimmten Worten der obigen Quelle widerſpricht, hat er gar kein Zeugniß angeführt, und wir wiſſen nicht, worauf ſie ſich gründet. Eine kleine Unrichtigkeit dieſes Geſchichtſchreibers iſt es, wenn er ſagt, alle Gefangene von beiden Seiten hätten frei ſeyn ſollen. Es wurde ausgemacht, daß die Gefangenen, ſobald die erwähnte Staatsverbeſſerung vollendet wäre, ohne Löſegeld frei gegeben werden ſollten. Matth. Paris. 854. Henr. de Knighton. 2451.

100.

Zu unſerer Erzählung über die Begebenheiten ſeit der Schlacht bei Lewis müſſen wir noch einige Erinnerungen wider Hume hinzufügen. Er ſtellt Leiceſter's Nachſicht gegen die Seeräubereien der fünf Häfen in einen ſehr gehäſſigen Schatten, wenn er verſichert, derſelbe habe den dritten Theil von aller Beute der Seeräuber bekommen. S. 217. Die Quelle, worauf ſich der Geſchichtſchreiber beruft, Chron. Th. Wikes 65. ſagt wirklich keine Sylbe davon, und auch die übrigen Quellen haben jene Beſchuldigung wider Leiceſter nicht, in ſofern wir ſie erforſcht haben.

Derſelbe Schriftſteller klagt S. 218 den Grafen an, daß des Hauptartikels der Miſe von Lewis, nach welchem man ſich dem ſchiedsrichterlichen Ausſpruche des Königs von Frankreich unterwerfen wollte, keine weitere Erwähnung geſchehen ſey. Allein es iſt ſehr zweifelhaft, ob es wirklich einen ſolchen Artikel der Miſe von Lewis gegeben habe (ſ. die vorhergehende Anmerk.); dann bedarf es nur eines Blickes auf die Urkunde bei Rymer I. 796—798., um uns zu überzeugen, daß allerdings Anſtalten, durch den Einfluß des Königs von Frankreich den Frieden wieder herzuſtellen, von Leiceſter gemacht wurden, obgleich es ihm wenig Ernſt damit ſeyn mochte.

101.

Hume führt fünf, Henry ſechs Wächter des ſchottiſchen Reichs an. Walther Hemingford ſagt ausdrücklich, daß Eduard derſelben vier gefordert habe, p. 30, und in der Urkunde der Wächter über den wichtigſten Vertrag mit dem engliſchen Könige ſind auch nur vier genannt. Rymer. II. 485.

Inhalt der zweiten Lieferung.

Vorrede. I. Theil. Seite 3 bis 8

Geſchichte von England.

Erſtes Buch.

Britten und Römer.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Zwei Züge Cäſars nach Britannien, ohne daß er daſſelbe eroberte; aber Veranlaſſung zu einer näheren Kunde von der Inſel durch dieſelben. Bevölkerung Britanniens durch die Galen und Belgen. Naturanlagen der alten Britten. Urſprünglicher Unterſchied zwiſchen der Cultur der Galen und Belgen, vermehrt durch die Gegend ihrer Wohnſitze in Britannien. Verſchiedenheit ihrer Wohnungen, ihrer Kleidung. Gefallen der Britten am Schmucke, vorzüglich bei Feſten, Geſang, Muſik und Tanz bei denſelben. Der Sinn dafür wahrſcheinlich Urſache, daß kein Hang zu Glücksſpielen überhand nahm, ingleichen die ſtete kriegeriſche Beſchäftigung. Beſchaffenheit der kriegeriſchen Kunſt und der Wafſen bei den Britten. Politiſche Verfaſſung derſelben, entweder bloßes Familienleben oder Verein des Stammes. Geringe Macht der Oberhäupter eines Volkes, großes Anſehen des gebildeten Standes oder der Druiden, Seher und Barden. Urſprung deſſelben nicht in Britannien, aber ſein vorzügliches Gedeihen daſelbſt. Erziehung des Volkes durch die Druiden. Kreis ihrer Kenntniſſe; ihre Religion verſchieden von dem Volksglauben, und ſelbſt in dieſem die Lehre von der Unſterblichkeit, aber auch Menſchenopfer von großer Wichtigkeit. Grund, warum die Geſetze als Befehle der Götter gegeben wurden. Einfluß der Barden auf den Nationalcharacter; ihre politiſche Beſtimmung, ihr Anſehen im Kriege und bei Friedensſchlüſſen. Seite 11—30. I. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Zuſtand Britanniens, ſeit Cäſar's Zügen, und ſchwache Verbindung zwiſchen demſelben und Rom. Ernſter Plan zur Unterjochung der Inſel unter dem Kaiſer **Klaudius** und Umſtände, wodurch die Ausführung deſſelben erleichtert wurde. Römiſche Provinz in Britannien. **Suetonius Paulinus**. Eroberung der Inſel Angleſey durch ihn, und während derſelben der Aufſtand **Boadicea's**, durch deren Niederlage die Kraft der Britten gänzlich gebrochen wird. **Agricola** giebt ihnen römiſche Cultur für die verlorne Unabhängigkeit. Seine Gränzlinien der Provinz in Britannien, tiefer herab die Gränzmauer von **Septimius Severus**. Beim Verfall des römiſchen Reiches die Caledonier und deutſche Seeräuber die Plage Britanniens, welches durch den gänzlichen Abzug der Römer ihnen völlig preisgegeben wird. Untergang einer blühenden chriſtlichen Kirche auf der Inſel. Individuelle Entwickelung derſelben, ſowohl nach ihrer Verfaſſung, als ihren Lehren. Ihre innern Bewegungen zur Zeit des Abzuges der Römer, und des nahen Unterganges der Schöpfung derſelben in Britannien.

S. 31 bis 44. I. Bd.

Zweites Buch.

Angelſächſiſche Herrſchaft in Britannien.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Die Pikten und Schotten in Britannien. Vorhergegangene wichtige Veränderungen im Zuſtande Caledoniens durch den Sturz der Druiden, und beſonderer Einfluß deſſelben auf die Barden. Individuelle Lage Oſſian's und Character ſeines Genius. Zweck ſeiner Geſänge und ſeiner Cultur im Vergleich mit der Rohheit ſeiner Nation. Verwüſtung Britanniens durch dieſe. Die brittiſchen Stämme werden faſt in ihren alten Zuſtand zurückgeworfen. Ihr Entſchluß auf Veranlaſſung des Königs Vortiger, deutſche Seeräuber wider die Pikten und Schotten zu Hülfe zu rufen, und Rechtfertigung deſſelben. Die Inſel Thaneth, erſter feſter Sitz der deutſchen Seeräuber unter den Britten, ſehr bequem für ihren Plan, das Land dieſer letzteren für ſich zu erobern. Gründe, warum die Ueberſchwemmung Britanniens durch die Angelſachſen zerſtörender war, als die Eroberung anderer römiſchen Provinzen durch germaniſche Völker. Hengiſt, erſter König von Kent, und Entſtehung der kleinen angelſächſiſchen Königreiche in Britannien. Character und Finſterniß ihrer Geſchichte, in welche zuerſt mit der chriſtlichen Religion Licht dringet; Gründe, warum dieſelbe bei den Sachſen leichter Eingang finden mußte, als bei den Britten. Große Schwierigkeit, welche ſie auch bei jenen zu beſiegen hatte. Einführung des Chriſtenthums beſonders durch die Gemahlinnen der Könige, und großer Vortheil für die engliſche Kirche, daß Auguſtin zu ihrem Stifter von Gregor dem Großen erleſen wurde; weiſe, ſchonende Maaßregeln, welche dieſer Pabſt den Bekehrern der Angelſachſen vorſchrieb. Auguſtin, Erzbiſchof von Canterbury, bemüht ſich vergebens, auch die brittiſchen Biſchöfe unter ſeine Oberhoheit zu ziehen. Gewinn für die engliſche Kirche durch die Eintheilung in Gemeinen, von welchen jede ihren beſtimmten Prediger hatte. Erzbiſchof Theodor, Stiftung einer Schule zu Canterbury, auch einer Bibliothek durch ihn. S. 47 bis 68. I. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Intereſſe der Geiſtlichkeit, daß die ſchriftliche Geſetzgebung in Britannien begann; Ethelbert, der erſte chriſtliche König, Urheber derſelben. Schilderung ſeiner rohen Geſetze, und Bemerkung über die fortſchreitende Cultur in den Geſetzgebungen der folgenden Könige. Durch Ina's Verordnungen entſtand entſchiedener Einfluß der Ordalien auf das bürgerliche Leben der Angelſachſen. Urſache, warum man dieſem Könige Befeſtigung der Macht von Weſtſex vorzüglich zuſchreiben muß. Egbert, am Hofe Carl's des Großen gebildet, König von Weſtſex und dann König von England. Aehnlichkeit zwiſchen ſeinem Sohn Ethelwolf und Ludewig dem Frommen. Anfang der Verheerungen Englands durch die Schwärme Scandinaviens. Alfred der Große. Geſchichte ſeiner Jugend, und nachtheilige Umſtände beim Anfange ſeiner Regierung. Seine Schlachten, Vertheidigungsanſtalten, ſeine Flucht, ſein verborgener Aufenthalt in Sommerſetſhire. Nach ſeiner Wiedererſcheinung neuer

Kampf mit den Dänen, und endlich errungene Ruhe vor ihnen. Auffallendſte Erſcheinung in Alfred's Leben; ſein Eifer für die Wiſſenſchaften und ſchriftſtelleriſcher Ruhm zu einer Zeit, da das wiſſenſchaftliche Licht, wodurch das Land der Britten vorher berühmt geweſen, ſchon gänzlich erloſchen war. Urſachen dieſer wiſſenſchaftlichen Cultur, deren vornehmſtes Geſtirn Beda war, und ihres gänzlichen Unterganges im neunten Jahrhundert, wodurch Gelehrte wie Johann Erigena aus ihrem Vaterlande hinweggeſchreckt wurden. Alfred's Regierung fällt wie ein heller Tag in dieſe Finſterniß. Sein vertrauter Umgang mit gelehrten Männern, vorzüglich mit Aſſer, und genaue Eintheilung ſeiner Zeit, um für die Studien Muße zu gewinnen. Auf zwiefache Weiſe ſorgte er für die Bildung ſeiner Unterthanen, durch die Uebertragung belehrender Schriften in die angelſächſiſche Sprache, und durch Lehranſtalten. Schilderung der erſten, und Grundidee bei den letzten, daß die Bildung der Nation auf Cultur der Mutterſprache beruhen müſſe. Stufen in der Erziehung des Volkes. Verbindung zwiſchen Alfred's Eifer für dieſe, und Sorgfalt für Klöſter und Kirchen. Seinen Aufwand auch hierfür erklärt nur ein Blick auf ſeine Finanzverwaltung. Politiſche Verfaſſung des angelſächſiſchen Reichs. Die eigentlichen Staatsbürger beſtanden aus den Thanen und Ceorls. Erhebung der letzten zum Range der erſten, Hauptunterſchied zwiſchen dieſen, und ein ähnlicher zwiſchen den Ceorls. Die Maſſe der Sklaven und allmählige Milderung ihres Schickſals. Die Freigelaßnen. Kreiſe der bürgerlichen Ordnung im angelſächſiſchen Reiche, der Tithing, der Hundred, der Thriting, die Shire, welche letzte im Eorl, Aldermann oder Herzog ihr Haupt hatte. Deſſen Anſehen und Einkünfte. Wahl des Eorls; ſein Verhältniß zum Shiregerieven und zu den Rechtskundigen. Der Shiregemont und deſſen Ausſchuß. Der Burgemot. Der König und der Wittenagemot; Beſchreibung ihrer Geſchäfte, Rechte und Pflichten. Gerichtshof des Königs. Der Aldermann von England im Verhältniſſe zu dieſem letzten, was der Shiregerieve für den Eorl. Einkünfte des Königs.

Characteriſtik des engliſchen Volkes. Vervollkommnung der Lebensart, vorzüglich durch die Geiſtlichkeit. Ackerbau und verſchiedene Künſte durch ſie befördert, ingleichen der Handel, für welchen Alfred's Regierung gleichfalls Epoche macht. Dieſer König als Ideal der Naturanlagen der Angelſachſen. Sie und die Dänen leidenſchaftlich für Muſik und Geſang. Schilderung der Kleidung des engliſchen Volkes. S. 69 bis 123. I. Bd.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Eduard der Aeltere regiert von 901—927. Athelſtan bis 941. Edmund bis 946. Unglücklicher Tod des letzten. Sein Bruder Edred eignet ſich, die ſchädliche Richtung zu verſtärken, welche die angelſächſiſche Verfaſſung bekommen hatte. Gefahr für den Thron von den mächtigen adlichen Familien, welche zugleich die erſten Würden des Staates bekleideten, noch größere von der Geiſtlichkeit. Weitere Geſchichte der Kirche und hierarchiſchen Gewalt in England. Einfluß auf dieſelben von dem Ereigniſſe, daß der römiſche Biſchof ſich von dem griechiſchen Hofe losriß. Das Concilium von Kalkuith J. 785. König Offa von Mercien, Beförderer des päpſtlichen Anſehens. Weitere Schritte, die Kirche von der weltlichen Macht unabhängig zu machen, durch die Stürme der Normänner aufgehalten, eben ſo der fromme ſchwärmende Geiſt, der ſchon unter den

Angelſachſen emporgekommen war. Schilderung deſſelben. König Ethelwolf vorzüglich von ihm ergriffen, ſchenkt der Geiſtlichkeit den dritten Theil der Kronländereien, und verpflichtet ſich zu einem jährlichen Geſchenk an den päpſtlichen Stuhl. Günſtiger Umſtand für jene, daß die moſaiſchen Geſetze im Mittelalter ein großes Anſehen gewannen. Der Zehnte. Erzbiſchof Odo von Canterbury und Dunſtan die vornehmſten Beförderer der Hierarchie in England. Blick auf das frühere Leben von beiden. Sie ſtehen an der Spitze der Kirche, als Edred den Thron beſteigt. Die Verwaltung des Staates durch Dunſtan. König Edwi, der Sohn Edmunds, reg. v. J. 955. Seine kühne Denkart, welche die Herrſchſucht der Geiſtlichen verachtet, wird Quelle ſeines Unglücks. Er vermählt ſich mit Elgiva, ſeiner nahen Anverwandten. Mißhandlung und ſchreckliche Hinrichtung derſelben durch den Erzbiſchof Odo. Edwi ſtirbt vor Gram; ihm folgt Edgar, das Werkzeug der Mönche J. 959., und Dunſtan wird Erzbiſchof von Canterbury, der Fürſt der Mönche. Wohlthätiger Einfluß der Prieſterherrſchaft in dieſem Zeitpuncte. Unverdienter Ruhm Edgar's wegen deſſelben. Seine verliebten Abenteuer dem Staate verderblich, vorzüglich durch Elfrida's Thronbeſteigung. Beim Tode Edgar's ſie und Dunſtan gegen einander, und zugleich Krieg zwiſchen den Mönchen und den verheiratheten Prieſtern. Schreckliches Wunder, wahrſcheinlich durch Dunſtan, und Ermordung des jungen Königs Eduard durch Elfrida, wodurch ſie ihren Sohn Ethelred auf den Thron bringt J. 978. Urſachen, warum die neuen Ueberſchwemmungen der Dänen ſo gefahrvoll wurden: Schwächung des kriegeriſchen Sinnes der Angelſachſen, beinah vollendete Erblichkeit der Stelle des Eorl und Shiregerieven, und Furchtſamkeit des Nachfolgers von Dun-

ſtar. Das Danegeld. Erbitterung der Angelſachſen gegen die Dänen, und fürchterliches Blutbad unter denſelben. Swen's Rüſtung zur Rache. S. 121 bis 152. I. Bd.

Viertes Capitel.

Inhalt.

Urſachen, warum die Eroberung Englands durch Swen nicht ſchneller vollendet wurde. Ethelred's Flucht nach der Normandie, und neue Thronbeſteigung nach Swen's Tode. Seine verderbliche Freundſchaft für den verrätheriſchen Herzog Edrik von Mercien. Characteriſtik dieſes letzten und des Prinzen Edmund Ironſide, welcher zum König ausgerufen wird bei Ethelred's Tode. (J. 1016.) Muthiger Kampf Edmund's um die Krone; Theilung Englands zwiſchen ihm und Kanut dem Großen. Schreckliches Ende des erſten durch den Verräther Edrik. Trauriges Schickſal der Nachkommen Alfred's des Großen. Kanut, allgemeiner König von England. Untergang Edrik's. Nach demſelben ſichtbarer Plan Kanut's, die großen Statthalterſchaften gänzlich aufzuheben. Seine politiſchen Abſichten bei der Verheirathung mit Ethelred's Witwe, der Tochter des Herzogs von der Normandie. Seine Kunſt den Nationalhaß zwiſchen den Angelſachſen und Dänen zu mildern; beſonders aber Befeſtigung ſeiner Herrſchaft durch ſeine Freigebigkeit gegen die Geiſtlichkeit. Bei ſeinem Tode J. 1036. Succeſſionsſtreit. Harold und der Eorl Godwin von Kent und Weſſex. Ihre Treuloſigkeit und Grauſamkeit gegen den Prinzen Alfred. Auf Harold folgt ſein Bruder Hardikanut, J. 1039, über deſſen ſchnellen Tod gleichfalls große Freude herrſcht. Durch Godwin's Macht und Einfluß auf den Wittenagemot wieder ein angelſächſiſcher König in Eduard dem Bekenner.

(J. 1041). Große Veränderung in den engliſchen Sitten durch **Eduard's** Liebe für die Gebräuche und die Sprache der Normandie. Feindſchaft zwiſchen dem König und ſeinem Schwiegervater **Godwin**, durch den überhand nehmenden Einfluß der Normänner veranlaßt. Die Günſtlinge **Eduard's** werden aufgeopfert in ſeinem Friedensvertrage mit **Godwin**. Schilderung **Harold's** des Sohnes dieſes letzten, und ſeine Erhebung auf den Thron nach dem Tode **Eduard's**, (J. 1065), durch die faſt einſtimmige Wahl des Wittenagemot. Erbitterung ſeines Bruders **Toſti** über dieſelbe, und deſſen Bund mit dem Herzog **Wilhelm** von der Normandie. Großer Sieg **Harold's** über den König **Harold Harfagar** von Norwegen und ſeinen Bruder **Toſti**, welche beide unter den Erſchlagenen ſind. (J. 1066. Septemb. 24.) Fünf Tage nach dieſem Siege bei Stanfordbridge ſteht **Wilhelm** von der Normandie mit ſechszigtauſend Mann auf der Küſte von Suſſex. Grund der Anſprüche deſſelben auf den engliſchen Thron. Günſtige Umſtände, welche ihm erlaubten, ſein Herzogthum zu einer Unternehmung in England zu verlaſſen. Schilderung des Herzogs und ſeines Heeres. Die Geſinnung und Rüſtung **Harold's**. Vergebliche Unterhandlungen. Verſchiedenes Schauſpiel in beiden Lagern die Nacht vor dem Treffen. **Harold's** und **Wilhelm's** Schlachtordnungen. Die Schlacht in der Gegend von Haſtings. (J. 1066. Octbr. 14.) S. 153 bis 188. I. Bd.

Drittes Buch.

Das Lehnſyſtem in England.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Edgar Atheling unterwirft ſich dem Sieger **Wilhelm**. Krönung dieſes letztern in Weſtminſterabtei. Erwartungen über ſeine Regierung. Zwei entſcheidende Schläge von ihm, die engliſche Nation ganz in Abhängigkeit von ſich zu bringen. Sturz der einheimiſchen Geiſtlichkeit, Fall der mächtigen Grafen **Morkar** und **Edwin** von Northumberland und Mercier. Umſtand, durch welchen **Wilhelm** bei Unterdrückung der Empörungen begünſtigt wird. Einzige Art, wie der Unmuth der Eingebornen dem König noch gefährlich werden konnte. Eine Verſchwörung, auf ſie berechnet. Der Graf **Waltheof** von Northumberland, wider ſeinen Willen Theilnehmer derſelben. Unterdrückung der Empörung und Hinrichtung **Waltheof's**, des letzten mächtigen Großen von den Eingebornen. Glücklicher Umſtand, daß dieſe Empörung unterdrückt war, ehe **Wilhelm** einen gefährlichen Krieg mit ſeinem Sohne **Robert** jenſeit des Meeres führen mußte. Nach deſſen Beendigung denkt er daran, ſeinen Staat in England zu vollenden. (J. 1079.)

S. 191 bis 206. I. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Einführung des Feudalſyſtems in England und Abſichten **Wilhelm's** dabei. Suchte er gänzlich die angelſächſiſche Verfaſſung zu vertilgen? Unbeſtimmter Zuſtand Englands nach der Eroberung durch die Normänner. Hauptidee, daß der König Beſitzer alles Grundeigenthums war, und deshalb ſein Intereſſe, eine genaue Kunde von demſelben zu erhalten. Das Domesdaybuch. Grund, warum daſſelbe nicht vollſtändig und genau war. Eintheilung des Reiches in Ritterlehne. Die Baronen. Verhältniß derſelben zum König. Aftervaſallen. Ehemalige Thanen und Ceorle unter denſelben. Gab es noch freie Ceorle? Die Sokmänner. Zuſtand der Sklaven. Die Maſſe der Nation.

Die ausübende Gewalt floß im hohen Rathe am königlichen Hofe zuſammen. Schilderung der ſieben großen Kronbeamten. Uebrige Beiſitzer des Reichsrathes. Mehrere Kammern deſſelben, und eine von ihnen der Exchequer. Das Gericht der Grafſchaft oder Shire. Verfaſſung deſſelben. Anordnung des Eroberers mit dieſem Gerichte, wodurch der Geiſtlichkeit der Weg zur Unabhängigkeit gebahnt wird. Ausſchließung der Eingebornen von der ausübenden Gewalt, und daher vorzüglich neues Ueberhandnehmen der franzöſiſchen Sprache und Schrift. Die geſetzgebende Gewalt beruht blos beim König und bei ſeinen unmittelbaren Vaſallen. Die Verſammlung derſelben bewilligt auch die neuen Auflagen. Von welchen Abgaben iſt dies zu verſtehen? Drückendes Syſtem der Steuern. Große Einkünfte des Thrones.

S. 208 bis 222. I. Bd.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Schwierigkeiten der Regierung im engliſchen Staate nach Einführung des Lehnſyſtems. Wilhelm's des Eroberers Hauptmaxime, die oberlehnsherrlichen Rechte mit der größten Strenge zu behaupten. Ein auffallendes Beiſpiel davon an ſeinem Halbbruder, dem Biſchof Odo von Bayeux. Beſondere Schwierigkeit der Lage Wilhelm's durch den Umſtand, daß er die Feudalariſtocratie auf beiden Seiten des Meeres bekämpfen mußte. Der politiſche Haß zwiſchen ihm und dem König von Frankreich durch perſönlichen vermehrt. Seine Handlungen nahe vor ſeinem Tode. Schilderung ſeiner Söhne und Ernennung des zweiten, Wilhelm's, zum König von England. Er ſtirbt 1087 den

9. Septbr. Die Lage der Baronen. Urſache einer Verſchwörung gegen den jungen König. Klugheit wodurch dieſer die alten Eingebornen Englands für ſich wider die Baronen gewinnt. Die Ränke Wilhelm's II., ſeinem ältern Bruder die Normandie zu rauben. Der Sturm der Kreuzzüge wirft ihm dies Herzogthum und die Grafſchaft Maine zu. Characteriſtik des Königs in Beantwortung der Frage, warum er an dem erſten Kreuzzuge nicht Theil nahm. In ſeinem Character liegt Geringſchätzung der Geiſtlichkeit, die er auch aus politiſcher Rückſicht bekämpft. Anfang ſeines Streites mit dem Erzbiſchof Anſelm von Canterbury. Die Großen unterſtützten in dieſem Kampfe den König, welchen der Papſt zum Vortheil Anſelm's hintergeht. Dieſer muß als Vaſall büßen, was er als Erzbiſchof gewonnen. Wilhelm geräth in Gefahr, von der Kirchenverſammlung zu Bari mit dem Banne belegt zu werden. Er wird auf einer Jagd getödtet. J. 1100. Aug. 2. S. 223 bis 244. I. Bd.

Viertes Capitel.

Inhalt.

Heinrich wird zum König von England gekrönt. Ueber das nähere Recht des Herzogs Robert von der Normandie auf den Thron. Urſachen, warum dieſer Nebenbuhler für Heinrich furchtbar ſeyn konnte. Planmäßige Klugheit, mit welcher ſich der König zum Kampfe rüſtet. Sein Brief der Freiheiten; Beſtrafung des Biſchofes von Durham; Zurückberufung des Erzbiſchofes Anſelm. Uebereinkunft mit demſelben wegen der Schlüſſe der Kirchenverſammlung von Bari und wegen ſeiner Weigerung, dem Thron als Vaſall zu huldigen. Vermählung des Königs mit der Prinzeſſin

Mathilde aus dem Geſchlechte Alfred's des Großen. Indem er ſich durch ſolche Mittel die Liebe des Volks erwirbt, entflieht der Biſchof von Durham, und reizt den Herzog Robert zum Kriege. Dieſer landet glücklich in England. Vertrag zwiſchen beiden Brüdern. (J. 1101.) Wiederaufleben des Streites zwiſchen dem Thron und dem Grundſatze der Hierarchie, daß die Geiſtlichen ihm nicht huldigen ſollten. Zweideutiges Betragen des Papſtes. Anſelm's Reiſe nach Rom und Exilium zu Lion. Beilegung der Fehde zwiſchen dem König und dem päpſtlichen Stuhl durch Aufſtellung des Grundſatzes, daß die Prälaten Englands als Vaſallen Huldigung leiſteten, in der geiſtlichen Würde aber unabhängig vom Throne wären. Es gelingt dem König, durch denſelben Streich die Feudalariſtocratie zu demüthigen, und das Anſehen ſeines Bruders Robert in der Normandie zu ſtürzen. Schlacht wider denſelben. Des gefangenen Robert's weiteres Schickſal. Großes Anſehen Heinrich's. Schilderung deſſelben. Entwickelung ſeiner politiſchen Grundſätze. Nach beigelegter Fehde mit dem päpſtlichen Stuhl und Bezwingung der Normandie regiert Heinrich noch zwanzig und einige Jahre. In denſelben verſchlingen Kriege um die Normandie ſeine beſte Kraft, und veranlaſſen Zerſtörung ſeines häuslichen Glückes. Wilhelm, der Sohn Robert's. Ein faſt zwanzigjähriger Krieg wegen der Normandie zwiſchen ihm und ſeinem Oheim Heinrich. Beiſpiel von den großen Eigenſchaften dieſes letzten aus der Geſchichte dieſes Krieges. Sein Schmerz und ſeine Größe bei der Nachricht vom Tode ſeines Kronerben. Seine Anordnungen wegen der Nachfolge ſeiner Tochter Mathilde auf dem engliſchen Throne. Tod Heinrich's I. (J. 1135. Decbr. 1.)

S. 215 bis 277. I. Bd.

Fünftes Capitel.

Inhalt.

Heinrich's des Erſten Schweſterſohn, Graf Stephan von Blois, eilt nach England und wird gekrönt (J. 1135. December 22.). Wichtigkeit des königlichen Schatzes, welchen er durch den Biſchof von Salisbury erhält, und für ihn glückliche Mäßigung des Grafen Robert von Gloceſter, eines natürlichen Sohnes des letzten Königs. Sein Heer von Söldlingen. Großer Nachtheil für das königliche Anſehen und die bürgerliche Ordnung durch die Vergünſtigungen, welche Stephan den Vaſallen einräumen muß. Bruch zwiſchen ihm und dem Grafen Robert. Bedrängte Lage Stephan's. Einfall der Schotten in das nördliche England. Niederlage derſelben bei Cuttenmoor (Jahr 1138. Aug. 22.). Der König zerfällt mit der Geiſtlichkeit, und ſelbſt ſein Bruder, der Biſchof Heinrich von Wincheſter, unterſtützt Mathilde, die mit ihrem Bruder, dem Grafen Robert in England erſcheint. Stephan wird gefangen in der Schlacht bei Lincoln (J. 1141. Febr. 2.). Oeffentlicher Bund zwiſchen dem Biſchof von Wincheſter und Mathilden; dieſe wird als Königin anerkannt, nach der feierlichen Abſetzung Stephan's. Der Character der Königin Mathilde, vorzüglich Urſache von der Unſicherheit ihrer Herrſchaft. Ihr Unglück, und Gefangenſchaft ihres Bruders Robert. Auswechſelung deſſelben gegen König Stephan. Fortſetzung des Krieges. Tod des Grafen von Gloceſter (J. 1146.), und muthloſe Unthätigkeit Mathildens. S. 278 bis 292. I. Bd.

Viertes Buch.

König Heinrich der Zweite.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Heinrich, der Sohn Mathildens, erſcheint in England. Vertrag zwiſchen ihm und dem König Stephan. Tod dieſes letzten. (J. 1154. Octbr. 25.) Erſte Handlungen Heinrich's II. Allgemeine politiſche Lage deſſelben. In wie fern bezwang er Wales? Betragen des Königs gegen den päpſtlichen Stuhl. So geſchmeidig daſſelbe, bekommt er doch Streit mit dem Papſte. Schilderung ſeines Lieblings Thomas Becket. Umwandlung deſſelben, ſobald er Primas geworden. Urſachen des Zwiſtes zwiſchen ihm und dem König. Verſammlung in Weſtminſter, und Anfang der Ausführung der Plane Heinrich's wider die Anmaßungen der Geiſtlichkeit. Die Conſtitutionen von Clarendon. Inhalt derſelben. Eindruck, welchen ſie machen, und durch ſie veranlaßter Kampf. Sie werden vom Erzbiſchof beſtätigt. Der Papſt verwirft ſie größtentheils. Betragen Becket's dabei. S. 295 bis 321. I. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Thomas Becket ſucht England zu verlaſſen. Reichstag zu Northampton. Geldforderungen, wodurch der König den Erzbiſchof bedrängt. Schilderung des letzten Tages auf der Verſammlung zu Northampton. Urtheil über das Betragen des Königs. Flucht des Primas nach Frankreich, die gute Aufnahme, welche er bei dem Könige deſſelben und beim Papſte findet. Verſammlung bei dem letzten zu Sens.

Neue Verdammung der Conſtitutionen von Clarendon. Entſchloſſene und kluge Schritte des Königs von England. Excommunication einiger von ſeinen vornehmſten Dienern. Seine Maßregeln dagegen. Thomas Becket wird Legat von England. Zweideutiges Betragen des Papſtes. Krönung des Erbprinzen Heinrich durch den Erzbiſchof Roger von York. Friedensunterhandlungen zwiſchen dem König und dem Primas. Scene der Verſöhnung zwiſchen ihnen. Neuer Streit, noch ehe Becket England betreten hatte. Seine Erſcheinung in England. Er wird von Rittern des Königs ermordet, ohne Wiſſen deſſelben (1170. Decbr. 29.). Trauer Heinrich's. S. 322 bis 366. I. Bd.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Die Eroberung Irlands, ein Lieblingsgedanke Heinrich's. Blick auf die frühere Geſchichte der Inſel. Patrik, der Stifter des Chriſtenthums auf ihr. Sein Beiſpiel in Errichtung einer Lehranſtalt findet Nachahmung; daher die gelehrten Männer auf Irland und großer Ruf von der iriſchen Cultur. Erſcheinung der Normänner auf der Inſel, veranlaßt durch die Fehden zwiſchen den galiſchen Häuptlingen. Oſtmänniſche Herrſcher. Zuſtand Irlands zur Zeit Heinrich's II. Eiferſucht der übrigen Häuptlinge gegen den König von Leinſter, Dermod Mak Morrogh. Dieſer muß entfliehen (J. 1167.), und ſucht Hülfe beim König von England. Offener Brief deſſelben zur Unterſtützung Dermod's. Engliſche Vaſallen, welche ſich für dieſen erklären. Glücklicher Krieg des Königs von Leinſter. Bedenklichkeiten des Grafen von Pembroke, nach Irland zu ziehen. Zweideutiges Betragen Heinrich's gegen ihn. Dermod's Plan, die Oberherrſchaft der Inſel an ſich zu reißen. Eiferſucht des Königs von England üb. das Glück der Abenteurer in Irland. Bedrängte Lage dieſer letzten nach Dermod's Tode, und ihr Sieg über den König von Connaugth. Heinrich rüſtet ſich ſelbſt zum Uebergange nach Irland. Vertrag zwiſchen ihm und dem Grafen von Pembroke. Verrichtungen des Königs nach ſeiner Erſcheinung auf der Inſel. Er gewinnt die Geiſtlichkeit. Concilium zu Caſhel. Eindruck, welchen Heinrich auf die Eingebornen macht. Er verläßt die Inſel, weil Legaten des Papſtes in der Normandie auf ihn warten, um die Unterſuchung über Becket's Ermordung zu beginnen. Einrichtungen zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft in Irland vor ſeiner Abreiſe. Uebereinkunft mit den Legaten. Aufhebung der Conſtitutionen von Clarendon.

S. 363 bis 387. I. Bd.

Viertes Capitel.

Inhalt.

Blick auf Heinrich's II. Lage nach der Bezwingung Irlands, und Ausſöhnung mit dem päpſtlichen Stuhl. Characteriſtik ſeiner Eigenſchaften. Seine Raſtloſigkeit. Beſchreibung ſeines rüſtigen Aeußern. Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten. Gerechtigkeit und Billigkeit leuchten aus ſeiner Staatsverwaltung hervor. Aufhebung barbariſcher Gewohnheiten. Treffliche Verwaltung der Staatseinkünfte. Sein Grundſatz, daß Menſchenblut heilig ſey, und ſeine Gewalt über ſeine Lieblingsneigungen zum Beſten des Staates. Liebenswürdigkeit ſeines Herzens. Schatten in ſeiner Lage und ſeinen Eigenſchaften. Unbeſtimmtheit über die Erbfolge der Regenten in ſeinen Staaten kann ihm leicht eine häusliche Fehde, dieſe großes politiſches Unglück bringen. Dieſer Umſtand drohender durch des Königs geringe Gewalt über die erſten Eindrücke. Damit zuſammenhängende Hinterliſt, Treuloſigkeit und Unfähigkeit, einzelne Menſchen hinlänglich zu beurtheilen. Sein Hang zur Wolluſt. S. 383 bis 398. I. Bd.

Fünftes Capitel.

Inhalt.

Einfluß der frühen Krönung auf den jungen König Heinrich. Aufhetzung deſſelben durch die Mutter Eleonore gegen den Vater. Ausbruch der Verſchwörung, worin auch die beiden jüngern Prinzen Richard und Gottfried verflochten ſind. Ränke des franzöſiſchen Hofes. Großer Bund der Verſchwornen wider Heinrich II. Dieſer ruft Brabanzonen und den Papſt zu Hülfe. Sein Kriegsglück in den franzöſiſchen Provinzen. Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart in England. Seine ſonderbare Buße an Becket's Grabe. Während ſeines Aufenthaltes in London die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs von Schottland. Glückliche Beſiegung der Aufrührer in England. Der alte König erſcheint wieder ſiegreich auf dem feſten Lande. Allgemeiner Friede. S. 399 bis 417. I. Bd.

Sechstes Capitel.

Inhalt.

Heinrich ſucht die Unordnungen abzuſchaffen, welche während des Krieges mit ſeinen Söhnen überhand genommen hatten. Seine Härte dabei. Großer Nutzen ſeiner Eintheilung des Reiches in ſechs Kreiſe und der Beſtellung von herumreiſenden Beamten für dieſelben. Neue Störung ſeiner wohlthätigen Anordnungen durch einen neuen Krieg mit ſeinen Söhnen. Veranlaſſung dazu ein Krieg zwiſchen denſelben. Todeskrankheit des jungen Königs Heinrich (J. 1183.), und Urtheil über denſelben. Tod des dritten Prinzen, Gottfried. Blick auf die beiden lebenden Prinzen Richard und Johann. Mit dieſem letzten, ſeinem Lieblinge, macht der Vater einen unglücklichen Verſuch, ihn zum Statthalter von Irlend zu bilden. Schilderung des Zuſtandes dieſer Inſel ſeit der Abreiſe des Königs von ihr. Die Macht von Roderich O Konor. Scene bei der erſten Erſcheinung Johann's zu Waterford. Seine elende Regierung. Der Vater ruft ihn zurück. Neue häusliche Fehden und Krieg mit dem Könige von Frankreich lenken Heinrich's Aufmerkſamkeit von Irland ab. Die Veranlaſſung dazu iſt nicht rühmlich für ihn. Der Ausbruch der Feindſeligkeiten aufgehalten durch die Bemühung des Papſtes, die engliſche und franzöſiſche Macht zu einem Kreuzzuge zu bewegen. Anordnungen des Königs dafür. Ungeheure Geldſummen dafür in England aufgebracht. Mitten unter dieſen Vorbereitungen Ausbruch der Feindſeligkeiten, vorzüglich durch den Prinzen Richard, der ſich mit dem franzöſiſchen Hofe verbindet. Unglückliche Lage des Königs von England. Friedensverſammlung in der Nähe von Tours. Zerrüttetes Herz Heinrich's II., und ſein Tod. S. 418 bis 442., I. Bd.

Fünftes Buch.

Verfall der Königsmacht und der große Brief der Freiheiten.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Der Königin Eleonore Befreiung aus dem Gefängniſſe von Wincheſter. Erſte Maaßregeln derſelben und ihres Sohnes

Richard. Urtheil über dieſen, und Zuſammenhang zwiſchen ſeinem Character und ſeiner Begierde, einen Kreuzzug zu unternehmen, wie zwiſchen dieſem und dem Blutbade unter den Juden am Tage ſeiner Krönung. Schändliche Maaßregeln **Richard's**, um auf das prächtigſte gerüſtet nach dem Orient gehen zu konnen. Sein Kanzler **Wilhelm Longchamp**, Biſchof von Ely; und der Biſchof von Durham. Streit zwiſchen dieſen beiden Vorſtehern des Staates, und Sieg des erſten. Tyrannei deſſelben in der Abweſenheit **Richard's** im Orient. Ruhm und trauriges Schickſal des Königs von England, während des Kreuzzuges und bei der Rückkehr. Er wird Gefangner des Herzogs von Oeſterreich und des Kaiſers. Plan des Biſchofs von Ely, auf den Fall von **Richard's** Tode. Schmähliche Flucht des Kanzlers aus England. Rolle des Prinzen **Johann**. Verbindung zwiſchen ihm und dem Könige von Frankreich wider den gefangenen **Richard**.

S 445 bis 461. I. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Engliſche Geſandte bei dem gefangenen **Richard**. Unterhandlungen wegen ſeiner Befreiung, und Bemühung **Longchamp's** dafür. Willkührliches Verfahren der Regierung in England bei Hebung des Löſegeldes. Immer höher ſteigende Habſucht des Kaiſers. Schändliche Abſichten des Königs von Frankreich und des engliſchen Prinzen **Johann**. König **Richard** erſcheint wieder in England. Seine Mittel ſich wieder zu bereichern, und zum Kriege mit Frankreich zu rüſten. Allgemeine Bemerkung über die Fehden zwiſchen **Richard** und **Philipp**. Rechtfertigung des erſten wegen der Ermordung des Markgrafen von Montferrat.

Theilnahme der engliſchen Nation für Richard's unbefleckten Ruhm, erklärt aus ſeinen Eigenſchaften. Seine Zügelloſigkeit Veranlaſſung ſeines frühen Todes.

S. 462 bis 475. I. Bd.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Urtheil über die Rechte des Prinzen Johann und Arthur's von Bretagne auf den Thron. Der Primas Hubert erklärt ſich für den erſten. Grundſätze in ſeiner Rede bei der Krönung. Gefahr, worin Arthur ſchwebt. Vereinigung der Könige von Frankreich und England wider ihn. Neue Abgaben in England zu den Kreuzzügen. Johann's Verluſt durch dieſelben. Entrüſtung Arthur's wider ihn durch die Ränke des Königs Philipp Auguſt. Unglück und Tod des jungen Herzogs von Bretagne. Johann, als ſein Mörder angeklagt; durch das Urtheil der Pairs von Frankreich, ſeine eigene Feigheit und Trägheit faſt aller Beſitzungen ſeines Hauſes jenſeit des Meeres beraubt. Maaßregeln in ſeiner Habſucht in England. Seine Landung zu Rochelle zur Wiedereroberung ſeiner Länder, ſein Glück, und darauf der ſchmachvollſte Waffenſtillſtand. Er geräth in Zwiſt mit dem Papſte Innocenz III. wegen einer ſtreitigen Wahl für die Stelle des Primas. Der Papſt zwingt einen Theil des Capitels von Canterbury, den Cardinal Stephan Langton zum Erzbiſchofe zu wählen. Johann's Zorn und Härte gegen die Mönche des Erzſtiftes. Meiſterhaftes Betragen des Papſtes gegen ihn. England wird mit dem Interdicte belegt. Schilderung ſeines Zuſtandes. Die Gegenwehr des Königs. Grund ſeines ſonderbaren Verfahrens gegen die Baronen; Wilhelm von Braouſe. Ruin des Landes, der Univerſität

Oxford. Des Königs Perſon ſoll mit dem Kirchenbanne belegt werden. Verfahren ſeines ſcheuen Gemüthes. Sein unerwarteter Zug nach Irland. Weitere Verbreitung engliſcher Cultur auf der Inſel. Der Papſt predigt einen Kreuzzug wider Johann, und verheißt dem Könige von Frankreich, als dem Anführer deſſelben, die engliſche Krone. Rüſtungen des Königs Philipp Auguſt. Gegenrüſtungen Johann's. Er unterſchreibt eine Urkunde des Friedens, vom Papſte abgefaßt, unterwirft ſich dieſem gänzlich, und empfängt von ihm England und Irland als Lehne. Erbitterung des Königs von Frankreich, durch die Vertilgung ſeiner Flotte ohne Wirkung. S. 476 bis 506. I. Bd.

Viertes Capitel.

Inhalt.

König Johann wird vom Banne freigeſprochen. Seine Verheißung. Statt ihrer Rache, als die Baronen ihm nicht zum Zuge nach Frankreich folgen wollen. Der Primas Stephan Langton ſucht ihn aufzuhalten. Plan deſſelben. Zuſammenhang zwiſchen Johann's Character und ſeinem Haſſe gegen die chriſtliche Religion. Seine Geſandtſchaft an Miramoulin, einen arabiſchen Herrſcher in Spanien. Plan wider Stephan Langton. Bund der Stände wider den König, und deſſen gänzliche Verſöhnung mit dem päſtlichen Stuhle. Der zwanzigſte November 1214, großer Bundestag der Baronen. Ihre Erſcheinung vor dem Könige. Bewegungen deſſelben. Durch die Waffen wird er gezwungen, auf Runemede die große Urkunde der engliſchen Freiheit zu unterſchreiben.

S. 507 bis 524. I. Bd.

Inhalt der zweiten Lieferung zweiter Band.

Geſchichte Großbritanniens.

Sechstes Buch.

Einführung des dritten Standes ins Parlament, und erſte Vereinigung der drei Kronen von England, Schottland und Irland zu einem Königreiche.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Freude in England über den großen Brief der Freiheiten. Wuth des Königs Johann. Seine Verbindung mit dem päpſtlichen Hofe wider die neue Freiheit. Vernichtungsbulle wider dieſelbe. Söldlinge des Königs zum Krieg wider die Baronen. Blutdürſtiger Geiſt derſelben. Planloſigkeit der Baronen; aber ihr großer Vortheil der Beſitz von London, und der Geiſt der Burger dieſer Hauptſtadt. Dennoch Berufung des franzöſiſchen Prinzen Ludwig auf den Thron. Vergebliche Bemühung des Papſtes ihn zurückzuhalten. Ungehemmter Zug Ludwig's nach London. Merkwürdige Ausſage eines ſterbenden franzöſiſchen Ritters. Abwendung der engliſchen Baronen von Ludwig; aber ihre Verſöhnung mit Johann durch den Tod deſſelben verhindert. Krönung des älteſten Prinzen Heinrich. Deſſen Schutz der Graf Wilhelm von Pembroke. Gänzlicher Verfall des Anſehens des franzöſiſchen Prinzen. Vertrag, wodurch er der engliſchen Krone entſagt.

S. 7 bis 29. II. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Weiſe Staatsverwaltung des Grafen von Pembroke. Tod deſſelben. Hubert von Burgh. Mißverhältniß zwiſchen ſeinem Character und der Stimmung der Nation. Beſtätigung des großen Briefes der Freiheiten. Rückſicht auf die Forſtgeſetze. Krieg jenſeit des Meeres. Grund ſeines ſchlechten Erfolges, vorzüglich in den Planen Hubert's von Burgh. Haß großer Partheien wider dieſe Plane. Schritt, wodurch er den Haß der ganzen Nation erweckt. Tod des edeln Primas Stephan Langton. Vermehrter Druck von der Habſucht des römiſchen Hofes. Allgemeine Stimmung und Peter von Wincheſter. Urſachen von Hubert's Sturze. Drückende Verwaltung des Biſchofs von Wincheſter und der Fremdlinge. Sturz der Hofparthei. S. 30 bis 53. II. Bd.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Hoffnung für England von der Vermählung des Königs, beſtätigt durch einige vortreffliche Anordnungen, aber bald gänzlich zertrümmert. Verſchwörung zwiſchen den provenzaliſchen Fremdlingen, päpſtlichen Legaten, und dem Hofe. Gründe, wodurch der Druck noch unerträglicher wird. Neue Zerrüttung des Staates durch den unbeſonnenen Krieg, welchen Heinrich wider Ludwig von Frankreich beginnet. Betrachtung über die Urſachen, warum er ohne entſcheidenden Widerſtand mehrere Jahre ſein Land plündern und jede bürgerliche Ordnung zerrütten kann. Endlich erzwungene neue Beſtätigung der großen Urkunde der Freiheiten auf der Reichsverſammlung im Jahr 1235.

S. 54 bis 65. II. Bd.

Viertes Capitel.

Inhalt.

Neues Unglück für England, durch den Plan des römiſchen Hofes das Hohenſtaufiſche Haus zu ſtürzen. Die ſicilianiſche Krone wird dem Bruder Heinrich's angeboten; der König ſtrebt nach ihr für ſeinen Sohn Edmund. Große Verſchwendung für dieſen Zweck. Einzige Hoffnung in der Zerrüttung auf den Grafen Richard von Cornwall, zerſtört durch ſeine Beſteigung des deutſchen Thrones. Endlich ein innerer Zuſtand Englands, wie der Ehrgeiz Leiceſter's ihn wünſcht. Schilderung ſeiner Eigenſchaften. Sturz der Halbbrüder des Königs ſein erſter Plan. Er wendet ſich an die Nation. Die ganze Regierungsgewalt in die Hände von vier und zwanzig Baronen gegeben, deren Seele der Graf von Leiceſter. Beſchreibung der erſten Schritte dieſes Ausſchuſſes. Gänzlicher Ruin der Hofparthei und ihre getäuſchte Hoffnung, durch die Ankunft des Königs der Deutſchen ſich zu heben. S. 66 bis 83. II. Bd.

Fünftes Capitel.

Inhalt.

Spaltung bei der Parthei der Baronen, veranlaßt durch Uneinigkeit zwiſchen den beiden einflußreichſten Simon von Montfort, Grafen von Leiceſter, und Richard Klare, Grafen von Gloceſter. Beſchwerden des kleinen Adels wider die Reichsverbeſſerung der Baronen gegen den Prinzen Eduard, und ſeine ablehnende Antwort. Verhältniſſe der Geiſtlichkeit und des päpſtlichen Hofes zu den Baronen. Erfolg einiger Schritte Heinrich's ihre Gewalt zu vernichten. Standhaftes Benehmen des Prinzen Eduard dabei. Gründe des Grafen von Leiceſter einem ſchiedsrichterlichen Spruche des Königs von Frankreich in den Streitigkeiten mit dem Könige ſich nicht unterwerfen zu wollen. Tod des Grafen von Gloceſter. Leiceſter nun Haupt der Baronen. Verſammlung der Großen zu London, und gewaltſame Maaßregeln Leiceſter's, den Verordnungen von Oxford Gültigkeit zu bewahren. Theilnahme der meiſten Großen und der Stadt London an dem bürgerlichen Krieg unter ſeinen Fahnen. Ungemeine Zerrüttung des Reichs. Erbitterung gegen die Königin, welche keine Sicherheit mehr in England findet und nach Frankreich geht. Siege, und Friedensanträge Leiceſter's, wodurch der Prinz Eduard beſtimmt wird, ſich den Baronen zu widerſetzen. Volksſtimmung für Montfort's Annahme einer ſchiedsrichterlichen Entſcheidung Ludwig's von Frankreich, und Unweisheit derſelben.

S. 81 bis 102. II. Bd.

Sechstes Capitel.

Inhalt.

Unvermeidlicher bürgerlicher Krieg. Die bedenkliche Lage der Baronen nach dem ſchiedsrichterlichen Spruche Ludwig's erleichtert durch denſelben. Rüſtung des Königs. Einnahme von Notthampton, Leiceſter und Nottingham durch die königlichen Krieger. Rüſtung und Bund Simon's von Montfort mit achtzehn Baronen und der Stadt

London. Belagerung von Rocheſter durch die Verbündeten. Aufhebung derſelben beim Herannahen des königlichen Heeres zum Entſatz. Vereitelte Verſchwörungen, die Stadt London dem Hofe zu übergeben. Zug des Königs gegen die Küſte, in Hoffnung, die Stadt. mittelſt der Flotte der fünf großen Seehäfen zu bedrängen Zuſammentreffen der Heere des Königs und Leiceſter's in Suſſex. Friedensanträge der Baronen; ſchnöde zurückgewieſen. Schlacht bei der Abtei Lewis, den 14. Mai 1264. Vollkommener Sieg der Baronen. Gefangennehmung des Königs Heinrich, des Königs der Deutſchen und vieler Großen während der Schlacht. Gefangenſchaft des Prinzen Eduard und anderer Großen nach derſelben in Gemäßheit eines Vertrages. Beſtimmungen dieſes Vertrages. Die Niederlage der Hofparthei vollendet durch Anordnungen, welche Heinrich im Gewahrſam Leiceſter's nach deſſen Gutdünken erlaſſen muß. Maaßregeln von dieſem, die Bewohner der Seehäfen zu gewinnen, um den Königlichen Beiſtand aus Frankreich abzuſchneiden. Allgemeine Fühlbarkeit des Drucks, womit deren Wirkungen den Handel belaſten.

S. 103 bis 116. II. Bd.

Siebentes Capitel.

Inhalt.

Leiceſter lindert den Unmuth über den Druck, welchen er ausübt, und vergrößert zugleich ſeine Macht durch Anordnungen, welche ſcheinbar die Verbeſſerung des Staates bezwecken. Unterdrückter Aufſtand einiger Baronen zu Wiederherſtellung der Freiheit der königlichen Familie. Vereitelter Erfolg der Werbung und Rüſtung der Königin in Flandern zu demſelben Endzwecke; desgleichen der beabſichtigten Vermittlung des Papſtes. Zuſammenberufung eines Parlamentes zu London. Dreifache Weiſe, wie Leiceſter dieſes benutzen will, um ſeine Macht dadurch zu befeſtigen: durch Einführung eines dritten Standes und der niedern Geiſtlichkeit in daſſelbe, den geringen Theil der Nation an ſein Intereſſe zu ketten; die Gehäſſigkeit, womit die Haft des der Nation werthen Prinzen Eduard ihn belaſtet von ſich zu wälzen, ohne dieſem gleichwohl Gebrauch und Genuß der Freiheit zu verſtatten; ſich der, an Adel und Macht ihrer Häuſer ihm gleichen, und mit ihm entzweit ſeinem Anſehen gefährlichen Baronen, Robert's Grafen von Derby und Gilbert Klarus von Gloceſter zu erledigen. Gefangenſetzung Robert's. Gilbert kommt ihm durch Flucht zuvor. Zug wider ihn. Unterhandlungen und Befreiung des Prinzen Eduard zu Heereford.

S. 117 bis 127. II. Bd.

Achtes Capitel.

Inhalt.

Empfindungen Eduard's I. bei den Nachrichten vom Tode ſeines erſtgebornen Sohnes und ſeines Vaters. Huldigung der vornehmſten Großen in England. Staatsrath während der Abweſenheit des Königs. Turnier mit dem Grafen von Cavaillon, Chalon und Burgundien zu Venaiſſin. Aufenthalt Eduard's am franzöſiſchen Hof und in Guienne. Krönung zu Weſtminſter den 10. Auguſt 1274. Politiſche Anſichten Eduard's. Vereinigung von England, Schottland und Irland zu einer Macht. Nothwendige Befeſtigung der bürgerlichen Ordnung zur Möglichkeit der Erreichung eines ſolchen Endzweckes. Vorzügliche Hinderlichkeit des Fürſten Lewellyn von Wales. Deſſen Verbindung mit dem Hauſe Montfort. Gefangennehmung ſeiner Verlobten, der Tochter Leiceſter's, und ihres Bruders. Bedingungen, unter welchen Lewellyn den Eid der Treue leiſten will, von Eduard verworfen. Krieg mit Wales. Der Bruder Lewellyn's beim engliſchen Heer. Einſchließung vom Heere Lewellyn's auf Snowdon. Gründe, warum dennoch Friede (1277. den 19. Novbr.) Ausſicht auf baldige Erneuerung des Krieges durch die Bedingungen dieſes Friedens. Vaterländiſches Gemüth David's von Wales. Seine Befürchtungen bei Eduard's Maaßregeln zur Unterdrückung der Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes. Vereinigung der Brüder zu Aufrechthaltung der vaterländiſchen Freiheit. Beginn eines neuen Krieges mit Wales durch David. Eroberung der Inſel Angleſey. Verunglücktes Wagſtück Lucas von Thanys beim Angriff auf Wales. Nachtheilige Wirkung der zu großen Sicherheit Lewellyn's und der Welſchen im Glauben an die Erfüllung alter Volksweißagungen. Schlacht an der Brücke Erewyn. Tod Lewellyn's. Unterwerfung der vornehmſten welſchen Baronen. Verfolgung David's. Urtheil und Hinrichtung deſſelben. Eduard's weitere Ausführung des Planes, ſeine Herrſchaft über die ganze Inſel zu verbreiten. Verlobung ſeines Sohnes mit der Königin Margaretha von Schottland. Ihr Tod. Streitigkeiten um die ſchottiſche Krone. Schiedsrichterliches Benehmen des zum Rathgeber von den Schotten erkohrnen Eduard.

S. 128 bis 156. II. Bd.

Hiſtoriſch-kritiſche Beilagen. S. 157 bis 262. II. Bd.

Druckfehler
in der zweiten Lieferung.

Im erſten Theil.

Seite 52 Zeile 7 von oben fehlt hinter aufſuchte, waren es.
— 73 — 20 v. o. ließ deſſelben ſtatt derſelben.
— 102 — 16 v. o. ließ Männer ſtatt Männer mußten.
— 111 — 5 v. o. — Shiregemote ſtatt Shiregmont.
— 150 — 15 v. o.—normänniſchem ſt. normanniſchem.
— 156 — 13 v. o. — ſollten ſtatt follten.
— 233 — 11 v. o. — Abentheuer ſtatt Abentheurer.
— 249 — 13 v. o. — verheirathen ſtatt heirathen.
— 273 — 11 v. o. — feindlich ſtatt freundlich.
— 265 — 19 v. o. — 1010 ſtatt 1100.
— 304 — 10 v. o. — auch ſtatt auf.
— 316 — 7 v. o. — Beſitzer ſtatt Beiſitzer.
— 317 — 22 v. o. — einen ſolchen ſtatt eine ſolche.
— 377 — 11 v. o. — den nächſten ſtatt dem nächſten.
— 418 — 19 v. o. — Vater ſtatt Vatrr.
— 433 — 4 v. o. — Meng ſtatt Menge.
— 434 — 11 v. o. — ſollten ſtatt ſolliten.
— 435 — 21 v. o. — Stimmungen ſtatt Stimmung.
— 461 — 15 v. o. — da ſtatt daß.
— 477 — 23 v. o. fällt einmal für weg.
— 506 — — — Note fällt auf S. 111 weg.
— 524 — — — fällt in der Note 2 und S. 114 weg.
— 495 — — — fällt in der Note 1 und S. 110 weg.

Vom Bogen A bis Cc iſt unten im Norm ſtatt: Erſte Liefr. Dritter Bd., Zweite Liefr. Erſter Bd. zu leſen.

Im zweiten Theil.

Seite 26 Zeile 4 v. o. ließ Nachricht ſtatt Rachricht.
— 41 — 6 v. o. — in ſeiner ſtatt in feiner.
— 44 — 26 v. o. — Southwarth ſtatt Southwazt.
— 47 — 14 v. o. — gegen ſtatt wegen.
— 49 — 7 v. o. — Mahnung ſtatt Wohnung.
— 50 — 10 v. o. — ließ Irland ſtatt England.
— 64 — 15 v. o. — dieſelbe ſtatt dieſelben.
— 88 — 24 v. o. — ferne ſtatt ferner.
— 91 — 18 v. o. — ihm ſtatt ihn.
— 96 — 15 v. o. — um ſtatt und.
— 110 — 10 v. o. — Rechte ſtatt Aechte.
— 118 — 1 v. o. — Klare's ſtatt Klarus.
— 123 — 6 v. o. -- worden ſtatt werden.
— 123 — 10 v. o. — mit den ſtatt ſich mit den.
— 123 — 23 v. o. — um ſtatt und.
— 125 — 9 v. o. — aber ſtatt gab aber.
— 153 — 2 v. o. — orcadiſchen ſtatt arcadiſchen.
— 158 — 13 v. o. — Anondale ſtatt Amandale.
— 166 — 1 v. o. — leſen ſtatt lcſen.

S. 211 fällt die Angabe der Seite über der 63ſten Anmerk. weg.
Ebend. in der 65ſten Anmerk. Z. 2 ließ bona fide ſtatt bona ſide.

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Dritte Lieferung.

Erſter Band.

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin
im deutſchen Muſeum.
1819.

[illegible] 157

Geſchichte

der

Reformation in Deutſchland

vom

Reichstage zu Nürnberg 1543

bis

zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Erſter Theil.

Inhalt
des erſten Bandes.

Erſtes Buch.

Einleitung über die frühere Geſchichte der Reformation.

Zweites bis Drittes Buch.

Geſchichte der Reformation in Deutſchland.

An Planck in Göttingen.

Indem ich Ihnen, mein verehrter Freund, dies Buch weihe, übergebe ich Ihnen zum Theil Ihr Eigenthum. Von Ihrer Anſicht ſehr vieler Seiten der Reformationsgeſchichte darf man nicht abweichen, ohne in Irrthümer zu gerathen.

Wenn Sie in Ihrem herrlichen Werke die politiſche Geſchichte der Reformation nur betrachteten, um die Entſtehung und Ausbildung unſers Lehrbegriffs auf das Vollkommenſte zu beleuchten; ſo war dieſer für mich nur in ſofern der Aufmerkſamkeit werth, als durch ihn der Geiſt der politiſchen Verhandlungen während des Kampfes, welchen die Glaubensverbeſſerung veranlaßt hatte, mit beſtimmt wurde.

Immer war die Geſchichte der Reformation durch folgende Gedanken mir ſehr merkwürdig. Die Königsgewalt in Deutſchland wollte ſie benutzen, um die Nation wieder unmittelbar an ſich zu ſchließen, die Macht zu zerſtören, durch deren ſeltſame Geſtalten ſie von derſelben abgeriſſen war, und dem Kaiſer that es wohl, durch das Syſtem, welches aus dem geängſteten Herzen eines Mönches entſprang, das düſtere Gebäude des Papſtthums zu vernichten. Den Raub, welchen der römiſche Biſchof und die Lüſternheit der Reichsſtände nach Herrſchergewalt gegen ihren Herrn und gegen den Thron verübt hatten, nun an denſelben zurückzugeben, ſollte die Reformation ſie zwingen. Darauf rechnete der tiefe Sinn Carl's V. am meiſten, daß durch die neue Lehre faſt die Mehrheit der Reichsſtände gezwungen war, mit dem Papſtthum in dem tödtlichſten Haß zu leben. Jahrhunderte hindurch hatten das Papſtthum und die Mittelmacht in Deutſchland ſich wechſelſeitig gegen den Kaiſer unterſtützt. Jetzt trat der Zeitpunct ein, wo auf einmal dieſe Politik gänzlich umgekehrt wurde. Die Gefahr, womit die neue Lehre das Papſtthum bedrohte, war ſo groß, daß es glaubte, mit der kaiſerlichen Macht gemeinſchaftliche Sache wider die Reichsſtände machen zu müſſen, welche den gefährlichen Meinungen anhingen. Daß die Hierarchie den Kampf wider dieſelben verlieren würde, entſchied ſich früher, als daß auch das Königthum, da es ihm nicht gelang, die Reformation zu benutzen, um den Thron durch ſie zu ſeinem alten Glanze wieder zu erheben, eben durch ſie ſeine Erniedrigung in Deutſchland gleichſam vollendet, und kraft der Geſetze, welche von europäiſchen Mächten beſchützt wurden, auf immer beſchloſſen ſehen müßte.

Dieſe Gedanken ſind es, woraus das Buch entſtanden iſt, welches ich Ihnen weihe. Sie, mein verehrter Freund, wiſſen nun auch, warum ich die Geſchichte der Reformation bis zum Reichstage zu Nürnberg im

J. 1543 nur als Einleitung in einem Umriß, und die folgenden Zeiten in einer andern Manier mit Ausführlichkeit und mit Anführung der Quellen gearbeitet habe.

Bis zu dem angegebenen Zeitpuncte nämlich ſind die Begebenheiten der Reformation für den politiſchen Standpunct, aus welchem ich ſie betrachte, ſchwankende und formloſe Maſſen. Keine Parthei wußte bis dahin beſtimmt, welche Richtung ſie den großen Ereigniſſen ihrer Zeit geben wollte. Iſt doch ein Jahrzehend vergangen, ehe in unſern Zeiten ſich einige Mächte beſtimmt gedacht zu haben ſcheinen, wie ihre Haltung gegen die franzöſiſche Revolution ſeyn ſolle. Seit dem erwähnten Reichstage aber bemerkt man das Syſtem, welches Carl V. ſich für die deutſchen Angelegenheiten gebildet hatte, in ſeiner vollendeten Geſtalt, und die Begebenheiten von dieſem Zeitpuncte an bis zum Religionsfrieden von Augsburg geben uns ein Schauſpiel, worin die Vorſehung ſelbſt ein Kunſtwerk geliefert hat, von welchem der Geſchichtſchreiber ohne beſondere Schwierigkeit ſeine Copie zu nehmen vermag.

Jene Gedanken, welche der belebende Keim dieſer Darſtellung ſeyn ſollen, reichen freilich weit über den Religionsfrieden zu Augsburg hinaus, und erhalten erſt durch den weſtphäliſchen Frieden ihre vollkommene Entwickelung; aber ich habe meine Kräfte ſchon andern Werken von großem Umfange geweiht, daß ich nicht ohne Unruhe auf ein fernes Ziel auch für dieſe Arbeit geſchaut haben würde..

Auch hege ich die Furcht, daß ich ſchon durch dieſen Anfang meiner Geſchichte der Reformation oft den Leſer ermüden werde. Er beſteht zum Theil aus der Beſchreibung von Verhandlungen, durch welche man nur mit Schneckengang vorwärts gelangte. In ihnen liegt aber dennoch der Aufſchluß für den Geiſt der Partheien und für die Begebenheiten, deren Betrachtung mehr anzieht. Ohne die hiſtoriſche Gründlichkeit zu verletzen, ohne alſo das Kunſtwerk ſelbſt zu zerſtören, welches die Vorſehung in jene Begebenheiten gelegt hat, durften wir die wiederholten Unterhandlungen nicht unerörtert laſſen. Aber es bedarf, um durch ſie nicht ermüdet zu werden, einer ſo leiſen Aufmerkſamkeit, einer ſolchen Ruhe des Genuſſes, daß ich für mein Buch in einem Zeitalter fürchte, welches ſelbſt zu ſeinen Genüſſen den Schwung revolutionärer Leidenſchaften bringt.

Vielleicht werden Sie es tadeln, daß auf der Sprache in dieſer Darſtellung ein gewiſſer Character jener Zeiten liegt, aus welchen der Stoff iſt. Ihn einigermaßen ſehen zu laſſen, bewogen mich folgende Gründe. Die Sprache des Geſchichtſchreibers ſoll von unbedingter Selbſtſtändigkeit ſeyn, die aus dem Begriff der Geſchichte erwächſt, und an kein Zeitalter erinnert. Eben ſo ergibt ſich aus der Natur eines hiſtoriſchen Kunſtwerkes, und iſt nothwendig nach jener Selbſtſtändigkeit der Sprache, daß ein gleicher Grundton in ihr herrſche. Will man nun, um die Zeiten, welche man beſchreibt, lebendig darzuſtellen, unmittelbar die Perſonen der Begebenheit reden laſſen, ſo tritt die Schwierigkeit ein, ob man die unbedingte Selbſtſtändigkeit der hiſtoriſchen Sprache und ihre Gleichförmigkeit unverletzt erhalten kann, indem man die eigenthümliche Rede der Perſonen anführt?

Mir ſchien es, als wenn die deutſche Sprache, wenn man ſie zum hiſtoriſchen Gebrauch ſich bildet, zu ihrer weſentlichen Geſtalt im Zeitalter der Reformation Neigung empfände, nur nicht zu vielen fehlerhaften Eigenthümlichkeiten damaliger Rede. Deshalb verſuchte ich, die Erlaubniß, manche Aeußerungen der handelnden Perſonen unmittelbar anzuführen, mir zu erwerben, indem ich ſolche Reden auswählte, in welchen die weſentliche Geſtalt damaliger Sprache am reinſten von zufälligen Mängeln erſcheint, und meine Schreibart überhaupt zu derſelben hinneigte, in ſofern es nicht höhere Geſetze verboten.

Bei dieſem Verfahren leitete mich noch eine Nebenrückſicht. Nichts kommt unſern Zeitgenoſſen ſo nichtswürdig und lächerlich vor, als theologiſche Zwiſte. Das ganze Gebäude der poſitiven evangeliſchen Religion iſt eigentlich ſchon zertrümmert, und nur Wenige haben ſeinem Wanken und Sturze mit Theilnahme zugeſehen. Wie ſollte man noch die Geſchichte des Eifers, womit man ehemals die Steine zu demſelben zuſammenfügte, theilnehmend betrachten? Dann auch ſind wir an ſo ungeheure kriegeriſche Schauſpiele gewöhnt worden, daß die kleinen Fehden während der Reformation, wenn man die letzten entſcheidenden Schläge abrechnet, uns kaum der Erwähnung werth ſcheinen. Nun aber waren jene theologiſchen Zwiſte, und dieſe kleinen Kriege mein Hauptſtoff. Da achtete ich es für Gewinn, wenn ich ſchon durch die Sprache den Leſer mit Gewalt daran erinnern konnte, daß er ſich gänzlich von den Gefühlen und Vorſtellungen unſerer Tage losreißen, und dem Zeitalter, welches ich beſchreibe, durchaus hingeben müſſe.

Verzeihen Sie mir, mein theurer Freund, dieſe Bemerkungen. Vor Ihnen möchte ich am wenigſten ſo erſcheinen, als wäre ich leichtſinnig in der Wahl der Eigenthümlichkeiten, die ich einer hiſtoriſchen Darſtellung gebe. Freilich würden Ihre Freundſchaft und Ihr Scharfſinn auch ohne einen Antrieb von meiner Seite auf meine Rechtfertigung ſinnen; aber ich überlaſſe denſelben gewiß noch Arbeit genug, theils um viele Unvollkommenheiten, welche mir verborgen dieſes Werk überhaupt an ſich trägt, zu entſchuldigen, theils beſonders bei dieſem erſten Theile, welchen ich ohne hiſtoriſch-kritiſche Beilagen hingebe, die dem zweiten beigefügt werden ſollen, und weil vor Vollendung einer hiſtoriſchen Schrift manches Mangel zu ſeyn ſcheint, was nach der reifſten Ueberlegung geſchah. Ihre vertraute Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen der hiſtoriſchen Kunſt und Ihre Freundſchaft werden ſchon jetzt wiſſen, wie Manches wegen folgender Ereigniſſe eben ſo geſtellt wurde, warum bald dieſes Datum fehlen, bald jenes hervorgehoben werden mußte.

Berlin, den 3. Mai 1800.

Woltmann.

Erſtes Buch.

Einleitung

über die frühere Geſchichte der Reformation.

Einleitung.

Erſtes Capitel.

Alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurch haben das Papſtthum und die Verfaſſung der Deutſchen mit einer beiſpielloſen Gewalt auf ihre beiderſeitige Bildung gewirkt. Der Character der Geſchichte ſeit dem Sturze des römiſchen Reiches erhielt von jenem gegenſeitigen Einfluſſe derſelben vorzüglich ſein Gepräge.

Germanien ſtrömte ſeine rauhen Söhne über die Provinzen des weltbeherrſchenden Staates aus, und die politiſchen Bande zwiſchen dem Orient und dem Occident wurden zerriſſen. Nun war es möglich, daß in dem letzteren ein Beamter des griechiſchen Kaiſerthums dem Anſehen ſeines Oberherrn Hohn ſprach, und ihm den Gehorſam förmlich aufkündigte, nachdem er in den rauhen Wäldern Deutſchlands durch den unermüdeten Bonifaz ſchon den Grund zu ſeiner künftigen Hierarchie gelegt hatte.

Noch ohne ein ſicheres Eigenthum, von welchem er nicht hätte befürchten müſſen, daß der Sturm der Zeiten, welcher es ihm zugeworfen, daſſelbe auch wieder entführen werde, ſah der römiſche Biſchof freilich eine unendliche Macht vor ſich, welche er durch den ſchon eingeführten Geiſt des Chriſtenthums, und während des Kampfes der germaniſchen Staaten, theils unter einander, theils in ihrem Innern, vielleicht würde erobern können. Allein ſo lange das Syſtem **Carl's des Franken**, welcher durch ihn mit der Kaiſerkrone geſchmückt war, ungeſchwächt beſtand: ſo lange die freien Väter der Familien, auf deren Rechten von jeher die germaniſche Nation beruhte, durch den Heerbann und die gleiche Theilnahme an der geſetzgebenden Gewalt, zum Staate, und mit ihrem Oberhaupte unmittelbar, vereinigt wurden: durfte ſich die römiſche Hierarchie nicht eine allgemeine Herrſchaft im Abendlande verſprechen, die nur auf den Gräbern der Nationen, und zwiſchen wankenden Thronen in einer durchgängigen Sklaverei der Geiſter begründet werden konnte. Deshalb war der wichtigſte Moment für ſie, als das Lehnſyſtem die Nationalfreiheit verſchlang, und die bisherigen Bürger der Staaten entweder zu Sklaven wurden, oder eine Mittelmacht zwiſchen Sklaven und den Königen bildeten. Zum Glücke für den römiſchen Biſchof feſſelte er zu derſelben Zeit den Beherrſcher desjenigen Landes, in welchem dieſe Mittelmacht am leichteſten gedeihen konnte, den deutſchen König, indem er ihn zum Kaiſer krönte, und ihm einen Spielraum in Italien gab, welcher ſeine Aufmerkſamkeit von Deutſchland unaufhörlich ablenkte.

Nun war für die weitere Bildung des Papſtthums und unſerer vaterländiſchen Verfaſſung der Hauptpunct gefunden, daß der römiſche Biſchof, um als Herr über den Kaiſer das Oberhaupt der abendländiſchen Welt zu werden, ſtets dahin ſtreben mußte, jene Mittelmacht in Germanien auf das ſtärkſte wider den Thron zu befeſtigen; der deutſche König aber dahin zu ſehen hatte, wie er jene wieder zerſtören, und das unmittelbare Band zwiſchen ſich und der Nation wieder anknüpfen könne.

Keiner von allen Kaiſern ſcheint dieſem Hauptpuncte der Politik des deutſchen Thrones ſo große Entwürfe geweiht zu haben, als Maximilian I., welcher nur in der Ausführung derſelben nicht gleich planmäßig war, wie in der Erfindung, und durch das neue große politiſche Syſtem, welches ſich am Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu bilden anfing, zu ſehr verhindert wurde, ununterbrochen auf die Form des deutſchen Reiches zu wirken.

Auch war die Mittelmacht in demſelben faſt ganz bis zur unabhängigen Herrſchaft der Großen gediehen, daß ſie nur durch die außerordentlichſten Verhängniſſe wieder zu Grunde gehen konnte.

Ungefähr in gleichem ſteigenden Verhältniſſe mit ihr hatte die päpſtliche Hierarchie ihre glanzvolle Höhe erreicht, auf welcher ſie im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts mit einer Pracht thronte, deren Strahlen auch die ſchärfſten Augen ſo blenden konnten, daß ſie die Urſache nicht ſahen, warum dieſelbe bald verdunkelt werden mußte.

Die ungeheure Macht dieſer Hierarchie beruhte zuletzt auf der Finſterniß der Geiſter und der Unwiſſenheit, in welcher die Nationen in Hinſicht auf ihre Verhältniſſe gegen einander Jahrhunderte hindurch gelebt hatten. Sobald der Sinn für Erforſchung der Wahrheit erwachte, und beim Herannahen des ſechszehnten Jahrhunderts vorzüglich durch das Studium des Alterthums ein glühendes Leben gewann; ſobald ſich, wie die Liebe für die Wiſſenſchaften von Italien ausgegangen war, in dieſem Lande auch der Mittelpunct für eine umfaſſendere Politik der europäiſchen Staaten bildete, mußte das Papſtthum um ſo heftiger erſchüttert werden, je leichter es war, die Dogmen ſeiner Herrſchſucht durch die Lehren eines reineren Chriſtenthums, auf welchen der Stempel der Rechtgläubigkeit nie von der Kirche vertilgt wurde, ohne Gefahr der Ketzerei zu bekämpfen, und je häufiger der römiſche Biſchof, der auch in den neuen Weltverhältniſſen die erſte Rolle glaubte ſpielen zu müſſen, die Blößen ſeiner bisherigen Anſprüche aufdeckte.

Allein den verderblichſten Stoß ſchien das Papſtthum nur von Deutſchland her erhalten zu können, und gerade aus demſelben Grunde, warum es bisher durch daſſelbe vorzüglich unterſtützt ward. Es mußten wunderbare Umſtände zuſammenwirken, wenn Jünglinge, die für Thronen beſtimmt waren, eine Bildung erhalten ſollten, die ihnen Kraft und Luſt gab, ſich über den Aberglauben ihrer Zeiten zu erheben. Wenn auch ein aufgeklärter Geiſt an das Ruder eines großen Staates kam, ſo durfte er wohl den einzelnen Papſt mißhandeln; aber ſeine Verhältniſſe mit andern Herrſchern, und Rückſichten auf die mächtige Geiſtlichkeit ſeines eigenen Reiches mißriethen ihm den Angriff auf das Papſtthum. Ganz anders verhielt es ſich mit der zahlreichen Gruppe der deutſchen Fürſten. Aufgewachſen in einem einfachen Familiencirkel, und vor Lüſten gehütet, welche den Sinn für die Wahrheit abſtumpfen; aufgeklärt durch einen Erzieher, der vielleicht blos wegen der Einfalt ſeiner Sitten gewählt wurde, aber eingeweiht war in das reinere Chriſtenthum, wie ſchon viele Geiſtliche in Deutſchland ſeyn mochten, ohne deshalb öffentliche Feinde der hierarchiſchen Gräuel zu werden; bekannt durch einen ſolchen Erzieher mit dem Geiſte der Lehre von Jeſus, ſo konnte mancher deutſche Fürſt Licht des Verſtandes und Drang des Characters genug haben, um den Kampf mit dem rohen Aberglauben ſeiner Zeit nicht zu ſcheuen. Das entgegenſtehende Intereſſe des Kaiſers und des Papſtes ſchützte ihn gegen jede Verfolgung, die ihn etwa als einen Reichsunterthan deshalb hätte treffen können, zumal wenn er zu den mächtigſten Reichsſtänden gehörte; und ſeine einheimiſche Geiſtlichkeit konnte leichter gezügelt werden, als in einer großen Monarchie. Erſcholl in einer ſolchen die Stimme der Wahrheit, und ward auch durch den Beifall des Herrſchers unterſtützt, ſo war es doch ſchwer, ihr einen langen Schwung zu verleihen, und die Partheien, welche für und wider die neuen Lehren ſich rüſteten, blieben doch immer nur Partheien von Unterthanen deſſelben Staates. Dagegen konnte es in Deutſchland nicht fehlen, daß zwiſchen den Herrſchern ſelbſt ein feuriger Kampf für und wider Meinungen entſtand, ſobald von irgend einer Provinz her dem Papſtthume der Krieg erklärt war; und dieſer Umſtand war das verderblichſte, was ihm begegnen konnte. Jedes Vorurtheil kann ſeines Unterganges gewiß ſeyn, ſobald es ſich zum hartnäckigen Streite mit der entgegenſtehenden Wahrheit einlaſſen muß.

Wenn die Gruppe von deutſchen Staaten, welche durch die Politik der römiſchen Hierarchie vorzüglich entſtanden, voll von Klippen war, an welchen dieſe ſcheitern mußte, im Falle daß ein bedeutender Sturm ſie angriff, ſo war ihr der deutſche Geiſt, wie er vornehmlich durch jenes Staatenſyſtem ſeinen Character bekommen hatte, gleichfalls ſehr gefährlich. Durch keinen Einfluß eines allmächtigen Hofes mit einem Gepräge allgemeiner Denkart bezeichnet, durch keine Verfeinerung der Sitten, welche der Cultur des Verſtandes und Characters zuvoreilt, jener kräftigen Unſchuld beraubt, ohne welche man nicht leicht zum Märtyrer für die Wahrheit wird, und daher durch die wiederaufgelebten Wiſſenſchaften nur mit ſtärkerer Gluth für die Forſchung belebt, unterdeſſen in Italien ein neuer Strom von Laſtern ihnen nachſtürzte; aufgerufen zu einem regen wiſſenſchaftlichen Leben durch die vielen höheren Lehranſtalten, welche in den verſchiedenen Staaten des Reichs mehr als die Academien irgend eines andern Landes, unter ſich wetteiferten; beſtimmt, unter dem nordiſchen Himmel, der Verführung der Phantaſie zu widerſtehen, die feineren Netze ſchwärmender Zankſucht durch ſeine geſunde Natur zu zerreißen, und durch keine zu unfreundliche Schöpfung für den Enthuſiasmus erſtarrt: ſo trat der Deutſche in das ſechszehnte Jahrhundert mit kräftigem Gemüthe und kräftigem Arme, ein furchtbarer Streiter wider die Sklaverei, in deren Feſſeln die päpſtliche Politik einen großen Theil der Menſchheit geworfen hatte. Zur Zeit wichtiger Revolutionen begann in ſeinem Vaterlande die außerordentlichſte mit einer erhabenen Stille.

In jenem großen Zeitpuncte, da eine neue Welt kaum entdeckt war, und durch fortgeſetzte Entdeckungen immer mehr erweitert wurde, da der Welthandel einen neuen Gang nahm; Europa zum erſtenmale ſeine Staaten in einen ſtarken politiſchen Schwung brachte: da bedeutende Erfindungen allmählig hiſtoriſches Daſeyn bekamen, Deutſchland eine neue Geſtalt zu gewinnen ſchien, ſo wie viele andere Reiche eine beſtimmtere Form, indem der helvetiſche Bund zu einem ſelbſtſtändigen Staate ſich empor arbeitete; während jenes großen Zeitpunctes bereiteten die bangen Zweifel, welche mit Schwermuth die Seele eines jungen Mönchs zu Erfurt überzogen, die wichtigſte der Begebenheiten, welche die neueren Jahrhunderte vom Mittelalter trennen.

Luther entriß ſich den Armen ſeiner Freunde auf der hohen Schule zu Erfurt, und ſuchte die Einſamkeit eines Auguſtinerkloſters der Stadt. In einem Zirkel ſeiner Genoſſen, welchen er zur Ergötzung durch Muſik bei ſich verſammelt hatte, that er ihnen kund, daß ſie ihn zum letztenmale in ſeiner gegenwärtigen Lage erblickt hätten. Mitten in der Freude wollte er von der Welt ſcheiden; denn es war nicht Ueberdruß an derſelben, was ihn dazu trieb, ſondern das Bedürfniß, in der Einſamkeit dem Ideale nachzuſtreben, nach welchem ſich mit dunklem Gefühle, das durch eifriges Studium der ſcholaſtiſchen Philoſophie keineswegs befriedigt war, ſeine ganze Seele ſehnte. Die Stille des klöſterlichen Lebens, und das Beiſpiel vortrefflicher Männer, welche ſich in Klöſtern, die ſo oft der greuelvolle Sitz von Wolluſt und Dummheit waren, himmliſche Einfalt und Stärke des Geiſtes erworben hatten, konnten einem

Jünglinge, welcher den Drang fühlte, ſein inneres glühendes Leben zuerſt auf die Vervollkommnung ſeiner ſelbſt zu verwenden, ehe es auf die Welt um ihn her ausſtrömt, leicht in einem romantiſchen Lichte erſcheinen. Aber um ſo größer war auch die Gefahr, daß die neuen Verhältniſſe, in welche er getreten, ihm bald ſich düſterer darſtellen möchten, als ſie für den Unbefangenen waren, und daß alsdann die furchtbarſte Schwermuth ſich über ſeine Seele lagern werde. Luther erſchien ſchon im erſten Jahre in den Kloſtergängen mit dem Ausdrucke einer zerrütteten Seele in ſeinen Geſichtszügen, der Haltung ſeines Körpers, ſeinen Schritten; und die äußere Unthätigkeit, in welche er durch ſeine Trauer gerieth, war wohl vorzüglich Urſache, daß die Obern des Kloſters ihn zu den härteſten, niedrigſten Geſchäften brauchten. Zwar hatte er das Glück, daß die Bürde nicht lange auf ihm laſtete; denn der Generalvicar des Auguſtinerordens in Deutſchland, Johannes Staupiz, kam in das Kloſter zu Erfurt, und erinnerte den Prior deſſelben, den jungen Mönch, der ſeine Theilnahme erregt hatte, hinfort milder zu behandeln; zwar verlieh derſelbe edle Mann, dem er in der Beichte die Urſache ſeiner Schwermuth, nämlich den ſteten Kampf mit Gedanken, von denen Schrecken ausgehe, ganz offenbart hatte, ſeinem Geiſte erquickende Hoffnung, indem er ihn verſicherte, eben dieſe innern Kämpfe wären ein Zeichen von einem hohen Plane, welchen die Vorſehung mit ihm ausführen wolle; allein ſolche Seelen, wie Luther, können aus der Nacht ihrer Gedanken nicht eher zur Heiterkeit gelangen, als bis ſie zu dem Ziele ihrer Forſchung gekommen ſind, zu welchem das Bedürfniß und die Sehnſucht ſie trieben. Die Trauer des jungen Mönchs nahm daher nach der Entfernung des Generalvicars von neuem zu, und ſelbſt die Harmonie der Muſik, wodurch ihm ſeine Freunde oft die Schwermuth verſcheucht hatten, war nun mit ihrer Wirkung vor ihm verſtummt. Sein Körper erlag unter der Angſt ſeiner Seele, und fiel in eine tödtliche Krankheit.

Ein alter Mönch, der ihn beſuchte, und die bangen Gedanken vernahm, die ihn an den Pforten einer andern Welt vorzüglich beängſtigen mußten, ſuchte ihn mit den ſymboliſchen Worten: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden!“ zu beruhigen; und plötzlich war die düſtere Seele des Jünglings wie von einem höheren Glanze beleuchtet. Dieſer Augenblick der Begeiſterung war vielleicht im ganzen Leben Luther's der ſtärkſte Beweis von ſeinem außerordentlichen Geiſte.

Was ihn nämlich gequält hatte, war der edle Schmerz aller Menſchen beſſerer Art, die nicht zur vollen Aufklärung gelangt ſind, daß ſie die Unmöglichkeit fühlen, jene hohe Tugend zu erreichen, deren Bild ihnen vorſchwebt, und deren Erreichung ſich ihnen als Pflicht darſtellt. Ohne die Ueberzeugung, daß die menſchliche Natur in der ſteten Annäherung zu Idealen ihre Beſtimmung habe, kann der edle Menſch gegen jenes Gefühl nur in der Religion Troſt finden, nur in dem Glauben, daß die Gnade des höchſten Weſens über die Entfernung der Einzelnen von dem Ziele der ſittlichen Natur hinweg ſehen werde; nur durch dieſen Glauben kann er ſeiner Seligkeit gewiß ſeyn. Luther fand in ihm plötzlich alle ſeine Zweifel gelöſet, den Grund ſeiner Aufklärung, ſeiner ganzen Lehre. Da er nun um dieſelbe Zeit ſich mit dem Leſen der heiligen Schrift ſehr beſchäftigte, ſo fand er in ihr, was ihm nach dem Geiſte derſelben ſehr leicht werden mußte, auch allenthalben jenen koſtbaren Glauben, als den Grundſtein der Offenbarung.

Die Veränderung, welche in jenem Augenblicke der Erleuchtung in Luther's Seele ſich ereignete, war ſelbſt dem alten Mönche ſo ſichtbar, daß er die Vermuthung nicht zurückhalten konnte, dieſer Jüngling werde zum großen Manne werden. Aber ſchwerlich hätte derſelbe eine bedeutende Wirkung auf ſein Zeitalter hervorgebracht, und ſich wahrſcheinlich mit der wieder erlangten Heiterkeit, der Vervollkommnung ſeiner ſelbſt, begnügt, wenn ſein kräftiger Geiſt nicht bald einen höheren Schauplatz gefunden hätte. Er ward auf den Rath von Staupitz nach Wittenberg berufen, als Lehrer der Theologie auf eine junge Univerſität, welche ihren ältern Schweſtern bei der Gährung der

Geiſter, die ſchon ſo ſichtbar angefangen hatte, um ſo leichter zu beſiegen hoffen konnte, je mehr ſie ſich zum Sitze des neuen Genius des Zeitalters machte.

Schon hatte Luther viel zu ihrem Flor beigetragen, als eine Lehre des Papſtthums gerade in der ungeheuerſten Geſtalt in ſeiner Nähe erſchien, und aller Sittlichkeit den Untergang drohte, wodurch ſie ihn zum Wirken in der weiteſten Sphäre aufrief, die ihm ſein Zeitalter eröffnen konnte.

Auf die alte einfache Einrichtung, daß für große Sünden beſtimmte äußere Büßungen feſtgeſetzt waren, hatte man zuerſt zur Zeit der Kreuzzüge den Gedanken gebaut, daß man durch die Uebernahme eines gefahrvollen Geſchäftes, die Ausführung einer mühſeligen Handlung, ſich auf einmal die Erlaſſung aller äußern Strafen, ſowohl für begangene als künftige Vergehungen erkaufen könne. Die Päpſte ſuchten einen ſolchen allgemeinen Ablaß, nicht nur, weil er eine mächtige Triebfeder in großen Unternehmungen war, ſondern auch deshalb in Schwung zu bringen, weil er als ihr Eigenthum betrachtet werden mußte, da hingegen die Ertheilung des einzelnen Ablaſſes für einzelne Sünden von jedem Biſchofe innerhalb ſeines Kreiſes abhing. In ſeiner Macht, behauptete der heilige Vater, wäre das unermeßliche Verdienſt von Jeſus um die Menſchheit und der Ueberfluß von guten Werken, welche die

Heiligen verrichtet hätten. Außer jener allgemeinen Verſöhnung des menſchlichen Geſchlechtes mit Gott, zu welcher ein Blutstropfe des Heilandes hinreichend geweſen wäre, könnte nun der einzelne Sünder für ſein individuelles Bedürfniß den nöthigen Theil von jenem nie zu erſchöpfenden Verdienſte durch die Gnade des römiſchen Stuhls ſich beilegen laſſen.

So ungeheuer die Macht war, welche dieſer letzte durch eine ſolche Lehre bekam, ſtand ſie doch keineswegs im Widerſpruche mit der urſprünglichen geſunden Meinung, daß die Strafe für Sünden, welche aus der kirchlichen Ordnung entſprang, und durchaus der innern Buße keinen Abbruch that, von den Beſtimmungen der Häupter der Kirche abhange. Sobald aber die Gränzen derſelben in das Reich der Ideen hinaus verlegt wurden, fehlte es ihr gänzlich an einem ſichern Grunde. Von der Nothwendigkeit getrieben, ſich immer reichere Geldquellen zu eröffnen, behaupteten die Päpſte, daß auch die Flammen des Fegefeuers ihnen unterthan wären, und ſie die Qualen beſchwören, oder wenigſtens lindern könnten, durch welche der ſündige Menſch zur ewigen Seligkeit eingehen müßte. Dennoch war ſelbſt bei der Lehre von dem Ablaſſe für dieſe Strafen jenſeits der irdiſchen Verhältniſſe immer hinzugefügt worden, daß er ohne innere Beſſerung von keiner Kraft ſey; nur in Luther's Nähe erſchien ſie, ohne die Begleitung dieſes Satzes, eine Peſt für die Tugend.

Der Papſt Leo X. fand in dem Kurfürſten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, einen Geiſtlichen, der von gleichem Hange zur Pracht und zum Wohlleben, wie er, getrieben, gegen das Verſprechen, daß ihm die Hälfte des Ertrags von der Verkündigung des Ablaſſes in Deutſchland zufallen ſollte, gern die unverſchämteſten Unterhändler wählte, um von dem Aberglauben eine reiche Beute zu ziehen. An niedriger Denkart und Künſten, auf den Pöbel zu wirken, übertraf alle der Dominicanermönch, Johann Tezel, welcher durch ſeinen Handel mit Ablaß in der Gegend von Wittenberg bald bewirkte, daß der Wahn, durch den Beſitz der Ablaßzettel ſey man ohne weitere Veränderung des Sinnes mit Gott wegen ſeiner Sünden verſöhnt, unter dem Volke verderblichen Beifall fand. Hierdurch empört, ſchlug Luther wider ihn an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg Sätze zum Diſputiren an, welche durchaus keiner canoniſchen Lehre widerſprachen, aber die kräftige Freimüthigkeit des Mannes eben ſo darſtellten, wie ſeinen denkenden Geiſt (J. 1517.). Von dem großen Satze, daß jene Buße, welche die chriſtliche Lehre von ihren Bekennern für das ganze Leben fordere, in der Vervollkommnung unſeres innern Sinnes beſtehe, welche nothwendig aus unſern Handlungen hervorgehen müſſe, bahnte er ſich ohne Gefahr den Weg zu der Behauptung, daß der Papſt keine andere Strafe erlaſſen könne, als welche er Kraft der canoniſchen Satzungen auferlegen dürfe; und entwickelte aus derſelben richtige Beſtimmungen über die Natur und Wirkung des Ablaſſes.

Außerordentlich war der Eindruck, welchen dieſe ſchnell verbreiteten Sätze auf Deutſchland machten, aber dumpf und ſchweigend. So ſehr der Geiſt der Zeit von der Wahrheit derſelben überzeugt war, ſo war ſein Muth nicht belebt genug, um ſie laut anzuerkennen. Dieſen lauten Beifall hatte Luther erwartet, und in dieſer Hoffnung betrogen, wäre er vielleicht mit jener Schüchternheit, die jeder fühlt, welcher, für das Gute und Wahre entflammt, die ganze Sphäre der Aufklärung, zu welcher er gelangen ſoll, noch nicht erleuchtet hat, in die Stille zurückgetreten, wenn ihn die Dominicaner, die in Schriften und von den Kanzeln ihn auf das gehäſſigſte ſchilderten, nicht durch die Pflicht der Achtung gegen ſich ſelbſt zu weiteren Schritten gezwungen hätten.

Doch darf man nicht vergeſſen, daß Luther ſelbſt Gelegenheit dazu gegeben hatte, wenn ſeine Gegner den ganzen Streit von der Natur des Ablaſſes hinweg mehr auf die Gränzen der päpſtlichen Gewalt überhaupt zu lenken ſuchten, um durch das Anſehen des römiſchen Stuhls ſich einen Sieg zu erwerben, welchen ſie durch

Gründe nicht erhalten konnten. Hatte er doch in ſeinen Sätzen wider Tetzel ſich Aeußerungen wider den gegenwärtigen Papſt erlaubt, die nur ihm milde ſcheinen konnten, wenn es gleich das Anſehen hatte, als halte er den heiligen Vater für deſſen Perſon, in Hinſicht auf die gerügten Gräuel, für ſchuldlos. „Man ſoll die Chriſten lehren," ſagt er unter andern, „daß der Papſt, ſo er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß S. Peters Münſter zu Pulver verbrannt würde, denn daß er ſollte mit Haut, Fleiſch und Bein ſeiner Schaafe erbaut werden."

Schon war in Deutſchland eine Gährung der Gemüther entſtanden, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Luther und Wittenberg richteten; ſchon hatte ſelbſt ein römiſcher Höfling, der Domicaner Sylveſter Prierias, mit der frechſten Schamloſigkeit in Anklage und Behauptungen für die päpſtliche Macht, wider den ſogenannten Ketzer geſchrieben; und noch ſchien man in Rom wegen dieſes Streites völlig ſorglos zu ſeyn. Vielleicht der Umſtand, welcher überhaupt für Luther ſo wohlthätig wurde, daß nämlich die Parthei der Finſterniß den Kampf mit ihm, als eine Fortſetzung des neulichen Krieges mit den Humaniſten oder den Freunden der alten Sprachen betrachtete, bewirkte auch dieſe Sorgloſigkeit des römiſchen Stuhls. Wie jene Streitigkeiten, dachte man, würde auch dieſe, dem Anſcheine nach unbedeutender, gedämpft werden, und

Leo X., welcher den Rauſch ſinnlichen Genuſſes liebte, hielt ſie gar für eine bloße Mönchszänkerei. Endlich drang der Kaiſer Maximilian in ihn, daß er ſich ſeiner geiſtlichen Macht bedienen möchte, um derſelben wenigſtens ein Ende zu machen; denn vieles von demjenigen, was von Luther vorgetragen, mit ſo ſorgloſer Hartnäckigkeit vertheidigt und das von vielen, unter denen einige von großem Gewicht wären, mit Beifall aufgenommen würde, habe allerdings das Anſehen der Ketzerei. Welchen Beſchluß der Papſt faſſen möchte, ohne Zweifel ſollte ihm in Deutſchland Folge geleiſtet werden.

Als nun an Luther die Citation erfolgte (1518. Auguſt 7.), daß er binnen ſechszig Tagen ſich vor ein Gericht in Rom ſtellen ſollte, bei welchem ſein erbitterter Gegner, Sylveſter Prierias, ſelbſt Fiscal war; als Gehorſam gegen dieſelbe unfehlbar ſein Verderben geweſen wäre, entwickelten ſich alle Vortheile ſeiner äußern Lage, welche ihm durch den Gedanken, daß er an keinem andern Orte in der ganzen Chriſtenheit mit ſo geringer Gefahr, wie in Wittenberg, den Gräueln des Papſtthums den Krieg ankündigen dürfe, freudigen Muth verleihen mußten. Er war der Liebling der zuſtrömenden Jugend auf einer blühenden Academie, ein ausgezeichneter Lehrer unter Lehrern, welche ſich eines neuen Geiſtes freuten, und ſelbſt auf theologiſchen Lehrſtühlen als Humaniſten zu glänzen ſuchten. Das Verdienſt, welches er ſich um Wittenberg erwarb, gab ihm ein großes Gewicht bei dem Schöpfer deſſelben, dem Kurfürſten Friedrich dem Weiſen von Sachſen, und dieſer war nicht weniger durch ſeinen Character und ſeine religiöſe Sinnesart, als durch ſeine politiſchen Verhältniſſe, dazu gleichſam beſtimmt, ihm mächtigen Schutz zu verleihen. In einem Zeitalter, welches noch einigermaßen den Sitten des Ritterweſens angehörte, und zugleich die Epoche einer neuen Ordnung in den politiſchen Einrichtungen war, erhielt Friedrich den Beinamen des Weiſen, als Chriſt, Regent und Patriot. Hingegeben jenen Eindrücken, welche der Unterricht ſeiner Jugend in der chriſtlichen Lehre ihm hinterlaſſen hatte, war er bereit, für die Erhaltung dieſer letztern wider jeden Irrlehrer, wie gegen den noch immer der Chriſtenheit ſo furchtbaren Türken, ſein Schwert zu ziehen; aber es fehlte ihm auch nicht an beſcheidener Ruhe, mit welcher er ſein Urtheil in Sachen der Religion einer tiefern Einſicht in dieſelbe unterwarf, und ſo manche vorhergehende Bewegungen in der Kirche, die politiſchen Grundſätze und verhaßten Maximen der Päpſte, welche er während der Rolle, die er bisher bei den europäiſchen Angelegenheiten geſpielt hatte, hinlänglich kennen lernte, hatten ihm früh wenigſtens die Ueberzeugung verliehen, daß es einen Unterſchied zwiſchen chriſtlichen Wahrheiten und den Grundſätzen gebe, welche der Vortheil des römiſchen Stuhls dazu ſtempeln möchte. Mehr als dieſem

Zuge in ſeinem Character, dem wohlthätigſten für Luther, verdankte er ſein groſes Anſehen unter den Fürſten ſeiner Zeit der weiſen Sorgfalt, womit er eine lange Reihe von Jahren hindurch den Flor ſeiner Länder, die Macht ſeines Hauſes erhoben hatte, der Klugheit und Standhaftigkeit, womit er der Kaiſerfamilie entgegentrat, ſobald nur ein Schatten von Gefahr ſich für die deutſche Freiheit zeigte, worunter er die langſam entſtandene Hoheit der Reichsſtände ſich dachte, welche in dem Churfürſten einen deſto herrlichern Patrioten erblickten, je mehr er für ihren Gewinn und den ſeinigen ſorgte. Die Verhältniſſe, wodurch ſein Patriotiſmus hervorleuchten konnte, waren auch an ſich ein wichtiger Grund, warum ein Unterthan von ihm kühner, als irgend ein anderer Forſcher, Wahrheiten, welche dem päpſtlichen Hofe unangenehm ſeyn möchten, mit Feuer verbreiten durfte. Wenn es immerfort nothwendige Politik der heiligen Väter geweſen war, durch Beſchützung der Mittelmacht in Deutſchland ihre eigene Herrſchaft zu ſichern und zu mehren, ſo mußte Rom den mächtigſten unter den Reichsſtänden, deſſen Stimme ſo oft in der Fürſtenverſammlung entſcheidend war, ſchon aus dieſem Grunde ſchonend in allen Puncten behandeln. Jetzt aber ward das Verhältniß zwiſchen den Reichsſtänden und dem Papſte ſo unmittelbar, wie faſt niemals, von wichtigem Einfluſſe auf die Lage des letzten. Maximilian konnte vom Grabe nicht mehr fern ſeyn, und bot alles auf, um ſeinem Enkel, **Carl** von Spanien, den Kaiſerthron zu ſichern. Gelang dies zu einer Zeit, wo Italien kaum der Kampfplatz für die Kriege von Spanien, Frankreich und das kaiſerliche Haus geworden war; ſo entſtand die größte Gefahr für den päpſtlichen Stuhl, daß ihm das Werk ſo vieler Jahrhunderte, ſeltener Anſtrengung und ſeltenen Glückes größtentheils entriſſen werde. **Friedrich's des Weiſen** Gunſt war ihm daher jetzt überaus wichtig, ſo wie **Maximilian** um ſie buhlen mußte.

Umringt von ſolchen Vortheilen ſeiner Lage fand **Luther** Hülfe gegen die Citation nach Rom. Die Univerſität Wittenberg ſprach laut zum Ruhme ſeiner Rechtſchaffenheit, ſeines wahrhaft chriſtlichen Sinnes, ſeiner Gelehrſamkeit, und die Vorſtellungen des Churfürſten brachten es dahin, daß der päpſtliche Legat **Thomas de Vio** von Cajeta, welcher zu Augsburg ſich aufhielt, den Auftrag bekam, den Angeklagten vor ſich zu fordern. So berühmt dieſer Richter wegen ſeiner ernſten, frommen Sitten und ſeiner Einſichten in die Theologie war, mußte er ſchon als Dominicaner und eifriger Anhänger der ſcholaſtiſchen Philoſophie für **Luther** furchtbar ſeyn. Aber hätte der Cardinal auch in jeder Hinſicht als unbeſcholten ein Urtheil über ihn fällen dürfen, ſo war es doch keineswegs ſeiner Unterſuchung mehr heimgeſtellt, ob der Angeklagte ein Ketzer ſey, ſondern ihm war befohlen, denſelben entweder zum Widerruf ſeiner Meinungen zu bewegen, oder ihn gefangen nach Rom zu ſchicken, und alle ſeine Anhänger in den Bann zu thun. Luther wußte dies nicht, als er muthig den Weg nach Augsburg antrat. Auch ohne jenen Befehl des päpſtlichen Stuhls gehörte Muth zu einer ſolchen Reiſe; denn Erbitterung gegen die Wahrheit verſammelte Gefahren um ihn her auf allen ſeinen Schritten. Sein edler Freund Staupitz glaubte ihn ſelbſt in Wittenberg nicht ſicher, und bat ihn, daſſelbe auf einige Zeit zu verlaſſen, und zu ihm zu kommen. „Dann laß uns zuſammen leben und zuſammen ſterben!“ ſchrieb er ihm, und gab ſogleich eine Probe dieſer feſten Freundſchaft, die in der glühendſten Liebe zur Wahrheit in beider Seelen ihren Grund hatte, indem er mit ſeinem Luther, der ſeiner Furcht kein Gehör gegeben, in Augsburg eintraf, um ſein Rathgeber, der Mitdulder in der Gefahr zu ſeyn.

Der päpſtliche Legat ſah ſich durch das freie Geleit, welches ſeine Freunde dem Angeklagten von kaiſerlichen Räthen, die noch in Augsburg vom kaum geendigten Reichstage zurückgeblieben waren, ausgewirkt hatten, ehe er vor ſeinem Richter erſchien, wie auch durch die Stimmen, die ſich ſelbſt in der Nähe laut für denſelben erhoben, gänzlich verhindert, dem päpſtlichen Befehle gemäß ſich der Gewalt zu bedienen.

Dagegen wandte er jedes Mittel an, um den kühnen Mann zum Widerruf ſeiner Lehren zu bewegen, vermied jeden Schein der ſcholaſtiſchen Philoſophie, und ließ ſich zur großen Verwunderung der Italiener in ſeinem Gefolge ſo weit herab, daß er den ſchon verurtheilten Ketzer mit gleichen Waffen, wie derſelbe führte, mit Erklärungen der heiligen Schrift zu bekämpfen ſuchte. Aber die Verwunderung ſeiner Begleiter ſtieg bis zum Erſtaunen über die Kühnheit und Feinheit, womit der deutſche Mönch ihm entgegnete. Bei der zweiten Unterredung konnte der Cardinal ſeine Blößen nur durch den Befehl decken, daß Luther nicht anders, als zum Widerruf entſchloſſen, vor ihm erſcheinen ſollte.

Dennoch ſuchten beide Gegner friedlich ſich in Augsburg zu verlaſſen, der Cardinal um ſeine Ohnmacht nicht dem öffentlichen Urtheile Preis zu geben; Luther noch ohne die Ahnung, daß der Friede in der Kirche nicht mehr erhalten werden könne. Aber jener verkannte dieſen eben ſo ſehr, wie den edlen Staupis, welcher nach ſeinem Verlangen den Freund zum Widerruf bewegen ſollte; und Luther glaubte vergebens eine befriedigende Nachgiebigkeit gezeigt zu haben, wenn er ſchriftlich dem Legaten erklärte, daß er ſeine Meinung vom Ablaſſe der Belehrung des Papſtes unterwerfen wolle; hingegen bei ſeiner Grundlehre von der Nothwendigkeit des Glaubens, um der Gnade Got tes durch die Sacramente theilhaftig zu werden, ſtandhaft beharrte. Betrogen in ſeiner Erwartung von den Folgen einer Geſchmeidigkeit, die ihm nicht ohne Kampf möglich geworden war, verließ er Augsburg, nachdem er eine Appellation von dem übel unterrichteten an den beſſer zu unterrichtenden Papſt öffentlich hatte anſchlagen laſſen.

So laut der Cardinal den Churfürſten nun aufforderte, daß er wegen eines elenden Mönchleins den Ruhm eines chriſtlichen Fürſten nicht ſchänden möge, welchen alle ſeine Vorfahren ſo glorreich behauptet hätten; ſo liſtig er durch eine lügenhafte Darſtellung ſeiner Verhandlung mit Luther die Rache, nach welcher ſeine Seele dürſtete, vorzubereiten ſuchte, nahm der römiſche Hof doch Maaßregeln, welche zuerſt verriethen, daß er endlich einſah, wie wichtig der Streit mit dem verachteten Mönche, wie gut es ſeyn möchte, den Schleier der Vergeſſenheit ſo ſchnell wie möglich über ihn zu ziehen. In einer Bulle, wodurch die Lehre vom Ablaſſe beſtätigt wurde, erwähnte man Luther's gar nicht, wiewohl er erklärt hatte, daß er ſich in dieſem Puncte dem Anſehen des heiligen Vaters unterwerfen wolle, und durch die freundlichſten Unterhandlungen ſchien man ſo viel wie möglich von ſeiner Gutmüthigkeit erhalten, und ſich vorläufig damit begnügen zu wollen. Die wichtigen politiſchen Veränderungen, welche jetzt ganz in der Nähe bevorſtanden, riethen auch dem römiſchen Hofe, Friedrich's des Weiſen mehr als jemals zu ſchonen, zumal da man in Rom nicht wußte, wie wenig dieſer entſchloſſen ſey, mit eigener Gefahr ſich Luther's anzunehmen.

Maximilian war im Anfange des Jahres 1519 geſtorben. Als Reichsvicar nun von größerem Gewichte, als jemals, war der Churfürſt von Sachſen, wenn er auch nicht ſelbſt dem Rufe der Reichsſtände folgte, welche durch ſeine Perſon den Kaiſerthron zu verherrlichen wünſchten, gewiß für den gegenwärtigen Augenblick derjenige Fürſt in Europa, der auf die politiſchen Verhältniſſe des päpſtlichen Hofes den entſcheidendſten Einfluß haben konnte. Die beiden mächtigſten Monarchen, der junge Carl von Spanien, und König Franz I. von Frankreich, bewarben ſich um die deutſche Krone, und Friedrich's Stimme war es ohne Zweifel, wodurch die Verſammlung der Stände, welche ſowohl wegen des von beiden Monarchen ausgeſpendeten Goldes, als wegen bedeutender politiſchen Gründe, in der Wahl unentſchloſſen wankte, zum Entſchluſſe beſtimmt werden mußte. Daß der künftige Kaiſer eine große Macht beſitze, war durchaus nothwendig, wenn ſich bei dem Glanze, mit welchem jetzt die Thronen gegen einander erſchienen, über Deutſchland nicht eine ſchmählige Nacht verbreiten, wenn der Andrang der Türken, welche jetzt furchtbarer als je drohten, nicht endlich das längſt gefürchtete Gewitter über den deutſchen Horizont fuhren ſollte. Es war ſchwer zu beſtimmen, wer von beiden Nebenbuhlern in Hinſicht auf die Kräfte ſeines Reiches das Uebergewicht hatte; und wenn der junge König von Spanien, entſproſſen aus dem öſterreichiſchen Hauſe, wegen der Erbländer deſſelben dem Feinde der Chriſtenheit kräftiger ſchien entgegentreten zu müſſen, ſo konnte Franz für ſich anführen, daß er ſich Heldenruhm erworben habe. Drei Umſtände entſchieden aber für jenen. Friedrich von Sachſen, wie die übrigen Fürſten, fürchteten, daß ein übermächtiger Kaiſer ſie von der Höhe, zu welcher ſie durch die Arbeit vieler Jahrhunderte gelangt waren, in den Stand bloßer Unterthanen wieder hinabzudrücken, einen vielleicht glücklichen Verſuch machen möchte. Dieſe Gefahr blieb immer groß, auch wenn Carl auf den deutſchen Thron ſtieg; doch war die Macht des ſpaniſchen Reichs entfernter, als die franzöſiſche, und in jenem erhoben ſich die Stände noch mit großer Freiheit gegen den König, wenn dagegen Franz ſchon durch eine unumſchränktere Herrſchaft verwöhnt war; auch ſchienen die perſönlichen Eigenſchaften deſſelben viel gefahrvoller für das Anſehen der deutſchen Fürſten, als der Character ſeines jungen noch unentwickelten Nebenbuhlers. Dann war in der ganzen deutſchen Nation ein ſichtbares Verlangen nach einem Könige aus deutſchem Geblüte, und auch die Fürſten konnten ſich des Gedankens nicht erwehren, daß man die Krone nicht auf ein Haupt ſetzen müſſe, welches man an keine

Blutsfreundſchaft mit ſeinem Volke erinnern dürfte. Endlich wandte der Papſt, ſo lange auch er zu wanken ſchien, welchem der beiden Nebenbuhler er ſeinen Beifall geben wolle, um nachher das Geſchenk deſſelben deſto wichtiger zu machen, doch ohne Zweifel alles an, um dem ſpaniſchen Monarchen den Sieg zu verleihen. Seit dem ſchreckenden Zuge Carl's VIII. von Frankreich durch das beſtürzte Italien war die franzöſiſche Macht die furchtbarſte für den heiligen Vater, und Franz hatte durch die Eroberung Mailands ſchon gezeigt, wie viel geſchickter er ſey, als ſein Vorfahr, um auf den Trümmern der Mächte Italiens ſeine Herrſchaft in demſelben zu gründen.

Wenn ſolche Gründe endlich den Sieg auf Carl's Seite lenkten, ſo hatte die lange Ungewißheit deſſelben, und die Wichtigkeit des Churfürſten von Sachſen, welche mit ihr ſtieg, eben ſo vortheilhaft für Luther's Angelegenheiten gewirkt, als der Umſtand, daß der neue Kaiſer der erſte war, gegen welchen die Stände durch eine beſondere Wahlcapitulation ihre Macht zu führen ſuchten. Friedrich der Weiſe war der Schutzengel derſelben, und ſein Haus war mehr als jemals die Hauptfeſtung, welche der mächtige Kaiſer erſtürmen mußte, wenn er den Verſuch wagte, die alte Kaiſergewalt wieder herzuſtellen. Es war eine große Ausſicht zum Heil Luther's, in deren furchtbare Glorie wohl kaum ein Blick der damaligen Zeit vordrang, wenn alsdann die Fahne der neuen Lehre auf dieſer Feſtung wehte, und es ſich nicht entſcheiden ließ, ob der Hauptzweck des Kampfes in Erhaltung der Fürſtenrechte gegen kaiſerliche Uebermacht oder in Beſchützung der neuen Lehrſätze wider das Papſtthum beſtehe.

Unmittelbarer, als der Gewinn, welcher aus dieſem Umſtande erwuchs, traten die wichtigen beſeligenden Folgen von zwei Ereigniſſen hervor, welche um dieſelbe Zeit der neuen Lehre einen großen Schwung gaben. Der Jüngling Philipp Melanchthon war als Profeſſor der Theologie nach Wittenberg berufen; und mit ihm erklärten ſich wahrhaftig wiſſenſchaftliche Aufklärung und die Grazie der Rede zuerſt für die junge Wahrheit. Eifrig glühte er für dieſelbe, wie Luther, war bereit wie dieſer, den Freundſchaftsbund, welchen er mit ihm an ihrem Altare beſchworen hatte, durch ſein Blut zu weihen, ſobald er glaubte, daß ihr Heil es fordere; allein er war zu kundig der Geſchichte der Wahrheiten, wie ſie durch die furchtbarſten Hinderniſſe ſich ſiegreich durchwanden, und überſah mit zu erhabenem Geiſte das Gewirre des Schickſals der menſchlichen Leidenſchaften, als daß er ſo leicht, wie der mehr einſeitige, leidenſchaftliche Luther, glauben konnte, die Stunde ſey gekommen, wo ſie als Opfer fallen müßten. Wunderbar vereinigte er mit dieſer Kenntniß des Menſchen und dem Scharfſinne, der alle Verhältniſſe ergründete, gutmüthiges Vertrauen auf den Adel der menſchlichen Natur, troß aller Klugheit, und ſo oft er ſich bis zur tiefſten Kränkung in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſah. Als Jüngling von den gelehrteſten, geiſtvollſten Männern der Nation ſchon geliebt und bewundert, blieb er ohne Bitterkeit, als in den ſpätern Jahren ſeines Lebens zahlreiche Gegner mit der gehäſſigſten Leidenſchaft den Ruhm ſeines Characters und Geiſtes zu vertilgen ſuchten; aber während der höchſten Blüthe ſeines Ruhms vernahm man bei ihm auch nicht den leiſeſten Hauch des Stolzes. Er und Luther ſtanden bald als die Helden ihres Zeitalters neben einander; und wenigſtens ſeine Seele berührte nie die Eiferſucht; er ſtellte ſich ſelbſt immer in den Hintergrund gegen ſeinen erhabenen Freund, und niemals mit mehr Ergebenheit, als da die Schwächen deſſelben bei zunehmendem Alter und ſinkendem Anſehen vorzüglich für ihn eine ſchwere Bürde wurden. Doch verlor auch Luther nie das Gefühl, daß ſie beide zuſammengeſtellt wären, weil keiner ohne den andern in das große Geſchäft der Zeit hätte mit Glück eingreifen können. Wenn er vorzüglich das gemeine Volk für die neue Lehre entflammte, ſo ſchwur mit Melanchthon eine zahlreiche Menge aus dem Freiſtaate der Gelehrten zur Fahne der neuen Religion; wenn er das alte Gebäude niederriß, und für den verirrten großen Haufen neue Hütten baute, ſo ſtellte dieſer neue Säulen der Ordnung auf, Wahrzeichen für die Erzieher ſeines Zeitalters und der kommenden Geſchlechter.

So begeiſternd Melanchthon's Freundſchaft für Luther war, ſo entſcheidend wirkte für ſeine eigene Bildung und die reifere Entwickelung ſeiner Lehre die Feindſchaft des Doctors Eck aus Ingolſtadt, welche noch während der Kaiſerwahl aufflammte. Unter allen Schriftſtellern, welche bisher wider Luther geſchrieben hatten, war unſtreitig dieſer berühmte Theolog der furchtbarſte; aber keiner hatte auch mit einer ſo eitlen Sehnſucht gehofft, bei der erſten Gelegenheit über ihn einen vollkommenen Triumph zu erhalten. Deshalb ruhte er auch nicht, als bis mit dem Profeſſor Carlſtadt aus Wittenberg, mit welchem er im Lande des Herzogs Georg von Sachſen zu Leipzig ein öffentliches Geſpräch über ſtreitige Sätze halten wollte, auch Luther zum Kampf erſchien. Die große Frage, welche den ganzen Grund des Papſtthums beleuchten mußte, ob nämlich die Oberhoheit des römiſchen Biſchofs in der Chriſtenheit auf unmittelbar von Gott beſtimmten, oder aus menſchlicher Uebereinkunft entſprungenen Rechten beruhe, war der Streitpunct zwiſchen den beiden Kämpfern. Eck hatte nicht erwartet, daß Luther allen Beweiſen aus den heiligen Schriften für jene erſte Meinung mit einer ſo ſtandhaften Erklärung entgegen treten, und noch weniger, daß er in dem Labyrinthe der früheren Kirchengeſchichte bewandert genug ſeyn werde, um auch die hiſtoriſchen Belege für jene Behauptung in ihrer Nichtigkeit darzuſtellen. Luther hatte dagegen ſeinem Feinde noch zu viel edlen Sinn zugetraut, als daß er den Streich hätte vorherſehen können, womit ihn derſelbe nun plötzlich wegen der Beſtreitung des göttlichen Urſprunges der päpſtlichen Hoheit niederzuſtrecken ſuchte. Unter den Lehren des verbrannten Huß, welche als ketzeriſch von der Kirchenverſammlung zu Coſtanz verdammt waren, fand ſich auch dieſe, daß das Papſtthum blos auf menſchlichem Grunde ruhe; und mit einem Ausdrucke der Verwunderung, worin gleichſam ſchon das Todesurtheil ſeines Gegners lag, wandte ſich Eck an die Verſammlung, welcher Herzog Georg ſelbſt beiwohnte: mit einem Manne, der ſolche huſſiſche Lehrſätze vor ſolchen Zuhörern vertheidige, habe er ſich in einen Streit eingelaſſen! Gerade durch die Bosheit dieſer Wendung entrüſtet, erklärte Luther mit Heldenſinn, daß er durch das verdammende Urtheil der Kirchenverſammlung nicht alle verdammten Lehren Huſſens als Ketzerei gebrandmarkt glaube.

Vorzüglich zwei große Wirkungen hatte dieſe Scene zu Leipzig für die Reformation. Von dem Hohne erbittert, mit welchem auf ihn herabzuſchauen ſein Gegner ſich bemühte, unterſuchte jetzt Luther alle Quellen der Kirchengeſchichte, welche zur Begünſtigung der Herrſchſucht der Hierarchen zu Rom theils getrübt, theils zugeworfen waren, und von ſeiner eigennützigen Leidenſchaft zu dieſer Arbeit getrieben, ſtaunte er, frohlockend für die Wahrheit, über die Entdeckungen, welche er machte. Bisher hatte er nie mit ſich einig werden können, in wie ferne er den päpſtlichen Stuhl angreifen dürfe, ohne je eine Reue ſeines zarten ſittlichen Sinnes zu fürchten zu brauchen; nun erſt lernte er den Biſchof zu Rom von der chriſtlichen Kirche klar unterſcheiden, und dies war bei einem Manne ſeines Characters von unendlichem Gewinne. Dann fühlte ſich Eck ſowohl durch das Geſpräch zu Leipzig, als durch die Streitſchriften, welche über daſſelbe von beiden Partheien gewechſelt wurden, und unter welchen die von Melanchthon im Geleite der Anmuth, Gelehrſamkeit und neuer wichtiger Wahrheiten, ein helles Geſtirn an dem ſtürmiſchen Himmel erſchien, ſo tief in ſeiner eiteln Seele gekränkt, daß er eilte, die päpſtliche Macht für ſich zu dem Siege zu bewaffnen, welchen ihm ſein Geiſt und ſeine Kenntniſſe nicht hatten verſchaffen können.

Nach Rom war er geflohen vor dem Spotte, der in Deutſchland ihn verfolgte, um dort alle die Hinderniſſe, welche ſelbſt am päpſtlichen Hofe der Verdammung Luther's noch entgegen ſtanden, durch ſeine Gegenwart zu beſiegen. Im Junius 1520 erreichte er den Wunſch, ſeinen beneideten Gegner als Ketzer durch eine Bulle verurtheilt zu ſehen; und ihm ward es aufgetragen, dieſelbe in Deutſchland zu verbreiten und zu vollziehen. Man kannte in Rom ſehr wenig den Character der Deutſchen, wenn man glaubte, klug gehandelt zu haben, indem man dem tödtlichſten Feinde Luther's dieſes Geſchäft anbefahl, denn eben dieſer Umſtand empörte jeden redlichen Sinn. Zum zweitenmale ſah Eck ſeine Hoffnung auf einen Triumph, und jetzt noch viel grauſamer vereitelt. Nur an wenigen Orten nahm man die Bulle, und zwar mit Kälte auf; in vielen Gegenden zeigte ſich laut der Unwille über dieſelbe. In Leipzig fing der päpſtliche Bote kaum an mit ihr zu prangen, ſo ſandten die dortigen Studenten ihm Fehdebriefe zu. Geſchreckt durch ſie entfloh er in das Paulinerkloſter, welches ſchon als der Zufluchtsort Tezels berüchtigt war; aber mehr als hundert und funfzig Jünglinge, die aus Wittenberg nach Leipzig gekommen waren, brachten eine ſolche Gährung auf der Academie hervor, daß er in einer Nacht gen Freiburg entfloh.

Dieſe Theilnahme, welche Luther's Schickſal faſt allgemein in Deutſchland jetzt erregte, hatte kurz vorher einen ſtarken Schwung erhalten, indem ſich die Helden der Nation für ihn erklärten. Nicht unterdrückt von der Mittelmacht, welche ſich zwiſchen der Nation und ihrem Könige erhoben hatte, ſtanden Ritter da, welche voll Kraft ihre Freiheit wider die benachbarten Fürſten ſchützten, und eben von den Gefahren, welche ihr drohten, zur Heldengröße erzogen wurden. Weil die Fürſten, und vornehmlich die Geiſtlichen, von deren Nähe die Ritter beſonders in Franken und Schwaben bedrängt wurden, ſich allmählig an eine täuſchende Politik gewöhnten, ſo hielten dieſe dagegen um ſo feſter bei der altdeutſchen Redlichkeit, und vertrauten mit einer gränzenloſen Ehrlichkeit auf ihren getreuen Herrn, den Kaiſer, an welchem jene durch ihre Erhöhung eigentlich einen Raub verübt hatten. Immer waren ſie gerüſtet, dieſe Beute wieder an den Thron zurück zu bringen, und Freiheit des Adels war ihr Lieblingsgedanke. Ihre ſtarken Seelen wurden gewaltig erſchüttert, als Luther den Schleier vom Pfaffentruge riß, und dem römiſchen Hofe Hohn ſprach, durch deſſen Hülfe die fürſtliche Macht unter den Deutſchen ſo hoch gewachſen war. Ihr Herz eröffnete ſich der Freude, als das Wort, chriſtliche Freiheit, von ſeinen Lippen tönte, ſo wenig er daran denken mochte, in wie fern die Freiheit des Adels mit der chriſtlichen zuſammenhangen konnte. Gab es einen Kaiſer, welcher dieſen Enthuſiasmus der Ritter mit ſtarker Hand zu lenken wußte; konnten dieſe ſich daran gewöhnen, die große Macht, welche in den Städten aufgeſtanden war, als einen Bundesgenoſſen für einen Zweck zu betrachten, der nicht nur den Adel, ſondern alle freie Deutſchen wieder unmittelbar mit dem Thron verknüpfen ſollte, ſo war der große Moment gekommen, wo Deutſchland, als ein Staat, der nicht in ſich ſelber zertheilt iſt, die erſte Rolle der Staaten ſpielen mußte.

Die ehrwürdigſten unter dieſen Rittern, Sylveſter von Schaumburg und Franz von Sickingen, boten mit ſtarker Rede Luthern ihre Hülfe an. Hundert andere Edelleute, ſchrieb jener, die gleichen Sinn mit ihm hegten, würden bereit ſeyn, den Verfolgten zu ſchützen, wenn man es wagte, ihn aus Sachſen zu vertreiben; und Ulrich von Hutten, der mehr als irgend ein anderer, von Liebe zur Freiheit, von Haß gegen Fürſten und gegen Tyrannei des päpſtlichen Hofes erfüllt war, wollte mit ihm einen Bund gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind ſchließen: „ſein Schwert, ſeine Feder wären wider denſelben gerüſtet!“

Dieſe Stimmen waren auch für Luther ſo begeiſternd, daß er in der berühmten Ermahnung an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation ſeinen vollen Haß gegen den römiſchen Hof ausgoß. „Die Romaniſten,“ ſagte er in dieſer Schrift, „haben drei Mauern um ſich gezogen, womit ſie ſich bisher beſchützt, damit ſie niemand that reformiren, wodurch die ganze Chriſtenheit gräulich gefallen iſt. Zum erſten, wenn man hat auf ſie gedrungen, mit weltlicher Gewalt, haben ſie geſetzt und geſagt, weltliche Gewalt habe nicht Recht über ſie, ſondern wiederum, die geiſtliche ſey über die weltliche. Zum andern, hat man ſie mit der heiligen Schrift wollen greifen, ſetzen ſie dagegen, es gebühre die heilige Schrift niemand auszulegen, denn dem Papſt. Zum dritten dräuet man ihnen mit einem Concilio, ſo erdichten ſie, es möge niemand ein Concilium berufen, denn der Papſt. Nun helfe uns Gott, und gebe uns der Poſaunen eine, damit die Mauern Jericho wurden umgeworfen, daß wir dieſe ſtroherne und papierne Mauern auch umblaſen!“

So war Luther's Muth eben ſo ſehr gewachſen, als ſein Haß gegen den römiſchen Hof wilder geworden. Doch unterſchied er immer noch von dieſem letzten die Perſon des Papſtes und redete zu demſelben mitten unter den bitterſten Wahrheiten mit einer gewiſſen Zutraulichkeit, die den Stolz des nicht ganz edlen Menſchen auf das empfindlichſte kränket. In einem Briefe, welcher noch ein Blatt des Friedens ſeyn ſollte, redete er um die Zeit, da die Bulle in Deutſchland bekannt wurde, ſo zu ihm: „Darum, heiliger Vater, wolleſt ja nicht hören deine ſüßen Ohrenſinger, die da ſagen, du ſeyeſt nicht ein lauterer Menſch, ſondern gemiſcht mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe. Es wird nicht alſo geſchehen. Du wirſt's auch nicht ausführen, du biſt ein Knecht aller Knechte Gottes, und in einem fährlichern elenden Stande, denn kein Menſch auf Erden. Laß dich nicht betrügen, die dir lügen und heucheln, du ſeyeſt ein Herr der Welt, die niemand wollen laſſen Chriſten ſeyn, er ſey denn dir unterthan, die da ſchwatzen, du habeſt Gewalt in den Himmel, in die Hölle und in das Fegefeuer; ſie ſind deine Feinde und ſuchen deine Seele zu verderben. Sie irren alle, die da ſagen, du ſeyeſt über das Concilium und über gemeine Chriſtenheit!"

Welche Friedensanträge jetzt auch von beiden Seiten hätten geſchehen mögen, wäre doch ein wahrer Friede nicht möglich geweſen. Die Wahrheit war ein=

mal zu ſtark in Anregung gekommen, als daß ihre weitern Fortſchritte zurückgehalten werden konnten; und geſchah dies nicht: ſo war der Grundartikel des Friedensſchluſſes von päpſtlicher Seite dahin. Auch hätte Luther, ſelbſt wenn er einen Vertrag der Ruhe mit dem römiſchen Biſchofe eingegangen wäre, wahrſcheinlich bald es für ſeine Pflicht gehalten, ihn zu brechen.

Ueberdies ward er jezt von ſeinem zu ungeſtümen Eifer zu einer Handlung hingeriſſen, wodurch eine ungeheure Kluft zwiſchen ihm und dem römiſchen Hof entſtand. Karl V. hatte ſich, ohne Zweifel aus politiſchen Rückſichten, die Erlaubniß abdringen laſſen, daß in den Niederlanden Luther's Schriften nach dem Gebote der Verdammungsbulle verbrannt wurden. Sowohl dort, als in einigen Gegenden Deutſchlands, wo päpſtliche Geſandte daſſelbe Schauſpiel gaben, wohnte das Volk theils mit lautem Unwillen, theils mit Gelächter denſelben bei. Dennoch folgte Luther dem Hange ſeines Characters, jeden Schein eines Triumphes ſeiner Feinde durch ärgern Hohn zu vernichten.

Er ließ einen hohen Scheiterhaufen außerhalb der Mauern Wittenbergs errichten und zog dahin, begleitet von vielen Lehrern, ſämmtlichen Jünglingen der Academie und vielen Bürgern der Stadt. Feierlich trat er zu der auflodernden Flamme, warf das Decret Gratian's und andere Quellen der canoniſchen Rechte: dann die

Bulle Leo's, wodurch er verdammt war, in das Feuer, und rief mit ſchallender Stimme: „weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“ (Dez. 11. J. 1520.) Der lärmende Beifall, mit welchem die zuſchauende Menge dieſer Handlung zujauchzte und den bewunderten Luther nach Wittenberg zurückbegleitete, mochte ihm das Strafbare ſeines letzten Beginnens anfänglich verbergen; die keinesweges für ihn nachtheiligen Folgen, welche es, beſchützet durch die Zeitumſtände, hatte, ließen ihn vielleicht nie zum richtigen Gefühl über daſſelbe kommen; aber es läßt ſich nicht läugnen, daß er durch die Verbrennung der canoniſchen Geſetze einen Hochverrath an dem Staate ſelbſt, in welchem er lebte, begangen hatte, denn auch für dieſen hatten ſie ja geſetzliche Kraft. Seine bisherigen heftigen Reden wider einige Sätze derſelben, ließen ſich theils durch den ſchädlichen Geiſt der letzten theils durch die Freiheit, über alles ſein Urtheil ungeheuchelt zu ſagen, die man kaum einem vernünftigen Weſen beſchränken darf, einigermaßen entſchuldigen; aber dieſe letzte Handlung war ein Verbrechen, weil ſie die Vernichtung eines Geſetzbuches des Staates, deſſen Unterthan er war, bezweckte, oder wenigſtens als nothwendig anzeigte. Auch ſieht man nicht leicht ein, welche glückliche Wirkungen er ſich von derſelben verſprach, wenn er nicht auf ewig mit dem päpſtlichen Stuhl brechen wollte; und daß er dieſes nicht wollte, ergiebt ſich bald aus neuen Auftritten ſeines

Lebens. So ſcheint der verwegene Schritt nur durch gereizte Eitelkeit veranlaßt zu ſeyn. „Ich fürchte," ſchrieb Friedrich der Weiſe mit einem Wink auf denſelben an den Kaiſer, „ich fürchte, daß auch Luther, zu ſehr gereizt, etwas gewagt habe, warum ich ihn nicht ſicher mit mir nach Worms zu führen vermag."

Hier nämlich, auf ſeinem erſten, großen Reichstage wollte Carl den ſchon vom Papſte verdammten Ketzer noch einmal hören, weil ihn der Churfürſt gebeten, daß wider den unverhörten Luther der Reichsbann nicht möchte geſprochen werden. Vor weiſen, gelehrten Männern ſollte er ſich hier vertheidigen dürfen, ſicher vor Unrecht und Beleidigung. Dennoch glaubte Friedrich, daß er dieſen Verſprechungen des Kaiſers ſeinen Luther nicht anvertrauen dürfe, ſo wie ſein ganzes Betragen gegen jenen verräth, daß er ſchon in dem Jüngling den Character wahrnahm, welcher ſich nachher erſt in dem Manne zu entwickeln ſchien. Dieſes erhellt aus ſeiner Antwort auf Carl's Vorſchlag wegen Luther's Erſcheinung zu Worms. Sie iſt überhaupt ein herrlicher Beleg ſeiner Sinnesart und damaligen Meinung über die Angelegenheiten der neuen Lehre. Von der Frechheit der päpſtlichen Legaten, ohne einen kaiſerlichen Befehl, zu Mainz und Cöln die Bücher des verurtheilten Mannes öffentlich verbrennen zu laſſen, ſprach er mit Stärke, und berührte ſchonend die letzte Handlung Luther's, welche man freilich brauchen könnte, um dieſen Angelegenheiten eine völlig neue Geſtalt zu geben. Er zeigte ſich entſchloſſen, von dem Verurtheilten die Hand nicht abzuziehen, als bis dieſer aus den heiligen Schriften ſeiner Irrthümer überwieſen, ſich nicht von denſelben losreißen wollte; aber zugleich erklärte er feierlich, daß er den Ruhm eines chriſtlichen Fürſten über alles achte, und der Kaiſer nie der Verläumdung glauben möchte, als wenn von ihm etwas wider die Religion unternommen würde (Decbr. 20. 1520.).

Ehe noch Carl von dieſer Antwort etwas wußte, ſchrieb er ſchon an den Churfürſten, daß Luther nicht in Worms erſcheinen ſollte, damit die Gegenwart eines verdammten Mannes die Verſammlung nicht beflecke; denn die päpſtlichen Geſandten, welche früh einſahen, daß der Monarch für die Angelegenheiten der Religion keinen andern Sinn habe, als welchen ſein politiſcher Vortheil ihm eingab, ſuchten die Erſcheinung Luther's zu hintertreiben. Daß ein Ketzer, der vom Papſte ſchon verurtheilt war, von weltlicher Obrigkeit noch ſollte verhört werden, beleidigte ſchon die bisherige Sitte und den Stolz des römiſchen Stuhls; wie viel kränkender aber und gefährlicher war es, wenn dies ſogar auf der großen Verſammlung einer Nation geſchah.

So bekam es das Anſehen, als habe wenigſtens die Gefahr ſich verzogen, welche für Luther durch ſeine

Erſcheinung zu Worms wäre herbeigeführt worden. Allein ſo ſehr der Churfürſt ſich darüber freuen mochte, vernahm der unerſchrockene Mann ſelbſt die Nachricht davon, ohne eine beſondere Bewegung der Seele. Als Friedrich den Willen des Kaiſers, ihn auf den Reichstag zu rufen, ihm kund thun ließ, antwortete er ſogleich: „Wenn ich zum Gehen zu ſchwach bin, ſo werde ich mich dahin führen laſſen; denn ich zweifle nicht, daß ich von Gott ſelbſt nach Worms berufen werde, ſobald mich der Kaiſer dahin berufen wird. Wir dürfen, äußerte er weiter, auf keine Gefahr, die nur uns drohen kann, Rückſicht nehmen, ſondern dafür müſſen wir ſorgen, daß die Wahrheit, die wir vertheidigen, nicht dem Spotte ihrer und unſerer Feinde ausgeſetzt, und uns nicht der Vorwurf von ihnen gemacht werden kann, daß wir nicht Muth genug haben, dieſer Wahrheit, die wir bekannt und gelehrt haben, auch unſer Leben aufzuopfern. Noch können wir gar nicht entſcheiden, ob mein Leben oder mein Tod dem Evangelio und dem allgemeinen Beſten mehr oder weniger nutzen oder ſchaden wird. Gottes Wahrheit war immer ein Stein des Anſtoßes, geſetzt zum Fall und zur Auferſtehung vieler in Iſrael. Dies iſt mein Rath und dies iſt meine Geſinnung. Erwarte alles von mir, nur nicht Flucht und Widerruf, denn fliehen werde ich nie, und noch viel weniger widerrufen.“

Indem Luther alſo mit einer wahrhaft erhabenen Stimmung ſeines Gemüthes ohne Furcht, aber auch ohne Eitelkeit und Durſt nach dem Märtyrerthume ſeinem Schickſal entgegen trat, ſtürmte der päpſtliche Legat, Aleander, deſto heftiger wider ihn zu Worms. Er hatte vom Kaiſer die Erlaubniß erſchlichen, in öffentlicher Verſammlung des Reichstages eine Rede über Luther's Angelegenheit zu halten.

Sie war begeiſtert von einer Wuth, welche größtentheils daher entſtehen mochte, daß Luther über ihn ſelbſt beleidigende Gerüchte verbreitet haben ſollte; denn er vergaß ſich ſo ſehr, daß er derſelben mit Heftigkeit erwähnte. Im übrigen aber redete er mit einer teufliſchen Beſonnenheit. Er wagte es nicht, die Unbeſcholtenheit von Luther's Leben anzugreifen; doch könnte auch der Heiligſte von einer höhern böſen Macht zu einem Beginnen getrieben werden; er führte viele Sätze der neuen Lehre unverfälſcht an, nur ſtellte er ſie von einer Seite dar, von welcher ein Licht auf ihre möglichen verderblichen Folgen fiel, und fügte dann einige empörende Meinungen hinzu, welche von der Verläumdung Luthern angedichtet waren; er berührte ſogar den Umſtand, daß zu Wittenberg häufig der galliſche Amadis geleſen würde, weil es vielleicht auf den Kaiſer und andere Anweſende bei den damaligen Zeitumſtänden einen gehäſſigen Eindruck machen konnte, daß ein franzöſiſches Nationalwerk bei den Schülern Luther's beliebt war. Mit großer Schlauheit eiferte er gegen den Gedanken, daß der Ketzer zur Vertheidigung nach Worms berufen werden ſollte; vorzüglich aus dem Grunde, daß Luther ſich nicht eines beſſern würde belehren laſſen, und wenn ein Engel dazu vom Himmel herab käme. Selbſt die Freunde deſſelben mußten ſich geſtehen, daß dieſer Zug nicht ganz unwahr ſey.

Wohl nicht die Rede Aleander's, denn Carl ließ ſich durch fremde Leidenſchaft nie zu einer Handlung treiben; ſondern irgend eine Rückſicht, wie ſie vielfältig ſeine unerforſchliche Seele zu wenden begannen, war Urſache, daß er ſich bereit zeigte, den Befehl zur Auslieferung der Bücher Luther's an die Obrigkeit jedes Ortes durch ganz Deutſchland gehen zu laſſen (März 7. J. 1521.). Sogleich aber ſtellte ein großer Theil der Reichsſtände ihm vor, daß man von einem ſolchen Befehl ſich nur geringen Erfolg verſprechen könnte, denn Luther's Lehre, ſchon weit verbreitet, habe in den Geiſtern eine Gährung hervorgebracht, welcher man nicht anders, als wenn man ihn ſelbſt hörte, mit Rath beizukommen vermöchte.

Sie riethen daher, ihn unter einem ſichern Geleite nach Worms zu rufen und zu fragen: ob er die Artikel widerrufen wollte, welche gegen den chriſtlichen Glauben wären, wie man ihn von den Vorfahren empfangen, und bisher bewahrt hätte? Wie leicht es aber Luthern werden möchte, dem Reichstage zu beweiſen, daß ſich ſolche Artikel unter ſeiner Lehre nicht finden, gaben ſie ſelbſt zu erkennen, indem ſie zu ihrem Rathe die Bitte hinzufügten, daß jene Mißbräuche abgeſchafft würden, wodurch der römiſche Stuhl ihrem deutſchen Vaterlande ſo ſehr geſchadet habe.

Aleander konnte es nicht verhindern, daß der Kaiſer dieſen Vorſtellungen Gehör gab. Zwar fürchtete dieſer ſehr für ſeine italieniſchen Beſitzungen, wenn er jetzt den heiligen Vater im geringſten beleidigte, da ein hartnäckiger Kampf mit ſeinem erzürnten Nebenbuhler, dem Könige von Frankreich, ihm bevorſtand. Aber auf der andern Seite lag ihm daran, durch Luther's Untergang wenigſtens nicht zu ſchnell den römiſchen Stuhl von einer beſchwerlichen Angelegenheit zu befreien, auf welche ihm ſelbſt ein großer Einfluß nie entſtehen konnte; und zugleich hatten ihm ſchon alle Verhandlungen des Reichstages ein ſolches Licht über den Character der deutſchen Großen gegeben, daß er wohl einſah, welchen verderblichen Stoß ſeine Herrſchaft in Deutſchland erhalten werde, wenn er in einer Sache raſch verfuhr, welche ſo ſehr ihre Theilnahme erregt hatte, wenn es ſchien, als wollte er den Papſt wider ihren Haß in Schutz nehmen. Er verſuchte noch einen Mittelweg einzuſchlagen, indem er von dem Churfürſten von Sachſen verlangte, daß er ſeinen Luther nach Worms berufen ſollte. Allein Friedrich fürchtete überhaupt zu ſehr verderbliche Folgen von der Erſcheinung Luther's zu Worms, als daß er dieſ hätte übernehmen können. Er ging dagegen ſo weit in ſeiner Vorſicht, daß er trotz dem ſichern, ehrenvollen Geleite, welches endlich vom Kaiſer und noch beſonders in Briefen einzelner Reichsſtände dem vorgeladenen Manne verheißen wurde, ſich noch von Carl, der Sage nach, geloben ließ, man werde in dem gegenwärtigen Falle keinen Gebrauch von dem Satze machen, daß Ketzern keine Treue zu halten ſey.

Die Reiſe von Wittenberg nach Worms war freilich ein ununterbrochener Triumph für Luther; mit Staunen, mit Liebe drängte man ſich allenthalben zu ihm; aber die ſchreckenden Gerüchte nahmen auch zu, je weiter er reiſte, und mit ihnen wuchs ſeine Ueberzeugung, daß er dem Tode entgegen gehe. Sein Muth blieb unerſchüttert, nicht ſo ſeine Geſundheit. Von Frankfurt aus ſchrieb er an ſeinen Freund Spalatin, welcher der vertrauteſte Rath des Churfürſten zu Worms war: „Von Eiſenach bis hieher bin ich immer matter geworden, und fühle jetzt eine Entkräftung, welche ich nie empfand.“ Da ihn aber eben derſelbe nahe vor Worms noch warnend bitten ließ, nicht in die Stadt zu ſeinem Verderben zu kommen, gab er die heldenmäßige Antwort: „Wären in ihr ſo viele Teufel, als Ziegel auf den Dächern, ich käme doch!“ Als er in ſeinem Alter kurz vor ſeinem Tode dieſes Umſtandes gegen wenige Freunde erwähnte, ſetzte er hinzu: „Solchen Muth kann Gott einem Menſchen geben; ich weiß nicht, ob ich anjetzt ſo unerſchrocken ſeyn würde!“

Schon den Tag nach ſeiner Ankunft in Worms führte ihn der Reichserbmarſchall vor die Reichsverſammlung, durch Gärten und Häuſer, um die zuſtrömende Menge zu vermeiden (d. 17. April.). Mit geſpannter Erwartung blickten auf ihn die Vorſteher der deutſchen Nation, als der Canzler des Churfürſten von Trier, Johann von Eck, deſſen Name an Luther's feindlichſten Gegner nicht ohne Grund erinnerte, ihm die Frage vorlegte: „ob er den Inhalt ſeiner Schriften widerrufen, oder bei demſelben verharren wolle?“ Luther bat um einige Bedenkzeit zur Beantwortung dieſer Frage, welche das Heil der Seelen, den Glauben und die heiligen Schriften betreffe. Er brachte dieſe Bitte mit der ehrfurchtsvollen Beſcheidenheit vor, welche nicht gehoben durch ſeine äußere Bildung den Kaiſer zu der Aeußerung bewog: „Der könnte es gewiß nie dahin bringen, daß ich ein Ketzer würde!“

Nach einem Tage Bedenkzeit erſchien Luther zum zweitenmale vor der Reichsverſammlung. Gegen Abend ward er vorgeführt; bis in die Nacht dauerte die Sitzung. Noch größer, wie bei ſeiner erſten Erſcheinung, war die zuſammenſtrömende Menge; die Erwartung und die Theilnahme am Schickſal des kühnen Mannes waren gewachſen. Fürſten waren ſchon mit Bewunderung zu ihm gekommen, unter ihnen der gewaltige Landgraf Philipp von Heſſen, welcher ſeiner Geiſtesſtimmung nach anfänglich über gelehrte Streitigkeiten gegen ihn ſcherzte; aber beim Weggehen ihm die Hand reichte mit den Worten: „Strebeſt Du mit Recht vorwärts, ſo möge Gott Dir helfen!“

Begeiſtert von dem Beifall der Edlen, aber durch ihn eben ſo wenig von Demuth entfernt, als durch die Beſorgniß derſelben für ihn ſeines Muthes beraubt, ging **Luther** vor ſeine Richter. „Mönchlein, Mönchlein!“ ſagte der alte Held und Ritter **Georg Frundsberg** auf dieſem Wege zu ihm, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Du geheſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in unſrer allerernſteſten Schlachtordnung nicht gethan haben. Biſt Du auf rechter Meinung, und Deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort, und ſey nur getroſt, Gott wird Dich nicht verlaſſen!“

Luther erklärte wegen des geforderten Widerrufes der Lehren in ſeinen Schriften, daß dieſe letztern zu verſchiedener Art wären, als daß er im Allgemeinen ſich deshalb auf eine beſtimmte Weiſe äußern könne. Zuerſt habe er Bücher geſchrieben, in welchen vom chriſtlichen Glauben und von wahrer Frömmigkeit ſo einfältig die Rede ſey, daß es ein Verbrechen von ihm ſeyn würde, ſie zu widerrufen. Die Gräuel des Papſtthums und der Papiſten, wodurch die Reichthümer der Erde, vorzüglich der deutſchen Nation, verſchlungen wären, habe er in der zweiten Claſſe ſeiner Schriften befehdet. Wenn er deren Inhalt gar auf Befehl des Kaiſers und des ganzen römiſchen Reichs zurücknehme, ſo würde er das gottloſeſte Regiment dadurch beſtärken. Zuletzt wären Bücher von ihm wider Privatperſonen gerichtet, welche ſich zu Vertheidigern der papiſtiſchen Gräuel aufgeworfen hätten. Frei wolle er geſtehen, daß er ſich bisweilen härter, als die Religion und ſein Amt es erlaubten, ausgedrückt habe; aber ihren Inhalt könne er gleichfalls nicht zurücknehmen, denn er fürchte, daß alsdann das Volk Gottes gräuſamer, wie jemals, möchte bedrängt werden.

Als er endlich erklärte, daß er, ſeines Irrthums aus der heiligen Schrift überwieſen, der erſte ſeyn würde, ſein Büchlein ins Feuer zu werfen, und der trieriſche Canzler ihm heftig entgegnete, daß er nicht zur Sache geredet hätte, da ſchloß Luther alſo: „Weil denn eine ſchlechte, einfältige, richtige Antwort von mir verlangt wird, ſo will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben ſoll, nämlich alſo: es ſey denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde (denn ich glaube weder dem Papſt noch dem Concilium allein nicht, weil es offenbar und am Tage iſt, daß ſie oft geirrt und ſich ſelbſt widerſprochen haben), und ich alſo von den Sprüchen, die von mir angezeigt und eingeführt ſind, überzeugt, und mein Gewiſſen in Gottes Wort gefangen iſt, ſo kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich: ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!“

Friedrich der Weiſe hörte ſeinen Luther mit ſtolzer Freude ſo reden. Dieſen Muth hatte er nicht von ihm erwartet, ſondern vielmehr gefürchtet, daß der unſcheinbare Mönch durch ein ſchwaches Betragen auf ihn ſelbſt, der ihn ſeines Schutzes gewürdigt hatte, einige Schmach bringen möchte.

Jetzt ließ er noch in der Nacht Luther's Freund, ſeinen vertrauten Rath Spalatin, zu ſich rufen, und ſagte ihm voll Verwunderung: „o wie ſchön hat Pater Martin geredet vor Kaiſer und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig!“

Daß Luther einen ähnlichen Eindruck auf die übrigen Fürſten gemacht hatte, erhellet ſchon aus der Mühe, welche man ſich gab, ihn noch durch Privatunterhandlungen zu retten. Man ging ſo weit, ihm den Vorſchlag zu thun, daß er nur einige Artikel, die als ketzeriſch verdammt waren, der Entſcheidung eines künftigen Conciliums überlaſſen möchte. Vielleicht kam dieſes nie, ohne Zweifel noch lange nicht zu Stande; vielleicht waren bis zur Eröffnung deſſelben die Fürſten, welche dem kühnen Mönche wohlwollten, mehr als jetzt vermögend geworden, ihn zu ſchützen. Allein es war offenbar, daß Luther durch die Einwilligung in dieſen Vorſchlag die Wahrheit immerhin einiger Gefahr ausſetzte. Deswegen verwarf er ihn, und ging dem Märtyrerthume entgegen, welches das Edict ihm bereiten ſollte, wodurch er und alle ſeine Anhänger in die Acht erklärt wurden (Mai 26.).

Zweites Capitel.

Der Sieg, welchen der päpſtliche Hof durch das Edict von Worms nun zuverläſſig über **Luther** zu deſſen gänzlicher Vernichtung glaubte gewonnen zu haben, ward der ſichtbare Anfang ſeiner eigenen Niederlagen. Auf der Rückreiſe von Worms nach Veranſtaltung des Churfürſten von Sachſen aufgefangen, und nach der Wartburg bei Eiſenach gebracht, brannte **Luther** vor Ungeduld, die Feſſeln ſeiner Einſamkeit zu zerreißen, und mitten unter den Gefahren, die jeden ſeiner Schritte bedrohten, ſobald er ſeinen verborgenen Aufenthalt verließ, wüthend über ſeine Feinde herzufallen. Zu derſelben Zeit fing man an, auf dem Heerde, wo er bisher gelebt hatte, im Auguſtinerkloſter zu Wittenberg, nach ſeinen Lehren Veränderungen im Aeußern der Religion vorzunehmen. So war in jeder Hinſicht das Zeichen zu einer Revolution gegeben.

Sobald aber die neuen Meinungen in äußern Verhältniſſen Bewegungen hervorbrachten, zeigte ſich neben ihnen ein Hang zu abenteuerlichen Behauptungen, und eine ſtürmiſche Verwegenheit, ihnen gemäß die alten Einrichtungen zu zerſtören. Nachdem kaum die Unruhen, welche durch die Auguſtinermönche erregt wurden, beigelegt waren, brach das Feuer an zwei Puncten des ſächſiſchen Gebietes wieder heftiger los.

In Wittenberg bot ſich Andreas Carlſtadt dem gährenden Volksgeiſte zum Anführer an. Seine bekannte Freundſchaft mit Luther, die Kühnheit, mit welcher er ſtets geeilt hatte, ſich für dieſen zu bekennen, und ſeine Würde als Archidiaconus und Doctor der Theologie, gaben ihm beim Volk ein großes Gewicht. Noch mehr half ihm, daß er den Schein eines geniereichen und gelehrten Mannes an ſich trug. Verirrt in eine myſtiſche Theologie, ward er durch die reizbarſte Einbildungskraft, und einen eitlen Hang zum Sonderbaren, zu gewiſſen Behauptungen gleichſam hinverſchlagen, welche nur als Reſultate einer eindringenden, allgegenwärtigen Forſchung Zeichen eines großen Geiſtes geweſen wären. Wie ſich in ſeinen Meinungen keine Haltung fand, eben ſo in ſeinem Handeln. Von der Wahrheit ergriffen, daß die religiöſe Einfalt der Seelen durch die Bürde verunſtalteter Gelehrſamkeit und üppiger Sitten vertilgt war, ging er bisweilen ſo weit, alle gelehrte Kenntniſſe zu verdammen, und durch ſein Beiſpiel, wenn er in einem Dorfe als Nachbar Andreas unter den Bauern lebte, die Jugend der Univerſität zu ähnlichen Ausſchweifungen zu verleiten.

Von einem ſolchen Manne durfte man es wohl erwarten, daß er plötzlich einmal wider alle die Mißbräuche des Gottesdienſtes, die Luther bisher bekämpft hatte, mit Uebertreibung einen Sturm wagen werde. Durch die heftigſten Predigten gab er die Loſung zum Aufſtande in Wittenberg. Auf das Ungeſtümſte ward die alte Feier der Andacht beſchimpft; die Mönche ſahen ſich dem thätlichen Muthwillen der ſtudirenden Jugend preis gegeben; der hinzuſtrömenden Menge reichte man das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten, nachdem man die Bilder der Heiligen aus den Kirchen geworfen und die Altäre zerſtört hatte. Ein jeglicher, der auf eine ſolche Weiſe mitraſete, war ſchon damals als ein vollkommner Chriſt geprieſen.

Es zeigte ſich jetzt, wie ſehr in Zeiten einer großen Gährung der Geiſter auch der mildeſte Character ſich an Kühnheit der Neuerungen gewöhnt, wenn er zu einer Geſellſchaft von Männern gehört, welche in den Genius der Zeit eingreifen; ſelbſt Melanchthon ſchien durch dieſe gewaltſame Veränderungen des Gottesdienſtes ſich zu keiner entgegenſtrebenden Thätigkeit berufen zu glauben, und vielen andern Wittenbergiſchen Lehrern waren ſie offenbar willkommen. Eben dieſes erbitterte auch die Feinde der neuen Meinungen am meiſten. Wenn Herzog Georg von Sachſen über Carlſtadt als einen loſen, leichtfertigen Mann ſich ausließ, ſo redete er zugleich mit Hohn von Melanchthon, als einem jungen Männlein.

So ſehr eben dieſer Fürſt wegen der Unruhen in Wittenberg in das Reichsregiment zu Nürnberg drang, zur Vollziehung des letzten Reichstagsabſchiedes zu wirken, ſo beſorgt der Churfürſt war, daß ſeine Univerſität durch dieſelben ſinken möge, indem ſchon mehrere Regierungen die Söhne ihres Landes abriefen, waren doch für den forſchenden Freund der neuen Lehre die Bewegungen ungleich drohender, welche in der kleinen Stadt Zwickau zu derſelben Zeit ſich zeigten. Sobald nämlich die Religion, in ſofern ſie ein Syſtem von Dogmen iſt, aus dem Kreiſe der Gelehrſamkeit herabgezogen wurde, konnte ihr nichts ſo verderbliches begegnen, als wenn der rohe Menſch ſich ihrer bemächtigte, und über den Inhalt, den Zuſammenhang ihrer Sätze entſcheiden wollte, wovon Schwärmerei und Betrug die nothwendigen Folgen waren. Ein Beiſpiel der Art ward aber zu Zwickau gegeben, und in ihm lag der Keim eines Uebels, welches mit der Reformation fortwuchs.

Zu Anführern des gährenden Volksgeiſtes hatten ſich hier Männer aufgeworfen, die zum Theil rohe fanatiſche Menſchen waren. Als Propheten traten ſie hervor, und auf Offenbarungen Gottes verwieſen ſie den Gegner ihrer ungereimten Lehren. Sehr gefährlich wurden dieſe, weil ſie eine völlige Umwandlung der bisherigen bürgerlichen Ordnung bezweckten, indem die alte böſe Obrigkeit vertilgt werden, und die Häupter dieſer neuen Secte als die Erwählten des Himmels auf den Thronen ſitzen ſollten. Aber auch für den gelehrten und denkenden Mann konnte wenigſtens eine von ihren Meinungen nicht ohne Wichtigkeit ſeyn, nämlich die Lehre der Wiedertaufe. Sie fanden ein Aergerniß daran, daß Kinder ohne alle Vernunft durch das Sacrament der Taufe geweiht werden ſollten, und hielten es daher für nöthig, daß alle Erwachſene, bei welchen man bald nach ihrer Geburt dieſes Poſſenſpiel angewandt habe, noch einmal getauft würden, um für vollkommene Chriſten gelten zu können. Die Secte war es nicht werth, daß ſie von dieſer Meinung ihren unterſcheidenden Namen erhielt. Doch darf man dieſelbe nicht als einen Strahl der Aufklärung betrachten, welcher in dieſe ſchwärmeriſchen Seelen gefallen wäre. Vielleicht wurden die erſten Häupter nur durch die ehrgeizige Abſicht, irgendwo die Herrſchaft im Staat an ſich zu reißen, auf die Lehre von der Wiedertaufe gebracht, durch welche ſie ſich ſchnell einen großen Anhang zu erwerben hoffen konnten.

Als einige von den Anführern der Secte, durch die Gegenwirkung der Obrigkeit zu Zwickau mit ihrer Schwärmerei zurückgedrängt, ſich nach Wittenberg begeben hatten, gewann hier die Gährung neue Kraft, und wer für weiſe Aufklärung Sinn hatte, wünſchte, daß Luther gegenwärtig ſeyn und dem Unweſen Einhalt thun möchte. Sogleich ſtürzte der kühne Mann, trotz den Gefahren, die bei dieſer plötzlichen Erſcheinung ſein Leben und ſeine Freiheit bedrohten, aus ſeiner Einſamkeit, wider den Willen des Churfürſten hervor. Er wußte, welche Bürde von Vorwürfen man wegen der Unruhen zu Wittenberg auf die evangeliſche Lehre und ihn werfen werde, und ſeine Aeußerung, daß er dieſe Schmach mit ſeinem Leben abkaufen möchte, war ſicher redlich. Er fand keine Vorſtellungen, keine Sprache, um den Eifer auszudrücken, welcher ihn auf den Schauplatz trieb. An ſeinen Fürſten ſchrieb er auf der Reiſe: „Das weiß ich ja von mir wohl, wenn dieſe Sache zu Leipzig alſo ſtünde, wie zu Wittenberg, ſo wollte ich doch hinreuten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieſer iſt.“

Nach ſeiner Ankunft in Wittenberg predigte er acht Tage nach einander voll Kraft, aber auch voll ſchonender Weisheit gegen die entzündeten Gemüther, um ſie zu überzeugen, daß in der Wahrheit eine ſtille Gewalt liege, die unfehlbar ſiegreich werde, ohne der Stürme, des Blutvergießens dazu nöthig zu haben. „Ich bin,“ ſagte er von ſich ſelber, „dem Ablaß und allen Papiſten entgegen geweſen, aber mit keiner Gewalt. Ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geſchrieben, ſonſt habe ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geſchlafen habe, wenn ich Wittenbergiſch Bier mit meinem Philipp und Amsdorf getrunken habe, alſo viel gethan. daß das Papſtthum alſo ſchwach worden iſt, daß ihm noch nie kein Fürſt noch Kaiſer ſo viel abgebrochen hat. Ich habe nichts gethan: das Werk hat es allein gehandelt und ausgerichtet. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutſchland in ein groß Blutvergießen gebracht haben, ja ich wollte wohl zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiſer nicht wäre ſicher geweſen. Aber was wäre es? Ein Narrenſpiel wäre es geweſen, und ein Verderbniß an Leib und Seele.“

Durch dieſe Predigten ward die Ruhe in Wittenberg völlig wieder hergeſtellt; und wenn Carlſtadt es freilich mit einer ſchmerzhaften Verwunderung anſehen mußte, daß ſo ſchnell das Werk ſeines Ungeſtüms durch die Worte ſeines Freundes vernichtet wurde, ſo hatte er Urſache genug, ſich über die Schonung zu freuen, daß ſeiner in dieſen Strafpredigten nicht erwähnt worden.

So war die erſte Wirkung der neuen Erſcheinung Luther's ein wohlthätiger Frieden auf dem Heerde der Reformation, und zu derſelben Zeit wirkten er und der weiſe Melanchthon zur Ausbreitung derſelben unter dem deutſchen Volk und den gelehrten Männern Europas, zur Sicherung der neuen Wahrheiten, als eines beſondern Syſtems, mit unbeſchreiblichem Glück als Schriftſteller. Melanchthon gab ſeine Hauptartikel der chriſtlichen Lehre heraus. *) Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung, welche den rauhen Ton Luther's, und noch mehr jede Theilnahme des großen Haufen an religiöſen Streitfragen ſcheuten, fühlten ſich durch die ſchöne Schreibart und den ſanft aufklärenden Geiſt in dieſer Schrift angezogen. Auch fanden die furchtſamen Seelen, welche vor allen Neuerungen erſchracken, ſich unvermerkt durch ſie für die wiederaufgelebte Wahrheit gewonnen, indem ſie im Zuſammenhang einer Religion erſchien, welche ſo viele Jahrhunderte hindurch als göttlich war verehrt worden. Beſonders aber wurden dieſe Hauptartikel der chriſtlichen Lehre darum ſo wichtig, weil durch ſie nun ins Reine gebracht war, wodurch ſich die Sätze des neuen Glaubens von dem alten Syſtem unterſchieden, und die Forſcher, welche jenem anhingen, nun die Lehren ihrer Parthei nach einer lichtvollen Anordnung überſchauen konnten.

Auf eine ganz andere Weiſe und nach andern Seiten hin wirkte die höchſt mühſame Ueberſetzung der heiligen Schriften, welche Luther auf der Wartburg angefangen hatte. Selbſt die vielen Fehler derſelben dienten dazu, ihre große Wirkung auf die Maſſe des Volkes zu verſtärken. Wenn Luther ſeine Lehren in die heiligen Urkunden der chriſtlichen Religion hineintrug, ſo that er es gewiß in voller Unſchuld, weil er keinen

---

*) Die erſte Erſcheinung der loci communes im J. 1521.

andern Sinn in ihnen zu finden vermochte; aber eben dieſe Gewalt, die er über ſie ausübte, machte die Ueberſetzung derſelben zu einem kräftigen Werkzeuge der Ausbreitung ſeiner Meinungen. Außerdem iſt ſie auch das Werk eines genialiſchen Geiſtes, deſſen Gewalt in ihr von allen Seiten uns anſpricht.

Es iſt keine angenehme Erſcheinung, daß Luther dieſen ſchönen Zeitpunct der Entwicklung und Verbreitung ſeiner Lehre, nachdem er auf den Schauplatz ſeiner Handlungen mit ſolchem Ruhm zurückgekommen war, durch ſein Betragen wider zwei Gegner trübte. König Heinrich VIII. von England, der unter allen Arten der Eitelkeit auch die beſaß, daß er auf Schriftſtellerruhm Anſpruch machte, und zu gleicher Zeit ſich beim päpſtlichen Hof einſchmeicheln wollte, ſchrieb wider ihn ein Buch zur Vertheidigung der alten Lehre von den Sacramenten, und verdiente allerdings dafür eine kleine Züchtigung. Aber Luther behandelte ihn mit einem Uebermuthe, der an Grobheit gränzte, und mit ſichtbarer Freude darüber, daß er einem Könige ſo mitſpielen konnte. Vielleicht waren die Verbindungen, in welchen der berühmte Eraſmus mit Heinrich und mit engliſchen Großen ſtand, der letzte Reiz, daß auch er endlich als Gegner Luther's auftrat. Doch gab es Urſachen genug, die auch ohne dieſen Grund, ihn gegen ſeine Neigung auf den Kampfplatz treiben konnten. Als der erſte Gelehrte ſeines Zeitalters verehrt, hatte er Proben genug, vorzüglich durch ſeinen Eifer für Melanchthon gegeben, wie gern er Talente aufblühen ſah, deren Ruhm vielleicht höher, als der ſeinige, ſteigen konnte; und ſein freimüthiges Lob der erſten Verſuche Luther's, die Finſterniß des Volks aufzuklären, der Rath, welchen er dem Churfürſten gab, daß er den unerſchrocknen Mann nicht verlaſſen möge, waren nach ſeinem Character, der jede Unruhe ſcheute, und bei der argwöhniſchen Aufmerkſamkeit, womit jeder ſeiner Schritte, jedes ſeiner Worte bewacht wurden, wirklich Beweiſe einer Aufopferung, zu welcher auch er ſich für die Wahrheit entſchließen könnte. Aber er war zu reich an Kenntniſſen, zu kundig der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, als daß er den Neuerungen Luther's hätte zujauchzen ſollen, und am wenigſten konnte er zugeben, daß auf eine ſolche Weiſe, wie man das Reformationsgeſchäft trieb, die Wahrheit wirklich gewinnen werde. Vielen Partheigängern Luther's aber, und ihm ſelbſt, war dieſe Denkart des klugen Erasmus ein Beweis von Heuchelei, und deshalb behandelten ſie ihn als einen geheimen Feind. Doch hätte er dieſer Unart, über welche er bittere Klagen führte, es wohl nicht gegönnt, ihn auf den Kampfplatz zu ziehen, wenn ihm nicht Luther mit einem unerträglichen Uebermuthe gerathen hätte, daß er um ſeines eigenen Beſten willen ſich von demſelben entfernt halten möchte. Nun erſt trat Erasmus als Gegner der neuen Lehre auf, und griff den Satz an, auf welchem ſie gegründet war, weil durch ihn ihr Schöpfer das Bedürfniß, welches ihn von dem alten Syſtem entfernte, befriedigt gefunden hatte. Auch konnte keine andere Meinung Luther's ſo leicht wie hart und empörend vorgeſtellt werden, als ſeine Behauptung von der gänzlichen Unfähigkeit des Willens der Menſchen, zu ihrer Beſſerung unter dem Einfluſſe der göttlichen Gnade thätig zu ſeyn. Ueberdies ließ ſich erwarten, daß der feurige Mann bei Angriffen auf dieſen ſeinen Lieblingsſatz vorzügliche Blößen geben werde. Auch gab er deren genug vor den Augen eines jeden ruhigen, nachdenkenden Beobachters; aber ſein entſchloſſener, abſprechender Ton neben der zweifelnden Weiſe ſeines forſchenden Gegners bewirkte bei der Menge, daß ſie ihm die Palme auch in dieſem Streit zuerkannte.

Mitten unter dieſen Streitigkeiten machte die Glaubensverbeſſerung immer vortheilhaftere Eroberungen, und gewann nicht nur in Sachſen, ſondern in mehreren Gegenden Deutſchlands durch die Veränderungen des äußern Gottesdienſtes, welche ſie bewirkte, für ihre Anhänger auch das äußere Anſehen einer beſondern religiöſen Parthei. Furchtbar wurde dieſelbe durch die zahlreichen Auswanderungen der Mönche und Nonnen aus den Klöſtern, denn dieſe waren gezwungen, für ihr Gedeihen aus allen Kräften zu eifern; wenn auch nur der Wunſch nach Freiheit und dem ehelichen Leben, nicht Liebe für die Wahrheit, ſie aus ihren Zellen gezogen hatte. Außerdem vereinigten ſich viele politiſche Verhältniſſe, um den Fortgang der Reformation zu begünſtigen. Die Macht, welche zu ihrer Unterdrückung hätte angewandt werden müſſen, war zu andern Zwecken nothwendig, welche dem Anſcheine nach ungleich wichtiger waren. Der Kaiſer und der Papſt waren durch den Kampf in Italien, welchen der feurige Franz mit der größten Anſtrengung focht, hinlänglich beſchäftigt; durch den Andrang der Türken unter Soliman dem Prächtigen waren Oeſtreich und andere Reichsſtände mit der furchtbarſten Gefahr bedroht. In Deutſchland waren die einzelnen Mächte gegen einander, gegen den Kaiſer und den Papſt auf das höchſte geſpannt; auf dem päpſtlichen Stuhle herrſchte ein ſchneller Wechſel. Der Schutz, welcher in dieſen Verhältniſſen für ihn und ſeine Lehre lag, ſcheint Luther's Augen verborgen geblieben; aber mit der innigſten Ueberzeugung, daß er von der Vorſehung zu einem großen Werke berufen ſey, blickte er auf die entſtehende Welt um ihn her mit dem heiterſten Sinn. Auch das war ein Zeichen davon, daß er jetzt die Mönchskleidung von ſich warf.

Allein ſo ſchön der Segen des Himmels vor ſeinen Augen nun auf der neuen Schöpfung lag, ſammelten ſich doch eben jetzt Wolken zu einem verheerenden Sturm über dieſelbe. Daß es dem päpſtlichen Legaten Campegius gelang, ein glückliches Beiſpiel von dem Mittel zu geben, wodurch am wahrſcheinlichſten die religiöſe Gährung zurückgedrängt werden konnte, zeugte von der ſchlauen, eindringenden Politik, welche Clemens VII. aus dem mediceiſchen Hauſe in Hinſicht auf Deutſchland zu befolgen gedachte. Der Erzherzog Ferdinand, die Herzoge von Baiern und mehrere Biſchöfe machten nämlich zu Regensburg ein Bündniß bekannt (Jul. 6. 1524.), das ſie auf Antrieb des Legaten geſchloſſen hatten, um das Edict von Worms in ihren Ländern auf das Strengſte zu vollziehen, auf alle mögliche Weiſe den wittenbergiſchen Neuerungen zu wehren, und wegen der Gefahr, welche daher entſpringen konnte, mit geſammter Kraft ſich einander zu ſchützen.

Daß dieſer Bund zu Regensburg ſogleich nur als Beiſpiel furchtbar wurde, lag nicht in ſeiner Beſchaffenheit, ſondern in den Zeitumſtänden. Aber es gab ohnedies der Ereigniſſe genug, welche Finſterniß und Sturm über das Werk der Glaubensverbeſſerung zogen, und es läßt ſich nicht läugnen, daß an demjenigen von ihnen, welches unter die Anhänger der neuen Meinungen ſelbſt einen Streit brachte, der zuletzt eine förmliche Trennung veranlaßte, ohne welche mehr als ein Jahrhundert hindurch mancher Blutſtrom in Deutſchland vielleicht nicht gefloſſen und das alte kirchliche Syſtem am Ende der langen ſchrecklichen Erſchütterungen unter den Deutſchen wahrſcheinlich gänzlich eine

Trümmer geweſen wäre, Luther durch ſein Betragen ſehr viel Schuld hatte.

Der unruhige Carlſtadt hatte Wittenberg verlaſſen, um in Orlamünde und benachbarten Oertern jene gewaltſamen Veränderungen des Gottesdienſtes zu vollführen, zu welchen der Pöbel durch Predigten ſo leicht erbittert werden konnte; und der Aufruhr der Bilderſtürmer tobte nun bald an der Saale hinab. Luther predigte auf Befehl des Churfürſten zu Jena wider dieſe Unruhen, und jetzt mit weniger Schonung des eigentlichen Urhebers derſelben. Carlſtadt wohnte ſelbſt der Predigt bei. Er hatte ſeine Meinung über die Beſchaffenheit der Gegenwart des Heilandes im Abendmahl bisher nicht verhehlet, und konnte daher alles das, was Luther über die Menſchen ſagte, welche das Sacrament des Altars aufheben wollten, auf ſich beziehen. In einem Geſpräch, welches zwiſchen beiden Männern nach der Predigt gehalten wurde, erbot ſich Carlſtadt, öffentlich zu beweiſen, daß es ein Irrthum ſey, an die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes von Jeſus im Abendmahle zu glauben; und als ihm Luther darauf zum Zeichen der Fehde einen Goldgulden reichte, ſo rief er alle Gegenwärtige zu Zeugen auf, daß er von Luther ſelbſt die Aufforderung, wider ihn zu ſchreiben, erhalten habe. Mit welcher Erbitterung er auch den Streit führen mochte, ſo verlor er ſich doch bald unter den ungleich geſchickte ren Kämpfern, welche ſeine Meinung wider Luther zu vertheidigen begannen. An ihrer Spitze ſtand Ulrich Zwingli in Zürich. Auch er hatte dem Papſtthum durch ſeine Lehren tödtliche Streiche gegeben, und ſeine freien Mitbürger hatten ſogleich ohne heftige Bewegungen die äußere Religion von Mißbräuchen gereinigt. Ungleich weniger Schwärmer, als Luther, war er eben ſo entſchloſſen und mit thätiger Heiterkeit der Wahrheit zugethan, und vielleicht weniger gelehrt, als jener, wußte er ſeine Gelehrſamkeit lichtvoller nach ihrer Anwendung auf das Leben zu berechnen. Nur wegen ſeines hellen Verſtandes, ſeines offenen Characters hatte er die Mißbräuche, welche das Chriſtenthum verunſtaltet hatten, lebhaft angegriffen; nicht das Bedürfniß der Aufklärung über einen einzelnen Punct, woran vielleicht ſeine ganze Rettung wäre geknüpft geweſen, hatte ihn zum Zorne der Wahrheit getrieben, wie es bei Luther der Fall war; aber darum lag ihm auch nicht daran, wie dieſem, alle Entdeckungen auf Einen Punct zurückführen zu können; ſondern jede neue Wahrheit ergriff er als für ſich beſtehend mit offenem Sinn. Wie er als Bürger freier war, als der wittenbergiſche Reformator, ſo auch als Geiſt und chriſtlicher Lehrer. Es war ihm ſelbſt unangenehm, ein Sclave der Offenbarung zu ſeyn, und er bekümmerte ſich nicht um den Buchſtaben der göttlichen Urkunden, wenn er ihn nicht begreifen konnte, und nicht einſah, welcher Nutzen für das Leben an ihm hangen könnte. Weil er durchaus nicht abnahm, wie die

Kraft des Abendmahls auf irgend eine Weiſe mit der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes des Heilandes in Verbindung ſtehe: ſo verwarf er die letzte gern, als unbegreiflich. Luther hingegen, welcher ſie auch wohl bezweifelt hatte, äußerte ſich: „ich bin gefangen, kann nicht heraus; der Text iſt zu gewaltig da, und will ſich mit Worten nicht laſſen aus dem Sinn reißen. Ja, wenn noch heutiges Tages möchte geſchehen, daß jemand mit beſtändigem Grund möchte beweiſen, das ſchlecht Brod und Wein da wäre, man dürfte mich nicht ſo anfaſſen mit Grimm. Ich bin leider! allzu geneigt dazu, ſo viel ich meinen Adam ſpüre!“

Nach einer ſo verſchiedenen Denkart der beiden Männer, ihrer ſo verſchiedenen Lage, und nach der Beſchaffenheit der Meinungen, welche ſie zu vertheidigen hatten, läßt ſich leicht erwarten, daß Zwingli in dem Streit in einem ungleich günſtigern Licht erſcheine, als Luther. Einer einzigen andern Wendung des Characters und Geiſtes der letztern hätte es nur bedurft, und dieſer Streit über das Sacrament des Altars wäre nicht Veranlaſſung geworden, daß das Werk der Reformation in Deutſchland immer unvollendet blieb.

Weit verheerender für den Augenblick, und dem Anſcheine nach weit drohender für den Fortgang der Glaubensverbeſſerung, als dieſe Zwietracht, aber von viel geringern nachtheiligen Wirkungen, wenn er ihr wirklich Schaden brachte, war der Bauernkrieg, welcher jetzt ausbrach, und deſſen Flammen in Franken und Schwaben, am Rhein, an der Donau, am Bodenſee auf einmal plötzlich brannten, ſich über Heſſen, Sachſen und Thüringen mit wunderbarer Schnelle verbreiteten.

Viele Urſachen kamen in dieſem Zeitraum zuſammen, um den Zuſtand der Bauern in Deutſchland drückender zu machen, als es der Menſch in einem Zeitalter ertragen kann, welches mächtig zur Verbeſſerung des Lebens emporſtrebt. Die halbe Freiheit, in welcher ſie lebten, ſchien nur darum ihnen gegeben, damit ihre Herren deſto mehr Gewinn von ihnen ziehen konnten, ohne fürchten zu müſſen, daß ſie ihr Eigenthum in ihnen zu Grunde richteten. Das üppige Leben der Fürſten, des Adels, der Geiſtlichkeit, welches täglich einen höhern Grad erreichte, brachte natürlich einen ärgern Druck über den Bauernſtand; die Fehden in mancher Gegend waren nicht viel ſeltner, als ehemals, und wegen der veränderten Art des Krieges ungleich fühlbarer; die ganze Verwaltung des Staats war verwickelter geworden, und die Vortheile, welche damit zuſammenhingen, wurden dem Bauer bei weitem nicht ſo fühlbar, als der damit verbundene Nachtheil. Doch läßt ſich nicht läugnen, daß unter einer milden, planmäßigen Regierung, und es gab damals mehrere ſolche in Deutſchland, dieſe Umſtände dem Gedeihen des Landmanns wenig ſchadeten, zumal wenn der Fürſt eines Landes mächtig genug war, um die Parthei der Bauern gegen Adel und Geiſtlichkeit nehmen zu dürfen. Wäre aber auch in allen deutſchen Provinzen die Lage des Bauernſtandes viel trauriger geweſen, als ſie ſelbſt im Lande der am meiſten drückenden Regierungen wirklich war! ſo hätte man doch keinen Aufſtand, wenigſtens nicht einen ſo allgemeinen zu fürchten gehabt, wenn nicht der Genius der Zeit überhaupt ſo gährend geweſen wäre, und auf die meiſten alten Verhältniſſe ein Licht geworfen hätte, welches ſie verhaßt machte. Das Beiſpiel der ſchweizeriſchen Bürger, welche die Mittelmacht, die allenthalben zwiſchen der deutſchen Nation und ihrem Könige entſtanden war, ſo glücklich zerſtörten, und dadurch offenbar zu einem größern Wohlſtande gelangten, mußte um ſo verführeriſcher werden, je verhaßter dieſe Mittelmacht war, und je tiefer Ehrfurcht für den Kaiſer in das Herz der Deutſchen ſich geſenkt hatte. Mit den ſtärkſten Farben waren von Luther die Laſter und Verbrechen der Fürſten, und beſonders der geiſtlichen Großen, ohne Unterlaß geſchildert, ſeine laute Rede über chriſtliche Freiheit tönte ſo verführeriſch für den Freiheitsgeiſt überhaupt, und aus den evangeliſchen Lehren wuchſen die Ideen von menſchlicher Gleichheit ſo ohne Zwang hervor. Schwärmeriſche Prediger, unter welchen auch Carlſtadt war, fanatiſche Betrüger lehrten auf allen Wegen die Nothwendigkeit und die Nähe einer großen Umänderung der bürgerlichen Verhältniſſe, und der Bauer, welcher die Fahne der Empörung erhob, betrachtete ſich zugleich als einen Streiter des Himmels. Das Streben nach einer großen politiſchen Revolution im deutſchen Reich war ſichtbar bei den vorzüglichſten Köpfen unter den Anführern der aufrühriſchen Bauern, und der Drang nach evangeliſcher Lehre, der aus allen Haufen ſprach, verrieth ſich auch durch den Umſtand, daß die Empörung da am fürchterlichſten war, wo man eine Glaubensverbeſſerung verſagt hatte.

Zwölf Artikel, die ſich von Schwaben aus als ein Manifeſt der Bauern verbreiteten, gaben zuerſt der toſenden Stimme der Empörung eine gewiſſe Beſtimmtheit und Haltung. Auf die heiligen Schriften beriefen ſie ſich als auf die Urkunden von der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen. Sie verlangten die Abſtellung mancher drückenden Abgaben und Frohnen, mehr politiſche Freiheit, die man ihnen nicht ohne Unbilligkeit verſagen könnte, da Chriſtus ſie alle gleich durch ſein theures Blut frei erlöſet habe, und unter andern Puncten vorzüglich das Recht der Beſtallung und Abſetzung ihrer chriſtlichen Lehrer für jede Gemeine.

Die Bauern ſandten dieſe Artikel an Luther, welchen ſie gleichſam als ihr Haupt betrachteten, und hofften, ſeine ſtarke Stimme werde ſich ſogleich zur Billigung ihres Unternehmens hören laſſen, ſo oft er auch erklärt hatte, daß es einem Chriſten nicht gezieme, ſelbſt wider eine tyranniſche Obrigkeit ſich aufzulehnen. Seine Ermahnung zum Frieden, die er nun ausgehen ließ, war ohne Zweifel meiſterhaft geſchrieben, um die Mittel zur wahren Eintracht zu beleuchten; allein in Zeiten ſolcher Zwietracht, da man ſchon die Schwerter wider einander gezogen, werden nur die Schriftſteller Eingang finden, welche den Leidenſchaften einer von den Partheien ſchmeicheln. Faſt ſtärker, wie jemals, ſprach er in dieſer Ermahnung, zu den Fürſten und dem Adel, beſonders aber zu den Geiſtlichen: „Dazu in weltlich Regiment,“ ſagt er dieſen, „ihr nicht mehr thut, denn daß ihr ſchindet, euren Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme Mann nicht kann noch mag länger ertragen. Das Schwert iſt euch auf dem Halſe. . . Ihr müſſet anders werden und Gottes Wort weichen, thut ihrs nicht durch freundliche, willige Weiſe, ſo müſſet ihr es thun durch gewaltige und verderbliche Unweiſe. Thuns die Bauern nicht, ſo müſſens andere thun. Und ob ihr ſie alle ſchlügt, ſo ſind ſie noch ungeſchlagen, Gott wird andere erwecken!“ . . „Was hülfs, wenn eines Bauern Acker ſo viel Gülden, als Halme und Körner trüge, ſo die Oberkeit nur deſto mehr näme, und ihren Pracht damit immer größer machte, und das Gut ſo hinſchleudert mit Kleidern, freſſen, ſaufen, bauen und dergleichen, als wär es Spreu.“

Er erklärte die Artikel der Bauern für natürlich recht und billig, aber zugleich ſagte er ihnen auch, daß ſie alles verdorben hätten, da ſie durch Ungeduld und Frevel ſie der Obrigkeit abdringen wollten. Am wenigſten ſollten ſie glauben, daß durch den Erlöſer die Leibeigenſchaft aufgehoben wäre, denn die chriſtliche Gleichheit herrſchte nur im geiſtlichen Reiche, und durchaus dürften ſie es ſich nicht herausnehmen, ſich einen evangeliſchen Haufen zu nennen. *

Das Blut floß ſchon an manchen Oertern, als ſich dieſe Ermahnung verbreitete. Der rauhe **Georg Truchſeß**, Anführer des Heeres des ſchwäbiſchen Bundes, das zur Unterdrückung der aufgeſtandenen Bauern zog, fand Wohlgefallen daran, mit ſeinem Schwert den dichten Schwall der Aufrührer zu mähen, und hatte nach den erſten Gefechten, die er gewann, die gefangenen Bauern als Empörer hinrichten laſſen. Sein Ritterſtolz ließ es ſich nicht einfallen, daß die Bauern das Recht der Wiedervergeltung gegen den Adel ausüben würden. In dem würtembergiſchen Städtchen Weinsberg überfielen ſie ungefähr ſiebenzig Ritter, und führten ſie auf das Feld zum ſchrecklichen Tode. In einem Kreiſe ſtanden ſie mit vorgehaltenen Spießen, die Verurtheilten in der Mitte. Unter einer betäubenden Muſik wurden dieſe hierhin und dorthin getrieben, und bei jedem Schritt, wenn ſie ſich in der Todesangſt wandten, drang ein Spieß in ihre Glieder. Die roheſte

Rachſucht jauchzte gräßlich, daß die Unglücklichen ſo durch die Spieße gejagt, und zu Tode geſpielt wurden.

Dieſe Grauſamkeiten, die immer heftigeren und allgemeineren Erſchütterungen, die ſich bis in Luther's Nähe verbreiteten, und die immer lauter werdenden Vorwürfe, daß er nun ſehe, wohin ſeine Neuerungen führten, bewirkten einen Aufruf von ihm, der nach dem Blute der Bauern lechzte. Die Obrigkeit ſollte drein ſchlagen, ſo lange ſie eine Ader regen könne, und jeder ſollte ſich bemühen, die Straßenräuber heimlich oder öffentlich wie tolle Hunde zu erſchlagen.

Der gänzliche Mangel an einem gemeinſchaftlichen Plane bei den verſchiedenen Haufen, der Umſtand, daß ſich manche vom Adel zu ihnen ſchlugen, von welchen es wenige redlich mit den Bauern meinten, und die gewöhnlichen Urſachen, welche wirken, ſobald zuſammengelaufene Schaaren, die des Krieges unkundig ſind, wider geordnete Krieger fechten, veranlaßten eine Niederlage der Bauern nach der andern; und faſt ſo ſchnell, wie ſie entſtanden, war die weit greifende Empörung wieder gedämpft. Eine Erſchütterung, welche den Umſturz der politiſchen Verfaſſung und des bisherigen religioſen Syſtems in Deutſchland drohte, verlor ſich in kurzer Zeit, ohne andere Spuren zu hinterlaſſen, als verheerte Gefilde, zerſtörte Schlöſſer und Dörfer, und ungeheure Leichenhaufen. Selbſt nach unterdrückter

Empörung floſſen noch Ströme von Blut. Es gab nach Luther's Ausdruck Tyrannen unter den Fürſten, welche nach Beſiegung der Bauern des Blutes noch nicht ſatt werden könnten, und wilde Beſtien und Bluthunde wären.

Noch etwas früher, als der Aufſtand in Oberdeutſchland, wo er über funfzig tauſend Menſchen weggerafft hatte, erreichte die Empörung von Thomas Münzer ihr Ende. Er war einer der Anführer der Wiedertäufer, als ihre Secte in Zwickau entſtand, und ohne Zweifel der gefährlichſte von allen, reich an Ehrgeiz und unternehmender Kühnheit, mit der Schwärmerei vertraut genug, um durch ſie zu herrſchen, der Gelehrſamkeit kundig genug, um ſie mißbrauchen zu können, feurig und ſtolz zur Täuſchung anderer, kalt und eitel in ſeinem Innern, ein hinreißender Volksredner, ohne bewegt zu werden, und ohne ein Geſchäft, das ihm genügte, wenn es nicht Verſchwörung galt, in welchen er ſich von Jugend an übte. Indem er lehrte, daß er keinen Gott wolle, welcher ſich nicht der Menſchen ihrem Willen gemäß annehme, machte er die Religion zum Werkzeug einer jeden laſterhaften Willkühr.

Nachdem er in Deutſchland und Böhmen umhergeſchwärmt, und an vielen Oertern geprediget hatte, kam er nach dem Städtchen Allſtett im Fürſtenthum

Eiſenach, und begann hier ſeine Schwärmerei zu verbreiten. Er ging weit über Luther's Meinungen hinaus, welche nicht viel mehr Werth hätten, als das Papſtthum, das nach allen ſeinen Einrichtungen vertilgt werden müßte; und außer den heiligen Urkunden beſaß er noch eine tiefere Quelle der Wahrheit in den unmittelbaren Eingebungen Gottes. Das Reich deſſelben wollte er auf die Erde einführen, und die Herrſchaft an die Armen bringen.

Es war Grundſatz Friedrich's des Weiſen, alle Meinungen in ſeinen Landen zu dulden, ſobald ſie nicht Aufruhr predigten. Thomas Münzer mußte Allſtett verlaſſen, weil er alle Obrigkeit abzuſtellen rieth. In Mühlhauſen fand er endlich einen Schauplatz, wo er den Verſuch einer Revolution nach ſeinen Grundſätzen machen konnte. Bald war das Leben der Bürger hier völlig durch ihn umgewandelt; die bisherige Obrigkeit ward verjagt, und Münzer's Geſchöpfe führten die Regierung. Der große Aufſtand der Bauern, wiewohl ihm an deſſen Zwecke wenig lag, eröffnete ihm dennoch eine reizende Ausſicht zur leichteren Einführung ſeiner Lehren und allgemeineren Verbreitung ſeiner Herrſchaft durch Schwärmerei. In einem großen Umkreiſe der Länder um Mühlhauſen lenkte er die Bewegungen der Bauern. „Seht," rief er ihnen zu, „ganz Deutſchland, Frankreich und Italien ſind aufgeſtanden, und im edlen Kampf begriffen: das Spiel hat begonnen, die Verworfenen werden tanzen."

Auf einer Anhöhe bei Frankenhauſen war er mit ungefähr 8000 Mann gelagert, als ein kleines Heer unter Anführung des Landgrafen Philipp von Heſſen und anderer Fürſten zur Unterdrückung der Bauernempörung heranrückte. Man verſprach Gnade, wenn Thomas Münzer und die übrigen falſchen Propheten ausgeliefert würden. Es koſtete ſeine ganze Kunſt als Volksredner, und die wunderbarſten ſchwärmeriſchen Verheißungen, es bedurfte der grauſamen Hinrichtung eines jungen Edelmannes, welchen die Fürſten als Friedensboten abgeſandt hatten, wodurch die Rache derſelben um ſo mehr zu fürchten war, um es dahin zu bringen, daß die Bauern den Angriff erwarteten. Kein Engel erſchien zu ihrer Hülfe, als ſie ohne ſich zu wehren, vom Feinde niedergehauen wurden (Mai 15. 1525.). Ungefähr die Hälfte der ganzen Schaar kam auf der Flucht um. Münzer entfloh nach Frankenhauſen, und verbarg ſich hier auf dem Boden eines Hauſes. Der Knecht eines Edelmannes kam zufällig hinauf, und fand ihn als einen Kranken im Bette. Er kannte ihn nicht, aber entdeckte ihn, indem er Münzer's Brieftaſche, die vor dem Bette lag, als Beute nahm, und in ihr einen Brief an den ehrgeizigen Schwärmer fand. Vor ſeiner Hinrichtung erklärte Münzer noch beſtimmt, daß eine allgemeine Gleichheit und Gemeinſchaft der Güter das Ziel ſeiner Bewegungen geweſen ſey.

Inniger als je fühlten diejenigen Reichsſtände, welche ſchon den neuen Lehren entgegen geweſen waren, jetzt, nachdem die betäubende Furcht wegen des Sturmes der Bauern vorüber war, die dringende Nothwendigkeit, eine Reformation zu hintertreiben, in welche einmal das Volk gezogen war, und die unfehlbar, wenn gleich ohne ihre Schuld, zur Veranlaſſung ſolcher gefahrvollen Empörungen beigetragen hatte. Selbſt diejenigen aber, welche ihr bisher nicht abgeneigt geweſen, mußten durch dieſen letzten Umſtand ſcheu geworden ſeyn, ſich für ſie zu bekennen. Dazu kam noch, daß zu derſelben Zeit, da ſich das Verderben ſo mannichfaltig über die neue Lehre zuſammenzog, die Macht des Kaiſers den höchſten Glanz gewann, und er auf dem Gipfel ſeines Ruhmes darauf ſann, ſeine Plane auszuführen, die er wegen Deutſchlands entworfen hatte.

Sein furchtbarer Nebenbuhler, König Franz von Frankreich, war in der unglücklichen Schlacht bei Pavia ſogar ein Gefangener des Siegers geworden (Febr. 24. 1525.). Zur Begründung einer Univerſalmonarchie des habsburgiſchen Hauſes war nun eine unumſchränktere Herrſchaft deſſelben in Deutſchland der nächſte, aber auch ein rieſenmäßiger Schritt. Ein Plan, der tief aus der Bildungsgeſchichte der deutſchen Verfaſſung hervorgeholt geweſen wäre, und welchen ſchon einige der ehrgeizigſten und hellſten Geiſter unter den Kaiſern in ihren Handlungen angedeutet hatten, wäre für jenen Zweck es geweſen, wenn Carl geſucht hätte, die Unterthanen der Mittelmacht in Deutſchland an ſich zu ziehen, und in der Wiederherſtellung der Nation ſeine befeſtigte Herrſchaft zu finden. Eben in dem großen Bauernkriege hätte er dazu eine ſchönere Gelegenheit gefunden, als irgend einer von ſeinen Vorgängern, und ein großmüthiger Friede mit dem hochgeſinnten Franz unmittelbar nach der ſchrecklichen Niederlage deſſelben hätte ihm die Freiheit gegeben, beim Ausbruche des eigentlichen Sturmes der Bauern durch ſeine Gegenwart im deutſchen Reiche die Bewegungen derſelben wider die Mittelmacht zu leiten. Seine täuſchende Politik würde einen ſolchen Plan leichter als jeden andern haben verhüllen können, und der Verbindung zwiſchen dem Thron und dem Volke würde die landesherrliche Macht der deutſchen Großen, die noch keineswegs vollendet war, würde die Politik derſelben Widerſtand zu leiſten vergebens verſucht haben. Eine Denkart, wie Carl ſie in Angelegenheiten der Religion beſaß, hätte ſich vortrefflich zu einem ſolchen Plane gepaßt. Sie überließ ſeiner Politik freien Spielraum, religiöſe Bewegungen für ſich zu benutzen, und einige Nachſicht gegen die evangeliſche Lehre hätte ſehr dazu gedient, ihm das Volk in Deutſchland immer mehr zu gewinnen.

Der Kaiſer wollte aber das Unglück ſeines Nebenbuhlers auf das gewinnſüchtigſte benutzen, und verſäumte daher den glücklichſten Augenblick zur Befolgung eines ſolchen Planes. Er ſcheint dagegen ſich jetzt einen andern gebildet zu haben, der ihn zur unumſchränktern

Herrſchaft über die Deutſchen führen ſollte. Nicht durch die Nation wollte er die Mittelmacht zertrümmern, ſondern dieſe ſollte ſich zerſtören. Indem er nämlich als eifriger Beſchützer des alten religiöſen Syſtems auftrat, wollte er den frommen Eifer derjenigen Reichsſtände benutzen, die demſelben treu geblieben waren, wollte ſie in den Kampf mit den Anhängern der neuen Lehre locken; und wenn nun beide Partheien, ohnmächtig durch die verſchwendete Wuth da ſtanden, ſo konnte er bald auf ihrem Nacken triumphiren. Er hatte bei dieſem Plane den Vortheil, daß er den Papſt, wenigſtens bis gegen die Vollendung deſſelben, zum Freunde zu behalten hoffen durfte, da die erweiterte kaiſerliche Macht der römiſchen Hierarchie bei weitem nicht ſo drohend war, als das Gedeihen des lutheriſchen Glaubens. So wurde der Strebepunct der päpſtlichen Politik in Hinſicht auf Deutſchland durch die Reformation gänzlich verändert. Um die gefährlichen Ketzer zu unterdrücken, verband ſie ſich mit der kaiſerlichen Gewalt, und führte die Mittelmacht, wodurch das Papſtthum ſelbſt ſo groß geworden, und noch immer geſchützt wurde, an den Rand des Abgrundes.

Indem die Briefe des Kaiſers mit ſeiner Ankunft in Deutſchland drohten, und auf das ſtrengſte Befolgung des Ediktes von Worms verlangten; indem diejenigen Stände, welche eifrig wider Luther's Lehre waren, zu neuen Vereinen gegen dieſelbe ſich regten, verlor ſie mitten in dem Gewitter ihren groſſen Beſchützer, der im eigentlichſten Sinn ein Genius des Friedens für ſie geweſen war. Kurfürſt Friedrich der Weiſe ſtarb, wie er gelebt hatte; thätig bis an den Tod entſchlummerte er ſanft (Mai 5. 1525.). Ihm folgte ſein Bruder Johann, welcher durch ſeinen Eifer für die Glaubensverbeſſerung ihr mehr als Erſatz für dieſen Verluſt zu geben ſchien, ſobald man blos auf einzelne ſeiner Handlungen blickte. Wenn Friedrich der Weiſe oft mit Bedenklichkeiten dem Werke ſeiner Theologen entgegentrat, ſo bedurfte es bei dem neuen Kurfürſten nur eines Winkes von ihnen, und er handelte mit Macht ihrem Wunſche gemäß. Allein von jenem wurden ſie geleitet, und dieſen mußten ſie leiten; und die gemäßigte Weisheit von jenem, einmal für einen Gedanken gewonnen, führte ihn feſt und langſam zum Ziele; der raſche Eifer Johann's aber that den einen Augenblick mehr, als man wünſchte, den andern weniger. Auch war er nicht von einer ſo geläuterten Frömmigkeit, wie ſein verſtorbener Bruder; denn dieſer liebte die Religion, weil ſie ſeine edle Natur veredelte; der neue Kurfürſt wollte die Schwächen der ſeinigen durch den Eifer für das Chriſtenthum ſeiner Ruhe willen vor ſich ſelbſt entſchuldigen, und ſo bekam ſeine Perſönlichkeit den Einfluß auf die Theilnahme am Werke der Reformation, welchen jener höchſtens der Politik erlaubte. Auch konnte Johann bei ſeinem ſo wenig gleichförmigen Character unmöglich das Unſehen gewinnen, deſſen ſein Vorgänger beim Kaiſer und bei den Reichsſtänden genoß.

So vereinigte ſich alles, um das Jahr 1525 reich an Unglück für die Glaubensverbeſſerung zu machen, und dennoch wurde das folgende eines der ſegenreichſten für dieſelbe.

Indem die Anhänger des alten kirchlichen Syſtems in Deutſchland es ſich mit Beſonnenheit dachten, daß ſie den politiſchen Einfluß derjenigen Stände, welche ſchon der evangeliſchen Lehre zugethan waren, und eine furchtbare Parthei bildeten, durchaus unterdrücken müßten, wenn ſie ihnen nicht bald unterliegen wollten, ſo ließen ſie die Waffen ruhen, womit bisher die römiſche Kirche wider die Anhänger der lutheriſchen Meinungen gefochten hatte, und deshalb bekamen die wittenbergiſchen Theologen Muße, das Werk der Reformation in Sachſen planmäßiger zu ordnen. Die Kirche bot hier das ſeltſamſte Gemiſch der Meinungen, der Gebräuche beim erſten Anblicke dar. Vom Volke ſelbſt war faſt jede Veränderung des Gottesdienſtes ausgegangen, nach dem Drange eines Augenblickes, nach den verſchiedenartigſten Antrieben; einige Prediger blieben hartnäckig bei allen Dogmen und Sitten, wie ſie bisher geweſen, und andere gingen gern über den Kreis hinaus, in welchem die Schöpfer der Glaubensverbeſſerung ſelbſt ſich gehalten hatten. Mit einer ungewöhnlichen Mäßigung und Klugheit führte Luther nun eine gleichförmigere Ordnung der Lehren, der äußern Gebräuche ein, ſorgte für Beſtellung würdiger Volkslehrer, für den Unterricht der Jugend. Der Zuſtand der Kirche in Sachſen konnte ein Vorbild ſeyn, nach welchem ſich der Zuſtand der Kirche in den übrigen evangeliſchen Staaten anordnen ließ.

Wichtiger als dieſe Vollendung der Reformation in Sachſen, war dennoch die völlige Umwandlung des Gottesdienſtes, welche der junge Landgraf Philipp von Heſſen in demſelben Jahre auf das planmäßigſte unternahm. Auf ſeinen hohen Sinn hätte die Kühnheit Luther's ſchon den vortheilhafteſten Eindruck gemacht, wenn ſein heller durchdringender Verſtand auch nicht für die neuen Wahrheiten gewonnen geweſen wäre. Ein Schwiegerſohn des eifrigſten Feindes derſelben, des Herzogs Georg von Sachſen, hatte er vergebens geſucht, dieſen für ſie zu gewinnen; beſſer war es ihm bei den Söhnen, ſeinen Schwägern gelungen; und ſeine Freundſchaft mit dem Kurfürſten von Sachſen, noch mehr mit deſſen Prinzen Johann Friedrich, begeiſterte ihn wie der fehlgeſchlagene Verſuch bei Georg, noch mehr für die neue Lehre. Auch entging ihm nicht, daß ſein feuriger Geiſt durchaus keine glorreichere, wenn gleich gefahrvollere Bahn des Ruhmes betreten könne, als wenn er, ein Schutzengel des evangeliſchen Glaubens, ſich der Wuth der römiſchen Kirche, mächtigen Reichsſtänden, und kaiſerlicher Gewalt entgegenſtelle. Der Ruhm eines guten Fürſten, der ein friedfertiger Hausvater auf ſeinem Heerde grau geworden, genügte ihm nicht, in dieſen Zeiten eines allgemeinen Emporſtrebens. Endlich ſah er wohl ein, daß eine Umwandlung der Kirche ſeines Staates nach evangeliſchen Grundſätzen, zumal wenn ſie mehr von ihm, als von dem Volke bewirkt würde, nicht alſo denſelben Gang wie in Sachſen nähme, ſeiner landesherrlichen Macht, ſeinen Einkünften vortheilhaft ſeyn müßte.

Binnen weniger Monate ſchuf er die äußere Geſtalt des Gottesdienſtes der neuen Lehre gemäß um, ſetzte allenthalben Prediger von evangeliſcher Geſinnung ein, verbeſſerte das Schulweſen von Grund aus, und hob die Klöſter auf. Ein Theil der Güter der Kirche, welche ihm zufielen, ward der Univerſität zu Marburg gewidmet, die nun die zweite Academie wurde, auf welcher die neue Lehre thronte. Durchaus aber gab der Landgraf nicht zu, daß ſich der Adel ſeines Landes, wie der ſächſiſche, durch Kirchengut bereicherte.

Zu derſelben Zeit hatte der raſtloſe Philipp ſeinen Blick auf jede Bewegung der Reichsſtände geheftet, welche den neuen Lehren entgegenſtrebten. Als dieſe hoffnungsvoller, wie jemals, der Ankunft Carl's in Deutſchland entgegen ſahen, nachdem er den Frieden zu Madrid dem Könige von Frankreich zugeſtanden hatte; als ſie zum Theil eine Zuſammenkunft zu Deſſau hielten, die ohne Zweifel einen Bund für das Edict von Worms zur Abſicht hatte, da drang der raſtloſe Landgraf mit Ungeſtüm in den kurſächſiſchen Hof, daß man ein Gegenverbündniß ſchließen ſollte, worin einzig Rettung zu finden wäre. Es ward wirklich zu Torgau errichtet (Mai 4. 1526.), nachdem er dem Kurfürſten und deſſen Sohne erklärt hatte, daß er bereit ſey, für das Evangelium zu ſterben, wenn er von ihnen verlaſſen, dem übermüthigen Feind erliege. Freilich ſollte es nur zur Vertheidigung der evangeliſchen Lehre dienen; aber um für dieſen Zweck hinreichend zu ſeyn, war es durchaus nothwendig, daß es ſich auf jeden Angriff wider eine der beiden Mächte unter jedem Vorwande erſtrecke. Vor dieſem Zuſatz in dem Bündniſſe zitterten die wittenbergiſchen Theologen vorzüglich. Luther und Melanchthon fürchteten beide die voreilende Hitze des Landgrafen; der erſte vertraute überdies, nicht ohne eine gewiſſe Eitelkeit, auf die Hülfe ſeines Gottes viel zu ſtark, um die menſchliche Vorſicht zur Beſchützung der evangeliſchen Lehre hinlänglich ſchätzen zu können; und ſein edler Freund glaubte, daß die Wahrheit durch Blut, das ihrentwegen floß, unmöglich gewinnen könne.

Nachdem vier Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürſt Wolf zu Anhalt, zwei Grafen von Mannsfeld und die

Stadt Magdeburg zu dem Bunde von Torgau getreten waren, zeigte ſich die evangeliſche Parthei der Reichsſtände mit entſchloſſener Kraft, und durfte hoffen, daß mehrere es nun wagen würden, ſich laut wider das Edict von Worms zu erklären. Auch der Herzog von Preußen, Albrecht von Brandenburg, gehörte durch einen beſondern Vertrag mit dem kurſächſiſchen Hofe einigermaßen zu den Verbündeten von Torgau. Für Philipp war es eine herzerhebende Freude, daß ſie die ſtaunende Furcht ihrer Gegner auf dem Reichstage zu Speyer erregten, daß ſie vor denſelben ihre Religion recht zur Schau tragen konnten, und daß in dem Reichsabſchied ausgemacht wurde, bis zu einer allgemeinen Kirchenverſammlung oder einem Nationalconcilium ſollte jeder Reichsſtand in Hinſicht auf das Edict von Worms es alſo halten, wie er glaubte, gegen Gott und den Kaiſer es verantworten zu können (Aug. 27. 1526.).

Die Anhänger der alten Kirche ſehnten ſich unter dieſen Umſtänden unausſprechlich nach der Ankunft des Kaiſers in Deutſchland; aber dieſer merkte jetzt erſt, wie ſehr er den Gewinn von ſeinem Glück in Italien verſcherzt hatte, indem er es zu gewinnſüchtig hatte benutzen wollen. Der neue Bruch zwiſchen ihm und dem Könige von Frankreich, begleitet von den ſonderbarſten Verhältniſſen zwiſchen ihm und dem Papſt, hielt ihn fürs erſte noch von Deutſchland zurück, an deſſen Gränzen die ſiegreichen Türken ſtanden, die Feinde der Chriſtenheit, und ſichtbar während der Reformation eine der vornehmſten Urſachen, durch welche das Gedeihen des reineren Chriſtenthums geſchützt wurde. Erzherzog Ferdinand konnte alſo noch weniger, als ſein Bruder, an den Untergang der evangeliſchen Parthei denken, und ihm lag mehr daran, die Kronen von Ungern und Böhmen, die ihm kaum zugefallen waren, als das alte kirchliche Syſtem, zu erhalten. Die Reichsſtände, welche demſelben eifrig anhingen, konnten daher ihrer Erbitterung wider die evangeliſche Lehre keine andere Opfer bringen, als barbariſche Befehle und Verfolgungen wider einzelne Bekenner derſelben in ihrem Gebiete. Schreckende Gerüchte fanden dadurch leichter Eingang in die evangeliſche Länder; und plötzlich ſchienen ſie ſich in die furchtbarſte Gewißheit zu verwandeln; denn mit ſtürmiſcher Eile erſchien der Landgraf vor dem Kurfürſten, und legte ihm die Abſchrift eines Bündniſſes vor, welches unvermeidlich das Zeichen zu einem bürgerlichen Kriege geben mußte.

Sein Schwiegervater Herzog Georg, der König Ferdinand, die Kurfürſten von Mainz und Brandenburg, der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, und die Herzoge von Baiern waren als Urheber deſſelben genannt. Vollkommene Eroberung des Königreichs Ungern für Ferdinand, und völlige Ausrottung der lutheriſchen Ketzerei war

Zweck des Bundes. Wenn der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf ſich demſelben widerſetzten, ſo war der gänzliche Untergang von jenem beſchloſſen, und es war ſchon beſtimmt, wie ſein Land vertheilt werden ſollte; dem Landgrafen blieb nur unter der Bedingung ſein Fürſtenthum, daß er von ſeinem Irrthume zurückkehren werde.

Das Originalinſtrument dieſes ſchrecklichen Bundes, welcher zu Breslau geſchloſſen ſeyn ſollte, ſah Philipp ſelbſt zu Dresden, ſah an demſelben das Canzleiſiegel und das eigne Siegel ſeines Schwiegervaters. Einer der vertrauteſten Räthe deſſelben, Otto von Pack, zeigte es ihm, und er eilte mit der Entdeckung zum Kurfürſten. Mit Ungeſtüm drang er in denſelben, daß ſie ſogleich losſchlagen müßten, und glaubte ſchon ſeinen Wunſch erreicht zu haben, als Wittenbergs Theologen darauf drangen, daß man erſt ſich an die Feinde wenden ſolle, ob ſie ihren unchriſtlichen Bund nicht aufheben wollten. Der Landgraf knirrſchte vor Unmuth, daß er in dieſen Rath willigen mußte. Abſchriften von den Urkunden des Bundes flogen nun durch Deutſchland, an jedes Glied deſſelben erging ein Schreiben voll von Vorwürfen. Aber alle die Angeklagten erhoben ſich mit ſtaunendem Unwillen, daß ein ſolches Höllenbündniß ihnen aufgebürdet werde, und erklärten, daß ſie den Landgrafen für den ehrloſen Erfinder deſſelben halten würden, wenn er ihnen den Betrüger nicht nenne, von welchem er hintergangen wäre. Das Erſtaunen Philipp's war mit der ſchmerzlichſten Schaam verbunden, daß er in einer ſo wichtigen Angelegenheit als ein unbeſonnener und durch Unbeſonnenheit verderblicher Jüngling, oder gar als Betrüger vor den Augen der Welt da ſtehen ſollte. Er nannte ſeine Quelle, den vertrauten Rath ſeines Schwiegervaters.

Otto von Pack floh nach Caſſel, und hier ward er öffentlich durch Bevollmächtigte der angeklagten Reichsſtände verhört. Er läugnete nichts von allem, was zwiſchen ihm und dem Landgrafen vorgegangen war, und behauptete, daß das Original der Bundesurkunde allerdings im Archiv zu Dresden vorhanden geweſen, ihm ſelbſt vom Canzler anvertraut worden ſey; nachher aber, als er nach demſelben einſt geſucht habe, mit zerbrochenem Siegel und zerriſſen von ihm gefunden wäre. Immer blieb es ungewiß nach dieſem Verhör, ob ein Betrug vorgegangen, und Otto von Pack Urheber deſſelben ſey. Es ließ ſich durchaus nicht abſehen, was ihn zu einem ſolchen Betruge veranlaßt haben konnte, denn derſelbe müßte entdeckt werden, und ihn der Rache beider Partheien ausſetzen. In dem Geiſte der angeklagten Reichsſtände war das Bündniß abgefaßt, und vielleicht entſchuldigte es ihre Politik, daß ſie, zumal da ſie ſchienen, es ſchon wieder aufgegeben zu haben, gänzlich läugneten, jemals es haben ſchließen zu wollen. Der Landgraf verwies Otto von Pack aus ſeinem Gebiete, aber Herzog Georg verfolgte ihn ſo lange, bis er ihn im Jahr 1536 noch auf das Blutgerüſt brachte.

Mochte auch immerhin das Bündniß eine Erdichtung geweſen ſeyn, ſo glaubte Philipp dennoch, losſchlagen zu müſſen, denn die Geſinnung ihrer Gegner war ſichtbar reif zum Angriffe wider ſie, ſobald die Umſtände ihn begünſtigten. Aber Wittenbergs Theologen warnten den kurfürſtlichen Hof immer dringender vor ſeinem kriegeriſchen Feuer, obgleich Luther unaufhörlich verſicherte, daß der Höllenbund von Breslau keine Erdichtung geweſen ſey.

Mit unverholner Erbitterung kamen nun die Partheien zu dem neuen Reichstage zu Speier zuſammen, und aus unverkennbaren Zeichen ergab ſich, daß man die Anhänger der evangeliſchen Lehre theils mit höhniſcher Freude, theils mit Mitleiden als nahe dem Abgrunde betrachtete, in welchen ſie hinabgeſtürzt werden ſollten. Der Kaiſer hatte ſchon von ihnen als Empörern geſprochen, und König Franz erlag mit allem ſeinem Muth unter ſeinem Unglücke.

Bis zur Ankunft Carl's in Deutſchland, die nun nahe war, glaubte man noch einige Schonung gegen die evangeliſchen Reichsſtände beobachten zu müſſen, und daher ward noch durch Mehrheit der Stimmen in den

Reichsabſchied der Schluß eingerückt, daß in denjenigen Ländern, wo noch keine Veränderung der Religion vorgenommen ſey, das Edict von Worms ſeine volle Kraft haben, in den übrigen aber die Reformation nicht weiter gehen ſollte, als ſie ſchon gegangen wäre, und die Anhänger des alten Glaubens auf keine Weiſe in der Ausübung deſſelben gehindert werden dürften.

Selbſt die Schonung in dieſem Reichsſchluſſe wäre dem Werke der Glaubensverbeſſerung verderblich geweſen, wenn die evangeliſchen Reichsſtände ſie angenommen hätten. Sobald ſie dieſen Schluß unangefochten ließen, verdammten ſie ohne Zweifel ihren eigenen Glauben auf eine geſetzmäßige Weiſe, denn ſie bekräftigten es ja ſelbſt dadurch, daß er als ein ketzeriſcher Irrthum außerhalb ihres Gebietes vertilgt, und in dieſem als ein Uebel, deſſen weitern Fortgang man verhindern müßte, geduldet werden ſollte. Außerdem wäre durch die Vollziehung dieſes Schluſſes die politiſche Exiſtenz der evangeliſchen Reichsſtände ſo gut wie verloren geweſen, denn ſie hätten ſich durch denſelben alle Hoffnung genommen, ihre Macht zu erweitern. Daß gegen dieſen Schluß proteſtirt werden mußte, behauptete ſelbſt Luther mit dem Landgrafen; aber er war nicht derſelben Meinung mit dieſem, daß man auch den Artikel verwerfen müßte, nach welchem die Anhänger der Meinung, daß der Heiland nicht leiblich im Abendmahle gegenwärtig ſey, wie die Wiedertäufer zum Tode verurtheilt ſeyn ſollten, ſobald ſie ihren Irrthum nicht ablegten. **Philipp** ſah, welcher ſchöne Zweig durch dieſen Schluß von der evangeliſchen Macht abgehauen würde, und **Melanchthon** war edel genug, beim Kurfürſten darauf zu dringen, daß man auch wider dieſen Artikel ſich erklären müſſe. Zur großen Freude des Landgrafen ward dieſe doppelte Proteſtation wider den Reichsabſchied im Reichsrathe verleſen; die evangeliſche Parthei erhielt von derſelben ihren neuen Namen (19. April 1529.).

Wäre **Melanchthon** immer mit dem Landgrafen ſo vereinigt geweſen, wie in dieſem Falle, ſo hätten wahrſcheinlich die Proteſtanten dem Anzuge des Kaiſers mit höherem Muthe entgegenſehen können, denn **Philipp** hätte dieſem alsdann ſogleich ein herrliches, ſicheres Bündniß entgegengeſtellt.

Er war glücklich bis zu dem Puncte gekommen, die ſämmtlichen evangeliſchen Stände zu einem feſten Bunde in aller Gefahr zu vereinigen, als die wittenbergiſchen Theologen ihrem Kurfürſten eingaben, mit Städten, wie Straßburg und Ulm, welche der falſchen Lehre vom Sacrament des Altars zugethan wären, dürfe er ſich nicht verbinden, wenn er ſich ein reines Gewiſſen erhalten wolle. Vergebens ſuchte der Landgraf den kurſächſiſchen Hof zu bedeuten, wie wenig an der kleinen Abweichung der Meinungen über das Abendmahl liege, wie ſie es keinesweges werth ſey, daß man ihrentwegen ſechzigtauſend Mann verſtoße, die man ſich von den Städten im Fall des Krieges verſprechen könne; vergebens beſchwor er den Kurfürſten, was überhaupt aus der gegenſeitigen Hülfe, welche ſie ſich zugeſagt hätten, werden ſolle, ſobald ſie von den Zänkereien ihrer Theologen abhängig wäre. Aber noch vergeblicher waren ſeine Verſuche, die Quelle des Uebels ſelbſt zu verſtopfen, und Harmonie unter den ſtreitenden theologiſchen Partheien zu ſtiften. Sie diente nur dazu, die Erbitterung zwiſchen denſelben zu vermehren. Der Streit von Zwingli und Luther ſchlug in immer höhere Flammen auf, und die proteſtantiſchen Stände wußten nichts zu beſchließen, als daß ſie eine zweite Geſandtſchaft dem herannahenden Carl entgegen ſchicken wollten, ob er gleich die erſte mißhandelt hatte, welche ihr Betragen auf dem letzten Reichstage ihm in ein vortheilhaftes Licht hatte ſetzen ſollen.

So wenig hatte Philipp aus der evangeliſchen Parthei eine feſte Burg machen können, da jetzt die Gefahr am höchſten ſtieg. Von Bologna aus, wo Kaiſer Carl in der engſten Vertraulichkeit mit dem Papſt zuſammenlebte, hatte er einen Reichstag nach Augsburg ausgeſchrieben, und ausdrücklich die perſönliche Gegenwart der Häupter der evangeliſchen Parthei auf demſelben verlangt. Der Kurfürſt und der Landgraf wurden anfänglich durch die wiederholte Aeußerung dieſes

Verlangens unſchlüſſig gemacht, und beſonders fürchtete der letzte, welcher die Entſchließungen anderer nach ſeiner raſchen Art zu handeln beurtheilte, daß ihre Gegenwart in Augsburg ihre perſönliche Sicherheit in Gefahr bringen möge; aber der Gedanke, daß Carl ohne bedeutende kriegeriſche Begleitung nach Deutſchland kam, daß auch keiner von ihren Gegnern unter den Reichsſtänden kriegeriſche Zurüſtungen gemacht habe, überwand ihre Bedenklichkeiten. In der erſten Hälfte des Monats Mai 1530 trafen der Kurfürſt und der Landgraf in Augsburg ein.

Langſam nahte der Kaiſer der Stadt; nicht ohne Abſicht. Den Geiſt, welcher Deutſchland bewegte, wollte er erſt kennen lernen, ehe er auf dem Reichstage erſchien; und die katholiſchen Stände, die ihm entgegeneilten, gaben ihm häufig Gelegenheit, durch Gerüchte, die daher entſtanden, Beſorgniſſe bei den Proteſtanten zu erregen, und die Erbitterung wider dieſe immer mehr anzufachen. Auch war es dem Eindrucke, welchen die kaiſerliche Majeſtät machen ſollte, vielleicht günſtig, daß man ihrer lange harren mußte. Ueberhaupt hatte Carl auf ihn ſehr gerechnet, und deshalb auf die perſönliche Gegenwart der proteſtantiſchen Fürſten gedrungen, von welcher auch ſeine eindringende Menſchenkunde in dem Kampfe mit ihnen großen Vortheil ziehen konnte.

Gegen den Abend des 22. Junius 1530 zog er in Augsburg ein, offenbar eben an dieſem Tage in der

Abſicht, um die Geſinnungen der Proteſtanten durch einen überraſchenden Antrag zu prüfen. Am folgenden Tage war die Proceſſion des Frohnleichnams. Bei der erſten Zuſammenkunft mit den evangeliſchen Ständen ließ der Kaiſer durch ſeinen Bruder König Ferdinand ſie zu dem Feſte einladen. Allein ſie verwarfen ſogleich ſtandhaft dies Anſinnen, und der Markgraf Georg von Brandenburg äußerte gegen Ferdinand: daß er lieber auf der Stelle den Kopf verlieren, als durch die Theilnahme an einem ſolchen abgöttiſchen Schauſpiele Gottes Wort entweihen wolle. Als in der Nacht von neuem eine Erklärung darüber vom Kaiſer verlangt wurde, gaben ſie durch den kurſächſiſchen Prinzen Johann Friedrich nicht nur ihren Abſcheu vor der Proceſſion des folgenden Tages, ſondern auch ihren Unmuth zu erkennen, daß man ſie durch Ueberraſchung zur Theilnahme an ihr habe verführen wollen.

Weil dieſer Reichstag wenigſtens dem Vorgeben nach zur Beilegung der Religionsſtreitigkeiten geweiht war, ſo hatten die Proteſtanten dafür geſorgt, daß eine ſchriftliche Ueberſicht ihrer Lehren dem Reichsrath und Kaiſer vorgelegt werden könnte. Man hatte anfänglich einige Artikel dazu beſtimmt, welche bei einer andern Gelegenheit von den wittenbergiſchen Theologen waren verfaßt worden; aber die Muße, deren man vor der verzögerten Ankunft des Kaiſers in Augsburg genoß, hatte man dazu angewandt, um durch Melanchthon's Meiſterhand eine vollkommnere Darſtellung des proteſtantiſchen Glaubens zuſammenſetzen zu laſſen. Die Klarheit und Milde ſeines Geiſtes herrſchte in derſelben auf eine bewundernswürdige Weiſe, und alle ihre Eigenſchaften waren herrlich auf den Eindruck berechnet, welchen ſie für den gegenwärtigen Zweck machen ſollte. Eine vollendete Norm für den evangeliſchen Glauben ſollte dieſes Bekenntniß der Proteſtanten keinesweges ſeyn.

Groß und ſtolz war die Freude derſelben, da es vor dem Kaiſer und Reich abgeleſen wurde. Sie ſtanden zum erſtenmal, als muthige Vertheidiger der Wahrheit, vor ihrer Nation da, jetzt eine mächtige Parthei, welche entſchloſſen war, alles eher aufzuopfern, als die Reinheit des Chriſtenthums. Ein wonnevoller Schauer mußte über ſie kommen, wenn ſie bei dieſem feierlichen Schauſpiele des Reichstages zu Worms gedachten, da Luther, ein einziger Mönch und ſchon als Ketzer vom Papſt geächtet, vor der Verſammlung ſeiner Richter ſtand und die evangeliſche Lehre zu vertheidigen wagte. Nichts konnte den Stolz dieſer Betrachtung mildern, als daß nun auch Carl in ungleich größerem Glanze als ehemals zu Worms auftrat. Er war nicht mehr der Jüngling ohne Thaten, deſſen Fähigkeiten höchſt zweideutig erſchienen; den größten Monarchen hatte er überwunden, und Europa war ſo voll von Bewunderung ſeiner Lorbeern, als von Beſorgniſſen wegen ſeiner Plane.

Die Proteſtanten wünſchten, daß nun auch die katholiſchen Stände einen Abriß ihrer Glaubenslehren darlegten, damit man alsdann auf dieſer doppelten Grundlage das Friedensgeſchäft der Religion beginnen möchte. Allein durch einen ſolchen Schritt hätten ſich die Katholiſchen Stände als Parthei ihnen gegenüber geſtellt, und kaum wäre es dann möglich geweſen, die Proteſtanten hinfort nur als Secte zu behandeln. Sie erklärten daher, daß ſie dem alten Syſtem getreu nicht erſt darzuſtellen brauchten, was ſchon ſo viele Jahrhunderte bekannt geweſen ſey, und übergaben dagegen das Bekenntniß der Proteſtanten einigen Theologen zur Widerlegung, die als die bitterſten Feinde des evangeliſchen Glaubens ſchon berüchtigt waren. Der erſte Aufſatz derſelben war auch in einem ſolchen Geiſte abgefaßt, daß Carl ſelbſt ſich ſchämte, ihn bekannt werden zu laſſen. Ein zweiter Verſuch, welcher glücklicher zu ſeyn ſchien, wenigſtens die Schicklichkeit nicht ſo ſehr beleidigte, ward als Widerlegung verleſen. Nach Beendigung deſſelben folgte die Erklärung des Kaiſers an die proteſtantiſchen Reichsſtände, daß er nun glaube, ſie würden in den Schooß der Kirche zurückkehren, und daß er im entgegengeſetzten Falle als Schutzherr der Chriſtenheit von ſeiner kaiſerlichen Gewalt wider ſie Gebrauch machen müſſe.

An dieſer Erklärung ſah man deutlich, was man freilich ſchon zum Theil gewußt hatte, daß der Kaiſer ſelbſt Krieg wolle, und daß die Katholiken nimmermehr in irgend einem weſentlichen Puncte der evangeliſchen Lehre nachgeben würden. „Wenn die Hölle ſich vor ihnen aufthäte, würden ſie lieber in die Flammen derſelben ſpringen, als unſerer Wahrheit irgend weichen,“ ſchrieb Luther von Coburg nach Augsburg, wohin er nicht wie Melanchthon hatte mitreiſen dürfen, um den Kaiſer nicht zu ſehr durch ſeinen Anblick zu beleidigen.

Nach jener Erklärung ging Landgraf Philipp raſch von Augsburg hinweg, ohne ſelbſt dem Kurfürſten von ſeinem Vorhaben etwas zu ſagen, weil er deſſen Vorſtellungen, um ihn zurückzuhalten, vorherſah. Er gab dadurch offenbar zu verſtehen, daß er den Krieg für unvermeidlich anſehe. In der erſten Beſtürzung darüber ließ Carl die Thore der Stadt verſchließen, und mit ſeinen eigenen Leuten beſetzen, damit die übrigen Proteſtanten nicht auch hinweggingen; denn ſo ſehr ſeine Abſicht auf den Krieg ging, war er jetzt keinesweges zu demſelben gerüſtet.

Aber noch weit mehr, als dieſe Beſorgniß, beunruhigte ihn die Entdeckung, daß die meiſten katholiſchen Reichsſtände, ſo gern ſie ihn zu heftigen Handlungen wider die Proteſtanten bewegen wollten, keinesweges geſonnen waren, zur Unterdrückung derſelben ihre Kraft anzuwenden, ſondern ſie von der kaiſerlichen Macht erwarteten. Die Entdeckung traf den Hauptgedanken ſeines Planes wider die Mittelmacht in Deutſchland. Dagegen verſprach ihm eine andere einen deſto leichteren Sieg über die evangeliſchen Reichsſtände. Die verderbliche, unheilbare Zwietracht nämlich, welche zwiſchen dieſen durch die Lehren über das Abendmahl ausgebrochen war, verrieth ſich nur zu ſehr auf dem Reichstage zu Augsburg.

Alle weitere Verhandlungen hatten nun von Seiten des Kaiſers zum Zwecke, daß er etwa bis zum nächſten Frühling die Proteſtanten in einem ſchwebenden Zuſtand durch den Reichsabſchied hinhalten wollte, um dann einen geſetzmäßigen Vorwand zu haben, nach vollbrachter Rüſtung über ſie herzufallen. Allein alle Ränke, alle Drehungen, alle Zeichen der Milde wurden vergebens für dieſe Abſicht verſchwendet. Der Kurfürſt von Sachſen und andere proteſtantiſche Fürſten verließen gleichfalls den Reichstag. So war der Kaiſer gezwungen, ſchon jetzt in dem Reichsſchluſſe das Urtheil voller Verdammung über die Lehre der Proteſtanten auszuſprechen (19. November).

Drittes Capitel.

Nach der Trennung des Reichstages zu Augsburg trat ein Zeitpunct ein, wo die Gewitterwolken am Horizont der Deutſchen mit einem bangen Getreibe hintereinander aufſtiegen und gleich ſchnell wieder verſchwanden. Eben ſo wechſelte die Stimmung der Gemüther, und auch das ſchärfſte Auge konnte bei einem ſo verwickelten politiſchen Syſtem, wie die Verfaſſung des ganzen deutſchen Staates und ſeiner Theile, nicht vorausſehen, wann ſich endlich der Sturm ſammeln und ausbrechen werde. Ueberdies war vom Regierungsantritte Kaiſer Carls V. an Deutſchland mehr, als jemals, von den allgemeinen politiſchen Angelegenheiten Europas abhängig. Wie der König von Spanien ſich gegen den Beherrſcher Frankreichs glaubte verhalten zu dürfen; wie die Laune Heinrich's VIII. von England in Hinſicht auf die Eiferſucht zwiſchen jenen beiden Fürſten geſtimmt war; ob der Papſt es wagte, dem mächtigſten Herrſcher, welchem die neue Welt gehorchte, und in deſſen Hauſe ſo viele alte Kronen Europas glänzten, welcher durch ſein Wort die italiäniſchen Staaten, und durch ſeine Macht in unmittelbarer Nähe den römiſchen Stuhl ſchreckte, einen jener verborgenen Schläge zu geben, auf welche das Oberhaupt der Chriſtenheit ſich von jeher ſo meiſterhaft verſtand; oder ob jener glaubte, es ſey wieder ein Augenblick da, wo er dieſes nachdrücklich erinnern könne, daß das ungeheure Gebäude der Macht, welches in düſtern Jahrhunderten aus den Schwächen der Menſchen errichtet war, ſchon zur Trümmer geworden ſey; ob endlich den Türken wieder der wilde Gedanke anwandelte, einen Streifzug wider die Chriſtenheit zu thun, und Ungarn zu überſchwemmen: alles dieſes hatte nun nebſt manchen andern Eigenheiten des europäiſchen Syſtems einen wichtigen Einfluß auf das Schickſal der Deutſchen.

Die Fürſten derſelben waren noch zu wenig eingeweiht in die Geheimniſſe der neuen Politik, welche faſt alle Staaten eines Welttheiles umfaßte, um eine hinlängliche Vorſtellung von dem ſchwebenden Zuſtande zu haben, in welchen auch ſie dadurch gerathen waren; und glaubten, Carl werde dem Zuge raſcher Entſchlüſſe folgen, ſahen nicht, welche weit verſchlungene Bande ihn feſſelten, auch wenn er als Oberhaupt des deutſchen Reiches handelte; und wenn ſie auch bisweilen eine Ahnung davon hatten: ſo ward ſie doch nicht klare Einſicht genug, daß man ihr gemäß planvoll hätte handeln können.

Das Betragen deſſelben auf dem Reichstage zu Augsburg hatte einen ſolchen Eindruck auf die Proteſtanten gemacht, daß ſie glaubten, er werde nun ſogleich die Waffen ergreifen, um den Reichsabſchied zu vollziehen. Keiner aber unter ihnen erwartete ſo ſehr den Ausbruch des Krieges, als der Landgraf Philipp von Heſſen, weil er ihn am meiſten wünſchte, und ſeine Denkart auf den Kaiſer übertrug. Gern hätte er ſein Feuer allen übrigen proteſtantiſchen Ständen, vorzüglich den ſchwächern mitgetheilt, welche fürchteten, zuerſt ein Raub des kaiſerlichen Zornes zu werden. „Zeigt doch, ſchrieb er ſeinen Geſandten zu Augsburg, den Städten meine Handſchrift, und ſagt ihnen, daß ſie nicht Weiber ſeyen, ſondern Männer. Es hat keine Noth; Gott iſt auf unſerer Seite. Wer ſich gern fürchten will, der fürchtet ſich.“ Für ihn war es gewiß auch unter allen die größte Freude, daß die Theologen ihrer Parthei, von deren Meinung die Stimmung des Volkes vorzüglich abhing, nun endlich glaubten, es ſey gerecht, zur Beſchützung der evangeliſchen Lehre die Waffen ſelbſt wider den Kaiſer zu führen. Das Recht und die Juriſten, ſagte Luther, entſcheiden ja, daß ihr Theil nur zu einer erlaubten Nothwehr ſchreite, und deshalb wollte er, wenn es zum Kriege komme, diejenigen nicht aufrühreriſch geſcholten haben, welche wider die blutgierigen und mörderiſchen Papiſten ſich zur Wehr ſetzten. Dennoch hatten die Theologen, und unter ihnen Luther am eifrigſten, der ſich doch nie gänzlich mit dem Gedanken verſöhnen konnte, daß eine Lehre, die von Gott ſtamme, durch Feuer und Schwert vertheidigt werden müſſe, alles aufgeboten, um einen Schritt des kurfürſtlichen Hofes zu verhindern, welcher ohne den größten Nachtheil für die Proteſtanten nicht unterbleiben durfte.

Carl war nämlich ſchon mit dem Gedanken nach Deutſchland gekommen, daß ſein Bruder Ferdinand zum römiſchen König erwählt werden ſolle, wahrſcheinlich, um an ihm einen Statthalter zu haben, der in ſeiner Abweſenheit treu die Plane verfolge, welche er für die Macht ihres Hauſes entworfen hatte; denn daß er nur dieſe bei der Wahl ſeines Bruders bezweckte, ergab ſich ſchon aus ſeiner Verſicherung im Antrage wegen derſelben, daß er nicht gemeinet ſey, einen andern neben ſich zu dulden; welche harte, durchaus die Wahlfreiheit zerſtörende Aeußerung nicht durch den vorangehenden Grund gemildert werden konnte, daß die Länder ſeines Bruders, des Königs von Ungern und Böhmen gleichſam eine Vormauer wider die Tyrannei der Türken zur Beſchützung und Wohlfahrt von ganz Deutſchland abgeben. Auch die katholiſchen Kurfürſten mußte eine ſolche Aeußerung zurückſchrecken, ſo wie überhaupt der Antrag des Kaiſers, Sorge für die bisherige Verfaſſung des Reichs bei manchem von ihnen und den übrigen Ständen erregte. Der Kurfürſt von Sachſen wohnte der Verſammlung der Kurfürſten, zu Köln im letzten Monate des Jahres 1530, an welche jener Antrag geſchah, nicht in eigener Perſon bei, ſondern er hatte nur ſeinen Kurprinzen zu ihr abgeſandt. Dieſer bot alles auf, um die Wahl Ferdinand's zu hintertreiben; und als er ſah daß die Kurfürſten ſich von ihm nicht zurückhalten ließen: ſo legte er eine feierliche Proteſtation gegen dieſelbe ein, und verließ ſogleich die Stadt. Ferdinand wurde gewählt, (1531. Jan. 5.) und der Zuſatz in der Wahlurkunde, daß der kaiſerlichen Majeſtät Würde, Hoheit und Gewalt dadurch in nichts verringert werden ſollte, ſicherte den Kaiſer, daß auch ſein Bruder nicht leicht ſeinem eigenen Anſehn im Reich gefährlich werden konnte.

Wiewohl auf die Weiſe die Proteſtation des Kurfürſten von Sachſen, gegen die Wahl des römiſchen Königs, dieſelbe nicht hatte verhindern können; ſo war ſie ſchon deshalb nothwendig geweſen, weil Ferdinand unter den Anhängern der evangeliſchen Lehre als erbitterter Feind derſelben verrufen und verhaßt war, und es wegen der Volksſtimmung ſehr nachtheilig hätte werden können, wenn die proteſtantiſchen Stände ihm Gehorſam ſchwuren. Auch wirkte der Gedanke, daß man durch die Proteſtation dem Kaiſer noch feindſeligere Geſinnungen, wie bisher, eingeflößt habe, die Ferdinand mit Eifer anfachen werde, gewiß mit dazu, daß man es für nöthig hielt, ſich jetzt feſt an einander anzuſchließen. Es bedurfte mancher Stöße, ehe die evangeliſchen Stände ſich den Gedanken nur bisweilen gegenwärtig erhielten, daß es einmal zum bewaffneten Widerſtande gegen die Feinde ihrer Lehre kommen müſſe.

Schon am Ende des vorigen Jahres, zu derſelben Zeit, da die Verſammlung zu Köln über die römiſche Königswahl eröffnet war, kamen der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen mit dem Herzog Ernſt von Braunſchweig, dem Fürſten Wolfgang von Anhalt, den Grafen Gebhard und Albert von Mansfeld, den Geſandten vom Markgrafen Georg von Brandenburg, der im Gefolge des Kaiſers zu Köln abweſend war, und von funfzehn Reichsſtänden zu Schmalkalden zuſammen. Einige von dieſen Geſandten erklärten ſogleich, daß ſie gar nicht bevollmächtigt wären, über einen Bund im Fall des Krieges, über den Beitrag an Geld und Mannſchaft, welchen man alsdann zu ſtellen haben würde, irgend etwas zu beſchließen, und faſt alle übrige wollten dann auch zu Hauſe noch erſt darüber anfragen. Mit beſchränktem Geiſt äußerte man hin und wieder, wenn nur die heilige Perſon des Kaiſers ſelbſt nicht im Felde erſchiene: ſo wolle man wohl losſchlagen, und deshalb ſey es wohl gut, daß der Kaiſer wahrſcheinlich bald das Reich verlaſſe. Staunen erregte eine ſo kecke Erklärung, wie die Bürger von Bremen mit wenigen männlichen Worten ausgeſtellt hatten, daß ſie nach Kraft und Vermögen gleich den andern Bundesverwandten zu allem gehorſam wären. Dennoch war dieſe Verſammlung zu Schmalkalden ſehr fruchtbar. Indem man nach deutſcher Sitte ſich traulich unterredete, wie man ſich mit dieſer oder jener Macht zu verbinden, dieſen oder jenen Reichsſtand in den Bund zu ziehen hoffen könne, erweiterten ſich die Gemüther zu einer mehr beruhigenden Ausſicht in die düſtre Zukunft; und indem man die Kräfte der evangeliſchen Parthei, welche jetzt ſchon zuſammengetreten war, überrechnete, faßte man mehr Vertrauen auf die gegenwärtige Macht. Auch waren die Beſchlüſſe, daß man ein Schreiben an den Kaiſer ergehen laſſen wolle, worin man verlange, der Reichsfiskal ſolle in Religionsſachen durchaus nichts unternehmen; ferner, daß in dem Fall, da jemand ſeiner Religion wegen bedrängt würde, alle für Einen ſtehen ſollten; und endlich, daß man ſich gegen jedermann ſo äußern wolle, als wäre ſchon alles zur feſten Bundesharmonie zwiſchen den Proteſtanten gediehen; wenigſtens ein ſtarker Grund mehr, daß dieſe wirklich zu Stande kommen mußte.

Durch eine neue Verſammlung zu Schmalkalden, die am Ende des März 1531. eröffnet war, wurde der Bund bis zur Unterſchrift vollendet. Die Formel deſſelben war am kurſächſiſchen Hofe geſchrieben, und hier ſollte zur Unterſchrift geſchritten werden. Allein die ſtädtiſchen Geſandten zögerten noch, und bedienten ſich des Vorwandes, daß ſie die öffentlichen Siegel nicht mit ſich gebracht hätten; und überdieß hielt man es auch deshalb für rathſam, die Unterſchrift noch aufzuſchieben, weil mehrere von den Anweſenden den Lehren Zwingli's nicht abhold zu ſeyn ſchienen. Damit man aber doch nicht aus einander ging, ohne durch irgend eine vollendete Uebereinkunft ſich einen feſten Punct gebildet zu haben: ſo unterzeichneten alle den Verein, daß man gegen alle Handlungen des Kammergerichtes und Reichsfiskals in Religionsſachen gemeinſchaftlich einkommen, und für dieſen Zweck beſondere Prokuratoren ernennen wolle. Auf der dritten Verſammlung, die im Anfange des Junius zu Frankfurt war, beſtellte man wirklich dieſe Procuratoren; und wenn Markgraf **Georg** von Brandenburg Bedenklichkeiten äußerte, dem allgemeinen Schutzbündniſſe von Schmalkalden beizutreten: ſo erbot ſich der Herzog **Barnim** von Pommern zum Genoſſen deſſelben. Gern hätte der Landgraf von Heſſen die Helvetier mit dieſem Bunde vereint, und hatte ſich deshalb vor der Zuſammenkunft zu Frankfurt unſägliche Mühe gegeben; allein der Kurfürſt von Sachſen, welcher weit mehr durch die Theologen gefeſſelt war, verlangte noch wieder auf der Verſammlung, daß man mit den Helvetiern kein Bündniß eingehen ſollte, wenn ſie nicht vorher bekannt hätten, daß im Sacrament des Altars der wahre Frohnleichnam und das wahre Blut von Chriſtus ſey.

Vielleicht war es eben ſo wenig zu billigen, wenn der Kurfürſt und andere Glieder der proteſtantiſchen Parthei einem zweiten, gleich feurigen Wunſche des Landgrafen nicht nachgaben. Er war nämlich der Meinung, daß man nicht harren müſſe, bis man angegriffen werde, ſondern große Vortheile gewinnen könne, wenn man den Krieg plötzlich in die Länder der Gegenparthei ſpiele. Offenbar ſchien es zu ſeyn, daß der Kaiſer, viel zu wenig gerüſtet, ihnen Widerſtand zu leiſten, dann die Bedingungen werde eingehen müſſen, welche ſie ihm vorſchrieben, da die Länder ſeines Bruders in dieſem Augenblicke zu ſehr von einem Anfall Solyman's bedroht wurden, als daß derſelbe ihm Hülfe hätte leiſten können, und die katholiſchen Stände ſo wenig Willen als Vorbereitung zeigten, ſich in die Gefahr des Krieges zu begeben. Wenigſtens verrieth der Kaiſer ſelbſt durch die Schritte, welche er that, wie ſehr er einen Angriff von Seiten der Proteſtanten fürchte.

Schon war an dieſe, als ſie zu Schmalkalden ſich verſammelt hatten, ein Schreiben ergangen, daß ſie Beiſtand leiſten möchten, um die Türken abzuhalten; aber ihre Antwort ging dahin, daß ſie ſich nicht entblößen dürften von den Mitteln zu ihrer Vertheidigung, da die Prozeſſe am Kammergericht in Religionsſachen immer fortwährten. Dieſe entſchloßne Sprache derſelben und ihre Regſamkeit zur Befeſtigung ihres Bundes beſtärkten den Kaiſer in der Meinung, daß ſie einen Angriff wagen würden, zu welchem ſie durch politiſche Gründe, die ihm weniger, als den Proteſtanten ſelbſt verborgen blieben, ſo laut aufgefordert wären. Die Gefahr von demſelben ſchien ihm aber ſo furchtbar, daß er ſich entſchloß, ihr durch eine Nachgiebigkeit zuvorzukommen, welche mit ſeinem gebieteriſchen Ton auf dem letzten Reichstage verglichen, nicht ohne Schmach war. Vielleicht geſchah es auf beſtimmte Veranlaſſung von ihm, daß die Kurfürſten von Mainz und von der Pfalz Geſandte zu ihm nach Belgien ſchickten, um die Nothwendigkeit, daß man des Friedens wegen mit den Proteſtanten unterhandle, dringend vorzuſtellen, und die Erlaubniß zu ſuchen, daß ſie ſolche Unterhandlungen anknüpfen dürften: vielleicht thaten die beiden Fürſten dieſen Schritt ganz auf eigenen Antrieb, indem ſie aber wohl wußten, wie willkommen er dem Kaiſer ſeyn werde. Ihr Antrag wurde ſo aufgenommen, daß ſie eilten, dem Kurfürſten von Sachſen und dem Landgrafen Philipp Nachricht zu geben, wie ſehr ſie hofften, den Frieden zu vermitteln. Auch war ſelbſt der letztere der Meinung, daß man die angebotene Vermittelung nicht von ſich weiſen, aber nur die Rüſtungen keineswegs unterlaſſen ſolle; und Luther, welcher vom kurfürſtlichen Canzler im Namen ſeines Herrn wegen dieſer Kunde des Kurfürſten von Mainz befragt wurde, ſchrieb zurück: wenn man dahin arbeiten könnte, daß Friede gemacht oder auch nur ein Aufſchub der Fehde gewonnen würde: ſo ſey das wohl anzunehmen nach dem Sprichworte: „Nachtfriſt, Jahresfriſt, kommt Tag, kommt Rath.“ Der proteſtantiſchen Parthei wurde dann zu Frankfurt, als ſie ſich daſelbſt verſammelt hatte, durch ein Schreiben vom Landgrafen mitgetheilt, was ihm von dem Kurfürſten von der Pfalz wegen der Friedensvermittlung gemeldet war, zugleich aber auch kund gethan, daß man vor allen weitern Unterhandlungen auf Einſtellung der Prozeſſe am Kammergericht in Religionsſachen gedrungen habe. Ein kaiſerlicher Befehl deshalb an daſſelbe erfolgte wirklich, und mit ihm war der Reichsabſchied von Augsburg ſelbſt außer Kraft geſetzt. Der Friedensvermittler **Albrecht** von Mainz, welcher den Schluß darüber an den Kurfürſten von Sachſen ſandte, mochte dabei wohl eingedenk ſeyn, wie wenig ſeine Warnung an den Kaiſer, daß er ſich hüten ſolle, nicht in Verachtung zu kommen, unter den gegenwärtigen Umſtänden Frucht bringen könne.

Am Ende des Auguſts (1531.) ſollten die Geſandten der beiden Friedensvermittler mit den Proteſtanten wegen des Friedens zu Schmalkalden unterhandeln. Der Kaiſer machte noch vorher einen Verſuch, ob er die beiden Häupter des Bundes, den Kurfürſten und den Landgrafen nicht noch mehr in Widerſpruch mit einander bringen könne, als ſie es ihrem verſchiedenen Character nach ſchon waren. Es hatte nicht verborgen bleiben können, wie ſehr **Philipp** wünſchte, den Haß des kurſächſiſchen Hofes gegen **Zwingli's** Lehre zu mildern, oder gar zu vertilgen, und wie dieſer es ſich zum Ehrenpuncte gemacht hatte, bei dieſem Haſſe ſtandhaft zu beharren. Unmittelbar vor Eröffnung der Unterhandlungen zu Schmalkalden erſchienen die Grafen von **Nuenar** und **Wilhelm** von Naſſau, die in allgemeiner Achtung wegen ihrer perſönlichen Vorzüge ſtanden, und Freunde des Kurprinzen waren, als Geſandte Carl's beim Kurfürſten, und eröffneten ihm insgeheim, der Kaiſer habe ſich nur deshalb zu Augsburg ſo ungnädig gegen ihn bezeigt, weil er in dem Wahn ſtehe, als ob Johann der gottloſen Lehre der Schweizer anhange. Voll Würde war die Antwort auf dieſe Aeußerung und das Anſuchen, daß der Kurfürſt auf dem neuen nach Speier ausgeſchriebenen Reichstag erſcheinen ſolle. Aus dem Augsburger Bekenntniſſe, welches auch er mit übergeben hätte, ſey klar genug, wie er gegen die Schweizerlehre geſinnt ſey, eben ſo aus ſeinem Betragen auf dem Reichstage, und es würde fern von ihm ſeyn, ſich als freier Fürſt den Beſchwerden, die er zu Augsburg habe dulden müſſen, von neuem auszuſetzen; überdies hindre ihn auch ſeine Geſundheit, den neuen Reichstag zu beſuchen.

In der Verſammlung zu Schmalkalden ließen ſich die Geſandten der Bundesgenoſſen mit den Abgeordneten der vermittelnden Kurfürſten gar nicht in weitere Unterhandlungen ein, als dieſe auch über Lehren, die ſchon in dem Augsburger Bekenntniſſe aufgeſtellt waren, noch einen Verein zu Stande bringen wollten. Der Kurfürſt von Sachſen aber und der Landgraf ſchrieben auf den Bericht von der zweitägigen Verhandlung zu Schmalkalden an die vermittelnden Kurfürſten, daß ſie jetzt von Unterhandlungen nur Ruhe und Sicherheit für alle, die ſich zur evangeliſchen Lehre ſchon bekannt hätten, und noch bekennen würden, erwarteten, bis endlich auf dem verſprochenen freien Concilium alles ausgeglichen werden könnte. Um die Maaßregeln zu jenem Frieden zu verabreden, wolle man zu Speier zuſammenkommen, wolle es ſich noch gefallen laſſen, daß daſelbſt aus der heiligen Schrift wider ihre Confeſſion geſtritten würde, aber dann würden ſie auch Luther mit ſich bringen, und vorläufige vollkommne Sicherſtellung für ihn, für ſie und ihre Genoſſen wäre nothwendig, ſo wie auch die Verheißung einer freien öffentlichen Ausübung ihres Gottesdienſtes. Dieſer Antwort gaben ſie noch mehr Nachdruck durch eine abermalige Zuſammenkunft der Bundesverwandten zu Frankfurt im letzten Monate des Jahres und durch die Puncte, welche in derſelben feſtgeſetzt wurden. Man kam überein, daß die Beiträge zu den Kriegskoſten unter die Fürſten und die Städte des Bundes in völlig gleiche Hälften vertheilt werden ſollten. Auch wurden der Kurfürſt und der Landgraf jetzt feierlich zu Häuptern des Bundes ernannt, was ſie dem Weſen nach ſchon längſt waren, und jenem ward außer ſeinem Votum noch das Recht gegeben, für eine Seite zu entſcheiden, wenn die Stimmen völlig gleich getheilt wären.

Indem ſo der Bund der Proteſtanten gerüſtet am Ende des Jahres da ſtand, ſah Carl von Belgien her dem folgenden Jahre mit Kummer entgegen. Das drohende Gewitter der Türken war freilich noch nicht über die öſterreichiſchen Länder ausgebrochen; aber es hatte ſich keinesweges verzogen, denn der furchtbare Feind der Chriſtenheit rüſtete ſich noch immer mit Gewalt. Zugleich aber wurden Unterhandlungen zwiſchen den beiden Häuptern der Proteſtanten, den Herzogen von Baiern, welche durch die Lage ihres Landes von der Uebermacht des öſterreichiſchen Hauſes am meiſten gedrückt waren, und dem König von Frankreich, dem gefährlichſten Feinde der ungeheuern Macht des Kaiſers, ohne Hehl in der Abſicht gepflogen, von Ferdinand's Haupt die römiſche Krone wieder zu reißen.

Wenn man mit der gegenwärtigen kummervollen Lage des Kaiſers die Rolle vergleicht, welche er auf dem Reichstage zu Worms ſpielte: ſo erregt es allerdings Verwunderung, wie ein Monarch von ſeinem durchdringenden Geiſt und ſeiner Erfahrung in politiſchen Angelegenheiten ſo unvorſichtig ſich in die Gefahr hineinbegeben konnte. Das Gewitter, womit die Türken drohten, war ſchon lange bereitet, und wäre dies auch nicht geweſen: ſo mußte er doch immer darauf rechnen, gegen ſie ſeine Kräfte brauchen zu können. Von König Franz konnte er nicht anders erwarten, als daß er ihn auf jedem Schauplatze beunruhigen werde. Dennoch behandelte er eine ſo mächtige Parthei, wie die Anhänger der evangeliſchen Lehre, mit einem Stolze, welcher ſie empören mußte, und hatte gar keine Maaßregeln getroffen, ihnen mit gewaffneter Hand begegnen zu können.

Dies Räthſel löſet ſich durch die Bemerkung auf, daß Carl den Character und die politiſchen Verhältniſſe der Deutſchen durchaus nicht gefaßt hatte. Ohne Zweifel war er mit dem Gedanken nach Deutſchland gekommen, daß die katholiſchen Stände zu den Waffen fliegen würden, um die Ketzer zu bekämpfen, und ſo mochte dann die Mittelmacht, welche ſich zwiſchen dem Throne und der Nation gebildet hatte, ſich ſelbſt verſchlingen, ohne daß er das Schwert zu zucken brauchte. Allein der deutſche Character konnte unmöglich ſelbſt durch Religionsintereſſe zu einem ſo jähen Feuer aufgetrieben werden, daß die katholiſchen Stände vergeſſen hätten, wie gefährlich es auch für ihre Macht ſeyn müſſe, wenn die evangeliſchen glücklich unterdrückt würden. Carl wurde dies erſt gewahr, als er ſich nicht mehr vom einmal entworfenen Plane zurückziehen konnte. Der zweite Fehler, welchen er ſich aus Unkunde des deutſchen Characters zu ſchulden kommen ließ, beſtand darin, daß er geglaubt hatte, der Glanz ſeiner kaiſerlichen Majeſtät, durch Drohungen unterſtützt, werde den Muth der evangeliſchen Führer niederdrücken. Zu Augsburg machte er die Erfahrung, daß der Deutſche durch nichts ſo ſehr empört werde, als durch drohenden Stolz, der unmittelbar gegen ihn ausgeübt wird; aber auch dieſe zu ſpät, denn die Waffen, welche er von dem Eindrucke ſeiner Majeſtät auf die evangeliſchen Fürſten herzunehmen gehofft hatte, ließen ſich nicht ſo ſchnell durch Rüſtung erſetzen. Nach jener Erfahrung nun, glaubte er von den Proteſtanten durchaus keine Schonung ſeiner Würde erwarten und den Angriff von ihnen fürchten zu müſſen; und betrog ſich auch in dieſer Meinung, weil er nicht wußte, wie gut die tiefe Ehrfurcht, welche der Deutſche ſeiner Zeit für den Kaiſer empfand, mit jenem Auflehnen gegen drohenden Stolz beſtehen könne, und wie ſehr die Proteſtanten auch jetzt noch von ihr beſeelt waren. Er würde weniger den Angriff von ihnen gefürchtet haben, wenn er vernommen hätte, wie oft ſie ſich von Juriſten und Theologen Bedenken ausſtellen ließen, ob es nicht ein Verbrechen ſey, wenn ſie vom Kaiſer in eigner Perſon angegriffen würden, wider ihn die Waffen zu führen.

Im Anfange des Jahres 1532, in welches er mit ſo vieler Sorge trat, brach er in Belgien auf, um auf den Reichstag zu ziehen, welchen er nicht nach Speier, ſondern nach Regensburg ausgeſchrieben hatte, der Gefahr nahe, wenn die Türken losſtürmten. Als er durch Mainz kam, äußerte er gegen die beiden vermittelnden Kurfürſten den Wunſch, daß es doch zu einigem Schluß mit den Proteſtanten kommen möge. Zu Schweinfurt, wo die Bundesverwandten theils durch Abgeordnete, theils ſelbſt gegenwärtig, verſammelt waren, und über die zu leiſtende Hülfe unter den Gliedern des Bundes, über die Bedingungen der Aufnahme in denſelben manches näher beſtimmten, ſollte auch im April zwiſchen ihnen und den Geſandten der vermittelnden Kurfürſten von neuem Rath gehalten werden. Unter den Puncten, welche dieſe letzten hier zur Unterhandlung vorlegten, war auch die Proteſtation gegen Ferdinand's Wahl; aber man erklärte ſogleich von proteſtantiſcher Seite, daß man über dieſelbe durchaus nichts verhandeln wolle, weil ſie mit den Angelegenheiten der Religion nicht zuſammenhange. Man wußte wohl, daß ſich der ganze Rath ſogleich wieder zerſchlagen werde, wenn dieſer Punct vorkomme, weil der Landgraf auf das hartnäkkigſte darauf beſtand, daß man durchaus Ferdinand nicht als römiſchen König anerkennen ſolle, und man durfte über die Wahl deſſelben auch nichts beſchließen, ohne ſich mit dem König von Frankreich und den Herzogen von Baiern vorher darüber vereinigt zu haben, denn die Unterhandlung mit denſelben über dieſen Gegenſtand war ſchon ſo weit gediehen, daß der franzöſiſche Hof eine große Geldſumme nach Baiern für den Fall geſandt hatte, wenn man die Freiheit der Königswahl mit Gewalt behaupten müſſe. Luther konnte, als die vermittelnde Macht in der Friedensverſammlung dabei blieb, daß die Wahlſache erſt abgethan werden müßte, und die Bundesverwandten ſich eben ſo hartnäckig nicht auf ſie einlaſſen wollten, durchaus nicht begreifen, wie man eines geringen Artikels in der goldenen Bulle wegen den Frieden könne hindern wollen. Wenn König Ferdinand auch wider den Inhalt dieſer Bulle erwählt wäre: ſo ſey doch eine ſolche Sünde keine Sünde wider den heiligen Geiſt. Aber der ſächſiſche Kurprinz

Johann Friedrich, der im Namen ſeines Vaters gegenwärtig war, kannte zum Theil die Feſſeln zu gut, wodurch man der freien Entſchließung über dieſen Punct benommen war, zum Theil glaubte er nicht, daß es eine Kleinigkeit ſey, wenn durch Ferdinand's Königthum die Macht des Hauſes Oeſterreich verſtärkt, und wenn das Palladium der kurfürſtlichen Rechte, die goldene Bulle verletzt werde. Daß dies in der Wahl Ferdinand's geſchehen ſey, wolle er gegen jeden Unpartheiiſchen beweiſen, ſchrieb er an ſeinen Freund, den Grafen von Nuenar, welcher ein Liebling des Kaiſers war, und äußerte zugleich, daß man mit der unbilligen Forderung ihrentwegen nicht fortfahren müſſe. Wirklich willigte auch Carl ein, den Punct, welcher ſie betraf, vorerſt zurückzunehmen, da Johann Friedrich einen Zeitraum von funfzehn Tagen feſtgeſetzt hatte, binnen welcher daſſelbe müßte geſchehen ſeyn, wenn nicht die ganze Unterhandlung aufgehoben ſeyn ſollte.

Anfänglich in Schriften von ermüdender Weitläuftigkeit, dann mündlich, wurde vielfach über die Bedingungen des Friedens hin und her geſtritten, und die weite Entfernung vom Kaiſer, der auf dem Reichstage zu Regensburg war, trug dazu bei, die Unterhandlungen zu verzögern. Indem die Proteſtanten ſich darüber beſchwerten, thaten die vermittelnden Geſandten den Vorſchlag, daß man ſich insgeſammt nach Nürnberg begeben wolle, wo man die Erklärungen des Kaiſers ſchneller bekommen könne. In der erſten Hälfte des Junius verſammelte man ſich in dieſer Stadt, und es koſtete noch viele Mühe, ehe nur beſtimmt wurde, wer eigentlich diejenigen wären, mit welchen man den Frieden vermitteln wolle. *Diejenigen, ſo ſich in das augsburgiſche Bekenntniß eingelaſſen haben* — ſo waren ſie in den Puncten der Vermittlung bezeichnet worden, daß alſo wenigſtens ſolche, die nach dem Frieden, den man jetzt abzweckte, ſich noch zur proteſtantiſchen Lehre bekannten, von demſelben ausgeſchloſſen ſchienen. Man glaubte ſogleich, daß durch einen Zuſatz auch dieſe letzten ausdrücklich einbegriffen werden müßten; und als es darüber zum Streit kam: ſo gerieth die evangeliſche Parthei unter ſich ſelbſt darüber in Verwirrung. Auf der Verſammlung zu Nürnberg waren alle einſtimmig für die Nothwendigkeit eines ſolchen Zuſatzes; denn ohne ihn gab man das Recht auf, ſich hinfort zu verſtärken, räumte man ſtillſchweigend ein, daß die Reichsſtände keine Reformation innerhalb ihres Gebietes vornehmen dürften, daß die Bundesverwandten alſo ſelbſt unrecht gehandelt hätten, als ſie in ihrem Lande reformirten. Man mußte ſogar manchen Glaubensgenoſſen wieder von ſich ſtoßen, wenn jener Ausdruck der Friedensvermittler nur diejenigen bezeichnen ſollte, die ſchon damals die augsburger Confeſſion unterſchrieben hatten, als ſie übergeben wurde. Mehrere evangeliſche Theologen geſtanden gleichfalls freimüthig, daß es Hochverrath an der chriſtlichen Liebe und an der Wahrheit ſey, wenn man die künftigen Bekenner ihres Glaubens vom Frieden ausſchließe. Aber Luther dachte anders, und äußerte in ſeinem Bedenken, daß man den beabſichtigten Zuſatz wegen der künftigen Glaubensgenoſſen ohne Sünde aufgeben könne. Sichtbar ergiebt ſich aus den Gründen, welche er anführte, daß er den Zuſatz in einem Sinne, wie mancher von der evangeliſchen Parthei nahm, als wenn dadurch auch den mittelbaren Reichsunterthanen die Freiheit, in ihrem Kreiſe zu reformiren, und das Recht geſichert werden ſollte, alsdann auf den Schutz der proteſtantiſchen Stände Anſpruch zu machen. Dieſer Mißgriff und die Beſorgniß, daß die Katholiken lieber zu den Waffen greifen, als den Zuſatz einräumen würden, bewogen ihn wohl vorzüglich zu einem Bedenken, welches einem früher durch ihn ausgeſtellten widerſprach. Als es zu Nürnberg, von Lobeserhebungen des alten Kurfürſten begleitet, angekommen war, erhob ſich unverhohlen allgemeiner Unwillen darüber, und eben ſo unverhohlen ſchrieb der Kurprinz dies ſeinem Vater, äußerte der kurſächſiſche Kanzler und Geſandte Brück im Briefe an ſeinen Herrn, daß Luther nicht ſo würde geurtheilt haben, wenn er das Weſen des ſtreitigen Punctes beſſer einſähe. Allein dieſer bat den Kurfürſten, daß er einen guten harten Brief hinaus an die Ihrigen ſchreiben möchte, um ſie zu ermahnen, daß ſie um etlicher ſpitziger, genau geſuchter Pünctlein willen den gnädigen Frieden des Kaiſers nicht abſchlagen möchten: wenn Gott grüße, ſo ſey es Zeit, ihm zu danken. Johann Friedrich erhielt von ſeinem Vater den Befehl, daß man nicht alles zu genau und ſchnureben ſuchen ſolle; und die künftigen Bekenner des proteſtantiſchen Glaubens wurden wirklich, indem man jenen Zuſatz unterließ, von dem Frieden ausgeſchloſſen. Wenn die Evangeliſchen nun noch verlangten, daß alle Verwandten der augsburger Confeſſion namentlich in dem Friedensvertrage aufgeführt werden ſollten: ſo geſchah dies wohl, damit die Gegenparthei diejenigen auf keine Weiſe als ausgeſchloſſen betrachten könne, welche das Bekenntniß noch nicht unterſchrieben hatten, da es auf dem Reichstage überreicht wurde. Nur die Hoffnung auf ein nahes groſes Concilium, bis zu welchem der Friede nur gelten, man alſo auch nur verbunden ſeyn ſollte, diejenigen, welche ſich nun noch zur neuen Lehre bekannten, nicht mit den Waffen zu vertheidigen; und der Gedanke, daß dieſe Spätlinge im Kreiſe der evangeliſchen Wahrheit, wenn ſie gleich auf den bewaffneten Schutz ihrer Glaubensgenoſſen keinen Anſpruch machen durften, dennoch hoffen konnten, die Parthei der römiſchen Kirche werde es nicht wagen, ſie zu beſtürmen, ſo lange ſie ſich nicht zum Angriff auf alle Proteſtanten ſtark genug fühlte; nicht Luther's Entſchuldigung ſeines zaghaften Bedenkens, daß dieſe Spätlinge eben ſo gut, wie ſie, für die Wahrheit ſich in die drohendſte Gefahr begeben müßten; vermochte einigermaßen die

Schmach zu mildern, welche ſich die proteſtantiſche Parthei durch die Nachgiebigkeit in dieſem Puncte zuzog.

Zum Glück war der ganze Frieden auch ſo beſchaffen, daß er eigentlich nichts war, als eine Verſicherung, man wolle den Krieg noch aufſchieben. Man konnte nämlich zu Nürnberg eben ſo wenig, wie zu Schweinfurt, über verſchiedene weſentliche Gegenſtände einig werden, und doch trieben die vermittelnden Kurfürſten mit Ungeduld, daß die Unterhandlungen zu einem friedlichen Schluß kommen ſollten, weil mit jedem Augenblicke die Gefahr vor den Türken ſich vermehrte. Sie thaten deshalb den Vorſchlag, daß man ohne Rückſicht auf die noch ſtreitigen Puncte eine Uebereinkunft ſchließen ſollte, ſich bis zum Concilium nicht befehden zu wollen. Wenn die Proteſtanten dieſen Vorſchlag annahmen: ſo hatte der Kaiſer, ohne daß ſie nach den bisher verabredeten Bedingungen irgend etwas gewannen, in deſſen Beſitze ſie nicht ſchon gänzlich geweſen wären, doch offenbar den Vortheil, daß nun kein Schleier mehr für ihn auf dem Entſchluſſe der Proteſtanten lag; aber dennoch gehörte in ſeiner Lage einige Feſtigkeit dazu, einen ſolchen Frieden einzugehen, weil er zu Regensburg ſchon wegen der Unterhandlungen für einen Frieden überhaupt ſehr beſtürmt wurde. Sobald die päpſtlichen Geſandten, vorzüglich Aleander, der es nie vergaß, daß ſein Eifer auf dem Reichstage zu Worms das Haupt der Ketzer nicht hatte zerſchmettern können, von Verhandlungen mit demſelben hörten, erhoben ſie ihre Klagen bei Ferdinand und dem Kaiſer ſelbſt. Jener bekannte, daß man einen friedlichen Anſtand mit den Proteſtanten beabſichtige; aber betheuerte hoch, wie unangenehm ihm derſelbe ſey, und ſchwur mit Thränen, daß er ſelbſt ſein Leben für die Beſchützung des alten Glaubens wagen werde, ſo wie er auch bei andern Gelegenheiten äußerte, daß keine Ruhe ſeyn werde, als nach dem völligen Untergang der lutheriſchen Secte; er werde denſelben bewirken, und ſollte er betteln gehen. Auf Carl drangen die Legaten mit der Vorſtellung ein, wohin ein ſolcher Frieden führen ſolle? wozu man einer Mauer voll großer Riſſe von außen einen glänzenden Schein zu geben bemüht ſey, da ſie trotz der verſteckten Riſſe bald in Trümmer zerfallen werde? Der Kaiſer antwortete, daß man nichts zum Nachtheile der Religion beſchließen wolle, ohne deshalb den Legaten Eröffnung gethan zu haben. Aber noch außerdem erhoben ſich auf dem Reichstage manche Stimmen wider einen friedlichen Anſtand mit den Anhängern des augsburgiſchen Bekenntniſſes. Der Kurfürſt von Brandenburg erklärte mit ſchäumender Hitze, daß er keinen Frieden mit denſelben, ſondern lieber Land und Leute verlieren, ſterben und verderben wolle. Nur der baierſche Geſandte, welcher freilich bisweilen die Reformation ſchmähte, verhehlte nicht, daß ſeine Herzoge friedlich beim alten Glauben verharren würden, aber einen Krieg wegen der Religion verabſcheuten, und man einen jeden glauben laſſen ſolle, wie er es gegen Gott zu verantworten ſich getraue. Solche Geſinnungen ſo mächtiger Reichsſtände unter den Katholiken, die Bemerkung, wie die Unterhandlungen zwiſchen den Proteſtanten und dem König von Frankreich immer enger wurden, die drohenden Türken und der Mangel an aller Rüſtung wider die Proteſtanten nöthigten den Kaiſer, durch alles Gewirre auf dem Reichstage durchzugreifen. Der Friede, zu Nürnberg abgeſchloſſen (Jul. 23.), ward von ihm beſtätigt (Aug. 2.); und wiewohl er eigentlich nichts enthielt, als die Verſicherung, daß man von Seiten der Katholiken nicht losſchlagen werde, als bis man es für vortheilhaft achte; wiewohl ſelbſt das Verſprechen, welches **Carl** an die vermittelnden Kurfürſten ausſtellte, „daß er allen rechtlichen Verfahren in Sachſen, den Glauben belangend, welche durch den kaiſerlichen Fiscal, und andere, wider die Proteſtanten jetzt angefangen wären, und noch angefangen werden möchten, Einhalt thun wolle,“ ſo mancherlei Deutung fähig war, daß es, wie nachher auch geſchah, zu einem Nichts verwandelt werden mochte; ſo konnte der Reichstag dennoch ſeinen Unmuth über den Vertrag zu Nürnberg nicht verhehlen, und im Reichsabſchiede fand dieſer keine Beſtätigung.

Weit erbitterter aber, als die katholiſchen Stände, und mit größerem Rechte, war der Landgraf über den Frieden. Sobald die Rede davon war, daß die Spälinge im evangeliſchen Kreiſe von demſelben ausgeſchloſſen werden ſollten, ſchrieb er an den Kurfürſten: „wenn ihre Lehre im Worte Gottes gegründet wäre, warum ſie denn andern nicht freien Zutritt zu derſelben verſtatten wollten?“ Auf die Antwort, daß dieſer keinem verwehrt ſey, man aber der künftigen Glaubensgenoſſen wegen keinen Krieg anfangen wolle, verſicherte er, daß er die Freiheit, andern beizuſtehen, ſich erhalten werde, es bleibe Leib und Gut, wo es wolle, und betheuerte, daß dem kurſächſiſchen Hofe dieſelbe Pflicht gegen die Glaubensverwandten obliege. Der alte Kurfürſt, welcher ſich ſchon von der Krankheit ergriffen fühlte, die ſeinen Tod herbeiführte, verwies den Landgrafen an ſeinen Sohn, und wie dieſer in einem Schreiben, nachdem der Friede zu Nürnberg ſchon geſchloſſen war, darzuthun ſuchte, daß derſelbe keinesweges wider den ſchmalkaldiſchen Bund ſey: ſo goß Philipp die ganze Bitterkeit ſeines Herzens aus. Er halte Luther freilich für einen guten Mann, äußerte er, und habe ſeine Bücher ſtets geachtet; aber nie werde er ſich überreden, daß das letzte Bedenken deſſelben mit der heiligen Schrift übereinſtimme und Beifall verdiene. Von viel geringerm Gewicht ſey Melanchthon bei ihm, deſſen zitternde Furchtſamkeit zu Augsburg ſichtbar genug geweſen. Er wiſſe wohl, daß man geſagt habe, der Landgraf wolle im Blute waten bis an die Sporen. Das ſey Verläumdung, wenn er gleich den löcherichten Frieden nicht billigen könne; und er komme ſelbſt auf die Vermuthung, daß es um ein Nebenhändlein bei demſelben zu thun geweſen ſey.

Solche Aeußerungen und der Vorwurf, daß man nicht redlich gehandelt habe, mußten für Johann Friedrich ſehr kränkend ſeyn. Bald nach dem Tode ſeines Vaters (Johann ſt. d. 16. Aug. 1532.) antwortete er kurz und kalt, nannte den Brief des Landgrafen unbeſonnen, und erklärte, daß er ſich nicht auf denſelben einlaſſen wolle. Dieſer Ton ſowohl, als die Nachricht von dem Tode ſeines alten Freundes bewirkten, daß Philipp etwas milder ſprach: aber doch lag ſelbſt in ſeinem Wunſche, daß der neue Kurfürſt, wenn er einſt ſterben ſollte, von allen Menſchen ſolches Lob davon bringen möchte, wie ſein frommer Vater, welchen wahrlich Freunde und Feinde geliebt hätten, einige Empfindlichkeit, und vom Frieden ſagte er noch jetzt, daß ein dreifacher Doctor die Schuld deſſelben nicht ausſtreichen könne. Wiewohl er an den Kurfürſten von der Pfalz ſeine Genehmigung endlich geſandt hatte, wiewohl er mit Johann Friedrich eine friedliche Abrede durch Schiedsrichter aus ihren beiderſeitigen Unterthanen traf, ſo brach ſeine Erbitterung über die Verhandlungen zu Nürnberg doch bei jeder Gelegenheit wieder hervor. Sein Grimm über dieſelben floß aber nicht blos aus der Meinung, daß die evangeliſche Parthei eine unedle Rolle bei ihnen geſpielt habe, ſondern vorzüglich aus einer verborgenen Quelle. Der geſchloſſene Friede legte ihm ein großes Hinderniß in den Weg für die Ausführung eines Gedankens, von welchem ſeine Seele erfüllt war.

Ihn aufgeben wollte er aber auch jetzt nicht, und ſorgſam betrachtete er den Wechſel der Zeitumſtände, indem ſein Lieblingsentwurf ſich immer tiefer ſeiner Seele eingrub. Die ungeheure Macht Solymann's, welcher die öſterreichiſchen Brüder beſſer gerüſtet, und die Deutſchen zum Widerſtande gegen den Feind einträchtiger fand, als er gehofft hatte, zog ſich unvermuthet und ſchnell zurück. Gewalt gegen die Proteſtanten hätte Carl aber deſſenungeachtet, wenn er auch eine größere Macht von ſpaniſchen und andern Kriegern, auf welche er ſich verlaſſen konnte, bei ſich gehabt hätte, nicht wagen dürfen; denn eben dadurch würde er die Türken zurückgerufen haben. Er ging nach Italien, um das Concilium, von welchem der Reichstag zu Regensburg alles Heil erwartet hatte, dem Anſcheine nach mit dem größten Eifer zu betreiben. Auch der Papſt ſchien von gleichem Eifer beſeelt zu ſeyn, durch daſſelbe den Unordnungen in der Chriſtenheit abzuhelfen; aber beide wußten wohl, daß die Proteſtanten ſich einer Kirchenverſammlung, wie der römiſche Hof ſie wollte, und welche der Sitte älterer Concilien ähnlich wäre, nimmermehr hingeben würden. Verhandlungen deshalb lehrten dies auch ſogleich. Carl hatte aber davon, wenn die Sache wegen eines Conciliums immer in Bewegung blieb, vielfachen Gewinn, indem er die Gährung unter den Proteſtanten dadurch erhielt, ſich den katholiſchen Reichsſtänden gefällig bezeigte, und immer ein Mittel hatte, den Papſt zu ſchrecken. Waren ſeine Vorbereitungen und die Zeitumſtände dahin gediehen, daß er glaubte, die evangeliſche Parthei mit Gewalt ſtürzen zu können, um auf ihre Trümmern eine unumſchränkte Kaiſermacht zu gründen; ſo mochte er die Angelegenheit wegen der Kirchenverſammlung dann zur Veranlaſſung brauchen, um loszuſchlagen.

Wenn das Concilium ſtets in der Ferne gezeigt wurde, ſo hatte dies freilich auch zur Folge, daß die Proteſtanten nicht in Schlummer verſinken konnten. Doch ſicherte hiegegen ſchon ihre Erbitterung wegen der Fortdauer der Proceſſe am Cammergericht in Religionsſachen, und Johann Friedrich ſelbſt baute jezt auf den Frieden von Nürnberg ſo wenig, daß er den Bund von Schmalkalden zu beſtärken ſuchte, ſo ſehr es mit zu ſeiner Eitelkeit gehörte, daß er als ein Kurfürſt, der Freund mit ſeinem Kaiſer ſey, gelobt zu werden wünſchte. Ueberdies ſchlummerte der Landgraf gewiß nicht ein, denn während jener ſchwebenden Ereigniſſe führte er ſeinen Lieblingsentwurf weiter, der wie ein Bliz in den Nebel fallen ſollte, welcher allen übrigen Verhältniſſen jezt ein ſo ſchwankendes Anſehen verlieh.

Auf dem Reichstage zu Augsburg hatte er ſchon mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg unterhandelt, wie dieſer in ſein Herzogthum wieder eingeſetzt werden könnte, welches ihm der ſchwäbiſche Bund, als nach vielen über ſeine Tyrannei erhobenen Klagen, ſeine Ueberrumpelung der Stadt Reutlingen ihm die Reichsacht zugezogen, entriſſen hatte. Dieſe Unterhandlungen zwiſchen beiden Fürſten konnten zu einer allgemeinen Erſchütterung führen, da Carl auf dem Reichstage ſeinen Bruder mit dem Herzogthum belehnte, und Philipp ſeinem Verwandten, dem Herzoge Ulrich, verſprach, ſeine ganze Macht zur Wiedereroberung Würtembergs anzuſtrengen. Nur der ſchwäbiſche Bund war, als Carl ſich ſchon in Spanien befand und ſein Bruder noch immer mit zuſammengehaltener Kraft in ſeinen übrigen Ländern wachſam ſeyn mußte, noch zurückſchreckend bei einer ſolchen Unternehmung; aber zum Glück löſte ſich derſelbe in dieſem Zeitpunct auf, ſo ſehr die öſterreichiſchen Brüder ſich Mühe gaben, ſeine Erneuerung zu bewirken (J. 1533.).

Zu allen dieſen Umſtänden, welche dem Landgrafen einen glücklichen Ausgang ſeines kühnen Vorhabens verſprachen, kam noch der Gedanke, daß ſelbſt die meiſten katholiſchen Reichsſtände den Herzog Ulrich als ein warnendes Beiſpiel betrachteten, wie Carl die Mittelmacht in Deutſchland behandeln werde, ſobald das Vermögen dazu ihm nicht entſtehe, und deshalb die Wiedereinſetzung deſſelben nicht ungern ſehen würden. Mit aller möglichen Stille vollendete Philipp ſeine Rüſtungen, und reiſete noch am Ende des Jahres 1533 ſelbſt an den franzöſiſchen Hof, um auf jeden Fall eine große Macht im Hinterhalte zu haben. Auch war er ſicher, daß ihn zuletzt ſeine Bundesgenoſſen nicht dürften ſinken laſſen, wenn ſie nicht ihren eigenen Untergang vorbereiten wollten.

Eben die Verwicklung der ganzen evangeliſchen Parthei durch den Landgrafen in einen Krieg mit dem Kaiſer fürchtete man in Sachſen, ſobald man den geheimen Plan Philipp's errieth, wiewohl es nicht wahrſcheinlich war, daß Carl gegen eines der Häupter des proteſtantiſchen Bundes die Waffen ergreifen werde, wenn ſeine Abſichten wider den ganzen Bund noch nicht gereift waren, und eben ſo wenig wahrſcheinlich, daß Ferdinand in ſeiner gefahrvollen Lage und ohne den Willen ſeines Bruders durch ſeinen Haß wider die Proteſtanten ſich zu einem Kriege mit ihnen werde hinreißen laſſen. Vielleicht hätte Johann Friedrich dies hinlänglich eingeſehen, wenn Luther und Melanchthon ihn nicht wieder mit den Schreckbildern ihrer Furcht umgeben hätten. Auch ſie würden an den Hof nach Weimar berufen, als der Landgraf daſelbſt gegenwärtig war, und widerriethen aus allen Kräften das Vorhaben deſſelben. Die Lehre des Evangeliums, ſagten ſie, möchte er doch nicht ſo muthwillig untergraben, ihr nicht ein Schandmal aufdrücken, nicht die öffentliche Ruhe ſtören. Philipp konnte ſeinen Unmuth über die politiſche Beſchränktheit dieſer Männer nicht zurückhalten; die Gluth ſeines Geſichtes und ſeine Reden offenbarten ihn ſtark genug. Da faßte der Kurfürſt den Gedanken, durch Unterhandlungen dasjenige ſchnell zu bewirken, was der Landgraf durch die Waffen erreichen wollte. Er äußerte gegen den Canzler des Kurfürſten von Mainz, als derſelbe im Anfang des März 1534 zu ihm gekommen war, um ihn zu bewegen, daß er die Wahl Ferdinand's anerkennen möge, wie es den Anſchein habe, daß dieſe Sache einen guten Ausgang gewinnen werde; aber er fürchte, daß deſſen ungeachtet der Friede in Deutſchland nicht erhalten werden könne, daß heftige Bewegungen und Blutvergießen erfolgen würden, ſobald der Herzog Ulrich nicht in ſein Herzogthum wieder eingeſetzt werden ſollte. Allein der Landgraf hatte ſeine Unternehmung ſo wohl berechnet, und ſuchte überhaupt in Unterhandlungen ſeit denen zu Nürnberg ſo wenig Heil, daß er im Anfang des Monats Mai plötzlich mit einem Heere von ungefähr funfzehntauſend Mann Fußvolk und viertauſend Reutern an der Gränze Würtembergs erſchien. Bei Lauffen ſchlug er am 13. Mai den Statthalter Ferdinand's, welcher ſchnell ein nicht unbedeutendes Heer zuſammengerafft hatte, zwang ihn, ſich mit dem Schloſſe Asberg, wohin er geflüchtet, zu ergeben, und hatte in wenigen Tagen das ganze Herzogthum inne. Als ſich Ulrich ſchon des völligen Beſitzes ſeines Landes wieder erfreute, bebte noch die evangeliſche Parthei, und Johann Friedrich, welcher ſeine Schaam, daß ein von ihm ſo heftig beſtrittenes Vorhaben ſo ſchnell und ſo glücklich beendigt war, eben dadurch verrieth, wenn er die Bundesverwandten auf einer Verſammlung zu Nürnberg am Ende dieſes Monates verſichern ließ, daß er dem Landgrafen das Glück ſeines Zuges nicht mißgönne, ſetzte mit dem größten Eifer nun ſeine Verhandlungen mit Ferdinand fort. Dieſer aber möchte ohne den raſchen Schlag des Landgrafen ſich wohl nicht mit dem bloßen Titel eines Herzogs von Würtemberg, welches Ulrich als ein Afterlehn für ſich und ſeine männlichen Erben vom Hauſe Oeſterreich annehmen ſollte, begnügt haben. Etwas trug zur Milderung ſeines Schmerzes über dieſen unerwarteten Verluſt bei, daß die Proteſtanten dagegen im Vertrag zu Kadan (Jun. 29.) verſprachen, ihre Proteſtation gegen die Königswahl aufzugeben, ſobald unter andern Bedingungen des Friedens auch die erfüllt wäre, daß Ferdinand bei ſeinem Bruder Schutz für die evangeliſche Parthei wider das Cammergericht bewirken wolle.

Indem ſo die Unternehmung des Landgrafen den Proteſtanten großen Gewinn brachte, da Herzog Ulrich ihrer Parthei angehörte, war in Norddeutſchland ein Schauſpiel eröffnet, welches zeigte, wie wenig jener abenteuerliche Geiſt erloſchen ſey, der zu Mühlhauſen unter Münzer's Aufſicht ſeine letzte bedeutende Rolle geſpielt hatte. Weil die Secte der Wiedertäufer eben ſo ſehr der bürgerlichen Ordnung, als der wahren Aufklärung in der Religion gefährlich war; ſo hatten ſich alle Partheien zur harten Verfolgung derſelben hinreißen laſſen. Nur Philipp wollte die Wiedertäufer nicht mit Todesſtrafe belegt haben, ſondern ließ ſie im Gefängniß unterrichten. Aber dieſe Weisheit und die grauſame Strenge der übrigen Reichsſtände konnten nur bewirken, daß ſich die fanatiſche Secte nicht in Gruppen in Deutſchland zeigte; geheime Anhänger behielt ſie, ſo lange die neuen Gedanken und Empfindungen, welche durch die Reformation in Umlauf gekommen, in einer ſolchen Gährung blieben. Ueberdies hatte ſich in den Niederlanden eine ganze Colonie von Wiedertäufern erhalten, von welcher Propheten ausgingen, um die Wiedertaufe und die ſchwärmeriſchen Lehren, die mit ihr einmal in Verbindung gebracht waren, zu predigen. Zwei der berühmteſten waren Johann Bockhold, ein Schneider von Leiden, und Johann Matthias, ein Becker von Harlem, welcher nach Münſter gerade zu einer Zeit kamen, wo die Gemüther ſehr geſpannt waren, weil der Prediger Rothmann, der ſich enthuſiaſtiſch für Luther's Lehre erklärte, vom Magiſtrat unterſtützt, kaum dem Biſchof und dem Domcapitel es abgetrotzt hatte, daß dieſelbe in ſechs Kirchen der Stadt gepredigt wurde. Das Reich Gottes und die Freiheit und Gleichheit in demſelben, von welchen die Propheten der Wiedertäufer als von nahen Ereigniſſen weiſſagten, waren daher für die aufgeregten Gemüther herrliche Zauberbilder. So ſehr der Magiſtrat für die lutheriſchen Neuerungen eingenommen geweſen, ſo ſehr fürchtete er dieſe Schwärmerei; aber die Propheten hatten kaum auf ſeinen Befehl die Stadt verlaſſen, ſo kehrten ſie ſchon wieder zurück mit der Erklärung, es ſey Gottes Wille, daß ſie nicht aus Münſter weichen ſollten. Vielleicht wußten ſie ſchon, daß Rothmann ſelbſt die Wiedertaufe bald predigen werde, welcher, in den Wirbel ihrer Schwärmerei hingeriſſen, einen Beweis ablegte, wie wenig er werth geweſen, für die Reformation zu wirken.

Von nun an wurde das Geſchrei, daß man Buße thun und ſich von neuem taufen laſſen ſollte, um den Zorn Gottes zu vermeiden, das Loſungszeichen zum Aufruhr in der Stadt, und viele ließen ſich von neuem taufen, um ihr Gut und Leben nicht in Gefahr zu bringen. Aber bald bemächtigten ſich in einer Nacht die Propheten und ihr Anhang des Zeughauſes, und alle, welche ſich der tollen Rotte nicht anſchließen wollten, wurden hinweggetrieben, indem Ströme von Wiedertäufern, die größtentheils in Pöbel beſtanden, aus den benachbarten Gegenden, durch glänzende Verſprechungen gelockt, nach Münſter kamen. Ein neuer Magiſtrat wurde niedergeſetzt, und das abenteuerlichſte Reich begann. Gutwillig gab das Volk ſein Gold und Silber her, welches die Propheten als einen öffentlichen Schatz betrachtet haben wollten, es murrte nicht, wenn eine Spottrede über die Seher mit dem Tode beſtraft wurde, und zweifelte nicht an der Wahrhaftigkeit derſelben, als eines von den Häuptern, der Becker Johann Matthias, welcher verkündigt hatte, er ſey berufen, die Krieger des Biſchofes dort außen vor der Stadt wegzuſchlagen, und deshalb mit einer langen Pike allein zu den Zelten derſelben hinausging, ſogleich niedergeſtoßen wurde. Nun verkündete Johann von Leiden, daß Münſter, der Berg Zion, von zwölf Richtern unter ihm, dem zweiten Moſes, wie die Stämme Iſraels, regiert werden ſollte. Zugleich erlaubte er, daß man mehrere Weiber nehmen dürfte, und ging ſelbſt mit dem Beiſpiele voran. Dies wurde Loſung zur wildeſten Zügelloſigkeit der Sitten, durch welche allein, in Verbindung mit der Schwärmerei, er den Thron, welchen er bald nachher beſtieg, eine kurze Zeit zu erhalten vermochte. Der Nachfolger von Moſes konnte auch als Nachfolger Davids gelten, auf deſſen Stuhl er bald ſeine Herrſchaft über den ganzen Erdkreis auszubreiten hoffte. Deshalb ſandte er ſchon acht und zwanzig Apoſtel aus, die ſeine Lehre und ſein Reich, den Untergang aller übrigen Herrſcher verkündigen ſollten.

Jetzt ſah man ein, wie gefährlich das abenteuerliche Schauſpiel in Münſter für die Ruhe Deutſchlands werden könne, und die ungeſtümen Bitten des Biſchofs um Hülfe bewirkten, daß es durch einen Artikel des Friedens von Kadan dem Landgrafen zur Pflicht gemacht wurde, einen Theil ſeines Heeres zur Eroberung der aufrühreriſchen Stadt zu brauchen. Aber erſt im folgenden Jahre (1535.) leiſtete er dieſem Artikel Genüge. Seine Truppen in Verbindung mit den Kriegern des Biſchofes und einiger andern Reichsſtände ſchloſſen Münſter ſo ein, daß die furchtbarſte Hungersnoth innerhalb der Mauern deſſelben zu wüthen begann. Dennoch ſetzte Johann von Leiden ſeine Herrſchaft mit allem Glanze der königlichen Würde fort, unter deren Inſignien auch die Bibel war, das einzige Buch, welches in der Stadt geduldet wurde; alle übrige waren verbrannt worden. Zu der Zügelloſigkeit der Sitten, die er gepredigt hatte, mußte er jetzt Grauſamkeit geſellen, da der Hunger immer ſchrecklicher die Einwohner von der traurigen Schwärmerei zurückrief. Eine ſeiner Gemahlinnen hatte den Zweifel geäußert, wie Gott ſo viele Menſchen vor Hunger umkommen laſſen könne, da der König ſelbſt in Ueppigkeit ſchwelgte. Johann führte ſie auf den Markt, und ſchlug ſelbſt ihr das Haupt ab. Durch ein Danklied ward dieſe barbariſche Handlung geprieſen, und die vom Hunger entkräfteten Einwohner mußten ſie durch einen Tanz feiern, welchen der abenteuerliche König anführte. Endlich erbarmten ſich zwei Bürger der unglücklichen Stadt, und leiteten in der Stille der Nacht einige feindliche Krieger durch den Graben auf den Wall. Die Thore wurden geöffnet, und das belagernde Heer drang herein. (Jun. 24. 1535.) Nach einiger Gegenwehr flehte die Bürgerſchaft um Schonung. **Rothmann** fand den Tod, indem er ſich unter die Feinde ſtürzte; **Johann** von Leiden wurde gefangen. Ein Gegenſtand des Spottes einige Zeit umhergeführt, und dann in Münſter, eine Stunde mit glühenden Zangen gezwickt, ſtarb er, indem man ihm ein Schwert durch das Herz ſtieß.

Ehe das ſo traurige als lächerliche Schauſpiel in Münſter beendigt und die Gefahr verſcheucht wurde, welche durch Nachahmung deſſelben im übrigen Deutſchland, wenn es nicht ein ſolches Ende genommen hätte, wahrſcheinlich die bürgerliche Ordnung würde bedroht haben, hatte ſich auf dem päpſtlichen Stuhl ein Wechſel ereignet, welcher für die Reformation ſehr wichtig zu werden ſchien. Papſt **Clemens** VII. war von dem kühnen Schlag des Landgrafen ſehr erſchüttert worden, und hatte ſich über den Frieden von Kadan ſehr gehärmet. Ungefähr zu gleicher Zeit hatten er und die päpſtliche Macht eine tödtliche Wunde erhalten, indem **Heinrich** VIII. von England, weil der römiſche Hof ihn von ſeiner Gemahlin **Katharina**, einer Anverwandten des Kaiſers, aus Furcht vor dieſem nicht ſcheiden wollte, ſich dem Anſehen des Papſtes völlig entzog, und ſich ſelbſt zum Haupte der engliſchen Kirche erklärte. Im Arme der ſchönen **Anna von Boleyn**, welche jetzt von ſeiner Laune heftig geliebt wurde, ſpottete er der Bannflüche Roms, und um ſich gegen jede Ahndung ſeines Verfahrens, von Seiten des Papſtes und des Kaiſers, ſicherer zu ſtellen, näherte er ſich um ſo mehr den Proteſtanten, die von jenen beiden gleichfalls am meiſten zu fürchten hatten. So hatte alſo Clemens nahe vor ſeinem Tode weniger als jemals Hoffnung, über ſie zu triumphiren. (ſt. d. 25. Sept. 1534.) Sein Nachfolger Paul III. aus dem Hauſe Farneſe ſchien von dem redlichſten, offenherzigſten Eifer, die Eintracht wiederherzuſtellen, wenn auch noch ſo große Aufopferungen des römiſchen Hofes deshalb nöthig wären, nach allen ſeinen Aeußerungen beſeelt zu ſeyn, und von einem Concilium, welches den Forderungen der Proteſtanten entſpräche, alles Heil zu erwarten. Völlig frei ſollte es ſeyn, und die Bekenner der lutheriſchen Lehre ſollten an demſelben durch Geſandte nur Theil nehmen, nicht den Ausſprüchen deſſelben ſklaviſch unterworfen werden. So ſchilderte ſein Legat in Deutſchland das künftige Concilium dem Kurfürſten von Sachſen; aber deſſen ungeachtet war es der evangeliſchen Parthei keineswegs willkommen. An ein Nachgeben des päpſtlichen Hofes, des Kaiſers und der übrigen katholiſchen Chriſtenheit bis zu dem Puncte, daß ihr Daſeyn nach ſeinem ganzen Umfange geſichert geweſen wäre, konnte ihre kühnſte Hoffnung nicht reichen, und deshalb mußte jedes Concilium durch ſeine Schlüſſe dem Kaiſer einen Vorwand verleihen, daß er über die Proteſtanten herfallen könne. Dieſe glaubten nun einzuſehen, daß Carl keinen andern Zweck, als den kaum erwähnten habe, wenn er das Concilium betrieb, und wünſchten deshalb, es möge verhindert werden. Ein ſolcher Wunſch durfte aber nicht ſichtbar ſeyn, wenn ſie ſich den Vorwürfen der übrigen Chriſtenheit nicht zu ſehr preisgeben wollten. Selbſt dagegen durften ſie ſich nicht zu ſtark äußern, daß das Concilium in Mantua gehalten werden ſollte; denn dieſes gehörte doch zum Reich, und es in Deutſchland zu veranſtalten, war nach der Aeußerung des päpſtlichen Legaten nicht thunlich, weil es auch für andere Nationen beſtimmt ſey und der Papſt in einer ſolchen Entfernung nur in Begleitung eines Heeres erſcheinen könne, welches die Deutſchen kaum zulaſſen würden. Der evangeliſchen Parthei blieb alſo nichts übrig, als ſich hinter die Forderung zu flüchten, es müßte vorher die ganze Form der Verhandlung auf der Kirchenverſammlung feſtgeſetzt werden, damit ſie vor allem Einfluſſe des Papſtes, der nur Parthei ſeyn dürfte, geſichert ſeyn könnten.

So weit war bis zum Ende des Jahres 1535. die Verhandlung wegen der großen Angelegenheit der Chriſtenheit gediehen, als der Kaiſer durch ſeinen ewigen Feind, den König von Frankreich verhindert wurde, die Haltung, in welcher jetzt die Proteſtanten gegen das gedachte Concilium waren, zu benutzen, um ſich ſeinem Ziele, der Unterdrückung derſelben zu nähern. Je grögrößer die Erbitterung war, mit welcher ſich die beiden Monarchen in den Krieg über das Herzogthum Mailand einließen, deſto mehr betrieb der Papſt die Kirchenverſammlung und ſchrieb ſie wirklich nach Mantua aus, weil er eben wußte, daß der Kaiſer während des Kampfes mit Frankreich gar keinen Nutzen von ihr ziehen könne. Aus dieſem Grunde, hoffte er, würden auch die Proteſtanten, da ſie vorerſt ſicher vor einem Angriffe Carl's ſeyn konnten, ihre Abneigung gegen ein Concilium kühner äußern, daß alſo die Schuld, wenn es ſich zerſchlug, größtentheils ihnen, und am wenigſten ihm zugeſchrieben werden könnte, der alles für daſſelbe aufgeboten hätte. Dennoch glaubte er wohl nicht, daß ſein Legat, welcher ſie zur Theilnahme an der ausgeſchriebenen Kirchenverſammlung auffordern ſollte, eine ſolche Aufnahme finden würde, wie ihm wirklich widerfuhr. Luther hatte zwar der Politik des heiligen Vaters den Schleier entriſſen, und in ihr die Gründe aufgefunden, warum man dem päpſtlichen Legaten durchaus keine abſchlägige Antwort geben, doch ſich freilich auch auf keine Weiſe verſtricken müßte; aber Johann Friedrich ſchien damals von dem hochfahrenden Geiſte des Landgrafen beſeelt zu ſeyn, und drang auf die ſchmählichſte Behandlung des Legaten, als derſelbe im Anfang des Jahres 1537 nach Sachſen kam. Zu Schmalkalden verſammelten ſich im Februar die ſämmtlichen Bundesverwandten, und erſt hier erhielt er Gehör beim Kurfürſten. Nachdem man mit ausgeſonnener Verachtung ihm auch in den kleinſten Zügen begegnet, gab man ihm die päpſtlichen Briefe zurück, und

Theilnahme am Concilium wurde gänzlich verweigert, zur Betrübniß Luther's, nicht wegen jenes politiſchen Grundes, welchen er vorher ſchlau aufgefunden hatte, ſondern nur, weil die Geſandten der evangeliſchen Parthei nach ſeiner Meinung in der Kirchenverſammlung vor der ganzen Chriſtenheit auftreten, gegen die päpſtliche Rotte die heilige Wahrheit vertheidigen, öffentlich den Staub von den Füßen ſchütteln, und dann ſtolz hinweggehen ſollten.

Zu derſelben Zeit, da man den heiligen Vater ſo ſchnöde behandelte, bot der Kurfürſt von Sachſen doch alles auf, um mit dem Kaiſer in freundſchaftlichem Verhältniſſe zu bleiben, und einzig er war es, welcher verhinderte, daß zwiſchen den Proteſtanten und Frankreich kein vollendetes Bündniß geſchloſſen wurde. Vielfach gab er ſogar zu verſtehen, wie der Kaiſer ſich mit ihm und ſeinen Glaubensgenoſſen wider Franz vereinigen könne, und dennoch mußte jener, wenn ihm auch für den Augenblick am Concilium wenig lag, über die Haltung, welche vorzüglich der kurſächſiſche Hof den Proteſtanten gegen daſſelbe gegeben hatte, ſehr erbittert werden, weil ſie verrieth, wie wenig man überhaupt ſich auf Kirchenverſammlungen einlaſſen werde. In Johann Friedrich's Character liegt der Aufſchluß dieſes Betragens. Wie ſeine beiden letzten Vorfahren achtete er es für den höchſten Ruhm, Beſchützer des wahren Chriſtenthumes zu ſeyn, und aller Gefahr, welche ihn als ſolchen bedrohte, ſtellte er ein frommes Vertrauen auf Gott entgegen. Er war eben ſo eiferſüchtig darauf, ſie nicht zu fürchten, als Luther, die Wahrheit nicht durch Fürſten beſchützen zu laſſen, welche nicht bereit geweſen wären, alle weltliche Macht ihr aufzuopfern. Daher ſuchte Johann Friedrich eine Ehre darin, dem Papſt, als dem Feinde des reinen chriſtlichen Glaubens, auf eine höhnende Weiſe Trotz zu bieten. Zugleich wollte er den Ruhm ſeiner Ahnherrn behaupten, daß ſie vor allen von biederer Treue gegen Kaiſer und Reich erfüllt geweſen, zu deren Character auch Haß gegen die Franzoſen gehörte. Aber um dieſen doppelten Ruhm ſich in den ſchwierigſten Verhältniſſen zu erwerben, war er auf der einen Seite zu ſchlauer Menſchenkenner, auf der andern es nicht genug. Er ſah wohl, daß der Kaiſer von jenem Eifer, welcher in Ferdinand's Seele brannte, keinen Funken empfangen habe; aber es entging ihm, daß dieſe größere Gleichgültigkeit deſſelben gegen die Lehren der katholiſchen Kirche aus ſeiner Gewohnheit floß, nur nach politiſchen Regeln zu handeln, und er glaubte eine Zeit lang, durch ſie zu der Hoffnung ſich berechtigt, daß Carl ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade für die neue Wahrheit gewonnen werden könne. Feſter würde ſeine Rolle gegen dieſen geweſen ſeyn, wenn er entweder in ihm, wie die meiſten übrigen Proteſtanten nur den Herrſcher geſehen, welchem daran lag, in ihnen Ketzer zu unterdrücken, oder ſeine Natur ganz ergründet hätte.

Sichtbar trug zu ſeinem Benehmen gegen den Kaiſer auch eine ſehr reizbare Eitelkeit bei, von deren Einfluß er wider ſein Wiſſen in ſeinen Anſichten oft beherrſcht wurde. Die ausgezeichnete Achtung, welche ihm Carl ſtets bezeigte, indem er ſeinen Unwillen über den Landgrafen von Heſſen und andere Proteſtanten keinesweges zurückhielt, wiegte ihn in goldne Träume, indem er ſich an Abgründen befand, die er nicht gewahr wurde, weil er glaubte, alles zu durchſchauen.

Wie falſch ſeine Anſicht vom Verhältniſſe zwiſchen Carl und den Proteſtanten, beſonders ihm ſelbſt, war, mußte auf derſelben Verſammlung zu Schmalkalden, wo man den päpſtlichen Geſandten mißhandelte, ihn wenigſtens ahnen. Der kaiſerliche Vicecanzler Held verrieth durch den Geiſt, in welchem er daſelbſt unterhandelte, zu deutlich, aus welchem Geſichtspuncte man die Bundesverwandten am Hofe Carl's betrachtete. Beſonders mußte deſſen Eifer gegen die Forderung, daß der Religionsfrieden von Nürnberg auch auf diejenigen ausgedehnt werden ſollte, die nach demſelben in ihren Bund aufgenommen würden, Beſorgniß erregen, da auch Ferdinand die entſchiedenſte Abneigung gegen dieſelbe bezeigt hatte. Man fürchtete alſo von ihrem Bunde ungleich mehr, als daß der Kaiſer nach des Kurfürſten Vorſtellung in ihm eine Stütze ſeines Anſehens hätte erblicken ſollen. Dieſe Furcht ging beim Vicecanzler Held, der unter die vertrauten Räthe

Carl's gezählt wurde, gar ſo weit, daß er an den katholiſchen Höfen herumreiſte, um einen Gegenbund zu errichten, welcher wirklich zu Nürnberg nach verſchiedenen Unterhandlungen zu Stande kam. (d. 10. Jun. 1538.) Die Erzbiſchöfe von Mainz und Salzburg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, Herzog Georg von Sachſen und die Herzoge Erich und Heinrich von Braunſchweig nebſt dem Kaiſer und ſeinem Bruder wurden als Glieder deſſelben betrachtet, und ſeine ganze Einrichtung ward zugleich mit ſeinem Hauptzwecke beſtimmt, daß ſie ſich gegenſeitig helfen wollten, ſobald jemand von den Proteſtanten gegen irgend einen von ihnen Gewalt ausübte, oder ihre Unterthanen in aufrühreriſchen Bewegungen unterſtützte. Schon dieſe letzte Beſtimmung konnte vielfach dem Bunde einen Vorwand verleihen, wenn er es für rathſam hielt, anzugreifen. Er hieß der heilige Bund, und war ſchon durch ſeinen Namen eine grobe Beleidigung für den ſchmalkaldiſchen, welchem er entgegengeſtellt worden.

Dieſer letzte hatte ſeit ein paar Jahren neue Kraft gewonnen, indem auf einem Bundestage am Ende des Jahres 1535 beſchloſſen war, daß ein ſtehendes Heer von zehn tauſend Mann Fußvolk, und zwei tauſend Reutern unterhalten werden ſollte, und daß neue Glieder aufgenommen werden könnten. Die Herzoge von Würtemberg und Pommern, drei Fürſten von Anhalt und einige Städte wurden unmittelbar nach dieſem Schluß Bundesverwandte, und nach den ſchreckenden Aeußerungen Held's zu Schmalkalden, nahm man den Herzog Heinrich von Sachſen, Georg's Bruder auf, welcher ſo arm war, daß er den Beitrag zum Bündniſſe nicht einmal bezahlen konnte, aber vielleicht künftiger Erbe der Länder Herzog Georg's in dieſer Hinſicht als wichtig betrachtet wurde, und verſprechen mußte, ſeinen Sohn Moritz an den Hof des Kurfürſten oder des Landgrafen zu ſchicken, damit er in der lutheriſchen Lehre unterrichtet werde.

Indem man dadurch anzeigte, daß der ſchmalkaldiſche Bund auf die Zukunft berechnet ſey, indem man durch wiederholte Verſammlungen deſſelben und den Entſchluß, durch eine feierliche Geſandtſchaft an die Könige von England und Frankreich endlich eine beſtimmte Verbindung mit denſelben zu ſtiften, verrieth, wieviel man fürchte und wie entſchloſſen man ſey, ſich vor der Gefahr nicht zu beugen, verbreitete ſich die Nachricht, daß acht Tage nach Errichtung des heiligen Bundes ein Waffenſtillſtand auf zehn Jahre zwiſchen Franz und Carl durch die Vermittlung des Papſtes geſchloſſen ſey. So unangenehm ſie an ſich für die Proteſtanten ſeyn mochte, war ſie doch weniger beunruhigend, weil ihre Geſandtſchaft in Frankreich die Unterhandlungen mit dem König faſt bis zum glücklichen Ende geführt hatte. Er war ihnen ſelbſt mit der Verſicherung entgegen gekommen, daß alle Lockungen Carl's ihn nimmer dahin bringen würden, die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen zu verlaſſen, und dieſe Verſicherung hatte er, nachdem der Waffenſtillſtand geſchloſſen war, wiederholet. Da erſchien aber der Kaiſer am Ufer von Aigues Mortes. Auf ſeiner Galeere, wo ihn Franz beſuchte, auf dem Schloſſe, wo der Kaiſer ſich den Händen ſeines Nebenbuhlers anvertraute, wurde mitten unter feſtlichen Vergnügungen ein Freundſchaftsbund zwiſchen beiden Herrſchern geſchloſſen, wurden von dem treuloſen König die Proteſtanten doch aufgeopfert. Mit kalter Höflichkeit, und ohne daß der Verein mit ihnen irgend vollendet worden, ſchickte er ihre Geſandten zurück.

So handelte der König gegen ſie, welcher öfters den Wunſch geäußert, eine Reformation, der ihrigen gleich, in ſein Land einzuführen, welcher dringend gebeten hatte, daß Melanchthon zu ihm kommen möchte, um ihn in ſeinem edlen Vorhaben zu leiten. Eine Uebereinkunft der Religion, welche ſeine Laune und ſeine Leidenſchaften für die wahre in England ſtempeln wollten, mit der proteſtantiſchen Lehre, hatte auch Heinrich VIII. ſeinen Aeußerungen nach beabſichtigt, und für dieſen Zweck engliſche Theologen nach Wittenberg geſandt, wo der Luther, von welchem er einſt ſo blutige Streiche bekommen hatte, das allgewaltige Wort führte. Die Verhandlungen hatten einen ſo glücklichen Fortgang, daß die Proteſtanten das augsburgiſche Bekenntniß ſchon wie ein glänzendes Geſtirn über England aufziehen ſahen; und wie nun endlich eine feierliche Geſandtſchaft zum Könige abging, um das Zauberbild der Hoffnung zu verwirklichen, ſo verſchwand es auch hier während ihrer Anweſenheit. Auch Heinrich ward durch Verheißungen des Kaiſers gefeſſelt, und um ſeine Treuloſigkeit zu verbergen, brachte er ſeiner Eitelkeit, für einen Gelehrten zu gelten, noch das Opfer, daß er die Lehre der Proteſtanten widerlegen wollte. Nun endlich ſahen dieſe ein, wie fälſchlich ſie ihren Eifer für die evangeliſche Wahrheit den beiden Königen zugetraut hatten, welche ſo ſehr um ihre Freundſchaft warben, und der Abfall derſelben durch des Kaiſers Lockungen verrieth zugleich, daß dieſer nun entſchloſſen ſey, gegen ſie loszubrechen, und daß man ihren Untergang wenigſtens nicht unwahrſcheinlich fände. Aber in demſelben Jahre, da ſo ihr Horizont nach den heiterſten Ausſichten plötzlich ſchwarz wurde, hatten ſie noch die Freude, den König von Dänemark in ihren Bund aufzunehmen.

So ſchnell ſich der Kaiſer nach ſeinem glücklichen Einverſtändniſſe mit England und Frankreich auf die Proteſtanten hatte ſtürzen wollen, zwangen ihn doch bald mancherlei Umſtände, Empörung in den Niederlanden, neue Gefahr, womit die Türken drohten, beſonders aber Geldmangel, das Uebel, welches ihn in allen ſeinen Unternehmungen, bisweilen im entſcheidenden Augenblicke zurückhielt, den großen Streich wider die evangeliſchen Reichsſtände noch aufzuſchieben. Daher kamen die neuen Friedensunterhandlungen, welche in Deutſchland gepflogen wurden, und wieder nur einen Anſtand der Feindſeligkeiten abzweckten; denn Frieden für immer, auch nur auf einen langen Zeitraum gehörte durchaus nicht in des Kaiſers Plane. Die Proteſtanten konnten aber von der Zögerung des Ausbruches des Krieges nur wohlthätige Folgen erwarten, weil in mehreren Gegenden Deutſchland's es das Anſehen hatte, als wenn ihre Parthei nächſtens noch bedeutende Verſtärkungen gewinnen werde. Auch ereignete ſich bald eine Begebenheit, die ihren Muth außerordentlich heben mußte. Der eifrigſte Gegner der Reformation durch Luther und perſönlicher Feind deſſelben, Herzog Georg von Sachſen, auch deshalb furchtbar, weil er in der Nähe der Hauptmacht des ſchmalkaldiſchen Bundes ſtand, verlor auch ſeinen zweiten Sohn, der ſchon für untüchtig erklärt, dennoch die Erbhuldigung hatte empfangen und ſich vermählen müſſen, nachdem der Oheim Herzog Heinrich unter die proteſtantiſchen Bundesgenoſſen aufgenommen war, plötzlich durch den Tod im Februar 1539, und bald nachher fühlte er das Ende ſeines eigenen Lebens herannahen. Einem Teſtamente, wodurch er dem Kaiſer und dem römiſchen König alle ſeine Länder ſchenkte, ſobald die eigentlichen Erben, ſein Bruder Heinrich und deſſen Söhne die Religion derſelben abänderten, konnte er das Siegel nicht mehr aufdrücken, indem ihn der Tod übereilte

(d. 24. April 1539.). In ſeiner Stadt Leipzig predigte bald nachher der ihm verhaßte Luther auf des Herzogs Heinrich Befehl.

Wiewohl nun eben dieſer Zuwachs an Macht der Proteſtanten ein Grund mehr für den Kaiſer ſeyn mußte, den entſcheidenden Schlag wider dieſelben zu beſchleunigen; wiewohl er bei ſeiner Anweſenheit in den Niederlanden, um die Ruhe wieder herzuſtellen, unbemerkter wie ſonſt ein Heer zur Ausführung ſeines Planes in Hinſicht auf Deutſchland um ſich ſammeln konnte, ſo war doch der glückliche Augenblick, wo ihn Franz darin nicht zu ſtören geſucht haben würde, ſchon verſchwunden. Wenn er das Herzogthum Mailand nicht an einen franzöſiſchen Prinzen geben wollte, ſo mußte er den Ausbruch eines neuen Krieges mit Frankreich immerfort befürchten. Dieſes Verhältniß und der Umſtand, daß der unruhigſte unter den proteſtantiſchen Fürſten, Landgraf Philipp durch ſeine Leidenſchaft für Margaretha von Saal, die er unter den Hoffräulein ſeiner Schweſter Eliſabeth zu Rochlitz kennen lernte, verleitet war, ſich mit derſelben zu vermählen, wiewohl er eine Gemahlin beſaß, und durch das Bewußtſeyn ſeiner Schuld, durch das Geſchrei, welches ſeine eigene Parthei über ihn erhob, nun mit gebrochenem Muth in Betäubung lebte, gehörten zu den vornehmſten Urſachen, warum das Schickſal Deutſchlands, indem der Himmel ſchon lange ſchwer auf ihm lag, noch immer ſchwebend blieb. Die Belehnung Philipp's, des ſpaniſchen Prinzen mit Mailand, welche unfehlbar den Krieg zwiſchen Franz und dem Kaiſer veranlaſſen mußte, war ein Beweis, daß der letzte ſich entſchieden hatte, den Frieden in Deutſchland noch einige Zeit aufrecht zu erhalten. Es ward ihm ſchwer zu verhüten, daß die Proteſtanten durch den religiöſen Eifer ſeines Bruders Ferdinand, und den Grimm des heiligen Vaters über die Ketzer in Deutſchland nicht ſo ſehr gereizt wurden, daß er zu den Waffen greifen müſſe. Dieſes zu verhindern, wurden Religionsgeſpräche gehalten, ward ein Reichstag in Regensburg eröffnet (d. 5. April 1541.). Der Landgraf war ſchnell auf denſelben gezogen; den Kurfürſten hatte nichts bewegen können, ihm perſönlich beizuwohnen, und Luther, welcher zurückblieb, indem Melanchthon nach Regensburg geſchickt wurde, hatte jenen in ſeiner Weigerung gegen des Kaiſers dringendes Erſuchen beſtärkt, wahrſcheinlich aus der Ueberzeugung, daß der Eindruck der mündlichen Unterhaltung mit dem Kaiſer zu ſtark auf Johann Friedrich's Gemüth und um ſo ſchädlicher für die proteſtantiſche Parthei wirken könne, da Philipp von Heſſen zu der auffallendſten Nachgiebigkeit herunter geſunken war. Mit einer ungemeinen Selbſtbeherrſchung begann Carl die Verhandlungen, und ſetzte ſie fort mit bewundernswürdiger milder Klugheit. Meiſterhaft wählte er drei katholiſche und drei lutheriſche Theologen, welche ſuchen ſollten, die ſtreitigen Religionspuncte gegen einander auszugleichen; und um ihr Geſchäft zu erleichtern, ließ er ihnen einen Aufſatz übergeben, in welchem ſchon alle jene Puncte ſo geſtellt waren, wie ſie beiden Partheien im mildeſten Licht erſcheinen mußten. Wirklich nahm auch die Unterhandlung zwiſchen den Theologen eine Wendung, welche viel verſprach, und über manche Lehren kam vielleicht zu ihrer eigenen Verwunderung ein Vergleich zu Stande. Aber es ließ ſich vorherſehen, daß bei einigen Lehren, wie die von den Sacramenten, die Eintracht durchaus ſcheitern werde. Es geſchah, und wohl wenige betrübten ſich ſo herzlich darüber, als der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, welcher vergebens Fürſten und Räthe zu einem herrlichen Mahl einlud, um bei der Freude des Bechers das Werk des Friedens zu befördern. Die große Sache der Religion, wodurch eine ungeheure Kluſt in der Chriſtenheit entſtanden war, und das künftige Leben eine andere Geſtalt gewonnen hatte, konnte nicht von den deutſchen Fürſten im fröhlichen Rauſche abgefertigt werden.

Carl glaubte, daß man die verglichenen Puncte vorerſt feſthalten, und dann auf einem Concilium, oder noch früher auf einer Reichsverſammlung den Religionsſtreit zu einer endlichen Erörterung bringen ſolle. Allein wenn es ſchwer hielt, daß die ſächſiſchen Geſandten und Theologen ihre Erklärung über die ſchon verglichenen Puncte noch ſo ſtellten, daß der Kurfürſt und Luther damit zufrieden waren, wenn die Proteſtation unterblieb, welche dieſe ohne Schonung **Melanchthon's** dawider forderten, ſo erhoben ſich vorzüglich die Herzoge von Baiern und der Herzog **Heinrich** der Jüngere von Braunſchweig wider allen jetzt getroffenen Vergleich, und der durch ſie betriebene Schluß der fürſtlichen Bank, welcher die ganze Sache der Religion an einen neuen Reichstag, oder eine Nationalſynode, oder auch ein allgemeines Concilium verwies, wurde nun vom Kaiſer als Richtſchnur des Reichsabſchiedes durchgeſetzt, wiewohl das kurfürſtliche Gutachten und die Bank der Städte für ſeinen erſten Vorſchlag geſtimmt hatten. Schon hieraus ergab ſich, daß er keinesweges die Abſicht gehabt habe, einen wirklichen Verein zwiſchen den Religionspartheien zu Stande zu bringen, welchen er gewiß eben ſo wenig erwartete, als er ihn ſeinen Planen angemeſſen fand. Aber ſo viel, als wirklich geſchah, um einen Vergleich zu ſtiften, die Vergünſtigungen, welche in dem Reichsabſchiede, wiewohl mehr einer beſondern kaiſerlichen Erklärung nach, vorzüglich in Hinſicht auf das Cammergericht den Proteſtanten widerfuhren, und faſt alle übrige Handlungen dieſes Reichstages waren nothwendig, um den Frieden in Deutſchland ſo lange zu erhalten, als **Carl** ſeiner bedurfte. Hätten auch die Fürſten, unter welchen die Herzoge von Baiern nur deshalb gegen allen Vergleich ſich erhoben, weil ſie das Haus Oeſterreich in einen Krieg mit den Proteſtanten verwickeln wollten, nicht die angeſpannenen Bande zerriſſen, ſo konnte der Kaiſer ſicher ſeyn, daß es durch den päpſtlichen Legaten geſchah, da der heilige Vater eben ſowohl, wie er, ſein Intereſſe darin ſetzen mußte, daß nie mehr, als gleichſam ein Waffenſtillſtand, den man zu jeder Zeit brechen konnte, mit den Proteſtanten geſchloſſen wurde. Beide mußten aber auch wünſchen, daß der Krieg mit dieſen nicht eher ausbrach, als bis man hoffen konnte, ihn mit ihrem Untergange zu endigen, und für den Kaiſer war es ein ſchweres Geſchäft, diejenigen unter den katholiſchen Reichsſtänden, welche entweder aus Eifer für die Kirche oder aus eigennützigen Abſichten in ihn drangen, daß er gegen die Secte losſchlagen ſolle, bis zu dem gehörigen Zeitpuncte zu zügeln.

Nicht nur die Wahrſcheinlichkeit eines neuen Krieges mit Frankreich wegen des Herzogthums Mailand, ſondern auch neue Gefahr, womit die Türken drohten, und eine Unternehmung, welche **Carl** als eine Ehrenſache anſah, hatten großen Einfluß auf ſein Beſtreben, den Krieg in Deutſchland noch nicht ausbrechen zu laſſen. Er hatte nämlich beſchloſſen, das Raubneſt von Algier zum Vortheil vieler Staaten, beſonders aber Spaniens, zu zerſtören. Trotz der Warnungen, die er von allen Seiten wider dieſe Unternehmung hörte, begann er ſie im ſpäten Herbſt; aber indem er in Schlachtordnung vor Algier ſich zeigte und ſchon ſeine Flotte erſchien, die ihm das ſchwere Geſchütz und Lebensmittel bringen wollte, brach am Abend der gräßlichſte Sturm aus, und Finſterniß verſchlang die Flotte. Der Anblick ihrer Trümmer und der Ausfall des Feindes am Morgen waren gleichzeitig, und die ganze Unternehmung war geſcheitert. Nun wandte der Kaiſer den Blick auf die Gefahr, in welcher ſein Bruder Ferdinand ſchwebte, der durch das Vordringen Solymann's ſich genöthigt fühlte, ſeinen religiöſen Eifer gegen die Proteſtanten zu beugen, daß er gern, um nur Hülfe wider die Türken zu erhalten, auf einem Reichstage zu Speier im Anfang des Jahres 1542, die Vortheile, welche die evangeliſche Parthei durch den Reichsabſchied von Regensburg und eine beſondere kaiſerliche Erklärung gewonnen hatte, aber nur auf achtzehn Monate, nun auf fünf Jahre ausdehnte, daß er ihr ſogar nachgab, als ſie verlangte, ihre Proteſtation wider jedes Concilium, welches vom Papſt ausgeſchrieben würde, ſollte in den Reichsabſchied eingerückt werden.

Freilich war dieſer ſelbſt ſeinem Zwecke nach wiederum nichts weiter, als ein Mittel, den Krieg bis auf einen bequemen Zeitpunct aufzuſchieben, aber verſchiedene unter den katholiſchen Reichsſtänden wollten ihn ſelbſt als ſolches durchaus nicht gelten laſſen. Die Herzoge von Baiern, welche es den Proteſtanten nicht vergeſſen konnten, daß ſie ihren Widerſpruch gegen Ferdinand's Wahl aufgegeben hatten, und der Herzog Heinrich von Braunſchweig, die beide in der Ausſicht, während des Kampfes zwiſchen der evangeliſchen Parthei und dem Hauſe Oeſterreich an Macht zu gewinnen, die eifrigſten für den katholiſchen Glauben zu ſeyn ſchienen, wußten ihrem Grimm über die friedlichen Verhandlungen mit den Proteſtanten auch noch die Maske des Patriotismus zu geben, indem ſie, und nicht ohne Grund wider die beſondern kaiſerlichen Erklärungen zum Beſten der Proteſtanten, als wider ein Mittel, die Freiheit der Reichsverfaſſung zu untergraben, ihre laute Mißbilligung äußerten. Der neuen Religionsgenoſſen trotzige Sprache auf dem Reichstage zu Speier und das eigenmächtige Verfahren des Kurfürſten von Sachſen mit dem Biſthume von Naumburg, über welches er keinesweges unbeſtrittener Landesherr war, hatten die Erbitterung noch vermehrt. Bei keinem aber erreichte ſie einen ſo hohen Grad, wie bei Herzog Heinrich von Braunſchweig, deſſen Wuth wider die Proteſtanten durch ſeine gefährliche Lage wuchs, indem ihre Macht ihm ſo nahe war.

Die Städte Braunſchweig und Goslar hatten als Mitglieder des ſchmalkaldiſchen Bundes bei demſelben Schutz wider Heinrich gefunden. Gegen jene ſtürmte er, weil ſie wegen der Religionsverbindung, worin ſie getreten war, ſeiner als Landsherrn weniger achtete, und dieſe war bisher noch nicht in ſeine Hände gefallen, wiewohl die vom Cammergericht über ſie erkannte Acht ihm zur Vollziehung war aufgetragen worden:

denn der Kaiſer ſelbſt hatte wegen der Proteſtanten die Acht wenigſtens aufgeſchoben. Sein Unmuth darüber bekam durch mancherlei kleine Ereigniſſe, vorzüglich aber durch die Art, wie der Kurfürſt und der Landgraf ihn in ihren Schriften behandelten, immer neue Nahrung; und vergebens warnten ihn häufig Carl und Ferdinand vor Feindſeligkeiten dieſer beiden Städte, indem ſie unter den gegenwärtigen Umſtänden und am Heerde der proteſtantiſchen Macht am wenigſten den Ausbruch der Kriegsflamme wollten. Weil er geäußert hatte, daß der Kaiſer kein Recht beſitze, die einmal über Goslar erkannte Acht zu ſuſpendiren, und Rüſtungen, die er eifrig betrieb, nicht unbekannt blieben; ſo fanden der Kurfürſt und der Landgraf es für nöthig, ihn anzugreifen, wenn er die Stadt nicht überfallen ſollte. Plötzlich rückte ein Heer des ſchmalkaldiſchen Bundes, funfzehntauſend Mann Fußvolk und viertauſend Reuter ſtark, in Heinrich's Land ein. Bürger von Braunſchweig verſtärkten das Heer, wilder wie dieſes gegen ihren Herzog geſinnt, welcher ihre Freiheiten und wahrſcheinlich blos deshalb ihren Glauben angegriffen hatte. Sein ganzes Land war ſchnell in den Händen der Fürſten, die er tödtlich haßte, und ihr Lager ſtand bei ſeiner Reſidenz Wolfenbüttel, indem er nach Baiern entfloh.

Auf niemand machte die Nachricht von dieſem Schlag, welchen die Proteſtanten gewagt hatten, einen unangenehmeren Eindruck, als auf Ferdinand, denn ſie ſchienen durch ihn nur das Zeichen zum allgemeinen Kriege in Deutſchland zu einer Zeit gegeben zu haben, da der König von Frankreich dem Kaiſer von neuem den Krieg erklärt hatte, nachdem die Rüſtungen von fünf franzöſiſchen Heeren vollendet waren; da ein unglücklicher Zug wider die Türken dem römiſchen König vielmehr die Hülfe der Proteſtanten zum Bedürfniß machte, als ihm einen Kampf mit ihnen erlaubte. Zwar verſicherten der Kurfürſt und der Landgraf, daß ihre Waffen einzig gegen den braunſchweigiſchen Landfriedensbrecher gerichtet wären; zwar erboten ſie ſich ſogar, ihr Volk zum Kriege wider die Türken zu ſchicken; aber ſolche Verſicherungen hatten wenig Gewicht, ſo lange ihr Heer noch im braunſchweigiſchen Lande zuſammengehalten wurde, und indem ihre nächſten Schritte zeigten, daß ſie mit dem eroberten Herzogthum auf eine Weiſe verfahren wollten, die Herzog Heinrich und das katholiſche Deutſchland unmöglich gutheißen konnten. Sie erklärten durch die Einführung einer neuen Kirchenordnung, daß ſie das Herzogthum wenigſtens als eine Beſitzung des lutheriſchen Glaubens betrachteten, und äußerten ohne Scheu, daß Herzog Heinrich ſelbſt nie wieder zum Beſitze deſſelben gelangen ſolle. Als aber für dieſen ſich das Cammergericht verwandte, uud Befehle zu ſeiner Wiederherſtellung ergehen ließ, ſo ſandten ſie an die Beiſitzer deſſelben eine Schrift, worin ſie die Gründe entwickelten, warum ſie keinen von ihnen in irgend einer Sache hinfort als Richter mehr anerkennen würden. Sie beriefen ſich vorzüglich auf den Umſtand, daß die Reinigung des Cammergerichtes, welche ihnen ſo oft verſprochen werden, noch nicht erfolgt ſey, überdies aber alle Perſonen deſſelben ſchon darum verwerflich wären, weil ſie die Geſinnung hegten, daß der Proteſtant ein Ketzer und der Rechtswohlthat nicht fähig ſey.

Das Cammergericht war das ſichtbarſte Band zwiſchen den Ständen des Reiches, und die Proteſtanten ſagten ſich von dieſem faſt gänzlich los, indem ſie ſich jenem entzogen. Aber bei ſolchem kühnen Schritte blieben ſie ſtehen, anſtatt in ihm blos den erſten zu thun, um nun die Sicherheit ihres politiſchen Zuſtandes zu vollenden. Sie wollten das widerſprechende, geſetzlichen Gehorſam gegen Kaiſer und Reich, und Sicherung ihrer Lage mit einander verbinden. Darum ſtanden ſie beſtürzt da nach einer Handlung, wodurch jener verletzt war, und bewirkten durch ihre Bemühung, dieſelbe als etwas unſchuldiges darzuſtellen, Verringerung der Furcht der Gegenparthei in dem Grade, als deren Erbitterung vermehrt wurde. Daß einſt die Anführer des ſchmalkaldiſchen Bundes als Opfer dieſer letzten fallen würden ließ ſich erwarten, ſobald der Gegner die lähmende Kraft, welche in jener Stimmung lag, nach ihrem ganzen Einfluſſe zu ſchätzen wußte.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Stimmung der Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes zur Zeit des Reichstags zu Nürnberg 1543. Geiſt dieſes letzten. Granvella, vertrauter Rath des Kaiſers, auf dem Reichstage. Argliſtiger Antrag des Kaiſers. Schwankender Geiſt des ſchmalkaldiſchen Bundes.

In der unſeligen Stimmung, durch welche nach der Eroberung des Herzogthums Braunſchweig die Führer des ſchmalkaldiſchen Bundes dieſen und ſich an den Rand des Abgrundes führten, entging es ihnen ſelbſt nicht, welche Gefahr ſich um ſie zuſammenzog, und wenigſtens in hellen Augenblicken fehlte es ihnen nicht an Einſicht in allen Nachtheil ihrer Lage. Johann Friedrich von Sachſen ward jetzt von den ſchwülſten Ahnungen gedrückt. Er glaubte den Zeitpunct nahe, „da nach der Weiſagung des Propheten Daniel das Reich zu Trümmern gehen werde, gegen welchen Rathſchluß des Himmels nichts helfen könne; ſie würden hindurch müſſen. Der Meiſter in der Höhe wolle es beſſer machen, als die Vernunft es begreifen könne, und wider Papſt, Türken, Kaiſer und Franzoſen ſein Wort bis zum Ende der Welt erhalten; dann möge alles andere bleiben, wo es wolle *)."

Dieſe Klagen einer Verzweiflung, die ſich nur an einem frommen Vertrauen auf die Vorſehung noch etwas emporrichtete, erhob der Kurfürſt beſonders nach dem erſten Reichstage, welcher ſeit der Vertreibung des Herzogs von Braunſchweig, und der Aufkündigung des Gehorſams der Proteſtanten gegen das Cammergericht, gehalten war, nämlich zu Nürnberg im Anfang des Jahres 1543. Dennoch war hier den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten die Gefahr, in welcher ſie ſchwebten, wenigſtens nicht näher gezeigt worden, wie bisher. Die kaiſerlichen Geſandten und König Ferdinand, welcher ſelbſt gegenwärtig war, verriethen ihnen deutlich durch ihr Betragen, daß man jezt noch den Ausbruch eines Krieges mit ihnen vermeiden wolle und müſſe. Granvella, der vielleicht den erſten Plaz unter den vertrauten Räthen des Kaiſers einnahm, und zu Unterhandlungen mit Gemüthern der Art, wie die Anführer der Proteſtanten, vorzüglich deshalb geſchickt, weil ſeine natürliche Hize, die ihn oft übermannte, ihm bisweilen

---

*) Seckendorf's ausführliche Hiſtorie des Lutherthums. Lpz. 1714. 4. S. 2126. 2127.

den Anſchein einer Vertrauen verdienenden Offenheit gab, ſo ſchlau und tief verſteckt er war, trug die Befehle und Wünſche ſeines Herrn mit einem ſolchen anſcheinenden Vergeſſen der lezten Schritte der ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten vor, daß es ſchien, Carl habe jezt gar keine Plane, als nur Demüthigung der Türken und des Königs von Frankreich. „Eine beſondere Freude, ließ der Kaiſer durch ſeinen Geſandten ſagen, habe er empfunden, daß die Stände im verſchiedenen Jahre ſich mit Macht zuſammen gethan hätten, und wider den Türken gezogen wären. Schon hätte er ſich gerüſtet gehabt, um mit ihnen zu ziehen: da wäre er vom König von Frankreich und vom Herzog von Cleve überfallen worden, und habe zur dringendſten Selbſtvertheidigung die Macht brauchen müſſen, wodurch der Erbfeind der Chriſtenheit hätte bekämpft werden ſollen. Noch immer wäre er geſonnen, bis zum Tode im Türkenkriege zu kämpfen, nun aber möchten die Stände zuvor erſt ihm helfen, den Frevel des Königs von Frankreich und Herzogs von Cleve niederzudrücken, weil eben dadurch der Krieg wider den Feind der Chriſten verhindert würde.

Dieſe Wendung war voll Argliſt; denn nichts fürchtete der Kaiſer mehr, als einen treuen Bund zwiſchen dem König von Frankreich und den Proteſtanten, womit ihm ſtets gedroht wurde; der Herzog von Cleve aber, der ſich blos mit Frankreich zum Kriege vereinigt hatte, um Geldern gegen Carl's Wunſch, es mit den Niederlanden zu verbinden, nach ſeinem vollen Rechte zu behaupten, war vorzüglich mit dem kurſächſiſchen Hofe ſo genau vereinigt, daß er von ihm ſich kräftige Unterſtützung verſprach. Gaben alſo die Proteſtanten jener Bitte Gehör: ſo hatte ſich der Kaiſer auf einmal von einer doppelten Furcht befreiet, und überdies noch neue Hülfe gewonnen.

Nun ſchmeichelte er ſich vielleicht nicht, daß die Proteſtanten in dieſe Schlinge fallen würden; aber indem er es gewagt hatte, ſie ihnen aufzuſtellen, machte er ſie doch ſcheuer, ſeine Beſorgniß, daß ſie mit ſeinen Feinden ſich zuſammenthäten, in Erfüllung zu bringen.

Sie hatten dagegen durch dieſe Wendung des Vortrages der kaiſerlichen Geſandtſchaft noch mehr Grund zu glauben, daß Carl nicht geſonnen ſey, einen entſcheidenden Schlag gegen ſie zu wagen. Auch die Weigerung der katholiſchen Stände, die kaiſerliche Erklärung zu Gunſten der Evangeliſchen auf dem letzten Reichstage zu Regensburg in den Reichsabſchied aufzunehmen, konnten dieſe nicht als ein entſchiedenes Zeichen anſehen, daß die Gegenparthei Krieg mit ihnen wolle; denn ihr mochte vorzüglich die Furcht zum Grunde liegen, daß die kaiſerliche Macht zu ſehr in Deuſchland um ſich greife, und höchſtens der Wunſch, dauernden Frieden zwiſchen dem Kaiſer und der proteſtantiſchen

Parthei zu verhindern, damit jener durch dieſe in ſeinen herrſchſüchtigen Planen aufgehalten werde. Gewiß war dies der Fall bei einem der mächtigſten katholiſchen Reichsſtände, den Herzogen von Baiern, deren Geſandter, als andere Katholiken die Aufnahme der kaiſerlichen Erklärung in den Reichsabſchied bewilligen wollten, ſich mit der größten Heftigkeit dawider erklärte, und ausrief: „es wäre beſſer, daß die Welt einfiele oder der Türke Herr würde, als daß die katholiſchen Fürſten dieſe Erklärung für eine Reichsſatzung annähmen.“

So mochten endlich die Proteſtanten Hülfe wider die Türken verweigern und laut erklären, daß ſie das Concilium, welches zu Trient gehalten werden ſollte, nimmermehr als ein freies Gericht über die Chriſtenheit anerkennen und beſuchen würden; ſie mochten gegen den ganzen Reichsabſchied proteſtiren; dennoch waren ſie ſicher, daß man nicht ſogleich die offne Fehde wider ſie beginnen werde. König **Ferdinand** erlaubte ihnen ſogar, was bisher nie war bewilligt worden, daß ſie ihre Proteſtation feierlich in die volle Reichsverſammlung bringen durften *). Aber es verrieth ſich ihnen unmittelbar nach dieſem Reichstage, daß die Gefahr durch ihren eigenen Geiſt in furchtbarer Nähe ſey.

---

*) **Sleidan** S. 325—327. Straßburg 1593 fol. **Seckendorf** 2126—28, 2148.

Bald nachher, da man zu Nürnberg aus einander gegangen war, hielt man Bundestag zu Schmalkalden. Es zeigte ſich hier freilich große Hoffnung, daß einige mächtige Stände, wie der Biſchof von Münſter war, zur evangeliſchen Lehre und zum Bunde ſich bekennen würden; aber die innere Schwäche, an welcher dieſer litt, verrieth ſich auch drohend. Einige von den Bundesverwandten ſchickten nicht einmal zu dieſer Verſammlung eine Geſandtſchaft; alle aber äußerten einen Geiſt der Zwietracht und des Mißtrauens, deshalb auch der Zaghaftigkeit. Beſonders gaben die Städte zu verſtehen, daß die Fürſten des Bundes ſie in den Strom ihrer Gewaltthätigkeiten fortriſſen und auf ihre Hülfe ſich Rechnung machten, ohne ihren Stimmen ein Gewicht beizulegen. Noch ſey nicht ausgemittelt, wie ſich ein Zwiſt entſcheiden laſſe, welcher zwiſchen den Bundesverwandten ſelbſt ſich erhebe, und darum müſſe alles nach der Laune der Mächtigſten gehen. Es ſey nothwendig, daß die Macht des Bundes in den Händen ſolcher ruhe, welche gleiche Verpflichtung gegen ſämmtliche Genoſſen deſſelben hegten; ein Gericht von gänzlich freien Bundesräthen müſſe geſtiftet werden. Allein die Fürſten erklärten ſich beſtimmt wider dieſen Vorſchlag und beſonders befahl der Landgraf ſeinen Geſandten, ſich ihm zu widerſetzen; denn die Räthe eines ſolchen Gerichtes, ihrer Pflicht gegen ihre Herrn entlaſſen, würden bald zu Herrn derſelben, wie es im ſchwäbiſchen

Bunde geſchehen und wodurch deſſen Auflöſung vorzüglich bewirkt ſey *).

Der Geiſt, in welchem dieſer Vorſchlag von den mindermächtigen Bundesverwandten geſchehen war, zeigte großes Mißtrauen von ihrer Seite, und offenbar hatte der Zug des Kurfürſten und Landgrafen gegen den Herzog von Braunſchweig ihn vorzüglich aufgeregt. Außer dem auffordernden Eindrucke, welchen ſie auf die Gegenparthei hatte machen müſſen, fand ſich jezt ſchon bei dieſer Unternehmung unmittelbarer Schaden; denn die Einkünfte des Herzogthums reichten nicht hin, um die Beamten und das Heer zu beſolden und die Zinſen von den Schulden des Landes zu bezahlen. Dazu kamen noch drohende Gerüchte von den Rüſtungen Heinrich's zur Wiedereroberung ſeines Herzogthums, und nicht nur die Städte des Bundes verweigerten Hülfe zur Gegenwehr wider ihn, ſondern ſelbſt Herzog Ulrich von Würtemberg, welcher ſeinen Glaubensgenoſſen ſeine Wiedereinſetzung in ſein Land einzig verdankte, in zahlreichen Briefen den Herzog Heinrich wie den Teufel ſchilderte, und den Kurfürſten wie den Landgrafen ermahnte, ſich tapfer gegen ihn zu halten, verweigerte den Beitrag zum braunſchweigiſchen Kriege. Falle ihm doch, ſchrieb Johann Friedrich an Philipp, bei Herzog Ulrich jener Arzt

---

*) **Seckendorf** 2130. 2131.

em, welcher mit ſeinem Herrn Vater und ſeinem Oheim Kurfürſten Friedrich in die Niederlande zum Kriege gereiſet ſey, und auf einem Zuge zum Angriff wider die Franzoſen, weil er ſich ſeiner Haut gefürchtet, die beiden Fürſten gebeten habe, ob er nicht ein Mittagsmahl für ſie in einem Dorfe beſtellen ſolle: ſie möchten nur im Zuge fortfahren, denn ſie würden groſſes Glück wider die Feinde haben *).

---

*) **Seckendorf** 2132. 2133. 2162.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Unpolitiſche Schritte der Proteſtanten: ihre Hülfe gegen die Türken; ihr Betragen gegen den Kaiſer auf ſeinem Zuge wider den Herzog von Cleve; ihre Ruhe bei Erniedrigung dieſes letzten; endlich ihr Benehmen bei der Religionsveränderung des Kurfürſten **Herrmann** von Cöln.

Eine ſolche Spannung der Bundesverwandten gegen einander bewirkte Unentſchloſſenheit und Muthloſigkeit in allen ihren Schritten, und durch jeden derſelben wurden ſie mehr in Verwirrungen gezogen. Der Kaiſer hatte ihnen von Genua aus, wo er mit einem ſpaniſchen Heere angekommen war, geſchrieben, daß er über alles, was auf dem letzten Reichstage vorgefallen, hinlänglich unterrichtet ſey: für den allgemeinen Frieden wäre ja vorher ſchon geſorgt geweſen; das Kammergericht würde nächſtens umgeſchaffen werden, daher ſollten ſie nicht die Hülfe wider die Türken verweigern.

Auf jenem Bundestage zu Schmalkalden ward deshalb beſchloſſen, durch eine Geſandtſchaft ihm jetzt dieſe Hülfe unter gewiſſen Bedingungen anbieten zu laſſen *). Die Abgeordneten trafen ihn zu Speier. Aber ſo gnädig er ſie anhörte, ſo traulich er ihnen beim Empfang und Abſchiede die Hand reichte, ward außer allgemeinen Verſprechungen nichts durch ihre Vorſtellungen bewirkt. Ohne hinreichende Unterſuchung, hieß es, dürfe man die Mitglieder des Kammergerichtes nicht verabſchieden, worauf die Evangeliſchen ſo ſehr drangen; jetzt wären die Zeitumſtände ſo geeignet, daß man nur zuerſt ſinnen müſſe, der Gefahr auf allen Seiten zu begegnen; ohne erhebliche Urſache hätten ſie in des Kaiſers Majeſtät ein Mißtrauen geſetzet. Wenn dagegen der Geſandte des Kurfürſten von Sachſen im Namen ſeines Herrn für den Herzog von Cleve bat, wider welchen der Kaiſer jetzt zöge, denn eben der Drang der Zeitumſtände heiſchte ja auch, daß ſie alle ihre einzelnen Streitigkeiten friedlich beilegten, und ſich wider den Feind der Chriſtenheit zuſammenthäten: ſo war die Antwort Granvella's, daß nimmermehr der Kaiſer von dieſem Zuge abſtehen würde, der Türke möchte einfallen, wo er wolle; ſo wie Carl ſelbſt zu äußern pflegte, er habe ſeinen eigenen Türken, nämlich den König von Frankreich und den Herzog von Jülich zu bekämpfen; den Deutſchen liege ob, ihre Gränzen wider die Barbaren

---

*) **Sleidan** 332. **Seckendorf** 2131.

zu ſchützen *). Aber unangenehmer als alle dieſe Entdeckungen war diejenige, daß der Kaiſer mit Ernſt daran dachte, Herzog Heinrich wieder in das Herzogthum Braunſchweig einzuſetzen, wiewol Granvella immer verſichert, daß man ſich ſeiner nicht annehmen werde, ſo wie überhaupt die evangeliſche Geſandtſchaft es jezt klar vor Augen hatte, daß der kaiſerliche Miniſter die evangeliſche Parthei mit trügeriſchen Künſten umſpinne. Selbſt die mündlichen Betheurungen Carl's, daß ſeine Erklärung für den Reichsabſchied von Regensburg heilig gehalten werden ſollte, fand man nicht wieder, da ſeine Antwort ſchriftlich war verfaßt worden **). Alles deutete daher mit Gewißheit an, daß man die Proteſtanten mit den Waffen Unterwürfigkeit lehren werde, ſobald man nur die Hände frei erhalten habe, und dennoch gaben jene die Hülfe wider die Türken. Sie glaubten genug gethan zu haben, wenn ſie dem Kaiſer zugleich ſchrieben, daß ſie dieſelbe nicht wegen des Reichsabſchiedes von Nürnberg, ſondern einzig als Fürſten und Stände aus Gehorſam gegen die kaiſerliche Majeſtät bewilligt hätten ***).

Noch mehr verrieth es ſich, daß die evangeliſche Parthei durchaus nicht mit dem Gedanken, es müſſe

---

*) **Sleidan** 333. 334. **Seckendorf** 2133. 2134. 2137.

) **Seckendorf 2135.

***) Ibid. 2136.

einmal zum Kriege mit dem Kaiſer kommen, ſich vertraut machen wolle, durch ihr Betragen gegen jenen auf ſeinem Zuge wider den Herzog von Cleve. Als er mit einem trefflich gerüſteten Heere nach den Niederlanden hinabzog, wetteiferten verſchiedene von den evangeliſchen Ständen, ihm Pulver, Geſchütz und andere Kriegsbedürfniſſe darzubringen und ſich auf alle Weiſe gefällig zu beweiſen. Selbſt Landgraf **Philipp** reichte ihm, als er auf dem Rhein an der Heſſen Lande vorbeifuhr, eine herrliche Verehrung von Wein und Hafer, und ließ ſogar dem trügeriſchen **Granvella** Geſchenke überreichen. **Carl** antwortete ſeinen Geſandten, daß er des Landgrafen gnädiger Kaiſer ſeyn wolle, ſo lange er Kaiſer ſey *). Ein Zauber, der ſeine Feinde blendete, ſchien vor dieſem aufzugehen. Unter den Kriegern des Herzogs von Cleve hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß der Kaiſer in dem unglücklichen Zuge gegen Algier durch Schiffbruch umgekommen ſey, und wiewohl ſie von verſchiedenen, die ihn geſehen hatten, ſeine Gegenwart vernahmen, blieben ſie bei ihrem Wahne. „Man fürchte den nicht, welcher von den Fiſchen gefreſſen ſey," war die Antwort der Beſatzung in der erſten Stadt, die zur Uebergabe aufgefordert wurde. In kurzer Zeit war der Herzog völlig in des Kaiſers Gewalt, und unter den Bedingungen des Friedens auch die, daß er nicht vom katholiſchen Glauben abtreten, alle Veränderungen, die er zum Nachtheile deſſelben ſchon im Lande vorgenommen hätte, wieder aufheben, und nie in ein Bündniß ſich begeben ſolle, worin nicht ausdrücklich feſtgeſetzt ſey, daß es wider den Kaiſer, König Ferdinand und deren Erben nicht geſchloſſen wäre. So wurde ein bedeutender Fürſt, der bereit geweſen, ſich zur evangeliſchen Religion zu bekennen und mit den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten ſich zu vereinigen, zu Grunde gerichtet, ohne daß ſie mit Ernſt auf ſeine Vertheidigung ſannen. Der Kaiſer ſah wohl ein, daß ſein Zug ein unglückliches Ende nehmen würde, wenn ſie mit Heeresmacht wider ihn aufgeſtanden wären, und war eben deswegen von ihren Geſchenken, als Zeichen der friedlichſten Stimmung gegen ihn, ſo erfreut *).

---

*) Seckendorf 2161, 2162.

Eben ſo unverzeihlich und von Unentſchloſſenheit eingegeben, war das Benehmen der evangeliſchen Parthei bei einem Ereigniſſe, welches für ſie die glorreichſten Folgen hätte nach ſich ziehen müſſen, wenn ſie es mit Muth und Klugheit geleitet hätten. Schon längſt hegte der Kurfürſt Herrmann von Cöln, aus dem Geſchlechte der Grafen von Wied, welches überhaupt der neuen Lehre nicht abhold war, den Gedanken, in ſein Erzſtift eine Glaubensverbeſſerung einzuführen; und eine Reformationsformel, worin ſchon vor einigen Jahren ein Plan zu derſelben aufgeſtellt war, that ihm

---

*) Sleidan 335. 336.

nicht Genüge, weil ſie noch zu viel vom alten Geiſte der Kirche enthielte. Er ſtand jetzt im hohen Alter; und der Kaiſer, welcher von ſeinem Beginnen hörte, urtheilte von ihm, „was der gute Mann reformiren wolle, der faſt gar nicht die lateiniſche Sprache verſtehe; nur drei Meſſen habe derſelbe ſein ganzes Leben leſen können, wovon er ſelbſt zwei gehört habe und bezeuge, daß der Erzbiſchof nicht einmal den Eingang zu leſen gewußt.“ Dennoch ſtieg bei dieſem nicht nur die Sehnſucht nach einer Glaubensverbeſſerung mit jedem Jahre, ſondern er verrieth auch, als dieſelbe vollführt wurde, eine beſondere Kunde der ſtreitigen Lehren. An Melanchthon wandte er ſich um Rath, wie er die Vereinigung ſeines Stiftes mit der evangeliſchen Religion bewirken könne, und erhielt eine Antwort, die ſich auf die ſchon aufgeſtellte Reformationsformel für Cöln bezog. Rein und ohne Schminke müſſe die Wahrheit gelehrt werden, denn es ſey nichts gefährlicher, als durch eine neue Farbe den alten Irrthümern Anſehen zu verleihen, wie es in jener Formel geſchehen wäre; es gebe nichts ſo Thörigtes, dem ein ſchlauer Künſtler nicht einen lockenden Schein verleihen möchte. So wenig Melanchthon Neigung empfand, in Cöln ſelbſt für die Ausführung der Reformation zu arbeiten, denn ihn erinnerten zu viele Wunden an Trug und Gefahr in Unterhandlungen mit Höfen: ſo ſah er ſich durch die wiederholte Bitte des Erzbiſchofes und den Befehl ſeines Kurfürſten doch gezwungen, dahin abzureiſen. Buzer aus Straßburg hatte unterdeſſen in Cöln ſchon die evangeliſche Lehre mit Beifall gepredigt, obgleich der bisherige Gottesdienſt in wenigen Städten ſo eifrige Anhänger hatte, wie hier. Mit Wehmuth ſah Melanchthon den Strom des Volkes zu den Bildern der Heiligen, und geſtand, daß die Religion des Pöbels hier einzig im Bilderdienſte beſtehe und eine Glaubensverbeſſerung überaus nothwendig ſey. Er und Buzer arbeiteten nun eine neue Reformationsformel, welche der alte Kurfürſt mit dem unverdroſſenſten Fleiße ſeiner Prüfung unterwarf. So milde Melanchthon in allem ſeinem Beginnen war, wußte Buzer, welcher den größten Theil derſelben gearbeitet hatte, ſich mit weitſchweifiger Rede doch beſſer an die Gegenparthei zu ſchmiegen, weil er weniger entſchiedene, offne Liebe zur Wahrheit beſaß. Ueberdies war es des Kurfürſten Herrmann Abſicht geweſen, von den Rechten, der Freiheit des Erzbiſchofes, von den alten religiöſen Gebräuchen ſo viel zu erhalten, als man konnte, ohne eine Sünde zu begehen, überhaupt ein Beiſpiel einer äußerſt milden Reformation zu geben, ohne die Wahrheit zu verletzen. Aber die Wortführer unter den Theologen Johann Friedrich's waren äußerſt unzufrieden mit dem Reformationsentwurfe, in welchem ſie keinen ihrer Kraftſprüche wider den Papſt fanden. Luther ſelbſt urtheilte, es ſey ihm zwar lieb, daß in demſelben ſeiner keine Meldung geſchehen; denn dadurch würden die Leute nur abgeſchreckt; aber der Artikel vom heiligen Abendmahle mißfalle ihm heftig, denn es wäre gar nicht deutlich ausgedrückt, ob der wahre Leib, das wahre Blut von Chriſtus im Sacrament zugegen ſey, und mit dem Mund empfangen werde. In dieſer Lehre neige ſich das Buch auf die Seite der Schwärmer, unter welchen er die Schweizer verſtand; und gegen dieſe war er eben jetzt heftiger wie jemals empört. „Er hätte des Reformationsentwurfes ſatt, erklärte er daher gegen den kurſächſiſchen Canzler, und ſey über die Maaße unluſtig darauf; wenn er ihn ganz leſen ſollte, ſo würde der Kurfürſt ihm Zeit laſſen, bis ſich der Ekel ſetze. Auch ſey das Buch zu lang und waſchhaftig, und ſpüre er **Buzer's** Klappermaul deutlich darin."

So unzufrieden die ſtrenge lutheriſche Parthei mit dem Entwurfe war: ſo wenig ward er im Stifte Cöln von allen Partheien gebilligt. Der Adel und die übrigen Städte gingen zwar in ihn ein; aber die Domherrn und die Stadt Cöln ſelbſt zeigten die ſichtbarſte Abneigung wider alle Reformation. Einige von jenen drohten ſogar jetzt ſchon, daß ſie den Kurfürſten abſetzen würden, wenn er nicht von ſeinem Vorhaben abſtehe, ein Eifer, worin ſie durch einen Brief beſtärkt wurden, welchen der Papſt an den Rath von Cöln ergehen ließ *).

Bei den erſten Bewegungen der Domherrn hatte Landgraf **Philipp** geſchrieben, daß er und die übrigen

---

*) **Sleidan** 330. 331. **Seckendorf** 2201—2222.

Bundesverwandten ſich des Erzbiſchofes annehmen würden, ſobald es die Noth erfordern ſollte *). Daß Melanchthon auf Befehl ſeines Hofes die Leitung der Glaubensverbeſſerung im Erzſtifte mit übernommen hatte, bewies gleichfalls eine entſchiedene thätige Theilnahme der evangeliſchen Parthei an derſelben; und ſelbſt den Schritt, daß ſie durch eine förmliche Geſandtſchaft ſich beim Capitel und Rath von Cöln über eine Schrift beſchwerte, die im Namen der Univerſität und der niedern Geiſtlichkeit des Stifts erſchienen und mit Schmähreden über die Evangeliſchen angefüllt war, hätte ſie vielleicht nicht gethan, wenn ſie nicht zugleich die Abſicht gehabt hätte, das Capitel und den Rath vom Widerſtande gegen die Einführung der evangeliſchen Lehre abzuſchrecken und den alten Erzbiſchof zu ſtärken, deſſen Muth zu wanken begann **). Man ſah alle die wohlthätigen Folgen voraus, welche der Uebertritt eines des erſten geiſtlichen Fürſten zur neuen Lehre und die Einführung derſelben in eines der Erzſtifter für das Anſehen der Proteſtanten haben werde; denn das Beiſpiel war zu verführeriſch, als daß es nicht bald andere Häupter des geiſtlichen Standes hätten nachahmen ſollen; und ſelbſt das Uebergewicht im kurfürſtlichen Rathe ſchien dadurch den Bekennern des evangeliſchen Glaubens geſichert. Aber dennoch wagte man nichts mehr, als jene Schritte, um dieſen Segen auf die proteſtantiſche Parthei zu bringen, obgleich man einſah, daß Capitel und Rath zu Cöln nie freiwillig die Glaubensverbeſſerung würden geſchehen laſſen, und man jetzt, da der Kaiſer noch mit dem Kriege wider den Herzog von Cleve beſchäftigt war, ohne Zweifel mit Glück es verſuchen durfte, ſie zu derſelben zu zwingen, und die Reformation in Cöln zu vollenden. Da dies nicht geſchah, ehe der Herzog von Cleve ſich vor Carl's Uebermuth gebeugt hatte und für die evangeliſchen Reichsſtände verloren war, ſo war mit ſeinem Sturze für dieſe auch die Hoffnung, das Erzſtift Cöln für ſich zu gewinnen, ſchon beinah gänzlich verſchwunden. Nur der Umſtand entſchuldigt den Bund, daß immer ſein Wunſch dahin ging, ohne Gewalt der Wahrheit Eingang zu verſchaffen, und er ihn als Grundſatz auch bei andern Gelegenheiten ſchon geäußert hatte, auch, daß Kurfürſt Herrmann ſelbſt ſchwerlich zur Gewalt möchte zu bewegen geweſen ſeyn. Die Haupturſache des unpolitiſchen Benehmens der Proteſtanten auch in dieſer Sache lag aber ohne Zweifel wiederum darin, daß ſie die Ausſicht auf einen gewiſſen Krieg mit der Gegenparthei durchaus nicht wollten hell vor ſich werden laſſen; und es war freilich immer zu fürchten, daß der Kaiſer ſelbſt in einer ſchwierigen Lage geſucht haben würde, durch die Waffen die Vollendung der Reformation in Cöln zu verhindern *).

---

*) Melancht. ep. I. [illegible].

**) Seckendorf 2256—2258.

---

*) Seckendorf 2258.

Sehr erfreulich für Carl, nicht erwartet, wenn er nicht den Geiſt der Parthei zu gut gekannt hätte, war ihr Benehmen in dieſer Angelegenheit, das ſogar nichts bewirkte, und ihm doch Vorwand zu Beſchwerden über ſie gab. Unverkennbar iſt dieſe Freude in dem Briefe, welchen er an den Rath von Cöln erließ. Ihm wäre in Erfahrung gekommen, ſchrieb er, daß etliche Prediger der Stadt frech genug wären, ſich von der alten Religion abzuwenden, der Rath ihnen aber bisher tapfer widerſtanden hätte, welches zu vernehmen ihm eine unausſprechliche Freude geweſen ſey; und zu ſeiner Zeit Zeit werde er augenſcheinlich ſeine Gnade deshalb zu beweiſen im Stande ſeyn. So unverhüllt hätte er jetzt noch nicht ſeine Gedanken über das Werk der Reformation dargelegt, wenn er nicht ſchon gelernt hätte, den ſchmalkaldiſchen Bund wegen ſeiner innern Schwäche zu verachten *). Er konnte das Netz über die Proteſtanten zuſammenziehen, und durch wiederholte Schläge auf ſein Beginnen aufmerkſam machen; und ſie gelangten doch nicht zur Einſicht in daſſelbe.

---

*) **Sleidan** 337.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Verhandlungen wegen des Reichstages zu Speier. Rüſtungen der Proteſtanten zu demſelben. Der Reichstag zu Speier im Anfang des Jahres 1544. Schlaue Rede des Kaiſers. Sein Zweck, Hülſe wider Frankreich. Treuherziges Benehmen des Kurfürſten von Sachſen. Heftige Bewegungen zwiſchen den Proteſtanten und dem Herzog Heinrich von Braunſchweig unterbrechen die Verhandlung. Entfernung der Häupter der Proteſtanten. Characteriſtik des Reichsabſchiedes. Carl erreicht ſeinen Zweck.

In einem ſolchen Geiſte gegen einander kamen der Kaiſer und die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes zu einem großen Reichstage nach Speier im Anfang des Jahres 1544. Jener wußte, wie viel ſich von dieſen durch ein trauliches Geſpräch, durch den Eindruck der kaiſerlichen Gegenwart erhalten ließ, und eben darum verlangte er, daß Johann Friedrich und Philipp perſönlich auf dem Reichstage erſcheinen ſollten, ſo wie ſeine Majeſtät in höchſter Perſon ſich zu demſelben begeben werde.

Als jene nun um ein ſicheres Geleite nachſuchten, ließ er es ſogleich ſtellen, nur mit dem Zuſatze, daß diejenigen ausgenommen wären, die in offener Fehde wider Kaiſer und Reich, oder mit offenen Feinden derſelben zuſammenhingen; ſchrieb aber auch dem Kurfürſten und dem Landgrafen, daß ein ſolches Geleite unnöthig ſey, indem er wohl wußte, daß der leiſe Vorwurf, welcher darin wegen ihres Mißtrauens lag, vortheilhaft für ihn auf ihr Gemüth wirken würde. Zugleich entſchuldigte er auch die Ausnahme in dem Geleite, damit die Proteſtanten dieſelbe auf keine Weiſe auf ſich deuten könnten. Trefflicher noch verſtanden es ſeine Miniſter, beſonders Granvella, die kurſächſiſchen Geſandten zu Speier und durch ſie das Zutrauen des Kurfürſten ganz zu gewinnen. Mit dem Scheine der Aufrichtigkeit verſicherten ſie, daß der Kaiſer durchaus keine Fehde in Deutſchland aufkommen laſſen wolle, und es die höchſte Angelegenheit deſſelben ſey, einen Vergleich wegen des verſchiedenen Glaubens zu ſtiften, indem der Papſt nur Schleichwege gehe, mit Frankreich wider den Kaiſer geheime Anſchläge ſchmiede, und mit dem Ausſchreiben eines Conciliums nur Spiegelfechterei treibe. Sie gingen ſo ſchlau in die Denkart des frommen Kurfürſten ein, daß ſie hinzuſetzten, „Gott ſchicke dieſes alſo, damit die Lehre ſeines Wortes befördert werde. Zwar könne man nicht läugnen, daß die Biſchöfe und die übrige katholiſche Kleriſei unaufhörlich den Kaiſer mit ihren Vorſtellungen beſtürmten; aber gewiß habe von dieſem der Religion wegen niemand Gewalt oder Böſes zu befahren. So habe auch Herzog Heinrich von Braunſchweig ohne Wiſſen des Kaiſers gehandelt, und möge nun ſich ſelber danken, was er leide.“

Zu der Ueberredung, die in dieſen Verſicherungen lag, durch welche die Proteſtanten von allen ihren ſchwachen Seiten gefaßt wurden, kamen noch einzelne Anordnungen, welche der heitern Ausſicht entſprachen, die nach der Rede der kaiſerlichen Miniſter auf dieſem Reichstage eröffnet war. Es erging ein Edict, daß keiner den andern wegen des Glaubens ſchimpfen, viel weniger mit Gewalt oder der Fauſt antaſten ſolle. Wäre der Kaiſer, meldete Johann Friedrich, in Wahrheit glimpflicher in der Glaubensſache, ſo wolle er ſolches mit allem Gehorſam, mit allen Dienſten erwiedern. Auch befahl er ſeinen Geſandten, zu verhindern, daß die franzöſiſchen Geſandten, welche auf den Reichstag kommen wollten, keinen Paß erhielten; denn man habe ſich doch nichts Redliches von ihnen zu verſehen. Er wußte, wie angenehm dies dem Kaiſer ſeyn mußte, welchem ſowohl er, als die übrigen Proteſtanten ſo treuherzig ſich nun hingaben, daß ihnen König Franz verhaßt wurde, weil er eine Münze mit der franzöſiſchen Lilie und dem türkiſchen Mond und mit der Umſchrift ausgehen ließ, daß der angedeutete Bund nicht wider den Glauben ſey, ſondern wider Kaiſer Carl. In dieſem ſahen die Evangeliſchen nun auch den Beſchützer ihres Glaubens.

Herrlich wollten ſie demſelben auf dieſem Reichstage erſcheinen, zu welchem alle Kurfürſten, der Kaiſer und König Ferdinand mit vielen Reichsſtänden zogen. Der Kurfürſt von Sachſen ſtellte eine ſtrenge Ordnung auf, nach welcher ſeine Hofleute zu Speier leben ſollten, damit durch ein ſchlechtes Betragen der evangeliſchen Lehre kein Schandfleck aufgedrückt werde. Beſonders ſollten ſie fleißig die Predigt beſuchen, und das Saufen unterlaſſen.

Mit großer Erwartung zog er dann gen Speier, und der alte Kurfürſt von Cöln ritt mit dem Landgrafen und einigen andern ihm entgegen, um ihn in die Stadt zu führen, wo den folgenden Tag ihn der Kaiſer mit gnädigem Zutrauen empfing.

In jedem Schritte Johann Friedrich's konnte Carl das treuherzige Bemühen entdecken, ſeine Gunſt ganz zu gewinnen. Sogar bei der Belehnung eines neuen Großmeiſters des deutſchen Ordens, offenbar zum Nachtheil des Herzogs Albrecht von Preußen, weil er ſich zur evangeliſchen Lehre bekannte, trug der Kurfürſt ſelbſt ihm das Schwert vor, und verdiente ſich dadurch eine beſondere Dankſagung von der kaiſerlichen Majeſtät. Er unterließ nichts, um das traulichſte Verhältniß zwiſchen ſeiner Parthei und dem Oberhaupte des Reichs zu bewirken, und es zeigte ſich bei den erſten Verhandlungen, wie viel die Proteſtanten nun mit der treuherzigſten Zuverſicht von demſelben hofften. Carl durchſchaute dieſelbe ganz, und vergaß nicht, den höchſten Vortheil von ihr zu ziehen.

Die Rede, womit er den Reichstag eröffnete, verrieth ſogleich den Punct, zu welchem er durch alle Mittel der Täuſchung, die er und ſeine Miniſter ſeit einiger Zeit angewandt hatten, gelangen wollte, nämlich die Proteſtanten zur Theilnahme am Kriege wider Frankreich zu bewegen, die ſchon Granvella auf dem letzten Reichstage in Anregung gebracht hatte. Wäre Ungarn, hieß es, die Vorwehr der deutſchen Nation, erſt von den Türken erobert, ſo würde man vergebens bemüht ſeyn, von derſelben das grauſamſte Verderben abzuwenden. Nun werde der Feind der Chriſtenheit, jenes zu beſtürmen, unaufhörlich vom Könige Frankreichs gereizt; der Krieg wider dieſen letzten verdiene alſo gleiche Unterſtützung von den Ständen, als gelte er dem Türken. Hätte der Kaiſer ſich erſt dieſes Feindes entledigt, ſo wolle er ſelbſt mit ihnen, ſie alle eine vereinte Macht, in die Mitte der Feinde der chriſtlichen Religion ſiegreich eindringen. Sie wüßten ja auch, daß er blos deshalb, weil der König von Frankreich ihn befehdete, dem Concilium nicht hätte beiwohnen können, welches der Papſt neulich zur Beilegung aller Religionsfehde ausgeſchrieben habe, und dennoch wäre, da man alle große Mühe des Glaubens willen auch noch auf jenem Reichstage zu Regensburg vergeblich angewandt hätte, auf ein Concilium der volle Religionsfriede verſchoben worden.

Dieſe letzte Wendung hätte die Proteſtanten aus ihren ſichern Hoffnungen ſchon aufſchrecken können; allein ſie hatten ſogleich bei der erſten Verſammlung einen Anblick, der ihnen ungemeinen Aerger verurſachte, und ihnen den Sinn für alle übrige Verhandlung vorerſt raubte. Herzog Heinrich von Braunſchweig nämlich, welchen ſie durch die Beſitznehmung ſeines Herzogthums aus der Reihe der Reichsfürſten ausgeſtrichen glaubten, hatte auch ſeinen Platz in der Reichsverſammlung genommen. Zum Unglücke ſaß er neben dem Landgrafen, und ihre Geberden gegen einander waren ſo beſchaffen, daß man fürchtete, ſie möchten handgemein werden. Wahrſcheinlich auf einen Wink des Kaiſers ſtand der Pfalzgraf Johann von Simmern auf und ſetzte ſich zwiſchen beide, indem er zugleich kund that, daß dieſes ſeinem Range nicht zum Nachtheile gereichen dürfe. Darauf erhoben mehrere von den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten ihre Klage, daß ſie ſähen, wie ſich der Herzog von Braunſchweig in die Reichsverſammlung eingedrängt habe, dem es aber keinesweges gebühre, im Rathe der Fürſten zu ſitzen, wie ſich ergeben werde, ſobald ſie die Urſachen darſtellten, warum ſie die Waffen wider ihn ergriffen hätten. Sie erklärten daher, „daß ſie an ihrer Gerechtigkeit durch ſeine Gegenwart nichts wollten geſchmälert haben.“ Schon den Tag vorher hatten ſie den Kaiſer gebeten, daß der Herzog vom Reichsrathe ausgeſchloſſen werden möchte, worauf ſie aber die gerechte Antwort erhalten hatten, daß es nicht geſchehen könne, wenn nicht hinlängliche Urſachen dazu dargethan würden. Auch wandte Heinrich jetzt gegen ſie dieſelben Waffen, womit ſie ihn angegriffen, indem er ſie als Verbrecher wider alle göttliche und menſchliche Rechte und Störer des Landfriedens ihres Sitzes im Reichsrathe verluſtig erklärte. Er thue hierdurch kund, daß er ſeiner gerechten Sache, die er beim Kammergericht anhängig gemacht habe, nichts vergeben wolle, wenn er ihre Gegenwart auf dem Reichstage nicht verhindern könne.

Sogleich wollten die Proteſtanten nun eine Schrift zu ihrer Vertheidigung verleſen laſſen, wovon ſie der Kaiſer, da der Tag ſchon weit vorgerückt war, nur abbringen konnte, indem er ihnen einen andern Tag zu dieſer Unterſuchung beſtimmte. Sie ließen an demſelben eine lange Schrift verleſen, welche vorzüglich darauf hinausging, daß der Herzog dahin geſtrebt habe, einen Krieg wider ſie zu erregen, und ſie daher genöthigt geweſen wären, ihm zuvorzukommen. Schlau genug hatten ſie aber bemerkt, daß er jenes nicht aus Religionseifer, ſondern einzig aus Begierde, eine große Rolle zu ſpielen und ſich durch Raub zu vergrößern, gewünſcht habe. Durch Züge aus ſeinem Privatleben ſuchten ſie dies zu beweiſen. Zugleich nahmen ſie die gehäſſige Wendung, daß ſie aus Briefen von ihm Aeußerungen über den Kaiſer und ſeinen Liebling Granvella anführten, welche keinesweges zum Ruhme derſelben waren.

Carl hatte vielleicht vorhergeſehen, welchen Eindruck die Klage auf den heftigen Heinrich machen würde, und die Auftritte gefürchtet, welche dadurch auf dem Reichstage entſtehen möchten. Deßhalb hatte er befohlen, daß derſelbe beim Verleſen der Schrift nicht gegenwärtig ſeyn ſolle. In die Antwort auf dieſe, welche gleichfalls öffentlich abgeleſen wurde, goß der Herzog ſeine Galle reichlich aus, und brauchte in jeder Hinſicht das Wiedervergeltungsrecht. Wenn man ihm vorgeworfen hatte, daß er ſeine Beiſchläferin, mit welcher er in der Verborgenheit noch immer der Liebe gepflogen habe, für todt ausgegeben und zur Schändung ſeiner Religion ihrer Seele Meſſen hätte leſen laſſen: ſo ſchmähte er jetzt den Landgrafen wegen ſeiner Ehe mit zwei Frauen, die kundbar genug geworden war, und von der Chriſtenheit nach allen Geſetzen verflucht werden mußte, wenn gleich Luther ſie getrauet, nach den geheimen Gründen derſelben, welche ihm der Landgraf gebeichtet hatte, ſie vor Gott zu vertheidigen. Die Proteſtanten ſäumten nicht eine weitläuftige Schrift gegen dieſe Antwort einzugeben, allein **Carl** wollte ſie nicht mehr verleſen laſſen; denn er habe ſchon genug an jenen beiden gehört. *) Nach der ganzen Lage der deutſchen Angelegenheiten durfte er überdies nicht zugeben, daß ein katholiſcher Reichsſtand von den Proteſtanten ſeines Landes beraubt wurde; denn auf dieſe Weiſe hörte aller Rechtszuſtand auf, welchen einigermaßen zu erhalten ihm wichtig war, bis er durch die Uebermacht der Waffen einen neuen begründen konnte, der ſeinen Abſichten entſprach. Das einmal gelungene Beiſpiel konnte auch den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten ſo reißend ſchnell ein ſolches Uebergewicht verſchaffen, daß an ihre Unterdrückung nicht mehr zu denken war.

Granvella redete daher heftig mit den Bundesverwandten darüber, daß dem Herzog entweder ſeine Lande wieder eingeräumt, oder dieſelben in die Macht des Kaiſers und eines unpartheiiſchen Inhabers bis zum Ende der Händel geſtellt werden ſollten. Mit dieſem allerdings billigen Verlangen beſtanden recht gut

---

*) **Hortleder** vom teutſchen Kriege. Erſter Theil. B. 1. C. 46 — 48.

die Aeußerungen der kaiſerlichen Miniſter, daß die Handlungen des Herzogs durchaus nicht zu billigen wären, und man überhaupt nicht die beſte Meinung von ihm hegen dürfe.

Durch die Bewegung wegen des Herzogthums Braunſchweig waren die Unterhandlungen über die übrigen Puncte ſehr verzögert und verlängert werden. Schon dadurch, daß die Proteſtanten ihre Forderungen wegen des Kammergerichtes und der weitern Sicherung ihres Glaubens nicht zur Entſcheidung trieben, ehe über die Hülfe wider Frankreich und die Türken verhandelt wurde, nahm auch dieſer Reichstag eine ſolche Wendung, daß ſich kein Schluß, welcher die Ruhe lange erhalten könnte, erwarten ließ. Außerdem aber wurde der Zauber der Täuſchung, wodurch man die Häupter des Bundes ſchon geblendet hatte, noch auf manche Weiſe verſtärkt. Der Kurfürſt von Sachſen ward bewegen, vollſtändigen Gehorſam gegen Ferdinand, als römiſchen König zu verſprechen, indem man ihm Hoffnung machte, daß die Tochter von jenem mit ſeinem älteſten Prinzen vermählt werden ſollte, eine Unterhandlung, die aber ſelbſt vor dem Landgrafen geheim gehalten wurde. Dieſer war aber noch mehr in die Feſſeln des Kaiſers verſtrickt, ſeit jenem Zeitpuncte, da die Liebe, welche ihn zu einer zweifachen Ehe verleitete, durch das Bewußtſeyn der Schuld, die wenigſtens nach dem Urtheil der Welt auf ihm haftete, ſeinen kühnen

Geiſt in die Bande der Unentſchloſſenheit geſchlagen hatte. Auf dem Reichstage zu Regensburg war ihm durch die Hoffnung, daß der Kaiſer ihn zum Oberanführer ſeines Heeres wider den König von Frankreich ernennen werde, die Verheißung abgelockt worden, daß er die Plane des Hauſes Oeſterreich, namentlich den Zug wider den Herzog von Cleve, auf keine Weiſe hindern wolle, wenn ſie nur nicht wider den evangeliſchen Glauben und ſeine bisherigen Bundesgenoſſen gerichtet wären. *) Mit jener Hoffnung führte man ihn ein paar Jahre irre, und er ließ ſie nicht fahren, wiewohl ihm auf eine ziemlich zuverläſſige Art die Nachricht zukam, daß der Kaiſer kurz vor dem Reichstage zu Speier gegen ſein Gefolge ſich die Drohung hatte entſchlüpfen laſſen, daß er binnen Jahresfriſt den Landgrafen und die übrigen Bundesverwandten ſchon unter das Joch bringen werde. Es that dem Herzen **Philipp's** noch ſehr wohl, daß auch jetzt zu Speier der Kaiſer ihm die Oberanführung ſeines Heeres wider Frankreich im nächſten Feldzuge verſprach und ſich entſchuldigte, daß er ſich ſeiner im gegenwärtigen noch nicht bedienen könne. Nur gegen das Ende ſeines Aufenthaltes zu Speier ſah **Philipp** einzelne Funken von Unwillen **Carl's** gegen ihn und ſeine Genoſſen. Die Proteſtanten, äußerte derſelbe in einer Unterredung, überſchritten ſelbſt noch die kaiſerlichen Erklärungen zu ihrem Vortheil und begehr-

---

*) **Seckendorf** [illegible]

ten nicht redliche Sachen. Nichts that dem Landgrafen ſo weh, als Argwohn gegen ſeine Aufrichtigkeit. Der Kaiſer wäre ſein Herr, entgegnete er, und darum halte er ihm alles zu Gute; einem andern aber würde er dergleichen nach Verdienſt beantworten. Sofort bat er auch um die Erlaubniß abreiſen zu dürfen; er ſey nun drei Monate gegenwärtig und umſonſt bemüht geweſen, Frieden und Recht zu erlangen; ſeine Angelegenheiten riefen ihn in die Heimath. Der Kaiſer antwortete, daß auch er in andern Gegenden zu ſchaffen habe, und dennoch hier bleiben müſſe, und der Landgraf ließ ſich noch einige Zeit halten. Als aber der Kurfürſt von Sachſen den Reichstag verlaſſen hatte, folgte er ihm in wenigen Tagen. Beide verſicherten vor ihrer Abreiſe, daß ihre Geſandten ohne Zaudern arbeiten ſollten, damit der Reichstag zum Vergnügen des Kaiſers ſein Ende erreiche. Dennoch klagten der Kaiſer und ſeine Miniſter daß die beiden Fürſten nur abgereiſt wären, um einen Schluß der Verhandlungen des Reichstages zu hindern. Die Kurfürſten von Brandenburg und von der Pfalz leiteten nun die weitern Geſchäfte. Jener gehörte zwar zu den Bekennern der evangeliſchen Lehre, aber nicht zum ſchmalkaldiſchen Bunde, und war der katholiſchen Parthei nicht verhaßt; dieſer aber, der während des Reichstages ſeinem Bruder in der Kurwürde gefolgt war, hatte ſeine Neigung zum proteſtantiſchen Glauben noch nicht durch ſeinen Uebertritt zu demſelben entſchieden offenbaret. Als der Kaiſer ſah, wie wenig man auch durch dieſe Unterhändler zum Ziel gelangte: ſo wandte er ſich zutraulich an die Evangeliſchen, daß ſie ihm die Abfaſſung des Reichsabſchiedes anheim ſtellen möchten. Die Katholiken würden freilich nicht eine gleiche vertrauensvolle Nachgiebigkeit gegen ihn beweiſen; aber er würde auch den Reichsabſchied ſo ſtellen, daß die evangeliſche Parthei ſehr mit ihm zufrieden ſeyn werde.

Eine beſondere Dankbarkeit äußerte er, als ſich dieſe ſeinen Vorſchlag gefallen ließ, und es ſchien, als hätte ſie keine Urſache, dies vertrauensvolle Hingeben ſich gereuen zu laſſen. Im Reichsabſchiede wurde anerkannt, daß eine Reformation der Kirche nothwendig ſey, und die Entſcheidung aller Streitigkeiten über die Glaubensverbeſſerung auf einem allgemeinen, freien, chriſtlichen, in Deutſchland zu haltenden Concilium geſchehen müſſe. Bis zu demſelben wolle man auf einem neuen Reichstage zu Worms ſich gegenſeitig eine Reformationsformel vorlegen, und eine freundliche chriſtliche Vergleichung über dieſelbe ſtiften. Auf drei Jahre ſollte freilich noch das gegenwärtige Kammergericht beſtehen, aber binnen dieſer Zeit dürften die Sachen der Proteſtanten bei demſelben unentſchieden bleiben und nach Verlauf der drei Jahre diejenigen Mitglieder, welche ſie für daſſelbe verordnen würden, ohne Unterſchied der Religion angenommen werden. Bis zum vollkommnen Verein wegen der Religion habe der Frieden, welcher zu Regensburg aufgerichtet werden, heilige Kraft und kein Stand ſolle den andern im geringſten des Glaubens wegen bedrängen oder zu beeinträchtigen ſuchen. *)

Freilich ſchien dieſer Abſchied alle Wünſche der Proteſtanten zu erfüllen; und wiewohl ſie die Stellung deſſelben dem Kaiſer überlaſſen hatten: ſo waren die weſentlichen Puncte ſeines Inhalts von ihnen doch vorher mitgetheilt, und nur über einige Nebenſachen mochten ſie noch ihre Mißbilligung zu erkennen geben. Aber die Mehrheit der katholiſchen Stände ſprach laut wider den Abſchied, und wich dem Willen des Kaiſers nur mit der Erklärung, daß man ſeiner Gewalt nichts abbrechen wolle. Eben dieſer Umſtand war es, auf welchen Carl und ſeine Miniſter gerechnet hatten, und wodurch alle Vortheile, die den Proteſtanten bewilligt waren, wie ein Dunſtbild verſchwanden. Alle Gunſt des Kaiſers gegen die evangeliſche Parthei ſollte ihr nur mit Ueberſchreitung ſeiner Macht erwieſen ſeyn, und nicht geſichert, ſondern vielmehr vernichtet durch die Geſetze, zurück genommen werden können, ſobald die Zeitumſtände die Gegenparthei zu entſchloſſenen Schritten aufforderten. Ausdrücklich war deshalb im Abſchiede ſelbſt geſagt, daß die drei Artikel über die Religion, den

---

*) Sleidan 328—340. 353—358. Seckendorf 2258—2264.

Frieden und das Kammergericht von den Verwandten der augsburgiſchen Confeſſion zwar dem Kaiſer heimgeſtellt, vom andern Theil aber heftig widerſprochen wären, der endlich erklärt habe, daß er dulden müſſe, was die kaiſerliche Majeſtät kraft ihrer Machtvollkommenheit vollbrächte. Außerdem war noch manches ſo abgefaßt werden, daß es einer vielſeitigen Deutung nicht entgehen mochte.

Wirklich blieb es der proteſtantiſchen Parthei nicht verborgen, wie leicht ihr alle Vortheile, welche ihr durch dieſen Abſchied zugeſprochen waren, wieder entwandt werden konnten, und ſie mochte mit Recht von ihm ſagen, daß er eigentlich im Herzen der Reichsſtände verfaßt werden, denn nur in ſo fern hatte er eine ſichernde Kraft, als die Geſinnung der Gegenparthei ihn wirklich billigte. Aber dennoch waren wenigſtens Johann Friedrich und Philipp, die ſich nun einmal von dem Gedanken nicht loswinden konnten, daß ſie und Carl ſich wie ein treuer Kaiſer und treue Fürſten einander zugethan wären, von der feſten Zuverſicht geblendet, das Oberhaupt des Reiches werde den Abſchied treu halten, ſo viel an ihm liege, und dann möchten die katholiſchen Stände immerhin wider denſelben wüthen. Wenn in manchen Stellen freilich eine trügeriſche Abſicht zu liegen ſchien: ſo kam dieſelbe auf die Rechnung der kaiſerlichen Miniſter, welche überdies Schonung der katholiſchen Parthei hatten beobachten müſſen. In dieſer Stimmung bewilligten die Proteſtanten treuherzig Hülfe wider den König von Frankreich und die Türken. Dem Kaiſer war alſo der Meiſterſtreich gelungen, daß er ſie zum Kriege mit jener Macht verführte, mit welcher ſich feſt wider ihn ſelbſt zu vereinigen, ihnen alle Klugheit geboten hatte. Selbſt die oberländiſchen Städte, welche in der Nähe Frankreichs waren und in ihrem Handel durch die Feindſchaft deſſelben unendlichen Schaden fürchten mußten, ſahen ſich nach langem Widerſtande zur kriegeriſchen Hülfe wider König Franz gezwungen. *)

---

*) **Seckendorf** 2257. 2259. **Sleidan** 517. 518.

Viertes Capitel.

Inhalt.

Wendung des Krieges zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer zur Begünſtigung des Planes des letzten, ſowohl Deutſchland, als das Papſtthum der kaiſerlichen Macht gänzlich zu unterwerfen. Die vornehmſten katholiſchen Fürſten durchſchauen ſeinen Plan, und darin die Urſache, warum er die urſprüngliche Geſtalt deſſelben abändern mußte. Verſchiedene drohende Zeichen für die Proteſtanten.

Der heilige Vater begriff anfänglich eben ſo wenig, wie die Proteſtanten, in welchem Geiſte der Kaiſer den Reichsabſchied zu Speier abgefaßt hatte, und erklärte in einem jammernden Schreiben, ein Rath böſer Geiſter müſſe aus Haß wider die römiſche Kirche ihn ſo gröblich zu Speier irre geleitet haben. Aber indem der heilige Vater wider ihn tobte und die Proteſtanten darauf ſannen, welche Theologen ſie auf den nächſten Reichstag nach Worms führen wollten, um die Reformation daſelbſt glorreich zu vollenden, wandte ſich das Schickſal des Krieges zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer alſo, oder vielmehr lenkte dieſer es dahin, daß er die Ausführung ſeines Planes in Hinſicht auf Deutſchland jetzt zu vollenden hoffen konnte.

Indem ſein Bundesgenoſſe König **Heinrich** VIII. von England mit einem Heere bei Calais gelandet war, drang er ſelbſt an der Marne hinab, immer näher gegen Paris, und der König von Frankreich wagte keine Schlacht, weil dieſelbe bei einem unglücklichen Ausgang ihn und ſeinen Staat an den Rand des Verderbens brachte, und weil er Verſtärkungen von ſchweizeriſchen Kriegern erwartete, indem das kaiſerliche Heer eben durch die unſelige Verblendung der Proteſtanten furchtbarer als je war, und die berühmteſten deutſchen Helden mit demſelben zogen. Schon ſtand der Kaiſer nur noch zwei Tagereiſen von der Hauptſtadt entfernt, ſchon hatte ſich in dieſer ein ſolcher Schrecken verbreitet, daß faſt alle angeſehene Einwohner entflohen, und man vom Pöbel ſelbſt eine Plünderung fürchtete; als plötzlich die Nachricht erſcholl, es ſey Friede geſchloſſen. Ohne Zweifel war eine friedliche Uebereinkunft, wodurch **Carl** Manches gewann, warum er ſo lange Fehden mit ſeinem Nebenbuhler gehabt hatte, ſelbſt wenn er auch keine weitere kriegeriſche Plane für ſein Leben mehr hegte, trotz dem Glanze ſeiner jetzigen ſiegreichen Lage der beſte Vortheil, welchen er von ihr ziehen konnte. Es ließ ſich erwarten, daß die Franzoſen eine Schlacht wagen würden, ehe ſie ihre Hauptſtadt preisgäben, und wirklich war das Heer des Dauphin ſtärker, als das kaiſerliche, das durch die Beſatzungen, welche in den eroberten Städten zurückgelaſſen wurden, ſehr geſchwächt war. Verlor der Kaiſer die Schlacht, ſo wurde ſein gänzlicher Untergang mitten im feindlichen Lande wahrſcheinlich; und ſiegen konnte er doch nicht ohne großen Verluſt auf ſeiner Seite. Mit einer kleinen Macht hätte er dann in eine der größten Städte der Welt als Feind einziehen müſſen, und auch nicht erdrückt von den Einwohnern, mußte er fürchten, daß er bald von neuen franzöſiſchen Heeren in ihr eingeſchloſſen würde. Der Friede zu Creſpy konnte aus dieſen Gründen von ihm gern eingegangen ſeyn, ohne daß er den Vorſatz gehabt hätte, die evangeliſchen Stände zu bekriegen, und ſelbſt der Umſtand, daß der König von Frankreich in der Friedensurkunde verſprechen mußte, alles mit ihm anzuwenden, um Einigkeit in der Kirche zu bewirken und die Ketzerei auszurotten, deutete nur dunkel, und auch dies nur dann auf jenen Vorſatz, wenn es ſich ſonſt ergibt, daß er ihn wirklich gefaßt hatte. *)

---

*) Lebensbeſchreibung des berühmten Ritters **Sebaſtian Schärtlins** von Burtenbach. Aus deſſen eigenen und Geſchlechtsnachrichten vollſtändig herausgegeben. Frankfurt und Leipzig, 1777. 8. S. 60—70. **Sleidan.** 329—330. **Seckendorf.** [illegible]

Eine geheime Ausſage eines kaiſerlichen Rathes ſprach davon, wie ſich die Spanier rühmten, daß ſie nicht nur Deutſchland, ſondern auch den Papſt dem Kaiſer unterwürfig und ihn zu einem rechten vollkommenen Kaiſer machen wollten; und offenbar zeugen ſein Character und ſein bisheriges Betragen, ſeine politiſche Lage und ſeine weitern Handlungen dafür, daß er wirklich jenen doppelten Plan hegte. Es entging ſeinem Scharfblicke nicht, wie ſich die Mittelmacht in Deutſchland und das Papſtthum wechſelſeitig unterſtützt hatten, um durch den Raub an der kaiſerlichen Macht reich zu werden. In den vorzüglichſten Unternehmungen ſeines thatenvollen Lebens hatte er hinlänglich die Erfahrung gemacht, wie ſehr die Kraft ſeines Hauſes im Streben nach einer Herrſchaft über Europa eben durch die Reichsſtände und den Papſt gezügelt werde. Trat ihm die Hierarchie nicht in den Weg, wer wollte ihm die Eroberung des ganzen Italiens verwehren? und konnte er als wahrer König die geſammte deutſche Kraft zuſammenfaſſen, wie leicht mußte es ihm werden, den Türken aus Europa zu verdrängen? Wo gab es aber dann noch eine Macht in dieſem Welttheile, die nicht von ſeinem Hauſe erdrückt werden mochte? Als er noch ein Jüngling war, und ſelbſt in Spanien ſeinen Thron kaum befeſtigt hatte, da waren in Deutſchland die gewaltigen Bewegungen des Volkes, vorzüglich der Bauern, welche leicht, zumal da der unmittelbare und ſelbſt der mittelbare Adel und auch die Städte der Fürſten, die gern den Reichsſtädten nachſtrebten, ſchon längſt bereit ſtanden zu einer unmittelbaren Verbindung mit dem Könige der Deutſchen, von einem Kaiſer hätten benuzt werden können, um auf den Trümmern der Mittelmacht, der Nation wieder die Hand zu reichen. Allein jezt, da die Glaubenstrennung ſchon ſo weit gediehen war, ſchien auf eine ſolche Weiſe der Sturz der Reichsſtände nicht mehr bewirkt werden zu können; denn zu welcher Parthei ſich der Kaiſer wenden mochte, zur evangeliſchen oder katholiſchen, ſo ließ ſich vorausſehen, daß die Unterthanen der andern Parthei ſich deſto feſter an ihre Fürſten anſchließen würden. Auch wäre es ſchwer geweſen, durch die Ausführung eines ſolchen Planes, daß die kaiſerliche Majeſtät das Volk zu ſich herauf gezogen hätte, den Papſt ſchnell genug zu demüthigen. Früher konnte dies geſchehen, mit größerem Vortheile für die augenblicklichen Verhältniſſe des Kaiſers vorzüglich in Italien, wenn die Proteſtanten eine Zeitlang in der Spannung wider die katholiſchen Stände und das Papſtthum unterſtüzt, wenigſtens nicht geſtört, dann zu Grunde gerichtet wurden, daß die reichsſtändiſche Macht durchaus nicht mehr gegen die kaiſerliche beſtehen konnte. Nun wäre es freilich für den Ruin der Mittelmacht in Deutſchland das bequemſte Mittel geweſen, wenn die katholiſchen Stände die Waffen wider die evangeliſchen mit Ernſt ergriffen und ſie ſich gegenſeitig entkräftet hätten; allein die Vornehmſten unter jenen ſahen das lezte Ziel, nach welchem der Kaiſer in Deutſchland ſtrebte, und niemand durchſchaute ſeine Plane ſo hell, als eben Herzog Wilhelm von Baiern und ſeine Räthe. Ohne Zweifel, ſagten ſie den Proteſtanten, habe der Kaiſer die Abſicht, die deutſchen Fürſten einen nach dem andern unter das Joch zu bringen. Wenn der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf erſt gefallen wären, ſo gelte es den Herzogen von Baiern. Die übrigen alle, ſonderlich die Biſchöfe, würden ſich dann ſchnell beugen, theils aus Unvermögen, theils aus knechtiſchem Gemüthe. Im Grunde verachte der Kaiſer ſie alle, denn ſich ſelbſt halte er für den Klügſten der Sterblichen, und die Religion brauche er blos zum Mittel für ſeinen Vortheil. So habe er eine Reformationsformel unter der Hand, mit welcher er nichts abzwecke, als den Papſt durch ſie im Zwange zu halten, und die Evangeliſchen durch Erwähnung einer Glaubensverbeſſerung nach ſeinem Nutzen zu lenken, bald ſanfter, bald ſtrenger. Es gebe eine dringendere Gefahr, als welche blos dem evangeliſchen Glauben drohe; Kurſachſen und Heſſen müßten ſich zur Beſchützung der alten Freiheit mit den Herzogen von Baiern vereinigen, und alle Angelegenheit der Religion vorerſt bei Seite ſetzen. *)

Nichts fürchteten der Kaiſer und ſeine Miniſter ſo ſehr, als die Verhandlungen der Herzoge von Baiern

---

*) Seckendorf. 2146. 2147.

mit den Häuptern des ſchmalkaldiſchen Bundes, und jener ſah wohl ein, daß es ihm durchaus nicht gelingen werde, die katholiſchen Stände zum ernſten Kriege wider die Proteſtanten zu bringen. Sein Plan ging nun dahin, daß er dieſe letzten durch eigene Macht gänzlich zu Boden werfen, und dann jenen Hohn ſprechen, zugleich aber durch ein Concilium den heiligen Vater niederdrücken, und als Retter der ächten Religion gegen die Ketzerei ſich über das Haupt der Hierarchie erheben wollte, welches ſich ſo ohnmächtig wider die Ketzer bewieſen hatte. In ſolcher Ausſicht antwortete er denn auch dem Papſte auf ſeine Verwürfe wegen des Reichsabſchiedes zu Speier. „Wenn ein jeder,“ ſchrieb er demſelben, „nach ſeiner Würde und ſeinem Stande ſo tapfer wie er ſich beſtrebt hätte, allen Beſchwerden der Chriſtenheit zu begegnen, ſo wäre ſie nicht in die gegenwärtige Gefahr gerathen. Bald werde er dies dermaßen erweiſen, daß die Schuld auf diejenigen, welchen ſie anhöre, fallen, und die hervorleuchtende Wahrheit allen Irrthum und alle Verläumdung heben werde.*)

Indem der Kaiſer einen ſolchen Plan mit ſich herumtrug, und ſein weiteres Beginnen zeigte, daß er nun ihn raſch auszuführen gedachte, hatte dieſer Entſchluß ohne Zweifel dazu beigetragen, daß er unerwarſet den Frieden mit dem Könige von Frankreich einging. Auffallend mußte es immerhin für alle Reichsſtände ſeyn, daß er, ohne ihnen im geringſten davon Kunde zukommen zu laſſen, ſo raſch einen Krieg endigte, in welchen er ſie ſo eifrig verwickelt hatte. Da durch Vermittlung der Beichtväter des kaiſerlichen und franzöſiſchen Hofes vorzüglich der Friede bewirkt war, ſo konnte dieſer Umſtand den Argwohn der Proteſtanten vermehren, daß man nur darum ſich den Oelzweig gereicht habe, um ihnen den Untergang deſto ungehinderter zu bereiten, obgleich der Papſt, wenn die Beichtväter auch auf ſeinen Antrieb handelten, noch ſonſt Gründe genug haben konnte, warum er die franzöſiſche Macht nicht ganz vor der kaiſerlichen verſinken laſſen wollte. So viel war aber gewiß, daß unmittelbar nach dem Frieden zu Creſpy die Zeichen immer drohender wurden, welche verkündeten, daß der Kaiſer einen gänzlichen Bruch mit den Proteſtanten abzwecke. *)

---

*) Seckendorf. [illegible]

Man wollte am kaiſerlichen Hofe Briefe des Kurfürſten von Sachſen gefunden haben, daß er im Bunde mit dem König von Frankreich ſtehe, und Geld von demſelben bekommen habe; und wenn man gleich auf die Betheurungen Johann Friedrich's, daß die ſchändlichſte Verläumdung dieſes ſage, zu verſtehen gab, daß einigermaßen ein Irrthum bei der Beſchuldigung

---

*) **Seckendorf.** 2508.

obgewaltet: ſo blieb ohne Zweifel durch den Eindruck derſelben Erbitterung zurück. Die oberländiſchen Städte, welche in vielfacher Handelsverbindung mit Italien ſtanden, erhielten Nachricht, welchen Jubel der päpſtliche Hof über den Frieden zwiſchen Carl und Franz verriethe, und ſowohl in Italien als Deutſchland erhoben die katholiſchen Pfaffen ihre Häupter, und fingen nach dem Ausdrucke des Stadtſchreibers von Augsburg ſchon an zu gumpen.

Der König von Frankreich wurde von ihnen nun der allerchriſtlichſte geprieſen, wiewohl er vorher ärger als der Türke von ihnen geſchmäht war. Eine gewaltige Beſorgniß ging durch die evangeliſche Parthei. Beſonders furchteten die Augsburger das Gerücht, daß der nächſte Reichstag in ihrer Stadt gehalten werden ſollte, indem ſie beſorgten, der Kaiſer möge dieſelbe zum Sitze des Krieges machen und damit beginnen, daß er Biſchof und Kleriſei wieder einführe, und ihnen ihre geiſtliche und weltliche Freiheit nehme. Als ſie bei den Häuptern des ſchmalkaldiſchen Bundes deshalb um Rath nachſuchten, ſagte ihnen der Landgraf: ſie ſollten Johannes mit dem goldenen Munde zum Heiligen annehmen, einige tauſend Gulden an die kaiſerlichen Miniſter ſpenden, damit der Reichstag von ihren Mauern fern bleibe. Allgemeine Sorge aber erregte es bei den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten, daß Herzog Heinrich in den Niederlanden und im Erzſtifte Bremen Rüſtungen zur Wiedereroberung ſeines Landes veranſtaltete. Die Proteſtanten erklärten gegen den Kaiſer, daß ſie das Herzogthum unmöglich in ſeine Hände bis zur Entſcheidung des Streites geben könnten, wenn **Heinrich** nicht ſeine Fehdeanſtalten unterließe; und konnten keine Antwort erhalten, als „daß man dermalen vom Herzog nichts zu befahren habe, man ihn aber im Stich laſſen würde, wenn er Gewaltthätigkeiten anfinge." *) Zu allen dieſen Beſorgniſſen im Herbſte des Jahres 1544 kam noch eine Bulle des Papſtes, worin er zwei Monate nach dem Frieden von Creſpy das Concilium von Trient, welches aufgelöſt war, weil es wenig beſucht worden, und bisher ſowohl dem päpſtlichen als dem kaiſerlichen Hofe es wenig Ernſt mit demſelben geweſen, von neuem und mit einem Triumph ausſchrieb, der es den Proteſtanten zu ſagen ſchien, daß nun die beiden Häupter der Chriſtenheit ſich zu ihrer Verdammung vereinigt hätten. **) Schreckliche Vorſpiele eilte man in mehreren katholiſchen Ländern zu geben, indem die Hinrichtungen der Lehrer und Bekenner des evangeliſchen Glaubens häufiger als je waren. ***) Das Blut der Chriſten ſchreie gen Himmel, ſchrieben die Theologen von Wittenberg, und es ſey zu fürchten, daß große

---

*) **Seckendorf.** 2506—2508. 2511. 2512.

) **Sleidan. 354.

***) **Seckendorf.** 2530. **Sleidan.** 356.

Strafen folgten; denn dieſes Morden und Brennen könne nicht lange dauern. Um ſich aber mit Unſchuld in der unglückſchwangern Zeit emporrichten zu können, arbeiteten ſie an einer Reformationsformel, die ſo mild, wie irgend möglich ſeyn und auf dem nächſten Reichstage vorgelegt werden ſollte. Auch ward ſie ſo gelinde verfaßt, daß ſelbſt der kurſächſiſche Canzler ſeine Freude, Luther's Rumorgeiſt in dieſer köſtlichen und guten Schrift nicht zu finden, keinesweges verbergen konnte. Nur bat er noch ſeinen Herrn, daß er dieſelbe in die lateiniſche Sprache durch Melanchthon möchte übertragen laſſen, deſſen milde Schreibart in Stellung des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes ſo viel gefruchtet habe. Dann würden die zornigen und giftigen Pfaffen der Gegenparthei durch die Verwerfung dieſer Reformationsformel gewiß bei dem Kaiſer ſelbſt ihr Anſehen verlieren. Luther könnte zu anderer Arbeit aufgeſpart werden, und man müſſe nur abwarten, wo des Papſtes Bosheit mit dem Concilium hinaus wolle; dann würde es Rath ſeyn, daß Doctor Martin mit der Bindart weidlich zuhaue, wozu er auch durch die Gnade Gottes mit reicherem Geiſte begabt ſey als andere.

So leuchtet noch hieraus hervor, wie mitten unter allen Aufklärungen über Carl's Plane der kurſächſiſche Hof in der Verblendung beharrte, daß der Kaiſer wirklich um eine Glaubensverbeſſerung Sorge frage, und nach keinem andern Ziel in Deutſchland ſtrebe; und in dieſer Verblendung zogen die Bevollmächtigten der meiſten Proteſtanten nach Worms auf den Reichstag. *)

---

*) **Seckendorf.** 2349. 2377—2380.

Fünftes Capitel.

Inhalt.

Standhaftes Betragen der evangeliſchen Parthei auf dem Reichstag zu Worms gegen die Schlauheit Carl's und ſeiner Miniſter. Verhandlung wegen der wittenbergiſchen Reformationsformel, wegen des Conciliums zu Trient; der Kaiſer durch den franzöſiſchen Geſandten betrogen. Höchſt zweideutiger Reichsabſchied. Verſchiedene Umſtände auf dem Reichstage, welche den Argwohn der Proteſtanten gegen den Kaiſer hätten ſpannen ſollen. Halbe und ſchwankende Maaßregeln derſelben.

Faſt ſchlauer und hinterliſtiger als je ward diesmal mit der evangeliſchen Parthei unterhandelt. Der Kaiſer kam erſt nach Eröffnung des Reichstages nach Worms, entweder wirklich durch Krankheit verhindert, früher zu erſcheinen, oder mit Abſicht zögernd, um ſeinen Bruder Ferdinand durch das Vorſpiel und Vertröſtungen gegen die Proteſtanten auf ſeine Ankunft erſt gewinnen zu laſſen, was man von ihnen erhalten wollte, um dann ihrem Begehren deſto leichter auszuweichen zu können.

Wiederum, hieß es, wäre die Gefahr, womit die Türken drohten, ſo dringend, daß man ſchnell Hülfe wider ſie beſchließen möchte. Es ſey durchaus jetzt keine Zeit über die Reformation zu unterhandeln, und überdies wäre für dieſelbe ja ſchon ein Concilium ausgeſchrieben. Gewänne es aber wider Vermuthen das Anſehen, daß dieſes Concilium nicht wirklich Beſtand erhielte: ſo ſollte noch vor dem Ende dieſes Reichstages ein neuer angeſetzt werden, welcher ganz der Glaubensverbeſſerung geweiht wäre.

Allein mit männlicher Entſchloſſenheit beſtanden die evangeliſchen Geſandten darauf, daß ſie das Concilium welches nach Trient ausgeſchrieben worden, nicht für ein rechtmäßiges, nicht für das auf Reichstägen verheißne halten könnten. „Offenbar ſey ſchon alles ſo eingerichtet, daß der Papſt ſich das Richteramt auf demſelben anmaßen und Niemand dort mit der Stimme aufkommen laſſen werde, als wer für ihn in Eideskraft verſtrickt ſey. Auf einem freien Concilium könne derſelbe nur als Parthei erſcheinen, und nimmermehr dürfte der Friede, welcher ihnen bis zum Verein wegen der Religion zugeſagt ſey, mit der Verſammlung zu Trient ſein Ende erreichen. Auf jener Bedingung, daß eine freundliche und chriſtliche freie Handlung den Zwieſpalt in der Kirche heben ſolle, ruhe der Frieden der deutſchen Nation, und ſie würden nichts als dieſelbe begehrt haben; wenn jetzt nicht das päpſtliche Concilium ſie aufzuheben drohe. Sie müßten daher noch eine beſtimmte Erklärung fordern, daß der Friede ohne alle Rückſicht auf daſſelbe fortdauern ſolle. Nur auf dieſen Fall könne man ſich zu einer Hülfe wider den Feind der Chriſtenheit verpflichten, damit ein jeglicher ſich ſeiner Habe, des Weibes und der Kinder halben in Sicherheit wüßte; denn ſonſt wäre ihnen einerlei, ob der Türke oder ein anderer ihr Glück raubte. Mehr aber als jene Erklärung ſey noch zu wünſchen, wenn man noch auf dieſem Reichstage das Werk der Reformation mit Gottesfurcht beginnen wollte; es würde ohne Zweifel wohl von Statten gehen."

Als die Proteſtanten ſo beſtimmt und feſt ihren Entſchluß darlegten, äußerte König Ferdinand, der Kaiſer ſey auf dem Wege nach Worms, und bis zu deſſen Ankunft ſollte man die Verhandlung wegen der Glaubensverbeſſerung und des Conciliums verſchieben; inzwiſchen möchte man den Punct wegen des Krieges mit den Türken abhandeln. Aber die evangeliſche Parthei war weit entfernt, ſich mit einem Schluß hierüber vor der Ankunft des Kaiſers und der Entſcheidung ihres Wunſches zu befaſſen.

Wie Carl nach Worms kam und gewahr wurde, daß die Geſandtſchaften der Proteſtanten keinen Schritt von dem Entſchluß wichen, welchen ſie einmal dargeſtellt hatten, gedachte er des vorigen Reichstages, wie trefflich ſeine Gegenwart und Unterredungskunſt auf die Gemüther der evangeliſchen Fürſten gewirkt hatten, und wünſchte daher nichts ſehnlicher, als daß wenigſtens der Kurfürſt von Sachſen nach Worms kommen möge. Einigemale äußerte er dieſen Wunſch gegen die ſächſiſchen Bevollmächtigten, und ſchickte endlich ſogar einen beſondern Geſandten ab, um ihn zu dieſer Reiſe zu bewegen. Allein Johann Friedrich erklärte feſt, nur auf den Fall, daß der Kaiſer verſpräche, ein freies chriſtliches Concilium ſtatt des päpſtlichen zu Trient zu veranſtalten, wolle er auf den Reichstag kommen, und dann einen ſolchen Zweck mit Rath und That befördern. Luther hatte hierüber eine große Freude; denn des Gegentheils Anſchläge, ſagte er, wären offenbar; man ſuche nichts, als den Kurfürſten mit glatten Worten zu bereden, das Concilium zu Trient anzunehmen, oder ihn auf andere Weiſe zu beſtricken. Wirklich bot man auch alles zu Worms auf, um die evangeliſche Parthei mit jenem in Verbindung zu bringen. Mit einer Freundlichkeit, wodurch er ſchon öfters die Herzen gewonnen und ſeine Abſichten erreicht hatte, behandelte der Kaiſer ihre Geſandten, und dankte ihnen für dasjenige, was vor ſeiner Ankunft verhandelt ſey, wiewohl durchaus nichts ausgemacht war. Granvella verſicherte den kurſächſiſchen Geſandten, wie geneigt der Kaiſer zu einer Reformation ſey, und wie gut es ſeyn würde, wenn man die Reformationsformel der wittenbergiſchen Theologen, von welcher er gehört habe, ihm mittheilen wolle, zumal da ſie häufig ſich hätten vernehmen laſſen, daß ſie das Licht nicht ſcheueten, ſondern ihre Sache gern an den Tag brächten. Wenn der Kaiſer fände, daß jene Reformationsformel zur Ehre Gottes und Verbeſſerung der chriſtlichen Kirche gereiche: ſo würden er und der Vicecanzler Naves dieſelbe mit großem Fleiß befördern. Doch müßte man die Sache ſehr geheim halten, denn ſie beide wären bei dem katholiſchen Theile ſehr verdächtig. Nachher fügte Naves noch hinzu, daß die Reformationsformel vom Kaiſer ſelbſt unterſucht werden ſolle, damit er eine helle Einſicht in die Angelegenheiten bekomme, denn er ſey täglich mit dem Pfaffenvolk umgeben, das ihm viele falſche Gedanken vorſchwatze. Jetzt wäre ein herrlicher Zeitpunct dazu, weil Kaiſer und Papſt durchaus in keinem guten Vernehmen wären; da dieſer jenem manchen böſen Streich geſpielt habe.

Allein die Reformationsformel, wenn es auch den kaiſerlichen Miniſtern mit ihren Verheißungen Ernſt geweſen wäre, konnte troz ihres geprieſenen milden Geiſtes, in der Geſtalt, wie ſie ihnen mitgetheilt wurde, nicht ihren Beifall erhalten; denn der kurſächſiſche Geſandte hatte wohlbedächtlich diejenigen Artikel ausgelaſſen, nach welchen den Biſchöfen und großen Capiteln faſt ihr ganzes altes Anſehen und ihre Rechte bleiben ſollten, und um derentwillen **Melanchthon** dieſe Formel einen Beweis für die Gegenparthei genannt hatte, daß ſie nicht nach ihrer Hoheit und ihren Gütern trachteten. *)

Zu andrer Zeit ſtellte man den Geſandten der Proteſtanten vor, daß der Kaiſer ja ſeiner eigenen Ehre willen das Concilium zu Trient nicht verwerfen dürfe, da er die Chriſtenheit ſo lange in Bewegung geſetzt habe, um es zu Stande zu bringen. Sie ſollten nur Geſandte hinſchicken, denn alles würde eine andere Geſtalt auf dem Concilium erhalten, wenn die Nationen ernſthaft an demſelben Theil nähmen, und durch ihr Gewicht die Entſcheidungen des Papſtes niederdrückten. Der Kaiſer ſey wenigſtens geſonnen, gegen denſelben ſich nicht das geringſte von ſeinem Anſehen zu vergeben. Allein wider die Schlüſſe des Conciliums könne er ſich ſelbſt nicht, viel weniger den Evangeliſchen Sicherheit verſchaffen. Auf demſelben ſollten ſie ihren Argwohn, ihre Klagen wider den heiligen Vater laut werden laſſen und dadurch den Handlungen ſogleich eine heilſame Wendung geben. Sollten ſie aber nicht durchdringen können, ſollte man durch das Concilium keine Kirchenverbeſſerung gewinnen, welche den Rechten, der Vernunft und den Bedürfniſſen des Zeitalters entſpräche:

---

*) **Seckendorf.** 2549.

ſo wollte dann der Kaiſer ſich mit den Ständen über eine ſolche berathſchlagen.

Gegen dieſe Verheißungen konnten die Proteſtanten mit Recht einen Grund anführen, deſſen ſich die Gegenparthei ſonſt für ſich bediente, daß nämlich das Oberhaupt des Reiches ſich ſelbſt nicht, viel weniger die Evangeliſchen gegen die Schlüſſe des Conciliums ſchützen könne. Der Gegentheil, ſagten ſie, würde nichts darauf geben, wenn auch der Kaiſer nach dem Ende der päpſtlichen Verſammlung eine neue Handlung vernehmen wolle. Auch möchte der Papſt mit ſeinem Anhang leicht überein kommen, ihnen den Schein einer Reformation hinzugeben, aber es ſpräche nicht ein einziger triſtiger Grund dafür, daß er eine ſolche beginnen werde, welche dem ewigen Worte Gottes und dem Gebrauch der unverdorbenen apoſtoliſchen Kirchen gleich komme. Daher dürften ſie, wenn auch andere Nationen ſich dem Concilium zu Trient unterwerfen ſollten, ihrem Gewiſſen und ſtarken Ausſprüchen heiliger Schrift zuwider, das Urtheil über Glaubensverbeſſerung nicht ihrem Widerſacher anheim ſtellen.

Der Kaiſer bediente ſich ſogar des franzöſiſchen Geſandten auf dem Reichstage, um die evangeliſche Parthei zur Anerkennung des Conciliums zu bewegen, indem er dadurch, wenn König Franz ſelbſt ſie dazu ermahnte, ihr einen Wink geben wollte, daß ſie auf franzöſiſche Hülfe nicht rechnen könnte, wenn man ihre Hartnäckigkeit mit den Waffen zu bezwingen ſuchen ſollte. Allein der Geſandte, welcher ſeinen Auftrag den Abſichten des Kaiſers und der Verabredung zwiſchen dieſem und ſeinem Könige gemäß öffentlich ausrichtete, ſtärkte insgeheim die kurſächſiſche Geſandtſchaft und machte den Proteſtanten zur Bundesfreundſchaft ſeines Herrn Hoffnung, worüber freilich der Kurfürſt urtheilte, daß man den falſchen Franzoſen nicht trauen und Gehör geben müſſe.

Alle Ueberredungskünſte und Mittel, die evangeliſche Parthei zur Anerkennung der Kirchenverſammlung zu Trient zu bewegen, waren umſonſt aufgeboten, und eben ſo vergeblich ſuchte man auch dem Einwurfe, daß Trient mehr eine welſche als deutſche Stadt ſey, dadurch zu begegnen, daß man in Deutſchland das Concilium nicht halten dürfte, weil man den Papſt und ſeine Biſchöfe hier gegen die Mißhandlungen des Pöbels nicht ſchützen könne. Endlich ſchien es, als wenn der Kaiſer ſich den Vorſchlag von Kurpfalz gefallen laſſen wollte, daß man nämlich ein deutſches Nationalconcilium halten, und den hier geſchloßnen Vergleich nach Trient ſenden, den letzten Frieden aber auch bewahren ſollte, wenn das Concilium daſelbſt den Vergleich nicht genehmige. Carl konnte leicht dieſem Vorſchlage ſeinen Beifall geben, um die Täuſchung zu vermehren, als liege ihm blos an Wiederherſtellung der Eintracht in der Kirche und an Glaubensverbeſſerung; denn er durfte ſicher darauf rechnen, daß die meiſten katholiſchen Stände ſich denſelben nimmermehr würden gefallen laſſen.

Endlich entſchloß er ſich, als er den Proteſtanten keinen Vortheil abgewinnen konnte, noch einen neuen Reichstag und ein Religionsgeſpräch zu veranſtalten, dem Scheine nach um keinen Verſuch zur Beilegung aller Fehde ungebraucht zu laſſen. Doch konnte die evangeliſche Parthei ihn nicht dahin bringen, daß die Worte des Abſchiedes von Speier wegen Feſthaltung des Friedens bis zu einer freundlichen Vereinigung in dem gegenwärtigen wiederholt wurden. Selbſt wollte er jenen nicht einmal namentlich in dieſem beſtätigt haben; ſondern nur im allgemeinen ſollten alle vorige Abſchiede in dem jetzigen als wirkſam angezogen werden; dabei möchten dann die Evangeliſchen zu erkennen geben, daß ſie dadurch namentlich den letzten von Speier bekräftigt glaubten. Außerdem aber waren manche Ausdrücke des Reichsabſchiedes ſo geſtellt, daß die Deutung derſelben durch böſen Willen leicht ſchlüpfrig werden konnte, und ſchon der Anfang, daß die wichtigſten Sachen auf dem Reichstage nicht hätten abgehandelt werden können, weil die Fürſten abweſend waren, warf ein gehäſſiges Licht auf die ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten.

Ohne Zweifel lag dem Kaiſer deshalb ſo viel daran, daß die Proteſtanten an der Kirchenverſammlung zu Trient Theil nehmen ſollten, weil er dann für ſeinen zwiefachen Plan, durch die Unterdrückung der evangeliſchen Stände der Mittelmacht in Deutſchland überhaupt den Sturz zu bereiten, und der Hierarchie Abbruch zu thun, ſich in jeder Hinſicht zum vollkommnen Kaiſer zu machen, das Concilium am beſten benutzen konnte. Es war vorauszuſehen, daß die Proteſtanten auf demſelben mit einer frommen Wuth das Gebäude der päpſtlichen Macht beſtürmen und der heilige Vater dagegen und die eifrigen Biſchöfe von der katholiſchen Parthei alles aufbieten würden, um die Ketzer bis zur Wurzel auszurotten. War erſt durch dieſe und ihre Bewegungen auf einer Verſammlung der ganzen Chriſtenheit bis zur gänzlichen Unhaltbarkeit das hierarchiſche Syſtem zerrüttet: ſo konnte er dann als Beſchützer der chriſtlichen Religion auftreten, und die Ketzer zu Boden drücken, daß keine katholiſche Macht ſich ihm entgegen ſtellen, und am freien Triumph hindern durfte, ohne den Fluch der Kirche auf ſich zu laden. Da nun aber jeder Verſuch, die Proteſtanten zur Theilnahme an dem ausgeſchriebenen Concilium zu bewegen, bisher mißlungen war: ſo mußte Zeit zu neuen Verſuchen, oder, wenn auch dieſe ſogleich ſcheiterten, wie ſich erwarten ließ, zur Sammlung der Kräfte wider die evangeliſche Parthei gewonnen werden. Eben darum mochte er die ausdrückliche Wiederholung der Friedensverſicherung bis zu einer chriſtlichen Vereinigung im letzten Abſchiede wohl nicht geſtatten wollen. Er brachte wenigſtens einen Vorwurf weniger auf ſich, wenn er glaubte losſchlagen zu müſſen, und nun der Schleier von ſeiner Verſtellung ganz weggezogen wurde. Unnöthigerweiſe ladet aber der Mann, welcher planvoll trügeriſche Netze ſtellt, keinen Vorwurf der Verſtellung auf ſich. Außerdem mochte Carl vielleicht durch das ſchwankende, was er jener Friedensverſicherung ſchien geben zu wollen, die Proteſtanten etwas ſchrecken, daß ſie ſich noch verſtanden, eine Geſandtſchaft nach Trient zu verſprechen; wenn auch nicht eine kleine Laune wider ſie dabei obwaltete, weil er von ihnen ſo gar nichts auf dem Reichstage hatte gewinnen können. Daß die Proteſtanten ihr Vertrauen gänzlich von ihm wegwenden möchten, fürchtete er nicht bis zu dem Augenblicke, da er die Waffen gegen ſie gerichtet hatte. Noch am Ende dieſes Reichstages ſagten ſie ihm, daß ſie in ſeine Majeſtät kein Mißtrauen ſetzten, aber ihres Gegentheils geheime Gänge wären ihnen mit Recht verdächtig. Dennoch war auf dieſem Reichstage Manches geſchehen, was ihnen nicht blos gegen die katholiſche Parthei, ſondern auch gegen den Kaiſer trotz ihrer Verblendung hätte Argwohn einfließen müſſen, wenn das ſo wahre Licht, welches ihnen die Baiern über die Plane deſſelben gegeben, auch keinen Eingang bei ihnen gefunden, wenn alles Vorhergegangene des Kaiſers Redlichkeit ihnen nicht verdächtig gemacht hatte.

Durfte doch ein italiäniſcher Mönch, welcher zu Worms vor dem Kaiſer und ſeinem Bruder Ferdinand predigte, es wagen, ihn öffentlich aufzufordern, daß er ſeiner heiligſten Pflicht endlich nachkommen, und die Anhänger Luther's vertilgen ſolle, denn es wäre eine Schande, daß die Sonne noch länger die beſcheinen ſollte, welche das Reinſte verunreinigten und um deren Unſinnigkeit willen täglich viele tauſend Menſchen mit ihrem ewigen Heil in Gefahr ſtünden, die Gott dereinſt von ihm fordern werde, wenn er nicht ſchnell dazu thäte. Zwar äußerte Granvella darüber den heftigſten Zorn; aber eben dieſer Umſtand hätte die Proteſtanten, welche endlich dieſen Miniſter der tiefſten Falſchheit fähig hielten, auf den Argwohn leiten ſollen, daß der Kaiſer bald über ſie herfallen werde, und man erboſt ſey, weil der Mönch ſie ſo wüthend aufſchreckte, und einigermaßen das Geheimniß verrieth. Allein eine ſolche Wirkung ward nicht dadurch bei ihnen hervorgebracht, ſondern man ſuchte ſich nur durch ähnliche Schmähungen zu rächen. Luther's Buch von den Concilien und wider das Papſtthum, in welchem er wirklich nach dem Ausdrucke des kurſächſiſchen Canzlers mit der Bindart weidlich zugehauen hatte, wurde auf Befehl des Kurfürſten von Sachſen auf dem Reichstage ausgetheilt. Selbſt mehrere von den evangeliſchen Ständen mißbilligten dieſen Schritt, welcher nur Erbitterung bewirken konnte; König Ferdinand aber, der die Schrift ganz las, beſchämte wahrhaftig die kurſächſiſche Parthei durch ſein mildes Urtheil, daß Luther nicht übel geſchrieben hätte, wenn nur die vielen böſen Worte heraus wären; und der Kurfürſt hätte ſich gegen die Schaam nicht mit der Aeußerung wehren ſollen, „Doctor Martin habe einen ſonderlichen Geiſt, welchem weder ſeine beiden Vorgänger, noch er jemals eine Maaße gegeben hätten; auch dringe nicht ein jeder in deſſen Abſicht ein, wider das Papſtthum ſey er beſonders erweckt worden, daß er es zu Boden ſtoßen ſolle, welches zu bekehren, unmöglich ſey, und deshalb wären die guten Worte auch nicht vonnöthen!“

Argwöhniſcher aber als die wüthende Predigt des italiäniſchen Mönches und das Benehmen des kaiſerlichen Hofes bei derſelben hätte die Proteſtanten gegen dieſen die Erſcheinung des Cardinals Farneſe, des Nepoten des Papſtes, auf dem Reichstage und die geheimen Verhandlungen deſſelben mit dem Kaiſer machen ſollen. Der vornehmſte Zweck ſeiner Sendung war wohl, den Kaiſer zu erforſchen, wie eigentlich ſeine Abſicht mit dem Concilium war, und ob der heilige Vater von demſelben, wenn es wirklich in Gang kam, etwas zu fürchten haben werde. Aus Granvella's Aeußerungen konnte der Cardinal nicht anders als abnehmen, daß der Kaiſer eigentlich das Concilium verwünſche. Sobald die Evangeliſchen, hörte er, den Anfang des Conciliums vernähmen, würden ſie gewiß zu den Waffen greifen und Italien ſelbſt anfallen; von den katholiſchen Reichsſtänden ſey alsdann keine Hülfe zu erwarten, weil es ihnen an Kraft und Entſchluß fehle.

Nicht lange aber blieb dem Legaten verborgen, daß des Kaiſers wahre Abſicht ſey, die Proteſtanten nur zu täuſchen, und noch länger im friedlichen Schlummer zu erhalten; und er glaubte nun den Plan deſſelben ganz zu durchſchauen, von welchem er doch die Hälfte nicht erblickte, welche wider den römiſchen Hof gerichtet war. Höchſtens meinte er in der Verſtellung Carl's, neben dem Entſchluſſe, die Ketzer wirklich mit Krieg zu überziehen, noch die Abſicht zu erblicken, durch ſeine ſchwankenden Aeußerungen wegen des Conciliums den heiligen Vater dahin zu bringen, daß er auch ſeine eignen Kräfte zur Unterdrückung der Proteſtanten durch die Gewalt der Waffen mit Ernſt anſtrenge. Auf ſolche Nachrichten war der Papſt ſehr damit zufrieden, wenn der Anfang der Handlungen zu Trient noch verſchoben wurde. Waren die evangeliſchen Stände ſchon früher unterdrückt, ſo hatte er von der Reformation, welche das Concilium vornehmen ſollte, viel weniger zu fürchten.

Der Inhalt dieſer geheimen Verhandlung zwiſchen dem Kaiſer und dem päpſtlichen Abgeordneten mochte freilich ein Geheimniß für die Proteſtanten ſeyn; doch die Verhandlung ſelbſt mußte ſie in der gegenwärtigen Lage gegen den Kaiſer ſehr ſpannen. Am deutlichſten aber ſagten ihnen, daß er bis zum Aeußerſten wider ſie entſchloſſen ſey, die Schritte, die er ſich gegen den Erzbiſchof Herrmann von Cöln erlaubte, welcher auf dem Reichstage ſeine Geſandten ganz auf der Seite der

Evangeliſchen handeln ließ. Die Geiſtlichkeit und Univerſität von Cöln hatten nämlich, als ſie vergebens ſich der weitern Reformation mit allen ihren Kräften entgegengeſtellt, und das Domcapitel den Befehl des Kaiſers gegen alle Unterthanen des Erzbiſchofes, die vom lutheriſchen Gift angeſteckt wären, die äußerſte Strenge zu gebrauchen, wenigſtens ſeinen meiſten Gliedern nach, mit Freude vernommen hatte, ſich an den Papſt und Kaiſer, die beiden Oberhäupter der Chriſtenheit gewandt, und bei ihnen Schutz für die rechtgläubige Kirche geſucht. Da ließ ihnen Carl durch Briefe von Worms aus, ſeinen Schutz und Schirm verkünden, und gebot bei Strafe der Acht, daß ihnen Niemand an ihrer Religion und in Beſitzung ihrer Güter, Zölle und Gerechtigkeiten hinderlich ſeyn ſolle. Er ging ſogar ſo weit, daß er mit Verachtung aller Rechte des kurfürſtlichen Collegiums den Erzbiſchof beſchied, binnen dreißig Tagen vor ihm zu erſcheinen, oder einen Gewalthaber zu ihm zu ſenden, um ſich gegen die geſchehene Anklage zu vertheidigen, wozu noch das Gebot kam, daß er binnen dieſer Zeit keine Neuerung vornehmen, und das Veränderte in die alte Ordnung zurückſtellen ſolle. Mündlich ſagte er noch dem Erzbiſchofe, daß der Papſt entſchloſſen ſey, ihm ſeine erzbiſchöfliche Würde zu nehmen, womit dann auch der Verluſt der Kur verbunden wäre. Vielleicht glaubte er aus Unkunde der deutſchen Verfaſſung, daß dieſe Verbindung wirklich nach ihr nothwendig ſey. Vielleicht hielt er ſie nur wegen der Zeitumſtände für unausweichbar. Wenigſtens war er mit dem Papſt übereingekommen, daß er aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit wider den Kurfürſten verfahren wolle, indem der römiſche Hof ihn als Ketzer ſeines Erzbisthumes entſetzen ſolle, daß er alſo nach ſeiner Meinung doch nicht freie Gewalt mit der Kur und der erzbiſchöflichen Würde zu ſchalten zu haben ſchien.

Auf demſelben Reichstage, der angeordnet war, um einen freundlichen, chriſtlichen Vergleich wegen der Religion zu ſtiften, und auf welchem ſtatt der Verhandlung über denſelben ſo manches Zeichen drohte, daß die evangeliſche Parthei am Rande des Verderbens ſtand und nur durch kräftige, entſchloßne Maaßregeln ſich retten konnte, faßte ſie in ihren beſondern Verſammlungen keine andere Beſchlüſſe, als, daß jeder es für ſich ſelbſt ſo halten, und ſein Volk von den Canzeln herab ſo ſollte ermahnen laſſen, daß man ſähe, wie das Evangelium rechtſchaffene Früchte brächte; daß ferner auch jeder Stand durch tüchtige Männer die Urſachen darſtellen ſolle, warum er das Concilium zu Trient durchaus nicht anerkennen dürfe, und daß man eine Geſandtſchaft zur Beförderung des Friedens zwiſchen England und Frankreich abſenden wolle. Die Früchte der evangeliſchen Lehre im ſittlichen Leben wollte man mit Gewalt hervortreiben; und ſie ſtand in Gefahr, ganz unterdrückt zu werden: den Frieden wollte man zwiſchen fremden Mächten befördern; und war ſo nahe daran, ihn im Innern des eigenen Vaterlandes zu verlieren. *)

---

*) **Sleidan.** [illegible]. 300. 357—360. 364—368. **Seckendorf.** 2413—[illegible]. [illegible]. 2455—2456.

Sechſtes Capitel.

Inhalt.

Verein auf dem Reichstage zu Worms über das Herzogthum Braunſchweig. **Heinrich's** Wuth über dieſen Verein. Geheimer Grund derſelben. Er beginnt den Krieg. **Philipp's** Aufforderung an den kurſächſiſchen Hof, daß die evangeliſche Parthei ins Feld ziehen ſolle. Vielfache Gründe dazu. Träges Benehmen des Kurfürſten von Sachſen. Zuſammenziehung der Macht ſchmalkaldiſcher Bundesgenoſſen. Herzog **Moriz** von Sachſen mit ihnen zur Verwunderung des Herzogs von Braunſchweig. Unterhandlungen durch ihn zwiſchen den Heeren in der Nähe von Nordheim. Schlacht. Gefangennehmung des Herzogs von Braunſchweig und ſeines Prinzen. Freude **Luther's** über dieſen Sieg. Betragen des Kaiſers bei der Nachricht davon.

Wenn ſo Manches, das auf dem Reichstage zu Worms verhandelt wurde, die Proteſtanten zu den Waffen hätte aufrufen ſollen und ſie nur tiefer in Unentſchloſſenheit verwickelte, ward dennoch ein Punct, welcher daſelbſt von ihrer Seite offenbar mit der Rückſicht, die Gefahr eines jeden Waffengeräuſches zu verſcheuchen, behandelt war, wirklich Veranlaſſung, daß die Kriegsflamme plötzlich aufſchlug. Die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes ließen ſich endlich bewegen, das Herzogthum Braunſchweig bis zur rechtlichen Entſcheidung der ganzen Fehde mit Heinrich in die Hände des Kaiſers zu geben, damit er es durch Inhaber, die ihre Genehmigung hätten, verwalten laſſen ſollte. Ausdrücklich ward in der Sequeſtrationsformel feſtgeſetzt, daß während dieſer Zeit an den Einrichtungen, welche ſie in demſelben getroffen, nichts verändert werden durfte. *)

Dieſer Zuſatz hatte ſie die Uebereinkunft leichter eingehen laſſen, wiewohl ſie mancherlei Gründe hatten, ſie zu wünſchen. Die übrigen Bundesverwandten hatten ihre entſchiedene Abneigung wider die ganze Unternehmung, die ihnen den gehäſſigen Beſitz eines Landes verſchaffte, welches ihnen keinen unmittelbaren Gewinn brachte, ſondern große Koſten verurſachte, immer beibehalten. Mehr aber als dieſes wirkte auf den Kurfürſten und den Landgrafen die Ausſicht, daß Heinrich ſeine Drohungen und Rüſtungen in Hinſicht auf die Wiedereroberung ſeines Herzogthums zum Ziele führen möchte. Dann war der Krieg unvermeidlich, und wahrſcheinlich das Feldgeſchrei zu einem allgemeinen Kriege erhoben.

---

*) Hortleder. I. B. 4. C. 19.

Aller Hoffnung nach gingen ſie dieſer Gefahr aus dem Wege, wenn ſie das Herzogthum dem Kaiſer übergaben, welcher auch jeden und namentlich den Herzog Heinrich bei dem geringſten Verſuch wider die getroffene Abrede mit der Strafe bedrohte, die auf den Bruch des Landfriedens ſtand, ſo wie er ſtrenge Hülfe wider einen ſolchen Verbrecher gelobte. *)

Herzog Heinrich war während des Reichstages, da dieſer Verein über ſein Land geſtiftet wurde, am franzöſiſchen Hofe, wo er ſich erbot, eine Schaar von Landesknechten, die in Sachſen für engliſchen Sold wider Frankreich geworben wurden, ſchnell zu zerſtäuben, wenn der König ihn nur mit einigen tauſend Kronen unterſtützen wolle. Als er mit dem Gelde nach Deutſchland kam, ward ihm der kaiſerliche Befehl wegen der Verfügung über ſein Herzogthum mitgetheilt. Mit Ungeſtüm widerſprach er demſelben, gedachte nicht mehr ſeiner Verheißung gegen Frankreich, ließ die Landesknechte in Sachſen ſich ruhig ſammeln, und verwandte das empfangene Geld auf ſeine eigene Rüſtung. Nichts war dem Anſcheine nach thörichter, als dieſe unzeitige Hitze; denn aller Hoffnung nach ward ihm durch des Kaiſers Spruch ſein Land wieder zugetheilt, wenn der Friede in Deutſchland fortdauerte; und würde die evangeliſche Parthei durch einen Krieg niedergeworfen, ſo

---

*) Hortleder. l. c. Seckendorf. 2432.

ſchien es ihm gar nicht entfliehen zu können; behielt ſie aber die Oberhand, ſo war ſein Land ohne Zweifel verloren, auch wenn er es jetzt glücklich wieder erobert hätte. Aber Heinrich kannte eben ſo gut und vielleicht noch ſicherer, als Baiern, den eigentlichen Plan des Kaiſers, und verſicherte ſpäterhin: ſeine Seele ſolle ewiglich verdammt und des Teufels ſeyn, wenn der Kaiſer nicht Deutſchland gar zerreißen und alle Fürſten zu Bettlern machen wollte; nur ein Eid verhindere ihn, das Geheimniß nach ſeinem ganzen Umfange zu offenbaren. Sicher fürchtete er daher, daß ſein Land, wenn die evangeliſchen Stände von Carl niedergeworfen wären, den Händen deſſelben nicht leicht würde entriſſen werden können. Darum wollte er jetzt, da jene die kaiſerliche Macht noch zu ſehr feſſelten, als daß ſie ihm Abbruch thun könnte, ſich ſeines Landes bemächtigen. Mißlang der Verſuch, ſo durfte er hoffen, noch immer einen Rückhalt am Kaiſer zu haben, ſo lange die anſchwellende evangeliſche Macht demſelben furchtbar blieb.

So heimlich er konnte, ſammelte er Volk im Stifte Verden, und zog unter Verheerungen im Lande ſchmalkaldiſcher Bundesverwandten, unter Drohungen gegen die benachbarten Städte, daß ſie vom proteſtantiſchen Bunde abſtehen, und ſich mit ihm verſöhnen ſollten, in die Gegend von Wolfenbüttel hinauf, und zwang das Landvolk allenthalben ihm von neuem Treue zu ſchwören. Unterdeſſen beſtürmte Landgraf **Philipp** den Kurfürſten von Sachſen mit Vorſtellungen, daß der ſchmalkaldiſche Bund in den Krieg wider den Herzog ziehen müſſe. Mancherlei Gründe forderten dazu auf. Man durfte dem unbändigen Gemüthe **Heinrich's** jene Städte nicht preisgeben, welche der evangeliſchen Lehre ſo treu zugethan waren; man durfte durch ſorgloſe Zaghaftigkeit bei dieſer Angelegenheit der Gegenparthei nicht die Ueberzeugung aufdringen, daß man ſich jede Gewaltthätigkeit von ihr gefallen laſſen werde; und wer wußte, ob der Zug des Herzogs von Braunſchweig nicht nur das Vorſpiel zum Anfang eines Krieges zur Vernichtung der Proteſtanten war? Alles mußte man wagen, um dieſes Vorſpiel keinen glücklichen Ausgang für den Feind nehmen zu laſſen, und zu verhindern, daß man, wenn der Papſt, der Kaiſer und die katholiſchen Stände zu den Waffen greifen ſollten, nicht ſo nahe am Heerde der proteſtantiſchen Macht, wie **Heinrich** im Beſitze ſeines Herzogthums geweſen wäre, nicht im Rücken einen keinesweges ohnmächtigen Feind hatte.

Dennoch war **Johann Friedrich** von Sachſen ſchwer durch den Landgrafen in Bewegung zu bringen; und wie es endlich geſchehen war, ſo erklärte er noch, daß ſowohl er, als die übrigen Bundesverwandten um vieler Sünden willen Gottes Strafe wohl verdienten; doch trage er das Vertrauen, daß der Vater der Barmherzigkeit ſie mit gelinder Ruthe züchtigen werde; nur des Friedens willen ergreife er die Waffen; denn er ſey überzeugt, daß der Widerſacher böſer Willen mit Gewalt unverzüglich ausbrechen werde, wenn dem Herzoge Heinrich ſein Anſchlag von Statten ginge.

Die Standhaftigkeit der Beſatzung und Einwohner von Wolfenbüttel drohten dieſem ſogleich einen unglücklichen Ausgang der eröffneten Belagerung der Stadt. „Wir ſtreiten,“ entdeckten ſie dem Rathe Braunſchweigs, „für den wahren chriſtlichen Glauben, und Gott der gerechte Richter, welchen Herzog Heinrich verachte, werde die Anſchläge deſſelben zerſtören.“ Durch ihren tapfern Widerſtand bekam die Macht des ſchmalkaldiſchen Bundes hinlänglich Zeit ſich zuſammenzuziehen. In die Nähe von Nordheim rückte Landgraf Philipp mit ſechszehnhundert Reutern, mit ſiebentauſend Mann Fußvolk, das er in ſeinem Lande aufgeboten hatte, mit drei Fähnlein anderer Landsknechte, und mit drei und zwanzig Stücken groben Geſchützes. Der Kurfürſt von Sachſen, welchem wegen ſeines ſtarken Leibes die Feldzüge beſchwerlich waren, wollte dennoch dem gegenwärtigen ſelbſt beiwohnen; ſandte aber voraus unter Herzog Ernſt von Braunſchweig von der grubenhagenſchen Linie, tauſend Reuter, ſechstauſend Fußvolk aus ſeinem Lande und dritthalbtauſend fremde Soldlinge oder Landsknechte, mit zwölf Stücken Feldgeſchützes. Das heſſiſche und ſächſiſche Heer thaten ſich in ein Lager bei Nordheim zuſammen, da zog auch heran der junge Herzog Moritz von Sachſen, der proteſtantiſchen Lehre zugethan, aber nicht im ſchmalkaldiſchen Bunde. Sein naher Verwandter Johann Friedrich und ſein Schwiegervater Landgraf Philipp hatten ihn kraft der Erbeinigung und Freundſchaft, die zwiſchen ihnen beſtehe, zu dieſem Zuge getrieben, welchen er ungern unternahm, vorzüglich da zwiſchen ihm und dem Herzog Heinrich das beſte Vernehmen bisher gewaltet hatte. Nimmermehr hatte daher dieſer erwartet, den Herzog von Sachſen wider ſich im Felde zu ſchauen, und äußerte zum öftern, wenn es die ſchwarze und gelbe Farbe nicht thäte, wollte er ſich nicht viel um die übrigen bekümmern. Jene Farben nämlich, in deren Mitte quer durch der grüne Rautenkranz ſtand, deſſen die Fürſten ſächſiſchen Blutes als ihrer Zier zum Heerſchilde gebrauchen, herrſchten im Lager des Herzogs Moritz, welches er nicht weit von dem vereinten heſſiſchen und ſächſiſchen Heere mit tauſend ſehr wohl gerüſteten Reutern und fünftehalbtauſend Landsknechten, auch ziemlichem Geſchütze bezog.

Herzog Heinrich hob die Belagerung von Wolfenbüttel auf, und rückte in die Nähe des Feindes. Eine Meile weit vom Heere des Landgrafen entfernt, lagerte er ſich bei einem Orte, der Kalſelden hieß. Wohl war die vereinte Macht der drei proteſtantiſchen Fürſten der Zahl nach faſt einmal ſo ſtark wie die ſeinige; aber ſie beſtand größtentheils aus einem Volke, welches des Krieges wenig kundig war. Seine Schaaren dagegen waren aus den verſuchten Banden zuſammengefloſſen, die ohne Dienſt und feil ſtanden, als Kaiſer **Carl** nach Beendigung des Krieges mit Frankreich ſein Heer aus einander gehen ließ.

Vielleicht war **Moritz** von Sachſen auch in der Hoffnung mit zu Felde gezogen, daß es ihm durch ſeine bisherige Freundſchaft mit beiden Partheien noch gelingen werde, Frieden zu ſtiften. Kaum war er auch von einigen Gliedern des braunſchweigiſchen Hauſes und von andern, beſonders den Grafen des Harzes angegangen, daß er Unterhandlungen anknüpfen möge: ſo ſtrebte er dahin mit einem Eifer, welcher die Abneigung des Landgrafen wider dieſelben endlich beſiegte. Er war ſchlau genug geweſen, als ſich ſein Schwiegervater hartnäckig gegen ſie erklärte, ihm vorzuſchlagen, daß es ihm vergönnt ſeyn möge, nur einige Artikel eines Friedens in das feindliche Lager zu ſenden, die man gewiß nicht annähme, damit er nur ſeines gegebenen Wortes, Unterhandlungen einzuleiten, mit einiger Ehre entledigt würde. Vielleicht konnte ſo das Friedensgeſchäft doch noch vollbracht werden. Aber kaum hatte er mit jenen Artikeln ſeine Räthe an Herzog **Heinrich** abgefertigt (d. 17. October 1545.): ſo kam am andern Morgen in der Frühe die Botſchaft, daß der Herzog von Braunſchweig mit allem ſeinem Kriegsvolk aufbreche, und über den Leinefluß ziehe, um einen Berg zu beſetzen, von welchem man mit großer Wirkung in des Landgrafen Lager ſchießen könne. „Thut der heilloſe Mann das?“ rief der junge Herzog erzürnt, und führte auch ſein Volk hinaus. Der Feind erreichte ſeinen Zweck nicht, und die Räthe von Moritz kamen zurück, und ſagten vor dem Kriegsrathe aus, Heinrich habe gelobet, daß er nimmermehr wider das Evangelium ſeyn wolle. Allein der Landgraf erklärte entſchieden, daß er ohne Beiſtimmung der übrigen Bundesverwandten kein Recht habe, Unterhandlungen einzuräumen, viel weniger irgend eine Bedingung einzugehen; Herzog Moritz aber ließ nicht ab mit Vorſtellungen zum Frieden, und bat ſeinen Schwiegervater zu betrachten, wie ſchädlich das Blutvergießen in deutſcher Nation ſey. Da erlaubte ihm dieſer, daß er blos in ſeinem Namen einen Vorſchlag des Friedens an den Herzog thäte, welcher darauf hinausginge, daß derſelbe der Religion halben ſeiner letzten Ausſage getreu bleibe, und ſich ſelbſt in die Hände von Moritz übergebe, ſo wie auch ſein Land dieſem eingeräumt werden ſollte; das Urtheil, welches der Herzog von Sachſen dann über Erſatz der Koſten und des Schadens, über die Irrungen Heinrich's mit den Städten Goßlar und Braunſchweig mächtig in der Güte ſpräche, wolle man ohne Widerrede als Endurtheil betrachten. Nur erklärte der Landgraf noch einmal ausdrücklich, daß dieſe Grundbedingung eines Friedens einzig, als ein Vorſchlag, vom Herzog Heinrich angeſehen werden ſollte, durch welchen die Bundesverwandten noch zu gar nichts verpflichtet würden. Wenn Heinrich denſelben angenommen habe, wolle man ihn erſt jenen zur Genehmigung mittheilen.

Wirklich gab der Herzog von Braunſchweig Hoffnung, daß er ſich die vorgeſchlagenen Artikel gefallen laſſen wolle; nur müſſe ein Waffenſtillſtand, ſagten die unterhandelnden Räthe des Herzogs Moritz, wenigſtens auf die bevorſtehende Nacht und den folgenden Montag geſchloſſen werden; denn während der ununterbrochenen Scharmützel könne das Werk des Friedens unmöglich gedeihen. Wie derſelbe errichtet wurde, verlangte Heinrich, daß der Landgraf während dieſer Zeit keine Verſtärkungen mehr an ſich ziehen ſolle, welche Bedingung aber Philipp nicht einging, möge doch Heinrich ſich ſo ſehr verſtärken, als er wollte.

Dieſer kam am folgenden Tage mit Moritz in einem Kloſter zuſammen; aber erklärte ſich durchaus wider alles, was er den Räthen verheißen haben ſollte. Er theilte dem Herzoge von Sachſen Friedensartikel mit, welche auf keinen Fall von dem ſchmalkaldiſchen Bunde angenommen werden konnten. Unbändiger und trotziger, wie jemals, geberdete er ſich, und äußerte in einer Sprache, welche nur Helden, wie Scipio und Hannibal kurz vor dem entſcheidenden Kampfe zwiſchen Rom und Carthago geziemte, daß ſich binnen einigen

Stunden offenbaren ſollte, ob der Landgraf Philipp oder Herzog Heinrich von Braunſchweig Herr der Welt ſeyn werde. Selbſt den Anſtand der Waffen hielt er nicht einmal, ſondern ließ während deſſelben Bauern angreifen und tödten, welche für die Futterungen des verbündeten Heeres Sorge trugen. Sobald der Abend des Montags einbrach, that auch Landgraf Philipp ſeinem Schwiegerſohne kund, daß nun Unterhandlung auf keine Weiſe mehr gepflogen werden ſolle, und vergebens ſuchte Heinrich ſie am folgenden Tage wieder anzuknüpfen.

Schon in der zweiten Nacht nach geendigtem Waffenſtillſtande ging im Lager der Proteſtanten die mitternächtliche Loſung umher, daß Jedermann zum Kampfe ſich wohlauf halten ſolle. Sogleich ſaßen bis auf acht Geſchwader zu Roß, und zogen vereint mit ohngefähr zwölftauſend Mann Fußvolk vorauf; die ganze übrige Macht unter den drei Oberfeldherrn folgte im nächtlichen Dunkel. Noch ehe der Tag anbrach, haute man ſich durch eine gewaltige Landwehre auf einer Höhe beim Lager des Herzogs von Braunſchweig. Sie wurde mit Schützen beſetzt. Als der Feind die Landwehre und die Höhen eingenommen ſah, ſprengte ſeine Reuterei heran, um ſie wieder zu gewinnen. In dem engen Fahrwege der Landwehr entbrannte heftig das Gefecht, und ſich völlig gleich auf beiden Seiten ſtand eine Zeitlang die Schlacht. Sobald aber der Landgraf das Feldgeſchütz herzugebracht hatte, drängte er den Feind ſo, daß er zurückweichen mußte. Darauf wurden viele Oeffnungen durch die Landwehr gehauen und die verbündete Macht drang nun unaufhaltſam hindurch mit ihrem ganzen Geſchütz. Ein Theil deſſelben wurde ſogleich vor der Landwehr aufgepflanzt und wirkte ſo auf den Feind, daß ſeine Reuterei größtentheils die Flucht ergriff, und die Landsknechte ſich auf einen Berg an einem Gehölze zogen. Als Heinrich ſah, wie die Seinigen muthlos wichen und eine feindliche Schaar nach der andern durch die Landwehr drang, ergriff ihn ein gewaltiger Schrecken, und zaghaft ſandte er einen Abgeordneten an Herzog Moritz. Dieſer fragte, als ein Trompeter denſelben ankündigte, ſeinen Schwiegervater den Landgrafen ob er Sprache mit dem Abgeſandten halten ſollte. Ruhig und ernſt antwortete Philipp, daß er es in ſeinen Gefallen ſtelle, und zog ſeine Schaar immer mehr durch die Landwehr. „Sie flehen Eure Liebden an, Gnade in die Sache zu wenden," ſagte Moritz zum Landgrafen; aber dieſer entgegnete, „daß er keine Antwort geben könne, bis er ſein ganzes Volk durch die Landwehr gezogen habe." Sobald dies geſchehen war, ſtellte er es in Schlachtordnung und ließ unaufhörlich das Feuer ſeines Geſchützes an allen Orten in die Feinde gehen. Wiederum flehte ein Abgeſandter Heinrich's. Da ſagte Philipp: kurzum, „ich will den Herzog und ſeinen Sohn in meine Hand und keines andern haben. Wollen ſie kommen, wohl und gut; wo nicht, ſo will ich ſie mit Ernſt angreifen, und macht es kurz." Da ritt Herzog Moritz herbei und ſagte zum Schwiegervater: „alles Volk iſt nun diſſeit der Landwehr; geben mir Eure Liebden doch eine gute Antwort." Allein er bekam keine andere, als der Abgeordnete, und ſprengte fort, um mit Herzog Heinrich wo möglich Sprache zu halten. Deſſen ungeachtet rückte der Landgraf mit allen ſeinen Haufen immer näher und das Feuer ſeines Geſchützes ging gleich ſtark in die feindlichen Schaaren. „Er könnte nicht ſtill halten," ließ er dem Herzog Moritz entbieten; „denn er fürchte, unter dem Schein eines Geſpräches möchte man Mittel finden, Heinrich und deſſen Sohn wegzubringen." Indem der feindliche Kriegsſchwall immer weiter zurückging, wozu vieles beitrug, daß ſchon unter den Knechten des Herzogs von Braunſchweig wegen des mangelnden Soldes großer Unmuth geherrſcht hatte, blieb zuletzt ein Geſchwader Reuter vom Feinde faſt allein im freien Felde halten, und ſchien ſich dem Feuer der eindringenden Hackenſchützen ganz preisgeben zu wollen, indem auf ihrer Seite das Feuer gänzlich ſchwieg. Einer unter den Reutern hatte ſchon längſt ſich auszuzeichnen geſucht und mit ſeinem Hute unaufhörlich gewinkt. Man ſandte endlich einige Reiſige vom Adel zu dem Geſchwader, und ließ ſie fragen, weſſen Gemüthes ſie wären? Der Herzog von Braunſchweig war jener Reuter, und that kund, er wolle ſich an Herzog Moritz ergeben. Dieſer ritt durch den Graben, der zwiſchen ihnen war, zu ihm; aber wie ſie zuſammen gekommen: ſchien keiner zuerſt reden zu wollen. Endlich brach Moritz in die Frage aus, „was er zu thun geſonnen wäre?“ Heinrich's Gemüth war ſehr bekümmert, und Thränen ſtanden in ſeinen Augen. „Alles, was ihm nicht unehrlich ſey, wolle er thun,“ war ſeine Antwort. Aber Moritz entgegnete ihm, „daß der Landgraf in keinen andern Vergleich willigen werde, als daß der Herzog und ſein Sohn ſich ihm gefangen gäben. „Nach langem Zaudern erklärte Heinrich, daß er dazu bereit ſey. Selbſt während dieſes Geſpräches dauerte das Feuer der Hackenſchützen des Landgrafen fort, welcher nur durch die Botſchaft ſeines Schwiegerſohnes, daß ſolches wider alle Sicherheit der Verhandlung ſey, ſich bereden ließ, gemach zu thun. Mit ſtiller Verwunderung ſchauten dann ſeine Krieger über den Graben, wie der bekümmerte Herzog in ſeinem blanken Harniſch da ſaß, auf dem Haupte einen ſpitzigen ſchwarzen ſammetnen Hut, welchen er zum Friedenszeichen gebraucht hatte, neben ihm ſein Sohn, ein junger ſchlanker Herr, der ſein Viſier geöffnet hatte, umgeben vom Geſchwader der Reuter in ſchwarzer Rüſtung und mit weißen Binden als Feldzeichen. Unterdeſſen vermerkte Moritz vom Landgrafen, daß er die Gefangnen fürſtlich halten werde, und ſandte dann zu Heinrich einen ſeiner Räthe, daß er kommen möge, wenn er der letzten Abrede noch Willens wäre. Freiwillig ritten darauf der Herzog von Braunſchweig und ſein Sohn Carl Victor durch den Graben herüber. Herzog

Moritz, weil er noch ein Jüngling war, kam jenem ehrerbietig entgegen; aber der Landgraf ſagte zu demſelben: „Wenn du meiner ſo gewaltig wäreſt, als ich deiner: ſo würdeſt du mich nicht leben laſſen; ich will mich aber beſſer gegen dich halten, als du um mich verdienet haſt.“ Und weiter ſprach er: „Wohin haſt du aber gedacht, daß du der kaiſerlichen Majeſtät nicht gehorſamet, und die Sequeſtration nicht angenommen haſt; denn hätteſt du ſolches gethan: ſo hätteſt du dich ſelbſt nicht in dieſe Laſt gebracht und vieler armer Leute Schaden und Verderben wäre verhütet geblieben.“ Darauf fragte Philipp mit erhabener Stimme: „ſo will ſich alſo Herzog Heinrich und ſein Sohn an mich ergeben?“ Ohne Zweifel fragte er ſo, um jeden Argwohn zu verhindern, als habe man ſie durch trügeriſche Unterhandlungen in die Gefangenſchaft gelockt, und ſicher würden ſie nach einer verneinenden Antwort zu den Ihrigen haben zurückreiten dürfen. Heinrich ſchwieg anfänglich bei dieſer Frage, auch Moritz. Als der Landgraf ſie aber wiederholte, ſo antwortete jener: „ja ich will mich an dich ergeben.“ Als jetzt noch einige von den braunſchweigiſchen Oberſten ihren Unmuth über die Gefangennehmung des Herzogs und des Prinzen äußerten, ſagte ihnen Philipp: „ſie möchten noch wieder ihren Herrn hinnehmen und ſich ſo böſe machen, wie ſie wollten.“ Aber ſie äußerten kein Verlangen, ihn mitzunehmen, und durch einen Kampf zu vertheidigen.

Deſſen ungeachtet wollte das verbündete Heer die Schlacht wider das feindliche fortſetzen, und es bedurfte des ganzen Anſehens des Landgrafen und des Herzogs von Sachſen, um die blutigſte Niederlage des Feindes zu verhindern. „Aber ich kann es," ſprach Philipp, „gegen meine mitverwandten Stände nicht verantworten, wenn ich jene Schaaren in leichten Rotten wegziehen laſſe, daß ſie ſich feindlich auf irgend ein Land werfen." Er eilte ihnen daher nach und umringte ſie auf einem freien Felde. Hier zwang er ſie, ihr ganzes Geſchütz ihm auszuliefern, ihre Fahnen zu zerreißen und zu ſchwören, daß ſie binnen ſechs Monaten wider ihn und ſeine Bundesverwandten nicht dienen würden.

Voll Freude ließ Luther eine Ermahnung an die Fürſten ergehen, daß ſie den Herzog Heinrich und ſeinen Sohn nicht frei geben möchten; denn dieſer Sieg, welchen ſie ohne ſonderliches Blutvergießen erlangt, wäre von Gott hergekommen, eine Ermahnung, deren es bei dem Landgrafen nicht bedurfte. Er ließ die gefangenen Fürſten nach Caſſel abführen und hier ſo ſtrenge bewachen, daß alle Hoffnung zu entfliehen für ſie verſchwand.

Ein Schreiben des heſſiſchen und kurſächſiſchen Hofes benachrichtigte den Kaiſer von dem ganzen Hergange und forderte, daß nun Heinrich von Braunſchweig mit ſeinen Genoſſen wegen eines Bruches des Landfriedens ihrer Uebereinkunft gemäß in die Acht erklärt werden möge. Auch ſchrieb ihm der Landgraf noch beſonders, daß er viele Briefe des Herzogs von Braunſchweig in Händen habe, woraus man erſähe, welche ſchändliche Plane derſelbe wider das Haus Oeſterreich geſchmiedet hätte. Wäre ihm nun daran gelegen, einige Einſicht darin zu erhalten, ſo möge er nur einen Rath ſchicken, welchem die Briefe gezeigt werden ſollten, ſo wie ihm auch erlaubt ſeyn würde, eine Abſchrift davon zu nehmen. Aber **Carl** hatte wahrſcheinlich ſeine Urſachen, auf dieſen letzten Punct gar nichts zu erwiedern. Er erklärte nur gegen **Philipp**, daß es ihm freilich lieb geweſen ſeyn würde, wenn der Herzog von Braunſchweig die Sequeſtration angenommen hätte, allein daß er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge es nicht für nöthig erachte, noch beſonders die Acht über ihn zu verhängen. Uebrigens möchte ſich der Landgraf ſeines Sieges mit Mäßigung bedienen, und Niemand möge ſich irgend einer Gewalt von ihnt zu beſorgen haben. Auch hoffe [illegible] daß nach althergebrachtem fürſtlichen Brauche die Gefangnen wohl und ehrlich gehalten, zu keinem unbilligen Vertrage gezwungen würden, und daß alles einer freundlichen, rechtmäßigen Handlung anheim geſtellt werde, wozu er helfen wolle, ſo viel ſeines Standes und Amtes wäre. Weil endlich weder der Landgraf noch ſeine Bundesverwandten von irgend einer Seite her etwas zu befahren hätten, ſo wäre ſein Begehren, daß man die Kriegsſchaaren auseinander gehen ließe. *)

---

*) Wahrhaftige Erzählung der Geſchichte, was ſich Herzog **Heinrich's** von Braunſchweig und ſeiner anhangenden Ge-

Herzog Moriz hatte ſeinem Volke ſogleich nach vollbrachter Fehde mit Heinrich Urlaub gegeben, und der Landgraf folgte jezt auch dem Befehle des Kaiſers. Nichts konnte dieſem angenehmer ſeyn, als der Gehorſam der Proteſtanten, die Waffen niederzulegen. Er hatte einen Beweis, daß ſie ihm nicht mit einem Angriffe zuvorkommen, ſondern ihn ſeine Rüſtung ruhig wider ſie vollenden laſſen würden.

ſellſchaft halben, dieſes gegenwärtigen Jahres zugetragen. Hortleder. I. 1923—1932. Herzogen Moritzen zu Sachſen wahrhaftiger Bericht, welcher Geſtalt ſich Herzog Heinrich's von Braunſchweig und ſeines Sohnes Ergebung zugetragen. Hortleder. 1932—1939. Newe Zeitung der Ergebung Herzog Heinrich's von Braunſchweig. Hortleder. 1941—1944. Sleidan. 368—372. Seckendorf. 2117—2131. Arnold's Leben des Kurfürſten Moritz. Gießen und Frankfurt 1759. 8. S. 49—55. Lebensbeſchreibung Sebaſtian Schärtlins. S. 75. 79.

Siebentes Capitel.

Inhalt.

Treuherzige Beſchränktheit Philipp's von Heſſen; und die glänzende Lage der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, durch ihre hartnäckige Unentſchloſſenheit verdunkelt. Einzige Frucht ihrer Bundesverſammlung zu Frankfurt. Eine doppelte Ausſicht, den Proteſtanten durch den Kurfürſten von Sachſen verſchloſſen.

Selbſt der Landgraf gab unmittelbar nach dieſem Kriege noch einen auffallenden Beweis, wie treuherzig er glaubte, noch Wünſche zur Wirklichkeit bringen zu können, deren Gelingen den Kaiſer gewiß ſogleich in die Waffen gerufen hätte. Der Kurfürſt Albrecht von Mainz, der erſte eifrigſte Feind der Reformation in Deutſchland, zu deren Ausbruche er eine der unmittelbarſten Urſachen geweſen war, ſtarb in dieſem Herbſte, welchen Heinrich's Unglück auszeichnete, und der Landgraf Philipp ſchmeichelte ſich, einen ſeiner Söhne zu deſſen Nachfolger im Erzſtifte machen zu können. Als es nicht gelingen wollte, verwandte er ſich für einen Domherrn von Heuſenſtamm, der auch wirklich zur erzbiſchöflichen Würde erhoben wurde, aber bald zeigte, daß ſeinen Verheißungen, eine allmählige Reformation einzuleiten, durchaus nicht zu trauen geweſen; denn er hatte den nahen Krieg vorausgeſehen, und wollte ſich ſo ſtellen, daß er nach dem Ausgange deſſelben ſich zu der ſiegenden Parthei halten konnte. *)

Daß, trotz dieſer verfehlten Hoffnung, die Proteſtanten, wenn nun das längſt gedrohte Gewitter über ihren Häuptern ausbrach, demſelben nur mit Triumph entgegen treten könnten, ſchien für denjenigen, welcher nicht in ihren Geiſt und ihre innere Verhältniſſe eindrang, jetzt ſicherer wie jemals. Der Kurfürſt von der Pfalz fing gleichfalls nicht nur an öffentlich zu reformiren, ſondern trat auch in den ſchmalkaldiſchen Bund. Ließ man nun den hart bedrängten alten Kurfürſten von Cöln nicht fallen, ſo hatte die evangeliſche Parthei die Oberhand im kurfürſtlichen Collegium. Die ſchönſte Hoffnung ging auf, daß die Könige von Frankreich und England, wenn gleich die Geſandtſchaft der Proteſtanten bisher den Frieden zwiſchen ihnen noch nicht hatte vermitteln können, ſich zur ernſten Unterſtützung wider Carl entſchließen würden. Franz hatte durch den

---

*) Seckendorf. 2455—2457.

Tod ſeines Sohnes, des Herzogs von Orleans, alle Vortheile, welche ihm der Friede von Creſpy verſprach, unerwartet verloren, weil ſie nämlich an das Leben deſſelben geknüpft waren; ſein von Eiferſucht wundes Gemüth mochte ſich alſo ganz ſeiner Leidenſchaft wider den Kaiſer von neuem überlaſſen. **Heinrich** VIII. von England aber konnte es dieſem nicht verzeihen, daß er ohne ſein Wiſſen ſo plötzlich den Krieg mit Frankreich geendigt, nachdem er ihn zu demſelben verführt hatte. Durch die Eroberung von Boulogne, nach welcher manche der engliſchen Könige umſonſt geſtrebt, glaubte ſeine Eitelkeit überdies den Krieg ſo glorreich begonnen zu haben.

Aber trotz dieſem glänzenden Scheine, welcher die Lage der evangeliſchen Parthei beſtrahlte, zeigte es ſich wiederum auf ihrem Tage zu Frankfurt beim Anfange des Jahres 1546, daß **Carl** den Geiſt, womit ſie ihre Kräfte anwandten, mit gerechter Geringſchätzung in Berechnung ſeiner Abſichten anſchlug. Der Kurfürſt von Sachſen hatte ſeine Theologen zu Wittenberg befragt, ob der ſchmalkaldiſche Bund fortgeſetzt werden ſolle? und ſie hatten ihm eine bejahende Antwort gegeben. Offenbar habe Gott durch denſelben ſchon mancherlei Zerſtörung und Krieg verhütet. Bei dem Bemühen, eine neue Kirche zu ſammeln, würden zugleich frevelhafte Menſchen in Regung gebracht, welche unter dem Namen des Evangeliums ihre Irrthümer auszuſäen, und

Empörungen zu erwecken ſuchten. Wie man ihnen hinlänglich begegnen wollte, wenn die Regierungen nicht treu zuſammenhielten? Herrſchte Trennung zwiſchen ihnen, ſo würden allenthalben ſich Seelen von der Kirche losreißen, und grauſame Fehde unvermeidlich ſeyn. *) Die Fürſten mochten für ſich ſelbſt hinzuſetzen, daß der ſchmalkaldiſche Bund, ſo wenig er auch den großen Wirkungen entſprach, die man von der Macht, welche in ihm vereinigt war, erwarten ſollte, doch noch das einzige Band war, welches viele von den evangeliſchen Ständen zur geſammten Vertheidigung umſchlang, wenn der Krieg wider ſie ſtürmen ſollte; und ſelbſt die Theologen fügten noch den Grund für ſeine Erhaltung hinzu, daß nur durch ihn der katholiſche Gegenbund wäre gefeſſelt worden; dem Teufel brauche man nicht ſelbſt den Weg zu weiſen, denn er werde ohnedies nur allzu bald ein Loch ſuchen, um die Verbündeten aus einander zu reißen. So wurde auch zu Frankfurt ein Ausſchuß niedergeſetzt, welcher einen Plan von einer beſſern Einrichtung des Gottesdienſtes darlegte. Man geſtand im Eingange deſſelben, daß man wegen des päpſtlichen Conciliums in der größten Gefahr ſchwebe, und einen Bund, der zur Gegenwehr hinreichend wäre, aufrichten müſſe, um zeitliches und ewiges Verderben von ſeinen Unterthanen abzuwenden. Es wurde feſtgeſetzt, daß bei einem Anfalle, ſobald Sturm

---

*) Seckendorf. [illegible]

geläutet werde, alle Unterthanen durch die Bundespflicht gehalten ſeyn ſollten, ſogleich zuſammen zu ſtrömen und Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Verſchiedene Beſtimmungen führte man auf, um die Eintracht zwiſchen den Bundesverwandten zu ſichern. So ſchien es einmal Ernſt zu ſeyn, daß man feſt vereint und planmäßig der Gefahr entgegentreten wollte, die ja jeden Augenblick ausbrechen konnte, und man kam dennoch zu keinem Schluß, verſchob das Urtheil über den Verbeſſerungsplan auf einen neuen Bundestag. Der König von Frankreich ſchickte einen Geſandten nach Frankfurt mit der Verſicherung, daß er nicht in das Concilium eingewilligt hätte, weil er vernommen, daß die Evangeliſchen es nicht anerkennen wollten. An den König von England faßte die Mehrheit der Geſandten auf dem Bundestage ein Schreiben ab, worin ſie ihn erſuchten, auf keine Weiſe das Concilium zu Trient zu genehmigen; denn der Papſt werde keine Reformation zugeben. Allein der Kurfürſt von Sachſen erklärte, der König von England ſey ein verruchter Mann, mit welchem er nichts wolle zu ſchaffen haben; nur ſeines Vortheils willen habe dieſer Verfolger, der nicht beſſer wie der Papſt wäre, das Joch abgeworfen, und aus beiden Religionen eine beſondere gemacht, um ſich zu bereichern. Der Papſt hatte nun öffentlich wider den Kurfürſten Herrmann von Cöln losgeſchlagen, und durch ein Urtheil ihn nebſt den Domherrn, welche ihm anhingen, vorerſt von Würden und Einkünften entſetzt.

Man hatte dem Kurfürſten ſchon längſt alle Macht des Bundes zur Hülfe zugeſagt, wenn er der vorgenommenen Glaubensverbeſſerung wegen leiden ſollte, und that jetzt nichts weiter, als daß man durch Geſandtſchaften für ihn bitten ließ. Faſt wurde nichts auf dem Bundestage ausgemacht, als daß man in Zukunft auch noch Rath halten wolle, und diejenigen Stände, welche in die braunſchweigiſchen Händel verflochten waren, übereinkamen, daß ſie dem Herzog Heinrich ſeinen Degen und Dolch nehmen wollten. Doch war eine gute Frucht der Verſammlung zu Frankfurt die Schrift ſämmtlicher evangeliſcher Stände, worin ſie das Concilium zu Trient verwarfen. *) Sie erklärten mit Heftigkeit in derſelben, daß ſie durchaus keine Kirchenverſammlung dulden würden, als worin der Papſt nur als Parthei erſcheine. Wenn die Gegner dawider einwandten, daß die Proteſtanten den heiligen Vater nicht zum Richter haben wollten, der andere Theil aber noch weniger das Urtheil der Evangeliſchen annehmen würde; ſo war offenbar durch einen ſolchen Einwurf der richtige Geſichtspunct verrückt; denn die Proteſtanten verlangten ja auch nur als Parthei aufzutreten und nicht die Rolle des Richters zu ſpielen. Nur die Schlauheit des jungen Herzogs Moriz von Sachſen glaubte, daß man noch einen Mittelweg gehen, über die Form des Conciliums ſich nicht äußern, und blos im Allgemeinen ein Concilium

---

*) **Sleidan.** 375. **Seckendorf.** 2511. 2529. 2536.

von allen chriſtlichen Nationen fordern möchte, worin nichts als die Wahrheit und Gottes Wort herrſchen ſollten. Auf ſolches möchte man fromme Männer mit dem Befehl ſenden, daß ſie einen Vergleich zu ſchließen ſuchten, in ſofern man ohne Nachtheil des Glaubens und Gewiſſens nachgiebig ſeyn könnte. Die dann noch ſtreitigen Artikel müßte der Kaiſer der Zukunft und Gnade Gottes zur endlichen Entſcheidung anheim ſtellen, und nur ſorgen, daß ein ſicherer Friede aufgerichtet und das Cammergericht verbeſſert werde. Er verbürgte ſich, daß er den Kaiſer, deſſen Freundſchaft für ihn bekannt war, zu allem dieſem bewegen wolle. Wahrſcheinlich ſah Moritz jetzt nur noch die Hälfte des Planes von Carl, welcher dahin ging, der Hierarchie durch ein Concilium Verderben zu bringen, und glaubte, daß die Wünſche deſſelben, wenn nur die Proteſtanten zu einem ſolchen Kriege wider den heiligen Vater im Angeſicht der verſammelten Chriſtenheit ſich entſchlöſſen, ganz erfüllt wären. Aber die evangeliſche Parthei blieb ſtreng bei ihrer Verweigerungsſchrift wider die Verſammlung zu Trient. *)

Auf dem wiederum angeſetzten Bundestage hatte man beſchließen wollen, was ſchon im Anfange des Jahres zu Frankfurt hätte entſchieden werden ſollen; und dennoch ward auf ihm nichts zum Schluſſe gebracht.

---

*) Seckendorf. 2548. 2549.

Vielmehr ließ Kurfürſt Johann Friedrich wieder ſolche Erklärungen ausgehen, daß eine doppelte Ausſicht den Proteſtanten verſchloſſen wurde. Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach, einer von den berühmteſten Oberſten Deutſchlands und Hauptmann Augsburgs, der reichſten evangeliſchen Stadt, bewarb ſich ſehr um die Aufnahme in den ſchmalkaldiſchen Bund. Wäre ihm dieſelbe zu Theil geworden, ſo wären viele Ritter vorzüglich in Oberdeutſchland ſogleich ohne Zweifel ſeinem Beiſpiele gefolgt, und die kriegserfahrenſten, tapferſten Männer der deutſchen Nation, welche die bewährteſten kriegeriſchen Banden leicht zuſammenbringen konnten, hätten ihr ganzes Daſeyn an das Schickſal des Bundes geknüpft, hätten mit den oberdeutſchen Städten eine zuſammenhängende Macht der evangeliſchen Parthei gebildet. Allein Johann Friedrich wollte durchaus, daß nur Reichsſtände in den Bund aufgenommen werden ſollten. Eben ſo erklärte er wiederum mit einem frommen Stolze, daß er mit den Herrſchern von Frankreich und England in keine Verbindung treten wolle, weil beide Verfolger der chriſtlichen Wahrheit wären. Seine Grille, daß niemand für das Gedeihen der evangeliſchen Lehre und Parthei etwas thun ſolle, welcher es nicht aus reinem chriſtlichen Eifer vollbringe, hat den Proteſtanten unglaublichen Schaden gebracht. Ein dritter Bundestag in demſelben Jahre konnte nur ein neues Zeichen genannt werden, daß die Bundesverwandten ſich ſelbſt in den Abgrund ſtürzen würden.

Man kam auf ihm nicht einmal zum Schluß in Hinſicht auf die dringendſte Noth. In Niederdeutſchland ſchwärmten nämlich viele Garden umher, die größtentheils ſchon unter Carl's Fahne gedient hatten. Es war zu vermuthen, daß ſie noch im Zuſammenhange mit ihm waren, wenigſtens leicht von ihm gebraucht werden konnten, um den Hauptmächten des Bundes in den Rücken zu fallen, ſobald er die Loſung gegeben. Aber auch die Entſcheidung über dieſen Punct verſchob man wie alles übrige auf den nächſten Reichstag. *)

---

*) **Seckendorf.** 2549. 2550.

Achtes Capitel.

Inhalt.

Religionsgeſpräch zu Regensburg. Schlechte Erwartung von demſelben auf beiden Seiten. Geiſt deſſelben und Abſicht des Kaiſers dabei. Ereigniſſe zur Beſtimmung der Anſicht von dem Geſpräch unter den Evangeliſchen. Ihr Benehmen bei verſchiedenen drohenden Gerüchten. **Granvella's** Schlauheit und Frechheit.

Während dieſes unentſchloſſenen Zögerns der Proteſtanten in ihren wiederholten Verſammlungen war das Religionsgeſpräch gehalten, welches **Carl** im Reichsabſchiede von Worms angekündigt hatte. Daß es einzig zum Spiel, wenn nicht zur Einleitung und Verſchleierung anderer Zwecke veranſtaltet werde, war auf beiden Seiten ſchon vor ſeinem Anfang ausgemacht. Selbſt die Theologen von Wittenberg ſagten ihrem Kurfürſten: wenn der Kaiſer ſchwiege und nicht ausdrücklich das Geſpräch wieder in Anregung brächte, ſo möge man auf ihrer Seite ja ruhig ſeyn. Auch in den klärſten Artikeln wolle der Gegentheil nun einmal nicht weichen, und da ſolle man das Heiligthum nicht vor die Hunde werfen, nicht den Sophiſten noch mehr Gelegenheit geben, durch falſche Gloſſen dem Kaiſer und andern Nebel vor die Augen zu bringen. Das Religionsgeſpräch ſollte aber ohne Zweifel nach des Kaiſers Plane mit dazu wirken, die Proteſtanten in Zweifeln über das Schickſal, welches ihnen bevorſtehe, hin zu halten, bis auf einmal der Donner ſich mit ſeiner ganzen Laſt über ihren Häuptern wälze. Luther vor allen durch Alter und vielfachen Kummer gebeugt, ſah dieſem Religionsgeſpräche mit Unmuth entgegen. Höchſt unangenehm war es ihm, daß von proteſtantiſcher Seite auch Buzer von Straßburg, deſſen weniger ſtrenge Sinn über manche Puncte der Lehre und deſſen vielfach umwundene Rede, mit welcher die feinen Abweichungen in den Meinungen verhüllt werden ſollten, ihm ſehr verhaßt waren, von proteſtantiſcher Seite zu dieſem Geſpräch mit erleſen war. Auch Melanchthon war dazu beſtimmt, und ſchien, nach der Erfahrung, die Luther bei dem Reformationsgeſchäft in Cöln gemacht hatte, nicht geeignet, um ſeinen Gefährten Buzer im Zügel zu halten, wenn etwas durch das Geſpräch feſtgeſetzt werden ſollte. Sobald aber in Luther's Gemüth die

Ueberzeugung wurzelte, daß durch daſſelbe ſicher gar kein Zweck für einen Religionsvergleich erreicht werden ſollte: ſo that es ihm wehe, den verehrteſten Mann ihrer Parthei zum Spiel gemißbraucht zu ſehen. Es würde ein nichtiges, vergebliches Geſpräch ſeyn, ſchrieb er dem Kurfürſten, auch hätte der Gegentheil keinen Mann, der es werth ſey, mit Melanchthon zu ſtreiten. Die jungen Doctoren müßten auch hinan, und nach ihnen auftreten lernen; da ſie täglich wider den Teufel fechten müßten: ſo könnten ſie ja auch mit den Sophiſten zanken. Gleich ihm urtheilte die katholiſche Parthei über die Frucht des Religionsgeſpräches. Der Biſchof von Eichſtädt aus dem Geſchlechte der Hutten, welcher vom Kaiſer mit zum Präſidenten der Unterredung ernannt war, ſagte den evangeliſchen Theologen, die vor den ſächſiſchen zu Regensburg angekommen waren, bei einem Gaſtmahle treuherzig, „ihr bevorſtehendes Geſchäft wäre eigentlich gänzlich auf das Concilium zu verſchieben, ſie ſollten deshalb lieber nach Trient gehen, und diejenigen aufklären, welche nach ihrer Meinung irrten, ſich aber auch zurecht weiſen laſſen; die kaiſerliche Majeſtät werde ſchon ſchaffen, daß ſie ſich nicht ſchlechterdings dem Concilium unterwerfen müßten. Was ſeine Perſon betreffe: ſo wolle er bei dem alter Mütterlein, der Kirche, bleiben.“

Bei einem ſolchen Sinne des Präſidenten faſt, bei einem Blicke auf die Theologen, welche von ſcholiſcher Seite zum Geſpräch geſandt worden, die düſterſten und rüſtigſten, und als feindſelig wider die evangeliſche Parthei verrufenſten, pries man es eine Wohlthat für Melanchthon, daß man ihn nicht gezwungen hatte, mit nach Regensburg zu ziehen. Die Proteſtanten hatten bei dem Geſpräche keinen Präſidenten ihres Glaubens zum Schutze; große Mühe koſtete es ihnen, nur zu bewirken, daß von ihrer Seite auch Jemand zugelaſſen wurde, welcher die Unterredungen getreu aufzeichnete; und wie endlich ausgemacht wurde, daß von beiden Theilen zwei Männer zur Aufzeichnung derſelben beſtellt werden ſollten: ſo verlangte die katholiſche Parthei ein ſo geheimnißvolles Dunkel für die ganze Verhandlung, daß man ihr durchaus keine offnen und reinen Abſichten beimeſſen konnte. Die Schriften über das Geſpräch ſollten in einem Kaſten aufbewahrt und keinem mitgetheilt werden, wenn nicht ſämmtliche Bevollmächtigten gegenwärtig wären. In dem Streite ſelbſt griffen die katholiſchen Theologen ſogar diejenigen Artikel an, über welche man vor fünf Jahren zu Regensburg ſchon übereingekommen war, vorzüglich die Lehre von der Rechtfertigung, indem ſie läugneten, daß man ſich über dieſelbe je verglichen habe. Plötzlich kam ein Befehl vom kaiſerlichen Hofe, daß bei der ganzen Verhandlung keine Notarien ſeyn ſollten, als welche von dem Präſidenten verordnet waren, und daß alle, welche derſelben beiwohnten, beeidigt werden müßten, keiner Seele etwas von dem Geſpräch zu verrathen, bis der Bericht über daſſelbe an den Kaiſer und die Stände und kaiſerliche Bewilligung zur Verbreitung des Inhaltes erfolgt ſey. Hierdurch wären die evangeliſchen Theologen verhindert geweſen, ſelbſt ihren eigenen Herrn während der Handlung etwas mitzutheilen. „Die Artikel chriſtlicher Lehre,“ ſagten ſie, „wären ja in aller Welt und auf den Dächern zu predigen.“ Bald darauf erklärten die kurſächſiſchen Theologen, einen Befehl ihres Hofes gemäß, daß ſie zu ihren Aemtern nach Hauſe zurückkehren würden, aber auch gern wiederkämen, wenn vom Kaiſer dem Geſpräch eine Form gegeben wäre, welche nicht verhindere, daß einige Früchte aus demſelben erwüchſen. Die übrigen Abgeordneten folgten dem Beiſpiele ſo eifrig, als wenigſtens dem Scheine nach die katholiſche Parthei bemüht war, ſie zurück zu halten. Faſt jeder Umſtand verrieth, daß man am kaiſerlichen Hofe durchaus dahin getrachtet hatte, es ſolle durch dieſes Geſpräch nichts mehr feſtgeſetzt, ſondern nur noch Zeit gewonnen werden, bis die Vorbereitung zum Kriege wider die Proteſtanten zur Reife gediehen war. *)

Daß man aus dieſem Geſichtspuncte in allen Gegenden Deutſchlands das Religionsgeſpräch betrachten

---

*) Sleidan [illegible]. Ein wahrhafter Bericht vom colloquio zu Regensburg u. ſ. w. bei Hortleder. I. 602—606. Seckendorf. [illegible].

mußte, dazu ſah man ſich durch mehrere Sagen und Erſcheinungen gezwungen. Stärker wie je ging das Gerücht, daß Kaiſer und Papſt ſich zum Kriege heimlich rüſteten, und Heinrich von England warnte die Evangeliſchen, daß ein grauſames Kriegswetter wider ſie aufziehe. Selbſt mehrere Oberſten kamen zu den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten, und rühmten ſich, daß ſie vom Kaiſer Geld zur Werbung von Kriegsſchaaren empfangen hätten. Ganz beſtimmt wurde ihnen ſchon der Plan des Feldzuges angegeben, daß nämlich der Kurfürſt von Cöln von den Niederlanden her, das ſächſiſche Land von Böhmen aus, und die Oberdeutſchen von Italien her überfallen werden ſollten. Selbſt ſchon nach Regensburg, hieß es, auf den bevorſtehenden Reichstag, würde der Kaiſer zehn tauſend Mann Fußvolk und mehrere Geſchwader Reuter mitbringen. Es wäre Friede mit Frankreich, ſchrieb der Landgraf an Granvella, welchem er alle jene Gerüchte meldete, auch ſollte ein Anſtand mit dem Türken geſchloſſen ſeyn: deshalb wundre man ſich freilich, warum der Kaiſer ſo viel Kriegsvolk zuſammen brächte. Wenn die Proteſtanten aber zurückdächten, wie häufig auf den Reichstägen der Friede aufgerichtet ſey: ſo könnten ſie nicht glauben, daß jenes Geſchrei wahrhaftig wäre, zumal da ſie dem Kaiſer und dem Könige Ferdinand wider die Türken und andere Feinde ſo treulich geholfen hätten. Freundlich habe er dennoch dieſes vermelden wollen, weil es ſeyn könnte, daß ihm und ſeinen Bundesgenoſſen ein böſer Leumund beim Kaiſer gemacht werde. Er hoffe auch zuverläſſig, daß ihm dieſer deshalb antworte.

Granvella ſchrieb auf das beſtimmteſte zurück, daß der Kaiſer weder mit dem Papſte in einem Bündniß ſtehe, noch in einem Kriegsgewerbe, auch keinem Oberſten Geld gegeben habe, um Volk für ihn zu werben. Wenn er aber dennoch einiges Kriegsvolk annähme, wer es ihm in dieſen zweifelhaften Zeiten verargen wolle, da um ihn her die angrenzenden Könige und Fürſten kriegeriſche Schaaren verſammelten? Ob es denn nur bei ihm etwas übles ſey, daß er ſorge, ſein Land unbeſchädigt zu erhalten? Nichts aber ſey thörigter, als das Gerücht, daß der Kaiſer mit einem Heere auf den Reichstag ziehen werde. Schon hätte er ſich gerüſtet mit wenigem Geſinde nach Deutſchland aufzubrechen; denn er hoffe zuverläſſig, daß ſein Gemüth, welches ſchon ſo viel gelitten hätte, um Ruhe und Eintracht empor zu halten, allen wohl bekannt ſey, und daß auch Niemand ihm Urſache geben werde, anders als friedlich zu handeln. Selbſt der Erzbiſchof von Cöln müßte bezeugen, wie freundlich er vom kaiſerlichen Hofe auf den rechten Weg verwieſen ſey. Das Vorhaben deſſelben wäre doch wahrhaftig nicht billig, und er ſey auf das heftigſte verklagt worden. Darum werde es freilich der kaiſerlichen Hoheit zuletzt nicht mehr geziemen, an ihm zu dulden, wovon ſie ihn mit der freundſchaftlichſten Gnade abgemahnt habe. *)

Der kaiſerliche Miniſter ſchloß ſein Schreiben mit der Verſicherung, daß er für ſeine Perſon zwar den allgemeinen Nutzen der Staaten ſeines Herrn, aber vor allen doch der deutſchen Nation Glück und Heil wünſche. Schon die Wendung, welche er am Ende in Hinſicht auf den Kurfürſten von Cöln nahm, und der Umſtand, daß er durch Anführung des Religionsgeſpräches, welches zu Regensburg angeſtellt ſey, die friedliche Geſinnung des Kaiſers beweiſen wollte, konnten die Verſicherungen ſeines Briefes verdächtig machen. So gewiß aber er vor allen wußte, daß der Kaiſer entſchloſſen war, die Proteſtanten plötzlich zu überfallen, konnte er doch dem Buchſtaben nach im Februar des Jahres 1546 noch verſichern, daß derſelbe in keinem Bündniſſe mit dem heiligen Vater ſtehe; denn förmlich abgeſchloſſen ward es erſt am Ende des Junius. Als Granella ſo frech jedes kriegeriſche Vorhaben des Kaiſers ableugnete, war indeß der ganze Plan wider die ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten mit dem römiſchen Hofe verabredet, und die Proteſtanten wußten durch Bernhardin Orin, der General der Capuziner und Beichtvater des Papſtes geweſen, und aus Italien entflohen war, indem er ſich zur evangeliſchen Lehre bekannte,

---

*) Seckendorf. 2534—2536. Sleidan. 573. 574.

daß man zu Rom ſelbſt die Kirchengüter verkaufen werde, um die Geldſumme aufzubringen, welche dem Kaiſer zum Kriege wider die Ketzer verſprochen wäre.

Dennoch konnten ſich die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes nicht den Gedanken ſtets feſthalten, daß es nothwendig zum Kriege zwiſchen ihnen und dem Oberhaupte des Reiches kommen müſſe. Auf Carl ſelbſt baueten ſie noch immer, glaubten ihn noch gar ihrer Lehre geneigt, weil ſie an ihm nicht den wüthenden Eifer anderer Katholiken bemerkten, und weil ſie, trotz allen Warnungen in dieſer Hinſicht, ſeinen höheren Plan zur Unterdrückung der Mittelmacht in Deutſchland, nie faſſen wollten und konnten. Die unglaublichſten Sagen fanden daher bei ihnen Eingang, wenn ſie dem Bilde ſchmeichelten, welches ſie ſich vom Kaiſer entworfen hatten. Daß die deutſchen Biſchöfe im Zuſammenhange mit dem Papſte, wenn Carl nicht an den Krieg mit den Ketzern wolle, ihm vorgreifen, und, durch die franzöſiſche Macht unterſtützt, ein Heer von achtzigtauſend Mann gegen dieſelben aufſtellen würden, ſelbſt dieſem Gerüchte verſagte die evangeliſche Parthei nicht den Glauben. Vom Herzoge Heinrich von Braunſchweig, der mit einigen andern den Kaiſer für halb lutheriſch, wenigſtens für zu zaghaft in der Religionsſache halte, ſey dieſer Plan entworfen. Wohl konnte es ſeyn, daß einige von den katholiſchen Ständen, welche weit beſſer, als die evangeliſchen, die eigentlichen Abſichten des Kaiſers in Hinſicht auf Deutſchland kannten, dem alten politiſchen Gange in ſofern treu zu bleiben ſuchten, daß ſie jenen Abſichten, welche für ihre Macht und Freiheit ſo verderblich waren, in Verbindung mit den alten Feinden der Kaiſer, mit dem Papſt und Könige von Frankreich begegnen, und den Krieg gegen die Proteſtanten nur als Vorwand für ihren eigentlichen Zweck brauchen wollten, um von der Unterdrückung derſelben die Vortheile zu ziehen, welche ſonſt der Kaiſer davon, zu ihrem Nachtheile, zu gewinnen drohte. Da war es dann auch glaublich, daß Heinrich von Braunſchweig der Freiheit Granvella's nachgeſtellt habe, welcher offenbar ſo wenig wie der Kaiſer es redlich mit dem römiſchen Hofe und der katholiſchen Religion meinte, ſondern nur durch dieſelbe ſeinen Herrn in Deutſchland zu einem ſolchen Könige machen wollte, wie er in Spanien war, und dann erſcheint es freilich als ein Meiſterſtreich von Granvella, um die Evangeliſchen noch mehr in Schlummer zu wiegen, daß er dem Landgrafen, der ihm Heinrich's Plan verrathen hatte, treuherzig dankte, mit der Verſicherung, er werde in Zukunft nicht mehr einſam ſpazieren, wünſchte aber, daß man nur gegen ihn ſolche böſe Tücke brauchte, und die kaiſerliche Majeſtät verſchonte, um ſo allen Argwohn, welchen die Evangeliſchen aus den Aeußerungen des Herzogs von Braunſchweig und anderer, gegen Carl faſſen könnten, noch auf ſich abzuleiten. Allein in einer ſolchen Anſicht, wie ſie die Proteſtanten von dem Plane hatten, welchen die vereinte Macht der katholiſchen Biſchöfe, des Papſtes und des Königs von Frankreich wider ſie vollführen ſollte, daß kein anderer Zweck dabei war, als die evangeliſche Lehre auszurotten, verdienten die Nachrichten über denſelben ſicher keinen Glauben, und nur die Einſeitigkeit, mit welcher ſie den Kaiſer betrachteten, hatte ihnen dieſen einflößen können. *)

---

*) **Seckendorf.** 2531. 2555.

Neuntes Capitel.

Inhalt.

Die vornehmſte Urſache der falſchen Anſicht der Proteſtanten von des Kaiſers Syſtem iſt **Johann Friedrich** von Sachſen. Schilderung ſeines Geiſtes. Unglückliches Verhältniß deſſelben zum Character **Philipp's** von Heſſen. Verſuche dieſes letzten zum feſten Schutze der evangeliſchen Lehre durch den beſchränkten Sinn des Kurfürſten vereitelt. Verhältniß beider Fürſten zu dem jungen Herzog **Moriz** von Sachſen. Character deſſelben. Entwickelung des Syſtems und Characters von Kaiſer **Carl** V., der Urſachen, warum die Proteſtanten beide ſo wenig begriffen.

Daß ſich überhaupt eine falſche Anſicht der Plane **Carl's** bei den Proteſtanten feſtſetzte; daß man dem Abgrunde in einem Nebel der Verblendung, zwar mit vielem Kummer, aber wahrhaftig ſorglos, ſich nahte; daß der ſchmalkaldiſche Bund nicht mehr erſtarkte, und durch ſeine innere Schwäche die Kräfte ungenützt ließ, die ihm zu Gebote ſtanden, davon trug die vornehmſte Schuld ohne Zweifel Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen. Sein Geiſt bewegte ſich nur in einer engen Sphäre, und feſſelte ſeinen Muth und ſeine Entſchloſſenheit, daß ſie in keine großen Entwürfe eingingen. Nie entwöhnte er ſich von der beſchränkten Anſicht eines deutſchen Fürſten, welcher über die Gewohnheiten und Händel ſeines Hauſes den weiten Kreis vergißt, von deſſen Sicherung auch jenes mit ſeinem ganzen Vermögen abhängt; und ſo dachte er ſich einen Herrſcher, wie Carl V., der alle Staaten Europens, mehrere Welttheile mit ſeinem Ehrgeize umfaßte, nicht leicht anders, als ein Haupt der deutſchen Fürſten, welches auf ihrem engen Heerde, treuherzig mit ihnen Rath pflege. Auf gleiche Weiſe dachte er ſich jenen, welcher den Himmel vergaß, indem er ſtrebte ſich der Erde zu bemächtigen, von ſeinem frommen Eifer beſeelt. Theils aus Bedürfniß des Herzens, theils aus Eitelkeit, hielt er ſich mit Verachtung aller andern Rückſichten ſtreng an den Buchſtaben derjenigen Lehre, welche ſich durch ſein Haus vorzüglich gehoben, ſo wie in ſeinem Lande den Urſprung hatte; und trieb dann die rechtgläubige Feſtigkeit ſo weit, daß jene nur durch ſich ſiegreich in der Welt beſtehen ſollte. Mit einem frommen Stolz hatte er ſich einmal beſtimmt gedacht, daß er im Stande ſeyn könnte, alles für ſeinen Glauben aufzuopfern und zu dulden, und ward dadurch verführt, die Mittel zu vernachläſſigen, wodurch ihm die härteſten Opfer für ſeine

Religion erſpart wären. Ohne Zweifel wirkte auch die Trägheit ſeines Blutes, die ungeheure Maſſe ſeines Körpers mit dazu, daß er ſich mit dem Gedanken, jedes Schickſal als Chriſt dulden zu wollen, lieber begnügte, als raſtlos war, ſich und ſeinem Glauben ein gutes Geſchick zu bereiten. Troß dieſer Trägheit, beſaß er einen ſtets regen Ehrgeiz, welcher, je enger die Sphäre war, worauf er durch ſeinen Geiſt beſchränkt wurde, deſto reizbarer in Empfindlichkeit aufloderte. So ſchnell dieſe entſtand, ſo wenig verlor ſie ſich leicht wieder; denn eben ſeine Trägheit hielt dann ihre Wirkungen feſt. Zum Unglücke war Philipp von Heſſen, der mit ihm Bundeshauptmann war, mit ihm das Schickſal der evangeliſchen Stände durch ſo mannichfaltige, ſo verborgene Klippen mitten im Sturme leiten ſollte, wenig dazu geeignet, eine ſtets wunde Empfindlichkeit ſchonend zu behandeln.

Durch ein raſcheres Blut, vielleicht auch durch eine hellere Einſicht in die Lage der Dinge, den Character der auf beiden Seiten handelnden Perſonen, war der Landgraf entſchloſſener, als der Kurfürſt. Beſonders entſtand ſeine größere Entſchloſſenheit, für die evangeliſche Lehre jeden Augenblick die Waffen zu ergreifen, daher, daß ſein Ehrgeiz vorzüglich nach dem Ruhme eines Feldherrn und Helden ſtrebte. Wenn der kaiſerliche Hof dieſer Ruhmſucht eine Lockung hinhalten konnte, ſo ging Philipp eine Zeitlang mit unſeliger Verblendung am Rande des Abgrundes. Weil auch für ihn der Gedanke, ein chriſtlicher Fürſt zu ſeyn, welcher ſeinen Glauben und ſeinen Kaiſer treuherzig liebe, und allenfalls kühn mit dem Schwerdte hineinſchlüge, das höchſte war: ſo blieb auch er in der beſchränkten Anſicht, welche der Kurfürſt von Carl und ſeinen Planen hatte. Bisweilen dämmerte es freilich heller in ſeiner Seele, und die großen Geſtalten und Gedanken der politiſchen Welt in ihrem engſten Kreiſe traten mit ihrem Streben und Durcheinandergreifen wie ein Blendwerk vor ſein Auge. Aber theils ſeine Verbindung mit dem Kurfürſten von Sachſen, theils ſein perſönlicher und religiöſer Haß gegen diejenigen, durch welche er dieſes Licht erhielt, wie die Herzoge von Braunſchweig und Baiern, bewirkten, daß er nichts aus der neuen Welt, die ihm ſich aufgethan, beſtimmt feſthalten konnte. Sonſt hätte ihn hierzu ſeine Denkart über Religion nicht unfähiger gemacht. Er wäre bereit geweſen, wie Johann Friedrich, für den evangeliſchen Glauben zu ſterben; aber nicht, wie jener, auch für den Buchſtaben deſſelben. Gehorſam gegen das kaiſerliche Geſetz achtete auch er als etwas großes, und ſein feuriger voreilender Sinn war auf einmal in Zahmheit verwandelt, als ihn das Bewußtſeyn erfüllte, daß er durch die Liebe verführt ſich wider [illegible] vergangen habe: aber er war weit davon entfernt, gleich dem Kurfürſten nicht zugeben zu wollen, daß Jemand zum Gedeihen der evangeliſchen Parthei benutzt werde, welcher nicht aus

Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Lehre für ſie wirkte. Wenigſtens fühlte er das Bedürfniß, zu einer beſtimmten Einſicht in alle Verhältniſſe ſeiner Parthei, ſowohl in die politiſchen, als diejenigen, welche Glaubenslehren betrafen, zu gelangen, und deshalb aus ſeinem Geſichtspuncte auf den Stand mancher anderer zu treten, nicht wie der Kurfürſt auf dem ſeinigen unbeweglich zu ruhen; aber hätte er mehr erreicht, als das Bedürfniß bloß gefühlt: ſo würde er gewußt haben, ſeinen Gefährten leichter zu behandeln. Jetzt war Spannung zwiſchen ihnen unvermeidlich. Sie handelten ein jeder in ſeinem verſchiedenen Geiſte, und wurden nach demſelben von andern auf verſchiedene Weiſe genommen; ſie ſelbſt und ihr Bund gingen dadurch zu Grunde.

Als man von baierſcher Seite den Plan des Kaiſers wider Deutſchland und die Proteſtanten enthüllte, waren es der Landgraf, und heſſiſche Räthe, gegen welche man ſich immer vertraulich die Entdeckung erlaubte. Für jenen ſchien dieſelbe auch einleuchtend zu ſeyn, und er glaubte, daß eine Verbindung zwiſchen ihnen und den baieriſchen Herzogen zur Behauptung der Freiheit der Reichsſtände ſehr heilſam ſeyn möge. Allein vergebens ſuchte er den Kurfürſten zu ihr zu bewegen. Die baieriſchen Herzoge hatten freilich immer einen großen Eifer für die katholiſche Religion bezeigt, aber einen noch lebhaftern für die Behauptung der deutſchen Verfaſſung wider Oeſterreich, von deſſen Uebermacht ſie ihrer

Lage wegen am meiſten zu fürchten hatten. Daher hätte man nicht zu beſorgen brauchen, daß der Bund nur ein Trugbild ſeyn werde, zu welcher Furcht man ſich ſogar dadurch berechtigt glaubte, weil das Haus Baiern die ganze Unterhandlung vor Oeſterreich geheim gehalten haben wollte; denn es war der Rache deſſelben ſo nahe. *)

Auch mit den Königen von Frankreich und England hatte der Kurfürſt keinen Bund eingehen wollen, weil ſie die evangeliſche Wahrheit verfolgten. Dies konnte man wahrlich von den Schweizern nicht ſagen, welche ja nur in dem einzigen Artikel von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes des Heilandes im Abendmahl von den ſtrengen Anhängern der lutheriſchen Lehre abwichen. Ueberdies hatte es das Anſehen, daß mehrere von den angeſehenſten Theologen auf dem Heerde der Reformation ſich zu ihrer Meinung hinneigten. Der Landgraf hatte längſt dahin geſtrebt, den Riß zu verſtopfen, welchen die evangeliſche Kirche ſchon erhalten, und hoffte die Schweizer um ſo leichter zum ſchmalkaldiſchen Bunde zu ziehen, da für ihre Aufnahme in denſelben viele politiſche Gründe ſprachen. Durch die Verbindung mit ihnen wurde die proteſtantiſche Macht in Oberdeutſchland zu einem großen Ganzen, und dies war ſehr zu wünſchen, weil allem Anſcheine

---

*) Seckendorf. [illegible]

nach, bei einem entſtehenden Kriege mit dem Kaiſer und dem Papſte, die Macht derſelben zuerſt auf die oberdeutſchen ſchmalkaldiſchen Bundesverwandte fiel, welche in ihrer jetzigen Lage nur vereinzelt da ſtanden, und eine eben ſo leichte, als reiche Beute wegen des Wohlſtandes der Handelsſtädte verſprachen. Auch konnten die Schweizer, dies kräftige Volk, den Hülfstruppen, welche von Italien her wider die Proteſtanten kommen möchten, ſich leicht zur Gegenwehr ſtellen und verderblich werden. Allein der Kurfürſt äußerte über den Landgrafen und einige andere Stände, welche geneigt waren, die Schweizer als Bundesgenoſſen aufzunehmen, die tiefſte Bekümmerniß, und ihn ſchmerzte die Aeußerung Philipp's, daß er den ſtreitigen Punct zwiſchen ihnen und den Helvetiern durchaus nicht für wichtig halte, gewiß eben ſo ſehr, als den alten Luther. Dieſer hatte kaum den Sacramentsſtreit mit der ungezähmteſten Wuth erneuert, und zog dann ſelbſt die Theologen Wittenbergs, welche ſo viel milder dachten, und ſich vielleicht mehr zur ſchweizeriſchen Meinung hinneigten, zu einem heftigen Bedenken wider des Landgrafen Beginnen fort. Nimmermehr, hieß es, könnten ſie glauben, daß ihre Herzen zu gleichem Schutze geneigt ſeyn könnten, da ſie mit Schriften gegen einander ſtritten; und überdies würden die Schweizer ihre Aufnahme in den Bund gewiß dazu brauchen, um ihre Meinung noch weiter zu verbreiten. Sie gingen ſogar in die Geſchichte des jüdiſchen Alterthums zurück, um durch

Beiſpiele, wie unglücklich jedes Bündniß der Iſraeliten mit einem Volke geweſen ſey, das mit ihnen nicht in der Religion übereinſtimmte, zu beweiſen, wie verwerflich eine Verbindung mit den Schweizern für ſie wäre. Der Kurfürſt aber verbarg nicht, daß ihm der ganze ſchmalkaldiſche Bund zuwider werde, weil der Landgraf ſo geneigt ſey, alles mit bewaffneter Hand auszuführen, und ſich mit den Schweizern in einen Bund einzulaſſen. *)

Voll Sorge bei der immer mehr ſchwindenden Kraft des ſchmalkaldiſchen Bündniſſes, und bei der Vereitlung aller ſeiner Plane, um demſelben mehr Leben und Stärke einzuflößen, in der ſteten Furcht, daß Johann Friedrich aus Ueberdruß den Bund ganz auflöſen möchte, hoffte Philipp noch, mit ſeinem Schwiegerſohne, dem jungen Herzoge Moris von Sachſen, und dem Kurfürſten, einen Verein zu Stande zu bringen, welcher hinlängliche Kraft habe, um ſie und die evangeliſche Lehre gegen jeden Angriff zu ſchützen. Auf ſolche Weiſe ſollte Moriz ſchon jetzt der Retter der evangeliſchen Parthei werden.

Männern, welche wie Melanchthon, mit richtigem Blicke die Charactere um ſie her, und das Verhängniß überſchauten, erſchien dieſer Jüngling aus dem

---

*) Seckendorf. 2175. 2451. 2476—2477.

ſächſiſchen Fürſtenſtamme frühe wie zu einer ausgezeichneten Rolle geweiht. Erwäge ich, ſchrieb jener, das Schickſal, welches ſich über Deutſchland ziehen wird: ſo ſcheint es mir, daß einſt dieſer junge Fürſt allein die Schutzwehr für das ganze Vaterland der Deutſchen ſeyn werde. *) Er hatte Gelegenheit genug gehabt, in das Gemüth deſſelben einzudringen. Im ärmlichen Hauſe ſeines Vaters, des Herzogs Heinrich von Sachſen war Moriz auferzogen. Das Glück ſeiner jüngern Brüder, an den Hof des Königs Ferdinand geſchickt zu werden, um mit den Prinzen deſſelben gleicher Erziehung zu genießen, war ihm nicht zu Theil geworden, wiewohl es ohne Zweifel dazu wirkte, daß ihm jener Hof früh in einer befreundeten Geſtalt erſchien. Sobald aber ſeinem emporſtrebenden Geiſte die Sphäre des väterlichen Hofes zu enge wurde, ſandte man ihn zu dem Oheim Herzoge Georg, bei welchem der Haß gegen die Reformation und noch mehr gegen Luther, und die übrigen evangeliſchen Lehrer, eben damals in der ärgſten Gährung war, und die politiſchen Unterhandlungen über die Angelegenheiten des Reichs in ihrem Schwunge bemerkt werden konnten. Für den eindringenden Sinn eines jungen deutſchen Fürſten war daher dieſer Hof das lehrreichſte Schauſpiel. Wiewohl noch nicht Jüngling, aber über alle kindiſchen Spiele erhaben, ſchloß Moriz ſich ganz ſeinem Oheim an,

---

*) Ep. l. III. ep. [illegible]8.

und erforſchte, indem er denſelben zum männlichen Vergnügen der Jagd begleitete, die [illegible] der Großen. Als aber der Herzog veranlaßt durch ſeine Bitte um die Grafſchaft Leißnig, ihm ſeufzend eines Tages zurief: o Moriz, Moriz! es iſt, als wenn ganz Sachſenland dir nur ein einiges und ſich gar ähnlich ſcheinet! ſo war ihm plötzlich der Hof deſſelben verleidet, vielleicht eben darum, weil er ſeine innerſten Wünſche durch die Rede getroffen fühlte; denn die Grenzen der väterlichen Beſitzungen waren ihm ſchon jetzt viel zu enge. Nach einer kurzen Heimkehr zum Vater, zog er an den Hof des Kurfürſten Albrecht von Mainz, vielleicht planmäßig, um Deutſchland zu dieſer Zeit der Partheien in ſeinen verſchiedenſten Gruppen kennen zu lernen. Das loſe üppige Leben an dieſem Hofe war aber in kurzer Zeit von ihm gänzlich durchſchauet, daß er bald Mainz verließ, wo er nichts mehr als Vergnügen fand, und ſich zum Kurfürſten Johann Friedrich begab. Von zwei Höfen, an welchen der glühendſte Haß wider die evangeliſche Lehre die beſte Empfehlung, und Verderben vom Himmel herab auf die Urheber der Glaubensverbeſſerung gefleht wurde, trug er ſeine Erfahrung zu dem Fürſten, welchem der Buchſtabe der lutheriſchen Lehre ſchon etwas Heiliges war; und hochgehalten an jenen Höfen ward der Jüngling ein Gegenſtand der Bewunderung im Kreiſe dieſes Fürſten. Aber dennoch konnte es nicht fehlen, daß Johann Friedrich mit ſeiner eiferſüchtigen Empfindlichkeit, beſchränkten Einſicht und ſeinem frommen Stolze, ſich in der Geſellſchaft von Moriz geſpannt, und in ſeiner trägen Natur die beobachtende Aufmerkſamkeit deſſelben wie einen Stachel fühlte. Eben darum wurde es ihm auch ſchwer, volles Vertrauen zu dem Jüngling zu empfinden, der ihm durch manche Eigenſchaften herrlich erſchien, und deshalb zugleich Bedürfniß, anderer Urtheile über ihn zu vernehmen. Was er von ſeinem Vetter da halte? fragte er an einem Abend den alten Luther, der bei ihm zur Tafel war. Dieſer warf einen ſcharfen Blick auf den jungen Moriz und ſagte: er ſolle ſich hüten, daß er nicht einen jungen Löwen auferzöge. Er hoffe das Beſte! war die Antwort des Kurfürſten.]

Indem Moriz am Hofe Johann Friedrich's lebte, wandte ſich ſein Vater zur evangeliſchen Lehre, ein Gewinn, der für die Proteſtanten erſt dann beſonders wichtig wurde, als der Herzog nach dem Tode Georg's, deſſen Söhne kurz vorher geſtorben waren, die reichen Länder deſſelben erbte. Aber auch jetzt noch hing er gänzlich vom Willen des kurfürſtlichen Hofes ab, und ſeine Schwachheit war untreuen Räthen gänzlich preisgegeben. Eine große Veränderung war ſchon von Moriz beſchloſſen und eingeleitet, ehe ſein Vater ſtarb; ſie trat ganz ein, unmittelbar nach dem Tode deſſelben. In die ſtrenge Ordnung Herzog Georg's und ſeiner Räthe ward alles zurückgeführt, und völlige Unabhängigkeit vom kurfürſtlichen Hofe war Grundregel der neuen Verwaltung. Der zwanzigjährige Jüngling erklärte gewiß auch mit ihrentwegen ſogleich, daß er ſich nicht als ein Glied des ſchmalkaldiſchen Bundes betrachte, in welchen ſein Vater getreten war; die evangeliſche Lehre aber nach ſeinen Kräften zu ſchützen, ſey er immer bereit. *) Johann Friedrich fühlte ſogleich ſeine ganze Empfindlichkeit aufgeregt, und ein unbedeutender Zwieſpalt über das Städtchen Wurzen bewog ihn, unverzüglich ins Feld wider Moriz zu ziehen. Beide Fürſten hatten ſich ſchon wider einander zur Schlacht gelagert, als der Landgraf nach Sachſen ſtürmte, und ſie zum Vergleich zwang. Vernünftige Leute, rief Luther ihnen in einer gedruckten Vermahnung zu, würden ihren Streit anſehen, als ſchlügen ſich zwei berauſchte Bauern um ein zerbrochenes Stück Glas, zwei Narren um ein Stück Brod; und käme es zum Kriege, ſo träte er auf die Seite deſſen, welcher zuerſt Frieden und Recht anbiete, und das Blut, welches dieſer dann im Kampf vergöſſe, wolle er fröhlich auf ſich nehmen, wolle den Kriegern des Gegentheils zurufen, daß ſie ihren Eid ohne Sünde brechen, und den Fahnen entlaufen könnten. **)

---

*) Seckendorf. 2017.

**) Arnold's Leben des Kurfürſten Moriz. S. 4 — 10. 1 — 28. 30. Seckendorf. 2095 — 2097.

Mit größerm Ruhme wandte nun Moriz ſeine Waffen wider die Türken, und an dem Jüngling, welcher Feldherrnklugheit verrieth, pries man ſelbſt die Verwegenheit, welche ihn in Lebensgefahr ſtürzte, zumal da der Oberanführer des chriſtlichen Heeres, Kurfürſt Joachim von Brandenburg, wegen ſeiner Trägheit laut getadelt wurde. Täglich hörte man das Geſchrei der Krieger, daß dem jungen ſächſiſchen Helden der Feldherrnſtab überliefert werden ſolle.*) Als der Kaiſer von ſeinen tapfern Thaten vernahm, da verbarg er nicht den Wunſch, daß im Feldzuge gegen Frankreich der Jüngling als einer von ſeinen Befehlshabern mitziehen wolle, vielleicht auch darum, weil dieſer ein proteſtantiſcher Fürſt war, und von ihm gewonnen für ſeine Plane in Deutſchland ihm großen Nutzen ſchaffen mochte.**)

Eben jetzt, da Moriz ſehr viele Neigung zeigte, den Wunſch des Kaiſers zu erfüllen, war der Zeitpunct, wo der Kurfürſt von Sachſen völlig daran verzweifelte, daß ſich der ſchmalkaldiſche Bund halten konnte. In dieſer Zeit der Verzweiflung gerieth er ſogar auf den freilich nur augenblicklichen Einfall, der ihm dennoch viel Ueberwindung gekoſtet haben muß: ob man nicht mit den Herzogen von Baiern irgend eine Uebereinkunft, wegen Erhaltung des Friedens, und mit Moriz ein beſonderes Bündniß treffen könnte? Wahrſcheinlich war ihm dieſer Einfall nur deshalb etwas werth, weil er durch ihn der Bürde entledigt werden wollte, welche der ſchmalkaldiſche Bund ihm däuchte. Aber eben deswegen ſah auch der Landgraf, inſofern er auf den Kurfürſten ſelbſt bei der Ausführung jenes Gedankens rechnen mußte, in demſelben wenig Hoffnung auf Schutz für die evangeliſche Parthei, und beſchwor ſeinen Genoſſen in der Hauptmannsſchaft, auf alle Weiſe den ſchmalkaldiſchen Bund zu erhalten. Er ließ ſich ſogar zur Bitte gegen den vornehmſten Rath des Herzogs Moriz herab, daß er ſeinen Herrn bewegen möge, in ihren Bund wieder zu kehren, zu welchem er ſich allerdings mit ſeinem Vater bekannt hätte. Allein jener Rath, Carlwis, antwortete ihm offenherzig, gewiß werde der Herzog dem Bunde nicht beitreten, um nicht in viele Dinge, welche zur Religion gar nicht gehörten, gefährlich verwickelt zu werden; wegen der Religion habe es jetzt keine Gefahr. Ueberdies wäre es rathſamer für ſeinen Herrn, daß er ſuche, beim Kaiſer und König, als ſeinen Obern und Nachbarn, in Gnaden zu ſtehen; denn dieſe würden doch endlich den Sieg davon tragen, und Gott würde ihre Majeſtät ſchützen.

---

*) Ebend. 31—35.

**) Seckendorf. 2161.

Wenigſtens wollte nun der Landgraf verhindern, daß Moriz dem Kaiſer im Krieg diene. Wenn ein Fürſt, ſchrieb er ihm, der Land und Leute zu regieren hätte, von Gott dahingeſetzt, ſeinen Unterthanen wohl vorzuſehen, ihnen gleiches Recht zu verſchaffen, und chriſtliche Religion im Lande zu pflanzen, ohne große Noth, der Luſt wegen, in den Krieg ziehe, ſich ſelbſt, ſeine Unterthanen und guten Freunde in Gefahr ſetzen wolle; ob das vor Gott großer Ablaß ſey, wiſſe er wahrlich nicht. Aber dieſe Vorſtellungen Philipp's fruchteten wenig, und ſein Schwiegerſohn focht in Frankreich für den Kaiſer mit ausgezeichnetem Ruhme. *)

So erbittert der Landgraf und der Kurfürſt hierüber ſeyn mochten, verſöhnte ſie Moriz einigermaßen durch ſeine Theilnahme am Kriege mit Herzog Heinrich von Braunſchweig. Ueberdies mochten ſie, wenn ſie auch nicht Zutrauen und Liebe zu ihm gewinnen konnten, ſeinen Eigenſchaften ihre Achtung und Bewunderung nicht verſagen. Bei aller Gluth ſeiner Jugend beſaß er Ruhe in Entwerfung tiefer Plane, und heitere Einſicht über die Mittel zur Ausführung derſelben. Jeder Schritt, welchen er that, ſchien berechnet zu ſeyn, und dennoch ging er mit freiem Genuß durch die Welt. Ein Geiſt, welcher mit der Kraft und Schnelligkeit des Blitzes auf ſein Ziel zufährt, und zerſchmettert, was ihn hindern will, drang aus ſeinem ganzen Weſen hervor. Seine Augen waren voll Flammen, und wohin ſie

---

*) **Sebaſtian Schärtlin.** 63. 70. **Seckendorf.** 2182—2185. **Arnold.** 40—45.

trafen, mußten ſich die Blicke vor ihnen niederſchlagen; in ſeinem ſchwarzbraunen Geſichte waren alle Züge des Helden, ſeine gewandten und feſten Glieder, ſein raſcher und vordringender Gang, die Haltung ſeines Körpers machten den Eindruck, daß, wer ihn ſah, gleich geſtand, er habe den Kern eines heroiſchen Mannes geſehen; und ſelbſt dadurch, daß er nur von mittler Höhe war, ſchien ſeine Kraft noch mehr beflügelt. Seine Rede war kurz, kühn, ſinnreich; und wenn er ſprach, ſo verbreitete ſich häufig ſtatt der gewöhnlichen Freundlichkeit ſeiner Miene ein wunderbarer Ernſt über ſein Geſicht. Ruhig und ſanft hörte er andere, und bewahrte den Eindruck, welchen ſie auf ihn gemacht hatten, tief im Gemüth; ihn vermochte niemand zur offenen Mittheilung. Sein Genie ging weit über ſeine Bildung. Er war in keine Wiſſenſchaft eingeweiht worden, ſelbſt die Kriegskunſt kannte er nur durch die Uebung; aber durch ſeinen genialiſchen Geiſt beſiegte er leicht die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe anderer, und ahnete, welcher unſchätzbare Gewinn Aufklärung durch die Wiſſenſchaften für ein Volk ſeyn müſſe. Schon im Anfang ſeiner Regierung bewies er die reichſte Freigebigkeit gegen ſeine Univerſität Leipzig; die Fürſtenſchulen hat er geſtiftet, um gelehrte Ausbildung für jeden fähigen Kopf ſeines Landes möglich zu machen. Der evangeliſchen Religion war er mit Eifer ergeben, und von ihrem Werthe fühlte er ſich begeiſtert; aber nie ließ er durch ſie ſeinem Ehrgeiz Feſſeln anlegen, oder ſeine politiſche Schlauheit und Wachſamkeit irre leiten und einſchläfern. So mächtig ſein Ehrgeiz auch die Flügel ſchwang, und ſo ſehr vorzüglich Heldenruhm ſein flammender Wunſch war, dachte er es ſich doch früh als Pflicht, ſeine Unterthanen, ſo viel in ſeinen Kräften, zu beglücken. Dagegen forderte er von ihnen auch den ſtrengſten Gehorſam, und Verachtung ſeiner Befehle konnte ihn in den erſten Jahren ſeiner Regierung ſelbſt zur Grauſamkeit verleiten. In wiederholten öffentlichen Befehlen hatte er die härteſte Strafe dem gedroht, welcher in ſeinen Gehegen Hirſche heimlich erlegte. Ein Bauer wurde gefangen, welcher auf den herzoglichen Wildbahnen manches Thier weggeſchoſſen hatte. **Moriz** ließ ihn zwiſchen die Hörner eines Hirſches binden, dieſen mit Hunden in den Wald hetzen, und ſo den Wilddieb von Bäumen und Hecken zerfleiſchen, und zu Tode reißen. *)

An perſönlichem Werthe behauptete **Moriz** einen ungleich höhern Rang, als die beiden Anführer des ſchmalkaldiſchen Bundes, und ſeine Macht kam faſt derjenigen gleich, welche jeder von ihnen beſaß. Rechnet man hierzu noch ihren Familienzuſammenhang, die Lage ihrer Länder, in einer Gruppe zuſammen, und ihr gemeinſchaftliches Intereſſe gegen das Haus Oeſterreich, als Reichsſtände und Proteſtanten, ſo ſchien es, als

---

*) **Arnold.** 24. 25. 44. 45. 47. 218—254.

müßte ein Bund zwiſchen ihnen geſchloſſen werden können, welcher nicht nur den ſchmalkaldiſchen völlig überflüſſig machte, ſondern erhaben über die Mängel gewöhnlicher Bündniſſe auch ohne weitere Genoſſen ſich jedem Feinde der evangeliſchen Religion und der Freiheit deutſcher Fürſten gewachſen glauben dürfte. Landgraf **Philipp** faßte den Gedanken, ihn zu ſtiften und dann den ſchmalkaldiſchen aufzulöſen, wobei er am wenigſten von Seiten des Kurfürſten Schwierigkeit zu finden fürchtete, da dieſer ſchon denſelben Gedanken geäußert hatte. Auch ſchien es, als wenn **Moriz**, ſo entſchloſſen er ſich geweigert hatte, in den ſchmalkaldiſchen Bund zu treten, von deſſen Geiſte er nichts gutes erwarten konnte, in einen beſondern Verein mit zwei ihm ſo nahe befreundeten Fürſten gern eingehen werde. „Käme derſelbe zu Stande, ſo müßten ſie," äußerte er, „nur mit Treue zu Werke ſchreiten, und wie chriſtliche Prinzen für die Ehre Gottes die letzte Kraft wagen; dann möchte wohl vielen der Kitzel, die Evangeliſchen anzugreifen, vergehen." Mit Freude ſchickte der Landgraf das Schreiben des Herzogs an den Kurfürſten; allein dieſer war für den Gedanken durch die kleine Eiferſucht, womit er ſein Anſehen bewachte, ſchon verſtimmt; er fürchtete, daß in dieſem Bunde Schwiegervater und Eidam zuſammenhalten, und ihn überſtimmen möchten. „Auch müßten," antwortete er, „die Händel, welche zwiſchen ihm und dem Herzoge **Moriz** noch obwalteten, ausgeglichen werden, ehe man einen ſolchen Bund eingehen könne;"

und auf des Landgrafen Anerbieten, durch ſeine Vermittlung jene Streitigkeiten beizulegen, entgegnete er: „daß ſolche Angelegenheiten durch Austräge nach Sitte des ſächſiſchen Hauſes verhandelt werden müſſen.“ „Man ſähe wohl,“ erwiederte dann Philipp, „nicht ohne Erbitterung, daß er ſeine geringen Privathändel, dem gemeinen Beſten und der Sicherheit der Religion in allen Ländern verziehe.“ *)

So ſcheiterten alle Entwürfe, durch einen kraftvollen Bund die Gefahr der evangeliſchen Parthei zu entfernen, am Character Johann Friedrich's, daß alſo eben derjenige Fürſt, welcher ſich am zuverſichtlichſten und nicht ohne frommen Stolz bewußt war, ſelbſt den Tod für die evangeliſche Wahrheit nicht zu ſcheuen, vorzüglich dazu beitrug, um ſie dem Verderben nahe zu bringen. Außerdem aber, und ohne die ſchon entwickelten Urſachen von der Schwäche des ſchmalkaldiſchen Bundes, beſtätigte ſich auch durch ihn die Erfahrung, daß der Fehler des deutſchen Geiſtes durch zu langes Berathſchlagen dem nothwendigen raſchen Handeln Abbruch zu thun, eben bei Bundesverwandten der Natur der Sache nach, doppelt nachtheilige Wirkungen äußert.

Selten aber verſtand der Gegner eines Bundes ihn ſeinem allgemeinen Geiſte und dem Character ſeiner

---

*) Seckendorf. 2424 — 2437.

vornehmſten Glieder nach, ſo richtig zu würdigen, und ſeinem Vortheile gemäß ſo beſtimmt auf ihn zu wirken, als es bei Carl V. der Fall gegen den ſchmalkaldiſchen Verein war. Hätte er den Fürſten deſſelben blos Schlauheit und Heuchelei entgegen geſtellt: ſo würden ſie ſich durch unbezwingbares Mißtrauen bald wider ihn zu ſichern gewußt haben. Wäre er von der Herrſchſucht eines gemeinen Despoten beſeelt geweſen; auf das kräftigſte würde ihm Widerſtand von ihnen geleiſtet ſeyn. Hätte ihn ſelbſt Eifer für die katholiſche Religion getrieben, oder hätte er eine Ueberzeugung dargelegt, daß der Menſch des Glaubens an eine Offenbarung des Himmels entbehren möge, ſo würden ihn die Häupter des Bundes in jenem Falle mit ihrem Eifer für die evangeliſche Lehre zurückgedrängt, in dieſem wie einen Verpeſteten geflohen haben. Nein, das genialiſche Gemiſch verſchiedenartiger Eigenſchaften und Gewohnheiten in Carl's Natur war es, wodurch ſie in den Abgrund gelockt wurden. Schlaue Verſtellung gehörte ihm nicht urſprünglich an; nur in der Schule der Politik, die niemals ſo ſehr, als in ſeinem Zeitalter, dieſelbe für Bedürfniß und für unſchätzbar achtete, hatte er ſie durch lange Uebung ſich eigen gemacht. Aber dennoch brach ſeine edlere Natur oft hindurch, im Gefühl der Ueberlegenheit ihrer Kraft ohne niedrige Künſte, und am häufigſten, wenn ſie mit Männern wie Philipp und Johann Friedrich zuſammenſtieß, deren Inneres ſich ſo offen darlegte. Nur hielten dann ſolche Männer die Augenblicke unverfälſchter Menſchlichkeit in ſeinem Betragen für den immerwährenden Zuſtand ſeiner Seele, und ſchrieben es ſeinen Räthen zu, wenn etwas geſchah, das ſeinen Verheißungen und ihrer Erwartung nicht entſprach. Noch weniger beſaß er jenen Eigenſinn des Tyrannen, welcher unbekümmert um das menſchliche Herz und die Eigenthümlichkeit fremder Geiſter, nur ſklaviſchen Gehorſam in jedem Augenblicke fordert. Dieſe Herrſchſucht eines engen Geiſtes kam nicht in die Seele desjenigen, welcher mitten in der Herrſchaft über Welten ſich häufig von Schwermuth ergriffen fühlte, dem eine Jungfrau, die in der Stunde der Wehmuth mit ihrem gefühlvollen Geſange zu ihm kam, in der Seligkeit des Herzens alle Thronen vergeſſen hieß, der ſich endlich freiwillig von allem Purpur entkleidete, und in der Einſamkeit ſich an der ſchönſten Natur labte, und mit unſchuldigem Geſchäft ergötzte. Carl hegte nur die Herrſchſucht, ſeine Plane zuletzt am Ziele der Ausführung zu ſehen, und eine Welt mit ſeinem Willen zu umfaſſen; was ihn daran nicht hinderte, mochte ſich mit freiem Spiel bewegen. Jener Ehrgeiz und wohin auch er doch führen mußte, beides blieb den Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes verborgen, und ſie freuten ſich nur der Milde, womit der Kaiſer ſo oft den freien Schritt anderer anſah. Daher machte es wenig Eindruck auf ſie, wenn ihnen geſagt wurde, daß er auf Unterdrückung der reichsſtändiſchen Macht ſinne. Hiezu wirkte freilich, daß ſie über die Gefahr, womit ihre

Religion bedroht wurde, alle übrige vergeſſen hatten. Vom Kaiſer aber fürchteten ſie für jene äußerſt wenig. Der grobe katholiſche Eifer war von ihm ſo entfernt, und dennoch fanden ſich bei ihm Spuren wahrer Andacht; darum waren die Proteſtanten nur zu geneigt, ihm evangeliſchen Sinn zuzutrauen; den Mittelzuſtand ſeiner Seele, zwiſchen Gleichgültigkeit gegen die Lehre der römiſchen Kirche, und Theilnahme an einer erkannten reineren Wahrheit begriffen ſie niemals. **Carl** ſah gewis ſelbſt nicht, daß ſie in der ſchönen Seite ſeiner Natur ſein ganzes Weſen zu finden glaubten, und daß er eben deswegen ſo auf ſie wirke; er hätte dann zu einem reineren Urtheile über ſich ſelbſt gelangt ſeyn müſſen, als er je gezeigt hat; aber er merkte doch, daß er ganz eigen auf ſie wirke, und ihre Lage darum eine unſichere Haltung bekomme. Es war ein ſehr trauriger Umſtand für Philipp und Johann Friedrich, daß ſie gegen zwei ſo genialiſche Menſchen, wie der Kaiſer und Herzog Moriz, welche ſich ausgefunden und liebgewonnen hatten, und ſo wenig von ihnen begriffen wurden, in ſo mannigfaltige und wichtige Verhältniſſe geſetzt waren.

Zehntes Capitel.

Inhalt.

Luther's Tod, ein Glück für denſelben wegen ſeines Verhältniſſes zu andern Theologen, und wegen des unvermeidlichen baldigen Krieges. Kurz vor demſelben Geſpräch zwiſchen dem Landgrafen und dem Kaiſer, und Reichstag zu Regensburg.

Indem jeder Zug im Verhältniſſe des ſchmalkaldiſchen Bundes gegen den Kaiſer, jeder Schritt der Partheien, und jedes Ereigniß andeuteten, daß in wenigen Monaten Deutſchland in Kriegsflammen ſtehen werde, daß vielleicht ſchon auf dem nächſten Reichstage, der nach Regensburg ausgeſchrieben war, die Fackeln würden hingeſchleudert werden, aus welchen ſie emporſchlagen ſollten, und höchſt wahrſcheinlich zum Verderben der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, hatten ſich um den erſten Urheber dieſer Bewegungen, die jezt faſt das ganze Europa in Erſchütterung gebracht hatten.

um Luther's Gemüth vielfache Wolken geſammelt. Nicht ſo ſehr Furcht vor der Gefahr, in welcher die evangeliſche Parthei ſchwebte, hatte ſie zuſammengezogen; denn jene erkannte er nicht ganz, und ſein Vertrauen auf den Schutz Gottes blieb unwandelbar: was ihn vorzüglich bekümmerte, war die Beſorgniß, daß die Reinheit der evangeliſchen Lehre in Wittenberg ſelbſt, vielleicht durch ſeinen innig geliebten und bewunderten Melanchthon verloren gehe. Seit der Reformationsformel für Cöln, welche dieſer mit Buzer verfertigte, war ihm wahrſcheinlich geworden, was man ihm aus Mißgunſt über die ununterbrochene Freundſchaft von zwei ſolchen Männern wie er und ſein Philipp, und aus andern vielleicht weniger gehäſſigen Antrieben, ſchon lange zugeflüſtert hatte, daß nämlich ſein Freund in der Lehre vom Abendmahl ganz den Schweizern zugethan wäre, und ſich nach ſeinem Tode öffentlich zu ihnen bekennen werde. Damals ſchon verbreitete ſich das Gerücht, daß Luther geſonnen ſey, die Feder wider Melanchthon zu ergreifen. Geſchieht es, erklärte dieſer, und bin ich meinem Freunde verhaßt geworden: ſo werde ich mich von Wittenberg hinweg begeben. Sicher aber werden unſere Feinde darüber ihren Triumph haben.*) Auch ließ der Kurfürſt durch ſeinen Canzler, den Doctor Brück gegen Luther ſeine Bekümmerniß über jenes Gerücht darthun. Gott hätte ja ſie beide zur

---

*) **Melancht.** ep. p. [illegible] Seckendorf. [illegible]

Fortpflanzung ſeines Wortes vor andern erwählt, daher möchte er Melanchthon's, des trefflichen Mannes ſchonen, wenigſtens ihn nie namentlich angreifen. Er wiſſe freilich nicht, äußerte der alte Mann gegen den Canzler, wie er mit ſeinem Philipp, oder dieſer mit der Lehre vom Sacrament daran ſey, und er habe einige Gründe zu glauben, daß derſelbe zwingliſcher Meinung ſeyn dürfe, aber es würde ihm das Herz brechen, das er gern mit Philipp theilen wollte, wenn er ſich um der Wahrheit willen von ihm trennen müßte. Es waren ja auch kaum drei Jahre verfloſſen, da er durch ſeine eifrigſten Gebete Melanchthon's Leben vom Himmel erflehte, da er mit einem Blick auf das Krankenlager ſeines beſinnungsloſen Freundes zu ſeinen Gefährten ſprach: wie hat der Teufel mir dieſes Organon geſchändet! „Da wandte ich mich,“ erzählte er ja ſelbſt von dieſem Tage, „nach dem Fenſter, und unſer Herr Gott mußte mir herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebetes, das da müßte erhört werden, da ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich je ſeinen Verheißungen trauen ſollte!“

Die Trauer über die Verſtimmung ſeines Verhältniſſes gegen Melanchthon trug viel dazu bei, daß er Wittenberg überhaupt in ſchwärzerem Schatten wie ſonſt erblickte. Er fühlte ſein Herz gegen daſſelbe erkaltet, und verließ es plötzlich mit dem Entſchluſſe, nicht wieder dahin zurückzukehren; und es bedurfte der feinſten Achtung, welche der Kurfürſt gegen ihn bezeigte, der dringenden Bitte der Univerſität, um ihn zur Heimkehr zu bewegen. *) Allein ſeit derſelben lebte er kein halbes Jahr mehr. Der Wunſch zwiſchen den Grafen von Mansfeld, in deren Lande er gebohren war, Frieden zu vermitteln, zog ihn im Anfange des Jahres 1546 nach Eisleben. Seine Bemühungen in dem verdrüßlichen Geſchäfte blieben fruchtlos, indem die Schwäche ſeines Körpers täglich zunahm. An einem Abend loderte die Flamme ſeines Geiſtes mit ehemaliger Heiterkeit im Geſpräch auf, er redete von der Gewißheit, daß Bekannte und Freunde im künftigen Leben ſich wieder kennen würden. „Allein ſeyn bringt nicht Fröhlichkeit!“ ſprach er jezt noch zu ſeinen Gefährten, da er mit ihnen das lezte Abendmahl hielt. In der folgenden Nacht hauchte er unter Gebeten ſeinen Geiſt aus. **) (ſtarb zu Eisleben in der Nacht vom 17. zum 18. Februar 1546.).

---

*) Seckendorf. 1882. 1883. 2189—2193.

**) Dr. Matthäi Ratzenbergers geheime Geſchichte von den Kur- und Sächſiſchen Höfen und den Religionsſtreitigkeiten ſeiner Zeit, herausgegeben von Georg Theodor Strobel. Altdorf 1775. §. XV. Seckendorf. 2595—2604.

Wohl war dieſer Geiſt nach Luther's eigenem Ausdrucke ähnlich dem Sturme, welcher vor dem Propheten Elias die Berge in ihren Felſen erſchütterte, indem die Gottheit mehr in dem erquickenden Säuſeln ſey, welchem die Geiſter anderer noch zurück bleibenden evangeliſchen Theologen glichen. Aber doch hatte die ſtürmende Kraft des edlen Mannes von unbeſcholtenem Sinne viel dazu beigetragen, um den Frieden zu erhalten, indem ſie häufig jene gehäſſige Leidenſchaften zurückſchreckte, womit bald nach ſeinem Tode die Gottesgelehrten ſeiner Parthei gegen einander wütheten, und oft die bürgerliche Ruhe erſchütterten. Nur von einem kraftvollen Ehrgeize, wie der ſeinige, der blos dahin ſtrebte, die Fahne der Wahrheit hoch zu tragen, verbargen ſich ſcheu die Eitelkeit, Selbſtſucht und Begierde nach irdiſchem Anſehen, wodurch ſo viele Lehrer der evangeliſchen Kirche getrieben wurden, um mehrere Jahrzehnde hindurch der Welt die ſchmachvollſten Schauſpiele zu geben. Dieſen Krieg der Theologen hatte Luther vorhergeſehen, und nicht lange vor ſeinem Tode bei einem traulichen Abendmahl, das er den vornehmſten Theologen zu Wittenberg gab, redete er viel von demſelben, und fürchtete mehr von ihm, als von dem blutigen Kampfe, welchen ihre Nachkommen mit der päpſtlichen Parthei würden beſtehen müſſen, denn bis zu ihren Kindern glaubte er denſelben noch entfernt. Als ſeine Freunde nach jenem Abendmahl von ihm ſcheiden wollten, ſagte er ihnen: „So lange ich lebe, wird es, ob Gott will, keine Gefahr haben, und guter Friede in Deutſchland bleiben. Wenn ich aber ſterbe, ſo betet: es wird wahrlich Betens brauchen, und unſre Kinder werden nach den Spießen greifen, und es wird in Deutſchland übel ſtehen. Das Concilium zu Trient iſt uns ſehr gram, darum ſage ich, betet fleißig nach meinem Tode.“ Ein großes Glück für ihn, daß er nicht zwei Frühlinge länger auf der Welt lebte, daß er ſelbſt vor dem Reichstage zu Regensburg die Augen geſchloſſen hatte. *)

Ehe Carl auf dieſen Reichstag zog, wünſchte er ſehr, ſich perſönlich mit dem Landgrafen zu unterhalten, und mancherlei Künſte wurden angewandt, um dieſen zu einer Reiſe an den kaiſerlichen Hof zu bewegen. Mit anſcheinender Vertraulichkeit ward ihm eröffnet, dem Kaiſer wäre vom König von Frankreich der Argwohn beigebracht, daß die Proteſtanten ihn mit Krieg überziehen würden. Darauf beſuchte Carl, als er auf der Reiſe nach Regensburg war, zu Zweibrücken die Pfalzgräfin von Neuburg, eine Tochter Philipp's, überhäufte ſie mit Gnade und äußerte, daß ihr Vater ihm wegen des Verdachtes, als ſinne er auf Unruhe, völlig genug gethan habe. Mehr noch als dieſes wirkte wohl auf den Landgrafen die Vorſtellung des kaiſerlichen Miniſters Naves, daß er am ſicherſten allen Ver-

---

*) Seckendorf. 2612.

dacht, der auf beiden Seiten, wegen der falſchen Gerüchte entſtanden ſey, durch eine perſönliche Unterredung mit dem Kaiſer vertilgen könne, die um ſo mehr zu wünſchen wäre, da die proteſtantiſchen Fürſten nicht ſelbſt zu Regensburg erſcheinen wollten, und ihm auch Gelegenheit geben würde, ihre Abweſenheit auf dem Reichstage zu entſchuldigen.*) So ſehr ſich aber Philipp durch alles dieſes geſchmeichelt fand, ward ſein Mißtrauen um ſo höher geſpannt, je emſiger man wünſchte, ihn zur Reiſe zum Kaiſer zu bewegen. Er verlangte von dieſem einen doppelten Geleitsbrief, und ſandte einen davon an den kurſächſiſchen Hof zur Verwahrung, wie er nach Speyer abging, wo ihn Carl erwartete, und auch der Kurfürſt von der Pfalz und ein Geſandter des Herzogs von Würtemberg anlangten. Der Landgraf ließ die Unterredung durch ſeinen Canzler eröffnen, mit welchem Naves nach getroffener Einrichtung in Gegenwart ihrer Herrn dieſelbe führen ſollte. Glaubwürdige Nachrichten, ſprach jener, unterrichteten die Bundesgenoſſen des Bekenntniſſes von Augsburg, daß der Kaiſer auf Anſtiften des Papſtes gegen ſie Groll hege, und den König von Frankreich im Friedensvertrage beredet habe, ihn in der Rache gegen ſie zu unterſtützen, daß auch bloß in Hinſicht auf dieſen Zweck die Türken um einen Anſtand erſucht wären, und der römiſche Hof das Concilium begonnen habe. Die Handlung wider den Kurfürſten von Cöln vermehre die Glaubwürdigkeit dieſer Kunde, wider welche ſonſt alles Vertrauen ſpreche, das ſie gegen den Kaiſer gehegt hätten. Noch hofften ſie, daß derſelbe wegen der Religion durch ein Concilium der deutſchen Nation etwas feſtſetzen, und im Falle, daß nicht alle Zwietracht dadurch gehoben würde, doch den Frieden von Speyer heilig für alle erhalten werde.

---

*) Sleidan. 375.

Dagegen erwiederte der Vicecanzler Naves, daß der Kaiſer mit Frankreich ohne weitere Rückſicht einen Frieden geſchloſſen hätte; man wüßte ſchon, daß ſich deſſen Einwohner oft ohne Grund großer Dinge rühmten. Zum Heil der Deutſchen wäre der Anſtand mit den Türken geſucht, das Concilium zu Trient betrieben; von keinem Kriegsvolke nur von ſeinem gewöhnlichen Geſinde ſey der Kaiſer umgeben. Dieſer habe den Landgrafen berufen, weil er ihn des Friedens begierig erachte. Derſelbe möge dann angeben, wodurch er die Religion zur Eintracht zu bringen hoffe, und wenn es nöthig ſey, zur Ablegung eines ſolchen Rathes ſich Zeit fordern.

Nun vermochte ſich der Landgraf nicht länger zu halten, redete ſelbſt und verſicherte zuerſt mit großer Treuherzigkeit, daß auf ihrem letzten Bundestage zu Frankfurt nichts wider die kaiſerliche Majeſtät berathſchlaget ſey, und eben ſo treuherzig äußerte er, daß es ihm nicht gebühren wolle, ohne ſeine Bundesverwandten einen Weg zur Vergleichung der Religionsſtreitigkeiten anzuzeigen, und wenn er es wagte, ihm wohl von beiden Seiten wenig Dank dafür werden möchte. Nur könne er ſo viel behaupten, daß eine Verſammlung der deutſchen Nation zur Vermittelung der Religionsfehden nicht unfruchtbar ſeyn werde. Aber unabhängig von den übrigen Völkern müßte dieſelbe ſeyn, die ſämmtlich in ihren Lehren von den Evangeliſchen entfernt wären. Frei müßte die Religion in Deutſchland ſeyn; denn es wäre dahin gekommen, daß ſie ſich in die alten Schranken nicht zurücktreiben laſſe. Mit dem Religionsgeſpräch zu Regensburg möge der Kaiſer wohl die redlichſte Abſicht verbunden haben: aber es hätten demſelben giftige Mönche beigewohnt, durch welche jeder gute Zweck vereitelt wäre.

Auch der Kaiſer nahm ſelbſt das Wort auf, und zeigte einige Empfindlichkeit darüber, daß die Proteſtanten das Geſpräch ſo jählings abgebrochen hätten: es ſey ſo fein angefangen geweſen, aber man hätte leider nicht ſo fortgefahren. Den folgenden Tag kam dieſer Gegenſtand, nachdem der Kaiſer und der Landgraf ihre perſönliche Unterredung mit ſehr lebhaften Aeußerungen wider und für den Erzbiſchof von Cöln geendigt hatten, zu einer weitern Erörterung mit den Miniſtern Naves und Granvella, und man räumte ein, daß die Theologen des Geſprächs von kaiſerlicher Seite ihre Vorſchrift etwas überſchritten haben möchten. Aber in dieſer Unterredung offenbarte auch Granvella die eigentliche Anſicht, welche der kaiſerliche Hof von der Lage der Dinge in Deutſchland hatte. Der Reichsabſchied von Speyer, ſagte er, auf welchen ſich die Proteſtanten ſo ſehr ſtützten, wäre ein Werk, für den Augenblick aufgerichtet, und nach den damaligen Zeitumſtänden zu beurtheilen; dennoch ſey der Kaiſer nicht ſchuld daran, wenn er nicht beobachtet wäre. Nimmermehr ſey auf bloßen Nationalconcilien über Lehren der chriſtlichen Religion gehandelt worden; jeder Streit über ſie, alſo gewiß auch derjenige, welchen die Proteſtanten erhoben hätten, wäre dem Urtheile der ganzen Chriſtenheit unterworfen. Außerdem wären die Schriftgelehrten größtentheils unbändige, halsſtarrige Menſchen: durch Fürſten und Herrn müſſe der Mittelweg in Glaubensſachen aufgefunden werden. Am wenigſten aber dürfe man dem gemeinen Volke Veränderungen in Glaubenslehren geſtatten; denn ſonſt würde es bald dahin kommen, daß keine Obrigkeit mehr ſicher wäre.

Das Geſpräch zwiſchen dem Landgrafen und Granvella wandte ſich zuletzt nach dem Puncte, welcher wahrſcheinlich Urſache war, daß man eine Unterredung des Kaiſers mit dem erſten ſo ſehr betrieben hatte. Nachdem nämlich der Miniſter erwähnt hatte, mit welcher Großmuth ſein Herr die wichtigſten Geſchäfte ſeiner übrigen Staaten hintenangeſetzt, um dem deutſchen Reiche zu helfen, von welchem er doch keine Einkünfte ziehe, die nur der Rede werth geachtet werden möchten: ſo ging er zu der Frage über, was der Kaiſer auf dem Reichstage, zu welchem er, ſelbſt mit Vernachläſſigung ſeiner Geſundheit, reiſe, beginnen ſolle, wenn die Fürſten nicht gegenwärtig wären? Alles ſchreie ihn um Hülfe an, und doch komme Niemand nach dem Orte, wo man über die Rettung berathſchlagen wolle. Der Landgraf und der Kurfürſt von der Pfalz ſollten daher ein rühmliches Beiſpiel geben, und auf dem Reichstage erſcheinen.

Dieſe Wendung war es, welche der Landgraf am meiſten geſcheuet hatte. Schon die Art, wie er ſich bei der gegenwärtigen Reiſe geſichert, ließ vermuthen, daß er ſelbſt Angriffe auf ſeine perſönliche Freiheit glaubte fürchten zu müſſen: die ſchreckenden Gerüchte, welche von Carl's Erſcheinung auf dem Reichstage ſchon längſt verbreitet waren, drangen in dieſem Augenblicke gewiß mit Gewalt in ſeine Seele. Außerdem hatten Granvella's letzte Aeußerungen den Stolz eines deutſchen Fürſten, welcher ihn vor allen andern erfüllte, auf das empfindlichſte angegriffen. „Möchte der Kaiſer, entgegnete er, immerhin keine großen Einkünfte aus dem Reiche ziehen: ſo ſolle man es dennoch hoch achten, daß ihm wider die Türken Hülfe bewieſen werde, daß er im deutſchen Lande rüſtiges Kriegsvolk, gewaltige Haufen zuſammen bringen dürfe, welches keinem andern Herrſcher verſtattet werde; und welche Hoheit ihm das Kaiſerthum vor allen Königen gebe?„ „Daß aber ich nun, fügte er hinzu, gen Regensburg ziehen ſollte, mag fürwahr der großen Koſten halber nicht geſchehen. Dazu erhebt ſich einiger Zank zwiſchen dem Kurfürſten und dem Herzoge Moriz von Sachſen, und weil derſelbe durch ihrer beider Räthe nicht kann vertragen werden, ſo iſt auf mich verwieſen, und es iſt viel daran gelegen, daß er geſchlichtet werde. Doch will ich meine Geſandten auf den Reichstag mit vollmächtiger Gewalt ſchicken.“

Noch am Abend des Tages, da dieſes Geſpräch vorgefallen war, wurde der Landgraf zum Kaiſer geladen, welcher mehr als einmal in ihn drang, daß er ſelbſt gen Regensburg ziehen ſolle, welches wahrſcheinlich zur Folge haben würde, daß mehrere von den proteſtantiſchen Fürſten, und unter ihnen der Kurfürſt von Sachſen perſönlich erſchienen, da man alsdann freundlich zuſammen rathen könnte. Philipp wiederholte ſeine vorigen Gründe, und führte ſogar die Urſachen an, wodurch ſein Vermögen erſchöpft wäre, daß er den Aufwand eines Zuges auf den Reichstag nicht beſtreiten könnte; und als Carl ihm die Nichtigkeit ſeiner Gründe zeigte, als er ſagte, „daß er durchaus keinen großen Koſtenaufwand der Fürſten auf den Reichstägen wünſche, und überdies der Landgraf erſt gegen das Ende der Berathſchlagung ſelbſt zu erſcheinen brauche:" ſo gerieth dieſer in eine Verwirrung, durch welche die eigentliche Urſache ſeiner Abneigung wider den Antrag des Kaiſers hervorſchimmerte, indem er ſagte, „daß er aus einer gewiſſen Furcht vor dem göttlichen Zorne ſeinem Begehren ſich weigere, da dieſes Leben kurz und ungewiß ſey, und man dem Ewigen nachtrachten müßte." Seine Pflicht beſchäftigte ihn auf dem Reichstage ſo gut, als auf ſeinem Heerde; er konnte alſo mit dieſer Aeußerung nichts ſagen wollen, als daß er auf jenem an die Kürze und Ungewißheit des Lebens vorzüglich erinnert werden könnte. War ihm aber blos einer von den Sprüchen entfahren, welche in dieſem Zeitalter, und vorzüglich bei den proteſtantiſchen Fürſten häufig in der Rede vorkamen, ohne daß er ſich eines beſtimmten Sinnes dabei bewußt war: ſo blieb es doch immer verdächtig, daß eben dieſer Spruch ihm jetzt auf die Lippen gekommen. Allen ſeinen Gründen räumte der Kaiſer auch durchaus keine Kraft ein, und entließ ihn auf die freundlichſte Weiſe mit Aeußerungen der Hoffnung, daß er ihn auf dem Reichstage ſehen werde. *)

---

*) **Sleidan.** 335–392. **Seckendorf.** 2577–2580. **Hortleder** II. L. 3, c. 11, p. 47.

Carl zog ſtracks nach Regensburg, wo er die proteſtantiſchen Theologen des Religionsgeſpräches ſchon abgereiſt fand, anſtatt ſeiner mit Ehrfurcht zu warten. Er ließ Briefe in Deutſchland ausgehen, worin er ſich deshalb höchlich beklagte, und die Fürſten ernſtlich antrieb, in eigner Perſon auf dem Reichstage zu erſcheinen.

Zu gleicher Zeit ermahnte der kaiſerliche Geſandte auf der Kirchenverſammlung zu Trient die Väter der Chriſtenheit im Namen ſeines Herrn, die Laſter abzuſtellen, das Unkraut auszureuten und den Acker Gottes mit voriger Wartung wieder anzubauen. Ueber den Erzbiſchof von Cöln ward vom Papſte der Bann geſprochen. Alles zeigte an, daß Kaiſer und Papſt wollten, die Tage der Entſcheidung ſollten gekommen ſeyn. Selbſt der Umſtand, daß der letzte offenbar ſtrebte, das Concilium ein ganz anderes Ende gewinnen zu laſſen, als in des Kaiſers Plane gehörte, mußte nun für Carl ein Bewegungsgrund werden, ſchnell das Verderben der Proteſtanten herbei zu führen, um bald mit freier Kraft gegen den Papſt wirken zu können, da ſie auf keine Weiſe dahin hatten gebracht werden mögen, durch ihre Theilnahme an der Kirchenverſammlung die Abſichten des römiſchen Hofes zu hintertreiben.

Als der Reichstag zu Regensburg eröffnet wurde (1546. Jun. 5.) redete Carl über ſeine Verdienſte um

Erhaltung des Friedens der deutſchen Nation mit einer Wendung, als habe er vergebens für die Eintracht alle Mittel erſchöpft, und erwarte nun einzig von den Ständen zu hören, was er noch thun könne, um ſein Amt mit Segen zu verwalten. Zum erſtenmal trennten ſich nun Mainz und Trier von den ſächſiſchen, brandenburgiſchen, pfälziſchen und cölniſchen Geſandten, und drangen mit der übrigen katholiſchen Parthei auf gänzliche Verweiſung des Religionsſtreites an die Entſcheidung des Conciliums. Um einen beſtändigen Frieden, um gleichmäßige Rechte für die evangeliſchen und katholiſchen Stände, und um ein gerechtes Concilium deutſcher Nation flehten zum leztenmal die Proteſtanten; und wie jede Bewegung des Kaiſers ſeinen Entſchluß, Krieg zu beginnen, anzeigte: ſo baten ſie die übrigen Stände, mit ihnen zum Reichsoberhaupte zu gehen, und durch ihr Bitten den Krieg noch abzuwenden; aber alle weigerten ſich deſſen, Mainz und Trier mit beſonderer Heftigkeit. Da wandten ſie ſich allein an den Kaiſer: „allenthalben erwecke man den Krieg, ob es auf ſeinen Befehl geſchehe?“ Carl erwiederte, „ſein Gemüth ſey immer friedlich geweſen; aber nur die gehorſamen Reichsſtände ſollten hinfort Liebe und Freundſchaft von ihm zu gewarten haben.“ Nicht eine Religionsparthei wurde in den Erklärungen des Kaiſers und ſeiner Miniſter als der Feind bezeichnet, dem die Kriegsrüſtungen gelten ſollten; ſondern einige aufrühreriſche Reichsſtände, welche des Kaiſers Hoheit verachtet und die Güter der Biſchöfe geplündert hätten. Wer von den evangeliſchen Ständen ſich ſchnell an die Erde warf, konnte noch hoffen, daß der Sturm über ihn weggehen werde. *)

---

*) Sleidan. B. 17, C. 19. 20.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Gründe, warum Carl den beſchloſſenen Krieg nicht als einen Religionskrieg angeſehen haben wollte. Sein großes Intereſſe, das evangeliſche Oberdeutſchland zu bewegen, daran nicht Theil zu nehmen; aber mißlungener Verſuch der Art. Allgemeiner Vortheil, welchen ſich der Kaiſer von dem Eindruck ſeiner Erklärungen auf das evangeliſche Deutſchland verſprechen mochte. Vorzügliche Rückſicht dabei auf die katholiſchen Reichsſtände und den Papſt. Vernichtung dieſer Hoffnungen, indem dieſer das zwiſchen ihm und dem Kaiſer geſchloſſene Bündniß bekannt macht. Wuth der evangeliſchen Deutſchen, dadurch erweckt. Schilderung des Geiſtes derſelben wider Carl's Erwartung. Einziger beſtimmter Vortheil von ſeinen Erklärungen über den Zweck des Krieges.

Wenn Kaiſer Carl den Gedanken aus Deutſchland zu verbannen ſuchte, daß er der Religion wegen ſich zum Kriege wider die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen rüſte, ſo geſchah dies gewiß nicht, weil er ſeinen innerſten Sinn redlich darlegen wollte; ſondern wegen großer Vortheile, welche er ſich davon verſprechen mochte.

Zuerſt mußte ihm jedes Mittel, wodurch Zuſammenziehung einer feindlichen Macht wider ihn in Oberdeutſchland vielleicht verhindert werden konnte, äußerſt willkommen ſeyn; denn der Schauplatz, auf welchem er ſein eignes Heer entſtehen laſſen wollte, mußte frei erhalten werden. Sogar die erſte Bildung ſeiner Kriegsſchaaren, die aus verſchiedenen Ländern noch zu ihm ſtoßen ſollten, konnte ihm durch die oberdeutſchen Bundesſtädte, und den Herzog von Würtemberg, zumal wenn ſie in Verbindung mit den helvetiſchen Eidgenoſſen handelten, vermittelſt eines ſchlauen und entſchloſſenen Anfangs der kriegeriſchen Bewegungen, ſogleich verhindert werden. Geſchah aber auch dieſes nicht, ſo mochte er durch Bezwingung der evangeliſchen Stände in Oberdeutſchland ſeine Kraft ſo geſchwächt finden, daß er in einen Kampf mit den ſchmalkaldiſchen Bundesoberſten ſich nicht mehr wagen durfte. Daher lag ihm ſo viel an dem Verſuch, durch die Anſicht vom Geiſte des ausbrechenden Krieges die oberdeutſchen Städte von der Theilnahme an demſelben abzuziehen. An Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm ſandte er vom Reichstage zu Regensburg (17. Junius) Schreiben ab, welche mit meiſterhafter Schlauheit darauf berechnet waren, jenen Zweck zu befördern. In das günſtigſte Licht wurden zuerſt alle Bemühungen des Kaiſers zur Erhaltung des Friedens im deutſchen Reiche geſtellt, wie bei denſelben ſein vornehmſtes Begehren geweſen ſey, ſeine geliebten Reichsſtädte wider die Gewalt der Fürſten zu handhaben. Aber einige Feinde des Friedens unter dieſen hätten jeden Verſuch der Einigung vereitelt, indem ſie die chriſtliche Religion zum Deckmantel ihres unbilligen Vornehmens brauchten, und nur dahin trachteten, andere Glieder des heiligen Reichs, ſo weltliche, als geiſtliche, ſo hohen, als niedern Standes, getäuſcht vom Schein der Religion, unter ſich zu bringen. Die kaiſerliche Hoheit wäre ihnen im Wege bei ſolchem Beginnen; durch Schandbüchlein und ehrenrührige Gemälde hätten ſie daher den Glanz derſelben zu beflecken und des Volkes Gemüth wider ſie zu empören geſucht. Alles Gericht hätten ſie aufgehoben, um nichts mehr fürchten zu müſſen. Nun aber, um dieſer beſchwerlichen öffentlichen Tyrannei zu ſteuern, erhebe ſich in Rüſtung die kaiſerliche Majeſtät. Einzig dahin ſtehe ihr Sinn, nicht Religion und Freiheit zu unterdrücken; daß der Verläumder Stimme dies behaupte, ſage ſie den Städten auf das höchſte zu, und ſey deshalb ihrer Hülfe gewärtig.

Wer das Bangen der Bürger in den oberdeutſchen evangeliſchen Städten vor einem Kriege mit ihrem Kaiſer, der mit ſeinem erſten Sturm ſie faſſen mußte, wer ihre Eiferſucht gegen die Fürſten kannte, der mochte vermuthen, daß ſie den dargebotenen Vorwand, als würde ihre Religion nicht gefährdet, gern ergreifen würden, um in Ruhe bleiben zu dürfen. Die Hülfe hätte ihnen der Kaiſer dann gern erlaſſen. Allein ſo viel ſahen wohl die Städte, daß man dieſelben Urſachen, warum die bezeichneten Fürſten niedergeworfen werden ſollten, auch zu ihrem Verderben verwenden könnte, und außerdem herrſchte noch damals ein biederer Sinn im dritten Stande der Deutſchen, der jede hinterliſtige Bewegung, ohne beſondern Scharfſinn darauf zu verwenden, ſo leicht entdeckte, als ſie ihn ſtark ergrimmte. Aber nur mit einer leiſen Schalkhaftigkeit vergalt er dem Kaiſer die kunſtvolle Lockung. Die von Straßburg thaten in ihrem Schreiben, als erriethen ſie durchaus nicht die Opfer ſeiner Rache, welche er ſelbſt nicht genannt hatte. „Mit großem Schmerze,“ äußerten ſie, „hätten ſie geleſen, wie er ſich über etliche beklagte, die nicht thäten, was ihnen zuſtünde, und ihm weder Treue noch Gehorſam leiſteten. Jedoch verhofften ſie, es wäre niemand ihrer Religion einer ſolchen Bezüchtigung ſchuldig.“ Darauf entwickelten ſie, warum der Frieden nie vollendet worden ſey, und die evangeliſchen Stände das Cammergericht hätten umſtoßen müſſen. Vorzüglich aber erläuterten ſie die guten Zwecke, zu welchen die Kirchengüter verwandt würden, welche ſonſt das menſchliche Weſen verſchlungen hätte. Auch ſagten ſie ihm kräftigen Dank, daß er ſo geneigten Willen gegen die deutſche Nation vermeldte; nur bäten ſie daneben, daß er darauf beharren und ſich zu keinem inländiſchen Kriege verhetzen laſſen wolle.

Auf dieſelbe Weiſe, wie zu den Städten, hatte ſich **Carl** mit einem Schreiben an den Herzog von Würtemberg gewandt, und durch einen beſondern Geſandten ſuchte er jene Anſicht von dem beginnenden Kriege unter den Schweizern zu verbreiten; aber allenthalben begegnete ihm der Geiſt, welchen die Antwort derer von Straßburg athmete. *)

Der Hauptvortheil, welchen ſich der Kaiſer von ſeinen Erklärungen über die Urſachen des endlich aufflammenden Krieges verſprechen mochte, trat alſo gewiß nicht ein; vielmehr mußte er den lebhafteſten Widerſtand der evangeliſchen Parthei in Oberdeutſchland fürchten. Aber dagegen konnte er immer ſich noch Hoffnung machen, daß hie und da, vielleicht in der Nähe des Heerdes der proteſtantiſchen Macht, ein evangeliſcher Reichsſtand in den friedlichen Schlupfwinkel, der ihm durch jene Erklärungen eröffnet war, ſich gern einfügen, daß der gemeine Mann in den Ländern der neuen Lehre mit keinem oder geringem Religionsfeuer wider ihn fechten werde, ſobald er blos als Erhalter des Friedens und Oberhaupt des Reiches auftrat. Beſonders aber

---

*) **Hortleder.** B. 3. C. 2. **Sleidan.** B. 17. C. 17. 20, 21.

war es ihm Gewinn, daß nach dem Geſichtspuncte, aus welchem er den beſchloſſenen Krieg betrachtet wiſſen wollte, weder die katholiſchen Reichsſtände, noch der Papſt ſich berufen glauben ſollten, an ſeiner Beute Theil zu nehmen, wenn er geſiegt hatte, oder ihm in Benutzung ſeines Sieges eine Regel vorzuſchreiben. Lange genug hatte er vergebens den Plan gehegt, durch die katholiſche Parthei der Deutſchen die evangeliſche bekämpfen und ſich beide einander aufreiben zu laſſen. Nun wollte er allein als Oberhaupt des Reiches die Proteſtanten zu Boden werfen, und, gänzlich frei, für ſeine Plane, nicht für die alte Religion, ſeine Lorbeeren brauchen.

Dieſem Bemühen, den ausbrechenden Krieg durchaus nicht als Religionskrieg gelten zu laſſen, ſtand indeſſen eine faſt unvermeidliche Schwierigkeit entgegen. Der Kaiſer konnte nämlich in ſeiner gegenwärtigen Lage nicht ohne Beihülfe des Papſtes den Angriff auf die Proteſtanten wagen; Truppen und Geld mußten ihm durch den römiſchen Hof zukommen. Nun ließ ſich von der Schlauheit deſſelben erwarten, daß er beides verweigern werde, wenn Carl die Ausrottung der Ketzerei nicht zum Zwecke ſeiner Waffen machte. Längſt waren die Unterhandlungen wegen eines Bundes zwiſchen beiden Mächten gepflogen. Der Kaiſer zauderte, ihn zum vollendeten Schluß zu bringen, damit der Geiſt deſſelben nicht früher bekannt werden könne, als bis eine

Anſicht des Krieges, die dem Bunde völlig entgegen war, in Deutſchland verbreitet und das Kriegsfeuer ſchon gar ausgebrochen wäre. Erſt neun Tage nach jenem Schreiben an die oberdeutſchen Städte ward zu Rom das Bündniß abgeſchloſſen (26. Junius.). Der Papſt verſprach zwölftauſend italiäniſches Fußvolk und fünfhundert leichte Reuterei in den Krieg zu ſenden, und ſechs Monate auf ſeine Koſten zu unterhalten. Außerdem ſpendete er zweimal hunderttauſend Kronen zum Kriege, und erlaubte dem Kaiſer zur Unterſtützung in demſelben den halben Ertrag aller ſpaniſchen Kirchengüter für das laufende Jahr zu ziehen, und von Zinſen, Lehen und Gütern der Klöſter bis auf fünfmal hunderttauſend Kronen zu verkaufen, wiewohl unter der Bedingung, daß von den königlichen Einkünften und Gütern ein gleicher Werth den Klöſtern dafür verpfändet würde. Dagegen verſprach Carl, diejenigen, welche nicht in das Concilium willigten und ihren Irrthum vertheidigten, mit der Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorſam gegen den römiſchen Stuhl zu bringen, und ohne Bewilligung des heiligen Vaters keine Uebereinkunft, welche der römiſchen Kirche irgend nachtheilig ſeyn könnte, mit jenen zu treffen, die in dem neuen Mißglauben wären. *)

---

*) Deß Papſtes und Keyſerlicher Mayeſtät Bündtniß, von welcher, deß Papſts Bottſchafft, jungſt auf dem Tag zu Baden in Ergäw, auf Laurentij dieſes gegenwärtigen XLVI Jahres

Dieſes Bündniß war im kräftigſten Widerſpruch mit den Erklärungen des Kaiſers, von welchen der Papſt, als es abgeſchloſſen wurde, ſchon Kunde haben konnte; und daher eilte er, es bekannt zu machen, um der alten Religion und dem päpſtlichen Stuhl den Triumph zuzuwenden, welchen **Carl** ſeiner Herrſchaft in Deutſchland bereiten wollte. Eben in der Schweiz, wo der Kaiſer die Anſicht des Krieges, welche ſein Plan heiſchte, zu verbreiten geſucht hatte, legte der heilige Vater zuerſt den Bund dar, wie kaum eine Woche ſeit der Stiftung deſſelben vergangen war: und einige Tage nachher ſandte er nach Deutſchland eine Bulle, worin er den Krieg des Kaiſers in den ſtärkſten Redensarten päpſtlicher Salbung als eine heilige Unternehmung pries, und Ablaß an alle die Frommen ſpendete, welche durch Gebet und Gaben die Ausrottung der Ketzerei beförderten, die das Concilium der Chriſtenheit gering achte. Der Weingarten des Herrn müßte nun durch Feuer und Schwert geſäubert werden, und nicht länger ſolle das Unkraut der böſen Leute wachſen, ausgeſäet von den Ketzern durch Deutſchland. *)

Durch dieſe Maaßregeln des Papſtes wurde **Carl's** Mühe, daß man ſeinen Kampf nicht als einen Reli-

---

gehalten, Gemeiner Eydgenoſſenſchaft ſelbſt, eine Copey furgelegt hat. **Hortleder.** B. 3. C. 3. **Sleidan.** B. 17. C. 21.

*) **Hortleder.** B. 3. C. 9. 10. **Sleidan.** B. 17. C. 83.

gionskrieg betrachten ſollte, und jeder Gewinn vereitelt, welchen er ſich davon verſprochen hatte. Die Schlauheit des Papſtes wollte die Proteſtanten wider den Kaiſer, als wäre dieſer gleichſam Feldherr der Kirche, begeiſtern, nicht damit ſie unbeſiegt blieben, denn dies wäre gegen das Papſtthum geweſen, ſondern damit ſie lange genug Widerſtand leiſteten, um dem Kaiſer nicht die Anwendung ſeines ganzen Gewichtes auf dem Concilium und in Italien zu vergönnen, und damit der Welt die Anſicht gegeben werde, daß er mehr für das Papſtthum, als für die kaiſerliche Macht die Waffen ergriffen habe.

Nichts war nach dieſer Abſicht dem heiligen Vater ſo willkommen, als die Wuth, welche in den evangeliſchen Ländern durch ſeine Bulle erweckt wurde. Man nannte ſie des römiſchen Antichriſten Drachengift, ſo er unter dem Namen Ablaß zur Vergiftung der Seele und des Leibes auf ein neues ausgegoſſen habe, und begleitete ſie mit den bitterſten Anmerkungen. Neben der lauten Ueberzeugung, daß der beginnende Krieg ſelbſt die Wurzeln der evangeliſchen Lehre aufwühlen ſolle, erhob ſich nun Unmuth und Verachtung gegen den Kaiſer, der bei ſeiner vom deutſchen Sinn ſo hoch verehrten Würde bis zum letzten Augenblicke falſch geſchworen hatte, daß er die neue Lehre nicht befehden werde. Heftiger wie je war die Bewegung in den Gemüthern der Evangeliſchen, und häufiger trugen die Flugſchriften den Saamen der Erbitterung und religiöſen Begeiſterung durch Deutſchland. Sie unterrichteten das Volk über den großen Plan des Himmels in dem bisherigen Gange der Glaubensverbeſſerung, wie durch die Schikkung des Allmächtigen bisweilen der Türke, bisweilen der König von Frankreich und andere Einfälle der armen Chriſten Friedensſchild geweſen wären. *) Man wollte wiſſen, wie des Kaiſers Beichtvater das Kriegsfeuer aufgeblaſen habe; mächtig ward das Vertrauen geſchildert, das man zu den Rüſtungen der Evangeliſchen hegen ſolle. **) Mit Triumph wurde verkündet, wie deutſche Landsknechte vor einigen Jahren Rom belagert und geplündert hätten, und der Pfaffen Haupt deshalb rachgierig tobe, Deutſchland in das Elend zu ſchleppen. ***) Wenn der Papſt andachtsvolle Umgänge, Faſten und die Wunder der Heiligen aufbot, um die kaiſerlichen Waffen zu ſegnen: ſo erging von evangeliſcher Seite ein Unterricht, wie die Pfarrherrn das Volk in dieſen geſchwinden und gefährlichen Zeitläufen vermahnen ſollten, damit der Himmel den ächtevangeliſchen Glauben beſchütze. In den Städten, des Morgens, in den Dörfern zu Mittag, da das Volk am bequemſten zuſammen ſeyn möchte, ſollte der Pfarrherr unter ihm ſeyn, zu Gebet und Litanei und chriſtlicher Vermahnung, daß es jetzt vor allen Dingen unchriſtlichen Ueberfluß im Eſſen und Trinken meide, jede hochzeitliche Freude, jedes Spiel, jeden Tanz verbanne, da die Betrübniß hereingebrochen ſey, und beſonders in dieſen Tagen der Zwietracht ſich unnützer und ſpitzer Reden wider die Obrigkeit enthalte. *) Mit den ſchrecklichſten Farben ward das Verderben geſchildert, welches der auf ſich lade, der in dieſem Kriege den Kaiſer und den Papſt und ihren Anhang unterſtütze, denn wer das thue, ſo ſey es eben ſo viel, als wenn er den frommen Martin Luther getödtet hätte. **) Durch Berichte von der unchriſtlichen tyranniſchen ſpaniſchen Inquiſition in den Niederlanden verkündete man, welche Greuel in Deutſchland obwalten würden, wenn man nicht wider den Kaiſer mit Macht ſich halte. ***) Aber die evangeliſchen Deutſchen beteten voll Zuverſicht mit dem frommen Kurfürſten von Sachſen zu ihrem Gott, der auch ein Krieger ſey: „und hat auch einen Harniſch, ſein Schwert iſt ſchon gewetzet, und ſein Bogen geſpannet, und zielet. Er hat aber tödtliches Geſchoß aufgelegt, und wo ſolche Pfeile treffen, muß ewiges Verderben folgen. Siehe, Kaiſer und Papſt haben es böſe im Sinn, und gehen mit Unglück ſchwanger; aber ſie ſollen einen Fehl gebähren: ſie haben beide zuſammen eine Grube gegraben, und ausgeführt, und ſollen auch beide in ſolche Grube fallen.“ *)

---

*) Hortleder. B. 3. C. 1.

**) Ebendaſelbſt.

***) Hortleder. B. 3. C. 3.

---

*) Hortleder. B. 3. C. 5.

**) Hortleder. B. 3. C. 15.

***) Hortleder. B. 3. C. 8.

Die Vortheile, welche ſich **Carl** von den Erklärungen verſprochen hatte, daß der ausbrechende Krieg durchaus nicht die Religion betreffe, traten alſo auf keine Weiſe ein, weil alle Umſtände die Wahrſcheinlichkeit dieſer Anſicht zerſtörten. Für den Augenblick ſah man keinen andern Gewinn von jenen Erklärungen, als daß die Markgrafen **Johann** und **Albrecht** von Brandenburg, beide der evangeliſchen Religion und dem ſchmalkaldiſchen Bunde zugethan, den Vorwand benutzten, daß der Krieg in keiner Verbindung mit der Religion ſtehe, um dem Kaiſer ihren Dienſt in demſelben zuzuſagen. Auch den jungen Herzog **Moriz** von Sachſen klagte der Argwohn an, daß gleichfalls auf ſeine Denkart bei Berechnung der Wirkung von jenen Erklärungen Rückſicht genommen ſey. Er hatte geheime Unterredungen mit dem Kaiſer zu Regensburg gehalten; **) hiezu kam ſeine traute Freundſchaft mit **Albrecht** von Brandenburg; auch wohnte er jenem Feſte bei, welches den Proteſtanten für ihre Parthei eine Bluthochzeit däuchte. Zu Regensburg ward mit außerordentlicher Pracht die Heirath zwiſchen dem Herzog **Albert** von Baiern und einer Tochter des römiſchen Kö-

---

*) **Hortleder.** B. 3. C. 4.

) **Sleidan. B. 17. C. 20.

nigs Ferdinand gefeiert. Mit dieſem und ſeinem Bruder, dem Kaiſer, mit der römiſchen Königin, mit vielen Biſchöfen und Pfaffen war Moriz beim feſtlichen Gelage froh zuſammen, und tanzte und jauchzte, unterdeß ſeine Glaubensgenoſſen mit Entſagung irdiſcher Genüſſe zum Kampfe für alles, was ihnen theuer, aufbrachen. *)

---

*) Sebaſtian Schärtlin's Leben. S. 85. Hortensius de bello germanico. pag. 451. 455. in Schardii script. rer. Germ. T. II.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Rüſtung der Evangeliſchen in Oberdeutſchland. Muſterung der Kriegsmacht bei Günzburg. Oberſten Sebaſtian Schärtlin und Hans von Heydeck. Rede des Würtembergiſchen Kriegsraths von Gultlingen. Feſte politiſche Maaßregeln der ſchmalkaldiſchen Genoſſen. Rüſtung des Kurfürſten und Landgrafen. Abſchied zu Ichtershauſen. Herzog Heinrich von Braunſchweig beim Aufbruch des Landgrafen. Kriegsmacht der beiden Bundesoberſten. Schwache Kriegsmacht des Kaiſers zu Regensburg. Zu deren Untergang vortrefflicher Plan Schärtlin's, vereitelt durch den Rath von Augsburg.

Die evangeliſchen Städte in Oberdeutſchland und der Herzog von Würtemberg berichteten unmittelbar nach den kaiſerlichen Erklärungen den Oberſten des Bundes, dem Kurfürſten von Sachſen und dem Landgrafen von Heſſen, wie ihre Sache ſtehe, und gelobten ihnen alle Hülfe und Treue. Sogleich zogen ſie auch ihre Kriegsſchaaren zuſammen, daß ſie die erſten in der Rüſtung waren. Zu Ulm verſammelten ſich die oberländiſchen Kriegsräthe, und hier ſtieß auch die ganze Kriegsmacht zuſammen, deren Unternehmungen ſie leiten ſollten. Acht und zwanzig Fähnlein Knechte und ſechshundert Pferde hatte Würtemberg geſandt; mehr als vier und achtzig Fähnlein Knechte, wovon zwölf aus der Schweiz her aufgebrochen, waren im Solde der oberländiſchen Städte. Beide Heere zogen gen Günzburg, und wurden da auf das Feld geführt, die Kriegsartikel zu beſchwören. Da ward **Sebaſtian Schärtlin** von Burtenbach zum Oberſten der ganzen ſtädtiſchen Macht erkohren, ein alter erfahrner Kriegsmann, welcher in der Schlacht bei Pavia unter **Carl's** Fahnen focht, für Oeſterreich wider den Erbfeind der Chriſtenheit mehrmalen zu Felde gelegen, und der Eroberung der Stadt Rom, wo der Connetabel von Bourbon ſeinen Tod fand, als Hauptmann über deutſche Landsknechte beiwohnte. Seinen Kriegsruhm zu ſchmälern, breiteten nun des Kaiſers Höflinge aus, er habe bisher zu dem Troß der Schenkwirthe des Lagers gehöret, eine Schmachrede, welche nur die Spötter, wenn ſie Wahrheit enthalten hätte, erniedrigen konnte, indem ſie vor Männern ſolchen Gewerbes und ſolcher Herkunft zittern mußten. *)

---

*) Historia belli smalcaldici ap. Menken. T. III. [illegible] **Schärtlin's** Leben. S. 84, 85.

Das Kriegsvolk der Städte ſchwur, dem Oberſten **Schärtlin** gänzlich zugethan zu ſeyn, bis die Fürſten, des Bundes Oberſten, ſelbſt ankämen. Darauf wurde den würtembergiſchen Schaaren **Hans von Heydeck**, gleichfalls ein kriegserfahrner Mann, als Oberſter zugeordnet (den 23. Junius), und **Balthaſar von Gültlingen**, Kriegsrath des Herzogs zu Ulm, ſprach alſo zu ihnen:

„Ihr lieben Landsknechte, der römiſche Papſt und des Teufels Statthalter unterſteht ſich abermals, ein Feuer anzuzünden, wodurch deutſche Nation, worin wir alle geboren, verbrannt werden, und gar in die Erde gehen ſoll. Dahin treibt ihn aber der große bittere Haß, welchen er gegen die wahre Religion trägt, und ſeine Rachgierigkeit wegen des Schadens, den er vor etlichen Jahren, da Rom erobert und geplündert wurde, von den Deutſchen gelitten. Deshalb hat er den großmächtigſten Kaiſer Carl erweckt, gegen unſere Fürſten und andere Stände, die ſich in ein chriſtliches Bündniß zuſammengethan, einen Krieg vorzunehmen, in Hoffnung, er werde mit Gewalt grauſamer Tyrannei ihnen ſeine gottloſe und teufliſche Religion aufzwingen. Denn gewiſſe Kundſchaft iſt vorhanden, daß der hochfertige und läſterliche Teufelsknecht einen erleſenen Haufen zu Roß und Fuß allbereits bei einander habe, welchen er dem Kaiſer zuſchicken wolle: auch geht die Sage, daß die Hiſpanier nunmehr im Anzuge ſeyen. Es iſt aber niemand, der nicht verſtehe, welchen großen jämmerlichen Schaden unſer gemeines Vaterland vom ausländiſchen Kriegsvolke zu erwarten habe. Darum ſollt ihr euch in allen Sachen dermaßen halten, daß der herrliche und weitberühmte Namen, welchen unſre Voreltern durch manchen Krieg gegen ausländiſche Nationen mit großer Mannheit und viel Blut erworben haben, auch auf unſre Nachkommen möge erben und gereichen. Das übrige wollen wir dem allmächtigen Gott heimſtellen, welcher in ſolcher chriſtlichen Gegenwehr uns jedes heilſame Mittel zukommen laſſe.“ *)

Zu derſelben Zeit, da die evangeliſche Kriegsmacht in Oberdeutſchland alſo voll Muthes beiſammen war, erging ein Schreiben der Proteſtanten an den Doge und Rath von Venedig, daß ſie dem Kriegsvolke des Papſtes durch ihre Landſchaften zu ziehen nicht geſtatten möchten. Denn auch ſie, wie andre Staaten Italiens, würden großes Ungemach erfahren müſſen, wenn des Papſtes Macht ſich mehren ſollte. Ferner ermahnte man die Etſchländer und Tyroler, die wegen des anziehenden ausländiſchen Kriegsvolkes bekümmert waren, daß ſie ſolchem Geſinde den Durchgang verwehren wollten; man ſagte ihnen alle Hülfe in dieſem Handel zu. An den Adel deutſcher Nation ergingen hin und wieder Ermahnungen, daß er die Krieger, welche aus ſeinen

---

*) Sleidan. B. 17. S. 22.

Unterthanen den evangeliſchen Heeren zuzögen, nicht hindern möge. An den helvetiſchen Landtag wandte man ſich mit einem gleichen Begehren um Verhinderung des Durchzuges fremder Völker und um Erlaubniß für helvetiſche Bürger, zu den evangeliſchen Fahnen zu ziehen. Die Könige von Frankreich und England wurden um Hülfe angeſprochen. Nachdem der letzte Verſuch des Kurfürſten von der Pfalz, den Krieg zurück zu halten, mit Härte vom Kaiſer abgewieſen war, ſchrieben der Kurfürſt und der Landgraf, des Bundes Oberſten, an das Oberhaupt des Reichs mit männlichem Sinn und beſcheidenem Gefühl der Unſchuld. Beſonders aber ſuchten ſie noch die beiden Markgrafen von Brandenburg wegen des gefährlichen Beiſpiels von Zerſplitterung der evangeliſchen Macht vom Kriegsdienſte des Kaiſers abwendig zu machen. Dem Markgrafen **Johann**, einem Bruder des Kurfürſten von Brandenburg, führten ſie die Erbeinigung zwiſchen den Häuſern Sachſen, Heſſen und Brandenburg, und den ſchmalkaldiſchen Bund zu Gemüthe. In jener ſey der Kaiſer ausgenommen: aber nur in ſofern er nicht ſeine Gewalt mißbrauche; und mit ſeinen eigenen Briefen bewieſen ſie dem Markgrafen, daß er ihnen und den andern Bundesverwandten treue Hülfe verheißen habe, wenn ſie auch unter einem andern Vorwande, als wegen der Religion, angegriffen würden, und wäre es vom Kaiſer ſelbſt. Seine ehrwürdige Mutter, die verwittwete Kurfürſtin, meldete ihm, es ginge allenthalben das Gerücht, als werde er dem Kaiſer etliche Reuter zuführen, um Blutfreundſchaft und Religion zu befehden. Lieber wolle ſie todt ſeyn, wie ein ſolches Gerücht als Wahrheit erfahren. Beide Markgrafen zeigten dennoch große Thätigkeit im Dienſte des Kaiſers, und vergebens ermahnten die Bundesoberſten männiglich die Hauptleute und Landsknechte, daß ſie dieſen Fürſten, welche die Treue gebrochen, nicht dienen ſollten. *)

Indem die beiden Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes mit männlicher Beſonnenheit keine politiſche Maaßregel verabſäumten, vollendeten ſie mit Eifer ihre Rüſtungen. Sie errichteten einen Abſchied, wie es zwiſchen ihnen in dem bevorſtehenden Feldzuge gehalten werden ſollte, und in demſelben wurde mit Weisheit der Grundſatz aufgeſtellt, daß die ganze Macht des Bundes ſich dahin ziehen ſolle, wo der Kaiſer in Perſon mit dem Hauptheere ſich zeige, ſey es nun, daß der Kurfürſt und der Landgraf nach Oberdeutſchland, oder die oberländiſchen Krieger des Bundes zu ihnen den Zug unternehmen müßten. Dies war um ſo nothwendiger, weil ſonſt jeglicher, um ſich gegen einzelne feindliche Haufen zu decken, die gemeine Sache leicht vergeſſen mochte; aber auch beſonders vom Landgrafen um ſo edler, da ohne Zweifel nach jenem Grundſatze der

---

*) Hortleder. B. 3. C. 11. Sleidan. B. 17. C. 23. 25. 28. 30. 32.

Krieg nach Oberdeutſchland geſpielt würde, und doch unter dem Grafen von Büren ſich in den Niederlanden eine anſehnliche feindliche Macht bildete, welche das verlaſſene Heſſen vielleicht beſetzen konnte. *)

Als der Landgraf mit ſeinen Schaaren aufbrach, ließ ihn der gefangene Herzog Heinrich von Braunſchweig, welcher vor allen Fürſten die eigentlichen Plane des Kaiſers kannte, die man ſeinem Haſſe wider Sachſen und Heſſen nicht vorſichtig genug anvertraut hatte, ſeinen Gruß entbieten, und ihn zu einem Geſpräch einladen, worin er ihn offenbaren wolle, zu welcher Zeit und für welche Abſichten die Anſchläge dieſes Krieges gemacht wären. Allein der Landgraf war zu ſehr wider Herzog Heinrich eingenommen, als daß er nicht ſeinem Character gemäß den Antrag zu ſolcher Offenbarung raſch hätte verwerfen ſollen. **)

Vereint zog die Kriegsmacht von Sachſen und Heſſen durch das Land der Franken, und nachdem der Biſchof von Würzburg gelobet, ihnen kein Hinderniß, ſich zu verproviantiren, in den Weg zu ſtellen, ging ihr Zug ſtracks vorwärts, um ſich mit dem oberländiſchen Heere zu vereinigen. Nach dem errichteten Abſchiede hatten der Kurfürſt und der Landgraf jeder ein Heer von wenigſtens ſechszehn Fähnlein Landsknechte, deren jedes fünfhundert Mann ſtark war, von wenigſtens viertauſend beſoldeten Reutern, und einer unbeſtimmten, doch geringen Zahl Landſaſſen. Siebenhundert Schanzbauern waren bei jedem Zuge; ſchweres Geſchütz führte man mit ſich nach Vermögen.

---

*) Abſchied zu Ichtershauſen gemacht (Jul. 4.); bei Hortleder. B. 3. C. 6. Sleidan. 17. C. 33.

**) Sleidan. B. 17. C. 33.

Auf achtzehn tauſend Mann Fußvolk und neun tauſend Reuter konnte man die Macht der beiden Bundesoberſten rechnen: die oberländiſche, ſeit einem Monate ſchon verſammelt, war noch ſtärker.

Dagegen lag Kaiſer Carl im Anfang des Heumonates zu Regensburg nur mit fünftauſend teutſchen Landsknechten, dreitauſend Spaniern, die in Ungern Kriegsdienſte gethan, und mit ſiebenhundert Reutern. Weder des Papſtes Hülfsvolk, noch die Spanier, welche aus Neapel erwartet, noch Schaaren von Landsknechten, die in Deutſchland geworben wurden, noch das große Corps unter Maximilian von Büren aus den Niederlanden, waren zu ihm geſtoßen. *) Er hatte zu ſehr auf die ſo oft benutzte Unentſchloſſenheit der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen gerechnet. Diesmal hatten

---

*) Avila's deutſcher Krieg durch Kaiſer Carl V. B. 1. S. 10. Sleidan. B. 17. S. 56.

ſie als Männer ſchnell und beſtimmt gehandelt. Carl wurde von dem Kriege, welchen er ſelbſt angekündigt hatte, überraſcht, und konnte allein von dem oberländiſchen Heere erdrückt werden, ſobald es den Krieg verſtand. Von Sebaſtian Schärtlin war jede kluge und muthige That zu erwarten, und ſeine eigene Erhaltung hing ab vom Verderben des Kaiſers, der ihm bei Lebensſtrafe durch einen Herold hatte verbieten laſſen, zu Burtenbach viele Knechte zu ſammeln und Werbung des Kriegsvolkes zu treiben. *)

Ehe noch der Kurfürſt und der Landgraf ihren Zug angetreten hatten, entwarf Schärtlin mit den Kriegsräthen zu Ulm einen vortrefflichen Plan, durch deſſen Ausführung die Kriegsmacht des Kaiſers im Aufkeimen zerſtört werden konnte. Nicht weit von Augsburg, bei dem Städtchen Fueſſen am Lech, war der vornehmſte Sammelplatz der kaiſerlichen Werbung in Oberdeutſchland, ſo daß ſelbſt die evangeliſchen Städte von den daſelbſt verſammelten Landsknechten einen Ueberfall beſorgen mußten. Dieſe Haufen wollte Schärtlin aus einander jagen, und dann ſich der Päſſe bemächtigen, durch deren Beſitz er den anrückenden Kriegsſchaaren des Papſtes und Kaiſers den Einzug in Deutſchland verwehren mochte.

---

*) Schärtlins Leben. S. 85, 86.

Mit überlegener Macht kam er am zwölften des Brachmonates gegen Abend in die Nähe des Feindes. Wiewohl ermattet von der Hitze des Tages und der ſtürmiſchen Eile des Zuges wollten ſeine Landsknechte ſogleich angreifen; allein er gebot Ruhe, um durch dieſelbe den Feind zu täuſchen, und unerwartet nach Mitternacht zu überfallen. Als er aber in der erſten Dämmerung an dem Strom umherritt, um Furthen zum Uebergange zu ſuchen, ſah er im Nebel die letzten des Feindes in Baiern hinabziehen. Schon am Abend vorher hatten die kaiſerlichen Hauptleute den Abzug angefangen. Schärtlin ließ ihnen durch ſeine Singerinnen, eine Art von Feldſchlangen, einen guten Morgen wünſchen, und beſchloß ſie zu verfolgen. Um dies mit Sicherheit zu können, mußte er die Stadt Fueſſen in ſeiner Gewalt haben, und nach einiger Unterhandlung erſuchte ihn der Rath, die Schlüſſel der Stadt und Burg im Namen der evangeliſchen Stände anzunehmen. Schon ſtanden ſeine Haufen zum ſchnellen Nachzuge erquickt und gerüſtet, da kam ein Bote vom Burgemeiſter und Rath zu Augsburg, welcher Stadt beſonderer Dienſtmann er war, daß er bei ſeiner Pflicht aufgerufen werde, nicht den friedlichen Boden des Herzogs von Baiern zu betreten, indem er dem Feinde nachjage.

Noch immer befolgte das baierſche Haus, wiewohl es durch Ferdinand's Tochter nun enge mit dem öſterreichiſchen verbunden war, ſein altes Syſtem der Neutralität, und deshalb ſchrieb der Herzog an Augsburg: „wenn Schärtlin's Knechte ſich ſeines Bodens nicht enthielten, ſo möchte er aus einem freundlichen günſtigen Nachbar ein Feind werden.“ Daher kam der Stadt Befehl an den Oberſten Schärtlin zu ſeiner großen Bekümmerniß. Er wollte die kaiſerlichen Haufen in Baiern verfolgend zerſtreuen, und dann, nachdem er noch mehr evangeliſche Krieger ſchnell nach ſich gezogen, ſtracks auf Regensburg gehen. Dieſer Ort war nicht feſt genug, mit Lebensmitteln zu wenig verſorgt, und die dort verſammelte Kriegsmacht zu gering, als daß der Kaiſer nicht hätte fliehen müſſen. Durch dieſe Flucht wäre dem Kriege in Oberdeutſchland wahrſcheinlich ſogleich das Ende gemacht. Auch erwogen Rath und Burgemeiſter von Augsburg nicht, daß dem Herzoge von Baiern, als neutralen Fürſten, nicht gezieme, ihrem Feinde die Zuflucht in ſein Land zu geſtatten, überhaupt auch ein ſolcher Freund in der Nähe faſt furchtbarer ſey, als ein offener Feind. Allein der Noth des Tages gibt ſich der Menſch ungern preis, um ein großes und entferntes Heil oder Unglück zu erreichen oder abzuwehren. Nur glaubte Schärtlin, daß mit betrübterem Herzen einſt Hannibal nicht von Italien abgezogen ſey, als er jezt von Baiern. Doch ſtarken Seelen gemäß füllte ihn die Verfehlung des einen Zweckes für die Erreichung des zweiten, und er eilte, die feindlichen Schaaren aus Italien vom deutſchen Vaterlande abzuwehren. *)

---

*) Historia belli smalcaldici ap. Menken. T. III. 1391 — 1392. Schärtlin's Leben. 86 — 88.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Schärtlin's Maaßregeln, die fremden Krieger von Deutſchland abzuwehren. Eroberung der Ehrenberger Klauſe. Abſicht des Oberſten durch Tirol zu ziehen. Urſachen, wodurch dieſer Zug verhindert wird. Unpolitiſches Benehmen der Bundesräthe zu Ulm. Noch einmal verfehlte Gelegenheit, den Kaiſer zu Grunde zu richten. Erklärung der Acht wider den Kurfürſten und Landgrafen. Vereinigung dieſer beiden mit der oberländiſchen Macht. Umſtände in dem verbündeten Heere, wodurch Beſorgniß eines üblen Erfolgs erweckt wird. Verhältniß der beiden Bundesoberſten gegen einander und gegen **Schärtlin**. Falſche und träge Maaßregeln des verbündeten Heeres. Zug des Kaiſers nach Landshut. Vorzüglicher Kriegsrath von **Schärtlin**; endlicher Entſchluß zur Belagerung von Regensburg zu ziehen.

Die einzige Straße, welche der Feind aus Italien nach Deutſchland nehmen konnte, führte über Trient nach Inſpruck. Von dannen konnte er einen doppelten

Weg zum Kaiſer wählen, entweder den Inn hinab auf die Burg Kopfſtein zu, oder zur linken hinauf durch das Gebirge, gegen deſſen Ende das hohe Schloß Ehrenberg ſo gelegen iſt, daß wenige Mannſchaft daſelbſt eine große Kriegsmacht aufhalten kann. Dieſes Schloß, dem Könige Ferdinand gehörig, war nicht beſetzt. An demſelben Abend, da Schärtlin das Verbot erhielt, Baiern zu betreten, ordnete er einen ſtarken Haufen ab, die Ehrenberger Klauſe einzunehmen; allein zu derſelben Zeit ſandte auch die Regierung von Inſpruck eine Schaar von Hackenſchützen als Beſatzung dahin. Sie kamen früher an; aber von Erwartung eines Kampfes in der Nacht, da ſie kaum angelangt waren, weit entfernt, überließen ſie ſich der Ruhe, anſtatt die Feſtungswerke zu unterſuchen und zu beſetzen. In der Stille nahten Schärtlin's Krieger den Pforten, und beſtürmten dann mit plötzlichem Getöſe dieſelben. Die Beſatzung konnte in der Dunkelheit und Verwirrung nicht einmal die Waffen finden, und wähnte durch Sturm oder Verrath den Feind ſchon im Schloſſe. Dieſes ward übergeben, und von den evangeliſchen Kriegern beſetzt.

Darauf ließ Schärtlin die Hälfte ſeines Kriegsvolkes durch die Klauſe ziehen, und war geſonnen mit der andern Hälfte und dem Geſchütze den Tag darauf zu folgen. Gelang es ihm, Inſpruck einzunehmen: ſo hatte er nicht nur alle Päſſe beſetzt, durch welche der

Feinde verdrängen mußte, sondern konnte auch ungeſtraft zum Jubel des evangeliſchen Deutſchlands das Concilium zu Trient heimſuchen.

Indem er ſchon begann, dieſen trefflichen Gedanken auszuführen, ließ er bei den Bundesräthen zu Ulm wegen der Erlaubniß dazu nachſuchen, und zugleich ſandte er eine Botſchaft an die Landſchaft Tyrol, daß ſie dem fremden Kriegsvolke, um ſich ſelbſt und das deutſche Vaterland vor deſſen Greueln zu bewahren, den Durchzug verwehren möge. Vielleicht wäre ſie zu ſchwach dazu, oder um der Verantwortung überhoben zu ſeyn, ſollte ſie ihm geſtatten, mit ſeinem Kriegsvolke durchzuziehen und ſich dem Feinde entgegen zu ſtellen. Proviant möchte man ihm reichen; aber er ſollte dankbarlich bezahlt und der ganze Durchzug ohne Schaden der Landſchaft vollbracht werden.

Schärtlin hoffte, daß ſeine Vorſtellungen Eingang finden würden, da die Dorfſchaften in der Nähe ſeines Lagers die freundlichſte Geſinnung äußerten, und in keinem Gerichte das Volk ſich zum Aufſtande wider ihn bereit zeigte. Auch hatte **Ferdinand** noch keineswegs den Krieg wider die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen erklärt. Aber bald erſchien bei **Schärtlin** ein Doctor der Rechte aus Innsbruck als Bote der Regierung, welche die größte Verwunderung über ſein Schreiben bezeigte. Mit einer Kriegsrüſtung, die Argwohn errege, habe der Oberſte die Tiroler überfallen; durchaus müſſe er ſein Volk ſogleich zurückziehen. Schärtlin hielt den Doctor zurück, bis die Antwort der Bundesräthe von Ulm anlangte. Dieſe geboten ihm, ſich ſchleunigſt zurückzuziehen, damit der römiſche König nicht in einen Feind verwandelt würde, und zum zweitenmale ſah ſich Schärtlin durch das eitle Beſtreben der evangeliſchen Parthei, feindſelig geſinnte Mächte in Freundſchaft zu erhalten, zur Aufgebung eines Planes gezwungen, wodurch er ihr das beſte Spiel verſchaffen konnte. Nur jenes Beſtreben war die Urſache dieſer Antwort der Bundesräthe; denn zwei andere Gründe, die angeführt wurden, hatten wenig Gewicht. Es heiße, ſchrieben die Bundesräthe, daß ſchon die ganze Grafſchaft Tirol zur Wehr aufgemahnet ſey, um den Durchzug der evangeliſchen Völker abzuſchlagen. Da möchte ein Arges erfolgen, wann es zum Kampf komme. Allein Schärtlin achtete deſſen wenig, da die Volksſtimmung in Tirol der evangeliſchen Lehre günſtig war und ſeinen Durchzug nicht unbillig fand. Auch konnte er ſich der vorzüglichſten Päſſe ſchon bemächtigt haben, ehe der Landſturm, wenn er auch der Regierung gelang, hinlänglich eingerichtet war. Noch weniger mochte der Oberſte des zweiten Grundes achten, nämlich der Beſorgniß, daß Kaiſer Carl von Regensburg aufbreche, um Augsburg zu belagern. Dazu wäre er jetzt kaum ſtark genug geweſen, wenn der Theil der oberländiſchen Kriegsmacht, welchen Schärtlin zurückgelaſſen, auch nicht in der Nähe ſich befunden hätte. Außerdem handelte er zu planmäßig, als daß er in Hoffnung eines kleinen Glückes ſein entſtehendes Heer hätte aufreiben und ſich ſchwächen ſollen, ehe eine Entſcheidung möglich war. *)

Nun blieb für Schärtlin nichts übrig, als daß er ſeinen Abzug ſich gegen die Regierung von Inſpruck als eine Gefälligkeit anrechnete, und ſie ſelbſt dazu verpflichtete, daß ſie das Kriegsvolk aus Welſchland abwehre.

In dieſem Geiſte gab er jetzt dem Abgeſandten derſelben ſeine Antwort, und feierlich gelobte dieſer, daß von den Päſſen Tirols das auswärtige Kriegsvolk abgeſchlagen werden ſollte. Zu dieſem Zwecke laſſe man durch einen tapfern alten Kriegsmann ſchon eine Werbung anſtellen. Dieſe Zuſage in Schärtlin's Hand zu thun, äußerte der Doctor, habe er von der Regierung vollmächtige Gewaltſam, und deshalb wäre ſie nicht wie ein Luftrad zu achten.

Die einzige Frucht von des Oberſten Unternehmung war nun der Beſitz der Ehrenberger Klauſe und der Stadt Füeſſen, die dem Biſchofe von Augsburg gehörte. Daß er ſich ſelbſt überlaſſen, alle Abſichten ſeines Zu-

---

*) Historia belli smalcaldici 1547 — [illegible].

ges erreicht hätte, wird auch darum wahrſcheinlich, weil er es verſtand, ſeinen Unternehmungen ſelbſt in den katholiſchen Ländern eine große Popularität zu geben. Bürgern und Bauern durfte durchaus von ſeinem Volke kein Uebel widerfahren; aber die Geiſtlichen ließ er mit Härte behandeln. *) Daher war die Stimmung der Bewohner eines Landes leicht für ihn, und die katholiſchen Bauern, zu welchen er kam, zerſchlugen ſelbſt die Bilder in den Kirchen, unterdeß er die ſilbernen Kirchengeſchmeide in die Kriegskaſſe brachte. **)

Noch jetzt hätte das oberländiſche Heer ſchnell auf Regensburg ziehen, den Kaiſer zur Flucht zwingen, und ſeine Macht zerſtreuen können, ***) allein die heranrükkenden Bundesoberſten hatten Befehl geſchickt, daß man vor ihrer Ankunft ſich in keinen Kriegshandel begeben ſolle. ****) Ohne ſchweres Geſchütz und von keiner bedeutenden Macht umgeben, als welche in ſeinem Namen und Gemüthe lag, hatte Carl bisher auf ſeine nahenden Kriegsſchaaren geharrt; aber an demſelben Tage des Heumonates (20), da ſich die oberländiſchen Heere wieder vereinigten, ſtießen nun mehrere Haufen zum Kaiſer, und an demſelben Tage erfolgte auch die Acht des Kurfürſten und Landgrafen. Ihr Adel und ihre übrigen Unterſaſſen wurden der Pflicht gegen ſie entbunden; jeder Vertrag, welcher an ſie feſſelte, ward vernichtet; und wer ihren Fahnen folgte, hatte Leben und Gut verwirkt. *)

---

*) Gleichwohl hat man den Pfaffen das Haar durch den weiten Strehl laufen laſſen. Schärtlin's Leben. S. 91.

**) Historia belli smalcaldici 1405—1407. Sleiden. B. 17. C. 31. Avila. B. 1. C. 19. Schärtlin's Leben. 89—92.

***) Avila. B. 1. C. 22.

****) Hist. belli smalcald. 1109.

Nach ihrer Vereinigung zog die oberländiſche Kriegsmacht gen Donawerth, um daſelbſt die beiden Bundesoberſten zu erwarten, welche auch bald anlangten. Zum Lager für die große verſammelte Macht der Bundesgenoſſen war dieſer Punct vortrefflich gewählt. Sechs Meilen von Augsburg entfernt, lag Donawerth ſo, daß von den beiden Städten die Donau und der Lech beherrſcht wurden. Von Ulm und andern Gegenden konnten mit Leichtigkeit Lebensmittel zugeführt werden. Schärtlin beſetzte Donawerth, ehe die Bundesoberſten anlangten, **) nachdem er es mit Sturm eingenommen, da der Rath ſich geweigert hatte, die Stadt in der Evangeliſchen Hände zu geben. ***).

---

*) Hortleder. B. 3. C. 17.

**) Avila. B. 1. C. [illegible].

***) Schärtlin's L. u. S. 97.

Zwiſchen Donawerth und der baieriſchen Stadt Rain, zwiſchen der Donau und dem Lech hielten die Bundesoberſten drei Tage Raſt mit ihrem Heere, und ordneten ſich dann die oberländiſche Macht zu. Schärtlin mit ſeinen Schaaren mußte zu dem Landgrafen, Hans von Heydeck zum Kurfürſten ſtoßen.*) Ausgezeichnete Kriegsmänner waren unter den Anführern dieſer großen evangeliſchen Macht, und zum Theil beſtand ſie aus alten verſuchten Banden, von welchen manche im Solde des Königs von Frankreich wider den Kaiſer bisher gefochten hatten. Auch erweckten die bisherigen Maaßregeln und Rüſtungen der beiden Bundesoberſten gute Hoffnung von dem Geiſte, der ihren Krieg beleben werde. Aber zwei Bemerkungen, welche dem Lager nicht entgehen konnten, trübten die Ausſicht auf einen glänzenden Erfolg. Sein ganzes Leben hindurch hatte Landgraf Philipp nach einer Gelegenheit geſtrebt, wo er an der Spitze eines großen Heeres ſich den Rang der erſten Feldherrn erkämpfen möchte. Jetzt wäre der erſehnte Zeitpunct da geweſen, wenn er nicht mit dem Kurfürſten den Oberbefehl hätte theilen müſſen. Er verbarg den Wunſch nicht, daß er allein als Oberanführer handeln dürfte; aber rief eben dadurch die Empfindlichkeit Johann Friedrich's zum geſpannteſten Argwohn auf. Dies Verhältniß zwiſchen beiden Characteren, welches von jeher den evangeliſchen Angelegenheiten ſo nachtheilig geweſen, drohte ihnen auch jetzt Unglück bei den letzten entſcheidenden Schlägen. Eben ſo gefahrbringend war das Verhältniß, in welchem beide Bundesoberſten, beſonders der Landgraf, zu dem Anführer der ſtädtiſchen Macht, dem Ritter Sebaſtian **Schärtlin** von Burtenbach ſtanden. Ohne Zweifel beſaß dieſer weit mehr Kriegserfahrenheit, als ſie beide, und vorzüglich den ſchnellen Blick des Feldherrn, der wenigſtens dem Kurfürſten gänzlich fehlte. Deshalb konnten ſie einige Beſorgniß, daß er den beſten Ruhm aus dieſem Kriege für ſich hinweg trage, nicht unterdrücken, beſonders nicht der Landgraf, indem er den Heldennamen feuriger wünſchte, als **Johann Friedrich**, und **Schärtlin** ſeiner Heerſchaar zugeordnet worden. Hiezu kam, daß ihnen wegen der alten Spannung zwiſchen den Städten und Fürſten des Bundes däuchte, ſchon als ſtädtiſcher Befehlshaber müſſe **Schärtlin** niedergehalten werden. Eben ſein Gemüth aber konnte dies am wenigſten ertragen, und raſche Thaten mochte er auch deshalb leichter wagen, weil er kein Fürſtenthum, wie die Bundesoberſten verlieren konnte. *)

---

*) Historia belli smalc. [illegible]

Die Stimmung der drei vornehmſten Anführer der evangeliſchen Macht gegen einander war der böſe Geiſt, der in ihrem Lager waltete, und beſonders in ſeinem Weiſen und Schalten liegt die Auflöſung der unerwarteten folgenden Erſcheinungen.

---

*) Diarium Gunderodanum §. 15. p. 261. Historiae captivitatis Philippi magnanimi ed. Mogen. 1766. 8.

Wohl entſtand noch der gute Gedanke, daß man auf Regensburg zueilen wolle, um den Kaiſer zu Grunde zu richten, ehe das Volk aus Italien und den Niederlanden zu ihm geſtoßen war; allein zuerſt machte man noch einen Aufſchub, um die kleine baieriſche Stadt Rain, worin neben der herzoglichen Beſatzung auch kaiſerliche Krieger lagen, zur Entfernung derſelben zu zwingen, weil der Herzog von Baiern noch für neutral galt. Gegen dieſe Neutralität war es nun freilich, daß die Evangeliſchen ein Fähnlein zur Beſatzung hineinlegten, nachdem die Kaiſerlichen abgezogen waren; allein ſie wollten keine Gefahr hinter ſich laſſen. Einen ſo unbedeutenden Ort mochte ein ſolches Heer leicht in den Händen eines feindlichen Fähnleins hinter ſich wiſſen, wenn es durch den ſchnellen Zug wider den flüchtigen Kaiſer den Hauptſtreich glücklich vollführte. *)

Sobald man aber ſich aufgehalten hatte, um Rain einzunehmen: war es ungleich wichtiger, die Feſtung Ingolſtadt, worin außer dem baieriſchen Kriegsvolke zwei Fähnlein kaiſerliche Beſatzung lagen, in die Gewalt der Evangeliſchen zu bringen. Schärtlin hatte die

---

*) Histor. belli smalcald. [illegible]. Avila. B. 1. C. 27.

ſpaniſchen Hackenſchützen, welche der Kaiſer in die Stadt ſandte, bis auf einen Armbruſtſchuß von derſelben durch den Strom der Donau verfolgt, und rüſtete ſich nun, als während der Unterhandlung um Durchzug ein großer Theil der Beſatzung auf die Brücke herausgekommen war, den Feind anzugreifen und mit ihm zugleich in die Stadt zu dringen. Da kam der Feldmarſchall der beiden Bundeshäupter, und unterſagte ihm in ihrem Namen das Beginnen. Der ſtädtiſche Feldherr ſchrieb dies Verbot auf Rechnung der Eiferſucht der beiden Fürſten. *)

Endlich hielt man noch einen Raſttag, um ſich zu berathſchlagen, auf welcher Seite der Donau man nach Regensburg ziehen wolle. Da erſcholl aber die Kunde, daß der Kaiſer die Stadt verlaſſen habe, und nach Landshut vorgerückt ſey. Seine Lage in Regensburg war überhaupt zu unſicher geweſen; beſonders bewog ihn, nach Landshut zu gehen, die Nachricht, daß die Spanier und Italiäner bald durch Tirol kommen, und ſich mit ihm vereinigen würden. Wären die Proteſtanten ihm zuvorgekommen, und hätten Landshut beſetzt, ſo wäre jenen Hülfsvölkern, da die Ehrenberger Klauſe ſchon weggenommen war, durchaus jeder Zugang zum Kaiſer verſperrt geweſen. Nun aber hörte man, daß derſelbe viertauſend deutſche Landsknechte, und

---

*) Schärtlin's Leben. S. [illegible]

dreihundert Spanier in Regensburg gelaſſen, und ſich vor Landshut in zwei verſchiedene Lager getheilt habe. Auch jetzt noch war er ſo ſicher, daß er von der evangeliſchen Macht nicht leicht überfallen werden könne; aber er hatte ein großes Heer bei ſich, das durch viele kriegeriſche Jahre eines [illegible] Lebens geübt war, und daher mehr, als ein zahlreiches Heer. Nun ſchwur er, daß er in den Oberlanden der Deutſchen lebendig oder todt verharren wolle. *)

Die Nachricht von des Kaiſers Zuge nach Landshut machte ein neues Kriegsbedenken der evangeliſchen Heere nothwendig, und Schärtlin war der Meinung, daß man ſchleunigſt auf Landshut ziehen, und nun dort den Kaiſer aufſuchen ſolle. Selbſt der Kurfürſt von Sachſen fiel dieſer Meinung bei; aber der Landgraf beſtritt ſie heftig. Seine Eiferſucht gegen Schärtlin mochte ihn vorzüglich dazu treiben; doch konnte er für ſich anführen, daß der Zug nach Landshut mit Gefahren und großen Beſchwerden verbunden ſeyn werde. Die Päſſe gingen oft ſo ſchmal durch Sümpfe und Gemöhr, daß wohl eine Meile weit bisweilen ein Reiſiger nach dem andern ziehen müßte. Entſcheidend konnte nur dieſer Grund deshalb nicht ſeyn, weil man nicht zu fürchten brauchte, auf dem Zuge ſelbſt mit dem Feinde zuſammenzuſtoßen. „Ich ſahe wohl, iſt Schärt-

---

*) Avila B. 1. C. 30. Historia belli smalcald. 112.

lin's Aeußerung, der Landgraf wollte den Fuchs nicht beißen; ihm waren alle Fürthen und Graben zu tief, und die Moräſte zu breit. *)

Es ward endlich beſchloſſen, daß man den Zug nach Regensburg fortſetzen, und dieſe Stadt belagern wollte. Käme der Kaiſer dann der Beſatzung zu Hülfe: ſo wollte man mit ihm ſchlagen, und durch eine Feldſchlacht der ganzen Fehde ein Ende machen. Allein bisher hatte es keinen Zweifel gelitten, daß der Kampf einen unglücklichen Ausgang für den Kaiſer nehmen werde. Zog dieſer aber zum Entſatz von Regensburg: ſo hatte er ſich gewiß mit den Spaniern und Italiänern vereinigt, welche ſchon nahe waren. Dahin war eben das große Streben **Schärtlin's** gegangen, den Kaiſer durchaus zu verhindern, ſich eine Kriegsmacht in Deutſchland zu bilden. **)

---

*) **Schärtlin's** Leben. S. 107. 8. Historia belli smalcaldici. 1414. 1415. **Sleidan.** B. 17. S. 45.

) **Sleidan. B. 17. S. 45.

Viertes Capitel.

Inhalt.

Vereinigung der italieniſchen und ſpaniſchen Völker mit dem Kaiſer. Neue Schaaren deutſcher Landsknechte im kaiſerlichen Lager. Sendung eines Herolds des Krieges von den Bundesoberſten an den Kaiſer. Ihr Kummer über die Aufnahme deſſelben und ihre Bedenklichkeiten. Während ihrer Rathſchläge Zug des Kaiſers nach Regensburg, um das ſchwere Geſchütz von dort zu holen. Wendung deſſelben nach Ingolſtadt. Nachzug der Evangeliſchen nach derſelben Feſtung. Ihr Fehler, daß ſie dem Kaiſer erlaubten, ſich ein feſtes Lager zu errichten. Beſchreibung deſſelben. Großes Intereſſe der Bundesoberſten, ſchnell eine Schlacht zu wagen. Ihr Entſchluß am letzten Tage des Auguſtmonats, das feindliche Lager zu beſchießen. Große Wichtigkeit, welche dieſer Tag für die Welt hätte bekommen können. Der böſe Geiſt des evangeliſchen Heeres vorzüglich durch den Landgrafen geweckt. Fruchtloſes Gegeneinanderſtehen beider Mächte vor Ingolſtadt. Endlicher Abzug der Bundesgenoſſen. Urſache, das Nahen des Grafen von Buren. Die Proteſtanten rücken ihm vergebens entgegen. Durch ſchlaue Märſche vereinigt er ſich mit dem Kaiſer. Jetziges Gleichgewicht beider Heere. Ihre Bewegungen an der Donau. Größere Erbitterung der evangeliſchen Anführer gegen einander. Hoffnung zu einer Schlacht bei den Bewegungen nach Nördlingen zu Schärtlin's Kummer wieder vereitelt. Urtheil der Spanier über die Kriegskunſt der Deutſchen. Große Uebung des Kaiſers in den Schlauheiten des Krieges. Sein Plan, die Feinde ganz von der Donau abzuſchneiden.

Wirklich ſtießen in denſelben Tagen, da das verbündete Heer von neuem zum Zuge gen Regensburg aufbrach, die italieniſchen und ſpaniſchen Völker zum Kaiſer. Jene waren zwölftauſend Mann Fußvolk und ungefähr neunhundert Reuter ſtark, da auch die Herzoge von Florenz und Ferrara einige Geſchwader leichter Pferde geſchickt hatten. Ihr Anführer war **Ottavio Farneſe**, Neffe des Papſtes, welchem der Cardinal **Alexander Farneſe** zur Seite ſtand, der die Schritte des Kaiſers belauſchen und den Krieg zum wildeſten Religionskriege machen ſollte; er hatte beim Abzuge aus Italien geſagt, daß ſein Roß in lutheriſchem Blute ſchwimmen werde. Die Oberſten und Hauptleute dieſes italieniſchen Heeres waren namhafte Krieger; nie ſah man ein ſo wohlgerüſtetes aus Welſchland in Carl's Lager. Den eigentlichen Kern ſeiner Kriegsmacht bildeten nun achttauſend Spanier, die aus ſeinen Ländern Neapel und Mailand gekommen waren, lauter alte Kriegsleute, die er in ſeinen vielfachen Kriegen ſich ſelbſt erzogen hatte. Auch drangen große Heerſchaaren deutſcher Landsknechte nach Landshut zu ihm, und er durfte nun der evangeliſchen Macht begegnen, wiewohl der Graf von Büren mit dem niederländiſchen Volke noch entfernt war. *)

Kurz vor der Vereinigung des Kaiſers mit dem italieniſchen und ſpaniſchen Volke ſandten die Bundesoberſten der altdeutſchen Sitte gemäß einen jungen Edelknaben an ihn, welcher in Begleitung eines Trompeters ihren Fehdebrief an einem weißen Stäblein überbrachte (d. 11. Aug.). Dies hatten ſie noch als ihre Pflicht erachtet, wiewohl der Kaiſer ſie mit Krieg überzogen hatte. Dagegen hofften ſie auch von ihm Achtung gegen die Ritterſitte, da er ein alter erfahrner Kriegsherr ſey. Der Edelknabe und Trompeter wurden in das Zelt des gefürchteten, grauſamen Feldhauptmanns, des Herzogs von Alba, geführt, und dieſer ſagte ihnen, wie ſie würdig wären, daß man ſie an die Bäume hängte. Auch weigerte ſich der Kaiſer durchaus, den Brief anzunehmen, und gebot ihnen bei Leib und Leben, denſelben ihren Herrn wieder zu überantworten; er drohte, wenn einer von ihnen wieder vor ſein Geſicht kommen möchte, ſo ſollten ſie ſtatt des goldenen Kettleins, welches den Herolden des Krieges

---

*) Avila. Bd. 1. Cap. 33. 34. Historia belli smalcald. p. 1416. 1417.

beſcheert würde, einen Strick an den Hals von ihm geſchenkt erhalten. Dann reichte er ihnen die Achtserklärung wider den Kurfürſten und Landgrafen, um ſie denſelben zu überbringen. Der altdeutſche Ritterſinn der Bundesoberſten härmte ſich ſehr über ein ſolches Beginnen des Kaiſers, da ſie mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit ſich noch lange geſtritten hatten, wie ſie in dem Schreiben ihren Feind anreden wollten. Der Kurfürſt von Sachſen, der mit den Waffen in der Hand noch jede rechtliche Form retten wollte, hatte geglaubt, man dürfte ihn nicht Kaiſer nennen, indem man ihn nicht befehden dürfte, wenn man ihn als ſolchen anerkenne. Ganz anderer Meinung war der Landgraf geweſen, und man vereinigte ſich endlich, ihm den Titel eines vermeinten Kaiſers zu geben. *) Beſſer war ein anderer Vorſchlag, daß **Carl** während des Krieges nur als König von Spanien betrachtet werden, und die Bundesoberſten dagegen das Reichsbanner vor ihrem Heere fliegen laſſen, und dieſes ein Reichsheer nennen ſollten. Männer, die des Geiſtes damaliger deutſchen Nation kundig waren, glaubten, daß durch eine ſolche Maaßregel die feindliche Macht um zehntauſend Mann würde geſchwächt werden. **)

---

*) **Avila**. B. 1. C. 31. 32. Historia belli smal. 1515. 1516. **Sleidan**. B. 17. C. 44. **Hortleder**. B. 3. C. 24.

) **Hortleder. B. 3. C. 26.

Indem ſich die Verbündeten in Rathſchlägen, dem Kaiſer zu ſchaden, erſchöpften, und ihren Zug gen Regensburg zögernd unternahmen: brach er von Landshut ſogleich auf, als er ſeine Macht größtentheils verſammelt hatte, und kam in Eilmärſchen nach Regensburg, um das ſchwere Geſchütz, welches hier ſtand, zu holen. Darauf zog er an der Donau hinab gen Ingolſtadt, indem die evangeliſchen Heere an der andern Seite des Stroms nach Regensburg zogen, und nun ſchon fanden, wie wenig ſie ſich auf die Neutralität des Herzogs Wilhem's von Baiern, auf ſeine Zuſage hätten verlaſſen ſollen, daß er ihnen ſo gut, wie dem kaiſerlichen Heere, allenthalben freien Paß geſtatten und Lebensmittel, wie Befriedigung eines jeden andern Bedürfniſſes zukommen laſſen wolle. *) Ohne Zweifel war es auch zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzoge verabredet, daß jener die Feſtung Ingolſtadt zum Waffenplatze wählen ſollte, welche zu überfallen Schärtlin von den Bundesoberſten war verhindert worden.

Sobald dieſe von dem Zuge des Kaiſers Kunde erhalten, beſchloſſen auch ſie, ſogleich in die Nähe von Ingolſtadt zurückzukehren. Es war nothwendig, daß ſie dem Kaiſer ſchnell folgten; denn ſonſt mochte ſich dieſer der Stadt Donawerth und anderer Plätze bemächtigen, wodurch ihm das Eindringen in Wür-

---

*) Historia belli smal, 1412. 1420.

temberg und das übrige evangeliſche Oberdeutſchland möglich wurde. *)

Auf dieſem Rückzuge gerieth der Landgraf in ein kleines Gefecht mit dem Feinde, welches ſehr unbedeutend war, aber merkwürdig wurde, weil es den vollen Ausbruch der Empfindlichkeit des Kurfürſten veranlaßte. Er ließ dem Landgrafen ſagen, daß dieſer Angriff auf die feindlichen Reiter ihm ſehr mißfallen habe; und er davon ziehen wolle, wenn mehr der Art ohne ſein Wiſſen gehandelt werde. **)

Zunächſt hätten die evangeliſchen Heerſchaaren, da ſie noch ſtärker waren, als der Kaiſer, dahin trachten ſollen, daß derſelbe ſich kein feſtes Lager erbauen konnte, in welchem er ihrer Ueberlegenheit Trotz bieten mochte, bis der Graf Maximilian von Büren mit dem Kriegsvolke aus den Niederlanden zu ihm geſtoßen war. Auch erwartete der Kaiſer wirklich einen Angriff des Feindes, ehe er ungefähr eine Meile von Ingolſtadt die erwählte Stäte ſich zum Lager ſchaffen konnte. Er ſtand zur Feldſchlacht gerüſtet, und man verhehlte ſich nicht in ſeinem Lager, daß man ungemein auf das Glück bauen müſſe, um von dem Erfolg derſelben nicht viel zu fürchten. Allein nach einigen drohenden Bewe-

---

*) **Sleidan.** B. 17. C. 46.

) **Sleidan. B. 17. C. 46.

gungen zog ſich die evangeliſche Macht zurück, und voll Freude ließ Carl ſogleich die Nacht hindurch an Befeſtigung ſeines Lagers arbeiten. Hinter ſich hatte daſſelbe die Feſte Ingolſtadt mit kaiſerlicher Beſatzung, auf der linken Seite die Donau, auf der rechten tiefe Sümpfe. Im Vorgrunde war eine Ebene. Noch aber fürchtete der Kaiſer, daß er am folgenden Morgen zu einer Feldſchlacht gezwungen werde, bei welcher die ſchwachen Verſchanzungen, die in einer Nacht aufgeworfen waren, ihm mehr hinderlich, als nützlich ſeyn mußten; allein die Feinde blieben ruhig, und er konnte ſeine Wälle ungeſtört weiter bauen. *)

Drei Meilen von ſeinem Lager ſtand in den letzten Tagen des Auguſtmonates die evangeliſche Macht, von vielen Gründen aufgerufen, noch jetzt einen entſcheidenden Schlag raſch zu wagen. Noch waren die Befeſtigungswerke des kaiſerlichen Lagers nicht vollendet und mochten noch mit Glück beſtürmt werden; noch war das niederländiſche Volk zu entfernt, um bei raſchen Entſchlüſſen ſchrecken zu können. Der Geldmangel im evangeliſchen Lager, vorzüglich die Mißverſtändniſſe zwiſchen den Anführern wurden mit jedem Tage verderblicher, daß man den Krieg in die Länge ſpielte; und der Kurfürſt von Sachſen mußte fürchten, wenn in Oberdeutſchland nicht ſchnell das Schickſal der Bundes-

---

*) Avila, B. 1, S. 38—40.

genoſſen entſchieden ward, daß ein Feldzug des römiſchen Königs von Böhmen aus gegen ſeine Kurlande ihn in wenigen Wochen abrief und zwang, das evangeliſche Oberdeutſchland dem Kaiſer preis zu geben.

Endlich am letzten Tage des Auguſtmonates führten die Bundesoberſten den Entſchluß aus, das Lager des Kaiſers zu beſchießen, und zu verſuchen, ob er zu einer Schlacht herausgelockt werden möchte. Ehe der Tag anbrach, war im evangeliſchen Heere die erwartungsvollſte Unruhe. Zweimal ſchickte in der Finſterniß der Nacht der Kurfürſt zum Landgrafen, der Kaiſer wäre wirklich aufgebrochen, ſein Lager rauchte. Allein bald bekam Johann Friedrich die Kunde, daß der Feind keinen Fuß verrückt habe, und der Landgraf zog voran über das breite Moor, welches zwiſchen beiden Heeren war, und die beträchtlichen Führten, die daſſelbe durchſchnitten; beſetzte eine Anhöhe, auf welcher ſonſt die Warte derer von Ingolſtadt geſtanden, und ließ hier ſein Geſchütz aufpflanzen. Eine Stunde ſpäter kam der Kurfürſt vor dem Feinde an, indem er durch Geſträuch an der Donau zur Rechten heranrückte. Nur Troß, Wagenburg und Proviant hatte man im Lager zurückgelaſſen; mit allem wehrhaften Kriegsvolke zu Roß und Fuß, und mit allem Geſchütze war man herangezogen. *)

---

*) Schärtlin's Leben. S. 168. 169. Historia belli smalcald. [illegible]. Sleidan. B. 17. S. 46.

Als die Evangeliſchen die breite Fürthe überwinden mußten, war der Zeitpunct, wo ſie der Kaiſer hätte angreifen müſſen, wenn er nicht im Lager den Angriff erwarten wollte. Allein er ordnete innerhalb deſſelben ruhig die Schlacht an und ſprach mit dem Herzog von Alba, was in jeglichem Fall geſchehen müßte, indem er den Plan des Feindes hell überſchauen konnte. Wie ſich derſelbe entwickelte, herrſchte ſchon der heiterſte Morgen; der herbſtliche Reif war ſchon allenthalben von der Sonne verzehrt. *)

In der Geſtalt eines halben Mondes zog er heran; die Geſchwader und Regimenter unter ihren tapfern Anführern. Schärtlin war auch jetzt das Schrecken der Kaiſerlichen; nur auf den Schuß einer Falkonetkugel war er von ihrem Lager entfernt mit ſeiner Schlachtordnung. Auf einem kleinen Hügel neben ſich hatte er viel Geſchütz aufgepflanzt, unter welchem die zwölf Schlangenſtücke waren, die der evangeliſche Kriegsknecht nicht anders, als die zwölf Apoſtel nannte.

Heiter und mit gewaltigem Muth ſtanden die evangeliſchen Schaaren im Felde, die Italiäner und Spanier und des Kaiſers Deutſche innerhalb der Schanzen mit dem feſten Sinne, durch kein Blutbad aus denſelben verdrängt zu werden. Allenthalben war Carl ge-

---

*) Avila. B. 1. S. 41.

genwärtig, und ſeine Majeſtät erhob das kriegeriſche Vertrauen zur Begeiſterung. Mehr als zwanzig Jahre hatte er Deutſchland mit dieſem Tage bedroht, war er mit demſelben bedroht worden; in ſeinem langen Leben voll von Ereigniſſen, welche ſtark an das Geſchick von Welten ſchlagen, hatte es keinen gleich wichtigen gegeben. Ueber ſeinen innigſten, am längſten bewährten Plan ſchien heute vorzüglich entſchieden werden zu müſſen, über die Regierung der Welt, welche er ſeinem Hauſe zu geben hoffte, wenn er ihm wahrhaftige Königsmacht in Deutſchland zuvor verliehen hatte. Bedrängte ihn aber das evangeliſche Heer mit dem Uebergewichte der Kraft, welches es noch hatte, und begünſtigte das Glück den Muth deſſelben: ſo mochte an dieſem einzigen Tage die ganze Arbeit zerſtört werden, welche er ſein Leben hindurch für die Größe ſeines Hauſes vollbrachte. Aber durch dieſen Tag konnte zugleich der Wille des Schickſals ſich darthun, ob das deutſche Volk ſich zu einer Nation, ſich die beſtimmte Anſicht der Welt und individuelle Richtung der Leidenſchaften bilden ſollte, wodurch eine Maſſe von Menſchen einen gemeinſamen eigenthümlichen Character erhält; oder ob es durch die Zukunft ſich ſeine alte Sitte noch kräftiger geſtalten durfte, daß es ſich nämlich allen Nationen hingiebt und von allen empfängt, daß es, unter allen Völkern das einzige Beiſpiel aus der Geſchichte aller Zeiten, den Menſchen in ſich höher nimmt, als die Nation, und in ſich den Mittelpunct für den Character der neueren Cultur trägt.

Wohl hätte für ſolche Entſcheidungen an dieſem Tage ein Großes vollbracht werden können; aber die mörderiſchen Schlachten bei Leipzig und Lützen ſollten zu ihnen noch ihre Stimmen geben, und der böſe Geiſt, welcher einmal im evangeliſchen Heere ſchaltete, die Uneinigkeit zwiſchen den Anführern, trug vornehmlich dazu bei, daß ein Jahrhundert nach dieſem Tage bei Ingolſtadt die Helden aus Guſtav Adolph's Schule noch politiſche und religiöſe Verhältniſſe beſtimmen mußten, über welche zum Theil wahrſcheinlich ſchon jetzt hätte entſchieden werden können.

Durch den Landgrafen gewann jener böſe Geiſt auch heute ſeine volle Wirkſamkeit. Als die Schaaren zur Schlacht bereit ſtanden, rief er die Kriegsräthe und Feldoberſten zum Kurfürſten von Sachſen, und ſprach zu ihnen: wenn jetzo alle Kriegsverwaltung bei mir allein ſtände, wie dazumal, als ich den Herzog von Würtemberg wieder einſetzte, ſo wollte ich erſt mit zwei Regimentern den Feind angreifen, die Schanzgräber nahe bringen, die feindliche Schanze einreißen, und dann mit dem gewaltigen Haufen nachrücken.

Bitterer konnte dem Kurfürſten von Sachſen nichts geſagt werden, als dieſe Erwähnung jenes Zuges für

Herzog **Ulrich**. Der kurſächſiſche Hof war auf das heftigſte wider dieſe Unternehmung geweſen, welche einen ſehr glücklichen Ausgang nahm. Ein ſolcher, wollte **Philipp** ſagen, würde auch nun erfolgen, wenn ſein Heldenſinn ſo wenig wie damals gefeſſelt wäre. Aber in ſeiner Aeußerung lag überdies eine eitele Unbeſonnenheit, welche unmöglich einen guten Eindruck machen konnte. Wie mochte er nämlich einer Unternehmung, bei welcher er nichts als den Statthalter von König **Ferdinand** und einen Kriegerhaufen bekämpfte, der kein Heer genannt zu werden verdiente, nur bei dem heutigen Tage gedenken, wo er ein altes verſuchtes Heer unter Anführung von Helden, welche unter die erſten ihrer Zeit gehörten, in einem befeſtigten Lager verderben mußte, um glücklich zu ſeyn? wie mochte er wegen des Glückes, was er auf jenem raſchen Zuge erzwang, ſich eine Kraft zumuthen, auch heute zu ſiegen?

An dem Eindrucke, welchen ſeine Rede machte, vermerkte man bald das geringe Gewicht derſelben; denn ſelbſt diejenigen, welche für ſeine Meinung waren, nahmen ſie doch nur unter den Bedingungen an, daß man keine Gefahr von der Beſatzung in Ingelſtadt, welche viel ſchweres Geſchütz beſaß, zu fürchten hätte, und wenn zum Angriff Reiterei gebraucht würde. Der Schanzgraben des kaiſerlichen Lagers war noch ſchlecht genug, um Reiterei wider daſſelbe handeln zu laſſen, und an ihr war man dem Kaiſer noch vorzüglich überlegen.

Der Schluß auch dieſer Berathſchlagung war, daß wegen der Verſchiedenheit der Meinungen keine raſche That geſchehen konnte, und von dieſem Augenblick an war das Gemüth des Landgrafen offenbar für jede Unternehmung an dieſem Tage verſtimmt. Indem man anfing, das kaiſerliche Lager zu beſchießen, und fünftauſend ſpaniſche Hackenſchützen aus den Schanzen geſchickt wurden, um während eines Scharmützels mit dem Feinde ſeine ganze Lage, beſonders die Stellung des Geſchützes zu beſichtigen, war Philipp nur durch die martervollſten Vorſtellungen Schärtlin's zu bewegen, daß er die zwölf Apoſtel und das übrige Geſchütz auf der kleinen Anhöhe neben der erſten Schlachtordnung abzufeuern erlaubte. Die Wirkung war der Art, daß ſogleich die Feinde hinter die Schanzen zurückwichen; auch kam den ganzen Tag über keiner wieder hervor. Im evangeliſchen Heer ſtieg das kriegeriſche Feuer nach dem Donner der zwölf Apoſtel. Man dachte ſich nun die ganze Schlachtordnung unter dem Bilde des Gottesdienſtes. Den Eingang ſollten die Apoſtel getönt haben; wie am untern Chor hörte man das Kyrie Eleiſon im Donner des kurfürſtlichen Geſchützes folgen. Die Würtemberger, ſagte man, machten das Gradual, und die oberländiſchen Krieger mit einander ſängen das Halleluja und Sequenz. Das

Opfer, für die Ruhe der Todten ward nach dieſer Vorſtellung im kaiſerlichen Lager um den Altar getragen, und die evangeliſchen Krieger rühmten ſich, mit Pulverkerzen tapfer dazu geleuchtet zu haben.

Sobald ſich die erſten Wirkungen des Geſchützes zeigten, ſprach Sebaſtian Schärtlin zu ſeinem ganzen Haufen, und zu den beiden Regimentern, welche unter Georg von Ravensbung und dem Herzog Albrecht von Braunſchweig neben ihm ſtanden, von Beſtürmung des feindlichen Lagers. Die Oberſten und Hauptleute ſagten ihm mit Handſchlag zu, daß ſie Leib und Leben nicht achten, und mit ihm tapfer ſeyn würden, wenn er den Feind im Lager angreifen wollte. Allein der Landgraf wehrte ſich wider dieſen Entſchluß, und ſchrie, daß Schärtlin ihm die Haufen verführe. Eine Kühnheit, die er ſelbſt gern vollbracht hätte, konnte er ſeinem Nebenbuhler im Kriegsruhm nicht zulaſſen. Schärtlin ward vor ihn und den Kurfürſten auf einen Acker beſchieden, und beide unterſagten ihm den Sturm. Auf ihre Aeußerung, daß ſie Land und Leute zu verlieren hätten, antwortete er: und ich Burtenbach! Sein Gemüth vermochte kaum noch einige Faſſung zu behalten, weil ihm jede mannhafte Unternehmung vereitelt wurde. Mit Unmuth ſah er den Abend nahen, ohne daß etwas vollbracht war; ungefähr dreitauſend Kugeln des ſchweren Geſchützes hatte man in das kaiſerliche Lager geſchoſſen, und auf das höchſte konnte man rechnen, daß fünfhundert Feinde getödtet waren. Mit höhern Erwartungen und Beſorgniſſen ſtanden wohl ſelten zwei Heere gegen einander, als an dieſem Tage das evangeliſche und kaiſerliche, und wohl ſelten ward mit ſolchen Kräften, in dem Augenblicke, wo die Welt die größten Entſcheidungen erwartete, ſo wenig vollbracht, als an dieſem Tage, welcher ſeine Wichtigkeit nun bloß daher bekam, daß an ihm entſchieden wurde, der Kaiſer werde nun keinen vernichtenden Streich von den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen mehr zu fürchten brauchen. Als der Landgraf beim nächtlichen Mahl einen goldenen Becher Wein dem erzürnten **Schärtlin** auf das Wohl der Todten zutrank, die ihr Geſchütz heute niedergeworfen habe, antwortete dieſer: „Gnädiger Herr, ich weiß nicht, welche weidliche Leute unſer Geſchoß heute zu Todten gemacht; aber ich weiß wohl, daß keiner der Lebenden im feindlichen Lager den Fuß hinter ſich gezogen hat! Nur wenn ſie den Feind aus ſeinen Schanzen geworfen, hätten die evangeliſchen Oberſten beim Becher Wein Zufriedenheit mit dem Erfolg des heutigen Tages zeigen dürfen.

Der Kaiſer erwartete anfänglich den Sturm auf ſein Lager, weil die Feinde, ſobald ſie klugen Maaßregeln folgten, ihn durchaus hätten unternehmen müſſen, und nie verzieh er es dem Oberſten **Schärtlin**, daß er ſo heftig auf denſelben beſtanden. Sachſen und Heſſen, ſagte er, ſollten eher Verzeihung erhalten, als

Sebaſtian Schärtlin, deſſen Blut er in allen Landen ſuchen wolle. Als aber der Mittag gekommen war, ohne daß der Sturm gewagt worden, wußte er, daß er nicht mehr zu fürchten brauche, und dieſe neue Erfahrung von dem zaghaften Geiſte der Bundesoberſten erfreute ihn ungemein. Die folgende Nacht mußte das ganze Heer abwechſelnd an den Verſchanzungen arbeiten, und ſo war am folgenden Morgen ein Angriff auf ſein Lager weit ſchwieriger, als am Tage vorher.

Fünf Tage und Nächte ſtanden die evangeliſchen Krieger in Schlachtordnung, und verzehrten Kraft und Zeit in unbedeutenden Gefechten mit dem Feinde und fruchtloſem Beſchießen ſeines Lagers. In der letzten Nacht vermerkten die Kaiſerlichen eine gewaltige Bewegung im Heere der Bundesgenoſſen, und bald verrieth es ſich, daß dieſelben ihren Abzug über das Moor und die Führte nahmen. Der Kaiſer und Herzog von **Alba** ritten ſelbſt aus dem Lager, um den Abzug zu ſehen, und ihre Verwunderung und Freude, daß ein ſo ſtattlicher und ſtarker Feind hinwegzog, ohne ihnen geſchadet zu haben, hielten ſie nicht verborgen. *)

---

*) **Avila.** B. 1. S. 50—69. **Sebaſtian Schärtlin's** Leben. 108—111. Historia belli smalcaldici. 1422—1430. **Sleidan.** B. 17. S. 46. B. 18. S. 1. **Hortleder.** B. 3. S. 31.

Nicht bloß der Umſtand, daß die Bundesoberſten doch endlich merkten, wie unklug ihr grimmiges Schießen auf das feindliche Lager war, hatte dieſen Abzug veranlaßt; ſondern vorzüglich die Kunde, daß der Graf von Büren mit dem niederländiſchen Volke wirklich über den Rhein gegangen und im Anzuge ſey, ſich mit dem Kaiſer zu vereinigen. Zwar hatten die Bundesgenoſſen eine beträchtliche Macht, vorzüglich unter Anführung des tapfern Grafen Chriſtof von Oldenburg, an den Rhein gelegt, um dem Grafen von Büren den Uebergang zu verwehren, allein der Erzbiſchof von Mainz half ihm, nach der evangeliſchen Krieger Behauptung, bei Bingen über den Strom, gegen alle Verheißungen, die er den heſſiſchen Räthen gethan hatte.*) Nun fürchtete das vereinigte Heer, daß es zwiſchen zwei Feinden ſich werde ſchlagen müſſen, und wollte dem Grafen von Büren entgegenrücken, um ihn zu Grunde zu richten, ehe er ſich mit dem Kaiſer die Hand bieten konnte. Am fünften des Herbſtmonates brach es nach Neuburg auf, und hielt da zwei Tage Raſt; dann zog es auf Donawerth, und ſchnell gen Wemdingen. Nach aller Kundſchaft, die vom Marſch des Grafen von Büren eingelaufen war, hatte man den rechten Weg gewählt. Allein der Kaiſer hatte an den Feldherrn Boten geſchickt, welche der ganzen Gegend von

---

*) Schärtlin's Leben. S. 105. Historia belli smalcaldici. 1430.

Nürnberg bis zum kaiſerlichen Lager äußerſt kundig waren. Büren änderte plötzlich ſeinen Weg, und zog mit ſtürmiſcher Eile Tag und Nacht hindurch auf Regensburg. Indem die getäuſchten Bundesgenoſſen die Kunde bekamen, daß ſie ihn nicht mehr ereilen würden, vereinigte er ſich mit dem kaiſerlichen Heere. Zwar ſtießen auch die evangeliſchen Schaaren, die am Rhein gelegen, nun wieder zu der Hauptmacht; aber dennoch war der Kaiſer nun wohl etwas ſtärker, als ſeine Feinde. Wenigſtens konnte man auch ſein Heer auf funfzigtauſend Mann ſchätzen, wie das evangeliſche; *) und nun mochte bald geſchehen, daß die Rollen gewechſelt wurden, und der Kaiſer ſich zur Schlacht ſo bereit zeigte, als ſie die Proteſtanten vermieden.

Sein erſtes Unternehmen ging gegen Neuburg, und die Stadt ergab ſich, als ſie keinen Entſatz von dem nahen verbündeten Heere hoffen durfte. Die drei Fähnlein Beſatzung mußten ſchwören, ehe ſie abzogen, niemals wieder gegen den Kaiſer und ſein Haus zu ſtreiten; aber Schärtlin ſagte ihnen bei ihrer Ankunft im Lager, das ſey ein unziemlicher Eid; der geſammte Kriegsrath und die oberländiſchen Regimenter ſprachen ſie frei von demſelben. **)

---

*) Historia belli smalcaldici. [illegible] Avila. B. 1. S. 31. 76.

**) Schärtlin's Leben. S. 117.

Indem beide Heere verſchiedene Bewegungen machten, an der Donau und über dieſelbe hin und her zogen, und die Evangeliſchen nicht ohne Bangigkeit lauſchten, wohin ſich der Kaiſer wenden werde, nahm der Unmuth in ihrem Lager täglich zu. Der Geldmangel ward drückender, eine große Summe, welche durch Vermittlung des franzöſiſchen Hofes ihnen zukommen ſollte, ward vergeblich erwartet, und die Spannung zwiſchen den Anführern veranlaßte immer heftigere Zwiſte, wodurch das Vertrauen des gemeinen Kriegers niedergeſchlagen werden mußte. Während jener Bewegungen hatte der Landgraf eines Tages ein Blockhaus angelegt, und Schärtlin, ohne zu wiſſen, von wem der Anſchlag gekommen, mißbilligte denſelben; wer ihn gemacht hätte, wäre wahrſcheinlich des Krieges in den Niederlanden gewohnt, wo man aus Blockhäuſern ſich einander befehdete, indem man gewöhnlich mit kleinen Haufen und in Gegenden ſtritte, die von Gräben durchſchnitten wären. Da trat der Landgraf mit zornigen Worten herzu, und warf ihm vor, daß ihm niemands Rath gefiele, als der ſeinige, und er allgemeinen Gehorſam gegen denſelben heiſchte. Schärtlin entgegnete: wenn ſein Rath und ſein Thun ihm nicht gefielen, ſo möchte er einen andern an ſeinen Platz ſtellen; und als Philipp erwiederte, daß es jetzt nicht gelten würde, wenn es rauch zugehen ſollte, ſo ließ der ſtädtiſche Feldherr alles hervorbrechen, was ihn bisher gedrückt hatte. Noch wären ſie, ſagte er, ſtark genug, um mit dem Kaiſer zu ſchlagen, mit aller Rüſtung noch wohl und genugſam verſehen: warum ſie ſich auf die Finkenneſter legen, nicht einmal der Paß frei werden wollten? Der Kaiſer ſey ein großmächtiger Herr, und lange würden ſie gewiß nicht gegen ihn ausharren. Der Landgraf blieb nun ſeines Zornes nicht mehr Meiſter, und rief: „die oberländiſchen Städte und derſelben große Hanſen riethen immer nur zu ſchlagen, damit ſie der Gäſte um ihre Mauern her abkämen.“ Er warf dem Oberſten alle erwieſene Wohlthaten vor, und dieſer ſchied mit Unwillen, nachdem er bitter geſagt hatte: „gnädiger Herr, ich will mir gefallen laſſen, was Euch wohlgefällt; aber an Schuld und Ehre keinen Theil haben.

Um Mitternacht im Beiſeyn vieler Grafen und Herren war dieſer Zwieſpalt vorgefallen, und einige gingen ſogleich dem ſtädtiſchen Feldherrn nach, und baten ihn, dem gemeinen Handel des Landgrafen Unbilligkeit nicht entgelten zu laſſen, über welche ſie alle Mißfallen empfunden hätten. Als Schärtlin am andern Morgen bei dem Landgrafen vorüber ritt, ohne ihn zu bemerken, ſprengte ihm derſelbe nach, und ſagte: er wäre am vorigen Abend voll Weines geweſen; darum bäte er, im alten Stalle ſtehen zu laſſen, was vorgegangen wäre. Aber durch ſolche Verſöhnung ward der böſe Geiſt im evangeliſchen Lager nicht beſchworen, und Schärtlin äußerte mit Recht, daß er zu dieſem Kriege kein Herz faſſen könne, daß ihm Stunde und Weiſe dabei zu lang werde; und wo der Ernſt zum rechtſchaffenen Kriege vorhanden ſeyn möge? *)

Endlich ſchien ſein Wunſch einer entſcheidenden Schlacht doch erfüllt zu werden; denn beide Heere kamen auf ihren ſchwankenden Zügen ſo nahe bei einander, daß ſie unvermeidlich ſchien. Die Bürger der evangeliſchen Stadt Nördlingen hatten von der verbündeten Macht ſchleunige Hülfe gefordert, weil der Kaiſer nahe ſey und ſie bedrohe. Eine halbe Meile vom feindlichen Lager hatten ſich die Evangeliſchen die Nacht über gelagert; im dicken Nebel des Morgens brach der Vorzug oder des Kurfürſten Macht gen Nördlingen auf. Schon vor Tagesanbruch hatte ſich der kaiſerliche Krieger gerüſtet halten müſſen, und der Kaiſer ſelbſt, durch das Podagra am rechten Schenkel gelähmt, verließ die Sänfte, in welcher er ſich bisher hatte tragen laſſen, und beſtieg unter heftigen Schmerzen das Roß. Allein der dicke Nebel lag ſo lange, daß man in geraumer Zeit nichts von den Bewegungen der Evangeliſchen verſpürte. Als ſich der Nebel endlich verlor, ſah man, wie der Kurfürſt ſtracks auf Nördlingen zog. Die Mitte des Zuges führte der Landgraf an; noch weit entfernt war der Nachtrab. Zum Glück

---

*) Schärtlin's Leben. S. 119—127. Sleidan. B. 18. S. 7. 9.

hatte ſich Philipp der Anhöhen bemächtigt, als jetzt der Kaiſer ſein Heer zur Schlacht heranrücken ließ; und hielt auf denſelben ſtill, indem er Boten abſchickte zum Kurfürſten, daß er zurückeilen, zum Nachtrabe, daß er ſchnell heranziehen ſolle. Zwiſchen beiden Heeren war ein kleines Waſſer, die Erg, durch welches man nicht ohne Schwierigkeiten zu den Anhöhen gelangte. Der Kaiſer ſah, daß er nicht mit Vortheil angreifen konnte; und wiederum geſchah kein entſcheidender Schlag, indem ihn alle erwarteten. Nahe bei Nördlingen bezog die evangeliſche Macht ein Lager, und nur in Scharmützeln, in welchen Herzog Albrecht von Braunſchweig ſeinen Tod fand, maßen beide Heere ihre Kräfte. Wegen mancher Gründe lag dem Kaiſer daran, den Krieg in die Länge zu ziehen; unter ihnen war auch der Wunſch, die Kriegsart eines deutſchen Heeres nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, um gewiß zu ſeyn, daß ein großer Streich gegen die evangeliſche Macht ihm gelang, wenn er ihn endlich wagte. Der Spanier Urtheil war, daß die Deutſchen wohl verſtünden, ein bequemes Lager zu wählen, und den Ort zu treffen, von welchem das Geſchütz am beſten wirken konnte, daß ſie heftig eindringend und behend im Scharmützel wären; aber ſonſt die Schlauheiten des Krieges nicht inne hätten, durch keinen Lärm zur Nachtzeit, durch keinen Hinterhalt dem Feinde zu ſchaden wüßten, und beſonders ſich nicht regſten, ihm den Proviant niederzuwerfen, und ihn in bedrängte Lagen zu bringen. *)

Niemand war dagegen in den Schlauheiten des Krieges ſo erfahren, als Kaiſer **Carl V.** Durch kluge Wendungen nahm er Donauwörth, Hochſtädt, Dillingen und andere Städte ein; dem Feinde die Donau gänzlich zu nehmen, war nun ſein Bemühen. Dieſe Abſicht war äußerſt wichtig; außerdem konnte er jetzt nichts Bedeutendes beginnen. Den Feind in ſeinem feſten Lager anzugreifen, war viel zu gefährlich, und zu einer Schlacht, bei welcher die Gunſt der Umſtände ihm nicht den Sieg verſprach, war derſelbe auf keine Weiſe geneigt. Durch Spott hoffte der Herzog von **Alba** den hochfahrenden Landgrafen zu ihr zu reizen. Er ließ ihn fragen: warum er ſo auf den Bergen und Büheln läge, und nicht auf das weite Feld hinab rückte, um eine Schlacht zu halten?“ „Auf freiem Felde,“ ließ **Philipp** von Heſſen zurückſagen, „hätten er und ſeine Bundesgenoſſen fünf Tage bei Ingolſtadt gelegen, warum damals der Herzog hinter ſeinen Schanzen geblieben ſey? **)

---

*) **Sleidan.** B. 18. C. 9. **Avila.** B. 1. C. 32—37. Historia belli smalcaldici. 1440—1445.

) **Sleidan. B. 18. C. 9.

Fünftes Capitel.

Inhalt.

Abrufung Schärtlin's aus dem Lager der Bundesgenoſſen, um Augsburg zu vertheidigen. Seine Gefahr bei dem Abzuge. Neuer großer Plan von ihm zur Rettung der Evangeliſchen; von den Bundesoberſten gleichfalls verworfen. Zwieſpalt zwiſchen denſelben und den oberländiſchen Mächten. Gefahrvolle Lage des evangeliſchen Heeres. Großer Kriegsrath deſſelben. Abzug der evangeliſchen Mächte aus dem Lager von Giengen. Zug des Kurfürſten von Sachſen nach ſeinem Lande; imgleichen des Landgrafen. Gründe des Kaiſers für einen Winterfeldzug.

Noch weniger, als bisher, war eine kühne und große Handlung zu erwarten, da nun Sebaſtian Schärtlin von der Stadt Augsburg, deren Hauptmann er war, zu ihrem Schutze abgerufen wurde. Der Kaiſer bedrohte dieſe Stadt, wie Ulm. Um gänzlich Meiſter von der Gegend der Donau zu werden, mußte er ſie in ſeine Gewalt bringen; und gelang ihm dies, ſo konnte er im Beſitz dieſer reichen und mächtigen Städte der oberländiſchen evangeliſchen Macht ihre Hauptnerven zerſchneiden. Auf jeden Fall erreichte er durch Bedrohung derſelben, daß das große feindliche Heer, um ſie zu decken, weiter zurückgehen mußte.

Wohl mit Freude verließ **Schärtlin** das evangeliſche Lager, in welchem nach ſeiner Kunde aller Verhältniſſe jede Hoffnung auf Lorbeern verblüht war, und mit Haß ritt er im herbſtlichen Schimmer des Mondes von Nördlingen weg, von ſiebenzig Pferden begleitet. Auch hundert Hackenſchützen zogen mit ihm; drei Fähnlein Knechte hatte er voraus geſchickt, um ſich als Beſatzung in Lauingen zu werfen, vor welchem man jede Stunde den Kaiſer erwartete. In der nächtlichen Stille vernahm er von dieſem Ort her bald ein heftiges Schießen, und glaubte, es ſey zur Freude, daß die drei Fähnlein Knechte angelangt wären. Er zog gewaltig fort, bis auf eine halbe Meile von der Stadt. Plötzlich ward ſein Vortrab ſtutzig; er fand ſich zwiſchen feindlichen Feldwachen, und wie der Mond eben jetzt durch ein Gewölk brach: ſo ſah man ſich mitten im kaiſerlichen Lager, eine Entdeckung, welche dem Oberſten um ſo unangenehmer ſeyn mußte, da er der Ausſage von einigen Bauern, daß der Kaiſer vor Lauingen liege, keinen Glauben hatte beimeſſen wollen, und ihn ſeine Reiſigen vor einiger Zeit vergebens gewarnt hatten, ſie ſahen Wachtfeuer ſchimmern. Ohne Zweifel hatten die kaiſerlichen Feldwachen den Haufen für befreundet gehalten. Sobald er Stillſtand machte, oder gar zurück wich, konnte es nicht fehlen, daß ſie aufmerkſam wurden und den Feind entdeckten. Die einzige Rettung für Schärtlin und ſeine Gefährten lag in der Kühnheit, bis an die Mauern der Stadt und in dieſelbe vorzudringen. „Mir nach, ihr lieben Brüder, ſagte er zu den Reiſigen, denn nur meiner Haut gilt es, wenn die Sache mißrathen ſollte; nur mein Leben ſteht in Gefahr, wenn wir gefangen werden. Wollt ihr dem Kurfürſten, dem Landgrafen und allen chriſtlichen Ständen die Antwort bringen, ihr hättet mich mitten unter meinen Feinden gelaſſen? Euch habe ich zur Rettung meines Leibes vor allen ausgewählt. Gilt denn Schärtlin bei euch nichts mehr? Wohin wollt ihr gehen? Mir nach! ich rücke auf Lauingen zu!“ Sein Muth befeuerte die Genoſſen; ſie zogen bis an die Gärten der Stadt, wo die ſpaniſche Wagenburg ihnen faſt allen Zugang verſperrte. Schärtlin ſchrie den Spaniern in deutſcher Zunge zu; ſie ihm in ſpaniſcher. Dann rief er laut die Hauptleute auf, die in der Stadt lagen, und die Spanier, welche ihn nicht verſtanden, glaubten, er ſey ein deutſcher Oberſter des Kaiſers und geſandt, die Stadt aufzufordern. Er mußte noch an einem Bächlein hinab durch ſpaniſche Vorwachen ziehen, ehe er in ein Thor eingelaſſen wurde, nachdem ihn die Beſatzung erkannt hatte. Daß ſich die

Stadt nicht halten werde, ſah er ſchnell, und eilte zur Rettung von Augsburg, wo er, von neuen Gefahren durch den Feind auf ſeinem Wege bedroht, glücklich zur großen Freude der Bürger anlangte. Eine ſo ſtarke Macht, wie er konnte, ſammelte er in der Nähe Augsburgs, und that dem Feinde ſo viel Abbruch, als irgend möglich; aber nie war er zu bewegen, wieder zu dem großen evangeliſchen Heere zu ſtoßen. *)

Während des kleinen Krieges, in welchem Schärtlin gewöhnlich Sieger war und immer den Grundſatz befolgte, die gefangenen Spanier und Deutſchen gegen Löſegeld frei zu geben; aber die gefangenen Welſchen ohne Mitleid zu ertränken, **) entwarf er noch einmal einen großen Plan, durch deſſen Ausführung der Kaiſer noch wieder in die gefahrvollſte Lage gebracht werden wäre. Der Herzog Ulrich von Würtemberg, welchem das härteſte Schickſal bevorſtand, wenn dem Kaiſer Oberdeutſchland preisgegeben wurde, bot alle Kräfte auf, um dem Kriege eine entſcheidende und glückliche Wendung zu geben, und brachte noch zehntauſend friſche Krieger zuſammen. Dann kam er mit Schärtlin überein, daß dieſer zu ſeinen Schaaren bei Augsburg noch die

---

*) Historia belli smalcald, 147—152. Schärtlin's Leben. 128—138.

**) Schärtlin's Leben. S. 136. 137.

Fähnlein, welche in Ulm lagen, und andere Haufen ſtoßen laſſe, und ſo eine Macht von ungefähr vierzigtauſend Mann befehlige, womit er ſogleich dem Feinde bei Lauingen unter die Augen ziehen ſolle. Fielen dann die Bundesoberſten aus ihrem Lager bei Giengen demſelben in die Seite: ſo mußte er ſich zwiſchen zwei Mächten ſchlagen, von welchen eine jede ſich ihm gewachſen glauben konnte. Allein die Häupter der evangeliſchen Heere verwarfen auch dieſen trefflichen Plan aus den alten Urſachen, Eiferſucht gegen **Schärtlin** und allgemeiner Unentſchloſſenheit. *)

Von jedem großen Entſchluß weit entfernt, lagen ſie ungefähr ſechs Wochen dem Kaiſer gegenüber, verzehrten noch immer in Scharmützeln ihre Kraft, und waren ſtolz darauf, daß ſie die Herausforderung zu einer Schlacht, welche für ſie unter vortheilhaften Umſtänden begonnen hätte, nicht von ſich gewieſen haben würden. Der Unmuth der oberländiſchen Bundesgenoſſen erreichte den höchſten Grad. Auf Würtemberg und die Städte fiel beinahe die ganze Laſt des Krieges; ſie weigerten ſich endlich durchaus, neue Geldſummen zu bezahlen, und beriefen ſich auf das Sprichwort, daß ungleiche Schüſſeln ſchielende Brüder machten. Der Geldmangel ward daher ſo groß, daß den Landsknech-

---

*) Historia belli smalcaldici 1156. **Schärtlin's** Leben. 140.

ten kein Sold mehr entrichtet werden konnte, und bei Bewegungen, die der Landgraf machte, ganze Schaaren ihn anſchrieen, ſie würden nicht von der Stelle gehen, ohne Sold empfangen zu haben. Es verging auch kein Tag, ohne daß viele entliefen, und ganze Rotten abzogen. Schon im Anfang des Novembermonates ward es den Bundesoberſten ſelbſt deutlich, daß ſie ſich nicht lange mehr im Felde wider den Kaiſer behaupten könnten. Dies berichteten demſelben auch alle ſeine Kundſchafter. An Wein und Brod, ſagten ſie, habe der Feind noch Ueberfluß; aber an Geld fehle es ſo gänzlich, daß jede Ordnung zerrüttet werde. Daß auch die Lebensmittel ihm abgeſchnitten werden konnten, war große Hoffnung; denn die Stadt Nördlingen war ſchon in geheimen Unterhandlungen mit dem Kaiſer, daß ſie die evangeliſche Beſatzung entfernen und ſich ihm ergeben wolle. Geſchah dies: ſo konnten die Evangeliſchen ſchwerlich in ihrem Lager bei Giengen bleiben.

In dieſer Lage der Dinge ward von ihnen ein großer Kriegsrath gehalten. Nur drei Wege, hieß es, könnten ſie jetzt noch betreten. Entweder müßten ſie eine Feldſchlacht wagen, oder ein Winterlager beziehen, oder einen Anſtand und Frieden ſchließen. Zu der ſchmachvollen Bitte um dieſen beſtimmte man ſich am leichteſten, und des Landgrafen Oberſtlieutenant Adam von Trott mußte, um die Friedensverſuche zu eröffnen, einen Trompeter mit einem Schreiben an den Markgrafen Hans von Brandenburg in das kaiſerliche Lager ſenden. Eben die Wendungen, die in dem Schreiben ohne Zweifel mit Beifall der Bundesoberſten genommen waren, trugen dazu bei, dieſen Schritt noch ſchmachvoller zu machen. Die Gnade des Allmächtigen hieß es, habe dermaßen die deutſche Nation bedacht, daß dies ſchwere Kriegsweſen noch bisher ohne großes Blutvergießen verblieben ſey; und wohl lag eben darin die Hauptſchuld der evangeliſchen Anführer. Nun habe man vernommen, daß des Kaiſers Majeſtät dieſen Krieg nicht wider das Wort Gottes führe; und doch hatte man ſeine Erklärungen, welche dies verſicherten, beim Ausbruch des Krieges als die ſchmachvollſte Lüge befehdet. Der Markgraf, als ein verſtändiger Fürſt, ſolle mit der kaiſerlichen Majeſtät um einen Anſtand handeln, ob die Gnade Gottes die ganze Handlung auf ziemlichen Wegen vergleichen wolle?

Dieſes Schreiben war für den Kaiſer ein Triumph. Er ließ es vor der ganzen Schlachtordnung ableſen; aber drückte dabei in ſeinen Mienen nur Bitterkeit und Zorn aus. Dem Herold irgend eine Antwort zu geben, verbot er mit Strenge; und wie derſelbe am andern Morgen wieder kam, mit der Bitte um Antwort: ſo mußte der Markgraf den Fürſten kund thun, er wüßte keinen Weg, den Frieden einzuleiten, als wenn der Kurfürſt und der Landgraf ſich ſelbſt und alle ihre Anhänger, ihr ganzes Heer und Land und alle Unterthanen der Gnade und Ungnade des Kaiſers hingäben.

Selbſt eine ſolche Antwort empörte den ſonſt ſo übermüthigen Philipp von Heſſen ſo wenig, daß er wiederholte Bitten um Frieden verſuchte, auf welche immer dieſelbe harte Antwort erfolgte. *) Das Gemüth der Bundesoberſten war gänzlich zermalmt. Aus Sachſen war traurige Botſchaft gekommen, wie das ganze Kurfürſtenthum in Gefahr ſey, ein Raub des Feindes zu werden, wenn Johann Friedrich nicht ſchnell mit großer Heeresmacht in demſelben erſcheine, und eben auf dieſe Kunde vertraute Kaiſer Carl vorzüglich, wenn er den Frieden einzig unter ſolchen Bedingungen wollte, welche ſeine Gegner nicht früher eingehen möchten, als bis das Schwert des Nachrichters über ihren Häuptern ſchwebte.

Der Landgraf und die Kriegesräthe der übrigen Bundesgenoſſen erſuchten ſelbſt den Kurfürſten, daß er ſchnell und kräftig ſeinem Lande zuziehen möge. Kaum war Johann Friedrich im Stande, hierauf etwas zu erwiedern; die Vergangenheit drückte ſich ſchmerzhaft in ſein Gemüth ein, noch ſchmerzhafter die Zukunft. **) Endlich ward ein Abſchied errichtet, daß man mit der Hauptmacht zunächſt in die Stifter Würzburg und Bamberg und die Länder von andern widerwärtigen Reichsſtänden fallen, und dann zur Vertheidigung von

---

*) **Hortleder.** B. 3. C. 48. **Sleidan.** B. 18. C. 20.

**) Historia belli smalcaldici. 1158. 1159.

Sachſen ziehen wolle. In Oberdeutſchland ſollte ein Winterlager von ungefähr achttauſend Mann Fußvolk und tauſend Reitern errichtet werden: gegen die Niederlande ward eine ſtarke Vorgardung beſchloſſen. Man rechnete gänzlich darauf, daß auch der Kaiſer ein Winterlager beziehen werde, und in dieſer Vorausſetzung kam man für den folgenden Feldzug noch überein, daß man nicht beim Buchſtaben bleiben, ſondern mit Geiſt und Kraft handeln wolle. *)

Zu Anfang der letzten Woche des Novembermonates brachen der Kurfürſt und Landgraf von Giengen auf, nach des Feindes Geſtändniß, in meiſterhafter Ordnung. Der Kaiſer machte einige Bewegungen, als wollte er ſie angreifen; aber ſicher wollte er dies nicht mit Ernſt. Bald mußten ſich die beiden Bundesoberſten trennen; dann konnte er ihnen nacheilen, und ſie vielleicht einzeln zu Grunde richten. Bei Heidenheim trennten ſie ſich wirklich. Der Kurfürſt zog auf die ſchwäbiſche Reichsſtadt Gemünd, und es mochte ihm nicht unangenehm ſeyn, daß ſie ihm den Durchzug verweigerte; denn nun bekam er ſie durch Gewalt in ſeine Hände und konnte durch das Strafgeld, welches er ihr auflegte, dem dringendſten Geldmangel abhelfen. Dieſer zwang ihn überhaupt, auf dem ganzen Zuge

---

*) Abſchied zu Giengen gemacht d. 16. Novemb. b. Hortleder. B. 3. C. 19. Sleidan. B. 18. C. 22.

zu brandſchatzen. Selbſt das evangeliſche Frankfurt mußte ihm neuntauſend Gulden entrichten; der Erzbiſchof von Mainz vierzigtauſend; der reiche Abt von Fulda und andere katholiſche Stände wurden eben ſo wenig verſchonet. *)

Den größten Theil ſeiner eigenen Krieger hatte der Landgraf dem Kurfürſten mitgegeben, und mit wenigem Volke eilte er, nachdem er die oberländiſchen Haufen in das Würtembergiſche geführt hatte, in ſein Land zurück. Er ſchien am wenigſten zu erwarten, daß der Kaiſer nicht froh ſeyn würde, für dieſes Jahr des Krieges überhoben zu ſeyn. Der Winter war früh mit allem Ungeſtüm hereingebrochen; im kaiſerlichen Lager wütheten Seuchen; und man mußte fürchten, daß die päpſtlichen Truppen ſämmtlich hinwegzogen, da **Farneſe** mit einem Theil derſelben ſchon auf dem Zuge nach der Heimath war, denn ſie konnten des trägen Krieges, des rauhen Himmels nicht gewohnt werden, und je länger **Carl** durch den Krieg in Deutſchland beſchäftigt wurde, deſto freier konnte der heilige Vater in andern Verhältniſſen ſchalten. Endlich erklärte faſt der ganze Kriegsrath des kaiſerlichen Lagers, daß man nichts mehr unternehmen, ſondern ſich in die Ruhe des Winters begeben ſolle. Allein eben jene Gründe, warum man dieſer Meinung war, beſtimmten den Kaiſer bei der entgegengeſetzten zu beharren. Führte er nun, da er durch ſein ſchlaues Zögern den Feind zum äußerſten Punct gebracht hatte, den Krieg mit Sturmesgewalt fort: ſo konnten ihn die päpſtlichen Hülfsvölker ohne die offenbarſte Ungerechtigkeit und Verletzung des Bündniſſes nicht verlaſſen: durch die Seuche konnte jetzt ſein Lager nicht ſo verödet ſeyn, als es wahrſcheinlich beim Anfang eines neuen Feldzuges war, und vergebens mochte er in demſelben bezwecken, den Feind in eine ſolche Betäubung zu werfen, als er durch raſche Fortſetzung des Krieges jetzt vermochte. Auch lag viel daran, dem Kurfürſten keine Zeit zu vergönnen, daß er der feindlichen Schaaren, die ſein Land beſetzt hatten, gänzlich Meiſter wurde. Daher war ſein Entſchluß unbeweglich, dem Kriege keinen Anſtand zu erlauben, wiewohl er beſonders ſeine Thätigkeit durch Krankheit gelähmt glauben konnte. *)

---

*) Sleidan. B. 18. C. 21.

---

*) Sleidan. B. 18. C. 17. Avila. B. 1. C. 131.

Sechstes Capitel.

Inhalt.

Carl's Fortſchritte in Oberdeutſchland. Sein Schreiben an den Herzog von Würtemberg. Feiges Betragen dieſes leztern. Gleiche Unterwerfung des Kurfürſten von der Pfalz. Ulms Geſandte zu Hall in Schwaben. Unnöthiger und höchſt verderblicher Fall jener Reichsſtadt. Unmuth, welchen ihr Betragen in Deutſchland erregt. Fall von Augsburg. Vergebliches Streben von Schärtlin denſelben zu verhindern. Schickſal dieſes Oberſten. Traurige Kunde, die auf ſeinem Verbannungszuge ihm folget. Fall Straßburgs.

Die Städte Nördlingen, Dinckelſpül, Hall, Heilbron und Rotenburg ſielen in Carl's Hände ohne einen Schwertſtreich. Dann erließ er ein hartes Schreiben an den Herzog Ulrich von Würtemberg. Er gedachte zuerſt der Fehde, welche der Herzog mit jenem Philipp, der ſich Landgraf zu Heſſen nenne, wider ſeinen lieben Bruder, dem römiſchen König Ferdinand, um das Land Würtemberg zu beſetzen, begonnen habe, und wie dieſe aufrühriſche Handlung ihm dennoch verziehen ſey. Auch der Tyrannei, deren ſich der Fürſt unabläſſig in Hinſicht auf ſeinen Adel und ſeine übrigen Unterthanen, wie gegen andere Reichsſtände ſchuldig gemacht habe, ſey gnädiglich nicht gedacht worden. Selbſt eine beſondere Botſchaft über den Grund des gegenwärtigen Krieges ſey beim Anfange deſſelben dem Herzog zugekommen, um ihn der kaiſerlichen Huld gewiß zu machen; und dennoch habe ſich derſelbe zum Kriege, zum Hochverrath wider des Kaiſers Majeſtät gedrängt, und ſich mit den geächteten Fürſten verbunden. Das einzige Heil für ihn beruhe nun darin, daß er ſich mit allen ſeinen Beſitzungen und Leuten dem Willen ſeines Herrn ohne irgend eine Bedingung hingebe; und eile er nicht mit dieſer Handlung, ſo werde man ihn und ſein Land nach dem grauſamſten Kriegsrechte behandeln.

Schon ſtand der Herzog von Alba an Würtembergs Gränzen; an die Landſtände deſſelben war eine Abſchrift dieſes drohenden Briefes mit der Aufforderung ergangen, daß ſie ſich ihres Vaterlandes erbarmen und ihren Herzog verlaſſen möchten, wenn er dem kaiſerlichen Zorne trotzen wollte; Ulrich ſelbſt war nichts weniger, als ein muthiger und kriegserfahrner Fürſt, ſo berüchtigt er durch ſeine Unſtätigkeit und Tyrannei war. Er flehte um Gnade, anſtatt auf ſeiner Feſte Hohentwiel zu trotzen; und unter harten Bedingungen widerfuhr ſie ihm endlich. Er verſprach ſelbſt vor dem Kaiſer zu erſcheinen, ſich fußfällig für einen Verbrecher zu erklären und Abbitte zu leiſten; er verſprach gegen ſeine bisherigen Bundesgenoſſen, die geächteten Fürſten, dem Kaiſer beizuſtehen, um ſie zur verdienten Strafe zu ziehen. Dreimal hunderttauſend Gulden ſollte er baar entrichten; zum Pfande die drei Feſten Hohenaſperg, Schorndorf und Kirchen den Kaiſerlichen übergeben. Sein ganzes Land war nun in ihrer Gewalt. Faſt nur Spanier wurden in daſſelbe gelegt, und das Beiſpiel des Herzogs von Alba gab ihrem Religionshaſſe Freiheit zu jeder Mißhandlung des unglücklichen Volkes. Auch die Politik heiſchte, daß daſſelbe vorzüglich gebeugt wurde; denn ſobald ſich der König von Frankreich in die deutſchen Angelegenheiten mit Kraft miſchen wollte, mußte es beſonders durch Verbündung mit dem Lande Würtemberg geſchehen. *)

Ebenſo eilte Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, ſich dem Kaiſer unterthänig zu zeigen. Er hatte den Bundesgenoſſen vierhundert Reuter in das Lager vor Ingolſtadt geſandt. Jetzt ritt er zu Hall in Schwaben

---

*) Hortleder. B. 3. C. 53. 56. Sleidan. B. 18. C. 25. 29. 44. Schärtlin's Leben. S. 144. 145. Historia belli smalcaldici. 1467. 1468. Avila. B. 1. C. 140.

ein, als ſich der Kaiſer daſelbſt befand, und ward vor denſelben geführt. „Jene Krieger," ſprach er, „habe er kraft ſeiner Erbeinigung mit Würtemberg, nicht als Feind ſeines Kaiſers, dem ſchmalkaldiſchen Bunde geſchickt." Von Krankheit gefeſſelt, blieb **Carl** auf ſeinem Seſſel, indem der Kurfürſt gebückt vor ihm ſtand. Jene Entſchuldigung wollte er nicht gelten laſſen, und ſein Gemüth war anfänglich ſehr erbittert, indem er gedachte, wie **Friedrich** von der Pfalz mit ihm erzogen war, lange Jahre mit ihm traut gelebt, und nun noch die Waffen wider ihn ergriffen habe. Doch eben die Erinnerung erweichte ihn auch bald, und ſie ſchloſſen von neuem den Bund der Treue. *)

Zu derſelben Zeit waren nach Hall auch Geſandte von Ulm gekommen, um von der kaiſerlichen Majeſtät Gnade zu flehen. Die Ulmer hatten vernommen, nun richte ſich des Feindes Zug gegen ſie, und glaubten in dem Abzuge der Bundesoberſten Entſchuldigung genug zu finden, wenn ſie, wiewohl zum Widerſtande völlig gerüſtet, ſich ohne Vertheidigung ſogleich ergaben. Dieſelbe Stunde, in welcher **Friedrich** von der Pfalz vor den Kaiſer gelaſſen wurde, war auch den Geſandten von Ulm beſtimmt, da ſie um Gnade flehen durften. Sie knieten vor **Carl's** Seſſel, vor welchem der

---

*) Historia belli smalcaldici. 1465. 1466. **Avila.** B. 1. C. 139—142. **Sleidan.** B. 18. C. 25.

Kurfürſt ſtand. Sie äußerten Reue über die ſchwere Sünde, in welche ſie gegen die kaiſerliche Majeſtät verfallen wären, die, das Ebenbild des Allmächtigen, ihnen verzeihen werde. Carl ſtrafte ſie um hunderttauſend Gulden, und die ſchönſten Stücke ihres ſchweren Geſchützes. Zehn Fähnlein Landsknechte legte er als Beſatzung in ihre Stadt. *)

Die Ulmer erregten durch ihr Betragen gegen den Kaiſer den lauteſten Unmuth in Deutſchland. Sie waren ohne Noth gefallen, und verletzten die altdeutſchen Sitten, um ſich bei dem Herrſcher einzuſchmeicheln. Nach den Satzungen ſollte in allen Verhandlungen zwiſchen dem Oberhaupte des Reichs und deſſen Gliedern die deutſche oder lateiniſche Sprache gebraucht werden. Aber jetzt, da der Kaiſer ſeinen Zug auf Ulm nahm, brachten Geſandte deſſelben an der Gränze, indem ſie auf dem Felde knieten, ihr Begehren in ſpaniſcher Rede an, und er antwortete ihnen gnädig in derſelben Sprache. **) Aber beſonders empörte der Ulmer Fall die Gemüther der Evangeliſchen, weil er den Fall der übrigen Städte, vorzüglich Augsburgs, nach ſich ziehen mußte. Burgemeiſter und Rath dieſer Stadt fühlten ihren Muth geſunken. Mit dem gefallenen Ulm waren ſie in der trauteſten Verbindung geweſen; von dieſer Stadt aus konnte der Kaiſer ihnen den ganzen Winter hindurch den mannichfaltigſten Schaden zufügen, ihnen Lebensmittel abſchneiden, dem Handel den Paß verwehren. Baiern und Tyrol waren nun emſig als Feinde gegen Augsburg. Aus Furcht vor Ruin ihres Handels übertrieben die reichen Kaufleute der Stadt jeden Nachtheil ihrer Lage; das Haus der Fugger war in vielfacher Verbindung mit allen Staaten Carl's V. Noch kam die Nachricht, daß Frankfurt ſich an den Grafen von Büren ergeben habe, welcher ſich nicht ſtark genug glaubte, wider dieſe Stadt Gewalt verſuchen zu dürfen: ſondern ſeine kranken Krieger ſchon über den Rhein geführt hatte, als ihn der Rath, welcher eine Verlegung der Meſſe in eine andere Stadt fürchtete, mit dem Antrag überraſchte, daß man die Gnade des Kaiſers erkaufen wolle; der Preis waren achtzigtauſend Gulden. Viele Gründe kamen alſo zuſammen, um Augsburg zu Erduldung gleicher Schmach zu bewegen; aber doch war die Obrigkeit deſſelben noch edel genug zu erwägen, daß ihr Entſchluß das Schickſal des evangeliſchen Oberlandes entſchied, und ihr Widerſtand den Kaiſer verhindern konnte, ſchnell über Heſſen und Sachſen herzufallen; dagegen wahrſcheinlich, wenn ſie ihre Stadt ſogleich ergab, die angebetete reine Lehre und die ganze deutſche Nation bald in Finſterniß und ewige Dienſtbarkeit gedrängt werden möchten.

---

*) Sleidan. B. 18. C. 26. Avila. B. 1. C. 143. 144.

**) Hist. belli smalcald. 1468. 1469. Avila. B. 1. C. 148.

Dieſe letzten Gedanken der Obrigkeit faßte Schärtlin mit Feuer auf. Die Ulmer ſchalt er feige Leinweber, und gelobte Jahr und Tag die Stadt Augsburg wider des Kaiſers Macht zu erhalten. In einem Bedenken, welches der Kriegsrath, den er mit den Hauptleuten gepflogen, an die ehrenveſten, fürſichtigen, ehrſamen und weiſen Herrn der Stadt übergab, äußerte er, daß ſie nicht wanken und weichen, ſondern lieber tauſend Leiber, wenn ſie ſolche hätten, daran ſetzen, als ſich in das Papſtthum begeben wollten. Man habe zweihundert Stück großen Geſchützes auf Rädern; ehe der Feind die Stadt belagere, könne man noch viele Bauern in dieſelbe ziehen, noch viele Lebensmittel zu dem beträchtlichen Vorrathe einführen. Die Macht, welche der Kaiſer brauche, um eine ſolche Stadt zu belagern, werde ihn hindern, ſonſt irgendwo mit Kraft zu handeln. Da würden Würtemberg, Ulm und andere gefallene Bundesgenoſſen wieder belebt werden; die alten Feinde Carl's in allen Gegenden der Welt würden Zeit haben ſich zu erheben; Geld würde demſelben nicht in ſolcher Menge zuſchneien, als die lange Belagerung von Augsburg verzehre. Müßten dennoch die edlen Bürger dieſer Stadt zu Grunde gehen, ſo hätten ſie doch für das Wort Gottes und des Vaterlandes Freiheit gelitten, und ihr Ruhm würde zum ewigen Gedächtniß in Chroniken und Büchern aufbewahrt werden, ſo wie die ewige Schande derer, die ſich ohne Noth liederlich ergeben hätten.

Der Hauptleute großer Sinn erhob die Bürger zu dem mannhaften Entſchluß, ſich bis zum Tode zu wehren; aber zu derſelben Zeit, da ein neuer Geiſt durch die Stadt ging, begab ſich Anton Fugger in das feindliche Lager, ſich um einen Vertrag für Augsburg zu bewerben. Er kam in der Nacht zurück, nach einer frohen Muſterung der Kriegsmacht der Stadt am Tage vorher, und brachte früh am Morgen den kleinen Rath zuſammen. Auch Sebaſtian Schärtlin ward in großer Eile zur Verſammlung beſchieden. Darauf redete Fugger, wie er ſeines ſchwachen Leibes nicht geſchont habe und zur Nachtzeit gereiſt ſey, um ſeiner Vaterſtadt den Frieden zu bringen. Unter drei Bedingungen biete die kaiſerliche Majeſtät ihre Gnade an. Den Oberſten Schärtlin ſolle ſie aus ihren Mauern verbannen, einige Fähnlein deutſcher Landsknechte des Kaiſers als Beſatzung nehmen, und eine Geldſumme erlegen. Die allgemeine Bedingung war bei allen Schauſpielen der Verſöhnung zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen, daß dieſe mit gebogenem Knie um Gnade flehten; ſie ward auch von denen von Augsburg verlangt. Uebrigens ſollte in ihrer Religion nichts verändert werden.

Als nun der große Rath zuſammengerufen wurde, erwachten alle kaufmänniſche Leidenſchaften, denn die Patricier beſtanden größtentheils aus Kaufleuten; und die gutherzigen Zunftmeiſter der Gemeine willigten ein, als jene heftig darauf beſtanden, daß man die Friedensverhandlung fortſetzen müſſe. Nur war die große Schwierigkeit, daß man nicht einſah, wie Schärtlin aus der Stadt gebracht werden konnte. Nach dem Vertrage, welchen man mit ihm geſchloſſen hatte, als er Augsburgs Hauptmann ward, durfte man ihn nicht aufopfern; er ſelbſt weigerte ſich zu weichen. Hätte man ſchändlich genug gedacht, ihn zu verbannen, ſo wagte man es nicht. Sein kühner Geiſt ward von der ganzen Stadt gefürchtet, ſein freundliches Weſen war jedem Kinde auf der Gaſſe bekannt und lieb. Durch ſeine Freigebigkeit hatte er alle geringe Geſchlechter gewonnen. Eines Winkes von ihm hätte es nur bedurft, und die Landsknechte hätten ſich auf den undankbaren Rath geſtürzt.

Alles dies ſagten die Abgeſandten dem Kaiſer, um ihn von der Bedingung wegen Sebaſtian Schärtlin's abzubringen. Allein er blieb unbeweglich, und wollte, ſelbſt wenn der Oberſte aus der Stadt entwich, nicht deſſen Kindern den Genuß der väterlichen Haabe geſtatten. Nur ließen der Herzog von Alba und der Miniſter Granvella gegen Anton Fugger verlauten, daß Schärtlin, um den Zorn des Kaiſers zu beſänftigen, nur auf vierzehn Tage nach der Schweiz entweichen möge; dann werde es an Verſöhnung nicht fehlen. Allein der Oberſte weigerte ſich auch deſſen, und verlangte, die ganze Verhandlung ſolle vor die Gemeine und die Kriegsleute gebracht ſeyn. Er hoffte noch, daß ſie dann ſogleich abgebrochen, und die Gegenwehr feſt beſchloſſen werde. „Auf keinen Fall,“ ſagte er, „wolle er mit Schmach von hinnen ſcheiden, oder mit Spott die Stadt übergeben.“ Darauf flehten zu ihm die Räthe mit weinenden Augen, daß er ſie und ihre Kinder nicht in Sterben und Verderben führen wolle. Wohl ſähen ſie, daß die Stadt in ſeiner Hand ſtehe, daß er ihnen Krieg oder Frieden geben könne; aber bei dem Himmel bäten ſie ihn, daß er ihnen Frieden gäbe. Auch verſprachen ſie ihm eine Urkunde unter der Stadt Siegel, daß ſie ihm, wenn er im folgenden Jahre nicht die kaiſerliche Gnade erlangte, für den Verluſt ſeiner Güter und jeden Schaden Erſatz verleihen würden.

Nachdem Schärtlin dieſe Urkunde empfangen hatte, verſprach er die Stadt zu verlaſſen. Auch vertraute er auf die großen Dienſte, die er ſonſt dem Kaiſer geleiſtet hatte, und auf das Gemüth deſſelben, welches Heldentugenden nicht auf immer verfolgen konnte, wenn ſie auch zu einer Zeit ſeinen bitterſten Zorn ſich zugezogen hatten. Still ſchied er mit fünf und dreißig Pferden von hinnen, um keine Bewegungen unter der Bürgerſchaft zu veranlaſſen, voll Erbitterung über einen Krieg, in welchem die Rettung des deutſchen Vaterlandes ihm verwehrt war. Sein ganzes Herz war wund geworden. In dieſen Zeiten, da ſich der Gemeingeiſt mit Gewalt in Deutſchland wieder regte, waren diejenigen Seelen, welche am meiſten für die Ehre der deutſchen Nation glühten, unter dem Adel zu finden, welcher keinem Reichsſtande unterworfen noch da ſtand, wie einſt der freie Mann des alten Deutſchlandes. Schärtlin gehörte zu den höchſten Gemüthern der Art. Als Anführer der reichsſtädtiſchen Macht hätte er in dieſem Kriege eine Rolle ſpielen können, ganz wie ſie ſeinem Sinne wohlthat, faſt unabhängig von den Fürſten, welche die Nation von ihrem König abgeriſſen hatten, und wider den Kaiſer, welcher durch ausländiſche Völker, mit undeutſcher Denkart das deutſche Volk wieder an ſich bringen wollte, und ſchwerlich, um ihre alte Selbſtſtändigkeit den freien Männern wieder zu geben. Aber die Größe in Schärtlin's Rolle war verloren gegangen, weil er nicht ganz unabhängig von den Fürſten geweſen war, und dies ſchmerzhafte Gefühl begleitete ihn auf ſeinem Zuge nach dem Gebiete der Eidgenoſſenſchaft, indem ſtets neue unangenehme Kunde ihm folgte. Er hörte, wie die Augsburger knieend um Gnade gefleht hatten, um hundert funfzigtauſend Gulden und durch den Verluſt von einem Theil ihres ſchweren Geſchützes geſtraft worden; wie zehn Fähnlein kaiſerlicher Krieger nun in der Stadt geboten, die er tapfer vertheidigt hätte; er vernahm, wie Herzog Ulrich von Würtemberg nach Ulm beſchieden war, um verſpottet und bemitleidet von einer herbeiſtrömenden Menge, die man zu dieſem Schauſpiel lockte, vor dem

Kaiſer fußfällig zu ſeyn, eine Schmach, die ihm etwas gemildert wurde, weil er wegen Krankheit ſich nicht beugen konnte, und deshalb ſeine Abgeordneten in ſeiner Gegenwart und in ſeinem Namen den Fußfall vornehmen mußten. Endlich kam zu **Schärtlin** auch die Kunde, daß die herrliche Reichsſtadt Straßburg ſich gleichfalls an den Kaiſer ergeben habe. Sie zahlte nur dreißig tauſend Gulden, weil ſie wegen der Nähe Frankreichs am meiſten geſchont werden mußte. Schon war König **Franz** willens geweſen, eine anſehnliche Macht hineinzulegen, und **Sebaſtian Schärtlin** zum Oberſten derſelben zu beſtellen. *)

---

*) **Historia belli smalcaldici.** 1468—1479. **Avila.** B. 1. C. 146—152. **Sleidan.** B. 15. C. 37. 40. 41. 44. **Schärtlin's Leben.** 115—131.

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Dritte Lieferung.

Zweiter Band.

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin
im deutſchen Muſeum
1819.

Geſchichte

der

Reformation in Deutſchland

vom

Reichstage zu Nürnberg 1534

bis

zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Zweiter Theil.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Viertes bis Siebentes Buch.
Fortſetzung der Geſchichte der Reformation in Deutſchland.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Urtheile der Zeitgenoſſen über den unglücklichen Ausgang des Feldzuges in Oberdeutſchland. Anklage wider den Landgrafen als einen Verräther. Briefwechſel zwiſchen den beiden Bundesoberſten über den verfehlten Zweck des Feldzuges. Eine der vornehmſten Urſachen davon die Kriegsrüſtung des römiſchen Königs und das auffallende Benehmen des Herzogs Moriz. Sein Plan. Sein Beſuch zu Prag bei König Ferdinand. Der Kaiſer ſendet ihm die Acht wider den Kurfürſten zur Vollziehung. Des Herzogs Berathſchlagung mit ſeinen Landſtänden. Schreiben derſelben an Johann Friedrich und Philipp, daß ſie dem Herzoge die Beſchirmung ihrer Länder wider Ferdinand's Kriegsrüſtung auftragen möchten. Empfindung, womit die beiden Fürſten dieſen Vorſchlag aufnehmen.

Ein ſolcher Ausgang des Krieges in Oberdeutſchland war ſo unerwartet, daß die Zeitgenoſſen auf manche geheime Urſache des Unglücks und der Schmach der evangeliſchen Macht riethen. An dem redlichen Willen Johann Friedrich's für Kirche und Fürſtenrechte wider den Kaiſer wagte Niemand zu zweifeln; auch hatte er beim Anfang des Krieges mit einer ſo chriſtlichen Demuth über den Ausgang deſſelben geredet und das Glück ſo gänzlich nur vom Himmel erwartet, daß man ſich eben ſo wenig gereizt fühlte, über ihn zu ſpotten, als ihn anzuklagen. Aber durchaus anders verhielt es ſich mit Philipp von Heſſen. Weil er nie den theologiſchen Buchſtaben vergötterte; ſo war er ſtets in dem Verdachte geweſen, als liege ihm nicht alles an evangeliſcher Reinheit der Glaubenslehren, und könne ihm wohl begegnen, daß er zeitlichen Vortheils halber einigen päpſtlichen Roſt auf der Religion dulde. Gedachte man ſeines ehelichen Lebens mit zwei Weibern, und wie er ſchon durch das Trugbild der Hoffnung, ein kaiſerliches Heer wider Frankreich anzuführen, zu manchen unſichern Schritten verleitet war: ſo fand man einen Zweifel an der vollen Reinheit ſeiner Tugend überhaupt einigermaßen verzeihlich. Nun hatte ſogar eben dieſer Philipp, der ſo ſchmachvoll in ſein Land gewichen war, laut geredet, wie er den Kaiſer aus Deutſchland jagen werde; und die öffentliche Meinung über ſeine kriegeriſchen Fähigkeiten und ſeine ungeſtüme Tapferkeit hielt es allerdings für wahrſcheinlich, er werde ſeine Zuſage erfüllen. Daß eben durch ihn kühne und ohne Zweifel als glücklich berechnete Unternehmungen geſcheitert waren, glaubte man daher ſich nicht erklären zu können, wenn man nicht annahm, daß er zum Verräther an Religion, Freiheit der deutſchen Fürſten und dem redlichen Bundesgenoſſen Johann Friedrich geworden ſey, und dem Kaiſer, um für ſeine Perſon einen gewinnreichen Verein mit demſelben zu ſchließen, ſowohl alle Plane des evangeliſchen Heeres verrathen, als jede kluge und ruhmvolle That deſſelben verhindert habe. In Deutſchland hin und wieder gab man einem Gerüchte Beifall, wodurch Philipp ſolcher Verrätherei angeklagt wurde, der Sitte des Pöbels unter allen Ständen gemäß, welcher aus Verbrechen, die er den Hauptperſonen eines großen Schauſpiels aufbürdet, unerwartete Erſcheinungen deſſelben bequem und boshaft herleitet, indem die wahren Urſachen, die in Characteren und leiſern Verhältniſſen liegen, dem ſtumpfen Auge verborgen bleiben. In des Landgrafen Sinnesart war keine Spur von Falſchheit; er war nicht ſo einfältig, daß er geglaubt hätte, ſeine Fürſtenmacht gegen Carl behaupten zu können, wenn andere mächtige Fürſten von demſelben zu Grunde gerichtet waren; nicht eine einzige Thatſache ſpricht wider ihn als einen Verräther, jede Erſcheinung, die einen Argwohn wider ihn erregen könnte, läßt ſich ohne Zwang aus den beſchriebenen Begebenheiten, und vorzüglich aus dem Verhältniß der Bundesoberſten gegen einander und zu Sebaſtian Schärtlin, aus der ganzen Zuſammenſezzung ihrer Kriegsmacht, aus dem Umſtande, daß es ihr Kaiſer war, mit welchem ſie ſchlagen ſollten, und aus der großen Schlauheit dieſes Feindes erklären. Selbſt die Begebenheiten, welche dem Feldzuge in Oberdeutſchland bald folgten, ſprachen in ſo fern für des Landgrafen Unſchuld, wiewohl er nichts weniger als ſchuldlos an der Schmach war, die über die evangeliſche Macht in dieſem Kriege ſtürzte; denn durch ſeine Gemüthsart wurde ſie vornehmlich herbeigeführet. So ungerecht die Klage des Verrathes iſt, welche nur verworfene Geſchichtſchreiber wider ihn erhoben und nur der Pöbel gern aufnahm: ſo ſehr verdiente er dagegen den Spott ſeiner Zeitgenoſſen. Volkslieder trugen die bitterſten Urtheile über ſein Betragen im Felde zu allen Claſſen der deutſchen Nation, und ſangen ihm die furchtbare Lehre, daß der Kaiſer nicht auf Wochen und Monate einen Krieg führe; ſondern ihn von einem Jahr in das andere zu ziehen wiſſe. Auf mancher grünen Heide werde das Haupt der Deutſchen den flüchtigen Philipp von Heſſen ſuchen; und jetzt frügen ſich die Landsknechte einander, wohin ſich dieſer zu gegenwärtiger Friſt verloren habe?*)

Uebrigens erwehrte Philipp's hochfahrendes Gemüth ſich ſtets der Ueberzeugung, daß er nicht frei von Schuld an dem ſchmachvollen Ausgange des Krieges in Oberdeutſchland ſey. Unterdeſſen der Kaiſer ſeine glücklichen Fortſchritte machte, führten die beiden Bundesoberſten einen Briefwechſel voll ſpaltiger Meinungen über die Urſachen, warum in dem oberländiſchen Feldzuge nichts wider den Kaiſer ſey ausgerichtet worden. Hätten wir vor Ingolſtadt geſchlagen, ſchrieb der Landgraf, ſo hätten wir nun keiner Handlung mehr vonnöthen; aber er gedachte nicht, daß er dagegen, wenn der Kurfürſt ihn an der Schlacht vielleicht gehindert, dem ſtädtiſchen Feldherrn, als dieſer mit Glück anzugreifen verſprach, an demſelben Tage das kühne Unternehmen verboten hatte. Hinwieder machte ihm der Kurfürſt den gegründeten Vorwurf, daß ein anderes Geſchick den Krieg würde gelenkt haben, wenn man des Herzogs von Baiern nicht geſchont hätte, als man mit Glück an ihn kommen konnte; und wirklich darf man nicht in Abrede ſeyn, daß Sebaſtian Schärtlin früh des Kaiſers Macht im Baiernlande vernichtet hätte, wenn durch des Landgrafen Stolz und Eiferſucht nicht dem Kriegsrathe ein Geiſt eingehaucht worden wäre, wodurch der ſtädtiſche Feldherr gefeſſelt wurde. Uebrigens, äußerte der Kurfürſt, habe er ſich nie geweigert, das zu beginnen, was im Kriegsrathe beſchloſſen ſey, und wozu es frommte, jetzt noch anzuziehen, was einmal dahin ſey, und ſich nicht mehr ändern laſſe. Beide kamen darin überein, daß Gott ſie habe ſtrafen wollen. Sichtbar empfanden beide tief, daß die Kraft ihrer Seelen gebrochen war; denn ſo ſehr Philipp ſich wehrte, keinen Spott verdient zu haben, gedachte er, wie ſonſt, keines Muthes mehr, womit er dem Glücke trotzen wolle; und Johann Friedrich hatte eine ſolche leidende Gelaſſenheit angenommen, daß er ohne ſeine alte Empfindlichkeit jeden Vorwurf ertrug. Selbſt des Herzogs Moriz, welcher jeder Hoffnung auf Glück der Bundesgenoſſen im Oberlande den letzten Stoß gab, erwähnte er ohne beſondere Erbitterung. *)

---

*) Beilage zu Schärtlin's Leben. B.

Ehe der Kurfürſt zu dem oberländiſchen Kriege hinausgezogen war, hatte er ſeinen Vetter Moriz zu ſich berufen, und ihm Fürſorge für das Kurfürſtenthum empfohlen. Er gedachte der Wohlthaten, die er ihm erwieſen habe, wie er ihn als ſeinen Sohn erzogen und den Herzog Heinrich zum Beſitze des fürſtlichen Landes verholfen. Nun rufe ihn das Schickſal hinaus zu einem Kriege für Fürſtenmacht und Religion, die beiden theuerſten Schätze. Wenn nun dem Kurfürſtenthum irgend ein Unſtern drohe, ſo möge Moriz demſelben ſeinen Schutz angedeihen laſſen.

Ungewiß blieb es, ob Johann Friedrich ſeinem alten Mißtrauen wider den jungen Fürſten gemäß eben deshalb ihm die Vertheidigung ſeines Landes auftrug, weil er von ihm hinterliſtige Abſichten auf daſſelbe beſorgte. Moriz ſchien nach ſeiner Antwort wirklich einen ſolchen Argwohn in des Kurfürſten Seele verſpürt zu haben. Die Religion, ſagte er, achte er ſo theuer, daß er ſeines Lebens für ſie nicht ſchonen werde; aber

---

*) Hortleder. B. 3. C. 51.

er ſehe ſie nicht ſo gefährdet, daß es nöthig ſey, den Kriegsgott zu ihrem Schutz aufzurufen. Hätten ſeine theuern Verwandten, die Bundesoberſten eine andere Anſicht: ſo wolle er dieſelbe nicht befehden. Er ſelbſt werde ſich noch nicht regen. Er ſey kein Glied des ſchmalkaldiſchen Bundes, die Treue gegen ſeinen Kaiſer könne er nicht brechen. Am wenigſten aber ſollten ſie deshalb argwöhnen, als gehe er mit hinterliſtigen Planen gegen ihre Beſitzungen ſchwanger. Vielmehr werde er, wenn der römiſche König, Böhmens Herrſcher, oder ſonſt Jemand einen Angriff auf des Kurfürſten Land wage, es mit Macht vertheidigen, theils aus Dankbarkeit gegen ſeinen theuren Vetter, theils wegen des Erbrechtes, das er ſelbſt auf daſſelbe beſitze. *)

In dieſem letzten Grunde, warum er die Kurlande beſchützen wolle, hatte Moriz einen Wink über ſeine Anſicht der gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſe in Deutſchland gegeben, den freilich Johann Friedrich nicht ganz verſtehen konnte. Welche Wendung jene Verhältniſſe auch nehmen mochten, der Herzog wollte ſich und ſeine Rechte, und darum das ſächſiſche Haus gegen jede Gefahr geſichert wiſſen. An dem perſönlichen Schickſal des Kurfürſten hingegen lag ihm wenig; denn er überſah denſelben zu ſehr, als daß er ihn achten und

---

*) Arnoldi vita Mauritii elect. Saxon. ap. Menken. T. II. p. 1178. 1179.

lieben konnte, und war ſich bewußt, daß er ſelbſt ein weit tüchtigeres Haupt der ſächſiſchen Fürſtenfamilie ſeyn werde.

Um die Beſitzungen derſelben zu ſichern, war durchaus nothwendig, daß er weder mit den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, noch mit dem Kaiſer ſich innigſt verband oder gänzlich brach. Er kannte zu gut den planloſen, ſpaltigen Geiſt ſeines Schwiegervaters Philipp von Heſſen und ſeines Stammvetters Johann Friedrich; die Erfahrung zu vieler Jahre verrieth ihm zu ſehr das haltloſe Weſen des Bundes, deſſen Oberſten dieſelben waren, als daß er von ihrem Kampfe mit der furchtbaren Macht des habsburgiſchen Hauſes und dem noch größeren Gemüthe des Kaiſers, dem er ſeine Bewunderung nie hatte verſagen können, einen glücklichen Ausgang für die evangeliſchen Stände zu hoffen wagte. Wie ſollte er nun ſeine Zukunft an ihre Plane knüpfen, und wer ſollte Retter des ſächſiſchen Hauſes werden, wenn auch er mit dem Kurfürſten vor dem kaiſerlichen Zorne zu Grunde gegangen war? Noch weniger aber mochte er mit dem Feinde der Fürſten, die ihm ſo nahe durch Blut und Glauben befreundet waren, ſich ſogleich öffentlich verbinden; denn nichts wäre alsdann gewiſſer geweſen, als daß der Kurfürſt vor ſeinem Abzuge nach dem Oberlande ſich auf ihn geworfen hätte, und ſein herzogliches Land die Beute deſſelben geworden wäre. Erſt durch ſeinen eigenen

Verwandten zu Grunde gerichtet, konnte er, wenn ſein Verderber ſelbſt verſank, dann auch das ſächſiſche Haus nicht retten.

Nur aus dieſem Geſichtspuncte darf man die Schritte des Herzogs unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges und beim Anfang deſſelben betrachten. Die evangeliſche Parthei und ſeine Religion an den Kaiſer zu verrathen, war er weit entfernt; aber er wollte dieſen ſo wenig beleidigen, als die Bundesoberſten, um ſich und Sachſen zu retten. Wahrſcheinlich kannte er nicht Carl's Plane wider die deutſche Mittelmacht überhaupt; denn es läßt ſich vermuthen, daß man ſeinem forſchenden Blicke und emporſtrebenden, planvollen Geiſte ſie behutſamer verbarg, als ſolchen brauſenden Männern, wie Heinrich von Braunſchweig, welcher leicht alles aufopferte, um ſich nur an ſeinen perſönlichen Feinden zu rächen. Aber wären des Kaiſers Abſichten auf unumſchränktere Herrſchaft in Deutſchland vor Moriz ſchon jezt nicht verborgen geblieben, ſo hätte er, um Meiſter der Fürſtenmacht zu werden, doch keine andere Rolle ſpielen dürfen, als welche er wählte. Nur durch ſie, indem er in der Mitte zwiſchen dem Kaiſer und den Bundesoberſten ſtand, konnte er ſich und alles das erhalten, was ſeine Kraft umfaſſen ſollte, und tief verſenkt in ſeine Bruſt muſte ſein Plan bleiben. Verſpürte ihn Carl, ſo ſah er in dem Herzog ſeinen tödtlichſten Feind. Sollte Moriz ihn den befreundeten Fürſten Philipp und Johann Friedrich offenherzig mittheilen? ſie waren am wenigſten geſchickt, ihn zu faſſen, glaubten ſich viel zu ſtark, als daß ſie durch Gewalt und Muth nicht ſogleich alles hätten erzwingen können, was der Jüngling durch Plane auf die Zukunft bezweckte, zumal wenn ſich dieſer offen mit ihnen wider den Kaiſer verband; ſie hätten ihm nicht einmal Vertrauen geſchenkt und alles aufgeboten, um ihn an die Klippen, durch welche er mit der beſonnenſten Klugheit ſchiffen mußte, ſogleich ſcheiternd zu treiben; endlich durfte Moriz ihnen nach manchen Erfahrungen von der Haltloſigkeit ihres Characters nicht einmal Verſchwiegenheit genug zutrauen, daß dem Kaiſer nicht durch ſie die Räthſel ſeines Gemüthes enthüllt würden.

Während ſeines Aufenthaltes in Regensburg, als der Krieg von dem Kaiſer erklärt wurde, ſchloß der Herzog von Sachſen mit ihm ein Bündniß (Jun. 19.), welches durchaus in dem Geiſte war, den er ſich vorgefaßt hatte. Kein Artikel deſſelben ging wider die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen oder die evangeliſche Lehre; aber ſo wie Moriz jenen Treue und Freundſchaft in mehreren Vereinen verſprochen hatte, gelobte er ſie auch dem Kaiſer und dem Hauſe Oeſterreich, daß er alſo völlig partheilos zwiſchen beiden Partheien ſtehen wollte. Durchaus unbeſtimmt, ſo daß es nichtsſagend wurde, war ſein Verſprechen, den Sätzen des Conciliums zu Trient einſt in ſofern, als andere Fürſten Deutſchlands, Gehorſam zu leiſten, und bis zu dieſem Zeitpuncte keine neuen Veränderungen in dem äußern Religionszuſtande innerhab ſeiner Länder vorzunehmen. Offenbar befand ſich der Vortheil auf ſeiner Seite, und bei der proteſtantiſchen Religion, wenn dagegen der Kaiſer verhieß, daß die Gewalt, die ſchon in dem Herzogthume mit geiſtlichen Gütern geſchaltet hatte, und jede vollbrachte Umwandlung kirchlicher Verhältniſſe als genehmigt angeſehen werden ſollten; und wenn dem Herzog eine ſolche Advocatie über das Erzſtift Magdeburg und das Biſthum Halberſtadt übertragen wurde, daß die Biſchöfe derſelben durchaus ſeinem Willen hingegeben waren. So gewann **Moriz** beſtimmte, ſogleich eintretende Vortheile, und durchaus alles, was die Billigkeit der evangeliſchen Stände unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nur irgend vom Kaiſer verlangen konnte; und jeder Nachtheil, welcher aus dieſem Bündniſſe für ihn und ſeinen Glauben entſtehen mochte, erſchien in ſo ungewiſſer Ferne, daß er nicht in Erwägung gezogen werden durfte. Auf eine geſchicktere Weiſe hätte er dem Kaiſer nicht die Ueberzeugung geben können, daß er gegen ihn wenigſtens partheilos ſeyn werde; und da dieſem ſelbſt daran liegen mußte, die Bundesoberſten nicht zum Ruin des Herzogs zu reizen, und deshalb einen Bund zu verhehlen, welchen ihr Argwohn und ihre politiſche Beſchränktheit ſogleich verdammt hätten, wenn gleich ein tiefes und billiges Urtheil es nicht durfte, ſo hatte Moriz für ſeine Anſicht der gegenwärtigen Bewegungen Deutſchlands ein Großes erreicht. *)

Wiewohl es ihm ſo zu glücken ſchien, in Eintracht mit beiden Partheien zu bleiben, durfte er doch keiner ganz trauen, und ſchon für die Sicherheit ſeines eigenen Landes war es nothwendig, daß er gerüſtet da ſtand. Allein er mußte auch ſeine ganze Kraft für jeden Augenblick, jede ſchnelle Wendung der Verhältniſſe zuſammengefaßt halten, um das ſächſiſche Haus, vielleicht die deutſche Fürſtenmacht zu retten, wenn der Sturm reißend darauf eindrang. Sogleich nach dem geſchloſſenen Bündniſſe bot er ſeine Unterthanen auf, ſich gerüſtet zu halten, bei Tag und Nacht, zu Roß und zu Fuß. Seine Landſtände gingen in ſeinen Geiſt ein, und riethen ihm kriegeriſche Haufen mit Macht zu ſammeln, aber nicht gegen den Kaiſer zu ziehen, wenn dieſer ihm nur unumwunden erkläre, daß er die Reinheit der chriſtlichen Lehre auf keinen Fall befehde.

Wenn Moriz mit Einſtimmung ſeiner eigenen Stände die Waffen nicht wider den Kaiſer führte: ſo durfte er der Volksſtimme in den ſächſiſchen Provinzen leichter Trotz bieten. Es gehörte durchaus ſein feſtes Heldengemüth und ſein heller, überſchauender Verſtand

---

*) Henteri rerum Austriar. L. XII. C. 6.

dazu, daß er durch dieſe Volksſtimme ſich nicht zwingen ließ, mit den beiden Bundesoberſten als Schutzgeiſt der irdiſchen und ewigen Seligkeit des evangeliſchen Volkes, ſich wieder Oeſterreich zu erheben. Schwärmeriſcher, wie die Bewohner irgend einer andern Provinz Deutſchlandes, brannten die Sachſen für das flatternde Gebilde evangeliſcher Freiheit, und jede Triebfeder heiliger Begeiſterung ward bei ihnen noch durch einen beſondern Stolz geſpannt, indem ſie ſich als die Urheber der Religionsfreiheit anſahen. Wenige unter dem ſächſiſchen Volke mochten ſchon die partheiloſe Ruhe des Herzogs nicht als einen Hochverrath gegen den Himmel betrachten, und die Prediger in ſeinem eigenen Lande waren keinesweges geneigt, eine ſolche Anſicht zu beſtreiten. Er hatte, um den Kaiſer auf keine Weiſe zu einer feindſeligen Geſinnung zu reizen, den Predigern zu Leipzig anbefehlen laſſen, daß ſie der kaiſerlichen Majeſtät nicht in ungutem gedenken wollten; und ſie ließen darauf ein Schreiben an ihn ergehen, in deſſen Eingang ſie durch bibliſche Sprüche kund thaten, daß man das Recht frei bekennen, und einem Narren nicht in ſeiner Sache dienen ſolle. Siehe ſeine Gewalt nicht an, ſagten ſie, ſondern bekenne die Wahrheit bis in den Tod: ſo wird Gott der Herr für dich ſtreiten. Die Anwendung von dieſer Warnung der heiligen Schrift auf den herzoglichen Befehl wußten ſie leicht zu machen. Ihres Amtes ſey das Gebet wider alle Feinde und Verfolger des göttlichen Wortes. Der grimmigſte derſelben ſey der Papſt zu Rom, über deſſen bösliches Weſen die chriſtlichen Kirchen täglich mordſchreien müßten. Wider einen jeden, der ſich mit demſelben verbinde, rufe ihre Pflicht ſie zum Gebet auf, daß Gott deſſen Rath und That zerſtören und zerſtreuen wolle, er ſey Kaiſer oder Türke. Wie man jener Antwort der kaiſerlichen Majeſtät an den Herzog und ſeine Stände, daß der Religion der ausbrechende Krieg nicht im geringſten drohe, nur irgend vertrauen könne, da man wiſſe, daß die Papiſten auch ihren Glauben das chriſtliche Wort Gottes nennen, und jede Handlung des Kaiſers wider jene Verſicherung zeuge? Zwo Partheien ſtänden jezt vor ihren Augen. Die eine hätte bishero ob dem Evangelium treu gehalten, die andere hätte daſſelbe öffentlich geſchändet, verfolget, und wäre bis auf den heutigen Tag der widerwärtigen Lehre des Papſtthums anhängig. Dazwiſchen wäre kein Mittel zu finden, welchen Schmuck und welche Bemäntelung auch die Klüglinge und Kinder dieſer Welt erfinden möchten. Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich, hätte der Heiland geſagt: kein Gloſſiren oder Täuſchen litte dieſer Ausſpruch. Für eine Parthei müßten ſie beten; und mit dem Gebete ließe ſich nicht ſcherzen, wie etliche Weltweiſe wohl achten möchten. Tief aus dem Grunde des Herzens wollten ſie beten; aber für den Kaiſer, welcher das Wort Gottes bisher verfolgt hätte? Nimmermehr, ſondern wider ihn, und Heil und Glück auf die Waffen des Kurfürſten und Landgrafen vom Himmel hernieder.

Sie fügten endlich noch die Warnung hinzu, womit ſie dem Herzog ins Innerſte zu treffen hofften, daß jemand, der aus Scheu, Wankelmüthigkeit und Begierde der zeitlichen Wohlfahrt ſich in dieſen gefährlichen Zeitläufen nicht recht gegen Gott verwahre, wohl ewiges und zeitliches Heil zugleich verlieren könne. *)

Moriz war freilich nicht ein Fürſt der Art, daß er ſich durch Vorſtellungen von politiſchen Maaßregeln abbringen ließ, deren Nothwendigkeit ihm einmal eingeleuchtet, und die Prediger zu Leipzig erwieſen ſich bald geneigter, die Gebete wider die kaiſerliche Majeſtät zu unterlaſſen. Aber er verſpürte doch in ihrer Antwort den Geiſt, welcher das evangeliſche Volk belebte, und die Meinung deſſelben über ſein Benehmen. Auch konnte er dem treuherzigen, männlichen Weſen der Geiſtlichen unmöglich ſeine Achtung verſagen, wiewohl es ihm keinesweges gewiß war, daß der Kaiſer die evangeliſche Lehre befehde, indem er nach der Denkart deſſelben mehr, als nach ſeinem politiſch nothwendigen Bündniſſe mit Rom und nach einigen Verfolgungen evangeliſcher Bekenner in ſeinen Reichen urtheilte; und wiewohl er es eben ſo wenig als ausgemacht anſah, daß eben bei den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen alle heilige Wahrheit, die katholiſche Lehre hingegen ganz von ihr entblößt ſey, und deshalb kein Mittel zwiſchen den Gebeten für und

---

*) Hortleder. B. 3. C. 53.

wider eine dieſer Partheien herrſche. Seine Rolle nur ward ihm ohne Zweifel durch einen ſolchen Geiſt erſchwert, als die Volkslehrer und ihre Gemeinen athmeten; denn theils konnte ihm derſelbe ſehr furchtbar werden, theils mochte es ihm wehe thun, einem ſo offenen und biedern Sinne nicht ſelbſt offen und bieder erſcheinen zu ſollen. Indeß konnte ihn nichts von dem einmal entworfenen Plan entfernen.

Dieſer mußte ſich von dem Augenblick an, da der Kaiſer die beiden Bundesoberſten in die Acht erklärte, nothwendig vor der Welt mehr entwickeln. Denn vollzog König Ferdinand von Böhmen aus die Acht wider den Kurfürſten, und war dieſer im oberländiſchen Krieg unglücklich: ſo ſchwebte das ſächſiſche Haus in der drohendeſten Gefahr, von dem habsburgiſchen gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Moriz durfte ſich nicht mit bewaffneter Hand dem römiſchen König entgegenſtellen; denn in dieſem Falle war er ſogleich offener Feind des Kaiſers, und dies wollte er nach ſeinem reifen Plane, der Frucht einer tiefen Klugheit, nicht werden. Auf die Weiſe blieb durchaus kein Weg zur Rettung des ſächſiſchen Hauſes übrig, als daß er ſelbſt die Vollziehung der Acht wider Johann Friedrich übernahm; und wirklich hatte ihm der Kaiſer dieſelbe ſogleich aufgetragen. *)

---

*) Sleidan. B. 17. S. 20.

Allein auf dem Theile ſeiner Rolle, den er nun vollführen ſollte, lag ein ſo gehäſſiger Schein, daß er zuvor alles mögliche aufbot, um ihn zu mildern.

Die Vorſtellungen, welche die Bundesgenoſſen zu wiederholten malen an die böhmiſchen Stände ergehen ließen, um die Kriegsrüſtung Ferdinand's in der Nähe von Sachſen abzuwehren, hatten dieſelbe nicht verhindert. Zu der leichten ungeriſchen Reuterei, welche der König nach Böhmen brachte, ſtießen ſchwere böhmiſche Reuter; mehrere Haufen Fußvolkes waren gleichfalls zuſammen gezogen, und ſo war eine Kriegsmacht verſammelt, gegen welche die Schaaren nicht beſtehen konnten, die der Kurfürſt zur Bedeckung der Grenzen zurückgelaſſen hatte.

So gerüſtet wandte ſich Ferdinand an Moriz, um ihn zur Vollziehung der Acht zu zwingen. Wolle der Herzog, meldete er ihm, als ein treuer Freund des Kaiſers ſeinen Arm der Gerechtigkeit wider die geächteten Fürſten leihen: ſo wolle er ſelbſt ſich gern innerhalb der Grenzen ſeines Reiches halten, oder auf Verlangen des Herzogs ihm zur ſchnellen Erreichung ſeines Zweckes zu Hülfe ziehen.

Moriz ſchien wenigſtens noch zu wanken, ob er dieſem Anerbieten ſich fügen ſolle, und noch einen Verſuch machen zu wollen, ob er nicht jede Unternehmung wider den geächteten Kurfürſten abwehren könnte, damit er der Nothwendigkeit entginge, ſelbſt die Strafe der Acht, wäre es auch nur ſcheinbar, wider ſeinen Verwandten zu vollziehen. Er reiſete ſchnell zu Ferdinand, um deſſen Gemüth zu erforſchen. Aber indem er zu Prag mit dem König in Verhandlung war, nahten deſſen Kriegshaufen der ſächſiſchen Grenze, und verheerten dieſelbe. Sogleich ließen ſich die kurfürſtlichen Krieger, größtentheils rohes Volk, welches nie einen Feind ſah, von ihren feſten Stellungen, die ihnen großen Vortheil darboten, zur Abwehrung des Feindes in eine Ebene zum Treffen hinablocken. Die unerfahrenen Anführer verloren alle Gegenwart des Geiſtes, als die leichte ungerſche Reuterei hierhin und dorthin ſchwärmte, und auf allen Seiten angriff. Schon war die Verwirrung und Furcht groß bei den kurfürſtlichen Schaaren, als die ſchweren böhmiſchen Reuter und das feindliche Fußvolk mit Gewalt ſie anfielen. Plötzlich warfen ſie ſich in die Flucht, welche ihnen um ſo verderblicher wurde, da die Ungern leicht die Flüchtigen nach allen Gegenden hin ereilten.

Vielleicht hatte Ferdinand dieſen Vorgang angeordnet, vielleicht war er bloß auf die kriegeriſche Hitze ſeiner Schaaren zu rechnen. War jenes der Fall, ſo mochte er mit Moriz verabredet ſeyn, damit dieſer um ſo ſchuldloſer erſcheine, wenn er nur, indem das Unglück ſchon hereingebrochen war, endlich zur Rettung des ſächſiſchen Hauſes, die Vollziehung der Acht wider den Kurfürſten übernommen hatte. Indeſſen giebt es gar keinen Beweis, weder daß er überhaupt beim Kaiſer den Auftrag dieſer Vollziehung für ſich eingeleitet, noch daß er jetzt bis zum letzten Augenblicke ſich nicht redlich bei Ferdinand bemüht habe, jede Strafe der Reichsacht gänzlich abzuwehren. Hätten aber auch die beiden öſterreichiſchen Brüder dieſe Schritte nach einer Verabredung mit ihm gethan: ſo liegt ſeine Rechtfertigung ſowohl für eine ſolche Verabredung, als die Täuſchungen, wodurch er ſie verbergen wollte, in ſeiner feſten Ueberzeugung, daß der Kaiſer den Einfall in Kurſachſen für ſeinen ganzen Kriegsplan durchaus wolle, und in der nothwendigen Vorſicht, ſo wenig wie möglich den Vorwurf der Treuloſigkeit von dem evangeliſchen Volke auf ſich zu laden. Er verdiente ihn nicht und konnte ihm nicht entgehen; aber dennoch war jede Milderung deſſelben von großem Werthe.

Sobald Moriz die Kunde von der Niederlage der Kurfürſtlichen zu Prag erhielt, verſprach er als wahrſcheinlich dem römiſchen Könige, die Vollziehung der Acht zu übernehmen. Der letzte Augenblick, ſich zu beſtimmen, war gekommen: zauderte er noch, ſo mochte vor ſeiner Heimkehr ſchon ein Theil der ſächſiſchen Provinzen in der Gewalt des Feindes ſeyn. Daß dieſer nun nicht weiter vordrang, war der erſte Erfolg ſeiner Verheißung. *)

---

*) Arnoldi vita Mauritii. 1179—1181.

Seine Stände hatten ihm gerathen, während des Krieges zwiſchen dem ſchmalkaldiſchen Bunde und dem Reichsoberhaupte ruhig zu bleiben, ſobald die Religion nicht in Gefahr ſchwebe, und nur auf Beſchirmung ſeines eigenen Landes zu achten. Es lag ihm viel daran, auch für die Verheißung, welche er nun dem Könige gethan, ihre Beiſtimmung zu erhalten, und er rief ſie deshalb, unmittelbar nach ſeiner Heimkehr, am achten des Weinmonates nach Freiberg zuſammen.

Einen glücklichern Zeitpunct, um ſeinen Plan heller vor ſeinen Unterthanen werden zu laſſen, hätte Moriz nicht wählen können. Denn außer der furchtbaren Nähe des Verderbens für Sachſen, hatte ſich die Erbärmlichkeit der kriegeriſchen Unternehmung des ſchmalkaldiſchen Bundes in Oberdeutſchland ſchon hinlänglich verrathen. Mit vollem Rechte konnte der Herzog ſeine Landſtände fragen, ob es nicht offenbar ſey, daß er ſich und ihr Vaterland mit ins Verderben geſtürzt hätte, wenn er auch ins Feld wider den Kaiſer gezogen wäre? wie wenig ſein Zutritt zu den evangeliſchen Streitgenoſſen gefruchtet haben würde, da die Bundesoberſten mit ſo großer Macht wider Carl nichts vollbracht hätten, wiewohl derſelbe eine lange Zeit von jedem Schutz entblößt geweſen?

Frei alſo von jedem Vorwurf, daß er an dem Unglücke der evangeliſchen Parthei Schuld habe, redete er zu ſeinen Gründen. Nun ſey die Zeit ſo gefährlich geworden, daß jener Ausſchuß von ihnen, welchen er als Rath auf dem letzten Landtage ſich zugeordnet habe, nicht allein ſofort mehr rathen könne; nun wolle durch die Vollziehung der Acht wider Johann Friedrich von Sachſen, welche der Kaiſer zuerſt ihm ſelbſt übertragen hätte, der König von Böhmen ſich erheben. Es leide keinen Zweifel, daß derſelbe darin glücklich ſeyn werde. Mancherlei Gefahr drohe dann auch dem herzoglichen ſächſiſchen Hauſe. Die Beſitzungen deſſelben ſeyen zum Theil ſo in die kurfürſtlichen Provinzen verſchlungen, daß König Ferdinand ſie gleichfalls wie ſeine Beute betrachten werde, wenn er dieſe zu ſeinem Reich ſchlage. Auf ſeiner Stammsvettern Land habe er ferner eine erbliche Anwartſchaft, und könne ihren Ruin auch deshalb nicht gleichgültig ertragen; und endlich, welche Beſorgniß ſchon der Aufenthalt ausländiſcher Kriegsvölker in Sachſen erregen müſſe, zumal da das habsburgiſche Haus ſeiner nicht mehr mit Gnade gedenken werde, wenn er die Vollziehung der Acht von ſich gewieſen hätte? Seine Stände ſollten dies alles erwägen, und ſeinen Entſchluß beſtimmen.

Selbſt die Landſtände, welche in ſeinen Geiſt einigermaßen eingingen, glaubten freilich, daß der Feind von Böhmen aus ſich jetzt, da der Winter bald hereinbreche, nicht tief mehr in Sachſen hinein wagen werde allein dieſe Vermuthung hatte für des Herzogs Einſicht in Plan und Character der öſterreichiſchen Brüder nichts wahrſcheinliches. Doch ehe, fuhr das Bedenken des Landtages fort, einem ausländiſchen Volke die Beſetzung des kurfürſtlichen Landes erlaubt werde, ſolle man die Bewohner deſſelben ermahnen, ſich in die Hände des befreundeten Herzogs zu geben; den Kurfürſten ſelbſt müſſe man erſuchen, ſie dazu aufzufordern.

Dieſem Bedenken gemäß ergingen zwei Schreiben der Landſtände an den Kurfürſten und an den Landgrafen (Oct. 11.). Den letzten erſuchten ſie, daß er ſeinen Genoſſen in der Feldhauptmannſchaft des ſchmalkaldiſchen Bundes bewegen möge, ſein Land an Herzog Moriz unter dem Scheine, als laſſe er ſich die Vollziehung der Acht gefallen, aber eigentlich zu deſſen Beſchirmung zu übergeben. Alle Gründe für eine ſolche Bitte, wie Moriz ſie ihnen in ſeinem Antrage dargelegt hatte, entwickelten ſie in ihrem Briefe. Der Herzog ſelbſt ſchrieb auch in gleichem Geiſte an ſeinen Schwiegervater Philipp, von welchem er vielleicht Beſchwichtigung der erſten auflodernden Empfindlichkeit Johann Friedrich's hoffte. Auch fügte er noch die Bitte hinzu, und wohl mit Redlichkeit, um aus ſeiner gefahrvollen Lage gerettet zu werden, daß die beiden Bundesoberſten den gegenwärtigen Augenblick noch ergreifen möchten, um ſich mit dem Kaiſer auszuſöhnen. An Vermittlung werde es noch nicht fehlen, und er ſelbſt wolle gern alles aufbieten, was zum Frieden dienlich ſeyn könne. Nach Vollziehung der Reichsacht und bei ſteigendem Ungemach der evangeliſchen Heere im Oberlande müſſe eine friedliche Verhandlung nothwendig weit ſchwieriger werden.

Bis zum letzten Augenblicke ſuchte Moriz den Frieden wieder herzuſtellen. Seinen Zweck, das Haus Sachſen und ſich zu retten, würde er dadurch erreicht haben; aber ſeine Friedensbemühungen im gegenwärtigen Zeitpuncte wären thöricht geweſen, wenn ſeine eigentliche Abſicht blos dahin geſtrebt hätte, die kurfürſtliche Linie zu Grunde zu richten, um ſich zum Haupte des ſächſiſchen Hauſes zu erheben. Seinem Ehrgeize ſchien dies freilich wünſchenswerth; aber er war zu edel, durch Verrath ihn zu befriedigen.

Indem Herolde mit jenen Briefen abgegangen waren; ſandte der Sohn des Kurfürſten, Herzog Johann Wilhelm von Sachſen, welchem der Vater vorzüglich Vertheidigung des Landes aufgetragen, eine Botſchaft an Herzog Moriz, daß er ihm jetzt, da des Königs von Böheim Kriegsrüſtung drohe, Hülfe beweiſen wolle, theils kraft der alten Erbeinigung, theils weil ihr gemeines Vaterland in Gefahr ſchwebe. Allein Moriz antwortete, daß er vergebens alles aufgeboten habe, um Frieden zu ſtiften; nun aber, da das Kriegsfeuer entbrannt ſey, wider ſeinen Herrn und Kaiſer keine Fehde führen könne. Selbſt die alte Erbeinigung habe dieſe ausgenommen. *)

Solche feſte, gegen keine Anreizung wankender Stimmung des jungen Herzogs wurde ganz erfordert, um ſelbſt ſeinen eigenen Landtag zum Eingreifen in ſeinen Plan zu bewegen. Die Gemüther von verſchiedenen Ständen empörten ſich wider den Gedanken, daß ihr Herr als Feind eines Fürſten, der mit ihm durch alle heilige Bande der Natur, Religion und menſchlicher Vereine verbunden war, auftreten ſolle. Der Kaiſer, ließen ſie ſich vernehmen, bezwecke nach ſeiner ewigen Gewohnheit auch anjetzt nichts, als Hader in die deutſchen Fürſtenſeelen zu werfen, damit er ihre Macht deſto leichter zerſtreuen, und ihren Religionszuſtand deſto leichter nach ſeinem Vortheil geſtalten könne. Wenn es nun dahin gekommen, daß er den Kurfürſten in den Abgrund geſtoßen hätte, und dies werde ſicher geſchehen, ſobald ſein Vetter feindlich in das Kurland trete, dann ſey der Zeitpunct nahe, wo die öſterreichiſchen Brüder auch dem Herzoge **Moriz** Freiheit und Religion entreißen würden. Oder ob dieſer den unglücklichen Wahn hege, daß er allein, nachdem ſeine Glaubensgenoſſen dahin wären, Fürſtenmacht und evangeliſchen Glauben beſchützen wolle? Ueberdies ſey es un-

---

*) **Hortleder.** B. 3. C. 35. 36. 41. **Sleidan.** B. 18. C. 10. Arnoldi vita Mauritii, 1181—1183.

edel, den zu befehden, welchen ſie vielmehr als einen treuen Gefährten in der Noth, wie als einen Feind befunden hätten. Und Moriz ſelbſt habe dem Kurfürſten ja vor ſeinem Abzuge nach dem Oberlande Treue und Hülfe bei Angriffen auf Kurſachſen gelobet. Man ſolle doch wachſam ſeyn, daß man um einer Gefahr zu entgehen, nicht Treue und Blutsfreundſchaft verletze, das Heiligſte des menſchlichen Lebens.

Als Moriz ſolche Reden auf dem Landtage wiederholt hören mußte, ſelbſt nachdem die Briefe an die Bundesoberſten abgegangen waren, und von Männern großen Anſehens, die um ſo gefährlicher wurden, weil ſie mit der Volksſtimme ſprachen, ward es ihm ſchwer, das jugendliche Gemüth zu bezähmen, und ſich durch ſeinen Unmuth zu keinen Gewaltthätigkeiten hinreißen zu laſſen. Daß er eigentlich zur Rettung des Kurfürſtenthums es einnehmen, alſo im eigentlichſten Sinne ſein Verſprechen an Johann Friedrich erfüllen wolle, war der Geſichtspunct, den er auf dem Landtage ſo oft aufgeſtellt hatte; und nun wollten ſeine Gegner unter den Ständen durchaus ſein Beginnen als Treuloſigkeit und Feindſchaft anſehen. Seine Ueberzeugung, wie wenig die Bundesoberſten, welche Rolle er übernehmen mochte, gegen den Kaiſer vollbringen würden, konnte er freilich weniger eindringenden Geiſtern nicht mittheilen; aber die Beſchränktheit, welche der Ausführung nothwendiger Plane in den Weg tritt, nicht zu mißhandeln, wird einem kraftvollen jungen Manne faſt unmöglich. Noch weniger aber mochte er gewöhnliche Seelen auf eine Zukunft blicken laſſen, für welche ihm ſelbſt das Gefühl ſeiner Größe doch nur in Ahnungen das Vertrauen geben konnte, er werde noch immer Mittel finden, wider den Kaiſer Religion und Fürſtenmacht zu vertheidigen, wenn auch Philipp von Heſſen und Johann Friedrich von Sachſen zu Grunde gegangen wären.

Solche Antriebe machten ihm die Bewegungen ſeiner Gegner auf dem Landtage ſchon unerträglich; aber er vermochte nicht, alle Gewaltthätigkeit zurückzuhalten, wenn er Aeußerungen des Argwohns hörte, daß diejenigen Stände, welche gänzlich in ſeine Abſichten eingingen, vom Kaiſer beſtochen wären, oder wenn er öffentliche Urtheile vernahm, daß ſeine Jugend ihn treibe, ſeinem Hange unbeſonnen zu folgen, und zu kraftlos ſey, den Verſtrickungen böſer Menſchen ſich zu entwinden. Er ließ endlich einen der Vornehmſten vom Adel, der am heftigſten wider ihn ſprach, auf deſſen eigener Burg gefangen halten. Aber ſelbſt dieſe Härte konnte man mit der Wahrſcheinlichkeit entſchuldigen, daß dieſer gefährliche Landſtand nicht nur mit Reden, ſondern auch durch Handlungen und Verbindungen ſeinem Herrn widerſtreben werde. *)

---

*) Arnoldi vita Mauritii. 1183—1185.

Je heftiger die Bewegungen auf dem Landtage, deſto geſpannter waren die Gemüther auf Nachrichten aus dem Oberlande, welchen Eindruck daſelbſt der Entſchluß des Herzogs von Sachſen gemacht habe. In des Kaiſers Lager war die Freude darüber ſo groß, daß ſie durch den Donner des Geſchützes verkündet wurde. Ungemeiner Schmerz betäubte das Heer der Bundesgenoſſen, und nur Klagen und Verwünſchungen gegen den jungen Herzog von Sachſen, als den ſchmachvollſten Verräther, vernahm man im Lager. Mit anſcheinendem Muthe gelobten alle Genoſſen dem Kurfürſten die beſte Hülfe zur Beſchützung des Kurlandes; aber insgeheim wankten ſie faſt alle in ihrem Glauben an ein glückliches Ende der Fehde. Das Mißtrauen gegen einander ſtieg merkbar, und viele glaubten, daß Landgraf Philipp mit ſeinem Schwiegerſohne Moriz und mit dem Kaiſer alle Handlungen verabredet habe.

Allein mit dem männlichſten Muthe ſchrieb eben Philipp von Heſſen an den Herzog und ſeine Stände. Die Zuſage, welche der Kaiſer ihnen wegen der Religion gethan, ſey ein falſches Gedicht. Wenn wirklich Einnehmung des Kurlandes kraft der vermeinten Acht wider den Willen des Kurfürſten erfolge, ſo werde keiner von allen Bundesgenoſſen ihm den Beiſtand verſagen. Daſſelbe ſchrieben die ſämmtlichen verordneten Kriegsräthe der vereinten Stände. Den Abſcheu des Kurfürſten gegen den Vorſchlag, daß er in die Beſezzung ſeines Landes durch Moriz willigen ſolle, meldeten beide Schreiben. Zugleich erging aus dem verbündeten Lager eine Aufforderung an die evangeliſchen Städte und Fürſten, welche dem Kurlande am nächſten waren, daß ſie ſchnell Krieger ſammeln, gen Wittenberg und Weimar ziehen ſollten, um dem Könige Ferdinand und dem Herzoge Moriz Widerſtand zu leiſten.

Johann Friedrich hatte nur wenige Worte mit ſtolzer Verachtung an die Stände ſeines Vetters geſchrieben, und dieſer meldete ihm ſogleich darauf, daß er ſein Beginnen ausführen, übrigens es ihm nicht zuwider ſeyn werde, wenn einſt, nachdem der Kurfürſt wieder in die Gnade des Kaiſers aufgenommen worden ſey, mit Bewilligung von dieſem und dem römiſchen Könige, die gemeinen ſächſiſchen Stände alle Angelegenheiten zwiſchen ihnen beiden in Handlung ziehen ſollten. *)

Zum Erſatze für die Sprödigkeit, womit die Bundesgenoſſen ſeinen Antrag aufgenommen hatten, konnte dem Herzog und ſeinen Ständen das Benehmen des Kaiſers dienen. Jenen nannte dieſer ſeinen Sohn, und es mochte darin etwas tieferes liegen, als bloſe Dank-

---

*) Hortleder. B. 3. C. 38. Sleidan. B. 18. C. 13. 14. 17. Arnoldi vita Mauritii. 1185.

barkeit für die Vortheile, die ihm aus der Rolle entſprangen, welche Moriz übernommen hatte; einen umfaſſenden Geiſt voll großer Entwürfe und Selbſtbeherrſchung erkannte er in dem jungen Fürſten, und fühlte ihn ſich darum ſo nahe verwandt, als je ein Sohn es hätte ſeyn können. Den herzoglichen Landſtänden aber gab er die Erklärung mit dürren Worten, daß ſie und die übrigen Unterthanen ſollten glauben können, was ſie irgend über Religion denken und empfinden möchten, und ſo begegnete er jedem Einwurfe, welchen der evangeliſche Eifer wider ſeine vorige Erklärung gemacht hatte. Auch dankte er ihnen, daß ſie in einer durchaus untadelhaften Lage ihren Fürſten nicht verlaſſen hätten; ſeine Macht ſey für ihren Schutz, und König Ferdinand in ihrer Nähe werde ganz in ſeinem Geiſte und in ſeinem Namen handeln. *)

Nun alſo war am Ende des Octobermonates entſchieden, daß Moriz feindlich in das Kurfürſtenthum eindringen müſſe, da ſein Antrag, es als Freund zu beſetzen, eine ſolche Aufnahme bei Johann Friedrich und den übrigen Bundesgenoſſen gefunden, und ſchon andere Stände wider ihn als einen Feind aufgefordert waren. Auf ihm haftete keine Schuld, daß die Verhältniſſe eine ſolche Wendung nahmen. Schwerlich hätte ſelbſt ſeine unumwundene Erklärung, daß er das Kur-

---

*) Arnoldi vita Mauritii. 1185. 1186.

land nach beendigter Fehde an Johann Friedrich zurückgeben wolle, bei dieſem eine günſtigere Stimmung hervorgebracht; denn ſie hätte ſicher keinen Glauben gefunden. Aber jene beſtimmte Verheißung durfte der Herzog auch nicht geben, ohne ſich gegen den Kaiſer zu vergehen und ohne ſeine eigene Rolle zu zerſtören: denn er wollte nicht nur gegen den Kurfürſten und die übrigen evangeliſchen Reichsſtände als freundſchaftlicher Retter ſeines Stammvetters und des ſächſiſchen Hauſes, ſondern gegen die öſterreichiſchen Brüder als der treueſte Unterthan des Reiches, und geweiht zur Vollziehung der Gerechtigkeit erſcheinen. Das einzige, welches ihm einigermaßen noch vorgeworfen werden konnte, beſtand darin, daß die Acht ſelbſt nicht alle die Erforderniſſe hatte, welche die Reichsſatzungen zu ihrer Vollgültigkeit heiſchten. Kein rechtlicher Proceß, kein Urtheil der Fürſten war ihr vorangegangen. *)

Allein ehe Moriz ſeinen Zug zur Vollziehung der Acht begann, der von dem ſchmalkaldiſchen Bunde nun gewiß als feindlich betrachtet wurde, bot er noch einmal alles auf, um die öffentliche Meinung, welche allenthalben eine ſehr gehäſſige Auslegung ſeines Beginnens machte, wenn auch nicht zu gewinnen, doch zum Schwanken zu bringen, und deshalb ließ er eine Erklärung, welche ganz auf dieſelbe berechnet war, ſeinen kriegeri-

---

*) Hortleder. B. 3. C. 38. §. 4. 5.

ſchen Bewegungen vorangehen. Wohl nie iſt die heiligſte Scheu, welche ein Fürſt hegen kann, nämlich vor dem öffentlichen Urtheil, unbefangener und größer dargelegt worden. Es ſey nicht Furcht, war ſeine Empfindung, wenn er ſich gegen die Anklage vertheidige, als ſey er der evangeliſchen Lehre abtrünnig geworden; denn alle ehrliebende Menſchen hohen und niedern Stande, welche Gelegenheit gehabt hätten, den Gottesdienſt in ſeinem Fürſtenthum zu beobachten, alſo eben diejenigen, deren Meinung ihm eigentlich ſchaden konnte, würden ihn völlig gerechtfertigt glauben. Aber jene Anklage könne dahin dringen, wo man von ihm und ſeinem Lande wenig wiſſe; und darum liege ihm die Widerlegung derſelben am Herzen. Wo es nun ein einziges Ereigniß gebe, welches dagegen ſpreche, daß er nichts Größeres vor Gottes Angeſicht kenne, als lautere Verkündigung der himmliſchen Wahrheit in ſeinem Lande? Mit vollem Rechte könnte er behaupten, daß er vorzüglich geſtrebt habe, eine chriſtliche Erziehung und ſelbſt gelehrte Bildung zur Verbreitung des göttlichen Wortes möglich zu machen. So wahrhaftig nun alles für ſein lauteres Chriſtenthum ſpreche, könnten nur enge Seelen ihn darum für abtrünnig halten, weil er die Waffen nicht gegen die kaiſerliche Majeſtät führen wolle. Wohl hätten ſelbſt die evangeliſchen Theologen gewanket, ob die Reichsſtände ſelbſt dann, wenn der Kaiſer offenbar die evangeliſche Lehre befehde, ein Recht hätten, wider ihn zu Felde zu liegen. Er dagegen habe ſich oft vernehmen laſſen, daß er an dieſem Rechte durchaus nicht zweifle. Aber es dünke ihn unzuläſſig, wenn man nicht auf das innerſte Gemüth des Kaiſers ſondern auf die Urſache ſehe, warum ſich der Papſt mit demſelben zur Führung des Krieges verbunden habe. Alle Erklärungen Carl's, die nicht bloß dem Reiche, ſondern vernehmlich den Landſtänden ſeines Herzogthumes gethan wären, kündeten eine Denkart an, die keiner Religionswahrheit Gefahr bringe, und vorzüglich möchte man noch bemerken, wie evangeliſche Ritter und Fürſten mitten im kaiſerlichen Lager und umgeben von den eifrigſten Anhängern päpſtlicher Greuel ihre reine Religion ungeſtört ausüben. Wenn dieſe Männer, welche der Perſon des Kaiſers täglich ſo nahe wären, an ihm die Abſicht, das reine Chriſtenthum zu unterdrücken, vermerkt hätten: ſo würden ſie ſchon ſeine Fahnen verlaſſen haben.

Wer nun gleiche Meinung mit ihm über das Gemüth der kaiſerlichen Majeſtät hege, fuhr Moriz mit ſchlauer, doch edler Wendung fort, ob dem es nicht tief im Herzen wehe thun werde, daß die innern Fehden deutſcher Nation nicht durch gütliche Handlung beigelegt wären, und jetzt das deutſche Vaterland nicht durch innern Frieden kräftig, auch nicht gegen den Türken würde beſtehen können? Ihn bekümmere es in ſeiner Seele zum höchſten, daß dieſem Erbfeinde des chriſtlichen Stammes durch den gegenwärtigen Krieg wieder

Muth gemacht worden, ſein tyranniſches Vorhaben wider die Chriſtenheit auszuführen. Durch ſolchen innern Zwieſpalt habe er das hochberühmte Griechenland, und andere Königreiche und Länder überwunden. Die Furcht vor einem gleichen Schickſal des deutſchen Reichs mußte, wenn es dem Herzog gelang, ſie zu erwecken, zugleich das dunkle Gefühl hervorbringen, als hege er mit ſeinem glühenden Wunſch, den Türken zu bekämpfen, gegen welchen er ſchon ſo tapfer zu Felde gelegen, doch eigentlich mehr chriſtlichen Sinn, als jene Fürſten, welche Freiheit und Chriſtenthum gegen ihr Oberhaupt voll Haß vertheidigten, und ſie dem Erbfeinde preisgaben.

Nach einer Entwickelung der oft vorgetragenen Gründe, warum er die Vollziehung der Acht wider den Kurfürſten, welche nun die Fehde zwiſchen dem Haupte und vielen Gliedern des Reiches zur Folge gehabt hätte, nicht mehr ablehnen könne; nach einer Darſtellung ſeiner Verſuche, eine ſolche Vollziehung entweder ganz zu verhindern, oder ſobald ſie durch ihn geſchehen müßte, als eine freundſchaftliche Handlung von ſeinem Vetter gebilligt zu ſehen, wandte ſich Moriz noch einmal zu der Betheurung, daß ihm der evangeliſche Glaube das höchſte Kleinod ſey. Dann ſchloß er mit der freundlichen Bitte an die ganze deutſche Nation, daß ein jeglicher, hohen oder niedern Standes, welcher ihm zu Unglimpf und anders reden hören, als in dieſer Erklärung beſchrieben ſey, ihn auf dieſen wahrhaftigen Bericht verantworten, und dem Anſager nicht Glauben geben wolle. Wir werden, rief er jedem Deutſchen zu, vermittelſt göttlicher Gnade, nichts handeln noch vornehmen, das wir nicht dereinſt mit Ehre und gutem Fuge verantworten können. *)

---

*) **Hortleder.** B. 3. C. 41. **Sleidan.** B. 18. C. 18.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Kriegeriſche Bewegungen des Herzogs von Sachſen. Sein Zug nach Zwickau, Altenburg, Torgau und Wittenberg. Widerſtand dieſes letzten Ortes, der unerobert bleibt. Sehr getadeltes Benehmen des Herzogs. Sein Entſchluß in die winterliche Ruhe zu gehen. Haſtiger Zug des Kurfürſten in ſein Land.

Nachdem Moriz ſich vor dem ganzen deutſchen Vaterlande über ſein Benehmen gerechtfertigt hatte, begann er ſeine kriegeriſchen Bewegungen. Er ging an die böhmiſche Gränze, und beſchied dahin die ſämmtlichen bewaffneten Haufen, welche er ſchon im Herbſt und Sommer zuſammengezogen hatte. Dann vereinigte er ſich mit den Schaaren des Königs Ferdinand, und brauchte dieſelben als ſeinen Nachtrab, indem er zuerſt auf Zwickau zog, eine Stadt des Kurfürſten.

Zur Nachtzeit beſetzte er einen Berg in ihrer Nähe. An Schmähungen gegen Moriz waren die Bürger dieſes Ortes vorzüglich freigebig geweſen, und man hatte unter ihnen nur trotzige Aeußerungen vernommen, wie ſie den Herzog von ihren Mauern weiſen wollten. Als ſie jetzt aber beim anbrechenden Morgen den Berg in ihrer Nähe beſetzt ſahen, fühlten ſie auf einmal ihre Verwegenheit gebeugt, und an ihrer Spitze war kein Mann, welcher ihnen eine Seele eingehaucht hätte, deſſen es immer bei einer vermiſchten Volksmenge bedarf. In der Frühe ſchickte Moriz einen Herold in die Stadt, daß er komme, nicht um einen böſen Willen wider ſeinen Vetter zu zeigen, ſondern einzig um Sachſen zu retten, welches er nicht vermöge, ohne ſich deſſelben mit bewaffneter Hand zu bemächtigen. Jetzt möchten die Bürger Rath halten, ob ſie ſich lieber ihm, dem Entſproſſenen aus ſächſiſchem, vaterländiſchem Stamme, oder dem Könige Ferdinand, einem nicht verwandten, fremden Fürſten übergeben wollten. Eines von beiden werde geſchehen müſſen, ſonſt falle die Stadt in die Gewalt des ſtürmenden Siegers.

Indem Rath und Bürgerſchaft über des Herzogs Antrag ſich beſprachen, nahmen die Krieger deſſelben ſchon die Vorſtädte in Beſitz. Da flehten jene um zwei Tage Bedenkzeit, welche ihnen Moriz gern geſtattete; denn während derſelben mochte er alle Anſtalten treffen, welche durch die Ausſicht auf Beſtürmung den Ort zwangen, ſich zu ergeben.

Die meiſten Bedingungen, unter denen nach einiger Berathſchlagung die Zwickauer ſich zu ergeben bereit waren, geſtand ihnen Moriz zu. Sie gingen vorzüglich dahin, daß kein Bürger der Stadt gezwungen werden ſolle, wider den Kurfürſten oder einen andern evangeliſchen Reichsſtand zu handeln, und daß die kurfürſtliche Beſatzung nicht nur wehrhaft, mit aufgerichteten Fähnlein abziehen dürfe, ſondern auch ihre gänzliche Haabe ihr frei verabfolgt werde. Am wenigſten mochte es dem Herzoge gefallen, wenn die Zwickauer mit Aengſtlichkeit Sicherung ihres Glaubens verlangten; denn eben der Gedanke war ihm ſehr verhaßt, als könnte er der evangeliſchen Lehre die geringſte Gefahr bringen; und ganz in ſeinem Geiſte war es, wenn er die Stadt, ſich zu ergeben, mit dem Grunde trieb, daß ſie ſonſt leicht von dem Hauſe Sachſen gänzlich abgedrängt werden möchte (Nov. 4.) *)

Ungemein war des jungen Fürſten Freude, daß es ihm gelungen war, die erſte Stadt des Kurlandes, welche er aufforderte, ſich ihm zu vertrauen, ohne alle Fehde in ſeine Gewalt zu bekommen. Dieſes Beiſpiel, hoffte er, ſollte auf die übrigen wirken, ſo daß er wie ein Beſchützer, nicht wie ein Feind, durch das Kurfürſtenthum ziehen könnte. Unter dem freudigen Donner des Geſchützes beſetzte er Zwickau, dieſe Stadt, welche

---

*) Hortleder. B. 3. C. 42. 43.

dem Kurfürſten beſonders theuer galt, und leichter als die meiſten andern Plätze Widerſtand hätte leiſten können.

Als Moriz von ihr aufbrach, um auf Altenburg zu ziehen, mußten Ferdinand's Schaaren ihm ſich enger anſchließen, und ſeine Kriegsmacht war nun von der Art, daß er auch mit einem bedeutenden Feinde eine Feldſchlacht hätte wagen dürfen. Ohne Widerſtand zu finden, beſetzte er eine große Strecke des Kurlandes, und indem er durch die ſtrengſte Mannszucht auch das geringſte Unbild ſeiner Krieger gegen die Einwohner abwehrte, mochte er als ein willkommner Retter einherziehen. Ihn zu verherrlichen, diente ſelbſt die Furcht, mit welcher die Einwohner die ungeriſche Reuterei ſahen, ſo daß das Landvolk, wenn ſie nahte, in tiefe Wälder oder die benachbarten Städte floh; denn dieſer Furcht war es ſehr einleuchtend, welche Wohlthat es ſey, daß der befreundete Fürſt das Kurfürſtenthum beſetze, und nicht den wilden ausländiſchen Horden preisgegeben habe. *)

Johann Friedrich's Sohn, Herzog Johann Wilhelm, ließ es nicht an Aufforderungen fehlen, daß die Plätze ſo lange wie irgend möglich ſich halten ſollten; allein auf allen Seiten eilten die Einwohner ſo

---

*) Arnoldi vita Mauritii. 1181. 1188.

ſehr, ſich an Moriz zu ergeben, daß er in kurzer Zeit, nachdem er Torgau eingenommen, vor der Hauptfeſte des Kurlandes, vor Wittenberg erſcheinen konnte. In ihr lag eine treffliche Beſatzung, und ihre Werke waren ſo ſtark, daß es für unmöglich geachtet wurde, durch Sturm ſie einzunehmen. Auf eine langwierige Belagerung durfte ſich der Herzog nicht einlaſſen. Das Beiſpiel ihres hartnäckigen Widerſtandes hätte das übrige Kurland aus der gegenwärtigen Betäubung aufſchrecken können, daß es ihn doch als einen Feind betrachtete, und man von allen Seiten die Waffen gegen ihn wieder aufnahm. Ueberdies verbot auch ſchon der Winter eine lange Belagerung.

Moriz ſuchte zuerſt durch einen Ueberfall ſich Wittenbergs zu bemächtigen; die ungeriſche Reuterei ſprengte gegen dieſe Feſtung mit ſtürmiſcher Eile. Allein die Beſatzung war wachſam, und ihr Geſchütz trieb ſogleich die Ungern zurück. Jetzt nahte Moriz ſelbſt, aber er hatte kaum an der Elbe ſein Lager aufgeſchlagen, ſo wurden drei von ſeinen vornehmſten Räthen, die ohne Bedeckung in einem Dorfe verweilten, von den Wittenbergern gefangen. Als Moriz hörte, mit welcher Schmach die Gefangenen in der Stadt überhäuft wären, und wie das Volk derſelben ihn laut der ſchändlichſten Verbrechen anklage, vergaß er ſeine bisherige Rolle, und erlaubte ſeiner Reuterei, die Gegend umher zu verwüſten, und zwei Städtchen in der Nähe Wittenbergs in Brand zu ſtecken. Selbſt die Entſchuldigung, daß er dieſes dadurch habe ſchrecken wollen, konnte er nicht einmal für ſich anführen, denn die Bürger und Beſatzung der Feſte wußten recht gut, daß er nicht im Stande ſeyn werde, ein ähnliches Schickſal über ſie zu bringen. Mit Vorwürfen fragte man nun, ob dieſe Weiſe etwa die väterliche Liebe ſey, mit welcher ſich der Herzog des Kurlandes annehmen wolle? und Moriz zog unmuthig von Wittenberg weg, wo er ſeinen Zweck nicht erreicht und ſeinen Ruhm befleckt hatte.

Bald nachher nahm der Ungeſtüm des Winters ſo zu, daß er glaubte, ſeinen Feldzug endigen zu müſſen, durch welchen er ohnedies wenig mehr vollbringen konnte, da ihm Wittenberg widerſtand und der größte Theil der übrigen Beſitzungen des Kurfürſten in ſeiner Gewalt war. Er entließ wenigſtens ſeinen eigenen Adel mit den Worten, daß er für dieſen Winter keine kriegeriſchen Unternehmungen mehr erwarte; aber dennoch möchten ſich ſeine ſämmtlichen Ritter auf jeden Fall gefaßt halten; denn der Entſchluß des Feindes liege noch nicht klar vor ihnen. *)

Diesmal hatte ſich Moriz in ſeiner Erwartung betrogen, weil er dem Kurfürſten und dem Landgrafen, ſo wenig er ſonſt auf ihre Planmäßigkeit und berech-

---

*) Arnoldi vita Mauritii. 1183 — 1190.

nende Klugheit bauete, doch zu viel Einſicht in die Eigenthümlichkeit ihrer gegenwärtigen Lage beimaß, als daß er glauben konnte, ſie würden Oberdeutſchland verlaſſen und es der Gefahr ausſetzen, noch dieſen Winter eine Beute des Kaiſers zu werden. Johann Friedrich's Erbitterung gegen ihn, und die Empfindlichkeit deſſelben, eben in ſeinen Händen das Kurland zu ſehen, hatte er nach ihrer ganzen Stärke nicht berechnet.

An demſelben Tage, da der Kurfürſt ſchon auf ſeinem Rückzuge bei Frankfurt ſtand, forderte Moriz, noch ohne Kunde deſſelben, die Ritterſchaft des Kurlandes auf, daß ſie ihm Huldigung leiſten ſolle (Decemb. 12.). „Weil Du, ſo redete er jeden Ritter an, in den Landen, die ſich ihres Heils wegen uns ergeben haben, anſäſſig biſt, und unſers Schutzes und Schirmes bisher genoſſen haſt: ſo fordern wir Dich hiermit gnädiglich und ernſtlich auf, daß Du am dreißigſten Tage dieſes Chriſtmonates auf dem Schloß zu Torgau erſcheineſt, und uns als dem Landesfürſten die gebührliche Eidespflicht thueſt.“ Damit aber dieſer Befehl nicht ſo angeſehen werde, als betrachte er ſich wie den eigentlichen Beſitzer der eingenommenen Lande: ſo fügte er auch jetzt zu der Verheißung, daß er die Religion und alte Freiheiten der Unterthanen ungekränkt laſſen werde, die Verſicherung hinzu, daß er nach beigelegter Fehde zwiſchen dem Oberhaupte des Reiches und den ſchmalkaldiſchen Fürſten, mit Genehmigung von jenem, durch die Landſchaften beider ſächſiſchen Linien ſich gern der eingenommenen Lande halben wolle beſagen laſſen. *)

Ehe aber der anberaumte Tag der Huldigung erſchien, hatte der Kurfürſt ſchon wieder ſein Gebiet betreten. Seine Krieger hatten ſeine ſtürmiſche Eile gern mit ihm getheilt; denn auch ſie ſahen in dem jungen Herzog von Sachſen einen Verräther alles deſſen, was auf der Erde und im Himmel ihnen theuer war. Er habe freilich, redete zu ihnen Johann Friedrich, eine gemeinſchaftliche Sache mit ſeinen Bundesgenoſſen; vereint hätten ſie die Waffen wider den Kaiſer ergriffen; aber ein durchaus verſchiedenes Loos ſey ihnen geworfen worden. Jene beſäßen unverletzt ihr Land, in welchem ſie ſich von den Mühſeligkeiten des Krieges erholen, und wo ſie ſich wider den Kaiſer, wenn derſelbe mit Gewalt ihnen nahe, vertheidigen könnten. Er dagegen, aller ſeiner Haabe beraubt, finde ſein einziges Gut in der Tapferkeit, der Treue ſeiner Krieger. Dahin ſey er verwieſen, nicht von einem auswärtigen Fürſten, einem Feinde ſeiner Religion; nein, jedes heilige Band, jede Tugend habe von dem verletzt werden müſſen, welcher ihn in dieſes Unglück geſtoßen. Ihren Sold werde er ihnen mit Treue bezahlen, und leicht

---

*) Hortleder. B. 3. C. 52.

würde es werden, daß ſie der Heimath ſich wieder bemächtigten. Ihm dränge ſich die Liebe ſeines Volkes entgegen, und **Moriz** habe ſeine Kriegsmacht größtentheils aufgeloſet.

Mit Begeiſterung gelobten ſeine Schaaren, ihm mit Sturmeseile in jede Gefahr zu folgen. Es ward beſchloſſen, ſo ſchnell und heimlich, wie irgend möglich, einher zu ziehen, und in vielen getrennten Haufen, um den Herzog zu täuſchen, damit er glaube, daß nur einige flüchtige Schaaren das verbündete Lager verlaſſen hätten, und der Heimath zueilten.

Dennoch flog ihnen vorauf das Gerücht nach Meißen, daß der Kurfürſt mit großer Macht und im Eilzuge wider **Moriz** komme. Allein dieſer baute ſo ſicher auf ſeine Berechnungen, daß er demſelben nicht glaubte; und er ward nicht früher aufgeſchreckt, als bis die Kunde kam, daß ſämmtliche Haufen **Johann Friedrich's** bei Fulda zuſammengefloſſen und von unbeſchreiblicher Wuth beſeelt wären. *)

Moriz war noch wenig gerüſtet, als der Kurfürſt ſchon mit ſeiner ganzen Macht in Thüringen ſtand, und ein Schreiben an die Landſtände des Herzogs erließ, von welchem ſelbſt Landgraf **Philipp** meldete, wie ſehr er wünſche, daß daſſelbe nicht ergangen wäre; denn Streiche und Wunden heilten zulezt, aber ſolches Wort und ſolche Schrift würden nicht vergeſſen.

---

*) Arnoldi vita Mauritii. 1190—1192.

Zuerſt äuſerte Johann Friedrich, daß er eine förmliche Antwort auf das Schreiben der Stände nicht ohne ſonderliches Bedenken unterlaſſen habe; denn es hätte ſich zuvor offenbaren müſſen, wohin die Sache hinauslaufen wolle. Nun ſey es aber einleuchtend geworden, daß manche von den Ständen mit ihren untreuen Praktiken und Rathſchlägen, mit welchen ſie viele Jahre fleißig umgegangen wären, die ſie aber wegen der Schickung Gottes bisher nicht ins Werk hätten richten können, nun auf einmal herausbrechen und ſie nicht länger im Hinterhalt laſſen wollten. Ihre Treue wäre ſchon von ehemals bekannt, da ſie in Herzog Georg kurz vor ſeinem Tode gedrungen, durch ein Teſtament, das freilich immer ein nichtiges, vermeintes geweſen wäre, den Herzog Heinrich und deſſen Sohn, ihren gegenwärtigen Herrn von der Erbfolge in ihrem Fürſtenthum zu verdrängen, und blos darum, weil dieſelben das allein ſeeligmachende Wort Gottes angenommen hätten. Dann wäre es durch derſelben Verräther betrügliches und hinterliſtiges Abhalten geſchehen, daß Moriz nicht dem ſchmalkaldiſchen Bunde beigetreten wäre. Dennoch hätte er auf dieſen jungen Fürſten die ſchönſte Hoffnung, für das Heil des ſächſiſchen Hauſes gegründet; aber damit daſſelbe nicht zu tief Wurzel ſchlage, hätten eben jene Rathgeber die befreundeten ſächſiſchen Fürſten zur Fehde gegen einander getrieben; und nachdem dieſes Wetter durch den Ladgrafen von Heſſen beſchworen ſey, hätten ſie ihren Herrn verführt, wider Treue und Glauben die kurfürſtlichen Lande einzunehmen. Solche unverdiente Unfreundſchaft und Untreue des Herzogs, in welche ſie ihn ohne Zweifel geführet; durch Finanzerei und verrätheriſches Judasgeld erkauft, hätte an ſich ihm tiefere Trauer verurſacht, als ſelbſt das Verderben, welches dadurch über ſeine armen Unterthanen hereingebrochen wäre. Dieſe hätte man überzogen mit dem viehiſchen, tyranniſchen, unchriſtlichen, türkiſchen und huſariſchen Volke, und da wären die armen Pfarrherrn und die Jungfrauen jämmerlich geſchmäht und geſchändet worden.

Indem der Kurfürſt im Verfolg ſeiner Schrift der Gründe erwähnte, durch welche ſolche verruchte Rathgeber ihren Herrn zu dieſem letzten Beginnen verleitet hätten, gedachte er auch der Ausſicht, deren ſie ſich ſchon erfreuten, daß ſie die Vortheile der Vermittelung einerndten würden, wenn er dereinſt durch Unterhandlung mit ſeinem Vetter Moriz wieder zu ſeinem Lande kommen wollte. Johann Friedrich ſelbſt glaubte alſo auch jezt noch nicht, daß des Herzogs Abſicht dahin gehe, ſich des Kurfürſtenthums auf immer zu bemächtigen, ſondern daß er höchſtens einen Gewinn, vielleicht an Land und Leuten, von ſeiner Beſetzung deſſelben hoffte. **Moriz** hatte dieſe Erwartung auch öfters angedeutet, und ſie konnte mit ſeinem höhern Plane, Rettung des ſächſiſchen Hauſes, vielleicht der deutſchen Fürſtenmacht, ohne Zweifel beſtehen.

Bei dieſem höhern Plane, welchen **Johann Friedrich** nicht einzuſehen vermochte, weil er dann ſich ſelbſt und ſeinen Bundesgenoſſen wirklich ſo wenig hätte zutrauen müſſen, als billig geweſen wäre, entſchied auch der Umſtand nichts, auf welchen ſich dieſe Fehdeſchrift berief, daß die Vollziehung der Acht ſchon deshalb hätte abgelehnt werden müſſen, weil dieſe durchaus nicht den Reichsſatzungen entſpreche. Gegen die geſetzliche Reinheit von des Herzogs Unternehmen entſtand daher wohl ein leiſer Vorwurf; aber nicht gegen die politiſche Nothwendigkeit. Sie war gänzlich dadurch gerechtfertigt, daß **Ferdinand** die Acht vollziehen wollte, und darauf der Einſturz des ſächſiſchen Hauſes wahrſcheinlich erfolgt wäre.

Mehr aber als die bitterſten Vorwürfe mußte den jungen Herzog der Geiſt dieſer Urkunde heftiger Fehde ſchmerzen, daß er in ihr wie ein Opfer der ſchändlichſten Verführung durch beſtochene Räthe dargeſtellt und bemitleidet werden. Seine Selbſtſtändigkeit war ihm ſo hochtheuer, und gewiß wäre er der Welt noch lieber als ein Verbrecher, wie als ein ſchwacher Jüngling erſchienen. Wirklich aber erhielt jene Anſicht für diejenigen, welche ihn nicht durchaus gefaßt hatten, einige Wahrſcheinlichkeit, weil der Ausſchuß ſeiner Stände, den er ſich zugeordnet hatte, größtentheils aus ſolchen Männern beſtanden haben ſoll, welche beſondere Herrſchſucht, Freundſchaft für Habsburg und den alten Glauben unter Herzog Georg geäußert hatten.

Der härteſte Schlag war endlich, daß Johann Friedrich mit dürren Worten erklärte, ihm wäre glaubliche Kundſchaft zugekommen, daß überhaupt die ganze Kette hinterliſtiger Maaßregeln, womit man ihn und ſein unglückliches Land und die evangeliſche Parthei umgeben habe, zu Regensburg und Prag von Moriz und ſeinen Räthen erfunden und geſchlungen worden. Zu ſeiner Zeit werde er das ſchändliche Gewebe ſchon enthüllen. War jene Beſchuldigung gegründet, wofür die Geſchichte freilich keinen Beweis hat; wie viel mußte Moriz von dieſer Enthüllung fürchten. Auf jeden Fall konnte er nach der Drohung des Kurfürſten wenigſtens beſorgen, daß jenes Bündniß, welches er zu Regensburg mit dem Kaiſer geſchloſſen hatte, den ſchmalkaldiſchen Fürſten verrathen ſey, und es war gewiß, daß daſſelbe, wenn es bekannt wurde, nicht ſo tadellos, als es wirklich war, ſondern mit Abſcheu von dem größten Theil des evangeliſchen Deutſchlandes würde angeſehen werden. War aber jene Beſchuldigung von Seiten des Kurfürſten durchaus nichts weiter, als eine verwegene Vermuthung: ſo fand ſie doch mehr Eingang, als alle

Betheurungen dawider von Moriz; und daß in dem Augenblicke, wo er mit Johann Friedrich in ſeinem eigenen Lande den Kampf beſtehen ſollte, und in der höchſten Gefahr ſchwebte, wenn die Gemüther der Sachſen, die ihm ſchon abwendiger, bis zur Wuth wider ihn erbittert würden.

Unter dieſen Umſtänden war die Drohung, womit die Urkunde der Fehde ſich ſchloß, auch für eine Heldenſeele ſchreckend. Wenn nun der allmächtige Gott, drohte Johann Friedrich, welcher ihn mit einem ſtattlichen Kriegsvolke zur Heimath geführt habe, ihm zum Beſitze ſeiner Lande gnädiglich verholfen hätte: dann wolle er jene Verräther gegen das Haus Sachſen auf ihrem Heerde, und ihren Herrn in ſeinem Fürſtenthum heimſuchen, und denſelben das Maaß geben, womit er ihm gemeſſen; über ihn komme das Blut nicht, welches im ſächſiſchen Vaterlande fließen werde (Decemb. 22.). *)

---

*) **Hortleder.** B. 3. C. 55. **Sleidan.** B. 18. C. 28.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Erſtes Streben des Herzogs Moriz, die Stadt Leipzig wider den Angriff des Kurfürſten zu ſchützen. Belagerung derſelben und tapfere Vertheidigung. Uebermacht Johann Friedrich's in Thüringen und Meiſſen. Seine weiteren Fortſchritte. Intereſſe der öſterreichiſchen Brüder, den Herzog nicht unterliegen zu laſſen. Bewegungen von beiden zu ſeiner Unterſtützung. Markgraf Albrecht von Brandenburg mit einigem Kriegsvolke nach Sachſen geſandt. Sein Einzug in Chemnitz. Gefährlicher Aufſtand der Soldaten daſelbſt. Unglück des Markgrafen zu Rochlitz. Kurzer Waffenſtillſtand. Furchtbare Bewegungen der Böhmen wider König Ferdinand, von drohenden Folgen für Moriz. Einzige Hoffnung in der erwarteten Ankunft des Kaiſers.

Die erſte Sorge von Herzog Moriz, indem er ſich nun auf allen Seiten bedroht ſah, ging dahin, Leipzig gegen einen feindlichen Ueberfall zu ſichern. Es war wenig befeſtigt, und wegen des Reichthums, welchen der Handel in ſeine Mauern gebracht hatte, eine ſehr lockende Beute. Von Naumburg, wo ein Theil ſeiner Krieger im Winterlager ſtand, zog der Herzog ſchnell einige Mannſchaft, die ſich in Leipzig werfen ſollte, und das kurfürſtliche Heer folgte ihr ſo raſch auf dem Fuße, daß die feindliche Reiterei nahe an ſie ſtreifte, und die kriegeriſchen Töne von beiden Zügen ſich vermiſchten.

Die reichen großen Vorſtädte von Leipzig ließ Moriz ſogleich in Brand ſtecken, weil der Feind ſich ihrer leicht bemächtigen und von ihnen aus die Stadt mit Glück beſtürmen konnte. Das Wehklagen über dieſe harte, doch nothwendige Maaßregel erhob ſich laut, wiewohl die Furcht vor den nächſten Ereigniſſen es hätte dämpfen ſollen. Auf Fürſorge des Herzogs fanden alle, die ihre Häuſer ein Raub der Flammen werden ſahen, Wohnungen in den öffentlichen Gebäuden der Univerſität. Der Krieg hatte die Wiſſenſchaften verſcheucht. Die Lehrlinge zerſtreuten ſich, und die Lehrer waren nach Meißen gezogen.

In der Nähe, zu Halle, hielt der Kurfürſt drei Tage Raſt, um ſein ſchweres Geſchütz, deſſen er eine große Menge beſaß, zu erwarten, und dann völlig gerüſtet zur Belagerung von Leipzig abzuziehen. In Erwartung derſelben rief Moriz die Ungern und Deutſchen, aus welchen er die Vertheidiger der Stadt wählen wollte, auf den Markt zuſammen, und alle waffenfähige Bürger mußten auch daſelbſt bewaffnet erſcheinen. In ihrer Mitte redete er alſo:

„Zweifelt nicht, Bürger und Krieger, daß wir Kraft genug haben, den Feinden zu widerſtehen. Sie ſind ſtärker an Zahl der Streiter, wir an Güte derſelben. Den ganzen Sommer über hat der Kaiſer ihnen ſo mitgeſpielt, daß auch ihr Muth aufgerieben iſt. Haben ſie ein Recht zur Hoffnung auf Sieg, da ſie auf einer ſchmachvollen Flucht gegen uns gezogen kommen? Auch ſteht der Winter uns bei, daß ſie mit ihrer überlegenen Zahl nicht ohne großen Verluſt im Felde bleiben können. Mit uns ſtreitet der König von Böhmen, mit uns der triumphirende Kaiſer. Durch das Gewicht ſeines Namens kann er ſchon den Ueberreſt derer vernichten, welche gegen ihn aufſtanden. Nur den erſten Sturm beſteht mit mannhaftem Sinne. Jede Gefahr theilet mit euch euer Fürſt und Anführer. Euch geziemet nicht, zu beben, weil die Landleute dieſer Gegend gezittert haben, weil eure Vorſtädte ein Raub der Flammen geworden. Das Ende der Fehde oder der Sieg bringt Erſatz für ſolchen Verluſt. Glaubt ihr denn nicht, Bürger dieſer Stadt, daß eure Mauer feſt genug ſey, um gegen den Angriff des zahlreichſten Feindes nicht zu wanken? Einmüthiger Wille derer, welche ſie vertheidigen, macht er nicht die Feſtung? O ſchaut hier auf meine Krieger, eine feſte Burg, und ſchließt mit ihnen den Bund, der euch, und eurer Weiber, eurer Kinder Heil bewahret. Ihm vertrauet es an, und gebt nicht einem Feinde Gehör, der ſich rühmt, daß er nur ſein Eigenthum wieder erobern wolle, nicht ein anderes begehre. Wohin er auch in fremdes Gebiet kam, hat er geplündert. Wollte er Frieden, warum hat er ihn nicht angeboten, und gerechte Bedingungen deſſelben vorgeſchlagen? Ich hege nicht in mir ein ſo hartes Gemüth, daß ich ſie von mir geworfen hätte. Aber geduldig werde ich es nimmer ertragen, daß der Feind gegen euch die Wuth ſchleudre, womit er vergebens den Kaiſer niederzuwerfen ſuchte. Gern theile ich jedes Geſchick mit euch, und auf dieſem Markte möge ich mein Grab finden, auf ihm das Denkmal eines edlen Todes, wenn ich bei euch verweilen ſoll, und eine höhere Schickung es alſo ordnet. Glaubt ihr aber, es ſey rathſamer, daß ich euch verlaſſe, und neue Macht ſammle, um euch zu Hülfe zu eilen, wenn ihr zu ſehr bedrängt werdet, ſo will ich dieſem Rathe folgen, und mit ſolchem Eifer draußen ſorgen, und ſolche Anordnungen für die Beſatzung zurücklaſſen, daß ihr mich, wiewohl abweſend, doch auch gegenwärtig achtet."

Mit aufgehobenen Händen gelobten ihm Bürger und Krieger Gehorſam gegen jeden ſeiner Befehle, und friſchen Muth, möge er in ihren Mauern bleiben oder ſie verlaſſen. Wie es ihn gut dünke, wolle er ſich hierin beſtimmen.

In einem Kriegsrathe, welchen Moriz darauf hielt, beſchloß er, die Stadt zu verlaſſen; und noch war er beſchäftigt, Befehle wegen der Vertheidigung zu geben, als die Wächter meldeten, man ſähe ſchon einige Geſchwader des Feindes. Ueberraſcht in ſeinen Anordnungen führte der Herzog ſeine ganze Kriegsmacht hinaus in das offene Feld, um wenigſtens ſo lange den Feind von der Stadt zurückzuhalten, bis er ſeine Verfügungen vollendet hätte.

Er beſchäftigte die erſten feindlichen Schwärme durch kleine Gefechte mit ſeiner leichten Reuterei, und ließ dann ſein übriges Heer in einen dichten Haufen zuſammentreten, damit es dem Befehlshaber, welchen er ernennen würde, Treue ſchwören ſollte, wie wenn er ſelbſt anführte.

Beſonders angeſehen, kriegserfahren und eindringenden Geiſtes, ſo auch feſt geſinnt in ſeiner Liebe für Moriz, war unter dem Adel des Heeres, Sebaſtian von Wallwitz. Ihm übergab hier öffentlich im kriegeriſchen Kreiſe der Herzog die Stadt und Beſatzung. „Ihr kennt ihn," ſagte er, „viele von euch ſind Augenzeugen ſeiner tapfern Thaten, ſeiner herrlichen Tugenden geweſen; und ihr übrigen laßt euch davon durch dieſe Augenzeugen erzählen."

Unterdeſſen ſchwoll die Menge des Feindes immer höher an, und Moriz hätte nichts Thörichteres beginnen können, als wenn er ſich zu einer Schlacht hätte zwingen laſſen. Ein auserleſenes Fußvolk und einige Reuterei zogen froh unter Sebaſtian Wallwitz, von deſſen Tugenden ſeine Freigebigkeit ihnen beſonders angenehm war, als Beſatzung nach Leipzig hinein. Mit der übrigen Kriegsmacht brach der Herzog auf; die deutſchen Reuter, die noch mit ihm waren, ſandte er nach Chemnitz, das ſämmtliche Fußvolk nach Zwickau. Dieſe Stadt mußte er ſich beſonders ſichern; denn ſie war wegen ihrer Lage auf der Gränze von Meißen gegen das Voigtland wichtig, und ihre Bürger waren durch ihre beſondere Liebe gegen den Kurfürſten berühmt. Bei dem erſten Glücke deſſelben mochten ſie aufſtehen und ihm die Hand reichen, wenn ſie nicht durch eine ſtarke Beſatzung gezähmt wurden.

Nach Dresden verlegte Moriz vorerſt die Ungern, weil ihre Wildheit in ſeiner Hauptſtadt am leichteſten gezügelt werden konnte; er ſelbſt aber wählte Chemnitz zu ſeinem Standorte, theils weil er hier im Mittelpuncte der wichtigſten Plätze war, theils weil in den Städten der Bergwerke eine beſondere evangeliſche Schwärmerei herrſchte, und von fanatiſchen Predigern unterhalten wurde. Alle waffenfähige Unterthanen beſchied er dann nach bequemen Sammelplätzen.

An drei verſchiedenen Seiten begann unterdeſſen der Kurfürſt die Belagerung von Leipzig (Jan. 13. 1547.).

Die Gewalt ſeines groben Geſchützes richtete funfzehn Tage hindurch große Verwüſtung an, und mehr als zwei Drittheile der Stadtmauer waren ſo zertrümmert, daß ſich die Beſatzung nur hinter neu aufgeworfenen ſchwachen Verſchanzungen vertheidigte. Allein Sebaſtian von Wallwitz bezeigte ſich ungemein munter, den Belagerern jeden Vortheil zu verderben, und ſeine Krieger zu ſtärken, denen die Wuth der Kurfürſtlichen, von welchen ſie ohne Unterlaß Pfaffenknechte geſchimpft wurden, ein ſchreckliches Schickſal drohte, wenn die Stadt erobert ward. Vorzüglich aber half, daß Johann Friedrich keinen Sturm wagen durfte. Der Ungeſtüm der Witterung beugte ſeine Haufen gänzlich nieder, da ſie ſchon von dem oberländiſchen Kriege und Seuchen, die ihnen aus demſelben folgten, der friſchen Kraft beraubt waren. Nur der dritte Theil des Heeres war munter, und mochte keinen Sturm wider Beſatzung und Bürger von Leipzig glücklich vollbringen. Ueberdies lag ihm Moriz im Rücken, deſſen Macht täglich mehr anwuchs.

So ſah ſich der Kurfürſt gezwungen, die Belagerung aufzuheben, und auch jetzt wurden ſeine Maaßregeln eben ſo getadelt, wie im oberländiſchen Kriege. Warum er, hieß es, ſeine Zeit vor Leipzig verſchwendet habe, da es ſchon anfänglich ſehr ungewiß geweſen, ob er die Stadt werde erobern können? Warum er den Herzog nicht unaufhörlich verfolgt habe, welcher kaum ſtark genug geweſen ſeyn würde, ſich ihm irgendwo zu einer Schlacht entgegen zu ſtellen. In Meißen wolle ihm ja alles Volk ſo wohl, daß es ſich ſogleich voll Freude zu ihm gewandt hätte. Nun aber ſey ohne Zweifel ſein Name in Sachſen ſehr geſchwächt, da ſeine erſte Unternehmung ſeit ſeiner Heimkehr ſo ſehr verunglückt wäre.

Zu Altenburg hielt der Kurfürſt Raſt nach dem Abzuge von Leipzig, und theilte ſeine Haufen in die Gegend umher, damit ſie in Hütten ſich vor dem Winter ſchützten und erquickten. Vier Meilen von jener Stadt war des Herzogs Standort Chemnitz; die Mulde trennte beide Heere. Nur die Ungern, welche Moriz jetzt wieder an ſich gezogen hatte, beunruhigten bisweilen des Feindes Erholung.

Ehe die Belagerung von Leipzig begann, hatte der Kaiſer in der Gegend von Ulm Kunde bekommen, wie der Kurfürſt von Sachſen wider ſeinen Liebling Moriz mit großer Kriegsmacht gezogen ſey, und demſelben Verderben bereite. Sogleich bot er einen andern jungen evangeliſchen Fürſten auf, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen trauten Freund des Herzogs von Sachſen, daß er dieſem mit einigen Geſchwadern Reuterei und einigen Haufen Fußknechte zu Hülfe eilen wolle. Dem Markgrafen folgten einige Fähnlein Spanier und Italiener unter tapfern Oberſten.

Mit der innigſten Freude empfing **Moriz** ſeinen Jugendfreund zu Chemnitz; der Einzug der Reuter **Albrecht's** war wie ein Triumph. Die beiden jungen Fürſten hielten nun trauten Rath wider den Kurfürſten, und ihr Entſchluß war, da ein milderes Wetter Schnee und Eis aufzulöſen begann, ſich zu jeder Unternehmung bereit zu halten. Indem **Moriz** zu Chemnitz zurückblieb, ſollte **Albrecht** mit ſeinen Kriegsſchaaren nach Rochlitz ziehen, welcher Ort ungefähr vier Meilen von Altenburg entfernt iſt, wie Chemnitz, aber Leipzig zur Linken näher hat. Die Abſicht war, daß man bei einer ſolchen Wahl der Poſten, wenn irgend etwas entſcheidendes geſchehen ſollte, die Beſatzung von Leipzig ſchnell an ſich ziehen mochte. *)

Die Theilnahme des Markgrafen **Albrecht** am ſächſiſchen Kriege konnte vielleicht auch darum gute Folgen haben, weil des Kaiſers Befehl an die Landſchaft des Kurfürſtenthums Brandenburg, daß ſie dem Herzoge **Moriz** wider den geweſenen Kurfürſten **Johann Friedrich** von Sachſen zu Hülfe ziehen ſolle, **) leichter befolgt wurde, wenn ein Fürſt aus dem brandenburgiſchen Hauſe unter den erſten Anführern der herzoglichen ſächſiſchen Macht erblickt wurde. Aber alles

---

*) Arnoldi vita Mauritii. 1192—1200. **Sleidan.** B. 18. C. 33. 34. **Hortleder.** B. 3. C. 58—60.

) **Hortleder. B. 3. C. 63.

Heil, welches Albrecht bringen ſollte, ward nichtig durch die Liſt eines Weibes.

Zu Rochlitz lebte die Wittwe eines Sohnes von Herzog Georg, eine Schweſter des Landgrafen Philipp von Heſſen. Sie war alſo mit Moriz ſehr nahe verwandt, und ihre Beſitzungen trug ſie von ihm zu Lehen; aber dennoch wohlwollte ſie dem Kurfürſten, dem Bundesgenoſſen ihres Bruders. Dieſen ihren Hang fürchtete Moriz, welcher ſie durchaus erforſcht hatte, um ſo mehr, weil ſie in Verhandlungen der Liebe geübt war, und ein üppiges Leben führte; Albrecht von Brandenburg aber ſolche Neigungen gleichfalls hegte. „Ich bitte dich," ſagte Moriz ſcherzend zu ihm, „wenn dir die Fürſtin gefällt und du durch ihre Liebesknoten mit mir verwandt werden willſt, ſo trage nur Sorge, daß es ohne meinen Schaden geſchehe." Der Markgraf erwiederte lachend: „darüber werde ich nachſinnen, wenn ich erſt in ihrer Gegenwart lebe."

So war der jungen Fürſten Geſpräch, als Albrecht nach Rochlitz abziehen ſollte; aber vor ſeinem Abzuge entſtand zu Chemnitz noch ein Aufruhr, der ihnen leicht den Tod hätte bringen können, und jenen Geiſt in Moriz, der immer wie ein Blitz niederſchlug, von neuem bewährte. Bei einem Zechgelage entſtand ein Zank zwiſchen Ungern und zwei Reutern des Markgrafen. Er verbreitete ſich bald durch die Stadt zu den Genoſſen beider Partheien. Zwei Ungern wurden getödtet, und ihre Landsleute flogen hinaus auf das offene Gefilde. Hier ſtanden beide Partheien voll Zorn gegen einander und zum Treffen bereit, als Moriz mit wenigen Gefährten heranſprengte. Durch Bitten ſuchte er die deutſchen Krieger, die Ungern zu beſänftigen, daß ſie von dem verruchten Vorhaben abſtehen ſollten. Weil ſeine Reden keinen Eingang fanden, nahm er eine eiſerne Streitaxt, und ſchlug einen der aufrühreriſchen Deutſchen nieder. Als deſſen Genoſſen ihn ſchwer verwundet ſahen, gedachten ſie voll Grimm, daß ſie dem Herzoge nicht den Eid der Treue geſchworen hätten, und dieſer blieb ſtandhaft, von Lebensgefahr umringt. Endlich ſprengte auch Albrecht heran. Sein Gebot an die Reuter und Landsknechte, und des ſächſiſchen Fürſten Gewicht bei den Ungern, bewirkten zuletzt wenigſtens einen Aufſchub des raſenden Beginnens, und die Anführer hielten einen ſchnellen Aufbruch des Markgrafen nach Rochlitz für nothwendig, um daſſelbe ganz zu verhindern.

Albrecht's Tapferkeit war berühmt; aber nie hat er ſeine Leidenſchaften bezähmt, und in der Nähe der Gefahr folgte er ihnen mit ſicherer Wolluſt. Wie durch einen Zauber gefangen erſchien er, ſobald er die Burg zu Rochlitz betreten hatte, wohin die ſchlaue Wittwe, Fürſtin Eliſabeth, unmittelbar nach ſeiner Ankunft zum ſchwelgeriſchen Gaſtmahle ihn einlud. Nun begann ein wollüſtiges Gaukelſpiel des Lebens, und der Markgraf vergaß des Krieges bei nächtlichen Tänzen an Eliſabeth's Hand, und des Lagers, indem er bis zu den Stunden der Frühe unter dem Gewühl der Larven ſchwärmte.

Wiewohl die Fürſtin ihm den Kelch der Vergeſſenheit reichte, handelte ſie ſchlau und beſonnen; ihre täglichen Berathſchlagungen mit dem Feinde blieben dem Feldherrn verborgen. Als er an einem Abend, von den Zechgelagen des Tages berauſcht, von einem tiefen Schlaf gefeſſelt lag, und die vornehmſten Führer ſeines kleinen Heeres in gleichen Zuſtand mit ihm verſenkt waren: hatte der Kurfürſt ſich aufgemacht, in die Gegend von Rochlitz zu ziehen. Auf dieſe Nacht war des Markgrafen Verderben mit der Fürſtin verabredet; der Ungeſtüm, womit der Abend hereinbrach, begünſtigte jede Verabredung. Genaue Kunde gelangte an Johann Friedrich, wo die Feldwachen ausgeſtellt waren. Sie wurden alle überfallen und gefangen genommen; kein Bote kam zum Markgrafen, und verkündete die nahenden Feinde. Ein Theil der kurfürſtlichen Reiterei ward vorausgeſandt, die Vorgegend der Stadt zu überfallen. Hier lag eine Menge der feindlichen Krieger. Wie der Morgen zu dämmern begann, ſtellten ſich einige Geſchwader markgräflicher Reiter und einige kaiſerliche Fähnlein den Kurfürſtlichen entgegen, und flohen zerſtreut oder zogen ſich in die Vorſtadt nach einem kurzen, aber ſehr ernſten Gefechte. Nun erhob ſich ein heftiges Getöſe; Albrecht ward aus dem Schlaf geſchreckt. Als er mit wenigen Gefährten zum Thore kam, fand er die Seinigen hart bedrängt, und den Feind nahe daran, in die Stadt zu fallen. Seine Gegenwart ſtärkte jene; er zog ſie, ſo viel möglich, aus dem Gewirre zuſammen. Jetzt langte der Kurfürſt mit ſeiner übrigen Macht an, und beſetzte ſogleich die Burg, auf welche Krieger zu legen, der Markgraf im Taumel des Lebens vergeſſen hatte. Das ſchwere Geſchütz, aufgepflanzt in ihr, wirkte ſchrecklich auf die hervorbrechenden Haufen Albrecht's; und die Kurfürſtlichen, wenn ſie zurückgedrängt wurden, hatten eine ſichere Zuflucht in der Burg Vorhof. Da eilte der Markgraf in die Stadt zurück, um ſeine zübrige Kriegsmacht herauszuführen. In Schlachtordnung ſtanden die Landsknechte auf dem Markte, und ſchrieen verwirrt durch einander nach Pulver. Selbſt damit waren ſie nicht einmal verſorgt. Ein Pulverkarren ward herbeigeführt. Ihm nahte ſich ein Knecht unvorſichtig mit Feuer; er flog in die Luft. Viele lagen getödtet umher; der letzte Vorrath von Pulver war verloren. Dennoch drängte ſich das Fußvolk zwiſchen die Reiter, dem Feinde zu widerſtehen wenigſtens hoffte man, die Stadt ſo lange zu behaupten, daß Herzog Moriz, der nicht ſehr entfernt ſtand, zur Rettung herbeieilen könnte. Aber ſchon waren viele Kurfürſtliche in die Stadt gedrungen, wahrſcheinlich nicht ohne Beihülfe der Bürger; aus vielen Häuſern ward auf die Markgräflichen geworfen und geſchoſſen. Albrecht ſelbſt hielt nun Rochlitz verloren, und ſuchte nur ſich zu retten. Glücklich kam er mit einigen Gefährten durch die Mulde; aber die Stadt, in einem Thal gelegen, war auf allen Seiten von Hohlwegen umgeben, die ſchon von Kurfürſtlichen beſetzt waren. Albrecht ſties auf ein Geſchwader derſelben, und wollte ſich durchſchlagen; aber von der Menge umringt, ſah er ſich erkannt. Viele Stimmen riefen ihm zu, daß er ſich gefangen geben und nicht muthwillig in den Tod ſtürzen ſollte. Herzog Ernſt von Lüneburg nahm ihn gefangen, und überlieferte ihn dem Kurfürſten, der nicht geringe Freude darob empfand, einen Helden, der zu den Tapferſten des deutſchen Vaterlandes gezählt wurde, einen von den wenigen evangeliſchen Fürſten und Rittern, die trotz aller Warnung unter kaiſerlicher Fahne wider ihre Glaubensgenoſſen geſtritten hatten, und den vertrauten Freund von Herzog Moriz in ſeiner Gewalt zu erblicken.

Sobald des Führers Unfall in der Stadt bekannt wurde, handelten ſeine übrigen Krieger wegen der Uebergabe, und Albrecht flehte den Kurfürſten, nicht länger wider ſie mit dem Schwerte zu wüthen. Da ward ihnen geboten, ſämmtliche Wehr abzulegen; ihre ganze Haabe wurde den Kurfürſtlichen zur Plünderung überlaſſen. Entwaffnet mußten ſie auf einem Platze ſich zu einem traurigen Haufen ſammeln, und ſchwören, binnen vier Monaten keinem andern Herrn den Soldateneid zu leiſten. Darauf wurde der Sitte gemäß einem jedem ſtatt ſeiner Waffen ein weißer Stab zur Wanderung gegeben. (März 2. 1547.)

Moriz war an dem Tage dieſes unglücklichen Ereigniſſes wirklich ausgerückt, um ſich mit Albrecht zu vereinigen. Allein beim Anfang des Ueberfalls der Vorſtadt zur fünften Frühſtunde hatte niemand Beſonnenheit genug gehabt, ſogleich Kunde davon an den Herzog zu ſenden. Auch vermuthete man den Ausgang nicht ſo unglücklich, als er wirklich erfolgte, und hatte deshalb auch keine Hülfe durchaus nothwendig geglaubt. Erſt durch Flüchtlinge hörte Moriz von dem Treffen, das am Mittage gänzlich geendigt war. Es wieder herzuſtellen war ihm nicht möglich; aber er ſtand eine Zeitlang bei ſich an, ob er das ermüdete kurfürſtliche Heer nicht zu einer neuen Schlacht zwingen ſolle. Die friſche Kraft ſeiner Krieger verſprach ihm ein Uebergewicht. Doch auf der andern Seite war für ihn alles in Sachſen verloren, wenn dies Treffen ein unglückliches Ende für ihn nehmen ſollte. Ueberdies konnte er ſich von jeder Verzögerung entſcheidender Schläge in dieſem Kriege großen Vortheil verſprechen, denn dadurch gewann er Zeit, die Ankunft des Kaiſers zu erwarten.

Dieſe Gedanken bewegen ihn zum Rückzuge, indem der Kurfürſt mit ſeiner Hauptmacht wider nach Altenburg aufbrach. Mit ihm begab ſich dahin Fürſtin Eliſabeth; von dort ging ſie nachher zu ihrem Bruder Philipp von Heſſen, denn ſie fürchtete die Nähe und Rache des Herzogs von Sachſen. *)

Die Folgen der Niederlage und Gefangenſchaft ſeines Freundes Albrecht von Brandenburg waren nicht alle zum Nachtheil für Moriz; ſondern auch von glücklichen Wirkungen für ihn begleitet. In ſeinem Lager hatte er auf die ſtrengſte Kriegszucht gehalten, und ſie war durchaus vonnöthen, wenn ihm Sachſen nicht ganz abwendig werden ſollte. Ein zügelloſes Volk waren die Krieger des Markgrafen, beſonders aber die kaiſerlichen Fähnlein, die er mit ſich brachte; denn ſie waren aus allen Nationen zuſammengefloſſen. Leicht konnte ihr Beiſpiel das Lager des Herzogs anſtecken, und die Ungern allem Zügel entreißen. Moriz fürchtete Albrecht's Krieger ſo ſehr, daß er nach der Niederlage deſſelben bei Rochlitz viele hundert, die mit weißen Stäben am Abend des unglücklichen Tages vor Chemnitz erſchienen, von der Stadt zu entfernen befahl, weil ihre Zügelloſigkeit die Beſatzung anſtecken könnte.

Ein anderer Vortheil der gänzlichen Zerſtreuung der Kriegsmacht des Markgrafen und ſeiner Gefangen-

---

*) Vita Mauritii. 1197—1206. Hortleder. B. 3. C. 65. 66. Sleidan. B. 18. C. 15.

ſchaft, lag darin, daß nun die ſpaltigen Grundſätze der beiden jungen Fürſten über die Art des Krieges nicht mehr verderblich werden konnten. So ungeſtümen und brauſenden Gemüthes Albrecht oft erſchien, beſaß er eine gewiſſe Weichheit des Sinnes, die ihn zu harten, doch nothwendigen Maaßregeln des Krieges nicht geneigt machte. Auch glaubte er keiner Vorſicht und fortdauernden Anſtrengung zu bedürfen, wenn er nur in großen Augenblicken ſeine ganze Kraft aufbot. Moriz dagegen berechnete ſchlau die Zukunft, und hielt ſeine Kräfte in ſteter Spannung. Er wußte von keinem Mitleiden oder unterdrückte es mit Gewalt, wenn ihm eine gewiſſe Härte als nothwendig einmal eingeleuchtet. Von Maaßregeln, die ihren Character trugen, und aus Vorſicht ergriffen waren, hatte ihn Albrecht ſchon während der kurzen Zeit, da ſie jetzt zuſammenlebten, abzuhalten geſucht. Sobald der Markgraf von ihm entfernt war, folgte er frei ſeinem Geiſte, welcher ihn gewiß gut führte. So war jener kaum nach Rochlitz abgegangen, als Moriz Verfügungen mit Zwickau traf, die als hart verſchrieen wurden. Die Stadt war nicht fern von dem Hauptlager des Feindes zu Altenburg, und dieſer ſtreifte häufig bis an ihre Thore, indem die Bürger nicht undeutlich verriethen, wie ſehr ſie dem Kurfürſten zugethan waren. Einem der Fahnenträger ſagte ſein Wirth in einem Wortwechſel: wenn die Kurfürſtlichen vor der Stadt wären, ſo wolle er die Fahne für den Feind ſchneller in den Händen haben, als der Fahnenträger das Banner wider den Feind. Zeichen der Art von dem Gemüth der Bürger kamen oft an **Moriz**. Da befahl er vorerſt alle Bürger aus den Vorſtädten von Zwickau zu treiben, und beſetzte dieſe mit ſeinen Kriegern. Dann aber ließ er kund thun, ihm drohe Gefahr genug von außen; eines Feindes in ſeinem Buſen bedürfe er nicht mehr. Alle verdächtige Bürger, welche ſich ſo ſehr nach ſeinem Feinde ſehnten, ſollten zu demſelben wandern, aber ihre Haabe zurücklaſſen. Ihre Frauen und Kinder durften die Auswandernden der Obhut der Stadt anvertrauen. *)

Mehr aber als alle übrige Vortheile, welche für **Moriz** dem Unglücke **Albrecht's** nicht entſtanden, galt der Aufruf dieſer Niederlage eines evangeliſchen Fürſten, der ihren Fahnen gefolgt war, an die öſterreichiſchen Brüder, daß ſie keinen Augenblick zögern ſollten, den Herzog von Sachſen hinlänglich zu unterſtützen. Unterlag dieſer, ſo ſtand der Kurfürſt mit einer Macht da, wider welche der Kaiſer, wenn er ſiegreich aus dem Oberlande herabzog, vielleicht vergebens kämpfen mochte. Der Mittelpunct für die evangeliſchen Kräfte lag doch der öffentlichen Meinung nach im kurſächſiſchen Hauſe, und ſicherer, wie je, konnten ſie ſich alsdann demſelben anſchließen. Auch wurden die Bewegungen unter den Böhmen wider das Haus Habsburg von dem Augenblicke an furchtbarer, da der ſiegreiche Kurfürſt, von allem Feinde in den ſächſiſchen Provinzen befreit, den böhmiſchen Ständen die Hand bieten konnte.

---

*) Vita Mauritii. 1102. 1103.

Dieſer lezte Vortheil, welcher dem Herzog aus Albrecht's Niederlage entſpringen mußte, war der Art, daß er eben durch jeden Gewinn, welchen der Feind aus derſelben zog, bedeutender wurde. Darin lag auch der einzige Troſt bei den nächſten Begebenheiten. Der Kurfürſt war nach ſeinem Siege unternehmender geworden, und richtete zuerſt ſeinen Blick auf die Städte der Bergwerke. Eine fiel nach der andern in ſeine Gewalt. Zum Theil ergaben ſie ſich, ſobald ſie durch ein Schreiben von ihm dazu aufgefordert waren. Der Rath weigerte ſich freilich in einigen Städten, dem Kurfürſten ſich ſo gehorſam zu bezeigen, weil er ſchon mehr Ahndung von dem Plan und Geiſte des Herzogs Moriz hatte; aber das rohere Volk hielt dieſen durchaus für einen Verräther der Religion, und riß in Meißen die Regierung an ſich. Jede obrigkeitliche Perſon, die Treue für Moriz bewahren wollte, ſchwebte in den größten Lebensgefahren.

Der junge Fürſt war mit einer Hülfe an Reuterei, welche ihm König Ferdinand geſchickt hatte, nach Dresden gezogen. Chemnitz war ihm nach dem Verluſt von Rochlitz kein bequemer Standort mehr. Dennoch war ihm dieſer Ort noch zu wichtig, als daß er nicht mit beſonderer Freude hätte vernehmen ſollen, wie ſtandhaft die Obrigkeit deſſelben jede Aufforderung des Kurfürſten zur Uebergabe der Stadt abwies. Nur ohne baldige Hülfe von Moriz, hieß es, werde man nicht lange gegen die Uebermacht des Feindes beſtehen. Der Herzog verſprach ſie ihr, und ſandte unmittelbar darauf die Kunde, daß zwiſchen ihm und dem Kurfürſten ein Waffenſtillſtand geſchloſſen wäre. Wider allen Vortheil auf ſeiner Seite hatte ſich Johann Friedrich zu demſelben bereden laſſen, ob durch Verhandlung die Fehde zwiſchen den ſächſiſchen Fürſten geſchlichtet werden könne. Moriz wollte offenbar nur Zeit gewinnen, um die Ankunft des Kaiſers erwarten zu dürfen; er wußte recht gut, daß der Kurfürſt keine Bedingungen des Friedens eingehen werde, die ſeinem Zweck entſprächen. Auch durfte er, ohne ſeinen ganzen Plan zu zerſtören, nur mit Bewilligung des Kaiſers eine vollendete Uebereinkunft mit dem Kurfürſten treffen. Daher gab er ſeinen Geſandten, welche zu dem Friedensgeſpräche bevollmächtigt wurden, den Befehl, ſich auf keine Bedingung einzulaſſen; und es ward ihnen um ſo leichter, ihm nachzukommen, da die kurfürſtlichen Bevollmächtigten übertriebene Forderungen machten.

Auf ſolche Weiſe gewann Moriz zwar einige Zeit, wo er nicht von der Uebermacht des Kurfürſten bedrängt wurde; aber kaum war ſie verfloſſen, ſo erlag er demſelben faſt auf allen Puncten. Chemnitz mußte ſich ergeben, und endlich war alles Gebiet der ſächſiſchen Provinzen in des Kurfürſten Gewalt, bis auf die Städte Leipzig, Zwickau, Dresden und Pirna. Wohin er zu Beſitzungen derjenigen Stände kam, welche das Schreiben der Landſchaft an ihn unterzeichnet hatten, vollzog er die gedrohte Rache. *)

Wahrſcheinlich hätte Johann Friedrich nicht ſolche Fortſchritte gemacht, wenn ihn nicht die Bewegungen in Böhmen begünſtigt hätten. Schon mochten die Stände dieſes Reiches beim Ausbruch der Feindſeligkeiten in Sachſen es ungern ſehen, daß zu den Fahnen des Herzogs Moriz böhmiſche Hülfsvölker ſtießen; denn ſie waren in Freundſchaft mit Kurſachſen, und ſahen gleichfalls in dem Herzoge einen Feind der neuen Lehre, welcher auch ſie größtentheils geneigt waren. Aber ihr Unmuth ſtieg, als Ferdinand ſie aufbot, neue Hülfe an Moriz zu ſenden.

Wirklich trieb dieſes Aufgebot ein großes Heer zu Leutmeritz zuſammen. Allein die Oberſten deſſelben ſcheinen ſelbſt dazu beigetragen zu haben, daß es ſich wieder zerſtreute, dem Wunſch der Stände gemäß; denn Ferdinand ließ viele von ihnen gefangen ſetzen und einige enthaupten. Ein neues Gebot beſchied den ganzen Adel und die Bürger der Städte auf einen gewiſſen

---

*) Vita Mauritii. 1132. 1207—1209.

Tag in Rüſtung zu erſcheinen. Als dieſer Befehl an die Kirchenthüren in Prag angeſchlagen wurde, entſtand in der ganzen Stadt ein großes Geſchrei, daß das Gebot ungerecht und eine Verletzung der alten Freiheiten der Nation ſey. Ueberdies geſchehe dieſer Bruch in dieſelben darum, daß die Böhmen den frommen Kurfürſten von Sachſen und die chriſtliche Religion bekämpfen ſollten, zu welcher ſie ſich ſelbſt bekannt hätten. Vergebens verſicherte dagegen Ferdinand, daß der Kurfürſt nur als ein Empörer wider Kaiſer und Reich bekriegt werde. Die Bewegungen der Hauptſtadt wurden ſo furchtbar, daß er ſie mit ſeinem Sohne verließ, und ſich nach Leutmeritz begab. Bald nachher ſchloſſen die Stände einen Bund zur Vertheidigung ihrer Freiheit. An die Spitze der Ausſchüſſe, welche die Reichsverwaltung übernahmen, ward Caſpar von Pflug geſtellt. Es bekam allen Anſchein, als werde man nach Ferdinand's Krone greifen.

Auf Rettung durch die Böhmen konnte Moriz alſo gar nicht rechnen. Vielmehr ſchien zwiſchen ihnen und dem Kurfürſten eine genaue Verbindung zu entſtehen. Böhmiſche Geſandte kamen zu dieſem, und thaten kund, daß ihre Nation bereit ſey, ihm Hülfe wider Jedermann zu leiſten. Gegen ihren Willen habe Ferdinand ihn mit Krieg überzogen; aber dafür hätten ſie den König auch verbannt. Nur möchte einige Kriegsmacht des Kurfürſten in das böhmiſche Land ziehen;

damit etliche mächtige Stände, welche ſich dem Willen der Nation fügen wollten, in Furcht geſetzt würden.

Der Kurfürſt gab ſogleich ſeinem Feldherrn **Thumbshirn** Befehl, in Böhmen einzurücken, und wirklich bezeigte ſich das gemeine Volk der Gegend, wohin er kam, ſehr erfreut über ſeine Ankunft. Aber ſie hatte auf viele angeſehene Männer auch die Wirkung, daß ſie, wiewohl wider **Ferdinand** aufgebracht, nichts mehr wider ihn unternahmen, weil die Gegenwart der kurfürſtlichen Krieger ihnen gleichfalls für die Freiheit des Vaterlandes gefährlich däuchte. *)

Dieſe Bewegungen der Böhmen wider **Ferdinand** waren dem Herzoge von Sachſen nicht nur deshalb nachtheilig, weil die Hoffnung auf eine mächtige Unterſtützung ihm dadurch vernichtet wurde, und ſeinem Gegner neue Kraft daher zuwuchs, ſondern ſie konnten zuletzt noch bewirken, daß ihm und dem römiſchen Könige nicht einmal vergönnt war, ſich mit dem Kaiſer zu vereinigen, wenn derſelbe aus dem Oberlande an die böhmiſche Gränze zog. Er beſchloß daher nebſt ſeinem Bruder **Auguſt**, ſich ſchnell mit König **Ferdinand** zu vereinigen. Aber kaum hatten ſie die böhmiſche Gränze betreten, ſo ſchrieben die Stände an den

---

*) **Hortleder**. B. 3. C. 64. **Sleidan**. B. 19. C. 6. Vita Mauritii. 1207. 1208.

König, daß er das ausländiſche Kriegsvolk hinwegthun ſolle; es ſey ein neues und gefährliches Ding um daſſelbe. Den ſächſiſchen Fürſten meldeten ſie, wenn es ihnen gefiele, ohne Schaden aus Böhmen abzuziehen, ſo möchten ſie eilen. Unter mancherlei Gefahren, indem ſie öfters Hohlwege und weite Strecken überwinden mußten, bei den Burgen feindlich geſinnter Ritter vorüber, gegen welche ſie wegen der Päſſe nur wenig Geſchütz mit ſich führen konnten, kamen die drei Fürſten am Ende des Märzmonates nach Eger, und harrten hier des Kaiſers; **Ferdinand**, um durch ihn das Reich Böheim, wo nur einige Städte ihm noch anhingen, wieder in ſeine Gewalt zu bringen, **Moriz**, um ſein Fürſtenthum durch ihn wieder zu erobern. *)

Kaiſer **Carl** war zu Nürnberg mit großem Triumph empfangen. Er mußte hier einige Zeit Raſt halten, weil ſeine Geſundheit überaus geſchwächt war, und er auf dieſem Puncte ſein zerſtreutes Kriegsvolk ſammeln wollte. So hart bedrängt ſeine Bundesgenoſſen **Ferdinand** und **Moriz** waren, hatte er für den zweiten Krieg, zu welchem er jetzt ziehen wollte, doch eine weit glänzendere Ausſicht, als beim Anfange des erſten. Den herrlichſten Ruhm trug er aus dieſem zu jenem über. So manche Lorbeeren er vor dem oberländiſchen Feldzuge ſich auf dem Gebiete des Kriegsruhmes erworben,

---

*) **Sleidan.** B. 19. C. 5. Vita Mauritii. 1209. 1210.

hatten deutſche Fürſten, hatten evangeliſche Mächte ihre Kraft noch nicht mit der ſeinigen gemeſſen. In dem ſächſiſchen Feldzuge ſollte er nun mit einem Fürſten ſchlagen, welcher ihn kaum gleichſam unüberwindlich gefunden hatte.

Einem Abenteurer glich der Kaiſer, als er ängſtlich im Oberlande die Kriegsſchaaren erwartete, die er zu ſich beſchieden hatte, und ſeine Rettung gegen die große ungeſchwächte ſchmalkaldiſche Macht einzig in ſeinem Gemüth und den Fehlern des Feindes entdeckte. Jetzt kam er mit dreißig tauſend Mann Fußvolk und mit fünf tauſend auserleſenen Reutern, mit einem Heere, welches die Blüthe von drei Nationen, der deutſchen, ſpaniſchen und italieniſchen heißen konnte, daher gezogen. Einige leichte ungeriſche Reuter ſandte er ſeinem Heere vorauf, daß ſie alle Pilger, welche ſie auf den Landſtraßen nach Meißen fanden, zurückhalten, und jede Nachricht, welche zum Kurfürſten von ſeinem Zuge kommen könnte, gleichſam abſchneiden ſollten. Dies gelang auch ſo gut, daß er ſchon bei Eger ſtand, und ihn der kurfürſtliche Hof noch in Oberdeutſchland glaubte. Der gemeine Mann in Sachſen, wie endlich das Gerücht von der Nähe des Kaiſers erſcholl, behauptete ſogar, Moriz hätte einige Kriegsſchaaren geſammelt, und einen Betrüger an die Spitze geſtellt, welchen er Kaiſer nenne. Thumbshirn ſelbſt, der vornehmſte kurſächſiſche Feldherr, ſtand in der Nähe von Eger, und ſchickte nicht einen einzigen Kundſchafter aus, um ſich von dem Grunde der verbreiteten Gerüchte zu belehren.

Unter den verheerenden Regenſtrömen des ſiebenten Tages im April kam Carl nach Eger. Ferdinand und Moriz waren ihm entgegen gereiſet, faſt Flüchtlingen ähnlich. Nur einem zahlreichen Gefolge glich die Kriegsmacht, welche ſie mit ſich führten. Heiter begingen die beiden öſterreichiſchen und die beiden ſächſiſchen Brüder das Feſt der Oſtern zu Eger. *)

---

*) Sleidan. B. 19. C. 10. Vita Mauritii. 1209. 1210. Avila. B. 2. C. 162—171.

Viertes Capitel.

Inhalt.

Carl's Schreiben von Eger aus. Kriegsbedenken im kurfürſtlichen Lager. Des Kaiſers Aufbruch von Eger. Schlacht bei Mühlberg. Der Kaiſer und Johann Friedrich vor Wittenberg.

An demſelben Tage, da Kaiſer Carl nach Eger gekommen war, erließ er nochmals ein Schreiben an die Stände des Reichs überhaupt, und beſonders in Kurſachſen, Meißen und Thüringen, daß niemand dem geächteten Johann Friedrich von Sachſen helfen ſolle, durch welche Verpflichtungen er auch bisher mit demſelben verbunden geweſen. *) Zugleich ſchrieb er auch den Ständen in Böhmen, daß ſie ihm Proviant und andere Kriegsbedürfniſſe liefern, und dann wieder

---

*) Hortleder. B. 3. C. 63.

heimziehen ſollten. *) Beide Befehle wirkten wenig, bahnten aber dem Kaiſer, ſobald er Sieger wurde, den Weg zur Rache.

Indem der Feind von Eger aufbrach, war im kurfürſtlichen Lager eine ſchwierige Berathſchlagung, ob daſſelbe an der Elbe bleiben oder ſich ſonſt irgend wohin wenden ſollte. Noch wußte man nicht, wohin der Kaiſer ſeinen Zug richten werde; noch hatte man keine beſtimmte Nachricht, ob die Böhmen nicht zum Vortheil des Kurfürſten bald wider die öſterreichiſchen Brüder ziehen würden. So lange man beides nicht wüßte, war des Kriegsrathes Meinung, dürfte man den Elbſtrom nicht verlaſſen. Zöge der Feind gerade auf den Kurfürſten ſelbſt, ſo wäre es ein großer Gewinn für dieſen, den Strom zu beherrſchen, und den Kaiſer an demſelben lange aufzuhalten. Die Brücke bei Meiſſen müßte man ſogleich abwerfen; die Fahren konnte man hin und wieder verſenken; der Kurfürſt ſelbſt ſey durch ſeine Schiffsbrücke hinlänglich verſehen. Aber dagegen, fuhr der Kriegsrath fort, drohe eine große Gefahr, weil viele Reiſige des Kurfürſten oder viele der Kreisreuter aus ſeinem eigenen Lande verlauten ließen, daß ſie nicht bei ihm verharren würden, wenn die Spanier und das übrige ausländiſche Kriegsvolk in ihr Land kämen; denn ſie müßten dann auf ihrem Heerde daheim ſeyn,

---

*) Sleidan. B. 19. C. 10.

damit ihnen Weib und Kind ungeſchändet blieben: Auch die Soldreuter bezeigten ſich unwillig, und würden bei Mangel an Zahlung des Soldes nicht ausharren. *)

Die Stimmung im kurfürſtlichen Lager war auf der einen Seite höchſte Sorgloſigkeit, vorzüglich bei Johann Friedrich ſelbſt, der ſich noch immer den Kaiſer entfernt dachte, theils Erkaltung der Gemüther für dieſen Fürſten und Nichtachtung der Gefahr des Vaterlandes und der Religion, weil jeder einzelne nur an die Gefahr für ſeinen Heerd und ſeine Angehörigen dachte. Außerdem war das Heer, mit welchem der Kaiſer nahte, auch an Zahl der Krieger dem kurfürſtlichen weit überlegen; denn Thumbshirn war noch entfernt, und die Beſatzungen, welche in die eingenommen Städte des Herzogs Moriz gelegt waren, hatten das Lager ſehr geſchwächt.

Kaiſer Carl hatte, indem er eilte, dem Feinde unter die Augen zu ziehen, nur die Sorge, daß dieſer das Feld verlaſſen und ſich mit ſeiner ganzen Macht in ſeine feſten Städte lagern möchte. Lange im feindlichen Sachſenlande zwiſchen uneroberten Feſtungen mitten im Winter zu liegen, wäre für das kaiſerliche Heer unmöglich geweſen, zumal da der Ausſchuß, der jetzt Böhmen

---

*) Hortleder. B. 3. C. 68.

regierte, wirklich den Tag nachher, als Carl von Eger abzog, die Stände des Reichs aufgeboten hatte, den Bund mit dem Kurfürſten zu erfüllen, und ihm zu Hülfe zu ziehen. *)

Allerdings konnte ſich Johann Friedrich gegründete Hoffnung machen, daß er in ſeinen feſten Städten, die mit den Bedürfniſſen des Krieges auf lange Zeit verſorgt waren, ohne einen Schwertſtreich zu thun, den Kaiſer werde zwingen können, Sachſen bald zu verlaſſen. Allein vielleicht wollte er dieſes auf keinen Augenblick dem Feinde preisgeben: er hielt es immer für ſchmählig, ſich nicht zu ſchlagen, in die bloße Tapferkeit ſetzte er faſt ſeine ganze Kriegskunſt; die unſelige Verblendung, die aus dem Verhältniß ſeines Characters zu den Zeitbegebenheiten entſprang, und den ganzen oberländiſchen Krieg hindurch auf ihm ruhte, drückte ihn auch jetzt nieder.

Ohne Raſt hatte Carl den Zug von Eger bis in die Nähe von Meißen vollendet; nur drei Meilen ſtand er am zwei und zwanzigſten Tage des Aprilmonates von dieſer Stadt entfernt. Bei ihr lag Johann Friedrich mit ſeinem Kriegsvolke, harrend auf den Zuzug der Böhmen und ſeines Feldherrn Thumbs-

---

*) Sleidan. B. 19. C. 12. Avila. B. 2.

hiin; auch konnte er von hier ſich leicht nach Wittenberg retten..

Indem der Kaiſer den Befehl kund gethan hatte, auf Meißen zu ziehen, Brücken über die Elbe zu ſchlagen, da der Feind die Brücken der Stadt verbrannt hatte, und mit den Sachſen zu kämpfen, kam die Nachricht, daß dieſe aufgebrochen wären, und wie es ſcheine, auf Wittenberg zögen. Dies war ihm um ſo unangenehmer, da er ſeinem Volke, welches von dem ununterbrochenen Zuge ermüdet war, einen Raſttag vergönnt hatte. Welche Gefahr auch der Uebergang über die Elbe bringen mochte, er war entſchloſſen, den Feind zu ereilen.

Bald berichteten ihm ſeine ausgeſandten Kundſchafter, daß der Kurfürſt ſich auf das Städtchen Mühlberg gezogen und dort ſein Lager aufgeſchlagen habe. Sogleich gab Carl ſeinen Kriegern, deren Raſttag ſich kaum zum Abend neigte, den ſtrengſten Befehl, mit Geſchütz und Schiffsbrücke, ehe die Nacht hereinbreche, ſich auf den Weg zu machen, um ſogleich am folgenden Morgen den Uebergang über den Fluß zu bewerkſtelligen. Vergebens hatten ihm viele der Anführer ſeines Volkes die Unmöglichkeit vorgeſtellt, über oder durch einen Strom, wie die Elbe zu kommen, indem am jenſeitigen Ufer der Feind mit Geſchütz ſtand. Er beharrte bei der ſchleunigſten Vollziehung ſeines Befehls und brach um Mitternacht mit dem ganzen Heer auf. Die nächtliche Finſterniß ward durch einen ungewöhnlich ſtarken Nebel noch vermehrt; ein Geſchwader gerieth in das andere; niemand wußte, auf welchem Wege er zog. Selbſt der Kaiſer ward unmuthig, und klagte über den Nebel, der ihm ſolche Ueberlaſt bringe, da ſie eben vor dem Feinde wären. Endlich zogen ſich die Dünſte allmählig empor; die Elbe ſchimmerte wieder dem kaiſerlichen Heere; es ſah ſogar über den Strom hin feindliche Gezelte.

Als die Ungern und Spanier am Geſtade der Elbe umherſchwärmten, als ſie und die Kurfürſtlichen ſchon hinüber und herüber ſchoſſen, brachte man eilig dem Kurfürſten die Nachricht, daß der Kaiſer ihn überfallen werde, wenn er nicht ſchleunigſt nach Wittenberg ziehe. Es war Sonntag, und der fromme Johann Friedrich wohnte dem Gottesdienſte bei; er wollte denſelben nicht unterbrechen. Auch behauptete er, noch drohe keine Gefahr, denn der Kaiſer ſey gewiß nicht in der Nähe; nur Krieger von Moriz wären jene Schwärme, und darum fürchte er ſie keineswegs.

Ehe der Kaiſer ſelbſt das Geſtade der Elbe betrat, langten bei Johann Friedrich noch Boten von Moriz an, man weiß nicht, ob über Meißen und auf welche Weiſe. Der Herzog bat ihn, noch jetzt, da der Kaiſer nur durch den Strom von ihm geſchieden ſey, ſich demſelben zu unterwerfen; er ſelbſt biete ihm noch zum letztenmal vetterlich Rath und That an. So wollten ſie noch alles zu einem gewünſchten Ende bringen. Ihm wenigſtens wäre Friede ſo viel theurer als Fehde; und gar bei einem einheimiſchen Kriege wäre der Gefahr und Mühſeligkeit eine große Ueberlaſt.

Auf dieſe Bitte entgegnete der Kurfürſt, daß es ihm noch nicht gefalle, den Kaiſer um Verſöhnung zu flehen, denn drei große Vortheile habe er gegen die Feinde, einen tiefen Strom, einen langen dichten Wald, und die Feſte Wittenberg in der Nähe; dieſe Vortheile würde er nicht ungebraucht laſſen. Was der Herzog ihm durch ſeine Boten als Troſt habe kund gethan, ſey der Art, daß es ein Labſal für ſolche ſeyn möchte, die mit dem Tode rängen.

Die Vortheile des Feindes entgingen dem Kaiſer keinen Augenblick. Als er mit ſeinem Bruder an das Geſtade kam, und die Stellung der Kurfürſtlichen am jenſeitigen Ufer beobachtete, ging ſein Urtheil dahin, daß keine Möglichkeit wäre, hinüber zu gelangen, wenn man nicht ſeichte Stellen entdeckte, an welchen man ſich ohne Gefahr in die Fluthen begeben könnte.

Nach einer kurzen Ruhe in einem nahen Hauſe ritt er mit ſeinem Bruder und Moriz am Ufer entlang, und dieſer bot ſelbſt ſeine Kunde des vaterländiſchen Stromes auf, um Fürthen zu entdecken. Da ſtieß er auf den Herzog von Alba, der einen Jüngling aus dem letzten Dorfe brachte, von welchem man dieſen Morgen ausgezogen war. Moriz forſchte nach der Ausſage des Bauers über die Fürthen der Elbe, und vernahm zugleich von demſelben, daß die Kurfürſtlichen ihm in den vorhergehenden Tagen zwei Pferde geraubt hätten, für deren Verluſt er durch ſeine jetzige Anzeige ſich rächen wollte.

Allein in der Gegend, wo die Fürthe ſeyn ſollte, ſtand jenſeit der Feind vorzüglich ſtark gerüſtet, um den Durchgang zu verwehren. Seine Schiffsbrücke war in drei Theile aufgelöſet, welche er leicht lenken und vor jeder Laune des Stromes bewahren konnte. Das Geſtade, das er beſetzt hielt, war ungleich höher, als das entgegenſtehende; durch Gräben und Anhöhen waren ſeine Hackenſchützen gedeckt; vom Schloß und Städtchen her drohte ſein Geſchütz, ſelbſt in der Gegend der Fürthe gingen die Fluthen mit Ungeſtüm.

Ein Schiffsbrücke zu ſchlagen, und von ihr das Treffen mit dem Feinde zu beginnen, ſchien dem Kaiſer gleichfalls unmöglich, weil ein großer Theil der Kurfürſtlichen noch auf Schiffen war und jedes beginnende Werk leicht zerſtören konnte.

Da drangen tauſend ſpaniſche Hackenſchützen faſt ganz entkleidet in das Waſſer um dem Feinde nahe zu kommen, und ihn von den Schiffen zu verdrängen. Sie ſchoſſen hart auf denſelben, aber waren dem ganzen Feuer ſeines Geſchützes bloßgeſtellt. Der Kaiſer ließ noch tauſend ſpaniſche Hackenſchützen ins Waſſer vordringen, und das Scharmützel ward immer heftiger. Schon verließ ein Theil der Kurfürſtlichen die Schiffsbrücke, und einzelne Schiffe wurden ſchon von ihnen ſelbſt in Brand geſteckt. Indem verſuchten des Kaiſers Krieger auch ihre Schiffsbrücke am Geſtade einzurichten, aber der Fluß war viel zu breit, um ſie mit Vortheil gebrauchen zu können. Wir werden den Feind nicht beſiegen, ſagte Carl, wenn wir ihm ſeine Brücke nicht nehmen. Da warfen zehn Spanier ihre letzte Kleidung von ſich, nahmen ihre Schwerter zwiſchen die Zähne, ſchwammen durch den Strom unter dem Kugelregen des Feindes, ergriffen einige Fahrzeuge deſſelben, würgten ihre Mannſchaft, führten die Schiffe zu ihrem Heer und brachten in ihnen mehrere ſpaniſche Hackenſchützen hinüber. Den Kurfürſtlichen ſank das Herz, als nach dieſem Wageſtücke ſie an ihrem Geſtade ſchon Spanier ſich ausbreiten ſahen.

Jetzt brachte auch der Herzog von Alba den Bericht, daß die angezeigte Fürthe hinlänglich geprüft ſey, und man ohne Gefahr den Strom durchwaten werde. Ueberdies wohne der Kurfürſt noch nach lutheriſchen Gebrauch einer Predigt bei.

Die ſpaniſchen Hackenſchützen ſenkten ſich von neuem allenthalben ins Waſſer, und ſchoſſen auf den Feind, um die Reuterei vom kaiſerlichen Heer zu decken, welche nun den Durchzug begann. Jeder Reuter mußte einen des Fußvolkes hinter ſich nehmen. Der junge Bauer, welcher die Fürthe angezeigt hatte, war als Wegweiſer an der Spitze des ganzen Zuges; mit ihm waren einige Reuter von Moriz. Dann folgten die Ungern, dicht an einander gedrängt, weil ihre Pferde zu ſchwach waren, um einzeln nicht vom Strom weggeriſſen zu werden. Herzog Moriz und Alba zogen zuſammen hinüber, zwei Schutzgeiſter des Heeres, welchen der oberſte Führer deſſelben, ſeinen Bruder Ferdinand und deſſen Geſchwader vorauf, an beiden Geſtaden bewundert folgte. Von des Kaiſers blankem vergoldetem Harniſch und geſtickter Feldbinde und karmeſinrother Roßdecke glänzte weit hin kriegeriſches Schrecken; ſein muthiges andaluſiſches Roß und ſeine deutſche Sturmhaube und mehrere Theile ſeiner Kleidung und Rüſtung erinnerten an Spanien und Deutſchland und andere Länder, die alle ſeinem Scepter gehorchten. Der Verräther der Fürthe, nachdem er dem erſten Zuge den Pfad angezeiget, hielt ſich dicht vor dem kaiſerlichen Roſſe. Zwei Pferde und hundert Kronen waren ſeine Belohnung. Aus der eigenen Brücke und den erbeuteten kurfürſtlichen Schiffen machten die Kaiſerlichen nun eine Schiffsbrücke, und das ganze übrige Heer zog bequem hinüber.

Die meiſterhafte Ordnung dieſes Zuges war vorzüglich des Herzogs Moriz Werk; er hatte darauf gedrungen, daß nur ſchnell alle Reiſige in Schlachtordnung hinüberſtrebten, damit der Feind nicht ſeine Feſte erreichte; denn der Kurfürſt war, als er endlich die Möglichkeit eines glücklichen Ueberganges des Kaiſers nicht mehr bezweifeln konnte, in Haſt mit ſeinen Reiſigen aufgebrochen, und hatte ſeinem Fußvolke, welches voranzog, den Befehl geſandt, ſtürmiſch zu eilen; wenn es aber vom Feinde erreicht würde, am Walde eine ſolche Stellung zu nehmen, daß es der Uebermacht Troß bieten könnte. Die Reiſigen mußten mit der leichten Reuterei des Kaiſers, von welcher ſie ſchon ereilt waren, unaufhörlich kämpfen und alles aufbieten, um durch kleine Gefechte dieſelbe zurückzudrängen, damit das Fußvolk Zeit gewinne.

Nicht weniger trieb der Kaiſer ſein Heer, das allmählig über die Elbe kam, zur Eile des Nachzuges, indem er ſelbſt dem erſten Vortrabe der Reuter nachritt. Aber ſelbſt in dieſer Eile vergaß er auch keines Gegenſtandes, wodurch die ſpaniſchen Reiſigen mehr befeuert werden konnten. Als er an dem Wege ein Crucifix erblickte, welches mit der Kugel eines Handrohres durchſchoſſen war, ſchlug er die Augen gen Himmel und rief: „Du himmliſcher Vater, biſt gewaltig, ſolchen Frevel zu ſtrafen.

Weil der Feind ſo haſtig zog, daß der Kaiſer unmöglich ſein Fußvolk und Geſchütz erwarten konnte, war es ſeiner planmäßigen Kühnheit nicht zuwider, wenn Moriz und Herzog Alba beſchloſſen, blos mit der Reuterei den Kurfürſten zur Schlacht zu zwingen.

Als dieſer inne wurde, daß er ihr nicht entgehen könne, ließ er in der Gegend der Lochauer Haide ſein Fußvolk in Schlachtordnung treten. Bis auf ſechstauſend Mann belief ſich daſſelbe; ungefähr dritthalbtauſend Reuter mochten mit ihm ziehen. Auf fünftauſend ſchätzte man die kaiſerliche Reuterei, welche zum Treffen nahe war. An grobem Geſchütz fehlte es beiden Theilen; das kaiſerliche war noch dahinten, das kurfürſtliche ſchon vorauf gen Wittenberg.

Johann Friedrich, der wegen der Laſt ſeines Körpers ſich nicht zu Roß halten konnte, ſondern auch während der Gefechte von einem Wagen her anführte, gab in ängſtlicher Haſt ſeine Befehle bald hier, bald dort, und unter ihm ermahnte Georg von Reckenrod, der dem Kaiſer verhaßt war, weil er unter den franzöſiſchen Fahnen muthig wider ihn gefochten hatte, das Heer zu treuer Tapferkeit für ſeinen Fürſten.

Anfänglich hielt Johann Friedrich den Vorzug unter Alba und Moriz für die ganze feindliche Reuterei; das Mitteltreffen oder den gewaltigen Haufen, und den Nachzug bemerkte er nicht, weil ſie in Staubwolken verhüllt waren. Aber es blieb ihm nicht lange verbergen, daß der Kaiſer ſelbſt und der römiſche König mit denſelben in der Nähe hielten. Carl ritt auch ſogleich zum Vorzuge, und redete aus friſchem, fröhlichem Gemüthe mit ſeinem Liebling Moriz. An dieſem Tage, der für ſie beide ſo viel entſcheiden ſollte, ſuchte er ihn in der Nähe zu beobachten, und der junge Fürſt zeigte auch in dieſen Stunden eine Heldenſeele.

Der Kurfürſt hoffte, daß ſein Fußvolk durch den anſtoßenden Wald und Sümpfe gedeckt, und ſeine Reuterei, die wenigſtens halb ſo ſtark, als die kaiſerliche war, ſich bis zur Nacht doch halten würden, in deren Dunkelheit er nach Wittenberg entkommen möchte. Allein ſelbſt zu dieſer Hoffnung war er nicht berechtigt, weil er nicht die hegte, den Feind zu ſchlagen.

Jetzt gab der Kaiſer Befehl, daß die Ungern und die übrigen leichten Reuter gegen die feindliche Ordnung hin auf die Fußknechte ſprengen ſollten; aber der Feind drückte tapfer auf die leichten Pferde. Da ſtürzten Alba und Moriz mit neapolitaniſchen Reutern und ſächſiſchen Schützen auf die feindliche Gewalt. Indem die kurfürſtlichen Schützen zu Roß und Fuß auf einmal gegen ſie abgeſchoſſen hatten, und nicht gleich wieder gefaßt waren zu ſchießen, ſetzte Moriz unter ſie mit ſeiner Vorwart und zwei Schützenfähnlein, und erſchlug mit eigener Hand mehrere vom Adel. Da wandte ſich zur Flucht die ganze kurfürſtliche Reuterei, und warf ſich auf das Fußvolk und trennte die Ordnung deſſelben. Dennoch ſtrebte es ſich wieder zu ſammeln, und tiefer im Holz eine neue Stellung zu behaupten. Aber allenthalben ſah er ſich mit verfolgenden feindlichen Reutern untermiſcht. Die ungeriſchen Huſaren begannen ſchon ihr Gemetzel. Herzog Moriz war mitten unter dem Feinde. Ein kurfürſtlicher Schütze drängte ſich an ihn, zielte, aber die Büchſe verſagte ihm, er ward von den Pferden der Begleitung des Fürſten zertreten, und dieſer entging diesmal dem Schickſal des Krieges.

Mit dem lauten Ruf: Hiſpania! dem ſchrecklichſten Worte für die evangeliſchen Deutſchen, ſprengten die leichten Reuter vorwärts, als ſich nun auch die Fußknechte in die Flucht ſchlugen. Weggeworfene Waffen und Wehr, und Leichenhaufen, und der Kampf wider einzelne, die noch Widerſtand leiſteten, hemmten bisweilen die Verfolgung. Von Koßdorf bis gen Falkenburg und Beiersdorf vor der Lochauer Haide erſtreckte ſich nun die Wahlſtätte. Ungefähr dreitauſend kurfürſtliche Fußknechte ſollen ſie bedeckt haben; man ſah einzelne kaiſerliche Reuter, die funfzehn Gefangene um ſich her hatten.

Von dem Strome der Fliehenden war einer der Söhne des Kurfürſten, gleich dem Vater Johann Friedrich genannt, fortgezogen worden; aber auch er ward von der leichten feindlichen Reuterei erreicht. Sich nicht zu ergeben, ſchlug er ſich tapfer; eine Wunde in die rechte Hand, eine andere ins Haupt beraubten ihn ſeiner Kraft. Er ward vom Roß heruntergeſchlagen, doch niederſinkend erſchoß er noch den nächſten Feind. Von Kurfürſtlichen, die heranſprengten, wieder auf ſein Roß geworfen, entkam er glücklich nach Wittenberg.

Sein Vater ſelbſt, als er ſeine Reuterei flüchtig und ſein Fußvolk allenthalben durchbrochen ſah, ergriff die Flucht mit dem ganzen Gefolge ſeiner Perſon. Weil er im Wagen nicht zu entkommen hoffte: ſo hob man ihn auf einen großen frieſiſchen Hengſt. Aber dennoch ward er von einem vermiſchten Haufen deutſcher, ſpaniſcher und ungeriſcher Reuter eingeholt. Er wehrte ſich tapfer, um der Gefangenſchaft zu entgehen; die Ungern drängten ſich am nächſten an ihn; einer gab ihm eine Wunde in die linke Wange. Da brach einer von den vertrauten Rittern des Herzogs Moriz, der Edle Thilo von Trodt, durch die Ungern, drängte ſie zurück, und ſprach zu dem Kurfürſten, daß er ſich ergeben möchte; denn dahin ſey es gekommen, daß er ſich ohne dies nicht retten könnte. Als Johann Friedrich die deutſche Rede vernahm, ſagte er: „ich will mich keinem gefangen geben, als einem Deutſchen!“ und zog zwei Ringe von den Fingern, die gab er dem Edlen von Trodt als Wahrzeichen, daß er deſſen Gefangener ſey.

Unterdeſſen hielt der Kaiſer mitten im Holze ſtill, und ſandte nach allen Seiten Befehl aus, daß ſeine Krieger, die faſt eben ſo zerſtreut waren, als der flüchtige Feind, ſich wieder ſammeln ſollten, damit für jedes unerwartete Ereigniß ihre Kraft vereint ſey. Die höchſte Vorſicht mitten im Siege war ſeine Sitte. Indem ſich die kaiſerlichen Krieger zum Oberanführer verſammelten, ſprengten hier Spanier, dort Ungern, dort Italiener herzu, und alle behaupteten, ſie hätten den Herzog von Sachſen ergriffen, ſie hätten ihn in gefängliche Haft gebracht.

Unter dieſem Gewirre von Nachrichten kam Herzog Alba heran, zu welchem Thilo von Trodt den gefangenen Fürſten geführt hatte, weil Herzog Moriz zu entfernt war. Selbſt Alba ſchien von dem Schickſal des unglücklichen Kurfürſten gerührt zu ſeyn; denn er weigerte ſich dreimal, den Gefangenen vor den Kaiſer zu bringen, als dieſer es wiederholt gebot; er fürchtete, daß Carl jetzt noch in einer zu heftigen Stimmung ſey, um nicht mit ungebührlicher Härte den Gefangenen zu behandeln. Alba mußte endlich gehorchen. Johann Friedrich, wie er herbeigeführt wurde, ſeufzte tief und ſprach mit einem Blick gen Himmel: „Herr Gott, erbarme dich meiner; nun bin ich hier!“ Sein Anblick brachte allgemeine Rührung hervor. Er war ganz und gar mit Blut beſchweißt; ſein Panzerhemd und ſein ſchwarzer Bruſtharniſch wurden damit bedeckt, indem es ihm aus der linken Wange floß, und von den Wunden anderer während des Gefechtes. Erſchöpft und athemlos verließ er ſeinen Hengſt, und Alba führte ihn an ſeiner Rechten vor den Kaiſer. Er wollte auf ſein Knie ſinken, und ſeinen Blechhandſchuh abziehen, um nach deutſchem Brauch dem Kaiſer die Rechte darzureichen. Allein dieſer litt weder das eine noch das andere; jenes nicht aus mitleidiger Regung, dieſes nicht aus Unmuth. Da ſagte der Kurfürſt: „Großmächtigſter, allergnädigſter Kaiſer;" und dieſer fiel ihm plötzlich in die Rede: „bin ich nun Euer gnädiger Kaiſer? ſo habt ihr mich lange nicht geheißen." Der Kurfürſt aber fuhr fort: „ich bin Eurer kaiſerlichen Majeſtät Gefangener, und bitte um ein fürſtliches Gefängniß." „Wohlan," entgegnete Carl, „ihr ſollt gehalten werden, wie ihr es verdient habt." Härter noch ſprach gegen ihn der römiſche König, und warf ihm vor, daß er und ſeine Genoſſen ihn und ſeine Kinder um ihre ganze Haabe hätten bringen wollen.

Darauf wurde der Kurfürſt mit dem gefangenen Herzog Ernſt von Braunſchweig dem Feldherrn Alba übergeben, und an das Geſtade der Elbe in das kaiſerliche Lager gebracht. Die nächtlichen Stunden waren gekommen, denn um ſieben des Abends war das Treffen erſt entſchieden geweſen; aber ſie hüllten den Kurfürſten nicht in ihren Schleier, damit er ſeiner Hoffnung gemäß unter ihrem Schutze nach Wittenberg entkomme. Selten verſank einem Sterblichen der Tag mit einem ſolchen Raube von allen ſeinen Hoffnungen wie ihm; als Vater ſeines Landes und ſeiner Kinder, als Held, als deutſcher Fürſt und Chriſt hatte er Recht zu weinen.

Der Kaiſer zog noch in dieſer Nacht in ſein Lager zurück. Bei dem Glücke dieſes Tages dachte er an Cäſars Glück; aber auch dieſer hätte wohl, von ſpaniſchen und italieniſchen Chriſten umgeben, wie Carl geſagt: „ich kam, ſah, und Gott ſiegte.“ Ueberhaupt hatte das Vertrauen auf unmittelbaren Beiſtand des Himmels großen Antheil an der raſchen Tapferkeit der kaiſerlichen Krieger an dieſem verhängnißvollen Tage. Als die ſpaniſchen Hackenſchützen über die Elbe zogen, ſchwebte eine lange Weile ein Adler über ihnen, und ſie hatten ſich noch nicht weit vom Geſtade entfernt, als ein Wolf aus dem Gehölze geſtürzt kam, und auf weitem Felde von ihnen erſchlagen wurde. Wiewohl der Frühling kaum über ſeine Mitte hinaus war, herrſchte Sommerhitze, und die Sonne hatte einen blutigen Schein, welcher nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich und Piemont den Aberglauben ſchreckte. Cäſars Krieger vertrauten bei ähnlichen Zeichen nicht mehr auf die Gegenwart des Gottes Zevs, als des Kaiſers Spanier bei dieſen Erſcheinungen auf die Hülfe des Chriſtengottes.

Zwei Tage hindurch erquickte Carl ſein Heer, und immer wurden neue Gefangene, neue Beute, noch gefundenes Geſchütz gebracht. Dann zog der Kaiſer auf Torgau, und es ergab ſich ſogleich. Das ſchöne Schloß dieſer Stadt, wo er ſeine heiterſten Stunden verlebt hatte, ſah Johann Friedrich mit Wehmuth, da er nun gefangen in einem Wagen, zwar von Dienern, die er aus Wittenberg hatte kommen laſſen, gepflegt, aber von ſpaniſchen Hackenſchützen bewacht, dem Sieger folgte. *)

Der Zug ging dann gen Wittenberg, eine Feſte, die noch lange Widerſtand thun konnte, und ohne deren Beſitz der Kaiſer ſeinen Feind nicht ganz bezwungen glauben durfte. Sobald ſich der gefangene Fürſt entſchloſſen zeigte, ſeine Perſon jedem Verderben hinzugeben, wenn nur ſein Land und ſeine Familie nicht gänzlich in des Feindes Gewalt fielen (und einen Heldenentſchluß der Art konnte man von dem frommen Johann Friedrich wohl erwarten) ſo mochte ſich noch das Schickſal wenden und Carl gezwungen ſeyn, Sachſen zu verlaſſen, und die Vollendung ſeines Zweckes in einem neuen Feldzuge zu verſuchen.

---

*) Hortleder. B. 3. C. 69. Avila. B. 2. C. 177—217. Sleidan. B. 19. C. 13. 15. Vita Mauritii. 1209—1212. Beitr. z. ſächſ. Geſch. III. 103—128.

Am vierten Tage des Maimonates ſchlug er ſein Lager vor Wittenberg auf, und ſeine erſte Beſichtigung der Feſte zeigte ihm, wie ſchwierig die Belagerung derſelben ſeyn würde. Die Gegend umher ſah er ſo eben, daß ſie dem Belagerer geringen Hinterhalt gegen das Geſchütz der Belagerten darbot. Die Gräben, der Wall, die Baſteien waren im vortrefflichſten Zuſtande; mit allen Kriegsbedürfniſſen war die Feſtung verſehen; die Beſatzung war ſtark und muthig; die Bürgerſchaft ſtets eingedenk und ſtolz, daß aus ihren Mauern die Erleuchtung der Welt ausgegangen. Um nur auf einer Seite die Stadt beſchießen zu können, glaubte man fünftauſend Schanzgräber nöthig zu haben; und mehr als fünfhundert ließen ſich nicht zuſammenbringen.

Eben der Widerſtand, welchen er von Wittenberg fürchten mußte, vermehrte vielleicht den Unmuth des Kaiſers wider den gefangenen Kurfürſten. Durch einen Herold hatte er der Gemahlin und den Söhnen deſſelben kund gethan, daß er ihnen, wenn ſie an einem beſtimmten Tage die Stadt nicht übergäben, das ſo theure Haupt des hingerichteten Fürſten ſenden werde. Als er auf dieſe Drohung doch eine abſchlägige Antwort erhielt, ließ er wirklich über den unglücklichen Johann Friedrich das Todesurtheil ſprechen. Dieſer vernahm es, als er mit Herzog Ernſt von Braunſchweig Schach ſpielte. „Ich kann nicht glauben," ſprach er ruhig, „daß der Kaiſer dermaßen mit mir handeln werde; iſt es aber gänzlich alſo bei der kaiſerlichen Majeſtät beſchloſſen, ſo begehre ich, man ſoll es mir feſt zu wiſſen thun, damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, beſtellen möge.“

Wirklich fürchtete man, daß der Kaiſer das Urtheil vollziehen laſſen werde. Er ſelbſt betrachtete die deutſchen Fürſten nie aus dem Geſichtspuncte, welchen das Staatsrecht des Reichs ſchon darbot; ſondern glaubte mit ihnen ganz ſo, wie mit den Großen in ſeinen übrigen Ländern ſchalten zu können; und ſein vornehmſter Rathgeber war jetzt der jüngere Granvella, der eben ſo wenig genaue Kunde des deutſchen Staatsrechtes beſaß, und ſpäterhin die Rechte der niederländiſchen Stände, welche er wohl kannte, mit Füßen trat. Ohne einen Fürſtentag durfte der Kaiſer keinen Fürſten zum Tode verurtheilen; aber weder er noch ſein Miniſter mochten dies Geſetz für eine rechtliche Schranke ihres Willens ſchätzen, oder wollten es wenigſtens als ſolche nicht erkennen.

Auf der andern Seite ſah der Kaiſer wohl ein, daß er durch die Hinrichtung des Kurfürſten faſt alle Vortheile verlor, welche ihm deſſen Gefangenſchaft gewährte. Durch nichts konnte er dann die Kurfürſtin und ihre Söhne mehr ſchrecken; die Begierde nach Rache und die Verzweiflung mußten ſie begeiſtern; durch das ganze Sachſenland, wo der Hingerichtete den Herzen ſo theuer war, muſste wilder Grimm wider den Kaiſer und ſeine Rathgeber zu den Waffen ſtürzen.

Man weiß nicht, wie Moriz in dieſen Tagen den Kaiſer zu beſtimmen geſucht habe. Vielleicht kannte er deſſen geheimen Entſchluß, das Todesurtheil blos als ein Mittel zu brauchen, um durch Schrecken die Feſtung Wittenberg zu bekommen, und blieb deshalb ruhig; vielleicht wollte er ſeine Bemühung, des Kurfürſten Leben zu retten, bis zum letzten Augenblicke aufſparen. Am wenigſten wahrſcheinlich iſt, daß er gewünſcht habe, einen Fürſten ſeines Hauſes wie einen Verbrecher hingerichtet zu ſehen. Auch entging es ihm gewiß nicht, welcher Nachtheil für ihn und den Kaiſer aus einer ſolchen Handlung entſpringen konnte.

Dagegen bot der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, der unmittelbar nach erhaltener Kunde von der Niederlage und Gefangenſchaft des Kurfürſten von Sachſen ſich aufgemacht hatte, und in den erſten Tagen, da der Kaiſer vor Wittenberg ſtand, im Lager deſſelben anlangte, ſogleich alles auf, um Johann Friedrich zu retten; und vorzüglich ihm war es zuzurechnen, daß derſelbe durch einen Vertrag wenigſtens ſein Leben gewann. Am achtzehnten Tage des Maimonates waren die Verhandlungen darüber beendigt. Für ſich und ſeine Nachkommen muſste Johann Friedrich auf das Kurfürſtenthum Verzicht leiſten. Seine Feſtungen

Wittenberg und Gotha ſollte er dem Kaiſer übergeben, das Geſchütz und den dritten Theil der Lebensmittel darin zurücklaſſen, doch ſeine übrige bewegliche Haabe aus denſelben abführen dürfen; ihren Beſatzungen ward freier Abzug geſtattet, doch mit Zurücklaſſung der Fahnen. Der Markgraf Albrecht mußte ſogleich in Freiheit geſetzt, und alles, was Johann Friedrich den Grafen von Mansfeld, von Solms und dem Hochmeiſter von Preußen in dieſem Kriege abgenommen hatte, an dieſelben zurückgegeben werden. Auf Magdeburg, Halberſtadt und Halle an der Saale gab der Gefangene jeden Anſpruch auf; dem Cammergerichte, welches die kaiſerliche Majeſtät wieder im Reich aufrichten wolle, unterwarf er ſich gänzlich; nie wollte er wieder in ein Bündniß treten, in welchem der Kaiſer und ſein Haus, und alle Fürſten, die ihm anhingen, nicht ſo ausgenommen wären, daß es nie wider ſie gelten könnte. In die Befreiung des Herzogs Heinrich von Braunſchweig und ſeines Sohnes, welche der Landgraf noch gefangen hielt, verſprach er ohne Widerrede zu willigen, auch keinen Anſpruch irgend einer Art gegen dieſelben zu machen. Der Kaiſer verhieß den Herzog Ernſt von Braunſchweig aus der grubenhagiſchen Linie, der in der letzten Schlacht gefangen war, frei zu geben und in Gnade aufzunehmen, wenn derſelbe einen Fußfall thue, und alle Puncte des gegenwärtigen Vertrags mit eingehe. Dagegen blieb Johann Friedrich ſelbſt in Gefangenſchaft, ſo lange es dem Kaiſer gefiel, welcher ihn auch nach Spanien unter die Obhut des Infanten Philipp ſchicken konnte.

Alle Länder, welche Johann Friedrich bisher beſeſſen hatte, wurden ſeinem Stammvetter Moriz durch dieſen Vertrag von Wittenberg geſchenkt, außer den böhmiſchen Lehen, die an König Ferdinand fallen ſollten, welcher aber ſtatt ihrer das ſchleſiſche Herzogthum Sagan, bisher Eigenthum des ſächſiſchen Hauſes, annahm. Moriz ſollte den Söhnen des gefangenen Fürſten ein jährliches Einkommen von funfzig tauſend meißniſchen Gulden zahlen, oder ſtatt deſſelben einige Städte, Flecken, Schlöſſer und Güter überlaſſen, von welchen ein genaues Verzeichniß der Urkunde einverleibt wurde. Weimar, Jena und Eiſenach waren die vornehmſten dieſer Städte und Beſitzungen. Als eine großmüthige Bewilligung von Moriz wollte ſich der Kaiſer noch gefallen laſſen, daß der Gefangene auch Stadt und Amt Gotha wieder empfahe; doch ſollten vorher die Feſtungswerke der Stadt niedergeriſſen werden, ſo wie überhaupt ohne des Kaiſers Einwilligung in den Beſitzungen, welche Johann Friedrich und ſeine Kinder behielten, keine neue Feſte erbaut werden ſollte.

Während der Verhandlungen und der Beendigung dieſes Vertrages, durch welchen der unglückliche Fürſt wahrſcheinlich für immer ſeine Freiheit einbüßte, und von einer Höhe, wo er als das Haupt des evangeliſchen Deutſchlands und ein glorreicher Fürſt vor Europa geſtanden, plötzlich zu einem armen Edelmann erniedrigt wurde, entfuhr ihm keine wehmüthige Aeußerung: im Unglück war er weit mehr Held, als im Glück. Seine Standhaftigkeit ward allgemein bewundert, und ſelbſt die Spanier, wiewohl er ihnen ein Ketzer, fanden es ruhmvoll, daß keine Furcht ihn dahin bringen konnte, ſeinen Glauben durch irgend eine Zuſage einer Gefahr auszuſetzen. Als der Kaiſer in einem Artikel des Vertrages in ihn drang, daß er verſprechen ſollte, alles anzunehmen, was das Concilium oder die kaiſerliche Machtvollkommenheit wegen der Religion anordnen möchten, verweigerte er eine ſolche Zuſage ſtandhaft, und ſchien bereit, lieber das Todesurtheil an ſich vollziehen zu laſſen, als ſie zu leiſten. Dieſer Artikel mußte durchgeſtrichen werden.

Wie die Kunde nach Wittenberg gelangte, daß ſich die Stadt an den Kaiſer ergeben ſolle, aber nach der ſichern Verheißung einer freien Religion gemäß dem augsburger Bekenntniſſe, war unter den Bürgern und der Beſatzung, die dreitauſend Mann ſtark war, eine große Bewegung. Wir wollen uns wehren bis auf den letzten Mann, ſagten die Bürger, die ſich in der Kriegskunſt ſehr geübt, und mit dem Rufe, daß dieſer Kampf für das Vaterland ſey, ihre Poſten bezogen hatten. Keine Zuſage, fuhren ſie fort, würde man ihnen halten. Vor des Kaiſers Augen wütheten ja die Spanier wie Mordbrenner; man ſollte doch hinaus ſehen vor Wittenberg; die Scheunen wären in Aſche verwandelt, nachdem man die Lebensmittel geraubt hätte, und eine Luſt, das Land zu verderben, wie nur der Teufel ſelbſt hegen könnte, hätte allenthalben ihre Spuren eingedrückt.

Wie Johann Friedrich den Sinn der Bürger vernahm, befahl er ihnen als ihr Fürſt, die Stadt zu übergeben; der Kaiſer würde treulich in allem Wort halten, was er verſpräche. Zugleich entließ er das Kriegsvolk ſeines Eides, und befahl ihm abzuziehen. Die Bürger erhielten noch vom Kaiſer die Verheißung, daß er nur deutſches Volk in die Stadt legen wolle. Sie ſollten das Recht haben, jeden Spanier, der ohne beſondere Erlaubniß in ihre Thore komme, mit Gewalt abzutreiben.

Nach dem Abzuge der ſächſiſchen Beſatzung, deren Poſten vier kaiſerliche Fähnlein einnahmen (Mai 25.), entſtand ein lebhafter Verkehr zwiſchen der Stadt und dem feindlichen Lager. Die Gemahlin des gefangenen Fürſten, im Trauergewande, begleitet von vornehmen Frauen, von dem Bruder ihres Gemahls, einem ihrer Söhne und mehreren deutſchen Fürſten, erſchien vor dem Gezelte des Kaiſers. Die Söhne des römiſchen Königs führten ſie hinein, und ſie ſenkte ſich auf die

Knie. Aber Carl hob ſie auf, und war milde gegen ſie, als lebte ſie noch mitten im Glanze des Glückes. Jede Bitte für ihren Gemahl, die nicht dem Vertrage widerſprach, gewährte er, und ließ gern zu, daß ſie denſelben beſuchte.

Ueberhaupt machte das ſtarke und freie, doch milde Gemüth Carl's, das nun in der Nähe beobachtet wurde, auf die Sachſen, die eifrigſten Evangeliſchen, welche ihm am redlichſten geflucht hatten, einen ſehr überraſchenden Eindruck. So weit es politiſche Klugheit gebot, hatte er mit einer ſchreckenden Strenge ſein Glück wider Johann Friedrich benutzt; aber nun ſahen Wittenbergs Einwohner, wie der gefangene Fürſt in Alba's Gezelten von vornehmen Spaniern bedient und mit ſolcher Ehrfurcht behandelt wurde, daß er ſelbſt ſagte: meine Freunde haben mich verlaſſen, aber meine Feinde thun mir alles Gutes. Auch ward ihm geſtattet, nach Wittenberg auf das Schloß zu ziehen, und daſelbſt acht Tage im Schooße ſeiner Familie zu verleben. Wie Carl die Stadt beſichtigte, ritt er mit einem großen Gefolge zur Kurfürſtin, und tröſtete ſie über das Unglück ihres Hauſes mit ſeelenvoller Freundlichkeit. Man gedachte hierbei großer Beiſpiele aus der Geſchichte, und nannte ihn Alexander, welcher der Gemahlin des überwundenen Darius mit Troſt und Milde zuſprach. Als einen Feind ihres Glaubens hatten ihn die Sachſen verabſcheut. Auch erblickten ſie jetzt an ihm die heiligſte Ehrfurcht gegen die Denkmale der römiſchkatholiſchen Religion. Wenn er ein Crucifix an eine Kirchthüre in Wittenberg gemalt ſah, entblößte er ehrerbietig ſein Haupt. Als er aber vernahm, daß ſeit dem Einzuge ſeiner Krieger in der Schloßkirche kein lutheriſcher Gottesdienſt gefeiert ſey, hörten ihn die lutheriſchen Prediger voll Verwunderung, wie er in die Worte ausbrach: „Wer richtet uns das an? iſt in unſerm Namen hier der Dienſt Gottes unterlaſſen: ſo gereicht uns dies nicht zum Gefallen! haben wir im Oberlande doch nichts gewandelt in der Religion, warum ſollten wir es hier thun?“ Frei und eifrig war nun die religiöſe Feier in Wittenberg, und die Pfarrherrn predigten täglich, in Gegenwart der vornehmſten Spanier und vieler kaiſerlichen Krieger, von dem Unterſchiede zwiſchen dem lutheriſchen und papiſtiſchen Glauben. Auch Luther's Grab ſah der Kaiſer und mehrere riethen ihm, dieſen Erzketzer ausgraben zu laſſen; allein er entgegnete ihnen: Laßt ihn ruhen; er wird ſeinen Richter ſchon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten.

Nur einmal hatte er den Verbeſſerer des chriſtlichen Glaubens geſehen; damals, wie er ſelbſt ein unentwickelter Jüngling kaum an die Spitze der Weltbeherrſcher getreten war, und der kühne Mönch noch keine Ahnung davon hatte, welche Umwandlung der Welt ſeine Sehnſucht nach reinerer Wahrheit hervorbringen werde. Auf jenem Reichstage war es, wo Kurfürſt Friedrich der Weiſe als der Schutzengel des Reiches ſtand, dem es gut gedäucht, auf Carl's Haupt die Kaiſerkrone zu ſetzen. Eben dieſer durch ihn erhobene Herrſcher ritt nun als Gebieter durch die wichtigſte Stadt ſeines Landes, hatte kaum daſſelbe wie eine Beute verſchenkt, und ſeinen Neffen in Feſſeln geſchlagen, und weilte an Luther's Grabe. Ohne Rührung blieb Carl's Gemüth nicht; ſelbſt in ſeinen Worten an dieſer Gruft ſprach tiefes Gefühl von wunderbaren Fügungen des Schickſals, über die ein höherer Richter entſcheidet. Zu denſelben gehörte gewiß auch, daß jenes dämmernde Licht der neuen Wahrheit, welches auf jenem Reichstage zu Worms ihm aufging, jetzt nach fünf und zwanzig Jahren wieder in ihm erwachte. Es iſt doch, ſagte er jetzt, alles ganz anders im evangeliſchen Lande und unter evangeliſchen Leuten, als ich es mir gedacht habe.

So günſtig der Eindruck war, welchen Carl auf die Einwohner Wittenbergs gemacht hatte, freuten ſie ſich doch, wie er aus ihrer Nähe wegzog. Sie fürchteten ſchon, daß er ſeine Beſatzung nicht zurücknehmen, und ihre Stadt inne behalten möchte. Zwar wäre ihnen, äußerten ſie, ihr alter Herr über alle theuer; aber lieber wollten ſie doch einem verwandten Fürſten, dem Herzoge Moriz, als Herrſchern eines fremden Glaubens angehören; und Moriz ſagte ihnen, als er nun die Stadt beſetzte: „ihr ſeyd eurem Fürſten, meinem Vetter ſo treu geweſen; das will ich euch ewig in Gutem gedenken. *)

---

*) **Hortleder.** B. 3. C. 69—73. **Sleidan.** B. 19. C. 15. 17. **Avila.** B. 2. C. 213 — 224. **Vita Mauritii.** 1214. 1215.

Fünftes Capitel.

Inhalt.

Lage des Kaiſers bei ſeinem Abzuge von Wittenberg. Unterhandlungen zwiſchen ihm und dem Landgrafen von Heſſen. Scene zu Halle.

Der Ruhm Carl's V. war jetzt in ſeinem glorreichſten Glanze. An demſelben Tage, da er in Wittenberg eintritt, wurde ſein alter Nebenbuhler König Franz von Frankreich in die Gruft getragen, wo Capet's Nachkommen ſeit vielen Jahrhunderten ruhten. Franz hatte durch ſein ritterliches Feuer und ſeine glänzende Einbildungskraft oft die Aufmerkſamkeit und Bewunderung der Welt von des Kaiſers Thaten abgerufen; nun war nirgends auf den Thronen Europas ein Fürſt, der neben dieſem nicht gänzlich vergeſſen wurde. Die Böhmen hatten ſchon Geſandte ernannt, welche mit Trotz darthun ſollten, daß ſie ihren bewaffneten Bund nicht auflöſen würden, und der Kaiſer wegen des Kurfürſten von Sachſen eine Unterhandlung einräumen möchte. Jetzt aber, vom Schickſal dieſes letzten unterrichtet, nahten ſie mit ſchmeichelnder Rede, und flehten, daß das kaiſerliche Heer nach Ungern wider die Türken geführt werde; ſie wollten dann nicht die letzten zu einem ſolchen Zuge ſeyn. In Niederſachſen ſollte der Herzog Erich von Braunſchweig im Namen des Kaiſers die mächtigen evangeliſchen Städte befehden. Er war um ſo weniger ſtark genug gegen dieſelben, da der vornehmſte Feldherr des Kurfürſten von Sachſen, da Thumbshirn durch große Umwege, nachdem er die Niederlage des kurſächſiſchen Heeres erfahren, nach Niederſachſen gelangt war, und ſich mit dem Grafen Albrecht von Mansfeld ohnweit Bremen vereinigt hatte, welcher ſtets mit dem Kurfürſten enge verbunden geweſen, und tiefen Haß wider den Kaiſer hegte. Albrecht und Thumbshirn ſchlugen den Herzog Erich gänzlich, und ſo bekam es das Anſehen, als wenn die Kriegsmacht der evangeliſchen Städte in Niederdeutſchland in Verbindung mit dem Landgrafen von Heſſen der kaiſerlichen Gewalt noch einen ſtarken Damm entgegenſetzen könnte. Allein der Graf von Mansfeld und Thumbshirn hatten in der ſiegreichen Schlacht doch ihre Kriegscaſſe eingebüßt. Weil der Sold fehlte, entſtand ein Aufruhr in ihrem Lager. Sämmtliche Führer retteten ſich in die Stadt Bremen, und ihre kriegeriſchen Banden zerſtreuten ſich nach allen

Seiten, da ſie nach der Niederlage des Kurfürſten ohnedies wenig Hoffnung für ſich ſahen. Der Landgraf von Heſſen aber eilte, ſich durch Demuth gegen den Kaiſer von dem Verderben zu retten, das ihm und ſeinem Lande drohte. *)

Noch ehe der Kaiſer an der Gränze von Sachſen erſchienen war, hatte der Kurfürſt von Brandenburg ſich bemüht, wenigſtens den Landgrafen mit dem Reichsoberhaupte zu verſöhnen. Allein ſo ſehr **Philipp** dies wünſchte, als er im evangeliſchen Oberlande kein Bollwerk mehr für ſein Gebiet ſah, weigerte er ſich ſtandhaft, die ſchmachvolle Forderung einzugehen, welche die öſterreichiſchen Brüder thaten, daß er nämlich ihnen wider ſeinen alten Genoſſen in der Feldhauptmannſchaft des ſchmalkaldiſchen Bundes, wider den Kurfürſten von Sachſen zu Hülfe ziehen ſolle. Was ihm begegnen möchte, wolle er lieber tragen, als ſo ſchändlich wider dieſen handeln.

Schauderhaft wirkte nun auf ihn die Kunde von dem Schickſale des unglücklichen Fürſten, und ſeine einzige Hoffnung beruhte auf der Freundſchaft des Kurfürſten von Brandenburg und dem großen Gewichte ſeines Schwiegerſohnes **Moriz** bei dem Kaiſer. Vor

---

*) Vita Mauritii. 1213. 1214. **Sleidan.** B. 19. C. 14. 19. **Avila.** B. 2. C. 227. 228.

Wittenberg drangen auch beide von neuem in Carl, daß er ſeine Gnade gegen Philipp von Heſſen wenden ſollte, und beſchieden dieſen nach Leipzig, damit durch ſeine Nähe die Verhandlung erleichtert würde. Allein Carl beſtand darauf, daß Philipp ſich gänzlich ohne alle Bedingung auf Gnade und Ungnade ergeben und alle ſeine Feſtungen ſammt dem Geſchütze überantworten ſolle. Deſſen weigerte er ſich, denn auf die Weiſe mußte er fürchten, daß das Todesurtheil über ihn, wie über den Kurfürſten geſprochen, und die Vollziehung deſſelben nicht einmal abgewandt werde, da er durch ſeinen Stolz den Kaiſer weit mehr erbittert hatte, und nach der Uebergabe ſeiner Feſtungen keine Rückſichten, wie Carl auf Wittenberg für Johann Friedrich nehmen mußte, zu ſeiner Rettung ſprachen.

Tief bekümmert ritt Philipp von Leipzig hinweg; ihn begleitete der Herr von Ebeleben, vertrauter Rath des Herzogs Moriz. „Wenn ich nur wüßte,“ ſprach er zu dieſem, „daß der Kaiſer mich frei wieder heimziehen ließe, und mir nur eine Feſtung, die mit Geſchütz wohl verſehen wäre, geſtatten wollte, ſo würde ich zu ihm kommen, mich unterwerfen, alle übrige Feſten meines Landes ſchleifen, alles Geſchütz übergeben.“

Sogleich kehrte Ebeleben zurück und überbrachte dieſe Worte an Moriz, und nicht lange nachher flog er wieder zu dem Landgrafen, um ihm einen Brief von dem Kurfürſten von Brandenburg und von Moriz aus dem kaiſerlichen Feldlager vor Wittenberg zu überbringen. Die beiden Fürſten ſandten die Artikel, welche ſie für den Landgrafen mit dem Kaiſer verabredet hatten. Sie begannen freilich damit, daß ſich derſelbe auf Gnade und Ungnade ergeben ſollte; aber aus dem Verfolg erhellte doch, daß er ſein Land und ſeine Würde behalten werde. Am meiſten Troſt lag freilich in den Aeußerungen und Verheißungen, welche die beiden Friedensvermittler in ihrem Namen hinzufügten. Die Bedingungen, ſchrieben ſie ihm, wären ſo erträglich, daß er in Betrachtung der obliegenden Gefahr ſie nicht abſchlagen ſollte. Ohne Verzug möchte er ſich dem Kaiſer darſtellen; denn er brauchte nicht zu fürchten, daß ihm irgend etwas Beſchwerliches aufgelegt, oder daß er im Gefängniß behalten würde. Ihre Treue und ihren Glauben verſetzten ſie ihm dafür. Wenn außer dieſen überſandten Bedingungen ihm noch irgend etwas begegnete, oder er gefangen behalten würde, ſo wollten ſie zu gleicher Gefahr auf die erſte Mahnung der Söhne des Landgrafen ſich hingeben. Der Religion halben würde er gute Verſicherung bekommen. Er ſollte nur herbeieilen, und die gefangenen Fürſten, den Herzog Heinrich von Braunſchweig und deſſen älteſten Sohn mit ſich führen. Damit ihm die Gefangenen nicht auf dem Wege geraubt werden könnten, wollten ſie ihm Reuter entgegen ſenden. Geſchähe aber jemals, daß eine Parthei dem geſtifteten Vergleich nicht nachkäme, ſo wollten ſie ihre ganze Gewalt wider ſie wenden und ſie zwingen, den Vertrag genau zu erfüllen.

Nun berathſchlagte ſich der Landgraf mit ſeinen Ständen, und nahm mit ihrer Bewilligung die dargebotenen Artikel an; nur ſollten ihm einige noch beſſer erklärt werden. Dann brach er auf, um nach Halle zu ziehen, wohin ſich der Kaiſer gewandt hatte.

Unmittelbar vorher, ehe Carl in dieſem Orte ſeines vollen Triumphs in Deutſchland ſich erfreute, machte er noch wieder die Erfahrung, wie ſchwer es ſey, Beherrſcher gänzlich verſchiedener Nationen zu ſeyn, und wie wenig es dem öſterreichiſchen Hauſe je glücken werde, durch Ein Haupt das ſpaniſche und deutſche Volk allmächtig zu beherrſchen. Der Haß zwiſchen dieſen beiden Völkern brach jezt bei Halle wieder ſo verderblich hervor, daß ſich das kaiſerliche Heer in zwei große Partheien begab, um mit einander eine Schlacht zu liefern. Die Deutſchen hatten den Vortheil der Stellung und des ſchweren Geſchützes; man fürchtete das Verderben der Spanier um ſo mehr, da zugleich der Argwohn entſtand, daß der ganze Aufruhr ein Verrath zum Beſten des Landgrafen ſey, mit welchem die Verhandlung eben geſchloſſen werden ſollte. Der Kaiſer beſtieg ſchnell ſein Roß und drang in die Mitte der Raſenden. Die Deutſchen, welche jeden Vortheil für ſich hatten, nannte er mit den freundlichſten Worten ſeine Söhne, und bat ſie, nicht das Schwert wider ihre Kriegsgenoſſen zu ziehen, nicht ihren Kaiſer durch die innere Zwietracht unglücklich zu machen, und dem nahen Feinde zu verrathen. Einer Behandlung der Art widerſtand der deutſche Character niemals. Beſänftigt legten die deutſchen Krieger die Waffen nieder.

Außer dieſem Aufruhr erfreute ſich Carl zu Halle einer Reihe von Triumphen. Denſelben Tag, da er in dieſe Stadt einzog, kam auch der befreite Albrecht von Brandenburg in dieſelbe. Der Kaiſer zeigte ungemeine Freude, als ihm plötzlich deſſen Geſtalt entgegentrat. „Gnädigſter Kaiſer,“ ſagte Albrecht, „ich danke Gott dem Allmächtigen, und dann Eurer kaiſerlichen Majeſtät.“ Kein Wort ſprach er weiter, aber einem jeden dünkte ſeine Rede hinreichend.“

Dann erſchien auch Landgraf Philipp von Heſſen, in der Mitte von Moriz und dem Kurfürſten von Brandenburg, die ihn bis gen Naumburg entgegengeritten waren. Am Abend des achtzehnten Tages im Brachmonate kam er mit hundert Pferden, mit ſtattlicher Begleitung, aber zum Fußfalle bereit. Eine Stunde nach ihm ritten Herzog Heinrich von Braunſchweig und ſeine Söhne in die Stadt ein. Johann Friedrich und Philipp, die ſtolzen Bundesoberſten, waren der Gnade des Kaiſers hingegeben, und jene, ihre Gefangenen, ſahen frohlockend den Sieger in der

Erniedrigung. Wehmuth und Trotz wollten Philipp's Bruſt zerſprengen.

In der Herberge von Moriz verlebte er dieſen Abend, der dem ſchmachvollen Schauſpiele vorherging, und am folgenden Morgen ward ihm der Vertrag im Namen Granvella's zur Unterzeichnung gebracht. Zu den Artikeln, welche ihm die beiden Friedensvermittler geſandt hatten, war noch hinzugefügt, daß die Erklärung aller Worte des Vergleiches einzig dem Kaiſer zuſtehen ſolle. Der Landgraf weigerte ſich zu unterzeichnen, weil dies ihm nicht zugekommen ſey. Granvella verſicherte, daß der Artikel blos durch einen Fehler des Schreibers ausgelaſſen wäre, und drang ſo heftig in den Landgrafen, daß er ihn genehmigte. Als Philipp nun eine Verſicherung der Religion wegen verlangte, wie ſie andern Fürſten geworden, ſollte er dagegen verheißen, daß er den Schlüſſen der Kirchenverſammlung von Trient gehorſamen würde. Der Streit über dieſe Forderungen war lang und heftig. Endlich hieß es, der Kaiſer verweile ſchon im Saale und harre des Landgrafen; dieſer ſollte eilen, damit jener nicht aus Verdruß etwas Beſchwerliches wider ihn vornehme. Philipp unterzeichnete den Vertrag mit den Worten, daß er alle Lehrſätze annehmen wollte, die ein allgemeines, freies und chriſtliches Concilium aufſtellte, ein ſolches, auf welchem das Haupt eben ſowohl wie die Glieder der Kirche einer Verbeſſerung unterworfen würden; er wollte darin handeln, wie Moriz und der Kurfürſt von Brandenburg, welche ihm zugeſagt hatten, daß ſie nimmermehr von dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe weichen wollten.

Endlich begab ſich der Landgraf nach dem Saal des Kaiſers zu dem ſchmachvollen Schauſpiel. Schon war es hoch am Nachmittage, die Erwartung war außerordentlich geſpannt. Deutſche, italiäniſche und ſpaniſche Fürſten waren gegenwärtig, unter denſelben als Zuſchauer die Fürſten von Braunſchweig, ſonſt des Landgrafen Gefangene: der Adel von mehreren Nationen ſtrömte herzu. In der Mitte zwiſchen dem Herzoge Moriz und dem Kurfürſten von Brandenburg trat der Landgraf in den Söller. Jene beiden Fürſten ſtanden auch neben ihm, als er nahe vor dem Seſſel des Kaiſers ſich auf die Knie geſenkt hatte. Mit ihm kniete der heſſiſche Canzler, Doctor Günderode, und las die Abbitte ſeines Fürſten. In ihr war das Geſtändniß, daß der Landgraf durch die vergangene Kriegshandlung ſeinen Kaiſer auf das höchſte beleidigt habe und deshalb billig mit Härte beſtraft werden möchte. Ueber die Ungnade ſeines Kaiſers empfinde er großes Herzeleid; und ergebe ſich in deſſen Willen. Nach angeborner Milde werde ihm die kaiſerliche Majeſtät verzeihen, und die Achtserklärung wider ihn, die er verſchuldet hätte, wiederum aufheben, in ſeinen vorigen Stand ihn allergnädigſt wieder ſetzen, bei ſeinem Lande und ſeinen Leuten bleiben laſſen, und ſeine Räthe, Hofgeſinde und Unterthanen wieder in die Gnade des

Reichsoberhauptes aufnehmen. Dagegen wollte er alles vollbringen, was einem treuen, gehorſamen, dankbaren Fürſten und Vaſallen gegen ſeinen Kaiſer gezieme, und mit den Seinigen jedes Wort des aufgenommenen Vergleichs genau erfüllen.

Während der Ableſung ſeiner Bitte um kaiſerliche Gnade ſuchte der Landgraf ſich für die Schmach dieſes Schauſpiels durch ein höhniſches Lächeln einigen Erſatz zu geben. Dem Kaiſer entging es nicht. Er drohte ihm mit dem Finger, und ſagte: wohl, ich ſoll Dich lachen lehren. Dann ſchwieg er einige Augenblicke, und ließ darauf durch einen deutſchen Doctor, den Vicecanzler Georg Seld antworten. Männiglich wäre freilich bekannt, daß der Landgraf große Strafe verdient hätte, auch lehrte dies ſein eigenes Geſtändniß; aber aus angeborner Milde und weil mehrere Fürſten für ihn gebeten hätten, wollte der Kaiſer ihn von der Achtserklärung erledigen, und ihn weder mit Leibesſtrafe, noch mit ewigem Gefängniſſe belegen, noch von ſeinen Gütern ihm mehr nehmen, als in dem Vertrage beſtimmt wäre.

Außer dem Inhalte dieſes Vergleiches, welchen Philipp durch die Befreiung des Herzogs von Braunſchweigs, und den Fußfall vor Carl ſchon erfüllte, hatte er ſich durch denſelben anheiſchig gemacht, jeder Reichsordnung, welche der Kaiſer aufrichten würde, nachzukommen, insbeſondere aber dem Kammergerichte, in der neuen Geſtalt, welche ihm gegeben werden ſollte, Folge zu leiſten, und zur Unterhaltung deſſelben ſeine Gebühr zu erlegen. Wie der Kurfürſt von Sachſen, entſagte er allen Bündniſſen, beſonders dem ſchmalkaldiſchen, und verſprach keinen Bund einzugehen, der nur auf das entfernteſte wider den Kaiſer, ſein Haus und ſeine Freunde gedeutet werden könnte. Aber beſonders ſchmachvoll war es, daß er auch zuſagen mußte, die brieflichen Nachrichten über ſeine bisherigen Verbindungen auszuliefern, und jeden Aufſchluß über Verſtändniſſe zu geben, die er etwa mit Unterthanen der öſterreichiſchen Brüder unterhalten hätte. Freier Paß für den Kaiſer durch Heſſen, wenn die Umſtände ihn forderten, Abrufung ſeiner Unterthanen, die ſich zu Fähnlein wider Oeſterreich begeben hätten, Verheißung von Hülfe wider die Türken, waren die Bedingungen, welche der Landgraf am leichteſten eingehen mochte. Drückender war, daß er binnen kurzer Zeit hundert und funfzigtauſend Gulden an den Kaiſer zum Erſatz für die Kriegskoſten entrichten ſollte. Aber zur Vernichtung ſeiner ganzen bisherigen politiſchen Bedeutſamkeit diente es, daß er alle ſeine Feſtungen und Schlöſſer, Ziegenhain und Caſſel ausgenommen, gänzlich ſchleifen mußte, und von ſeinem Geſchütze nichts behalten durfte, als was ihm der Kaiſer nothwendig für dieſe beiden Städte laſſen wollte. Die Kriegsleute, welche er als Beſatzung in ſeinen Städten hielte, ſollten dem Kaiſer Treue ſchwören.

Es litt kaum einen Zweifel, daß der Landgraf, ſobald er alle dieſe Bedingungen treu erfüllte, auf immer der Kraft beraubt war, durch eigne Macht dem Kaiſer wieder furchtbar zu werden; ſein politiſches Daſeyn war dann ohne Zweifel vernichtet. Dies war der Abſicht des Kaiſers gemäß, welcher aber gewiß einſah, daß er trotz ſeiner gegenwärtigen Uebermacht zur genauen Erfüllung des Vergleichs den Landgrafen nicht weiter zwingen können, wenn er ihn nicht als ſeinen Gefangenen mit ſich führte. Darum prieſen ſich die beiden vermittelnden Fürſten ohne Zweifel ſehr glücklich, daß die Freiheit des Landgrafen dennoch verſprochen war, wenigſtens nach dem Geiſte der gepflogenen Unterhandlungen, und dem Sinne, womit ſie und Philipp ſelbſt den Buchſtaben derſelben aufgefaßt hatten.

Sobald die Antwort des Kaiſers verleſen war, fühlte ſich daher der Landgraf wieder als freien Fürſten, und erhob ſich, ohne einen Wink darüber abzuwarten; Carl verſagte ihm den deutſchen Handſchlag der Verſöhnung. Eben derjenige Streich des Gewitters, vor welchem er am meiſten gezittert hatte, und den er durch die großen Aufopferungen, zu welchen er ſich verſtanden, durch die kaiſerliche Zuſage auf immer entfernt glaubte, bedrohte ihn dennoch. Aber ihn ſchreckte keine Ahnung davon, als jetzt der Kurfürſt von Brandenburg zu ihm trat, und ihn einlud, bei dem Herzoge von Alba mit ihm und Moriz zur Nacht zu ſpeiſen.

Wie nach der Mahlzeit die beiden deutſchen Fürſten zu einer Unterredung mit Alba und dem Miniſter Granvella ſeitwärts gingen, vertrieb ſich der Landgraf arglos die Weile mit dem Spiel im Brette. Nach einiger Zeit riefen Joachim von Brandenburg und Moriz von Sachſen ihn zu ſich. Ihr Lebenlang, ſagten ſie ihm, hätten ſie aufrichtig gehandelt, wie ehrlichen Fürſten gebühre, hätten fleißig gehalten, was ſie zugeſagt, und vermeint, es ſollte auch ihnen in gleicher Geſtalt Treue gehalten werden. Nun aber hätten ihnen der Herzog von Alba und der Biſchof von Arras kund gethan, daß Er die Nacht über in dieſem Hauſe in Verwahrung bleiben müſſe. Nichts alſo Beſchwerliches wäre ihnen je begegnet. Jedoch wollten ſie mit dem Kaiſer reden, und verhofften, Er ſollte nicht aufgehalten werden.

Der Landgraf entgegnete, daß er ſich eher alles andern, denn eines ſolchen verſehen hätte; auf ihre Treue wäre er gekommen; ſie wüßten wohl, auf welche Weiſe ſie ſich gegen ihn und ſeine Kinder verpflichtet hätten; nun ſollten ſie ihrer Verheißung nachkommen.

Von Spaniern ward Philipp bewacht; aber auch Moriz und brandenburgiſche Räthe blieben bei ihm die Nacht über. Am folgenden Tage gingen die beiden vermittelnden Fürſten zum Kaiſer, und beklagten ſich höchlich über das Verfahren wider den Landgrafen, welches ihrer Ehre höchſt beſchwerlich werde. Wahrlich hätten ſie demſelben nicht gerathen, hieher zu kommen, wenn ſie je hätten vermerken können, daß er ſeine Freiheit verlieren ſollte. Der Kaiſer möchte ihn daher ledig laſſen; ihr Fürſtenwort ſtehe dabei auf dem Spiele.

Carl erwiederte ihnen, daß er wohl zugeſagt habe, den Landgrafen nicht in ewiger Gefangenſchaft zu halten; aber niemals, ihn an ſeiner Freiheit gar nicht zu ſtrafen. Da gingen die beiden Fürſten zu den kaiſerlichen Räthen, beſonders dem Biſchofe von Arras. Heftig und langdauernd war ihr Zank mit denſelben; und dieſe ließen endlich dem Landgrafen kund thun: er möchte noch von dannen ſcheiden, wenn es ihm alſo gefiele, daß der ganze Vergleich nichtig ſey. „Gar gern,“ entgegnete Philipp, „wenn ich nur friſch und geſund wieder heim begleitet werde.“ Allein nach zwei Tagen ſagte man ihm an, er ſollte mit dem Kaiſer ziehen. „Auf keine Weiſe,“ rief er, „als wenn ich mit Gewalt hinweg genommen werde.“ Aber Joachim von Brandenburg und Moriz von Sachſen baten ihn, zu willfahren, und gelobten ihm durch Handſchlag im Beiſeyn etlicher vom Adel, daß ſie nicht eher vom kaiſerlichen Hofe weichen wollten, bis er wieder ledig ſey.

Der Kaiſer brach nun gen Naumburg auf; die beiden Oberſten des ſchmalkaldiſchen Bundes zogen mit ihm als Gefangene. Wie ihr Bündniß mag jeder Verein untergehen, deſſen Fahne nicht der Gemeingeiſt trägt. *)

---

*) Hortleder. B. 3. C. 73. 79. Avila. B. 2. C. 242—245. Sepulvedae opera. Matriti 1730. T. II. p. 321—325. Sleidan. B. 19. C. 3. 20. 23. Vita Mauritii. 1215. 1216.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Zeitpunct, wo Carl's Syſtem in Hinſicht auf Deutſchland ſich offener darlegen muß. Entwicklung ſeiner Schritte, wodurch er die vollkommne Ausführung deſſelben ankündigt. Sein Betragen wider den gefangenen Philipp von Heſſen; Gründe, warum er ihn nicht befreien durfte. Sein Verſuch, einen Bund der Stände zu ſtiften, an deſſen Spitze Oeſterreich war; große Vortheile, die er ſich von demſelben verſprechen konnte, und Schwierigkeiten, die ihm entgegenſtanden. Der geharniſchte Reichstag zu Augsburg. Auf demſelben Verhandlung wegen einer neuen Anordnung des Cammergerichts durch den Kaiſer, und Aufhebung der beſondern Berathſchlagungen während der Reichstage. Aufnahme der Niederlande in den deutſchen Bund. Handlungen des Kaiſers, wodurch er die Nation gegen ſich reizen mußte. Verlängerung der Gefangenſchaft des Landgrafen und Rechtfertigung Carl's deshalb. Feierliche Uebertragung der Kurwürde an Moriz. Haltung des Kaiſers gegen die religioſen Partheien in Deutſchland, den Papſt und das Concilium zu Trient. Verlegung deſſelben nach Bologna. Abſichten, wozu der Kaiſer die Synode brauchen will, machen ihre Nähe an der deutſchen Gränze nothwendig. Glückliche Einleitung, die Proteſtanten zur Beſchickung derſelben zu bewegen, und Beängſtigung des römiſchen Hofes. Proteſtation des Kaiſers wider das Concilium zu Bologna. Widrige Einwirkung des Interim. Geiſt deſſelben. Geſichtspunct, aus welchem **Carl**, die Katholiken und die Proteſtanten es betrachteten.

Jetzt war der Zeitpunct gekommen, wo des Kaiſers Syſtem in Hinſicht auf Deutſchland ſich nach ſeinem ganzen Umfange der Welt darlegen mußte, und alle ſeine Schritte verriethen nun, daß er entſchloſſen war, zur Ausführung deſſelben ſein bisheriges Glück durchaus zu benutzen.

Ihrem Verſprechen gemäß folgten **Moriz** von Sachſen und **Joachim** von Brandenburg dem Zuge **Carl's**, um die Freiheit des Landgrafen zu bewirken. Zu Naumburg thaten ſie deshalb noch einmal die kräftigſten Vorſtellungen; ließen aber drei Tage nachher dem gefangenen Fürſten kund thun, daß er es ihnen nicht für übel halten wollte, wenn ſie dem Kaiſer nicht weiter nachzögen, denn derſelbe habe es ihnen ganz und gar verboten, und würde ihn ſonſt in die Gefangenſchaft nach Hiſpanien ſenden. Sie hätten aber wohl verſtanden, daß er binnen vierzehn Tagen ledig werden möchte, wenn er eilte, die Bedingungen des Vertrags zu erfüllen.

Von den beiden vermittelnden Fürſten verlaſſen, zog der Landgraf, im Gefolge des Kaiſers, mit dem bitterſten Gemüth aus dem Lande Thüringen. An der Gränze deſſelben berief er ſich wiederum auf alle Thatſachen der Verſöhnung zwiſchen ihm und dem Kaiſer; aber von neuem behauptete Alba, daß die kaiſerliche Majeſtät den Unterhändlern nie mehr zugeſagt habe, als daß der Landgraf nicht in ewiger Gefangenſchaft gehalten werden ſolle. „Und dies Gefängniß, welches Maaß wird es haben?“ fragte Philipp; und der Herzog von Alba antwortete: „hielte Euch der Kaiſer auch vierzehn Jahre und länger gefangen, ſo würde er dennoch wider ſeine Zuſage nicht handeln.“

Der Landgraf eilte nun, ſeine Feſtungen zu ſchleifen, ſein Geſchütz zu übergeben, und die ganze Summe des verſprochenen Geldes zu entrichten; aber ſeine Befreiung lag noch nicht in Carl's Planen. Er blieb gefangen, zum tiefen Verdruß der Unterhändler; beſonders härmte ſich der treue Herr von Ebeleben, welcher vornehmlich die Handlung geleitet hatte; dieſer Gram ſoll ihn in jenen Tagen getödtet haben. *)

Nicht die Freude, einen Fürſten, welcher ſeinen Uebermuth gegen die kaiſerliche Würde und das Haus Oeſterreich nicht verhehlt hatte, nun in Feſſeln mit ſich

---

*) Sleidan. B. 19. S. 24.

zu führen, war der Grund, wenn Carl dieſe nicht löſete. Sie war ſeinem Character zu klein und fremd. Er war hinlänglich zu der Meinung berechtigt, daß Philipp's Befreiung in dieſem Zeitpuncte ſeinem Syſtem ſehr nachtheilig ſeyn könne. Die proteſtantiſche Macht in Niederſachſen und Weſtphalen bedurfte nur eines Punctes zur Vereinigung, um furchtbar zu ſeyn; ſobald der Landgraf jezt befreit wurde, ſchloß er ſich ohne Zweifel inniger an dieſelbe, als bisher je ein Bund zwiſchen evangeliſchen Ständen gegolten hatte, um ſeine Rache zu befriedigen und ſeine zertrümmerte Macht wieder aufzubauen. Die Stadt Magdeburg trozte noch dem ſiegreichen Kaiſer, und gab ein groſes Beiſpiel, wie die übrigen ſchmalkaldiſchen Genoſſen hätten handeln ſollen. Sobald wieder Bewegungen entſtanden, mochte das neue Syſtem, welches kaum im ſächſiſchen Hauſe errichtet war, zuſammenſtürzen, und am franzöſiſchen Hofe gewann es gänzlich das Anſehen, als wolle er verſuchen, die beſiegten deutſchen Stände wieder zu heben. König Heinrich II. ließ ſogar in Deutſchland zehn Fähnlein Landsknechte durch den berühmten Kriegsmann Sebaſtian Vogelsberger anwerben. Das Glück des Hauſes Oeſterreich gegen den ſchmalkaldiſchen Bund hatte freilich den Muth der Böhmen gebrochen; aber es litt keinen Zweifel, daß ſie mit neuem Eifer ſich gegen daſſelbe erheben würden, ſobald ſie es wieder in Deutſchland mit Kriegsgefahr bedroht ſahen. Nichts mochte dem Kaiſer weniger rathſam ſcheinen, als einen

Fürſten, welchen alles aufforderte, die Proteſtanten wider ihn zu bewaffnen, jetzt frei zu laſſen. *) Wenigſtens wollte er vorher die eigentlichſte Beſchaffenheit ſeiner gegenwärtigen Lage in Deutſchland auf dem Reichstage kennen lernen, welchen er nach Augsburg ausſchrieb, auf ihm vorher verſuchen, ob er nun endlich ſeine Abſichten wider die deutſche Mittelmacht bis auf einen feſten Punct gebracht hatte, von welchem an ſie auf eine beſtimmte Weiſe ausgeführt werden konnten.

Wie ſchwer es auch jetzt noch ſeyn werde, ihnen gemäß die Deutſchen zu lenken, lehrten ihn ſchon ſeine Bemühungen, einen Bund zu errichten, welcher dem erloſchenen ſchwäbiſchen gleich wäre. Er betrachtete dieſelben als das Vorſpiel ſeiner Arbeiten auf dem Reichstage.

Durch die Geſchichte der vielen beſondern Vereine, welche aus den Trümmern der Reichsverfaſſung von dem Bedürfniß hervorgetrieben wurden, ergab ſich die Lehre, daß nur durch ſie, nicht durch die alten Formen eine gewiſſe Maſſe der Kräfte im Reich geſammelt werden könne; dieſe aber aus einer zwiefachen Urſache ſich dann nicht planmäßig rege, weil nämlich unter den verbundenen Ständen keiner ſo hervorragte, daß ohne

---

*) Sleidan. B. 19. C. 25. 26. Vita Mauritii. 1217. 1218.

Widerſpruch ihm das leitende Wort geſtattet würde, und weil das kaiſerliche Anſehen gewöhnlich auf die Zerſtörung ſolcher Bündniſſe arbeitete. Dieſer doppelte Nachtheil hörte auf, ſobald der Kaiſer ſelbſt ſich an die Spitze eines ſolchen Bundes mehrerer Stände hinſtellte. Der ſchwäbiſche Bund hatte davon ein lehrreiches Beiſpiel gegeben. Ward ein neuer Verein der Art eben in dieſem Zeitpuncte, da faſt alle Reichsverhältniſſe zerrüttet waren, die kaiſerliche Macht am höchſten ſtand, vorzüglich in Oberdeutſchland, wo Oeſterreichs Kräfte ihn mächtig unterſtützen konnten, und von ſo planmäßigen Geiſtern, wie Carl und ſeine Räthe waren, nach einem größeren Maaßſtabe errichtet, ſo litt es kaum einen Zweifel, daß durch ihn, ohne Verletzung der alten Formen, innerhalb derſelben ein neuer Staat erbaut werden könnte, in welchem der Kaiſer unumſchränkter, als in dem alten herrſchte.

Aus dem Lager vor Wittenberg ließ Carl ſchon das zweite Ausſchreiben ergehen, wodurch er die Stände des Reichs zu einer Zuſammenkunft aufforderte, um ſich durch einen neuen Bund zu vereinigen; Ulm wurde zum Verſammlungsorte beſtimmt; der Kaiſer und ſein Bruder ſäumten nicht, ihre Bevollmächtigten dahin abzuſenden. *)

---

*) Sleidan. B. 19. S. 13.

Wohl kamen die Geſandten von mehreren Reichsſtänden zu Ulm zuſammen; aber ſehr wenige mit einer Anſicht des Planes der öſterreichiſchen Brüder, welche der Ausführung deſſelben günſtig war. Zum Theil trieben die letzten Erfahrungen zu der Meinung, daß überhaupt durch einen Bund nichts Ungemeines vollbracht werden könne, wenn nicht eine überwiegende Macht als Mitglied ihn gänzlich zum Werkzeug brauchte. Da nun auch die katholiſchen Stände des Kaiſers Abſichten wider die Freiheit der deutſchen Mittelmacht überaus fürchteten, wie ſollten ſie ihm in dem gegenwärtigen Zeitpuncte, wo ſein Anſehen in Deutſchland im höchſten Flor ſtand, noch das kräftigſte Mittel zu ihrem Verderben ſchaffen.

Die kaiſerlichen Abgeordneten redeten viel von *Carl's* Beſtreben, den Frieden der Deutſchen zu ſichern. Noch kaum habe man geſehen, wie zwei Fürſten vermocht hätten, Deutſchlands Geſetze zu zertrümmern, und in allen ſeinen Gauen den Sturm aufzuregen. Aus dem Krieg mit ihnen habe der Kaiſer kaum Thron und Leben gerettet. Um die gegenwärtigen Unruhen gänzlich zu dämpfen, und den zügelloſen Geiſt, den' keine Reichsacht mehr ſchrecke, für die Zukunft abzutreiben, werde nichts zweckmäßig, als nur ein Bund ſeyn, in welchem ſich Reichsſtände traulich an den Kaiſer und ſeinen Bruder ſchlöſſen.

Nur wenige Reichsſtände fügten ſich ſogleich dem Anſinnen des Kaiſers; im Allgemeinen fand es ſo wenig

Beifall, daß man von Krankheiten, die in Ulm ausbrachen, den Vorwand nahm, die Berathſchlagungen darüber bis zum bevorſtehenden Reichstage zu verſchieben. *)

Als die Fürſten auf denſelben nach Augsburg zogen, lehrte ſie ſchon unterwegs mancher Anblick, daß Carl ſich nun im Beſitz hinlänglicher Kriegsgewalt glaube, um keiner beſondern Schonung der reichsſtändiſchen Rechte mehr zu bedürfen. In vielen Gegenden, nicht fern von Augsburg, fanden ſich ſpaniſches, italieniſches, niederländiſches Kriegsvolk; auf einen Wink vom Kaiſer konnte ſich ein beträchtliches Heer zuſammenziehen; in der Stadt ſelbſt lagen bei zehn Fähnlein Landsknechte. „Das iſt ein geharniſchter Reichstag!“ ſagten ſich mit Befremden die Fürſten, und hatten gewiß eine kleine Schadenfreude über die Angſt, die der Kaiſer ſelbſt beim Einzuge in Augsburg ſchmählig leiden mußte. Eine ſeiner wilden Banden wollte durch einen Aufruhr den rückſtändigen Sold ertrotzen. Den Raub abzuwehren ergriffen die Bürger die Waffen, welche ſie leicht wider den Kaiſer ſelbſt richten mochten. Unter bangen Erwartungen mußte er einige Stunden in einem Schlupfwinkel zubringen. **)

---

*) Sleidan. B. 19. C. 22.

**) Thuanus. L. IV. hist. p. 548.

Uebrigens hatte dieſe vorübergehende Angſt keinen Einfluß auf den Geiſt, in welchem er dieſen Reichstag nahm. In der Schrift, die er bei Eröffnung deſſelben (1. Sept.) durch ſeinen Vicecanzler verleſen ließ, that er die Forderung, daß die Stände ihm hinfort die Anordnung des Cammergerichts überlaſſen ſollten, da durch die letzten Fehden alle Juſtiz im Reiche verfallen wäre. Sorgfältig werde er trachten, daß rechtskundige Männer zu Richtern gewählt würden, welche ihrem Eide gemäß unpartheiiſch Urtheil ergehen ließen. Auch finde er gut, noch zehn Beiſitzer zu der beſtimmten Zahl hinzuzuthun, um die Maſſe der Händel bald aufzuräumen. Die nöthigen Koſten würde jeder Stand nach ſeiner Gebühr erlegen.

Sobald die Reichsſtände von allem Einfluß auf die höchſte richterliche Gewalt in Deutſchland ausgeſchloſſen waren, mußten ſie gänzlich in des Kaiſers Macht gegeben ſeyn, der gewiß nicht unterließ, ſelbſt das Urtheil zu vollziehen, welches ſeine Richter geſprochen hatten. Es entging ihm auch nicht, wie er ſeine Forderung nur durch Ueberraſchung der Reichsſtände werde erhalten können. Um dieſe möglich zu machen, fügte er einen zweiten Antrag hinzu. Er wollte nämlich die beſondern Berathſchlagungen zwiſchen einzelnen Ständen auf den Reichstagen nicht länger dulden, weil ſie gemeinen Reichsverſammlungen übel anſtänden, und ein jeder im Rath frei und ohne Scheu reden könnte. Allein dieſe beſondern Zuſammenkünfte waren ihm deshalb zuwider, weil durch ſie die Stände mehr vorbereitet zu dem öffentlichen Rath kamen, und der Feige, der Schwache, indem er den Willen ſeiner Genoſſen erkannte, ermuthigt wurde, den kaiſerlichen Anträgen einen Widerſtand zu leiſten, welchen er ſonſt nie gewagt hätte.

Zur Willfährigkeit gegen des Kaiſers Antrag wegen des Kammergerichts rieth beſonders die Furcht, daß er ohne dieſelbe dies Reichsgericht ganz an ſeinen Hof ziehen und einzig von dort über Deutſchland Recht ergehen laſſen möchte. Beſonders auf die Kurfürſten hatte dieſe Furcht Einfluß. Allein die Fürſten, indem ſie die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung des Cammergerichts anerkannten, widerſtanden anfänglich dem Verlangen des Kaiſers, und gaben endlich nur inſofern nach, daß demſelben für diesmal die Anordnung des Gerichts überlaſſen werden ſollte, er auch neue Beiſitzer über die gehörige Zahl ernennen dürfte: für alle künftige Fälle bewahrten ſich die Reichsſtände ihre alten Rechte. *).

Wahrſcheinlich hatte Carl nicht erwartet, daß er ſo viel erreichen würde, und ließ ſeinen zweiten Antrag zur Unterdrückung aller beſondern Verhandlungen einzelner Stände auf den Reichstagen nun ſelbſt ſinken.

---

*) Sleidan. B. 20. C. 20.

Er durfte ſeinen Plan, der Königsmacht in Deutſchland ihren alten Glanz wiederzugeben, nicht zu gewaltſam darlegen, um nicht einen Theil der Deutſchen von neuem gegen ſich zu bewaffnen. Auf gleiche Weiſe vermied er, ſeinen Entwurf zu einem Bunde, an deſſen Spitze der Kaiſer ſelbſt ſtehen ſollte, mit Eifer durchzutreiben, indem es ihm gelang einen ſehr wichtigen Zweck, welchen er auch bei demſelben vor Augen gehabt hatte, vollkommen zu erreichen. Seine Niederlande wurden in den Bund des deutſchen Reichs aufgenommen. Für den vollen Schutz deſſelben ſollten ſie freilich zu den Steuern beitragen; aber in jeder andern Hinſicht blieben ſie unabhängig im ungeſtörten Beſitz ihrer alten Freiheiten. Im Grunde bezweckte alſo dieſer Verein nichts, als den doppelten Vortheil für Carl, daß er noch ein größeres Gewicht in dem deutſchen Syſtem erhielt, und daß er bei ſeinen vielfachen Kriegen mit Frankreich, deren Schauplatz vorzüglich die Niederlande wurden, auf den Schutz des Reichs für dieſelben, auf Theilnahme der Deutſchen an dieſen Kriegen rechnen konnte. *)

Der Kaiſer mußte mit der theilweiſen Erreichung ſeiner Wünſche auch deshalb zufrieden ſeyn, weil er nicht umhin konnte, auf dieſem Reichstage durch manche Handlung die Stände gegen ſich zu reizen. Ungemein

---

*) **Sleidan.** B. 20. C. 20.

groß war der Evangeliſchen, zum Theil der Katholiken Unmuth über die längere Gefangenſchaft des Landgrafen Philipp. Seine Gemahlin und ſeine Söhne erließen jetzt ein Schreiben an alle Reichsſtände, um ſeine Erledigung zu bewirken; die Landgräfin und ihre Tochter kamen ſelbſt nach Augsburg, und flehten mit Fußfall zur kaiſerlichen Majeſtät; auf das kräftigſte verwandten ſich Moriz und der Kurfürſt von Brandenburg, welche ſich bedroht ſahen, in die Gefangenſchaft nach Heſſen ſich ſtellen zu müſſen, weil ſie der öffentlichen Meinung, ihrer Glaubensgenoſſen, ihrer Unterthanen wegen, ihr Fürſtenwort nicht brechen durften.

Unter dieſen Umſtänden hielt Carl es für nothwendig, ſich wegen ſeines Betragens gegen den Landgrafen öffentlich zu rechtfertigen. Er that es in einer Schrift, welche treu den ganzen Hergang beſchrieb, und die Beſchwerde enthielt, daß der gefangene Philipp die Puncte des Vertrages, wodurch ihm Gnade geworden, noch nicht ſämmtlich erfüllt, die Schleifung ſeiner Feſtungen nicht vollendet, die Heimlichkeiten des ſchmalkaldiſchen Bundes nicht überantwortet hätte. Moriz und der Kurfürſt von Brandenburg geſtanden ſelbſt in ihrer Gegenſchrift, daß ſie den Kaiſer keiner Wortbrüchigkeit bei der ganzen Handlung zeihen könnten, daß aber viele enge und geheime Nebenhändel mit den kaiſerlichen Räthen vorgegangen wären. Ob bei denſelben, da eine Parthei der Sprache der andern nicht genug kundig geweſen, Mißverſtändniſſe obgewaltet hätten, wollten ſie nicht unterſuchen. Der Geiſt, in welchem ſie gehandelt, wäre nicht verborgen geweſen; in ihm hätten ſie dem Landgrafen die vollſte Freiheit gelobet, und männiglich wäre nun zu bedenken, wie ſehr die Gefangenſchaft deſſelben ihnen zur Verletzung des Glimpfs gereichte.

Auch **Carl** fühlte, daß dieſe Klage gegründet ſey; aber die Erledigung **Philipp's** glaubte er noch für ſeine Plane durchaus unräthlich. Dagegen wünſchte er die vermittelnden Fürſten von jener Beſchwerde zu befreien. Er ſandte einen ſeiner Räthe an den Landgrafen, und verlangte die Auslieferung der Urkunden, welche die Kurfürſten zu ſeiner Sicherheit geſtellt hatten. Dies Anſinnen kam demſelben ſo ſeltſam vor, daß er vorgab, es durchaus nicht zu faſſen. Als der Rath äußerte, er rede doch gute deutſche Worte und der Landgraf ſey doch ein geborner Deutſcher: entgegnete dieſer, wie er nicht einſehe, was der Kaiſer mit dieſer Forderung im Sinn habe; dies ſey die einzige Antwort, mit welcher noch zur Zeit er ſich vernehmen laſſen könne; die kaiſerliche Majeſtät möge es mit ihm machen, wie ſie wolle; er ſey ohnedies ein gefangener Mann, und könne viel höher als jetzt nicht bedrängt werden. *)

---

*) **Hortleder.** B. 3. C. 24. **Sleidan.** B. 19. C. 38. 39. 40.

Hätte Philipp auch jene Urkunden herausgegeben: ſo würden die vermittelnden Fürſten dadurch ihres Wortes eben ſo wenig in der Meinung deutſcher Nation, als für ihre eigene Herzen, entbunden geweſen ſeyn. Dies Anſinnen an den gefangenen Landgrafen bewies, wie wenig der kaiſerliche Hof deutſche Treue begriff, und der ſtolze Moriz, zu deſſen Heil es gerichtet ſeyn ſollte, mußte dadurch empört werden.

Wenn er durch Carl's Betragen gegen ſeinen Schwiegervater während des Reichstages beleidigt wurde: ſo machte eine andere Handlung, worin ſich des Kaiſers Gunſt gegen ihn offenbarte, einen heftigen Eindruck zum Nachtheil deſſelben.

Seinen Geburtstag, den vier und zwanzigſten des Hornung (1548) feierte Carl, indem er die Kurwürde, des gefangenen Johann Friedrich Lehen und Herrlichkeiten, mit großer öffentlicher Pracht an den Herzog von Sachſen übertrug. Am Markte zu Augsburg ſaßen der Kaiſer und die Kurfürſten auf einem geraumen, mit prächtigen Tapeten geſchmückten Gerüſte. Mit der ſächſiſchen Blutfahne rückten die Haufen von Moriz hervor. Der erſte berannte das Gerüſt; dann gingen einige Fürſten hinauf und baten für den Herzog um die Belehnung. Es folgte die Loſung, daß er ſelbſt zur Stelle komme. Da berannte Moriz mit dem zweiten Haufen das Gerüſte. Zehn Fahnen, mit eben ſo viel Wappen der Landſchaften, mit welchen er belehnt zu werden ſuchte, wurden ihm vorgeführt, und knieend empfing er die Belehnung. Aus der Herberge am Markt, wo er gefangen ſaß, ſchaute Johann Friedrich das prächtige Getümmel. Siehe, rief er aus, wie ſich Moritzens Geſindlein über den Raub an mir ergötzet; und mit voller Rührung ſetzte er hinzu: gebe der Allmächtige, daß ſie meiner und der meinigen nie mehr bedürfen. [*]

Beſondere Gefahr aber für den Kaiſer, auf mehreren Seiten die Gemüther gegen ſich in Harniſch zu bringen, lag in der Haltung, welche er gegen die religiöſen Partheien behaupten mußte. Alle ſeine Schritte während des kaum beendigten Krieges hatten bewieſen, daß er ihn durchaus nicht als einen Religionskrieg geführt hatte. Keinem von den überwundenen Evangeliſchen ſuchte er ſeinen Glauben zu entreißen; nirgends verrieth er eine Spur von Haß gegen die Ketzer. Gern hätte dieſe der Papſt durch die Donnerkeile des Conciliums zu Trient niedergeworfen, ſo wie ſie ſich allmählig vor den kaiſerlichen Waffen in Deutſchland neigten; aber Carl ſuchte es auf alle Weiſe zu verhindern, und ſammelte mit drohender Hand um den römiſchen Stuhl die Gefahren einer Kirchenreformation. Es ward immer offenbarer, daß er das Concilium mehr wider jenen, als gegen die evangeliſche Parthei brauchen wollte; und in demſelben Grade ſtieg die Sehnſucht der päpſtlichen Legaten nach dem innern Italien, fern von der deutſchen Gränze, damit ſie den Einfluß des Kaiſers minder zu fürchten hätten. Allein dieſer war ſo wenig geneigt, eine Verlegung der Kirchenverſammlung zuzugeben, daß er einem der päpſtlichen Legaten drohte, man ſollte ihn in die Etſch werfen, wenn er derſelben weiter erwähnte. Selbſt die Gefahr, als die evangeliſchen Krieger an die italieniſche Gränze vordrangen, und **Sebaſtian Schärtlin** Luſt bezeigte, das Concilium zu überfallen, hatten demſelben nicht Muth genug gegeben, ſich von Trient zu entfernen. Als aber endlich die Nachricht erſcholl, daß der Kaiſer nach Sachſen hinabziehen werde, wagten es die Väter, die Ausſage von **Hieronymus Frakaſtor**, dem Leibarzte der Verſammlung, daß nämlich die Luft zu Trient peſtartige Krankheiten drohe, zur Verlegung der Synode nach Bologna zu benutzen. Nur die ſpaniſchen Biſchöfe blieben zu Trient zurück, und bekamen auch Befehl, keinen Fuß von da zu rücken. Gegen den Papſt erklärte der Kaiſer in den heftigſten und entſchloſſenſten Ausdrücken, daß er nimmermehr ein Concilium zu Bologna anerkennen und nicht ruhen würde, als bis ſämmtliche Väter nach Trient zurückgekehrt wären. Selbſt darin wollte er nicht willigen, daß die ſpaniſchen Biſchöfe nur zum Beweiſe der Achtung gegen die übrigen nach Bologna zögen, um dann ſogleich mit der ganzen Kirchenverſammlung ſich wieder nach Trient zu begeben.

---

[*] Sleidan. B. 20. C. 7. Hortleder. B. 5. C. 35.

Zur Wiederherſtellung der alten Kaiſermacht gegen das Papſtthum und der Königsgewalt in Deutſchland hatte Carl auch die Synode benutzen wollen, und durfte hoffen, nach dem Sturze der proteſtantiſchen und bei der gegenwärtigen Betäubung auch der katholiſchen Reichsſtände, die deutſche Geiſtlichkeit zu dieſem Zweck auf der Kirchenverſammlung brauchen zu können. Ehemals hatte das Papſtthum die Mittelmacht in Deutſchland wider das Königthum unterſtützt, und in ihr einen rüſtigen Kampfgenoſſen gegen das kaiſerliche Anſehen gehabt. Als Luther's Lehre unter den Reichsſtänden emporwuchs, ſah der päpſtliche Hof unter ihnen ſeine verderblichſten Gegner; und der Kaiſer wollte nun auf der Synode ſein offenbares Spiel mit dem Papſte treiben durch Hülfe der Stände, und mit dieſen durch päpſtliches Zuthun. Die Nähe der Kirchenverſammlung an der deutſchen Gränze war zu dieſem Spiel nothwendig.

In dieſem Geiſte forderte Carl die deutſchen Biſchöfe auf, daß ſie im Namen ihrer Nation von dem Papſte Wiederherſtellung des Conciliums zu Trient fordern ſollten. Die Deutſchen hätten daſſelbe, erklärten ſie in ihrem Schreiben, mit geringer Zahl beſucht, weil auch Trient außerhalb ihrer Nation ſey, beſonders aber weil alle Straßen mit Kriegsgefahren bedeckt geweſen. Dieſe wären vorübergezogen, und eine gute Hoffnung zu der Kirchenverſammlung hätte ſich hie und da gezeigt; doch unerwartet wäre ſelbige durch die Verlegung an einen andern Ort zerriſſen worden. Zu beſonderm Schmerze gereichte dies ihrem Vaterlande, in welchem durch die Ketzerei alles vergiftet wäre, was ſonſt gut und recht geheißen hätte. Die römiſche Kirche wäre von Gott als eine feſte Burg erbauet, an welcher Wind und Wetter, die jetzt noch immer von allen Seiten herauszögen, ſich zertheilen ſollten. Von neuem möchte daher der Papſt das Concilium aufrichten, ſonſt griffen ſie mit ihrer Sorge zu neuen Mitteln. *)

Die deutſche Nation war alſo gegen den Papſt aufgeſtellt, um ihn zur Wiederherſtellung der Synode zu Trient zu zwingen. Größere Schwierigkeiten erregte es vielleicht, die Proteſtanten dann zur Sendung auf die Kirchenverſammlung zu bewegen. Wenn die geiſtlichen Kurfürſten der Meinung waren, daß Deutſchland ſich ohne irgend eine Bedingung dem Concilium zu Trient anvertrauen müßte, ſo ſahen auch katholiſche Reichsſtände ein, daß dies von den Proteſtanten zu viel gefordert ſey, indem ſchon einige ihrer Hauptlehren von den verſammelten Vätern verdammt waren. Aber ſelbſt Moriz von Sachſen und die Kurfürſten von der Pfalz und Brandenburg, welche als die am wenigſten eifrig geſinnten unter den evangeliſchen Ständen angeſehen werden mußten, wollten nur an einem Concilium

---

*) Sleidan. B. 19. C. 35.

Theil nehmen, das frei und chriſtlich, deſſen Oberſt nicht der Papſt wäre, auf welchem nur Biſchöfe handelten, die ihres Eides entlaſſen worden, und auch die evangeliſchen Schriftgelehrten reden und mit beſchließen dürften; das vor allen Dingen die bisherigen Beſchlüſſe der Synode zu Trient einer neuen Prüfung unterwerfen wollte.

Weil der Kaiſer kein Mittel ſah, ſo verſchiedene Meinungen zu vereinigen, unterhandelte er ſchlau und geheim mit jenen Häuptern der proteſtantiſchen Parthei. Sein unverſtellter Grimm gegen den römiſchen Hof bahnte ihm den Weg zu ihrem Vertrauen. Durch beſondere und geheime Verheißungen erreichte er, daß ſie bei ſeinem allgemeinen Verſprechen, wie er mit chriſtlicher Billigkeit das Concilium handhaben wolle, ſich beruhigten. Nur die evangeliſchen Städte widerſtanden noch, als die Kurfürſten und Fürſten durch Schlüſſe das Concilium zu Trient anerkannt hatten. Sie wurden als halsſtarrig verſchrieen und von den kaiſerlichen Miniſtern hart bedräuet. Endlich ließen ſie ſich bewegen, vor dem Kaiſer zu erſcheinen, und zu erklären, daß es ihnen nicht gezieme, der Fürſten Antwort zu verbeſſern. Zugleich übergaben ſie dennoch eine Schrift, worin ſie jede Kirchenverſammlung verwarfen, außer einer allgemeinen freien und chriſtlichen oder einem Nationalconcilium. Ohne Rückſicht auf dieſe Schrift antwortete ihnen der Kaiſer, wie es ihn hoch erfreue, daß auch ſie, gleich den Fürſten, ihm den ganzen Handel übergäben. *) Sicheres Geleit und freie Rede auf der Kirchenverſammlung war das Einzige, was er den Proteſtanten öffentlich gelobte. *)

Mit einem unbedingten Reichsſchluß, welcher das Concilium zu Trient forderte, ſah er ſich nun gegen den päpſtlichen Hof bewaffnet. Nachdem er denſelben noch auf manche Weiſe hart bedrängt hatte, wagte er den entſcheidenden Schlag, daß er in der erſten allgemeinen Verſammlung der Väter zu Bologna auf das Feierlichſte erklären ließ, wie alle ihre Handlungen nichtig, ihr Betragen, ihre Reden thöricht und eitel wären, und wie er als Beſchirmer der Kirche die Sorge für ihr Wohl mit aller Kraft auf ſich nehmen wollte, wenn das Concilium zu Trient nicht ſogleich wieder aufgerichtet würde (1548. Jan. 16.). Unmittelbar nachher mußte ſein Geſandter in Rom vor dem Papſt und den Cardinälen in Gegenwart ſämmtlicher fremden Botſchafter dieſelben Erklärungen wiederholen. **)

Der Kaiſer wartete die Wirkung ſeiner Proteſtation nicht ab, um einen andern Schlag zu thun, wodurch er den Papſt tief verwunden wollte. Er benachrichtigte den Reichstag von den Schritten, welche er durch ſeinen Geſandten in Rom thun ließe, und fügte hinzu, daß er noch nicht an dem Concilium verzweifelte, aber wegen der Zögerung, die damit obwalten möchte, ein Mittel wünſche, wodurch inzwiſchen die deutſche Nation befriedigt werde. Man ſollte einige fromme und gelehrte Männer auswählen; er wollte dann noch etliche zur Berathſchlagung ordnen; ſie würden ſich über einen Religionszuſtand vereinen, welcher dauerte, bis eine allgemeine Kirchenverſammlung jede Fehde beſchwichtigt hätte.

---

*) Sleidan. B. 19. S. 37.

**) Sleidan. B. 19. S. 12—17.

Allein der erſte Verſuch zu einer ſolchen Vereinigung ſchlug ſo gänzlich fehl, daß man voll Ueberdruß die Anordnung durchaus dem Kaiſer anheim ſtellte. Julius Pflug, Biſchof von Naumburg, gelehrt und duldſam, Michael Helding, Weihbiſchof von Mainz, durch ſeinen Eifer für die katholiſche Lehre weniger geſchickt zum Vermittler, und Johannes Agricola von Eisleben, vielleicht der einzige unter den berühmten evangeliſchen Gottesgelehrten, welcher der Reformation abhold war, weil nicht er vor allen andern ſie bewirkt und den größten Ruhm durch ſie erlangt hatte, waren die drei Männer, welche einen Plan entwerfen ſollten, wodurch die Unruhen der deutſchen Kirche, bis ein allgemeiner Friede aufblühte, beſchwichtigt werden könnten.

Aus folgenden Quellen entſprang ſichtbar der Geiſt, welcher bei Abfaſſung und Annahme des Interim herrſchte.

Die Muthloſigkeit oder wenigſtens die dumpfe Betäubung der evangeliſchen Parthei war unbeſchreiblich groß, nachdem ihre beiden Häupter gefallen waren. Was ſie am meiſten hätte aufrichten ſollen, tiefe Einſicht in Carl's Gemüth und Politik, welche ihren gänzlichen Ruin nicht wünſchten und zugeben konnten, war ferne von ihr. Trotz ſeinem bisherigen Betragen ſtand ſie noch immer bei ſich an, ob ſie anders als den grauſamſten Vertilger ihres Glaubens ihn nennen dürfte, und nach Erſcheinung des Interim glaubte ſie freilich nur als einen ſolchen ihn anſehen zu müſſen. Noch weniger hatte ſie eine Ahnung davon, was Moriz von Sachſen in ſeiner großen Seele bewegte; er galt blos für einen Verräther ſeiner Blutsverwandten und ſeines Glaubens. Außer ihm ſtand der Kurfürſt Joachim von Brandenburg an der Spitze der Proteſtanten; aber theils hatte er überhaupt nicht Gewalt genug, um Maſſen mit ſich fortzureißen, theils war er jetzt von der Eitelkeit geblendet, den Vermittler zwiſchen den Katholiken und Evangeliſchen ſpielen zu wollen. Zum Unglück war Agricola Theolog an ſeinem Hofe, und brauchte das Anſehen des Kurfürſten zu dem heilloſen Verſuch, ſich jetzt wenigſtens gleichen Ruhm mit Luther zu erwerben, indem er die Reformation, welche dieſer bewirkt hatte, zurückzudrängen wähnte.

Unter ſolchen Umſtänden waren die Evangeliſchen faſt der Meinung der Katholiken, daß ihnen nun bei weitem nicht eingeräumt werden könne, was ihnen ſchon frühere Verträge verſprochen hatten. Aber dennoch war der Geiſt, worin das Interim abgefaßt worden, für ſie eine unerwartet ſchreckliche Erſcheinung.

Durch ihn trat die römiſche Kirche wieder in alle die Rechte, welche die Reformation ihr beſtritten hatte. Ihr ward die Macht zugeſchrieben, die heiligen Schriften zu erklären, und Artikel des Glaubens aus ihnen zu faſſen. Zweifel in der Lehre ſollten durch Concilien gelöſet werden. Aber es war nicht hinzugefügt, daß dieſen jene Freiheit nicht entſtehen dürfe, ohne welche kein Proteſtant ihre Gültigkeit anerkannte. Die alten Sacramente wurden gänzlich wieder hergeſtellt, und Luther's große Lehren vom Glauben, von der Verſöhnung und den guten Werken, aus welchen das Weſen der Reformation entſprang, erſchienen hier in einer Geſtalt, worauf er ſich mit vernichtendem Feuer geſtürzt hätte. Selbſt den Heiligen ſollte ungeſchränkt die alte Verehrung bleiben. Sogar jene Bilder und heiligen Altäre, jener Pomp der Meſſen und feierlichen Umgänge, welche den Evangeliſchen ein Greuel waren, ſollten in allen Gegenden Deutſchlands wieder erſcheinen. Dagegen wurde als eine beſondere, doch nur einſtweilige, Vergünſtigung angerechnet, daß die Prieſter, welche einmal beweibet wären, bis zu einem Concilienſchluß ihrentwegen, ihre Frauen behalten dürften, und daß der Genuß des Nachtmahls unter beider Ge ſtalt noch erlaubt ſeyn ſollte, wenn dabei nur keine Verachtung derer ſtatt fände, die es unter einer einzigen Geſtalt genoſſen.

Nach des Kaiſers Denkart mußte das Interim den Proteſtanten ſehr willkommen ſeyn. Die Dogmen waren in ſeinen Augen eigentlich eine ſehr gleichgültige Sache. In den Puncten, welche ihm aus der Reformation beſonders hervorleuchten mußten, waren die Evangeliſchen begünſtigt. Ihm däuchte die Einziehung der geiſtlichen Güter ohne Zweifel der weſentlichſte Vortheil für die evangeliſchen Stände, und das Interim hatte nirgends geſagt, daß dieſelben wieder herausgegeben werden müßten. Auch faßte ſein eigner Hang zum weiblichen Geſchlecht ſehr wohl, daß einem Prieſter viel daran liegen mochte, ob er beweibt ſeyn durfte. Der Genuß des Kelchs im Nachtmahl mußte ihm durchaus als etwas Wichtiges erſcheinen, da in den Staaten ſeines Hauſes ſo furchtbare Bewegungen über ihn entſtanden waren. Ueberdies hatte ein Haupt der Proteſtanten, deſſen Glaube von ſeiner eigenen Religionsparthei für rein gehalten wurde, und ein berühmter Schriftgelehrter derſelben das Interim vorzüglich gebildet, und der Papſt ſowohl als die geiſtlichen Kurfürſten, ſprachen heftig wider daſſelbe. Mit vollem Vertrauen zu den Proteſtanten ließ er es daher in der Reichsverſammlung am funfzehnten Mai verleſen. Dann ſtand der Erzbiſchof von Mainz auf, und dankte ihm für die große Mühe, mit welcher er für das Vaterland geſorgt hätte, wogegen es allgemeine Pflicht ſey, ſeinem Gutdünken nachzukommen, da ihm alles wäre anheim geſtellt worden. **Carl** hielt dieſe Aeußerung für Stimme der Nation, und glaubte ſein Werk vollendet. *)

Nur ein Schatten verdunkelte dieſen ſcheinbaren Triumph ſchon während der Vorbereitungen zu demſelben. Er entſtand aus den großen Bedenklichkeiten, welche **Moriz** von Sachſen gegen die Annahme des Interim machte. Als ihm daſſelbe vorgelegt wurde, verhehlte er nicht, wie es ihm ſchiene, daß die Abgötterei dadurch wieder eingeführt würde. Darum müßte er mit ſeinen Theologen, welche darüber urtheilen könnten, ſich nothwendig berathen. Ihnen ſey er es ſchuldig und ſich ſelbſt, bei dem einmal erkornen Glauben zu beharren. Vergebens ſuchte der römiſche König, ſein Freund **Ferdinand**, ihn milder für das Interim zu ſtimmen; vergebens fragte ihn der Kaiſer mit ſpottendem Unwillen, was aus dem Reich werden ſollte, wenn die Fürſten über Gegenſtände, die zu Schlüſſen des Reichstages werden möchten, mit ihren Landſtänden zu Rathe gehen, oder ſie gar der Entſcheidung der Theologen anheim ſtellen wollten, welche nur zu ſehr das Feuer in Deutſchland nährten und die kaiſerliche Majeſtät ſchmähten? **Moriz** erklärte dagegen mit Feſtigkeit, daß

---

*) **Sleidan.** B. 20. C. 4. 8. 9. 10.

er Augsburg ſogleich verlaſſen werde, wenn man ſeinen Entſchluß wegen des Interim noch ferner bekämpfte. Den theologiſchen Lehrern zu Wittenberg aber meldete er, daß ſie frei ihre Gedanken über daſſelbe gegen ihn offenbaren ſollten; nur im Unweſentlichen möchten ſie duldſam ſich zeigen, den wahren Glauben wollte er ungekränkt erhalten. Sobald das Bedenken der Theologen eingegangen war, theilte er es den kaiſerlichen Räthen mit; noch an dem Tage, da das Interim dem Reichstage vorgelegt ward, erklärte er den Kurfürſten ſeine Mißbilligung deſſelben, und erörterte ſeine Gründe in einer Schrift, die er am folgenden Tage dem Kaiſer übergab. Bald nachher reiſte er von Augsburg hinweg. *)

Von ihm hatte der Kaiſer am wenigſten ſolchen Widerſtand erwartet; indem er dieſen Einzigen unter allen Fürſten Deutſchlands durch jedes Band an ſich gefeſſelt zu haben glaubte. Wahrſcheinlich fiel er auf die Vermuthung, daß Moriz ſo handle, um die Gemüther ſeiner neuen Unterthanen etwas an ſich zu ziehen, und beſonders ſeine Theologen, dieſe Redner des Volks, zu gewinnen. Daß dem Kurfürſten wirklich an ſeiner Religion viel lag, und daß er deshalb am Schluß ſeiner letzten Schrift ſo feierlich an das Verſprechen erinnerte, welches ſeinem Glauben unverletzbare Sicher-

---

*) **Expos. Witt. X. 2.** Sleidan. B. 20. S. 13.

heit gelobte, vermuthete der Kaiſer wohl nicht; und am wenigſten mochte er ahnen, daß jener Widerſtand mit einer glühenden Liebe für deutſche Freiheit in Morizens Gemüth zuſammenhing.

Indeſſen ward er überhaupt bald gewahr, daß die Proteſtanten das Interim aus einem ganz andern Geſichtspunct betrachteten, als er erwartet hatte. Markgraf Johann von Brandenburg, Bruder des Kurfürſten Joachim, erſchien vor dem Kaiſer und bat, ihn ſchlechterdings mit der neuen Religionsordnung zu verſchonen. Vergebens entgegnete ihm Carl, daß ein Reichsſchluß ſie genehmigt habe, und kein Einzelner davon weichen dürfe. Der Markgraf gab zu verſtehen, daß keinesweges der Erzbiſchof von Mainz im Namen aller Stände dem Interim Beifall geſprochen habe, und drang, in Erinnerung an ſeine treuen Dienſte für den Kaiſer im verfloſſenen Krieg, auf Erfüllung der Zuſage über die Freiheit ſeines Glaubens. Carl befahl ihm, ſogleich Augsburg zu verlaſſen, und er ritt denſelben Tag hinweg nach ſeinem Lande, wo er nichts in der Religion änderte. Aber mit ſeiner Entfernung ſchwieg der Widerſtand nicht. Auch Herzog Wolfgang von Zweibrücken, als der Kaiſer ihm Annahme des Interim zumuthete, erklärte, daß er keine Religion wollte, als in welcher er geboren wäre. Selbſt der gefangene Johann Friedrich von Sachſen, ſo ſehr er ſich nach ſeiner Befreiung ſehnte, und ſo lockende Verheißungen ihm geſchahen, verwarf ſchlechterdings die neue Religionsordnung. „Nach ſeiner Ueberzeugung,“ ſagte er, „wäre ſie in vielen Stücken der heiligen Schrift zuwider. Wenn er ſich nun zu ihrer Annahme auf irgend eine Weiſe bequemte, hieße dies nicht mit verblümten Worten die göttliche Majeſtät und den Kaiſer betrügen. Seines Gefängniſſes wäre er gern entledigt, beſonders da es ſeinem ſchweren Leibe unerträglich ſey; zu ſeinem Gemahl, zu ſeinen Kindern möchte er gern heimziehen; aber theurer als alles wäre ihm, das Erbe des Himmelreichs zu erlangen.“ Seine Standhaftigkeit machte auf den kaiſerlichen Hof einen ſo nachtheiligen Eindruck, daß der evangeliſche Prediger, welcher bisher bei ihm gelebt hatte, ſich in großer Gefahr glaubte, und verkleidet entwich. Man hielt ihn nun ſtrenger, nahm ihm die heiligen Schriften, und kündigte ihm an, daß er an verbotenen Tagen kein Fleiſch mehr ſpeiſen ſollte. Indeſſen hätte auch Willfährigkeit von ſeiner Seite ihm wahrſcheinlich nicht die Freiheit erworben. Philipp von Heſſen ſoll, wenigſtens nach einem Schreiben deſſelben an den Kaiſer, das aber verdächtig war, weil es vom kaiſerlichen Hof ausging, ſich für das Geſchenk ſeiner Freiheit zur Annahme des Interim erboten haben, indem er nicht witziger ſeyn wollte, als die Kirchenväter. Allein war dies auch wirklich ſein Antrag: ſo blieb er doch in den Feſſeln der Spanier, die ihn an dieſen und jenen Ort hinſchleppten.

Die Geſandten der Reichsſtädte antworteten ſogleich, daß ſie wegen der neuen Religionsordnung an ihre Obern berichten müßten. Zur Annahme derſelben mußten ſich indeſſen die oberländiſchen, welchen **Carl** nahe war, bald verſtehen; aber die entfernten hanſeatiſchen, Magdeburg und andere Städte, trotzten lieber der Reichsacht, als daß ſie ſich dem Interim bequemen ſollten. Auch Straßburg, welches unter den Städten vorzügliches Anſehen behauptete, handelte in dieſem Geiſte. Als dem Kaiſer, äußerten die Geſandten dieſer Stadt, aller Handel anheim geſtellt worden: habe man nur auf weltliche Angelegenheiten geſonnen, und von den geiſtlichen vorausgeſetzt, was oft beſchloſſen worden, daß ſie nämlich bis zu einer Kirchenverſammlung verſchoben werden ſollten. Nun aber fordere man von ihnen, daß ſie von den Hauptſtücken ihrer Lehre ungehört abſtehen und die neue Religionsordnung, wie einen gewöhnlichen Reichsabſchied annehmen möchten. Dieſe Erklärung ward von den kaiſerlichen Räthen mit beſonderm Unmuth vernommen. **Granvella**, der Biſchof von Arras, entgegnete den Geſandten, der Kaiſer wiſſe wohl, wie in Frankreich die Rede gehe, daß die Straßburger ſeine Religionsordnung von ſich weiſen würden; aber Chriſten, welche den Glauben ihrer Väter verläugneten, könnte man auch mit Feuer zur Sinnesänderung zwingen. Die Geſandten ſchieden mit der Antwort, daß man jemand durch die Flammen hinrichten, ihm aber keinen andern Glauben geben könnte. *)

---

*) **Sleidan.** B. 20. S. 13. 15—17. 10.

Auf ſeiner langen politiſchen Laufbahn hatte ſich Carl wohl niemals ſo in ſeinen Erwartungen betrogen, als in den Wirkungen, die er vom Interim ſich verſprochen hatte. Er konnte keinen andern Zweck bei demſelben haben, als daß es ein Mittel ſeyn ſollte, wodurch die katholiſchen und evangeliſchen Stände ſo weit einander genähert und beruhigt würden, daß er ſie vorerſt beide wider den römiſchen Hof brauchen konnte; aber nicht bis zu einem ſolchen Grade, der es ihm unmöglich machte, ſie nachher wieder gegen einander zu ihrem beiderſeitigen Verderben, und zur Erhöhung der kaiſerlichen Macht zu handhaben. Dieſe Abſicht verfehlte er gänzlich durch den Eindruck, welchen das Interim machte.

In den proteſtantiſchen Ländern ſprach die lauteſte Erbitterung gegen daſſelbe. Selbſt der Kurfürſt von Brandenburg wagte nicht, es ſeinen Unterthanen aufzuzwingen. Einen Artikel nach dem andern wollte er ſchüchtern einführen, um das Volk allmählig daran zu gewöhnen. Vorläufig ſollte die neue Ordnung nur in den Kirchen herrſchen, welche zu ſeinem Hoflager gehörten. In ſeinen Provinzen unternahm Moriz keine Veränderungen des Gottesdienſtes dem Interim zufolge, als ſolche, wodurch nach ſeinen Gottesgelehrten ſelbſt das Gewiſſen nicht verletzt und nur ein Joch aufgelegt werde, das man des Friedens halber ſchon tragen dürfe. Aber ſie gaben doch Veranlaſſung, daß die lutheriſchen

Theologen über die tiefe Klugheit **Melanchthon's** und ſeines Fürſten Verdammungsurtheile ausſprachen, die einen Sturm durch ganz Deutſchland erregten. *) In andern Gegenden und Städten, wo das Interim ganz eingeführt wurde, brachen die Prieſter freiwillig oder verwieſen auf, und hielten entflammende Reden, ließen aufrühreriſche Schriften ausgehen, wider die Abgefallenen vom ächten Glauben, wider die neue Aufrichtung des Papſtthums in dem evangeliſchen Lande. Selbſt in den erſten Zeiten, da **Luther** aufſtand, waren die Greuel des Papſtthums nicht ſo ſehr Gegenſtand des Haſſes, der Verſpottung im Volke geworden, als jetzt die neue Religionsordnung. Der alte Glaubensgenoſſe welcher ſich ihr fügte, ward tödtlicher gehaßt, als der eifrigſte Katholik, und entſchiedener als ſelbſt der Papſt galt nun unter den Proteſtanten der Kaiſer als Antichriſt. **)

Auf der andern Seite tobten auch die Katholiken wider das Interim. Sie ließen mehrere heftige Schriften wider daſſelbe ergehen, und die deutſchen Biſchöfe trugen vorzüglich dazu bei, es zum Gegenſtande des Haſſes und der Verachtung zu machen. Sogar der Erzbiſchof von Mainz, welcher dem Kaiſer wider den Willen der Reichsſtände in Aller Namen für das herrliche

---

*) **Sleidan.** B. 21. S. 29.

) **Sleidan. B. 20. S. 14. 15.

Werk gedanket hatte, wollte die beiden Hauptpuncte deſſelben über den Genuß des Nachtmahls und die Prieſterehe in den proteſtantiſchen Bezirken ſeiner Dioceſe nicht dulden. Ein ähnliches Betragen machten ſich auch die übrigen Biſchöfe zur Regel, und nicht bloß der religiöſe Eifer im katholiſchen Deutſchland billigte daſſelbe, ſondern noch mehr die Furcht vor der Kaiſermacht. Nach dem Interim nämlich, aus welchem ſich deutlich ergab, daß Carl die Fehde wider die Proteſtanten nicht zur Ausrottung ihrer Religion, ſondern für andere Abſichten geführt hatte, konnten auch die katholiſchen Reichsſtände gar nicht mehr zweifeln, daß er die Proteſtanten wider ſie brauchen wolle, ſo wie ſie gegen jene, um die Mittelmacht in Deutſchland überhaupt zu ſtürzen.

Durch den Unmuth der Katholiken und Proteſtanten gegen das Interim war der Plan des Kaiſers, es für ſeine Abſichten wider beide zu benutzen, gänzlich fehlgeſchlagen. Aber es mißlang ihm auch ſein nächſter Gedanke, den Papſt durch daſſelbe hart zu verwunden. Er hatte den Entwurf dem römiſchen Hof mitgetheilt, um ſeine Erinnerungen darüber zu vernehmen. Ein Legat mit denſelben langte zu Augsburg an, ward aber bei dem Kaiſer nicht eher vorgelaſſen, als bis das Interim am Reichstage vorgeleſen, und gleichſam durch einen Reichsſchluß genehmigt war. Für dieſen Hohn konnte ſich jetzt der Papſt rächen. Er behauptete nämlich, daß nur er über jene Puncte, in welcher die neue

Ordnung den Proteſtanten nachgeſehen habe, eine gültige Diſpenſation ertheilen könne. Sich um dieſelbe zu bewerben, ward der Kaiſer durch die deutſchen Biſchöfe verleitet, als das Interim mit ſo vielem Widerſtande zu kämpfen hatte. Es kamen päpſtliche Geſandte nach Deutſchland; aber die Proteſtanten verſchmähten ihre Diſpenſation, und ohne dieſelbe wollten die Biſchöfe das Interim nicht gelten laſſen.

Auf die Weiſe fand ſich Carl in allen ſeinen Erwartungen getäuſcht. In dem höchſten Glanze ſeines Glücks ſah einer der mächtigſten Fürſten und tiefſten Geiſter, von der reifſten Erfahrung, daſſelbe unerwartet verdunkelt, weil er nicht zu berechnen verſtand, wie theuer eine religiöſe Meinung dem Menſchen, und wie ſtark ſie werden kann, wenn Eigennutz und vielfache andere Neigungen ſie umranken.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Tod Paul's III. Wichtigkeit der neuen Papſtwahl. Des Kaiſers heftigſter Gegner wird Papſt. Unerwartete Gefälligkeit Julius III. Sein feierliches Verſprechen, die Synode wieder nach Trient zu bringen. Vortheile des Kaiſers davon. Eigener Ton im Ausſchreiben eines neuen Reichstages nach Augsburg. Wenige Fürſten erſcheinen in Perſon. Gefürchtete Gegenwart des ſpaniſchen Infanten Philipp. Carl's Befremden über die geringe Wirkſamkeit des Interim. Erläuterungen über dieſe Erſcheinung. Merkwürdige Erklärung des Kurfürſten von Sachſen über das Concilium. Dennoch Willfährigkeit der Evangeliſchen, ſich demſelben zu unterwerfen. Urſachen derſelben, unter welchen der Geiſt des Reichsabſchiedes. Der Kaiſer, kühn genug, ſeinen ganzen vollendeten Plan darzulegen; die Nachfolge des Infanten Philipp im Reiche. Urſachen, warum dieſer Plan ſcheitern mußte. Unter denſelben ſcheinbar nicht herbe Beleidigung Moritzens.

Unter den Bewegungen, welche das Interim veranlaßte, ſtarb der alte Papſt Paul III., ein bitterer

Feind des Kaiſers, nicht ſo ſehr als Oberhaupt der Kirche, wie wegen der tödtlichen Streiche, die ihm derſelbe in ſeinen Familienangelegenheiten in Italien beibrachte. Von der größten Wichtigkeit für die deutſchen Angelegenheiten war es, wenn Carl einen Cardinal auf den päpſtlichen Stuhl erheben konnte, der mit mildem Geiſte die religiöſen Spaltungen zu betrachten wußte. Ohne Zweifel ließ ſich von dem Cardinal Polus dies erwarten; ſein großes perſönliches Anſehen ward durch den ganzen kaiſerlichen Einfluß unterſtützt. Aber einige ſeiner Mitbrüder urtheilten von ihm, daß etwas Lutheriſches in ihm ſtecke; und der Kaiſer machte gegen die Cardinäle einen zu herben Gebrauch ſeines Anſehens. Dieſes und die Furcht, daß die franzöſiſche Parthei zu ſtark auf eine Wahl dringen möchte, welche ſie begünſtigte, wenn ein Spanier Hoffnung zur päpſtlichen Würde hatte, bewirkte endlich, daß ſich die Mehrheit von Polus aus Burgos wegwandte. Eine Wahl kam zu Stande, welche für den kaiſerlichen Hof die drohendſte zu ſeyn ſchien; der Cardinal del Monte, welcher die Verlegung der Synode nach Bologna vorzüglich betrieben hatte, und immer zu den kühnſten Maaßregeln rieth, um die Macht der Kirche zu behaupten, beſtieg als Julius III. den Thron des Papſtthums. *)

---

*) Sleidan. B. 21. S. 38—42.

Allein höchſt unerwartet kam er dem Kaiſer mit der Erklärung entgegen, daß er ihn ſehr bereit finden werde, die Mißhelligkeiten zu ſchlichten, welche wegen der Kirchenverſammlung zwiſchen beiden Höfen obwalteten. Er mißbilligte die Hartnäckigkeit ſeines Vorgängers, welche dem allgemeinen Wohl ſchädlich geweſen wäre, und gab ſogleich Hoffnung, daß er das Concilium zu Trient von neuem anrichten werde.

Dieſe Hoffnung erfüllte er endlich auf die Verheißung Carl's, daß die Kirchenverſammlung nichts wider die Hoheit des Papſtes beginnen ſolle; denn es leuchte ihm nur zu ſehr ein, wie Verachtung des Oberhauptes der Kirche ſchnelle Geringſchätzung aller Obrigkeit überhaupt bereite; und auf die beſondere Zuſage, daß der Reichsſchluß, durch welchen ſich ſämmtliche Reichsſtände dem Concilium zu Trient unterworfen hätten, in ſeiner Kraft bleiben werde. Die Fortſetzung der Synode zu Trient ward feierlichſt vom römiſchen Hofe verſprochen.

Durch dieſes heitere Entgegenkommen des neuen Papſtes ward ſo manches Gewölk zerſtreut, welches das Interim um Carl's Pläne gezogen hatte. Dieſes mochte nun nirgends zu Anſehen gelangen, ſo konnte der Grund ſeiner Kraftloſigkeit in der Erwartung von der nahen Wiedereröffnung der Kirchenverſammlung geſucht werden, welche den allgemeinen Frieden und die ewige Religionsordnung ſchenken ſollte.

Mit beſonderer Freude verkündete nun der Kaiſer einen neuen Reichstag zu Augsburg (1550. März 13.). Alles, was auf dem vorigen beſchloſſen und angefangen wäre, müßte nun beendet werden. Günſtige Zeichen verſprächen, daß nun der deutſchen Nation Wohlfahrt gehandhabt werden könnte. Alle Zwietracht ſollte ein Ende haben, und wer nun noch ungehorſam ſeyn wollte, müßte ſcharf geſtraft werden. Alle Reichsſtände möchten auf den fünf und zwanzigſten Tag des Brachmonats nach Augsburg kommen. Aber in eigener Perſon ſollten ſie erſcheinen. Ihn hielt auch Schwachheit des Leibes nicht zurück; würde einer von ihnen dadurch gefeſſelt, ſo ſollte er die Wahrheit dieſes Hinderniſſes mit kräftigem Eidſchwur bezeugen, und Geſandte abordnen, die unumſchränkte Vollmacht hätten, über alle Reichsſachen zu handeln, damit keine Verzögerung obwalten könnte. *)

Eben die dringende Weiſe, wie der Kaiſer zu dem neuen Reichstage einlud, wirkte wohl dazu, daß wenig Fürſten perſönlich auf demſelben erſchienen. Nur die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier waren von den Kurfürſten gegenwärtig; auf der fürſtlichen Bank ſah man nur den Herzog von Baiern, zu welchem ſich ſpät Herzog **Heinrich** von Braunſchweig geſellte. Auch dieſer Reichstag, am ſechs und zwanzigſten des Heumonates eröffnet, war geharniſcht, wie der vorige. Doch ſchien

---

*) **Sleidan.** B. 21. C. 16.

der Druck, welcher auf ihm lag, noch ſchwüler zu ſeyn. *) Mit dem Kronprinzen Philipp von Spanien kam fühlbar dieſe Schwüle. Nach den Niederlanden hatte ihn ſein Vater berufen, daß ihm daſelbſt gehuldigt werde. Ahnungen des grauſamſten Schickſals, das die Provinzen unter ſeiner Regierung heimſuchen müſſe, wurden durch ſeinen Sinn, ſeine Haltung, jede Aeußerung ſeiner Maximen erweckt. Die ſpaniſche Inquiſition war ſein Herold und ſein Begleiter. Seine Gegenwart auf dem Reichstage der Deutſchen war furchtbar, wenn man gedachte, daß ihm auch in Deutſchland gehuldigt werden könnte, und ſchreckte auf jeden Fall, als wenn ſie das Interim ergänzte.

Wirklich konnten einige Aeußerungen Carl's die Vermuthung erregen, als würde er noch über ſeine kaum beſtimmte Religionsordnung hinausgehen. Wenigſtens wollte er, daß auch die eingezogenen geiſtlichen Güter allmählig wieder herausgegeben werden ſollten. **) Um ſo unbegreiflicher blieb es ihm, warum das Interim ſelbſt noch ſo wenig in Deutſchland in Wirkſamkeit war; er forſchte nach den Urſachen dieſer befremdenden Erſcheinung. Ihrem Eifer für des Kaiſers Befehle, ſagten die Erzbiſchöfe, ſtünden manche Freiheiten entgegen, die in ihren Diöceſen obwalteten. Kräftiger entgegneten die Geſandten der abweſenden Kurfürſten, daß die gewohnte Religion nicht ſo leicht aus den Herzen der Menſchen geriſſen werden könnte, und daß man über die neue Religionsordnung ſich allenthalben beredet hätte, ſie ſey der heiligen Schrift zuwider. Wollte man die Prediger zu ihr zwingen, ſo würden die Kirchen bald wüſte daſtehen. Nur durch Unterweiſung könnte der Geiſt ſich an eine neue Lehre gewöhnen. In den Schulen, in den höhern Lehranſtalten, fielen mehrere katholiſche Stände ein, läge freilich der Grund der Widerſpänſtigkeit; die Kirchendiener ſelbſt machten das Interim bei dem Volke verhaßt; ungeſtraft dürfte man daſſelbe mit Schmähbüchern antaſten. *)

---

*) Annales Augstburgenses ap. Menken. T. I. p. 1860. etc.

**) Annales Augstburgenses. l. c. Sleidan. B. 22. C. 7.

Ueber die verfehlte Hoffnung von den Wirkungen ſeiner Religionsordnung mochte ſich der Kaiſer mit ſeiner Erwartung vom Wiederaufblühen des Conciliums von Trient tröſten, bis zu deſſen Entſcheidungen das Interim ohnedies nur gelten ſollte. Sein Triumph über die Wiederherſtellung der Synode war der vornehmſte Gegenſtand ſeines Vortrages auf dem Reichstage. Die Mehrheit der Stände bekannte auch von neuem ihre Willfährigkeit, ſich der fortgeſetzten Kirchenverſammlung zu unterwerfen. Aber Kurfürſt Moriz ließ erklären, daß er ſich dem Concilium nur gehorſam zeigen würde, wenn daſſelbe als ein durchaus neues er-

---

*) Sleidan. B. 22, C. 15.

öffnet werden ſollte, wenn der Papſt gleichfalls von dieſem Gericht abhängig wäre, und wenn die evangeliſchen Gottesgelehrten ſo gut, wie die katholiſchen Biſchöfe als Mitglieder deſſelben richterliche Stimme hätten. Der Erzcanzler weigerte ſich, dieſe Erklärung ins Reichsprotocoll aufzunehmen. Wie nothwendig die Sorge für die Evangeliſchen, welche ſie athmete, geweſen ſey, verrieth ſchon die Bulle, in welcher der römiſche Hof die Synode verkündete. Nur eine Fortſetzung der letzten Kirchenverſammlung zu Trient ſollte dieſe neue in jeder Hinſicht ſeyn; kein Buchſtabe der vorigen Beſchlüſſe ſollte ungültig werden; Verdammung der Hauptlehren der Proteſtanten war alſo ſchon ausgemacht, ehe ſie noch in Trient erſchienen.

Am fünften Tage des Jenners (1551) ließ Carl die Bulle des Papſtes im Reichsrath verleſen, wiewohl ſie ſeinen Abſichten nicht entſprach und die Proteſtanten ſo leicht von Theilnahme an der Kirchenverſammlung hätte zurückſchrecken können. Vergebens hatte er den Papſt um Abänderung derſelben erſucht, indem die Ketzer nimmermehr in ein Netz gehen würden, das ſo ſichtbar vor ihnen aufgeſpannt wäre. Allein der heilige Vater hatte es kein Hehl, daß er die Proteſtanten eben nicht auf der Synode zu ſehen wünſchte und daß er des Kaiſers Gründe, warum er ihre Gegenwart ſo ſehr betrieb, recht gut durchſchaute. Es ergab ſich, daß dieſer Papſt die wiederauflebende Kirchenverſammlung zu Trient zu nichts anderm hergeben wollte, als wozu die verlegte dem römiſchen Hofe hatte nützen ſollen.

Unter dieſen Umſtänden erwartete der Kaiſer ſelbſt nicht die Willfährigkeit, welche die Evangeliſchen bezeigten, ſich dem Concilium zu unterwerfen. Sie hatten ſehr verſchiedenartige Urſachen. Die Ehrfurcht der Deutſchen vor einem Reichsſchluß war zu jenen Zeiten noch ungemein: durch ihn, wie er auch zu Stande gekommen ſeyn mochte, hatten ſich die Proteſtanten nun einmal dem Concilium hingegeben. Auch lag auf ihnen eine dumpfe Schwüle, in welcher ſie die Zukunft nicht mehr zu berechnen wagten. Nur für den Augenblick ſuchten ſie der Gefahr zu entgehen. Selbſt Moriz von Sachſen, der kaum ſo muthig gegen des Papſtes Gewalt auf der Kirchenverſammlung geſprochen hatte, verſtummte jetzt, obgleich derſelbe mit allem alten Pomp in ſeiner Bulle auftrat und als Statthalter des Heilandes auf Erden gänzliche Abhängigkeit der Synode von ihm verkündete. Beſonders wirkte endlich zu jener Willfährigkeit der Proteſtanten die Anſicht, welche ihnen der Kaiſer vom Geiſte des römiſchen Hofes und ſeiner Bulle zu verleihen ſuchte. Durch den Reichsabſchied (13. Hornung 1551) gab er darüber vorzüglich Aufklärung. Kräftig verſicherte er in ihm, daß er ſeine Rechte und Pflichten als Beſchirmer der Concilien mit Macht handhaben werde, daß er allen, welche auf die Kirchenverſammlung zögen, freies und ſicheres Geleit, hin und zurück, und auf derſelben die Freiheit gelobe, alles vortragen zu dürfen, was zur Beruhigung ihres Gewiſſens diene. Dieſe Verheißung erſtrecke ſich auf alle, ſie möchten ihre Religion geändert haben oder nicht. In der Nähe der Synode wolle er ſelbſt bleiben, wo möglich innerhalb der deutſchen Gränzen, damit er über Recht und Sicherheit eines jeden wachen und vorzüglich dahin trachten könne, wie der Väter Rathſchläge im Geiſte der heiligen Schrift, beſonders der deutſchen Nation erſprießlich werden möchten. Alle chriſtliche Völker befaßte endlich die päpſtliche Bulle; und ſo ſchien es, als dürften die Proteſtanten über den Ton derſelben ſich nicht zu ſehr wundern; denn wie konnte ihrentwegen eine Sprache verändert werden, welche durch viele Jahrhunderte geheiligt, auch jetzt noch von der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit, außer von ihrem Häuflein, nicht gemißbilligt wurde. *)

Während dieſes Reichstages und unmittelbar nach demſelben enthüllte es ſich endlich völlig, warum der Kaiſer ſo lebhaft auf die perſönliche Gegenwart der Fürſten gedrungen hatte, und woher die ungemein drükkende Schwüle entſtand, die ſichtbar auf der Reichsverſammlung und überhaupt auf den deutſchen Gemüthern ruhte. Zugleich zeigte ſich **Carl's** Plan bis zur äußerſten Gränze vollendet.

---

*) **Sleidan.** B. 22. C. 25. 27.

Zu ſeinem Wunſche, die Königsmacht in Deutſchland nach ihrem alten Glanze wieder aufzurichten, mußte das Beſtreben, Spanien auf das genaueſte in ſeinem Hauſe mit dem deutſchen Reiche zu verbinden, ſich nothwendig geſellen. Sein ganzes Leben und alle Pläne, die ihm durch ſeine Erfahrungen lieb geworden waren, forderten ihn zum ſtärkſten zu ſolcher Abſicht auf. Dem ewigen Nebenbuhler ſeines Hauſes, dem mächtigen König von Frankreich, konnte keine größere Gefahr drohen, als wenn ihn Habsburg zwiſchen der deutſchen und ſpaniſchen Kraft ſtets eingezwängt erhielt. Auch gegen den Papſt konnte daſſelbe, wenn es die Kirchen von Spanien und Deutſchland zugleich umfaßte, viel kräftiger wirken, als wenn eine Linie das rechtgläubigſte, und die andere das ketzeriſche Volk beherrſchte.

Die erſte große Schwierigkeit war, dieſe beiden Linien ſelbſt dahin zu bewegen, daß ſie gleichſam zu Einer wurden. Dies war auf keine Art einzuleiten, als wenn der älteſte Prinz im Hauſe, welcher nach der jetzt beſtehenden Erbfolge nur die Beſitzungen Einer Linie bekommen hätte, in Stand geſetzt würde, Deutſchland und Spanien zugleich zu umfaſſen. Allein für den nächſten Fall in der Nachfolge ſchien eine ſolche Einleitung unmöglich, denn Ferdinand, der ſchon ſo lange als römiſcher König neben ſeinem Bruder dem Kaiſer ſtand, war gewiß nicht dahin zu bringen, daß er auf

Kaiſerkrone Verzicht leiſtete; und die düſtere Ehrſucht des Infanten **Philipp**, welcher ſich über die lange Herrſchaft des Vaters grämte, ſchwelgte ſchon in Entwürfen einer ſchauervollen Regierung über Spanien, welches Land ſeinen Neigungen mehr, als jede andere habsburgiſche Provinz, angemeſſen war. Der Kaiſer legte daher die Ausführung ſeiner Abſicht etwas weiter in die Ferne. Er unterhandelte mit ſeinem Bruder **Ferdinand**, daß zu deſſen Nachfolger im Reich nicht Erzherzog **Maximilian**, des römiſchen Königs älteſter Sohn, ſondern der Infant **Philipp** beſtimmt werden, und nach dem Tode dieſes letztern jener den Kaiſerthron beſteigen ſollte. *)

Daß **Ferdinand** dieſem Plane ſich fügen werde, ſcheint **Carl** gehofft zu haben; und **Philipp** wurde nach Deutſchland berufen. Seine Gegenwart war nothwendig, wenn ſeine Wahl zum römiſchen König zu Stande kommen ſollte. Auch hegte der Vater die eitle Hoffnung, daß der Infant ſich noch zur lebendigen Theilnahme an deutſchem Geiſte, deutſchem Staatsintereſſe bequemen werde. So hoffte er auf der andern Seite, den Erzherzog **Maximilian**, welchen er zu ſeinem Schwiegerſohn wählte, in die ſpaniſchen Sitten einzuweihen, und höchſt wahrſcheinlich gedachte er, der Grundidee ſeines Planes gemäß, daß derſelbe **Phi**-

---

*) Heuteri Rerum Austriac. L. XII. c. 15.

lipp's Nachfolger auf dem ſpaniſchen Throne werden ſollte, nachdem ihm der kaiſerliche zugeſichert worden. Maximilian mußte daher als Statthalter in Spanien bleiben. Allein von ſeiner Denkart wurden des Kaiſers Abſichten zuerſt bedroht. Kaum vernahm er von denſelben, ſo drang er wiederholt in ſeinen Vater, daß man ihn aus Spanien abrufen ſollte. Es wäre ihm nicht unbekannt, wie man ſeine Entfernung von Deutſchland benutzte, um Pläne zu ſchmieden, welche ihm die Ausſicht auf den Thron in ſeinem Vaterlande raubten. Warum er ſich an Sitten und Geiſt der Spanier gewöhnen ſollte, die dem Deutſchen unerträglich wären, und ihn bei der theuern Nation verhaßt machen würden? — Als die Vorſtellungen an ſeinen Vater nichts fruchteten, ſchrieb er dem Kaiſer, daß das fremde Clima ſeine Geſundheit verzehrte, und er in die Heimath zurückkehren müßte. Allein dies paßte ſo wenig in Carl's Abſichten, daß er ſeinen Bruder auf das dringendſte erſuchte, den Prinzen noch in Spanien zurückzuhalten. Die Verſicherung des Vaters, wie er nimmermehr etwas zum Nachtheile ſeines Sohnes zugeben werde, hatte einigermaßen dieſe Wirkung. Doch ergab es ſich deutlich, daß Maximilian in die Nachfolge des Infanten auf dem Kaiſerthrone vor ihm, niemals einwilligen werde. *)

---

*) Epistolae gallicae de foedere Mauritii cum Gallis. IV. ap. Menken. T. II.

So hatte des Kaiſers Plan ſchon in ſeinem eignen Hauſe Widerſtand gefunden, ehe er während des zweiten Reichstages zu Augsburg verſuchte, in wiefern die vornehmſten unter den Reichsſtänden ihn genehmigen würden. Dumpfe Gerüchte von demſelben ſchlichen unter dem Volke umher, furchtbar, wenn ſie nur die Wahrheit ſagten, aber durch Zuſätze ungemein drohend.

Durch Geſandte, die zu den einzelnen Kurfürſten reiſten, beſchwerte ſich der Kaiſer auf das bitterſte über die Verläumdung, welche unter dem Volke umginge, daß er die Reichsfreiheit untergraben und in ſeinem Hauſe eine Krone erblich machen wollte, welche er blos kraft der freien Wahl der Stände trüge. Es ſey ihm wohl bekannt, daß ſelbſt die Botſchaften etlicher großen Potentaten ſich mit gleicher Rede hätten vernehmen laſſen. Nie hätte ihn die Begierde verlaſſen, das heilige römiſche Reich deutſcher Nation in gute Einigkeit und ein ſolches Weſen zu bringen, damit es gegen jeden feindlichen Ueberfall feſt gegründet ſey. Eine unzerreißbare Verbindung deſſelben mit Spanien würde dies vorzüglich ſchaffen, und darum wünſchte er, daß ſeinem Sohne Philipp die deutſche Krone feſt zugeſichert werden möchte, nicht zum Nachtheil Ferdinand's, denn der Infant ſollte erſt, wenn dieſer zum Kaiſerthron gelangt wäre, als römiſcher König eintreten. Um aber allen Verdacht, als ſuchte er das Reich erblich zu machen, abzuſchneiden, wollte er wohl leiden, daß ſeinem Vetter, dem Erzherzog Maximilian, ſogleich Titel und Würde eines römiſchen Königs zugeſichert würden, ſo daß er die Krone deſſelben trüge, wenn der Prinz von Hiſpanien den Kaiſerthron beſtiegen hätte.

Indem Carl den Kurfürſten die Furcht benehmen wollte, als wäre das Reich in Gefahr, erblich im Hauſe Habsburg zu werden, zeigte er ihnen dieſelbe erſt recht furchtbar. Vielleicht ſtellte er ſich dunkel vor, daß die Hauptſchwierigkeit in dem Widerwillen der Deutſchen gegen die ſpaniſche Herrſchaft liege, und daß ſie weniger für ihre Freiheit fürchten würden, wenn ſie verſichert wären, daß die deutſche Linie dem Kaiſerthrone ſtets eben ſo nahe ſtände, als die ſpaniſche. Außerdem läßt ſich nicht begreifen, wie Carl von ſolcher Wendung ſeines Antrages ſich gute Wirkung verſprechen konnte.

Auch die geiſtlichen Kurfürſten waren im Grunde ſo abgeneigt, ſich demſelben zu fügen, daß ſie lieber ihre Kurwürde aufgegeben hätten. Für Moriz von Sachſen ſchien der Antrag nicht entſchieden widerwärtig zu ſeyn. Seine Jugend, erwiederte er, ſein Mangel an Erfahrung, erlaubten ihm nicht, wegen einer ſo wichtigen Sache ſich ſogleich zu entſchließen. Nachdem er ſich aber mit dem Kurfürſten von Brandenburg berathen hatte, ließ er die Antwort ergehen, daß er ſich zu nichts anheiſchig machen könnte, ohne mit allen Kurfürſten Rath gehalten zu haben, da dies ein übermäßig hoher Handel für die ganze Chriſtenheit und das Reich wäre. Er ſey bereits in merklichem Unglimpf und Geſpräch, weil er ſich von dem Kaiſer und deſſen Bruder nicht habe wollen abwendig machen laſſen. Wenn er ſich nun in dieſen Handel hinter dem Rücken der andern Kurfürſten einließe, wie begehrt ſey, ſo würde ſolches Geſchrei wider ihn noch größer werden.

Aehnliche Abneigung gegen den Antrag äußerte der Kurfürſt von Brandenburg, und ließ den römiſchen König insgeheim auf das Treuherzigſte erſuchen, ſich bald aus der Schlinge zu ziehen, in welche er ſich verwickelt hätte; denn ſonſt möchten er und ſein Geſchlecht ewigen Haß der deutſchen Nation davon tragen. Moriz von Sachſen, welcher ſtets in vertrauter Freundſchaft mit Ferdinand lebte, kannte ohne Zweifel deſſen geheime Denkart genug, um ſolche Warnungen unnöthig zu glauben. Er war gewiß von der Wendung unterrichtet, durch welche ſich der römiſche König dem verhaßten Anſinnen ſeines Bruders zu entziehen ſuchte. Ihm könnte, ſagte er, der ganze Plan für ſeine Perſon gleichgültig ſeyn; Maximilian müßte darüber entſcheiden, und an dem wollte er keinen Raub begehen. Er kannte die Feſtigkeit ſeines Sohnes. Der Erzherzog ward auf ſein ungeſtümes Andringen endlich mit ſeiner Gemahlin aus Spanien abgerufen. Aber auch mündlich erklärte er dem Kaiſer, daß ein ſolches Anſinnen nicht nur ihm, ſondern der ganzen deutſchen Nation zur Schmach gereichte. Ein Fremdling ſollte mit Verachtung der Geſetze, der Sitte der Verfahren, über das ehrwürdige Land gebieten. Nimmermehr würden die Wahlfürſten ſich in ſolche Schande fügen. *)

Den Spaniern war die Standhaftigkeit, womit ſich Maximilian der Abſicht ſeines Oheims widerſetzte, ſehr willkommen. Wenn ſie auf Carl's Regierung zurückſahen, wie viele Kriege er in Deutſchland, Italien und Frankreich geführt, wie durch dieſelben Spaniens Kräfte erſchöpft waren, wie ſeine Regierung durch die häufige und lange Abweſenheit des Herrſchers erſchlaffte, wenn ſie dabei die Betrachtung machten, daß dies Ungemach eben daher entſprungen ſey, weil ihr König zugleich römiſcher Kaiſer war, ſo konnten ſie unmöglich wünſchen, auch Philipp auf dem Throne der Cäſaren zu erblicken. Der Infant ſelbſt ſehnte ſich auch nicht nach demſelben. Er war Spanier mit allen ſeinen Sitten und Gedanken, und fand es unbequem, andere Völker zu regieren. **)

Trotz allen dieſen Hinderniſſen glaubte ſich der Kaiſer von der Erreichung ſeines Wunſches nicht weit entfernt. Seine Familie mußte ſich zuletzt doch beugen; unter den deutſchen Wahlfürſten hatte ſich keiner offen geweigert, ſich ſeinem Anſuchen zu fügen; und wie vieles war ihm nicht ſchon in Deutſchland gelungen, ſeitdem er den ſchmalkaldiſchen Bund vernichtet hatte.

---

*) Sepulveda de rebus gestis Caroli V. L. XXVI. c. 37.

**) Sepulveda. L. XXVI. c. 38.

Das Schickſal der gefangenen Häupter deſſelben ſchreckte jedes Fürſtenhaus. Als alle dringende Verwendung für die Freiheit Philipp's von Heſſen ohne Erfolg geblieben war, ſuchte er ſich durch die Flucht zu retten. Zwei von ſeinen Vertrauten hatten von Mecheln an, wo er gefangen gehalten wurde, bis an die Gränze Heſſens raſche Pferde beſtellt, und alles ließ eine glückliche Ausführung des Vorhabens hoffen. Aber einer von den Leuten des Landgrafen konnte die Freude ſeines Herzens nicht bergen, und redete von der Befreiung ſeines Herrn in wenig Stunden. Der Befehlshaber der Wache ward noch zeitig genug benachrichtigt; zwei von Philipp's Dienern ſtieß man ſogleich nieder, andere wurden enthauptet, und der Fürſt gerieth nun in die engſte Verwahrung. Sogar wagten ſich einige an den Kaiſer mit dem Rathe, daß er ſich der beſchwerlichen Mahnung um die Freiheit deſſelben und der Gefahr von ſeiner Flucht auf einmal entledigen möchte, indem er ihn durch langſam tödtendes Gift hinrichten ließe. Man zeigte das Gift vor, welches man zu dieſer Abſicht von Mailand gebracht hatte. „Hört auf mit ſolchen Rathſchlägen,“ ſagte Carl mit

Unwillen. „Nichts bringt einem Fürſten mehr Schande, als mit Gift zu befehden; will ich auch gerechten Tod über jemand verhängen, und vollbringe es heimlich, ſo wird es zum Verbrechen. *)

Dagegen ſchrieb der Kaiſer an die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen mit großer Bitterkeit über die verſuchte Flucht des Landgrafen, und drohte, alle diejenigen ernſtlich zu ſtrafen, welche Theil an derſelben genommen hätten. Die beiden Fürſten ſandten dieſen kaiſerlichen Brief an den jungen Landgrafen Wilhelm von Heſſen mit der Bedeutung, daß ſie das Fürſtenwort, welches ſie ſeinem Vater gegeben, für entkräftet halten würden, wenn er von ähnlichem Beginnen nicht abließe. Aber Moriz fügte den geheimen Troſt hinzu, daß er Land und Leute, Leib und Leben für die Entledigung Philipp's wagen würde; doch es dann erſt Zeit ſeyn möchte, ſich einzuſtellen, wenn gewiſſer Leute Ungnade weniger zu fürchten wäre. **)

Solche geheime Tröſtung durfte dem evangeliſchen Deutſchland nicht bekannt werden. Es äußerte ohne Unterbrechung die innigſte Theilnahme an dem Schickſale der unglücklichen Fürſten, welche es auch in der Gefangenſchaft als ſeine Schutzengel betrachtete. Aber

---

*) Sepulveda. L. XXV. c. 38. 39.

**) Sleidan. B. 22. C. 18.

Moriz von Sachſen, der als des Landgrafen Eidam und durch ſein Fürſtenwort, welches der kaiſerliche Hof nicht achtete, als Proteſtant und als einer der mächtigſten Reichsſtände, die von Habsburg ſo ſichtbar erdrückt werden ſollten, mächtig ermahnt wurde, wider den Kaiſer ſich zu erheben, ſchien dennoch durch Begierde nach eigener Vergrößerung gänzlich gefeſſelt zu werden. Von ihr verblendet, wollte er, ſo ging das Gerücht, ſogar die Vollziehung der Acht wider die chriſtliche Stadt Magdeburg übernehmen, welche ſich den höchſten Ruhm von allen ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten erwerbe, und einzig noch als Damm gegen die wiederum einreißenden Pfaffenlehren ſtehe.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Urſache von Magdeburgs Ungehorſam gegen den Kaiſer. Aufruf der Stadt an die evangeliſche Chriſtenheit, und Anſpielung der Prediger auf **Moriz**. Plötzlicher Ausbruch des Krieges wider Magdeburg durch Herzog **Georg** von Mecklenburg. Treffen bei Hildesleben (Septbr. 22. 1550.). Unglücklicher Ausgang deſſelben für die Magdeburger beſchleunigt den Reichskrieg wider ſie. Der Kurfürſt von Sachſen, Feldhauptmann des Reichs. Lebhafter kleiner Krieg. Planmäßige Belagerung der Stadt. Gefangenſchaft **Georg's** von Mecklenburg. **Moriz** beſorgt wegen der Stimmung ſeiner eigenen Unterthanen. Garden des Herrn von **Heydeck**, die zum Entſatz der Stadt anrücken. **Morizen's** Cäſarsſchnelligkeit gewinnt oder zerſtreuet ſie. Langwierigkeit der Belagerung, vermehrt durch lang ausgeſponnene Verhandlungen. Endlich Vertrag und Uebergabe der Stadt (Novbr. 4. 1550.). Geiſt der Capitulation.

Magdeburg war bald nach dem Falle des ſchmalkaldiſchen Bundes ſchon in die Reichsacht erklärt worden, weil ſie durchaus keine Verſöhnung mit dem

Kaiſer geſucht hatte. *) Aber es entging ihr nicht, daß niemand unter den Reichsſtänden bereit war, wider die Geächteten zu ziehen, und ihr chriſtlicher heroiſcher Sinn einen tiefen Eindruck auf die deutſchen Gemüther machte. Die Flamme deſſelben ſtieg immer höher, und fand einen reichen Stoff in dem Interim und der dadurch veranlaßten Bewegung.

Die von Magdeburg ließen eine gemeine chriſtliche Erinnerung ausgehen, worin ſie die neubefohlene Religionsordnung eine menſchliche Gloſſe wider Gottes Wort nannten, und ſich auf die Urzeit des Chriſtenthums beriefen, wo die Rechtgläubigen Leib und Leben wider die allmächtigſten Kaiſer ſetzten, wenn dieſe ſich unterſtanden, wider Gott und ſein Wort zu gebieten; wo die Kirchenväter die demüthige Antwort lehrten: „halt zu gute, o Kaiſer; du dräueſt den Kerker, aber Gott die ewige Hölle.“ Auch ſey es nicht erlaubt, die chriſtliche Wahrheit in einem Winkel zu bekennen; ſondern es müſſe laut bei aufgethanen Fenſtern geſchehen. Sie wollten deshalb es nie glauben, daß ihre Mitchriſten ſich ihrer entſchlagen, oder ſie gar mit überziehen und bedrängen würden. **)

---

*) **Hortleder.** B. 4. C. 2. 3.

) Derer von Magdeburg Entſchuldigung, Bitt und gemeine Chriſtliche Erinnerunge. J. 1549. b. **Hortleder. B. 4. C. 4.

Je näher die Gefahr ſich ihnen zeigte, deſto lauter wurde ihr Ruf an die Chriſtenheit, und ſie ſagten der Welt ohne Scheu, daß mit dem einbrechenden Kriege nicht blos ſie und andere Chriſten gemeint wären, ſondern daß man Tag und Nacht darauf ſinne, die ganze göttliche Wahrheit und ihre Bekenner auszurotten. *)

Mit beſonders tapferem Sinne redeten noch die Prediger der Stadt zu der Chriſtenheit in Deutſchland, um darzuthun, daß ihre Lehre mit dem Augsburger Glaubensbekenntniß einhellig ſey, welches durch das Mittelding, zu dem etliche Stände abgefallen, und durch papiſtiſche Ceremonien erdrückt werden ſolle. Auf ſolche Weiſe ſchmähe man läſterlich das Andenken Luther's, welcher, wiewohl geſtorben, doch immerdar lebe, weil er die evangeliſche Welt aus der babyloniſchen Gefängniß erlöſet habe. Mit dieſem trieben alle diejenigen Buhlerei, welche dem Interim gehorſamten, und wie alle Hurer würden ſie am jüngſten Tage verdammt werden.

Alle Gründe, wodurch Religion und Politik einen Widerſtand gegen den Kaiſer, welcher durch Ohrenbläſerei wider die chriſtliche Stadt verführt ſey, rechtfertigen konnten, wurden von den Pfarrherrn mit umſtändlicher Klugheit entwickelt, und beſonders ſtützten ſie ſich auf

---

*) Hortleder. B. 4. C. 6.

das ſonderbare Recht und die Freiheit der Chriſten in Deutſchland, wo die Obern und Untern ſich einander verpflichtet wären, und jene, ſobald ſie ſchuldig würden, auch dieſe ihrer Pflicht entledigt hätten. *)

Mit ſchlauer Anſpielung ſuchten die Pfarrherrn auch den Kurfürſten Moriz abzumahnen, daß er nicht ſeinen Arm zur Vollziehung der Reichsacht liehe, indem ſie erzählten, wie unter Kaiſer Maximian die Thebäer zu einem Kriegszuge von Hof aus beſchieden worden. Als ihr Heerhaufe, unter Anführung des Helden Moriz, wohlgerüſtet vor dem Kaiſer erſchienen ſey, hätten ſie vernommen, daß ſie gegen die Chriſten ziehen ſollten, als wider die Rebellen des römiſchen Reichs, wie ſie einzig deßhalb geſcholten worden, weil ſie den Götzen nicht opfern wollten. Da hätten die Thebäer des Befehls ihrer Heimath gedacht, daß ſie dieſelben vielmehr wider die unrechte Gewalt des Kaiſers ſchützen und handhaben ſollten. Sogleich wäre Moriz mit ſeinem Haufen aus dem Lager gewichen, und umzingelt von dem großen kaiſerlichen Heer hätten ſie alle ohne Ausnahme lieber den Märtyrertod erlitten, als durch ihr Schwert Märtyrer gemacht. **)

Allein trotz dieſer Vermahnungen an die gemeine Chriſtenheit und ihre Obrigkeiten, zeigte ſich der Krieg ſchleunig an den Mauern Magdeburgs; denn Herzog Georg von Mecklenburg, ein brauſender Jüngling, überfiel plötzlich das Stift, wo ſeine wilden Banden ſchrecklich hauſeten. Man wußte nicht, ob er dieſen Zug blos aus Fehdeluſt unternahm, indem er die Stadt und ihr Gebiet doch einmal als Beute der Reichsacht anſah; oder auf Anſtiften der Domherrn, die mit der Stadt in harter Feindſchaft ſtanden; oder mit Rückſicht auf größere Kriegsrüſtung gegen Magdeburg.

---

*) Sleidan. B. 22. C. 2. Hortleder. B. 4. C. 7.

**) Hortleder. B. 4. C. 7. S. 8[illegible]. 819.

Von dem Wehklagen des Landvolks gerührt, beſchloſſen die Bürger der Stadt, wider den Feind zu ziehen, wiewohl der kriegserfahrne Graf Albrecht von Mansfeld, ein Freund des geſtürzten Johann Friedrich und vom Kaiſer ſeines Landes beraubt, welchem die Bürgerſchaft vor allen andern Vertrauen ſchenkte, ſie warnte, ſich nicht mit den krieggewohnten Banden zu meſſen.

Die muthigſten Bürger zogen mit den Landesknechten, welche in der Stadt lagen, und drei Geſchwadern Reuterei, und Feldgeſchütz hinaus. An ſie ſchloſſen ſich gewaltige Schwärme von Bauern, die mit ihrer beſten Wehr und Rüſtwagen nach der Stadt beſchieden waren. Dieſe rohe Menge, mit Stadtpöbel vermengt, gab dem Heerzuge ein unbehülfliches Anſehen, und brachte Gefahr.

Sie zogen zwei Meilen von Magdeburg nach Wollmirſtädt, und am andern Morgen *) vor Tagesanbruch gegen den Feind im Dorf Hildesleben. Als der Herzog von Meklenburg ſeine verſuchten Banden, die kaum den dritten Theil ſo ſtark, als jene Haufen waren, in Schlachtordnung ſtellte: ſprach er zu ihnen: „wenn wir ſiegen, ſo ſchont der Soldaten, fangt die Bürger, ſtoßt die Bauern nieder. Der Krieger muß die Krieger ſchonen; ein gutes Löſegeld kann der gefangene Bürger geben; der Bauern Schwarm muß erwürgt werden, denn er iſt voll Ingrimm gegen die Soldaten.“

Die waffengeübten Bürger bildeten mit den Kriegern das Vordertreffen, um des Feindes Wuth zu brechen: durch eine ſtarke Wagenburg hofften ſie der Rohheit der Uebrigen zu Hülfe zu kommen. Allein ehe dieſelbe vollendet war, griff der Meklenburger ſie an, ſchwenkte plötzlich ſeine Schlachtordnung, und fiel mit aller Gewalt auf die hinterſten Haufen. Dieſe ſtürzten ſogleich in die Flucht. Das Vordertreffen focht mannhaft, aber auf allen Seiten verlaſſen und entblößt, auch der Zahl nach dem ſiegenden Feinde nicht gewachſen, mußte es weichen. Das Blutbad unter den Bauern war gräßlich: alles Geſchütz und Gepäcke ging verloren. **)

---

*) 1550. September 22.

) Vita Mauritii. 1219. 1230. **Sleidan. B. 22. C. 10. **Hortleder.** B. 4. C. 8.

Georg von Meklenburg war zu ſchwach, um ſeinen Sieg zu einer Unternehmung gegen die Stadt zu benutzen, und auf die Einwohner derſelben hatte die Niederlage nur die Wirkung, daß ihr Haß gegen alle, welche ſich das Interim gefallen ließen, noch wilder, ihre Sprache noch entflammter war. Aber dennoch wirkte dies Ereigniß dazu, daß die Gefahr, welche ihnen drohte, zum Herabſtürzen bewegt wurde.

Der Kaiſer empfand beſondere Freude, als Herzog Georg ihm die Niederlage der Magdeburger meldete, und ihn nun zum ernſten Kriege gegen die halsſtarrige Stadt ermahnte. Eine gleiche Aufforderung ließ dieſer an Moriz von Sachſen ergehen, auf welchen er vorzüglich bauete, theils aus Bewunderung gegen deſſen Kriegserfahrenheit und ſtandhaftes Gemüth, theils wegen der Empfindlichkeit, welche der Kurfürſt über die heftigen Schmähungen der magdeburgiſchen Theologen wider ihn nicht verhehlt hatte. *)

Mehrere Fürſten trieben nun offene Kriegsrüſtung, unter ihnen die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Herzog Heinrich von Braunſchweig. Sichtbar nahm man in mancher Gegend den Krieg weniger von der religiöſen Seite, als wie zum Kampf der Fürſten gegen die Städte

---

*) Sleidan. B. 22. C. 12.

gehörig. Deshalb hatten ſich auch viele vom Adel, dem die ſiegende Fürſtenmacht eben ſo wenig als den Städten, genehm däuchte, und vorzüglich ſolche, welche dem gewaltig um ſich greifenden Herzog Heinrich gram waren, in Magdeburg geworfen. Andere hingegen ſahen die bevorſtehende Fehde einzig als Religionsſache an, und zogen dem Heer der verbündeten Fürſten in der Hoffnung zu, daß die Kriegsrüſtung zum eigentlichen Zweck habe, die treu evangeliſche Stadt von dem verheerenden Feinde zu befreien. *)

Auf Andringen des Kaiſers beſchloſſen die Reichsſtände ſogar einen allgemeinen Krieg gegen Magdeburg auf Koſten des Reichs, und ſchlugen Moriz von Sachſen zum Oberſten dieſes Krieges vor. Auch Carl äußerte, daß er keinen dazu mehr Geeigneten wüßte, und das aus mancherlei Urſachen. **)

Nichts mochte für Moriz erwünſchter ſeyn. Er hatte ſchon die kriegeriſchen Banden Georg's von Meklenburg an ſich gezogen, und mit den verbündeten Fürſten ſein Lager vor Magdeburg aufgeſchlagen. Nun konnte er für die beſondern Abſichten, warum er die Waffen ergriffen haben mochte, als Feldhauptmann des Reichs kämpfen, welches zur Führung des Krieges monatlich ſechzig tauſend Gulden und zur Vergütung des bisherigen Aufwandes hundert tauſend beſtimmt hatte.

---

*) Sleidan. B. 22. C. 12.

**) Sleidan. B. 22. C. 14.

In dem lebhaften kleinen Kriege, der ein paar Monate gedauert, war der Vortheil häufiger auf Seiten der Magdeburger geweſen, bis nun Moriz die Belagerung planmäßig anfing.

Der eigentliche kriegführende Theil Magdeburgs war die alte Stadt, denn die beiden Vorſtädte, die Südenburg und die Neuſtadt, ſtanden mehr unter dem Domcapitel, und wußten jezt ſelbſt nicht beſtimmt, ob auch über ſie der Krieg verhängt ſey. In dieſem ungewiſſen Zuſtande konnte man auch in der Altſtadt ſich nicht beſtimmen, ob man die Vorſtädte räumen und in Brand ſtecken ſollte, damit ſich der Feind nicht in ihnen feſtſezte.

Die Neuſtädter Bürger hatten ihrer Sicherheit wegen die Waffen ergriffen, lebten aber ſorglos, weil ſie eigentlich nicht mit der Reichsacht belegt waren. Vorzüglich am Tage einer neuen Rathswahl überließen ſie ſich bei Gaſtungen dem Schlamp, und in der folgenden Nacht erſtieg der Feind die Mauern, beſezte die Stadt faſt ohne Widerſtand. *) Einige Bürger ſtürzten mit den Waffen aus den Häuſern, und wurden ſogleich nie

---

*) 28. Nov. 1550.

dergeſtoßen. Vergebens verſuchte man nun noch von der Altſtadt aus, die Neuſtadt einzuäſchern. Moriz errichtete in ihr mehrere Baſteien, um die Feſte zu beſchießen. Dagegen zögerten die Magdeburger nun nicht, die Südenburg in Brand zu ſtecken.

Indeſſen führten ſie noch den kleinen Krieg mit beſonderem Glücke fort. Ihre Reiſigen und Landesknechte hatten kaum eine große Zahl des feindlichen Adels mit ihren Knappen aufgehoben, *) ſo zogen ſie ſchon wieder zu einem neuen Fange. Georg von Meklenburg, welcher die Reuterei im verbündeten Heer anführte, kam ihnen mit einem Geſchwader entgegen. Er ritt lang hin und her, den Vortheil von Sonne und Wind zu gewinnen, und ſtürzte dann plötzlich auf die feindlichen Hackenſchützen, die ſich zu weit ins Feld gewagt hatten. Aber die Magdeburgiſchen Reiſigen ſtürmten ihm ſtracks nach, und er gerieth zwiſchen zwei Feuer. Er ward ergriffen und nach Magdeburg geführt, wo man den Urheber des Krieges mit Triumph gefangen ſah. **) Es hielt ſchwer, ihn vor dem zuſammenlaufenden Volke zu ſchützen. Die Kinder, deren Väter, die Frauen, deren Männer in dieſem Kriege gefallen, erhoben Geſchrei wider ihn. Man vertraute ihn nicht den Soldaten an; Bürger bewachten ihn im Gefängniß. ***)

---

*) 19. December.

**) Hortleder. B. 4. C. 18. Sleidan. B. 22. C. 19.

***) Vita Mauritii. 1223.

Das ganze Heer der Belagerer war über dieſen Vorfall beſtürzt, aber Moriz gelobte ihnen muthig, daß er nicht von der Stadt weichen wollte, bis er ſie durch Sturm oder Uebergabe in ſeine Gewalt bekommen hätte, eine Verheißung, welche eben jetzt von den Umſtänden nicht begünſtigt wurde.

Jeden Augenblick mußte der Kurfürſt beſorgen, daß der Unwille gegen ihn in ſeinen Ländern, welcher durch ſeinen Krieg wider Magdeburg auf das ſtärkſte angefacht wurde, in eine Empörung ausbreche. Er mußte ſich daher ſehr häufig aus dem Lager entfernen, um durch ſeine Gegenwart die Flamme zu unterdrücken. Aber auch ſie konnte nicht die gefährlichſten Beiſpiele der Empörung verhindern. Bei Salza hatten ſich auf ſeinen Befehl fünfhundert Reuter ſeiner Vaſallen zuſammengezogen, die er gen Magdeburg führen wollte. Aber ſie verabſcheueten dieſen Krieg, und erklärten, ihr Lehnseid verbinde ſie nicht, dem Fürſten zu einer Fehde außerhalb der Gränzen des Fürſtenthums zu folgen. Nur fünf und zwanzig gehorchten ihm aus Furcht vor ſeinem Zorne: die übrigen mußte er nach Hauſe ziehen laſſen. *)

Dieſer bittere Unmuth ſeiner Unterthanen, welche laut redeten, daß mit Magdeburg die feſte Burg Got-

---

*) Vita Mauritii. 1234.

tes fallen würde, und der Fürſten Heer das Banner des Irrglaubens trage, war um ſo mehr zu fürchten, je länger die Belagerung dauern mußte. Daß ein Sturm auf die Stadt glücken werde, war höchſt unwahrſcheinlich, und er durfte kaum beſchloſſen werden. So zahlreich die Belagerer waren, mochten wenige geneigt ſeyn, ſich einem Sturme zu opfern, denn es regte ſich auch unter ihnen eine geheime Mißbilligung dieſes Krieges. Eben ſo wenig war zu hoffen, die Stadt durch Hungersnoth zur Uebergabe zu zwingen. Obgleich der größte Theil der Einwohner von Neuſtadt und Südenburg auch in die Altſtadt aufgenommen, fehlte es nicht an Lebensmitteln auf ein ganzes Jahr, und Zufuhr auf der Elbe konnte man nicht wehren. Am allerwenigſten konnte man von einem ſinkenden Muthe der Vertheidiger der Stadt erwarten. Ihre ſtarke Beſatzung, die aus den geübteſten Kriegern beſtand, wurde zum Theil von Häuptern gelenkt, die vom Kaiſer geächtet waren; ihre Bürger rangen nach der Märtyrerkrone, und wurden täglich von neuem durch die Prediger entflammt, die aus andern Gegenden Deutſchlands verjagt worden, weil ſie ſich dem Interim widerſetzten. Außerdem waren von der Stadt Boten vorzüglich nach dem Norden und in die Seeſtädte ausgegangen, um ihren Entſatz durch fremde Hülfe zu bewirken. Zog dieſe wirklich heran: ſo gerieth das belagernde Heer zwiſchen zwei Feuer und ins Verderben.

Ein Unglück der Art mußte Moriz ſchon in der Ferne beſchwören. Sobald er vernahm, daß ſich unten im Lande Hadeln unter dem Freiherrn Hans von Heydeck einige Garden zuſammenzogen, wahrſcheinlich um zu Magdeburgs Entſatz heraufzuziehen, brach er mitten im ungeſtümſten Winter auf. Sieben Fähnlein Landesknechte und einen Theil der Reuterei nahm er mit aus dem Lager, und Heinrich von Braunſchweig ſtieß auf dem Zuge zu ihm mit fünfhundert Pferden.

Hans von Heydeck, ein ſchwäbiſcher Ritter, war unter allen Gardenführern im Reich der berühmteſte Kriegsmann, und gefürchtet als ein ſchlauer Practicant. Vom Kaiſer geächtet, weil er im Kriege wider ihn der Krone Frankreich gedient hatte, durfte er, vogelfrei, das Oberland nicht betreten, denn Carl's tödtlicher Haß hätte ihn, wenn er gefangen wäre, ohne Gnade dem Nachrichter überantwortet. In Bremen, wo ein gleicher Geiſt, wie in Magdeburg herrſchte, lebte er eine Zeitlang, und begab ſich dann nach dieſer letzten Stadt. Hinlänglich von ihren Kräften und ihrer Lage überzeugt, glaubte er ſeine Gegenwart in ihr weniger heilſam, als ſeine Bemühung ihr von außen Hülfe zu verſchaffen. Die Furcht vor der kaiſerlichen Uebermacht war indeß auch in Niederdeutſchland ſo groß, daß es ihm ſchwer wurde, die Seeſtädte nur zu einer Geldhülfe zu bringen, wovon ſie auch den Namen nicht haben wollten. In ihrer Nähe brachte Heydeck einige Garden zuſammen, welche noch mehr anſchwollen, ſo wie er nach dem Kriegsſchauplatz hinaufzog. In Verden ſchlug er ſein Hauptquartier auf und organiſirte ſein kleines Heer, das ungefähr ſechstauſend Köpfe zählte. Allein mit Cäſars Schnelligkeit überraſchte ihn **Moriz** in dieſem Geſchäfte. Es war kaum glaublich, daß der Herr von **Heydeck** in einem Treffen Sieger bleiben werde, und die Ausſicht, hinlänglichen Geld für ſeine Garden auftreiben zu können, war trübe; dennoch blieb es auffallend, daß es nur eines Geſpräches zwiſchen dem Kurfürſten und ihm bedurfte: und er trat als Hauptmann in die Dienſte deſſelben, mit ihm ein großer Theil der Garden, deren Ueberreſt ſich zerſtreute. Auch beehrte ihn **Moriz** von dieſem Tage an mit einem Vertrauen, das ihm ſelten abgewonnen wurde. *)

Während der Abweſenheit des Kurfürſten geſchah im Hauptlager keine beſondere That, und ein aufrühreriſcher Geiſt lähmte die Kräfte des Heeres. Er hatte den Oberbefehl an den Markgrafen **Albrecht** von Brandenburg und **Lazarus von Schwendi** übergeben. Dieſer letzte war ihm vom Kaiſer zugeordnet worden, ein erfahrner Kriegsmann, aber in Deutſchland verhaßt, weil er den Gardenführer, Freiherrn **von Vogelsberg**, der, wie **Heydeck**, vom Kaiſer geächtet war, an dieſen verrathen haben ſollte. Auf dem Blutgerüſte zu Augsburg hatte der Verurtheilte

---

*) **Hortleder.** B. 4. C. 18. S. 925. — C. 19. S. 973. 74. **Sleidan.** B. 22. C. 30. 32. Vita Mauritii. 1225.

ihn als ſeinen Verräther angeklagt. So große Mühe ſich Lazarus von Schwendi gab, durch Schrift und Rede, durch muthige Thaten und biederes Benehmen jene Anklage von ſich zu wälzen, regten ſich Argwohn und Groll doch bei jeder Gelegenheit wider ihn im Lager vor Magdeburg. Als es am Solde fehlte, ſtürzte die aufrühreriſche Menge in ſein Gezelt, und er konnte ſich kaum durch die Flucht retten. Die Söldlinge nahmen ſeine und ſeines Stabes Sitze ein und verhießen, indem ſie ſpottend ſein Anſehen nachäfften, ihren Genoſſen erhöhten Sold. Ein allgemeiner Aufruhr hätte das Heer ergriffen, und, von dem wachſamen Feinde zum Ausfall benutzt, es leicht ins Verderben gebracht, wenn nicht Markgraf Albrecht durch ſeine militäriſche Popularität und Beredſamkeit die Meuterei für die Ruhe und Ordnung gewonnen hätte. Auch ließ er die meiſten Urheber der Rebellion zur Nachtzeit greifen und in der Elbe erſäufen oder aufhängen. Als der Morgen anbrach, und die Landsknechte dieſen und jenen ihrer Genoſſen am Galgen erblickten, zagten ſie heftig, und riefen den kaiſerlichen Geſandten ruhig mit Ehrenbezeugungen zurück. *)

Nach ſolcher Stimmung im Heere entſtand lauter Jubel, als Moriz, über den Feind ſiegreich ohne Gefecht, mit ſolcher Verſtärkung zurückkam, daß man zu den vier errichteten Lagern noch ein fünftes aufſchlagen

---

*) Vita Mauritii. 1225. 1226.

mußte. *) Auf den größten Theil des Heeres machte es einen beſondern guten Eindruck, daß der Kurfürſt in Freundſchaft mit Hans von Heydeck war, und in Magdeburg, wo dieſer hoch gehalten wurde, faßte man gegen jenen einiges Vertrauen.

Auch begannen ſchon im folgenden Monat Verhandlungen zwiſchen dem Lager und der Stadt. Ein kaiſerlicher Ehrenhalt erſchien, feſtlich mit goldenem Gewande geſchmückt, auf welchem vorn und hinten der Reichsadler; drei Trompeter, ein Trommelſchläger ritten vorauf. Er forderte ſämmtliche Kriegsmänner und Beſatzung aus der Feſtung ab, weil ſie ſonſt Schelme geſcholten, und nie wieder unter ehrliche Fähnlein aufgenommen werden ſollten. Inzwiſchen er mit ſeiner Verunglimpfung abgewieſen wurde, hatte Moriz in der Stille einen Trompeter an ein anderes Thor geſandt, mit Briefen für die Stadt, und deutete ſchon dadurch an, daß ihn dieſe nicht für einerlei mit dem Kaiſer halten ſolle. **)

Nachdem die Bahn zu Unterhandlungen gebrochen war, gingen ſie den Frühling und Sommer hindurch weiter. Mit beſonderer Kunſt leitete ſie der Kurfürſt, welcher ſie offenbar nicht zu einem glücklichen Ziel beſchleunigt, noch in ihnen einen gänzlichen Stillſtand ſehen wollte. In entfernten Gegenden ſeines Landes ließ er ſich von Magdeburgs Unterhändlern aufſuchen, in den erſten Stunden der Frühe pflegte er mit dieſem und jenem zu handeln; und wenn das Geſchäft öffentlich getrieben wurde, ſo daß Mittheilungen deſſelben an Lazarus von Schwendi unvermeidlich waren, ſo gab er den Abgeordneten der Stadt Winke, welche Haltung ſie gegen denſelben beobachten müßten. „Auch er wolle,“ ſagte er einmal den Geſandten, „bei der augsburgiſchen Confeſſion bleiben, und er halte gleich ihnen den Papſt für den Antichriſt; aber ſie müßten ihn nicht ſo gegen den kaiſerlichen Commiſſarius nennen, denn der könnte es nicht leiden. *)

---

*) 25. Jan. 1551.

) **Hortleder. B. 4. C. 18. §. 12. C. 19. §. 250.

Während daß die Unterhandlungen fortgeſponnen wurden, dauerte die Fehde auf das Lebhafteſte fort, und faſt ſchien es ein tägliches Ergötzen zu werden, ſich mit einander zu ſchlagen, wiewohl dieſe Scharmützel mitunter einer Feldſchlacht zu vergleichen waren. Der Rath von Magdeburg mußte endlich mit Lebensſtrafe die bedrohen, welche ſich ohne Befehl des Oberſten mit dem Feinde einließen. Der Feigſte gewöhnte ſich an den Tod, und jede Gefahr wurde mit Scherz und wilder Sitte und Gebet beſeitigt. Als der St. Jacobsthurm ſo hart vom Feinde beſchoſſen war, daß man die Spitze abnahm, er aber den Mittelſtand nicht ertrug und auf die Gewölbe niederſtürzte, hieß es: „der hat das Interim auch nicht annehmen wollen.“ Die Hir-

---

*) Hortleder. B. 4. C. 19. S. 253—259.

ten trieben ihr Vieh auf die Weiden, ſo mancher von ihnen erſchoſſen wurde; die Gärten vor der Stadt wurden beſäet, und die Mägde gingen zum Graſen mit dem frechen Scherz über ihre Reize, daß ſie ihre Ranzion bei ſich trügen. Während der Donner des feindlichen Geſchützes ward der Gottesdienſt immer lauter gefeiert, und die Gemeinde blieb in ihrer Andacht, wenn die Bomben durch die Kirchenfenſter flogen, und ſahen ſchwärmeriſch die Wunderhand Gottes, wenn das Eiſen, von der Mauer zurückprallend, in ihrem Gedränge niemand verwundet hatte. *)

Plötzlich war in dieſem Leben ein Stillſtand, als **Moriz** am Ende des Auguſt nach langer Abweſenheit ins Feld zurückkam; ein Waffenſtillſtand ward in den Lagern und in der Stadt ausgerufen.

Hans von Heydeck führte die Unterhandlung mit Verſtand und Rechtlichkeit weiter, und binnen zwei Monaten war der Vertrag geſchloſſen. Es hieß zwar zu Anfang deſſelben, daß die von Magdeburg ſich der kaiſerlichen Majeſtät auf Gnade und Ungnade ſtracks ohne alles Geding ergeben, und dieſelbe fußfällig durch Geſandten verſöhnen ſollten. Allein es ward ſogleich hinzugefügt, daß die Ungnade die Stadt und ihre Freiheiten, irgend einen ihrer Einwohner oder gegenwärtiger Beſatzung nicht treffen könne. Wegen der folgenden Ereigniſſe wurde der

---

*) **Hortleder.** B. 4. C. 18. §. 15. — C. 19. §. 211. 37—40.

Fußfall leicht erlaſſen. Die von Magdeburg verſprachen ferner, in kein Bündniß wider Oeſterreich und Burgund zu treten, dem Cammergericht und auch den jüngſten Reichsabſchieden zu gehorchen, wiewohl bei dieſen letzten hinzugefügt wurde, nur in weltlichen Sachen, daß alſo ihr Unmuth wider das Interim nicht verdammt war. Eben ſo klang der Artikel, daß die Stadt ihre Feſtungswerke ſchleifen ſollte, viel härter, als er war; denn es ließ ſich vorausſehen, daß das Reich ſeine Vollführung ſchlechterdings nicht geſtatten werde. Als Carl V. dieſelbe hartnäckig forderte, entgegneten ihm die Kurfürſten, daß zu dieſer herrlichen Feſte in widerwärtigen Zeiten, da etwan von Türken oder andern Potentaten ein Einfall in's heilige Reich geſchehe, alle anſtoßende Lande ihre Zuflucht nehmen könnten. Selbſt die funfzig tauſend Gulden, welche die Stadt zum Erſatz der Kriegskoſten zahlen ſollte, hat ſie nicht einmal vollſtändig entrichtet. *)

Nachdem die Beſatzung der Stadt entlaſſen und dieſe von den beorderten Fähnlein des Lagers beſetzt war, zog Moritz, dicht hinter ihm her Lazarus von Schwendi, mit zwei Schwadern Reuter ſtracks auf den Markt, wo die Bürgerſchaft verſammelt ſtand, von Landesknechten umringt. Sie war noch voll banger Erwartung. Als ſie aber des Kurfürſten Freundlichkeit gewahrte, wie er mit unbedecktem Haupte jeder Rathsperſon die Hand bot, ſtieg ihr Vertrauen. Bei Verleſung der Capitulation wuchs es

---

*) Hortleder. B. 4. C. 19. §. 231—[illegible]

noch mehr, als den Ausdruck, daß ſich die Stadt nunmehr ergeben habe, der Syndicus Doctor Levin von Embden durch das feſte Wort „vertragen, nicht ergeben,“ zurechtwies, und Moriz ſagte: „es iſt vertragen, ſoll auch vertragen ſeyn und bleiben.“ Mit aufgehobenem Finger beſchwur die Bürgerſchaft die Capitulation. (Nov. 9.)

Die von Magdeburg waren voll Erſtaunen über den großmüthigen Sinn des Fürſten, welcher wie der Antichriſt von ihnen gehaßt und geſchmäht war. Eine Fülle von Getreide ließ er für die ärmern Einwohner herbeiſchaffen, und die Beſatzung beſoldete er, ohne Zuthun des Raths und der Bürger. Keinem geſchah auch nur das leiſeſte Unbild. Selbſt die fremden Geiſtlichen in Magdeburg, welche ihn mit jedem Fluch und jeder Schmach beladen wollten, blieben unbeſtraft. Nur an den ſchmähſüchtigſten unter ihnen, der unerſchöpflich an öffentlichen und heimlichen Schriften, Reimen und Gemälden, wider Moriz geweſen, kam die Weiſung, die Stadt zu verlaſſen. Ich begehre ſein Blut nicht, hatte der Kurfürſt geſagt, aber er hat es ſo grob gemacht, wie es kein Bauer wider ſich dulden darf.

So endete der Krieg wider Magdeburg, nachdem er ein Jahr und ſieben Wochen gedauert. Die Stadt kam dadurch in großen Ruhm, ſo bei den Deutſchen, wie im Auslande; denn ſie allein hatte bis jetzt in Deutſchland wider Kaiſer Carl bewieſen, was Beſtändigkeit und tapfere Leute vermögen.*)

---

*) **Hortleder.** B. 4. C. 19. S. 980. 981. 986. 991.

Sechſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Lazarus von Schwendi voll Argwohn gegen Moriz. Beſtätigung des Verdachtes, daß dieſer Anſchläge wider den Kaiſer habe, durch die Nichtauflöſung ſeines Heeres. Angſtvolle Vorſtellungen der geiſtlichen Kurfürſten deshalb an den Kaiſer. Entwicklung der Anſicht deſſelben von Moriz und dem Gerüchte über ihn. Gründe für dieſe Anſicht. Die Seite, von welcher man das Betragen des Kurfürſten während des Magdeburgiſchen Krieges betrachten konnte. Seine ängſtliche Zartheit gegen den Kaiſer, vorzüglich in der Religionsſache. Anſchein, daß er nur durch Bitten des Landgrafen Philipp Freiheit zu bewirken ſuche, und ſein einziger möglicher Antrieb zu einem Ungehorſam gegen die kaiſerliche Macht die Länderbegierde ſey. Die Wittenbergiſchen Gottesgelehrten auf dem Wege nach Trient zur Kirchenverſammlung; Moriz ſelbſt nach Insbruck zum Kaiſer reitend. Aber ſeine plötzliche Rückkehr, und gänzliche Veränderung der Scene unmittelbar nach dem Landtage zu Torgau. Moriz im Felde wider den Kaiſer. Größe ſeines Plans, und Umſtände, wodurch er verborgen gehalten wurde. Beſondere Gefahr für ſeine Enthüllung in der Verhandlung wegen eines nothwendigen Bündniſſes mit Frankreich. Geiſt der öffentlichen Schriften der Bundesgenoſſen wider den Kaiſer.

Vorzüglich die innige Verbindung zwiſchen Moriz und dem geächteten Hans von Heydeck mochte dem kaiſerlichen Abgeordneten Lazarus von Schwendi einigen Argwohn erregt haben, daß der Kurfürſt, wie ſchon hin und wieder ein leiſes Gerücht ſagte, dem Kaiſer nicht mehr aufrichtig ergeben ſey, und einen geheimen Rathſchlag wider denſelben im Gemüth bewege. Daß er wirklich wegen des fortdauernden Gefängniſſes des Landgrafen Philipp ein Unbild an dem ſonſt verehrten Herrſcher zu rächen hatte, konnte auch Schwendi ſich nicht leugnen, und fand darin eine Beſtärkung ſeines Verdachtes. „Fürſt der Sachſen,“ ſagte er gegen Moriz, „man ſchaut, was geſchehen ſoll; vollbringt es nicht, ich widerrathe es Euch mit Eifer.“ Moriz entgegnete lächelnd: „was Ihr wähnet, wird der Kaiſer nicht glauben; er hat ein Vertrauen zu uns, daß er ſolcher Sage nicht achtet.“ Allein der Geiſt, in welchem der Vertrag mit Magdeburg geſtiftet wurde, diente nicht zur Beſchwichtigung der Sage, und Lazarus von Schwendi, wiewohl er ſich freundlichſt dem Kurfürſten empfahl, reiſte mit argwöhnvoller Seele zum Kaiſer.

Der Verdacht wider Moriz, als ob er Gewalt wider die kaiſerliche Uebermacht im Sinne habe, gewann neue Kraft, als er die beſoldeten Banden, die er zur Belagerung Magdeburgs gebraucht hatte, nach dem Vertrage der Stadt nicht aus einander gehen, ſondern in der Gegend von Nordhauſen bei ihren Bannern bleiben ließ. Er gab den Grund an, daß er noch nicht im Stande wäre, ihnen den ganzen rückſtändigen Sold zu zahlen.

Dieſe Schaaren plünderten weit umher, und machten ſogar einen faſt gelungenen Verſuch, ſich der Feſte Erfurt zu bemächtigen. Es hatte das Anſehen, als geſchähe dies nicht wider des Kurfürſten Willen, denn an dem Beſitze mehrerer Feſtungen in jener Gegend ſchien ihm für ſeine künftigen Abſichten zu liegen, wohin dieſe gehen mochten. Das Eichsfeld, dem Kurfürſten von Mainz gehörig, litt beſonders durch ſolche Streifzüge, und die von Köln und Trier fürchteten nicht nur gleiches Ungemach, ſondern einſtimmig ſchilderten ſie alle drei dem Kaiſer ihre Beſorgniß wegen einer neuen gewaltigen Unternehmung der Proteſtanten. Sie wünſchten daher die Kirchenverſammlung zu Trient zu verlaſſen und ihre Heimath zu ſchützen. Allein Carl bot alles auf, ſie zu beruhigen. Er wiſſe wohl, antwortete er ihnen, daß von neuen und heimlichen heſſiſchen Anſchlägen eine Zeitlang ein großes Geſchrei geweſen ſey. Gehe auch hie und da einer mit gewaltthätiger Abſicht um, ſo werde derſelbe geringen Anhang finden, und ſelbſt anſtehen, ſich auf ungewiſſe Hoffnung mit großer Gefahr zu beladen. **Moriz** thue ſo ſtattliche Zuſage von ſeinen Dienſten, daß Er ſich zu ihm alles Guten verſehen müſſe, wenn noch irgend Treue und Glauben in der Welt ſey. Auch könne derſelbe, ein Deutſcher von Stamm und Herkommen, unmöglich mit ſo argliſtigen Anſchlägen umgehen. Ein Kriegsgeſindel, über welches der Kurfürſt Feldhauptmann geweſen, ſtehe freilich noch im Lager zuſammen; aber einzig, weil es noch rückſtändigen Sold zu fordern habe, und dieſer werde nächſtens durch ſeine kaiſerliche Bemühung bezahlt ſeyn, wiewohl die deutſche Nation dies nicht von ihm habe fordern können. Er halte dafür, daß jene Gerüchte von ſeinen Widerſachern erſonnen wären, um das Concilium zu ſtören. Auf jede herfliegende Rede einen großen Handel vorzunehmen, ſey nicht verſtändig zu rathen, wiewohl auch kein Argwohn ganz zu vernachläſſigen ſey. Wenn das Kriegsvolk nach Empfang ſeines Soldes noch zuſammengehalten werde, ſo geſchehe dies offenbar mit beſonderer, heimlicher Abſicht. Sie werde ihm nicht entgehen. Mit großer Mühe und beträchtlichem Aufwand halte er ſich faſt an allen Orten kluge Leute, die alles Ding erſpähen müßten. Wo ein Feuer aufſchlage, werde er es ſogleich löſchen. *)

---

*) 2. Jan. 1552. **Sleidan.** B. 22. C. 18.

Wiewohl der Kaiſer jetzt mit der beſondern Abſicht ſprach, die geiſtlichen Kurfürſten in Trient zurückzuhalten, leidet es doch keinen Zweifel, daß er ſeine innigſte Ueberzeugung darlegte. Moriz hatte ſich bisher gegen das Haus Oeſterreich ſehr ergeben bezeigt, und war in einem wirklich freundſchaftlichen Verhältniß mit König Ferdinand. Er beſaß ferner zu viel Klugheit und Vorſicht, als daß er ſeine kaum empfangene Macht an einen verwegenen Streich wider den Stifter derſelben wagen ſollte. Carl brauchte, um ihn ſogleich zu unterdrücken, ja nur den alten Kurfürſten Johann Friedrich freizulaſſen, dem bei ſeiner Erſcheinung alles in ſeinem Lande wieder zujauchzen würde. Hierauf deutend pflegte er auf Anklagen gegen Moriz zu erwiedern, daß er einen Bären an der Kette führe, den er nur loszulaſſen brauche, um jenen Jüngling zu erwürgen. Außerdem aber hatte dieſer nichts gethan, wodurch ſich der Kaiſer zu einem Argwohn wider ihn berechtigt glaubte. Durch die Annahme der Stelle eines Feldhauptmanns wider Magdeburg hatte er ſich gegen das Reich und deſſen Oberhaupt gefällig bezeigt. Daß die Belagerung ſich in die Länge ſpielte, war eine Erſcheinung, die man erwartet hatte. Carl wußte zu gut aus eigener Erfahrung, wie auch vor geringern Feſten, als Magdeburg, das beſte Kriegsglück ſogar gänzlich ſcheitern konnte. Hans von Heydeck war freilich dem kaiſerlichen Hofe verhaßt und von demſelben geächtet; aber durfte man deshalb es dem ſächſiſchen

Fürſten verargen, wenn er ihn durch gütliche Verhandlung gewann, um eine militäriſche Macht, welche für die belagerte Stadt kämpfen ſollte, wider dieſelbe brauchen zu können. Dann wurde Heydeck freilich ſein Vertrauter; allein nur durch ihn, der großen Anhang in Magdeburg hatte, war es möglich, die Bürger zur Uebergabe zu bereden. Ungewiß blieb es, ob die Stadt durch der Waffen Macht je bezwungen werden könnte, und Unterhandlungen mit ihr waren in jeder Hinſicht räthlich. Ihre Natur brachte es mit ſich, daß ſie oft abgebrochen wurden und ungemein lange währten. Endlich wurde der Vertrag mit Magdeburg ſo geſchloſſen, daß des Kaiſers Abſichten ſcheinbar erfüllt waren.

Während des magdeburgiſchen Krieges ſchien Moriz überdies noch deutlich zu verrathen, daß er große Scheu trage, gegen den kaiſerlichen Hof irgend anzuſtoßen. Als die Eröffnung der Kirchenverſammlung zu Trient bis zum erſten Tage des Herbſtmonates (1551) verſchoben wurde, und der Kaiſer auf das heftigſte in die evangeliſchen Reichsſtände drang, daß ſie ja endlich auch dahin kommen wollten, wagten ſie durchaus nicht, ſo groß ihre Zahl war, ſich deshalb unter einander zu berathen. Sie gaben ſich mit einem dumpfen Brüten dem Schickſal hin, und wollten ſelbſt die Gefahr, welche über ſie einbrechen konnte, nicht einmal beſtimmt erkennen; ſie hatten keinen Grundſatz mehr, als des Kaiſers

Ungnade zu fürchten. Moriz von Sachſen ließ durch Melanchthon einen Inbegriff des Weſentlichen in der evangeliſchen Lehre entwerfen, um zur Zeit offenen Gebrauch davon zu machen; und ſchon dies däuchte ihm gewagt. Herzog Chriſtoph von Würtemberg hatte eine ähnliche Darſtellung aufrichten laſſen, welche mit der ſächſiſchen ſehr zuſammenſtimmte; aber der Kurfürſt beſtand darauf, ein jeder müßte die ſeinige dem Kaiſer beſonders übergeben, damit dieſer, wenn mehre Fürſten zuſammen handelten, nicht ein neues Bündniß wider ſein Anſehen argwohne. *)

Wie ernſt er in des Kaiſers Wunſch eingehe, die Evangeliſchen in Theilnahme an der Kirchenverſammlung zu Trient zu ſehen, ſcheint auch aus der Aengſtlichkeit zu erhellen, mit welcher er die Sicherheit der evangeliſchen Gottesgelehrten auf dem Concilium unwandelbar zu machen ſuchte. Ihn dünke, ſchrieb er an Carl, das kaiſerliche Geleite wohl heilig; aber zu Coſtanz ſey nach dem Grundſatze gehandelt, daß Ketzer nicht durch daſſelbe vor der Strafe am Orte der Kirchenverſammlung ſelbſt geſchützt werden könnten. Darum müßte den evangeliſchen Botſchaftern ein freies ſicheres Geleit von dem ganzen Concilium zugeſprochen werden. **)

---

*) Sleidan. B. 22. S. 37.

**) Sleidan. B. 22. S. 39.

Selbſt die Erfüllung jenes Wunſches, mit welchem Moriz den Kaiſer ſo oft beſtürmte, ſchien er doch einzig von dem guten Willen deſſelben zu erwarten. Er ſandte am Schluß des Jahres 1551 noch einmal in Verbindung mit mehreren Fürſten an den Kaiſer eine neue Botſchaft, an welcher ſogar der römiſche König Ferdinand Theil nahm, um die Erledigung des Landgrafen zu bewirken. Auch jetzt hatte freilich ſolches Anliegen keinen beſtimmten Erfolg. Carl äußerte, daß er wegen dieſes wichtigen Handels ſich nächſtens mit dem Kurfürſten von Sachſen beſprechen wolle. Die Geſandten möchten übrigens zu ihren Herren wieder anheimgehen, und denſelben verheißen, daß es wahrhaftig klar werden ſollte, wie viel der Fürſten Bitte bei ihm vermocht habe. *)

Noch mehr wirkte, keinen Argwohn gegen Moriz im kaiſerlichen Rath aufkommen zu laſſen, daß er durch eine andere Handlung, in Zuſammenhang mit ſeinem übrigen Betragen zu verrathen ſchien, wie er wohl aus Länderbegierde, nicht aber aus edlern Rückſichten den Unwillen des Kaiſers zu reizen wage. Die Grafſchaft Kazenelnbogen war durch kaiſerliches Urtheil dem heſſiſchen Hauſe abgeſprochen. Weil aber Moriz mit dieſem in Erbeinigung ſtand, hielt er die Einwohner der Grafſchaft an, ihm zu huldigen. Allgemein glaubte

---

*) Sleidan. B. 23. C. 14.

man, eine ſolche Handlung müßte den Kaiſer zu jählinger Rache rufen, und männiglich war man verwundert, wo das Beginnen des jungen Kurfürſten hinausſtrebe. Allein am kaiſerlichen Hofe war man gänzlich ſtill darüber und ſeine Meinung deshalb blieb verdeckt. Gewiß fand man ſich daſelbſt in der Anſicht beſtärkt, daß ſich Moriz mit ſeinem Gemüth nur in einem engen Kreiſe bewege und man der tiefen Plane, der hochſtrebenden Klugheit lachen müſſe, welche das Gerücht ihm zumeſſe: und der Kaiſer ſelbſt ſtimmte darin ein, ſo wenig er ſonſt eine geringe Meinung von dem ſächſiſchen Helden hegte. Gehörte dieſer doch auch zu den Deutſchen, welche, wie Carl dem warnenden Herzog Alba entgegnete, ſo toll und voll wären, daß ſie zu ſolchen liſtigen Ränken nicht taugten. Eben ſo urtheilte Granvella und rieth, gegen den ſächſiſchen Fürſten der Anklagen nicht zu erwähnen, um ihn nicht zur Argliſt zu locken. *)

Noch wirkte zu Zerſtreuung des Argwohnes gegen Moriz im kaiſerlichen Rathe, daß die Geſandten deſſelben zu Anfang des Jahres 1552 auf der Kirchenverſammlung zu Trient erſchienen und mit dem größten Eifer über das Ungenügende der Formel handelten, in welcher die Väter den evangeliſchen Gottesgelehrten das Geleit geben wollten. Sie kamen freilich ſo wenig,

---

*) Sleidan. B. 23. C. 2.

wie andere proteſtantiſche Geſandte mit dieſer Verhandlung ins Reine, überſandten aber die zuletzt verfaßte Formel an ihren Hof zur Prüfung, und die ſächſiſchen Gottesgelehrten, welche für die Kirchenverſammlung erkoren waren, Melanchthon an ihrer Spitze, hatten ſich, in Erwartung des Geleites, ſogar ſchon bis Nürnberg begeben. *) Ueberdies ſchrieb der Kurfürſt ſeinen Geſandten in Trient, daß ſie von den einmal geforderten Puncten nichts verrücken ſollten; denn er werde ſofort zum Kaiſer verreiten, und auch deshalb traulich mit demſelben handeln.

Dies war es endlich, was am kaiſerlichen Hofe beſonders allen Argwohn gegen Moriz niederſchlug. Schon in dem Schreiben an die Kurfürſten hatte der Kaiſer die nahe Reiſe des Angeklagten zu ſeinem Hofe als einen Hauptbeweis von der Unſchuld deſſelben gebraucht. Fanden ſich nun noch überzeugende Spuren von dem Gegentheil: ſo konnte man ihn nur feſt halten und auch ihn gefangen umherführen. Dann war die reichsſtändiſche Macht gewiß gänzlich gebrochen, und das Klirren der Ketten der drei größten evangeliſchen Fürſten ſchreckte wohl jede That wider die kaiſerliche Uebermacht zurück.

Wirklich ließ Moriz einen Theil ſeiner Räthe und ſeines Hofes bis nach Landshut vorausgehen, damit

---

*) Sleidan. B. 23, C. 24.

ſie ihm von dort aus Herberge zu Inſpruck beſtellten, wohin ſich der Kaiſer von Augsburg begeben hatte, der Kirchenverſammlung nahe zu ſeyn. Er ſelbſt brach freilich gleichfalls auf, aber nach einigen Tagereiſen wandte er ſich plötzlich, und rief ſeine Gottesgelehrten von Nürnberg, und ſeinen Hof von Landshut zurück. Viele Verwarnungen, die er unterwegs erhalten, gab er als Grund an: ein freundliches Schreiben ſollte ihn bei dem Kaiſer entſchuldigen.

Selbſt dieſe Schritte entſchieden noch nicht über die Wahrheit oder Richtigkeit der Anklage gegen Moriz; denn ſie konnten von der Furcht und dem Argwohn herrühren, welche er aus den Gerüchten geſchöpft hatte, die wider ihn im Schwunge waren. Sogar ſchien der Landtag, welchen er zu Torgau eröffnete, auf einmal jedes Gerücht von ſeinen kriegeriſchen Planen niederzuſchlagen; denn die ſächſiſchen Landſtände vernahmen die Erklärung ihres Fürſten, daß ſein heiliges Wort ihn bald ins Gefängniß zu den jungen heſſiſchen Vettern triebe, weil alle Mühe, deren Vater zu befreien, nichts gefruchtet. Indeß habe er mit ſeinem theuren Bruder Auguſt ſich ſchon freundlich berathen, wie derſelbe während ſeines Abweſens Land und Leute ſchützen ſollte. Auch erließ Moriz noch von dieſem Landtage ein Schreiben an den Kaiſer, worin er noch einmal um die Erledigung des Landgrafen flehte. Und zugleich verlangte er auf das nachdrücklichſte eine freie, allgemeine Kirchenverſammlung, welcher auch der Papſt als Parthei in der großen Angelegenheit der Glaubensverbeſſerung unterworfen ſey. Wenn ihm in dieſem zwiefachen Verlangen gewillfahrt werde: ſo wolle er Leib und Gut zum Beſten des Kaiſers zuſetzen, welchen er nicht weniger als ſeinen leiblichen Vater von Herzen liebe.

Alſo handelte **Moriz** noch zu Anfang des Monates März (1552) und in der Mitte deſſelben war er ſchon weit im Felde vorgerückt, um durch Gewalt der Waffen ſeine Bitten bei dem Kaiſer geltend zu machen, und jene deutſche Freiheit, jenen evangeliſchen Glauben zu retten, welche verrathen zu haben, er ſo laut und ſo gehäſſig ſeit dem Ruin des ſchmalkaldiſchen Bundes angeklagt werden. Indem ganz Deutſchland verzagt, faßt er mit einer Kühnheit, deren nur der höchſte Verſtand fähig iſt, ſeinen Entſchluß, den Schrecklichen zu überfallen, und nahe am Ziel ſeiner Herrſchſucht zu zwingen, es aufzugeben. Den mächtigſten Monarchen der Erde befehdet er mit der geringen Kraft eines Landes, welches eben derſelbe ihm kaum geſchenkt hatte. Allein der Feind ſelbſt gibt ihm ein Heer zu dieſem Kriege, von dem Augenblick an, da er ihn zum Feldhauptmann des Reichs wider Magdeburg ernannte. Jedes, was [illegible] vollbringt, um wider den Kaiſer groß und glücklich [illegible]treten, bekommt den Anſtrich, als geſchehe es zur Vollbringung des kaiſerlichen Willens. Selbſt die geächteten Widerſacher deſſelben, wie den Herrn von Heydeck, darf er, von dieſem Schein begünſtigt, ohne Beleidigung des Reichshauptes an ſich ziehen. Und mit Innigkeit ſchließen ſie ſich an ihn, indem er von ſeinen wahren Abſichten etwas durchſchimmern läßt. Ohne Zweifel gewann er eben dadurch ſogleich den Herrn von Heydeck mit ſeinen Garden, und bewirkte er eben dadurch die Uebergabe Magdeburgs. Sie war ein Heerd der bitterſten Feinde des Kaiſers, und der Haß gegen dieſen, den er im Grunde liebte, trat nun unter ſeine Fahnen. Außerdem gab ihm dieſe Stadt einen ſicheren Zuflüchtsort in ihren Veſten, wenn er vor dem Uebermächtigen das Feld räumen mußte. Die lange Belagerung derſelben, die weit ausgeſponnene Unterhandlung mit ihr verſchafften ihm Zeit, um alle Vorbereitung reifen zu laſſen, und den günſtigſten Augenblick zur Ausführung abzuwarten. So lange der Kaiſer in Augsburg verweilte, war es unmöglich, ihn anzugreifen; denn zu den geharniſchten Reichstagen hatte er immer ein beträchtliches Kriegsvolk in dortiger Gegend zuſammengezogen. Aber als er nach Inſpruck gegangen war, wo er, von aller militäriſchen Macht entbloſt, nur auf die Kirchenverſammlung ſeine Gedanken gerichtet hatte, konnte die Ueberraſchung großen Vortheil über ihn gewähren.

Selbſt um dieſen ſicher zu gewinnen, mußte man dem Kaiſer einen weit mächtigern Feind, als weiſe ihn unmittelbar bedrohte, in der Ferne zeigen, und dies war nicht möglich, als durch einen Bund des Kurfürſten mit Frankreich, in welcher Macht, wenn ein unerwartetes Unglück ſeinem ſo ſchlau berechneten und verhüllten Entwurfe Hohn ſprach, er überhaupt nur Rettung finden konnte.

Nichts aber war mißlicher, als eine Unterhandlung mit dem franzöſiſchen Hofe. Jede Verbindung zwiſchen ihm und deutſchen Ständen wurde mit einer Lauerſamkeit, der nichts entgehen konnte, von dem Kaiſer und ſeinen geheimen Geſchäftsträgern bewacht, und alle Gerüchte, welche gegen Moriz umgingen, hätten vor Carl V. Wahrſcheinlichkeit gefunden, wäre ihm ein Zuſammenhang zwiſchen demſelben und Frankreich ſichtbar geworden. Durch mehrere Zwiſchenhändler, vielſeitig mußte aber die Verhandlung gepflogen werden, welche eine ſo wichtige Verbindung, als jetzt mit Frankreich erfordert wurde, zu Stande bringen ſollte. Dennoch hatte Moriz auch ſie glücklich bewirkt, ohne daß der vielgewandte, alles überliſtende Kaiſer gegen ſeinen Schüler argwöhniſch geworden.

Es waren nicht blos alle vorher angegebene Gründe, wodurch dieſer in Sicherheit erhalten wurde; ſondern zuletzt entſchied wohl dieſer Umſtand. Carl ſagt in ſeinem Schreiben an die geiſtlichen Kurfürſten, daß er mit großen Koſten allenthalben geheime Männer unterhalte, welche ihm vielſeitig berichteten; und Moriz wußte recht gut, daß dergleichen mehrere unter ſeinen Räthen waren. Deshalb vertraute er ſeine Abſichten nicht nur blos Fremden, und beſonders ſolchen, welche Haß gegen den Kaiſer beſeelte, ſondern er ſuchte eben jene beſoldeten Verräther ſo zu täuſchen, daß ſie durch ungegründeten Bericht den kaiſerlichen Hof ſelbſt verführten. Mit dem jungen Landgrafen Wilhelm von Heſſen, dem älteſten Prinzen des gefangenen Philipp hatte er deshalb beſondere Abrede genommen. Als derſelbe zu ihm geeilt war, um den Erfolg der letzten großen Geſandtſchaft zur Befreiung ſeines Vaters zu erfahren, erhielt er eine Antwort vom Kurfürſten, aus welcher man ſchließen mußte, daß dieſer ſich gänzlich in den Willen des Kaiſers ergeben habe. Wilhelm legte dagegen in ſeine ſcheinbare Erwiederung eine gewiſſe Entrüſtung, die vermuthen ließ, als werde er allenfalls auch wider Einſtimmung des Kurfürſten und von kindlicher Liebe getrieben die Gewalt der Waffen verſuchen. Eine ähnliche Verſtellung ward geübet, wenn ein franzöſiſcher Unterhändler nach Sachſen kam. Moriz wählte alsdann zur Theilnahme an der Unterredung eben diejenigen ſeiner Räthe, von welchen er überzeugt war, daß ſie ſogleich einen Bericht über dieſelbe an den kaiſerlichen Hof ſandten. *)

---

*) Sleidan. B. 23. C. 15.

Wenn dieſer Umſtand überhaupt den vollkommenſten Aufſchluß über die Täuſchung gibt, worin der kaiſerliche Hof beiſpiellos erhalten wurde, ſo erklärt er beſonders, wie die vielfachen Verhandlungen des Kurfürſten mit Frankreich verſchleiert bleiben konnten. Durch Sebaſtian Schärtlin ſcheinen ſie ſich angeſponnen zu haben. Seitdem er als Feldhauptmann der oberländiſchen Städte dem Kaiſer unterlag, weil der ſchmalkaldiſche Bund ſo wenig widerſtand, war er von der Reichsacht verfolgt worden, und alle Verwendungen waren bei Carl V. fruchtlos geblieben, ſo daß er den Bann mit blutigem Haß wiederholt erneuerte. Für Schärtlin blieb nun nichts übrig, als daß er ſich aufs engſte mit dem franzöſiſchen Hofe verband, welcher ihm große Achtung bezeigte. Gegen ihn konnte König Heinrich nicht den Wunſch verbergen, daß er Vertrauen bei den Fürſten und Ständen deutſcher Nation finden, und dieſelben ſich mit ihm wegen eines beharrlichen Krieges wider den Kaiſer vergleichen möchten; denn nur dadurch werde er wiedergewinnen, was ihm dieſer entriſſen hätte. Auf der andern Seite wurde Schärtlin von mehreren Fürſten vielfältig erſucht, daß er den König zu einem Bunde mit ihnen rathen ſolle, deſſen Abſicht ſey, der Gefangenſchaft Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen zu erledigen, das Interim aus dem Reich zu vertreiben, und der Ueberlaſt zu wehren, mit welcher Carl V. es überzogen. So thaten beide Partheien zu gleicher Zeit dieſelbe Eröffnung und trafen in Schärtlin zuſammen. Er behielt auch hinfort die Unterhandlung in Händen, obgleich der Biſchof Johannes Fraxineus von Bayonne als franzöſiſcher Geſandter unmittelbar in Sachſen handelte und der Brandenburger, Markgraf Albrecht von Culmbach, an den Hof Heinrich's II. geſandt wurde. Unter einem fremden Namen, als Schärtlin's Hauptmann, lebte er daſelbſt. Beide handelten geheim, in vielen Nächten, mit dem König und den vertrauten Großen. Endlich am 2. Febr. 1552 haben der König von ſein ſelbſt, und Markgraf Albrecht wegen deutſcher Nation, auf dem ſchönen Schloß Chambord bei Blois, den Bund geſchworen: *) Beide wohl ohne Rückhalt in ihrem Innern, weil jener nur durch denſelben gewann, und dieſer mit Freude ſein Element, den Krieg wieder aufgethan ſah, in welchem er durch Abenteuer noch ein großes Glück zu erbeuten hoffte. Aber die deutſche Nation und deshalb auch der tiefſchauende Moriz hätten ſich dieſes Bundes nicht freuen können, wann ſie eine ſtrenge Erfüllung ſeiner Artikel von den politiſchen Fügungen erwartet hätten. Daß die verbündeten Fürſten dem König einräumten, er ſolle die alten Reichsſtädte, wo die deutſche Sprache nicht geredet ward, Toul, Verdun und Cambrai beſetzen, und als Vikar des heiligen Reichs inne behalten, war unbedeutend gegen ihre Zuſicherung, bei einer künftigen

---

*) Schärtlin's Leben. S. 193—196.

Kaiſerwahl den Beherrſcher der Franzoſen vor allen andern zu wählen. **Moriz** gedachte aber ohne Zweifel nur, den König für ſeinen Zweck zu benutzen, ſo wie dieſer ihn brauchen wollte, und aus dieſem Geſichtspuncte beurtheilt, war der Bund für jenen ſehr günſtig. Zu den drei erſten Monaten des Krieges ſollte der franzöſiſche Hof ihm zweimal hundert und vierzig tauſend Thaler zahlen, zu jedem der folgenden ſechszig tauſend. Ohne ſeine Beiſtimmung ſollte **Heinrich** nicht Frieden und ſelbſt nicht einen Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer ſchließen. Beſonders aber rechneten die Fürſten bei dieſem Bunde auf das Vertrauen, welches die Kunde, daß ſie im Verein mit dem mächtigen Frankreich losſchlugen, in den furchtſamern evangeliſchen Ständen, und auf die Beſtürzung, welche ſie bei der kaiſerlichen Parthei erregen mußte. *)

Schon am folgenden Tage nach geſchloſſenem Bündniſſe verfaßte der franzöſiſche Hof die merkwürdige Sendſchrift, wodurch der Geiſt des Bundes gegen die Zeit, da der Krieg wider den Kaiſer ausbrechen ſollte, in Deutſchland und in deutſcher Sprache verkündet wurde. Ein Hut zwiſchen zwei Dolchen war als Zeichen der Freiheit an der Spitze deſſelben, und mit dem prächtigen Gruße: „Freiheit,“ begann der König ſeine Anrede an die Fürſten und Stände deutſcher Nation. Er gedenkt der ſchweren, geheimen Klagen, die wegen der Ueberlaſt des Kaiſers an ihn gelangt ſeyen. Weil Deutſchland eine Vorburg für die ganze Chriſtenheit ſey, ſo dürfe Frankreich deſſen Freiheit nicht zu Grabe gehen laſſen. Sie aber und die in Deutſchland aufſtrebende Mittelmacht ſind am franzöſiſchen Hofe gleichlautend. Was er in ſeinem Reiche mit Sorgfalt und Glück unterdrückt hatte, nimmt er im benachbarten in Schutz, und das königliche Anſehen, welches ſich dagegen waffnet, nennt er Tyrannei. Heinrich bahnt ſich dadurch den Weg zur gehäſſigſten perſönlichen Anklage wider Carl V., voll Wuth beſonders über die kaiſerliche Abmahnung vom franzöſiſchen Solde. Der Oberſt Sebaſtian von Vogelsberg hatte mit zwei andern Hauptleuten wegen ſeiner Nichtachtung dieſes Befehls auf dem Blutgerüſte zu Augsburg ſterben müſſen. Durch ſeine Bluthunde, ſagt der König vom Kaiſer, hat er redliche Männer ins Garn gelockt, um ſie nach grauſamſter Peinigung mit dem ſchmählichſten Tode hinrichten zu laſſen. Er ſelbſt ſtand, als Sebaſtian Vogelsberg, unſer treuer Diener, ermordet wurde, nicht fern von der Blutbank zu Augsburg, damit er ſeine Augen mit deutſchem Blute füllen könnte.“

---

*) Du Mont. T. IV. P. III.

Nach vielen Betheuerungen, daß er die Kriegsrüſtung einzig aus edlem königlichen Gemüth für die deutſche Freiheit unternehme, hält der allerchriſtliche

König es für nöthig, der katholiſchen Geiſtlichkeit in Deutſchland die Verſicherung zu geben, daß ſie nicht von ihm bedrängt werden, aber dagegen verheißen ſolle, nach Wiederherſtellung der Freiheit ohne Leidenſchaft und Eigennutz auf Verein in der Religion zu trachten. *)

Kurfürſt **Moriz** ließ keine beſondere Sendſchrift an die deutſche Nation ergehen. Durch ſein Schreiben an den Kaiſer vom Landtage zu Torgau hatte er beſtimmt dargethan, was er verlangte, nämlich Befreiung des Landgrafen **Philipp** und eine wahrhaftig freie Kirchenverſammlung. Auch wäre es zu auffallend und gehäſſig geweſen, wenn er in ſeiner Sendſchrift nicht mit der allgemeinen Stimme auch die Erledigung **Johann Friedrich's** von Sachſen gefordert hätte, welche er mehr fürchten als wünſchen mußte. Endlich durfte er nicht mit ſo freiem Gemüth und ſo laut, wie die mit ihm verbündeten Fürſten, die Ueberlaſt rügen, womit der Kaiſer die Reichsverfaſſung drückte; denn eben durch deſſen Gewaltthätigkeit war er ſelbſt groß geworden.

Deſto kräftiger und lauter redete Markgraf **Albrecht** von Culmbach. Seine Vorältern, begann er mit Recht, hätten Gut und Blut ruhmvoll für deut-

---

*) **Hortleder.** B. 5. C. 3.

ſcher Nation Wohlfahrt und Freiheit gewaget; er wolle ihnen gleichen. Mit glühendem Zorne ſpricht er über Carl's langgeſuchte eigenwillige Monarchie in Deutſchland. Ihrentwegen wolle kein freies Concilium gedeihen, um den Zwieſpalt der deutſchen Kirche zu heben; denn die zertrennten Stände im Reiche könnten leichter unter das Joch gebracht werden. Um ſie gänzlich aufzurichten, handle der Kaiſer, als wäre ſie ſchon vollendet. Durch übermäßige Schatzungen werde die Nation ausgeſaugt, um die Kraft zum Widerſtande zu verlieren; der Reichstag ſey verderbt; ein argliſtiger Ausländer, wie Granvella, führe das heilige Reichsſiegel; mit Fürſtenthümern und Räthen der Reichsſtädte ſchalte die Willkühr des Hofes, und fremdes Kriegsvolk, welches über die Deutſchen gelegt ſey, vergifte und ſchände die theure Nation. Wer von den Fürſten treu für die kaiſerliche Glorie das Schwert gezogen, werde mit Spott von den Fremdlingen dafür gelohnt. So habe der verlogne hiſpaniſche Erzbube, Don Lowis D'Avilla, in ſeiner Geſchichte des ſchmalkaldiſchen Krieges unter des Kaiſers Begnadigung die treueſten Anhänger deſſelben unrühmlich behandelt, und die deutſche Nation, die edelſte, fürnehmſte, als irgend eine barbariſche angeſehen, welcher alle ehrliche, mannhafte, adeliche Tugend unbekannt wäre.

Ganz im Gegenſatze zum Verſprechen des franzöſiſchen Königs gegen die deutſchen Prälaten thut Albrecht ſeine Hoffnung kund, daß das hochwichtige Werk, wofür ſie jetzt die Waffen ergriffen hätten, dahin reichen werde, die übermäßige Gewalt der Geiſtlichen zu brechen; denn die Biſchöfe und Prälaten im Reich wären die beſondere Urſache der obwaltenden Practiken der Unterdrückung. Ihm ſelbſt waren die Biſchöfe in Franken beſonders gehäſſig, und ſich durch Schmälerung ſeiner Nachbarn zu vergrößern, war ihm der vorzüglichſte Antrieb zum Zuge ins Feld wider den Kaiſer. *)

Nur das fromme kindliche Gemüth redete aus der Sendſchrift des jungen Landgrafen Wilhelm von Heſſen; er führte keinen andern Grund an, warum er die Waffen wider das Reichsoberhaupt ergriffen habe, als die Gefangenſchaft ſeines Vaters. Mit ungemeiner Klarheit zeigte er, daß die meiſten Artikel des Vertrages, welchen derſelbe mit dem Kaiſer geſchloſſen hatte, durchaus von keinem andern, als einem freien Landgrafen von Heſſen, erfüllt werden könnten, und deshalb die Freiheit deſſelben nur durch Betrug in Gefahr gebracht wäre. Troſtlos ſey er lange in der Welt dageſtanden, und habe geſehen, wie in der kaiſerlichen Ungnade ſein Vater und ihr Fürſtenhaus vergehe. Endlich habe er etlichen einheimiſchen und chriſtlichen Po-

---

*) Hortleder. B. 5. C. 5.

tentaten ſolche Gewalt geklaget, und ſie hätten ſich ſeiner hohen Noth erbarmet. *)

Auffallend iſt es, daß unter den Vorwürfen, welche jetzt dem Kaiſer ſo reichlich gemacht wurden, daß vorzüglich in der Sendſchrift des Markgrafen Albrecht, welcher als entrüſteter deutſcher Fürſt wider denſelben redete, ſo gänzlich nicht ſeiner Abſicht, den Infant Philipp auf den deutſchen Thron zu bringen, erwähnt worden. Berüchtigt war ſie genug, und ſelbſt im katholiſchen Deutſchland hätte es vortheilhaft gewirkt, wenn der Waffenruf der verbündeten Fürſten beſonders wider ſie erſchollen wäre. Vielleicht ſprach der deutſche, für das Rechtliche ſo zarte Sinn, allein deshalb nicht in lautem Vorwurf darüber, weil Carl ſeinen Wunſch nur insgeheim vor die Kurfürſten gebracht, und dem öffentlichen Urtheile noch nicht preisgegeben hatte.

---

*) Hortleder. B. 5. C. 10.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Vergeblicher Verſuch der ſächſiſchen Landſtände und Melanchthon's, den Kurfürſten vom Kriege wider den Kaiſer abzuhalten. Einziges Heil für ihn in der ſchnellſten Ausführung. Ganze Macht der verbündeten Fürſten vereint zu Rotenburg an der Tauber. Meiſterhafter Plan, reißend bis nach Augsburg vorzudringen. Umſtände, wodurch es ihnen leicht wird, ſich deſſelben zu bemächtigen. Abſchaffung des vom Kaiſer daſelbſt eingeführten Regimentes und der Religion nach dem Interim. Inzwiſchen Verſuche des römiſchen Königs, Unterhandlungen zum Frieden einzuleiten. Moriz reiſet zu denſelben nach Linz mit Bewilligung ſeiner Bundesgenoſſen. Schilderung der bedrängten Lage des Kaiſers, und deshalb Hoffnung zum Frieden. Vorläufiger Vertrag zu Linz aufgerichtet (1. Mai 1552.). Ueberblick der Lage des Kurfürſten und ſeiner Bundesgenoſſen zu dieſer Zeit. Eindruck der Nachricht von Friedensverhandlungen auf den König von Frankreich. Zuſammenzie-

dung kaiſerlicher Truppen im Tyrolergebirge. Ueberwältigung der Ehrenberger Clauſe durch die Fürſten. Gründe, warum Moriz den Kaiſer nicht zum Gefangenen wollte. Vertrag zu Paſſau. Geiſt und Ausführung deſſelben.

Vergebens hatten die Landſtände des Kurfürſten Moriz noch alles aufgeboten, ihn vom Zuge wider den Kaiſer zurückzuhalten, indem dadurch ſtatt der Freiheit des Landgrafen, Verſchickung deſſelben in auswärtige Nation, oder anderweitige Beſchwerung des Gefangenen veranlaßt würde, indem ferner die Erhebung wider ſein Oberhaupt in Verbindung mit geächteten Männern und fremden Potentaten, ihren Fürſten in gleichen Abgrund wie ſeine gefangenen Vettern ſtürzen könnte; indem endlich, wenn ihm das Glück wohl wolle und der Kaiſer gar vertrieben werde, mehr als von dieſem die Aufrichtung einer Alleinherrſchaft und Verfolgung der chriſtlichen Religion vom franzöſiſchen König zu fürchten wäre. Eben ſo wirkungslos war Moriz noch von dem geliebten Philipp Melanchthon mit beſonderer Rührung gewarnt worden, wie Gott gemeiniglich ſeine Regel halte, diejenigen zu ſtürzen, welche gegen die Obrigkeit aufſäſſig; wie oft die ganze Macht Europas, Frankreich, Venedig und zum Theil Hiſpanien und Deutſchland ſich unterſtanden, dieſen Kaiſer zu dämpfen, und Gott ihm wunderbar Sieg verliehen hätte; wie zuletzt vom franzöſiſchen Hofe die deutſchen Fürſten immer aufgeopfert worden, und König **Franz** dem Kaiſer die Briefe zugeſtellt hätte, welche ihm **Johann Friedrich** und der Landgraf eines Verſtändniſſes halber geſchrieben. *)

Nahe an der Ausführung eines tiefgehegten Planes konnte **Moriz** durch ſolche Vorſtellungen nicht zurückgehalten werden; aber es entging ihm nicht, daß nur die ſchnellſte That ſie entkräften mochte, und darum konnte es ihn zu keinem Zaudern bewegen, als auch König **Ferdinand** wegen eines Vertrages zu handeln begehrte, der ihn vom Zuge zurückhalten ſollte.

Nachdem ſich der Kurfürſt, welcher allein faſt zwanzigtauſend Mann Fußvolk und fünftauſend Reuter ſtark war, **) mit der Kriegsmacht des jungen Landgrafen **Wilhelm** von Heſſen vereinigt hatte, bei welcher der franzöſiſche Geſandte **Fraxineus**, gegen die Häupter, unter die auch Herzog **Georg** von Meklenburg gehörte, ſchleunigſt auf Schweinfurt. Hier eröffnete **Moriz** dem heſſiſchen Fürſten, welchen Antrag zum Frieden ihm der König **Ferdinand** dargeboten habe, der ſich auch von einer Gewalt vernehmen laſſe, für den Kaiſer wegen Erledigung des Landgrafen zu unterhandeln. Man redete darüber in Gegenwart des franzöſiſchen Botſchafters, hemmte aber nicht im geringſten den Kriegszug.

---

*) **Hortleder.** B. 5. C. 1. 2.

**) Vita Mauritii. 1229.

Zu Rotenburg an der Tauber ſtieß auch Markgraf **Albrecht** zu ihnen mit zweitauſend Reutern und zehntauſend Landesknechten. *) Auf Donawerth ſtrömte ihre vereinte Macht. In allen Städten, welche ſie durchzogen, entließen ſie den Rath, welchen **Carl** geſetzt hatte, und beſtellten einen neuen: ſie forderten von der Bürgerſchaft Geld und Geſchütz. Mit reißendem Zuge ſtürzten ſie dann auf Augsburg, welches dem Kaiſer noch zur Vorburg dienen mochte. Es lagen daſelbſt freilich nur vier Fähnlein deſſelben, aber dieſe Stadt zu organiſiren hatte er vorzüglich Sorge getragen, und der gegenwärtige Rath war ihm gänzlich ergeben. Auch zeigte ſich dieſer dem Antrage der verbündeten Fürſten, daß man ſie in die Stadt aufnehmen ſolle, beſtimmt entgegen. Indeſſen hatte der Herold, welcher das Schreiben derſelben an den Senat überbrachte, Abſchriften davon unter die Bürger verbreitet, welche ſich wenig geneigt bewieſen, das Ungemach einer Belagerung zu ertragen, und Wiederherſtellung der alten Ordnung der Dinge wünſchten. Als nun plötzlich, nach dem heftigſten Zuge auch die letzte Nacht hindurch, in der Frühe des erſten Aprils die Fürſten ſich vor den Thoren zeigten, eilte der Rath, ſich über die Bedingungen der Uebergabe der Stadt mit ihnen zu vertragen, und ſchon am folgenden Tage mußte die kaiſerliche Beſatzung zum Thore hinausziehen, zogen evangeliſche Haufen in daſſelbe Thor ein, unter Anführung des geächteten Hans von Heydeck. Nachdem auch Moriz von Sachſen und Albrecht von Brandenburg in die Stadt gekommen waren, wurden mit großem Beifall des Volkes ſämmtliche vom Kaiſer getroffene Einrichtungen wieder abgeſchafft, und die Zünfte erhielten ihre alte Gewalt im Regimente. Die Wiederberufung der rein evangeliſchen Prediger verlangten die Fürſten ſehr ernſthaft; und jene eilten bald froh aus der Verbannung herbei, indem die Lehrer des Interim entfernt wurden. *)

---

*) Sepulveda. L. XXVII. §. 22.

Am erſten Tage des März berathſchlagte Moriz noch mit ſeinen Landſtänden zu Torgau über Erhaltung des Friedens; ſeine eignen Unterthanen glaubten nicht, daß er zum Kriege gänzlich entſchloſſen und gerüſtet ſey: und einen Monat ſpäter war ſchon Augsburg in ſeiner Gewalt, ſo daß dem Kaiſer im ſüdlichen Deutſchland kein feſter Punct blieb, ſich eine Macht zu ſammeln. Mehre Reichsſtädte, die noch zu furchtſam waren, durch einen neuen Abfall ſeinen ſchwer empfundenen Zorn wieder zu reizen, hatte das verbündete Heer ihm abgeſchnitten, indem es zu jenem letzten Punct hineilte. Auch ſie in ihre Macht zu bringen, überließ jetzt Moriz vorzüglich dem Markgrafen Albrecht, damit bei längerer Dauer des Krieges in ihrem Rücken keine Ge-

---

*) Annales Augsburgenses. ap. Mencken. T. I. pag. 1866 sqq.

fahr drohe: er dagegen wollte den Vortheil ihrer gegenwärtigen Lage noch unmittelbar gegen **Carl** verfolgen.

Mit Zuſtimmung ſeiner Bundesgenoſſen und des franzöſiſchen Geſandten zog er inzwiſchen nach Linz in Oeſterreich, um dort zu vernehmen, welche Bedingungen eines Vertrages ihm jetzt der römiſche König im Namen ſeines Bruders vorhalten werde.

Für den Kaiſer war ein Augenblick gekommen, welcher das Werk des Glückes und der Sorgen ſeines Lebens zu vernichten drohte: Deutſchland, Frankreich und der Papſt hatten Hoffnung, ſich jetzt für jeden Verluſt, jede Demüthigung zu rächen, welche ſie von ihm erlitten hatten. König **Heinrich** bemächtigte ſich der Städte Toul, Verdun, welche zum deutſchen Reich gehörten, auch Metz fiel durch ſchlaue Künſte in ſeine Hand, und mit gewaltigem Zuge durch Lothringen bedrohte er den Elſaß. Das Heer der Verbündeten beſtand aus erleſenen Kriegern, unter vortrefflichen Feldherrn, und ſobald die Betäubung ſchwand, mit welcher das evangeliſche Deutſchland noch die neue Kriegsflamme anſah, konnte es nicht fehlen, daß die Bundesmacht täglich ungemein wuchs. Aber gegen alle Schrecken der Zukunft beſaß **Carl** Hülfe in ſeinen Staaten und ſeinem Gemüthe; und ſchon hatte er bei dem erſten Gerüchte vom Ausbruch des Feindes an den

Philipp ſchnelle Botſchaft geſandt, daß er eiligſt ein ſpaniſches Heer und Geld an ihn abordnen ſollte; ſchon hatte er die übrigen deutſchen Fürſten für ſich aufgerufen, daß ſie das Kriegsfeuer ſchleunigſt beſchwören möchten. *) Nur dem gegenwärtigen Augenblicke, der ihn ſo hart bedrängte, konnte er keinen Widerſtand leiſten, und von dem Geiſte, worin Moriz handelte, ſchien einzig ſein Schickſal beſtimmt werden zu müſſen, und eben darum hegte man große Erwartung von der Handlung zu Linz zwiſchen dem römiſchen König und dem Kurfürſten von Sachſen, zu welcher auch noch beſondere kaiſerliche Geſandte gekommen waren.

Moriz ſprach, um den nothwendigen Inhalt eines Vertrages darzulegen, von Erledigung des Landgrafen, von Vergleichung der ſtreitigen Glaubenslehren, von rechtſchaffener Anrichtung des allgemeinen Wohls im heiligen Reich, vom Frieden mit ſeinem Bundesgenoſſen, dem König von Frankreich, und endlich von Begnadigung derer, welche der Kaiſer in die Acht gethan hätte. Es werde, entgegnete der römiſche König, ſeinem Bruder nicht zuwider ſeyn, daß der Landgraf die Gefangenſchaft verlaſſe, wenn man alſobald von der Kriegsrüſtung abſtehe. Ueber die Religion, das Wohl des Reichs, könne auf dem nächſten Reichstage zur Genüge gehandelt werden. Wenn die Geächteten ſich dem Ge-

---

*) Sepulveda. L. XXVII. 18.

dinge des Kaiſers bequemten: ſo würde ihnen deſſen Gnade nicht entſtehen. Aber hoch beſchwerlich ſey es ſeinem Bruder, daß der König von Frankreich, der Urheber dieſes greulichen Zwieſpaltes in die Handlung gezogen werden ſolle: doch möge der Kurfürſt anfragen, in wie fern derſelbe in das Friedensgeſchäft eintreten werde.

Nachdem man wegen einer neuen Tagſatzung zu Paſſau am Pfingſtfeſte überein gekommen war, ſuchte Ferdinand den Kurfürſten von Sachſen zu bewegen, daß er für ſich und im Namen der mit ihm verbundenen Häupter einen Waffenſtillſtand eingehe, der ſchon vom eilften Mai an beginnen ſolle. Allein Moriz entgegnete, daß er dies ohne Wiſſen ſeiner Gefährten nicht dürfe, und verſprach nur, ſie zur Erfüllung dieſes Wunſches zu ermahnen. Er ſah vorher, daß eine ſolche Aufforderung, beſonders bei dem franzöſiſchen Geſandten, nichts wirken werde, und eben ſo wenig konnte er ſelbſt ſie ernſtlich meinen; denn warum ſollte er mitten im Glücke die Waffen ruhen laſſen und dem überraſchten Feinde Zeit vergönnen, ſeine ungeheuren Kräfte zu ſammeln. Wenigſtens mußte derſelbe noch vorher ſo bedrängt werden, daß er gar keine Rettung mehr ſah, als im Frieden. *)

---

*) Hortleder. B. 5. C. 11. Sleidan. B. 24. C. 8. Sepulveda. L. XXVII. §. 21. 22.

Inzwiſchen war der König von Frankreich in den Elſaß eingedrungen. Als Beſchützer der unterdrückten deutſchen Freiheit hoffte er allenthalben im Reich eine günſtige Aufnahme zu finden; doch Straßburg traute wenig ſeinen Schmeichelworten, und hatte ſich früh genug zur furchtbarſten Gegenwehr bereitet, wenn die Franzoſen Verſuche machen ſollten, ſich einzudrängen. Auch gelang es dem Markgrafen Albrecht nicht, Ulm und Nürnberg dahin zu bringen, daß ſie als Bundesſtädte ſich behandeln ließen. Von der erſten Stadt hatten die Fürſten ſogleich drei Tonnen Goldes, Geſchütz, Munition und Proviant verlangt, dann gar Aufnahme einer Beſatzung aus ihren Heeren. Lieber ſetzte ſie ſich ſelbſt der Belagerung aus, und ihr Gebiet der Verheerung. Die von Nürnberg hatten geeilet, bei Annäherung der Fürſten ſogleich hunderttauſend Gülden zu zahlen, und ſchmeichelten ſich, damit jede Forderung abgekauft zu haben, wie ihnen auch Brief und Siegel der Verbündeten gelobte. Allein für Markgraf Albrecht, mit welchem ſie ohnehin des nachbarlichen Streites genug hatten, war es wegen ſeiner beſondern Beziehung zu verführeriſch, die Gewalt des Bundes wider dieſe Stadt zu richten. Er begann daher eine gewaltige Fehde wider ſie, unter dem Vorwande, weil ſie eine Tagſatzung der oberländiſchen Städte, die Moriz nach Augsburg ausgeſchrieben, nicht beſchickte, wiewohl ſie beſonders eingeladen war, und ihre kleinen hier verſammelten Schweſtern ſich zu einer Beihülfe an

Geld verſtanden, die ſechs Römermonate betragen ſollte. Im Ganzen ergab ſich, daß die Stände weniger raſch zu einer öffentlichen Erklärung für den Bund, und weniger bereitwillig zur Unterſtützung deſſelben waren, als er erwartet hatte. Dagegen erfolgte die franzöſiſche Zahlung für die erſten drei Monate des Krieges, und durch Einnahme der Länder des vom Kaiſer verdrängten Pfalzgrafen Otto Heinrich, welcher zu dem Bunde trat, vermehrten ſich ſeine Kräfte.

So war die Lage der Dinge, als Moriz von Linz zurückkam, und die Puncte, welche dort verhandelt waren, ruchtbar wurden. Er berichtete ſie ſogleich dem König von Frankreich, auf welchen ſie den nachtheiligſten Eindruck machten. Kaum hatten, indem er bis nach Weiſſenburg vorgedrungen war, die anſehnlichſten Reichsſtände jener Gegenden ihn ermahnt, es ihrer Pflicht und Ehre zu gute zu halten, wenn ſie nicht in Einigung mit ihm träten, und ihn erſucht, da er ſich einen Retter Deutſchlands nenne, nicht weiter vorzurücken, um es nicht zu verderben. Deſto geneigter war er, wider Moriz großen Argwohn zu ſchöpfen und die Hoffnung ſinken zu laſſen, daß er die deutſchen Stände ſeinen Abſichten gemäß leiten werde. Als jetzt auch die Nachricht kam, daß aus den kaiſerlichen Niederlanden ein Heer von dreißigtauſend Fußvolk und ſechstauſend Reutern anrücke, war ſein Abzug aus Deutſchland entſchieden. Durch ſeinen Fleiß und tapfern Beiſtand, rühmte er ſich, werde nun die deutſche Nation aus dem Jammer, dem ſie erlegen ſey, wieder hervorkommen, und ſie ſolle ſich hüten, ihre Freiheit nicht ſchändlich einzubüßen. Wenn Deutſchland ihn wieder rufe, werde er keinen Aufwand und keine Gefahr für deſſen Wohl ſcheuen. *) An **Moriz** aber, der ihn um die Bedingungen gefragt, unter welchen auch er Frieden mit dem Kaiſer ſchließen wolle, ſchrieb er zurück, daß es nicht Sitte der Könige Frankreichs ſey, Frieden bei dem Feinde zu ſuchen, beſonders nicht bei dieſem; doch wolle er einem Vereine nicht widerſtreiten, wenn dadurch etwas für der Deutſchen Heil, und nicht wider ſeine Würde, vollbracht werden könnte. **)

Unterdeſſen hatte der Kaiſer die kleine Friſt, welche er doch durch die Verhandlungen zu Linz gewann, eifrig benutzt, um Truppen im Gebirge zuſammen zu ziehen und wenigſtens alle Päſſe zu beſetzen, welche nach Insbruck führten, damit er dort nicht überraſcht werde. **Moriz** zog daher, nachdem er ins Lager zurückgekehrt war, und Heerſchau gehalten hatte, gegen das Gebirge: mit ihm waren der junge Landgraf von Heſſen und Herzog **Georg** von Mecklenburg. Durch einzelne Gefangene, welche er machte, erfuhr er, daß der Feind

---

*) **Sleidan.** B. 24. C. 6. 7. 10—13. **Schärtlin's Leben.** 202.

**) Sepulveda. L. XXVII. §. 27.

ſein eigentliches Lager bei dem kleinen Orte Reuten halte. Sogleich ließ er die nächſten engen Päſſe angreifen, und warf die Poſten in denſelben zurück. Die Flüchtigen verbreiteten Schrecken im Lager und die Fürſten folgten ihnen, um dieſes anzugreifen. Gänzlich auseinander geſprengt, wurde der Feind größtentheils niedergehauen, in den Lech gedrängt oder gefangen. (Mai 18). Allein damit hatten die Fürſten noch wenig gewonnen, wenn nicht die Ehrenberger Klauſe erſtürmt wurde. Die Veſtung unter dem Schloſſe war reich mit ſchwerem Geſchütze verſehen: die Burg mit ihren Werken, auf einem jähen Berge, ſpottete eines jeden Angriffes. Allein der fürſtliche Jüngling **Georg** von Mecklenburg, welchen die Ergebung Magdeburgs ſeiner Freiheit und ſeinem fröhlichen Geſchäfte, dem Kriege wieder geſchenkt hatte, traf auf einen Mann, der ſich zum Führer auf einem geheimen engen Pfade nach der Burg hinauf anbot. Der Fürſt drang in **Moriz**, ihm zu einem Wageſtück auf dieſem Wege eine Schaar Hakkenſchützen anzuvertrauen. Unbemerkt kamen ſie den geheimen Steig am jähen Berge hinauf: die ganze Beſatzung achtete nur auf die Angriffe, welche der Kurfürſt an mehreren Puncten machen ließ. Plötzlich ſchien ein feindliches Feuer aus den Wolken hervorzubrechen: auf der Höhe begann der Mecklenburger ein ungeſtümes Gefecht, nachdem er verſchiedene Poſten beſetzt hatte, um den Fürſten das Eindringen zu erleichtern. Ein Theil der Beſatzung dachte ſogleich daran, ſich durch die

Flucht zu retten und vier Fähnlein entkamen in der Verwirrung; die übrigen neun mußten ſich mit den Veſten ergeben. Das feindliche Schwert hatte die Deutſchen unter denſelben geſchont: die Italiäner und Spanier wurden faſt alle niedergehauen (Mai 19). *)

Nach Eroberung der Ehrenberger Klauſe befahl Moriz raſchen Fortzug; allein die Landesknechte im Regiment des Oberſten von Reifenberg weigerten ſich weiter zu ziehen, wenn ihnen nicht ein Sturmſold gezahlt würde. Der Kurfürſt fand dieſe Forderung frech, und ließ den greifen, der am lauteſten nach dem Sturmſold ſchrie. Sogleich umzingelte ihn die aufrühreriſche Menge mit vorgehaltenen Spießen, und viele ſchoſſen nach ihm aus dem Handrohre. Sein raſches Roß und ſein Glück entführten ihn der vielfachen Todesgefahr; aber durch die Aufrührer war ein Aufenthalt im Zuge verurſacht, ohne welchen der Kaiſer wohl in Insbruck hätte überraſcht werden können. Wenn er gleich durch die Fähnlein, die aus der Ehrenberger Klauſe entkamen, den Verluſt derſelben vielleicht noch etwas früher erfahren mochte, als mit gewaltigem Fortzuge das Fußvolk des Kurfürſten in Insbruck eintreffen konnte: ſo war er durch Podagra doch zu ſehr gefeſſelt, um von Augenblicken beſondern Gewinn zur Flucht zu ziehen. Auf jeden Fall hätte Reuterei, die ſogleich, wie die Eh-

---

*) Vita Mauritii. 1231. Sleidan. B. 24. C. 14.

renberger Veſten erzürnt waren, nach Insbruck geflogen wäre, ihn überfallen und nach Zerſtreuung ſeiner ſchwachen kriegeriſchen Bedeckung gefangen nehmen können. Wahrſcheinlich aber vermied Moriz abſichtlich ein ſolches Unglück des Kaiſers, um nicht ſelbſt in die ſchwierigſte Lage zu kommen. Ohne ſeine Bundesgenoſſen hätte er nicht über das Schickſal Carl's entſcheiden können. Gewiß hätte der wilde Markgraf Albrecht, welcher durch bürgerlichen Krieg ſich ſelbſt eine Macht erbauen, und ſchon deswegen die kaiſerliche Gewalt durchaus geſchmälert ſehen wollte, die Gefangenſchaft des Reichshauptes gern zu dieſem Zwecke benutzt: gewiß hätte gern König Heinrich von ihr Vertheile der Art gewonnen, wie vom Gefängniß ſeines Vaters Franz einſt eben dieſer Carl ungroßmüthig gezogen hatte. Allein Moriz liebte im Ganzen die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Deutſchland, wodurch auch ſeine noch junge Macht Beſtand hatte; er kannte zu gut den Seegen, welchen der Friede mit ſich brachte, als daß er die wilden Gedanken Albrecht's begünſtigen konnte, und beſaß ein zu deutſches Gemüth, um dem franzöſiſchen Hofe gänzlich dem Kaiſer aufzuopfern, welchem er überdies Dankbarkeit ſchuldig war. Für ſeine Abſichten konnte er das Gefängniß des Reichshauptes gar nicht benutzen: vielleicht wäre es ein Hinderniß geweſen, mit dem Kaiſer einen bündigen Vertrag zu errichten, welchem die Freiheit beider Theile nicht entſtehen durfte. Durch die Demüthigung Carl's, der ſchmählig vor ihm fliehen mußte, glaubte er die Feſſeln des Landgrafen Philipp genug gerächt zu haben, und außerdem begnügte er ſich mit dem weſentlichen Vortheile, durch Eroberung der Ehrenberger Klauſe es unmöglich gemacht zu haben, daß ſich in dieſen unwegſamen Gegenden ein feindliches Heer bildete, welchem ſich alle Hülfsvölker aus Italien und Spanien anſchließen konnten.

An demſelben Tage, als die Ehrenberger Klauſe fiel, kam die Nachricht davon noch ein paar Stunden vor Anbruch des Tages nach Insbruck. So unerwartet und ſchreckend ſie für den Kaiſer war, vernahm ſie der gefangene Johann Friedrich gewiß noch mit größerer Bewegung des Gemüthes.

In dieſer Stadt hatte er lange Zeit ſeiner Gefangenſchaft verlebt, immer bewacht von vier und zwanzig Spaniern, welche mit Trommel und Pfeife aufzogen, den Tag über vor ſeinem Saale ſtanden, und zur Nacht auf Bänken und Polſtern deſſelben mit ihrer Rüſtung vor der Kammer lagen. Doch herber als der geſtörte Schlaf, war es dem gefangenen Fürſten, daß ſie alle neugierige Wanderer gegen ein Trinkgeld einließen, ihn zu beſchauen. Dagegen ergötzte ihn eine Schaar armer Leute, die täglich vor ſeinen Fenſtern ſich ſammelten, und welchen er kleine Münze hinabſtreute; oder der berühmte Maler, der alte Lucas Cranach, der ihm ſtets neue Bilder malen mußte; oder das Leſen in deutſchen und franzöſiſchen Geſchichtsbüchern, und, zur frühen Andacht, in der Bibel oder Luther's Schriften. Dieſe Einförmigkeit des Lebens ward unangenehm unterbrochen, wenn er dem Kaiſer auf Reiſen folgen mußte; denn wiewohl er fürſtlich in einer ſechsſpännigen Kutſche fuhr, ſo umgaben ſie doch ſeine Wachen mit langem Feuerrohr und langen Spießen. Auch ſchreckte ihn dann mehr ſeine Beſorgniß, daß man ihn zu fremden Nationen führen möchte. Sie war ſo ſtark, daß derſelbe Fürſt, welcher lieber geſtorben wäre, als dem Interim des Kaiſers gehorſam geworden, keine ungeſtüme Bitte für ſeine Erledigung gut hieß, um nur das furchtbare Haupt nicht zu ſchrecken.

Endlich im Monat Mai 1552 verkündeten mancherlei Zeichen die Hoffnung ſeiner Freiheit, und freudig legte er wieder ſeine goldenen Ketten und Ringe an. In derſelben Stunde, als die Nachricht vom Fall der Ehrenberger Klauſe den Kaiſer beſtürmte, ließ er den gefangenen Fürſten rufen. Noch umgaben die vier und zwanzig Spanier den Wagen deſſelben; doch nur mit entblößten Degen. Im Garten hinter dem Palaſte redeten mit einander geheim Carl und Johann Friedrich, und von eben dieſem, auf deſſen Ruin er den wundervollen jungen Fürſten der Sachſen erhoben hatte, verlangte nun der Kaiſer zu hören, durch welche Mittel derſelbe gedämpft werden könnte.

Unmittelbar nach dieſem Geſpräch brachen Carl und ſein Bruder Ferdinand von Insbruck auf, und noch an demſelben Abend verkündete Granvella dem gefangenen Fürſten die Erledigung aus ſeiner gefänglichen Haft, doch nicht ſeine Freiheit; denn er mußte mit Handſchlag geloben, dem kaiſerlichen Hofe bis auf weitere Verfügung nachzufolgen. So offenbar verdankte er nur dem gegenwärtigen Drange den erhaltenen Grad der Freiheit. Noch ſpäterhin, da der Friede nahe war, verweigerte der Kaiſer ihm trotz ſeiner dringenden Bitten die gänzliche Erledigung; er lüftete ihm jetzt nur die Feſſeln, damit Moriz ſie ihm nicht ganz abnähme. Eben dieſes Gefühl verbitterte auch Johann Friedrich's Freude, und nie wollte er ſich ſelbſt geſtehen, daß im Grunde der verhaßte Moriz ſein Retter geweſen. Sogar in ſeinem ſpätern Berichte an ſeine Landſtände, wie ſeine Erledigung geſchehen ſey, erwähnt er des Falles der Ehrenberger Klauſe nicht, ſondern ſtellt es dar, als ob ſeine Erlöſung an eben dieſem Tage nur eine Gabe des Himmels und der kaiſerlichen Gnade geweſen ſey, welche er ſich durch ſeinen treuen Gehorſam erworben habe. *)

An jenem Abend der Flucht des Kaiſers war die ſpaniſche Wache noch mit Trommel und Pfeifen in Johann Friedrich's Herberge aufgezogen, doch in der

---

*) Hortleder. B. 3. C. 87. 88.

Morgendämmerung ſtill aus einander gegangen. In der folgenden Nacht brach der halb freie Fürſt auf: und ſchon der Anblick, daß keine Spanier ſeinen Wagen umgaben, wirkte ſo auf ihn, daß er mit heiligem Geſange und dem vollen Gefühle der Freiheit die Morgenſonne begrüßte. Mit Mühe erreichte er den kaiſerlichen Hof; denn die königlichen Brüder flohen eiligſt auch zur Nachtzeit. Ferdinand verließ bald den Kaiſer, und wandte ſich hinein in Deutſchland, um zum Friedensgeſchäft in Paſſau gegenwärtig zu ſeyn. Carl ſtrebte raſtlos durch die Gebirge ſieben und dreißig Meilen bis nach Villach in Kärnthen. Wiewohl auf den engen Pfaden ihm keine feindliche Macht folgen konnte, ließ er doch auf dem ganzen Wege die Brücken hinter ſich abwerfen, und die unwegſamſten Päſſe durch Wachen von ſeiner Garde beſetzen. *)

Als Moriz in Insbruck eingerückt war, gab er den ernſten Befehl, daß keiner ſich unterfangen ſolle, das Gut des römiſchen Königs anzutaſten, oder in der Stadt, welche dieſem gehörte, zu plündern; aber die Bürger ſollten keine Schonung finden, welche irgend etwas vom Gute des Kaiſers und ſeiner Spanier bei ſich verhehlten. Dieſes gab er gänzlich ſeinem Heere zur Beute. Die deutſchen Landsknechte ſchmückten ſich

---

*) Hortleder. a. a. O. Vita Mauritii. 1231. 1232.

mit den prächtigen ſpaniſchen Kleidern, und nannten ſich einander Don mit ſpottender Verehrung.

Der Kurfürſt ſchiffte ſich ſogleich zu Insbruck ein, um nach Paſſau zu fahren, inzwiſchen ſein Lager in die Gegend der Ehrenberger Klauſe gänzlich zurückverlegt wurde. Aller Kurfürſten und mehrerer Fürſten Geſandte waren zu der Tagſatzung des Friedens gekommen, perſönlich der Herzog Albrecht von Baiern und der Biſchof von Eichſtädt. Am erſten Tage des Brachmonates trug Moriz, mit Berufung auf die Verhandlung zu Linz, die Beſchwerden deutſcher Nation vor, kräftiger, als es je geſchehen, weil jetzt die entſcheidenden Augenblicke gekommen waren. Ueber den Einfluß der Ausländer auf die deutſchen Angelegenheiten, den Druck, womit die Reichstage belaſtet wären, die ſchlechte Verwaltung der Juſtiz, und viele andere Gegenſtände, wurden die oft vernommenen Klagen geführt. Mit einem ſchneidenden Schmerze redete der Kurfürſt über beſondere Angriffe gegen die Ehre deutſcher Nation. Auch er erwähnte jetzt des Geſchichtbuches von Avila, und der großen Schmach, daß man das Geſchütz deutſcher Stände, als ſolcher, die ſchon eigene Leute geworden, in das Ausland brächte, einer Schmach, die man mit ſo ſonderlichem Ehrgeiz über das edle Vaterland zu bringen ſuchte, daß etliche Spanier für ihr eigenes Geld Geſchütz hätten gießen und mit dem Wappen deutſcher Fürſten ſchmücken laſſen, um damit wie mit einer Beute zu prahlen. Durch dieſe Anſpielung traf er den Herzog von **Alba**, welcher beſchuldigt wurde, daß er zwölf Stück Feldgeſchütz mit dem heſſiſchen Wappen zu Insbruck habe gießen laſſen, die aber jetzt in die Hände des jungen Landgrafen **Wilhelm** gefallen waren. Endlich drückte ſich **Moriz** mit beſonderer Gewalt über die Schmälerung aus, welche man planmäßig dem Anſehen der Kurfürſten zufügte, die doch in der goldenen Bulle die Säulen des Reichs genannt würden; und ſogar erwähnte er der Abſicht des Kaiſers, die Wahlfreiheit zu untergraben und die Erbfolge einzuführen. An ihn vorzüglich waren die geheimen Anträge deſſelben über dieſen Punct gelangt; allein er war fern, ihrer zu gedenken, und berief ſich nur auf das gemeine Geſchrei, welches deshalb ausgegangen wäre. *)

Sowohl der ganze Rath der Unterhändler, als beſonders der römiſche König und ſein Sohn, Erzherzog **Maximilian**, fanden es billig, daß ſolchen Beſchwerden abgeholfen und die alte Hoheit des Reichs wieder hergeſtellt werde; ſie fühlten ſelbſt zu deutſch, um das Vaterland vom übermüthigen Ausländer regiert ſehen zu wollen. Indeß waren ſie der Meinung, daß die meiſten der vorgebrachten Puncte auf einen allgemeinen Reichstag gehörten, und man dem Kaiſer mit einer

---

*) **Hortleder.** B. 5. C. 13.

Uebereinkunft wegen derſelben nicht vergreifen dürfte, wodurch man ihn nur erbittern würde. Allein Moriz drang lebhaft in die beiden öſterreichiſchen Fürſten, daß ſie ſogleich über die Beſchwerden der Nation nach den Reichsordnungen eine beſtimmte Entſcheidung geben ſollten, und glaubte dies um ſo eher verlangen zu dürfen, da er jetzt, ohne Rückſicht auf des Kaiſers bedrängte Lage, ſeine Forderung nicht höher geſpannt hatte, als vor dem Glücke ſeiner Waffen. Außer der Verbeſſerung der Reichsverwaltung verlangte er beſonders die Erledigung des Landgrafen, und heiligen Religionsfrieden, bis man ſich wegen einer allgemeinen Religionsordnung verglichen hätte.

Carl zeigte ſich ſogleich bei weitem nicht ſo nachgiebig, als ſein Bruder, und ſtellte durch ſeine Geſandten zu Paſſau den Forderungen des Kurfürſten große Schwierigkeiten entgegen. Er verlangte ſogar noch Erſatz für diejenigen Stände, welche wegen ihrer Treue gegen ihn von den verbündeten Fürſten Ungemach erlitten hätten. Er wollte nicht nachgiebig ſeyn, um nicht ſo gedemüthigt zu erſcheinen, wie er wirklich war, und die Schmach ſeiner Flucht ſollte durch Stolz gedeckt werden, ſo ſehr ſein Bruder und Neffe zum Frieden riethen. Nach mannichfaltiger Verhandlung kam man daher zu Paſſau nicht weiter, als daß der Kaiſer am dritten des Heumonates eine entſcheidende Antwort geben, und bis dahin Waffenſtillſtand ſeyn ſollte.

Moriz hatte inzwiſchen ſein Lager noch tiefer zurückgehen laſſen, und fand es bei ſeiner Heimkehr vor der biſchöflichen Stadt Eichſtädt, wo beſonders Wilhelm von Heſſen des Erfolgs der Handlungen mit Sehnſucht harrte. Er berichtete, wie wenig jetzt erreicht war, und ließ das Heer noch weiter hinab bis nach Rotenburg an der Tauber rücken, indem er ſelbſt wieder nach Paſſau eilte. Mit Unmuth vernahm er hier die Eröffnung des römiſchen Königs in der Friedensverſammlung, daß der Kaiſer zwar eine Antwort geſendet habe, doch in die meiſten vorgetragenen Puncte nicht willigen wolle. Er ſelbſt fühle treu gegen die deutſche Nation, und wolle eilends nach Villach verreiſen, mit der feſten Hoffnung, durch ſeine Rede den Bruder zu gewinnen. Acht Tage würden ſich darüber verziehen, und der Kurfürſt ſolle ſich über ſolche Verlängerung der Waffenruhe nicht beſchweren.

Allein dieſer weigerte ſich deſſen ſogleich, und wie heftig Ferdinand in ihn dringen mochte, blieb er unbeugſam. Er rief den ganzen Rath der Friedensmittler zuſammen. Sie hätten nun, ſprach er, einen vollen Monat lang allen Handlungen beigewohnt, und würden ihm ein ſtattliches Zeugniß geben, daß er keine Mühe geſcheut habe, Frieden aufzurichten. Sie möchten nun deutſcher Nation allgemeine Sache weiter fördern. Er könne nicht mehr nachgeben, und ſchon ſey er durch die Zögerung in Verdacht bei ſeinen Bundesverwandten gerathen.

Mit freudiger Rührung verſicherten die Fürſten und Botſchafter, daß in ſeiner Rede Wahrheit ſey, und baten den römiſchen König, daß er endlich im Namen des Kaiſers den Schluß des Geſchäftes vollbringen möchte. Allein Ferdinand entgegnete, daß er dazu keine Gewalt habe; denn ſonſt würde er ſich der Mühe überheben, zu ſeinem Bruder zu reiten.

Eben jetzt traf eine Antwort des Kaiſers auf ein Schreiben der Friedensvermittler ein, welche den Kurfürſten in ſeinem Entſchluſſe beſtärken mußte. Sie verrieth die ganze Bitterkeit in Carl's Seele. Es wäre nicht nöthig, ſagte er, daß man ihm den Frieden ſo hoch anrühme, deſſen er ſich ſeit Anfang ſeiner Regierung ſehr befliſſen hätte; ſolche Weiſe zu reden ſollten ſie lieber bei denen gebrauchen, die gegenwärtiger Unruhe Anfänger heißen müßten. Dies fordere er ſogar von ihnen, kraft der Pflichten, womit ſie ihm und dem Reiche verwandt wären.

An demſelben Tage, da Ferdinand nach Villach abreiſte, zog Moriz nach ſeinem Lager; und wiewohl er überzeugt war, daß bald eine Botſchaft des römiſchen Königs mit der endlichen Einwilligung des Kaiſers bei ihm eintreffen werde, beſchloß er ſogleich wieder mit den Waffen thätig zu ſeyn.

Sein Zug ging jetzt gegen Frankfurt am Main, welche Stadt eine ſtarke kaiſerliche Beſatzung aufgenommen hatte. Durch die Einnahme der Stadt Augsburg und der Tyroler Päſſe hatte er dem Kaiſer den Punct geraubt, wo er ſeine Macht aus Italien und Spanien an ſich ziehen konnte: eben ſo wenig durfte er ihn im Beſitze Frankfurts laſſen, wohin ſich die Hülfe aus den Niederlanden ſammeln mochte. Ueberdies ſchreckte die Beſatzung das nahe Land Heſſen.

Markgraf Albrecht, der unterdeſſen in Franken, vorzüglich gegen Nürnberg ſchrecklich gehauſet hatte, ohne Rückſicht auf die Fürſprache ſeiner Bundesgenoſſen, indem er ſeinen beſondern Planen nachging, ſtieß auf dieſem Zuge wieder zu dem verbündeten Heere.

Mit der größten Lebhaftigkeit begann Moriz die Belagerung, und unter ihm der raſtloſe, ewig muthige Herzog Georg von Mecklenburg. Aber auch jetzt ging er zu jugendlich in die Gefahren. Eines Tages ſtand er nahe an den Wällen der Stadt, und eine Kugel von denſelben riß ihm den einen Fuß ab. Die Aerzte verſicherten bald, daß keine Hoffnung ſey, den Jüngling zu retten, und der beſonnene Moriz, von ſo tapferem Gemüthe, zerfloß in Thränen. Nachdem er ſich gefaßt hatte, ſagte er mit einem ſchönen Herzen zu dem ſterbenden Jünglinge: daß deine gewaltige Tugend uns ſo früh vergehen ſoll, ſchmerzt mich ungemein, aber noch mehr, daß ich ſehe, wie viel du für mich geſchaffen, und ich dir noch nichts vergolten habe. Fürſt Georg erwiderte: was du begonnen haſt, vollbringe es, und laſſe die Feinde nicht los, welche ſolches Unglück über mich brachten. *)

Allein dieſer Wunſch des ſterbenden Fürſten konnte nicht erfüllt werden. In das Lager kam der vertraute Rath des römiſchen Königs, der böhmiſche Canzler Burggraf Heinrich von Meißen, um den Kurfürſten zu bewegen, den Frieden in der Geſtalt anzunehmen, welcher ſich der Kaiſer auch wohl fügen werde. Offenbar fand ſich Moriz nicht mehr ganz in der günſtigen Lage, wie beim Anfang der Verhandlungen zu Linz. Schon regten ſich allenthalben die ungeheuren Kräfte der Staaten Carl's, um zu ſeiner Rettung nach Deutſchland zu ſtrömen. Auf den König von Frankreich konnte er viel weniger rechnen, denn er hatte denſelben durch die dargelegte Neigung zum Frieden entfernt. Selbſt Markgraf Albrecht war dadurch erbittert, und hatte Mißtrauen gegen ſeinen alten Jugendfreund gefaßt. Außerdem waren viele von den Reichsſtänden gegen den Kurfürſten von Sachſen ergrimmt, weil auch er, wie in den Beſitzungen des Deutſchmeiſters, Plünderungen immer mehr zulaſſen mußte, um ſein Heer zu unterhalten. Ferner ward für ihn in Hinſicht auf ſeine eigenen Länder die Gefahr drohend; denn ſchon hatte Johann Friedrich

---

*) Vita Mauritii. 1234. 1235.

auf Andringen des Kaiſers bei den Friedensvermittlern in Paſſau anfragen müſſen, welche Hülfe er ſich von ihnen verſprechen könne, wenn Moriz geächtet würde, und nun er in ſein Kurfürſtenthum wieder einziehen ſollte? Endlich kannte der junge Held das Heldengemüth Carl's, welchen keine Entkräftung durch vielfache Krankheit und ein frühes Alter genug beugen könnte, um ihn dem Verlangen eines durch ihn mächtig gewordenen Jünglings unbedingt zu unterwerfen, zumal ohne ausgeſponnene Verhandlungen, da er ſein ganzes Leben hindurch ſich als Meiſter in der Kunſt zu unterhandeln gezeigt hatte. „Wenn es ihm, ſchrieb der Kaiſer an die Friedensverſammlung zu Paſſau, bei dieſer Sache erlaubt wäre, allein auf ſich Bedacht zu nehmen: ſo habe er noch Entſchluß und Kraft genug, ſeinen Scepter und ſeine Perſon mit einem freien beſtändigen Gemüth daran zu wagen. Doch ihn bewege der Gedanke, welches Unheil dem Reich aus dieſem Kriege erwachſen werde.“ Eben dieſe Art, wie ſich Carl gegen ſich ſelbſt entſchuldigte, ſo weit gewichen zu ſeyn, verrieth auch, daß er ſich zu dem äußerſten Wagniſſe zuſammenraffen werde, wenn man von ſeinem Stolze noch ſchmerzlichere Opfer heiſche. Dann blieb für Moriz nichts übrig, als vernichtet zu werden, oder den Kaiſer, wie viele hofften und wahrſcheinlich fanden, von ſeinem Thron, und den deutſchen Gauen zu vertreiben.*) Allein es ließ ſich durchaus nicht einſehen, was alsdann aus Deutſchland werden ſollte, und ſo kühn Moriz war, berechnete er doch gern die Gefahren, in welche er ſich begab: ſeine Kühnheit floß zum Theil aus dieſer Berechnung.

---

*) Schärtlin's Leben. 203.

So genehmigte er nach langem Schwanken die Friedenspuncte, welche der böhmiſche Canzler ins Lager gebracht hatte, und Ferdinand wußte dem Kaiſer gleichfalls ſeine Genehmigung abzudrängen. Darauf wurde zu Paſſau am zweiten Tage des Auguſtmonates ein Vertrag aufgerichtet.

Durch ihn erreichte Moriz zuerſt die Freiheit des Landgrafen Philipp. Binnen zehn Tage, in welcher Zeit die verbündeten Fürſten ihr Kriegsvolk auflöſen mußten, ſollte derſelbe nach Rheinfels geführt, und daſelbſt ohne Löſegelder freigeſtellt werden. Der zu Halle geſchloſſenen Capitulation ſollte er von neuem unverbrüchliche Treue geloben; doch erlaubte der Kaiſer die Befeſtigung der Stadt Caſſel. Sogar entkleidete dieſer ſein Urtheil, welches dem naſſauiſchen Hauſe wider das heſſiſche die Grafſchaft Katzenellenbogen zugeſprochen hatte, von der Rechtskraft, und verhieß, durch den Austrag unpartheiiſcher Fürſten dieſen Streit beenden zu laſſen. Eben ſo wurden diejenigen, welche wegen ihres Kriegsdienſtes wider den Kaiſer geächtet waren, unter ihnen auch Hans von Heydeck und Sebaſtian Schärtlin, vom Banne gelöſet, unter Bedingungen, die von der Billigkeit eingegeben waren. Wo ſonſt im Reiche ſich ein Land, eine Stadt, oder Einzelne fanden, die vom Kaiſer oder von der katholiſchen Parthei bedrängt wurden, dieſer Vertrag umſchloß ſie mit ſchützender Vorſicht.

Was ſolche Puncte anbetraf: ſo hatte Moriz ſein Werk glorreich vollbracht; allein ſo theuer ſie ihm waren, mußte er ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie nicht das Weſen ſeines Friedens ausmachten, wie er ihn ſchließen ſollte. Freiheit des Reichs und der Religion ſchien ihm durch die paſſauer Handlung nicht gänzlich geſichert, und darum hatte er lange gewankt, ihr ſeine Genehmigung zu geben.

In Hinſicht auf die Religion wurde ausgemacht, daß binnen ſechs Monate ein Reichstag gehalten werden ſollte, ob man durch eine allgemeine chriſtliche, oder beſondere deutſche Kirchenverſammlung, oder durch irgend ein anderes Mittel, die Spaltung heben könne. Bis dahin ſollten weder die Verwandte der augsburger Confeſſion ihres Glaubens wegen irgend beſchwert, noch die Stände, ſo der alten Religion anhängig, von ihnen irgend beeinträchtigt werden. Allein nirgends war in dem Vertrage ſelbſt geſagt, was werden ſollte, wenn kein friedlicher Verein auf dem anberaumten Reichstage vermittelt werden könnte. In Nebenpuncten, wegen welcher der römiſche König und der ganze Rath der Stände zu Paſſau übereinkamen, hieß es freilich, daß jener Friedensſtand in der Religion bis zur endlichen Vergleichung bei Kräften bleiben ſollte, wenn auch in der nächſten Reichsverſammlung keine Eintracht geſtiftet würde. Aber dieſem Nebenvergleiche verſagte der Kaiſer ſeine förmliche Genehmigung.

Was die Beſchwerden der Nation über Schmälerung ihrer Hoheit und Verletzung der Reichsverfaſſung anbetrifft: ſo verwies der paſſauer Vertrag auch ſie auf den Reichstag, weil ſie zum Theil zum Erſtenmal von der kaiſerlichen Majeſtät vernommen würden, und ſich dieſe zuvor hinlänglich unterrichten möchte, die übrigen aber ſo hochwichtig wären, daß die Berathung ihrentwegen eine geraume Zeit umfaſſen müßte. Nur gab der Kaiſer die heiligſte Verheißung, daß er alles, was ſein Verhältniß gegen die Stände betreffe, nicht nur nach der Gebühr meſſen, ſondern auch den gemeinen Nutzen weit dem ſeinigen verſetzen werde.

An das Cammergericht ſollte ſogleich die Nachricht von dieſem Friedensſtande gelangen, und ihm auf das ſtrengſte befohlen werden, auch den Partheien der augsburgiſchen Confeſſion, ohne Aufſchub und irgend eine Beſchwerde, Recht zu ſprechen. Aber die weſentliche Forderung einer völlig gleichen Beſetzung dieſes Gerichtshofes mit Richtern aus beiden Religionspartheien wurde gleichfalls an die Reichsverſammlung verwieſen, denn nur in ihr, wo die Cammergerichtsordnung mit Hülfe des Kaiſers aufgerichtet ſey, könne ſie Veränderungen erleiden.

Wenn dieſes Verweiſen der weſentlichſten Forderungen auf einen andern Zeitpunct den Kurfürſten von Sachſen lange ſchwankend erhielt, ehe er ſich dem Vertrage zu Paſſau fügte: ſo war es doch mit Umſtänden verbunden, wodurch die Beſorgniß gemildert wurde. Nach ſechs Monaten ſollte ſich ſchon offenbaren, ob alles erreicht werde, was Moriz gefordert, und wirklich hatte es das Anſehen, als ſuche der Kaiſer nur ſeiner Ehre wegen noch dieſe Friſt, ehe er ſich gänzlich ergeben wollte. Zum Erſtenmal war wenigſtens den Verwandten der augsburger Confeſſion ein Friedensſtand in der Religion, ohne alle hinterliſtige Clauſel, geſichert; und zeigte es ſich nach einem halben Jahre, daß man ihnen denſelben wieder rauben wollte: ſo war es dann noch Zeit genug, die Waffen von neuem zu ergreifen; denn der Kaiſer würde zu tief in den Krieg mit Frankreich verwickelt und von der andern Seite drängten die Türken zu hart, als daß er die verbündeten Fürſten an neuer Rüſtung hätte hindern können. Außerdem ſah Moriz wohl ein, daß die Verhandlungen zu Paſſau, wenn ſie alles ausgleichen ſollten, ſich ungebührlich lange verziehen, und weit über die beſtimmten ſechs Monate hinaus dehnen würden, und eben ſo, daß einige der vorgebrachten Puncte wirklich nur auf einem vollkommenen Reichstage geſetzlich ausgemacht werden dürften. Endlich waren die Verheißungen, welche König Ferdinand und Erzherzog Maximilian gaben, von einem ſolchen Gehalt, daß ſie faſt ſtatt der kaiſerlichen Genehmigung aller Forderungen des Kurfürſten von Sachſen gelten konnten. Beide übernahmen auch, wie alle zu Paſſau verſammelte Reichsſtände, für ſich und ihre Nachkommen, für Land und Capitel, die Sicherung des geſtifteten Vertrages, ſo daß ſie mit geſammter Kraft wider denjenigen ziehen wollten, welcher irgend eine Beſchwerung wider denſelben vornähme. Ferdinand und Maximilian wurden ſogar vom Kaiſer auf ſolche Fälle, wo von der Erfüllung des paſſauer Friedens die Rede ſey, aller Pflichten und der Verwandtſchaft gegen ihn entlaſſen, damit ſie ungeſcheut wider ihn die Waffen richten könnten, wenn er dieſe Vergleichung nicht halten ſollte. *)

In der Urkunde ſelbſt war des gefangenen Johann Friedrich von Sachſen gar nicht erwähnt worden, wol aber bei den Unterhandlungen. Oft hatte er während derſelben die kaiſerliche Majeſtät an ihre Verheißungen erinnert, daß er vollkommen frei zu ſeinem Heerde ſollte heimkehren dürfen, die gegenwärtige Fehde möchte zu Paſſau vertragen werden, oder nicht.

---

*) **Hortleder.** B. 5. C. 11.

Aber ſtets war ihm geantwortet, der Kaiſer könnte ſich ſeines endlichen Gemüthes nicht erklären, bis er gründlich erführe, ob er mit Moriz Krieg oder Frieden haben werde. Wirklich war dieſer letzte beinahe ſeit einem Monate geſchloſſen, und ſchon war der kaiſerliche Hof wieder zu Augsburg, ehe der alte Fürſt wieder von ſeiner Freiheit hörte; aber zugleich offenbarte ſich der Grund dieſer Zögerung. Carl wollte abwarten, ob Moriz auch dem Frieden nachkomme, und erſt als dieſes offenbar wurde, erfüllte auch er eine geheime Bedingung der Unterhandlungen zu Paſſau. Er erzwang nämlich von Johann Friedrich eine neue Beſtätigung der Capitulation, wodurch derſelbe ſeinen Sturz und die Erhebung ſeines Vetters genehmigt hatte, und welche zu bekräftigen, nun ſeine Söhne auch noch angehalten werden ſollten. Für den biedern Fürſten war es herbe, ſeinen alten Schwur von neuem beſtärken zu müſſen; aber viel herber war ihm die Zumuthung, daß er verſprechen ſollte, dem endlichen Religionsfrieden, auf welchen der Paſſauer Vertrag verwies, ſich gleichfalls zu unterwerfen. Was ſein Gewiſſen, ſein ewiges Heil anbetreffe, darüber verpflichte er ſich nicht auf künftige Vergleichung. Man erhielt von ihm nur die Zuſage, daß er hinfort der Religion wegen in kein Bündniß mehr treten, und des päpſtlichen Glaubens wegen niemand mit der That beſchweren wollte. Ein ſolches Verſprechen, ſagte er, ſey ihm leicht; denn zur Beſchützung der Religion ſich mit irgend jemand wieder zu vereinigen, ſey er weit entfernt, nachdem er gefunden, welche beſondere Dinge die meiſten darunter ſuchten.

Jetzt endlich wurde **Johann Friedrich** ganz entlaſſen, und ihm entſtand nicht die Achtung des Kaiſers, welcher nach ſeinem weitgreifenden Geiſte, und in aller Politik der Erde erfahren, die ſeltſame Treue und muthige Begränzung des Fürſten, der für des Himmels Zukunft alles Irdiſche preisgab, mit einer gewiſſen neugierigen Bewunderung betrachtet hatte. Des Herzogs Heimkehr war ein Triumphzug, denn niemand verkannte es, daß er allein mit ganz reiner Frömmigkeit für den evangeliſchen Glauben alles gethan und gelitten hatte. Wenn er Städten, wie Nürnberg, nahte, ſtrömte ihm das Volk jauchzend entgegen, und empfing ihn mit Jubel, mit Thränen der Wehmuth und Freude. Als er aber in ſein Land gekommen war, begleitete ihn bis nach Weimar der laute Geſang: Herr Gott, dich loben wir! *)

Viel geringere Theilnahme erweckte die Befreiung des Landgrafen **Philipp**, denn ſeine Frömmigkeit und ſeine Abſichten lagen nie ſo rein vor den Augen des Volkes. Nachdem er ſchon für frei erklärt worden, und ſeinem Lande zuzog, ward er plötzlich zu Maſtrich wieder in gefängliche Haft der Spanier gegeben, welche

---

*) **Hortleder.** B. 3. C. 87. 88.

ihn fünf Jahre hindurch bewacht hatten. Es geſchah auf Befehl der Regentin der Niederlande, nachdem ſie gehöret, daß von dem Heere des Kurfürſten **Moriz** das Regiment des Oberſten **von Reiffenberg** dem Markgrafen **Albrecht** zugezogen ſey, welcher in den paſſauer Frieden nicht eingeſchloſſen ſeyn, und in Verbindung mit Frankreich den Krieg fortſetzen wollte. Allein der Friede war dadurch keinesweges gebrochen, indem jenes Regiment wider den Willen der verbündeten Fürſten gehandelt hatte. Ueberdies dachte der Kaiſer ſchon daran, wie er den Markgrafen mit ſeinem Heere in ſeine Dienſte ziehen wollte, und befahl daher, daß Landgraf **Philipp** in der Heimkehr nicht aufgehalten werden müßte. *)

Ueberhaupt fügte ſich **Carl** mit Sorgfalt dem Frieden zu Paſſau. In Augsburg, wo er das Interim mit Heftigkeit eingeführt hatte, und gegen welche Stadt er wegen ihres Betragens im letzten Kriege erbittert ſeyn mußte, erlaubte er den freien Gottesdienſt nach dem Geiſte der augsburger Confeſſion. Das Regiment der Zünfte ſchaffte er freilich dort ab und ſtellte ſeinen Magiſtrat wieder her; allein dies war nicht wider den Frieden. Vergebens hatten die verbündeten Fürſten wiederholt gefordert, daß jenes Regiment, welches ſie in den Reichsſtädten angeordnet, in Kraft bleiben ſollte: immer

---

*) **Sleidan.** B. 24. E. 39.

war des Kaiſers Antwort, ſo lange noch Athem in ihm ſey, werde er nicht dulden, daß ein anderer, als er, mit der Obrigkeit in den freien Städten ſchalte. Im Vertrag hieß es daher nur, daß dieſelben bei ihren alten Freiheiten bleiben ſollten. *)

Mit beſonderem Wohlgefallen ſah der Kaiſer die Reichsſtädte Ulm und Straßburg, welche ihm ſo ſtandhaft wider die Fürſten und den franzöſiſchen Hof anhingen, und eilte zum Kriege wider dieſen letzten, wie mit einem ungeſchwächten Jugendfeuer. Die alte Feindſchaft war heftiger, wie jemals, aufgelodert; denn die Demüthigungen, welche er von Moriz erlitten hatte, rechnete er dem König von Frankreich an, und wollte durch Rache an demſelben ſeine Schmach tilgen.

Inzwiſchen führte der Kurfürſt von Sachſen, verlaſſen von dem jungen Landgrafen, der mit ſeinen Schaaren nach Heſſen zog, und vom Reiffenbergiſchen Regimente, welches ihm ſeit dem Aufruhre bei der Ehrenberger Clauſe verhaßt war, ſeine Kriegsmacht nach Donawerth hinauf, und ſchiffte ſie dort auf der Donau ein, hinab nach Ungern, wo er die Gewalt des Türken brechen wollte. Gern unternahm er dieſen Zug, theils aus Freundſchaft für König Ferdinand, theils indem er nur durch ihn noch einen Vorwand bekam,

---

*) Annales Augsburgenses. p. 1872 sqq.

ſein Heer zuſammenzuhalten. Es war ſein feſter Entſchluß, ſein großes Werk für deutſche Freiheit und evangeliſchen Glauben ganz zu vollenden, und, wenn es ſeyn mußte, noch ferner durch der Waffen Macht: darum blieb er gern in Kriegsrüſtung. Daß er ſein glorreiches Ziel nicht ganz erreichte, wurde vornehmlich die Schuld ſeines alten Freundes, des Markgrafen **Albrecht**. *)

---

*) **Sleidan.** B. 24. C. 36.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Parallele zwiſchen Moriz und Albrecht von Brandenburg. Ihre Freundſchaft. Grund in ihrem Innern, warum dieſe ſchwand. Urſache davon in ihrer äußern Lage. Albrecht's Plan zur Vergrößerung ſeiner Macht. Der paſſauer Friede dafür ein Hinderniß, nnd ihm verhaßt. Albrecht im Solde des Kaiſers. Sein Unmuth über deſſen ſchwankendes Betragen in ſeinen Fehden mit ſeinen Nachbarn in Franken. Seine kriegeriſchen Abſichten auch nach dem Frieden zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich. Grund, warum ſich Moriz denſelben entgegenſetzte. Krieg zwiſchen ihm und dem Markgrafen. Einfall des letzten in Thüringen. Vergeblicher Verſuch zur Vermittlung durch den Kurfürſten von Brandenburg. Treffen bei Sievertshauſen. Sieg und Tod des Kurfürſten von Sachſen. Folgen. Albrecht's weiteres Schickſal.

Als zur Zeit der Reformation Bewunderung und Haß in allen Gegenden Deutſchlands laut über den jungen Moriz von Sachſen redeten, gedachte man eben ſo häufig des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Beide junge Helden lebten wie Brüder zuſammen. Die Luſt des Friedens theilten ſie, des Krieges Ungemach ertrugen ſie vereint. Jagd und Waffenübungen waren zwiſchen ihnen gemeinſchaftlich; bei Zechgelagen, ſelbſt auf den Gängen der Wolluſt fand ſich ſelten der eine ohne den andern; auf Einem Lager haben ſie oft zuſammen geſchlafen. Von ſeinen reicheren Einkünften zahlte Moriz jährlich bedeutende Gelder an Albrecht, und wollte nicht dulden, daß ſein Freund von ſeinen ungeheuren Schulden gedrückt würde. Gern äußerte er ſeinen Glauben, daß der Markgraf ihm ſtets eine feſte Mauer wider ſeine Feinde ſeyn werde. Vereint fochten ſie für Oeſterreich, und ſtürzten den ſchmalkaldiſchen Bund; als Moriz wider den Kaiſer losſchlug, um Retter der deutſchen Fürſtenfreiheit zu werden, ſtürmte Albrecht wider Oeſterreich mit ähnlicher Geſinnung.

Die Freundſchaft der beiden Fürſten gab einen gehaltvollen Anblick, da jeder von ihnen auf eine ganz eigenthümliche Weiſe das Bild eines jungen Helden darbot. Weder durch mehr als gewöhnliche Größe, noch beſondere Stärke fiel die Geſtalt des ſächſiſchen Fürſten auf; aber kräftig fügten ſich ſeine Glieder zu einem vollendeten Ebenmaaß, und nur über ſeiner natürlichen Anmuth vergaß man bisweilen, wie er mit gedrängter Kraft jeden Moment ein Ziel zu ergreifen ſchien. Seine

Stimme tönte nicht laut, aber beſtimmt und gemeſſen. Beſonnene Kraft, die ſtets zuſammengehalten, raſch zur Ausführung ging, und nie zurückzuſchreiten brauchte, war durch ſein Aeußeres angekündigt, und war durchaus ſein inneres Eigenthum. Nie hat er in einer Schlacht einen einmal gewählten Poſten wieder aufgeben müſſen; tief verbarg er die umfaſſendſten Plane, und ließ er ſie blicken, ſo war die glückliche Ausführung derſelben ſicher; ſeiner Ueberzeugung, ſeines Entſchluſſes gewiß, verſtand er die Kunſt, fremde Meinungen anzuhören und zu benutzen. Kurz und erſchöpfend waren ſeine Antworten; ſeine Frage der Art, daß auch der Schwankende beſtimmt ihr entgegnen mußte. *)

Wenn **Moriz** das Bild einer beſonnenen, zuſammengehaltenen Heldenkraft darbot, ſo erblickte man in **Albrecht** eine ſchwelgende, die ſich laut ankündigte und im Rauſch verzehrte. An Geſtalt war er nicht größer als der Sachſenfürſt; aber ungewöhnlich war die Stärke ſeiner Muskeln und die Breite ſeiner Bruſt. Gewaltig hallte ſeine Stimme die kriegeriſchen Reihen hinab. Sein Haupthaar ließ er gern lang wachſen, damit es rückwärts wehend ſein ſtürmendes Anſehen vermehre. Mit einem gewiſſen Wahnſinn ſtürzte er ſich in Schwelgerei der Liebe und des Weines, und der Schlacht Gefahren. Den Tod ſcheute er nicht, und achtete es dennoch keine Schmach, im Kampf zu weichen, oder die Abſicht zu verändern. Gerechtigkeit im menſchlichen Geſchlecht war ihm ein Nichts, und er ſpottete der Lehre vom Himmel. Es fehlte ihm nicht an wiſſenſchaftlicher Bildung, von welcher Moriz durch ſeine Erziehung nicht den leiſeſten Anſchein gewann; aber Gelehrte und ihre Pflanzſchulen, welche dieſer hegte, hielt jener geringe. Auch beſaß Albrecht die feinſten Sitten eines Ritters, und ward deshalb an Kaiſer Carl's Hofe von allen Nationen bewundert; doch auch ſie opferte er dem Verkehr mit dem deutſchen Adel. Das ganze Leben verlor endlich früh für ihn die Bedeutung, und in den Augenblicken, wo er dies ſelbſt tief empfand, wurde ihm jede Zukunft gleichgültig. „Ich will meine Seele," pflegte er dann zu ſagen, „zu einem Wettſtreite zwiſchen Gott und dem Teufel „legen, und wer von beiden der ſtärkſte iſt, ſie an ſich zu „reißen, mag mit ihr nach Willkühr ſchalten." *)

---

*) Vergl. Theil I. S. 131 u. ſ. w.

Die jugendlichen Neigungen, wodurch zwei ſo verſchiedene Naturen, wie Moriz und Albrecht, an einander gefeſſelt wurden, verloren von ihrer Kraft, als beide Helden in das männliche Alter traten. Sie wurden nun erſt gewahr, wie weit ſie urſprünglich von einander entfernt waren. Eben ſo wurde die Macht zerriſſen, mit welcher ihr Streben nach Einem Ziele

---

*) Arnoldi vita Mauritii ap. Mencken. T. II. p. 1250 sqq.

ſie verband, als der ſächſiſche Fürſt glaubte, daſſelbe durch den paſſauer Vertrag faſt erreicht zu haben. Leichter wäre auch **Albrecht** dieſer Meinung geweſen, hätte er ſeine beſondern Abſichten ſo gut wie ſein Gefährte erreicht geſehen. **Moriz** hatte ſich in den allgemeinen Stürmen mit dem Kurfürſtenthum Sachſen eine Macht errungen, welche ihm auch in friedlichen Zeiten das größte Anſehen ſicherte. **Albrecht** hingegen hatte durch alle Fehden mit ſeinen Nachbarn in Franken ſeine geringen Beſitzungen wenig vergrößert, und ſelbſt dieſe waren ein ungewiſſes Gut geworden, da die Biſchöfe und Städte jener Gegenden ihn als ihren tödtlichſten Feind haßten. Vorzüglich auf dem Ruin von jenen ſich am Main und Rhein eine beträchtliche Macht zu ſchaffen, war ſein Plan, in ſofern etwas planmäßiges in ſein wildes Leben paßte. Ihn auszuführen, mußte er zahlreiche Truppen unterhalten, und dieſe zu beſolden, ſich mit ſtetem Raub auf ſeine Feinde werfen. Es ſchmeichelte ihm daneben, durch ſeine Plünderungen andere in einen ſolchen Zuſtand zu verſetzen, daß er ihnen zurufen konnte: ihr ſollt mir gleich werden, ſollt auch nichts beſitzen! *)

Der paſſauer Friede, in welchen auch er eingeſchloſſen war, ſtand deshalb offenbar ſeinen Planen entgegen. Schon während des Zuges der verbündeten

---

*) **Sleidan.** B. 25. C. 3.

Fürſten zeigte er durch ſeine Unternehmungen, daß er eine ſchnelle Beſeitigung der Fehde mit **Carl** V. gar nicht wünſchte, ſondern ſie zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften und beſondern Abſichten brauchen wollte. Die Nachricht von dem Vertrage zu Paſſau reizte ihn daher zum unbändigen Zorn. Er nannte ihn eine Verrätherei an der deutſchen Nation, und weigerte ſich ſchlechterdings, ſein Kriegsvolk zu entlaſſen, ſondern bot alles auf, dem Kurfürſten ſeine Schaaren abſpenſtig zu machen, als er ſie aus dem Lager vor Frankfurt abführte, um die Türken aus Ungern zu ſchlagen. *)

Zuerſt warf ſich **Albrecht** auf Mainz und Speier unter den furchtbarſten Plünderungen. In der letzten Stadt drohte er ſogar dem Dom ſein bleiernes Dach zu nehmen. Mit einem gewaltigen Zuge zu Roß und funfzig Fähnlein Landsknechte ſchlug er endlich ſein Lager in Lothringen auf. Da man entſcheidende Schläge in dieſem Kriege zwiſchen Kaiſer **Carl** V. und König **Heinrich** II. von Frankreich erwartete, ſo konnte es nicht fehlen, daß der Markgraf mit ſolcher Waffenmacht von beiden Partheien geſucht wurde. In Irrung mit dem franzöſiſchen Hofe wegen des Soldes, machte er ſeinen Frieden mit dem Kaiſer, welcher nun alle die harten Verträge, wozu **Albrecht** ſeine Nachbarn in Franken ſeiner Vergrößerung wegen gezwungen, gern bekräftigte, wiewohl er ſie kurz vorher vernichtet hatte. *)

---

*) Hortleder. B. 6. C. 6. Sleidan. B. 24. C. 54.

Indem ſich der Markgraf tapfer für den Kaiſer in Lothringen ſchlug, war Moriz im Kriege für den römiſchen König Ferdinand das Schrecken der Türken. Von ihm, dem Fürſten in der ſchwarzen Rüſtung, redeten ſie, als von einem Verderben, welches ihnen das Geſchick längſt gedroht habe. **)

So ruhmvoll Moriz wider den Feind der Chriſtenheit focht, wurde ſeine Rückkehr nach Deutſchland ſchon durch die Gerüchte beſchleunigt, welche über die neue Freundſchaft zwiſchen dem Kaiſer und Albrecht von Brandenburg umgingen. Geheim waren ihre Unterredungen; ſorgfältig forſchte Carl nach dem Zuſammenhange des letzten Krieges, in welchem der Kurfürſt von Sachſen ſo glorreich gegen ihn erſchienen war, und viele äußerten die Meinung, daß, zum Verderben des jungen Helden, ſich ſein alter, trauteſter Genoſſe und jener Kaiſer beſprochen hätten, von welchem er einſt vor allen Deutſchen hochgehalten war, und welchen er verehrte. ***)

---

*) Sleidan. B. 24. C. 41. 43.

**) Arnoldi vita Mauritii. 1238.

***) Vita Mauritii. 1240.

Nach einer höchſt unglücklichen Belagerung von Metz zog Carl in die Niederlande, und der Markgraf blieb mit ſeinen Regimentern im kaiſerlichen Solde zu Trier. Vorzüglich durch Seuchen und die Härte des Winters (1552. 1553.) ſchmolzen ſeine Krieger zuſammen; was ſich zerſtreute, beſchied er auf das Frühjahr wieder zu ſeinen Fahnen. Wenn dies mit Hinſicht auf tiefere Plane geſchah, ſo konnte er die Lage ſeiner fränkiſchen Beſitzungen als Antrieb zu kriegeriſchem Beginnen vorſchützen. Das Cammergericht nahm ſich der bedrängten Biſchöfe an, und vergebens ſuchte Albrecht der Handlung deſſelben Einhalt zu thun, indem er lauttobend die kaiſerliche Beſtätigung der Verträge mit ſeinen Nachbarn vorhielt. Carl ſelbſt entgegnete ihm, daß er als Kaiſer allen Partheien Recht wiederfahren laſſe, und auf die neue Klage der Biſchöfe in Franken hören müſſe, ſo unwillkommen ihm dieſelbe ſey. Er rathe herzlich zu einem friedlichen Vergleiche.

Von einer Zuſammenkunft, welche zu dieſem Zwecke in Heidelberg gehalten wurde, ſtürmte Albrecht wild hinweg, weil er ſchlechterdings nicht vom Buchſtaben der erpreßten Verträge weichen wollte. Mit dem anbrechenden Lenz zogen die Fähnlein und Geſchwader zu ſeinen Panieren.

Seine Bewegungen wurden mit kummervollem Argwohn von Moriz verfolgt. Nachdem auch zwiſchen dem Kaiſer und dem franzöſiſchen Hofe der Friede geſchloſſen war, ſchien endlich der Zeitpunct gekommen zu ſeyn, wo eine neue Welt in dem verwüſteten Deutſchland aufblühen konnte. Mit großer Weisheit begann ſchon der junge Kurfürſt von Sachſen dieſe Schöpfung in ſeinen Ländern. Sein Durſt nach kriegeriſchem Ruhm war befriedigt. Im zwei und dreißigſten Jahre ſeines Alters fühlte er jetzt, daß Kriege nur geführt werden müſſen, um des Friedens Segen möglich zu machen, und oft gab er mit edlem Eifer die Verheißung, daß er heilbringend erſetzen wolle, was die innern Bewegungen von dem Mark ſeines Volkes verzehrt hätten. Aber ehe dieſe Zeit kommen konnte, mußte der hadernde Ungeſtüm des Markgrafen gedämpft werden. Das gemeine Wohl deutſcher Nation heiſchte dies, beſonders aber des Kurfürſten und ſeiner Länder Rettung. Plötzlich mochte ſich gegen ihn der wilde Albrecht mit Krieg wenden, von ſeinem eignen erbitterten Gemüth, und vielleicht vom kaiſerlichen Hofe getrieben.

Moriz ſandte ein Schreiben an ſeinen ehemaligen Freund, deſſen Abſichten zu erforſchen; aber ſein Bote ward erſt in enge Verwahrung gebracht, und dann mit einer Antwort voll Schmachreden entlaſſen. Selbſt in der langen Urkunde, womit Albrecht ſeine Fehde gegen die fränkiſchen Biſchöfe und Nürnberg eröffnete (März 27. 1553.), konnte er des letzten Zuges wider den Kaiſer nicht ohne tiefe Bitterkeit gegen Moriz gedenken. *)

Da eilte dieſer mit dem Herzog Heinrich von Braunſchweig, der viel Kriegsvolk an ſich gezogen hatte, einen Bund zur Hülfe der Biſchöfe und der Stadt Nürnberg zu ſchließen. Er wollte das Feuer löſchen, ehe es ihn ergriff, und Deutſchlands Retter wider fehdeluſtige Fürſten, wie gegen die kaiſerliche Uebermacht werden.

Die beiden Fürſten ſandten eine ſolche Kriegsmacht nach Franken, daß der Markgraf dort allenthalben weichen mußte. Allein plötzlich raffte er ſeine Reuterei zuſammen, und fiel in Thüringen ein. Das Schrecken breitete ſich von hier ſchnell nach dem Kurfürſtenthum, und vor allen zitterte Leipzig. Es war ohne Beſatzung und lag wehrlos da, weil es ſeine neuen Befeſtigungswerke noch nicht vollendet hatte.

Moriz war zu Dreſden, als ihm Albrecht's Einfall in Thüringen gemeldet wurde. „Iſt er verwüſtend?“ fragte er den Boten; und auf die Antwort, daß man von keiner Verheerung vernommen habe, ſagte er heftig: „und beſchädigt er mir Einen Bauer, ſo ſoll er wahrlich dafür büßen.“

---

*) Hortleder. B. 6. C. 2. Vita Mauritii. 1241, 1242.

Mit einem Geſchwader von vierhundert Reutern, die gewöhnlich ſeine Perſon umgaben, flog der Kurfürſt nach Leipzig. Aber hier vernahm er, daß der Markgraf ſeinen Zug nach Niederſachſen wende, wo er einen mächtigen Zufluß an Kriegsvölkern erwarten konnte. Herzog Heinrich lag in Zwieſpalt mit ſeinen Städten und ſeinem Adel. In ſeinem Lande waren viele hurtig zu ſeinem Verderben.

Sogleich rief Moriz ſein Heer aus Franken ab, und zog Kriegsvolk im Lande zuſammen. Schwache Beſatzungen ließ er in den vornehmſten Städten von Meißen zurück, indem er nach Niederſachſen eilte. Auch Herzog Heinrich hatte die Truppen, welche ſein hochgeſinnter Sohn Philipp, voll Weisheit und gelehrter Kunde, im Franken anführte, ſchleunigſt zurückgerufen. Als ſich die geſammte Macht der beiden verbündeten Fürſten vereinigt hatte, bezogen ſie ein Lager bei Oſterode. Ihre Reuterei belief ſich auf fünftauſend; an Fußvolk waren ſie ſchwächer als Albrecht, welcher bei Braunſchweig funfzig Fähnlein deſſelben zuſammengezogen hatte, und viertauſend Reuter zählte.

Am erſten des Heumonates ſandte Moriz ſeinen Fehdebrief an denſelben, in welchem zugleich der römiſche König redete. Für das gemeine Vaterland ſollte gefochten werden, wiewohl der Kurfürſt auch ſeine beſondern Beſchwerden anführte. ‚Die Zeit ſeines Lebens hindurch, ſagte er, ſey von ihm dem Markgrafen keine billige Urſache zur Unfreundſchaft gegeben, ſondern er habe demſelben allerlei freundliche Gutthat erzeigt. Dieſer gedenke dagegen ſeiner nur mit ehrenrührigen Worten und beſchuldige ihn der Verrätherei an der deutſchen Nation. In allen ſeinen Handlungen offenbare er gegen ihn das feindſeligſte Gemüth. *)

Wie dieſer Fehdebrief in **Albrecht's** Lager gebracht wurde, waren Geſandte des Kurfürſten von Brandenburg daſelbſt anweſend, um den Frieden zu vermitteln. Er las den Seinigen das Schreiben vor, hielt es in die Höhe, und rief: ob ſie es mit ihm wagen wollten? Als ſie ihm zuſagten, rief er den Boten, der es überbracht hatte, und ſprach: Dreimal hat dein Herr ſeinen Glauben gebrochen und unredlich gehandelt, zum Viertenmal thut er nun desgleichen. Er mag kommen: ſo will ich ſehen, was er könne. Sagt ihm das wiederum von meinetwegen.

Als er dem Knaben dem Gebrauch nach etliche Gulden geſchenkt hatte, und ihn ſo wegreiten ließ, ſprachen die Geſandten: vermögen wir denn nichts zum Frieden? und er entgegnete, nein, und bat ſie wieder hinzureiten.

---

*) **Hortleder.** B. 6. C. 6.

Da Albrecht durchaus nicht jenen Geiſt beſaß, der eine Maſſe von Menſchen lange zuſammenhalten kann, und es ihm an Mitteln fehlte, ſeine Truppen auf längere Zeit zu beſolden: ſo wäre Moriz des Sieges über ihn wohl am ſicherſten geweſen, wenn er eine Schlacht vermieden, und durch weiſes Zaudern das feindliche Heer aufgelöſet hätte. Allein er fürchtete zu ſehr, daß ihm der Markgraf entkommen, und mit ſeiner eigenthümlichen raſenden Schnelligkeit ſich auf Meißen lagern und es verderben möchte. Es war ſelbſt zu beſorgen, daß die Einwohner, noch voll Anhänglichkeit für ihren alten Fürſten, den nun wieder freien Johann Friedrich, trotzig auf die Gegenwart des Feindes, und um ſeine Wuth zu mildern, ſich wider Moriz auflehnen möchten. Bei dem Kaiſer fanden ſie dann ohne Zweifel alle Unterſtützung, und vieles ſprach für die Vermuthung, daß Albrecht zu einem Zuge in das Kurfürſtenthum ſelbſt durch kaiſerliche Hülfe geſtärkt werde. Wenigſtens ſtießen an dem Tage, da er ſich in Bewegung ſetzte, noch drei Geſchwader niederländiſcher Reuter zu ihm, ohne daß man beſtimmt wußte, von wem ſie kamen.

Moriz hatte aus dem Lager von Oſterode ſeine Züge ſo gethan, daß er den Feind immer mehr von Thüringen abſchnitt, und ihn bis nach Hannover hinauf gedrängt. Hier ſchien ſich derſelbe in die Landwehr lagern zu wollen, wandte ſich aber plötzlich gen Peine, um dem Kurfürſten den Vorzug in ſeine Lande abzugewinnen. Er mußte an einem Holze, längs Fürthen und einem Damm, auf einen engen Paß ziehen. Den ganzen Vormittag des neunten Julius zog der Kurfürſt neben ihm auf der andern Seite des Holzes und erreichte früher die Enge. Als Albrecht ſah, daß die Feinde über den Damm gegangen waren, nahm er eine günſtige Stellung am Holz und zeigte ſich zum Schlagen bereit, denn er war ſchon in Schlachtordnung einhergezogen. Moriz bildete ſeine Reuterei zur Schlachtordnung, und ließ das leichte Geſchütz aufpflanzen. Er hatte, um den Vorzug zu bekommen, das Fußvolk mit dem ſchweren Geſchütz hinter ſich gelaſſen: durch ein leichtes Scharmützel beſchäftigte er den Feind, um es allmählig nach ſich ziehen zu können. Sein Geiſt waltete mit ſeiner ganzen Kraft, wiewohl er zu Vertrauten redete, als werde er einem nahen Schickſal erliegen. Wie ein böſes Vorzeichen nahm es das Heer, daß die Wirbelwinde, die ſich erhoben, das Zelt des Feldherrn ergriffen und fortſchleuderten.

Mit dem Donner der Feldſchlangen begann die Schlacht ohne beſondere Wirkung auf beiden Seiten. Hart drängten ſich dann die Vorwarten gegen einander, daß ſie ſich das Weiße in den Augen ſahen: das Gefecht war blutig.

Fünf Fähnlein der markgräflichen Reuterei trafen darauf mit Gewalt auf den linken Flügel, wo drei

Fähnlein größtentheils meißniſcher Reuter hielten. Unritterlich wichen dieſe zurück, und vergebens ſchrie Moriz wüthend, daß ſie aufhören ſollten zu weichen. Doch am heftigſten entbrannte der Kampf, als die gewaltigen Haufen der ſchweren Reuterei, wo die Fahnen der Heere wehten und die Feldherrn fochten, auf einander ſtießen. Die Markgräflichen hatten ſich verabredet, ungeſäumt da einzudringen, wo die Fahnen waren. Auch ſanken ſogleich mehrere der Fahnenträger, unter ihnen Fürſt Friedrich von Lüneburg, welcher die Fahne der Leibwache des Kurfürſten trug. Da flohen haufenweiſe die Reuter der verbündeten Fürſten. Aber Moriz hatte an einem engen Orte, zwiſchen zwei Sümpfen, wohin eigentlich der Ausweg der Flucht, ein Geſchwader unter Johann von Wulfen geſtellt. So wie dieſer unter den Fliehenden einen vom Adel erblickte, den er kannte, rief er ihn beim Namen auf, daß er Halt machen, und von ſeinem verruchten Beginnen ablaſſen und ſeinen Fürſten nicht verrathen ſollte. Indem die Flüchtigen ſich zur Gegenwehr wandten, ſchlug der Ritter mit ſeinem Geſchwader auf die verfolgenden Feinde. Von allen Seiten angegriffen fielen die Verfolger, und kaum noch flüchtig, ſtand plötzlich die Schlachtordnung des Kurfürſten wieder geſchloſſen.

Die ſchwere Reuterei in ihren gewaltigen Haufen war ſo hart auf einander gedrungen, daß ſie die langen Spieße wegen der Enge des Raumes wegwerfen mußten, und nur die Büchſen gebrauchen konnten. Inzwiſchen war auch das ganze Fußvolk des Kurfürſten herangezogen, und that, von Reuterei unterſtützt, den lebhafteſten Angriff auf das markgräfliche. Dieſes wich und ſtand wieder; von neuem angegriffen, floh es mit mehr Unordnung. Dem fürchterlichſten Gemetzel entzog es ſich nur durch den einbrechenden Abend und die Schlupfwinkel des Holzes.

Ein ähnliches Geſchick durchbrach endlich den gewaltigen Reuterhaufen des Markgrafen. Moriz ritt auf und nieder unter ſeinen Schaaren und ermahnte ſie zu der letzten Anſtrengung, um den vollkommenſten Sieg zu erringen, ehe der Tag ſich gänzlich neigte.

Mit betäubtem Schmerz handelte gleich tapfer der alte Herzog Heinrich von Braunſchweig. Noch hatte die Schlacht nicht lange gewüthet, als zu ihm die Kunde kam, ſein hochgeſinnter Sohn Philipp ſey gefallen. Er faßte ſich und ſprach: gut, ſo muß man den Jungen das Gelbe vom Schnabel wiſchen. Von neuem kam ein Trauerbote: ſein älteſter Prinz Carl Victor ſey getödtet. Er trocknete ſich die Augen, und ſagte: das iſt zu viel. Von neuem ſtürzte er ſich in die Schlacht, bis ihn die fürchterliche Kunde ergriff: Kurfürſt Moriz ſey gefallen!

Indem der Held die gewonnene Schlacht vollendete, traf ihn eine Kugel von hinten und zerriß ſeine Geweide. Man half ihn vom Pferde; er lehnte ſich ſchwach an einen Weidenbaum. Von hier ermunterte er ſeine Krieger, den Sieg hart zu verfolgen. Herzog Heinrich von Braunſchweig flog herbei. Bei dieſem Anblick vergaß er des Falls ſeiner Söhne. Er wollte tröſtend zu dem verwundeten Helden reden: da kam die Nachricht, Markgraf Albrecht ſey gefangen. Und iſt dieſes wahr, rief Heinrich, ſo gelobe ich mit dem theuerſten Eide, daß er an dieſe Weide aufgeknüpft werden ſoll; denn wahrlich iſt es ſeine Tollheit, daß heute ſo viele tapfere Fürſten und Ritter ins Gras beißen.

Moriz ward ins Lager getragen, von unbändigem Schmerz gequält. Die Markgräflichen hatten die Sitte, zu der Kugel ein Stück Speck zu laden: in den Wunden der Getroffenenen brannte deshalb ein hölliſches Feuer.

Uneingedenk ſeiner Schmerzen, lebte der Fürſt nur in ſeiner gewonnenen Schlacht. Vierzehn Fahnen der feindlichen Reuterei, vier und funfzig des Fußvolkes wurden an ſein Lager gebracht und ſchmückten es als Trophäen eines Krieges, denn Vaterlandsliebe und gerechte Vorſicht unternahmen. Fünftauſend Gefangene wurden herbeigeführt. Die Ritter von bekanntem Geſchlecht unter ihnen überwies er an jenen und dieſen der Seinigen: den übrigen durfte kein Leid widerfahren: ſie mußten nur ſchwören, binnen vier Monate nicht in neuen Sold zu gehen, und wurden dann freigelaſſen.

Noch in dieſer Nacht ſandte er einen Bericht über ſeinen Sieg an den Biſchof von Würzburg, weil die ſchleunige Kunde von demſelben für Franken von großer Bedeutung ſeyn mußte. Rührend betheuert er, daß er aus ſonderlichem Eifer für den Frieden des heiligen Reichs gekämpft habe, damit ein Stand neben dem andern ruhiglich wohnen, und nicht einer von dem andern jämmerlich verſchlungen werden ſollte. Er fühle eine verderbliche Schwäche, und habe ſich der Allmacht und Gnade Gottes hingegeben.

Am folgenden Tage ſandte er die Kunde ſeines Sieges und ſeines nahen Todes an ſeinen Bruder August, welcher ſich bei ſeinem Schwiegervater, dem däniſchen König, aufhielt. Er empfahl das Geſchick ſeiner Tochter, ſeines einzigen Kindes, ſeiner Gemahlin, ſeines Landes.

Keine Klage entſchlüpfte ihm, daß ihn von ſeinen heilbringenden Werken der Tod ſo früh abrief: nichts zeugt mehr von ſeiner großen Seele. Auch ſtarb er mit dem ganzen frommen Vertrauen eines Chriſten. (Julius 11. 1553.)

Seine Leiche ward nach Freiberg gebracht, wo er ſeinem letzten Willen gemäß zwiſchen ſeinem Vater und ſeinem frühverſtorbenen Sohne ruhen ſollte. Selbſt der Haß gegen ihn, welcher in ſeinen Ländern lebte, weil er durch den Sturz ſeines biedern Stammvetters Johann Friedrich groß geworden, fühlte ſich beim Anblick des Leichenzuges verſöhnt. Die vielen Siegesfahnen ſeiner letzten Schlacht wurden voraufgetragen. Sie waren in dem heißen Kampfe mit Blut bedeckt, und ſchauervoll ergriff jedes deutſche Gemüth der Gedanke, daß auch Sein Blut daran klebte, welches er für das gemeine Vaterland verſprützt hatte.

Wahrhaftig, ſagte der offene Johann Friedrich, der Kaiſer wird über den Tod Morizens größere Freude tragen, als über den Boten vom herrlichſten Siege. Ich habe die beſte Urſache, ihm gram zu ſeyn, aber er war ein ungemeiner und hochwunderbarer Mann.

Dennoch verſtanden ſeine Zeitgenoſſen nicht ſeinen ganzen Werth zu ſchätzen. Hätte der dreißigjährige Krieg durch irgend etwas dem deutſchen Vaterlande, der menſchlichen Entwickelung erſpart werden können: ſo wäre es durch eine lange Regierung dieſes Geiſtes voll großer Plane und raſcher Vollziehung dieſes wahrhaftig deutſchen Gemüthes geweſen. *)

Markgraf Albrecht ſoll bei Sievertshauſen von einem feindlichen Reuter gefangen geweſen, aber losgelaſſen ſeyn, weil derſelbe einſt unter ihm gedient hatte.

---

*) Hortleder. B. 6. C. 7—10. Vita Mauritii. 1245 sqq.

Schwer verwundet war er in Begleitung eines einzigen Buben vom Schlachtfelde entflohen, anfänglich nach Hannover, dann nach Braunſchweig, in welcher Stadt, wegen ihres tödtlichen Haſſes wider Herzog Heinrich, er ſeine zerſtreuten Völker ſammeln, und ſich zur Fortſetzung des Krieges rüſten konnte.

Aber nie hat ihm ſeit dem Tage bei Sievertshauſen das Glück wieder gelächelt. Zweimal ward er von Heinrich dem Braunſchweiger geſchlagen. Stets in Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe, um Deutſchlands Frieden zu ſtören, und ſeine zügelloſen Leidenſchaften zu befriedigen, ward er von der Reichsacht verfolgt. Nachdem ſeine Veſte Plaſſenburg gefallen war, mußte er aus ſeinem Lande fliehen. Am Hofe Heinrich's II. entſtand ihm nicht des Königs Freigebigkeit; aber alles ließ ſeinen Stolz drückend empfinden, daß man ihm mehr der eigenen Großmuth wegen gab, als aus Achtung für ſeine Verdienſte und in Erwartungen von denſelben. Dies Gefühl trieb ihn vom franzöſiſchen Hofe hinweg. Er ging nach Deutſchland zu ſeinem Schwager Friedrich, Pfalzgrafen am Rhein.

Schwermuth bezeichnete jezt ſeine Geberden; ſein lebendiger Wiz, ſeine glückliche Beredſamkeit ſchien erloſchen. Er ängſtigte ſich mit religiöſen Vorſtellungen. Als er mit Moriz zum Zuge vor Magdeburg gerüſtet war, welches dem kaiſerlichen Anſehen und dem Interim trotzte, und ſein Hofprediger dieſen Zug einen Frevel wider die gottſelige Stadt nannte, ergriff er ihn und ſagte: Pfaffe, wenn ich zum Teufel fahre, mußt du mit. Er machte ihn zum Feldprediger und hielt ihn hart. Jetzt aber geſtand er in Geſellſchaft befreundeter Fürſten, wie er glaube, daß wegen des Zuges vor Magdeburg des Himmels Rache ſie treffe; denn faſt alle Häupter, die vor demſelben lagen, wären ſchon in den Tod geneigt.

Daſſelbe Schickſal war auch ihm nahe. Eine ſchwere Krankheit befiel ihn auf dem Schloſſe zu Pforzheim. Am ſiebenten Jenner des Jahres 1557 ſprach er: heute will ich ſterben, wie ein verjagter deutſcher Fürſt und frommer Chriſt. In einem Seſſel erwartete er den Tod mit tapferem Gemüthe. Wenig mochte ihm des Predigers Troſt behagen, daß er nicht in den Gefahren der Schlacht, die er ſo heftig ſuchte, ſondern ruhig auf dem Lager ſein Leben ende. Zweimal wie in der Schlacht ſtreckte er den nervigten Arm aus, und ſchlug dann beide Fäuſte gegen einander, und ſenkte das Haupt, vom Tode überwunden (Jenner 8. 1557; alt 35 Jahr). *)

---

*) Vita Mauritii. 1247. 1250. 1255. 1356. **Sleidan.** B. 25. C. 34. u. f. **Hortleder.** B. 6. C. 29. 30.

Siebentes Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Anberaumter Reichstag. Urſachen der langen Verzögerung deſſelben. Lage des Kurfürſten **Auguſt** in Sachſen. Sein Verhältniß zu dem gebornen Kurfürſten **Johann Friedrich**. Tod dieſes letzten, und gebeugter Sinn ſeines Gefährten des Landgrafen **Philipp**. Beſorgniſſe, warum die Stände nicht aus der Heimath auf den Reichstag ziehen wollen, vermehrt durch Nachrichten aus England, ſelbſt durch des römiſchen Königs Befehle gegen die neue Lehre. Endliche Eröffnung des Reichstages zu Augsburg im Hornung 1555. Characteriſtiſcher Zug der faſt allgemeinen Anſicht auf dem Reichstage. Hoffnung auf einen beſtändigen Frieden auch ohne weſentlichen Religionsvergleich. Dennoch Gefahr, daß alle Handlung zerriſſen werde. Der geiſtliche Vorbehalt. Character des Reichsabſchiedes. Einfluß **Carl's** V. auf dieſen Reichstag. Blick auf den Schluß ſeines Lebens.

Als **Moriz** den Vertrag zu Paſſau ſchloß, hoffte er auf den Reichstag, welcher binnen ſechs Monaten gehalten werden ſollte, um ſeine Arbeit für die Freiheit des Reichs und der evangeliſchen Religion zu krönen. Auch ward derſelbe im Mai des folgenden Jahres durch Ausſchreiben des Kaiſers, wiewohl dieſer noch in den Krieg mit Frankreich verwickelt war, auf den Auguſt angekündigt. Doch in der Zwiſchenzeit wurde der junge ſächſiſche Held vom Tod überraſcht, und mit ihm fehlte es den Proteſtanten an einem leitenden Geiſte.

Zwar verſprachen die großen Eigenſchaften ſeines Bruders Auguſt, welcher in dem Kurfürſtenthum folgte, daß die evangeliſche Parthei an ihm wieder ein fähiges Haupt erhalten werde. Allein ſich ſogleich als ein ſolches zu zeigen, ward er durch ſeine Lage in Sachſen ſelbſt verhindert.

Ehe er aus Dänemark vom Hofe des Königs ſeines Schwiegervaters heimkehren konnte, waren die vornehmſten Räthe des Landes ſchon durch Johann Friedrich von Sachſen angegangen, daß ihm die Kur ſammt allen Landſchaften, welche ihm entzogen worden, eingeräumt werden möge. So leicht der chriſtliche Fürſt ſich in die Fügungen des Schickſals ergab, und ſo unglücklich er als eines der Häupter der Stände geweſen war, that es ihm doch ſehr wehe, ſich jetzt nur einen Herzog von Sachſen nennen zu dürfen, und er verrieth ſeinen ganzen Schmerz, indem er ſo gern den gebornen Kurfürſten hinzuſetzte.

An den erſten Landtag, welchen Auguſt hielt, richtete Johann Friedrich ſein wiederholtes Geſuch in einer heftigen Sprache, welche ſeine Landſtände unterſtützten. Auch hatte er einen ſeiner Söhne zum Kaiſer in die Niederlande geſandt, um bei dieſem die Wiederherſtellung ſeines ehemaligen Glücks zu bewirken. Geſandte zu ähnlichem Zwecke waren waren an König Ferdinand und den däniſchen Hof abgegangen. Allein Auguſt erwiederte mit Standhaftigkeit, daß er bei dem letzten Vertrage, welchen der Kaiſer während der Gefangenſchaft des Herzogs aufgerichtet habe, beharren, indeſſen nicht weitere gütliche Handlung abſchlagen wolle. *)

Auch entſpannen ſich Unterhandlungen, welche beſonders unter der Leitung von Abgeordneten des Königs von Dänemark langwierig wurden, und weſentlich keine Veränderung in dem neuen Verhältniß der ſächſiſchen Linien hervorbrachten. Wenn Auguſt ohne männliche Leibeserben abſchiede, dann erſt ſollten die Kur und das Amt eines Erzmarſchalls auf die andere Linie zurückfallen. Dagegen verſprach er, daß Johann Friedrich auch von ihm mit dem Titel eines gebornen Kurfürſten begrüßt werden ſollte, welcher aber ſich nicht von ihm auf ſeine Söhne fortpflanzen dürfte. Alle Urkunden und Papiere, die Kur betreffend, ſollten

---

*) Sleidan. B. 25. C. 12.

in das Briefgewölbe des Schloſſes zu Wittenberg gebracht werden, wozu man beiderſeits die Schlüſſel haben wollte. *)

Die Bitterkeit, womit Johann Friedrich ununterbrochen ſeines Verluſtes gedachte, verbunden mit den Folgen ſeiner langen Gefangenſchaft, untergrub ſeine Geſundheit, und ſelbſt dieſen Vertrag mit Auguſt unterzeichnete er mit ſterbender Hand. „Ihr habt die Feinde nicht weit,“ ſagte er zu ſeinen drei Söhnen, „ſie ſitzen euch an der Seiten, die wegen jüngſt erlangten Sieges muthig geworden, und es nicht laſſen werden zu verſuchen, wie ſie euch um Land und Leute bringen. Keines Beſſern habt ihr euch zu ihnen zu verſehen. Darum laſſet euch nicht trennen, und haltet einer dem andern was zu Gute.“

Seiner treuen Gemahlin Tod vermehrte die Schwäche, welche ihn tödtlich übermannte. Als er ſeinem Geheimſchreiber wegen ihres Begräbniſſes Befehl ertheilt hatte, rief er ihn zurück und ſagte: „Lieber, laß mir auch neben ihr Raum, ich will bald folgen.“ In einer Sänfte begleitete er die Leiche in die Kirche, und bereitete dann ſich ſelbſt zum Tode. Als die Luft eines Tages ihn friſch durch das Fenſter anwehte, dünkte das Leben ihn noch wieder lieblich. „Die Luft bekommt

---

*) **Hortleder.** B. 3. C. 83.

mir wohl," ſagte er, „wenn ich nur wandern könnte!" Auch entwöhnte er ſich bis zu den letzten Stunden nicht von ſeinen kleinen täglichen Ergötzungen, und ein Spiel mit ſeinen Cammerjunkern um einen Dreiling, wechſelte mit chriſtlichen Todesbetrachtungen zwiſchen ihm und dem eifrigen Gottesgelehrten Amsdorff. Er ſtarb ohne Furcht vor dem Tode, wie es ſeinem chriſtlichen Muth geziemte [1554. März 3.] *).

Obgleich Johann Friedrich in der Kraft des männlichen Alters ſtarb, hatte er ſo gänzlich allen Standpunct in der Welt verloren, daß der Tod keinesweges zu früh zu ihm gekommen war. Sein Gefährte in ſeinen großen Unternehmungen, Landgraf Philipp von Heſſen, litt freilich nicht an einer gleichen Erſchöpfung der Lebenskraft; aber jener Sinn, welcher ihn einſt ſo wild an die Spitze der Proteſtanten getrieben hatte, war gänzlich verrauſcht. Er lebte jetzt im Geiſt eines Hausvaters, und war betrübt, allenthalben auf ſeinen Beſitzungen Spuren zu treffen, wie ſehr ſie, während ſeiner Entfernung im Kriege und bei politiſchen Händeln, und während ſeiner Gefangenſchaft, ſich verſchlechtert hatten.

Wenn die alten Häupter der Proteſtanten gänzlich erloſchen waren, wenn Kurfürſt Auguſt durch ſeine

---

*) Hortleder. B. 5. S. 89—92.

anfänglich ſchwankende Lage verhindert wurde, das Werk ſeines großen Bruders für Freiheit des deutſchen Reichs und der evangeliſchen Religion zu vollenden, ſo waren in den übrigen proteſtantiſchen Fürſtenhäuſern nirgends Macht und Muth ſo beiſammen, daß ein Antrieb aus ihrer Mitte die Hoffnungen, welche zu Paſſau aufgeblüht waren, reifen konnte.

Allein zu ſolchem Zweck hätte auch das kräftigſte Haupt der Proteſtanten ganz anderer Umſtände bedurft, als jetzt in Deutſchland walteten. Die wilden Fehden, welche Markgraf Albrecht von Brandenburg fortführte, erhielten mehrere Stände in allen Spannungen des Krieges, faſt alle in ängſtlicher Erwartung, indem das Betragen des Kaiſers bei denſelben ſehr zweideutig war, und man befürchtete, er werde nun dieſe Bewegungen brauchen wollen, ſeine alten Plane zur Unterjochung des deutſchen Vaterlandes auszuführen. Ein allgemeiner Brand ſchien dann aus dieſer Flamme entſtehen zu müſſen. Keiner wollte die Heimath verlaſſen, um bei einbrechender Gefahr ſelbſt Hüter ſeyn zu können.

Dieſer Zuſtand der Furcht wurde noch ängſtlicher durch die ſchreckliche Kunde, welche aus England nach dem feſten Lande kam. Maria hatte dort angefangen, ihren ſo beſchränkten als grauſamen Sinn wider die evangeliſche Lehre wüthen zu laſſen. Dies wurde für Deutſchland um ſo bedeutender, da ſie die beiden Puncte, ihre Vermählung mit dem Infanten Philipp, und daß dem Papſte die höchſte Gewalt in der Kirche wieder eingeräumt werden müſſe, gewöhnlich in Verbindung mit einander der engliſchen Nation vortrug. Auch betrachtete man in Deutſchland die Flamme der Scheiterhaufen, auf welchen die würdigſten Männer der Evangeliſchen, bald nach Vermählung des fanatiſchen königlichen Paares, in England den Märtyrertod fanden, als ſey ſie auch dem deutſchen Volke angezündet. Wenigſtens wurde die Religionsfreiheit deſſelben von jeder Vermehrung der Macht des Infanten bedrohet. Nach dem Tode des Kurfürſten Moriz mochte dem Kaiſer ſein Plan, Deutſchland und Spanien auf immer zuſammenzuketten, leichter als unter allen bisherigen Verhältniſſen gelingen.

Derjenige, von welchem man wohl bisweilen wider die ſchreckendſten Abſichten ſeines kaiſerlichen Bruders wenigſtens mildernde Hülfe hoffte, der römiſche König Ferdinand zeigte ſich immer mehr als einen ſehr ſtandhaften Gegner der evangeliſchen Neuerungen. Die öſterreichiſchen Landſtände hatten ihn um die Freiheit erſucht, das Abendmahl ganz empfahen zu dürfen, nicht blos unter Einer Geſtalt. Allein er entgegnete ihnen, daß dieſe Neuerung aus einem ſchlechten Wahne gefaßt wäre. Seine Unterthanen ſollten bei der alten wahren Religion im Gehorſam der allgemeinen Kirche bleiben, weil ſie außerhalb derſelben nicht ſelig werden könnten.

Durch ſolche Begebenheiten und Erſcheinungen der damaligen Welt wurden die evangeliſchen Reichsſtände ſo ſcheu gemacht, daß ſie es nicht wagten, auf Vollendung der großen Arbeit des getödteten Moriz zu dringen, deſſen Werth ſie übrigens jetzt mehr empfanden, da ſeine Abſichten entwickelter da lagen, und ſein früher Tod den Haß wider ihn verſöhnt hatte.

Der Reichstag, welcher im Auguſt 1553 gehalten werden ſollte, wurde erſt bis zum Weinmonate, dann bis zum Jenner 1554 verſchoben; aber auch da kam er nicht zu Stande, wiewohl der Kaiſer einige Räthe und den Cardinal Otto, Biſchof von Augsburg, zu der Handlung auf demſelben verordnet, und König Ferdinand ihn emſig betrieben hatte. Die Fürſten entſchuldigten ſich, auf ſeine Ladung zu kommen, weil jetzt in Deutſchland ein unordentliches und wildes Weſen vorhanden ſey. *)

Auf den April wurde nun die Reichsverſammlung wieder anberaumt; aber auch Ferdinand war den Sommer über gezwungen, in ſeinen Erblanden zu bleiben, welche von den Türken bedroht wurden. Doch traf er zwei Tage vor dem Schluſſe des Jahres wirklich in Augsburg ein, um den Reichstag zu eröffnen. Allein er fand keinen der Reichsſtände daſelbſt, noch irgend

---

*) Sleidan. B. 25. C. 18., 36.

eine Botſchaft von ihnen. Er ſandte Briefe und ſelbſt ſeine vertrauten Räthe im Reich umher, daß die Fürſten doch erſcheinen wollten, um von höchſtwichtigen Sachen zu handeln. Er hätte mit großer Ungelegenheit ſein Land verlaſſen, um mit ihnen des Heils deutſcher Nation zu gedenken. Daher möchten ſie ſelbſt kommen, und nicht durch Geſandte handeln. So wollte es die Großwichtigkeit der Sachen. Von ſeinem Bruder, dem Kaiſer hätte er vollmächtige Gewalt zur Handlung empfangen, und er würde ſie nicht länger, als vonnöthen aufhalten.

Sparſam trafen Geſandte von einigen Ständen ein, und zwei Monate verfloſſen, ehe der Reichstag beinahe vollſtändig verſammelt war: keiner von den Kurfürſten war perſönlich gegenwärtig, nur wenige von den Fürſten. Sobald indeſſen die kurſächſiſche Geſandtſchaft angelangt, eröffnete König Ferdinand die Verſammlung.

Kurfürſt Auguſt entſchuldigte, daß er nicht perſönlich erſchien, auch jetzt noch mit dem unruhigen Weſen in Sachſen; aber ſein erſter Antrag an den römiſchen König bewies, daß er deſſen ungeachtet einen weſentlichen Vortheil für ſeine Parthei durch den bevorſtehenden Reichstag erreichen wollte. Es ſey wenig Hoffnung, erklärte er, zu einer Milderung der Gemüther in Deutſchland. Sein Bruder Moriz habe vor etlichen Jahren ein Mitteldinç in den Kirchen und ihren Gebräuchen angeordnet. Aber dies Gebot habe wenig ſtatthafte Wirkung bewieſen, und ſey durch vieler Leute Schriften ganz ſchmählig angezogen werden, daß er ſich nun in große Gefahr begeben müßte, wenn er jenes Mitteldinç wieder aufrichten wollte... Man müſſe nun dahin trachten; ſchnell einen Frieden zuwege zu bringen, welcher die Religion und die geiſtlichen Güter mit begriffe. Wenn dieſe Angelegenheit auf einem andern Reichstag verſchoben werden ſollte; ſo ſey es ungewiß, ob das Volk dieſen zweifelhaften Zuſtand länger dulden werde. Selbſt Leute von geringem Stande und Anſehen würden unter dem Vorwande der Gefahr für die Religion in mancher Gegend den Aufruhr anſtiften können. Vor allem bitte daher der Kurfürſt, des Antrags ſeines Bruders Moriz zu Paſſau eingedenk zu ſeyn, daß, ungeachtet vergeblicher Mühe, den Zwieſpalt in der Glaubensmeinung zu vergleichen, der Frieden unverbrüchlich beſtehen ſollte, bis ein Verein in der Religion zu Stande gebracht werden könnte. Wiewohl der Kaiſer ſich dieſes Geding damals nicht habe gefallen laſſen, aus dem Grunde, weil es als allgemeine Angelegenheit auf den Reichstag gehöre: ſo habe der römiſche König doch kein Mißfallen an demſelben bezeigt und ausdrücklich hinzugefügt, daß er allen Fleiß daran ſezen werde, ihm die Bekräftigung des Reichstages zu verſchaffen. Darin müſſe das Hauptgeſchäft ſogleich bei Eröffnung der Berathſchlagungen beſtehen, ohne deren glücklichen Erfolg keine Gewalt in Deutſchland ſeyn werde, um den Türken hinlänglich Widerſtand zu leiſten.

Mit dieſem beſondern Vortrag der kurſächſiſchen Geſandten an König Ferdinand athmet die Rede, womit dieſer den Tag darauf, am fünften des Hornung, (1555) die Reichsverſammlung begann, durchaus denſelben Geiſt, wiewohl er in ihr weniger beſtimmt ausgeſprochen iſt.

Von dem langwierigen Zwieſpalt in der Religion, hieß es, müßte man zuerſt handeln, denn er ſey alles Jammers Quell und Anfang. Eine allgemeine Kirchenverſammlung wäre eigentlich die Behörde, vor welcher der Streit geſchlichtet werden müßte: warum die Verſuche mit ihr mißlungen wären, wiſſe mancher. Eines Nationalconciliums hätte man auch oft gedacht, als ſollte es beſonders zur Ausgleichung dienlich ſeyn. Name und Form deſſelben lägen im Dunkeln: er könnte noch nichts darauf bauen. Gütliche Religionsgeſpräche hätten freilich bis jetzt wenig gefruchtet; aber doch hätte ſich ergeben, daß die vornehmſten Puncte wohl verglichen wären, wenn nicht beide Partheien zu ſehr auf ihren eigenen Nutzen geſehen hätten, ſollte man nochmals Gefallen an denſelben finden, ſo werde es an ſeinem treuen Fleiß gar nicht fehlen, wiewohl ſein Bruder, der Kaiſer, über dieſen Punct eine ganz verſchiedene Meinung hege.

Beſtimmt äußerte Ferdinand auf ſolche Weiſe nicht, daß er dem paſſauer Nebenvertrag nun volle Kraft verſchaffen werde; aber indem er ſelbſt verzweifelte, die Glaubensſache bald beigelegt zu ſehen, und die Schuld beiden Theilen zumaß; indem er unmittelbar an ſeinen Vortrag über die Religion ſein Bedenken wegen Befeſtigung des Landfriedens knüpfte, und die kurſächſiſchen Geſandten ihn ſo nachdrücklich an die Handlung zu Paſſau erinnert hatten: konnte man aus ſeinen Eröffnungen ſicher abnehmen, daß er Frieden zwiſchen den Religionspartheien wolle, auch ohne daß die Glaubensſtreitigkeiten ſelbſt ausgeglichen würden. *)

Als die Berathſchlagungen dem Vortrag des römiſchen Königs gemäß angefangen waren, wirkte auf ſie ein doppelter Umſtand ſehr günſtig.

Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen und Joachim von Brandenburg, der Landgraf von Heſſen, die Söhne des verſtorbenen Johann Friedrich von Sachſen, und andere Fürſten jener Gegend kamen zu Naumburg an der Saale zuſammen (6. März 1555) und beſchloſſen, daß ſie bei der Augsburgiſchen Confeſſion beſtändiglich beharren wollten. Sie benachrichtigten davon den Kaiſer und ſeinen Bruder, mit dem Beifügen, daß ſie von dem gegenwärtigen Reichstage wenigſtens einen ſolchen

---

*) Sleidan. B. 25. C. 46. B. 26. C. 2.

Frieden erwarteten, welcher die Religion gegen alle Gewalt und Gefahr ſicher ſtellte.

Dieſes feſte, männliche Zuſammentreten kündigte an, wie wenig der nicht beſtätigte paſſauer Nebenvertrag vom kaiſerlichen Hofe hintenangeſetzt werden dürfte, wenn er Ruhe und Hülfe von der evangeliſchen Parthei heiſchte.

Zugleich verſchwand in Augsburg ein Hinderniß, welches die Handlung in dieſem Geiſte, zu hemmen drohte. Vom päpſtlichen Hofe war ein Cardinal auf den Reichstag geſchickt, um alles aufzubieten, daß die Deutſchen in den Schooß der römiſchen Kirche zurückgeſchickt würden. Ihn unterſtützte einer von des Kaiſers Bevollmächtigten, der Cardinal Otto, Biſchof von Augsburg. Dieſer ſuchte den Fürſtenrath in Gährung zu bringen, und wollte die Gedanken an einen fortdauernden Frieden ohne einen Vergleich über die Glaubenslehren ſchlechterdings nicht geſtatten. Allein indem er ſchon den übrigen Biſchöfen einen gleichen Eifer einhauchte, kam die Nachricht, daß der Papſt geſtorben ſey. Der Legat reiſete ſogleich ab, und der Biſchof von Augsburg ſäumte nicht, ihm zu folgen, um zur neuen Papſtwahl einzutreffen. Doch hinterließ er ein Schreiben an den Fürſtenrath, worin er ſeine frühern Proteſtationen wiederholte, und beſonders kund that, daß er keineswegs geſonnen wäre, irgend einen Anſchlag guzu heißen, wodurch der alten Religion und der Würde des päpſtlichen Stuhls irgend eine Verkleinerung erwachſen könnte. *)

Nach ſeiner Abreiſe handelte der Fürſtenrath raſch über das Bedenken, welches ihm von ſeinem Ausſchuſſe vorgelegt war, zumal da Ferdinand die einmal in Flammen geſetzten Biſchöfe ſehr ernſt anwies, durch ihre unnützen Grübeleien nicht die evangeliſche Parthei zu größerer Schärfe zu reizen. Das kurfürſtliche Bedenken war ſchon früher vollendet.

Darauf drangen alle drei Räthe der Reichsverſammlung, daß ein beſtändiger Friede auch ohne Verein über die Glaubenslehren ſelbſt errichtet werden müſſe, und ſo war der ganze Reichstag über den Hauptpunct einig, welcher zu Paſſau noch ſchwankend geblieben. Im kurfürſtlichen Bedenken war das Jahr 1547 als Norm für den Beſitz geiſtlicher Güter und der Zehenden angenommen: im fürſtlichen die Zeit des paſſauer Vertrages. Wenn in eben dieſem Zeitpunct eine geiſtliche Gerichtsbarkeit der katholiſchen Biſchöfe in Ländern der augsburgiſchen Confeſſionsverwandten ſtatt gefunden hätte, nur dann ſollte ſie ferner gelten.

Ueberhaupt war das fürſtliche Gutachten beſtimmter, und brachte die Schwierigkeit und Gefahr mehr

---

*) Ann. Augsburgenses. p. 377 etc. Sleidan. B. 22. C. 5.

unter die Augen, als das kurfürſtliche. In dieſem war geſagt, daß kein Reichsſtand den andern oder die Unterthanen deſſelben mit Gewalt und Liſt zum Uebertritt zu ſeiner Religion bewegen oder bei demſelben beſchüzzen ſollte. Wirklich ſetzte es alſo dabei voraus, daß freiwillig ſowohl die Stände der augsburger Confeſſion zur römiſchen Kirche zurückkehren, als die katholiſchen ſich zum evangeliſchen Glauben bekennen dürften. Allein das fürſtliche Gutachten enthielt dieſes beſtimmt ausgeſprochen. Nur heiſchten die Katholiken einen auffallenden Zuſatz, nämlich, daß man für die weltlichen Reichsſtände der katholiſchen Religion die Freiſtellung wollte, ſich zur neuen Lehre wenden zu dürfen. Verſchloß man denn damit die Anſicht, daß auch die geiſtlichen katholiſchen Reichsſtände, ſo viele von ihnen wollten, zur evangeliſchen Parthei künftig übertreten könnten?

Hier war der Punct, wo plötzlich alle Friedenshoffnung zu zerreißen drohte. Sobald die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt war, erhoben ſich auch die geiſtlichen Kurfürſten, und die ganze weltliche Parthei der Katholiken behauptete mit der geiſtlichen, daß ein Biſchof oder Abt, wenn er der alten Kirche öffentlich untreu werde, ſogleich dadurch ſeine bisherige Würde verliere, und ein anderer an ſeine Stelle geordnet werden müſſe.

Dagegen beharrten die Proteſtanten des Fürſtenrathes bei der Forderung, daß es jeglichen geiſtlichen oder weltlichen Kurfürſten, Fürſten, Ständen, Obrigkeiten, bis auf chriſtliche und friedliche Vergleichung der Religion frei ſtehen ſolle, ſich ſammt ihren Unterthanen in die alte Religion, oder augsburgiſche Confeſſion zu künftiger Zeit zu begeben.

Wenn den geiſtlichen Ständen, ſagte die katholiſche Parthei, es zugelaſſen ſeyn ſollte, die augsburgiſche Confeſſion nach Gefallen anzunehmen, ſo läge darin nicht nur eine Wurzel gänzlicher Zerreißung vieler tapferen hohen und anderer Stifte im Reich, ſondern auch ein Saame unaufhörlicher Zwietracht. Leicht möchte es unter den Ständen noch ſolche Gemüther geben, die dem Beiſpiel des Herzogs von Preußen nachfolgten, und die Stifte entweder eigenthümlich an ſich ziehen oder doch ſo berupfen würden, daß wenig übrig bliebe. Nun aber ſprächen die Proteſtanten ſogar von allen geiſtlichen Ständen, von welchen doch viele im Lande katholiſcher Fürſten und unter ihrem Schutze und Schirm ſich befänden. Dürften ſolche Prälaten nach Gefallen die Kutte von ſich werfen und ſich verheirathen: ſo ſähen die katholiſchen Reichsſtände in der Mitte ihrer Unterthanen die Fahne des Ungehorſams aufgepflanzt, welcher um ſo mehr um ſich greifen könnte, da man ſelbſt für alle Obrigkeiten jene gehäſſige Freiheit fordere. In den Erblanden des römiſchen Königs und anderer katholiſcher Fürſten, gebe es Ritterſchaft genug, welche von ihnen ihre Güter zu Lehn trage, aber doch obrigkeitliche Rechte ausübe. Dieſer Adel ſollte nun nach Gefallen Aenderungen in Religionsſachen vornehmen? ohne Einwilligung ſeiner Lehnsherrn? Solche Dinge wären ſelbſt bei der Handlung zu Paſſau nicht verlangt, wo die Büchſen, Spieße und Hellebarden, ſo zu ſagen, vor der Thüre geſtanden. Sie zweckten ſchlechterdings dahin ab, den innern Frieden allenthalben zu zerſtören, welchen die Proteſtanten freilich überhaupt ſchienen in die Acht erklären zu wollen; denn ſie verlangten ja ſogar, daß die Unterthanen beider Religionstheile ihres Gewiſſens und Bekenntniſſes halber von ihren Obrigkeiten frei gelaſſen werden ſollten. Dadurch wäre der Aufruhr ſelbſt in Schutz genommen, und außerdem wüßten die Katholiſchen es nicht in ihrem Gewiſſen zu verantworten, wenn ſie nicht das Heil ihrer Unterthanen in dem Glauben, welchen ſie für den rechten annähmen, zu pflanzen ſuchen ſollten.

Die Verwandten des augsburger Glaubensbekenntniſſes erinnerten dagegen: Wenn der Gegentheil beſorge, daß mit der Freiheit der geiſtlichen Stände, zur proteſtantiſchen Parthei überzutreten, den Bisthümern und Stiften Gefahr drohe, weltlich zu werden, und von der Kirche abgeriſſen den Fürſten erblich zuzufallen: ſo wolle man von ihrer Seite gern die Verſicherung ſtellen, daß von dem Gute der Stifte, in welchen die Religion geändert würde, nichts entwendet, und nach dem Tode oder anderm Abſchiede des Prälaten ſo Wahl als Verwaltung den Capiteln ungeſtört bleiben ſollten. Nimmermehr aber dürfte man dem Verlangen weichen, daß die Geiſtlichen, welche evangeliſch würden, darum ihre Würden und Einkünfte verlieren müßten. Das hieße, von ihnen verlangen, daß ſie wider ihre Religionsverwandten feindlich handeln, daß ſie ihre eigene Sache mit großer Schmach ſelbſt verdammen, daß ſie bekennen möchten, ihre Lehre vom Glauben wäre der Kirchengüter nicht würdig, und was von denſelben bisher für ihre Religion verwandt worden, wäre wie ein Raub zu betrachten. Solche Schande wolle man ihnen aufbürden, die aus der heiligen Schrift beweiſen könnten, daß der Gegentheil das Kirchengut mit Gottesläſterung mißbrauche, die nur aus Liebe zum Frieden es zuließen, daß derſelbe bei ſeinen Geſetzen und Gebräuchen, bei ſeiner Habe bleiben dürfte. Nimmermehr würden ſie eine Schranke aufrichten, über welche der Menſch nicht zu ihrer Kirche, nicht zur ewigen Seligkeit gelangen könnte. Wäre doch kein Jude noch Türke, in welchem ſich einigermaßen ein Gemüth regte, und der nicht alle Welt zu ſeiner Religion bringen möchte. Darum wollten ſie auch Freiheit des öffentlichen Glaubensbekenntniſſes für die mittelbaren Stände, für die Ritterſchaft, und nicht nur für die Reichsſtädte, ſondern auch für die Hanſe und die andern Städte, ja auch für die

Unterthanen beider Religionstheile, für das Volk überhaupt.

Von beiden Partheien wurde nun mit deſto mehr Bitterkeit geſtritten, je weniger ſie ſich beſtimmt die Grundſätze dachten, über welche ſie im Streit lagen, und je mehr ſie deshalb ſich einander mißverſtehen mußten.

Offenbar ſtützten die Proteſtanten auf zwei Grundſätze, nach welchen ſie ſelbſt bisher nicht hinlänglich gehandelt hatten, zuletzt ihre Forderungen an die Katholiken. Sie dachten ſich nämlich, Freiheit des Glaubens, der Gewiſſen, ſolle der deutſchen Nation werden, ſie möchte der alten Religion oder dem augsburgiſchen Glaubensbekenntniß anhangen; aber zwiſchen dieſen beiden Partheien müßte ſchlechterdings die vollkommenſte Gleichheit der Rechte im Reich herrſchen. Welche politiſche Schwierigkeiten und Folgen damit verbunden ſeyn möchten, es wäre Chriſtenpflicht, jener Gewiſſensfreiheit jede Rückſicht zum Opfer zu bringen.

Die Katholiken hingegen, wenn ſie ſich beſtimmte Rechenſchaft über ſich ſelbſt abgelegt hätten, würden in einer politiſchen Furcht die Hauptquelle ihrer Beweiſe gefunden haben. Jene völlige Gleichſtellung der Proteſtanten mit ihnen, ſelbſt die Gewiſſensfreiheit der Unterthanen hätten ſie vielleicht zugegeben, wenn ſie nicht hätten fürchten müſſen, daß alsdann die evangeliſche Religion in der Reichsverwaltung die herrſchende, und unter der deutſchen Nation die allgemeine werden möchte. Die Proteſtanten, dachten ſie, können von einer Gleichheit und Religionsfreiheit beider Theile leicht reden. Welchen Antrieb würden die Reichsſtände unter ihnen haben, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren? müßten ſie dann nicht an dieſe ſo manchen Raub zurückgeben, wodurch ſie ſich bereichert haben? und zeigt ihnen die Rückkehr dagegen irgend einen Gewinn? Eben ſo läßt ſich erwarten, daß das katholiſche Volk, wenn es durch keine Feſſel gehindert wird, allenthalben in dichten Haufen zu der proteſtantiſchen Lehre ſtrömen werde. Schon das Neue an ſich reizt das menſchliche, vorzüglich das rohere Gemüth; überdies arbeiten viele Verführungsmittel für die neue Lehre; und erwachte auch endlich ein Theil des Volkes aus dem Zauber und ſehnte ſich nach ſeinem alten Glauben zurück, ſo fände es wahrſcheinlich ſeine alten Gotteshäuſer, wenn auch nicht in Trümmern, doch verödet.

So richtig allerdings dieſe Anſicht der Katholiken war, verdienten doch die Gründe der Proteſtanten eine größere Achtung. Wiewohl ſie die Duldung in der Religion nur auf die alte Kirche und die Verwandten der augsburgiſchen Confeſſion beſchränkten, wiewohl ſie auf unverantwortliche Weiſe während des Reichstages wiederholt äußerten, daß ſie unter dieſen lezten die

Calviniſten nicht mit begriffen, ſo waren ſie den Grundſätzen der Duldung und der Freiheit der Gewiſſen doch näher, als die Katholiken.

Aber welche Duldung die Billigern von beiden Partheien ſich auch einander beweiſen mochten, ſchwebte ihnen doch immer ein Zeitpunct vor, wo dieſelbe aufhören müßte. Beiden lag im Hintergrunde die Ueberzeugung, daß es ihnen chriſtliche Pflicht ſey, den Glauben des Gegentheils dereinſt auszurotten, indem es ſchlechterdings nur Eine chriſtliche Kirche geben könne. Auf jeden Fall ſollte immerhin nur noch ein Waffenſtillſtand geſchloſſen werden, aber er ſollte ein beſtändiger Friede heißen und als ſolcher gelten, weil der Zeitpunct, wo alle wieder zu Einer chriſtlichen Fahne zuſammengetrieben werden könnten, ſich immer weiter zu entfernen ſchien, und weil bis zu ihm aller Kampf fruchtlos bleiben mußte. Inzwiſchen wirkte jene Ueberzeugung gewiß mit dazu, wenn man ſich endlich darein ergab, auch diesmal nur mit einem ſcheinbaren Frieden aus einander zu gehen, und genug Stoff zur künftigen Zwietracht zurückgelaſſen zu haben.

Wirklich war die Erbitterung, mit welcher man über die Religionsfreiheit auch der Prälaten, auch der mittelbaren Stände und der Unterthanen ſtritt, ſo heftig, daß nur die Hoffnung auf künftigen vollendeten Sieg die Partheien zur Nachgiebigkeit bringen mochte.

König Ferdinand hatte mit großer Kunſt und Mäßigung ſchon acht Monate den Vermittler zu Augsburg gemacht, und verzweifelte an einem friedlichen Verein. Er äußerte daher, daß ſein Weg in die Heimath ſehr kurz und leicht ſey, und meldete durch einen beſondern Abgeordneten den angeſehenſten und näheren Reichsſtänden, daß er nach ſo vieler fruchtloſen Mühe, und bei ſolcher Trennung der Gemüther gerathen finde, die Religionsangelegenheit auf einen neuen Reichstag zu verſchieben. Allein von allen Seiten kam die Antwort, daß es nicht wohl gethan ſeyn werde, jetzt vor aufgerichtetem Frieden aus einander zu gehen, da man ſich wechſelſeitig doch mehr als jemals genähert habe. Zugleich regte ſich wieder der Argwohn der Proteſtanten, daß der Kaiſer im Grunde gar keinen Religionsfrieden wolle.

Der römiſche König begann ſeine Unterhandlungen mit neuem Eifer; aber auch er wich nimmermehr von dem Vorbehalt in der Religionsfreiheit, nach welchem die geiſtlichen Stände durch den Uebertritt zur evangeliſchen Lehre ihre Würden und Einkünfte verloren. Da erklärten endlich die Proteſtanten, daß ſie ihm, jenſeit der geſchehenen Bitte und Verwendung, hierin keine Form und kein Maaß zu ſetzen wüßten. Wenn er daher kraft der ihm vom Kaiſer verliehenen Vollmacht den geiſtlichen Vorbehalt in die Friedensurkunde aufnähme, ſo ſollte nur hinzugefügt werden, daß ſich die

Reichsſtände über denſelben nicht hätten vergleichen können.

Weil die Proteſtanten in dieſem Puncte nachgegeben, hofften ſie gleiche Gefälligkeit von dem Gegentheil in Hinſicht auf die Religionsfreiheit, welche ſie auch für die mittelbaren Stände und die Unterthanen gefordert hatten. Allein der Streit darüber wurde mit Bitterkeit fortgeführt, bis Ferdinand ein ähnliches Mittel zur Vergleichung wie bei dem geiſtlichen Vorbehalt glücklich durchſetzte. In einem Nebenabſchied erklärte er kraft der ihm übertragenen kaiſerlichen Vollmacht, daß der Geiſtlichen landſäſſige Ritterſchaft, eigene Städte und Communen, welche ſeit langer Zeit der augsburgiſchen Confeſſion und Religion anhängig geweſen wären, und dieſelbe öffentlich ausgeübt hätten, auch ihrer gegenwärtig noch öffentlich gebrauchten, hinfort von dieſem Glauben und dieſen Kirchengebräuchen durch niemand gedrungen, und dabei bis zur chriſtlichen, endlichen Vergleichung der Religion unvergewaltigt gelaſſen werden ſollten. Doch ward auch dieſer Handlung der kaiſerlichen Machtvollkommenheit hinzugefügt, daß ſich die Stände über den angeführten Punct nicht hätten vergleichen können, und von denen der alten Religion mancherlei Urſachen und Begehren dagegen vorgewendet wären.

Durch ſolchen Nebenabſchied wurde freilich auf keine Weiſe die Religionsfreiheit der Unterthanen in

Deutſchland begründet, wie die Proteſtanten ſie verlangt hatten. **Ferdinand** war gewandt genug geweſen, die Gefahr, womit eine ſolche Forderung die Macht der katholiſchen Reichsſtände bedrohte, einzig auf die geiſtlichen zu wälzen. Die Furcht, daß evangeliſche Unterthanen vorzüglich von dieſen gedrückt werden möchten, der Religionshaß wider dieſelben, die Schadenfreude, ſie von ihren eigenen Glaubensgenoſſen preisgegeben zu ſehen, trugen bei den Proteſtanten wohl viel dazu bei, daß ſie ſich mit dieſer ungeheuern Beſchränkung ihrer Forderung begnügten. Selbſt in den geiſtlichen Ländern wurde die Religionsfreiheit der Unterthanen nicht auf die künftige Glaubensveränderung ausgedehnt, ſondern auf den gegenwärtigen Zuſtand beſchränkt; und ſogar dieſer galt nicht einmal als reine Norm, ſondern die evangeliſche Lehre ſollte unter dem geiſtlichen Stabe nur da geduldet werden, wo ſie ſeit langer Zeit und jetzt noch blühte. Alſo der Uebertritt zur neuen Lehre kurz vor dem gegenwärtigen Zeitpunct gab noch keinen Anſpruch auf Duldung. Endlich war auch von einer Religionsfreiheit der Unterthanen überhaupt nicht die Rede. Sie ward nur den mittelbaren Ständen unter geiſtlicher Herrſchaft, nur Gemeinheiten unter den angegebenen Bedingungen verliehen.

Wiewohl dieſe Erklärung aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit nicht wie der geiſtliche Vorbehalt, in den Reichsabſchied ſelbſt aufgenommen wurde, mußte ſie für die geiſtlichen Stände doch eben ſo viel bindende Kraft haben, als dieſer Vorbehalt für die Proteſtanten. Allein beide Theile waren wenig geneigt, ſolche Feſſel zu ertragen, und es ergab ſich deutlich, daß an dem fünf und zwanzigſten Tage des Herbſtmonates (1555), da der Reichsabſchied öffentlich vorgeleſen wurde, nichts als ein Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Religionspartheien geſchloſſen worden. Eine völlige Gleichſtellung derſelben konnte einzig dereinſt einen fortdauernden Frieden zwiſchen ihnen begründen. Allein der Verſuch zu ihr in dem gegenwärtigen Zeitpunct hätte ſie unſtreitig auf immer unmöglich gemacht; denn die evangeliſche Parthei wäre in kurzem dadurch herrſchend geweſen. Ungefähr ein Jahrhundert ſpäter, da die alte und die neue Lehre ſich einander weniger fürchteten, und den Anhängern der erſten kein jugendlicher Zauber der letzten mehr gefährlich war, durften die Katholiken es wagen, in den evangeliſchen Reichsſtänden völlig gleiche Brüder anzuerkennen, ohne daß ſie ſich der Gefahr preisgaben, ſelbſt gänzlich zu verſinken.

Wiewohl jede der beiden Religionspartheien in der Ausſicht handelte, daß einſt ihr Glaube der triumphirende und die Seele der chriſtlichen Kirche ſeyn werde, nachdem dieſelbe in ihrer Einheit wieder hergeſtellt worden, ſo war es doch der ausgezeichnete Character des nun geſchloſſenen Religionsfriedens, daß er in dauernder Kraft bleiben ſollte, wenn auch kein Vergleich über die Religion ſelbſt je zu Stande gebracht würde. Die Reichsſtände von der alten Kirche und von der augsburgiſchen Confeſſion ſollten ſich der Religion wegen auch nicht im geringſten einander beſchweren. Auch ſolte den Unterthanen beider Partheien, welche des Glaubens wegen auswandern wollten, der Ab- und Zuzug und der Verkauf ihrer Habe gegen billigen Erſatz für Leibeigenſchaft und Nachſteuer, wie das Herkommen eines Ortes forderte, unverhindert ſeyn. Die eingezogenen Kirchengüter, welche unmittelbaren Reichsſtänden nicht gehörten, und zur Zeit des paſſauer Vertrages nicht mehr von Geiſtlichen beſeſſen wurden, aber zu ihren urſprünglichen frommen Zwecken fortdauernd verwandt waren, ſollten keinen Gegenſtand des Streites und einer Klage am Cammergericht mehr abgeben. An Oertern, wo die Religion des augsburgiſchen Glaubens galt, ſollte die ehemalige geiſtliche Gerichtsbarkeit nicht mehr ſtatt finden. In den Reichsſtädten, wo beide Religionen bisher im Gebrauch geweſen, ſollte es ihnen auch hinfort unbenommen bleiben. Die unmittelbare Ritterſchaft wurde gleich den Reichsſtänden in dieſen Frieden eingeſchloſſen. *)

Kaiſer Carl hatte auf den Geiſt der Verhandlungen zu Augsburg wenig Einfluß gehabt. Die Inſtru-

---

*) **Sleidan.** B. 25. C. 17—23. **Lehmann** vom Religionsfrieden. B. 1. C. 5. 6. 27 u. f. **Planck.** B. III. Th. 2. S. 523—544. **Schmidt.** Th. 6. S. 239—270.

ction für ſeine Abgeordneten auf dem Reichstage athmete eine Strenge der katholiſchen Grundſätze, welche ſonſt nicht an ihm bemerkt war. Hätte ſie die Parthei der alten Kirche wirklich geleitet, ſo wäre es nicht einmal zur Eröffnung der Unterhandlungen gekommen. Dies entging auch dem Kaiſer nicht; aber eben deswegen eilte er, ſeine ganze kaiſerliche Machtvollkommenheit zu dem Friedensgeſchäft an ſeinen Bruder Ferdinand zu übertragen, der es vollenden ſollte, ohne weitere Hinterbringung. „Ich fürchte,“ ſchrieb er, „daß von etlichen dermaßen beſchwerliche Puncte erregt werden, welche ich, wenn ich zugegen wäre, keineswegs billigen könnte, noch ſollte.“

Schon dieſe Aeußerungen deuteten an, daß jener Carl, welcher zu ſtolz war, irgend einem Widerſtande zu weichen, aufgehört hatte, zu walten. Alle übrige Kunde, welche ſich jetzt über ihn zum Erſtaunen der Welt verbreitete, beſtätigte ſolche Vermuthung.

Indem körperliche Leiden ihn feſſelten, hatte er ſich zu Brüſſel ſo in die Einſamkeit gezogen, daß nur ſeine königlichen Schweſtern und wenige Vertraute zu ihm gelaſſen wurden. Jedes Geſchäft wies er von ſich mit dem ſichtbarſten Ueberdruß. So geſchah, daß er neun Monate lang nicht dahin gebracht werden konnte, ein Schreiben, eine Urkunde zu unterzeichnen. Dadurch wurde in der Verwaltung ſo vieler Staaten ein Stillſtand verurſacht, der die ſchädlichſten Folgen haben mußte.

Bei aller Kraft ſeiner Natur, wovon ſeine lange, thatenvolle Regierung zeugt, war er doch urſprünglich weder zum Staatsmann, noch zum Feldherrn berufen. Er liebte es, in ſich ſelbſt zu verſinken, und die äußere Welt nur anzuſchauen, wenn ſie ſeiner Betrachtung oder ſeinen Trieben Genuß darbot: in ihm ſchlummerten alle Keime, aus welchen ein herrliches wiſſenſchaftliches oder künſtleriſches Leben aufblühen konnte.

Eben darum war er wenig gewandt in den Künſten der Welt, und erſchien der großen Menge der flachen Beobachter faſt blödſinnig, als ihn der Eintritt in die Jünglingsjahre auf Thronen führte. Von der Ehrbegierde, die jedem kräftigen Gemüth einwohnt, von dem Drang ſeiner Lage getrieben, entwickelte er bald ſeine großen Fähigkeiten, um als Staatsmann zu glänzen. Die Rolle, das Werk deſſelben, waren ſeiner urſprünglichen Anlage nicht ſo zuwider, als Kunſt und Arbeit des Feldherrn. Sobald er aber einſah, daß er ohne dieſe nicht den erſten Rang in der Welt werde behaupten können, zeigte er ſich groß als Feldherr und Krieger.

Nun regierten zwei Dinge ſein Leben und Weſen, nämlich ſeine unſprüngliche Natur, welche zu mächtig war, um ſich ganz zurückweiſen zu laſſen, und das für ihn künſtliche Treiben des Staatsmannes und Helden, welches er eben darum als Meiſter vollendete, weil er es mit Selbſtüberwindung vollbrachte. Er blieb ſich ſelbſt getreu, offen, ſtolz auf ſein eigenes Gefühl, und nur durch ſeinen eigenen Beifall befriedigt; aber in Geſchäften des Staatsmannes zeigte er ſich vieldeutig, voll Verſtellung, und mehr bemüht um die Bewunderung ſeiner Macht, als um eigene Achtung. Als Krieger ſchien er zur Unruhe geboren, im Lager aufgewachſen zu ſeyn, und war ein kühner Feldherr. Allein auch als ſolcher war er wahrhaftig groß nur durch die betrachtende Ruhe ſeiner Natur, und im Kriege raſtlos, hing er zugleich am einſamen Nachſinnen und am ſtillen Genuß der Liebe. In den dunklen Gängen der Politik und unter dem Donner des Geſchützes hegte er immer den idealiſchen Wunſch, in ländlicher Einſamkeit ſeiner urſprünglichen Natur wiedergegeben zu werden, und dachte ſich den Tag, wann er alle Kronen niederlegen könnte, mit freudiger Sehnſucht ſchon in den frühen Zeiten, wo bei ihm nichts eine ſolche Abſicht veranlaſſen mochte, als einzig ſein Gefühl, daß die Arbeit und der Ruhm, über viele Nationen und in verſchiedenen Erdtheilen glorreich zu herrſchen, ſein Gemüth nicht immer ausfüllen würden. Schon im Jahre 1542, als Don Franz von Borgia ihm ſeinen Entſchluß anzeigte, aus der Welt in die Einſamkeit zu ziehen, enthüllte er demſelben ſeinen Vorſatz, ein gleiches zu thun, ſobald ſein Sohn zu regieren vermöchte.

Eine unausbleibliche Folge von dem Mißverhältniſſe zwiſchen ſeiner ungeheuern Anſtrengung als Staatsmann, als Feldherr, und ſeinen natürlichen Neigungen, war die Zerrüttung ſeiner Geſundheit. Freilich lehrte in den frühern Jahren ſchon ſein Anblick, wie gewaltig auch ſeine phyſiſche Anlage ſey: der feſte und anmuthige Gliederbau ſeiner nicht beſonders hohen Geſtalt, ſeine ſtarken Schenkel und Arme voll eiſerner Kraft, ſeine breiten Schultern, ſeine flammenden blauen Augen, ſein kühnes Kinn, welches zu ſehr hervorragend, mit den Lippen, die nicht an einander ſchloſſen, ſeiner Anmuth Abbruch that, ſeine friſche Geſichtsfarbe, durch das hochblonde Haupthaar erhöht, alles dies zuſammen gab das Bild einer kraftvollen und reichen Natur: allein jener Zwieſpalt in ſeinem Leben, aus welchem die weſentlichen Erſcheinungen deſſelben hervorgingen, zerſtörte ſchon an ſich auch ſeine körperlichen Kräfte. Mit demſelben hing zuſammen, daß ſich Carl durch unmäßigen Genuß der Liebe ſchwächte; denn der Mann, welcher für ihre romantiſchen Freuden geſchaffen war, ſuchet, derſelben beraubt im Strudel der Welt und Arbeit, leicht ſeinen Erſatz in der Wolluſt und einer entarteten Phantaſie der Liebe.

Seiner urſprünglichen Beſtimmung getreu, und nun im ſechs und funfzigſten Jahr ſeines Alters durch

Krankheiten erſchöpft, indem die Geſchäfte durchaus allen Reiz für ihn verloren, indem der letzte Krieg mit Moriz von Sachſen ihn gelehrt hatte, wie wenig er ſeine Plane für die Größe ſeines Hauſes vollenden werde, ergab ſich der Kaiſer dem alten inneren Drange, von allen Geſchäften des Herrſchers befreit zu ſeyn.

Vielleicht ward dieſer Entſchluß noch durch einen Umſtand beſchleunigt, welcher ſeinem Herzen ſehr wehe thun mußte. Er hatte ſeinen Sohn Philipp allmählich an die Regierung zu gewöhnen geſucht, und ihm deshalb, als er ſich mit der Königin Maria von England vermählen wollte, das Königreich Neapel abgetreten. Sogleich offenbarte ſich, mit welchem engen Herzen Don Philipp herrſchen, mit welchem kleinen Geiſte er ſeine Herrſchaft bewachen werde. Er ließ ſeinem großmüthigen Vater melden, daß er die dortigen Beamten entlaſſen, und mit den Geſchöpfen ſeiner eigenen Gunſt die Stellen beſetzen wolle. Aehnliche Geſinnung verrieth er bei allen übrigen Gelegenheiten. Hätte Carl mehr rechtmäßige Söhne gehabt: ſo hätte er ſich vielleicht noch einmal in ſeiner Kraft erhoben, und den engherzigen Jüngling in den Staub getreten. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als zu verhindern, daß das ſchmählige Schauſpiel der Zwietracht zwiſchen Vater und Sohn ſich nicht vor der Welt entwickele, und dies wurde am ſicherſten bewerkſtelligt, wenn er alles, was Don Philipp begehren konnte, ihm hingab. Aber ſelbſt nach Brüſſel, wo es geſchehen ſollte, weigerte derſelbe ſich, eher zu kommen, als bis ausgemacht ſey, wie er daſelbſt gehalten werden ſolle.

Alle niederländiſche Stände waren in dieſe Stadt zuſammengerufen. Der Kaiſer redete ſelbſt in ihrer Mitte, indem er ſie an ſeinen Sohn, als ihren künftigen Beherrſcher überwies. Er ſprach von ſeinen Thaten, den beſtandenen Gefahren und Leiden, ohne Ruhmſucht, doch wahr und offen, einer großen Seele gemäß. 1555. Oct. 25: Auf ähnliche Art meldete er bald nachher den ſpaniſchen Provinzen, daß ſie hinfort in Philipp ihren neuen König ſo verehren ſollten, als ob Er geſtorben wäre. Freimüthig bekannte er, daß ſeine Kräfte zur Regierung nicht mehr hinreichten, und daß er ſchon früher ſeinen gegenwärtigen Entſchluß hätte ausführen ſollen. Herzlich legte er ſeine Hoffnung dar, daß glückliche Zeiten unter ſeinem Nachfolger bevorſtünden; aber doch lobte er an demſelben keine gute Eigenſchaft, welche ihm die Wahrheit nicht beimaß, nämlich nichts als ſeine vorſichtige Klugheit, ſeine Mäßigung, ſeine Gerechtigkeitsliebe. 1556. Jan. 16. *)

Alle ſeine Kronen konnte Carl auf Don Philipp übertragen, nur nicht die höchſte, die Kaiſerkrone. Es iſt ungewiß, ob er mit dem Wunſch, es zu können,

---

*) Sepulveda, L. XXX. §. 19—23.

ſeinen Neffen und Tochtermann, den Erzherzog Maximilian noch jetzt beſtürmte, da er von demſelben in den Niederlanden beſucht wurde. Seiner Hoffnung, Spanien und Deutſchland auf immer verbunden, und in dem letzten Reich die Einheit der Kirche wiederhergeſtellt zu ſehen, ſtand dieſer junge geiſtvolle Fürſt entgegen, der ſich zur Lehre der Evangeliſchen neigte, und welchem er deshalb jetzt beim Abſchiede ſeine religiöſe Denkart mit ſtrengem Tadel verhielt.

Nach der Reichsverſammlung zu Augsburg wollte Carl ſeinen Entſchluß, die Regierung Deutſchlands an ſeinen Bruder Ferdinand zu übertragen, mitgetheilt wiſſen; aber ſein Schreiben kam den Tag an, als der Reichsabſchied vorgeleſen werden ſollte. Er ließ dann, indem er in Vliſſingen auf günſtigen Wind zur Abfahrt nach Spanien harrte, eine Urkunde über ſeine Niederlegung der deutſchen Krone an die Reichsſtände ergehen: 1556. Sept. 7. Zugleich ernannte er eine angeſehene Geſandtſchaft, um die feierliche Handlung, dieſem Entſchluß zufolge, vor dem Reich und insbeſondere den Kurfürſten zu vollführen. *)

Als er den ſpaniſchen Boden betreten hatte, brannte er vor Ungeduld, in die Einſiedelei zu ziehen, welche er ſich längſt gewählet. Neben dem Mönchskloſter St.

---

*) Godelaevus ap. Schard. T. II. p. 647 sq.

Juſte, am Fuß des Gebirges Oroſpeda, hatte er ſich ein kleines Gebäude mit wenigen einfach geſchmückten Stübchen errichten laſſen. Es lag in anmuthiger Gegend und unter mildem, heiterm Himmel.

Ueber große Angelegenheiten der Reiche und häusliche Vorfälle ſeiner Familie ließ Carl ſich hier wohl noch benachrichtigen und befragen; doch litt er höchſt ungern eine Störung ſeiner Einſamkeit, und duldete nicht, daß ſeine geliebten Schweſtern bisweilen in ſeiner Nähe wohnten. Er beſchäftigte ſich mit ſeinem Garten, mit mechaniſchen Arbeiten, oder las die heilige Schrift, und war zugegen, wenn die Mönche ſie auslegten.

Im Drang ſeines Lebens hatte er unmöglich zu einer hellen Einſicht in die Religion gelangen können, welche in dieſem Zeitalter kaum das Eigenthum der höchſten wiſſenſchaftlichen Gemüther war; aber auch der Muth ſtarker Geiſter, womit ſie ſich über die dunklen Regionen ihres Wiſſens gleichſam hinausſchwingen, entſtand ihm in den Jahren der Schwäche. Durch Kaſteiungen, die ſeinen Körper mißhandelten, wollte er ſich jetzt des Himmels Gnade erwerben, und der ſchöne Geiſt der Duldung, welchen er einſt in Wittenberg und an Luther's Grabe bewies, war ſo von ihm gewichen, daß er jede Spur evangeliſcher Denkart in Spanien mit Grauſamkeit vertilgt wiſſen wollte.

Wiewohl er die Fehden mit den evangeliſchen Reichsſtänden nie als einen Religionskrieg geführt hatte, trübten dieſelben doch eben ſo ſehr ſeine religiöſen Anſichten, als ſie ſein Leben ihm widrig machten; denn durch ſie wurden die idealiſchen Entwürfe untauglich, welche einzig ihm den Beſitz und Gebrauch ſeiner ungeheuren Macht in einem reizenden Lichte gezeigt hatten.

Als **Carl** in ſeiner Einſamkeit ſtarb: 1558. October 11: lebten unter den Häuptern der Proteſtanten, welche gegen ihn gekämpft hatten, nur noch die beiden, deren Eiferſucht gegen einander beſonders dazu beitrug, daß er den Hauptkrieg wider dieſelben ſiegreich endigte: Landgraf **Philipp** von Heſſen, welcher emſig bemüht war, ſeine Wildbahnen zu verbeſſern, die ihm, nach ſeiner Klage, die Schelme von Bauern während ſeiner Gefangenſchaft verdorben hatten, und Ritter **Sebaſtian Schärtlin**, welcher bei der Nachricht von des Kaiſers Tode auf ſeinem Schloſſe Burtenbach ausrief: wo bleiben nun das Interim und die Verfolgung armer Chriſten? *)

---

*) Sepulveda L. XXX. §. 40—43. **Schärtlin.** S. 265.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Die Wirkungen der Reformation. Geſetze bei Beurtheilung derſelben. Durch ſie Begründung der evangeliſchen Freiheit, einer gleichformigeren Volksbildung, der deutſchen Cultur und Literatur. Ihr politiſcher Einfluß.

Ueber die guten und nachtheiligen Folgen der Reformation iſt viel geſtritten worden, zumal in unſern Tagen, wo der Kampf wider ſo manche poſitive Syſteme gewaltig an die ſtürmiſchen Zeiten der Glaubensverbeſſerung erinnerte. Man wird die uneinigen Urtheile über die Wirkungen einer ſolchen Begebenheit ins Unendliche ſpielen, wenn man nicht ſeine Anſicht einer feſten Regel unterwerfen will.

Je größer die Maſſe von Ereigniſſen iſt, welche mit der Reformation in Verbindung gebracht werden kann, deſto nothwendiger iſt, bei Beurtheilung ihrer

Wirkungen diejenigen aufzufaſſen, welche ſichtbar nur durch ſie entſtanden ſeyn können, ihr alſo ohne Zweifel weſentlich angehören.

Dann muß man ſeinen Standpunct da nehmen, wo dieſe weſentlichen Wirkungen ſich gleichſam in ihrer Vollendung zeigen. Um dies auszumitteln, gibt es ein untrügliches Kennzeichen. Wir dürfen nur unterſuchen, ob wir durch Zuſammenſtellung der Nachrichten über eine Begebenheit, die wir als Folge der Reformation anſehen, zur Erkenntniß einer Eigenthümlichkeit gelangen, wodurch ſie von allen übrigen Begebenheiten individuell unterſchieden werde, und ob ſich dieſe Erkenntniß nicht blos philoſophiſch wie ein Reſultat ausſprechen, ſondern in den Thatſachen ſelbſt für die Anſchauung darſtellen laſſe. Ueberhaupt iſt, wie dem nicht unbekannt bleibet, welcher in das Weſen der Geſchichte tiefer eindringt, nur da volle geſchichtliche Wahrheit, wo die hiſtoriſche Kunſt ihr Ganzes bilden kann, und wo volle hiſtoriſche Wahrheit erſcheint, da zeigen ſich auch die Begebenheiten in ihrer Vollendung.

Endlich iſt nichts einer beſtimmten Anſicht der Reformation und ihrer Folgen mehr zuwider, als wenn man das Streben der Männer, die eine vorzügliche Rolle in ihr ſpielten, oder gar unter ihre Urheber gerechnet werden, mit der Richtung der großen Begebenheit ſelbſt verwechſelt. Die moraliſche Schätzung jener

Männer iſt ganz was anders, als die hiſtoriſche. Nach dieſer werden ſie blos als Geſtalten genommen, die von der Nothwendigkeit des Ereigniſſes regiert werden.

Wenn man ſich dieſe Grundſätze gegenwärtig erhält, wird man ohne beſondere Schwierigkeit zu einem beſtimmten Urtheil über die Wirkungen der Reformation gelangen. Um ſie nicht ſogleich auf das Gröbſte zu verletzen, liegt uns nur ob, zu erinnern, daß wir den Standpunct für unſere Anſicht in der neuſten Zeit, und nicht unmittelbar hinter dem Religionsfrieden von Augsburg nehmen, welcher zur eigentlichen Gränze dieſer Arbeit beſtimmt wurde.

Eine wichtige und ſehr heilſame Wirkung der Reformation war: Sturz des Papſtthums durch die Erfindung der evangeliſchen Freiheit.

Es liegt in der Beſtimmung des Menſchen, daß er eine Gränze aufwirft, innerhalb welcher alles Heil, alle Weisheit wohnen ſollen, und daß er immerfort über dieſe Gränze hinausſtrebt. Das Papſtthum hatte jenen Trieb in ſeinen Sold genommen, um dieſen auf ewig unthätig zu erhalten. Wenigſtens in Betreff der Religion wollte es beide Triebe alſo brauchen, und hegte deshalb mittelbar gleichen Zweck für den Inbegriff der menſchlichen Natur, indem ſich alle Kräfte und Bildungen derſelben an der Religion aufrichten.

Auf die planvollſte Weiſe verfolgte es beinahe ein Jahrtauſend hindurch dieſe Abſicht mit immer tiefer greifendem Glücke, und unverkennbar blieb ſeine Leitung der wilden Völker in einem langen Zeitraume ſo Bedürfniß, als Wohlthat. Viele ſeiner Forderungen, manche ſeiner Gaben, verdienten als unmittelbarer Befehl, als ächtes Geſchenk des Himmels, geachtet zu werden. Allein die unendliche Macht, welche es vielleicht mehr auf preiswürdige als tadelnswerthe Art gewann, konnte durch keinen Zauber Entſchädigung für die Sclaverei der Geiſter geben, welche ſie bewirkt hatte und feſthalten mußte. Es ergab ſich indeſſen nicht, wie Rettung von ihrem Drucke möglich ſey. Wer ſich ihrem geiſtlichen Bann entzog, konnte leicht von den phyſiſchen Kräften, welche ihr allenthalben zu Gebot ſtanden, vernichtet werden. Sogar das heilige Feuer der Wiſſenſchaften, welches ſie ſelbſt hierhin und dorthin getragen hatte, war in Gefahr zu erlöſchen, wenn ſie es wollte. Daher daß ſie dies nicht wollen konnte; denn eben durch ihre höhere Cultur herrſchten die römiſchen Biſchöfe und ihr Anhang, und einer gänzlichen Barbarei hätte auch das Papſtthum erliegen müſſen; entſprang für dieſes ſelbſt eine Gefahr nach der andern. Wo die Wiſſenſchaft nicht gänzlich weggetilgt wird, da drängt ſie den Menſchen unaufhörlich hinaus über die poſitiven Gränzen. Wie kräftig und kühn indeſſen manche aufgeklärte Männer an die päpſtliche Macht ſtießen, blieb ſie in ihrer Grundlage doch unerſchüttert.

Ihr Kampf mit den Gelehrten war wenig mehr, als ein Streit der Schulen, um welchen Fürſten und Völker ſelten Sorge trugen. Jahrtauſende hätten noch verfließen können, ehe die päpſtliche Tyrannei vor dem bloßen Strahl der Wiſſenſchaften vergangen wäre. Auch die Erfindungen der neueren Zeiten, durch welche mit eine neue Welt möglich wurde, konnten an ſich ihr keinen weſentlichen Abbruch thun. Pulver und ſchweres Geſchütz vergrößerten allenthalben die Macht der Fürſten; aber von wannen ſollte dieſen das Gemüth kommen, ihre Kanonen wider die Grundfeſten des Papſtthums zu richten, wenn ſie auch den ärgſten Anmaßungen deſſelben Einhalt zu thun wagten? In der Buchdruckerkunſt war ein herrliches Mittel zur ſchnellen Verbreitung wiſſenſchaftlicher Reſultate erfunden; allein wo war das Volk, welches für ſie den Sinn hatte, daß ihnen ein Kreislauf möglich war? wodurch ſollte überhaupt dieſe Erfindung ein großes Leben gewinnen?

Das Zauberwort, evangeliſche Freiheit, wurde als Feldgeſchrei Volksmaſſen zugerufen. Sie bewegten ſich wider den gekrönten Mönch, und in der Tiefe wurde ſein Weltthron erſchüttert. Aus vielen gleichzeitigen Ereigniſſen und Erfindungen ſchuf die evangeliſche Freiheit eine feindliche ſiegreiche Macht wider die geiſtliche Univerſalmonarchie. Das ewige Recht der freien Forſchung ward dem menſchlichen Geiſte durch die Reformation wiedergegeben, und Sturz des Papſtthums wurde ihr eigenthümliches Werk, welches nur durch ſie möglich geworden.

Luther und ſeine Freunde, indem ſie von der evangeliſchen Freiheit begeiſtert ſprachen, forderten für alle Chriſten nun das Recht, aus dem heiligen Born ihres Glaubens ſelbſt ſchöpfen zu dürfen, und auch dieſes Recht eigentlich nur im Gegenſatz wider die päpſtliche Anmaßung, nicht wider ihre eigene, wider Stolz und Beſchränktheit der evangeliſchen Gottesgelehrten. Sie ahndeten nicht, welches große Geſchenk ſie ihren Zeitgenoſſen und den folgenden Jahrhunderten machten, und würden es verabſcheut haben, wenn ſie es erkannt hätten. Jener Geiſt der neueren Zeiten, welcher alles prüfet, und nichts auf Treue und Glauben achtet, iſt nur durch die evangeliſche Freiheit eingeführet: der Hauptzug im Character unſerer Jahrhunderte, die eben dadurch dem Papſtthum ſchlechterdings und nothwendig entgegengeſetzt ſind.

Mit der Begründung der evangeliſchen Freiheit durch die Reformation hängt eine andere eigenthümliche Wirkung derſelben zuſammen.

Es lag im Zweck und Geiſte des Papſtthums, daß es die Cultur, wodurch es das menſchliche Geſchlecht leitete, in ihren höhern Graden einzig einem Stande, dem geiſtlichen, und ſelbſt dieſem wieder nach Abſtufungen, anvertraut wiſſen wollte. Sobald die alte Litteratur und das römiſche Recht wieder aufgeblüht waren, konnte es freilich jene Abſicht nicht ganz durchſetzen. Indeſſen gab es doch, beſonders in den Ländern, wo wenige oder gar keine Reſte altrömiſcher Cultur waren, nur ſelten Kenner der Wiſſenſchaften, die nicht in die geiſtliche Politik wären eingeweiht geweſen. Durchaus aber ſah man keine wiſſenſchaftliche Vermittelung zwiſchen dem gelehrten Stande und der Maſſe eines Volkes. Eigentliche durchgängige Nationalcultur lag alſo gänzlich außerhalb aller Inſtitute des Papſtthums. Sie wurde erſt möglich, als die evangeliſche Freiheit alle ſeine Schranken durchbrach, und auch dem rohen Haufen eine Ahndung von einem höhern Wiſſen einſtrömte. In der heiligen Schrift wies ſie allen Chriſten, den gelehrteſten und unwiſſendſten im Volke, einen Mittelpunct an, wo ſie ſich zu einer geſammten Cultur vereinigen konnten. Auf die Art wurde auch die bürgerliche Gleichheit vorbereitet, das Gut, ohne welches die bürgerlichen Geſellſchaften nicht frei von drückenden Uebeln werden können.

Wiewohl in den Ländern, auf welche die Reformation keinen unmittelbaren Einfluß hatte, das Volk noch jetzt ſchlummert; wiewohl ſie in manchen Gegenden, wohin ſie nicht kam, durch den allgemeinen freieren Geiſt, welchen ſie erzeugte, gewirkt hat: ſo darf man bei dieſer Betrachtung doch nicht unerwähnt laſſen, daß jene Völker, deren Sprache ſich allmählig aus der altrömiſchen bildete, eben in ihr noch einen Faden beſaßen, welcher ſich durch alle ihre Stände ſchlang, und ſie zu jenen Mittheilungen, wodurch die Cultur auf die roheren hinabſteigt, hätte veranlaſſen können. Indeſſen blieben doch auch bei ihnen die Quellen der Religion, alſo die Hauptquelle aller durchgreifenden Cultur einer Nation, durchaus das Eigenthum einer fremden, einer gelehrten Sprache.

Solche Völker dagegen, welche die römiſche Cultur, mit ihr die Tyrannei, von ihren Gränzen zurückdrängten, welche eine Urnation blieben, und die reine Sprache ihrer Väter bewahrten, wo konnten ſie irgend ein Mittel zu einer durchgängigen Cultur finden, wenn ihre Religion einer fremden, einer ausgeſtorbenen Sprache hingegeben ſeyn ſollte?

Bei dieſer Betrachtung ragt die deutſche Nation vor allen hervor, welche die Reformation erzeugte, und von ihr das herrlichſte Geſchenk empfing, nämlich ihre deutſche Cultur und Litteratur.

Dieſe große Wirkung der Reformation liegt als ſo eigenthümliche Folge derſelben vor Augen, daß man ſchlechterdings nicht einmal abſieht, wie irgend etwas anderes ſie hätte herbeiführen können.

Die Freiheit, welche den evangeliſchen Deutſchen gegeben war, verwies ſie auf die göttlichen Schriften, und Luther riß durch ſeine Verdeutſchung von ihnen das Siegel, welches ſie bisher vor dem Volke verborgen gehalten hatte. Alle empfanden, dachten, erklärten die Satzungen des Himmels nun in der Sprache der Väter. Ein gemeinſchaftliches Band der Cultur umſchlang nun den Ritter und den Leibeigenen, den Diener Gottes und den Laien.

Offenbar iſt die deutſche Litteratur nebſt unſerer Sprache noch das einzige weſentliche Gemeingut, welches unſer zerſtückeltes Reich beſitzet, und ſchon darum iſt ſie von unendlichem Werthe, welcher nicht beſtritten werden mag. Sie entwickelt daneben einen andern bewundernswürdigen Character, daß ſie nämlich gleichſam eine Niederlage für die Geſammtcultur der Welt wird. Wenn Deutſchland für dieſe eine große Bedeutung durch ſein politiſches Leiden bekommen hat: ſo gewinnt es dieſelbe weit ruhmvoller durch die vorſtrebende Thätigkeit ſeiner Autoren und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Menge. Durch nichts hat die Reformation ſich ſo ſehr als Weltbegebenheit bewährt, als durch ihre Gründung der Litteratur der Deutſchen.

Was endlich die reinpolitiſchen Wirkungen der Reformation, ihren Einfluß auf das Daſeyn und die innere Verfaſſung von Staaten anbetrifft: ſo wollen wir nicht erwähnen, wie ihr eigenthümlicher Geiſt, der über jede poſitive Gränze zu dem Beſſern hinſtrebet, auch auf die politiſchen Verhältniſſe wirken mußte. Auch dürfen wir jene vielen politiſchen Erſcheinungen nicht erörtern, auf welche die Reformation offenbar und zum Theil wichtigen Einfluß hatte, als deren weſentliche und nothwendige Urſache ſie ſich aber nicht ausmitteln läßt. Nur der vornehmſten politiſchen Erſcheinungen, die ſchlechterdings ihr angehören, wollen wir gedenken.

Als das größte Verderben eines Staates wurde von jeher betrachtet, wenn in ihm ſelbſt nicht die höchſte Gewalt ruhet, die über alles in ſeinem Umfang gebietet; wenn gar eine fremde Macht gleichſam berechtigt iſt, ſeine eigenen Unterthanen wider ihn zu handhaben. Ein Blick auf die Geſchichte der meiſten Staaten im Mittelalter, auf das Verhältniß ihrer Kirchen zu dem römiſchen Biſchof, unterrichtet genug von ſolchem Unheil.

Die Reformation zwang zuerſt die Kirche unter den Staat, und gab ihm die nöthige Einheit. Sie zerriß das Band zwiſchen der Geiſtlichkeit eines Landes und einem fremden Haupte. Beſonders in Deutſchland begründete ſie ſich auf eine ſo eigenthümliche Weiſe, daß die Geiſtlichen in gänzliche Abhängigkeit von der Obrigkeit und ſelbſt von ihren Gemeinden kamen; daß ſie keinen Stand mehr ausmachen konnten, auf welchem gleichſam vorzugsweiſe der Geiſt Gottes ruhte; daß die evangeliſche Freiheit ſich auch durch den Ausſpruch Luther's bewährte, nach welchem alle wahre Chriſten ohne Ausnahme Prieſter und zum geiſtlichen Prieſterthum berufen waren.

Vom Volk und von der weltlichen Obrigkeit war die Reformation ausgegangen, und die Pfarrer hatten ſich größtentheils ihr widerſetzt. Blieben auch ſolche nach erfolgtem Uebergang einer Gemeinde zur evangeliſchen Kirche auf ihrer Stelle, und bequemten ſich in die neue Ordnung: ſo waren ſie wegen ihrer bewieſenen Anhänglichkeit an dem alten Syſtem einem fortdauernden Argwohn, auch Haſſe zu ſehr ausgeſetzt, um eine beſondere geiſtliche Macht in der Gemeinde zu erbauen. Unter der zahlloſen Menge von neuen Lehrern, die nach allen Gegenden hin ſowohl von Landesobrigkeiten als von Gemeinden aus der Wittenbergiſchen Pflanzſchule begehrt wurden, konnten nicht viele ſeyn, welche neben ihrer theologiſchen Kenntniß ſchon Feſtigkeit des Characters und Weltklugheit genug beſeſſen hätten, um in eine neue Lage und verwickelte Verhältniſſe verſetzt, ein großes Anſehen der Geiſtlichkeit ſtiften zu können. Wäre aber auch das Gegentheil der Fall geweſen: ſo war ſchon die Weiſe, wie ſie ihren Unterhalt fanden, jeder Stiftung des Ehrgeizes zuwider. Sie wurden größtentheils von den Gemeinden auf eine beſtimmte Zeit zu Lehrern gemiethet, und konnten nach Abfluß derſelben verjagt werden, wenn ſie ſich die Liebe ihrer Gemeinden nicht erworben hatten. Es machte faſt keinen Unterſchied, wenn auch die Prediger von der Obrigkeit ſelbſt beſtellt waren; denn ihre Beſoldung aus den geretteten Kirchengütern war zu karg zugemeſſen, als daß ſie nicht auf das Wohlwollen ihrer Gemeinden ſehr hätten rechnen müſſen. Endlich bedurfte die neue Lehre anfänglich zu ſehr des Schutzes der weltlichen Macht, Luther ſelbſt hatte dieſelbe zu ſtark aufgerufen, ſogar die Reinheit der Religion zu bewachen, als daß ſie die Geiſtlichkeit nicht unter ihrem Befehl hätte erhalten ſollen. Dies geſchah auf die beſte Art, indem in den proteſtantiſchen Ländern die Aufſicht über das ganze kirchliche Weſen an Conſiſtorien vertraut wurde, deren Mitglieder dem größten Theile nach nicht zum geiſtlichen Stande gehörten. Nur ſie beſaßen das eigentliche Bannrecht, durch welches die Prediger ſich furchtbar hätten machen können, und welches auszuüben ſie in den erſten Zeiten hier und dort eifrig geſtrebt hatten. *)

Indem die Reformation die glückliche Wirkung, daß die Einheit des Staats nicht mehr durch die Kirche gefährdet wurde, und ſtatt einer Prieſterkaſte, Volkslehrer im eigentlichſten Sinne die Leitung der Cultur mit übernahmen, beſonders für das evangeliſche Deutſchland, ihre urſprüngliche Heimath, ausbildete, wurde ſie auch unmittelbare Veranlaſſung zum Urſprung eines großen Reiches, in welchem ſich der Geiſt des Proteſtan-

---

*) Vergl. Planck. B. IV. S. 40—70.

tismus nach ſeiner eigenthümlichen Organiſation am lebhafteſten offenbarte.

Es iſt genugſam anerkannt, wieviel der preußiſche Staat den großen Tugenden ſeiner Herrſcher verdanke. Dennoch läßt ſich durchaus nicht abnehmen, wie eine Grundlage ſeiner Größe hätte entſtehen ſollen, wenn nicht Preußen mit der Mark Brandenburg in einem regierenden Hauſe verbunden wurde, welches wiederum ohne die Reformation nicht gelingen konnte, indem der Markgraf Albrecht von Brandenburg ſich nur durch ſie begünſtigt vom Hochmeiſter des deutſchen Ordens in einen Erbherzog von Preußen verwandeln konnte. Blos dadurch kam eine vollendete Souveränität in das Brandenburgiſche Haus.

Wir gedenken hier kaum der großen politiſchen Wirkungen, welche die Reformation in mehreren Staaten hervorbrachte. In Schweden wurde durch ſie das wahrhaft königliche Haus Waſa auf dem Thron erhalten, und der größte Held aus demſelben, Guſtav Adolph, vollendete dankbar ihr eigenes Geſchick in ihrer Heimath. Vergeblich hatte dies der däniſche König Chriſtian IV. verſucht, deſſen Haus die evangeliſche Lehre wenige Jahre nach ihrer Entſtehung aufnahm, und ohne ſie ſeine Königsmacht wohl nicht auf dem Ruin einer mächtigen Geiſtlichkeit feſter gegründet hätte. In Polen bewirkten die Lehren der Reformation nur Vermehrung der Partheien, ſo ſchnell ihre Anhänger zu einer gewaltigen Zahl anwuchſen; denn unter ihnen ſelbſt wüthete der Partheigeiſt, und es gab in dieſem Lande nie eine politiſche Ordnung, in welche die Reformation hätte eingreifen können. Eben ſo wenig wirkte ſie auf die Verfaſſung von Ungarn, weil der Kern der Nation ſeine Sprache nicht den neuen Ideen bequemte, wiewohl ſie ſich in vielen Gegenden mächtig ausgebreitet hatten. In dem helvetiſchen Bundesſtaate brachte die evangeliſche Revolution eine ähnliche Gährung, wie im deutſchen Reich hervor, und die Religionsfrieden wurden dort gleich bedeutend. Ihr wichtigſter Einfluß auch in politiſcher Rückſicht beſtand gewiß darin, daß ſie den Geiſt des helvetiſchen Volkes mit neuem Freiheitsgefühl eben zu jener Zeit ſtärkte, wo er in Gefahr ſtand immer feiler zu werden, indem es durch die italiäniſchen Kriege zwiſchen den Nebenbuhlern Carl und Franz gewöhnt werden, ſein Blut zu verkaufen. Man weiß, daß ohne die evangeliſchen Meinungen und ohne religiöſe Schwärmerei die Bewohner der belgiſchen Provinzen ſich ſchwerlich in den gefahrvollen Kampf mit dem ſpaniſchen Herrſcher gewagt hätten, und noch weniger wahrſcheinlich ſich eine holländiſche Republik würde gebildet haben, wenn die Oberherrn zu Madrid nicht die Fahne der katholiſchen Religion mit Hintanſetzung aller politiſchen Rückſichten getragen hätten. Mitgewirkt hat ohne Zweifel die Reformation, um die engliſche Freiheit auszubilden; denn ohne ſie wäre die Revolution unter Carl I.

kaum in Schwung gebracht. Die Proteſtanten widerſtrebten in Frankreich am längſten dem königlichen Deſpotismus, und erfriſchten den Geiſt der Nation, damit er wach für andere Zeiten bliebe. Als ein beiſpielloſes Verfahren ſie aus ihrem Vaterland verbannte, trugen ſie ihren Fleiß, ihre Kenntniſſe und Sitten in jenes Reich, welches vor allen den Namen des proteſtantiſchen Staats verdienet.

In Rückſicht auf die Verfaſſung des deutſchen Reichs trug die Reformation außer der Befreiung eines Theils der Stände von der römiſchen Hierarchie offenbar und vorzüglich dazu bei, daß die Mittelmacht in Deutſchland befeſtigt, und eine Souveränetät der Reichsſtände vollendet wurde, die zu den merkwürdigſten politiſchen Erſcheinungen in der Geſchichte gehört.

In allen Entwürfen Carl's V. in Hinſicht auf die Deutſchen herrſchte die Abſicht, dieſe Mittelmacht ganz wieder in die Claſſe von bloßen Unterthanen zurückzudrängen. Manche Aeußerungen von ihm und ſeinen vertrauteſten Räthen verrathen dieſelbe: ſelbſt diejenigen von den katholiſchen Reichsſtänden, welche ihm eine Zeit lang ſehr ergeben waren, hielten ſich von ihr überzeugt; die Art, wie er die Stände behandelte, wie er die katholiſchen und proteſtantiſchen wider einander brauchte, macht ſie wahrſcheinlich: und er hätte ſchwerlich über einen Kurfürſten das Todesurtheil ausgeſprochen, wenn er geneigt geweſen wäre, den deutſchen Fürſten irgend einen Schatten von Souveränetät beizumeſſen. Man ſieht auch gar nicht ein, wie der Kaiſer hätte umhin können, die ihm beigemeßne Abſicht zu hegen. In Spanien und in den Niederlanden hatte er mächtige Stände gefunden, und allenthalben gelang es ihm, ihr Anſehen zum Vortheil der königlichen Macht zu ſchwächen. In Deutſchland waren ſie durch die Begünſtigung von Jahrhunderten nur höher gewachſen; allein er traute ſich Muth und Kraft genug zu, ſie dennoch zu brechen, und war entfernt von dem Gedanken, daß er damit etwas anderes, als in ſeinen übrigen Staaten vollbringen, und eine wirkliche Herrſchergewalt zu Grunde richten würde. Endlich floß die ihm beigelegte Abſicht wider die deutſche Mittelmacht nicht nur nothwendig aus ſeiner politiſchen Anſchauung und Erfahrung, ſondern ſie war auch Bedürfniß für ſein Gemüth, das ſich immer mächtig nach Einheit drängte. Vorzüglich ſeine großen Plane, das bunte Gemiſch ſeiner belgiſchen Beſitzungen zu einem Ganzen zu bilden, ſind davon Zeuge, und gewiß hätte er nie ſo feurig gewünſcht, Spanien und Deutſchland auf immer vereinigt zu ſehen, wenn er nicht gehofft hätte, die kaiſerliche Gewalt werde ſich in dieſem letzten höher heben, wenn er je hätte vermuthen können, daß die ſtändiſche Macht daſelbſt ſich zu einer Gruppe ſouveräner Staaten umſchaffen werde.

Dazu trug die Reformation allerdings viel bei. Es geſchah bisweilen, daß die Proteſtanten dem Kaiſer gefälliger waren, ihn kräftiger unterſtützten, als die Katholiken; es gelang ihm manches eben deshalb durchzuſetzen, weil religiöſe Trennung die Reichsſtände entzweite; aber dies war ein vorübergehender kleiner Gewinn, gegen die ungeheuern Verluſte, welche die kaiſerliche Macht durch die Reformation erlitten hat.

Indem die proteſtantiſchen Fürſten auch in geiſtlicher Rückſicht gänzlich Herrn in ihrem Lande wurden und ſich durch das Kirchengut bereicherten, ſtellten ſie zuerſt das Beiſpiel der deutſchen Landesherrſchaft dar. Von der evangeliſchen Volksmaſſe konnte in den erſten Jahrhunderten nach der Reformation nicht erwartet werden, daß ſie ſich dem katholiſchen Kaiſer, als ihrem unmittelbaren König wieder nähern ſollte. Durch keine äußeren Umſtände, durch keine Entwürfe und Ideen hätte je ein ſo feſter Bund von Reichsſtänden bewirkt werden können, als der evangeliſche Körper auf dem Reichstage. Ihm gegenüber mußte ſich ein katholiſcher ſtellen, und das kaiſerliche Anſehen verwandelte ſich in ein beſchirmendes.

So zeigen ſich die Wirkungen der Reformation, wenn man ſie nach hiſtoriſchen Geſetzen würdiget; alſo erſcheinet die Begebenheit, deren höchſtes Lob iſt, daß alle die Länder, welche ſie nicht erſchüttert hat, noch jetzt an träger Entwickelung leiden.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Blick auf die Entwicklung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Einführung des Interims in die ſächſiſchen Kirchen unter Modificationen, wodurch der lutheriſchen Religion keine weſentliche Veränderung erwächſt. Einziger Geſichtspunct aus welchem die neue ſächſiſche Kirchenordnung mit Recht befehdet werden konnte. Die Lehre von der Rechtfertigung, durch die Bemühung das Interim einigermaßen annehmlich zu machen, nun Hauptquelle der Streitigkeiten proteſtantiſcher Theologen. **Oſiander.** Der Synergiſmus. Nothwendigkeit einer ſolchen Erſcheinung, wie **Schwenkfeld.** Der Sacrament-Streit. Betragen der weltlichen Macht bei dieſen Streitigkeiten. Die Concordienformel. Allgemeine Bemerkungen über die lutheriſche Theologie.

Wenn man die allgemeinen und großen Folgen der Reformation als wohlthätig preiſen muß, ſo wird man begierig auf das Urtheil, wie ſich das Syſtem der religiöſen Dogmen ſelbſt durch ſie entwickelte.

Nachdem die Entſtehung deſſelben in Luther's Gemüth, und die erſten Fehden, unter welchen es ſich fortbildete, neben der politiſchen und Kriegs-Hiſtorie der Reformation hier betrachtet worden, kommen wir in Betreff dieſer Frage zur lebhafteſten Einſicht, wenn wir den vornehmſten Streitigkeiten zuſchauen, welche während jener Zeiten, in denen wir der Reformation gefolgt ſind, und unmittelbar nach ihnen, zwiſchen den proteſtantiſchen Gottesgelehrten obgewaltet haben. *)

Eine der wichtigſten ſchließt ſich an die Geſchichte des Verhältniſſes zwiſchen Carl V. und Moriz von Sachſen.

Der Kurfürſt war der einzige unter den Reichsſtänden, welcher es wagte, der evangeliſchen Wahrheit und der politiſchen Klugheit wider den Kaiſer zugleich zu ſchonen, als dieſer nach dem Sturze des ſchmalkaldiſchen Bundes die Proteſtanten mit dem Interim drängte. Seine Stände, und vorzüglich ſeine Theologen, ohne deren Billigung jene gewiß nichts beſchloſſen, zu einer ſcheinbaren Annahme deſſelben, oder vielmehr nur derjenigen Artikel zu bewegen, welche den weſentlichen

---

*) Planck's Werk über die Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie u. ſ. w. in vier Theilen, iſt bei dieſem Capitel als einzige Quelle gebraucht worden.

evangeliſchen Lehren keinen Eintrag thaten, blieb indeſſen eine ſchwierige Aufgabe.

So ſehr die Theologen, an deren Spitze **Melanchthon** ſtand, vom Geiſte des Friedens beſeelt waren, und ſo ſchrecklich ihnen die Räthe des Kurfürſten die gefahrvolle Lage deſſelben gegen den Kaiſer und das einbrechende Blutvergießen ſchilderten, wenn das Interim verworfen würde, konnten ſie ſchlechterdings nicht umhin, ſich wider die meiſten Artikel deſſelben auf das Kräftigſte zu erklären, und die geheime Irrlehre aufzudecken, welche auch da verborgen lag, wo es mit der evangeliſchen Wahrheit ſcheinbar übereinſtimmte. Selbſt von den alten Ceremonien, auf deren Wiedereinführung es dringe, wäre die nachtheiligſte Wirkung zu befürchten, indem ſich einmal viele irrige Vorſtellungen daran gehängt hätten, welche das Volk nicht von ihnen ſondern würde. Mit großer Beſonnenheit fügten ſie endlich hinzu, daß in Betreff der unvermeidlichen Kriegsgefahr, wenn das Interim zurückgewieſen würde, jeder Fürſt mit ſich ſelbſt zu Rathe gehen müſſe, was er zur Vertheidigung der Kirche zu wagen, ſeiner Pflicht und ſeinem Vermögen gemäß achte. Ihnen liege nur ob, die Wahrheit zu bekennen, wenn ſie auch deshalb ins Elend oder in den Tod gehen müßten.

Nun berief **Moriz** ſeine Landſtände zuſammen, damit ſie reiflich erwägen und beſchließen ſollten, wie weit man dem Kaiſer in Hinſicht auf das Interim willfahren könnte. Allein ſie handelten nur nach Leitung der Theologen, die auch zu dem Landtage berufen waren. Sie erklärten dem Kurfürſten, daß jede Aenderung im kirchlichen Weſen, welche vom Interim eingegeben ſey, bedenklich wäre, und ſeinem Anſinnen, daß ſie nur die Artikel aufnehmen ſollten, welche die Gottesgelehrten ſchon als tadellos angegeben hätten, ſetzten ſie den Schluß entgegen, daß ihnen die Befugniß zu einer ſo wichtigen Handlung fehle, weil der Landtag nicht vollſtändig ſey.

Indem ſchon eine Mahnung des kaiſerlichen Hofes, das Interim einzuführen, an den Kurfürſten gelangte, indem der Kaiſer mit Bitterkeit ihm den Befehl ſandte, daß er Melanchthon, unter deſſen Namen ein Bedenken über daſſelbe erſchienen war, als den Urheber der Unruhen aus dem Lande jagen ſollte, bot ſich ſeinem erfinderiſchen Kopfe noch ein Ausweg dar, auf welchem er wenigſtens Zeit gewinnen konnte. Er veranſtaltete Verhandlungen zwiſchen den katholiſchen Biſchöfen von Naumburg und Meißen, welche zu ſeinen Landſtänden gehörten, und ſeinen lutheriſchen Gottesgelehrten: wie durch Wahl und Veränderung einiger Artikel eine Geſtalt des Interims gewonnen würde, welche den ſächſiſchen Kirchen genehm ſeyn möchte?

Es ließ ſich vorausſehen, daß aus den Verhandlungen dies bezweckte Reſultat nicht hervorgehen werde;

aber ſie führten auf ein neues Mittel, gegen den Kaiſer auf die gerechteſte Weiſe Zeit zu gewinnen. Die beiden katholiſchen Biſchöfe erklärten nämlich, daß bei dem ſehnlichſten Verlangen, ſich über das Interim zu vergleichen, ſie nicht einmal befugt wären, daſſelbe anzunehmen, wenn die ſächſiſchen lutheriſchen Kirchen es ſich ſelbſt unverändert gefallen laſſen wollten. Nach demſelben ſollten die proteſtantiſchen Prediger beweibt bleiben dürfen, den Laien das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt erlaubt ſeyn. Nun durften die Biſchöfe weder den beweibten Geiſtlichen ordiniren, noch den Kelch für Laien geſtatten, ohne beſonderes Indult vom Papſte, und dieſes war noch nicht bewirkt, wiewohl der Kaiſer es verheißen hatte. Durch dieſen Vorwand, zu welchem die Biſchöfe von Naumburg und Meißen ſelbſt lebhaft riethen, konnte Moriz die verzögerte Einführung des Interims gerechtfertigt achten. Doch hatten ſich inzwiſchen auch die Gottesgelehrten und die Landſtände des Kurfürſtenthums mehr an den Gedanken gewöhnt, daß ihrem religiöſen und kirchlichen Weſen eine Abänderung, dem Interim gemäß, bevorſtehe, und wirklich konnte Moriz endlich im Julius 1549 auf eine neue Kirchenordnung hinweiſen, die er den kaiſerlichen Befehlen zufolge in ſeinem Lande angerichtet habe.

Schon der Umſtand, daß auf ſein Anſtiften dies neue Syſtem geſchaffen war, mußte alle eifrige lutheriſche Seelen im voraus dagegen einnehmen, und es bedurfte nur des Geſchreies, daß die ächte Lehre von der Rechtfertigung dadurch aufgeopfert ſey, um es allgemein verhaßt zu machen.

An dem himmliſchen Strahl, welcher in Luther's Seele fiel, als er ausrufen konnte: ich glaube eine Vergebung der Sünden! hatte ſich die ganze Reformation entzündet. Auf einmal fühlte ihr Urheber die Angſt verſchwunden, welche ihm beim Anblick der ungeheuern Klüfte überfiel, die ihn bei allem guten Streben vom Ziele der ſittlichen Natur entfernt hielten. Die Gnade Gottes trug ihn über dieſelben hinweg zu dem Gefühl einer ſeligen Vollendung, trotz ſeiner Ohnmacht. Aber deſto tiefer empfand er auch, daß dieſe Gnade alles ſchaffe, und daß ſeine urſprüngliche Kraft ihm ſo viel wie nichts nütze zur Erreichung des Zieles. Nur der gute Wille ſey an dem Menſchen zu ſchätzen, wiewohl auch er ein ſo geringes ſey, daß er keine bewegende Kraft für Gott zur Ertheilung ſeiner Gnade haben könne. Dieſe bleibe ein ewig freies, ganz reines Geſchenk, und der Glaube allein rechtfertige.

Der katholiſche Lehrbegriff dagegen geſtattete allerdings ein Verdienſt des Menſchen bei ſeiner Rechtfertigung, welcher mit eigener Kraft zu derſelben wirken müſſe, und gleichfalls ſeiner ſelbſt wegen, nicht blos um des Verdienſtes von Chriſtus willen, die Gnade Gottes erhalte.

Weſentlich beſtand hier der Unterſchied zwiſchen dem lutheriſchen und katholiſchen Lehrbegriff darin, daß jener das Gefühl des unendlichen Abſtandes zwiſchen dem, was wir durch eigene Kraft ſeyn können, und was wir ſeyn ſollen, vergeblich ſtrebte in einen dogmatiſchen Satz zu faſſen, dieſer hingegen dem religiöſen Gefühl Abbruch that, indem er ſtatt deſſelben wirklich einen Begriff aufſtellte.

Dieſer weſentliche Unterſchied verrieth ſich ſogleich durch viele Zeichen. Alle diejenigen, welche die lutheriſchen Ausſprüche nicht mit dem unendlichen Gefühl ihres Urhebers bewahrten, und ſie wie einen trocknen Lehrſatz vertheidigen wollten, machten ſich entweder bei allem Scharfſinne einer Inconſequenz ſchuldig, oder mußten auf die abgeſchmackteſten Behauptungen gerathen, und es zu einem Lieblingsausdruck wählen, daß der Menſch ſich bei dem Geſchäfte der Rechtfertigung ganz wie ein Klotz verhalte, und gute Werke durchaus nichts zur Seligkeit beitrügen. Luther ſelbſt, welcher das Grundgefühl ſeines Syſtems, eben weil es ein ſolches bleiben mußte, vergebens ganz in Ausdrücken hinzugeben bemüht war, erſchien bisweilen wild und ſeltſam in Behandlung ſeiner Hauptlehre.

Für die Wirkung auf das menſchliche Herz verrieth ſich gleichfalls ſogleich jene weſentliche Verſchiedenheit. Weil das katholiſche Dogmenſyſtem einmal eine Würdigkeit des Menſchen mit einem bewegenden Einfluß auf die Gnade Gottes annahm, ſo lag ihm der Satz nahe, daß, wie jene Würdigkeit, ſo auch dieſe Gnade des Himmels, ihre Grade haben müſſe, daß alſo der Menſch, welcher nie der Rechtfertigung ganz würdig ſey, ſich jener nie mit feſtem Glauben erfreuen dürfe. Die lutheriſche Lehre dagegen, welche das menſchliche Verdienſt bei dem Werke der Seligkeit in gar keinen Anſchlag brachte, verbannte jenen traurigen Zweifel und die Abſtufungen in der göttlichen Gnade. Wer den Glauben an ſie beſaß, dem war ihre Fülle geworden. Demüthig, aber frei, furchtlos und ohne Zweifel über ſein Schickſal, ſtand ein ſolcher Begnadigter vor dem Angeſicht des Himmels.

So weſentlich dieſe Verſchiedenheit zwiſchen den Lehren der katholiſchen und der lutheriſchen Kirche über die Rechtfertigung wär, bedurfte es doch, um ſie in ihrer Wichtigkeit einzuſehen, einer zu geübten und ſcharfen Denkkraft, als daß ſie dem großen Haufen hätte ſichtbar werden können. Es war deshalb nicht ſchwer, eine Formel zu finden, mit welcher beide Lehren zufrieden ſeyn konnten, und wirklich war ſie im Interim aufgeſtellt worden.

Allein die ſächſiſchen Gottesgelehrten waren weit entfernt, die Grundveſte der lutheriſchen Dogmen durch Schleichkünſte zu behaupten. Während der ganzen Verhandlung erklärten ſie wiederholt, daß ſie nimmermehr von der reinen lutheriſchen Lehre im Artikel von der Rechtfertigung abgehen würden. Nur in ſofern bequemten ſie ſich dem Interim in der neuen Lehrform, welche für die ſächſiſchen Kirchen aufgerichtet wurde, daß ſie jene ſtarken Ausdrücke vermieden, in welchen Luther ſein religiöſes Gefühl ausgeſprochen hatte. Melanchthon bediente ſich nicht der Formel, daß der Glaube allein ſelig mache. Auch ſprachen er und ſeine Genoſſen der innern Beſſerung des Menſchen nicht alles Verdienſt ab, wiewohl ſie ihr keinen bewegenden Einfluß auf Gott zur Ertheilung ſeiner Gnade beimaßen; und nach derſelben Anſicht behaupteten ſie, daß gute Werke zur Seligkeit nothwendig ſeyen.

Was das kirchliche Syſtem anbetrifft, ſo erkannte man in der neuen ſächſiſchen Ordnung die alte hohe Macht der Kirchenverſammlungen, die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe über die geſammte Geiſtlichkeit, und ihr Recht, die übrigen Kirchendiener zu ordiniren. Allein alles dies galt nur von der wahren chriſtlichen Kirche, die im heiligen Geiſt verſammelt wäre, und nichts wider den Sinn der heiligen Schriften entſchiede, nur von ächtapoſtoliſchen Biſchöfen, welche der evangeliſchen Lehre ſich zugethan bewieſen.

Aus den Gebräuchen und Ceremonien, welche das Interim gebot, wählte man die weniger gehäſſigen, und von allen, die man wieder aufnahm, ſchied man ſorgfältig jede abergläubiſche Zuthat.

Daß troß dieſer Beſchaffenheit der neuen ſächſiſchen Kirchenordnung ein allgemeines Geſchrei wider dieſelbe entſtand, war natürlich, weil zu derſelben Zeit das Interim von dem Kaiſer in Oberdeutſchland mit Gewalt eingeführt wurde, und man eben jetzo, da die Plane des jungen Kurfürſten zur Rettung Deutſchlands wider Habsburg und die papiſtiſche Lehre noch tief verborgen lagen, in ſeiner haſtigen Handlung, das Interim in Sachſen einzuführen, nichts als die Vollendung ſeiner Verſchwörung wider den evangeliſchen Glauben erblicken konnte. Auch waren die Veränderungen, welche die neue ſächſiſche Lehrform aufgenommen hatte, der Art, daß ſie der lutheriſchen Volksmaſſe leicht als Greuel dargeſtellt werden mochten. Es konnte aber nur Folge eines ſehr individuellen Verhältniſſes ſeyn, wenn ein gelehrter Theolog in Wittenberg ſelbſt, ein Mann, der vertraut mit Melanchthon gelebt hatte, wegen der neuen ſächſiſchen Lehre einen wiſſenſchaftlichen Krieg mit Heſtigkeit anfing.

Flacius, Profeſſor der hebräiſchen Sprache, ergriff dieſe Rolle wohl nur deshalb, weil er zu allen den Handlungen, welche das Interim für die ſächſiſchen Theologen veranlaßte, nicht berufen war, wodurch ſein unruhiger Ehrgeiz ſich beleidigt fühlte. Er begab ſich von Wittenberg nach Magdeburg, wo der Haß wider das Interim am höchſten flammte, und jeder freche Muthwille wider Moriz und den Kaiſer für einen chriſtlichen Triumph gehalten wurde.

Unverſchämt war die Klage von Flacius und ſeinen wüthenden Mitgefährten wider Melanchthon und ſeine Genoſſen, daß dieſe die rein-lutheriſche Lehre über die Rechtfertigung und andere weſentliche Artikel verfälſcht, und beſonders durch ihren Beſchluß über die Macht der Kirchenverſammlung das tridentiniſche Concilium mit mehr Kraft wider die evangeliſchen Kirchen hätten bewaffnen, und ſchon dadurch das ganze Papſtthum ihnen wiederbringen wollen.

Der Ungrund dieſer Beſchuldigungen lag ſo am Tage, daß die wüthende Hauptparthei ſelbſt ſie allmählig fallen laſſen mußte; aber deſto hitziger verfolgte ſie nun eine andere Anklage, die auch von billigen Männern unter den proteſtantiſchen Gottesgelehrten und von mehreren Seiten aufgenommen wurde.

Dieſe beſtand anfänglich darin, daß die Urheber der neuen ſächſiſchen Kirchenordnung mehrere Ceremonien und Gebräuche wieder eingeführt hätten, die ohne Zweifel ein papiſtiſcher Aberglaube wären, und durch Luther als unverträglich mit der evangeliſchen Wahrheit gebannt wären. Allein dieſe Wendung der Fehde verlor gleichfalls ihre vornehmſte Kraft, als jene Kirchenordnung bekannt wurde, und ſich ergab, daß man in ihr keine Gebräuche als ſtatthaft anerkannt hatte, die nicht von unverdächtigen lutheriſchen Geiſtlichen in andern Gegenden Deutſchlands, als völlig gleichgültig ſchon betrachtet waren.

Die einzige Fehde, welche dann noch wider Melanchthon und ſeine Genoſſen übrig blieb, war die Behauptung, daß unter den Umſtänden, unter welchen ſie gehandelt hätten, nichts gleichgültig, und in irgend einem Puncte nachgeben, ſchon ein Verbrechen wäre.

In der That war hier ein Geſichtspunct gegeben, aus welchem man die Verfaſſer der neuen ſächſiſchen Lehrform mit Glücke wirklich beſtritt oder beſtreiten konnte. „Wie gleichgültig, mochte man ihnen vorwerfen, Euch, Eurem Scharfſinne die wieder geſtatteten Ceremonien und Gebräuche auch erſcheinen mögen: ſo ſind es keinesweges für viele tauſende von lutheriſchen Seelen. Der gemeine Sinn, welcher bei evangeliſchen Chriſten, in der evangeliſchen Kirche wieder Gebräuche ſieht, von welchen er entwöhnt wurde, weil ſie ein Werk des Papſtthums ſeyn ſollten, wird mit Recht glauben, daß ſie entweder ehemals mit Unrecht verworfen, oder jetzt mit Unrecht wieder eingeführt ſind, und daß der ganze Unterſchied zwiſchen evangeliſcher Wahrheit und den päpſtlichen Lehren auf gleich ſchwankenden Berechnungen beruhe. Auch werden dieſe ſogenannten gleichgültigen Ceremonien auf den gemeinen Sinn, der immer nach Zweckmäßigkeit und Bedeutung ſtrebet, doch irgend einen Eindruck machen. Er wird bei Eurem Unterricht, welcher alle abergläubiſche Vorſtellungen davon trennen ſoll, deshalb fragen, warum denn dieſe Gebräuche als ein völlig gleichgültiges, alſo auch überflüſſiges, alſo auch belaſtendes Ding wieder aufgenommen ſind? ob es mit der Religion ſich alſo verhalte, daß man von ihr etwas wegnehmen, und ihr etwas hinzuthun könne, nach Willkühr? Dann werdet Ihr, um dieſer gefahrvollen Frage, die allen chriſtlichen Glauben untergraben kann, zu begegnen, wohl dem gemeinen Sinn die Räthſel der Politik aufſchließen, und ihm ſagen, daß Ihr jene gleichgültigen Dinge blos deswegen in die Kirche aufgenommen habt, weil Kaiſer Carl ſonſt Sachſen mit Krieg überzogen, weil er vielleicht das ganze Daſeyn der evangeliſchen Parthei in Gefahr gebracht hätte... Wir glauben nicht, daß dieſe Entſchuldigung auf den gemeinen Sinn irgend einen Eindruck zu Eurem Vortheil machen werde, und wünſchen es nicht; denn bei ihm wankt alle Religion, wenn er glaubt, daß irgend weltliche Rückſichten in Sachen, die Ihr angehören, obwalten dürfen, und es könnte eher geduldet werden, daß er bei der heiligen Oelung, die ihr nun wieder vielfach verſtattet, an eine magiſche Kraft glaube, daß er den Chorrock des Prieſters, die vielen Lichter auf den Altären, wieder als heilige Dinge betrachte... Fühlt

Ihr aber nicht, auch ohne dieſe Beſorgniß, das Unwürdige in Eurer Rechtfertigung? Wir wollen Euch anſehen, als ob Ihr wirklich durch Eure Satzungen das größere Uebel, die Gefahr eines neuen Krieges vermieden hättet, ſo unwahrſcheinlich es iſt; denn der Kaiſer hätte ſich, wenn er des Kurfürſten guten Willen, ihm bequem zu ſeyn, geſehen, wohl beruhigt, bis andere Umſtände ihm einen neuen Krieg in Deutſchland verleiteten. Aber hättet Ihr dann jenes nicht durch Betrug bewirkt? nicht durch eine Täuſchung, indem Ihr den Kaiſer, die katholiſche Parthei überredetet, daß ſich die Evangeliſchen der alten Kirche wieder näherten? In der Politik mag man mit ſolchen Täuſchungen handeln; aber das Heiligſte, was die Erde kennt, ſelbſt auch nur in ſeinen äußeren Erſcheinungen dazu mißbrauchen, iſt ein Frevel, welchen Ihr nur durch ein reuiges Bekenntniß Eurer Schuld vor der ganzen lutheriſchen Kirche ſühnen könnet. Wie konntet Ihr euch ſo weit von dem richtigen Gefühl verirren, welches Ihr anfänglich ſo lebendig gegen den Kurfürſten ausſprächet, nämlich, daß es nichts Gleichgültiges auch in den Gebräuchen der Kirche gebe, und für Euch keine Rückſicht obwalten dürfe, als das Bekenntniß der Wahrheit?“

Indem die Gegner Melanchthon's ähnliche Gründe wider ihn vortrugen, konnten ſie nicht umhin zu bemerken, daß ihm bei mehreren Gelegenheiten Winke entfallen waren, wie er überhaupt die ganze äußere

Begleitung der Religion für eine Sache halte, die keiner heftigen Fehde werth ſey, wie eben ſie der hellen Einſicht im Wege ſtehen könne.

Es ergibt ſich aus der Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie, daß die evangeliſche Religion durch ihre beiden erſten Häupter die zwiefache Eigenthümlichkeit ihrer Wirkung erhielt; Luther verlieh ihr die Macht, einen frommen Alles erfüllenden Glauben und Kühnheit im Handeln zu ſtiften; Melanchthon gewöhnte ſie an eine Freiheit des Urtheils, das immer zu neuen Begriffen aufſtieg. Seine Aengſtlichkeit, bei der lutheriſchen Lehre treu zu beharren, half daher dieſem letzten nicht; denn er wurde nothwendig von ihr weggezogen. Er veränderte ſie ſchon durch das Beſtreben, ein Dogma vor der klaren Einſicht zu rechtfertigen, welches Luther wie ein genialiſches Gefühl hingeſtellt hatte. Von dem geſchwornen Schüler deſſelben konnte Melanchthon deshalb ſogar einigermaßen angeklagt werden, daß er der lutheriſchen Lehre von der Rechtfertigung untreu geworden ſey. Indem er das unendliche Gefühl ſeines todten Freundes von der Formel, daß der Glaube allein ſelig mache, entfremdete, und es in Begriffe auflöſete, war das Dogma nicht mehr daſſelbe, wiewohl kein anderer Begriff, als der aufgeſtellte, in ihm liegen konnte.

Nachdem man einmal angefangen hatte, das Grundgefühl in der lutheriſchen Religion über die Rechtfertigung als etwas Begreifliches zu erläutern, war der Antrieb gegeben, daß man alles begreifen wollte, auch die eigentlichen Myſterien der chriſtlichen Religion. Die Lehre von der Rechtfertigung blieb auch der Punct, auf welchem ſolche Verſuche vorzüglich ruhten.

Niemand war mehr geeignet, als **Oſiander**, durch ein Syſtem, welches die Geheimniſſe der Offenbarung enträthſeln ſollte, zu glänzen. Er beſaß Gelehrſamkeit genug, um ſeinen Scharfſinn mit neuen Erklärungen der heiligen Schrift unterſtützen zu können. Seine Einbildungskraft war lebendig, und ein Bild galt ihm ſtatt eines Beweiſes; ſeine Sprache war ſo feurig und hinreißend, daß er ſich ſelbſt durch ſie täuſchen konnte. Sehr wehe that es ſeiner Ruhmbegierde daß die erſten Palmen unter den Reformatoren ſchon vergeben waren, und mit Bitterkeit ſah er die Sclaverei, mit welcher die meiſten evangeliſchen Gottesgelehrten den wittenbergiſchen Häuptern nachſprachen. Auch hatte der Schritt, daß er ſein Predigeramt in Nürnberg niederlegte, um nicht dem kaiſerlichen Interim gehorſam ſeyn zu müſſen, ſeinen Ruhm gehoben, ſo wie ſeinen Stolz die außerordentliche Gunſt, mit welcher ihn Herzog **Albrecht** von Preußen in Königsberg aufnahm, und in die erſte theologiſche Lehrſtelle der Univerſität ſetzte. Er wollte wie ein neuer Stern der Glaubensverbeſſerung den Norden durchſtreichen.

Von ſeiner eigenthümlichen Lehre über die Rechtfertigung ſollte ſein Ruhm vorzüglich ausgehen.

Er behauptete nämlich, daß nach dem Sinne der heiligen Schrift unſere Rechtfertigung darin beſtehe, daß der Menſch von Gott wirklich gerecht gemacht werde. Dieſe innere Verwandlung ſey ſchlechterdings das Hauptgeſchäft, wiewohl auch eine beſondere Losſprechung des Menſchen um des Verdienſtes von Chriſtus willen erfolge, die übrigens mit jener Rechtfertigung weder als Wirkung und Urſache, noch der Zeit nach zuſammenhange, nur daß die Losſprechung uns nichts nütze, bis die innere Rechtfertigung erfolgt ſey. Chriſtus habe jene vor vielen Jahrhunderten bewirkt, indem er durch ſein Leiden und Sterben das Geſetz erfüllt hätte. Dieſes wäre eine allgemeine Handlung zur Befriedigung Gottes geweſen. Aber ein zweites Amt des Heilands beſtehe nun darin, daß er ſich zu uns herumgewandt habe und mit der ſchuldigen Parthei handle, damit ſie ſich durch Tödtung der Sünde im Fleiſch jener uralten Gnade würdig mache; und ſo erfolge der eigentliche Handel unſerer Rechtfertigung.

Von der bisherigen lutheriſchen Lehre wich alſo Oſiander zuerſt in ſofern ab, daß er die Entſühnung des Menſchen vor Gott als längſt vollbracht anſah, die nun nicht mehr mit jedem einzelnen Chriſten vorgehe, auch in den heiligen Schriften nicht als eine

Rechtfertigung, ſondern als Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts vorkomme.

Wenn dieſe Behauptung ſich nur zu einem Streite nach exegetiſchen Gründen eignete, ſo that jene Vorſtellung keinen Eingriff in das Weſen der lutheriſchen Lehre. Oſiander leugnete durch ſie nicht, daß die Gottheit unmittelbar auch bei jedem einzelnen Menſchen dazu thun müſſe, um ihn als gerechtfertigt anzuſehen; aber er nannte erſt dieſe Handlung, welche die lutheriſchen Theologen als die Erneuerung und Heiligung des Menſchen betrachteten, die Rechtfertigung deſſelben. Auch räumte er dabei dem Glauben, welcher die hohe Gnade des Heilands mit Dank annehme, ſeine volle Kraft ein. Nun würden wir durch dieſen Handel der Rechtfertigung nicht blos für gerecht erklärt, ſondern weſentlich gerecht gemacht.

Es war zweifelhaft, ob ſelbſt dieſe Vorſtellung, ſo lange man ſie einfach nahm, den lutheriſchen Ideen widerſprach; aber Oſiander ging weiter, und wollte es gleichſam phyſiſch erklären, auf welche Art der Heiland durch eine beſondere Handlung die einzelnen Menſchen weſentlich gerecht mache.

Durch nichts ſcheint er mehr bewegt worden zu ſeyn, als durch das dunkle Gefühl vom Ideal der Menſchennatur, welches jeder Chriſt in ſich aufzuſtellen bemüht ſeyn müſſe. Vor allen theuer war ihm daher die Sage der heiligen Schrift, daß der Menſch von Gott als ſein Ebenbild geſchaffen ſey, und daß er zu dieſem Ebenbilde wieder erneuert werden ſolle. Deshalb bot er allen Scharfſinn auf, um darzuthun, wie dieſes durch die Rechtfertigung möglich ſey. Weil doch einmal, war ſeine Gedankenfolge, eine Vereinigung der menſchlichen und göttlichen Natur in Chriſtus ſtatt gefunden hat, ſo war das Ideal der Menſchheit unſeres Heilandes nothwendig von Ewigkeit unter den Ideen Gottes. Sie war ſein Ebenbild, das daher gänzlich einerlei mit der Subſtanz der menſchlichen Natur von Chriſtus iſt, welche durch die Vereinigung mit der göttlichen verherrlicht worden. Sollen wir nun jenes Ebenbild, welches unſere Urform iſt, aber durch die Sünde in uns zerrüttet wurde, in uns erneuert ſehen, ſo kann es nur durch die Mittheilung dieſer Subſtanz an unſer ganzes Weſen geſchehen. Durch den Glauben, durch das Wort wird ſie vollbracht. Das äußere Wort verhallet, aber die Wahrheit, welche in demſelben tönet, das innere Wort, können in uns mächtig zur Rechtfertigung werden. Mit demſelben dringet die vergöttlichte Subſtanz der menſchlichen Natur des Heilands in unſere Natur ein, daß Gott ein Wohlgefallen an unſerer weſentlichen Gerechtigkeit habe, an unſerer Vollkommenheit, ſeinem erneuerten Ebenbilde ſich erfreue, und nicht mit ſchonender Gnade über unſer fehlerhaftes Weſen wegzuſchauen brauche.

Dieſes Syſtem belegte Oſiander mit Gelehrſamkeit und mit entſprechenden Ausſagen der heiligen Schriften. Vorzüglich berief er ſich auf ſolche Verheißungen von Chriſtus, wenn er ſagt: „So mich jemand liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen, und Wohnung bei ihm machen.“

Wenn man dieſes Syſtem unpartheiiſch betrachtet, muß man ihm einräumen, daß es die myſteriöſen Sagen der chriſtlichen Religion auf eine angenehme und ſcharfſinnige Weiſe in Verbindung brachte. Am wenigſten darf man ihm vorwerfen, daß es ſo viel Unbegreifliches enthielt, denn ſein Gegenſtand ſelbſt war unbegreiflich, und eben das Undenkbarſte in der lutheriſchen Lehre, der Genuß des wirklichen Leibes und Blutes des Heilands im Abendmahl, gewann erſt Zuſammenhang durch Oſiander's Phantaſieen von der Urform der Menſchheit und deren Erneuerung durch die Rechtfertigung. Er konnte mit vollem Recht behaupten, daß nur Zwinglianer ihn beſtreiten, nur ſie läugnen könnten, wir würden durch den Glauben nicht ein Fleiſch mit Chriſtus.

Dies fühlten ſeine Gegner auch ſehr gut, und deshalb thaten ſie keine ernſte Angriffe auf das Zauberſchloß, welches er ſich als Dogmenſyſtem aufgebaut hatte. Man konnte in Betreff deſſelben nichts Strengeres vorbringen, als was Flacius ausrief: „Es gehen mir die Haare zu Berge, wenn ich bedenke, welche Irrthümer aus ſolcher Subtilität erfolgen mögen, und halte ich, es ſey nichts beſſeres, denn daß man gar keine Subtilität von Gott erforſche, die in Gottes Wort nicht geoffenbaret iſt, viel weniger vor der Gemeinde davon handle.

Es blieb alſo nichts übrig, als die einfache Lehre Oſiander's von der Rechtfertigung zu beſtreiten, welche ſo wenig von der lutheriſchen verſchieden war, daß darüber unmöglich lebhafte Bewegungen entſtanden wären, wenn nicht der Neid ſeine Collegen in Königsberg aufgehetzt, wenn nicht der Herzog Albrecht von Preußen ſich eben ſo ſchwankend, als partheiiſch für ihn, während der ganzen Fehde betragen, wenn er nicht ſelber durch den wegwerfendſten Stolz auch den ſanftmüthigſten Gegner erbittert hätte.

Bei allem ſtolzen Ungeſtüm ſeines Geiſtes, und ſo verführeriſch die Gunſt des ſchwachen Herzogs von Preußen ſeinem Ehrgeiz hätte werden können, ſcheint Oſiander doch nicht über den Wirkungskreis hinaus, der ihm gebührte, ſich Gewalt angemaßt zu haben. Allein nach ſeinem Tode (1552. Oct. 17.) machte das neue Haupt ſeiner Parthei, ſein feurigſter Freund, der Hofprediger Funk, mit viel geringerer Kraft und ohne ausgezeichnetem Ruhm, ungleich eitlere Anſprüche. Er verſchaffte ſich weltliche Aemter, miſchte ſich in die weltlichen Geſchäfte der Regierung, und beſonders unklug in den Zwieſpalt zwiſchen dem Herzog und den Landſtänden. Ihn nannte man als Urheber der gewaltſamen Schritte, wodurch dieſe ihre Rechte gemißhandelt ſahen, und ſein Untergang war gewiß, als ſie von dem Oberlehnsherrn, dem Konige von Polen, Schiedsrichter zur Schlichtung der Händel zwiſchen ihnen und ihrem Fürſten erlangten. Vor dieſen wurde Funk nicht nur als Landesverräther, ſondern auch als ein Ketzer angeklagt, welcher die Irrthümer Oſiander's eifrig verbreitet habe. Ohne irgend einer Schuld, welche ihm das Todesurtheil zuziehen konnte, gerichtlich überwieſen zu ſeyn, ward er hingerichtet. Dies war zugleich das Zeichen zu einer gänzlichen Ausrottung des Oſiandrismus in Preußen, welche der alte Herzog in einem Vergleiche den Landſtänden bewilligen mußte. Durch eine neue Lehrform, welche nun als Symbol der Rechtgläubigkeit im Lande galt, ward jener auf das Feierlichſte als ketzeriſches Gift verdammt, und ſowohl geiſtliche als weltliche Beamten, die für ſeine Anhänger galten, verloren ihre Stellen (1566.).

Wie dieſe Bewegungen im Norden der evangeliſchen Religion ihre letzte Urſache in der Eigenthümlichkeit der Lehre von der Rechtfertigung hatten, welche für den ſcharfen und gelehrten Denker, den ſpürſamſten Grübler und den Schwärmer, gleich verführeriſch zur

Bildung neuer Theorien, als wichtig für den Volksglauben war, ſo entſprang aus ihr auch eine neue heftige Gährung in dem Geburtslande der Reformation.

Schon der Kurfürſt Johann Friedrich, der geprieſene Dulder, hatte noch den Gedanken gefaßt, in Jena eine hohe Schule zu errichten, um der ihm entriſſenen zu Wittenberg, welche unter Moriz und deſſen Nachfolger fortblühte, Abbruch zu thun. Der fehlgeſchlagene Verſuch, Melanchthon der neuen Anſtalt zu gewinnen, wodurch jene ihrer höchſten Zierde und wahrſcheinlich ihres ganzen Flors beraubt worden wäre, befeuerte den Haß wider dieſelbe, und beſchleunigte die Vorbereitungen für die Jenaiſche hohe Schule, deren Beſtimmung Krieg wider Wittenberg ſeyn ſollte. Darum wurde Flacius, der ſchon ſo wild wider Melanchthon eine Fehde geführt hatte, ſogleich auf ſie berufen, um ihr die entſprechende Seele einzuhauchen.

Natürlich mußte ihm die Lehre von der Rechtfertigung wieder Anlaß werden, den Fehdehandſchuh der wittenbergiſchen Schule hinzuwerfen, welchen dieſelbe mit einer Bitterkeit und Heftigkeit aufnahm, wodurch ſie ſich für die Geduld entſchädigen wollte, womit ſie bisher ſo manches Unbild ertragen hatte.

Um dem Kriege ſogleich eine beſondere politiſche Wichtigkeit zu geben, beſchloß Flacius, die Herzoge von Sachſen in demſelben voranzuſtellen. Er beredete ſie, ein beſonderes Büchlein, wie ein ächt-evangeliſches Manifeſt in die Welt ausgehen zu laſſen, um dadurch zunächſt ihre Unterthanen, dann alle gute Chriſten vor den Irrthümern zu bewahren, welche von Verführern unter die reine Lehre Luther's gemengt wären. Gegen die wittenbergiſche Schule war daſſelbe hier verſteckter, dort mit der beſtimmteſten Offenheit gerichtet. Beſonders laut war in ihm der Jammer der Herzoge, daß eben nach der unglücklichen Niederlage ihres Vaters die kezeriſche Peſt das heilige Land der Glaubensverbeſſerung überſchlichen habe.

Allein, indem die Meinung der wittenbergiſchen Schule von der Beiwirkung des Menſchen zu ſeiner Bekehrung vor allen andern als Irrlehre in dieſem Büchlein aufgeſtellt wurde, entdeckte Flacius mit ſo großem Erſtaunen, als Unwillen, in Jena ſelbſt, in dem theologiſchen Lehrer Strigel einen eifrigen und ſcharfſinnigen Vertheidiger derſelben.

Der wilde Krieg, welcher nun hier über dieſe Beiwirkung des Menſchen zu ſeiner Bekehrung über den Synergismus ausbrach, und welchen die Herzoge von Sachſen, beſonders Herzog Johann Friedrich II., immer mit Gewaltſtreichen durchkreuzten, brachte die Elemente der Lehre von der Rechtfertigung wieder in die lebhafteſte Bewegung.

„Es mag mit Recht," ſagte Strigel, „für ein Werk Gottes gehalten oder der Einwirkung Gottes zugeſchrieben werden, daß der Erdboden Früchte und Pflanzen trägt, die zu unſerer Erhaltung unentbehrlich ſind. Eben ſo iſt auch der Glaube und die Bekehrung ein Werk Gottes, das durch ſeine Kraft in der Seele des Menſchen bewirkt wird. Aber die Art, womit Gott die Früchte der Erde erſchafft oder aus der Erde hervorbringt, iſt doch verſchieden von jener, womit er Glauben und Bekehrung im Menſchen wirkt; und unſer Verſtand und Wille verhält ſich doch anders bei der Wirkung Gottes, als ſich die Erde dabei verhalten kann."

Dagegen ſagte der derbſte Gegner des Synergismus: „Durch ſein Wollen und Sprechen wirket und thut Gott alles mit allen Creaturen. Wenn Gott will und ſpricht, ſo wird Stein und Holz getragen, gehauen und gelegt, wie, wann und wohin er will. Alſo, wenn Gott will und ſpricht, ſo wird der Menſch bekehrt, fromm und gerecht. Denn wie Stein und Holz in der Hand und Gewalt Gottes ſind, ſo iſt auf ganz gleiche Weiſe der Verſtand und Wille des Menſchen in der Hand und Gewalt Gottes, ſo daß der Menſch ſchlechterdings nichts wollen und wählen kann, als was Gott will und ſpricht, entweder in Gnade oder in Zorn."

So beſtimmt dieſe Ausſagen die ganze Kluft zwiſchen dem Synergismus und der Anſicht ſeiner Gegner bezeichnen, bedarf es doch, vorzüglich bei der letzteren, einiger Erläuterung.

Als Luther ausrief, daß der Glaube allein ſelig mache, war ihm jede Vorſtellung willkommen, welche ſein unendliches Gefühl von dem ungeheuren Abſtande zwiſchen dem ſittlichen Ideal und der wirklichen Beſchaffenheit der Menſchheit unterſtützte. Jeden Gedanken ertrug er leichter, als die Idee der römiſch-katholiſchen Syſtems, daß die menſchliche Würdigkeit einen bewegenden Einfluß auf Gott zur Ertheilung ſeiner Gnade haben könne. Ihr zu widerſtreben, ergriff er die auguſtiniſche Lehre vom gänzlichen Verderben des Menſchen, und in der Hitze ſeiner früheren Streitigkeiten verfocht er eifrig andere Ideen, welche mit ihr zuſammenhingen. Melanchthon ſprach anfänglich einhellig mit ihm über dieſe Gegenſtände, entfernte ſich aber nachher eben ſo offen und beſtimmt von des heiligen Auguſtin's und Luther's Behauptungen. Das Verderben des Menſchen, ſagte er, ſey nicht vollendet, die Empfänglichkeit für die Gnade Gottes ſey nicht gänzlich in ihm erſtorben, ſondern ſein Wille habe noch ſo viel von urſprünglicher Güte, daß er ſich gegen jene Gnade wenden könne, wiewohl derſelbe ſogar kein Verdienſt in ſich trage, daß man ihm einen bewegenden Einfluß auf die Gottheit unmöglich zuſchreiben könne.

Nie hat ſich Luther auch zu jener Zeit, als er ſich öfters gegen ſeinen Bruder Philipp verſtimmt fühlte, über dieſe Abweichung von ſeinem Syſtem beſchwert. Schon deshalb läßt ſich vermuthen, daß er ihr, vielleicht unbewußt, wohlwollte. Auch that ſie ſeinem Begriff von der Rechtfertigung gar keinen Abbruch, und rettete ihn von der ſchrecklichen Prädeſtinationslehre Auguſtin's, welche mit der Lehre von der gänzlich verderbten Natur des Menſchen zuſammenhing. Ihr zufolge hatte Gott nach unerforſchlichen Rathſchlägen, deren Uebereinſtimmung mit ſeiner Gerechtigkeit nur er einſehe, keine allgemeine Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts beſchloſſen, ſondern Millionen im voraus zur Seligkeit, und andere Millionen im voraus zur Verdammniß beſtimmt. In dieſen letzten war die Macht des Böſen ſo groß, daß ſie ſich niemals gegen die göttliche Gnade hinwenden konnten.

Offenbar bekannte ſich Strigel ganz zu der Theorie Melanchthon's; der Synergismus der wittenbergiſchen Schule und der ſeinige waren gänzlich einerlei. Seine Gegner aber beharrten bei der erſten Anſicht Luther's von dem menſchlichen Verderben, wider welche derſelbe ſich wenigſtens nie öffentlich erklärte, welche Veränderung auch in ſeinem Innern vorgegangen ſeyn mochte.

Nach dem Synergismus war die menſchliche Natur freilich ſo verderbt worden, daß ſie aus eigner Kraft allein nicht mehr zum Guten emporſtreben konnte, ſondern der Geiſt Gottes mußte ihre guten Fähigkeiten aus dem Verderben, welches ſich über ſie gelagert hatte, vorher wunderbar erwecken, und ſie von neuem ſtärken. Dann aber wirkten ſie mit der Kraft, die ihnen urſprünglich angeboren war, auch ſelbſt zum Geſchäfte des Heiles, und dieſes kam nur durch dieſe eigene Beiwirkung, nicht allein durch den Geiſt Gottes zu Stande.

Die Kämpfer wider den Synergismus hingegen achteten das Ebenbild der Gottheit, welches einſt im Menſchen gewohnt habe, für gänzlich vertilgt, und ſeine urſprüngliche Güte für ertödtet. Daher konnte keine eigenthümliche Kraft mehr in ihm ſeyn, welche dazu mitwirkte, etwas Gutes aus ihm zu ſchaffen; ſondern es mußte eine ſchlechterdings neue Schöpfung mit ihm vorgehen, in welcher er nichts, als die rohe Materie war. Auf ſeinen Willen kam es dabei gar nicht an. Die Gottheit nahm ihn wie eine todte Bildſäule, welcher ein guter Geiſt eingehaucht wurde. Inzwiſchen bediente man ſich dieſer Vergleichung nur, um die gänzliche Unfähigkeit des Menſchen zum Guten anzuzeigen, nicht einen abſoluten Tod ſeines Willens. Vielmehr dachte man ſich dieſen höchſt lebendig in ſeinem Streben zu dem Böſen.

Nach dieſer Anſicht war man der ſchrecklichen Lehre Auguſtin's von der Prädeſtination freilich ſehr nahe, und es ward ſchwierig, eine Zurechnung vom Guten und Böſen, was der Menſch vollbrachte, auszumitteln. Doch konnte man ſich retten, indem man freilich dabei beharrte, daß in der wirklichen Handlung der Wiedergeburt der menſchliche Wille in keinen Betracht komme, und in ſofern alle Möglichkeit einer Zurechnung verſchwinde, aber dagegen annahm, daß er nach der Umſchaffung ſeiner Natur nun frei mit der ihm eingehauchten Kraft ſchalten, und über die Anwendung derſelben zur Rechenſchaft gezogen werden könne.

Inzwiſchen machten die heftigſten Gegner des Synergismus keinen Gebrauch von einem ſolchen Ausweg, und ſtürzten ſich in das grauſe Schrecken der Prädeſtinationslehre, vor welcher ihre Leidenſchaften nicht erſtarrten, ſondern durch welche ihre irdiſche Flamme neue Nahrung zu gewinnen wußte.

Flacius und ſeine Genoſſen überwältigten mit ſolcher Furie bald den gemißhandelten Strigel, aber vergaßen in derſelben zu ſchnell alle Rückſichten der Klugheit, als daß ihr Reich in Jena hätte beſtehen können. Sie fingen an, daſelbſt das Bannrecht nach ſeiner ganzen Strenge mit der frechſten Willkühr auszuüben, und drohten endlich, es ſogar wider ihren Hof zu richten, als er ſeinen Unwillen über ihr Betragen zeigte. Die Herzoge ſahen ſich genöthigt, auf ſchmählige Weiſe die Männer von Jena zu entfernen, durch welche ſie Wittenbergs Flor vernichten wollten (1561.)

Bei dieſen Streitigkeiten dringt ſich die Bemerkung auf, daß die Glaubensverbeſſerung, welche die Lehre der Religion wieder dem Herzen und geſunden Verſtande des Menſchen näher bringen ſollte, und eben dadurch Volksſache wurde, unmöglich dabei gewinnen konnte, wenn ſogleich die erſten Reformatoren ihr Geſchäft mit ſolcher Heftigkeit wieder in das Gezänke der Schulen hinüberſpielten. Die Männer unter ihren Zeitgenoſſen, welche einen hellen, ruhigen Sinn und ein wahrhaftig religiöſes Gemüth hatten, mußten an einem ſolchen Schauſpiel einen beſondern Ueberdruß, und ſich verſucht fühlen, den Werth der Reformation viel geringer anzuſchlagen, als er ſich im Laufe der Zeiten bewährt hat. In ſofern waren Caſpar von Schwenkfeld aus dem guten, edlen Geſchlechte von Oßig in Schleſien, und ſeine Meinungen, eine nothwendige Erſcheinung.

Er ſtand in der erſten Blüthe der männlichen Jahre, als Luther ſeine groſe Handlung begann. Nicht mit einer feurigen Bewunderung ſtaunte er ſie an, wie etwas Unerwartetes, ſondern hieß ihre Wirkung gut, und beförderte ſie in ſeinem Vaterlande mit dem ſtillen Gefühl einer großen Seele, daß er noch etwas Höheres in ſich ſelbſt trage. Wehe that es ihm, daß man ſo ungemein viel auf das äußere Wort gab, und diejenigen als Chriſten pries, welche es auch nur in das Gedächtniß aufgenommen hatten. Er behauptete mit einem tief gegründeten Recht, daß nur derjenige eine wahrhaftige Erkenntniß deſſelben beſitze, bei welchem es ganz einerlei mit ſeinem Leben würde. Von jeher fühlten genialiſche Geiſter, daß wir nur das durchaus wiſſen, was unſer ganzes Weſen durchſtrömt, und verachteten jene Kenntniſſe, die blos Notizen genannt werden dürfen.

Da Schwenkfeld auf ſolche Art im Wandel der Menſchen ein untrügliches äußeres Zeichen gefunden hatte, um zu prüfen, ob jemand die chriſtliche Lehre weſentlich begriffen habe, ſo hielt er es nicht unmöglich, ſein Ideal einer chriſtlichen Kirche wirklich zu machen. An ihrem Wandel konnten ſich ja die wahren Chriſten ſogleich einander erkennen, und durch dieſe Erkenntniß mußten ſie ſchon ein Bannrecht wider alle diejenigen ausüben, die zu dieſer idealiſchen Geſellſchaft nicht gehörten.

Beſondere Gefahr für die Stiftung eines ſolchen reinen Chriſtenthums ſchien ihm in der Art zu liegen, wie Luther ſeine Hauptlehren darſtellte, z. B. daß der Glaube allein uns rechtfertige, daß wir keinen freien Willen beſitzen, daß unſere Werke nichts ſeyen, und Chriſtus für uns genug gethan habe. Er verkannte nicht den Sinn, welchen ſie urſprünglich für Luther hatten, und die Wahrheit, welche in ihnen lag: aber dieſe ſey ſo ausgeſprochen, daß ſie dem großen Haufen eine Richtung im Leben verleihen müßte, wodurch das reine Chriſtenthum unmöglich werde.

In die Fehde vom Nachtmahl verwickelt, und von Luther, wie die Schweizer, gemißhandelt, aber auch ohnedies ſicher durch deſſen Weiſe empört, verbarg er nicht ſeinen Unwillen darüber, und fing an, von dem Beruf Luther's zur Glaubensverbeſſerung geringer wie bisher zu denken.

Allerdings hätte man, äußerte er dem Herzog von Liegnitz, welcher ihn über zweckmäßige Einrichtung des Religionszuſtandes in ſeinem Lande befragt hatte, zuerſt Urſache gehabt, Luther als einen Boten Gottes aufzunehmen, weil er die Gewiſſen von den unerträglichſten päpſtlichen Bürden entledigt, und ſich dazu des todten Buchſtabens weidlich bedient habe; aber in der Förderung ſeiner Lehre müſſe doch das, was menſchlich ſey, wieder wegfallen, und allein das göttliche bleiben. Auch halte er ſich allzu lang beim Zerſtören und Abbrechen auf, worüber es ihm ſchon oft begegnet ſey, daß er auch guten Weizen mit dem Unkraut ausgerottet habe. Den guten Werken und dem Geſetz Gottes bräche er zu viel ab, und ſtellte dagegen einen todten unbeſtändigen Glauben auf. Daher komme es, daß ſeine Lehre ſo viel Blätter und ſo wenig Früchte habe. Jetzt ſchiene es ſogar, daß Luther eine neue Tyrannei aufrichten und die Menſchen an ſeine Lehre binden wolle. Ihm zu fröhnen ſey verderblicher, als ſelbſt wieder zu den Papiſten zurückzukehren. Wie dieſe auf das Vertrauen der Werke, ſo führe jenes auf einen todten Buchſtaben und einen trügeriſchen Glauben. Luther habe uns aus Aegypten durch das rothe Meer geführt, aber in der Wüſte habe er die Kinder Iſraels ſitzen laſſen, und ſie nicht in das gelobte Land gebracht. Er habe nur einen Haufen toller Leute losgemacht, für die es, ſo wie für das Ganze, viel beſſer geweſen ſeyn würde, wenn er ſie an der Kette gelaſſen hätte.

Schwenkfeld hatte alſo beim Fortſchreiten der lutheriſchen Reformation die Anſicht von ihr, daß es wenigſtens für den Staat noch nicht entſchieden ſey, ob er dieſelbe in ſich aufnehmen ſolle; und welcher helle, ruhige Denker, der nicht ſelbſt zu den Gottesgelehrten der evangeliſchen Parthei gehörte, hätte damals nicht eben ſo geurtheilt?

Nothwendig hing mit einer ſolchen Anſicht zuſammen, daß Schwenkfeld, der ſich für keine, ſondern vielmehr wider jede der vielen gegen einander ſtehenden Partheien erklärte, von allen gehaßt wurde. Dies war die Urſache, daß er ſein Vaterland verlaſſen mußte, und darin liegt auch der Grund, daß er, nachdem er ſich zunächſt nach Augsburg begeben hatte, mehr als dreißig

Jahre ſeines übrigen Lebens hindurch von einem Orte zum andern flüchtig wurde. Allenthalben kündete er ſich alſo an, daß keine Parthei auf ihn rechnen dürfe. Wenn dagegen die Wenigen, welche gleichfalls das Bedürfniß fühlten, vom Factionsgeiſte frei zu bleiben, ſich ihm anſchloſſen: ſo konnte man ſie deshalb eben ſo wenig eine Secte nennen, als ihn beſchuldigen, daß er ſich nur darum wider alle Partheien erkläre, um ſelbſt das Haupt einer zu werden.

Freilich blieb ſein Schickſal, da er von einem lutheriſchen Orte zum andern wandelte, und täglich ſich mit den Gottesgelehrten der Lutheraner umherſtritt, nicht ohne Einfluß auf ſeine Anſichten. Mit ſteigendem Unmuth bekämpfte er die unevangeliſche Herrſchbegierde, und die unchriſtliche Verfolgungsſucht der Theologen. Nach ſeinem wahrhaftig tiefſinnigen Urtheil, daß die wirkliche Erkenntniß einer Wahrheit das ganze Leben durchſtrömen müſſe, konnte er ſelbſt viele der berühmteſten evangeliſchen Gottesgelehrten nicht für Chriſten halten.

In den ſtürmiſchen Fehden, die wider ihn ausbrachen, ſind ungemein ſchöne Beweiſe, welche hohe Achtung er verdiente. Wiewohl viele Eiferer mit wiederholten Schlägen auf ihn losſtürzen, leiſtet er allein jeglichen Widerſtand, und beleidigt nie ſeine Würde, indem ſich alle mehr oder weniger ungeberdig betragen.

Luther vergaß ſich ſo weit, daß er einem Boten, welcher ihm einen Brief und Schriften von Schwenkfeld gebracht hatte, einen offenen Brief mitgab, in welchem die Worte vorkamen: „Mein Bote, lieber Menſch, ſage deinem Herrn die Antwort: (er) der unſinnige Narr, vom Teufel beſeſſen, verſteht nichts, und weiß nicht, was er lallet. Will er aber nicht aufhören, ſo laſſe er mich mit ſeinen Büchlein, die der Teufel aus ihm ſpeiet, ungeheiet.“ Der ſo gemißhandelte Mann verbarg vor aller Welt dieſe Urkunde unchriſtlicher Grobheit des Urhebers der Glaubensverbeſſerung. Auch Melanchthon ließ ſich verleiten, wie ſeine übrigen Gegner, ſeinen Namen ſpottend zu verunſtalten; und Schwenkfeld antwortete mit Hoheit: wirklich ſchmerze es ihn, daß auch Melanchthon mit ſeinem alten, ehrlichen Namen Schande treiben wolle. Sonſt war es den Theologen leicht, wider einen Ketzer das Volk in Harniſch zu bringen; aber alle Sturmpredigten wider dieſen Verdammten wirkten eher zu ſeinem Vortheil, als Schaden. Das Volk bezeigte ihm größere Theilnahme, und ſo bedeutende evangeliſche Fürſten, wie Philipp von Heſſen und der Kurfürſt von Brandenburg, verhehlten ihm nicht ihr Wohlwollen. An jedem Orte, wo er lebte, geſellten ſich zu ihm eben die beſſeren Menſchen, welche ſich mit heißem Ernſt nach dem reinen Chriſtenthum ſehnten, und niemals hat er aus ſolchem Kerne der Chriſten um ihn her Streitgenoſſen wider ſeine Verfolger geworben. In allen ſeinen

Ausſagen hat er keinen dieſer letzten perſönlich gekränkt, und ſeine Berichte über ſeine Händel mit ihnen ertragen, in Hinſicht auf ihre Wahrhaftigkeit, die ſchärfſte Prüfung der Nachwelt.

Ein ſolcher Character iſt ſchlechterdings über alle Zeitalter erhaben; und da das Gemüth nicht groß ohne den Geiſt ſeyn kann, ſo iſt man geneigt, ein gleiches Lob ſeiner Einſicht zu geben. Allein der menſchlichen Erkenntniß kann nie ein abſolutes Lob widerfahren. Doch beſtärkt ſchon Schwenkfeld's Grundidee über das Chriſtenthum, daß ſeine Blicke wenigſtens über ſeine Zeitgenoſſen weggingen.

An ſeine Grundidee von der wahren Erkenntniß des Chriſtenthums ſchloſſen ſich zunächſt ſeine Meinungen über den Werth der heiligen Schriften, in ſofern ſie ein äußeres Wort waren. Er nannte ſie einen edlen Schatz, ein Zeugniß des chriſtlichen Glaubens, welches aber ein verſchloſſenes Buch, mit ſieben Siegeln verwahrt, demjenigen bleibe, der nicht in der Schule des himmliſchen Meiſters recht gelernt habe. Nur ſolchen, die eine heilige innere Kraft mit hinzu brächten, könne das Leſen der Schrift oder das Hören der Predigt Frucht tragen. Ermuntern könnte das Wort allenfalls den Trägen; aber wenn Luther es zu dem einzigen Gnadenmittel machen wollte, wodurch uns der Geiſt Gottes mitgetheilt würde, ſo ſey das eine Behauptung, welche ſich in ſich ſelbſt zerſtöre, indem jener ſchon auf uns hinabgeſtiegen ſeyn müßte, ehe wir das Wort faſſen könnten. Selbſt aber ein ſolcher Stachel für den faulen Menſchen, und ein ſolcher heilbringender Klang für den Gerechten könne es nicht einmal werden, wenn die Prediger, die es verkündeten, nicht ſelbſt von der innern Heiligkeit ſchon durchſtrömt wären; denn nur der vermöge eine Wahrheit mit Segen auszuſprechen, bei welchem ſie in Gemüth und Leben, nicht blos in Verſtand und Gedächtniß und auf den Lippen wohne.

Mit dieſer Anſicht Schwenkfeld's von den heiligen Schriften, welche er eigentlich nur da ſchätzte, wo ihr Wort die innere ſittliche Wahrheit verkündete, hing nicht nur die höchſte Duldung, ſondern auch ſein ſehr freies Urtheil über alle äußere Dinge zuſammen, welche durch den Buchſtaben der Bibel Wichtigkeit bekommen hatten. Die Sacramente ſtellten ſich ihm als etwas Außerweſentliches dar, und beſonders hatte er an der Kindertaufe gar kein Behagen, weshalb er auch, indem er ſeiner unwürdig achtete, nicht alle ſeine Gedanken unerſchrocken darzulegen, als Wiedertäufer verſchrien wurde. Ueberhaupt bedeutete ihm die ganze äußere Kirche nichts, und er hielt es für thöricht, eine Maſſe von ungleichartigen Menſchen durch ein Dogmenſyſtem durch gewiſſe Gebräuche ſo zu einer Kirche machen zu wollen, wie ſie ein phyſiſches oder bürgerliches Ganzes ſeyn mochten. Nirgends fand er die rechte Kirche zuſammengedrängt; aber ſein kirchliches Ideal war wirklich, nämlich in allen guten Menſchen, durch welche Zeiten und Räume ſie auch getrennt waren.

So unwiderſprechlich es auf die Weiſe ſcheint, daß Schwenkfeld kühn, wie ein Denker der aufgeklärteſten Zeit, über Religion geurtheilt habe, iſt doch unläugbar, daß er wenigſtens Eine Meinung mit Liebe bewahrte, wodurch er ſeinem Zeitalter den Zoll erlegte.

Indem er die heiligen Schriften doch als ein Document von göttlicher Wahrheit gelten ließ, gerieth er in große Verlegenheit, wie er die Myſterien der Religion, die in ihnen behauptet waren, begreifen wollte.

Seinen erſten Verſuch der Art machte er mit den Worten der Einſetzung im Abendmahl, und mit ihnen gelang es ihm noch ſo gut, daß er ihnen blos den Sinn beilegte: Chriſtus habe mit ihnen ſagen wollen, daß er Blut und Leib hingegeben habe, um geiſtlich ſo auf die Erwählten zu wirken, wie durch Eſſen und Trinken leiblich geſchehen. Allein vierzehn Jahre ſpäter ſtellte er ſeine Theorie von der Vergötterung der menſchlichen Natur des Heilands auf, und begab ſich mit ihr in den Abgrund des Undenkbaren.

Er ſtieß ſich zuerſt an der grauſen Vorſtellung der lutheriſchen Lehre, daß Jeſus zu einer Creatur geworden ſey. „Gott war ein Schöpfer Adams, aber nur die Quelle von Jeſus, der in ihm von Ewigkeit empfangen iſt," war der Gedanke, wovon er ausging. Wirklich habe, dachte er weiter, ſich die göttliche Natur mit der menſchlichen eng verbunden durch eine wunderbare Handlung des heiligen Geiſtes in der Jungfrau Maria, und daher ſey der Menſch Jeſus nicht auf die Art erzeugter Creaturen entſtanden. Wirklicher Menſch ſey der Heiland deſſen ungeachtet geworden; aber durch ſeine Himmelfahrt ſey ſeine menſchliche Natur vergöttert, und wohne ewig in der Gottheit.

Wenn die lutheriſchen Gottesgelehrten dieſer Hypotheſe das Undenkbare vorwarfen, ſo bedachten ſie nicht, daß alles, was ſie über dieſen Gegenſtand behaupteten, gleich undenkbar für die menſchlichen Kräfte war. Ueber die Myſterien der chriſtlichen Religion wurde jeder zum Schwärmer, der eine Erklärung derſelben verſuchte, und da war keine Rettung, als den dürren Buchſtaben der Schrift unangerührt zu laſſen. Allein traurig war es, daß nun die ſchwärmeriſche Hypotheſe Schwenkfeld's auf ſeine hellen, großen Ideen zurückwirkte, und auch ihnen die Farbe der Schwärmerei mittheilte.

Dieſe Bemerkung darf man nie vergeſſen bei Schätzung ſeines Werthes, aber eben ſo wenig, daß er ſeine vortrefflichen Gedanken viel früher hegte, als ſeine Schwärmerei, daß jene alſo, nicht dieſe, das Weſentliche ſeines Geiſtes ausmachten, daß er wegen jener vielmehr über die Reformatoren erhoben, als wegen dieſer tiefer wie die hellſten unter ihnen geſtellt werden müſſe. Uebrigens wäre durch ihn, wenn ſeine Schwärmerei auch nie eingetreten wäre, gewiß nimmermehr eine Reformation bewirkt worden. Solche Charactere von vollendeter Form leben zu ſehr in der eigenen Anſchauung, als daß ſie Maſſen bewegen könnten. Nur wenn das Hohe einen Zuſatz von gemeiner Leidenſchaft hat, wie bei Luthern, reißt der idealiſche Sinn die irdiſche Menge mit Macht hin.

Wenn Schwenkfeld wegen ſeiner Hypotheſe, wodurch er erklären wollte, wie die Gottheit zum Menſchlichen geworden, und dieſes wiederum vergöttert ſey, als Schwärmer angeklagt wird, welches er ſchlechterdings verdient, ſo befremdet in der Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie, daß andere als kalte, ſcharfſinnige und gelehrte Denker gelten, die offenbar eben ſo heillos ſchwärmten. Das auffallendſte Beiſpiel in dieſer Hinſicht iſt Johann Calvin, welcher die vornehmſte Urſache zur Erneuerung des Sacramentſtreites wurde.

Sein Ruhm in der proteſtantiſchen Kirche war ſchon bei Luther's Leben groß geweſen, und er hatte als lutheriſcher Theolog eine bedeutende Rolle geſpielt, wiewohl er den Namen eines ſolchen wegen ſeiner Meinung vom Abendmahl nicht ganz verdiente. Offenbar neigte er ſich in derſelben zu den Schweizern. Wider dieſe hatten Luther und ſeine ſtrengen Genoſſen vorzüglich deshalb ſo heftig geeifert, weil die Lehre, daß Brot und Wein als ſymboliſche Zeichen im Nachtmahl zu betrachten wären, leicht dahin führen konnte, dieſes Sacrament überhaupt nur als ein Symbol anzuſehen. Allein Calvin hatte, welches der Grundidee Zwingli's auch gar nicht widerſprach, doch immer angenommen, daß ein wirklicher Genuß des Leibes und Blutes von Chriſtus, wenn gleich kein leibliches Eſſen und Trinken deſſelben ſtatt fände. Deshalb waren die lutheriſchen Theologen duldſamer wider ihn geweſen, als ſich erwarten ließ. Doch war auch eine allgemeine Scheu, den Sacramentſtreit wieder anzuheben. Offenbar hatte er der evangeliſchen Parthei ſchon großen Schaden gebracht; mehrere bedeutende Fürſten derſelben grollten ſeinetwegen auf die Theologen, und wünſchten ſehnlichſt, den großen Zwieſpalt der evangeliſchen Welt gehoben zu ſehen; ſehr viele der lutheriſchen Gottesgelehrten hatten ſich in der Stille der ſchweizeriſchen Vorſtellung mehr genähert. Darum blieb Luther allein auf dem Kampfplatze, als er kurz vor ſeinem Tode wieder ungeſtüm gegen die Schweizer losbrach. Unmittelbar nachher verſchlangen der ſchmalcaldiſche Krieg und die Gefahr, welche dann das ganze Daſeyn der evangeliſchen Parthei bedrohten, jegliche andere Beſorgniß. Auch hatte Calvin ſeine Abweichungen von der lutheriſchen Lehre über das Abendmahl zwar nicht verſteckt, aber doch nicht auf eine ſchneidende Weiſe dargelegt.

Allein im Jahr 1529 richtete er eine Vergleichsformel mit den Schweizern auf, und mußte ſchon dadurch die lutheriſchen Theologen aufregen. Auch beſtritt er nun ohne Rückhalt die Irrthümer, welche in Luther's Meinung vom Genuß im Nachtmahle liegen ſollten.

Sowohl in jener Vergleichsformel, als während der Fehde, die er nun führen mußte, entwickelte er folgende Ideen.

Wer im Sacrament das Brot und den Wein nach der Einſetzung des Heilands genießt, wird mit dieſen Zeichen zu derſelben Zeit mit ſeinem Fleiſch und Blute geiſtlich geſpeiſet. Der mündliche Genuß iſt gleichſam das Unterpfand, daß nun eben auch der geiſtige vollbracht werde. Dieſer geiſtige Genuß aber, deſſen Organ der Glaube, iſt nicht blos eine Wirkung der Phantaſie oder des Gedächtniſſes, nicht ſelbſt wieder etwas ſymboliſches, ſondern er geht unmittelbar aus dem Fleiſch von Chriſtus in die Seele, welche lebendigmachende Kraft des Fleiſches fortdauernd in jede gläubige Seele insbeſondere ausfließt. Durch eine der wundervollen Einrichtungen der göttlichen Oeconomie ſollte ſich das Leben, das aus der verborgenen Quelle der Gottheit ausfließt, zuerſt in das Fleiſch von Jeſus ergießen, um alsdann erſt aus dieſem in uns überzuſtrömen. Uebrigens ſetzt dieſer wahrhaftige Genuß des Leibes von Chriſtus keine ſubſtantielle Gegenwart deſſelben voraus, denn man darf ihm weder eine locale, noch überall verbreitete Gegenwart beimeſſen. Er wohnt im Himmel, und gießt von dort ſeine lebende Kraft aus, wie die Sonne ihre Strahlen.

Nach dieſer Hypotheſe wich alſo weſentlich Calvin von der lutheriſchen Lehre über das Nachtmahl darin ab, daß er keinen mündlichen Genuß des Leibes des Heilands durch Brot und Wein, und keine locale Gegenwart deſſelben im Abendmahl zugab. Dieſe letzte, ſagte er, würde ja vorausſetzen, daß der Körper von Chriſtus an mehreren Orten zugleich ſeyn könne, welches der Natur eines Körpers widerſpreche, ſo wie der immerwährende mündliche Genuß jenes Leibes auch einen nie zu erſchöpfenden Umfang deſſelben vorausſetze, welchen wiederum die phyſiſche Natur nicht geſtatte.

Wenn nun ſeine Gegner, unter welchen Prediger Weſtphal in Hamburg zuerſt den Fehdehandſchuh aufgenommen hatte, über die Verwirrung ſchrien, die er durch Philoſophie und Phyſik in der Theologie anrichten wolle, ſo hatte er gewiß kein Recht, vornehm auf ſie herabzuſehen, und den Unterſchied vom Unbegreifli chen und Undenkbaren für ſich anzuführen, indem jenes nur auf dergleichen deute, was nach Geſetzen der Vernunft und Phyſik unerklärlich, dieſes auf ſolches, was wider dieſelben ſey. War denn ſeine Träumerei von dem Leibe des Heilands, der im Himmel, alſo auch local, wohnet, und von dort ſeine Kraft auf alle Gläubige, alſo auch unerſchöpflich, herabſtrömt, und dies durch die unendlichen Zwiſchenräume, und unſichtbar, ein Körperliches auf Seelen; war ſie nicht auch wider alle phyſiſche Geſetze, nicht auch etwas vollkommen Undenkbares, nicht blos Unbegreifliches?

Ohne Zweifel war alſo **Calvin** ein ungeheurer Schwärmer, wie jeder werden muß, der die Myſterien der chriſtlichen Religion erklären will. Wer dagegen ſie mit dem dürren Buchſtaben einer Urkunde annahm, wie der orthodoxe Lutheraner, dem mußte man die Göttlichkeit dieſer Urkunde ableugnen, oder ihm Recht geben, ohne ihn der Schwärmerei beſchuldigen zu können. Die Einſetzungsworte des Abendmahls mußte man eigentlich nehmen, oder ſo rein vernünftig, daß gar nichts Wunderbares blieb; aber ſie blos figürlich achten, um doch alles undenkbar zu laſſen, wie **Calvin** that, war ſchwärmeriſch und zwecklos.

Im Geiſte **Calvin's** dachte auch **Albrecht Hardenberg**, Prediger am Dom zu Bremen, über den Genuß im Abendmahl; aber ſchwerlich wäre er bei ſeiner Sittenfreundlichkeit, bei der Unbeſcholtenheit ſeines Wandels, bei ſeinem vorſichtigen Scharfſinn, welcher das Abweichende ſeiner Meinung von der lutheriſchen Lehre ſchonend darlegte, und bei dem freien, geſunden Sinn der bremiſchen Bürgerſchaft bittern Verfolgungen ausgeſetzt geweſen, wenn nicht Calvin's Vergleich mit den Schweizern eben jetzt die lutheriſche Welt aufgeregt hätte, und der Prediger Johann Timann in Bremen der rüſtigſte Streitgenoſſe Weſtphal's geweſen wäre.

Dieſe Parthei wollte ſchlechterdings nicht zugeben, daß die Calviniſten ſich geberdeten, weſentlich mit der lutheriſchen Lehre über das Nachtmahl einzuſtimmen, indem ſie eine wirkliche Gegenwart des Heilands im Sacrament annähmen, ſondern verlangte, daß die ganze Lehre des ſeligen Luther's alſo vor allem angenommen werden müßte, daß Chriſtus körperlich im Brote gegenwärtig ſey und unter demſelben genoſſen werde. Damit verband ſie auf das innigſte die Lehre von der körperlichen Allenthalbenheit oder Ubiquität des Heilands, und wollte, daß derjenige, welcher dieſe leugnete, von der Grundidee der lutheriſch-kirchlichen Kirche abweiche. Allein durch nichts verlor Timann ſo ſehr, als durch dieſe Verbindung. Indem kein Wort der heiligen Schriften die Ubiquität gebot, konnte er ſich nicht damit rechtfertigen, daß die Gegenwart von Chriſtus an ſo verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten dieſelbe nothwendig vorausſetze. Wer, ohne gedrängt zu ſeyn vom eigentlichen Buchſtaben der Bibel etwas Undenkbares annahm, um das Undenkbare, was in jenem Buchſtaben lag, zu erklären, war ſchlechterdings ein Schwärmer.

Bei den Bewegungen, die aus der Fehde der Prediger über die Lehre vom Nachtmahl entſtand, betrug ſich der Ausſchuß des Senats, welchem die Unterſuchung und Beilegung derſelben aufgetragen war, anfänglich mit Weisheit. Er wollte nur die reine lutheriſche Lehre in der Stadt walten laſſen, und zeigte ſich erfreut, als er von Hardenberg das beſtimmte Bekenntniß vernahm, daß eine wahre und wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes von Chriſtus im Abendmahl ſtatt finde. Um die Ubiquitätslehre waren die Laien wenig bekümmert.

Sie von der weſentlichen Wichtigkeit derſelben allmählig zu überzeugen, war nun das eifrigſte Geſchäft von Timann und ſeinen Streitgenoſſen. Faſt von allen bremiſchen Kanzeln ertönten Warnungen vor dem gefährlichen Irrthum, welcher dieſe Lehre umgehen wolle, bis Hardenberg durch Andringen ſeiner Freunde und um ſeiner Gemeine willen ſich gezwungen ſah, in einer öffentlichen Predigt die Ubiquitätslehre als ſtreitend mit Vernunft und Schrift darzuſtellen, und zu zeigen, daß ſie mit der wahren Gegenwart des Körpers von Chriſtus im Sacrament des Nachtmahls gar nicht zuſammenhange.

Er betheuerte nochmals, daß er an dieſer wahren Gegenwart nicht zweifle, und benahm ſich mit ſolcher Gewandtheit und Mäßigung, daß es ſeinen theologiſchen Gegnern vielleicht nicht gelungen wäre, den Punct, worüber ſie ihn eigentlich befehdeten, deutlich und wichtig zu machen, wenn ſein vertrauter Freund und Beſchützer, der Burgemeiſter von Büren, nicht zuerſt den Schleier zerriſſen hätte.

Im Bewußtſeyn ſeiner überlegenen Kenntniſſe und Talente, und im Beſitz des größten Anſehens bei der Bürgerſchaft, glaubte dieſer auch theologiſchen Gegnern hinlänglich gewachſen zu ſeyn, und den Eindruck weder für ſich, noch für Hardenberg fürchten zu müſſen, welchen die offene Erklärung, was ſie beide nicht glaubten, auf den Rath und die Stadt ohne Zweifel machte. Deshalb erklärte er, in voller Verſammlung des erſten, daß man nicht in dem Wahn ſtehen müſſe, als ob er und der Domprediger auch eine fleiſchliche Gegenwart des Heilands unter dem Brode annähmen, und bewirkte durch dieſe Erklärung, was Timann und ſeine Gehülfen vergebens bezweckt hatten, daß der größte Theil des Raths einen entſchiedenen Verdacht der Irrlehre wider Hardenberg faßte. Auch wurde Büren ſelbſt ſogleich von der Deputation ausgeſchloſſen, welche die Religionsſachen beſorgte, und nicht lange nachher bezeugte der Rath, daß er nun mit ſeinen Predigern vereint wider Hardenberg ſtehe, welcher nicht länger in der Stadt geduldet werden ſolle, wenn er nicht mit jenen ein Bekenntniß über die Nachtmahlslehre ablege.

Vergebens wünſchte der befeindete Mann, ſein Amt aufzugeben. Selbſt mehrere Glieder des Capitels widerriethen lebhaft dieſen Schritt, der ſeiner unwürdig ſey. Wirklich hoffte er auch noch auf Frieden, als der Senat ſeinem Andringen, die wittenbergiſche hohe Schule über ſein Bekenntniß entſcheiden zu laſſen, wenigſtens einigermaßen Gehör gab, indem er, freilich partheiiſch genug, ein ſolches Bedenken nur über die Rechtgläubigkeit der Bekenntniſſe ſeiner Prediger von dort einholte.

Es war wohl in der wittenbergiſchen Antwort geſagt, daß dieſe Bekenntniſſe, in welchen die Ubiquitätslehre nicht prangte, dem augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe und der bisherigen Lehre angemeſſen wären; aber zugleich war auch angedeutet, daß man keine fremdartige Lehren in den Artikel vom Abendmahl miſchen und bei den bisherigen bewährten Formeln in demſelben beharren möchte; eine Anſpielung, welche die bremiſchen Prediger unmittelbar traf.

So goldenes Lob nun auch die benachbarten geiſtlichen Miniſterien dieſen letzten zollten, blendete es nicht die Bürgerſchaft, an welche der Verfaſſung gemäß die Angelegenheit gebracht werden mußte; und wiewohl der Burgemeiſter Kenckel in ſeinem Vortrag daran ängſtlich erinnerte, daß die Sacramentirer von dem augsburger Religionsfrieden ausgeſchloſſen wären, ſo faßte die Mehrheit der Bürger doch einen ſehr gediegenen Schluß, wodurch alle Liſt des Senats zu Schanden wurde. Die Fehde, ſagte dieſelbe, ſcheine noch unentſchieden zu ſeyn, und betreffe zu tiefe Dinge, als daß ſie von der Bürgerſchaft geſchlichtet werden könne. Ein ſolcher Handel gehöre vor eine hohe Schule, wohin man die ſtreitenden Partheien ſelbſt oder ihre Schriften ſenden ſolle. Vor allen möge man die wittenbergiſche wählen, von wannen die reine Lehre gekommen ſey, und wo der Mann noch lebe, welcher das augsburger Glaubensbekenntniß verfaßt habe. Im voraus müſſe man aber feſtſetzen, daß diejenige Parthei, wider welche Wittenberg entſcheide, ſogleich vom Lehramt entfernt werden ſolle, und beiden Theilen ernſtlich bedeuten, ſolche hohe Fragen, die weit über den Begriff des gemeinen Mannes ſeyen, nicht mehr auf die Kanzel zu bringen, und ſich beſonders des ungebührlichen Läſterns auf einander zu enthalten.

Dieſer freie, edle Geiſt der Bürgerſchaft zwang die Mehrheit des Senats, welche aus redlichem Eifer oder

Leidenſchaft wider Hardenberg und ſeinen Freund, den Burgemeiſter von Büren, feindlich war, mit großer Vorſicht wider dieſelben zu handeln. Am wenigſten war man geſonnen, die Fehde in Wittenberg entſcheiden zu laſſen, und Timann und ſeine Genoſſen, welchen man das Läſtern freilich hatte verbieten müſſen, goſſen nun erſt ihr volles Feuer der Verfolgung von den Kanzeln, ohne daß der Rath es ihnen wehren wollte, oder zu wehren wagte.

Wenn die Eiferer im Senat und im Predigtamte es unmöglich fanden, in Bremen ſelbſt die vortreffliche Gegenparthei zu verſchlingen, ſo gelang es vielleicht durch Minen, womit ſie daſſelbe umzogen, welches nicht ſchwer wurde, da der ſogenannte ächt lutheriſche Feuergeiſt am wildeſten in Niederſachſen regierte.

Da beſchworen die Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg mehrere große Fürſten bei dem Himmel, daß ſie die zwingliſche Ketzerei dämpfen wollten, die ſich in Bremen aufthue; da gelangte ein Strafbrief des Königs der Dänen an den Rath, daß er die Kirche des Wolfes entledigen möchte, und die Herzoge von Sachſen ermahnten ihn, daß Hardenberg ſchleunigſt aus der Stadt und ihrem Gebiete geſchafft würde; da bedrohten, im entgegengeſetzten Fall, ſogar einzelne geiſtliche Miniſterien Bremen mit den hereinbrechenden Strafgerichten Gottes.

Unter dieſen Bewegungen war Timann geſtorben; aber ungleich furchtbarer war der neue Anführer, welchen ſeine Parthei nach Bremen berief, Tilemann Heßhus, der durch ſeinen wilden Feuereifer mehr für ſeine Herrſchſucht, als für das reine Lutherthum, ſich kaum in der Pfalz geſtürzt hatte. Er verwarf kein Mittel, welches ihn ſeinem Ziel näher bringen konnte.

Zwei Erſcheinungen bezeichneten ſogleich ſeinen Einfluß. Der Senat ließ die Bürger Mann vor Mann auf das Rathhaus fordern, damit jeder erklären ſollte, ob er in der Lehre vom Nachtmahl es mit Hardenberg oder mit den übrigen Predigern halte, wobei ihnen zuvor bedeutet wurde, daß jener durchaus den Zwinglianismus lehre, und der Rath ſchlechterdings bei dem reinen lutheriſchen Glauben beharren wolle, um nicht vom Religionsfrieden ausgeſchloſſen, vom Reich und von Gott verdammt zu werden. Vergebens hatten Büren und vier Glieder des Senats mit ihm auf das Lauteſte wider dies unerhörte Verfahren geſprochen, welches der Freiheit der Bürger und der Verfaſſung Eintrag thue. Allein man ging noch weiter, und gab zu, daß die Prediger alle diejenigen, welche Hardenberg's Predigten im Dom beſuchten, oder ſonſt als Anhänger deſſelben verdächtig waren, weder zum Abendmahl, noch als Gevatter bei der Taufe zuließen, wenn ſie der gottloſen Meinung jenes Irrlehrers nicht vorher entſagen wollten.

Dennoch blieb es wegen des Geiſtes der Bürgerſchaft ſehr zweifelhaft, ob es je gelingen werde, **Hardenberg** ganz zu unterdrücken, bis der Erzbiſchof ſelbſt, theils um denſelben vor der äußerſten Gewalt zu ſchüzzen, theils um nicht ſelbſt in eine gewaltſame Fehde mit dem Senat verwickelt zu werden, die Angelegenheit auf den niederſächſiſchen Kreistag ſpielte.

So zögernd anfänglich die Schritte auf dieſem waren, konnte ſein leztes Urtheil immerhin nicht ungewiß werden. Dieſe Richter hingen doch in ihrer Meinung von den niederſächſiſchen Theologen ab, und unter dieſen waren die heftigſten offenbarſten Gegner **Hardenberg's**. Sie fanden ſich perſönlich auf dem Kreistag ein, und ſo erfolgte der Kreisſchluß (1561. Febr. 8.): daß Doctor **Albrecht Hardenberg** wenigſtens binnen vierzehn Tagen vom Predigtamt entlaſſen und aus dem ganzen niederſächſiſchen Kreiſe verwieſen ſeyn ſollte, jedoch unbeſchadet ſeiner Ehre. Auch wurde er nicht als entſchiedener Kezer in dem Schluß betrachtet, ſondern es hieß nur, daß ſein Bekenntniß in einigen Puncten zweifelhaft und etlichermaßen dem augsburgiſchen zuwider geweſen ſey, welchem der Glaube der bremiſchen Prediger eben ſo gemäß, als mit der im Kreis angenommenen Lehre einig, befunden werden. Als eigentlicher Verdammungsgrund wurde blos die Gefahr angegeben, womit jene durch ihn veranlaßte Händel Niederſachſen bedrohten.

Mit Hardenberg's Abzug, welcher in der Nähe im weſtphäliſchen Kreiſe Freunde und Beſchützer genug und ein ruhiges Leben fand, war die Ruhe in Bremen nicht wieder hergeſtellt. Man hatte dahin einen der Eiferer, welche die ſächſiſchen Herzoge von Jena verbannten, nämlich Muſäus, berufen. Was ihm dort mit Schmach entriſſen war, das volle Bannrecht wollte er hier dem Predigeramte ſogleich beimeſſen.

So willkommen dieſes Schwert in der Hand der Prieſter dem Rath in ſofern ſeyn mochte, als es wider den Burgemeiſter von Büren zunächſt gebraucht werden ſollte, ſo furchtbar konnte es auch überhaupt für die weltliche Obrigkeit werden. Er widerſtrebte daher der Heftigkeit, womit ſich die Prediger des unumſchränkten Bannrechts bemächtigen wollten, und machte nur ein Edict bekannt, nach welchem jeglicher, der Hardenberg's Ketzerei vom Nachtmahl noch hege, ſogleich aus der Stadt zu ſchaffen ſey. Dies galt vorzüglich dem Burgemeiſter von Büren, welcher nach der Ordnung bei dem nahen Regierungswechſel Präſident der Stadt werden mußte. Schon die niederſächſiſche Kreisverſammlung, in welche man ihn berief, hatte ihn gewarnt, die Irrlehre fahren zu laſſen; allein auch jetzt, in ſeiner Proteſtation wider jenes Edict, bekannte er ſich entſchloſſen als Hardenberg's Freund und Anhänger. Man erklärte dann, daß ihm das Regiment nicht entgehen werde, wenn er nur die Religionsſachen dem ganzen Rath überlaſſen wolle. Allein er verlangte alle geſetzlichen Rechte eines präſidirenden Burgemeiſters. Am neunzehnten Januar 1562 erſchien er von mehr als viertauſend Bürgern begleitet, auf dem Rathhauſe; leicht erzwang er die volle Zulaſſung zu der ihm gebührenden Würde, ohne daß irgend eine Gewaltthätigkeit ausgeübt wurde. Auch beſtätigte der Rath drei Tage nachher einen Vertrag, welchen Büren wegen der Religionsſache aufſtellte.

Nachdem Muſäus und ſein wüthendſter Amtsgenoſſe aus der Stadt verwieſen waren, nachdem zwölf andere Prediger, die ihre Entlaſſung forderten, dieſelbe ſogleich erhalten hatten, fühlte ſich die Mehrheit des Senats, die mit ihnen zuſammenhing, in Bremen vernichtet, und entwich ſtill aus der Stadt, drei Monate nach Aufrichtung jenes Vertrages. Sie nahm öffentliche Gelder und Urkunden aus dem Archiv mit; offenbar wollte ſie den wahren bremiſchen Senat vorſtellen. Auch vertheilte ſie ſich ſogleich im ganzen niederſächſiſchen Kreiſe, um ihn für ſich wider die ketzeriſche Stadt in Bewegung zu bringen.

Da kündigten Hamburg und Lübeck den Bremern jede Handelsverbindung auf, da nahm Danzig ihre Güter und Schiffe in Beſchlag, da ſperrten viele Stände des niederſächſiſchen Kreiſes ihnen ihr Gebiet, und verwehrten ihnen, ſo weit möglich, Zufuhr an Lebensmitteln. Büren aber und die Bürgerſchaft blieben unbewegt, und nach ſechs Jahren waren die ausgetretenen Rathsglieder zufrieden, wenn ſie mit Verzicht auf ihre Würden nur wieder in die Stadt aufgenommen wurden. Zwei blieben ausgeſchloſſen, weil man zweifelte, ſie wider den Haß des Volks ſchützen zu können, und alle mußten einen neuen Bürgereid ſchwören.

So tief ſie und ihre Prediger in Schatten ſtehen, wenn man ihr Treiben mit dem wahrhaftig großen Betragen der Bürgerſchaft, der kräftigen Weisheit Büren's, dem ruhigen Scharfſinn Hardenberg's vergleicht, darf man dennoch, ſelbſt um ſie nicht durchaus unbegreiflich zu finden, nicht vergeſſen, daß ihr Eifer urſprünglich für den derben Buchſtaben der Einſetzungsworte kämpfte, und daß auch Hardenberg, welcher denſelben nicht in ſeiner Derbheit nahm, und keinen fleiſchlichen, mündlichen Genuß des Körpers von Chriſtus wollte, jene Worte um nichts denkbarer machte, indem er ſie von ihnen entfernte. Timann verlor gegen ihn, weil er ſich in die Ubiquitätslehre verirrte, wovon ſich Heßhuß klüger zurückzog, mit welcher unbeſonnenen Wuth er auch ſonſt in allen Streit vordrang.

In der Pfalz hatte dieſer zuerſt ſeinen Character enthüllt, nachdem er vorzüglich auf Melanchthon's Empfehlung an die Spitze der Gottesgelehrten zu Heidelberg und der pfälziſchen Kirchen berufen worden.

Weil er noch ein junger Mann war, hatten ſich ſeine Vorſtellungen über manche Hauptlehre damals vielleicht noch nicht entſchieden beſtimmt, und weil er von Ehrſucht glühte, mußte ſein geiſtlicher Stolz an dieſem Platz um ſo mehr Einfluß auf die Bildung derſelben haben. Zum Unglück für die Ruhe der proteſtantiſchen Kirche, entdeckte er an dem unruhigen **Klebiz**, welcher, wiewohl nur Diaconus, ſich ihm ſtets entgegenſtellte, keine andere Seite zum Angriff, der ihn vernichten ſollte, als eine Neigung zu der calviniſchen Lehre von der Gegenwart des Heilands im Nachtmahl.

Zwiſchen zwei ſo rüſtigen Gegnern war der Kampf bald ſo wild geworden, daß ſie auch der weltlichen Obrigkeit nicht mehr achteten, und der Kurfürſt **Friedrich** III. ſich gezwungen ſah, ſie deshalb ihrer Aemter zu entſetzen, ohne über die Wahrheit ihrer Meinungen im geringſten zu entſcheiden. Nur hatte ihn dieſe Fehde das Bedürfniß fühlen laſſen, daß es wirklich zur Entſcheidung darüber kommen müſſe; denn ohne dieſelbe mochte die Ruhe der pfälziſchen Kirche immerfort neuen rüſtigen Kämpfern preisgegeben werden.

In dieſer Lage wandte ſich der Kurfürſt an **Melanchthon**, um durch deſſen ſanften, weiſen Sinn geleitet zu werden, und vorzüglich vom Urheber der augsburgiſchen Confeſſion zu vernehmen, was ſie über den ſtreitigen Lehrpunct eigentlich beſtimmt habe.

Nichts hatte den hochverdienten Genoſſen Luther's tiefer geſchmerzt, als die unſelige Fehde über die Gegenwart des Heilands im Sacrament, und ſein ſehnlichſter Wunſch war immer geblieben, daß man ſich nur ſolcher Formeln bedienen möchte, wodurch die ſtreitigen Vorſtellungen beider Partheien umfaßt werden könnten. Der Ausdruck des augsburger Glaubensbekenntniſſes, daß man mit dem Brot und Weine den Leib und das Blut von Chriſtus empfange, ſchien ihm mit Recht dazu vorzüglich geeignet. Um indeſſen jenem Wunſch nicht entgegen zu arbeiten, achtete er es für ſchlechterdings nothwendig, geheim zu halten, welche Vorſtellung über den beſehdeten Punct er ſelbſt liebe. Daher bediente er ſich immer ſolcher Ausdrücke, die dem Gedanken von einer leiblichen Gegenwart des Heilands, von einem mündlichen Genuß ſeines Leibes eben ſo wenig widerſtrebten, als der calviniſchen Vorſtellung, und nur ſeine gelehrten Freunde wußten, daß er dieſer letzten wohlwollte, welches erſt dann lautbarer wurde, als der wilde Eifer, die Rechtgläubigkeit der evangeliſchen Lehre an die derbe ächt lutheriſche Formel zu binden, ihm die Erklärung abzwang, daß man dazu kein Recht habe.

In dieſem Geiſte rieth Melanchthon auch dem Kurfürſten von der Pfalz, daß er ſeinen Theologen und Predigern das Streiten über die Art der Gegenwart des Heilandes im Abendmahl ſchlechterdings verbieten, und ſie zum Gebrauch einer ſolchen Formel, welche ſelbſt den ſtreitigen Punct unberührt laſſe, insgeſammt verpflichten ſolle.

Das Gutachten Melanchthon's war alſo auf den Geiſt der Duldung berechnet, und der Kurfürſt ging wenigſtens inſofern in denſelben ein, daß er ſeinen Gottesgelehrten und Predigern zum öffentlichen Vortrag die Formel vorſchrieb, daß der Leib von Chriſtus mit dem Brot empfangen werde, oder den Ausdruck des Apoſtels Paulus, daß das Brot die Gemeinſchaft des Leibes von Chriſtus ſey. Allein wer da wußte, daß er ſelbſt, ſo wie die Mehrheit der Prediger die calviniſche Vorſtellung begünſtigte, der zweifelte nicht, daß dieſe mit der allgemeinen Formel allgemein werden ſollte, und die pfälziſche Kirche ſchon als kalviniſch betrachtet werden konnte. Dennoch durfte man nicht mißbilligen, daß die Prediger, welche nur vom Genuß des Leibes des Heilandes in und unter dem Brote reden wollten, von ihren Aemtern entlaſſen wurden (1559).

So drohend die Wuth der ächt lutheriſchen Eiferer über dieſes Ereigniß, vorzüglich aus Niederſachſen her, hallte, blieben alle ihre Bewegungen doch unbedeutend gegen den ſtillen entſchloſſenen Schritt, welchen die würtembergiſchen Theologen wegen der Veränderung in der Pfalz noch in demſelben Jahre thaten. An ihrer Spitze ſtand Brenz, einer der erſten Streitgenoſſen Luther's wider die Schweizer, doch ſein weiteres Leben hindurch, auch wegen ſeiner Friedensliebe, hochgeachtet. Allein der Haß wider die ſchweizeriſche Lehre, welcher ſo viele Jahre geſchlummert hatte, erwachte wild in ihm bei dem Triumph, welcher ihr in der Pfalz bereitet war. Zur Gegenwirkung, zu einem noch entſchiedenern Siege der ächtlutheriſchen Vorſtellung, bewirkte er, daß dieſe mit ihren derbſten Beſtimmungen und ſogar mit der Ubiquitätslehre als einzig richtiges Dogma für das würtembergiſche Land verkündet wurde.

Jetzt konnte Melanchthon nicht mehr hoffen, durch Formeln, unter welchen beide Partheien ihre ſtreitigen Vorſtellungen über das Nachtmahl ausgedrückt finden mochten, dem vollendeten Zwieſpalt in der deutſchen evangeliſchen Kirche noch vorzubeugen, und dem Grabe nahe, mußte er jede Furcht vor Menſchen verlieren. Auch war er nun feſt zu einem öffentlichen beſtimmten Bekenntniß über die Nachtmahlslehre entſchloſſen, aber der Tod entnahm ihn jetzt allen Fehden.

Nachdem auch der Stern untergegangen war, welcher in aller trüben theologiſchen Verwirrung noch geleuchtet hatte, fühlten beſonders die Fürſten im evangeliſchen Lande mehr als jemals das Unbequeme ihres Verhältniſſes zu der Kirche. Sie wollten dem urſprünglichen Geiſte der Glaubensverbeſſerung, beſonders dem augsburger Glaubensbekenntniß, welches die Urkunde auch ihrer politiſchen Exiſtenz war, ſchlechterdings treu bleiben, und von Melanchthon hatten ſie darüber Aufſchluß hoffen können, wenn das Geſchrei der Theologen ſie verwirrte. Auch fühlten ſie, wie ſehr ſein hoher Geiſt des Friedens die evangeliſche Kirche ehrte, und ihnen einigermaßen die Schaam linderte, welche die Schadenfreude der Katholiken an dem evangeliſchen innern Krieg ihnen abzwingen mußte.

Mit ſolcher Anſicht der theologiſchen Händel betrieben auch mehrere von ihnen, ſelbſt mit Leidenſchaft, die wiederholten Verſuche, einen Frieden zwiſchen den proteſtantiſchen Theologen zu ſchließen, die zuletzt nur zwei große Hauptpartheien bildeten, wovon die eine, zum Theil nach dem Eiferer Flacius benannt, den nackten Ausdruck der heiligen Schrift und den ſtrengen lutheriſchen Buchſtaben, nebſt den Vorſtellungen, welche ſich für ſie demſelben nothwendig anhingen, als unverletzliche Norm annahm: indem die andere mildere, welche immer auf Melanchthon als ihr Haupt geblickt hatte, im vorſtrebenden Geiſte der Reformation handelte, und des Friedens halber wohl beſtimmte Formeln der Kirche, doch für die Vorſtellungen einen weitern Raum wollte. Jene erſte Parthei konnte nicht dulden, konnte nicht mit ſich handeln laſſen, ſie mußte Alles haben oder vernichtet werden; dieſe zweite aber konnte vielfache Friedensgeſchäfte begünſtigen, wenn jene inconſequent werden wollte. Ohne Zweifel verſtand ſich aber die mildere Seite viel beſſer auf den Zweck der Reformation, als ihre Gegner, welche offenbar ein neues Prieſterthum bezweckten.

Darum hätten die Fürſten dieſe ſtrengen Gottesgelehrten keinesweges begünſtigen ſollen. Gegen das heftige Streben nach dem ſchrecklichen Bannrechte mußten ſie ſo ſchon ihre Macht richten. Allein der Ruhm, ein ächtlutheriſcher Fürſt zu ſeyn, war auf der andern Seite nichts leeres. So lange es eine Kirche giebt, und einen Staat, welcher mit ihr verbunden iſt, muß ſie dahin ſtreben, auch auf der Gleichheit der Vorſtellungen ihrer Bekenner zu ruhen.

Indem bei ſolchem Character der Partheien und ſolchem Stande der weltlichen Macht alle Friedensvermittlungen zwiſchen den proteſtantiſchen Theologen fruchtlos geblieben waren, mußte ein Mann, wie Jacob Andreä, mit ſeinem großen Friedensentwurf und ſeinem Eifer, ihn zu vollführen, den Fürſten eine willkommene Erſcheinung werden.

Seiner heiteren Anſicht der Welt war alles Düſtere auch in der Religion zuwider, und ſeinem hellen Blick in das Gewebe menſchlicher Vorſtellungen und Leidenſchaften entging nicht, wie durch unbemerkte Leitung dieſelben auf den Punct gebracht werden können, welchen ſie mit Haß fliehen. Es hatte den höchſten Reiz für ihn, ſich als Künſtler den Menſchen zum Stoff zu wählen. Wo fand er dieſen reicher, als in den Gedanken und Leidenſchaftn der evangeliſchen Gottesgelehrten? und wo ſeine heitere Liebe zum Frieden mehr aufzuräumen? Dabei konnte er als Canzler von Tübingen, alſo in jenem Lande, wo der ſtrenge lutheriſche Buchſtabe, und noch mehr als ſolcher, zur Glaubensregel gemacht war, den lutheriſchen Eiferern nicht verdächtig ſeyn; ſein milder Geiſt empfahl ihn der entgegengeſetzten Parthei, und ſeine Gelehrſamkeit hatte ihm ſchon die Achtung beider gewonnen.

Unter fünf Artikel hatte er die ſtreitigen Lehrpuncte gebracht. Die erſten vier handelten von der Rechtfertigung, von guten Werken, vom freien Willen und von den ſogenannten gleichgültigen Dingen, die bei der Umgeſtaltung des Interim für die ſächſiſche Kirche in Anregung gekommen waren. Schlau genug hatte er die Nachtmahlslehre in den Hintergrund geſtellt, damit zur Ausgleichung der ärgſten Fehde die ſchon etwas verſöhnten Gemüther gelangten. Selbſt aber den fünften Artikel hatte er ſo gefaßt, daß auch die ſtrenge Parthei, von welcher er beſonders Widerſtand erwarten mußte, ſich damit begnügen konnte.

Allein Andreä, welcher unermüdet in perſönlicher Verhandlung und in Reiſen durch das evangeliſche Deutſchland war, erfuhr bald, wie ſehr es ſeinen Artikeln ſchadete, daß ſie die ſeinigen waren, wiewohl er beſcheiden genug ſie nur wie einen Entwurf hingab, aus welchem die allgemeine theologiſche Einſicht etwas bilden ſollte; und eben ſo bald, daß weder die ſtrenge, noch die milde Parthei eine Vermittlung wollte. Jene beſtand darauf, daß die Irrthümer, welche bei den angenommenen Formeln ſich einſchleichen könnten, auch in den Artikeln verdammt werden müßten, und die wüthendſten Eiferer von ſolcher Seite, die Theologen in Jena, zu welchen Heßhuß jetzt gehörte, erklärten ſogleich unaufgefordert, daß ſie mit dem Friedensſtifter nichts zu ſchaffen haben wollten. Die wittenbergiſchen Theologen wollten dagegen von keiner Uebereinkunft etwas wiſſen, bei welcher nicht eine Sammlung der Hauptſchriften Melanchthon's, welche ſie ſchon zum Normativ der Lehre in den kurſächſiſchen Kirchen gemacht hatten, auch als ſolches anerkannt würde.

Unter dieſen Umſtänden hätte die beiſpielloſe Thätigkeit Andreä's, ſeine große Kunſt, die verſchiedenſten Charactere zu gewinnen, die Selbſtüberwindung, womit er alle Kränkungen verſchmerzte und ſogar Bosheit und Unverſtand zu zwingen wußte, an dem gehaßten und mißverſtandenen Friedenswerke ſelbſt mitzuarbeiten, vielleicht keine Frucht für die Ruhe der evangeliſchen Kirche getragen, wenn er nicht im ſeltenen Grade geſchickt geweſen wäre, an den Höfen zu gelten, Fürſten einzunehmen und feſtzuhalten, und wenn nicht ein ſolches evangeliſches Haupt, wie der Kurfürſt von Sachſen, ſich zu gleichem Geſchäft mit ihm verbunden hätte.

Unmöglich durfte Auguſt der Linie ſeines Hauſes, ohne deren Sturz er die Kurwürde nicht beſeſſen hätte, und die als Beſchützer der lutheriſchen Glaubensverbeſſerung ſo hohen Ruhm gewonnen, noch den Stolz überlaſſen, daß ſie die Reinheit der neuen Lehre, und ſelbſt gegen das ſächſiſche Haus, bewahren müſſe. Schon darum war es Ehrenpunct für ihn, dem Buchſtaben Luther's nichts abbrechen zu laſſen. Dann hielt ſein gediegener Sinn den Gedanken feſt, daß die Evangeliſchen ja keinen Papſt hätten, und darum um ſo ſtrenger auf beſtimmte Formeln des Glaubens halten müßten, um nicht in hundert Secten zu verfallen. Endlich ſah er bei ſolchem Zwieſpalt hohe Gefahr, daß das ſo theuer errungene Werk des augsburger Religionsfriedens zerrüttet werde. Er vergaß gewiß keinen Augenblick, wie die Evangeliſchen auf dem Reichstage, wo derſelbe zu Stande gebracht wurde, die Calviniſten ſo eifrig von ihm ausſchloſſen.

Wohl hatte er geſucht, dieſen unverzeihlichen Fehler ſeiner Parthei, deren Haupt er doch auch damals war, auf dem Reichstage 1566 wieder gut zu machen. Wirklich hatte auch Herzog Chriſtoph von Würtemberg darauf angetragen, daß der Kurfürſt von der Pfalz, welcher durch die Einführung des heidelberger Catechismus (1563) das Lutherthum heftig empört hatte, von den gemeinſchaftlichen-Anträgen der Evangeliſchen an den Kaiſer ausgeſchloſſen werden ſollte, bis er ſich über die Nachtmahlslehre der augsburgiſchen Confeſſion gemäß erklärt habe, und Kaiſer Ferdinand ergriff gern den Gedanken, daß man denſelben vom Religionsfrieden ausſchließen müſſe, wenn er nur in Einem Puncte von jener Confeſſion weiche. Allein August von Sachſen, der eine Rede des Kurfürſten von der Pfalz im Reichsrath mit angehört hatte, klopfte ihm auf die Schulter mit den Worten: Fritz, du biſt frömmer, als wir alle! und ſtrebte nun, die Gefahr wieder abzuwenden, welche man ſo leichtſinnig und frevelhaft über die evangeliſche Parthei gezogen hatte. Auf ſeinen Antrieb erklärte dieſe dem Kaiſer, daß ſie ſchlechterdings nicht geſonnen ſey, bei einiger Dunkelheit der Meinungen irgend einen von ihnen aus dem Religionsfrieden zu ſetzen; denn es würde zur ungerechteſten Gewalt verleiten, wenn man ſogleich entſcheiden wollte, ob jemand der augsburgiſchen Confeſſion zuwider denke.

So politiſchweiſe dies Betragen von August auf dem Reichstage war, ſo ſehr wurde er durch denſelben in ſeinem Haß gegen die evangeliſchen Secten beſtärkt, und in ſeiner Einſicht von der Nothwendigkeit der evangeliſchen Einheit durch die ſtrenge lutheriſche Lehre. Wenn in mir, war ſein Ausdruck, eine calviniſche Ader ſeyn ſollte: ſo mag der Teufel ſie mir herausreißen.

Ein ſo geſinntes evangeliſches Haupt konnte den vielgenannten Andreä kräftig unterſtützen, welcher auch von dieſer Denkart bald den Vortheil ärndtete, daß die wittenbergiſchen Theologen, welche das Friedensgeſchäft durch ihre Schwüre auf Melanchthon's Schriften verhöhnten, durch ſie geſprengt wurden.

Vielfach war Auguſt vor dem calviniſchen Gift ſeiner Theologen gewarnt worden, theils durch vertrauliche Eröffnungen ſeiner Freunde unter den Fürſten, theils durch das wiederholte laute Geſchrei der lutheriſchen Eiferer. Aber männlich hatte er ſich immer durchgeſchlagen, und der Verſicherung ſeiner Gottesgelehrten, daß ſie von der lutheriſchen Wahrheit im Abendmahl nicht abwichen, redlich getraut. Sie ſprachen von der wahren, lebendigen Gegenwart des Heilandes im Sacrament, und bewirkten dadurch vor den Augen des Kurfürſten ein Blendwerk, daß er ſie für übereinſtimmend mit Luther's Satzung hielt, wiewohl ſie dieſelbe verwarfen, und mehr, als Melanchthon, ſich zum Calvinismus hinneigten. Dieſes Blendwerk wurde durch eine mächtige Hofparthei befördert, und eben wegen deſſelben brachte Auguſt der Erhaltung ſeiner Theologen jegliches Opfer. Vielleicht wurde indeß durch Andreä's Friedensverhandlungen, die auch dem Laien die Momente der theologiſchen Streitigkeiten näher brachten, dieſe Verblendung ſchon etwas gelöſet, und die wittenbergiſchen Theologen nebſt ihrer Parthei glaubten ſelbſt, ohne große Gefahr dieſelbe allmählig zerſtreuen zu können. Die berufene wittenbergiſche Exegeſe erſchien, woran ſie offenbar viel Theil hatten. Sie leugneten es ab, als August auffuhr, da man von mehreren Seiten ihn anging, wie nun der Calvinismus ſeiner Gottesgelehrten der Welt offen dargelegt worden. Je redlicher der Kurfürſt für ſie gearbeitet hatte, deſto unverſöhnlicher zürnte er jetzo. Voll Schaam vor den Fürſten und Gelehrten, die ſo oft geſucht hatten, ihn aus ſeiner Verblendung zu reißen, ſah er nun, welches Gaukelſpiel man ſo viele Jahre hindurch mit ihm getrieben hatte. Nach mehrfacher Mißhandlung verbannte er die wittenbergiſchen Theologen; aber ſein Verfahren wider die calviniſtiſche Hofparthei wurde ſelbſt grauſam.

Andreä gewann hierdurch zunächſt, daß eben diejenigen, welche ſeiner Friedenshandlung immer mit Melanchthon's Anſehen in den Weg traten, gänzlich geſprengt waren. Er hatte jetzt nur mit Einer Hauptparthei, den lutheriſchen Eiferern, zu ſchaffen, denn die übrigen Theologen, welche von denſelben verſchieden dachten, und nicht ſchon beſtimmt Calviniſten waren, ſtanden ohne Zuſammenhang in kleinen Häuflein und einzeln, und mochten leichter zur Annahme der allgemeinen Friedensformeln der evangeliſchen Kirche bewogen werden. Die lutheriſchen Eiferer wußte aber Andreä vortheilhaft für ſich zu ſtimmen, indem er ſich auf das innigſte mit dem braunſchweigiſchen Gottesgelehrten

Chemnitz vereinigte, welcher zu ihren Häuptern gehörte. Meiſterhaft wußte er dieſen ſtarren, ihm durchaus entgegengeſetzten Character zu behandeln, und gewann dadurch auch, daß Herzog Julius von Braunſchweig eifriger, als irgend ein Fürſt, in das kirchliche Friedensgeſchäft einging.

Ein ungemeiner Vortheil von der Exploſion des Kurfürſten Auguſt wider die wittenbergiſchen Theologen war es gleichfalls, daß er nun einzig durch Vollendung des evangeliſchen Friedens ſeine Ehre und ſeinen religiöſen Ruhm glaubte wiederherſtellen zu können.

Nach der unſäglichſten Mühe, waren er und Andreä endlich ſo weit gekommen, daß die Vergleichsformeln, welche der letzte und Chemnitz in Verbindung mit einigen andern Theologen im Kloſter von Bergen ins Reine gebracht hatten, einer allgemeinen Annahme faſt verſichert ſeyn konnten, als unvermerkt der Pfalzgraf Johann Caſimir, der einzige deutſche Fürſt, der ſich öffentlich zum calviniſchen Glauben bekannte, mit einer Verſchwörung wider die bergiſche Concordienformel auftrat. Sein Gedanke war, alle ausländiſche Calviniſten zu einem Bunde wider dieſelbe zu vereinigen, weil in ihr ein Verdammungsurtheil über den Calvinismus ausgeſprochen werden ſollte; und wirklich kamen engliſche und niederländiſche Geſandte und Abgeordnete der Hugenotten zu Frankfurt zuſammen.

Begleitet von einigen Deputirten der Verſammlung zogen von hier die engliſchen Geſandten an den Hof des Kurfürſten von der Pfalz, des Nachfolgers von Friedrich III., eines eben ſo heftigen lutheriſchen Eiferers, als dieſer milde calviniſch geweſen, an die Höfe der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen. Allein ihrer Werbung, die ſich vorzüglich darauf ſtützte, wie unweiſe es ſey, den Riß zwiſchen lutheriſcher und calviniſcher Kirche durch eine feierliche Verdammung der letztern auf immer unheilbar zu machen, wirkte Andreä mit einer Anſtrengung entgegen, welche den leidenſchaftlichſten Haß wider den Calvinismus athmete.

Wie endlich auch dieſe Gefahr beſchworen worden, machte man die Entdeckung, daß der eifrigſte Beförderer des Concordienwerkes, Herzog Julius von Braunſchweig, plötzlich wider daſſelbe verſtimmt ſey. Er hatte ſeinen älteſten Sohn mit allen papiſtiſchen Gebräuchen zum Biſchof von Halberſtadt weihen laſſen, und die ernſte Rüge, welche er ſowohl vom kurſächſiſchen Hof, als von Chemniz deshalb erleiden mußte, hatte ihn auch einer Unternehmung gram gemacht, welche ſie vor allen begünſtigten.

So von allen Seiten gedrängt beſchloſſen Auguſt von Sachſen und Andreä, die bergiſche Concordienformel mit einer Vorrede, als einem Manifeſt der ſechs und achtzig Reichsſtände, welche ſie genehmigt und unterſchrieben hatten, in die Welt ausgehen zu laſſen. Am fünf und zwanzigſten Junius 1580, an dem Tage, da man funfzig Jahre vorher die augsburgiſche Confeſſion in der Reichsverſammlung dem Kaiſer übergab, wurde die Concordie zu Dresden verkündet.

Die prophetiſchen und apoſtoliſchen Schriften des alten und neuen Teſtamentes waren auch in ihr als die einzige Richtſchnur aller Lehre angegeben; aber zugleich war angenommen, daß der wahrhaftige Geiſt derſelben in den drei öcumeniſchen Symbolen, in der ungeänderten augsburgiſchen Confeſſion und ihrer Apologie, in den ſchmalkaldiſchen Artikeln und in Luther's Katechismen rein ausgeſprochen worden: eine Thatſache, die man bisher einhellig in den lutheriſchen Kirchen eingeſtanden habe.

Ueber die Erbſünde enthielt die Concordie den Ausſpruch, „daß zwar die ganze Natur des Menſchen durch ſie verdorben, aber doch die Erbſünde nicht die Natur des Menſchen ſelbſt ſey," und alſo die ächte Meinung Luther's, wie er ſie ohne den Eifer der Uebertreibung ausdrückte. Nothwendig behauptete ſie dann auch, daß der menſchliche Wille an ſich, unbearbeitet vom heiligen Geiſt, zu allem kräftig ſey, was Gott mißfällig iſt, und eben ſo nothwendig erklärte ſie ſich für die ächtlutheriſche Lehre von der Rechtfertigung. Um aber allen Mißbrauch derſelben zu verhindern, fügte ſie hinzu, daß man die Rechtfertigung und Wiedergeburt, die Begnadigung und Beſſerung des verderbenen Menſchen freilich nicht als Wirkung und Urſache zuſammenbegreifen dürfe, daß ſie aber der Zeit nach völlig zuſammenfallen. Mit gleicher Nothwendigkeit waren die guten Werke verworfen, inſofern ſie dem allein rechtfertigenden Glauben Abbruch thun ſollten; aber als Zeichen des ächten Glaubens wurden ſie weſentlich geheißen. Die ganze lutheriſche Vorſtellung von einem mündlichen leiblichen Genuß des Leibes von Chriſtus im Abendmahl, ſelbſt von einem ſolchen Genuß durch die Ungläubigen, war in die Concordie aufgenommen; denn ſo gewiß ſie Luther unverrückt ſo hegte, gab es auch keine Spur, daß ſich Melanchthon zur Zeit des augsburger Glaubensbekenntniſſes ſchon irgend von ihr entfernt hatte. In dem Artikel über die beiden Naturen des Heilandes lehrte freilich die Concordie, daß dieſelben ewig getrennt fortdauerten, wiewohl in Einer Perſon, daß aber die menſchliche eben durch dieſe perſönliche Vereinigung mit der göttlichen auch Theil an der Majeſtät derſelben erhalte, welche ihr indeſſen nicht weſentlich, nicht eigenthümlich zugehöre. Es ſey damit alſo, wie mit einem glühenden Eiſen, worin das Feuer glühe und brenne, ohne daß Eiſen und Feuer ihre weſentlichen Eigenſchaften gegen einander austauſchten.

Mit großem Scharfſinn und eben ſo großer Billigkeit waren faſt alle Artikel der Concordienformel abgefaßt; aber die weitere Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie hat hinlänglich den Character derſelben bewährt, daß ſie überhaupt durch keine Satzungen gebunden werden, und wenigſtens keine andere Regel, als die heiligen Schriften, anerkennen ſolle. Gern hätte die weltliche Macht, ſo wie **Luther** ſelbſt, einen geſetzlichen Buchſtaben aufgerichtet: allein **Melanchthon** war ſogleich dem Urheber der Reformation als Gehülfe zugegeben, daß er die ſtrengen Formeln, wodurch derſelbe binden wollte, mildern und erweitern ſollte. Das Urverhältniß, welches zwiſchen dieſen beiden hochverdienten Männern war, hat den Character der Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie beſtimmt.

Inhalt der dritten Lieferung.

Geſchichte der Reformation in Deutſchland.

An Planck in Göttingen. I. Bd. S. 7 bis 12

Erſtes Buch.

Einleitung über die frühere Geſchichte der Reformation.

Erſtes Capitel.

(Seite 15—63. I. Bd.)

Zweites Capitel.

(S. 64—110. I. Bd.)

Drittes Capitel.

(S. 111—163. I. Bd.)

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Stimmung der Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes zur Zeit des Reichstags zu Nürnberg 1543. Geiſt dieſes letzten.

Granvella, vertrauter Rath des Kaiſers, auf dem Reichstage. Argliſtiger Antrag des Kaiſers. Schwankender Geiſt des ſchmalkaldiſchen Bundes. S. 171—178. I. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Unpolitiſche Schritte der Proteſtanten: ihre Hülfe gegen die Türken; ihr Betragen gegen den Kaiſer auf ſeinem Zuge wider den Herzog von Cleve; ihre Ruhe bei Erniedrigung dieſes letzten; endlich ihr Benehmen bei der Religionsveränderung des Kurfürſten Herrmann von Cöln.
S. 179—189. I. Bd.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Verhandlungen wegen des Reichstages zu Speier. Rüſtungen der Proteſtanten zu demſelben. Der Reichstag zu Speier im Anfang des Jahres 1544. Schlaue Rede des Kaiſers. Sein Zweck, Hülfe wider Frankreich. Treuherziges Benehmen des Kurfürſten von Sachſen. Heftige Bewegungen zwiſchen den Proteſtanten und dem Herzog Heinrich von Braunſchweig unterbrechen die Verhandlung. Entfernung der Häupter der Proteſtanten. Characteriſtik des Reichsabſchiedes. Carl erreicht ſeinen Zweck. S. 190—205. I. Bd.

Viertes Capitel.

Inhalt.

Wendung des Krieges zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer zur Begünſtigung des Planes des letzten, ſowohl Deutſchland, als das Papſtthum der kaiſerlichen Macht gänzlich zu unterwerfen. Die vornehmſten katholiſchen Fürſten durch-

ſchauen ſeinen Plan, und darin die Urſache, warum er die urſprüngliche Geſtalt deſſelben abändern mußte. Verſchiedene drohende Zeichen für die Proteſtanten.
S. 206—217. I. Bd.

Fünftes Capitel.

Inhalt.

Standhaftes Betragen der evangeliſchen Parthei auf dem Reichstag zu Worms gegen die Schlauheit Carl's und ſeiner Miniſter. Verhandlung wegen der wittenbergiſchen Reformationsformel, wegen des Conciliums zu Trient; der Kaiſer durch den franzöſiſchen Geſandten betrogen. Höchſt zweideutiger Reichsabſchied. Verſchiedene Umſtände auf dem Reichstage, welche den Argwohn der Proteſtanten gegen den Kaiſer hätten ſpannen ſollen. Halbe und ſchwankende Maaßregeln derſelben. S. 218—234. I. Bd.

Sechstes Capitel.

Inhalt.

Verein auf dem Reichstage zu Worms über das Herzogthum Braunſchweig. Heinrich's Wuth über dieſen Verein. Geheimer Grund derſelben. Er beginnt den Krieg. Philipp's Aufforderung an den kurſächſiſchen Hof, daß die evangeliſche Parthei ins Feld ziehen ſolle. Vielfache Gründe dazu. Träges Benehmen des Kurfürſten von Sachſen. Zuſammenziehung der Macht ſchmalkaldiſcher Bundesgenoſſen. Herzog Moriz von Sachſen mit ihnen zur Verwunderung des Herzogs von Braunſchweig. Unterhandlungen durch ihn zwiſchen den Heeren in der Nähe von Nordheim. Schlacht. Geſangennehmung des Herzogs von Braunſchweig und ſei-

nes Prinzen. Freude **Luther's** über dieſen Sieg. Betragen des Kaiſers bei der Nachricht davon. S. 235—262. I. Bd.

Siebentes Capitel.

Inhalt.

Treuherzige Beſchränktheit **Philipp's** von Heſſen; und die glänzende Lage der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, durch ihre hartnäckige Unentſchloſſenheit verdunkelt. Einzige Frucht ihrer Bundesverſammlung zu Frankfurt. Eine doppelte Ausſicht, den Proteſtanten durch den Kurfürſten von Sachſen verſchloſſen. S. 255—261. I. Bd.

Achtes Capitel.

Inhalt.

Religionsgeſpräch zu Regensburg. Schlechte Erwartung von demſelben auf beiden Seiten. Geiſt deſſelben und Abſicht des Kaiſers dabei. Ereigniſſe zur Beſtimmung der Anſicht von dem Geſpräch unter den Evangeliſchen. Ihr Benehmen bei verſchiedenen drohenden Gerüchten. **Granvella's** Schlauheit und Frechheit. S. 262—272. I. Bd.

Neuntes Capitel.

Inhalt.

Die vornehmſte Urſache der falſchen Anſicht der Proteſtanten von des Kaiſers Syſtem iſt **Johann Friedrich** von Sachſen. Schilderung ſeines Geiſtes. Unglückliches Verhältniß deſſelben zum Character **Philipp's** von Heſſen. Verſuche dieſes letzten zum feſten Schutze der evangeliſchen Lehre durch den beſchränkten Sinn des Kurfürſten vereitelt. Verhältniß beider Fürſten zu dem jungen Herzog **Moriz**

von Sachſen. Character deſſelben. Entwickelung des Syſtems und Characters von Kaiſer Carl V., der Urſachen, warum die Proteſtanten beide ſo wenig begriffen.

S. 273—294. I. Bd.

Zehntes Capitel.

Inhalt.

Luther's Tod, ein Glück für denſelben wegen ſeines Verhältniſſes zu andern Theologen, und wegen des unvermeidlichen baldigen Krieges. Kurz vor demſelben Geſpräch zwiſchen dem Landgrafen und dem Kaiſer, und Reichstag zu Regensburg. S. 295—310. I. Bd.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Gründe, warum Carl den beſchloſſenen Krieg nicht als einen Religionskrieg angeſehen haben wollte. Sein großes Intereſſe, das evangeliſche Oberdeutſchland zu bewegen, daran nicht Theil zu nehmen; aber mißlungener Verſuch der Art. Allgemeiner Vortheil, welchen ſich der Kaiſer von dem Eindruck ſeiner Erklärungen auf das evangeliſche Deutſchland verſprechen mochte. Vorzügliche Rückſicht dabei auf die katholiſchen Reichsſtände und den Papſt. Vernichtung dieſer Hoffnungen, indem dieſer das zwiſchen ihm und dem Kaiſer geſchloſſene Bündniß bekannt macht. Wuth der evangeliſchen Deutſchen, dadurch erweckt. Schilderung des Geiſtes derſelben wider Carl's Erwartung. Einziger beſtimmter Vortheil von ſeinen Erklärungen über den Zweck des Krieges.

S. 313—325. I. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Rüſtung der Evangeliſchen in Oberdeutſchland. Muſterung der Kriegsmacht bei Gunzburg. Oberſten **Sebaſtian Schärtlin** und **Hans von Heydek**. Rede des Würtembergiſchen Kriegsraths von Gültlingen. Feſte politiſche Maaßregeln der ſchmalkaldiſchen Genoſſen. Rüſtung des Kurfurſten und Landgrafen. Abſchied zu Ichtershauſen. Herzog **Heinrich** von Braunſchweig beim Aufbruch des Landgrafen. Kriegsmacht der beiden Bundesoberſten. Schwache Kriegsmacht des Kaiſers zu Regensburg. Zu deren Untergang vortrefflicher Plan **Schärtlin's**, vereitelt durch den Rath von Augsburg. S. 326—337. I. Bd.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Schärtlin's Maaßregeln, die fremden Krieger von Deutſchland abzuwehren. Eroberung der Ehrenberger Klauſe. Abſicht des Oberſten durch Tirol zu ziehen. Urſachen, wodurch dieſer Zug verhindert wird. Unpolitiſches Benehmen der Bundesräthe zu Ulm. Noch einmal verfehlte Gelegenheit, den Kaiſer zu Grunde zu richten. Erklärung der Acht wider den Kurfürſten und Landgrafen. Vereinigung dieſer beiden mit der oberländiſchen Macht. Umſtände in dem verbündeten Heere, wodurch Beſorgniß eines üblen Erfolgs erweckt wird. Verhältniß der beiden Bundesoberſten gegen einander und gegen **Schärtlin**. Falſche und träge Maaßregeln des verbundeten Heeres. Zug des Kaiſers nach Landshut. Vorzüglicher Kriegsrath von **Schärtlin**; endlicher Entſchluß zur Belagerung von Regensburg zu ziehen. S. 338—350. I. Bd.

Viertes Capitel.

Inhalt.

Vereinigung der italieniſchen und ſpaniſchen Völker mit dem Kaiſer. Neue Schaaren deutſcher Landsknechte im kaiſerlichen Lager. Sendung eines Herolds des Krieges von den Bundesoberſten an den Kaiſer. Ihr Kummer über die Aufnahme deſſelben und ihre Bedenklichkeiten. Während ihrer Rathſchläge Zug des Kaiſers nach Regensburg, um das ſchwere Geſchütz von dort zu holen. Wendung deſſelben nach Ingolſtadt. Rückzug der Evangeliſchen nach derſelben Feſtung. Ihr Fehler, daß ſie dem Kaiſer erlaubten, ſich ein feſtes Lager zu errichten. Beſchreibung deſſelben. Großes Intereſſe der Bundesoberſten, ſchnell eine Schlacht zu wagen. Ihr Entſchluß am letzten Tage des Auguſtmonats, das feindliche Lager zu beſchießen. Große Wichtigkeit, welche dieſer Tag für die Welt hätte bekommen können. Der böſe Geiſt des evangeliſchen Heeres vorzüglich durch den Landgrafen geweckt. Fruchtloſes Gegeneinanderſtehen beider Mächte vor Ingolſtadt. Endlicher Abzug der Bundesgenoſſen. Urſache, das Nahen des Grafen von Büren. Die Proteſtanten rücken ihm vergebens entgegen. Durch ſchlaue Märſche vereinigt er ſich mit dem Kaiſer. Jetziges Gleichgewicht beider Heere. Ihre Bewegungen an der Donau. Größere Erbitterung der evangeliſchen Anführer gegen einander. Hoffnung zu einer Schlacht bei den Bewegungen nach Nördlingen zu Schärtlin's Kummer wieder vereitelt. Urtheil der Spanier über die Kriegskunſt der Deutſchen. Große Uebung des Kaiſers in den Schlauheiten des Krieges. Sein Plan, die Feinde ganz von der Donau abzuſchneiden.

S. 351—373. I. Bd.

Fünftes Capitel.

Inhalt.

Abrufung Schärtlin's aus dem Lager der Bundesgenoſſen, um Augsburg zu vertheidigen. Seine Gefahr bei dem Abzuge. Neuer großer Plan von ihm zur Rettung der Evangeliſchen; von den Bundesoberſten gleichfalls verworfen. Zwieſpalt zwiſchen denſelben und den oberländiſchen Mächten. Gefahrvolle Lage des evangeliſchen Heeres. Großer Kriegsrath deſſelben. Abzug der evangeliſchen Mächte aus dem Lager von Giengen. Zug des Kurfürſten von Sachſen nach ſeinem Lande; imgleichen des Landgrafen. Gründe des Kaiſers für einen Winterfeldzug.

S. 374—384. I. Bd.

Sechstes Capitel.

Inhalt.

Carl's Fortſchritte in Oberdeutſchland. Sein Schreiben an den Herzog von Würtemberg. Feiges Betragen dieſes letztern. Gleiche Unterwerfung des Kurfürſten von der Pfalz. Ulms Geſandte zu Hall in Schwaben. Unnöthiger und höchſt verderblicher Fall jener Reichsſtadt. Unmuth, welchen ihr Betragen in Deutſchland erregt. Fall von Augsburg. Vergebliches Streben von Schärtlin denſelben zu verhindern. Schickſal dieſes Oberſten. Traurige Kunde, die auf ſeinem Verbannungszuge ihm folget. Fall Straßburgs.

S. 385—396. I. Bd.

Inhalt der dritten Lieferung zweiten Bandes.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Urtheile der Zeitgenoſſen über den unglücklichen Ausgang des Feldzuges in Oberdeutſchland. Anklage wider den Landgrafen als einen Verräther. Briefwechſel zwiſchen den beiden Bundesoberſten über den verfehlten Zweck des Feldzuges. Eine der vornehmſten Urſachen davon die Kriegsruſtung des römiſchen Königs und das auffallende Benehmen des Herzogs Moriz. Sein Plan. Sein Beſuch zu Prag bei König Ferdinand. Der Kaiſer ſendet ihm die Acht wider den Kurfürſten zur Vollziehung. Des Herzogs Berathſchlagung mit ſeinen Landſtänden. Schreiben derſelben an Johann Friedrich und Philipp, daß ſie dem Herzog die Beſchirmung ihrer Länder wider Ferdinand's Kriegsrüſtung auftragen möchten. Empfindung, womit die beiden Fürſten dieſen Vorſchlag aufnehmen. S. 9—42. II. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Kriegeriſche Bewegungen des Herzogs von Sachſen. Sein Zug nach Zwickau, Altenburg, Torgau und Wittenberg. Widerſtand dieſes letzten Ortes, der unerobert bleibt. Sehr getadeltes Benehmen des Herzogs. Sein Entſchluß in die winterliche Ruhe zu gehen. Haſtiger Zug des Kurfürſten in ſein Land. S. 43—56. II. Bd.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Ernſtes Streben des Herzogs Moriz, die Stadt Leipzig wider den Angriff des Kurfürſten zu ſchützen. Belagerung derſelben und tapfere Vertheidigung. Uebermacht Johann Friedrich's in Thüringen und Meiſſen. Seine weiteren Fortſchritte. Intereſſe der öſterreichiſchen Brüder, den Herzog nicht unterliegen zu laſſen. Bewegungen von beiden zu ſeiner Unterſtützung. Markgraf Albrecht von Brandenburg mit einigem Kriegsvolke nach Sachſen geſandt. Sein Einzug in Chemnitz. Gefährlicher Aufſtand der Soldaten daſelbſt. Unglück des Markgrafen zu Rochlitz. Kurzer Waffenſtillſtand. Furchtbare Bewegungen der Böhmen wider König Ferdinand, von drohenden Folgen für Moriz. Einzige Hoffnung in der erwarteten Ankunft des Kaiſers. S. 57—82. II. Bd.

Viertes Capitel.

Inhalt.

Carl's Schreiben von Eger aus. Kriegsbedenken im kurfürſtlichen Lager. Des Kaiſers Aufbruch von Eger. Schlacht bei Mühlberg. Der Kaiſer und Johann Friedrich vor Wittenberg. S. 83—112. II. Bd.

Fünftes Capitel.

Inhalt.

Lage des Kaiſers bei ſeinem Abzuge von Wittenberg. Unterhandlungen zwiſchen ihm und dem Landgrafen von Heſſen. Scene zu Halle. S. 113—126. II. Bd.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Zeitpunct, wo Carl's Syſtem in Hinſicht auf Deutſchland ſich offener darlegen muß. Entwicklung ſeiner Schritte, wodurch er die vollkommne Ausführung deſſelben ankundigt. Sein Betragen wider den gefangenen Philipp von Heſſen; Gründe, warum er ihn nicht befreien durfte. Sein Verſuch, einen Bund der Stände zu ſtiften, an deſſen Spitze Oeſterreich war; große Vortheile, die er ſich von demſelben verſprechen konnte, und Schwierigkeiten, die ihm entgegenſtanden. Der geharniſchte Reichstag zu Augsburg. Auf demſelben Verhandlung wegen einer neuen Anordnung des Cammergerichts durch den Kaiſer, und Aufhebung der beſondern Berathſchlagungen während der Reichstage. Aufnahme der Niederlande in den deutſchen Bund. Handlungen des Kaiſers, wodurch er die Nation gegen ſich reizen mußte. Verlängerung der Gefangenſchaft des Landgrafen und Rechtfertigung Carl's deshalb. Feierliche Uebertragung der Kurwürde an Moriz. Haltung des Kaiſers gegen die religiöſen Partheien in Deutſchland, den Papſt und das Concilium zu Trient. Verlegung deſſelben nach Bologna. Abſichten, wozu der Kaiſer die Synode brauchen will, machen ihre Nähe an der deutſchen Gränze nothwendig. Glückliche Einleitung, die Proteſtanten zur Beſchickung derſelben zu bewegen, und Beängſtigung des römiſchen Hofes. Proteſtation des Kaiſers wider das Concilium zu Bologna. Widrige Einwirkung des Interim. Geiſt deſſelben. Geſichtspunct, aus welchem Carl, die Katholiken und die Proteſtanten es betrachteten.

S. 129—161. II. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Tod Paul's III. Wichtigkeit der neuen Papſtwahl. Des Kaiſers heftigſter Gegner wird Papſt. Unerwartete Gefälligkeit Julius III. Sein feierliches Verſprechen, die Synode wieder nach Trient zu bringen. Vortheile des Kaiſers davon. Eigener Ton im Ausſchreiben eines neuen Reichstages nach Augsburg. Wenige Fürſten erſcheinen in Perſon. Gefürchtete Gegenwart des ſpaniſchen Infanten Philipp. Carl's Befremden über die geringe Wirkſamkeit des Interim. Erläuterungen über dieſe Erſcheinung. Merkwürdige Erklärung des Kurfürſten von Sachſen über das Concilium. Dennoch Willfährigkeit der Evangeliſchen, ſich demſelben zu unterwerfen. Urſachen derſelben, unter welchen der Geiſt des Reichsabſchiedes. Der Kaiſer, kühn genug, ſeinen ganzen vollendeten Plan darzulegen; die Nachfolge des Infanten Philipp im Reiche. Urſachen, warum dieſer Plan ſcheitern mußte. Unter denſelben ſcheinbar nicht herbe Beleidigung Morizens. S. 162—180. II. B.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Urſache von Magdeburgs Ungehorſam gegen den Kaiſer. Aufruf der Stadt an die evangeliſche Chriſtenheit, und Anſpielung der Prediger auf Moriz. Plötzlicher Ausbruch des Krieges wider Magdeburg durch Herzog Georg von Mecklenburg. Treffen bei Hildesleben (Septbr. 22. 1550.). Unglücklicher Ausgang deſſelben für die Magdeburger beſchleunigt den Reichskrieg wider ſie. Der Kurfürſt von Sachſen, Feldhauptmann des Reichs. Lebhafter kleiner Krieg. Planmäßige Belagerung der Stadt. Gefangenſchaft Georg's von Mecklenburg. Moriz beſorgt wegen der

Stimmung ſeiner eigenen Unterthanen. Garden des Herrn von Heydeck, die zum Entſatz der Stadt anrücken. Morizen's Cäſarsſchnelligkeit gewinnt oder zerſtreuet ſie. Langwierigkeit der Belagerung, vermehrt durch lang ausgeſponnene Verhandlungen. Endlich Vertrag und Uebergabe der Stadt (Novbr. 4. 1550.). Geiſt der Capitulation. S. 181 — 200. II. Bd.

Sechſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Lazarus von Schwendi voll Argwohn gegen Moriz. Beſtätigung des Verdachtes, daß dieſer Anſchläge wider den Kaiſer habe, durch die Nichtauflöſung ſeines Heeres. Angſtvolle Vorſtellungen der geiſtlichen Kurfürſten deshalb an den Kaiſer. Entwicklung der Anſicht deſſelben von Moriz und dem Gerüchte über ihn. Gründe für dieſe Anſicht. Die Seite, von welcher man das Betragen des Kurfürſten während des magdeburgiſchen Krieges betrachten konnte. Seine ängſtliche Zartheit gegen den Kaiſer, vorzüglich in der Religionsſache. Anſchein, daß er nur durch Bitten des Landgrafen Philipp Freiheit zu bewirken ſuche, und ſein einziger möglicher Antrieb zu einem Ungehorſam gegen die kaiſerliche Macht die Länderbegierde ſey. Die wittenbergiſchen Gottesgelehrten auf dem Wege nach Trient zur Kirchenverſammlung; Moriz ſelbſt nach Insbruck zum Kaiſer reitend. Aber ſeine plötzliche Rückkehr, und gänzliche Veränderung der Scene unmittelbar nach dem Landtage zu Torgau. Moriz im Felde wider den Kaiſer. Größe ſeines Plans, und Umſtände, wodurch er verborgen gehalten wurde. Beſondere Gefahr für ſeine Enthüllung in der

Verhandlung wegen eines nothwendigen Bündniſſes mit Frankreich. Geiſt der öffentlichen Schriften der Bundesgenoſſen wider den Kaiſer. 203—225. II. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Vergeblicher Verſuch der ſächſiſchen Landſtände und Melanchthon's, den Kurfürſten vom Kriege wider den Kaiſer abzuhalten. Einziges Heil für ihn in der ſchnellſten Ausführung. Ganze Macht der verbundeten Fürſten vereint in Rotenburg an der Tauber. Meiſterhafter Plan, reißend bis nach Augsburg vorzudringen. Umſtände, wodurch es ihnen leicht wird, ſich deſſelben zu bemächtigen. Abſchaffung des vom Kaiſer daſelbſt eingeführten Regimentes und der Religion nach dem Interim. Inzwiſchen Verſuche des römiſchen Königs, Unterhandlungen zum Frieden einzuleiten. Moriz reiſet zu denſelben nach Linz mit Bewilligung ſeiner Bundesgenoſſen. Schilderung der bedrängten Lage des Kaiſers, und deshalb Hoffnung zum Frieden. Vorläufiger Vertrag zu Linz aufgerichtet (1. Mai 1552.). Ueberblick der Lage des Kurfürſten und ſeiner Bundesgenoſſen zu dieſer Zeit. Eindruck der Nachricht von Friedensverhandlungen auf den König von Frankreich. Zuſammenziehung kaiſerlicher Truppen im Tyrolergebirge. Ueberwältigung der Ehrenberger Clauſe durch die Fürſten. Gründe, warum Moriz den Kaiſer nicht zum Gefangenen wollte. Vertrag zu Paſſau. Geiſt und Ausführung deſſelben. S. 226—261. II. Bd.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Parallele zwiſchen Moriz und Albrecht von Brandenburg. Ihre Freundſchaft. Grund in ihrem Innern, warum dieſe ſchwand. Urſache davon in ihrer äußern Lage. Albrecht's Plan zur Vergrößerung ſeiner Macht. Der paſſauer Friede dafür ein Hinderniß, und ihm verhaßt. Albrecht im Solde des Kaiſers. Sein Unmuth über deſſen ſchwankendes Betragen in ſeinen Fehden mit ſeinen Nachbarn in Franken. Seine kriegeriſchen Abſichten auch nach dem Frieden zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich. Grund, warum ſich Moriz denſelben entgegenſetzte. Krieg zwiſchen ihm und dem Markgrafen. Einfall des letzten in Thüringen. Vergeblicher Verſuch zur Vermittlung durch den Kurfürſten von Brandenburg. Treffen bei Sievertshauſen. Sieg und Tod des Kurfürſten von Sachſen. Folgen. Albrecht's weiteres Schickſal. S. 262—282. II. Bd.

Siebentes Buch.

Erſtes Capitel.

Inhalt.

Anberaumter Reichstag. Urſachen der langen Verzögerung deſſelben. Lage des Kurfürſten Auguſt in Sachſen. Sein Verhältniß zu dem gebornen Kurfürſten Johann Friedrich. Tod dieſes letzten, und gebeugter Sinn ſeines Gefährten des Landgrafen Philipp. Beſorgniſſe, warum die Stände nicht aus der Heimath auf den Reichstag ziehen wollen, vermehrt durch Nachrichten aus England, ſelbſt durch des römiſchen Königs Befehle gegen die neue Lehre. Endliche Eröffnung des Reichstages zu Augsburg im Hornung 1555. Characteriſtiſcher Zug der faſt allgemeinen Anſicht auf dem Reichstage. Hoffnung auf einen beſtändigen Frieden auch ohne weſentlichen Religionsvergleich. Dennoch Gefahr, daß alle Handlung zerriſſen werde. Der geiſtliche Vorbehalt. Character des Reichsabſchiedes. Einfluß Carl's V. auf dieſen Reichstag. Blick auf den Schluß ſeines Lebens.

S. 280—319. II. Bd.

Zweites Capitel.

Inhalt.

Die Wirkungen der Reformation. Geſetze bei Beurtheilung derſelben. Durch ſie Begründung der evangeliſchen Freiheit, einer gleichförmigeren Volksbildung, der deutſchen Cultur und Literatur. Ihr politiſcher Einfluß.

S. 320—336. II. Bd.

Drittes Capitel.

Inhalt.

Blick auf die Entwicklung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Einführung des Interims in die ſächſiſchen Kirchen unter Modificationen, wodurch der lutheriſchen Religion keine weſentliche Veränderung erwächſt. Einziger Geſichtspunct, aus welchem die neue ſächſiſche Kirchenordnung mit Recht befehdet werden konnte. Die Lehre von der Rechtfertigung, durch die Bemühung das Interim einigermaßen annehmlich zu machen, nun Hauptquelle der Streitigkeiten proteſtantiſcher Theologen. Oſiander. Der Synergismus. Nothwendigkeit einer ſolchen Erſcheinung, wie Schwenkfeld. Der Sacrament-Streit. Betragen der weltlichen Macht bei dieſen Streitigkeiten. Die Concordienformel. Allgemeine Bemerkungen über die lutheriſche Theologie.

S. 337—408. II. Bd.

Druckfehler in den beiden erſten Bänden der dritten Lieferung.

Im erſten Band.

Seite 21 Zeile 21 von oben lies Menſchheit ſtatt Menſchhelt.
— 39 — 1 von oben lies führen ſtatt fuhren.
— 40 — 20 von oben lies ſichern ſtatt führen.
— 100 — 23 von oben lies Reichsſtände ſt. Geichsſtände.
— 106 — 4 von oben lies Zuſammenkunft ſt. Zuſammenkanft.
— 118 — 24 von oben l. eben ſt. ebea
— 235 — 2 von oben l. verhandelt ſt. verhandelt.
— 243 — 1 von unten l. Moritz ſt. Heinrich.
— 269 — 8 von unten l. Granvella ſt. Granella.
— 360 — 7 von oben l. bewahrten ſt. bewährten.
— 364 — 8 von oben l. Ravensburg ſt. Ravensbung.

Im zweiten Band.

Seite 90 Zeile 19 von oben lies Eine ſtatt Ein.
— 94 — 3 von unten l. Haufen ſtatt Hauſen.
— 96 — 4 von oben l. es ſich ſt. er ſich.
— 277 — 5 von oben l. wieder ein. ſt. wieder ein;
— 287 — 7 von oben fällt waren einmal weg.
— 533 — 6 von oben lies Ungern ſtatt Ungarn.
— 399 — 11 von oben l. haben ſt. hahen.
— 409 lies Inhalt der dritten Lieferung Erſten Bandes. ſt. Inhalt der dritten Lieferung.
Seite 418 Zeile 1 von oben l. Erſtes ſt. Grnſtes.

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Vierte Lieferung.

Erſter Band.

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin
im deutſchen Muſeum
1819.

[illegible]

Geſchichte
des
# weſtphäliſchen Friedens.

[illegible]nsche
St[illegible]

Vorrede.

Dieſes Buch über die Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens kann der Verfaſſer nicht ohne Zaghaftigkeit in die Welt geben, denn in der Hiſtorie finden wir keinen ſchwerern Stoff für die Behandlung. Nie wurden ſo vielfache und verwickelte Beziehungen der Staaten, unter Einfluß ſo vieler ſehnlichſt erwarteten und ängſtlich gefürchteten Ereigniſſe in der Politik und auf dem Schlachtfelde von einer ſolchen Menge der theilnehmenden Männer, bei ſolcher Wirkung ihrer Perſönlichkeit auf das Geſchäft, und ſolchem Verein zwiſchen Gelehrſamkeit und politiſcher Erfahrung; mit ſo großem Talent, und ſo erbärmlichem Geiſte der Kleinigkeit bei ſo wichtigen Folgen; mit ſolcher Langſamkeit und widrigen Aengſtlichkeit, weil ihr doch die letzte Beſtimmtheit entſtehet, in irgend einer Friedensverſammlung verhandelt, als in jener zu Münſter und Osnabrück, deren mühſames Werk, eine Veſte für das politiſche Syſtem Europa's, inſonderheit des inneren Deutſchlands, erſt in unſern Tagen ganz zu verſinken drohet.

Einer unermüdeten Geduld, und der nicht ungeübten hiſtoriſchen Spürkraft, kann wohl gelingen, aus dem ungeheuren Wuſte der Actenſtücke über die weſtphäliſche Friedenshandlung diejenigen Puncte hervorzubringen, an welchen das Gewebe des Geſchäftes befeſtigt hing. Allein dieſes zugleich mit beſchreiben in ſeinem Entſtehen, und wie es fortgewirkt wurde; die verworrenſte Verwicklung darthun, indem die klare Anſicht gegeben wird; an den handelnden Perſonen Theilnahme erwecken, um für die Sache, die betrieben wird, die Theilnahme zu erhöhen; und indem jene ſelbſt ſich in Langeweile verzehren, eine Darſtellung ſchaffen, die befeuert und immer lebendig erhält: das iſt Pflicht bei dem Geſchichtſchreiber der weſtphäliſchen Friedenshandlung. Sie erkannt haben, berechtigt ihn nicht anzunehmen, daß er ſie erreicht habe. Wie er verfuhr, kann er ſagen. Eigentlich weiß der Autor nur, was er that, nicht, was er geſchaffen hat; und welche wahrhaftige Tugend in ſeinem Werke ſey, darüber kann ihn kritiſche Aufmerkſamkeit, wie es von vielen verſchiedenartigen Individualitäten aufgenommen wird, und der Spruch einzelner erhabener Männer und Frauen belehren: das gründlichſte Urtheil ſpricht über ihn die Zeit, wenn ſeine Aſche längſt verſtäubt worden.

Am natürlichſten ſcheint, die gleichzeitige und nachfolgende Ordnung, wie die Gegenſtände der Friedensurkunde verhandelt wurden, auch in der Beſchreibung zu beobachten; aber dabei würde jede Klarheit verloren gehen, weil ſich die Puncte ſo durcheinander wirren, und ſo oft vorgenommen und beſeitigt ſind, daß man von keinem, in dieſer Ordnung, eine Erkenntniß erhielte, die dauernd und friſch wäre, bis und ſo oft er wiederkäme. Man hat daher kürzere Zeitabſchnitte gemacht, und erzählt, was innerhalb derſelben betrieben wurde, *) wodurch indeß die Zeitordnung verletzt ward, und für einfache Gruppirung des Stoffs, für die Klarheit nur wenig gewonnen.

Hier ſind nach einer Characteriſtik der entſtehenden und entſtandenen Friedensverſammlung, und des Stoffs, welcher zu Münſter und Osnabrück bearbeitet werden ſollte, die Hauptmaſſen, ihrer Eigenthümlichkeit gemäß geſondert, meiſt in der Folge, wie ſie am früheſten die

---

*) Wie Bougeant, welchem Anordnung und Lebhaftigkeit ſeines Werkes dadurch ſehr erleichtert wurde, daß er die reinlichſte, die ewig wiederkehrende Materie, welche die Religion, das Recht und Beſitzthum der deutſchen Reichsſtände betraf, obenhin behandelt hat.

Erledigung gewannen. Denn der Regel nach waren die früher beendeten Puncte auch die wichtigern für Leitung und Geiſt der Unterhandlung. Indem eine ſolche Sonderung der Klarheit wegen geſchah, ward durch ſie der andere Zweck, daß das Gleichzeitige in den Geſchäften nicht in der ganzen Darſtellung ſchwinden ſollte, begünſtigt: ſpäterhin kommen die Gegenſtände vor, auf welche die meiſten handelnden Perſonen, und die meiſten von den übrigen Puncten einwirkten; und ſo findet ſich bei ihnen ungezwungene und nothwendige Gelegenheit anzudeuten, was gleichzeitig mit ihnen gehandhabt wurde.

Im erſten Buch iſt der Zuſtand der Deutſchen bei Beginn der Friedensverſammlung in Weſtphalen beſchrieben, dann der Urſtoff des langen blutigen Kriegs, und im Allgemeinen der durch ihn erzeugte Stoff der friedlichen Handlung: die Charactere der vorzüglichern handelnden Perſonen, die endlich zuſammengekommen waren, werden nach ihrer Individualität dargeſtellt, und beſonders, in wiefern ſie Repräſentanten der Nationen und Regierungen, von denen ſie geſandt wurden, genannt werden konnten. Dieſe Schilderung geht über in das zweite Buch, indem der päpſtliche Vermittler, und die Botſchafter der beiden Kronen, welchen das Hauptwort zukam, hart vor den Anfang der eigentlichen

Geſchäfte geſtellt werden. Nach Auswechslung der Friedensvorſchläge lag die ganze Maſſe des Streites und der Foderungen wie ein Chaos da, über welchem die Sonne des Friedens aufgeht, als Trautmannsdorf erſcheint. Seinen Verſuch, die Urquelle aller Fehde, die Religionszwietracht, zu hemmen und zu beruhigen, und die Reichsſtände, unter einander und gegen den Kaiſer ausgeſöhnt, mit dieſem vereint, dem ausheimiſchen Feind entgegen zu ſetzen, enthält das dritte Buch; und im vierten wird die Geſchichte der einzelnen Maſſe, welche ſich inzwiſchen zuerſt vom Ganzen losgeriſſen hat, und Befriedigung erzwingt, nämlich der franzöſiſchen Genugthuung, erzählt: eiferſüchtig über deren raſches Glück, drängt ſich ihr die ſchwediſche nach, und dann folgt die ganze Reihe von Genugthuungen, welche die übrige Friedensarbeit ſtürmiſch auf die Seite ſchoben. Neben den Geſchäften, die Deutſchland unmittelbar betrafen, ward mit einer außerordentlichen diplomatiſchen Kunſt die Verhandlung zwiſchen den Spaniern und Franzoſen hingezogen, deren Geſchichte, gleichſam wie die Blüthe des politiſchen Geiſtes auf der großen Verſammlung in Weſtphalen, mit Ausführlichkeit, im ſechsten Buch behandelt iſt. Von ihr ging eine heimlich feſſelnde Gewalt auf das übrige Geſchäft aus, welche ſich heiterer auflöſte, als der Friede zwiſchen Spanien und den vereinigten Niederlanden verkündet, und dann jedes weitere Reſultat der franzöſiſch-ſpaniſchen Handlung aufgegeben wurde. Mit neugeſtärkter Hoffnung kehrte die Arbeit zu der Urquelle der Fehden, dem Religionszwiſte, zurück; und endlich ward auch ihm, und ſeinen unvermeidlichen Eingriffen in die innere Verfaſſung des deutſchen Reichs, eine Friedensformel aufgedrückt, wie im ſiebenten Buch gemeldet wird. Das achte beſchreibt die Hinderniſſe, welche die Abwehrung der Amneſtie in den kaiſerlichen Erblanden, und die Begierde der Franzoſen, ihre ſo früh errungenen großen Vortheile am Ende der Verhandlung zu vollenden, dem Friedensſchluß entgegenſtellten; und endlich die Urkunde deſſelben, inſofern nach den vorhergehenden Angaben noch ihr Inhalt mitgetheilt werden mußte. Eine Geſchichte der Vollziehung des weſtphäliſchen Friedens, und ſeiner unmittelbaren Wirkungen, nebſt Gedanken über die entfernteren, ſoll mitgetheilt werden, wenn dieſes Buch in unſern eiſernen Tagen Leſer gefunden haben wird, die ruhig genug waren, um ſich durch den leiſen Geiſt der Hiſtorie zu belehren.

Welche Kritik allenthalben der gegenwärtigen Schrift zum Grunde liege, können die ganz würdigen, die aus eigener Arbeit wiſſen, daß kritiſche Erforſchung der neueren europäiſchen Geſchichte eine viel reichere Ideenverbindung und größere Kraft, der Thatſachen Menge auf einmal ſich prüfend vorzuhalten, und umfaſſendere Kenntniſſe erfordere, als die meiſten Unterſuchungen über Gegenſtände der alten, und mittlern, oder von uns entlegenen Welt. Die Entfernung von dieſer kann es ſchwer machen, ſich in ihre Vorſtellungen hineinzudenken; eine Kenntniß, die ſeltner gefunden wird, kann dazu nöthig ſeyn; aber die ächte Gelehrſamkeit beruht nicht in der Seltenheit unſers Wiſſens, und das Vermögen, ſich von der Gegenwart abzuſondern, um eine entfernte und einfachere Erſcheinung zu begreifen, gleicht nicht der Entäußerung unſerer Individualität, wenn wir über eine Maſſe verwickelter Erſcheinungen richten, die halb unſerer jetzigen Anſicht entſprechen, und halb in einer davon verſchiedenen Eigenheit begriffen ſeyn wollen.

Die kritiſchen Anmerkungen, welche hier beigefügt ſind, gehen faſt alle gegen Schmidt's Geſchichte der Deutſchen, weil er der vorzüglichſte war, deſſen Fehler gerügt werden konnten. Ein ähnliches Verfahren iſt in der Geſchichte Großbritanniens *) gegen Sprengel

---

*) Woltmann's Geſchichte Großbritanniens. Berlin bei Unger 1800.

beobachtet. Ohne Partheilichkeit und Anmaßung möge ein jeder, welcher ein hiſtoriſches Buch verfaßt, mit ſeinem Vorgänger ſo verfahren; denn alsdann wird klar werden, wie in Deutſchland ſich ſo viele hiſtoriſche Schriftſteller mit dem Lobe der Gründlichkeit begrüßen, die ihre Nachläſſigkeiten hinter der geiſtloſen Trockenheit bergen.

Berlin, am 25. April 1809.

v. Woltmann.

Erſtes Buch.

Fünf und zwanzig Jahre hindurch hatte die herrliche deutſche Nation wider ſich ſelbſt gekriegt, und alſo durch eigene Kraft ſich bezwungen, daß ſie bedeckt mit Thränen und Blut, ihren Jammer einen Spott ausheimiſcher Völker, der Franzoſen und Schweden, und durch deren herriſche Laune ihre verödeten Gauen befleckt ſah. Noch zitterte der armſelige Volksſtamm, der einſt deutſche Nation hieß, vor den Heeren, welche durch die Verwüſtung ſtürmten: vor ſeinen eigenen Söhnen, welche deren zahlreichſter Theil waren, und, mit frechem Muth, mit dumpfer Barbarei das Vaterland quälten, wie es kaum von Schweden und Franzoſen, und Spaniern, den grimmigſten Feinden der evangeliſchen Lehre, kaum von den Schwärmen der Ungarn und Kroaten, der Polen und Koſacken gemartert wurde. Gewerbe und Ackerbau und der Jugend Erziehung hatten aufgehört: alle bürgerlichen Verhältniſſe waren zerriſſen, und in die ungeheure Spalte, welche die Kirche erlitten hatte, war der Staat in Trümmer verſunken. Kaum wagte man nach Frieden zu ſeufzen; kaum konnten, als die Welt ſich endlich zu einer Friedensverſammlung fügte, Männer aufgetrieben werden, welche ſich dem verzweiflungsvollen Geſchäfte, durch Worte den Waffenſturm zu beſchwichtigen, unterziehen wollten. *)

Aus zwei Hauptquellen war das Feuer hervorgeſtrömt, welches ſo lange Deutſchland verzehrt hatte, und beide mußten zugleich durch die Friedenshandlung verſtopft werden.

Ohne Zweifel war es das Papſtthum, wodurch die Großen der deutſchen Nation lebhaft geſpornt wurden, ſich zwiſchen dieſe und ihren Kaiſer oder König zu drängen, um eine ſouveräne Mittelmacht zu errichten; denn die Päpſte konnten die Rieſenkraft der römiſchen Kaiſer, welche der Hierarchie, wiewohl ſie dieſelbe emporgeholfen hatte, immer drückend und gefährlich blieb, nicht ſicherer ſchwächen und auflöſen, als wenn es gelang, Deutſchland in Vielherrſchaft zu zerſtückeln. Indem nun die Reichsſtände, unter päpſtlicher Beihülfe zur halben Souveränität gelangt, ſtrebten, dieſelbe zu vollenden, war es eine würdige Abſicht des Hauſes Habsburg, das Volk der Deutſchen wieder zu einem feſten Ganzen zu vereinigen, und die ſouveräne Mittelmacht wiederum abzubrechen; denn je mehr dieſe gediehen war, deſto mehr hatte ſich die deutſche Nation verloren.

---

*) Acta Pacis Westphal. Publica ed. Meiern. T. II. Vorbericht ſ.

Mitten unter dem Hader um wahrhaftige Souveränität des Reichsoberhauptes in allen deutſchen Gauen, und ob dem Umfang des Raubes, welchen die Stände an ihr begangen hatten, konnte das Papſtthum gewahr werden, wie ungemein es ſich ſelbſt geſchadet, indem es der Vielherrſchaft in Deutſchland beihalf. Wodurch iſt die evangeliſche Lehre, welche ſolchen Riß in die Kirche und päpſtliche Macht verurſachte, ſchneller gediehen, und vor Erdrückung beim erſten Keimen mehr bewahrt werden, als durch Sinnesart und politiſche Zwecke der deutſchen Mittelſtaaten? Sie fanden keine beſſere Art ſich zu vergrößern, als wenn ſie dieſelben Waffen, die wider den Kaiſer gebraucht waren, wider die Macht der Hierarchie wandten: und wodurch konnte dieſe Art ſo kräftig, ſo geheiligt, ſo Gewiſſensſache des Volkes und der Fürſten werden, als durch den evangeliſchen Glauben, welcher es ſündhaft nannte, im Beſitz der reichſten Güter diejenigen zu laſſen, die für ihn ruchloſe Bekenner der Irrlehre waren.

Eben weil durch die evangeliſche Religion und die Veränderungen, welche ſie mit ſich brachte, die Mittelſtaaten in Deutſchland zur Fehde mit dem kaiſerlichen Anſehen rüſtiger wurden, war das Haus Habsburg, wenn auch nicht der Sinn ſeiner Fürſten wider die Religionsneuerungen gerichtet geweſen wäre, nothwendig Gegner der nun in Deutſchland begonnenen; und wiewohl das Papſtthum ſeine alte Rolle wider den Kaiſerthron nicht vergaß, vorzüglich weil es mit einer Landesherrſchaft in Italien zuſammengefügt war: ſo vereinigte es doch ſeine Fahnen mit den kaiſerlichen wider die Reichsſtände, welche der Kirche abtrünnig geworden.

Zwei Fehden, die ſich gänzlich in einander verwikkelten, waren es, welche nach umſonſt vergoſſenen Strömen von Blut friedlich entſchieden werden ſollten: jene über das Verhältniß der halbſouveränen Stände gegen das Reichsoberhaupt, und dieſe über die Lage der evangeliſchen Religion in Deutſchland gegen die alte Kirche. Dieſen beiden Hauptpuncten waren dann die Fragen untergeordnet: wie die zwei Partheien, in welche die Proteſtanten zerfielen, die Lutheraner und Reformirten ſich gegen einander verhalten, wie die politiſchen Beziehungen der Reichsſtände unter ſich, wie und welche ihre Gebiete und Beſitzungen ſeyn würden, die in dem langen Sturme ſo ſehr verwechſelt und verworfen waren, und noch großen Veränderungen untergeben werden mußten?

Denn ſolche wurden unvermeidlich wegen eines dritten Hauptartikels, welchen der Friede in ſich ſchließen ſollte, nämlich die Befriedigung der Kronen.

Deutſchland wird ſchon ſeiner geographiſchen Lage nach zu ſehr auf allen Puncten von der europäiſchen Politik berührt, als daß es einen ſo langen Kampf innerer Entwickelung ohne bedeutendes Einmiſchen fremder Mächte hätte beſtehen können: die Gruppe von Mittelſtaaten, die ſich in ihm gebildet hatte, war ganz zu politiſchen Verſuchen und Ränken der Ausheimiſchen geeignet.

Der unternehmende Geiſt König Chriſtian IV. von Dänemark, nicht befriedigt durch die Kraft, womit er im Innern ſeines Reiches ſchuf, hatte ſich zuerſt in dieſe Gruppe geſchwungen, und als Kreisoberſter der niederſächſiſchen Stände war er im Jahr 1625 wider den kaiſerlichen Hof im Felde erſchienen. Geſchlagen ward er, weil er nicht verſtand, einen ſolchen Bund kleiner Mächte, wie Eine große, zuſammenzuhalten und zu benutzen; und er, welcher wenigſtens den Norden der Deutſchen wider das Reichsoberhaupt und die alte Kirche hatte behaupten wollen, ſah Jütland ſelbſt von einem kaiſerlichen Heere unter Wallenſtein erobert.

Chriſtian hatte ſich glücklich geprieſen, im Frieden zu Lübeck, am zwölften Mai des Jahres 1629, die Rolle eines Retters der evangeliſchen und der ſogenannten deutſchen Freiheit für immer aufzugeben, ohne eigentlichen Verluſt erlitten zu haben, als Guſtav Adolf von Schweden mit größerem Sinn über die Oſtſee kam, und am vier und zwanzigſten Junius des Jahres 1630 die Küſte des Reiches betrat, in welchem den kühnen Helden unter Triumphen der Tod treffen ſollte, wiewohl derſelbe, nach Guſtav's Lieblingswort, auf Abenteuer ausgeht, und am liebſten wider diejenigen in Sold tritt, die ihn am meiſten fürchten.

Chriſtian von Dänemark wagte ſich auf den deutſchen Schauplatz nur mit einem tapfern Geiſte, **Guſtav Adolf** auch mit einem liebevollen Gemüthe, welches da noch Kräfte vereinigte, wo Klugheit und Schrecken es umſonſt verſuchten. Das Heer, welches er geſchaffen, die Staatsmänner, in welche er Funken ſeines Genies geſendet, die Begeiſterung, die er über das evangeliſche, das Schrecken, welches er über das katholiſche Deutſchland ausgeſtrömt hatte, wirkten fort, als er bei Lützen das ungeheure, von **Wallenſtein** für und wider Oeſterreich aufgeſtellte Schreckbild zerſtörend, im Siege hingeſchieden war, am ſechsten November des Jahres 1632.

Schwedens Uebermacht in Deutſchland nun weniger beargwohnend, immer noch kalt gegen den Beſchützer der Evangeliſchen, die in Frankreich ausgerottet werden mußten, um deſſen Einheit, wodurch es ſo viel in Vergleich mit Germanien war, zu erhalten und zu beſtärken, gab ſein allmächtiger Miniſter, Cardinal **Richelieu**, die Hülfsgelder, ohne welche die ſchwediſchen Waffen nicht in Ruhm bleiben mochten. Erſt nach dem Unglückstage derſelben bei Nördlingen, dem ſiebenten September des Jahres 1634, warf Frankreich die lang getragene Larve hinweg, und ſein offener Krieg wider

Oeſterreich bezeugte, daß es nun furchtlos die vorübergehende Erſcheinung der ſchwediſchen Gewalt in Deutſchland benutzen könne, um ſeine alte Eiferſucht wider das Haus Habsburg hinter den Pyrenäen und dieſſeit des Rheins zu vergnügen, wenn auch nicht zu ſättigen und auszuführen, wonach es ſo lange geſtrebt hatte.

Beide Kronen, Frankreich ſowohl als Schweden, redeten laut und gewaltig über ihre reine Abſicht, die Freiheit der Deutſchen, welche nichts war, als Zerſplitterung der deutſchen Kraft unter halbſouveräne Staaten, durch ihre Waffen zu retten; und Schweden mußte auch Beſchützer der evangeliſchen Lehre heißen: allein ihr eigener Nutzen, Vergrößerung ihrer Macht, war ihre innigſte Triebfeder. Sehr oft müſſen die Menſchen des Schickſals Abſicht als ihren weſentlichen Zweck vorwenden, wiewohl ihr Herz weniger daran hängt; und den eigentlichen hiſtoriſchen Geiſt einer Begebenheit ſenden ſie lärmend hinaus, daß er ihnen Raub erbeuten ſolle. Befeſtigung der deutſchen Mittelmacht und des evangeliſchen Glaubens ſollte nach dem Willen des Geſchickes durch den ungeheuren Krieg dieſer Jahre bezweckt werden, und Frankreich und Schweden wagten kaum etwas anders, als dieſelbe Abſicht zu geſtehen. Die Furcht, von der Befriedigung, welche ihr Eigennutz heiſchte, die Hülle wegzuziehen, brachte ſogleich einen Nebel über alle beginnende Friedensgeſchäfte.

Je gewiſſer die zwei Kronen vorausſahen, daß ihre Forderungen, ſobald ſie laut wurden, das ganze Deutſchland mit Schaudern erfüllten, deſto treuer hielten ſie, trotz aller Eiferſucht und Erbitterung gegen einander, an dem politiſchen Grundſatz, daß ſie ſchlechterdings nicht einzeln, nur beide zu gleicher Zeit, und im weſentlichen Zuſammenhange, Frieden mit dem öſterreichiſchen Hauſe eingehen müßten.

Kurſachſen, welches unter allen Reichsſtänden von jeher den reinſten und wahrhaftig deutſchen Sinn dargethan hatte, wagte durch die Nacht des Krieges zu brechen, welche von fremder Politik auf dem armen Deutſchland feſtgehalten wurde; und hatte deshalb am dreißigſten Mai des Jahres 1635 den Frieden von Prag mit dem Kaiſer geſchloſſen. Die evangeliſchen Reichsſtände drängten ſich, dem Beiſpiele Kurſachſens zu folgen; aber die Kühnheit, womit der ſchwediſche Feldherr Banner bei Witſtock das ſächſiſch-kaiſerliche Heer durch den blutigſten Tag, den vier und zwanzigſten September des Jahres 1636, zur nächtlichen Flucht ſchreckte, hemmte jenen Eifer, und das evangeliſche Gewiſſen empörte ſich laut wider den Frieden von Prag, in deſſen Beſchirmung es ſich kaum hatte begeben wollen. Schweden, welches nur während des Krieges die größte Rolle in Deutſchland ſpielen konnte, wiewohl es ihn ſeit den mörderiſchen Schlachten Guſtav Adolfs mehr mit deutſchem als ſchwediſchem Blut führte, ſcheuchte nun noch weit die Hoffnung des Friedens: und niemand konnte vorausſehen, wann endlich der Cardinal

Richelien ſeiner Macht und der königlichen im Innern Frankreichs, und deſſen Verhältniſſen zu andern Staaten, zuträglich finden möge, daß das Wort Friede über Europa ausgeſprochen werde. Selbſt das ungeheure Bedürfniß von Ruhe in den Waffen täuſchte er, um den Krieg nach ſeinen Abſichten fortzuſetzen. In Cöln wollte er eine Friedensverſammlung halten, den Kaiſer und Spanien mit der franzöſiſchen Krone auszuſöhnen; und vier Jahre vergingen, ehe er Geſandte für dieſelbe beſtimmte, wiewohl die Bevollmächtigten jener beiden Mächte, und der päpſtliche Legat verſammelt waren. Auch Holland wollte er, als einen ſchon unabhängigen Staat gegen Spanien dort einführen, auch die mit Frankreich verbündeten Reichsſtände als ſouveräne Mächte wider den Kaiſer, und manche italiäniſche Staaten ſollten noch in die Verwicklung hineingezogen werden, damit Jahre lang getheilt zwiſchen der Hoffnung auf Frieden und der Anſtrengungen der Waffen das unglückliche Deutſchland deſto ſicherer dem franzöſiſchen Siegerſtolz hingegeben ſey. Endlich ſollte zu Cöln das Friedensgeſchäft ganz zu gleicher Zeit mit der Handlung zu Lübeck zwiſchen dem Kaiſer und Schweden und deſſen Bundesgenoſſen eröffnet werden: und was an zwei ſo entfernten Orten geſchah, ſollte wie ein Ganzes fortrücken, wodurch allein der glückliche Fortgang faſt unmöglich wurde.

Ein Reichstag in Regensburg, zuſammenberufen im Jahr 1640, da ſeit dem Jahre 1613 auch nicht einmal ein ſolcher Schatten eines deutſchen Nationaltages hatte ſeyn können, bot Alles auf, das kaiſerliche Haus zu bewegen, daß es ſich in alle Forderungen der beiden Kronen fügte; und ging ſogleich in den franzöſiſchen Vorſchlag ein, daß die benachbarten Städte Münſter und Osnabrück zu Städten der Friedensverſammlung ausgewählt würden. Da endlich beſtimmten Friedenspräliminarien, zu Hamburg unter Vermittelung Chriſtian's von Dänemark zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich am fünf und zwanzigſten December des Jahres 1641 geſchloſſen, daß jene beiden Friedensorte für neutral erklärt ſeyn ſollten. Aber noch währte es bis zu Anfang des Jahres 1643, ehe die Genehmigung dieſer Friedenspräliminarien erfolgte, und man den Tag feſtſetzte, wann in Weſtphalen das große Geſchäft eröffnet würde, deſſen Stäte, Zeitpunct, und handelnde Perſonen zu beſtimmen, faſt ſechs Jahre verbraucht waren, welchen noch zwei Jahre folgten, ehe die Beſtimmungen genehmigt wurden.

Während dieſer langweiligen Unterhandlungen war der Krieg auf das blutigſte fortgeführt; und wenn man auch durch die Abwechslung ſo vieler Jahre in Zweifel gekommen war, ob eine letzte Entſcheidung durch die Waffen bewirkt werden könne: ſo wollte man durch ſie wenigſtens diplomatiſche Vortheile gewinnen.

Indeſſen bedurften alle Theile der Erquickung des Friedens, auch Frankreich, wiewohl es ſiegprangend und der äußern Macht nach glanzvoller, wie jemals, erſchien; denn durch die ehrgeizigen Pläne, die Richelieu, und ſein Nachfolger in der Allgewalt des erſten Staatsminiſters, Cardinal Mazarin, verfolgten, waren die Kräfte des Landes erſchöpft, und es gab bald ganze Provinzen, wo das Volk nur noch Brod von Kleyen und Hafer eſſen konnte. *) Das Innere glich einem treuloſen Meere, welches durch Bewegungen aus der Tiefe immer aufzuwüthen drohet. Noch waren die Reſte aller alten Partheien, und der ausheimiſche verhaßte Cardinal, welcher den ſiebenjährigen König, und deſſen Mutter Anna aus öſterreichiſchem Blute, unſicher beſaß, erhielt ſich nicht länger, wenn er Habſucht und Ehrgeiz der Großen nicht mehr durch der Nation Verderben ſättigen konnte. In Deutſchland war der franzöſiſche Hof mächtig im Kriege, vorzüglich durch das Heer, welches Bernhard von Weimar ſonſt befehligte, derjenige aus der Kriegsſchule Guſtav Adolf's, welcher am meiſten an Geiſtesſchwung dem großen Lehrer glich, aber für franzöſiſchen Sold, gemißbraucht von franzöſiſchem Ehrgeiz, den er benutzen wollte, um ſich ein Fürſtenthum zu errichten, ſeinen Feldherrnruhm, und ſein Leben, und das deutſche Blut ſeiner Krieger hingegeben hatte. Immer fürchtete Frankreich, daß dieſe Soldaten, von welchen ohnedies ſeit dem Tode ihres herzhaften Führers die Seele gewichen war, ihres

---

*) Negociat. secret. T. IV. p. 478.

Urſprungs eingedenk werden, oder in Sold der Schweden übergehen möchten. *)

Dieſe trotzten noch mehr, als die Franzoſen, auf das Glück ihrer Waffen, und hatten ohne Zweifel weit mehr Kraft in Deutſchland aufgeopfert, und weit mehr Kriegsruhm erſtritten. Allein ihre Heere durften aus dem volksarmen Schweden, welches wider ſeine eigenthümlichen Feinde die Männer ſparen mußte, keinen bedeutenden Zufluß erwarten, und waren aus Deutſchen zuſammengeſetzt, um Deutſchland zu beſiegen. Wollte man nicht annehmen, daß der Kriegszuſtand der ewige und natürliche unſerer Nation ſey: ſo mußte ſich die ſchwediſche Kriegsmacht bald in ein Nichts auflöſen, daß von Guſtav Adolf und ſeinen Helden nur noch wie von vorübergehenden Abenteuern geredet wurde. Die Schweden hätten eilen ſollen, Frieden zu ſchließen, ehe das Rieſenbild aus dem Norden zerfloß; aber der alte Oxenſtierna, die Seele des Reichsrathes, welcher für die minderjährige Chriſtina regierte, wollte das Blut ſeines großen Freundes und Königs nicht umſonſt auf deutſchem Felde vergoſſen wiſſen, und ſeiner Krone Provinzen in Deutſchland erwerben, wodurch ſie daſelbſt eine bedeutende Macht auf immer würde. So weit ſollte daſſelbe durch den Krieg kommen, daß es ſich einen ſolchen Frieden gefallen laſſe,

---

*) Forstneri epistolae 1656. Montpelg. 12. p. 5.

und für dieſe Hoffnung wagte **Oxenſtierna** die Gefahr, daß die ſchwediſche Waffenmacht ſich in Nichtigkeit auflöſe.

Spanien hatte an dem deutſchen Kriege wenig Antheil genommen; aber dieſer konnte durch keinen Frieden beendigt werden, wenn es nicht auf allen Schauplätzen ſeines Krieges mit Frankreich die Waffen niederlegte, und ſich mit den vereinigten Niederlanden ausſöhnte. Verarmt durch America's Goldſtröme, weil Arbeitſamkeit und Kunſtfleiß dadurch in ſeinem Schooß erſtickt wurden; entkräftet durch den Kampf wider die Unabhängigkeit der niederländiſchen Provinzen; durch den Verſuch, auch Cataloniens, Arragoniens und Navarra's Kräfte endlich einmal anzuſpannen, da Caſtilien nichts mehr war, als Einöde, in Krieg mit empörten Provinzen geſtürzt, ſo daß es Portugals Abfall dulden mußte: wehrte ſich Spanien, zwar bis zur Ohnmacht verblutet, aber mit dem Stolze, ſelbſt durch den Frieden, deſſen es ſo ſehr bedurfte, ſeinen alten Rang vor Frankreich nicht aufzuopfern, wider die allſeitig anfallenden Cardinäle **Richelieu** und **Mazarin**.

Mehr als alle übrige Mächte hegte das deutſche Kaiſerhaus Friedenswünſche. Wiewohl ſeinen Waffen in dieſem langen Kriege die glänzenden Tage nicht fehlten, war durch **Guſtav Adolf's** Heldengeiſt das Uebergewicht im Felde doch an Oeſterreichs Feinde gekommen; und bedrängt von den Franzoſen und Schweden, mußte es fürchten, durch die Plane jener an ſeiner ganzen ungeheuren Monarchie Schaden zu leiden, wenn der Krieg länger fortgeſetzt wurde, durch dieſe aber zuletzt das evangeliſche Deutſchland ſeinem Einfluſſe durchaus entriſſen zu ſehen. Die Empörung der Böhmen, womit der Krieg begann, und Albrecht's von Waldſtein dunkle, doch ſchreckende Abſichten, hatten dargethan, wie viel es von den eignen Unterthanen und Feldherrn beſorgen mußte, und eine Ausſicht, deren Furchtbarkeit ſich nicht berechnen ließ, that ſich auf, ſobald es der franzöſiſchen Politik gelang, die Mißvergnügten im Erblande des Kaiſerhauſes unter ihren unmittelbaren Schutz zu bringen, oder wenn daſelbſt die Funken evangeliſcher Lehre, bisher durch Strenge und Mühe erſtickt, zu Flammen aufſchlugen. Jene Hoffnung, die deutſche Nation wieder unmittelbar mit dem Kaiſerthron zu vereinen, war gänzlich verſchwunden, und deshalb für Oeſterreich auch die eigentliche Seele des Krieges. Dazu kam, daß Kaiſer Ferdinand viele Provinzen des deutſchen Vaterlandes ſelbſt mit den Waffen durchzogen war, und das grenzenloſe Elend deſſelben hinlänglich kannte. Nimmermehr aber ſoll vergeſſen werden, daß die Nachkommen Rudolph's von Habsburg, ſo oft als Tyrannen verſchrieen, weil der Fürſten Mittelmacht und die evangeliſche Religion wider ihre Kraft ſich erheben wollten, häufig dargethan haben, wie ihr kaiſerlicher Sinn

Deutſchlands Ehre und Wohl wahrhaftig liebte, und noch an eine deutſche Nation glaubte, als dieſelbe politiſch nicht mehr war. *)

In dieſem Geiſte des Friedens und der Deutſchheit war es, daß der Hof von Wien eilte, vor dem Tage, da die Friedensverhandlungen zu Münſter und Osnabrück eröffnet werden ſollten, ſeine Boten daſelbſt bereit zu halten; denn ſchon am ſieben und zwanzigſten Mai des Jahres 1643, indem jener Tag der eilfte Julius war, löſte der kaiſerliche Geſandte, der Reichshofrath Doctor Johann Crane, feierlich auf dem Rathhauſe zu Münſter den Eid, wodurch die Stadt dem Kaiſer und Reich und ihrem Biſchof verbunden war, damit ſie auf die Dauer der Friedensverhandlung nur der Neutralität verpflichtet ſeyn ſollte. **)

Bald erſchien auch der Erſte der kaiſerlichen Geſandten, Graf Ludwig von Naſſau, am dreißigſten

---

*) Négociat. secret. T. IV. p. 154.

**) Acta pac. Westph. T. I. §. XI. Nicht der Graf von Auersberg, der nach Osnabrück beſtimmte kaiſerliche Geſandte, vollbrachte dieſen Act, die Städte der Friedensverſammlung für neutral zu erklären (wie Smidt Th. II. S. 12 erzählt), was die Actenſtücke bei Meiern hinlänglich darthun. Zu Osnabrück auf dem Petersberg lag noch ſchwediſche Beſatzung, die erſt am vierten Julius abzog.

Julius, ſtattlich eingeholt durch die biſchöfliche Regierung, das Domcapitel, durch Bürgermeiſter und Rath, und die ganze Gemeinde. Von der reformirten Religion zu der römiſchkatholiſchen übergetreten, war er zu wenig von Vorurtheil für eine derſelben beſeſſen, als daß er ein Friedensgeſchäft, auf welches beide Religionen ſo wichtigen Einfluß haben, und von welchem ſie Entſcheidungen für ihr künftiges Schickſal erwarten mußten, durch fanatiſche Anſichten hätte verwirren und hemmen mögen.

Beigeſellt wurde ihm, als zweiter Geſandter zu Münſter, Doctor Iſaak Volmar, der ſchon lange vertraut mit ihm geweſen. Von ſeinem Vater, dem Stadtſchreiber in Weinsberg, einem wohlbekannten Ort in Schwaben, der Gotteslehre gewidmet, kam Volmar in die Dienſte des Grafen von Naſſau, ihm die Lehre Luther's zu predigen. Sein aufſtrebender Ehrgeiz ward wahrſcheinlich Urſache, daß er, und ſein Zögling zugleich mit ihm, zur katholiſchen Lehre übertraten. Die Bahn zum Glücke war nun eröffnet, und er ging raſch vorwärts, indem er die gründlichſte Kenntniß des Rechts, die deutſche Schulgelehrte beſaßen, ſich zugleich mit feiner Sitte des Hofes zu erwerben wußte. *) Am empfindlichſten fühlte er ſich beleidigt, wenn man ihm nicht Eifer für den Vortheil des katholiſchen Glau-

---

*) Wiquefort dans l'ambassadeur. L. II. p. m. 215.

bens beimeſſen wollte; denn dieſer Verdacht hatte wenigſtens für ſich, daß die Religionsveränderung nicht aus reiner Ueberzeugung geſchehen war. Verwandte und Freunde, die zur katholiſchen Religion übertreten wollten, unterſtützte Volmar gleichwohl mit Aufopferungen, und ſein Vermögen hinterließ er zum Theil der Geiſtlichkeit zu Seelmeſſen. *)

Den Uebergang der beiden Geſandten zu Münſter von der evangeliſchen zur katholiſchen Religion, ihren daher geleiteten lauen Sinn für die geiſtlichen Güter, rügte oft mit Bitterkeit der Reichshofrath Crane, welcher anfänglich zum zweiten Geſandten zu Münſter beſtimmt war, dann aber in gleicher Eigenſchaft zur Verhandlung mit den Schweden zu Osnabrück bevollmächtigt wurde. **) Auch von ihm ſagt man, daß er evangeliſch geboren, und zur katholiſchen Religion übergetreten ſey, und der Eifer, welchen er für dieſe bewies, war wohl mit Urſache, daß man ihn gegen die Evangeliſchen ſtellte. Wegen ſeiner Gelehrſamkeit war er emporgekommen, und ſein ſchöner Ausdruck in der lateiniſchen Sprache, die in den Staatsgeſchäften des Reichs gebraucht wurde, machte ihn brauchbar in der diplomatiſchen Laufbahn. Aber an Gewandtheit des

---

*) Acta pac. Westph. I. §. XIX. Univerſal-Regiſter über die Acta pac. Westphal. Göttingen, 1740. fol. S. 8—10.

**) Acta pac. Westph. B. I. §. XXV.

Geiſtes, und Gabe zu unterhandeln, war er weit unter den. Doctor Volmar, der hinter anſcheinender Beſtimmtheit und Wahrheit der Redensarten die ärgſte Zweideutigkeit zu verſtecken wußte. *)

Schon war mehr als ein Monat verſtrichen, daß die Friedensverſammlung hätte eröffnet werden ſollen, und noch waren die kaiſerlichen Geſandten allein zu Münſter. Sie ermahnten durch Sendſchreiben die Partheien, daß ſie herbeieilen möchten; aber ſo drängend das Bedürfniß des Friedens war, ſo langſam bewegten ſich die Boten deſſelben zu der Stäte, wo er der Welt geſchenkt werden ſollte. Man hörte nichts vom Aufbruch der franzöſiſchen Geſandten, und deshalb wollten die ſchwediſchen, die ſchon bis nach Minden angerückt waren, nicht herankommen, deshalb auch die ſpaniſchen zu Cöln den weiteren Fortgang des großen Geſchäftes erwarteten. Alles blieb unbewegt, bis endlich am fünften September ſich neue Friedensboten zeigten; denn vier däniſche Geſandte, die den Vermittler zwiſchen dem Kaiſer und Schweden ſpielen ſollten, erſchienen zu Osnabrück, in Kutſchen, die mit Sammet bedeckt, mit goldenen Borden verbrämt waren, mit zwölf Edelleuten, die ihnen vortraten, ſechs Trabanten, die Helle-

---

*) Acta pacis executionis publica. ed. Meiern. fol. 1736. Beilagen zur Vorrede S. 51. Univerſal-Regiſter S. 11.

barden trugen, und einem Gefolge, das überhaupt hundert und drei Perſonen zählte. *)

Noch fehlten die meiſten Partheien, zwiſchen welchen vermittelt werden ſollte: ſogar hatte noch keiner von den Reichsſtänden Bevollmächtigte zu der Friedensverſammlung geſendet. Da wurden ſie aufgerufen von den Geſandten Schwedens und des Kaiſers, wiewohl Mißtrauen gegen die Abſichten dieſes letzten mit Urſache ihres Zauderns war. Die vornehmſte lag in der muthloſen Trägheit des Unglücks, im Mangel an Gelde und Männern, die Tauglichkeit und Selbſtvertrauen genug beſaßen, ſich zu der ſchwierigſten Sendung herzugeben. Da wurden die Franzoſen von allen Stimmen, die Schweden von vielen aufgefordert zu kommen; jene, voll nichtiger Entſchuldigungen, blieben der Vorwand für dieſe, und eben ſo die fehlenden Reichsſtände blieben Vorwand und Entſchuldigung für die zögernden Schweden. **)

Endlich hieß es, daß die beiden franzöſiſchen Geſandten, die Grafen d'Avaux und Servien, zur Reiſe nach Münſter aufgebrochen wären. Nun achteten die Spanier es nicht mehr für erniedrigend, ſich in Bewegung zu ſetzen. Seine Kutſche mit etlichen Edelleuten ſandte ihnen der Graf von Naſſau entgegen, und ihr Einzug geſchah unter der Begrüßung von Musketenſalven und einigen Kanonen, indem Compagnien von Soldaten und Bürgern unter der Pforte und auf dem Platze des Rathhauſes aufgeſtellt waren. Graf Zappada hatte zwei mit ſechs Roſſen beſpannte Kutſchen, und viele Handpferde: Don Brun aus Dole fuhr in einer Kutſche mit vier Pferden. Schon hatten die kaiſerlichen Geſandten ihnen die Ehre des erſten Beſuchs gegeben, wobei nichts als Franzöſiſch geredet wurde, als noch ein ſpaniſcher Geſandter, Don Diego Saavedra, am ſechsten November anlangte. Wie ihm der Beſuch gegeben wurde, redete der Graf von Naſſau Franzöſiſch, Volmar Italiäniſch, und Saavedra Spaniſch, ſo lange die Begrüßungen währten: hernach ging die Unterredung Franzöſiſch durcheinander.

---

*) Acta pac. Westph. I. §. XXIV.

**) Acta pac. Westph. I. §. XXI—XXIV.

Einige Tage nachher wollten die Kaiſerlichen, dem erhaltenen Befehle gemäß, ihre vertraulichen Eröffnungen mit den Spaniern beginnen, welche den angeſagten Beſuch ablehnend bei dem Grafen von Naſſau erſchienen. Nach genommenen Sitzen äußerte Volmar, auf einen Wink des erſten Geſandten, in lateiniſcher Rede, wie ernſt ihnen die kaiſerliche Majeſtät anbefohlen habe, ihrer Blutfreundſchaft mit der katholiſchen Majeſtät gemäß, der Vertraulichkeit mit den ſpaniſchen Excellenzien zu pflegen, die, zum Glück früher angelangt, als die Bevollmächtigten der Gegner, das Heil künftiger Verhandlung ungeſtört mit ihnen berathen könnten. Auf einen Wink des Grafen von Zappada antwortete Don Brun mit entſprechenden Geſinnungen ſeines Hofes, und Saavedra wiederholte ſie halb in ſpaniſcher, halb in italiäniſcher Sprache, Zappada in franzöſiſcher. *)

Bei den erſten Geſchäften zeigte ſich ſchon, daß für die ſpaniſche Botſchaft die Perſonen eben ſo planvoll gewählt waren, als für die kaiſerliche. Der Graf von Zappada war eigentlich beſtimmt, die Figur zu machen, und ächtkatholiſch genug, um dem Titel der katholiſchen Majeſtät keinen Abbruch zu thun: darum neigte er ſich zu dem Reichshofrath Crane, und ſchrieb, als derſelbe nach Osnabrück geſandt wurde, „wie ſchmerzt mich das Loos deiner Excellenz und der vortrefflichſten Gemahlin, die ihr mit höchſter Frömmigkeit und Religion unſere Tempel und Cäremonien zu beſuchen und zu verehren gewohnt ſeyd, daß ihr hinfort unter Ketzern und den ergrimmteſten Feinden der katholiſchen Wahrheit das Leben hinbringen werdet.“ **)

Durch umfaſſenden politiſchen Geiſt und eine tiefe wiſſenſchaftliche Bildung, welche durch eine dreißigjährige Erfahrung in wichtigen Staatsgeſchäften, die Ideen, ihr Element, gereinigt und brauchbarer gemacht hatte, glänzte dagegen Don Diego Saavedra Faxardo. Sein berühmtes Buch, von der Idee eines chriſtlich-politiſchen Fürſten, verräth ſein Bedürfniß, immer Gedanken in die Wirklichkeit einzuführen, welches im Leben nicht ganz frei blieb von phantaſtiſchem Anſtrich. Zu Osnabrück wurden einſt die fränkiſchen Kreisgeſandten durch vier mit Tapeten behängte Zimmer, dergleichen noch durchaus ſelten in Deutſchland waren, zu ihm geführt, und fanden ihn völlig geſund im fünften auf einem Bette liegend. Sie ſtaunten um ſo mehr, da es in Osnabrück keine ſo prächtige Wohnung gab; Saavedra hatte die Haustenne, wo ſonſt Menſchen und ihr Hausvieh zuſammenwohnten, durch Bretterverſchläge eingetheilt, und dieſe mit Tapeten verhängen laſſen. *)

---

*) Acta pac. Westph. I. §. XLII.

**) Act. pac. Westph. I. §. XXV.

Wenn bei Zappada diplomatiſcher Ernſt und Würde, bei Saavedra diplomatiſche Gelehrſamkeit und Genialität waren: ſo wurde die ſpaniſche Geſandtſchaft vollſtändig durch die ungemeine Schlauheit und Spürkraft des dritten Geſandten Don Antonio de Brun. Er hatte ſich als Staatsmann und Soldat ausgezeichnet, wie er nach Münſter geſchickt wurde, um den feinen Anſchlägen, die man von den Franzoſen

---

*) Univerſal-Regiſter. S. 17.

erwartete, zu begegnen, und durch beißende Büchlein die öffentliche Meinung wider ſie zu richten. Dem ging er ſtets mit einem Eifer nach, daß er gänzlich aus der Acht ließ, wie ſonderbar ſeine äußere Erſcheinung auffiel. Sein zerriſſenes Kleid, ſeine verſehrte Kutſche, ſein Gefolge von zwei unſcheinbaren Dienern, entſprachen wenig dem Glanz eines Geſandten. *)

Endlich zeigte ſich auch zu Münſter ein Mittler, indem Venedigs Botſchafter am ſechszehnten November einzog, Aloys Contarini, aus einem der edelſten venetianiſchen Geſchlechter, hochberühmt durch ſeine Gabe zu Unterhandlungen, die er in London und Paris, in Rom und Conſtantinopel dargethan hatte. **)

Allein die Aufmerkſamkeit ward ſogleich von ihm weggerichtet, als des folgenden Tages der zweite ſchwediſche Geſandte, Adler Salvius, in Osnabrück ankam. Nun werde, hofften die ſchon verſammelten Friedensboten, die Verhandlung eröffnet werden, und die Dänen, als Vermittler, verſuchten ihn, ob er zum Geſchäfte ſchreiten wolle? Allein Salvius hielt ſich ſehr enge, und ſtellte Alles lediglich auf der Franzoſen Ankunft. Auch blieb der erſte Geſandte, Oxenſtierna, unter dem Vorwand einer Krankheit, unbeweglich zu

---

*) Priolus de rebus Gallicis. L. X. n. 3.

**) Wiquefort. L. II. c. 17.

Minden, daß man zu zweifeln begann, ob den Schweden mit der Friedensverſammlung Ernſt ſey? *)

Inzwiſchen beredeten die Abgeordneten der beiden Linien des Hauſes Habsburg ſich traulich über die Weiſe, wie ſie gegen Frankreich ſich benehmen müßten. Die Feinde des Kaiſers, ſagte ſeine Geſandtſchaft, hätten in Deutſchland, Italien und den Niederlanden viele feſte Plätze und ganze Provinzen inne, die man ihnen unmöglich mit der Waffen Gewalt abnehmen könne; denn der Schatz und das Heer ihres Herrn wären auf das außerſte geſchwächt. Nichts als der Friede könnte ſie aufrichten; allein er ſey nicht zu hoffen, wenn ſich nicht auch Spanien zu Aufopferungen entſchlöſſe.

Dagegen erwiederte Saavedra, daß es noch zu frühzeitig ſey, dieſen Gegenſtand zu behandeln; denn ſollten die Franzoſen, indem in den Canzleien nichts verſchwiegen bliebe, den geringſten Wind davon bekommen, wie ſehr man den Muth habe ſinken laſſen: ſo würden ihre Hoffahrt und Forderungen keine Gränzen finden. Tapfer und unerſchrocken ſollte man erſt anhören, was ſie heiſchten; denn ſobald ihnen das Weiße im Auge gezeigt würde, pflegten ſie viel von ihrer Hitze fahren zu laſſen. Ueberdies hätten ſie eben ſo große Urſachen nicht ſtark zu pochen. An Geld und Volk ſey

---

*) Acta pac. Westph. I. §. LIII. LXI.

Frankreich erſchöpft wie Deutſchland und die kaiſerlichen Erblande; und wie leicht könnten ihm Veränderungen ſeines ganzen Syſtems bevorſtehen? wie leicht könnte die Königin Mutter, oder der König ſelbſt ſterben, der noch ein ſchwaches Kind ſey, da der Tod in einer Woche zwei ſchöne kaiſerliche Prinzen geholt habe? Die Unterthanen in Frankreich, bis auf das Blut ausgeſaugt; die Feldherrn mit ſo ungeheuren Anforderungen, daß der Hof ſie fürchte; die Hugenotten, immer geſpannt, ihre Freiheit wieder zu erfechten: alle wären wie ein Feuer zu betrachten, das unter der Aſche glimme, und nur eines ſtürmiſchen Hauches bedürfe, um in verheerenden Flammen aufzuſchlagen.

Von dieſem Schwunge der Spanier wurden die kaiſerlichen Geſandten wenig ergriffen. Sie wollten freilich nicht durch Anerbietungen den Franzoſen gerade zu die Blöße zeigen; aber man möchte ſich ſpaniſcher Seite doch in Bereitſchaft ſetzen, auf den Nothfall lieber etwas für das allgemeine Heil aufzuopfern, als es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen.

Alſo verging das Jahr 1643, und noch waren die franzöſiſchen Geſandten nicht an dem Friedensorte erſchienen, wider deren ungütliches Zaudern ſich die Klagen der beiden Linien Habsburgs zum bitterſten erhoben. *)

---

*) Acta pac. Westph. I. §. 1.

Aber auch der ſchon gegenwärtigen Verſammlung drohte die Auflöſung; indem Schweden, gereizt durch Dänemarks Bedrückungen der Schifffahrt im Sunde ſeinen Feldherrn Torſtenſohn das Herzogthum Holſtein beſetzen ließ. So brach der Krieg aus zwiſchen der vermittelnden Macht, und der einen der Hauptpartheien, die verſöhnt werden ſollten, und ſtürmiſch ging der erſte däniſche Geſandte von Osnabrück weg. *) Ohne Zweifel hatte Dänemark in Vertrauen auf den kaiſerlichen Hof Schweden gereizt, und wirklich gab Ferdinand ſeinem Feldmarſchal Grafen von Hatzfeld Befehl, die ſchwediſche Kriegsmacht auf ſich zu ziehen, die Dänen zu unterſtützen: um ſo ferner ward die Friedenshoffnung zu Osnabrück und Münſter. **)

Nun mußte man ſich an der Erwartung halten, daß die franzöſiſchen Geſandten doch bald eintreffen würden; denn vom Haag aus hatten ſie das Ceremoniel beſtimmt, mit welchem ſie aufgenommen ſeyn wollten. Gegen den vermittelnden Botſchafter Venedigs erklärte die kaiſerliche Geſandtſchaft, daß den Franzoſen die Kutſchen nebſt den vornehmſten Officieren entgegengeſchickt werden ſollten, ein jeder Geſandter in ſeiner Wohnung von den Kaiſerlichen beſucht, und mit dem Titel der Excellenz belegt würde; daß aber die Franzoſen hinwiederum daſſelbe gegen die kaiſerlichen Botſchafter beobachten müßten. *)

---

*) Acta pac. Westph. I. §. III—XII.

**) Acta pac. Westph. I. §. XXV.

Darauf brach auch der Graf d'Avaux gen Münſter auf, ohne ſeine Ankunft zu verkündigen: weil ein Theil ſeines Gefolges und Gepäckes ihm nicht ſchnell genug nachkam, wollte er unerkannt einziehen, um nach einigen Tagen mit voller Pracht den Einzug zu halten. Allein die Geſandten des Kaiſers, Spaniens und Venedigs ſchickten ihm doch am ſiebenzehnten Mai ihre Kutſchen entgegen, und ließen ihn gebührend auf dem Felde begrüßen. Weil eine Menge Volkes nachgegangen war, ſah ſich der Graf gezwungen, ſogleich öffentlich einzuziehen, und tröſtete ſich damit, daß es ſchon eine Gelegenheit geben werde, wo er ſeinen vollen Glanz ausbreiten könne. „Ich will ſehen laſſen," ſchrieb er ſeiner Königin, „welcher Art auch die geringſten Diener Eurer Majeſtät ſind, und daß der Krieg uns nicht arm gemacht habe." **)

Zwei Tage nach Ankunft des Grafen d'Avaux nahte auch der Mittler, welchen Papſt Innocenz X. nach Münſter ſchickte. Da wandten ſich die ſpaniſchen Botſchafter an die kaiſerlichen, und erſuchten ſie, dem

---

*) Acta pac. Westph. II. §. XIII.

**) Négociations secrètes. L. II. p. 1 etc. Acta pacis Westph. II. §. XXVI.

Nuntius die Kutſchen nicht entgegen zu ſchicken, weil er ſeine Ankunft nicht förmlich habe wiſſen laſſen: die eigentliche Urſache aber war, weil ſie den Streit mit Frankreich um den Vorrang ſcheuten. „Solchen Grund hätten ſie nicht," erwiederten die kaiſerlichen; „denn nie habe ſich eine chriſtliche Macht angemaßet, den Rang vor dem römiſchen Kaiſer zu ſuchen. Auch möchte es übel lauten, wenn ſie, die angewieſen wären, Schwedens Geſandte mit gleichem Ceremoniel wie die franzöſiſchen zu empfangen, die abgeſagten Feinde der katholiſchen Religion ehrenvoller als den päpſtlichen Botſchafter behandeln ſollten." Zu gleicher Zeit vernahmen die Spanier von dem venetianiſchen Mittler, wie der Graf d'Avaux geſagt habe, daß er zwanzig bewaffnete Reuter mit ſeiner Kutſche abſende, die ihr den unmittelbaren Platz nach der kaiſerlichen, wenn es nöthig wäre, mit Gewalt ſichern ſollten. Wirklich zogen zwölf Ritter mit hinaus, und die Spanier ſahen überdies ungefähr hundert Franzoſen unter dem Vorwande der Neugierde hinausſtrömen. Nun hielten ſie für räthlich, daheim zu bleiben, und ſich nachher bei dem Nuntius zu entſchuldigen, indem ihnen ſeine Ankunft nicht in Zeiten kund gethan wäre.

Alſo zog der päpſtliche Botſchafter einher, nur von der kaiſerlichen und franzöſiſchen Kutſche begleitet; denn Venedigs Geſandter wollte wegen des italiäniſchen Krieges die ſeinige nicht dabei finden laſſen. Aeußerſt beſcheiden war der Einzug des Nuntius, und die Franzoſen beſpotteten vorzüglich, daß auf einem Korbe des Gepäckes ein Barfüßermönch ſäße, wie ein ſchwarzer Hahn auf dem Gepäcke eines Marketenders. Als die Kutſchen eingezogen waren, wollte die Wache das Thor ſchließen; aber die Ritter des Grafen d'Avaux, das Piſtol in der Hand, warfen ſie zurück. *)

Am fünften April kam auch der zweite franzöſiſche Geſandte, Graf Servien, nach Münſter. Seine Gemahlin fuhr in ihrem eigenen Wagen voraus; dann folgte die Kutſche des Grafen d'Avaux, worin er neben dem ankommenden Gefährten ſaß, welchem Kraft der Ehre des Einzugs der Rang vor allen gebührte. So fuhr auch er vor den Spaniern her, und mit außerordentlicher Pracht; denn zwölf Pagen und zwei und dreißig andere Edelleute waren ſein Gefolge. Schon begannen einige Botſchafter für ihre Sicherheit zu fürchten, weil die franzöſiſchen Geſandten mit ſo großem Geleit waren. **)

Nachdem endlich die vornehmſten Friedensboten zu Münſter ſich geſammelt hatten, theilten der päpſtliche Nuntius und Venedigs Botſchafter die Vollmachten derſelben, die in ihre vermittelnden Hände gelegt worden, ihnen wechſelſeitig aus, und nun begann die Fehde über Form und Gehalt und die Ausſteller der Vollmachten. Kaum war ſie angefangen, ſo kam die Nachricht von Osnabrück, daß die Schweden wegen ihres Krieges mit Dänemark den einzigen noch anweſenden däniſchen Geſandten nicht als Mittler anſehen, die kaiſerlichen dagegen die Auswechslung der Vollmachten ohne einen Mittler verweigerten. Da erklärten die Franzoſen, daß ſie keinen Schritt weiter thun könnten, weil in den Präliminarien ausdrücklich feſtgeſetzt wäre, daß die Verhandlungen an beiden Orten der Friedensverſammlung zu gleicher Zeit angefangen und fortgeſetzt werden ſollten. *)

---

*) Négociations secrètes etc. T. II. p. 5 etc.

**) Acta pac. Westph. II. §. XXXVII.

Inzwiſchen ward ein Schreiben der franzöſiſchen Geſandten an die Reichsſtände bekannt, worin der kaiſerliche Hof mit den bitterſten Vorwürfen überhäuft wurde, als trage er allein die Schuld, daß der Friede ſo lange verzögert werde, ſo wie einzig durch ihn jene Reihe von Kriegen entſtanden ſey, welche das chriſtliche Volk ſo lange betrübt hätten; denn ihr Anlaß ſey geweſen, daß Ehre und Rechte der Reichsſtände gemißhandelt, ihnen mitunter Land und Freiheit entriſſen wären. Nimmermehr werde Frankreich, deſſen Sicherheit mit durch die Macht der Reichsſtände geſchützt ſey, derſelben Verringerung zugeben. Aber noch wäre an der Ver-

---

*) Acta pac. Westph. II. §. XLVI. etc.

handlungen Stäte kein Abgeſandter von den Ständen insgeſammt, keiner von einzelnen. „Wo ſind diejenigen,“ heißt es in dem Aufruf, „um derentwillen der Krieg am meiſten aufgenommen und glücklich geführt iſt? wo jene Stimmen derer, die Amneſtie forderten, und, welche ſich nun freiwillig darbietet, die Gelegenheit, das Reich wieder herzuſtellen? . . Schon längſt wird umgetragen, daß Oeſterreich nach einer Monarchie Europa's arbeite, und die Grundlage derſelben in der Herrſchaft über Deutſchland, den Mittelpunct Europa's, bereiten wolle. Wenn nicht Ihr, mit welchen der Kaiſer das Reich getheilt beſitzt, früh genug werdet dazu gethan haben: ſo iſt es geſchehen um die deutſche Freiheit, geworfen iſt und befeſtigt der Grund der allherrſchenden Monarchie. Deshalb ſendet alsbald eure Abgeordneten hieher, die mit uns Mühe ſchaffen werden, daß die Bürgſchaft für unſere gemeinſchaftliche Sicherheit, ſchon beinahe erworben durch die Waffen, nicht durch den Friedensvertrag ſchwinde. Solltet Ihr nicht auf den freundſchaftlichſten König hören, welcher zu Theilnahme an ſeinen Siegen rufet: ſo werdet Ihr nachmals umſonſt goldene Bulle, kaiſerliche Conſtitutionen, paſſauer Vertrag, umſonſt Wahlcapitulation und Eidſchwüre der Kaiſer, oder pragmatiſche Sanction, die veralteten Namen, anflehen.“ *)

---

*) Acta pac. Westph. II. §. LXIII.

Der kaiſerliche Hof nannte dieſen Aufruf der franzöſiſchen Geſandten eine Läſterſchrift, eine Feindſeligkeit, welche ſie ſich mitten auf des Reichs Boden, gleich bei ihrer Ankunft zu Schulden gebracht hätten, anſtatt ſich geleitlich aufzuführen. Ein Schreiben des Kaiſers an ſämmtliche Reichsſtände ſtellte mit deutſcher Treuherzigkeit ſeine Liebe zum Frieden dar, und athmete Zuverſicht, daß die Fürſten ſchon wüßten, was unter den ſüßen Worten des lieblichen Schutzes von feindlichen Kronen begriffen ſey, und wie alte und neue Hiſtorien bezeugten, nichts anders, als völlige Sclaverei, wäre da erfolgt, wo man jenen Schutz angenommen hätte. Zugleich wurde den Geſandten befohlen, ſich aller Beſuche und höflichen Sitten gegen die Franzoſen bis auf weiteres zu enthalten, und bei den Mittlern eine nachdrückliche Ahndung des franzöſiſchen Schreibens einzubringen.

Wirklich machte daſſelbe einen ſo gehäſſigen Eindruck, daß wenige Reichsſtände wagten, ſich offen für die Einladung der Franzoſen zu erklären, und ſelbſt Servien beſchuldigte ſeinen Gefährten, den Grafen d'Avaux, daß er in jenem Aufrufe, gleich jenem Biſchofe, der verzog, ſein Biſthum zu verlieren, als ſeinen Roman zu unterdrücken, lieber den Vortheil ihres Herrn hätte fahren laſſen, als einige lateiniſche Redensarten verloren, weil zu viel Mühe aufgewandt wäre, ſie zu finden. *)

---

*) Négociat. secrèt. T. I. p. 95.

Solche neue Erbitterung kam zwiſchen die Mächte, die ſich zu Münſter und Osnabrück verſöhnen ſollten, indem ſich ihre Botſchafter noch über Auswechslung und Inhalt und Zulänglichkeit der Vollmachten ſtritten.

Es kamen den achten Julius die beiden Mittler zu der kaiſerlichen Geſandtſchaft in Münſter, und eröffneten eine Anzeige der franzöſiſchen, daß ſich der Schwede Salvius auf das heftigſte beſchwert habe, wie lange ſie zu Osnabrück in ſchlechter Bequemlichkeit verharren müßten, ohne daß ſie von den kaiſerlichen die Vollmachten hätten erlangen können: ſie würden hinweggehen nach Hamburg; und dort beharren, bis ſich die kaiſerliche Geſandtſchaft zum Anfang der Handlungen bequemen würde. Dieſer ſchwediſchen Drohung hatten die Franzoſen beigefügt, daß ſie ein Gleiches thun müßten, indem ſie denſelben Verzug zu Münſter verſpürten, und es der Achtung, die man beiden Kronen ſchuldig ſey, völlig entgegen wäre, daß ihre Geſandten ſo vergeblich daliegen ſollten.

Unter dieſen Verhältniſſen wirkte ungemein die Erklärung des Königs von Dänemark, daß ihm nicht entgegen ſeyn ſollte, wenn zu Osnabrück die Vollmachten ausgewechſelt würden, ohne daß man dabei auf ihn als Mittler Rückſicht nähme. Und ſobald es am zwölften September geſchehen war, forderten die Kaiſerlichen die franzöſiſche Geſandtſchaft auf, ſich über die Ausſezzungen zu erklären, die ihre Vollmacht betreffen hätten. Ehe dies geſchah, war beträchtlicher Verzug und großes Bemühen der mittelnden Botſchafter; denn die Franzoſen wollten keinen Beginn der eigentlichen Handlung, bevor Geſandte von den Reichsſtänden angekommen waren, an welche ſie deshalb einen neuen Aufruf erließen, der wiederum einen übeln Eindruck auf den kaiſerlichen Hof verurſachte. Auch war in dem Streit über die Vollmachten der ſchwierigſte Artikel über die Verbündeten und Anhänger des Königs von Frankreich, welche alle zu der Friedenshandlung zugelaſſen werden ſollten. Gern hätten die Kaiſerlichen den Ausdruck der Vollmachten dahin geſtellt, daß ſie mit ſolchen Verbündeten und Anhängern Frankreichs einzeln Frieden ſchließen könnten. Allein die franzöſiſche Geſandtſchaft willigte höchſtens ein, daß Alles aus der Vollmacht herausgelaſſen würde, was die Nothwendigkeit einer ungetrennten Verhandlung mit den Bundesgenoſſen andeutete; und ſie fügte die Verwahrung hinzu, daß daraus keine Trennbarkeit des Bündniſſes gefolgert werden ſollte. Dieſem Sinne gemäß verfaßten die Mittler eine Formel, welche man ſich gefallen ließ. Weit ſchneller erklärten ſich die Franzoſen bereit, den Eingang zu ihren Vollmachten, in welchem die Schuld des Krieges auf Habsburg gewälzt wurde, gänzlich zu ändern; denn er ſey mehr Einfall der Verfaſſer der Vollmacht, als weſentlicher Sinn ihres Hofes.

Ueber das Formular der Vollmacht war man endlich einig geworden, und nun ſollten die Geſandten es unterſchreiben, weil die Originalien, von den Regierungen nach demſelben vollzogen, erſt nach Friſten eingeholt werden konnten. Allein über die Formel der Unterſchrift erhoben die Franzoſen eine neue Fehde. Sie wollten nicht, daß es hieße: „wir Bevollmächtigte des Kaiſers und der zwei Kronen,“ ſondern „des einen und des andern Theiles.“ Wiewohl ſie erklärten, daß ſie dem Vorrang des Kaiſers keinen Abbruch thun wollten, fürchtete die kaiſerliche Geſandtſchaft, daß dieſe Aenderung doch dereinſt von den Franzoſen gebraucht werden möchte, um den Vorrang des Kaiſers ſtreitig zu machen, und wollten nicht in ſie willigen.

Inzwiſchen kam der ſchwediſche Geſandte Salvius von Oſnabrück nach Münſter, und ihm ließen die Kaiſerlichen die Ausflüchte der Franzoſen zu Gemüth führen. „Die Schweden werden niemals,“ ſagte er, „in unbilligen Dingen den Franzoſen Recht geben; wenn es aber den Kaiſerlichen ein wahrer Ernſt mit dem Frieden iſt: ſo können ſie mit den Schweden allein handeln, woferne Frankreich die Sachen mit Fleiß aufhalten will. Die Schweden verlangen nichts von den kaiſerlichen Erblanden: wenn ihnen Pommern und die Reichsſtandſchaft geſtattet werden, möchte leicht geſchehen, daß ſie mit Kaiſer und Reich die Waffen wider Frankreich vereinigen, weil dieſe Krone doch nur nach der Herrſchaft in der chriſtlichen Welt ſtrebet.“

Zu dieſer derben Sprache der Schweden kam noch, daß ſich der päpſtliche Nuntius vernehmen ließ: „wie er an kaiſerlicher Seite in allen Stücken eine wahre Neigung zum Frieden verſpüre, welches er anfänglich nicht geglaubt habe: die Franzoſen hingegen gingen mit lauter Verſtellungen um, und ſuchten nur mit Feuer und Schwert und mit Gewalt der Waffen den Frieden zu erzwingen. Woferne dieſelben noch mehr Einſtreuungen machen würden: ſo wollte er gar davon ziehen.“

Endlich ließen ſich die Franzoſen eine Formel gefallen, die Saavedra erfunden hatte, ſo daß es in der Schrift für den Kaiſer und Frankreich hieß: „die Bevollmächtigten des Kaiſers und des allerchriſtlichſten Königs,“ und in der Urkunde für Spanien und Frankreich: „die Bevollmächtigten der zwei Kronen.“ *)

So weit nur war man den zwanzigſten November des Jahres 1644 gekommen, in mehr als ſechszehn Monaten nach dem Tage, an welchem die Friedensverſammlung eröffnet werden ſollte; und lange Zeit konnte noch vergehen, ehe die Originale der geänderten Vollmachten von den Höfen eintrafen. Allgemein fühlten die Geſandten, wie ſchauderhaft für die ſeufzende Welt

---

*) Acta pac. Westph. III. §. VI—IX. XI—XXXVIII.

dieſe Langſamkeit ſey, und beſchloſſen daher wirklich, die Haupthandlung anzuheben, ohne jene Originale abzuwarten. *)

Ein Sonntag, der vierte December, war der bang und ſehnſüchtig erharrte Tag, an welchem die Kaiſerlichen, Spanier und Franzoſen ihre erſten Friedensvorſchläge in die Hände der Mittler zur Auswechslung legen wollten. In den Kaiſerlichen war der Hauptgedanke, daß der Friede von Regensburg, geſchloſſen im Jahr 1630 zwiſchen Kaiſer Ferdinand II. und König Ludwig XIII. von Frankreich, gleichſam zur Grundlage des neuen Friedens gemacht, und von dem franzöſiſchen Hofe zurückgegeben werde, was jenem Vertrage zuwider dem Hauſe Oeſterreich, und mehreren Reichsſtänden, und beſonders dem Herzoge von Lothringen, entriſſen wäre. Die Spanier wollten eine gänzliche Wiederherſtellung der Dinge, wie dieſelben vor dem Kriege geweſen. Bei ſolchen Vorſchlägen mußten beide mächtig ſtaunen, da ſie in den franzöſiſchen nichts fanden, als daß der Kurfürſt von Trier, der wegen ſeines Bundes mit Frankreich von den Spaniern überfallen und dem Kaiſer überliefert war, erledigt, und die Reichsſtände zu dem Friedensgeſchäft herbeigerufen werden müßten;

---

*) Acta pac. Westph. III. §. LII.

außerdem würde Frankreich in der Haupthandlung nicht fortfahren.

Die Kaiſerlichen klagten heftig, daß die Franzoſen nichts von Friedensvorſchlägen, ſondern nur Einwendungen vorgebracht hätten, wodurch ein langer Verzug der Handlung nöthig würde; und die Spanier waren voll Wuth, daß man ihrer in dem franzöſiſchen Vorſchlag gar nicht gedacht, und ſie ſtillſchweigend ausgehöhnt habe. *)

Wenn die beiden Kronen dabei blieben, daß ſie in der Haupthandlung nicht weiter gehen würden, ohne Beiſeyn der Reichsſtände: ſo eiferte der kaiſerliche Hof für die Behauptung, daß die Friedenspräliminarien von Hamburg denjenigen Reichsſtänden, die nach Münſter und Osnabrück ziehen wollten, wohl das kaiſerliche Geleit ſicherten, aber nicht einen Zwang in ſich faßten, nach welchem die Gegenwart der Stände ſchlechterdings zum Abſchließen des Friedens gefordert würde. Auch ſcheuten ſich dieſelben, nach den Friedensſtäten zu ziehen, als ſie merkten, wie unangenehm ihre Anweſenheit daſelbſt dem Kaiſer ſeyn werde. Zu Anfang des Jahres 1645 waren dort nur ſechs reichsſtändiſche Geſandte, von den fürſtlichen Häuſern Braunſchweig-Lüne-

---

*) Acta pac. Westph. III. §. LII—LVII.

burg, Meklenburg und Heſſen-Kaſſel, und von den drei Hanſeſtädten Lübeck, Bremen und Hamburg. *)

Gegen einen dieſer Geſandten äußerte der Graf d'Avaux in einer Unterredung ſehr ſchlau: er ſuche nicht, daß die Reichsſtände es mit ſeinem König halten ſollten; ſondern ſie möchten nur wahrhaftig Deutſche ſeyn, und ihre Freiheit in Acht nehmen: wenn ſolches geſchehe, ſo hätte Frankreich immer den Vortheil, daß es vom Hauſe Oeſterreich nicht mit den Kräften Deutſchlands beſtritten werden könnte.

Auch ergingen neue Einladungsſchreiben der Franzoſen an die Reichsſtände, und dagegen Warnungen des kaiſerlichen Hofes, daß die Stände höchſtens als beirathend an der Friedenshandlung Theil nehmen könnten, welche durch die kaiſerliche Geſandtſchaft allein gehandhabt werden müßte. **)

Unter dieſen Bewegungen kam endlich der Tag des ſechszehnten Februars im Jahre 1645, an welchem die Originalien der geänderten Vollmachten in die Hände der Mittler zu Münſter gelegt wurden. Nur die Abſchriften durften den Partheien gelaſſen werden; denn die Kaiſerlichen und Spanier wollten ihre Original-Vollmachten zurücknehmen, wenn die Franzoſen wiederum einen Friedensvorſchlag thun ſollten, welcher durchaus nicht im gehörigen Geiſte wäre. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. IV. §. II.

**) Acta pac. Westpal. IV. §. VI. VII.

---

*) Acta pac. Westph. IV. §. XV.

Zweites Buch.

Mit unglaublicher Langſamkeit war man endlich nur ſo weit gekommen, daß eine Verhandlung möglich wurde: und dennoch läßt ſich kaum bezweifeln, daß man ohne die erhabene Denkart des päpſtlichen Geſandten, Fabio Chigi, nicht einmal zu dieſem Ziele gelangt wäre. Friede der Kirche und der Welt war der Gedanke, welcher ſeine ganze Seele füllte, und partheilos zwiſchen den Partheien neigte er ſich nur alsdann zu einer von ihnen, wenn er eine wahre Friedensliebe an ihr verſpürte. Sein Verſtand war ſo hell, ſeine Kenntniß ſo umfaſſend, daß ſie zu keiner Unbilligkeit verleitet werden konnten. Ruhmliebe hatte ſeine Jugend begeiſtert, und nicht blos der reine Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt hatte ihn getrieben, ſich in Philoſophie, und Rechtskunde, und Gottesgelahrtheit hervorzuthun, und die holden Spiele des Poeten öffentlich zu treiben; aber von Eitelkeit war er wenigſtens im höhern Alter gänzlich frei, wie vom Eigennutze. Als er im Jahre 1655 zum Papſt erwählt worden, nahm er durchaus keine Geſchenke, und, thätig für Pflicht und die Welt, lebte er ſtets mit dem Bilde des Todes. Auf ſeiner Tafel ſtand mitten unter der Nahrung und den Würzen des Lebens ein Todtenkopf, und ein Sarg von Cypreſſenholz war unverrückt unter ſeinem Bette. Und dieſer vom Irdiſchen wegſtrebende Sinn war durchaus frei von allem Zwang des römiſchkatholiſchen Glaubens. Chigi hat vor ſeiner Beſteigung des päpſtlichen Stuhls ſogar Neigung für die Religion der Reformirten blicken laſſen. *)

Ohne einen ſolchen Mittler wäre zwiſchen dem Stolz der Spanier, der hartnäckigen Bedächtlichkeit der kaiſerlichen, und dem hochfahrenden Leichtſinn, der ſchlüpfrigen Politik der franzöſiſchen Geſandten, keine Annäherung geweſen, zumal da dieſe letzten durch Feindſchaft gegen einander die Verhandlung erſchwerten und aufhielten.

Graf Claudius d'Avaux hatte durch wichtige Sendungen, welchen er in Italien und Deutſchland, in Dänemark, Schweden und Polen genügte, den Ruf bekommen, daß kein politiſches Geſchäft über ſeine Fähigkeit gehe, und ſein Stolz, ſeine Eitelkeit ſetzten hinzu, daß er nie ſeines Gleichen in der Politik ſehen werde. Dieſer Dünkel haftete feſt, weil überhaupt viel Schwere in ſeiner Sinnesart war, und er ſeine Unbehülflichkeit mit unglaublicher Anſtrengung überwinden mußte. Mit wiederholter Mühe überarbeitete er, was er mit fleißi-

---

*) Univerſalregiſter über die Acta pac. Westph. S. 3. 4.

ger Langſamkeit ſchriftlich entworfen hatte; aber dann ſollte auch niemand glauben, daß ein Anderer ähnlicher Redensarten und gleicher Kunſt der Zuſammenſtellung ſich anmaßen dürfe. Im politiſchen Geſchäft war ſeine Beſonnenheit, und die Abgemeſſenheit ſeiner Gedanken und Schritte ſein Hauptverdienſt. Er war zu unbehülflich und zu ſtolz, um die Individualität Anderer verſtehen zu können und zu wollen.

Wenn d'Avaux keinen neben ſich, ſo wollte der Graf Servien wenigſtens keinen über ſich dulden. Schon war ihm unerträglich, daß jener durch älteren Rang und ausgezeichnete Familienverbindungen am Hofe ein größeres Gewicht zu beſitzen ſchiene, und deshalb wollte er ihn drücken durch ein höheres Genie. Ohne Zweifel war er durch Feuer und Fülle und Schnelligkeit der Gedanken genialiſcher, als die belohnte Anſtrengung und Gelehrſamkeit des Grafen d'Avaux: ohne Zweifel kannte Er, welcher als Staatsſecretär mit Ruhm unter Cardinal Richelieu diente, und jetzt der Vertraute des Cardinals Mazarin war, beſſer die Geſinnungen und Abſichten des Miniſteriums, als ſein Gefährte. Allein dieſen doppelten Vorzug brauchte er mehr, dieſen letzten zu kränken, als zum Ruhm und Vortheil ſeines Hofes; und aus der bitteren Fehde, die er mit d'Avaux führte, ſchied er alſo, daß der Ruf der ſchlechteren Denkart ihm anklebte. *)

---

*) Wiquefort l'ambassadeur. L. II. c. 17.

Der nachtheilige Einfluß ihrer Feindſeligkeit gegen einander, auf die Friedensverhandlung, wurde verſtärkt durch ihre Haltung gegen die ſchwediſche Geſandtſchaft, an deren Spitze der Graf Johann Oxenſtierna war.

Dieſer hegte einen Stolz, wie d'Avaux, doch mit weniger Selbſtüberwindung und Abgemeſſenheit, einen Sinn für Rechtlichkeit wie jener, doch mit einer roheren Unbehülflichkeit und Geradheit. Auch war er gleich eiferſüchtig auf Ehre und Rang ſeiner Krone, und gerieth oft in bittere Wuth über die Anmaßung, womit die Franzoſen ſich vordrängten. Auf der hohen Schule zu Upſala, auf Reiſen durch Belgien, England und Frankreich, durch Verkehr mit vielen berühmten Männern, hatte er ſich Kunde der Welt erworben; als Obriſt des rothen Reuterregiments unter ſeinem nahen Verwandten, dem ſchwediſchen Reichsmarſchall, Guſtav Horn, hatte er im Kriegsdienſte Provinzen und Volk der Deutſchen kennen lernen; und in jedes Geheimniß der ſchwediſchen Politik in Hinſicht auf Deutſchland war er eingeweiht worden, da ſein Vater, als Director der evangeliſchen Stände zu Frankfurt am Main, ihm an allen Rathſchlägen Theilnahme gewährte. Allein ihm fehlte die Kraft, Ideen zu erfinden, oder mit Feuer zu verarbeiten; und von jenem Schwunge des Geiſtes, wodurch ſein Vater zum Freunde Guſtav Adolf's geworden, hatte ſeine Politik keine Ahnung.

Deßhalb konnte er, wiewohl das Haupt der Abgeordneten, ſich nie über das ſchlaue Talent erheben, wodurch der zweite Geſandte Schwedens, Adler Salvius emporgekommen war: ein Mann von ſo ſcharfer Spürkraft, als Oxenſtierna von plumper Ehrlichkeit; und wenn dieſer bei wichtigen diplomatiſchen Verſehen ſich mit ſeinem ſchlechten Gedächtniß zu entſchuldigen pflegte: ſo freute ſich jener eines Gedächtniſſes, welchem nichts entfiel, was die Beobachtung reich geſammelt hatte. In früher Kindheit ſeiner Aeltern beraubt, und im dürftigſten Zuſtande, hatte er ſich gewöhnt, von fremder Unterſtützung ſich abhängig zu fühlen, und mit ſcheinbarer Demuth einherzugehen, indem der Ehrgeiz in ſeinem Innern wühlte. Nicht nur gelang ihm, ſeine Studien zu Upſala beendigen zu können, ſondern auch auf einer Reiſe im Auslande, vorzüglich in Deutſchland, ſich mannichfaltige Kenntniſſe und Anſichten der Welt zu erwerben. Nach ſeiner Rückkehr in das Vaterland ward er bürgerlich bedeutſam, als er eine bejahrte Wittwe heirathete, deren überaus großer Reichthum ihre dunklen Eigenſchaften überwog. Aber ein König, wie Guſtav Adolf, bemerkte auch bald die ungeheure Arbeitſamkeit und das kluge Benehmen des Mannes, entdeckte bald, daß Salvius zur diplomatiſchen Laufbahn durchaus geeignet war, und vorzüglich in deutſchen Verhältniſſen, die er genau kannte. Ausgebreitet war ſeine Gelehrſamkeit, wie ſie in jenen Zeiten einem politiſchen Geſchäftsmanne unentbehrlich ſchien. Er ſtrebte glücklich nach Zierlichkeit und Beſtimmtheit der Sprache; aber wenn man ihn klar glaubte, daß man ihn ganz durchſchaue, hatte er nichts gezeigt, als was er zeigen wollte, und hinter der Klarheit lauerten Zweideutigkeiten. Nach einer geheimen Sendung an den Kurfürſten von Sachſen ward er Staatsſecretär, und in den Adelſtand erhoben. Zu den wichtigſten Geſchäften gebraucht, erwarb er ſich immer großen Beifall, weil er Klugheit und Eifer mit Selbſtbeherrſchung vereinigte, ſo daß er niemals mehr that, als ihm aufgetragen war, doch dies vollkommen. Für Ruhm und Vortheil der ſchwediſchen Krone war er feurig bemüht, weniger aus Rechtſchaffenheit, als weil ſein eigener Gewinn damit zuſammenhing: denn auch ſeine Vaterlandsliebe wankte, wenn das Gold ſie verführen wollte. Gegen die Machthaber in Schweden verlor er faſt nie den Schein niedriger Demuth, und ſelbſt ſein Ehrgeiz konnte ſeinen Eigennutz und ſeine Vorſicht dahin nicht bringen, daß er durch Wohlthun ſich anhängige Untergebene zugezogen, und, von Andern verehrt, Neid erregt hätte. Für alle Ergrimmungen ſeines Stolzes, die er im öffentlichen Leben zurückpreßte, für den Zwang der Haltung und Verſtellung in demſelben, entſchädigte er ſich in ſeinem Hauskreiſe. Hier ſo hochfahrend, wankelmüthig und mürriſch, als dort kriechend, feſt und ſich allzeit gleich, wollte er ſich auch durch die gemeinſie Wolluſt die Bande einer drückenden Ehe erleichtern. *)

Eiferſüchtig, wie d'Avaux auf Servien, war Oxenſtierna auf Salvius, und die verborgnere Feindſeligkeit zwiſchen den ſchwediſchen Geſandten fand gleichſam ein anfachendes Beiſpiel an der offenen Fehde zwiſchen den franzöſiſchen, welche ſehr bittere und ſchmähende Briefe wider einander in den Druck gaben. Solche innere Zwietracht war nicht bei der kaiſerlichen Geſandtſchaft zu Münſter, denn Graf Naſſau und Doctor Volmar blieben dem alten einträchtigen Verhältniß getreu; aber auch bei ihr war der zweite Geſandte die Seele der Botſchaft, und trachtete nach Ränken, wie Servien und Salvius. Die rechtſchaffnere Denkart der Häupter dieſer drei Geſandtſchaften vermochte deshalb wenig zum Frieden, und die Perſönlichkeit verwickelte eine Handlung, welche ihrer Gegenſtände wegen verwickelt genug war.

Der päpſtliche Mittler überſah mit Schaudern dieſe Maſſe des Streites, und drang mit Ungeduld in die Franzoſen, ſie ſollten endlich einen Hauptvorſchlag des Friedens darreichen; und hatte am vier und zwanzigſten

---

*) Acta pacis Westph. I. Beilagen zur Vorrede. n. III. Univerſalregiſter über die Acta pac. Westph. p. 19 etc. Négociations secrèt. T. II. b. 17. 18. 23.

Februar des Jahres 1645 die Freude, daß ſie eine Schrift einhändigten, welche ſie einen ſolchen Vorſchlag nannten.

Offenbar ging ihr Inhalt weſentlich dahin, daß Frankreich die Erklärung wiederholte, es wolle und könne keinen Frieden ſchließen, als in zahlreicher Verſammlung der Reichsſtände, welche auf alle Art angereizt werden müßten, an die Stäten der Verhandlung zu kommen, oder Boten zu ſenden.

Daß die Kaiſerlichen über einen ſolchen Friedensvorſchlag ſich bitter beſchwerten, konnte nicht befremden; aber noch mehr waren die Schweden ungehalten, daß er geſchehen war. Sie ſahen darin einen Bruch der kaum zwiſchen beiden Kronen getroffenen Abrede, daß ſie nicht anders, als gemeinſchaftlich und gleichzeitig, einen Vorſchlag thun wollten. Der Graf d'Avaux ſchob alle Schuld auf ſeinen Genoſſen Servien, der ohne Zweifel nach geheimen Winken des Cardinals Mazarin gehandelt hatte, und nun ſich entſchuldigte: „Etwas müßte geſchehen, damit es ihrer Seits nicht das Anſehen hätte, als wollten ſie mit Fleiß die Handlung aufhalten. Schon machten die Spänier, welche durch die lezthin angekommene Silberflotte neuen Muth bekommen hätten, dem Kriegsglücke zu vertrauen, ſolche Mienen, als wollten ſie ganz von der Friedensſtäte abziehen. Ueberdies wäre jener Vorſchlag ſo allgemein abgefaßt, daß niemand dadurch beſchränkt, oder gar benachtheiligt würde.“ Allein d'Avaux, welcher nach ſtandhaftem Weigern doch in die Uebergabe deſſelben gewilligt hatte, erklärte ungeſcheut alle Entſchuldigungen ſeines Genoſſen für Falſchheit und Betrug; und ſo war der einzige Erfolg des erſehnten Schrittes, daß die Feindſchaft zwiſchen den franzöſiſchen Geſandten in laute Flammen aufſchlug, und die Schweden gegen Frankreich ſtärkeres Mißtrauen faßten. *)

So viel leuchtete allen ein, daß die Friedensverſammlung zu keinem haltbaren Puncte gelangen werde, bevor eine Entſcheidung vom Schlachtfelde komme.

Nach Holſtein und Jütland war beſonders die Aufmerkſamkeit gerichtet. Um den König von Dänemark zu unterſtützen, hatte der Kaiſer ſeinen Feldherrn Gallas mit bedeutender Kriegsmacht gen Holſtein geſandt; und die Eroberung Kiels, ſeine Vereinigung mit einem däniſchen Kriegshaufen, erregten die Hoffnung eines glücklichen Feldzugs. Allein ungeſtüm brach der Feldmarſchall Torſtenſohn aus Jütland hervor, und Gallas wich zurück über die Elbe, um an der Saale, bei Bernburg, in einem verſchanzten Lager die Schweden zu hemmen. Doch Torſtenſohn kam über den Fluß, und lagerte ſich im Rücken der Kaiſerlichen, die,

---

*) Acta pac. Westph. IV. §. 21 — 25.

abgeſchnitten von Böhmen, ſich nur wieder an die Elbe bewegen konnten, um bei Magdeburg im Lager gefangen zu ſeyn. Zuletzt waren nur einige tauſend Mann von dem Heere übrig, mit welchem **Gallas** nach Böhmen entſchlüpfte. Wie ein Sturm war der ſchwediſche Feldherr hinter ihm, und derſelbe, welchen man noch vor Kurzem in Jütland einſchließen wollte, warf ſich bei Jankau in Böhmen auf die kaiſerlich-baieriſche Kriegsmacht unter dem Feldmarſchall **Hatzfeldt**, der ſelbſt gefangen ward mit einigen tauſend Soldaten: das übrige Heer war erſchlagen und flüchtig. *)

Dies Ereigniß im Felde, und deſſen Folgen, daß **Torſtenſohn** ganz Mähren eroberte, und an die Donau, in die Nähe Wiens vordrang, äußerten ſogleich Einfluß auf das Geſchäft des Friedens; denn der Kaiſer eilte nun, den Kurfürſten von Trier, den Anhänger Frankreichs, frei zu geben, und ſichtbar ſcheuten ſich die Reichsſtände nun weniger, auf die Friedensverſammlung Bevollmächtigte zu ſenden. Ein doppelter Anſtoß, warum die Franzoſen die Unterhandlung nicht mit Ernſt nahmen, war dadurch gehoben.

Allein jemehr Geſandte nach Münſter und Osnabrück kamen, deſto mannichfaltiger wurden die Streitigkeiten über Rang und Ceremoniel. Der venetianiſche

---

*) Theatr. Europ. T. V. p. 673.

Botſchafter drohte, ſein Mittleramt aufzugeben, und die Friedensverſammlung zu verlaſſen, wenn der Republik Venedig nicht der Rang vor den Kurfürſten geſtattet würde. Vergebens drangen die kurfürſtlichen Geſandten in die fürſtlichen, daß dieſe ihnen den Titel der Excellenz geben ſollten; und als Kur-Baiern ſich dabei beſonders eifrig bewies, erklärte der mecklenburgiſche Geſandte: Seine Herren wären ſo guten Geſchlechts, als der Kurfürſt von Baiern: der wäre bei dieſem Kriege reich geworden, und hätte andere Fürſten und Stände ohne Unterſchied der Religion getilgt: nun wollte er weiter treten, und auch die fürſtliche Würde verringern, welches man ihm durchaus nicht einräumen würde.

Die kurbrandenburgiſchen Geſandten erregten vorzüglich bei den kaiſerlichen Botſchaftern Mißtrauen, durch ihre Art zu fahren. Graf Oxenſtierna hatte die Sitte, daß fünf Wagen voran fuhren, und er in dem ſechsten, als der Hauptkutſche folgte: die kaiſerlichen Geſandten und die übrigen ließen den vornehmſten Wagen voran fahren, und die übrigen nach dem Range folgen. Nur die kurbrandenburgiſche Geſandtſchaft ahmte die ſchwediſche Sitte nach; denn dieſe wäre der uralte deutſche Brauch zu fahren. *)

Unter ſolchen kleinlichen Fehden gingen die kaiſerlichen Botſchafter mit ſchwerem Herzen umher. Weil

---

*) Acta pac. Westph. L. IV. §. 39.

Torſtenſohn noch immer die Klaue am Herzen der öſterreichiſchen Macht hatte, war ihnen der Auftrag geworden, einen Waffenſtillſtand zu bewirken, als die beſte Vorbereitung zum Frieden. Sie glaubten nach einigen Eröffnungen gegen die ſpaniſchen Geſandten, am ſicherſten bei den kurfürſtlichen lauſchen zu können: ob ein Waffenſtillſtand zu hoffen ſey? Da ſagten die von Kur-Cöln und Baiern, daß Mazarin, unumwunden, wie er ſonſt nie pflegte, erklärt habe, Frankreich wolle keinen Waffenſtillſtand, keine Neutralität, keine Räumung irgend einer Art, nur einen allgemeinen Frieden. Sogleich beendigte Vollmar die Unterredung mit den Worten: „Alſo iſt zu kämpfen, zu ſterben oder zu dienen; denn das Meſſer iſt an die Gurgel geſetzet.“ *)

So nahte unter Zänkereien und Angſt ſchon das heilige Pfingſtfeſt des Jahres 1645, und noch floſſen Ströme von Blut im Schlachtfeld, ohne daß der nahende Friede irgend vernommen wäre. Früh an jenem Feſte beichtete Volmar bei den Capuzinern, und kniete am Altar, als der Graf d'Avaux erſchien, und auf der andern Seite kniete. Jener erhob ſich, und grüßte: dieſer erwiederte den Gruß, und wünſchte ein fröhliches Pfingſtfeſt, in franzöſiſcher Sprache. Da ſagte Volmar lateiniſch: „Weil wir an dieſem Tage, der dem

---

*) Acta pac. Westph. L. IV. §. 52.

Geiſte des Friedens geweiht iſt, uns hier getroffen haben: ſo müſſen wir deſto mehr auf Rathſchläge des Friedens ſinnen.“ D'Avaux zeigte auf die Monſtranz, in lateiniſcher Sprache ausrufend: „ich bezeuge bei Gott, daß ich nichts theurer achte, als daß der Friede angegangen werde; und gewiß werdet Ihr in dieſer Woche unſere Vorſchläge haben.“ Und Volmar antwortete: „das iſt ein großes Wort! es ſey Friede zwiſchen uns: Gott wird Zeuge ſeyn.“ Unter vielen friedlichen und freundlichen Aeußerungen ſchieden beide Geſandte von einander. *)

Am eilften Junius geſchah auch, daß zu Münſter in des päpſtlichen Nuntius Wohnung Frankreichs Botſchafter den Mittlern, daß zu Osnabrück der ſchwediſche Legationsſecretär und zwei Edelleute den kaiſerlichen Geſandten einen Friedensvorſchlag überreichten.

Beide Kronen forderten eine allgemeine Amneſtie für Alles, was während der kriegeriſchen Bewegungen geſchehen war, ſo daß allen mittelbaren und unmittelbaren Unterthanen des Reichs der Zuſtand der Dinge gewährt ſey, welcher vor dem Jahr Sechszehnhundert und Achtzehn war (ehe die böhmiſchen Unruhen ausbrachen).

---

*) Acta pac. Westph. L. IV. §. 79.

Beide Kronen verlangten, daß die alte Reichsverfaſſung wieder hergeſtellt werden, die Grundgeſetze derſelben heilig bleiben, und alle Reichsſtände an ihren Rechten ewig unverſehrt ſeyn ſollten.

Auch bedungen ſich Schweden und Frankreich eine hinreichende Genugthuung für ihre Aufopferungen und Anſtrengungen, mit dem bedenklichen Zuſatze, daß durch dieſe Genugthuung die Sicherheit der genannten beiden Kronen, und ihrer Bundesgenoſſen und Anhänger im Reich bezweckt werde.

Für die Landgräfin von Heſſenkaſſel und diejenigen Verbündeten, die noch gegenwärtig, vereint mit den Kronen, den Krieg fortſetzten, und für die Heere der Schweden und Franzoſen in Deutſchland ward beſondere Genugthuung und Zahlung verlangt.

In der ſchwediſchen Urkunde hieß es ausdrücklich, daß alle geiſtliche und politiſche Beſchwerde, welche das Mißtrauen unter den Reichsſtänden bishero erhalten hätte, von Grund ausgerottet, und Alles, was zwiſchen den Evangeliſchen und Katholiſchen, des Religionsfriedens und der geiſtlichen Güter wegen, ſtreitig geweſen, ohne Aufſchub durch beider Theile Rathſchläge lauter gemacht werden ſollte.

In der franzöſiſchen Urkunde war vorangeeilt mit dem Artikel, daß nach geſchloſſenem Frieden zwiſchen Frankreich, und dem Kaiſer und Spanien, ſich jener in keine Streitigkeiten miſchen werde, welche etwa zwiſchen Frankreich und Spanien entſtehen könnten, ſo wie überhaupt die Feinde der beiden Kronen nie vom Hauſe Oeſterreich Hülfe erhalten dürften, in welchen Verträgen dieſelbe auch bedungen wäre. *)

Um auf dieſe Friedensvorſchläge zu antworten, mußte die kaiſerliche Geſandtſchaft die Meinung ihres Hofes erwarten.

Die Zwiſchenzeit war beſonders durch der Reichsſtände Erörterung ausgefüllt, wo, und auf welche Art ſie ihre Berathſchlagungen halten, und welche dazu gelaſſen werden ſollten?

Mitunter ſchien es, als wollten ſie alle nach Münſter ſtrömen, um wenigſtens an einem Orte zuſammen zu ſeyn; aber die Schweden erklärten, daß an beiden Friedensſtäten ein Theil der Stände zugegen ſeyn müßte; und entſchieden ward, daß an beiden Orten zugleich Berathſchlagung nach dem allgemeinen Stimmrecht der Stände gehalten würde. Die Kronen beſtanden darauf, daß auch die Fürſten, welche noch in Waffen wider den Kaiſer waren, Theil nähmen an der Berathſchlagung; und man mußte ihnen nachgeben.

Eine verwickelte Fehde entſtand, als Prinz Auguſt von Sachſen, der im Beſitz des Erzſtiftes Magdeburg

---

*) Acta pac. Westph. L. V. §. 1 — 4.

war, nicht nur Sitz und Stimme, ſondern auch das Directorium in der ſtändiſchen Verſammlung zu Osnabrück verlangte. Dadurch wäre der Vorbehalt, nach welchem der geiſtliche Souverän, ſobald er der katholiſchen Kirche abtrünnig geworden, Herrſchaft und Land verlor, ſo gut wie aufgehoben geweſen. Endlich vereinigte man ſich dahin, daß Auguſt nicht unter den Geiſtlichen, ſondern unmittelbar hinter Burgund, ſeine Stimme ablegen ſolle.

Lebhaft ward auch der Streit fortgeſetzt, daß die fürſtlichen Geſandten den kurfürſtlichen den Titel der Excellenz geben ſollten. Vergebens beſchied die kaiſerliche Geſandtſchaft zu Osnabrück die Abgeordneten einiger bedeutender Fürſtenhäuſer zu ſich, und ſagte ihnen, die kaiſerliche Majeſtät habe bewilligt, daß den kurfürſtlichen Geſandten der Titel der Excellenz gegeben werde. Die Fürſten verſtanden ſich nicht dazu, wiewohl ihr Vortheil forderte, daß ſie, einträchtig mit den Kurfürſten, wie Ein großer politiſcher Körper erſchienen. Wenn die gottloſe Excellenz nicht wäre, ſagte der kurbrandenburgiſche Geſandte, wollten wir was Gutes mit einander ausrichten. *)

Vermehrt wurden die Fehden ſolcher Art durch die Ankunft des neuen franzöſiſchen Ambaſſadeurs, des Her-

---

*) Acta pac. Westph. L. V—VII.

zogs von Longueville, welcher beſtimmt war, durch ſeinen hohen Rang die zwieſpältigen Grafen d'Avaux und Servien zuſammenzuhalten. Nur von dieſen beiden und ihrem Gefolg eingeholt, zog er ein in Münſter. Weil der Geſandte Venedigs und die Kurfürſtlichen ſich ſchlechterdings nicht im Range weichen wollten, hatte der vermittelnde Nuntius die franzöſiſche Geſandtſchaft erſucht, daß der Ambaſſadeur von einem feierlichen Einzug abſtehen möge. Wiewohl des Herzogs Einfahrt, ſchrieben die Geſandten nach Paris, einzig von Franzoſen zuſammengeſetzt war, ermangelte ſie nicht des Glanzes. *)

Wenn Longueville in dieſem Punct ſich nachgiebig gezeigt hatte, beſtand er deſto hartnäckiger darauf, daß ihm, als einem Prinzen vom königlichen Geblüt der Titel „Hoheit" gegeben werden ſolle, welchen die kaiſerlichen und ſpaniſchen Geſandten ihm gleich hartnäckig verweigerten. **)

Indem manche Wendungen verſucht wurden, dieſem Streit auszuweichen, hielt der ſpaniſche Geſandte Graf Penneranda, welcher den zu Münſter geſtorbenen Grafen Zapata erſetzen ſollte, ſeinen Einzug, gleichfalls nur von den Kutſchen ſeiner Landsleute eingeholet. Sogleich erhub ſich wieder ein Streit; denn dieſer neue Ambaſſadeur verweigerte den kurfürſtlichen Geſandten die Excellenz. *)

---

*) Négociat. sécret. T. II. p. 87.

**) Acta pac. Westph. L. IV. §. 26. 27.

Endlich ward die Aufmerkſamkeit wieder auf einen großen Punct hingerichtet, indem die kaiſerliche Antwort auf die Friedensvorſchläge der ſchwediſchen Krone am funfzehnten Tage des Septembermonates den Reichsſtänden mitgetheilt wurde.

Unumwunden erklärte der Kaiſer, daß alle Geſetze der Reichsverfaſſung in ihrer vollen Kraft ſeyn, die Stände ungekränkt bleiben, und von ihm geſchützt werden ſollten.

Die Grundgeſetze des Reichs, vorzüglich die goldne Bulle, wären in jedermanns Händen, und jeglicher könne in ihnen klar ſehen, welches Recht er habe. Jede Erörterung über dieſen Gegenſtand, jede Veränderung, die mit dem innern Weſen der Deutſchen vorgenommen werden ſolle, ſey Angelegenheit des Kaiſers und Reichs, über welche keiner ausheimiſchen Macht eine Stimme gebühre.

Wenn man noch beigefüget habe, daß kein römiſcher König bei Lebzeiten des Kaiſers gewählt werden müſſe: ſo ſey dies den Reichsachten, der goldenen Bulle,

---

*) Acta pac. Westph. L. V. §. 28.

und der Freiheit der Kurfürſten mehr zuwider, als angemeſſen.

In die verlangte allgemeine Amneſtie welle man mit Freude willigen. Aber der Anfang des nun beizulegenden Krieges ward auf das Jahr ſechszehnhundert und dreißig geſetzt; und die Amneſtie ſollte alſo nicht die vorhergehenden Jahre begreifen, ſeitdem die Kriegsflamme in Böhmen aufſchlug, ſollte weiter nichts ſeyn, als die ſchon auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1641 bekannt gemachte Amneſtie.

Eine Genugthuung ſey die kaiſerliche Majeſtät den Kronen ſo wenig ſchuldig, daß ſie vielmehr ſich vorbehalte, eine ſolche vom Gegentheil zu verlangen, welcher mit Feuer und Schwert die Königreiche und Erbländer des kaiſerlichen Hauſes verwüſtet habe. *)

An demſelben Tage ward zu Münſter die kaiſerliche Antwort auf die franzöſiſche Friedensurkunde ertheilt, faſt gleichen Inhaltes, wie die zu Osnabrück bekannt gemachte.

Ueber den Artikel, daß Oeſterreich ſich nicht in die künftigen Fehden zwiſchen Spanien und Frankreich miſchen ſolle, erklärte ſie ſich mit einer eigenthümlichen Wendung. Dieſer Artikel ſetze den wiederhergeſtellten Frieden voraus; und werde er bei der Verhandlung

---

*) Acta pac. Westph. L. VI. §. 19.

über die Mittel zur Befeſtigung des Friedens mit aufgeführt, ſo würden die kaiſerlichen Geſandten auch auf ihn eingehen, in dem Geiſte, daß Oeſterreich ſich nicht in den Streit zwiſchen Spanien und Frankreich künftig mengen, und überhaupt den Feinden der ſchwediſchen und franzöſiſchen Krone nicht beiſtehen wolle, wenn wechſelſeitig ſich der König von Frankreich verpflichte, ſich künftig nicht in Fehden zwiſchen der kaiſerlichen Majeſtät und dem heiligen römiſchen Reich und der Krone Schweden zu miſchen, und überhaupt den Feinden des Kaiſers und Reichs und des katholiſchen Königs nicht Beiſtand zu leiſten. Sollte aber jener Artikel ſogleich, und ohne Verhandlung über Befeſtigung des ſchon geſchloſſenen Friedens, kathegoriſch beantwortet werden; ſo ſey hiermit erklärt: einem ſolchen Verlangen zu willfahren verbiete dem Kaiſer ſeine höchſte Würde unter Königen und Fürſten des chriſtlichen Erdkreiſes und das Amt eines Beſchützers der Kirche, und der einem Vaſall gebührende Schutz, und das Recht der nahen Blutsverwandtſchaft, der Natur, und die Dankbarkeit für die erlauchten Liebesdienſte, welche von der katholiſchen Majeſtät dem Kaiſer und Reich, und dem ganzen chriſtlichen Erdkreis erwieſen wären. *)

---

*) Schmidt hat in ſeiner Geſchichte der Deutſchen (Th. 6. S. 51. 52.) nicht bemerkt, wie die kaiſerliche Antwort auf dieſen Artikel eingeleitet, und aus welchem Geſichtspunkt er ſogleich anfänglich genommen wird. Dadurch

Noch war ein beſonderer Artikel der Antwort, daß den Bundesgenoſſen des Kaiſers, und namentlich dem Herzog Karl von Lothringen und ſeinem ganzen Hauſe, Alles wiederhergeſtellt werde, was die Krone Frankreich ihnen genommen habe. *)

Ein offner Geiſt, der gerade auf den Frieden zuſchritt, war in der Kaiſerlichen Antwort nicht zu verkennen, und die beſtimmten Erklärungen über Wiederherſtellung und Erhaltung der ſtändiſchen Freiheit und Reichsverfaſſung zerſtreuten viel von dem Nebel, worin als Beſchützer dieſer Freiheit die beiden Kronen ſich und ihre anderweitigen Abſichten ſo gern verhüllten. Beſonders das franzöſiſche Miniſterium war darüber unruhig, und ſah den Kaiſer in der Antwort bemüht, die Kurfürſten ganz zu gewinnen, und den Reichsſtänden überhaupt gefällig zu werden. **) Auch machte die offne kaiſerliche Erklärung einen tiefen Eindruck auf die meiſten derſelben, einige Proteſtanten ausgenommen, welche in ihr nichts als eine neue Schlinge der Argliſt erblickten. Ueberhaupt entging den Franzoſen nicht, wie gern das treue deutſche Gemüth ſich von den Ausländern abgewendet und ganz an Kaiſer und Reich gehängt

---

fällt ein Schein der Härte auf die Antwort, welche nicht in ihr war.

*) Acta pac. Westph. L. VI. §. 21.

**) Négociat. secrèt. t. II. p. 172.

hätte. „Wir müſſen darſtellen, ſchrieben d'Avaux und Servien, an den Cardinal Mazarin, daß die Neigung der deutſchen Fürſten ſehr verſchieden ſey von jener der Prinzen Italiens. Nämlich dieſe, als ſehr einſichtsvoll und wohl berathen, billigen und verlangen Alles, was beitragen kann, ſie unabhängig zu machen, und wegen dieſes Grundes ſind ſie ſehr froh, daß Frankreich einige Plätze in Italien hat, um ihnen im Fall der Noth die Hand zu reichen. Aber dieſe Deutſche ſind weit mehr gerührt von der Liebe zu ihrem Vaterlande, können nicht genehmigen, daß die Fremdlinge das Reich zerſtückeln, und ziehen vor, durch eine Politik des Klima's würdig, den Beſtand eines Korps, deſſen Mitglieder ſie ſind, allem Vortheile, welchen jeder einzelne von ihnen durch die Zertheilung des Reichs ziehen könnte. In Einem Worte, ſie wünſchen wohl, wiederhergeſtellt zu ſeyn in ihre alten Rechte, und daß des Kaiſers Anſehen geleitet bleibe durch des Reichs Conſtitutionen; aber ſie wollen nicht, daß dieſes Gut ihnen komme durch Abſonderung von Partheien ihres Staats, noch daß die ausheimiſchen Fürſten, um mehr Hülfsmittel zu haben ihnen beizuſtehen, ſich auf ihre Koſten vergrößern. Wir werden bei Gelegenheit nicht unterlaſſen ihnen begreiflich zu machen, daß ſie eine andre Maxime zu ihrem eignen Heil feſthalten müſſen; aber ſchwer wird ſeyn, ſie deſſen, was wir wünſchen, zu überreden, und zu hintertreiben, daß ſie nicht in ihrer Seele lieber uns alle unſre Eroberungen zurückgegeben, als dieſe noch länger in unſern Händen ſähen. *)“

Wie richtig dieſes Urtheil über die deutſchen Reichsſtände ſey, zeigte ſich deutlich, als die Geſandten der beiden Kronen Empfindlichkeit über die Weiſe verriethen, wie der Punct der Genugthuung in der kaiſerlichen Antwort behandelt war. Der Schwede, Adler Salvius, verſuchte die Evangeliſchen, ſie möchten in ihrem Gutachten an den Kaiſer doch vernehmen laſſen, wie ſie vor billig hielten, daß den Kronen Genugthuung geſchehen möge. Allein ſie entgegneten, wie ſie bisher nicht anders geglaubt hätten, als daß die Kronen keine Genugthuung verlangten, und demnach wollte ihnen nicht gebühren, gegen die kaiſerliche Majeſtät, als ihr verehrtes Oberhaupt, mit einem unzeitigen Urtheil hervorzubrechen. Alle Schlingen, die ihnen Salvius weiter ſtellte, um nur entfernt ſeine Abſicht zu erreichen, waren vergeblich; und wenn die Evangeliſchen, welche in den Schweden die Beſchützer ihrer Religion ſahen, ihnen hierin ſo gänzlich widerſtanden: wie viel mehr war zu erwarten, daß die katholiſchen Reichsſtände, gröſtentheils im Verein mit dem Kaiſer, die Befriedigung der Kronen abweiſen, und dem Reich der Deutſchen nichts vergeben würden.

---

*) Négociat. secrèt. T. II. p. 21.

Die Erbitterung über den Punct der Genugthuung ſtieg aufs höchſte, ſobald man hie und da vermerkte, wohin wohl die Forderungen gerichtet werden ſollten? Frankreich verlangte das Elſaß, worüber die kaiſerlichen das äußerſte Befremden zeigten, zumal da jene Provinz den unmündigen Prinzen des Erzherzogs **Leopold** gehörte, welche mit dem Krieg nichts zu ſchaffen gehabt hätten. Die Schweden ließen fallen, daß ihnen Pommern beſonders wohl anſtünde. Sogleich war das gute Vernehmen zerriſſen, welches bisher zwiſchen den ſchwediſchen und kurbrandenburgiſchen Geſandten geweſen. Nimmermehr, ſagten dieſe öffentlich mit Nachdruck, nimmermehr werde ihr Kurfürſt Pommern hergeben, es gehe auch, wie es wolle. **Salvius** meinte dagegen, der vorige Kurfürſt von Brandenburg habe ſich auch als einen Feind der Krone Schweden erklärt: am Ende werde es ſich ſchon finden, wer das Spiel bezahlen müſſe. *)

Bald darauf kam er im Spätherbſt nach Münſter, und erwähnte auch bei den kaiſerlichen Geſandten des Punctes der Genugthuung. Wer dann wohl, fragten dieſe, Kurbrandenburg für Pommern entſchädigen ſollte? Man müßte, erwiederte **Salvius**, ein lediges Gut ſuchen, als etwa ein gutes Bisthum, welches ohnehin keinen Erbherrn hätte. Sogleich endigten die kaiſerlichen dieſe Unterredung, um ſie nicht weiter einreißen zu laſſen; denn ſie vermerkten an Salvius eine unbeſchreibliche Lüſternheit nach den geiſtlichen Gütern, weil ſie zum üppigſten Raube bequem waren, und weil ihm nicht entging, daß mit ihnen ein Theil des kaiſerlichen Anſehns in Deutſchland verſchlungen wurde. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. IX. §. 25.

Alſo war zu Münſter und Osnabrück, wegen der verwickelten Fehden, die dort geſchlichtet werden ſollten, wegen der Perſönlichkeit der Geſandten, das Friedensgeſchäft noch nichts als ein Chaos, das ſchon Jahre lang laſtete, und immer düſtrer wurde: wie die Nachricht erſcholl, daß der kaiſerliche Hof noch einen Geſandten zu den Friedensunterhandlungen abgeordnet habe, den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf. Ein Sonnenblick ging ſogleich über das unglückliche Deutſchland.

Vor allen beſaß dieſer Botſchafter Anſehen in den öſterreichiſchen Staaten, und das Vertrauen ſeines Hofes. In ſeiner Jugend voll Fleiß für Wiſſenſchaft und herrlicher Tugenden, welchen er durch Verkehr und Anſchauung in fremden Ländern die fruchtbarſte Richtung für das Leben gab, hatte er die erſten männlichen Jahre dem Kriegsdienſte geweiht, weil ohne denſelben die

---

*) Acta pac. Westph. L. IX. §. 26. Vorrede zu T. I. Beilage n. 3.

die Thatkraft nicht vollendet werden mag, ſo wenig wie der Staatsmann ohne Kunde vom Kriegsweſen. Auch hatten ſich die von Trautmannsdorf allzeiten tapfer im Krieg erwieſen: vierzehn von ihnen lagen auf dem Schlachtfelde, wo ſie den blutigen Sieg Rudolf von Habsburg über Ottokar von Böhmen mit erkämpft hatten, und achtzehn ihres Geſchlechtes fielen bis auf zwei in der Schlacht bei Mühldorf, ohne ihren Anführer, Friedrich den Schönen von Oeſterreich, von jener Gefangenſchaft gerettet zu haben, welcher der deutſche Edelmuth, woran er mit Ludwig von Baiern gewetteifert, lange Dauer verliehen hat.

Reif an Gemüth und Kenntniſſen betrat Maximilian von Trautmannsdorf alsdann die politiſche Laufbahn. Unter dem grillenhaften Kaiſer Rudolf, welcher die Politik vergaß, um der Natur Geheimniſſe zu erjagen, und unter Matthias, welcher hochfahrend und feindſelig ſeine leere Unruhe, wodurch er zum Regieren ſo untauglich wurde, als jener durch ſeine träge Abgezogenheit, im Vergleich mit dieſer, ungemeinen Unternehmungsgeiſt nannte, handelte Trautmannsdorf mit Beifall der Herrſcher in den allerwichtigſten Geſchäften: beide Kaiſer, ſo ungleich ſie waren, fühlten durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung und beſonnene Thatkraft gleichſam verwirklicht was ihnen unſtät und unerkannt vorſchwebte. Allein erſt unter Ferdinand II., dem arbeitſamen, kenntnißreichen, wahrhaftigen Kaiſer, leuchteten die Gewalt und Beſonnenheit im Handeln, die Vielſeitigkeit und Gelehrſamkeit, die Treue Maximilians von Trautmannsdorf in ihrem ganzen Umfang; und die Zeit des dreißigjährigen Krieges nahm auch die größten Tugenden und Fähigkeiten zu ihrem Bedürfniß in vollen Anſpruch. Ferdinand, ſo eifrig für den katholiſchen Glauben, gab dem Grafen ſein ganzes Vertrauen, wiewohl ihn, welcher, erzogen in der evangeliſchen Lehre, zur römiſchen Kirche übergetreten war, die Geiſtlichen mit beſonderem Mißtrauen anſahen.

Kein trefflicheres Geſchenk wußte der ſterbende Kaiſer ſeinem Sohne, Ferdinand III., zu hinterlaſſen, als dieſen vertrauteſten geheimen Rath.

Im Frieden zu Prag, am zwanzigſten Mai des Jahres 1635, vereinigte Trautmannsdorf den kaiſerlichen Hof und Kurſachſen, welches für der Evangeliſchen Haupt gegolten hatte; rang er den eifrigen Katholiken und den Jeſuiten den Artikel ab, daß die Proteſtanten, wenigſtens auf eine beſtimmte Zeit, im Beſitz der geiſtlichen Güter ſeyn konnten. Er blieb eben ſo ruhig lächelnd über die Eiferer ſeines Glaubens, welche ihn, als über die Proteſtanten, welche den Kurfürſten von Sachſen wegen des Friedens befeindeten. Darüber waren die Unbefangenen einig, daß ſich die beiden Partheien nur durch Trautmannsdorf nähern, und wenigſtens zu einer anſcheinenden Verſöhnung verſtehen würden; und deshalb vernahmen ſie jetzt mit dankbarer Rührung, daß er nicht fürchte, die Nähe des Kaiſers zu verlaſſen, wiewohl er überzeugt ſey, die Spanier und ihr Anhang würden Alles thun, während ſeiner Entfernung das Vertrauen Ferdinands zu ihm zu ſchwächen: er fühlte mit gerechtem Selbſtbewußtſeyn, daß er unentbehrlich ſey, und entbehren könne. *)

Als er zu der Friedensverſammlung abgehen wollte, empfing er weit ausgedehntere Vollmacht, als die Geſandten ſeines Hofes hatten, welche daſelbſt ſchon Jahre lang vergeblich arbeiteten. Der Kaiſer ſchrieb ihm mit eigener Hand die Urkunde ſeines geheimen Willens in Rückſicht auf die Friedenshandlung. Natürlich wünſchte das Oberhaupt des Reichs wieder ſämmtliche Glieder deſſelben an ſich zu ziehen, und in Einen großen Körper zu verbinden, welcher mit ihm den Franzoſen und Schweden entgegenſtehe, und die übermüthigen Fremdlinge aus Deutſchland verdränge; und wirklich ſchien es, daß der vielerfahrne geheime Rath in dieſen Gedanken eingehe; denn auf ſeiner ganzen Reiſe ließ er

---

*) Kupferſtich der vornehmen Miniſtren und Hohen Officieren unter Kaiſer Ferdinand II. Leipzig 1722. Fol. Th. 2. S. 61. 62. Univerſel-Regiſter der Acta pac. Westph. S. 6. 7.

das Gerücht ſich verbreiten, wie er beauftragt ſey, alle Staaten des Reichs zu befriedigen, und zwiſchen ihnen und dem Kaiſer Ausſöhnung und Verein unverzüglich zu ſtiften, wenn ſie nicht alle Billigkeit abgeſchworen hätten.

Mit der höchſten Spannung erwartete man in der Friedensverſammlung die Ankunft des neuen kaiſerlichen Botſchafters. Am vorletzten Tage des Novembermonates hieß es plötzlich: Trautmannsdorf ſey in Münſter gegenwärtig. Er hatte keinen feierlichen Einzug gehalten, um nicht ſogleich in die Zänkereien wegen ſtreitigen Ranges zu gerathen, welche bisher die Friedensbemühung geſtört hatten. Allein kaum war ſeine Ankunft gemeldet: ſo ließen ihn die franzöſiſchen Geſandten fragen, ob er unmittelbar nach dem Beſuch beim päpſtlichen Nuntius ihren Beſuch erwiedern werde? Er ſtockte ein wenig, da er wußte, welche Eiferſucht um den höheren Rang zwiſchen den Geſandten Frankreichs und Spaniens waltete: dann antwortete er bejahend, und äußerte zugleich lächelnd, wie doch billig ſey, Freunde zuerſt, darauf die Gleichgültigen, und zuletzt die Feinde zu beſuchen. Genau merkten die Franzoſen auf, wann der päpſtliche Nuntius bei Trautmannsdorf vorführe, und in demſelben Augenblick, wo jener hinwegſchied, war ihr prachtvoller Aufzug in neun Kutſchen gegenwärtig. Dieſen Beſuch erwiederte zwar der kaiſerliche Botſchafter unmittelbar, nachdem er beim

Nuntius geweſen war; allein ſchon früher hatte er die ſpaniſchen Geſandten, als Freunde beſucht, die mit ihm Einem Hauſe dienten: und dieſe waren, die Franzoſen ſchienen befriedigt. *)

Den Eindruck, welchen Trautmannsdorf machte, konnten ſich die diplomatiſchen Geiſter kaum mit Beſtimmtheit angeben. Sehr lang, und nicht wohl gebildet, mit tiefliegenden Augen, aufgezogener Naſe, und das Geſicht beſchattet von einer abſcheulichen Perücke, erregte er zuerſt, vorzüglich bei den Franzoſen die Empfindung des Lächerlichen; aber ſein natürlicher Ernſt, verſtärkt durch ein mehr als ſechszigjähriges Alter, und ſein prachtvolles Geleite von vielen deutſchen Freiherrn und Rittern, ſchlug dieſes Gefühl ſogleich nieder. Wann er zu reden anfing, entſtand über die ſanfte Anmuth ſeiner Rede eine Verwunderung, die Erſtaunen ward ob der hellen Entwickelung der ſtreitigſten Sachen, über den tiefen Verſtand in ſeinem Urtheil. War ein Geſchäft begonnen, ſo betrieb er es mit unabläſſigem Bemühen, und den einmal gewonnenen Punct der Vereinigung ließ er nimmermehr wieder ſinken. Wo Rangſtreitigkeiten die wildeſten Auftritte häufig drohten, da ward es dieſem Manne nicht unglimpflich gedeutet, wenn er des Ceremoniels wenig achtete. Er

---

*) Négociat. secrèt etc. T. II. pag. 219. 220. Acta pac. Westph. T. II. p. [illegible].

war redlich und offen, niemals über die Linie der Klugheit hinaus. Die Geſandten der deutſchen Staaten faßten bald zu ihm ein Vertrauen, wie zu einem Vater, und ſelbſt die franzöſiſchen Botſchafter theilten die allgemeine Anſicht, daß nach ſeiner Ankunft der Friede zu Stande kommen, und dem bedrängten Deutſchland Ruhe geſchenkt werden könne. *)

Trautmannsdorf war viel zu treu geſinnt gegen ſeinen Kaiſer, als daß er deſſen Idee einer neuen Verbindung zwiſchen dem Oberhaupt und den Gliedern des Reichs, wodurch die auswärtigen Mächte aus Deutſchland verdrängt würden, nicht feſtgehalten hätte. Aber ſie ganz durchzuführen hegte er keine Hoffnung. Wohl war in den Gemüthern der Reichsſtände eine vaterländiſche Regung, ein deutſcher Wunſch, mit dem Kaiſer in Eintracht und frei vom fremden Einfluß zu ſeyn; allein ſie trauten der Redlichkeit des kaiſerlichen Hofes nicht genug, um ſich zu überzeugen, daß ohne Verbindung mit den Kronen ihr politiſches und religöſes Seyn bewahrt werden könne.

Den Plan des Kaiſers leitete daher Trautmannsdorf in einen andern, der leichter auszuführen war, und, wenn er gelang, auch die Abſicht von jenem erfüllte. Wenn die Maſſe von Kräften, welche wider

---

*) Wiquefort p. 218. Négociat. secrèt. etc. T. I. p. 468.

Oeſterreich beſtand, nicht ſo zertheilt werden konnte, daß die Kronen und die Reichsſtände von einander getrennt wurden: gelang es vielleicht, die zwei Kronen zu ſcheiden, indem die eine vollkommen befriedigt und ausgeſöhnt wurde worauf ſich die Reichsſtände zur Verſöhnung mit dem Kaiſer drängen, und die andre noch feindliche Krone verlaſſen mochten.

Was von Frankreichs Forderungen verlautete, bewies hinlänglich, daß ſie weit mehr, als die ſchwediſchen, Habsburg ſelbſt beeinträchtigen würden. Ueberdies war nach dem ganzen politiſchen Verhältniſſe jede Vergrößerung der nahen und ſchon überfurchtbaren franzöſiſchen Macht dem kaiſerlichen Hofe viel drückender, als jeder Gewinn, welchen die Helden aus Norden im deutſchen Reich erringen mochten. Doch rieth noch dringender ein anderer Grund, Schweden, und nicht Frankreich zu verſuchen, und abtrünnig zu machen. Jenes wurde mehr, als dieſes, für den Beſchirmer der reichsſtändiſchen Freiheit, und allein für den Schutz der evangeliſchen Glaubensgenoſſen gehalten; nur von den evangeliſchen Reichsſtänden dachte man es ſich beſtimmt, daß ſie eines Schirmes wider Oeſterreich bedürften. Außerdem wollten die deutſchen Staaten den Schweden leichter, als der franzöſiſchen Politik, lautere Abſichten zutrauen. Mit Schweden hoffte Trautmannsdorf die ſämmtlichen evangeliſchen, und andere Reichsſtände zum Kaiſer hinüberzuziehen; indeß dagegen der Gunſt

Frankreichs bei weitem nicht alle katholiſche gefolgt wären.

Voll von ſolchen Gedanken eilte er nach Osnabrück und nahte ſogleich den Schweden mit einer Freimüthigkeit, die berechnet war, Zutrauen zu erwecken. Er ſagte ihnen, daß eigentlich das Haus Oeſterreich die Schweden nicht für nothwendige Feinde achte, wie die Franzoſen, welche es von Grund aus vertilgen wollten; daß Genugthuung für die erſten billig ſey, aber vom ganzen Reich getragen werden müſſe; daß ſich der Kaiſer durchaus nicht in die franzöſiſchen Forderungen ergeben, und im äußerſten Falle ſich nur verſtehen würde, Breiſach zu ſchleifen. Wie viel beſcheidener Schweden wäre, welches doch ungleich mehr von Deutſchland inne hätte, als die Kriegsmacht der Franzoſen. *)

Alle dieſe Aeußerungen waren auf Oxenſtierna's Character wohl berechnet; denn Lob auf ſein Vaterland und die ſchwediſchen Waffen, und eine offene Sprache, machten ihn weich und treuherzig. Dennoch ſah Trautmannsdorf ſeine Eröffnungen ſo aufgenommen, daß er bei der zweiten Unterredung viel weniger Freimüthigkeit bewies, und ſeine Geſinnungen gegen Frankreich nicht mehr ohne Hehl ausgoß. Wahrſcheinlich hatte er nun bemerkt oder gehört, wie Oxenſtierna durch

---

*) Négociat. secrèt. etc. T. II, p. 242. 243.

Verſtimmung wider ſeinen Genoſſen Salvius jetzt zutraulicher gegen die Franzoſen dachte, als er ſonſt geſinnt war. Mit den ſpaniſchen Botſchaftern, Penneranda und Saavedra, hatte der zweite ſchwediſche Geſandte bei ſeinem letzten Aufenthalt in Münſter viel geheim verkehrt, und die Franzoſen waren darüber ſehr argwöhniſch und unruhig geworden. Sie hatten dies gegen Oxenſtierna nicht verhehlt, welcher ſogleich die häufigen Zuſammenkünfte ſeines Genoſſen mit den Spaniern tadelte, und offenbar von ihrem Zweck nichts wußte. Sein Vater, der große Kanzler, hatte freilich die Hauptſtimme in der ſchwediſchen Politik, aber auch mächtige Gegner zu Stockholm, von welchen Salvius Aufträge empfangen haben konnte, die dem erſten Geſandten verhehlt wurden. Oxenſtierna neigte ſich nun, eiferſüchtig über jenen, traulich zu den Franzoſen, und offenbarte ihnen, da er in den letzten Tagen des Jahres 1645 zu Münſter anweſend war, ſchlechterdings Alles, was ihm Trautmannsdorf geſagt hatte. Zugleich betheuerte er, daß ihn nichts hindern würde, Frankreich aus allen Kräften zur Erlangung der gewünſchten Genugthuung zu unterſtützen, und daß eben ſo wenig ſein Gefährte Salvius in dem Bunde zwiſchen beiden Kronen wanken ſolle. *)

Trautmannsdorf gab indeſſen ſeinen Plan nicht auf, und blieb deshalb vorläufig zu Osnabrück, wor-

---

*) Négociat. secrèt. T. II. 236. 242. b.

über die franzöſiſchen Geſandten um ſo unruhiger wurden, da ſie noch keine Gelegenheit gehabt hatten, ihre Gabe der Unterhandlung weiter, als in einem flüchtigen Geſpräch, an dem neuen Haupte der kaiſerlichen Geſandtſchaft zu verſuchen.

Aber nicht blos der Wunſch, Schweden von Frankreich zu trennen, hielt den Grafen zu Osnabrück, ſondern auch die Bemühung, die Gemüther der Proteſtanten dem Kaiſer und den Katholiken näher zu bringen. Es iſt wohl übel, äußerte das franzöſiſche Miniſterium gegen die Botſchafter, daß die Kaiſerlichen ſo ſehr den Schweden und Proteſtanten ſchmeicheln; denn ſie feſſeln uns dadurch Hand und Zunge, daß wir nichts thun und ſagen dürfen, was den letzten mißfallen könnte, und die Schweden, welche freudig wahrnehmen, daß ſie mehr gefürchtet und geachtet ſind, als wir, werden übermüthig. Solchergeſtalt ſind wir, um unſer Recht und das Wohlbehagen zu erhalten, noch gezwungen, auf Mittel zu ſinnen, mächtig gewaffnet zu ſeyn. *)

Endlich hatte Trautmannsdorf bei ſeiner verlängerten Anweſenheit in Osnabrück noch andre wichtige Rückſichten. Die dort befindlichen kaiſerlichen Geſandten, der ſelten erwähnte Graf und Reichshofrath

---

*) Négociat. secrèt. T. III. 15.

von Lamberg, und der katholiſche Eiferer, Reichshofrath und Doctor Crane, konnten nicht gegen Oxenſtierna und Salvius beſtehen, wogegen zu Münſter der ſchlaue Volmar ſchon allein den Franzoſen die Stange halten konnte. Jetzt vor allen bedurften die Bevollmächtigten des Kaiſers einer Hülfe gegen die Schweden, indem man jeden Tag die Bemerkungen der Kronen über die kaiſerliche Antwort auf die Friedensvorſchläge erwartete. Auch war es dem Plane des Grafen von Trautmannsdorf, mit den Schweden in's Reine zu kommen, ehe er die Franzoſen berührte, ſehr bequem, daß er über einen ſo wichtigen Gegenſtand zuerſt mit jenen zu Osnabrück verhandeln konnte.

Nach dem bisherigen Gange der Geſchäfte mußte die franzöſiſche Gegenerklärung durch die Kaiſerlichen, wenn ſie ihnen durch die Vermittler zugekommen war, an die Reichsſtände gelangen. Allein jetzt ließen die Franzoſen eine Deputation aus den drei Reichskollegien und von beiden Religionen zu ſich beſcheiden, welcher ſie unmittelbar ihre Antwort mittheilen möchten. Offenbar lag die Abſicht zum Grunde, daß ſie die Reichsſtände ſchnell für ſich ſtimmen, und noch weiter vom kaiſerlichen Anſehen losreißen wollten. Durch Mehrheit beſchloſſen die Stände, daß im Reich nicht Sitte ſey, den Geſandten fremder Kronen nachzugehen. Da ereiferten ſich die Franzoſen heftig, und brachten auch die Schweden in

Harniſch, welche mit Bitterkeit äußerten, daß die Reichsſtände keine Urſache hätten, die Friedenshandlung ſelbſt zu verzögern. Wirklich hatte ſich zu Osnabrück eine Deputation der Stände bei den Schweden eingefunden, um von ihnen zu vernehmen, auf welche Weiſe die Gegenerklärung an die Kaiſerlichen geſchehen werde. Zu Münſter aber mußten die Franzoſen nachgeben, und durch die Vermittler ihre Gegenantwort bekannt machen. *)

Am ſiebenten Jenner des Jahres 1646 erſchienen in der vierten Stunde des Nachmittags die ſchwediſchen Botſchafter Oxenſtierna und Salvius bei der kaiſerlichen Geſandtſchaft, und äußerten nach vorausgeſandtem Glückwunſch zum neuen Jahr, daß ſie bereit wären, ihre Erwiederungen auf die Antwort des Kaiſers wegen der Friedensvorſchläge mündlich darzulegen, weil die franzöſiſchen Geſandten etliche Urſache hätten, warum ſie nicht ſchriftlich erwiedern wollten.

Die Schweden drückten ſich im Verfolg ihrer Rede darüber am ſtärkſten aus, daß die Gränze der Amneſtie und der Wiederherſtellung des alten Zuſtandes ſchlechterdings keine nähere ſeyn dürfe, als das Jahr 1618. ſonſt bliebe vielfache Beſchwer unabgeholfen zurück,

---

*) Acta pac. Westph. L. XI. §. 1—5.

würde ein größeres und gefährlicheres Feuer entzündet werden, als bisher gewüthet hätte.

Am geſpannteſten ward die Aufmerkſamkeit der Kaiſerlichen, als Oxenſtierna und Salvius auf die Genugthuung kamen, welche der Krone Schweden gebühre. Nachdem ſie den Gegentheil aufgefordert, daß er über dieſen Punct einige Eröffnungen thun wolle, und jener es abgelehnt hatte, äußerten ſie auf das beſtimmteſte, daß die königliche Majeſtät von Schweden alle Plätze, welche ſie in Mähren und Oeſterreich in Beſatzung hätte, räumen würde, und dagegen, theils zu ihrer Entſchädigung, theils der Sicherheit wegen, Schleſien, Pommern mit dem Stift Camin, Wißmar ſammt Poel, dem Walfiſch und Warnemünde, und die Stifter Bremen und Verden, behalten und vom Reich zu Lehn tragen möchte.

Darauf überreichten die Schweden eine Schrift, worin die Genugthuung enthalten ſey, welche die Landgräfin Amalia von Heſſen-Kaſſel forderte, und fügten dann noch hinzu, daß ſie verhofften, die kaiſerliche Geſandtſchaft werde ſich auch über die Befriedigung der Miliz erklären.

Nachdem ſie auch die übrigen Puncte ihrer Friedensvorſchläge und der kaiſerlichen Erklärung darüber, weitläuftig behandelt hatten, ſchieden ſie weg, weil die Nacht herankam, und wünſchten, daß die Kaiſerlichen über alles dieſes gute Träume hätten, und ihnen auf alle Puncte willfährige Antworten brächten. *)

An demſelben Tage hatten die Franzoſen den Vermittlern ihre Gegenerklärung mündlich mitgetheilt. Ueber Amneſtie, Wiederherſtellung der Dinge nach der Norm des Jahres 1618, Sicherung der Reichsverfaſſung, ſprachen ſie ebenmäßig mit den Schweden. Wenn ſie auch die Wahl eines römiſchen Königs bei Lebzeiten des Kaiſers nicht verwerfen wollten: ſo möchte doch jener niemals aus dem regierenden Hauſe genommen werden, um Erblichkeit des Reichs zu verhindern. Eine Theilnahme des Herzogs Karl von Lothringen an der Friedenshandlung verwarfen ſie ſchlechterdings, und der Kaiſer ſollte verſprechen, daß er nie die franzöſiſche Krone im Beſitz der Staaten jenes Herzogs beunruhigen wolle. Zur künftigen Sicherheit der Kronen und der mit ihnen verbündeten Reichsfürſten, und zur ſchuldigen Genugthuung Frankreichs, ſey rathſam, daß dieſem, außer den dargebotenen drei Bisthümern, Metz, Toul und Verdün, wiewohl dieſe Dinge von altersher der Krone gehörten, Ober- und Unter-Elſaß, der Sundgau, Breiſach und Breisgau, eingeräumt würden, auch die vier Waldſtädte mit allen Rechten und Sachen, welche vor dem gegenwärtigen Krieg von Fürſten des öſterreichiſchen Hauſes beſeſſen wurden; imgleichen bleibe im

---

*) Acta pac. Westph. L. XI. §. 5.

franzöſiſchen Beſitze Philippsburg mit ſeinem Gebiet und den Oertern, die nothwendig ſind zum freien und ſichern Verkehr mit Frankreich. Dieſes werde dann nicht verſchmähen, wie andere Reichsſtände, Sitz und Stimme auf dem Reichstage zu haben. *)

Auch die Schweden hatten ſo geſprochen, als ſey es des Kaiſers höchſter Ruhm und Vortheil, ſo übermächtige Vaſallen zu haben, wie die beiden Kronen. Schon wären unter jenen die Könige von Dänemark und Spanien: warum nicht auch die Krone Schweden, die alsdann gegen den Türken helfen könne, daß der Krieg wohl aufhören müſſe? Indeſſen zeigte ſich deutlich genug zu Münſter und Osnabrück, wie gewiß das kaiſerliche Anſehen immer mehr in Deutſchland verſinken werde, wenn die gebieteriſchen Stimmen der Franzoſen und Schweden befugt waren, auf allen Reichstagen zu erſchallen.

Wie widrig der Eindruck auch war, welchen die Forderungen der Kronen auf die deutſchen Abgeordneten machten: ſo blieb doch die Tröſtung, daß Ausheimiſche ihr Vaterland bedrängten. Allein mit ſchmerzhaftem, ungemildertem Unwillen vernahm man die Genugthuung, welche Heſſen-Kaſſel darum forderte, weil es ſeine Mitſtände feindſelig überzogen hatte.

Daß es, wiewohl der kalviniſtiſchen Religion zugethan, am Religionsfrieden der Proteſtanten Theil ha-

---

*) Acta pac. Westph. L. XI. §. 6.

ben wollte, daß es gänzliche Wiederherſtellung in ſeine kirchlichen und politiſchen Beziehungen, und Auslieferung aller Domänen verlangte, welche durch kaiſerliches Urtheil einſt der Darmſtädtiſchen Linie zugeſprochen waren: ſchien eine erträgliche Forderung, die theils von den künftigen allgemeinen politiſchen Beſtimmungen, theils von einer Ausgleichung der heſſiſchen Linien abhing. Erſtaunen dagegen erregte, daß die Landgräfin Amalia, wegen des erlittenen Kriegsſchadens, und zur Befriedigung ihrer Miliz, das ganze Stift Paderborn, und anſehnliche Stücke von den Erzſtiftern Mainz und Cöln, den Stiftern Münſter und Minden und der Abtei Fulda, als ewiges Beſitzthum dem Hauſe Heſſen-Kaſſel zuwenden wollte. *)

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo ſämmtliche Reichsſtände mit dem Kaiſer durch deutſches Gefühl zu Einer Seele wurden. Geblendet von einer gewiſſen gutmüthigen Treuherzigkeit, welche ſo oft die Politik der Deutſchen irre geführt hat, mochten viele geglaubt haben, daß die Kronen uneigennützig, nur der ſogenannten deutſchen Freiheit wegen, ſo blutig bemüht wären. „Woher dann ſo plötzliche Veränderung? klagten die Stände unter ſich, daß diejenigen, welche

---

*) Adami relatio historica Pacificationis Osnabrugo-Monasteriensis. 1737. c. IX. §. 5. 6.

biſher kund thaten, für Wiederherſtellung der deutſchen Freiheit die Rüſtung angethan, und deren Gewinn für Andre, für ſich jedoch Ehre und Ruhm geſucht zu haben, nun wie auf einem andern Schauplatz, Städte und Landſchaften, gleichwie Spolien des überwundenen Deutſchlands, unter ſich theilen? Unbillig, und weder von Zeitgenoſſen noch Nachkommen gut zu heißen, werde die Verſchenkung fremden Gutes ſeyn. Was denn Tyrols Fürſten, was Brandenburgs Kurfürſt, was Meklenburgs Herzog vor den übrigen geſündigt hätten, daß mit ihren Erbgütern der Ausländer Ehrgeiz und Habſucht geſtillt werden müßten? Wahrlich, wenn das Schiff zu erleichtern, für das gemeinſchaftliche Heil, ein Wurf über Bord zu machen ſey, ſo gebühre nach dem rhodiſchen Geſetz allen insgemein der Verluſt. Die unheiligſte und eine gottloſe Neuerung ſey, wenn die Schweden die Biſthümer Bremen und Verden, dem Himmel geweiht von wahrhaftig chriſtlichen Vorfahren, nun entbunden von allem Bande der Religion und des göttlichen Dienſtes ſich zuſprächen; daß ſogar Heſſens Landgräfin, durch großer Namen Genoſſenſchaft übermüthig, nachdem ſie den Nachbarn ſo viel Schaden gebracht, ſo ungemeine Schätze durch Tribute zuſammengehäuft habe, nicht zufrieden mit dem enigen, was ſie unter Schein des Rechtes und der Billigkeit von Darmſtadt zurückfordere, noch ſo ſtattliches geiſtliches Land für ſich entheiligt haben wolle."

„Durch einen ſolchen Frieden würden neue Werkzeuge zu ihrer Sclaverei von den unvorſichtigen Deutſchen dargereicht. Denn wer ſo blödſinnig ſey, zu glauben, daß die Schweden, im Beſitz Pommerns, und der Schlüſſel des baltiſchen Meeres, ruhig bleiben würden? oder zu hoffen, daß die Gallier, nachdem ſie ſo viele Burgen und Städte eingenommen, ſo vielen Strömen Feſſeln angelegt, und die Uebergänge beſetzt hätten, im Elſaß ſtill ſtehen ſollten? Möge nun der Friede zwiſchen den Deutſchen erwachſen, oder das Schickſal dem Kriege noch nicht ſein Ende vorgeſteckt haben: ſolches ſey der Freiheit unvermeidliches Uebel, und dies die Seuche der Völker, die unter verſchiedene Fürſten vertheilt ſind, daß ſie von Partheien und Beſtrebungen auseinander gezerrt würden, und der von Einer Parthei der Zwiſtigen Herbeigerufene wider Alle ſtark werde.“ *)

Alſo klagten nicht nur die Reichsſtände unter ſich, ſondern auch die kaiſerlichen Geſandten mit ihnen: man durfte ſagen, daß Deutſchland alſo wehklagte. Nur der Graf von Trautmannsdorf ſtimmte nicht mit

---

*) Forstneri epistolae etc. p. 3. etc. Schmidt (Th. II. S. 72.) iſt zu frei mit dem Schluß dieſer vortrefflichen Stelle umgegangen.

ein, und gab dadurch viel Aergerniß: ſein tiefer politiſcher Blick ſah in den Anſichten der Jammernden kein Mittel, wie geholfen werden könnte? *)

---

*) ibidem p. 7.

Drittes Buch.

Mit einem ſo gereizten Gemüthe ſollten ſich die Reichsſtände über die Friedensvorſchläge von Frankreich und Schweden, die kaiſerliche Antwort, und die Gegenerklärung der Kronen berathſchlagen. Allein ſie wußten nicht einmal, bei welchem Gegenſtande ſie beginnen ſollten. Gern hätten ſie ihre Fehde mit dem Kaiſer zuerſt ausgeglichen, und ihre Lage im Reich feſtgegründet, ehe die Genugthuung der Schweden und Franzoſen verhandelt wurde, um der Beihülfe derſelben, welche für die Zukunft der ihrigen bedurften, ſicherer zu ſeyn; allein die Ausländer kannten zu gut die Furchtbarkeit des einträchtigen Germaniens, und waren weit entfernt, eine Ausſöhnung zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen zuzugeben, ehe ihre Genugthuung erreicht war. *)

Endlich beſchloß man, der Ordnung in Schwedens Gegenerklärung zu folgen, und die Reichsſtände zu Münſter und Osnabrück ſollten dergeſtalt Berathſchlagung halten, daß ſie durch gehörige Mittheilungen

---

*) Forstner p. S. 74.

ſich als die gewöhnlichen drei Reichsräthe zu einem gemeinſamen Schluſſe verſtehen möchten. *)

Ueber den Artikel von der Amneſtie waren die katholiſchen und evangeliſchen Stände ſehr zwieſpältig.

Jene wollten, daß dieſelbe nur vom Jahr 1630 angehe; denn es wäre gegen Sitte und Recht, daß die Kronen verlangten, ſie auf eine Zeit auszudehnen, wo ſie keineswegs in Rüſtung wider Kaiſer und Reich waren. Das böhmiſche Weſen ſey nicht der Anfang des auswärtigen Krieges; und wenn vom Beginn des inneren die Rede ſeyn ſolle: der reiche viel weiter an jene Zeit, als ſich ſtracks nach dem Paſſauer Vertrag die einheimiſche Unruhe angeſponnen habe. Man werde ja nicht Alles, was zwiſchen den Jahren 1618 und 1630 vergegangen und verhandelt ſey, mit einem Hauch fortſchaffen; durch gütliche Handlung ſey es eines Theils erledigt, und könne weiter zur Lauterkeit gelangen.

Die Evangeliſchen, welche das Jahr 1618 zur Gränze der Amneſtie wollten, hatten den triftigen Grund für ſich, daß die Kronen bei einer beſchränkteren Amneſtie ſchlechterdings nicht weiter über den Frieden handeln würden. Gewiß ſtünden dieſelben nicht ab von Erledigung der Sache des pfälziſchen Hauſes, welches den augenblicklichen Beſitz des böhmiſchen Thrones mit

---

*) Acta pac. Westph. L. XII. §. 1. L. XVIII. §. 5.

Verluſt ſeiner Länder und Würden gebüßt hatte. Was inſonderheit den politiſchen Zuſtand Böhmens anbetreffe: ſo gründe ſich derſelbe auf eine eigenthümliche Verfaſſung des Reichs; der berühmte Majeſtätsbrief aber ſichere den böhmiſchen Unterthanen eine Religionsfreiheit, deren ſich alle Erbländer des Kaiſers wohl erfreuen müßten, beſonders die Verbannten und Ausgewanderten, welche billiges Erbarmen für das erlittene unſägliche Ungemach tröſten würde. *)

Wenn bei dieſem Punct die Religion zwieſpältige Erklärungen veranlaßt hatte: ſo waren alle Reichsſtände einmüthig mit dem Kaiſer in deutſcher Treue der Meinung, daß ihre Rechte und Freiheiten durch die auswärtigen Kronen nicht brauchten gegründet zu werden; indem der lieben Vorfahren Verſtand ſo hoch geweſen ſey, und ſolche vortreffliche Geſetze hinterlaſſen habe, daß man, bei ihnen beharrend, ſich nie eines Mangels an gebührenden Mitteln zu befahren hätte. Dank wurde treuherzig gebracht für die öſterreichiſche Erklärung, daß zwar etliche Rechte und Vollziehungen der kaiſerlichen Majeſtät ganz allein zuſtünden, etliche aber den Ständen geſammter Hand, welchen inſonderheit das Recht zukomme, Bündniſſe zu ſchließen, ſobald dieſelben nur nicht wider Kaiſer und Reich wären. Was der Franzoſen Verlangen betreffe, daß bei Lebzeiten des

---

*) Acta pac. Westph. L. XII. §. 6.

Kaiſers, oder aus deſſen Hauſe, kein römiſcher König erwählt werden ſollte: ſo enthalte die ſchwediſche Gegenantwort nichts davon, und man müſſe es bei der goldenen Bulle Karls IV. allerdings bewenden laſſen. Auf Reichstagen könnte jene Forderung durch Fürſten und Stände, wie eine freie Frage reiflich erwogen werden. Die Kurfürſten, eingedenk ihrer theuren Pflicht, würden ſchon die Sorgfalt dahin richten, daß das römiſche Reich zu keinem Erbe gemacht werden möge. *)

Schon in dieſen Stimmen herrſchte ein Geiſt, welcher den Kronen unmöglich gefallen konnte: um ſo geſpannter war die Erwartung, als zur geforderten Genugthuung derſelben ſich die Berathſchlagung wandte, und mit der Frage anfing: ob denn der Kaiſer und das deutſche Reich der Krone Schweden gar einige Genugthuung zu geben ſchuldig wären?

„Die Schweden hätten, ſagte man, den Krieg aus Deutſchlands Mitteln und Gütern geführt, und durch erpreßte Schatzungen, ſowohl für die Krone ſelbſt, als für Einzelne, ſonderlich aber für die Miliz, genugſame Entſchädigung empfangen. Ueberdies ſey der Krieg auf Rechnung der Schweden ſelbſt zu ſetzen. Den Verluſt ihres Königs hielten ſie zwar für unerſetzlich; und wirklich könne keine Genugthuung dafür irgend entſchädi-

---

*) Acta pac. Westph. L. XII. §. 9. L. XIII. §. 3.

gen: ſie müßten ſich begnügen, daß ſie die Ehre gehabt, ihres Königs Tod, ſo ſtattlich und tapfer, wiewohl mit Ruin des ganzen Reichs zu rächen. Dergleichen heroiſcher Tod könnte mit nichts anderm, als mit der Glorie, nach dem Beiſpiel des großen Alexanders, von deſſen Tugend und Thaten noch immerfort in den Hiſtorien gedacht würde, irgend vergolten werden. Allezeit habe Schweden erklärt, daß ſeine größte Genugthuung darin beſtehe, wenn den Reichsſtänden Genugthuung wiederfahre: wie nun, wenn dieſe ihre Fehde ausglichen? Ganz überſchwenglich ſey die von ihm geforderte Entſchädigung, und mit der größten Gefahr für Deutſchland verbunden. Es verlangte faſt den dritten Theil von Germanien, zwei und ſiebenzig Meilen hin an den Seeküſten, etliche ſechszig Meilen Weges in Schleſien, der vielen Stifter nicht einmal zu gedenken, welches zuſammen mehr oder doch beſſer ſeyn würde, als das ganze Königreich Schweden.“

Indem das deutſche Gemüth alſo in edlem Schwung fortgeriſſen wurde, traten einige Stände, ſonderlich Baiern, leiſe auf, und bemerkten, die Frage, womit man ſich beſchäftigte, möchte doch überflüſſig ſeyn, und zur Erbitterung und härteren Bedrückung Anlaß geben. Die Kronen wollten einmal Genugthuung in Land und Leuten, und das deutſche Reich ſey einem Menſchen zu vergleichen, dem alle Nerven entzwei geſchnitten wären, und folglich die Kraft fehlte, ſich wider einen ſtarken Gegenpart zu wehren.

An den Geſinnungen derjenigen Reichsſtände, welche alſo redeten, vermerkte wohl der pommeriſche Geſandte, daß ſie nicht viel darnach fragen dürften, wenn Pommern das Feſtopfer der ſchwediſchen Genugthuung werden müßte, und behielt ſich ſeine weiteren Erklärungen vor, jetzt einzig erwähnend, daß der Kaiſer dem Kurfürſten von Brandenburg auch als Herzoge von Pommern gelobt habe, ohne deſſen Zuziehung nichts mit der Krone Schweden zu ſchließen, worauf man ſich von brandenburgiſcher Seite verlaſſe.

In der folgenden Sitzung verlas der Geſandte ſein vollſtändiges Bedenken über das Opfer, welches Schweden in der Abtretung des Herzogthums Pommern fordere: und an dem Geiſte, worin er redete, ward verſpüret, daß der junge Kurfürſt Friedrich Wilhelm, ſtatt der ſchwachen und verrathenen Unſchlüſſigkeit ſeines Vaters, eine ſelbſtſtändige Kraft und umfaſſende Politik in die brandenburgiſche Regierung gebracht hatte. „Ob er nicht, hieß es, der allerunglückſeligſte unter den Ständen ſeyn würde, wenn er nun, nachdem ſein ganzes Kurfürſtenthum länger als zwanzig Jahre, ohne Unterbrechung, ohne genoßne, ohne zu hoffende Erquickung, von Grund aus verderbt worden ſey, auch nicht zum Beſitz des erledigten und ihm von Gott und Rechts wegen anererbten Herzogthums Pommern gelangen könne, und wider alles Verhoffen, auch deſſen noch ganz und gar verluſtig werden ſolle? Durch die Abtretung Pommerns würde er die Vormauer ſeines Kurfürſtenthums, und die ganze Verbindungslinie mit ſeinem Staat in Preußen verlieren; und da die göttliche Majeſtät ſeine Gränzen bis an die See ausgebreitet habe: ſo würde es ſehr undankbar ſeyn, wenn er ſolchen ſtattlichen Segen gleichſam von ſich weiſen wolle. Welche Potentaten wüßten, wie großer Gewinn ſey zu Zeiten des Kriegs und Friedens, ſchiffbare Ströme frei und an der Hand zu haben, die würden auf den unvermeidlichen Nothfall lieber etwas Größeres aufopfern, als ſich von den Strömen abſondern laſſen. Man ſolle ihm den Oderſtrom nicht ſchließen, ihn nicht von der See trennen: durch den Handel hoffe er, ſeinen ganzen unglücklichen Staat wieder aufzubringen, und auch ganz Schleſien, und einen großen Theil der Krone Polen, welcher an der Warta gelegen ſey, mit demjenigen, was ſie aus der See bedürften, zu verſorgen. Dagegen geriethen auch andre Stände des Reichs in Gefahr eines unaufhörlichen Brandes, wenn er zu ſonderlicher Beſchimpfung und Verkleinerung ſeines Hauſes das Herzogthum Pommern an die Schweden fahren ließe. Bekanntlich gränze mit demſelben die Krone Polen zuſammen, und der König in Dänemark ſey über die Oſtſee her ſein nächſter Nachbar. Geriethen dieſe beiden Potentaten, oder einer von ihnen, in offene Fehde mit Schweden, welche ſo leicht durch die Fälle in der Welt herbeigeführt werden möchte: ſo würfe ſich die feindliche Macht ſtracks auf die pommerſchen Lande, wenn ſie ſchwediſche Beſitzung wären, und dann ſchlage das Feuer nicht nur über die brandenburgiſchen, ſondern auch die angränzenden deutſchen Staaten." *)

In derſelben Sitzung des Fürſtenrathes zu Osnabrück, wo dieſe Erklärung tiefen Eindruck machte, ward auch die franzöſiſche Genugthuung in Erwägung gezogen. Zu Münſter war man blos zu der Meinung vorgeſchritten, daß die Bisthümer Metz, Tull und Verdün den Franzoſen als Entſchädigung überlaſſen werden ſollten; doch einzig zu Wiederbringung guter Freundſchaft; denn Kaiſer und Reich wären ihnen ſchlechterdings keine Genugthuung ſchuldig.

Bei dieſem Satze blieb es auch zu Osnabrück, wo Oeſterreich vortrefflich die künftige Gefahr darlegte, welche aus Frankreichs Forderungen entſtehen müßte. Sobald ſie gelängen, würde man aus Straßburg und den dreizehn freien Reichsſtädten der Landvogtei Hagenau und des Umkreiſes bald Landſtädte zu machen wiſſen. Jede Straße zu denſelben könnte zu leicht abgeſchnitten werden, als daß ſie ſich nicht in jegliches Anſinnen fügen müßten. Was die Kurfürſten und Fürſten am Rhein fürder zu befahren hätten, leuchte von ſelbſt ein. Die Niederlande würden bald in der Franzoſen Hand

---

*) Acta pac. Westph. L. XIV. §. 1. 2.

ſeyn: dürfte ja der Herzog von Lothringen nicht einmal mit ſeinen Klagen gehört werden. *)

Was die Entſchädigung der Miliz betraf: ſo fand man, daß dieſe ja nicht dem deutſchen Reich, ſondern ihren Herrn gedienet, und durch unſägliche Contributionen Deutſchland genug ausgeſauget hätte, um ihren Lohn bereits dahin zu haben. Uebrigens wäre dieſer Punct von der Genugthuung der Kronen überhaupt abhängig.

Noch ſonderbarer dünkte dem Fürſtenrath, daß die Landgräfin von Heſſen-Kaſſel, die wider Kaiſer und Reich die Waffen führte, auf Entſchädigung für eine Miliz dringe, welche landfriedensbrüchig wäre. Im Allgemeinen deutete man genugſam an, wie man mit dieſer Fürſtin verfahren werde, wenn man nur der Kronen wegen dürfe. **)

Auch über die weniger wichtigen Puncte der Friedensvorſchläge gaben die Reichsſtände ein ſolches Gutachten, daß ſich der Kaiſer deſſelben freuen konnte. Frankreich hatte darauf beſtanden, daß Geſandte des Herzogs von Braganza, welcher das ſpaniſche Joch abgeworfen und den portugiſiſchen Thron beſtiegen hatte, zu der Friedensverſammlung gelaſſen werden ſollten, um auf ſolche Weiſe ſchon vorläufig die Rechtmäßigkeit der Revolution in Portugal zum Nachtheil Spaniens zu entſcheiden. Oeſterreich hatte ſich dagegen ſehr lebhaft, und den Herzog von Braganza für einen Empörer, Philipp IV. für den rechtmäßigen König von Spanien erklärt. Auch die Reichsſtände meinten jezt, daß die Geleitsbriefe für eine portugiſiſche Geſandtſchaft billig verweigert würden, und man durch einen ſo fremdartigen Handel, wie der Krieg über Portugals Krone, das Werk des deutſchen Friedens nicht noch ſchwerer machen ſolle. Nur wenn dieſes wegen ſolcher Verweigerung ſtocken möchte: ſo werde des Kaiſers Majeſtät dahin achten, wie den Franzoſen gewillfahrt werden könne, ohne daß der portugiſiſche Streit ſich in das deutſche Weſen einmenge. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XIV. §. 2.

**) Acta pac. Westph. L. XIV. §. 3.

Oeſterreich hatte dagegen immer verlangt, daß der Herzog von Lothringen an der Friedensverſammlung Theil haben ſollte: aber ohne Einverleibung ſeines Her-

---

*) Acta pac. Westph. L. XII. §. 10. L. XIV. §. 6. Solche kleine Zuſätze, wie in dieſer Erklärung der Reichsſtände über die Päſſe für die Portugiſen, vergißt Schmidt ſehr häufig (Th. II. S. 15), wiewohl ſie zur treuen Schattirung nothwendig ſind. Ob Spanien durch das franzöſiſche Verlangen leide, bekümmerte nur Oeſterreich, nicht die Reichsſtände, die nur davon neue Belaſtung des deutſchen Friedensgeſchäftes beſorgten.

zogthums in das franzöſiſche Reich, blieb dieſe Macht zu fern von den Zielen ihrer Größe, als daß ſie durch irgend einen Grund hätte bewegt werden mögen, ihn als einen ſouveränen Fürſten und Vaſall des deutſchen Reichs erſcheinen zu laſſen. Sein volles Recht, hier an den Friedensſtäten ſeinen Wohlſtand wieder zu erhalten, ſollten, nach dem Gutachten der Reichsſtände, die kaiſerlichen Botſchafter den Franzoſen noch biederb zu Gemüth führen.

Selbſt dieſem Puncte war beigefügt, daß nur ſeinetwegen die Friedenshandlungen nicht müßten aufgehalten werden; und nur mit dieſer Bedingung wollten die Stände auch die Einſchließung der Krone Hiſpanien in die Handlung gut heißen. Wegen ihrer vielen Wohlthaten gegen Deutſchland, und als einem vornehmen Stande des Reichs wegen des Hauſes Burgund, könne man ihr den Frieden wohl gönnen, und wolle dazu nach Vermögen mitwirken, nachdem Deutſchland beruhigt ſeyn werde. *)

Nach dem Geiſte, worin das Gutachten der Reichsſtände abgefaßt war, welches endlich am ſiebenzehnten April des Jahres 1646 der kaiſerlichen Geſandſchaft überreicht wurde, mochte Kaiſer Ferdinand III. wieder lebhafter Hoffnung ſchöpfen, daß ſeine urſprüngliche

---

*) Acta pac. Westph. L. XIV. §. 6.

Idee, Ausſöhnung der Stände mit der kaiſerlichen Oberhoheit, und dadurch Verdrängung der ausheimiſchen Mächte aus Deutſchland, noch gelingen könnte. Allein bei allen jenen erörterten Puncten war die Hauptfehde, nämlich die religiöſe, nicht in Bewegung gekommen, und erſt die Berathſchlagung der katholiſchen und proteſtantiſchen Stände über ihre gegenſeitigen Beſchwerden konnte etwas beſtimmteres über Ferdinands Hoffnung ergeben.

Der Evangeliſchen Hauptbeſchwerde ging wider den geiſtlichen Vorbehalt, welcher in den Religionsfrieden vom Jahre 1555, ihres Widerſtrebens ungeachtet, eingerückt war. Daß Prälaten und Kapitularen ihre Länder und Beneficien verlieren ſollten, ſobald ſie zum Glauben der Proteſtanten übertraten, lag in dem Grundſatze der katholiſchen Kirche, daß geiſtliches Land und Recht ihr ewig einverleibt wären, und niemand mit ihnen walten dürfe, welcher nicht vom Papſte belehnt ſey. Als die erſten Ströme der evangeliſchen Lehre über Deutſchland gingen, ihr kühner und friſcher Geiſt die Fürſten und Adel und Volk hinriß; als die geiſtlichen Stände durch die Freuden der Ehe und des häuslichen Glückes, durch die Hoffnung, vielleicht ein Beſitzthum, welches ſie jetzt nur für ihre Perſon, und durch die Wahl, genoſſen, in erbliches Eigenthum ihrer Familie verwandeln zu können, zur Religionsveränderung gereizt wurden: da war der geiſtliche Vorbehalt faſt der einzige Damm, wodurch verhindert ward, daß die katholiſche Kirche der Deutſchen nicht gänzlich in die evangeliſche übergehen mochte. Nach einem Jahrhundert des blutigſten Religionskrieges, wo der Druck des Papſtthums auf Deutſchland durch viele Begebenheiten und Verhältniſſe ſchon geſchwunden war, und die mehr erledigten Gemüther durch keinen Reiz der Neuheit zum evangeliſchen Glauben hingeriſſen wurden, da war der geiſtliche Vorbehalt eben ſo ſehr Angelegenheit des Gewiſſens und der Ehre, als ein Bollwerk für die katholiſche Kirche. In dieſer ſollte genoſſen werden und bleiben, was einzig durch ſie gewonnen wurde, und die Proteſtanten gingen zu weit, wenn ſie klagten, durch den geiſtlichen Vorbehalt werde das Bekenntniß für ihren Glauben als ein Verbrechen beſtraft; aber ſie hatten dagegen Recht zu behaupten, daß derſelbe nie jene geſetzliche Kraft gehabt hätte, und haben könne, weil er verfaſſungswidrig entſprungen ſey, und daß durch ihn ein gleicher Zuſtand beider Religionen in Deutſchland unmöglich werde. Die evangeliſchen Fürſten und Adlichen hätten zu Erwerbung der reichen geiſtlichen Länder und Pfründen im katholiſchen Deutſchland ſich gern freie Bahn eröffnet.

Eine andere wichtige Beſchwerde der Proteſtanten klagte wider die Katholiken, daß ſie nicht das Axiom gelten ließen: wem ein Land gehöre, dem gebühre, die Religion darin anzuordnen. Wollten dieſelben gutes

Vertrauen wiederhergeſtellt wiſſen: ſo ſey in alle Wege vonnöthen, daß ſie die evangeliſchen Stände in ihren Gebieten und Ringmauern an dem chriſtlichen Reformationswerk nicht hinderten, und ihnen alle ſeit dem Jahr 1618 und zuvor abgenommene Stifter, Klöſter und Kirchen, Schulen, Hoſpitalien, geiſtliche Einkünfte und dergleichen wieder einhändigten.

Ferner verlangten die Proteſtanten, daß den evangeliſchen Unterthanen katholiſcher Stände die öffentliche Religionsübung geſtattet werde, wenn ſie nicht durch Verträge verſprochen wäre; und wo dies nicht geſchehen ſey, ihnen die Handlung, ſie noch anzurichten, unverwehrt ſeyn ſollte; daß alſo nicht, wie bisher geſchehen ſey, aufs ſchärfſte ihnen verboten würde, auch nur insgeheim eine Predigt zu hören, evangeliſche Bücher zu leſen, und Gott mit Geſang zu loben; daß die Taufe, der Genuß des Nachtmahls, an ihnen nicht wie ein grobes Laſter, beſtraft, und ſie nicht in allem bürgerlichen Geſchäft, wie ehrlos, zurückgeſtoßen werden dürften.

Auch dahin erklärten ſich die Proteſtanten nachdrücklich, daß in allen ſolchen Fällen, wo ſie als die eine, die Katholiſchen als die andre Parthei gegen einander ſtünden, nicht die Mehrheit der einzelnen Stimmen zwiſchen beiden ſchiedsrichterlich ſeyn ſollte, wiewohl ſie ſonſt auf den Reichstagen gewöhnlich entſchiede.

Zuletzt forderten die evangeliſchen Stände, daß ein heilſames Reichsjuſtizweſen in ſchleunigen Gang geleitet werde, und unpartheiiſch eine durchgehende Gleichheit zwiſchen den Theilen beider Religionen beobachte. Dazu ſey durchaus vonnöthen, daß die höchſten Reichsgerichte aus eben ſo viel evangeliſchen, als katholiſchen Gliedern zuſammengeſetzt würden, und jedesmal, wenn eine Sache zwiſchen einer proteſtantiſchen und katholiſchen Parthei ſchwebe, die verordneten Richter in gleicher Anzahl aus beiden Religionen wären. *)

Solche Beſchwerden hatten die Proteſtanten ſchon im Decembermonat des vorigen Jahres den kaiſerlichen Botſchaftern und den katholiſchen Ständen übergeben; und weil ſich die Antwort verzog, gingen evangeliſche Abgeordnete am zwanzigſten Januar zu dem Grafen von Trautmannsdorf, welcher noch zu Osnabrück verharrte, und erſuchten ihn um Beſchleunigung der katholiſchen Gegenerklärung. Er könnte leichter, entgegnete er, vom kaiſerlichen Hof Beſcheid erhalten, als von Münſter. Doch wirkte ſein eifriges Treiben auf die dortige Säumniß, und am neun und zwanzigſten Januar erließ Kurmainz die katholiſchen Gegenbeſchwerden.

In denſelben war der geiſtliche Vorbehalt mit dem Satze vertheidigt, daß Biſchof und Kapitel nicht Eigen-

---

*) Acta pac. Westph. L. XV. §. 2.

thümer, ſondern Verwalter der kirchlichen Güter wären, und nur von dem Papſt, welchem ſie, beim Uebertritt zur proteſtantiſchen Religion den Gehorſam aufſagten, ihre Präbenden hätte. Auch war ſehr richtig bemerkt, daß der geiſtliche Vorbehalt ſchlechterdings keinen Gewiſſenszwang mit ſich führe; denn die Religion der Proteſtanten fordre ja nicht, daß jeglicher, der ſie glaube, eine Präbende beſitzen ſolle, und zu ihr übertretende Geiſtliche hätten volle Freiheit des Gewiſſens und Glaubens, ohne noch im Segen der katholiſchen Kirche zu ſchwelgen. Daß die Verwandten des augsburger Bekenntniſſes nach dem Religionsfrieden angefangen hätten, ſich dem geiſtlichen Vorbehalt zuwider auf die Stifter einzudrängen, wäre von den Katholiſchen jederzeit als ihre erſte und größte Beſchwerde angezogen.

Ferner war in dieſer Gegenerklärung behauptet, daß die ſchon vollbrachte Einziehung geiſtlicher Güter und Einkünfte durch evangeliſche Stände freilich in dem paſſauer Vertrag des Jahres 1552 fahren gelaſſen wäre; aber nie hätte die kaiſerliche Majeſtät darein gewilligt, daß ſolche Einziehungen noch inskünftige der Willkühr der Stände freigeſtellt ſeyn ſollten.

Beſonders auffallend däuchte den Katholiken, daß der Gegenpart ſeine Unterthanen nach Belieben reformiren, ihnen aber verwehren wolle, ihre von ſo viel hundert Jahren hergebrachte uralte Religion zu erhalten, oder, wo ſie in Abfall gekommen ſey, wiederherzuſtellen. Zwar hätten unterſchiedliche hohe katholiſche Stände ihren Unterthanen öffentlichen evangeliſchen Gottesdienſt verſtattet, um ſie dadurch zur Liebe gegen ihre Obrigkeit mehr zu bewegen: doch ſey das Gegenſpiel an denſelben vermerket, indem ſie ſich wohl gar unterfangen hätten, die Obrigkeit um Land und Leute, Würde und alle zeitliche Wohlfahrt zu bringen. An den katholiſchen Unterthanen ſey dies nie erlebt worden, wie wenig ihnen die Verwandten des augsburgiſchen Bekenntniſſes ein ruhiges Bleiben und freien Glauben gewährt hätten.

Auch verlangten die Katholiken, daß der Gegentheil die Fälle einzeln nahmhaft mache, in welchen er die Mehrheit der Stimmen nicht gelten laſſen wollte; denn die Beſtimmung, daß dieſelbe ungültig ſey, ſobald die Stände beider Religionen wie zwei Partheien zu betrachten wären, führe zu nichts als zu Mißverſtand und Weiterungen.

Was die oberſte Juſtiz im Reich betreffe: ſo werde dafür gehalten, daß die erſprießlichen Mittel, welche für Anordnung derſelben ſchon in Vorſchlag gekommen wären, bis auf einen Reichstag ausgeſtellt blieben, wo alsdann beſſer, als jetzo mit Verlängerung der Friedenshandlung, die Nothdurft berathen werden könnte. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XV. §. 3.

Die Gründlichkeit der katholiſchen Vertheidigung in mehrern Puncten war einleuchtend, und auch einige Proteſtanten ſtaunten darüber, wie viel ſich gegen Klagen erinnern laſſe, bei welchen ſie das hellſte Recht zu haben glaubten. Selbſt Oxenſtierna ließ fallen, wie er nicht geglaubt habe, daß die Katholiſchen ſo viel Anlaß zu gegründeten Beſchwerden hätten.

Beide Religionstheile lagen ſo weit auseinander, daß alle Hoffnung ſchwand, ſie zu einer Ausgleichung zu bewegen und die verſöhnten Stände insgeſammt mit dem Kaiſer wider die Kronen zu verbinden. Für den Grafen von Trautmannsdorf, welcher freilich nie an einen ſolchen Bund geglaubt hatte, war dieſe Bemerkung gleichwohl beunruhigend, weil die Proteſtanten, durch die hartnäckige Zwietracht zwiſchen ihnen und den Katholiken gedrängt, ſich der Geneigtheit der Schweden, kraft eines förmlichen Bündniſſes, Schutzherr ihrer ganzen Parthei zu werden, zuletzt fügen möchten. Alsdann wären alle ſeine Verſuche, die Krone Schweden, unabhängig von Frankreich, mit Habsburg zu verſöhnen, noch ungleich ſtolzer, als bisher, von ihr aufgenommen.

Selbſt er konnte deshalb einige Empfindlichkeit nicht verbergen, als die Evangeliſchen, bei Ueberreichung gemilderter Vorſchläge für die Katholiken, ſich vorbehielten, dasjenige hinzuzufügen, was etwa die ſchwediſchen Geſandten dabei noch erinnern würden.

Die Katholiſchen, ſagte er, möchten ſich auch eine Schutzherrſchaft ſuchen, wenn die Evangeliſchen über Reichsſachen beſonders mit den Schweden zu Rathe gehen wollten. Doch verzog ſich ſchnell das leiſe Gewölk von ſeiner Stirne, als die Evangeliſchen äußerten, daß ſie in die Religionsſachen inſonderheit die Schweden hineinziehen müßten, welche ſo wichtige Stifter in Händen hätten, und ſie ſchwerlich ohne genehme gütliche Handlung herausgeben würden. Mit dem milden Geiſte des Friedens, welcher ihn durchaus beſeelte, bat er nun die Evangeliſchen, immer mehr Puncte ihrer erſten Beſchwerden zu mildern, und gab ihnen ſogar die Hoffnung, daß die Katholiſchen Abgeordnete von Münſter nach Osnabrück ſenden würden, um mündlich mit den Evangeliſchen über die Verſöhnung zu unterhandeln.

Offenbar wäre dies von den katholiſchen Ständen ein bedeutendes Entgegenkommen geweſen, da Schweden zu Osnabrück entſchiedenen Einfluß beſaß, und nicht ſie diejenigen waren, welche zuerſt Beſchwerden geführt hatten. Dieſes letzten Grundes erwähnten ſie auch bei ihrer Weigerung gegen des Grafen Trautmannsdorf Anſinnen. Ueberdies wäre zu Münſter nicht blos ein Rath der Fürſten und Städte; ſondern auch das kurfürſtliche Kollegium: warum die von Münſter denen zu Osnabrück nachziehen ſollten? *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XV. §. 4—7.

Allein dieſe letzten beſtanden ſo hartnäckig darauf, daß man zu ihnen kommen ſolle, und drangen ſo heftig in Trautmannsdorf, zu erfüllen, was er verheißen hatte, daß ihnen endlich gewillfahrt wurde. Am zweiten April des Jahres 1646 hielten die Abgeordneten, die ſich von Münſter erhoben hatten, ihre erſte Sitzung mit den Evangeliſchen in dem großen Saal des Rathhauſes zu Osnabrück.

Alles hatten ſich die Proteſtanten von dieſer mündlichen Verhandlung verſprochen. Wie überhaupt Anhänger eines neuen Syſtems, glaubten auch ſie, im Beſitz unumſtößlicher Beweiſe und einer ſiegreichen Rede gewiß zu ſeyn, daß ſie den Feind nur nahe zu haben brauchten, um den vollſten Triumph zu feiern. Schon waren ſie jetzt beinahe zwei Wochen zuſammen mit dem herbeigeflehten und herbeigedrohten Gegentheil; und noch war nichts geſchehen, als daß ſie verlangten, auf ihre gemilderten Vergleichsartikel ſollten ſich die Katholiken, und dieſe wiederum forderten, auf ihre Gegenvorſchläge ſollten ſich die Proteſtanten vernehmen laſſen; als daß beide Theile ſich auf Gott beriefen, der die treue Liebe zum Frieden in ihrem Herzen wahrnehme, und gelobten, chriſtlich und deutſch zu Werke zu ſchreiten, beide aber auch in keinem Punct weichen wollten, weil ſie Gewiſſen und Pflicht ſchlechterdings nicht verrathen könnten.

Endlich am vierzehnten April *) glaubten die Proteſtanten eine beſondere Nachgiebigkeit aus Liebe zum Frieden durch Aufſtellung folgender Grundſätze zu beweiſen.

Welches unmittelbare Stift im Jahr 1618 ein evangeliſches Haupt gehabt hätte, das ſolle nun wieder in ſolchen Stand geſetzt werden, und dabei für und für bleiben; doch die hergebrachte Wahl durch Kapiteln ferner gebrauchen. Die evangeliſchen Erzbiſchöfe und Prälaten würden nicht angegangen, die Beſtätigung vom Papſt zu ſuchen, ſondern vom römiſchen Kaiſer mit den Hoheitsrechten und andern Zugniſſen belehnt, und gleich den Katholiſchen zu jeder Handlung des Reichs berufen. Wenn inskünftige ein katholiſcher Erzbiſchof und Prälat, allein oder mit dem Kapitel zur proteſtantiſchen Religion trete, ſo bleibe er im Beſitz des Landes und der Würde; aber ihm werde nicht verſtattet zu reformiren, wenn das Kapitel gar nicht mit übertrete. **) Zu demjenigen, was die Evangeliſchen

---

*) Schmidt (Th. 11. S. 97) irrt hier ein wenig in der Zeitbeſtimmung. Nicht faſt einen ganzen Monat dauerte die Verſammlung zu Osnabrück, ehe die Proteſtanten dieſe neuen Eröffnungen machten, die am zwölften Tage nach Beginn der Verſammlung am zweiten April geſchahen. Acta pac. Westph. L. XV. §. 11.

**) Dieſe nähere Beſtimmung überſahn Schmidt und viele. Die Evangeliſchen erklären, ſie wollten geſchehen laſſen, hierin von den Katholiken begehrten, wären ſie hinwieder gegen dieſelben erbötig: ein evangeliſcher Erzbiſchof oder Prälat, zur katholiſchen Kirche übergegangen, verbleibe bei Land und Würde, enthalte ſich aber alles Rechtes zu reformiren.

Was den Beſitz von mittelbaren Stiftern und geiſtlichen Gütern anbetraf: ſo wollten die Proteſtanten durchaus nicht von der Norm des Jahres 1618 weichen; aber wirklich nachgiebig bewieſen ſie ſich im Punct der Religionsfreiheit evangeliſcher Unterthanen unter katholiſcher Obrigkeit, für welche ſie blos das Recht verlangten, auf ihren Sitzen zu bleiben, in der Nach-

---

daß die Katholiſchen dergleichen Erzbiſchöfen und Prälaten die Reformation nicht geſtatten, „wenn auch gleich das Kapitel gar nicht zu unſrer Religion trete." Offenbar iſt der oben angegebene Sinn in dieſen Wörtern: und doch iſt für denſelben die Wendung ſo unzweckmäßig, doch entſpricht er ſo wenig dem Folgeſatze, daß man eine liſtige Dunkelheit argwöhnen möchte, welche Evangeliſchen künftig benutzen wollten, wenn ihren Vorſchlag die Katholiken angenommen hätten. Dieſe ſcheinen den verſteckten Sinn nicht bemerkt zu haben: denn Adami L. XIII. §. 6. führt beſtimmt als der Proteſtanten Vorſchlag an, daß ein unmittelbarer Prälat, und wenn er auch mit dem ganzen Kapitel, oder deſſen Mehrheit, zu ihrem Glauben übertrete, nicht das Recht zu reformiren haben ſolle. Eben ſo nahmen die Abgeordneten von Münſter in ihren Antworten jenen Vorſchlag.

barſchaft die Ausübung ihrer Religion zu ſuchen, und dort ihre Kinder in evangeliſche Schulen zu ſenden, übrigens nur im Hauſe ihrem Gott zu dienen, und an bürgerlicher Ehre den Katholiſchen gleich gehalten zu werden.

Nach einigen Tagen erwiederten die Abgeordneten von Münſter: in Hoffnung, die vertröſtete gute Wirkung werde erfolgen, wären ſie nach Osnabrück gekommen; und nun begönnen die Verwandten des augsburgiſchen Bekenntniſſes nichts, als ihre alten Artikel zu verſetzen, und in einigen Ausdrücken abzuändern. Sie erklärten hiermit nochmals, daß dem geiſtlichen Vorbehalte, ohne welchen ihre Voreltern lieber alle Handlung fahren laſſen wollten, nun und nimmermehr ein Abbruch geſchehen dürfe. Was ſie irgend einräumen könnten, würden ſie auf einmal ſagen: dem Gegenpart ſollten diejenigen unmittelbaren und mittelbaren Stifter, die im Jahr 1627 von ihm beſeſſen, und ſeitdem nicht wieder auf erlaubte Weiſe in katholiſche Hände gekommen wären, noch ſechszig Jahre ungekränkt verbleiben. *)

Deutlich ergab ſich, daß durch jede Verhandlung und Schrift beide Theile bitterer gegen einander wurden. Bei dieſen Weiterungen ängſtigten ſich die Pro-

---

*) Acta pac. Westph. L. XV. §. 11. n. 1 — 7.

teſtanten mit der Beſorgniß, die Kronen und der Kaiſer möchten inzwiſchen zu einem Vergleich gelangen, und dann die Beſchwerden der Stände und Religionspartheien auf einen künftigen Reichstag hinausſtellen.

In dieſer Angſt wandten ſie ſich mit bitteren Beſchwerden über der Katholiken Halsſtarrigkeit an die kaiſerliche Geſandtſchaft. Niemand brannte ſo von Begierde, die Reichsſtände zu verſöhnen, und den Katholiſchen immer mildere Friedensartikel zu entreißen, als der Graf von Trautmannsdorf; aber Politik und die Gegenwart des eifrigſtkatholiſchen Reichshofrathes Crane hießen ihm, jetzo ſtrenger zu ſcheinen, als er geſinnt war. Er ſuchte nur, den Proteſtanten begreiflich zu machen, daß dieſelben Beſchwerden, welche von ihrer Seite geführt wären, wiederum gegen ſie von den Katholiken vorgebracht würden. Das Normaljahr 1618 für die Amneſtie, und ewige Verzichtleiſtung auf den geiſtlichen Vorbehalt, werde man nimmermehr geſtatten: die Stifter wären gegründet auf die alte katholiſche Religion. Da fielen die Evangeliſchen ein: ſie hätten die rechte alte katholiſche Religion; und der Graf ſagte lächelnd: wenn man uns deſſen nur ſo leichtlich überreden könnte. Wegen der geiſtlichen Güter ſollte man ſich auf ſechszig Jahre vergleichen: hätte man ſie ſo lange ruhig neben einander beſeſſen: ſo werde man ſchon wegen einer Verlängerung des Beſitzſtandes übereinkommen, wenn inzwiſchen noch kein anderweitiger Vergleich geſchloſſen wäre. *)

Etwas ähnliches ſagte ihnen der franzöſiſche Botſchafter Graf Servien, welcher ſich eben zu Osnabrück befand. Immer wäre nur ein Waffenſtillſtand, was ein Friede heiße: über ſechszig Jahre hinaus müßte die menſchliche Klugheit nicht blicken wollen. Wenn man nun den Beſitzſtand der geiſtlichen Güter auf hundert Jahre ausdehnte, und beſtimmte, daß er wiederum auf einen ſo langen Zeitraum, und ſo fort, und weiter gelten ſolle, ſobald kein freundſchaftlicher Vergleich zu Stande käme; wenn beide Kronen die Garantie dieſes Artikels übernähmen: was da noch die Proteſtanten beunruhigen könne? Auch dürften ſich die Katholiſchen nicht dagegen ſperren, daß mehrere Gerichtshöfe, die durch gleiche Anzahl von Richtern aus beiderlei Religion beſetzt wären, in Deutſchland errichtet würden. Solche Inſtitute hätten in Frankreich viel Gutes zwiſchen den Katholiken und Hugonotten vermittelt. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XV. §. 13. n. 1.

**) Wir folgen hier der Ausſage der evangeliſchen Abgeordneten. Acta pac. Westph. L. XV. §. 13. Serviens Bericht über dieſe Unterredung lautet anders, und iſt ein Meiſterſtück jener trügeriſchen diplomatiſchen Feinheit, welche von der Wahrheit nur ſo viel meldet, als einen günſtigen Eindruck verheißet. Er wollte den Proteſtanten

Am meiſten Troſt fanden die Evangeliſchen bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft, welche nicht anders vermer-

---

gefällig erſcheinen, um ſie nicht zu den Schweden zu drängen; und weil er ſich von Religionseifer frei fühlte. Allein jede Aeußerung, worin er der katholiſchen Religion etwas vergab, machte gewiß auf ſeinen Hof einen üblen Eindruck. In ſeinem Bericht redet er von ſiebenzig Jahren des Beſitzſtandes der geiſtlichen Güter, und berührt ganz leiſe ſeine oben angegebenen Bedingungen der Verlängerung deſſelben mit ſolcher Wendung, daß er zuletzt doch geſagt habe, der freundliche Vergleich müßte vor Abfluß der ſiebenzig Jahre zu Stande kommen, und nichts weiteres über den Fall, wenn dies nun nicht geſchehen wäre? Ein ſolcher Vortrag hätte gewiß nicht den Eindruck, welchen er ſchilderte, auf die Evangeliſchen gemacht, daß ſie ſich einander anſahen, ohne etwas zu antworten, und ihre Haltung einige Urſache gab zu glauben, ſie billigten ſtillſchweigend den vernommenen Gedanken.

Was über die Gerichtshöfe, als Serviens Aeußerung, oben angeführt iſt, das legt er einzig in den Mund der Proteſtanten. Negociat. secrèt. T. III. p. 174. 176.

Servien wiederholte ungefähr dieſelben Aeußerungen, welche die Proteſtanten ihm beilegen, auch in Gegenwart des Herzogs von Longueville und des Grafen d'Avaux zu Münſter: doch nur nach einem Bericht der Evangeliſchen, indem uns der Franzoſen Bericht über dieſe Unterredung, wenn wirklich einer abgeſtattet wurde, gänzlich fehlet. Wahrſcheinlich wagten die Geſandten gar nicht, über ihr Verhalten in Religionsſachen treu zu berichten; denn um dieſelbe Zeit wurden ihnen von dem Hofe die ſchärfſten Befehle wiederholt, im heftigſten Religionseifer, ken konnte, als daß die Katholiſchen an dem bisherigen Verzug und Widerwart die meiſte Schuld trugen. Auch hätte ſie verſpürt, daß die kaiſerlichen Bevollmächtigten das große Friedenswerk zerſtückeln möchten. Allein auch der Reichsſtände Angelegenheiten ſollten in Ein und daſſelbe allgemeine Friedensinſtrument gefaßt werden: und wollte alsdann der Kaiſer nicht endlich Frieden ſchließen, ſo müßte er ſich zur Fortſetzung der Waffen gefaßt machen. *)

Ohne irgend eine Frucht ihrer Reiſe, begaben ſich die Abgeordneten von Münſter dorthin zurück, und jetzo ſchienen alle Mittel, eine Ausgleichung zwiſchen beiden Religionstheilen zu bewirken, umſonſt erſchöpft zu ſeyn. Nur Trautmannsdorf blieb hoffnungsvoll und unermüdet zu neuen Verſuchen.

Er ſuchte die katholiſche Parthei nachgiebiger zu ſtimmen, als ſie ſich mit verſchiedenen Fragen an ihn

---

daß ſie durchaus nie der Religion Abbruch thun ſollten, wozu das Beiſpiel der Alliirten und Anderer ſie reizen möchte. Négociat. secrèt. T III. p. 208.

Uebrigens ward von dem Herzog von Longueville bei dieſer letzten Unterredung, das Wort: ſekulariſiren; zum erſtenmal gebraucht über die geiſtlichen Güter. Wie lange Zeit hat es noch gewährt, ehe dieſelben durch ſolches Wort gänzlich zuſammenſtürzten:

*) Acta pac. Westph. L. XV. §. 13. n. a.

wandte. Am rathſamſten wäre, antwortete er ihnen, wenn man der Nachſicht gegen die Proteſtanten in Hinſicht auf ihren Beſitz geiſtlicher Güter keine beſtimmte Zeit ſetze, ſondern zur Gränze eine künftige friedliche Uebereinkunft durch die Gnade Gottes. Inzwiſchen hätte ihnen die kaiſerliche Geſandtſchaft ſchon hundert Jahre des Beſitzes zugeſtanden. Gleiche Anzahl der Richter von beiden Religionen in allen Sachen, die auf den Religionsfrieden Bezug hätten, und Entkräftung der Stimmenmehrheit in dergleichen Angelegenheiten, würden billig verlangt. Der Kaiſer werde freilich die Glaubensfreiheit ſeinen Unterthanen immer verweigern: allein die Reichsſtände ſolle man in ihrem Gutdünken, was ihnen in dieſem Punct obliege, nicht beſchränken wollen.

Den unermeßlich hundertjährigen Beſitz geiſtlicher Güter wollten die katholiſchen Reichsſtände den Proteſtanten ſtillſchweigend, als eine Verheißung der Kaiſerlichen zulaſſen, wenn nur ſonſt der geiſtliche Vorbehalt in ſeiner vollen Kraft bliebe. Das Recht, den Unterthanen Glaubensfreiheit zu geſtatten, wollten ſie nicht den Reichsſtänden allgemein ertheilt wiſſen, und ſchlechterdings verwarfen ſie den Vorſchlag des Grafen von Trautmannsdorf, daß zu den Reichsdeputationen eine gleiche Zahl von Mitgliedern beider Religionen genommen werden ſolle. Ueberhaupt fanden ſie eine zu große Freigebigkeit in den Gedanken der Kaiſerlichen. *)

Trautmannsdorf war in Münſter gegenwärtig, während daß er die Katholiken milder zu ſtimmen ſuchte. Wiewohl die Katholiken glaubten, daß er den Vortheil der Religion dem Heile der kaiſerlichen Staaten und Erblande nachzuſetzen geneigt ſey, ertheilten ſie ihm doch Vollmacht, mit den Proteſtanten von neuem über die Religionsbeſchwerden zu unterhandeln, und deshalb erhub er ſich in Begleitung von drei katholiſchen Geſandten am Ende des Maimonates gen Osnabrück.

Am erſten Tage des Junius empfingen die Bevollmächtigten des evangeliſchen Fürſtenrathes die neue Erklärung der katholiſchen Reichsſtände von Trautmannsdorf, welcher ſich diesmal ganz allein mit ihnen unterredete, wahrſcheinlich, um deſto freier zu ſprechen. Mit einer treuherzigen, um Witz mit Ernſt bekümmerten Art, welche die Deutſchen beſonders in jener Zeit hegten, bezeugten die Abgeordneten ihre Trauer über den Tod der

---

*) Adami c. XIII. §. 11—14 iſt hier die Quelle. Herr von Meiern, welcher den einſichtsvollen Bericht deſſelben herausgegeben hat, führt, wie gewöhnlich auch bei dieſen Paragraphen, ſeine Acta pac. Westph. an; aber dieſe enthalten nichts von der obigen Verhandlung, und die citirten Stellen reden von ganz andern Gegenſtänden.

Kaiſerin, und nahmen, als ſie eine Thräne im Auge des Grafen ſahen, die Wendung: daß der Kaiſer noch eine Gemahlin habe, die in den letzten Zügen liege, nämlich das römiſche Reich; und Gott möge ſie doch bald geſund machen.

Allein dieſer Zeitpunct des Friedens ſchien durch die Art, wie die Evangeliſchen die neue katholiſche Erklärung, welche doch milder war, als die vorigen, jetzt aufnahmen, weiter, wie bisher entfernt zu werden; denn ſie beſtanden auf ihren alten Forderungen mit beſonderer Härte, und nur in Einem Punct näherten ſie ſich etwas dem Gegentheile. Wenn hinfort ein katholiſcher Erzbiſchof oder Prälat zur proteſtantiſchen Religion übertrete: wollten ſie es der Katholiſchen Verantwortung anheim ſtellen, ob er ſeine Pfründe verlaſſen müſſe: doch ſolle ihm auf Lebtage gebührender Unterhalt werden. Eben ſo müſſe ein evangeliſcher geiſtlicher Stand, der zum katholiſchen Glauben übergehe, ſeine Pfründe hinterlaſſen, nur mit Zuſicherung eines gleichen Unterhaltes. *)

Als **Trautmannsdorf** die Hartnäckigkeit der geſammten evangeliſchen Stände umſonſt verſuchte, fiel er auf den Gedanken, ob nicht eine Theilung zwiſchen

---

*) **Adami** cap. XIII. §. 15. Acta pac. Westphal. L. XX. §. 12. 13.

ihnen bewirkt werden könne? und glaubte, Kurſachſen, welches er ſchon im Frieden von Prag als billig erkannt hatte, in dieſer Abſicht angehen zu müſſen. So geheim dies gehalten wurde, entging es doch nicht der Wachſamkeit der übrigen Evangeliſchen, und ſie ließen an dem Tage, als die erſte Unterredung zwiſchen den kaiſerlichen und kurſächſiſchen Geſandten ſeyn ſollte, früh des Morgens dieſe warnen: was vor Gefährlichkeiten unter ſolchen Handlungen ſteckten. Allein die kurſächſiſchen Abgeordneten wurden nicht zurückgeſchreckt, und aus ihren Vorſchlägen faßte Trautmannsdorf gern die Idee auf, daß man zur Norm der Wiederherſtellung der politiſchen und geiſtlichen Dinge das Jahr 1624 machen ſolle; denn der Rückſprung zum Jahre 1618 war den Kaiſerlichen deswillen ſo ſehr zuwider, weil von da an ungefähr drei Jahre hindurch das Reformationsweſen in den Erbländern ungemeine Fortſchritte gemacht hatte. *)

Dies Normaljahr 1624, gleichſam wie einen ſchon gewonnenen Punct, hielt nun der kaiſerliche Botſchafter unerſchütterlich feſt, indem die Bemühungen beider Religionspartheien nach allen Seiten hin die lebhafteſte und verwirrteſte Bewegung in den Friedensverſammlungen zu Münſter und Osnabrück veranlaßten.

---

*) Acta pac. Westph. L. XX. §. 1. 20. Adami cap. XIII. §. 16—19.

Vor der Evangeliſchen Standhaftigkeit begannen die Katholiken allmählig zu wanken. Ihre Fürſten wurden irre, was eigentlich Gebot des Gewiſſens wäre, da ihre Gottesgelehrten ſich einander widerſprachen. Die Jeſuiten zu München behaupteten, daß es Sünde ſey, Güter der Kirche auf ewig wegzugeben, und der Kurfürſt **Maximilian** von Baiern beharrte bei dieſem Satze, wiewohl er ſonſt zu allen Opfern rieth, wodurch der Friede beſchleunigt werden könnte. Viel milder urtheilten über dieſen Punct die Theologen zu Wien, und ihrem Bedenken gemäß galt ſchon insgeheim der Schluß am dortigen Hofe: der Kaiſer dürfe unbedingt in ewige Abtretung der geiſtlichen Güter willigen, auch ohne Beiſtimmung der Katholiken. *) Die kaiſerlichen Botſchafter wußten auch wohl, daß ſie zuletzt den ewigen Beſitz von geiſtlichen Gütern den Proteſtanten zugeſtehen durften; aber ſie hielten dieſe Möglichkeit ſehr geheim aus politiſchen Urſachen. Obgleich dadurch der ganze Grund des Vorbehaltes zerſtört wäre, ſagte **Trautmannsdorf** doch gegen **Oxenſtierna**: wer als ein gänzlich Verrückter ſich überreden könne, daß die Katholiken je in die Abſchaffung des geiſtlichen Vorbehaltes willigen würden? wodurch ohne Zweifel geſchähe, daß in hundert Jahren keine katholiſchen Biſthümer mehr wären. **)

---

*) Acta pac. Westph. L. XX. §. 12.

) **Forstner p. 21.

Am meiſten fanden die Katholiken bei dem päpſtlichen Nuntius Troſt und Stärkung. Wie partheilos er geſinnt ſeyn mochte, brachten es ſeine Denkart und ſeine Sendung mit ſich, daß er keiner menſchlichen Rückſicht und Begierde geſtatten wollte, an dem ewigen Recht und Gute der Kirche etwas zu mindern. *) Beſonders drang er unermüdet in die franzöſiſchen Geſandten, daß ſie den Unkatholiſchen ihre Hülfe entziehen möchten; und jene ſagten auch insgeſammt und zum öftern den Evangeliſchen, daß ſie nachgiebig ſeyn, und beſonders nicht auf Tilgung des Vorbehaltes, auf ewigem Beſitz geiſtlicher Güter beſtehen ſollten; denn geſetzt, die Katholiken hätten dieſen eingeräumt, ſo dürften ſie doch jederzeit den Vertrag brechen, weil er an ſich als eine Sünde nichtig wäre. Allein die Franzoſen hatten zu großen diplomatiſchen Vortheil aus dem Widerſtand der Evangeliſchen, und fürchteten zu ſehr eine Ausgleichung der Glieder des Reichs mit einander, und mit dem Kaiſer, ehe ihnen die Genugthuung geworden, als daß ſie beſtändig jene Sprache geführt hätten. Bisweilen flüſterten ſie den Proteſtanten zu, daß ein ewig dauernder Vertrag über den Beſitz der geiſtlichen Güter ihnen nothwendig ſey, und den Katholiken riethen ſie, nur auf eine beſtimmte Zeit darüber etwas zuzulaſſen. **)

---

*) Fabii Chicii Apostolici nuntii contra pacem Monasteriensem protestatio. ſ. Schmidt Th. II. S. 94.

**) Adami c. XIV. §. 1.

Unter ſolchem Gewirre blieb Trautmannsdorf heiter und ſtandhaft, und hatte die Freude, daß endlich am zwölften Julius das Normaljahr 1624, welches er den Proteſtanten abgelockt hatte, auch von den Katholiken für den Zuſtand der Kirche und Beſitz geiſtlicher Güter angenommen wurde, womit doch wenigſtens ein feſter Punct der Ausgleichung beider Partheien gewonnen war. *)

---

*) Adami c. XIV. §. 6. Acta pac. Westph. L. XX. §. 24. n. 2.

Viertes Buch.

Auf alle dieſe Verhandlungen wegen der Religionsbeſchwerden war das gleichzeitige Geſchäft über die geforderten Genugthuungen der Kronen von wechſelndem und wichtigem Einfluß geweſen.

Wiewohl die Reichsſtände auf das lebhafteſte erklärt hatten, daß Kaiſer und Reich keine Entſchädigung an Schweden und Frankreich ſchuldig wären, bekam es nicht den fernſten Schein, daß dieſe von ihren Forderungen irgend nachlaſſen würden, und Trautmannsdorf war voll Verdruß über die Hartnäckigkeit der Schweden wider allen Verſuch, ſie milder zu ſtimmen und mit dem Kaiſer, unabhängig von den Franzoſen, zu verſöhnen. Er machte ihnen umſonſt Hoffnung auf die Bisthümer Verden und Bremen, und daß ſie wohl ein Stück von Pommern gewinnen könnten, umſonſt hatte er ihnen eine groſe Summe Geld angeboten. *)

Deshalb faßte er gegen den Monat März den Entſchluß, zurück nach Münſter zu gehen, um zu verſuchen,

---

*) Adami c. XI. §. 1. 7.

ob er die Franzoſen herunterſtimmen könne? Allein dieſe waren in Hartnäckigkeit ihrer Forderungen durch nichts ſo beſtärkt, als durch ihre Verbindung mit Maximilian von Baiern. Des Krieges und der Erſchöpfungen ſeines Landes überdrüßig, drang dieſer Kurfürſt in Oeſterreich, daß es durch Abtretung des Elſaſſes den Frieden ſchnell erkaufen ſolle. Ihm entging nicht, daß Baiern ſich künftig ſeiner politiſchen Lage nach durch die franzöſiſche Macht wider Habsburg behaupten müſſe: ein Friede, wodurch Oeſterreich geſchwächt, und ihm geſichert würde, was ihm die Stürme der Zeit zugeworfen hatten, war ſehr erwünſcht. Dieſer Gewinn beſtand in der Kurwürde und dem Lande, welche dem geächteten pfälziſchen Hauſe abgenommen, auf ihn übertragen waren; und nichts beleidigte ihn empfindlicher, als daß Volmar vorſchlug, zwiſchen den Häuſern Pfalz und Baiern ſollte die Kur hinführo wechſeln. Die Franzoſen hatten geeilt, dem Kurfürſten dieſen Vorſchlag mitzutheilen, und nun ward ſein Betragen ſolcher Art, daß die Kaiſerlichen fürchteten, er möchte ganz allein und ſchleunig Frieden und Bündniß mit Frankreich ſchließen. *) Er hörte nicht auf, dem Kaiſer zu ſagen, daß es beſſer ſey, allen Forderungen der Franzoſen nachzugeben, als ſich noch länger dawider zu ſtemmen; und vergebens ſuchten die Kaiſerin und der ſpaniſche Geſandte begreiflich zu machen, daß Maximilian der ärgſte

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 2.

Feind des Hauſes Oeſterreich wäre; mußte ſich Ferdinand doch ſelbſt bekennen, daß ſeine Macht zu erſchöpft ſey, um nur den nächſten Feldzug einigermaßen glücklich zu beſtehen, erklärte doch Spanien, daß es ihn weder durch Geld, noch auf andere Weiſe unterſtützen könne. Aber das nachtheiligſte war, daß der Kurfürſt von Baiern die Lage der Dinge in Oeſterreich und alle geheimere Verhältniſſe und Geſinnungen ſeines Bundesgenoſſen an den franzöſiſchen Hof verrathen ließ. Zu Anfang des Jahres 1646 ſchrieb er einen Brief an den päpſtlichen Nuntius Bagni zu Paris, worin er darlegte, wie gegründete Hoffnung Frankreich habe, die verlangte Entſchädigung in Deutſchland zu erhalten; welche Leidenſchaft, Frieden zu ſtiften, Trautmannsdorf hege, und wie er ſich dabei nehmen werde; wie wenig ſich die Reichsſtände um Spanien kümmern möchten, wenn es nicht eilte, um jeden Preis an dem Frieden Theil zu haben. *)

Durch ähnliche Verbindungen wußte der franzöſiſche Hof in der Mitte des Januars den letzten Befehl, welchen der erſte kaiſerliche Miniſter von Wien empfangen hatte, daß er ſich nämlich ſo raſch als möglich, von der Verhandlung mit den Schweden losmachen ſolle, wenn ſie ſich zu keiner beſondern Uebereinkunft verſtünden,

---

*) Négociat. secrèt. T. III. 7—12.

wodurch man Mittel erhielte, die franzöſiſchen Forderungen abzuweiſen. *)

Bei ſolchen geheimen Mittheilungen an ſeine Geſandten zu Münſter, wiederholte der Hof Frankreichs die Ermahnung, feſt nach allen Seiten zu erklären, daß man nimmermehr Elſaß und die Plätze, auf welche man Anſpruch mache, herausgeben würde; und durch der Waffen Gewalt werde man die Franzoſen nicht herauswerfen können. In einem Augenblick aber vermögte der Graf den Frieden in Deutſchland zu ſchließen, wenn er der franzöſiſchen Krone genug thäte, welches ſo viel

---

*) Et en effet (heißt es im Königlichen Memoire vom 6ten Januar 1646) nous avons avis de Vienne que les derniers ordres que le comte de Trautmannsdorf a reçu de son maitre, c'est que s'il ne voit pas jour à faire un accommodement particulier avec la Suède, par le moyen duquel on puisse refuser à la France et aux autres les satisfactions qu'ils désirent, il sorte d'affaire promptement, aux conditions qu'il pourra les moins préjudiciables, mais toujours qu'il sorte d'affaires. S. Negociat. secrèt. Tom. III. 7. Es iſt zweifelhaft, ob dieſe Stelle andeutet, daß Trautmannsdorf auf die unſchädlichſte Weiſe ſich in dem angegebenen Fall von den Schweden trennen, oder, daß er überhaupt ſo gut wie möglich einen Frieden ſchließen und ſich mit den Franzoſen abfinden ſolle, welchen Sinn Schmidt annimmt. Th. 11. S. 84.

hieße, als daß er ſeinen Herrn aus einer Menge großer Gefahren rette. Die Geſandten ſollten ihm ſagen, welche tiefe Achtung ihr Hof für ſeine Perſon hege, und wie man mit der ganzen Chriſtenheit der Hoffnung zugethan ſey, daß er nicht auf die Friedensverſammlung gekommen wäre, wenn er nicht den Ruhm, Friedensſtifter geweſen zu ſeyn, mit ſich hätte hinwegnehmen wollen. Um die Wirkung ſolcher Aeußerungen zu verſtärken, ſollten ſie ſich ſo benehmen, als gedächten ſie noch viele Jahre in Weſtphalen zu verweilen. „Es iſt kaum zu glauben, ſchrieb der Kardinal Mazarin, welche gute Wirkung allenthalben die Nachricht hervorgebracht hat, daß der Herzog von Longueville in ſeinem Hauſe zu Münſter bauen laſſe; und es kann nicht genug bewundert werden, daß ein ſolcher Prinz, welcher zu Paris alle Annehmlichkeiten der Geſellſchaft zwiſchen ſeinen zahlreichen Freunden und Verehrern genießen könnte, den Geſchäften ernſt genug obliege, um nicht an die Unbequemlichkeiten des traurigen Aufenthalts und den Zeitpunct zu denken, wann er den rauhen Himmel verlaſſen werde.“ Ihr ſeht doch, ſagten bei einem ſolchen Benehmen der Franzoſen, die kaiſerlichen Botſchafter den Reichsſtänden, daß wir unſere Verſöhnung nicht von dem Frieden mit den Kronen abhängig machen müſſen; denn dieſe wünſchen ihn gewiß nicht. Schaut nur auf das Betragen ihrer Bevollmächtigten, von welchen der eine ſeine Gemahlin aus Frankreich herbeiruft, die nicht die lange Reiſe macht, um folgenden Tages zurückzukehren; von welchen der andere ein Haus erbauet, der dritte einen Garten anlegt, der mehrere Jahre zur Erquickung dienen ſoll. *)

Ein weniger muthiger Mann, als Graf Trautmannsdorf, hätte bei ſolchen Ausſichten und Verhältniſſen es ſchwerlich unternommen, einen Vergleich mit den Franzoſen zu verhandeln. Doch kannte er wohl nicht ganz die Verbindungen zwiſchen Frankreich und Baiern; wußte wohl nicht, wie ſicher jenes geworden durch die Verheißung von dieſem, daß keiner der Kurfürſten und der katholiſchen Prinzen Deutſchlands jemals einen beſondern Frieden zwiſchen dem Kaiſer auf der einen, Schweden und den Proteſtanten auf der andern Seite zugeben würde; kannte gewiß nicht die Anträge Maximilians an den Kardinal Mazarin zu dem allergeheimſten Bunde zwiſchen Frankreich und Baiern, um den Sturm abzuwenden, womit Frankreichs Waffen ſein Land bedrohten. Der Kurfürſt hatte verlangt, daß ſelbſt die franzöſiſchen Geſandten zu Münſter von dieſem Antrag keine Nachricht haben ſollten; allein der Kardinal, unentſchloſſen, ob jezt ſchon ein ſolches Bündniß eingegangen werden dürfte, ohne daß ſeine Politik und die Waffen Frankreichs dadurch einige Hemmung fürchten müßten, verrieth ſogleich den Botſchaftern die baieriſchen Wünſche.

---

*) Adami c. XV. §. 1. Négociat. secrèt. T. III. 7. 10.

Trautmannsdorf hätte aber nur des Anſtandes wegen noch über die franzöſiſchen Forderungen unterhandeln können, wenn er gewußt hätte, daß der neueſte Befehl, welchen er von ſeinem Hofe empfing, nämlich, um jeden Preis Frieden im Reich zu ſtiften, und nicht zurückzukehren, als bis es geſchehen ſey, auch an Mazarin verrathen, und ſchon am ſechsten Tage des Februars den Geſandten Frankreichs in Münſter bekannt war. Zugleich hatte ihnen der Kardinal gemeldet, ein Mönch, Vertrauter des Kaiſers, ſey nach Spanien geſchickt mit der Erklärung deſſelben, daß er ſchlechterdings Frieden machen, und der ſpaniſche Hof ſorgen müſſe, ſich auf irgend eine Weiſe mit dem Feind auszugleichen. *)

Ueberhaupt war ein Character wie Kardinal Mazarin dem edlen Trautmannsdorf diplomatiſch gefährlicher, als ihm irgend eine andere Natur ſeyn konnte. Jene Schleicherei deſſelben, welche viel Scharfſinn aufbot, um ſtets wachſam nichts zu erreichen, als die Befriedigung ihrer erbärmlichen Liſt, wovon nie ein hebendes Selbſtgefühl kommen konnte, blieb größeren Naturen unbegreiflich, weil ſie nicht einſahen, daß ein ſo geſcheuter Mann ohne Wahrheit ſeyn möge. Ueberdies war der Schlauheit des Kardinals der geiſtliche Stand zu Gebote, deſſen Mittel der Weltliche nie

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 40. 54. 55.

auslernte: und Trautmannsdorf hatte nicht einmal den perſönlichen Eindruck von ſeinem liſtigen Gegner, wodurch der genievollen Tugend die Hinterliſt oft in einem Augenblick offenbar wird: in Abweſenheit und weiter Ferne umſpann ihn Mazarin mit ſeinen Schlingen, und wagte ſie ſelbſt ſeinem innigſten und natürlichſten Gefühle zu legen. Der Graf hatte einen Sohn, welchen er ſehr liebte und gegen welchen er von keinen Rückſichten der Welt wiſſen, durchaus Alles offenbaren wollte. Mazarin ſuchte den Jüngling zu beſtechen, da ſelbſt er ſich nicht an den Vater mit einem niedrigen Anſinnen wagte. Er ſchrieb den Botſchaftern, daß die ſpaniſche Geſandtſchaft den jungen Trautmannsdorf gereizt hätte, zweitauſend Thaler zu nehmen: gut würde ſeyn, wenn ſie ihn bewegen könnten, eine viel größere Summe von ihnen anzunehmen. „Allein, fügt er ſelbſt hinzu, ich ſehe keinen Weg dies zu hoffen;“ denn geſetzt, daß jene Thatſache gegründet war, blieb es immer ein großer Unterſchied, von Freunden und gleichſam Verwandten, oder vom Feind, ein Geſchenk zu empfangen. *)

Als Graf Trautmannsdorf nach Münſter zurückgekommen war, ließ er beträchtliche Zeit verfließen, ehe er die Verhandlung mit den franzöſiſchen Geſandten anknüpfte, zur großen Verwunderung und Beunruhi-

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 79.

gung derſelben; denn nun fürchteten ſie, daß er noch auf günſtige Entſchließungen der Schweden Hoffnung ſetze: ein Verdacht, deſſen Erregung er vielleicht einzig bei ſeinem Zaudern beabſichtigte. *) Und als er endlich durch die Vermittler eine Erklärung über die Genugthuung Frankreichs den Geſandten deſſelben zukommen ließ, blieb er unverrückt bei den alten Gründen, warum die angebotenen drei Bisthümer ſchon eine großmüthige Gabe wären. Von ſeinem eigenen Hofe getrieben, mit Allem, was gefordert wurde, den Frieden zu erkaufen, glaubte er nur durch ſcheinbare Gleichgültigkeit und Unbiegſamkeit noch etwas wider die Franzoſen zu retten; denn ein feuriges Entgegenkommen, wie er gegen die Schweden beobachtet hatte, würde jene noch anmaßender gemacht haben. Die Vermittler brachten keine andere Antwort von der franzöſiſchen Geſandtſchaft, als daß der Graf Trautmannsdorf nicht die Manier habe, den Frieden zu verhandeln, ſondern eine Sache zu rechtfertigen. **)

Jetzt fingen die baieriſchen Geſandten an, den Vermittler wegen des Punctes der Genugthuung zwiſchen den Franzoſen und Kaiſerlichen zu ſpielen. Denn Marſchall Turenne war mit einem Heer im Anzuge und Maximilian von Baiern mußte fürchten, daß troß ſeiner geheimen Verbindung mit Frankreich die Politik deſſelben auf ſeinen Ruin losgehe, wenn er nicht als offener Bundesgenoſſe und Feind des Kaiſers da ſtand. Wie ſeine Geſandten merkten, daß die Franzoſen ſich mit Ober- und Unter-Elſaß und den Feſtungen Breiſach und Philippsburg vielleicht begnügen würden, erklärten ſie den Kaiſerlichen, daß Baiern einen beſondern Frieden mit Frankreich ſchließen werde, wenn die Botſchafter noch anſtünden, endlich darzubieten, was einzuräumen der kaiſerliche Befehl ihnen geböte.

---

*) Négociat. secrèt. T. III, p. 116. 117.

**) Acta pac. Westph. L. XVII. §. 35. 36.

Nun mußte Trautmannsdorf weichen, ſobald Baiern ſich nicht ſcheute, die Mittheilungen des kaiſerlichen Vertrauens gegen den Kurfürſten laut auszuſprechen, und er ſandte am vierzehnten April den Grafen von Naſſau und Doctor Volmar zu den Vermittlern, um kund zu thun, daß der Kaiſer Unter- und Ober-Elſaß, ingleichen den Sundgau an Frankreich abtreten wolle.

Durch ſolches Erbieten hofften die Kaiſerlichen einen Waffenſtillſtand von den Franzoſen zu erhalten, wozu die baieriſchen Geſandten Hoffnung erregt hatten; allein ſchon die Vermittler ließen über dieſelbe Winke fallen, daß ſie nicht ſicher ſey, und die franzöſiſchen Geſandten äußerten wenigſtens, daß ſie keine günſtige Entſchließung ihres Hofes erwarteten, wenn demſelben nicht auch die Feſtung Breiſach abgetreten würde. An dieſem

Punct drohte die ganze Friedenshandlung zu ſcheitern; denn der Kaiſer ſandte ausdrücklichen Befehl, ſolche Feſtung, und Sitz und Stimme im Reich den Franzoſen rund abzuſchlagen. Breiſach ſey, ſagten die Kaiſerlichen den Vermittlern, gleichſam die Hauptſtadt des Breisgaus, und wer es inne hätte, beherrſche dieſen, welchen Frankreich doch nicht verlange. Damit die Franzoſen nicht vorgäben, als fürchteten ſie Feindſeligkeit von dieſem feſten Punct her: ſo könnten ſie nur auf dem andern Ufer des Rheins eine Feſtung erbauen; auch wäre die kaiſerliche Majeſtät zufrieden, daß jedes neue Werk Breiſachs, welches von Anfang dieſes Kriegs her erbaut wäre, niedergeriſſen, und die Brücke, wodurch die Stadt mit dem Elſaß zuſammenhinge, abgeworfen würde. Die franzöſiſchen Geſandten erwiederten auf ſolche Erklärung den Vermittlern mit einem zornmüthigen Geſichte, daß ſie lieber noch hundert Jahre den Krieg führen, als ſich dieſes Platzes begeben wollten. Und wenn die Franzoſen, brach Trautmannsdorf gegen die vermittelnden Botſchafter aus, wegen Breiſachs allein mit dem Kaiſer kriegen wollten: ſo werden wir uns auch tapfer um die Haut wehren. Da verſuchte Graf d'Avaux einen andern Weg, und äußerte gegen Trautmannsdorf bei einem vertrauten Beſuch, wie Mazarin, durchdrungen von der innigſten Hochachtung gegen den Grafen, mit demſelben in Briefwechſel zu treten wünſche; denn der Kardinal, Widerwärtigkeiten in Frankreich beſorgend, wolle ſich in kaiſerlichen Schutz begeben. Dann kam der franzöſiſche Geſandte auf die Ueberlaſſung Breiſachs; doch Trautmannsdorf war durch die Schmeicheleien nicht weicher geworden, und antwortete mit einer runden derben Weigerung; denn er betrachtete die Feſtungen Breiſach und Philippsburg wie zwei furchtbare Hörner, welche der Franzoſen Macht über den Rhein ſtrecken wolle, um Deutſchland immerfort in Schrecken zu erhalten.

Allein vergeblich war er unerſchütterlich feſt gegen die Beſtürmungen von den baieriſchen Geſandten, gegen Drohungen und Schmeichelworte der franzöſiſchen, und ſanftes Zureden der vermittelnden Botſchafter geblieben; denn alle Politik half nicht mehr, da der Feind durch die baieriſchen Mittheilungen wußte, daß der allergeheimſte Befehl des Kaiſers ſeinen Botſchaftern erlaube, zuletzt doch Breiſach fallen zu laſſen. Da blieb ſelbſt ohne Wirkung, daß man ſich erbot, Philippsburg aufzuopfern, damit die Franzoſen eine Feſte diſſeits des Rheins hätten: die Vermittler ſagten ſogleich, daß man ſich vergebens in Anerbietungen erſchöpfe; denn die Franzoſen würden eines nach dem andern annehmen, und endlich die Kaiſerlichen doch nöthigen, Breiſach hinzugeben. Wenn es auch ſchien, als könnten Longueville und d'Avaux zu einem milderen Tone geſtimmt werden: ſo widerſprach ihnen Servien, welcher ganz den Willen des Kardinals Mazarin kannte, auf das härteſte, und brauchte gegen die Vermittler ſolche Geberden, als wollte er das Kriegsfeuer noch mehr in die Höhe treiben. Zugleich war das franzöſiſche Geld nicht müßig, und viele der Bevollmächtigten von bedeutenden Reichsſtänden entgingen nicht ſeiner Verführung: die Mehrheit der Stände zu Münſter faßte ſogar den Schluß, daß der Kaiſer erſucht werden ſolle, Breiſach hinzugeben. Am ſechs und zwanzigſten Mai eröffnete die kaiſerliche Geſandtſchaft den vermittelnden Botſchaftern, daß Ober- und Unter-Elſaß, ſammt dem Sundgau, und die Feſtung Breiſach auf ewig bei Frankreich verbleiben ſollten. Sofort überbrachten jene der franzöſiſchen Botſchaft die längſt erſehnte und erwartete Nachricht. *)

Trautmannsdorf hatte das Opfer gebracht, durch welches nach Verheißung der Franzoſen und Baiern die Ausgleichung zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich ſofort vollbracht ſeyn ſollte; doch wenige Tage nachher entfernten ſchon Schwierigkeiten, die ſich über das Opfer ſelbſt erhoben, ſolche Hoffnung. Nach Erklärung der franzöſiſchen Botſchafter waren der Elſaß und Sundgau ſo abgetreten, daß die unmittelbaren Reichsſtände gänzlich von der Oberhoheit des Reichs losgeriſſen und der franzöſiſchen Monarchie einverleibt würden, wie ihre

---

*) Acta pac. Westph. L. XIX. §. 2—33. Adami c. XV. §. 6. 8.

alten Unterthanen. Eine ſolche Ueberlaſſung jener Provinzen konnte nicht durch das Haus Oeſterreich bewilligt werden, welches nur ſein Recht und Eigenthum in denſelben abtrat; auch nicht durch den Kaiſer allein, ſondern durch Einwilligung des geſammten Reichs der Deutſchen. Aber die evangeliſchen Stände waren viel zu ſcheu, eine Berathſchlagung darüber in den drei Reichsräthen vor ſich gehen zu laſſen; denn ſie fürchteten, daß Frankreich, mit ſeiner Genugthuung ganz abgefunden, leichter wider, als für ſie, handeln würde. Die Kaiſerlichen hätten die gänzliche Abreißung der überlaßnen Provinzen leichter zugegeben, wenn ſie geſichert geweſen wären, daß der franzöſiſche König nicht verlange, gleich den Herrſchern von Spanien und Dänemark, Sitz und Stimme auf dem Reichstag zu haben. Allein trotz der vollkommenen Souveränität über die neue Beute, wollte Frankreich mit ihr das Recht eines Reichsſtandes verbinden, und auffallend genug, auch deshalb nicht aus dem alten Reichsverhältniſſe reißen, was den Biſchöfen und Städten von Straßburg und Baſel in den gewonnenen Provinzen angehörte. *)

Indem die Art der Oberhoheit über dieſelben noch unentſchieden, und die vollkommene Abtretung von Kaiſer und Reich aufgehoben bleiben mußten, betrieben die

---

*) Acta pac. Westph. L. XIX. §. 35—38. Adami c. XIV. §. 4.

franzöſiſchen Geſandten mit Eifer die Forderung, daß ſie auch das Beſatzungsrecht in Philippsburg haben wollten. Um dieſes zu erreichen, vernachläſſigten ſie die ganze Friedenshandlung, und begannen vom Anfang des Junius bis zum Ende des Auguſtmonates nichts mit einigem Ernſte. Der Hof von Frankreich war ungemein ſchon über die Erbeutung des Elſaſſes und Sundgaus erfreut, und nannte ſchon deshalb den Frieden, welchen er jetzt ſchließen wollte, den glorreichſten, den die franzöſiſche Krone jemals gewonnen hätte. Auch war es ohne ſein Wiſſen und ſeinen Befehl, daß die Geſandten noch neue Forderungen machten, als Breiſach endlich von den Kaiſerlichen aufgeopfert war. *)

---

*) Deshalb iſt aber nicht richtig, was **Schmidt** ſagt Th. II. S. 109: „Merkwürdig iſt dabei, daß der franzöſiſche Hof ſeinen Geſandten bereits die Weiſung gegeben hatte, wegen dieſes Punctes (des ewigen Beſatzungsrechtes von Philippsburg) den Frieden mit dem Kaiſer nicht zu hindern, ſondern vielmehr zu verſichern, daß man bereit ſey die Beſatzung abzuführen, wenn nur die Feſtungswerke geſchleift würden.“ — Als Beleg für dieſe Behauptung werden zwei Briefe des Königs vom 10. und 17. Auguſt 1646 angeführt, in welchen gerade das Gegentheil ſteht. Der Kurfürſt von Trier, unter deſſen Hoheit Philippsburg war, hatte das ewige Beſatzungsrecht an Frankreich zugeſtanden. La prétention de Philippsbourg ne fait plus d'obstacle à la paix, si l'empereur ne la traverse. Negociat. secret. T. III. p. 268.

Aber Graf Servien mochte geheime Winke vom Kardinal Mazarin haben, und wollte, neidiſch und eiferſüchtig auf d'Avaux, ſich ein höheres Verdienſt, als die übrige Geſandtſchaft, ein eigenthümliches erwerben. Wenn Longueville und d'Avaux bisweilen in dem Punct über Philippsburg einen milderen Sinn durchblicken ließen: ſo ſtürmte er dazwiſchen und verſcheuchte alle Hoffnung auf baldige Eintracht, ein Benehmen, welches zu ſehr mit ſeiner Natur und ſeinem alten Grimme wider den zweiten Botſchafter zuſammenhing, als daß man argwöhnen konnte, hierbei ſey ein verabredetes Spiel der Geſandten geweſen. Serviens Wildheit ſchreckte die Friedensverſammlung ſo ſehr, daß die Botſchafter des Kaiſers und einiger Kurfürſten den Entſchluß faßten, in einem öffentlichen Schreiben an den allerchriſtlichen König und Kardinal Mazarin, Geiſtlichkeit und Volk Frankreichs, die ganze Unwürdigkeit der franzöſiſchen Politik darzuthun; aber es währte zu lange, ehe ſich der deutſche Unwille alſo laut ergoß, und es unterblieb, als viele Reichsſtände und vorzüglich die Baiern eben ſo wie vor Breiſachs Falle ſchrien, daß eine einige Feſtung die Klippe ſeyn ſolle, bei welcher der nahe Frieden zu Grunde gehe; als die Kaiſerlichen ſich gezwungen ſahen, das Recht einer ewigen Beſatzung in der Feſte Philippsburg dem franzöſiſchen Hof am ein und dreißigſten Auguſt einzuräumen. *)

---

*) Adami c. XVI. §. 2. 4 10. 11. c. XVIII. §. 2. Negociat. secrèt. T. III. p. 166. 167.

Ein neuer Geiſt ſchien jetzt in die Friedensverſammlung gekommen zu ſeyn, denn die Franzoſen betrachteten nun die Kaiſerlichen nicht mehr als Feinde, ſondern begannen einen freundſchaftlichen Verkehr mit denſelben, und geberdeten ſich, als wäre ihnen anheim geſtellt, die Bundesgenoſſen gleichfalls zum friedlichen Verein mit dem Kaiſer zu treiben. Alle drei Geſandte Frankreichs brachen am ſiebenzehnten September nach Osnabrück auf, um auf die Schweden zu wirken, und Schiedsrichter aller Fehden zu werden, welche noch die Friedensverſammlung entzweiten. Diejenigen Proteſtanten, welche bisher zu Münſter geweſen waren, eilten ihnen nach, um vereint mit ihren Brüdern zu Osnabrück den Schaden abzuwehren, welchen der Einfluß der Franzoſen der evangeliſchen Parthei bringen konnte. Auch die Botſchafter der vereinigten Niederlande folgten, indem ſie Waffenſtillſtand und Freundſchaft mit den Spaniern zu Münſter faſt abgeſchloſſen hatten: ſie wollten gern verhindern, daß die geforderte Genugthuung der Schweden nicht durchaus bewilligt würde, weil dieſelben ſonſt die Küſte der Oſtſee, und die Mündungen der drei Ströme, Weſer, Elbe und Oder, alſo den ganzen Handel des nördlichen Deutſchland beherrſcht hätten.

Mit welcher ſiegreichen Miene die Franzoſen nach Osnabrück kommen mochten: ſo fanden ſie doch bald, daß ſie auf die ſchwediſchen Geſandten weniger Einfluß, als jemals, haben würden; denn ſie wurden von dieſen beſchuldigt, ihren Bund verrathen zu haben, und nun, nach Erbeutung der edelſten Provinzen Deutſchlands, und der zwei ſtärkſten Feſtungen am Rhein, den Sachwalter des gemeinſchaftlichen Feindes zu machen. Ueberdies hatten Oxenſtierna und Salvius an den franzöſiſchen Hof ihre Klage über die vorſchnelle Weiſe ſeiner Botſchafter ergehen laſſen, worauf dieſelben Befehl erhielten, langſam vorzuſchreiten, und jedes Verlangen der Schweden zu unterſtützen. *)

Plötzlich war nun das Segel der Franzoſen umgeſpannt, und ſie bewieſen nun mit vielen Rednerkünſten, daß kein Friede zu hoffen ſey, als wenn der Kaiſer und die Reichsſtände, welche von der ſchwediſchen Genugthuung in beſondern Anſpruch genommen würden, ſich derſelben gänzlich fügten; das hieß, überlaſſen ſollte man den Schweden Vorpommern mit der Stadt Stettin, Gartz, Inſel Wollin, das Bisthum Camin, den Hafen Wißmar, das Fort Wallfiſch nebſt zwei Aemtern, das Erzbisthum Bremen, das Bisthum Verden; und zwar die geiſtlichen Landſchaften als weltliche Fürſtenthümer, Alles aber mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage: endlich ſollte man die Miliz befriedigen. Dem Kurfürſten von Brandenburg wollten die Schweden Hinterpommern einräumen, und waren geſonnen, ihm von dem kaiſerlichen Lande die drei ſchle-

---

*) Adami c. XIX. §. 1. 2. 4.

ſiſchen Fürſtenthümer Glogau, Sagan und Jägerndorf zur Entſchädigung zu geben, um mit ſeiner Einwilligung Vorpommern zu erhalten. Schweden ſollte, äußerte Volmar gegen Oxenſtierna, der die kaiſerlichen zu Münſter beſuchte, es nur ſo einrichten, daß der Kurfürſt von Brandenburg ſeine Einſtimmung ſchlechterdings verweigere: ſo hätte es Urſache, das ganze Pommern zu behalten. Allein von ſchwediſcher Seite hielt man die Einwilligung des berliner Hofes nöthig, weil man ſonſt in Pommern immerfort ein Heer werde unterhalten müſſen, welches größere Koſten verurſache, als die ſämmtlichen Einkünfte des Landes betrügen. *)

Indem wider ſolche Genugthuung der Schweden und ſolche Entſchädigung des Kurfürſten von Brandenburg unerſchütterlich die Erklärung der Kaiſerlichen ſtand, daß man auch keinen Fuß breit von Schleſien weggeben werde; indem Friedrich Wilhelm ſein Pommern kaum für viele ſchleſiſche Fürſtenthümer und deutſche Bisthümer hingeben wollte, die eine Maſſe ausmachten, wie das ganze Kurbrandenburg und Pommern zuſammen; indem der vermittelnde Geſandte des Papſtes ſeinen Abſcheu wider jedes Opfer bezeugte, das die Kirche den Schweden und Proteſtanten bringen ſollte: regten ſich die franzöſiſchen Geſandten nach allen Seiten, um von Münſter aus, wohin ſie am Ende des Septembers

---

*) Acta pac. Westph. L. XXIV. §. 21.

zurückgekehrt waren, die Befriedigung der Krone Schweden in's Reine zu bringen. Die Kaiſerlichen ließen ſich ihre Vermittlung wohl noch gefallen; aber Oxenſtierna war zu ſtolz, um franzöſiſchem Rathe zu folgen, er wollte die Kaiſerlichen, den Frieden ſuchend, unmittelbar vor ſeiner Perſon geſchmiegt ſehen: und Salvius konnte jenen ohne franzöſiſche Vermittelung beſſer mit ſeinen Ränken ankommen, ohne dieſelbe leichter Beute gewinnen. *)

Die weitern Unterhandlungen wegen der Genugthuung der Schweden wurden durch die Ereigniſſe im Felde ſtets geſpannter. Torſtenſohn, welcher am Herzen der öſterreichiſchen Macht drohte, hatte ſich nicht behaupten können, und wegen körperlicher Schwäche den Oberbefehl niedergelegt. Sein Nachfolger Guſtav Wrangel hatte Böhmen verlaſſen müſſen, und den Plan entworfen, an der Donau und durch Baiern in Oeſterreich einzudringen, und Winterquartiere feſtzuhalten, die ſein Vorgänger auf dem Wege durch Böhmen und Mähren nicht hatte erringen können, zur Vereitelung aller ſeiner Abſichten.

Wrangel wollte ſich zu dem Zuge mit dem franzöſiſchen Heer unter Turenne am Niederrhein vereinigen, und Mazarin, welcher ungern wegen ſeiner ge-

---

*) **Adami** c. XIX. §. 9. 11.

heimen Verſtändniſſe mit **Maximilian** von Baiern, über dieſes Land Drangſal brachte, mußte dem eiferſüchtigen Andringen der Schweden nachgeben.

In Heſſen geſchah die Vereinigung beider Heere, und vorgeeilt der kaiſerlichen und baieriſchen Kriegsmacht am Main, belagerte **Wrangel** die Stadt Augsburg, welche Belagerung er, beim Anrücken von jener, aufheben mußte. Allein die Bewegungen des Feindes, ihn zu einer Schlacht zu locken, benutzte er, um über den Lech in Baiern zu ſtrömen. Unbeſchreibliches Elend kam über das Land durch die Schweden und Franzoſen, und beinah in gleichem Maaß durch das kaiſerliche und baieriſche Heer, als es endlich nachgerückt war.

Jetzt ward **Maximilians** alter Bund mit Oeſterreich völlig erſchüttert, und er ſehnte ſich nach einem offenen Waffenſtillſtande mit den Feinden, da ſeine geheime Verbindung mit Frankreich ihn nicht vor Elend gerettet hatte. Keine Vorſtellungen des kaiſerlichen Hofes konnten ihn abhalten, am vierzehnten März des Jahres 1647 mit den Schweden und Franzoſen einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, welchen jene, nur genöthigt von dieſen eingingen, weil ſie einzig durch den Krieg in Deutſchland lebten.

Den Umſtand, daß die Belagerung Augsburgs aufgehoben werden mußte, benutzten die Schweden mehr, als ihr Glück im Felde, um die Berichtigung ihrer Forderungen und das Friedensgeſchäft aufzuhalten. Oxenſtierna rief bei jenem kleinen Unglück einige der Proteſtanten zu ſich, und erklärte ihnen, daß die Macht des Kaiſers und des Hauſes Oeſterreich noch zu groß ſey, als daß man Frieden ſchließen dürfe; nun ſey Eintracht zwiſchen ihnen vonnöthen, damit die deutſche Freiheit nicht ſo ſehr, wie jemals, in Gefahr gerathe, und der Evangeliſchen Sache in Sicherheit geſtellt werde. Und durchaus in dieſen Ton ſtimmte Graf Servien von den franzöſiſchen Geſandten.

Nachdem die Franzoſen aus Baiern abgezogen waren, hatten ſie auch Kurmainz und Heſſen-Darmſtadt zur Neutralität gezwungen, und Oeſterreich ſtand, von allen Deutſchen verlaſſen, allein auf dem Kampfplatze. Selbſt unter den katholiſchen Reichsſtänden waren einige, welche riefen, daß der Kaiſer in jedes Verlangen der Kronen willigen, daß man den Proteſtanten nichts verſagen ſolle, um den Feinden keinen Vorwand zum Kriege mehr zu laſſen. *)

Der einzige Trautmannsdorf wankte noch nicht, und widerſtand allen politiſchen Künſten, und vergebens verſuchte ſich endlich auch an ihm der Zauber des Goldes, welcher allgemein und mächtig in dieſer Friedens-

---

*) Adami c. XX. §. 3—5.

verſammlung wirkte. **Friedrich Wilhelm** von Brandenburg, in dem Eifer, Pommern zu retten, bot dem Grafen hundert tauſend Thaler, um ihn für ſeine Abſicht zu gewinnen. Auf ſolches Anerbieten erfolgte keine andere Antwort, als daß der Kurfürſt ſich zum Ziel legen und auf Vorpommern mit Stettin Verzicht thun müſſe. Dies geſchah endlich, als ihm die Reichsſtände drohten, daß man, wenn er ſeine Einwilligung nicht in Monatsfriſt gebe, den Schweden ganz Pommern von Seite des Kaiſers und Reichs zuſagen werde. Am acht und zwanzigſten Januar des Jahres 1647 war die ſchwediſche Genugthuung beſchloſſen, wie ſie gefordert worden. *)

Die Genugthuung der ſchwediſchen Krone machte zunächſt nöthig, daß eine Entſchädigung des Kurfürſten von Brandenburg ausgemittelt würde. Ehe jene erſte ganz beendigt war, hatten ſchon die Franzoſen, welche Schweden bei ſeinen Forderungen treu unterſtützten, damit es nicht zu eiferſüchtig auf die Beute werde, die von ihnen gewonnen war, zur Schadloshaltung des brandenburgiſchen Hauſes, das Bisthum Halberſtadt und das Erzbisthum Magdeburg angeboten. Selbſt die Kaiſerlichen waren geneigt, in die Abtretung von Stiftern und Kirchengütern zu willigen, welche eigentlich keine katholiſchen mehr waren; aber die evangeliſchen

---

*) **Adami** c. XXII. §. 3.

Stände ſahen mit Schaudern, daß ein kalviniſtiſcher Fürſt ſo überaus vergrößert werden, und durch den Beſitz Magdeburgs ſogar, als erbliches Recht, die Leitung des niederſächſiſchen Kreiſes erhalten ſollte, in welchem die ächte lutheriſche Lehre ſo eifrig gehegt wurde. *) Der Kurfürſt ſelbſt dagegen war mit jenem Anerbieten nicht zufrieden, und verlangte außerdem das Bisthum Minden und eine ungeheure Geldſumme; **) auch noch das Bisthum Camin und die Grafſchaft Schaumburg. Eine ſolche Entſchädigung, ſagten ſeine Gegner, trägt drei und mehrmal ſo viel aus, als dasjenige, was er von Pommern hinweggiebt. Und wenn er dann die ungemeinen Vortheile hoch erhob, die er aus den Städten und Häfen an der Oſtſee, welche er aufopfre, hätte ziehen können: ſo antworteten die kaiſerlichen und ſchwediſchen Geſandten, daß die nordiſchen Mächte ohnedies dem Kurfürſten keine Kriegsſchiffe auf der Oſtſee erlaubt haben würden: Laſtſchiffe aber ſtände ihm noch jezo frei, hin und wieder zu gebrauchen. ***)

Heftiger kämpfte indeß niemand gegen die Forderungen des Kurfürſten von Brandenburg, als das Haus Braunſchweig und deſſen Geſandter Doctor Lampadius, welcher von niedrigem Herkommen aus dem

---

*) Acta pac. Westph. L. XXVI. §. 6.

**) Adami c XXIV. §. 5.

***) Acta pac. Westph. L. XXVI. §. 22.

Amte Lauenſtein, alles Glück jenem Fürſtenhauſe verdankte, das über ſein Vaterland herrſchte; als Patriot für daſſelbe ſich dem Wachsthum der brandenburgiſchen Macht widerſetzte, und eben ſo als eifriger und wohlgelahrter Lutheraner die Vergrößerung der Kalviniſten in Deutſchland verabſcheute; alles aber war mit einem heftigen, redlichen Gemüth, und der Hartnäckigkeit eines Gelehrten. *) Da er merkte, daß die Entſchädigung Brandenburgs wohl zum Nachtheil ſeiner Fürſten und des Lutheranismus vollbracht werden könnte, wußte er ſich ſo wenig zu faſſen, daß er bei den ſchwediſchen Geſandten bittere Zähren weinte, und den kaiſerlichen mit der Feindſchaft des braunſchweigiſchen Hauſes drohte. Graf Trautmannsdorf, dem ein ſo beſchränktes Gemüth, und beſonders der Doctor Lampadius gehäſſig war; weil derſelbe als der ärgſte proteſtantiſche Eiferer noch kaum geſagt hatte, der Kaiſer müſſe keinen Frieden haben, als bis er den Proteſtanten Alles zugeſtanden hätte, antwortete auf jene Drohung mit einigem Lächeln: Oeſterreich habe ſchon Feinde genug gehabt, und werde, wenn die Braunſchweiger Krieg mit ihm anfangen wollten, ihnen ſchon widerſtehen können. **)

---

*) **Walthers** Univerſal=Regiſter, S. 61.

) **Samuelis de Pufendorf de rebus gestis Friederici Wilhelmi magni, electoris Brandenburgici commentariorum libri novendecim. Lipsiae et Berolini 1733. fol. L. III. §. 12.

Das Haus Braunſchweig hatte für ſeine Prinzen verſchiedene Koadjutoreien erworben, für Friedrich in Ratzeburg, für Georg Wilhelm in Bremen, für Ernſt Auguſt in Magdeburg, und zwei andere Prinzen hatten Präbenden in Halberſtadt. Wenn es alle vortheilhafte Ausſichten, die ihm dadurch eröffnet wären, aufgeben ſollte: behauptete es, wenigſtens Hildesheim, Minden und Osnabrück zur Entſchädigung haben zu müſſen. *)

Sowohl die Kaiſerlichen, als die Schweden und Franzoſen, verwarfen dieſe Forderung mit der unwilligſten Entrüſtung; doch bald wurden jene von dieſen beiden letzten nachdrücklich angegangen, man ſolle auf Befriedigung der Braunſchweiger denken, wiewohl ſie dieſelben bisher gehöhnt hatten, daß man nun erfahre, was für Frucht der Abfall von ihnen und die frühe Ausſöhnung des Hauſes Braunſchweig mit dem Kaiſer bringe. Allein auch die Kaiſerlichen ſchienen bald der brandenburgiſchen Geſandtſchaft weniger ungünſtig gegen

---

*) Acta pac. Westph. L. XLVI. §. 1. T. Pfanneri historia pacis Westphalicae editio tertia. pag. 400. Pfanner nennt Minden; aber Münſter Adami c. XXIV. §. 16. Nicht verlangten die Braunſchweiger, wie der erſte behauptet, die genannten Bisthümer als Fürſtenthümer; ſondern verſprachen vielmehr, den Religionszuſtand in denſelben gar nicht zu ändern.

die braunſchweigiſchen Forderungen geſtimmt zu ſeyn. Am berliner Hofe wollte man wiſſen, daß die Geſandtſchaften Schwedens ſowohl, als des Kaiſers, jede zwanzigtauſend Thaler, von Braunſchweig bekommen hätten. Wenigſtens beſchuldigte Oxenſtierna die Kaiſerlichen, daß ſie durch Geld beſtochen wären, welche wiederum den brandenburgiſchen Geſandten klagten, daß ſie von den Schweden ſo gedrängt würden, die Braunſchweiger zu begünſtigen. *) Dieſe aber wurden jetzt ſo übermüthig, daß ſie drohten, den Berathſchlagungen der Proteſtanten nicht mehr beizuwohnen, ja ſie zu hemmen, wenn ihre Forderungen nicht befriedigt würden. So wenig ſchonten die heftigſten evangeliſchen Eiferer der Religion und des gemeinen Wohls, ſobald ihr beſonderer Gewinn ins Spiel gezogen war. **)

---

*) Adami c. XXVI. §. 15. Pufendorf L. III. §. 12. Schmidt Th. 11. S. 137 erzählt, die braunſchweigiſchen hätten nach der Angabe eines glaubwürdigen Geſchichtſchreibers durch zwanzigtauſend Thaler ſich Oxenſtierna zum Freunde gemacht. Er citirt Pufendorf L. III. §. 11. Allein daſelbſt iſt von dieſer Sache gar nicht die Rede; und im zwölften Paragraph ſagt Pufendorf auf das beſtimmteſte, daß vierzigtauſend Thaler an die Schweden und Kaiſerlichen vertheilt waren. Ein ſo halbes Verſtehen der Quelle iſt bei Schmidt doch merkwürdig. Gewiß war Trautmannsdorf über alle Verführung durch Geld erhaben; aber auch Volmar?

**) Pfanner p. 107. 108.

Auch die Kapitularen von Magdeburg und Halberſtadt erhoben ſich wider die brandenburgiſche Entſchädigung. Jene beſchwerten ſich nur allgemein, daß ihnen nun alle Hoffnung, einſt ſelbſt auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu gelangen, und das Recht der Wahlen geraubt wäre; dieſe klagten den kaiſerlichen Hof der Undankbarkeit an, indem ſie, wiewohl nicht katholiſch, den katholiſchen Bruder des Kaiſers zu ihrem Biſchof erwählt, und darum wohl verdient hätten, nicht durch des Kaiſers Entſcheidung fremder Macht und erblicher Herrſchaft unterworfen zu werden: derſelbe könne nach Belieben ſeine Roſſe und Hunde andern ſchenken, doch nicht Bisthümer und Freiheiten der Kapitularen. Allein Trautmannsdorf achtete dieſe Verſtellungen wenig, und noch weniger, was der Geſandte des Biſchofs von Halberſtadt vorbrachte; denn er meinte, daß dem Kaiſer die Geſinnung ſeines Bruders, des Erzherzogs Leopold Wilhelm, ſattſam bekannt ſeyn müſſe. *)

Ein beſonderer Streit ſchien anfänglich die brandenburgiſche Entſchädigung in Hinſicht auf das Bisthum Minden zu erleichtern. Die Proteſtanten behaupteten, daß im Normaljahr 1624 ein evangeliſcher Adminiſtrator, Prinz Chriſtian von Braunſchweig, geweſen, und deshalb Minden als ein proteſtantiſches Bisthum zu betrachten ſey. Dagegen ſagten die Katho-

---

*) **Adami** c. XXIV. §. 12.

liken, **Chriſtian** ſey nur unter der Bedingung zum Koadjutor gewählt, daß er die Beſtätigung vom Papſt und die Regalien vom Kaiſer erhielte, und überhaupt ſich nach den Regeln der katholiſchen Kirche zum Biſchof tauglich machte. Nichts von allem dem ſey erfüllt worden, und deshalb nur auf das Kapitel im Normaljahr zu ſehen, welches durchaus katholiſch geweſen ſey. Minden wäre mithin ein katholiſches Biſthum.

Auch dieſen Streit ſah **Trautmannsdorf** geendigt, wenn er daſſelbe als weltliches Fürſtenthum dem Kurfürſten von Brandenburg bewilligte, welchen er überhaupt ſeinem Kaiſer gern zum beſondern Freunde zuziehen wollte, deſſen große Eigenſchaften erkennend. Leicht gewannen alſo die brandenburgiſchen Geſandten von ihm eine günſtige Zuſage wegen Mindens. Allein der Biſchof deſſelben, **Franz Wilhelm**, ſtand mit der höchſten Wuth wider ihn auf, und forderte ihn vor den Richterſtuhl Gottes. **Trautmannsdorf** ſtellte feierlichſt die Nothdurft, Frieden zu ſchließen, entgegen, und verwies den Biſchof an die Franzoſen, welche den Kaiſer dahin gebracht hätten, daß er das Kirchengut nicht erhalten könne. *)

Graf d'**Avaux** machte Miene, den Biſchof **Franz Wilhelm** zu unterſtützen, welcher den Proteſtanten

---

*) **Adami** c. XXIV. §. 10.

vor allen verhaßt war, weil er das kaiſerliche Reſtitutionsedikt wegen der geiſtlichen Güter im niederſächſiſchen Kreiſe mit ſtrengem Eifer vollzogen hatte. Auch die Schweden zogen ſich zurück, wiewohl ſie der Hoffnung des großen Kurfürſten auf Minden ſonſt geſchmeichelt hatten. Die Urſache mochte ſeyn, daß eine Parthei in Schweden Unzufriedenheit mit den Geſandten in Osnabrück bezeigte, weil von denſelben nicht das ganze Pommern erworben war. Ihn klage man deshalb vorzüglich an, ſagte Salvius. Aber die Königin ſtimme mit ihm zuſammen, und immer habe er Sorge getragen, eine feſte Freundſchaft zwiſchen ihr und dem Kurfürſten zu gründen. Der Kanzler nur habe gleiche Rückſichten, wie Mazarin, und nähre den Krieg nicht ſo zu des Vaterlandes Vortheil, als dem ſeinen. Doch trotz ſolcher Aeußerungen iſt wahrſcheinlich, daß wenigſtens zum Theil die Geſandtſchaften der Schweden und Franzoſen ſich bei dieſem Handel verſtanden. Indem der Graf Trautmannsdorf bezeugte, daß die Schweden ihn zu der Zuſage an den Kurfürſten wegen Mindens zuerſt geſtimmt hätten; indem Oxenſtierna dies leugnete: rieth Graf d'Avaux, man ſollte dem Salvius zwanzigtauſend Thaler anbieten; und es geſchah alſo, daß zehntauſend alsbald, die übrigen auf einen beſtimmten Tag gezahlt werden ſollten. Nun hatte Salvius keine Einwendungen mehr, und erinnerte nur, daß man auch Oxenſtierna mit Geſchenken ſänftigen müſſe; denn vielleicht ſey derſelbe von den

Braunſchweigern durch Geld gewonnen, habe vielleicht geheimen Auftrag aus Schweden bekommen: doch ſollten ſie ſich hüten zu ſagen, daß er dies gerathen hätte; ſonſt würde der Kanzler nicht mit hunderttauſend Thalern erkauft werden können. Sofort boten die brandenburgiſchen Geſandten an Oxenſtierna zwanzigtauſend Thaler, die er ohne Umſtände annahm. Jetzt war die Erwerbung Mindens dem Kurfürſten unſtreitig geſichert. Sie ſchien ihm wichtig nach ſeinen Planen für Handel und Schiffahrt; indem er dadurch Herr der Päſſe an den dortigen Flüſſen wurde: überdies brachte ſie ſein Kurfürſtenthum und die weſtphäliſchen Beſitzungen mehr in Verbindung. *)

Am dreizehnten Mai des Jahres 1647 waren endlich durch Politik, Geld und Perſönlichkeit Friedrich Wilhelms alle Schwierigkeiten beſiegt; war man einverſtanden über die Formel, welche über ſeinen Verluſt und ſeine Entſchädigung in die Friedensurkunde eingerückt werden ſollte. **)

Sobald verlautete, daß die brandenburgiſche Genugthuung vollbracht ſey, lärmten die Braunſchweiger auf das ungeſtümſte bei den Kaiſerlichen, Franzoſen und Schweden und den Geſandten der Reichsſtände, um ihre Entſchädigung durchzuſetzen. Selbſt die Baiern gingen ſie an, und verſprachen ihre Beihülfe in der Angelegenheit des Hauſes Pfalz, die jetzt verhandelt wurde, wenn jene ihre Forderungen unterſtützten, deren vorzüglichſter Ernſt auf das Bisthum Osnabrück gerichtet war. *)

---

*) Pufendorf L. III. §. 13.

**) Pufendorf l. c.

Die Kaiſerlichen und Katholiken hatten nicht auf das fernſte daran gedacht, daß die Proteſtanten jemals dieſes Bisthum in Anſpruch nehmen würden; denn, im Normaljahr 1624 ſtand ihm ſchon Franz Wilhelm vor, der eifrig katholiſche und noch lebende Biſchof. Noch einmal raffte dieſer ſich auf, um dieſes letzte Bisthum zu retten, da er Verden und Minden verloren hatte. Wie die Friedenshandlung kaum bis zur Mitte ihrer Dauer gediehen war, rechnete er ſchon fünf und achtzig Beſuche, welche er bei den franzöſiſchen Botſchaftern abgelegt hatte, um die Bisthümer und die katholiſche Kirche zu retten; und faſt nie war er von ihnen ohne Hoffnung und Troſt entlaſſen worden. Jetzt verſprach d'Avaur, dem die Verhandlung zu Osnabrück inſonderheit von ſeinem Hof aufgetragen war, ihm ſein letztes Kirchengut zu vertheidigen. **)

Oxenſtierna hatte gegen Trautmannsdorf ſeine derbſten Flüche ausgeſprochen, daß Gott ihn ſtraſen ſolle, wenn Osnabrück wieder in die Hände der Katholiken komme; *) und die Abgeordneten der Proteſtanten, welche ihm erklärten, daß ſie nicht wünſchten, wegen Osnabrücks den Frieden verzögert zu ſehen, hatte er heftig unterbrochen, mit der Aeußerung, daß ohne Ausmittelung dieſes Punctes kein Friede geſtiftet werden ſolle. **)

---

*) Acta pac. Westph. L. XLVI. §. 3.

**) Adami c. XXIV. §. 19.

D'Avaux erwartete weniger Halsſtarrigkeit bei Salvius; allein dieſer ſprach den Franzoſen alles Recht ab, ſich in dieſer Sache zu verwenden: denn nach dem Bündniß zwiſchen beiden Kronen ſollten die geiſtlichen Dinge gemäß der Norm des Jahres 1618 wieder hergeſtellt werden; und wenn der franzöſiſche Botſchafter ſich auf die ſpätere Beſtimmung des Normaljahrs 1624 berief; ſo erwiederte der Schwede, daß dieſes nur über geiſtliche Güter entſcheide, in deren Beſitz die Reichsſtände wären; aber keinesweges über ſolche, welche die Schweden inne hätten. D'Avaux äußerte noch, daß der allerchriſtlichſte König und ſeine Mutter es der Königin von Schweden als eine Gunſt danken würden, wenn das Biſthum Osnabrück den Katholiken bliebe; und Salvius antwortete ihm mit dem Ausruf: wir halten euch die Bündniſſe, haltet ihr uns dieſelben. ***)

---

*) Acta pac. Westph. L. XLVI. §. 9.

**) Négociat. secrèt. T. IV. p. 65. 66.

***) Adami c. XXIV. §. 17.

Nun wußte der franzöſiſche Botſchafter ſchlechterdings nicht mehr, was er gegen die ſchwediſche Geſandtſchaft beginnen ſollte. Als er ihr zu bedenken gab, daß die deutſche Freiheit, für welche beide Kronen die Waffen führten, ſo gut die katholiſchen, als die proteſtantiſchen Reichsſtände umfaſſe, daß Frankreich die Erhaltung der katholiſchen Kirche und ihrer Güter in Deutſchland durch eine beſtimmte Gränze wider die proteſtantiſchen Eingriffe ſichern müſſe; denn ſonſt könnten die Schweden auch wohl nach dem Erzſtifte Mainz oder Trier greifen: fragte Oxenſtierna freimüthig: warum nicht? es giebt gar nichts, was ſich mit der Zeit nicht thun ließe; und wenn der Krieg noch fortdauert, wird der Kaiſer ſchon gezwungen ſeyn, ſeine Erzbisthümer zu bewilligen. Salvius ſuchte freilich ſolche Ausbrüche ſeines Gefährten zurückzuhalten oder zu mildern; aber im Grunde dachte er in Hinſicht auf die Religion eben das, was jener ausſprach. Es entging nicht dem franzöſiſchen Geſandten, welcher ſeinen Verdruß und ſeine Beſtürzung unter der lachenden Antwort verbarg: daß ſein König das Glaubensbekenntniß von Augsburg, oder die Lehre der Kalviniſten werde annehmen müſſen, wenn die Kurfürſtenthümer Mainz und Trier in den Händen der Proteſtanten wären. *)

Endlich ſchien ſich Oxenſtierna doch etwas milder benehmen zu wollen, und that den Vorſchlag, daß

---

*) Negociat. secret. T. IV. p. 61. 62.

in Osnabrück immer ein katholiſches und ein lutheriſches Haupt wechſeln ſollten; und als ſich d'Avaux auch dagegen auf das beſtimmteſte erklärte: zeigte ſich jener bereit, an ſeinen Hof Vorſtellungen zu ſenden, welche vielleicht bewirkten, daß er dem Wunſche Frankreichs in dieſem Punct genügen könne. *)

Allein die ſchwediſchen beriefen ſich fortdauernd auf den Befehl ihrer Königin, von der vorgeſchlagenen Alternative nicht abzulaſſen, und Trautmannsdorf, ihrer Halsſtarrigkeit überdrüßig, und voll Sehnſucht nach dem Frieden, wollte Osnabrücks wegen nicht länger widerſtehen, als d'Avaux ſich nachgiebiger bezeigte. Bis in den erſten Monat des Jahres 1648 hatte ſich die Verhandlung gedehnt, ehe unwiderruflich entſchieden war, daß der Biſchof Franz Wilhelm lebenslänglich Osnabrück behalten, ihm ein Prinz aus dem Hauſe Braunſchweig folgen, und ſofort ein vom Kapitel gewählter katholiſcher Biſchof immer mit einem braunſchweigiſchen Fürſten wechſeln ſolle. **)

---

*) Négociat. secrèt. T. IV. p. 66. Adami beſchreibt den Grafen d'Avaux weit nicht ſo muthig und ſtandhaft, als dieſer ſich ſelbſt in ſeinen Berichten. Aus beiden Quellen bringt die Kritik das obige Bild von ihm hervor.

**) Acta pac. Westph. L. XLVI. §. 30. Adami c. XXIV. §. 17. 18.

Auf den Geſchäften wegen dieſer Genugthuungen und Entſchädigungen lag immer wie ein ſchweres Gewitter die Erwartung, wie die Forderungen der Landgräfin **Amalia** von Heſſen-Kaſſel, die von beiden Kronen ſo lebhaft unterſtützt wurden, ihr Ende erreichen ſollten?

Unter allen Fürſten zuerſt hatte ſich Landgraf **Wilhelm** V. von Kaſſel in die Arme des großen Schwedenkönigs geworfen, eingedenk deſſen, was ſein Ahnherr Landgraf **Philipp** für die evangeliſche Lehre wider und durch Oeſterreich gethan und gelitten hatte. Nach ſeinem frühen Tode, mitten im furchtbarſten Sturme der Zeit, ward ſeine Wittwe **Amalia** nicht nur ſeines unmündigen Sohnes und Nachfolgers, ſondern des ganzen Hauſes und Landes Vormünderin, und verfolgte ſein Syſtem mit größerem Sinne. Auch mit der Krone Frankreich trat ſie in ein Bündniß, und unterhielt während des Krieges eine Macht von etlichen und zwanzigtauſend Mann, über welche der Geiſt dieſer Heldin des Jahrhunderts ausgeſtrömt war. In der Schlacht bei Allersheim, als ſich der große **Enguien** den Weg nach Baiern bahnen wollte, und durch den baieriſchen Feldherrn **Johann von Werth**, den herabſtürzenden von Anhöhen, ſein franzöſiſches Heer in der Ebene zerſprengt ſah, ſtanden die Heſſen, eine undurchdringliche Mauer wider den baieriſchen Strom, und gaben dem zweiten großen Feldherrn der Franzoſen, dem Marſchall **Tu-**

renne Zeit und Gelegenheit, die blutige Niederlage in einen blutigen Sieg zu verwandeln. Amalia unterhielt dieſe Truppen nicht allein durch die franzöſiſchen Lilien, *) ſondern vorzüglich durch Brandſchatzungen in den benachbarten Ländern, beſonders den katholiſchen Stiftern in Weſtphalen. Deshalb, und wegen ihres Grimmes wider das Papſtthum, überaus von den Katholiken, und eben ſo ſehr von vielen evangeliſchen Reichsſtänden als Kalviniſten gehaßt, wegen ihres geiſtvollen Eifers wider das Lutherthum; angefeindet von allen Deutſchen ob ihrer engen Verbindung mit den beiden Kronen: mußte ſie Rettung und Gewinn einzig von dieſer hoffen; zumal da der Friede von Prag immer am lauteſten von ihr verworfen war. **)

Mit den Artikeln der Genugthuung beider Kronen zugleich eröffnet, hatten die Forderungen der Landgräfin dem bitterſten Unwillen erregt; aber deſſen ungeachtet beſtand ſie hartnäckig von neuem auf denſelben, als die Schwingung am lebhafteſten war, welche die ſchwediſche Genugthuung in die Verhandlungen gebracht hatte.

---

*) Négociat. secrèt. T. I. pag. 479. . . là il me fut permis non seulement de voir cette heroïne de notre siècle, mais même de lui parler: je la traiterois volontiers de la Clelie ou de la Pentisilée de nos jours, si elle n'eût pas été mariée, quoiqu'on puisse lui appliquer ce que Salomon dit de la Virginité, son ventre est comme un monceau de bled entouré de Lys, mais dans un autre sens, pisqu'on dit qu'elle tire sa subsistance de la France, et qu'elle ne s'entretient que des richesses des Lys.

**) Acta pac. Westph. L. XXVIII. §. I.

Eine beſondere Schwierigkeit in Amalia's Entſchädigungsangelegenheit entſtand daher, weil jene den Streit ihrer Linie mit der darmſtädtiſchen über die Verlaſſenſchaft des Landgrafen Ludwigs des Aeltern von Marburg, vorſetzlich in dieſelbe verflecht, um den Beiſtand der Kronen auch für die Familienfehde zu benuzzen. Leicht hätte indeſſen die Genugthuung, welche ſie forderte und hoffte, dadurch ſcheitern können. Der Graf Trautmannsdorf lehnte zu wiederholten Malen alle Verhandlung über Heſſen-Kaſſel ab, indem Landgraf Georg zu Darmſtadt die Entſcheidung des Reichshofrathes für ſich hätte; und die Schweden wollten ſich der Schlichtung jener Familienfehde nicht unterziehen: wann ſo nahe Blutsfreunde in einander geriethen, wäre es, wie ein glühendes Eiſen, daran ſich verbrenne, wer es angreife. Allein der Franzoſen war Amalia ſo gewiß, daß ſie Alles wagen durfte. Der Herzog von Longueville, ſagte Trautmannsdorf, hat mit ſolchem ſtarken Eifer für Kaſſels Angelegenheit geſprochen, als ob ſie des Königs in Frankreich Krone und Scepter beträfe. Immer hatte es hart bei den franzöſiſchen Geſandten gehalten, von katholiſchen Stiftern etwas für die Proteſtanten zu erlangen, weil das zum Nachtheil ihrer Religion und Seligkeit gereiche; dennoch zeigten ſie ſich ſehr willfährig, als **Amalia** ſich auf Koſten der Erzſtifter Mainz und Kölln, der Stifter Paderborn und Minden, der Abtei Fulda, bereichern wollte, und die Abtei Hirſchfeld verlangte. Wie der Biſchof **Franz Wilhelm** von Osnabrück in Gegenwart vieler Geſandten den Herzog von **Longueville** in einer zierlichen Rede deshalb das Gewiſſen ſchärfte, und ſagte: ſolche geiſtliche Stiftungen an Kaſſel überlaſſen, wäre eben ſo viel, als der Mutter Gottes den Rock ausziehen, und ein ketzeriſches Weib damit bekleiden: ertheilte jener die Antwort: „man muß viel thun zu Gunſten einer ſo tugendhaften Dame, wie die Frau Landgräfin. Deshalb, meine Herrn, übertrefft euch ſelbſt, übertrefft euch, und gebt alle Genugthuung, welche ſie verlanget.“ Bei einer andern Gelegenheit ſagte er einigen katholiſchen Reichsſtänden: „die Frau Landgräfin hat mir ſo viele Liebkoſungen erwieſen, daß ich nicht anders, als mit Leidenſchaft für ſie rede.“ *)

Dieſe ungemeine Verwendung der Franzoſen für die Entſchädigung des Hauſes Heſſen-Kaſſel bewirkte bald, daß demſelben die Abtei Hirſchfeld, welche durch Gebiet und Gerichtsbarkeit bedeutend und im Beſitz des Adminiſtrators Erzherzog **Leopold Wilhelm** von

---

*) Acta pac. Westph. L. XXVIII. §. 1. 2. **Adami** cap. XXVI. §. 26. 27.

Oeſterreich war, von Trautmannsdorf zugeſagt wurde. Auch gab er noch Hoffnung auf einige Schaumburgiſche Aemter, und des Kaiſers Einwilligung, daß die Landgräfin aus den beſetzten Gegenden noch ſechsmal hunderttauſend Reichsthaler brandſchatzte. *)

Allein der Hof von Kaſſel war mit ſolchen Erbietungen wenig zufrieden geſtellt. Als am fünf und zwanzigſten April des Jahres 1647 die kaiſerlichen und ſchwediſchen Geſandten mit dem Grafen d'Avaux kurz vor deſſen Abreiſe von Osnabrück zuſammengekommen waren, vorzüglich um über die heſſiſche Genugthuung zu unterhandeln, trennten ſich die Botſchafter der Kronen von den Kaiſerlichen, in einem andern Gemach mit den Abgeordneten von Kaſſel ſich zu beſprechen; und zurückgekehrt trug Salvius vor, was die Landgräfin verlangte: Nämlich vier Städte des Kurfürſten von Mainz, innerhalb der heſſiſchen Gränzen belegen; von der Abtei Fulda die Aemter Roggenſtuel und Fürſtenberg; einen Theil des Bisthums Paderborn an der Dimel; vom Erzbisthum Kölln die Hälfte der Grafſchaft Arensberg, als Pfand für die Summe von zweimal hunderttauſend Reichsthalern; vom Bisthum Minden die vier Aemter Schaumburg, Bückeburg, Sachſenhagen, Statthagen; außerdem unmittelbar nach geſchloßnem

---

*) Acta pac. Westph. L. XXVIII. §. 2. 7. 9. Adami cap. XXVII. §. 27.

Frieden in baarer Zahlung viermal hunderttauſend Reichsthaler, und endlich Befriedigung der heſſiſchen Miliz durchaus ſo, wie der ſchwediſchen. *)

Da die Katholiken ſahen, daß die Landgräfin von keiner Forderung abſtand, und ſo herrliche Stifter zertrümmern wollte, wandten ſie ſich mit den heftigſten Vorſtellungen wider dieſelbe an die vermittelnden und kaiſerlichen Geſandten. Eine Kalviniſtin, wäre ſie nicht einmal im Religionsfrieden eingeſchloſſen, und greife nach dem Heiligthum der Kirche; grauſamer, als die Schweden, hätte ſie in den benachbarten geiſtlichen Ländern gewüthet; allenthalben zeugten Trümmer wider ſie, und noch während dieſer friedlichen Verhandlung ſchleudre der verruchte heſſiſche Soldat die Fackeln in heilige Tempel. Frankreich ſelbſt habe jedes Verdienſt der Landgräfin ſchon hinlänglich vergolten, und brauche nicht noch einen reichern Lohn für dieſelbe von Deutſchland zu erpreſſen. **)

Dieſe Vorſtellungen der Katholiken, und die Hinderniſſe, den Schluß des Reichsrathes zu erfüllen, daß durch billige Mittel ein Vergleich zwiſchen den beiden

---

*) **Adami** cap. XXVII. §. 28. Négociat. secrèt. T. IV. p. 92.

) **Adami c. XXVII. §. 29.

heſſiſchen Linien geſtiftet werden ſolle, *) ließen die Genugthuung der Landgräfinn Amalia nicht zu Stande kommen, ſo eifrig die beiden Kronen dieſelbe betrieben. Sie waren entſchloſſen, den Friedensplan zurückzuhalten, bis Heſſen hinlänglich befriedigt wäre, und erklärten dies den Vermittlern. **) Allein auch dadurch ward der Widerſtand der Reichsſtände nicht gebrochen, und die franzöſiſchen Geſandten machten zuletzt ſelbſt die Bemerkung, daß der Hof von Kaſſel nie große Neigung zum Frieden gezeigt habe, und ſich mit ſeiner Geſinnung ganz baar geben werde, wenn er ſo viel Kräfte, als Haß wider die katholiſche Kirche beſäße. ***) Endlich ward ihm ſelber offenbar, daß ſeine Genugthuung in großer Gefahr ſtehe, da der Kurfürſt von Baiern ſeinen Waffenſtillſtand mit den Feinden wieder aufgehoben hatte, und ſich das Kriegsglück auf die kaiſerliche Seite neigte. Er vermochte daher die Schweden, daß ſie einen Geſandtſchaftsſekretär an den baieriſchen Geſandten ſchickten, mit dem Anbringen: alles, was hiebevor der pfälziſchen Sache halber verabredet ſey, ſollte für nichtig gehalten werden, wenn Baiern nicht die heſſiſche Genugthuung zu Ende befördern hülfe. Die Antwort des Geſandten war, daß er deshalb an ſeinen Hof berichten wolle: übrigens wäre die pfälziſche Sache nun einmal rein und einfach abgethan. *)

---

*) Acta pac. Westphal. L. XXVIII. §. 6.

**) Négociat. secrèt. T. IV. p. 129. 130.

***) Négociat. secrèt. T. IV. p. 156. 157.

Vom erſten Beginn der Friedensverſammlung an war das Schickſal des Hauſes Pfalz ein vorzüglicher Gegenſtand der politiſchen Betrachtungen und Erwartungen geweſen. Der unglückliche Kurfürſt Friedrich von Pfalz, als König von Böhmen, und Maximilian von Baiern waren als die erſten Hauptperſonen des langen ereignißvollen Kriegs aufgetreten, und die Schlacht auf dem weißen Berg bei Prag hatte das Signal zu den vielen blutigen Kämpfen gegeben. Das Schickſal von jenem hatte ein großer Theil der Reichsſtände als ihr eigenes betrachtet: blieb ungeändert die Rache, welche Kaiſer Ferdinand II. an ihm genommen hatte, ſo ſchien der Triumph der kaiſerlichen Macht über die ſtändiſche Freiheit keinesweges gebrochen: den Kurfürſten von Baiern, welcher gern im Beſitz des ganzen Raubes am Hauſe Pfalz geblieben wäre, haßten die Schweden, weil er in den Schlingen der Jeſuiten lag, unterſtützten die Franzoſen, indem ſie durch ihn der öſterreichiſchen Macht Abbruch thun wollten; unterſtützte der Kaiſerhof, um ihn nicht durch Frankreich gewonnen zu ſehen, und um das ehmahlige Verfahren wider den geſtürzten König von Böhmen in Gültigkeit zu behaupten.

---

*) Acta pac. Westph. L. XXVIII. §. 18.

Dahin ſtimmten inzwiſchen bald alle Partheien zuſammen, daß der Pfalzgraf Karl Ludwig, des Geächteten Sohn, in einen Theil der väterlichen Beſitzungen wieder eingeſetzt werden ſolle; aber er verlangte auch die Kurwürde zurück, welche an Maximilian vergeben war.

Selbſt die Schweden mochten nicht unbedingt dieſe letzte Forderung ausſprechen; der Pfalzgraf ſollte, meinten ſie, erſt nach dem Tode des gegenwärtigen Kurfürſten von Baiern deſſen Stelle in dem Reichsrath einnehmen; ein Vorſchlag, welcher vom Hofe zu München ſchlechterdings, und auch von den Kaiſerlichen, verworfen wurde. *) Dieſe empfahlen den Reichsſtänden ſehr dringend, daß eine achte Kurwürde für das Haus Pfalz aufgerichtet werde; indem die goldene Bulle von Kaiſer und Reich bei hoher Noth abgeändert werden dürfe, und kein anderes Mittel ſey, beide Theile zufrieden zu ſtellen, und Deutſchland mit Ruhe zu beglücken. **) Die katholiſchen Kurfürſten, und Kurſachſen, begünſtigten Maximilian von Baiern, der im Beſitz ſeiner bisherigen Kurwürde und der oberen Pfalz bleiben ſollte; und nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg ſprach unter den evangeliſchen Reichsſtänden mit Ernſt für das pfälziſche Haus, doch auch ſehr gemäßigt; denn er mußte ſeine eigene Genugthuung noch fördern. Den pfalzgräflichen Kindern, ſagte er, müßten die Lande ſammt und ſonders wiederum eingeräumt werden, imgleichen ihre alte Kur, indem Baiern höchſtens auf die neue achte Kur Anſpruch machen könnte: beide Häuſer müßten dann in Sitz und Stimme und überhaupt im Genuß der kurfürſtlichen Rechte abwechſeln. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XXVII. §. 2.

**) Acta pac. Westph. L. XXVII. §. 5. n. 1.

Außer einer ſolchen denkwürdigen Erklärung des Kurfürſten von Brandenburg geſchah für das unglückliche pfälziſche Haus von evangeliſchen Reichsſtänden nichts bedeutendes, als etwa, daß ſie durch Abgeordnete der ſchwediſchen Geſandtſchaft ihre Wünſche in dieſer Angelegenheit darlegten. Von der Oberpfalz möchte ſo viel wie möglich für die heidelbergiſche Linie erhalten, und wofern ihr kein Stück davon gelaſſen würde, ein erkleckliches Geld, nur nicht von den geſammten Reichsſtänden, ihr gezahlt werden. Die Unterpfalz wollte ohne Schmälerung, und ohne Einlöſung von Pfandſchaften, ihr Theil ſeyn, und die Abwechslung in der Kurwürde ſcheine nicht verfänglich, und möchte endlich Gott befohlen werden. In beiden pfälziſchen Landen ſollte man die öffentliche Uebung des augsburger Glaubensbekenntniſſes wieder verſtatten. Doch müßten alle dieſe Puncte außer Verfang und Wirkung bleiben, bis die Beſchwerden der Evangeliſchen abgethan, und noch andere Materien richtig würden. **)

---

*) Acta pac. Westph. L. XXVII. §. 8.

**) Acta pac. Westph. L. XXVII. §. 6. Keinesweges empfahlen die Proteſtanten den Schweden eine gänzliche Wieder=

Nicht auf eigenen Antrieb hatten die Proteſtanten dieſen Schritt gethan, ſondern auf Verlangen der Schweden, ihre Anſicht von der pfälziſchen Angelegenheit zu vernehmen; denn dieſelben ſchienen jetzt, weil ihnen die Baiern bei ihren Verhandlungen wider die kaiſerlichen Botſchafter nützlich wurden, die halbe obere Pfalz an Maximilian laſſen zu wollen, und ſich zu ſcheuen, ohne der Evangeliſchen Einwilligung ihn zu begünſtigen.

Ueberhaupt war Kurbaiern nun in der blühendſten Hoffnung; denn die Franzoſen waren der Meinung, daß es die ganze Oberpfalz behalten, und den jüngern Pfalzgrafen eine Million Goldes herausgeben ſollte; und der päpſtliche Hof begehrte ſehr, daß die Kur mit allen Vorzügen nach der einmal beſtehenden Ordnung der baieri-

---

einſetzung des pfälziſchen Hauſes in alle ſeine Rechte und Beſitzungen, wie **Schmidt** ſagt, Th. II. S. 165; ſondern ſie thaten ausdrücklich, wie auf eine Unmöglichkeit, auf den Gedanken Verzicht, daß die pfalz-heidelbergiſchen Herrn in den ehemaligen blühendſten Zuſtand ihres kurfürſtlichen Hauſes wiederhergeſtellt werden ſollten. Eben ſo unrichtig giebt jener Schriftſteller zu verſtehen, daß die Proteſtanten auf eigenen Antrieb ſich mit jenen Vorſtellungen an die Schweden gewandt hätten, und bemerkt nicht, warum ſie ſelbſt dieſer wegen mit ſo viel Rückſicht für das Haus Pfalz ſprechen mußten. So iſt auf den Vorgang ein Schatten geworfen, welcher nicht hiſtoriſch gerechtfertigt werden kann.

ſchen Linie gelaſſen würde, wenn auch die pfälziſche deshalb ganz vom Reich ausgeſchloſſen werden müßte: ſo wäre doch während der Thronerledigung, nach dem Hinſcheiden eines Kaiſers, wenigſtens der eine Reichsverweſer der katholiſchen Religion zugethan, da ſonſt beide, Kurſachſen und Kurpfalz, im evangeliſchen Irrglauben wären. *)

Allein troß der blühendſten Hoffnung des Kurfürſten Maximilian verzog ſich ſeine Angelegenheit mit der pfälziſchen Linie unter mannichfaltigem Wechſel. Die Franzoſen und Schweden, ſogar die Proteſtanten, betrachteten ſie als einen Zügel, an welchem ſie ihn halten könnten. Sie zogen ihn daran zurück auf ihre Seite, wenn er ſich entfernt hatte, indem ſie Widerſtand gegen ſeine Wünſche drohten, oder Begünſtigung derſelben verhießen. Durch ſolche Politik genöthigt, hatte er den Kaiſer und andere Reichsſtände gedrängt, daß den Franzoſen das Elſaß, Breiſach und Philippsburg überlaſſen, den Schweden und Andern überreich Genugthuung und Erſatz zugetheilt wurden; daß den Proteſtanten in manchem gewillfahrt iſt, was ſie ohne ihn nicht erreicht hätten. Wenn der Baier, bei weitem der wichtigſte unter den katholiſchen Reichsſtänden, nicht widerſprach, verlangte Trautmannsdorf unbedenk-

---

*) Adami c. XXVII. §. 5. Acta pac. Westph. L. XXVII. §. 4.

licher ein Opfer von der katholiſchen Kirche, zur Beſchleunigung des Friedens. *)

Am ſiebenten April des Jahres 1647 erfolgte ein Reichsgutachten in der kurpfälziſchen Sache, daß Maximilian im Beſitz der Kurwürde und der obern Pfalz bleiben, aber auch die dreizehn Millionen Thaler, welche er dem Kaiſer zu den Kriegskoſten, auf Pfandſchaft des Landes ob der Enns, vorgeſchoſſen hatte, als erledigt anſehen ſollte. Die Errichtung einer achten Kurwürde für die heidelbergiſche Linie ſey weniger verfänglich, da mit Erlöſchung dieſer letzten auch jene eingehen, und wieder die heilige Zahl der ſieben Kurfürſten eintreten ſollte. Mit der letzten Kur und der Unterpfalz belehnt zu werden, müßten die Nachkommen des jüngſt abgelebten Pfalzgrafen Friedrich als eine kaiſerliche Gnade anſehen; denn dieſer habe durch ſeine betrübten Handlungen den unſäglichen Krieg und das grauſame Vergießen des Chriſtenblutes begonnen. **)

Weil Maximilian von Baiern ſchon vor dieſem Reichsgutachten den Waffenſtillſtand mit den beiden Kronen geſchloſſen hatte, zeigte ſich auch Oxenſtierna ſehr bereit gegen den Grafen d'Avaux, die alte Kurwürde und die ganze Oberpfalz, der bairiſchen Linie zu laſſen, wenn eine achte neue Kur und die Unterpfalz den Nachkommen des Kurfürſten Friedrich geſichert würden.

---

*) Dieſe Bemerkungen ſind faſt wörtlich genommen aus Adami c. XXVII. §. 7.

**) Acta pac. Westph. L. XXVII. §. 8.

Als d'Avaux erfreut über die Offenheit und Willfährigkeit des ſonſt ſo unbeugſamen Oxenſtierna von demſelben ſcheiden wollte, fragte er ihn: ob er gegen Salvius über dasjenige reden dürfte, was er kaum von ihm gehört hätte? Der Kanzler ſah dabei keine Schwierigkeit, und jener beſuchte ſofort den zweiten ſchwediſchen Geſandten. Allein dieſer war unbeſchreiblich kalt, und konnte nicht Hinderniſſe genug bei allen Puncten anführen, die noch geſchlichtet werden mußten. Endlich fragte er mit halbverhehlter Eiferſucht: was d'Avaux ſo lange mit Oxenſtierna verhandelt habe? und wie er vernahm, was derſelbe über die pfälziſche Angelegenheit geſprochen, deutete er halb an, daß er es nicht mißbillige. *)

Dieſes häcklichte Benehmen von Salvius, und überhaupt das langſame Naturel der Schweden, worüber die Franzoſen nicht genug klagen konnten, **) waren mit Urſache, daß die beiden Kronen ſich erſt am Ende des Julius die Formeln mittheilten, wie die Entſcheidung über die pfälziſche Sache in die Friedensurkunde eingerückt werden ſollte. Das Einverſtändniß war leicht, da man über die weſentlichen Puncte längſt einig geworden war. Sogleich ſchickten die franzöſiſchen Botſchafter einen beſondern Abgeordneten mit der von ihnen und den Schweden unterzeichneten Urkunde an den Kurfürſten von Baiern, daß er ſich mit ihnen über den glücklichen Erfolg freuen ſolle. Er hätte große Urſache einzuſehen, daß einzig durch Frankreichs Anſehn dieſe Sache beendigt, und der Schweden Einwilligung erpreßt wäre. *)

---

*) Négociat. secrèt. T. IV. p. 55. 56.

**) Négociat secrèt. T. IV. p. 35.

Die vornehmſte Urſache, warum dieſe letzten ohne das heftige Drängen der Franzoſen den Kurfürſten von Baiern noch länger hätten im Ungewiſſen ſchweben laſſen, lag darin, weil die Genugthuung der ſchwediſchen Miliz noch nicht ausgemacht war. Um die ungeheuren Forderungen für dieſelbe bei den Katholiken durchzuſetzen, bedurften ſie des baieriſchen Beiſtandes. Inzwiſchen glaubten ſie ſich deſſelben zu verſichern, wenn ſie der Urkunde über die pfälziſche Angelegenheit die Bedingung beifügten, daß **Maximilian** die Befriedigung der ſchwediſchen Miliz zum ſchuldigen Gedeihen fördern ſolle.

Dieſelbe zu betreiben, war um dieſe Zeit der Kriegsrath **Alexander Erskin** aus Schweden bei der Friedensverſammlung angekommen, und hatte den Reichsſtänden nicht wenig Bekümmerniß eingejaget. Als er drei Wochen in Osnabrück gewartet hatte, ohne ſeine ungeheuren Forderungen bewilligt zu ſehen, führte er eine Sprache vor den Proteſtanten, wie ſelbſt die ſchwediſchen Botſchafter ſich nicht erlaubt hatten. Er ſey nicht blos von der Krone Schweden, ſondern von allen Generälen, und andern hohen Officiers bevollmächtigt gekommen, und die Soldateske, deren billiges Verlangen nur auf zwanzig Millionen Reichsthaler Genugthuung gehe, werde ſchon ſelbſt Mittel finden, zu derſelben zu gelangen. Auf ihrer Seite beruhten die Sachen nicht auf ſchwachen Gründen; denn das Fußvolk zählte vier und zwanzigtauſend Deutſche und zehntauſend Schweden, die Reiterei zwanzigtauſend Pferde. Deshalb ſollten die Reichsſtände einen ſchnellen Entſchluß faſſen, und dem widerwärtigen Rath der Katholiken kein Gewicht beilegen. Dieſe wären verarmt und zu Grunde gerichtet. Um vierzig Perſonen habe der Biſchof Franz Wilhelm, nach verlornem Stift Osnabrück, ſeinen Hofſtaat verringern müſſen: Baiern habe in ſeinen eigenen Landen einen ſchwindſüchtigen Krieg, und ſeine Völker gingen ſehr durch, wegen kargen Soldes und Unterhaltes. Der Papſt und die italiäniſchen Fürſten hätten mit den Türken und ſich ſelbſt ſo viel zu ſchaffen, daß ſie das deutſche Weſen wohl müßten gehen laſſen. Spanien rette ſich ſelbſt kaum an unterſchiedlichen Orten; Frankreich könnte weder mit Volk noch

---

*) Acta pac. Westph. L. XVII. §. 11—13. Négociat. secrèt. T. IV. p. 117—119.

Geld mehr fortkommen, und bemühte ſich ſogar, bei Privatperſonen in Holland Summen aufzunehmen. Demnach ſollten die Evangeliſchen keinesweges Hände und Füße ſinken laſſen, ſondern Gott und den gerechten Waffen trauen; wie er dann, neben andern Urſachen, auch den Leuten ein Herz einzuſprechen, nach Osnabrück gekommen wäre. Den Grafen Oxenſtierna habe er wohl entſchloſſen, Salvius aber etwas ſorgfältiger und verzagter befunden, wiewohl hernach die vom Grafen Servien anhergebrachten Subſidien und Penſionsgelder etwas mehr Muth gegeben hätten. Zwar möchten die Franzoſen mit Spanien Frieden machen müſſen; ob man aber alsdann, wenn ſie mit Geſchrei ſollten anher gelaufen kommen, und ſtracks völligen Frieden haben wollten, ihnen alsbald nachzufolgen Urſach haben würde, müßte man noch zur Zeit dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Die Unmöglichkeit, eine ſolche Summe, wie Erskin forderte, aus dem erſchöpften Deutſchland zu erpreſſen, gab Muth in der Niedergeſchlagenheit und Beſtürzung, welche der übermüthige Schwede anfänglich über den Reichstag verbreitet hatte. Um die Kaiſerlichen zu ſchrecken, daß ſie ſeinen Erpreſſungen nicht entgegenwirkten, hatte er zugleich erklärt, der ſchwediſche Soldat werde nicht eher den Degen aus der Fauſt legen, als bis die Verbannten und Ausgewanderten aus den kaiſerlichen Erbſtaaten wiederhergeſtellt wären; allein ſowohl der Kaiſer, als Kurbaiern erklärten dennoch, daß ſie auf den Fall einer Genugthuung für die ſchwediſche Soldateske ein gleichmäßiges für die ihrige begehrten. Die Katholiken wollten ſich auch in nichts einlaſſen; und die Evangeliſchen ſah die ſchwediſche Geſandtſchaft in einer ſolchen Gemüthsſtimmung, daß ſie die ſelbſt redende Unmöglichkeit, ſolche Summen in dem erſchöpften Deutſchland aufzubringen, nicht zu verkennen wagte. Man hätte aus der Noth eine Tugend machen, und mit ſolchen Vertröſtungen auf ſo großes Geld die Soldateske zum diesjährigen Feldzug munterer machen müſſen: die Forderung werde merkliche Milderung leiden.

Als Erskin gleichwohl bei ſeinem alten Tone beharrte, hielt Doctor Lampadius im Beiweſen der Geſandten Oxenſtierna und Salvius eine nachdrückliche Rede an ihn, welcher viele beiwohnende evangeliſche Botſchafter ihre Zuſtimmung gaben. Niemand, hieß es, würde in Abrede ſtellen, daß der ſchwediſchen Soldateske, wegen ihrer berühmten Tapferkeit, eine erſchwingliche Beliebung zu thun ſey; allein ohne Beitretung der Katholiken, ohne eigentlich zu wiſſen, wer ſolche ſchwere Laſt mit heben könnte und wollte, würden ſie ſich nimmermehr über eine beſtimmte Summe herauslaſſen. Wenn man drohe, daß ſich der Soldat ſelbſt die Genugthuung ſchaffen ſolle: ſo möchte das zu einem ſchlechten Ende, zum Auseinanderlaufen des ganzen Heeres führen, und Fürſten und Volk zur verzweifelten Gegenwehr bringen; denn wie viel Kühe man den armen Leuten abnehmen müßte, ehe zwanzig Millionen Reichsthaler zuſammen kämen? Den guten Leuten, die aus dem kaiſerlichen Erblande gewandert wären, ſey ihre Wiederherſtellung zu gönnen; aber könnte die Antwort zweifelhaft ſeyn, wenn die Frage hieße: ob die Vertriebenen aus Böhmen wiedereingeſetzt werden ſollten, oder das ganze Reich im Kriege ſtehen bleiben?

Dieſe nachdrücklichen Vorſtellungen fruchteten ſo viel, daß längere Zeit hernach nichts mehr über Befriedigung der ſchwediſchen Miliz auf die Bahn gebracht, vor allen nicht mehr verlangt wurde, das übrige Friedensgeſchäft ſolle bis zu Schlichtung derſelben ruhen. *)

Als die Schweden durch Erskin ihre ungeheuren Forderungen zur Befriedigung ihrer Miliz verkündeten, war die Lage des Kaiſers der Art, daß viele glaubten, nun könnten die beiden Kronen die Frage entſcheiden: ob Oeſterreich ſeyn ſolle, oder nicht? Sein Heer war kaum noch zehntauſend Mann ſtark: ſeit dem Waffenſtillſtande des Kurfürſten von Baiern ſollte er allein den großen Streitkräften des Feindes begegnen. Der ſchwediſche General Wrangel hatte in Schwaben und Franken ſeine Krieger erquickt, warf ſich an den Mainſtrom, und eilte, nach der ſchnellen Eroberung Schweinfurts,

---

*) Acta pac. Westph. L. XXXI. §. 12. 20. 21.

gen Böhmen, um deſſen Schlüſſel, die Feſtung Eger, zu belagern. Inzwiſchen hatte das kaiſerliche Erbland, ſo oft unerſchöpflich an neuen Kräften, wenn alles verloren zu ſeyn ſchien, ein nicht unbedeutendes Heer aufgebracht, das unter Anführung des heſſiſchen Feldherrn Melander, welcher mißvergnügt der Landgräfin Dienſte verlaſſen hatte, nach Böhmen eilte: die einzige deutſche katholiſche Kriegsmacht im Felde, unter einem evangeliſchen Haupte, wider die evangeliſchen Schweden und Deutſchen. Eger fiel, ehe die Kaiſerlichen es entſetzen konnten; aber Wrangel vermochte nicht dieſelben zu durchbrechen, und weiter in Böhmen einzudringen. Schon ſchreckte ihn Mangel an Lebensmitteln in ſeinem Lager, als die Kunde kam, daß Maximilian von Baiern den Waffenſtillſtand mit den beiden Kronen aufgekündigt habe.

Niemand war unzufriedener mit der halben Ruhe geweſen, zu welcher die Baiern durch denſelben gezwungen wurden, als der berühmte Anführer der baieriſchen Reiterei, Johann von Werth. Deshalb näherte er ſich dem Kaiſerhofe, welcher förmliche Abrufungsſchreiben an die baieriſchen Truppen ergehen ließ. In Verbindung mit andern Anführern wollte er ſie dem Kaiſer zuführen; allein es lag nicht in dem Character der Baiern, ihrem Fürſten leicht abtrünnig zu werden; nur von ihm wollten ſie Befehl annehmen, und Johann von Werth konnte ſich kaum nach Böhmen retten.

Maximilian fühlte keine beſondere Empfindlichkeit wider den Hof zu Wien, verbarg ſie wenigſtens; und die Betrachtung jenes Ereigniſſes führte ihn zu einer Anſicht ſeines Waffenſtillſtandes, wodurch ihm derſelbe drückend wurde. Endlich mochte Meuterei doch unter ſeinen Soldaten, die müßig waren und in Wehr bleiben mußten, Oberhand gewinnen. Jetzt trug er allein die Koſten ihres Unterhaltes: ſonſt hatten ſie ihn gefunden, wohin ſie verrückten. Den allgemeinen Frieden hatte er durch ſeinen Waffenſtillſtand fördern wollen, und deſſen einzige Folge war, daß Deutſchland noch ärger gehöhnt und gedrückt wurde. Sein eigener Bruder, der Kurfürſt von Köln, wehklagte über die Härte, womit die Heſſen ſeine Unterthanen preßten; und zuletzt hatte er in der pfälziſchen Sache ſeinen Zweck erreicht; er brauchte jetzt die Schweden nicht mehr zu ſchonen, und Frankreich ſah es vielleicht gern, wenn dieſen wieder mehr Widerſtand geleiſtet wurde, Auch ſchob er in ſeinem Manifeſt alle Schuld, warum er den Waffenſtillſtand brechen müßte, auf der ſchwediſchen Botſchafter übermüthiges, und den Frieden verſchmähendes Betragen in der Friedensverſammlung, wodurch er den Hof von Stockholm mehr, als durch den Bruch ſelbſt, in Harniſch brachte. *)

---

*) Négociat. secrèt. T. IV. pag. 385 etc. Londorp. T. VI. p. 214.

Um ſich durch Brandſchatzungen zu ſtärken, ließ er einen Theil ſeiner Truppen in Schwaben, und ſandte nicht ſeine ganze Kriegsmacht nach Böhmen. Gleichwohl war Wrangel gezwungen, dies Reich zu verlaſſen. Er ſann auf wüthige Rache gegen Baiern, welche auszuüben er ſich mit der franzöſiſchen Kriegsmacht verbinden mußte. Deshalb zog er ſich nach dem Rhein hin, lange in Gefahr von den Kaiſerlichen und Baiern aufgerieben zu werden. Allein der Anführer von jenen, Melander, hielt des Feindes Untergang geringer, als die Luſt, ſich an ſeiner ehemaligen Herrin, Amalia von Heſſen, zu rächen, und ihr Land zu verwüſten; und der baieriſche Feldherr durfte nicht mit Eifer verfolgen, weil Turenne drohte über den Rhein zurückzukehren, wenn die Schweden zu ſehr gedrängt würden.

Auf ſolche Weiſe rettete ſich Wrangel nicht nur, ſondern ſtärkte ſich ſo im Lüneburgiſchen, daß er die Feinde zwang, ſich an die Donau hinaufzuziehen. Mit ihm vereinigte ſich Turenne; die politiſche Schonung gegen die Franzoſen hatte dem Kurfürſten von Baiern nichts geholfen.

Nach einem blutigen Gefecht zu Susmarshauſen jenſeit der Donau brachen Wrangel und Turenne an derſelben Stelle, und auf gleiche Weiſe, wie Guſtav Adolf, über den Lechſtrom in Baiern ein. Die

Schweden verwüſteten es um ſo unmenſchlicher, je mehr ſie wegen des gebrochenen Waffenſtillſtandes erbittert waren. Kurfürſt Maximilian flüchtete ſich nach Salzburg, und ließ von dort ſeine Klagen an die katholiſchen Reichsſtände ergehen, und flehte, daß ſie eilen möchten, Frieden zu ſchließen, ſonſt müßte er ſich wieder durch beſonderen Vertrag retten, wiewohl er denſelben auf ihre Ermahnungen kaum aufgehoben hätte.

Starke Regenſtröme, welche den Innfluß ſo anſchwellten, daß die Schweden trotz vielfacher Verſuche keine Schiffsbrücke herſtellen konnten, verſchafften den Kaiſerlichen und Baiern Zeit, Kräfte und Muth zu ſammeln. Fürſt Piccolomini, aus den Niederlanden angekommen, ward Anführer der erſten, und ſtand muthig und klug den Schweden entgegen, welche, verhindert, nach Oeſterreich vorzudringen, ſich in Baiern wegen ihrer eigenen Verwüſtungen nicht länger nähren konnten, und ſich nach Schwaben zurückziehen mußten.

Alle dieſe Kriegsereigniſſe hatten auf die Verhandlungen über Genugthuung für die ſchwediſche Soldateske ſo wechſelnden Einfluß gehabt, wie ſie ſelbſt wechſelten. Als der Kurfürſt von Baiern ſeinen Waffenſtillſtand gebrochen, und Wrangel auf dem Rückzug aus Böhmen in Gefahr ſchwebte, vernichtet zu werden, ſchwieg der Uebermuth, womit die Schweden bisher an der

Friedensſtäte die ungeheure Befriedigung ihrer Krieger forderten. Aber im Frühjahr, als ihr Waffenglück wieder blühte, begann von neuem lebhaft über dieſen Punct die Verhandlung.

Zuerſt ward gefragt, wer zur Befriedigung der Soldateske beitragen ſollte? Beſonders der Kurfürſt von Trier glaubte davon frei zu ſeyn. Er habe ſich früh mit den Kronen in Verträge eingelaſſen, welche er mit zehnjähriger Gefangenſchaft hart genug gebüßt hätte, weshalb von der Krone Schweden häufig die Erklärung erfolgt wäre, daß ſie nimmermehr von ihm etwas begehren, ſondern ihm alle Freundſchaft erweiſen wollte. Aehnliche Gründe von Neutralität und Verbindung mit den Kronen führten auch andere an, die meiſten aber die Laſt eigener Soldaten und das erlittene Drangſal, um von der Befriedigung der ſchwediſchen Soldateske befreit zu werden. Mit Recht bemerkte vorzüglich Kurſachſen, daß dieſen oder jenen Grund ſolcher Art alle Reichsſtände vom höchſten bis zum kleinſten für ſich anführen könnten; daß ſie alle als Bürger Eines Bundes beiſteuern müßten, da ſie alle ſich des Friedens, wie eines gemeinſchaftlichen Gutes, erfreuen wollten; einige Stände wären ohnehin ſo verderbt, daß ſchlechterdings die Unmöglichkeit eintrete, von ihnen den Beitrag zu erzwingen.

Nachdem die Mehrheit dieſer Meinung zugeſtimmt hatte, faßte ſie den Schluß, daß nur der ſchwediſchen

Soldateſke Genugthuung zu geben ſey, mit Ausſchließung aller übrigen Armaden. Nur ſollten der Kaiſer und der Kurfürſt von Baiern für die ihrigen eine Befriedigung vom öſterreichiſchen und bairiſchen Kreiſe erheben dürfen, welche beide Kreiſe deshalb von Beiträgen für die ſchwediſchen Soldaten befreit wurden. So ward ein Punct geſchlichtet, der anfangs ſehr ſchwierig war, weil man davon angehoben, daß diejenigen, welche mit großen Aufopferungen die deutſche Freiheit und die Religion vertheidigt hätten, Entſchädigung erhalten müßten. Wo war irgend eine Parthei, welche ſich jenes Verdienſt nicht zueignete?

Durch eine Reichsdeputation wurden dieſe beiden Schlüſſe den Botſchaftern des Kaiſers und Baierns mitgetheilt, welche große Unzufriedenheit darüber bezeigten. Unbillig ſey, ſagte Doctor Volmar, daß die nordiſchen Fremdlinge ſo viel reichere Genugthuung, als ſie, empfangen ſollten; und durchaus unthunlich, zwei Heere, wie das kaiſerliche und bairiſche, aus zwei Kreiſen zu befriedigen, indem den Schweden ſieben Kreiſe angewieſen würden; ſolchergeſtalt möchten jene beiden ſtarken Armaden ſich nicht beſchimpfen laſſen. Die kaiſerliche Majeſtät ſey zu langmüthig, anſtatt zu ſagen: ihr lieben Stände, ſo muß es ſeyn, und nicht anders. Als einer von den Abgeordneten dagegen erwiederte, daß ſich ſolches nicht im Reich verüben ließe; zuvörderſt hätte die kaiſerliche Majeſtät noch mit den Schweden zu thun, welche das Schwert nicht in die Scheide geſteckt hätten, antwortete ihm **Volmar**: der römiſche Kaiſer hätte den Degen ſowohl in der Hand, als die Schweden; und ſo ſchied man von einander. Allein die Reichsſtände blieben bei ihren Schlüſſen, in dem feſten Vertrauen, daß der Kaiſer, als Vater des Vaterlandes, väterlich, der Kurfürſt von Baiern, als Mitbürger in der deutſchen Republik, brüderlich, mit den auf das Mark erſogenen Landesleuten verfahren würden. *)

Ungemein war die Scheu des Reichsrathes, an die beiden Fragen zu kommen: auf welche Weiſe die Zahlung an die ſchwediſche Soldateske geſchehe? wie groß ſie ſeyn ſolle? Jene Frage wollten ſie gern zuerſt abhandeln, und dahin ſchlichten, daß die Soldaten vorher verabſchiedet werden müßten, ehe ihnen die Genugthuung würde. Man wollte wenigſtens des Friedens gewiß ſeyn, ehe man ſich zu einer beſtimmten Summe ſchuldig bekannte, oder gar ſie zahlte. **Orenſtierna** wünſchte hingegen die Größe der Genugthuung beſchloſſen zu ſehen, ehe die Weiſe und Zeit der Leiſtung erörtert werden ſollten. Lag dieſe Erörterung im Hinterhalt: ſo konnte er dadurch zu freigebigeren Entſchlüſſen über den Umfang der Summe ſchrecken. Man könne leichtlich erachten, ſagte er den Abgeordneten der Reichsſtände, daß ſich die Soldaten, ohne vorhergehende

---

*) Acta pac. Westph. L. XLI. §. 2—4.

Genugthuung, nicht abdanken ließen, ſondern beiſammen ſtehen blieben; denn bei dieſen Burſchen gelte keine Rhetorik, keine Logik, kein Demoſthenes, noch Cicero. *)

Nothgedrungen gingen deshalb die Reichsſtände zur Berathſchlagung über die Größe der Genugthuung, welche ſie dem ſchwediſchen Heere geſtatten wollten. Man hätte zwar gehofft, hieß es in dem Schluſſe des Fürſtenrathes, daß die Krone Schweden ſich mit den unſchätzbaren Provinzen, welche ſie gewonnen hätte, begnügen werde, gleich der höchſt löblichen Krone Frankreich, welche ſelbſt ihre Miliz befriedigte; aber dennoch wollte man, um treuen Eifer für den unentbehrlichen Frieden darzuthun, der ſchwediſchen Soldateske zwanzighunderttauſend rheiniſche Gulden ein für allemal erlegen. Dabei müßten indeß die Bedingungen ſtatt haben, daß ihr Vorſchlag über Weiſe und Zeit der Zahlung angenommen, und dieſe nicht ohne die Vollziehung des Friedens überhaupt erledigt würde; daß die ſchwediſchen Botſchafter ſich nun belieben ließen, die Handlung über die Friedensurkunde, welche ſie gehemmt hatten, um die Genugthuung der Miliz zu erzwingen, wieder mit den kaiſerlichen anzuheben, und auf das allerförderlichſte zu treiben.

Als eine Reichsdeputation dem Grafen **Oxenſtierna** dieſe Erklärung überbrachte, äußerte er unbeſtimmt, daß er denjenigen ſehen möchte, welcher mit einer ſo geringfügigen Summe eine ſolche Armada aus dem Felde weiſen wollte. Zwei Tage nachher, am ſiebenzehnten Mai des Jahres 1648 verfügte er ſich unerwartet zu der kurmainziſchen Geſandtſchaft, und eröffnete, daß der Feldmarſchall Wrangel geſchrieben habe, wie hart die Soldateske im Punct der Genugthuung an ſich halte, und ſich nur mit funfzehn Millionen Gulden begnügen wolle; daß aber die Königin ihren Geſandten zu Osnabrück mildere Weiſung ertheilt habe. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XLI. §. 8.

Jetzt war das ganze Geſchäft dahin gekommen, daß herausgebracht würde, bis zu welcher Summe die Schweden herablaſſen möchten; und die Friedenshandlung lößte ſich auf in kaufmänniſches Treiben. Durch Bieten und Wiederbieten, ſagten die Reichsſtände ungeſcheut dem Grafen Oxenſtierna, müßte der Kauf gemacht werden.

Salvius hatte dieſem Geſchäfte bisher nicht beigewohnt, durch ſchwere Krankheit verhindert, und von Seiten der franzöſiſchen Geſandtſchaft fielen nun Winke, daß derſelbe gern ſehen werde, wenn jemand von der Reichsverſammlung zu ihm käme, da er genug wiederhergeſtellt wäre, um Beſuch annehmen zu können. **)

---

*) Adami c. XXVIII. §. 9. Acta pac. Westph. L. XLI. §. 10. 13.

**) Acta pac. Westph. L. XLI. §. 16.

Bei dem täglichen Handelsgeſchäfte, welches eifrig betrieben wurde, boten die Reichsſtände vier Millionen Gulden, und Oxenſtierna betheuerte, daß er nicht weiter, als auf acht Millionen Gulden hinabſteigen könne; und als die Abgeordneten darüber ungemein jammerten, fügte er hinzu: jetzt beſinne er ſich recht, der Königin Befehl gehe auf ſechs Millionen Reichsthaler, alſo auf neun Millionen Gulden. Endlich ließ er ſich wieder vernehmen, daß acht wohl genug ſeyn würden; aber des folgenden Tages forderte er ſchon wieder ſechs Millionen Thaler, wie das Aeußerſte, wovon man nicht abgehen könne. Offenbar hatte er ſich ſelbſt nicht genau gemerkt, wie viel ſein Hof für die Soldateske verwilligt haben wollte. Deshalb benutzten die Reichsſtände ſeine Abweſenheit, als er mit den Kaiſerlichen nach Münſter gegangen war, dem Feſte wegen des geſtifteten ſpaniſch-belgiſchen Friedens beizuwohnen, und ſandten Abgeordnete an den geneſenden Salvius, von welchem ſie vernahmen, daß der Königin Befehl fünf Millionen Thaler als die niedrigſte Befriedigung der Soldateske feſtgeſetzt habe. Nun gingen ſie ein wenig höher, und erboten ſich zu ſechs Millionen Gulden; allein beide Botſchafter erklärten, daß ſie ohne Verluſt ihres Hauptes von der Summe der fünf Millionen Thaler nicht weichen dürften. Sie hätten mehr als zu zeitige Nachricht, daß die Stände von Herkunft und Fürſprache des franzöſiſchen Geſandten Grafen Servien etwas hofften; doch der heilige Peter und Paul, wenn ſie vom Himmel herabſtiegen, könnten ihnen nichts anderes aufdringen, als was in ihrer Inſtruction ſtehe, deren Original ſie vorzeigen wollten. Wirklich wäre dies nöthig geweſen, wenn man ihnen Glauben beimeſſen ſollte; denn kurz vorher hatten ſie verſichert, daß es wider ihre Inſtruction laufe, wenn ſie ſich mit fünf Millionen Thaler begnügten, womit auch die Soldateske übel zufrieden ſeyn werde.

Endlich, am letzten Tage des Maimonates, da der Kurfürſt von Baiern, deſſen Land von den Feinden überſchwemmt war, um Frieden flehte und drohte, beſchloß die Mehrheit im Fürſtenrathe, daß man im Namen Gottes fünf Millionen Thaler verwilligen wolle.

Nachdem ein Schluß aller Reichsräthe dies genehmigt hatte, geſchah deshalb den ſchwediſchen Geſandten Eröffnung, welche entgegneten, daß ſie Urſache hätten, dieſes Anerbietens halber Dank zu ſagen, und es bei Ihrer Königlichen Majeſtät rühmen würden. Auch die Soldateske werde ſich deſſen erfreuen.

Die Reichsſtände hatten die Bedingung hinzugefügt, daß die ſchwediſchen Botſchafter ſich über die Art der Zahlung, und über Vollziehung des Friedens, ohne weiteren Verzug in Schriften zu der Stände Zufriedenheit vernehmen laſſen, und Termine der Bezahlung alſo ſtellen möchten, wie es dem erſchöpften Reich erträglich falle; daß ſämmtliche Glieder der ſieben angewieſenen Kreiſe der Reichsmatrikel gemäß gleich belegt werden ſollten; daß alle und jede zwiſchen den kaiſerlichen und königlichen Geſandten ſammt den Ständen, oder dieſen allein verglichenen, bisher aber von den Schweden nicht unterſchriebenen Sachen, unausſtellig von ihnen unterzeichnet, und die ſtockenden Berathſchlagungen mit den Kaiſerlichen über der Friedensurkunde unverglichene Puncte gefördert würden, unter Vernehmung des Gutachtens der Reichsſtände, damit der Haupt-Friedensſchluß innerhalb acht Tage nach bewilligter Genugthuung der ſchwediſchen Soldateske, wie Oxenſtierna verſprochen hätte, bewerkſtelligt werden könnte. *)

Auf dieſe Bedingungen nahmen die Schweden ſehr wenig Rückſicht, und übergingen ſie meiſtentheis in der Formel, wie die Genugthuung der Soldateske in die Friedensurkunde eingerückt werden ſollte. Auch ſchwur Oxenſtierna, daß ihnen zuvörderſt drei Millionen in baarem Gelde gezahlt werden müßten; und nun begann von neuem kaufmänniſches Treiben über die Termine der Zahlung, bis am neunzehnten Julius 1648 der endliche Vergleich über Befriedigung der ſchwediſchen Soldateske zu Stande gebracht wurde. In drei Terminen ſollten die fünf Millionen Thaler gezahlt

---

*) Acta pac. Westph. L. XLI. §. 18. 20. 24. 27.

werden: bei Schließung des Friedens achtzehnhunderttauſend Reichsthaler baar, und zwölfmalhunderttauſend in Anweiſungen auf gewiſſe Stände: die beiden andern Termine würden von den zwei nächſten auf den Friedensſchluß folgenden Jahren umfaßt. *)

In alle dieſe Verhandlungen hatten die Schweden auch die Genugthuung der heſſen-kaſſelſchen Miliz gemiſcht, deren ſich beſonders die katholiſchen Stände mit verzweifelter Hartnäckigkeit erwehrten. Viel leichter ward der Herzog von Lothringen abgewieſen, welcher gleichfalls ſeine Soldaten vom Reich belohnt wiſſen wollte. Den Kaiſerlichen aber führten die Reichsſtände zu Gemüth, wie Schweden ſelbſt erklärte, daß es nicht mit ihnen, ſondern dem Hauſe Oeſterreich Krieg geführt habe; und wie ſchon viel gethan ſey, daß ſie dem Kaiſer ſeine Erblande, den öſterreichiſchen, böhmiſchen und burgundiſchen Kreis von Genugthuung für die ſchwediſche Miliz, zur Befriedigung ſeiner eigenen, frei geben wollten. **)

---

*) Acta pac. Westph. L. XLIII. §. 11.

**) Adami c. XXIX. §. 13.

Fünftes Buch.

Neben den verwickelten und vielfachen Verhandlungen über die deutſchen Angelegenheiten und die Genugthuung der Kronen Frankreich und Schweden zog ſich langſam das Friedensgeſchäft hin zwiſchen den Franzoſen und Spaniern und den vereinigten Niederlanden. Ueberaus ſchwierig ward es durch einen Hauptgedanken, welcher im ſiebenzehnten Jahrhundert in die Politik der franzöſiſchen Regierung gekommen war, und von Mazarin feſtgehalten wurde.

König Heinrich IV. hatte das Syſtem gehabt, daß Habsburg in ſeinen beiden Linien, der deutſchen und ſpaniſchen, gedemüthigt werden müſſe, wenn Frankreichs Thron in ruhiger Größe daſtehen ſollte. Allein ſo tief konnte Spanien nie ſinken, daß es für denſelben nicht immer beunruhigend geblieben wäre, und die Hoffnung hätte aufgeben müſſen, als Macht zu Land und Waſſer Nebenbuhler der herrſchſüchtigen Nachbarn zu bleiben, oder einſt wieder zu werden. Mehr Sicherheit, als Heinrich's Syſtem, verſprach der Gedanke, daß man ſuchen müſſe, Spanien ſo enge mit Frankreich zu verbinden, daß es gleichſam ein Anhang von dieſem würde, daß aus beiden Ein Ganzes erwüchſe.

Auf mehreren Wegen verſolgte man dieſen Gedanken. Indem man durch Beförderung der einheimiſchen Zwiſte und Empörungen, und durch der Waffen Gewalt die ſpaniſche Nation ſo weit herunterbringen wollte, daß ſie ſich gefallen ließe, gleichſam in den Scheos der franzöſiſchen Macht aufgenommen zu werden, knüpfte man enge Bande zwiſchen den Familien auf den Thronen Frankreichs und Spaniens, die wahrſcheinlich dahin führen mochten, daß das Haus Bourbon, vielleicht gar Ein König, auf beiden herrſchte. Die Vermählung Ludwig's XIII. von Frankreich mit Anna Maria, Tochter König Philipp's III. von Spanien, ward in dieſem Geiſte benutzt; aber während dieſer Ehe wurden die Niederlande, Portugal und Catalonien in der Empörung wider die ſpaniſche Oberhoheit durch Kunſtgriffe und Waffen der Franzoſen erhalten und unterſtützt. Auch lag es nicht am Willen derſelben, wenn die Spanier nicht ganz aus Italien geworfen wurden, wo ſie das Uebergewicht eingebüßt hatten.

So erſchöpft dieſe Nation war, ſo ſehnſuchtsvoll der Staatsminiſter de Haro den Frieden mit Frankreich wünſchte, als zu Münſter und Osnabrück die großen Verhandlungen anfiengen, war Mazarin weit entfernt, denſelben irgend zu beſchleunigen; denn weder die Entkräftung der Spanier, noch die Verbindung ihres königlichen Hauſes und des franzöſiſchen, war ſo weit gediehen, daß Spanien ſich hingegeben hätte, ein

Theil der Macht des Hauſes Bourbon zu werden. Darum hatten die franzöſiſchen Botſchafter auf der Friedensverſammlung die Weiſung, daß ſie die Verhandlung mit Spanien in die Länge ziehen, und nicht mit Ernſt anfaſſen ſollten, als bis alle übrige Angelegenheiten ausgeglichen wären. *) Auch ſcheute ſich Mazarin nicht, die Mutter Königin in einem Sonnet zu ermahnen, daß ſie die Waffen nicht eher ruhen laſſe, als bis Spanien in den Schoos Frankreichs gebracht ſey; nur dann wäre Friede möglich, wenn Spanier und Franzoſen Einen Herrn hätten. **)

---

*) Négociat. secrèt. T. II. p. 85.

**) Négociat. secrèt. T. IV. p. 95.
Anne desires-tu qu'à l'ombre des lauriers
Nous soions pour jamais à couvert des tempêtes?
Demeure encor armée et pousse tes guerriers,
A faire tous les jours de nouvelles conquêtes.

Le retour de la paix doit être differé
Tant que nos ennemis auront de l'esperance,
Et pour donner au monde un repos assuré,
Il faut ranger l'Espagne au giron de la France.

Quelques lâches prudents, qui tremblent dans le port,
Disent secrètement, que tes armes ont tort
D'affliger le pais où le ciel te fit naitre,

Sans penser que l'amour peut être fils de Mars
Et que pour éviter la suite des hazards,
L'Espagnol et François peuvent n'avoir qu'un maitre.

Nichts benutzte zum Gedeihen jener politiſchen Hauptidee Mazarin eifriger, als den Abfall der ver-

---

Der Hauptgedanke dieſes Sonnets blieb von nun an eine politiſche Hauptidee der franzöſiſchen Regierung, welche um ſo weſentlicher wurde, je höher die Macht Großbrittanniens ſtieg und Frankreichs Eiferſucht reizte. Wenn dieſes über Spaniens und Portugals Kräfte und Producte, Küſten, Häfen und Flotten, ſogar über derſelben Beſitzungen in fremden Welttheilen gebietet, dann kann es auch als Handels- und Seemacht den Britten ohne Furcht die Spitze bieten.

Jene politiſche Hauptidee ſchien ganz ihr Ziel erreicht zu haben, als durch das Teſtament Karl's II. von Spanien der Herzog Philipp von Anjou zu deſſen Nachfolger in allen ſeinen Reichen ernannt war. Frankreich und Spanien wurden nun wie Eine Macht angeſehen, und Ludwig XIV. ſagte dem Jüngling beim Abſchiede: nun giebt es keine Pyrenäen mehr.

Allein der Deſpotismus hatte bei allem äußeren Glanze die Kräfte Frankreichs aufgezehrt, und die Schule heldenmäßiger Männer, welche der Uebergang von Gährung der Individualitäten zur vollendeten Repräſentation einer Monarchie möglich gemacht hatte, war beinahe vorübergegangen. Auch hatte Ludwig im Schein ſeiner Größe zu wenig berechnet, welche Kraft in der Welt wider ihn wirkte.

Eben der ſpaniſche Erbfolgekrieg, der die innere Schwäche Frankreichs kundthat und förderte, zertrümmerte die Hoffnungen, welche die anſcheinende Realiſirung jener politiſchen Hauptidee erweckt hatte. Die nachfolgende gänzliche Erſchlaffung und Auflöſung des franzöſiſchen Reichs einigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung, und den Krieg, welchen beide Theile nach Abfluß ihres zwölfjährigen Waffenſtillſtandes wieder mit Erbitterung gegen einander führten. Hätte es je gelingen können, daß Spanien die ſämmtlichen Niederlande unter ſeine Herrſchaft zurückbrachte: ſo wäre die franzöſiſche Politik weit von ihrem Ziel zurückgeworfen, und Frankreich von der ſpaniſchen Macht furchtbar umſchloſſen geweſen. Wenn die vereinigten Staaten als unabhängige Republik, ſich behaupteten: war der Nerv gelähmt, welchen die ſpaniſche Macht in den übrigen Niederlanden gegen die franzöſiſche Krone behalten mochte.

Wie Mazarin lieber alles aufgeopfert, als die Unabhängigkeit der holländiſchen Republik fahren gelaſſen hätte, wollte er eben ſo wenig, daß dieſe durch eine ſchnelle Ausſöhnung mit Spanien geſichert wurde. Er konnte den Krieg zwiſchen ihnen nur zu gut für ſeine Plane benutzen, und darum beſtand er auf das Verſprechen der vereinigten Staaten, daß ſie ihre Friedenshandlung mit den Spaniern immer in gleichem Schritte mit der franzöſiſch-ſpaniſchen erhalten wollten.

Bei einer ſolchen Stimmung der franzöſiſchen Politik hörte ſie, als die erſten Friedensvorſchläge zu Mün-

---

vollendete dieſe Zertrümmerung, welcher ein ſo ſchwacher Verſuch, wie der bourboniſche Familienvertrag, nicht wehren konnte.

ſter und Osnabrück mitgetheilt wurden, die ſpaniſchen mit einer Gleichgültigkeit an, wie wenn gar nichts geſagt wäre. Alle Eroberungen, welche die Franzoſen ſeit dem Vertrage von Regensburg im Jahre 1630 gemacht hatten, ſollten ſie an Spanien, den Kaiſer, das Reich, den Herzog von Lothringen, und die übrigen Verbündeten und Anhänger des öſterreichiſchen Hauſes zurückgeben; und ungekränkt ſollte der Vorrang bleiben, welchen die ſpaniſchen Könige altersher vor den franzöſiſchen gehabt hätten. *)

Auf beſtimmte Erklärungen über die Bedingungen, unter welchen es mit Spanien Frieden ſchließen wollte, ließ ſich Frankreich nicht ein. Es gab nur zu verſtehen, daß man den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge als Grundlage des Vereins annehmen könne, es alſo ſeine ſämmtlichen Eroberungen behalten, der König von Portugal und die Republik der vereinigten Niederlande anerkannt werden müßten. Zugleich ließ es ſeine diplomatiſchen Künſte dahin ſpielen, daß die Intereſſen der beiden Linien des öſterreichiſchen Hauſes gänzlich getrennt würden, und die deutſche verſprechen ſollte, ſich nie in die Fehden der ſpaniſchen mit Frankreich zu mengen. **)

So ungeheuer war die Kluft zwiſchen den Friedensſätzen der Franzoſen und Spanier, daß man nicht einſah, wie ſich ihre Geſandtſchaften über dieſelben hin die Hände zu irgend einer Vereinigung reichen konnten. Dazu kam, daß beinahe täglich der Streit über den Vorrang ihre Erbitterung mehrte, und die Anweſenheit der Abgeordneten des Königs von Portugal, im Verborgnen von Frankreich begünſtigt, die Spanier bis zur Wuth entflammte. Dieſe ſäumten nicht zu erklären, daß ſie, wenn jene als Ambaſſadeurs anerkannt und öffentlich behandelt würden, die Friedensverſammlung zerreiſſen wollten; indem ihr Herr ſich nimmermehr dazu verſtehen werde, daß man auf irgend eine Weiſe mit denſelben unterhandle, und mit einem Worte keinen Frieden mit Portugal wolle. *)

---

*) Négociat. secrèt. T. I. p. 318. 319.

**) Négociat. secrèt. T. I. 370 — 372.

Allein eben in der Hauptidee der franzöſiſchen Politik, daß Frankreich und Spanien Ein Ganzes, und vorzüglich durch Verbindung der beide Reiche beherrſchenden Familien werden müßte, lagen viele Mittel zu einer Annäherung zwiſchen Beider Geſandten. Kaum hatte Contarini, der vermittelnde Botſchafter Venedigs, fallen laſſen, daß die Spanier eine Vermählung ihrer Infantin mit König Ludwig XIV. vorſchlügen: ſo berichteten es die Franzoſen eiligſt, und der Staatsſecretär Brienne ſchrieb ihnen mit Freude zurück, daß ſolcher Vorſchlag den Frieden geben und ſichern könne. **)

---

*) Négociat. secrèt. T. II. p. 36.

**) Négociat. secrèt. T. II. p. 119.

Sie verſtanden zu gut die Kunſt diplomatiſcher Verhandlung, als daß ſie ſich nicht gleichgültig gegen weitere Eröffnungen des Gegentheils geſtellt hätten. Man darf, ſchrieb ihnen Brienne, zu Frankreichs Ruhm, und insbeſondere zu Eurem ſagen, daß die Spanier gänzlich ihre Art verändert haben, daß man an ihnen die ſonſt den Franzoſen beigelegte Ungeduld wahrnimmt, und an dieſen das Phlegma, wovon jene das eitelſte Aufheben machten. *)

Vollen Grund hatte dieſer Jubel nicht; denn Graf Penneranda zeigte ſich ſo überaus verſchloſſen, daß die Franzoſen ſogar auf den Verdacht kamen, Contarini habe bei Erwähnung der ſpaniſchen Friedensvorſchläge nicht hinlänglichen Grund gehabt, zumal da der päpſtliche Nuntius fallen ließ, daß jener bisweilen zu eifrig und voreilig in ſeinen Eröffnungen gegen die Partheien wäre. Er ſelbſt erwähnte keiner beſtimmten Aeußerungen, welche gegen ihn die Spanier gethan hätten. Dieſe würden, glaubte er, ihre eigentlichen Bedingungen nicht eher blos geben, als bis ſie den Frieden ſo weit gebracht ſähen, daß er von allen Theilen in wenig Zeit geſchloſſen ſeyn könnte. Weil der gegenwärtige Zuſtand ihrer Angelegenheiten ihnen nicht Hoffnung zu einem vortheilhaften Frieden machte: ſo wollten ſie nicht das Mißbehagen an einer langwieri-

---

*) Négociat. secrèt T. II. p. 120.

gen Behandlung der Bedingungen; ſondern plötzlich würden ſie ihren Entſchluß nehmen, wie diejenigen, welche eine Medizin ſchlucken müßten, es ſo raſch wie möglich thäten, um das Widerliche nicht zu ſchmecken.

Um ſo mehr freuten ſich die franzöſiſchen Geſandten, daß ſie die ſpaniſchen Vorſchläge, wie der vermittelnde Botſchafter Venedigs ſie mitgetheilet, anſcheinend gleichgültig überſehen hatten, und Graf Servien erklärte jetzt beiden Vermittlern: es gebe nur ein Mittel, raſch den Frieden zu bewerkſtelligen; daß man nämlich alle Dinge ſo laſſe, wie ſie jetzt da lägen. Es hätte nicht Anſchein, daß die Franzoſen durch die Waffen gezwungen werden könnten, ihren Feinden einen beſſern Frieden einzuräumen. Der Nuntius ſchwieg dazu, und Servien wußte nicht, ob blos aus Beſcheidenheit, oder weil er die franzöſiſche Anſicht billigte. Contarini entgegnete, daß jedermann glaubte, die Franzoſen dürften ſich nicht weigern, Katalonien herauszugeben, wenn ſie je Frieden wollten. *)

Servien blieb feſt bei dem Vorſchlag, welchen er gethan hatte, auch als er zwei Monate nachher eine Unterredung in ſeinem Hauſe mit dem lebhaften Saavedra hatte. Bei der Liebe Gottes, ſagte dieſer, laßt uns Frieden machen: wir verhehlen nicht, daß wir ſei-

---

*) Negociat. secrèt. T. II. p. 145. 146.

ner bedürfen, und daß unſere Angelegenheiten in einem ſchlechten Zuſtande ſind; aber die Dinge der Welt bleiben großen Umwälzungen unterworfen, und man darf das Glück nicht mißbrauchen. Nimmermehr, rief er wiederholt, würden ſie einen ehrloſen Vertrag eingehen: mehr als einmal wären die Spanier in ihre Berge eingeſchloſſen geweſen; aber nie hätten ſie den Muth verloren, und wider die Ehre gehandelt. *)

Bei ſolchen unmittelbaren Unterredungen zwiſchen den ſpaniſchen und franzöſiſchen Botſchaftern ward der Vermählung Ludwigs XIV. mit der Infantin nicht auf das fernſte erwähnt; aber Mazarin verfolgte unaufhörlich den Gedanken an dieſelbe. Durch geheime Verbindungen in Madrid erfuhr er, daß der König von Spanien geneigt ſeyn werde, bei einer Heirath der Infantin mit dem Bruder Ludwigs, oder, wenn es nicht anders ſeyn könnte, mit dieſem ſelbſt, auf Alles Verzicht zu leiſten, was er in der Franche Comté beſitze; vorausgeſetzt, daß Frankreich einwilligte, ſeine Waffen aus Katalonien und Rouſſillon zu ziehen, und verſpräche, dem König von Portugal auf keine Weiſe beizuſtehen.

Der Kardinal hatte hiegegen blos geäußert, daß man zu Paris keinen Vorſchlag anhöre, ſondern Alles

---

*) Négociat. secrèt. T. II. p. 198.

an das große Friedensgeſchäft verweiſe, welches zu Münſter betrieben werde; denn dort konnte im Gewebe der Verhandlung ein Faden immer für und wider den andern benutzt werden.

Dieſe Kälte des Benehmens ließ Mazarin je höher ſteigen, je kläglicher die Nachrichten lauteten, welche er am Ende des Jahres 1645 über Spaniens Zuſtand mit Luſt einzog. Die Spanier, ſchrieb er den Botſchaftern, ſehen keine Mittel, den Krieg während des nächſten Feldzuges fortzuführen, und nur ein irgend bedeutendes Korps von Fußvolk aufzuſtellen. Schon iſt der Vorſchlag geſchehen, alles Silberzeug aus den Kirchen zu nehmen, um dem ſchrecklichen Geldmangel zu ſteuern. Ich halte für ſehr wahrſcheinlich, daß ſowohl wir, als die vereinigten Staaten, ſobald derſelben Abgeordnete auf der Friedensverſammlung angekommen ſind, mit großer Leichtigkeit den vortheilhafteſten Frieden mit Spanien abſchließen können.

Er trieb daher heftig die Republik, ihre Geſandte nach Münſter abzuſchicken, wiewohl er nicht ohne Beſorgniß war, die Spanier möchten dann plötzlich ſolche Vortheile anbieten, daß die geblendeten Niederländer in wenigen Tagen eine Uebereinkunft mit ihnen träfen, ohne ſich um die Verabredungen mit Frankreich zu kümmern. Ich bin indeſſen, ſchrieb er der Geſandtſchaft, durchaus verſichert, ihr werdet in einer Angelegenheit ſolcher Art eure Klugheit und Geſchicklichkeit ſo nützlich anwenden, daß die Feinde nicht zum Zweck kommen mögen. *)

Mit ſeiner alles umfaſſenden und vorſorgenden Feinheit ſchilderte er auch den Botſchaftern zu Münſter den Character der Abgeordneten, welche die vereinigten Staaten ſenden würden. Unter ihnen allen war keiner, der nicht Neigung zu einem ſchnellen Frieden gehabt hätte, und durchaus keiner, welcher eine entſchiedene Vorliebe für Frankreich äußerte. Von ſehr großem Anſehen war Paw in ſeiner Provinz, der Geſandte Hollands, lebhaft dem Hauſe Oranien entgegenwirkend, welches, einmal emporgeſtiegen, leichter, als der republikaniſche Sinn, ſich mit Spanien verſöhnen mochte; aber eine Neigung nach der franzöſiſchen Seite hatte man deshalb nicht in Paw's Innern wahrgenommen. Der zweite Abgeordnete Hollands, Mathenez, glühte für die katholiſche Religion, und wollte einmal für allemal die Fehde mit Spanien beendigt wiſſen. Faſt alle übrige waren von dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien abhängig, welcher die gewonnene Macht ſeines Hauſes durch einen Vertrag mit dem alten Oberherrn zu ſichern wünſchte. Donia, der Bevollmächtigte von Friesland, begehrte leidenſchaftlich den Frieden; und wenn er nicht ſchon durch die Spanier gewonnen war:

---

*) Négociat. secrèt. T. II. p. 233. 234.

ſo hatte es keinen Zweifel, daß er ſo eifrig, wie ſie, ihren Vortheil verlangte. *)

Eine ſo geſtimmte Geſandtſchaft vom ſchnellen Frieden mit Spanien fern zu halten, bedurfte es ſeiner Künſte der franzöſiſchen Botſchafter. Sie wollten mit den höflichſten Bezeugungen von Freundſchaft beginnen; und ſandten ihre Kutſchen den Niederländern entgegen, die im Januar des Jahres 1646 der Stadt Münſter nahten. Außerdem zeigten ſich nur Kutſchen und Gefolge der Portugiſen, welche ſonſt nicht geſandtſchaftliche Ehren erwieſen und genoſſen, aber losgeriſſen von der ſpaniſchen Herrſchaft, wie die Holländer, in dieſem Falle ſich befugt glaubten, eine Ausnahme zu machen.

Am zweiten Tage nach dem Einzuge der niederländiſchen Legation erhielt ſie einen prachtvollen Beſuch von den franzöſiſchen Botſchaftern, welche in ſieben Kutſchen mit zehn Hellebardiern, zwölf Karabiniern und einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten heranzogen. Sie blieben länger als eine Stunde, und legten auf alle Weiſe die Achtung Frankreichs gegen die Republik dar, und ihr Verlangen, aufrichtig und freundſchaftlich die Unterhandlung mit der Geſandtſchaft zu pflegen. Zu Mittag ließen ſie derſelben durch ihre Trompeter eine Symphonie bringen. Die Spanier, welche den

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 13.

Niederländern nicht entgegen fahren konnten, weil ihre Rangſtreitigkeit mit den Franzoſen dabei in Anregung gekommen wäre, wetteiferten mit dieſen an Höflichkeit gegen die Angelangten. Schon hatte Penneranda ihnen ſo fein geſchmeichelt, daß ſein Legationsſekretär, durch welchen er ſie zuerſt begrüßte, ſich der holländiſchen Sprache bedienen mußte. Darauf erſchienen zum Beſuch vier Botſchafter Spaniens; denn der Erzbiſchof von Cambrai, als zweiter, ſollte die Beſtimmung der Geſandtſchaft zum Beſten der katholiſchen Kirche repräſentiren, neben der ſtolzen, verſchloſſenen, ächt ſpaniſchen Politik des Grafen von Penneranda, der nationalen Ideenglut Saavedra's, der ſatyriſchen Schlauheit des Don Brun. Sie kamen mit zehn Kutſchen, zwölf Hellebardiern und zwölf Muſketieren, und einer großen Zahl von Edelleuten und Dienern. Der Erzbiſchof von Cambrai führte die Unterredung Holländiſch, die übrigen faſt durchaus in Latein. Penneranda ſprach viel von der Hoffnung, daß ihre Verhandlungen einen blutigen Krieg endigen würden, zum Beſten der Chriſtenheit, welche ſelbſt von dem Türken bedroht wäre. Beim Weggehen gaben ſie jeglichem der Niederländer die Hand, welche ſich dieſer holländiſchen Sitte beſonders freuten, als wäre ſie zu Ehren der vereinigten Staaten beobachtet. *)

---

*) Négociat. secrèt. T. IV. p. 396—398.

Als man nun einen lebhafteren Betrieb der Verhandlungen zwiſchen Spanien und Frankreich kaum vermeiden konnte, indem zu fürchten war, daß ſonſt ohne Rückſicht auf dieſelben die vereinigten Niederlande mit der ſpaniſchen Krone Frieden ſtifteten, entwickelte **Mazarin** ſein Syſtem den Geſandten mit Eifer. Katalonien und Rouſſillon ſollten von den franzöſiſchen Waffen geräumt werden, wenn Spanien ſeine Niederlande und die Grafſchaft Burgund, am liebſten im Gefolg einer Vermählung zwiſchen beiden königlichen Familien, an Frankreich abtreten wollte.

Mit Entzücken verlor ſich der Kardinal in alle Vortheile, welche der Beſitz der Niederlande bringen würde. Dann erſt wäre Paris der Mittelpunct und das Herz Frankreichs, deſſen einheimiſche Mißvergnügte das Land ihrer Zuflucht verloren hätten. Das Haus Oeſterreich hätte keinen Zuſammenhang mehr zwiſchen ſeiner geſammten Macht; Spanien wäre losgeriſſen von Deutſchland. Gegen die Britten gewönne Frankreich durch Flandern ein Uebergewicht, welches mit Kraft zu verhindern, nur der innere Sturm ſie abhalten könnte; vom Hafen von Dünkirchen aus könnte es England gebührend beobachten, und reichte an den Handel der vereinigten Staaten. Unſicher ſey dagegen Kataloniens Beſitz, welches die Spanier leicht wieder erobern könnten. Gleichwohl wäre es ein Glück für dieſelben, Katalonien und Rouſſillon bald ruhig zu beſitzen; auch knüpfte ſich daran die Hoffnung, daß ſie mit Portugal, welches Frankreich dann ſeinem Schickſal überlaſſe, bald übermächtig ſchalten könnten. Die franzöſiſchen Heere, die Katalonien beſetzt hätten, drängen nach allen Seiten, wie ſie wollten, in die Mitte Spaniens; und in Einem Feldzuge gingen ſeine Niederlande verloren, welche zu veräußern, ſeine Könige, auch in ihrem blühendſten Zuſtande, mitunter geſonnen geweſen.

Wenn es der ſpaniſchen Eitelkeit ſchmeichelte, in den Niederlanden nur eine Morgengabe für die Infantin zu ſchenken, welche mit dem König von Frankreich vermählt würde: ſo könnte dieſer bald Anſprüche auf die Erbfolge in den ſpaniſchen Reichen erheben, trotz aller Verzichtleiſtungen, welche man die Prinzeſſin hätte thun laſſen; nur das Leben ihres Bruders halte den Herrſcher Frankreichs noch ab von Spaniens Thronen.

Wenn Mazarin von einer Hoffnung ſehr gereizt war, berechnete er weit mehr, was ſie fördern als was ſie nichtig machen könnte. Durch ſolchen Plan, antworteten die Botſchafter, werden die vereinigten Staaten, die Britten, die Katalonier und Portugieſen, zu gleicher Zeit in Furcht und Harniſch gebracht; auch ſehen wir nicht ſo klar die Vortheile, welche Spanien von demſelben hätte. Alle Bedeutſamkeit würde es für Deutſchland verlieren, und unſere Monarchen zu Schiedsrichtern in demſelben machen. *)

---

*) Negociat. secrèt. T. III. p. 21 — 2[illegible].

Die Geſandtſchaft glaubte, nur ein einziger, ſehr verdeckter Weg könne vielleicht zur Erfüllung jenes Wunſches führen. Man ſollte nämlich den Spaniern vorſchlagen, daß Frankreich alle Rechte und Anſprüche, welche ihm, durch den Frieden von Vervins, auf den von ſpaniſchen Waffen beſetzten Theil des Königreichs Navarra bewahrt wären, aufgeben wolle, wenn dagegen die katholiſche Majeſtät allen Anſpruch auf Katalonien opferte. Erſchrocken über den Vorſchlag zu einem ſolchen Tauſch, wodurch die franzöſiſche Macht in den Schooß der ſpaniſchen Nation geführt würde, möchte dieſe vielleicht zuerſt der Niederlande Abtretung für Kataloniens Räumung vom Feinde vorſchlagen, und ſchnell ließe ſich dann der Tauſch zu Stande bringen, ehe deſſen Widerſacher von ihm hörten. Nur müſſe man die Angelegenheiten wegen des Elſaſſes zuvor beendigen; denn zugleich verhandelt mit der Abſicht auf die Niederlande, würde ſie zuviel Argwohn und Eiferſucht erregen. *)

Feiner berechnet war Mazarin's Gedanke, daß man den Grafen Trautmannsdorf dahin bringen müßte, die Abtretung der niederländiſchen Provinzen den Spaniern zu empfehlen. Er kannte deſſelben edle Ruhmgier, der Welt den Frieden geben zu wollen. Außerdem ſollte man ihm Hoffnung machen, daß man

---

*) Negociat. secrèt. T. III. p. 28. 29.

in den Forderungen gegen Deutſchland und den Kaiſer nachlaſſen würde, wenn Spanien dem franzöſiſchen Verlangen willfahrte. *)

Mit überwiegender Feinheit behandelte der Kardinal auch den Vorſchlag der Botſchafter, die Rechte auf Navarra gegen Katalonien zum Schein anzubieten. Dieſer Umweg, ſagte er, wäre zu groß, und würde hindern, vor Eröffnung des Feldzuges für die eigentliche Abſicht etwas zu erreichen. Man gewönne nichts durch ihn, und machte einen doppelten nachtheiligen Eindruck. Lange Zeit wäre verfloſſen, daß Frankreichs Monarchen den Titel der Könige Navarra's angenommen; und ein ſo tief in dem Geiſt der Franzoſen eingegrabener Name, werde nicht, ohne dieſe zu beleidigen, beſonders jetzt aufgegeben, wo nur des Königs wachſender Ruhm, der Nation des Krieges Drangſal lindere. Auf der andern Seite würden die Spanier, welchen die wohlgegründeten Anſprüche Frankreichs auf Navarra Einbildungen ſchienen, mit Hohn anhören, daß ſie gegen dieſelben ein Fürſtenthum vertauſchen ſollten, in welchem ſie noch drei beträchtliche Plätze inne hätten. An eine beſtimmte, offene Darlegung der Idee der Botſchafter ſey deshalb nicht zu denken, man müſſe ſich hüten, ihrentwegen beim Wort genommen zu werden; aber wenn man von ihr eine Wirkung erwarte, ſo ſolle

---

**) Négociat. secrèt. T. III. p. 52.

man ſie im Geſpräch gegen Contarini fallen laſſen, der gewiß nicht ſäume, ihrer gegen die Spanier zu erwähnen.

Am meiſten bemühte ſich Mazarin, die Geſandten ſelbſt zu überzeugen, daß die Austauſchung Kataloniens gegen die ſpaniſchen Niederlande nicht unbeſiegbare Schwierigkeiten habe. Er wiſſe wohl, ſagte er, daß man die Spanier nicht überreden könnte, ſie hätten einen Vortheil dabei, aber ſie wären ſchlechterdings in der Nothwendigkeit, an Frankreich Vortheile zuzugeſtehen, und beim Vergleich müſſe eine Parthei verlieren, wenn die andere gewinne. Sollten auch die Portugieſen über die Verhandlung mit Spanien ſtutzig werden, ſo brauche man zuletzt um ſie wenig Sorge zu tragen. Zarter müſſe man die Katalonier behandeln, wiewohl ſie in dieſem Augenblick Unterthanen des franzöſiſchen Monarchen wären; denn bei ihnen könnte des Gegentheils Argliſt einen zu ſchlimmen Streich ſpielen. Ueberaus ſey deshalb zu wünſchen, die Vermittler möchten die erwähnte Austauſchung verſchlagen; dann könnte man die beſtimmte Antwort aufſchieben, und den Vorſchlag an die Katalonier mittheilen, als wollte man ohne deren Einſtimmung nichts über ihr Schickſal beſchließen. Inzwiſchen ſähe man, ob die Spanier wirklich mit Aufrichtigkeit und Eifer in die Sache eingingen; wäre dies, ſo möchte man ſicher ſeyn, den Kataloniern eine gute Zukunft zu bedingen. Vorzüglich ſey aber zu beſorgen, daß die vereinigten Niederlande, wenn ſie vermerkten, was vorginge, raſch einen beſondern Vertrag mit Spanien abſchlöſſen. Dem vorzubauen, ſey rathſam, den Prinzen von Oranien zu gewinnen, indem man ihm das Marquiſat d'Anvers als ein Geſchenk der reinen königlichen Großmuth verſpräche. Doch dürfte ihm dieſes nicht geradezu angeboten werden, ſondern die Luſt zu dieſem Beſitzthum, und deshalb zur Beförderung des erwähnten Tauſches, müßte ſcheinen, freiwillig in ihm entſtanden zu ſeyn.

In dieſer Hinſicht war d'Eſtrades an den Prinzen geſandt, unter dem Vorwande, den Plan zum nächſten Feldzuge mit ihm zu verabreden. Er ſollte eröffnen, was Contarini, auch wohl Saavedra und Brun, von königlicher Vermählung und Austauſchung Kataloniens gegen die ſpaniſchen Niederlande geäußert hätten, und was man dem Prinzen mit freimüthigem Vertrauen mittheile, um ſeinen Rath zu vernehmen. Zugleich ſollte er ſich ſtellen, als gehe Frankreich gar nicht ernſthaft auf ſolchen Vorſchlag ein; denn in Einem Feldzuge hoffe es, die Niederlande ganz zu erobern, um mit ihnen und Katalonien frei zu ſchalten. Mitunter mußte d'Eſtrades bedauern, daß der Tauſch nicht durchaus Frankreichs Wunſch ſeyn dürfe; denn die nächſte Wirkung davon werde ſeyn, daß Oranien eine ganz geſetzmäßige und allgemein anerkannte Republik ſicher hinſtellte, und vielleicht ein Beſitzthum an Frankreichs Gränzen erlangte, wodurch er aufs engſte an die Macht ſich ſchlöſſe, mit welcher im Einverſtändniß ihm gelingen könnte, Englands inneren Sturm zu beſchweigen, auch wenn die vereinigten Staaten nicht dazu wirken wollten. Weil man wußte, daß ſeine Gemahlin nichts ſehnlicher wünſchte, als ihre Tochter mit dem Prinzen von Wales zu vermählen, berührte man jenen Punct mit Abſicht, und im Uebrigen war das Marquiſat d'Anvers ſo angedeutet, daß der Prinz es zuerſt ausſprechen mußte, wenn er ſich locken ließ. Dann ſollte d'Eſtrades ihm nichts beſtimmtes antworten, ſondern nur, daß die Königin Mutter geneigt wäre, ihm in Allem zu willfahren.

Räth uns Oranien, meinte der Kardinal, den Tauſch anzunehmen und zu betreiben, ſo können wir frei darüber mit Spanien unterhandeln; iſt er gegen denſelben, ſo dürfen wir nicht weiter daran denken. Fern ſey Alles, was Unzufriedenheit der vereinigten Staaten gegen uns erregen könnte; denn ſobald die Spanier ſie vermerkten, würden ſie Alles zurücknehmen, was ſie ſchon mit uns ausgemacht hätten. *)

In dieſes feine diplomatiſche Gewebe wäre ſofort ein großer Riß gemacht, wenn den ſpaniſchen Geſand-

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 19—62. 56. 61. 62.

ten in Münſter gelang, den Niederländern politiſche Befürchtung von Frankreichs Größe beizubringen. Daß ſie von den Spaniern gewarnt wären, nicht ſelbſt durch Fördern der franzöſiſchen Macht die Unabhängigkeit der Provinzen in neue Gefahr zu ſtellen, hinterbrachte wenigſtens einer der niederländiſchen Botſchafter den Franzoſen, die darüber weggehend, als könne es gar nicht in ihre Gedanken aufgenommen werden, nur mit Ernſt einſchärften, daß ſie ihre beiderſeitigen Verhandlungen mit Spanien ſchlechterdings Schritt bei Schritt gehen laſſen müßten; denn ſonſt wäre ſofort die Trennung zwiſchen ihnen da, welche der Gegentheil bezweckte. *)

Als die Spanier nicht aufhörten, den vereinigten Staaten einen beſondern Frieden anzuempfehlen, beſchwerten ſich die Franzoſen bitter darüber bei den Vermittlern. So ſagt doch, erwiederte Contarini, euren Alliirten, daß ſie rund heraus erklären, ſie wollten nicht ohne euch unterhandeln. Wenn Ort und Zeit da wären, antworteten die Franzoſen, würde dies geſchehen, und ſicherlich befolgt werden; aber darin liege die Niederträchtigkeit, daß Penneranda eigentlich nur Vollmacht habe, einen Particulärvertrag mit den vereinigten Provinzen abzuſchließen, wiewohl dieſe Verſammlung dem allgemeinen Frieden ausdrücklich geweiht wäre; daß ſeitdem die ſpaniſchen Botſchafter nicht müde

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 58.

würden, den Holländern zu ſagen, ihr Krieg wider den König von Spanien zur Vertheidigung ihrer Freiheit ſey höchſt gerecht, aber eben ſo ungerecht der Krieg der Franzoſen in den Niederlanden; ſie ſollten ſich hüten, dieſe mächtige, unruhige und ehrgeizige Nation zu Nachbarn zu bekommen.

Contarini wandte ein, daß die Spanier ſtets verſicherten, den Frieden zu wollen, und den üblen Zuſtand ihrer Angelegenheiten zu kennen; daß Frankreich, bei ſeinem Uebergewichte, das Geſetz geben, und mit vielem Ruhm ſagen könnte: ich will unter ſolchen Bedingungen Frieden mit Spanien machen. Großſprecheriſch erwähnten dagegen die Geſandten Frankreichs, daß ſie ſchon unter der einfachen Bedingung, man ſolle den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge zur Baſis annehmen, den Frieden angeboten hätten, und führten ſogar als Beweis ihrer Friedensliebe an, daß ſie mit Kaiſer und Reich, wenn dieſe ihren Forderungen, die ſo ungeheuer waren, im Weſentlichen genugthäten, des Uebrigen halber gelinde verfahren wollten. Allein mit den Spaniern, welche Frankreich immer gemißhandelt hätten, wolle man ſich feſter benehmen; und wenn jene ſich verſtockten, funfzig Lieues von Paris Armeen zu haben, und die Monarchie von Seiten der Niederlande her in Unruhen, Spannung und Abhängigkeit zu erhalten: ſo habe Gott den Franzoſen wunderbar Mittel gegeben, ihre Heere funfzig Lieues von Madrid erſcheinen zu laſſen. Nichts könne beſſer beide Mächte in Pflicht bewahren; und für den Tractat, welchen man ſchließen möge, gebe es keine größere Garantie, als wenn ſie im Stande blieben, den Spaniern das ganze Uebel wiederzugeben, was dieſelben zu ihnen bringen wollten. *)

So ſchwebten die diplomatiſchen Verhandlungen, als eine überraſchende Erklärung der Spanier durch die Vermittler den Franzoſen mitgetheilt wurde. Sie war, daß die katholiſche Majeſtät ſich entſchloſſen hätte, die Königin Mutter von Frankreich zum Schiedsrichter zwiſchen ihrem Sohn und ihrem Bruder zu machen, überzeugt, daß ſie das Intereſſe des Hauſes, aus welchem ſie entſprungen wäre, mit dem Vortheil ihres Sohnes auszugleichen wüßte. Die Mittler ſelbſt ſchienen entzückt zu ſeyn von dieſem Schritte, und wünſchten ſich ſelbſt Glück, ihn mit veranlaßt zu haben; aber die Franzoſen ſchlugen die Freude durch die kalte Bemerkung nieder, daß ihre Pflicht ſey, die ſpaniſche Erklärung unverzüglich ihren Alliirten, den Holländern, mitzutheilen, und daß nur in Münſter, wo dieſe gegenwärtig wären, die Friedenshandlung ſtatt haben könnte, welche Wirkung auch das edle Vertrauen des Königs zur Königin Mutter haben möchte. **)

Sogleich eröffneten ſie die ſpaniſche Erklärung den niederländiſchen Geſandten, welche dadurch ſo ſehr beunruhigt wurden, daß zwei von ihnen ohne Verzug nach dem Haag abreiſen mußten. Die franzöſiſchen Botſchafter, welche die übrige holländiſche Geſandtſchaft über den eigentlichen Grund dieſer Abreiſe täuſchen wollte, vermerkten ihn mit deſto mehr Ergetzen, je ſicherer ſie überzeugt waren, daß das ſchiedsrichterliche Amt, welches Anna von Oeſterreich übernehmen ſollte, ein leeres Spiel ſeyn werde.

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 67—69.

**) Négociat. secrèt. T. III. p. 82—84.

Ehe ſich dies entdeckte, ſagten ſie den Vermittlern, daß die ſpaniſche Eröffnung ihnen Hoffnung zu einem wirklichen Friedensgeſchäft gebe, und deshalb wohlgethan ſey, die einzelnen Puncte vorzubereiten. Auch Portugals Angelegenheiten müßten hier geſchlichtet werden: mithin ſey nöthig, daß die Friedensverſammlung die portugiſiſchen Botſchafter endlich als ſolche anerkenne. Chigi und Contarini hinterbrachten dies Verlangen den Spaniern; und der ſonſt ſo kalte und verſchloſſene Penneranda fuhr mit der größten Heftigkeit los. Er würde, ſagte er, alle diejenigen für erklärte Feinde ſeines Herrn halten, welche in dieſe Verhandlung das Intereſſe des Tyrannen von Portugal miſchen wollten. Da wurden auch jene ſehr bitter, und die Venetianer auf ungeſtüme Weiſe. Das ſey nicht die Art, erwiederten ſie dem Grafen, wie man ſich in Geſchäften nehmen müſſe; und nach ihrem Amte wären ſie verpflichtet, wenn die Spanier Paris, oder die Franzoſen Madrid verlangten, dies jeglicher Parthei zu hinterbringen.

Ueber dieſe Erzürnung hatten die Geſandten Frankreichs eben ſo viel Vergnügen, als über der Holländer Unruhe. Sie nahmen aus dem Vorgange beſonders zwei Bemerkungen für die weitere Verhandlung: daß Contarini auch wider den Gegentheil die Bitterkeit loslaſſe, welche er mitunter wider ſie zeigte, nicht aus Partheilichkeit, ſondern weil er ſeine Meinung mit Ungeſtüm durchſetzen wolle, überhaupt zu frei rede und ſchreibe; und ferner, daß Portugals Angelegenheit der empfindlichſte Punct für die Spanier ſey, und zur vertrauensvollen Hingebung an die Königin Mutter ſie nichts mehr bewogen habe, als die Erwartung, jene werde den Abfall eines Landes von ihrem Hauſe, ſolche Schmach deſſelben, nicht genehmigen und befördern wollen. *)

Ein Schreiben der Königin benachrichtigte dann auch die Botſchafter, daß ſie als Mutter und Regentin an der Fehde zwiſchen Frankreich und Spanien zu viel Theil nehme, als daß man eine Schlichtung derſelben von ihr erwarten dürfe, wiewohl ſie die Eröffnung ihres königlichen Bruders für treugemeint, und nicht, wie viele, für eine bloße Höflichkeit halte. Sie ſollten durch die Vermittler den Geſandten Spaniens eröffnen, daß ſie im Vertrauen auf die Tugend und Billigkeit ihres Bruders ihn beſchwöre, ſelbſt die Artikel des Friedens

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 96.

anzugeben, welche ſie unter der Vorausſetzung annehmen werde, daß ſie dem gegenwärtigen Zuſtand der Dinge angemeſſen wären, und der Friede mit Zuziehung der Alliirten Frankreichs zu Münſter geſchloſſen würde. Eine Antwort, über welche die Niederländer eben ſo vergnügt, als die Mittler und Spanier mißvergnügt waren. *)

Mazarin verfolgte inzwiſchen ſeinen Lieblingsgedanken einer Austauſchung Kataloniens gegen die Niederlande, und ſchrieb voll Freude den Botſchaftern, ſchon in der erſten Unterredung zwiſchen d'Eſtrades und dem Prinzen von Oranien habe ſich gezeigt, daß auch dieſer jenen Gedanken leidenſchaftlich umfaſſe. Doch habe er hinzugefügt, man ſolle zu Münſter nicht wiſſen, daß er davon unterrichtet ſey. Um ſo mehr bezeigten die Geſandten dem Kardinal ihre Verwunderung, warum der Prinz in der Verſammlung der Staaten von jenem Tauſch, als einer abgeſchloſſenen Sache, die innerhalb drei Wochen vollzogen würde, geredet habe. Dadurch ſey eine Unruhe in den Geiſtern entſtanden, daß man genug zu thun haben werde, um die Niederländer zu bewegen, für den nächſten Feldzug ein Heer zu ſtellen.

Wirklich hatte die feine diplomatiſche Taktik der Franzoſen ganz entgegengeſetzt gewirkt, als bezweckt

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 109—111. 118. 122.

war. Der Prinz von Oranien hatte die Eröffnung von d'Eſtrades als eine ſcherzhafte Höflichkeit angeſehen, ſobald faſt zu gleicher Zeit bekannt wurde, daß Spanien ſich dem ſchiedsrichterlichen Urtheil der Königin Mutter hingegeben habe, und als Wirkung dieſes Schrittes von ſpaniſcher Seite ausgeſprenget ward, daß der Friede ſo gut wie geſchloſſen wäre, und König Ludwig zur Morgengabe der Infantin alle ſiebzehn niederländiſche Provinzen bekäme. Nach untadelhafter Politik hatten die franzöſiſchen Botſchafter die ſpaniſche Erklärung der niederländiſchen Geſandtſchaft ſofort und ohne Rückhalt mitgetheilt; allein der eine von jenen beiden, die darauf ſogleich nach dem Haag abreiſten, Paw, ſagte öffentlich, an der franzöſiſchen Mittheilung habe man wahrgenommen, daß die Hauptſache zurückbehalten ſey. Indem die vereinigten Staaten durch dieſe Nachricht in bangvollen Lärm geſetzt wurden, warf die Provinz Holland, welche das Uebergewicht unter ihnen hatte, feindſelig auf den Prinzen von Oranien die Gehäſſigkeit, daß er um das Geheimniß zwiſchen Spanien und Frankreich gewußt habe. Schwerlich konnte deshalb durch ihn die Austauſchung Kataloniens gegen die ſpaniſchen Niederlande den vereinigten Staaten annehmlich gemacht werden, und ſelbſt Mazarin fing an, die Erfüllung ſeines Lieblingsgedanken zu bezweifeln. *)

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 112. 122. 23. 27—31. 41.

Er wandte nun die Kraft der Verhandlung auf die Genugthuung, welche Frankreich von Kaiſer und Reich forderte, und ſorgte nur vorläufig mit der äußerſten Wachſamkeit, daß die vereinigten Staaten nicht von den Spaniern zu einem Partikulärvertrag verleitet würden. Die ſpaniſche Geſandtſchaft hatte eine große Geldſumme bekommen, um die niederländiſche zu gewinnen, und von Paris aus wurden den franzöſiſchen Botſchaftern ſogar die beiden Emiſſäre genannt, welche die Verführung verſuchen ſollten. Mit Feinheit, mit Wohlwollen, als ſey der einzige Antrieb ihrer Theilnahme an der Bundesgenoſſen Unbeſcholtenheit, möchten ſie den Niederländern dieſe beiden Männer enthüllen, die öfters Reden fallen ließen, als hätten ſie Hoffnung, der Republik Geſandtſchaft zu beſtechen. *)

Wenn die Rede ſich auf den Frieden mit Spanien wandte, waren die Franzoſen zu Münſter beauftragt, immer zu äußern, daß ſie bereit wären, für Portugal und Katalonien einen ſolchen Waffenſtillſtand einzugehen, wie ihn Holland mit Spanien ſchließen würde, vorausgeſetzt, daß ſie im Beſitz von Rouſſillon und Roſes, und alles deſſen blieben, was ihre Waffen in Flandern und Luxemburg erobert hätten. **)

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 147. 148.

**) Négociat. secrèt, T. III. p. 141. 166.

Inzwiſchen waren die Verhandlungen mit dem Kaiſer ſo weit vorgeſchritten, daß Frankreich zu ſeinem großen Jubel die Abtretuug des Elſaſſes erzwang, und der Reichsrath einſtimmig mit Mazarin beſchloß: man könne jetzt mit dem Kaiſer abſchließen, ohne Spanien in den Frieden zu begreifen, das ſich den vorgeſchlagenen Bedingungen bequemen werde, wenn es ſich allein auf dem Kampfplatz ſehe. *)

Dieſe Freude über die Angelegenheiten mit Deutſchland ward, wie die Botſchafter von Münſter meldeten, ein wenig vergällt, als Paw, der Abgeordnete der Provinz Holland, mit ſeinem Gefährten zurückkam; denn ſogleich verſprach Penneranda, am erſten Julius eine Urkunde darzulegen, kraft welcher der König von Spanien ſeine Rechte einziehe, und die Freiheit der Provinzen anerkenne. Dann konnte es keine großen Schwierigkeiten mehr zwiſchen beiden Theilen geben, und die Franzoſen mußten fürchten, nicht nur, daß die Republik, im Reinen mit ihrer Verhandlung, in Frankreich dringe, ſeine Bedingungen zu mildern, ſondern auch keine Willfährigkeit mehr zeige, an dem gegenwärtigen Feldzug thätigen Theil zu nehmen.

Jetzt ſtiegen Argwohn und Wachſamkeit der franzöſiſchen Geſandtſchaft bis zum höchſten Grade. Sie

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 162.

erfuhr, an welchem Tage die Niederländer ihren Vorſchlag zu einem Waffenſtillſtande dem Grafen Penneranda überbringen würden, und verlangte von ihnen deſſen Mittheilung. Allein erſt am folgenden Tage, da ſie bei den Spaniern geweſen, erſchienen dieſelben, und ſprachen im Allgemeinen über den Vorgang; und als von franzöſiſcher Seite eine Abſchrift deſſen gefordert ward, was ſie an Spanien übergeben hätten, verſchoben ſie mit Entſchuldigung die Antwort. Durch Stimmenmehrheit hatten ſie beſchloſſen, die Abſchrift nicht mitzutheilen; und nun gingen Frankreichs Geſandte, welchen dies hinterbracht war, ſie einzeln mit Vorſtellungen an, welchen Nachtheil in der Unterhandlung man beiderſeits von einem ſolchen Benehmen haben könnte. Darauf begab ſich die ganze niederländiſche Geſandtſchaft zu jenen, und betheuerte, daß ſie mit ihnen wahrhaftige Vereinigung unterhalten wolle, dem Befehl ihrer Obern gemäß, und der Treue von Bundesgenoſſen; allein ihre Conſtitutionen wären der Art, daß ſie eine Abſchrift ihres Vorſchlags zum Waffenſtillſtande mit Spanien doch nicht zugeſtehen dürften. Den Staaten ſelbſt hätten ſie ſolche nicht zukommen laſſen. Denn das Ganze hätte alsdann den Abgeordneten nicht nur der Provinzen, ſondern auch einzelner Städte, wiewohl denſelben ihre Inſtruction ein Geheimniß wäre, mitgetheilt werden müſſen, und wäre ruchtbar geworden: wodurch nicht nur die Geſchäfte überhaupt, ſondern vorzüglich die Anſtalten zum bevorſtehenden Feldzug wahrſcheinlich geſtockt hätten.

Auf dieſen letzten Punct legten die Niederländer wiederholten Nachdruck, und baten, daß man ſich mit Verleſung des übergebenen Vorſchlags begnügen möge. Endlich ſagte eine halbleiſe Stimme: wenn dies unzulänglich ſchiene, ſo wollten ſie die Abſchrift geben, wiewohl dabei Gefahr für ſie wäre. Die Franzoſen, mit ſtolzer Haltung, entgegneten darauf nichts, und verlangten, daß die Artikel vorgeleſen würden. Als dies geſchehen war, erklärten ſie: für dieſes einzige Mal wollten ſie ſich mit der mündlichen Mittheilung begnügen, und eine Abſchrift alsdann erwarten, wann ſie den Staaten zugeſandt würde.

Darob vergnügt, brachten die niederländiſchen Botſchafter auch die ſpaniſche Antwort, um ſie vorzuleſen; und die Franzoſen argwohnten, daß man geheimer mit ihr gehalten hätte, wenn ſie erwünſchter geweſen wäre. Des Vorſchlags erſter Artikel ging dahin, daß der König von Spanien die vereinigten Staaten für unabhängig und ſouverän erklären, und dies nicht zurücknehmen ſollte, auch wann der Waffenſtillſtand ſein Ende erreicht hätte: die verfängliche Antwort darauf war, daß ihnen jene Eigenſchaft zuerkannt würde, in ſo fern ein Waffenſtillſtand ſie geben könnte. Auch faſt alles übrige, was in dem Entwurf über die ehemaligen Bedingungen hinausging, war beſtritten und verworfen, ſo daß die Franzoſen ſich tröſteten, überaus ſchnell werde die Ausgleichung zwiſchen Spanien und der Republik nicht zu Stande kommen. Nur machte ihnen Sorge, wenn eben die ſpaniſchen Emiſſäre, welchen die Beſtechung der niederländiſchen Geſandtſchaft aufgetragen war, täglich bei ihr aus und ein gingen. *)

Hierzu kam, daß der franzöſiſche Hof eine ungeheure Partheilichkeit der vermittelnden Botſchafter, vorzüglich des päpſtlichen Nuntius, wider ſein Intereſſe wahrzunehmen glaubte. Ihren böſen Willen, ſchrieb Mazarin, fürchte ich mehr, als jenen Penneranda und Trautmannsdorf, und ſie halte ich für die gefährlichſten Feinde Frankreichs in der Friedensverſammlung. Ohne Zweifel hegten beide die Meinung, welche ſich unwiderſtehlich aufdrang, daß die Erfüllung aller der Anſprüche, zu welchen Frankreich ſich durch ſein gegenwärtiges Uebergewicht berechtigt glaubte, weder zu einem wahren Frieden, noch dem Heil Italiens und Venedigs dienen könne. Sie wünſchten deshalb, das Haus Oeſterreich nicht zu tief gegen die Macht der Franzoſen ſinken zu ſehen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie den Spaniern riethen, die Friedensverſammlung, die ohne Zweifel ein Werkzeug für Mazarins Abſichten geworden war, plötzlich zu zerreißen; denn die verſchwundene Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden,

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 170. 187. 138.

welchen die Völker ſo glühend wünſchten, werde heftige Bewegungen im Innern Frankreichs hervorbringen. Weit erhaben über enge Religionspartheilichkeit drang derſelbe Chigi, welcher des äußern Anſtandes halber weder mit den deutſchen Proteſtanten, noch den ketzeriſchen Holländern ſich irgend befaſſen wollte, lebhaft in Penneranda, den vereinigten Staaten jegliche Befriedigung zuzugeſtehen, um nur zu einem Partikulärfrieden mit ihnen zu gelangen; und eben ſo unterſtützte er das kalviniſtiſche pfälziſche Haus gegen den ächtkatholiſchen Maximilian von Baiern, welchen Frankreich ſo ſtark wider Oeſterreich benutzte. Zugleich gab er den Spaniern die Verſicherung, daß die Königin Mutter voll Neigung zum Frieden wäre; Mazarin aber den Botſchaftern ſtets einzeln und insgeheim ſchreibe, um zu hintertreiben, was jene verlange.

Der Kardinal, welcher die Geheimniſſe der Verſammlung zu Münſter noch beſſer wußte, als die wachſame und ſcharfſichtige franzöſiſche Geſandtſchaft daſelbſt, meldete ihr dies mit Ingrimm, weil ein wahrhaftiger Miniſter des heiligen Stuhls ſich bemühen ſollte, die beiden rechtgläubigen Kronen Spanien und Frankreich auszuſöhnen, und wider die Ketzer zum Ruhm der Religion zu vereinen. Weniger verargte er dem Venetianer Contarini, daß derſelbe, von Penneranda geſtimmt, und ein beſonderer Freund des Grafen Trautmannsdorf, dieſen anſpornte, lieber den Schweden Alles zu verwilligen, als den Franzoſen nachzugeben;

denn die Republik Venedig habe keinen Gedanken, außer dem Syſtem des Gleichgewichtes. Aber beide Vermittler ſchienen zu glauben, man werde ſogleich zum Frieden gelangen, wenn man Frankreich von ſeinen Alliirten getrennt habe. Deshalb ſollten die Botſchafter auf das beſtimmteſte erklären, daß ſie nicht glaubten, irgend einer von ihren Verbündeten könnte ihnen entſtehen, welchen Kunſtgriff man auch anwendete, ſie zu verführen; würde dies aber bei irgend einem möglich: ſo wäre es eine falſche Vorausſetzung, daß man nun einen leichteren Weg zum Frieden hätte; denn nun würde man bei ihnen Härte, und ihre Bedingungen höher geſpannt finden. *)

Für ſo argwöhniſche Beobachtung der Alliirten waren die nächſten Puncte der Erwartung, ob die Niederländer jetzt, da man am Ende des Maimonates im Jahre 1646 ſtand, den Feldzug mit Ernſt beginnen, und die bedungene Zahl der Kriegsſchiffe ins Meer hinausſenden; und wie ſie die königliche Vollmacht für Penneranda aufnehmen würden, in welcher am erſten Julius die Anerkennung ihrer Souveränität und Unabhängigkeit dargelegt werden ſollte.

Schon hatte Mazarin die Nachricht, daß der Prinz von Oranien in den Kriegsangelegenheiten eben

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 196—198.

ſo kalt und zaudernd ſey, als die Staaten ſelbſt; man wußte nicht, ob aus Bemühen um die Gunſt der Provinz Holland, oder weil ſein Geiſt in gleichem Maaß wie ſein Körper hinfällig wurde. Seine Gemahlin beherrſchte ganz ſein Gemüth, und ſie ſollte durch die Stadt Amſterdam gewonnen ſeyn, und durch die Anerbietungen der Spanier, welche Knupt, einer der Geſandten in Münſter, und Paw's Gefährte auf der letzten Reiſe nach dem Haag, ihr in geheimen Unterredungen auf einem Landhauſe eröffnet hätte, voll Eifer, weil er hunderttauſend Thaler bekommen ſollte, wenn ſich davon Wirkungen ergaben. Auch für Paw war eine gleiche Summe angewieſen. Ihnen war aufgetragen, zu ſorgen, daß Oranien nicht ins Feld zöge, wenigſtens nicht früher, als bis Penneranda's erſehnte Vollmacht über die Unabhängigkeit der Republik von Madrid gekommen wäre; und daß er auf keinen Fall etwas bedeutendes unternähme. Dieſe beiden Männer, meinte der franzöſiſche Hof, ſollte man verſuchen, ob ihre Gewinnſucht nicht ihm bei dem Friedensgeſchäfte dienen wolle. Was aber die erwartete Vollmacht des ſpaniſchen Botſchafters anbetrifft, ſo werde man den Kourier, welcher ſie überbringe, unter irgend einem Vorwande wenigſtens acht Tage in Paris aufhalten.

Ehe nun dieſer in Münſter ankam, verkündeten daſelbſt die Franzoſen mit triumphirender Freude, die holländiſche Armee ſey auf dem Marſch; beſonders die von Spanien gewonnenen Geſandten der Provinzen ſollten mit Beſtürzung vernehmen, wie alle Ränke und Verheißungen des Gegentheils die Staaten und den Prinzen von Oranien nicht hätten bewegen können, ihre Pflicht gegen Frankreich zu verabſäumen. Hierzu kam, daß auf allen Schauplätzen, wo der Krieg erneuert war, die franzöſiſchen Waffen Vortheile über die ſpaniſchen gewannen, und Briefe Penneranda's aufgefangen wurden, die, ſorgſam mitgetheilt von den Franzoſen, einen übeln Eindruck auf die Friedensverſammlung machten. Die Baiern waren ſehr beleidigt, indem ſie aus denſelben erſahen, der König von Spanien habe zu Osnabrück bei den Abgeordneten des Hauſes Pfalz einen Unterhändler, der ſie überrede, daß man, wenn das engliſche Parlament zu einem Bunde mit den Spaniern bewogen werde, nicht eher Frieden ſchließen wolle, als bis die pfälziſche Linie in alle ihre Länder und Würden wieder eingeſetzt wäre. Auch auf den edlen, hochgeſinnten Trautmannsdorf mochte es wirken, ſeine Bedeutſamkeit von dem ſtolzen Penneranda ſo gering angeſchlagen zu ſehen. Zu den Niederländern aber gingen die Franzoſen, und begonnen, ohne weitere Einleitung, ihnen die Briefe Wort für Wort vorzuleſen. Sie fragten Knuyt, deſſen namentlich gedacht war, mit hoher Stimme, was denn das für eine Unterhandlung wäre, die Spanien mit ihm gehabt hätte, und wovon ſie gar nichts wüßten? Iſt nicht bekannt, fragten ſie weiter, daß der Kourier von

Spanien zurück iſt, und die Vollmacht mitgebracht hat, welche euch dargelegt werden, ohne daß wir davon von euch benachrichtigt ſind? Allenthalben haben ſich die Spanier berühmt, ſicher zu ſeyn, daß die Armee der Staaten im ganzen Monat Junius nichts thun würde. In dieſer Gewißheit haben ſie ihre Plätze auf Hollands Seite entblößt, und unſer Heer mußte allein die geſammten Kräfte des Feindes aushalten. Endlich, als die Spanier kund machten, unſere Truppen wären umzingelt, und die Friedensverſammlung mit den falſchen Gerüchten und den eiteln Hoffnungen erfüllten, welche ſie ſich ſelbſt gegeben hatten, da ſah man euch alle Tage mit ihnen Umgang pflegen; und nach der Wegnahme von Courtrai, da jedermann, ſelbſt bis zu den gleichgültigſten, ſich mit uns zu freuen kam, haben wir von eurer Seite nicht ein einfaches Compliment bekommen. *)

Dieſe nachdrücklichen Worte wirkten ſo viel, daß die niederländiſche Geſandtſchaft am andern Morgen bei den Franzoſen erſchien, ihren Glückwunſch über die Einnahme von Courtrai brachte, und verſprach, nächſtens **Contarini** zu beſuchen, und zu erklären, daß ſie verbunden ſey, aus allen Kräften die gänzliche Befriedigung Frankreichs zu befördern. Schon hätte ſie den Spaniern erklärt, daß ſie nicht erwarten ſollten, irgend etwas particulär mit ihr auszumachen: das einzige Mittel wäre, die Geſchäfte vorwärts zu bringen, wenn ſie zu derſelben Zeit mit den Bevollmächtigten Seiner Majeſtät von Frankreich unterhandelten. Darauf hätten dieſelben ihr entgegnet, daß ſie dazu bereit wären, ja ſich gern bei den obwaltenden Schwierigkeiten ihrem Urtheil unterwerfen wollten.

---

*) Négociat. secrèt. Tom. III. pag. 198. 199. 230. 231. 243. 247. 248.

Weil die Franzoſen äußerten, daß ſie ſich wohl hüten würden, die Vermittelung ihrer Bundesgenoſſen abzuweiſen, begonnen die Niederländer das Geſchäft derſelben. Um gründlichſt die ganze Maſſe der Streitigkeiten zwiſchen beiden Mächten zu faſſen, ſagten ſie, daß drei Hauptpuncte auszugleichen wären: der erſte über jene Eroberungen in den Niederlanden, welche bei Frankreich bleiben müßten; der zweite über Kataloniens, der dritte über Portugals Angelegenheiten. Sogleich fiel die franzöſiſche Geſandtſchaft ein, daß die italieniſchen nicht geringere Bedeutſamkeit hätten.

Durch dieſen neuen Gegenſtand der Erörterungen in einige Beſtürzung verſetzt, wurden die Abgeordneten der Republik durch nichts mehr irre geführt, als daß die Franzoſen mit aller Begierde auf Katalonien gerichtet ſchienen, indem ſie der ſpaniſchen Niederlande glühend begehrten. Sie zeigten ſich bereit, die Pläße, welche noch in jenem Fürſtenthume von Spaniens Wafſen beſetzt wären, gegen einen Theil ihrer niederländiſchen Eroberungen einzutauſchen, und wollten dadurch jeden Gedanken an Kataloniens Tauſch gegen die Niederlande verſcheuchen, welcher den vereinigten Staaten ſo viel Beſorgniß und Argwohn erregt hatte. Aber, fragte einer von den Botſchaftern der Republik, die niederländiſchen Unterthanen des Königs von Spanien ſind ſehr in ihrem Gehorſam erſchüttert; was werdet ihr thun, wenn es zu einem Aufſtande kommt? Dann wollen wir, antworteten die Franzoſen, den Vertrag befolgen, und jeder wird ſeine Zutheilung erhalten; gebe es indeß ein Stück Land, über deſſen Beſitz ſich beide Mächte nicht vereinigen könnten: ſo möchte man dorthin den Herzog Karl von Lothringen ſetzen. *)

Die Niederländer begnügten ſich nun mit dem Geſtändniß, daß ſie beide Theile ſehr weit von einander entfernt ſähen, und die Verſtimmung der franzöſiſchen Geſandſchaft wider denſelben ward erneuert. Wir würden ohne Zweifel, ſchrieb ſie ihrem Hofe, uns der Befriedigung Frankreichs von Seiten Spaniens ſichern, wenn Hollands Botſchafter in guter Treue mit uns handelten. Kommen wir dahin, unſere letzten Abſichten ihnen zu eröffnen: ſo werden dieſe ſogleich den Spaniern bekannt ſeyn. Vorzüglich fiel ihr Mißvergnügen auf

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 253. 254.

Paw, welcher viele geheime Zuſammenkünfte mit Don Brun hatte. *)"

Durch ſolche Stimmungen der unterhandelnden Partheien gegen einander, ſtockte das Geſchäft auf einige Zeit, mehr durch die Erwartungen, welche auf die Kriegsereigniſſe gerichtet waren. Beſonders erwartete der franzöſiſche Hof von der Belagerung Lerida's in Katalonien, und des Hafens Dünkirchen, groſze Erfolge für die Friedensverhandlung. Der Angriff auf jenen, ſchrieb er ſeinen Geſandten zu Münſter, wird ein dringender Beweis für die Spanier ſeyn, um ſie dahin zu ſtimmen, daß ſie nicht mehr Ränke ſuchen, ſondern ſich mit Einem Schlag zur Vernunft bequemen.

Auch hatten die franzöſiſchen Botſchafter, die in der Mitte des Monates September nach Osnabrück gereiſet waren, **) das Vergnügen, zwei Tage nach ihrer Ankunft daſelbſt, ſich von den Geſandten der Republik überraſcht zu ſehen, welche ihnen hinterbrachten, daß ſie ſeit ihrer Abreiſe aus Unterredungen mit den Spaniern die Hoffnung geſchöpft hätten, ſchnell zur Befriedigung der Majeſtäten eine Verſöhnung zu bewirken. Durch Reden und Geberden gaben ſie zu verſtehen, daß der letzte Friedensvorſchlag der franzöſiſchen

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 284. 285.

**) Geſchichte des weſtph. Friedens. Erſter Th. S. 259.

Geſandtſchaft von der ſpaniſchen angenommen wäre, wenn von Portugal keine weitere Meldung geſchehen ſollte. Jener Vorſchlag hatte darin beſtanden, daß der Krone Frankreich Alles, was ſie inne habe in den Niederlanden, und in der Franche Comté, die Grafſchaft Rouſſillon mit Roſes, auf ewig durch den Frieden geſichert, und für Katalonien ein Waffenſtillſtand von einer Dauer, welche von ihr beſtimmt würde, geſchloſſen werden ſollte. Doch geſtanden die Niederländer niemals, daß die Spanier in beſtimmten Ausdrücken ihre Einwilligung in dieſe Bedingungen gegeben hätten; als ſie aber derſelben Verlangen ſchnell abzuſchließen kund gethan hatten, und die ſpaniſche Langſamkeit in Beibringung der Ratification dagegen angeführt wurde, ſagten ſie, mit Lächeln ſich einander anblickend: vielleicht hat die Geſandtſchaft ſchon die Genehmigung. Deshalb vermutheten die Franzoſen, es ſey gegründet, was Mazarin ihnen gemeldet, daß Penneranda die Unterſchrift ſeines Königs für Alles, was er mit Frankreich abſchließen möchte, ſchon zugeſandt erhalten habe.

Bei dieſem Benehmen der niederländiſchen Botſchafter glaubten die franzöſiſchen einen guten oder einen böſen Grund vermuthen zu müſſen, wodurch wenigſtens Paw, die Seele der drei Abgeordneten, welche nach Osnabrück gekommen waren, getrieben würde. Den guten nannten ſie, wenn derſelbe, weil die vereinigten

Provinzen nun ſtrebten, in beſter Eintracht mit Frankreich zu bleiben, die Verhandlung zwiſchen dieſem und Spanien zum Ziel bringen wollte, damit der Vertrag, den er mit dem letzten angefangen und unterzeichnet hatte, nicht zu Schanden würde: ſein böſer Bewegungsgrund aber wäre geweſen, wenn er zwiſchen den beiden Königsmächten eine heiße Unterhandlung entzündete, damit er den Staaten meldend, Spanien und Frankreich wären dem Abſchluß des Friedens nahe, dieſelben zur ſchnellen Genehmigung des unterzeichneten Vertrags, um nicht zurückzubleiben, verleiten könnte.

Noch ſicherer war die Vermuthung, daß Spanier und Holländer das Geſchäft drängten, weil ſie fürchteten, Dünkirchen in die Hände der Franzoſen fallen zu ſehen, und darauf eine Umwälzung der Dinge in Flandern zu Gunſten derſelben zu erleben.

Auf jeden Fall, bemerkte die franzöſiſche Geſandtſchaft, wäre die Wirkung davon ihnen vortheilhaft. Nur darin blieben ſie zweifelhaft, ob ſie den Tractat beſchleunigen, oder verzögern ſollten, bis der glückliche Erfolg der Belagerungen von Lerida und Dünkirchen ſich ergebe, und die Nachricht von neuer Unternehmung der Waffen des Königs auf der Küſte von Toskana anlange. So viel gewiſſer ſie alsdann zur Erreichung ihrer Wünſche gelangten, dürften ſie durchaus nicht den Argwohn ihrer Bundesgenoſſen erwecken, als ſuchten ſie Aufſchub in die Unterhandlungen zu bringen. Denn ſonſt möchten dieſelben ſich zu den nachtheiligſten Entſchlüſſen wenden, um Frankreich zu demjenigen, was ſie wünſchten, zu zwingen; möchten im Stande ſeyn, ihr Heer zu früh aus dem Felde, und ihre Schiffe von der flandriſchen Küſte zurückzuziehen: ſchon hätte Paw geäußert, daß die Witterung für den Dienſt zu Waſſer und Lande zu rauh würde. *)

Dieſe Vorſicht, den Schein zu vermeiden, als werde durch ſie der Friede verzögert, hatten die Franzoſen um ſo nöthiger, je emſiger die Spanier die Welt beredeten, daß ſie durch jener Politik in den Waffen erhalten werden. Wir wollen, ſagte der ſpaniſche Botſchafter am kaiſerlichen Hofe, der Herzog von Terranova, in alles willigen, was ſie Kataloniens wegen verlangen; wir fordern keine Räumung der Plätze in Flandern; wir werden ſie nicht hindern, nach ihrem Willen die Angelegenheiten Italiens einzurichten: und dennoch wird ſich der Friede nicht machen, weil wir ſicher wiſſen, daß man ihn in Frankreich als das einzige Mittel betrachtet, wodurch der gänzliche Ruin des Hauſes Oeſterreich verhindert werden kann. Eine ähnliche Meinung faßte in den Niederlanden Wurzel, ſelbſt im Gemüth des Prinzen von Oranien. Wenn die ihn belaſtende Krankheit etwas Erquickung vergönnte, wenn

---

*) Négociat. secrèt. T. III. pag. 305. 306.

er mit der meiſten Beſonnenheit redete, dann bezeigte er ſein Erſtaunen, daß Frankreich die vortheilhaften Bedingungen abweiſe, die man ihm anbiete, weil man nicht Krieg führe, als nur um Frieden zu haben: die Staaten wollten ſich ſchlechterdings mit Spanien ins Reine ſetzen, und er werde es ihnen rathen; und wie's zu herbe ſeyn würde, zur Fortſetzung des Krieges wegen der Laune eines andern verpflichtet zu ſeyn: ſo würden ſie zuletzt gezwungen ſeyn zu Maßregeln, ſich einer ſolchen Gewaltthätigkeit zu entledigen.

Welchen Eindruck auch dergleichen Nachrichten auf den franzöſiſchen Hof machten, gab er doch ſeinen Botſchaftern Befehl, die Unterhandlung ſo zu leiten, daß der Gegentheil nicht durch Beſchleunigung ihres Schluſſes Dünkirchen oder Lerida retten könnte; denn beide Feſtungen ſchon in den letzten Zügen, wären von der äußerſten Wichtigkeit für Frankreichs Ruhm und Bedeutſamkeit, und der eigentliche Gewinn, welchen es von den unermeßlichen Summen ziehe, die auf den gegenwärtigen Feldzug verwendet wären. *)

Eines Tages, als die Holländer bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft waren, und ſie wegen des Friedens mit Spanien drängten, brachte ein Edelmann die Bedingungen, unter welchen ſich Dünkirchen am ſiebenten

---

*) Negociat. secrèt. T. III. p. 329. 330. 333.

October ergeben hatte; und kaum verbargen jene die unangenehme Ueberraſchung, indem ſie ihren Glückwunſch ſogleich ausſprachen. Die Franzoſen aber gingen darum nicht raſcher vorwärts in der Unterhandlung, ſondern ſuchten nur Zeit zu gewinnen, bis auch Lerida's Fall verkündet würde. *)

Trotz der heftigſten Klagen der Holländer über dies hinterliſtige Zögern, redete die franzöſiſche Geſandtſchaft nur von dem Verlangen ihres Hofes nach dem Frieden, und ihrer Beſorgniß, daß die Spanier die erſte Gelegenheit benutzen möchten, die ganze Unterhandlung wieder durch einander zu werfen, wiewohl dieſelben alle Hauptpuncte der Forderungen des Gegentheils bewilligt hatten, und ſich auf deſſen Verheißung beriefen, daß er, in den weniger wichtigen Puncten nachgiebig, ſich zum raſchen Abſchluß bereit zeigen werde. Mitunter hörte man auch Drohungen der Franzoſen, wie ſie ihre angebotenen, und nicht angenommenen, Bedingungen noch vergrößern könnten; und den Holländern, welche ſo ſehr nach einem glücklichen Erfolg ihrer Vermittelung ſeufzten, erklärten ſie auf die Beſchuldigung, daß einzig ſie denſelben zurückhielten, mit unverſchämter Verſtellung, wenn ſich das Geſchäft nicht bald endete, ſo würde man nimmermehr einwilligen, Portugal von dem Vertrag ausgeſchloſſen zu ſehen. Allzeit hatten ſie ge-

---

*) **Négociat. secrèt. T. III. p. 345. 355. 356.**

ſagt, ihr König wolle von den Eroberungen in Italien nichts behalten; und jetzt ſchlugen ſie dem Hofe vor, daß jenes Wort nur auf die Plätze gehen ſolle, welche den Häuſern Savoyen und Mantua, nicht, welche der ſpaniſchen Krone gehörten, zu wichtig ſey, die Eroberungen nicht herauszugeben, welche die franzöſiſchen Waffen ſeit kurzem in Toskana gemacht hätten.

Das Ziel dieſer Verwickelung und Zögerung der Geſchäfte war unverrückt Mazarins Politik, daß die ſpaniſchen Niederlande an Frankreich gebracht werden ſollten, wodurch die franzöſiſche Monarchie vollendet und unüberwindlich ſeyn würde. Gelang dies aber nicht: ſo könnte ſie leicht in eine gefährlichere Lage, wie jemals gerathen; denn der ſpaniſche Infant war geſtorben, und nach der engen Verbindung zwiſchen den beiden öſterreichiſchen Linien wurde wahrſcheinlich, daß der König von Spanien ſeine Infantin, die nunmehrige Erbin ſeiner Thronen, dem Kaiſer zur Gemahlin ſeines Sohnes anbiete: alsdann wäre Frankreich auf allen Seiten von feindſeliger Macht, die von Einem Willen abhing, eingeengt geweſen.

Wenn nicht geſchah, was Don Brun ausbreitete, daß man wohl die Infantin mit dem franzöſiſchen Monarchen vermählen könnte, woran ſchon Mönche eifrig arbeiteten; ein Gerücht, wodurch die Holländer in Argwohn und Eiferſucht gejagt werden ſollten: ſo blieb die Erwerbung der Niederlande, durch Austauſchung Kataloniens gegen dieſelben, das einzige Mittel, jener Gefahr zu begegnen. Deshalb, meldeten die Botſchafter, ſcheint uns Lerida's Eroberung wunderbar bedeutend; denn ohne dieſen Platz iſt Alles, was uns in Katalonien bleibt, nicht genug, um daß die ſpaniſche Krone jenen Tauſch eingehen wird, ſelbſt wenn wir Portugals Schickſal ihr preisgeben. *)

Kaum hatten ſie ihrem Hofe dieſe Gedanken nach ihrer ganzen Kraft entwickelt: ſo kam in der Mitte des Decembermonates nach Münſter die niederſchlagende Nachricht, daß die Belagerung von Lerida aufgehoben wäre. So niedergeſchlagen ſie darüber waren, theilten ſie doch mit anſcheinender Gleichgültigkeit die Neuigkeit der Friedensverſammlung mit, und gaben bald darauf den Spaniern ſchriftlich den erſten Friedensartikel, daß Frankreich alle ſeine Eroberungen behalten wollte. Weil ſie zu gleicher Zeit durch die Vermuthung geſchreckt wurden, nach geſchloſſenem Verſöhnungstraktat möchten Spanien und die holländiſche Republik einen engen Bund mit einander ſtiften, wodurch die letzte ganz wider das franzöſiſche Intereſſe geſtimmt werden könnte: ſo beſchloſſen ſie auf der Stelle, daß einer aus ihrer Mitte, nämlich Graf Servien, nach dem Haag reiſen ſollte, um bei den Staaten unmittelbar jener Gefahr

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 364. 365. 372—374.

vorzubeugen. Nur raſche, muthige Entſchlüſſe konnten jetzt die Unterhandlung auf der Höhe erhalten, worauf ihre diplomatiſche Kunſt ſie gebracht hatte; denn wie nahe der gänzliche Verein zwiſchen der ſpaniſchen Krone und der niederländiſchen Republik ſeyn mußte, ergab ſich ihnen aus dem auch für ſie überraſchenden Umſtande, daß die erſte verſprochen hatte, in Oſtindien ihre Beſitzungen nie über die gegenwärtigen Gränzen zu erweitern, und dagegen alle Eroberungen der vereinigten Provinzen daſelbſt über die Eingebornen des Landes, oder über die Portugiſen, welches Ende auch der ſpaniſche Krieg wider das Haus Braganza nehmen möge, ohne Widerrede zu geſtatten, und auf ewig anzuerkennen. Hierin lag offenbar ſchon eine Uebereinkunft beider Theile, den König von Portugal, wenn Frankreich ihn im Frieden preis gegeben hätte, aus Europa zu jagen, und ihm in Indien Alles zu nehmen; und die ſtolzen Spanier hatten durch dieſen Vertrag ſo viel niedrige Unterwürfigkeit bewieſen, für die Gewinnſucht der kaufmänniſchen Holländer aber war dadurch eine ſolche unendliche Hoffnung eröffnet, daß ſich wenigſtens ein Verſtändniß vorausſetzen ließ, nach welchem ſie, ſelbſt wenn die franzöſiſche Politik den portugiſiſchen Hof nicht fahren laſſen würde, doch gemeinſchaftlich wider ihn handeln wollten. *)

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 387. 388. 392. 393.

Zu dieſem widerwärtigen Zeichen für die franzöſiſche Politik kam in dem Januarmonate des Jahres 1647 die Gewißheit, daß die Traktaten zwiſchen den Bevollmächtigten Spaniens und der holländiſchen Republik unterzeichnet wären, ehe ein Bericht des Grafen Servien über ſeine unmittelbare Verhandlung mit den vereinigten Staaten einlaufen konnte. Nur ein Umſtand tröſtete die Botſchafter Frankreichs ein wenig über dies gehäſſige Ereigniß. Ihre Beſtürmungen der niederländiſchen Geſandtſchaft, es zu verhindern, hatten den Erfolg, daß ein Abgeordneter, Niederhorſt, ſchlechterdings nicht zur Unterzeichnung mitgehen wollte. Seine Abweſenheit veranlaßte Erörterungen; und drei von den Geſandten erklärten noch, Frankreichs Intereſſe müßte in dieſelben Traktaten eingeſchloſſen werden. Ohne Anſtand gab Penneranda zu, daß der Republik Bevollmächtigte einen Artikel hineinſetzten, nach welchem alles Unterzeichnete nichtig wäre, ſobald Frankreich und Spanien nicht zum Einverſtändniß kämen; und machte ein großes Zeichen des Kreuzes auf den Tiſch, bei welchem er ſchwur, auch mit den Franzoſen treuen Glaubens handeln, und Frieden ſchließen zu wollen.

Longueville und d'Avaux waren erfreut, durch jenen Artikel des Bruches mit der niederländiſchen Geſandtſchaft überhoben zu ſeyn. Sollte das ſpaniſch-franzöſiſche Friedensgeſchäft wieder an die eigentlichen Vermittler, Chigi und Contarini, kommen, ſo mußte man gleichſam wieder von vorn anfangen. Für die Niederländer war es jezt aber ein förmlicher Ehrenpunct geworden, daß der Friede zwiſchen den beiden Monarchien zu Stande kam; und ohne denſelben ſollte ihre ganze Arbeit für ihr Vaterland nichtig ſeyn. *)

Davon abgeſehen, daß man von franzöſiſcher Seite es jezt ſchon unbeſtimmter ließ, ob man Portugals Intereſſe nicht mit in dem Frieden umfaſſen wolle: ſo lag die weſentliche und ausgeſprochene Schwierigkeit, wodurch der Holländer Bemühungen von einem glücklichen Erfolg zurückgehalten wurden, in der grundloſen Behauptung der Franzoſen, daß ſie von Anfang an den Saz aufgeſtellt hätten, von ihren Eroberungen gegen Spanien nichts herauszgeben zu wollen. Und welche neue Eroberungen fortan durch des Königs Waffen gemacht werden möchten, ſo würde man immer behaupten, ſie behalten zu wollen, ohne daß es heißen könnte, man bringe neue Forderungen in die Unterhandlung. Mit Recht widerſprachen die Spanier, jenen Saz ſo unbedingt anerkannt zu haben, daß durch ihn dem Gegentheil auch die in Toskana eroberten Pläze zugeſprochen würden. Ueber ſie leugnete Penneranda irgend eine Vollmacht zu haben; aber im Beſiz aller ſonſtigen Eroberungen könnten die Franzoſen bleiben. **)

---

*) Négociat. secrèt. T. IV. p. 69—71.

**) Négociat. secrèt. T. IV. p. 79. 81.

Dieſe hatten ſich unverkennbar ohne Redlichkeit bei der Verhandlung mit den Spaniern benommen, und die Ausdehnung, welche ſie jetzt ihrer Baſis gaben, da der anbrechende Frühling, den Kriegsſchauplatz allenthalben öffnend, ihnen neue Eroberungen verſprach, zeigte den Niederländern die ſchreckende Ausſicht, hinfort blos für fremden Ehrgeiz, zu Waſſer und Lande ihr Blut, und das Glück ihres Freiſtaats, aufopfern zu müſſen. Deshalb neigten ſich ihre Botſchafter nun mehr als jemals auf ſpaniſche Seite, und verzweifelten an einer günſtigen Wirkung ihrer Vermittelung, welche ſie ſinken ließen. Sogleich hob der Herzog von Longueville allen Verkehr mit Paw, alſo demjenigen auf, welcher die Seele der Geſandtſchaft war, und ließ ihm bedeuten, daß es keine Kleinigkeit für ihn wäre, auf ſich und ſeine Familie den Unwillen einer Krone zu laden, die ſo genau mit ſeinem Vaterlande verbunden, und ſo mächtig, wie Frankreich. Ihn und ſeinen Gefährten Knuyt, die beiden ſchlaueſten Köpfe, und den gewaltſamen Meynderswyck, verfolgten die Franzoſen mit bitterem Haß, beſonders emſig ein Gerede verbreitend, daß noch kürzlich unter die Weiber der holländiſchen Geſandten, die ſich zu Münſter aufhielten, zwölftauſend Reichsthaler von den Spaniern vertheilt wären. *)

---

*) Négociat. secrét. T. IV. p. 80. 84.

Eben ſo unzufrieden war Graf Servien mit den Generalſtaaten ſelbſt, welche ſich nicht einmal die Mühe gaben, auf ſeine redneriſchen Memoiren zu antworten. Er nahm ſich deshalb heraus, ein beſonderes Schreiben an jede der Provinzen ſelbſt, nur Holland ausgenommen, zu erlaſſen, worin er ſich bitter beſchwerte, daß er Alles gethan habe, ſich nach der Verfaſſung dieſer Republik zu bequemen, die etwas Langſamkeit in den Geſchäften mit ſich führe; er nun aber beinahe ſchon vier Monate auf eine Entſchließung harre, wie er ſie hoffen müſſe, da Frankreich den Bund mit dem Freiſtaat immer auf das heiligſte beachtet habe. Mit Schaudern nehme man wahr, daß einige beſeſſene Geiſter Vertrauen gegen Spanien in den Provinzen predigten, und ſchon vergeſſen wollten, wie es faſt keinen Ort in dieſem Lande gebe, wo die Spanier nicht ihre Grauſamkeit ehmals verſpüren ließen, und welcher nicht auch vom Blute der Franzoſen geröthet wäre, das ſie zum Heil der Republik vergoſſen hätten. *)

---

*) In demſelben Schreiben heißt es: Quant aux prétendus traités de mariages ou d'echanges, c'est une fourbe si grossière, qu'il n'y a point de personne intelligente dans les affaires, qui ne connoisse qu'il y auroit autant d'imprudence que d'infidelité, d'entendre présentement à de semblables propositions. Aussi n'a-t-on osé produire d' autres preuves de cette supposition. que des lettres qu'on dit avoir été écrites par le Roi d' Espagne, et

Serviens Abſicht war geweſen, durch ſeine Verſicherungen die Niederländer zu überreden, daß einzig

---

par ses ministres, et celui qui les a presenté, a été contraint de confesser publiquement, qu'il n'avoit rien vû, qui vint du côté de la France. Encore qu'il n'y ait lieu de douter pour cela des assûrences qui ont été ci-devant données par les ministres de Sa Majesté; je proteste de nouveau à vos Seugneries sur ma vie, et sur mon honneur, que ce sont de faussetés malicieusement inventées par les ennemis; et je me soûmets à perdre l'un et l'autre, si on peut montrer que de la part de la France on y ait jamais le moins du monde prêté l'oreille, ni qu'on soit entré en aucune négociation sur ce sujet. Mais certe il seroit bien juste que l'imposture étant découverte, on fit punir exemplairement ceux qui en sont les auteurs, et qui ont l'audace d'attaquer par ces calomnies la foi et la reputation d'un grand Roi, ami de cette République. Négociat. secrèt. T. IV. p. 88.

Bei Durchleſung einer ſolchen Stelle ſagt Schmidt, bleibt man ganz unſchlüſſig, ob Mazarins Vielzüngigkeit, oder die unverſchämte Dreiſtigkeit ſeines Werkzeuges Servien mehr Verabſcheuung verdienen. Wie müßte wohl dem Manne zu Muthe geweſen ſeyn, wenn ihm wäre kund gethan worden, daß mit der Zeit auch Mazarins geheimſte Inſtruktionen der Welt durch den Druck würden vor Augen gelegt werden? Vielleicht wäre es keiner der unbeträchtlichſten Gewinne für die Menſchheit, wenn alle Miniſterial-Lügen ſo überzeugend könnten aufgedeckt werden, als die Serviens. Th. II. S. 228.

Spanien die Schuld des verzögerten Friedens trage, und ſie deshalb nach allen Grundſätzen der Politik und

---

Dieſes Urtheil iſt viel zu hart, und dieſer ungeſtüme Eifer hat zu wenig Grund.

Zuerſt hat *Schmidt*, wie er den Inhalt der angeführten Stelle aus *Serviens* Briefe angiebt, durchaus das hier ſo wichtige Wort *présentement* überſehn. Völlig gemäß war es der Wahrheit, daß das franzöſiſche Kabinet *für den Augenblick* den Gedanken an eine Heirath zwiſchen König *Ludwig* und der ſpaniſchen Infantin, oder an eine Erwerbung der Niederlande, aufgegeben hatte; denn die Familienverbindung zwiſchen beiden Linien des öſterreichiſchen Hauſes ſchien ſich enger wie jemals zu knüpfen, und die Republik der vereinigten Provinzen war durch den bloßen Argwohn von jenem Gedanken ſo ſtutzig, und ſo ſehr von Frankreich entfernt worden, daß dieſes ihn vorläufig beſeitigen mußte, um nicht ſeinen Bundesgenoſſen ganz zu verlieren.

Eben ſo wahrhaftig konnte *Servien* verſichern, daß es unmöglich ſey, Beweiſe von einer *Verhandlung* aufzubringen, welche Frankreich über eine Vermählung zwiſchen ſeinem König und der ſpaniſchen Infantin gepflogen habe: denn die Inſtruktionen, worin *Mazarin* den Geſandten ſeine geheimen Ideen mittheilte, verdienen auch bei der Nachwelt, welche dieſelben hat kennen lernen, nicht den Namen ſolcher Beweiſe.

Nicht weniger gegründet war, daß die franzöſiſche Regierung ſich auch nie *Anträgen*, die zu dergleichen Unterhaltungen führen konnten, hingegeben habe. Die Verihrer Traktaten verpflichtet wären, den Krieg treuvereint mit Frankreich fortzuſetzen, bis ein Friede, ſicher und ehrenvoll, ſo für jenes, als ihre Republik, durch die Waffen erzwungen wäre. Allein dieſe Abſicht war ſehr verfehlt; denn das niederländiſche Volk, ſagte man

---

ſchafter der niederländiſchen Republik ſelbſt waren theilweiſe mit ſolchen Anträgen hervorgekommen, freilich wohl nur als Verſucher, aber die franzöſiſchen Geſandten hatten immer geſchienen, dergleichen zu überhören, wie ſehr ihre Ohren dadurch geſchmeichelt werden mochten.

Auf die Weiſe ſagt Servien nicht eine einzige poſitive Unwahrheit; und doch bezweckt alles, was er ſagt, nichts als Täuſchung. Im Grunde der Politik Mazarins lag der glühende Wunſch, daß die ſpaniſchen Niederlande an Frankreich kämen, oder gar die Kronen von Spanien und Frankreich in dem Hauſe der Bourbons, ſelbſt auf Einem Haupte, vereinigt werden ſollten. Den Bundesgenoſſen aber, die vereinigte Republik, über dieſen Punct zu täuſchen, ohne eine Lüge zu ſagen, welche immer unter der diplomatiſchen Würde iſt, ſo wenig eine verdeckte Behandlung der Anſichten Anderer ihr Abbruch zu thun vermag: dieſe Aufgabe hat Servien meiſterhaft gelöſet. Freilich blieb ſeine Kunſt ohne Wirkung; denn die Holländer, nach ihrer eigenen Verſicherung, faſſen eine Sache zu derb an, als daß ein ſolches feine Gewebe ſie umſtricken könnte: ſo wie Servien faſt anderthalb Jahrhunderte nachher, von einem deutſchen Geſchichtſchreiber für ſeine Feinheit der unverſchämteſte Lügner geſcholten iſt, ohne gelogen zu haben.

ihm, halte ſich ohne Spitzfindigkeit nur an demjenigen, was es beſaſſe, und lege mehr Werth auf eine grobe Wahrheit, als auf die zarteſte Lüge, welche man erfinden könnte. Auch die geringſten Leute fragten: „wenn Frankreich den Frieden will; warum macht es ihn nicht?“ jedermann weiß, daß die Spanier, durch Vermittelung unſerer Botſchafter, alle Friedensvorſchläge, die von franzöſiſcher Seite kamen, angenommen haben, und daß Portugal kraft derſelben durch die feierlichſte Uebereinkunft ausgeſchloſſen war; und nun ſoll einzig durch deſſen Intereſſe, welches weder mit dem unſrigen, noch dem franzöſiſchen einerlei iſt, das Heil des Friedens uns entſtehn? An dieſer Probe erkennen wir die guten Geſinnungen des Hofes von Frankreich gegen uns, welche der Geſandte ſo ſehr lobpreiſet, indem er uns ewigen Haß gegen die Spanier predigt, als das theuerſte Erbtheil, welches unſere Vorfahren hinterlaſſen hätten. Und doch ſchloſſen dieſelben den Waffenſtillſtand vom Jahre 1609; wünſchten ihn zu verlängern, und in einen ewigen Frieden zu verwandeln. Dahin wollen wir nicht kommen, daß wir an niemand Rache zu nehmen vermögen, als an uns ſelber; und ſo würde es ſeyn, wenn wir Frankreich noch mehr auf Koſten Spaniens vergrößerten, vornehmlich in ſolchen Ländern, die uns benachbart ſind. Nie ſollen uns ſolche Hyperbeln verblenden, wie die gräßliche, daß jeder Winkel unſerer Provinzen, von Franzoſenblut, dem für unſre Vertheidigung vergoſſenen, genetzt ſey. Jeglicher im Volke weiß, daß die Spanier daſelbſt kaum irgend einen Plaß angegriſſen haben, als im Anfang unſerer Unruhen, da Frankreich genug in ſich ſelbſt beſchäftigt war, und nicht weniger als Spanien entflammt, die Grundveſte unſerer heiligen Religion umzureißen, und ihre Bekenner zu verderben. *)

Bei einer ſo geeigneten Stimmung der Holländer hatte die franzöſiſche Geſandtſchaft in Münſter nicht ungern gelitten, daß die Vermittler der ganzen Friedensverſammlung, Chigi und Contarini, auch die Leitung des Geſchäfts zwiſchen ihr und den ſpaniſchen Botſchaftern wieder übernahmen. Allein, da ſie nun ohne Rückenhalt die portugieſiſchen Angelegenheiten in daſſelbe verflocht, konnte es noch weniger gedeihen. Dazu kam, daß die Spanier, deren Hoffnung durch den nahen Frieden mit dem niederländiſchen Freiſtaat aufgerichtet war, und welchen der gefürchtete Feldzug einen Strahl von freudigem Muth brachte, weil Lerida's Belagerung zum zweitenmal aufgehoben werden mußte, **) weniger haſtig waren, einen Frieden abzuſchließen, deſſen Schmach durch Zaudern verringert werden mochte. Im Zögern aber gab es keinen größern Meiſter als Penneranda, deſſen kalte und ſtolze Verſchloſſenheit ſich nun Monate lang beinahe unbeweglich hielt. Vergebens drangen die niederländiſchen Botſchafter in ihn, daß er zum Schluß eilen ſolle, da die inneren Bewegungen Italiens wider die ſpaniſche Regierung immer gefährlicher würden. Mag ſich, antwortete er trocken, mag ſich Sicilien verderben, ich werde mich nicht verderben. *) Und eben ſo ſehr, als des Spaniers Unbeweglichkeit, brachte die Franzoſen der Niederländer geringe Empfänglichkeit für ihre Anſichten fortdauernd in Verzweiflung. Wir haben hier überaus große Mühe, ſchreiben ſie über dieſelben, um dieſen Herrn die Argliſt der ſpaniſchen Botſchafter begreiflich zu machen, wir arbeiten daran alle Tage; mit ihnen insgeſammt, und einzeln, uns unterredend, und dann ihnen in Schriften zuſendend, was ſie von unſern Lippen vernommen haben, aus Furcht, daß der Bericht, welchen ſie ihren Obern abſtatten, davon abweiche; auch laſſen wir zu ihnen durch andere Perſonen reden, wenn wir ſelbſt ſie lange genug bearbeitet hatten. Sie bezeugen wohl, durch unſere Gründe überredet zu ſeyn; aber einen Augenblick darauf, ſey's durch Leichtſinn, oder vielmehr, wie wir glauben, durch Leidenſchaft und Vorurtheil, fallen ſie zurück in die vorigen Irrthümer. Keiner iſt unter ihnen, als Riderhorſt, dem wir uns vertrauen dürfen. **)

---

*) Négociat. secrèt. T. IV. p. 86. 88. 93—96.

**) Négociat. secrèt. T. IV. p. 129.

---

*) Négociat. secrèt. T. IV. p. 164

**) Négociat. secrèt. T. IV. p. 183. In den Berichten der franzöſiſchen Geſandten ſind viele beſtimmte Verſicherun-

Ohne Zweifel war das Benehmen der holländiſchen Geſandten, welches den Franzoſen ſo unbegreiflich ſchien, nichts weiter, als die Wirkung von einer geſunden Politik, und Einſicht in das, was ihrem Vaterlande frommte, und von der endlich entſchiedenen Ueberzeugung, Frankreich wolle daſſelbe ſo lange im Krieg mit Spanien erhalten, als es irgend Hoffnung habe, noch mehr zu deſſen Ruin und ſeiner eigenen Vergrößerung durch die Waffen, und Friedensunterhandlungen, bewirken zu können. Da wurde alle Gewalt der franzöſiſchen hoch- und volltönenden Redensarten zu Schanden an dem baaren Sinn der Holländer. Wirklich aber

---

gen, daß die holländiſchen von den Spaniern Geſchenke genommen haben. Servien entblödete ſich nicht, dieß während ſeiner Anweſenheit im Haag in einer Druckſchrift zu ſagen. Er hatte beſonders Paw und Matheneſſe, die beiden Deputirten der Provinz Holland, angeführt. Beide erſchienen in der Verſammlung derſelben, und erklärten mit eidlicher Erhärtung, „daß ſie, weit entfernt, von den Spaniern jemals ein Geſchenk empfangen zu haben, nie von ihnen ein Anerbieten deſſelben auf irgend eine Art erlitten hätten; aber daß ſie von den Botſchaftern Frankreichs nicht ein Gleiches ſagen könnten.“ Darauf erfolgte der Schluß: daß die Republik überhaupt den Verdienſten dieſer braven Männer den größten Dank ſchuldig ſey, und die Provinz Holland ihre Perſonen und ihre Ehre wider den Angriff eines jeglichen beſchützen werde. L'histoire des provinces-unies, par M. de Wicquefort. T. I. à la Haye 1719. p. 77.

entſtand jene Verwunderung der Botſchafter Frankreichs über das Benehmen dieſer letzten nicht aus zu großer Eitelkeit, daß ſie dem Zauber ihrer Rede und Unterhandlungsgabe zu viel zugetraut hätten, ſondern, nach der eigenthümlichen, von ſich ſelbſt befangenen, Lebhaftigkeit ihrer Nation, glaubten ſie bald ſelbſt an die Unwiderleglichkeit der Scheingründe, deren Nichtigkeit ſie einſahen, als ſie dieſelben erfanden, an die Richtigkeit der Thatſachen, welche ſie zuerſt als ihre Lügen hingeſtellt hatten.

Vergebens verdoppelten ſie nun alle Kunſtgriffe, um den Particulärfrieden zwiſchen Spanien und den vereinigten Provinzen noch zu hintertreiben oder aufzuhalten; vergebens erboten ſie ſich, alle noch obwaltende Fehde zwiſchen ihnen und dem Gegenpart gerne dem ſchiedsrichterlichen Spruche der Generalſtaaten zu unterwerfen. Man nannte dies unredliche Ausflüchte, um nur die Republik in Krieg zu erhalten.

Am Morgen des dreißigſten Tages im Januarmonate des Jahres 1648 beſchworen noch die Franzoſen die niederländiſche Geſandtſchaft, nur um einige Tage die förmliche Unterzeichnung der Friedensurkunde aufzuſchieben, bis die Generalſtaaten über den gegenwärtigen Stand der Unterhandlungen Bericht empfangen, und ihre Befehle ertheilt hätten. Allein die Antwort war, daß man unausweichlich verpflichtet ſey, noch an dem heutigen Tage den Tractat ganz zu vollenden; und gegen Abend erſchienen bei den Niederländern die Spanier, um zu erklären, daß man jezt die endliche Unterzeichnung der Abrede gemäß vollbringen wolle, und daß ſie bei einem längeren Aufſchub die Verhandlung zerriſſen glaubten. Bis zur Ratification, zwei Monate hindurch wollten ſie gern noch die vermittelnde Mühe der Republik geſtatten, ob eine Ausgleichung zwiſchen beiden Kronen bewerkſtelligt werden möge. Darauf ſchritt man zu der feierlichen Unterzeichnung, an welcher nur Niderhorſt keinen Theil nahm, welcher abweſend geblieben war, immer treu der Parthei der Franzoſen.

Derſelben Hof zeigte über den geſchehenen Schritt die ſtolzeſte Erbitterung. Mit Erſtaunen, ließ man den jungen König an die Generalſtaaten ſchreiben, haben wir vernommen, was am dreißigſten Januar zu Münſter geſchehen iſt, und wir können uns nicht überreden, daß eure Geſandten nach eurer Abſicht gehandelt haben; wir zweifeln nicht, daß ihr ſogleich die nöthigen Befehle gegeben habt, wieder gut zu machen, was zum Bruch der feierlichſten Verträge zwiſchen eurem Freiſtaat und unſerer Krone unternommen wurde; denn dieſe wollen, daß wir nicht anders, als vereint, Frieden ſchließen können. Wir verſprechen uns um ſo mehr, unſer Anſehen und unſere Treue habe jenes bei euch bewirkt, als ihr benachrichtigt geweſen ſeyd, daß wir von unſerer Seite alle Leichtigkeit, den Frieden zu fördern, hinzugebracht haben, und der Feind dadurch nur weiter vom Frieden entfernt wurde.

Dieß hatten die Generalſtaaten unzähligemal hören müſſen, und es blieb auch jetzt ohne Wirkung. Eben ſo die Erklärung des franzöſiſchen Botſchafters im Haag, daß Frankreich, um die Spanier in Hinſicht auf den Herzog Karl zu befriedigen, ihm das alte Lothringen, nachdem die Feſtungen niedergeriſſen worden, zurückgeben wolle; nur wiſſe jedermann, die Grafſchaft Clermont und die Plätze Stenai und Jametz, gehörten nicht zu demſelben, ſie würden mit dem Herzogthum Bar und allem, was von den drei Biſthümern abhange, dem Könige verbleiben. Außerdem wären noch fünf Puncte des Vertrags mit Spanien unentſchieden geblieben, welche ſein Hof dem Urtheilsſpruche der Generalſtaaten und des Prinzen von Oranien unterwerfen wolle. Doch ſollten dieſe Erbietungen nicht weiter Kraft haben, als bis zur Auswechslung der Ratificationen von holländiſcher und ſpaniſcher Seite, wenn die Republik dazu wider Treu und Glauben ſchreiten ſollte.

Hierauf erwiederte die Provinz Holland ſehr trocken, daß die Unterzeichnung der Friedensurkunde zu Münſter geſchehen ſey, um vollkommene Kraft zu haben; und daß die Unterwerfung der ſtreitigen Puncte unter das Urtheil der Generalſtaaten und des Prinzen von Oranien nichts wirken könne, als Verzug und anderweitige Unbequemlichkeiten. *)

Jetzt ließ ſich nicht mehr beſtimmen, ob die Franzoſen an Ueberredungsmitteln, oder die Holländer an trockner Hartnäckigkeit reicher wurden.

Dieſer letzten dankte es die Welt, daß an der Stäte der Friedensverſammlung, wo nun Jahre lang die bitterſte Fehde der Worte und Geſinnungen, zugleich mit der blutigen im Felde, gepflogen war, endlich ein Friede wenigſtens zwiſchen zwei Nationen, verkündet wurde.

Am fünften Tage des Maimonates **) im Jahr 1648 war das Rathhaus in Münſter feierlich bereitet, und am Morgen wurden daſelbſt die Secretäre der Geſandtſchaften Spaniens und der niederländiſchen Republik, die in Kutſchen und mit Begleitung kamen, von den beiden Burgemeiſtern der Stadt ehrenvoll empfangen. Ihnen folgten bald **Meynderswyck** und ein anderer holländiſcher Botſchafter. Dann nahte **Den Brun** in zwei Kutſchen mit ſechs Roſſen, und in zwei mit vier; ein Trompeter ging vorauf. Gegen Mittag erſchien der Graf von Penneranda mit großer Pracht in ſechs Kutſchen, deren jede mit ſechs Roſſen beſpannt war; bewundernd ſah man auf den Reichthum derjenigen, in welcher er ſaß, und die bedeckt und umſtrömt war von Garden und Pagen und Dienern, die ſtark geſchmückt alle die Miene des ſpaniſchen Stolzes trugen; ein Reitergeſchwader voll Glanz führte den Zug an. Penneranda, begrüßt von einer zahlreichen Bürgergarde, und den Bürgermeiſtern und Rathsleuten, trat in den großen Saal, wo die übrigen Botſchafter ſeiner harrten. In deſſen Mitte, oben an einer großen ſammtbedeckten Tafel, nahm er ſeinen Sitz, Don Brun ihm zur Linken, und die niederländiſchen Geſandten zu ſeiner Rechten, folgend nach dem Range ihrer Provinzen; nur Knuyt fehlte, der perſönlich den Franzoſen verhaßt war, deſſen Provinz Seeland aber ſie wegen der Handelsverhältniſſe ſchonen, und den Frieden mit Spanien nicht mit unterzeichnen wollte. Utrechts Abgeordneter, Riderhorſt, wiewohl anweſend in Münſter, war, ſtets befreundet mit Frankreich, nicht erſchienen, wie es hieß, wegen ſchwerer Krankheit. Nach Vorleſung der Urkunde ſprach Don Brun das ewige Wohlwollen ſeines Königs für die Republik, Meynderswyck die Freundſchaft derſelben für Spanien aus, und die Unterſiegelung geſchah. Nun ward eine Bibel auf die Tafel gebracht, und darüber ein ſilbernes Kreuz, auf welches Penneranda und Don Brun die Rechte legten: und der erſte las den Eid, in deſſen Mitte ſie die Hand erhuben, welche ſie dann wieder ſenkten; am Schluß des Eides neigten ſie das Haupt, um das Crucifix zu küſſen, einer nach dem andern. Die Botſchafter der Republik ſchwuren dann, nach dem Brauch ihrer Religionsverwandten; und Penneranda umarmte und küßte Meynderswyck und ſeine Genoſſen, welche ein Gleiches an Don Brun thaten. Während dieſes ganzen feyerlichen Herganges tönten Symphonien von den Fenſtern der Häuſer rund umher, und die Bürger geleiteten mit Jubel jeden der Botſchafter feierlich nach Hauſe, und beſchloſſen den Tag mit Freudenfeuern.

---

*) Négociat. secrèt. T. IV. p. 425—426. 428—431.

) **Schmidt ſagt Th. 11. S. 224: den zwanzigſten Jänner ward der Friede publicirt. Allein an dieſem Tage (oder dem dreißigſten Januar) ward der Friede **geſchloſſen**. Zwei Monate ſpäter ſollte er genehmigt und verkündet werden.

Am folgenden Morgen ward eine große, ſehr prächtige Bühne vor dem Rathhauſe errichtet, neben welcher ſich fünf Bürgercompagnien in Waffen ſtellten; die Straßen von ihr bis zur Pforte des Grafen von Penneranda waren mit Decken belegt, die man mit Blumen beſäete; und die Häuſer dieſer Gegend waren mit Teppichen und Zweigen behängt. Als die Mittagsglocke ſchlug, beſtiegen die Secretäre beider Geſandtſchaften die Bühne, und laſen laut den Inhalt der Friedensurkunde in deutſcher, flamändiſcher, ſpaniſcher und franzöſiſcher Sprache, und dann ſchmetterten die Trompeten in der Trommeln Gewirbel; alles Geſchütz ward gelöſet, und die Bürgerſchaft jubelte, als wäre des Friedens Heil unmittelbar dem deutſchen Vaterlande gegeben. Von Mittag bis um ſieben Uhr des Abends ließ Penneranda eine Fontaine von Wein ſtrömen, und am folgenden Tage eine andere, und bereitete dann ein großes Bankett für jenen Tag, wenn der Friede in allen vereinigten Provinzen verkündet würde; denn auch Seeland neigte ſich, die Urkunde zu unterzeichnen, welches noch im Maimonate geſchah. *)

Durch dieſen Frieden wurden die ſieben vereinigten Provinzen als eine freie und ſelbſtſtändige Republik geſichert, nicht nur mit den alten unverſehrten Gränzen ihres Gebietes, ſondern auch mit anſehnlichen Stücken von Brabant, dem Herzogthum Limburg und Flandern, welche unter dem Namen der Generalitätslande, Domänen des Staatenbundes wurden. **) Nicht genug, daß ſie durch den Beſitz von Maſtricht Meiſter von der Maas waren, hatten ſie von Spanien das drückende Recht ertrotzt, die Schelde nach Gefallen zu ſchließen, und Antwerpen zu Grunde zu richten; und was ſie ihren alten Oberherrn außerhalb Europa's entriſſen hatten, das blieb ihnen nicht nur ohne Ausnahme, ſondern ſie ſollten in Oſtindien ſo weit erobern dürfen, als ſie vermochten, und die ſpaniſche Macht daſelbſt durfte nicht über die gegenwärtigen Gränzen ihres Gebietes und ihrer Schifffahrt ſich erweitern. So reichlich bekamen diejenigen Provinzen, welche ihren Abfall von der Krone Spanien nicht vollendet hatten, wiewohl in ihnen zuerſt die Freiheit aufloderte, ſchon jetzt Urſache, es zu beklagen.

---

*) Négociat. secrèt. T. IV. p. 431. 435. Wiquefort. T. I. p. 66. 67.

**) Spittler's Entwurf der Geſchichte der Europ. Staaten. Berlin, 1793. Erſter Theil. S. 396. 397.

Als die Botſchafter der Republik alle Hoffnung ſchwinden ſahen, daß Frankreich zugleich mit ihnen den Krieg mit den Spaniern endigen werde, hatten ſie noch geeilt, ihr Vaterland gegen das Ungemach, welches davon für ihren Handel entſtehen könnte, durch einen geheimen Vertrag zu ſichern, der wie ein Artikel des Friedensſchluſſes betrachtet werden ſollte. Nach demſelben konnten die Schiffe der Republik ſelbſt aus den Häfen des Königs von Spanien nach den Beſitzungen ſeiner Feinde fahren; und überhaupt blieb ihr Handel jeglicher Art mit Frankreich unbeſchwert, da die Ladung nicht unterſucht wurde, ſobald die Päſſe ſie angaben. Zwar ſollten alle Rechte und Vergünſtigungen auf beiden Seiten Statt haben; aber ſie kamen faſt einzig der Republik der vereinigten Provinzen zu Gute. Kein anderes Land hat die wider ſeinen Oberherrn erkämpfte Freiheit mit ſo vielen kaufmänniſchen Vortheilen, welche ener als Beute zugeſtehen mußte, zu ſchmücken gewußt. *)

---

*) Wiquefort. p. 68. 69.

Sechſtes Buch.

Die vielen Jahre des Blutvergießens und fruchtloſer Friedensverhandlungen hatten ſogar den Glauben geſcheucht, daß noch irgend ein Friede geſchloſſen werden könne; und darum erregte der ſpaniſch-holländiſche ſo allgemeine, als innige Theilnahme. Auch war für die deutſchen Angelegenheiten durch ihn ein ſchwieriger Punct weggeräumt, welcher ſie hemmte; denn der ſpaniſche Hof hatte ſeinen ganzen Einfluß auf den kaiſerlichen angewandt, daß dem Reich keine endliche Ruhe würde, ehe er wenigſtens mit der niederländiſchen Republik, vielleicht auch mit Frankreich, ſich ausgeglichen hätte, um nicht allein auf dem Kampfplatze zurückzubleiben; und die franzöſiſche Politik, von der Holländer Beiſtand entblößt, hatte zugleich in derſelben kaltem Abweiſen aller ihrer Feinheiten und Ränke ein Beiſpiel zugeben müſſen, wie auch die Deutſchen ſich gegen ſie nehmen ſollten. Beide Mächte, Spanien und Frankreich, dieſes in ſeinen ungeheuren Forderungen nicht nachlaſſend, jenes, nun ſeines alten ergrimmten niederländiſchen Feindes entladen, weniger als jemals geneigt, denſelben nachzugeben, betrachtete Münſter nicht mehr als den Ort, wo ſie ſich verſöhnen ſollten. Penneranda rief nun nicht mehr den Kaiſerlichen zu, daß durch ihre weibiſchen Rathſchläge das Haus Habsburg zu Grunde gerichtet werde: man dachte nicht mehr an Saavedra's Wahlſpruch, daß dieſe Friedensverſammlung die Brandſtäte des vernichteten Oeſterreich werde; und um Spanien zu ſchrecken, hielten die Franzoſen nicht mehr Deutſchland in Angſt und Verzweifeln.

Jeder Hoffnungsſtral, daß endlich das langwierige Friedensgeſchäft zum Ziel komme, war der armen deutſchen Nation nicht blos deshalb ſo erquickend, weil Stürme und Blutſtröme in ihren Gauen aufhören ſollten, und die ſchauerliche Oede allmählig aus denſelben gebannt werden konnte; ſondern auch, damit die Schande dieſer Friedensverſammlung ſelbſt endlich für Deutſchland aufhörte. Während des vernichtungsreichen Krieges hatte es doch den unglücklichen Troſt gehabt, daß ſeine eigenen Söhne es waren, durch welche die meiſten Heldenthaten geſchahen. Euch Deutſche, hatte ſelbſt Guſtav Adolf geſagt, finde ich allzeit tapfer, auch ohne meine Gegenwart; wenn ich dagegen meinen Schweden nicht ſelbſt beiwohne, vollführe ich nichts recht durch ſie in irgend einem Treffen. Zu Münſter und Osnabrück aber rief man ſchon zu damaliger Zeit, an den Denkmalen ſelbſt der Niederlage des Varus ſpotten wehrloſe Ausländer, nicht mit Legionen gerüſtet, über die Deutſchen, und triumphiren über das ganze Deutſchland. Sie gebieten, wir ſind da: ſie reden;

wir hören ſie an, wie Orakel: ſie verheißen, wir geben ihnen Glauben, wie Göttern: ſie dräuen, wir zittern gleich Sclaven: wenn hierher von Paris, und dorther von Stockholm, nicht einmal von irgend einem Jupiter, ſondern beiderſeits von einer launenhaften Juno, etwas von Gunſt oder Zorn auch nur in einem Brieflein überſandt wird; ſo ſind wir Deutſche, o der Blindheit! freudvoll oder leidvoll. Und was bleibt uns übrig, als der Tod? Schon ſchalten ſie wetterwendiſch über uns, vor uns, und in Deutſchland über Deutſchland, oder den letzten Willen des ſchon aufgegebenen Deutſchlands: was ſie uns wegnehmen, was ſie laſſen, welche Federn ſie unſerm Adler ausrupfen, welche ſie den Franzoſen zutheilen, was von unſerm Adler der Mähne des ſkandiſchen Löwen zufalle, und was der ſkandiſche Löwe jenem zugeſtehe; was wir davon wählen ſollen, was ſie ſpät wollen, was ſie endlich nicht wollen, was ſie nun ſich gefallen laſſen, und morgen wegwerfen mit Ueberdruß und Ekel. Und wir Deutſche, im Todeskampf, und ihnen das Leben ſchon hingebend, ſind noch uneinig, und verlaſſen unſere wahre Gottheit, um jenen Götzen anderer Völker den Geiſt aller Freiheit, alles Ruhmes, und die Seele zu opfern. *)

Zu der allgemeinen Mißhandlung, welche unter dieſen Umſtänden die deutſchen Botſchafter auf der Frie-

---

*) Wassenberg paneg. Ferd. III. bei Schmidt Th. 11. S. 288. 289.

densverſammlung als Stellvertreter ihrer Nation dulden mußten, kam noch, daß ihre perſönlichen Eigenheiten, wenigſtens von den Franzoſen, gehöhnt wurden. Ein ſo hoher Character und Verſtand, wie **Trautmannsdorf**, erzwang ſich freilich allenthalben unbedingte Achtung, welche Anſicht man auch von ſeiner Perſon haben mochte: auch ward ein ſo überſchlauer, vielgewandter und kenntnißreicher Mann, wie **Iſaak Volmar**, im kaiſerlichen Dienſt zu ſehr von der franzöſiſchen Geſandtſchaft gefürchtet, als daß ihr rein lächerlich werden konnte, was ihm von der deutſchen Gelehrtenſchule anklebte, wiewohl Graf **d'Avaux** ſeinem Hofe mit ſtaunendem Hohn berichtete, daß dieſer deutſche Doctor nur eine einzige abſcheuliche Kutſche zu zwei Pferden hätte, und keine Perſon, die er zu Handlungen der Ceremonie anwenden könnte. Allein über die meiſten andern deutſchen Botſchafter, die nichts als Gelehrſamkeit, und unermüdliche Geduld zu erörtern, hatten, ergoß ſich der franzöſiſche Spott unbarmherzig. Treuherzig hatte Doctor **Bultejus**, der Abgeordnete von Heſſen-Kaſſel, der Herzogin von **Longueville** gerathen, daß ſie die deutſche Sprache lernen ſollte, um ſich zu unterhalten, und ward dadurch zum Gegenſtand der Witzworte in allen ſeinen Geſellſchaften der Hauptſtadt Frankreichs. Man ſchrieb dies der Herzogin zurück, und konnte das Vergnügen nicht genug ſchildern, mit welchem man ſich ſie denke, wenn ſie mit Monſieur **Lam-**

padius, dem Doctor im violetten Atlaßkleide, ſich unterhielte. *)

Drückender als ſolche Spötterei war die Hoffahrt, mit welcher die franzöſiſchen Geſandten den größten Theil der deutſchen Abgeordneten als untaugliche Männer behandelten. „Ich hätte beſſer gethan, ſchreibt d'Avaux an den Kardinal Mazarin, den Schweden nur allmählig zu willfahren; allein, wie es hieſelbſt vier Ambaſſadeurs von Brandenburg giebt, die Alle Deutſche ſind, und ſehr wenig geübt in Unterhandlungen: ſo wurden ihre Entſchlüſſe eben ſo früh von den Schweden gekannt, als von mir; dies iſt eine der größten Unbequemlichkeiten, welchen ich bei dem Geſchäft begegnete.“ **) Und wem dabei einfiele, daß der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm überhaupt ſeine Staatsdiener zu wählen verſtand, und durch ſeine Abgeordneten auf der weſtphäliſchen Friedensverſammlung viel ausrichtete: dem wußten die franzöſiſchen Geſandten dergleichen Einwürfe zu beantworten, indem ſie ſich das Hauptverdienſt der Ausführung in allem Gelungnen beimaßen. In einem Schreiben an den Kurfürſten ſelbſt lobt d'Avaux die ununterbrochenen Bemühungen der brandenburgiſchen Abgeordneten, des Grafen von Witgenſtein und ſeiner Gefährten; doch ohne die Unterſtützung durch Frankreichs Anſehen würde dem kurfürſtlichen Hauſe, ſtatt der ſchönen Staaten und Fürſtenthümer, die ihm nun bewahrt wären, nichts als ein Recht und ſehr nackter Anſpruch geblieben ſeyn. Die Geſandten der vereinigten Niederlande, welche ſich des brandenburgiſchen Hofes wider die ſchwediſche, den Handel bedrohende Genugthuung annahmen, *) hätten nach einem langen Aufenthalt in Osnabrück die Angelegenheit in einem kläglichen Zuſtand gelaſſen, und ihn höchlich gebeten, ſie auf jenen Punct zu bringen, wohin er ſie gebracht habe. „Ich würde nicht, fügt d'Avaux hinzu, aller dieſer Umſtände erwähnen, wenn es nicht Menſchen gäbe, die ſo wenig von der Eigenthümlichkeit der Geiſter und Geſchäfte hieſelbſt unterrichtet ſind, und in Einem Worte, ſo wenig vom Lauf der Welt wiſſen, daß ſie ſich von fern eine Vorſtellung machen, nach welcher ſie Eure Hoheit ſchöne Sachen ſehen laſſen, die aber mitten unter den Widerſprüchen nicht ſo leicht wirklich gemacht werden, als man ſich denket, wenn man allein iſt.“ **)

---

*) Larrly hist. de France sous Louis XIV. T. I. pag. [illegible]. bei Schmidt Th. 11. S. 292.

**) Négociat. secrèt. T. IV. p. 20.

Inzwiſchen waren alle Demüthigungen, welche ſich die Deutſchen auf der Friedensverſammlung von der Franzoſen Eitelkeit und Hochmuth, und von der ſchwediſchen Grobheit gefallen laſſen mußten, ein Nichts gegen die Schande, daß es auch unter ihnen ſolche gab, die ſich durch Geld eben ſo gewinnen ließen, als ſie Beſtechungen ausübten.

---

*) Geſchichte des weſtph. Friedens. Th. 1.

**) Négociat. secrèt. T. IV. p. 30.

Die Spanier verwendeten wahrſcheinlich große Summen, die Niederländer für den beſondern Frieden mit ihnen zu ſtimmen, und von dem Gehorſam gegen Frankreich abwendig zu machen: daß ſie ſelbſt Geld genommen hätten, findet ſich keine Spur; und es ihnen anzubieten, hätten nur die Portugiſen ein Intereſſe haben können, welche bei dem grimmigſten Haß des Hofes von Madrid wider das Haus Braganza einen Verſuch ſolcher Art gar nicht wagen durften. Alle Partheien dagegen, aus welchen die Friedensverſammlung beſtand, hatten Anlaß und Gründe genug, ſich um die Gunſt der Geſandten Frankreichs zu bewerben, und ſie mit Beſtechungen zu verſuchen; aber es gab keinen Verdacht, daß ihnen nur ein Geſchenk angeboten wäre, viel weniger daß ſie Geld genommen hätten. Durch dieſe ſtolze Uneigennützigkeit verſtärkten ſie um ſo mehr ihr Uebergewicht, je dreiſter ſie Geld ausſpendeten; und ſie gereicht ihnen um ſo mehr zum Lobe, je häufiger ſie, bei der unordentlichen Finanzverwaltung in Frankreich, troß aller Verheißungen von Geld entblößt gelaſſen wurden. Sie waren ſchon ein Jahr an der Friedensſtäte, als ſie noch nicht die verſprochene außerordentliche Summe zu Beſtreitung ihres großen Aufwandes erhalten hatten, und deshalb die Verwendung des Kardinals Mazarin flehentlich nachſuchen mußten. *) Seitdem harrten ſie länger als ein halbes Jahr umſonſt auf Gewährung ihrer gerechten Bitte, und ſahen ſich zu nachdrücklicheren Vorſtellungen genöthigt. „Weil wir, ſchrieben ſie, auf die Verſicherungen bauten, die uns bei unſerer Abreiſe gegeben wurden, ließen wir uns in einen Aufwand ein, welcher unſere Kräfte weit überſteigt, aber nöthig war, um die Würde des Königs bei einer ſo wichtigen Gelegenheit zu behaupten, weil mehrere Ambaſſadeurs mit gleichem Pomp, als wir, erſchienen, und einige mit größerm, wie Oxenſtierna und der Biſchof von Osnabrück. Nun werden noch neue Geſandten ankommen, und ſpaniſche Grandes; und die vielen Nationen, deren Stellvertreter ſich hier vereinen, machen die Verſammlung immer prachtvoller. Wir ſehen, wie ſchmachvoll es ſeyn würde, unter dieſen Umſtänden unſern Aufwand einzuſchränken; aber vielleicht wären wir ſchon unter der Bürde niedergeſunken, wenn wir nicht von dem Handelshauſe, das uns die gewöhnliche Beſoldung auszahlet, geliehen, und hinzugethan hätten, was wir auf unſern Privatkredit aufnehmen konnten.“ **) Nach ſolchen Klagen erhielten ſie freilich beträchtliche Summen; aber die Finanzleute in Frankreich ſtellten ſowohl der Bewilligung, als Auszahlung derſelben, ſtets

---

*) Négociat. secrèt. T. II. p. 89.

**) Négociat. secrèt. T. II. p. 35. 36.

Hinderniſſe entgegen. „Es iſt beſchloſſen, ſchreibt der Staatsſekretär Brienne den Geſandten, hunderttauſend Franken nach Münſter zu ſenden. Ich habe eingewendet, wie gering dieſe Summe ſey, und habe Hoffnung, daß ſie vermehrt werde. Wenn Euch gefiele, ein Memoir einzuſchicken, wo im Ganzen bezeichnet wäre, was zu euren Beſoldungen diente, und was zu den geheimen Ausgaben, deren Detail man nicht verlangt: ſo würde es dadurch leichter ſeyn, größere Summen zu übermachen; denn die Finanzleute wehren dies ab, indem ſie behaupten, daß man zu Münſter noch Vorrath an Geld haben müßte.“ *)

Gleichwohl währte die Klage der Geſandten, daß es ihnen an Geld mangle, ſehr ernſthaft fort, ſo lange die Friedensverſammlung dauerte, **) und ward am lebhafteſten, wenn es ſchien, als wollten ſich die Unterhandlungen zum Schluß neigen; daß ſie eben dann, wo das Geld am ſchnellſten und kräftigſten wirken konnte, dieſes Zaubermittels entbehren ſollten.*) Am meiſten fühlten ſie ſich gekränkt, daß ſie im Anfang, auf die Verheißungen ihrer Regierung vertrauend, wohl glänzende Anerbietungen gemacht hatten, welche ſie nicht erfüllen konnten. Dies war der Fall mit den Schweden geweſen, welche bei ihrer unerſättlichen Begierde, Geld von allen Seiten einzuſchlingen, eine ſolche unbefriedigte Hoffnung nicht verziehen. „Wir wagen nicht, ſchrieb die franzöſiſche Geſandtſchaft im Auguſtmonat des Jahres 1647, den ſchwediſchen Botſchaftern gegenwärtig irgend etwas anzubieten; denn es ſind zwei Jahre, daß wir ihnen gleiche Anerbietungen machten, welche nie erfüllt ſind. Jetzt müſſen wir der Schicklichkeit wegen warten bis zum Schluß des Friedens, wenn derſelbe zu Stande kommt; oder bis man den Vertrag mit ihnen erneuert, wenn das Unglück will, daß man, den Krieg fortzuſetzen, dazu verpflichtet ſey; oder wenigſtens, bis man in Händen hat, wovon man das Verſprechen erfüllen kann, während das Anerbieten gemacht wird.“**) Und nicht weniger kränkend war für die Botſchafter Frankreichs, daß die Summen, welche ſie erhielten, bei weitem nicht hinreichten, um mit den Spaniern in Beſtechung der Niederländer zu wetteifern.. Die großen

---

*) Négociat. secrèt. T. II. p. 230.

**) Darum iſt es ein wenig ungerecht, wenn Schmidt die Gründe, warum die Franzoſen kein Geld genommen, einzig mit dieſer Frage abthut: „Wie hätten aber auch Leute, die vor den Augen von ganz Deutſchland ihre Reichthümer mit einer Pracht, die man kaum noch in ſolchen Umſtänden geſehen hatte, zur Schau aufſtellten, die auf den Aufzug deutſcher Doctoren, der gegen den ihrigen ſo abſtechend war, mit der größten Verachtung herabſahen, ſich ſo etwas können beikommen laſſen?“ Th. 11. S. 168.

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 557. 585. T. IV. p. 149.

**) Negociat. secrèt. T. IV. p. 149. 150.

Geldſummen, ſagen ſie, welche Penneranda überkommen hat, um ſie in der Verſammlung auszutheilen, machen uns viel Kummer. Wir ermangeln zwar nicht, den Fonds zu gebrauchen, welcher uns anvertraut iſt; aber wir fürchten ſehr, daß die Roſſe mit der Kutſche davongehen, indem man von nicht weniger, als zweimalhunderttauſend Thalern ſpricht, welche in den Händen des genannten Penneranda ſeyn ſollen. *)

Die Franzoſen wandten daher ihre Kunſtgriffe zu beſtechen, vorzüglich wider die Gruppe der deutſchen Abgeordneten, welche mit geringeren Summen zufrieden waren, und wo die Geſchenke nicht durch einen ſo großmüthigen Nebenbuhler verdunkelt wurden. Ich füge hinzu, ſchreibt der Staatsſecretär Brienne, daß die zweitauſend Thaler, welche ihr bei dem brandenburgiſchen Geſandten, dem Grafen Witgenſtein, angebracht habt, ſehr wohl angewandt ſind. Seine Majeſtät wünſcht, daß mehrere Abgeordnete Geld nehmen mögen: derjenige, welcher es empfängt, auf die Verſicherung, daß er dienen wolle, muß ſich mit wenigerm begnügen, als welcher es zum Erſatz für geleiſtete Dienſte fordert; aber auf welche Art ihr es austheilet, es wird immer ſehr vortheilhaft ausgeſpendet ſeyn. **)

---

*) Négociat. secrèt. T. III. p. 127.

**) Négociat. secrèt. T. II. p. 2[illegible]0.

Indem das Friedensgeſchäft zu Münſter und Osnabrück von allen Seiten Schmach und Erniedrigung für die Deutſchen mit ſich brachte, zog dennoch die Fehde zwiſchen ihnen ſich daſelbſt endlos fort, und beſonders ihr Religionsſtreit drohte noch das Innere ihres unglücklichen Vaterlandes in blutigem Haß zu erhalten, als es durch ſo harte Opfer an die Kronen Frankreich und Schweden den Frieden ſchon erkauft, die Entſchädigungsanſprüche und Ländergier ſeiner Stände beſchwichtigt, und ſelbſt den ungeſtümen Troß der ſchwediſchen Miliz faſt geſtillt, die niederländiſche Republik ſchon mit Spanien ausgeſöhnt geſehen hatte.

Der edle **Trautmannsdorf**, welcher unter dem Gewirre aller politiſchen Ränke, Leidenſchaften und Niederträchtigkeiten mit ruhigem Verſtand und Reinheit des Gemüths hervorragte, hatte den mühſam gewonnenen Punct der Vereinigung zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten, das Normaljahr 1624, freilich feſtgehalten; aber noch wollten jene einige Biſthümer von demſelben ausgenommen wiſſen, und dieſe fielen noch immer zu einer früheren Norm zurück.

Ein ſolches Schwanken war für **Trautmannsdorf** um ſo ſchmerzlicher, weil er kaum die beſtimmte Erklärung des Kaiſers bekommen hatte, daß auch der ewige Beſitz der geiſtlichen Güter den Proteſtanten geſtatten werden ſollte, wenn ſie mit dem angebotenen hundertjährigen nicht zufrieden ſeyn möchten. *)

Die mildere Parthei der Katholiken war über dieſe Mäßigung des kaiſerlichen Hofes erfreut, und hieß deshalb die politiſche bei den eifrigen. Geben wir, ſagte ſie, den Proteſtanten nicht das ewige Beſitzthum der geiſtlichen Güter, ſo wüthet das Kriegsfeuer insgeheim fort im Schooß der deutſchen Nation: aus Furcht, nun und nun aus ihrem Beſitz geſtoßen zu werden, mögen ſich jene dereinſt nicht nur mit ausheimiſchen, ſondern auch gottloſen und unchriſtlichen Völkern, in Kriegsbündniſſe begeben. Niemals aber würden ſie zu den öffentlichen Bedürfniſſen des Reichs, oder gar kärglich beitragen, welches ſogleich in jenen Zeiten, die dem Religionsfrieden folgten, als Thatſache vermerkt worden ſey. Eben ſo wenig würden ſie, ohne den ewigen Beſitz der geiſtlichen Güter, jemals den geiſtlichen Vorbehalt gutheißen, ohne weſſen Kraft die katholiſchen Bisthümer in ſteter Gefahr ſchwebten, ganz verſchlungen zu werden. Das Reichsjuſtizweſen würden ſie nimmermehr zu Ordnung und Anſehn gedeihen laſſen; denn ſie würden die Gerichtsbarkeit des Kaiſers und Kammergerichts in allen Sachen, welche die Kirchengüter beträfen, oder aus welchen ſie irgend Gefahr befürchteten, gewiß nicht anerkennen. **)

---

*) Adami c. XIV. §. 9.

**) Adami c. XIV. §. 13.

Es ließ ſich nicht verhehlen, daß bei dieſen Erwartungen viel zu ſehr auf die Mäßigung der Proteſtanten gerechnet war; und die ſtrengeren Katholiken, welchen die Nachgiebigkeit des Kaiſers, und vieler von ihren Glaubensgenoſſen, die Gefahr für ihr politiſches Daſeyn und ihr Seelenheil ungemein ſchreckend machte, warfen ſich nun in einen unbeugſamen Trotz. Als **Trautmannsdorf** in die katholiſchen Reichsſtände drang, auf die letzten Gegenbeſchwerden der Proteſtanten zu antworten, erfolgte die Erklärung, daß dieſelben einer Beantwortung durchaus unwürdig wären. *)

Von dem heftigen Partheigeiſt faſt ermüdet, hielt der vielerfahrne Staatsmann das Gerücht nicht zurück, daß er dem Wunſche ſeines Kaiſers, der ihn ſchon lange zu ſeiner Perſon abgerufen habe, endlich folgen, und nächſtens abreiſen werde. Da geriethen die Evangeliſchen, wiewohl ſie dieſe Entſchließung nicht für vollen Ernſt aufnahmen, in große Beſtürzung; denn ſie fühlten wohl, daß nur durch ihn errungen war, was die Katholiken bisher ihnen nachgegeben hatten. Sie beſchworen daher zu Osnabrück die Reichshofräthe **Lamberg** und **Crane**, daß ſie den Grafen zu einem längern Aufenthalt in Weſtphalen bewegen möchten, welcher zu Beförderung des Friedenswerkes ſchlechterdings nothwendig ſey; ſie ſchrieben ihren Glaubensgenoſſen in

---

*) **Adami** c. XIV. §. 16.

Münſter: „daß ſie ihm vorſtellen ſollten, wie nur noch wenige kleine Hügel zurück wären, welche ſie unter ſeiner Führung leicht überſteigen würden; ziehe er aber die Hand zurück, ſo werde jedermann den Muth wegwerfen.“ Auch unter den Katholiken meinten einige, daß alles Heil mit Trautmannsdorf von der Friedensverſammlung entweichen, und ohne ihn keine Waffenruhe zwiſchen den Reichsſtänden zwieſpältiger Religion geſtiftet werde. Die meiſten von ihnen hätten indeß gewünſcht, ihn aus Weſtphalen abreiſen zu ſehen, meinend, daß er mit zu raſcher Freigebigkeit den Proteſtanten nachgebe, und ſeine Gegenwart ihre Standhaftigkeit hindere, die rechten Mittel zu ergreifen. Gleichwohl erſuchten ihn alle drei Reichscollegien durch eine feierliche Botſchaft, ſeine Heimreiſe einzuſtellen; und er entgegnete, wie erfreulich ihm der Stände Begierde zum Friedenswerk zu vernehmen ſey, und wie ihm die zuverſichtliche Hoffnung werde, daß ſie nicht gemeint ſeyen, die ſchwere Sache noch ſchwerer zu machen; mit Dank für ihr Vertrauen wolle er das ſeinige zu Beförderung derſelben willig beitragen. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XXI. §. 20. 25. n. 2. **Adami** c. XIV. §. 18. 19. **Adami**, als Biſchof und Katholik von conſequenter Denkart, mißbilligt innerlich ſehr das Benehmen und die Grundſätze des Grafen von **Trautmannsdorf**, und kann dies in manchen Wendungen nicht verbergen. Aber gleichwohl läßt er dem edlen

Als nun die Verhandlungen durch einen neuen Eifer beſeelt werden ſollten, und Trautmannsdorf zu krank war, um ohne Beſchwerde ſich von Münſter nach Osnabrück zu begeben, verlangten die Katholiken mit Ernſt, daß ſich die Proteſtanten von dem letzten Orte zu ihnen begeben ſollten, indem der kaiſerliche Botſchafter ſowohl, als Bevollmächtigte aus ihrer Mitte, mehrmalen in der Religionsſache nach Osnabrück gezogen wären, ohne etwas fruchtbarliches auszuwirken. Auch fühlten die Evangeliſchen zu Münſter, deren Seele das milde und einſichtsvolle Kurſachſen war, die Billigkeit dieſer Forderung, und legten ſie ihren Glaubensgenoſſen an der andern Friedensſtäte dringend ans Herz; allein aus Scheu, ſich unter den Flügeln der Schweden wegzubegeben, hätten dieſelben ſchwerlich darauf gehört, wenn nicht höchſt unerwartet Salvius ihnen geſagt hätte, daß er nach Münſter reiſen wollte, und

---

Staatsmanne Gerechtigkeit wiederfahren, wie überhaupt in ihm ein Ernſt für hiſtoriſche Unpartheilichkeit war. Als er die Gründe angeführt hat, welche die ſogenannte politiſche Parthei der Katholiken darlegte, und er nach ſeinem Syſtem ſehr richtig finden muſte, fügte er hinzu: Welche Wahrheit, oder Wahrſcheinlichkeit, welches Gewicht alſo, dieſe Beweiſe in ſich tragen, gebührt nicht mir, der ich nur die Thatſachen berühre, auszumitteln; aber es bleibt unbenommen, aus dieſem Buche ſelbſt, welches ich ſchreibe, und aus Erfolg und Erfahrung vergangener und künftiger Zeit, darüber zu entſcheiden. c. XIV. §. 14.

ſie ihm folgen möchten; denn er werde die Franzoſen vermögen, daß ſie die Katholiken zu einer billigen Ermäßigung in den Religionsbeſchwerden brächten. Die Genugthuung ſeiner Krone, über deren Umfang die Kaiſerlichen auf Antrieb der Franzoſen beſtimmte Anerbietungen gethan hatten, und welche jezt zu Münſter ſchnell ſchien erledigt werden zu können, ehe die Spanier und Holländer ihre Fehde ganz beilegten, war der eigentliche Anlaß zu ſeiner Reiſe; aber wenn es ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, die Evangeliſchen gleichſam in ſeinem Gefolge zu ſehen, ſo konnte er ſie jezt auch den Katholiken ſcheinbar ohne Befürchtungen willfahren laſſen; denn von ſeiner Gegenwart blieb es abhängig, in wiefern die Religionsſache zu Münſter entwickelt werden ſollte. *)

Mehrere evangeliſche Geſandte folgten ihm unverzüglich, und begonnen, von Trautmannsdorf freundlich empfangen, von den Franzoſen ermuthigt durch die Verſicherung, ihnen bei den Katholiken weder durch Beiſpiel noch Ermahnung zuwider ſeyn zu wollen, ſich in einer Verſammlung auf dem Biſchofshofe zu berathen, was Salvius veranlaßt hatte. Allein Graf Oxenſtierna, welcher den Tag vorher auch nach

---

*) Acta pac. Westph. L. XXI. §. 25. n. 1. §. 28. Adami c. XIV. §. 21—23. Négociat. secrèt. T. III. p. 300. 311. Forstneri epistolae. p. 60.

Münſter gekommen war, fuhr mit Heftigkeit auf, als er von ſolchem Rath hörte. Seine Eiferſucht gegen **Salvius**, welchem die Evangeliſchen ohne ſein Wiſſen gefolgt waren, und ſeine übermäßige Empfindlichkeit für die Ehre ſeines Hofes, jagten ihn gleich ſtark in Harniſch. Solches Beginnen, ſagte er, ſey Ausreißerey und Beſchimpfung der Krone Schweden; die Evangeliſchen glaubten dem Frieden entgegen zu laufen, und lieſen mit Gewalt ihrem Verderben entgegen: ſie ſollten durchaus keine Handlung über die Religionsbeſchwerden in Münſter anziehen. Auf **Salvius** Zureden ließ er dieſelbe gleichwohl geſchehen, doch mit der Bedingung, daß alles, was man vergleichen möchte, zu Osnabrück [illegible] in die Friedensurkunde eingerückt, und allda [illegible] der Vollkommenheit theilhaftig gemacht werden ſollte; aber deſſen ungeachtet ging er, ohne alle Rückſicht auf ein ſchickliches Benehmen, jählings von Münſter hinweg. Um Mitternacht, erklärte er darauf, habe er ſich im Namen Gottes aufgemacht, ob er dadurch das Werk, in welches die Evangeliſchen ſich vertieft hätten, was in die Länge nicht gut thun wollte, allgemach wieder nach Osnabrück hinüberziehen könnte. Er habe von guter Hand aus Dresden ſichere Nachricht, daß die kurſächſiſchen ausdrücklich befehligt wären, den Katholiſchen beizuſtehen, und ſo dürfte man, ehe man ſich es verſehe, einen neuen Prager Frieden haben. Indeſſen fürchtete er doch, daß die Franzoſen ſeinen ungeſtümen Aufbruch von Münſter übel empfunden haben möchten, und er ließ deshalb ein Entſchuldigungsſchreiben an Servien abgeben, welches neue Beleidigungen der gröbſten Art für die Kaiſerlichen und Katholiken in ſich faßte. Iſt es wohl anſtändig, ſchreibt er, für eine Krone Schweden und ihre Miniſter, daß ſie von ihrer Station weg einem Trautmannsdorf nachlaufen, um ihm zu ſchmeicheln in ſeinen Phantaſien, deren er nur zu viele hat. Der Ambaſſadeurs von Frankreich wegen würde ich wohl zu Fuß gehen, ſo weit ich könnte, aber für Trautmannsdorf nicht einen Schritt. Seine Krankheit iſt Gott bekannt, ich kümmere mich nicht um ſie. Aber wenn Peſt oder Feuer ihn hinwegnähmen, würde ſich der Friede doch machen durch die Gnade Gottes. *)

Oxenſtierna's rohes und übermüthiges Betragen empörte um ſo mehr, weil mit Fleiß ausgeſprengte Gerüchte und Betheuerungen, daß die ſchwediſche Geſandtſchaft von ihrer Königin Befehle voll Mäßigung und freie Macht hätte, die Tractaten zu ſchließen, ihr nach Münſter voraufgegangen waren. Dahin ſey alſo, fragte man, der Reichsſtände Sache verſunken, daß ſie, wenn ſie Frieden machen können, es der Schweden halber nicht wagen; das wären der letzten ehrgeizige Verſicherungen, nur die deutſche Freiheit durch ihre Waffen

---

*) Acta pac. Westph. L. XXI. §. 30. Histoire du traité de Westphalie par le Père Bougeant. à Paris. 1751. T. IV. p. 331.

zu bezwecken. Welchen Unterſchied es mache, ob jene ſich Befehdenden ohne einen Vermittler ſich einten, oder durch Anderer Dazwiſchenkunft? ob zu Osnabrück, oder zu Münſter? Man begann zu zweifeln, daß die Schweden überhaupt den Frieden wollten, und die Franzoſen glaubten der Vermuthung, daß Oxenſtierna auf geheimen Befehl ſeines Vaters, des Kanzlers, ſo handle; denn von dieſem behaupten einige, daß er den Krieg in Deutſchland, wodurch er, wegen ſeiner ehemaligen Rolle in demſelben, und wegen ſeiner Kenntniſſe von jenem Lande, immer wichtig für Schweden blieb, noch nicht beendigt, und dazu die ungeſchlichteten Religionsſtreitigkeiten benutzt wiſſen wollte. Salvius ſelbſt beſtärkte die Franzoſen in dieſer Vermuthung, indem er geſtand, daß ſie Befehl hätten, in vielen Puncten nachgiebig zu ſeyn, er aber ohne ſeinen Gefährten nicht vorſchreiten dürfte, welcher ſonſt in Schweden zu verſtehen geben könnte: wenn er feſter geweſen wäre, ſo würden ſie größere Vortheile erlangt haben. Auch vollendete Oxenſtierna jeden gehäſſigen Argwohn über ſein Benehmen, indem er verſprochen hatte, dem Genoſſen ſeine Gutachten einzuſenden, damit derſelbe Puncte abſchließen könne, auch auf den Nothfall ſelbſt zurückzukehren, nun aber von Osnabrück aus bezeugte, wie übel Salvius Aufenthalt in Münſter ſey, und daß er nichts zugeſtehen würde, was daſelbſt beſchloſſen wäre.*)

---

*) Forstneri epistolae. p. 61. 62. Négociations secrèt. T. III. p. 382. 386. 387. Bougeant. T. IV. p. 350.

Unter ſolchen Umſtänden ließ ſich nicht erwarten, daß die Religionsbeſchwerden ſich wider Oxenſtierna's Willen einer beſondern Erledigung zu freuen haben könnten. Die Katholiken und Evangeliſchen traten drei Tage auf dem Biſchofshofe zuſammen, um das Werk der Vergleichung zu fördern, ohne Dazwiſchenkunft eines höhern Anſehens; aber nun wichen ſie keine Linie, und blieben in dem reinen Widerſpruch gegen einander ſtehen. Beide wurden deſſen müde, und baten daher, daß Trautmannsdorf und Salvius, dem ehemaligen Verlaß gemäß, die Handlung übernehmen möchten. Allein auch ſo ergab ſich kein Reſultat. Ueber das Normaljahr 1624 vereinigten ſie ſich von neuem, nur wollten die Proteſtanten, daß durch dieſen Termin nicht ihre Glaubensgenoſſen, die früher in geiſtlichen, oder derentwegen, in weltlichen Dingen, Beſchwerung erlitten hätten, ausgeſchloſſen ſeyn ſollten; und die Katholiken wünſchten, von demſelben alle beendete, abgeurtheilte und entſchiedene Sachen frei zu wiſſen. Darin wäre ein ungeheurer Stoff zu neuen Fehden geweſen, und Trautmannsdorf antwortete: es müßte bei einem gewiſſen Termin bleiben, und beide Theile müßten ſich davon wohl und wehe thun laſſen. *)

Ehe man zu einer weiteren Vereinigung gelangen konnte, mußte Salvius dem ungeſtümen Andringen

---

*) Acta pac. Westphal. L. XXI. §. 36—38. Adami c. XIV. §. 25 etc.

ſeines Gefährten nachgeben, und von Münſter abreiſen. Schnell faßte der kaiſerliche Geſandte noch Alles, was die Katholiken bewilligen konnten, in milden Ausdrücken zuſammen, und gab die Schrift den evangeliſchen Abgeordneten mit nach Osnabrück, damit dort die Tractaten fortgeſetzt würden, und verſprach ihnen, daß Volmar, welcher längſt in der Religionsſache die Feder geführt hatte, und mehr Geiſt diplomatiſcher Leitung beſaß, als Lamberg und Crane, ihnen mit den Katholiken nachfolgen ſollte, weil er ſelbſt durch Krankheit verhindert werde. Dem weimariſchen Abgeſandten klopfte er beim Abſchiede auf die Achſel und ſagte: Nun geht hin, und ſeyd fein fromme Kinder. *)

Volmar begab ſich zu Anfang des Jahres 1647 nach Osnabrück; aber auf eine befriedigende Handlung in den Religionsbeſchwerden war nicht zu hoffen, ehe die ſchwediſche Genugthuung erledigt worden; denn die Evangeliſchen hatten ſich verpflichtet, früher nichts in ihrer Sache zu ſchließen, weil die Schweden wiederholt erklärten, daß ſie dieſe beiden Puncte nicht ſondern laſſen wollten. Auf der andern Seite zeigten auch die eifrigen Katholiken eine gränzenloſe Erbitterung gegen Trautmannsdorf, ohne deſſen verſöhnenden Muth die beiden Religionspartheien gar keine Annäherung zu einander hoffen durften. Als die Evangeliſchen erwähn-

---

*) Acta pac. Westph. L. XXI. §. 40—43.

ten, wie derſelbe ſich habe vernehmen laſſen, wann die Sache nur zwiſchen ihnen und den Kaiſerlichen verglichen wären, ſo wollte man die Puncte bei den Katholiſchen umherſenden, und diejenigen, welche nicht unterſchrieben, ſollten ausgeſchloſſen und für Feinde erklärt werden; da ließen die ſchwediſchen Botſchafter dies mit lachendem Mund und eingezogenen Achſeln dahin geſtellt ſeyn. Kaum hatte Oxenſtierna erzählt, daß wider die letzten von der kaiſerlichen Geſandtſchaft aufgeſtellten Vereinigungspuncte in der Religionsſache über zwanzig Proteſtationen und zahlloſe Verwünſchungen eingelegt wären, und Graf Trautmannsdorf ſelbſt von etlichen, ſonderlich von einer fürſtlichen Perſon, dem Biſchof von Osnabrück, vor das Thal Joſaphat geladen ſey. *)

Allein dadurch war der unermüdete Staatsmann und Freund ſeines Kaiſers und des deutſchen Vaterlandes keinesweges geſchreckt, und erſchien fünf Tage nach Volmar ſelbſt zu Osnabrück, wohin auch die Katholiken ſtrömten, unter ihnen der ſtandhafte Biſchof Franz Wilhelm; der päpſtliche Nuntius hatte ſie dahin getrieben, damit ſie in der Gefahr mit vereinter Kraft ſtünden.

In der Wohnung des Grafen von Trautmannsdorf ward die Unterredung begonnen, von welcher

---

*) Acta pac. Westph. L. XXV. §. 6.

man einige Frucht hoffte, weil Oxenſtierna durch Unpäßlichkeit verhindert wurde ihr beizuwohnen, und die Evangeliſchen ihre Sache an Salvius allein vertraut hatten. Fünf aus ihrer Mitte waren im Zimmer der Unterhandlung gegenwärtig, und die übrigen in einem Nebengemach, um Erläuterungen, wenn ſie nöthig wären, unverzüglich zu ertheilen. Keiner von den katholiſchen Ständen war anweſend. Vielleicht hielten ſie ſich zurück, um nicht durch das Anſehen der Kaiſerlichen fortgeriſſen zu werden, und die Freiheit einzubüßen, daß ſie ſich dem Reſultat dieſer Unterredungen immer noch widerſetzen könnten; aber auch Trautmannsdorf hatte ſchon zu Münſter erklärt, daß er dort bei der Unterredung keine Katholiken ſehen wolle, weil dieſelben, um einige Mönche und Klöſter zu retten, mitunter ſechs bis acht Stifter in die Schanze ſchlügen. *)

---

*) Acta pac. Westphal. L. XXI. §. 58. L. XXV. §. 8. Schmidt Th. 11. S. 131. 132. iſt hier voll von Unrichtigkeiten. „Die Proteſtanten, ſagt er, die ſich ohnehin nicht getrauten, nur das geringſte ohne Vorwiſſen, Rath und Einwilligung der Schweden vorzunehmen, ſtellten ihre Angelegenheiten denſelben faſt gänzlich anheim, jedoch ſo, daß der altenburgiſche Geſandte von Thumshirn, die beiden lüneburgiſchen (braunſchweigiſchen) Langerbeck (Langenbeck) und Lampadius, nebſt einigen andern ſich in der Nähe des Konferenzzimmers aufhalten ſollten.“ — Die genannten waren neben dem Abgeordneten der wetterauiſchen Grafen, Doctor Geiſſel,

Salvius führte das Wort mit Nachdruck und Herzhaftigkeit zur großen Freude der Evangeliſchen, und Trautmannsdorf ihnen gegenüber, mit Volmar, Lamberg und Crane, griff in die Unterhandlung mit einem ſolchen ernſten, billigen Sinn, daß ſich in den Unterredungen ein Geiſt entwickelte, welcher zu einigem Religionsvergleich hätte führen können, zumal da jetzt die Genugthuung der Krone Schweden beendet wurde. Allein die meiſten zu Osnabrück befindlichen Katholiken führten ſehr verfängliche Reden, daß ſie unwiſſend, unbefragt und ungehört über Alles wären, was die Kaiſerlichen bisher aus Machtvollkommenheit gehandelt hätten; daß ſie auch nicht begehrten, ſich des Wer-

---

und dem nürnbergiſchen Doctor Oelhafen, die fünf Auserwählten, welche der Unterredung unmitelbar beiwohnten.

Ferner meint Schmidt, daß die Hoffnung, welche durch dieſe Verhandlung erweckt wurde, faſt im Keim wäre erſtickt worden, weil von Münſter die Nachricht von mehr als zwanzig Proteſtanten gegen die letzte kaiſerliche Erklärung gekommen wäre u. ſ. w. Allein dies war geſchehen, ſelbſt ehe Trautmannsdorf nach Osnabrück abreiſte.

Der Uebergang bei Schmidt zu dem Geſchäft an dieſem Orte iſt ſo, daß man vorausſetzen muß, Salvius und der kaiſerliche Botſchafter hätten nicht ſchon vorher zu Münſten im Namen beider Religionstheile, und ſtatt derſelben, mit einander verhandelt.

kes theilhaftig zu machen, ſondern ſich vielmehr zur Rückkehr nach Münſter entſchloſſen. Eben ſo wollten einige von den vornehmſten Evangeliſchen dafür halten, daß **Salvius** in etlichen Puncten, wie in Beſtätigung des geiſtlichen Vorbehalts in Rückſicht der den Katholiſchen bleibenden Stifter, in der eingewilligten gleichen Gerichtsbarkeit des kaiſerlichen Reichshofrathes mit dem Kammergericht, allzuviel gewichen ſey.

Ermuthigend wider ſolche zwieſpältige Rede, wirkte auf die Proteſtanten das glaubhafte Gerücht, welches bald Gewißheit wurde, daß der Kurfürſt von Baiern einen Waffenſtillſtand mit den Kronen Schweden und Frankreich ſchließen werde. Jetzt ſtehe ihren Forderungen, glaubten die Proteſtanten, niemand entgegen, als der Kaiſer, welcher, allein auf dem Kampfplatze, nicht lange Widerſtand leiſten könne. Nun oder niemals, ſagten ſie öffentlich: geworfen ſind die Würfel; wir haben ein Werk, das verkettet iſt mit den Schweden; in ihren Waffen müſſen wir Erhaltung und Wachsthum unſerer Religion ſuchen.

In jener Stimmung der Evangeliſchen übergab **Salvius** den Kaiſerlichen eine Reihe von Artikeln derſelben, welche ſie ihm als ihre letzten Entſchlüſſe anempfohlen hatten, daß er ſie mit ſeinem Anſehen durchdrücken ſollte.

Nachdrücklicher, wie jemals, war es jetzt auf eine völlige Gleichſtellung der Proteſtanten mit den Katholiken abgeſehen. In allen Reichsdeputationen ſollte die Anzahl der Abgeordneten von beiden Religionen gleich gemacht werden; und wenn Commiſſionen ins Reich erkannt würden, ſo ſollte man an Evangeliſche lauter Evangeliſche, an Katholiken lauter Katholiken, an Vermiſchte eine gleiche Anzahl von beiden Religionen ſenden. In dem Reichskammergericht ſollten von den Kreiſen und den Kurfürſten die Beiſitzer nach demſelben Religionsverhältniß ernannt werden; die Präſidenten könnte der Kaiſer beſtellen, jedoch von beiden Religionen.

Eben dieſe Forderungen hatten die Proteſtanten ſchon beim Anfang ihrer Verhandlungen mit den Katholiken in gegenwärtiger Friedensverſammlung gethan; allein damals hatten ſich dieſe nur eine unbeſtimmte Vorſtellung davon gemacht, wie von einer bloßen Gleichſtellung der Religionen. Jetzt aber, da ſie durch den bairiſchen Waffenſtillſtand und die Reden der Proteſtanten geſchreckt waren, entdeckten ſie einen Plan derſelben, daß der ganze öffentliche Zuſtand des Reichs nach einer politiſchen Gleichheit der beiden Religionstheile eingerichtet und verwaltet werden, eine gleiche Anzahl von Kurfürſten aus beiden Religionen, und wohl gar ein ebenmäßiger Wechſel von Kaiſern des katholiſchen und proteſtantiſchen Glaubens ſeyn ſolle. *)

---

*) Geſchichte des weſtph. Friedens. Th. 1. S. 189. Adami c. XXIII. §. 8. Acta pac. Westph. L. XXV. §. 10. n. 18—20.

Auch war es eine alte Forderung, daß in allen Sachen der Religion, und überhaupt in ſolchen, wo die Reichsſtände nicht als ein einziges Corps betrachtet werden könnten, ſondern die Evangeliſchen die eine Parthei machten, und die Katholiſchen die andere, die Mehrheit der Stimmen nicht ſtatt haben dürfte. Allein unter den erwähnten Sachen hatte man ſchon die ganze Beſteuerung der Stände angeführt. So ſchien, als wollten die Proteſtanten dieſen Artikel nur durchſetzen, um nach Belieben jedesmal das Reich als Ein Ganzes aufheben zu können. *)

Das urſprüngliche Verlangen über die Religionsfreiheit der Unterthanen war jetzt gemildert, indem nicht mehr verlangt wurde, daß diejenigen, welche die öffentliche Ausübung ihres Glaubens nicht durch Herkommen und Verträge hätten, noch Freiheit haben ſollten, ſie anzurichten. Dagegen war gefordert, daß diejenigen Unterthanen, welche binnen eines halben Jahres nach geſchloſſenem Frieden ſich bei der Obrigkeit als Evangeliſche oder Katholiſche angeben würden, bei Freiheit des Gewiſſens, Verrichtung des Gottesdienſtes in den Häuſern, und Theilnahme an öffentlicher Ausübung ihrer Religion in der Nachbarſchaft gelaſſen, und daß weder ſie noch ihre Ehehalten und Nachkommen gezwungen werden ſollten, ihre Güter zu verkaufen, oder aus

---

*) Geſchichte des weſtph. Friedens. Th. 1. S. 159.

dem Lande zu ziehen. Selbſt die evangeliſchen und katholiſchen Unterthanen, welche ſich nicht in einem halben Jahre nach dem Friedensſchluſſe als ſolche angegeben hätten, durften erſt nach dreimaligem Gebot auszuwandern, und darauf folgenden funfzehn Jahren, zum Abzug an andere Orte genöthigt werden. *)

Auf dieſe Weiſe, ſagten die Katholiken, wird den Häuptern der Proteſtanten in unſerm Lande ſelbſt ein Heer von Menſchen zu Gebote ſeyn, welche, aufrühreriſch durch die Furcht, daß nun und nun ihre Auswanderung geſchehen müſſe, auf einen Wink wider ihre Obrigkeit mit den Waffen aufſtehen.

Dieſe Puncte waren es indeſſen nicht, wodurch Trautmannsdorf bewegt wurde, ſondern zwei andere, welche dem Kaiſer unmittelbar ans Herz griffen. Dem Reichshofrath ward alle Macht abgeſprochen, in

---

*) In dieſer Beſtimmung lag die Rechtfertigung der Beſorgniß, welche die Katholiken äußerten, nicht in dem Puncte, daß die, binnen eines halben Jahres nach dem Friedensſchluß ihre Religion gehörig anzeigenden Unterthanen geduldet werden ſollten, wie **Adami** c. XXIII. §. 8. und **Schmidt** Th. II. S. 137. angeben. Bei dieſer Gelegenheit kann bemerkt werden, daß der lezte Geſchichtſchreiber ſelten die Urkunden von der weſtphäliſchen Friedenshandlung ſelbſt durchforſcht, ſondern ſich faſt ganz auf **Adami** verlaſſen hat.

geiſtlichen Dingen und ſolchen, die aus dem Religionsfrieden herfloſſen, irgend zu erkennen. Uebrigens ſollten die kaiſerlichen Reichshofräthe von und aus den Kreiſen in gleicher Anzahl von beiden Religionen dargeſtellt, und am wenigſten ſollten ihre Erkenntniſſe vor der Bekanntmachung dem Urtheil der geheimen oder Gewiſſensräthe unterworfen werden. So lange der Reichshofrath nicht eine Ordnung und Polizei, einen Geiſt der Schonung gegen die Freiheiten der deutſchen Nation hätte, wie das Reichskammergericht, müßte überhaupt ſeine Concurrenz mit dieſem in der Gerichtsbarkeit unwirkſam verbleiben. *)

Noch viel bedenklicher war die zweite Forderung, daß die Evangeliſchen in Schleſien bei öffentlicher Ausübung des augsburger Glaubensbekenntniſſes, und im Genuß aller Rechte und Freiheiten gelaſſen würden, welche ihnen kraft des ſonderbaren Vergleichs und beſtätigten Majeſtäts Briefes vom Jahr 1621 zukämen; daß beſonders die Stadt Breslau nicht mit dem neuen Orden der Jeſuiten beſchwert, und diejenigen, welche ſich daſelbſt eingefunden, angewieſen werden ſollten, ſich gänzlich von dannen zu begeben; daß desgleichen in Böhmen, Mähren und den öſterreichiſchen Erblanden, den Evangeliſchen wieder alles Recht und Beſitzthum

---

*) Acta pac. Westph. L. XXV. §. 15. 22.

eingeräumt werde, was ſie durch theuer erworbene Majeſtäts-Briefe und Freiheiten zuvor inne gehabt hätten. *)

Solche Artikel verwundeten ſo tief Trautmannsdorfs Gemüth, daß er dreimal aufſtand, und hinwegſcheiden wollte, um die Forderungen der Proteſtanten nicht mehr anzuhören; doch immer begütigte ihn Salvius, welcher ſich vorbereitet hatte, mit einem wahrhaft diplomatiſchen Phlegma dieſe Unterredung abzuhalten. Der kaiſerliche Botſchafter betheuerte dagegen, mit einer ſo heftigen Bewegung der Seele, wie niemals an ihm wahrgenommen war, daß er lieber tauſendmal des Märtyrertodes ſterben, als in das Verlangen der Proteſtanten willigen wolle. Beim Abſchiede gelobte er, ſich auf die Bruſt ſchlagend, daß von kaiſerlicher Seite ein Ultimatum gemacht werden ſollte, worin ſie ſo weit gehen würden, als ſie nur könnten. **)

Nach wenigen Tagen ſtellten ſie daſſelbe den Schweden zu, und es war voll von einem milden Geiſte. Ueber die Auswanderung ſolcher katholiſchen und evangeliſchen Unterthanen, welchen Ausübung ihrer Religion und Bleiben im Lande nicht nach bisherigem Brauche zukam, war die Norm aufgeſtellt, daß jeder

---

*) Acta pac. Westph. L. XXV. §. 13.

**) Acta pac. Westph. L. XXV. §. 14.

Obrigkeit freiſtehen ſolle, den Termin des Abzugs feſtzuſetzen, doch keinen geringern, als fünf Jahre ſeit dem erſten öffentlichen Geheiß auszuwandern: eine zweimalige Verdoppelung dieſes Termins aus guten Gründen zu verlangen, ſollte man überdies befugt ſeyn. Auf ähnliche Weiſe hatten die Kaiſerlichen in den meiſten andern Artikeln gleichſam nur den Schein vermieden, als willigten ſie ſchlechtweg in die Forderungen der Proteſtanten und Schweden.

Ueber den Reichshofrath war blos die Aeußerung: des Kaiſers Majeſtät werde ſich bemühen, einige gelehrte, und der Reichsſachen kundige Männer vom augsburger Religionsbekenntniß in dieſen Gerichtshof zu rufen, damit die geiſtlichen Angelegenheiten auch in ihm durch Beiſitzer von gleicher Anzahl aus beiden Religionen geſchlichtet würden; inſofern die Beſchaffenheit der vorkommenden Streitigkeiten es erlaubte, ſollte man auch die Reichskammergerichtsordnung befolgen. *)

Auf das nachdrücklichſte und beſtimmteſte erklärte dagegen auch dieſes Ultimatum der Kaiſerlichen, daß ſich ihr Herr ſchlechterdings von niemand in ſeinen Erblanden Geſetze vorſchreiben laſſe, und nicht abſehe, wie das Recht, im Religionsgeſchäft zu reformiren, welches ſich der kleinſte Magiſtrat beilege, gerade ihm abgeſprochen

---

*) Acta pac. Westph. L. XXV. §. 22

werden ſolle. Bis zum Schluß des Jahres 1656 wolle er niemand drängen, des Glaubens halber auszuwandern, ſondern alle Evangeliſchen gnädig dulden, wenn ſie ſich nur gleich ruhigen Unterthanen betrügen. *)

Am zweiten Tage nach Uebergabe dieſer Schrift an die Schweden, waren geſammte evangeliſche Botſchafter in Trautmannsdorf's Hofe zuſammenberufen, wo indeſſen in ſeiner, und Lamberg's und Crane's Gegenwart Volmar zu ihnen redete: „Man habe vermerken können, ſagte er, daß auch an ihrem letzten Vortrag die Schweden noch kein ſonderliches Vergnügen gehabt hätten; aber wenn man die Sache recht aus dem Grunde erwägen ſolle, ſo finde ſich, daß alle Widerſpänſtigkeit nicht ſo viel von gedachten ſchwediſchen Geſandten, als von den proteſtantiſchen Reichsſtänden herkomme. Dieſe möchten ſich durch die heiligen zehn Gebote Gottes dahin beſcheiden, daß ſie ſich fremder Sachen nicht unterfangen ſollten; keine chriſtliche Obrigkeit wäre befugt, einer andern, welche ihr nicht unterworfen, Maaß und Ordnung vorzuſchreiben, wie ſie es mit ihren Unterthanen der Religion halber halten ſolle; und noch weniger verpflichtet, ſie deshalb mit Krieg anzufechten. Was für eine Billigkeit es dann ſey, daß man die katholiſchen Stände zwingen wolle, ihre evangeliſchen Unterthanen zu behalten, und ſollte gleich

---

*) Acta pac. Westph. L. XXV. §. 13.

alles darüber zu Stumpf und Boden gehen. Noch einmal würden die Proteſtanten ermahnt, ſich nun im Punct der Religionsbeſchwerden zur Ruhe zu begeben, und auch bei den ſchwediſchen Botſchaftern daran zu ſeyn, daß von denſelben an dem bereits bewilligten ein Vergnügen getragen werde. Sollte aber die Parthei des augsburger Bekenntniſſes noch unzufrieden wider die kaiſerliche Majeſtät und die Katholiſchen mit Kriegsmacht angehen, ſo wollte es nunmehr einzig und allein zu einem Religionskrieg ausſchlagen; die fremden Kronen, welchen alle Befriedigung gegeben ſey, hätten keinen Antrieb, gegen Kaiſer und Reich mit weiterer Feindſchaft zu verfahren.“ *)

Bei den Evangeliſchen war die vornehmſte Wirkung dieſer nachdrücklichen Sprache, daß ſie ſcheu ihre ganze Sache von neuem den Schweden überantworteten; und Salvius, welcher bei aller Kälte und gleichgültigen Faſſung nicht ohne einige Unruhe an die Heftigkeit des Grafen Trautmannsdorf dachte, wie derſelbe bei der letzten Unterredung von dem männlichſten Schmerz ganz überwältigt war, wollte ein neues Geſpräch, das nothwendig wurde, einigermaaßen vorher ſtimmen. Er brauchte dazu die Geſandten Maximilian's von Baiern, der freilich kaum durch ſeinen Waffenſtillſtand

---

*) Acta pac. Westph. L. XXV. §. 17. **Adami.** c. XXIII. §. 15.

mit den Kronen eine harte Wunde den Kaiſerlichen beigebracht hatte, aber von ihnen noch feſtgehalten wurde, damit er ſie wieder heilen möchte. Unterſtützung ſeiner Wünſche in der immer ſchwebenden Sache des pfälziſchen Hauſes verhieß Salvius ſeinen Botſchaftern, welche dafür der kaiſerlichen Geſandtſchaft, unvermerkt weitere gütliche Handlung im Punct der Religionsbeſchwerden einrathen ſollten. *)

Doch Trautmannsdorf konnte ſeinen Verdruß an Salvius gehäſſiger Kaltſinnigkeit und übelwollenden Antworten nicht überwinden, und ließ Volmar allein die Unterredung abhalten, indem er den Entſchluß faßte, von Osnabrück nach Münſter zu reiſen, weil in den Traktaten zwiſchen den Spaniern und Franzoſen ſeine Gegenwart daſelbſt vermißt werde. Er blieb freilich noch auf dringende Bitten der Evangeliſchen; allein dieſe quälten ihn von neuem, und immer mit gleich nichtigem Erfolg, um die Religionsfreiheit der Unterthanen in den kaiſerlichen Erblanden; und aus den Geſprächen zwiſchen Volmar und den Schweden ergab ſich keine Annäherung der Partheien. Weil zu derſelben Zeit die heftigſten Fehden um die Bisthümer waren, welche zu den Entſchädigungsopfern gebraucht werden ſollten, und die Bewerber um die Beute nur durch der Schweden Willkühr zu ihr gelangen

---

*) Acta pac. Westph. L. XXV. §. 18. 19.

konnten, ſo wußten dieſe ſich keines Rathes mit ihrem Uebermuthe, zumal da Graf d'Avaux trotz aller Verheißungen gegen den Biſchof Franz Wilhelm, und trotz dem Befehle ſeines Hofes, auch das Bisthum Osnabrück nicht wider ſie zu ſchützen vermochte. *) Als Volmar bei einer der Unterredungen äußerte, daß man ein beſſeres zu den Franzoſen hoffe, die verſprochen hätten, den Schweden nicht beizuſtehen, wenn dieſelben ſich verhärteten, bei dem Kriege zu bleiben, erfolgte der letztern Antwort: daß ſie ſolcher Hülfe auch nicht bedürften, und ſchon Kräfte genug hätten, um die Vollziehung ihrer Beſchlüſſe durchzutreiben. **)

Endlich wagte der altenburgiſche Geſandte von Thumshirn im Rathe der Evangeliſchen die Geſinnungen der milderen Parthei auszuſprechen. Weil aus ſolcher Zurücktretung der Kaiſerlichen, und andern Umſtänden, eine ſolche Auflöſung gegenwärtiger Tractaten zu fürchten ſey, daß Deutſchland dadurch allen Auswärtigen zum Raube werden, und den Evangeliſchen ſchwere Verantwortung zuſtehen möchte; ſo wäre nunmehr am beſten gerathen, dasjenige, was diesmal nicht zu heben ſey, lieber nachzulaſſen, und die ſchwediſchen Botſchafter zu erſuchen, den Punct der Religionsbeſchwerden nach ſelbſt eigenem Wohlgefallen in die Friedensurkunde zu bringen, und dafür das Mögliche ferner fürzuwenden, ſo weit es ohne Fortſetzung des Kriegs geſchehen könnte. *)

---

*) Geſchichte des weſtph. Friedens. Erſter Th. S. 271. 294.

) **Adami c. XXIII. §. 17. Acta pac. Westph. L. XXV. §. 20. 21.

Die Schweden zauderten nicht, ihren Entwurf des Friedensſchluſſes den Kaiſerlichen einzuhändigen. Daß ſie auch die Religionsbeſchwerden ganz ihren letzten Erklärungen gemäß darin aufgeſtellt hatten, war einer von den zweihundert Puncten, über welche Trautmannsdorf dem Grafen d'Avaux ſagte, daß er ſie nicht nachzugeben wüßte. Er war ſo erbittert, daß er ſich ausließ: wenn er auch zu Stockholm im Gefängniß ſäße, würde er doch noch Bedenken tragen, ein dergleichen Inſtrument zu unterſchreiben; und noch deſſelben Tages reiſte er nach Münſter ab, wiewohl die ſchwediſchen Geſandten andeuteten, daß ſie ihre Urkunde nicht als die letzte Bedingung geſtellt hätten, ſondern noch Handlungen darüber leiden könnten.

Wirklich hatte die raſche Heftigkeit des Grafen von Trautmannsdorf ſo auf ſie gewirkt, daß ſie noch am nämlichen Tage und am folgenden, ſelbſt etliche Stunden des Oſterfeiertages, die Unterhandlung mit der übrigen kaiſerlichen Geſandtſchaft fortſetzten, und Hoffnung zu einem guten Erfolg gaben. Man beob-

---

*) Acta pac. Westph. L. XXV. §. 25.

achtete dabei die heilſame Regel, daß man den Gang der Berathſchlagung und die Formeln der Friedensurkunde ſehr geheim hielt, damit nicht die Reichsſtände durch endloſe Erinnerungen und Einwendungen das Geſchäft hemmten und zerſtörten. Wenn die Kaiſerlichen und Schweden das völlige Inſtrument unter einander zu Stande gebracht hätten, ſollte es den übrigen mitgetheilt werden; und wer ſodann nicht damit zufrieden ſeyn wollte, der möchte auf eigene Gefahr und ſeine Koſten den Krieg fortführen. *)

Indem die Verhandlung alſo geheim, wiewohl es Salvius nicht an vertraulichen Eröffnungen gegen die Evangeliſchen fehlen ließ, in dem Maimonate glücklich fortſchritt, ſtockte ſie plötzlich wieder, als die Religionsfreiheit in den kaiſerlichen Erblanden berührt wurde. Sogleich bezogen ſich die Botſchafter des Kaiſers auf ihre alte Erklärung wegen dieſes Punctes, bei welcher es verbleiben müßte, wenn ſie auf weitere Verhandlung bedacht ſeyn ſollten; die Schweden dagegen beharrten ſteif bei ihrer neuen Abfaſſung jenes Punctes, und waren, wie immer, ſchnell mit dem Trotze da, daß bei ſo beſchaffenen Sachen man den Ausſchlag Gott und dem Glück der Waffen befehlen müßte.

Nach etlichen Tagen Stillſtand ließen ſich beide Theile durch bewegliches Zureden der kurbrandenburgi-

---

*) Acta pac. Westph. L. XXIX. §. 1—3.

ſchen und braunſchweiglüneburgiſchen Geſandten erweichen, daß ſie mit Auslaſſung jenes zwieſpaltigen Gegenſtandes in der Handlung fortſchritten. *)

Ein großer Gewinn derſelben war, daß man ſich über Abfaſſung des Artikels wegen der Religionsfreiheit der Unterthanen überhaupt vereinbarte. Nach dem gemeinen, im ganzen Reich üblichen Herkommen, ſollte den unmittelbaren Reichsſtänden mit der Territorialfreiheit das Recht, die Religion zu reformiren, verbunden bleiben. Denjenigen katholiſchen und evangeliſchen Unterthanen einer Obrigkeit von anderer Religion, welche durch Vertrag, oder langen Brauch, oder bloße Begünſtigung, im Jahr 1624 das Recht des öffentlichen Gottesdienſtes hatten, ward daſſelbe mit allen damaligen Befugniſſen, allem damaligen Beſitzthum, geſichert; und die auf irgend eine Art darin beeinträchtigten oder davon bedrängten, ſollten in den ihnen gebührenden Zuſtand des erſten Tages jenes Normaljahres wieder hergeſtellt werden. Solche Unterthanen, welche damals der Religionsübung ſich nicht erfreuten, und im Lande blieben, oder wegen des Kriegsungemachs auswanderten, und zurückkehren wollen, müßten bei der Hausandacht und dem öffentlichen Gottesdienſt in der Nachbarſchaft beiwohnend, ohne Druck geduldet werden, doch

---

*) Acta pac. Westph. L. XXIX. §. 13.

ſelber auch ſich ruhig verhalten; die freie Auswanderung ſollte ihnen ſtets unbenommen bleiben. Endlich konnten diejenigen Unterthanen unmittelbarer Reichsſtände, welche nach Verkündung des Friedens in den Kreiſen des Reichs noch einen andern Glauben, als welchen ihre Obrigkeit bekannte, umfaſſen wollten, zwar gezwungen werden, auszuwandern, aber nur, nachdem es ihnen zehn Jahre vorher angekündigt, und nach Verfluß derſelben noch ein Zeitraum von fünf Jahren verſtattet worden.

Sehr wichtig war auch das zweite Reſultat der Verhandlung zwiſchen den Kaiſerlichen und Schweden, der Vergleich über das Reichsjuſtizweſen. Gleiche Zahl aller Glieder aus beiden Religionen ward für das Reichskammergericht, und gleiche Anzahl der Richter aus beiden, in geiſtlichen Angelegenheiten, und politiſchen zwiſchen Katholiken und Verwandten des augsburger Bekenntniſſes, und zwiſchen Partheien von dieſem letzten allein, wurde ſowohl für jenes Gericht, als für den Reichshofrath verordnet, in welchen deshalb der Kaiſer aus jenen Kreiſen, wo das augsburger Glaubensbekenntniß allein, oder zugleich mit der katholiſchen Religion herrſchte, etliche rechtskundige Proteſtanten berufen würde. Auch ſollte eine Viſitation des Reichshofraths, ſo oft ſie vonnöthen, durch den Kurfürſten von Mainz geſchehen. Andere Verfügungen über das Reichsjuſtizweſen wurden auf den nächſten Reichstag verwieſen. *)

Bis zum Ende des Maimonates waren die Unterhandlungen zu Osnabrück gepflogen; und mit der frohen Ueberzeugung, dem Ziel des Friedens viel näher gerückt zu ſeyn, erhoben ſich jetzt die Geſandtſchaften gen Münſter. **Volmar** brach zuerſt auf, ihm folgten **Oxenſtierna** und **Salvius**; dann ſtrömten die Geſandten katholiſcher und evangeliſcher Reichsſtände nach, und **Lamberg** und **Crane** wollten nicht zurückbleiben. Endlich ſah Münſter alle Geſandte, die nach Weſtphalen zum Friedensgeſchäft gekommen waren, in ſeinen Mauern verſammelt. **)

Die erſte Sorge der kaiſerlichen Geſandten war, daß ſie die ausgemittelten Vergleichspuncte den Katholiken mittheilten, welche aber ſogleich Miene machten, über dieſelben von neuem Berathſchlagungen zu pflegen, indem ſie von den zu Osnabrück vergegangenen Handlungen keine beſondere Wiſſenſchaft gehabt, viel weniger ſie genehmigt, oder den kaiſerlichen Geſandten eine unumſchränkte Vollmacht, die Materien abzuſchließen, gegeben hätten. Sie erklärten, daß ſie erſt allerſeits aus der Heimath Befehl einholen müßten, was ſie über ſo wichtige Puncte beſchließen ſollten. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XXIX. §. 12.

) Acta pac. Westph. L. XXX. §. 1. **Adami c. XXV. §. 4.

Dieſer Widerſtand der Katholiken, und die begehrte Friſt; der Franzoſen Zaudern, ihr Friedensinſtrument darzulegen; dann ihr wiederaufgelebtes hartes Verlangen, daß der Kaiſer, ſogar im Namen des ganzen Hauſes Oeſterreich, ſich alles Vereines zu wechſelſeitiger Hülfe mit Spanien begeben ſollte; endlich die fortdauernde Verwicklung des Friedensgeſchäftes durch die pfälziſche Sache, die Befriedigung der Landgräfin von Heſſen, und die ungeheuren Forderungen, den Milizen genugzuthun; Alles dieſes hatte Trautmannsdorf's ungeduldige Triebſamkeit, Frieden zu ſchaffen, faſt ermüdet, und er beſchloß, den wiederholten Befehl ſeines Kaiſers und Freundes, welcher ihn in ſeine Nähe abrief, nun zu folgen.

Beſtürzt ſandten die Evangeliſchen wiederum eine anſehnliche Botſchaft aus allen drei Reichscollegien an den Grafen, und erſuchten ihn, ſeine Abreiſe noch in etwas einzuſtellen; und da ihm zugleich Oxenſtierna ſchwur, daß die Krone Schweden Ernſt und Begierde trage, auf allen Fall, ungehindert der Zögerung der Franzoſen, Frieden zu ſchaffen, ſo feſſelte ihn noch ein-

---

*) Acta pac. Westph. L. XXX. §. 5. 7.

mal eine Hoffnung, von welcher ſein Inneres ſich nicht losreißen konnte. *)

Aber des folgenden Tages ließ er die Botſchafter aller katholiſchen Reichsſtände zu ſich rufen, um mit Nachdruck zu ihnen zu ſprechen: „Gegründet ſey, ſagte er ihnen, daß in etlichen namhaften Stücken, welche künftig, wo nicht ein ſonderlich wachbares Aufſehen darüber gehalten würde, dem gemeinen katholiſchen Weſen merkbaren Abbruch gebären möchten, dem Gegentheil habe nachgegeben werden müſſen; doch nicht aus Verſäumniß an kaiſerlicher Seite, ſondern, weil während der Friedenshandlung das Kriegsglück dem Gegenpart dermaaßen zugeſchlagen ſey, daß man klärlich an deſſen Benehmen verſpüren mußte, wie ihm vielleicht lieber ſey, einen Schein zu haben, den Krieg fortzuſetzen, als den Frieden auf ſo vortheilhafte Bedingungen zu ergreifen. Der ganze ſchwäbiſche, fränkiſche und oberrheiniſche Kreis wären in die Hände der Franzoſen und Schweden gerathen, auch in dem weſtphäliſchen der Kaiſer ſchon alles Beiſtandes bloßgeſtellt, nachdem er unerſetzliche Millionen, Gut und Blut aus den Erblanden verwendet habe, um das katholiſche Religionsweſen und ſeine Bekenner zu erhalten. Weil ein katholiſcher Stand nach dem andern mit Heeresmacht überzogen, verjagt und verderbet werde, da ſolle verworfen

---

*) Acta pac. Westph. L. XXX. §. 8.

ſeyn, wenn man allein zu beklagen und zu erinnern wiſſe, daß dies oder jenes Kloſter, dies oder jenes Beſitzthum, als gottgeweihtes Gut, dem Feinde, der es ohne das mit Kriegsgewalt beſitze, nicht in Händen gelaſſen, keine Regimentsveränderung in dieſer oder jener unmittelbaren Reichsſtadt bewilligt werden, den Unkatholiſchen nicht ſo viel Luft gegönnt ſeyn ſolle, um wider ihrer katholiſchen Obrigkeit Willen kurz oder lang geduldet werden zu müſſen.“

„Vernommen ſey, daß ſonderlich der Artikel von der freigeſtellten Religion der Unterthanen als unzuläſſig angezogen werde. Ungern ſey man von kaiſerlicher Seite daran gekommen, und mehr als zehnmal ſey er verändert und verworfen worden; aber es ſey nicht weiter mit ihm zu bringen geweſen, als wie er nun da ſtehe; und gleichwohl ſey dabei ſolche Fürſichtigkeit gebraucht, daß, wo man auf dergleichen mißglaubende Perſonen ein wachendes Auge haben wolle, hundertlei Gelegenheiten nicht ermangeln würden, ihnen die Eigenwilligkeit zu beſchneiden, einzuſtricken, und ſie gar, ohne Erwartung des langen Termins, aus dem Lande zu ſchaffen.“ [*]

---

[*] Dieſer Gedanke hatte ſeinen Urſprung wohl mehr vom Volmar, als Trautmannsdorf. Jener hat auch den ſchriftlichen Aufſatz über das gemacht, was dieſer geſprochen hatte. Acta pac. Westph. L. XXX. §. 9.

Wiewohl Trautmannsdorf mit der Warnung ſchloß, daß das ganze katholiſche Weſen in Deutſchland untergehen werde, wenn man das Blutvergießen fortſetzen wolle, um den Proteſtanten andere Bedingungen abzuzwingen, ſo verſpürte man doch keine Veränderung in der Katholiken Geſinnung; vielmehr verbargen ſie nicht den Wunſch, daß der Graf endlich aus Weſtphalen abreiſen möge, und widerſetzten ſich im Fürſtenrath dem eifrigen Verlangen der Evangeliſchen, noch einmal jenen Staatsmann, ohne deſſen Gegenwart alle Handlung ſtocken werde, durch Abgeordnete um Aufſchub ſeiner Abreiſe zu flehen. Der heftigſte aller Katholiken, Franz Wilhelm, Biſchof zu Osnabrück, wohnte aufpaſſend der Sendung bei, welche vorzüglich wegen der heſſiſchen Sache noch an Trautmannsdorf geſchah. Man wünſchte dieſem Glück zur Vollendung ſeiner Reiſe, und ſtellte alsdann erſt, nicht ohne Beleidigung, ihm anheim, ob er für nöthig und rathſam ermeſſe, ſich noch etwas in Münſter aufzuhalten. Er antwortete mit ſeinem gewöhnlichen gutmüthigen Ernſte: daß er reiſe, weil er bereits gethan habe, was er zu thun vermöge; alſo ſtünde die Sache, daß die Kronen in zwei Tagen Frieden ſchließen könnten; und da es nicht geſchehe, ſo ſey faſt keine Hoffnung mehr übrig.

Jetzt entſtanden in der Friedensverſammlung die verſchiedenartigſten Bewegungen. Die Franzoſen erſuchten Trautmannsdorf ſehr höflich, daß er noch verziehen wolle, und er war ihnen wirklich angenehm, weil ihn die Spanier haßten; aber ſeine Gegenwart war ihnen auch unbequem, weil er den Frieden ſeines Kaiſers mit den beiden Kronen und den feindſeligen Reichsſtänden ſo ungeſtüm betrieb, unbekümmert, ob der Tractat zwiſchen Spanien und Frankreich zurückbliebe, indem dieſes letzte die politiſche Regel befolgte, daß kein Hauptfaden der verwickelten Unterhandlungen zu Ende laufen ſollte, bevor das ganze Gewebe nach ihrem Plane vollendet wäre. Heftiger drangen die Spanier in Trautmannsdorf, daß er abreiſen ſolle, weil ſie fürchteten, daß er trotz aller Hinderniſſe den Frieden der deutſchen Linie Oeſterreichs zu Stande bringen und ſie allein auf dem Kampfplatze laſſen möchte. Penneranda drohte ihm ſogar, daß alles Unglück, was dem Hauſe Oeſterreich widerfahren könnte, auf ſeine Rechnung kommen würde, wenn er dem Befehl, welcher ihn abriefe, nicht Folge leiſtete; und Don Brun, der bald darauf zum Beſuch kam, blieb ſogar einen Theil der Nacht, unerſchöpflich an Vorſtellungen, den Grafen zur Abreiſe zu bewegen. Auch zum Heil des katholiſchen Religionsweſens wollten ihn die Spanier entfernt wiſſen, und trafen hierin mit dem päpſtlichen Nuntius und den eifrigen katholiſchen Reichsſtänden zuſammen. Die Evangeliſchen eilten dagegen, einzeln und in kleinen Haufen, ängſtlich zu ſeiner Wohnung, und flehten, daß er ein Werk nicht verlaſſen wolle, welches nur durch ihn ſo weit gediehen wäre;

und er tröſtete ſie damit, daß auch die zurückbleibenden kaiſerlichen Botſchafter dieſelbe Vollmacht, gleich ihm, haben würden. Auch die Schweden wandten viel Ernſt an, Trautmannsdorf zurückzuhalten; denn ſie hatten an ihm doch ein großes Gegengewicht wider die Katholiken; und da eben jetzt die Nachricht von der Meuterei des bairiſchen Heeres einlief, welches Johann von Werth dem Kaiſer zuführen wollte; *) ſo fürchteten ſie einen neuen Umſchwung des Kriegsglückes zum Vortheil Oeſterreichs, und daß dieſes die Seele ſeiner Geſandtſchaft abrufe, um dann ſämmtliche Friedensartikel, die es bisher zu ſeinem Schaden zugeſtanden hatte, wieder nichtig zu machen, indem Penneranda ſchon drohte, daß er bei den gegenwärtigen guten Hoffnungen wider Alles, was die Kaiſerlichen mit Schweden und den Reichsſtänden des augsburger Glaubensbekenntniſſes abſchließen würden, nicht nur im Namen ſeines Königs, ſondern des ganzen öſterreichiſchen Stammes, feierlichſt proteſtiren werde. Ueberdies ſtimmte der Schweden beleidigter Stolz in die Hauptbeſchwerde, welche Trautmannsdorf, und zwar wider die Franzoſen führte, welche ſo ungebührlich zauderten, ihren Entwurf der Friedensurkunde darzulegen.

In dieſer Haltung hörten ſie nicht ungern, daß der Graf ſich von den Evangeliſchen habe erweichen laſ-

---

*) Geſchichte des weſtphäl. Friedens. Th. 1.

ſen, noch ein Weilchen zu harren, ob ein raſcher Entſchluß Kaiſer und Reichsſtände unter einander und mit der Krone Schweden verſöhnen könne?

Volmar und Salvius traten in der Wohnung des kurbrandenburgiſchen Geſandten, Grafen van Wittgenſtein, zuſammen. Allein der Schwede drang ſofort wieder auf die Religionsfreiheit der Unterthanen in des Kaiſers Erblanden, wodurch der kaiſerliche Geſandte in eine ſolche Stimmung verſetzt wurde, daß er über dieſen Punct und andere erklärte, wie es bei der letzten Verneinung ſchlechtweg ſein Bewenden haben müſſe, und dabei heftig mit der Hand auf den Tiſch ſchlug. Salvius ſtand wie erſchreckt auf, und die beiden Geſandten ſchieden in Zorn von einander; und in derſelben Stunde beſtieg Trautmannsdorf ſeine Reiſekutſche. Nun müſſen wir die Sache Gott befehlen, ſagte er öffentlich, und fuhr, anſcheinend fröhlichen Muthes, mit dem Geleite inſonderheit kurfürſtlicher Botſchafter, durch die Reihen der in Waffen ſtehenden Bürgerſchaft, unter dem Donner des Geſchützes. Die Beſtürzung der Gemüther war groß, als er Münſter verlaſſen hatte; und weil er in dem benachbarten Städtlein Luynen wegen des Kurfürſten von Köln etliche Tage verweilte, ſo wähnte man, er würde zurückkehren; ſeine glühende Liebe zum Frieden hatte ihn mehrmalen an den Stäten der Verhandlung zurückgehalten. Als alle Hoffnung ſeiner Rückkehr geſchwunden war, da konnten die Evangeliſchen und die Schweden ihren Schmerz nicht bergen. Wir können, ſchrieben Frankreichs Geſandte über die letzten an den Hof, unmöglich beſchreiben, wie ſehr ſie von der Entfernung des Grafen von **Trautmannsdorf** betroffen waren. Niedergeſchlagen ſind ſie, als hätte man ihnen eine verlorne Schlacht ihres Heeres angekündigt; ſie ſprachen von nichts geringerem, als von einem Tage von Nördlingen, und ſtaunten darüber, daß wir ſo gefaßt ſchienen, und machten uns Vorwürfe, daß wir, die weder Heere noch Geldſummen in Deutſchland hätten, daſelbſt gleichwohl das Geſetz geben wollten. *)

Alle des ſchleunigen Friedens von Herzen Begierige und Bedürftige waren der Meinung, daß **Trautmannsdorf** auf ſeinen Ruhm einigen Unglimpf geladen habe, weil er die Schweden zwingen wollte, in einem unſchicklich kurzen Zeitraume den Abſchluß des Friedens zu bewerkſtelligen, und weil er ein Werk der Unterhandlung unvollendet hinterließ, welches er ein und zwanzig Monate hindurch ſo eifrig betrieben und gefördert hatte. Aber wie wenig die Schweden, zumal ſobald ſie erfuhren, daß **Maximilian** von Baiern ſein Heer an ſich gehalten, Luſt und Ernſt hegten, ſofort Frieden zu ſtiften, hat ſich aus dem nachherigen

---

*) Négociat secrèt. T. IV. p. 132—134. Acta pac. Westphal. L. XXX. §. 11.

Geſchäft an den Stäten der Verhandlung ſattſam ergeben. Der Stoff ſelbſt war behandelt, und ſeine Schwierigkeiten waren gebrochen, in ſofern diplomatiſche Kunſt und redliches Gemüth es vermochten; man mußte nun Gott allein walten laſſen, nach der Anſicht, welche Trautmannsdorf andeutete. Dennoch hätte er ſeinen Aufenthalt zu Münſter vielleicht verlängert, wenn er nicht, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, von Penneranda ſchon wegen eines einzigen Tages, den er zugab, Ungelegenheit und Unglimpf hätte beſorgen müſſen. Er reiſte beinahe wider ſeinen Willen ab, von den Spaniern gezwungen, welche während ſeiner Abweſenheit [illegible] Wien, und vornehmlich jetzt durch den faſt vollendeten Frieden mit dem niederländiſchen Freiſtaat, durch das Kriegsglück, welches ſie ſich in Flandern, Katalonien und Italien beimaßen, und die damals noch nicht geſchwundene Hoffnung, die bairiſchen Truppen zu entführen, ihren politiſchen Grundſätzen bei dem Kaiſerhof ſtärkeres Gewicht gegeben hatten. Ihnen daſelbſt entgegenarbeitend, konnte Trautmannsdorf vielleicht mehr für Beförderung des Friedens wirken, als durch allen diplomatiſchen Kampf zu Osnabrück und Münſter; und ihrem heftigen Dringen auf ſeine Entfernung von dieſen Orten durfte er nicht länger das Widerſpiel halten, weil ſie den ausdrücklichen Befehl Kaiſers zu ſeiner Abreiſe ihm ſtets entgegenſetzten. *)

---

*) Négociat. secrèt. l. c. Acta pac. Westphal. l. c.

Als er weggezogen war, erklärten die Schweden, daß es nun ihrer Ehre nachtheilig ſey, länger in Münſter zu verweilen, da Osnabrück der eigentliche Sitz ihrer Handlungen ſey; aber die Evangeliſchen, welche ſich, weil Trautmannsdorf wegſchied, gleichſam in den Muth der Verzweiflung geworfen hatten, verlangten auf das nachdrücklichſte, daß ſie bleiben, und den ſchnellen Frieden mit den Kaiſerlichen bewerkſtelligen ſollten. Der altenburgiſche Geſandte von Thumshirn ſagte ihnen, daß alle noch unerörterte Puncte, unter welchen ſie die Befriedigung der Landgräfin von Heſſenkaſſel ſonderlich hervorhöben, nicht ſo viel werth wären, als der Schade, welcher den Evangeliſchen im römiſchen Reich alle Tage geſchehe; und fuhr, als Oxenſtierna darob eine lächerliche Miene machte, mit erhöhtem Eifer fort: „Ob ſchon von etlichen Menſchen darüber gelacht werden mag, ſo werden doch von Gott der Bedrängten durch die Wolken dringende Seufzer, Thränen, Winſeln und Wehklagen keineswegs gering geachtet, und diejenigen, die einige Schuld daran haben, ſollen nicht mit gerechter Strafe verſchont werden.

Solche Vorſtellungen bewirkten, daß die Schweden noch zu etlichen Unterredungen mit den Kaiſerlichen zu Münſter zuſammentrafen; doch wurde dadurch nichts entſchieden, und Oxenſtierna zog wider ſeine Verheißungen und jählings weg, wie vormals. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XXX. §. 13. 14.

Jetzt kam eine ſolche Muthloſigkeit in die Friedensverſammlung, daß die vornehmſten evangeliſchen Botſchafter in die Heimath zurückkehrten, und man die Wendung, welche die Unterhandlungen nehmen ſollten, von den Schlägen im Felde erwartete, inſonderheit von einem entſcheidenden Kampf zwiſchen dem kaiſerlichen Heer unter **Melander**, und dem ſchwediſchen unter **Guſtav Wrangel**, welche bei Eger gegen einander ſtanden. *)

Nur die eifrigen Katholiken wollten nach der Abreiſe des Grafen von **Trautmannsdorf** eine freudige Thätigkeit zeigen, und hielten über die Religionsbeſchwerden fleißig Berathſchlagung, welche nichts als Hemmung des allgemeinen Geſchäftes, und beſonders anſtößig war, weil durch einen Brief des Jeſuiten **Johann Mühlmann** zu Münſter an den kaiſerlichen Beichtvater, welchen die Schweden aufgefangen und bekannt gemacht hatten, ihre Denkart auf eine gehäſſige Art kund gegeben worden. **Trautmannsdorf** war darin ſpöttiſch ein Aeſkulap genannt, welcher ſeinen Entſchluß, abzugehen, plötzlich geändert hätte, indem die Proteſtanten wiederum den ihnen ſo theuern Mann durch Hoffnungen zu feſſeln wüßten. Eine heftige Partheiſchrift der katholiſchen Eiferer war beigelegt, mit dem Verlangen, daß man ſie dem Kaiſer geben ſolle, für deſſen Gewiſſen Sorge zu tragen dem Beichtvater obliege. „Schmeichelt euch nicht, heißt es weiter, mit der äußerſten Nothwendigkeit; es kann keine ſo groß ſeyn, daß einiges, was im Entwurf des Friedensinſtrumentes zugelaſſen iſt, entſchuldigt werde." Bei ſolchen Aeußerungen wiederholte man ſich bedenklich die Worte, welche Trautmannsdorf gegen einen vornehmen Geſandten zu Münſter ſich hatte entfallen laſſen: „Ich muß erſter Tage wieder zum Kaiſer, damit er nicht dem Zugreifenden überkomme." *)

---

*) Geſchichte des weſtphäl. Friedens. Erſter Th. S. 331. Acta pac Westph. L. XXXI. §. 1. 4.

Lange zauderte Volmar, nun die Seele der kaiſerlichen Geſandtſchaft, dem Andringen der Schweden und Evangeliſchen, daß er nach Osnabrück kommen möge, Folge zu leiſten; und als es endlich im Novembermonate geſchah, bewies er wenig Trieb, über die Religionsbeſchwerden zu unterhandeln. Die Entſcheidungen, welche aus dem Felde kommen ſollten, wo nach der neuen Vereinigung der Baiern mit den Kaiſerlichen das Kriegsglück den Schweden ungünſtiger wurde, hielten ſeine Schlauheit von diplomatiſcher Entſcheidung zurück. Er ſuchte inzwiſchen die Gemüther für ſeine Anſicht zu ſtimmen, daß beide Theile, die Katholiſchen und Evangeliſchen, noch etwas über ſich ergehen laſſen müßten, und wie viele andere, eben nicht

---

*) Acta pac. Westph. L. XXXI. §. 8.

an dem Friedensſchluß ein Genüge zu haben brauchten; denn ſobald man nur allerſeits in Ruhe gekommen wäre, möchte man ſchon anfahen, ſich darin zu finden, und dasjenige, was bei dem erſten Anblick ſchwer zu ſeyn geſchienen, in Vergleichung mit dem vorher ausgeſtandenen Elend genehm zu halten. *)

Bei ſolcher Anſicht der kaiſerlichen Geſandten, welche das Friedensgeſchäft ſo ſehr fördern konnte, als das Vertrauen, das Trautmannsdorf einflößte, wunderten ſich die evangeliſchen Botſchafter um ſo mehr, daß zur rechten Fortſtellung der Handlung über die Religionsbeſchwerden nichts unternommen wurde. Sobald der kurkölniſche Kanzler, Doctor Buſchmann, angelangt wäre, ſollte ſie beginnen, ſagte die kaiſerliche Geſandtſchaft; allein deſſen Ankunft zögerte, und inzwiſchen trachtete der Biſchof von Osnabrück nach äußerſtem Vermögen, den Frieden der Kirche zu hindern und abzuwenden.

Da lud der altenburgiſche Botſchafter von Thumshirn die Evangeliſchen ein, daß ſie insgeſammt mit hoher Beſchwerde über das Säumen zu den Kaiſerlichen gehen wollten; und beſonders er redete mit Nachdruck, als ſie vor denſelben erſchienen waren. „Höchſt ſchmerzlich, ſagte er, müſſe es den Evangeliſchen zu Gemüth

---

*) Acta pac. Westph. L. XXXII. §. 10.

gehen, daß ſie nun länger als ſechs Monate mit den Handlungen aufgezogen wären, weil der unruhige Biſchof Osnabrücks ſeine Leidenſchaften zu kühlen ſuchte. Solchem unverantwortlichen Beginnen wollten die evangeliſchen Kurfürſten und Reichsſtände, und neben denſelben unterſchiedliche friedliebende Katholiken, nicht mehr nachſehen."

Daß man wiſſen müßte, fiel Doctor Lampadius mit dem heftigen und offenen Gemüth ein, ob man Krieg oder Frieden haben ſollte? Franz Wilhelm, und Adami, und Leuxelring von Augsburg, hätten mit einander ſo viel nicht, als eines von den evangeliſchen Häuptern zu verlieren, und wären mit keiner Waffe gerüſtet, als mit der Menge der ihnen übertragenen Stimmen. Es wäre der Mühe nicht werth, ſolcher halben das edle Deutſchland länger in der verzehrenden Kriegsflamme zu laſſen. Zudem ſey's wider den letzten Reichsabſchied, daß einer allein viele Stimmen führen ſollte. Was ein ſolcher dieſem und jenem berichte, ob er nach der Anweiſung von dieſem oder jenem ſtimme, alles werde gar ungewiß.

Der perſönliche Angriff auf jene drei Männer traf die Seele der eifrigen Katholiken. Jede Handlung des Biſchofs von Osnabrück hatte ſeine lange öffentliche Rolle hindurch bewieſen, daß die Jeſuiten von Ingolſtadt ihren Geiſt mit Glück in ihn verpflanzt hatten;

und Johann von Leuxelring, Abgeordneter des katholiſchen Theils von Augsburg, den Grimm gegen die Evangeliſchen dieſer Stadt übertragend auf die allgemeine evangeliſche Parthei, war ihr beſonders gehäſſig, weil er dem Grafen von Trautmannsdorf, da dieſer zu Osnabrück mit ihr handeln wollte, als Wächter von den eifrigen Katholiken zugeſellt war. Freier und unpartheiiſcher dachte Adami, mehr der Gelehrſamkeit ſeines Ordens, der Benediktiner, als der Politik der Jeſuiten zugethan; aber nie wich er von der entſchiedenen Ueberzeugung, daß in der katholiſchen Kirche, als der großen chriſtlichen Einheit, keine Spalte geduldet werden müſſe. Zuerſt anerkannt auf der Friedensverſammlung als Bevollmächtigter der Abtei Korvey, entwickelte er bald ſo helle Gedanken, und ſprach ſo gewichtvoll, daß ihm viele katholiſche Reichsſtände ihre Stimmen anvertrauten. Wenn des Friedens Aufrichtung, ſagten alle Geſandten, durch der Stimmen Zahl bewerkſtelligt würde, ſo wäre einzig und allein Adami Schiedsrichter der hieſigen Handlung. *)

---

*) Walther's Univerſal-Regiſter. S. 33. a. 33. 34. b. Adami praefat. VIII. IX. Schmidt Th. 11. S. 206 meint, daß Adami zwar von Herzen redlich, ſich aber nach der Sprache ſeiner Committenten zu richten gezwungen geweſen ſey. Allein derſelbe war ein ſtrenger und conſequenter Katholik, nur ohne die Partheiwuth eingeſchränkter und ſelbſtſüchtiger Köpfe, die einem dunkeln

Als ſolche Angriffe und Aeußerungen durch Lampadius geſchahen, der in ſeinem Eifer als Lutheraner, Diener ſeines Fürſtenhauſes, und als Deutſcher, keine Rückſichten kannte, *) durch Thumshirn, der mit evangeliſcher Klarheit nimmer ſich, nur der Pflichten Ziel beachtete; der anderer Orten, als die Herausgabe der Werke Luther's wegen des Türkenkrieges ſtockte, bei viertauſend Gulden entlehnte, ſie darſchoß, und ſich als Selbſtſchuldner verſchrieb, damit der Geiſt des großen Lehrers unverkümmert rede; der bei aller hellen Thätigkeit demüthig blieb, und der Menſchen Streben mit dem Flattern der Fledermäuſe in der Finſterniß verglich; **) durch Doctor Leuber, den kurſächſiſchen Geſandten, welcher klagte, daß der Abweſenheit eines einzigen halben das ganze Reich länger in ſo grauſamer Blutſtürzung gelaſſen werden ſolle, zumal, weil man Nachricht habe, daß Doctor Buſchmann zu dem Kurfürſten von Brandenburg verreiſet ſey, und weil der Kurfürſt von Köln bekanntlich viele vortreffliche Räthe beſitze; als der ganze Verein der Evangeliſchen dieſelbe kräftige Sprache führte, da gerieth ſelbſt Volmar in

---

Glauben und der Leidenſchaft nachgeben. In ſeinem hiſtoriſchen Werk ſpricht er häufig ſeine eigene Ueberzeugung aus, mit welcher auch ſeine eifrig katholiſchen Committenten ſich hinlänglich begnügen konnten.

*) Geſchichte des weſtphäl. Friedens. Th. 1.

**) Walther's Univerſal-Regiſter. S. 56. 57.

Verwirrung, und ſeine glimpfliche Antwort ging dahin, daß er das Werk anfangs mit den geiſtlichen Kurfürſten habe überlegen wollen, um es darauf mit den übrigen katholiſchen Ständen ſchneller zur Reife zu bringen, jene aber vor Ankunft der Kölniſchen die Tractaten nicht vorzunehmen begehrten. Was gut genug, ſey ſchnell genug; die Zeit, ſo bisher zugebracht, werde wohl angelegt ſeyn. Wenn Doctor Buſchmann nicht noch ſelbigen Tages anlange, ſo werde man auch ohne ſeine Gegenwart die Handlung fortſetzen.

Auch Volmar äußerte, daß deſſen Verrichtung bei dem Kurfürſten von Brandenburg zu dieſen Tractaten gehöre, und bald bekam man geſicherte Nachricht über den eigentlichen Zweck der Sendung. Schon lange hatte Trautmannsdorf den Gedanken gehegt, ob die großen Eigenſchaften Friedrich Wilhelm's nicht für das Kaiſerhaus gewonnen werden könnten, und hatte deshalb die Genugthuung deſſelben begünſtigt. Bei ihm, dem Kalviniſten, ſchien ſolches leichter, als bei einem ächten Lutheraner, und jetzt, da ſich das Kriegsglück von den Schweden gewandt hatte, mit welchen ſeine Anſprüche zuſammenſtießen, konnte ſeine Vereinigung mit dem Kaiſer für die Befreiung Deutſchlands von den nordiſchen Tyrannen entſcheidend werden. Durch den Kurfürſten von Köln, den Bruder Maximilian's von Baiern, konnte man die Unterhandlung führen, ohne den Katholiken Argwohn zu erregen.

Jener trug dem Kurfürſten von Brandenburg im Namen des Kaiſers, wenn er ſich mit demſelben vereinigen wollte, neben der übrigen Genugthuung das ganze Pommern an, das Amt des Kreisobriſten in dem weſtphäliſchen und niederſächſiſchen Kreiſe, und den Oberbefehl über das ganze Heer des kaiſerlichen Hauſes.

Der Wachſamkeit der Botſchafter Frankreichs war dieſe Sendung nicht entgangen, und ſie hatten ſogleich einen Abgeordneten an Friedrich Wilhelm geſchickt, welcher ihm ausführlich vorhielt, in welches Labyrinth er ſich ſtecken würde, wenn er dergleichen Unterredungen Gehör geben, und von der Parthei der Schweden und Evangeliſchen abtreten wollte. Auch gab der Kurfürſt dem kölniſchen Geſandten die Antwort: „das wären keine zum Frieden zielende Gedanken: zum Behuf der zu ſchaffenden Ruhe im Reich müßte es bei demjenigen gelaſſen werden, was einmal im Punct der Genugthuungen dargeboten und beſchloſſen wäre.“

Es konnte nicht unbemerkt bleiben, daß die Erwartung vom Ausgang dieſer Unterhandlung das Zögern der Kaiſerlichen, zum Schluß über die Religionsbeſchwerden zu kommen, mit veranlaßt haben müſſe. Ueberdies ergab ſich aus ihr eine Abſicht derſelben, den Krieg unter gewiſſen Bedingungen fortzuführen. Aber inſonderheit erregte ſie Mißvergnügen und Argwohn der Evangeliſchen, weil der Kurfürſt von Köln Anträge in ſie verwebt hatte, wodurch das Bisthum Osnabrück ganz den Katholiſchen erhalten werden ſollte. Dazu kam, daß die Spanier Kurbaiern bedrohen ließen, ſie würden ihm die erhaltenen Vortheile gegen die pfälziſche Linie ſtreitig machen, wenn es ſich noch ferner bemühe, durch ſein Anſehen das Friedenswerk durchzutreiben, worauf man auch einigen Kaltſinn gegen daſſelbe an der baieriſchen Geſandtſchaft zu verſpüren glaubte. [*]

Weil die Ungeduld der Proteſtanten auf das höchſte geſpannt war, ſah ſich Volmar gezwungen, unverzüglich die Tractaten über die Religionsbeſchwerden wieder anzuheben; allein ſobald die Katholiken wider die vorzüglichſten Puncte, die Trautmannsdorf mit den Evangeliſchen und den Schweden endlich ins Reine gebracht hatte, ihre Bedenklichkeiten und Widerſprüche darlegten, erklärte auch er den Proteſtanten, daß die damalige Uebereinkunft keinesweges, wie ſie wähnten, ein unwiderruflicher Abſchluß, ſondern nur auf den Fall der Beiſtimmung der katholiſchen Reichsſtände getroffen wäre. Um das heilige römiſche Reich in geſchwinde Ruhe zu ſetzen, habe der Kaiſer vor etlichen Jahren einen Frieden mit dem Kurfürſten von Sachſen zu Prag aufgerichtet: und obwohl einige Reichsſtände denſelben aufgenommen, ſo ſey doch nochmals viel Widerſpruch dagegen erhoben. Bei Aufrichtung des Religionsfriedens ſey von der kaiſerlichen Majeſtät wegen des geiſtlichen Vorbehalts aus Machtvollkommenheit verfügt worden, und eben aus ſolcher Quelle ſey der große Jammer, und alles Unglück, welches ſeither das edle Deutſchland mitgenommen hätte, gefloſſen. Um ſo viel mehr habe man ſich diesmal vor dergleichen Labyrinthen zu hüten, und dahin zu ſehen, daß die Reichsſtände von beiderlei Religionen, mit allerſeits gutem Willen, unter ſich verglichen werden möchten. *)

---

[*] Acta pac. Westph. L. XXXI. §. 11.

Die Evangeliſchen wären über dieſe Erklärung, die nicht im Geiſte vom edlen Trautmannsdorf war, ungleich beſtürzter geweſen, wenn ſie nicht gewußt hätten, daß Kaiſer Ferdinand III. noch in der Mitte des Octobermonates ſeinen Geſandten geſchrieben: „Was die Handlung mit den Schweden und Proteſtanten betrifft: ſo halten wir ſolche nicht für verzweifelt oder verloren; ſondern ſie können ſich, wann ihnen rechter Ernſt zum Frieden iſt, auf dasjenige, was obbemeldeter unſer Oberſthofmeiſter und Geheimder Rath, Graf von Trautmansdorf, ihnen zurückgelaſſen, ſich gar wohl eines endlichen entſchließen, und das weitere Vergießen unſchuldigen Chriſtenblutes, und das Verderben des Landes verhüten.“ Deshalb ſah die evangeliſche Parthei, wiewohl nicht ohne Unruhe, die Erklärung Vol-

---

*) Acta pac. Westph. L. XXXII. §. 15.

mars, als einen Ausfluß ſeiner eigenen Sinnesart an: er liebte die Verwickelungen, um in der Kunſt der Auflöſung ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen; und hatte ſeine Freude daran, die trotzigen Schweden und ihren Anhang, die Proteſtanten, zu einer Zeit zu ängſtigen, wo Wrangels Rückzug aus Böhmen den gänzlichen Ruin der ſchwediſchen Waffen in Deutſchland wahrſcheinlich zur Folge hatte. Er konnte dieſe Freude nicht bergen, und erwähnte daneben, daß er zwar ſchon im drei und ſechszigſten Jahre des Alters, aber Geſundheit genug habe, um noch zu erleben, daß die evangeliſchen Stände und die Krone Schweden ſich einander anfallen würden. *)

Wenn indeſſen Volmars jetzige Rolle auch nur ſein Spiel, und gegen den Befehl des Kaiſers war: ſo konnte der gänzliche Umſchwung des Kriegsglückes auf den Gedanken bringen, daß ſie Ernſt werden ſollte. Wenigſtens bewirkte der Evangeliſchen ſtandhafte Weigerung, diejenige Grundlage des Friedens zwiſchen beiden Religionen, welche von Trautmannsdorf ausgemittelt war, erſchüttern zu laſſen, keinen Fortgang der Handlung gegen den Schluß des Jahres 1647, welcher vielmehr den Proteſtanten noch eine unerwartete Beſchwerde durch ein Schreiben brachte, das der päpſtliche

---

*) Geſchichte des weſtph. Friedens. Th. 1. S. 335. Acta pac. Westph. L. XXXII. §. 14. 19.

Nuntius ausgehen ließ. **Chigi** hatte während des ganzen Friedensgeſchäftes eine bewunderswürdige Unpartheilichkeit bezeigt, und das Amt eines Mittlers zu ſeinem immerwährenden Ruhm bekleidet: jetzt mußte er auf Befehl ſeines Hofes die katholiſchen Reichsſtände ermahnen, daß ſie beim Schluß des Friedens tapfer Sorge trügen, damit in denſelben nichts einfließe, was wider die Schlüſſe der Väter, Kirchenverſammlungen und Päpſte wäre. Sonſt könnte er ſich nicht der Pflicht entziehen, auf das heftigſte wider einen ſolchen Friedensſchluß zu proteſtiren. *)

Auch noch in den erſten Wochen des Jahres 1648 ſchwebte die Verhandlung über die Religionsbeſchwerden, ohne eine entſcheidende Richtung gewinnen zu können, bis Feldmarſchall **Wrangel**, die Fehler und die Nachläſſigkeit des kaiſerlichen Feldherrn **Melander** benutzend, ſich mit erneueten Kräften noch im Winter aus Norddeutſchland aufraffte, um den Zug nach der Donau zu beginnen. Da ſprach eines Tages **Oxenſtierna** gegen die Evangeliſchen von einem Gegenbeſuche, den ihm die Kaiſerlichen gemacht hätten, und rieth jenen, eine Trennung der Katholiſchen zu verſuchen, und inſonderheit Kurbaiern zu gewinnen.

Sofort begaben ſich **Thumshirn** und ſein gelehrter Gefährte **Carpzov** zu dem wirzburgiſchen Geſandten, Philipp von Vorburg aus Solethurn, dem biedern Schweizer, welcher Deutſchland, auf deſſen Hiſtorie ſeine Gelehrſamkeit unerſchöpflichen Fleiß wandte, innig liebte, und ſeine unbefangene Denkart im Rath der Katholiſchen jetzt um ſo nachdrücklicher äußern konnte, da der ausgezeichnete Biſchof von Wirzburg Johann Philipp von Schönborn, nun auch Kurfürſt von Mainz geworden, und auch als ſolcher laut die Meinung verkündete, daß man dem deutſchen Vaterland um jedes Opfer den Frieden verſchaffen ſolle. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XXXII. §. 27.

Mit einem längſt gewurzelten Vertrauen redete Thumshirn gegen Vorburg: ob nicht die Friedfertigen unter den Katholiken ſich mit den Evangeliſchen vergleichen, und alsdann den Kaiſerlichen und den übrigen Katholiſchen ſagen möchten, ſie wären ſo weit mit den Evangeliſchen einig, und wollten bei ihnen halten. Weil der meiſte Nachdruck durch Kurbaiern geſchehen müßte: ſo ſollte er nicht unterlaſſen, mit dem Abgeſandten deſſelben zu reden. Warum es, mit ſeiner vollſtändigen Genugthuung durch die Tractaten begabt, ſie wieder auf den ungewiſſen Lauf der Waffen ſetzen wollte?

Darauf ergoß ſich Vorburg in die vertraulichſten Klagen über die Kaiſerlichen. Aus dieſen, ſagte er, aus

---

*) **Walthers** Univerſal-Regiſter S. 53.

den vornehmen Reichsſtänden des katholiſchen Glaubens, und aus jenen, die blos durch die Stimmenmehrheit bedeutend würden, aus ſolchen drei Theilen, wären die Katholiſchen zuſammengeſetzt. Nun bedienten ſich die Kaiſerlichen der letzten ſo artlich, daß die Häupter gar nicht fortkommen könnten. Ihm gefalle daher der Vorſchlag ſehr wohl, daß die friedfertigen Katholiken mit einigen Evangeliſchen eine vertrauliche Handlung pflegen ſollten; und ſofort werde er mit Kurmainz deshalb reden, und mit Kurbaiern, welches die ſeinen Landen vor Augen ſtehende Gefahr ſich wohl zu Herzen gehen laſſe. Dem Kaiſer werde es nicht mißfallen, wenn der Schweden Heer Baiern angreife, weil dieſes in der Angſt ſich deſto feſter an das Haus Oeſterreich halten müſſe.

Von nun an ruhte **Vorburg** nicht, bis er die vertrauliche Handlung zwiſchen auserwählten Reichsſtänden beider Religionen bewerkſtelligte, wobei von Seite der Evangeliſchen ein unerwartetes Hinderniß war, daß der kurſächſiſche Geſandte hin und her ſchwankte, ob er daran Theil nehmen ſolle. Schon entſtand ein leiſer Argwohn, es möchte wahr ſeyn, was **Volmar** ausſtreute, daß der Kurfürſt von Sachſen ſich gegen den kaiſerlichen Hof verpflichtet hätte, mit der Krone Schweden zu brechen.

Ehe jedoch die Unterredung begann, begaben ſich die fürſtlich-ſächſiſchen und braunſchweigiſchen Geſandten zu dem Grafen Oxenſtierna, und eröffneten ihm das Vorhaben. Seine Antwort ging dahin, daß er ſolche Weiſe dem Friedenswerk erſprießlich achte, und der nächſte Weg zum Schluß ihnen der liebſte ſey.

Vor den Kaiſerlichen hätten die begonnenen Unterhandlungen geheim bleiben ſollen; allein dies war nicht möglich an einem Orte, wo jeder Schritt einer diplomatiſchen Perſon hundertfach bewacht wurde, und weil einige der theilnehmenden katholiſchen Geſandten, wie der kurmainziſche Kanzler Reigersperger ſelbſt wider Willen und Befehl ihrer Fürſten, an der ſtrengen katholiſchen Parthei und den Kaiſerlichen hingen; weil unter den Evangeliſchen der kurſächſiſche Botſchafter auch dem kurbrandenburgiſchen ſeine Aengſtlichkeit mitgetheilt hatte. Volmar trieb raſtlos, die geheime Handlung zu zerſtören. Den katholiſchen Theilnehmern an derſelben führte er zu Gemüth, daß man ihr Beginnen auf eine Beſchimpfung der kaiſerlichen Majeſtät deuten müſſe. Zugleich brauchte er die Liſt, durch neue Erklärungen die Bemühung und die Vorſtellungen der vertraulichen Handlung zu durchkreuzen, welche auf die Weiſe ſchnell aufgelöſet wurde, zur herzlichen Betrübniß Vorburgs. Um ſich ein wenig zu rächen, ging er mit einem Schreiben des neuen Kurfürſten von Mainz, deſſen ganzes Vertrauen er beſaß, zu dem Kanzler Reigersperger, und las ihm die Geſinnungen ihres gemeinſchaftlichen Herrn vor. Darauf fragte jener: ob er auch katholiſch ſey? und ſeine Antwort war: er ſey beſſer katholiſch, als andere, die den Frieden hinderten. *)

Jetzt drangen die Schweden noch einmal heftig in die kaiſerlichen Botſchafter, daß ſie es bei demjenigen bewenden laſſen ſollten, was mit dem Grafen von Trautmannsdorf verglichen ſey; aber es erfolgte die gewöhnliche Erwiederung, daß derſelbe von den Katholiſchen keine Vollmacht gehabt habe, irgend etwas abzuſchließen, wodurch ſie verpflichtet wären. So iſt kein öffentlicher Glaube, ſagte Oxenſtierna, und wir ſehen nicht, wie wir noch fürder etwas Beſtändiges mit den Kaiſerlichen abhandeln könnten: es muß nur tapfer darauf geſchlagen werden. Und Volmar antwortete: es ſoll auch Kaiſerlichen Theils geſchehen. **)

Vom Schlachtfelde ſchien alſo wiederum die Entſcheidung für die Tractaten kommen zu müſſen; und doch konnte man nicht abſehen, wie ſie daher kommen möchte; denn ein Sieg hätte entweder die Kaiſerlichen und Katholiken, oder die Schweden und Evangeliſchen, ſo übermüthig und hartnäckig gemacht, daß ſich der Gegentheil nicht mit ihnen vereinbaren konnte.

Sowohl die katholiſchen, als die evangeliſchen Reichsſtände gaben ſich deshalb herzlich Mühe, die gänzlich abgeriſſenen Verhandlungen zwiſchen den Kaiſerlichen und Schweden wieder anzuknüpfen; und dieſe fühlten ſich dazu geneigt, um Gelegenheit zu haben, die Befriedigung ihrer Miliz wieder vorzubringen, jene dagegen, um alle übrige Fehde beſeitigt zu haben, ehe für dieſen Punct die Verwickelung derſelben von ſchwediſcher Seite benutzt werden möchte.

---

*) Acta pac. Westph. L. XXXIII. §. 19—30.

**) Acta pac. Westph. L. XXXIII. §. 31.

Es gefiel die alte Weiſe, daß beide Geſandtſchaften zuſammentreten, und einige Abgeordnete beider Religionstheile in Nebenzimmern zugegen ſeyn ſollten, um mit ihren Meinungen und Kenntniſſen auf Verlangen aushelfen zu können. Oxenſtierna ließ zwei Stuben mit gleichen Tapezereien behängen, damit nach ſeinem Ausdruck, weder die evangeliſche, noch katholiſche Parthei, an eine Ungleichheit der Behandlung denken möge. *)

Ehe die Unterhandlung eröffnet wurde, traf ein Schreiben des Kurfürſten von Sachſen an ſeinen Geſandten Doctor Leuber ein, welches in der nachdrücklichſten Sprache den Proteſtanten Nachgiebigkeit anrieth. Schon ſolle der Frieden zwiſchen den Spaniern und Holländern ausgerufen werden; und wenn nun auch der Friede zwiſchen Frankreich und Spanien geſchloſſen ſey, ob dann die katholiſchen Reichsſtände ſich in die

---

*) Acta pac. Westph. L. XXXIII. §. 42. 43.

Arme von auswärtigen katholiſchen Potentaten werfen ſollten, weil man noch immer die ſchwediſchen Kriegsvölker anſtelle, um ihnen auszupreſſen, was zu verwilligen ihr Gewiſſen verbiete. Niemals hätten die Katholiſchen einige Vollmacht zu gänzlichem Abſchluß, ohne alles Hinterbringen, ausgehändigt, und ſie, oder die Verwandten des augsburger Bekenntniſſes, zu Geſtattungen in der Religion zu drängen, wäre der römiſche Kaiſer nicht berechtigt. Wegen der evangeliſchen Unterthanen katholiſcher Obrigkeit den Krieg im Reich länger zu behalten, ſey dem Buchſtaben des Religionsfriedens entgegen, und uraltes Herkommen wolle, daß zur Juſtiz gehörige und politiſche Sachen auf einem Reichstag erörtert, und nicht durch Kugeln und Schwert eingeführt würden. Es wolle verlauten, daß die mehrern Evangeliſchen über die Härte von zwei oder drei Geſandten, welche ſich unterſtänden, ohne die übrigen zu begrüßen, bald dies, bald jenes vorzunehmen, und wohl ganz durchzutreiben, Klage geführt hätten. Da ſolle man einem evangeliſchen Geſandten nach dem andern abſonderlich vermelden und zu Gemüth führen, daß der Untergang der uralten löblichen heilſamen Verfaſſung im Reich unfehlbar zu beſorgen ſey, wenn einem oder dem andern gefällig ſeyn werde, der ſchwediſchen Waffen ſich noch länger zu bedienen, um die Katholiſchen zu Ergreifung der ausſchweifenden Puncte zu zwingen; und daß Er alsdann die Gebührniß des kurfürſtlichen

Amtes und göttlichen Berufs gegen das Reich, ohne alle Rückſicht vor die Hand nehmen müſſe. *)

Dieſe nachdrückliche Erklärung, in deren Geiſte auch Kurbrandenburg handelte, hatte ſehr auf die Stimmung gewirkt, mit welcher die Kaiſerlichen und die Schweden, die Abgeordneten der katholiſchen, und beſonders der evangeliſchen Reichsſtände, im Februarmonat am Concerdientage zuſammentraten.

Weil die Proteſtanten meinten, daß man alle Sachen durch die Juſtiz in Ruhe erhalten könne, und ſolcher Punct am erſten zu befeſtigen ſey, ſo ward damit begonnen, und ſchon am vierten Tage nach Wiederbeginn der Verhandlung, ward der Artikel wegen der Reichsjuſtiz, ſo wie er der Friedensurkunde einverleibt werden ſollte, von allen Theilen unterzeichnet.

Außer dem Kammerrichter und vier Präſidenten, die ſämmtlich allein von des Kaiſers Majeſtät, doch zwei der letzten aus den augsburger Glaubensverwandten, ernannt würden, ſollte die Zahl der Beiſitzer des Reichskammergerichts auf funfzig vermehrt werden, von welchen die Katholiken ſechs und zwanzig, eingerechnet die zwei, welche der Kaiſer darſtellet, und die Stände des augsburger Bekenntniſſes vier und zwanzig, darzuſtellen befugt und verpflichtet wären; überdies dürften

---

*) Acta pac. Westph. L. XXXIII. §. 44.

zwei katholiſche und zwei evangeliſche Beiſitzer aus jedem einzelnen Kreiſe vermiſchter Religion hinzugefügt werden. Nicht nur in geiſtlichen Angelegenheiten, ſondern auch in weltlichen, ſobald dieſe zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Partheien, oder blos evangeliſchen, verkehrten; oder auch wenn Katholiken gegen Katholiken, Proteſtanten gegen Proteſtanten Fehde führten, und ein Dritter von einem andern Glauben dazu käme, ſollte eine gleiche Anzahl der Beiſitzer aus beiden Religionen richten. Bei dem Reichshofrathe müßte daſſelbe beobachtet werden, in welchen deshalb der Kaiſer rechtskundige Männer aus den evangeliſchen oder gemiſchten Kreiſen berufen würde. Die Proceßordnung des Kammergerichts ſey auch bei ihm zu beachten, und von ſeinem Urtheil könne man ſich an den Kaiſer wenden, damit dieſer die Sache von einer gleichen Anzahl ſolcher Räthe aus beiden Religionen, welche zuvor nicht Referent und Correferent darin waren, von neuem unterſuchen laſſe. Viſitation des Reichshofrathes ſollte durch Kurmainz ſo oft geſchehen, als es nöthig wäre. Sobald über die Erklärung der Conſtitutionen und Reichsabſchiede Zweifel entſtünde, oder bei Entſcheidungen die Richter aus beiden Religionen als vollendete Partheien gegen einander ſtänden, müßte die Sache an den allgemeinen Reichstag gehen.

Alle dieſe Beſtimmungen galten nur von Ständen und der unmittelbaren Ritterſchaft des Reichs.

Ueber die Mittelbaren war nur die Beſtimmung, daß den Proteſtanten, welche Gleichheit der Richter aus beiden Religionen bei einem Rechtsſtreite forderten, dieſelbe gewährt werden ſollte.

Als die Geſandten vier unterzeichnete Exemplare dieſes Artikels gegen einander auswechſelten, entſtand eine ſolche Bewegung der Gemüther, daß ſie ſich vor Freuden der Thränen nicht enthalten konnten, und ſich die Betrachtung mittheilten, wie der Punct der geheiligten Juſtiz, worauf die Grundfeſte des Staats beruhe, der erſte ſey, über welchen ſie ſich nach vielem Kampf und Blutvergießen vereinigt hätten, in zuverſichtlicher Hoffnung, die Nachkommenſchaft werde ſolches Heiligthum nicht zerfallen laſſen. Kaum unter irgend einer andern Nation, als der deutſchen, wären diplomatiſche Männer, und ſolche, die nicht leicht gerührt wurden, ſo freudig darüber erſchüttert worden, daß fortan Gerechtigkeit walten ſollte. *)

In derſelben Stunde, wo ſich dieſe edle Rührung ergoß, ward die alte Fehde über die Religionsfreiheit der Unterthanen wieder aufgenommen, und die Kaiſerlichen erklärten ſofort im Namen der Katholiken, daß ſich dieſe durch kein öffentliches Geſetz zu derſelben verbinden, aber Verträge, die etwa an einem oder andern

---

*) Acta pac. Westph. L. XXXIX. §. 1 — 5.

Orte darüber errichtet wären, gelten laſſen wollten. Dagegen drangen die Schweden und Evangeliſchen von neuem auf die Religionsfreiheit in den Erblanden des Kaiſers. Allein dieſe ward ſo entſchieden fortdauernd verweigert, daß die Proteſtanten ſelbſt den Schweden den Antrag machten, man ſollte wenigſtens den Weg der Fürbitte für die armen Glaubensgenoſſen im kaiſerlichen Lande offen erhalten; denn ſie wären nicht bevollmächtigt, in deren Ausrottung einzuwilligen.

Dieſem Einrathen gaben die Schweden ſofort ihren Beifall, wiewohl ſie beſorgten, eine ſolche Erklärung werde jene betrübten Glaubensgenoſſen wenig erquicken. Deſto ſtandhafter wollten die Proteſtanten von der allgemeinen Religionsfreiheit nach dem Normaljahre 1624 nicht weichen, und umſonſt erboten ſich dreimal die Katholiſchen durch den kurmainziſchen Kanzler **Reigersperger**, im Namen der Reichsſtände ihres Glaubens zu verſprechen, daß ſie gegen die evangeliſchen Unterthanen eine Beſcheidenheit brauchen wollten, über welche ſich niemand mit Fug zu beſchweren hätte; nur falle es ihnen unthunlich, zur beſtändigen Duldung ſich durch einen öffentlichen Vertrag zu verbinden.

Jetzt drängte der bairiſche Geſandte mit Gewalt auf höchſtnöthige Beſchleunigung des Friedens; denn nur zwei Tagereiſen ſtänden die Heere von einander, und es könnte leicht zu einer Schlacht gerathen. Wie der Sieg fallen möchte, ſo würde er zur höchſten Gefahr der Kurfürſten und Stände des Reichs ausſchlagen. Fiele er auf die Seite der Kronen, ſo würde es drei ſtarke Partheien geben, welche das Reichsland unter ſich theilten, und die Stände abſchafften; denn große Potentaten beſchwägerten ſich leicht, damit nur ein jeder einen Theil des Reichs hinwegnähme. Wegen der ſpaniſchen Händel ſuche der Kaiſer den Schluß aufzuhalten: aber alle die oberländiſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe wollten, wie ſein gnädigſter Herr, einmal aus dem Kriege ſeyn; man müſſe endlich dem Kaiſer ſagen, daß er ſchließe.

Indem der bairiſche Geſandte mit Particulärverhandlungen vorzugreifen ſuchte, machte Oxenſtierna wieder große Schwierigkeit, die evangeliſchen Unterthanen in den kaiſerlichen Erblanden zu verlaſſen; denn dieſer Punct berühre das Gewiſſen, und damit allen bedrängten Religionsverwandten in Deutſchland geholfen werde, ſey des ſeligen Königs Blut vergoſſen, ſey Schweden von dem Krieg nicht abwendig geworden.

Doch war es nicht ſo ſehr dieſe hartnäckige Fehde über die Religionsfreiheit der Unterthanen des kaiſerlichen Hauſes, wodurch jetzt noch der endliche Vergleich über die Religionsbeſchwerden aufgehalten wurde, als die Behauptung, daß die beſondern Verträge, welche Kurköln und Kurmainz über das Stift Hildesheim und die Stadt Erfurt errichtet hatten, von dem Normaljahr nicht leiden ſollten; bis zuletzt Thumshirn und die übrigen ſächſiſchen Geſandten, welche den mainziſchen Kanzler Reigersperger den zum Spanier verwandelten Mann hießen, die Evangeliſchen zu dem Schluß trieben, die Kaiſerlichen und Schweden zu erſuchen, daß ſie im Fall der Weigerung des mainziſchen Geſandten die Unterſchrift an Kurtrier übertragen, und ſie alle mit geſammtem Zuthun jenem erklären ſollten, man würde ſein hinterliſtiges und ſchwarzes Verfahren, als der bekannten Geſinnung ſeines gnädigſten Herrn zuwiderlaufend, demſelben zur ſchweren Ahndung anheim ſtellen.

Da ward endlich am achten Tage des Märzmonates der Artikel über die Religionsfreiheit der Unterthanen von allen Partheien unterſchrieben. Den evangeliſchen Unterthanen katholiſcher, und den katholiſchen evangeliſcher Reichsſtände, ſollte die Religionsübung nebſt allem damit zuſammenhänden Recht und Beſitzthum bleiben, welche ſie zu irgend einer Zeit des Jahres 1624, wenn auch nur durch das Herkommen hatten; und diejenigen, welche davon auf irgend eine Weiſe verdrängt waren, ſollten vollkommen wieder hergeſtellt werden. Alle Verträge, welche dieſer allgemeinen Norm entgegen ſind, wären nichtig. Diejenigen Unterthanen von anderm Glauben, als ihre Obrigkeit, welche zu keiner Zeit des Normaljahres auch nicht einmal Privatgottesdienſt übten, müßten in ihrer Hausandacht, und in öffentlicher Religionsübung bei der Nachbarſchaft nicht geſtört, und in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht ungleich gehalten oder irgend verunglimpft werden; die Auswanderung, indem ſie ihre Güter veräußerten oder beibehielten, ſollte ihnen ungehindert bleiben.

In gleiche Claſſe mit dieſen letzten wurden ſämmtliche evangeliſche Unterthanen in den ſchleſiſchen Fürſtenthümern und Niederöſterreich geſetzt, nur daß ihnen die Erlaubniß ausbedungen ward, nach dem Frieden neben den Mauern der drei Städte Schweidnitz, Jaur und Glogau, an Plätzen, die ihnen der Kaiſer anwies, drei Kirchen auf ihre Koſten zu erbauen. Die Herzöge von Brieg, Liegnitz, Münſterberg und Oels, und die Stadt Breslau ſollten im freien Genuß aller vor dem Krieg erhaltenen Rechte, und in der ihnen von kaiſerlicher Gnade bewilligten Religionsübung, behauptet werden. Weil man wegen einer weiteren Religionsfreiheit der Unterthanen in des Kaiſers Erblanden ſich nicht hätte vereinbaren können, ſo behielten ſich die ſchwediſche Majeſtät und die Reichsſtände des augsburger Bekenntniſſes, die Befugniß vor, auf dem nächſten Reichstag, und ſonſtig, dafür bei dem Kaiſer ſich zu verwenden. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XXXIX. §. 6 — 16.

Es floſſen nicht, wie bei Berichtigung der Juſtiz im Reich, Thränen der Freude bei Unterzeichnung dieſes Artikels; die neue Verhandlung über ihn hatte zu lang gedauert, und die Herzen waren zu erbittert durch ſie geworden; auch mußte noch eine Religionsfehde zwiſchen den Proteſtanten ſelbſt beigelegt werden.

Wiewohl die beiden proteſtantiſchen Partheien, welche über die Art, wie der Heiland im Abendmahl genoſſen werde, ſich entzweit hatten, herberen Grimm gegen einander, als gegen die Katholiken hegten, waren ſie doch klug genug, wider dieſe mit vereinter Kraft zu ſtehen, und deshalb war die Frage, ob die Kalviniſten in dem Religionsfrieden begriffen wären, ſo oft ſie während der jetzigen Friedenshandlung angeregt war, nie zur Entſcheidung gebracht. Die Schweden hatten freilich ſchon in ihren erſten Friedensvorſchlägen verlangt, daß die ſogenannten Reformirten alles Rechtes theilhaftig wären, welches den Evangeliſchen überhaupt bedungen würde; und der Kaiſerlichen Antwort war geweſen, daß diejenigen, welche ſich die Reformirten nennen, ſowohl des Religionsfriedens, als des gegenwärtigen Vertrags genießen ſollten, wenn ſie ſelbſt es wünſchten, und ruhig lebten. Aber dieſer kränkende Zuſatz, welcher darauf hinwies, daß der Kalviniſten ehemaliges Haupt, der pfälziſche Kurfürſt, durch die unbeſonnene Annahme der böhmiſchen Krone die Flammen des langen Krieges verbreitet hatte, gab zu verſchiedenen Erörterungen Anlaß, und Oxenſtierna äußerte bei einer Gelegenheit, in Schweden halte man Sachſen, Kulmbach, Anſpach, Braunſchweig, Darmſtadt, Mecklenburg, für ſchwediſche Glaubensgenoſſen und wahre Lutheraner, hingegen Pfalz, Kurbrandenburg, Heſſenkaſſel, Anhalt außer Zerbſt, halte man für Kalviniſten, welche eine andere Art Leute wären, als die Lutheraner. Auch gaben die lutheriſchen Reichsſtände nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie den Reformirten, wenn dieſe als Genoſſen des augsburger Bekenntniſſes in den Religionsfrieden und den gegenwärtigen Vertrag eingeſchloſſen würden, dadurch nicht das Reformationsrecht gegen ihre lutheriſchen Unterthanen einräumen wollten. Sie ſtützten ſich dabei auf den Grund, daß im Religionsfrieden nur von zwei Glaubenspartheien die Rede ſey, und die kalviniſchen Fürſten, wenn ſie wirklich, wie ſie ſagten, dem augsburger Bekenntniſſe mit Mund und Herz zugethan wären, nicht gegen ihre eigene, ſondern nur gegen eine fremde Religion, das Recht zu reformiren, ausüben würden.

So gründlich dieſer Beweis war, ſo gewiß folgte aus ihm, daß auch lutheriſche Obrigkeit, welcher auf irgend eine Weiſe ein Land zufiel, wo die kalviniſtiſche Lehre bisher geblüht hatte, keine Reformation derſelben ausüben durfte; aber dieſe Folgerung wollten ſich die Lutheraner nicht gefallen laſſen; und als ſie endlich, beſonders durch Salvius, bewogen wurden, ſich dahin mit den Reformirten zu vergleichen, daß ein Territorialherr, der von einer evangeliſchen Parthei zur andern übertrete, oder ein Land bekomme, wo bisher eine andere evangeliſche Religion, als zu welcher er ſich bekenne, öffentlich ausgeübt werden, keine Aenderung darin vornehmen dürfe, und ſich darauf beſchränken müſſe, Hofprediger von ſeinem Glaubensbekenntniſſe ohne Laſt der Unterthanen zu halten; als ſie glaubten, nun die ganze Fehde beigelegt zu haben, ſo brach unerwartet der Reformirten jetziges Haupt, der Kurfürſt von Brandenburg, heftig los wider den verglichenen Artikel. Ihn kränkte der Lutheriſchen Angſt, daß er ihre Glaubensgenoſſen in Pommern und der Mark Brandenburg bedrängen möchte, um ſo tiefer, je freier er ſich von aller theologiſchen Spitzfindigkeit fühlte. Ob der Leib des Heilands wirklich im Abendmahl gegenwärtig ſey, wirklich genoſſen werde, darüber möchten die Gottesgelehrten unnütze Händel ſuchen, ſein Gemüth und ſein Verhältniß zu ſeinen Unterthanen werde davon nicht berührt, und das augsburger Bekenntniß habe mit dieſer Streitfrage nichts zu ſchaffen. Achtzig Jahre hindurch hätten alle Evangeliſche für Genoſſen deſſelben gegolten, er bekenne ſich dazu mit Mund und Herzen, und wolle nicht vor ſeinen Unterthanen den Namen haben, daß er ſich gleichſam in ein neues Recht einbetteln müßte.

Offenbar ging des Kurfürſten Abſicht dahin, daß man gar keine zwei Partheien der Evangeliſchen annehmen, ſondern ſie unbekümmert um der Theologen Zwietracht als ein Ganzes unter dem Namen der augsburger Religionsverwandten gelten laſſen ſolle. Allein die Lutheraner und Schweden meinten dies verfänglich und unthunlich, ſo lange die Reformirten nicht durch ein förmliches Bekenntniß dargethan hätten, daß ſie ganz ihre Genoſſen wären.

Inzwiſchen verhielten ſich die Katholiken bei dieſer Fehde ganz leidend, und ſahen mit Vergnügen die Zwietracht unter den Proteſtanten, mit welchen ſie noch nicht ihren Vergleich abgeſchloſſen hatten. Von den Holländern waren einige Schritte für die Reformirten geſchehen; daß dieſen ſchon ſo viel eingeräumt war, darüber bezeigten die Schweizer ihre Freude.

Auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg begnügte ſich bald im Weſentlichen mit dem verglichenen Artikel, nach welchem er nur an ſeinem Hofe kalviniſtiſche Prediger halten durfte, und alle Anordnungen, die zwiſchen proteſtantiſchen Fürſten und ihren Unterthanen wegen der Religionsübung und aller davon abhängigen Dinge getroffen waren, unverlezt bewahrt werden müßten. Am meiſten ſtieß ſich des Kurfürſten Denkart, welche liebte frei zu ſchalten, daran, daß die Gemeinen ſelbſt die Lehrer an Kirchen und Schulen wählen ſollten, und die Landesherrn den gewählten, welche bei der Prüfung für tauglich erklärt wurden, die Beſtätigung nicht verweigern durften. Dagegen konnte einer Gemeine, welche zu des Fürſten Glauben übergehend ſich von dem allgemeinen Religionsſtand des Landes losriß, das Recht der freien Religiosübung auf ihre Koſten ſo bewilligt werden, daß die nachfolgenden Regierungen nicht Befugniß hatten, es ihr zu nehmen. Auf die Conſiſtorien, die Viſitatoren der Kirche, und die Lehrer der Philoſophie und Theologie durfte inzwiſchen eine ſolche Veränderung nicht den geringſten Einfluß haben.

So wie die Formel zwiſchen den Lutheranern und Reformirten verglichen war, wurde ſie in die Friedensurkunde geſetzt; aber die Partheien hatten ſie nicht, wie ſonſt Sitte war, unterzeichnet; und deshalb erregte es um ſo mehr Beſtürzung, daß der kurſächſiſche Geſandte, da die ganze Friedensverſammlung dieſen Artikel ſchon ſeit ein paar Wochen beſeitigt glaubte, ſich heftig wider denſelben am vierzehnten Junius im Namen ſeines Hofes erklärte. Wegen keiner Rückſicht ſey zu geſtatten, daß die Reformirten, die nicht das unveränderte Bekenntniß feſthielten, welches auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahr 1530 Kaiſer Karl V. übergeben wäre, und keinen Theil an dem Religionsfrieden hätten, die ächtlutheriſchen Fürſten in ihrem Reformationsrecht gegen die Unterthanen beſchränken ſollten.

Ein ganzer Monat verging, ehe die Reformirten eine Gegenvorſtellung kund gaben, in welche der Kurfürſt von Brandenburg ſeinen vollen beleidigten Stolz ausgeſtrömt hatte. Es ſey ſchwer zu vernehmen, hieß es, daß die Stimme eines einzigen Reichsſtandes jählings ſo viele Kurfürſten, Fürſten und Stände des Reichs, welche deſſen Ruhm und Heil ſo viele Jahre mit Gut und Blut vertheidigt hätten, aus dem Religionsfrieden ſtoßen wollten. Die Reformirten wären der Hoffnung, der Kurfürſt von Sachſen werde beſſer erwägen, daß ſolche Erklärungen, wie ſeine Uebereilung, zum allgemeinen Verderben führten, und ſie achteten ſich in jeglichem Recht auch nicht um ein Stäubchen geringer, als die Reichsſtände des lutheriſchen Glaubens.

Nach dieſer kräftigen Gegenvorſtellung ruhte die Fehde über die verglichene Formel in der Friedensverſammlung, welche überhaupt den Schritt des Kurfürſten von Sachſen ſogleich gemißbilligt hatte. *)

---

*) Adami c. XXVII. §. 20—24. Acta pac. Westphal. L. XLIV. §. 16—19. 26—28. 33—39. Pufendorf de rebus gestis Frid. Wilhel. L. II. §. 29. 30.

Siebentes Buch.

Indem das verwickelte Gewebe der politiſchen Zwietracht einer gänzlichen Auflöſung nahe gebracht wurde, hatte die Gruppe der Botſchafter zu Münſter und Osnabrück ſich ſehr verändert.

Als der Friede zwiſchen Spanien und dem niederländiſchen Freiſtaate geſchloſſen war, wollte Frankreich auf alle Weiſe zu erkennen geben, daß es die Republikaner nicht mehr wie ſeine Freunde, ſondern wie Anhänger der Spanier betrachte, und nur mit mattem Schein geſchahen noch einige Verſuche einer Friedenshandlung zwiſchen beiden Kronen. Der Herzog von Longueville brachte den Tag, an welchem Penneranda das Freudenfeſt wegen des verkündeten Friedens zu Münſter gab, in Osnabrück zu, und erklärte, daß er an den Hof abreiſen werde, weil es den Spaniern kein Ernſt ſey, auf billige Bedingungen zu ſchließen. Gern entfloh er der Langeweile, welche ihm das endloſe Geſchäft machte, und die Grafen d'Avaux und Servien ſtanden wieder mit dem alten Haß gegen einander, als die Mittelsperſon zwiſchen ihnen fehlte. *) Sogleich begann der letzte die hinterliſtigſten Ränke, um jenen von dem Ruhm, das große Friedenswerk mit vollendet zu haben, ſo zu verdrängen, daß man in ihm den Anſtifter nicht argwohnte; ſelbſt den Kardinal Mazarin, deſſen Vertrauter er war, ging er nicht immer unmittelbar an mit den Anſchwärzungen ſeines Gefährten, der ſich ſelbſt zu hochmüthig pries, und von ſeinen Anhängern preiſen ließ, als daß Servien, welcher aus Holland faſt mit Schimpf zurückgekehrt war, nicht ſeiner wüthenden Eiferſucht hätte Raum verſchaffen müſſen.

Vergeblich war jegliches Bemühen, irgend ein diplomatiſches Verſehen oder gar Verbrechen des Grafen d'Avaux aufzuſpüren; aber man führte Reden an, die ihm entfallen ſeyn ſollten, und den Kardinal tief verwundeten. Sein gekränkter Stolz konnte ihn wohl ſo weit hingeriſſen haben, daß er einem fremden Diener dem Haushofmeiſter des venetianiſchen Botſchafters Contarini, ſagte: er hätte ein gutes Mittel, ſich an ſeiner Eminenz zu rächen, und ihm mehr Uebel und Gefahr zu bringen, als man dächte; er brauchte nur ſeinen Poſten abzugeben, und ſich in ſein Haus zurückzu-

---

*) Wiquefort. I. p. 81. Acta pac. Westph. L. XXXIII. §. 16.

ziehen; bei der großen Achtung, deren er im Königreich genöſſe, würde es für den Kardinal nicht ohne Gefahr ſeyn, für die Urſache dieſer Entfernung gehalten zu werden.

Mazarin fühlte ſich von dieſer Sage verwundet, weil d'Avaur und ſeine Familie zu der ihm ſo furchtbaren großen Gegenparthei im Innern Frankreichs gehörten; aber um ſo mehr fürchtete er ſich auch, den Grafen zurückzurufen, ohne daß ihm öffentlich eine Schuld aufgebürdet werden könnte. Als es hiezu durchaus keinen Anſchein gab, benutzte man den Friedensſchluß zwiſchen Spanien und den vereinigten Niederlanden, indem jenes keine Hoffnung mehr zu gütlicher Handlung gäbe, um die Geſandtſchaft in Weſtphalen noch mehr zu verringern, zumal da die Erfahrung lehre, daß die Verſchiedenheit der Meinungen von zwei diplomatiſchen Perſonen, die ſich einander gleich, durch das Anſehen eines Dritten nicht vereinigt würden, den Geſchäften viel Nachtheil brächte, ſo eifrig und fähig eine jede von ihnen auch ſeyn möchte. Zugleich erhielt Servien eine neue Vollmacht, zu unterhandeln und den Frieden zu ſchließen mit den Botſchaftern aller Mächte, und die Zurückberufung, welche er wahrſcheinlich nur um ſeinen Triumph zu vermehren, für ſich verlangt hatte, erfolgte an den Grafen d'Avaur, den dieſer Schlag ſo ſchmerzte, daß er in Gegenwart der beiden vermittelnden Geſandten deshalb Thränen vergoſſen haben ſoll.

In der Friedensverſammlung entſtand darüber keine ſonderliche Bewegung, und die Proteſtanten ſchmeichelten ſich, daß der Botſchafter vornehmlich darum in Ungnade gefallen ſey, weil er aus gar zu andächtiger Demuth gegen den päpſtlichen Stuhl ſie oft beleidigt habe. Der kurbrandenburgiſche Agent in Paris hatte ihnen geſchrieben, daß die Wohnung des Grafen bei ſeiner Rückkunft die Baſtille ſeyn möchte; welches Unglück ihn nicht traf, aber der Befehl, nicht an den Hof zu kommen, und auf ſeinen Gütern zu leben, nachdem er zwanzig Jahre ſeinem Vaterland auf eine glänzende Art gedient hatte. *)

Sowohl der Herzog von Longueville als d'Avaux hatten mit einem zahlreichen und prächtigen Gefolge in Weſtphalen gelebt, und zum erſtenmal hatte Graf Peneranda das Vergnügen, die Franzoſen in Münſter durch den Glanz der ſpaniſchen Geſandten weit verdunkelt zu ſehen, wodurch er zu einer auffallenden Gewaltthätigkeit verleitet wurde. Zwei betrunkene Spanier von ſeiner Garde gingen vor der Wohnung der portugieſiſchen Geſandtſchaft vorüber, und indem der eine rief: es lebe König Philipp von Spanien! der andere: es ſterbe Johann, Herzog von Braganza, der Rebell! antwortete in lateiniſcher Sprache, in welcher

---

*) Bougeant. T. VI.' p. 15—31. Acta pac. Westphal. L. XL. §. 21.

ſie gerufen hatten, ein in der Thüre ſtehender Portugieſe: es lebe der König von Kaſtilien; aber daß Johann, König von Portugal, ein Rebell ſey, lügeſt du! Sogleich drangen die bewaffneten Spanier in die Mitte des Hauſes, und verwundeten drei portugieſiſche Edelleute, die ihnen dort begegneten. Auf den Lärm liefen alle Leute des Botſchafters zuſammen, trieben die Angreifer hinaus, und verfolgten ſie bis zum Ende der Straße, wo ein Spanier gefährlich verwundet zurückblieb. Sobald Penneranda das vernahm, befahl er ſeiner Garde und allen ſeinen Livreebedienten, die Wohnung der Portugieſen zu beſtürmen, und das Blut nicht zu ſchonen. Ihr Zug belief ſich bis auf hundert und zwanzig Mann; aber ſie fanden viel Widerſtand, und Portugals Botſchafter war ſelbſt voran mit Piſtolen und Degen. Als er ſeine Leute zu ſchwach glaubte, rettete er ſich durch eine Hinterthüre des Hauſes zu dem Grafen Servien, weil die Portugieſen unter dem Schutze der Franzoſen ſtanden. Indem dieſe, nicht ſtark genug, um Gewalt abzutreiben, der Stadt Hülfe auffordern wollten, war der Commandant von Münſter mit hundert Mann herbeigeeilt, und hatte die Spanier genöthigt ſich zurückzuziehen. Penneranda drohte demſelben, daß er ſein Benehmen gegen den Kaiſer und die ſpaniſche Majeſtät verantworten ſolle; ob er den Portugieſen unterthänig ſey? Weder den Spaniern, noch den Portugieſen, war die Antwort; aber als Diener der Stadt Münſter müſſe er die Sicherheit jeglicher

Geſandtſchaft bewahren. Servien behielt die ganze Nacht die Garde der Stadt bei ſeinem Hauſe, welches der portugieſiſche Botſchafter nicht verließ; und da er der Spanier Uebermuth noch nicht gedämpft ſah, nahm er hundert heſſiſche Soldaten in Dienſt zur Garde ſeines Hauſes. *)

Als Penneranda merkte, daß er die Portugieſen und Franzoſen nicht mehr verhöhnen könne, begab er ſich weg von einer Friedensverſammlung, welcher länger beizuwohnen er ſeiner unwürdig hielt, nachdem die beiden vornehmſten franzöſiſchen Geſandten ſie verlaſſen hatten; nur Don Brun blieb zurück zu Münſter; Saavedra war ſeit länger als einem Jahre zurückberufen worden. **)

Die ſchwediſche Geſandtſchaft beſtand noch immer aus Oxenſtierna und Salvius; doch war das Gewicht des letzten noch merklich geſtiegen, ſeitdem die junge Königin Chriſtine von Schweden ſich gänzlich frei von den Banden der vormundſchaftlichen Regierung gemacht hatte, deren Haupt der ehrwürdige Axel Oxenſtierna geweſen. Wer den Launen und Be-

---

*) Acta pac. Westph. L. XL. §. 32. **Bougeant.** T. VI. p. 33—35.

**) Acta pac. Westph. L. XLV. §. 1.

dürfniſſen der Herrſcher ſo bequem, wie Salvius war, und mit ſolcher Tüchtigkeit in Geſchäften ſo viel Geiſt verband, wurde bald der Liebling der launenhaften und geiſtreichen Monarchin. Sie ſchrieb ihm eigenhändig viele vertraute und geheime Briefe. In Hinſicht auf die Tractaten äußerte ſie ihm vorzüglich zwei Wünſche: den Franzoſen durch Beförderung ihrer Abſichten angenehm zu werden, und den Frieden zugleich bald vollendet zu ſehen. „Ihr thut wohl," ſchreibt ſie, die Franzoſen in ihren Forderungen zu unterſtützen, und mit Eifer für ſie zu ſprechen, inſonderheit in den Puncten wider den Kaiſer, damit er gezwungen werde, den Spaniern nicht wider Frankreich beizuſtehen. Treibet die Sachen, ſo gut es ſich will thun laſſen. Ich fürchte, hier zu Hauſe werde ich ſo viel zu ſchaffen bekommen, daß ich Gott danken muß, wenn ich auf die eine oder die andere Weiſe einen guten Frieden erhalte." Sie wußte, daß ſowohl Axel Oxenſtierna, als ſein Sohn, der Geſandte in Weſtphalen, keinen ſtarken Trieb empfanden, den Krieg zu endigen, wenigſtens nicht ohne Schwedens Macht und Ruhm in Deutſchland ſicher gegründet zu haben; am wenigſten aber geneigt waren, den Frieden dadurch zu befördern, daß ſie ſich den franzöſiſchen Anmaßungen fügten. „Vor allen Dingen, bittet ſie Salvius, bemühet Euch, mich bei den Franzoſen in guter Meinung zu erhalten, damit mir nicht ſchaden möge, was eine Parthei wider ſolche Nation blicken läßt. Ich hoffe, daß ich in der That zeige, wie ich geſonnen bin. Wohl ſehe ich, wie großen Fleiß Ihr anwendet, um dem langen und blutigen Krieg abzuhelfen, welcher faſt ganz Europa belaſtet. Mit der widrigen Parthey, welche, nicht vermögend die Tractaten über den Haufen zu werfen, ſie wenigſtens in die Länge zu ziehen ſuchet, will ich mich ſo benehmen, daß die ganze Welt wahrnehmen möge, wie die Schuld nicht an mir hafte."

Sie ließ in dieſer Hinſicht ein herbes Schreiben an beide Botſchafter ergehen, und meldete zugleich an Salvius, daß es blos auf den Grafen Oxenſtierna ziele, wiewohl es an beide geſtellt ſey: er ſolle ſie doch wiſſen laſſen, welche Grimaſſen jener gemacht, als er den Brief geleſen habe. Oxenſtierna argwohnte wohl dies einer Königin unwürdige Betragen. Herr Salvius, ſchrieb er ihr, warte ohne Zweifel, wie gewöhnlich, mit ſeinen beſondern Berichten auf, und deshalb brauche er, weil ihm nicht angemeſſen ſcheine, das Gleiche zu thun, ihrem gemeinſchaftlichen Berichte nur ein weniges hinzuzufügen. Der eigenhändige ſtrenge Befehl der Königin habe ihnen auferlegt, die Friedenshandlung zu beſchleunigen; aber ihm komme vor, als hätte ſie ſeinem Gefährten einen beſondern entgegengeſetzten Beſcheid ertheilt; denn Herr Salvius und die Franzoſen zögen die Tractaten von einem Tag zum andern hin, unter dem Vorwande, daß ſie ihre Allianzen in Obacht nehmen müßten.

Sofort ſandte Chriſtina eine Abſchrift dieſes Brieſes an Salvius mit der Verſicherung, daß ſie ihn gegen alle Anſchwärzungen des Neides ſchützen würde: er ſollte nur fortfahren in der Treue, welche ſowohl ihr ſeliger Vater, als ſie, ſo oft verſpürt hätten. Sie verſprach, ihn zum Reichsrath zu erheben, zu der höchſten Würde in Schweden: gäbe es eine höhere, ſo würde ſie ihm auch die ertheilen. Und im Aprilmonat des Jahres 1648 lief auch die Nachricht zu Osnabrück ein, daß Salvius in den Freiherrnſtand und zum Reichsrath erhoben wäre: geſammte Reichsräthe hätten ihm ihre Stimmen gegeben, außer dem Reichskanzler Axel Oxenſtierna. *)

Das Verhältniß zwiſchen den beiden Geſandten Schwedens wurde dadurch noch ungleich feindſeliger; aber den tobenden, ungeſtümen Gefährten, welcher kein

---

*) Acta pac. Westph. L. XL. §. 37. und T. V. p. 1—14. Schmidt Th. 11. S. 96. ſagt, daß die Originalien der Handſchreiben Chriſtina's in ſchwediſcher Sprache, und die Ueberſetzungen von Meiern oder einem andern nach dem Geſchmack der damaligen Zeit verfaßt wären. Meiern führt in der Vorrede ſelbſt den Ueberſetzer an, nämlich, Friedrich Chriſtian Weber, den Verfaſſer des veränderten Rußlands, den vieljährigen Reſidenten von Großbrittannien und Braunſchweig-Lüneburg am ruſſiſchen und ſchwediſchen Hofe.

Hehl haben konnte, wußte Salvius ſo geſchickt zu behandeln, daß ſie durch ihre Feindſchaft nie ein ſo öffentliches Aergerniß geben mechten, wie ehemals d'Avaux und Servien. Auch mußten ſie eben jetzt die Genugthuung der ſchwediſchen Miliz durchtreiben, in welchem Geſchäft ſie ſich mit gleicher Thätigkeit und Erwartung vereinigten.

Einigen Zuſammenhang mit dieſer Genugthuung hatte der Punct der Amneſtie, welche den Verbannten und Flüchtlingen aus den kaiſerlichen Erblanden werden ſollte; denn die meiſten von denſelben fochten unter den ſchwediſchen Fahnen. Oxenſtierna indeſſen und Salvius waren beide der Meinung, daß ſie dieſen Artikel vorzüglich brauchen müßten, um die Befriedigung der ſchwediſchen Miliz durchzuſetzen, indem die Kaiſerlichen vor Bewilligung jener Amneſtie eine beſondere Scheu hegten. Sollten alle jene Flüchtlinge in ihr Vaterland und den Beſitz ihrer Güter und Rechte zurückkehren: ſo waren des Kaiſers Throne von einer mißvergnügten, rachſüchtigen und mächtigen Menge und ſolcher Verwirrung umgeben, daß ſie in Gefahr ſtanden unterzugehen. Viele von den eingezogenen Gütern waren durch Kauf an ihre jetzigen Beſitzer gekommen, welche vom Hof ihr Geld mit Entſchädigung zurück verlangt hätten: andere hatte man Günſtlingen und Männern geſchenkt, die ſich ungemeine Verdienſte um das Kaiſerhaus erwarben: ein reicher Theil an der

Beute war auch Kirchen und Klöſtern, und beſonders den Jeſuiten zugefallen. Vielleicht die Hälfte des Königsreichs Böhmen, und wenigſtens der dritte Theil von Oeſterreich, hätte den gegenwärtigen Beſitzern wieder genommen werden müſſen, um den zurückkehrenden Flüchtlingen ihren alten Zuſtand zu verſchaffen. *)

Die Kaiſerlichen hofften, daß ſie den Punct der Amneſtie für die Erblande ſehr milde ſtimmen könnten, ſo lange die Schweden ihrer Willfährigkeit für die Befriedigung der Miliz, und die Genugthuung der Landgräfin von Kaſſel noch bedürften; und verlangten daher ſchlechterdings, daß vor Erörterung dieſer beiden Puncte, über die Amneſtie verhandelt würde. Da die Schweden aus gleicher Politik das Gegentheil verlangten: ſo geriethen die Reichsſtände in tiefe Bekümmerniß, daß nun ſo nah am Friedensziele ſich ein neuer Stillſtand in der Handlung ereignen ſolle. Sie bewirkten, daß die Kaiſerlichen die Erledigung der heſſiſchen Sache vor Entſcheidung des Artikels über die Amneſtie zugaben, **) verlangten aber nicht deren Einwilligung in der Schweden Vorſchlag, daß jene Amneſtie, und der Soldateske Befriedigung, in durchaus gleichem Fortgang verhandelt werden möchten. Was der Miliz, war die Antwort,

---

*) Acta pac. Westphal. L. XL. §. 31. **Schmidt** Th. 11. S. 190.

**) Geſchichte des weſtph. Friedens. Erſter Th.

gegeben werden könne, brauche nicht durch die Friedensurkunde beſtimmt zu ſeyn, und werde am ſchicklichſten nach derſelben Vollendung erwogen: die Amneſtie für die kaiſerlichen Erblande gehöre dagegen zu ihren nothwendigen Artikeln: ihre Genugthuung an Land und Leuten habe die Krone Schweden bereits erlangt, und noch das Verſprechen, daß ihnen der Kaiſer ſechsmalhunderttauſend Thaler aus ſeinen Landen bezahlen wolle.

Schon betroffen über dieſe Aeußerung geriethen die Evangeliſchen in Beſtürzung und Betrübniß, als ihnen der Reichshofrath Crane beim Abſchiede die Meldung that, daß der kaiſerliche Hof den Punct wegen der Amneſtie den Schweden für ſechsmalhunderttauſend Thaler abgekauft habe. In der Angſt, daß die Beſchützer ihres Glaubens ihre aus kaiſerlichem Lande vertriebenen Religionsverwandten für ſchnödes Geld aufgeopfert haben ſollten, wandten ſie ſich unverzüglich um Aufſchluß darüber an den Grafen Oxenſtierna. Beſtürzt, wie man ihn während der ganzen Friedenshandlung nie geſehen, erwiederte dieſer, nachdem er ſich gefaßt hatte, daß zwar ein gewiſſer Vertrag mit den kaiſerlichen Geſandten ehehin errichtet worden ſey, ſolcher betreffe aber keinesweges die Religion: eine Abſchrift der Urkunde wollten ſie den Evangeliſchen zukommen laſſen; doch müßte er zuvor deshalb mit Salvius reden, welcher wegen gebrauchter Arznei nicht zur Stelle wäre. Allein nachher hieß es, daß man keine Abſchrift beſitze, und die Originalien nach Wien und Stockholm geſchickt habe. Dadurch wurde der Argwohn der Evangeliſchen ſehr beſtärkt, und ſie verbargen nicht ihre Betrübniß, daß ſie nun den Schweden nicht mehr ſo vertrauen könnten, wie ehemals. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XL. §. 1—5. 30—37. Von den Geſandten ganz allein, ſagten die Schweden, ohne Zuziehung eines Sekretärs, ſey die Urkunde des geheimen Vertrags vollzogen worden; und ſpäterhin erfuhr man, daß ſich die Botſchafter an Eidesſtatt verſprochen hatten, keinem Menſchen, als ihren beiderſeitigen Majeſtäten, etwas davon zu offenbaren. Auch war die Urkunde nie zum Verſchein gekommen, bis ſie durch **Meiern** bekannt gemacht wurde. Acta pac. Westph. L. XL. §. 35.

Ihr Datum iſt vom 18. Februar 1647 und Graf **Trautmannsdorf** hat ſie mit unterzeichnet. Einzig geht ihr Inhalt dahin, daß der Königin **Chriſtina** für Räumung der von ihren Truppen beſetzten Plätze ſowohl im deutſchen Reich, als in den kaiſerlichen Erblanden, auch ſechsmalhunderttauſend Thaler gezahlt werden ſollten; nämlich viermalhunderttauſend, die von den Reichsſteuern abgingen, welche Schweden künftig von den im gegenwärtigen Frieden erworbenen deutſchen Beſitzungen erlegen müßte; und zweimalhunderttauſend, die innerhalb drei Monate, nach Unterzeichnung des Friedens, ſchwediſchen Bevollmächtigten zu Hamburg unfehlbar in des Kaiſers Namen ausgezahlt würden.

Inzwiſchen begann der Fürſtenrath über die Befriedigung der Soldateſke ſeine Berathſchlagungen, weil

---

„Ueber die Aechtheit dieſer Urkunde, ſagt **Schmidt** Th. II. S. 193, kann ich nicht entſcheiden, weil mir weder etwas gleichlautendes, noch etwas dagegen ſprechendes zu Geſichte gekommen. Sollte es aber wohl, wenn ſonſt nichts wäre verabredet worden, die Mühe gelohnt haben, ein ſo großes Geheimniß daraus zu machen? Sollten die Schweden, die noch ganze Millionen für ihre Armee zu gewarten hatten, ſich ſo ſehr bekümmert haben, um zweimalhunderttauſend Thaler baar und noch dazu erſt in drei Monaten nach geſchloſſenem Frieden zu erhalten, und wenn ſie auf eine Zeit keine Reichsſteuer zu zahlen Luſt hatten, würden ſie es nicht weit leichter von den Ständen ſelbſt als dem Kaiſer erhalten haben, der es nach ihren eignen Grundſätzen nicht einmal bewilligen konnte, ohne das in Kontributionsſachen nöthige Stimmrecht der Fürſten zu verletzen. Und wer konnte es wohl dem Kaiſer ſelbſt verdenken, wenn er, um deſto geſchwinder zu dem Beſitz der ihm vorenthaltenen Veſtungen zu gelangen, ihnen zweimalhunderttauſend Thaler zuſagte?“ ... „Mir kommt es wahrſcheinlicher vor, daß noch ein anderer geheimer Artikel exiſtirt hat, deſſen Originalien aber von beiden Seiten zernichtet worden, weil die Königin **Chriſtina** für ihre Perſon mit der ſtipulirten Geldſumme ſcheint intereſſirt geweſen zu ſeyn.“

Dieſen Gedanken muß entgegenſtellt werden, daß ſowohl die Kaiſerlichen als die Schweden allerdings Urſache hatten, den Vertrag, wie ihn **Meiern** liefert, geheim zu halten vor dem ſtets regen Mißtrauen der Reichsſtände;

dieſelbe zuletzt doch zwiſchen den Schweden, welche ſie forderten, und den Reichsſtänden, welche ſie leiſten ſollten, ausgemittelt werden mußte.

---

denn dieſe hätten viel ärgere Vermuthungen, als ſtatt haben konnten, auf die Vertraulichkeit gebauet, nach welcher die Kaiſerlichen, ohne die nöthige ſtändiſche Einwilligung, verſprachen, Reichsſteuern zu erlaſſen, und die Schweden ſolches Verſprechen annahmen, ohne ſich um die erforderliche Zuſtimmung ihrer Mitſtände zu bemühen.

Sobald einmal das Geheimniß entſtanden war, hätte es gegen niemand ungünſtiger zur Sprache kommen können, als gegen Oxenſtierna, den unbehülflichen Mann ohne alle Verſtellungskraft, deſſen durchlöchertes Gedächtniß gewiß nicht mehr beſtimmt wußte, was eigentlich in jenem geheimen Artikel verabredet worden? Durch die Art, wie er ſich verwickelte, ward das Geheimniß viel bedeutender, als es an ſich geweſen.

Aber der Reichshofrath Crane ſagte doch beſtimmt, „daß die Kaiſerlichen den Punct wegen der Amneſtie in den Erblanden für ſechsmalhunderttauſend Thaler den Schweden abgekauft hätten.“

Dieſer Mann, über welchen Lampadius zu ſcherzen pflegte: Cranius, parum cranii: war ein ſolcher Eiferer für die römiſchkatholiſche Kirche, daß er ſich eine kleine Unwahrheit und Liſt, welche ihr frommen konnte, gern verzieh. Durch die gegenwärtige hatte er die Evangeliſchen nur ein wenig nachgiebiger machen wollen. Erſchrocken über den Eindruck, welchen ſie hervorbrachte, äußerte er gegen die Evangeliſchen, wie er verſpürte, daß ſie den Paß

Als im Anfang des Julius dieſer Punct ſo gut wie berichtigt war, zeigten die ſchwediſchen Geſandten

---

wegen der ſechsmalhunderttauſend Thaler nicht recht eingenommen hätten: der römiſche Kaiſer wollte dieſelben blos zahlen, um die vom Feinde beſetzten Plätze in ſeinen Erblanden aus den ſchwediſchen Händen zu bringen.

Uebrigens mußten die Schweden, wenn ſie auf einige Zeit der Reichsſteuern erledigt ſeyn wollten, ſich der kaiſerlichen Zuſtimmung allerdings vorläufig verſichern; denn nach dem Frieden war ſie wenigſtens ungleich ſchwerer zu erreichen, als die Zuſtimmung der Reichsſtände, auf welche die Schweden vorläufig großen Einfluß behalten mußten.

Freilich ſchien die baare Summe von zweimalhunderttauſend Thaler etwas unbedeutendes für die Schweden, welche noch Millionen Genugthuung forderten; allein wahrſcheinlich hatte Salvius, der Vertraute Chriſtina's auch in ihren Geldangelegenheiten, dieſelben zum Privatgebrauch der Königin beſtimmt, welche um dieſe Zeit in großer Verlegenheit war. Den Abſchluß des Friedens ſuchte ſie auf das dringendſte zu beeilen, und Graf Trautmannsdorf, der den geheimen Artikel mit unterzeichnet hat, war eben damals in voller Thätigkeit und Hoffnung, den Friedensſchluß wenigſtens mit Schweden in den nächſten Tagen zu vollenden: ſo mochte der Zahlungstermin jener zweimalhunderttauſend Thaler nicht gar fern ſcheinen.

Durch dieſe Betrachtungen ergiebt ſich, wie unnütz und verwegen Schmidts Hypotheſe ſey, daß noch ein anderer geheimer Artikel vorhanden geweſen, deſſen Originalien vernichtet wären.

noch mehr Eifer, den Ausgang der Friedenshandlung zu befördern, und erboten ſich gegen die kaiſerlichen, wiederum mit ihnen die bisher unterbrochenen Unterredungen anzuheben, worauf beide Theile ſofort in der erſten Zuſammenkunft die Friedensurkunde durchgingen, und zur Vollendung des Werkes faſt keine Schwierigkeit mehr fanden, als den Punct der Amneſtie in den Erblanden des Kaiſers.

So weit gaben die Schweden bald nach, daß ihre Religionsgenoſſen in Böhmen und Oeſterreich, deren Güter noch vor der Ankunft Guſtav Adolfs im deutſchen Reich eingezogen wären, von Amneſtie und Wiederherſtellung ganz ausgeſchloſſen blieben. Aber ſie wollten ſchlechterdings nicht eine ſolche Abfaſſung der Formel über dieſen Punct geſtatten, daß ſie ſchienen, jene Ausſchließung gebilligt zu haben. Sie wollten ſich, ſagten ſie, keinen beißenden Wurm in ihr Gewiſſen ſetzen, und ihre Königin wäre nicht verbunden, die Handlungen fremder Potentaten* gutzuheißen.

Vergebens ſtellten die evangeliſchen Reichsſtände den Schweden vor, daß ſie einer Formalität wegen das

---

Zuletzt muß noch gerügt werden, daß dieſer Geſchichtſchreiber die Verhandlungen über die Amneſtie in den kaiſerlichen Erblanden, und über die Religionsfreiheit der Unterthanen in denſelben, die jede einen beſondern Gang nahmen, durcheinander wirret.

Hauptwerk nicht aufhalten ſollten, da ſie im Weſentlichen nachgegeben hätten. Gegen Gott und die Welt, ſagte Thumshirn zu Salvius, iſt nicht zu verantworten, daß man wegen Wörter den Frieden hindert: kein Tag iſt, an welchem nicht Chriſtenblut vergoſſen wird, und ſchreckliche Unthaten verübt werden. Könige und Kronen, entgegnete der Schwede, achten das nicht, und laſſen ſich nicht beſchimpfen.

Endlich brachten die raſtloſen Bemühungen der evangeliſchen Reichsſtände eine Formel zu Stande, welche ſich die Kaiſerlichen und die Schweden gefallen ließen. Nach ihr ſollten die Unterthanen und Vaſallen des Kaiſers und Hauſes Oeſterreich ſich der allgemeinen Amneſtie erfreuen; diejenigen Güter aber, welche früher verloren gegangen wären, als ihre Eigenthümer auf ſchwediſche oder franzöſiſche Seite traten, ſollten ihren gegenwärtigen Beſitzern bleiben: wiewohl die ſchwediſchen Botſchafter lange auch auf deren Wiederherſtellung gedrungen hätten, wäre nicht möglich geweſen, dieſelbe zu bewirken, wegen des ſtandhaften Widerſpruchs der Kaiſerlichen, und weil den Reichsſtänden nicht gut geſchienen, daß der Krieg deshalb fortgeſetzt würde. *)

Indem alle Puncte zwiſchen den Kaiſerlichen und Schweden ſich zur Vollendung des Friedens neigten,

---

*) Acta pac. Westph. L. XLIII. §. 2—5.

war der franzöſiſche Botſchafter Graf Servien zu Münſter in der peinlichſten Furcht, daß die Schweden ihren Frieden mit Kaiſer und Reich ſchließen möchten, ehe die Franzoſen alle ihre Abſichten und Vortheile erreicht hätten, wobei er zum zweitenmal die ſchimpfliche Rolle ſpielen müßte, welche ihn ſo erbittert hatte, als er die Ausſöhnung zwiſchen den Spaniern und Holländern nicht hintertreiben konnte.

Alles Leben der Unterhandlung hatte ſich jezt nach Osnabrück hingezogen, und dies mußte ihm angenehm ſeyn, weil die eifrig katholiſchen Reichsſtände, durch welche die Kaiſerlichen zu Münſter Einfluß hatten, daſelbſt zurückgeblieben waren. Auf der andern Seite ſchien es ihm erniedrigend, wenn er der Unterhandlung gen Osnabrück nachzog, da eigentlich Münſter zur Stäte des Friedensgeſchäftes für Frankreich urſprünglich beſtimmt war. Deshalb ſuchte er den Schein zu bewirken, als habe er daſſelbe nur gezwungen durch die Bitten der Reichsſtände nach Osnabrück verlegt.

Plözlich erſchien er in dieſer Stadt zu Anfang des Junius, und klagte bitter, welche Verachtung gegen ihn, welche Geringſchäzung ſeines Königs man verrathe, indem man nun acht ganze Monate hindurch verhandelt habe, ohne der Angelegenheiten Frankreichs zu gedenken. Weil dies der Billigkeit und den Geſezen dieſer Friedensverſammlung durchaus entgegen ſey: ſo verlange er, daß die Reichsſtände ſich nun nach Münſter begäben, und dort nebſt den Kaiſerlichen in Erwägung zögen, was er über die Ausſchließung des lothringiſchen Herzogs und des burgundiſchen Kreiſes vom Reichsfrieden, und über Nichtleiſtung des Beiſtandes an die Spanier, daſelbſt vortragen wollte. Thöricht ſey, irgend eine Hoffnung auf den Frieden zu ſtellen, ſo lange Frankreich nicht ganz befriedigt wäre.

Sogleich flehten ihn der kurmainziſche Geſandte, Doctor **Mehl**, welchen **Philipp von Schönborn** ſchon als Biſchof von Wirzburg unter ſeinen vertrauten Räthen gehabt hatte, und die bairiſche Geſandtſchaft, daß er nicht gen Münſter zurückkehren, und Andere mit ſich ziehen möchte.

Servien ſetzte einige Schwierigkeiten entgegen, weil er wußte, daß die Kaiſerlichen ſehr viele dagegen machen würden; doch verhehlte er nicht mehr gänzlich ſeine Willfährigkeit zu bleiben, und erwartete mit Begierde, welche Wirkung der Antrag der Reichsſtände, jetzt die Handlung mit Frankreich zu Osnabrück zu beenden, bei der kaiſerlichen Geſandtſchaft hervorbringen würde.

Dieſe bezeigte ſogleich ihr Mißfallen, daß Graf **Servien** die Tractaten mit den ſchwediſchen unterbrechen wolle, da die Genugthuung der Krone Frankreich allerdings richtig abgehandelt wäre. **Lamberg** und

Crane fänden ſich gar nicht geeignet und bevollmächtigt, über die franzöſiſchen Sachen irgend etwas zu treiben, Volmar aber könne ſich nicht allein darauf einlaſſen; denn er ſey nur vereint mit dem Grafen von Naſſau, und zwar auf Münſter, zu der Handlung mit Frankreich angewieſen.

Sofort ſteigerte Servien die Schwierigkeiten auf ſeiner Seite, indem er ſich nicht getraue, eine Unterhandlung zu Osnabrück gegen ſeinen König zu verantworten, dieſelbe auch bei den Spaniern und Vermittlern allerhand Nachdenken verurſachen dürfte. Unter der Hand verbreitete er aber bei den reichsſtändiſchen Geſandten eine Denkſchrift über die drei Punkte, deren Erledigung Frankreich noch verlangte; und ſchon waren jene auf dem Rathhauſe verſammelt, um über dieſelben zu berathſchlagen, als die Kaiſerlichen die Geſandten von Mainz, Trier und Baiern zu ſich forderten, und ihnen ſcharf zuſetzten, daß ſie die Reichsberathſchlagung über die franzöſiſchen Punkte unterlaſſen ſollten. Wirklich unterblieb ſie, und noch an demſelben Tage begaben ſich faſt alle reichsſtändiſche Geſandte in einem großen Zuge zu den kaiſerlichen. Sehr befremdlich, ſagte Volmar, ſey ihnen vorgekommen, daß die Schweden ihnen geſagt hätten, ſie müßten einen Aufſchub der Handlung ſuchen, bis auch mit dem Grafen Servien zu Sache geſchritten werde; und ſeine übrigen Aeußerungen waren der Art, daß die beſtürzten Reichsſtände ſorgten, die Kaiſerlichen würden lieber brechen, als die franzöſiſche Handlung zu Osnabrück vernehmen, obgleich beide Kronen von dieſer Forderung nicht weichen möchten.

Thumshirn und ſein Gefährte wandten ſich nun an die Schweden, um ſie zu bewegen, daß ſie ihre Erklärung über die Friedensurkunde herausgäben; damit nur das Geſchäft nicht in Stecken gerathe. Allein Salvius entgegnete, daß es an ihnen nicht hafte; aber Servien ſey bei ihnen geweſen, und habe verlangt, daß ſie mit der Erklärung zurückhalten ſollten, bis die oft gedachten drei Punkte der Krone Frankreich erledigt wären; denn ſo ſey es der beſtehenden Allianz gemäß. Nun wäre es ihnen um die franzöſiſchen Subſidiengelder zu thun, und ſie könnten ſich alſo nicht von jener Krone abziehen. Er wiſſe nicht, woher die Kaiſerlichen Urſache hätten, ſo hoch zu ſprechen. Der Feldmarſchall Wrangel gehe jetzo nach dem Innſtrom und Oeſterreich auf einer Seite, der General Königsmark aber ſtehe bei Pilſen, und gehe auf die andere Seite hinunter. Zwanzig Tage wären in dieſem Monat Junius noch übrig. Sollte man darin nicht mit ihnen zum Schluß kommen, ſo könnten die Völker nicht mehr vor dem Winter nach Schweden abgeführt werden; denn nach Michaelis konnte man wegen des Eiſes nicht mit den Schiffen durch die Schären kommen.

Inzwiſchen lag den Schweden die Erledigung des Punctes von der Genugthuung ihrer Soldateske zu ſehr am Herzen, als daß ſie Frankreichs wegen von der Unterhandlung hätten abſtehen ſollen; und ſowohl dieſer Artikel, als die Amneſtie in den kaiſerlichen Erblanden wurden lebhaft betrieben und zu Ende geführt, ohne daß Servien die franzöſiſchen Angelegenheiten zu Osnabrück hätte in Gang bringen können. Oxenſtierna ſchwur, daß er ihn für einen Schelm halten ſollte, wenn er ſeinen Namen oder irgend jemand ſeines Hauſes in einem Tractat fände, mit welchem Frankreich nicht zufrieden wäre; aber die ſchwediſchen Botſchafter wollten ſich nicht verpflichten, ihre Handlung nicht ohne die franzöſiſche ſo weit zu vollenden, daß ſie jeden Augenblick den Frieden unterzeichnen konnten.

Auch war noch am Ende des Monates Julius der erwünſchte Tag, an welchem in Oxenſtierna's Wohnung in Gegenwart der reichsſtändiſchen Geſandten Volmar feierlich die Friedensurkunde verlas, über welche Kaiſer und Reich mit der Krone Schweden nach ſo ſchwerem Blutvergießen und ſo mühevollen Unterhandlungen einhellig geworden. Die Bewegung über dieſe Handlung war ſo groß, daß des Ranges vergeſſen, und an der Tafel, wo der Fürſtenrath ſaß, keine Ordnung gehalten wurde; alle Uebrige hatten ihr Haupt bedeckt; aber die reichsſtändiſchen Abgeordneten ſetzten gleichwohl ihre Hüte nicht auf.

Als nach einigen Erinnerungen ſich alle über die Friedensurkunde einträchtig bewieſen, wurden die Schweden von den Reichsſtänden emſig getrieben, zu unterzeichnen. Allein ſie verweigerten dies ſtandhaft wegen ihres Bundes mit Frankreich; und wenn ſie geſtatteten, daß die Secretäre der Geſandtſchaften unterſchrieben, ſo überreichten ſie den Kaiſerlichen auch eine Verwahrung, daß alles, was nun abgeſchloſſen wäre, nicht gelten ſollte, wenn es nicht auch mit der Krone Frankreich zum Schluß käme. Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit geſchah dann von den Botſchaftern ein Handſchlag mit der Zuſage, alles ſo feſt und unverbrüchlich zu halten, als ob es von allen unterſchrieben und beſiegelt wäre, es laufe auch mit dem Krieg, wie es wolle. *)

Zwei Tage darauf drangen die Reichsſtände noch einmal in die Schweden um ihre Unterſchrift; und auf die Antwort, daß man ſich gern dazu bequemen werde, wenn Servien es genehm halte, begaben ſie ſich zu dieſem, welcher ihnen aber ſofort erklärte, daß er ſeinen Kopf gegen den Zorn ſeines Königs wage, wofern er ihnen willfahre.

Es blieb nichts übrig, als daß man eilte, auch die Handlung mit Frankreich zu Ende zu bringen; und wiewohl die Kaiſerlichen wiederum verlangt hatten, daß dieſelbe nur in Münſter betrieben würde, wohin zurück

---

*) Acta pac. Westph. L. XLIII. §. 1. 19.

zu reiſen Volmar vorhabe, was auch unverzüglich geſchehen war, beſchloſſen dennoch die Reichsſtände, zu Osnabrück das Geſchäft mit Servien zu vollenden. An dieſem Orte wäre jetzt der ganze kurfürſtliche Rath gegenwärtig, und des fürſtlichen vorzüglichſter Theil; zu Münſter wären die von ſpaniſchen Umgebungen beſeßnen Geſandten, welche ſich ungeſcheut hätten vernehmen laſſen, wann man hinüber komme, müßte man auch die ſchwediſche Sache wieder in die Eſſe und auf den Ambos bringen, und von neuem auf die Probe ſtellen.

An den Grafen von Naſſau und Volmar ward die Einladung geſandt, daß ſie ſich nach Osnabrück erheben, und dazu auch die übrigen Geſandtſchaften zu Münſter bewegen möchten; zugleich wurden die Unterhandlungen vorläufig mit dem franzöſiſchen Botſchafter begonnen, welches die zu Münſter waltenden Reichsſtände ungemein erbitterte. Unerhört, ſchrieben ſie, wäre im römiſchen Reich deutſcher Nation, daß etliche wenige Stände, denn auch mehrere von den zu Osnabrück anweſenden widerſtrebten dem Beginnen, ſich unterſtünden, den Namen gemeiner Kurfürſten und Stände ſich anzumaßen, und der kaiſerlichen Majeſtät mit Verachtung vorgreifend, des Reichs Angelegenheit mit fremden Kronen anzuordnen. Solchem unbefugten Verfahren könne und ſolle ſchlechterdings keine Gültigkeit beiwohnen, und ſie bezeugten vor Gott und der Welt, daß ſie an dem Blutvergießen keine Schuld hätten, wenn der Frieden dadurch aufgehalten oder verhindert würde.*)

Nun ſetzte man die Verhandlungen mit Servien zu Osnabrück noch eifriger fort, um mit ihm ins Reine gekommen zu ſeyn, wenn die franzöſiſchen Tractaten ja an Münſter gebunden ſeyn ſollten, und man ſie dort abſchließen müßte.

Jene thätigen und von Liebe für Deutſchland und den Frieden erfüllten Männer, Thumshirn, Vorburg und Lampadius, hatten ſofort verſucht, durch Mittheilungen unter einander und mit dem Schweden Salvius, eine Anſicht der drei Puncte feſtzuſetzen, welche hauptſächlich die Handlung mit Frankreich noch betreffen würde.

Die Ausſchließung des Herzogs von Lothringen von dem Frieden, meinten alle, könnte von den Franzoſen zu einem Artikel in den ſpaniſchen Tractaten gemacht werden, wohin ſich auch wohl die Kaiſerlichen verſtehen dürften. Freilich werde die vollkommene Wiederherſtellung des Herzogs häufig kraft des Prager Friedens für nöthig erachtet, und der Kurfürſt von Sachſen glaube ſich verbunden, auf dieſelbe zu dringen. Man müſſe aber wohl in Acht nehmen, daß nach dem prager Frieden der Herzog freiwillig nach Paris gereiſet ſey, und ſich mit der Krone Frankreich von Grund aus verglichen, auch den Vergleich durch einen körperlichen Eid und den Genuß des Nachtmahls beſtärkt, kaum aber wieder angelangt in ſeinem Herzogthum, mit der franzöſiſchen Krone von neuem gebrochen habe.

---

*) Adami c. XXXV. §. 1—3. Acta pac. Westph. L. XLIII. §. 22. L. XLV. §. 11.

Was Burgund anreiche, begehrten die Franzoſen nicht mehr, als daß, wenn Spanien und Frankreich ſich im Burgundiſchen herumſchlügen, der Kaiſer und die Reichsſtände ſich nicht mit einmengen ſollten: weit härter und unzuläſſig wäre, wenn eine Abreiſſung des burgundiſchen Kreiſes vom Reich verlangt würde.

Schwer wollte fallen, wenn die Krone Frankreich begehrte, es ſollte ſich das Haus Oeſterreich alles Beiſtandes für Spanien zu ewigen Zeiten begeben. Hätten doch die Stände des Reichs das unbezweifelte Recht, ſich mit auswärtigen Potentaten zu verbünden, führe doch die deutſche Freiheit mit ſich, daß ſie fremden Kronen Hülfe zuſchickten, wenn es nur nach Inhalt der Reichsgeſetze geſchähe. Dem römiſchen Reiche dürfte durch ſolche Hülfsleiſtungen keine ſonderbare Gefahr zuwachſen können, und darum ſollte die Zuführung der Völker nur truppweiſe geſchehen. So könnte die Krone Frankreich ſich wohl begnügen, wenn das Haus Oeſterreich an die Reichsſatzungen gewieſen und gebunden würde. Ueberhaupt ſchiene es ihr eigentlich darum zu thun, daß der Kaiſer ſeine Völker nicht nach geſchloſſenem Frieden an Spanien überlaſſe. Und wenn dann, ſagte Salvius, wir und die Fürſtin von Heſſen unſere Völker an Frankreich überantworten; ſo wäre der größere Vortheil doch auf deſſen Seite. Zu Felde und in Garniſonen wollen die heſſiſchen achtzehntauſend Mann ſtark ſeyn, zwanzigtauſend hat die Krone Schweden allein in Beſatzungen; und im Felde ſteht ein großes Volk, das alte unter Wrangel, Königsmark und General Wittenberg, und das neue, welches der Pfalzgraf Karl Guſtav jüngſt aus Schweden gebracht hat. *)

Dieſen letzten Artikel wünſchte Servien zuerſt abgehandelt zu ſehen, um dann bei den übrigen Erörterungen die Reichsſtände nicht mehr zu ſchonen zu brauchen, und einzig dem franzöſiſchen Vortheil nachgehen zu können. Die Reichsſtände wollten ihren Beiſtand, deſſen der Botſchafter bei dieſem Punct bedurfte, aus ähnlicher Politik im Hintergrunde behalten und zeigen, und führten den triftigen Grund an, daß ſie wider den Kaiſer gleichſam einen Gewaltſtreich ausüben müßten, um Oeſterreichs Hülfe der ſpaniſchen Krone abzuſchneiden, und es mit mehr Schicklichkeit und Glück könnten, wenn ſie behaupten dürften, daß zur Vollendung

---

*) Acta pac. Westph. L. XLV §. 2.

des ganzen Friedenswerkes einzig hier noch ihr männlicher Entſchluß nöthig wäre. *)

Die wichtigſte Urſache aber, warum die Reichsſtände ihre Mitwirkung, daß Oeſterreich den Spaniern nach geſchloſſenem deutſchen Frieden keinen Beiſtand leiſten ſollte, bis zum letzten Augenblick verſparen wollten, war ihre Abſicht, die Genugthuung, welche der kaiſerliche Hof der Krone Frankreich zugeſtanden, näher zu beſtimmen, und zu beſchränken.

In einer geheimen Unterredung, die etliche Abgeordnete, unter welchen Thumshirn und Vorburg, mit Servien in Gegenwart des Schweden Salvius hatten, eröffneten ſie jenem: die Abtretung der Stifter Metz, Tull und Verdun beziehe ſich natürlich nur auf das Gebiet dieſer Bisthümer, nicht aber auf dasjenige, was unter ihrer Diöceſe geweſen; und an den elſaſſiſchen Landen, am Sundgau und von der Vogtei Hagenau ſey der Krone Frankreich nicht mehr zugeeignet, als das Haus Oeſterreich gehabt, woher dann andern Eingeſeſſenen an ihrer Unmittelbarkeit und ihren Rechten nichts abgehe.

Mit dem größten Nachdruck äußerte dagegen Servien, wie dieſer Punct der Genugthuung, länger als

---

*) Acta pac. Westph. L. XLV. §. 6.

vor einem Jahr richtig abgehandelt und abgeſchloſſen ſey, und er nicht habe vermuthen können, daß die Reichsſtände dawider noch etwas aufregen würden. Er habe keinen Befehl, irgend eine Veränderung oder Erklärung hierin zu geſtatten: es könne ihm das Leben koſten, wenn er hier nachgiebig ſey, und ſo bitte er zum höchſten, daß man mit allen Erörterungen über dieſen Gegenſtand ihn verſchonen wolle. *)

Auch hätte **Servien** ſeinen diplomatiſchen Ruf, für welchen er zitterte nach ſeiner Verdunklung in der holländiſchen Verhandlung, ſehr blos gegeben, wenn die von Frankreich gewonnene Genugthuung, einſt von der geſammten franzöſiſchen Geſandtſchaft in einer glücklichen Unbeſtimmtheit erhalten, und deshalb zu Erweiterungen in gelegener Zeit geeignet, **) jetzt noch engeren Beſtimmungen unterworfen wäre; wenn die Evangeliſchen ſich jetzt zu einer Berathſchlagung darüber erdreiſten dürften, da ſie ehemals dieſelbe im Reichsrath geſcheut und gehindert hatten.

Dennoch konnte er nicht hintertreiben, daß über die Gränzen der franzöſiſchen Genugthuung ſelbſt ein Reichsſchluß zu Stande kam, welchen er mit der ſchriftlichen Erklärung begegnete, daß der König von Frankreich geſonnen wäre, das Elſaß für ein Reichslehn anzuerkennen, unter der Bedingung, daß es nie von ſeiner Krone getrennt werde, er Sitz und Stimme in allen Reichsverſammlungen, und alle Vorzüge, alle Rechte erhalte, welche das Haus Oeſterreich mit der Landgrafſchaft Elſaß beſeſſen hätte.

---

*) Acta pac. Westph. L. XLV. §. 6.

**) Geſchichte des weſtph. Friedens. Erſter Th. S. 253—55.

Der kaiſerliche Hof hatte früher dieſen Vorſchlag mit Ernſt verworfen, weil er über alles fürchtete, den franzöſiſchen Ehrgeiz geſetzmäßig in die deutſchen Angelegenheiten eingeführt zu ſehen; aber die Fürſten zu Osnabrück meinten jetzt, es wäre mit Dank anzunehmen, daß die Krone Frankreich in die Zahl der Reichsſtände mit eintreten wollte, deren Freiheiten dadurch mehr geſichert würden. Sowohl der Kurfürſten, als der Fürſten Rath, war nicht abgeneigt, ſich dem Anſinnen Serviens zu fügen, und zweifelte nicht, daß der ſtädtiſche ſich mit ihm vereinbaren werde. Doch dieſer erklärte: die Franzoſen zum Reichsſtand aufzunehmen, könne er dem Reiche nicht erſprießlich finden; wenigſtens dürfe dies nicht ohne die kaiſerlichen Geſandten zu Münſter geſchehen, zu welchen man ſich daher nothwendig begeben müſſe. Wenn die Franzoſen nichts anders ſuchten, als was ihnen gegeben wäre: ſo könnte ihnen die Erklärung ihrer Genugthuung nicht zuwider ſeyn; verberge ſich aber ein Schalk darunter: ſo ſey der Unfug klar, und ihm billig zu ſteuern. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XLV. §. 9. 10.

Durch dieſen Widerſpruch der Reichsſtädte wurden auch die Fürſten von neuem ermuthigt zu widerſtehen, und Serviens Politik gerieth in Gefahr, an dem deutſchen Sinn zu ſcheitern, wie ſie an dem holländiſchen Character zu Schanden geworden. *)

Die Reichsſtände beſchloſſen, die franzöſiſche Genugthuung zwar zu laſſen, wie ſie abgeredet war; aber ihre Erklärung derſelben in eine beſondere Schrift zu faſſen, welche bei der franzöſiſchen und ſchwediſchen Geſandtſchaft, und bei dem Reichsdirectorium niedergelegt würde. Salvius ſollte erſucht werden, ſie dem Grafen Servien einzuhändigen.

Als ſich dieſer ſchlechterdings weigerte, die Schrift nur anzunehmen, tröſteten ſich die Reichsräthe mit der Ueberzeugung, daß ſie oft genug ihre Anſicht von der franzöſiſchen Entſchädigung dargelegt und bezeugt hätten, keinen andern Sinn derſelben geſtatten zu wollen: ſo ſey den dabei angezogenen Ständen gerathen, oder es ſey, ohne Verluſt des Friedens, anders nicht zu helfen. Dienen könnte etwa noch, daß ſie die Schrift ihrer Erklärung dem König von Frankreich ſelbſt zufertigen. **)

---

*) Acta pac. Westph. L. XLV. §. 12.

**) Acta pac. Westph. L. XLV. §. 13—15.

Bei dieſer Ueberzeugung der Reichsſtände konnte ſich Servien auch beruhigen, ſo wie bei der Anſicht, welche ſie früh wegen der Ausſchließung des Herzogs von Lothringen und des burgundiſchen Kreiſes von dem Reichsfrieden unter ſich feſtgeſetzt hatten. Und nun fanden ſie ſich an der einzigen noch übrigen Klippe des Friedens, an dem Puncte, daß das Haus Oeſterreich ſeinen Beiſtand der Krone Spanien verſagen ſollte. Die deutſchen Männer waren bei dieſem Gedanken voll der treuherzigſten Rührung. Dem getreuen Gott, beſchloſſen alle Räthe des Reichs, wäre inbrünſtig zu danken, daß er ſo weit geholfen habe, und nun der deutſche Friede nur noch an einem Punct haftete. Sie flehten zur göttlichen Allmacht, des Geiſtes Kraft den Geſandten ferner zu geben, daß ſie Mittel entdecken möchten, auch dieſes ſchwere Hinderniß hinwegzuräumen.

Zuförderſt wollten ſie noch von Servien vernehmen, ob die Krone Frankreich, ſobald ſie ſich über Oeſterreichs Beiſtand an Spanien in etwas erklärt hätten, willens ſey, ſtracks darauf mit ihnen den Frieden zu ſchließen, wenn gleich die Sache auf kaiſerlicher Seite, durch der Spanier Anſtiften, etwa nicht fortgehen wollte?

Der Botſchafter erklärte darauf: ihm ſey nicht zuwider, dasjenige, was zu Osnabrück mit den Ständen gehandelt und geſchloſſen würde, allerdings als bindend genehm zu halten; auch allda die franzöſiſche Urkunde zu unterſchreiben, wie Salvius die ſchwediſche unterſchreiben werde; ſie bei dem kurmainziſchen Reichsdirectorium niederzulegen; ſodann mit den Reichsſtänden, welche da wollten, ja auch mit den ſämmtlichen Geſandtſchaften nach Münſter zu gehen, den kaiſerlichen Botſchaftern die Handlung darzuſtellen, und ſie um Genehmhaltung derſelben inſtändigſt zu erſuchen, und, wofern dieſelbe erreicht würde, das ganze Friedenswerk klar zu machen. Sollte ſich aber bei den kaiſerlichen Geſandten ein Anſtand finden: ſo wollten er und Salvius Eilboten an die Generalitäten ſenden, und einen Waffenſtillſtand vorſchlagen: träte des Kaiſers Majeſtät in denſelben mit ein, ſo ſollte der deutſche Friede ſo viel als geſchloſſen ſeyn; wo aber nicht, ſo ſollte der Friede mit denjenigen gemacht ſeyn, welche ihm beiſtimmen wollten.

Als die Reichsſtände ähnliche Zuſage von Salvius, und zugleich einige Winke erhalten hatten, wie auch die letzte Fehde mit Frankreich ſchnell beſeitigt werden könnte, glaubten die Kurfürſtlichen noch, daß man zuvor Abgeordnete nach Münſter an die Kaiſerlichen ſenden müßte, denn es falle gar zu ſchwer, dieſelben ganz zu übergehen; aber die Fürſtlichen wieſen dies Anſinnen nachdrücklich weg, weil man dem franzöſiſchen Botſchafter die Zuſage halten müßte, daß man ſtracks mit ihm abſchließen werde. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XLV. §. 16. 17.

Nun ſetzte man die Handlung mit ſolcher feurigen Begierde nach dem Frieden fort, daß ſelbſt Salvius, der übrigens der thätigſte Mittler zwiſchen Servien und den Reichsſtänden war, ſich warnend vernehmen ließ: er möchte für beſſer halten, daß man die Sachen freilich in Osnabrück richtig mache; aber vor Unterzeichnung der Urkunde ſich nach Münſter begebe, und dort die Kaiſerlichen um ihre Zuſtimmung anſpreche, von welchen viele fürchteten, daß ſie Spaniens wegen ſchlechte Luſt zum Frieden hätten, und welche von der Unterzeichnung der Urkunden einen Vorwand nehmen könnten, daß die kaiſerliche Majeſtät dadurch beſchimpft ſey, und den Friedensſchluß verwerfen müſſe: der Kaiſer ſey einmal des Reichs Oberhaupt, und große Potentaten möchten jeweilen Schaden an Land und Leuten verſchmerzen, doch keinen Schimpf ertragen. *)

Servien und Salvius äußerten auch beide die Bedenklichkeit, daß ſie nicht gut einſähen, wie ein Waffenſtillſtand bewirkt werden könnte, wenn die kaiſerlichen Feldherrn von demſelben nichts wiſſen wollten. Ingleichen fühlten die Reichsſtände, daß den Kaiſer und das Haus Oeſterreich nicht binden könnte, was ſie über deren Verhältniß zu Spanien abſchlöſſen, und meinten daher, dieſer Punct ſollte nur für ein Reichsgutachten gehalten werden, wodurch die kaiſerliche Majeſtät und

---

*) Acta pac. Westph. L. XLV. §. 21.

das erzherzogliche Haus in keinem Nachtheil beſangen würden. Allein ſo nahe am Ziel konnten ſie kein Hinderniß, es ganz zu erreichen, mehr ertragen, und ohne zu erwähnen, daß nur von einem Reichsgutachten die Rede ſey, ſagten die Artikel, welche ſie mit Servien abſchloſſen:

Daß Kaiſer und Reich, und der allerchriſtlichſte König ihre gegenſeitigen Feinde, ſowohl die gegenwärtigen als künftigen, unter keinem Vorwande und auf keine Weiſe unterſtützen ſollen, daß der burgundiſche Kreis zwar ein Glied des Reichs bleibe, doch in den Krieg, der jetzt in demſelben walte, ſich weder der Kaiſer, noch irgend ein Reichsſtand miſchen dürfte, und für die Zukunft die obige Verbindlichkeit in Hinſicht auf ihn von der vollſten Gültigkeit ſey, wiewohl einzelnen Ständen nicht entnommen werde, dieſer und jener ausheimiſchen Macht der Reichsverfaſſung gemäß Hülfe zu leiſten. Die lothringiſche Fehde möge durch Schiedsrichter, oder bei den ſpaniſch-franzöſiſchen Tractaten, oder auf irgend eine freundſchaftliche Weiſe geſchlichtet werden, und Kaiſer und Stände dürften dazu mitwirken, aber kein kriegeriſches Mittel anwenden. *)

Dann wurden Servien und Salvius beſtürmt, daß die Unterzeichnung der Urkunden unverzüglich zu

---

*) **Acta pac. Westph. L. XLV.** §. 22. 25.

Osnabrück vollzogen werden ſollte, und beide waren gar gutwillig, und mit Bezeugung ſonderbarer Freudigkeit erbötig.

Am ſechsten September des Jahres 1648 wurden die Urkunden des deutſchen Friedens mit Schweden zwiſchen Salvius und dem Reichshofrath Crane ausgewechſelt, und dann bei dem Reichsdirectorium niedergelegt. Aber Servien machte die unerwartete Schwierigkeit, es ſollte noch eingerückt werden, daß die Ausübung der katholiſchen Religion in der Unterpfalz in ihrem gegenwärtigen Zuſtande verbliebe, und begnügte ſich erſt bei einer zweiten Zuſammenkunft, auf tapferes Zureden von Salvius, mit Beifügung einer Clauſel, die ihn ſchützte; denn der Graf d'Avaux, eröffnete er vertraulich, verfolge ihn in Paris mit ſolcher Bitterkeit, daß ſein Leben gefährdet ſey, wenn er, beſonders in Religionspuncten, das allergeringſte änderte, was ehemals ſeine beiden Gefährten ſammt ihm ſchon beſtimmt hätten. Darauf wurden die Urkunden des deutſchen Friedens mit Frankreich, verſehen mit den Siegeln von Servien und dem kurmainziſchen Geſandten, Doctor Mehl, des Nachmittags am fünften September des Jahres 1648, bei dem Reichsdirectorium niedergelegt.

Zwiſchen Salvius und dem Reichshofrath Crane wurden am ſechsten September die beſiegelten Urkunden des deutſchen Friedens mit Schweden in Gegenwart der Abgeordneten des Reichs ausgewechſelt. *)

Graf Servien ſagte, als die Verſiegelung und Auswechslung zwiſchen ihm und den Reichſtänden geſchehen war, daß er morgen in der Frühe ſich nach Münſter begeben wolle, um aller Welt zu verkünden, daß nicht von Frankreich die Verhinderung des Friedens herkäme; **) und in den erſten zehn Tagen des Septembermonates waren die meiſten Geſandtſchaften von Osnabrück in Münſter angelangt. Die reichsſtändiſchen hatten vor ihrer Abreiſe den feſten Entſchluß genommen, daß die mit Servien verglichenen Puncte ſchlechterdings nicht wieder in Berathſchlagungen gezogen werden ſollten. ***)

Sie wurden milder, als man erwartet hatte, von Doctor Volmar empfangen; denn er nahm die Urkunde des Friedens zwiſchen den Reichsſtänden und Frankreich mit der Erklärung an, daß er ſie durchleſen erwägen und gegen die kaiſerlichen Vorſchriften halten, das Friedenswerk ſchleunigſt befördern wolle. Auch ergab ſich aus den Anmerkungen, welche die Kaiſerlichen bald über die Urkunde mittheilten, daß ſie nur an dem

---

*) Acta pac. Westph. L. XLV. §. 21.

**) Acta pac. Westph. L. XXV. §. 24.

***) Acta pac. Westph. L. XLVII. §. 1. 2.

Puncte des Beiſtandes ſich ſtießen, und deshalb noch einen Befehl ihres Hofes abwarten möchten.

Dieſer kam wahrſcheinlich am zwanzigſten September, aber ſie ſuchten noch um Friſt an, weil er in Ziffern wäre, und ſie den Schlüſſel dazu nicht finden könnten. Da machte der kurbairiſche Geſandte bekannt, ſein Herr habe ihm geantwortet, daß er alles, was die friedliebenden Stände zu Osnabrück behutſamlich und wohlbedacht mit dem Grafen Servien geſchloſſen hätten, genehm halte, und ſeine Waffen von den Kaiſerlichen trennen werde. Auch theilte er ein Schreiben des Kurfürſten Maximilian an des Kaiſers Majeſtät ſelbſt mit, worin ein Gleiches gedroht wurde, wenn ſie durch die gewöhnlichen Widerſprüche und Zögerungskünſte ihrer Politik dasjenige, was zwiſchen den Kronen und den Reichsſtänden verglichen wäre, in Aufſchub bringen wollte.

Als deſſen ungeachtet Volmar behauptete, es müßte noch erſt über die kaiſerlichen Anmerkungen zu der Friedensurkunde gehandelt werden, da erklärte ihm Servien, daß er ſich darauf gar nicht einlaſſe, und ſich an demjenigen halte, was Frankreich mit den Reichſtänden abgeſchloſſen habe; da mußte er von dieſen hören, ſeine Anmerkungen verdienten nicht, daß ihrentwegen Deutſchland einen einzigen Tag länger in Flammen ſtecke; und ſie hätten mit Servien alles den Reichsſtänden gemäß abgehandelt.

Endlich ſchien ſich **Volmar** zu ergeben, und deutete an: Er ſehe wohl, daß es nicht anders ſeyn könnte; wann er römiſcher Kaiſer wäre, wollte er es ungeſäumt eingehen, aber an Kurbaiern, dem Urheber von dieſem Weſen, die empfindlichſte Rache nehmen. *)

Als aber dennoch die Auflöſung der Ziffern am zwei und zwanzigſten September anſtand, verfügten ſich vom Biſchofshofe, wo ſich die Reichsſtände verſammelt hatten, die Kurfürſtlichen zu der kaiſerlichen Geſandtſchaft, daß ſie wenigſtens in Hoffnung der Genehmigung ihres Hofes den Schluß machen ſollte; und wie dies ohne Frucht war, drangen alle übrige Geſandte in die Wohnung des Grafen von Naſſau. Alle Arbeit, ſagte der beſtürzte **Volmar**, iſt umſonſt geweſen; ich habe geſtern bis in die Nacht darüber geſeſſen, und verſchiedene Schlüſſel verſucht, aber kein Sinn iſt herauszubringen, wiewohl ich viel mit dergleichen Ziffern umgegangen bin, und auch wohl verborgene Ziffern ohne den Schlüſſel eröffnen konnte.

Unmuthig gingen die Geſandten, als er noch um Geduld bat, indem er ſofort einen Eilboten an den Kaiſer abfertigen wolle, nach dem Biſchofshofe zurück. Hier ließen ſie harte Reden fallen. Es wären, ſagte der eine, nicht Ziffern, ſondern ſpaniſche Mucken dahinter. Sie haben, ſpottete ein anderer, den päpſtlichen Nuntius zugegen: der Papſt habe doch einen Schlüſſel zu binden und zu löſen, und könnte nun auch die Ziffern auflöſen. Iſt die kaiſerliche Antwort, meinten viele, unumwunden und befriedigend, ſo braucht ſie nicht in geheimen Zeichen abgefaßt zu ſeyn.

---

*) Acta pac. Westph. L. XLVII. §. 5. 7.

Die Gemüther waren ſo ſtürmiſch, daß eine kurze Umfrage nur mit Mühe zu Stande kam. Ich halte, ſagte **Thumshirn**, den Aufſchub nicht für rathſam, denn er iſt Aufſchub des Krieges; und wie viel Menſchenblut kann in einem Tage vergoſſen werden? welche Veränderungen können ſich bei den Armaden ereignen, die das ganze Friedenswerk wieder verwirren?

Sofort begaben ſich alle Geſandte wieder in Maſſe zu den Kaiſerlichen; **Volmar** konnte nichts von ihnen durch ſeine Bitten erlangen, als daß ſie noch bis zum nächſten Poſttag ſich mit dem Schluß der Handlung zu gedulden verſprachen; indem er ihnen vorhielt, daß dann Eröffnungen des Kaiſers zu erwarten wären, aus welchen ſie den Sinn der unauflöslichen Ziffern abnehmen könnten. Sollte mit ſelbiger Poſt nichts einlaufen, und die Stände wollten fortſchreiten, ſo müßten ſie es dahin ſtellen. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XLVII. §. 8.

Während der vier Tage, daß die Reichsſtände ihre Ungeduld bekämpfen mußten, eröffnete **Salvius** etlichen vertraulich, daß **Volmar** ihm zu verſtehen gegeben hätte: der Schlüſſel zu den Ziffern würde ſich ſchon finden, wenn es nur mit dem hiſpaniſchen Frieden zum Schluß kommen könnte. *)

Um ſo mehr waren der Argwohn und die Erwartung geſpannt, womit ſich die Reichsſtände an dem beſtimmten Tage zu den Kaiſerlichen begaben. **Volmar** ſagte ihnen, daß er von neuem die Feder zur Hand genommen habe, und durch Gottes Gnade hinter den Verſtand der Ziffern gerathen ſey. Mit Freude habe er geſehen, daß der Kaiſer alles gut halte, was die Stände mit dem Grafen **Servien** abgeſchloſſen hätten. Nun fehle nichts, als die Unterzeichnung der Friedensſchlüſſe, wozu auch Graf **Orenſtierna** von Osnabrück nach Münſter kommen möchte. Auch wollten ſie unverzüglich das Werk an die Vermittler bringen, durch welche doch bisher gehandelt wäre.

Hierin lag vielleicht eine Hinterliſt, noch Zögerungen zu veranlaſſen; und eben ſo in dem Bemühen des erzherzoglich-öſterreichiſchen Geſandten, im Fürſtenrath weitläuftige Berathſchlagungen über die Eröffnung der kaiſerlichen Geſandtſchaft in Gang zu bringen. Da erklärte Thumshirn: nun gelte kein Widerſpruch mehr, und ſie wollten Salvius erſuchen, daß er allein die Unterſchrift vornehme, oder doch den Grafen Oxenſtierna ſchleunigſt anher rufe.

---

*) Acta pac. Westph. L. XLVII. §. 9.

Der biſchöflich osnabrückſche Abgeſandte murmelte einige Proteſtationen; er wurde mit fortgeriſſen, ohne daß man ihn hörte, und man brachte den Kaiſerlichen die Antwort, daß wohl noch am ſelbigen Tage die Unterzeichnung geſchehen könne. *)

Dieſem Eifer ſtellten die Kaiſerlichen ſchwächern Widerſtand entgegen; allein Servien und Salvius waren ſo gewohnt geworden, unabläſſig von den Deutſchen zu fordern und zu erlangen, daß ſie dicht am Ziel wieder mit Forderungen und Bedenklichkeiten auftraten; und dann waren noch Zweifel über den Rang bei den Unterſchriften. Auch wollte Oxenſtierna's Hochmuth die letzte Handlung des ſchwediſchen Friedens nach Osnabrück verlegen.

Endlich kam der Tag, welcher den dreißigjährigen Krieg, den ſchrecklichſten und wichtigſten, welchen bis auf unſere Zeit die Geſchichte kannte, beenden ſollte. Am vier und zwanzigſten October des Jahres 1648

---

*) Acta pac. Westph. L. XLVII. §. 11.

waren früh um neun Uhr die Reichsſtände auf dem Biſchofshofe verſammelt, wie ihnen angeſagt war, zur Feierlichkeit der Unterzeichnung; doch gingen ſie traurig am Mittag auseinander, weil die große Handlung wegen einiger Schwierigkeiten im Ceremoniel noch nicht vollbracht werden konnte. So treu blieb ſich bis zum Ende dieſe Friedensverſammlung im Geiſte der Kleinigkeiten. Allein mit dem Glockenſchlag der erſten Nachmittagsſtunde fuhr Graf **Servien** mit ſechs Kutſchen in die Wohnung des Grafen von Naſſau, wohin **Volmar** alsbald folgte, in zwei Kutſchen, deren jede mit ſechs Pferden beſpannt war; kurz nachher fuhren die Schweden in fünf Kutſchen, jede mit ſechs Pferden, zu dem Grafen **von Lamberg**, wo auch der Reichshofrath **Crane**. Durch die Secretäre der Geſandtſchaften wurden die Friedensurkunden von dem Biſchofshofe aus der Mitte der wieder verſammelten Reichsſtände geholt. Das eine Exemplar ward bei den Kaiſerlichen unterſchrieben; das andere unterzeichneten dieſe bei den Königlichen, in deren Wohnungen ſie ſich mit erwiedernder Feierlichkeit eine Viertelſtunde nach deren Abſchied begeben hatten. Dann brachten die Secretäre der Geſandtſchaften zwei unterſchriebene Exemplare von jeder Friedensurkunde auf den Biſchofshof, und auch die Reichsſtände ſchritten zur Unterzeichnung.

Dreimal wurden auf den Baſteien um die Stadt die Stücke gelöſet. Heiterer und ſtärker wären die

Freude und Rührung geweſen, wenn nicht alle die Schwierigkeiten gefühlt hätten, welche die Vollziehung des Friedens hemmen mußten, oder gar vereiteln konnten. *)

---

*) Acta pac. Westph. L. XLVII. §. 22.

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Vierte Lieferung.

Zweiter Band.

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin
im deutſchen Muſeum.
1819.

Inbegriff
der
Geſchichte Böhmens.

Mit Anmerkungen vom Herrn Abbé Joſeph
Dobrowśky.

[illegible]

Vorrede.

Zwei Klaſſen von Leſern dachte ich mir bei Abfaſſung dieſes Buches; zuerſt ſolche, und ſie vorzüglich, welche wünſchen, vom Geiſt und Zuſammenhang der böhmiſchen Geſchichte eine Vorſtellung zu erhalten; dann jenen Ausſchuß von Männern, welche ſelbſt die vielen ſtreitigen Fragen, die vielen zwiſtvollen gelehrten Unterſuchungen über viele Puncte dieſes Gegenſtandes im Gedächtniß und Augenmerk haben. Die verſchiedenartigſten Leſer dachte ich mir alſo, ſolche, die etwa nur Nachrichten über Böhmens Geſchichte, wie ſie Pelzel nicht unzweckmäßig zuſammengereiht hat, oder auch die nicht einmal, gegenwärtig hielten, und wiederum jene, welchen die Chroniken von Kosmus an, die gleichlaufenden der Ausländer, die Böhmen berühren, ebenfalls die merkwürdigſten Urkunden, und die zum Theil ſehrreichen kritiſchen Unterſuchungen von Dobner, Pubitſchka, Dobrowsky, Ungar, Pelzel, Cornova und andern, bekannt wären.

Wie einer und derſelbe Vortrag für zwei ſo ungleichartige Klaſſen zweckmäßig ſeyn könne, befremdet nur denjenigen, welcher in Behandlung der Hiſtorie überhaupt nicht tiefer eingedrungen iſt. Wenn die Leſer der erſten auch Laien in der böhmiſchen Geſchichte ſeyn dürfen, ſo ſollen ſie doch Menſchen von ſolcher Bildung und Seele ſeyn, daß ſie Geiſt und Zuſammenhang von den Schickſalen eines Landes und Volkes eine Reihe von Jahrhunderten hindurch zu faſſen vermögen. Für ſie bedarf es nicht, wenn gleich die chronologiſche Reihenfolge im Allgemeinen von dem wahren Geiſt der Begebenheiten unzertrennlich iſt, einer ängſtlichen Aufzählung derſelben, für ſie eben ſo wenig einer Anhäufung von allen möglichen Notizen, die nun einmal an den Tag und in einen gewiſſen Umlauf gekommen ſind: dafür hat ja ohnedies der Verfertiger geſchichtlicher Bücher kein anderes Maaß des Aufhörens, als ein ganz beliebiges, oder einen ihm zugemeſſenen äußern Raum. Beides würde ſogar die Darſtellung des weſentlichen Zuſammenhanges und Geiſtes einer Hiſtorie, wenn nicht ganz unmöglich machen, doch belaſten und den Augen vieler entrücken.

Wenn man dagegen die Begebenheiten in characteriſtiſchen Maſſen zuſammenſtellt, und diejenigen, in welchen ſich eine Zeit, eine denkwürdige Perſon vorzüglich offenbart, mit Individualität erzählt, dabei ſorgfältig heraushebt, wie zwiſchen jenen Maſſen, jenen denkwürdigen Perſonen, ſo die innere als chronologiſche Verbindung war: entſteht allmählig ein lebendiges Bild von der Geſchichte einer Nation und eines Landes, daß ſie ſelbſt wie Individuen vor uns walten.

Dabei ſoll der hiſtoriſche Vortrag, nach Beſchaffenheit der jedesmaligen Maſſe von Thatſachen, die er umfängt, abwechſelnd werden, und ganz anderer Natur ſeyn, ſobald er eine Handlung, Begebenheit, Perſönlichkeit nach ihren kleineren Zügen beſchreibt: dort iſt es mehr der philoſophiſche Ton der Geſchichtforſchung, der hiſtoriſchen Anſicht; hier mehr der eigentliche geſchichtliche Styl, die Sprache der Geſchichtſchreibung. Dieſe verſchiedenen Arten des Vortrags ſo zu handhaben, daß ſie ſchnell wechſeln, ohne einen grellen Eindruck zu machen, und etwas Unharmoniſches in das ganze Werk zu bringen, iſt eine um ſo ſchwerere Kunſt, je kleiner der Raum, auf welchem ſie ausgeübt wird, gegen die zu begreifende Maſſe von Thatſachen. Weitläuftigkeit aber kann unmöglich einer Verſtellung des Geiſtes und Zuſammenhanges der Geſchichte eines Landes geſtattet werden, weil dadurch ihr faſt einziger

Zweck, die Ueberſicht des Ganzen, erſchwert werden möchte.

Ein ſo abgefaßter Inbegriff der Geſchichte eines Landes nun giebt durch den Wechſel ſeines Vortrags mannigfache Gelegenheit, dem Kenner des Stoffes durch eine leiſe Frage, eine kleine kritiſche Bemerkung, eine beſonders angebrachte Schattirung in der Darſtellung, bei welchen die erſte Klaſſe der Leſer keinen andern Gedanken hat, als daß ſie dem Zuſammenhang angehören, ſich gleichſam hinter dem Rücken Jener zur Unterhaltung über gelehrte Streitigkeiten, die den eben gegenwärtigen Gegenſtand betrafen, für Augenblicke mitzutheilen, und ſo durch einen Wink abzuthun, was ſich zu gelehrten Bänden ausdehnen läßt.

In der böhmiſchen Geſchichte iſt dies um ſo reizender, je verdienſtvoller die kritiſchen Arbeiten ſind, welche die neuere Zeit über ſie geliefert hat. Ich wünſche, daß man bei dergleichen Stellen dieſes Buches nie vergeſſe, wie hoch ich die Arbeiten der ſchon genannten Männer, beſonders Dobrowsky's großen kritiſchen Scharfſinn und ungemeine Wahrheitsliebe achte, zumal, da ich in manchen Puncten, wo ſie mit der Denkart eines aufgeklärteren Zeitalters in der Kritik zu walten ſchienen, wieder zur alten Meinung und Anſicht zurückgetreten bin. Daß es darum geſchah, weil mir die Aufklärung unſerer Zeiten fremd ſey, oder aus irgend einer andern Abſicht, wäre ein Vorwurf, den ich keiner Antwort würdigen könnte. Einzig darum geſchah es, weil die höchſten Regeln der hiſtoriſchen Kritik, inſofern ich ſie verſtehen mag, mich dazu zwangen. Solche Ueberzeugung hat mich zum Beiſpiel bewogen, die Geſchichte Johans von Nepomuk ganz ſo aufzunehmen, wie ſie geglaubt wurde, ehe die hiſtoriſche Kritik die Thatſachen über ihn ſcharf bezweifelte, und halb nur zu vertheidigen wußte. Winke über die Gründe, die mich hier beſtimmten, ſind zugleich mitgetheilt, inſofern der bisher geſchilderte Character dieſes Inbegriffs der böhmiſchen Geſchichte es erlaubte. Dabei geſtehe ich gern, daß es mir Freude macht, wenn ich Sagen von frommen, heroiſchen Gemüthern, woran ſich wiederum der fromme Sinn von Völkern und Jahrhunderten gelabt und ermuthigt hat, wider den Vorwurf, daß ſie eine bloſe Fabel ſeyen, vertheidigen und als Thatſachen erhärten kann, ohne daß ich je der ganzen Schärfe hiſtoriſcher Kritik irgend Eintrag thun möchte. Aber je weiter man in derſelben gelangt, deſto mehr drängt ſich die Ueberzeugung auf, daß der höchſte Preis des kritiſchen Scharfſinnes darin beſtehe, in der letzten Inſtanz durch eine ganz einfache Anſicht von einer Thatſache alle die Zweifel wieder zu entkräften, die er wider ihre Wahrheit aufgeſtellt hatte.

Neue Thatſachen aus unbekannten Quellen wird man hier nach dem angegebenen Zwecke dieſes Buches nicht erwarten; aber berechtigt dürfte man ſeyn, ſich ein neues Licht zu verſprechen, das auf manche Begebenheiten, manche der handelnden Geſtalten fällt. Ob dieſe Hoffnung erfüllt werde, geziemt nicht mir zu entſcheiden. Dies nur füge ich hinzu, daß es nicht darauf ankomme, ob in dieſem Buch etwas Neues, ſondern ob es überhaupt neu ſey, durch die Richtung, die es der Anſicht der böhmiſchen Geſchichte giebt, durch die Zuſammenfaſſung der Ereigniſſe.

Ich wünſche, daß es einen Eindruck mache, welcher darthue, ein wie herrliches größeres Werk ſich über denſelben Gegenſtand, als ein Product ächter Geſchichtſchreibung, vom Studium, von der Anſtrengung vieler Jahre des männlichen Alters abfaſſen ließe.

In Böhmen allein, dieſem von der Natur geſchloſſenen und umfriedeten Lande, ſieht man die beiden großen Urſtämme, die ſich beinahe in ganz Europa getheilt haben, nebeneinander ſtehen, mit einander allſeitig vermiſcht leben, ohne daß der eine an den andern ſeine Eigenthümlichkeit eingebüßt hätte, ohne daß aller Vermuthung nach dies je den Slawen daſelbſt begegnen wird, wie in ſolchen Provinzen des deutſchen Reichs, in welche ſie, wie in das von Deutſchen geräumte Böhmen, eingewandert waren. Dadurch erhält die Geſchichte dieſes Landes einen ganz eigenthümlichen Reiz. Hier allein ſehen wir die bewegliche Phantaſie der Slawen mit dem wildmuthigen Sinne der Deutſchen zuſammengefloſſen, und daraus jene Geiſtesnatur entſtanden, welche ſo andächtig, als freidenkend, ſo wechſelnd, als beharrlich, vorzüglich indem ſie von Vorſtellungen der Religion, oder der Nationalfreiheit entzündet wurde, den innern eignen Zuſtand auf das furchtbarſte erſchüttert, Staunen und banges Schrecken anderer Völker erregt hat, bald böhmiſche Wankelmüthigkeit, häufiger Böhmentrotz genannt iſt.

Wie durch ſolches Miſchen, und wiederum Abſtoßen ſlawiſcher und deutſcher Natur mit und von einander die Geſchichte Böhmens einen beſondern romantiſchen Character gewann: ſo erhielt ſie, trotz ihrer Eingeſchloſſenheit in einem ſo eigenthümlichen Lande, ein univerſalhiſtoriſches Gewicht, indem Böhmen, ſchon zur Zeit der römiſchen Weltherrſchaft zum Bollwerke der deutſchen Freiheit auserſehen, ohne welche die europäiſche keinen Grund hat, gleichſam als Schlußſtein des deutſchen Kaiſerreichs genommen wurde; und weil es ſpäter, als ein Theil der öſterreichiſchen Monarchie, die mit dem Kaiſerreich zuſammenwachſend nicht nur deſſen Schirm, ſondern auch Schlußſtein der geſammten chriſtlichen europäiſchen Republik geworden, noch höhere Theilnahme der Welt an ſeinem Innern verdiente.

Eben dieſe beiden Eigenthümlichkeiten der böhmiſchen Geſchichte hob ich hervor; zuerſt, weil durch das große Verdienſt, welches ſich der Kaiſer von Rußland um die Freiheit Deutſchlands und Europa's kaum erworben hat, durch den Krieg, welcher für dieſelbe kaum beendigt iſt, die Ruſſen, und mithin die ſlawiſchen Nationen überhaupt den Deutſchen näher gerückt, und wichtiger geworden ſind, als jemals. In mancher Hinſicht iſt die Geſchichte der öſterreichiſchen Monarchie gleichſam das ehrwürdigſte Urkundenbuch, aus welchem ſich die europäiſche Politik oft Raths erholt hat, und viel häufiger erholen ſollte. Wohlan, ſo ſchlage man nun die Blätter in ihm nach, welche uns belehren, wie Slawen und Germanen ſich mit einander zuſammenfügen und nebeneinander als Nationen erhalten können: was in Böhmen geſchah, giebt uns Beiſpiel, Lehre und Warnung genug darüber. Zweitens aber hat auch die öſterreichiſche Monarchie ihren angegebenen Character für Völkerrecht und Freiheit Europa's nie glorreicher behauptet, als gerade jetzt, und keiner von ihren Theilen ward ſo eigentlich, wie Böhmen erleſen, dieſen Character augenſcheinlich zu machen. Wäre dieſes Land nicht gleichſam eine Freiſtatt für die Heere der Freiheit, nicht eine feindſelige und verderbenſchwangere Burg wider die Unterjocher Europa's geweſen: wer will entſcheiden, welche Wendungen der nun zu unſerm Heil beendete Weltkrieg noch genommen hätte?

Könnte nun durch geübte hiſtoriſche Kraft, durch die Zeitumſtände, durch eine ſeltene äußere Lage, ſich einer berufen glauben, die Geſchichte Böhmens in ihrem ganz eigenthümlichen Werth und Geiſt, umfaſſend genug für denſelben, nicht die Aufmerkſamkeit ermüdend, den Zeitgenoſſen und der Nachwelt darzuſtellen, der müßte ſich zunächſt doch auch der Vorarbeit des Sammelns und weit mehr der hiſtoriſchen Kritik wieder unterziehen, wieviel auch dafür geſchehen ſeyn mag. Er ſammle, überſchaue, ſichte zuerſt die Diplome für die böhmiſche Geſchichte; benutze neben ihrer Ausbeute, was Siegel, Münzen, Inſchriften, noch vorhandene Denkmäler von ſich gewinnen laſſen, und dann erſt gehe er mit dem Maaßſtabe, welchen er ſich durch jenes Studium ſchon erworben haben mag, zu den geſchichtlichen Aufzeichnungen die noch als Quellen einige Gültigkeit haben können; am ſpäteſten zu den gelehrten Erörterungen über die böhmiſche Geſchichte, den Bearbeitern derſelben. Neben dieſem Studium der todten Welt aber vergeſſe er nie, das ganze Land, alles Volk in demſelben, nach ſeinen phyſiſchen, örtlichen, lebendigen Eigenſchaften, ſeinen Sprachen, ſeinen Sagen, mit Fleiß und Liebe zu erforſchen.

Wohnt dann in ihm der ächte hiſtoriſche Genius, deſſen Haupttugend iſt, von ſolchen Vorarbeiten nicht mehr in die Geſchichtſchreibung zu bringen, als reine

Kunſt und Wahrheit es erlauben: ſo wird er in ſeiner böhmiſchen Geſchichte ein Denkmal für Böhmen, die öſterreichiſche Monarchie, und ſich ſelbſt aufrichten, wie bisher kein Land, keine Macht und kein Hiſtoriker aufzuweiſen hatten.

Prag im Mai 1814.

v. Woltmann.

I. Das Land.

Der erſte Wunſch des Geſchichtſchreibers eines Volkes, eines Staates geht dahin, daß der Wohnſitz, das Land derſelben beſtimmte, anziehende und reiche Züge zu einem eigenthümlichen Bilde gebe. Wenn der Grund nicht gezeichnet iſt, auf welchem geſchah, was berichtet werden ſoll, ſo bleiben Geſtalten und Thaten der Geſchichte gleichſam heimathlos; und hat dieſer Grund keine feſſelnde Eigenthümlichkeit, ſo entſteht dem Geſchichtſchreiber, wodurch er zunächſt und am natürlichſten die Aufmerkſamkeit für ſeinen Stoff gewinnt. Ueberdies ruht in Jeglichem, wenn auch nicht die Einſicht, doch ein dunkles Gefühl, daß eine ſtark ausgearbeitete und vorzügliche Heimath einer Nation auf ihre eigene Natur, alſo auch auf ihre Geſchichte eingewirkt habe; und darum wandelt uns einige Furcht an, daß uns dieſe nicht hinreichend beſchäftigen werde, wenn das Land nicht anzieht, in welchem ſie ſich entwikkelt hat.

Tacitus, der größte Meiſter der hiſtoriſchen Kunſt, gibt ſolche Bilder von ſeinem hiſtoriſchen Schauplatz, daß dieſer wie ein gehaltvolles Individuum vor uns ſteht; und Stransky, welcher den Römer gern nachahmt, an Kraft und Ernſt des Gemüths ihm ähnlicher, an darſtellendem Vermögen keineswegs mit ihm vergleichbar, hat richtig gefühlt, daß er ſeinen Staat von Böhmen mit einem Gemälde des böhmiſchen Landes beginnen müſſe. Gleichwohl iſt dieſes Buch eigentlich kein Werk der Geſchichtſchreibung. Wie viel nothwendiger würde es dieſer ſeyn, ihre Arbeit über Böhmens Schickſale mit einer Schilderung des Landes anzuheben, und wie reizend, wie wichtig könnte dieſelbe durch die Eigenthümlichkeiten der Heimath der Böhmen werden.

Auf allen Seiten von Waldungen und Gebirgen eingeſchloſſen, gleichſam von natürlichen Veſten umgeben; mehr als neun und ein halb hundert Quadratmeilen mit ſeiner Fläche umfaſſend, von Quellen, von Flüſſen gewäſſert und durchſtrömt, welche bis auf die Eger allein in ihm ſelber entſpringen, und ſich zu einem allgemeinen Waſſer, dem Elbſtrom vereinigen, wenn ſie die Gränzen ihres Vaterlandes verlaſſen müſſen; durch ſeine Flüſſe reich an heilenden Kräften, deren es mehr für den Kranken der Fremde, als für ſeine reinen und geſunden Lüfte bedarf; geſchmückt mit einem fruchtbaren Wechſel von Hügeln, in deren Sonne der

Wein reiſt, von üppigen Wieſen, von Feldern, in welchen jedes Getraide reichlich wuchert, von Waldungen und Hainen, deren Wild und Geflügel auch die Begier der dürftigeren Nachbarländer erfreuet; durch ſeine Quellen und Flüſſe mit Fiſchen zur Genüge verſorgt, aus ſeinen Gebirgen einen Ueberfluß an allen Metallen, an allen Schätzen der unterirdiſchen Welt erarbeitend, und ſelbſt den Mangel an Salz zum Theil durch ſeine Quellen erſetzend; bildet das Böhmenland ein ſchönes, reiches, ſicheres, eigenthümliches, in ſich geſchloſſenes Ganzes.

II. Die Markomannen.

Dieſes umfriedete Land ſchien früh einem genialiſchen Helden geeignet, ein Bollwerk der Freiheit gegen Alles niederwerfende Tyrannei zu werden. Als Marbod, König des deutſchen Volkes der Markomannen, der an Auguſtus Hofe ſelbſt das Syſtem, die Furchtbarkeit der römiſchen Weltherrſchaft durchſchaut hatte, die Hoffnung aufgab, in den deutſchen Gauen am Rhein, an der Weſer, die Freiheit gegen ſie gerettet zu ſehen, warf er den Blick auf die hohen Gebirge und Waldungen, durch welche Bojoheim, der Bojer Heimath (im Jahre 600 vor Chriſti Geburt war es dieſes), von der Natur befeſtigt war, und beſchloß, dort eine Macht zu gründen, die ſich der weltherrſchenden Tyrannei erwehrte (im J. 6 oder 7 vor Chriſti Geburt.).

Allein, wie er durch den herzyniſchen Wald drang, und das deutſche Volk der Bojer aus ſeiner Heimath verjagte, wäre auch der römiſche Adler hineingebrochen, wenn nicht mit größerem Sinn Herrmann die deutſche Freiheit in jenen Gegenden vertheidigt hätte, welche Marbod für unwiederbringlichen Römerraub geachtet. Die Bruſt des freien Mannes iſt das einzige ſichere Bollwerk der Selbſtſtändigkeit; und die innere Freiheit des Markomannenkönigs war von dem Schreckenbilde der Römermacht überwältigt. Unbegeiſtert von Herrmann's großem Gedanken, mit vereinter deutſcher Macht die Weltherrſchaft in ihrem Wohnſitze anzufallen, und Deutſchlands Freiheit in Italien zu erkämpfen, zog er dieſem glorreichen Unternehmen einen blutigen Kampf mit dem Freiheitshelden der Deutſchen vor. Geſchlagen rettete er ſich hinter Böhmens Bergwald; und nur Herrmann's Tod ſicherte ihn hier vor Ueberwältigung. Aber die Staatsränke Tiber's wußten über die herzyniſche Naturveſte zu reichen, und ihn aus weiter Ferne zu ſtürzen. Herrmann's Ruhm lebte im Bardenlied und klang auf allen Berghöhen, in allen Thälern der Deutſchen, als Marbod, ein Römerſklav, zu Ravenna das Leben durch Schmach hinfriſtete.

Gleichwohl darf nicht vergeſſen werden, daß nach dem Siege Herrmann's über Varus die Deutſchen das große Glück, eine Urnation geblieben, und nicht wie andere in die römiſche Umwandlung verſunken zu ſeyn, dem genialiſchen Blicke verdanken, womit Marbod zum Wohnſitze eines ſo kernhaften deutſchen Volkes wie die Markomannen, das Land Bojoheim erkohren hatte. In dieſer Heimath waren ſie ſo geſchirmt durch die Natur, daß Rom nie wagte, ſie in derſelben zu befehden, daß ſie dagegen in ihr einen Waffenplatz beſaßen, wo ſie ſich zu den muthigſten Unternehmungen, zu den glorreichſten Siegen über die Weltherrſcher ungeſtört rüſten, wohin ſie ſich nach den entſchiedenſten Niederlagen retten konnten, um zu neuem Kriegsglücke durch ihre Waldungen und Gebirge hevorzubrechen.

Der große markomanniſche Krieg, in welchem der Kaiſer Mark Aurel, der kraftvolle Feldherr und tugendhafte Imperator, mit der römiſchen Weltherrſchaft mehr als einmal dem Untergange nahe kam, war ein ächter deutſcher Nationalkrieg. In Italien ſelbſt ſicherte Feuer und Schwert der Markomannen die Freiheit Germaniens; und während Aurelian's Herrſchaft hätten ſie Rom ſelbſt erobert, vielleicht vertilgt, wenn ſie nicht von Italiens Anmuth umſtrickt werden wären (im J. Chriſti 179.). Selbſt nach ihren ungeheuren Niederlagen, da ſie in keinem Kriege mehr beſtehen konnten, zu Tauſenden in die Sclaverei geführt wurden, blieb ihr Stamm unbezwungen in Bojoheim, und ſogar ein Jahrhundert hindurch in dem umfriedeten Lande ſo unberührt von den Weltſtürmen, daß er der Geſchichte nach zu ſchlummern ſchien. Auch die Alles überſtrömende Fluth der Völkerwanderung wälzte ſich nicht ſofort über Böhmens Bergwälder. Ein von Römern unbezwungenes deutſches Land, ward es endlich von einem der größten Deutſchen, dem Oſtgothen Theoderich, unterjocht.

Als ſo viele deutſche Stämme ausgerottet wurden, auswanderten, da endlich war auch Böhmen von Menſchen leer. Wie glücklich mochten die ſanftern Slawen ſich fühlen, als ſie unter dem gräßlichen Sturm, der über die Welt toſete, in dieſe Landwehr der Natur, die böhmiſche Friedensheimath einziehen durften!

III. Die Slawen.

In verſchiedenen Stämmen wanderten ſie ein, denn ſie ſtanden damals in jener Periode der Kultur, wo aus dem Familienweſen Volksſtämme erwachſen, und in ihrem bürgerlichen Verein noch ganz das Gepräge einer Familie an ſich tragen; abgeſondert für ſich als ein Ganzes ſchalten und einherziehen, unbekümmert um alle die übrigen Stämme, mit welchen derſelbe Urſprung, einerlei Sitte und Sprache ſie leicht verbände. Nur wenn die Noth, ein übermüthiger Gegner ſie drängt, thun ſich die verwandten Stämme zu einem Volke zuſammen. Ein ſolcher Grund war für die ſlawiſchen Stämme, die in Böhmen einwanderten, nicht vorhanden. Mit Erlaubniß der Franken, welche ſich der Oberherrſchaft über dieſes entvölkerte Land anmaßten, zogen ſie friedlich ein, (um das J. Chr. 480.) und verſprachen, dem Oberherrn Tribut zu erlegen.

Unter dem Schutze der Franken hätten ſie ſich in der neuen Heimath friedlich entwickeln können, wenn nicht die Entwickelung der bürgerlichen Geſellſchaft durch Fehde herbeigeführt würde. Dieſe entſtand natürlich bei Ausmittelung des neuen Gebietes, das jeglichem Stamm eigen ſeyn ſollte; aber doch iſt nicht wahrſcheinlich, daß dadurch die Verſchmelzung der Stämme zu einem Volke allein bewirkt wurde, indem ſich nämlich der mächtigſte Stamm, die Czechen, die übrigen unterthan machte, ſo daß ſogar ſein Name für alle als Nationalbenennung galt. Beſchleunigt ward wohl dieſe Revolution durch den Andrang der Avaren, ihre Ueberwältigung Böhmens, das harte Joch, welches ſie dem Lande auflegten, und durch die Nothwendigkeit, ſich mit geſammter Nationalkraft davon zu befreien.

Mag der kriegeriſche Abentheuerer Samo, der die ſlawiſchen Stämme ermuthigte und anwies, ſich der hunniſchen Tyrannei zu erledigen, ein deutſcher Franke oder ein ſlawiſcher Sorabe geweſen ſeyn, genug, er wußte zuerſt die Völkerſtämme auch in Böhmen ſo zu verbinden und zu einem Zwecke zu leiten, daß ſie mit einem allgemeinen Namen als eine Nation bezeichnet werden konnten.

Es läßt ſich nicht ausmitteln, in wiefern man ihn nur als einen allgemeinen Heerführer ſlawiſcher Stämme in Böhmen und angrenzenden Länden, oder als einen eigentlichen Fürſten über die Czechen betrachten dürfe, und eben ſo wenig, ob früher oder ſpäter, als er, oder gleichzeitig mit ihm, und in welchem Verhältniſſe zu ihm die mythiſchen Nationalgeſtalten in der böhmiſchen Geſchichte ſtanden, der Richter Krok (l. im J. Ch. 576) und die jüngſte ſeiner wunderbaren Töchter Libuſſa.

Unter jenem dürfen wir uns der Sage nach nur einen Mann denken, welcher durch Kenntniſſe, beſonders von den Sitten, rechtlichen Gebräuchen, Geſchichten ſeines Volkes, und durch ſeinen redlichen Sinn das Vertrauen der Nation ſo gewonnen hatte, daß ſich ſtreitende Partheien, Volksverſammlungen in Erörterungen über öffentliche Entſchlüſſe ſeinen Einſichten willfährig unterordneten. Weil er ſeinen Geiſt, ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen auf ſeine Tochter Libuſſa übertragen hatte, blieb ihr ähnliches Vertrauen und Anſehen wie ihrem Vater bei der Nation; und beide in ihrem wohlthätigen, friedlichen Walten, und auch Przemiſl, ein angeſehener Güterbeſitzer und ſelbſt ſeinen Acker pflügend, welcher von Libuſſa zum Gemahl erkohren, ihr Anſehen theilte, und ihre Wohlthaten gegen die Nation vermehrte, ſind Erſcheinungen, deren Macht und Wirkung nicht die Möglichkeit ausſchließen, daß ſie in Böhmen blühten, indem Samo die geſammten Streitkräfte nicht nur der Czechen umfaßte.

Wenn er dieſen einen ſolchen Schwung gab, daß man ihn als den Schöpfer ihres kriegeriſchen Geiſtes betrachten kann: ſo müſſen Krok, Libuſſa und Przemiſl als Heroen eines merkwürdigen Zeitpunctes in der Nationalentwickelung, gleichſam als Repräſentanten der böhmiſchen Kultur ihrer Zeit betrachtet werden; denn die Sage erfindet wohl Zuſätze, bildet eine Geſchichte durch die Phantaſie und durch Vermengung, Verpflanzung der Sagen aus, aber ſie erfindet nicht ihren Urſtoff: in ihm iſt hiſtoriſche Wahrheit. Und wie viel Wunderbares und Erfreuendes erzählt ſie von der Erbauerin Prags, von deren Gemahl, deſſen Geſetze in Böhmen noch lange nach ſeinem Tode galten, der die Sitten der Nation gemildert hat.

Dürfen wir Libuſſa's Familie und Przemiſl als die Blüthe der czechiſchen Nationalität und Kultur ihrer Tage betrachten: ſo können wir doch von dem Weſen dieſer ſelbſt nur dunkle Züge angeben. Behaupten darf man, daß die ſlawiſchen Stämme zur Zeit ihrer Einwanderung in Böhmen, da ſie ſich kaum aus dem Familienzuſtande in Volksſtämme gebildet hatten, in der geſellſchaftlichen Entwicklung weit hinter den Deutſchen zurückſtanden; denn bei dieſen hatten ſich die Völker ſchon zu großen Nationalvereinen zuſammengethan. Sogar den Germanen, welche die Römer fünf Jahrhunderte früher kennen lernten, ſcheinen ſie nicht ganz an Entwickelung gleich geweſen zu ſeyn, wenigſtens haben wir kein Zeugniß dafür, daß ſie ſich eines ſo unverdorbenen Familiencharacters, ſo reiner Sitte erfreuten, als in deren Beſitz uns Tacitus die Deutſchen ſchildert. Sie hatten keine Waffen, als kleine Schilde und Wurfſpieße und nicht, wie ſchon die älteſten Germanen zu Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung, noch ein Schwert, einen langen Speer. Auch hingen ſie noch mehr an dem Nomadenleben, ihre Hütten waren noch ärmlicher, zerſtreuter. An Redlichkeit, an gutmüthiger, durchaus nicht boshafter und tückiſcher Sinnesart, an langen und ſtarken Gliedmaßen, glichen ſie den Deutſchen, und wie dieſe, beteten ſie vor allen den Gott des Donners und Blitzes an, wahrſcheinlich auch nicht in Tempeln. Die Göttinnen ſcheinen ſie mehr als die Götter verehrt zu haben, und durch Nymphen, durch Geiſter war die Natur für ſie beſeelt. Dieſen allen wurden Thiere geopfert, und ſie wahrſagten aus den Opfern. Einen Prieſterſtand hatten ſie nicht, wenigſtens keinen von großem Gewicht. Ihre bürgerliche Verfaſſung war, wie die alte germaniſche, voll Freiheit. In jener Periode, da Volksſtämme aus Familien erwachſen, gilt natürlich das eine Familienhaupt gleich dem andern im Rath über die öffentlichen Angelegenheiten, wenn auch der Mann von grauer Erfahrung, oder der Anführer, welchen man ſich für einen Zug erkehr, ein perſönliches, und Familien, aus welchen mehrere ausgezeichnete Männer aufgeſtanden, ein fortdauerndes Uebergewicht erhielten.

Es giebt keine Spuren, wie der deutſche Geiſt auf die ſlawiſchen Stämme, nach ihrer Niederlaſſung in Böhmen einwirkte. Die Ueberbleibſel germaniſcher Völker, welche ſie dort noch trafen, mußte ein in jeder Hinſicht ſchwacher Reſt ſeyn, und ſich bald in die ſlawiſche Nationalität verlieren; und ſelbſt von ihm ſind wahrſcheinlich die Kräftigeren noch in die einſamen Gebirge gezogen. Dennoch fanden die Slawen wenigſtens bequemere Wohnungen, als worin ſie bisher hauſten, und ſtädtiſche Flecke. Wo ein Mann wie Marbod, der das Römerleben kannte und liebte, eine beträchtliche Reihe von Jahren im Mittelpuncte ſeiner Macht gewaltet, ein deutſches Reich geſtiftet hatte, welches beinahe fünf Jahrhunderte in Kraft geblieben, da konnte es nicht an Denkmalen eines höhern geſellſchaftlichen Zuſtandes fehlen, als die eingewanderten ſlawiſchen Halbnomaden mitbrachten.

Wichtig ward für die Entwicklung dieſer der Tribut, welchen ſie an die Oberhoheit der Franken erlegen ſollten; denn immer ſuchten ſie ſich ſeiner zu erwehren, und Samo lehrte ſie, die Franken wie die Avaren zu beſiegen. Schon daraus können wir ſchließen, daß ihre kriegeriſche Geſchicklichkeit, ihre Waffen und Rüſtung ſich bereits nach Verfluß eines Jahrhunderts, ſeit ſie ſich in Böhmen niedergelaſſen, ungemein vervollkommnet hatten, wenn von der andern Seite die Feindſchaft, der blutige Rachegeiſt, welche dadurch zwiſchen beiden Nationen entſtanden, eine friedliche Einwirkung der Deutſchen auf die Czechen hinderte. Selbſt das Syſtem Karls des Großen hatte für die Böhmen keine andere Wirkung, als daß ſie ſeine Oberherrſchaft durch Erlegung des Tributs anerkennen mußten, den geſellſchaftlichen Zuſtand, für welchen es in Deutſchland ſo wichtig ward, hat es bei jenen gar nicht berührt und verändert. Die beiden Nationen waren durch ihre von grundaus verſchiedenen Sprachen gänzlich von einander geſondert. Sich ſo fremdartige und unverſtändliche Volksmaſſen konnte nichts friedlich zuſammenbringen, als die chriſtliche Religion, dieſe große Erſcheinung, mit welcher in der Geſchichte aller germaniſchen und ſlawiſchen Völker ein helleres Daſeyn, beſtimmte Spuren der Kultur beginnen. Mochten Libuſſa und Przemiſl die alten Gewohnheiten und Rechte der Czechen geſchärfet, vervollkommnet, dem Gedächtniß und der Sitte des Volkes nachdrücklicher eingeprägt haben: wie wenig konnte ſich Geſetzgebung entwickeln, wo eine Schriftſprache nicht ausgebildet war, die gewöhnliche Begleiterin der chriſtlichen Religion zu den Barbaren.

IV. Einführung der chriſtlichen Religion in Böhmen.

Man darf nicht von Einführung der chriſtlichen Religion in Böhmen ſprechen, wenn unter König Ludwig dem Deutſchen, dem Enkel Karls des Großen, etwa vierzehn böhmiſche Häuptlinge, wahrſcheinlich aus ſolchen Geſchlechtern, die Führer und Richter der einzelnen, vom Stamme der Czechen überwältigten Stämme geweſen waren, ſich in Deutſchland zum Chriſtenthum bekannten, und ſich vergeblich bemühten, es in ihrer Heimath fortzupflanzen. Das allgemeine Oberhaupt der Czechen, welches die Deutſchen, nach Anſicht ihrer eigenen Verfaſſung, den Herzog von Böhmen nannten, hielt treu am Glauben der Väter, und ſchwerlich gelang, unter die ſlawiſchen und germaniſchen Völker das Chriſtenthum zu bringen, ehe ihr Oberhaupt für daſſelbe gewonnen war. Durch die Bekehrung jener chriſtlichen Häuptlinge unter den Böhmen ward nichts bewirkt, als daß ſich in den Kampf, welchen dieſe um ihre volle Unabhängigkeit ſo tapfer gegen die Franken fortſetzten, auch Religionshaß miſchte.

Nicht von Deutſchland her, ſondern aus einem verwandten ſlawiſchen Staate ſollte das Chriſtenthum zu den Czechen gebracht werden. In Mähren hing das Oberhaupt, der mächtige Swatopluk, dem chriſtlichen Glauben an, und begünſtigte Methodius bei Verbreitung deſſelben. Ganz eignete ſich dieſer Apoſtel, wie ſein Bruder Cyrillus, zur Ausbreitung des Evangeliums unter die Slawen. Beide waren der ſlawiſchen Sprache mächtig, und indem ſie in ihr die Meſſe und die Horas abſingen ließen, indem ſie nicht eiferten, wenn der bekehrte Heide ſeine alten religiöſen Bräuche zu dem chriſtlichen Ritus mengte, machten ſie das Chriſtenthum auf keine Weiſe drückend, und leiteten es mit allmähliger Milde in die Vorſtellungen und Herzen der Slawen. Beſonders verſtand Methodius, unter ihnen einen Stolz, Chriſten zu heißen, zu erwecken. Als Borziwog, der Böhmen Herzog, im Glanz männlicher Jugend und Schönheit, wegen politiſcher Zwecke am Hoflager von Mähren erſchien, äußerte er demſelben Bedauern, daß ein ſolcher Mann nicht, als Heide, mit dem chriſtlichen Swatopluk am Tiſche eſſen dürfe, und auf der Erde ſitzend, wie ein Knecht, die Speiſe zu ſich nehme. „Welche Gefahr, wird mir, fragte Borziwog, das Chriſtenthum bringen, welchen Vortheil ſchaffen?“ Und Methodius antwortete: „entſagſt du dem Heidenthum, ſo wirſt du ein Herr der Herren!“ und verſprach damit nicht zu viel, denn den Trotz der Großen gegen das Oberhaupt brach nichts ſo ſehr, das unbändige Volk führte nichts ſo ſehr zum Gehorſam, als der chriſtliche Glaube. Iſt dem alſo, entgegnete der Böhmenherzog, warum verziehet man, mich zu taufen?“ und ward nach kurzem Unterricht mit ſeinem ganzen Gefolge vornehmer Böhmen getauft. (etwa im J. Chr. 874.)

Als er heimgekehrt war, ſtiftete er eine Kirche dem heiligen Clemens zu Hradeſzt ohnfern Prag an der Moldau, und ein Prieſterthum an derſelben und bewies ſich mit ſeinem chriſtlichen Gefährten eifrig, ſeinen neuen Glauben unter ſeinem Volke auszubreiten, was dadurch ſehr erleichtert ſchien, daß Methodius ſchon die vier

Evangelien aus der griechiſchen in die ſlawiſche Sprache übertragen hatte. Allein die Bewegung für den alten Glauben der Väter ward ſo ungeſtüm, daß der Herzog aus Böhmen entfliehen mußte. Zum Glück hatte der Gegenherzog, welchen die Wahl des Volkes wider ihn aufſtellte, bei ſeinem langen Aufenthalt in Baiern die böhmiſche Sprache vergeſſen, und ſo ſchien noch unerträglicher einem Herzog unterthan zu ſeyn, der die Sprache, als welcher den Glauben der Väter von ſich gewieſen. Dazu kam, daß Borziwog als Chriſt an dem deutſchen König Arnulph und Swatepluk von Mähren mächtige Beſchützer fand. *) Die Böhmen riefen ihren Herzog zurück und mit leiſer Kraft nahm die chriſtliche Lehre immermehr überhand im Lande.

V. Ludmilla und Drahomira.

Sehr viel trug zu dieſem Siege der chriſtlichen Religion unter den Czechen bei, daß Borziwogs Gemahlin Ludmilla, (ihm vermählt im J. Chr. 872.) die bisher in Verehrung der ſlawiſchen Gottheiten feurigen Eifer gezeigt hatte, ihr religiöſes Gemüth zur An-

---

*) Wenn die Kritik dies Letzte nicht läugnen kann, ſo darf ſie doch die Vertreibung Borziwogs, und den aufgeſtellten Gegenherzog, als eine Ausſchmückung wodurch der Bekehrung Borziwogs, eine gewiſſe Verherrlichung ertheilt werden ſollte, verwerfen.

D.

betung des Chriſtengottes wandte. Sie hatte eine hohe reine Seele, Muth zu den ſchrecklichſten Leiden für Treue gegen die ihr gewordene Offenbarung, ohne daß irgend eine Spur ſie eines Verfolgungsgeiſtes wider den alten Glauben beſchuldigte: am überirdiſchen Leben hing ſie mit der innigſten Sehnſucht, und war dem irdiſchen ſo wenig entfremdet, daß ſie nicht anſtand, in die ſchwerſten Geſchäfte deſſelben einzugreifen, ſobald ihr Beruf es wollte. Eine ſolche Mutter konnte einen Sohn haben, wie Spitignew, (geb. um das Jahr Chr. 875. geſtorb. 915.) der zweite chriſtliche Herzog in Böhmen, und welcher ſchon nach zehn Jahren, ſeitdem das Chriſtenthum wirklich in ſeinem Vaterlande aufblühte, den Grundſatz voller Gewiſſensfreiheit in jenem düſtern Zeitalter befolgte, Chriſten und Heiden nannte er ſeine gleichgeliebten Unterthanen.

Allein aus dem herzoglichen Hauſe, von welchem der ächte Geiſt des Chriſtenthums ausging, brach auf einmal die wildeſte Wuth wider daſſelbe hervor. Drahomira, die heidniſche Gemahlin Wratislaws, der ſeinem Bruder Spitignew im Herzogthum gefolgt war, (J. Chr. 915.) that ſchon während dem Leben ihres Gemahls dem chriſtlichen Gottesdienſt ſo viel Abbruch wie möglich, und brannte vor Begierde bei ſeinem Tode, da er nur zwei unerwachſene Söhne hinterließ, als deren Mutter die herzogliche Gewalt zu übernehmen, und durch ſie das Chriſtenthum auszurotten.

Auch ſcheint ſie von derſelben nicht ganz ausgeſchloſſen zu ſeyn. Aber die Großen des Volkes, welche ihre heidniſche Wuth fürchteten, wollten ihr wenigſtens nicht die Erziehung des künftigen Herzogs anvertrauen, wenn ſie auch nicht gewagt hatten, ihre Herrſchſucht durchaus zurückzudrängen. Sie nahmen ihre beiden Söhne und übergaben dieſelben der frommen Großmutter Ludmilla zur Erziehung. Als Mutter fühlte ſich Drahomira gekränkt, als Heidin, da ſie ihre eigenen Kinder dem verhaßten Chriſtenglauben geweiht ſah, und als Fürſtin, denn ſie fürchtete, daß Ludmilla nun die ganze herzogliche Macht an ſich ziehen möchte.

Wenn dieſe hohe Frau das Chriſtenthum im Lande ſchirmte und beförderte, ſo raſete Drahomira, verjagte die chriſtlichen Prieſter, zerſtörte die Kirchen. Vielleicht hoffte Ludmilla, die Religionswuth der Fürſtin zu beſchwichtigen und zu entkräften, wenn ſie derſelben Herrſchſucht, wenn ſie die Mutter in ihr befriedigte. Sie ließ ihr deshalb kund thun, daß ſie ſich gern von aller herzoglichen Gewalt entkleide und keinesweges trachte, über ſie zu herrſchen, daß ſie ihr auch die Kinder zurückgeben wolle. Indem ſie ſich auch zu dem letzten erbot, hatte ſie die tröſtende Gewißheit, daß im Herzen und Geiſt des älteſten Knaben, und des künftigen Herzogs, die chriſtliche Religion zu tief Wurzel geſchlagen hatte, um durch irgend eine Verruchtheit herausgeriſſen zu werden. Sie konnte vorher wiſſen, daß er ein eifriger Erhalter derſelben im Lande ſeyn, und dereinſt den Namen, heiliger Wenzel erhalten ſolle.

Auch ſcheiterte jeder Verſuch der Mutter, ihn zum Heidenthum zurückzubringen: im Dunkel der Nächte wußte der Knabe den Umgang heiliger Männer zu finden. Um ſo wilder flammte Drahomira's Grimm wider Ludmilla auf, wiewohl ſich dieſelbe in die Einſamkeit des Wittwenſitzes zu Tetin zurückgezogen hatte. Dorthin warnte ſie Wenzel vor dem Verbrechen, wozu er ſeine Mutter ergrimmt ſah; und Ludmilla, die ſich ſelbſt als ein Opfer betrachtete, das nächſtens fallen müßte, erwartete ungetrübt jegliches Schickſal.

Drahomira ging mit ihren Anhängern zu Rathe, wie ſie ihren Mordanſchlag wider die Schwäherin vollführe. Zwei ihrer Vertrauten, Tummo und Gomo, zogen nach Tetin mit einer Bande, welche den Wittwenſitz der Herzogin im Abenddunkel mit Wurfſpießen und Schilden bewaffnet umringte. Die beiden Führer brachen die Hausthür ein, und ſtürzten in Ludmilla's Gemach. Sanft erinnerte dieſe ſie an die vielfältigen Wohlthaten, welche ſie ihnen erzeigt hatte. Aber keine Vorſtellung erſchütterte die unſelige Feſtigkeit der Mörder. Sie riſſen die Herzogin aus dem Bette und warfen ſie zur Erde. Auf ihr dringendes Bitten erlaubten ſie ihr eine kurze Friſt zum Gebete. Knieend betete

Ludmilla mit ausgebreiteten Armen zu Gott. „Seyd ihr nun hergekommen," ſprach ſie dann, „mir das Leben zu rauben, ſo ſchlagt mir das Haupt mit dem Schwerte ab, damit ich nach dem Beiſpiele ſo vieler Blutzeugen des Heilandes ſterbe und ſeines Reiches würdiger werde." Allein die Mörder erwürgten ſie mit ihrem eigenen Schleier, faßten grimmig den Leichnam, und ſchlugen das Haupt an einen Stein, der mit dem Blute beſpritzt ward. (etwa J. Chr. 921.)

Für ſolche That erhob Drahomira die beiden Verbrecher zum fürſtlichen Rang jener Geſchlechter, die Häupter von Stämmen geweſen oder noch waren, und verfolgte nun ſtandhaft ihren Plan, das Chriſtenthum in Böhmen auszurotten. Allein ſie entdeckte bald, daß ihr Ludmilla auch nach ihrem Tode furchtbar blieb; denn das Andenken der heiligen Fürſtin begeiſterte die Chriſten zu dem hartnäckigſten Widerſtande, und die Verehrung der Nation wandte ſich zu ihrer Gruft. Alle Habe ihres Wittwenſitzes hatte Drahomira ausplündern laſſen, aber nicht geglaubt, auch die Leiche wegnehmen zu müſſen. Unter Vergießung vieler Thränen, hatten ſie fromme Männer auf dem St. Katharinenkirchhof zu Tetin begraben. Dorthin ſtrömten die Gläubigen, und ſpürten einen wunderbaren angenehmen Duft am Grabe, ſahen dort anbetend zur Nacht eine himmliſche Erleuchtung, und ſelbſt Drahomira wagte nicht, dieſe Andacht mit Gewalt hindern zu wollen.

Sie ließ aber trotz ihrem Eifer für das Heidenthum dem Erzengel Michael auf demſelben heiligen Felde, auf **Ludmilla's** Grabſtätte, eine Kapelle bauen, und Reliquien frommer Märtyrer in dieſelbe bringen, damit ihnen die Wunder, welche man dort wahrnähme, zugerechnet würden: ein Zug, der beweiſen würde, daß ihre Religionswuth, wenn auch nicht durchaus Heuchelei oder bloße Leidenſchaftlichkeit, wenigſtens ihrer Politik und Herrſchſucht untergeordnet war. Allein dennoch waltete dort nur **Ludmilla's** Andenken, und wer in die Kapelle trat, fühlte ſie mit Schauer der Ehrfurcht von ihr erfüllt.

Das Bewußtſeyn der Schuld, der Unthat, der Widerſtand, welchen ihre Abſichten fanden, **Ludmilla's** Geiſt, zerrütteten **Drahomira's** Seele. Sie wandte zuerſt ihre Raſerei wider die beiden Werkzeuge ihres Verbrechens. **Gomo** und **Tumme** merkten, daß ihr Untergang beſchloſſen ſey, und ſuchten Rettung in der Flucht. Der letzte entkam mit allen ſeinen Verwandten; doch hat nicht einer von den Seinigen irgend eines der Güter wieder bekommen, welche ſie bis dahin in Böhmen beſaßen. **Gomo** ward angehalten und hingerichtet, und alle ſeine Verwandte, die nicht entflohen, ſind enthauptet worden. Mit Entſetzen, ohne Bedauern über die an ihnen vollzogene Blutrache, betrachtete die Nation immerwährend dieſe Familien. Den überaus rothen Bart, wodurch der eine der Mörder **Ludmilla's**, die übel beſchwerten Füſſe, wodurch der andere gezeichnet geweſen ſeyn ſoll, nahm man wahr und haßte man bei ihren Nachkömmlingen in Böhmen. Noch in den neueſten Zeiten geſtand ein verdienſtvoller, verehrungswürdiger Mann, daß er aus einem jener unſeligen Häuſer ſtamme, und mit den heftigſten Schmerzen in Kopf und Hals geplagt ſey, wie alle aus demſelben Entſproſſene. Durch thränenvolle Gebete an **Ludmilla** um Vergebung glaubte er ſeine Qualen zu mildern.

Vier Jahre hatte **Drahomira** ſeit ihrem großen Verbrechen gewüthet, als **Wenzel** das achtzehnte Jahr erreichte und erklärte, daß er nun die herzogliche Macht übernehme. Sogleich ließ **Drahomira** zu den Waffen greifen, um ihre Tyrannei nicht fahren zu laſſen. Blut floß, ehe **Wenzel** ſeines Rechtes mächtig wurde. Er verbannte **Drahomira** und ihre Anhänger. (etwa J. Chr. 925.)

VI. Wenzel und Boleslaw.

Wenzel war ganz ein Character, wie er aus **Ludmilla's** Erziehung hervorgehen konnte, ſanft und fromm, nicht ungeſchickt zu den Geſchäften des Lebens; aber bei allen eingedenk der Beſtimmung für ein religiöſes Leben. Den Leichnam **Ludmilla's** brachte er nach Prag, eine Handlung, welche nach dem Sinne dieſes Zeitalters zur Befeſtigung ſeiner herzoglichen Gewalt ungemein beitragen mußte: ihr Centralpunct wurde dadurch ſehr verſtärkt.

Indeſſen ſchaltete ſein Bruder Boleslaw zu ähnlichem Zwecke mit einem ganz verſchiedenen Geiſte. Ueber das Gebiet von Bunzlau war er ein Häuptling, und ſeine herrſchſüchtige Seele hing an dem Gedanken einer feſten Hauptſtadt in einem kleinen Gebiete wie das ſeinige. Zu einer Verſammlung der freien Männer ſeines Fürſtenthums ſprach er: ich befehle, daß mir wie um die Stadt Rom eine hohe Ringmauer hier aufgeführt werde. Ein tiefes Stillſchweigen, mit Zittern untermiſcht, folgte dieſer Rede: es war der Verſammlung, nach dem Zeugniß des Chroniſten, als wenn Boleslaw tauſend bewaffnete Arme an einem einzigen Körper hätte. Und als er dieſen Eindruck merkte, faßte er plötzlich, von Drahomira's Geiſt beſeelt, neben ſich einen Greis von Anſehen, der wider ihn gem[illegible] hatte, und durchſtach ihn mit den Worten: „ich will es ſo, und nur mein Wille iſt mein Geſetz.“ Man gehorchte ihm ſogleich und führte die hohe Ringmauer auf, man bat ihn mit Thränen um Verzeihung, daß man gewagt, ihm zu widerſtreben.

Wie hätte ein ſolcher Bruder und ein ſo hochfahrender untergebener Fürſt, ſein Oberhaupt, den frommen Wenzel, unbefehdet laſſen ſollen, zumal, da Drahomira, von dem gutmüthigen älteren Sohn zurückgerufen, gewiß nicht ohne Einfluß auf den ihr gleichgeſinnten zweiten war.

Zehn Jahre hatte der Herzog Wenzel nicht ohne Ruhm gewaltet, doch ſcheint der Hang zum ſtillen, beſchaulichen Leben, welchen das Chriſtenthum ſo leicht herbeiführt, wenn es das ganze Herz erfüllt hat, ſeine Kraft wohl nicht gelähmt, doch die Sorge der Regierung ihm läſtig gemacht zu haben. Scheu vor dem herrſchſüchtigen Streben ſeines Bruders, ſeiner Mutter, beſchloß er nach Rom und in den Mönchsſtand zu wandern. Allein Boleslaw fühlte, daß der noch lebende Bruder, der eigentliche Herzog Böhmens, ſeine Macht ſtets gefährden werde, und der Geiſt des Mordes war einmal in das herzogliche Haus eingeführt.

Jener lud ſeinen Bruder zu einem Feſte nach Bunzlau, und ſchlich, als derſelbe in der Kirche, ſeiner Gewohnheit gemäß, betete, ihm bewaffnet nach. Zwei Wunden ſchlug er ihm mit dem Schwerte; aber der wehrloſe Wenzel riß es ihm aus den Händen, warf ihn zu Boden, und begnügt damit, daß er dem Mörder das Leben hätte nehmen können, ließ er ihn frei, gab ihm die Wehr zurück. Doch unentwaffnet von dieſer großmüthigen Schonung, rief Boleslaw ſeine Mithelfer, die in der Kirche verſteckt waren. Mit Schwertern und Spießen brachen ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und der Herzog, der ſich durch die

Flucht retten wollte, fand die Kirche durch die Vorſicht der Mörder verſchloſſen, und ſank an der Thüre ſterbend nieder, von Wunden zerfleiſcht (Jahr Chriſti 935.). (Nach dem älteſten Bericht an Kaiſer Otto, überfiel Boleslaw ſeinen Bruder vor der Kirche, indem jener von der Mette heimkehrte. Das Schwert entfiel dem Mörder. Wenzel hob es auf und reichte es ihm dar mit den Worten: vollende, was du begonnen haſt!)

War auch dieſes Verbrechen, zu welchem Drahomira, wenn ſie auch nicht deſſen erſte Urheberin war, wenigſtens mitgewirkt hatte, mehr aus Herrſchſucht und perſönlichem Haß gegen Wenzel, den Zögling Ludmilla's, verübt worden, ſo verlangten doch eben dieſe Herrſchſucht und Furcht, des Raubes nicht gewiß zu ſeyn, daß die Häupter der Chriſten und ihre Geiſtlichen, als die eifrigſten Anhänger des ermordeten Herzogs, verjagt und hingerichtet wurden.

Wenzel ward nun, wie Ludmilla, eine Hauptgeſtalt in der älteſten chriſtlichen Geſchichte Böhmens. Eine ſtille, faſt leidende Phantaſie, die gern mit wunderbaren Bildern ſpielt, war und iſt in der Natur der Czechen, welche in den heidniſchen Zeiten mehr von Göttinnen, als Göttern, mehr von Libuſſa und ihren Schweſtern, als irgend einem halb hiſtoriſchen, halb fabelhaften Mann, erfüllt war, welche vom Chriſtenthum zunächſt mit der ſich hingebenden Ludmilla und dem duldenden **Wenzel** ausgeſtattet ward. Sie ergötzet ſich an den weichſten, an weiblichen Gebilden.

Und wie ſoll nun die Geſchichtſchreibung dergleichen Sagen behandeln? Soll ſie dieſe als ihrer unwürdig unberührt laſſen? oder ſie erzählen mit der geraden Bemerkung, daß ſie nur Sagen ſind? Keines von beidem; denn auch dieſe Sagen waren von nicht unbedeutendem, durch die Geſchichte allerdings aufzuzeichnenden Einfluß auf die Nationalbildung. Von der andern Seite geziemt es dem Geſchichtſchreiber nicht, umſtändlich Sagen zu erzählen, die dem hellen Verſtande nur ein kurzes Intereſſe gewähren. Er berichte einfach dergleichen Mythen, zeige ihren Einfluß, und hüte ſich, ihnen den Geiſt ihrer Zeit zu nehmen: daß ſie keine hiſtoriſche Wahrheit ſind, wird jeder Leſer von ſelbſt einſehen. Er vermeide ferner, mit ihnen ſeine Darſtellung zu überladen, und wähle diejenigen aus, welche gleichſam Repräſentanten der Gattung ſind, und er wird ſich dadurch in dem Vortheil ſehen, daß er bei ſolcher Auswahl auch berückſichtigen darf, welche die Einbildungskraft zum anmuthigſten beſchäftigen. Was aber jene Sagen betrifft, die durchaus nicht über die Gränzen der begreiflichen Wahrheit hinausgehen, wie ſo manche von **Krok**, **Libuſſa** und andern, ſo iſt es Hyperkritik, wenn man ſie anmaßend verwirft, mit der Aeußerung, daß keine hinreichende Autorität ſie verbürge. Auf die Art werden wir vieles Aechte aus der

Geſchichte herausſcheiden, unter ſtolzem Geſchwätz über fabelhafte Sagenzeiten, ohne zu bedenken, daß in jeder Begebenheit, die ſich ſelbſt in der jüngſten Stunde unſers Lebens zuträgt, auch unverbürgte Sage als Geſchichte gilt, und es wirklich iſt. Der kühnſte hiſtoriſche Kritiker ſey auch der frommſte in ſeinem Glauben an die Tradition. Fabel und unächten Bericht in der Geſchichte zu wittern, verräth nicht ſo viel Scharfſinn und umfaſſende Geiſteskraft, als die wahren Thatſachen zu ſchonen, die gewöhnlich in dem hiſtoriſchen Material ſtecken, das als Schlacke weggeworfen wird.

VII. Das Bisthum zu Prag.

Die Sage von **Drahomira's** Ende, daß ſie vor dem Schloſſe Prags gegen Sonnenuntergang, den Chriſten und ihrem Sohne **Boleslaw** fluchend, mit Roß und Wagen von den Teufeln in die Erde hingeriſſen ſey, deutet ſchon an, daß der Mörder des heiligen **Wenzel's** keineswegs an planmäßige Ausrottung des Chriſtenthums dachte. **Boleslaw** ſcheint es ſogar nicht ohne politiſchen Blick in ſeinem Lande weiter ausgebreitet und tiefer gegründet zu haben. Ihm entging nicht, wie viel zur Ordnung in einem Staate beitrug, wenn in demſelben ein Bisthum als Mittelpunct der kirchlichen Verfaſſung zugleich der Mittelpunct für die Sittenpolizei wurde; eine Bemerkung, die er um ſo leichter machen mußte, da die Errichtung vieler Bisthümer einer der Hauptgrundſätze ſeines Zeitgenoſſen

Kaiſer **Otto's des Großen** war, und es die glänzendſten Beiſpiele davon in den an Böhmen gränzenden ſlawiſchen Provinzen des deutſchen Reiches gab.

Schwerlich läßt ſich dagegen annehmen, daß **Boleslaw** blos aus einem frommen chriſtlichen Drange gewünſcht habe, in Prag ein Bisthum für Böhmen errichtet zu ſehen. Wenigſtens giebt es keine Beweiſe dafür, daß die Sinnesart **Ludmilla's**, von welcher er ſich zu der größten Frevelthat abgewandt hatte, in ſpäteren Jahren auch ihn erfüllt habe, ſo wie ſie auf alle ſeine Kinder durchgedrungen war. Er tummelte ſich ſeine langen Regierungsjahre hindurch viel zu heftig und kriegeriſch herum, als daß eine ſolche Umwandlung in ihm irgend zu vermuthen wäre; und wir hören endlich nicht, daß er ſich eifrig weiter bemüht hätte, ſeinen Wunſch durchzuſetzen, als der Biſchof **Michael** zu Regensburg, deſſen Sprengel ſich auch über Böhmen erſtreckte, denſelben nicht geſchmälert ſehen wollte, und den Böhmenherzog unter dem herben Vorwande zurückwies, daß die vom Brudermord befleckten Hände keine Heiligen mitſchaffen könnten. Eine Sache des Herzens und religiöſen Dranges betreibt man anders.

Dies war die Gründung eines Bisthums zu Prag für ſeinen Sohn **Boleslaw II.** Mit ſeinen dringenden Bitten um ein ſelbſtſtändiges böhmiſches Bisthum von dem noch lebenden Regensburger Biſchof **Michael** zurückgewieſen, beſchloß er, ſeinen Wunſch in Rom zu betreiben, und Niemand war zu dieſem Geſchäft gleichſam ſo geweiht, als ſeine Schweſter Mlada. Im Kloſter zu Regensburg hatte ſie ſich gebildet, war der lateiniſchen Sprache mächtig, kannte durchaus die heilige Schrift; ihr ſehnlicher Wunſch war, die Reſte heidniſcher Barbarei in ihrem Vaterlande verſchwinden zu ſehen, und ihre Gedanken wandten ſich immer nach der Kirche des heiligen Gregorius im Prager Schloß, wo ihre Aeltermutter Ludmilla, ihr Vorbild, in heiliger Ruhe begraben lag. Dert ein Kloſter zu ſtiften, trug ſie ein Verlangen, das in freudige Hoffnung aufblühte, als ſie nach Rom abreiſte (Jahr Chriſti 971), um ihres Bruders Abſicht durchzuſetzen. Mit frommer Beredtſamkeit wußte ſie vor dem Papſt Johannes XIII. zu beklagen, daß in dem mächtigen Böhmenlande die chriſtliche Heerde noch des biſchöflichen Hirten ermangele, und die Pracht der St. Veitskirche im Prager Schloß, die heiligen Tugenden ihres Erbauers Wenzel zu ſchildern, und wie ihre reichen Einkünfte ſie zum Glanz einer Kathedralkirche des neuen Bisthums berechtige. Beſcheiden erwähnte ſie dann der andern Kirche daſelbſt, wo ſie ein Jungfrauenkloſter nach der Regel des heiligen Benedictus gründen möchte. Jahannes reichte ihr erfreut den Stab einer Aebtiſſin ſolches Kloſters, und willigte ebenfalls in die Errichtung eines Bisthums zu St. Veit in Prag, unter der Bedingung, daß der Gottesdienſt der Kathedralkirche nicht in ſlawiſcher, ſondern einzig in lateiniſcher Sprache gehalten würde.

Dieſem Befehl nachzukommen, erkohr ſich Boleslaw zum erſten Biſchof einen frommen Prieſter der römiſchen Kirche, den wohlberedten, in Wiſſenſchaften bewanderten Dithmar, der durch ſeinen Aufenthalt in Prag den Böhmen bekannt war, und als ein Sachſe dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe, welches die Errichtung des böhmiſchen Bisthums vorzüglich bei Wolfgang, dem neuen Regensburger Biſchof, förderte, angenehm ſeyn mochte. Der Erzbiſchof von Mainz, unter deſſen Hoheit das neue Bisthum wahrſcheinlich vom kaiſerlichen Hofe geſtellt wurde, weihte ihn zu Magdeburg zum Biſchof, und im Schmuck ſeiner neuen Würde, unter lautem Jubel, zog Dithmar bald darauf in Prag ein (J. Ch. 973.).

VIII. Verbindung zwiſchen dem römiſchen Kaiſerreich und dem Herzogthum Böhmen.

Durch den Umſtand, daß die Oberhoheit über das Prager Bisthum einem deutſchen Erzbiſchof angehörte, ward die kaiſerliche Hoheit über Böhmen unterſtützt, und eben ſo förderte die neue Stiftung mittelbar das Ueberhandnehmen deutſcher Kultur und Sprache im Lande, indem an die Spitze des Hauptinſtituts der Volksbildung häufig Deutſche traten.

Zugleich aber bemerkte man, daß eben derſelbe Fürſt, welcher zuerſt den Gedanken faßte, ein Bisthum unter den Böhmen aufzurichten, gewiſſermaßen als der Held betrachtet werden kann, dem die Czechen Erhaltung ſlawiſcher Sprache und Nationalſitte in ihrem Lande verdanken. Wie ganz iſt dieſelbe in andern von ſlawiſchen Volksſtämmen bewohnten Ländern des römiſchen Reichs von der deutſchen überwältigt, ſeitdem Kaiſer Otto I. ſie brach, und wie ungemein hat ſie ſich, wiewohl die Verhältniſſe der folgenden Jahrhunderte wider ſie verſchworen waren, in Böhmen erhalten! Darum liegt ein Hauptgrund in der Kraft, womit Boleslaw I. dem großen Slawenbezwinger widerſtand.

Vierzehn Jahre hatte der Krieg zwiſchen ihnen gedauert, und war für den Herzog der Böhmen eine Reihe von Siegen über die Feldherrn des Kaiſers geweſen, als dieſer ſelbſt mit Macht einbrach, und Prag hart bedrängte. Eine Unterredung zwiſchen den beiden kraftvollen Herrſchern (J. Ch. 950.) begründete feſten Frieden zwiſchen ihnen. Wenn Häupter der Nationen von gleich großer Perſönlichkeit zum Geſpräch zuſammentreten, ſo wird es reich an Segen; im entgegeſetzten Falle fruchten die Unterredungen zwiſchen Fürſten keineswegs. Dazu kam, daß Otto mit dem Böhmenherzog in ſlawiſcher Sprache reden konnte; er glaubte nicht, Ueberwinder und Herrſcher einer Nation werden zu können, deren Sprache er nicht verſtand. Boleslaw verpflichtete ſich zu dem jährlichen Tribut, von welchem die Böhmen gegen kraftvolle deutſche Könige nicht mehr loskamen; doch ungleich wichtiger ward ſeine Verheißung, dem Aufgebote des Kaiſers um Kriegshülfe jedesmal Folge leiſten zu wollen.

Die wilden Ungern drohten noch immer, durch ihre Ueberſchwemmung jeglichen Wohlſtand, jegliche Kultur der Deutſchen zu vernichten, und noch mehr ſchien Böhmen ihre ſichere Beute, da ſie ſchon in Mähren den Meiſter ſpielten. Boleslaw befehdete ſie dort, zu ſchwach, die Kraft eines ſolchen Volkes zu brechen. Darum gab er den unmittelbaren Schirm ſeines Landes auf, und zog mit ſeiner ganzen Heeresmacht zum Kaiſer, der einen Hauptſchlag wider ſie bereitete. In der großen Schlacht am Lech warfen ſich die Ungern zuerſt auf den Nachtrab des kaiſerlichen Heeres, welchen die Böhmen ausmachten, ſchlugen ſie, und verbreiteten unter den Deutſchen Flucht und Verwirrung; doch ſcheint das böhmiſche Hülfscorps, als Otto's Heldengeiſt die Schlacht wieder hergeſtellt und den Sieg entſchieden hatte, ſehr viel zur gänzlichen Vernichtung des wilden Feindes beigetragen zu haben (J. Chr. 955.). Für Deutſchland war er fortan nicht mehr furchtbar. Nur in Böhmen drang ſeine Ueberſchwemmung von Ungern her durch Mähren ein. Mit deutſcher Hülfe, die Otto ſandte, erfocht Boleslaw einen entſcheidenden Sieg über die Ungern; und nun blieb auch Böhmen vor ihrer Barbarei geſichert. So heilbringend ward für Deutſchland und jenes Reich die Unterredung zwiſchen ihren beiden Oberhäuptern.

Aehnliche große Momente giebt es nicht in der Geſchichte der Verbindung zwiſchen Böhmen und dem deutſchen Reich, als bis wieder zwei Männer hoher Art, wie Rudolf von Habsburg und Ottokar, gegen einander ſtanden. Gleichwohl laſſen ſich in jenem Zwiſchenraume hervorſtechende Puncte bemerken, an welche ſich die Geſchichte aller Fehden und Verträge, die jenes Band veranlaßte, ſo knüpfen läßt, daß ſie einiges Intereſſe erwecken. Ein Punct der Art iſt, als ſich, vermuthlich zuerſt unter Brzetislaw I., die Vorſtellung beſtimmter bei den Böhmen ausbildete, daß ihr Herzog wohl dem römiſchen Kaiſer, als dem Oberhaupte der weltlichen Souveräne, unterworfen ſey, aber nicht dem deutſchen Könige. In Deutſchland dagegen wollte man den Herzog von Böhmen ganz wie ein Reichsmitglied, wie die deutſchen Reichsherzöge betrachten, die im Grunde nur die höchſten weltlichen Staatsbeamten waren. Um ſo zweifelhafter wird, ob man in dem Umſtande, daß Wratislaw II. von Böhmen nebſt andern Reichsfürſten Heinrich IV. eidlich zuſagte, nach ſeinem Tode keinen andern als ſeinen Sohn zum römiſchen König wählen zu wollen, den Beweis finden darf, daß ein böhmiſcher Herzog, als ſolcher, ſchon damals ein eigentlicher Reichsfürſt war, und unter denen ſtand, die nach und nach als die Kurfürſten in Deutſchland galten; denn Wratislaw war kurz vorher von dem Kaiſer mit einer Markgrafſchaft in dem eigentlichen ſlawiſchen Deutſchland beſchenkt worden, und konnte in ſofern als Reichsfürſt an dem Wahlgeſchäfte Theil nehmen.

Selbſt darin, daß er von Heinrich zum König gekrönt wurde (J. Chr. 1086.), möchte eher eine Andeutung ſeyn, daß er als Oberhaupt der Böhmen, nicht in der Reihe der Reichsfürſten ſtehen wollte, von welchen keiner eine Krone trug; als ein Beweis von dem Gegentheil. Freilich nahm der Kaiſer dieſe Handlung nicht vor, ohne daß ſie der Reichstag der deutſchen Großen billigte; doch beweiſet dies weiter nichts, als daß er auch bei einem Akt des römiſchen Kaiſers die Zuſtimmung ſeiner Deutſchen nöthig glaubte, und keinesweges, daß er als deutſcher König einen Reichsfürſten nicht in der Reichsfürſten Reihe ohne derſelben Einwilligung zu erhöhen wagte, als er den Böhmenherzog krönte.

Nach den völkerrechtlichen Begriffen damaliger Zeit beruhte der Rechtstitel der neuen Kronen in dem Willen, der Handlung des römiſchen Kaiſers, als des Königs der Könige: ein anderer ewig gültiger lag darin, daß das Volk der Czechen, wie Wratislaw von dem

Erzbiſchof von Trier zu Prag unter großer Pracht zum König geſalbt wurde, ihm zurief: Heil dem ruhmvollen, von Gott gekrönten König von Böhmen.

Uebrigens iſt die Geſchichte der engen Verbindung zwiſchen Heinrich IV. und Wratislaw II. ein vorzüglich anziehender Theil der Geſchichte des Bandes zwiſchen Deutſchland und Böhmen, weil dieſes dadurch in den großen Kampf zwiſchen den Oberhäuptern der geiſtlichen und weltlichen Macht auf der Erde verflochten wurde. Manche Entwickelung deſſelben möchte anders geſchehen ſeyn, hätte Papſt Gregor VII. dem Antrage von Wratislaw, daß er die Meſſe in ſlawiſcher Sprache den Böhmen geſtatten wolle, Gehör gegeben. Allein dies konnte Gregor unmöglich nach ſeinem Ideal von einem Syſtem der chriſtlichen Kirche, welches mit einem heiligen Dunkel alle menſchliche Gemüther beherrſchte. Die göttliche Schrift, erwiederte er dem Fürſten der Böhmen, ſchiene ſich bisweilen vorſätzlich dunkel auszudrücken, um anzuzeigen, daß ſie nicht von jedwedem verſtanden ſeyn wolle. Deshalb ſolle er ſich nicht erdreiſten, den Gottesdienſt in ſlawiſcher Sprache einzuführen. *)

---

*) Seit 1030 beſtand ein Kloſter zu Sazara das Prokop ſtiftete, in welchem die Mönche in ſlawiſcher Sprache die Meſſe und Horas laſen. Spitignew II. hatte ſie vertrieben. Wratislaw führte ſie in ihr Kloſter zurück

Wie Wratiſlaw von der Dankbarkeit des Kaiſers Heinrich, weil er mit ihm nach Italien zog wider den Papſt und Rom, ſo ward mehr als ſiebenzig Jahre nachher einer ſeiner Nachkommen, Herzog Wladiſlaw II. von Böhmen, von Kaiſer Friedrich I. aus dem Hauſe der Hohenſtaufen zum König gekrönt (J. Chr. 1158), weil er ihm vorzügliche Hülfe zum Zuge nach Italien wider den Bürgerſtand verhieß, welcher dort in herrlichen Freiſtaaten übermüthig blühte. Allein beide trugen die Krone nur als einen Preis ihrer perſönlichen Verdienſte, und ihr Haus hatte noch kein Recht auf dieſelbe. Als aber wiederum aus dem Stamm Przemiſls ein großer Fürſt erſtand, Przemiſl II., mit dem Zuamen Ottokar, da belich ihn Kaiſer Philipp der Hohenſtaufe alſo mit der königlichen Würde, daß ſie auf alle ſeine Nachfolger fortgehen ſolle, und der größte Kaiſer des Mittelalters, Friedrich II. beſtätigte ihm dieſe Zuſage. Ebenderſelbe hob den Tribut auf, welchen Böhmen bis jetzt den Kaiſern hatte zahlen müſſen; worin man aber keinen Beweis finden darf, daß es nun von der kaiſerlichen Oberhoheit ganz frei geworden ſey; denn zugleich

---

und verwendete ſich, dieſer Mönche wegen an den Papſt, und deutete dabei zugleich den Wunſch des ganzen Volkes nach einem Gottesdienſt in der Nationalſprache an. Beides verweigerte Gregor. D.

legte Friedrich den böhmiſchen Königen nicht nur die Verpflichtung auf, daß ſie zum Kaiſerzuge des jedesmaligen römiſchen Königs Mannſchaft oder Geld beitragen, ſondern auch, daß ſie auf beſtimmten Reichstägen erſcheinen mußten. Eben dieſe neu urkundlich ausgeſprochene Verbindlichkeit ſetzte ſie mehr in die Reihe der Reichsfürſten, als alles Vorhergegangene. Indeſſen kam eine Zeit über Deutſchland nach dem Sturz des hohenſtaufiſchen Hauſes, wo das kaiſerliche Anſehen tief unter den Glanz der Könige von Böhmen ſank. Ottokar verſchmähte, es aufzunehmen: nur einen kleinen Grafen von Habsburg ſchien es nicht zu verunehren.

IX. Das przemiſliſche Fürſtenhaus und die böhmiſchen Stände.

Wenn derjenige Hiſtoriker, welcher behauptete, daß Böhmen während der Jahrhunderte, wie es von dem przemiſliſchen Fürſtenſtand regiert wurde, von der Oberhoheit des römiſch-deutſchen Reichs abhängig oder unabhängig geweſen wäre, eben ſo ſehr Unrecht als Recht hätte, würde noch gewagter und hiſtoriſch unrichtiger die allgemeine Behauptung ſeyn, daß in jeder Periode das Oberhaupt der Böhmen durch Wahl des Volkes, oder daß es durch Erbfolge zur Regierung gekommen ſey.

Unmöglich kann bezweifelt werden, daß Przemiſl und ſeine erſten Nachfolger einzig von dem Willen der Nation, durch eine freie Wahl derſelben, ſie mochte ſtillſchweigend oder beſtimmt ausgeſprochen ſeyn, ihre Macht hatten. Aber wie dann bei dem Volke ſich ein Gefühl entwickelte, daß es von dieſem Fürſtenhauſe nicht abgehen möge, wenn es ſich gleich nicht ſchlechterdings an daſſelbe gebunden glaubte, am wenigſten an eine beſtimmte Erbfolge in ihm; wie dagegen das Fürſtenhaus natürlicherweiſe vorausſetzte, daß nur ihm die Herrſchaft über Böhmen gezieme, und die Erbfolge ſo oder ſo feſtzuſetzen ſuchte; doch nicht ohne Einwilligung der Nation: dieſe Entwickelung iſt Pflicht des Geſchichtſchreibers.

Schon als Boleslaw III. den Abſcheu des Volkes ſich zuzog, wählte es, von ihm ſich losreißend, keinen ſeiner Brüder zum Herzog, ſondern einen polniſchen Fürſten; doch war eben dieſer ein Sohn Dobrawka's, der Schweſter Mlada's und Tochter Boleslaws I., welche ihren Gemahl, den Herzog von Polen, und deſſen Land zur chriſtlichen Religion bekehrt hatte; denn man wagte nicht, ganz von Przemiſl's Blut abzugehen. Ohne die Zwietracht der Söhne von Boleslaw III. wäre wohl die Erbfolge von Vater auf Sohn ruhig fortgegangen, und zur Kraft eines Geſetzes gelangt. Nun war das Volk an ſein Wahlrecht erinnert worden.

Da glaubte Brzetislaw I., die Erbfolge in ſeinem Hauſe beſtimmen zu müſſen, um die Regierung überhaupt demſelben zu ſichern. Er hatte fünf Söhne, und war ſterbend bekümmert, daß ſie alle auf ſeinen Scepter Anſpruch machen könnten, da hingegen er bei ſeines Vaters Hinſcheiden der alleinige mit ſolchem Anſpruch geweſen ſey. Er ſammelte die Großen des Volkes um ſich, und machte mit ihrem Beifall die Anordnung, daß in Zukunft der älteſte Sohn Herzog in Bohmen ſeyn ſolle. Doch theilte er zugleich, auch über Mähren herrſchend, jeglichem ſeiner Söhne gleichſam ein eigenes Fürſtenthum zu, welches ihnen indeſſen nur unter Hoheit des böhmiſchen Herzogs gehörte. Wenn die Häuptlinge der Nation, die Wladiken, noch wie eine Art von Fürſten betrachtet wurden, ſo ſollten ihnen die Sprößlinge des herzoglichen Stammes keineswegs nachſtehen, doch auch eben ſo wenig, wie ſie, die Einheit der Obergewalt ſchwächen. (J. Ch. 1055.)

Alſo ſcheint es durchaus nicht Brzetislaw's Gedanke geweſen zu ſeyn, daß der jedesmalige älteſte Prinz im herzoglichen Hauſe die Regierung haben ſolle, ſondern der älteſte Sohn des letzten Herzogs; aber die Nation nahm ſeine Anordnung in dem erſten Sinn, wahrſcheinlich um die Wahlfreiheit zu erhalten, und die Genehmigung des letzten Willens von Brzetislaw durch die Wladiken nicht hintanzuſetzen. Aus gleichem Grunde ſchritt ſie unmittelbar nach dem Leichenbegängniß des Herzogs zu einer förmlichen Wahl ſeines älteſten Sohnes, der alſo nicht allein durch das neue Geſetz der Erbfolge zur herzoglichen Gewalt gelangen ſollte; und ausdrücklich bemerkt die Geſchichte, daß an dieſer Wahl ſo die Großen, als die Kleinen Theil genommen. Was es von freien Männern in der Nation gab, wollte die wichtigſte der öffentlichen Angelegenheiten nicht allein durch die Herren genehmigt und beſtimmt ſehen. Auch mag dazu, daß man Brzetislaw's Verordnung in einem andern Sinne nahm, als ſeine Ausdrücke enthielten, die Perſönlichkeit Wratislaws II. beigetragen haben, der ſein zweiter Sohn, und der älteſte Prinz des Hauſes war, als ſein erſter Sohn, Herzog Spitignew II. ſtarb. Nicht der Sohn, welchen dieſer hinterließ, ſondern jener, ſein Bruder kam nach ihm zur Regierung.

Im Ganzen befolgte die Nation nun den Grundſatz, daß der älteſte Prinz des Hauſes zum Herzog gewählt würde; aber gleichwohl hielt ſie auch dieſe Beſchränkung des Wahlrechtes ihrer willkührlichen Abänderung unterworfen. Als Sobieslaw, der letzte Sohn von Wratislaw II., von den Ständen zum Herzog begehrt und gewählt wurde, gab es in Otto von Mähren einen ältern Fürſten von Przemiſl's Stamme. Wenn dagegen eben dieſer Sobieslaw den böhmiſchen Landtag dahin brachte, daß man ſeinem Sohn als ſeinem Nachfolger Treue ſchwur, ſo entkräfteten die Stände doch wieder dieſen Eid, um ihre Wahlfreiheit zu behaupten und die Anordnung, daß der älteſte Prinz des Hauſes zur Regierung gelangen ſolle. Dies war vermuthlich bei Sobieslaw's Tode der nachherige König Wladislaw II. Nur endlich Przemiſl II., Ottokar genannt, hatte Anſehen genug, ſeinem Sohn Wenzel, wiewohl ältere przemiſliſche Fürſten vorhanden waren, die Nachfolge zu verſchaffen. Und dies Beiſpiel, die lange Regierung Wenzels, und die Größe von deſſen Sohn Ottokar, ſcheinen endlich veranlaßt zu haben, daß man die Anordnung Brzetislaw's in ihrem ächten Sinne nahm, nach welchem der älteſte Sohn jedesmal dem Vater in der Regierung folgen ſollte. Indeſſen führt auch hiervon die Geſchichte keinen ſichern Beweis; denn nach Ottokar's Untergang ward die Thronfolge freilich ſeinem unmündigen Sohne Wenzel II. erhalten; dies geſchah aber nicht ſo ſehr durch den Willen der Nation, als durch den Vertrag zwiſchen Rudolf von Habsburg und Otto von Brandenburg; und mit Wenzel III., dem Enkel Ottokar's, erloſch ſchon der ganze przemiſliſche Mannsſtamm.

Die Unbeſtimmtheit der Nachfolge im Hauſe der böhmiſchen Herzoge diente natürlich dazu, die Macht der Stände zu mehren und auszubilden; und die Unterſuchung, auf welche Art dies während der fünfhundert und vier und achtzig Jahre geſchah, daß der Mannsſtamm von Przemiſl in Böhmen regierte, iſt eine der ſchwierigſten. Wer waren eigentlich die Wladiken, und welche Rechte hatten ſie? Wie kam ein Bürgerſtand empor, und was wirkte Prag dazu, das ſich mit Rieſenkraft mitten unter den Wladiken emporhub? Von welchem Einfluß war auf die Ausbildung der Stände das Prager Biſthum? Alle dieſe und ähnliche Fragen müſſen mit der ſorgfältigſten Kritik und chronologiſchem Fortſchreiten unterſucht und beantwortet werden. Die allgemeinen und zu beſtimmten Entſcheidungen ſind bei dergleichen hiſtoriſchen Gegenſtänden von gar keinem Werth.

Uebrigens iſt dieſer Theil der ältern böhmiſchen Geſchichte vorzüglich anziehend. In einem ſlawiſchen Staat: haben ſich die Stände der bürgerlichen Geſellſchaft doch nicht ganz ſo gebildet, wie in einem deutſchen; und welches Schauſpiel giebt allein der Kampf des großen Geſchlechts der Wrſſowetze mit dem herzoglichen Hauſe?

X. Ueber die Beſchreibung der przemisliſchen Periode.

Wenn der Geſchichtſchreiber der przemisliſchen Periode die bisher berührten Gegenſtände in allen den Thatſachen verfolgt, welche von ihnen herbeigeführt wurden, oder auf ſie einwirkten: ſo wird er die Hauptfäden haben, welche durch das Gewirre der übrigen Notizen, z. B. vom Eingreifen der Päpſte in Böhmens Schickſal, von allen den zerſtreuten Erſcheinungen in dürftiger Wiſſenſchaft und Kunſt, ſich ununterbrochen hinwinden, und kann es zu einem Ganzen befeſtigen. Beſonders wird er den vielfachen innern und äußern Fehden und Kriegen, die ſich einander in ihrem widrigen Character überdies ganz ähnlich ſehn, wenn er ihre Geſchichte in ſolche Entwickelung verwebt, einige anziehende Kraft verleihen können, zumal da die Richtung, die er ſeiner Geſchichtſchreibung giebt, ihn berechtigt, ſolcher Fehden kaum zu gedenken, die ohne alle merkwürdige Züge von dem Nationalzuſtande, den handelnden Perſonen, ohne bedeutende Folgen waren.

Am ſchwerſten wird ſeyn, jeglichen Hauptfaden bis zu dem gehörigen Moment, und nicht darüber hinaus jedesmal fortzuführen, und das ganze Gewebe mit Licht und Schatten ſo anzulegen, daß es eine lebendige und wahre Geſchichte werde. Hier kann ſich der Meiſter in jeglichem Griffe zeigen.

Aber was ſoll in einer ſolchen hiſtoriſchen Entwikkelung die Geſchichte der Regenten bedeuten? welche Stelle, wie viel Raum einnehmen?

Es iſt nicht thunlich, die Geſchichte einer Nation ſo zu zerſtückeln, daß erzählt wird, was unter jeglichem der Regenten verfiel; denn mancher Leben und Tod iſt von geringem Gewicht für die Nationalentwickelung geweſen, man darf den Faden pragmatiſcher Geſchichte ihrentwegen nicht abreißen. Aber kraftvolle Häupter der Völker ſind theils ſelbſt ſo ſehr ein Product ihrer Zeit und der Nationalkultur, wirken theils auf dieſelbe ſo mächtig ein, daß allerdings Anfang und Ende ihrer Regierungen das Weſen einer Periode begränzen.

Wenn der Hiſtoriker vom Jahre 1306, als der männliche przemiſliſche Stamm erloſch, bis zu Libuſſa's Gemahl hinaufſchaut, ſo nimmt er mehrere Regenten wahr, welche als die Hauptgeſtalten in pragmatiſcher Geſchichte hervortreten, und entdeckt auch den Vortheil für ſeine Geſchichtſchreibung, daß jede dieſer Hauptgeſtalten eine lange Reihe von Jahren handelt, ihm eine gleichartige Maſſe von Umfang für ſeine Darſtellung zubereitet. Die durchgreifende, ſtandhafte Politik **Boleslaw'ſ** I.; (regierte vom 935. bis zum 967. J. Chr.), die eben ſo ſanfte und chriſtlichgeſinnte, als kriegeriſch glückliche ſeines Sohnes **Boleslaw** II.; (reg. vom J. Chr. 967 bis 1000.), und **Wratislaw's**, des erſten Königs wahrhaft königlicher Sinn und Muth; (reg. v. 1061 bis 1092.) deſſen Wiederholung in **Wladislaw** II.; (von 1140 bis 1174.), die überhandnehmende deutſche Bildung unter **Wenzel** I.; (von 1231 bis 1253.), der ſelbſt in der Reihe der Minneſänger erſcheint; dann die Klugheit, womit **Przemiſl Ottokar** (reg. von 1253 bis 1278.) ſein Königthum gegen das kaiſerliche Anſehen und gegen ſeine eigenen Unterthanen zu befeſtigen wußte; jegliche dieſer großen Erſcheinungen hat faſt, oder mehr als dreißig Jahre über Böhmen gewaltet; und wie viel länger als vier und zwanzig Jahre möchte **Ottokars** ſtolze Macht gethronet haben, wenn nicht der Zeitpunct gekommen wäre, da das habsburgiſche Kaiſerhaus gegründet werden ſollte!

XI. Ottokar und Rudolf von Habsburg.

Ottokar beſaß Böhmen und Mähren durch Erbfolge und den Willen der Stände, Oeſterreich und Steyermark, weil die meiſten Großen dieſer beiden Herzogthümer für ihn geweſen, und der römiſche König **Richard** ihm dieſe Reichslehne beſtätigt hatte, endlich Kärnthen und Krain durch einen Kauf, dem freilich keine rechtliche Kraft beigemeſſen werden konnte. Als Sieger über den ungeriſchen König **Bela** ſtand er in hohem Kriegsruhm; die Macht der böhmiſchen Großen hatte er kühner gebrochen, als irgend einer ſeiner Vorfahren. Voll Gunſt gegen die Deutſchen, und unbekümmert um ſlawiſche Ehre, ſchien er, auf den Nacken ſeiner eigenen Nation tretend, für einen Deutſchen gelten zu wollen, indem das zerrüttete, bedrängte Deutſchland den Gedanken faßte, ob dieſer mächtige Slawe als ſein Oberhaupt ihm nicht Ruhe und Glück wiedergeben möchte.

Der Erzbiſchof von Köln kam an der Spitze einer Geſandtſchaft nach Prag, und es ſcheint, daß er nicht bloß aus eignem Antriebe, ſondern in Vollmacht von dem ganzen Kurfürſtenrathe dem König von Böhmen die Kaiſerkrone antrug.

Immer wird ein Dunkel darüber bleiben, aus welchem Geſichtspuncte Ottokar dieſen Antrag in Erwägung zog; aber offenbar iſt, daß er in ſeinem Entſchluß ſchwankte, denn er hielt darüber Rath mit ſeinen vornehmſten Großen. Einer von den zehn prager Burggrafen, die er eingeſetzt, Andreas von Rziczan erinnerte ihn, daß nun ſeine Herrſchaft feſt gegründet ſey, und er ruhig auf dem Thron ſeiner Väter bleiben ſolle Die Völkerſchaften, über welche er als Kaiſer zu herrſchen eingeladen worden, kenne er nicht ſattſam, und ſey dagegen ſo mächtig, daß der künftige Kaiſer auf ſeinen Befehl ihm mit Kriegshülfe dienen werde.

Ohne allen Zweifel war dieſe Anſicht nicht ungegründet. Ein ſolches Haus, wie die Hohenſtaufen, war kaum zu Grunde gegangen, Konradin auf dem Blutgerüſte geſtorben, und der weſentlichſte Grund davon lag in dem Stolz, womit es ein wahrhaftes Kaiſerthum gegen die päpſtliche Kirche, gegen die Großen und den Bürgerſtand, die ſich in Deutſchland und Italien wider den Oberherrn bewaffnet hatten, durchführen wollte. Ottokar hegte einen ähnlichen Geiſt wie die Hohenſtaufen; und was verbürgte ihm, daß nun ſeine Macht nicht durch den Verſuch, das Kaiſerthum zu heben und zu halten, zertrümmert werde? Dachte er gar daran, wie ſchmählige Schatten von römiſchen Königen Richard von England und Alphons von Kaſtilien geweſen, welche Vermehrung ſeines Glanzes konnte er darin ſehen, ihr Nachfolger zu werden? oder wie konnte er fürchten, daß Kaiſer ſolcher Art je ſeiner Macht gefährlich würden, je wagten zu ſchmälern, was er an Reichslehnen beſaß? Der Tadel, welcher Ottokar's Politik, und die Anſicht Rziczan's ſo vielfach befehdet, hat ſeine Waffen von dem Erfolg hergenommen.

Gleichwohl iſt der König ſelbſt von jener Anſicht gewiß nicht durchdrungen geweſen, wenn ſie auch einen lebhaften, doch leicht verſchwindenden Eindruck auf ihn machte. Sein Benehmen von dem Augenblick an, als er hörte, daß die Kurfürſten an die Wahl eines Andern zum Kaiſer ernſthaft dachten, iſt davon der unwiderſprechlichſte Beweis, und gern würde man einem hiſtoriſchen Zeugniſſe glauben, daß ſeine öffentliche Ablehnung der Kaiſerkrone nur zum Schein vor den böhmiſchen Großen geweſen ſey, die ihren König, der ſie ſchon ſtolz genug drückte, nicht noch zum Kaiſer erhöht ſehen wollten; oder, der in dem Antrage durch den Erzbiſchof von Köln noch nicht genug Einhelligkeit des Kurfürſten-Rathes ſah, vielleicht ſchon einen Wink über die Geſinnungen des gewichtigſten Mannes in demſelben, des Erzbiſchofes Wernher von Mainz hatte.

Denn dieſer war es, der auf das nachdrücklichſte einſchärfte, daß man bei der Wahl des neuen Kaiſers nicht auf Macht, Reichthum und Glanz ſehen ſollte, ſondern auf diejenigen perſönlichen Eigenſchaften, wodurch allein das Oberhaupt der Deutſchen ihr Vaterland aus der gegenwärtigen Zerſtörung alles Friedens retten könne. Man bedürfe eines durchaus gerechten und großmüthigen, tapfern und weiſen Kaiſers. Ein ſolcher werde Graf Rudolf von Habsburg ſeyn.

Durch dieſe nachdrücklichen Vorſtellungen wurde ſelbſt der kölner Erzbiſchof, bei welchem ſich Ottokar nun eifrig um die Kaiſerkrone bewarb, und welchen er vielleicht niemals ernſt mit derſelben zurückgewieſen hatte, von dem großen König abgelenkt, und für jenen unmächtigen Grafen gewonnen. Einer von den ritterlichen Ahnen des preußiſchen Hauſes, der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Zollern, ward abgeſandt, um ſeinem ritterlichen Schwager, dem Stammvater des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes kund zu thun, daß er auf den erſten Thron der Welt erhoben ſey. Rudolf ſteckte das Schwert ein, womit er vor Baſel den dortigen Biſchof befehdete, und zog es nur wieder, um Gerechtigkeit zu handhaben, und für ſein Haus eine Macht zu ſchaffen.

Zu Aachen ward er gekrönt (am 21. Octbr. 1273.) von dem Erzbiſchof von Köln; aber Ottokar erklärte laut: die Wahl des Grafen von Habsburg könnte mit der Ehre des Reiches nicht beſtehen. Er ſuchte den

Papſt zu bewegen, daß er ſie verwürfe, und dem Gewählten die Kaiſerkrönung verſagte; jedoch Gregor X. urtheilte, wie der Erzbiſchof von Mainz, daß die perſönlichen Eigenſchaften des deutſchen Oberhauptes jetzt mehr als jemals berückſichtigt werden müßten, und gab die Antwort: „Ottokar ſollte ſeine Slawen beherrſchen, und in Deutſchland ein Deutſcher den Scepter führen.“ Vielleicht war nichts dem Böhmenkönig empfindlicher, als die Weiſung, daß er ſich auf ſeine slawiſche Nation beſchränken ſolle.

Von nun an verwirrten ihn Stolz und die Wuth, daß ein Graf von Habsburg ſich als ſeinen Oberherrn benehmen wolle, und die gänzliche Verachtung gegen deſſen geringe Macht. Drei Puncte werden immer wider das Lob ſeyn, welches man einer tiefen Einſicht und Charaktergröße Ottokar's beilegt; erſtens, daß er ſich nicht ſofort und beſtimmt für Annahme der Kaiſerkrone entſchied, wenn er den Gedanken nicht ertragen konnte, als Vaſall unter einem Oberherrn zu ſtehen; daß er ferner ſich nicht ſtill in ſeine Größe zurückzog, und ſich gleichſam wie in ein Ceremoniel, darin fügte, des Kaiſers Unterthan zu heißen, nachdem er einmal verſchmäht hatte, Kaiſer zu werden; und endlich, daß er nicht einſah, wie die Perſönlichkeit Rudolf's, indem ſie nur die Reichsverfaſſung zu handhaben ſchien, ihm weit gefährlicher wurde, als noch ſo bedeutende Macht eines einzelnen Gegners; denn dieſer Kaiſer verſtand, die zerſplitterte Macht der Deutſchen durch das Recht wider ihn zu vereinen.

Man ſieht indeſſen nicht, woher ſich das neue Kaiſerhaus eine genügende Macht hätte ſchaffen ſollen, ohne Ottokar's Halsſtarrigkeit; denn nur durch ſie fand Rudolf den rechtlichen Verwand, ohne welchen er nicht wagen durfte, ſich mit Reichslehnen zu bereichern. So ward des Böhmenkönigs Verſtocktheit Anlaß, daß die Kaiſermacht, welche bis auf unſere Tage über Deutſchland thront, ſich ebendort gründete, wo ſie es gegen den Andrang barbariſcher Mächte am nächſten vertheidigte, doch nicht allein auf deutſchem Volke ruht.

Berufen zu dem erſten Reichstage, welchen der neue Kaiſer hielt, erſchien der Böhmenkönig nicht, auch kein Geſandter von ihm; und die Folge war, daß Kärnthen und Krain als erledigte Reichslehne anderweitig vergeben wurden; ihn hatte kein Kaiſer damit belehnt, dieſe Länder ſeines Reichs beſaß er mit dem wenigſt gültigen Rechte. Zu gleicher Zeit drangen mächtige Baronen aus Oeſterreich und Steyermark in Rudolf, daß er auch dieſe Reichslehne dem König Ottokar wegnehmen ſolle; und er wäre berechtigt dazu geweſen, da dieſer die neue Belehnung nicht bei ihm nachſuchen, ihn ſelbſt nicht als Reichsoberhaupt anerkennen wollte. Allein der Kaiſer wagte und verſuchte nie zu viel auf einmal.

Selbſt als **Ottokar** auch auf ſeinem zweiten Reichstage nicht vor ihm erſchien, that er doch keinen weitern Schritt gegen ihn, und lud ihn auf einen dritten nach Augsburg ein. Dahin ſandte der König einen Abgeordneten, den Biſchof **Seccau**; aber nur, um durch dieſen heftigen und beredten Mann ſeine ganze Verachtung gegen **Rudolf** darlegen zu laſſen. Es geſchah in lateiniſcher Sprache. Der Kaiſer hörte ihn lange gelaſſen an, und fiel ihm endlich erzürnt in die Rede, daß dergleichen Zungendreſcherei nicht in die Verſammlung der Fürſten tauge, daß ein Glück für ihn ſey, in einer Sprache geſchmäht zu haben, deren die Anweſenden nicht mächtig ſeyen: „Redeſt du wider mich oder meines Gleichen, ſo gebrauche jener Sprache, in welcher ein jeder von uns ſelbſt dir antworten kann.“ Als der Biſchof dennoch in gleichem Tone fortfahren wollte, griff Pfalzgraf **Ludwig** nach dem Schwert, ihm den Kopf zu ſpalten, und kaum konnte der Kaiſer durch die Entfernung des böhmiſchen Geſandten es abwehren. Die Fürſten erklärten dann den König **Ottokar** aller ſeiner Reichslehne verluſtig.

Burggraf **Friedrich** von Zollern übernahm an ihn die Botſchaft, daß Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain von dem Reich zurückgefordert würden. Zugleich deutete er ihm an, daß ſeine Halsſtarrigkeit auch den Verluſt von Böhmen und Mähren bewirken könnte. **Ottokar's** Grimm und Stolz ſchäumten über. „Rudolf, erwiederte er, werde niemals von ſeinen Ländern etwas beſitzen, und ihn befremde, daß die Reichsfürſten einen ſchlechten Grafen auf den Thron erhoben hätten.“

Solcher Trotz und Hohn von Seiten des Böhmenkönigs, und ſolche planvolle Gelaſſenheit von Seiten Rudolf's hatten zur Folge, daß der Kaiſer in dieſer Angelegenheit mit der Macht der Reichsfürſten ſchalten, und wie eine Sache des Reichs, der deutſchen Nation nehmen konnte, was ſein Haus erhoben ſollte. Vierzehn Fürſten, faſt hundert Biſchöfe, Grafen und Edle, aus Schwaben, Franken und den Ländern am Rhein, ſtießen mit ihren Schaaren zu ihm, und ſchnell ſah er ſeine eigne höchſt geringe Mannſchaft zu einem Heere angewachſen, womit er die große Macht Ottokar's anzufallen wagte.

Wohl hatte dieſer ſich zur Vertheidigung gerüſtet, aber ſein Stolz hatte nie ernſtlich glauben wollen, daß ſich Rudolf erdreiſten könne, ihn anzugreifen.

So waren Kärnthen, Steyermark und Oberöſterreich ſchon von den Feinden weggenommen, indem er noch ruhig in ſeinem Lager zwiſchen Wien und Neuburg ſtand. Am furchtbarſten waren ihm die Dominikaner- und Franziskanermönche, die auf Befehl des von ihm bedrängten Erzbiſchofes von Salzburg ſeine

Unterthanen ihrer Pflicht gegen ihn entbunden, und jeglichen, der wider Rudolf die Waffen führte, im Namen des Papſtes mit dem Kirchenbann bedrohten.

Auf Wien ſetzte Ottokar ſein ganzes Vertrauen, denn dieſe Stadt verdankte ſeiner großmüthigen Freigebigkeit fünfjährige Freiheit von allen Abgaben, koſtbare Feſtungswerke, ihre Verherrlichung durch Gebäude, ihre Vergrößerung um die Hälfte. Doch auch ſie ergab ſich nach einer Belagerung von fünf Wochen an Rudolf, und gleichſam vor den Augen Ottokar's, der mit ſeinem Heere an dem nördlichen Ufer der Donau ſtand, und keine Bewegung machte, ſie zu erhalten. Von Natur unternehmend, feurig, und durch altes Kriegsglück beſeelt, war er von ſeinem beleidigten Stolz wie gelähmt; er ſah es wie ein Blendwerk an, daß die Kriegsmacht des verachteten Grafen von Habsburg täglich furchtbarer anwuchs. Auch ſchreckte ihn, daß er ſich auf die Treue des Adels in Mähren und Böhmen, welchen er niedergetreten, wenig verlaſſen könne, wenn ſich der Krieg in dieſe Länder ſpielte. Für Rudolf, der ſein Heer auf Schiffen aus Baiern gebracht hatte, war der Uebergang über die Donau leicht zu bewerkſtelligen. Ueberdies war der König Ladislaw von Ungern im Anzuge, der auch ein Recht auf Oeſterreich und Steyermark zu haben glaubte.

Von der ungeheuren Veränderung, die mit Ottokar's Innern vorgegangen war, iſt nichts mehr Beweis, als der Friede, welchen er mit Rudolf ſchloß, ohne das Schwert wider ihn verſucht zu haben. Bedingung deſſelben war, daß er ſich mit Böhmen und Mähren belehnen laſſe, und allem Rechte entſage, was er hätte, oder zu haben ſchiene auf Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain. Auch beſchloß man eine Heirath zwiſchen Rudolf, einem Sohne des Kaiſers, und einer Tochter Ottokar's, zwiſchen Wenzel, dem Erbprinzen des böhmiſchen Königs, und Guta, der Tochter des Habsburgers. Dieſer hatte die Wechſelheirath vorgeſchlagen, und Ottokar verſtand ſich zu einer ſo engen Verbindung mit dem von ihm geſchmähten Grafenhauſe (J. Chr. 1276. Dez. 22.).

Ein ungemein niedergeſchlagenes Gemüth bemerkten die Anweſenden in ſeinem Geſicht, in ſeiner Haltung, als er ſich dem thronenden Rudolf nahte, um dem Kaiſer Huldigung zu ſchwören, und von ihm belehnt zu werden. Knieend überreichte er die fünf Fahnen der Länder, über die er bisher geherrſcht hatte, hoffte noch, nach ſeiner Unterwerfung alle fünf zurück zu bekommen; aber Rudolf ſtellte ihm nur die Fahnen von Böhmen und Mähren zu, belehnte ihn mit jenem durch den Scepter, mit dieſem durch das Schwert. Ihm zwinge die Noth, geſtand er unverhohlen, die übrigen drei Fahnen und Länder für ſich zu behalten; und ſo war es gewiß mehr nothwendige Politik von ihm, ſeiner Kaiſerwürde und ſeinem Hauſe eine Ländermacht zu gründen, als Rachſucht, daß er den Böhmenkönig jene ſchönen Landſchaften nahm.

Demnach war es **Ottokars** feſter Entſchluß und gewiß unter den obwaltenden Umſtänden ſeine beſte Politik, den abgeſchloſſenen Vertrag treulich zu erfüllen. Aber ſeine Gemahlin **Kunigunde**, eine Nichte des Königs **Bela** in Ungern, regte ihm bitter den Schmerz auf, der ſchon in ſeinem Innern brannte. „Sie hätte geglaubt, ſich mit einem König zu vermählen; aber ihr Gemahl ſey nur Vaſall eines geringen Grafen. Ja nicht einmal einen Mann dürfe ſie ihn nennen, der ſo unmännlich den ſchmählichſten Vertrag ſchloß. Und dies wäre der Mann, der ſcheinen wollte, aus Seelengröße das Kaiſerthum ausgeſchlagen zu haben. Zu der ſchimpflichen Verwandtſchaft werde ſie ihre Tochter nicht hingeben. Er ſolle nur ihr das Heer anvertrauen, und werde bald ſehen, was Böhmen wider Deutſche, auch unter Anführung eines Weibes vermöchten.“

Wenn dergleichen Vorwürfe auf **Ottokar** wirkten, ſo reizten ihn zugleich die lauten Klagen der verlornen Länder, auf welche der Kaiſer, um ſein großes Heer zu befriedigen, die drückendſten Steuern gelegt hatte. Er ließ ſein Kriegsvolk in Oeſterreich einbrechen, als **Rudolf** das Reichsheer ſchon entlaſſen hatte, und verſuchte zugleich reiche Geldſpenden bei den deutſchen Fürſten, um ſie von dem Kaiſer abwendig zu machen.

Aber auch jetzt zeigte ſich wiederum, daß die Sache wider den Böhmenkönig eine Nationalangelegenheit geworden war. Beim Aufgebot Rudolfs ſtrömten die Kriegsſchaaren aus dem Reich zu ſeiner Fahne; und als zwanzigtauſend Ungern auch Ladislaw wider den gemeinſchaftlichen Feind ſandte, wählte der Kaiſer nur die Kerntruppen aus dem Heer und entließ das übrige Volk. Der früher gerüſtete Ottokar hätte ihn dennoch überfallen können, ehe er ſtark genug war, zauderte aber wider alle Regel der Klugheit, die er ſonſt ſo rüſtig im Kriege geübt hatte. Schon war der Kaiſer in der weiten Ebene des Marchfeldes bei der Stadt Marcheck gelagert, als Ottokar heranrückte. Breiter Schilf, eine Meile lang, trennte beide Heere.

Die vielen Verräther im böhmiſchen Lager waren frech genug, um an Rudolf die Kunde gelangen zu laſſen, daß ſie in der Schlacht zu ihm ſtoßen würden; und der Kaiſer edel genug, den König vor dem Verrath ſeiner Großen zu warnen; ob ohne Blut der Friede wieder hergeſtellt werden könne? Da rief Ottokar diejenigen Großen zu ſich, welche ihm die verdächtigſten waren, ſprach nachdrücklich zu ihnen, wie er von ihren verrätheriſchen Abſichten wiſſe, und daß ſie nicht an ihrem Volke, an dem Vaterlande es rächen ſollten, wenn etwa ihr König ſie beleidigt hätte: unbewaffnet ſtehe er da, ungeſtraft könnten ſie über ihn herfallen. Aber alle ſchwuren ihm von neuem den Eid der Treue; und Ottokar ließ im Lager die herrlichſte Belohnung für den verkünden, der in die feindlichen Reihen bis zu dem Kaiſer dringen, und wenn nicht ihn ſelbſt, doch ſein Roß niederſtoßen würde.

In der Frühe des ſechs und zwanzigſten Auguſttages im Jahre 1278 begann Kaiſer Rudolf den Feind anzugreifen, nachdem er ſeine Kriegsmacht in vier Heerhaufen abgetheilt hatte. Die Schwaben, Steyermärker, Krainer, Salzburger führte er ſelbſt an. Beſonders ſtanden die Oeſterreicher, von ihren Baronen befehligt. Zwei Heerhaufen bildete das ungariſche Kriegsvolk; doch ſah ihr König Ladislaw von einer Anhöhe unter ſtarker Bedeckung der Schlacht nur zu: ſo hatte ihm der Kaiſer gerathen. Leichtes ungariſches Volk that ſchwärmende Anfälle, und deckte die Flügel der Landsleute. Ein ganz abgeſonderter Trupp hatte keine beſtimmte Stelle in der Schlachtordnung, und ſollte handeln, wie es die Umſtände forderten. Ottokar hatte ſein Heer gleichfalls in verſchiedene Haufen nach den Nationen abgetheilt, und er ſtand nicht bei ſeinen Böhmen, nicht bei ſeinen Mähren, ſondern bei den ſächſiſchen Hülfstruppen. Wahrſcheinlich fürchtete er Verrath von jenen beiden Völkern, die er beherrſchte; doch hätte er auch fürchten ſollen, durch ſeine Entfernung von ihnen den Verrath zu erleichtern.

Prag! war das Feldgeſchrei, welches er gab: Chriſtus! der Schlachtruf der Kaiſerlichen. Aber uneingedenk jenes Feldgeſchreies, das ihre Vaterlandsliebe begeiſtern ſollte, entzogen ſich einige böhmiſche Baronen mit ſechshundert geharniſchten Reitern dem Kampf, der ſich beſonders zwiſchen der ſchweren Reiterei entzündet hatte, und dies in dem Augenblick, da Ritter Herbott von Fullenſtein aus dem Troppauiſchen, eingedenk der Verheißung Ottokars, die feindlichen Reihen durchbrochen hatte, auf den Kaiſer eindrang, deſſen Roß durchſtach, und ihn ſelbſt zu Boden ſchlug; da die Böhmen, durch ſolche That ermuthigt, des Sieges gewiß, ſich auf den Feind ſtürzten. Als ſie plötzlich ſich von den geharniſchten Reitern verlaſſen, und dem wüthenden Anfall der Kaiſerlichen blosgeſtellt ſahen, war ihr Schrecken ſo jähling und übermeiſternd, wie kaum noch ihr Siegesmuth; ſie flohen betäubt wie im Wahnſinn; drei Meilen lang machten die verfolgenden Feinde Jagd auf ſie; auf allen Straßen, auf allen Abwegen, in allen Schlupfwinkeln wurden ſie niedergemetzelt. Gleichwohl behauptete Ottokar ſeine Schlachtordnung, und den Heerhaufen, welchen er anführte, wagte Niemand mit Ernſt anzufallen. Da gab er Befehl, daß ſein Landeshauptmann von Mähren, Milota, wahrſcheinlich aus dem großen Geſchlecht der Roſenberge. welcher zwölftauſend Mähren befehligte, die Schlacht mit aufnehmen ſollte. Allein dieſer, ergrimmt gegen den König, der einſt ſeinen Bruder Beneß nicht ohne Gerechtigkeit hinrichten ließ, blieb unbeweglich ſtehen, hielt ſein Volk zurück, und ſah ruhig zu, wie es endlich auch um Ottokar her dünne an Kriegern ward. Alle Getreue des Helden waren um ihn gefallen, als er noch jeden Angriff niederſchmetternd ſein fürchterliches Schwert ſchwang. Er ficht wie ein Rieſe! ſagte der erſtaunte Rudolf. Zuletzt war ſein Roß von einem dichten feindlichen Haufen eingeſchloſſen; vorzüglich Oeſterreicher, ſeine ehemaligen Unterthanen, fielen ihn an, riſſen ihn herab, zerrten ihn hie und dorthin; Waffen aller Art zielten nach dem Leben des von Wunden Abgematteten. Du haſt meinen Vater im Kerker hinrichten laſſen, rief der eine; meinen unſchuldigen Anverwandten gabſt Du in den Tod, rief ein anderer, und darum mußt auch Du ſterben. Von den mannigfaltigſten Wunden zerfleiſcht, durch Troßbuben ſeiner Kleider beraubt, lag der König und Held ſterbend am Boden. Da eilte der öſterreichiſche Graf von Berchtoldsdorf hinzu, bedeckte ihn mit Kleidung, beſprengte ihn mit Waſſer, ob ſein Lebensathem noch weilen wolle; doch Ottokar verſchied unter dieſer wohlwollenden Bemühung. Auch Kaiſer Rudolf, ſo wie er von der Gefahr des Königs hörte, ſandte einige Befehlshaber ab, ihn den grimmigen Händen zu entreißen, und ward tief erſchüttert, als er die Leiche des Gemißhandelten ſah; und entließ den Ritter Fullenſtein, der umringt und gefangen war, ehe er ihm den Todesſtreich hatte verſetzen können, mit den Worten: der Tod eines ſo tapfern Ritters würde ein Verluſt für das allgemeine Weſen ſeyn.

Wenn die Geſchichte nicht unbemerkt ließ, daß von Libuſſa, von Ludmilla an, in den Frauen des przemiſliſchen Stammes häufig ein Schwung der Phantaſie und ein überirdiſcher Sinn war, wodurch Glauben an ihren Sehergeiſt erweckt wurde: ſo wird ſie auch die Sage nicht übergehen, daß Ottokars Vaterſchweſter, die Aebtiſſin Agnes, am Tage jener blutigen Schlacht den Segen des Höchſten für die böhmiſchen Waffen erflehend, plötzlich im Gebet erblaßte und ſprachlos ſtarrte, einen ungeheuren Schrecken in den Geſichtszügen, der endlich in Thränen ausbrach. Die Nonnen umher wagten dann nach der Urſache zu fragen, und die Aebtiſſin erwiederte mit Entſetzen: „ich ſah den König ganz zerfleiſcht.“ In derſelben Stunde deſſelben Tages, ſo bemerkte man, war Ottokar erſchlagen.

XII. Verbindung zwiſchen den Häuſern Habsburg und Przemiſl.

Einen ſo gänzlichen Ruin eines Gegners wie Ottokar, eine ſo gänzliche Zerrüttung eines Landes, wie über Böhmen kam, das ſeine zurückkehrenden Krieger in Wuth und Verzweiflung am ſchändlichſten verwüſteten, hätte ein anderer Kaiſer, der ſeinem Hauſe eine Ländermacht ſchaffen wollte, in gleicher Lage wie Rudolf, wahrſcheinlich benutzt, um auf einmal zu erhalten, wonach er ſtrebte, und Böhmen und Mähren an ſich zu reißen, worauf nur ein unmündiger Sohn Ottokar's Anſpruch hatte; allein Rudolf, dem Mähren ſchon durch den verrätheriſchen Landeshauptmann **Milota** geſichert war, rückte nur in Böhmen ein, um Ruhe zu ſtiften, und eine Erneuerung des längſt beſchloſſenen doppelten Eheverlöbniſſes in den Häuſern Habsburg und Przemiſl zu verlangen; und wie nun **Otto der Lange** von Brandenburg mit einem Heer nach Böhmen kam, um als Sohn einer Schweſter von **Ottokar** die Vermundſchaft über den jungen König zu führen, willigte der Kaiſer auch darin ein, behielt ſich gar keinen Einfluß auf das Reich vor, wenn ihm nur auch von dem Vermund die Verſicherung gegeben ward, daß der junge König ſein Schwiegerſohn werden ſolle. Mähren wollte er auf fünf Jahre verwalten, um zu einiger Schadloshaltung für den letzten Krieg zu gelangen. Dieſe Mäßigung ſicherte ihm ſein Anſehen und ſeine Macht im deutſchen Reich. Hätte er dagegen Böhmen und Mähren an ſich geriſſen, ſo wäre ſeine perſönliche Würde untergraben, und Eiferſucht und Neid der übrigen deutſchen Häuſer hätten vielleicht ſein aufblühendes getilgt. Selbſt Oeſterreich und Steyermark gab er nicht ohne beſtimmte Einwilligung der Reichsfürſten an Prinzen ſeines Hauſes, und Kärnthen an einen Fremden, an den Grafen **Mainhard** von Tyrol.

Um die ſcheußliche Noth, welche der Vermund und ſeine Deutſchen über Böhmen brachten, um die gänzliche Vernachläſſigung ſeines Mündels, daß er ihn mit zerriſſenen Kleidern und Schuhen in einem wollenen

Hemde herumlaufen und oft Hunger leiden ließ, um die abſcheuliche Habſucht, womit er Auslieferung deſſelben der böhmiſchen Nation verkaufte, und nicht leiſtete, ſcheint Rudolf wenig geſorgt zu haben. Endlich, in ſeinem zwölften Jahre, erſchien der junge König zu Prag (J. Chr. 1283.), und man grüßte ihn mit einem Liede von dem zweiten der prager Biſchöfe, dem Böhmen Adalbert dem Heiligen. Schmerzhaft und unvertilgbar ſchlug bei jeder Gelegenheit das Nationalgefühl auf.

Auf dem Thron ſuchte Wenzel durch eignen Fleiß die Verſäumung ſeiner bisherigen Jugend wieder gut zu machen, und erwarb ſich eine nicht gemeine Kenntniß in Wiſſenſchaften und Sprachen, in Darſtellung ſeiner Gedanken. Seine große Liebe zu den Geiſtlichen mochte ihm dabei ſehr förderlich ſeyn. Dieſe Thätigkeit zu ſeiner eigenen Ausbildung bewahrte ihn denn auch vor Entnervung durch ſeinen übertriebenen Hang zu andächtigen Uebungen, daß ihn derſelbe nicht von den Geſchäften der Regierung, der Politik, des Krieges abwandte. Eben derſelbe junge König, welcher in einem Tage bisweilen zwanzig Meſſen hörte, und ſeinen Beichtvater ſtets zur Seite hatte, wußte ſich entſchloſſen von den ſchmählichen Beleidigungen los zu machen, unter welchen ihm Markgraf Otto ſeine Freiheit gegeben hatte, und den Buhlen ſeiner Mutter, ihren Gemahl nach Ottokars Tode, den übermüthigen Zawiſch von Roſenberg, als derſelbe Verrath wider ihn ſchmiedete, in ſeine Gewalt und unter das Beil des Scharfrichters zu bringen. In ſeiner Politik ſchloß er ſich ſehr an ſeinen Schwäher, Kaiſer Rudolf an, der ihn beſonders hochhielt und liebte, ihm durch ein Diplom das kurfürſtliche Wahlrecht beſtätigte, ihn mit Meißen und der Lauſitz belehnte, auch mit dem erledigten Herzogthum Breslau und andern ſchleſiſchen Ländereien, welche Belehnungen Wenzel durch kluge Verträge vorbereitet hatte. Nach Kaiſer Rudolfs Tode (J. Chr. 1291) zerſtörten ſchnell auf einander folgende Ereigniſſe dieſe heilſame Einigkeit zwiſchen den Häuſern Habsburg und Przemiſl. Der Schwager Wenzels, Rudolf von Oeſterreich, verſchied bald nach ſeinem Vater zu Prag. Mit ihm war der König in Freundſchaft geweſen, aber von der gehäſſigen Ländergier Albrechts, des älteſten Sohns des Kaiſers, hatte er ſchon bei Lebzeiten des ehrwürdigen Vaters Beleidigungen verſchmerzen müſſen, ſo daß er eine neue Zertrümmerung der böhmiſchen Macht durch Habsburg wenigſtens verſucht ſehen konnte, wenn jener auf dem Kaiſerthron folgte. Zufällig ward aber ganz in ſeine Hand gegeben, ob dies geſchehen ſolle. Die Kurfürſten Albrecht von Sachſen und Otto von Brandenburg, beide auch Schwäger Albrechts von Oeſterreich, überließen ihre Wahlſtimmen dem König von Böhmen; und da der Erzbiſchof von Mainz für ſeinen Verwandten, den Grafen Adolf von Naſſau ſich bewarb, ſo entſtanden dem Oeſterreicher ſogleich vier Stimmen, und ſein Gegner ward Kaiſer. Albrechts Ergrimmung hierüber brauchte Wenzel weniger zu fürchten, weil in Oeſterreich und Steyermark der gefährlichſte Mißmuth wider denſelben überhand nahm, indem er die Eingebornen drückte, und den hereingezogenen Schwaben alles Gute zuwandte. Es entſtand eine große Verſchwörung, und die Häupter derſelben boten dem böhmiſchen König Oeſterreich an; aber ſeine Gemahlin Guta vermittelte, daß er ihrem Bruder ſein Herzogthum nicht zu nehmen trachtete. Ein paar Jahre darauf ſtarb die Königin, und ſo war auch dieſes Band zwiſchen beiden Häuſern zerriſſen. Außer der natürlichen Güte Wenzels erhielt noch den Frieden zwiſchen ihm und Albrecht, daß dieſer wohl einſah, er werde ſeinen eiſernen Entſchluß, die Kaiſerkrone ſolle dennoch auf ſein Haupt kommen, nimmermehr ohne den Böhmenkönig glücklich ausführen; eine Ueberzeugung, die ihn um ſo mehr drängte, je näher die Hoffnung kam, daß die Reichsfürſten den Naſſauer ſelbſt von dem Thron werfen möchten. Vorzüglich ward Wenzel durch die Verheißung gewonnen, daß Albrecht die Könige von Böhmen von allen Verpflichtungen gegen das Reich, beſonders von der Schuldigkeit, die Reichstäge zu beſuchen, als Kaiſer freiſprechen werde; und Adolf von Naſſau verlor die Krone durch einhellige Wahl des öſterreichiſchen Gegenkaiſers, das Leben durch die Schlacht mit demſelben.

Ohne Zweifel war die Erhebung Albrechts auf den deutſchen Kaiſerthron ein politiſcher Fehler von König Wenzel, welcher deſſen Geſinnung und Politik gegen die böhmiſche Macht kannte. Seine überſchwängliche Güte hatte ihn dazu verleitet, und neue herrliche Ausſichten, die ſich ihm bald zur Vergrößerung ſeines Hauſes darboten, mochten ihn tröſten, wenn er dieſen Fehler einſah.

Früher ſchon Herzog von Krakau und Sendomir, beſtieg er auf Einladung der Polen ihren Thron; und kaum zu Gneſen gekrönt, mit der polniſchen Krone zugleich auch durch das Herzogthum Pommern bereichert, erhielt er nach ſeiner Heimkehr zu Prag eine Botſchaft der Ungarn, welche ihm auch ihre Krone antrugen: der König lehnte ihren Antrag ab, mit der Aeußerung, daß ihn die Laſt von zwei Kronen genug drücke, und bot ihnen ſeinen dreizehnjährigen hoffnungsvollen Sohn Wenzel zum König an. So groß war das Vertrauen auf ihn, daß die Ungarn den Knaben zu Stuhlweißenburg ſalbten und krönten.

Solche Vergrößerung der böhmiſchen Macht mehrte Albrecht's Neid und Grimm, und noch tiefer mochte ihn kränken, wenn er auf den innern Zuſtand der Länder Wenzels den Blick warf. Denkwürdig iſt, daß dieſer König, wider deſſen Vater noch die innländiſchen Baronen die vielfachſte Meuterei trieben, nach der gerechteſten Strenge wider **Zawiſch von Roſenberg** mit keinem wieder in Streit kam. Dies lag nicht darin, daß ſein Vater die Macht der Großen gebrochen hatte, denn wie haben ſie nach ſeiner Regierung den Königen wieder mitgeſpielt: man kann mit Zuverſicht behaupten; es lag einzig in der Güte ſeiner Denkart und in ſeiner Weisheit. „Ich weiß wohl, ſagte er, daß ich mein Volk nicht ſo gut zu regieren vermag, als ich gern wollte, und darum iſt mir die Krone eine Laſt: ich würde ſie dem geringſten Knecht aufſetzen, dem ich größere Fähigkeit zutraute, und für mich ein Kloſter wählen.“ Alſo übte er die Regierungsſorgen wie eine übertragene Pflicht, wider ſeine urſprüngliche Neigung; aber vielleicht deshalb um ſo vortrefflicher. Eines ſolchen Fürſten bedurfte es, um Böhmen aus dem Elend, worin es nach **Ottokars** Untergang gerieth, wieder in einen blühenden Zuſtand zu bringen.

Ungemein ward er darin durch die große Ergiebigkeit des kuttenberger Silberbergwerkes unterſtützt, welche während ſeiner Regierung eintrat, wenn auch dieſes Bergwerk unter ihm nicht erſt entdeckt wurde. Dadurch nämlich ſah er ſich in Stand geſetzt, von berühmten Münzern, die er aus Florenz kommen ließ eine Münze von ächtem, feſtbeſtimmten Werth für Böhmen zu prägen, und die ſchlechten Münzen zu verbannen, die während der vormundſchaftlichen Regierung mit immer neuem Wechſel ausgelaſſen waren, und den geſellſchaftlichen Zuſtand zerrüttet hatten.

Rechnet man noch dazu, daß Wenzel den Gedanken hatte, eine allgemeine Geſetzſammlung der Böhmen ſchriftlich zu verfaſſen, einen Mittelpunct ſämmtlicher Studien in einer Univerſität zu Prag zu ſtiften, wenn er gleich beides wegen des Widerſtandes vom Zeitgeiſte nicht ausführte, die Sorge für zweckmäßige Pracht bei einigen öffentlichen Angelegenheiten: ſo erſcheint er in einer Umfaſſung der Regentenpflichten, welche ihn eben ſo ehrwürdig macht, als liebenswürdig.

Auf dieſen König, der gleichwohl die Vorſicht gebraucht hatte, alles was er ſich in Polen erwarb, von Kaiſer Albrecht wie Reichslehn zu nehmen, ward dieſer ſo über alles Maaß eiferſüchtig und ergrimmt, daß er plötzlich die übertriebenſten Forderungen an ihn gelangen ließ. Das kuttenberger Silberbergwerk hatte ſeine Habſucht vorzüglich gereizt; auf ſechs Jahre verlangte er den Genuß deſſelben, wenn ihm der König nicht alle dem Reich für verfloſſene und künftige Jahre ſchuldige Zehnden mit einer Summe abkaufen wolle. Unter andern Landſchaften müſſe er auch Ungern und ganz Polen dem Kaiſer überlaſſen.

Daß Wenzel auf ſolche Forderungen mit der gehörigen Standhaftigkeit antwortete, war jeglicher Vorſtellung von ſeiner Sinnesart gemäß; aber daß er, der überaus fromme, als der Papſt Bonifacius VIII. ſich der Krönung ſeines Sohnes in Ungarn, und ſeiner eignen Beſitznehmung des polniſchen Thrones auf eine nicht ganz anſtändige Art widerſetzte, eben ſo würdevoll und kräftig, als beſcheiden widerſtand, iſt ein Ruhm, der ſeinem chriſtlichen aufgeklärten Sanftmuthe die Krone aufſetzt.

Vom Kaiſer ſchon in die Reichsacht erklärt, und mit großer Heeresmacht bedroht, fühlte er ſich nur dadurch geängſtet, daß abgeriſſen von ihm ſein Sohn ſich in Ungarn wider ſeinen Nebenbuhler Karl Robert, den der Papſt begünſtigte, nicht werde behaupten können. Da vollführte er den ſchnellgefaßten, kühnen Entſchluß, daß er mit einem Heere nach Ungarn eilte, alle Päſſe durchbrach, und ſeinen Sohn mit der Krone, dem Schwert, dem Stephansmantel, und vielen Geiſſeln aus dem ungariſchen Adel nach Böhmen brachte. Herzog Rudolf von Oeſterreich, der auf Befehl ſeines Vaters, des Kaiſers, ſchon in Mähren eingefallen war, hatte dies nicht verhindern können.

Ueber Budweis brach Albrecht ſelbſt in Böhmen ein, mit einem Heere, das zwiſchen vierzig und fünfzigtauſend Mann ſtark war, und lagerte ſich bei Kuttenberg, deſſen Silberbergwerk ihn überaus reizte. Er hoffte, daß Wenzel ihm ſchnell entgegenrücken und eine Schlacht liefern werde; denn ohne einen Sieg wagte er nicht tiefer in Böhmen hineinzugehen, weil ihm die Nähe des Winters nicht geſtattete, die feſten Plätze zu belagern und zu erobern. Indeſſen verzögerte der Böhmenkönig weislich eine Entſcheidung, und die Kaiſerlichen fanden einen furchtbaren Feind bei Kuttenberg an den Bergknappen, welche die Gewäſſer durch den Staub der Schlacken vergifteten: Menſchen und Vieh im Heere, die davon trinken mußten, fielen in Menge um. Als Wenzel hiervon Nachricht bekam, eilte er gegen Kuttenberg, um eine Schlacht zu liefern; aber der Kaiſer floh haſtig in der Nacht gen Oeſterreich. Hier zog er in Ueberlegung, wie es keinen Anſchein habe, daß er Ottokars Sohn zu Boden ſchlagen werde, wie ſein Vater jenen; und Wenzel ließ ſich gern in Friedensunterhandlungen ein, denn er ſpürte ein ſchnelles Abnehmen ſeiner Lebenskräfte.

Daß er ſich im vier und dreißigſten Jahre des Alters der Auszehrung erliegen ſah, bekümmerte ihn nicht deshalb, weil er von der königlichen Macht ſcheiden mußte, ſondern weil er eines idealiſchen Wunſches, den er längſt gehegt, nun nicht mächtig werden konnte. Dieſer König, im vollſten Sinne des Wortes, hatte nur das reife Alter ſeines Sohnes abwarten wollen, um die Krone auf ihn überzutragen, und in Einſamkeit ganz dem Himmel zu leben. Zu Königsſaal hatte er ſich eine Wohnung bei ſeinen geliebten Ciſterzienſern bauen laſſen. Mit tauſend Mark jährlich wollte er dort leben. Als er nun ſeinen Tod kommen fühlte, ſuchte er noch einen Schatten dieſes Wunſches zu erreichen. Er ließ ſein königliches Bett ſammt aller Zubehör in das Spital der Kreuzherrn zu Prag bringen; ſeine Kleider unter die Armen austheilen. Er ſelbſt aber legte ein Kleid wie eine Mönchskutte von ſchlechtem grauen Tuch an, und ließ ſich ſein Haar abſchneiden. Der Abt von Königsſaal mußte ihm verſprechen, daß er ſeinen Leichnam im Gewand eines Ciſterzienſer Laienbruders in der gemeinen Kloſtergruft beiſetzen laſſen wolle. (J. Chr. 1305.)

Alle Züge einer großen und liebenswürdigen Seele, welche ſich bald ſchwächer, bald ſtärker, mehr und weniger vereinzelt, in dem przemisliſchen Hauſe zeigten, waren in Wenzel vereinigt: der chriſtliche phantaſiereiche Sinn des heiligen Wenzels, und die kühne aufgeklärte Politik von deſſen Bruder und Mörder Boleslaw. Schwerlich gab es je einen Fürſten, welcher zugleich ſo tadellos ſich zum anſchaulichen Leben neigte, und ſo ſchaffend im königlichen Glanze prangte.

Hat ein großes Fürſtengeſchlecht alle ſeine Tugenden einmal in einem ſolchen Ideal entfaltet, wozu ſollte es nach Untergang dieſer Herrlichkeit noch in dürftigern Sprößlingen fortdauern. Sein Sohn Wenzel III hatte wenige Tage über ein Jahr regiert, als er zu Ollmütz im Hauſe des Domdechanten ermordet wurde.

Mit ihm erloſch der männliche Stamm von Przemiſl. (J. Chr. 1036.)

XIII. Weibliche Erbfolge des przemiſliſchen Geſchlechts.

In einem Reiche, wo ſich die Begriffe über Erbfolge, über Wahlrecht, noch nicht ganz entſchieden hatten, war die Erlöſchung des alten männlichen Fürſtenſtammes von der ſchwierigſten Wichtigkeit.

Recht gut ſahen die böhmiſchen Stände ein, daß niemand beſſer zu ihrem König tauge, als Rudolf, der Sohn von Kaiſer Albrecht, indem dieſer mächtige Nachbar nicht nur Böhmen ſchirmen konnte, ſondern gewiß ſeine ganze Gewalt wider daſſelbe wandte, ſobald es nicht ſeinem Hauſe angehörte; aber dennoch wählten ſie Heinrich von Kärnthen, und blos darum, weil ſeine Gemahlin Anna eine Schweſter des letzten Königs war, und ihre jüngern Schweſtern die ſtändiſche Verſammlung auf den Knieen baten, ſie ihres Erbtheils, nämlich des böhmiſchen Reichs, nicht zu berauben, und den Gemahl Anna's zum König zu nehmen. So mächtig war das dunkle Gefühl, daß man vom przemiſliſchen Blute nicht weichen wolle und dürfe.

Als nun Albrecht, welcher recht gut einſah, daß Böhmen ſchlechterdings zu der Ländermaſſe gehören müſſe, auf welcher die Macht ſeines Kaiſerhauſes ruhen könne, mit einem Heere Prag bedrohte, und man ſeinen Sohn Rudolf ſtatt des ſtill entweichenden Heinrich zum König annahm, glaubten ſowohl er, als die Böhmen, dieſe Wahl dadurch gerechtfertigt und bekräftigt, wenn der neue König Eliſabeth, die Wittwe von Wenzel II. heirathete, eine Tochter von jenem Przemiſl, der kurze Zeit König von Polen war. Man darf ſich nicht wundern, warum er ſich nicht lieber mit der jüngern Tochter Wenzels II. vermählte; denn ſollte einmal auch das weibliche Blut vom przemiſliſchen Geſchlecht ein Recht auf die böhmiſche Krone haben, ſo gebührte es dann, inſofern ſich die Begriffe von Erbfolge einigermaßen feſtgeſetzt, der älteſten Tochter, der Gemahlin des Herzogs von Kärnthen.

Wenn es dem Kaiſer auch gelang, die Großen Böhmens bei dieſer Gelegenheit durch ſchriftlichen Vertrag zu der Verpflichtung zu bewegen, daß ſie, wofern Rudolf ohne Erben ſtürbe, einen andern ſeiner Söhne, oder einen Sprößling ſeines Hauſes zu ihrem König wählen wollten: ſo tritt hier, wie bei vielen Puncten gleicher Art, die ſchwierige Frage ein: konnten die Großen allein der Nation eine Verbindlichkeit der Art auflegen; und wie mußte in jenen Zeiten der Nationaltag oder die Ständeverſammlung geformt ſeyn, um eine rechtliche Verbindlichkeit im Namen der Nation übernehmen zu können?

Wenigſtens bekümmerten ſich die böhmiſchen Großen ſelbſt keineswegs um jenen Vertrag, indem ſie bei

Rudolf's baldigem Tode nicht ſeinen Bruder Friedrich von Oeſterreich wählten, ſondern den Herzog Heinrich von Kärnthen wieder auf den Thron riefen; ein Benehmen, welches Kaiſer Albrecht wahrſcheinlich damit gerächt hätte, daß er Böhmen ganz zum Erbeigenthum ſeines Hauſes machte; aber mitten in Ausführung ſeiner ehrgeizigen Entwürfe ermordete ihn Herzog Johann, der Sohn ſeines Bruders und der Tochter Ottokar's.

So ſcheiterte diesmal der Plan des Hauſes Habsburg auf Böhmen, und die ſtändiſche Macht dieſes Reichs konnte ſich erhöhen, von neuem befeſtigen, wozu vornehmlich beitrug, daß der ſchwache Heinrich von Kärnthen den Gedanken faßte, durch Erhebung des Bürgerſtandes das Anſehen des Adels zu mindern, und und den Verſuch dazu mit beiſpielloſer Unklugheit entwarf. Er ſchrieb einen Landtag nach Kuttenberg aus, und hielt ſich ſchweigend und ruhig, als die Bürger, gemäß einer Verabredung mit ihm die vornehmſten der erſchienenen Baronen in Feſſeln warfen. Eine Befreiung aus denſelben, hieß es dann, wäre nur zu hoffen, wenn gemeinſchaftliche Ehe zwiſchen dem Adel und dem Bürgerſtande beſchloſſen würde. Zwei unverheirathete Baronen mußten ſich auch ſogleich, der eine mit einer Bürgerstochter aus Prag vermählen, der andere mit einer Bürgerstochter aus Kuttenberg verloben. Allein nun verbanden ſich beide Stände enger wider den

Thron, und Heinrich ward von den Großen wegen der an ihnen verübten Treuloſigkeit gänzlich verachtet.

Noch unglücklichere Folgen hatte für ihn ein anderer Verſuch, ſeine Macht in Böhmen zu befeſtigen. Unter den Baronen, die noch auf ſeiner Seite ſtanden, vertraute er am meiſten auf Hyneck Berka, und um ihn durchaus an ſich zu feſſeln, wollte er ihn mit Eliſabeth, der jüngſten Schweſter ſeiner Gemahlin, verehlichen. Allein ſie verwarf ſtandhaft eine Verbindung, worin ſie eine Entehrung ihres königlichen Blutes ſah; und als ihr Heinrich wegen ſolcher Widerſetzlichkeit mit Unglück drohte, rief ſie zornig aus: „Willſt du den Glanz des königlichen Stammes in mir verdunkeln, ſo werde ich nicht ruhen, bis ich dich vom Thron geſtoßen habe.“ Der König ließ ſie in Gefangenſchaft auf den Wiſſehrad bringen. Sie entkam dort durch Hülfe ihres natürlichen Bruders Johann Wolek, der Probſt bei der Wiſſehrader Kirche war, und eines treuen Kaplans ihres Vaters. Mit einem einzigen Fräulein entfloh ſie auf Roſſen nach Nimburg, und rief dort ſogleich die Bürger zuſammen. „Mein Vater Wenzel,“ ſprach ſie zu ihnen, „hat euern Flecken mit Mauern umgeben, mit Freiheiten begnadigt, der blühende Zuſtand eurer Stadt iſt ſeine Wohlthat. Ihr wißt, meine Schweſtern ſind an Herzöge vermählt; mich wollte Heinrich von Kärnthen zu einer unwürdigen Vermählung zwingen, warf mich ins Gefängniß;

und entkommen durch Hülfe von Redlichen, die meinem Vater im Grabe treu ſind, ſuche ich Zuflucht bei euch, denn auch ihr waret meinem Vater ergeben.“

Die Bürger von Nimburg verhießen ihr Schirm. Zahlreich und bewaffnet eilten die Baronen zu ihr, und ein blutiges Treffen bei dem Schloſſe zu Prag zwiſchen den Böhmen und Kärnthern, deſſen unglücklichem Ausgange Heinrich ſelbſt vom erſten Thurme des Schloſſes zuſah, ließ ihn ahnden, daß Eliſabeth ihre Drohung wider ihn erfüllen werde.

Einen Gemahl für die Prinzeſſin, der des przemiſliſchen Blutes und des böhmiſchen Thrones nicht unwerth ſey, entdeckten die Böhmen bald. Ein biederer großmüthiger Graf von Lützelburg beſtieg als Heinrich VII. den Kaiſerthron. Was konnte beſſer den neuen Glanz ſeines Hauſes fördern, als das ſchöne Böhmenland, worauf Rudolf von Habsburg die Kaiſermacht ſeines Stammes zu gründen getrachtet hatte. Eine Geſandtſchaft von Böhmen, die aus drei Aebten, drei Baronen, zwei Bürgern von Prag, und eben ſo viel von Kuttenberg, beſtand, erſchien am Hoflager des Kaiſers, und erbat ſich ſeinen Sohn Johann zum Gemahl der Prinzeſſin Eliſabeth, zum König von Böhmen.

Die nächſte Folge von der Genehmigung ihres Begehrens war, daß die Nation ihres Eides gegen Heinrich von Kärnthen erledigt wurde, 'weil er die Belehnung von Kaiſer und Reich nicht nachgeſucht hätte; und daß der dreizehnjährige Johann zu Speyer die Belehnung mit Böhmen erhielt, am Tage ſeiner Vermählung mit der um einige Jahre ältern Eliſabeth, am erſten des Herbſtmonats im Jahre 1310.

XIV. König Johann von Böhmen und ſein Sohn Karl.

Sogleich zeigte ſich, welchen Charakter die ganze Regierung Johann's haben würde; denn ehe er nach ſeinem Reiche ziehen konnte, ward er zum Verweſer des römiſchen Reichs während des Zuges ſeines Vaters nach Italien ernannt; die allgemeinen politiſchen Angelegenheiten ſollten ihm wichtiger werden, als Böhmens Geſchick. Eben ſo begegnet man ſofort einem zweiten Hauptzug in der Regierungsgeſchichte Johann's. Einige der edelſten Deutſchen, an ihrer Spitze der Erzbiſchof Peter von Mainz, wurden ihm beigegeben, ihn ſelbſt auszubilden, und ſeine Regierung zu leiten. So war eine Eiferſucht der Eingebornen gegen die Deutſchen unvermeidlich, welche beſonders die erſten innern Bewegungen unter dem lützelburgiſchen Hauſe bezeichnet hat.

Als das Heer des jungen Königs in Böhmen, welches Heinrich mit Hülfe des Markgrafen von Meißen behaupten wollte, eingerückt war, und von dem Froſt ſo mitgenommen wurde, daß es unter den Gezelten nicht mehr ausdauern konnte, ſprengten ihm die Metzger von Prag verabredetermaßen mit ihren Beilen ein Thor auf, wie am fünften des Chriſtmonats in der neunten Stunde des Morgens die Teinglocke geläutet wurde (J. Chr. 1309.). Der Herzog von Kärnthen mußte nun auch die Burg von Prag räumen, wo er ſich bisher noch gehalten. Zur Nacht trat er mit ſeiner Gemahlin die Flucht an, auf einigen Fuhrwerken, und unter einem Geleit, womit ihn vorzüglich die Obſorge des Burggrafen Friedrich von Zollern ſicher über die Gränze eines Reichs brachte, deſſen König er ſich fortdauernd in ſeinen Diplomen nannte.

Kaiſer Heinrich's früher Tod (J. Chr. 1313.) war für den König von Böhmen nicht nur darum ein großer Verluſt, weil er in ſeinem Vater den mächtigſten Beſchirmer und ſicherſten Führer hatte, ſondern auch, weil er ſelbſt wegen zu großer Jugend noch keinen Anſpruch auf den Kaiſerthron machen durfte, und aller Wahrſcheinlichkeit nach Friedrich der Schöne von Oeſterreich, Sohn des Kaiſers Albrecht, eine Krone erlangte, die das Geſchlecht Habsburg ſchon zweimal getragen; dann aber als Kaiſer die Anſprüche auf Böhmen durchtreiben mochte, die er beim Tode ſeines Bruders Rudolf kraft des Vertrages, daß ein Sohn Albrecht's, oder ein habsburgiſcher Sprößling, immerdar von den böhmiſchen Großen gewählt werden ſollte, erhoben hatte und nicht durchſetzen konnte.

Aus dieſem Geſichtspunct muß der Eifer betrachtet werden, mit welchem der Erzbiſchof **Peter** von Mainz, der treue Freund des verblichenen Kaiſers und des jungen Königs von Böhmen, zu bewirken wußte, daß wenigſtens eine zwieſpaltige Kaiſerwahl eintrat. Wenn ein Theil der Kurfürſten **Friedrich** von Oeſterreich, ſo wählte der andere den Herzog **Ludwig** von Oberbaiern zum Kaiſer; und dies Ereigniß war es, wodurch König **Johann** zunächſt und am unwiderſtehlichſten in die Welthändel gezogen wurde.

Unermüdet in den Waffen, in Verhandlungen zum Frieden, ſuchte er den Thron des Kaiſers zu befeſtigen, den er mitgewählt hatte, und für **Ludwig** von Baiern zeigte er ſich an dem entſcheidenden Tage bei Mühldorf auf der weit geſtreckten Ebene zwiſchen den Strömen Inn und Ils zuerſt in ſeinem ganzen Heldengeiſte. Er war es, welcher in den Kaiſer drang, daß er mit **Friedrich** ſchlagen ſollte, ehe deſſen Bruder **Leopold** ihn Verſtärkung zuführte. „Deutſchland müſſe endlich wiſſen, wem es als ſeinem Kaiſer gehorchen ſolle, und das Schwert müſſe den Ausſpruch thun.“ Dem Adel aber des zahlreichen böhmiſchen Hülfsvolks, welches mit ihm gezogen war, that er die Erklärung, „daß nun die Tyrannei des unrechtmäßigen Kaiſers, oder ſein eigenes Leben ein Ziel finden ſolle.“

Auch ließ man ihm die Ehre, den erſten Angriff zu thun. Im heißen Getümmel ward ihm das Pferd unterm Leibe erſchoſſen. Dadurch beſtürzt, ſtreckte ein Theil ſeiner Böhmen die Waffen, indem der feindliche Pfeilregen die ganze Schlachtordnung Ludwig's von Baiern zum Wanken brachte. Als ſich inzwiſchen dieſe ſo wandte, daß die blendende Sonne, und der Wirbelwind voll Staubwolken dem Feinde ins Geſicht ſchlug, als Burggraf Friedrich von Zollern ſein Volk mit Fahnen der Oeſterreicher anrücken ließ, den Wahn erregte, als ſey es die Hülfe von Herzog Leopold, und erſt wie Feind erkannt wurde, da er das öſterreichiſche Heer im Rücken anfallen konnte; als nun auch die Böhmen, welche die Wehr geſtreckt, ſie wieder ergriffen, kamen Verwirrung und Entſetzen dermaßen über den Feind, daß Herzog Heinrich von Oeſterreich das Hauptbanner aus den Händen des Fähndrichs riß, und es als Gefangner dem König der Böhmen überreichte, indem ſein Bruder Kaiſer Friedrich, der mit eigner Fauſt an funfzig Feinde ſchon erlegt hatte, noch immer widerſtand, bis er mit ſeinem verwundeten Roß niederſank, ſich auch gefangen geben mußte.

Der Ruhm, welchen ſich Johann, und neben ihm viele des böhmiſchen Adels, an dieſem entſcheidenden Tage, dem Feſtage des heiligen Wenzel im J. 1322, erworben hatte; die Andacht, womit er ſich zur Schlacht gerüſtet, indem er nach angehörter Meſſe das heilige Abendmahl empfing; die vielen Gefangnen, unter ihnen Heinrich von Oeſterreich, und die reiche Beute, welche er und ſeine Krieger nach Böhmen brachten; die großen Gnadenbezeugungen des Kaiſers gegen ihn, wenn ſie gleich, wie das ihm zugeſtandene Erbfolgerecht in Brabant, Lothringen und Limburg, oder der Artikel, daß die Böhmen kein Recht am kaiſerlichen Hofe ſuchen dürften, ſo lang ihr König bereit ſey, ihnen Gerechtigkeit zu ſpenden, eben nicht für die böhmiſche Nation beſonders erſprießlich ſeyn mochten; alles dies wirkte zuſammen, um ſeine Unterthanen von neuem mit Liebe und Ehrfurcht für ihn zu beſeelen, da er durch ſeine Regierung im Innern, durch ſein perſönliches Benehmen in den bisherigen zwölf Jahren ſeines Königthums ſehr an ſeinem Anſehen gelitten hatte.

Ungemein blühte Böhmen unter ſeinem Scepter anfänglich auf; denn der Erzbiſchof von Mainz und die übrigen deutſchen Großen, welche ihm ſein Vater beigegeben hatte, waren milde und weiſe Männer. Allein die eingebornen Großen empfanden übel, daß nicht ſie die erſten Aemter bekleideten, da das Land ihnen doch beſſer bekannt ſey, und ſie für ihr Vaterland eifriger ſorgen würden, als die Ausheimiſchen. Der König beging den Fehler, daß er ihnen nachgab, und die Deutſchen entließ, ohne an Kraft und Alter ſo reif zu ſeyn, daß er ſelbſtſtändig regieren konnte, und ohne von der andern Seite ſich durchaus mit den Böhmen zuſammen zu thun. Durch die Verwaltung der Eingebornen büßte er bald ſo ein, daß das Bergwerk zu

Kuttenberg, welches ihm unter den deutſchen Räthen wöchentlich fünfhundert Mark Silber einbrachte, nun kaum den dritten Theil, bisweilen nur ſechszehn Mark für ihn auswarf. Dazu gerieth er in Fehde mit den Baronen; und wenn ihm gleich der Erzbiſchof von Mainz zu Hülfe eilte, den Streit beilegte, wieder an die Spitze der Verwaltung trat, wie ſollte es zu einer Dauer der Ruhe in Böhmen kommen, da der König bald ſich für Kaiſer Ludwig auswärts ſchlagen, bald in ſeiner Grafſchaft Lützelburg anweſend ſeyn mußte? Die Baronen wurden ſo ungeſtüm und übermüthig, daß der Kaiſer ſelbſt den Vermittler zwiſchen ihnen und ihrem König machte. Dieſer mußte ſchwören, daß er keinem Deutſchen ein Amt im Lande verleihen, die Edelleute vom Rhein aus ſeinem Heer entfernen wolle. So wenig entſprach er den Böhmen, daß die Sage bei ihnen Glauben fand, er habe nichts anders vor, als alle Böhmen aus Böhmen zu verjagen.

Dieſe widerwärtige Stimmung der Nation verſtärkte er dadurch, daß er anfing, ſeine Gemahlin Eliſabeth, die von den Böhmen angebetete Fürſtin aus przemiſliſchem Blute, die ihm eigentlich die Krone zugebracht, auf das gröbſte zu mißhandeln. Seine häufige Abweſenheit von Böhmen hatte zur Folge, daß ſie ſich der Regierung vielfach annahm. Zu nichts war Johann ſo reizbar, als zu dem Argwohn, daß man ſeine Herrſchſchaft zu ſchmälern trachte. Er glaubte den

Einreden, daß ſeine Gemahlin den älteſten Sohn ihrer Ehe von einigen Baronen als König anerkennen laſſen, und ihn ſelbſt vom Thron ausſchließen wolle. Jähzornig ſtürmte er nach Ellenbogen, beſetzte mit bewaffneter Mannſchaft das Schloß, wo ſie mit ihren Kindern lebte, und zwang ſie, es zu verlaſſen; die Kinder aber ließ er in einen finſtern Keller ſperren, wo ſie zwei Monate hindurch den Tag nur durch eine kleine Oeffnung erblickten.

Inzwiſchen die Königin, deren ganzen Hofſtaat er zerſtört hatte, zu Melnik lebte, ſchwärmte er zu Prag mit Buhldirnen in Ritterſpielen, die er ſelbſt am Tage Johannes des Täufers anberaumte, wo aber niemand aus Scheu erſchien, und verkürzte die Zeit mit Würfelſpiel, welches die altböhmiſche Sitte als das ſchädlichſte verwarf. Die Prager Bürgerſchaft hoffte ihn durch ihre Weiſeſten von ſolchem Wandel zurückzubringen; allein ihre Berathſchlagung deshalb, zumal da die Königin, auf einige der größten Baronen vertrauend, nach Prag kam, trieb den König von Brünn mit einem kriegeriſchen Trupp nach der Hauptſtadt ſeines Reiches. Als die Waffengewalt ihm das Eindringen verwehrte, da erſt überzeugte er ſich, daß Empörung nicht der Zweck der Prager ſey.

Zur Minderung des Nationalhaſſes wider ihn diente gewiß nicht, wenn er bei Gelegenheit der Vermählung ſeiner Schweſter **Maria** mit dem König **Karl** von Frankreich, dem Verlangen des letztern nachgab, ſeinen älteſten Sohn **Wenzel** an den franzöſiſchen Hof zur Erziehung zu ſenden.

Durch den Tag bei Mühldorf aber hätte er nun alles gut gemacht, was verfehlt war, wenn er ſein übriges Leben planvoller auf Böhmen berechnet hätte. Allein von dieſem Zeitpunct an vergeudete er die Einkünfte Böhmens ärger, wie jemals, in der Fremde. Daß der Papſt den Kaiſer **Ludwig** in den Bann gethan, machte ihm gar zu viel zu ſchaffen. Dann erbot er ſich zu einem Kreuzzuge, um das gelobte Land den Saracenen zu entreißen, wozu ihm der römiſche Hof die Erlaubniß geſtattete, den Zehnten von allen geiſtlichen Gütern in Böhmen zu erheben. Gleichwohl ſah er ſich doch durch ſeine Verſchwendungen ſo ermattet, daß ihm die dringenden Gläubiger vom Rhein nach Prag folgten. Die ſchlechten Pfennige, die er prägen ließ, griffen die Habe auch des Aermſten an. Er aber ſchwärmte wieder hinaus zu Turnieren, und die Boten, welche man wegen der Regierungsgeſchäfte an ihn ſandte, wußten nie, wo er zu finden ſey. In ſeiner Abweſenheit ſogen ſeine Landshauptleute das Land aus; und erſchien er wieder, ſo war dies ein Zeichen, daß neue unerhörte Auflagen entrichtet werden ſollten.

Selbſt in einer Biographie **Johann's** würde es ſchwer ſeyn, alle Händel, worein er ſich miſchte, in

Einheit der Darſtellung zu bringen, weil ſeine Perſönlichkeit, daß er ſich klug und tapfer betrug, aber doch ohne allen beſtimmten höhern Plan, gar zu wenig anziehende Einheit für die Hiſtorie giebt. Zu arioſtiſchen Ausſchmückungen wäre ſein romantiſcher Sinn ein tauglicher Stoff, aber in einer Geſchichte Böhmens darf er, in Vergleich zu der hiſtoriſchen Maſſe über ſein Leben, nur geringen Raum einnehmen, und wird es ungemein ſchwer ſeyn, ſein ganzes ausheimiſches Treiben ſo herbeizuziehen, daß es hinlänglich verſtanden werde, und ganz die Beleuchtung eintrete, welche von Darſtellung deſſelben auf Böhmens Geſchichte fallen ſoll. Zwei Puncte würde man vorzüglich hervorheben: erſtens, wie ſein europäiſcher Geiſt den Böhmen einen umfaſſendern Schwung gab, und eine Veränderung in ihrer Anſicht der Welt, in ihren Sitten, ihrer Kleidertracht bewirkte, und zweitens, wie dadurch ſein Sohn Wenzel, der dem König von Frankreich zu gefallen den Namen Karl hatte annehmen müſſen, eine eigenthümliche Bildung erhielt, welche die europäiſche Kultur nur zu lieben ſchien, um ſie auf Böhmen zu übertragen.

Ungemein wichtig ward aus dieſem letzten Geſichtspuncte die Verbindung, in welche Johann mit Italien gerieth. Er war in Tyrol, wo er nach vollbrachter Verſöhnung zwiſchen ihm und ſeinem alten Gegner Heinrich von Kärnthen, mit der Tochter deſſelben, der Erbfürſtin von Kärnthen und Tyrol, **Margaretha** mit dem Beinamen **Maultaſche**, ſeinen zweiten Sohn, **Johann Heinrich**, vermählte, als eine Geſandtſchaft aus Oberitalien kam, und ihn zu Wiederherſtellung der Ruhe in dieſem fehdenreichen Lande einlud. Da wachte in ihm ſein alter Wunſch auf, als Kaiſer **Ludwig's** Reichsverweſer in Italien zu ſchalten; und wo die großen Baronen, unzählige ſtädtiſche Gemeinweſen, wo Partheien der Bürgerſchaften innerhalb derſelben Ringmauer, allenthalben gegen einander kämpften, konnte er leicht mit funfzehntauſend Mann als Sieger einherziehen. Seinen funfzehnjährigen Sohn, **Karl**, beſtellte er zum Statthalter in Italien (J. 1331); indem er ſelbſt nach Deutſchland zurückreiſte, wo ſich ein ſchweres Wetter wider ihn zuſammenzog.

Sein alter Freund Kaiſer **Ludwig** war nicht ſo ſehr über den ſchnellen Anwuchs der Macht des lützelburgiſchen Hauſes, als darüber argwöhniſch geworden, daß der Papſt, der ihn noch immer mit dem Kirchenbann belaſtet hielt, im Einverſtändniſſe mit **Johann** bei ſeiner italieniſchen Unternehmung zu ſeyn ſchien. Es gehört zu den vielen Belegen, wie hinreißend die Perſönlichkeit des Böhmenkönigs wirkte, daß es nur einer Zuſammenkunft zwiſchen ihm und dem Kaiſer auf der Donauinſel bei Regensburg bedurfte, um den letztern von ſeinen treuen und biedern Abſichten gegen ihn von neuem zu überzeugen, und ſo auf einmal den furchtbaren Bund zu lähmen, in welchen ſich Ludwig mit Oeſterreich, Brandenburg, Meißen, Ungarn, zu Demüthigung der böhmiſchen Macht begeben hatte.

Inzwiſchen zeigte ſich ſchnell, wie wenig Johann's Eroberung in Italien es werth war, daß er ihrentwegen den Verdacht veranlaßte, als wollte er dort nicht die kaiſerliche Obergewalt, ſondern ſeine eigene Herrſchaft begründen. Karl mußte ſich zum Theil mit Ebendenſelben herumſchlagen, die ſeinen Vater gerufen und mit Jubel empfangen hatten. In dem glücklichen Treffen bei San Felice zeigte er ſich zum erſtenmal heldenmüthig, und verdiente die Ritterehre. Allein gleichwohl blieb ſeine Lage ſo mißlich, daß ſein Vater mit neuer auserleſener Mannſchaft herbeieilte, und nur, um ſich zu überzeugen, daß ſeinem Hauſe nichts erſprießlicher ſeyn werde, als eine gänzliche Räumung Italiens.

Eine ewig denkwürdige Epoche wird es in der Geſchichte Böhmens machen, daß König Johann ſeinen Sohn Karl zum Reichsverweſer in demſelben während ſeiner Abweſenheit, und zum Markgrafen von Mähren ernannte (J. Chr. 1333.).

Eilf Jahre waren verfloſſen, daß der fünfjährige Knabe aus ſeinem Vaterlande weggeführt ward, daß er es nicht wieder erblickte. Aber um ſo tiefer mußte ſeine Einbildungskraft die Erinnerungen von demſelben ausarbeiten, ſein Gemüth und Gedächtniß feſthalten, was ſeine königliche Mutter, die ſchon ſeit Jahren in Gram über Böhmens Zerrüttung erblichen war, von der Herrlichkeit des alten przmiſliſchen Fürſtenhauſes, deſſen Blut ſie auf ihre Kinder übertrug, von der angeſtammten Liebe für die böhmiſche Heimath geredet; und gewiß war nicht aus Karl's Seele eine Vorſtellung von dem düſtern Gefängniß gewichen, in welchem er als Knabe wegen der zwieſpältigen Anſicht ſeines Vaters und ſeiner Mutter von der böhmiſchen Nation leiden mußte. An dem feinſten der großen europäiſchen Höfe mit Sorgfalt und Liebe erzogen, von den berühmten Lehrern der Univerſität zu Paris gebildet, in Italien durch alle die Eindrücke bereichert, welche dieſes Land am tiefſten von allen, und damals tiefer als je, durch das höchſt ausgearbeitete Leben in den ſtädtiſchen Republiken, durch die kaum wieder erwachte Wiſſenſchaft und Kunſt, auf ein junges wiſſenſchaftlich gebildetes Gemüth machte, ließ er durch alle dieſe Erſcheinungen das Bild von ſeinem Vaterlande dringen, um es gleichſam mit ihnen zu bereichern. So kam er nach Prag unter unendlichem Jubel ſeiner Nation, und bewies zunächſt, wie ſehr er ihrer werth ſey, indem er in kurzem ihrer Sprache mächtig war, die er im Auslande unter den Studien vergeſſen hatte, welche er mit Glück auf Erlernung der lateiniſchen, deutſchen, franzöſiſchen und wälſchen Sprache verwandte.

Daneben wirkte das Mitleid, was Karl über die Zerrüttung Böhmens durch die Eigenmacht der großen Baronen bezeigte, ſo ungemein auf die vaterländiſch Geſinnten unter ihnen, daß ſie ſelbſt ihn anwieſen und unterſtützten, die königlichen Städte und Schlöſſer, welche die Eigenmächtigſten an ſich gebracht hatten, wieder an die Krone zurückzubringen.

Wenn er dadurch an wirklicher Macht ſehr gewann, war es von einem ungemein vortheilhaften Eindruck auf die Nation, daß er ſofort ſeine Sorgfalt auf die Errichtung öffentlicher Gebäude wandte. Mochte theils das Bedürfniß, theils die aus Italien mitgebrachte Liebe zur Baukunſt, nicht eine anderweitige Berechnung auf das Volk, ihn dazu treiben, ſo ſah dieſes an ſolchen Denkmalen doch einen unbezweifelten Beweis ſeiner Sorge für das Land, und ein Zeichen, daß der künftige König darauf ſinne, unter ihm heimathlich zu werden, was nach den Erfahrungen, die es mit Johann gemacht, mehr war, als Alles übrige. Der Riß zu einer neuen königlichen Burg war von Karl's eigener Hand.

Die Mißvergnügten über ein wahrhaftes Königthum im Lande, wandten ſich an die ſchwache Seite Johanns, und erregten ihm Eiferſucht auf ſeinen Sohn. Der ſey ein Sprößling der alten Herrſcher, habe die Liebe aller Böhmen, dem werde der Vater weichen müſſen, wenn ihm beliebe, die Krone ſchon bei deſſen Leben zu tragen. Sogleich forderte ihm der König alle Schlöſſer ab, entfernte ihn von aller Regierung ſelbſt in Mähren, ließ ihm nichts als den Titel eines Markgrafen von Mähren. Und Karl murrte nicht über dieſe Behandlung; was den Zorn des edlen Vaters bald entwaffnete. Ihn lenkten weitläufige Sorgen von Böhmen ab. Doch gab er es noch nicht in Karls Hand zurück. Nur Mähren und die Regierung der Grafſchaft Tyrol, die Vormundſchaft über das junge Fürſtenpaar daſelbſt, übertrug er ihm ſofort.

Dieſe Vormundſchaft war ungemein ſchwierig, weil Kaiſer Ludwig, der immer lauer gegen Johann ward, ohne Rückſicht auf den Eid der Treue, welchen die Stände von Kärnthen und Tyrol dem Sohne des Königs von Böhmen und ſeiner Gemahlin Margaretha geleiſtet, nach dem Tode Heinrichs von Kärnthen, mit jenen Ländern, als erledigten Reichslehnen, das Haus Oeſterreich belieh. Der ergrimmte König bewarb ſich um den Beiſtand von Ungern und Polen, und berichtete dem Papſt, daß er Ludwig den Baier vom Kaiſerthron ſtürzen, und lebendig oder todt in ſeine Gewalt liefern werde.

Das Heer der öſterreichiſchen Herzöge floh vor ihm, und ließ ihn am nördlichen Ufer der Donau gebieteriſch walten. Auch der Kaiſer ſelbſt, der mit einem beträchtlichen Heer auf Johanns Tochtermann, Heinrich von Niederbaiern, losrückte, wartete am Fluß Iſer nicht den Kampf mit dem Böhmenkönig ab, und zog ſich zurück. Gleichwohl endete die ganze Fehde damit, daß Kärnthen in den Händen der Oeſterreicher blieb.

An ſolchen kriegeriſchen Unternehmungen, die kein endliches günſtiges Reſultat geben konnten, oder bei welchen es nicht verfolgt wurde, fand Karl wenig Gefallen. Nach Wälſchland zog er wohl noch gern, um ſich dort tapfer herumzuſchlagen; denn mochte es auch dort keinen beſtimmten Erfolg geben, reizte es ihn doch, in dem hochgebildeten Italien als Held ſich darzuthun.

Indeſſen ſcheint er auch für das Innere Böhmens in den erſten Jahren nach ſeiner Wiederverſöhnung mit ſeinem Vater nicht viel gethan zu haben; wahrſcheinlich durfte er ſich nicht dafür beſonders thätig erweiſen, um die Eiferſucht ſeines Vaters zu ſchonen.

So könnte man behaupten, es ſey keineswegs zum Nachtheil dieſes Landes geweſen, daß König Johann, der ehemals in Litthauen auf einem ſeiner Abentheuerzüge durch die feuchten Nebel daſelbſt ein Auge eingebüßt, auch das andere zu Montpellier durch die Ungeſchicklichkeit des Arztes verlor; denn ſeine Blindheit ward ihm bald ſo drückend, daß er nach ſeiner Heimkehr in Böhmen die Regierung dieſes Königreichs ſeinem Sohn Karl wenigſtens auf zwei Jahre übertrug. (J. Chriſti

1341.) Er verpflichtete ſich ſogar, während dieſer Zeit nicht im Lande zu bleiben, und gegen einen Verſchuß von fünftauſend Mark Silber nichts von demſelben zu fordern. Auch wollte er ſeinen Sohn Karl noch ſogleich krönen laſſen, nur ſollte es nicht wie gewöhnlich durch den Metropoliten Böhmens, den Erzbiſchof von Mainz geſchehen, weil der damalige ein Freund Kaiſer Ludwigs von Baiern war, der ſich dem Hauſe Lützelburg immer feindſeliger bewies. Um ſo leichter bewirkte Johann am päpſtlichen Hofe, daß der Prager Biſchof von dem Gehorſam gegen den Metropoliten losgegeben wurde, und die Erlaubniß erhielt, für diesmal die Krönung vorzunehmen. Alſo geſchah der erſte Schritt zur Erreichung des Wunſches, welchen das königliche Haus mit Recht hegte, daß nämlich dem Bisthum zu Prag die Macht einer Metrapolitankirche verliehen werde.

Begünſtigt war dieſer Wunſch durch eine der ärgerlichſten Angelegenheiten für das königliche Haus. Karl hatte ſeinen Bruder Johann Heinrich vor den hinterliſtigen Abſichten ſeiner Gemahlin Margaretha Maultaſche auf das nachdrücklichſte gewarnt; dennoch war ihre Verſchwörung mit den meiſten tyroliſchen Baronen wider ihn zu Reife gediehen. Schmählich ausgeſchloſſen von ihrer Burg, mit der Behandlung eines Knechtes bedroht, wenn er das Land nicht verließe, und auf das ſchmachvollſte angeklagt wegen ſeiner ehlichen

Untüchtigkeit von einer Gemahlin, welche jammerte, noch Jungfrau zu ſeyn, wiewohl ſie ſchon vor zehn Jahren einen natürlichen Sohn geboren hatte, ſuchte er Schutz bei der Kirche; was am nächſten lag, da Kaiſer Ludwig aus Haß gegen das Haus Lützelburg, Margaretha vorzüglich zu dieſen Händeln angeſtiftet hatte.

Er bot ihr ſeinen Sohn, den verwittweten Ludwig von Brandenburg ſogleich zum Gemahl an, trug dem Biſchof von Freiſingen auf, ihre bisherige Ehe zu ſcheiden; und als dieſer auf der Reiſe durch einen Sturz am Berge ſeinen Tod fand, nahm er ſelbſt aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit die Scheidung vor. In Freude, ſeinem Hauſe das Land verſchafft zu haben, welches der Schlüſſel zu Italien war, wohnte er auch der Trauung ſeines Sohnes mit Margaretha auf dem Schloſſe Tyrol bei.

Der blinde König Johann reiſte in Deutſchland umher, und ſtieß die lauteſten Klagen wider den Kaiſer aus, welche einen tiefen Eindruck auf die Reichsfürſten machten, weil ſie von ihm kamen und gerecht waren. Zugleich beſtimmte der Papſt eine Friſt, binnen welcher Ludwig die Grafſchaft Tyrol an den Sohn des Böhmenkönigs zurückgeben und die Kaiſerkrone niederlegen ſollte. Auch berief er den Anhänger des Kaiſers, den Erzbiſchof Heinrich von Mainz, vor ſeinen Richterſtuhl; und der Ungehor ſam deſſelben, daß er nicht erſchien, war wohl der vorzüglichſte Grund, daß dem Erzbisthum Mainz die Metropolitanrechte über Böhmen genommen wurden. Wenigſtens mag der Grund, welchen der Prager Hof von der Verſchiedenheit der Sprache des bisherigen Metropoliten und der böhmiſchen Nation hernahm, viel weniger gewirkt haben.

Am drei und zwanzigſten des Wintermonates im Jahr 1344 ward der bisherige Biſchof der böhmiſchen Hauptſtadt, der leutſelige, gelehrte, im geiſtlichen Rechte vor Allen bewanderte Arneſt, durch den breslauer Biſchof mit dem Pallium bekleidet; ſtieg der König mit ſeinen Söhnen und dem neuen Erzbiſchof unter den Lobgeſängen des Volkes in den ausgegrabenen Grund zu einer neuen Kirche, und legte den Grundſtein. Karl vermehrte zugleich die Einkünfte des neuen Erzbisthums ſo ſehr, daß ſie nach den geringſten Angaben ſich jährlich auf achtzigtauſend Dukaten beliefen. Das Bisthum von Ollmütz, und ein neues, daß zu Leutomiſchel geſtiftet ward, kamen unter den Metropoliten zu Prag.

Daß ſich die böhmiſche Kirche in ihrer Selbſtſtändigkeit befeſtigte, konnte Heinrich von Mainz nicht verhindern, da Papſt Clemens VI. ihn ſelbſt des erzbiſchöflichen Stuhls verluſtig erklärte, eben ſo wie Ludwig den Baier der Kaiſerkrone, und deſſen Sohn ſogar der Kur Brandenburg. Endlich drang derſelbe noch auf eine Wahl eines römiſchen Königs, und ſchlug den Kurfürſten dazu den Markgrafen Karl von Mähren, den Reichsverweſer Böhmens vor unter ungemeinem Lobe ſeiner Tugenden.

Weil der neuernannte Erzbiſchof von Mainz nebſt den beiden andern geiſtlichen Kurfürſten dem päpſtlichen Hofe und dem Hauſe Lützelburg ergeben waren, König Johann ſelbſt eine Kurſtimme beſaß, Rudolf von Sachſen auf ſeiner Seite ſtand, ſo ſtellte der Wahltag zu Renſe in dem böhmiſchen Prinzen einen Gegenkaiſer auf. (J. Chr. 1346.)

Für König Johann, welcher durch ſeine Blindheit keineswegs ſeine Luſt am Kriege verloren hatte, entſtand durch dieſe Erhebung ſeines Sohnes der dringendſte Anlaß, ſich mit Heeresmacht in Deutſchland bereit zu halten. Allein deſſenungeachtet ließ er ſich auf die Nachricht, daß ſein Tochtermann König Philipp von Frankreich von einem ſtarken engliſchen Heere angefallen ſey, nicht von dem Entſchluß abbringen, ihm zu Hülfe zu eilen. „Bin ich gleich blind, ſagte er, ſo habe ich doch den Weg nach Frankreich nicht vergeſſen. Ich will hin, und meinen Freund den König, und die Kinder meiner Tochter vertheidigen.“

Auch ſein Sohn Karl und viele böhmiſche Barone mußten mit ihm ziehen; in Deutſchland raffte er große Mannſchaft zuſammen, und ſtürmte nach St. Denis, wo das franzöſiſche Heer durch die herbeiſtrömenden Hülfsvölker bis auf hunderttauſend Mann anwuchs. Durch dieſe Macht glaubte man die Engländer vernichten zu können; und Johann rieth gewiß nicht dazu, daß man lieber ihren ſichern und baldigen Untergang durch Hungersnoth abwarten, als ſchlagen ſolle. Er und Karl hatten die Schlachtordnung beſtellt, am ſechs und zwanzigſten Auguſt des Jahres 1346; aber ihr Plan ward von dem Grafen von Alenzon, dem Bruder des Königs von Frankreich, beim Ausbruch der Schlacht auf das ſchnödeſte vernachläſſiget und umgeändert. Die Verwirrung, der Mißmuth, welche dadurch entſtanden, unterſtützten den verzweifelten Muth der Engländer. Als die Böhmen ſahen, daß das franzöſiſche Heer mit einer Niederlage bedroht werde, führten ſie ihren blinden König unvermerkt aus der Schlacht. Kaum aber hörte er deren Getöſe nicht mehr ſo laut wie bisher, ſo fragte er: wo er ſey? Auf die Antwort, daß man ihn vom Schlachtfelde geführt habe, weil die Niederlage der Franzoſen nahe ſey, rief er von Zorn entbrannt: „Ich habe nie in meinen jungen Jahren das Angeſicht des Feindes geſcheut, und ſoll mir dieſe Schande anthun, da ich ergraut und erblindet bin? Lieber will ich ehrlich ſterben, als bei lebendigem Leibe vermodern, weil ich mich nicht ritterlich vorthue. Führt mich dahin, wo der König der Feinde ſteht, mit dem

Schwert in der Hand will ich mir mein Grab bereiten.“

Die böhmiſchen Baronen banden ſein Roß an die ihrigen, um ihn im Handgemenge nicht zu verlieren, und ſo ſtürmte der edle Trupp in die heißeſte Schlacht. Ihr König fiel: ſie alle fielen um ihn her.

Als der König der Franzoſen ſich mit zwei Wunden aus dem Kampf tragen ließ, war die gänzliche Niederlage ſeines Volkes bey Creſſy entſchieden. Auch ſein Bruder, der Graf von Alenzon, lag unter den mehr als dreißigtauſend Todten des beſiegten Heeres. Der Prinz von Wales, der die Leiche des Böhmenkönigs unter ſeinen erſchlagenen Baronen und Rittern fand, vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten, und als man ihm die Fahne deſſelben brachte, auf welcher bei goldgeſtickten Straußfedern der deutſche Wahlſpruch ſtand: Ich diene! wählte er die Straußfedern mit demſelben Wahlſpruch zu ſeiner Helmzierde.

Zum Glück der Böhmen war Karl, wiewohl ſein Pferd unter ihm erſchoſſen, und er verwundet war, glücklich aus der Schlacht entkommen; und ſo ſtieg ein wahrhaftiger König auf ihren Thron ſtatt des Ritters, der von demſelben ſtets in die Welt hinausgeſtürmt war: nur dadurch ihr Wohlthäter, daß er ihnen ſelbſt mehr ritterlichen Schwung und eine weitere Anſicht von den Verhältniſſen der Nation verlieh.

Flüchtling aus einer ſolchen Niederlage, mit geringem Gefolge kam Karl nach Deutſchland zurück, und gleichwohl beſtand der Papſt darauf, daß er ſofort als römiſcher König gekrönt werden müſſe.

Vor den Thoren der Reichsſtädte Aachen und Köln zurückgewieſen, fand er nicht einmal eine Stäte in ſeinem Kaiſerreiche, um ſich krönen zu laſſen. Der Erzbiſchof von Köln, dem ſie aufgetragen war, mußte die Krönung in ſeiner eignen Hauptſtadt Bonn vornehmen. Auch ſchien dem Kaiſer Ludwig dies Beginnen ein ſolches Poſſenſpiel, daß er an Karl ein Schreiben erließ: er ſolle von ſeiner Thorheit abſtehen, ſonſt würde er durch die Waffen gezüchtigt werden. Allein der Papſt ließ nicht ab, Ludwig für den nichtigen Kaiſer auszugeben, und Karl beſaß eine Zähigkeit des Characters, welcher nichts wieder entwich, was ſie einmal gefaßt hatte, die immer zufrieden mit dem war, was ſie erreichte, wie wenig es für den Augenblick ſeyn mochte; und im Hintergrund von Deutſchland, wie armſelig er jetzt auch erſchien, hatte er ſeine herrliche böhmiſche Macht.

Nach dem letzten Willen ſeines Vaters ſollte ihm Karl in Böhmen, Schleſien und der Lauſitz folgen. Allein auch Mähren, das er ſeinem Bruder Johann Heinrich als ein böhmiſches Lehn, auch die Grafſchaft

Lützelburg, die er ſeinem jüngſten Bruder Wenzel geben ſollte, behielt er vorläufig als ſein Eigenthum.

Dazu hätte er ſich der Grafſchaft Tyrol, woraus ſein Bruder vertrieben war, gar zu gern noch plötzlich bemeiſtert. Als Kaufmann verkleidet beſichtigte er ſelbſt alle Päſſe in dieſelbe, und fiel dann plötzlich mit einer Kriegsmacht ein, drang bis vor das Schloß Tyrol, worin Margaretha Maultaſche ſelbſt war, zwang den Kaiſer Ludwig, der es entſetzen wollte, zum Rückzug, und mußte gleichwohl die ganze Unternehmung aufgeben, aus Mangel an Lebensmitteln, und weil Ludwig von Brandenburg glücklicher als ſein Vater wider ihn focht.

Indeſſen verſchmerzte er dieſen Unfall leicht, weil er noch in demſelben Jahre die Nachricht bekam, daß Kaiſer Ludwig auf der Jagd unfern München, vom Schlag getroffen, todt vom Pferde ſank. Dieſes Ereigniß brach die überwiegende Macht, welche Karl in Deutſchland gegen ſich hatte. Nach der Sinnesart der Deutſchen wirkte ungemein für ihn, daß er doch ſchon ein römiſcher König hieß, und eben ſo ſein leiſer, nie ſich übereilender Geiſt. Allerdings war Ludwig von Brandenburg unter den weltlichen Reichsſtänden ein furchtbarer Gegner für ihn, wußte der abgeſetzte Erzbiſchof Heinrich von Mainz es dahin zu bringen, daß man dem König Eduard von England, deſſen Name ſeit der Schlacht bei Creßy in Europa bewundert war, die Kaiſerwürde antrug. Allein dieſer, eingedenk der Rolle, die Richard von Kornwallis in Deutſchland geſpielt hatte, lehnte den Antrag ab, und wenn er gleich einem Gegner Karls im deutſchen Reiche Beiſtand verſprach, ſo ruhte der Böhmenkönig doch nicht, bis Eduard einen engen Bund mit ihm ſchloß. Und wenn der Kurfürſt von Brandenburg, welcher klug genug war, die Kaiſerkrone nicht auf ſich zu nehmen, noch den Markgrafen von Meißen zum Gegenkaiſer wählen ließ, den Grafen Günther von Schwarzburg wirklich als ſolchen aufſtellte, ſo vergalt ihm Karl dies reichlich, indem er den falſchen Waldemar in Brandenburg, wenn nicht aufſtellte, doch mit Heeresmacht unterſtützte. Während er mit Waffengewalt den Gegenkaiſer bedrängte, ihn faſt in ſeinen Händen hatte, ſchloß er einen großmüthigen Vergleich mit demſelben, und eilte nach Frankfurt am Mayn, als derſelbe an Gift verſchieden war, ihm ein prächtiges Leichenbegängniß zu veranſtalten. Durch ſolche Großmuth, ohne allen Groll, und beſonders durch die Kunſt, den Augenblick der Unterhandlung nie zu verrücken, nie zu übereilen, gewann Karl unbeſchreiblich. Als ſich die Unmöglichkeit zeigte, daß Günther wider ihn beſtehen könne, hatte er dem Kurfürſten von Brandenburg den Beſitz von Tyrol zugeſichert, und ſich dadurch des eigentlichen Widerpartes im deutſchen Reich entledigt. (Er ward zum Kaiſer gekrönt zu Rom d. 5. Ap. 1355.)

Drei Jahre waren verfloſſen, daß er unter den ſchwierigſten und mißlichſten Umſtänden als Oberhaupt des deutſchen Reichs auftrat, und ſchon war er allgemein als ſolches anerkannt, worüber er ſich gewiß am meiſten darum freute, weil er nun ungeſtörter in ſeinem geliebten Böhmen ſchaffen konnte.

Ungemein viel hatte er dort, ſelbſt während dieſer erſten für ihn ſo ſtürmiſchen drei Jahre vollbracht, was ihm nur dadurch möglich wurde, weil alle Klaſſen von Unterthanen die Meinung hegten, daß dieſer König keines ihrer Rechte, keine ihrer Freiheiten beeinträchtigen wolle, ſie jegliches Beginnen von ihm mit Vertrauen unterſtützen dürften.

Ihm war Ernſt zu erfüllen, was ſein Eid bei ſeiner Krönung gelobt; daß er die heilige Schrift, die Gerechtigkeit, den Frieden der Kirche und ſeiner Unterthanen nach Gewiſſen handhaben, bei Verwaltung des Königreichs ſeine getreuen Baronen zu Rathe ziehen, den Biſchöfen und Kirchen alle von ſeinen Vorfahren verliehenen Freiheiten erhalten, alle Prälaten, Herrn und Ritter mit Achtung behandeln wollte.

Den Städten war in dieſem Eide kein Wohlwollen namentlich gelobt, daß ſie aber dieſer Regierung ſich vorzüglich erfreuen würden, bewies ſchon das Beiſpiel von Prag. Allbereits vor der Krönung hatte er ſeinen Entſchluß bekannt gemacht, zwiſchen der Altſtadt und dem Wiſſehrad eine neue Stadt zu erbauen, und im Jahre 1348 begann der Bau derſelben. Er ſelbſt hatte ihre anzulegenden Gaſſen und Plätze ausgemeſſen, und er lockte Anbauer herzu, indem er ihnen Freiheit von allen Abgaben auf zwölf Jahre verhieß. Alle Begünſtigungen, welche die Altſtadt im Laufe von Jahrhunderten gewonnen, wurden auch auf ſie übertragen. Mit innigem Wohlgefallen zeigte er fremden Gäſten die werdende Stadt aus den Fenſtern ſeines Schloſſes, denn vor ſeinem Geiſte ſtanden die vielen ſchönen Stiftungen, die er an dieſe erſte Schöpfung knüpfen wollte.

Weil er wußte, wie theuer es ſeinen Böhmen ſey, auch in ſlawiſcher Sprache den öffentlichen Gottesdienſt begehen zu dürfen, hatte er ſich vom Papſt die Erlaubniß ausgewirkt, wenigſtens in einem Kloſter zu Prag Gott in ſlawiſcher Sprache anbeten zu laſſen. Dazu beſtimmte er nun das Kloſter Emaus des Benedictinerordens, welches er in der Neuſtadt ganz auf ſeine Koſten mit königlicher Freigebigkeit aufbauen ließ.

Weit mehr erwartete er zur Verherrlichung ſeiner Hauptſtadt von einer hohen Schule daſelbſt, wozu er gleichfalls ſchon die Erlaubniß des Papſtes hatte. Die Lage Prags, meinte er, in der fruchtbarſten Gegend, in der Mitte eines von Fremden häufig beſuchten Königreichs ſey ganz für eine Univerſität geeignet, und die Kloſterſchulen der Böhmen ſchienen ihrer Fähigkeit und ihrem Eifer für die Wiſſenſchaften nicht genug zu thun. „Sie ſollen hinfort, ſagt er im Stiftungsbriefe der hohen Schule vom 7. April des Jahres 1348, nicht mehr genöthigt ſeyn, ihren unabläſſigen Heißhunger nach den Früchten der Wiſſenſchaften durch Betteln bei den Ausländern zu ſtillen.“

Die berühmten Gelehrten, welche er berief, kannte er zum Theil perſönlich. In vier Nationen theilte er die ſämmtlichen Mitbürger der neuen Anſtalt, Lehrer und Lernende. Zur polniſchen gehörten auch die Schleſier; zur ſächſiſchen nicht nur Meißner und Thüringer, ſondern auch Dänen und Schweden; die baieriſche begriff alle übrigen Deutſche, und ſo hatte die vierte Nation, die böhmiſche, in den Angelegenheiten ihrer vaterländiſchen Univerſität nur eine Stimme gegen die drei der Ausländer. Zum immerwährenden Kanzler der hohen Schule ward der Erzbiſchof von Prag beſtellt: denn das Erzbisthum war der Centralpunct für die Nationalerziehung. Eben ſo vortrefflich war die Beſtimmung, daß dem Rector, wenn er nicht ſelbſt Rechtsgelehrter, ein Vikar aus der Juriſtenfakultät beigegeben war.

In demſelben Jahre begann Karl auch den Bau des Schloſſes Karlſtein, welchem er durch berühmte ausländiſche Baumeiſter und Künſtler alle Pracht und Herrlichkeit geben ließ, um dort die Kleinodien der böhmiſchen Krone und des deutſchen Reichs, die wichtigſten öffentlichen Urkunden, beſonders über Privilegien, wie auch einige Reliquien aufzubewahren.

Zugleich wußte der König Thätigkeit über das ganze Land zu verbreiten. Die verfallenen Bergwerke ließ er herſtellen, neue entdecken. In Zinn- und Bleigruben, in Steinbrüchen verſtand er die Arbeit zu befeuern, und öde Wälder in fruchtbare Aecker und Wieſen zu verwandeln. Aus Burgund und andern Ländern befahl er Weinreben herbeizuſchaffen, damit auf Böhmens Anhöhen Wein reife.

Einem König, der ſo waltete, bewilligte der Landtag eine allgemeine Steuer, die Berna hieß, und von jedem künftigen König beim Regierungsantritt erhoben werden durfte. Dagegen beſtätigte Karl als Kaiſer alle Böhmen von ſeinen Vorweſern verliehenen erſprießlichen Rechte, beſonders, daß der Kaiſer den von den böhmiſchen Ständen gewählten König ungeſäumt belehnen ſollte. Dieſem Artikel fügte er aber bei, daß die Stände jedoch nur alsdann einen fremden Fürſten wählen dürften, wenn vom königlichen Hauſe weder ein männlicher, noch ein weiblicher Sproß mehr vorhanden ſey. Weil er der Sohn einer Fürſtin vom przemiſliſchen Stamm war, maß er ſich ein Erbrecht auf die Krone bei, aber gleichwohl ſollten auch die Stände eine Wahlfreiheit haben, denn nach einem ſtrengen und vollendeten Erbrecht hatte Margaretha Maultaſche, als Sprößling der ältern Schweſter von Karls Mutter, mehr Anſpruch als er auf die Krone gehabt. So kamen ſeine Gedanken ganz überein mit dem Grundſatze, der die przemiſliſche Periode hindurch mehr gefühlt, als ausgeſprochen war, daß die Stände zwar den König wählten, aber nur innerhalb des einmal regierenden Geſchlechts.

Unter dieſen heimathlichen Sorgen Karls erſchien bei ihm die abentheuerlichſte und eine Zeit lang die am meiſten gefürchtete Perſon der europäiſchen politiſchen Welt, Kola Rienzi, der Volkstribun Roms, von ſeiner phantaſtiſchen Höhe durch dieſelbe Beweglichkeit der Römer hinabgeſtürzt, ohne deren eigenthümliches Gemiſch er ſich nicht ſo jähling erhoben hätte. Selbſt umſchwärmt von Vorſtellungen der ehemaligen Größe Roms, wirkte er leicht auf ein Volk, welches ſich durch ſie von der jedesmaligen drückenden Gegenwart gleichſam befreien wollte, zumal da er mit ſeiner Schwärmerei und Rednergabe jene dreiſte Zuverſicht auf ſein Wort verband, die nur durch gänzliche Unbekanntſchaft mit der Welt möglich iſt. Dagegen gab es gewiß keinen Charakter, auf den er weniger wirken konnte, als Karl von Böhmen, zu welchem er ſich aus dem Schlupfwinkel aufgemacht, den er bisher im Kloſter Montmajella gefunden. Unter dem Namen eines wälſchen Kaufmanns kam er zu Prag an, unter dem Vorwand wichtiger Handelsangelegenheiten erhielt er Eingang bei dem König.

Etwas rechnete er wohl darauf, daß dieſer mit ſeinem alten Gönner, dem Papſt Clemens, welcher ſeine Ausſöhnung mit dem im Kirchenbann liegenden bairiſchen Hauſe übel genommen, in einige Spannung gerathen war. Auch hatte der Dichter Petrarcha, deſſen Gelehrſamkeit und Genie Karl überaus ehrte, in einem Schreiben an denſelben ſchwärmeriſche Bilder von Wiederherſtellung Italiens vor Rienzi hergehen laſſen. Aber kaum verrieth ſich dieſer in ſeiner Anrede, als den Schwärmer, der in Rom über alle weltliche und geiſtliche Mächte hätte gebieten wollen, ſo ließ der König ihn einhalten, und erſt fortfahren, als man den Erzbiſchof Arneſt und einige der böhmiſchen Großen herzugerufen.

Nur Karl, ſagte Rienzi, ſey die Hoffnung Italiens, nur durch ihn könne es ſeine alte Freiheit und Herrlichkeit wieder erhalten. Für ſie verlange er nur die Statthalterſchaft jenes Landes; er wolle alles vorbereiten, daß es ſich ganz dem König unterwerfe.

Von Natur wenig geneigt, ſich in abentheuerliche Unternehmungen einzulaſſen, kannte Karl durch ſeine eignen Erfahrungen Italien genug, um irgend zu hoffen, daß er ſich dort eine Obergewalt begründen könne. Ueberdies trug er zu viel Dankbarkeit in ſich, als daß er nicht dieſe Gelegenheit hätte ergreifen ſollen, um die Empfindlichkeit des Papſtes gegen ihn zu verſöhnen. Er gab den Schwärmer Rienzi ſogleich dem Erzbiſchof von Prag in Verwahrung, und befahl ihn nachher an Clemens auszuliefern, der ſich froh bezeigte, den gefährlichen Mann in ſeine Haft zu bekommen.

Gleichwohl ließ Petrarcha nicht nach, mit beredten Briefen in Karl zu dringen, daß er der Befreier Italiens werden ſolle, und freute ſich wenigſtens des Erfolges, daß ſich derſelbe endlich entſchloß, den Römerzug anzutreten. Das Diadem und unſterblichen Ruhm werde er in Italien finden, ſchrieb er dem König nach deſſen Ankunft in Mantua, und erſchien daſelbſt perſönlich, um ihn durch mündliche Beredtſamkeit zu Wiederherſtellung der alten Herrlichkeit Italiens zu bewegen. In der Politik unerſchütterlich kalt, lehnte dieſer auch jetzt eine ſolche Idee von ſich, und drang dagegen, wiewohl auch umſonſt, in Petrarcha, ſeine dichteriſche Einſamkeit zu verlaſſen, und ihn nach Rom zu begleiten; er war begierig, die merkwürdigſte Stadt der Welt unter den Ergießungen eines ſo ſchönen Geiſtes, ſo ächter Gelehrſamkeit zu ſchauen und zu genießen. Selten wußte ein Herrſcher trefflich wie er, den Gelehrten und Künſtler zu ſchätzen, mit ihnen vertraut zu ſeyn, und ihnen keinen Einfluß auf den Herrſcher zu geſtatten.

Auf ſeinem weitern Zuge nach Rom fand er nur Unterwerfung; den Piſanern änderte er auf Begehren ihrer Gemeinde die Verfaſſung; auf das vorſichtigſte vermied er in dem Lande der Partheien für oder wider irgend eine Parthei zu ſeyn. So wies er die Gibellinen, die ihn wider die Guelfen in Harniſch bringen wollten, ſcharf drohend zurück, und die Römer, die auf das heftigſte in ihn drangen, Rom und das päpſtliche Gebiet für ſich in Beſitz zu nehmen, durch den ernſtlichen Befehl, dem Eide treu zu ſeyn, welchen ſie dem Papſte geſchworen. Zum Kaiſer gekrönt von Kardinälen, weil der päpſtliche Hof noch immer zu Avignon ſeinen Sitz hatte, verließ er noch denſelben Tag Rom, wie er einſt Clemens VI., der ihn zum Kaiſer erkieſte, verſprochen hatte.

Durch ſeine Rechtlichkeit gegen den Papſt gewann er auch, daß er mit Sicherheit in ſeinem Lager vor der Stadt verweilen konnte. Wie gefährlich ſein Aufenthalt in Italien ſey, erfuhr er auf ſeiner Rückreiſe. Sein Heer hatte er entlaſſen, und kam nur mit einiger Mannſchaft von Böhmen und Deutſchen gen Piſa. Selbſt dieſe nicht mit in die Stadt zu nehmen, um die Bürger, die ihm ganz ergeben wären, durch keinen Schein von Mißtrauen zu kränken, beredete ihn das Geſchlecht der Gambacurta, welches ihn bei dem Hinzuge glänzend bewieſen hatte, nun wiederum einlud.

Karl traute ihnen, und kam in Begleitung von wenigen böhmiſchen Baronen und einigen deutſchen

Kriegsgefährten. Durch die Veränderung, welche er mit der piſaniſchen Regierungsform vorgenommen, hatten die Gambacurta die Statthalterſchaft von Piſa eingebüßt, und deshalb verbargen ſie die blutigſte Rachſucht unter ihrer tückiſchen Freundlichkeit. Zur Nacht ließen ſie durch Böſewichter das Rathhaus in Brand ſtecken, wo der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin wohnte. Kaum konnten ſich beide, als ſie vom Lärm aufgeſchreckt die Flamme wüthen ſahen, in bloßem Nachthemde in ein benachbartes Bürgerhaus retten.

Da ſprengte Franz Gambacurta die Verläumdung aus: Karl ſelbſt ſey der Brandſtifter geweſen, damit die Piſaner ihre ſämmtlichen auf dem Rathhauſe bewahrten Waffen einbüßten, und wehrlos ihren alten Feinden, den Florentinern preisgegeben wären. Und die erbitterte Bürgerſchaft ſchwur ſich durch Ermordung des Kaiſers zu rächen. Sie ſtrömte bewaffnet zuſammen, als der Gambacurta Geſchrei: Es lebe das Volk, es ſterbe der Kaiſer! auf dem Hauptplatze der Stadt erſcholl. Karl war in der Herberge des Biſchofs von Olmütz, indem der Aufruhr losbrach, und bewaffnete ſich ſogleich, und verſammelte die Böhmen und Deutſchen um ſich, welche in den nächſten Häuſern lagen. Dieſe fochten wie Helden gegen die anſtürmende Menge, um den Kaiſer zu ſchirmen, und Beneſch von Kolowrat ſtand vor demſelben, jeden Frevel gegen die Majeſtät mit Aufopferung ſeines Lebens abzuwehren, einer der größten Wohlthäter ſeines Vaterlandes, wenn Karls Regierung als die größte Wohlthat für daſſelbe gilt. Von dem kriegeriſchen Getümmel wurden auch die Böhmen und Deutſchen aufgeſchreckt, die jenſeit des Arno lagen. Sie ſammelten ſich, erſtürmten in heißem Kampfe die Brücke, welche die Bürgerſchaft beſetzt hielt, und vereinigten ſich mit den Baronen, die den Kaiſer umſchirmten. Dieſer gab nun Befehl zu einem förmlichen Angriff, und ſchlug die Empörer bald von dem Platze weg. Ein Blutbad unter ihnen wäre unvermeidlich geweſen, wenn er nicht ſofort den ſtrengen Befehl gegeben hätte, daß man des Volkes ſchonen und nur die Gambacurta greifen ſollte.

Sieben dieſes Geſchlechts wurden der verletzten Majeſtät ſchuldig erklärt, und mit dem Schwerte hingerichtet. Nach Einziehung ihres Vermögens verbrannte man ihre Paläſte. So ſtrafte Karl nicht weiter, als es die Gerechtigkeit durchaus forderte; aber auf das großmüthigſte belohnte er die Baronen, die ihn ſo treu geſchützt hatten.

Für die abentheuerlichen Entwürfe der italieniſchen Einbildungskraft hatte er ſein Kaiſerthum nicht brauchen wollen; aber noch war kein Jahr ſeit ſeiner Krönung zu Rom verfloſſen, ſo gab er dem deutſchen Reiche in der goldnen Bulle vom Jahr 1356 ein wahrhaft kaiſerliches Geſchenk. Wenn ſein Vater Johann die Welthändel mit dem Schwerte entſcheiden wollte, und dadurch gewöhnlich noch mehr Fehde aufregte, ſo bewies er, daß das feſte Wort einer weiſen politiſchen Urkunde ungleich mehr Kraft auf die Welt habe, als alle Heldenſchwerter.

Wo Recht und Friede gebannt waren, wie in der zerrütteten deutſchen Verfaſſung, da legte ſein Werk der goldnen Bulle einen Grund, auf welchem ſich ein Föderativſyſtem wie das deutſche Reich ſeyn mußte, befeſtigen, und ausbilden konnte. Der Kaiſerwahl gab er zuerſt eine beſtimmte Organiſation, der Kaiſermacht ein feſtes Recht, und beſtärkte, ſprach zuerſt als ein urkundliches Recht die kurfürſtliche Ariſtokratie aus, die allmählig aus dem Chaos der übrigen Reichsſtände erwachſen war. Auf keine andere Art konnte nach den damaligen Umſtänden ein Grund für die Reichsverfaſſung gewonnen werden. Dabei wollte er zugleich urkundlich bewirken, daß ſich die Kurfürſten auch durch perſönliche Vorzüge als Ariſtokraten unter den Fürſten bewährten; er machte zum Reichsgeſetz, daß die Söhne der Kurfürſten nebſt der lateiniſchen und deutſchen, den beiden conſtitutionellen Sprachen des Kaiſerreiches, auch der ſlawiſchen und italieniſchen Sprachen ſich befleißigen ſollten; denn Nationen von allen dieſen Zungen wären Reichsunterthanen, und könnten ihre Angelegenheiten nicht weiſe und gut beſorgt ſehen, wofern die Kurfürſten ihre Rede nicht faßten. Wenn Böhmen unter den weltlichen Kurhäuſern den erſten Rang erhielt, ſo trug es auch allein unter ihnen eine Krone, und hatte ſich mit mehr Unabhängigkeit, als irgend ein anderes, in den Reichsverband begeben.

Während dieſer Jahre, wo **Karl** gegen Italien wenigſtens in ſofern Wohlthäter war, daß er die Gährung im Innern deſſelben nicht vermehrte, wo er der deutſchen Nation eine urkundliche Veſte gab, ohne welche wahrſcheinlich ihre Staatenverbindung ſich auch aufgelöſet hätte, war er unbeſchreiblich thätig, ſein Werk in Böhmen, das er ſo ſchön begonnen, zu vervollkommnen und zu erweitern.

Nichts gereicht ſeiner Einſicht ſo ſehr zum Ruhme, als ſein Beſtreben, Geſetzgeber der Böhmen zu werden. Es war die Zeit, wo das alte vollkommen ausgebildete Syſtem der Pandekten in Italien, und wohin deſſen Kultur griff, neue Blüthen trieb. In Böhmen fand er faſt kein ſchriftlich beſtimmtes Recht, aber eine Maſſe von rechtlichen Gewohnheiten, die zum Theil Tadel verdienten. Den berühmten Rechtsgelehrten **Bartolus de Saxo Ferato** berief er vergeblich aus Welſchland nach Prag, damit er ein neues Geſetzbuch der Böhmen zuſammenſtelle.

Immer beſorgt, nie etwas an den Freiheiten der Stände zu verletzen, verordnete er einen Landtag, das Geſetzbuch demſelben vorzulegen. Er habe nöthig gefunden, trug er vor, die alten Gewohnheiten genau zu prüfen, ihr Fehlerhaftes, ihre Mängel zu verbeſſern und ergänzen, und ſo ein Geſetzbuch zu ſchaffen, das er nach ſeinem Namen Karoline nenne, und ihnen zur Beachtung empfehle.

Dieſe Geſetze bleiben ein ewiges Denkmal von der größten Eigenſchaft Karl's, daß er verſtand, was Geiſt der Zeit und ſein Vortheil erforderten, mit der äußerſten Schonung alles Alten zu verbinden.

Gewiſſe Städte und Schlöſſer ſollten untrennbar von der Krone ſeyn, welcher Satz vor allen das königliche Anſehen für immer begründen mochte; aber indem die Burggrafen der Schlöſſer, die Bürger der vornehmſten Städte, dem König ſie nicht eher übergeben ſollten, als bis er geſchworen, ſie nie zu veräußern, machte er das Intereſſe der Krone zu einer Nationalangelegenheit. Einige der erſten Landesſtellen ſollten an Niemand auf die ganze Lebenszeit vergeben werden; und ſo konnten ſie der königlichen Gewalt niemals gefährlich ſeyn, und auch darüber mochte man nicht unzufrieden werden, denn es hieß zugleich, daß ſie an keinen ertheilt werden ſollten, welcher der böhmiſchen Sprache nicht kundig ſey; er müßte ſich denn durch ausnehmende Eigenſchaften über alle Regel erheben. Ueberdies ſollten ihre Inhaber vom Herrenſtande ſeyn, und Güter in Böhmen beſitzen. Der Landesſchreiber ſollte auf dem königlichen Schloſſe wohnen, wo die Landtafel aufbewahrt wurde, ein Inſtitut, welches faſt das einzige einheimiſche und dauernde iſt, das ſich von Karls Vater herſchreibt, der nämlich im Jahre 1319 befahl, die öffentlichen Urkunden zu ſammeln, und an einem beſtimmten Ort aufzubewahren.*) Die barbariſche Sitte der Feuer- und Waſſerprobe ward abgeſchafft; dagegen in dem oberſten Landeskämmerer eine Juſtizbehörde aufgeſtellt, welcher ſich der König ſelbſt in Klagſachen der Unterthanen wider ihn ſchlechterdings unterwerfen mußte. Durchaus ward die Macht der Baronen über ihre Unterthanen nicht gekränkt, nur ſollten ſie unter Strafe ganz gleicher Wiedervergeltung ſich nicht erkühnen, ihnen die Augen ausſtechen zu laſſen, ihre Gliedmaßen zu verſtümmeln. Was die Landeswehr wider feindlichen Einfall anbetraf, ſo ſollten der Adel, die Bürger und das Volk ſich bewaffnen, die erſten vier Wochen den kriegeriſchen Aufwand ſelbſt beſtreiten, und die Bergwälder über Außig, Kaden, Brür, Tauß hin, als eine Bruſtwehr wider den Feind, auch als eine Ziede des Landes immerdar geſchont bleiben. Für die innere Sicherheit und Ruhe waren die zwei vortrefflichen Geſetze, daß die Baronen, Ritter und Städte ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Königs keine Bündniſſe unter einander ſchließen dürften, und daß eine verwittwete Königin von Böhmen, wenn ſie einen Unterthan der Krone heirathen würde, des Landes verwieſen ſeyn ſollte, mit ihrem Gemahl außerhalb ſich aufhalten mußte, wenn ſie ſich mit einem auswärtigen Fürſten vermählt hätte. So wußte Karl die Lehre der einheimiſchen Geſchichte zu benutzen.

---

*) Die Landtafel in Böhmen iſt ein älteres Inſtitut. Johann ſcheint nur eine neue Einrichtung damit vorgenommen zu haben. D.

Wenn ein ſolches Geſetzbuch ein Meiſterwerk von Karls politiſcher Klugheit, und edler Fürſorge eines Königs für ſein Volk war, ſo erſcheint er noch größer in der Art, wie er es einzuführen ſuchte, wie er es zurücknahm. Manche Stimmen auf dem Landtag hatten es genehmigt: überwiegend war eine ſtille Mißbilligung deſſelben, die ſich eine längere Friſt ausbat, um ſich zu erklären. Mittlerweile brach ein Feuer aus, wo das mit Sigillen einiger Baronen verſehene Geſetzbuch lag, und die Urkunde ging in Rauch auf. Karl, welcher durchaus dem Geiſte ſeiner Nation nicht gewaltſam vorgreifen, ſondern ſie immer nur auf den Punct der Kultur führen wollte, welchen ſie erreichen konnte: etwas Größeres kann es in einem Regenten nicht geben: erklärte bei dieſer Gelegenheit, daß jenes Geſetzbuch, von Land und Stadt noch nicht formlich angenommen, ſchlechterdings für die Böhmen keine bindende Kraft gehabt hätte.

Die Großen mogte geſchreckt haben, daß die Unmöglichkeit einer Veräußerung der Krongüter die königliche Macht zu ſehr befeſtige. Außerdem ſagte dem Baronenſinne gewiß nicht zu, daß bei ihrer Mißhandlung von Menſchen und der Ahndung dafür, eine ſolche Menſchengleichheit eintreten ſollte.

Bei dem Eifer, die innere Sicherheit in dem ganzen Umfange ſeines Reiches zu befeſtigen, war für Karl nichts unerträglicher, als wenn ſie ſelbſt in ſeinem Böhmen gefährdet, geſtört wurde. Auf einem Landtage gab er die Verordnung, daß die Baronen allen Schaden erſetzen ſollten, welchen Räuberei auf ihrem Grund und Boden verurſachte, unter der Vorausſetzung, daß ſie durch Nachläſſigkeit, oder vorſätzlich daran Schuld wären. In zwölf Kreiſe theilte er das ganze Königreich, über jeglichen waren zwei Kreishauptleute geſetzt, einer von dem Herrenſtande, einer vom niederen Adel, oder der Ritterſchaft, und ihre erſte Pflicht war, für die Sicherheit der öffentlichen Wege zu ſorgen. Er ſelbſt aber durchzog das Königreich und bemächtigte ſich der Burgen, von welchen aus die Edelleute Räuberei übten. Einen von ihnen, Johann Panczirz, hatte er wegen ſeiner Tüchtigkeit kaum mit der goldenen Ritterkette beehrt; allein erbittert über die Räubereien, welcher derſelbe halsſtarrig verübte, nahm er ihn nicht alsbald in ſeiner eroberten Burg gefangen, ſo befahl er, ihn an einen Baum aufzuhängen, und warf ihn ſelbſt den Strick um den Hals mit den Worten: „nicht allzeit theilt der König goldne Ketten aus.“

Solche Handhabung des innern Friedens war ein Erforderniß, ohne welches alle die Anſtalten, die er in den erſten Jahren ſeiner Regierung begonnen, und deren Entwickelung er unabläßlich verfolgte, eben ſo wenig gedeihen konnten, als alle die neuen Stiftungen und Einrichtungen, wodurch er immerdar den innern Zuſtand Böhmens vervollkommnete. Und zweyunddreyßig Jahre hat er alleinig herrſchend ein unerſchöpflicher Wohlthäter über dieſes Land gewaltet, und wieviel hatte er ſchon unter ſeinem Vater einer ſolchen Regierung vorgearbeitet.

Bei ſo großer Thätigkeit, ſo großem Unternehmungsgeiſt übereilte er ſich nie, und fühlte auch keinen Gram, Werke anzufangen, deren Vollendung er erſt von ſeinen Nachkommen hoffen konnte. Als ſein neues Prag blühte, als der Bau von Karlſtein beendet war, faßte er die Idee zu dem Wunder Europa's, zu der herrlichen, erſt hundert und fünf und vierzig Jahr nach ihm vollendeten Brücke über die Moldau.

Wenn er dann das Gewühl der Arbeiter ſah, die ein ſolches Unternehmen beſchäftigte, fühlte er nicht wegen Befriedigung ſeines Triebes zur Kunſt und Pracht, ſondern darum das größte Behagen, weil er auf ſolche Art allein einreißendem Mangel unter ſeinem Volke vorbeugte. Ein ungewöhnlicher Mißwachs hatte im Jahr 1360 Böhmen mit einer Hungersnoth bedräut.

Als Karl eines Tages aus der Veitskirche trat, ſand er fünfzehnhundert Menſchen knieend, die ihn um Brod für ſich und die ihrigen anflehten. Seine erſte Regung war Zorn über die Beamten, welche ihm die Noth ſeines Volkes nicht ſogleich geſchildert; dann hieß er dem ganzen Haufen der Unglücklichen, ihm zu folgen, führte ſie hinaus auf den Berg Petrzin, ließ Brod in reichlicher Menge kommen, und ſie erquicken. Ich will, ſagte er, um auch künftig eurer Noth zu ſteuern, hier von der Moldau über den Petrzin um den Strahof und Hradczin bis an die Burg eine Mauer bauen laſſen; und bald wies er allen eine Arbeit dabei an, deren Ertrag ſie und die Ihrigen auf zwei Jahre, binnen welchen die Mauer zu Stande kam, hinlänglich ernährte.

Aus dem Geſichtspuncte, daß er durch Errichtung öffentlicher Gebäude den Wohlſtand ſeiner Unterthanen vermehren, die Armuth ernähren wollte, darf man auch anſehen, daß er immer mehr Klöſter erbauen ließ, und gern geiſtliche Orden ins Land zog, ſie zu bevölkern. Ihn trieb dazu freilich auch religiöſer Geiſt im Sinne ſeines Zeitalters; auf Reliquienſammeln gab er viel. Auch hatte er gewiß darin Recht, daß mit der vermehrten Geiſtlichkeit immer neue Kultur nach Böhmen käme. Aber daß er durch ſeine große Gnade gegen die Geiſtlichkeit Beförderung des Nationalwohlſtandes vorzüglich bezweckte, darf man nicht blos wegen ſeiner allgemeinen Regentenweisheit, ſondern beſonders darum vermuthen, daß er es ſehr übel nahm, wenn jene ſich auf Koſten anderer Stände bereichern wollte. Zu Eger brachte ſie immer mehr Güter käuflich an ſich, von welchen ſie dann ihren Freiheiten gemäß keine Steuer bezahlte. Als die Bürger klagten, daß dadurch die Laſt der Abgaben für ſie immer drückender würde, verbot der Kaiſer den Geiſtlichen den weitern Ankauf von Gütern, und befahl die bereits erkauften wieder loszuſchlagen.

Ganz in demſelben Geiſte handelte Karl, als der neue Papſt Innocenz VI. von der Geiſtlichkeit in Deutſchland, Böhmen, Ungern und Polen den Zehnten ihrer ſämmtlichen Einkünfte für die päpſtliche Kammer forderte. Sonſt ſo gefällig gegen den Papſt konnte der Kaiſer ſeinen Verdruß über einen ſolchen Verſuch gegen den Wohlſtand der Nationen ſo wenig verbergen, daß er dem Erzbiſchof von Mainz, welcher jenen Antrag begünſtigte, in einer Verſammlung der Reichsfürſten trokken entgegnete: der Papſt ſollte lieber, ſtatt nach dem Golde der Geiſtlichkeit zu dürſten, ihre Sitten zu verbeſſern trachten. Auch kannte ihn das Haupt der Chriſtenheit zu gut, als daß es nur Empfindlichkeit über den geſcheiterten Verſuch ſich zu bereichern geäußert hätte; vielmehr erſuchte es ihn, durch ſein kaiſerliches Anſehen die Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit zu tilgen, indem es das Geſchäft ihrer Verbeſſerung ſich ſelbſt vorbehielt.

Ein König, welcher ſo ſehr um den Wohlſtand ſeines Volkes bekümmert war, und die Städte in Italien und Deutſchland kannte, die durch Handel und Kunſtfleiß blühten, mußte dieſe auch in ſeinen Staaten ermuntern. Er gab dem Handel ſeiner Böhmen durch das deutſche Reich große Freiheiten, ließ die venetianiſchen, nürnberger und andere Kaufleute in Prag ihre Hauptniederlage für die benachbarten Länder nehmen, ſchaffte die drückenden Zölle auf der Moldau ab, welche den Verkehr im Innern lähmten, ſann darauf nach Eroberung Brandenburgs, die Elbe mit der Oder zu vereinigen, um die Schiffahrt ſeiner Unterthanen in die Oſtſee zu eröffnen; noch in ſeinen letzten Lebensjahren beſuchte er die Hanſeſtadt Lübeck, und weidete ſich an dem Anblick einer Bürgerſchaft, welche durch ihren Handel in die Angelegenheiten der Welt ſo mächtig eingriff; aber vorzüglich mit dem Augenmerk, ob keine Stadt ſeiner Länder ſich dazu eigne, der Mittelpunct für den Handel derſelben mit fremden Nationen zu werden. Zugleich warf er den Blick auf die fernſten Völker, die ſich durch eine Kunſtgeſchicklichkeit auszeichneten, um dieſelbe für Böhmen zu benutzen. Aus dem Morgenlande berief er Arbeiter nach Prag, welche die Kunſt, perſiſche Tapeten zu wirken, verbreiten ſollten. Gleichwohl durften dieſe Mahometaner nicht unter den Chriſten wohnen, am Lorenzberge mußten ſie ihre buntfarbigen Gezelte, ihre Hütten aufſchlagen.

Wer ſicher darauf rechnen darf, daß er ſelbſt einen ehrenvollen Platz in der Geſchichte einnehmen werde, liebt die Geſchichte, und ſorgt für die Erhaltung ihrer Quellen, ihres Materials. Karl ſelbſt verzeichnete ſeiner Natur gemäß zugleich ſchonend und wahr Denkwürdigkeiten ſeines Lebens. Die auf ſeinen Betrieb verfaßte böhmiſche Kronik, iſt unter dem Namen ihres Ueberſetzers, Pulkawa von Tradenin, bekannt; ohne ſeinen Befehl, von Kosmas drei Abſchriften zu machen, wäre vielleicht dieſer für uns verloren, der Vater der böhmiſchen Geſchichte, wiewohl er nur eine Vorarbeit für einen epiſchen Sänger über dieſelbe liefern wollte. So ward es auch großer Gewinn für die Geſchichte, daß Erzbiſchof Arneſt anfing, die Urkunden über die frommen Stiftungen ſammeln zu laſſen, und Karl die Dauer dieſer Einrichtung begünſtigte durch die Verordnung, daß dieſe Sammlung in allen geiſtlichen Sachen gleiches Anſehen, wie die Landtafel in weltlichen haben ſollte. Vom Jahre 1354 an liefert ſie uns bis über die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts hinaus ſchätzbare Nachrichten zur böhmiſchen Geſchichte.

Unter allen dieſen Zügen über Karls faſt hausväterliche Sorgfalt in allen Theilen der Verwaltung, in jeglicher Angelegenheit, die unter ſeinem Volke zur Sprache kam, wirft ein ſcheinbar unbedeutender ein liebenswürdiges Licht auf ihn. Das Dorf Stadiz an der Bila, der Geburtsort Przemiſls, war als ſolcher frei von Abgaben geweſen. König Johann hatte es an

Heinrich von der Leippe geſchenkt, der dieſe Freiheit aufhob. Karl fand Vernichtung eines einmal verliehenen Rechtes wie überhaupt unbillig, ſo zwiefach im gegenwärtigen Fall, wo es zur Ehre des Stammvaters vom königlichen Hauſe verliehen war, und befreite von neuem das Dorf von Abgaben jeglicher Art, drohte die ſchärfſte Strafe für jeden Verſuch, dieſe Freiheit zu kränken. Die drei Morgen Landes aber, welche Przemiſl der Sage nach ſelbſt bebaut hatte, erklärte er für Eigenthum der Könige; und jene aus dem Stabe des Ahnherrn entſproſſene Haſelſtaude ſollten Einwohner von Stadiß ſorgfältig pflegen, und die Nüſſe davon dem König bringen. Der von ihm eingeführte Brauch, daß ſie bei Krönungen unter das Volk geſtreut wurden, dauerte noch bei der Krönung Ferdinands III.

Auch durch ſolche Züge, daß Karls Gemüth an ihrem Alterthum hing, gewann er immermehr die Liebe der Nation, welche als die glücklichſte der Welt unter ſeinem Scepter geprieſen wurde. Frieden und Reichthum, und alle Freude, alle Pracht des Lebens hatte er endlich über Böhmen ausgebreitet; die Ausländer drängten ſich, in dieſe Heimath des Glückes zu kommen, außerhalb welcher es faſt allenthalben ſtürmte, ſich in Zerrüttung aufrieb. Solchen Segen ſchuf ein König, der manche Nacht ſchlaflos nach eigenem Geſtändniß zubrachte, um zu ſinnen, wie er ſeine Unterthanen glücklich machen könne.

Eine Regententhätigkeit, wie die von **Karl**, zerſplittert ſich in ſo tauſendfältige denkwürdige Anordnungen und Handlungen, daß diejenige Hiſtorie, welche über ſein Walten von Jahr zu Jahr berichtet, ermüdet, und nichts anſchaulich machen kann. Seine Staatsverwaltung muß ſchlechterdings in Maſſen zuſammengeſtellt werden, ſo daß man dieſe vom Standpunct ſeiner Maximen, ſeiner Characterzüge überblickt.

Eben dies iſt nothwendig, wenn man die vielfachen politiſchen Händel überſchauen will, in welche **Karl** mit ſo vielen unruhigen Nachbarſtaaten, und als Kaiſer und Reichsfürſt mit ſo vielen deutſchen Fürſtenhäuſern gerieth. Sein erſter Grundſaz, die Einſicht der Kultur, und ſeine natürliche Neigung, geboten ihm, bis zum Aeußerſten in friedlicher Verhandlung zu gehen, ehe er den Krieg losbrechen ließ. Beiſpiellos iſt es ihm in ſo verwickelten Verhältniſſen ganz gelungen, nachdem er die kurze Fehde wegen ſeines Kaiſerthums beendet hatte. Er war immer zum Schlagen gerüſtet, und trug den Frieden im Herzen und Geiſt.

Dann ſuchte er bei den politiſchen Händeln hausväterlich durch Familienbande, durch Heirathen, durch Erbeinigungen für den Vortheil ſeines Hauſes zu ſorgen, oder denſelben, wenn es ſonſt nicht gelingen wollte, durch einen guten Kauf davon zu tragen. Dieſer hausväterliche Sinn, dieſe ungemeine Fürſorge, womit er gern die Seinigen, auch noch nach ſeinem Tode ſichern, und glücklich machen wollte, nie eine eigentliche Habſucht, und eben ſo wenig kranke Zärtlichkeit für ſeine Kinder ſprechen am deutlichſten aus ſeinen vielfachen Tractaten, aus ſeinen Rückſichten bei ſeiner eigenen viermaligen Verheirathung, aus der Verlobung ſeiner unmündigen Kinder, einer Tochter, die ihm vielleicht geboren werden ſollte, aus ſeinem dringenden und glücklichen Bemühen, ſeinen anderthalbjährigen älteſten Sohn Wenzel zum böhmiſchen König krönen zu laſſen.

Ebendemſelben verſchaffte er noch während ſeines Lebens die römiſche Krone; und als er ſeine körperlichen Kräfte ſchwinden fühlte, da konnte er ihm Böhmen und Schleſien, zu welchem nun auch Schweidnitz und Jauer gehörten, ſeinem zweiten Sohne Siegmund die Mark Brandenburg, und dem dritten, Johann, das Herzogthum Görlitz nebſt Bautzen, Guben und Kettbus, als künftiges Erbthum anweiſen.

Und um alle dieſe zum Theil koſtbaren Erwerbungen, welche keinen Blutstropfen ſeinen Unterthanen gekoſtet, ſeinem Hauſe zu ſichern, um den nöthigen Geldaufwand zu decken, hatte er noch den Triumph, daß er, welcher die Freiheiten ſeiner Unterthanen überaus geſchont, gegen dieſelben einen Schritt thun durfte, den die Eigenmächtigſten ſeiner Vorweſer nicht gewagt hätten. Auf einem Landtag im Jahre 1375 forderte er von einem jeden Inſaſſen des Königreichs ohne Unterſchied des Standes und Ranges einen Prager Groſchen von jeder Mark ſeines ganzen Vermögens. Jeglicher ſollte daher den Betrag deſſelben treulich angeben, und wer dabei nicht ehrlich geweſen ſey, es zu dem angegebenen geringeren Werth der königlichen Kammer überlaſſen. Hätte Jemand dieſe Steuer nicht am nächſten Veitstage vor Sonnenuntergang erlegt, ſo würde ſein ganzes Vermögen ohne Widerrede eingezogen. Und hiegegen lehnten die Baronen ſich nicht auf, ſahen ruhig zu, als die angedrohten Strafen wirklich wider einige von ihnen angewendet wurden. So unbeſchreiblich mächtig iſt in jeglichem Zeitalter ein König, der durch ein langes Leben die ganze Liebe ſeiner Nation verdient und erlangt hat.

Aber auch ſein Glück war getrübt, denn ſo gerne er die vorzüglichſten Eigenſchaften in ſeinen Söhnen zärtlich betrachtete, entſtand ihm oft ein Zweifel, ob ſie nicht gegen ſeinen Geiſt walten würden. Als er einſt das durch ihn verherrlichte Prag überſchaute, konnte er ſich der Thränen nicht enthalten, und brach in die Klage aus, daß die Böhmen nicht wie von ihm, ſo von ſeinen Söhnen väterliche Liebe empfinden würden, und ſetzte hinzu: wüßte ich denjenigen von ihnen, bei dem insbeſondere die Schuld, mit eigener Hand würde ich ihm das Leben nehmen.

Nachdem er noch die Verordnung gegeben, daß zwei Münzwardeine, der eine im Namen des Königs, der andere im Namen der Stände, jeder Verbreitung von geringhaltigen Münzen verbeugen ſollten; nachdem er kurz zuvor mit einer Vorausſicht, die tief in das Weſen ſeiner Böhmen und ſeiner Zeit drang, ängſtlich geſorgt, Verdacht und Ruf der Kezerei von dem geliebten Lande zu entfernen; und glücklich zu preiſen, daß er nicht den Hußiten-Krieg, daß er nicht vorauſehen konnte, was der Anfang des dreißigjährigen über Böhmen brachte, neigte er ſein Haupt dem Grabe zu, und wandte den letzten Athem an, ſeinen Söhnen Lehre zu geben, die das Volk beglücke.

Die große Leichenfeierlichkeit, welche man ihm veranſtaltete, bleibt dadurch merkwürdig, wie man alles that, um kundbar zu machen, daß die ganze Nation an ſeinem Grabe traure (J. Chr. 1378.).

XVI. Zerrüttung des königlichen Hauſes und Böhmens unter Wenzel IV. (Wenzel regierte in Böhmen von 1378 bis 1419.)

Um nach Karl I. glücklich und ruhmvoll zu regieren, hätte es noch größerer Weisheit, als er ſelbſt beſaß, für ſeinen Nachfolger bedurft. Durch die allwaltende Fürſorge ſeiner Regierung und ſeine vielen herrlichen Anſtalten waren alle Kräfte des Volkes im ſeinem Böhmenſtaat bis zu einem Grade entwickelt, hatte das Selbſtgefühl durch Wohlſeyn und Rüſtigkeit in allen Ständen einen Schwung erhalten, daß ein Ueberſchäumen der Nationalkraft nach allen Seiten zu fürchten war, zumal, da bei aller Ordnung und Ruhe, die Karl geſchaffen hatte, gleichwohl die Formen des Staats noch roh und wenig feſt ausgebildet da ſtanden, und bei weitem nicht genug in einander verſchmolzen waren, um einen ruhigen Zuſtand zu ſichern. Ein ſo gegründetes Anſehen, wie des alten Königs, hatte das verderbliche Ueberſchäumen verhindert. Auch ein gleich großer Nachfolger konnte ein gleiches Anſehen ſich in wenigen Jahren unmöglich erwerben. Aber nahm der Geiſt des Thronfolgers, bei derſelben umſchauenden und gütigen Klugheit, die ſein Vorgänger ſo reichlich beſaß, einen viel kühnern Schwung und ward dadurch Meiſter des Nationalfluges, dann mochte nicht nur die ruhige Entwicklung in Böhmen fortdauern, ſondern es mußte eine Herrlichkeit in dieſem Reich entſtehen, wie die Geſchichte ſelten bei einem Volke wahrnahm.

Leider war Karl's älteſter Sohn, Wenzel, ein achtzehnjähriger Jüngling, das Gegentheil von allem demjenigen, was nun ein König von Böhmen ſeyn ſollte; rohheftig ohne Ausdauer, ungeſtüm ohne Kraft, grauſam ohne Planmäßigkeit, für wahnſinnig zu achten, wenn er ſich gleich der Wolluſt und Trunkenheit nicht ergeben hätte; was er an Thätigkeit und Geiſt beſaß, verwandte er bald am liebſten, um bisweilen den

Scharfrichter, den er ſeinen Gevatter nannte, ſelbſt zu ſpielen, eine grimmvoll witzige Antwort zu geben, einen grauſamen Scherz zu erſinnen.

Man mildere dieſe Vorſtellungen von ſeiner Natur und ſeinen Sitten nicht durch die Bemerkung, daß ihn die Geiſtlichkeit, die ihn haßte, zu ſchwarz geſchildert habe; denn der unpartheiiſche Ausländer Dynther, der von ſeinem Beginnen und Treiben ein Augenzeuge war, beſchreibt ihn eben ſo, und Hagets Erzählungen, die aus Volksſagen geſchöpft ſind, welche mitunter noch heut zu Tage von ihrer lokalen Wahrheit zeugen, ſind überhaupt zu ſehr von der neuern Kritik verworfen: er war ein Mann, welcher für den Geiſt der Begebenheiten, die das Innere Böhmens, das Volk und die Individualität bedeutender Perſonen darzeigen, viel hiſtoriſchen Sinn hatte, wenn er auch um die auswärtigen Angelegenheiten des Staats und des königlichen Hauſes, um die chronologiſche Aufführung von Namen, denen er durch nichts ein hiſtoriſches Leben verleihen konnte, wenig Sorge trägt.

Auch wende man das wenige Nichtverwerfliche, was Wenzel in den erſten Jahren ſeiner Regierung that, nicht zu einer lichtern Farbengebung in ſeinem Gemälde an; denn es kommt theils auf die Rechnung der trefflichen alten Staatsräthe, theils iſt es noch wie ein Nachklang der väterlichen Lehren. Das Einzige, was ſeine Schuld und die Schwärze ſeines Charakters mildern kann, liegt in der Bemerkung, daß das Schickſal gleichſam gefliſſentlich ſein Leben mit Thatſachen umſtellte, die ſeine Natur immer tiefer zum Abgrund führten, ihn immer mehr in Widerſtreit mit ſeinem Zeitalter und Volke brachten, und einen gewaltigen Ausbruch deſſelben bezweckte, durch eine ſolche Perſönlichkeit auf dem Thron beſchleunigen wollte.

In Hinſicht auf die zwieſpältige Papſtwahl hatte ihm ſein ſterbender Vater gerathen, die Parthei Urban's VI. zu nehmen; und auf einem Reichstage zu Frankfurt beſchloß er mit den deutſchen Fürſten, dieſen als den einzigen und wahren Papſt anzuerkennen und zu ſchützen. Wenzel bewies auch als römiſcher König einige Fortdauer von Thätigkeit, um jenem Schluß Anſehen zu verſchaffen, aber noch lebte der kaum zum Kardinal erhobene bisherige Erzbiſchof von Prag, Johann Oczko von Wlaſſim, der mit Urban ſehr verbunden, und als einer der älteſten und weiſeſten Räthe des verſtorbenen Kaiſers bei dem jungen König im größten Anſehen war; und auch der neue Erzbiſchof, Johann von Genzenſtein, war eifrig für jenen Papſt geſinnt, dem er ſeine Erhebung mit verdankte. Von ihm weiß man beſtimmt, daß er nach Wlaſſims Tode (J. Chr. 1380.) Wenzel zur Beſtändigkeit für Urban ermunterte. Wäre nur ſeine übrige Perſönlichkeit der Art geweſen, daß er bei demſelben ähnliches Gewicht wie ſein Vorgänger bekommen hätte. Ein blos frommer Erzbiſchof mußte früher oder ſpäter mit einem Fürſten zerfallen, der ſich nur aus einer gewiſſen jugendlichen Scheu noch nicht dem ungeberdigſten Treiben ganz überließ.

Beben mußte man vor dem Augenblick, wo eine ſolche Natur ſich zum erſtenmal über die Autoritäten wegſetzte, durch welche ſie bis dahin gezügelt worden; und dieſer Augenblick trat ein, als Wenzel kaum zwei Jahre regiert hatte. Seine Halbſchweſter Anna war von ſeinem Vater durch den feierlichſten Vertrag dem Markgrafen Friedrich dem Strengen von Meiſſen zur Gemahlin verſprochen. König Richard von England, der Verbindung mit deutſchen Fürſtenhäuſern wünſchte, aus demſelben Grunde, warum er ſich auch für Urban erklärte, indem Frankreich dem Gegenpapſt Klemens VII. anhing, nämlich um bei dem langen blutigen Kampf Englands mit jenem ſich wider daſſelbe zu verſtärken, bewarb ſich um Anna, und Wenzel ſchlug die Prinzeſſin, Fürſtentreue, des Vaters Anſehen, die Verbindung mit einem benachbarten keineswegs unmächtigen Hauſe und die Freundſchaft des gewaltigen Frankreichs für achtundzwanzigtauſend Gulden feil, die ihm England ſpendete. Geldmangel, welchen er jetzt ſchon ſpürte, ohne irgend einen Aufwand der Art zu machen, wodurch ſein Vater Böhmen beglückte, trieb ihn zu ſolcher Maaßregel, die, mittelſt einer ihrer Folgen, woran er unſchuldig war, mit dazu wirkte, daß ſeine Regierung in Strudeln unterging. Manche junge Böhmen reiſten nach England, wo ihre Prinzeſſin thronte, und die Wißbegierigen unter ihnen beſuchten die Univerſität Oxford, von wo aus Wicklef ſeine Religionslehre mit Ruhm verbreitete. Aus ihren Funken, welche die jungen Männer in die Heimath brachten, ſchlug das huſitiſche Feuer auf.

Schon im dritten Jahre ſeiner Regierung hatte der Jüngling die beſten Finanzen zerrüttet, und im vierten derſelben war in dem Böhmen, wo kaum noch Handel und Gewerbe zur Verwunderung der Welt in der üppigſten Sicherheit blühten, es Sitte geworden, aus der Räuberei einen Nahrungszweig zu machen. Kaufleute und Reiſende wurden häufig auf den öffentlichen Straßen geplündert. Wenzel ſelbſt zog mehr als einmal wider das Räubergeſindel aus, was ihm unmöglich als Ruhm angerechnet werden kann, da auf ihm die Schande laſtete, daß ſolcher Unfug in dem Reiche Karl's ſo ſchnell gedeihen mochte. Etwas mußte doch ein junger König beginnen. Aus dieſem Grunde, und weil er ſich vom Beiſpiel des Vaters noch nicht ganz losreißen konnte, zog er auch bisweilen hinaus zu deutſchen Reichstägen. Seine Verrichtungen daſelbſt verdienen kaum einer Erwähnung in der Geſchichte des heiligen römiſchen Reichs.

Zum Unglück war ſeine Gemahlin Johanna gar nicht geeignet, ihn an ſich, an einen beſonnenen häuslichen Zuſtand zu feſſeln, wenn überhaupt eine ſo wüſte Natur an irgend einem ſtillen Frieden Behagen finden kann. Nur zu leicht treibt der Verſuch, ſie dahin zu bringen, ihren Trotz und Ungeſtüm zu einem ungeheuren Verbrechen.

Wenn Wenzel ſich immer wilder in allerlei Spiel und Tanz umhertummelte, und aller Pflicht und Würde eines Königs Hohn ſprach, führte ihm Johanna, oft und dringend, das glorreiche Andenken ſeines Vaters zu Gemüthe. Von dieſer Seite war er am empfindlichſten anzugreifen, eben weil er ſchon einen frevelhaften Schritt gethan hatte, um jenes Beiſpiels loszuwerden. Wie er ſich ſolcher Ermahnungen zu erwehren ſuchte, zeugt von der tiefen Bösartigkeit ſeiner Natur. Er ſchöpfte Verdacht gegen die Tugend ſeiner Gemahlin, deren Reinheit allen Nachrichten zufolge unbefleckt war, und ſchwur im tollen Rauſch, er wolle ſie in ein öffentliches Hurenhaus ſtecken. Insgeheim ging er ihren Beichtvater, den gottesfürchtigen Johann von Nepomuk, Magiſter der Univerſität zu Prag und Domherrn der Hauptkirche, mit Fragen an: welche Sünden ihm die Königin gebeichtet habe? Ich habe ſie nicht mehr im Gedächtniß, erwiederte der Prieſter; und ob ich gleich ſie wüßte, ſo gebührt weder mir ſie zu vermelden, noch Euch, Herr, danach zu fragen. Der König ließ ihn ins Gefängniß werfen, und durch den Scharfrichter grauſam peinigen; und als des Märtyrers Standhaftigkeit von keiner Qual beſiegt wurde, befahl er, ihn zu binden, und bei nächtlicher Weiſe von der Brücke herab in die Moldau zu werfen. Sobald dies Verbrechen ruchbar wurde, ſah der fromme Glaube viele himmliſche Lichter über dem Waſſer, wo der Leichnam lag. Geſchreckt durch eine Erſcheinung, an deren Wunder ihn ſein böſes Gewiſſen zu glauben zwang, eilte Wenzel von Prag nach Zabrak. Die Domherrn aber ließen die Leiche ihres Bruders aus dem Waſſer nehmen, und begruben ſie im Dom, gegenüber dem Himmelfahrtsaltar. Bald wurde Johann von Nepomuk als Blutzeuge des Beichtſiegels vom Volk verehrt.

Dieſe Thatſache, als geſchehn im Jahr 1383 nach unverdächtiger Sage früh aufgezeichnet, kann nicht dadurch ungültig werden, daß manche Quellen von ihr ſchweigen, zumal da ſich mit Wahrſcheinlichkeit darthun läßt, warum ſie von ihr ſchweigen. Eben ſo wenig beweiſt dagegen, daß zehn Jahre ſpäter auch ein Prieſter Johann gebürtig von Nepomuk auf Befehl Wenzels in der Moldau ertränkt wurde; denn dieſer bekam ſchnell eine große Fertigkeit darin, dieſelbe Grauſamkeit auf gleiche Weiſe zu wiederholen. In das Verhältniß zwiſchen ihm und ſeiner zweiten Gemahlin Sophia von Baiern, mit welcher er im Jahr 1393 kaum vermählt war, paßt überhaupt jene erſte eigenthümliche Thatſache nicht, an welche ſich ſo viele Vorſtellungen und Herzen des böhmiſchen Volks gehängt haben. Von vorzüglichem Gewicht aber, um ſie als wahr zu erhärten, iſt ein Grund, der ſich aus Wenzels weiterer Entwickelung entnehmen läßt. Er muß ungefähr um das Jahr 1383 eine Greuelthat verübt haben, deren Bewußtſeyn ihn von der Sittlichkeit ganz losriß; denn bald nachher ward es ihm Gewohnheit, ſeinen Gevatter den Scharfrichter, um ſich zu haben, damit er jeden Augenblick ſeine grauſamen Befehle vollziehen laſſen könne: ſich mit beißigen Hunden zu umgeben, die er bisweilen auf die Menſchen hetzte; oder zur Kurzweil Leute wie Füchſe prellen zu laſſen. Nun findet man aus jener Zeit kein anderes ſo ungeheures Verbrechen Wenzels, daß es in ſolche Raſerei des Laſters ſtürzen konnte, als die Marterung und Erſäufung des Beichtvaters der Königin, wovon er ſich, als er zehn Jahre ſpäter denſelben Greuel wiederholte, die Redensart angewöhnt hatte: der ſoll Waſſer trinken! wenn er einen in der Moldau erſäufen laſſen wollte.

Die unglückliche Johanna büßte auch ihr Leben bald durch ein ſolches Ungethüm ihres Gemahls ein, entweder durch den Biß eines der wüthenden Thiere, die ihn umgaben, oder von dem großen Hunde, welchen der König nie von ſich ließ, zur Nachtzeit angefallen und erdroſſelt (gegen Ende des Jahres 1386.).

Durch dieſe Verwilderung dämmerte bisweilen das Andenken ſeines Vaters wieder auf in ſeinem Geiſte.

Die Univerſität vernachläſſigte er nicht gänzlich, und ließ das karoliniſche Kollegium in ein Gebäude übertragen, wo die Profeſſoren und Scholaren bequemere Wohnungen hatten. Indem der Erzbiſchof als Kanzler derſelben verordnete, daß man künftig nur Böhmen als Scholaren aufnehmen ſolle, bis ſich unter den Deutſchen keine Taugliche mehr fänden, begünſtigte der König, wie ſein Vater, dieſe, welche ſchon durch ihre Zahl das Uebergewicht hatten. Dadurch wuchs ihr Uebermuth, und ſo ſehr das mächtige Gold und Silber, welches ſie ins Land brachten, die Böhmen erfreute, fiel es denſelben doch unerträglich, wenn ſich keiner von ihnen an die Faſtnachtſpiele oder Johannisfeuer der Deutſchen hinanmachen durfte. Der Grimm, welchen ſie faßten, verbreitete ſich von der Univerſität über die ganze Stadt Prag, und ſtiftete eine Verſchwörung in nächtlichen Zuſammenkünften, daß man die Unbilde an den Fremdlingen rächen wolle, als Wenzel auf Anreizung ſeiner deutſchen Räthe die Aemter der alten und neuen Stadt mit Ausheimiſchen beſetzte. Allein der König ließ ſogleich zwei der angeſehenſten Bürger gefänglich einziehen, und unter dem Pranger auf dem Wiſſehrad enthaupten.

Wie alle Tyrannen von Entſchloſſenheit vermeinte er durch ſolche ſchreckende Beiſpiele den Unmuth über ſeine Regierung zurückzuſcheuchen; aber vergebens, von nun an mußte er die Erbitterung der Bürger von Prag jede Stunde fürchten. Eben der Art ward ſein Verhältniß zu den Baronen. Viele derſelben hatten ſich zu Königgrätz verſammelt, um über Vorſtellungen an den König wegen Abſtellung mancher Mißbräuche Rath zu halten. Die Verſammlung ging fruchtlos aus einander, weil keiner wagte, eine ſchriftliche Darſtellung ihrer Beſchwerden zu verfaſſen, oder dieſelben mündlich zu überbringen. Gleichwohl ſandte Wenzel insgeheim aus, und ließ zwei der Baronen aufgreifen, nach dem Wiſſehrad gefangen bringen. Um deren Befreiung bat ſchriftlich eine Verſammlung von Baronen zu Beraun. Sie möchten doch ſelbſt kommen, war die Antwort, ihre Nothdurft mündlich vortragen, er wolle ſie gern hören. Was ihr Schickſal dann geweſen wäre, ſagte ihnen wenige Tage nachher die Kunde, daß ihre beiden Genoſſen im Gefängniß enthauptet wären. Von nun an mußte Wenzel, wie in den Bürgern Prags, auch in den Baronen nur einen Bund von Verſchwornen wider ihn erblicken. So groß war ſeine Furcht, daß er eine Meile über den Wiſſehrad hinaus ein neues Schloß bauen ließ, welches ſo feſt und mit Nahrungsmitteln ſo reichlich verſehen wurde, daß er ſich nach ſeiner Verſicherung im Fall der Noth des ganzen Landes daſelbſt erwehren wollte.

Schrecklich durch grimmige Thaten ſchreckte er mehr durch das Spiel, welches ſein Blutdurſt behaglich trieb. Eines Tages ließ er alle Rathsmänner der Prager Städte zu ſich auf den Wiſſehrad erfordern, und begehrte, daß ſie mit ihm eſſen wollten. Mit ſchweren Herzen ſetzten ſie ſich zur Tafel. Während derſelben trat der Gevatter Scharfrichter ein und vor den König. Gnädigſter Herr, ſprach er, warum bin ich hierher erfordert? und Wenzel antwortete: Lieber Gevatter, warte draußen; nach der Mahlzeit ſollſt du zu thun bekommen. Er ließ dann an die Rathsmänner allerlei Fragen ergehen, und ſie antworteten demüthigſt mit Betheurungen, daß ſie Leib und Leben für ihren gnädigſten Herrn in den Tod geben wollten. Damals ward kein Blut vergoſſen: er hatte an ihrer Todesangſt genug.

Indem er durch die ärgſte Tyrannei ſeine Unterthanen in Banden ſchlug, geſtattete er den widerſtreitenden und gährenden Elementen, woraus ſie beſtanden, das wildeſte Treiben. Ein Pfarrer ging mit dem hochwürdigen Sakrament am Charfreitag hart an der Judenſtadt vorbei. Auf den Schall des Glöckleins kamen Juden hervor, und warfen auf ihn mit Steinen. Er warnte ſie; aber ſie riefen ihm zu: wir wollen nicht aufhören, haſt du deinen Gott doch bei dir, laß dich ſchützen durch ihn. Sie warfen, bis ihm das Hochwürdige aus den Händen fiel. Die Chriſten in ſeinem Gefolge drangen auf die Juden ein, verfolgten ſie in ihre Stadt, und mordeten, immer ſtärker anwachſend, die Iſraeliten von jeglichem Alter und Geſchlecht. Nach Plünderung der Häuſer, ſteckten ſie dieſelben in Brand;

und als die Judenweiber ſahen, daß die Chriſten mit Gewalt die jüdiſchen Kinder tauften, ſtürzten ſich viele von ihnen mit ihren Kindern in die Flammen. Obgleich das Blutbad ſo groß war, daß ſich im Auslande ſofort das Gerücht verbreitete, alle Juden zu Prag wären ermordet, hörte Wenzel mit Gleichgültigkeit davon. Die Juden, äußerte er, hätten am ſtillen Freitag, wie vor Alters gebräuchlich geweſen, in ihren Häuſern ſitzen, und beſonders den Prieſter nicht im göttlichen Werk ſtören ſollen: nun möchten ſie behalten, was über ſie gekommen ſey. Auch gab er nicht den geringſten Befehl, daß man den Raub zurückliefern ſolle.

Vielleicht war es auch noch eine Erinnerung an ſeinen Vater, vielleicht von Anfang an nur eine Liſt, Geld zu bekommen, daß er im Jahr 1390 auf den Gedanken gerieth, ſich in Rom krönen zu laſſen. Er ließ dieſen Wunſch durch eine Sendung von zwei vertrauten Geiſtlichen dem neuen Gegenpapſt Bonifaz IX., für welchen er ſich nach Urbans Tod erklärt hatte, mit der Verheißung eröffnen, daß er für den Wohlſtand Italiens und Deutſchlands die emſigſte Sorge tragen werde. Bonifaz bezeigte darüber ungemeine Freude, und erlaubte ihm mit Beiſtimmung der Kardinäle, den Zehnden von allen geiſtlichen Gütern nicht nur in ſeinen Kronlanden, ſondern im ganzen deutſchen Reich für ſeinen Römerzug zu erheben. Die Summen waren bald eingeſammelt und ſchnell wieder verronnen, ohne daß ſich der König in Bewegung nach Rom hin geſetzt hatte.

Mit einem ſchwachen Willen dachte Wenzel auch bisweilen an Vergrößerung der Macht ſeines Hauſes, da ſein Vater mit der planmäßigſten Umſicht ununterbrochen dafür geſorgt hatte. Ihm mißfiel nicht, daß ſein Bruder Siegmund zugleich nach der polniſchen und der ungariſchen Krone haſchte, mit welcher letzten er endlich gekrönt ward, ohne zu einer königlichen Gewalt zu gelangen, denn ſeine Gemahlin ſelbſt, die ungariſche Prinzeſſin Maria, ſchloß ihn von den Regierungsgeſchäften aus. Mit Geld, was er am meiſten brauchte, um die Krone zu behaupten, konnte ihn Wenzel am wenigſten unterſtützen; aber doch willigte er in die Verpfändung der Mark Brandenburg und eine Verfügung über den Nachfolger in Böhmen, wodurch Siegmund ſeine Vettern, die Markgrafen Jobſt und Prokop von Mähren, die ihn mit Geld und Mannſchaft unterſtützten, zufrieden ſtellte.

Der böhmiſche Hof, noch vor dreizehn Jahren ſo mächtig, daß er eine der Hauptſtimmen in den Welthändeln führte, war nun ſo gelähmt, daß Wenzel geduldig anſehen mußte, wie von ſeinem Stammlande Lützelburg die herrlichen Länder Brabant und Limburg abgeriſſen, und von dem burgundiſchen Hauſe beſetzt wurden.

Um in allgemeiner Zwietracht mit ſeinen Unterthanen zu ſtehen, fehlte dem König bisher, daß er mit ſeiner Geiſtlichkeit in leidlichem Verhältniß blieb, wozu die fromme Geſinnung des Erzbiſchofs von Grenzenſtein gewiß viel beitrug. Den am Beichtvater der verſtorbenen Königin verübten Greuel ſcheint jener ſelbſt, und nach ſeinem Beiſpiel die übrige Geiſtlichkeit mit Stillſchweigen bedeckt zu haben. Als aber gleichwohl der König und ſeine Günſtlinge beſonders in die geiſtliche Gerichtsbarkeit Eingriffe thaten, kam es zu einer ſolchen offenbaren Fehde, daß der Erzbiſchof aus Furcht vor dem jähzornigen König nach dem Schloß Raudnitz entwich. „Du Erzbiſchof! ſagte ihm ein königliches Schreiben; ſtelle mir das Raudnitzer, wie alle meine übrigen Schlöſſer zurück, und packe dich aus meinen Ländern weg; und würdeſt du etwas wider mich oder die Meinigen unternehmen, ſo ſollſt du Waſſer trinken.“

Dennoch ließ ſich Grenzenſtein bereden, zur Verſöhnung mit dem Tyrannen nach Prag zurückzukehren. Sogleich ward er mit den ihm beſonders anhangenden Geiſtlichen gefaßt. Um den König zu beſänftigen, welcher drohte, daß er und die Seinigen jammern würden, kniete er flehend; allein ſpottend kniete derſelbe neben ihm, und ließ beide Vikare auf die Folter ſpannen, mit brennenden Fackeln peinigen, riß dem Henker die Fackel aus der Hand, um ſie ihnen ſelbſt anzuſetzen. Er wollte wiſſen, auf weſſen Rath der

Erzbiſchof die Schritte zur Behauptung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit gethan oder ſchleunigſt den neugewählten Abt von Kladrau beſtätigt hätte, aus welcher Abtei der Hof für einen der Günſtlinge gern ein neues Bisthum errichtet ſehen wollte. Der zweite Vikar Johann von Nepomuck war durchaus nicht zu dem Eide zu bewegen, daß ſie von ihrem Gefängniß und den erlittenen Martern nichts ausſagen, und es fernerhin nicht mit dem Erzbiſchof halten wollten. Da riß ihn der König zur Erde, trat ihn mit Füßen. Auf ſeinen Befehl band man ihm die Hände auf den Rücken, knebelte ihm den Mund, damit er unterwegs nichts kund thun könnte, brachte ihn im Abenddunkel auf die Brücke und ſtürzte ihn hinab in die Moldau.

In der Nacht lauerte Wenzel ſelbſt mit Gerichtsdienern nahe an der Wohnung des Erzbiſchofs, um ihn zu greifen, wann er entfliehen würde. Allein derſelbe blieb in Prag, und ſandte zwei Geiſtliche an den König mit der Anfrage: warum der Vikar ſein Leben durch den Scharfrichter habe enden müſſen? Sie wurden gefangen geſetzt, und der Gevatter Scharfrichter war ſchon beordert, als ſie auf Vorbitte freikamen. „Danke Gott,“ ſagte Wenzel dem einen mit lachendem Munde, „daß du nicht deinen letzten Trunk in der Moldau gethan haſt.“ Den Meiſter Gevatter ſahen ſie mit ſeinem Werkzeug fern auf dem Gange ſtehen.

Die grauſame Hinrichtung eines ſo geachteten Prieſters, wie Johann von Pomuk, welche nicht mit Schweigen bedeckt wurde, wie zehn Jahre früher die ähnliche Ermordung des gleichfalls Johann benamten und an demſelben Ort gebornen Beichtvaters der Königin, brachte die ganze Nation in Erbitterung wider den Tyrann. Obgleich er den Befehl gegeben hatte, daß man jeden Prieſter, welchen man zur Nacht außerhalb ſeiner Wohnung finde, ins Gefängniß werfen, den bloßen Kleriker mit Abhauung der Hand dafür ſtrafen ſolle, um die Flucht des Erzbiſchofs zu verhindern, entkam dieſer nach ſeinem Schloſſe Kaßberg. Freilich ließ er ſich durch die demüthige Reue, die Wenzel heuchelte, und einen königlichen Geleitsbrief, den ihm drei Reichsbaronen überbrachten, noch wieder nach Prag verlocken. Allein offenbar drohten die Anſchläge des Königs ihm ein endliches Schickſal, wie das ſeines Vikars, und er ſandte Boten von Raudnitz nach Rom, dort ſeine Klagen wider den Tyrann Böhmens und der Kirche zu erheben.

Dieſer Schritt machte auf das Ausland, beſonders auf die deutſchen Fürſten den tiefſten Eindruck, indem die Böhmen ſich endlich beſtimmten, ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen; denn die Handlungen Wenzels ließen keinen Zweifel mehr an ſeinem Wahnſinn. Schlug er doch ſeinem Gevatter Scharfrichter mit eigener Hand den Kopf ab, ließ ſeinen Mundkoch eines kleinen Verſehens wegen am Spieß braten, erſchoß einen Mönch im Walde, weil dort nur der Aufenthalt des Wildes ſey.

Einverſtanden mit mehreren böhmiſchen Herren, unter welchen Heinrich von Roſenberg und Albrecht von Sternberg waren, kamen König Siegmund und Markgraf Jobſt von Mähren nach Beraun, und nahmen dort im Speiſeſaal der Minoriten Wenzel gefangen, am achten Mai des Jahres 1394. Man brachte ihn auf das Prager Schloß und ließ ihn daſelbſt bewachen, inzwiſchen der Markgraf und die Baronen eilten, einen Bund mit den drei Prager Städten zu ſchließen. Sie kamen überein, daß Jobſt von Mähren Staroſt des Königreichs werden, und alle nöthige Gewalt beſitzen ſolle, um die Ruhe wieder herzuſtellen, nach welcher jedermann ſeufze, und um welche Wenzel keine Sorge getragen hatte. Dieſer mußte alle ihre Schritte beſtätigen.

Niemand konnte dies weniger gleichgültig anſehen, als der dritte Sohn von Kaiſer Karl, Herzog Johann von Görlitz; denn es war ein Hausvertrag aufgerichtet, nach welchem Siegmund ſich ſeines Rechtes auf die böhmiſche Krone begab, und Wenzel, wenn er ohne Leibeserben wäre, nach Gutdünken ſeinen Bruder Johann, oder einen der beiden Markgrafen von Mähren zu ſeinem Nachfolger in Böhmen ernennen dürfte. Blieb derſelbe nun in Gewalt des ehrgeizigen Jobſt, ſo konnte der Herzog von Görlitz gewiß ſeyn, daß die böhmiſche Krone für ihn verloren war. Zum Glück war auch Prokop von Mähren unzufrieden, daß er von der Gefangennehmung des Königs und den übrigen von deſſen Gegnern nichts gewußt hatte.

Beide eilten mit Heeresmacht nach Prag, was Jobſt und die Baronen ſchnell verließen. Wenzel ward außer Landes gebracht. Sofort ſchloſſen ſich die Prager dem Herzog an, welcher ihnen die Handhabung ihrer Freiheiten verhieß, aber ſie auch ungemein wider ſich aufbrachte, weil er aus Mangel an Geld das Grab des heiligen Wenzels aufbrechen und die Kleinodien deſſelben wegnehmen ließ, um damit den Aufwand des weiteren Kriegszuges zur Befreiung ſeines Bruders zu beſtreiten.

Er glaubte dieſen noch in Gewahrſam Heinrichs von Roſenberg, und verheerte die Güter deſſelben. Zugleich drohten die Fürſten des deutſchen Reichs den böhmiſchen Baronen mit Krieg, wenn ihr kaiſerliches Oberhaupt nicht ſogleich freigegeben würde; denn ihre Ehre litt unter deſſen Gefangenſchaft, ſo wenig ſie ſonſt mit ſeiner geringen Sorge um Deutſchland zufrieden waren. Auf die Verheißung, daß er die bisherigen Beſchwerden abſtellen und wegen ſeines Gefängniſſes keine Rache ausüben wolle, ward der König freigegeben.

Johann war nun eifrig bemüht, ſeinen Bruder für vernünftige Maaßregeln zu ſtimmen, und die Liebe der Nation für die Regierung zu gewinnen. Um das Aergerniß, welches er gegeben, wieder gut zu machen, ließ er alle Kleinodien des heiligen Wenzels in deſſen Grab zurückbringen, und dieſes einen ganzen Tag offen ſtehen, damit ſich jedermann von dem wiederhergeſtellten Eigenthum des Heiligen überzeugen könne. Als oberſter Landeshauptmann, wozu ihn ſein Bruder ernannt hatte, erſtickte er einen neuen Ausbruch des Bürgerkrieges; aber kaum athmete Böhmen wieder unter ſeiner wohlthätigen Verwaltung, ſo wollte Wenzel von den geſtifteten Verträgen nichts wiſſen, und der Herzog verließ Prag, an dem König verzweifelnd.

Plötzlich hieß dieſer die Stadtthore ſperren, ſetzte den ganzen Rath ab, ernannte einen neuen. Gefiel ihm auch einer aus demſelben nicht, ſo ritt er mit dem Gevatter Scharfrichter vor deſſen Haus, und ließ ihn vor der Thürſchwelle enthaupten, welches er unterweilen auch ſelbſt vornahm. Von den Baronen und Rittern lud er mitunter einen auf Erbſen, altes Bier, oder zum Bade zu ſich auf den Wiſſehrad ein, und für manchen war es das Todesmahl. In Prag war eine Schreckenszeit, im ganzen Lande die furchtbarſte Zerrüttung. Dabei ſchwand alle Hoffnung, die man auf den Herzog von Görlitz als Vermittler, als wahrſcheinlichen künftigen Thronerben ſetzte; denn dieſer Fürſt, auf welchem der Geiſt ſeines kaiſerlichen Vaters ruhte, ſtarb in der Blüthe der Jahre am vierten März des Jahres 1390.

Siegmund und Jobſt nahmen ſich freilich des verwaiſten Reichs wieder an, und ordneten dem König einen Rath von Baronen und Prälaten bei, ohne deſſen Beiſtimmung er nichts verordnen ſollte, und Heinrich von Roſenberg, der mit Macht und Gemeinſinn ſtets der Tyrannei Wenzel's entgegengetreten, ward Burggraf von Prag. Dem unglücklichen Volke ging ſogar die Hoffnung auf, daß die Landtafel und das höchſte Landesgericht wieder eröffnet werden ſollten, damit wieder Recht geſprochen würde.

Allein die heiteren Erwartungen zerriß plötzlich eine betäubende Nachricht. Der Hauptmann des Schloſſes Karlſtein, welchen Wenzel beſtellt hatte und hochhielt, hatte alle königliche Räthe mit Genehmigung deſſelben zu einer Verſammlung auf das Schloß eingeladen. Nach einigen Berathſchlagungen verließ er mit drei Verſchwornen den Saal, und berief aus demſelben vier Baronen, die den König mit gefangen genommen, in ein Seitengemach; und kaum waren dieſe eingetreten, ſo ſtießen die Verſchwornen ihnen den Dolch in den Leib, ſchwangen ſich ſofort auf ihre Roſſe, und flogen zu dem König in Beraun, welcher ſie gut aufnahm und wenigſtens den Hauptmann von Karlſtein belohnte. Heinrich von Roſenberg ward darauf der Würde des Burggrafen entſetzt, und dem oberſten Landeshauptmann Jobſt von Mähren ließ der König kund thun: er ſolle ſich von Prag wegpacken, denn er ſelbſt wolle Stadt und Land verwalten.

Mehrmalen war Wenzel von den deutſchen Fürſten eingeladen, ihr Reich zu beſuchen, und hatte wohl die Antwort gegeben, daß er es immer auf ſeiner Stelle finden werde. Im Anfang des Jahres 1398 war er endlich auf einem Reichstage zu Frankfurt; aber durch ſeine Gegenwart in Deutſchland vermehrte er das Mißvergnügen mit ſeiner Regierung. Zugleich that er den unpolitiſchen Schritt, zu erklären, daß beide Gegenpäpſte ihre Würde niederlegen müßten, und ein neuer Papſt gewählt werden ſolle. Dadurch verdarb er es mit Bonifaz, der ihn bisher ſo geſchont hatte, daß ſelbſt die Geſandten des Erzbiſchofs Genzenſtein nach Böhmen zurückkehren mußte, ohne mit ſeiner Klage wider ihn zu Rom etwas bewirkt zu haben.

Nun genehmigte der Papſt insgeheim den Bund der Kurfürſten von Mainz, Köln und der Pfalz, deſſen Zweck auf die Entthronung Wenzel's ging. Ein großer Theil der Reichsfürſten war bald mit ihnen über dieſen Zweck einverſtanden; doch die Reichsſtädte ließen ſchwer von dem Eide, welchen ſie dem kaiſerlichen Oberhaupte geſchworen. In keinem Staate kann es geſetzmäßige Formen zur Entthronung des gekrönten Hauptes geben; und in ſofern verdienten die Schritte der Reichsfürſten wider Wenzel allerdings Tadel. Auch hätten ſie beſſere Gründe für ſeine Entthronung, als die am zwanzigſten Auguſt des Jahres 1400 bekannt gemachten, darlegen können. Aber gleichwohl läßt ſich nicht bezweifeln, daß er weder auf dem deutſchen, noch auf dem böhmiſchen Thron zu ſitzen verdiente. Rupert von der Pfalz ward ſtatt ſeiner auf den Kaiſerthron erhoben.

Bei dieſer Schande Wenzel's ſchien ſich das lützelburgiſche Haus mit Eintracht zuſammen thun zu wollen, um den Glanz von Karl's Zeiten nicht ganz von ſich ſchwinden zu laſſen. Siegmund und Jobſt zeigten ſich bereit, mit Heeresmacht nach Deutſchland zu ziehen und Wenzel's Gegner zu ſtürzen. Allein ſie forderten dafür ſolche Opfer von dieſem, daß er grimmig alle Verhandlung mit ihnen abriß. Zugleich wollte er aber auch nicht auf den Markgrafen Prokop hören, der ihm zu einem vortheilhaften Vergleich mit Rupert von der Pfalz rieth; und bald ſah er Prag von beiden Markgrafen und mißvergnügten Baronen unter Anführung Heinrich's von Roſenberg belagert. Man erwartete, daß bedeutende deutſche Kriegsſchaaren zu ihnen ſtoßen würden. Da erbot ſich der König, aus den Landſtänden vier bei der Nation durchaus beliebte Männer zu wählen, die auf ein Jahr die ganze Verwaltung in ſeinem Namen führen und allen Beſchwerden abhelfen ſollten. Noch einmal traute ihm **Heinrich von Roſenberg**, und verließ mit den Baronen das Lager der Markgrafen, die ſich darauf zurückziehen mußten.

Wenzel ſöhnte ſich auch mit dieſen aus, und bewog ſie zu einem Kriegszuge nach Ungarn, zu welchem er auch einiges Volk ſandte. **Siegmund** war dort gefangen geſetzt und ſchwebte in Gefahr, ermordet zu werden, oder die Krone zu verlieren. Doch ward nicht durch die Bemühungen ſeines Hauſes, ſondern durch andere Verhältniſſe ſeine Freiheit bewirkt. Sofort erſchien er mit zwölf hundert Mann in Böhmen: endlich ſollte ein Feldzug ſeinem Bruder den Kaiſerthron erhalten.

Allein zum Reichsverweſer in Böhmen mit ausgedehnter Gewalt von **Wenzel** ernannt, zerfiel er ſchnell wieder mit demſelben; und indem **Rupert** von der Pfalz ſich eifrig rüſtete wider einen drohenden Heeranzug der beiden Brüder, ward **Wenzel** von **Siegmund** gefangen genommen und in einen Thurm zu Prag eingeſperrt, in welchem nur Böſewichter ſitzen ſollten. (J. Chr. 1402.)

Dieſe treuloſe Handlung empfanden viele Baronen ſehr übel, und Markgraf **Prokop** ſtachelte ſie wider **Siegmund**. Allein dieſer wußte ihn nach Prag zu lecken, nahm auch ihn gefangen, und führte ihn nach Preßburg in Gewahrſam ab, indem er den König zu Wien in Gefangenſchaft der Herzöge von Oeſterreich ließ. Er ſelbſt herrſchte inzwiſchen unumſchränkt in Böhmen, und erlaubte ſich jegliche Erpreſſung, um nur ein großes Geld zu einem Zuge nach Deutſchland und Rom, zur Erhaltung der Kaiſerkrone in ſeinem Hauſe zuſammen zu bringen. Daß Wenzel nicht in jedes Wagniß, jedes Opfer zu ſolchem Zweck eingehen wollte, und Prokop ihn in dieſer Anſicht beſtärkte, ſcheint auch die eigentliche Urſache des Zornes von Siegmund wider ſie geweſen zu ſeyn.

Wahrſcheinlich hatte derſelbe noch keine Ahnung davon, daß Papſt Bonifaz ſelbſt insgeheim die Entthronung Wenzels in Deutſchland begünſtigte; denn eben durch jenen hatte er Wenzel ſchnell in Rom zum Kaiſer krönen laſſen wollen. Allein das Feuer, welches eben derſelbe Papſt im Königreich Ungarn wider ihn anzündete, indem er dort Geiſtlichkeit und Adel für Ladislaw von Neapel entflammte, der ſich zum König von Ungarn krönen ließ, überzeugte ihn endlich von deſſen feindſeliger Geſinnung wider das Haus Luxenburg. Um jene Gefahr zu löſchen, und nicht alle Reiche und Länder zu verlieren, mußte er als Reichsverweſer von Böhmen die Verwaltung deſſelben wiederum einem reichsverweſenden Rath überantworten, in welchem der Oberſtburggraf Heinrich von Roſenberg hervorragte, und der aus Wenzels entſchiedenſten Feinden zuſammengeſetzt war.

Dieſer König hatte inzwiſchen zu ſeiner Flucht von Wien ſchon Vorbereitungen getroffen, und vollzog ſie glücklich durch Hülfe einiger Getreuen. Doch begab er ſich erſt nach Kuttenberg, um ſich dort, vorzüglich durch Unterſtützung ſeines Vetters Jobſt von Mähren, der gegen Verpfändung der Landſchaften ſeiner königlichen Anverwandten immer Geld hatte, aus ſeiner Dürftigkeit zu erheben.

Ausgeſtattet mit einigen baaren Geldern, ging er zu den Weihnachten des Jahres 1403 nach Prag, und ſaß wieder im Glanz der Regierung auf dem Thron, als wäre ſeine Macht gar nicht unterbrochen geweſen. Vielleicht war er nie bei den Böhmen ſo beliebt, als in dieſem Augenblick. Offenbar hatte ſein Bruder ihm treulos mitgeſpielt, und ſich viel weniger zuverläſſig und ehrlich als er gezeigt; wie überhaupt Siegmund geeignet war, die wenigen guten Eigenſchaften Wenzels hervorzuheben; denn nie hatte ſich dieſer erlaubt, gleich jenem das Volk durch drückende Steuern auszuſaugen, oder alle Formen des Rechtes zu zertreten, vielmehr behielt er in ſeiner Verwilderung ſelbſt noch einige Ehrfurcht für den urkundlichen Buchſtaben, und nahm wohl ſeine Ernennung zu einem Amte zurück, wenn ſich fand, daß irgend eine Geſammtheit zur Beſetzung derſelben die Befugniß habe. Etwas Spur kam immer noch wieder auf von den Eindrücken der Regierung ſeines Vaters. Ward endlich ſo gar keine Gerechtigkeit gehandhabt, wie unter Siegmund: ſo vergaß man wohl, daß Wenzels Eifer für dieſelbe ſich leicht in ſeinen Hang zur Grauſamkeit verirrte.

Uebrigens behielt ſeine Regierung ganz ihren alten Geiſt. Wenn man ſein Leben damit entſchuldigen will, daß er wenigſtens einmal, in der letzten Gefangenſchaft, Gift bekommen, und wiewohl ſeine ſtarke Natur es überwand, dann einen immerwährenden Durſt behalten habe, welchen er durch Trinken, durch das Laſter der Trunkenheit zu ſtillen ſuchte, in dieſer aber das tobende Ungeheuer war: ſo vergißt man ſeine vielen Unthaten vor dieſer Gefangenſchaft, und ließe beſſer die Zeugniſſe über ihn, als frühern Trunkenbold unbefehdet, um den Wütherich in ihm weniger ſchwarz finden zu müſſen.

Indem ſeine Schlaffheit und Gleichgültigkeit, ſobald er nicht einzeln aufgeregt wurde, mehr überhand nahmen, zog ſich der grauſenvollſte Sturm über Böhmen zuſammen. Eben die Feindſeligkeit, welche Papſt Bonifaz wider das königliche Haus bewies, war den freiern Geiſtern an der Prager Univerſität willkommen; denn nun durften ſie wider ſeine Simonie, ſeine Rohheit und Verachtung gegen Wiſſenſchaft und Kunſt, und die ſchändlichen Sitten der Geiſtlichkeit überhaupt, losſtürmen. Der beredteſte und eifrigſte unter ihnen war Johann Huß, Prediger an der Kapelle zu Betlehem in Prag, und früh ein bewunderter Lehrer der hohen Schule. Ein reines Herz beſeelte ſeinen Wandel und ſeine Einſichten. Der Zauber, welcher von ſeiner geiſtigen, auf der Erde wie ein Pilgrim aus höherer Welt nur ſchwebenden Geſtalt, von ſeinen Lippen, ſeinen rührenden Vorſtellungen auf das Volk ausging, mag auch ſeinen Ehrgeiz befeuert haben, wie bisher die Sittenloſigkeit der weltlichen Großen, ſo den Papſt und die Geiſtlichkeit ohne Schonung in ſeinen Predigten zu ſtrafen. Aber die Lauterkeit ſeiner Abſicht dabei war unbezweifelt, und bei ſeinem Feuereifer fehlte ihm nicht kluge Schonung der Nationaleigenthümlichkeit. Als ihm ſein junger feuriger Freund, Magiſter Hieronymus, die Schriften Wiklefs anpries, die er mit von Oxford gebracht hatte, erſchrack er nicht ſo ſehr vor Behauptungen der Art, daß der Papſt keine größere Macht, wie jeder andere Prieſter beſitze, und die Ohrenbeichte unnütz ſey, als beſonders vor dem Satze, daß es ein eitler Gebrauch ſey, die Todten an geweihten Plätzen zu begraben; denn er bedachte, wie ſchwer und langſam ſich die Böhmen an ein chriſtliches Begräbniß gewöhnt hatten, und wie alles Chriſtenthum wieder bei ihnen gefährdet ſeyn könne, wenn ſie ihre Todten wieder in die Wälder hinaus trugen und dort begruben.

Wiewohl er ſeinem Freunde rieth, Wiklefs Schriften in die Moldau zu werfen, wirkte der Geiſt derſelben doch allmählig auf ihn, ſo wie er bei der Univerſität ſehr in Umſchwung kam. Wer dieſe Bücher nicht erforſcht, pflegte Hieronymus zu ſagen, der kennt nur die Rinde der Wiſſenſchaften, nicht ihren Kern, und ihre Wurzel. In die Fehde, welche nun für und wider ſie entſtand, verflocht ſich zum Unglück ſogleich die Nationaleiferſucht zwiſchen den Deutſchen und Böhmen. Jene verdammten, was dieſe bewunderten und prieſen, und vorzüglich waren es deutſche Mitglieder der Univerſität, welche fünf und vierzig Sätze aus Wiklefs Schriften öffentlich für ketzeriſch erklärten. Die Magiſter böhmiſcher Nation, deren Plan wahrſcheinlich noch nicht reif war, ſchmiegten ſich und verwarfen gleichfalls jene Artikel als irrig in einer Verſammlung, welcher auch Huß beiwohnte. Sie wußten, daß der König nichts mehr als das Gerücht ſcheue, daß in Böhmen Ketzerei herrſche, und wollten der großen Verſammlung der Geiſtlichen zuvorkommen, die auf ſeinen Befehl der Erzbiſchof nach Prag berufen hatte, damit ſie über Wiklef richte.

Natürlich ſprach auch ſie die Verdammniß über jene Lehren aus, aber der Erzbiſchof ging ſo weit, daß er befahl, ſämmtliche Lehrer und Zöglinge der hohen Schule ſollten ihre Exemplare der Schriften von Wiklef zur Verbrennung ausliefern. Dies ſchien zugleich ein Eingriff in die Freiheiten der Univerſität. **Hieronymus** brach ſogleich los, und behauptete öffentlich, daß die Bücher des Engländers in allen Sätzen die reinſte Wahrheit enthielten. **Johann Huß** verfolgte einen tiefern Plan. Er ſah, daß die Grundverfaſſung der Univerſität umgeſtürzt werden müſſe, wenn die wiklefſche Lehre, der Nationalruhm der Böhmen und ſein eigener Einfluß obſiegen ſolle. Hier verräth er am deutlichſten, daß er nicht nur den Eifer eines reinen Chriſten, ſondern vielleicht noch glühender den Ehrgeiz eines böhmiſchen Patrioten im Buſen trug. Er ſelbſt als Beichtvater der ſchönen Königin **Sophia**, und **Hieronymus**, der als Ritter im Gefolge des Königs häufig war, rechneten auf ihren Einfluß bei Hofe, wo ſchon der Unmuth gegen die deutſche Nation wegen der Entthronung **Wenzels** Wurzel gefaßt hatte. Auch gelang ihnen, einen königlichen Freiheitsbrief zu bewirken, daß die Böhmen hinfort drei Stimmen, und die ſämmtlichen Ausländer nur eine bei der Univerſität haben ſollten.

Nur unter den heftigſten Bewegungen konnte man verſuchen, dieſen Freiheitsbrief in Ausübung zu bringen; und als **Huß** und **Hieronymus** nicht davon abließen, die Ausländer ſich von allem Einfluß, allen Stellen verdrängt ſahen, zog die größte Zahl derſelben in lichten Haufen von dannen. Ungefähr fünf tauſend mochten im Frühling des Jahres 1409 Prag verlaſſen, wo etwa noch zwei tauſend Zöglinge der hohen Schule zurück blieben. Nicht nur dieſe, ſondern auch die Stadt ſelbſt merkte einige Oede, und beſonders litt der Handel Prags durch jene Auswanderungen. Zu einer Zeit, wo der Handelsverkehr nur noch mit Mühe einander entfernte Länder umſchlang, war es von Bedeutung, daß viele Kaufmannsſöhne aus der Fremde, die in Prag den Wiſſenſchaften oblagen, in Auftrag von ihren Vätern die Produkte ihrer Heimath gegen böhmiſche vertauſchten.

Dieſe Bewegungen über **Wiklefs** Lehre und die Prager Univerſität wurden fortgeführt durch die Verwirrung der böhmiſchen Kirche, welche plötzlich ganz ohne ein päpſtliches Oberhaupt war. Von den Gegenpäpſten **Gregor** XII. und **Benedikt** XIII. hatte **Wenzel** jenen in Rom anerkannt, als er von den Kardinälen beider begrüßt wurde, daß er denſelben entſagen und an ihrer Verſammlung in Piſa, wo ſie beide abſetzen und einen neuen Papſt wählen wollten, Theil nehmen möchte, nicht nur als Herrſcher von Böhmen, ſondern vornehmlich als römiſcher König.

Schon der Umſtand, daß die Kardinäle ihn als dieſen anerkannten, hätte ihn für ihr Geſuch entſchieden: überdies hatte er den Frieden der Kirche immer redlich gewünſcht. Er hob den Gehorſam gegen **Gregor** in ſeinen Staaten auf, und erklärte den päpſtlichen Stuhl für unbeſetzt. Dagegen wollte der Erzbiſchof **Zbinko** von Prag ſchlechterdings nicht von Gregor laſſen, und inſonderheit Johann Huß von allen geiſtlichen Verrichtungen ausſchließen, weil er mit ſeinem König die Parthei der Kardinäle ergriffen hatte.

Von jetzt an beobachtete der eifrige Mann keine Schonung mehr gegen die Päpſte, den Erzbiſchof und die übrige Geiſtlichkeit. Daß dieſe überhaupt gar keine Güter beſitzen ſolle, war ſein Lieblingsſatz, und keiner mußte ihr ſo ſehr Ketzerei ſcheinen. Wenzels Jähzorn ſchaltete wider ſie, wie die Beredtſamkeit von Huß; und nicht ſelten wurden Geiſtliche, die für Gregor waren, auf königlichen Befehl ins Gefängniß geworfen.

Doch ſchien das Ende dieſer ſtürmiſchen Verwirrung nahe zu ſeyn; denn die Verſammlung hatte nun den ſiebenzigjährigen Kardinal Peter Philargus zum alleinigen Papſt erhoben, welcher ſich Alexander V. nannte. Auf des Erzbiſchofes Klage gegen Huß ſtand derſelbe gar nicht an, ihm eine Bulle zu ſenden, wodurch die Verbreitung der Lehre Wiklefs verboten, die Vertilgung ſeiner Schriften anempfohlen, auch feſtgeſetzt ward, daß in den Prager Städten nirgends als in den Pfarrkirchen und Kloſterkirchen gepredigt werden ſolle. Zu Betlehem, wo Huß predigte, war nur eine Kapelle. Gegen ihn ging die ganze Bulle, obgleich er nicht darin genannt worden. Weil er aber jetzt als Rector der hohen Schule nach ſeinem Sieg über die

Deutſchen im höchſten Glanz ſeines Anſehens war, wagte der Erzbiſchof nicht, mit der päpſtlichen Bulle wider ihn ſogleich hervorzurücken; ſondern zauderte fünf Monate damit, bis Huß das Rectorat nicht mehr bekleidete. Auch ließ er dann ungeſäumt in ſeinem Pallaſt, indem ſeine Waffenträger die verſperrten Thore beſetzt hielten, mehr als zweihundert Bände, worin Wiklefs Schriften verzeichnet waren, verbrennen.

Sogleich gerieth das Volk in Prag in die heftigſte Bewegung, und noch an dem nämlichen Tage geſchahen einige Mordthaten. Böhmiſche Gaſſenlieder warfen dem Erzbiſchof vor, daß er Bücher verbrannt habe, ohne zu wiſſen, was darin ſtand, und die Erbitterung zwiſchen den Deutſchen und Böhmen brach auch jetzt wieder ſo ungeſtüm hervor, daß die erſten ſogar den Anſchlag faßten, die Kapelle niederzureißen, woſelbſt Huß noch immerfort predigte. Die Furcht vor dem König ſtiftete einige Ruhe. Er verbot die Gaſſenlieder, die den Erzbiſchof, welchem Geſchmack an Gelehrſamkeit nicht entſtand, als unwiſſenden Schulknaben läſterten; aber fand es billig, daß derſelbe die verbrannten Bücher, die ihm nicht zur Vertilgung mitgetheilt wären, und deren ſchöne Abſchrift koſtſpielig genug geweſen ſeyn mochte, ihren Eigenthümern vergüte. Als dieſer Erſatz verweigert wurde, gab er Befehl, den ſämmtlichen Geiſtlichen, welche zu der Verbrennung gerathen, die Einkünfte und Zinſen zu ſperren, ein Auftrag, welchen man ſo vollzog, daß man die Schätze mancher Kirchen und Klöſter raubte, und die Pfarrer wegjagte.

In Huß aber ſah die Geiſtlichkeit den Urheber von jeglichem Drangſal, welches ſie erlitt, und ihr Haß wandte ſich nach Rom an den damaligen Papſt Johann XXIII. mit der Anklage wider ihn, daß er unbezweifelte Ketzereien lehre. Der Papſt lud ihn zur Unterſuchung nach Rom; doch der königliche Hof brachte es dahin, daß der Erzbiſchof Zbinko ſich mit Huß verſtändigte, und daß ſie ſich zuſammenthaten, alle innere Fehde ohne Rom zu ſchlichten. Jener verſprach an den Papſt zu berichten, wie in Böhmen keine Ketzerei gelehrt werde, und er den ehrwürdigen Magiſter Huß von dem Bann befreien möge. Zum Unglück ſtarb er, ſelbſt ehe er ſeine Vorſtellungen in dieſem Geiſte nach Rom abgehen ließ, wiewohl auch ſein längeres Leben die nothwendige Fehde, worin Huß und Hieronymus bei der Entwickelung, die einmal ihre Vorſtellungen gewonnen hatten, mit der damaligen Politik und Art des römiſchen Hofes immer von neuem verwickelt werden mußten, gewiß nicht friedlich ausgleichen konnte.

Der Legat, welcher in Prag einen Kreuzzug wider den König Ladislav von Neapel predigte, weil derſelbe den Papſt befehdete, verſcheuchte ſogleich wieder allen Frieden. Daß allen denen, welche Geld zu dieſem Kreuzzug opferten, der vollkommenſte Ablaß zugeſichert ward, daß auf die Art ſein Vaterland neue Finſterniß gegen ſein Geld eintauſchen ſollte, konnte Huß als Chriſt und Patriot nicht dulden. Jenes Beginnen des Papſtes ſey wider das Chriſtenthum, lehrten er und Hieronymus ungeſcheut, wiewohl ſich ſelbſt der König dem päpſtlichen Anſinnen gefügt hatte. Sie ſchlugen den wildeſten Lärm bei der ganzen Univerſität, indem die Ablaßkrämer durch Böhmen zogen, und Rinder und Schaafe zu dem Kreuzzug nahmen, wo das baare Geld fehlte; und kaum hatten ſie auch Wenzel wider dieſen Unfug in Harniſch gebracht, ſo erlaubte ſich Hieronymus den ſträflichen Uebermuth, daß er die Kreuzbulle einem unzüchtigen Weibsbilde um den Hals hängen, und dieſes unter dem Ausruf umher führen ließ: daß man die Bullen eines Betrügers der Völker zum Scheiterhaufen bringe. Er verbrannte die Kreuzbulle unter dem Pranger der Neuſtadt.

Von ſolchem Beiſpiel entzündet widerſprachen Studenten mit der Schimpfrede: ihr ſeyd Lügner und Betrüger! den Predigern, welche den Ablaß empfohlen. Drei wurden gegriffen, und von dem Rathe der Altſtadt als Aufrührer zum Tode verurtheilt. Huß erſchien auf dem Rathhaus, faſt zweitauſend Studenten folgten ihm: „er ſey Schuld, ſagte er, daß die Jünglinge den Ablaß verwärfen, man möge ſie freigeben, und ihn ſtrafen.“ Auf die Verſicherung, daß den Gefangnen des Ablaſſes wegen nichts geſchehen ſolle, gingen alle beruhigt heim. Allein der Rath übergab die drei Jünglinge den Scharfrichtern, welche wegen des zuſammenlaufenden Volkes ſie nicht bis zur Gerichtsſtäte bringen konnten, ſondern auf dem Wege enthaupteten. Das Volk begrub ſie als Märtyrer zu Bethlehem mit großem Wehklagen. Man drängte ſich an das Rathhaus und verlangte auf dieſelbe Art und für denſelben Glauben zu ſterben. Huß verglich in einer Predigt das Ende der Hingerichteten mit dem Tod des heiligen Wenzels.

Auch dieſe Bewegung ſtillte ſich endlich. Bald aber wurden die ergrimmten Gemüther durch die Nachricht aufgeſtört, daß zu Anfang des Jahres 1413 in einer Kirchenverſammlung zu Rom ſämmtliche Bücher Wiklefs, ſelbſt das Gute in ihnen, verdammt wären, damit ſein Gedächtniß in der katholiſchen Welt auf immer vernichtet ſey. Darin lag ſchon die Erneuerung des Bannfluches über Huß, welcher es nun als nothwendige Vertheidigung anſah, dem ganzen Papſtthum den Krieg zu erklären. In einer Abhandlung über die Kirche behauptete er, daß es beſſer in der chriſtlichen Welt ſtehen würde, wenn ſie eines ſo abentheuerlichen Hauptes, wie der Papſt ſey, erledigt wäre; daß ohne alle geiſtliche Vorſteher das Geſetz Gottes, wie es in der heiligen Schrift enthalten ſey, hinreiche, um die Chriſten zur Seligkeit zu führen.

Mochte er ſich bei ſolcher Lehre noch immer damit tröſten, daß nur derjenige ein Ketzer ſey, welcher einen

Glaubensartikel der heiligen Schrift leugne: ſo konnte er ſich nicht beſchweren, wenn die einmal beſtehende Hierarchie ihn wie einen Aufrührer nahm, und alle ihre Waffen zu ſeiner Vernichtung anwandte. Nach ihrer Anſicht verdiente er hinlänglich die Strafe des Ketzers. Prag ward, nur mit Ausnahme des Wiſſehrads, als außer Prag belegen, mit dem Interdikt belegt, ſo lange Huß daſelbſt hauſen werde. Da hörte aller Gottesdienſt auf; kein Todter ward mehr in geweihte Erde begraben; nur die Hofleute geleiteten noch ihre Verſtorbenen unter Glockengeläute zur Ruheſtäte. Dieſer Anblick wirkte auf Huß, mehr vielleicht Wenzels Grimm, daß er Böhmen in den Ruf der Ketzerei gebracht habe, und der Jähzorn, worin derſelbe wohl ſchwur, ihn dem Scheiterhauſen zu überliefern.

Er verließ Prag, und wanderte durch das Land, vorzüglich die Gegend der nachherigen Taboriten, predigte auf Märkten, zwiſchen Zäunen, auf freiem Felde, unter unglaublichem Zulauf des Volkes. Jedes Wort war ein Schwertſchlag wider die Hierarchie. Obgleich er erfreut war zu hören, daß ſich Wenzel leutſeliger über ihn äußere, ſcheint er doch erſt im Auguſt des folgenden Jahres nach Prag zurückgekehrt zu ſeyn, als ſich die Kunde verbreitete, daß Siegmund als römiſcher König, denn dazu war er nach dem Tode Ruprecht's von der Pfalz ſeit dem Jahre 1411 mit Einwilligung Wenzel's erwählt, der gleichſam als der römiſche Kaiſer betrachtet werden ſollte, eine Kirchenverſammlung zu Koſtnitz betreibe, um endlich die Spaltungen und Bewegungen in der chriſtlichen Kirche zu beenden.

Huß war voll Begier, auf derſelben zu erſcheinen und ſich zu rechtfertigen. In Prag wuchs ihm der Muth dazu täglich höher. Als er jedermann aufforderte, ihn auf der Synode, welche der Erzbiſchof hielt, irgend einer Abweichung vom katholiſchen Glauben zu überführen, erſchien kein Kläger wider ihn. Selbſt der Biſchof Niklas von Nazareth, der als päpſtlicher Ketzerrichter nach Böhmen geſchickt war, ſtellte das ſchriftliche Zeugniß aus, daß er an Huß nur einen rechtgläubigen und katholiſchen Mann gefunden habe. In einer Verſammlung der Baronen bezeugte auch der Prager Erzbiſchof, Konrad von Vechte, der den Bann wider Huß eine Zeitlang ſtreng gehandhabt, daß er von keinem ketzeriſchen Irrthum deſſelben wiſſe, und der Burggraf Czenko von Wartenberg ſäumte nicht, dieſe erzbiſchöfliche Ausſage in eine Urkunde verfaſſen zu laſſen, welcher mehrere Baronen ihre Inſiegel anhängten. Vielleicht waren jene Prälaten, wenn nicht milder, doch gleichgültiger in dieſer Angelegenheit geſinnt, weil das Endurtheil über dieſelbe ja bald von der koſtnitzer Kirchenverſammlung zu erwarten war; vielleicht nahmen ſie Rückſicht auf den Wunſch des Hofes und der Nation, in Huß einen rechtgläubigen Lehrer von der übrigen Chriſtenheit anerkannt zu ſehen. Wenigſtens Königin Sophia, die verſicherte, nie von ſeinen Grundſätzen laſſen zu wollen, hatte darüber die herzlichſte Freude, und ihr Gemahl beſtimmte drei angeſehene Männer aus dem Herren- und Ritterſtande zu Begleitern ihres Beichtvaters nach Koſtnitz.

Dieſer hinterließ bei ſeiner Abreiſe ein hochherziges Schreiben an ſeine Böhmen, worin er ſie ermahnte, dem reinen Glauben treu zu bleiben; er ſey bereit, dafür den Tod zu erleiden. Ein Geleitsbrief von Siegmund gelobte ihm für Hinreiſe, Aufenthalt, wo er weilte, und Rückkehr, Sicherheit und Freiheit.

Wenn man den Geſichtspunct der Hierarchie feſthält, ſo war das Verfahren wider ihn anfänglich zu Koſtnitz überaus milde und duldend. Selbſt daß man noch ſeine Vertheidigung hören wollte, nachdem ihn ſchon der Kirchenbann getroffen hatte, war ein Schritt, wodurch ſich die Hierarchie nicht wenig gegen ihn vergab. Nach ſeiner Anſicht aber von dem Papſtthum ſchien es ihm eine große Nachgiebigkeit von ſeiner Seite, wenn er ſich einem Verhör hingab. Sein Betragen in Böhmen, auf dem Zuge nach Koſtnitz, und an dieſem Orte ſelbſt verdient wenigſtens in ſofern den Namen der Schwärmerei, daß er ein Syſtem von Meinungen, welches ſich durch ſo viele Jahrhunderte gebildet hatte, und in alle politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe ſo vielfach eingriff, plötzlich nicht achten und ſeiner Ueberzeugung gemäß betrachtet wiſſen wollte. Gleichwohl hätte der Eindruck, welchen die lautere Kühnheit eines Mannes für ſeine Wahrheit, zumal wenn auch ein gebildeter Geiſt viel für ſie ſagen kann, immerhin macht, auch zum Vortheil für **Huß** zu Koſtnitz obgeſiegt; aber ſein eifrigſter Gegner unter den böhmiſchen Theologen, **Stephan Palecz**, war ihm gefolgt, und hatte ſich den Abentheurer **Sudny**, ehemaligen Pfarrer zu Prag, der nach Rom entflohen war, weil er mit einer Summe Geldes, die er von **Wenzel** erhielt, um die Goldbergwerke zu Eule wieder herzuſtellen, nichts gefruchtet hatte, nun planmäßig zugeſellt. Ihr Betrieb war es, daß **Huß**, noch ehe **Siegmund** zu Koſtnitz ankam, in Haft genommen ward, und darin bleiben mußte, obgleich von ſeinen böhmiſchen Begleitern der Ritter **Johann von Chlum** die ungeſtümſten Schritte that, um dieſen Bruch des Geleits vom Reichsoberhaupt in einer Reichsſtadt zu entkräften. Er hatte unbezweifeltes Recht, ihn auf das gehäſſigſte zu ſchildern, wenn ſich auch **Siegmund** durch halbe Vorſtellungen darüber endlich beſchwichtigen ließ. Unverkennbar ſagt der Geleitsbrief, daß **Huß** mit derſelben Sicherheit und Freiheit, womit er von Böhmen auszog, dahin zurückkehren ſolle; und wäre ſelbſt gegründet, daß er von Konſtanz habe entfliehen wollen, als er ſeine Freiheit daſelbſt gefährdet ſah, wie konnte ein Verſuch, einem

Bruch des Geleitsbrieſes zuvorzukommen, deſſen Kraft wirklich brechen?

Ungemein verſchlimmerte ſich die Lage von Huß durch die Nachricht, daß ein Gottesgelehrter, Jakob von Mies, welcher zu Oxford der Theologie obgelegen, zu Prag anfange, das heilige Abendmahl unter beiderlei Geſtalten, des Brods und Weins auszutheilen. Huß hatte nie den Genuß des Kelchs im Abendmahl gepredigt; aber er hatte ehemals Achtung für Jakob von Mies geäußert, und die Neuerung widerſprach ſeinem Geiſte nicht, ſondern er billigte ſie in einem an die Böhmen gerichteten Briefe, von dem zwar die Kirchenverſammlung nichts erfuhr, doch ohnedem vermehrte ſich bei derſelben die Furcht, welche Neuerungen ſich einander drängen und das ganze kirchliche Syſtem ſtürzen möchten, wenn man ſie nicht in ihren Urhebern mit Gewalt unterdrücke.

Bei den Verhören behauptete Huß freilich mehr Würde, als ſeine Gegner; aber blieb nicht ohne Wankelmuth, welcher wohl weniger in ſeinem Gemüth, als in der Unbeſtimmtheit ſeiner Ueberzeugungen, vor deren Folgen er doch ſelbſt bisweilen erſchrecken mußte, ſeinen Anlaß hatte. Wie leicht und friedlich hätte es von jeher in der Geſchichte der menſchlichen Meinungen ausgeſehen, und würde es noch jetzt ausſehen, wenn ſich jedes Zeitalter als die höchſte Ueberzeugung einprägte, daß gewiſſe Sätze als Ideen ganz richtig ſeyn können, und verderblich nicht nur, ſondern auch falſch werden, ſobald man ſie uneingeſchränkt auf eine gegebene Wirklichkeit anwenden will. Allerdings ſollte ein Papſt als ſolcher mit keiner ſchweren Sünde behaftet ſeyn, und war dies der Fall, ſo hörte er allerdings auf, in der Idee ein Papſt zu ſeyn, wie Huß behauptete; weil indeß der Papſt in einem menſchlich ſchwachen Weſen vorhanden war und iſt, blieb er es nach allen Rechten der Wirklichkeit, bis die Wirklichkeit ihm ſeine Würde nahm. Eben ſo verhält es ſich mit den Königen. Es war die Unklugheit eines Schwärmers, wenn Huß in dieſem Augenblick, wo er durch die weltliche Macht geſchützt ſeyn wollte, ſeinen idealiſchen Satz ohne die nöthige Einſchränkung für die Wirklichkeit auch auf jene übertrug. Siegmund ſelbſt brach ſogleich aus, daß ſolche Ketzerei die allerverderblichſte ſey, da alle Menſchen ſündhaft wären; und unverkennbar ging ſie auf den Sturz der königlichen, wie der geiſtlichen Macht aus.

Während der Verhandlungen zwiſchen Huß und der Kirchenverſammlung ſprach dieſe auch das Verdammungsurtheil über den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt aus; und gehorſam belegte der Erzbiſchof die Prager Städte mit dem Interdikt, ſtrafte der Hof mit Strenge die Widerſpenſtigen.

Daß dergleichen wenig fruchtete, das Volk auf freiem Felde, wohin das Interdikt nicht reichte, fortfuhr unter beider Geſtalt den Leib des Heilandes zu genießen, mehrte die Furcht vor dem umgreifenden Neuerungsgeiſte der Zeit. Huſſens Tod ſchien dem beſchränkten Urtheil nothwendig; und er erlitt ihn heldenmüthig und qualvoll in den Flammen (den 5. Julius 1415.).

Für ſeine Freiheit und Rettung hatten viele böhmiſche Baronen ſich unerdmüdlich bemüht; ihre Beſtürzung, ihre Wuth waren gränzenlos bei der Nachricht von ſeinem ſchmählichen Tode. Der Biſchof von Leutomiſchel, welcher einen Brief darüber von der Kirchenverſammlung an die böhmiſche Kleriſei überbrachte, mußte Prag ſogleich verlaſſen. Wenzel ſchien den Grimm der Nation anfänglich zu theilen; gleichwohl mochte ihm derſelbe zu lebhaft werden, und er begab ſich in die Ruhe ſeiner feſten Schlöſſer. Zu Zebrak erſchienen vor ihm böhmiſche Baronen und Ritter, und verlangten von ihm einen Landtag zur Beſtimmung von Nationalſchritten wider die Kirchenverſammlung von Koſtanz. Auf des Königs Antwort, daß ſie einen Landtag halten möchten, wann und wo ſie wollten, kamen dreiundfunfzig Baronen und neunundneunzig Ritter aus Böhmen und Mähren in der Kapelle von Bethlehem zuſammen, wo das beredte Wort von Huß und ſein ſchöner Eifer für Wahrheit noch vor Aller Ohr und

Gemüth waren. Von hier erließen ſie das nachdrücklichſte Schreiben an die Kirchenverſammlung, bezeugten die Rechtſchaffenheit und katholiſche Untadelhaftigkeit des ſchändlich hingerichteten Mannes, und behielten ſich vor, das Weitere bei demjenigen anzubringen, welcher zum künftigen Oberhaupt der Kirche erwählt würde. Wer übrigens in Böhmen Ketzereien finde, ſey ein boshafter Lügner.

In dieſem Schreiben hatten ſie auch eine Fürbitte für Hieronymus von Prag eingelegt. Mit ſeiner gewöhnlichen feurigen Uebereilung war dieſer nach Koſtnitz geſtürmt, um mit Huß zuſammenzuſtehen; war wieder von dannen geflohen, als man ihm dort nicht ſogleich Sicherheit zuſagte; auf der Rückreiſe wegen ſeiner Schmähungen gegen die Kirchenverſammlung verhaftet, und nach Koſtnitz in den Kerker gebracht. An Geiſt und Gelehrſamkeit ſeinem Genoſſen und Freund überlegen, doch an Reinheit der Geſinnung nicht zu vergleichen, hatte er nach ſeiner Ueberzeugung freilich eben ſo wenig wie dieſer Ketzerei wider die ächten Lehren des Chriſtenthums behauptet; aber die Hierarchie, wie ſie nun einmal als Gebilde der Zeiten daſtand, viel ſtrafwürdiger und übermüthiger behandelt und geläſtert. Auch ward er durch die Leiden des Gefängniſſes und die Furcht vor dem Tode weich genug, ſich von Wiklef und Huß durch einen öffentlichen Widerruf loszuſagen. Doch ermannte er ſich bald, und ging faſt mit Freude in den Flammentod (den 15. Mai 1416.).

Der Nationalgrimm wider die Kirchenverſammlung und die Kleriſei zeigte ſich bei den Böhmen nicht ſo bedenklich in den Härten und Grauſamkeiten, welche man wider die letzte einzeln ausübte, als in dem Strome, der nun zu den Utraquiſten ging, welche das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt austheilten, als in den neuen Meinungen der Taboriten, welche das Fegefeuer, die Weihung von Waſſer und Palmen und Kerzen, die Verehrung der Bilder und dergleichen verwarfen. Wenn der menſchliche Geiſt von Huß und andern an die heilige Schrift ſelbſt verwieſen war, ſo erregte dies noch mehr Verwirrung, als wenn er einzig an ſeine eigene Vernunft verwieſen wäre; denn jede Vernunft wollte nun ſich in der heiligen Urkunde finden, und da es dazu noch mannichfacher ſeltener Kenntniſſe bedurfte, ſo mußte ein ſolcher Verſuch weit mehr zu Uneinigkeiten und Ungereimtheiten führen, als wenn die Vernunft ſich nur in ſich ſelber hätte finden wollen.

Wie ſehr es einer unabweichlichen Erklärung der heiligen Schriften bedurfte, fühlte auch die Prager Univerſität recht gut, wenn gleich ſie durch den Geiſt von Huß beſeelt war. Ihr Rector ermahnte daher eifrig zur Treue gegen alle Satzungen, die bisher in der Kirche für wahr und gut gegolten. Dabei war er weit entfernt, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalten zu verdammen, den er im Gegentheil empfahl. Jenes war freilich von den Vätern zu Koſtanz geſchehen; allein es ſchien mehr zu einer polizeilichen Maaßregel bei dem damaligen Zuſtande der Dinge, als zu Erhaltung einer kirchlichen Satzung geſchehen zu ſeyn; wenigſtens berief ſich der Rector darauf, daß ſie ſelbſt eingeſehen hätten, Chriſtus habe die Ausſpendung des Abendmahls unter beiderlei Geſtalten eingeſetzt, und die erſten Chriſten hätten es alſo genoſſen. Möge nun der ganze Heiland auch unter einer Geſtalt enthalten ſeyn können, ſo ſey doch verdienſtlicher, ihn unter beiderlei Geſtalten zu genießen.

Hiermit war nun das beſtimmte Dogma ausgeſprochen, wodurch ſich die Hußiten von der römiſchen Kirche trennten. Die Formel vom Genuß des Kelchs im Abendmahl war das Loſungswort, woran ſie ſich erkannten. Gemeinſchaftlicher Haß wider die Klerisei, die bisher beſtehende Ordnung der Kirche, zum Theil auch der bürgerlichen Geſellſchaft, zugleich böhmiſcher Nationalgrimm wider die Deutſchen, gleichfalls durch Huß entflammt, waren ihre eigentliche Seele.

Von nun an bewirkten alle Warnungen und Schlüſſe der Kirchenverſammlung, alle Androhungen von Siegmund, daß ein Verein von Mächten die Böhmen mit den Waffen zur Rechtgläubigkeit zurückbringen werde, wenn ſie nicht zeitig von den Irrlehren ließen, nur eine innigere Verbindung und Entſchloſſenheit der Huſſiten. An ehrgeizigen und kriegeriſchen Häuptern konnte es ihnen nicht lange fehlen.

Niklas, Beiſitzer des königlichen Hofgerichtes, Grundherr des kleinen Ortes Huſſinecz, wo der von ihm hochgefeierte Johann Huß geboren war, hatte Wenzel's Zorn und Argwohn auf das äußerſte gereizt, weil ſein öffentlicher Eifer für den Kelch im Abendmahl ſogleich auch einen unruhigen Geiſt wider die Regierung verrieth. Nachdem er Prag freiwillig oder auf königlichen Befehl verlaſſen hatte, ließ er ſeine Beredſamkeit im Bechiner Kreiſe wirken, wo auch Huß während ſeiner Verbannung von Böhmens Hauptſtadt das Volk durch ſeine Predigten entflammt hatte. In große Haufen that es ſich nun zuſammen, um ſeinen Gottesdienſt frei üben zu können.. Ueber vierzigtauſend Menſchen hatten ſich zu ſolchem Zweck am Sanct Magdalenatage des Jahres 1419 auf einem Berge unweit Bechin verſammelt. Sie nannten ihn Tabor, ſich Taboriten; aus den Hütten, womit ſie ihn bedeckt hatten, wurden nachmals Häuſer. Einige ſtanden auf mit dem Vorſchlag, Wenzel vom Thron zu ſtoßen, und Niklas von Huſſinecz, der mit ihnen aus dem Kelch trinke, darauf zu erheben. Allein Wenzel Koranda, Prediger von Pilſen, ſtellte ihnen beredt vor, daß der König ſie nicht in ihrer Religion ſtöre, und trotz ſeiner Trägheit und Liebe zum Trunk es doch redlich mit ſeinen Unterthanen meine man ſolle einem ſolchen König die längſte Regierung wünſchen. Seine Vorſtellungen machten Eindruck auf den leicht beweglichen großen Haufen.

Hatte Niklas ſelbſt ehrgeizige Abſichten auf den Thron: ſo bekamen die Hußiten zu gleicher Zeit einen andern Anführer, der ihm an Tiefe und Kühnheit weit überlegen war, Johann Zizka von Troznow. Als königlicher Kämmerling ſcheint er des Königs Wohlwollen ſeit Jahren genoſſen zu haben, und wie faſt der ganze Hof aus Anhängern von Huß beſtand, ſo wühlte der Schmerz über deſſen Schickſal und die Schmach, welche der böhmiſchen Nation angethan war, vorzüglich in Zizka's Gemüth. Tiefſinnend ging er einſt auf dem Schloßplatz auf und nieder, als ihn der König ſah und um die Urſache ſeiner Schwermuth befragte. Wer kann heiter ſeyn nach ſolcher Beſchimpfung des Vaterlandes durch die Kirchenverſammlung? äußerte Johann von Troznow; und das Wort, welches Wenzel fallen ließ, daß ſie beide dazu nichts ſchaffen könnten, er aber thun ſolle, was ihm einfalle, hat ſeine Rache für das Vaterland und ſich, denn ein Geiſtlicher ſoll ihm eine Schweſter verführt haben, wahrſcheinlich zur Flamme geweckt. Des Krieges gewohnt durch die polniſchen Feldzüge wider die deutſchen Ritter, in jeder Schlauheit Meiſter, war er ſchnell das Haupt der hußitiſchen Prager. Am dreißigſten Julius des Jahres 1419 ließ er aus der Kirche von Mariaſchnee, wo ſie nach Verjagung der dortigen Mönche ihren Gottesdienſt bisher gefeiert, die Monſtranz nach der Stephanskirche in der Neuſtadt tragen. Sie war geſperrt und wurde mit Gewalt geöffnet: den Pfarrer, einen Kreuzherrn vom rothen Stern, ließ Zizka wegen ſeines Widerſtandes an einem Balken zum Fenſter des Pfarrhofes hinaus aufhängen. Der Zug ging alsdann nach dem Rathhauſe der Neuſtadt. Man verlangte die Freiheit derjenigen, welche des Kelches wegen gefangen wären. Sie ward abgeſchlagen, und ein Stein flog aus dem Rathhaus und traf den Prieſter, welcher den Kelch trug. Raſend drangen die Hußiten hinein, erſchlugen einen Rathsmann im Hauſe ſelbſt, warfen den Burgemeiſter und Stadtrichter, drei Räthe und ſechs Rathsdiener lebendig zum Fenſter hinaus, wo man ſie mit Spießen auffing, mit Dreſchflegeln todtſchlug. Der Aufruhr toſete dann weiter.

Wenzel hörte die Kunde davon auf ſeinem Schloß Kundratitz, mit Wuth, mit Angſt, und fürchtete mit böſem Gewiſſen, daß ein grauenvolles Verhängniß nun auch ſeine Perſon treffen werde. Seinen Mundſchenk, der bei ſeiner Aeußerung ſolcher Furcht unvorſichtig fallen ließ, daß er dergleichen vorausgeſehen habe, riß er zu Boden, und wollte ihn mit dem Dolch durchboren, woran ihn die übrigen Hofleute hinderten.

Er fühlte ſchlagartige Lähmung in ſeinen Gliedern; aber ſchwur, die Hußiten auszurotten, und rief dringend ſeinen Bruder Siegmund zu Hülfe wider die Meuterer. Ein Schlagfluß endete ſein Leben, wenn ihn nicht ſeine Hofleute erſtickten, die eifrige Hußiten waren, ſo, daß er wie Tiberius geſtorben wäre, dem er an Grauſamkeit und wilden Trieben, nicht an einem faſt idealiſchen Schwunge der Bosheit geglichen. Er ſtarb am ſechszehnten Auguſt des Jahres 1419.

XVII. Die Hußiten.

Schon den Tag nach Wenzels Tode kamen im Abenddunkel Hußitenhaufen, auf Flößen über die Moldau nach der Karthauſe auf dem Augezd vor Prag, deren Mönche ſtark wider Wiklef und Huß geeifert hatten; plünderten Kirche und Kloſter, ſteckten ſie in Brand, und ſchleppten unter Mißhandlungen die Geiſtlichen mit fort. Das Beiſpiel ward in andern Städten nachgeahmt. Dann verſammelten ſich einige Tauſende vom Landvolk auf den Feldern bei Beneſchau zum Wenzelsfeſte, um dort ſich den Kelch reichen zu laſſen. Prager hatten ſich zu ihnen geſellt, und zogen mit ihnen nach ihrer Stadt, in finſtrer Nacht bei Fackeln durch den Wiſſehrad; aber keiner dachte daran, daß ſie ſich der Feſtung leicht bemächtigen könnten. Man wußte noch nicht, was Sophia, die verwittwete Königin, beginnen möge, die ſo treu gegen Huß geſinnt geweſen.

Sie hatte nicht den geringſten Beruf, ſich der Regierungsgeſchäfte anzunehmen, da Wenzel keine Kinder hinterlaſſen hatte, und Siegmund der alleinige Erbe des Königreichs war. Allein dieſer, vom Tode ſeines Bruders, von den inneren Stürmen, von der

Nothwendigkeit ſeiner ſchleunigen Gegenwart in Böhmen benachrichtigt, war wie immer, in Geſchäfte verwickelt, die ihm dringender däuchten, als das nothwendigſte, und ſäumte, den wankenden böhmiſchen Thron zu beſteigen, und dadurch zu befeſtigen.

Etliche Baronen und die Königin an ihrer Spitze ſuchten nun, den Aufſtand des Volks zu dämpfen, und den Reſt bürgerlicher Ordnung zu erhalten. Sie ſtellten zu dieſem Zweck einiges Kriegsvolk auf. Allein nun bekam es das Anſehn, als wären ſie eine den Hußiten entgegengeſetzte Religionsparthei, und Religionshaß befeuerte ſchon den innern Krieg, der hie und da im Lande ſeine Flammen aufſchlug. Wenn die Hußiten ſich Grauſamkeiten erlaubten, ſo wurden ſie beſonders von dem katholiſchen Eifer der kuttenberger Bergleute weit darin übertroffen. Dieſe kauften die Ketzer, oder zogen aus, ſie zu fangen, um viele Hunderte derſelben in die Schachten zu ſtürzen.

Weil die Königlichen der immer höher anſchwellenden hußitiſchen Macht nur auf wenigen Puncten widerſtehen mochten: ſo beſchränkten ſie ſich, von der Hauptſtadt nur einige Puncte der Kleinſeite, wie das St. Wenzelsſchloß und den erzbiſchöflichen Pallaſt zu behaupten. Allein es war eitle Hoffnung, dadurch die ſchwärmeriſche Volksmenge der beiden größern Prager Städte irgend zähmen zu wollen, zumal da dieſelbe eine Verſtärkung von vier tauſend Taboriten erwartete. Noch ehe dieſe ankamen, ward ſie von **Niklas von Huſſinecz** gegen die Kleinſeite geführt und ſtürmte über die Brücke. Nach dem hartnäckigſten Kampfe am vierten November des Jahrs 1419 mußten die Königlichen gegen Abend alle ihre Poſten auf der Kleinſeite räumen, und ſich in das Schloß zurückziehen. Aber auch der Anfall auf dieſes war trotz der Finſterniß zu fürchten: man hörte nicht auf in den Städten, mit den Glocken zu ſtürmen. Kaum war die Königin in Begleitung **Ulrichs von Roſenberg** entflohen: ſo geſchahen wüthende Anfälle, wider welche die Burg nur mit Mühe behauptet wurde. Vielleicht hätte die folgende Nacht die Ruhe auf einige Zeit wieder hergeſtellt; aber die Alt- und Neu-Stadt geriethen wieder in die heftigſte Bewegung, als ſie plötzlich einen Brand auf der Kleinſeite ſahen und vernahmen, die Beſatzung des Schloſſes habe einen Ausfall auf das Rathhaus gethan, die Stadtbücher und Koſtbarkeiten geraubt, und darin Feuer angelegt, das auch die anſtehenden Häuſer ergriff. Da begannen Gefecht und Sturm von neuem an dem folgenden Tage, und die Hußiten hielten es für eine würdige Sonntagsfeier, den erzbiſchöflichen Pallaſt zu zerſtören. Die Königlichen konnten es nicht hindern und mußten ſich innerhalb der Burg halten, zu deren Belagerung ſich die Feinde furchtbar anthaten, nachdem die wilden Taboriten am Montag angekommen waren.

Ein Waffenſtillſtand, der vom ſiebzehnten November bis Georgi des künftigen Jahres feſtgeſetzt ward, rettete das Schloß. Von Seiten der Königin und der mit ihr verbundenen Baronen verſprach man, die Prager nicht im Genuß des Kelchs zu ſtören, und dieſe gelobten dagegen, die katholiſchen Kirchen und Klöſter nicht mehr zu befehden.

Niemand war mit dieſem Vertrag unzufriedener, als Johann Zizka von Trocznow, der ſich auf einmal in ſeinen weitgreifenden Entwürfen gelähmt ſah, wenn er in Prag blieb, und dem Waffenſtillſtande nachkam. Er brach unwillig mit einer ihm treuen Schaar auf, und zog nach Pilſen, wo der thätige Prieſter Koranda die Gemüther für die Lehre vom Abendmahl unter beiderlei Geſtalt entflammt hatte. Als Zizka daſelbſt angelangt war, mußte die Minderzahl vom Gegentheil entweichen. Er unterhielt die Seinigen vom Raub der Klöſter.

Die Ruhe, welche der Waffenſtillſtand verlieh, wünſchten die Königlichen von Siegmund benutzt zu ſehen, daß er nach Böhmen käme und die Zügel der Regierung mit königlicher Hand faßte. Allein er zeigte ſich nicht, und ſchrieb einen Landtag auf das Weihnachtsfeſt nach Brünn aus.

Auch Abgeordnete von Prag erſchienen daſelbſt, nicht ohne hußitiſche Prieſter, die ihnen in ihrer Herberge das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt reichten. An ihrer Spitze war der Burggraf Czenko von Wartemberg, ein Mann, welchen Siegmund durch ſorgfältige Achtung ganz für ſich hätte gewinnen ſollen, da er vom größten Anſehen bei den Hußiten und dem königlichen Hauſe treu war. Nur an ſolchen Männern hätte er gegen die verwegenen Häupter des Volkes Niklas von Hußynecz und Johann Zizka ein Gegengewicht gehabt. Allein er überhäufte die Geſandten, indem er die Knieenden nicht aufſtehen hieß, mit den ſchmählichſten Vorwürfen wegen der in Prag verübten Greuel; und wenn ſich freilich nicht tadeln ließ, daß er befahl, die Schanzen, die man wider das königliche Schloß aufgeworfen, ſchleunigſt niederzureißen, denn ſie vertrugen ſich keineswegs mit Unterwürfigkeit der Prager; war dagegen ſehr unweiſe ſein Schreiben an alle die höchſten Landesbeamte und die ſtädtiſchen Obrigkeiten Böhmens, daß ſie nicht ablaſſen ſollten, die Anhänger von Wiklef und Huß zu vertilgen; und noch unweiſer war, daß er einem ſolchen Befehl nicht ſelbſt in das Königreich folgte, um das dadurch verurſachte Bangen und Zagen in niederbeugenden Schrecken zu verwandeln.

Indem die Kleriſei jubelte, die Domherrn und reichen Kaufleute nach Prag zurückkehrten, wie triumphirend, und hier die Ruhe fortdauernd wieder hergeſtellt ſchien, verbreiteten die Prieſter der Taboriten Weiſagungen, daß Chriſtus kommen und alle Feinde der neuen Wahrheit vernichten werde, daß die Städte Pilſen, die Sonnenſtadt genannt, und Saatz, Schlan und Klattau, die reinen Gläubigen vor dem Zorn Gottes ſchützen würden. **Zizka** ſorgte, daß die wildeſten Schwärmer mit Waffen verſehen wurden; und vielleicht war es auf ſein Anſtiften, daß ſie die Stadt Auſtie überrumpelten, die dortigen Dominikaner ihrer Wuth opferten, ſich auch des feſten Schloſſes Hradiſtie auf dem nahen Berge, wo im vorigen Jahre vierzigtauſend ihrer Sekte unter Zelten andächtig den Kelch genoſſen hatten, raſch bemächtigten, und daſelbſt von den Steinen der gänzlich zerſtörten Stadt Auſtie eine neue Stadt bauten, welche ſie Tabor nannten. Wenigſtens ſandte er zu dieſem Bau einige ſeiner Vertrauteſten ab, und nach ſeiner Anweiſung ſtiegen die Feſtungswerke des Berges empor.

Auf dieſen Punct richtete er nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Wo der Heerd der Schwärmerei war, da zugleich einen feſten Platz inne zu haben, ſchien ſeinem tiefen und ſchlauen Geiſt unſchätzbar; und um dieſen Punct zu vollenden, opferte er alle übrige Rückſichten auf. Er hatte nichts von Waffenruhe wiſſen wollen, Pilſen hartnäckig wider die Königlichen vertheidigt. Als ihm aber nun die Prager eine Botſchaft ſandten, daß er die Stadt übergeben möchte, zeigte er ſich willig dazu, wenn nur den Einwohnern von Pilſen der Genuß des Kelchs, und ihm mit den Taboriten der freie Abzug nach Tabor geſtattet würde. Gern bewilligte man ihm dieſe Bedingungen.

Er hatte nur vierhundert ſtreitbare Männer, neun Reiter und zwölf Kriegswagen, als er aufbrach. Gegen alle Treue verbanden ſich mehrere Baronen, ihn unterwegs zu überfallen. Als er ihre wohlgerüſtete Reitermacht anrücken ſah, ſtellte er ſich an einen Teich, richtete eine Wagenburg vor ſich ein, redete voll Muth zu den Seinen. Es war ſchwer, ihm anzukommen; unter dem Zögern brach die Dämmerung ein, die Pfeile der Königlichen verfehlten um ſo leichter ihr Ziel, und zuletzt mußte die Reiterei mit blutigem Verluſt den Kampfplatz räumen. Unbefehdet ſetzte Zizka am folgenden Tage ſeinen Zug fort, und die Brüder von Tabor führten ihn mit Jubel in ihre Stadt ein.

Von hier aus unternahm er glückliche Züge ſo zur Rache, als um ſeine Schaaren auszurüſten. In der überrumpelten Stadt Wozicz erbeutete er Roſſe und ungefähr tauſend volle Rüſtungen. Die Veſte Sedlecz in der Nähe von Tabor, durfte nicht in den Händen der Feinde bleiben. Auf ſeinen Befehl erſtürmten die Taboriten dieſelbe, trotz der heldenmüthigen Gegenwehr von Ulrich Sezyma, aus dem Geſchlecht der Roſenberge. Sie erſchlugen ihn mit Dreſchflegeln, mordeten alle Einwohner bis auf ſechs, und von dieſen ſollte nur der eine leben, der den übrigen die Köpfe abſchlüge. **Pynka** that dies kaltblütig an ſeinen Mitbürgern. Die Geſchichte vergeſſe nicht den Namen des Ungeheuers.

Aber welche Grauſamkeiten die Taboriten verüben mochten, ſo erregten ſie weniger Entſetzen zu Prag, als die Kunde, welche von Breslau kam, wie dort König **Siegmund**, welchem der päpſtliche Legat ſtets zur Seite ſey, die Kreuzbulle wider die Hußiten habe bekannt machen laſſen; wie dort ein angeſehener Bürger der Prager Neuſtadt, **Johann Kraſa**, wegen ſeiner Behauptung, daß **Huß** zu Konſtanz widerrechtlich auf Befehl **Siegmund's** gemordet ſey, von Pferden durch die Gaſſen zum Richtplatz geſchleift und verbrannt werden; wie endlich der König einer zweiten würdevollen Geſandtſchaft der Hauptſtadt, die ihn dort flehentlich bat, in dieſe ſeinen Einzug zu halten, geantwortet habe, daß er nur als Sieger über die eingerißne Mauer Prags einziehen wolle.

Czenko von Wartemberg war auch bei dieſer Geſandtſchaft geweſen. Er und **Ulrich von Roſenberg**, die bisher dem königlichen Hauſe ſehr anhänglich waren, und die prager Städte, ließen nun eine gemeinſame Schrift ausgehen, welche die Beſchwerden der Nation und die Gründe enthielt, warum **Siegmund** nicht als König von Böhmen anerkannt werden könnte; und ſo ging wieder einige Hoffnung auf, daß eine kräftige Parthei der Gemäßigten, und nicht die wilden Taboriten, Meiſter der großen Nationalbewegung ſeyn würde, welche Siegmund auf das beſchränkteſte anſah.

An Verſtärkungen vom Lande fehlte es nun den Pragern nicht, ſo daß ſie die Belagerung des Wiſſehrads mit Ernſt beginnen konnten. Von dem königlichen Schloß, welches Czenko von Wartemberg als Burggraf inne hatte, war für ſie nichts zu fürchten. Aber ihnen fehlte ein Haupt, wie Ziska den Taboriten war, als die Kunde kam, daß Siegmund mit einem ſtarken Heer von Ungarn und Hülfsvölkern der ſchleſiſchen Herzöge, wie auch Friedrichs von Zollern, dem er die Mark Brandenburg zum Verdruß der Böhmen verkauft hatte, nicht nur in das Land eingerückt ſey, ſondern auch die hußitiſchen Bürger von Königgrätz nicht gewagt hätten, ihm die Thore zu ſperren.

Dieſe Lage der Dinge benutzte Czenko von Wartemberg, welcher ſtets vor Furcht ſchauderte, daß die Taboriten alle Gewalt an ſich reißen möchten, um eine Ausſöhnung zwiſchen der Hauptſtadt und dem Hofe zu bewirken, und ſie war ihm faſt gelungen, als die hußitiſchen Prediger das Volk wider jeden Vergleich mit Siegmund aufſtürmten. Nun ſchwebte Czenko in Gefahr zwiſchen beiden Partheien. Er verſprach, den Königlichen das Schloß einzuräumen, wenn Siegmund ihm und ſeinen Erben gänzliche Vergebung des Bisherigen verhieße, und den Genuß des Kelchs auf ſeinen Gütern bis zu einer allgemeinen Norm erlaubte. Nachdem ihm beides bewilligt war, übergab er das Schloß an königliche Mannſchaft.

Als dies die Prager vernahmen, warfen ſie ſein Banner vom Thurm des Rathhauſes, wo er bisher geweht hatte, und zerfetzten es unter Verwünſchungen des Verräthers. Raſend, ohne einen beſtimmten Anführer, ſtürmten Volkshaufen gegen das Schloß. Czenko entfloh mit Reiſigen von der entgegengeſetzten Seite. Mit Verluſt von der königlichen Beſatzung zurückgeſchlagen, ſteckten die Raſenden das Stift Strahof in Brand, und ſetzten die Kleinſeite auf mehreren Puncten in Flammen.

Nachdem die Wuth ſich gelegt hatte, ſahen ſich die Prager in einer mißlichen Lage, da die königlichen Beſatzungen vom Schloß und vom Wiſſehrad ihnen ſo hart auf dem Nacken ſaßen. Dazu erwartete Siegmund, der mit ſeinem Heere bei Kuttenberg ſtand, neue Verſtärkungen, um als Eroberer in die Hauptſtadt einzuziehen. Man entſchloß ſich, Abgeordnete an ihn zu ſenden und gänzliche Unterwürfigkeit zu geloben, nur um freien Genuß des Kelchs zu bitten.

Der König verlangte, daß die Altſtädter Geſchütz und Waffen auf das Schloß, die Neuſtädter auf den Wiſſehrad ablieferten. Wäre dies geſchehen, dann wollte er nach Prag kommen, und gnädig ſeyn. Irgend ein beſtimmte Verheißung wollte er nicht von ſich geben.

Dieſe unkluge Härte befeuerte die Prager von neuem. Ergaben ſie ſich entwaffnet auf Gnade und Ungnade einem Herrſcher, ohne deſſen Wankelmuth und geringe Treue weder Huß noch einige ſeiner Anhänger eines grauſamen Todes geſtorben wären: ſo drohte ihnen Alles, was ihnen nach der hartnäckigſten und unglücklichſten Gegenwehr bevorſtand. Entſchloſſen zu dieſer, hatten ſie auch kein Bedenken mehr, die Taboriten zur Hülfe herbeizurufen: ein Augenblick, auf welchen Johann Zizka geharrt hatte. Das neue Tabor war durch ſeine Kunſt zu einer vorzüglichen Feſtung gemacht; aber was hatte er an dem ſichern Bergneſte, wenn ſein Flug nicht von dort über das ganze Land gehen konnte? Nur darum war es ihm werth, weil für ſeinen doppelten Zweck, daß gewiß nicht Siegmund, überhaupt kein Ausländer König der Böhmen ſeyn, und der freie Genuß des Kelchs im Abendmahl allgemein werden ſollte, in Widerwart dort eine Zuflucht war, von wo derſelbe, nie aufgegeben, bei jeder Gelegenheit wieder hervorbräche.

Er ließ in der Feſtung eine hinlängliche Beſatzung und begann mit den Taboriten, Weiber und Kinder nicht ausgeſchloſſen, den Zug gen Prag, vor welchem her Prieſter das heilige Sakrament trugen. Neben ihm, äußerlich wenigſtens ihm nicht untergeordnet, geboten noch drei andere Anführer, unter welchen auch Niklas von Huſſynecz.

Tapfer und glücklich ſchlugen ſie ſich mit mehreren königlichen Haufen unterwegs herum, und ſtießen am zwanzigſten Mai des Jahres 1420 glücklich zu den Pragern, die ihnen mit der Kleriſei jubelnd entgegenzogen. Die Männer wurden auf eine Inſel der Moldau, Groß-Venedig genannt, vor dem porziczer Thor, die Weiber und Kinder in das Ambroſiuskloſter geführt. Auch aus den Städten Saatz, Laun und Schlan zog Hülfe nach Prag. Hier ſowohl, als beim Heranzuge der wilden Rotten, zeugten brennende Klöſter und Kirchen, deren Geiſtliche mitunter auch den Flammentod ſterben mußten, von ihrer Raſerei.

Um die verſchiedenartigen hußitiſchen Maſſen, die ſich nun in Prag zuſammendrängten, irgend in Einheit zu bringen, verfaßte man vielleicht auf Zizka's Anlaß, welcher ſtets auf die Kraft ausging, die von der Einheit kommt, einige Glaubensartikel, zu welchen ſich Alle bekennen ſollten. Der Hauptpunct war freilich Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten; aber den Geiſt des hußitiſchen Volks bezeichnete vor allen derjenige, daß die Geiſtlichen allem Erdengut entſagen, und in apoſtoliſcher Armuth leben ſollten. Wer nicht den Kelch genießen, nicht den hußitiſchen Prieſtern beichten wollte, der ſollte ſein Eigenthum und die Stadt verlaſſen.

Das Prager Schloß war inzwiſchen ſo enge eingeſchloſſen, daß die Feinde hofften, es bald durch Hunger in ihre Gewalt zu bekommen, und Siegmund ſäumte noch immer, die Hauptſtadt anzugreifen und ſich ihrer zu bemächtigen. Er ſchwärmte mit ſeiner Reiterei hierhin und dorthin, und überlegte bei Grauſamkeiten der Art, daß ſiebzehn Bürger von Leitmeritz, die der neuen Lehre zugethan waren, auf ſeinen Befehl in der Elbe erſäuft wurden, durchaus nicht, welches Verderben er dadurch über die bejammernswerthe katholiſche Geiſtlichkeit brachte, an welcher die Taboriten mit Freuden vielfältige Wiedervergeltung übten. Endlich erſchien er auch auf dem Wiſſehrad, und brachte von dort ſelbſt, unter ſtarker Bedeckung von Reiterei, Lebensmittel auf das Schloß, was zur Folge hatte, daß ſich die Belagerer von der Kleinſeite ganz wegzogen.

Aber dennoch wagte er nicht, von ſeinen beiden Feſtungen herab die beiden prager Städte anzufallen, hoffte dagegen, ſich Tabors zu bemächtigen, indem die Kraft der Taboriten die Hauptſtadt vertheidigte, wodurch er freilich ihrer Macht die Wurzel abgehauen, wenn dieſelbe nicht in ihrem Gemüth und ihrer Schwärmerei gewurzelt hätte.

Ulrich von Roſenberg, in gleichem Verhältniß zu den Hußiten und dem König, wie Czenko von Wartemberg, ein Anhänger des Kelchs im Abendmahl, aber für das königliche Anſehen, damit die Pöbelwuth nicht in Böhmen herrſche, bekam den Auftrag, Tabor zu belagern. Dieſes Zutrauen des Königs wirkte ſo auf ihn, daß er an den Hof eilte, und in die Hände des päpſtlichen Legaten den hußitiſchen Glauben abſchwur. Er hinkt! ſagte der Gegenpart, und ſpielte damit zugleich auf ſein Leibesgebrechen und ſeinen Wankelmuth an.

Als die Kunde nach Prag gelangte, daß ſein großes Geſchütz die Feſtung Tabor bedrängte, mußte Niklas von Huſſynecz mit dreihündert und funfzig Reitern aufbrechen. Ein unerwarteter Sturm, kam er über die Belagerer, und zugleich fielen die Belagerten heraus. Flucht und Niederlage Roſenbergs waren vollkommen, ſehr groß die Beute und der Jubel der Taboriten.

Bald darauf wandten ſich hußitiſche Bauern und Kohlenbrenner unter einem Prieſter, nach ſchlau verdeckten Anſchlage, in der Nacht gegen Königingrätz, legten die Leitern an und erſtiegen die Mauern. Die katholiſchen Bürger mußten aus der Stadt weichen, und die Hußiten theilten ſich in ihre Habe, ohne die Wachſamkeit zur Behauptung der neuen Eroberung zu vernachläſſigen.

Siegmunnd verſchmerzte dieſen doppelten Unfall, indem er auf die große Macht vertraute, welche vorzüglich aus Deutſchland bei ihm zuſammenſtrömte. Die Ebene zwiſchen dem Dorf Owencz, der Bruska und dem Thiergarten vor Prag, war von ſeinem Heer angefüllt, welches einige auf hundert und funfzigtauſend Mann ſchätzten. Auch dieſe Hülfsvölker, beſonders das unter Herzog **Albrecht** von Oeſterreich, hatten es auf ihrem Heranzuge an Verbrennung von Hußiten nicht fehlen laſſen.

Ehe es zum Kampfe kam, ließ man von beiden Seiten die Wuth in Schmähreden über die Moldau ſchallen. Hußit! Ketzer! ſcholl es von der Seite der Königlichen; und damit die blutige Verwirrung immer gräßlicher werde, verwirrte man alle Unterſcheidung der Partheien, wozu der Nationalhaß zwiſchen den Böhmen und Deutſchen ſehr thätig war. Jene galten bei dieſen ohne Ausnahme für hußitiſche Ketzer, und dieſe bei jenen für pfäffiſche Antichriſten.

Der natürlichſte Gedanke war, einer ſo von Menſchen überfüllten Stadt die Zufuhr von Lebensmitteln abzuſchneiden. Dazu mußte man Meiſter des Berges Witkow vor dem porzitzer Thore ſeyn. **Siegmund** befahl, daß man dort Schanzen aufwürfe. Allein die Königlichen fanden da ſchon Krieger **Zizka's**, welcher daſelbſt ſchon zwei Schanzen angelegt, und ringsherum einen Graben geführt hatte. Um dieſen Poſten zu erobern, beſchloß man am vierzehnten Julius einen allgemeinen Angriff. Die unter Siegmund jenſeits der Moldau im Lager aufgeſtellten Truppen des Markgrafen von Meißen, ungefähr dreißigtauſend Roſſe, verſtärkt mit etwa achttauſend andern Kriegsvolks, ſollten Zizka's Schanzen ſtürmen, indem ſechszehntauſend Mann von Wiſſehrad in die Neuſtadt fielen, ſechszehntauſend Mann vom Schloß her das Sachſenhaus angriffen, welches die Brücke beherrſchte. So wollte Siegmund jeden Punct zur endlichen Bezwingung Prags benutzen. Mit geringer Mannſchaft ſtand Zizka in ſeinen Schanzen, und konnte die zahlreichen Feinde nicht abwehren, daß ſie über den Graben bis an ſeinen Wall vordrangen. Hier hatte er ſeine wenigen Kräfte zuſammengehalten, und brach raſend hervor, ſo daß die Dreſchflegel ſeiner Taboriten furchtbar um ihn her wüthen mußten, ihm Freiheit und Leben zu retten. Aber kaum hatte man in der Neuſtadt den Angriff auf den Berg wahrgenommen, als ein Prieſter die Monſtranz als Fähnlein ergriff, voraufzog, und die lichten Haufen ihm nachſtürmten, mit wildem Geſchrei. Da glaubten die Meißner, daß ſie von der ganzen Macht der Taboriten im Rücken angefallen wären. Schrecken und Verwirrung kam unter ſie, doch ſetzten ſie den Angriff fort, indem ihnen Siegmund von Zeit zu Zeit friſches Volk ſandte. Den ganzen Tag über dauerte der Kampf; doch gewannen die Stürmenden nur wenig weiter;

denn Zizka ließ während der Schlacht ſeine Schanzen unermüdet ausbeſſern, und wo er den Feind zurückgedrängt hatte, ſelbſt den Graben ſogleich tiefer machen. Endlich flohen die Meißner, und ſtürzten zum Theil den Berg hinab, welchen die Taboriten unter Dankgeſängen den Zizkaberg nannten, wie er noch heut zu Tage heißt. Mit Schwärmerei arbeiteten ſelbſt Weiber und Jungfrauen an ſtärkerer Befeſtigung deſſelben.

Davon abgeſehen, daß die Hußiten mit erhöhtem Muthe für Alles fochten, was ihnen auf Erden und im Himmel theuer war, und Siegmund's Truppen faſt durchgängig für eine ihnen höchſt gleichgültige Sache, lag offenbar der Grund ihrer Niederlage darin, daß die Angriffe auf die übrigen Puncte nicht gleichzeitig mit dem Sturm auf den Witkow geſchahen, ſondern mit ihnen gezögert werden ſollte, bis ſich dieſer durchaus glücklich anließe. Wie hätte Zizka die rettende Hülfe aus der Neuſtadt bekommen, wenn der Heerhaufe vom Wiſſehrad frühzeitig genug in dieſelbe hinabgefallen wäre? In ſofern hatten die Meißner vollkommen Recht, ſich zu beſchweren, daß man ſie nicht genug unterſtützt habe; und überhaupt konnte den Deutſchen nicht entgehen, daß die böhmiſchen Baronen im königlichen Heere ſie gern aus ihrem Vaterland entfernt hätten.

Dieſe verſuchten auch eine Ausſöhnung zwiſchen Siegmund und den Pragern, welche ihnen vier Artikel als die Grundlage derſelben überreichten. Zwei waren die bekannten vom Genuß des Kelchs im Abendmahl und der apoſtoliſchen Armuth der Kleriſei. Ein anderer verlangte, daß das Wort Gottes im ganzen Königreich frei von jeglichem Prieſter gelehrt werde, welcher Punct eben ſo vieler Deutungen fähig war, als der vierte, daß alle Todſünden auch an Geiſtlichen von der weltlichen Obrigkeit beſtraft werden ſollten; denn die Summe derſelben war unbeſtimmbar, Geld zu nehmen für irgend eine in den Gottesdienſt einſchlagende Verrichtung, Todſünden rechnete man auch unter dieſe. Solche Grundlage konnte Siegmund nicht annehmen, ohne ſich mit der ganzen Hierarchie auf ewig zu entzweien, und die Verwirrung in der Welt zu vermehren; und da die Hußiten von ihrer Seite erklärten, daß der ein Tyrann und ein Antichriſt ſey, der ſie zwingen wolle, von einem jener Artikel zu laſſen: ſo ſchien die Ausſöhnung unmöglich.

Dennoch gaben einige böhmiſche Baronen dieſelbe nicht auf, und drangen in den König, er ſolle nur das ausländiſche Kriegsvolk entlaſſen; wenn er nur Böhmen um ſich habe, ſo möchte Prag in wenigen Tagen ſein werden. Hiervon verlautete etwas, und die Deutſchen fürchteten von den vereinten Böhmen überfallen zu werden. Mit Gewalt wollten ſie von dannen ziehen, und Siegmund konnte ſie kaum zurückhalten, bis er ſich wenigſtens habe krönen laſſen. In Anweſenheit weniger Baronen ſetzte ihm der Erzbiſchof Konrad von Prag in der Metropolitankirche des Schloſſes am achtundzwanzigſten Julius die böhmiſche Krone auf; aber ſeine Krönung, wie die vielen Ritter, welche er bei ihr geſchlagen, wurden von der Nation verſpottet.

Alle Schwierigkeit ſeiner Lage ſtieg ungemein, als die deutſchen Truppen vor ihrem Abzug ihren Sold verlangten. Die Statuen der Heiligen, die gottesdienſtlichen Geräthſchaften, ſelbſt die Monſtranzen und Kelche in beiden Kirchen der Burg ließ er zerſchlagen, die Reliquien, welche Kaiſer Karl auf ſeinem Schloſſe Karlſtein aufbewahrt hatte, von ihrem Gold und Silber entkleiden, um die Söldlinge zu befriedigen, welche er nur wider das ihm angeſtammte Volk geführt hatte, um es mehr von ſich zu entfernen und Schande einzuerndten.

Der Abzug der Deutſchen machte eine Fortſetzung der Belagerung Prags unmöglich; doch Siegmund ſtand dagegen allein mit den böhmiſchen Baronen zuſammen, welche ihn nun zum Frieden mit der Nation bringen mochten. Aber ihr erſtes Streben ging dahin, daß ihnen der König die Güter der zerſtörten Klöſter verwilligen mußte; dann ſuchten ſie in ein gutes Verſtändniß mit den Taboriten zu kommen, damit ihre Beſitzungen nicht verheeret würden; daß ſie größtentheils das Abendmahl unter beiden Geſtalten genoſſen, auc

Ueberzeugung oder Rückſicht auf das Volk, durfte ihnen Siegmund auch nicht verbieten. Er harrte indeß zu Kuttenberg, wohin er mit dem Reſt ſeiner Truppen gezogen war, nachdem er die Beſatzungen des Wiſſehrads und der Burg von Prag ſehr verſtärkt hatte, und von wo aus er einen allgemeinen Landfrieden verkündigte, auf einen weitern Beſcheid von den Baronen, und erhielt die nüchterne Erklärung, daß ſie ſich mit den Pragern in keine Verhandlungen einlaſſen könnten. Nun blieb ihm kaum eine andere Hoffnung, ſich der königlichen Gewalt in Böhmen bald zu bemeiſtern, als welche er aus der Zwietracht ſchöpfte, die nothwendig in Prag ſelbſt ausbrechen mußte.

Dort glaubten die Taboriten als Retter der Stadt allgebietende Herren zu ſeyn, und verlangten, daß zwölf Artikel, über welche ihre Häupter und Prieſter ſich vereinigt hätten, von allen Hußiten ohne Ausnahme anerkannt werden ſollten. Zwar hatten dieſelben die vier Prager Artikel zur Grundlage, zwar fand die Neuſtadt, wo der Taboriten Gewicht am größten war, kein Bedenken ſie anzunehmen; wenn aber ein Artikel die Zerſtörung der Klöſter, der überflüßigen Kirchen, und dergleichen befahl, wenn die Taboriten ihn unverzüglich in der ganzen Nachbarſchaft Prags vollzogen, und die Mönche auf das grauſamſte mordeten, ſo trugen doch die Rathsmänner der Altſtadt, die Magiſter der Univerſität einigen Zweifel, ſich den zwölf Artikeln gänzlich zu fügen.

Da ſah ſich der Rath der Altſtadt gezwungen, das Stadtſiegel an neugewählte Rathsmänner der taboritiſchen Sekte zu übergeben. Uebermüthig geſchah darauf die Forderung durch Niklas von Huſſynecz, daß die Prager die Hälfte ihrer Stadt und alle Thore den Taboriten einräumen ſollten. Wenn Gefahr da iſt, ſagte die Antwort, überlaſſen wir gern alle unſere Häuſer den um die Stadt ſo hochverdienten Brüdern von Tabor; aber jetzt iſt keine vorhanden. Sofort zogen alle Taboriten von Prag aus.

Aber gleichwohl hinderte ihre Empfindlichkeit gegen die Prager ſie nicht, auf deren Mahnen zur Hülfe zu hören, als ſie den Wiſſehrad ſo hart bedrängten, daß Hoffnung war, ſeiner durch Hungersnoth Meiſter zu werden, wenn Siegmund nicht ſchnelle Rettung ſchaffte. Dieſer hatte aus den Städten, welche er noch für gut katholiſch hielt, wie Brür, Leitmeritz, Pilſen und andere, ein Heer geſammelt, welches er ſchwören ließ, zur Vertilgung der Wikleſiten und Hußiten die Waffen zu führen; und traf zu Beraun Anſtalten, der Beſatzung vom Wiſſehrad Lebensmittel auf der Beraun und Moldau zu ſenden. Aber die Prager ſperrten den letzteren Strom durch Ketten und Balken; und Niklas von Huſſynecz, der mit taboritiſcher Mannſchaft anlangte, übernahm die Beſchirmung dieſes wichtigen Punctes.

Da ließen ſich die Hauptleute der Beſatzung, welche auch ſchon ihren Reſt von Pferdefleiſch aufgezehrt hatte, in Unterhandlungen mit den Pragern ein, daß ſie den Wiſſehrad übergeben wollten, wenn ſie nicht in drei Tagen mit Lebensmitteln verſorgt würden. Nun entſchloß ſich Siegmund, als er die letzten erwarteten Verſtärkungen aus Mähren erhalten hatte, zu einem entſcheidenden Schlag. Schriftliche Befehle, die er den Hauptleuten auf dem Schloß und dem Wiſſehrad zukommen ließ, ſagten ihnen, daß ſie in der funfzehnten Stunde des Allerheiligentages, wo er die Belagerer anfallen würde, einen Ausfall thun ſollten, um die Prager nach allen Seiten zu zerſtreuen.

Von der Burg fiel die Beſatzung zur beſtimmten Zeit auf das Sachſenhaus und den Brückenthurm; doch auf dem Wiſſehrad hielten die Hauptleute das Volk an, bis der König durch Schwingung des Schwertes das Zeichen gäbe, daß er angreife. Und dieſer verſäumte die feſtgeſetzte Stunde, nach deren Verfluß die Hauptleute ihrem Vertrage gemäß keine Feindſeligkeit wider die Prager mehr ausüben durften. Hierauf beſtanden ſie auch feſt, wiewohl Siegmund endlich das Schwert auf einem Hügel ſchwang, wiewohl die Deutſchen ungeſtüm die Eröffnung des Thores forderten. Als auf dem Wiſſehrad alles ruhig blieb, widerriethen die Baronen den Angriff überhaupt. Man muß endlich einmal dieſe Bauern ſchlagen! rief der erzürnte König. Ihre Dreſchflegel können uns empfindlich werden! äußerte der mähriſche Baron, Heinrich von

Plumlau. Ich kenne die Feigheit, den Wankelmuth der Mähren, entgegnete Siegmund. Sofort ſprangen Heinrich und ſeine Gefährten vom Roß, und griffen da an, wo der König befahl. Wegen der Sümpfe und Tiefen konnten ſie nicht vorwärts. Auf der Linzerſtraße warfen die Ungern den Feind; doch ſtanden die Hußiten bald wieder unerſchütterlich. Da brachen dichte Schaaren unaufhaltſam aus Prag heraus, über die Gräben, in die Weingärten, und ſtürmten Alles nieder. Wüthend ſprengte Siegmund auf die Böhmen ſeines Heeres los, und rief, daß ihre ketzeriſche Untreue an allem Unheil [illegible] ſey. Empört über dieſen Vorwurf, drohten ſie, auf ihn ſelbſt einzubrechen; und die Ungern ſchäumten wiederum, über die Böhmen herzufallen. Die Verwirrung ſtieg ſchrecklicher in jedem Augenblick und immer grauſender wütheten die Dreſchflegel. Viele der erſten Baronen lagen todt auf der Wahlſtatt. Unter den Schwerverwundeten war auch Heinrich von Plumlau. Er ward auf den Pankraziuskirchhof getragen, wo er beichtete und auf ſein ausdrückliches Verlangen das Abendmahl unter beiden Geſtalten erhielt, kurz ehe er verſchied.

Noch an demſelben Tage ward auch der Wiſſehrad übergeben: man unterſtützte den Abzug der Beſatzung, und lobte ſie, weil ſie ihrem Worte ſo treu nachgekommen war. Die Wuth des Pöbels zerſtörte nicht blos die Kirchen, ſondern auch die Häuſer des Wiſſehrads, riß die Mauer gegen die Stadt, ſelbſt das königliche Schloß nieder. Sonſt ein blühendes Denkmal alter und glücklicher Zeiten, blickt er ſeitdem wüſte auf die prager Städte.

Siegmund wußte nun für ſeinen Unmuth keinen Troſt, als daß er ſeine Ungern auf das gräßlichſte in Böhmen wüthen ließ; und Zizka dagegen trat hierhin und dorthin wie ein Todesengel. Er hörte, daß die katholiſchen Bürger der Stadt Prachatiz an der baieriſchen Gränze nicht nur ihre Mitbürger, die den Kelch genoſſen, aus der Stadt verjagten, ſondern auch einige auf dem Scheiterhaufen ſterben ließen. Unter Vortragung des Sakramentes durch Prieſter zog er mit ſeinen taboritiſchen Brüdern und Schweſtern zur Rache gegen die Stadt. Trotz der heftigſten Gegenwehr ward ſie erſtürmt. Schon lagen die ſtreitbaren Bürger größtentheils erſchlagen auf der Mauer und in den Gaſſen, als die Thore geöffnet wurden, und die taboritiſchen Weiber hereinſtürmten. Sie drangen wie Furien in die Häuſer und ſuchten die übrigen Einwohner zuſammen. Zizka ließ dieſe, ausgenommen die Weiber und Kinder, in die Sakriſtei der Stadtkirche ſperren, rings umher Stroh anhäufen, und die Unglücklichen verbrennen.

Wenige Tage nach Eroberung des Wiſſehrad hatten die Prager Briefe an die Baronen ausgehen laſſen, worin ſie Siegmunds grauſame Geſinnung gegen die böhmiſche Nation ſchilderten und dieſelben aufforderten, die Waffen mit den ihrigen zu vereinigen, wofern ſie nicht als Feinde des Volks und des Reichs angeſehen werden wollten: im Felde müſſe jetzt die Freiheit des Landes errungen werden. Auch zogen verſchiedene von den Baronen nach der Hauptſtadt, wo die Gemeinde zuſammentrat, um Siegmunds Hoffnung auf den Thron für immer zu vertilgen. Durch die Wahl eines neuen Königs ſchien es am leichteſten zu geſchehen, und auf den König Wladislaw von Polen waren vorzüglich die Gedanken gerichtet. Aber Niklas von Huſſynecz erklärte ſich heftig dagegen im Namen der Taboriten, welche keinen andern, als einen Eingebornen zum König wollten. Man wies ihm ein Schreiben der taboritiſchen Gemeinde, nach welchem Zizka ſchon im voraus auch in die Wahl eines ausländiſchen Königs gewilligt hatte. Vielleicht fürchtete der ſchlaue Heerführer, daß der ehrſüchtige Niklas ſich ſelbſt auf den Thron ſchwingen werde, und damit ſeine eigne Machthabung beendigt ſey. Auf jeden Fall ſah er, daß durch die Wahl eines neuen ausländiſchen Königs die Verwirrung höher ſteigen und der Sturz Siegmunds befördert werden mußte. Dies war ihm vorläufig hinreichend. Eine Geſandtſchaft ward nach Polen beſtimmt, um dem König die böhmiſche Krone unter der Bedingung anzubieten, daß er die vier Prager Artikel ſchirme.

So viel leuchtete indeſſen den Häuptern aller huſſitiſchen Partheien wohl ein, daß zwiſchen ihnen eine feſte Eintracht aufgerichtet werden mußte. **Ulrich von Roſenberg**, ſchon wieder von **Zizka** gezwungen, ſich zu den Hußiten zu bekennen, und andere Baronen waren für dieſen Zweck nicht unthätig zu Prag. Bei einem brüderlichen Mahle, welches den Häuptern der Taboriten auf dem Rathhauſe gegeben ward, erſchien **Niklas** von Huſſynecz nicht: er verließ im Gegentheil Prag mit einigen Vertrauten und ſchwur, die verhaßte Stadt niemals wieder zu betreten. An dem kleinen Bache Beticz unter dem Berge Pſarz wurde ſein Roß ſcheu, ſtürzte mit ihm in eine Grube: er mußte ſich nach Prag tragen laſſen, wo er faſt in denſelben Stunden verſchied, als die nach Polen gehende Geſandtſchaft die Stadt verließ.

Die Verhandlungen der Geiſtlichen zu Prag, welche ſich immer wieder auf den Hauptpunct wandten, ob die Prieſter den Gottesdienſt in jeglicher Kleidung, wie die Taboriten wollten, oder nur im Prieſtergewande verrichten durften? hätten ſich leicht durch den verſtändigen Vorſchlag beenden laſſen, daß die taboritiſchen, die im Felde umherziehenden und den Gottesdienſt feiernden ihn ohne Meßgewände und allerlei Geräthe, welche mitzuſchleppen ihnen ſchwer würde, verrichten ſollten, ſo wie die Geiſtlichen zu Prag und in andern Städten, wo des kirchlichen Schmuckes ein Vorrath, ſich deſſen bedienen möchten. Sie konnten indeſſen **Zizka's** kriegeriſchen Ungeſtüm nicht weiter von Unternehmungen zurückhalten, da die Kriegsflamme unaufhörlich hie und da im Lande aufſchlug.

Als er gegen die Stadt Tachau wie eine Wetterwolke nahte, flehten die Bürger Siegmund um Rettung, welcher auch einige Kriegsmacht zuſammenzog. Zizka wandte ſich ſchnell auf Tabor, ſeine Mannſchaft zu verſtärken. Ein gewaltiger Heranzug von Prager Hülfe ſtieß zu ihm. Er ſuchte den König auf, welcher das Kloſter Kladrau belagerte; und eiligſt aufbrach, als die Feinde noch ſechs Meilen von ihm entfernt waren, nach Leitmeritz floh, ſich dort nicht ſicher glaubte, nach Kuttenberg eilte, und bebte, ſo lange er auf böhmiſchem Grunde war, und ſich nach Brünn begab. (Im Februar 1421.)

Nach einem ſo leichten Sieg ohne Kampf zogen die Prager und Taboriten auf Pilſen, erzwangen die Verheißung, daß ſich die Bewohner der Stadt zu den vier Prager Artikeln bekennen wollten, und nahmen dann Kommotau mit Sturm ein, unter unſäglichen Grauſamkeiten. Bis auf dreißig Männer waren alle in den Flammen umgekommen und niedergemetzelt. Indem jene die Ermordeten begruben, die Frauen über den Leichen ihrer Männer, Väter und Brüder weinten, ſtürmten die taboritiſchen Weiber heran, ſchleppten dieſe Unglücklichen vor die Stadt, plünderten ſie und ſperrten ſie in ein Gartengebäude, das ſie in Flammen aufgehen ließen.

Dieſe vereinten Unternehmungen der Prager und Taboriten, um nach und nach das ganze Böhmenland dem hußitiſchen Glauben zu unterwerfen, waren durchaus im Geiſte Zizka's; denn ſo galt er allmählig für das Haupt aller Hußiten. Wenn daher taboritiſche Prieſter die alte Zwietracht entzündeten, und den Brauch im prieſterlichen Gewande zu predigen, als Abgötterei verfluchten: ſo trug er kein Bedenken, ſie mit Stockprügeln zu zähmen. Gern hätte er nun den Glauben in Böhmen bei den vier Prager Artikeln feſtgehalten. Daher entbrannte ſein Zorn, als er entdeckte, daß Adamiten oder Schwärmer, die alle Regel des Gottesdienſtes und der bürgerlichen Geſellſchaft von ſich warfen, nackt unter ſich lebten, und blos thieriſch dem Geſchlechtstriebe nachgingen, ſich auch unter ſeinen Taboriten eingeniſtelt hatten. Am meiſten ergrimmte er, daß ſie die wirkliche Gegenwart des Heilandes im Sakrament leugneten: in wie manchem Kampf hatte er durch dieſelbe ſeine Krieger entflammt! Er beſchloß, ſie auszurotten, und ließ ſiebenzig von ihnen, die er auffing, mit zwei ihrer Prieſter verbrennen.

Als Siegmund aus Böhmen entflohen war, und die Unternehmungen der Prager und Taboriten immer mehr Städte unterjochten, geſellten ſich viele Baronen mit ihrem Volke zu ihnen. Der Erzbiſchof Konrad bekannte ſich öffentlich zu den vier Prager Artikeln, und erklärte ſie für katholiſche Lehre; und ſelbſt die Beſazzung des Schloſſes der Hauptſtadt, die es ſo lange tapfer bewahrt hatte, glaubte nicht mehr auf königlichen Beiſtand hoffen zu dürfen, und übergab es. Zweihundert Bürger wurden in daſſelbe gelegt.

Nun endlich ſchien der Zeitpunct gekommen, daß die ganze Nation auftreten, und einen gemeinſchaftlichen Schluß faſſen könnte. **Czenko von Wartemberg**, **Ulrich von Roſenberg** und andere Baronen drangen auf einen allgemeinen Landtag. Er ward nach Czaslau ausgeſchrieben, und alle Baronen, Ritter und Gemeinden Böhmens und Mährens wurden dazu eingeladen. Schlechterdings wollten die Böhmen von einem Erbrechte **Siegmunds** nichts wiſſen, indem die Mähren davon ſprachen. Ohne ein Wunder Gottes, äußerten jene, würden ſie denſelben nie für ihren König erkennen. Zur Verwaltung des Reichs wurden zwanzig Directoren ernannt, nämlich fünf aus dem Herrenſtande ſieben aus den Rittern, und **Johann Zizka** von Trocznow zuerſt unter dieſen, vier aus den Bürgern Prags und eben ſo viel aus den übrigen Städten.

Indeſſen ſcheinen dieſe Directoren zu keiner Wirkſamkeit gelangt zu ſeyn. So die Prager, als **Zizka**, verfolgten nach Auflöſung des Landtages ihre alten Züge, um die noch nicht beſiegten Plätze zu unterwerfen. Jene lagerten ſich endlich vor Brür, welche Stadt, ſo wie das nebenliegende feſte Schloß, eine Beſatzung von

Meißnern hatte. Der Befehlshaber, ein Thüringer, Dietrich von Witzleben, bebte nicht vor ihrer Menge, ihren Schleudermaſchinen und Büchſen, ſelbſt nicht vor ihren Drohungen, daß ſie ſeine beiden Söhne, die in ihre Hände gefallen waren, mit den Schleudermaſchinen in die Burg werfen würden, wenn er ſie nicht übergäbe. Als ſie meißniſche Soldaten, benachbarte Nonnen vom Orden der Büßerinnen, ihrer grauſamen Wuth geopfert, ließ er den Trompeter, welchen ſie ihm ſandten, vor der Stadt verbrennen. Da eilte Markgraf Friedrich von Meißen mit neuer Kriegsmacht zum Entſatz herbei. Muthig wandten ſich die Prager gegen ihn; aber kein Feldherrngeiſt war mit ihnen. Sie wurden gänzlich geſchlagen, und zerſtreuten ſich nach allen Seiten.

Als die Kunde hiervon allgemeine Beſtürzung in Prag verurſachte, war Zizka daſelbſt gegenwärtig. Bei der Belagerung von Raby, indem er hinter einem Baum ſtand, um die Werke der Feſtung zu beſichtigen, war ein Pfeil auf ihn abgeſchoſſen, welcher einen Aſt traf, ſo daß ein Splitter ihm in ſein geſundes Auge flog. In früher Jugend hatte er ſchon ein Auge eingebüßt: in Gefahr, nun das andere zu verlieren, war er nach Prag zur Hülfe der Aerzte geeilt. Sie blieb vergeblich, und ſeine volle Blindheit unabwendbar. Aber das Licht ſeines Genius war ihm nicht vergangen, und als die Prager ihn baten, mit ihnen zu ziehen, und das meißniſche Heer aus dem Lande zu jagen, beſtieg er, von fremder Hand geleitet, mit noch krankem Auge ſein Roß und zog mit hinaus in das Feld, wo er nie den Himmel und den Feind mehr ſehen ſollte. Das Schrecken wandelte dennoch vor ihm her, und ſobald die Meißner von ſeinem Heranzug hörten, eilten ſie in ihr Land zurückzukommen.

Ein größerer Triumph folgte bald nach. Siegmund hatte als kaiſerliches Oberhaupt der Deutſchen die Reichsſtände dringend aufgefordert, ihm zur Bezähmung der Böhmen behülflich zu ſeyn, und beſonders die geiſtlichen Kurfürſten unterſtützten ſeine Anmahnungen, um endlich die Ketzerei niederzuſchlagen. Ein Reichsheer von mehr als hunderttauſend Mann fiel in Böhmen ein. Der Kaiſer hatte verſprochen, zu gleicher Zeit, am Bartholomäustage des Jahres 1421, mit ſeiner Kriegsmacht einzurücken, und nichts war von ihm zu entdecken. Dieſe ſeine Unzuverläſſigkeit in einer ihm ſo wichtigen, für ihn nur begonnenen Unternehmung, hatte ſchon großen Unmuth unter den Deutſchen verbreitet, als ſie ſich vor der Stadt Saatz lagerten, in welcher eine Beſatzung von fünftauſend Fußvolk und vierhundert Reitern war. Alle Stürmen wurden abgeſchlagen, Mangel an Lebensmitteln riß in dem großen Heer ein. Da kam die Nachricht, daß der ſchreckliche Zizka mit den Pragern heranziehe; und die ganze Kriegsmacht brach auf, nach Deutſchland zu fliehen, ehe er herankäme.

So hatte Siegmund, wie immer, den Zeitpunct verſäumt, wo zur Aufrichtung ſeines königlichen Anſehens in Böhmen etwas Entſcheidendes geſchehen konnte. Mit dem Heere, was im September in das Königreich einfallen ſollte, zeigte er ſich gegen Ende des Novembers an der böhmiſchen Grenze, als das Reichsheer längſt in die Heimath zurückgeflohen war. Von Iglau aus ſprach er einige der vornehmſten Baronen, wie Czenko von Wartemberg und Ulrich von Roſenberg, um ein ſicheres Geleite an, und ſie gelobten ihm nicht nur dieſes, ſondern auch Gehorſam und Treue als ihrem König, indem ſie perſönlich vor ihm erſchienen. Ihr Abſcheu und ihre Furcht vor den immer wilderen Schritten der tarboritiſchen Partheien bewog ſie zu dieſem Schritte.

Das Heer der Prager zwiſchen Czaslau und Kuttenberg befeſtigte eilends dieſe Städte und zog ſich ſchnell nach Prag, um Verſtärkungen zu ſammeln. Alle Hoffnung war wieder auf Zizka gerichtet, welcher ſchon am erſten December in die Hauptſtadt einzog, unter dem Geläute aller Glocken, unter Ehrenbezeugungen, die dem König gebührten. Er wollte dort nicht zaudern, ſondern rückte mit den Pragern ins freie Feld, dem Kaiſer entgegen. In Kuttenberg, wo die Taboriten verabſcheut wurden, ſetzte er ſich anfänglich, und bei der Nachricht von Annäherung des Feindes, zog er in Schlachtordnung hinaus. Inzwiſchen war Siegmund von einer andern Seite nahe an die Stadt gekommen, und die Bürger, die Bergleute, nicht mehr durch das Schrecken vor Zizka gelähmt, zauderten nicht, den Königlichen die Thore zu öffnen, und ihnen die feindlichen Vorräthe auszuliefern. Abgeſchnitten von Kuttenberg, ſtellte der blinde Feldherr ſeine Taboriten an dem Tauergang vortheilhaft auf, und verſchanzte ſich mit ſeiner Wagenburg. Von allen Seiten umzingelte ihn der Kaiſer, ohne ihn anzugreifen. Zizka mußte ſich mit ſeiner geringen Mannſchaft entweder durchſchlagen, oder vom Hunger gezwungen ergeben. Allein in düſtrer Nacht brach er ſtill auf. In der Mitte ſeiner mit erleſenen Streitern beſetzten Kriegswagen, die ſeine Flanken ſicherten, zog er den Berg hinab, mitten durch den Feind, welcher das Geraſſel erſchrocken vernahm, und unſchlüſſig Platz machte, wo es nahte, bis das Morgenlicht anbrach, und man vergeblich das Heer der Taboriten an der Höhe ſuchte. Im Eilzuge ging Zizka bis nach Turnau, wo Verſtärkungen zu ihm ſtießen, und wandte ſich ſogleich wieder gen Kolin in die Nähe des Kaiſers, der erſtaunt und unthätig in Kuttenberg ſtehen geblieben war. Ein Schauder überfiel ihn, als ſich die Schlachtordnung der Taboriten faſt unter ſeinen Augen aufſtellte. Zur Deckung ſeines Rückzuges ließ er das treue Kuttenberg in Brand ſtecken, wobei die Ungarn und Kumaner ſich jeder Zügelloſigkeit und Grauſamkeit überließen. Zizka ruhte nicht ihn zu verfolgen, fiel erſt nur den Nachtrab an, bis ſie in eine Gegend unfern Deutſchbrod kamen, wo wegen der vielen Moräſte und der durch Schnee und Wäſſer ſchlüpfrigen Hügel den Feinden ihre zahlreiche und prächtige Reiterei von geringem Nutzen war. Hier bot er alles auf, um es zu einer allgemeinen Schlacht zu bringen. Drei Meilen weit dauerte ununterbrochen das Gefecht, in welchem nur die Reiterei ſo lange Stand hielt. Gedrängt von dem blinden Feldherrn wollte ſie eilends über die gefrorne Sazawa gehen, aber das Eis brach unter ihr und ein paar Tauſend fanden in dem Fluß ihr Grab. Die Niederlage des Kaiſers war entſchieden: er ſelbſt entging kaum der Gefangenſchaft, und floh nach Iglau.

Mit dieſem Sieg eröffnete Zizka das Jahr 1422 auf eine ſeiner würdige Weiſe; ſeine Taboriten mit Ueberrumpelung der Stadt Deutſchbrod während der Unterhandlung, was er ihnen ſtets zur Sünde anrechnete, wiewohl er nicht verhinderte, daß ſie ihre Wuth mit Mord und Brand auch hier wiederum ſättigten.

Inzwiſchen hatte König Wladislaw von Polen die Krone der Böhmen nicht ohne bittere Aeußerungen über ihre Abtrünnigkeit von der Kirche von ſich gewieſen. Sie war darauf dem Herzog Vitold von Litthauen angetragen; und auch dieſer ſchien ſich vor der Verwickelung zu ſcheuen, und ſie lieber auf das Haupt ſeines Schweſterſohns Siegmund Koribut bringen zu wollen. Wenigſtens erſchien dieſer mit fünftauſend Mann wirklich in Prag, und gewann die Herzen, da er den Kelch im Abendmahl empfing. Man wollte ihn ſogleich krönen; aber um die Krone zu bekommen, welche man auf dem Karlſtein vermuthete, bedurfte es einer Belagerung dieſes Schloſſes.

Ein Heer von Pragern und **Koribut** mit ſeiner Mannſchaft zogen zu derſelben aus, und unternahmen ſie mit ſolchem Eifer, daß ſie in kurzer Zeit neuntauſend und zweiunddreißig Steinwürfe aus fünf großen Bleyden thaten, ihre Büchſen mit den Schüſſen zerſprengten, durch zweiundzwanzig hineingeſchleuderte Feuerfäßchen die Feſte anzuſtecken, durch achtzehnhundert und zweiundzwanzig mit Unflath angefüllte Tönchen die Luft derſelben zu verpeſten ſuchten. Die Beſatzung bewies unerſchütterlichen Muth, und der tapfere Reichsbaron **Hanuß von Kolowrat** fiel die Belagerer ſelbſt an, nahm Kriegsvorräthe weg, die ihnen zugeführt wurden. Endlich hob man die Belagerung auf, ohne zu wiſſen, daß die Krone ſchon vor Beginn derſelben vom Karlſtein nach Welhartitz der Sicherheit wegen gebracht war.

Während dieſer Zeit hatten ſich zu Prag, vornämlich durch die Schuld des unruhigen Prieſters **Johann von Zelau** Greuel ereignet, die bei **Zizka**, welcher vor der Feſtung Kraſykow lag, die ungeduldige Ueberzeugung bewirkten, daß irgend ein förmlich anerkanntes

Haupt, wie auch und was es für die Zukunft ſey, die Partheiwuth zu Prag unterdrücken müßte, wenn nicht entweder Siegmund oder die Pöbelherrſchaft daſelbſt die Oberhand bekommen ſollte. Nachdem er aus dem gemeinen Mann ſich ein Heer geſchaffen hatte, regierte und zähmte er daſſelbe mit eiſener Ordnung. Die Regel ſollte gelten auf Erden. Darum ſchrieb er den Pragern, daß er gern dem Fürſten Koribut gehorchen, und mit Rath und That helfen wolle. Aber mit deſſen und der Burgemeiſter, Ritter, und ihm treuen Gemeinden Unterſtützung, werde er es an jedermann rächen, wenn ſie noch fürder Rottirungen veranſtalteten, und nicht vor ihren Burgemeiſtern ordentlich ihre Rechtshändel führten, und die Aelteſten der Gemeinde ehrten. Sie ſollten ſich alle für einen Mann lieben.

Dieſer drohende, hochfahrende Ton beleidigte den Hochmuth der Prager unbeſchreiblich, und eben ſo waren die Baronen erbittert, daß er ihrer Beihülfe zur Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe gar nicht erwähnte, ihre Unterdrückung dazu wohl gar für nöthig erachtete. So viel iſt kaum zu bezweifeln, daß der Feldherr eine Vereinigung zwiſchen Prag und den Baronen zum Vortheil der Thronbeſteigung Siegmunds für möglich hielt und am meiſten fürchtete.

Sofort war er auch in Krieg mit Czenko von Wartemberg, welchem er in der Niederlage bei Horziez alle Kriegswagen nahm, worauf er mit Hülfe der Bürger von Königingrätz ſich dieſer Stadt bemächtigte, um aus ihr ſeinen Waffenplatz zu machen. Auf ſeinen Befehl fielen die Taboriten aus von dort unter Prokop dem Kahlen, als die Prager wider die Stadt anrückten, und ſchlugen dieſelben in die Flucht. Den Prieſter, welcher dem feindlichen Zuge die Monſtranz voraufgetragen, ließ der blinde Feldherr vor ſich bringen, fühlte tappend ſeine Platte, und hieß ihn mit Kolben todtſchlagen.

Trotz dieſer Vortheile mußte er die Uebermacht ſeiner Feinde fürchten, wenn dem Kaiſer gelang, ſich Mährens durchaus zu verſichern, und von dort aus zu einem Verein mit den Baronen und Pragern in Böhmen einzubrechen. Schon hatte derſelbe, nachdem er ſeine einzige Tochter dem Herzog Albrecht von Oeſterreich vermählt hatte, dieſem die Markgrafſchaft Mähren überantwortet, und der neue Herr des Landes belagerte ſogleich die mähriſche Feſtung Luntenburg an der Grenze Ungarns, die in hußitiſchen Händen war. Zizka ſäumte nicht mit Heeresmacht auf Iglau zu ziehen, und von dort ſeinen beſten Unterfeldherrn Prokop den Kahlen voraufzuſenden, der ſich durch das belagernde Heer ſchlug und Lebensmittel in die Stadt brachte. Herzog Albrecht zog von Luntenburg hinweg, und und Zizka durchkreuzte das unglückliche Mähren mit ſeinen Schreckenszügen. Befehlshaber und Beſatzung von Quaſſitz, welches er mit Sturm nahm, mußten auf dem Scheiterhaufen ſterben. Auf neue Grauſamkeit erpicht, zog er in der Abenddämmerung gegen Kremſier, die Stadt des Biſchofs von Olmütz, eines thätigen Widerſachers der Hußiten. Unerwartet fiel dieſer in den taboritiſchen Heereszug, und brachte ihn in Verwirrung. Das Dunkel zu erhellen, ließ Zizka den nächſten Flecken in Brand ſtecken, und Prokop mußte mit der Brüderſchaar, dem Kern der Taboriten, angreifen. Allein dieſer Feldherr wurde ſelbſt verwundet, und die biſchöflichen Krieger ſchienen gleich den Hußiten von Religionshaß befeuert. Zizka ſah ſich in der Nothwendigkeit, den Rückzug zu befehlen, und verließ bald Mähren, wo ihm die Lüfte zu rauh ſeyen, um ſeine Schrecken wieder auf Böhmen zu wälzen. Prokop mußte mit einem Theil der Kriegsmacht in der Markgrafſchaft zurückbleiben, wodurch das Hauptheer ſehr geſchwächt war.

Um ſo leichter machten die Ermunterungen des rüſtigen Hanuß von Kolowrat an den Adel des pilſner Kreiſes, daß ſie mit vereinten Waffen den blinden Zerſtörer anfallen wollten, einen wirkſamen Eindruck. Gleichwohl ſchwächer als Zizka, der ſiebentauſend Mann Fußvolk, fünfhundert Reiter und dreihundert Kriegswagen hatte, trug er dennoch kein Bedenken, demſelben bei Kaczerow eine Schlacht anzubieten. Allein der Anführer der Taboriten ſuchte ihr auszuweichen, und ſich auf Saatz zu ziehen. **Kolowrat** verfolgte ihn, den Rakonitzer Kreis hindurch, bis ihn eine Gegend voll Buſchwerk und Hügel vor Schlauheit und Hinterhalt des erfahrnen Feldherrn warnte.

Von Saatz mit einigen Verſtärkungen aufgebrochen, war dieſer an die Elbe gelangt, als er ſich bei Koſteletz von einem Heere der Prager eingeſchloſſen ſah. Zur Nacht entſchlüpfte er gleichwohl. Hitzig verfolgten ihn die Prager bis in den Czaslauer Kreis. Dort kannte er bei Maleſſow die Gegend genau, ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, und befahl den Feind anzugreifen. Der Kampf war blutig, und die Niederlage der Prager ſo groß, daß ſie ihr ganzes Geſchütz und alle ihre Kriegswagen einbüßten. Unter ihren drei Anführern, welche auf dem Schlachtfelde lagen, war auch **Andreas von der Daube, Zizka's** Tochtermann. Nach dem Siege führte er ſein Heer auf Kuttenberg, und befahl, dieſe Stadt einzuäſchern, weil ſie es mit den Pragern gehalten.

Inzwiſchen kam der Fürſt **Koribut**, der in Böhmen erſchien und verſchwand, ſo wie es der Stand der Partheien in dieſem Lande oder in Polen und Lithauen es ihm rathen mochte, wiederum nach Prag, und bekannte ſich öffentlich zu den vier Prager Artikeln, wogegen er für den gewählten König von Böhmen erklärt wurde.

Es ſcheint, daß Zizka in der letzten Zeit es nicht mehr rathſam glaubte, ein königliches Haupt der böhmiſchen Nation aufzuſtellen. Wenigſtens rieth er den Pragern, daß ſie den Fürſten Koribut, den er vorher begünſtigt hatte, nicht zum König annehmen ſollten; denn er wolle ſie gegen den Kaiſer und die Baronen ſo ſchüzzen, daß ſie ein freies Volk bleiben könnten, und keines Königs bedürften. Wahrſcheinlich ſah er in ſich ſelbſt das Haupt der Nation, was er auch war, ſobald die Prager ſich mit ihm treu vereinten und ihm die Macht der Baronen brechen halfen. Darum hatte ihre Antwort, daß es ſie hoch wundre, wenn er ihnen die Wahl Koributs widerrathe, ihn ſo erbittert, daß er ſeinen Stecken aufhob und ſagte: Die Prager, die ich zweimal aus des Kaiſers Händen errettet habe, will ich auch verderben, und beweiſen, daß ich mein Vaterland erhalten und unterdrücken kann.

Eifrig thaten ſich daher dieſelben mit Koribut zuſammen, um den Taboriten eine Niederlage beizubringen, ehe ſie ſich vor Prag ſelbſt zeigten. Ihr Heer eilte an die Elbe nach Koſteletz: Zizka ſollte dort nun den Untergang finden, welchem er kurz zuvor ebendaſelbſt entronnen war. „Ich ſehe, lieben Brüder, ſprach er, die Prager ſuchen uns mit ganzem Ernſt nach Leib und Leben. Wir müſſen weislich mit der Sache umgehen: zieht flugs durch die Stadt, und ſetzt als Flüchtige durch die Elbe.“ Alſo geſchah. Die Prager ihnen nach in den Strom mit ihren ſchweren Roſſen. „Iſt der halbe Theil des Feindes herüber? fragte **Zizka**. Gut, ſo wendet euch und ſchlagt.“ Die Taboriten vollzogen ungeſtüm ſeinen Befehl, erſchlugen die diſſeitigen Prager, und die jenſeitigen flohen bei dem Anblick.

Nun eilte der ſchreckliche Feldherr nach Prag, und ſchlug ſein Lager bei Lieben auf, feſt entſchloſſen, die Hauptſtadt ſchwer zu ſtrafen. Allein andere mit ihm verbündete ſtädtiſche Gemeinden trauerten, daß die Mutter ihrer Religion verwüſtet werden ſollte, und unter den Feldherrn ſprach inſonderheit der angeſehenſte, **Prokop**, ſcharf dawider. Da ließ **Zizka** alle Fähnlein zuſammenberufen, ſich auf ein hochgerichtetes Faß helfen, um ſeiner Sitte nach zu den Kriegsknechten zu reden. Er ſtand, von den Jahren noch ungebeugt, doch das große und runde Haupt ſeiner gewöhnlichen Haltung nach ein wenig vorwärts geſenkt; nicht hochſtrebenden Wuchſes, aber dick und breit von Schultern und Bruſt: das ſchwarzbraune Angeſicht, die kräftige Naſe, der große Mund, der reiche ſchwarze Bart und die ſtarken Gliedmaßen, dann die Keule, worauf er ſich ſtützte, das Schlachtſchwert an ſeiner Seite, und ſeine altböhmiſche Tracht, Alles zuſammen entſprach dem Eindruck vom Rufe ſeiner ungemeinen und grauſamen Thaten: die Kraft ſeiner Augen war nicht mehr zu ſehen, aber das Schrecken wohnte, wo ſie nicht mehr blitzten.

Was gebet ihr mir die Schuld? ſprach er: warum liebe Brüder, nehmt ihr wider mich [illegible] Waffen? Ich bin nicht euer Feind, der Tag und Nacht nach eurem Blute dürſtet, ſonder euer Hauptmann. Durch meinen Rath iſt euch dieſer neue herrliche Sieg geworden: ich habe euch an keinen Ort geführt, von wannen ihr nicht ſieghaft heimkamet. Darum ſeyd ihr reich; ich aber habe dies mein Auge verloren, und muß in der Finſterniß ſitzen, weiß nicht, wo ihr mich hinführet. Was habe ich von dem Krieg, als den bloßen Namen? Euch zu Gute iſt geſtritten, und der Sieg errungen. Mich reuet auch die gehabte Mühe nicht, noch ſollte mir die Blindheit beſchwerlich ſeyn, wenn ich den Sachen, wie zuvor, könnte vorſtehen. Meinetwegen bin ich auch wider die Prager nicht. Nach eurem ehrlichen Blute dürſten ſie, nicht nach dem Blute eines blinden Hundes, wie ich bin. Sie fürchten allein eure mann- und ſieghaften Fäuſte, eure in der äußerſten Gefahr beſtändigen Herzen. Entweder ſie, oder ihr müſſet untergehen; denn indem ſie mir nachſtellen, legen ſie euch Stricke, woraus ihr nicht entkommen könnet. Die innern Waffen ſind mehr zu fürchten, als die äußeren des Feindes: die bürgerlichen Aufruhre müſſen geſtillt werden. Prag wollen wir einnehmen, die Aufrührer, ehe der Kaiſer es inne wird, aus dem Wege räumen. Viel beſſer iſt, mit Wenigen und Einträchtigen wider den Kaiſer, als mit Vielen, die uneinig ſind, zu ſtreiten. Damit aber keiner mich anklage, ſo rathſchlaget ſelbſt. Wollt ihr

Frieden haben: ſo ſehet eben darauf, daß keine Liſt, Tücke, kein falſches Stück dahinter ſtecke. Wollt ihr den Krieg vollziehen: da ſtehe ich! was ihr vornehmet, dazu will ich, der Zizka, euch Rath geben.

Entflammt waren durch ſolche Rede die Kriegsknechte, ergriffen die Waffen, wollten ſogleich die Stadt erſtürmen. Inzwiſchen war hier Rath gepflogen, wie man den ſchrecklichen Feind beſänftige, und der junge Pfarrer vom Teyn, angeſehen ob ſeiner Rednergaben, Johann Rokyczana, ward in das wilde Lager abgeſandt. Seine Rede bewirkte dort verſöhnliche Geſinnung. Der Friede ward ſogleich abgeſchloſſen. Koribut und die Prager von einer, Zizka und die Taboriten von der andern Seite, gelobten ſich einander treuen Waffenverein wider den Kaiſer und ſeinen Tochtermann, Herzog Albrecht von Oeſterreich; und der blinde Feldherr, anſtatt ſich den Ehrenbezeugungen, womit die Prager ihn feierten, lange zu leihen, drang darauf, daß ſie ihn zum Zuge nach Mähren ſchleunigſt verſtärkten. (Im J. 1424.)

In ſolcher Stimmung hörte er wohl ſchwerlich auf die Anträge Siegmunds, wenn dergleichen wirklich an ihn gelangten, daß ihm die Statthalterſchaft Böhmens, die Stelle eines oberſten Feldherrn mit reichen Einkünften übertragen werden ſollte, ſobald er ſeine Parthei ergriffe, und die Städte unter ſeinen Gehorſam brächte.

Auf dem Zuge nach Mähren, wo Albrecht die Hußiten ſelbſt aus Luntenburg vertrieben hatte, fiel er Stadt und Schloß Przibislawa im Czaslauer Kreiſe, die zu Siegmunds Anhang gehörten, mit ſeiner gewöhnlichen Wuth an. Aber die Gewalt der Peſt, welcher er umſonſt mit ſeinem Heer aus Prag hatte entfliehen wollen, ergriff ihn hier, und er erlag ihr am eilften October des Jahres 1424.

Ungeheuer war der Schmerz, die Raſerei der Taboriten. Sie erſtürmten Przibislawa, ſteckten Burg und Stadt in Brand, und opferten ſechszig Mann der Beſatzuug und etliche Einwohner den Flammen. Dies ſey, riefen ſie, Zizka's Leichenfeier. Sie begruben ihn zu Czaslau in der Stadtkirche und errichteten ihm ein prächtiges Grabmal, bei welchem ſeine große eiſerne Keule aufgehängt wurde. Auf Befehl von Kaiſer Ferdinand II. ward es zwei Jahrhunderte nachher zerſtört, ſchaffte man ſeine Gebeine weg; aber noch heut zu Tage wird der Platz ſeines Zeltes, worin er vor Przibislawa ſtarb, nicht umgeackert. Scheu und Ehrfurcht laſſen ihn wild liegen unter fruchtbaren Feldern. Das Entſetzen, welches die Hauptwirkung ſeines Lebens war, geht lange nach ſeinem Tode noch von ſeinem Andenken aus.

Seine grauſame Natur weckten und verſtärkten bis zum Ungeheuren die Zeitumſtände; aber der Gegenpart trug ſeit dem Scheiterhaufen des geopferten Huß ungemein viel Schuld durch ſeine Grauſamkeit, daß Zizka die Scheiterhaufen ohne Unterbrechung in Böhmen lodern ließ. Sein größtes Lob wird immer bleiben, daß er das Vaterland redlich liebte, und die Heilſamkeit, die Nothwendigkeit einer ſtrengen bürgerlichen Ordnung einſah. Bewundern aber wird man vor allem die Kraft ſeines Verſtandes und Willens, wodurch er aus den taboritiſchen Schwärmen ein kriegsgeübtes Heer ſchuf, ſo wie ſeine Feſtungswerke, ſeine bewegliche Feſtung die Wagenburg, ſeine Kriegsordnung, und die dreizehn Feldſchlachten, in welchen er obſiegte, an die berühmteſten Helden des Alterthums und der neuern Zeit, und nicht an ſein Jahrhundert, ſondern an militäriſch ausgebildete Zeitalter erinnern.

Sterbend hatte er den Taboriten Prokop mit dem Beinamen des Kahlen, weil er als geweſener Mönch einen geſchornen Kopf hatte, zu ihrem Hauptanführer empfohlen; denn er liebte denſelben wegen ſeines Geiſtes und Muthes, wie ſeinen leiblichen Bruder. Die meiſten folgten ſeinem Rath; aber andere ſagten, daß niemand würdig ſey, Nachfolger Zizka's zu werden, und nannten ſich deshalb die Waiſen. Sie betraten, wie nur dem Schmerz und der Rache lebend, keine ſtädtiſche Heimath, hauſeten unter keinem Obdach, ſondern nur beim Feuer innerhalb ihrer Wagenburg. Unter ihren Anführern erhielt Prokop der Kleine den meiſten Namen. Eine dritte Kriegsmacht der Huſſiten waren die Orebiten, welche ſeit längerer Zeit als eine beſondere Parthei beſtanden, und den Berg im Königgrätzer Kreis, auf welchem ſie ſich zuerſt verſammelten, Oreb benamten. Ihr Anführer war immer noch Hynek Kruſſina von Lichtenburg, ein kriegserfahrner und verſtändiger Mann, der die Wildheit der taboritiſchen Häupter nicht theilte. Endlich ſtanden die Prager als eine vierte hußitiſche Kriegsmacht da, unter ihrem Siegmund Koribut. Dieſe vier Partheien betrachteten ſich und ihre Unternehmungen unabhängig von einander: nur bei drohender Gefahr für die Freiheit des Vaterlandes und ihrer Religion wollten ſie zuſammenhalten. Sie nannten ſich insgeſammt das auserwählte Volk Gottes und Böhmen das gelobte Land: die angrenzenden Völker aber die Philiſter, Moabiter und Amalekiter. Im Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten, im Haß gegen den Reichthum der Kleriſei ſtimmten ſie überein: ſonſt waren ſie in religiöſen Meinungen und gottesdienſtlichen Gebräuchen ſich keineswegs ganz ähnlich.

Die Prager hatten ſich die Bezwingung Mährens vorgenommen; aber das greuliche Verfahren der Taboriten in Böhmen, ſelbſt gegen Gemeinden, die mit Prag verbündet waren, rief ſie wieder zurück. Sie fanden vorzüglich die Waiſen in treuloſer Wuth, und wußten dieſe von Prag ſelbſt nicht anders abzuwenden, als daß ſie ihnen einen gemeinſchaftlichen Zug durch Mähren nach Oeſterreich vorſchlugen, wozu ſie vereint aufbrachen.

Inzwiſchen faßte **Prokop der Kahle** den planmäßigen Gedanken, die meißniſchen Beſatzungen aus den böhmiſchen Städten zu ſchlagen, welche von **Siegmund** verpfändet waren, und machte mit Dux einen ſo glücklichen, als grauſamen Anfang. Dieſe Unternehmung ward aber durch die tapfere Gegenwehr der Deutſchen ſo mißlich, daß bei ihrer unläugbaren Wichtigkeit für das gemeinſchaftliche Vaterland die Prager, Taboriten und Waiſen zuſammentraten, ſie zu vollenden, und ſelbſt einige aus den böhmiſchen und mähriſchen Baronen zu ihnen ſtießen. Als ſie ſich zur Erſtürmung Außigs anthaten, kam ein erleſenes deutſches Heer von Meißnern, Sachſen, Thüringern und Franken über das waldige Grenzgebürge und warf ſich ſogleich auf die Wagenburg der Hußiten, die aus fünfhundert mit doppelten Ketten unter einander verbundenen Kriegswagen beſtand, von welchen die beſten Schützen, hinter welchen die ſchildbedeckten Schaaren kämpften. Als die Deutſchen, ſchon ermattet von dem Marſch, ihre Kraft gegen die Wagenburg erſchöpft hatten, brach die böhmiſche Reiterei auf ſie ein. Ungefähr ſiebentauſend Deutſche blieben auf der Wahlſtatt, und die Hußiten, welche bis viertauſend Fuhrwerke mit Lebensmitteln und Kriegsgeräth erbeuteten, ſchrieben dem Kurfürſten von Sachſen: „Trifft der päpſtliche Bann Alle, die uns

Lebensmittel und Waffen zuſenden, wie wird er dich treffen.“ Aber ſelbſt jener glorreiche Tag, der ſechszehnte Julius des Jahres 1426, hatte nicht die Folge, daß die Meißner aus Böhmen verjagt wurden, weil die Partheien deſſelben nach kurzem Verein ſchnell unter ſich zerfielen und die Waffen gegen einander wandten.

Auf dieſe Zwietracht derſelben baute der Papſt **Martin V.**, welcher von der Kirchenverſammlung zu Konſtanz als das einzige Oberhaupt der Kirche eingeſetzt war, und ſeitdem die hußitiſchen Ketzer unabläſſig verfolgt hatte, ſeine vornehmſte Hoffnung, ſie endlich doch zu überwältigen. Er ließ im deutſchen Reich das Kreuz wider dieſelben predigen, und das Heer der Kreuzſoldaten ſchwoll ſo an, daß es allein an Reiterei achtzigtauſend Mann zählte. Aber es war keineswegs von Religionshaß wider die Hußiten befeuert, und dieſe hatten durch ihre grauſamen Züge in die angrenzenden Länder wenigſtens erreicht, daß das Entſetzen vor ihnen ſchon im voraus alle Unternehmungen wider ſie lähmte.

Unter Oberanführung der Kurfürſten von Trier, Sachſen und Brandenburg rückte das Reichsheer auf verſchiedenen Straßen in Böhmen ein. Sogleich verſöhnten ſich die Prager, Taboriten und Waiſen, und brachen vereint wider die Deutſchen auf, welche die Belagerung der Stadt Mieß unternommen hatten. Das vielleicht ſiebenfach ſchwächere böhmiſche Heer, bei welchem ſich keiner vom höhern Adel befand, zog unerſchrocken wider dieſelben, war aber noch drei Meilen von Mieß entfernt, als ſich die Deutſchen, wie von einer unſichtbaren Macht weggetrieben, in die ſeltſamſte Flucht warfen. Kaum war den Hußiten möglich ſie noch zu erreichen, und einen Theil von ihnen niederzuhauen.

Die Folgen eines ſo leichten Sieges waren neue innere Zwiſtigkeiten der hußitiſchen Partheien, und neue verheerende Streifzüge derſelben, auch zur Rache, in das Ausland. Die Taboriten hatten endlich bei den Pragern durchgeſetzt, daß ſie den Scheinkönig Koribut von Lithauen von ſich thaten, und nach Polen zurückſchickten. Ihr Anführer Prokop, deſſen edlerer Beiname ihn den Großen hieß, gab ſich ſelbſt Unterhandlungen mit Siegmund hin, an welchen zuletzt alle Partheien Theil nahmen, ſo daß die Hoffnung nahe war, ein Sohn des um Böhmen ſo hochverdienten Kaiſers Karl und ſein Nachfolger auf dem Kaiſerthron werde wieder über das Land ſeiner Väter gebieten, kraft jenes Gemiſches von Erbrecht des einmal herrſchenden Hauſes, und Wahlfreiheit der Nation, wodurch der Thron ſeit ſo vielen Jahrhunderten im Gleichgewicht erhalten war. Aber plötzlich erklärten die Waiſen und mit ihnen ein Theil der Taboriten, daß ſie ein freyes Volk ſeyn und keinen König haben wollten: an welcher Schwärmerei, ſo wie an Siegmunds geringer Einſicht in den Geiſt der Zeit, und an ſeinen politiſchen Rückſichten, die er auf die Hierarchie und den Glauben ſeiner Unterthanen nehmen mußte, wieder alle Hoffnungen auf eine Beruhigung Böhmens ſcheiterten, die ſo ſehr auch in fernen Ländern gewünſcht ward, daß ſelbſt das Mädchen von Orleans, Johanna d'Arce, den Böhmen drohend ſchrieb: wenn ſie nicht bald von ihrer Beſſerung höre, ſo werde ſie von den Engländern ablaſſen, um ihnen entweder die Ketzerei, oder das Leben zu entreißen.

Auf den räuberiſchen und mordbrenneriſchen Zügen der Hußiten in die benachbarten und ferneren Ländern, denn ſie ſuchten Siegmunds Macht auch in Ungern heim, und ein Schwarm brachte in die Heimath Waſſer mit, welches er aus der Oſtſee geſchöpft hatte, indem er das Kloſter Oliva einäſcherte und den Seehafen Danzigs zerſtörte, waren ſelten ihre Partheien vereinigt. Traten aber mehrere zuſammen, ſo war gewöhnlich Prokop der Große, welcher doch eigentlich als Ziska's Nachfolger galt, ihr allgemeiner Anführer. Je reicher die Beute war, welche einzelne Haufen nach Böhmen heimführten, deſto mehr drängte ſich hier Alles zu ähnlichen Unternehmungen, und ein allgemeiner Taumel ſchien endlich die ganze Nation, ausgenommen die Baronen und den größten Theil der Ritter, über die Bollwerke eines ſo umfriedeten Landes zur Befehdung aller Völker hinauszutreiben.

Alle Schwärme wurden in die Heimath zurückgerufen auf die Nachricht, daß ein neues großes Kreuzheer Böhmen anfallen und zwingen werde nach Siegmunds Aeußerung, der künftigen Kirchenverſammlung zu Baſel zu gehorchen. Prokop der Große bekam den Oberbefehl, und fand bei der Heerſchau funfzigtauſend Mann Fußvolk, fünf tauſend Reiter, drei tauſend und ſechshundert Kriegswagen, und eine beträchtliche Zahl von großen und kleinen Stücken. Hiermit erwartete er ruhig die Deutſchen, welche unter dem Oberbefehl des Kurfürſten von Brandenburg anrückten, und auf neunzigtauſend Mann Fußvolk, vierzigtauſend Reiter angegeben wurden.

Sie begonnen nach ihrem Einbruch in den Pilſener Kreis mit der Belagerung der Stadt Tachau, und hatten während derſelben ſchon zweihundert Dörfer eingeäſchert, als Prokop zum Entſatz heranzog. Sogleich wiederholte ſich das vorige Schauſpiel bei dem Reichsheere. Ehe es des Feindes anſichtig ward, hatte es ſich in die verwirrteſte Flucht geworfen. Der Kardinallegat Julian brachte durch ſeine muthige Beredſamkeit einige Haufen zum Stehen, und ſammelte ſie auf der Anhöhe bei Rieſenberg. Aber als ſie den Anmarſch der Böhmen gerade auf ihre Stellung ſahen, warfen ſie alle Waffe und Rüſtung von ſich, und flohen von neuem. Die Niederlage der Deutſchen war diesmal größer, weil der Verfolger ihnen härter auf der Ferſe war. Unter der unermeßlichen Beute, welche die Hußiten machten, ſprengten ſie den ganzen Vorrath von Pulver ſogleich in die Luft; und die gewaltige Erſchütterung vermehrte das Entſetzen der Fliehenden. Beinahe ſiebentauſend von ihnen wurden gefangen, und wie zuſammengebundenes Vieh im Triumph nach Prag geſchleppt.

Nach dieſem ſchmachvollen Tage des Kreuzheeres, dem vierzehnten Auguſt des Jahres 1431, blieb Siegmund bei ſeinem Ausſpruch, daß die Böhmen nur durch Böhmen bezwungen werden könnten, und ſeinen Wünſchen war es ſehr gemäß, daß die zu Baſel verſammelten Väter auf das freundlichſte die Hußiten einluden, zur Ausſöhnung mit der Kirche bei ihnen erſcheinen zu wollen; ſogar Abgeordnete, denen ſich Reichsfürſten beigeſellten, nach Eger ſandten, um ſie dahin zu bewegen.

Die mißtrauiſchen Hußiten ſchickten noch erſt zwei Abgeſandte nach Baſel, um dort die Geſinnungen zu prüfen; und als dieſelben mit großem Lobe der freundlichen Redlichkeit der verſammelten Väter gegen Böhmen zurückkamen: da beſchloß man endlich auf einem allgemeinen Landtag zu Prag, Abgeordnete auf die Kirchenverſammlung zu ſenden, unter dem heftigſten Widerſpruch der Taboriten und Waiſen, die jegliche Ausſöhnung mit der römiſchen Kirche verwarfen. Allein der

Baron Mainhard von Neuhaus gab dem Schluſſe Kraft durch ſeine männliche Beredſamkeit, und der Rector der Univerſität, Chriſtian von Prachatitz erklärte, daß er kraft des Rechtes ſeiner Stelle, wenn die Taboriten ſich nicht fügten, etliche Magiſter nach Baſel ſenden, und daſelbſt einen Vergleich über die vier Prager Artikel ſchließen laſſen werde.

An der Spitze der abgeordneten Geſandtſchaft war vom geiſtlichen Stande der beredte Johann Rokyczana, und vom weltlichen Prokop der Große ſelbſt. In den erſten Tagen des Jahres 1433 hielt ſie in Baſel unter dem Gedränge der Zuſchauer ihren Einzug. Mit ſchauerlicher Neugier betrachteten dieſe die ſlawiſche Kleidertracht, die ſonneverbrannten Geſichter, die trutzigen Mienen, beſonders aber den Feldherrn Prokop. Der ſey jener furchtbare Krieger, vor deſſen Namen und Anblick die größten Heere geflohen wären, der in ſo vielen Feldſchlachten geſiegt, ſo viele Städte bezwungen hätte.

In langen Reden vertheidigten die böhmiſchen Theologen die vier Prager Artikel, welche ſie zur Verwunderung der Väter als ihre einzigen Abweichungen von den herrſchenden Satzungen der römiſchen Kirche darlegten. „Ihr ſollt doch, entgegnete Kardinal Julian, unter andern lehren, daß die Bettelorden eine Erfindung des Teufels ſind!“ Sogleich nahm Prokop das

Wort: es möge damit wohl ſeine Richtigkeit haben. Gereizt durch den Abſcheu der Väter vor ſolcher Behauptung, ergoß er ſich in die feurigſte Rede, und man lärmte ihm ſo entgegen, daß zuletzt ein allgemeines Stillſchweigen geboten werden mußte.

Die katholiſchen Theologen widerlegten die hußitiſchen Meinungen in noch weitläuftigern Reden, bei welchen Prokop alle Geduld verlor. Johann von Raguſa, aus dem ſlawiſchen Dalmatien gebürtig, nannte die Böhmen mitunter Ketzer. „Wie iſt möglich, rief der erbitterte Feldherr, daß ein Landsmann uns wider alles Recht ſo beſchimpft.“ Er wollte ſogleich aufbrechen und Baſel verlaſſen; und wiewohl man ihn diesmal beſänftigte: ſo leuchtete doch ein, daß keine Erörterung mit einer Geſandtſchaft, zu welcher er gehörte, zum Frieden führen könne. Die Kirchenverſammlung ſchickte deshalb mit ihr, als ſie heimkehrte, Abgeordnete an die böhmiſchen Stände, um mit Weglaſſung aller theologiſchen Streitigkeiten einen gütlichen Vergleich zuwege zu bringen.

Man hatte die geſchmeidigſten und beſcheidenſten Männer dazu auserwählt, und Rokyczana mag ſchon mit ihnen einverſtanden geweſen ſeyn, was nicht blos ſeiner Geſinnung und ſeines Characters, ſo wie ſeiner nachherigen Rolle wegen, ſondern auch dadurch wahrſcheinlich wird, daß er bei Eröffnung des Landtags, wo die Geſandtſchaft der Kirchenverſammlung auftrat, mit offenbarer Verſtellung in einer heftigen Rede zu Ahndung der Schmach aufforderte, die der böhmiſchen Nation zu Baſel widerfahren ſey.

Die Verhandlungen hatten endlich das gewünſchte Reſultat, daß man ſich über die ſogenannten Kompaktaten vereinigte, nach welchen die Kirche den vier Prager Artikeln die Genehmigung nicht verſagte, ihnen aber Einſchränkungen beifügte. So ward der Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten erlaubt, doch ſollten die Prieſter bei Reichung des Kelchs erinnern, daß der Heiland auch unter einer Geſtalt ganz gegenwärtig ſey.

Prokop, die Taboriten und die Waiſen wollten nichts von dieſem Vergleich wiſſen, eben ſo die Neuſtadt Prags, die ganz von ihrer Raſerei angeſteckt war. Sie ſchimpften den Pfarrer vom Teyn, den gewandten Rokyczana, einen Verräther, welcher die Kompaktaten blos durchgeſetzt hätte, weil ihm der Gegenpart das Erzbisthum von Prag verheißen habe. Die Altſtadt, welche ſeinem Antriebe folgte, gerieth in offenbaren Krieg mit der Neuſtadt.

Nun erſtarkten endlich die Baronen zu einem ernſten Verein, die wilden Rotten zu zähmen, und den Frieden des Vaterlandes wieder herzuſtellen. Sie wählten Aleß von Mrzeſtiow aus dem alten Hauſe der

Rieſenberge, doch ohne bedeutende Macht, zum Statthalter des Reichs. Ihm wurden vier Räthe beigegeben, **Mainhard von Neuhaus**, der das ganze Vertrauen der Väter zu Baſel beſaß, **Hanuß von Kolowrat**, eine Zeitlang die ärgſte Geiſſel der Taboriten und Waiſen, **Aleß von Sternberg**, immer muthig und wachſam für das königliche Anſehen und die Ordnung, und **Hynko von Pergſtein**.

Unverzüglich zog **Mainhard** ein Heer von ungefähr zwölftauſend Mann zu Fuß und Roß zuſammen, und lagerte ſich damit auf der Kleinſeite. Vereint mit der Altſtadt, ließ er die Neuſtadt fragen, ob ſie ihrem Bunde zu Herſtellung der Ruhe beitreten wolle? Dort führte **Prokop der Kleine** den Hauptbefehl; und auf die Antwort, daß ſie ſich ſtets zu ihren Hauptleuten und Prieſtern halten werde, ſäumte man nicht mit dem Sturm auf die Neuſtadt. Der Sieg war entſchieden für die gerechte Sache.

Prokop der Große, welcher von neuem das unbezwungene Pilſen belagerte, hörte mit Knirſchen, daß die Taboriten in Prag zum Theil erſchlagen, zum Theil hinausgeworfen waren. Er brach ſogleich auf, und verbrannte ſein ganzes Lager mit den Kranken und Verwundeten. Er ſchwur zu ſterben, oder den ganzen böhmiſchen Adel auszurotten, raffte einige Verſtärkungen an ſich, und zog ſich endlich unter Verwüſtungen der Güter der Baronen in die Gegend von Kaurzim, nachdem die Bürger aus mehreren Städten zu ihm geſtrömt waren. Die Elemente der hußitiſchen Unruhen beſtanden nicht nur aus Haß von Anhängern einer neuen Religion gegen die alte kirchliche, aus Erbitterung der Böhmen gegen die Deutſchen, ſondern auch aus Grimm eines dritten Standes gegen die Baronen. Ein entſcheidender Punct war dabei, daß nach Bezwingung der Neuſtadt nun Prag auf der Seite der letzten war.

Ungeſtüm rückte das ſtändiſche Heer auf die Wagenburg Prokops, welchen es bei Kaurzim aufgeſucht hatte. Allein in ihr konnten ſie ihn nicht mit Vortheil angreifen: ſein ſchweres Geſchütz that ihnen viel Abbruch. Da bildete Mainhard von Neuhaus einen Hinterhalt aus dem Kern ſeiner Krieger, und das übrige Heer mußte die Flucht ergreifen. Die Taboriten hielten ſich nun nicht mehr innerhalb ihrer Wagenburg, verfolgten hitzig: da wandten ſich die Fliehenden, und die Verfolger zogen ſich auf ihre Wagenburg, als der Hinterhalt ſie plötzlich überfiel, und zugleich mit ihnen in dieſelbe eindrang. Hier begann die blutigſte Schlacht; aber die beiden Anführer der taboritiſchen Reiterei, nicht unverdächtig des Verraths, entflohen mit derſelben, als ſey die Niederlage ihres Heeres entſchieden. Prokop der Große mit ſeiner Brüderſchaar ſtürzte mitten in das Gewirre; ſein langes Schwert ſchlug alle Feinde nieder, die ihm nahe kamen. Er ſank endlich ermüdet und verwundet. Neben ihm lagen Prokop der Kleine und andere ſeiner Feldherrn todt auf der Wahlſtatt.

Durch dieſe Niederlage am dreißigſten Mai des Jahres 1434 war die Macht der Taboriten auf immer gebrochen. Die Reſte derſelben wurden bald bezwungen, und ſelbſt Tabor ergab ſich den Siegern.

Sobald Siegmund von ſeinem Römerzuge zurückkam, wünſchte er durch eine Geſandtſchaft den Ständen Glück zu ihrem Siege. Sie begrüßten ihn dagegen durch Abgeordnete zu Regensburg. Hervorragend unter denſelben waren **Mainhard von Neuhaus** und Johann Rokyczana. Wollt ihr mich nun für euren König erkennen? fragte Siegmund. Wir haben dazu keinen Befehl, war die Antwort: auf dem künftigen Landtag werden wir uns darüber berathen.

XVIII. Siegmund, (reg. Böhmen von 1436 bis 1437.), ſein Tochtermann Albrecht von Oeſterreich (von 1438 bis 1439) und ſein Enkel Ladiſlaw (von 1440 bis 1457.).

Die Antwort der Geſandten hatte dem Kaiſer weninſtens angedeutet, daß man ihn nur unter Bedingungen als Böhmens König anerkennen werde, was ſich auch auf dem allgemeinen Landtag bewährte, welchen der Statthalter Wrzeñiew unmittelbar nach de

Heimkehr der Abgeordneten von Regensburg ausſchrieb. Auf demſelben vereinigte man ſich über die Artikel, gegen deren Annahme man Siegmund als den rechtmäßigen König der böhmiſchen Nation begrüßen könne. Die von der Kirchenverſammlung erlaubten vier Prager Artikel ſolle er beſtätigen, und ſorgen, daß ſie beobachtet würden; an ſeinem Hof hußitiſche Prediger dulden; niemand zur Wiederherſtellung und Erbauung von Klöſtern, zu Aufnahme von Mönchen zwingen; die Univerſität wieder in Flor bringen; dem Königreich ſeine Freiheiten und die weggeführten Reichskleinodien und Reliquien zurück geben; nie eine andere als gute Münze prägen laſſen, und den Bergbau wieder beleben. Andere Puncte gingen auf die Sicherſtellung der böhmiſchen Nation und ihrer Eigenthümlichkeit gegen fremde Nationalität. Innerhalb der Kirchen ſollte nur in böhmiſcher, außerhalb in deutſcher Sprache gepredigt, kein Fremder in den Rath oder die Gerichtshöfe aufgenommen, oder gar in Abweſenheit des Kaiſers zum Reichsverweſer beſtellt werden. Alles Geſchehene ward der Vergeſſenheit übergeben.

Dieſe Bedingungen überbrachte eine neue Geſandtſchaft dem Kaiſer nach Brünn, welcher dieſelben annahm mit ſeinem leichten Sinn, der wenig Sorge trug, ob er Verpflichtungen erfüllen könne oder nicht. Er ſey ein Betrüger, ſagten die Abgeordneten von Königgrätz auf einem neuen Landtag, welcher die Böhmen durch die Maske der Freundlichkeit ſicher mache, um ſich an ihnen deſto empfindlicher rächen zu können. Aber der Landtag drohte ihnen, ſie als Landesverräther zu betrachten, wenn ſie ſich nicht anders beſönnen, wogegen ſie ſich auf den Schluß ihrer Gemeinde beriefen. Allein Siegmund ward nun förmlich als König anerkannt. An demſelben Tage wählte ein Ausſchuß, der aus einigen Baronen, mehrern abgeordneten Bürgern und Geiſtlichen der Städte zuſammengeſetzt war, den Pfarrer vom Teyn, Johann Rokyczana, zum Erzbiſchof von Prag, welche Wahl Siegmund beſtätigte, da ihn eine dritte Geſandtſchaft zu Stuhlweißenburg als gewählten König der Böhmen begrüßte. Ungemein war die freudige Erwartung der Böhmen auf die Ankunft Siegmunds geſpannt, viele gingen bis nach Iglau, um ihn von dort nach Prag zu begleiten; und unter dem Jubel der Stände hielt er hier am drei und zwanzigſten Auguſt des Jahres 1436 ſeinen Einzug, ward ihm auf dem Ring der Altſtadt am fünf und zwanzigſten gehuldigt. Mit friedfertiger Klugheit ſchien der König regieren zu wollen. Die Stadt Tabor erhob er nicht nur zum Rang einer königlichen, ſondern geſtattete ihr nebſt verſchiedenen Rechten auch volle Religionsfreiheit auf fünf Jahre. Dagegen ließ er den Baron Rohacz von Duba, der ſeine Majeſtät läſterte, und von dem feſten Schloß Sion bei Kuttenberg ſelbſt die kaiſerlichen Hofleute, die aus Ungarn nach Prag reiſten, überfiel und plünderte, ungeſäumt angreifen, und nach Erſtürmung des Schloſſes öffentlich zu Prag nebſt ſeinen Genoſſen durch den Strang hinrichten. Zu unverkennbar zeigte ſich indeſſen ſeine Neigung, die alte Kleriſei wieder herzuſtellen, als daß nicht eine Gährung der Utraquiſten wider ihn bald merklich werden mußte.

Johann von Rokyczana, der ſich überdies gekränkt fühlte, weil der Hof wenig Luſt bezeigte, ihn zum Erzbisthume von Prag wirklich gelangen zu laſſen, ſagte in einer ſeiner Predigten: täglich kommen neue Teufel, die man Mönche nennt, und welche uns von der Wahrheit abführen möchten; haben wir aber ein männliches Herz, ſo werden wir lieber bereit ſeyn, unſer Blut zu vergießen. Hierauf ließ Siegmund verlauten: gerne werde er Rokyczana's Blut vor dem Altare opfern. Dieſer floh nun aus Prag und Dionys Barzek brachte ihn mit gewaffneter Mannſchaft auf ſein feſtes Schloß Kunka. Dort blieb er bis in das folgende Jahr, und begab ſich dann zu den wider Siegmund feindſeligen Königgrätzern, wo er die Stelle des eben verſtorbenen Erzdechanten einnahm.

Rokyczana's Entweichung machte einen um ſo tiefern Eindruck auf die Utraquiſten, da nun im Teyn, wie in den übrigen Kirchen die Bilder der Heiligen und das Weihwaſſer und andere katholiſche Gebräuche wieder herrſchend, die anſtößigen Lieder der Hußiten abgeſchafft wurden. Das Mißvergnügen darüber ward drohend. Indeſſen veranſtaltete Siegmund und Biſchof Philibert als Legat des Baſeler Conciliums, daß am zweiten Freitage nach Oſtern, bei der gewöhnlichen jährlichen öffentlichen Ausſtellung der Reliquien in der Frohnleichnamskirche auf dem Viehmarkt, die einen großen Zuſammenfluß des Volkes zu veranlaſſen pflegte, in böhmiſcher, deutſcher, lateiniſcher und ungariſcher Sprache kund gethan wurde, daß diejenigen Böhmen, welche die Ordnungen der chriſtlichen Kirche hielten, und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt genoſſen, ächte Söhne der heiligen Kirche wären, und von denen, die es unter einerlei Geſtalt empfingen nicht bedrängt und geſchmähet werden ſollten. Mit goldenen Buchſtaben ließen die Utraquiſten dieſe Erklärung auf zwei Steintafeln an die Wände derſelben Kirche ſchreiben.

Sehr löblich war die Sorge des Kaiſers, die alte Ordnung der oberſten Landesämter zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten wieder herzuſtellen und in Kraft zu bringen. Es war dabei ein glücklicher Gedanke von ihm auch den Ritterſtand in die Verwaltung zu ziehen, und zu den zwanzig Räthen des oberſten Landgerichts zwölf aus dem Herrenſtande, acht aus den Rittern zu ernennen. Die Reichsbaronen, Nachkommen der alten Häuptlinge, wenigſtens einer beträchtlichen Zahl, und der urſprünglichen Einrichtung nach, denn ſchon zu Drahomira's Zeiten vergab auch die oberſte Gewalt den Herrenrang, galten mit Recht für ein nothwendiges Organ der königlichen Macht. Dagegen lag allen freien Landbeſitzern die Pflicht ob, das Reich zu vertheidigen, und dem Oberhaupt in Waffen zu dienen. Aus ihnen, inſofern ſie nicht zu den Familien des Herrenſtandes gehörten, bildete ſich ein ritterlicher, ein eigentlicher Kriegsſtand, welchen die Baronen, die ſich freilich auch nicht dem Kriegsdienſt entzogen, gern von der übrigen Staatsverwaltung entfernt hielten, bis nun Siegmund ihn wenigſtens in die Rechtspflege zog. Die Ritter zeigten ſich ihm bald dankbar; denn viele aus ihrer Mitte zogen für ihn nach Ungarn, und trugen ein Großes zu dem Siege bei, der vierzig tauſend Türken erſchlug. Die gefangenen Baſſen wurden nach Prag gebracht.

Unter den klugen Regierungsſorgen, wodurch Siegmund manchen Leichtſinn ſeines Lebens gegen die Böhmen wieder gut zu machen ſuchte, leuchtete beſonders die Bemühung hervor, jeden Stand, jedes Geſchäft richtig zu würdigen, und auf ſeine wahre Natur anzuweiſen. Selbſt nicht ungelehrt, liebte er die Gelehrten. Er hatte ihrer einen wegen ſeiner Verdienſte in den Adelſtand erhoben; als er ihn aber bei einer Feierlichkeit nicht unter den Gelehrten, ſondern unter dem Adel erblickte, äußerte er unwillig über ſolche Hoffarth: ich kann in Einem Tage tauſend Edelleute, und in tauſend Jahren nicht einen Gelehrten machen.

Allein dieſer geſunde Sinn, womit er in das Leben eingriff, der Zauber, der in ſeiner Perſönlichkeit lag, die Ehrfurcht einflößte und durch Leutſeligkeit hinriß, konnten die Wirkungen ſeiner natürlichen Unſtätigkeit nicht entkräften. Leider traf dieſe in eine Zeit voll ſtürmiſcher Bewegung, und er ſehnte ſich vergeblich, auf dem Heerde dieſer Zwietracht, in Böhmen, eines ruhigen Alters zu genießen, zumal da ſeine herrſchſüchtige Gemahlin Barbara den Frieden ſeines Hauſes erſchütterte. Sie war die Tochter des Grafen Herman von Cilly, der in Steiermark und Ungarn mächtig zur Befreiung Siegmunds aus der Gefangenſchaft beigetragen hatte. Daß dieſer ſie aus Dankbarkeit auf Throne erhob, deren ſie ihr Vater anfänglich ſelbſt nicht würdig glaubte, ſcheint wenig Eindruck bei ihr hinterlaſſen zu haben. Sie nahm nicht die geringſte Rückſicht auf ſeinen Wunſch, in ſeinem Tochtermann Albrecht von Oeſterreich den Erben ſeiner Krone zu ſehen; und trachtete dahin, wie ſie zu einem jüngern Gemahl und zugleich noch zu einer Krone mehr gelangen wollte. Der junge König Wladislaw von Polen hatte ihre Neigung gereizt. Unter den ungariſchen Magnaten waren ihr viele zugethan: jetzt eilte ſie, da eine Entzündung am Fuß den Tod ihres Gemahls, der ſich unerſchrocken das vom Brand angegriffene Glied abnehmen ließ, gleichwohl unvermeidlich nach ſich zog, die Unzufriedenheit der Utraquiſten zu benutzen, und einige der böhmiſchen Baronen für ſich zu gewinnen.

Unter denſelben waren der oberſte Kämmerer Aleß von Sternberg und Georg von Podiebrad. Albrecht von Oeſterreich, ſagte ſie denſelben, ſey ihnen als ein katholiſcher Eiferer bekannt: was ſie von ihm für ihre Religionsfreiheit erwarteten? Beſſer könnte nicht für dieſelbe, für die Ruhe des Landes geſorgt werden, als wenn die Böhmen und die Ungarn den jungen Wladislaw von Polen zu ihrem König wählten. Mächtig genug, von ſeinen drei Thronen jeden äußern Feind zu ſchrecken, werde derſelbe den Utraquiſten hold ſeyn, weil ſie, ihre Freundin ihm zwei Kronen zugebracht hätte. Die Baronen bewieſen ihr große Anhänglichkeit; doch ward ihr Anſchlag dem Kaiſer verrathen. Todeskrank wie er war, gebot er ihr, ihn auf einer Reiſe zu begleiten; denn er wolle ſeine Tochter Eliſabeth, das Kind ſeiner erſten, geliebten Gemahlin Maria von Ungarn, und ihren Gemahl Albrecht noch einmal ſehen. Zu Znaym in Mähren mußte er bleiben, weil ſeine Schwäche die weitere Reiſe nicht erlaubte: ſeine Tochter und der Herzog wurden zu ihm gerufen. Nach dem erſten Rath mit ihnen, ward Barbara gefangen geſetzt: der Graf Cilly, ihr Bruder, rettete ſich durch die Flucht. Im Gefolge Siegmunds waren einige ihm anhängliche böhmiſche Baronen, unter welchen Mainhard von Neuhaus, Ulrich von Roſenberg und Hanuß von Kolowrat den größten Namen hatten. Sie und andere ließ der Kaiſer vor ſich kommen, ſtellte ihnen vor, wie mit ihm der königliche Mannsſtamm ausgehe, und darum ſeine einzige Tochter die geſetzmäßige Erbin der Krone Böhmen ſey; überdieß ihr Gemahl, das Haupt des öſterreichiſchen Hauſes, bei Erlöſchung der ganzen lützelburgiſchen Linie kraft der unter ſeinem Vater Kaiſer **Karl** errichteten Erbeinigung, ein Recht auf eben dieſe Krone hätte. Wiewohl dieſer letzte Satz gar nicht nach dem böhmiſchen Staatsrechte galt, die erſte Behauptung aber nur inſofern, als das Wahlrecht der Böhmen ſich unter die Erbfolge geſchmiegt hatte und die ehemalige Berückſichtigung der weiblichen Sprößlinge vom przemiſliſchen Stamme nach Erlöſchung der männlichen dafür ſprach, ſtanden die Reichsbaronen nicht an, den Herzog **Albrecht** von Oeſterreich für den böhmiſchen Thronfolger zu erklären.

Siegmund verſchied am achten December des Jahres 1437 im neunundſechszigſten ſeines Alters. Zu Großwaradein, im dortigen Begräbniß der ungariſchen Könige, ward er ſeiner Anordnung gemäß feierlich beigeſetzt, und **Barbara** mußte als Gefangene der Leiche folgen. Wahrſcheinlich erhielt ſie bei **Albrechts** Krönung zum König von Ungarn ihre Freiheit wieder.

In Böhmen erkannten die katholiſchen Baronen den Herzog von Oeſterreich, welchem auch die Deutſchen die Kaiſerkrone aufgedrungen hatten, willig und ungeſäumt für ihren König, im Gleichen die Prager

Städte mit Widerſpruch weniger, Kuttenberg, Pilſen, Leitmeritz und Schlan. Dagegen glaubten die Utraquiſten, nicht zufrieden mit einer allgemeinen Verſicherung Albrechts, die Freiheiten des Landes beſtätigen zu wollen, nur unter gewiſſen Bedingungen ihn als König anerkennen zu dürfen. Aleß von Sternberg ward deshalb an ihn geſandt, und brachte die Antwort Albrechts zurück, daß er ſich von ſeinen Unterthanen keine Geſetze vorſchreiben laſſe. Hierdurch empört traten die utraquiſtiſchen Baronen, und die Abgeordneten vieler königlichen Städte zu Melnik zuſammen, und wählten den dreizehnjährigen Kaſimir, einen Bruder Wladislaws von Polen zum Gegenkönig.

Indem die Utraquiſten mit dieſer Nachricht eine Geſandtſchaft nach Polen abfertigten, warnten die Anhänger Albrechts den König Wladislaw auch durch Geſandte, auf die widerrechtliche Wahl ſeines Bruders keine Rückſicht zu nehmen, weil ſonſt in Böhmen große Zerrüttung entſtehen werde. Allein die Antwort beſtand darin, daß er dem Gegenpart ſechs tauſend Reiter zu Hülfe ſandte, und weitere Hülfe der Waffen verſprach.

Um ſo mehr eilte Albrecht nach Böhmens Hauptſtadt, ſich krönen zu laſſen, da zum Glück ſeine Anhänger die Krone in Händen hatten. Am neun und zwanzigſten Junius des Jahres 1438 ward ſeine Krönung vollzogen. Er ſah ſich aber ſogleich gezwungen, zur

Behauptung ſeines Throns das unglückliche Böhmen durch einen neuen Bürgerkrieg zu zerrütten, denn eines der utraquiſtiſchen Häupter, Heinrich Ptaczek von Lippa, hatte ſchon Truppen zuſammengezogen, und befehligte, durch die Polen verſtärkt, funfzehntauſend Mann.

Sogleich ſtand auch Ulrich von Roſenberg mit ſiebentauſend Mann in den Waffen; die von Pilzen zunächſt; auch die Prager ſäumten nicht, auch nicht Albrechts übrige Getreuen in Böhmen. Einige deutſche Fürſten eilten herbei: ungariſche, öſterreichiſche Krieger zogen in Prag ein; und als der Kaiſer am dritten Auguſt ins Feld rückte, belief ſich ſeine Heeresmacht auf dreißigtauſend Mann.

Ptaczek nahm ſeine Stellung vor Tabor, und verſchanzte ſich ſehr ſtark. Vergebens ſuchte ihn der Kaiſer durch einzelne Gefechte zu einer allgemeinen Schlacht herauszulocken; doch zwang ihn endlich das heftige Feuer ſeiner Feldſchlangen und Stücke, ſich aus dem Lager in die Stadt Tabor zu werfen. In dieſer Feſtung Ziska's ward er ſechs Wochen lang belagert, bis vornämlich Georg von Podiebrad ſein Retter wurde, der einen beträchtlichen Heerhaufen der kaiſerlichen Macht jähling mit ſeiner Reiterei überfiel und gänzlich ſchlug. Dieſe Niederlage, und die Nachricht, daß König Wladislaw in Schleſien eingefallen ſey, und die Entdeckung von Meuterei in ſeinem eignen Lager bewirkten zuſammen, daß Albrecht einen Theil ſeines Kriegsvolks entließ, ſelbſt nach Prag zurückging, und die Einſchließung Tabors ſtatt einer Belagerung vorzüglich den ihm zugethanen Böhmen anvertraute. Da traten die Baronen von beiden Seiten zuſammen, und ſchloſſen einen Vertrag, durch welchen die Polen freien Abzug erhielten, in Hinſicht aber der beiden Könige gar nichts entſchieden ward. Der Krieg dauerte ununterbrochen fort, und alle Verſuche wider Tabor wurden vereitelt.

Albrecht begab ſich von Prag nach Breslau, um ſich auch in den mit Böhmen vereinigten Ländern huldigen zu laſſen. Für ſeine Abweſenheit beſtellte er den Grafen Ulrich von Cilly, Barbara's Bruder zum Statthalter. Wenn er demſelben auch ſattſam vertrauen durfte, ſo kränkte er doch dadurch die Häupter unter den böhmiſchen Baronen ſeiner Parthei. Auch faßte er bald den Verdacht, als ſtrebte jener ſelbſt nach der Krone, und übertrug die Statthalterſchaft an Mainhard von Neuhaus und Ulrich von Roſenberg.

So war die innere Lage Böhmens ſchwankend, wie je, als Albrecht, mitten unter ſeinen Rüſtungen zur Fortſetzung des Krieges wider die Türken, zu Ofen am übermäßigen Genuß von Melonen erkrankte, und auf der Reiſe nach Wien, denn er wollte in ſeinem Vaterlande ſterben, am achtundzwanzigſten des Weinmonates im Jahr 1439 verſchied, und viele Völker ihre Hoffnungen auf die Blüthe ſeiner männlichen Kraft und ſeine trefflichen Eigenſchaften verſchwinden ſahen. Zwei Töchter lebten, die ihm Eliſabeth geboren; aber ſie war ſchwanger bei ſeinem Tode, und ſterbend hoffte er noch auf einen Sohn, machte die Anordnung, daß nach Erfüllung ſeines Wunſches acht Männer des höheren Adels, je zwei aus jeglicher der vier Nationen, Ungarn, Böhmen, Oeſterreicher und Mähren denſelben bis zu ſeiner Volljährigkeit ſchützen, ohne Zweifel alſo auf die öffentlichen Geſchäfte den Haupteinfluß haben ſollten.]

Einträchtig beſchloſſen nun die böhmiſchen Stände, keinen Schritt in Hinſicht auf ihre Krone zu thun, als bis die Entbindung Eliſabeths erfolgt ſey, denn auch die Utraquiſten waren mehr wider Albrecht, als für Kaſimir von Polen geweſen. Die Kaiſerin gebahr einen Prinzen, welcher den Namen Ladislaw erhielt. Unverzüglich ließen die katholiſchen Baronen ſie erſuchen durch Abgeordnete, die Rechte ihres Sohnes auf die böhmiſche Krone auf einem Landtage der Nation vorlegen zu laſſen. Sie führte dieſelben an die Wiege ihres Prinzen, und beſchwor ſie mit beredter Mutterliebe, für die Gerechtſame deſſelben alles zu wagen. Gerührt kamen ſie nach Prag zurück, und ſuchten den Eindruck ihres Gemüthes den Ständen mitzutheilen. Allein Praczek von Lippa erklärte, daß die Böhmen einen König brauchten, der ſie in Zaum halten könnte, wozu ein Säugling und ein Weib nicht tauglich wären. Ladislaw könnte vielleicht einſt bei reiferem Alter, auf ihren Thron gelangen. Faſt der ganze Landtag ſtimmte den Utraquiſten bei. Man trug einem Ausſchuß, der aus ſechszehn aus dem Herrenſtande, dreizehn Rittern, den drei Burgemeiſtern der drei Prager Städte, und einem Abgeordneten aus jeder königlichen Stadt zuſammengeſetzt war, die Königswahl auf. Sie fiel auf den Herzog Albrecht von Baiern; aber dieſer antwortete: der rechtmäßige Erbe der böhmiſchen Krone lebe; er wolle ſie nicht durch Ungebühr tragen; und zu Bedingungen der Art, daß er ſich zum Kelch im Abendmahl bekennen ſollte, würde man ihn mit gezücktem Dolche nicht zwingen, er wolle ſich lieber durchboren laſſen, als ihnen beipflichten.

In der Verlegenheit der Stände über einen ſolchen Beſcheid, ſetzten die Anhänger Eliſabeths es bei dem Landtage durch, daß Ladislaw als König von Böhmen anerkannt wurde. Nur wünſchte man, daß ſein Stammsvetter, der zum Kaiſer gewählte Herzog Friedrich von Oeſterreich während ſeiner Minderjährigkeit Reichsverweſer würde. Allein dieſer, ein abgeſagter Feind jeglicher Unruhe, ſcheute den ſtürmiſchen Geiſt der Böhmen, und rieth den Ständen: ſie ſollten Einige aus ihrer Mitte zu Reichsverweſern beſtellen.

Darauf wurden Mainhard von Neuhaus und Heinrich Ptaczek von Lippa, jener, als Haupt der Katholiken, dieſer als Stimmführer der Utraquiſten, zu Statthaltern während der Minderjährigkeit des Königs ernannt. (J. 1441.) Indeſſen war in ihnen die weſentliche Zwietracht der Nation durch die Religionsſpaltungen gleichſam an die Spitze der Verwaltung geſtellt; und wenn ſie gleich beide zuſammenwirkten, Raubſchlöſſer und Räuber zu vernichten und den Landfrieden Böhmens wieder herzuſtellen, der ſo zerrüttet war, daß die Bauern zu Nacht ihre Aecker beſchicken und ſich am Tage verborgen halten mußten: ſo vermochten ſie doch nichts gegen alle ſolche Unruhen, die mit der Religionsgährung zuſammenhingen; denn hier wirkten ſie gewiß nicht treu zuſammen. Man fühlte dies allgemein, und ſehnte ſich nach der Einheit, die nur in einem König liegen konnte, redete über die nothwendige Wahl eines mannhaften Geiſtes zu demſelben, und endigte damit, daß man ſich von Kaiſer Friedrich die Auslieferung ſeines Mündels, des Königs der Böhmen und Ungarn, des nur drei Jahre alten Ladislaw ausbitten wollte. Allein das öſterreichiſche Haupt hegte unter andern Beſorgniſſen vorzüglich die, daß die Böhmen den Knaben in den Lehren der Utraquiſten erziehen möchten, und wies ihren Wunſch ab, ſo wie einen gleichen der Ungarn. Voll Verdruß beriefen nun die utraquiſtiſchen Stände Siegmunds Wittwe Barbara an das Ruder des böhmiſchen Staates. Als ſie aber angelangt war, und die Regentſchaft nicht beginnen wollte, als bis ihr alle Einkünfte von den Bergwerken und die Abgabe des Bierbraues zugeſichert waren, ließ man ſie in Melnik auf Erfüllung ihrer Forderungen warten, und Ptaczek behielt die Regierungsgewalt faſt allein in Händen. Er trachtete nun, ſeiner Verwaltung und Macht eine Organiſation zu geben, und ging daher gern auf den Wunſch der Stände ein, daß allen Kreiſen Hauptleute vorgeſetzt werden ſollten, welche die öffentliche Ruhe ſicherten; allein er konnte nicht verhindern, daß zu dieſen Hauptleuten, die ſämmtlich aus den Baronen waren, und Gehülfen entweder aus dem hohen Adel, oder dem Ritterſtande hatten, mancher katholiſche Freiherr, und beſonders ſein Genoſſe in der Statthalterſchaft, Mainhard von Neuhaus, zugleich zum Hauptmann über die Prager Städte erkohren wurde.

Auch dieſe neue Einrichtung war von ſo gar nicht erſprießlichen Folgen, daß die Sehnſucht der Böhmen nach der Gegenwart eines Königs in ihrem Lande immer heißer ward, als wenn irgend ein einzelner Mann, geſchweige ein Kind, den Quell ihres Unglücks ſogleich verſchütten und die alte Zwietracht ihres Glaubens, ihrer Gemüther, der ſlawiſchen und germaniſchen Herkunft, der noch immer dämmernden politiſchen Form Böhmens auf einmal heben könnte. Sie ſprachen jetzt auf das nachdrücklichſte zum Kaiſer: woſern er noch länger anſtehe, Ladislaw auszuliefern, ſo wären ſie durch die innern Unruhen gezwungen, einen andern König zu wählen. Friedrich verſprach, den jungen König nächſtens ſelbſt nach Prag zu bringen, und in dieſer Stadt als Reichsverweſer von Böhmen vorläufig ſeinen Sitz zu nehmen. (J. 1447.) Freudig erwartete man die Erfüllung dieſes Verſprechens; aber vergebens: weder der Kaiſer, noch ſein Mündel, erſchienen in Böhmen. Immer wilder tummelten ſich dort nun Religionswuth und Raubluſt durcheinander; und mitten in dieſem Getümmel ſtarb Heinrich Ptaczek von Lippa, welcher durch ſeine Kraft und Thätigkeit, wohin auch der Ehrgeiz ſeiner Abſichten gehen mochte, ſchon dadurch manches dämpfte, daß er das Streben der Utraquiſten zuſammenhalten wollte.

Mainhard von Neuhaus und die übrigen Häupter der Katholiken, glaubten ſchon ſich des Ruders allein bemächtigen zu können, als ſie vernahmen, daß auf einem Landtage zu Kuttenberg der Hauptmann über den königgrätzer Kreis, Georg von Podiebrad zum Hauptmann aller Kreiſe gewählt ſey, und die Anweſenden geſchworen hätten, ihm gleich dem Könige ſelbſt zu gehorchen. Von päpſtlicher Seite geſchah bisweilen noch ein matter Verſuch, das Hauptübel in dem unglücklichen Böhmen zu heben, und der Kardinal Paul Karwajal kam als neuer Bote eines Religionsfriedens nach Prag, und hielt öffentliche Geſpräche, vorzüglich mit Johann Rokyczana, der ſeit Albrechts Tode, und beſonders ſeitdem ſein Freund Georg von Podiebrad emporkam, ſeine Beredſamkeit und den ehrgeizigen, unruhigen Geiſt wieder öffentlich losſtürmen ließ. Der Kardinal rief ihm wiederholt zu: glaube! und er antwortete: beweiſe! und mit dieſen beiden Worten ſagten ſie nachdrücklicher, als ſie wiſſen mochten, warum an keinen Frieden zwiſchen der katholiſchen Kirche und den Hußiten, wenigſtens ihrem weſentlichen Geiſte nach, je zu denken ſey. Da die Böhmen ſich immer auf ihre Kompaktaten beriefen, verlangte der Kardinal dieſelben in der Urſchrift zu ſehen; und als ihm dieſe mitgetheilt war, reiſte er plötzlich mit ihr davon. Die Herren von Roſenberg deckten ſeine Reiſe mit ſtarker Mannſchaft; aber Peter v. Sternberg und Przibik von Klenau, die ihm mit vierhundert Reitern nachjagten, zwangen ihn zu Beneſchau, die Kompaktaten wieder herauszugeben. Hier habt ihr ſie, ſagte er, doch Zeiten werden kommen, wo ihr ſie nicht vorzeigen dürft.

Dergleichen Zwiſchenſpiele erbitterten die Utraquiſten immer mehr gegen den Gedanken, dem Sprößling des katholiſchen Albrecht, dem Enkel Siegmunds zu gehorchen; und ſchon ließ Georg von Podiebrad auf einem Landtag fallen, daß man ſich Ladislaws, der ohnehin der Nation vorenthalten würde, ganz entſchlagen, und einen König wählen ſollte, der des Landes, der Sprache kundig ſey, und die Nation liebe.

Um ſo heftiger drangen die katholiſchen Baronen in Kaiſer Friedrich, den jungen König nach Böhmen zu ſenden, zumal da ſich das falſche Gerücht verbreitete, er habe denſelben mit ſich nach Rom genommen. Doch jedes neues Verſprechen von ihm, ihrem Verlangen bald zu willfahren, ſchien ſeine Unſchlüſſigkeit zu vermehren; er wußte nicht, ſollte er ſeinen Mündel halb den Ungarn, halb den Böhmen geben.

Deſto entſchloſſener ging Georg von Podiebrad auf das Ziel ſeines Ehrgeizes zu. Er hielt zu Kuttenberg eine geheime Zuſammenkunft mit ſeinen Vertrauteſten unter dem utraquiſtiſchen Adel und den Abgeordneten einiger Städte. Sogleich war hier der Schluß gefaßt, daß Mainhard von Neuhaus geſtürzt werden, und Georg der alleinige Statthalter Böhmens ſeyn ſolle. Unverzüglich zog dieſer im königgrätzer Kreis ſechshundert Reiter zuſammen, mit welchen er ſich Prags zu bemächtigen hoffte, weil dort ein großer Theil der Einwohner im Einverſtändniß mit ihm, und beſonders Rokyczana für ſeine Anſchläge thätig war. Er hatte ſeine Freunde erſucht, auf der Gegenſeite vom Wiſſehrader Thor am Abend des ſiebenten Septembers (1448) einige Häuſer in Brand zu ſtecken, um dorthin die öffentliche Aufmerkſamkeit zu ziehen, inzwiſchen er vor dem Kornthor anlangte. Jenes geſchah; doch ließ man ihn hier nicht ein. Da fand er am Bach Boticz unter dem Wiſſehrad um Mitternacht einen Eingang in die

Stadt. Keiner von den Seinen durfte ein Haus betreten; raſch zog er durch die Neuſtadt, und ſtellte ſich auf dem Altſtädter Ring. Die Kelchner ſtrömten ihm zu mit großem Jubel, und die Katholiſchen flohen aus der Stadt. Mainhard von Neuhaus ward ergriffen, zu ihm geführt, und auf ſeinen Befehl nach ſeinem Schloſſe Podiebrad als Gefangener gebracht.

Von nun an gebot er unumſchränkt. Zdenko von Sternberg ward von ihm zum Burggrafen von Prag ernannt, Rokyczana im Triumph wieder in den Teyn eingeführt. Die katholiſchen Pfarrer, auch die Katholiken in Aemtern des Staates, mußten ihre Stellen an Utraquiſten überlaſſen.

Ulrich von Neuhaus inzwiſchen, der Sohn Mainhards, ergriff für Freiheit und Rache ſeines Vaters die Waffen, und viele Baronen vereinigten ſich mit ihm. Gegen Georgs Rüſtigkeit und planmäßige Berechnung führten ſie den Krieg nicht mit Erfolg, zumal da die reichen Bürger Prags ſich willig bezeigten, ſeinem jedesmaligen Geldmangel abzuhelfen, ſo daß er ſeine Truppen ordentlich beſolden konnte. Die Verhandlungen zum Frieden zwiſchen beiden Partheien, zerſchlugen ſich immer an der Forderung Ulrichs von Neuhaus, daß ſein Vater wieder in die Statthalterſchaft eingeſetzt werden ſolle. Deſſen ungeachtet gab Georg von Podiebrad den betagten Mainhard frei, der in ſeiner Gefangenſchaft erkrankte. Der berühmte Ueberwinder der Taboriten wünſchte nun, zu Karlſtein, wo er Burggraf war, ſein Leben zu enden, doch ſtarb er ſchon auf dem Wege dahin.

Vielleicht wirkte dies mit dazu, daß zwar nicht ein vollkommener Vergleich, doch eine Waffenruhe zwiſchen beiden Theilen geſchloſſen wurde. Podiebrad benutzte dieſelbe, ſeine Krieger wider den Kurfürſten von Sachſen zu führen, der ſich auch jetzt wieder in Böhmens Unruhen gemiſcht hatte. Sie gewannen Beute und Ruhm; und auch dies trug bei, daß ihn ſelbſt manche Baronen, und die vornehmſten der Gegenparthei, die Roſenberge, etliche aus dem Geſchlecht der Sternberge, und mehrere katholiſche Städte, ſogar Pilſen, als den Statthalter Böhmens erkannten. Seine hohen Eigenſchaften, ſeine Tapferkeit, ſein Eifer in den Geſchäften, beſonders für den Landfrieden und die Gerechtigkeit, der bei Tag und Nacht nicht raſtete, erzwangen ihm freilich die Achtung, ſelbſt der Katholiken. Daß er aber auf der andern Seite faſt angebetet wurde, war inſonderheit das Werk von Rokyczana. Dieſer ging ſo weit, daß er für den dritten September, dem Tage, an welchem Podiebrad ſich Prags bemächtigte, und Mainhard von Neuhaus ſtürzte, ein Dankfeſt, und einen feierlichen Andachtsgang im Jahre 1450 anordnete. An der Stäte, wo der Held in die Stadt gedrungen war, hielt man ſtill, und hub den ambroſianiſchen Lobgeſang an. Rokyczana trug ſelbſt das Sakrament, und wandte den Spruch: er hat alles gut gemacht! in ſeiner Predigt auf dem Wiſſehrad zu Georgs Lobe.

Gleichwol brach bei den Böhmen wieder der Wunſch hervor, den jungen Ladislaw in ihrer Mitte zu ſehen. Georg war viel zu ſchlau, ſich dawider zu erklären, und ließ dem Kaiſer ſo nachdrückliche Vorſtellungen machen, daß dieſer, um ſein Zaudern mit der Auslieferung Ladislaws zu entſchuldigen, an die böhmiſchen Stände eine beſondere Geſandtſchaft ſchickte. An ihrer Spitze ſtand der berühmte Lehrer des jungen Königs Aeneas Sylvius, Biſchof von Siena, welcher nachher als Pius der zweyte auf dem päbſtlichen Stuhle ſaß. Die Geſandten kamen auf dieſer Reiſe in die Nähe Tabors, wo ſie in einem Dorfe übernachten wollten. Weil ſie daſelbſt vor Räubern nicht ſicher waren, entſchloſſen ſie ſich, in die Stadt Ziska's zu gehn, vor welcher die Katholiken zurückſchauderten. Gegen ihre Erwartung empfing ſie der Stadtrath mit aller Ehre, die zu jener Zeit vornehmen Gäſten gebührte, und verehrte ihnen das gewöhnliche Geſchenk von Fiſchen, Wein und Bier. Doch betrachteten ſie mit Graun die Taboriten. Häufig bemerkten ſie Spuren vom kriegeriſchen Leben derſelben, Verſtümmlungen aller Art; und wie auf ihren Feldzügen geſchehen mochte, trieben ſich Einige trotz der Kälte des Wetters in bloßen Hemden umher, indeß Andre in Pelze gehüllt gingen. An den Füßen klirrten häufig

Speren, hatte man auch nur einen damit ſchmücken können.

Auf dem Landtage hielt Aeneas Sylvius zu Beneſchau eine Rede an die Stände, die ganz geeignet war, ihren Unwillen wider den zögernden Friedrich zu ſtillen. Er gab ihnen zu, daß ſie wegen der alten Verbindung zwiſchen Böhmen und dem Hauſe Oeſterreich noch nähere Anſprüche auf die Perſon des Königs hätten, als ſein Reich Ungarn. Sehe man auf Kriegsruhm der Nationen; ſo hätten die Böhmen binnen kurzer Friſt mehr Siege erfochten, als andre Völker durch Jahrhunderte. Aber geſetzt, der Kaiſer ſchickte ihnen den jungen König, welchen Rath, welchen Beiſtand ſie ſich von dem verſprächen, der ſelbſt noch fremder Hülfe bedürfe? und dazu müßten ſie die Koſten ſeines glänzenden Aufenthaltes, wie der königlichen Würde gezieme, und wozu kein beſonderer Schatz verhanden wäre, aus ihren eignen Mitteln beſtreiten. Da aber Ladislaw unmöglich ſchon ſelbſt regieren könnte, würde ſich Einer aus ihrer Mitte ſeiner Jugend bemächtigen; und Viele von ihnen, gleich berühmt durch Weisheit, Macht und Reichthum, würden ſtreben, dieſer Eine zu ſeyn: welcher Anlaß zu innern Unruhen! Den gereiften Jüngling werde der Kaiſer ihnen übergeben; jetzt aber den Knaben mit ſich nach Rom nehmen, wo er die Kaiſerkrone empfangen wolle. Von Ladislaw zu laſſen, vertrage ſich nicht mit der Biederkeit der Böhmen. Auch ſey es gefährlich; denn Ungarn, Oeſterreich, Mähren und Schleſien, ja faſt das ganze Deutſchland, würden ſich dadurch beleidigt glauben.

Dieſe Rede wirkte ſo auf die Böhmen, daß ſie ſogar beſchloſſen, den jungen König auf der Reiſe durch Sprößlinge aus ihren edelſten Häuſern begleiten zu laſſen, und ſich in die Abſicht des Kaiſers ergaben.

Im Jahr 1452 endlich, in ebendemſelben, in welchem Friedrich den Zug nach Rom unternommen, brach zuerſt der Unwille der Oeſterreicher über die Art von Gefangenſchaft, worin Ladislaw gehalten wurde, in eine förmliche Verſchwörung zur Befreyung deſſelben aus, zu welcher ſich auch böhmiſche Baronen geſellten. Mit den Waffen zwangen ſie den Kaiſer, ihr Verlangen zu erfüllen.

Voll Wuth wurden die Böhmen bald gewahr, daß der befreyte Ladislaw die Ungarn ihnen vorzog, und zauderte, zur Krönung nach Prag zu kommen. Auch Georg von Podiebrad bewies den regſten Eifer, dieſelbe zu beſchleunigen, vielleicht, um eben ſo, wie Johann Hunyad in Ungarn, von dem König in ſeiner Statthalterſchaft beſtätigt zu werden. Was aber ſeine Abſicht dabei geweſen ſeyn mag, ſo ergrimmte ihn nichts mehr, als wenn man ſie irgend verunglimpfen wollte. In dieſem Grimm fragte er eines Tages die Stände: welche Strafe derjenige verdiene, der ſich erfreche, den König von der Reiſe nach Böhmen abzuhalten? und die einſtimmige Antwort war: den Tod. Der Statthalter las einen Brief vor, in welchem einer der thätigſten utraquiſtiſchen Baronen, Johann von Smirzicz, ſeinen Gruß an Ladislaw entbot, und ihm die Wahrheit ſagte, daß Alles gut ſei, wenn er ſo zu den Böhmen käme, daß er die Herrſchaft über ſie behaupten könne. Sonſt bliebe er beſſer zu Wien; er mögte denn zwei Köpfe haben, und einen zu Wien laſſen, den andern nach Böhmen bringen. In dieſen Aeußerungen ſah man ein Verbrechen gegen die Nation, und Smirzicz, der ſeine Handſchrift nicht abläugnen konnte, erhielt nur noch zwei Stunden Friſt zu ſeinen letzten Anordnungen, ward dann auf dem Ring der Altſtadt öffentlich enthauptet. Jahr 1453.

Ungemein erbittert, daß Ladislaw, gleich ſeinem Vater, der indeß früher von Mähren als von Böhmen Beſitzer war, die Huldigung der mähriſchen Stände annahm, ehe er ſich zur Krönung unter die Böhmen begab, erwarteten dieſe doch ſehnſuchtsvoll den Tag derſelben. Zu Iglau legte ihm Podiebrad die Bedingungen vor, unter welchen man ihm den Eid der Treue ſchwören wollte. Daß er die Kompaktaten handhaben, ſein Erbland Oeſterreich der Krone Böhmen einverleiben, in Prag ſeine gewöhnliche Reſidenz halten, und bei nothwendiger Abweſenheit keinem Ausheimiſchen die Verwaltung des Landes anvertrauen, die Wahl Rokyczana's zum Prager Erzbiſchof beſtätigen werde, ſcheint Ladislaw feierlich verſprochen zu haben. In ſeinem Krönungseide, welchen er am acht und zwanzigſten October des Jahrs 1453 zu Prag leiſtete, wird dieſer Bedingungen nicht ausdrücklich wieder gedacht.

Der funfzehnjährige König blieb vorläufig in Böhmen, und ließ den Statthalter, welchen er voll Vertrauen beſtätigt hatte, größtentheils ungeſtört walten: nur die Begünſtigung der katholiſchen Religion und Verachtung des hußitiſchen Gottesdienſtes hatte er ſich zum eigenthümlichen Geſchäft gewählt. Nie konnte er bewogen werden, in eine Kirche der Utraquiſten zu gehen, wiewol ſie ihn häufig darum erſuchten; gegen Rokyczana zeigte er ſo heftige Abneigung, daß er eines Tages, als jener bei dem öffentlichen Umgang das Sakrament vortrug, ſelbſt dieſem keine Ehrfurcht bezeigte, und als man ſich darüber verwunderte, die Antwort gab: er habe es unterlaſſen, damit nicht ſchiene, als wäre Rokyczana von ihm geehrt. Dagegen unterſtützte er das prager Domkapitel, als den Mittelpunkt der katholiſchen Religion in Böhmen, mit ſolchem Ernſt, daß die demſelben entriſſenen Güter von mehrern Baronen, ſelbſt von Podiebrad zurückgeſtellt werden mußten.

So wenig dies einen guten Eindruck eben bei dem furchtbarſten und unruhigſten Theile der böhmiſchen Nation bewirkte, ſcheint der Statthalter dem König nie

Vorſtellungen dawider gemacht zu haben, begleitete ihn vielmehr häufig in die katholiſchen Kirchen. Vielleicht war ihm lieb, daß Ladislaws Benehmen das königliche Anſehn nicht feſt wurzeln ließ, vielleicht benahm er ſich ſo aus ächtem Duldungsgeiſt; denn als man am Hof Hoffnung ſchöpfte, ihn ganz für den katholiſchen Gottesdienſt zu gewinnen, gab er die Antwort: nicht von unſerer Willkühr hängt ab, was wir glauben, ſondern von unſrer Ueberzeugung. Jeglicher iſt der Meinung, daß ſein Glaube Gott gefällig ſei: ich bin der Meinung, daß unſre Prieſter ſich nicht irren; und würde ich öffentlich einen andern Glauben bekennen als ich hege, ſo betröge ich die Menſchen, wenn auch nicht Gott, der in's menſchliche Herz ſchaut.

Die Utraquiſten warteten nun geſpannt auf die weitere Entwicklung des Königs, wie ſein Verhältniß zu ihnen ſich ſetzen werde; und die Wahl ſeiner Braut ſchien ihnen dafür ein beſonders wichtiger Moment. Sie fiel auf Magdalene, die ſchöne Tochter Karls des ſiebenten von Frankreich, die gewiß keine Grundſätze hegte, welche den Hußiten günſtig waren. Inzwiſchen durch eine prachtvolle Geſandſchaft von Böhmen, Oeſterreichern und Ungarn um die Prinzeſſin geworben wurde, erhob ſich ein wilder Streit zwiſchen den Nationen, ob zu Prag, oder zu Wien, oder zu Ofen das Beilager gefeiert werden ſollte. Plötzlich ſtand Georg Podiebrad mit achthundert kernhaften Reitern an der Donau bei

Wien, und ließ dem König melden: er habe mit ihm ſehr wichtige geheime Dinge im Namen des Böhmenlandes zu ſprechen. Er war ſchlechterdings nicht zu bewegen, nach Wien hinein zu reiten, und Ladislaw begab ſich nach einigen Bedenklichkeiten zu ihm hinaus, mit etlichen ſeiner Räthe, aber auch mit dreitauſend Reitern. In der Mitte zwiſchen beiden Lagern ward ein Zelt von Meſſing aufgeſchlagen, wo die Unterredung drei Tage hintereinander geſchah. Am vierten unterredeten ſich der König und ſein Statthalter ganz allein, und was Sie ſprachen, blieb zwar geheim; aber am folgenden Tage brach Podiebrad zornig auf, worüber der königliche Hof ſehr beſtürzt wurde. Man fürchtete, daß er die ganze böhmiſche Nation abwendig machen werde, und ſandte ihm Abgeordnete nach, die ihn zur Rückkehr zu bewegen ſuchten. Als alle ihre Vorſtellungen ohne Wirkung bei ihm blieben, gaben ſie ihm in Ladislaws Namen die Verheißung, daß die königliche Hochzeit nirgends, als zu Prag gehalten werden ſollte 1455. Er gelobte dagegen von neuem Treue gegen den König, und um den Böhmen ihren Triumph über die beiden andern Nationen zu verkündigen.

Bald darauf kam Ladislaw auch ſelbſt wieder nach Prag. Rokyczana zog ihm mit der utraquiſtiſchen Prieſterſchaft entgegen, und ſchilderte ihm beredt die Freude des Volkes über ſeine Rückkunſt. Allein der König hörte ihn kaltſinnig an; und es bedurfte der ernſten Zurede des Statthalters, daß er ihm dankte. Als er dagegen das Domkapitel und die katholiſche Kleriſei erblickte, ſprang er vom Pferde, nannte ſie die wahren Diener Gottes, und küßte mit weinender Geberde die Reliquie, welche ihnen vorausgetragen wurde, ein Stück ſagten ſie, von dem Kreuz, an welchem der Heiland gelitten hätte.

Das freudigſte Getümmel begann nun in Prag, um die Anſtalten zu der prachtvollſten Hochzeit des Königs ſo zu vollenden, daß den Böhmen dieſe Feier mit Recht vor den beiden andern Nationen anvertraut ſchien. Aber mitten unter dieſen Vorbereitungen erkrankte plötzlich der junge König. In der Nacht auf den drei und zwanzigſten November des Jahrs 1457 weckte er ſeinen Kämmerling mit Gewimmer über die heftigſten Magenſchmerzen. Der Diener tröſtete ihn, daß der Schlaf ihm ſchon den Schmerz benehmen werde; und um denſelben nicht unmuthig zu machen, duldete der König ohne Klage die Schmerzen bis zu Tagesanbruch. Da wurden die Aerzte gerufen, die groſse Beſorgniß äußerten; doch über die Krankheit und die Mittel dawider ſehr ſchwankten. Zwei Peſtbeulen, die am Unterleib entſtanden, verbarg ihnen der Jüngling aus Schamhaftigkeit. Er ſchien ſofort ſeines Todes gewiß zu ſeyn, und ließ Podiebrad erfordern. Georg, ſprach er zu ihm, deine Treue iſt mir unverborgen: durch dich geſchah, daß mich alle Böhmen bis auf den heutigen Tag ihren König nennen, und ich hoffte, lange über dies Reich zu regieren, was du mir zuwege gebracht und erhalten haſt. Der göttliche Wille iſt anders, und ich muß gewißlich ſterben. Walte über das Land mit Gerechtigkeit, und welche mit mir aus Oeſtreich gekommen ſind, die laſſe friedſam von hinnen ziehn. Der Statthalter wollte ihn noch mit Lebenshoffnungen tröſten, konnte aber den Ausbruch ſeiner Thränen nicht zurückhalten und eilte weg. Unter dem Gebet ſeines Beichtvaters erloſch Ladislaw bald nachher; und die Völker, in Erwägung ſeines liebenswürdigen Gemüthes ſeiner ungemeinen Schönheit, der Gefahren und Stürme, die ſein junges Leben ſeit der Wiege beſtand, der großen Macht, die er ſo früh verließ, und wie der Tod ihn dem Leben entriß, als eben eine zärtliche Verbindung es beſeelen ſollte, beweinten redlich ſein Hinſcheiden. In den Verhältniſſen, unter welchen er ſtarb, mußte der Verdacht laut werden, daß er vergiftet ſei; und ohne einen Grund von irgend einem Gewicht gab man ein ſolches Verbrechen demjenigen ſchuld, der in Böhmen am meiſten durch Ladislaws Tod gewann.

XIX. Georg von Podiebrad (regierte von 1458 bis 1471.)

Der verſtorbene König hatte ſeinem Statthalter die Würde bis auf Pfingſten des Jahres 1458 verlängert, und Podiebrad erklärte, daß er früher ſeine Statthalterſchaft nicht niederlegen werde. Mogte freilich eine ſolche Anordnung mit dem Tode Ladislaws ihre Kraft verloren haben, ſo ließen die Stände ſie doch gern aus Einſicht und Furcht in Kraft beſtehn; und wirkten mittlerweile zu einem Vorſpiel von dem, was weiter in Böhmen geſchehn ſollte. Nach dem Tode des berühmten ungriſchen Statthalters Johann Hunyad hatten deſſen Söhne, Ladislaw und Mathias Korvinus, den ränkevollen Grafen Ulrich Cilly der ihren Vater läſterte, bei einem heftigen Wortwechſel erſchlagen; und der Anhang deſſelben in der Umgebung des jungen Königs hatte dieſen verleitet, die Brüder hinterliſtig in ſeine Gewalt zu locken, und den jungen Ladislaw Corvinus enthaupten zu laſſen. Mathias ward in Gefangenſchaft behalten, und an demſelben Tage, da der König ſtarb, nach Prag gebracht und in Podiebrads Verwahrung gegeben.

Dieſer hielt ihn wie einen werthen Gaſt, und ſchlug ihn einigen ungriſchen Magnaten als den tauglichſten zu ihrem Throne vor. Die Nationen bedürften eines ſolchen Königs, der ihrer Sitte, ihrer Sprache kundig ſei: ſolcher Meinung wären auch die Böhmen. Kaum konnte es ein Volk geben, in deſſen Gemüthe ähnliche Gedanken tiefer wurzelten, als die Ungarn. Dazu kam, daß die großen Eigenſchaften des Helden Johann Hunyad ſchon zum Gegenſtande des Nationalſtolzes geworden, und Beweiſe vorhanden waren, wie ſehr Mathias ſeinem Vater an Feldherrngeiſt gleich kommen werde.

Die Erinnerung daran unterſtützte der Hauptmann von Belgrad, Szillag, Bruder der Mutter von Mathias, mit zwanzigtauſend Mann, unter dem Vorwande, die Freiheit der Königswahl zu ſchirmen. Zur wahrhaften Nationalfreude der Ungarn ward der achtzehnjährige Sohn Hunyads zum König erwählt. Podiebrad, welcher dies vorausgeſehen, und von den großen Eigenſchaften ſeines Gefangnen gerührt worden, war ſchon mit ihm übereingekommen, daß er ſich mit ſeiner Tochter Catharina vermählen ſolle. Bei der Mittagstafel überraſchte er ihn mit der Nachricht, daß er auf den Thron des ungriſchen Volks berufen ſey.

Obgleich die Böhmen ſonſt wol ihre Krone vergeblich angeboten hatten, fanden ſich jetzt viele Bewerber um dieſelbe. Kaiſer Friedrich, als oberſter Lehnherr, und das Haupt des öſterreichiſchen Hauſes; aber man kannte zu ſehr ſeine Saumſeligkeit, um ſeine Anſprüche, nach dem Gewicht, was ſie ſonſt gehabt hätten, zu berückſichtigen: der Herzog Wilhelm von Sachſen, und König Caſimir von Polen, weil ſie die beiden Schweſtern des letzten Königs von Böhmen zu Gemahlinnen hätten: ſogar König Carl der ſiebente von Frankreich für einen ſeiner Söhne. Er konnte gar kein Recht auf die böhmiſche Krone behaupten; aber es reizte die Stände, daß ſie ebendeswegen eine ganz freie Wahl ausüben konnten, und überdies verſprach er, alle Schulden des Landes zu tilgen, die Krongüter und die geiſtlichen aus der Veräußerung einzulöſen, auf ſieben Jahre durchaus keine Abgaben für das Königthum von Böhmen zu erheben.

Als die Stände am zweiten März des Jahres 1458 zur Wahl zuſammen traten, hielt Rokyczana an ſie eine feurige Rede, daß ſie nur einen König wählen ſollten, der Sprache, Sitte und Verfaſſung des Landes genau kenne. Mögten ſie über einen ſolchen König nicht einig werden: ſo ſollten ſie, wie vormals die Iſraeliten, ſich einen oder mehrere Richter aus ihrer Mitte beſtellen; und als er endlich die Eigenſchaften und Thaten ihres bisherigen Statthalters erhob, da ward Georg von Podiebrad zum König Böhmens erwählt. Dabei mogte wohl wirken, daß derſelbe, wie es hieß, im Saale des Wahltages drei Gerichtsdiener bereit hatte, zum Schrecken der Widerſpänſtigen. Heinrich von Neuhaus, Mainhards Sohn, der in die Verſammlung kam, als die meiſten Stimmen ſchon auf Georg gefallen waren, zitterte für ſein Leben, wenn er ſeiner Neigung gemäß widerſpräche, und ſagte, um ſeine Stimme befragt: wem könnte ich ſie geben, als dir, Georg; hat doch Böhmen keinen Würdigern zum Thron, als dich! Worauf Podiebrad die merkwürdigen Worte erwiederte: Du haſt das Räthſel wohl gelöſet.

Am ſiebenten Mai zum König gekrönt, ſo wie ſeine Gemahlin Johanna von Rozmithal des folgenden

Tages zur Königin, ward er freilich von ganz Böhmen als ſolcher ſogleich anerkannt; doch die der Krone einverleibten Länder, Mähren, Schleſien und die Lauſitz, mußte er ſeiner königlichen Würde durch die Gewalt der Waffen unterwerfen, und es währte bis in das Jahr 1460, ehe er die Stadt Breslau zum Gehorſam brachte.

Am ſchwierigſten blieb immer ſein Stand zwiſchen den Katholiken und Utraquiſten. Er hatte gelobt, keine Ketzerei in Böhmen zu dulden. Wie er aber dies Verſprechen ſcharf und klug nahm, ergab ſich auf einer Verſammlung der deutſchen Fürſten zu Eger. Weil der Türken Andrang der Chriſtenheit immer gefährlicher wurde, und Kaiſer Friedrich ſich wenig eignete, den Roßſchweifen zu begegnen, dachte man in Deutſchland daran, ob nicht Georg von Podiebrad den Oberbefehl über ein Heer des Reichs wider den Erbfeind der Chriſten übernehmen mögte. Die Fürſten gingen ſo weit, daß ſie zum Theil nicht abgeneigt waren, ihn deshalb zum römiſchen König zu erwählen. Sie meinten, der Religion und den Gebräuchen der römiſchen Kirche müßte er ſich bequemen, was er ja auch vor ſeiner böhmiſchen Krönung verheißen hätte. Darauf gab er ihnen ungeſäumt die Antwort: ich erkenne den Papſt für das Oberhaupt der Kirche, weiß auch, daß auſſer der Kirche kein Heil zu finden iſt. Ketzerei will ich nicht dulden in meinen Königreiche. Aber die Kompaktaten, welche das baſeler Concilium bewilligte, der Papſt gewiſſermaßen beſtätigte, indem ſie die Böhmen für ächte Söhne der Kirche erkannten, will ich ſchützen und handhaben, und von dem Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten, gemäß der Einſetzung von Chriſtus, dem Brauch der erſten Kirche, nie ablaſſen. Ich befolge, was mir mein Gewiſſen, nicht aber ein Menſch vorhält.

In dieſem Geiſt bedrohte er durch ein Edikt die Taboriten, Pikarden, Adamiten und andre Sekten nach dem Beiſpiel von Kaiſer Karl dem vierten mit dem Feuertode, wenn ſie ſich nicht, was er von allen Bewohnern Böhmens heiſche, zu der katholiſchen Kirche oder den Kompaktaten hielten, und das Abendmahl unter einer, oder beiden Geſtalten genöſſen. Allein die Katholiken und der päpſtliche Hof wollten ihn ſchlechterdings nicht den klugen Mittelweg gehen laſſen; und Aeneas Sylvius oder Pius der zweite glaubte ſelbſt wagen zu dürfen, die Kompaktaten einſeitig aufzuheben, und ſandte deshalb einen beſondern Legaten, den Dalmatier Fantin de Valle, der als ſolcher der ſlaviſchen Sprache kundig war, mit dem Auftrag an Podiebrad, daß er den Kelch unterſagen mögte. Könnte es, ſagte der König, auf einem Landtage zu Prag, dem Papſte mit dergleichen Ernſt ſeyn, ſo wäre das Reich wieder dem Verderben nahe. Nun hätten die Kompaktaten eine ſolche Kraft gewonnen, daß der gegenwärtige Papſt ſie keinesweges vernichten könne. Ob die Anweſenden Herrn, Ritter und übrigen Stände, wie er, feſt entſchloſſen wären, dieſelben zu handhaben? Die katholiſchen Stände wagten nicht zu widerſprechen; aber Fantin ging am folgenden Tage ſo weit in ſeiner Frechheit, daß er dem König öffentlich ſagte: alle dein Verſprechen, dein Eid war kräftig von Wort, iſt eitel in der That; anders ſprachſt du, anders handelſt du. Georg befahl dieſe lateiniſche Schmähung den Freiherrn und Rittern böhmiſch zu verdolmetſchen. Sie wollten den Legaten mißhandeln; der König hieß ſie weggehn; aber Fantin ward auf das Schloß Podiebrad gebracht und bei Waſſer und Brod eilf Tage gefangen gehalten. Dann entließ er ihn, und gab ihm Bedeckung bis nach Regensburg mit, auf daß kein hußitiſcher Eifer ihm Schaden zufüge.

Gleichwol durfte Georg nun auf keinen Frieden mit der katholiſchen Kirche mehr rechnen; und der Pabſt forderte ihn ſogar durch eine Bulle nach Rom vor ſeinen Richterſtuhl, ohne ihm den Titel eines Königs beizulegen. So tief ihn dies ſchmerzte, behielt er doch weit mehr Mäßigung als ſein Freund Rotyczana, welcher den Papſt von der Kanzel herab mit Feuer und Witz angriff. Georg bat ihn vorſichtiger und milder zu ſeyn; denn wäre Pius zu Rom auch, wie er ihn beſchrieben, ſo thäte das in Böhmen wenig Schaden. Allein Rotyczana entgegnete mit der Frage: ob auch er ſich dem Gehorſam gegen den Papſt hingeben wolle? dann werde er die Krone nicht lange mehr tragen. Von nun an ſchmähete er Pius den Zweiten heftiger. Um ſo heftiger wüthete auch der Papſt, welcher Böhmen, deſſen Geſchichtſchreiber er geworden, ſich und ſeiner Kirche durchaus aneignen wollte, und einen perſönlichen Haß wider Podiebrad hegte. Er verkündigte ſogar einen Kreuzzug wider denſelben; allein die deutſchen Fürſten meinten, es wäre beſſer, den König von Böhmen zum Oberfeldherrn wider den Erzfeind der Chriſtenheit zu beſtellen. Mitten in ſeinem ungeſättigten Grimme ſtarb Pius 1464. Georg hoffte Frieden von deſſen Nachfolger Paul dem Zweiten, einem Schweſterſohn des Papſtes Eugen, der die Kompaktaten beſtätigt hatte, und vergaß über dieſe Hoffnung, daß der Papſt nie ſterbe. Er hatte bald Gelegenheit, die Geſinnung Pauls zu erfahren.

Hynek Kruſſina von Lichtenburg, ein eifriger Katholik, längſt Podiebrads Feind, ward durch die Fehde deſſelben mit dem päpſtlichen Stuhl frech genug, den Landfrieden durchaus zu brechen. Als Räuber und Mordbrenner überfiel er die benachbarten Anhänger des Königs, und gab vor, dieſer wolle ihn in ſeiner Religion beeinträchtigen. Vergebens ſagte ihm ſein eigner Bruder Stephan, der in königlichem Dienſte ſtand, daß keiner von allen Katholiken in ſeiner Religion gehemmt werde: der Raſende blieb ſo verſtockt, daß der König ſeinen Sohn Viktorin mit dem kriegserfahrnen Johann von Roſenberg wider ihn ins Feld ſandte.

Schnell im Beſitz ſeines Gebietes, bedrängten ſie zuletzt ſeine Burg Czornſtein, in welcher ſich Hynek ſelbſt befand. Als er Mangel an Lebensmitteln verſpührte, flehte er dringend um einige Waffenruhe zur Friedensverhandlung, und auf die Vorſtellungen ſeines Bruders, der in Viktorins Lager war, geſtattete man ſie ihm endlich. Er benutzte ſie, um ſoviel wie möglich Lebensmittel in die Burg zu ſchaffen, und heimlich zu entfliehen. Zu Rom erhob er die Klage, daß er der Religion wegen von dem grauſamen Katholikenfeinde Georg von Podiebrad mit Krieg überzogen ſei. Sie war dem Papſt äußerſt willkommen und bewirkte ſogleich eine Abmahnung deſſelben an die mähriſchen Baronen und Prälaten, dem König wider Hynek von Lichtenburg irgend Beiſtand zu leiſten. Vergebens erklärte ſogar der Biſchof von Ollmütz, die Religion ſei bei dieſer Fehde gar nicht im Spiel, welche einzig wider den Empörer Hynek geführt werde. Der König ward freilich über die Schritte des Papſtes ſehr beſorgt, denn er kannte ſein Zeitalter und die meuteriſche Geſinnung vieler Städte und Herren ſeines Reiches wider ihn. Gleichwol gab er, als die Veſte Czornſtein inzwiſchen übergegangen war, unbedenklich den Befehl, ſie von Grund aus zu zerſtören. Dagegen erneuerte der Papſt die gerichtliche Vorladung Podiebrads nach Rom, und am achten des Chriſtmonaths im Jahr 1466 erklärte er in einer donnernden Bulle denſelben für einen Ketzer, und aller königlichen Würden, des Reichs Böhmen und ſämmtlicher mit demſelben vereinigten Landſchaften verluſtig; entband auch ſeine bisherigen Unterthanen aller Pflichten gegen ihn.

Dieſe Bulle wirkte ſo, daß mehrere ſchon zuſammengetretne katholiſche Herrn an Georg eine Schrift ſandten, worin ſie forderten, daß er die Katholiken nicht von Rokyczana und andren utraquiſtiſchen Prieſtern, nicht die Gebräuche der allgemeinen Kirche, ſchänden laſſe; auch die Münzen ernſtlich verbeſſern ſollte.

Wenn Georg auch als König eines Volkes, das zwar nach dem wildeſten Religionsſturme ein wenig ruhiger geworden, aber alles Uebel der religiöſen Zwietracht noch auf das heftigſte in ſich gähren ließ, die Eiferer unter den Utraquiſten nicht genug zähmen konnte, ſo verdient er bei ſeinem aufgeklärten Ernſte, den Frieden der böhmiſchen Kirche zu handhaben, darum nur Mitleid; und wie ſollte er bei ſolcher Zerrüttung des bürgerlichen Lebens, wie damals in Böhmen war, und welche die ungeheure Fruchtbarkeit des ſchönen Landes, die eben in jenen Jahren überſchwenglich war, nur etwas weniger verderblich für den Wohlſtand der Einwohner machen konnte, ſo leicht die ſchlechten Münzen verbannen, die ſeit längerer Zeit in das Reich eingſtrömt, oder daſelbſt geprägt waren? Hatte er doch ſchon im Jahr 1460 ſtatt der ſchlechten ſchwarzen Groſchen, die im Umlauf waren, neue gute prägen laſſen, und ſogar ein Münzhaus eröffnet, wo man das ſchlechte Geld gegen das gute ohne irgend eine Einbuße umtauſchen konnte.

Empört und beſtürzt über jenes Schreiben der Baronen, die ihm fernere Treue nur auf den Fall gelobten, wenn er ihr dargelegtes Verlangen erfülle, hörte er von weit ſtürmiſcheren Bewegungen einiger Städte, ſobald die Bulle ruchtbar geworden ſey. Zu Pilſen und Budweis machte man ſogleich die Glocken auf den Thürmen feſt, löſchte die Lichter in allen Kirchen aus, und die Pilſener ſagten dem König ſchriftlich allen Gehorſam auf. Er ſandte ſofort Kriegsvolk wider dieſelben, um ſie zu zähmen und zu ſtrafen; aber ſie leiſteten ſo hartnäckige Gegenwehr, daß es ſich zurück ziehn mußte.

Um kein Mittel zur Erhaltung des Friedens unverſucht zu laſſen, demüthigte er ſich ſoviel möglich vor dem Papſt; und erbot ſich ſogar, an einem Ort in der Nähe Böhmens zum Verhör vor päpſtlichen Legaten zu erſcheinen, und darzuthun, daß er kein Ketzer ſey! nur von den Kompaktaten durfte er nicht laſſen. Dabei gab er ſich ſelbſt mit gutem Gewiſſen das Zeugniß, nicht aus Ehrgeiz, ſondern in dem reinen Willen, ſein zerrüttetes Vaterland wieder in Ruhe und Ordnung zu bringen, habe er die Krone Böhmen übernommen. Er ging ſeinen Eidam Mathias von Ungern, den Kaiſer Friedrich, viele Mächte mit dem Geſuch an, daß ſie ihn mit dem heiligen Vater ausſöhnen mögten. Am redlichſten bemühten ſich darob manche der erſten Fürſten Deutſchlands. Die ſchleſiſchen Herzoge ſchrieben nach Rom, daß ſie ihren Eid der Treue gegen Georg halten wollten; denn unter ihm genöſſen ſie endlich eines Friedens, den die vorigen Könige nicht hätten bewerkſtelligen können; und die vornehmſten Städte in Mähren erklärten dem Papſte: der friedſame König läßt uns bei unſren Kirchenbräuchen, und zwingt keinen zum Kelch. Selbſt die katholiſchen Stände verſicherten ein Gleiches gegen Paul den Zweiten, und drangen auf Wiederrufung der Vorladung Georgs, des Bannes wider ihn, wenn das Reich nicht in das äußerſte Verderben gerathen ſollte; und der Biſchof Jobſt von Breslau, aus dem Geſchlecht der katholiſchen Roſenberge, legte ſeine Beſorgniß dar, daß der gänzliche Untergang der katholiſchen Religion in Böhmen durch das Benehmen des Papſtes veranlaßt werden könnte. Gleichwol blieb dieſer bei den einmal ergriffenen Maaßregeln, und ſprach nun auch den Fluch der Kirche wider alle aus, die es heimlich oder öffentlich mit Georg von Podibrad hielten; und von dieſem Augenblicke an wankten ſelbſt diejenigen, welche noch kaum ſich ſo unverholen für ihn verwendetet hatten. Doch gab es auch Beiſpiele der treuſten Standhaftigkeit für den König. So ertheilte der Freiherr Wilhelm von Rieſenburg dem päpſtlichen Legaten die unumwundne Antwort: er ſey ein aufrichtiger Katholik; wiſſe wohl, was der geiſtlichen, was der weltlichen Macht gebühre: auch, daß ihn jene nicht von ſeiner Pflicht gegen ſeinen König entbinden könne. Eine ſolche Uebertreibung der Bannmacht könne nur Spott und Gelächter erregen.

Georg ging mit Rokyczana zu Rathe, wie er ſich gegen die Hartnäckigkeit des Papſtes benehmen ſolle? und dieſer rieth, daß er ſich um Paul den Zweiten nicht bekümmern, ſondern auf eine allgemeine Kirchenverſammlung berufen müſſe. Ein großer Theil der Stände billigte dieſen Rath, als Georg verſicherte, daß er kein anderes Mittel wiſſe, ſeine königliche Hoheit zu ſichern.

Der Papſt ließ nun das Kreuz wider ihn predigen, 1467, und in Böhmen, in Mähren und den übrigen Landſchaften ſchlugen die Flammen des Bürgerkriegs empor. Der ganze alte Hader, die vormaligen wüthenden Partheien und gräßlichen Leidenſchaften, wovon die Kunde des Hußitenkrieges ſchauervoll erzählte, waren auf einmal wieder da, zügelloſer, verderblicher ſelbſt als vormals. Die katholiſchen Baronen und Städte zogen in's Feld unter Anführung des Burggrafen von Prag, Zdenko von Sternberg, welcher ſonſt das Vertrauen Georgs in einem hohen Grade hatte. In zwei Schwärmen brachen aus Deutſchland Kreuzſoldaten unter Hynek von Lichtenburg ein. Wohin ſie kamen, verübten ſie unerhörte Grauſamkeiten: ihre Wege nach dem Schloß Rieſenberg bei Klattau bezeichneten eingeäſcherte Dörfer. Dort ſtießen ſie zuſammen und lagerten ſich auf dem hohen Gebirg. Ergrimmt über ihr unmenſchliches Wüthen, machten die Bürger von Tauß, Schüttenhofen und Klattau ſich auf, verſtärkt durch die Bauern an der Gränze gegen die Pfalz. Von einem dichten Nebel verhüllt ſtiegen ſie das Gebirg hinan und überfielen die Kreuzſoldaten. Vom frühen Morgen an bis gegen die Nacht ſchlugen ſie ſich mit denſelben, verjagten ſie, und da die Fliehenden der Gegend unkundig waren, konnten nicht viele dem Blutbade entgehn.

Der König führte inzwiſchen den Krieg mit ſeinem gewohnten Nachdruck wider die abtrünnigen Baronen und Städte. Weil ſich aber ſeine Kräfte hundertfältig zerſplittern mußten, und es nie zu einem Hauptſchlage mit der geſammten feindſeligen Macht kommen konnte, war durch dieſen Krieg noch nichts Entſcheidendes bewirkt, als er mit Gewißheit erfuhr, was ihm lange unglaublich geblieben war, daß Mathias von Ungarn in die Reihe ſeiner öffentlichen Feinde getreten ſey, und erklärt habe, mit gewaffneter Hand die gekränkten Katholiken in Böhmen beſchützen zu wollen. Corvins Gemahlin, Catharina, die Tochter Georgs von ſeiner erſten Gemahlin Cunegunde von Sternberg, war geſtorben: mancherlei kleine Händel, beſonders in öſterreichiſchen Angelegenheiten, hatte es zwiſchen beiden Helden gegeben; Mathias war ſehr ſcheu, irgend einen Argwohn gegen die Reinheit ſeines katholiſchen Glaubens auf ſich zu laden, und hatte ſich deshalb auf Georgs zutrauliche Bitte wenigſtens ſehr lau für ihn bei dem Papſt verwendet; und als dieſer ihm jetzt die böhmiſche Krone zur Lockung vorhielt, gab er ganz die alte Freundſchaft und die Dankbarkeit gegen Podiebrad auf, welcher ſich ſehr ſchwer entſchloß, die Waffen wider ihn zu führen (1468.)

Jetzt erſt ſcheint auch der König geglaubt zu haben, keine Rückſichten mehr beobachten zu müſſen. Er rief die Taboriten, die er aus Böhmen verbannt hatte, wieder zurück, und gewann dadurch viele alte und verwegne Krieger. Die Zeiten Zizka's waren wider gekehrt. Als Mathias durch Oeſterreich gebrochen war, und in einem befeſtigten Lager an der Taya ſtand, ſchloß ſich Georg auf dem andern Ufer des Fluſſes, gemäß der Kriegskunſt des ſchrecklichen Taboritenfeldherrn, in eine Wagenburg ein. Die beiden Anführer fürchteten ſich einander: Georg die ungariſche Reiterei, und Corvin die grimmige Tapferkeit der Böhmen. Es gab einzelne Gefechte, keine Schlacht. Von Ufer zu Ufer redeten öfters die beiden Feldherrn mit einander; aber das alte Vertraun wollte nicht wieder zwiſchen ihnen aufgehn. Nachdem ſie ungefähr einen Monat in ihren Lagern wider einander geſtanden, zog ſich König Georg aus Mangel an Lebensmitteln zurück, und wieder nach Böhmen, wohin ihn auch neue Waffenunternehmungen der katholiſchen Baronen riefen, wiewohl mancher von denſelben nie von ihm abfiel.

Der König von Ungern wagte ſogar in Böhmen einzudringen. Am glücklichſten war er im chrudimer Kreiſe: und er ging auf Kuttenberg und Czaslau los. Seine furchtbare Reiterei gab ſeinen Unternehmungen Flügel; und als er vernahm, König Georg ſey im Anzuge, mit einem überlegnen Heer, lagerte er ſich bei dem zerſtörten Benediktinerkloſter von Willimow, um ſich von dort immer ins Gebirge flüchten zu können. Da Podiebrad dies hörte, und erwog, wie der Feind von allen Seiten mit Wäldern umringt ſey, bot er rings die Kohlenbrenner auf, daß ſie die Bäume anſägen, und auf einmal zu einer beſtimmten Stunde umſtürzen mußten. So ſah ſich Mathias von Verhauen umringt, worüber er die Reiterei gar nicht führen konnte, ſobald ein Feind in der Nähe war. Sofort ſandte er einige der ungriſchen Magnaten an den König von Böhmen und ließ bitten, daß ihre alte Freundſchaft, die er auf das unglückſelige Einrathen Mancher ſo muthwillig gebrochen hätte, wieder von neuem gedeihen möge; und nach einigen Bedenklichkeiten bewilligte ihm Podiebrad Frieden und freien Abzug, wenn er nur jeglichen Gedanken, ſich Böhmen und Mähren zu unterwerfen, aufgebe, beide Länder zu räumen, und die Verträge alter Freundſchaft zu erneuen verſpräche, und zwar eidlich, gegen Stellung von Geiſſeln.

Georg von Böhmen machte bald die Erfahrung, daß er dem König von Ungarn nicht hätte trauen ſollen, indem er ſich in ſeinem Lande, wo auch Johann von

Roſenberg von ihm abgefallen war, glücklich, doch ohne weſentlichen Erfolg herumſchlug. Durch die Willfährigkeit ſeiner Ungarn, durch Kreuzſoldaten aus Podiebrads Ländern geſtärkt, fiel Mathias von neuem in Mähren ein, belagerte indeſſen vergeblich die feſte Stadt Hradiſſt gleich an der Gränze Ungarns, weil die Bürger ſelbſt zu den Waffen griffen. Unruhen in Siebenbürgen zwangen ihn ſein Heer zu ſchwächen: viele Baronen in Mähren drangen darauf, daß er ſich mit König Georg verſohnten ſolle, um nicht den jüngſten Tag des Verderbens über ihr Land zu bringen. Er lud daher ſeinen Gegner, der bei Leutomiſchl die Gränzen Böhmens deckte, zu einer freundſchaftlichen Unterredung ein. In Begleitung ſeiner beiden Söhne Viktorin und Heinrich ging der König von Böhmen nach Sternberg in Mähren, wohin auch Mathias kam. Ich habe dich, mein Sohn, ſprach jener, immer gütlich und liebreich genommen; und willſt mich ſogar um das Königreich bringen? Gab ich dir darum die Freiheit, meine Freundſchaft, und meine Tochter? Corvin ſchob alle Schuld auf den Papſt, der indeß wegen der Ketzerei Georgs genöthigt worden ſey, wider ihn alle Fürſten in Harniſch zu bringen. Ein Waffenſtillſtand ward zwiſchen ihnen auf ein Jahr feſtgeſetzt (1469); während deſſelben wollten ſie ſich über einen ewigen Frieden berathen.

Kaum waren ſie von einander geſchieden, ſo drohte der päpſtliche Legat dem König Corvin ſelbſt mit dem

Banne, wenn er nicht ſofort jeglicher Eintracht mit Georg von Podiebrad entſage; und als nun gar mehrere der vornehmſten böhmiſchen Baronen, an deren Spitze Johann von Roſenberg und Zdenko von Sternberg, Mathias zum König von Böhmen wählten: da ward er allen ſeinen Verheiſſungen untreu, und ließ ſich mit Krone und Zepter des Mariabildes in Brünn zum böhmiſchen König krönen. In Schleſien, in der Lauſitz ward ihm gehuldigt. Er beſtellte Zdenko von Sternberg zu ſeinem Statthalter.

Bei allen dieſen Handlungen ſahen beide Partheien immer auf den König Kaſimir von Polen, der ſich ſtets redlich und ernſt und unpartheiiſch gegen beide benommen hatte. Ihn wollten jene Baronen gern für die geſchehene Wahl gewinnen. Da rief Georg die Stände, auch die katholiſchen zuſammen, ſich mit ihnen über ſeinen Thronfolger zu berathen. Allgemein erwartete man, daß er einen ſeiner Söhne dazu vorſchlagen werde; allein Podiebrad verwirrte nie ſeine Politik für das wahrhaftige Wohl ſeines Vaterlandes mit eigennützigen Abſichten. Er lenkte die Wahl auf Wladislaw, den Sohn König Kaſimirs von Polen. Nur wollte er die Krone bis zu ſeinem Hinſcheiden behalten, wenn gleich ſein Thronfolger unverzüglich nach Böhmen kommen müßte, um ſich ganz die Sitten der Nation anzueignen, indem er als Slawe ihre Sprache ſchon verſtehe. Der Königin Johanna ſollte ferner das gewöhnliche Witthum der böhmiſchen Königinnen beſtätigt, ſeinen Söhnen ihr Erbgut ungeſtört gelaſſen werden. Auch ſetzte man die Bedingung feſt, daß ſich Wladislaw künftig mit Ludmilla, der Tochter Georgs vermähle; und beſonders drang der König von Böhmen darauf, daß Kaſimir ihn mit dem päpſtlichen Hof ausſöhnen ſolle. (1470.)

Wiewohl derſelbe über die Ausſicht ſeines Sohnes auf die böhmiſche Krone erfreut war, ſtieß er ſich doch vorzüglich an den zwei Bedingungen über die unverzügliche Reiſe Wladislaws nach Böhmen, und die Vermählung mit der Tochter Podiebrads; denn ſeine Magnaten fanden es abentheuerlich, daß ein ſo gut katholiſcher Fürſt eine Braut haben ſolle, die im Irrthum erzogen ſey. Darum gab er die Erwiederung, daß er ohne Gutachten und Einwilligung des Papſtes keine enſcheidende Antwort ertheilen könne.

König Georg fühlte ſich ſehr gekränkt, daß auf die Art alles Gute, was er ſich von ſeinem uneigennützigen Entſchluß für die Ruhe Böhmens und ſeine eigne verſprochen hatte, wenn auch nicht ganz vereitelt, doch ungewiß und verſpätet wurde; und ſetzte mißmuthig den Krieg am heftigſten wider die Baronen und Städte fort, welche dem König Mathias gehuldigt hatten, ſo wie er dieſem ſelbſt ſeinen Sohn Viktorin in Mähren entgegenſtellte, welcher aber zu ſeinem tiefſten Kummer in die Gefangenſchaft ſeines Gegners gerieth. Doch ſtets wieder aufſtrebend, wenn er vom Schickſal abgemüht war, beorderte er ſeinen andern Sohn **Heinrich** ſogleich wieder die Ungarn, und vernahm bald die freudige Kunde, daß derſelbe bei Kremſir in einem hitzigen Treffen den König **Mathias** geſchlagen habe. Dieſer mußte ſich bis Ungriſch-Brod zurückziehn, überredete indeß den jungen **Podiebrad**, dem er die Freiheit ſeines Bruders **Viktorin**, Verzichtleiſtung auf den Titel eines Böhmenkönigs und andre Bedingungen gelobte, zu einem Waffenſtillſtand, und erfüllte keine derſelben. Hierüber ward **Georg** zum äuſſerſten entrüſtet, und eilte ſelbſt mit neuen Truppen nach Mähren; und als er hier vernahm, daß auch **Mathias** neue Kräfte in Ungarn geſammelt, und ſich bei Ungeriſch-Brod verſchanzt habe, rückte er auf ihn los und ſetzte ſich bei Kremſir. Er merkte bald, daß der Gegner nicht aus ſeinen Schanzen hervorkommen wolle, und ſchauderte vor dem ſchrecklichen Blutvergießen, ohne welches er ihn nicht innerhalb derſelben angreifen konnte. Mannhafter und chriſtlicher ſchien ihm, wenn er durch einen Zweikampf mit **Mathias** die verderblichen Händel ſchlichte. Dazu lud er denſelben ein; und wenn der Ungarn König zu dem Zweikampf nicht willfährig ſey, ſo möge er ins freie Feld herauskommen und die Heere ſich ſchlagen laſſen. Vier Tage wollten die Böhmen und ihr Haupt ihn und ſeine Kriegsmacht erwarten. **Mathias** antwortete alſo, daß er zwar den perſönlichen

Kampf mit Georg nicht ganz verwarf, doch über den Ort und die Zeit dazu nichts verlauten ließ; von einer Schlacht im freien Felde wollte er nichts hören; indeß werde auch ſeine Zeit kommen, und dann werde Georg auch ihn ſchauen.

Nun rückte dieſer auf die Feinde los, und der Ungarn König blieb unbeweglich in ſeinem Lager ſtehn. Als zu dem Andrang der böhmiſchen Waffenmacht noch die Botſchaft kam, daß die Türken bis Gradiska ſtreiften, fühlte ſich der letzte von dem Wunſche Georgs nach Frieden bewegt, und es kam nicht nur zu Verhandlungen, ſondern auch zu einer vorläufigen Uebereinkunft, deren Hauptbedingung war, daß Mathias nach Georgs Tode auf dem böhmiſchen Throne folgen ſolle. Dieſer ſchmeichelte ſich: da Corvin ohne rechtmäßige Erben ſey, werde dann nach deſſen Hinſcheiden einer von ſeinen Söhnen die böhmiſche Krone tragen. Inſonderheit freute ihn, daß Viktorin ſofort in Freiheit geſetzt, Marggraf von Mähren, oder Hauptmann von der Lauſitz oder Schleſien ſeyn ſollte.

Die Vollendung des Friedens ſchien nun keinem Zweifel mehr unterworfen. So die böhmiſchen als die ungariſchen Großen billigten die Bedingungen, und Mathias blieb unerſchütterlich bei der friedlichen Geſinnung, wie ſehr auch der päpſtliche Legat ſich bemühte, ihn davon abzubringen. Es fehlte endlich nichts mehr, als die feierliche Abſchließung des Vertrages und die Ausfertigung der Urkunden. Da kamen Geſandte des Königs von Polen nach Prag, und drangen in die Stände mit Vorſtellungen, daß ſie ihre Krone, welche ſie dem polniſchen Fürſten verheiſſen hätten, nicht ſo leichtſinnig an einen andern vergeben möchten. Sie bewirkten dadurch wenigſtens ſoviel, daß die Urkunde des Friedens mit Mathias noch verſchoben wurde, zu unausſprechlicher Bekümmerniß Georgs, der ſich nun von zwei Bewerbern um ſeine Krone, die ſich beide auf ſeine Verheiſſung ſtützten, angefeindet ſah, und die trübſte Ausſicht für die Ruhe Böhmens nach ſeinem Tode.

In ſeiner Herzenstraurigkeit ſammelte er eines Tages ſeine treuen Räthe um ſich, und ſagte ihnen, welche Gedanken ſeine Seele beſchwerten. Unter ſeiner Regierung ſey viel chriſtliches Blut vergoſſen, die Maledeiung des armen Volkes dringe durch die Wolken, und an den Klöſtern habe er viel Raub begangen. Und die Getreuen erwiederten ihm: durch Erſtattung könne er dergleichen wieder gut machen; Zdenko von Sternberg und andre Herrn ſolle er wieder in Gnade aufnehmen; und gaben zu verſtehen, daß er ſich der Kirche fügen möge. Georg nahm ſich dieſen Rath ſehr zu Herzen. Da trat Johann Rokyczana vor ihn, und ſprach: König, behalte dein männliches Gemüth, laß dich des Reiches nicht berauben, laß die Anführer aus dem Lande treiben, und die teufliſchen Mönche erſäufen. Aber

Georg entgegnete ihm ernſtlich: Magiſter, du haſt nunmehre lange genug gemeiſtert, laß mich nun auch eine Weile meiſtern. Hätte ich deinem Rathe nicht gefolgt, ſo wäre ich ein viel berühmterer König, und viel Blutvergießen wäre ungeſchehen. Geh und laß dich nicht wieder ſehn. Sonſt wirſt du nicht mehr ſeyn, und andern ein Beiſpiel hinterlaſſen.

Rokyczana ging von hinnen und härmte ſich ſehr über die Veränderung, die mit dem König vorgegangen. Er ſtarb bald, und Georg, der auch ſchon ſeinen Tod herannahen fühlte, mußte den Schmerz noch erleben, ſeinen treueſten Freund und Beförderer, und in ſolcher Stimmung zwiſchen ihnen, früher ſcheiden zu ſehen. Die Königin Johanna war bei deſſen Begräbniß zugegen, und trug großes Leid um ihn. Ihr Gemahl aber gab ſich um ſo freier Mühe, zur Ausſöhnung mit dem Papſt zu gelangen

Mitlerweile hielt er ſeinen letzten Landtag zu Prag. Ihr ſeht, ſprach er zu den Ständen, an meiner abgemergelten Perſon, daß mein Leben zu Ende geht. Ich wünſche euch einen künftigen König, der ſo gut wie ich oder beſſer dieſem Reich vorſtehe. Entdeckt mir eurer Herzen Gemüth, wem ihr zu eurem Herrn nach meinem Tode zu erkieſen gedenkt? Und wahrlich zeugt von Gerechtigkeit und Freiheit, die Georg walten ließ, daß ihm die Stände freimüthig antworteten: wir wollen einen von den Söhnen Kaſimirs von Polen für den Thron wählen, da ſich Böhmen und Polen gut mit einander verſtändigen. Auch war gewiß dem königlichen Vater nicht zu verargen, daß er überhaupt, indem er die Thronfolge ſchlechterdings durch nichts, als die freie Liebe der Nation in ſeinem Hauſe dauernd machen wollte, und dazu keinen Anſchein ſah, für das Privatvermögen deſſelben emſig ſorgte, daß er eben jetzt, da ihm das freimüthige Geſtändniß des Landtages ſeine Söhne beſtimmt als ungekrönte Häupter zeigte, alles zu Kuttenberg vorhandene Silber noch nach Podiebrad bringen ließ.

Er verſchied am zwei und zwanzigſten März des Jahres 1471, ſchon im ein und funfzigſten ſeines Alters, an der Waſſerſucht, die ihm der Gram zugezogen hatte. Mitleiden verdient er und Bewunderung, weil er ſeiner Regierung, durch die Verhältniſſe gehindert, nicht die wohlthuende Kraft geben konnte, die in ſeinem Herzen glühte, unter ſolchen Partheien ſo gemäßigt, bei ſolchem Haß der Religionsmeinungen gegeneinander nicht ohne Duldung; bei Freiheit der Denkart innerlich religiös: weil er, bei dem größten Heldenruhm ſeiner Zeit, und bei ihm entſprechender Tapferkeit und Kriegserfahrung, den Krieg nicht ſeiner ſelbſtwillen liebte, eine Krone, die er allein in ſeinem Geſchlechte trug, ſo betrachtete, als könne er ſie gleichgültig niederlegen, wenn Ehre und Pflicht es ihm erlaubten.

XX. Wladiſlaw aus Polen (regierte von 1471 bis 1516, und ſein Sohn Ludwig, König von Böhmen ſeit 1509 bis 1526.)

König Mathias von Ungarn wandte vergebliche Mühe an, nun den böhmiſchen Thron zu beſteigen: der Landtag erwählte Wladiſlaw, den funfzehnjährigen Sohn des Königs Kaſimir von Polen, weil er der ſlawiſchen Sprache kundig ſey, und durch ſeine Mutter Eliſabeth von dem größten Wohlthäter Böhmens, Kaiſer Carl dem Vierten abſtamme. Es iſt ein ſchöner Zug in dem böhmiſchen Nationalſinne, daß die dankbare Erinnerung an die wahrhaftig wohlthätigen Könige noch ſpät auf ſeine Aeuſſerungen einwirkte. Am ein und zwanzigſten Auguſt ward Wladiſlaw gekrönt, und empfing bei der Krönung das Abendmahl unter Einer Geſtalt mit ungemeiner Andacht, ohne daß irgend jemand ihm den Genuß deſſelben unter beiden Geſtalten zumuthete.

Kühner als wider Podiebrad führte Mathias den Krieg um den böhmiſchen Thron wider den gegenwärtigen Jüngling auf demſelben, und bemächtigte ſich mit den Waffen mancher wichtiger Poſten in Böhmen, ließ ſeine Huſaren bis an Prags Mauern ſtreifen. Der Papſt Sixtus der Vierte unterſtützte ſeine Anſprüche: die Türken, durch ihre Einfälle in Ungarn, entkräfteten ſein Waffenglück für die böhmiſche Thronfolge. Auch that König Kaſimir von Polen großen Ernſt dazu, daß ſein Sohn ſich behaupten konnte, kam endlich mit ſechzig tauſend Mann Polen und Tataren nach Schleſien, inzwiſchen Wladislaw, mit vier und zwanzig tauſend Dukaten von ihm unterſtützt, ein Heer in Böhmen warb, mit deſſen fünf und zwanzig tauſend Mann er zu dem väterlichen ſtieß. Bei Breslau, unweit welcher Stadt ſie und der König von Ungarn gelagert waren, erwartete man entſcheidende Schläge, und ſtatt ihrer erfolgte ein Waffenſtillſtand auf drittehalb Jahre, weil man mittelſt eines Friedens eben ſo wenig, wie durch die Waffen, zur Entſcheidung gelangen konnte. Erſt im Jahr 1479, nachdem ſich die Händel zwiſchen beiden Theilen durch die unentſchloſſenen Einmiſchungen von Kaiſer Friedrich dem Dritten immer mehr verwickelt hatten, vereinte man ſich mit einiger Sicherheit über Friedensbedingungen. Sowohl Wladislaw als Mathias ſollten fürder König von Böhmen heiſſen, jener das ganze Böhmen mit der Churwürde, die Lauſitz und die Herzogthümer Schweidnitz und Jauer, das übrige Schleſien aber und Mähren Mathias beſitzen, jedoch unter der Bedingung, daß auch dieſe Länder bei ſeinem Tode wieder an die Krone Böhmen fielen. Auch war es eine Bedingung, daß endlich Viktorin von Podiebrad ſeine Freiheit erhielte, welche zu bewirken Wladislaw ſchon hatte geloben müſſen, ehe die böhmiſche Nation ihm ihre Krone übertrug. Die beiden Könige traten ſelbſt zu Ollmütz unter großer Pracht zuſammen, und unterzeichneten den Frieden am zwei und zwanzigſten des Heumonates 1479. Seitdem war Eintracht zwiſchen ihnen, über deren Stiftung die Böhmen ſo erfreut waren, daß die katholiſchen Herren verſprachen, bei dem Papſte die Anerkennung der Kelchner als ächter Chriſten zu betreiben; und das Volk ein ſegnendes Zeichen des Himmels für die Dauer des Friedens ſah, als bei der ungemeinen Milde des folgenden Winters die Obſtbäume zum zweiten Mal blühten und Früchte trugen.

Kaum aber ſchien den Böhmen zu taugen, daß ſie nicht von einem auswärtigen Feinde bedrängt wurden; denn ſogleich brach nun der innere Krieg zwiſchen den Katholiken und Hußiten greulich los. Der König hatte im Jahr 1483 auf die Vorſtellungen der Bürgerſchaft den Rath der drei Prager Städte erneuert, und größtentheils mit Deutſchen beſetzt, die katholiſch waren. Die Hußiten glaubten von denſelben beeinträchtigt zu werden, und waren höchſt ergrimmt, daß die barfüßer Mönche, ſchon aus Böhmen weggedrängt, doch unter Wladislaw zurück gekommen, nun zu predigen wagten: diejenigen, welche das Abendmal unter beiden Geſtalten genöſſen, könnten nicht ſelig werden. Dagegen ſchlugen die hußitiſchen Prediger Lärm unter dem Pöbel, und es geſchah wohl, daß dieſer einem katholiſchen Prieſter, der ihm aufſtieß, Naſe und Ohren abſchnitt. Der König war zu kraftlos und ſchlaff, um ſolcher Wildheit Einhalt zu thun, fürchtete überdies die peſtilenzialiſche

Seuche, die auch ſchon in Prag um ſich griff, und entfernte ſich nach Mähren. Dadurch noch zügelloſer, rottete ſich das gemeine Volk zuſammen, zog am vier und zwanzigſten September des Jahres 1483 in lichten Haufen, die mit Spießen und Stangen bewaffnet waren, immer wachſend durch Bürger, nach dem Ring der Altſtadt, und läutete die Sturmglocke im Teyn. Darauf drang die Rotte in das Rathhaus, ergriff den Burgemeiſter und ſtürzte ihn zum Fenſter hinaus, mißhandelte die übrigen Glieder des Raths. Grauſamer noch ſchlugen die Neuſtädter alle ihre Rathsmänner todt, die ſich nicht durch die Flucht retteten; und auf der Kleinſeite mißhandelte man auf ähnliche Weiſe die Obrigkeit. Mit Plünderung der Klöſter, der Häuſer und Kramläden der Juden, beſchloß man den Tag; und am folgenden wandte ſich die Raſerei gegen das Schloß: die Habe der Domherrn und die Metropolitankirche wurden geplündert. Wladislaw weinte, als er von dieſem Greuel hörte, und wagte nicht eher nach Prag zu kommen, als bis ihn die Bürger dringend einluden, gänzliche Unterwerfung gelobten, und die bitterſte Reue über die Unthaten bezeigten. Nach ſeiner Rückkunſt erneuerte er den Rath, und die entflohenen Glieder deſſelben glaubten nun heimkehren zu dürfen. Den erſten von ihnen, Oczaſek genannt, welchen die Utraquiſten anſichtig wurden, wollten ſie ſogleich packen; er rettete ſich in den Königshof, wo man das Thor hinter ihm ſperrte. Ungeſtüm verlangte das zuſammengerottete Volk die Auslieferung des Rathsherrn, und drohte, ſonſt den Pallaſt zu ſtürmen. Wollen wir nicht auch die Auslieferung des Königs fordern? rief einer der Wüthenden: und jener war ſchwach genug, ihnen den Rathsmann zu übergeben. Traurig ſetzte er ſich nach Beruhigung des erſten Sturmes an ein Fenſter gegen die Neuſtadt zu und weinte über ſeine unſelige Begier nach der böhmiſchen Krone. Ein Bürger, der ihn ſah, rief: laßt uns den hergelaufenen Polacken umbringen! ergriff die Armbruſt, ſpannte und zielte auf Wladislaw, der ſchnell vom Fenſter wich, und den Entſchluß faßte, nicht länger auf dem Königshof zu hauſen. In der folgenden Nacht machte er ſich ſtill mit ſeinen Vertrauten auf, ſetzte mit ihnen über die Moldau und ging auf das Schloß 1484. Dort ließ er die Mauern, den Graben ſogleich verbeſſern, und allmählig einen prächtigen Bau aufführen. Auch die Landtafel befahl er auf das Schloß zu bringen, wo nun der königliche Hofſtaat für immer blieb. Gern zogen ſich die Vornehmſten des Adels in die Nähe deſſelben, und die Kleinſeite gewann dadurch ungemein, indem es dem Flor der beiden andern Städte viel Abbruch that, daß nun der Königshof öde ſtand.

Doch wollte Wladislaw nicht blos für ſeine perſönliche Sicherheit ſorgen: es fehlte ihm nicht an Einſicht und gutem Willen, auch für die öffentliche Ruhe zweckmäßige Verfügungen zu treffen. Er berief deshalb auf das Wenzelsfeſt des Jahres 1485 einen allgemeinen

Landtag nach Kuttenberg. Zuerſt kam hier die allgemeine Beſchwerde über die zu geringhaltigen Münzen vor, welche die Kuttenberger hießen, und die gewöhnliche Landesmünze ausmachten. Sie hatten ſo wenig Korn, daß man ſie bei Verkauf und Kauf gar nicht mehr nehmen wollte, ſondern nur nach den weißen Groſchen Georgs von Podiebrad trachtete. Wladislaw ſetzte beſtimmt feſt, wie viel Korn künftig zu jeder Münze genommen werden ſollte. Dann erwog man das Unheil des ſchrecklichen eingeriſſenen Wuchers, und verbot auf das ſtrengſte, fortan mehr als zehn Procent jährlicher Zinſen zu nehmen. Wer darüber hinausgehe, ſolle keines Amtes, keines Rechtes, keiner bürgerlichen Ehre fähig bleiben, das ausgeliehene Geld ganz einbüßen, indem es an den König zum gemeinen Beſten verfalle. Das Hauptübel endlich, wodurch der öffentliche Friede litt, den Religionszwiſt, verzweifelte man freilich zu heben, doch ſuchte es zu mildern, indem man auf dreißig Jahre ſo den Katholiken als den Hußiten jegliche Kränkung des andern Theils unterſagte.

Kaum war durch dieſe Anordnungen die innere Ruhe Böhmens einigermaßen wieder hergeſtellt, ſo drohte ihm gar ein Krieg mit Deutſchland und dem Kaiſer. Dieſer hatte ſtill und in der Eile die Churfürſten zu Frankfurth zu bewegen gewußt, daß ſie ſeinen Sohn Maximilian zum römiſchen König erwählten den 16. Febr. 1486; und vielleicht war es eine kleine Tücke von ihm wider die Böhmen, oder Beſorgniß, daß ihre Churſtimme ihm entgegen ſeyn möchte, wahrſcheinlich nur zu große Haſt, daß man den König Wladislaw gar nicht zu der Wahl einlud. Nachdrücklichſt verlangten ſogleich die böhmiſchen Stände von dieſem, daß er ſolche Beſchimpfung ihrer Nation ernſtlich ahnden ſolle; und ſie ſelbſt forderten von dem Kaiſer und den Churfürſten Genugthuung, welche ſie auch mit den Waffen zu ſuchen bereit wären. Sie trieben den König zu einer förmlichen Kriegserklärung; doch fühlte er weniger feurig für die Ehre der böhmiſchen Nation, bezeugte ſich endlich zufrieden mit der Erklärung der Churfürſten, daß ſie künftig bei einem ähnlichen Verſehn, wie jetzt aus Uebereilung vorgefallen ſey, ſich einer von der goldenen Bulle beſtimmten Geldſtrafe unterwerfen wollten; worauf er keinen Anſtand nahm, den Erzherzog Maximilian auch als römiſchen König anzuerkennen. (1489.)

Dagegen ſchien ein neuer Krieg mit Mathias von Ungarn unvermeidlich, weil derſelbe, trotz ſeiner Freundſchaft mit Wladislaw, deſſen Vater Kaſimir von Polen wegen geringer Urſache plötzlich mit Krieg überzog, und der Sohn die Hülfe nicht abſchlagen konnte, welche der Vater von ihm verlangte. Hierüber ergrimmte der hoffärtige Corvin alſo, daß er ſich mit dem Sohn Georgs von Podiebrad, dem Fürſten Heinrich von Münſterberg verſtändigt zu haben ſcheint, wie er ſich der böhmiſchen Krone, ſey es auch durch Meuchelmord wider ihren jetzigen Inhaber, bemeiſtern möge. Die gedungnen Meuchelmörder wurden entdeckt, gefoltert, und geſtanden, daß ſie von jenen Beiden angeſtiftet wären. Wie es übrigens ſich damit eigentlich verhalten habe, wird um ſo zweifelhafter, weil Heinrich von Münſterberg gar nicht weiter befehdet ward, und die Meuchelmörder erſt ihre Strafe empfingen, als die Nachricht kam, König Mathias ſey geſtorben.

Wladiſlaw dagegen, für welchen die Wittwe Corvins eine beſondere Theilnahme hegte, worüber ſie ſich bisweilen in lateiniſcher Sprache verſtändigt hatten, ward trotz ſolcher Mitbewerber, wie der römiſche König Maximilian, von den Ungarn für ihren Thron gewählt 1491 den 15ten July; und wenn er gleich auf demſelben gegenwärtig ſeyn mußte, um ihn wieder ſeine Gegner zu behaupten: ſo zeugte es doch auch von einer Abneigung gegen Böhmen, daß er es nun in ſieben Jahren nicht wieder ſah, ſo dringend ihn wiederholt die Stände baten, zu ihnen zu kommen. Während ſeiner Abweſenheit faßten ſie den merkwürdigen Schluß, daß ſchlechterdings die Landtafel in böhmiſcher Sprache geführt würde. Die Urkunden durften jedoch derſelben in der Sprache des Originals einverleibt werden. Ein Aufruhr der Leute von Kuttenberg, welche ſich auf dem Springsberge verſchanzten, und einen Zug der benachbarten Städte wider ſie nöthig machten, ward endlich Anlaß, daß im Februar des Jahrs 1497 Wladiſlaw wieder in Prag erſchien den 17ten Februar 1497. Unter dem allgemeinen Jubel darüber glaubte der gelehrte böhmiſche Edelmann Bohuslaw Lobkowitz von Haſſenſtein, ein Geiſt voll Feuer für die ſchönen Wiſſenſchaften, wie öfters nachher von litterariſchen Männern geſchehn iſt, dem König gute Lehre unter gerechter Lobrede geben zu können. Sein Rath, daß man gegen Sektirer, wie die Pikarden, wachſam ſeyn, doch vor allen Dingen das Anſehn der Geiſtlichkeit wieder herſtellen, und auf das äußerſte kräftigen ſolle, weil ohne dies kein Anſehn der Religion ſey, wäre vortrefflich geweſen, wenn dadurch der katholiſchen und utraquiſtiſchen Geiſtlichkeit zugleich derſelbe und ein lauterer Religionsgeiſt gegeben wäre.

Wirklich handelte der König im Sinn dieſes Rathes, der ſeiner eignen, längſt gehegten Ueberzeugung entſprach, und ſah ſehr richtig ein, daß er ſich zuerſt der Geſinnung der hohen Schule zu Prag einigermaßen bemächtigen, und ſie mit der Denkart des Domkapitels ſoviel möglich ausmitteln ſollte; denn eben dieſe beiden Punkte waren gleichſam die Quellen für die ſich befehdenden Religionsgeiſter, den huſſitiſchen und katholiſchen. Darum bemühte er ſich, einige gelehrte Italiener, auf deren ächten Eifer für die römiſche Kirche er ſich verlaſſen konnte, als Lehrer bei der Univerſität angeſtellt zu ſehn. Allein dieſer entging ſeine Abſicht keineswegs, und kaum war es durchzutreiben, daß der einzige Hyronymus **Balbus** als Lehrer der lateiniſchen Litteratur angeſetzt wurde.

Zu Kuttenberg ſtellte **Wladislaw** emſig die Ordnung wieder her; denn wurden dort die Arbeiten durch Unruhen unterbrochen, ſo war der Ertrag der Bergwerke geſchmälert. Er ließ einige der dortigen Beamten enthaupten, weil ſie, um ihren Betrug zu decken, etliche unſchuldige Bergleute des Diebſtahls bezüchtigt und mit dem Tode geſtraft hatten. Darauf eilte er nach Ungarn zurück; doch riefen ihn bald neue und noch wichtigere Unruhen wieder nach Böhmen.

Seit lange ſchienen die Städte allein das Recht zu haben, Bier zu brauen, ſo, daß der Adel für ſeine Gebiete das Bier von ihnen kaufen mußte; woher viele bürgerliche Schenk- und Brauhäuſer in denſelben entſtanden. Dergleichen fing der Adel nun an ſelbſt zu erbauen, und ſtützte ſich dabei auf ſeine Freiheit, nach Belieben auf ſeinen Gütern ſchalten, und ſie ſo gut wie möglich benutzen zu können. Allein die Städte ſahen darin eine Beeinträchtigung der bürgerlichen Nahrung. Dadurch erhob ſich eine Mißhelligkeit, welche das ganze Land erſchüttern mußte, wenn ihr nicht ſogleich abgeholfen ward. **Wladislaw** that einen Spruch zum Vortheil des Adels, auf deſſen Beihülfe und Kriegesmuth er als König von Ungarn ſehr rechnete. Die Bürger ſollten ihre Brau- und Schenkhäuſer auf fremden Grunde gänzlich einſtellen. Die nächſte Folge davon war, daß die Prager alle königliche Städte zu einem Landtag beriefen, um ihre alten Privilegien zu retten. (1503). Dem Bunde zwiſchen ihnen ſtellte der Adel ſogleich einen ähnlichen entgegen. Schon verſtärkten jene ihre Mauern, erweiterten ihre Gräben, und auch dieſer verſorgte ſich mit Pulver und Geſchütz, ſo voll Erbitterung gegen die Bürger, daß er von einem Landtag, den der König zu halten befahl, die Städte ausgeſchloſſen ſehen wollte, die über eine ſolche Beſchimpfung dermaßen in Wuth geriethen, daß ſie alle Verheerungen Zizka's androhten. Gleichwol fanden, vorzüglich der Kanzler Albrecht von Kolowrat, Peter von Roſenberg und andre große Baronen mit ihren Vorſtellungen ſoviel Eingang, daß die Bürger verſprachen, vor der Hand ruhig zu bleiben, bis der König ſich eines andern beſönne. (1503).

Aber vor dem Jahr 1509 kam dieſer nicht wieder nach Böhmen. Jetzt war ſeine Abſicht, ſeinen jungen Sohn Ludwig, der ſchon zum König von Ungarn gekrönt war, nach dem Wunſch der Böhmen auch zu deren König krönen zu laſſen. Es geſchah am eilften März. Ludwig hatte noch nicht das dritte Jahr vollendet, und deshalb mußte ſein Vater eine Verſchreibung ausſtellen, daß derſelbe den Ständen alle ihre Freiheiten nach Brauch ſeiner Vorgänger bei reiferem Alter und als König bewahren werde. Bei jener Feierlichkeit weinte die noch nicht ſechsjährige Prinzeſſin Anna: und als der Vater nach der Urſache ſolcher Thränen fragte, antwortete ſie: ihr kleiner Bruder ſey nun ſchon zweimal gekrönt, und ſie noch nicht einmal. Wladislaw lachte und ſezte ihr ſelbſt die böhmiſche Krone auf, worüber ſie herzlich vergnügt war.

Die böhmiſchen Stände widerſprachen auch nicht ſeiner Kundmachung, daß auf den Fall eines Hinſcheidens von Ludwig ohne Hinterlaſſung von Nachkommen, den ſie aus freiem und gutem Willen zum König in Böhmen gekrönt hätten, ſeine Tochter Anna kraft der Rechte, Freiheiten und Privilegien des Königreichs Böhmen, die wahre Erbin deſſelben bleibe. Vielleicht lähmte er einen Widerſpruch durch die gleichzeitige Verordnung, wie um ſeine Sprößlinge und Nachkommen ſtets etliche der böhmiſchen Sprache kundige junge adeliche Perſonen ſeyn ſollten, von welchen ſie darin früh geubt würden; imgleichen durch das Verſprechen ſeine Tochter Anna nicht ohne Zuziehung der böhmiſchen Stände zu verheirathen.

Nun richtete Wladislaw ſeine Sorge vorzüglich wieder auf Ungarn, wo die Neigung der Böhmen, die er in der ſpätern Hälfte ſeiner Regierung mehr beſaß, als in der früheren, vielleicht weil er ſelten unter ihnen war, ihn von einer großen Gefahr zu befreien eilte. Das Kreuz war daſelbſt wider die Türken gepredigt;

aber das Heer von ungefähr vierzig tauſend Mann, welches zuſammen lief und ſich mit demſelben bezeichnete, beſtand aus dem frechſten Geſindel, welches mehr liebte, Ungarn zu plündern und verwüſten, als ſich mit dem Erbfeinde der Chriſtenheit herum zu ſchlagen. Ihn von dieſer Peſt zu erlöſen, bat er eigenhändig die Prager und einige Herren vom Adel. Jene, vereint mit andern Städten, ſtellten raſch ein Heer von ungefähr zwölf tauſend Mann auf, angeführt von dem Fürſten **Bartholom von Münſterberg**, dem Enkel Georgs **von Podiebrad**. Später zog auch ein Heerhaufen der Baronen nach Ungarn. Noch ehe einer von beiden zur Stelle gelangte, waren die Kreuzſoldaten ſchon durch die Tapferkeit des Woiwoden von Siebenbürgen zerſtreut und vernichtet. Gleichwohl war der König höchſt vergnügt, ob der bewieſenen Treue der Böhmen, inſonderheit der Prager; und darum bewilligte er leicht denſelben das Recht, künftig ihren Stadtrath durch die älteſten ihrer Gemeinen wählen zu laſſen, indem ſie vorſtellten: wenn es bei der bisherige Einrichtung bliebe, daß einer vom hohen Adel, wie immer der Burggraf zu Prag ſey, ihren Stadtrath ernenne, ſobald es der König nicht ſelbſt thäte, mögte der Adel darin ein wirkſames Mittel ſehen, den Bürgerſtand allmählig ganz zu unterdrücken.

Sie machten unverzüglich im Jahr 1514 um ſo freudiger Gebrauch von ihrem neuen Rechte, weil ſie kaum entdeckt hatten, daß zwei ihrer Rathsmäner ſich etlichen vom Adel in ein Verſtändniß eingelaſſen, wie die Bürger vom Wehrſtand ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. Die Gemeineälteſten ließen beiden den Kopf abſchlagen. Nachdem man ſie unter dem Galgen hatte begraben laſſen, ſchritt man zur Wahl eines neuen Stadtrathes. Die vier und zwanzig Aelteſten der Gemeine loſeten darum, welche Acht von ihnen Wähler ſeyn ſollten, von denen nun das ganze Wahlgeſchäft vollendet wurde.

Es hatte den vollen Beifall der böhmiſchen Stände, daß Wladislaw Luſt bezeigte, ſeinen Sohn Ludwig mit Maria, der Enkelin des Kaiſers Maximilian, und ſeine Tochter Anna mit einem Enkel ebendeſſelben, Carl oder Ferdinand, zu verloben. Das öſterreichiſche Haus ging gern auf ſolchen Gedanken ein, und die Trauung zu dieſer Wechſelheirath ward zu Wien ſo vollzogen, daß der Kaiſer denjenigen ſeiner beiden Enkel vorſtellte, mit welchem ſich Anna vermählen würde.

Dieſe blieb in der kaiſerlichen Hauptſtadt, um ſich in Sitte und Sprache der Deutſchen zu üben. Ihr Vater, der allein mit ſeinem Sohn Ludwig nach Ofen zurückkehrte, verſchied daſelbſt im folgenden Jahre 1516 am dreizehnten März.

Der noch nicht zehnjährige Ludwig war von dem verſtorbenen König unter die Vormundſchaft ſeines Bruders Siegmund, des Königs von Polen, und des Kaiſers Maximilian geſtellt; und vorzüglich der letzte beeilte ſich, Räthe zu dem Landtage zu ſenden, welchen die Stände verſammelten, um ohne die königliche Macht durchzuſetzen, was Wladislaw durch wiederholte Bemühungen nie hatte bewirken können. Am Feſte des heiligen Wenzels im Jahr 1517 brachte der Landtag einen Vertrag zu Stande, wodurch die Fehde zwiſchen dem Adel und den Städten beigelegt wurde. Freilich ward auch jetzt noch das Recht des Adels, auf ſeinen Gütern Bier zu brauen und zu ſchenken, vorläufig nur auf ſechs Jahre als unangreifbar feſtgeſetzt; doch war dieſer Zeitraum lang genug, um ſchon den ungeſtörten Beſitz gleichſam in ein dauerndes Recht zu verwandeln. Und daß es auch der Bürgerſtand ſo anſah, ſcheinen ſelbſt die ſorgfältigſten Einſchränkungen, die man hinzufügte, anzudeuten, wie unter andern, daß der Adel nicht befugt ſeyn ſollte, an einem Orte zur Jahrmarktszeit Bier zu verkaufen. Für gerichtliche Streitigkeiten zwiſchen beiden Partheien beſtimmte der Wenzelsvertrag, daß der Bürger den Edelmann bei dem Landrechte, dieſer jenen bei dem Stadtgerichte verklagen müſſe. Beſaß ein Baron oder Ritter ein Grundſtück unter ſtädtiſcher Obrigkeit, ſo ſollte er ſich in allen daſſelbe betreffenden Händeln vor das Stadtgericht ſtellen.

Kaiſer Maximilian, der an dieſen innern Angelegenheiten Böhmens noch Theil genommen, ſtarb bald nach dieſem Landtage, und ſein Tod verwickelte die Stände in eine politiſche Streitigkeit. König Ludwig war in ſeinem dreizehnten Jahr, und ihm fehlten alſo noch fünf, um nach der goldenen Bulle die Wahlſtimme führen zu können. Sie fiel alsdann dem Vormunde zu, wenn er zugleich Verweſer des Landes war. Siegmund von Polen konnte alſo keinen Anſpruch auf ſie machen, und die Churfürſten luden daher die böhmiſchen Stände zu dem Wahlgeſchäft ein. Dieſe ſchickten dem jungen König das churfürſtliche auch an ihn gerichtete Einladungsſchreiben, und meldete zugleich, daß ſie den Oberſtkanzler von Böhmen Wladislaw von Sternberg wegen ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften zu dem Wahlgeſchäft auserſehen hätten. Ludwig war ſehr damit zufrieden, und erinnerte nur, daß man die böhmiſche Stimme an Carl von Oeſterreich geben ſolle. Sternberg befolgte dieſe Erinnerung zu Frankfurth, nachdem er erreicht hatte, daß die Bevollmächtigten für die böhmiſche Wahlſtimme, welche von dem polniſchen Siegmund ankamen, zurückgewieſen wurden.

Auf vieles Bitten der Stände erſchien Ludwig endlich im Jahr 1522 zu Prag. Als ſeine Gemahlin gekrönt werden ſollte, erhob ſich der alte Streit zwiſchen den Herren und Rittern, ob jene allein, oder auch dieſe ihr die Reichsinſignien vortragen ſollten; und plötzlich ſetzte Ludwig ſich ſelbſt die Krone auf, nahm den Scepter in die Rechte, den Reichsapfel in die linke Hand, und ließ ſich das Schwert von dem Marggrafen von Brandenburg vortragen.

Er hielt darauf ſeinen erſten Landtag, und wollte wiſſen, warum die Schulden ſeines Vaters, wofür Kammergüter verpfändet wären, troß aller Befehle noch nicht erledigt worden. Der Hauptgrund lag wohl darin, daß die Inhaber jener Güter ſie nicht gern wieder herausgeben wollten; doch hatten die Stände ihrer Anzeige nach ſchon dreimal hundert tauſend Gulden an den Oberſtburggrafen Zdenko Löwen von Rosmithal zu dieſem Zwecke entrichtet. Rosmithal ſchien ſich deshalb nicht hinlänglich rechtfertigen zu können; und Ludwig ſetzte auf einmal alle Beamte der Landtafel ohne Unterſchied ab. Eben ſo muthwillig ernannte er ſelbſt einen neuen Stadtrath von Prag, ohne Rückſicht auf das neue Recht der Bürgerſchaft, ihn ſich zu wählen. Wie er, trieben es ſeine Hofleute: wo ſie einen Edelmann mit einer goldenen Kette, einem reichgeſtickten Kleide ſahen, verlangten ſie dergleichen für ſich.

Die Ungarn litten nicht, daß Ludwig lange in Böhmen weilte; denn ſeine Gegenwart bei ihnen ſey gar zu nöthig, weil ihr Land unaufhörlich von dem Feinde der Chriſtenheit bedräut werde. Auch zog ſich dieſe Gefahr ſchnell ſo furchtbar zuſammen, wie je; denn Solymann der Zweite beſchied alle ſeine Heerführer auf den Frühling des Jahres 1526, daß ſie wohlgerüſtet zu einem großen Beginnen wären. Bangend forderte Ludwig auch die Böhmen zu ſchleuniger Hülfe auf, und ſie zogen in verſchiedenen Haufen nach Ungarn. Als aber **Solymann** mit einer Kriegsmacht, die man auf zweimal hundert tauſend rechnete, vordrang, wartete die übereilte Jugend des Königs die nachrückenden Hülfsvölker nicht genug ab, und ließ ſich mit einem kleinen Heere, das etwa dreißig tauſend Mann ſtark ſeyn mogte, troz der Warnung von einigen vorſichtigen böhmiſchen und ungriſchen Feldherrn, am ſechs und zwanzigſten Auguſt bei Mahacz in eine Schlacht ein. Seine Niederlage war ſo groß, daß ſich nicht der dritte Theil ſeiner Truppen durch die Flucht rettete. Er wollte auf derſelben durch den ſumpfigen und von Regen angeſchwollenen Bach Karas ſezen, ſtürzte mit dem Pferde und verſank. Ein Schleſier von Adel hatte ſeinen Sturz geſehn, und nur durch ſeine Angabe hoffte die traurende Königin **Maria** noch den Leichnam ihres Gemahls zu entdecken, nachdem Unruhen in Aſien **Solymann** den Zweiten aus Ungarn abgerufen hatten. Sie fanden ihn am Rande des Sumpfes eingeſcharrt, doch ſeiner Kleidungen beraubt. Auch als Statthalterin von den Niederlanden, wozu ihr Bruder, Kaiſer **Karl** ſie beſtellte, legte ſie nie die Trauerkleider um ihren Gemahl ab, welcher ſo früh, im zwanzigſten Jahr ſeines Lebens, ihrer Liebe entriſſen war.

XXI. Ferdinand der Erſte (regierte von 1527 bis 1564.)

Am achten Oktober verſammelte ſich der Landtag der Herren, Ritter und königlichen Städte in Böhmen, welchen der wiedereingeſetzte Burggraf von Prag Zdenko von Rosmithal zu einer neuen Königswahl ausgeſchrieben hatte. Aus jedem Stande ernannten ſie acht, alſo insgeſammt vier und zwanzig Männer, welche das Wahlgeſchäft vollbringen ſollten. Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich ließ zwar während deſſelben durch Botſchafter das erbliche Recht ſeiner Gemahlin Anna auf die böhmiſche Krone darthun; aber deſſen ungeachtet wollten ſie eine freie Wahl durchſetzen, welche zwar nach allen Vorſtellungen und Vorgängen, die bis dahin vorgegolten hatten, ihnen nicht abgeſprochen werden konnte, ſo wenig, wie nach ebendenſelben der Fürſtin Anna ein bedingtes erbliches Recht auf die Krone Böhmen: dieſes war ein Gemiſch von Wahl- und Erbreich, und keine allgemein gültige Urkunde hatte es zu dem einen oder dem andern ausdrücklich beſtimmt. Nur in dem gegenwärtigen Fall war den Ständen das Wahlrecht nicht mehr frei, weil ſie ihre Krone der Tochter Wladislaws ſchon bey ſeinem Leben, wenn Ludwig ohne Nachkommen ſtürbe, verſprochen hatten. Zum Glück fiel die Wahl auf den Erzherzog Ferdinand, als deſſen Nebenbuhler König Siegmund von Polen und zwei bairiſche Fürſten wohl nur zum Schein aufgeſtellt waren. Doch mußte er, ehe ihm gehuldigt werden ſollte, eine Urkunde mit dem Bekenntniß ausſtellen, daß er aus freiem und gutem Willen der Herren, Ritter und Städte, zum König in Böhmen gewählt worden ſey: wozu auch ſein ſchriftliches Verſprechen kam, daß er den baſeler Kompaktaten ihren Werth laſſen, und einen Erzbiſchof beſtellen wolle, welcher der beiderſeitigen Geiſtlichkeit ſorgfältig vorſtehe.

Bei ſeiner Krönung am St. Mathiasfeſte des Jahres 1527 ward bis zu einer künftigen Entſcheidung den Baronen zugeſtanden, die Krone, den goldenen Apfel und den Scepter, dem Ritterſtande aber, das Schwert vorzutragen.

Ferdinand war als König von Ungarn zu ſehr wider die Türken beſchäftigt, und als römiſcher König zu ſehr in die großen politiſchen Angelegenheiten ſeines Bruders, Kaiſer Karls des Fünften verwickelt, als daß er die Beſorgung des innneren Zuſtandes der Böhmen ihnen nicht gern ſelbſt überlaſſen hätte, wenn ſie ihn nur hinlänglich wider die Türken und die deutſchen Reichsſtände unterſtützten, welche ſich wider ſeinen kaiſerlichen Bruder erhoben.

Zur Behauptung Ungarns gaben die Böhmen auſſer dem Kriegsvolk ſoviel an Geld und Rüſtung, daß ſie meinten, jenes ganze Reich wäre nicht den Aufwand werth, welchen ſie in funfzehn Jahren für daſſelbe gehabt hätten. Auch fürchteten ſie, weil eine Peſt ihr Land entvölkerte, indem Solymans Schwert nie ermüdete, unter ihren Truppen bei den königlichen Heeren ſo zu wüthen, daß in einer einzigen Schlacht des Jahres 1537 ſechs tauſend Böhmen durch die Türken vertilgt wurden; und da Ferdinands Anforderungen ſo weit gingen, daß er unter andern von den Herrn von Roſenberg ihren Vorrath an Schießpulver verlangte, was ſie freilich abſchlugen, da ſie für die zwei hundert vier und dreißig Stücke Geſchütz auf ihren Schlöſſern es ſelbſt nothwendig brauchten zuletzt in einen ganz wehrloſen Zuſtand zu verfallen.

Gleichwohl war die Anſtrengung der böhmiſchen Kräfte zum Widerſtande gegen die Türken bei weitem nicht ſo gefahrbringend für das Land, als die neue, welche für die Kriege des öſterreichiſchen Hauſes in Deutſchland verlangt wurde. Sobald ſich die Lehre Luthers über das benachbarte Sachſen verbreitete, hatte jeder einſichtsvolle Böhme gezittert, daß ſie in ſeinem Vaterlande, wo ihr durch die Hußiten mehr als irgendwo vorgearbeitet war, ein allgemeines Feuer anzünden mögte, das vielleicht noch verheerender würde, als der Hußitenſturm. Allein die Klugheit Ferdinands und mehrerer einheimiſcher Großen, daß ſie die Kompaktaten treulich beobachtet haben, Lutheraner aber nicht unter die Utraquiſten, ſondern unter die Sekten gezählt wiſſen wollten, welche in Böhmen nicht geduldet würden, leſchte die Flamme eines neuen Religionskrieges immer wieder, indem die Proteſtanten in Deutſchland zu einer politiſchen Macht wurden, die ſich jetzt zum offenen Kriege mit den Katholiken und dem Kaiſer anließ.

Da der Kurfürſt von Sachſen das Haupt der proteſtantiſchen Parthei war, konnte dieſer androhende Krieg nicht ſehr fern von Böhmens Gränzen bleiben, und Ferdinand mußte vorzüglich auf die Willfährigkeit von dieſem ſeiner Länder, ihn und ſeinen Bruder zu unterſtützen, in demſelben hoffen. Er verordnete einen allgemeinen Landtag nach Prag auf den ſieben und zwanzigſten Junius des Jahres 1546, wo er ein Aufgebot an die ganze Nation verlangte, damit ſie zur Bedeckung des Königreichs und der ihm einverleibten Länder gerüſtet ſey, weil ſowohl die Türken, als einige Reichsfürſten in Deutſchland kriegeriſche Bewegungen machten. Auf dieſen Vorſchlag gingen die Stände willig ein. Jeder Kreishauptmann ſollte Befehlshaber der Kriegsleute aus ſeinem Kreiſe ſeyn; und alle ſtünden unter dem oberſten Hauptmann, zu welchem ſie dem König vier Böhmen vorſchlugen. Er wählte aus denſelben Sebaſtian von Weitmil.

Allein noch während des Landtages kam an die Stände ein Schreiben des Kurfürſten von Sachſen, daß der Kaiſer ihn und ſeine Bundesgenoſſen aus keiner andern Urſache verfolge, als um das wahre Wort Gottes, und den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalten, auch die Freiheiten des heiligen römiſchen Reichs zu unterdrücken. Ferdinand dagegen ließ die Achtserklärung des Kaiſers wider den Kurfürſten und ſeine Genoſſen, als Empörer, in die böhmiſche Sprache übertragen an allen öffentlichen Plätzen anſchlagen, und unterſagte bei Lebensſtrafe, den geächteten Fürſten auf irgend eine Weiſe beizuhelfen.

Auf das bevorſtehende Wenzelsfeſt zogen nach des Königs Anordnung ſämmtliche Kriegsvölker bei Kachen zuſammen, und ihr Oberfeldherr Sebaſtian von Weitmil wollte ſie über die Gränze in die Lauſitz führen, als unerwartet ein großer Theil von ihnen, welche Utraquiſten waren, erklärte, daß der Chrfürſt ihnen kein Leid gethan, keinen Anlaß gegeben habe, wider ihn zu ſtreiten. Als Sebaſtian auf das Vorrücken beſtand, zogen die meiſten Utraquiſten wieder nach Hauſe. Nur bis Martini hatten überhaupt die Stände die Kriegshülfe vergünſtigt. Ferdinand bat, daß außer den Katholiken wenigſtens die Prager noch einen Monat über dieſen Zeitpunkt bei ſeinen Fahnen bleiben ſollten, und kaum verſtanden ſich dieſe dazu, noch zwei Wochen im Felde zu verharren. Da ſandte er ſeinem oberſten Hauptmann den Befehl zu, die widerſpänſtigſte Mannſchaft mit ihrem Geſchütz heimziehn zu laſſen.

Der Krieg war indeß glücklich fortgeſetzt. Ferdinand aber ließ etliche von den Kreishauptleuten, die ſich dem Zug über die Gränze widerſetzt hatten, mit entſchloſſener Strenge enthaupten; und zu Anfang des folgenden Jahres 1547, während daß ſeine Gemahlinn Anna ſtarb, den 27ſten Januar, die ihn noch im Tode flehte, den Böhmen gnädig zu ſeyn, ſchritt er in ſeinen Maaßregeln vor, um den Widerſtand derſelben gänzlich zu brechen. Ohne einen Landtag zu halten, ohne irgend eine Verabredung mit den Ständen, hatte er in alle Kreiſe, alle Städte den Befehl geſchickt, daß jeder Inſaſſe von jedem tauſend Schock ſeines Vermögens einen Mann zu Pferde, oder drei Mann zu Fuß hergeben, ſie mit allem Bedarf auf einen Monat, und noch einen verſehn, und mit ihnen perſönlich zu Leutmeritz erſcheinen ſollte. Allein die Prager zuerſt antworteten ihm, daß ihre Gemeine ſich zu einem ſo ungewöhnlichen Feldzug nicht entſchließen könne, wenn nicht ein allgemeiner Landtag ſie dazu befehligte. Unglücklich genug ſcheint Ferdinand keine Vorſtellung von den Anſichten der Stände gehabt zu haben, und konnte auch nur mittelſt der deutſchen oder lateiniſchen Sprache mit ihnen verkehren. „Er verlangte nichts, erwiederte er, als was die Ehre des Königreichs bezwecke. Ihr Städte, ſeyd Anlaß aller Unglücksfälle, die in dieſem Kriege geſchehen ſind, und geſchehn werden. Die Zeit iſt zu kurz, als daß wir erſt einen Landtag ausſchreiben ſollten. War vor Zeiten nur ein geringes Dorf von den Deutſchen angegriffen, ſo eilten eure Vorfahren gleich alle zur Wehr, und der allgemeine Ruf ging, man müſſe ſich vor einem Böhmen wie vor dem Teufel fürchten. Nun aber fürchtet ihr euch wie alte Weiber vor ſolchen, die gar nicht zu fürchten ſind.“ Deſſenungeachtet blieben die Prager bei ihrem Entſchluß, und führten den Grund davon, welcher bei ihnen eigentlich Alles entſchied, daß ſie nicht wider die churfürſtlichen Unterthanen ziehen könnten, die den Kelch im Abendmahl gleich ihnen genöſſen, immer zuletzt an. Der König aber ging nach Leitmeritz, und mußte dort eine ähnliche Erwiederung von den Ständen vernehmen, die ſich zum Theil mit dem beſchiedenen Kriegsvolke daſelbſt verſammelt hatten. Auch ſie drangen auf einen allgemeinen Landtag, und verſtanden ſich endlich zum Theil zu dem Feldzug unter der Erklärung, daß ſie einzig gingen, um die Perſon ihres Königs zu ſchirmen.

Kaum war dieſer über die Gränze gezogen, als die Prager andre Städte einluden, Bevollmächtigte zu ihnen zu ſenden, und ihrem Bunde beizutreten, daß ſie ihre Freiheiten mit Gut und Blut vertheidigen wollten. Nicht nur die Utraquiſten, ſondern auch alle, die ſich unter dieſem Namen verbargen, ſtrömten nach Prag. Auch viele Herren und Ritter, endlich die Stände überhaupt, traten dieſem Bunde bei, unter dem Widerſpruch einiger katholiſchen und dem König getreuen. Aller Wunſch ging dahin, daß Ferdinand nur einen allgemeinen Landtag halte, um ſich mit ihnen verfaſſungsmäßig über die Mittel zur Ehre und Beſchützung des Reichs zu bereden.

Der König erklärte zwar auf das nachdrücklichſte, daß er gern geſonnen ſey, einen ſolchen Landtag zu halten, doch wieſen ſie alle Anforderungen von ihm und **Sebaſtian von Weitmil**, zu dem Kriege fürder beizuwirken, um ſo zuverſichtlicher von ſich, weil der Sieg des Churfürſten bei Rochlitz über den Marggrafen **Albrecht von Brandenburg** dem öſterreichiſchen Hauſe keinen glücklichen Erfolg zu verſprechen ſchien; und als **Ferdinand** ſchrieb, nun ſey die höchſte Noth vorhanden, denn der Sieger werde in Böhmen ſelbſt einfallen, erſuchten ſie ihn dagegen, lieber den Feldzug ganz aufzugeben, und zu ihnen heim zu kehren. Selbſt als der Churfürſt ſich wirklich der böhmiſchen Stadt Joachimsthal bemächtigte, machte es keinen Eindruck auf ſie, weil er ihnen die Erklärung gab, daß es zu ihrem Beſten geſchehen ſey, und ſie zeitlich auf Huth ſeyn müßten, ſich wider die Rache des Kaiſers und Königs zu ſichern.

Vielleicht wirkte eben dieſe Ermahnung dazu, daß ſie, ohne irgend eine Anfrage bei dem Thron, ein beſonderes Heer errichten wollten, unter dem Vorwand, ihr Vaterland zu decken. Wenn ſich daſſelbe in Bewegung ſetzte, ſollte auch, wenn es Noth thäte, jeglicher, der ein Roß hätte, oder die Waffen tragen könnte, demſelben zuziehn. Die ganze Nationalmacht ward unter den Oberhauptmann **Caſpar Pflug von Rabenſtein** geſtellt, nachdem **Sebaſtian von Weitmil** von jeder weiteren Verrichtung im Felde abgemahnt worden, weil die Zeit längſt verfloſſen ſey, auf welche ihn die Stände zu ihrem Feldherrn ernannt hätten.

Ungefähr zu gleicher Zeit mit dieſen Schritten der verbündeten Stände waren König Ferdinand und ſeine Bundesgenoſſen, die Herzoge Moritz und Auguſt von Sachſen, in die Gegend von Brüx gezogen, und hatten ſich auch in dieſe Stadt gelegt. Sofort glaubte das ſtändiſche Directorium, welches aus dem Stadträthen Prags, vier Baronen und vier Rittern zuſammengeſetzt war, dies könnte wohl auf die von dem Churfürſten geweiſſagte Rache deuten. Man beorderte unverzüglich den Grafen Albin von Schlick, ſein Geſchütz der zunächſt bedrohten Stadt Saatz zuzuführen, und ermahnte dieſe keinen Fremden einzulaſſen; zugleich aber beſchwerte man ſich bei Ferdinand, daß ohne Wiſſen der Stände, und den alten Freiheiten des Reichs zuwider fremdes Kriegsvolk in Böhmen eingeführt ſey. Während ſeines Zuges auf Saatz ließ ihn der Rath dieſer Stadt bedeuten, daß er zwar mit dreißig bis vierzig Roßen bei ihnen übernachten könnte, doch ohne weiteres Gefolge, denn er führe ein ſodomitiſches Kriegsvolk mit ſich, Spanier und Italiener. Der König nahm darauf ſein Nachtlager in der Hütte eines alten Bauernweibes.

Vergebens machte er die Vorſtellung, daß er einzig durch Böhmen ziehe, um ſich mit dem anrückenden Heere des Kaiſers zu vereinigen. In den elboger Kreis, wodurch er auf Eger marſchiren mußte, rückte ſtändiſche Mannſchaft unter dem Oberhauptmann Pflug von Rabenſtein, und unverzüglich ließen die Directoren das Gebot ergehen, daß alle Kreiſe aufſtehen ſollten, um das Vaterland vom Untergang zu retten. Ihr Eifer, ihre Beſtürzung mehrten ſich bei der Nachricht, auch der Kaiſer ziehe von der andern Seite mit ſeiner Macht auf Eger; und als Ferdinand ſie von ihrer ganz unnützen Rüſtung abmahnte, erwiderten ſie ihm ohne Scheu, daß ſie von ſicherer Hand wüßten, Oeſterreich wolle die Böhmen in erbliche Unterthänigkeit bringen und ihre Sprache ausrotten.

Inzwiſchen gelangte der König mit ſeinem Kriegsvolk nach Eger, ohne daß Pflug von Rabenſtein ſeinen Zug anders, als durch einige Verhaue zu hemmen wagte. Nach ſeiner Vereinigung daſelbſt mit ſeinem kaiſerlichen Bruder erließen Beide beruhigende Vorſtellungen jeglicher Art an die Stände, und dieſe antworteten mit der Forderung, daß ſie den Churfürſten unbefehdet laſſen ſollten, wie es die unter König Georg geſtiftete Erbeinigung zwiſchen Böhmen und Sachſen heiſche. Ihr Bund wuchs immer mehr, ſelbſt durch den Beitritt ihm bisher widerſtrebender katholiſcher Baronen und des Oberburggrafen Wolf Kragirz von Kragek. Indeſſen verboten ſie doch ihrem Feldherrn, der große Luſt dazu bezeigte, über die Gränze zu rücken, und ſich irgend mit den churfürſtlichen Truppen zuſammen zu thun.

Ein Theil von dieſen war bis auf Elbogen gekommen, in der Hoffnung auf eine Vereinigung mit den

Böhmen. Dem dadurch geſchwächten Churfürſten ſtand der Kaiſer plötzlich nahe an der Elbe, und die Nachricht von der gänzlichen Niederlage, der Gefangenſchaft Johann Friedrichs bei Mühlberg, kam unerwartet wie ein Donnerſchlag unter die utraquiſtiſchen Stände. Beſtürzt verließen ſie zum Theil auf das eiligſte Prag, indem die Domherrn auf dem Schloß durch Glockengeläute ihre Freude über die Niederlage der Ketzer verkündeten. (27ſten April 1547.)

Auf einmal umgewandelt beorderten die Stände nun, da der Einfluß der katholiſchen wieder frei war, Geſandte an beide Majeſtäten mit der Bitte, daß ihr Heer nach Ungarn wider die Türken geführt werden möge. König Ferdinand nahm dieſelben im Lager vor Wittenberg traulich auf (den 28ſten April 1547.), indem er jeglichem die Hand reichte, und hörte, unter einem Baume ſitzend, die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand und einige böhmiſche Herrn ſeines Gefolges zur Seite, die Rede des Oberſtburggrafen an, die ihm ins Lateiniſche gedollmetſcht wurde. Als ſie darauf wünſchten, auch dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden, führte er ſie ſelbſt an die Bauernhütte, wo dieſer wohnte. Carl trat auf die Thürſchwelle, gab auch jeglichem Botſchafter die Hand, und hörte am folgenden Tage freundlich ihren Vortrag. Acht Tage mußten ſie aber auf den Beſcheid warten, und ihre Landleute am Hof und im Heer überſchütteten ſie mit den ſchmählichſten Vorwürfen.

Der Beſcheid von beiden Majeſtäten ging bei ihrer Entlaſſung dahin, daß ſie durch beſondre Abgeordnete den Ständen zu antworten beſchloſſen hätten; übrigens dieſelben nur unverzüglich von ihren verderblichen Bündniſſen abſtehn ſollten.

Als eben dieſe Forderung, unter den bitterſten Verſen über ihr bisheriges Benehmen, das Schreiben **Ferdinands**, welches ſeine Botſchafter überbrachten, wiederholte, hielt der Obriſtburggraf die nachdrücklichſte Rede zur Aufhebung des Bundes. Es ſey unvermeidlich, ſagte er, daß der König ſie dazu durch die Gewalt der Waffen zwinge. Den Entſchluß dareb habe er bei ſeiner Anweſenheit im Lager genugſam eingeſehn. Nun werde der Kaiſer ſeinen Bruder gewiß nicht verlaſſen; alle Benachbarte wären Freunde und Verbündete, oder Erbunterthanen deſſelben; die Schleſier und Mähren fühlten ſich ihm zugethan; ob nicht Alles auf die Böhmen losbrechen werde, die den Deutſchen und allen Nachbarn verhaßt ſeyen?

Die oberſten Landesoffiziere traten ſogleich ſeiner Meinung bei. Aber **Johann von Pernſtein** ſprach wider die Gründe des Oberſtburggrafen, und ſuchte darzuthun, daß ihr Bund nicht wider den König und nicht wider die Landesordnung ſey. Wer ihn jezt verlaſſe, zeige eben dadurch an, er habe widerrechtlich gehandelt. **Wilhelm Krzineczky** rief aus: beſſer iſt, wir ſterben, als daß wir um unſre Vorrechte gebracht werden; und die Meinung behielt die Oberhand, daß man den Bund nicht aufheben, ſondern ſich bemühen ſolle, ihn durch eine neue Geſandſchaft dem Könige in einem unſchuldigen Lichte darzuſtellen.

Allein dieſer war ſchon auf ſchleunigem Zuge nach Böhmen, und wie er zu Leitmeritz eintraf, den 3ten Juni 1547 forderte er ſogleich die Schlüſſel der Stadt für ſich, und ließ auf den Markt ſiebzehn Kanonen pflanzen. Von hier erließ er ein Schreiben in alle Kreiſe, wodurch er allen und jeden Inſaſſen heilig verſicherte, daß er nie auf den Gedanken gerathen ſey, ihre Freiheiten zu ſchmälern; er nun aber verſtändigt werden wollte, welche die Urheber des verabſcheuungswürdigen und ſeiner Majeſtät ſo nachtheiligen Bundes geweſen?

Dieſe Wendung ging offenbar geradezu wider die Prager, welche darüber um ſo mehr beſtürzt waren, weil viele Baronen und Ritter nach Leitmeritz eilten, um dem Bunde zu entſagen. Ihre erſte Regung war, die Hauptpuncte ihrer Stadt und der Umgebung mit den Waffen zu beſetzen; dann ſchien gerathener, durch Abgeordnete noch ihr Heil bei dem König wieder zu verſuchen; und als dieſe nicht vorgelaſſen wurden, da machte man ernſte Anſtalten zur Gegenwehr. Um Mitternacht drang indeß auf königlichen Befehl deutſches Fußvolk in das prager Schloß (den 30ſten Juni); und darauf erließ Ferdinand den Beſcheid an die Stadträthe, daß er am folgenden Tage ſelber dort ſeyn, und ihnen die etwaige Antwort ertheilen werde. Auch kam er zur beſtimmten Zeit mit einem beträchtlichen Heer zu Roß und Fuß auf die Kleinſeite, von keinem Jubel begrüßt, von keiner Feierlichkeit empfangen; denn er hatte dergleichen ernſt durch den Oberſtburggrafen verbieten laſſen. Aengſtliche Erwartung ruhte auf den Bürgern, als ſie ein mächtiges Kriegsvolk mit ſchwerem Geſchütz vom Strahof durch den hohlen Weg ziehen, die Häuſer und Gärten im Augezd nach und nach von den gehaßten Fremdlingen beſetzt, dieſe ſich an der Moldau ausdehnen ſahn, und wie ſie ſich des Brückenthors bei dem Sachſenhauſe bemeiſterten, grobes Geſchütz wider die Altſtadt aufführten. Bei dieſem letzten Anblick verwandelte ſich die Angſt der Bürger in ſtille Wuth, welche laut losſtürmte, als etliche Soldaten an dem Strom aus Doppelhacken hinüber ſchoſſen und ein paar Altſtädter verwundeten. Tauſende verſammelten ſich binnen drei Stunden bewaffnet vor den Rathhäuſern, eilten dem Brückenthore zu, warfen ſich auf die Deutſchen, die zitternd das Geſchütz verließen und ſich zum Theil unter Dächer verkrochen. Die Burgemeiſter inzwiſchen und einige andre Bürger ſtillten den Tumult, um nicht in zu ſchwere Verantwortung bei dem König zu gerathen. Da kam durch zwei Kämmerlinge von der Landtafel die Ladung deſſelben an die Burgemeiſter, Rathsmänner und Gemeindeälteſten der drei Städte, daß ſie mit je hundert angeſehnen Bürgern aus der Alt- und Neuſtadt, und vierzig von der Kleinſeite, zur Unterſuchung auf dem Schloß erſcheinen ſollten. Zugleich wurden gerade gegen die Altſtadt ſiebenzehn Kanonen auf dem Schloß gerichtet. Nun bedurfte es nur noch der Plünderung einer Mühle durch deutſche Krieger, ſo ward die Sturmglocke in allen Pfarreien geläutet; Alles bewaffnete ſich, man pflanzte Stücke gegen das Schloß auf, von beiden Seiten ward ſtark gefeuert. Die Bauern in der Umgegend, welche die Sturmglocken hörten, ſtrömten herbei, um der Stadt zu helfen, und man bewaffnete ihre Schwärme mit Dreſchflegeln und Morgenſternen. An alle Stände, in alle Kreiſe verſandten die Stadträthe einen gedruckten Aufruf mit der Unterzeichnung vom Tage des heiligen Johann Huß und flehten wehmüthigſt um Rettung Prags.

Wenn ihre Wuth ſich ein wenig ſtillte, ſahen die Bürger wohl ein, daß der König ihnen mit gar zu mächtigem Kriegsvolk auf dem Nacken ſitze, um ſich von Ausführung ſeines Vorhabens zurückſchrecken zu laſſen. Von der andern Seite konnte auch ihm nicht daran liegen, die Hauptſtadt ſeines eigenen Reiches zu Grunde zu richten, und den ewigen Haß der Böhmen auf ſich zu laden. Wir könnten, ſagte er ihnen, die Stadt mit eiſernen, ſteinernen und glühenden Kugeln beſchießen und anzünden, euch alle durch unſre Soldateske austilgen; allein wir wollen auch diesmal ein chriſtlicher Fürſt ſeyn.

Er blieb jedoch dabei, daß ſie ſich auf Gnade und Ungnade ergeben, und die vorgeladenen am achten des Heumonathes vor ſeinem Gericht auf der Burg erſcheinen müßten.

Die Moldaubrücke war an dieſem Tage ſtark mit königlichen Truppen beſetzt, und kein Bürger, außer den berufenen, ward hinübergelaſſen. Auf einen Thron im Saal der Burg, neben ſich den Erzherzog Ferdinand, und den Herzog Auguſt von Sachſen, umringt von vielen Großen aus Mähren, Schleſien und der Lauſitz, empfing Ferdinand die Prager mit ſehr ernſter Majeſtät. Eine Schrift ließ er ihnen vorleſen, welche ihnen die ſchwerſten Verbrechen in den ſtärkſten Ausdrücken vorwarf. Sixt von Ottersdorf, Kanzler der Altſtadt, führte beredt das Wort im Namen der Prager: ſie wollten ſich mit ihrem König in keinem Rechtshandel einlaſſen, und ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben. Zweimal fielen ſie auf die Knie und baten um Vergebung. Plötzlich brach Ferdinand das Gericht ab, entfernte ſich mit dem Bedeuten, daß die Bürger in die Landſtube geführt werden ſollten. Als ſie bis auf den letzten darin waren, verſchloſſen Trabanten die Thüre und lagerten ſich vor derſelben. Indeß ſie hier in Todesangſt harrten, fertigte der König einen Boten an ſeinen kaiſerlichen Bruder ab: nun habe er den Vogel im Käfig. Nach einigen Stunden ſandte er den mähriſchen Landeshauptmann an die Gefangenen, daß er den prager Städten ihre Verbrechen unter vorzulegenden Bedingungen verzeihen wolle. Wenn ſie nach dieſen ihr ganzes Geſchütz, nebſt allem Zubehör, ſogar auch Harniſch und Feuergewehr der einzelnen Bürger auf das Schloß liefern, ihrem Bund entſagen ſollten: ſo war dies dem Könige nicht zu verargen; aber wenn er zugleich forderte, daß ſie alle ihre Freiheitsbriefe, die von früheren Thronbeſitzern ihnen ausgeſtellt waren, ihm zu jeder beliebigen Abänderung aushändigten, alle ihre Gemeingüter ihm und ſeinen Erben eigenthümlich abträten, mittelſt Eintragung in die Landtafel: daß ſie ihm und ſeinen Thronfolgern in Böhmen auf ewige Zeiten einen weißen Groſchen von jedem Faß Bier, und ebenſoviel von jedem Strich Malz entrichten ſollten: ſo ſchien die Ahndung nicht mehr königlich zu bleiben, und eben ſo wenig die Verzeihung ſelbſt, als er ſich noch die Freiheit vorbehielt, an einzelnen Pragern, die ſich ſonderlich vergangen hätten, nach Gutdünken Rache zu nehmen.

Weil die Gefangnen ſich und die Städte einmal auf Gnade und Ungnade übergeben hatten, nahmen ſie nach einigem Weigern die Bedingungen an; und ſomit wurden etliche Bürger entlaſſen, um bei den Gemeinen die Vollziehung zu betreiben. In der Landſtube, in Gewölben unter dem Saal hielt man die übrigen in ſtrenger Gefangenſchaft. Während der heißeſten Sommertage eng zuſammengepreßt, für jegliches Bedürfniß auf eben denſelben Raum angewieſen, litten ſie ſo unausſprechlich, daß viele von ihnen, als ſie wieder in Freiheit und Luſt gelangten, plötzlich ſtarben oder wahnſinnig wurden.

Um ſie zu befreien, eilten ihre Mitbürger am Tage darauf, die Bedingungen zu erfüllen. Das Geſchütz, die Vorräthe von Kugeln, Pulver und dergleichen, führten ſie mit einigen hundert Pferden auf das Schloß. Damit, ſagte Ferdinand verwundert, könne man ein großes Kriegsheer verſehen; dergleichen habe er auch in den Feſtungen des ehemaligen Churfürſten von Sachſen nicht wahrgenommen. Doch ſtieg ſeine Verwunderung, als die Verlaſſenſchaft des reichen Kaufmanns Arnold ankam, welche die Prager an ſich gezogen hatten, er nun aber ſich ausbedungen. Da wurden anderthalb Millionen Gulden baares Geld, viele Geräthe und Ketten von Silber und Gold, Ringe mit koſtbaren orientaliſchen Edelſteinen in ſolcher Menge gebracht, daß man allein mit ihnen ein großes und breites Gießbecken angehäuft voll füllte. Der König fragte, wie doch ein einzelner Mann ſolchen Reichthum habe ſammeln können? und die Antwort war, Arnold ſey ein Erzwucherer und ein Geizhals geweſen.

Nun hoffte man die Befreiung der ſämmtlichen Gefangenen; aber vierzig von ihnen, denen beſondere Strafen zugedacht waren, behielt man in Gewahrſam zurück, unterdeß daß Gericht fortdauerte, und immer weiter um ſich griff. Auch die Vorgeladenen aus den Städten, die mit Prag zuſammengehangen, wurden in die Gewölbe des Schloſſes geworfen. Auch von ihnen ſtarben etliche oder verlohren den Verſtand ob der Greuel der Gefangenſchaft, und die Städte ſelbſt wurden mit Strafgeldern belegt. Welche von den Herrn und Rittern in Verhaft genommen waren, denen ward in Hinſicht auf die Treue, welche ſie gelobten, Freiheit und Leben geſchenkt; ſie mußten aber ihre Güter als königliche Lehne in die Landtafel einſchreiben laſſen, und alle Bergwerke auf denſelben der Krone abtreten. Wie ſehr man fehlte, nicht jeglicher Härte und Ungerechtigkeit des Königs mit Entſchloſſenheit entgegen zu treten, bewies einer von ihnen, Sebaſtian Haſſenſtein von Lebkowitz. Seiner Bergwerke halber, äußerte er, habe er ſich in große Schulden verſetzt, welche abzutragen er ſich bemühe: überantwortete er ſie dem König, ſo lohne er dem guten Willen ſeiner Freunde und Gläubiger ſehr übel. Auf Gnade und Ungnade habe er ſich ergeben, und ſo möge man ihm mit Macht Güter und Leben rauben; ſeinen Willen zur Abtretung der Bergwerke wolle er nimmermehr ausſprechen. Gegen ihn ließ Ferdinand ſeine Forderung nach.

Wider die noch zurückbehaltenen Gefangenen eröffnete ſich nun das Blutgericht. Drei Ritter von Prag, auch der Hofrichter des Königreichs Böhmen und Primator der Altſtadt Jakob Fikar von Wrat, ein ſiebenzigjähriger Greis, wegen ſeines ſtarken Verſtandes und ſeiner ungemeinen Wohlredenheit äußerſt angeſehn, und der Bürger der Neuſtadt **Wenzel von Gleny**, deſſen Stimme vor allen andern auf dem Rathhauſe galt, wurden allen Martern der Tortur unterworfen, damit ſie über die große Verſchwörung wider die Majeſtät bekennen ſollten. Dieſe beiden letzten und zwei von jenen Rittern wurden zum Tode verurtheilt. Unter immerwährendem Trommelſchlag, mit einer Bedeckung von zwei Fähnlein Soldaten, führte man ſie auf die Blutbühne, die auf dem Hradſſin errichtet war den 22ſten Auguſt. Ehe der Scharfrichter jeglichen von ihnen enthauptete, rief er ihre Vergehungen aus; und über **Fikar** that er nichts kund, als daß derſelbe kraft des Eides, den die königlichen Beiſitzer leiſteten, jeden Anſchlag gegen die Majeſtät hätte angeben ſollen, ſtatt deſſen aber Prag verlaſſen hätte. Tauſende vom Volk waren zugegen und alle blieben ſtumm. Nach Vollziehung des Blutgerichtes nahm der Landtag ſeinen Anfang.

Auf demſelben ward das prager Bündniß auf das förmlichſte vernichtet. Als man die Siegel von den Bundesacten in der Landtafel abriß, fand ſich, daß eintauſend ſiebenhundert und acht und dreißig Herren und Ritter außer den Städten dazu gehört hatten. Dann ſetzte man feſt, daß dem König allein das Recht zuſtehe, die hohen Landesämter zu verleihen und die Landtage auszuſchreiben. Einigen Widerſpruch erfuhr **Ferdi-**

nand, ehe er ſeinen Willen durchſetzte, daß die Urkunde, in welcher er verſichert hatte, durch die freie Wahl der Böhmen auf ihren Thron gekommen zu ſeyn, als nichtig betrachtet und ſein erbliches Recht, ſo wie das ſeiner Nachkommen auf die Krone, in die Landtafel eingetragen werden ſollte. Den ſchuldigen Städten ſtellte er ihre dem Urtheil nach verfallenen Stimmen auf den Landtagen wieder zu; doch ſollten hinfort die katholiſchen dem König immer treuen Bürger von Pilſen, Budweis und Außig, unmittelbar nach den prager Abgeordneten ihren Sitz haben.

Nach Beendigung dieſes Landtages wurden auch die übrigen Gefangenen von Prag freigegeben, größtentheils noch mit Geldſtrafen belegt; aber acht von ihnen erlitten die Schmach, beim Pranger der Kleinſeite, am Gefängniß der Altſtadt, und bei dem Galgenthor öffentlich mit Ruthen gepeitſcht zu werden, bei welcher dreimaligen Züchtigung der Scherge jedesmal ausrief, daß ſie als Aufrührer wider den König beſtraft würden. Mit einigen andern mußten ſie dann auf immer die königlichen Länder meiden.

Ehe Ferdinand Böhmen verließ, gab er den Städten einige Privilegien zurück, doch auch ſie nur, auf ſo lange, als es ihm gefiele. In jeder königlichen Stadt ſtellte er einen königlichen Richter an, in der Hauptſtadt einen beſondern Statthauptmann, welche auf den Rath ein wachſames Auge haben ſollten, daß nie in ihm etwas der Majeſtät Nachtheiliges vorgehe. Seinen Sohn, den Erzherzog Ferdinand ernannte er zum Statthalter von Böhmen. (Den 8ten September 1547.)

Auf ſolche Weiſe hatte er, wenn auch nicht die Macht der ſämmtlichen Stände, doch des bürgerlichen, dem Anſchein nach gebrochen, und auf jeden Fall das königliche Anſehn wider die ſtändiſchen Anmaßungen, doch auch wahrhaftigen Rechte gehoben und geſtärkt; auch die alte Streitfrage, ob Böhmen ein Wahl- oder Erbreich ſey, urkundlich zum Vortheil der regierenden Dynaſtie entſchieden. Was man auch über Furcht und Zwang, wodurch eine ſolche Urkunde möglich geworden, denken mogte: ſo war ſie doch in aller rechtlichen Form auf einem Landtage entſtanden. Und welche Stürme der Zukunft gingen aus dieſem Sturm hervor, durch deſſen Beſchwichtigung er den Thron und die Ruhe des Landes ſeinen Nachfolgern geſichert zu haben glaubte!

Trefflich ſorgte er für Böhmens Vortheil, als er nun voll Freude, den Trutz des wildeſten Volkes gebeugt zu haben, zu ſeinem Bruder Carl den Fünften nach Augsburg gegangen war. Der Kaiſer hatte die zu Worms abgefaßte Reichsmatrikel genehmigt, nach welcher Böhmen mit vier hundert Mann zu Roß und ſechs hundert zu Fuß belegt war. Ferdinand ſetzte ſich dagegen, weil weder er noch einer ſeiner Vorfahren zu Abfaſſung von dergleichen Matrikeln zugezogen wären. Ueberhaupt fußten die Steuern im deutſchen Reich auf die Eintheilung deſſelben in zehn Kreiſe, zu denen Böhmen keinesweges gehöre. Er bewirkte durch ſolche Vorſtellungen, daß dieſes Land von ſolchen Steuern frei erhalten wurde.

Vom Reichstag in Augsburg her, gab er auch den wohlthätigen Befehl, daß zu Prag ein Appellationsgericht auf dem Schloß geſtiftet werde, welches für Böhmen, Mähren, Schleſien und die Lauſitz Gültigkeit haben ſolle. Hierdurch tilgte er den Uebelſtand und die Unordnung, daß man bisher von allen böhmiſchen Gerichtshöfen nach Magdeburg, Leipzig und andern ausländiſchen Oertern appellirt hatte. Wie es überhaupt ſeine beſondre Eigenſchaft war, was er beſchloß, ſogleich auf das kräftigſte und zweckmäßigſte in Ausübung zu ſetzen, ſo beſtellte er zugleich mit Ausfertigung jenes Befehls, im Jenner 1548, vorzügliche Männer für den neuen Gerichtshof. Der erſte Vorſteher deſſelben ward Ladislaw Popel von Lobkowitz, Hofmarſchall des Königreiches, und zu Beiſitzern wurden zwei Baronen, drei Ritter, vier Doktoren der Rechte und vier Bürger von Prag beſtellt. Auch ſchon in dieſer Miſchung der richtenden Männer ſieht man die Klugheit des Stifters.

Am wichtigſten ward indeß für den innern Zuſtand Böhmens zweifelsohne die Betrachtung des Königs, wie er der öffentlichen Erziehung dieſes Volkes eine andre Richtung geben könnte. Die Univerſität zu Prag war durchaus von hußitiſchem oder utraquiſtiſchem Geiſte beſeelt, und dieſer Geiſt hatte ſich auch den übrigen Lehranſtalten mitgetheilt. Hierüber waren die Katholiken ſehr ungehalten, weil doch auch ſie ihre Kinder in ebendieſelben ſchicken mußten. Dieſem Uebel abzuhelfen, und durch die öffentliche Erziehung nicht ſo den Geiſt der Unruhe, als des Gehorſams gegen das königliche Anſehn einzuführen, ſah Ferdinand kein beßres Mittel, als wenn er die Jeſuiten, deren Geſellſchaft ſich damals hervorzuthun begann, nach Böhmen riefe. So lange ihre Grundſätze den Thronen ſelbſt nicht gefährlich wurden, hatten dieſe an ihnen eine vorzügliche Stütze. Aber auch davon abgeſehn, mußten die Jeſuiten ſehr wohlthätig beſonders für die gelehrtere Ausbildung eines Volkes werden; denn hegten ſie den Ehrgeiz herrſchen zu wollen, ſo hatten ſie zugleich den höheren, durch ihr Uebergewicht an Wiſſenſchaft und Talent, und Feinheit ihrer Kultur zu herrſchen.

Mit großer Freude ſahen der König, das Domkapitel und die Katholiken überhaupt, im Jahr 1556 zwölf Zöglinge der Geſellſchaft Jeſu in Prag einziehen. Das vormalige Dominikanerkloſter bei St. Clemens ward ihnen eingeräumt, wo ſie unverzüglich ihre Schulen eröffneten, und die katholiſche Theologie, Philoſophie, Redekunſt und Poeſie, die lateiniſche und griechiſche

Sprache lehrten. Die Art ihres Vertrags und Unterrichts, ihre frommen Sitten erwarben ihnen ſolches Vertrauen, daß ſelbſt viele Utraquiſten ihre Söhne von der Univerſität abriefen, und zu den Jeſuiten ſandten. Da ſchlugen die Lehrer der hohen Schule bei dem Stadtrathe Lärm, wie ihre Religion dem Umſturz nahe ſey, wenn ihre Jugend von den Fremdlingen zu dem papiſtiſchen Aberglauben angeführt werde. Auch erließ derſelbe einen Befehl, daß kein Kind von Utraquiſten das Clementinum beſuchen ſolle; aber einige utraquiſtiſche Herren und Ritter ſelbſt ſetzten ſich mit ſolchem Ernſt dagegen, daß der Befehl wieder aufgehoben werden mußte. Schnell hatten die Jeſuiten in Böhmen Wurzel gefaßt, und beherzigten auch wegen ihres eigenen Einfluſſes den Wunſch des Königs, daß ſie ſich auch der böhmiſchen Sprache befleißigen mögten. Er wies ihnen vorläufig den Ertrag aus Gütern von eingegangenen Klöſtern an. Für Alles, was zum gemeinen Beſten unternommen werden ſollte, waren noch immer Mittel in den Gütern zerſtörter Klöſter vorhanden. Wiewohl die Mönche ſich von der gegenwärtigen Regierung allen Schutz verſprechen konnten, ſo war doch auch unter ihr kaum die Zeit vergangen, welche ihnen wiederum verderblich hätte werden können. Auch begünſtigte ſie Ferdinand gar nicht beſonders, und deshalb fühlten ſie keinen großen Reiz nach Böhmen zurückzukommen, um da nichts als die Ruinen ihrer ehemaligen Klauſe zu finden. Diejenigen geiſtlichen Güter verordneten der König und ein Landtag zu Anfang des Jahres 1558, welche bereits in weltlichen Händen wären, ſollten darin verbleiben, künftig aber die Kirchengüter auf keine Weiſe veräußert werden.

Kaiſer Carl der Fünfte hatte unterdeß ſeiner urſprünglichen Natur gemäß einen ſolchen Ueberdruß an politiſchen Geſchäften gefunden, und ſich nach der einfachen Ruhe, die wohl Combinationen über dieſelben, nicht ſie ſelbſt ertrug, ſo geſehnt, daß er alle ſeine Kronen niederlegte. Sein Bruder Ferdinand ward nun zum römiſchen Kaiſer ausgerufen; und die Böhmen beſchloſſen, bei ſeiner erſten Heimkehr nach Prag ihn auf das feierlichſte zu empfangen, nicht aus bloßer Förmlichkeit, ſondern auch mit Wahrheit der Neigung. Kein König hatte ihrer angebeteten Freiheit ſoviel Abbruch gethan wie Ferdinand, aber doch ſchonte er mit großer Klugheit ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer verſchiedenen Religionsmeinung, und außerdem wirkte, wie ſeine unverkennbare Regententüchtigkeit überhaupt, ſo auch der Umſtand, daß ſie in ſeinem Sohn einen immerwährenden Stellvertreter ſahen. Bei ſeinem Einzug (den 8ten November 1557.) empfing ihn der Oberburggraf **Ladislaw von Lodkowitz** mit einer Rede in böhmiſcher Sprache; drei tauſend Mann waren nach Art der Taboriten angethan und mit eiſernen Dreſchflegeln bewaffnet. Auſſerdem war die Pracht, mit welcher man den Kaiſer begrüßte, ausgezeichnet durch die ſinnbildlichen Vorſtellungen, welche die Böhmen liebten, wie ihn unter andern auf dem Ring der Kleinſeite ein Chor von acht hundert ſchwarzgekleideten Witwen, bei der Abenddämmerung brennende Kerzen in der Hand, mit einer lateiniſchen Rede bewillkommnete, oder auf dem Hradſſin ein Haufe von tauſend Greiſen, in ſchwarzem Gewande mit weißen Bärten und Haaren, und ebenfalls durch die lebhafte Theilnahme, womit alle Klaſſen der Einwohner ſich bei dieſer Feierlichkeit dem Könige darſtellen wollten. Seltſam genug hatte man auf und bei dem kleinen Ring der Altſtadt die Jeſuiten mit ihren Schülern und die geſammte Judenſchaft gruppirt, Mit unglaublicher Kraft geht der Zug durch die ganze Geſchichte der Böhmen, wie ſie bei ihrem Trotz auf Freiheit, Nationaleigenthümlichkeit und beſondern Glauben ſeit der Religionsſpaltung, ſich auf das treuherzigſte Königen hingaben, von welchen ſie verſtanden, wenn auch mitgenommen wurden, und vor deren Tüchtigkeit ſie Ehrfurcht fühlten.

Ueberhaupt iſt es eine merkwürdige Erſcheinung im Leben Ferdinands des Erſten, daß er in den Jahren der höchſten männlichen Kraft mit Herrſcherſinn die Böhmen beugte, und gleich darauf zu einer Mäßigung umgewandelt war, die in religiöſen, wie in politiſchen Verhältniſſen die äußerſte Duldung bewies: es giebt keinen tiefern Zug von ſeiner Trefflichkeit, der ebenfalls von der ungemeinen Natur ſeines kaiſerlichen Bruders gilt. Dahin ſorgte er, daß nach hundert und vierzig Jahren, in welchen es keinen Erzbiſchof von Prag gegeben, endlich im Jahr 1561, ſeinem frühſten Verſprechen gemäß vor ſeiner Krönung, ein ſolcher eingeſetzt wurde, nämlich ſein vormaliger Feldprediger Anton von Müglitz, Großmeiſter der Kreuzherrn vom rothen Sterne, bereits Biſchof von Wien, fromm und beredt. Doch zugleich gab er die Verſicherung, ſchlechterdings ſey an keine Zurückforderung der einmal abhanden gekommenen Güter des Erzbisthums zu denken: er wies die Einkünfte deſſelben zum Theil auf die Güter von zerſtörten Klöſtern an. Der Jeſuiten Clementinum erhob er zu einer förmlichen hohen Schule; doch in demſelben Jahre 1562 drang er durch ſeinen neuen Erzbiſchof bei der Kirchenverſammlung zu Trient darauf, daß die Erlaubniß, unter beiderlei Geſtalten das Abendmahl zu genießen, welche Papſt Pius der Zweite den Utraquiſten wieder genommen hatte, nun den Böhmen allgemein zuſtehe. Freilich fanden die Kirchenväter Bedenken dabei; wogegen Pius der Vierte ſie bewilligte, um nur der zweiten Foderung Ferdinands auszuweichen, daß für alle Weltprieſter der Eheſtand erlaubt werden ſollte.

Nie laſſe die Geſchichte Böhmens unbemerkt, wie der Kaiſer, ehe er die päpſtliche Erlaubniß zum allgemeinen Genuß des Kelches im Abendmahl verkünden ließ, dafür ſorgte, daß dieſelben weder für die Würde der Religionsbräuche, noch in polizeilicher Hinſicht nachtheilig werden konnte. Er unterrichtete ſich vorher genau, mit welcher Andacht und Feier der geweihte Wein in den verſchiedenen vorkommenden Fällen geſpendet und mit welcher Sicherheit für die Geſundheit der Genießenden aufbewahrt werde.

So hatte er die Freude zu ſehn, wie ſelbſt die Jeſuitiſchen Prieſter das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten austheilten, und bei dieſer ſeiner Sinnesart mag man weniger ihm verargen, als ihn bedauern, wenn er darüber Sorge trug, daß ſein älteſter Sohn Maximilian ſich ſogar zur lutheriſchen Lehre hinneigte. Von der einen Seite drohte er demſelben, ihn von allen ſeinen Thronen auszuſchließen, wofern er von dieſem Hang nicht laſſe; von der andern gab er ſich Mühe, ihn darauf recht ſicher zu ſtellen. Vielleicht hing mit ſeiner auffallenden politiſchen und religiöſen Duldung nach Beugung der Stände in Deutſchland und in Böhmen zuſammen, daß er ungeachtet des Erbrechtes auf die böhmiſche Krone, welches er ſeiner Dynaſtie durch die Landtafel zugeſichert hatte, doch die Nation ſehr darum begrüßte, jenen bei ſeinem Leben zu ihrem König wählen zu wollen. Vielleicht ſah er auch lebhaft ein, wie der urkundliche Buchſtabe nur dann Gewalt bekomme, wenn ihm der Geiſt der Umſtände, Zeiten und Völker nicht mehr entgegenwirke. Er hatte auch die Zufriedenheit, Maximilians Krönung zum König von Böhmen zu Prag am ſiebenten September 1562 zu erleben, nicht lange vor ſeinem Tode. Am fünf und zwanzigſten Julius 1564 verſchied er zu Wien, und hinterließ den Ruhm, ein würdiger Bruder Kaiſer **Carls** des Fünften geweſen zu ſeyn.

XXII. Maximilian, (König ſeit 1562 bis 1576.) und deſſen Söhne Rudolph (König ſeit 1575 bis 1611.) und Mathias (regierte von 1611 bis 1619.)

Die Kraft **Ferdinands** hatte gleichſam das Feld in Böhmen umgeackert, worauf nun die Regierung **Maximilians** wie ein milder und fruchtbarer Regen fiel. Alle Unruhen ſchwiegen während derſelben. Er durfte ſogar nach dem päpſtlichen Indult für die allgemeine Freiheit der Böhmen, den Kelch zu genießen, die Kompaktaten von Baſel für kraftlos erklären (13ten März 1567.), ſo daß die Utraquiſten, ſich nun nach Gefallen zu der Lehre **Luthers** zu bekennen, nicht mehr ſcheu waren, und überhaupt eine unerhörte Freiheit des Glaubens eintrat. Dagegen verlangte er aber auch, daß die Utraquiſten, welche beinahe den ganzen Bürgerſtand ausmachten, nun nicht mehr darauf ausgingen, jeglichen Katholiken von dem Stadtrath auszuſchließen.

Durch ſolche Anordnungen gewann er die Bekenner der neuen Lehre ſolchermaßen, daß ſie ihn bei ſeinen wiederholten und ſtarken Geldforderungen zu den Kriegen, die er als Königin von Ungern wider die Türken führen mußte, gern begünſtigten. Allein für die beiden Jahre 1570 und 1571 bewilligte ihm der Landtag dazu

Abgaben, die hundert und funfzig tauſend Thaler einbrachten.

Ob ſeine milden Maaßregeln die Ruhe Böhmens auf die Länge geſichert, ob ihn die ungriſchen Angelegenheiten und die kaiſerlichen Geſchäfte zu einer anhaltenden Sorge für jenes Reich, deren es bei ſeinem mannigfachen Stoff zu Gährungen immer bedurfte, Muße vergönnt hätten, läßt ſein baldiger Tod unentſchieden. Er ſtarb im Jahre 1576 am zwölften Oktober, ein wenig über fünfzig Jahr alt.

Auf einen König von ſeiner hellen und freien Denkart, der den Religionspartheien ſo ſehr die Zügel nachgelaſſen, hätte nicht Rudolph der Zweite folgen ſollen, welcher in Spanien ſeine religiöſe Bildung erhalten hatte, und für die Würde der römiſchen Kirche ſo eifrig war, daß er einſt in Gegenwart ſeines Vaters, der ihn mitgenommen in einen lutheriſchen Gottesdienſt, als der Prediger den Papſt und die geiſtlichen Orden ſchmähte, auf denſelben zuging, und ihm öffentlich mitten in der Predigt eine derbe Ohrfeige gab. Ein einziger Zug der Art mußte die Utraquiſten heftig wider ihn einnehmen. Doch beſtieg er ruhig den Thron Böhmens, zu deſſen König wie zum ungriſchen, römiſchen, er ſchon bei Lebzeiten Maximilians gekrönt war. Bei dieſer Geſinnung des neuen Herrſchers war es ein entſchiedenes Unglück, daß der Erzbiſchof von Prag, welchen Ferdinand der Erſte beſtellt hatte, damit er in dem großen Duldungsgeiſte ſeiner ſpäteren Regierung walte, im Jahr 1580 verſchied. Da ward das folgende durch Rudolphs Verordnung bezeichnet, daß die Pikarden oder nachherigen böhmiſchen Brüder, die bisher unter dem Namen der Utraquiſten mit gedeckt geweſen, und ſich mehr zu den Reformirten, als den Lutheranern hinneigten, das Land räumen ſollten. Unter ihnen waren viele vom Adel, und der Befehl veranlaßte Erbitterung wider den König.

Als dieſer nun (1584) den vom Papſt Gregor dem Dreizehnten verbeſſerten Kalender einführte, durchſpähten die Utraquiſten voll Argwohn denſelben, und bemerkten mit Grimm, daß in dem neuen böhmiſchen Kalender die Namen Johann Huß und Hironymus von Prag auf Befehl des Kaiſers ausgelaſſen waren. *)

---

*) Die Namen von Huß und Hyronimus von Prag wurden damals nur in dem katholiſchen Kalender ausgelaſſen. Sie blieben auch noch ſpäterhin in dem utraquiſtiſchen Calender ſtehen. Magiſter Petrus Codicillus, welcher die Calender im Namen der Univerſität herausgab, ließ ſich verführen jene Namen ſeit dem Jahre 1685 auch aus dieſem Calender wegzulaſſen, wobei er jedoch nicht wagte ſich der Firma der Akademie zu bedienen, und weswegen ihn große Erbitterung traf.

D.

Von ihnen ging nun zuerſt ein Mißvergnügen wider Rudolph aus, deſſen Regierung ſonſt keineswegs unväterlich, oder unweiſe war, und der manches that, wodurch er die Liebe der Böhmen verdiente. Das Schloß von Prag mit der herrlichen Ausſicht, der geſunden Bergluft reizte ihn ſo, daß er es zu ſeinem beſtändigen Aufenthalt wählte, wodurch dem Lande ein bedeutender Vortheil erwuchs. Er hatte die böhmiſche Sprache gelernt, ſo wie er überhaupt viel Sprachkunde und gelehrte Kenntniſſe beſaß. Als eine allgemeine Seuche das Reich verheerte, ließ er vier Aerzte anſtellen, die auf dem Lande wohnen und umher ſpähen mußten, ob ſich Krankheiten unter den Bauern entwickelten, um hinfort jegliche Seuche ſogleich im Keim zu erſticken. Dadurch legte er den erſten Grund zu der jetzt beſtehenden Einrichtung, daß jedem Kreiſe ein Phyſikus vorgeſetzt iſt. Bei dieſer väterlichen Obſorge machte ſeine wahrhaft königliche Freigebigkeit einen vortheilhaften Eindruck. So belohnte er einen Dichter für einige geiſtreichen Zeilen, da er zuerſt als König in Prag einzog, mit einem goldenen Becher, der von ungriſchen Dukaten voll war. Endlich liebte er öffentliche Pracht und Freude. Vermählte ſich der großen böhmiſchen Baronen einer, ſo freute er ſich ſolcher Feſte, wie Wilhelm von Roſenberg bei ſeiner Hochzeit mit Anna Maria Marggräfin von Baden veranſtaltete, wo die Gäſte fünf Wochen auf deſſen Koſten ſchmaußten, und eilf hundert Eimer von einheimiſchen und Rheinweinen und vierzig Tonnen ſpaniſcher ausleerten. Oder er gab den Brautleuten zu Ehren wohl ſelbſt ein Turnierſpiel, wie auf dem Altſtädter Ring, bei Vermählung der Tochter **Wratislaws von Pernſtein** mit einem Grafen von Fürſtenberg. Bei dergleichen Ritterſpielen, die er ungemein liebte, war er nicht blos Zuſchauer, auch wol Mitkämpfer.

Indeſſen war ſeine Perſönlichkeit nicht ſtark genug, als daß er lange unter den Böhmen, dieſem kriegeriſchen und trotzigen Volke hätte leben können, ohne viel von ſeinem Anſehn einzubüßen, zumal da es ihm an aller Neigung, aller Fähigkeit zum Feldherrn gebrach. Hiezu kam, daß die auswärtigen Angelegenheiten keinen Glanz auf ſeine Regierung warfen. Gern hatte er es geſehen, als ſein Bruder **Maximilian** von einem Theil der polniſchen Magnaten zum König von Polen gewählt wurde; und wie ſchmählig war das Ende dieſer Freude, da derſelbe bei Pitſchin an der polniſchen Grenze den 24ſten Januar 1585 geſchlagen, gefangen, ſeine Freiheit nur durch gänzliche Verzichtleiſtung auf den Thron wieder erlangen konnte. Vor den Türken hatte **Rudolph** eine beſondre Scheu; aber endlich wollte der Waffenſtillſtand mit ihnen doch nicht mehr vorhalten, und ſie brachen eben in dem Jahre 1590 los, wo Böhmen ein heftiges Erdbeben erſchütterte. Der Krieg koſtete dem Lande ungeheures Geld, als eben die Bergſchachten zu Kuttenberg, aus welchen man das meiſte

Silber erbeutete, durch einen Brand verderbt wurden. Das Heer, welches Böhmen allein im Jahre 1595 wider die Türken ſtellte, belief ſich auf zwei und zwanzig tauſend Mann zu Fuß und drei tauſend Reiter, wozu außerdem die Stände auf ihre Koſten noch zwei tauſend ſchwere und ſechs hundert ſechs und ſechzig leichte Reiter, und ſechs tauſend Mann Fußvolk gaben und unterhielten. Die Böhmen erwarben ſich durch ihre Tapferkeit zwar großen Ruhm in dem Kriege; aber fanden, verwickelt in das allgemeine Unglück des chriſtlichen Heeres, größtentheils ihren Tod. Und blieb überdies ihr Waffenruhm nicht ein Vorwurf gegen den König, welcher nie mit im Felde war? was bedeutete gegen ſolchen Vorwurf der eitle Glanz, daß ſogar ruſſiſche und perſiſche Geſandſchaften nach Prag kamen?

Dagegen ward ſeine Muthloſigkeit und Unentſchloſſenheit zum Mährchen unter dem Volk. Konnte er doch nicht einmal Herz zu einer Heirath faſſen, ſo ſehr ſeine Mutter, ſeine Verwandten in ihn drangen, ſo ſehr ſeine Völker wünſchten, daß er durch Vermählung mit einer liebenswürdigen Fürſtin ihnen Hoffnung auf einen Thronfolger aus dieſer Ehe erwecke. Als ihm zwei Bräute entgangen waren, weil er immer zauderte, den ernſten Schritt zu thun, ließ er voll Verdruß eine dritte ſitzen, hatte Ekel an allen öffentlichen Angelegenheiten, beſchäftigte ſich die meiſten Stunden mit Aſtronomie und Alchymie, und verſchwendete ungeheures Geld, um das Goldmachen zu erfinden.

So ſehr die Achtung gegen ihn ſchwand, wäre gleichwohl ſeine Ruhe nicht geſtört werden, wenn nicht Alles, was er noch an Muth und Entſchloſſenheit beſaß, für ſeinen Religionseifer verwandt wäre. Den Befehl, welchen er zur Verbannung der Pikarden gegeben, hatte er bei noch heitererm Geiſt nicht mit Gewalt durchzutreiben gewagt. Nun im Jahr 1602 wiederholte er ihn, ließ dieſer Sekte alle ihre Kirchen ſperren, und verbot allen ſeinen Unterthanen auf das ſchärfſte, irgend einen von ihren Bräuchen und Geſängen bei ſich fürder zu dulden. Niemand als Katholiken und Utraquiſten, unter welchen letzteren er aber nur ſolche verſtand, die ſich wieder an die Kompaktaten ſchmieden ließen, ſollten irgend ein Amt bekleiden; die Lutheraner dürften ſich auch nicht zu der geringſten Zuſammenkunft erkühnen. Als darauf der Prager Erzbiſchof Sbigenew Berka auf einer Nationalſynode ein katholiſches Glaubensbekenntniß ausſtellte, an deſſen Zwang ſich die Kleriſey ſtreng halten ſollte, richtete er damit eine Scheidewand auf, daß die Utraquiſten ſich auch dem Scheine nach nicht mehr zur römiſchen Kirche bekennen mogten.

Von nun an dachten die nichtkatholiſchen Böhmen an Rudolphs Entthronung, und hörten mit Vergnügen, daß die Brüder und Vettern des Kaiſers, durch einen unvortheilhaften Frieden endlich von der Laſt des ſechzehnjährigen Türkenkrieges befreit, in einer Zuſammenkunft die Klage geführt hätten, wie eine gefährliche

Gemüthsblödigkeit ſeiner kaiſerlichen Majeſtät auf eine Untauglichkeit zur Regierung ſchließen laſſe, weshalb ſie mit einhelligem Herzen und Munde nach der natürlichen Ordnung den Erzherzog Mathias zum Haupt ihres Hauſes beſtellen wollten.

Seit vielen Jahren in Zwieſpalt mit dem Kaiſer, dem er unrühmliche Trägheit, ſo wie dieſer ihm unſtäten Ehrgeiz vorwarf, hatte Mathias lange geſtrebt, es bis zu jenem Puncte zu treiben. Die Verwaltung ihres Reiches übertrugen ihm die Ungarn ohne Säumniß (1608), und er griff um ſo hitziger nach den Kronen ſeines Hauſes, weil allem Anſcheine nach Rudolph ſie an ſeinen Vetter den Erzherzog Ferdinand von Steuermark und Kärnthen, der eben ſo eifrig katholiſch wie er ſelbſt war, zu bringen trachtete. Hier ſey keine Rettung, ſagten dem Kaiſer ſeine Getreuen, als wenn er ſchnell Kriegsvolk ſammeln, und die treuen Feldherrn, wie Althan, Tilly und Sulz augenblicklich wider den Bruder ziehen, und die Empörer, ehe ſie mächtig würden, erdrücken laſſe. Dazu konnte ſich Rudolph nicht entſchließen; und plötzlich ſtand Mathias mit zehn tauſend Mann in Mähren, wo dies Heer bis auf zwanzig tauſend anwuchs. Gütliche Geſandte, die ihn abmahnen ſollten, ſchickte Rudolph an ihn; und als er nichtsſagende Antworten gab, wurden die Stände Böhmens nach Prag beſchieden, die Kreiſe aufgefodert, ihre Mannſchaften zu Roß und Fuß zu ſenden, die deutſchen Fürſten um eilende Hülfe gebeten. Doch Mathias drang ſchnell in Böhmen bis Czaslau vor, und der Kaiſer forderte die Stände ohne die befohlne Mannſchaft vor ſich, um ihnen zu eröffnen, daß er ſeinen geliebten Bruder Mathias von ihnen als ſeinen Thronfolger anerkannt ſehen mögte. An ihrer Spitze waren jetzt Graf Heinrich Mathes von Thurn u. Wenzel von Budowa, jener ein Lutheraner, dieſer ein heftiger Pikarde. So geneigt ſie dem Wunſche des Kaiſers innerlich waren, denn Mathias galt für einen Begünſtiger der neuen Religionslehren, ergriffen ſie dieſen Augenblick, um die Beſtätigung längſt erſehnter Puncte zu erpreſſen. Die vornehmſten gingen dahin, daß Niemand mehr an die baſeler Kompaktaten gehalten, Kirchen auf ſeinem Grund und Boden zu erbauen, jeglichem erlaubt ſeyn, auch genau beſtimmt werden ſollte, was eigentlich Hochverrath und Verbrechen der beleidigten Majeſtät wäre. Wie ſehr man nach ihrem kurzen Daſeyn in Böhmen ſchon die Jeſuiten fürchtete, beweiſet der Zuſatz, daß ſie keine Gründe und Güter kaufen dürften.

Zweihundert Herrn, dreihundert Ritter, und die Abgeordneten der ſämmtlichen königlichen Städte, nur Pilſen und Budweis ausgenommen, unterzeichneten dieſe Artikel, und verſchworen ſich, denjenigen, der ſich erkühnte, die Erfüllung ihres Geſuchs zu hindern, nach altem böhmiſchen Brauch aus dem Fenſter zu ſtürzen:

ſonderlich, äuſſerten etliche, möge dies dem kaiſerlichen Hofmarſchall Borzita von Martinitz geſchehen:

An demſelben Tage (dem 10ten Mai 1608) eröffnete ihnen Mathias durch Botſchafter ſeinen Wunſch, daß der Kaiſer ihm das Königreich Böhmen abtreten, und ſeine kränklichen Tage ruhig in Tyrol beſchließen wolle, worauf er den Ständen alle Freiheiten beſtätigen, und auch neue verleihen werde.

Sie verſchoben ihre Antwort auf dieſen Vortrag, und gingen wenige Tage darauf in großer Menge auf das königliche Schloß. Der Kaiſer wollte ſie nicht ſehen, dachte ſogar an Flucht; doch ſie drangen ſo ein, daß alle Zimmer voll wurden, und Graf Joachim Andreas von Schlick legte dem geängſteten Rudolph das Geſuch der Stände vor. Dieſer antwortete, er wolle ſich über eine ſo hochwichtige Sache mit ſeinen Räthen beſprechen. Allein ſie verlangten augenblickliche Beſtätigung ihrer Artikel. Was ſoll ich thun, rief der Kaiſer außer aller Faſſung? Sich kurz erklären, erwiederte man, ob er ihr gerechtes Begehren genehmigen wolle oder nicht. Für einen Augenblick noch beſchwichtigt, erhielten ſie am folgenden Tage die ſchriftliche Genehmigung der übrigen Punkte, nur der Artikel wegen der Religionsfreiheit ſollte nächſtens auf einem Landtag erörtert werden, bis dahin ſchon vorläufig geſtattet ſeyn. Nun gaben ſie die Erwiederung, daß ſie den Erzherzog Mathias als Thronfolger anerkennen wollten: brauche derſelbe aber Gewalt, um ſich beim Leben des wirklichen Königs der Krone zu bemeiſtern, ſolle er alle Hoffnung auf dieſelbe verlohren haben.

Indem zweifelhaft blieb, ob ſich der Erzherzog hiemit begnügen werde, ſammelte ſich auch ein königliches Heer, welches bis auf drei und dreißig tauſend Mann anwuchs. Mit demſelben wider Mathias zu ziehn, riethen ſelbſt viele der Stände, empört über die greulichen Verwüſtungen der ungriſchen und öſterreichiſchen Truppen in Böhmen. Gleichwohl ließ ſich Rudolph in gütliche Verhandlungen mit ſeinem Bruder ein, der aber, weil ſie ihm nicht genügten, mit ſeinem Heer bis eine Meile vor Prag anrückte. Die königlichen Truppen in der Stadt, die Bürger, ſtrömten hinaus, beſetzten die Berge, heiſchten ungeſtüm den Befehl zur Schlacht. Der gütige Rudolph wollte kein Blut, trat die ungriſche Krone und Oeſterreich dem herrſchſüchtigen Bruder ſogleich ab (den 25ſten Juni), und war zufrieden, daß derſelbe auch den Titel eines ernannten Königs von Böhmen führe.

Nachdem die fremden Kriegsvölker abgeführt waren, begann der Landtag, welcher über den Artikel wegen der geforderten Religionsfreiheit entſcheiden ſollte. Zahlreicher wie je ſtrömten die Stände zu demſelben. Der Kanzler Zdenko von Lobkowitz, die Grafen Wilhelm von Slawata und Borzita von Martinitz hielten dem Kaiſer vor, daß er in Betreff der Religion nichts ohne Genehmigung ſeiner päpſtlichen Heiligkeit verwilligen dürfte; und er blieb nun ſtandhaft bei dem Beſcheid, daß die Religion der Utraquiſten in ſolcher Geſtalt geduldet werden ſolle, worin ſie vormals geduldet ſey. Unter heftigen Bewegungen zerſchlug ſich der Landtag: ein neuer ſollte am Feſte des Täufers Johannes im Jahr 160, gehalten werden. An dieſem Tage verſammelten ſich die Utraquiſten ſehr früh in der Landſtube, und beſchloſſen, ſich zur Erreichung ihres gerechten Geſuches zu bewaffnen. Sie erwählten zehn Direktoren aus dem Herrenſtande, eben ſo viele aus den Rittern, acht aus Prag, zwei von Taus und Klattau; zu ihrem Generaloberſtlieutenant und zum oberſten Generalfeldmarſchall die beiden Baronen, den Grafen Heinrich Methes von Thurn, und Lienhardt Kolon von Fels auf Engelsberg, zum Generalwachtmeiſter den Ritter Johann den jüngern von Bubna. Der erſte Direktor, Wenzel von Budowa, bekam den Auftrag zur Eintheilung, was jeder Utraquiſt zu Werbung und Unterhaltung des Kriegsvolkes beitragen müſſe. Dreitauſend Mann zu Fuß, zweitauſend zu Roß, waren ſchon um die Direktoren verſammelt, das Volk ging ſtromweiſe unter ihre Fahnen. Rudolph wankte noch nicht. Da kam die Nachricht, daß Mathias den öſterreichiſchen Proteſtanten die Religionsfreiheit durchaus geſtattet hätte, und ſelbſt der Erzbiſchof von Prag rieth, der Kaiſer ſolle ſich in die Noth fügen. Nur der Oberſtkanzler Lobkowitz erklärte noch: habe ſich der

König von Ungern durch dergleichen Bewilligung den Weg zur Hölle bereitet, ſo werde die kaiſerliche Majeſtät ihm nicht folgen. Allein Rudolphs Muth war nun gänzlich gebrochen, und er ließ am neunten Julius einen Majeſtätsbrief ausfertigen, worin er den Proteſtanten in Böhmen die ſo inbrünſtig begehrte Religionsfreiheit bewilligte. Weil ſich der Oberſtkanzler Lobkowitz mit ſeinem Gewiſſen entſchuldigte, denſelben nicht unterſchreiben zu können, ſo vollzog darauf auf kaiſerlichen Befehl der Oberſtburggraf Adam von Sternberg die Unterzeichnung. Er ward nachher auch in die Landtafel eingetragen. In ihm war ausdrücklich erklärt, daß die Utraquiſten keinesweges an die Kompaktaten gebunden ſeyn, nicht nur die Gotteshäuſer, welche ſie jetzt inne hätten, ungeſtört behalten ſollten, ſondern auch Schulen und Kirchen neu erbauen dürften in Städten, Märkten, Dörfern und anderswo, welches Recht nicht nur den Herren und Rittern, ſondern auch ſämmtlichen königlichen Städten eingeräumt werde. Sie durften ſich ihr beſondres Konſiſtorium errichten, und Defenſoren zu Beſchützung ihres Glaubens erwählen, welche zu beſtätigen, dem König vorbehalten ſey. Die hohe Schule zu Prag, deren ſie ſich freilich längſt bemeiſtert hatten, ward durch dieſe Urkunde förmlich und ganz in ihre Hände gegeben. In ihr ſahen ſie gleichſam eine Veſte, von wo aus ſie die Jeſuiten und deren Anſtalten zu Grunde richten wollten. Erſt nachdem der Kaiſer auch den Schleſiern die Religionsfreiheiten des Majeſtätsbriefes ertheilt hatte, entließen die Stände zum Theil ihr Kriegsvolk und wünſchten nun, eine ſchriftliche Amneſtie unter ſich zu errichten, welche der Kaiſer genehmige. Dieſer war ſogleich dazu bereit, und auch die Katholiken unterzeichneten dieſelbe ohne Bedenken: nur Wilhelm von Slawata u. Borzita von Martinitz waren ſchlechterdings nicht dahin zu bewegen. Wird uns je in der Ausübung unſrer Religion ein Hinderniß gelegt, ſagte ihnen Budowa, ſo werden wir euch als die Urheber davon nehmen: am beſten gethan wäre, euch den Weg zu den höhern Aemtern zu verſperren. Vorzüglich waren die Utraquiſten gegen Slawata erbittert, weil er ſich vom Glauben der Pikarden zu dem katholiſchen gewandt hatte.

Eben dieſe beiden, nebſt dem Kanzler Lobkowitz, ſtärkten den Kaiſer, daß er den Angriff der Stände auf die Jeſuiten, welche alle ihre Gnadenbriefe und Stiftungsurkunden dem Landtag vorlegen ſollten, um zu unterſuchen, ob ſie den Rechten des Königreichs gemäß wären, deren Güter ferner an den königlichen Fiskus verfallen ſeyn müßten, ſo wie ihnen überhaupt nicht geſtattet werden könne, irgend eine Schenkung, ein Vermächtniß anzunehmen, mit Beharrlichkeit zurück wies, und vielmehr alle den Jeſuiten ertheilten Freiheiten, durch ein neues Diplom beſtätigte. Der päpſtliche Botſchafter Kajetan, und der ſpaniſche Geſandte Zuniga hatten dazu ſehr mitgewirkt.

So war ſchon neue Erbitterung entſtanden, als der Kaiſer einen Ausſchuß der deutſchen Fürſten nach Prag berief, und plötzlich die bitterſten Beſchwerden über die unerhörten Kränkungen führte, die ihm ſein Bruder Mathias angethan hätte. Da achtete der Churfürſt von Mainz, daß dieſer die entzogenen Länder herausgeben, und ſeinen Bruder fußfällig um Vergebung flehen ſolle. Dies letzte wollte Rudolph ſelbſt nicht, damit es nicht heiße, ein Erzherzog von Oeſterreich habe vor einem Kaiſer einen Fußfall gethan; und Mathias verrieth überhaupt nicht die geringſte Luſt, ſich irgend eines Vortheils wieder zu begeben; führte im Gegentheil Beſchwer über das Kriegsvolk, welches der Biſchof von Paſſau zuſammengezogen und nun an die öſterreichiſchen Gränzen verlegt habe.

Jener Biſchof war der Erzherzog Leopold, ein gleichgeſinnter Bruder Ferdinands von Steiermark. Unter dem Vorwande, daß es der jülichſchen Erbſchaft wegen ſey, ſammelte er Truppen, ließ ſie in Oeſterreich einfallen, und dann plötzlich in Böhmen, wo ſie nach Einnahme mehrerer Städte vor Prag rückten, und ſich auf dem weißen Berg lagerten. Von hier ließen die Befehlshaber in die Stadt vermelden, daß ſie zum Schutze des Kaiſers, der Stände, und des Majeſtätsbriefes hergezogen wären. Dieſe letzte Aeuſſerung war um ſo befremdender, weil man ſchon wußte, daß dieſes Kriegsvolk die Güter utraquiſtiſcher Herren ſehr geplündert, dagegen auf den Beſitzungen des Oberſtkanzlers, der den Majeſtätsbrief nicht hatte unterzeichnen wollen, jede Kleinigkeit von Lebensmitteln mit baarem Gelde bezahlt hatte. Erzherzog Leopold, welcher auf dem Schloſſe zu Prag war, ſtellte ſich, als wiſſe er von nichts, und verſprach den Ständen, in's Lager hinauszureiten, und ihnen genaue Kunde zu bringen, was die Truppen eigentlich wollten. Er blieb daſelbſt einen Tag und eine Nacht; kam zurück und gab die Verſicherung, das Volk werde heimkehren, wenn man es ungehindert ziehen laſſe (den 15ten Februar 1611). Vergnügt brachten demſelben die Prager Lebensmitel in Ueberfluß hinaus. Doch bei Anbruch des Tages rückte es leiſe durch die Gärten an das Augezder Thor, hieb die Wache nieder und bemächtigte ſich zum Theil der Kleinſeite, wo etliche aus den Häuſern auf ſie ſchoſſen, andre zum Zeichen der Ergebung weiße Tücher und Bettlaken aus den Fenſtern hängten. Graf Thurn eilte mit einiger Reiterei heran, ward verwundet und zurückgeworfen. Er zog ſich in das Schloß zurück. Unverzüglich ließen nun die paſſauer Truppen dem Kaiſer melden, daß ſie erwarteten, was er befehlen werde? Die Antwort war, daß ihnen Quartier und Nahrung angewieſen wurde, und Erzherzog Leopold ſchlug ſeinen Wohnſitz mitten unter ihnen auf. Da verſuchten ſie, auch der Altſtadt Herr zu werden; was aber von ihnen vordrang, ward von den Böhmen grimmig niedergehauen und zerſprengt. Und als das Gerücht ging, daß viele von den Zerſprengten ſich in die Klöſter gerettet, nahmen der Pöbel und die in die Stadt geſtrömten Bauern die Gelegenheit wahr, um gleich den Taboriten die Kirchen zu plündern, und unmenſchliche Grauſamkeit wider die katholiſche Geiſtlichkeit auszuüben, wobei wiederum das weibliche Geſchlecht die Männer übertraf. Ohngefähr dreitauſend der Raſenden ſtürmten auf das Klementinum zu. Unfern deſſelben befehligte einen Trupp ſtändiſcher Krieger Wratislaw von Mitrowitz, ein Utraquiſt, doch auch ein Biedermann, und dankbar für den Unterricht, welchen er einſt bei den Jeſuiten genoſſen, wehrte er das Verderben ab, das ihnen ärger, wie irgend andern Katholiſchen bevorſtand, verlegte ſeine Reiterei in das Kollegium ſelbſt, und rieth mehrern Vätern der Geſellſchaft Jeſu, ſich als Bauern verkleidet zu retten. Für die Mordthaten und Greuel, welche jene Räuber verübt hatten, war es eine geringe Strafe, daß viele von ihren Rädelsführern am folgenden Tage auf Befehl der Stände verhaftet und aus der Stadt gepeitſcht wurden.

Auffallend genug drang Erzherzog Leopold nach dem verunglückten Verſuch auf die Altſtadt in den Kaiſer, daß er den ſtändiſchen Truppen den Befehl zuſchicken ſollte, ſich mit dem paſſauer Kriegsvolke zu vereinigen, welches ihm auf dem Hradſchin Treue geſchworen hätte. Wirklich ging Rudolph darauf ein, da er doch die Antwort der Stände vorherſehen konnte, daß ſie vielmehr entſchloſſen wären, jenes ungebührliche Kriegsvolk zum Lande hinauszuwerfen. Auf gleiche Weiſe wurden alle übrige Anmuthungen und Drohungen beantwortet. Allmählig ward den Paſſauern ſelbſt unheimlig in Prag. Sie mogten etwa achttauſend Mann ſtark ſeyn: und kaum waren ſie ſoweit gegangen, die Altſtadt auch mit ſchwerem Geſchütz hart zu bedrängen, ſo erſchienen acht tauſend Ungern auf dem Spittelfelde, die Mathias geſandt hatte. Auch machten ſich die Kreiſe von Böhmen, die Mähren auf, die vielleicht wegen des räthſelhaften Anſehns, welches der ganze Vorgang in Prag hatte, etwas geſäumt, der Hauptſtadt zu Hülfe zu kommen. Zur Nacht brach Leopold mit ſeinen Paſſauern auf, nachdem ihnen Rudolph dreimal hundert tauſend Gulden rückſtändigen Soldes durch ſeine Kammer ausgezahlt hatte.

Es litt keinen Zweifel, die ganze ſchlechtberechnete Unternehmung derſelben war eben ſo wider Mathias als die Ultraquiſten gerichtet geweſen; allem Anſcheine nach hatte ſich der Kaiſer halb gezwungen, halb aus Neigung dazu hergegeben; und natürlich waren jene beiden Theile ſehr erbittert darüber. Mit einem Heere von achtzehn tauſend Mann war Mathias ſchon im Heranzuge auf Prag. Erſchrocken ließ ihn Rudolph einladen, das königliche Schloß zu ſeinem Aufenthalt zu wählen, worauf derſelbe erwiederte: er habe bereits ſein Heil und Glück den Böhmen anvertraut: und da ihn die Stände ſehnlichſt erwarteten, wolle er die von ihnen bereitete

Wohnung auf der Altſtadt beziehn. Unter unendlichem Jubel des Volkes zog er in Prag, in dieſe Wohnung ein. Zu gleicher Zeit ſtieg die Wuth wider ſeine Gegner auf das höchſte; denn eines von den Häuptern der Paſſauer, Tennagel genannt, ward jetzt durch die Folter zu dem Geſtändniß getrieben, daß ihre Anſchläge ſelbſt auf Vertilgung aller Ketzer in Böhmen gegangen wären, und ein Jeſuit, Slawata und Martinitz den Berathſchlagungen dieſerhalb beigewohnt hätten. Unverzüglich drang man auf einen allgemeinen Landtag, wo Rudolph die Krone Böhmens an Mathias abtreten ſollte. Von allen Seiten hülflos, mußte Rudolph eine Kundmachung unterſchreiben, wodurch er die Böhmen, Mähren, Schleſier und Lauſitzer des Eides der Treue gegen ſich entließ: er that es mit einem ungeſtalten Dintenzug, und zerbiß die Feder. Als ſein Bruder am drei und zwanzigſten Mai des Jahres 1611 gekrönt wurde, begab er ſich in das entlegenſte Gemach des Schloſſes, um nicht den Schall der Pauken und Trompeten, nicht das Jauchzen des Volkes anzuhören; und als ihm die Vollendung der Feierlichkeit hinterbracht wurde, ſprang er auf und rief: undankbares Prag! ich habe dich erhöht und du ſtößeſt mich von dir: die Rache Gottes ſoll dich verfolgen und der Fluch über ganz Böhmen kommen. Kalt ließ ihm der neue König am folgenden Tage Dank ſagen, daß er ihm das Reich ſo brüderlich abgetreten habe.

Kummervoller wie je, obgleich er während ſeiner ſechs und dreißigjährigen Regierung mancherlei Kränkungen und Schmerzen erlitten hatte, fand der Kaiſer keinen Retter mehr als den Tod, welcher ihn ſchon am zwanzigſten Jenner 1612 im ſechzigſten Jahre ſeines Lebens befreite. Er war derjenige von allen böhmiſchen Königen aus dem öſterreichiſchen Hauſe, der Böhmen am meiſten liebte, an Prags ſchöner Natur am meiſten hing, für Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft und Kunſtſammlungen dieſer Stadt am fleißigſten ſorgte; und am ſchnöſchnödeſten von den Böhmen behandelt wurde.

Mathias dagegen, der den Böhmen ſo überaus viel ſchuldig war, wählte Wien zur Stäte ſeines Hoflagers, was vorzüglich die Prager ſchmerzlich empfanden. Je weniger die Stände von einer Liebe des neuen Königs zu ihrem Vaterland erwarten konnten, um ſo mehr trugen ſie Sorge, die Nationalität deſſelben feſt zu halten. Ihr Werk war eine Verordnung während des Landtags im Jahr 1615, wodurch die Herrſchaft der böhmiſchen Sprache gegen jede ausländiſche geſichert werden ſollte. Von nun an, hieß es darin, könnte kein Ausländer, welcher der böhmiſchen Sprache nicht kundig ſey, als Einwohner auf dem Lande, oder Bürger der Stadt zugelaſſen werden; und erlangte ein Ausheimiſcher nach Erlernung jener Sprache das Bürgerrecht, ſo dürften doch erſt ſeine Enkel zu öffentlichen Aemtern und ſämmtlichen Vorrechten der Landeskinder gelangen.

Wo vor zehn Jahren in Pfarreien, Kirchen und Schulen in böhmiſcher Sprache gepredigt und gelehrt ſey, da müßte ſogleich dieſer löbliche Brauch wieder gehandhabt werden; wo jetzt ein deutſcher Pfarrer oder Schullehrer ſey, da ſollte nach ſeinem Tode ein böhmiſcher eintreten; die neuerrichteten Kirchen und Schulen dürften indeß hievon eine Ausnahme machen. Leider habe man in Erfahrung gebracht, daß Perſonen ſowohl vom höheren als niedrigen Stande bei ihren Zuſammenkünften nicht böhmiſch redeten, ſondern ſich einer ausländiſchen Zunge befleißigten, was eine Verachtung ihrer Mutterſprache andeute, und das allgemeine Beſte ſtöre, ſo, daß dergleichen Menſchen keiner böhmiſchen Freiheit theilhaftig ſeyn könnten, und in einem halben Jahre das Land räumen müßten, wenn ſie die böhmiſche Sprache wirklich verſtünden, und bei ihrer üblen Sitte verharrten.

In Verordnungen der Art fügte ſich **Mathias** freilich den Wünſchen der Böhmen; doch verrieth er ſeine geringe Theilnahme für ſie, ſo wie ihn überhaupt ſeine unruhige Thätigkeit verließ, als er die ſämmtlichen Kronen **Rudolphs**, ſelbſt die kaiſerliche trug, auch inſonderheit dadurch, daß er gar nicht an einen Thronfolger in Böhmen dachte. Er war freilich nicht ehelos, wie ſein verſtorbener Bruder, doch ohne Kinder, und zu entkräftet, um einen Erben zu hoffen. Seine Brüder **Maximilian** und **Albrecht** waren auch kinderlos. Jener indeß ſorgte thätig für einen Thronfolger in Böhmen, und drang in den Kaiſer, er ſolle dazu ihren Vetter, den Erzherzog Ferdinand beſtimmen. Mathias ging auch dieſen Gedanken ein, nahm den ſteiermärkiſchen Fürſten zum Sohn an, erſchien mit ihm zu Prag, und ließ durch den Oberſtkanzler von Lobkowitz einigen Ständen vortragen, ob ſie denſelben auch zu ihrem König annehmen, und bei ſeinen Lebzeiten krönen laſſen wollten? Nach einigen Erörterungen zwiſchen ihnen, ward in der Landſtube die Tagſatzung eröffnet, welcher Mathias auf einem Thron, Maximilian und Ferdinand auf Bänken ſitzend, die Abgeordneten der Nation ſtehend beiwohnten. Der Vorſchlag des Kaiſers ward abgeleſen. Der trefflichen Gemüthsgaben Ferdinand halber hätten er und ſeine beiden erzherzoglichen Brüder, da von ihnen kein Erbe zu erwarten ſey, ihre ſämmtlichen Rechte auf die öſterreichiſchen Landſchaften jenem übertragen. Er empfehle ihn auch zum würdigſten Thronfolger in Böhmen. Die oberſten Landesofficiere ſtimmten beifällig, bis auf den letzten, den Burggrafen von Karlſtein. Dies war jetzt Graf Heinrich von Thurn, welcher den nunmehrigen oberſten Lehnhofrichter Wilhelm Slawata von dem Burggrafenamte verdrängt hatte. Er habe Bedenken, ſo lautete ſeine Stimme, ohne Zuziehung der Stände aus den der Krone einverleibten Ländern der Meinung ſeiner Vorgänger beizupflichten, und ſchlage vor, dieſelben zu einem allgemeinen Landtag zu berufen. Der Oberſtburggraf entgegnete ihm, daß dieſe überhaupt kein Recht hätten, an der böhmiſchen Königswahl Theil zu nehmen, am wenigſten aber jetzt befragt zu werden brauchten, wo nur von der Annahme eines natürlichen Erben des Reichs die Rede wäre. Bei der weiteren Umfrage ſtimmten **Kolon von Fels** und wenige andre, wie Graf **Thurn**. **Ferdinand** von Steiermark und Kärnthen ward für den künftigen König von Böhmen von dem Landtag erklärt, und als ſolcher von dem Oberſtburggrafen ausgerufen. Er empfing den Glückwunſch der Stände überaus freundlich, und reichte mit entblößtem Haupte jeglichem die Hand. Vor ſeiner Krönung, die am neun und zwanzigſten Junius des Jahres 1617 geſchahe, ſtellte er den verlangten Verſicherungsbrief aus, daß er bei Lebzeiten des gegenwärtigen Königs ſich nur auf ſonderlichen Willen deſſelben und mit Zuziehung der oberſten Landesofficiere und eines ſtändiſchen Ausſchuſſes der Verwaltung Böhmens annehmen wolle. Sein Krönungseid gelobte die Beſtätigung aller Rechte und Freiheiten des Landes.

Die Utraquiſten verließen größtentheils unmuthig Prag und einigermaßen beſchämt, daß ſie ſo leicht die Wahl eines Königs zugegeben, welchen ſie haßten und fürchteten. Kurz vor dem entſcheidenden Tage in der Landſtube waren viele von ihnen im Karolinum zuſammengetreten. Hier las ihnen Graf **Joachim Andreas von Schlick** eine Unterweiſung vor, welche er über die Wahlgerechtigkeit der Stände abgefaßt hatte. Angefriſcht dadurch erſuchten ſie ihn, wenn am folgenden Tage die Thronfolge Ferdinands vorgeſchlagen würde, im Namen der Gemeinde des Herren- und Ritterſtandes, ſobald Thurn auf den Generallandtag geſtimmt hätte, wo ſie ihre Wahlfreiheit beſſer durchſetzen könnten, nachdrücklich auf denſelben zu dringen. Schlick verſprach es; als aber ſein naher Verwandter Heinrich Liebſteinsky von Kolowrat, der ſeine Zuſage erfuhr, mit Vorſtellungen in ihn drang, wo denn jetzt noch die Privilegien des Königreichs enthielten, daß die Stände die Freiheit hätten, einen König nach ihrem Willen zu wählen? ob er denn auſſer Acht laſſe, daß er durch ſeinen Widerſpruch gegen die Erbfolge Ferdinands des Kaiſers höchſte Ungnade ſich zuziehen und wahrſcheinlich nichts ausrichten werde? änderte der Graf wieder ſeinen Entſchluß, und zeigte dies den Utraquiſten an, die ihn bei ſeinem Eintritt in die Landſtube umringten und an ſeine Zuſage erinnerten. Er ſtimmte ganz mit dem Oberſtburggrafen überein, und äuſſerte dabei unverholen, daß er zwar auf einen Generallandtag habe dringen wollen, nun aber gern davon ablaſſe, weil er über ſeine irrigen Anſichten von der ganzen gegenwärtigen Handlung eines beſſern belehrt ſey. Dieſe Erklärung ſetzte die Utraquiſten in Verwirrung, und ihnen war unmöglich, während der Umfrage ſelbſt ſich einen andern Mittelpunct zu ſchaffen. Graf Thurn hatte freilich auf dem Landtage ſogar öffentlich über Ferdinand erklärt, daß er denſelben von Jugend auf kenne, als einen hochverſtändigen, gottesfürchtigen, und mit vortrefflichen Tugenden begabten Herrn, der ſeine Zuſagen treulich halte; aber im Herzen dachte er und die meiſten Utraquiſten ganz anders.

Der neue König der Böhmen war ein Enkel Kaiſer Ferdinands des Erſten, Sohn des Erzherzogs Carl von Oeſterreich und Maria's, einer bairiſchen Fürſtin. Gebohren zu Grätz am neunten Julius 1578 war er ſchon in ſeinem eilften Jahre nach Ingolſtadt in die Schule der Jeſuiten geſchickt, die ihm nach fünf Jahren das Zeugniß gaben, daß er ein herrlicher politiſcher Philoſoph und ein rechtserfahrner Juſtinian ſey. Kaum war ihm in ſeinen Erblanden gehuldigt, ſo ging er unbekannter Weiſe nach Rom, dort eine Zeitlang bei den Jeſuiten zu hauſen; und beſchloß dann, eine Gegenreformation wider den überhandnehmenden lutheriſchen Glauben bei ſeinen Unterthanen durchzutreiben. Er berief ſich auf die Nothwendigkeit derſelben, weil ſie unter dem Vorwande der Religionsfreiheit mehr einer von ihnen geſtifteten Gemeine, als der landesfürſtlichen Regierung unterworfen ſeyn wollten, auf das Recht, eben ſo wie manche Reichsſtände vermöge des Religionsfriedens in ihren Ländern eine Reformation vorgenommen hätten, ſie auch in ſeinem Lande auszuführen. Nur die Freiheiten der Vergangenheit, wo Fürſten und

Unterthanen beide katholiſch hießen, wolle er beſtätigen: die von ſeinem Vater bewilligte ſogenannte Religionsfreiheit habe nur für deſſen Leben gegolten.

Alle einflußvolle Männer in ſeiner Umgebung mißbilligten ſein Vorhaben. Mit Gott, entgegnete er, habe ich Rath gehalten, und beſchloſſen; ſperrte den Evangeliſchen zu Grätz ihre Kirchen und Schulen, und gebot allen denen, die ſich nicht zu einerlei Religion mit ihm bekennen wollten, in beſtimmter Friſt das Land zu räumen. Widerſtand und Aufruhr tobte ſogleich in allen ſeinen Landſchaften. Durch Verhandlung und angedrohte Gewalt, durch kluge Milde, und Kanonendonner, ohne zu tödten, beſonders durch den Eindruck, welchen ſeine Perſönlichkeit machte, daß ſchlechterdings bei ihm kein Wanken ſeyn könne, trieb er ſeine Reformation zum Erſtaunen Deutſchlands glücklich durch. Man rechnet faſt eine Million Proteſtanten, die von ſeinen Unterthanen zum katholiſchen Glauben zurücktraten, und in ſeinem Lande ſahe man dort, wo bisher kaum zwei oder drei Ordensleute waren, ihrer dreißig und vierzig.

Einen ſolchen Verein von Eigenſchaften und Geſinnungen wodurch dergleichen möglich geworden, fürchteten und haßten die Utraquiſten in ihrem neuen König, und ſie beſchloſſen bei ſich, die Ernennung deſſelben, in welche ſie überraſcht und beſtürzt gewilligt hatten, auf irgend eine Weiſe zu entkräften. In gegründeter Ahnung davon veranlaßte den Kaiſer ſeine Umgebung, dem Grafen Thurn die Stelle eines Burggrafen von Karlſtein, der die Kroninſignien bewahrte, zu nehmen, und dem entſchloſſenſten Widerſacher der Proteſtanten Jaroslaw Borzita von Martinitz zu geben. Um jenen nicht zu ſehr zu erbittern, erhob man ihn zum oberſten Lehnsrichter; doch die Rache glühte in ſeinem Herzen. Eben jetzt ging der Kaiſer mit ſeinem ganzen Hoflager nach Wien, und hinterließ zehn Statthalter in Böhmen, unter welchen auch Slawata und Martinitz waren. Dies erleichterte den Proteſtanten die Schritte, welche ſie beſchloſſen hatten.

Ihre Genoſſen zu Braunau hatten den Bau einer neuen Kirche begonnen, welchen der Abt daſelbſt ihnen, als ſeinen Unterthanen verwehrte, und auf ſein Anſtiften auch ein kaiſerlicher Befehl unterſagte. Dagegen munterten die proteſtantiſchen Glaubensbeſchützer ſie auf, darin fortzufahren, jeglichem Verbot zuwider: ſie würden den nach Gebühr des Majeſtätsbriefs darzuthun, wenn man ſie deshalb bedränge.

Dieſer Erklärung lag die Behauptung zum Grunde, daß nach dem Majeſtätsbriefe auch die utraquiſtiſchen Unterthanen im Königreich Böhmen zur Erbauung neuer Kirchen berechtigt ſeyen. Allein ſchwerlich ſagte dies der Buchſtabe der Urkunde. Sie verhieß jenes Recht den utraquiſtiſchen Ständen mit ihren Unterthanen, nicht allen Unterthanen in Böhmen überhaupt, die ſich zur Lehre der Kelchner bekannten. Aber ihr Geiſt rechtfertigte die Auslegung der Defenſoren; denn ſie ſagte ausdrücklich, daß durchaus Niemand, ſo aus den höheren Ständen, wie aus Städten, Märkten und dem Bauernvolke durch ſeine Obrigkeit oder ſonſt Jemand von ſeiner Religion abgedrängt werden ſolle; und mittelbar wenigſtens verſuchte dies doch der Abt von Braunau, wenn er ſeinen utraquiſtiſchen Unterthanen keinen Pfarrer, keinen Tempel für ihren Gottesdienſt verſtatten wollte.

Geſtützt auf den Buchſtaben des Majeſtätsbriefes, der ihm nicht gebot, den Bau der Kirche zu bewilligen, bewirkte der Abt den Befehl, daß die Braunauer ihm ihre Kirche überantworten ſollten; und als ſie hiemit zauderten, warf man acht von ihnen ins Gefängniß, und eine königliche Commiſſion ſperrte die Kirche und ſchaffte den utraquiſtiſchen Pfarrer hinweg. (1618.)

Ein gleiches Schickſal hatte das Bergſtädtlein Kloſtergrab. Es gab ſich für ein freies Städtlein aus, welches ſeit lange nur der Krone Böheim unterthan geweſen und in politiſchen Dingen, beſonders aber in der Religion, einer ganz beſondern Freiheit genoſſen habe. Allein der Erzbiſchof von Prag behauptete, daß es ihm unterthan ſey, und die königliche Canzlei beſtätigte ſeine Anſprüche. Da ließ er unverzüglich das Gotteshaus niederreißen, welches ſich die utraquiſtiſchen Einwohner von frommer Beiſteuer aufgebaut hatten, unterſagte ihrem Pfarrer Grund und Boden, und drohte ihnen mit dem Henker, wenn ſie einen evangeliſchen Prieſter zu Tag oder Nacht bei ſich beherbergten.

Allerdings wankte die ganze Grundlage der bürgerlichen Geſellſchaft, ſobald ſich die Unterthanen ihren öffentlichen Religionszuſtand wirklich bilden durften, denn durch eine ſolche Freiheit griff der Unterthan in die Souveränität ein, was von viel gefährlichern Folgen war, als wenn die Stände, welche in den Feudalverfaſſungen eine Art von Mitſuverän waren, ebendieſelbe Freiheit ausübten. Aus dieſem Geſichtspunct handelten der Hof und die königlichen Statthalter, und ſuchten alle Erklärungen des Majeſtätbriefes zu vermeiden, als zahlreiche Abgeordnete der Utraquiſten, aus allen Kreiſen nach Prag von den Defenſoren berufen, die Entlaſſung der Braunauer aus der gefänglichen Haft und Abſtellung der Bedrängniſſe in Religionsſachen verlangten; denn offenbar ſey doch, was zu Braunau und Kloſtergrab geſchehen wäre, ein Abdrängen der Bürger und Bauern von ihrer Religion durch ihre Obrigkeit.

Hierauf erfolgte eine Willenserklärung des Kaiſers durch den Mund der Statthalter, kraft welcher den Utraquiſten unterſagt wurde, je eine Zuſammenkunft wie die gegenwärtige wieder auszuſchreiben. Im übrigen griffen ſie weiter als der Majeſtätsbrief mit ſich brächte, und wollten den Aufſtand fremder Unterthanen vertreten.

Erſchüttert und mit fürchterlichem Ernſt und Zorn verwieſen ſich die Glaubensbeſchützer und Abgeordneten einander auf den Artikel des Majeſtätsbriefes, der enthielt, „daß kein Befehl, nichts dergleichen, was in dieſem für die Religion aufgerichteten Frieden die allergeringſte Hinderung und Unordnung brächte, von dem Stifter, Kaiſer Rudolph, ſeinen Erben, und künftigen Königen in Böhmen, auch von keinem andern ausgehen, oder angenommen werden ſollte.“

Schon die Annahme des kaiſerlichen Schreibens, die öffentliche Vorleſung deſſelben durch die Statthalter, ſchien dieſe eines Bruchs des Majeſtätsbriefes ſchuldig zu machen; aber zugleich argwöhnten die Utraquiſten, daß Männer, wie Wilhelm Slawata und Borzita von Martinitz das ſcharfe Schreiben wohl ſelbſt verfaßt haben mögten, und das kaiſerliche Anſehen mißbrauchten ihrem Haſſe wider die Utraquiſten mehr Gewicht zu geben. Am drei und zwanzigſten Mai des Jahres 1618 ſtürmten die Defenſoren und Abgeordneten bewaffnet nach der Burg, wo die Statthalter ihre Sitzung hatten, und fragten dieſelben mit grimmvollem Getöſe, ob ſie an dem ſcharfen kaiſerlichen Schreiben Theil hätten? Der Oberſtburggraf Adam von Sternberg erwiederte, daß ſämmtliche Statthalter verſammelt ſeyn müßten, um eine ſolche Frage zu beantworten, und er ſie auf den folgenden Tag beſcheiden wolle. Allein die Utraquiſten hörten nicht auf ihn, ließen den Artikel des Majeſtätsbriefes verleſen, durch welche ſie die Statthalter verdammt glaubten, und Graf Mathes von Thurn, Leonhard von Fels und Bochuslaw von Berka traten hervor, führten den Oberſtburggrafen Sternberg und den Großprior des Maltheſerordens Popel von Lobkowitz in ein Seitenzimmer. Da ſtürmten der Rittmeiſter Ulrich Kinsky und andre auf Martinitz zu, ſchleppten ihn an's Fenſter und ſtürzten ihn in den Schloßgraben hinunter, acht und zwanzig bis dreißig Ellen tief. Ein Augenblick furchtbarer Stille, bis einer rief: edle Herrn, hier habt ihr den andern. Slawata ward ergriffen und auch hinabgeworfen. Den Sekretär Fabricius warf man beiden nach.

Ungefähr in der Hälfte der Höhe, aus der Mauer gewachſen, bildete ein niedergebogener Holunderbaum mit ſeinen vielen Aeſten, die von Kehricht aus den Gemächern überſchüttet waren, gleichſam einen Hügel. Auf ihn fielen die Hinabgeſtürzten nicht hart, und ſanken an ſeinem Gezweige in den trockenen Graben hinab. Martinitz konnte Slawata, der ſich im Fall das Haupt an einem Fenſtergeſimſe verletzt hatte, noch aufrecht helfen. Indem ſah man ſie voll Verwunderung von den Fenſtern herab noch lebend, und ſchoß auf ſie, ohne zu verwunden.

Graf Thurn war ſogleich in die Altſtadt geſprengt, und hatte dem beſtürzten Volke Ruhe geboten: was man gethan hätte, wüßte man vor dem Kaiſer zu verantworten. In der allgemeinen Bewegung bekümmerte man ſich nicht weiter um die Hinabgeſtürzten, und verlief ſich zufrieden mit der Verſicherung, daß die Hunde das Garaus bekommen hätten. Fabricius, der im Herabfallen Slawata getreten, eiligſt um Verzeihung erſucht hatte, ohne Mantel und Hut davon eilte, war ſchon auf dem Wege nach Wien, um zu berichten, was geſchehen ſey, als die beiden Stathalter von treuen Dienern aufgeſucht und in eine nahe Behauſung gebracht wurden. Martinitz entkam ſofort glücklich aus dem Lande: Slawata ward entdeckt und gefangen genommen, und durch die Bitten ſeiner Gemahlin gerettet, welche ſich der Gräfin Thurn zu Füßen warf, und die weiſe Entgegnung erhielt: was ihr jetzt von mir, werde ich bald für meinen Mann begehren müſſen. Er bewog dann den grauen Oberſtburggrafen, daß ſie ihre Güter, einige Millionen am Werth, und das zerrüttete Vaterland verließen.

Nun wählten die Utraquiſten einen Ausſchuß von Dreißig (den 26ſten Mai), welcher ganz an die Stelle der bisherigen Regierung trat. Die Nation ward aufgeboten, zu einem Feldzug ſchlagfertig zu ſeyn. Beſonders eilte man, die Jeſuiten aus dem Lande zu bannen. Als Hauptgrund ward angegeben, weil ſie der Böhmen Majeſtätsbrief in Schriften und Predigten geſchmäht hätten; und ſie antworteten nach ihrer Auswanderung, daß dergleichen die Religion betreffende Urkunden freilich nicht ohne Einwilligung des Papſtes Kraft erhalten könnten.

Am kaiſerlichen Hofe drang Ferdinand ſogleich darauf, daß man den böhmiſchen Utraquiſten mit denſelben Maaßregeln begegne, welche ſie ergriffen hatten, daß man Kriegsvolk werbe, und ſich ſowohl bei den Ständen des deutſchen Reichs, als bei Spanien um Hülfe bemühe. Um ſo heftiger wurden die Bewegungen des böhmiſchen Volkes, ſo daß Thurn bald an der Spitze einer anſehnlichen Kriegsmacht ſtand, und ſchon den Feldzug eröffnete, indem der Kaiſer noch friedliche Ausgleichung verſuchte. Jener richtete zuerſt ſeine Unternehmungen auf die Städte Budweis, Krummau und Pilſen, welche allein dem Hofe treu geblieben waren. Krummau ergab ſich ſeinen Drohungen; aber ſchon Budweis, deſſen Verbindung mit den öſterreichiſchen Landſchaften nicht leicht zu unterbrechen war, widerſtand ſo hartnäckig, daß Thurn mit ſeiner Hauptmacht ſich zu einer langwierigen Belagerung anſchicken mußte, indem die übrige böhmiſche Kriegsſchaar Schrecken und Verwüſtung in Unteröſterreich verbreitete.

Der Obriſt Graf Heinrich Dampierre rückte zuerſt mit ſechs tauſend Mann kaiſerlichen Kriegsvolkes zu Roß und zu Fuß an die Gränzen Böhmens, und in einiger Entfernung folgte ihm als Oberbefehlshaber der Zögling des berühmten Ambroſio Spinola, Graf Longueval von Bouquoi, der zweitauſend zu Roß und ſechstauſend zu Fuß verſuchter Kriegsbanden aus den Niederlanden mit ſich gebracht hatte. Beide Anführer waren Ausländer, weil man glaubte, den Einheimiſchen nicht genug trauen zu dürfen. Als Dampierre mit einigen geringen Vortheilen in Böhmen vorgerückt war, brachen Thurn und Kinsky mit ihrem Lager von Budweis auf, und bei Czaslau kam es zu einem blutigen Gefecht, worin das grobe Geſchütz auf beiden Seiten viel Verluſt bewirkte, bis Dampierre ſich in einen Wald zurückzog. Hier durch Mangel an Lebensmitteln und den Feind hart bedrängt, flehte er um eilige Befreiung durch Bouquoi, welcher ſtracks auf Prag ziehen und durch einen Hauptſchlag alle Fehde mit den Böhmen enden wollte. Man hatte ihm am Hofe geſagt, daß er keine Krieger, nur feige Landleute zu bekämpfen haben würde. Wie irrig dies ſey, erfuhr er ſogleich, als er zunächſt auf Neuhaus zog, deſſen Beſatzung ihm tapfer widerſtand. Ohne einen Sturm zu wagen, brach er auf, als Graf Thurn zum Entſatz heraneilte; und bei Budweis, wo vierzehn tauſend Böhmen zu Fuß und Roß ſeinen Nachtrab erreichten, zwangen ſie ihn zu einem blutigen Gefecht.

Zu Wien mogte man ſich verwundern, daß das kaiſerliche Heer ſo wenig im erſten Feldzug vollbrachte; aber gerechter war die Verwundrung, daß Graf Thurn, der jetzt ohngefähr dreißig tauſend Mann befehligte, nicht durch einen planmäßigen Angriff das um die Hälfte ſchwächere Heer des Hofes zu überwältigen ſuchte. Seine Truppen beſtanden zum Theil aus den verſuchteſten Kriegsbanden des evangeliſchen Deutſchlands, und die Böhmen unter ſeinen Fahnen waren kaum zurückzuhalten, daß ſie nicht auf das feindliche Lager Sturm liefen. Ein ſolcher Hauptſchlag ſchien um ſo gewiſſer gelingen zu müſſen, weil Dampierre voll Grimm und Feindſchaft wider Bouquoi war, welcher ſein Rauben und Sengen ſtark mißbilligte. Allein der böhmiſche Oberfeldherr beſaß ſo wenig umfaſſende Kühnheit, als viel Verwegenheit im einzelnen Fall, und vielleicht hemmte ihn ſelbſt die Ausſicht, daß ſeine Kriegsmacht täglich anwuchs, und er in kurzem den Feind mit noch großerer Wahrſcheinlichkeit vernichten könne.

Zum Unglück für die Kaiſerlichen, die mit höchſter Gefahr bis zum Ende des Jahrs zu Budweis ſtill lagen, erſchien auf der Seite der Böhmen einer der berühmteſten Führer von Kriegsbanden, Graf Ernſt von Mansfeld. Mit vier tauſend Mann, die er in Deutſchland geworben hatte, rückte er plötzlich vor Pilſen, wahrſcheinlich durch eine Beſtallung der utraquiſtiſchen Stände gerufen.

Die Bürger dieſer Stadt, der angeſehenſten nach Prag, dem öſterreichiſchen Hauſe ſehr treu, hatten ſelbſt Kriegsvolk wider die Stände und die Utraquiſten geworben, und ihnen ſehr viel Abbruch gethan. Jetzt mit einer Belagerung bedroht antworteten ſie auf die gütlichen Vorſchläge der Stände dadurch, daß ſie ihre ſchönen Vorſtädte mit manchen fürſtlichen Häuſern in Brand ſteckten. Allein dem wüthenden Sturm, welchen der feurige Mansfeld am ein und zwanzigſten November mit ſeinen deutſchen Kriegsbanden und acht Schwadronen böhmiſcher Reiterei unternahm, erlagen ſie gleichwohl, noch glücklich zu preiſen, daß ihre Stadt von einem Feldherrn erobert ward, der auch ſolche Banden in Kriegszucht und Beſcheidenheit zu erhalten wußte. Er befahl der Bürgerſchaft, den Ständen Treue zu geloben, hinterließ ſieben Compagnien zu Fuß und Roß in Pilſen, und zog mit dem übrigen Volk in das böhmiſche Hauptlager. Nur Budweis, der Waffenplatz ſeines erſchöpften Heeres, war von dem ganzen böhmiſchen Lande nun dem Kaiſer noch übrig. Er verſuchte von neuem eine friedliche Ausgleichung mit den Ständen, und ein Mann von Gewicht in ſeinem Rathe, Adam von Waldſtein, kam als Friedensbote nach Prag. Wenigſtens einen Waffenſtillſtand auf zwei Monate hoffte er zu Wege zu bringen; aber es machte einen nachtheiligen Eindruck, daß er äußerte, die Stände ſollten den König Ferdinand um Vermittlung zwiſchen ihnen und dem Kaiſer angehen; denn es war in Böhmen allgemeine Stimme geworden, daß eben Ferdinand der Feind ſey, wider welchen man die Waffen nicht niederlegen dürfe.

Thurn hatte inzwiſchen einen Zug nach Oeſterreich unternommen, und ſeine Streifpartheien verheerend bis auf neun Meilen von Wien geſchickt. Von der übrigen böhmiſchen Kriegsmacht, zu welcher Mansfeld geſtoßen, ward Bouquoi in Budweis fortdauernd beobachtet. Dieſer einſichtsvolle Feldherr erließ von dort ein nachdrückliches Schreiben an den Kaiſer: „daß er in Frankreich und den Niederlanden wahrlich im Kriegsweſen bewandert worden ſey; doch ſoviel Mannheit, Beſtändigkeit und Starkmüthigkeit, wie in dieſem Feldzuge bei den Böhmen, nie bei einem Feinde geſehen habe. Man möge nur Frieden mit ihnen machen. Er für ſeine Perſon begehre der Landgüter im böhmiſchen Reich nicht, die bei Eröffnung des Feldzuges ihm von ſeinem allergnädigſten Herrn zugeſagt wären; denn er habe wohl erfahren, die Böhmen würden ſich ihre Güter nicht alsbald nehmen laſſen.“

Der geſchreckte Mathias glaubte nun, an der ſchon zugeſagten Vermittlung des Churfürſten von Sachſen nicht genug zu haben, und erſuchte auch die Churfürſten von Mainz und der Pfalz darum. Auch ſie verſprachen nach langem Zaudern, Abgeordnete zu einer vermittelnden Tagesfahrt in Eger zu ſenden. Allein wie wenig man auf beiden Seiten Frieden von derſelben erwartete, verrieth alles, was man während der Anſchickung zu ihr begann. Mathias erklärte den Grafen von Mansfeld förmlich in die Acht; der Papſt Paul der Fünfte drohte, dem Kaiſer auf alle Art, und zunächſt mit einer ernſtlichen Schaar Volkes beizuſtehen; der König von Spanien traf Anſtalt, der deutſchen Linie ſeines Hauſes vorläufig mehr als eine Million Gulden, und Truppen aus Sardinien, Neapel und den Niederlanden zu ſenden, wenn ihre Werbung in Deutſchland nicht ergiebig genug ſey. Dagegen erließ der ſtändiſche Ausſchuß der Böhmen ein Aufgebot, daß alle, welche ſich zu Erhaltung des Majeſtätsbriefes verpflichtet hätten, dieſe ächten Söhne des Vaterlands, mögten ſie unter einer oder beiderlei Geſtalt das Abendmahl genießen, ſich in ämſiger Bereitſchaft halten ſollten; der zwanzigſte Mann ſich wohlgerüſtet mit einem langen Rohr verſehen für das Fußvolk ſtelle, für die Reiterei aber jeglicher, der da vermöge, mit Roſſen und Knechten.

Unter ſolchen Ausſichten ſtarb Mathias am zwanzigſten März des Jahres 1619 in ſeiner Burg zu Wien. Schwerlich hätten ohne ihn die Böhmen den Majeſtätsbrief von Rudolph erzwungen, und eben durch dieſen ſcheiterte vorzüglich ſeine Ruhe, als er die Kronen ſeines Bruders trug, die ihm die Rache verliehen zu haben ſchien.

XXIII. Ferdinand der Zweite (König ſeit 1617 bis 1637.)

Erzherzog **Ferdinand** von Steiermark war zu ſeinem Nachfolger auf den Thronen von Ungarn und Böhmen beſtimmt; und zum Vortheil ebendeſſen that auch der einzige noch lebende Sohn von Kaiſer **Maximilian** dem Zweiten, der kinderloſe **Albrecht**, auf die eigentlichen öſterreichiſchen Erblande Verzicht. Allein von dieſen Reichen und Ländern konnte er beim Antritt ſeiner Regierung vielleicht nur ſein väterliches Erbtheil Steiermark als einen gewiſſen Beſitz anſehen. Ungarn ward von **Bethlen Gabor**, dem Unruhigen und hinterliſtigen Fürſten Siebenbürgens, halb bedroht, halb kam er auf Einladung eines großen Theils der Nation, und eine ungeheure Waffenmacht der Türken bereitete ſich ihm nachzuſtürzen. Von den ober- und niederöſterreichiſchen Ständen ward die Huldigung verweigert, und ſie bewaffneten ſich im Verein mit den rebelliſchen Mährern und Schleſiern.

In dieſer Lage konnte ſich **Ferdinand** nicht ſchmeicheln, Böhmen durch die Gewalt ſeiner Waffen zu zähmen. Gelang ihm dagegen, dort das Kriegsfeuer zu beſchwichtigen, ſo möchte vielleicht der Ausbruch deſſelben in den übrigen Landſchaften verhütet werden. Er nahm die Miene an, als beſtehe noch ganz unter den Böhmen die bisherige Statthalterſchaft, und meldete den zu Prag noch anweſenden Mitgliedern derſelben, daß er binnen vier Wochen dem Oberſtburggrafen die Beſtätigung aller gemeinen Landesfreiheiten werde einhändigen laſſen (den 27ſten Mai 1619). Sein Kriegsvolk in Böhmen und Oeſterreich mußte alle Feindſeligkeiten einſtellen, die Ungarn darunter ließ er größtentheils abführen.

Die Urkunde der Beſtätigung, welche bald erfolgte, ſchien klar und unverfänglich, und auch der Ausdruck, daß der Majeſtätsbrief bekräftigt ſeyn ſollte, ſintemal er nicht wider die katholiſche Religion gemeint wäre. Allein der ſtändiſche Ausſchuß trug Bedenken, auf ein Schreiben Ferdinands an ihn irgend einzugehen, weil die Ueberſchrift nicht an die utraquiſtiſchen Directoren laute, und darin ſolcher Statthalter und Räthe gedacht ſey, welche von den Ständen wegen vielfältiger Beſchwer ihres Amtes entſetzt wären.

Dies Benehmen des ſtändiſchen Ausſchuſſes ſagte im Grunde, daß man mit Ferdinand gar keine Gemeinſchaft haben wolle; denn wie konnte der König eine Entſetzung ſeiner Statthalter wider und ohne ſeinen Willen anerkennen? wir konnten die Directoren, welcher Titel dem Ausſchuß auch von Mathias nie beigelegt wurde, verlangen, als Utraquiſten angeredet zu werden, da Ferdinand zugleich zu jenen Ständen ſprach, welche das Abendmahl unter einerlei Geſtalt genoſſen, und welchen doch auch die Landesfreiheiten beſtätigt wurden?

Er ſetzte alſo jede mögliche Kriegswerbung fort. In ſeinen eignen Provinzen wurden für ihn ſieben tauſend zu Fuß und fünfhundert Pferde geworben. Sechs tauſend Kriegsknechte und tauſend Pferde kamen von den Niederlanden, ſieben tauſend Mann aus Italien, zu ſeiner Hülfe, die ſämmtlich der König von Spanien beſoldete. Seine Unterhandlungen bei den katholiſchen Churfürſten um Unterſtützung, bei den Ständen ſeiner eignen Länder, wenigſtens um eine Art von Waffenſtillſtand, waren ſehr thätig.

Die böhmiſchen Directoren dagegen bewirkten, daß mehrere Glieder der deutſchen proteſtantiſchen Union in ihren Gebieten für ſie werben ließen, und ihre Aufmahnung an den einheimiſchen Adel hatte zum Erfolg, daß man wiederum ohngefähr zwanzig tauſend Mann muſtern, und an den Grafen Thurn zu ſeinen Unternehmungen in Mähren, Oeſterreich und an das Lager bei Budweis vertheilen konnte. Auch erließen ſie ein Schreiben an den General der katholiſchen Liga in Deutſchland, den Herzog Maximilian von Baiern, daß er dem anrückenden ſpaniſchen Kriegsvolke Paß und Durchzug verwehren wolle; worauf nach deſſen Geſinnung freilich eine ablehnende Antwort erfolgen mußte. In Mähren nahmen um dieſe Zeit die Evangeliſchen ſo überhand, daß die Stände noch weiter griffen, als die böhmiſchen, und ſie zuerſt unter den Proteſtanten in den Reichen und Ländern des erzherzoglichen Hauſes das

Beiſpiel der deutſchen Fürſten nachahmten, und die geiſtlichen Güter einzegen: eine Maaßregel, welche Ferdinand vor allen übrigen fürchtete, denn dadurch ward der römiſch katholiſchen Kirche gleichſam ihr Boden genommen, und den Rebellen das Vermögen gegeben, den Aufwand der Waffen wider ihren Souverän fortdauernd zu beſtreiten.

Hierdurch ermuthigt begann Thurn ſeinen Zug auf Wien, und legte ſich am ſechſten Junius in die Vorſtadt. Auch, nachdem man die in der Nähe liegenden Beſatzungen an ſich gezogen hatte, war Wien mit geringem Kriegsvolk verſehen. Die italieniſchen Kaufleute rüſteten freilich Reiter aus, die Studenten thaten ſich freiwillich in ein Regiment zuſammen; Thurn aber war in Einverſtändniß mit den evangeliſchen daſelbſt verſammelten Ständen, und einigen der Bürgerſchaft. Unter dem Donner des groben Geſchützes und unter Blutvergießen in Scharmützeln traten ſechzehn der unkatholiſchen Stände in den Vorſaal Ferdinands, überhäuften ihn mit Vorwürfen und legten ihm ſchriftliche Bedingungen vor. Einer faßte ihn bei den Knöpfen des Wamſes, und fragte wüthend: Ferdinand, wirſt du nicht unterſchreiben? In dem Augenblick ſchmetterten Trompeten von dem Burgplatz. Bouquoi hatte fünf hundert Küraſſiere geſandt, die ſich auf der Donau zu Krems einſchifften, unvermuthet in Wien einrückten und auf dem Burgplatz ſtellten. Gleich wichen die Rebeſſen zurück. Trotz der Aufmunterung des ſpaniſchen Botſchafters dazu ließ Ferdinand ſie nicht als ſolche ſtrafen. Unwandelbar in ſeiner Ruhe hielt er ſeinen gewöhnlichen öffentlichen Kirchengang, und unterbrach kein Geſchäft, nicht die gewohnte Ordnung des Lebens, ſeine Mahlzeit blieb ungeſtört, wenn gleich eine Musketenkugel in ſein Tafelzimmer flog. Da kamen Nachrichten aus Böhmen, welche Thurn veranlaßten, eilig mit ſeinem Lager aufzubrechen: und Ferdinand benutzte ſofort die Stunden der Befreiung, um ſich nach dem Wahltage der Deutſchen zu Frankfurt zu begeben (den 22ſten Juni).

In denſelben Tagen, wo ſich Thurn vor Wien legte, näherte ſich Bouquoi der Kriegsmacht, die aus Welſchland und den Niederlanden herberufen war, und wovon etliche Tauſende auf Flößen und Schiffen von Regensburg auf der Donau herangefahren waren. Von zwölf tauſend Mann, ungerechnet tauſend walloniſche Küraſſire ſah er ſich in den erſten Tagen des Junius verſtärkt. Von nun an handelte er wieder angriffsweiſe. Auf ſeinem Zuge gegen das Städtchen Thein ſtieß er auf eine Kriegsſchaar unter Mansfeld, die beinahe fünfmal ſo ſchwach als er war. Der ſtändiſche Feldherr wollte gleichwohl den Kampf nicht vermeiden, weil er auf die Hülfe des naheliegenden Grafen von Hohenlohe, eines andern Obriſten der Stände rechnete, den er ſofort von ſeiner Gefahr benachrichtigt hatte. Allein er harrte vergebens darauf, und entkam aus der Niederlage nur, weil er mit Blut überdeckt, unkenntlich geworden war. Zu Prag erſchien er, und klagte bitterlichſt, daß ihm ſo viele wohlverſuchte Hauptleute, Fähnriche und Knechte gefallen und gefangen wären, weil das Regiment der Stände einem Hohenlohe geſtatte aus Feigheit oder Tücke ſeine Mitfeldherrn aufzuopfern. Er wende ſich jetzt auf Pilſen zu ſeinen andern Soldaten, und Bouquoi werde nun von Tag zu Tag näher auf Prag rücken. Erſchreckt riefen die Directoren den Grafen Thurn von Wien zurück.

Allmählig gedich inzwiſchen das Werk zur Reife, worauf die Utraquiſten ihre vorzüglichſte Hoffnung bauten, daß ſie nämlich die böhmiſche Krone auf das Haupt eines auswärtigen Fürſten ſetzen wollten, deſſen Macht und politiſche Verbindungen ihren Aufſtand wider das Haus Oeſterreich zu einem glücklichen Ende führten. An wen konnten ſie dabei ernſter denken, als an das Haupt der proteſtantiſchen Union in Deutſchland, den jungen, wenn nicht kraftvoll, doch eitel emporſtrebenden Churfürſten Friedrich von der Pfalz? Nachdem die böhmiſchen Stände am neun und zwanzigſten Auguſt, und die mähriſchen, ſo wie die Abgeordneten aus Schleſien und der Lauſitz in den beiden folgenden Tagen, den einhelligen Schluß gefaßt hatten, daß Ferdinand ſeinen Eid gebrochen, und darum auch ſie ihrer Pflicht erledigt habe, wählte eine große Stimmenmehrheit den

Churfürſten zum König von Böhmen; denn die Macht ſeines Hauſes ſey dem Reiche nahe, für ihr Haupt würden die deutſchen Proteſtanten alle Kräfte aufbieten, und ſein Schwäher, König Jakob von England, werde ſein großes politiſches Gewicht für Böhmen und wider Oeſterreich verwenden.

Friedrich hatte geſtrebt, den Augenblick herbeizuführen, wo die böhmiſche Krone ihm angetragen würde; aber jetzt war er unſchlüſſig, ob er ſie annehmen ſolle? Ein Schreiben der Churfürſten vom Wahltage zu Frankfurth ſagte ihm, daß ſeine Willfährigkeit gegen den Antrag der Böhmen nichts Gewiſſeres zur Folge hätte, als großes Blutvergießen und den endlichen Ruin des römiſchen Reiches. Er ſolle nicht bauen auf die wandelbaren Gemüther des Volkes in Böhmen, Ungarn und andern Ländern des öſterreichiſchen Hauſes, welches ein uraltes und feſtgegründetes ſey, welches alle eigne Macht und die Kräfte ſeiner Verwandten und Befreundeten aufſetzen werde, um eine Krone zu behaupten, die nun ſchon ſo lange ſeinem Geblüt angehöre. Durch ähnliche Gründe warnte ihn ſein Stammesvetter, Maximilian von Baiern, deſſen Stimme um ſo wichtiger war, weil er zugleich als General der katholiſchen Liga ſprach, auf den Antrag der Böhmen zu hören. Selbſt einige Glieder der Union riethen ihn davon ab. Was bedeuteten aber alle dieſe Stimmen gegen die leichtſinnige Eitelkeit in ſeiner eignen Bruſt, gegen den eindringenden Hochmuth ſeiner ſchönen Gemahlin, die ihn fragte: "wie er wagen konnte, eine Königstochter zu heirathen, wenn er nicht Muth hätte, eine dargebotene Krone zu fahen? Am entſcheidendſten endlich wirkte auf ihn der ſtarkmüthige Fürſt Chriſtian von Anhalt, welcher die Seele des churpfälziſchen Hofes war. Euer Liebden, ſagte dieſer, ſetzen ſich nur in den Stuhl; wer wird dieſelben ſobald wieder heraustreiben?

Gegen Ende des Septembermonaths zog Friedrich von Heidelberg aus, um den böhmiſchen Thron zu beſteigen. Zu Waldſachſen, an der böhmiſchen Gränze, doch im pfälziſchen Gebiet, begrüßte ihn eine prachtvolle Geſandſchaft der Stände, an deren Spitze der Graf Andreas Schlick war. Unter ſtetem Jubel ging dann ſein Zug nach der Hauptſtadt ſeines neuen Reiches, und im Thiergarten vor Prag waren die Directoren, zahlreichen Stände, Abgeordneten der einverleibten Länder und der Bürgerſchaft der Hauptſtadt verſammelt, um ihn am Nachmittag des ein und zwanzigſten Octobers in dieſelbe zu geleiten. Hart vor dem Thore trat ihm das Bild eines Zeitpunctes in Böhmen entgegen, ohne welchen die Revolution nicht erfolgt wäre, die ihn jetzt auf den Thron deſſelben führte. Im ſchweren Bruſtharniſch, mit Pickelhauben, ſtumpfen Hellebarden, eiſernen Dreſchflegeln, Armbrüſten und großen Schilden ſtanden da Bürger in taboritiſcher Schlachtordnung, und auf ihren alten Fahnen prangten Zizka's Name, die Hoſtie und der Kelch. Sie wären, ſagten ſie, erbötig, Leib und Leben für die Majeſtät einzuſetzen, die ihnen Religion und Freiheit ſchütze.

Ferdinand hatte inzwiſchen zu Frankfurt viel Ruhe über die Lage ſeiner Länder bewieſen, wozu die geheimen Aufſchlüſſe beitragen mogten, welche er für die Rüſtungen und Abſichten des Fürſten von Siebenbürgen zu haben glaubte. Dieſer vereinigte den rohſten Ehrgeiz und den unruhigſten kriegeriſchen Trieb mit einem gänzlichen Mangel an Treue und Glauben. Den Böhmen ſchien er mit rechter Freude einen Betrug ſpielen zu wollen. Er komme bald in Perſon, ließ er insgeheim gegen Ferdinand eröffnen, um ſichre Hülfe zu bringen, wenn ihm dieſer nur trauen wollte. Die Böhmen hätten ihn um Hülfe erſucht, er werde den Bund mit ihnen eingehen, ſein Lager nahe bei dem ihrigen nehmen, ihre Häupter wie zu einer nöthigen Berathſchlagung bei ſich verſammeln, ergreifen laſſen und ausliefern, dann den übrigen Haufen überfallen und zerſtreuen. Indem Ferdinand auf eine ſolche Zuſage einiges Vertrauen ſetzte, überſah er, daß Bethlen Gabor der kalviniſchen Religion aufrichtig und eifrig zugethan war; denn er wollte einem ſo treuloſen Gaukler keinen religiöſen Ernſt beimeſſen.

Zum Kaiſer erwählt in derſelben Stunde, da die Nachricht nach Frankfurt kam, daß ſeine böhmiſche

Krone vergeben ſey, erfuhr er dieſelbe, als er kaum die deutſche Wahlkapitulation beſchworen hatte. Es ſind aberwitzige Leute, die Böhmen! war das einzige, was Ferdinand hierauf äuſſerte. Auf ſeiner Rückreiſe von Frankfurt verweilte er zu München, um das Werk zu vollenden, worauf er inſonderheit zu Behauptung der böhmiſchen Krone vertraute. Er hatte ſich vorzüglich zu Frankfurt ſchon auf das raſtloſeſte bemüht, die katholiſche Liga für ſich in Harniſch zu bringen, da ihr Haupt Maximilian von Baiern troz ſeines Eifers für die katholiſche Religion, deren Erhaltung allein auch ihm das Daſeyn ſicherte, troz ſeiner perſönlichen Neigung für den Kaiſer, noch immer Bedenklichkeiten geäuſſert hatte, den Bund für und mit Oeſterreich ganz abzuſchließen. Nichts fürchtete er mehr, als daß bald Glieder der Liga, bald Oeſterreich ihn hindern mögten, mit Einheit der Kräfte und des Plans zu handeln. Dieſe freie Leitung des katholiſchen Vertheidigungsweſens machte er zur Grundlage des Tractats, welcher während der Anweſenheit Ferdinands zu München zu Stande kam. Dann ſetzte er als zweite Hauptbedingung feſt, daß ihm, weil er nun mehr aufzuwenden habe, als er in ſeiner Eigenſchaft eines Gliedes der Liga zu leiſten brauche, der Kaiſer und ſein Haus Vergütigung alles Schadens und Aufwandes verſprechen ſollten, und ihm inmittelſt ein beträchtliches Stück von den öſterreichiſchen Landen zum Unterpfand übergeben, damit ihm, was er etwa von ſeinem eignen Lande ver-

Ehre im gleichen Maaße von Oeſterreich zu Theil würde.

Auf dieſen Tractat ſetzte Ferdinand ſolches Vertrauen, daß er München nicht verließ, als bis er ihn zu Stande gebracht, welche unſelige Nachrichten ihn auffoderten, nach Wien zu eilen. Mit einer großen Kriegsmacht, die ſich während des Auguſtmonates bei Klauſenburg zuſammengezogen hatte, war Bethlen Gabor in Oberungarn eingebrochen, und es zeigte ſich ſofort, daß ſeine letzten vertraulichen Eröffnungen gegen Ferdinand nichts als Gaukelei geweſen. Als ſeinen beiden Oberſten der Palatin vorſtellte, wie der mächtige König von Spanien, wie der Potentat von Frankreich, dem Hauſe Oeſterreich verſchwägert, wie das römiſche Reich und faſt alle Churfürſten bereit ſtünden, bis zum Aeußerſten mit ihrer kaiſerlichen Majeſtät zu ſeyn, daß daher den Ungarn, die ſich nun mit dem Feinde verbänden, ihr Unternehmen mißlingen werde, erfolgte die Antwort: ehe von dieſem Allen etwas ins Werk gerichtet werde, wollten ſie hoffentlich nicht allein gekocht, ſondern aufgeſchüſſelt haben.

Das Schrecken, welches darauf den Erzherzog Leopold befiel, der in Ferdinands Abweſenheit die Oberbergewalt zu Wien verſah, befreite Prag von der Beſorgniß, daß es nach der Niederlage von Mansfeld in die Gewalt Bouquoi's gerathen könnte. Nun erhielt dieſer Befehl, die vornehmſten Plätze in Böhmen zwar beſetzt zu halten aber mit dem übrigen Heere ſchnell nach Oeſterreich zu rücken. Er ließ ſämmtliche Päſſe hinter ſich verhauen und beſetzen, um die nachrückenden Böhmen zu weiten Umwegen zu nöthigen, und ungeſtört von ihnen das mähriſch böhmiſche Kriegsvolk unweit Znaym zu überfallen, nachdem er ſich daſelbſt mit Dampierre vereinigt hätte. Allein in derſelben Stunde, wo er dieſe Vereinigung bewirkte, hörte er die Salveſchüſſe des Feindes, zu welchem zwölf tauſend Ungarn und Siebenbürgen, größtentheils Reiterei, ſtießen. Kaum wurden dies die Ungarn bei Dampierres Fahnen inne, ſo fielen acht Geſchwader von ihm ab, und flogen den Berg hinüber zu ihren Landsleuten. Bouquoi mußte eilen, in die Schanzen von Wien zu kommen, in deſſen Gegend ſich Thurn unmittelbar nachher zeigte, bald verſtärkt durch ein Heer, welches Bethlen Gabor in Perſon anführte, ſo, daß die Belagrer gegen ſechzig tauſend Mann zählten, welchen der kaiſerliche Feldherr mit kaum achtzehn tauſend widerſtehen ſollte. Gleichwohl ſchlug ſich Bouquoi, als ſein Lager geſtürmt wurde, ſo hartnäckig und glücklich, daß er ſich über die Donau zurückziehen, und die Brücke hinter ſich abwerfen konnte. Um dieſe Zeit kam der Kaiſer in ſeine geängſtete Hauptſtadt zurück, mit Hoffnungen auf Hülfe, aber noch ohne dieſelbe. Zum Glück ging der reiſſende Strom ſo hoch, daß die Schwierigkeit des Ueberganges, zumal da das jenſeitige Ufer durch ein zahlreiches Geſchütz gedeckt war, nur von einem Schwarm Siebenbürgen beſiegt ward, die aber nichts vermogten, als zu verwüſten. Weil der Sold ausblieb, entſtand Meuterei im böhmiſch mähriſchen Lager; Bethlen Gabor mußte nach Ungarn eilen, wo einer ſeiner Oberſten geſchlagen war; die Witterung war ſo rauh und verderblich geworden, daß man nicht im Felde ausdauern konnte. So zerſtreute ſich die drohendſte Gefahr für Wien, und Thurn, der nach Böhmen zurück ging, fand hier auch nicht einmal das Reſultat des Feldzuges, daß durch Mansfeld und die übrigen ſtändiſchen Feldherrn die wenigen kaiſerlichen Truppen, welche Bouquoi daſelbſt zurück gelaſſen hatte, ganz aus dem Lande getrieben wären. Budweis und Krummau waren noch in den Händen derſelben.

So mancherlei zuſammenwirkte, um Ferdinand vom Untergang zu retten, lag die Haupturſache doch in der Unzulänglichkeit Friedrichs von der Pfalz, die Krone zu tragen, nach welcher ihn ſo ſehr gelüſtet hatte. Kaum gekrönt *) überließ er ſich einem leichtſinnigen, eines Königs unter einer ſolchen ſtürmiſchen Nation, auf einem ſo wenig befeſtigten Throne keineswegs würdigen Wandel, und eben ſo ſehr beleidigten Stolz und Hohn ſeiner Gemahlin und Hofleute das Gefühl der Böhmen für Nationalehre und Nationalſitte. Die Utraquiſten betrachteten ſich als rein evangeliſche Menſchen, und

---

*) Er wurde gekrönt den 4ten November 1619.

darum den Lutheranern näher, von welchen das Evangelium in Deutſchland ausgegangen ſey, als der ſpäter entſtandenen Secte der Kalviniſten. Friedrich aber überließ ſich in den kirchlichen Angelegenheiten ganz ſeinem Hofprediger Abraham Sculteus, einem kalviniſtiſchen Eiferer. Aus der Metropolitankirche wurden die Bilder geworfen; kein Glocke durfte von den Thürmen läuten; ſtatt der Altäre dienten in den Kirchen bei dem Abendmahl mit einem weißen Tuch belegte Tiſche; nur hölzerne Kelche wurden gebraucht und die goldnen und ſilbernen zum großen Aergerniß an den Hof geliefert. Gegen ſolche kalviniſtiſche Anmaßungen empörte ſich die Geſinnung der Katholiken wie der Ultraquiſten, und der König hatte in ein paar Monaten bewirkt, daß dieſe beiden Partheien in Böhmen zum erſtenmal einig waren, nämlich wider ihn. In dem Heere mußte er den Schirm ſeines Thrones haben, und darum diejenigen Feldherrn, welche am meiſten bei demſelben galten, alſo die Grafen Thurn und Mansfeld vorzüglich gewinnen. Er aber ſetzte ſie zurück, machte den Fürſten von Anhalt zum Oberbefehlshaber ſeiner ganzen Armada, und den Grafen Hohenlohe zum zweiten, alſo ebendenjenigen, deſſen Benehmen gegen Mansfeld Urſache geweſen war, daß Prag vor Bouquoi gezittert hatte.

In Hinſicht auf die auswärtigen Verhältniſſe handelte Friedrich eben ſo unweiſe. Daß er ſich mit Bethlen

Gabor, durch deſſen Zuſammenhang mit den Türken alſo auch einigermaßen mit dieſen in Verbindungen einließ, machte allerdings einen Eindruck in Deutſchland, der die katholiſchen Reichsſtände zur Unterſtützung des Hauſes Oeſterreich ſpornte; indeß kann zweifelhaft bleiben, ob er durch jene Verbindung nicht mehr zu gewinnen hoffen durfte, als er von dieſem Eindruck zu fürchten brauchte? Unverzeihlich war dagegen auch in Hinſicht auf die auswärtigen Beziehungen, daß er bei ſeiner Hingebung an die kalviniſtiſchen Eiferer gar nicht den mächtigſten proteſtantiſchen Fürſten, nicht Johann Georg von Sachſen berückſichtigte, der auch als Nachbar Böhmens, und längſt verflochten in die böhmiſchen Angelegenheiten, für dieſelben von der größten Bedeutung war. Mag der Churfürſt von Sachſen etwas empfindlich geweſen ſeyn, daß die böhmiſche Krone, die ein Theil der Nation auch ihm zugedacht hatte, nun ein andres deutſches Fürſtenhaupt ſchmückte, ſo war doch ohne Zweifel der Aerger, daß der Kalvinismus an der Gränze von Sachſen, dem Sitze des reinen Lutherthums, ſo übermüthig triumphiren ſollte, „die hochverdammliche und gotteslästerliche Lehre der kalviniſchen Brandfüchſe," wie er ſich ausdrückte, die endlich beſtimmende Urſache, daß er dem Bunde der katholiſchen Reichsſtände für Oeſterreich und wider Friedrich von der Pfalz beitrat.

Indem dieſer proteſtantiſcher Fürſt es als eine Religionsſache einſah, daß der Pfalzgraf ſich nicht in Böhmen behaupten ſollte, indem die katholiſchen Reichsſtände einen gleichen Geſichtspunct verfolgten, hielt die Union, obgleich Friedrich ihr oberſter Feldherr war, durchaus nicht den feſt, daß ſie durch ihren Bund, zur Beſchützung des proteſtantiſchen Glaubens, verpflichtet ſey, ihren Oberſten auf dem böhmiſchen Throne zu vertheidigen; und deshalb erlangte Maximilian von Baiern, der überdies mit der größten Thätigkeit ſchon zwei und dreißig tauſend Mann in ein Lager an der Donau, Günzburg gegenüber zuſammengezogen hatte, von ihr einen Vergleich, daß ſie ſich in Böhmens Angelegenheiten nicht miſchen wolle, wenn die Reichsländer Friedrichs unbefehdet blieben.

Je mehr die Hoffnung auf auswärtige Hülfe ſchwand, deſto kräftiger hätte dieſer die Waffenmacht, welche die böhmiſche Nation ihm hinreichend darbot, ihre Krone zu behaupten, zuſammenhalten ſollen. Allein auf nichts war er weniger bedacht, als den Nerv aller Kriegszucht, Sold herbeizuſchaffen, was zur Folge hatte, daß der zügelloſe Soldat das Land plünderte, zu deſſen Beſchirmung er die Waffen trug, und das gemißhandelte Landvolk, aus welchem zum Theil die Kriegsmacht hervorgehen ſollte, ſich mit Wehr wider die Soldaten zuſammenrottete.

Vielleicht war eben dieſe Zerrüttung des Heeres, welches an Allem Mangel litt, und deshalb nach

Mansfelds Ausdruck, weil Soldat und Pferd nicht von der Luft leben könnten, nahm, was man nicht gab, und dabei weder zählte noch wog, für den Oberfeldherrn Anhalt der Hauptgrund, warum er den Krieg in Feindesland nach Oeſterreich ſpielen wollte. Eine Niederlage, welche er bey Eggenburg den beiden vereinten Feldherrn Bouquoi und Dampierre beibrachte, befeuerte ſeinen Muth, und er drang im März des Jahres 1620 bis gegen Krems vor. Allein ſeine Unterfeldherrn litten herbe Verluſte, und beſonders die Niederlage Lienhards von Fels, welchen Bouquoi bei Ziſersdorf mit der erleſenſten böhmiſchen Reiterei durch einen Ueberfall der Koſacken erſchlug, ſchwächte die Hoffnungen der Böhmen. Ueberhaupt waren die vielen Unterbefehlshaber für Anhalt ein großes Hinderniß, dem er nicht abhelfen konnte, da ſein Heer aus Böhmen, Schleſiern, Ungarn, und einigen deutſchen Kriegsbanden zuſammengeſetzt war, die alle ihre beſondern Anführer hatten; da zu den alten Häuptern des Heeres mit Friedrich und ihm ſelbſt viele neue Oberſten nach Böhmen gekommen waren. Bei dieſen zahlreichen Unterbefehlshabern verſchwand das Geld, welches die Stände zur Beſoldung der Krieger richtig zahlten; und überdies ging jeder von ihnen ſeiner Laune nach. Nur durch Androhung der ſchwerſten Strafen erreichte der Oberfeldherr, daß ein Theil derſelben, der ſich lieber zu Prag vergnügen, oder wegen irgend eines Verdruſſes unthätig bleiben wollte, nach und nach wirklich im Lager eintraf.

So gelähmt, etwas Entſcheidendes zu unternehmen, konnte Anhalt durch keine Bewegung hindern, daß Maximilian von Baiern, der raſch in Oeſterreich eingerückt war, ſich bei Neupölle mit der kaiſerlichen Kriegsmacht unter Bouquoi vereinigte, und dieſes Heer, nun beinahe funfzig tauſend Mann ſtark, deſſen Fußvolk aus den verſuchteſten deutſchen, ſpaniſchen, walloniſchen Kriegsbanden größtentheils beſtand, lagerte ſich bei Waidhofen hart an der böhmiſchen Gränze.

Seine vortrefflichen Anführer, Herzog Maximilian und der kaiſerliche Feldherr, waren zwieſpältiger Meinung über die weiteren Unternehmungen. Bouquoi hielt dafür, daß man ſich Mähren ganz ſichern, den Böhmen alle Hülfe aus dieſem Lande abſchneiden ſollte, zumal da es gar nicht erſchöpft ſey, und ihre große Kriegsmacht hinlänglich ernähren könne. Auch fürchtete er zu ſehr den wilden Muth und Trutz der Böhmen, als daß er ihn nicht lieber allmählig brechen, als auf einmal einen Hauptſturm dawider wagen wollte. Der Herzog von Baiern dagegen, der die Auflöſung berechnete, welche durch Friedrichs ſchwache Regierung in die böhmiſche Nation gekommen war, hielt für rathſam, daß man mit der friſchen vereinten Kraft auf Prag losgehe, und das ganze Werk der Empörung durch einen Schlag zertrümmere.

Dieſe Meinung behielt die Oberhand, und in zwei Heerhaufen, denn Maximilian und der ligiſtiſche

Feldherr Tilly führten die Deutſchen von den übrigen Nationen geſondert, geſchah das Einrücken in Böhmen; doch ſtießen beide ſchon wieder bei Piſek zuſammen, welcher Ort ihnen zuerſt Widerſtand leiſtete, und durch Sturm eingenommen, während die Beſatzung ſich zu einer Capitulation anſchickte, eine Beute der Wallonen und Koſacken wurde, die faſt alle Einwohner ermordeten, und die Beſatzung von fünfhundert Fußknechten und vierzig Reitern niederhieben. Freilich thaten die beiden Oberfeldherrn Alles, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun; doch kann nicht ohne ihren Befehl geſchehen ſeyn, daß nachher der Befehlshaber des Ortes, der Oberſt Hak, gehenkt, und der Primator der Stadt enthauptet wurde.

Nach der Vertilgung von Piſek, die einen ſolchen Eindruck machte, daß die umliegenden Städte ſich in der Reihe ohne Widerſtand ergaben, trennten ſich die beiden Heerzüge wieder; aber Pilſen ſchien der Punkt, wo ſie von neuem zuſammenſtoßen würden. Anhalt eilte mit der ganzen böhmiſchen Macht herbei, um das geſonderte kaiſerliche Heer zu überfallen. Bouquoi indeß erhielt früh genug von Herzog Maximilian eine Verſtärkung von fünf und zwanzig Fähnlein Reitern, und der Fürſt mußte ſich damit begnügen, den Marſch des Feindes zu beunruhigen. Die Gefahr, Pilſen zu verlieren, war zu ſchreckend für die Böhmen, als daß nicht die Frage entſtanden wäre, ob man nicht eine allgemeine Schlacht wagen ſollte, um es zu retten, und ſelbſt **Friedrich** empfand deshalb einige Unruhe zu Prag.

Hier hatte er inzwiſchen auch den Reſt ſeines königlichen Anſehns eingebüßt. Seine glänzenden Hoffeſte machten einen ſo widrigern Eindruck, je weniger man umhin konnte, ihren unnützen Aufwand mit dem Elend des Heeres, welches Rotten von Bettlern glich, zuſammen zu ſtellen. An die prager Bürger, bei welchen er deſto mehr ſank, je populärer in ihren Verkehr und ihre Ergötzungen er ſich miſchte, denn keine edle Eigenſchaft gab ſeiner Popularität den mindeſten Werth, wandte man ſich daher vergebens in ſeinem Namen, um ein Darlehn nur von dreimal hundert tauſend Thalern zur Beſoldung der Krieger zu erhalten; und noch weniger zeigten ſie ſich bereit, ſich in den Waffen zu üben, damit ſie im Fall der Noth den herbeigerufenen König zu vertheidigen wüßten. Er traute ihnen auch ſo wenig, daß er bei den beunruhigenden Nachrichten aus dem Felde ſeinen älteſten Sohn, der ſchon als ſein Thronfolger anerkannt war, nach Berlin in Sicherheit ſchickte; er ſelbſt aber beſchloß, ſich in das Lager zu begeben. Unmöglich konnte ſeine Gegenwart daſelbſt Freude und Muth erwecken. **Anhalt** ſetzte ſich bei Rokyczan, um bei der Hand zu ſeyn, wenn die feindlichen Heere ihre Abſicht gegen Pilſen ausführen ſollten.

Auf beiden Seiten erheben ſich nun zwieſpältige Berathſchlagungen, ob man nicht eine Hauptſchlacht wagen ſolle? In Friedrichs Heere drangen Graf Thurn, der feurige Sohn des Oberfeldherrn Anhalt, auch Hohenlohe darauf, daß man auf die Kaiſerlichen einen Hauptangriff thun ſolle, ehe ſie ſich von den beſchwerlichen Märſchen erholt hätten. Allein von eben der Urſache hatte auch das böhmiſche Heer gelitten: es war ſchwächer an Zahl, und im Innern ſo aufgelöſt, als das feindliche durch Kriegszucht zuſammengehalten und ſtark. Anhalt rieth daher von einer Hauptſchlacht unter den jetzigen Verhältniſſen ſchlechterdings ab, und ſuchte nur, den Krieg in den Winter hineinzuſpielen, ohne daß irgend etwas Entſcheidendes vorfiele; denn hoffentlich entſchloß ſich doch endlich der zaudernde Schwäher Friedrichs, König Jacob von England, zu einer weſentlichen Unterſtützung deſſelben, und auf jeden Fall war Muße gewonnen, der Kriegsmacht eine neue Organiſation zu geben. Zweifeln mögte man indeß, ob der Fürſt bei dieſer Anſicht genug erwogen habe, daß Ferdinand bei ſolcher verzögerten Entſcheidung weit mehr Hülfe vorzüglich von Spanien erwarten durfte, als ſeine Gegenpart von England; daß der Kurfürſt von Sachſen ſich ſchon der ganzen Lauſitz bemächtigt hatte, und alle Hoffnung von dort den Böhmen erſtarb, ſie vielmehr fürchten mußten, denſelben in ihr Land eindringen zu ſehen, da er eigentlich Krieg wider den kalviniſtiſchen Triumph ihres neuen Hofes führte.

Im kaiſerlichen Lager rieth Bouquoi zur Unternehmung gegen Pilſen, damit man keinen feindlichen Punct in ſeinem Rücken laſſe; aber Maximilian und Tilly fürchteten, daß dieſelbe weitausſehend werden, und ſich in den Winter verziehen möchte. Sie waren daher entſchloſſen, die erſte Gelegenheit zu einer Schlacht zu benutzen, und ſetzten ſich von Pilſen in Bewegung. Anhalt marſchirte ſo, daß er ihnen immer etwas voraus war, um Prag früher erreichen zu können. Bei Rakonitz hielten beide Kriegsmächte wiederum ſtill. In einem ſehr blutigen Gefecht, welches ſie dort als ein Vorſpiel einer großen Schlacht verſuchten, waren Verluſt und Vortheil auf beiden Seiten ſich ohngefähr gleich, wiewohl die Kaiſerlichen und Baiern ſich den Sieg zuſchrieben, und in der folgenden Nacht näher auf Anhalts Lager rückten, welcher in eben derſelben ſeine Verſchanzungen trefflich vollendete. Sie zu ſtürmen, wagte das vereinte Heer nicht, wiewohl es in der rings verheerten Gegend Mangel an Lebensmitteln litt und ſchwerlich vorwärts gehen konnte, ehe ein großer Transport derſelben aus Baiern angelangt war, den überdies Mansfeld durch ſeine Streifereien hinter Pilſen bedrohte.

Nachdem nur einiger Vorrath angekommen war, brach der Herzog von Baiern auf, um durch ſeinen Zug gerade auf Prag den Feind zu einer Schlacht aus ſeinem wohlverſchanzten Lager hervorzulocken; und natürlich ſetzte ſich Anhalt ſogleich in Bewegung um den Vorſprung nicht zu verliehren. Eiligſt zog er ſich bis nach Unhoſcht, zwei Meilen von Prag. Hier drangen einige Feldherrn in Friedrich, daß er die Gefahr der Schlacht für ſeine Perſon vermeiden, und ſich in die Hauptſtadt begeben ſolle. Er ſcheint es gern gethan zu haben, und Graf Thurn begleitete ihn. Gewiß aber hatte Anhalt ſchon den Entſchluß gefaßt, auch bei Unhoſcht nicht zu ſchlagen, ſondern ſich faſt vor die Thore Prags, gleichſam fliehend zurückzuziehen. Als er dies that, brach Maximilian in der Nacht auf; doch Bouquoi hatte keine Flügel gleich ihm, und ſo waren die ligiſtiſche und kaiſerliche Kriegsmacht nie zu der gelegnen Zeit, wo man auf dem Marſch den Feind hätte ſchlagen können, hinlänglich vereinigt. Auch bei dem weißen Berge vor Prag, auf welchem ſich Anhalt geſetzt hatte, langten der Herzog und Tilly ſoviel früher an, bei Tagesanbruch, daß die böhmiſchen Befehlshaber riethen, man ſolle ihr vom nächtlichen Marſch ermüdetes Heer mit ganzer Macht angreifen, ehe die Kaiſerlichen herankämen. Der Oberfeldherr war ganz derſelben Meinung. Allein nun erhob ſich Graf Hohenlohe im Kriegsrath, und ſchilderte die Vortheile ihrer Stellung auf dem Berge, wo ſie ruhig ihre Schanzen vollenden könnten, ohne daß ſie einen Angriff zu fürchten hätten: jene dürfte man nicht verlaſſen, um ſelbſt anzugreifen, und eine Krone auf das Spiel einer einzigen Schlacht zu ſetzen. Dies letzte ſchreckte den Oberfeldherrn, er wollte nicht zu viel

Verantwortlichkeit auf ſich laden, und überdies hatte er zu den Böhmen nie recht Vertrauen gefaßt.

Die Vorſtellung von ihrem überaus ſicheren Standorte wirkte nun ſo auf die Befehlshaber, daß ſie an dieſem Tage, dem achten November, auch nach Ankunft der kaiſerlichen Kriegsmacht, auf keinen Fall einen Angriff erwarteten. Friedrich gab zu Prag ein großes Bankett; manche Offiziere hatten die Fahnen verlaſſen, um den Tag daſelbſt auch feſtlich zu begehen; viele Soldaten waren dem Beiſpiele gefolgt und eben dahin zu ihren Weibern und Kindern gegangen.

Plötzlich um Mittag den 8ten November 1620 ſahe Anhalt an der Bewegung des Feindes, daß er zu einer allgemeinen Schlacht anrücke. Sogleich ſandte er Eilboten nach Prag, daß die daſelbſt zerſtreuten Befehlshaber, Offiziere und Gemeinen zurück eilen, alle dortige Truppen zu ihm ſtoßen ſollten, und drang durch Andreas von Habernfeld ſehr in Friedrich, daß er, der Schlacht für ſeine Krone ſo nahe, in dieſelbe herauskommen und durch ſeine Abweſenheit den Krieger nicht ganz niederſchlagen mögte. Wenn die Tafel beendet ſey, antwortete der leichtſinnige Fürſt, werde er hinausreiten; und ſetzte ſich wieder leichtmüthig zum Bankett mit dem engliſchen Geſandten, mit vielen Damen, unter freudiger Tafelmuſik, indem drauſſen das klingende Spiel, die Schlachttrompeten der Kaiſerlichen und Baiern, die den Berg hinaufſtürmten, die Donner des ſchweren Geſchützes erſchollen, welches Anhalt auf einmal gegen den anſtürmenden Feind losbrennen ließ.

Wegen ſchlechter Richtung der Kanonen wirkte faſt keine der Kugeln. Auf dem rechten Flügel die Kaiſerlichen, unter Bouquoi, der ſich wegen einer Wunde kaum zu Pferde halten konnte, und Rudolph von Tiefenbach, auf dem linken das ligiſtiſche Heer unter Tilly, ſtand der vereinte Feind faſt unbeſchädigt oben, und griff auf allen Seiten an, mit dem Ruf zur heiligen Jungfrau Maria. Eine Zeitlang gewann keine Schlachtordnung der andern irgend einen Vortheil ab; aber wie endlich die Kaiſerlichen einige Feldſtücke eroberten, brach der junge Fürſt Anhalt, mit ihm der junge Thurn und der alte Johann Bubna, auf die bouquoiſche Reiterei mit neuen Geſchwadern ſo ungeſtüm ein, daß ſie ſie gänzlich ſchlugen, worauf die beiden ungedeckten Regimenter Fußvolk, Tiefenbach und Breunner, ſich auch in die Flucht warfen. Auf Bouquoi's Anhalten ſchickte Tilly den bairiſchen Oberſten Kratz mit Reiterei gegen Anhalt, die ſchwerlich glücklich geweſen, wenn der junge feindliche Führer nicht verwundet vom Roß gefallen, und zum Gefangnen gemacht wäre, worauf die Seinigen flohn. Auf der andern Seite hatte die Schlacht ein gleiches Schickſal. Die ungariſchen Hülfsvölker bei dem Heere Friedrichs hatten die gegen ſie geſandten Polen und Koſacken zurückgeworfen, und ſich ſofort auf Beutemachen auseinander gethan, als der Feind mit friſchen Truppen gegen ſie anrückte. Anhalt wollte ſie durch die hohenloheſche Reiterei unterſtützen. Allein dieſe floh ſogleich vor den Koſacken und Kroaten. Ihr folgten nicht weniger eilig die Ungarn, mit Beute beladen, die ſie in der Schlacht und ſchon in dem ganzen Feldzuge geſammelt, und lieber retten wollten, als Ehre und ſelbſt ihr Leben, denn viele ſtürzten ſich damit in die Moldau und ertranken. Verzweifelt ſtanden die Böhmen und Mähren, und glaubten von Anhalt und Hohenlohe verrathen und verkauft zu ſeyn. Da befahlen der Herzog von Baiern Bouquoi einen allgemeinen Sturm auf die feindlichen Verſchanzungen ſelbſt. Entſchloſſen lieber zu ſterben, als zu weichen, kämpften auf das hartnäckigſte die beiden Regimenter Mähren unter dem jungen Grafen Thurn, und dem Grafen Heinrich von Schlick, als die allgemeine Flucht ſie von keiner Seite mehr deckte. Faſt die ganze feindliche Macht fiel nun ihren Standort bei dem ſogenannten Stern an. Schlick war vom Pferde geſprungen und befehligte ſein Volk zu Fuß, und ſchlug zweimal die Reiterei unter dem ungeſtümen Helden Pappenheim. Durch die waldſteiniſchen Küraſſiere wurden die Glieder der Mähren durchbrochen; gleichwohl flohen dieſe nicht, und der größte Theil deckte mit ſeinen Leichen den Platz, wo er geſtanden. Schwer verwundet ward Schlick gefangen.

Nach dem Fall dieſer Helden gab es keinen Widerſtand mehr. Nicht viel über eine einzige Stunde hatte dieſe Schlacht gedauert, welche über das Geſchick einer Nation, über eine Krone entſchied, in welcher Friedrich dieſe, über ſechstauſend ſeiner Truppen an Todten und Geſangnen verlohr, während daß er den Freuden der Tafel noch immer nachhing. Habernfeld drang von neuem in ihn, ſich in die Schlacht hinaus zu begeben. Da ritt er an das ſtrahöſer Thor, und fand es verſchloſſen; er begab ſich auf den Wall, und ſahe die allgemeine Flucht der Seinigen. Er ließ jenes Thor den Flüchtigen öffnen, und nun trafen auch die Feldherrn Anhalt und Hohenlohe bei ihm ein. Sie riethen ihm nicht, die Stadt zu vertheidigen, wiewohl der junge Thurn darauf beſtand, daß man die zerſtreuten Kriegsvölker ſammeln, die zahlreichen Einwohner Prags bewaffnen, und friſchen Muth wider den Feind haben ſolle: unbeſiegt ſtehe auch noch Mansfeld bei und in Pilſen. Aber Friedrich traute den Bürgern von Prag nicht, und hörte auf Anhalts Rath, den Herzog von Baiern um einen Waffenſtillſtand von vier und zwanzig Stunden zu bitten. Doch nur auf acht wollte Maximilian ihn bewilligen, und auch nur unter der Bedingung, daß er ſchriftlich ſofort auf Böhmen und die einverleibten Länder Verzicht leiſte. Nun dachte er nur auf die eiligſte Flucht, und begab ſich nach ertheiltem Befehl, die Krone und die Reichskleinodien, wie auch das königliche Archiv auf Wagen zu packen, unverzüglich nach der Altſtadt, um des folgenden Tages von dort abzureiſen. Den Bürgern rieth er, irgend einen Vergleich mit dem Feinde zu treffen, und verließ Böhmen in ſolcher Beſtürzung, daß er die eingepackten Reichskoſtbarkeiten mitzunehmen vergaß. Er begab ſich zunächſt nach Breslau.

Am folgenden Tage verlangte Maximilian von den Abgeordneten der Stände und der Altſtadt augenblickliche Unterwerfung, und an ebendemſelben erſchien er noch von mehrern Feldherrn begleitet auf dem Hradſſin, nachdem Tilly und Bouquoi die Thore mit ihrer regulärſten Mannſchaft beſetzt, und jedes Weichen von der Fahne unter Todesſtrafe verboten hatten, um alle Plünderung zu verhüten. Als einige böhmiſche Baronen vor den Herzog von Baiern traten, und ſchriftliche Bedingungen überreichten, welche man der Nation bewilligen möge, ſchärfte er ihnen ein, daß ſie als Aufrührer mit den Waffen in der Hand beſiegt wären, und ſich auf Gnade und Ungnade hingeben müßten. Eben ſo ließ er dem geſchlagenen Heere, das ſich nach der Altſtadt gezogen hatte, die Eröffnung thun, daß ſie als Kriegsknechte von Empörern auf keine Rechte des ehrlichen Soldaten Anſpruch machen könnten. Gleichwohl ſollten ſie Prag frei räumen dürfen, doch ohne Verzug. Allein ſie erwiederten, daß ſie dazu nicht eher bereit wären, als bis man ihnen den rückſtändigen Sold ausgezahlt hätte, und zeigten ſich ſofort entſchloſſen, mit den Waffen in der Hand dieſe Foderung durchzuſetzen. So ſichtbar hätte Friedrich auch mit dem geſchlagenen

Heer in Prag glücklich widerſtehen können, zumal da der Spätherbſt eine förmliche Belagerung dieſer weitläufigen und zur Vertheidigung überaus geeigneten Stadt nicht erlaubte. Erſt am eilften November konnten ſie bewogen werden, Prag zu räumen, nachdem man ihnen die Unmöglichkeit dargethan, jetzt ihrer Foderung zu genügen.

Maximilian von Baiern verweilte nicht lange zu Prag. Nachdem die Stände von neuem Ferdinand dem zweiten gehuldigt, die Urkunden ihrer Bündniſſe mit Mähren, Schleſien und andern ausgeliefert, von ihm dagegen die Zuſicherung ſeines Fürwortes bei dem Kaiſer, und die Hoffnung, daß ihnen die Empörung vergeben werde, erhalten hatten, verließ er Prag, wo er den weiteren Verfügungen, die der Hof zu Wien rathſam finden mögte, um ſo weniger vorgreifen durfte, da er ſchon unterrichtet war, daß Fürſt Karl von Lichtenſtein zum Statthalter Böhmens ernannt ſey. Einen Theil ſeines Heeres ließ er unter dem General Tilly zurück.

In den wenigen Tagen zwiſchen der Abreiſe des Herzogs und der Ankunft des neuen Statthalters ſtürmte die Wuth der Soldaten aus Spanien und den Niederlanden wider die Bücher in böhmiſcher Sprache, die ihnen ſämmtlich für ketzeriſch galten. In den Häuſern der meiſten Einwohner ſuchten ſie dieſelben auf, und verbrannten öffentlich viele tauſende, vielleicht auf Anſtiften der katholiſchen Geiſtlichkeit, gewiß zu ihrer Freude.

Karl von Lichtenſtein rief freilich ſogleich die Jeſuiten auf das ehrenvollſte wieder zurück, welche ſicher nicht geſtimmt waren, Vergebung für die Empörer und Utraquiſten einzuſchärfen. Aber drei Monate vergingen, ohne daß irgend ein Schritt der Regierung verrieth, ſie werde auch nur eine Unterſuchung wegen des Bisherigen veranſtalten. Dazu kam, daß die Schleſier, welche doch auch die Waffen wenigſtens wider Ferdinand geführt hatten, huldvoll von demſelben in Verſöhnung aufgenommen wurden, und alle Anhänger des ausburger Glaubensbekenntniſſes in Schleſien ſogar völlige Religionsfreiheit erhielten. Mit Zuverſicht kamen viele den böhmiſchen Utraquiſten, die ſchon in's Ausland geflohen waren, nach Prag zurück, und ſo ſorglos waren hier die Schuldigen, daß ſie nicht einmal auf Tilly's Warnung hörten, ſich durch die ſchleunigſte Flucht vom gewiſſen Verderben zu retten.

Schon in der folgenden Nacht wurden die utraquiſtiſchen Häupter, die ſich zu Prag befanden, ergriffen und in Gefängniſſe geführt, die vom Adel in den weißen Thurm.

Zu dem Blutgericht, welches unter dem Vorſitz Karls von Lichtenſtein begann, kamen als Beiſitzer mehrere kaiſerliche Räthe von Wien. Weitläufiger Unterſuchungen bedurfte es nicht, denn das Vergehen der Gefangnen war vor aller Welt offenbar und ihr Urtheil ſchon am kaiſerlichen Hofe geſprochen. Einige von ihnen waren ſofort bei der Verhaftung ihres Todes gewiß. In dieſer Ueberzeugung ſäumte der Rechtsgelehrte und einer der thätigſten unter den ehemaligen Direktoren, Martin Frühewein von Podoli keinen Augenblick, als er zum Verhör geführt werden ſollte, ſich aus einem Fenſter des weißen Thurms in den Schloßgraben hinabzuſtürzen. Sein Leichnam ward noch an demſelben Tage geviertheilt, und bei den Jeſuiten fehlte es nicht an der Bemërkung, daß dieſer Tag der neunte Junius ſey, an welchem ſie vor einem Jahre Böhmen ſchmählig verlaſſen mußten, unausſprechlich ergrimmt über Ausdruck und Beſchuldigungen des Verbannungsbeſchluſſes, welchen Frühewein verfaßt hatte.

Weil Bouquoi ſchon vor einiger Zeit nach Mähren abgezogen war, hielt man Prags Beſatzung unter Tilly nicht für ſtark genug, um das Blutgericht ausführen zu dürfen. Deswegen rückten am ſiebenzehnten Junius 1621 ſieben Schwadronen ſächſiſcher Reiter unter dem Herzog von Sachſen Lauenburg ein, und den folgenden Tag ward an dem Rathhauſe der Altſtadt ein geräumiges Blutgerüſt vier Ellen hoch errichtet, zu welchem eine Thür des Rathhauſes hinaufführte. Am neunzehnten brachte man drei und zwanzig Gefangene bürgerlichen Standes aus den Gefängniſſen der Alt- und Neuſtadt, und zwei und zwanzig Herrn und Ritter aus dem weißen Thurm in das Schloß zuſammen. Einer ward nach dem andern vor die Richter geführt, und ſieben und zwanzig von ihnen wurden zum Tode verurtheilt. Dieſen geſtattete man eine Friſt von zwei Tagen, binnen welcher ſie die Beſuche ihrer Familien und Freunde annehmen durften. Nur den Utraquiſten unter ihnen erlaubte man, Geiſtliche ihrer Religion zu ſehen, nicht den Picarden, nicht den Kalviniſten. Die Jeſuiten und Kapuziner waren ſehr bemüht, einige der Verurtheilten zum katholiſchen Glauben überzuziehen; doch es gelang ihnen bei keinem. In der Frühe des zwanzigſten Junius erſchien eine große Schaar von Frauen, Kindern, Verwandten der Verurtheilten vor dem Hauſe des Statthalters und flehten um Gnade für ſie unter lautem Weinen und Wehklagen. Lichtenſtein durfte ihnen keinen Troſt geben, und gegen Abend ward das Blutgerüſt am Rathhaus mit ſchwarzem Tuch überdeckt. Die Gefangenen, welche hier nicht verwahrt wurden, brachte man in verſchloſſenen Kutſchen noch an dieſem Tage dahin. Früh am andern Morgen um fünf Uhr hörte die Stadt einige Kanonenſchüſſe der Burg fallen, und wußte, daß nun das Todesurtheil an vielen ihrer kräftigſten und talentvollſten Männer, die lange ein Gegenſtand öffentlicher Verehrung geweſen, vollzogen werden ſollte. Alle Thore wurden geſperrt, auch das Brückenthor, alle Gaſſen die zum großen Ring der Altſtadt führen, mit Truppen beſetzt, die ohne Unterbrechung die Trommel rührten; der Platz ſelbſt mit drei Fahnen Fußvolk und zwei Fahnen Reiter. Küraſſiere zogen ohne Unterbrechung durch alle Gaſſen, und auf allen Plätzen hielt außerdem Mannſchaft. Die kaiſerlichen Richter nahmen ihren Sitz auf dem Altane des Rathhauſes, mit ihnen Burgemeiſter und Rathsmänner der Altſtadt. Ein Regenbogen ſpannte ſich über das Blutgerüſt hin, und der Himmel fing an zu tröpfeln; aber der heiterſte Tag breitete ſich bald über den ſchauerlichen Anblick.

Graf Joachim Andreas von Schlick ward zuerſt von den Verurtheilten auf die Blutbühne geführt, einſt Oberlandrichter Böhmens, dann der Direktoren einer. Er war glücklich nach Sachſen entkommen; doch der Kurfürſt hatte ihn auf Andringen ſeines Hofpredigers, des lutheriſchen Eifrers Hou von Houneg gefangen nehmen und nach Prag ausliefern laſſen den 10ten October 1620. Unerſchrocken trat er an der Seite des evangeliſchen Predigers hervor, und wies einen Jeſuiten, der ſich ihm nahete, hinweg mit den Worten: laß mich endlich fahren. Er betete, die Hände gegen das Kruzifix auf der Bühne gefaltet. Dann entkleidete er ſich ſelbſt, ſein Haupt fiel; und als ihm die rechte Hand abgehauen war, trugen ſchwarz vermummte Männer ſeine Leiche weg, ohne daß ſie der Nachrichter berührt hatte. Alſo geſchah mit allen, die mit dem Schwert hingerichtet wurden. Ohne einen Prediger ſeines Glaubens, weil ihm als einem böhmiſchen Bruder deſſen Geleit nicht geſtattet war, ging darauf der vortreffliche Rechtsgelehrte Wenzel Budwecz Freiherr von Budowa, der Directoren einer, furchtlos zum Tode, und ward enthauptet, wie der ihm folgende Chriſtoph Harrant, Herr auf Bedruzicz, welcher zum böhmiſchen Kammerpräſidenten von Friedrich beſtellt, auch von dem kaiſerlichen Hofe Dank zu verdienen glaubte, weil er in ſeinem Amte ſtets für den Unterhalt der katholiſchen Geiſtlichkeit geſorgt hatte. Ein ſechs und achtzig jähriger Greis folgte nun, der oberſte Landſchreiber Kaplirz von Sulewicz. Ihm war Gnade angetragen, wenn er um ſie flehen würde. Dann geſtünde ich, war ſeine Antwort, daß meine Leben durch Schuld verfallen ſey. Er bat den begleitenden Geiſtlichen, ihn zu unterſtützen, weil er zu ſchwach ſey, die Treppe allein hinauf zu ſteigen, und ſeine Feinde es ſeiner Verzweiflung zuſchrieben, wenn er fiele und den Hals bräche. Mit einer Weſte von weißer Leinwand, mit einem ſammtnen Mantel hatte er ſich zu dem Todesfeſte geſchmückt. Er bat den Nachrichter, ihn ſchnell zu enthaupten, weil er länger knieend in Ohnmacht fallen könnte. Trotziger war keiner gegen das kaiſerliche Gericht geweſen, als der Ritter Prokop Dworzeczky von Ollbramowitz. Er forderte, ſie ſollten ihrem Kaiſer ſagen, weil er nun vor ſeinem ungerechten Gerichte ſtehe, werde ſich derſelbe einſt vor ein gerechtes und ſchreckliches ſtellen müſſen. Seine Reden an das Volk von der Blutbühne herab hatte man am meiſten gefürchtet: der laute Wirbel der Trommeln ließ keine Stimme der zum Tode Geführten unten verſtändlich bleiben. Beim Entkleiden ſah er an ſeinem Halſe die Denkmünze auf Friedrichs Krönung. Er beſchwur einen der Umſtehenden, ſie dieſem König zu überreichen, wenn derſelbe einſt wieder auf ſeinem Throne ſitze; aus Liebe zu ihm habe er ſie auf ſeiner Bruſt bis zum Tode getragen. Der Ritter Wilhelm von Koneozchlumsky rief unwillig, als er geheiſſen ward, zum Tode hinauf zu ſteigen: ich will gehen, aber ich weiß nicht, warum. Bohuslaw von Michalowicz drängte ſich dagegen ungeſtüm zu dem Schwerte des Nachrichters. Gott will, ſagte er, daß wir für die Wahrheit nicht mehr fechten, nur bluten ſollen. Dieſer Tod ſey ihm wünſchenswerther, als das Leben und ſeine Ehren und Würden, wenn er die Unterdrückung der Evangeliſchen in dem geliebten Böhmen anſehen ſolle. Auch ihm ward nach der Enthauptung die rechte Hand abgehauen. Der karlſteiner Burggraf Heinrich Otta von Los empfing den tödlichen Streich voll ſchwärmeriſcher Seligkeit, denn in der Nacht vorher hatte ein Traum ihm den Heiland gezeigt, der einen Tropfen Blut auf ſein Herz fallen ließ. Aber der Schloßhauptmann von Prag Dionys Czernin von Chudenicz, war höchſt unmuthig, daß er mit lauter Männern eines andern Glaubens ſterben müſſe. Schauder ergriff die Richter, als Johann Jeſſenius von Jeſſen zu ſeiner qualvollen Hinrichtung herauſtrat: ſeinen Urſprung nach ein Unger, und vor allen dem Hofe verhaßt, als ſolcher, und weil er ſeine Landsleute zum Verein mit den Böhmen bewogen hatte. Man gedachte ſeines hohen Ruhmes in der Heilkunde, ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit, die er als Rector der hohen Schule zu Prag, und als Lehrer am Karolinum oft dargethan, und mit Entſetzen der großen Beredſamkeit ſeiner Zunge. Ehe ſie ihm von dem Nachrichter abgeſchnitten ward, ſprach er die letzten Worte: umſonſt ſucht Ferdinand durch ſolche Härte ſeine Herrſchaft zu befeſtigen. Er wurde dann enthauptet, und am folgenden Tage ſein Leichnam unter dem Galgen geviertheilt. Die Stücke deſſelben ſteckte man auf Pfählen an verſchiedenen Straßen, den Kopf mit noch eilf andern, worunter auch die von Schlick, Budowa, Kaplirz, Dworzeczky, an dem Brückenthurm, ſo daß ſechs auf die Brücke, ſechs gegen die Altſtadt gerichtet waren. Auch an dieſem Tage dauerte noch die Vollziehung der Urtheile. Männer von Anſehen wurden öffentlich ausgepeitſcht und auf ewig verwieſen; den Stadtſchreiber der Altſtadt, Niklas Diwiß nagelte man mit der Zunge an den Galgen, und eine ganze Stunde mußte er ſo ſitzen.

Nur der einzige Sixt von Ottersdorf ward noch auf der Blutbühne begnadigt. Etlichen andern, worunter Wilhelm Popel von Lobkowitz, denen das Leben auch abgeſprochen war, hatte Ferdinand das Urtheil in ewigen Gefängniß verwandelt. Auch ließ er den Witwen der Hingerichteten, deren Güter ſämmtlich verfallen waren, wenigſtens das Witthum. Die entfloh́enen und vor das Gericht geladenen Empörer wurden ihrer Güter verluſtig erklärt, und ihre Namen auf ſchwarzen Tafeln vom Scharfrichter aufgehängt. Selbſt das Vermögen derjenigen, die für den Pfalzgrafen geweſen, und inzwiſchen geſtorben waren, fiel dem Kaiſer anheim.

Dieſe grauſenvolle Art, wie Ferdinand die Revolution in Böhmen zu beenden ſuchte, und wodurch er den Haß der Nation ſchlechterdings auf ſich laden mußte, ſchreiben ſeine Vertheidiger dem Einfluß ſeines Beichtvaters zu, des Jeſuiten Lamormain, welcher ſelbſt in Staatsſachen, die mit der Religion nichts zu ſchaffen hatten, wie viel mehr in den eigentlichen Glaubensangelegenheiten, am Kaiſerhofe die überwiegende Stimme geführt hätte. Wenn er auf das Blutgericht drang, und Ferdinand wider ſeine eigne Stimmung ihm nachgab: ſo liegt darin eben ſo wenig Entſchuldigung, als die Politik das Benehmen des Kaiſers rechtfertigen kann. Nach dem Siege auf dem weißen Berge, welchen die Schwäche und Erbärmlichkeit des geſchlagnen Gegenkönigs über alle Vorſtellung entſcheidend machte, konnte man ſicher ſeyn, durch die weiter angewandten Mittel, die Trutzigkeit der Böhmen, oder eigentlich der Utraquiſten, auch die Macht der Stände, inſofern es der öffentlichen Ruhe fromte, hinlänglich zu brechen, ohne das Blut vieler, zum Theil tadelloſen Männer, die von einem politiſchen Standpunkt ausgingen, für welchen die Vorzeit vieles anführte, auf ſchmähliche Art zu vergieſſen. Wäre dies aber auch in Hinſicht auf Böhmen eine wohlberechnete Politik geweſen, ſo lag dem Kaiſer ob zu erwägen, daß er allenthalben, beſonders in dem ungariſchen Reich Stände hatte, die zurückſchauderten vor dem Gedanken, was den böhmiſchen widerfahren ſey, und dadurch wider das Haus Oeſterreich feindſeliger geſinnt und hartnäckiger wurden, als ſie ohne dies geweſen ſeyn mögten. Die Blutbühne von Prag vergaßen die ungariſchen Großen nicht, bei ihren nachherigen ſtets widerholten Kämpfen mit Habsburgs Obergewalt.

Vielleicht hätte Ferdinand das blutige Schauſpiel zu Prag weniger nothig geglaubt, wenn Böhmen ſchon ganz in ſeiner Gewalt geweſen wäre. Mansfeld hatte die Sache Friedrichs von der Pfalz noch nicht verlaſſen, als dieſer ſelbſt ſie aufgegeben, und führte den Krieg mit Bewundrungswürdiger Gewandheit, Raſchheit und gleich großer Raubgier in Bohmen fort. Er hatte daſelbſt mehrere haltbare Punkte inne, doch an Pilſen fortdauernd einen herrlichen Waffenplaz. Er ſelbſt war nach der Oberpfalz gezogen, als die Kaiſerlichen und Baiern jene Stadt belagerten. Es gelang, die Befehlshaber in derſelben zu bewegen, daß ſie gegen eine bedeutende Summe den Plaz übergaben. Ihr Feldherr ließ ſie dafür zum Theil mit dem Strange hinrichten; denn er hatte drauſſen nur neue Kräfte ſammeln wollen, um den Krieg in Böhmen deſto furchtbarer fortzuſetzen. Die weitere Entwickelung des dreißigjährigen Krieges wollte nicht, daß er dieſe Abſicht ausführte.

Inzwiſchen begann die Regierung eine gänzliche doch allmählige Umwandlung Böhmens mit Verweiſung der kalviniſtiſchen Prediger. Eine Zeit darauf legte man auch der lutheriſchen oder evangeliſchen Geiſtlichkeit Bedingungen vor, unter welchen allein ſie in ihrem Kirchenamte bleiben durfte; und dieſe Bedingungen waren ihr unannehmbar. Da wurden zuerſt die gebohrnen Böhmen unter ihr des Landes verwieſen; denn ſie hätten eigentlich Adel und Volk wider ihren rechtmäßigen König verführt, und verführten ſie noch. Sie gingen nach Sachſen und klagten auf das bitterſte: aber die Verſtellungen des Churfürſten zum Beſten ſeiner Glaubensbrüder blieben am kaiſerlichen Hofe ſo fruchtlos, daß Ferdinand dem päpſtlichen Nuntius Karaffa, welcher die Vertreibung aller evangeliſchen Geiſtlichen aus Böhmen rieth, Gehör zu geben anfing.

Doch ehe er ſich ganz dazu entſchloß, glaubte er den Majeſtätsbrief vernichten zu müſſen, was freilich bei einem konſequent gerechten Verfahren auch dem Blutgerichte, und jeder gewaltthätigen Handlung hätte vorausgehen ſollen. Kraft ſeiner Machtvollkommenheit erklärte er nun denſelben für nichtig ließ das Siegel von dem Original abreißen, und die Unterſchriften von Kaiſer Rudolph und dem Oberſtburggrafen Adam von Sternberg durchſchneiden.

Darauf erfolgte der Befehl, daß alle nichtkatholiſchen Prediger und Schullehrer aus Böhmen vertrieben werden ſollten; und kaiſerliche Beamte durchzogen mit Dragonern das ganze Land, um dieſe Männer, denen immer viele Einwohner mit ihrer Haabe folgten, nebſt Weib und Kind über die Gränze zu bringen. Vor allen mußten auch die unkatholiſchen Lehrer am Karolinum von ihren Aemtern weichen, und dieſes berühmte Inſtitut, von welchem das Huſſitenthum ausging, gerieth ganz in die Hände der Jeſuiten am Klementinum. Nun ſprach der Churfürſt von Sachſen nachdrücklicher, und erinnerte, daß er den Kaiſer gern in Vertheidigung ſeiner Rechte und ſeiner Erbländer unterſtützt habe; aber eben deswegen nicht gleichgültig anſehen könne, wenn ſich derſelbe um die ſchönſten Früchte des Sieges brächte, den evangeliſchen Glauben zu unterdrücken. Er ſelbſt werde bei ſeinen Glaubensgenoſſen in Deutſchland dadurch in ein gehäſſiges Licht geſtellt. Allein weit mehr wirkte auf Ferdinand Karaffa's Gegenerinnerung, daß in der Sorge um das Ewige keine zeitliche Rückſicht bedacht werden könne.

Während dieſer Maaßregeln zur Vertilgung der evangeliſchen Religion gab der Fürſt von Lichtenſtein

ein Zwiſchenſpiel, jeden Gedanken an Widerſtand zu brechen. Er befahl allen begüterten Landſaſſen, vor ihm zu erſcheinen, und ihre Schuld bei der letzten Empörung zu bekennen. Dann war ihnen Verzeihung zugeſichert: ſpäterhin der Empörung überwieſen, würden ſie von der ganzen kaiſerlichen Ungnade getroffen werden. Auſſer den wenigen Altkatholiſchen gab es kein bedeutendes Geſchlecht, welches an einer ſo großen Nationalbewegung nicht Theil genommen hätte. Siebenhundert acht und zwanzig Baronen und Ritter, Güterbeſitzer in Böhmen, faſt der ganze Adel des Landes, erſchienen vor dem Statthalter und klagten ſich an. Ihnen allen ward erklärt, daß ſie zwar Leib und Leben, Ehre und Gut verwirkt hätten; aber die Milde des Kaiſers wolle nur mit ihren Gütern willkührlich verfahren. Wirklich büßten einige alle ihre Güter ein, andre zum Drittheil. Durch den Verkauf derſelben floſſen in die Kammer **Ferdinands** über vier und zwanzig Millionen böhmiſcher Schocke. (1622.)

Rechnet man dazu, was die Raubſucht der Beamten bei einem ſolchen Verfahren für ſich erpreßte, die Tyrannei, die dabei ausgeübt wurde, ſo konnte Verwunderung erregen, daß nur einige tauſend Bauern, die bald durch die bewaffnete Macht auseinander geworfen waren (1623.), ſich verzweifelt zum Widerſtande zuſammengerottet hatten. Allein dem Landvolke konnte es größtentheils gleich ſeyn, welchem Herrn es unterthänig war; die eigentliche Nation, von welcher es zu einem Zwecke gebraucht werden mußte, die Stände, waren entkräftet; und in Prag hatte die Regierung allen Bürgern die Gewehre genommen, war den Handelsleuten bei ſchwerer Strafe verboten, Pulver zu verkaufen.

Auch des Nationalvermögens demnach zum großen Theil mächtig geworden, ſchritt man in den Maaßregeln zur völligen Ausrottung der utraquiſtiſchen Lehre weiter. Der goldne Kelch und das Schwert, welche der König Georg Podiebrad auf dem Thein aufgeſtellt, wurden heruntergenommen, die Gebeine von Johann Rokyczana aus dem Grabe geholt, und auf dem Kirchhof des Theins verbrannt; und endlich ward eine Verordnung des Kaiſers bekannt gemacht, daß kein Unkatholiſcher in einer böhmiſchen Stadt das Bürgerrecht beſitzen, daſelbſt ein Gewerbe treiben dürfe, daß man alle Unkatholiſche aus den Städten wegjagen ſolle. Sogar ward denſelben die Ehe verboten, daß auch ihre ſchon geſchloſſenen Ehen ungültig wären. (24ſten März 1624.) Eben ſo ward ihnen das Recht abgeſprochen, ein Teſtament zu machen; und kein Knabe, der nicht in der katholiſchen Religion unterwieſen war, durfte zu Erlernung eines Handwerkes, einer Kunſt aufgenommen werden.

In Prag wollte man das Werk der Gegenreformation zuerſt mit der Vollendung krönen. Von Haus zu Haus geſchah die Nachfrage, welche Perſonen unkatholiſch wären? und ob ſie katholiſch werden wollten? (1626) Man hatte vorgehabt, alle diejenigen, welche nicht in den Schooß der Kirche zurückkehrten, auf einmal aus der Stadt zu verjagen; allein ihre Zahl war ſo groß daß man ſich fürchtete, jene Abſicht durchzuſetzen, und ſie nun nach und nach zu einzelnen Haufen verbannte. In die übrigen Städte zogen Dragoner, Küraſſire, Kroaten, Kriegsvolk aller Art, und mit ihnen Kapuziner und Jeſuiten, um die Bürger zu bekehren. Keine Mißhandlung ward geſpart, dieſen Zweck zu erreichen, und man beeilte die gewaltthätige Bekehrung um ſo mehr, da ein neuer Aufſtand der Bauern eine allgemeine Bewegung des Volkes fürchten ließ. Ergrimmt über die Verbannung der evangeliſchen Prediger und die Ausrottung ihres Glaubens, ergriffen ſie im kaurzimmer Kreiſe jegliche Wehr; und da ſie bald bis zu achttauſend anwuchſen, führten ſie mit Taboritenwuth einen greuelvollen Krieg gegen die katholiſchen Grundherrn und Geiſtlichen. Schnell ſpielte ſich der Aufruhr in den königgrätzer Kreis hinüber, wo man inſonderheit beeifert war, die Jeſuiten todzuſchlagen. Ein großer Theil der Beſatzung von Prag ward gegen die Bauern geſandt. Ihre ungeübten Haufen waren leicht zerſtreut. Die Gefangenen räderte man zum Theil, und weil man nicht Luſt hatte, alle hinzurichten, ſchickte man die meiſten mit abgeſchnittenen Naſen und Ohren heim.

So war der Zuſtand Böhmens, als Ferdinand im Herbſte 1627 in deſſen Hauptſtadt wieder erſchien, gewiß nicht ohne Schauder; denn unter den Fürſten des habsburgiſchen Hauſes war nicht ein einziger, welcher je das fernſte Wohlgefallen an Blutvergießen zeigte. Sein Einzug war feierlich: mit welchen Empfindungen mögen die Familien der Hingerichteten ihm zugeſchaut haben. Er ſchrieb ſogleich einen allgemeinen Landtag aus. Sein Sohn Ferdinand ward den 27ſten November 1627 zum König von Böhmen gekrönt, und Niemand wagte noch eines Wahlrechtes der böhmiſchen Nation, oder einer Einwilligung der Stände zu erwähnen. Den Majeſtätsbrief Kaiſer Rudolphs erklärte er noch einmal auf dem Landtage für ungültig, ſo wie jegliches Recht, das auf eine Wahl der Könige ginge. Auch ſollte in den Gerichten nicht allein die böhmiſche Sprache gelten. Steuern und Abgaben wollte er ohne Bewilligung der Stände nicht auflegen. Dieſe vermehrte er um einen neuen, den geiſtlichen, welcher zugleich der Erſte ſeyn ſollte. Ehe er Böhmen wieder verließ, errichtete er ein Tribunal, welches bewirken möchte, daß es keinen Unkatholiſchen mehr im ganzen Lande Böhmen gäbe.

Dieſes ging mit ſolchem Eifer zu Werke, daß in kurzem über dreißig tauſend angeſeßner Familien auswanderten, worunter hundert fünf und achzig alte Geſchlechter aus den Ständen der Baronen und Ritter waren, die zum Theil bis an funfzig allein männliche

Mitglieder zählten. Viele von ihnen traten in feindliche Kriegsdienſte, und mußten ihr Vaterland im dreißigjährigen Krieg bekämpfen. Brandenburg und Sachſen, auch die Schweiz, Holland und Siebenbürgen, erfreuten ſich der Blüthe von Böhmens Gelehrten, Künſtlern, ſeiner geſchickteſten und arbeitſamſten Handwerker und Ackersleute. Und gleichwohl erreichte Ferdinand nicht, daß in dem verödeten Lande der katholiſche Glauben allein herrſchte: man erſtaunte, als Joſeph der Zweite wieder Religionsfreiheit gab, welche Menge von unkatholiſchen Bauern in Böhmen ſey.

Auf ſolche Art zu beenden, was ſein Großvater, Ferdinand der Erſte begonnen, hätte der Kaiſer vielleicht noch nicht gewagt, wenn nicht im Fortgange des Krieges ein Böhme, ſein tapfrer Feldherr Albrecht von Waldſtein, ſeinen Waffen in Deutſchland das entſcheidenſte Uebergewicht gegeben hätte. Dieſer, welcher als Oberſt unter Bouquoi ſowohl bei der Vertheidigung Wiens, als in Böhmen ſich ſehr als Krieger ausgezeichnet, war ſcharfſinnig in die Kunſt Mansfelds, den Krieg zu führen, eingedrungen, und tadelte den feindlichen Feldherrn nur darin, daß er ſie nicht genug ins Große treibe. Wenn ein Oberſt die Trommel rühren laſſe, um auf ſeinen Namen und Ruhm, für ſeinen Sold Kriegsbanden zu werben, die er dann auf Koſten feindlicher Länder beſolden und ernähren wolle: ſo müßten dieſelben nicht ſo kleine Heerhaufen ſeyn, wie die mansfeldiſchen, die dem Gegner nicht genug Furcht einflößten und unterliegen könnten, ſondern eine mächtige Armada. Dieſem Plane gemäß fing er an, wobei ihm ſein großes Privatvermögen ſehr behülflich war, für ſeine Fahnen zu werben, und bot das entſtehende Heer dem Kaiſer zum Dienſt, ohne daß es ihm die geringſten Koſten verurſachen ſollte. Als es ihm mächtig genug däuchte, beſchloß er dem Grafen Mansfeld durch die That zu zeigen, wie ſehr er ſeinen urſprünglichen Plan verbeſſert habe; und ſchlug ihn gänzlich bei der Brücke von Deſſau, als derſelbe auf dem eiligſten Zuge war, den Krieg wieder nach Böhmen zu ſpielen, am fünf und zwanzigſten April des Jahres ſechzehn hundert ſechs und zwanzig, ohne welchen Sieg Ferdinand ſchwerlich gewagt hätte, die Unterwerfung des Vaterlandes von Waldſtein bis zum äußerſten zu vollenden. Er war auch ſo dankbar gegen dieſen Feldherrn, daß er ihn unter die Reichsfürſten erhob, und mit Mecklenburg belehnte, deſſen Herzöge wegen ihres Bündniſſes mit dem König der Dänen wider den Kaiſer in die Reichsacht erklärt waren. Waldſteins hochfahrende Natur, durch das Glück über alle Grenzen getrieben, ſein geringer Eifer für die katholiſche Religion, weil er keiner einzigen zugethan war, *) hatten ihm indeß zu Wien, und

---

*) Ohnerachtet des Mangels an religiöſen Eifer, den hier der Verf. als einen weſentlichen Characterzug Waldſteins

beſonders bei der ſpaniſchen Parthei, viele Feinde gemacht. Als ſich nun der Churfürſtentag, und beſonders Maximilian von Baiern, dem Waldſtein wahrſcheinlich ſchon von ſeinem böhmiſchen Zuge her verhaßt war, über deſſen Bedrückungen und Erpreſſungen in Deutſchland heftigſt beſchwerte, willigte der Kaiſer ein, ihn zu entlaſſen, und ſein Heer größtentheils aufzulöſen. Wenigſtens das Herzogthum Mecklenburg wollte Waldſtein behalten; aber die Churfürſten weigerten ſich ſchlechterding, darin zu willen, und Ferdinand machte ihm dagegen Hoffnung auf die Ober- und Niederlauſitz, welche jetzt dem Churfürſten von Sachſen, der im böhmiſchen Kriege ſechs Millionen Reichsthaler aufgewendet haben wollte, nur pfandweiſe bis zur Wiederbezahlung dieſer Kriegskoſten abgetreten war.

Waldſtein, jetzt nur noch Herzog von Friedland und Sagan, lebte darauf zu Prag (1630), mit der allerhöchſten Pracht und Freigebigkeit, aber zugleich mit

---

annimmt, rühren von demſelben doch ſehr viele religiöſe Stiftungen her; und man möchte ihn um ſo weniger deſſelben beſchuldigen, bei Betrachtung des Dokuments eines vorhandenen Briefes, worin derſelbe aus dem Lager vor Nürnberg, in den Tagen der Schlacht gegen Guſtav Adolph von ſeinem Baumeiſter einen Plan abfordert, nach welchem Eremitarien angelegt werden ſollten, die Waldſtein auf dem Berge Pöſig zu ſtiften gedachte.

geheimnißvoller Stille. Viele ſeiner tapferſten Offiziere, die ihm am treuſten anhingen, wurden fortdauernd von ihm beſoldet, kaiſerliche Kammerherrn gaben ihren Schlüſſel zurück, um in ſeinen Dienſt zu treten; allenthalben hin unterhielt er ausſpähende Verbindungen; und indem er durch ſeinen ausgebreiteten Briefwechſel, durch ſeine Vertrauten, die aus allen Gegenden zu ihm kamen, von ihm in alle Welt gingen, den Tag über der politiſchen Welt nachſpührte, ſuchte er dem Schickſal ſelbſt ſeine Geheimniſſe durch die Sterne bei Nacht abzufragen. Durch ſeinen Glauben an ſie entſchädigte er ſich für den Mangel an Religion, welchem er eigentlich ſeine größte Eigenſchaft verdankte, daß er nämlich zur Zeit allgemeiner religiöſer Gährung, unberührt von ihr, ſie nur für ſeine Zwecke benutzte.

Alſo erwartete er, ſcheinbar ruhig und kalt, mit der ungeſtümſten Rachgier die Tage, wann ihr die glänzendſten Opfer gebracht werden müßten. Sein düſtres Herz war wie von freudiger Gluth erfüllt, als die Kunde kam, Tilly, ſeit ſeiner Abdankung oberſter Feldherr der kaiſerlichen und ligiſtiſchen Here, ſey bei Leipzig von Guſtaph Adolph gänzlich geſchlagen (den 16ten Auguſt 1631.) Und hat er ſich keine Kugel durch den Kopf gejagt? fragte Waldſtein mit bitterm Lachen.

Die nächſte Wirkung der Niederlage Tilly's war für Böhmen, daß der Kurfürſt von Sachſen, welcher nothgedrungen den Bund mit Guſtav Adolph hatte eingehen müſſen, eben ſo ſeiner Neigung zuwider auf Anmahnen des Siegers ſein Heer feindlich in Böhmen einrücken laſſen mußte. Der Herzog von Friedland ward, als der ſächſiſche Oberfeldherr Arnheim gegen Prag herzog, von dem kaiſerlichen Befehlshaber daſelbſt, Balthaſar Maradas, um Rath gefragt, was er bei ſeiner geringen Mannſchaft thun ſollte? Seine Antwort war: an einen bloßen Privatmann müſſe man ſich in dergleichen nicht wenden; und laut triumphirten ſeine Anhänger: nun ſey Böhmen verlohren, und Deutſchland von den Schweden überſchwemmt; als Waldſtein das kaiſerliche Heer geführt, da hätten deſſen ſiegreiche Fahnen an entfernten Meergeſtaden geweht. Maradas aber gab Prag auf und legte ſich nach Tabor. Auch die kaiſerlichen Statthalter begaben ſich hinweg; auch der Herzog von Friedland, welcher erſt auf ſeine böhmiſchen Güter, dann nach Znaym ging. Die Bürger ſandten darauf eine Botſchaft in das ſächſiſche Lager, wo man mit Erſtaunen, und anfänglich nicht ohne Argwohn vernahm, das Prag ohne Schwertſtreich übergeben werden ſollte. Weil in jenem auch die ehemaligen böhmiſchen Direktoren Graf Thurn und Wenzel von Raupowa gegenwärtig waren, kam durch ihre Vermittlung ſchnell ein Vertrag zu Stande. Die Sachſen verſprachen die beſte Mannszucht und jegliche Schonung auch gegen die katholiſchen Kirchen, Geiſtlichen und Klöſter, und rückten dann mit dreizehn Fahnen Fußvolk, ſechzehn Fahnen Reiter in der Stadt (den 11ten November 1631.) Der Churfürſt erſchien auch ſelbſt zu Prag, ohne während ſeines kurzen Aufenthaltes irgend eine bedeutende Anordnung zu machen: er war nur gekommen, um mit den von Kaiſer Rudolph geſammelten Koſtbarkeiten und Kunſtſachen mehr als funfzig Wagen beladen zu laſſen, welche dieſen Raub nach Dresden brachten, ſo wie Schiffe den reichen Vorrath des königlichen Zeughauſes an koſtbarem Geſchütz und alten Kriegsrüſtungen. Dem Beiſpiel ihres Fürſten folgten gern die Soldaten. Allein in Prag ſind von ihnen mehr als zweitauſend Häuſer rein ausgeplündert, und eben ſo wenig achtete man den Vertrag der Uebergabe in Hinſicht auf Schonung gegen die katholiſche Geiſtlichkeit. An die Jeſuiten erging der Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden bei Todesſtrafe Prag zu verlaſſen. Weil eine große Menge der vertriebenen Böhmen zurück kam, und mit derſelben ein zahlreicher Schwarm von evangeliſchen Geiſtlichen, ſo ſchien in kurzem das Lutherthum wieder in Böhmen zu herrſchen. Noch immer ſtanden nach zehn Jahren die zwölf Köpfe der Enthaupteten auf dem Brückenthurm, und unter ihnen auch das Haupt von Schlick, den die Sachſen ſelbſt als einen Verbrecher ausgeliefert hatten; jetzt aber waren ſie nicht entgegen, daß man dieſelben herabnahm, feierlich begrub unter Trauerliedern und Lobgeſängen auf die Tugend der Hingerichteten, und die Leichenpredigt dieſe für Märtyrer der Religion und des Vaterlandes erklärte. Je ärger die Sachſen in Böhmen hauſeten, deſto mehr fiel auf, daß auf Waldſteins Gütern kein Soldat, bei Strafe gehangen zu werden, die geringſte Unordnung verüben durfte. Wenn ſeine Gegner am kaiſerlichen Hofe dies benutzten, um Argwohn zu erregen, als ſey er im Einverſtändniß mit dem Feinde, ſo ſprach doch die bedrängte Lage Ferdinands zu ſehr für die nachdrücklichen Vorſtellungen der Freunde des Feldherrn, daß er nur im Stande ſey, zum Schutz der öſterreichiſchen Monarchie wieder ein ſieghaftes Heer ins Feld zu ſtellen, und anzuführen.

Als ihn der Kaiſer darum begrüßen ließ, wies er jedes Zumuthen der Art ernſthaft von ſich: weil er wußte, wie ſehr man ſeiner bedürfe, wollte er den ganzen Triumph der Rache genießen, und die ungeheuerſten Bedingungen erzwingen, ehe er ſich hingab. Endlich verſtand er ſich dazu, Generaliſſimus des ganzen Hauſes Oeſterreich, und der Krone Spanien zugleich zu werden. Seine Armada ſollte ſo ganz nur von ihm abhangen, daß der Kaiſer nicht einmal bei derſelben erſcheinen, auch keine Handlung der Gnade in ihr ausüben dürfte. Sämmtliche Erblande und ihre Mittel zur Fortführung des Kriegs, ſollten dieſem Heere offen und bereit ſeyn. Nicht nur Mecklenburg werde dem Herzog bleiben, ſondern zur Entſchädigung und Belohnung ſeiner Dienſte müßte ihm auch ein öſterreichiſches Erbland künftig überantwortet werden. (1632.) Ob er dabei an Böhmen dachte? iſt ſehr ungewiß, und man kann eben ſo viel dafür als dawider in dem Artikel finden, daß nach Wiedereroberung des Königreichs Beheim, bis zu einem allgemeinen Frieden der Deutſchen Nation, Ferdinand perſönlich zu Prag reſidiren ſolle, denn Friedland finde, daß die Böhmen einen weſentlichen König, und die Perſon ihres Königs haben müßten.

Durch ſolche Bedingungen faſt über ſeinen Herrn geſtellt, erhob ſich Waldſtein und mit ihm zugleich ſchien ſich eine mächtige Armada zu erheben. Plötzlich ſtand er auf dem weißen Berge, und ſchoß am erſten Tage die Mauer Prags an drei Orten nieder, und ließ Sturm laufen. So tapfer die Gegenwehr der Sachſen war, befeuerte er, allenthalben gegenwärtig, die Seinen zu einem ſo wilden Ungeſtüm, daß der Feind aus der ganzen Stadt wich, und alle ſeine Kräfte auf das Schloß zuſammen zog. Auch von dort müſſen ſie, noch an dieſem Tage! rief Waldſtein und befahl einen neuen Sturm. Die Sachſen fingen an zu unterhandeln, und erhielten freien Abzug unter Zurücklaſſung ihrer Fahnen und ihres Obergewehrs. Bald waren ſie aus ganz Böhmen verjagt und Waldſtein erwartete bei Eger nur Verſtärkungen, um auf den Schwedenkönig in Deutſchland loszugehn. Nach dem Rieſenkampf beider Helden bei Nürnberg trafen ſie in offener Feldſchlacht bei Lützen zuſammen. Guſtav Adolph verlohr das Leben, Waldſtein die Schlacht.

In der größten Eile zog ſich dieſer nach Böhmen, ließ zu Prag Gericht halten über die Unterbefehlshaber, welche bei Lützen nicht ihre Pflicht erfüllt hatten, und dreizehn derſelben auf einer ſchwarz bekleideten Blutbühne, auch auf dem Ring der Altſtadt, mit dem Schwert hinrichten. (den 14ten Februar 1633.). Man erinnerte ſich dabei des Trauerſpiels daſelbſt vor zwölf Jahren; doch war unter dieſen Verurtheilten nicht ein einziger Böhme. Eben ſo ungemein belohnte er, die ſich beſonders tapfer bewieſen hatten. **Octavio Piccolomini** bekam von ihm ein Geſchenk von zehn tauſend Thalern, und der Feldmarſchall **Holke**, welchem der däniſche Hof ſeine Güter in Holſtein eingezogen hatte, durfte aus den vier waldſteiniſchen Herrſchaften in Böhmen, von welchen keine weniger als ſechzehn Dörfer umfaßte, ſich eine zum Eigenthum wählen.

Im nächſten Feldzug rückte er mit ſeiner wiederergänzten Armada nach Schleſien (im Mai 1633.) wo die Sachſen und Schweden bis auf fünf und zwanzig tauſend Mann ſtark waren. Man hoffte zu Wien, daß er mit ſeiner faſt noch einmal ſo großen Kriegsmacht, und als Feldherr den Feindlichen überlegen, in wenigen Tagen Schleſien befreien werde. Allein ſtatt deſſen hörte man nur von Unterhandlungen, die er anhaltend mit den Sachſen und Schweden fortführe, und von ganz bedenklichen Vorſchlägen, die er dabei fallen laſſe, wie unter andern, daß ſie vereint den Kaiſer zum Frieden zwingen, den Jeſuiten das Garaus machen, und die Churwürde des pfälziſchen Hauſes, womit Ferdinand die bairiſche Linie belohnt hatte, wieder an dieſelbe zurückbringen wollten. Der Argwohn wider ihn wuchs nun ungeheuer, und um ihn zu widerlegen, wenigſtens irre zu machen, ſtellte ſich der Generaliſſimus, als wolle er in Sachſen einbrechen. Da eilte der ſächſiſche Feldherr Arnheim, ihm den Vorſprung abzugewinnen. Allein plötzlich wandte ſich Waldſtein, und ſchloß den alten Grafen Thurn ein, der mit zehn tauſend Schweden an der ſteinauer Brücke ſtand. Sie mußten ſich ergeben, und dies hatte zur Folge, daß alle Punkte in Schleſien an Friedlands Heer übergingen, welches ſich ſieghaft bis in die Mark Brandenburg ausdehnte. Die ſchwediſchen Soldaten nahmen faſt alle Dienſte unter ſeiner Fahne; aber die Befehlshaber entließ er größtentheils ohne Löſegeld. Den alten Grafen Thurn hatte man ehemals am meiſten vermißt, um dem Blutgerichte zu Prag einige Vollendung zu geben. Jetzt konnte die Blutrache an ſeinem ſchuldigen Haupte ihre ganze Entſchädigung nehmen, und Friedland ſchickte ihn zurück an die Schweden. Hierüber wurden ihm vom Wiener Hofe die bitterſten Vorwürfe gemacht. Was wollen wir, erwiederte er, mit dem unſinnigen Menſchen anfangen? Er nützt euch mehr bei den Schweden, als im Kerker: wollte Gott, alle ihre Oberſten wären nicht beſſer, wie er.

Der Argwohn wider Waldſtein wurzelte tiefer. Man meinte, er habe Thurn nur freigegeben, damit derſelbe von ſeinen geheimen Verhandlungen nichts verrathe. Schon wegen ſeines vermutheten Zuſammenhangs mit den Schweden, ſah man ſehr ungern, daß er mit ſeiner Armada nach Mecklenburg und Pommern ziehen wollte, um nach ſeiner Angabe die ſchwediſche Kriegsmacht in Deutſchland von ihrem Vaterlande abzuſchneiden. Aber außerdem war Baiern von dem Feinde ſo bedrängt, daß Oeſterreich für ſich ſelbſt fürchtete; und was half, die Schweden von ihrem Reiche abſchneiden, wenn ſie unterdeß Herrn der öſterreichiſchen Erblande wurden? Waldſtein konnte alſo dem Andringen des Kaiſers, Baiern zu retten, ſich ſchlechterdings nicht geradezu widerſetzen. Allein er zauderte ſo lange mit ſeiner Hülfe, daß ſich der ſchwediſche Feldherr, Herzog Bernhard von Weimar der Stadt Regensburg bemächtigt hatte, als er nur noch an der bairiſchen Gränze ſtand. Und auch dann unternahm er weiter nichts, ſondern zog ſich auf Pilſen zurück, weil es nach ſeiner Aeuſſerung wichtiger ſey, Böhmen als Baiern zu decken. Von nun an war ſein Sturz am Hofe beſchloſſen; aber durch den Vertrag mit ihm, durch die unumſchränkte Macht, die er über das Heer ausübte, war man daſelbſt verhindert, offenbar wider ihn zu handeln, und ſuchte deshalb, ihn allmählig zu entkräften. Die Winterquartiere, ward verlangt, ſolle er nicht mehr dem erſchöpften Böhmen aufbürden, und ſechs tauſend Reiter zu dem Zuge des Cardinalinfanten aus Italien nach den Niederlanden ſtoßen laſſen. Darauf berief er ſeine Oberſten nach Pilſen, und eröffnete ihnen, daß er, des Undankes für ſeine großen Dienſte müde, beſchloſſen habe, ſeinen Feldherrnſtab niederzulegen. Er ſey geborgen; doch ihn ſchmerze, ſeine Truppen aus den beſten Quartieren in den Winter hinaus zerſtreut, von der Reiterei entblößt und dieſe auf dem mühvollen Zug nach dem Niederlanden zu Grunde gerichtet zu ſehen. Vor allem bekümmerte ihn, daß er ſie nun nicht dereinſt ihrer Tapferkeit und ſeiner Verheiſſung gemäß belohnen könne.

Allgemein war der Wunſch, daß er den Feldherrnſtab behalten mögen, und ſein Schwager, der Graf Adam Treczka von Lippa, der Feldmarſchall Chriſtian Illo, der eifrige Utraquiſt Wilhelm Kinsky von Wchinitz, und der Rittmeiſter Neumann, Geheimſchreiber Waldſteins, bewogen ſämmtliche Oberſten dahin, eine Schrift zu unterzeichnen, worin ſie dem Generaliſſimus Leib und Leben zuſagten. (Den 12ten Febr. 1634.) Allein die vornehmſten Unterfeldherrn, wie Gallas, Colloredo, Altringer, hatten vermieden, nach Pilſen zu kommen, und Octavio Piccolomini, auf welchen Friedland durch die Sterne verführt, am meiſten baute, eilte nach Wien, kam bei Nacht daſelbſt an, ließ den Kaiſer wecken, hinterbrachte ihm die ſchreckende Nachricht von Friedlands Beginnen. Sogleich ward ein Patent ausgeſtellt, in welchem jener der Oberfeldherrnſtelle entſetzt, ſie an Gallas übertragen ward; und die getreuen Feldherrn erhielten von Ferdinand Befehl, ſich Waldſteins und ſeiner vertrauteſten Anhänger zu bemächtigen. In aller Stille ſuchten ſie jenes Patent wirken zu laſſen, dieſem Befehl nachzukommen. Prag, Budweis und Tabor wurden unvermerkt mit Truppen beſetzt, die von keinem Anhänger des Herzogs von Friedland befehligt waren. Gleichwol entging dieſem nicht, daß in ſeiner eigenen Armada Nachſtellungen wider ihn geſchmiedet würden. Er ſandte Trczka mit Truppen ab, Prag zu beſetzen; allein unterwegs erfuhr dieſer, daß ſein Schwager für einen meineidigen Rebellen erklärt, und die Hauptſtadt durch Gallas beſetzt wäre. Eiligſt ging er zu demſelben zurück; und Waldſtein begab ſich nach Eger, um in dieſer Grenzfeſtung den Schweden näher zu ſeyn. Daſelbſt lag das Regiment des Grafen Trczka, und Kommandant der Stadt war der Oberſt Johann Gordon, ein Schotte, welchen Waldſtein vom gemeinen Soldaten ſo hoch erhoben hatte. Ein andrer Schotte und Proteſtant, der Oberſt Butler, und der katholiſche Irländer Leßlie waren es, denen ſich der Herzog nebſt jenem ganz glaubte anvertrauen zu dürfen. Aber an Butler war ſchon geheimer Befehl von Gallas gekommen, und ſie beſchloſſen das ſchleunigſte Verderben des entſetzten Generaliſſimus, weil ſie nicht wußten, wie nahe ihm die ſchwediſche Hülfe ſey? Sie vertrauten ihre Abſicht noch den Irländern, Geraldin und Deveroux, die unter Butler dienten, und Gordon lud die Grafen Kinsky und Trczka, den Feldmarſchall Illo und den Rittmeiſter Neumann zum Abendeſſen auf die Citadelle. Dieſe kamen mit der größten Sicherheit, und hängten ihre Schwerter an die Wand. Beim Mahl überließen ſie ſich großſprecheriſch ihren Hoffnungen wider Oeſterreich. Schon war die Dienerſchaft entfernt, als Geraldin und Deveroux mit ſechs butlerſchen Dragonern aus einem Nebenzimmer hereinſtürzten, und riefen, wer iſt gut kaiſerlich? Butler, Gordon und Leßlie ergriffen die Lichter und hielten ſie hoch, und ſchrien laut: es lebe Ferdinand! Der Tiſch ward umgeſtürzt, und Kinsky ſogleich getödtet. Feldmarſchall Illo langte nach ſeinem Schwert an der Wand, und wurde in dem Augenblick durchſtochen. Trczka wehrte ſich in einem Winkel, und drei der Mörder fielen durch ſeine Klinge, ehe er ſelbſt ſank. Neumann war in den Vorſaal entkommen, und wurde dort niedergeſtoßen. Darauf nahm Deveroux dreißig Soldaten zu ſich, um den Generaliſſimus in ſeiner Wohnung zu überfallen. Das Wehklagen der Gemahlinnen von Kinsky, von Trczka, die ihm nahe wohnten, hatten dieſen kaum aufgeſchreckt. Er trat ans Fenſter, um die Urſache des Lärms zu erfahren, als Deveroux heraufſtürmte, die Thüre ſprengte, mit den Dragonern hinein drang, und rief: biſt du der Schelm, welcher der kaiſerlichen Majeſtät die Krone von dem Haupt herunterreiſſen will? anjetzo mußt du ſterben. Waldſtein hielt ihn keiner Antwort werth, entblößte die Bruſt, breitete die Arme aus, und empfing den Stoß der Partiſane, ſank und ſtarb ohne ein Aechzen (den 25ſten Febr. 1644.)

In den Bedingungen ſelbſt, unter welchen er Generaliſſimus geworden war, lag die Urſache, warum er dem Kaiſer nicht volle Treue halten konnte. Seine Pflicht wäre geweſen, der Waffenmacht deſſelben das entſcheidende Uebergewicht in Deutſchland zu verſchaffen; allein es fehlte ihm nicht an Anläſſen zu der Beſorgniß, daß die Gegenparthei am Hofe bei einer gänzlichen Uebermacht gegen die Feinde, wo man ſeiner nicht mehr bedürfte, ihn leicht um das verſprochne Erbland des öſterreichiſchen Hauſes bringen, und ihm wenigſtens gewiß dasjenige, welches er vor allen wünſchte, vorenthalten würde. Eben ſo wenig wollte er indeß ein Uebergewicht der Schweden oder eines andern Feindes gegen das Haus Oeſterreich; denn mit deſſen Größe wankte ſeine eigne. So wollte er zwiſchen allen Partheien daſtehen, daß ihn alle fürchten, und ihm alle ſeine Macht ſichern mußten. Nur inſofern war er alſo dem Kaiſer untreu, als er es nothwendig glaubte, damit derſelbe gezwungen ſey, den zwiſchen ihnen geſtifteten Vertrag ſeinen Anſichten nach zu erfüllen; und ſein eigentlicher Abfall erfolgte wohl nicht früher, als bis er öffentlich für einen Verräther erklärt war.

Butler und Devereux eilten nach Wien, und jener berichtete dem Kaiſer mündlich den blutigen Vorgang. Die Mörder wurden belehnt und erhöht. Gordon erhielt die Güter des Grafen Trezka im königgrätzer Kreiſe; und unter die vornehmſten dem Kaiſer treugebliebenen Feldherrn wurden Waldſteins große Herrſchaften in Böhmen vertheilt, von welchen Friedland an Gallas fiel. Auch der Churfürſt von Sachſen gewann bei jener blutigen Begebenheit. Er ließ das Haus durchſuchen, in welchem Kinsky mit ſeiner Familie zu Pirna gelebt hatte, fand acht und dreißig tauſend Dukaten vor, die kaum von dem Generaliſſimus aus Böhmen geſchickt waren, und behielt ſie, indem er die Wittwe und Kinder des Ermordeten gen Dresden bringen ließ.

Nachdem ſechzehn Oberſten und Hauptleute, die zu den Vertrauten Waldſteins gehörten, nebſt acht Bürgern von Pilſen, auf dem Markt dieſer Stadt enthauptet waren, erſchien bei dem Heere der Thronerbe des Kaiſers Ferdinand, ſchon zum König von Böhmen und Ungarn gekrönt. Er ſollte den Oberbefehl führen, und durch ſeine Gegenwart jede Nachwirkung der Verbindungen des vorigen Generaliſſimus entkräften. Er zog alles Kriegsvolk in Böhmen auf einen Punct zuſammen, zahlte den rückſtändigen Sold und forderte einen neuen Eid der Treue gegen das kaiſerliche Haus, welchen [illegible] verweigerte. Mit der Hauptmacht ging er [illegible] nach Baiern. Dagegen brachen die Schweden und Sachſen von der Lauſitz her in Böhmen ein, und der ſchwediſche Feldherr Banner machte ſogar Anſtalten, Prag zu erſtürmen. Allein Rudolph Colloredo zeigte ſich ſo gerüſtet, daß man den Angriff nicht wagte, und hatte die Feinde ſchon wieder aus Böhmen geworfen, als die Nachricht vor dem großen Siege anlangte, welchen Ferdinand bei Nördlingen über Bernhard von Weimar erfochten.

Die glücklichſte Wirkung dieſes Sieges für Böhmen war, daß im folgenden Jahre 1635 zwiſchen dem Kaiſer und dem Churfürſten von Sachſen der Friede zu Prag geſchloſſen wurde. Die ganze Lauſitz verblieb nach demſelben freilich dem ſächſiſchen Hauſe erblich; aber der nächſte Nachbar der Böhmen gehörte nun nicht mehr zu ihren Feinden, und ſein Land ſtand nicht mehr den Schweden offen, um von dort in das ihre einzufallen.

So genoß Ferdinand, welcher während ſeiner königlichen und kaiſerlichen Regierung keine Stunde die Waffen hatte ruhen laſſen dürfen, noch der Vorahnung von einem allgemeinern Frieden, ehe er am funfzehnten Februar 1637 im neun und funfzigſten Jahr ſeines Alters unter frommen Gebeten verſchied. Noch den Tag zuvor hatte er, wie immer, unermüdet in den Staatsgeſchäften gearbeitet.

Aus ſeinem ganzen Leben brechen ſtarke und ungemeine Eigenſchaften hervor; aber ſie hatten in einem an ſich despotiſchen, durch Jeſuitenfrömmigkeit harten

Gemüth ihren Mittelpunkt, und Böhmen hat dadurch am meiſten unendlich gelitten. Freilich wird die Politik, ſelbſt zur Zeit ihrer wiſſenſchaftlichſten und an Erfahrung reichſten Ausbildung, faſt als ihre ſchwerſte Aufgabe die Beantwortung der Frage betrachten, inwiefern eine zuſammengeſetzte Monarchie, wie die öſterreichiſche, die Individualität der einzelnen Nationen, welche ſie umfaßt, abſchleifen und abrunden dürfe, damit ſie den allgemeinen bürgerlichen Einrichtungen die durch das Ganze gehen müſſen, nicht zu ungleich entgegenwirke. Doch ſoviel bleibt gewiß, daß die individuelle Nationalität nicht gänzlich gebrochen, oder durchaus gehemmt werden dürfe, denn ohne ſie ſtirbt das eigentliche Leben eines Volkes ab. Mit ungemeiner Kraft entwickelte ſich die in jeder Hinſicht merkwürdige Nationalität der Böhmen, ehe Ferdinand faſt jeden ihrer Lebenskeime zerſtörte, und ihre Entwicklung zu einem Stillſtand brachte, wie ihn die nothwendige Einheit einer zuſammengeſetzten Monarchie nicht nur keineswegs heiſcht, ſondern jedesmal zu Lähmung ihrer eignen Kräfte bewirkt hat.

XXIV. Ferdinand der Dritte (König ſeit 1627 bis 1657.)

In den beiden erſten Jahren der neuen Regierung ward Böhmen von keinem Feind bedrängt; im dritten dagegen durch die gänzliche Niederlage der kaiſerlichen Feldherrn bei Chemnitz dem ſiegreichen Schweden Banner geöffnet. Er drang bis Prag vor, und that kund, ſeine Abſicht ſey, die Proteſtanten vor den Katholiken zu ſchützen. Vielleicht waren es die vielen böhmiſchen Flüchtlinge in ſeinem Heere, welche die Wuth entflammten, womit es ein Land verwüſtete, das ſie ausgeſtoßen hatte; denn ſechs tauſend Dörfer wurden in kurzer Zeit eingeäſchert. Wenigſtens waren ſie es wohl, welche darauf ausgingen, die Jeſuiten zu erſchlagen. Dabei ſchien gar keine Hülfe kommen zu wollen; denn die Spanier und Italiener der kaiſerlichen Feldherrn hatten vielmehr Luſt, das Land mit zu plündern, als es zu beſchützen. Endlich ward Tabor zum Sammelplatz einer neuen Kriegsmacht beſtimmt, die zum großen Theil auch aus Böhmen beſtand. Ferdinands Bruder, der Erzherzog Leopold, und unter ihm vorzüglich Piccolomini, führten ſie an. Gedrängt von ihr mußte Banner Böhmen verlaſſen, und ſtarb bald darauf. Sein Nachfolger Torſtenſohn, welcher an den Füſſen gelähmt nur in einer Sänfte mit dem Heere ziehen konnte, aber mit den Flügeln des Siegs zum Erſtaunen der Welt und Schrecken Oeſterreichs von Jütland nach Mähren ſtürmte, berührte Böhmen gleichſam nur im Flug, wiewohl er bei Jenkau, nach ſeinem Uebergang über die Moldau, den größten ſeiner Siege über die kaiſerlichen Feldherrn erfocht. Er eilte, um Wien ſelbſt zu bedrohen.

Weil die Schweden mehrere Punkte in Mähren feſthielten, auch nachdem Torſtenſohn, zu ſehr durch das Podagra gemartert, den Feldherrnſtab an Guſtav

Wrangel übergeben hatte, zog ſich ein neues kaiſerliches Heer bei Klattau zuſammen, und man fürchtete, daß im nächſten Feldzug Böhmen der Hauptſchauplatz des Krieges ſeyn werde; allein erſt im Herbſt zog der in Schleſien geſchlagene Montecuculi die Schweden nach Böhmen. Jm Jahr 1647 dagegen ging die Hauptmacht des Feindes auf Eger, und der Kaiſer ſelbſt führte das Heer an, welches gegen ihn zog. Dieſe Gränzfeſtung fiel im Angeſicht deſſelben, und beide Heere lagerten ſich nun gegeneinander, nur durch ein Thal gedrängt. Ein Trupp der Schweden wollte ſich der Perſon des Kaiſers bemächtigen, und zwei von ihnen drangen bis in ſein Gemach, wovon der eine niedergeſtoßen, der andre gefangen wurde. Wrangel mußte ſich aus Mangel an Lebensmitteln nach Thüringen zurückziehen.

Allein im letzten Jahre des langen Krieges ward Böhmen noch wieder der Schauplatz deſſelben. Der ſchwediſche Unterfeldherr, Graf Königsmark, war dorthin beordert, und ward bei Eger von dem fränkiſchen Ritter Ernſt von Otwald aufgeſucht, der als Oberſtlieutenand im kaiſerlichen Dienſte den rechten Arm verlohren und nach Verwüſtung ſeines kleinen Landgutes bei Eger, durch den Feind vergeblich bei Colloredo zu Prag neue Kriegsdienſte geſucht hatte. Er zeigte an, daß irgend eine Oeffnung in der Mauer der Hauptſtadt, die man ausbeßre, unbewacht ſey. Mit ſeinem kleinen Trupp, der ſich etwa auf dreitauſend belaufen mogte, zog Königsmark auf das ſchleunigſte gegen Prag. In einer Entfernung von drei Stunden verbarg er ſeine Mannſchaft bis zum Abend im Walde. Faſt ohne Widerſtand drangen ſie um Mitternacht des ſechs und zwanzigſten Junius in die Kleinſeite. Rudolph Colloredo, deſſen Haus von den Schweden ſchon umringt war, entkam durch den Garten an die Moldau, und auf einem Nachen in die Altſtadt. Viel zu ſchwach zu einem Angriff auf dieſe, verſuchten ihn die Schweden nicht ſogleich, und Alle ohne Unterſchied bereiteten ſich daſelbſt ſofort zur rüſtigen Gegenwehr. Die Jeſuiten mit den Studenten, die nun vorzüglich unter ihrer Fürwaltung den Wiſſenſchaften oblagen, befeuerten vorzüglich den Muth; denn zum erſtenmal ſollte ſich zeigen, daß dieſer nicht mit dem hußitiſchen Ungeſtüm ganz aus dem böhmiſchen Volk gewichen ſey. Was von Truppen irgend in der Nähe war, zog Colloredo auf das eiligſte an ſich, zu ſchwach, auch um den geringen Feind nur aus dem Brückenthurm der Kleinſeite zu vertreiben.

Was dieſer in dem königlichen Zeughauſe vorfand, ohngefähr achzig Kanonen und Mörſer, nebſt einem großen Vorrath von Kriegsmunition, gebrauchte er ſogleich gegen die Altſtadt. Zur Löſchung ſeiner glühenden Kugeln war die Judenſchaft beſtellt, und ſo emſig als glücklich.

Wenn die Beſatzung einige Verſtärkung erhielt, vorzüglich durch einen der trefflichſten Ingenieure, den

Oberſten **Conti**, ſo bekam Königsmark eine viel beträchtlichere von Schleſien her, die ſich auf dem Ziczaberg lagerte, und die Neuſtadt beſchoß. Entſcheidend war aber zunächſt, daß der Angriff von **Königsmark** auf die Brücke von den Studenten auf das tapferſte zurückgeſchlagen wurde.

Dieſer Feldherr gab die Hoffnung auf, ehe ein ſchwediſches Hauptheer heranzöge, Prag zu erobern. Es nahte indeſſen ſchon unter dem feurigen Pfalzgrafen am Rhein, **Karl Guſtav**, den die Tochter **Guſtav Adolphs**, Königin **Chriſtina** zu ihrem Thronfolger ernannt hatte. Allein, je heftiger der feindliche Kanonendonner wurde, deſto höher ſtieg der Muth bei den Einwohnern Prags, und ſelbſt alle Arten von Mönche fochten heldenmäßig. So umgewandelt war die Stadt, welche ſonſt die Tapferkeit der Taboriten vertheidigen mußte. Der Hauptſturm der Feinde mißlang, weil **Conti** eine beträchtliche Zahl von ihnen mit einem Thurm in die Luft ſprengte. Im eigentlichſten Sinn waren es nur Geiſt und Kraft der Belagerten, woran alle Verſuche eines ſo kriegserfahrnen Heeres, wie die Schweden, mit einem ſolchen Geſchütz, zu nichte wurden; denn kaum hatte man ſieben kleine Kanonen, ihm zu entgegnen, und nur mit Doppelhaken konnte man ſeinen Mörſern antworten.

Dieſer Widerſtand, die Bedrängniß der Schweden, in Baiern, und die tägliche Erwartung eines allgemeinen Friedens bewogen den Pfalzgrafen, die Belagerung zum Theil aufzuheben; und bald konnte Feldmarſchall Colloredo auf die Kleinſeite an Königsmark die Kunde gelangen laſſen, daß der Friede in Weſtphahlen wirklich geſtiftet ſey.

Der Kaiſer war über den Muth, welchen die Prager bewieſen hatten, ſo gerührt, daß er alle Rathsherrn der Alt- und Neuſtadt in den Ritterſtand erhob, die freigebohrnen Studenten adelte, die übrigen von der Unterthänigkeit befreite, die ärmeren durch Geld unterſtüzte, und den beiden prager Städten ein Geſchenk von dreimal hundert tauſend Gulden machte, wofür ſie ſich zwei Güter kauften.

Auch ſuchte er die Spuren des Krieges und der innern Revolution in Behmen zu tilgen, und die Liebe dieſes Landes, welche ſein Vater verſcherzt hatte, dem öſterreichiſchen Hauſe wieder zuzuwenden. Jedem einwandernden Anſiedler geſtattete er Steuerfreiheit auf drei Jahre. Dem Karolinum ließ er alles Eigenthum zurückliefern. Nur war dabei der üble Umſtand, daß im Klementinum allein Theologie und Philoſophie gelehrt werden ſollten; denn eben von dieſen Wiſſenſchaften muß die Aufklärung ausgehn, und die Jeſuiten hatten den Grundſatz, daß man, die wenigen Eingeweihten ausgenommen, die übrige Welt im Dunkel erhalten müſſe. Beide Inſtitute zuſammen bildeten die Karl-Ferdinands Univerſität.

Zweimal in kurzer Zeit kam der Kaiſer mit ſeinem ganzen Hofſtaate nach Prag, und that ſeine Liebe zu den Böhmen auf alle Weiſe kund. Er redete ihre Sprache gern, und wenn er dem Gottesdienſt beiwohnte, ſang er das alte böhmiſche Kirchenlied Biſchoff Adalberts: „Hospodine pomilugmy ſey!“ woran die Andacht des Volkes beſonders hing, an die Bruſtwehr ſeines königlichen Sitzes auf dem Thor vorgetreten mit ſo lauter Stimme, daß man ihn aus der ganzen Gemeine hervorhörte. Um ſo inniger trauerte Böhmen über ſeinen zu frühen Tod. Er ſtarb am zweiten April des Jahres 1657, und im neun und vierzigſten ſeines Lebens.

XXV. Leopold der Erſte. (König ſeit 1654 bis 1705.)

Ihm folgte ſein noch nicht achtzehnjähriger Sohn Leopold, denn ſein älteſter Prinz Ferdinand, deſſen Erziehung ganz auf den künftigen Regenten berechnet geweſen, und welcher auch ſchon zum römiſchen König erwählt worden, war vor beinahe drei Jahren unter den ſchönſten Hoffnungen von den Blattern hinweggerafft. Für den geiſtlichen Stand erſehen, und von Jeſuiten ſo gebildet, daß er ſelbſt in ihren Orden treten wollte, ſchwach von Körper und Geſundheit, mußte Leopold die Verwaltung einer der größten Monarchien übernehmen, und ſeine lange Regierung war eine ewige Verwicklung von blutigen Kriegen und den größten politiſchen Begebenheiten, in welchen er den Glanz ſeines Hauſes erhöhte.

Auch er war ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters zum König von Böhmen gekrönt, und in aller Stille kam er bald nach dem Leichenbegängniſſe Ferdinands gen Prag, blieb daſelbſt beinahe ein Jahr, und ſorgte vorzüglich für Verbeſſerung der Landſtraßen in Böhmen, und für deren Sicherheit, indem er befahl, auf die Weite eines Piſtolenſchuſſes die Wälder neben ihnen niederzuhauen, damit kein Räuber darin auflauern könne. Darauf begab er ſich nach Frankfurt am Main, und ward trotz aller Gegenbemühungen Schwedens und Frankreichs zum römiſchen Kaiſer erwählt. (1658.)

Alle Kriege während Leopolds Regierung blieben fern von Böhmen. Mit den Türken ſchlugen ſeine Heere ſich vier Jahre bis 1664, um Siebenbürgen von ihrem Druck zu befreien. Dann mußte in Ungarn ein innerer Krieg geführt werden, weil dreizehn lutheriſche Grafſchaften daſelbſt unter Anführung des Fürſten Ragoczy zu Beſchirmung ihrer Religionsfreiheit die Waffen ergriffen hatten; und kaum ruhten die Türken und Lutheraner (1671), ſo fiel Ludwig der Vierzehnte von Frankreich über die Republik Holland her, wobei Leopold doch auch nicht ruhig bleiben konnte. Ein beſondrer Unſtern für die Ruhe des Kaiſers war, daß er ſeine ganze Regierung hindurch einen Zeitgenoſſen an jenem König hatte, deſſen Ehrgeiz und Sucht zu glänzen ſich nicht bewegen konnten, ohne Oeſterreichs Frieden zu ſtören. Auch konnte die Perſönlichkeit von zwei gleichzeitigen Monarchen ſich nicht einander mehr entgegengeſetzt ſeyn, als ſie es bei dieſen war. Wenn Ludwig mit ſeiner glanzvollen Figur gern vor die Welt hinaustrat, ſo hielt ſich Leopold gern inne; und ſeine kleine, trübe, gewöhnlich ſchwarz gekleidete Geſtalt in ſpaniſcher Tracht heiterte ſich nur auf im allvertrauteſten Cirkel. Wenn der franzöſiſche König jedes Talent, das in ihm war, und auch die oberflächliche Kenntniß, die er beſitzen mogte, einem bewundernden Publikum ausbreitete, ſo freute der Kaiſer ſich ganz insgeheim ſeiner Gelehrſamkeit in Jurisprudenz, Theologie und Metaphyſik; ließ allenfalls vor Vertrauten ſeine Gewalt über die lateiniſche Sprache in Epigrammen, Anagrammen und Fabeln ſpielen, oder wenn er ſelbſt componirt hatte, ſeine innigſte Umgebung am Genuß ſeiner muſikaliſchen Kunſt theilnehmen. Vor Liebeshändeln hatte Leopold einen Abſcheu, er begnügte ſich ein zärtlicher Ehemann zu ſeyn, und Ludwigs Mätreſſenweſen haßte er am meiſten an demſelben. Schien ihn jemand zu tadeln, daß er den Armen verſchwenderiſch gab, den niedrigſten Bettlern mit eigner Hand reichliche Almoſen austheilte, oder gar, daß er die Jeſuiten mit Wohlthaten überhäufte, ſo bemerkte er wohl mit Bitterkeit: loben würde man ihn freilich, wenn er die Schätze des Staates an Mätreſſen vergeudete. Keine Aehnlichkeit war zwiſchen beiden Fürſten, als daß ſie beide das Glück hatten, wahrhaft große Männer, vorzüglich unter ihren Feldherrn zu beſitzen; und dadurch einen Ruhm auf ihre Regierung warfen, welchem ihre Perſönlichkeit nicht das Gleichgewicht hielt.

Als der ſiebenjährige Krieg zwiſchen ihnen durch den Frieden zu Nymwegen beendet war, wozu die Böhmen, wie zu allen Kriegen Leopolds ungefähr den dritten Theil der Mannſchaft der Heere, und im gleichen Verhältniß Geld und andre Mittel hergaben, unterbrach deren Land ſelbſt ſeine Ruhe. (1680.) Auf den Gütern der Grafen Gallas und Bredau im Czaslauer Kreiſe fühlten die Bauern ſich ſo gedrückt, daß ſie durch Abgeordnete ihre Klagen in Prag anzubringen wagten. Allein hier wurden dieſe ins Gefängniß geworfen, worauf die Bauern in jenem Kreiſe ſich zuſammenrotteten und unter der Anführung abgedankter Officiere bewaffnet umherzogen, bald verſtärkt durch Schaaren entlaſſener Soldaten. Zugleich brachten ſie ihre Klage vor den Kaiſer, welcher Wien wegen der ausgebrochenen Peſt verlaſſen hatte, und ſich mit ſeinem ganzen Hofſtaat zu Prag befand. So grauſam, klagten ſie, würden ſie von ihren Herrn mißhandelt, daß die Sclaven der Türken und Tataren glücklicher wären, als der böhmiſche Bauer. Inzwiſchen war Piccolomini ſchon mit zwei Regimentern wider die Anführer ausgezogen. Er ſchloß ſie im czaslauer Kreiſe in Wälder ein, ließ die Rädelsführer greifen, und an den Bäumen aufhängen, und den übrigen Haufen ſich ungeſtraft zerſtreuen. Allein auch im leitmeritzer und pilſener waren einige Tauſende aufgeſtanden, und übten ſich fleißig in den Waffen. Auch gegen ſie brachen zwei Regimenter auf, welche indeß nicht ſchreckten, als bis Piccolomini gleichfalls zu ihnen ſtieß. Da zogen ſich die Bauern ins Gebirge, wohin kein Reiter, und das Fußvolk nur mühſam folgen konnte. Einen hinlänglichen Vorrath an Getraide hatten ſie ſchon dort hingebracht, ſo daß nicht möglich war, ſie auszuhungern. Piccolomini drohte, ihre Häuſer und ihr Eigenthum zu zerſtören, wenn ſie hartnäckig blieben, und gelobte den Heimkehrenden gänzliche Vergebung. Zugleich ward ihnen eine Milderung der Roboten im Namen des Kaiſers verſprochen. Weil die Bauern ſo ſehr dem Lutherthum anhingen, hatte Ferdinand der Zweite ihre Ketzerei und ſie durch die Anordnung zähmen wollen, daß ſie ihrem Herrn fünf Tage Frohndienſte leiſten, und nur einen zur Beſtellung ihrer Felder übrig behalten ſollten. Leopold beſchränkte den Frohndienſt auf drei Tage, wodurch der Aufruhr am ſicherſten geſtillt ward.

Unterdeſſen hatte ſich die Peſt auch nach Böhmen verbreitet, und allein in Prag wurden über zwei und dreißig tauſend Menſchen von ihr weggerafft. Die Entvölkerung der öſterreichiſchen Staaten durch die Seuche, nebſt den neuen Bewegungen der Ungarn, reizte die Türken zu Erneuerung des Krieges gegen Leopold. So unglücklich anfangs derſelbe für den Kaiſer war, ſo daß Wien ſelbſt, von den Türken belagert, nur durch den König von Polen, den Helden Johann Sobiesky gerettet ward, (den 12ten September 1613.) war der Fortgang ſo ſiegreich für die öſterreichiſchen Waffen, daß man Hoffnung faßte, ſich gegen dieſen wilden Feind auf immer ſicher zu ſtellen, und ihn aus Europa verdrängen zu können. Allein Frankreichs Eiferſucht wider Oeſterreich, die ihn oft gerettet, half auch diesmal, durch Ludwigs mordbrenneriſchen Einfall in Deutſchland.

Auch dieſer neue Krieg mit Frankreich berührte als ſolcher Böhmens Gränzen nicht; doch litt es von dem mordbrenneriſchen Character, welchen die Franzoſen ihm ſogleich gegeben. Ihr Befehlshaber zu Philipsburg hatte eine Bande von Böſewichtern gedungen, die in Leopolds Erblanden die Städte in Brand ſtecken ſollte. In Böhmen waren ſchon einige von ihr eingeäſchert, ehe ein Trupp der Mordbrenner nach Prag kam, und bei einem Franzoſen auf der Kleinſeite ſeine Lagerſtatt aufſchlug. Das Feuer, welches ſie anlegten, (den 25ſten Juni 1689.) ergriff zuerſt die Judenſtadt, wobei viele hundert Iſraeliten umkamen, verſchlang ſie ganz, und dann über vier hundert Gebäude der Alt- und Neuſtatt. Etliche von der Bande wurden nach und nach ergrigen, und einer von ihnen, wahrſcheinlich ein Böhme, Prochaska genannt, ehemals Reiter im kaiſerlichen Kriegsdienſt, bekannte den ganzen ſcheußlichen Zuſammenhang, ohne dadurch der qualvollſten Hinrichtung zu entgehen.

Durch den ryswiker Frieden ward der Krieg mit Frankreich nicht unrühmlich beendet. Wenn zu Carlowitz ein ruhmvoller Vertrag mit den Türken geſchloſſen werden konnte, ſo verdankte man dies vornehmlich dem kaum erfochtenen ungeheuern Siege bei Zenta, welchen der junge Held Prinz Eugen von Savoyen, der zum erſtenmal an der Spitze eines kaiſerlichen Heeres ſtand, wider das Geheiß ſeines Herrn erfochten hatte; denn kurz vor der Schlacht hatte ihm ein Courier den ausdrücklichen Befehl gebracht, ſie nicht zu wagen. Vielleicht war es das größte Glück, welches Leopold erlebte, daß ſeine pflegmatiſche, etikettenmäßige Politik, und eben in den ſpäteren Jahren ſeiner Herrſchaft, mit dem Feuer dieſes Feldherrn und Staatsmannes vereint wurde; und es iſt kein geringes Lob, daß er dieſen Genius ehrte, ſo verſchieden ihre Naturen waren. Wie unglücklich wäre ohne denſelben wahrſcheinlich der ſpaniſche Erbfolgekrieg geführt, deſſen Ende Leopold nicht abſah, wiewohl die Nachricht von dem großen Siege bei Blenheim noch ſeine letzten Stunden erfreute. Er ſtarb im Jahre 1705 und im fünf und ſechzigſten des Lebens.

Während ſeiner Regierung hatten die Böhmen Ruhe genug gehabt, um ſich ſelbſt zu betrachten, wie umgewandelt ſie in das achtzehnte Jahrhundert übertraten. Daß von ihrer innern Freiheit nur noch ein Schatten war, durften ſie allerdings keinem als Ferdinand dem Zweiten zurechnen, und eben ſo vorzüglich der durch ihn bewirkten Revolution, daß ihre vaterländiſche Sprache keine Blüthen der Wiſſenſchaft und ſchönen Kunſt mehr trieb. Wenn dieſe aber faſt zu einer bloßen Bauernſprache herabgeſunken war, ſo hatten dazu ſchon viel frühere Mißbräuche gewirkt. Und wenn die alte Nationaltracht, der lange Bart, der kurze Mantel, der Gürtel um den Leib gegen eine modiſche Kleidung verſchwand, welche man die europäiſche nennen mögte, ſo hing dies mit dem Franzoſenthum zuſammen, das leider ſeit dem weſtphäliſchen Frieden überhand genommen hatte.

XXVI. Joſeph der Erſte (regierte von 1705 bis 1711.)

Vielleicht gingen der öſterreichiſchen Monarchie nie bei einem Regierungswechſel ſo ſchöne Hoffnungen auf, als bei der Thronbeſteigung Joſeph des Erſten. Sein Vater Leopold hatte recht gut die Mängel ſeiner Erziehung gefühlt, und bei aller Frömmigkeit nicht gewollt, daß auch ſein Sohn mehr zum Geiſtlichen, als zum weltlichen Herrſcher gebildet würde. Auch entwickelte ſich in demſelben früh eine Geiſteskraft, die der ſorgfältigſten Pflege werth war. Als die Jeſuiten endlich ſoviel erreicht hatten, daß der Kaiſer ſeinen geliebten Lehrer Rummel, einen Weltgeiſtlichen von reichen Kenntniſſen und unabhänger Denkart entfernen wollte, erklärte der junge Joſeph, daß er ſchlechterdings nichts mehr lernen wolle, wenn man dieſen Lehrer ihm nähme; und erhielt ſich ihn glücklich. In zwei Feldzügen am Rhein bewies er die männlichſte Unerſchrockenheit, und gewann durch Großmuth und Fürſorge die Herzen der Krieger; aber er hatte zuviel wiſſenſchaftliche Bildung, war zu tief in Geſchichte und Verfaſſung ſeiner Staaten eingedrungen, kannte zu gut die Regierungskunſt und die Regierungspflichten, als daß er ſeit ſeiner Thronbeſteigung jemals die Führung ſeiner Heere ſelbſt übernommen hätte. Wenn er ſie Helden, wie Prinz Eugen, anvertraute, konnte er für das Innere der Monarchie, für die politiſchen Verhältniſſe ohne Unterbrechung ſorgen. Wie er dies auf die vollkommenſte Weiſe thun werde, verhieß am meiſten die Miſchung von rüſtigem Unternehmungsgeiſt und weiſer Milde, von Freude am Ruhm und von Widerwillen nicht nur gegen Schmeichelei, ſondern jedes ihm ſelbſt geſagtes Lob. So innig er von Religion durchdrungen war, beſaß er jenen hellen Duldungsgeiſt, ohne welchen eine ſo zuſammengeſetzte Monarchie, wie die öſterreichiſche, welche ſo lange und ſo heftig durch Religionsſtürme bewegt war, nicht glücklich regiert werden konnte. Diejenigen Diener, welche ſeinem Vater zu Religionsverfolgungen gerathen, verbannte er von ſich, und verbot den katholiſchen Prieſtern, in ihren Predigten je die anderweitigen Glaubensgenoſſen anzufallen. Dabei war er zum Verkehr mit den meiſten Völkern, mit allen Ständen durchaus geeignet. Mit dem Böhmen, dem Ungar redete er ihre Nationalſprache; der franzöſiſchen, ſpaniſchen, ſelbſt der verſchiedener italiäniſchen Dialecte war er mächtig; dem Gelehrten konnte er ſich in elegantem Latein mündlich und ſchriftlich mittheilen. In der Muſik war er ſelbſt Künſtler, er verſtand und liebte die Baukunſt. Dabei hatte er jene Sicherheit im Verkehr, welche Gewöhnung des Körpers zu allen Uebungen und Fertigkeiten giebt. Dadurch, wie im Felde, wie auf der Jagd, hatte er ſeinem Körper das weichliche Anſehen, welches ihm von der zarten Geſichtsfarbe, den blonden Haaren, den blauen Augen war, ganz abgeſtreift, und zu der Grazie würdevolle Männlichkeit des Aeußern geſellt, welche Miſchung in ſeiner innern Natur war. Nur zwei Eigenſchaften ſchadeten ſeinem Verkehr mit Menſchen und ſeiner Regierung: er war zu freigebig, um der Staatsökonomie immer getreu zu ſeyn, und das Feuer ſeines Temperaments übermannte ihn bisweilen da, wo ſeine edle Natur ihn bald zu Reue und Abbitte zwang. Dieſe beiden Fehler, wie ſeine zu heftige Liebe zum weiblichen Geſchlecht, ohne daß ihn je eine Frau beherrſcht hätte, konnte er mit zunehmendem Alter von ſich thun, denn er hatte bei ſeiner Thronbeſteigung erſt das fünf und zwanzigſte Lebensjahr zurückgelegt.

Einer ſolchen Perſönlichkeit vergönnte indeß das Schickſal nur eine kurze Regierung und überfüllte dieſe noch mit kriegeriſchen Ereigniſſen. Den ſpaniſchen Erbfolgekrieg hatte Joſeph von ſeinem Vater überkommen, und der ganz politiſche Stand der Dinge zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bourbon machte ihm zur Pflicht, denſelben auf das kräftigſte fortzuführen; und wieviel Kriegsvolk mußte er dazu in Deutſchland, Italien, den Niederlanden und Spanien unterhalten. Und wenn er gleich nicht ſelber in das Feld zog, mit wieviel Sorge und Mühe mußte er die Mittel zu einem ſolchen Kriege ſchaffen. Dazu ſchweifte während ſeiner Regierung am Horizont des kriegeriſchen und politiſchen Europa ein ſo ſchrecklicher Comet, wie ihn nur unſre Tage wiederkehren ſahen. Aus ſeinem Lager von Altranſtädt drohete Carl der Zwölfte von Schweden, auch ſeine Waffen wider Joſeph zu wenden. Dieſer, ſeit dem Jahr 1690 römiſcher König, und nach dem Tode ſeines Vaters zum deutſchen Kaiſer gekrönt, beſchwichtigte den Reichstag, der wider den nordiſchen Helden den Krieg erklären wollte, und beſänftigte dieſen durch die äußerſte Geſchmeidigkeit; wiewohl ihm leicht werden mochte, Forderungen der Art, daß den Proteſtanten in Schleſien ihre Kirchen wieder gegeben würden, in Erfüllung zu bringen. Indeſſen hätte er ſich dergleichen nicht vorſchreiben laſſen, und Eugen und das öſterreichiſche Heer hätten den Schwedenkönig und die nordiſchen Krieger gewiß nicht gefürchtet; aber ſie waren genug durch Vendome und Villars beſchäftigt, und ohnedies ſchien ſich Carl mehr auf die Seite Frankreichs zu neigen, welches durch den Verein mit ihm ein entſchiedenes Uebergewicht erhalten hätte. Es mußte daher Alles von dem Gegentheil vermieden werden, was dem königlichen Abentheuer eine böſe Laune wider ihn beibringen konnte. Für Böhmen war die weiſe Geſchmeidigkeit Joſephs ein beſondres Glück. Nie unmittelbar von dem ſpaniſchen Erbfolgekriege berührt, zu welchem es nur ſeiner Gebühr nach Kriegsvolk und Geld lieferte, blühte es in Frieden unter Joſephs Scepter, und wäre vermuthlich die ſchwediſche Lagerſtatt geworden, wenn der Kaiſer nicht nachgiebig gegen Carl gehandelt hätte.

Als der Feldzug des Jahrs 1708 ſo glücklich ging, daß die Franzoſen ganz aus Deutſchland vertrieben wurden, und Joſeph ſich auch des Schwedenkönigs erledigt ſah, traf er einige Verfügungen, den Reichsverband feſter zu knüpfen, und ſeine Gegner in demſelben ganz zu entkräften. Vielleicht glaubte er auch dadurch ſich in Deutſchland zu verſtärken, wenn er Böhmen mit dem Reich vereinigte. Faſt beſtand keine Spur mehr von einer Verbindung zwiſchen beiden, als daß eine churfürſtliche böhmiſche Stimme den römiſchen König und Kaiſer mitwählte, was freilich immer von Wichtigkeit für das öſterreichiſche Kaiſerhaus war. Eben jetzt aber, wo die Churfürſten von Köln und Baiern in ſo eifrigem Verein mit Bourbon ſtanden, daß Joſeph auf den Kopf des Letzteren ſogar einen Preis geſetzt hatte, konnte die Losſagung Böhmens von allen Reichslaſten und Reichspflichten wohl dazu benutzt werden, es auch der churfürſtlichen Stimme zu berauben. Aus dieſem

Geſichtspuncte war es kein eitler Schritt von Joſeph, daß er Böhmen den Reichsabgaben und Kreisanlagen wieder unterwarf, ehe er ſich jener Gefahr ausſetzte; und ſoviel, wie die dadurch verurſachten jährlichen Ausgaben, blieb immer der Schutz werth, den auch nur ein Reichsheer gewähren konnte. Uebrigens ſollten die alten Gerechtſame des Churfürſten von Böhmen, die er vor andern Reichsſtänden beſaß, ihm erhalten werden. Sie waren völlig unbedeutend, ſo lange er in einer Perſon mit dem römiſchen Kaiſer vereinigt ſtand.

Indeſſen blieb den Böhmen zweideutig, ob ſie durch den erwähnten Schritt Joſephs nicht an Nationalvortheil und an Nationalehre eingebüßt hätten? ob ihr Land als ein zehnter Kreis des deutſchen Staatenbundes, der keine andere Krone umſchlos, nicht weniger gelte, als wenn es wie ein unabhängiges Königreich daſtehe? Wie aber auch davon ihre Anſicht ſeyn mogte, konnte ſie leicht in Verbindung mit dem ſchmerzlichen Gefühl treten, daß Joſeph, ein Monarch von ſo ungemeiner und verehrter Perſönlichkeit, es nicht der Mühe werth zu halten ſchien, auch einmal in ihr Land zu kommen, ſich bei ihnen krönen zu laſſen, was doch noch keiner ihrer Könige verſäumt hatte.

Gewiß verſchob der Kaiſer dieſe Krönung aus keinem andern Grunde, als weil ihn andre Geſchäfte zu ſehr drängten, als weil das andre Königreich, welches auch zu ſeinen Staaten gehörte, weil Ungarn ſein Leben in einen gleichen Tumult riß, als Böhmen ſeinen Vorfahren in den erſten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts erregt hatte. (1702 — 1705.)

Sogleich nach ſeiner Thronbeſteigung hatte er durch den Palatin erklären laſſen, daß er keinen Theil an dem Religionsdruck gehabt habe, den die Lutheraner in Ungarn beim Leben ſeines Vaters erdulden mußten; und die fortdauernde aufgeklärte Mäßigung, die er gegen ſie bewies wie auch der Erfolg ſeiner Waffen, bewirkten endlich, daß ein Volk, welches ſo lange mit Erbitterung wider ſein Haus gerungen hatte, ſich ruhig ſeinem Scepter unterwarf. Doch kaum war ihm dieſe Freude geworden, als der Tod ein ſolches Leben ſchon im drei und dreißigſten Jahr endete, am ſiebenzehnten April 1711.

XXVII. Karl der Zweite (regierte von 1711 bis 1740.)

Kaiſerin Eleonora übernahm beim Tode ihres älteſten Sohnes das Staatsruder, ließ zugleich ihren zweiten, den König von Spanien, als König von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oeſterreich verkünden; und der treue Held Eugen wußte durch ſeine beträchtliche Macht in den Rheingegenden, durch ſeine Maaßregeln dem Einfluß Frankreichs ſo entgegen zu arbeiten, daß nicht nur ein Churfürſtentag gehalten, ſondern auch Carl zum römiſchen Kaiſer erwählt ward. Auf Eugens dringende Vorſtellungen hatte ſich dieſer zu Barcelona eingeſchifft, und war zu Genua gelandet: zu Mailand vernahm er ſchon die Kunde von ſeiner Wahl zum Kaiſer, und eilte nach Frankfurth, wo er ſchon am zwei und zwanzigſten December als ſolcher gekrönt wurde. Von da begab er ſich nach Wien, um die Regierung ſeiner Erbſtaaten zu übernehmen. Zu Preßburg äußerte und befolgte er Grundſätze, die auch den Böhmen eine heitere Zukunft zeigten. Ungeachtet der Vorſtellungen von manchen ſeiner Räthe, daß einem Kaiſer und König von Spanien nicht gezieme, ſeinem Willen Schranken ſetzen zu laſſen, beſtätigte er alle politiſche und religiöſe Freiheiten der Ungarn, und antwortete der dagegen eifernden katholiſchen Geiſtlichkeit: „ich bin zwar bereit, auch mit Gefahr meines Lebens die römiſche Kirche zu beſchirmen; aber Gerechtigkeit, Politik und das öffentliche Wohl heiſchen, daß ich von meinen proteſtantiſchen Unterthanen nicht ſcheide, ohne ihnen Troſt zu hinterlaſſen.“ Auch bedurfte er der Liebe der ihm angeſtammten Völker, den ſchweren Krieg um den ſpaniſchen Thron fortzuſetzen, welchen er keineswegs aufgeben wollte. Darum hatte er auch ſeine Gemahlin als Regentin, und ein Heer, deſſen Verſtärkung er bei ſeiner Abreiſe gelobte, unter dem Freiherrn Stahrenberg in Spanien zurückgelaſſen, das zur Hälfte wenigſtens ihn als König anerkannte. Allein ſchwerlich brauchten die alten Staaten ſeines Hauſes zu bedauern, daß ſelbſt die ihm bisher verbündeten Mächte nicht die große ſpaniſche Monarchie von demſelben Arm, der mit den Kräften der großen öſterreichiſchen ſchaltete, regiert ſehen wollten. Den utrechter Frieden, (1713) welcher Alles wieder herſtellte, was durch die wechſelvollen Stürme eines vierzehnjährigen Krieges geſtürzt und durcheinander geworfen war, und dem öſterreichiſchen Hauſe Neapel, Mailand und die ſpaniſchen Niederlande ſicherte, wenn ihm gleich Spanien verloren ging, konnte Böhmen beſonders als ein glückliches Ereigniß anſehen. Eben als ſollte es ſich erholen von ſeinen langen innern Stürmen und dem dadurch geweckten dreißigjährigen Krieg, wandten ſich ſeitdem die politiſchen und kriegeriſchen Verhältniſſe der großen Macht, zu deren Staaten es gehört, ſolcher Art, daß Böhmen allein nie unmittelbar von ihrem verhängnißvollen Wechſel berührt wurde. Ungefähr den dritten Theil des nöthigen Kriegsvolkes und Geldes mußte es freilich zu den Anſtrengungen der Monarchie ſtellen. Wie aber, wenn das Haupt derſelben nun auch in Indien Kriege hätte führen und Reiche vertheidigen ſollen? nun auch die Nationalkräfte des friedlich abgeſchloßnen böhmiſchen Landes über das Meer hin hätten vergeudet werden müſſen, nach dem europäiſches Leben heiß verſchlingenden Amerika? Wahrſcheinlich wäre dann eine tödliche Erſchöpfung eingetreten, und die noch gerettete Eigenthümlichkeit ſeines Volks hätte ſich ganz verloren.

Inzwiſchen ward das glückliche Land von einer Niederlage andrer Art heimgeſucht. Die Peſt brach gegen Ende des Auguſtmonats im Jahr 1714 aus, und wüthete bis in den folgenden Frühling ſo, daß über zwanzig tauſend Menſchen ſtarben, und beinahe zwei Millionen Stück Hornvieh fielen. Da aber die Ruhe des Landes fortdauerte, indem Eugen den Troß und Anfall der türkiſchen Wuth auf Oeſterreich durch den glorreichen Sieg bei Peterwardein brach: ſo war Böhmens Flor nur auf kurze Zeit durch ſolche Seuche gehemmt.

Nichts ſchien für denſelben zu fürchten, als die Ausſicht, daß Kaiſer Carl keinen Erben hatte und über die Nachfolge auf ſeinen Thronen ein Zwiſt entſtehen möchte, deſſen zerſtörende Wirkungen Böhmen aus blutiger Erfahrung nur zu ſehr kannte. Ein Prinz war ihm gebohren, aber ſchnell wieder geſtorben, ſo zur ungemeinen Freude als Trauer der böhmiſchen Nation, die ihren Königen ſtets innig zugethan war, wenn ſie ſich wie Carl durch unverbrüchliche Redlichkeit, Sorge für die Gerechtigkeitspflege, für blühenden Zuſtand des Handels und der Manufacturen auszeichneten, inſonderheit aber, wenn ſie gleich ihm, damit ein gemeſſnes würdevolles Betragen ohne Härte, Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt verbanden. Daß er in Kenntniß und Ausübung der Muſik ſelbſt unter die Meiſter treten durfte, und ſtolz darauf war, in Metaſtaſio einen gekrönten Dichter ſeines Hofes zu machen, gefiel der böhmiſchen Italien vorzüglich, die vielleicht muſikaliſcher iſt, wie irgend eine.

Mit großer Spannung hörte ſie von einer Erbfolge, die der Kaiſer in ſeinem Hauſe feſtſetzen wolle, und begierig ſtrömten die Stände zu dem Landtag des Jahrs 1720 nach Prag, wo die Urkunde darüber bekannt gemacht werden ſollte. Unter dem Namen der pragmatiſchen Sanktion iſt ſie in der politiſchen Welt berühmt geworden. Kaiſer Leopold hatte ein Hausgeſetz gemacht, und durch ſeine Söhne Joſeph und Carl genehmigen laſſen, nach welchem in Ermangelung männlicher Erben von dieſen beiden die Thronfolge zuerſt an die Töchter des älteſten von ihnen fallen ſolle. Durch die pragmatiſche Sanction warf Carl dieſen Hausvertrag um, und ſicherte die Nachfolge zunächſt ſeiner älteſten Tochter und ihren Sprößlingen, dann ſeinen übrigen Töchtern und ihren Nachkommen. Gern gelobten die böhmiſchen Stände, als der Oberſtburggraf ſie vorgeleſen hatte, dieſelbe in allen Zeiten mit Gut und Blut zu vertheidigen; denn ſie entſprach ganz den Grundſätzen, welche ehemals in Böhmen über die weibliche Thronfolge die Oberhand bekommen hatten; und nur durch ſie zeigte ſich Hoffnung, daß die innere Ruhe Böhmens auch beim Abſcheiden Carls, des zweiten Königs mit dieſem Namen, der ſo viele wohlthätige Erinnerungen weckte, ungeſtört bleiben könnte.

Als er drei Jahre nachher in Prag einzog, um ſich krönen zu laſſen, war die Nation wie trunken von Jubel. Er ſelbſt in der friſchen kräftigſten Blüthe der männlichen Jahre, mit dem geübten, nie durch irgend eine Ausſchweifung angegriffenen Körper, dem durchdringenden Blick, dem braunen männlichen Geſicht, der hervorſtehenden Unterlippe, worauf die biedre Güte ſeiner Familie wohnt, machte den Eindruck, daß man ihn den Titus ſeiner Zeit nannte. Und blickte man von ihm auf ſeine ſehr ſchöne Gemahlin Eliſabeth Chriſtina von Braunſchweig-Blankenburg, die faſt zu üppig blühte: ſo drängte ſich die Hoffnung auf, daß noch viele Söhne ſein Kaiſerhaus verherrlichen könnten. Inzwiſchen waren neben den kaiſerlichen Aeltern ſchon die Erzherzoginnen Maria Thereſia und Maria Anna die Freude des Volks; und vorzüglich jene, an deren Entwickelung das Geſchick ſo vieler Erbſtaaten und eines großen Theils der Welt geknüpft war, ließ bereits, wiewohl erſt ſieben Jahre alt, ihren hohen Geiſt und ihr ſchönes Herz leuchten.

Mit Staunen erregender Pracht füllte der Adel die Hauptſtadt, und Alle wetteiferten, den Reichthum, das Glück, deſſen ſie unter Carls Scepter genoſſen, vertrauensvoll darzulegen, als die Stände ihm nun Treue ſchwuren, als er der Nation das königliche Gelübde ablegte, und vom Erzbiſchof von Prag gekrönt ward, am fünften September des Jahrs 1723. Sieben und ſech-

63 Jahre waren verfloſſen, daß die Böhmen ein ſolches Feſt nicht ſchauten. Glänzender ward es durch die Krönung der Königin; denn ihr Gemahl wohnte derſelben als römiſcher Kaiſer mit ſeinem ganzen Hofſtaate bei, und der reiche Flor der inländiſchen weiblichen Schönheit zeigte ſich ſtrahlend bei dieſer Gelegenheit.

Seltſam genug hat man nach den Gründen gefragt, warum ſich **Carl** zum König von Böhmen habe krönen laſſen? als wenn das einzige Beiſpiel **Josephs**, welchen der Tod hinwegraffte, ehe er ſich derſelben Feierlichkeit unterzogen hatte, von einer alten und ſehr weſentlichen Sitte, die in allen Reichen den Fürſten und ſein Volk feierlich verbindet, ſeine Nachfolger losſagen müßte. Außerdem hatte freilich **Carl** in ſeiner Lage noch beſondre Gründe, nichts zu vernachläſſigen, was ſeine Unterthanen feſter an ihn und die Seinigen binden konnte. Leichter übertrugen die Böhmen ihre Krone auf ſeine Tochter **Maria Thereſia**, wenn beide Aeltern mit derſelben gekrönt waren; und ſichrer war dann auch der Kaiſerin, wenn ſie ihren Gemahl überlebte, ihr Leibgeding, welches in den Städten Königgrätz, Jaromierz, Trautenau, Königshof, Policzka, Piczow, Melnik, Hohemauth und Chrudim beſtand.

Als nicht lange nach dieſen Feſten in Prag der wiener Frieden vom dreißigſten April 1725 die lange Fehde zwiſchen Oeſterreich und Spanien ſchlichtete, und ſich Carl endlich zum feierlichſten Verzicht auf die ſpaniſche Krone entſchloſſen hatte: ſtanden Macht und Glück ſeiner Regierung in ihrem höchſten Glanz. Allein vorzüglich aus zwei Urſachen ward derſelbe nun verdunkelt. Gewiß hatte der Kaiſer klare, beſtimmte und umfaſſende Begriffe über die politiſchen Angelegenheiten. Aber der Wunſch, jedem künftigen Einſpruch in die Erbfolge ſeiner Tochter unmittelbar nach ſeinem Tode vorzubeugen, ward in ſeinem väterlichen Herzen ſo übermächtig, daß er ihm manche andre politiſche Rückſicht aufopferte. Raſtlos war er bemüht, Garantien ſeiner pragmatiſchen Sanction bei allen Mächten zu bewirken, indem er deren Unverbrüchlichkeit bei dem Fall ſeines Todes nach der treuen Redlichkeit ſeiner Natur abmaß. Vergebens rieth ihm Prinz Eugen, für ſolche Verheiſſungen der Höfe gar nichts aufzuopfern, ſondern Alles auf die beſte und einzige Garantie zu verwenden, die ihm ein großes wohlgerüſtetes Heer und eine volle Schatzkammer verliehen. Dann wirkte überhaupt nachtheilig auf die politiſchen und militäriſchen Angelegenheiten der Monarchie, daß die urſprüngliche Verſchiedenheit, die zwiſchen der Natur des Kaiſers und dem Character Eugens war, immer mehr in Kälte überging. Der Prinz fühlte dies ſehr tief. Von den drei Kaiſern, unter welchen er dem Hauſe Oeſterreich glorreich und treu, wie je einer, gedient hatte, pflegte er zu ſagen, daß er an dem erſten einen Vater, an dem zweiten einen Bruder, und an dem dritten einen Herrn gefunden habe. Das geniale

Treiben Eugens, der freilich keine Anſtrengung ſcheute, aber auch ſeinen freien Genuß wollte, ſo, daß er außer den beſtimmten Stunden von zehn bis zwei des Nachmittags ſchwer zu einem Geſchäfte zu bewegen war, weil er einmal die übrigen Stunden dem Studium der ſchönen Kunſt und Wiſſenſchaft, ſeinen Freunden, ſeinem Vergnügen geweiht hatte, war der pünctlichen Gewiſſenhaftigkeit des Kaiſers nicht entſprechend. Zu bedauern war, daß der Einfluß des Prinzen durch ſolche Verſtimmungen litt. Wie anders möchten ſich die letzten Regierungsjahre Carls entwickelt haben, wenn man auf Eugens Warnung gehört hätte, daß man ſich in die Wahl eines Königs von Polen beim Tode des zweiten Auguſt ſchlechterdings nicht miſchen ſolle. Ludwig der Funfzehnte wollte ſeinen Schwäher, den edlen und milden Stanislaw Leczinsky, welchen einſt Carl der Zwölfte von Schweden auf den polniſchen Thron ſetzte, wieder auf denſelben erheben. Der Kaiſer aber ſtellte ein Heer an die Grenze Polens, um die Freiheit der Wahl zu beſchützen, welche auf Auguſt den Dritten fiel; und ward dadurch in einen Krieg mit dem beleidigten Hauſe Bourbon verwickelt. Spanien nahm ihn mit auf, weil der Infant Don Carlos zum Gemahl von Maria Thereſia verſchmäht war; und nebſt Sardinien traten auch die Churfürſten von Baiern, Pfalz und Köln dem Bunde wider Oeſterreich bei. So ſchien Böhmen dem Kriegsfeuer nahe zu ſeyn, welches ihm gleichwohl fern blieb, und in Italien, am

Rhein ausbrach. Bis auf Mantua ging ganz Italien für die Kaiſerlichen verloren: vom Rhein hatten ſie ſich vor dem Heere des franzöſiſchen Marſchalls Berwick auf Heilborn gezogen, als Eugen zur Rettung von Wien geſandt wurde. Er fand in dem Heere nichts von jenem Geiſt mehr, mit welchem er, deſſen Schöpfer, die bewundernswerthen Siege erfochten hatte, und war zufrieden, nach dem Fall der Feſtung Philipsburg, nicht mehr gegen die überlegnen Franzoſen einzubüßen. Dadurch gab er den Anſchwärzungen ſeiner Feinde, daß er nur noch ein Schatten von ſich ſelber ſey, einigen Schein; und nun unter beſondres Obdach von Wien aus geſtellt, war er noch mehr gefeſſelt. Er wollte den Oberbefehl niederlegen, und behielt ihn gleichwohl aus reiner Anhänglichkeit an dem kaiſerlichen Hauſe, um die franzöſiſche Kriegsmacht von hundert tauſend Mann mit dreißig tauſend Mann im Zaum zu halten. Ihm verdankt es Böhmen, daß ſich damals der Krieg nicht über ſeinen Frieden wälzte; wenn es gleich durch die unglücklichen Anſtrengungen der Monarchie mitleiden, und auch ihm ein Friedensſchluß ſchmerzhaft ſeyn mußte, wodurch das Kaiſerhaus Neapel und Sicilien verlor, (1735) und Frankreichs androhendes Uebergewicht mit vorbereitet wurde, indem das Herzogthum Lothringen freilich zunächſt an Stanislaw Leczinsky fallen, aber bey deſſen Abſterben mit der Krone Frankreichs vereinigt werden ſollte.

Indeſſen wurden durch dieſen Frieden auch alle Schwierigkeiten beſiegt, die einem für das Kaiſerhaus und die ihm treuergebenen Länder erfreulichen Ereigniß entgegen ſtanden. Am Hofe zu Wien war Franz Stephan Herzog von Lothringen erzogen, deſſen Haus ſich eines gemeinſchaftlichen Urſprungs mit Habsburg rühmte. Seine liebenswürdigen Eigenſchaften hatten einen tiefen Eindruck auf Maria Thereſia gemacht, welche ihre Leidenſchaft mit der ihr eigenthümlichen Stärke des Gemüths hegte. In dem Gefühl, für welche Thronen ſie beſtimmt ſey, verlangte ſie von ihrem Gemahl nur Tugenden, keine Krone. Die Ausſicht auf eine Vermählung mit ihr hatte den Herzog bewogen, auf Lothringen Verzicht zu leiſten, und es gegen das Großherzogthum Toscana umzutauſchen. Am zwölften Februar 1736 ward das hohe und herrliche Paar mit einander verbunden.

Weniger wäre die Freude darüber durch den Tod Eugens geſtört, wenn nicht um dieſe Zeit der Kaiſer als Bundesgenoſſe Rußlands in einen Krieg mit den Türken verflochten wäre, der ſich ſogleich für die öſterreichiſchen Waffen unglücklich anließ und mit dem auffallendſten Unglück fortgeführt wurde, obgleich in dem erſten Jahr das achtzig tauſend Mann ſtarke Heer von Seckendorf geführt wurde, welchen Eugen als den Feldherrn empfohlen hatte, der ihn erſetzen würde. Ueber den Verluſt von Belgrad im Jahr 1739 konnte der

Kaiſer ſich ſo wenig beruhigen, daß er ausrief: als ich Eugen verlor, habe ich Alles verloren! Der Kummer über dies Unglück, welches der ſchmählige Vertrag von Belgrad vollendete, untergrub ſeine ſonſt feſte Geſundheit. Todeskrank von Erkältungen auf einer Jagd zu Halbthurn im Oktoberwetter ward er nach Wien gebracht. Mit dem ruhigſten Blick auf ſein fleckenloſes Leben, mit erhöhter Zärtlichkeit gegen die Seinen erwartete er den letzten Augenblick. Unmittelbar vor demſelben redete er noch zwei Stunden ohne Zeugen mit dem Großherzog von Toscana. Dem Prinzen Carl von Lothringen, der in Thränen floß, ſagte er: ich bitte dich, weine nicht mehr: in Wahrheit, du verlierſt einen guten Freund. Er ſtarb am zwanzigſten October des Jahrs 1740; trotz der Verdunklung ſeiner ſpätern Regierungsjahre redlich beweint; denn Geradheit und Güte waren die Seele aller ſeiner Tage geweſen, wovon es vielleicht keinen tiefern Zug giebt, als daß er mit Klarheit und Beſtimmtheit zu den fremden Geſandten redete, ſobald er mit ihnen und ihren Mächten zufrieden war; ſeine gütige Natur entwickelte ſich dann frei: fühlte er aber einen Groll wider ſie, ſo hemmte der doppelte Verdruß, daß ihm die Politik verbot, ſeine Ergrimmung ehrlich auszulaſſen, und ſeine Natur ſich ſträubte, gegen jemand nicht gütig geſinnt zu ſeyn, ſo ſehr ſeine Geiſteskräfte, daß er mit einer Verwirrung der Begriffe, einer Undeutlichkeit der Sprache ſich ausdrückte, welcher die Botſchafter ſeinen Sinn nicht ablauſchen konnten.

XXVIII. Maria Thereſia (regierte von 1740 bis 1780.)

Zum Herrſchen geboren, beſtieg Maria Thereſia die Throne ihrer Vorfahren, als Königin von Ungarn und Böhmen. Von allen Völkern in ihren Erbländern ward ihr gern gehuldigt, auch ihr Gemahl als Mitregent anerkannt: die pragmatiſche Sanction, von den meiſten europäiſchen Mächten garantirt, ſchien ihre Thronfolge gegen jede Bewegung von außen her ſicher zu ſtellen. Allein ſogleich offenbarte ſich, wie gut Eugens Rath geweſen ſey, ſtatt aller Garantien der einzig ſichern in Heer und Geld nachzugehn. Bis auf die wenigen Truppen in Italien und Flandern beſtand jetzt das öſterreichiſche Heer aus drei und vierzig tauſend Mann in Ungarn, und nur hunderttauſend Gulden waren in der Schatzkammer, indem ſechs Mächte feindſelige Abſichten wider die Monarchie verriethen, und drei derſelben ſogar die ganze Erbſchaft von Maria Thereſia in Anſpruch nahmen. Daß auch ſie die pragmatiſche Sanction garantirt hatten, entkräftete jedes Erbrecht, welches ſie auf dieſelbe haben mochten; und wie wollten außerdem ſelbſt die beiden, deren Anſprüche noch am gründlichſten ausſahn, der Churfürſt Carl Albert von Baiern, der ſich auf ein Vermächtniß von Kaiſer Ferdinand dem Erſten berief, nach welchem er als Abkömmling einer Tochter deſſelben, bei Erlöſchung des männlichen Stamms, in den öſterreichiſchen Staaten folgen müſſe; oder Auguſt der Dritte von Sachſen, der wegen ſeiner Gemahlin, der älteſten Tochter von Kaiſer Joſeph, die Erbſchaft in Anſpruch nahm, gänzlich überſehn, daß die Hausverträge, worauf ſie bauten, durch einen neuen ihre Gültigkeit verloren hatten? Auch die verjährten Anſprüche, welche der junge König von Preußen, Friedrich der Zweite, auf vier ſchleſiſche Herzogthümer erhob, konnten ſchon darum nicht mehr als ein Recht betrachtet werden, weil der preußiſche Hof einmal in der pragmatiſchen Sanction die Untheilbarkeit der damaligen öſterreichiſchen Monarchie garantirt hatte: wogegen er freilich ausführte, daß der Kaiſer die übernommene Verbindlichkeit wegen der brandenburgiſchen Nachfolge in Jülich und Berg nicht erfüllt habe. Aber Schleſien war ihm am gelegenſten, am leichteſten zu erobern, um die Macht ſeines Hauſes zu erheben; und er fand einen durchaus geordneten Staat, eine reiche Schatzkammer und ein wohlgerüſtetes Heer, welches ſich zum Krieg trefflich eignete, wiewohl ſein Vater mit dem Krieg nur geſpielt hatte. In ſich ſelbſt entdeckte er, was mehr war als jedes andre einen hohen unternehmenden Geiſt, und jene Denkart, welche über alle Verbindlichkeit des Regenten die Pflicht ſetzte, den Vortheil ſeines Staats zu befördern. Schon war er mit zwanzig Bataillonen und ſechs und dreißig Schwadronen in Schleſien eingerückt, in der letzten Woche des Jahrs 1740; indem er in Wien eröffnen ließ, daß er ſeine Kriegsmacht und ſein Geld verwenden werde, um die Untheilbarkeit der Erbſtaaten von Maria Thereſia, und ihrem Gemahl die Kaiſerkrone zu ſichern, wenn man ihm nur Schleſien abträte. Von dieſem Augenblick an wurden die großen politiſchen Verhältniſſe der öſterreichiſchen Monarchie bedeutender, wie jemahls, für Böhmen; denn der nächſte aus denſelben entſpringende Kampf betraf ein ihm angränzendes und lange einverleibtes Land. Maria Thereſia war viel zu ſtolz, auf ein Verlangen zu hören, das man mit den Waffen in der Hand an ſie brachte, und verwarf jede Verhandlung, ſo lange noch ein Preuße in Schleſien ſey, und in wenigen Wochen hatte ſich Friedrich Schleſiens bis auf die drei Feſtungen Glogau, Brieg und Neiſſe, bemächtigt. Der Feldmarſchall Neuberg ward aus dem Kerker gezogen, in welchen ihn der letzte Türkenkrieg gebracht hatte, und an die Spitze des Heeres geſtellt, das ſich in Mähren geſammelt. Eingerückt in Schleſien, hoffte er den Feind in ſeinen Winterquartieren zu überraſchen, als derſelbe bei Molwitz vor ihm ſtand. General Römer führte die überlegne Reiterei der Königin ſo heldenmüthig, daß er den Sieg entſchieden zu haben ſchien; ward aber getödtet. Glücklicher benutzten Fürſt Anhalt und Schwerin die Geübtheit des preußiſchen Fußvolks, um ihrem König den erſten Lorbeer zu erkämpfen; (den 10ten April 1741.) und dieſer wußte für Verhandlung und Krieg allen möglichen Vortheil von dem für ſeine Truppen ruhmvollen Tage zu ziehn.

Indem Maria Thereſia auch nach der Niederlage bei Molwitz ſich eben ſo ſtandhaft weigerte, wie vorher, der Foderung des preußiſchen Hofes irgend zu weichen, begann der Churfürſt von Baiern ſeine Feindſeligkeiten, unterſtützt von der ganzen Macht Frankreichs, welches nun den Zeitpunct eingetreten glaubte, wo es durch Zertrümmerung der öſterreichiſchen Monarchie das erſehnte Uebergewicht, die Univerſalmonarchie in der europäiſchen Republik erreichen könnte. Ein franzöſiſch-bairiſches Heer von ſechs und dreißig tauſend Mann brach zum Glück von Linz nicht weiter in den Mittelpunct der Monarchie vor, ſondern über Budweis und Pilſen in Böhmen ein, wahrſcheinlich ob der Beſorgniß des Churfürſten, daß die Sachſen dieſes herrliche Reich ſeiner Erbſchaft entreißen möchten. Maria Thereſia, von allen Mächten, welche der pragmatiſchen Sanction ſelbſt bewaffneten Schutz verſprochen hatten, verlaſſen oder angefallen, denn auch Spanien war im Begriff, ihre italieniſchen Beſitzungen anzugreifen, vertraute auf die Kraft und Treue der Ungarn, deren Herzen ſie durch den ungeheuchelten Schwur auf ihre Freiheiten, durch ihren männlichen Muth, ihre hohe Schönheit gewonnen hatte. Noch in Trauer, aber in ungariſcher Nationalkleidung, auf ihrem Haupt die Krone des heiligen Stephan, umgürtet mit dem königlichen Schwert, erſchien ſie plötzlich in der Verſammlung der Stände des Reichs auf dem Schloß zu Preßburg, ſchritt majeſtätiſch durch ſie, und ſprach vom Thron in lateiniſcher Rede feurig über ihr Unglück, die Verſchwörung ihrer Feinde, die Rettung, welche ſie einzig von dieſem treuen und heldenmäßigen Volk erwarte. Bald blitzten die Säbel der Magnaten aus der Scheide, und allgemein war der Ruf: laßt uns ſterben für unſre Königin Maria Thereſia! Das Heer, welches durch die Begeiſterung der Ungarn ſich ſchnell ſammelte, ward beſtimmt unter Anführung des Großherzogs von Toscana das bedrohte Prag zu retten. Auch achtzehntauſend Mann Sachſen waren über Leitmeritz in Böhmen eingerückt, und vereinigten ſich mit den Franzoſen und Baiern vor Prag, welches nur eine Beſatzung von drei tauſend Mann unter dem Grafen Ogilvi hatte; aber durch ſeine kriegeriſchen Bürger bei zweckmäßiger Wachſamkeit lange vertheidigt werden konnte. Ueberdies hatte man die Nachricht, daß der Großherzog ſchon mit ſechzig tauſend Mann nahe ſey. Um ſo mehr eilten die Verbündeten, einen Sturm zu verſuchen. Er begann in der Nacht des ſechs und zwanzigſten Novembers (1741) mit einem gräßlichen Feuer der Franzoſen vor dem Strahofer Thore; und Ogilvi ließ ſich verlocken, ſich mit der ganzen Beſatzung nach dieſem ſcheinbar am meiſten bedrohten Punct zu werfen. Inzwiſchen fiel die Hauptmacht der Franzoſen und Baiern die Neuſtadt an, unter Anführung des tapfern Grafen Moritz von Sachſen. Ohne irgend einen Widerſtand erſtieg der Feind die Mauern, über die niedergelaſſene Zugbrücke (am 26ſten) flog ſeine Reiterei durch die Straßen nach der Altſtadt gegen die Moldaubrücke. Die Sachſen, beim erſten Sturm auf die Kleinſeite am Carlsthor zurückgeſchlagen, waren aber auch hier ſchon eingedrungen, und die Beſatzung ſah ſich in der Nothwendigkeit, das Gewehr zu ſtrecken. Ehe der Morgen dämmerte, war Prag ganz in den Händen des Feindes. Acht Mann waren von den Soldaten, ein und zwanzig von den acht tauſend Bürgern geblieben, die den Wall beſetzen mußten. Außerdem kein Verluſt, kein Schade, und nach den wenigen Stunden des Sturms war die Ruhe der Stadt, als ſey ſie nicht unterbrochen worden. Bis nach Königsſaal war der Großherzog vorgerückt, als er den Fall Prags erfuhr: beſtürzt und eiligſt zog er ſich zurück bis nach Budweis. Der Churfürſt von Baiern hielt ſogleich am Tage nach Ueberrumpelung der Stadt ſeinen Einzug, und that ſeinen Entſchluß kund, ſich zum König von Böhmen krönen zu laſſen, anſtatt daß er ſich ſofort mit ſeiner ganzen Macht auf den entmuthigten Feind hätte ſtürzen, und die Eroberung des Reichs ſichern ſollen. Prags Bürgerſchaft konnte ihm die Huldigung nicht verweigern, denn die feindliche Waffenmacht war zu groß innerhalb ihrer Mauern; aber ſehr geſpannt war man, wie der Adel dem Aufruf, daß er dem Churfürſten als König von Böhmen huldige, Folge leiſten werde? Noch ſchreckte das Andenken der blutigen Ahndung, die Ferdinand der Zweite an den abtrünnigen Böhmen geübt, die einem gleich eitlen und fahrläſſigen, von demſelben Stamm entſproßnen Fürſten, wie Carl, gehuldigt hatten. Von denjenigen, deren Güter in dem vom Feinde beſetzten Strichen des Reichs lagen, kamen etwa vier hundert Prälaten, Baronen und Ritter nach Prag, indem ſie Verluſt und Verheerung ihrer Beſitzungen mehr fürchteten, als eine ſehr ungewiſſe größere Gefahr in der Zukunft. Sie ſprachen im Ritterſaal des Schloſſes, wo Carl auf einem Throne ſaß, den Huldigungseid nach den 10ten December, der in deutſcher und böhmiſcher Sprache abgeleſen ward, nachdem der Erzbiſchof in ihrer und des Churfürſten Gegenwart das Hochamt gehalten hatte. Auf dem Landtag, welchen darauf die neue Regierung zuſammen berief, erfuhren die Stände, welches Glück ihnen von derſelben bevorſtehe; denn ihnen wurden für das erſte halbe Jahr, in franzöſiſcher Sprache, die immer das Unverſchämte geſchickt zu ſagen wußte, ſechs Millionen Gulden abgefordert. Carl bedurfte des Geldes, weil er nach Frankfurt eilte, ſich um die Kaiſerkrone zu bewerben, die mit ſchwerern Koſten wie irgend eine andre getragen werden mußte. In ſeiner Abweſenheit, und überhaupt in ſeinem Namen, ſollte eine Hofdeputation die Verwaltung des Landes beſorgen. Ihre Mitglieder waren angeſehene böhmiſche Herrn, ihr Haupt Philipp Krakowsky Graf von Kolowrat.

Durch eine Art von Waffenſtillſtand hatte inzwiſchen Oeſterreich ſeinen gefährlichſten Feind, den König von Preußen, in Unthätigkeit erhalten; und wenn er ſich glücklich pries, ruhig im Beſitz Schleſiens drei Millionen und ſechsmal hundert tauſend Thaler jährlicher

Einkünfte daraus einzig zur Vermehrung und Vervollkommnung ſeiner Kriegsmacht verwenden zu können: ſo benutzte jenes ſie zu Sammlung ſeiner Kräfte, und ihnen die allervortheilhafteſte Stellung zu geben. Seine Hauptmacht blieb bei Budweis ſtehn und deckte ihren linken Flügel durch dieſes und die Moldau, die Stirn durch Tabor, die Rechte durch die Moräſte von Mittingau, und hatte den Rücken gegen die Donau gekehrt. Von Oeſterreich her floſſen ihr Lebensmittel und Verſtärkungen zu, ſie ſtand feſt in Böhmen, um deſſen gänzliche Eroberung zu verhindern, und auf der Sehne, indem die Verbündeten einen halben Bogen um ſie beſchrieben. Zugleich konnte ſie die Bewegungen verbergen und decken, welche der General Khevenhüller unternahm, um die Franzoſen und Baiern aus Oberöſterreich zu verdrängen. Er rückte an demſelben Tage, wo der Churfürſt von Baiern als Kaiſer Carl der Siebente zu Frankfurt gekrönt ward, in München ein.

Friedrichs Adlerblick hatte vorher geſehn, was ſich ereignen werde und vergebens die Verbündeten zu einem großen Plan zu vereinen geſucht, wodurch die öſterreichiſche Hauptmacht genöthigt wäre, ihre glückliche Stellung bei Budweis zu verlaſſen. So wenig er eine Zertrümmerung der Monarchie von Maria Thereſia, oder eine zu große Schwäche derſelben wollte, dadurch die Staaten Deutſchlands in gänzliche Abhängigkeit von Frankreich gerathen wären: eben ſo wenig wollte er ein beſondres Glück der öſterreichiſchen Waffen, um nicht Gefahr zu laufen, daß ihm Schleſien entgehe. Die Unternehmungen derſelben in Baiern zu lähmen, begann er ſeinen Zug nach Mähren mit der Hälfte ſeiner Truppen die in Oberſchleſien lagen, und mit den Sachſen. Wiewohl ſein Marſchall Schwerin von Ollmütz Meiſter geworden war, Anhalt durch einen Einfall in Ungarn die Zuſammenziehung des Heerbanns der Nation beunruhigte, Ziethens Huſaren bis an die Vorſtädte Wiens ſprengten, ſchien ihm zu gewagt, die Ankunft des Prinzen Carl von Lothringen abzuwarten, der von Budweis nach Mähren einbrach, um die Verſuche des Feindes auf Brünn zu vereiteln. Er folgte dann dem zurückgehenden König aus Mähren nach Böhmen, und in der Gegend von Czaslau oder dem Dorfe Chotuſitz trafen beide Heere auf einander. Am Morgen des ſiebenzehnten Maitages (1742) griffen die Oeſterreicher um acht Uhr in vier Kolonnen das preußiſche Heer an. Drei Stunden währte die Schlacht, in welcher die beiden Heere an Stärke und Muth ſich gleich waren. Sie begann mit einer lebhaften Kanonade, und das preußiſche Feuer aus zwei und achtzig Stücken war ſehr heftig. Dann ſchlug die Reiterei aufeinander. Die preußiſche wollte zeigen, daß ſie von einem neuen Kriegsgeiſt beſeelt ſey, und zwei ihrer Angriffe in ungeheuren Staubwolken ſchienen zu gelingen; aber unglückliche Zufälle, daß ihre erſte Linie eines ihrer neuen Huſarenregimenter für ein feindliches hielt, und daß der Anführer der

Zweiten in der Hitze der Entſcheidung verwundet wurde, unterſtützten die alte Ueberlegenheit der öſterreichiſchen. Sie war von dieſer ſehr mitgenommen, als die Schlacht zwiſchen der Infanterie heiß entbrannte. Auch für ſie ſchien eine neue Niederlage der preußiſchen Reiterei zu entſcheiden. Als ſie auf dem linken Flügel des Königs aus dem Dorfe Chotuſitz hervorrückte, fand ſie ſich angegriffen, ehe ſie ſich ordnen konnte, und in Stücke gehauen. Der öſterreichiſche Feldmarſchall Königseck warf ſich nun mit allem Nachdruck ſeines Fußvolks auf das preußiſche Regiment Prinz Leopold, welches durch die Niederlage der Reiterei entblößt war. Es zog ſich zurück aus Chotuſitz, und Königseck beging den Fehler, daß er das Dorf in Brand ſtecken ließ: dadurch hemmte er ſelbſt ſeinen Angriff. Ungeſtüm zog ſich ſein Volk ſeitwärts, und zwei Regimenter wollten mit dem Säbel in der Fauſt in die feindlichen Linien eindringen. Aber hier zeigte ſich die ganze Furchtbarkeit des klejnen Gewehrfeuers der Preußen. Als hätten ſie das Gewehr geſtreckt, lagen beide Regimenter todt vor der preußiſchen Schlachtordnung. Dieſen Moment ergriff das Genie des Königs. Er warf ſich mit Furie auf den linken Flügel des Feindes, und brachte ihn in eine Verwirrung, die um ſo entſcheidender wurde, da die öſterreichiſche Reiterei ſich im Taumel ihres Sieges und aus Begierde nach Beute aufgelöſet, die preußiſche dagegen ſich wieder geſammelt und geordnet hatte. Der Verluſt war auf beiden Seiten ungefähr gleich; aber Carl von Lothringen mußte das Schlachtfeld räumen.

Keineswegs war der Sieg des Königs ſolcher Art, daß er ihn veranlaſſen konnte, ſeine Forderungen an Oeſterreich höher zu ſpannen; aber auch dieſes ſah ein, daß es wider ſeinen ſchlauſten und unermüdlichſten Gegner ſeine Kräfte nicht mehr aufreiben dürfe, um ſeinen übrigen ſtets wachſenden Feinden hinlänglich begegnen können. Unter großbritanniſcher Vermittlung ward am eilften Junius des Jahrs 1742 zu Breslau der Frieden zwiſchen beiden Mächten unterzeichnet. Das ganze Schleſien ward bis auf die Fürſtenthümer Teſchen und Troppau an Preußen abgetreten, imgleichen die Grafſchaft Glatz. Friedrich entſagte allen weitern Anſprüchen auf die Länder des öſterreichiſchen Hauſes. Auch die böhmiſchen Stände leiſteten Verzicht auf ihre etwaigen Rechte an Schleſien. Der Churfürſt von Sachſen war froh, in dieſen Frieden mit eingeſchloſſen zu werden: ſeine Truppen in Böhmen waren in einem traurigen Zuſtande, ohne ſich beſonders angeſtrengt zu haben. Er garantirte die pragmatiſche Sanction von neuem. Jetzt war die öſterreichiſche Kriegsmacht der franzöſiſchen und bairiſchen ſo überlegen, daß ſich dieſe ſchnell von allen Puncten verdrängt ſah und in Prag einſchließen mußte. Das Heer unter Carl von Lothringen, welches ſich hier lagerte, wuchs bis auf ſiebenzigtauſend Mann. Wenn die Marſchälle Broglio und

Belle-Isle fürchten mußten, in der mit Menſchen angefüllten und keineswegs für eine langwierige Belagerung mit Lebensmitteln verſorgten Stadt nach der glücklichſten Vertheidigung mit ihrem Heere durch Hunger aufgerieben zu werden, oder auch dem Sturme des gewaltigen Feindes von den Höhen herab deſto eher zu unterliegen, weil auch die feindſelige Geſinnung der Bürgerſchaft wider ſie losbrechen wollte: ſo konnte dem Gegentheil nicht die Wahrſcheinlichkeit entgehn, daß er eine ſeiner Hauptſtädte und die belagernde Kriegsmacht dem Untergange nahe bringe, wenn er ein kriegserfahrnes verzweifeltes Heer, wie das franzöſiſche in Prag, bis zum Aeuſſerſten triebe. Die Brüder von Lothringen, denn auch der Großherzog war im Lager, nahmen deshalb den Vorſchlag der Marſchälle, daß ſie Prag und überhaupt die Staaten der Königin von Ungarn und Böhmen räumen wollten, wenn man ihnen freien Abzug mit Waffen, Geſchütz und Gepäck verſtatte, als nicht verwerflich auf. Aber der engliſche Geſandte zu Wien drang im Namen ſeines Hofes auf Gefangenſchaft des franzöſiſchen Heers in Prag, und Maria Thereſia ſtimmte gern bei; denn ſie war voll Erbitterung gegen die Franzoſen und beſonders Belle-Isle, weil ſie, und vorzüglich dieſer, die Niederlande und Deutſchland gegen ihr Haus aufzuwiegeln geſucht hatten. „Ich habe Originalbeweiſe, ſagte ſie, daß ſie Deutſchland an vier Enden anſtecken, und die Grundgeſetze des Reichs umſtürzen wollten. Dieſe Beweiſe werde ich der Nachwelt überliefern, damit ſich die Deutſchen für die Zukunft hüten, in ſolche Schlinge zu fallen, und nicht genöthiget werden, dem Befehl einer ausheimiſchen Macht zu gehorchen!" Indem die Werke der Belagerer mit äußerſter Lebhaftigkeit betrieben wurden, ſtieg die Theurung und der Mangel in der Stadt ſchleunig. Hundert und funfzig Pferde ließ Broglio wöchentlich abſchlachten. Die Munterkeit der Franzoſen blieb unerſchöpflich An die Freitafel, die Belle-Isle gab, eilten die Offiziere von ihren gefährlichen Poſten auf einige Augenblicke, und ihre Mahlzeit von einem Stück Pferdefleiſch, Brod um einem Glaſe Wein zu verzehren, und wieder in die Todesgefahr zu eilen, wo hundert Kanonen und ſechs und dreißig Mörſer der Oeſterreicher gegen den Hradſſin donnerten. Wiederholt thaten die Belagerten Ausfälle, nicht ohne glücklichen Erfolg, der aber im Weſentlichen ihnen von keinem Nutzen war. Zur Nachtzeit ſtellten ſie ihre am Tage zerſtörten Werke wieder her, und Alles verrieth, daß ſie entſchloſſen wären, lieber in Prag insgeſammt ihren Untergang zu finden, als ſich gefangen zu geben. Gern hätten daher die lothringiſchen Fürſten den Feinden einen ehrenvollen Abzug geſtattet, zumal da die Nachricht kam, daß der franzöſiſche Hof ein neues Heer unter dem Marſchall Maielleboiſ ſende, um Prag zu entſetzen. Allein Maria Thereſia verbot ihrem Gemahl, auf irgend eine Bedingung zu hören, welche die Vernichtung der franzöſiſchen Truppen in Deutſchland verhindern könnte, und unterſagte ihren Feldherrn jegliche Verhandlung und Zuſammenkunft mit den Befehlshabern des belagerten Heeres.

Gleichwohl war erforderlich, daß Carl von Lothringen die eigentliche Belagerung aufhob, um dem nahen Maillebois entgegenzurücken, der mit funfzig tauſend Mann über Eger, das von den Franzoſen beſetzt war, in Böhmen vordrang, und ſeine Vorpoſten ſich vor Ellbogen zeigen ließ.

Den Abzug des Prinzen von Lothringen benutzten die franzöſiſchen Feldherren in Prag, um hinauszurücken, und einige Lebensmittel in die Stadt zu ſchaffen, wiewohl vier ungariſche Regimenter und zweitauſend Kroaten auf dem weißen Berge und gegen die Neuſtadt hin ihre Stellung hatten, um Prag einzuſchließen, und in einer Runde von drei Meilen um daſſelbe alle Menſchen mit Vieh und Vorräthen weggetrieben waren. Auch marſchirte Broglio mit zwölftauſend Mann aus, und ſetzte ſich bei Teplitz, um ſich mit Maillebois zu vereinigen. Allein dieſer ſah wohl, daß er durch die Hohlwege und die waldigten Anhöhen, welche ſtark mit leichten Truppen des Feindes beſetzt waren, nicht zu jenem Corps ohne die Gefahr vordringen könne, durch den lothringiſchen Heerführer von Eger abgeſchnitten zu werden, wenn er denſelben nicht vorher in einem allgemeinen Kampfe ſchlug; und er hatte von ſeinem Hofe den gemeſſenen Befehl, nichts zu wagen. Die Welt, welche hievon nichts wußte, ſah ihn mit Verwunderung auf Eger zurückkehren, ohne daß er mit ſeiner großen Macht ein Treffen geliefert und ſeine Landesleute in Böhmen befreiet hatte. Jhm folgte Prinz Carl auf den Fuß nach Baiern, wo beide Heere ihre Winterquartiere nahmen, indem Fürſt Lobkowitz mit ſechzehn tauſend Ungarn vor Prag rückte und daſelbſt ſechzehn tauſend Franzoſen unter Belle-Jsle eingeſchloſſen hielt; denn Brolio hatte ſich entfernt, um den Oberbefehl über das Heer von Maillebois zu übernehmen.

Die furchtbarſte Kälte des Winters, die wüthende Hungersnoth, welche durch die wenigen eingebrachten Vorräthe nur kurze Zeit gehemmt war, Mühſale aller Art und Erſchöpfung hatten die Franzoſen ſchon hauſenweiſe hingerafft, als Belle-Jsle von Paris den Befehl erhielt, Prag zu räumen, was nur ein Mann von ſeiner überſchwenglichen Phantaſie möglich glauben konnte. Er hielt dieſen Befehl, der ſogleich wiederholt wurde, lange geheim, und traf Vorbereitungen, als wollte er die Stadt noch den ganzen Winter behaupten; denn im jeden Einwohner mußte er einen Ausſpäher ſeines Geheimniſſes fürchten, und durchaus verzweifeln, ſeine Truppen aus Prag und Böhmen zu führen, wenn der Fürſt Lobkowitz, deſſen Heere beinahe ganz aus Reiterei beſtand, ſo wie die Franzoſen kaum noch ein Roß auſſer den Zugpferden hatten, ſein Vorhaben im geringſten argwohnte. Auch hielt dieſer es für eine Unmöglichkeit, daß ein erſchöpftes Heer, ohne Lebensmittel und warme Bekleidung in der tödtlichen Kälte, durch ein größtentheils verwüſtetes feindliches Land auf beſchwerlichen und gefahrvollen Wegen, die er theils beſetzt hatte, theils durch ſeine zuvoreilende Reiterei beſetzen konnte, einen Zug von zwanzig ſtarken Meilen nach der Grenze Böhmens unternehmen und ausführen könne. Er hatte deshalb ſeine Kriegsmacht zum größten Theil jenſeits der Moldau in Gegenden verlegt, welche die planmäßige Verwüſtung nicht mitgefaßt hatte, und dieſſeits nur fünftauſend Huſaren in Dörfer zerſtreut zurückgelaſſen. Belle-Isle wählte eine Zeit, wo ſeine eigne Krankheit den Feind um ſo ſichrer machte, zur Ausführung des Vorhabens. Als er am ſechzehnten December (1742) nicht mehr verbergen konnte, daß er ein großes Unternehmen vorbereitete, ließ er ausſprengen, in der bevorſtehenden Nacht wolle er in der Gegend von Königſaal ziehen, um Lebensmittel einzuholen; und beim Anbruch derſelben zog er mit eilftauſend Mann zu Fuß und etwas über drei tauſend Reitern, mit fünf bis ſechs tauſend Zugpferden, dreißig Stücken ſchweren Geſchützes, vielen Wagen und Karren, zum Reichsthore und Carlsthore hinhinaus. Einige tauſend Mann, lauter ſo ſchwache, daß ſie unmöglich den Marſch beſtehen konnten, ließ er zurück, um die Kranken in den Spitälern zu decken, und führte auch, dieſe gegen jede Mißhandlung zu ſichern, vierzig der vornehmſten Einwohner Prags, als Geiſſeln mithin weg. Seinen Zug zu verbergen, wandte er ſich ſo, daß die Feinde glauben mußten, er wolle über Rakonitz und Pilſen gehen, zog aber mitten zwiſchen den beiden Straßen. So machte er zugleich die Vorſicht des Fürſten von Lobkowitz eitel, welcher auf den Wegen, die gewöhnlich über Pilſen und Carlsbad nach Eger führten, die Engpäſſe hatte beſetzen, die Brücken abtragen laſſen. Nur die Kroaten und Huſaren dieſſeits der Moldau brachen früh genug auf, um bald in ſeinen Nachtrab bald in ſeine Flanke zu fallen. Lobkowitz erfuhr ſeinen Abzug zu ſpät, um ihn mit geſammter Macht verfolgen zu können: durch den unausgeſetzten Marſch bei Tag und Nacht hatte ihm das franzöſiſche Heer ſchon vier und zwanzig Stunden abgewonnen. Die Gefechte mit den Huſaren und Kroaten, die immer mit Vortheil zurückgeſchlagen wurden, rafften kaum fünfzig von dem Zuge hin; aber deſto mehr der Froſt, der Mangel, die Raſtloſigkeit, womit Belle Isle neun Tage hindurch und auch in Nächten, wegen der Umwege mehr als dreißig Meilen zurücklegte. Ihre Nahrung war nichts als Brod und gefrornes Waſſer; ihre Raſt nur auf Eis und Schnee und unter dem grimmigen Himmel. Auf der Straße, wo ſie einherzogen, lagen die erſtarrten Soldaten und Officiere in vermiſchten Haufen bei Hunderten. Ohngefähr zwölf hundert Mann hatte Belle-Isle eingebüßt, als er in Eger ankam; und ohngefähr die Hälfte dieſer Zahl ſtarb daſelbſt bald an den Folgen der ungeheuren Anſtrengung. Indeſſen darf man dem Feldherrn nicht den Vorwurf machen, daß er ſeine Truppen auf dem Zuge zu wenig geſchont habe; denn die Oeſterreicher, die ihn befehdeten, häuften ſich während deſſelben immer mehr, und ohne die ungebahnten Wege, die er nahm, ohne ſeine Haſt wäre er vielleicht mit ſeinem ganzen Corps niedergehauen.

Nun rückte der Fürſt von Lobkowitz wieder mit ſeiner ganzen Macht vor Prag, und ließ den Obriſten Chevert, der die kranke und geringe Beſatzung befehligte, und von Belle-Isle angewieſen war, ohngefehr acht Tage nach ſeinem Abzuge die Stadt unter guten Bedingungen zu überantworten, ſofort auffordern, ſich kriegsgefangen zu geben. Allein dieſer antwortete, wenn man ihm nicht einen freien Abzug mit allen Ehrenzeichen geſtatte, ſo werde er den Hradſſin anzünden, und ſich lieber unter den Trümmern Prags begraben; und man bewilligte, das er nur diejenigen, welche zu ſchwach wären, um zu marſchieren, als Kriegsgefangene, und das noch übrige ſchwere Geſchütz in Prag zurücklaſſen ſolle. Die Beſatzung ſelbſt ward auf öſterreichiſche Koſten mit allem Erforderlichen verſehn und unter Bedeckung nach Eger geſchafft. Immer fürchteten die deutſchen Feldherren von den franzöſiſchen Härte, und mit Recht das Aeuſſerſte, und gaben aus Schonung überhaupt, beſonders gegen die Ihrigen, denſelben manchen Kriegsvortheil nach.

So war Böhmen ohne eine entſcheidende Schlacht erobert und geräumt: der ſtandhafte Sinn der Königin von Ungarn und Böhmen hatte zu der Wiedereroberung des Landes mehr gethan, als die Gewalt der Waffen. Ihren Haß wider die Franzoſen und Belle-Isle ſchmerzte freilich, daß ſich dieſelben gerettet hatten; aber ihre Freude, eine ihrer Hauptſtädte, unverſehrt wieder gewonnen zu haben, war überwiegend, und einige Monate nach der Befreiung Prags hielt ſie daſelbſt am neun und zwanzigſten April des Jahres 1743 unter allgemeinen Jubel ihren Einzug. Von dem olmützer Biſchof, denn der prager Erzbiſchof mußte wegen ſeiner Geſchmeidigkeit gegen Carl von Baiern den Hof meiden und die Stadt verlaſſen, ließ ſie ſich zur Königin von Böhmen krönen, nachdem ihr alle Stände gehuldigt hatten. An demſelben Tage, dem zwölften Mai, ſchlug ihr Marſchall Khevenhüller den bairiſchen General Minucci aus Braunau, und die guten Nachrichten, welche ſie überhaupt aus dem Felde erhielt, erhöhten die Heiterkeit, wodurch ſie die Böhmen während ihres Aufenthaltes von acht und vierzig Tagen in Prag bezauberte.

Einige hatten Blutgerichte, wie nach der Schlacht am weißen Berge auch jetzt gefürchtet; allein zu ihnen lag ſo wenig Anlaß im Gemüthe der Königin, als in den Umſtänden. Jetzt hatte ſich nicht die Nation wider Oeſterreich empört; nur der geringſte Theil derſelben einem fremden Fürſten gehuldigt und größtentheils huldigen müſſen: auch war jetzt nicht von Behauptung ſolcher Nationalfreiheiten, wodurch die königliche Macht äußerſt beſchränkt wurde, die Rede geweſen, noch weniger von Gleichſtellung einen neuen Religion mit der alten. Viele von denen, die dem bairiſchen Fürſten gehuldigt, waren ins Ausland geflohen. Man berief ſie zurück; und wenn ſie ſich ſtellten, wurden ſie, und nur zum Theil, mit Geldſtrafen belegt. Einzig Carl von David ſchien zum Tode aufbewahrt. Sohn eines Fleiſchers von der Kleinſeite, war er Kreisſekretär unter der vorigen Regierung geworden: weil er den gemeinen Mann wider das Haus Oeſterreich aufhezte, erhob ihn der bairiſche Fürſt in den Ritterſtand und zum Kreishauptmann. Um ſo mehr fuhr er fort, Meuterei wider Maria Thereſia zu treiben. Dafür nun zum Tode verurtheilt, ging er mit der ruhigſten Faſſung, auf das ſauberſte gekleidet, zur Gerichtsſtäte; und hatte ſich ſelbſt die Augen verbunden, um den Todesſtreich zu empfangen, als der Ruf der Gnade erſcholl. Er durfte in den Schooß ſeiner Familie zurückkehren.

Eger allein blieb noch bis in den Herbſt dieſes Jahres in den Händen der Franzoſen, weil der Graf Kajetan von Kolowrat, der die Belagerung befehligte, beſtimmt angewieſen war, keinen Schuß aus dem ſchweren Geſchütz auf die Stadt thun zu laſſen. Sie mußte alſo durch Hunger bezwungen werden; und die Franzoſen ſäumten noch ſie zu übergeben, als ſie nach Aufzehrung ihrer Roſſe ſelbſt Ratzen verſchlangen, um das Leben zu friſten, oder unter der faſt gewiſſen Gefahr, von den Kroaten niedergehauen zu werden, ſich Kraut von dem Felde holten. Kolowrat hatte ſoviel Mitleid, daß er ihrem Anführer bisweilen ein Kalb ſandte. Endlich am ſiebenten September ergaben ſich die Franzoſen und blieben kriegsgefangen in Böhmen.

Inzwiſchen hatte die Schlacht bei Dettingen, wo der einzige treue Bundesgenoſſe des öſterreichiſchen Hauſes, König Georg der Zweite von England auch deſſen Truppen anführte, und einen vollkommenen Sieg über die Franzoſen, durch deren unvorſichtigen Muth erfocht, Kaiſer Carl den Siebenten ſeines letzten Glanzes beraubt, ſo daß er einem dürftigen Verbannten gleich zu Frankfurt am Main lebte.

Friedrich der Zweite von Preußen hatte nur mit der größten Beſorgniß geſehen, daß der König von England ſich beeiferte aus Haß gegen Frankreich, das Uebergewicht auf Oſterreichs Seite zu bringen, und vergebens die eindringlichſten Erinnerungen an ſeine Pflichten als des Churfürſten von Braunſchweig-Lüneburg gegen Kaiſer und Reich aufgeboten, um ſeine Waffenmacht von Deutſchland abzuhalten. Patriotismus für dieſes, welchen Niemand weniger als Friedrich fühlte, mußte ſeine Furcht verbergen, daß Maria Thereſia zu ſehr die Oberhand bekommen möchte, um Schleſien ihm nicht wieder zu entreiſſen. Er glaubte, den geheimen Nachrichten, daß ſelbſt Georg von England, der einzige Garant des Friedens von Breslau, ſich ſchon der Abſicht dazu willfährig bewieſen hätte. Um Schleſien ſicher zu behalten, ergriff er von neuem die Waffen wieder die Königin von Ungarn und Böhmen, indem er öffentlich vorgab, daß es für die Würde des rechtmäßig gewählten Kaiſers und den allgemeinen Frieden geſchehe. Die Fortſchritte des Prinzen Carl von Lothringen im Elſaß beſchleunigten den preußiſchen Angriff auf Böhmen.

In drei Kolonnen zog das große feindliche Heer ein. Die eine, vom Könige ſelbſt befehligte, kam an der linken Seite der Elbe bis gegen Prag herauf; am rechten Ufer des Stromes ward die zweite von dem Fürſten Leopold von Anhalt geführt; und beide deckten das zahlreiche ſchwere Geſchütz und die Lebensmittel für das Heer auf drei Monate, welche zu Magdeburg eingeſchifft auf der Elbe bis nach Leitmeritz kamen. Eine dritte Colonne unter dem Marſchall Schwerin rückte aus Schleſien über Braunau in Böhmen ein, und alle drei ſollten ſich vor Prag vereinigen. Dem Heereszuge ging ein Manifeſt des Königs vorauf, worin er den Bund verkündete, welcher zwiſchen ihm, dem Kaiſer, dem Churfürſten von der Pfalz und dem Landgrafen von Heſſenkaſſel zum Schutz des Syſtems und der Freiheiten des deutſchen Reichs geſchloſſen ſey. Zugleich ließ er ein offenes Schreiben an die Böhmen ergehn, daß ſie ruhig in ihren Häuſern bleiben, und nichts wider die Hülfstruppen des Kaiſers unternehmen ſollten, welchen ſie immerhin als ihren rechtmäßigen Suverän betrachten müßten. Am zweiten September langte Friedrich mit allen ſeinen Heerhaufen, zwiſchen ſiebenzig und achtzig tauſend Mann ſtark vor Prag an, und in acht Tagen waren auch ſeine Vorräthe und das ſchwere Geſchütz von Leitmeritz hergeſchafft. Sogleich wurden die Laufgräben in drei verſchiedenen Gegenden eröffnet.

In der weitläufigen Stadt mogte eine Beſatzung von zwanzig tauſend Mann liegen, von welcher aber zwei Drittel aus dem Landvolk aufgeraffte und ungeübte Miliz waren. Unglücklicher ſchien noch der Umſtand, daß ihr Anführer, ein Freiherr von Harſch weder einen kühnen Geiſt zur Vertheidigung, noch die Klugheit beſaß, die Bürger ſelbſt ſich geneigt zu machen, und zur Ergreifung der Waffen zu befeuern. Vorzüglich erregte er ihren Unwillen, als er in der Abſicht, die Kleinſeite wenigſtens zu behaupten, da die preußiſche Macht ſich ganz wider die beiden andern Städte gewandt hatte, den Entſchluß faßte, einen Bogen der prächtigen Moldaubrücke zu ſprengen, ohne daß er dadurch wahrſcheinlich den Feind zurückhalten konnte. Das Pflaſter war aufgehoben, in Manneshöhe war der Schutt auf dem doppelten Gewölbe, und als man ihn weggeräumt hatte, zeigte ſich dieſes nach einer Dauer von faſt vier Jahrhunderten ſo hart, daß es ſchlechterdings nicht zerſchlagen werden konnte.

Hundert Feuerſchlünde beſchoſſen auf das heftigſte die beiden Städte Prags, und in drei Tagen lagen hundert funfzig Häuſer, zum großen Theile die Mauern der Neuſtadt in Schutt. Die Wehren der Moldau wurden von dem feindlichen Feuer zerſtört, und das Waſſer dieſes Stromes fiel ſo tief, daß man allenthalben durchwaten, und die Stadt von einer Seite, wo ſie ohne Bollwerk und Mauer war, im Handgemenge nehmen konnte. Als General Harſch am Sechzehnten Sept. (1744) eben von daher einen ſtarken Haufen preußiſcher Grenadiere anrücken, und den Feind zum Sturme bereit ſah, that er demſelben ſeinen Entſchluß kund, die Stadt zu übergeben, um ſie vor der Plünderung zu bewahren. Die ganze Beſatzung ward kriegsgefangen, und nach Schleſien abgeführt. Die Preußen plünderten wenigſtens die Häuſer der Großen, die ſich bei ihrem Anrücken geflüchtet hatten.

Wider ſeine beſſere Ueberzeugung, beſonders auf Zureden von Belle-Isle, deſſen kräftigere Phantaſie ſeine reizbare mehr beherrſchte, als er glaubte, auch auf den dringenden Wunſch Carls des Siebenten, rückte der König von Preußen auf Tabor, welche berühmte Feſtung Ziska's, die einſt für unbezwinglich galt, nun mit ihrer einzigen ſchlechten Mauer der Kriegskunſt ein leichtes Eroberungsſpiel war; und auf Budweiß, auf Frauenberg, welches auf der Spitze ſeiner Höhe die Franzoſen ſechs Monate vertheidigt hatten. Alle jene und andre Plätze ergaben ſich den Preußen faſt ohne allen Widerſtand. Gleichwohl geriethen dieſe bald in eine mißliche Lage, und Friedrich bereute ſchon, daß er ſeinen erſten und eignen Gedanken nicht ausgeführt, nämlich den öſterreichiſchen Feldherrn Bathyani, der zuerſt aus Baiern über Beraun mit zwölf tauſend Mann zu Prags Rettung herbeigeeilt war, ganz aus Böhmen zu jagen und ſich der zu Pilſen aufgehäuften Vorräthe von Lebensmitteln zu bemächtigen, wodurch dem Prinzen Carl von Lothringen, der in Eilmärſchen aus dem Elſaß nach Böhmen rückte, unmöglich gemacht wäre, ſich auf der Grenze und in dieſem Lande zu behaupten. Dagegen ſchnitt nun Bathyani durch ſeine Kroaten und Huſaren alle Lieferungen ab, die vom platten Lande an den Feind gemacht werden ſollten, und hemmte alle Mittheilungen an das preußiſche Heer bis zu dem Grade, daß es vier ganze Wochen hindurch ohne Kunde von Prag, und von allem war, was im übrigen Europa vorging. Doch nicht Bathyani's Streifcorps, nicht die zehn tauſend Huſaren, welche noch aus Ungarn nach Böhmen gekommen waren, nicht die Ueberlegenheit der Oeſterreicher an leichten Truppen in Gegenden, welche von Moräſten, Gehölzen, Felſen und Hohlwegen durchſchnitten waren, konnten allein dieſe Erſcheinung gegen ein ſo großes und muntres Heer wie das preußiſche, unter einem ſolchen Anführer bewirken. Friedrich ſelbſt entdeckte tiefere Urſachen. Der böhmiſche Landmann haßte die Preußen als Ketzer, und hatte willig dem Befehl gehorſamt, bei Annäherung des Feindes ſeine Hütten zu verlaſſen, das Getraide zu verbrennen, und ſich in die Wälder zu flüchten. So fand das preußiſche Heer auf ſeinem Zuge nichts, als leere Dörfer und Einöde. Gleichfalls bemerkte der König, daß der hohe Adel, die Prieſter, die Amtleute in Böhmen mit ungemeiner Liebe an dem Hauſe Oeſterreich hingen. Darum ward ihm nicht möglich, welche Summen er bieten mochte, irgend einem im Lande aufzuſpüren, der ihm Nachrichten von den öſterreichiſchen Truppenbewegungen ſchaffte. Prinz Carl konnte ſchon an der Grenze ſtehen, Auguſt der Dritte von Sachſen, voll Schmerz, daß der erſte Krieg ihm troß der hohen Rechte, die er auf die öſterreichiſche Monarchie zu haben glaubte, gar nichts als einige Schande, und dem benachbarten König das ſchöne Schleſien eingebracht hatte, mochte ſeine Truppen ſchon zu dem feindlichen Heere ſtoßen laſſen und Friedrich erfuhr nichts davon. Endlich brachte ihm ein Spion die Nachricht, daß Prinz Carl ſchon zu Protiwin ſtehe; und wiewohl ſie ſpäter falſch befunden wurde, ſetzten die Preußen den angefangenen Rückzug fort, in welchem Entſchluß den König die gewiſſe Kunde beſtätigte, daß der öſterreichiſche Feldherr zwei Meilen von Piſek in einem feſten Lager ſtehe, durch vier und zwanzig tauſend Sachſen verſtärkt ſey, und auch den Grafen Bathyani an ſich ziehe, um über die Moldau im Rücken des preußiſchen Heeres zu gehen, und es von der Sazawa von Prag abzuſchneiden.

Mit überlegener Macht warfen ſich nun die Oeſterreicher auf alle von den Preußen gewonnene Poſten, nahmen ſie in denſelben gefangen, und drängten das weichende Hauptheer, ſo daß es endlich nur die Wahl hatte, entweder ſich von Schleſien abgeſchnitten zu ſehen, oder Prag und Böhmen aufzugeben.

Der König hätte vielleicht eine allgemeine Schlacht nicht vermieden, aber Carl von Lothringen und unter ihm der alte Feldmarſchall Traun, konnten ihren Zweck ohne dieſelbe ſichrer gewinnen; und ſo war er gezwungen, nicht nur ſelbſt Böhmen zu verlaſſen, ſondern auch der Beſatzung von Prag, welche zu ſchwach und zu wenig mit Lebensmitteln verſehen war, den Befehl zur Räumung zuzuſenden. Am ein und zwanzigſten November begann ſie ihren Auszug, während daß die öſterreichiſchen leichten Truppen ſchon durch drei Thore in die Stadt eindrangen, und ſelbſt viele der Bürger mit den Kroaten zugleich ſie angriffen, oder aus den Fenſtern auf ſie ſchoſſen. Auf der Brücke kam es zum blutigſten Gefecht; und die Preußen, ohngefähr ſieben tauſend Mann ſtark, mußten hundert und zwei und dreißig Kanonen und vierzehn Mörſer in Prag zurücklaſſen. Am dreizehnten December ſtand Friedrich wieder an der ſchleſiſchen Grenze, beſchämt über den Ausgang einer ſo gewaltigen Rüſtung, die Böhmen hätte verſchlingen und Oeſterreich überſchwemmen können. Zweierlei geſtand er ſich: erſtens, daß einem Feinde der Krieg nirgends ſchwerer wie in Böhmen zu führen ſey, und zweitens, daß es zur Behauptung Prags ſchon zu ſehr eines Heers bedürfe, als daß irgend eine Macht noch ſtark genug bleiben könne, um in dem übrigen Lande dem Gegner die Spitze zu bieten. Dieſen Feldzug nannte er ſein Lehrgeld, und den Feldmarſchall Traun ſeinen Lehrer: dem Verdienſte des Prinzen von Lothringen wollte er, wie es ſcheint, nicht gern Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Seltſam genug benutzte Maria Thereſia zuerſt den unerwarteten vollſten Triumph über des Königs Unternehmung, um die Judenſchaft ſowohl in Prag, die ſich auf zwanzig tauſend sechs hundert und funfzig, als im übrigen Böhmen, wo ſie ſich über dreißig tauſend belief, aus dem Lande fortſchaffen zu wollen. Wahrſcheinlich hatte ſich ihr während der Anweſenheit der Preußen die Bemerkung aufgedrungen, daß ſie von dieſem Volke nie eine ſolche Treue für ihr Haus erwarten könne, als von ihren übrigen Unterthanen. Aber mächtige Fürſprachen, woran es den Juden bei der dermaligen Lage der Dinge nie fehlte, trafen vom engliſchen Hofe, von der Republik Holland, und andern Staaten ein, und es blieb für die Iſraeliten in Böhmen bei den alten Verhältniſſen.

Ihrer bisherigen Erfolge gemäß fielen die Oeſterreicher in Oberſchleſien und die Grafſchaft Glaz ein, waren aber indeß bald gezwungen, ſich wieder zurückzuziehen.

Doch eröffnete der Tod Kaiſer Carls des Siebenten in eben demſelben Monat, am zwanzigſten Januar 1745, den Hoffnungen Maria Thereſia's neue Ausſichten, und beſonders ihrem ſehnlichſten Wunſche, ihren Gemahl zum römiſchen Kaiſer gekrönt zu ſehen. Mit jenes Tod erloſch eigentlich der Vorwand, unter welchem Friedrich Krieg führte, und ſich einige Reichsſtände zugeſellt hatte. Sein junger Nachfolger, Maximilian, mag ihn ſein ſterbender Vater zur ſchnellen Ausſöhnung mit Oeſterreich, oder zur dankbaren Treue gegen Frankreich und den König von Preußen ermahnt haben, welches letzte wahrſcheinlicher iſt, weil er es noch zu einer Niederlage ſeiner Trupen kommen ließ, ſchloß am zwei und zwanzigſten April mit Maria Thereſia einen Frieden zu Füſſen, wodurch er vollkommne Wiederhellung in ſeine Staaten erhielt, die pragmatiſche Sanction, die böhmiſche Wahlſtimme anerkannte, unter dem Verſprechen, bei der nächſten Kaiſerwahl ſeine Stimme dem Großherog von Toscana zu geben.

Die erſte Folge dieſe Tractates war, daß die Franzoſen Deutſchland gänzlich räumten; und mit dem friſcheſten Muth brach Prinz Carl mit einem Heer von ſiebenzig tauſend Mann, worunter auch die Sachſen begriffen waren, bei Königgrätz auf, um durch die Päſſe von Landshut in Schleſien einzudringen; und Friedrich, der keine Luſt hatte, den Krieg wieder in Böhmen zu führen, erwartete ihn bei Strigau mit ungefähr ſechzig tauſend Mann. In der Schlacht vom dritten Junius (1745) waren die Sachſen ſchon geſchlagen, ehe der Fürſt von Lothringen wußte, daß ſie begonnen ſey. Keine Anſtrengung, und keine Tapferkeit der Oeſterreicher vermogte nun wider die Gewandheit und den Ungeſtüm der Preußen zu beſtehen, obgleich von den vier und ſechzig Bataillonen derſelben nur vier und zwanzig in's Feuer kamen. Kaum zwei tauſend Mann büßte dieſe, und ungefähr vier tauſend an Todten, ſieben tauſend an Gefangenen und ſechzig Kanonen die Oeſterreicher und Sachſen ein. Welchen Blick auf die preußiſche Armee im Jahre 1806, und in den beiden letzten glorreichen Jahren derſelben giebt der Gedanke Friedrichs bei dieſem Triumph, daß die Welt nicht ſichrer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem ſolchen Heere ruhte.

Nach dieſem Siege fiel er wieder in Böhmen ein, und drang bis nach Königgrätz vor, wo der Prinz von Lothringen eine ſichere Stellung genommen hatte. Auch die Preußen ſchlugen in derſelben Gegend ihr Lager auf, und beide Heere gewährten den Anblick, als wären ſie eine einzige Kriegsmacht, welche jene Stadt belagerte. Friedrich durfte keine weitergreifende Unternehmung wagen, ohne den Feind vernichtet zu haben; denn er mußte von fünf zu fünf Tagen ſeine Lebensmittel aus Schweidnitz erhalten, in deſſen Nähe ſchon die Ungarn ſtreiften, nachdem ſie die Feſtung Koſel überrumpelt hatten. Ueber Böhmens Grenzgebürge ſich den freien Rückweg zu erhalten, war er ungemein beſorgt.

Inzwiſchen beide Heere ſo gegeneinander ſtanden, ward der Großherzog von Toscana einſtimmig von den Churfürſten zum Kaiſer gewählt; nur daß Brandenburg ein tiefes Stillſchweigen über dieſe Wahl beobachtete. Das glänzende Schauſpiel, wo Maria Thereſia des Triumphs genoß, durch ihre Standhaftigkeit die erſte Krone der Welt auf das Haupt ihres Gemahls gebracht zu haben, anſtatt die Monarchie ihrer Väter, wie die Wahrſcheinlichkeit gedroht, zerſplittert zu ſehn, war nicht dazu geeignet, um ſie den Friedensvorſchlägen geneigt zu ſtimmen, die ihr der König von Preußen insgeheim zu Frankfurt machen ließ. Vielleicht rechnete ſie auch auf die Verſtärkungen, welche zu derſelbigen Zeit zum Heere des Prinzen von Lothringen ſtießen, und auf den Angriffsplan, welcher von demſelben beſchloſſen, und um ſo erfolgreicher ausgeführt werden mogte, da der König wiederum aus Scheu, in dem umfriedeten Böhmen zu Grunde zu gehn, ſeinen Rückzug nach Schleſien antrat. Auf demſelben ward ihm, als er früh um vier Uhr des dreißigſten Septembers die Anordnungen für den Marſch dieſes Tages ſeinen Feldherrn mittheilte, durch einen Offizier berichtet, daß man eine lange Linie von Reiterei entdecke und dem Staube nach zu urtheilen, die ganze feindliche Macht anrücke. Er hatte nach mancher Truppenabſendung nur noch achtzehn tauſend Mann; aber mit ihnen gegen den ſo ſehr überlegenen Feind eine

Schlacht zu liefern, ſchien ihm weniger gefahrvoll, als im Angeſicht deſſelben durch die Engpäſſe zu ziehen, die auf Trautenau führten. Darum brach er mit ſeinem Lager bei Sora nicht auf, gegen die Erwartung des feindlichen Heerführers, der vorzüglich auf ein Treffen mit dem Nachtrab gerechnet hatte. In Schlachtordnung waren die Oeſterreicher angerückt: unter ihrem Feuer von zwei Batterien mit acht und zwanzig Kanonen mußten ſich die Preußen zur Schlacht reihen. Zwiſchen der Reiterei wurde ſie bald ſehr lebhaft; doch die überlegene öſterreichiſche, die Vertiefungen hinter ſich hatte, war auf zu engem Raum in drei Linien aufgeſtellt. Als die erſte von den Preußen geworfen war, ſtürzte ſie auf die zweite, dieſe wieder auf die dritte, und nirgends war in dieſer Verwirrung Platz, wo ſich die funfzig Schwadronen wieder hätten bilden können. Ein Theil der preußiſchen Infanterie, muthiger durch die Verwirrung des Feindes, warf ſich auf die Batterien der Oeſterreicher, nahm eine derſelben, und von nun an entſtand ein wechſelreicher Kampf, da das ganze Schlachtfeld nur Höhen und Tiefen hatte. Nach jenen ſtrebten die Oeſterreicher unabläſſig auf, um ihrer Verwirrung abzuhelfen; doch ſie wurden von einer nach der andern geworfen. Ohne Befehl zum Rückzug bekommen zu haben, traten ſie darauf denſelben an. Ihrem Mangel an ſtrenger Kriegszucht ſchrieb Friedrich ſelbſt nebſt ihrer fehlerhaften Aufſtellung der Reiterei ihre Niederlage bei. Jener war ſoweit gegangen, daß das einzige Regiment ungariſcher Huſaren, welches in das preußiſche Lager eingedrungen war, das Gepäck plünderte, ohne ſich weiter um die Schlacht zu bekümmern; daß die erſten flüchtigen Reiter nicht zum Stehen gebracht werden konnten, wiewohl Fürſt Lobkowitz mit eigner Hand drei Officiere derſelben niederſtieß, wogegen ihn die Soldaten in einen Graben warfen. Hoch erfreut mit ſeinem kleinen Heer über die vierzig tauſend des Feindes geſiegt und zwei und zwanzig Kanonen, über zwei tauſend Gefangene erbeutet zu haben, erſtreckte der König ſeine Verfolgung nicht über das Dorf Sora hin, und rief nach Einiger Bericht aus: da ſie mich jetzt nicht geſchlagen haben, werden ſie mich nimmer ſchlagen. Nachdem er fünf Tage als Sieger auf dem Schlachtfelde geweilt, verließ er Böhmen.

Gleichwohl hoffte er nicht, daß Maria Thereſia wegen des Tages bei Sora irgend geneigter zum Frieden mit ihm ſich bezeigen werde; und an dem achten November, als er zu Berlin die Trophäen von Strigau und Sora in den Kirchen aufhängen ließ, erfuhr er, wie ihm die raſtloſe Kaiſerin den tödtlichſten Schlag bereite. Carl von Lothringen ſollte mitten im Winter mit ſeiner ganzen Macht aus Böhmen aufbrechen, ſich in Sachſen mit den ſächſiſchen Truppen vereinigen, ſich ſchleunigſt auf Berlin werfen, und dem König in ſeinen alten Provinzen die Sehnen ſeiner Macht abſchneiden.

Nur durch die geheimſte und äußerſte Schnelligkeit konnte er ſeiner Vernichtung zuvorkommen. Dem alten

Fürſten Anhalt befahl er, mit ſeinem Heere, das ſich bei Halle zuſammenzog, nach Sachſen zu eilen, und er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze der ſchleſiſchen Armee, die jetzt aus dreißig tauſend verſuchten Kriegern beſtand, und ſtürmte mit ihr in die Lauſitz, wo eine Abtheilung der ſächſiſchen Truppen gänzlich geſchlagen, und bei Zittau dem Nachtrabe des öſterreichiſchen Heeres eine ſolche Niederlage beigebracht ward, daß Prinz Carl mit Verluſt von fünf tauſend Mann nach Böhmen zurück gehen mußte. Gleichwohl rückte derſelbe bei Leitmeritz wieder über den Elbſtrom, und auf Dresden, wo ihm die ſächſiſche Kriegverwaltung trotz aller ſeiner Vorſtellungen ſo ausgedehnte Quartiere gab, daß er vier und zwanzig Stunden brauchte, um ſeine Truppen zuſammenzuziehen. Er erinnerte daher den ſächſiſchen Feldherrn Grafen Rutowsky, ihn frühzeitig zu benachrichtigen, wenn er ſeiner Hülfe bedürfte. Allein dieſer glaubte ſich allein ſtark genug, um jeden Angriff abzuſchlagen, als er am funfzehnten December (1745) bei Keſſelsdorf von dem Fürſten von Anhalt, ehe ſich derſelbe mit dem königlichen Heer vereinigt hatte, angegriffen wurde. Er hatte ſeine Anordnung dem Schlachtplan des Marſchalls von Sachſen bei Fontenoy nachgeahmt, und wollte durch ſeine Artillerie den Sieg erzwingen; allein, beide Angriffe der Preußen auf Keſſelsdorf zurückſchlagend, beging er die Unvorſichtigkeit, ſie zu verfolgen, und gerieth ſo vor das Feuer ſeines eigenen Geſchützes, welches nun ſchweigen mußte. Dieſen Augenblick benutzte Anhalt, nahm das Dorf mit Sturm, wodurch die Niederlage der Sachſen entſchieden war. Ein Theil der Oeſterreicher ward darin verwickelt; doch zeigte ſich Carl von Lothringen bereit, als Rutowsky mit dem geſchlagenen Heer zitternd zu Dresden ankam, vereint mit ihm den folgenden Tag die Feinde wieder anzugreifen. Allein er konnte den ſächſiſchen General nicht dazu bewegen, räumte auf deſſen Vorſtellungen Dresden, und zog ſich nach der böhmiſchen Grenze. Ungebeugt durch eigene Widerwart fühlte die Kaiſerin ſchmerzlich das Unglück ihres Bundesgenoſſen, welcher ſein Land in den Händen des Feindes ſah; und da auf der andern Seite Friedrich zu politiſch weiſe war, um wegen ſeiner Kriegserfolge ſeine Foderungen höher zu ſpannen, ward noch vor Ablauf des Jahres 1745 am fünf und zwanzigſten December der Friede zu Dresden geſchloſſen. Schleſien blieb dem König von Preußen nach wie vor, und Franz von Lothringen ward von ihm als rechtmäßiger römiſcher Kaiſer anerkannt.

Für Böhmen hätte es keine unglücklichere Wendung der großen politiſchen Verhältniſſe geben können, als die wirklich erfolgte, daß Preußen in den Rang der entſcheidenden Mächte trat, und immer die Blitze des Kriegs bereit hielt, um ſich das erbeutete Schleſien zu ſichern, und Maria Thereſia dagegen bei ihren politiſchen und kriegeriſchen Maßregeln unabläſſig darauf ausging, die verlohrne köſtliche Provinz wieder zu gewinnen. Erniedrigung des Königs von Preußen ward auch ihre bleibende Forderung an ihren alten Bundesgenoſſen, den König von England, der ſchon als proteſtantiſcher deutſcher Reichsſtand nicht ernſtlich darauf eingehen konnte. Dies veranlaßte zuerſt Kälte zwiſchen ihnen, welche dadurch ſtieg, daß die Kaiſerin nicht ihre Hauptkräfte verwenden wollte, um die Niederlande gegen die franzöſiſche Macht zu behaupten, ſondern der Meinung war, die Unabhängigkeit derſelben von Frankreich ſey für die Seemächte von ſo überaus großer Wichtigkeit, daß ihnen obliege, vorzüglich dafür zu ſorgen. Durch mancherlei auſſerdem einwirkende Umſtände geſchah nun, daß die Kaiſerin voll Abſcheu vor irgend einer Verbindung mit dem König von Preußen, mit dem von Großbrittannien einen Bund geſchloſſen hatte, die alte Freundſchaft zu dieſer Macht aufgab, und ſich ſogar mit dem ewigen Feinde Oeſterreichs, dem Hauſe Bourbon, zuſammenthat.

Von da an war kein Zweifel, daß die Fehde, welche zwiſchen England und Frankreich ſich in America erhob, nach Europa, Deutſchland, Böhmen, die Kriegsflamme verbreiten werde. Friedrich hielt ſich überzeugt, daß im Frühling des Jahres 1757 Maria Thereſia ihn angreifen würde, im Verein mit Auguſt dem Dritten von Sachſen und der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth, die ihn wegen ſeiner beißenden Einfälle über ihre Perſönlichkeit eben ſo haßte, als ob ſie ein Schleſten an ihn verlohren hätte. Die Zuſammenziehung von zwei beträchtlichen kaiſerlichen Heeren in Böhmen, bei Königgrätz und bei Prag unter dem Fürſten Piccolomini und dem Feldmarſchall Braun gegen den Herbſt des Jahrs 1756, zeigte ihm hinlänglich, daß er mit ſeinen kriegeriſchen Maßregeln nicht zaudern dürfe.

Nachdem er beſchloſſen hatte, ſeinen Feinden mit dem Angriff zuvorzukommen, fiel er ohne Verzug in Sachſen ein, beſetzte Dresden und ſchloß das ſächſiſche Heer von ungefähr ſechzehn tauſend Mann in dem unbezwinglichen Lager bei Pirna ein. Feldmarſchall Braun erhielt Befehl, die Bundesgenoſſen zu befreien, und ſetzte ſich in Bewegung nach der ſächſiſchen Grenze. Allein der König langte früher in Böhmen an, und bei dem Dorfe Lowoſitz kam es am erſten October (1756) zwiſchen beiden Heeren zur Schlacht, in welcher die Preußen viel ſchwächer waren, weil faſt zwei Drittheile ihres Heeres zur Einſchließung der Sachſen zurückgeblieben. Zwei Regimenter ihres Fußvolkes erſtürmten das Dorf mit dem Bajonett, worauf die Oeſterreicher flohen. Braun deckte ihre Flucht durch Schaaren ſeines linken Flügels, der ſich noch gar nicht geſchlagen, und zog ſich hinter die Eger zurück. Der Verluſt war auf beiden Seiten nicht bedeutend. Friedrich weilte nicht lange in den Gebirgen zwiſchen Böhmen und Sachſen, da er zum weitern Vordringen zu ſchwach war, und Braun mit neun tauſend Mann über die Grenze ging, wo möglich die Sachſen zu befreien, welche ſchon durch Hungersnoth gedrängt wurden. Weil er unmöglich fand, ſein Vorhaben auszuführen, kehrte er nach Böhmen zurück; und Auguſt, der oben vom Königſtein dem Jammer ſeiner Truppen zuſah, mußte einwilligen, daß ſie ſämmtlich das Gewehr ſtreckten, wenn ſie nicht vor Hunger umkommen ſollten. Friedrich zwang die Gemeinen, unter ſeine Fahnen zu treten, und vertheilte ſie nicht unter ſeine Regimenter, ſondern gab ihnen nur preußiſche Officiere.

Inzwiſchen hatte das Heer, welches der Feldmarſchall Schwerin aus Schleſien nach Böhmen geführt, und bis Königgrätz vorrücken ließ, den Fürſten Piccolomini verhindert, zum Vortheil der größeren Macht unter Braun Bewegungen zu machen. Doch war für ihn kein Säumen in Böhmen, ſobald ſich der König aus dem Lande zurückzog.

Den Winter über an der böhmiſchen Grenze gelagert, rüſtete ſich dieſer mit ſeiner ganzen Unverdroſſenheit und Klugheit, den Feldzug des nächſten Frühjahrs mit entſcheidenden Schlägen zu beginnen, ſo von Sachſen als Schleſien her, wo er zu Hainau ſeine Verabredungen mit dem Feldmarſchall Schwerin nahm. Aber die Kaiſerin übertraf ihn faſt noch an Raſtloſigkeit; denn ſie ſah den ganzen Krieg auch als Sache des Gemüthes an, faſt als Sache der Religion. Frankreich verhieß ihr thätigen Antheil an dem deutſchen Kriege, ein großer Theil der Reichsſtände ſeine Truppen wider den landfriedensbrüchigen König, auch Schweden, als Garant des weſtphäliſchen Friedens; und die ſechzig tauſend Mann Hülfsvolk, welche Eliſabeth von Rußland ihr ſenden wollte, mogten zum Frühjahr in Bewegung geſetzt ſeyn. Am meiſten vertraute ſie auf ihre eigene Stärke, und aus allen Theilen ihrer weitläufigen Monarchie zogen Heershaufen nach dem Lager des Feldmarſchalls Braun in Böhmen. Mit banger Ahnung ſah dieſes um ſich und in ſich die Anhäufung der Wetterwolken, die ſich auf ſeine Fluren entladen ſollten.

Friedrich nahm die Mine an, als wolle er in Sachſen den Anmarſch des Feindes erwarten, und ſchien Dresden mit Eifer zu befeſtigen, als er plötzlich ſelbſt mit einem Theile ſeiner Heeresmacht über Außig nach Böhmen einbrach; unter dem Prinzen von Bevern eine andere Kolonne, aus der Lauſitz eindringend, die zwanzig tauſend Mann warf, welche unter dem Grafen Königseck eine vortheilhafte Stellung bei Reichenberg hatten; und ein drittes Heer unter dem Marſchall Schwerin auf fünf verſchiedenen Wegen von Schleſien herkam. An der Spitze der Truppen, die Piccolomini befehligt hatte, ſtand jetzt der Marſchall Daun, welcher dem Befehl, ſich mit Braun bei Prag zu vereinigen, um ſo lieber gehorchte, weil ſeine Kriegsmacht ſich noch nicht ganz gebildet hatte. Ehe er ſich mit dem

Hauptheer vereinigte, wünſchten die Feinde dieſem eine Schlacht zu liefern, und rückten am fünften Mai (1757) gegen die Stellung deſſelben, welche ſich zur linken auf den Berg Ziſka's ſtützte, und durch die Werke von Prag geſchützt war; vorn durch einen Abhang, deſſen Tiefe mehr als hundert Fuß betrug, gedeckt, unangreifbar ſchien; zur rechten ſich gleichfalls auf eine Höhe ſtreckte, an deren Fuße ein Dorf Sterboholi lag. Kaum war der Prinz Carl von Wien angelangt, und hatte den Oberbefehl übernommen, als die Preußen ſich ſchweigend längs dem Abhang hinzogen, um den feindlichen rechten Flügel zu überfallen. Sobald dies offenbar wurde, zog der öſterreichiſche Oberfeldherr die Reiterei und einen Theil des Fußvolkes vom linken Flügel weg, um den Feind deſto kräftiger zu empfangen, wenn ſeine Reiterei zwiſchen den Engpäſſen und Sümpfen bei dem Dorfe Bichowitz hervorkam. Gleichwohl ſtellte ſich dieſe auf einer Ebene, die von jenem Dorf und einem Teich eingeſchloſſen gerade ſoviel Raum bot, als ihr nöthig war, und zugleich ihre beiden Flanken deckte; durch dreimaliges Anſtürmen brachte ſie die öſterreichiſche Reiterei in Verwirrung. Brennend vor Schlachtbegier, hatten ſich zehn Bataillone des preußiſchen Fußvolks kaum aufgeſtellt, ſo ſtürzten ſie mit Uebereilung, ohne von ihrer zweiten Linie ſchon unterſtützt werden zu können, auf den Feind, und wurden von einem ſchrecklichen Feuer des ſchweren Geſchützes empfangen. Die eine Hälfte fiel, die andere wich, unter ihr auch Schwerins Regiment. Zornig ſprengte der König gegen dieſen, warf ihm die Feigheit ſeiner Soldaten vor, und der alte Feldmarſchall ergriff eine Fahne, rief: daß die Braven mir folgen! führte ſie in das ſchreckliche Feuer, und fiel von drei Kugeln zerſchmettert. Ueber ſeinen Leichnam ſtürmte der Ungeſtüm der Preußen zum Siege. Tödtlich verwundet war der Feldmarſchall Braun aus der Schlacht nach Prag getragen." Dadurch ſtieg die Verwirrung der Oeſterreicher. Wider des Königs Anordnung, begann die Schlacht auch auf ſeinem rechten Flügel, welchen der entgegenſtehende Abhang von ihr ausſchloß. Als dennoch ein unbeſonnener Muth verſuchte, an ihr Theil zu nehmen, mußten der Prinz Heinrich von Preußen und der Prinz von Bevern, welche dort befehligten, die hinanklimmenden Truppen unterſtützen. Zu gleicher Zeit fiel Prinz Ferdinand von Braunſchweig, der auf dem linken Flügel ſeine Gegenwart nicht mehr nöthig ſah, dem linken des Feindes in Flanke und Rücken, welches ſo entſchied, daß Heinrich von vorn drei Batterien deſſelben erſtürmen konnte. Carl von Lothringen vertheidigte noch eine Anhöhe nach der Andern, und nahm in der Abenddämmerung ſeinen Rückzug nach Prag. Von der neunten Stunde der Frühe bis zur achten des Abends hatte die mörderiſche Schlacht gedauert. Friedrich büßte in derſelben achtzen tauſend Mann ſeiner Kerntruppen ein: viel geringer war der Verluſt der Oeſterreicher an Todten und Verwundeten; aber eine beträchtliche Zahl von ihnen war gefangen, und ſie verlohren ſechzig Kanonen. Feldmarſchall **Braun**, der an ſeinen Wunden ſtarb, war ein gleicher Verluſt für ſie, als **Schwerin** für das preußiſche Heer. Dieſes vermehrte ſeinen Kriegsruhm durch die Schlacht bei Prag: die Oeſterreicher verlohren durch ſie nicht an dem ihren; denn der Feind war in derſelben ihrer Macht von ſechzig oder ſiebenzig tauſend Mann an Zahl überlegen geweſen.

Am Abend der Schlacht konnten die Preußen nichts mehr gegen Prag unternehmen, als daß ſie es einigermaßen einſchloſſen. Am folgenden Tage, da ſie es zur Ergebung aufforderten, hörten ſie zu ihrer Verwunderung, daß ſich dahin wohl vierzig tauſend Mann, ein vollkommenes Heer unter dem lothringiſchen Feldherrn gerettet hätten, ſo wie außerdem ungefähr achtzehn tauſend Mann von der geſchlagenen Kriegsmacht in das Lager des Feldmarſchalls **Daun** gekommem waren. **Friedrich** ſah, daß er eine der weitläufigſten Städte, und ein Heer in derſelben, das allenfalls ſtark genug wär, ihm die Spitze im Felde zu bieten, belagern mußte. Dazu fühlte er ſich nicht ſtark genug, wiewohl es ihn reizte, daß Prag in ſeinem Thalgrunde, umringt von Bergen und Felſen, die es von allen Seiten beherrſchen, wegen ſeiner trocknen Gräben, ſeiner unvollkommnen und damals vernachläſſigten Werke, ohne ein ſo ſtarkes Heer in ſeinen Mauern, wider eine förmliche Belagerung ſich nicht lange halten könnte.

Prinz **Carl** vertheilte den Tag nach der Schlacht ſein mächtiges Fußvolk in die Neuſtadt, auf den Wiſſehend, auf die Wälle der Kleinſeite; ſeine Reiterei, ungefähr viertauſend Mann ſtark, auf die geräumigſten Plätze. Den Zizkaberg hielt er beſetzt, und der Angriff des Feindes auf denſelben gleich am erſten Tage ward zurückgeſchlagen. Zweimal wiederholten die preußiſchen Grenadiere am neunten Mai ſolchen Angriff, und wurden gleichfalls zurückgetrieben. Da rückte ein großer Theil des preußiſchen Heeres an und bemächtigte ſich des Berges, indem die Oeſterreicher von ihren ſechs Kanonen noch viere in die Stadt retteten. Man ſah von Prag das Freudenfeuer des Feindes bei Wiſoczan ob dieſer Eroberung. Von dieſem Tage an ſtellte man das harmoniſche Glockengeläute der Stadt ein. Mit ſchwerer Ahnung der nahen Schreckenstage ſahen die Prager rings auf den Weinhöhen und auf dem Zizkaberg die Hütten der Preußen von Stroh, Reiſſig und Brettern entſtehen, wogegen Carl von Lothringen den czerniniſchen Weinberg, und die Dörfer Bubna und Holeſſowitz durch einige tauſend Mann beſetzen ließ. Noch war das ſchwere Belagerungsgeſchütz des Feindes nicht angekommen, und man konnte am ſechszehnten Mai noch ungeſtört das Feſt des heiligen Johann von Nepomuk begehen: inbrünſtiger hatte man nie zu dem Beſchützer des Landes gebetet, und Carl leuchtete in der Andacht allen vor. Schon ſtiegen die Lebensmitel ſehr im Preiſe, und den Ordensgeiſtlichen ward befohlen, während der ganzen Belagerung kein Fleiſch zu eſſen, damit es hinlänglich für die kranken und verwundeten

Krieger vorhanden bleibe. Unermüdet in ſeinen Anordnungen für die Ruhe der Stadt, für Beſoldung der Truppen, wozu die Pfarrer, die Vorſteher der Klöſter Bierverleger, Fleiſcher und Becker täglich über einmal hundert tauſend Gulden baaren Geldes gegen Quittung und ohne Zwang lieferten, wie auch für Handel und Verkehr aus dem ſämmtlichen Zinn der Klöſter und Einwohner Prags über ſiebenzigtauſend Zinnmünzen geprägt waren, bewies Carl gleich lebhafte Thätigkeit in Ausfällen, um den Feinden Abbruch zu thun. Am drei und zwanzigſten Mai ſandte er zehn Compagnien Grenadiere, ebenſoviele vom übrigen Fußvolk, wie auch von den Warasdinern, gegen die ſtrahofer Batterien. Sie ſchlugen die Preußen von der Anhöhe Andielka, und kamen mit drei ſchweren Kanonen, mit beträchtlicher Beute jubelnd heim. Ein paar Tage darauf geſchah ein Ausfall von der Seite des Wiſſehrads, wovon auch der Gewinn war, daß ein Grenadierhauptmann, von der Kaiſerin mit einem Schreiben an Carl von Lothringen geſandt, in die Stadt kam. Es ward ſogleich dem ſämmtlichen Kriegsvolke kundbar gemacht. Sie fühle lebhaften Schmerz, hieß es in demſelben, daß ſo viele Feldherren und eine ſo große Truppenzahl in Prag belagert wären. Gleichwohl verſpreche ſie ſich Gutes von ihren Anſtrengungen; denn ſie führe ihnen nachdrücklichſt zu Gemüth, daß ſie ſich mit ewiger Schande bedecken würden, wenn ſie nicht thäten, was die Franzoſen einige Jahre früher mit einer ſoviel geringeren Macht gethan hätten.

Die Ehre der ganzen Nation und der kaiſerlichen Waffen hange von der Vertheidigung Prags ab, und eben ſo die Sicherheit Böhmens, der übrigen Erblande, ja das Heil der römiſchen Monarchie. Täglich verſtärke ſich das Heer des Feldmarſchalls Daun, und werde ihnen zu Hülfe kommen. Auch wären die Franzoſen im vollen Anzuge. Mit göttlichem Beiſtand würde ihre Sache bald eine beſſere Geſtalt gewinnen.

Indem durch dieſe Vorſtellungen der Muth der Belagerten erhöht wurde, langte das ſchwere Geſchütz der Preußen an, und ward Tag und Nacht in die fünf Batterien vertheilt, wovon eine in einem Garten gegen die Kleinſeite, vier aber gegen Groß-Prag auf dem Zizkaberge, auf der Sklenarzka, hinter dem Karlshofe, und in der Gegend des Fuchsbades hinter dem Augezderthor errichtet waren. In der Nacht des dreißigſten Maies fing von allen fünf Seiten das ſchrecklichſte Feuer wider die Städte an, und in ungeheurer Menge durchkreuzten die Bomben und glühenden Kugeln die Luft und die Straßen. Einige Pfeiler der Kirche bei St. Veit wurden in dieſer Nacht beſchädigt. Die folgenden Tage dauerte das Feuer mit ſteigender Gewalt fort. Allen Bürgern ward befohlen, die Schindeldächer von ihren Häuſern abzutragen, das Pflaſter aufzureißen, und als auch das Dach der Schloßkirche in Brand geſetzt war, ſchaffte man den ſilbernen Sarg des heiligen Johann von Nepomuk und andre Koſtbarkeiten hinweg. Doch ward auch dieſer Brand, wie alles Feuer in den erſten Tagen, glücklich gelöſcht. Allein am dritten Junius wehte der Wind ſo heftig, die feindlichen Flammen verbreitend, daß ein beträchtlicher Theil der Neuſtadt eingeäſchert wurde. Beſonders ſchien der Feind auf die Schloßkirche ſeine Bomben zu richten; man rechnet, daß an einem einzigen Tage, dem fünften Junius, fünf hundert ſieben und dreißig Bomben, neun hundert neun und achtzig Kugeln und ſiebenzehn Kettenkugeln allein in die Nähe dieſer Kirche fielen. Ueberhaupt war ſie dreißig Male während der Belagerung in Brand geſteckt, und jedes Mal die Flamme durch die wachſamen Anſtalten des damaligen Domherrn Johann Kaiſer, der als Biſchof von Königgrätz geſtorben iſt, glücklich gelöſcht. Nur die Seitengewölbe wurden ſehr beſchädigt, ſo wie im Ganzen die Kirchen vorzüglich litten, vielleicht, weil ſie durch ihre Höhe das ſicherſte Ziel darboten. Hätte Friedrich, was mancher vermuthete, dadurch das fromme Gemüth der Kaiſerin kränken wollen: ſo würde er auch bedacht haben, daß er den Eifer der Belagerten gleichfalls durch ſolche Maßregel zur Vertheidigung der Stadt entflammte. Mit Ingrimm erinnerten ſie ſich, wenn die Metropolitankirche ſich zum Fall neigte, daß ſie ſeit dem Zeitalter Kaiſer Carls des Vierten keinem Unfall erlag; und bei der carlshöfer Kirche, dem koſtbaren Denkmal der Bauliebe eben dieſes Kaiſers, daß ſie ſogar von der Raſerei der Taboriten geſchont wurde, nun aber von achthundert und ſieben, mehrentheils glühenden Kugeln beſtürmt, funfzig Male zu brennen anfing. Auch durch das Gewölbe des alten ehrwürdigen Thein ſchlugen die Bomben an vielen Orten.

Weil der König von Preußen vom Beginn der Belagerung an ſie nur als eine Einſchließung betrachtete, um die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen: ſo wurde nie die geringſte Anſtalt zu einem Sturme getroffen, nie eine Breſche geſchoſſen; aber um ſo mehr verwunderte man ſich, daß er ſo eifrig trachtete, die Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln. Seine vornehmſte Abſicht war dabei, die Magazine der Vorräthe an Lebensmitteln in Brand zu ſtecken. Daß es ihm nicht gelang, ſchob er auf die kaſemattirten Baſtionen, wohin man die Magazine gegen ſeine Bomben ſicher geflüchtet hätte; aber der eigentliche Grund war, daß man ſie in die Mitte der Stadt rettete, wohin keine Kugel reichte.

Dieſer Umſtand, ferner, daß man eine Schanze von der äußerſten Stadtmauer längs der Moldau glücklich zu Stande brachte, und dadurch die Dörfer Bubna, Holeſſowitz und Bubenecz, jenen ganzen Strich in ſeiner Gewalt behielt, endlich die muthige und getroſte, einträchtige Stimmung, welche Carl unter Soldaten und Bürgern zu erhalten wußte, gaben Hoffnung, daß ſich der Feind Prags nicht bemächtigen werde; aber zu fürchten war, daß er die ganze Stadt bis auf eine kleine unerreichbare Gegend wirklich in einen Schutthaufen verwandelte, wenn nicht bald Rettung kam. Ein gebohrner Böhme brachte ſie, der Feldmarſchall Daun, Sohn des Grafen Daun und Fürſten Fontiano.

Wiſſenſchaftlich zum Krieger gebildet, durch die Beiſpiele von Eugen und Khevenhüller auf mehrern Kriegsſchauplätzen, und in mehrern Schlachten zum Feldherrn gereift, perſönlich tapfer, und unerſchütterlich kalt, beſaß er jene zähe, Alles berechnende Klugheit und Spürkraft, welche nie von der Phantaſie durchkreuzt und eben dadurch einen Helden wie Friedrich gefährlich wurde. Als er das Heer befehligte, welches die Hauptmacht unter Braun bei Prag unterſtützen ſollte, war er bis auf einige Meilen herangerückt, da die Nachricht von der Niederlage des Feldmarſchalls kam. Gelaſſen ſammelte er einen Theil des fliehenden Heeres und zog ſich vor dem Prinzen von Bevern zurück, welchen der König gegen ihn geſchickt hatte. So wie ſeine Macht anwuchs, drang man mit Vorſtellungen, Bitten und Drohungen in ihn, daß er den ſchwächeren Feind angreifen, und dann auf Prag rücken ſollte, es zu entſetzen. Er blieb der Zauderer, bis er ſechzig tauſend Mann hatte. Dann ſetzte er ſich in Bewegung, um den König anzugreifen, indem zu gleicher Zeit Carl von Lothringen mit ſeiner ganzen Macht einen Ausfall von Prag unternehme.

Unmöglich konnte Friedrich die Ausführung eines ſolchen Planes abwarten. Er brach unverzüglich mit zwanzig tauſend Mann des belagernden Heeres auf, zog den Prinzen von Bevern an ſich, und beſchloß mit ſeinem um ein Drittheil ſchwächeren Heere Daun anzugreifen. Eine Schlacht konnte er einmal nicht vermeiden, und mit einer gleichen Macht den Feind nicht bekämpfen, weil die bei Prag zurückgelaſſenen Truppen kaum dem Heere in der Stadt gewachſen waren. Selbſt die Aufhebung der Belagerung würde ihm nichts im Felde genutzt haben, denn die befreite öſterreichiſche Macht wäre daſelbſt auch ſogleich wieder ihn angerückt. Gewann er aber einen Sieg über Daun: ſo war Prag wahrſcheinlich verlohren, ſo fielen die deutſchen Fürſten, welche bisher mit Maria Thereſia verbündet geweſen, aber ſchon ſeit dem letzten Siege der Preußen wankten, gänzlich von ihr ab; ſo fanden die Franzoſen und die Ruſſen, die ihr zu Hülfe zogen, es vielleicht rathſamer, minder thätig für ſie zu ſeyn.

Bei Annäherung der Preußen beſetzte Daun die Höhen, welche ſich von dem Dorf Choczemitz bis gegen Kollin erſtrecken. Aus einem Wirthshauſe, wo der König mit ſeinen Feldherrn Rath über die Schlacht hielt, überſah dieſer genau die Ordnung des Feldmarſchalls, und die ganze Oertlichkeit. Daß er von vorn nicht werde angreifen können, ergab ſich ſogleich, denn er hätte ſein Heer ſteile Felſen hinauf gegen den Feind führen müſſen: aber auf dem rechten Flügel glaubte er denſelben mit Vortheil anzufallen, denn dazu leitete eine Höhe, welche ſeine Truppen ſchon beſetzt hatten, und ein einſamer Kirchhof, den Kroatenſchwärme deckten, die leicht fortzutreiben waren. Wandte man ſich darauf ein wenig links, ſo konnte der rechte Flügel Dauns in die Flanke und den Rücken genommen werden. Dazu bedurfte es aber faſt des ganzen Fußvolkes, das im preußiſchen Heer vorhanden war. Der König beſtimmte ſich deshalb, ſeinen rechten Flügel dem Feinde durchaus zu verſagen, und gab den Feldherren, die ihn anführten, den gemeſſenſten Befehl, nicht über die große Straße von Kollin hinauszurücken, zumal da der linke Flügel der Oeſterreicher eine unangreifbare Stellung hatte. Alles verſprach den glücklichſten Erfolg. Der preußiſche General Hülſen rückte ungeſtört von Nadasti's vier tauſend Huſaren, die Ziethen gänzlich verjagt hatte, gegen den Kirchhof, bemächtigte ſich deſſelben und des Dorfes auf der Höhe, und eroberte zwei Batterien, jede von zwölf Kanonen. Indem der König den linken Flügel des Fußvolkes, welcher ſich durch einen Fehler tauſend Schritte von der Höhe bildete, eiligſt nachzurücken drängte, hörte er ein lebhaftes Feuern von dem rechten Flügel ſeiner Schlachtordnung her. Er flog dorthin, und fand, daß General Manſtein, ebenderſelbe, welcher in der Schlacht bei Prag ſeinem Befehl zuwider einen Theil des rechten Flügels, der unthätig bleiben ſollte, wider die ſteile Anhöhe der Oeſterreicher geführt, und gedeckt von den nachrückenden Preußen, vom Glück begünſtigt, durch ſeine Unvorſichtigkeit zu dem entſcheidenden Siege Anlaß gegeben hatte, nun in gleichen Ungehorſam verfallen war. Er hatte die Panduren in dem Dorfe nahe an der Straße nicht dulden wollen, ſie verjagt, verfolgt, und war ſo unter die Kartätſchen der feindlichen Batterien gerathen. Nun ſtand nicht mehr zu verhindern, daß die Schlacht allgemein wurde, und von dem Fußvolke des linken Flügels ein beträchtliches dem rechten zu Hülfe ziehen mußte. Wie ein großer Feldherr benuzte Daun dieſen Umſtand, ließ ſeinen Hinterhalt anrücken, und bekämpfte den General Hülſen, der bisher im Vortheil war. Bei den Preußen gab es keinen Hinterhalt, keine zweite Linie, und dem König ſtand kein Bataillon mehr zu Gebote, um die Lücken zu füllen, welche das ſchwere Geſchüz, das kleine Gewehrfeuer der Oeſterreicher machten. Nur Küraſſirregimenter konnten benuzt werden, um jene einigermaßen zu ergänzen. Ein Regiment Reiter hieb in das dichte feindliche Fußvolk ein, und riß, von Kartätſchen zurückgeſchmiſſen, zwei Regimenter Fußvolk mit ſich fort. Inzwiſchen ſprengte Daun von Schaar zu Schaar, ermuthigte ſeine Soldaten, zweimal leicht verwundet; zwei Pferde wurden unter ihm erſchoſſen. Er ſchickte ſeine Reiter, beſonders die ſächſiſchen Carabiniers bei ſeinem Heere, die mit der bitterſten Wuth gegen die Preußen fochten, in die feindlichen Lücken, wo die Verwirrung bis zum höchſten Grade ſtieg. Sechsmal hatte Friedrich ſeine Reiterei wider Dauns Stellung geführt, ſechsmal war ſie zurückgeworfen. Wollt ihr denn ewig leben! rief er verzweifelnd aus; aber auch der ſiebente Angriff mit ihr war gleich fruchtlos. Zwei Regimenter Küraſſire, die vorwärts gehen ſollten, um nur den Rückzug des Fußvolkes zu erleichtern, weigerten ſich, zu gehorchen, erſchreckt durch die Niederlage, das Gemetzel unter ihren Genoſſen. Von einer Schwadron ſeiner Garde begleitet verließ Friedrich das Schlachtfeld voll Verzweiflung. Hülſen, der um ein Uhr des Nachmittags den Angriff auf den Kirchhof gethan, behauptete ſich bis neun Uhr des Abends. Für ihn bedarf es nur vier friſcher Bataillone, ſagte Friedrich, und die Schlacht iſt gewonnen. Auch er mußte den allgemeinen Rückzug mit antreten. Auf vierzehn tauſend Mann von Kerntruppen, auf einige dreißig Kanonen, mogte ſich der Verluſt der Preußen belaufen: Daun dagegen etwa neun tauſend an Todten und Verwundeten zählen; aber welchen Sieg hatte er dafür erfochten, (den 18ten Juni 1757.) unter welchen Umſtänden, mit welchen nothwendigen Folgen, und über welchen Feind?

Der König eilte in das Lager vor Prag, und befahl die nun unausbleibliche Aufhebung der bisherigen Einſchließung dieſer noch immer durch Bombardement geängſteten Stadt. Am Abend des neunzehnten kam er vor Prag an, und um zehn Uhr deſſelben geſchah der letzte Schuß vom Ziskaberge, welchen in der Morgendämmerung des folgenden Tages ſchon Kroaten beſetzten. In der Nacht waren die Preußen aufgebrochen, und zogen ſich am weißen Berg zuſammen, von wo ſie dann unter dem Feldmarſchall Keith, der in des Königs Abweſenheit die Belagerung befehligt hatte, mit klingendem Spiel, ihrem Geſchütz und Gepäck abzogen, von einer Kanonade des Feindes begleitet. Bei Leitmeritz vereinigten ſie ſich mit dem geſchlagenen Heer des Königs. Dieſer ſah ſich genöthigt, Böhmen zu räumen. So wichtig und hart waren für ihn die Wirkungen der Schlacht bei Kollin, in welcher er dem Verdienſte ſeines Entwurfes nach vielleicht mehr hätte ſiegen ſollen, wie in irgend einer andern. Sein einziger Fehler in ihr war, daß er den General Manſtein zu der einmal erprobten Unvorſichtigkeit durch eine gleiche Lage wieder reizte. Vielleicht lag dabei dunkel in ſeiner eigenen Seele die Hoffnung, daß der tadelnswürdige Ungeſtüm dieſes Feldherrn, ſein verbrecheriſcher Ungehorſam, ungeſtraft wegen des Glückes, das ihn begünſtigt hatte, noch einmal glücklich ausſchlagen ſollten. Allein jetzt war er zu früh ausgebrochen; und konnte durch zu wenig Kraft unterſtützt werden. Ehe noch Friedrich Böhmen ganz räumte, bekam er die Nachricht, wie ſich Manſteins Verwegenheit ſelbſt beſtraft hätte. Auf dem Wege nach Sachſen, um ſeine Wunden zu pflegen, war er mit ſeiner Bedeckung von Laudon, der ſchon mit zwei tauſend Panduren den Preußen vielen Abbruch that, überfallen worden. Aus dem Wagen geſprungen, wehrte er ſich trotz ſeiner Wunden wie ein Verzweifelter, und als er ſich auf keinen Zuruf gefangen geben wollte, büßte er niedergehauen ein Leben ein, welches ihm der Tag von Kollin wahrſcheinlich verhaßt gemacht hatte.

Nun endlich verzog ſich das Kriegswetter von Böhmen. Indem Friedrich durch Sachſen den Franzoſen und der Reichsarmee entgegeneilte, ſpielten Carl von Lothringen und Daun den Meiſter in Schleſien. Ihr Unterfeldherr Nadaſti bemächtigte ſich der Feſtung Schweidnitz, und nahm daſelbſt ſechstauſend Preußen gefangen: Haddick konnte auf einem Streifzuge ſelbſt Berlin brandſchatzen. Nach einem heißen Gefecht bei Breslau ergab ſich die Hauptſtadt Schleſiens ohne Widerſtand den Oeſterreichern. Der preußiſche Oberanführer, Prinz von Bevern, war den Tag nach dem Treffen bei einem Erkundungsritt gefangen, und die Trümmer ſeines Heeres retteten ſich nach Glogau. Allein zweifelhaft war, ob dieſes Glück der Kaiſerlichen in Schleſien während des Herbſtes dauernd ſeyn werde, da der König den wundervollen Sieg bei Roßbach gewonnen hatte, und zur Rettung Schleſiens herbeieilte.

Von ſeinem kleinen, kaum dreißig tauſend Mann ſtarken Heere ſandte er noch den Feldmarſchall Keith zu einem Streifzuge nach Böhmen; und ſchreckenverbreitend drang derſelbe unter Brandſchatzung bis vor die Thore von Prag. Dann rief ihn der König eiligſt zurück, weil er eine Schlacht liefern wollte; denn ohne einen ſchleunigen Sieg hielt er Schleſien für immer verlohren. Am zweiten December vereinigten ſich mit ihm die Trümmer des ſchleſiſchen Heeres, deſſen Niedergeſchlagenheit durch die Vermiſchung mit den Siegern bei Roßbach, durch Friedrichs Reden, durch Erinnerung an ſonſtige glückliche Tage, durch Spendung von Wein und Lebensmitteln ermuthigt wurde. Carl und Daun ſtanden in einem ſehr vortheilhaften Lager bei Breslau mit ihrer überwiegenden Kriegsmacht. Der lezte rieth, daß man ſich nicht von dort bewegen ſolle, weil die ſtrenge Winterkälte und Mangel an Lebensmitteln den König bald zum Rückzug zwingen würden. Aber der Oberbefehlshaber verwarf ſeinen Rath als feigherzig; und am fünften des Wintermonats geſchah die Schlacht bei dem Dorfe Leuthen, in welcher vorzüglich die Taktik Friedrichs und ſeines Heers auf das glorreichſte ſiegte. Die Oeſterreicher büßten überhaupt an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf dem Schlachtfelde über ein und zwanzig tauſend Krieger und hundert vier und dreißig Kanonen ein; und die Preußen zählten dagegen kaum drei tauſend an Todten und Verwundeten. Als funfzehn Tage ſpäter Breslau überging, wurden noch über achtzehn tauſend Officiere und Soldaten gefangen.

Um ein und vierzig tauſend Mann geſchmälert, nahm das öſterreichiſche Heer ſeine Winterquartiere in

Böhmen; und Maria Thereſia fand ſowohl dieſes Reich, wenn ſchon es unausſprechlich und ohne Unterbrechung durch den Krieg gelitten hatte, wie auch ihre übrigen Erblande zu neuen Anſtrengungen willig, ſo daß im Frühjahr das Heer, welches nun dem Oberbefehl von Daun allein anvertraut wurde, wieder funfzig tauſend Mann zählte. Allein dieſelben waren größtentheils ungeübte Truppen, die den Krieg noch nicht kannten, und der Feldmarſchall war nicht geeignet, mit ſolchem Kriegsvolk eine Schlacht gegen das geübteſte Heer zu wagen, als der König im Frühling des Jahres 1758, nach der Eroberung von Schweidnitz, in Böhmen einzufallen drohte, und ſich plötzlich nach Mähren wandte, und Ollmütz anfiel. Daun hielt ſich weit von dem feindlichen Lager entfernt, und beunruhigte die Preußen raſtlos durch ſeine große Menge von leichten Truppen. Als er ſeine Soldaten mehr an den Krieg gewöhnt glaubte, rückte er etwas näher, und ſtellte ſich, als wolle er es bald zu einer Schlacht kommen laſſen. Aber ſo entſcheidend, als hätte er in einer ſolchen geſiegt, war die glückliche Vollziehung des Auftrags, welchen er an Laudon gegeben, nämlich die drei tauſend Wagen, die mit Kriegs- und Lebensvorräthen aus Schleſien nach dem Lager in Mähren zogen, trotz ihrer ſtarken Bedeckung unter Ziethen, zu überfallen und wegzunehmen. Als der König nur zweihundert und funfzig davon bei ſich anlangen ſahen, brach er raſch auf und fiel in Böhmen ein, wo man ihn gar nicht erwartete und für Prag beſorgt war, welches eine ſehr geringe Beſatzung hatte. Allein Brandenburg ſelbſt, in welches die Ruſſen als Bundesgenoſſen Oeſterreichs mit ſtarker Macht vorgedrungen waren, rief ihn zur ſchleunigen Rettung. Die mörderiſche Schlacht bei Zorndorf (den 25ſten Auguſt 1758) nöthigte die Ruſſen, ſich an die Grenzen von Polen zurückzuziehen.

Der König eilte dann nach Sachſen, wo ſich ſein Bruder **Heinrich** mit zwanzig tauſend Mann bei Dresden mühſam behauptete. **Daun** hatte gezaudert, ihn anzugreifen, und eben Befehl bekommen thätiger zu ſeyn, als **Friedrich**, deſſen Augenmerk eigentlich auf Schleſien ging, in der Lauſitz die Verbindung mit dem Heere ſeines Bruders eröffnete. Der öſterreichiſche Feldmarſchall fühlte ſich durch jenen Befehl zu dem kühnſten Anſchlag befeuert, und überfiel die Preußen in der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten October in ihrem Lager bei Hochkirchen, von welchem **Keith** dem König geſagt: wenn uns die Feinde hier ruhig laſſen, ſo verdienen ſie gehangen zu werden; und zur Antwort bekam: man muß hoffen, daß ſie uns mehr fürchten, als den Galgen. Ohne ihre Kriegsgeübtheit und große Ordnung wären die Preußen ſämmtlich verloren geweſen. Sie büßten in dieſer Niederlage gegen achttauſend Oeſterreicher, die getödtet und verwundet wurden, nur neun tauſend Mann ein; aber einige ihrer erfahrenſten Feldherren, hundert Kanonen, und ihr ganzes Gepäck mit allen Zelten. Gleichwohl ſetzte ſich Friedrich wieder auf den Höhen von Bautzen, nur zwei Meilen von dem Schlachtfelde. Nach der Schlacht bei Kollin hatten die Kaiſerin und der Kaiſer die Gräfin Daun beſucht, um ihr die erſte Nachricht von dem Triumph ihres Gemahls zu bringen: jetzt ſchrieb ihm Maria Thereſia einen Brief voll dankbarer Rührung; eine Statue ward ihm zu Ehren errichtet; und die Stände von Oeſterreich ſchenkten ihm dreimal hundert tauſend Gulden, zum Wiederkauf ſeines Familiengutes, der Herrſchaft Ladensdorf, die ſein Vater verkauft hatte.

Die Folgen der Niederlage der Preußen bei Hochkirchen waren indeß für den Sieger nicht von großem Gewinn. Friedrich zog ſeinen Bruder Heinrich ſchnell an ſich, gewann einen Marſch über Daun, flog nach Schleſien, entſetzte Neiße, ſtürmte nach Sachſen zurück, und befreite Dresden, welches Daun belagerte; der alsdann den Feldzug ſchloß, und die Winterquartiere wieder in Böhmen nahm.

Während Friedrich, der Einkünfte aus ſeinem Königreich Preußen, welches die Ruſſen, aus ſeinen weſtphäliſchen Herzogthümern, welche die Franzoſen inne hatten, durchaus beraubt, die letzten Kräfte aus den erſchöpften Provinzen Brandenburg und Schleſien, aus Pommern, wo ihn die ſchwediſchen Truppen neckten, aus dem ſchon darbenden Sachſen preßte, um mit Hülfe der engliſchen Subſidiengelder den Krieg noch einen Feldzug zu beſtehen, verſtärkte Maria Thereſia leicht ihre Kriegsmacht durch die unerſchöpfliche Kraft ihrer fruchtbaren Monarchie, und vertraute zugleich auf ihre mächtigen Bundesgenoſſen Frankreich und Rußland, die ſich zur fortgeſetzten Theilnahme an dem Kriege thätig bezeigten. Deſſen ungeachtet eröffnete Daun nicht den Feldzug, und blieb ſelbſt ruhig in ſeinem Lager, als Heinrich von Preußen mit zwei Heerhaufen bis in die Gegend von Prag vordrang, brandſchatzte, Budin einäſcherte, die Vorräthe zu Leitmeritz und Lowoſitz verdarb. Schlechterdings wollte der Feldmarſchall nichts unternehmen, als bis die anrückenden hundert tauſend Ruſſen unter Soltikow bei der Oder angelangt wären. Als er hörte, daß ſie Croſſen und Frankfurt genommen hätten, ſandte er ihnen zwölftauſend Reiter unter Laudon, weil es ihnen an Reiterei fehlte. Nichts fürchtete der König mehr, als daß ſich das ganze Heer Dauns, welches ſiebenzig tauſend Mann zählte, mit dem gleichſtarken von Soltikow vereinte. Dann waren gewiß ſeine ſämmtlichen Erblande verloren, weil er ihnen nur vierzig tauſend Mann entgegenſtellen konnte. Mit dieſen warf er ſich ſchnell auf die Ruſſen bei Kunersdorf am zwölften Auguſt des Jahres 1759. Er ſchlug ſie aus allen ihren Verſchanzungen, nahm faſt ihr ganzes Geſchütz, verkündete ſchon ſeinen Sieg nach Berlin, als Laudon mit ſeiner ganz friſchen Reiterei losſtürzte, die Ruſſen auf dem Judenkirchhof ermunterte, gegen die anrückenden Preußen, die auch noch den letzten Kranz des Sieges erringen wollten, mit Kartätſchen zu feuern, und die Sieger in ſolche Verwirrung brachte, daß Friedrich mit Hinterlaſſung von ſechs und neunzig Kanonen das Feld räumen mußte. Die Hälfte ſeines Heers, das aus Kerntruppen beſtand, hatte er eingebüßt. Indeſſen war unter den Ruſſen ein ſolches Blutbad angerichtet, daß Soltikow ſagte: wenn ich noch einen ſolchen Sieg erfechte, muß ich den Stab nehmen, und allein nach Petersburg wandern, um die Neuigkeit zu überbringen. Er war wüthend über ſeinen ungeheuren Verluſt, und daß Laudon bei geringer Einbuße die ganze Ehre des Siegs hatte; konnte deswegen zu keinem weitern Unternehmen durch die öſterreichiſchen Feldherren bewogen werden, und ging, als er auch Mangel an Lebensmitteln verſpürte, und Oeſterreich, deſſen Vorräthe in Böhmen Daun ruhig hatte vernichten laſſen, ihm dagegen Geldvergütungen anbot, mit der Verſicherung, daß ſeine Soldaten kein Geld äßen, an die polniſchen Grenzen zurück.

Eben dieſer Umſtand, daß die Oberfeldherren der beiden Kaiſerinnen nicht in kluger Eintracht handelten, ward Urſache, daß Friedrich ſich wieder erholen, und dem Vortheil, welchen Daun in Sachſen gewonnen, Einhalt thun konnte. Gern hätte er denſelben auch von den prächtigen Winterquartieren in Böhmen abgeſchnitten; doch der Verſuch in dieſer Abſicht mißlang ſo ſchrecklich, daß ſein General Fink (den 21ſten November 1759.) ſich mit funfzehn tauſend Mann und ſiebenzehn Kanonen ergeben mußte.

Ein Gegenſtück dazu lieferte ihm in dem folgenden Feldzug 1760, wo er ſich ganz vertheidigungsweiſe verhalten wollte, ſein Feldherr Fouquet (den 23ſten Juni) bei Landshut in Schleſien. Von Laudon angegriffen, unter welchem ſich dreißig tauſend Mann leichter Truppen bei Königgrätz geſammelt hatten, opferte dieſer die Hälfte ſeiner Soldaten durch die hartnäckigſte Gegenwehr auf, und ungefähr fünf tauſend mußten das Gewehr ſtrecken. Durch eben jenen kaiſerlichen Feldherrn, welchem Daun noch fünf Regimenter Fußvolk, und zwei der Reiterei ſandte, ward die Feſtung Glatz überrumpelt; und wenn ſeine Unternehmung auf Breslau ohne glücklichen Erfolg blieb, ſo erging es dem König eben ſo vor Dresden, welches Daun entſetzte, wie Heinrich von Preußen die Hauptſtadt Schleſiens.

Friedrich richtete nun ſeine Blicke auf dieſes, und brach in der Nacht des erſten Auguſt mit ſeinem Lager auf. Daun zog gleich ſchnell vor ihm her, ſtellte ſich hinter die Katzbach, hemmte ihm die Zufuhr aus ſeinen Magazinen von Breslau und Schweidnitz, und die Vereinigung mit ſeinem Bruder Heinrich. Mit ſeinen neunzig tauſend Mann hätte er bei entſchloßnerem Sinn das kleine Heer des Königs von kaum dreißig tauſend erdrücken müſſen. Allein ſeine natürliche Unentſchloſſenheit ward durch den unaufhörlichen Wechſel vermehrt, welchen dieſer mit ſeinen Stellungen vornahm. Durch Mangel an Lebensmitteln gedrängt, erzwangen endlich die Preußen den Uebergang über die Katzbach, und ſtellten ſich bei Liegnitz auf. Ehe Heinrich zu ihnen ſtoßen könnte, wollte ſie Daun hier vernichten, zumal da zwanzig tauſend Ruſſen unter Czerniſchef über die Oder zu ſeiner Unterſtützung gerückt waren. So ſollte Friedrich auf drei Seiten zugleich angegriffen werden. Allein in der Nacht auf den funfzehnten Auguſt (1760.) hob er ſein Lager auf, ließ einige Huſaren zurück, welche die Wachtfeuer unterhalten, den gewöhnlichen Ruf abzulöſender Poſten vollbringen ſollten, ging über die Katzbach zurück, und gewann die Höhen von Pfaffendorf, wohin auch Laudon vor Tagesanbruch ſtrebte. Nichts weniger erwartete dieſer, als dort das ganze preußiſche Heer zu finden. Ein mörderiſch Feuer ſchmetterte ſeine Reihen nieder. Die preußiſche Reiterei drangin ſeine Lücken ein. Verzweifelt rief er aus: giebt es denn keine Kugel für mich? indem er von Reihe zu Reihe flog, um der Flucht abzuhelfen. Er zog ſich mit einem Verluſt von zwei und achtzig Kanonen und zehn tauſend Mann zurück. Inzwiſchen waren mit dem General Lascy, welcher und Laudon, jener von iriſcher, dieſer von ſchottiſcher Herkunft, beide im ruſſiſchen Dienſt unter dem großen Münnich gebildet, und dann in den öſterreichiſchen übergegangen, gleichſam die beiden Flügel des zu ſorglichen Feldmarſchalls Daun waren, auch dieſer bei Tagesanbruch zur

zur Schlacht ausgezogen. Voll Verwunderung fanden ſie das Lager des Königs nicht. Sie ſahen bloß den rechten Flügel der Preußen oberhalb Liegnitz in Schlachtordnung. Dicke Staubwolken brachten ſie auf die Vermuthung, daß Laudon mit dem linken Flügel des Feindes handgemein geworden. Allein der Wind ließ ſie den Kanonendonner nicht vernehmen. Daun blieb unſchlüſſig, was zu beginnen ſey. Indem kündete ihm ein weithin ſtrömendes Freudenfeuer der Preußen eine gänzliche Niederlage Laudons an, ſchmetterte das feindliche Geſchütz wider die Spitzen ſeiner Kolonnen los. Er ging zurück in ſein Lager. Friedrich ſchrieb einen Brief an ſeinen Bruder, daß er nun den Ruſſen mitſpielen wolle, wie kaum den Oeſterreichern, und richtete es ſo ein, daß er in die Hände Czerniſchefs fallen mußte; und dieſer ging über die Oder zurück.

Um ſich wieder kühner darzuthun, willigte Daun ein, daß funfzehn tauſend Oeſterreicher unter Lascy, mit zwanzig tauſend Ruſſen vereinigt, Berlin überfielen, welches ſie nur drei Tage beſetzt hielten, weil Friedrichs Heer, der ſich nun in Schleſien mit Heinrich vereinigt hatte, eiligſt heranzog. Auf die Nachricht von Räumung Berlins ſpielte der König den Krieg wieder nach Sachſen, und lagerte ſich in der Gegend von Torgau, wohin auch Daun eilte, der eine feſte Stellung nahm, welche ſich links auf Torgau ſtützte, gedeckt durch einen kleinen See und Teiche. Auch ihr rechter Flügel war durch Moräſte, über welche er ſich auf eine Höhe, und durch den Wald von Domnitz, in den er ſich ſtreckte, trefflich geſchirmt. In der Mitte ſtand ſie auf dem Berge Suptitz. Vierhundert Stücke ſchweren Geſchützes deckten das Lager, in welchem Friedrich den um ein Drittel ſtärkerern Feind anzugreifen beſchloß.

Er führte zuerſt ſeine Grenadiere gegen Dauns Schlachtordnung; doch nach wiederholten Angriffen, wie ſehr er ſich entſchloſſen zeigen mögte, zu ſiegen, oder in Verzweiflung zu ſterben, wurden alle Angriffe der Preußen abgeſchlagen. Aber ſchwer in der Lende verwundet, mußte ſich Daun, der bis zur Nacht auf dem Schlachtfelde geblieben war, nach Torgau wegtragen laſſen. Indem er einen Boten mit der Kunde von ſeinem Siege nach Wien ſandte, erreichte der preußiſche Feldherr Ziethen endlich die Anhöhe bei Suptitz. Von hier war das kaiſerliche Lager beherrſcht. Ziethen glaubte nur den Rückzug des Königs decken zu müſſen; aber die vergebliche Anſtrengung der Feldherrn, welchen Daun das Ende des Tages übertragen hatte, führte den Gegner noch zum unerwarteten Siege. Gegen Anbruch des Tages zogen ſich jene von dem Schlachtfelde. Dennoch war Maria Thereſia einſichtsvoll und großmüthig genug, ihren Feldmarſchall als Sieger an dieſem Tage, dem dritten November (1760) zu betrachten, denn er hatte verdient, es zu ſeyn: als er jezt nach Wien kam, empfing ſie ihn zwei Meilen von der Stadt in Perſon. Ganz

Sachſen, bis auf Dresden, war am Ende dieſes Feldzuges, an den Sieger bei Torgau verloren.

Die Kaiſerin wollte den folgenden Feldzug vom Jahre 1761 vorzüglich auf Schleſien gerichtet ſehen, wo **Laudon**, mit welchem ſich ein ruſſiſches Heer zu vereinigen beſtimmt war, den Oberbefehl führen ſollte. Allein die Ruſſen zeigten ſich träger wie jemals, denn Eliſabeth wankte ſchon zum Grabe, und manche der einflußreichen Männer zu Petersburg ſahen bereits auf den Thronerben, den Großfürſten **Peter** von Holſtein, deſſen ſchwärmeriſche Bewunderung für den König von Preußen bekannt war. Verſtärkt von dem Feldmarſchall **Daun**, der unbeweglich bei Dresden ſtand, konnte ſich **Laudon** endlich mit den Ruſſen vereinigen. Ohne mit dem Feind, der nun auf hundert und dreißig tauſend Mann war, ſich in eine Schlacht mit ſeinen funfzigtauſend einzulaſſen, bezog **Friedrich**, der nach Verluſt dieſes Heers kein neues mehr herbeizuſchaffen wußte, ein natürlich und künſtlich feſtes Lager bei Schweidnitz. Ihn dort anzugreifen, konnte **Laudon** die Ruſſen nicht bewegen. Als wieder Mangel an Lebensmitteln einriß, ließen ſie zwanzig tauſend Mann unter **Czerniſchef** zurück, und gingen auf die Grenze von Polen.

Laudon zog nun voll Bekümmerniß auf die Berge, und der König, der ſich ſeinen Magazinen nähern mußte, verließ ſeine unbezwingliche Stellung. Unverzüglich kam jener herab, fiel Schweidnitz zur Nacht von verſchiedenen Seiten an, und erſtieg durch Hülfe von fünfhundert öſterreichiſchen Gefangenen in der Feſtung gegen Morgen ihre Werke, ſo daß die Beſatzung kaum einige Kanonenſchüſſe that. Dieſe Widerwart des Glückes ſchlug den König über die Maßen nieder. Wie oft ward er empfindlichſt an jenen Laudon erinnert, der bei ihm, ehe er in öſterreichiſche Kriegsdienſte ging, ſie geſucht hatte, und von ihm zurückgewieſen war mit den Worten, daß ihm die Phyſiognomie des Menſchen nicht gefalle. Er ſah ſich am Ende dieſes Feldzuges, ohne ſonſt ein Unglück erfahren zu haben, in einer traurigern Lage wie jemals. Sein Heer, worauf allein ſeine Hoffnung ruhte, zählte wenig der alten Kerntruppen mehr, beſtand zum Theil aus wiederſpenſtigen Bauern, die in Sachſen ausgehoben waren, der Mehrzahl nach aus geworbenem Geſindel, das ſich bei jeder Gelegenheit in Ausreißer verwandelte. Als ein ſichres Zeichen, wie übel es mit ihm ſtand, konnte er betrachten, daß Daun dieſes Mal nicht ſeine Winterquartiere in Böhmen nahm, ſondern ſie in Sachſen zu nehmen wagte.

Allein der Tod Eliſabeths am fünften Januar 1762, die Thronbeſteigung Peters des Dritten, erheiterte die Ausſicht des Königs, der nur noch den Gedanken hegte, wie er mit Ehre untergehen könnte. Auf Befehl ihres neuen Kaiſers verließen die Ruſſen nicht nur das öſterreichiſche Heer, ſondern vereinigten ſich ſogar mit dem preußiſchen.

Ehe dies geſchah, ſetzte ſich Daun, der den Oberbefehl in Schleſien übernommen hatte, mit einem Heer von ſechzig tauſend Mann ungefähr ſechs Meilen von Schweidnitz, auf deſſen Wiedereroberung Friedrich vorzüglich bedacht war. Als Czerniſchef wirklich über die Oder kam, zum Verein mit dem preußiſchen Heer, fürchtete Daun für die Magazine in Böhmen, und zog ſich freilich zurück, ſuchte indeß immer in Verbindung mit Schweidnitz zu bleiben. Weil Mangel an Vorſpann war, mußten ihm ſogar die Einwohner des königgrätzer Kreiſes das Futter für ſeine Reiterei zutragen. Bisher noch hatte er die Belagerung der Feſtung unmöglich gemacht; und dem König drohete plötzlich alle Hoffnung wieder zu ſchwinden, da die Nachricht von Peters Entthronung und Tod auch den Befehl der Kaiſerin Catharina an Czerniſchef mitbrachte, das Heer Friedrichs zu verlaſſen, welchem ſie im Namen Rußlands von neuem den Krieg erklärte. Auf Bitten deſſelben blieb der ruſſiſche Feldherr noch drei Tage bei ihm. Während dieſer griffen die Preußen zwei verſchanzte Poſten der Oeſtreicher an. Als ſie erſtürmt waren, ging Daun, welche von der Revolution in Rußland noch nichts wußte, bis nach Tannhauſen zurück, und Schweidnitz ward nun unverzüglich beſtürmt. Nach der tapferſten Gegenwehr von neun und ſechzig Tagen mußte es Graf Guasco, trotz aller Bewegungen Dauns es zu entſetzen, am neun und zwanzigſten October übergeben.

In Schleſien war nun der Krieg beendet, und ſpielte ſich wieder nach Sachſen, wo Heinrich von Preußen einen Sieg über den General Haddick erfocht.

Nicht dadurch, überhaupt nie durch eigenes Unglück gebeugt, wandte Maria Thereſia ihre Gedanken auf Frieden; ſondern weil von ihren beiden mächtigſten Bundesgenoſſen die neue Kaiſerin von Rußland anfing, eine völlige Neutralität zu beobachten, und Frankreich, durch Unfälle zu Land und Waſſer abgemüht Friedensverhandlungen begann. Auch erregte die Trauer über den Verfall der Geſundheit ihres geliebten Gemahls ihre Sehnſucht nach dem Frieden.

Böhmen, von den unſeligen Kriegen zwiſchen Oeſterreich und Preußen ſo hart mitgenommen, ſollte indeß noch einmal, gleichſam zum Abſchiede von dem Kriegsungemach heimgeſucht werden. Ein preußiſcher Streifzug äſcherte Eger ein, vernichtete die Magazine zu Saatz ging verheerend bis unter die Mauern von Prag. Da ſchloß Daun einen Waffenſtillſtand für den Win- am vier und zwanzigſten November, welchen man als einen Vorboten des Friedens zwiſchen Oeſterreich und Preußen anſah, weil ſchon am fünften deſſelben Monats der Friede zu Fontainebleau zu Stande gekommen. Zwiſchen jenen beiden Mächten begann die Friedensverhandlung, zu welcher die Kaiſerin den erſten Antrag gethan, auf Hubertsburg, einem Schloſſe des Churfürſten von

Sachſen; und am fünften Februar des folgenden Jahres 1763 ward daſelbſt ein Tractat geſchloſſen, worin die Frieden von Breslau und Dresden beſtätigt, alſo Schleſien und Glatz dem preußiſchen Thron von neuem zugeſichert wurden. Friedrich verpflichtete ſich, dem Erzherzog Joſeph ſeine Stimme bei der Wahl eines römiſchen Königs zu geben.

Daß ihr älteſter Sohn ſchon im Jahre darauf wirklich römiſcher König wurde, that dem mütterlichen Herzen von Maria Thereſia eben ſo wohl, als es ihr geſchmeichelt hatte, die Kaiſerkrone auf das Haupt ihres Gemahls zu bringen. Nun wollte ſie endlich des häuslichen Glückes und der Friedensruhe ganz genießen, als ihr der Tod plötzlich den letzten entriß. Sie hatte ihn immer ſo geliebt, wie ſein ſchönes Herz, ſeine geiſtige und körperliche Anmuth, und ſeine hohe Beſcheidenheit es verdienten. Wenig geneigt, ihm wichtigeren Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten zu verſtatten, entdeckte ſie nie bei ihm eine ernſte Bewerbung um denſelben; und ſo ward ihr glückliches Verhältniß nicht geſtört, indem ſie beide ihre zahlreichen Kinder unausſprechlich liebten. Nur wenn der Religionseifer ſeiner Gemahlin die heitere Billigkeit zu verletzen drohte, warnte er ſanft; und für die politiſchen Verhältniſſe ließ er nicht ab von dem Grundſatz: je weniger Verbindung Oeſterreichs mit dem franzöſiſchen Hofe, deſto beſſer.

Die Kaiſerin weihte ihm ihr ganzes übriges Leben hindurch das liebevollſte und wehmüthigſte Andenken. Nachdem ſie im verborgenen mit eigenen Händen das Sterbegewand gearbeitet, in welches er gehüllt wurde, legte ſie ſelbſt nie die Trauerkleidung wieder ab, und ihre Gemächer blieben ſchwarz behangen. Oft ſtieg ſie hinab zu ſeiner Gruft, wo neben ihm auch ihre Gruft ſchon offen ſtand.

Nichts deſto weniger blieb ſie rüſtig und munter, für ihre Völker zu ſorgen; und auf Böhmen, welches von ihren Ländern durch den Krieg am meiſten gelitten hatte, richtete ſie ein vorzügliches Augenmerk. Um dort einen Mangel an baarem Gelde, welches freilich nicht blos durch die gewöhnlichen Abgaben entfloß, vorzüglich auch durch das Leben mancher von den reichſten böhmiſchen Baronen im Auslande und zu Wien, vorzubeugen und zu ſteuern, genehmigte ſie den Wunſch der Stände, daß über fünf und dreißig tauſend Mann immer Böhmen liegen ſollten.

Ehrwürdiger noch erſchein bei ihrer Anhänglichkeit an der Kirche und den Geiſtlichen ihre mütterliche Fürſorge in der Verordnung, daß der anwachſenden Menge von Kloſtergeiſtlichen in Böhmen, wodurch dem Staate mancher fleißige und wehrhafte Arm entzogen wurde, Einhalt geſchehen ſolle. Hinfort durften in den Klöſtern nicht mehr Mönche und Nonnen, als im Jahre 176[illegible] vorhanden waren, angenommen werden. Nur die Jeſuiten und Piariſten traf dieſer Befehl nicht, weil ſie ſich des Unterrichtes der Jugend befleißigten. Auch ſollte kein Unterthan vor Vollendung des vier und zwanzigſten Lebensjahres zu Ablegung der unwiderruflichen Gelübde zugelaſſen werden.

Vielleicht hatte hier ſchon der römiſche Kaiſer Joſeph eingewirkt und von ihm mogte auch die Thätigkeit herrühren, mit welcher die Bulle Papſt Clemens des Vierzehnten zur Aufhebung des Jeſuitenordens im Jahr 1773 in Böhmen vollzogen wurde. Binnen zehn Tagen mußten ſie ihre Collegien verlaſſen, und im Kleide des Weltprieſters erſcheinen. Von ſechzehn Gulden monatlich ſollte jeglicher von ihnen leben, bis er anderweitig verſorgt wäre. Ueber acht Millionen an Güter beſaßen ſie in Böhmen, welche ſämmtlich der Hof in Beſitz nahm. Wie ſie für Unterricht, Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit dem Lande vor allen übrigen Geſellſchaften erſprießlich geweſen, blieb unvergeßlich.

Mit Gewißheit aber ſieht man Josephs einwirkenden Geiſt in der Verordnung über die Roboten, die Frohndienſte der unterthänigen Bauern in Böhmen. Sie mogten von einigen Grundherren in zu großem Umfang gefordert ſeyn: die Klagen darüber veranlaßten den Entſchluß, die Robotdienſte völlig aufzuheben. Er was im Geiſte der menſchenfreundlichen Grundſätze, welche in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts nur zu häufig die Politik verwirrten, ihr wenigſtens dadurch Eintrag thaten, daß ſie zu ſchnell ausgeführt werden wollten. Was die Güterbeſitzer gewöhnlich gegen Aufhebung der Frohndienſte ſagten, daß ſie dadurch ein vollkommnes, theils angeerbtes, theils ſelbſterkauftes Recht und Vermögen einbüßten, welches ihnen nur ein ungerechter Machtſpruch entreißen konnte; daß eine ſolche Neuerung überhaupt dem Lande mehr Schaden, als Nutzen bringen werde, weil der Bauer die zu Roboten verbrauchten Tage nicht zum Fleiß, ſondern zur Faulheit zu verwenden geneigt ſey, indeß der Grundbeſitzer ſelbſt durch dieſe Faulheit verarme und dem in Noth gerathenen Bauer wieder aufzuhelfen weder Kraft noch Anreiz habe: alles dies unterließen auch die böhmiſchen Stände nicht, dem Hofe vorzuſtellen. Sie bewirkten wenigſtens ſoviel, daß nur die Roboten, welche der Bauer ohne Zugvieh that, etwa um die Hälfte vermindert wurden; übrigens der Unterthan mit dem Grundherrn überhaupt einen Vergleich wegen der Roboten treffen möge. Ein Abdruck dieſer Verordnung ward jedem Dorfe mitgetheilt. Die Bauern hörten und laſen, und glaubten der Frohndienſte nun gänzlich erledigt werden zu können; geriethen ſogar auf den Argwohn, durch die ächte Urkunde ſey ihnen ſchon die völlige Befreiung geworden, und die in den Amtskanzleien kund gemachte ſey untergeſchoben. Wüthend kamen zuerſt die Bergbauer aus dem königgrätzer Kreiſe auf die Ebene herunter, verlangten den ächten Freiheitsbrief, und mißhandelten die Beamten, welche keinen hatten, um ihn darzuzeigen. Aus jedem Hauſe der umringten Dörfer mußte ein Mann mit ihnen ziehen, von Hügel zu Hügel, wo ſie von Zeit zu Zeit einen wilden Aufruf an die ganze Umgegend ausſtießen. Plötzlich ſtanden über tauſend von ihnen ſelbſt vor Prag, doch nur mit derben Knütteln bewaffnet. Man zerſtreute ſie durch Dragoner (den 24ſten März 1775), und erhengte vier der Rädelsführer. Auch in andern Strichen Böhmens wälzten ſich einige Bauernhaufen hin und her. Ein ſtärkeres Truppenkorps durchzog das Reich unter dem General Olivier Wallis. Er nahm die Beamten jeder Gegend mit ſich, und ließ das Robotenpatent in den Kreisſtädten mit Förmlichkeit vorleſen. Einige Striche gewannen durch daſſelbe, alle beruhigten ſich.

Indem ſich das ſchöne Leben von Maria Thereſia zu Ende neigte, drohte ihr und dem böhmiſchen Lande ein Krieg mit derſelben Macht, welche beim Anfang ihrer Regierung, und dann ſo viele Jahre derſelben, ſie hart bedrängt hatte. Daß Friedrich von Preußen ſeine ſehr mäßige ererbte Macht zum Rang der erſten Mächte erhob, um dieſen Ehrgeiz hat Böhmen ſchwer leiden müſſen. Da er einmal die erreichte Stufe behaupten wollte und mußte, konnte er nicht zugeben, daß bei Erloſchung der churfürſtlichen baieriſchen Linie, ſich Oeſterreich durch die Beſitznahme von Niederbaiern vergroßerte; denn jedes Anwachſen der öſterreichiſchen Macht in Deutſchland, ohne daß Preußen daſelbſt gleichmäßig gewann, blieb dem letzten zu gefährlich. Als die Kaiſerlichen Baiern nicht räumen wollten, zog Friedrich ſeine berühmten Truppen in Schleſien zuſammen. In Böhmen, wo Joſeph die beiden letzten Jahre kriegeriſche Heerſchau mit allen im Felde nöthigen Uebungen und Bewegungen gehalten, und ein Vorſpiel des Krieges gegeben hatte, machten die dortliegenden dreißig tauſend Mann den Kern einer Kriegsmacht, die ſchnell verſammelt war. Der Kaiſer kam nach Prag, um mehr als hundert tauſend Mann, die ſich an der Elbe von Pardubitz bis Melnik hindehnten, zu muſtern, und ſich im Felde mit einem König zu meſſen, deſſen Ruhm und ausgezeichneten Geiſt er auf das lebhafteſte bewunderte. Neben ihm waren die Helden aus dem ſiebenjährigen Kriege, Laudon und Lascy.

Dieſer letzte hemmte durch die vortheilhafteſte Stellung bei Jaromirz das große preußiſche Heer, welches der König ſelbſt über Nachod in Böhmen einführte. Dreihundert Kanonen deckten dieſe Stellung an der Elbe, und Friedrich wußte nichts zu unternehmen, als daß er ſich ihr gegenüber lagerte. Hier empfing er durch den Baron Thugut, den ihm Maria Thereſia ſandte, ihre lebhafteſten Aeußerungen von Sehnſucht nach Frieden. Sie wäre in Verzweiflung, ließ ſie ihm ſagen, daß ſie beide im Begriff ſtünden, ſich ihre Haare auszureißen, die das Alter gebleicht hätte. Allein ihr Sohn Joſeph, und Fürſt Kaunitz, der unerſchütterlich kalte und tief politiſche Verwalter ihrer auswärtigen Angelegenheiten, ſehnte ſich nicht eben ſo ſtark nach Frieden.

Ein andres preußiſches Heer unter dem Prinzen Heinrich drang am Ende des Julius 1778 in den leitmeritzer Kreis, und zwang den Feldmarſchall Laudon zu einigem Rückzuge. Allein dieſer nahm eine Stellung bei Münchengrätz, welche durch das ſteile und moraſtige Ufer der Iſer gedeckt war, ihn in Verbindung mit dem kaiſerlichen Heer erhielt, den Rücken deſſelben ſchirmte, und das weitere Vordringen der Kriegsmacht unter Heinrich hemmte. So ſtand der graue Held Friedrich wie verzaubert an den Grenzen Böhmens, in deſſen Mitte er ſonſt ſo leicht vorgerückt war, und alle taktiſche Bewegungen, alle ſinnreich ausgedachte Veränderung ſeiner Stellung, ſeine Verſuche, ſich mit ſeinem Bruder zu vereinigen, wurden durch gleiche Kriegskunſt von Lascy vereitelt. Bei anbrechendem Winter zog er langſam und unmuthig nach Schleſien zurück; eiliger ſein Bruder, den Laudon faſt umſtellt hatte, nach der Lauſitz.

Ueber dreimal hundert tauſend Mann, die beiden feindlichen Kriegsmächte zuſammengerechnet, hatten in dieſem Sommer Böhmen belaſtet, welches über zehn tauſend neuer Mannſchaft nebſt ungeheuren Lebensvorräthen beigetragen, und nun für das Frühjahr des nächſten Feldzugs zwanzig tauſend ſtellen mußte, und auch den Winter über vom Feinde nicht unbeſucht blieb, indem ſich die Preußen für einen Einfall der Kaiſerlichen in die Grafſchaft Glatz rächen wollten.

So fürchterlich die Anſtalten zu dem neuen Feldzug waren, empfanden doch beide graue Herrſcherhäupter zu ſehr das Bedürfniß des Friedens, als daß Joſephs

Feuer ihre Fehde verlängern konnte. Zu Teſchen kam ihr Vertrag am dreizehnten Mai 1779 zu Stande. Die Hauptbedingung deſſelben war, daß ſich Oeſterreich mit einem Landſtrich von Baiern zwiſchen der Donau, dem Inn, der Salza begnügte. Wie freue ich mich, rief Maria Thereſia aus, daß nicht mehr Blut vergoſſen werden ſoll. Man weiß, daß ich für Friedrich nicht partheiiſch bin; aber er verhieß mir Frieden unter billigen Bedingungen, und er hat edel Wort gehalten.

Schon das folgende Jahr nach dieſer Freude fühlte ſie allmählig ihren Tod nahen. Als ſie ihre Kinder um ihr Sterbebette verſammelt hatte, ſagte ſie zum Kaiſer Joſeph: alles, was ich auf dieſer Welt habe, gehört dir durch das Recht. Meine Kinder nur ſind mein für alle Ewigkeit: dir vertraue ich ſie an; ſey ihr Vater. Eine unbeſchreibliche Heiterkeit verbreitete ſich über ihr Geſicht, als Joſeph es gelobte, und verſchwand nicht wieder. Ehe ſie verſchied, ſammelte ſie noch ihren letzten Lebensathem zu den herrlichen Worten, die ihr innerſtes Weſen enthüllten: wenn ich immer leben mögte, ſo wäre es, um Unglückliche zu tröſten. Sie ſtarb am neun und zwanzigſten November 1780, nach einer Regierung von vierzig, einem ruhmvollen Leben von drei und ſechzig Jahren, eine große Fürſtin und eine liebenswürdige und tugendhafte Frau, welchen Verein die Welt nie alſo geſehen hat. Ein Glück für ſie, daß ſie ſtarb, als eine Zeit der Staaten und öffentlichen Ereigniſſe begann, von welcher ihre Seele zerriſſen wäre, ohne das Weſen derſelben faſſen zu mögen. Der ſchwungvolle Geiſt ihres Nachfolgers war davon erfüllt, und folgte mit ſeiner glänzenden Kraft dem Hauptzuge des neuen Zeitalters, daß das Alte zerſtört werden ſolle, um einen neuen, beſſeren Zuſtand hervorzubringen. Was auch er dadurch Gutes und Uebles gewirkt, kann nur im Zuſammenhang mit den großen Begebenheiten, deren Kreis ſich in dem gegenwärtigen Augenblick zu ſchließen ſcheint, gehörig überſchaut und gewürdigt werden.

Druckfehler

in der vierten Lieferung.

Im erſten Bande.

In der Vorrede Seite 1 Zeile 9 von oben ſteht das Comma hinter Schlachtfelde. Ebendaſelbſt Seite 11 in der Note lies: Woltmanns Werke. Zweite Lieferung, ſtatt Berlin, bei Unger

Seite 15 Zeile 14 von oben lies: Ungern, ſtatt Ungarn
— 36 — 9 von oben lies: ſtärkeres, ſtatt ſtarkeres
— 105 — 6 von unten lies: und, ſtatt urd
— 165 — 2 von oben in der Note fehlt hinter braunſchweigiſchen das Wort Geſandten
— 266 — 5 von unten lies: weniger, ſtatt wenig er
— 276 — 1 von unten lies: jener, ſtatt ener
— 366 — 5 von oben lies: von, ſtatt van

Im zweiten Bande.

Seite 41 Zeile 6 von unten fehlen vor dem Worte Heiligen die Worte: Gründung des
— 42 — 9 von oben lies: Georgius, ſtatt Gregorius
— — — 15 von oben lies: Beredſamkeit, ſtatt Beredtſamkeit
— 48 — 1 von oben in der Note lies: Sazawa, ſtatt Sezara
— 60 — 3 im IXten Kapitel lies: Fürſtenſtamm, ſtatt Fürſtenſtand
— 81 — 2 und 14 von oben lies: Ungern, ſtatt Ungarn, und dieſes ſo oft, als dieſe unrichtige Schreibart in dem ganzen Bande wieder vorkommt
— 104 — 16 von oben lies: Metropolitankirche, ſtatt Metrapolitankirche
— 120 — 3 von unten lies: bewirthet, ſtatt bewieſen
— 125 — 2 von oben lies: Karolina, ſtatt Karoline
— 138 — 3 von unten lies: wenn er ſich, ſtatt wenn er ſich gleich
— 140 — 9 von oben lies: Hageke, ſtatt Hagets

Seite 141 Zeile 6 von unten lies: Grenzenſtein, ſtatt Genzenzenſtein
— 145 — 2 von oben lies: ruchtbar, ſtatt ruchbar
— — — 8 von oben Zebrack, ſtatt Zabrack
— 156 — 6 von oben lies: übrigen Plänen, ſtatt übrigen
— 180 — 10 von oben lies: unermüdlich, ſtatt unerbmüdlich
— 204 — 11 von oben lies: rechnete man auch unter dieſe Todſünden, ſtatt Todſünden rechnete man auch unter dieſe
— 212 — 6 von unten fehlt hinter feiernden das Comma.
— 225 — 6 von unten lies: ſo wie, ſtatt ſo wie es
— 237 — 6 von oben lies: Johanna d'Arc, ſtatt Johanna d'Arce
— 239 — 14 von oben lies: ſonneverbrant, ſtatt ſonne veverbrannt
— 244 — 1 von unten lies: der, ſtatt dr
— 279 — 3 und Zeile 8 von unten lies: Rokyczana, ſtatt Rotyczana
— 282 — 3 von oben lies: gegen, ſtatt gcgen
— — — 4 von unten lies: eingeſtrömt, ſtatt eingiſtrömt
— 283 — 7 von unten lies: dürfte ſtatt durfte
— 290 — 2 von unten lies: unverzüglich, ſtatt unvorzüglich
— 331 — 7 von oben lies: einem, ſtatt einen
— 344 — 3 von unten lies: König von Ungern, ſtatt Königin von Ungern
— 352 — 7 von oben lies: und, ſtatt u.
— 355 — 15 von oben lies: Mathes, ſtatt Methes
— 364 — 6 von unten in der Note lies: Codicillus, ſtatt Codivillus.

Inhalt

des zweiten Bandes der vierten Lieferung:

Vorrede. Seite 1 bis 14

I. Capitel. Das Land. — 15 — 17

II. — Die Markomannen. — 17 — 20

III. — Die Slaven. — 20 — 26

IV. — Einführung der chriſtlichen Religion in Böhmen. — 26 — 29

V. — Ludmilla und Drahemira. — 29 — 35

VI. — Wenzel und Boleslaw. — 35 — 40

VII. — Das Bisthum zu Prag. — 40 — 43

VIII. — Verbindung zwiſchen dem römiſchen Kaiſerreich und dem Herzogthum Böhmen. — 43 — 50

IX. — Das przemiſliſche Fürſtenhaus und die böhmiſchen Stände. — 50 — 55

X. — Ueber die Beſchreibung der przemiſliſchen Periode. — 55 — 58

XI. — Ottokar und Rudolph von Habsburg. — 58 — 73

XII. Capitel. Verbindung zwiſchen den Häuſern Habsburg und Przemiſl. Seite 73 — 83
XIII. — Weibliche Erbfolge des przemiſliſchen Geſchlechtes. Johann von Böhmen. — 84 — 89
XIV. — König und ſein Sohn Carl. — 89 — 109
XV. — König Carl der Erſte. — 110 — 138
XVI. — Zerrüttung des königlichen Hauſes und Böhmens unter Wenzel dem Vierten. — 138 — 186
XVII. — Die Huſſiten. — 187 — 243
XVIII. — Siegmund, ſein Tochtermann Albrecht von Oeſterreich und ſein Enkel Ladislaw. — 244 — 273
XIX. — Georg von Podiebrad. — 273 — 296
XX. — Wladislaw aus Polen und ſein Sohn Ludwig. — 297 — 314
XXI. — Ferdinand der Erſte. — 314 — 343
XXII. — Maximilian und deſſen Söhne Rudolph und Mathias. — 344 — 381
XXIII. — Ferdinand der Zweite. — 382 — 443
XXIV. — Ferdinand der Dritte. — 443 — 449
XXV. — Leopold der Erſte. — 449 — 456
XXVI. — Joſeph der Erſte und Carl der Zweite. — 456 — 461
XXVII. — Maria Thereſia. — 462 — 473
XXVIII. — Maria Thereſia — 474 — 548

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Fünfte Lieferung.

Erſter Band.

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin
im deutſchen Muſeum.
1820.

Biographien.

Inhalt.

Heinrich der Erſte.
Otto der Große.
Otto der Zweite.
Otto der Dritte.
Heinrich der Heilige.

[illegible]

[illegible]

I.

Heinrich der Erſte.

Das Ungewöhnliche wirkt ſo zauberiſch auf das menſchliche Herz, daß es uns bei Betrachtung der Thaten berühmter Männer oft ungerecht gegen das Verdienſt eines feſten, ruhigen Charakters macht und dadurch zugleich verführt, dem Wohl der Menſchheit durch unſer Urtheil zu ſchaden. Nur zu leicht unterliegen kraftvolle Geiſter der Lockung des Ehrgeizes, ſich ohne Rückſicht auf den Nutzen des Vaterlandes ſolchen Unternehmungen zu weihen, welche einen außerordentlichen Glanz von ſich werfen und mit dem ſüßen Bewußtſeyn, mit dem Geſtändniſſe ihrer Mitbürger belohnen, daß nur ihre Kraft ein ſolches Ziel erreichen konnte. Dieſes Staunen über ihre Größe iſt Urſache, daß die Erſchlaffung, in welche ſie gewöhnlich nach den Augenblicken der höchſten Anſtrengung verſinken, nicht bemerkt wird und keinen Tadel nach ſich zieht. Durch eine ſolche Ungerechtigkeit aber, da wir nach einzelnen Szenen, in welchen ein rüſtiger Geiſt ſich ſelbſt übertrift, unſer Lob abmeſſen und nicht zugleich den Blick auf das ganze übrige Leben deſſelben richten, wird derjenige, welcher die große Summe ſeiner Kräfte gleichmäßig vertheilt und nur auf den wahren Nutzen ſeiner Mitbürger ſieht, in ſeinem planvollen, ſchönen Eifer für das Wohl des Staats zurückgehalten. Man ſollte ihn deſto mehr lobpreiſen, je länger er ſeine Kraft gegen ſich ſelbſt brauchen mußte, um dem Drange jener Verführung des Ehrgeizes zu widerſtehn.

Heinrich der Erſte widmete ſein ganzes thatenvolles Leben dem Vaterland und zeigte ihm eine frohe Ausſicht in die Zukunft. Aber weil er ohne Geräuſch den Pfad des wahren Patriotismus ging, hat er ſich nicht den Beinamen des Großen errungen, welchen ſein Sohn durch glänzende Unternehmungen erhielt, wiewohl ſie oft unzweckmäßig waren, wiewohl die ſchöne Blüthe, welche unter des erſtern Regierung in Deutſchland erſchien, unter dem letztern ſich nicht weiter entwickelte und am Ende der ſächſiſchen Periode nur den kleinſten Theil der verſprochnen Früchte geliefert hat!

Der Sinn für das wahrhaftige Wohl des Vaterlandes, welchen Heinrich nie verleugnete, ſcheint auch ſeinen Vater, den Herzog Otto den Erlauchten von Sachſen, geleitet zu haben. Als man demſelben nach dem Tode Ludewigs des Kindes die deutſche Krone anbot, ſchlug er ſie aus, wozu ihm ſein hohes Alter vielleicht mit bewog; aber der vorzüglichſte Grund ſcheint die Betrachtung geweſen zu ſeyn, daß ihn der Stolz der Franken, welche ſich für das erſte deutſche Volk hielten, weil von ihnen bisher der königliche Stamm entſproſſen war, in ſeiner Thätigkeit auf dem Throne beſchränken würde. Darum veranſtaltete er, daß man den fränkiſchen Herzog Konrad wählte;

und nun ward es ein entzückendes Schauſpiel, wie dieſe beiden biedern Männer voll Eintracht, trotz dem Mißtraun, welches ihr politiſches Verhältniß ſo leicht hätte hervorbringen können, für das Vaterland ſorgten. Es bedarf keines andern Zeugniſſes für ihren innern Werth, als des Bundes der Freundſchaft, welcher zwiſchen ihnen beſtand*).

Unter Otto's Söhnen zeichnete ſich Heinrich (geb. 876) ſchon früh ſowol in Leibesübungen, als an Talenten des Geiſtes aus. Als Jüngling legte er viele Proben ſeiner Tapferkeit ab und ſein Vater hatte ein ſolches Vertraun auf ſeine Kriegserfahrenheit und ſeinen Muth geſetzet, daß er ihm den Befehl über ein Heer gab, welches gegen ſeine alten Feinde, die Daleminzier, ein ſlaviſches Volk**) ziehen ſollte. Deutſchland hatte, ſeitdem es ſich der chriſtlichen Religion unterwarf, das Unglück, nach allen Seiten, die weſtliche ausgenommen, die äußerſte Gränze der Chriſtenheit und die Schutzwehr derſelben gegen die wildeſten Nationen zu ſeyn. Durch das fromme Vorurtheil, welches es für die heiligſte Pflicht hielt, das Chriſtenthum durch Ströme von Blut auszubreiten, und durch die Ländergierde der Geiſtlichkeit und der deutſchen weltlichen Großen wurden ſie unaufhörlich zu Streifzügen in die chriſtlichen Provinzen gereizt. Die mildeſten unter ihnen waren die Slaven, unter welchen wenigſtens die an der Oſtſee durch den Handel ſchon zu einer beträchtlichen Kultur gekommen, ſo daß ſich die Deutſchen durch den Verkehr mit ihnen in mancher Hinſicht hätten bilden können, wenn ſie dieſelben nicht als Heiden verachtet hätten. Gegen die Slaven ſiegreich geweſen zu ſeyn, war das höchſte Verdienſt eines Herzogs von Sachſen, der zugleich dadurch die Gränzen ſeiner Macht erweiterte. Nichts natürlicher daher, als daß Heinrich, welcher ſich jetzt zum erſtenmale als Heerführer im Kampf für die Chriſtenheit zeigen ſollte, mit allem Ungeſtüm der Jugend in das Land der Daleminzier eindrang. Dieſe riefen, weil ſie viel zu ſchwach zum Widerſtand waren, die Ungern zur Hülfe herbei; und nun kam ein fürchterlicher Sturm über Sachſen (906).

---

*) Ditmar. ap. Leibnit. script. rer. Brunsv. t. I. p. 325.

**) In Meiſſen.

Nie hat ein tapfres Volk, wie die Deutſchen, wilde Horden, die ihm bei weitem an Muth nicht glichen, ſo abergläubiſch gefürchtet, als unſre Vorfahren dieſe finniſchen Schwärme. Seit der Niederlage durch Karl den Großen hatten es die Avaren nicht gewagt, über die Donau zu gehn; aber Arnulf, geblendet durch Rachgier gegen einen mähriſchen König, hatte einen andern Feind für die Deutſchen jenſeits dieſes Stroms geweckt, indem er die Ungern zur Unterjochung der Mähren zu Hülfe gerufen. Seitdem waren ſie die furchtbarſten Feinde Europa's. Schrecklich durch den Anblick, widrig durch ihre Sitten, verabſcheut und gefürchtet wegen ihrer blutgierigen Grauſamkeit, ſchienen ſie den Deutſchen keine menſchliche Natur zu haben, ſondern ein teufliſches Geſchlecht zu ſeyn. Ueber ihren Urſprung hatte man eine Sage, in welcher Wahrheit und Erdichtung auf eine lächerliche Art gepaart war. Ganz richtig war die Meinung, daß ſie über den mäotiſchen See hergekommen wären, und ſonderbar genug das Mährchen, dieſe finniſche Nation verdankte ihr Daſeyn gothiſchen Weibern, welche, der Giftmiſcherei überwieſen, von der Armee weggejagt wären und ſich in einen Walde begeben hätten. Da ſollte durch ſie dies wilde Volk entſprungen ſeyn, denn einige unter ihnen wären ſchwanger geweſen. Was man nur von böſen Geiſtern und Ungeheuern wußte, ward auf die Ungern angewandt und der Eindruck, welchen ſie auf die Phantaſie der Deutſchen gemacht hatten, war ſo ſchrecklich und zugleich ſo lächerlich, daß man es noch lange als den größten Beweis von der Langmuth Gottes anſah, daß er ſolche verabſcheuungswürdige und verächtliche Geſchöpfe auf ſeiner Erde duldete *). Um dieſe Zeit war es deſto ſchwerer, ihnen Widerſtand zu leiſten; je ſeltener bei den Deutſchen der Dienſt zu Pferde war, da hingegen der Unger auf ſeinem leichten Roſſe wohnte. Er focht nie in der Nähe, ſondern warf ſeinen Spieß auf den entfernten Feind, lockte ihn dann zum Verfolgen durch eine verſtellte Flucht und wandte ſich plötzlich, um von neuem zu werfen. Die Sachſen ſcheinen ſich auch gar nicht zur Gegenwehr geſtellt zu haben, da jetzt ein Heer von Ungern, als Hülfstruppen der Daleminzier, das Herzogthum, wo noch ſo viele Denkmale ihrer vorigen Greuel waren, ſchrecklich verwüſtete; ſie ſcheinen ſelbſt dann nicht ſich vertheidigt zu haben, als ein zweiter Schwarm nachkam und gleichfalls unendliche Beute mit ſich führte. Der erſte hatte nemlich bei ſeiner Rückkehr ins Land der Daleminzier daſelbſt

---

*) Die Geſchichtſchreiber des Mittelalters verwechſeln immer die Hunnen, Avaren und Ungern. Siehe die kurze, aber vortreffliche Darſtellung der Geſchichte dieſer Völker in Gatterers Verſuch einer Weltgeſchichte. Gött. 1792.

Landsleute gefunden, welche ihre Bundsgenoſſen mit Krieg bedrohten, weil man ſie nicht zu Hülfe gerufen hätte, da ſie gleichfalls große Beute würden heimgeführt haben. Indeſſen dieſer zweite Haufen auch nach Sachſen hinüberſtreifte, erwartete der erſte ſeine Zurückkunft im Lande der Daleminzier und zehrte da alles ſo auf, daß dieſe ihr Eigenthum verlaſſen und bei den Deutſchen als Hörige arbeiten mußten, um nur Brod zu finden. Welchen Eindruck mochte dies alles auf Heinrichs Seele machen! Gewiß ſchwur er damals den Ungern doppelte Vergeltung dafür, daß ſie ihm ſo die Freude des erſten Zugs, welchen er als Heerführer gegen die Heiden unternahm, verdorben hatten!*).

Wahrſcheinlich war es nicht lange nach dieſem Unglück, daß ſein Herz von den Stürmen der Liebe leiden mußte, denn ſie ſuchte ihn zum zweitenmal heim, da ihn ſchon die Bande der Ehe feſſelten. Seine Gemahlin war die Tochter eines gewiſſen Erwin's, der in Thüringen große Güter beſaß, die bei ſeinem Tode, da er keine Söhne hinterlaſſen hatte, ſeinen beiden Töchtern zugefallen waren. Eine von ihnen, Hatburg genannt, hatte ſchon den Schleier genommen, als der ſächſiſche Prinz ihre große Schönheit kennen lernte und ſich in ſie verliebte. Das Hinderniß, welches ihr Abſchied von der Welt ſeiner Liebe entgegenſtellte, feuerte ihn noch mehr an und er drang mit jugendlicher Hitze ſo lange in ſie, bis ſie ihren Schleier zerriß und ihm folgte. Nach vollzogner Heirath führte er ſie nach Merſeburg und lud ſeine Freunde dahin zur Feier ſeiner Vermählung. Aber der Biſchof von Halberſtadt, entbrannt von heiligem Eifer, daß eine Geweihte zu den ſündlichen Lüſten zurückgekehrt war, ließ ihnen alle Gemeinſchaft mit einander verbieten. Heinrich eilte zum Kaiſer und auf ſein Bitten befahl dieſer dem Biſchofe, den Bann zu löſen. Wahrſcheinlich trieben ihn alſo nicht Gewiſſenszweifel, daß er ſeine Hatburg, die ihm ſchon einen Sohn geſchenkt hatte, ins Kloſter zurückſchickte; ſondern die einzige Urſache war wohl eine neue Leidenſchaft. Eine Jungfrau, Mathilde mit Namen, die Tochter eines ſächſiſchen Grafen Thiaderich, hatte ſein Herz erobert. Sie lebte zu Hervorden unter Aufſicht der Aebtiſſin, ihrer Tante; der Ruf pries ihre ſchöne Geſtalt, ihre fürſtlichen Sitten, ihre edle Geburt; aus dem witekindiſchen Stamm ſollte ſie entſproſſen ſeyn. Herzog Otto ward, vielleicht auf Anſtiften ſeines Sohns, aufmerkſam auf das Gerücht und ſchickte ſogleich den Grafen Thietmar, welcher Aufſeher des Prinzen war und der Hausfreund der ſächſiſchen Familie geweſen zu ſeyn ſcheint, nach Hervorden ab, wo er ſich genau nach der Jungfrau erkundigen ſollte. Durch Hülfe der Frauen, welche ihr aufwarteten, lernte er ſie kennen, bewunderte ihre Schönheit und ſtattete ſeinem Herrn einen Bericht ab, welcher dieſen ſogleich bewog, daß er ſeinem Sohn befahl, am folgenden Morgen, von den edelſten Jünglingen begleitet, ſich nach dem Kloſter zu begeben. Voll Freude zog Heinrich hin und als ſie von demſelben nicht weit mehr entfernt waren, ließ er ein Zelt aufſchlagen, in welchem die meiſten von ſeinem Gefolge zurückbleiben mußten, indem er mit wenigen Freunden zu dem

---

*) Witichindi Corbeiens. Annal. l. I. ap. Meibom. t. I. p. 635. — Chron. Regin. l. 2. ap. Pistor. p. 65. — Ditmar. p. 324.

Bethauſe ging, um dem Gottesdienſte beizuwohnen und die Jungfrau zu ſehn. Sie ſaß da, bezaubernd in ihrem beſcheidenen Anzuge, ihr Pſalmenbuch in der Hand, Demuth im Geſicht und den Himmel im Herzen. Gleichſam berauſcht eilte der Jüngling in ſein Lager, legte ſeine herzogliche Kleidung an und ſtieg mit ſeinem Gefolge nach dem Kloſter zurück. Er verlangte die Aebtiſſin zu ſprechen. Sie erſchien und nahm ſie alle liebreich auf; entfernte ſich aber bald mit ihm und dem Grafen Thietmar in ihr Zimmer, wo ſich ein vertrauliches Geſpräch zwiſchen ihnen entſpann. Der Prinz lenkte es furchtſam auf Mathilde und äußerte endlich den Wunſch, ſie zu ſprechen. Sie kam auf den Ruf ihrer Tante, jungfräulich und ſchamhaft: ihr Auge glänzte, ihre Stirne war heiter, lilienweiß ihre Haut und roſenroth ihre Wange. Heinrich vermochte es nicht länger, ſeine Liebe zu verhehlen und beſchwur die Aebtiſſin, das Mädchen ihm zur Braut zu geben. Dieſe aber heftete den Blick auf die Erde und hielt lange, obgleich ihr Verſtand ja ſagte, mit der Antwort zurück, bis ſie endlich ſo ſprach: „Ich darf die Jungfrau ohne Einwilligung ihrer Eltern mit keinem verloben; denn es iſt meine Pflicht, ſie ihnen ſo wiederzugeben, wie ſie dieſelbe meiner Aufſicht anvertrauten. Auch weiß ich nicht, ob ſie ihre Tochter ſchon für die Kammer eines andern Mannes beſtimmt haben: viele, durch Geſchlecht und Geſtalt ausgezeichnet, haben um Mathilde geworben; doch werde ich nie zaudern, ſo viel an mir liegt, euern Wunſch zu erfüllen, denn der Ruhm euers Geſchlechts iſt groß, und nicht der geringſte Grund, der mich beſtimmt, wird der ſeyn, daß ihr ſelbſt zu uns gekommen ſeyd!“ Mit der Einwilligung der Eltern hatte es keinen Anſtand, und Heinrich zögerte nicht, die hochzeitlichen Geſchenke zu überbringen, worauf er das geliebte Mädchen heimführte. Begleitet von ſeinen Vaſallen durchzog er die ſächſiſchen Städte, bis er zu Walchuſen, welches er mit allen Gütern, die zur Stadt gehörten, ſeiner Braut zum Leibgedinge gab, ein prächtiges Hochzeitsmal feierte. *)

Nach dem Tode ſeines Vaters (912) folgte er ihm, da ſeine Brüder ſchon vorher geſtorben waren, in allen ſeinen Beſitzungen. Das Herzogthum Sachſen begriff faſt den ganzen niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Kreis, Thüringen und einen Strich von Franken: über die ſlaviſchen Provinzen dehnte es ſich immer weiter nach Oſten aus. Eine ſo ausgebreitete Macht mußte, wenn ſie einem raſchen und unternehmenden Fürſten zu Theil ward, auch deshalb dem Oberhaupte des Reichs gefährlich werden, weil die Sachſen die übrigen Deutſchen an kriegeriſcher Rauheit übertrafen und ſich noch gern ihrer alten Freiheit erinnerten. König Konrad konnte nicht umhin, wenigſtens einen Verſuch zu machen, dieſe furchtbare Gewalt zu ſchwächen, da ſie jetzt in die Hände eines jungen Fürſten gerieth, der freilich der Sohn ſeines Freundes war, deſſen Kühnheit ihn aber nicht ohne Sorgen laſſen konnte. Vielleicht betrug ſich auch Heinrich kecker, als es ſich geziemte, voll Vertrauen auf ſeine Sachſen, welche ihm riethen, auch

---

*) Ditmar. l. 1. p. 324. 25. 26. — Vita regin. Mathildis ap. Leibnit. t. I. p. 192.

gegen Konrad's Willen die väterliche Macht ungetheilt für ſich zu behaupten. Ihr Unmuth gegen den König ward noch größer, als ſich der Erzbiſchof Hatto von Mainz, den die Lieder des Volks als den ſchändlichſten Verräther ſchilderten, zum Vermittler aufwarf. Manche Nationen des Mittelalters verziehen leicht einen betrügeriſchen Streich, der ihnen geſpielt war, theils weil ſich ihr Charakter nicht ſo ſehr gegen jede Unredlichkeit empörte, theils weil ſich ihr Geiſt ſchon an eine größere Vielſeitigkeit gewöhnt hatte; aber in den Augen der Deutſchen war der ewig gebrandmarkt, welcher ſie einmal getäuſcht hatte. In einer langen und blutigen Fehde, in welche auch der Vater Konrad's und der Graf Adelbert von Babenberg verwickelt waren, hatte der letztere den Franken erſchlagen und war deshalb nach dem Hofe Ludewig's des Kindes zur Verantwortung gefodert. Als er nicht erſchien, ward er in ſeiner Burg belagert; aber die Mühe des königlichen Heeres war vergebens, das feſte Schloß wurde zu tapfer vertheidigt. Da ſprach der Erzbiſchof, welcher im Lager war, zum Könige: ich will ihn dir herſchaffen; ſorge du nur, daß er nicht wieder zurückkomme! Er begab ſich zu dem Grafen auf die Burg und bat ihn, er möchte nur mit ins Lager gehn, ſo wollte er ihn mit dem König verſöhnen; und wenn dies nicht gelänge, würde man ihn unverſehrt auf ſein Schloß zurückbringen. Am andern Morgen wanderten ſie — Adelbert hatte vertraulich die Rechte des Erzbiſchofs gefaßt — mit ihrem Gefolge vom Hofe und waren noch nicht weit gegangen, als Hatto plötzlich ſtillſtand und ausrief: o des langen Weges, den wir noch zu machen haben! wie reut es mich, daß ich das Frühſtück, welches ihr mir anbotet, ausgeſchlagen habe! Wer war froher als Adelbert, daß er noch Gelegenheit fand, den Geiſtlichen zu bewirthen? Sie kehrten zurück und frühſtückten; dann traten ſie ihren Weg von neuem an, und der Graf Adelbert ohne alle Beſorgniß. Hatto glaubte ſein Verſprechen, daß er ihn unverletzt auf ſeine Burg zurückbringen wollte, erfüllt zu haben, und lieferte ihn dem König gefangen. Der verrathene Graf ward nach gehaltenem Fürſtenrathe zum Tode verdammt und enthauptet, wahrſcheinlich auf des Erzbiſchofs Anſtiften. Sehr treffend ließ daher Heinrich dieſem ſagen, als er ihn zu ſich einlud, um ihn zur Eintracht mit dem König zu bewegen: ſein Hals ſey nicht härter, als Adelberts! übrigens wollte er ihm nicht beſchwerlich fallen. Das Mährchen, welches die ſächſiſchen Geſchichtſchreiber von der Art erzählen, wie Hatto den Herzog habe ermorden wollen, iſt lächerlich; und Konrad wird gewiß ohne allen Grund beſchuldigt, daß er den Tod Heinrichs mit dem Erzbiſchofe verabredet habe. Eine ſolche Beſchuldigung wird durch ſeinen Charakter widerlegt; auch wußte er zu gut, ein ſolches Verbrechen wäre das ſicherſte Mittel, die Macht der Franken zu zertrümmern und die Sachſen zu bewegen, daß ſie das Band, welches ſie an das Reich knüpfte, völlig zerriſſen*).

Der König hielt es für ſeine Pflicht, den Stolz eines ungehorſamen Unterthans zu demüthigen und ſchickte deshalb ſeinen Bruder Eberhard mit einem Heere nach Sachſen, der aber bey Ehresburg*) eine ſolche Niederlage erlitt, daß die ſächſiſchen Mimen ſangen, wo eine große ſo Unterwelt wäre, daß ſie die Schatten der Erſchlagenen aufnehmen könnte. Aus dem Tone von Witechind's Erzählung kann man ſchließen, mit welchem Triumphe das Volk über die Franken mag geſpottet haben, wenn ſeine Nationaldichter von einem erhabenen Orte herab dieſen Sieg beſangen! Nun raffte ſich Konrad ſelbſt mit ſeiner ganzen Macht auf und belagerte den Herzog von Sachſen in der feſten Burg Grohnde**); doch ſchickte er noch zuvor eine Botſchaft an denſelben, daß er ſein Freund ſeyn wollte, wenn er ſich ihm gutwillig ergäbe. Schon fing Heinrich an in der Unterredung mit den Geſandten zu wanken, als Graf Thietmar, ſein ehmaliger Aufſeher, ein tapfrer Mann, der kriegserfahren und verſchmitzt war, wie wenige Menſchen, darüber zukam und ihn fragte: „wo er das Lager für das Heer abmeſſen ſollte, welches ſich in kurzem um ihn verſammeln werde?“ Er kam aus den öſtlichen Gegenden und hatte nur fünf Gefährten mitgebracht; aber ſeine Liſt wirkte ſo viel, daß Heinrich die Franken mit einer abſchlägigen Antwort hinwegſchickte; auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſelbſt Konrad dadurch mitbewogen wurde, ſich zurückzuziehn. Jetzt, vermuthet man, jetzt müſſe er dem Herzoge unverſöhnlich zürnen; ſein Bruder und ſein Heer war geſchlagen, er ſelbſt mit der ganzen Macht der Franken zurückgewieſen, ſein Volk verhöhnt, und dabei das Recht auf ſeiner Seite! aber wie angenehm fühlen wir uns getäuſcht bei einem Blick auf ſein Sterbebette. Als er fühlte, daß ſein Ende herannahte, ließ er ſeinen Bruder Eberhard, welcher gekommen war, ihn in ſeiner Krankheit zu beſuchen, an ſein Lager rufen. Dieſer hatte ſich ſchon lange Hofnung zum Throne gemacht, hatte den König öfters gebeten, daß er ihn dem Volke empfehlen möchte; Konrad war ihm aber nie darin willfährig geweſen, weil er ihm nicht Anſehn genug bei der Nation, nicht Kraft des Geiſtes zutraute, um ſich gegen Heinrich behaupten zu können. Deshalb ſprach er jetzt alſo zu ihm: „Gott will, daß ich nun ſterben ſoll, merke darum auf den letzten Rath deines Bruders! Die Sachſen ſind auf dem Gipfel der Macht und ihr Herzog übertrift alle andre an Glück und edler Sitte. Warum ſollteſt du mit dem Volke der Franken durch ſeine Hand fallen? Nimm das Schwert der alten Könige und das Diadem, nimm alle Reichsinſignien und überbringe ſie ihm: er wird ein König der Völker und ewig dein Freund ſeyn!“ Eberhard verſprach es weinend. Selten hat ſich der deutſche Patriotismus in einer ſo ſchönen Geſtalt gezeigt, als hier in Konrad's Sterbekammer. Nach ſeinem Tode begab ſich der Bruder redlich zu dem Herzoge der Sachſen: er ſchloß die Thüre des Zimmers ab, wo er empfangen ward, kniete vor dem Erſtaunten hin, hob das Gewand von den Inſignien auf und wiederhohlte den Willen des ſterbenden Königs. Von dem Augenblick an waren ſie die beſten Freunde und Eberhard ſtellte den Herzog zu Friſlar*) den Franken und Sachſen als ihren neuen König vor. 919. Dieſer lehnte die Salbung und das Diadem, welche der Churfürſt von Mainz ihm anbot, aus Beſcheidenheit ab, worüber die Verſammlung durch lautes Rufen ſeines Namens und mit emporgeſtreckten Händen ihren Beifall bezeugte**).

---

*) Liutprandi historiar. l. 2. c. 3. in Muratorii script. rer. Ital. t. 2. p. 435. — Witich. 635.

---

*) jetzt Stadtberg oder Marsberg im Herzogthum Weſtphalen.

**) wahrſcheinlich war dieſe Burg in dem Dorfe Grohnde bei Göttingen.

Auf ſeiner Königsreiſe wußte er den kriegeriſchen Herzog Burchard von Schwaben, welcher bei der Wahl und Krönung nicht zugegen geweſen war, zur Unterwürfigkeit zu zwingen; und den mächtigen Herzog Arnulf von Baiern, welcher jetzt aus Ungern zurückkehrte, wohin er vor Konrad mit ſeiner Familie entflohen war, machte er ſich durch Ueberredung gehorſam. Die Baiern hatten denſelben nicht nur mit Freude wieder aufgenommen, ſondern auch von ihm verlangt, er ſollte den königlichen Titel annehmen, wahrſcheinlich aber nur als König von Baiern. Bei einer Zuſammenkunft zwiſchen ihm und dem Sachſen erſchöpfte dieſer ſeine ganze Beredſamkeit, welche durch die biedre Zutraulichkeit, die ihm eigen war, eine vorzügliche Kraft gewann. Er bewog endlich ſeinen Gegner, ihn als König anzuerkennen; mußte ihm aber ein wahres Hoheitsrecht abtreten, nemlich die Freiheit, in ſeinem Herzogthum alle biſchöfliche Stellen willkürlich zu beſetzen. In einem Zeitalter, wie das zehnte Jahrhundert, da es noch keine beſtimmte

---

*) Im Erzbiſthum Mainz.

**) Contin. Regin. ad a. 919. — Liutpr l. 2. c. 7. — Witich p. 636. — Ekkehardus de casibus S. Galli c. 5. in Du Chesne script. hist. Francorum t. 3. p. 487.

Gränzen der Macht eines Regenten gab und ein deutſcher König faſt allenthalben ſelbſt handelte, war es ein ſichrer Beweis von dem perſönlichen Werthe deſſelben, wenn er die mächtigen Großen, aus deren Mitte er zum Thron emporgeſtiegen war, zur Unterwürfigkeit gewöhnen konnte. Es gab keine andre Gewalt, die ihn darin unterſtützte, als das Uebergewicht ſeines Geiſtes und bisweilen das Glück *).

Es koſtete mehrere Feldzüge, ehe ſich Heinrich im ſichern Beſitze des deutſchen Reichs nach ſeinem ganzen Umfange ſah. Das Herzogthum Lothringen, welches damals auch die jetzigen Niederlande in ſich begriff, war der ewige Zankapfel zwiſchen den Deutſchen und Weſtfranken und unter dem Volke deſſelben waren der Charakter und die Sprache beider Nationen eben ſo im Streite mit einander, als ihre Hoheitsrechte. Nirgends ward ſo, wie bei den Lothringern, die Anarchie ſichtbar, welche durch das Feudalſyſtem nothwendig entſtehen mußte. Durch die Lage des Landes ward ſie begünſtigt, denn wie die Laune eines lothringiſchen Großen, und die war ſehr veränderlich, es wollte, begab er ſich bald in deutſchen, bald in franzöſiſchen Schutz und die Herzöge gingen darin ihren Vaſallen mit einem Beiſpiele vor, welches für ſie ſelbſt die verderblichſten Folgen hatte. Unter Konrad hatten ſich die Lothringer zu Frankreich geſchlagen; aber jetzt war ihr Herzog Giſelbert mit dem weſtfränkiſchen König über die Beſetzung geiſtlicher Stellen zerfallen und überdies fand er einen ſo auffallenden Unter-

---

*) Ditmar. p. 329. — Liutpr. l. 2. c. 6.

ſchied zwiſchen dem tapfern, klugen Heinrich und dem elenden Karl dem Einfältigen, daß er auch dadurch bewogen werden mußte, ſich dem erſtern zu unterwerfen. Mit ſeiner Hülfe eroberte der Deutſche die Stadt Metz, deren Biſchof, ein treuer Anhänger Frankreichs, ſich ſträubte, die deutſche Hoheit anzuerkennen. Karl drang dafür mit einem Heere bis in die Gegend von Worms vor; aber kaum hatte ſich eine Gegenarmee zuſammengezogen: ſo entfloh er ſchnell und mit Schimpf, worauf er in einer Zuſammenkunft mit Heinrich bei dem Kaſtell Bonn feierlich verſprach, nie wieder einen Angriff auf Lothringen zu thun. 921. Indeſſen ſcheint er doch aus Feindſchaft gegen Giſelbert wieder einen Einfall unternommen zu haben, worauf dann 923 in einem neuen Vertrage die vorige Zuſage wiederhohlt ward. Wie gern hätte Karl bald nachher die Deutſchen zu einem Zuge in ſein Reich verführt, um ihn aus den Händen der weſtfränkiſchen Großen zu erretten! Er unterwarf ſich und ſein Land dem Könige, ließ ihm verſichern, welche Freude es ihm wäre, von ſeinen herrlichen Thaten zu hören, und ſchenkte ihm zum Zeichen ihres Bundes eine mit Edelſteinen geſchmückte Hand des heiligen Dionyſius, Märtyrers von Paris. So ein angenehmes Geſchenk dies für Heinrich ſeyn mochte, denn daß auch ſeine Seele an ſolchen Heiligthümern hing, beweiſen die Aufopferungen und die Mühe, wodurch er im Jahre 931 die heilige Lanze Konſtantin's des Großen von Rudolph von Burgund erhielt; ſo lockend der Ehrgeiz ihm hier eine glänzende Laufbahn zeigte; umſonſt, er blieb unerſchütterlich und kein zauberiſches Phantom konnte ihn auf Abwege bringen. Auch war ihm der Beſitz von Lothringen noch nicht ſicher genug, da ſelbſt Giſelbert ſich wieder auf franzöſiſche Seite hinneigte. Ein ſo ungewiſſes Gut ſchien es nicht werth zu ſeyn, daß neues Blut darum ſtrömte; ſich aber gar nicht um daſſelbe zu bekümmern, glaubte Heinrich gegen die Pflicht eines deutſchen Königs. Angenehm mußte es ihm deshalb ſeyn, als, ganz dem Charakter der lothringiſchen Großen gemäß, einer von ihnen verſprach, ihm den Herzog Giſelbert gefangen zu liefern. Er bat denſelben zum Beſuche zu ſich, indem er ſich krank ſtellte, nahm ihn gefangen und ſchickte ihn nach Sachſen. Der gefangene Jüngling wußte ſich aber bald bei der ſächſiſchen Familie ſo beliebt zu machen, daß ihm Heinrich ſeine Tochter Gerberg zur Gemahlin gab und das Herzogthum wiederſchenkte. Vielleicht war es durch dieſe Politik einzig möglich, den Beſitz von Lothringen dem deutſchen Reiche einigermaßen zu ſichern*).

Konnte ſich der König bisher des Glücks rühmen; ſo begünſtigte es ihn bald noch mehr durch einen kleinen Zufall, auf welchen ſeine Klugheit den ſchönſten Plan baute. Fürchterliche Schwärme von Ungern überzogen wiederum Deutſchland mit ſchrecklichen Verwüſtungen. Heinrich hielt ſich ruhig in dem feſten Orte Werla; denn er durfte es nicht wagen, ſeine noch wenig geübten**) Truppen zum Kampfe mit dem wilden Volke zu führen: er hielt ſich ruhig, ſo ſehr es ihn ſchmerzen mochte, daß er es mußte; in der ganzen Gegend umher ſtieg vor ſeinen Augen der Rauch von den eingeäſcherten Dörfern, Schlöſſern und Klöſtern zum Himmel, er vernahm das Jammern der Halbtodten und der Gefangenen, welches ſich mit den Dampfwolken himmelan erhob. Zum Glück für Deutſchland ward einer von den ungeriſchen Heerführern gefangen und vor den König gebracht, welcher alle Summen von Gold und Silber ausſchlug, die ihm von den Ungern zur Befreiung deſſelben angeboten wurden. Nur unter der Bedingung, daß ein neunjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen würde, gab er den Gefangenen frei. 925. Wie viel verdankt unſer Vaterland dieſem kleinen Zufalle! wie viel ſpäter hätte es wahrſcheinlich ſeine Kultur erhalten, wäre dieſer Barbar nicht ergriffen worden! Unaufhörlich hätten die ungeriſchen Schwärme Deutſchland verwüſtet und jeden Keim der Bildung vernichtet: ſie hätten unſern Vorfahren keine Zeit gelaſſen, ſich zur Vertheidigung vorzubereiten und zum Kampfe mit ihnen geſchickt zu machen. Wie leicht wäre es möglich geweſen, daß ſie alle deutſche Provinzen überſchwemmt hätten, daß wir, ein unterjochtes Volk, nach finniſchen Kulturformen gebildet wären! So zart ſind die Fäden, an welchen die unbekannte Regel der Zufälle eine Nation unvermuthet zu dem edelſten ihrer Schätze hinführt *).

---

*) Witich. p. 638.

**) wenig geübt nemlich im Dienſte zu Pferde, welcher durch Heinrich erſt Sitte ward. Im Streit zu Fuße waren die Deutſchen geſchickt genug und Witechind erklärt nachher S. 640 ſich ſelbſt, indem er ſagt: cum jam (sc. Henricus) haberet militem equestri proelio probatum.

Die Art, wie Heinrich die neun Jahre benutzte, iſt muſterhaft und ſein planmäßiges Verfahren gewährt dem Beob-

---

*) Witich. p. 638.

achter eine Freude, die ihm ſeit Karl's des Großen Zeiten in der deutſchen Geſchichte nicht zu Theil werden kann. Dennoch darf man nicht vergeſſen, daß er einzig für das Bedürfniß ſeiner Zeitgenoſſen ſorgte, nicht an die Folgen einer entfernten Zukunft dachte, nicht die Abſicht haben konnte, ſtädtiſches Leben emporzubringen, weil er etwa eingeſehen hätte, daß dadurch eine Nation am leichteſten zur Kultur hingeführt werden könne; gewiß war ihm daſſelbe eben ſo verhaßt, wie den übrigen Deutſchen. Man darf alſo das Lob, welches ihm gebührt, nicht nach allem dem Guten abmeſſen, was die Zeit vielleicht durch ſeine Einrichtungen aufkeimen ließ.

Zwei Ideen waren es eigentlich, durch deren Ausführung er ſich allein dauernde Ruhe vor den Barbaren verſprechen konnte:

Erſtens mußte der Deutſche durchaus im Dienſte zu Pferde geübt werden. Heinrich leuchtete auch hier, nach Art großer Regenten, mit ſeinem Beiſpiele vor; an ſeinem Hofe ſah man ſtets Parthien, die zu Pferde mit einander kämpften und er ſelbſt erwarb ſich in den ritterlichen Spielen, wo er durch die Stärke und Schönheit ſeines Körpers einen gewaltigen Eindruck machte, eine ſolche Fertigkeit, daß er allen Furcht einjagte. Sein Beiſpiel ahmte der Ritter auf ſeinem Schloſſe nach; und wo eine Gegend in Deutſchland mehr, als gewöhnlich, bebaut war, erblickte man Streiter zu Pferde. In kurzer Zeit waren die Deutſchen geübt genug, um ſich mit dem Unger auf ſeinem flüchtigen Roſſe meſſen zu können. Uebrigens bedarf es wohl keiner Erwähnung, daß Heinrich wegen der Einführung ſolcher ritterlichen Spiele nicht als Erfinder der viel ſpätern Turniere angeſehn werden muß, ob er gleich dadurch den letztern gewiß eine viel ſchnellere Aufnahme in Deutſchland vorbereitete. In der Geſchichte von ſolchen Inſtituten iſt die Beſtimmung von ſcheidenden Epochen ſelten rathſam und der deutſche Geiſt liebt am wenigſten die ſchroffen Abſchnitte*).

Zweitens war es nothwendig, daß viele feſte Oerter angelegt wurden, wohin man beim Eindringen des Feindes fliehen und Lebensmittel in Sicherheit bringen konnte. Der König ließ deswegen einen ſolchen Strich Landes, wo ſich um eine Kirche oder um eine Burg mehrere angebaut hatten, mit feſten Mauern umgeben, an welchen Tag und Nacht gearbeitet wurde. In ſolche durch Mauern geſicherte Oerter mußte nun der neunte freie Güterbeſitzer ziehn, um ſie gegen jeden Angriff zu vertheidigen; zugleich lag es ihm ob, daſelbſt Wohnungen für ſeine auf dem Lande zurückgebliebnen Genoſſen zu beſorgen, damit ſie im Nothfall eine Zufluchtsſtätte hätten; dieſe aber mußten dafür ſeinen Acker bebauen und den dritten Theil der Früchte jeder Art an die feſten Plätze abliefern. Zugleich befahl Heinrich, daß alle Verſammlungen und Gaſtmale in dieſen ſogenannten Städten ſollten gehalten werden.

Indem er ſo für die künftige Vertheidigung des Vaterlands ſorgte, überfiel er mit aller Schnelligkeit, die er beſaß, im Jahr 926 die Slaven, welche die gewöhnlichen Feinde der Deutſchen waren. Es ſcheint Sitte bei dieſen geweſen zu ſeyn, daß ſie ein ſlaviſches Volk angriffen, ſobald es ihnen in den Sinn kam, einen kriegeriſchen Zug zu unternehmen. Heinrich belagerte die Stadt der Heveller, Brennaburg genannt, mitten im ſtrengſten Winter, ſein Lager ſtand auf dem Eiſe und der ſtarke Froſt und der Hunger unterſtützten ihn bei der Eroberung. Darauf wandte er ſich ſiegreich gegen die übrigen ſlaviſchen Stämme und machte ſie faſt alle zinsbar, unter ihnen auch die Böhmen. Wie wenig die Deutſchen Grauſamkeit gegen unchriſtliche Völker für ſündlich hielten, zeigt das Beiſpiel von Gana, der Stadt der Daleminzier, wo auf des Königs Befehl alle Erwachſene niedergemacht und die Knaben und Mädchen als Gefangne weggeführt wurden. Solche Züge bewahren den Geſchichtſchreiber bei der Darſtellung der großen Männer des Mittelalters, daß er ſich kein Ideal ſchaffe! — Es war ein trauriges Loos der Slaven, daß ſie auf der Landſeite von den kriegeriſchen Deutſchen und viehiſchen Ungern, an der Küſte von den ſchwärmenden Normännern gehindert wurden, eine Kultur zu vollenden, welche ſich ſchon ſo eigenthümlich bei ihnen entwickelt hatte, daß noch jetzt das Grundgewebe derſelben bemerkt wird, obgleich die meiſten ſlaviſchen Stämme ſeit acht Jahrhunderten ein unterjochtes Volk und dem deutſchen Staatskörper einverleibt ſind. Die Grauſamkeit und Verachtung, womit ihre Ueberwinder ſie behandelten — eine ſlaviſche Familie, zum Verkauf ausgeſtellt, war für den freien Deutſchen ein Bild des höchſten Elends — reizte ſie unaufhörlich, das Joch derſelben abzuwerfen. Kaum hatten ſich auch jetzt die Redarier wieder geregt, als alle ſlaviſche Völker einen allgemeinen Aufruhr drohten und viele zu den Waffen griffen; der Krieg aber, welcher nun erfolgte, ſcheint einer der blutigſten und unglücklichſten für ſie geweſen zu ſeyn. Unter der Anführung des Grafen Thietmar und eines gewiſſen Bernhard's, welchem die Provinz der Redarier anvertraut war, zogen ſich die Sachſen bis zu der Stadt Lunkini (Lentzen), welche ſie ſchon vier Tage belagert hatten, als die Kundſchafter berichteten, es rückte ein großes feindliches Heer an, um die Stadt zu entſetzen, und in der folgenden Nacht ſollte das ſächſiſche Lager geſtürmt werden. Sogleich veranſtalteten die beiden Anführer eine allgemeine Kriegsverſammlung, in welcher ſie befahlen, das Heer ſollte die ganze Nacht hindurch in den Waffen bereit ſtehn. Als ſich die Verſammlung wieder getrennt hatte, erfolgten Szenen, welche ſehr rühmlich für die Tapferkeit der Slaven zeugten. Sonſt war der Tag der Schlacht ein feſtlicher Tag für die Deutſchen; jetzt wechſelten Furcht und Hoffnung im Heere, und unter den verſchiedenen Haufen, welche ſich bald hier, bald dort bildeten, ſah man Spuren von Traurigkeit nicht ſeltner auf den Geſichtern, als Freude. Ihr großer König, dem auch der Feige muthig folgte, war nicht an ihrer Spitze; und doch ſollte in der folgenden Nacht vielleicht entſchieden werden, ob ſie ihren daheimgebliebenen Landsleuten endlich Ruhe vor einem Feinde erkämpfen könnten, welchem ſchon zahlloſe Ströme deutſchen Blutes gefloſſen waren, oder ob auch ſie vergebens für den Frieden des Vaterlandes ihr Leben aufopfern würden. Als die Nacht kam, ſtanden ſie mit banger Erwartung gerüſtet im Lager, oft zuſammenſchauernd, wie in einem Grabgewölbe: eine ungewöhnliche Finſterniß hatte ſich um ſie hergezogen, ein fürchterlicher Platzregen ſtürzte vom Himmel herab, jedes Getöſe verkündigte ihnen den angreifenden Feind; aber gerade dasjenige, was ihre Furcht vermehrte, machte alle Furcht grundlos, denn die Slaven wurden durch den ungeſtümen Himmel verhindert, einen Sturm zu wagen. Endlich brach die erſehnte Morgendämmerung an, mit jedem Nebel, der verſchwand, riß ſich ein Theil von der bangen Erwartung los, welche auf der Bruſt der Sachſen lag, durch den Genuß des Abendmals ſtärkten ſie ihren Muth und laut ſchwur das ganze Heer, erſt den Führern, dann ein jeder ſeinem Genoſſen, ſich in der gegenwärtigen Gefahr nicht zu verlaſſen: in einem fremden Buſen fand jeglicher den Troſt, welchen ihm ſein eigner verſagte. Nach der ſtürmiſchen Nacht ging die Sonne heiter auf; das Zeichen zur Schlacht ward gegeben und das Heer rückte aus dem Lager. Bernhard that den erſten Angriff; mußte ſich aber zurückziehn, weil er viel zu ſchwach war. Er brachte die Nachricht, daß der Feind wenig Reiterei, aber zahlloſes Fußvolk hätte, welches jedoch durch den nächtlichen Sturm und Regen in ſolche Unordnung und Niedergeſchlagenheit gerathen wäre, daß es von den Reutern zum Treffen getrieben werden müßte. Den ganzen Tag über fielen auch keine Gefechte wieder vor; die ſlaviſchen Schwärme hatten durch ihren zerrütteten Zuſtand allen Muth verlohren und die Sachſen wollten keinen neuen Angriff wagen. Aber beim Untergang der Sonne, deren ſetzte Stralen auf die Slaven fielen und durch ihre Wärme aus den feuchten Kleidungen derſelben einen dicken Rauch aufwärts trieben, indeß das ſächſiſche Heer verklärt im Abendglanze da ſtand, erhob dieſes ein lautes Freudengeſchrei und ſtürmte muthig gegen den Feind; es glaubte, daß es, mit dem Schimmer des Himmels vom Gott der Chriſten beſtralt, nicht als ſiegen könnte im Kampfe mit den Heiden. Das Schlachtfeld war ſchmal und erlaubte nicht, den Feind zu überflügeln; wer auf der Seite vordringen wollte, war unausbleiblich verlohren; die Anzahl der Getödteten war in beiden Heeren ſchon groß und die Linien der Slaven ſtanden unerſchütterlich feſt, wie Mauern. Endlich gelang es dennoch einem Haufen von Thietmar's Truppen, ihnen in die Flanke zu fallen und ſie dadurch in Unordnung zu bringen. Jetzt begann die Flucht, das Verfolgen, das Gemetzel; nur die Finſterniß machte endlich dem letztern ein Ende. Die Slaven flohen nach Lunkini zu; aber Thietmar hatte ſie ſchon davon abgeſchnitten und nun ſtürmten ſie nach dem benachbarten See hin. Hier fanden ſie einen leichtern Tod, als wenn ſie ſich gefangen gegeben hätten, denn die Sachſen hatten geſchworen, daß alle Kriegsgefangene niedergehauen werden ſollten; und ſie erfüllten es treulich am folgenden Tage. Welcher Triumph im Lager der Deutſchen! der Tapfre vergaß die Schande des Feigen und lobte vor Freude den Muth deſſelben! Zweihundert tauſend Slaven ſollen geblieben ſeyn. Wenn aber auch die Angabe der ſächſiſchen Geſchichtſchreiber übertrieben iſt: ſo war der Sieg doch vollkommen, denn am andern Morgen mußte ſich die Stadt Lunkini ergeben. Den Einwohnern ward nichts, als das Leben geſchenkt: ſie wurden zu Sklaven gemacht und ihr ganzes Vermögen ward eine Beute des Siegers (931) *).

---

*) Witich. l. c. und p. 641.

Bald darauf nahte der Zeitpunkt, wo ſich der Erfolg von Heinrich's Anſtalten gegen die Ungern zeigen mußte; der Waffenſtillſtand mit ihnen lief zu Ende und ſchon waren Geſandte da, welche den gewöhnlichen Tribut von den Deutſchen verlangten. Der König hatte kurz vorher eine Volksverſammlung gehalten, in welcher er alſo redete: „In unſerm Reich iſt Ruhe nach ſo vielen Stürmen, unſre auswärtigen Feinde ſind, bis auf die Ungern, beſiegt, gegen welche wir uns jetzt mit vereinigten Kräften erheben müſſen. Euch, eure Söhne und Töchter habe ich entblößt, um ihre Schatzkammer zu füllen und jetzt würde ich gezwungen ſeyn, meine Hand an die Tempel und an die Diener Gottes zu legen. O könnte ich dafür die heiligen Güter vermehren, brauchte ich nicht dem teufliſchen Geſchlecht unſer Vermögen hinzugeben!“ Das Volk ſchwur, voll Vertraun auf Gottes Erlöſung, gegen den Feind zu ziehn. Heinrich wies daher die ungeriſchen Geſandten ab, worauf bald die Botſchaft kam, daß ein großes feindliches Heer bis an die thüringiſchen Gränzen vorgedrungen wäre **). Hier theilten ſich die Ungern in zwei Haufen, von welchen der eine auf der weſtlichen Seite Sachſen durchſtreifen wollte, indeß der andere im ſüdlichen Theil herumſchwärmte. Allein jener ward von den Thüringern und einigen Sachſen ſchon vor des Königs Ankunft geſchlagen und konnte ſich nicht wieder ſammeln, weil die Führer ſämmtlich geblieben waren. Das zweite Heer ſtand bei Merſeburg und verwüſtete weit umher das Land, als es die Nachricht erhielt, daß ſeine Landsleute zerſtreut wären und Heinrich mit einer großen Armee gegen ſie anrückte. Die Ungern geriethen noch mehr in Beſtürzung, als gleich darauf die Kunde ſich verbreitete, daß er nahe bei ihnen ſich gelagert hätte. Ehe Heinrich einen Angriff wagte, äußerte er die Beſorgniß, daß ſeinem Volke die Freude verderblich werden möchte, mit welcher es der eine dem andern im Dienſte zu Pferde, welcher noch den Reiz der Neuheit hatte, an Hurtigkeit zu-

---

*) Helmoldus in Chron. Slavorum L. 1. c. 8. — Widek. p. 640.

*) Die bekannte Anekdote, daß der König ſtatt des Tributs den Ungern einen verſtümmelten und räudigen Hund geſchickt ha-

de, welche eine neuere Chronik (Chronicon Mindense ap. Meibom. p. 558.) erzählt, ſollte man nicht mehr wiederhohlen, da aus dem gleichzeitigen Witechind erhellt, wie das Mährchen entſtanden iſt. Die Ungern verlangten nemlich von ihren ehmaligen Bundsgenoſſen, den Daleminziern, Hülfe gegen Deutſchland; dieſe aber, eingedenk der Greuel, welche die Ungern einſt in ihrem Lande verübt hatten, ſandten ihnen einen wohlgenährten Hund zur Hülfe. Sie durften dies wagen, weil die wilden Horden nach Sachſen eilten und ſich im Rücken keine Feinde machen durften. Die Ungern hieſſen ſie auch noch immer ihre Bundsgenoſſen. Witechind erzählt es ſonſt ſtets mit einer beſondern Freude, wenn die Sachſen ihre Feinde ſpöttiſch behandelt haben, und Liutprand weiß gleichfalls nichts von Heinrichs räudigem Hunde.

verthun wollte. Er vermahnte die Krieger, daß derjenige, welcher ein ſchnelleres Roß ritte, doch mit ſeinen langſamern Gefährten in feſten Gliedern bleiben möchte. Mit ihren Schilden bedeckt, ſollten ſie ruhig warten, bis der Feind einmal ſeine Spieſſe geworfen hätte; dann aber plötzlich und raſch auf ihn einhauen, damit er ſchon hingeſtreckt läge, ehe er zum zweitenmal werfen könnte. Wie ſtaunten die Ungern, daß dieſe geübten Streiter zu Roſſe die alten Sachſen waren! ſie trauten der Zauberei nicht; und die Art des ſächſiſchen Angriffes wirkte gleichfalls ſo ſonderbar auf ſie, daß ſie ohne weitern Widerſtand gänzlich in die Flucht geſchlagen wurden, obgleich der gottesfürchtige Sachſe bei ihrem Feldgeſchrei hui! hui!, welches ihn ein teufliſcher Ton dünkte, gezittert hatte; ſein frommes Kyrie eleiſon war vor demſelben nicht hörbar geweſen. Es blieben nicht viele von dem flüchtigen Feinde auf dem Schlachtfelde; aber ſein Lager wurde erbeutet, wodurch auch eine Menge von Deutſchen, die als Gefangene mitgeführt waren, die Freiheit erhielt. 934. Der alte Heinrich hatte über keinen ſeiner Siege eine ſo herzliche Freude, als über dieſen: auch war keiner ſo ganz ſein Werk, keiner hatte ſo glückliche Folgen; dieſer neue Siegeskranz verherrlichte ihn vor dem ganzen Europa deſto mehr, je häufiger die meiſten Völker deſſelben von den Ungern heimgeſucht waren. Er ließ auch die Schlacht mit aller Kunſt, welche dieſes Zeitalter kannte, in einem Gemälde darſtellen, welches er im zweiten Stocke ſeines Hauſes zu Merſeburg aufzuhängen befahl*).

---

*) Lintpr. l. 2. c. 8. 9. — Witich. p. 641.

Es läßt ſich nicht gewiß beſtimmen, ob dieſer Sieg früher war, als Heinrich's Zug gegen die Normänner; oder ob er durch den leztern ſeinen Thaten die Krone aufſezte? Durch die Seeräubereien des großen nordiſchen Bundes litten vorzüglich die Frieſen, welche ſonſt ſo ruhig oben in der Spitze von Deutſchland ſaßen. Der Name der Normänner war auf dem Meere ſo zum Schrecken geworden, wie auf dem Lande der ungeriſche und die Kühnheit dieſer Abentheurer ſtand im Wettſtreite mit ihrem Glücke; ſie aber in ihren eignen Provinzen anzugreifen, ſchien ein höhrer Grad von Verwegenheit, als man ſelbſt ihnen zutraute. Heinrich unternahm es. Auf ſeinem Zuge durch das Land der Obotriten machte er den König derſelben zum Chriſten, drang vor bis in die Mitte der Jüten und beſiegte dieſelben, um unter ihnen das Chriſtenthum gleichfalls zu verbreiten*).

Nun endlich, am Abend des Lebens, hatte Heinrich ſeinen großen Plan vollführt, in ſo fern es das Bedürfniß ſeines Zeitalters zu erfodern ſchien. Das Ideal, welches ihm während ſeiner ganzen Regierung vor Augen ſchwebte, auf welches ſich die kleinſte ſeiner Handlungen beziehn läßt, war möglichſt dauerhafter Friede für ſein Deutſchland, ſowohl im Innern, als gegen auswärtige Feinde. Aber er kannte den ſtürmiſchen Geiſt ſeiner Zeit gut genug, um ſich von Inſtituten, wodurch derſelbe gefeſſelt werden ſollte, einen glücklichen Erfolg zu verſprechen; und daher war bei allen ſeinen Einrichtungen, welche etwa die innere Ruhe befördern konnten, doch Schutz gegen fremde Nationen ſeine Hauptabſicht. Deutſchland mußte freilich an einheimiſchem Frieden durch die Anlegung von feſten Oertern gewinnen; aber ihren Urſprung verdankt es der Furcht vor den Barbaren: die herumſchwärmenden, plündernden Haufen, welche in Merſeburg's Gefilde verpflanzt, oder in die neuerbaute Burg auf einem Berge, an deſſen Fuße der Bach Miſne floß, als Beſatzung gelegt wurden, dachten jetzt freilich nicht mehr daran, ihre Landsleute zu berauben; aber um die Gränzen gegen die Slaven zu decken, traf Heinrich dergleichen Maßregeln mit ihnen und die innere Ruhe war auch hier nur Nebenzweck. Nichts konnte die unruhigen Großen dieſer Zeit zur Eintracht gewöhnen, als das Beiſpiel ihres Königs und die innigſte Ehrfurcht für ihn, nichts als die Ueberzeugung, daß er von der Natur zu ihrem Beherrſcher geſtempelt wäre. Auch hat wohl nimmer in einem Zeitalter, deſſen Geiſt an unaufhörlichen Stürmen Vergnügen fand, eine ſolche Stille geherrſcht, als während Heinrich's Regierung!

---

*) Cont. Reg. ad a. 931. — Liutpr. l. 3. c. 5. — Witich. p. 641. — Ann. Saxo in Eccardi corpore hist. medii aevi p. 248. ad a. 936.

Um ſein Reich gegen auswärtige Feinde zu ſchützen, hatte er die glückliche Idee, eine Vertheidigungswehr gegen ſie auf ihre Koſten zu errichten, indem er ihnen ein Stück Land wegnahm, woraus er eine Provinz des deutſchen Reichs machte, deren Einwohner ſich bald zu Halbdeutſchen bildeten. An einer Linie von feſten Schlöſſern, die er in eroberten ſlaviſchen Provinzen angelegt hatte, brach ſich beim erſten Sturme die Kraft des andringenden Feindes und aus der Gegend um ſolche Burgen entſtanden allmählig deutſche Markgrafſchaften. Wo das Bergſchloß an der Miſne erbaut war, bildete ſich die Markgrafſchaft Meiſſen und überhaupt zeugen noch die jetzigen Benennungen der öſtlichen Gegenden unſers Vaterlandes von Heinrich's Sorgfalt. Was er den Jüten abgenommen hatte, machte er zur Markgrafſchaft Schleswig, ſo daß nun die Slie zur Gränze des nördlichen Deutſchlands ward. Die Schutzwehren gegen die Slaven ſicherten die Gränzen gleichfalls gegen die Ungern, wenn ſie durch ſlaviſche Provinzen herzogen; nahmen ſie aber einen andern Weg: ſo diente die bald entſtehende Markgrafſchaft Oeſterreich zur Vormauer gegen ſie. Auch war es ein Vortheil für die Deutſchen, daß gerade die beiden Herzogthümer, welche ſich am wenigſten um die Reichsverbindung bekümmerten, nemlich Baiern und Lothringen, der Wuth der Ungern und den Feindſeligkeiten der Weſtfranken am erſten ausgeſetzt waren *).

Daß Heinrich alle ſeine Kriege aus dem angegebenen Geſichtspunkte führte, und nicht einen einzigen blos in der Abſicht, ſeine Herrſchaft zu erweitern, davon giebt er uns noch ein Jahr vor ſeinem Tode einen ſchönen Beweis. Frankreich litt noch immer von den ſchrecklichen Stürmen, welche durch die Eiferſucht ſeiner Großen erregt wurden; in allen ſeinen Angelegenheiten herrſchte Verwirrung und auf

---

*) Witich. p. 641.

ſeine Gefilde ſtrömte Bürgerblut, indeſſen ſich in Deutſchland die glücklichſte Eintracht zeigte. Wie leicht hätte dies die weſtlichen Franken, trotz dem Nationalhaſſe, welcher ſchon zwiſchen ihnen und den Deutſchen aufgekeimt war, bewegen können, die alte fränkiſche Monarchie wiederherzuſtellen und ſich einem Könige zu unterwerfen, welcher ſein Reich ſo glücklich machte! wie verführeriſch hätte für Heinrich der Schatten Karl's des Großen, welcher ſeinen Nachfolger auf die Abwege des Ehrgeizes lockte, beſonders jetzt werden können, da manche Umſtände zuſammenkamen, um die Verführung unwiderſtehlich zu machen! Der mächtige Graf Herbert von Vermandois, auf deſſen Bitten er ſchon einmal über den Rhein gegangen war (931), lebte in unverſöhnlicher Feindſchaft mit dem Könige Rudolph und flehte die Deutſchen um Hülfe gegen denſelben an. Wahrſcheinlich hätte er es gern geſehn, wenn ſich Heinrich auf den weſtfränkiſchen Thron geſetzt hätte; und die übrigen Großen würden lieber darein gewilligt haben, als daß ſie einen aus ihrer Mitte als ihren Herrn erkannt hätten*). Heinrich zog wirklich nach Frankreich hin, bot aber redlich alle ſeine Kräfte auf, um Frieden zu ſtiften, und ſeine einzige Foderung war, daß ihm König Rudolph den Beſitz von Lothringen durch einen neuen Vertrag ſichern mußte**). Auch die Lage der italieniſchen Angelegenheiten hätte ihn leicht zum Streben nach einem ſchimmernden Ruhme verleiten können; die Kaiſerkrone ſtralte ja ſo ſchön auf dem Haupte Karl's des Großen, welcher mit jedem Jahrhunderte mehr bewundert ward! Allein Heinrich ſetzte ſeine Größe darin, daß er nur die Bahn betrat, welche ihm von ſeiner Pflicht gezeigt war, aber auf ihr mit raſchen und feſten Schritten einherging: in ſeinem ganzen Leben hat er nur nach demjenigen gerungen, was ihm wahrhaft nützlich ſchien und es auch wirklich war! *)

---

*) Die Schwierigkeiten, welche Heinrich dabei würde gefunden haben, liegen am Tage; aber der Ehrgeiz hätte ihn eben ſo leicht verführen können, in Frankreich einen Verſuch mit der Wiederherſtellung der fränkiſchen Monarchie zu machen, als er ſeinen Nachfolger Otto verleitete, nach Italien zu ziehn.

*) Frodoardus ad a. 935. in Du Chesne script. hist. Franc. t. 2. p. 618.

Es iſt angenehm, einen Blick auf Heinrich's häusliches Leben zu thun und ihn in ſeinen kleinſten Beſchäftigungen eben ſo liebenswürdig und ehrwürdig zu erblicken, als er am Ruder des Staates erſcheint! Bei den ritterlichen Spielen, welche er mit den Seinigen am Hofe trieb, ging er auf das vertraulichſte mit ihnen um; aber nie hat ſeine Milde auch

---

*) Witechind ſagt freilich p. 641, Heinrich habe auch einen Zug nach Italien vornehmen wollen, nur ſeine Krankheit habe ihn daran gehindert: allein der Charakter und das übrige Betragen des Königs widerſprechen dieſer Behauptung und Liutprand weiß von dieſem Vorhaben nichts. Es läßt ſich ſo leicht denken, wie der ſächſiſche Geſchichtſchreiber, der unter Otto dem Großen lebte, darauf kam, Heinrich's Thaten durch eine ſolche ihm beigemeßne Abſicht die Krone aufſetzen zu wollen. Selbſt Sigebert von Gembleur, welcher ihm ſonſt immer folgt, glaube ihm diesmal ausdrücklich widerſprechen zu müſſen, indem er ſagt ad a. 937. Henricus nullam operam dedit, ut effugatis ab Italia tyrannis, qui quasi conductitii mercenarii alter alteri succedentes imperium dilaniabant, benedictionem imperialem accepisset.

nur Einen von denſelben zur Unbeſonnenheit oder Frechheit gegen ihn verleitet: ſeinen Freunden konnte er kaum etwas abſchlagen; doch findet man nicht, daß jemals ſeine Güte an einen Unwürdigen verſchwendet wäre. Er liebte ein fröhliches Gaſtmal und heitere Scherze; und bei dieſem glücklichen Sinne für ſanftere Freuden war er dennoch ein ſo heftiger Jäger, daß bisweilen die Ausbeute ſeiner Jagd an einem Tage über vierzig Stücke Wild betrug. Durch die Verhältniſſe, in welche ihn das Schickſal mit vielen brachte, ſchien er durchaus Feinde haben zu müſſen; aber ſeine edle Seele ließ keinen Groll gegen ihn aufkommen und er konnte ſich mit dem himmliſchen Gefühle, daß er keinen Feind habe, zum Schlummer hinlegen. Der Franke Eberhard blickte gewiß noch oft mit wehmüthiger Sehnſucht nach ſeiner Krone hinauf und dennoch war er ſein beſter Freund; während ſeiner Regierung ſchlummerte die Eiferſucht zwiſchen den Sachſen und Franken; ja, dieſe luden ihn oft zu ſich und entließen ihn nicht, bevor er bei den Großen und Biſchöfen nach der Reihe herum geſchmauſet und Ehrengeſchenke von ihnen angenommen hatte*).

Im Kreiſe ſeiner Familie mußte die Freude, welche ihm die Vorzüge ſeiner Kinder machten, doch öfters durch einen ängſtlichen Blick in die Zukunft getrübt werden, wenn er ihren Charakter mit den Verhältniſſen verglich, in welche ſie nach ſeinem Tode treten würden. An der Spitze derſelben ſtand die Mutter, ſein treues Weib Mathilde, geliebt von dem Volke wie er und der Troſt eines jeden, welcher ihrer bedurfte. Ihr Herz war ſo weich, daß ſie keinem etwas abſchlagen konnte; alle ihre Ruhe war vernichtet, wenn ſie hörte, daß jemand zum Tode verurtheilt werden ſollte, und ihr Gemahl mußte zu ſeiner ganzen Männlichkeit ſeine Zuflucht nehmen, um durch Nachgiebigkeit gegen ihre Bitten nicht der Gerechtigkeit zu ſchaden; oft verließ er das Gericht, um ſie zu beſänftigen, und die Schiedsrichter mußten allein das Urtheil ſprechen, damit er nur in Mathildens Augen keinen Theil am Blutvergieſſen hätte. Ihre Liebe zur Religion artete in Schwärmerei aus; zur Nachtzeit ſchlich ſie ſich öfters von der Seite ihres Mannes hinweg, um ſich vor dem Heiland betend auf die Erde zu werfen*). Ihren Heinrich liebte ſie unausſprechlich und verſüßte ihm das Leben; doch ward das Glück, welches er ihr verdankte, durch die beſondre Zuneigung, wodurch ſie einen ihrer Söhne verzärtelte, bisweilen unterbrochen; dem alten Vater wurde die Ausſicht in die Zukunft dadurch noch ſchwärzer gemacht. Sein älteſter Sohn hieß Thankmar, welchen ihm ſeine Hatburg kurz vorher, als er ſie entließ, geſchenkt hatte; ein emporſtrebender Mann, voll Tapferkeit und Kühnheit, welche letztere deſto leichter in Verwegenheit ausartete, je mehr er für die Kränkung, daß die Nation ihn, den Sohn einer Verſtoßnen, geringer als ſeine Brüder achtete, ſich durch Trotz glaubte entſchädigen zu müſſen; auch beſaß er keine Feinheit in der Wahl der Mittel, wenn er nur zu ſeinem Zwecke gelangte. Wie oft verlohr ſich wohl der alte

---

*) Cont. Reg. ad a. 930. — Witich. p. 611.

---

*) vita Mathildis c. 2.

König beim Anblicke Thankmar's in die zärtlichen Gefühle ſeiner Jugend und die Erinnerung an Hatburg! Das menſchliche Herz hängt ewig an den Empfindungen, wodurch es zuerſt glücklich ward und die erſte Liebe bleibt die angenehmſte, weil ſie die friſche Blüthe des Gefühls pflückte, wenn ſie auch von einer ſpätern Leidenſchaft an Stärke übertroffen wird! — Der älteſte von Mathildens Söhnen war Otto, ein junger Mann von ſtarkem Körperbau und trotzigem Anſehn. Aus ſeinen Augen ſprühten röthliche Funken und bisweilen ſchoß er plötzlich einen Blick, der einem Blitzſtrahle glich, auf denjenigen, mit welchem er ſprach; ſein Geſicht war roth, ſein Bart lang gegen die alte Sitte der Deutſchen, welcher er ſonſt anhing; von ſeiner Scheitel ſah man langes weißes Haar wehen; ſeine breite Bruſt war rauh und hin und wieder bemerkte man Haarſtreifen gleich Löwenmähnen auf derſelben; ſein raſcher Gang ward nur erſt mit zunehmendem Alter langſamer. Im Schlafe, deſſen er ſparſam genoß, redete er ſtets; völlige Ruhe ſchien mit ſeinem Geiſte unvereinbar zu ſeyn und alles an ihm zeigte, welche furchtbare Glut in ſeinem Innern verdeckt lag. Die Wiſſenſchaften waren ihm gänzlich fremd und als er ſie ſpäterhin kennen lernte, war ſeine Lernbegierde ungeſtüm, wie ſein ganzes Weſen. Sein Vater hatte ihn ſchon früh mit einer engliſchen Prinzeſſin, Edithe, der Tochter Eduard's, vermählt. Als Heinrich's Verlangen in England kund geworden war, ſchickte der regierende König Athelſtan ſeine beiden Schweſtern nach Deutſchland, damit ſich Otto eine von ihnen ausſuchen könnte; ein ſchöner Zug damaliger einfältiger Sitte*)! Gewiß hatte Heinrich, als er die Verheirathung ſeines Sohnes betrieb, ſchon bei ſich beſchloſſen, daß derſelbe ſein Nachfolger werden ſollte, obgleich Mathilde ſo gern ihren Liebling Heinrich dazu beſtimmt geſehen hätte. Otto war gebohren, als ihr Gemahl noch nicht König war, und bei unkultivirten Völkern iſt es ein großer Vorzug, im Purpur gebohren zu ſeyn. Vielleicht wirkte eine Eitelkeit, welche darauf Beziehung hatte, mit bei Mathilden, die vorzüglichſte Urſache aber war wohl jene Schwachheit der Mütter, daß ſie zu ſehr am Aeußern ihrer Kinder hangen und für höhere Vorzüge ihrer Söhne, als Schönheit und ein feines, gefälliges Weſen ſind, ſelten Sinn haben. In Heinrich's Geſtalt und Miene ſchien die Natur es haben ſagen zu wollen, dieſer wäre nicht mehr des Herzogs, ſondern des Königs Sohn! er hieß der ſchönſte Jüngling ſeiner Zeit und man konnte ihn nicht anſchaun, ohne von ihm bezaubert zu werden. Er war viel beweglicher und offner, als Otto, plauderte auch wahrſcheinlich gefälliger mit der Mutter, indeſſen die Hoheit ſeines ältern Bruders ihr ſanftes Syſtem zertrümmerte! — Der vierte Sohn des alten Königs hieß Bruno, welcher ſich dem geiſtlichen Stande und der Gelehrſamkeit weihte und ſich in ſeinem nachherigen Leben durch Talente und Thätigkeit ausgezeichnet hat. Von den beiden Töchtern war die älteſte an den Herzog Giſelbert von Lothringen verheirathet und die veränderliche Denkungsart des Schwiegerſohns, welcher jetzt freilich durch Heinrich's Anſehn gefeſſelt war, konnte dieſem eben ſo viele Beſorgniß für die Zukunft machen, als Thankmar's Keckheit und der verzärtelte Stolz ſeines dritten Sohns. Welchen Sturm mußten nach ſeinem Tode alle dieſe Neigungen und Leidenſchaften in ſeiner Familie gegen Otto erregen, der bei aller Kraft ſeines Geiſtes doch nicht vermögend war, die menſchlichen Herzen zu überwältigen*).

---

*) Hroswitha ap. Meibom. p. 712. — Witich. p. 640.

In einem ſolchen Kreiſe ſah der König dem Tode mit dem hohen Bewußtſeyn entgegen, einen Plan, welcher Deutſchland glücklich machen mußte, ſo viel in ſeinen Kräften war, vollführt zu haben. Zu Bothfeld, am Fluſſe Boda, wo er gewöhnlich auf die Jagd ging, überfiel ihn ein ſtarkes Fieber und von da reiſte er krank nach Erfurt, wo er die Fürſten zu ſich berief, um ihnen ſeinen Sohn Otto zum Könige zu empfehlen. In ſeinem Teſtamente ſetzte er ihn auch ſeinen übrigen Söhnen als ihren Herrn vor, vermachte aber auch dieſen anſehnliche Güter. Er ging darauf weiter nach Memleben an der Unſtrut, wo ſeine Krankheit heftiger ward. Als er fühlte, daß ſein Tod nahe war, mußte Mathilde mit ihm allein bleiben und er ſprach vieles mit ihr insgeheim, wahrſcheinlich über ihre Vorliebe für den ſchönen Heinrich. Dann dankte er ihr mit der innigſten Rührung für ihre Zärtlichkeit und Treue. Die Königin war von Schmerzen zerriſſen; ſie eilte von ſeinem Lager in die Kirche und ſuchte Troſt im Gebete. Bald nachher erſcholl draußen das Jammern des Volks und ſie nahm daraus ab, ihr Gemahl müßte nun todt ſeyn. Sie betete jetzt von neuem, betete für die Seele deſſelben und für ſich, und das erſte, woran die fromme Mathilde dachte, war, daß eine Meſſe für ihren Mann geleſen würde. Dem Prieſter, welcher ſie las, ſchenkte ſie ihre koſtbaren Armbänder. Als ſie wieder zurückkam, fand ſie die Söhne weinend um die Leiche des Vaters; mit einem Strom von Thränen warf ſie ſich zu den Füßen derſelben hin. Nachdem ſie ſich wieder geſammelt hatte, ſprach ſie auf das rührendſte mit ihren Kindern von der Eitelkeit aller irrdiſchen Dinge und dem Frieden Gottes; aber in welche Plane hatten ſich dieſe wohl ſchon verlohren!

---

*) Liutpr. l. 4. c. 7. — Witich. p. 641. 49. 50. — vita Mathildis c. 2.

Heinrich's Sarg ward mit vieler Pracht zu Quedlinburg beigeſetzt. Mathildens Thränen floſſen noch lange um den biedern Gemahl; Deutſchland weinte mit ihr und die Nachwelt geſteht gern, daß er ein großer Mann war, groß genug, um dem Könige nicht zu ſchaden, wenn er nie den Menſchen verleugnete! *).

---

*) vita Mathild. c. 2. — Liutpr. l. 4. c. 7. — Witich. p. 641. — Ditmar. l. 1. p. 328.

II.

Otto der Erſte.

Es iſt für den Geſchichtforſcher der ängſtlichſte Anblick, wenn ein großer Regent des Mittelalters in die Gruft ſeiner Väter geſenkt wird: oft geht eine ganze Nation mit ihm zu Grabe. Wie viel leichter bleibt das Herz, wenn man der Leiche eines guten Fürſten der neueren Zeit folgt; denn ſeine Maximen überleben ihn und treiben gewöhnlich noch nach ſeinem Tode die Räder der Staatsmaſchine; auch iſt in vielen Reichen durch die Verfaſſung derſelben dem Regierer ſeine Bahn gewieſen. Aber vor acht Jahrhunderten ſah ſich der König eines Volks faſt allein von ſich ſelbſt und dem Zufall abhängig; ſeine Perſönlichkeit beſtimmte den Grad ſeiner Macht; ſein Ideenſyſtem war zugleich Syſtem des Staates; ungezähmte Leidenſchaften zu lenken, darin beſtand ſeine Regierungskunſt; und ließ auch er ſich von dem Ungeſtüm derſelben hinreiſſen: ſo entwich ſelbſt der Schatten der Eintracht. Kaum iſt Heinrich, der Stifter des Friedens, zur Ruhe gegangen, kaum iſt das prächtige Gaukelſpiel, mit welchem man ſeinen Sohn auf den Thron erhebt, vorüber: ſo bricht der Sturm von allen Seiten los und des alten Königs Ruhm wird durch die furchtbaren Unruhen vollendet, von welchen ſein Nachfolger umhergeworfen wird. Otto's Regierung rechtfertigt völlig jenes bange Gefühl und zeigt uns zugleich, verglichen mit der vorhergehenden, daß nicht große Talente allein dauerndes Anſehn bei den Menſchen verſchaffen; ſondern daß ein Charakter hinzukommen muß, welcher Ehrfurcht und Liebe verdient. An dem letztern fehlte es dem neuen Könige gänzlich; und ſo freigebig ihn die Natur mit Vorzügen des Geiſtes beſchenkt hatte, würde er dennoch traurig geendet haben, wenn er ſich nicht von einem beiſpielloſen Glücke ſo oft überraſcht gefunden hätte!

Otto liebte das Feierliche, und ließ ſich daher bei der Krönung alles das prachtvolle Ceremoniel gefallen, welches die Geiſtlichkeit einzuführen ſuchte, weil ſie an der Wahl noch keinen Theil hatte, aber bei einer feſtlichen Gelegenheit nicht entbehrt werden konnte. Wer weiß, ob je die Churfürſten überhaupt, und beſonders die geiſtlichen, zu ihren großen Vorrechten gekommen wären, wenn dieſer Charakterzug des neuen Königs nicht einen ſo unverkennbaren Einfluß auf die Wahlgeſchäfte gehabt hätte. Zu Aachen verſammelte ſich das Volk der Franken und Sachſen, und die ganze Ritterſchaft kam auf der Gallerie zuſammen, welche mit der von Karl dem Großen erbauten Kirche zuſammenhängt. Hier ſetzten die Herzoge und die vornehmſten unter den Staatsdienern den ſächſiſchen Herzog auf einen Thron und machten ihn, indem ſie durch einen Handſchlag ihm Treue und Hülfe gegen alle ſeine Feinde gelobten, nach ihrer Sitte zum König. Unterdeſſen hatte der Erzbiſchof Hildibert von Mainz am Eingange der Kirche eine Prozeſſion von dem ganzen geiſtlichen Stande und dem Volk angeordnet, an deren Spitze er dem König entgegenging. In der Rechten einen Stab, faßte er denſelben mit der Linken an und führte ihn feierlich bis in die Mitte des Tempels. Dann wandte er ſich gegen das Volk und rief: Hier bringe ich euch den von Gott erwählten, von ſeinem Vater vorgeſchlagnen und nun von den Fürſten zum Könige ernannten Otto! Gefällt euch dieſe Wahl, ſo erhebt eure Rechte gen Himmel! Das ganze Volk that es und wünſchte mit lautem Geſchrei ſeinem neuen Könige Heil. Darauf ging der Erzbiſchof mit Otto, der mit einem Gewande nach Art der Franken bekleidet war, zum Altar, auf welchem die königlichen Inſignien lagen. Die Erzbiſchöfe von Köln und Trier hatten ihm die Conſecration überlaſſen, denn ſie glaubten beide ein Recht daran zu haben, jener, weil Aachen in ſeiner Diözeſe läge, dieſer, weil ſeine Kirche älter und vom Apoſtel Petrus geſtiftet wäre. Hildibert reichte dem König das Schwert nebſt dem Gürtel dar mit den Worten: „Nimm dies Schwert, um damit zum ſichern Frieden der Chriſtenheit alle Widerſacher derſelben, die Heiden und die böſen Chriſten zu vertilgen. Die Gewalt des ganzen Reichs der Franken iſt dir auf Gottes Befehl übergeben!“ Als er ihn mit den Armbändern und dem Gewande bekleidete, ſagte er: Sei unermüdlich im Eifer für den Glauben! und als er ihm den Stab und Szepter gab, ſetzte er hinzu: „Züchtige deine Untergebnen väterlich und reiche vorzüglich den Dienern der Kirche, den Witwen und Waiſen die Hand der Erbarmung!" Nun ſalbten die Erzbiſchöfe Hildibert von Mainz und Wichfried von Köln den König und führten ihn zur Schau vor dem ganzen Volke auf den Thron, wo er während dem Hochamte ſaß. Die ganze Feierlichkeit ward mit einem prächtigen Gaſtmal geendigt, wo er mit den Erzbiſchöfen und dem übrigen Volke an einem marmornen Tiſch ſpeiſte, indeß die Herzoge aufwarteten. Giſelbert von Lothringen, welchem Aachen gehörte, hatte die Aufſicht über das Ganze, der Franke Eberhard ſorgte für das Eſſen, Herzog Herrmann von Schwaben verwaltete das Amt eines Oberſchenken und Arnulf von Baiern achtete auf die Reuterei und das Lager. Sonderbar genug, daß dergleichen Hofämter allmählig zu Reichswürden wurden und ſo großen Einfluß auf die Bildung unſrer Verfaſſung hatten! *).

Otto mußte ſogleich beim Antritt ſeiner Regierung mit den alten Feinden von Deutſchland, den Böhmen und Ungern, kämpfen. Der Herzog der erſtern, Boleslav, hatte ſeinen Bruder Wenzeslav hinterliſtig umgebracht, wodurch er ſich um ſo gehäſſiger bei den Deutſchen machte, da der Ermordete den Ruf eines guten Chriſten hatte. Als er nun auch einen benachbarten kleinen Fürſten mit Krieg bedrohte, weil er ſich den Sachſen unterworfen hatte, und dieſer Hülfe bei Otto ſuchte: ſo ward ein Heer von Sachſen und Thüringern gegen ihn geſandt. Der Böhme, ein ſchlauer Krieger, griff die letztern, welche abgeſondert von den erſtern ein-

---

*) Witich. p. 642. 43.

herzogen, ſo unvermuthet an, daß ſie nur in der Flucht ihre Rettung fanden. Unterdeſſen waren freilich die Sachſen ſiegreich geweſen; aber weil ſie nichts von dem Heere wußten, welches ihre geſchlagnen Genoſſen verfolgte: ſo überließen ſie ſich ganz der Freude des Siegs, erquickten ihre ermüdeten Körper und bereicherten ſich mit der Beute von den Leichnamen, die auf dem Schlachtfelde lagen. Plötzlich kamen die Böhmen über ſie und das ganze Heer ward nebſt ſeinem Anführer vernichtet. Die nächſte Folge davon war, daß die Stadt des kleinen Fürſten erobert und eingeäſchert ward. Boleslav's Name war nun ſo furchtbar geworden, daß Otto es für nöthig hielt, einen neuen Befehlshaber für die Gränzen zu beſtellen und er wählte den Grafen Herrmann dazu, welcher ſich durch Tapferkeit und Klugheit auszeichnete. Selbſt der ältere Bruder deſſelben, Wichmann, der ihn freilich noch in jeder Hinſicht übertraf, ward durch dieſe Wahl ſo beleidigt, daß er unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit ſogleich das Lager verließ. Deſto eifriger bewies ſich Herrmann in ſeinem Dienſt und das Glück begünſtigte ihn: um ſo mehr ward er aber auch beneidet und ein gewiſſer Eckhard ſchwur laut, er wolle etwas größeres ausführen, oder nicht leben. Es war ausdrückliches Verbot Otto's, keiner ſollte über den Sumpf gehn, welcher zwiſchen der feindlichen Stadt*) und dem Lager war. Eckhard, welcher ſich die achtzehn tapferſten Männer aus dem ganzen Heere ausgeſucht hatte, achtete daſſelbe nicht, ſtieß auf den

---

*) wahrſcheinlich Bunzlau, für deſſen Urheber man Boleslav den Grauſamen hält.

Feind und ward mit allen ſeinen Genoſſen erſchlagen. Bis in das vierzehnte Jahr von Otto's Regierung dauerte der Krieg mit dem böhmiſchen Herzoge fort*).

Die Ungern trieb der König glücklich von ſeinen Gränzen hinweg**); aber gleich darauf erhoben ſich innerliche Stürme gegen ihn, vor welchen ſein Thron wankte und die Ruhe, welche Deutſchland ſeit einiger Zeit beglückt hatte, auf lange entfloh. Wir erblicken ihn mehr als einmal am Rande des Verderbens, nicht von Fremden, nein. von den Freunden ſeines Vaters, ſeinen Verwandten, ſeinen Brüdern, ſeinem Sohn dort hingeſchleudert. Unbegreiflich bleibt dies, wenn man ſich von dem Glanze ſeiner Handlungen, aus welchen ein hoher Sinn und nicht ſelten Großmuth hervorleuchtet, täuſchen läßt. Man wird geneigt, einen bittern Haß auf ſeine Gegner zu werfen, die alle ſeine vorigen Wohlthaten bei einer kleinen, oft nicht einmal abſichtlichen Beleidigung von ihm, vergeſſen und mit Undank vergelten. Dennoch werden ſie faſt alle von ihren Zeitgenoſſen mit Lob überhäuft, dennoch zeugen für die meiſten von ihnen rühmliche Thaten und ihr Betragen unter der vorigen Regierung. Unbegreiflich bleibt dies bei einer flüchtigen Anſicht, am unbegreiflichſten war es gewiß dem Könige ſelbſt, denn keiner war weniger geſchickt, als er, die Urſache davon aufzufinden. Trotz dem Glanze ſeines Charakters lag ſie doch einzig in dieſem, welcher ein merkwürdiges Beiſpiel von den Wirkungen iſt, die ſelbſtſüchtige Geſinnung in rauhen Zeiten hervorbringt. Otto hatte für ſich ſelbſt eine übertriebene Hochachtung, in ſich fand er den Staat und die ganze Menſchheit, nur mit ſich hatte er den Bund der Freundſchaft und Liebe geſchloſſen. Er glaubte freilich ſchwer an Verbrechen der Menſchen und ſelbſt dann, wenn Jemand einer Frevelthat überführt war, entſchuldigte er ihn und verzieh ihm gern *); aber beides mehr aus Stolz, weil er die Wirkungen eines gegen ihn verübten Verbrechens nicht fürchtete, als aus Gutmüthigkeit und Adel des Herzens. Für fremdes Verdienſt hatte er wenig Sinn und lernte es daher nie richtig ſchätzen; er ward verſchwenderiſch, wenn er glaubte belohnen zu müſſen, und war oft undankbar, nicht aus Kargheit, ſondern weil er manchen ihm geleiſteten Dienſt mit verachtender Sorgloſigkeit überſah. Aber auch ſeine königlichſte Freigebigkeit machte ſelten einen frohen Menſchen und ſchadete häufig ihm ſelbſt: den edlern Mann beleidigte ſie, weil er ohne Herzlichkeit gab; ſie ſpornte nicht zu neuem Eifer für den Geber. Es iſt ein herrlicher Lohn, nach einer gelungnen Unternehmung ſein Selbſtgefühl in der dankbaren Achtung desjenigen, für den man arbeitete, noch einmal zu empfinden; und es bleibt eine ewige Wahrheit, nur durch Liebe gewinnt man Liebe. Otto ſchätzte die That und ihre Folgen, nicht den Vollbringer; aber dieſer Charakterzug mußte die Menſchen deſto unwilliger gegen ihn empören, je mehr

---

*) Witich. p. 644.

**) nach einer Streiferei durch Franken verſuchten ſie von der Abendſeite her das Herzogthum Sachſen zu durchſchwärmen. Man glaubt, doch ohne genugſamen Grund, daß Otto ſie in der Gegend von Dortmund in Weſtphalen geſchlagen habe.

---

*) Witich. p. 650.

ſich von ſeiner übrigen Größe gedrückt fühlten. Ein ſolcher Geiſt gehörte auf einen Thron der neuern Zeit; unſre Monarchen, durch eine Kluft von ihrem Geſchlecht geſchieden, regieren gewöhnlich deſto beſſer, je weniger ſie von Sympathie mit einzelnen Menſchen wiſſen. Im Mittelalter war größere Gleichheit, der freie Mann hielt ſich für ſo gut, als ſeinen König; und der Monarch wirkte gewiß wenig durch ſeine Großen, welcher es nicht verſtand, ein guter Freund zu ſeyn. Dies war Heinrich's des Erſten herrliches Geheimniß, das er vielleicht ſelbſt nicht kannte, weil die Natur es ihm in ſein Herz gelegt hatte.

Der Franke Eberhard, ein heitrer und geſprächiger Mann, freizebig gegen die Seinigen, obgleich ſparſam gegen ſich ſelbſt, ſtand an der Spitze derjenigen, welche den erſten bürgerlichen Krieg anfingen. Der Stolz der Sachſen, die unter der vorigen Regierung die beſten Aemter erhalten hatten und es jetzt für ſchimpflich achteten, in ihren Stellen nicht unmittelbar vom König abhängig zu ſeyn, war die erſte Veranlaſſung, ſo wie überhaupt die Eiferſucht zwiſchen den beiden deutſchen Hauptvölkern*). Unter den Vaſallen des ſächſiſchen Heinrich's und des Franken Eberhard war Streit entſtanden und der leztere hatte deshalb einen großen Gutsbeſitzer in Thüringen, mit Namen Bruning, überfallen und ſeine Stadt Elveri*) in einen Aſchenhaufen verwandelt, nachdem er alle Einwohner derſelben getödtet hatte. Otto ſtrafte ihn dafür um hundert Talente, wofür er eine gewiſſe Anzahl von Pferden liefern mußte: ſeine Genoſſen aber wurden verurtheilt, nach Magdeburg einen Hund zu tragen**). Dies war eine alte deutſche Strafe, die aber nur einen freien Mann treffen konnte, denn ein Miniſterial mußte einen Stuhl, ein Unfreier das Rad von einem Wagen eine beſtimmte Strecke weit tragen***).

---

*) Witechind ſagt: quumque esset (sc. Henricus) in exaltando gentem suam, rarus fuit aut nullus nominatorum virorum in Saxonia, quem praeclaro munere, aut officio, vel aliqua quaestura non promoveret. p. 643. Saxones imperio regis facti gloriosi dedignabantur aliis servire nationibus, quaesturasque, quas habuere, ullius alius nisi solius regis gratia habere co tempserunt. p. 644.

Kaum hatten Eberhard's Anhänger dieſe Strafe gelitten, ſo entließ ſie Otto ohne weitern Groll und gab ihnen ſogar noch anſehnliche Geſchenke. Doch hingen ſie feſt ihrem vorigen Anführer an, welcher ſich auch unter den Sachſen eine Parthie gemacht hatte und ſeine verheerende Fehde fortſetzte, jetzt furchtbarer, weil Thankmar, des Königs älteſter Bruder, ſich zu ihm geſchlagen hatte. Dieſer war unwillig darüber, daß bei dem Tode des Grafen Siegfried von Merſeburg, mit welchem er durch ſeine Mutter Hatburg nahe verwandt war, die Güter deſſelben nicht ihm, ſondern dem Markgrafen Gero zu Theil wurden, welcher ſich durch glückliche Unternehmungen gegen die Slaven auszeichnete. Sein Unruhen liebender Geiſt und Neid über die Macht ſeines Bruders reizten ihn aber wohl vorzüglich zur Empörung gegen denſelben. Uebermüthig verübte er zahlloſe Räubereien, die mit jedem Tage ſchrecklicher wurden, weil Otto anfänglich ruhig zuſah und es den ſtreitenden Parthien ungeſtraft hinging, wenn ſie auf ſeinen Befehl, vor ihm zu erſcheinen, nicht achteten. Nicht allein hierdurch vergrößerte ſich Thankmar's und Eberhard's Anhang, ſondern auch durch das Glück, welches ſie bei ihren erſten Unternehmungen begleitete. Sie überfielen die Burg Bellick an der Ruhr in der Grafſchaft Mark und bekamen daſelbſt den jungen Heinrich, Otto's Bruder gefangen, welches ihnen ſehr viel werth war, theils weil ſie ihn, ſobald es unglücklich ging, als eine Geiſſel für ihre Sicherheit betrachten konnten, theils weil ſie hoffen durften, durch ihre Vorſtellungen den ſchwachen, eiteln Prinzen gegen den König einzunehmen. Eberhard hatte ihn in Verwahrung, unterdeſſen Thankmar die Stadt Ehresburg eroberte. Aber ſie wußten ſich ihres Glückes nicht zu bedienen, ſondern verheerten alles um ſich her auf die ſchändlichſte Weiſe, ſo daß ſelbſt Wichmann, welcher noch immer dem König gegrollet, ſeitdem er das Lager deſſelben verlaſſen hatte, jetzt zu ihm zurückkehrte und tapfer für ihn focht, unwillig über die Greuel, welche ſich die Gegenparthie zu Schulden kommen ließ. Eine ſtarke Mannſchaft zog ſich gegen Ehresburg hin, deſſen Einwohner dadurch aufgeſchreckt, dem Heere ſogleich die Thore öffneten. Thankmar hatte es durch Drohungen und Bitten nicht verhindern können, er entfloh in die Kirche; aber die Feinde und vorzüglich Heinrich's Vaſallen, welche die Schmach ihres Herrn rächen wollten, ſprengten die Thüre derſelben auf und drangen hinein. Hier ſtand er am Altar, ſein Schickſal erwartend, ſeine Waffen waren auf denſelben hingelegt; doch ſchoß er, als ihm einer läſternd das Geſicht verwundete, noch einmal und tödtete ihn in dem Augenblicke, da auch er, durchbohrt von hinten mit einer Lanze, welche durch das Fenſter am Altar geſtoßen war, ſterbend hinſank*). Otto ſprach manches zum Lobe ſeines Bruders und bedauerte ſein Schickſal: vier von ſeinen vornehmſten Anhängern wurden aufgehenkt. Muthlos gemacht durch die Nachricht von Thankmar's Tod und Otto's Siegen warf ſich Eberhard vor dem gefangenen Heinrich nieder und bat um Vergebung: er erhielt ſie, ſo wie dieſer die Freiheit, beide durch ein Verbrechen. Der ſchlaue Franke hatte ſich den Plan entworfen, in Sachſen ſelbſt die Macht ſeines Gegners zu ſtürzen und die Verwandte und Freunde deſſelben gegen ihn in Aufruhr zu bringen, indem er ihnen, als Belohnung dafür, die Krone zeigte, welche wahrſcheinlich das Ziel war, nach welchem er ſelbſt ſtrebte. Auf dieſe Art hatte er ſchon den Herzog Giſelbert von Lothringen, den Schwager Otto's, an ſich gezogen und dieſer half ihm jetzt den Bruder deſſelben durch eine gleiche Lockſpeiſe fangen. Dem eiteln Jüngling ſchmeichelte es über alles, wenn er von dem Herzoge hörte, nicht Otto, es müßte König ſeyn, denn nicht jener, er wäre von einer Königin gebohren und an Macht fehle es ihm nicht, den Plan des Schickſals wieder in Ordnung zu bringen, welchen es bei ſeiner Geburt ſchien entworfen zu haben. Leichtſinnig ſchwur der betrogne Prinz, ehe er ſeine beiden Bundesverwandten verließ, alle ſeine Kräfte aufzubieten, um ſeinem Bruder die Krone zu rauben und ſich aufzuſetzen. So ließ Eberhard beide Herzoge für ſeine verborgene Abſicht arbeiten, welche er nur im häuslichen Leben bisweilen verrieth. Als er eines Tages ſeine Gemahlin auf dem Knie wiegte, ſagte er zu ihr: „Freue dich nur noch eine kurze Zeit in den Armen eines kleinen Grafen, bald kannſt du dich an der Umarmung eines Königs ergetzen!“ Otto hatte nicht den geringſten Argwohn von dieſer neuen Verſchwörung, als ſein Bruder ganz unbefangen zu ihm kam: er ſtaunte über ſeine unerwartete Befreiung und nahm ihn mit mehr brüderlicher Treue auf, als dieſer zu ihm zurückbrachte. Zwiſchen dem Franken und dem Könige war der Erzbiſchof Friedrich von Mainz der Vermittler und die ganze Strafe, welche jener dulden mußte, beſtand darin, daß er auf eine kurze Zeit nach Hildesheim gleichſam verbannt wurde, ohne deshalb etwas von ſeiner vorigen Würde zu verlieren*)

---

*) eine andre Lesart iſt Elmeri, und Meibom glaubt, daß entweder die Stadt Elmershauſen oder das Kloſter Helvershauſen an der Weſer von Witechind gemeint ſei.

**) Witich. p. 644.

***) Otto Frising. de gestis Frid. I. l. 2. in Murat. scriptor. rerum ital. t. 6. p. 732. 33.

---

*) Schmidt erzählt in der Geſchichte Otto's die Umſtände von Thankmar's Tode ſehr unrichtig und verſichert gegen Witechind's Worte, die Quelle dieſes Faktums, daß ſich die Truppen geſcheut hätten, in die Kirche zu dringen. Eben weil ſie dies thaten, zürnte der abweſende König auf ſie: aber die gefährliche Lage, in welcher er ſich fand, hinderte ihn, dieſe ſündliche Verwegenheit zu beſtrafen. Witich. p. 645.

Eberhard's Parthie war auch durch die Unruhen kühner gemacht, welche zu gleicher Zeit in Baiern nach dem Tode des Herzogs Arnulf ausgebrochen waren. 937. Es ſcheint, als habe Otto den Söhnen deſſelben das Herzogthum nicht laſſen wollen, um ſie in den Grafenſtand hinabzuſetzen: wahrſcheinlich hatte auch der älteſte von ihnen ſich daſſelbe eigenmächtig zugeeignet**). Dennoch wagte es Otto nicht, das Herzogthum der Familie zu nehmen; ſondern gab es an Berthold, den Bruder Arnulf's, welcher aber durch eine königliche Armee in daſſelbe eingeſetzt werden mußte. Es iſt kein Phänomen in der ganzen deutſchen Geſchichte, die ſich gewiß nicht raſch entwickelt, welches ſo allmählig erſcheint, als Erblichkeit der Reichswürden und daher entſpringende Landeshoheit***).

Durch einen neuen Streifzug der der Ungern hätten gleichfalls die innerlichen Stürme für den König gefährlich werden können, wenn es durch ſeines Vaters Anſtalten nicht bewirkt wäre, daß ſie hinfort auf deutſchem Boden vom Unglück verfolgt wurden. Jetzt hatten ſie ihr Hauptlager am Fluß Boda im Halberſtädtiſchen und ſtreiften in der ganzen Gegend umher; aber wenn ſie am ſorgloſeſten waren, fielen die Einwohner der Städte plözlich über ſie her und richteten ſie zu Grunde. So ward ein großer Theil von dieſen aufgerieben und ein andrer Schwarm, der ſich nach Norden gezogen hatte, war durch die Hinterliſt eines Slaven in eine gefahrvolle Gegend *) gelockt, von den Deutſchen umringt und niedergemacht. Die Furcht, mit welcher von nun an die Ungern an dieſelben dachten, konnte nur von der übertroffen werden, welche dieſe einſt vor ihnen gehabt hatten. In vielen Jahren kam das wilde Volk nicht wieder in das innere Sachſen.

---

*) Liutpr. l. 4. c. 9. 10. — Witich. p. 644. 45.

**) Witich. p. 644. — ea tempestate defunctus est Arnulfus Bajoariorum dux et filii ejus in superbiam elati regis jussu contemserunt ire in comitatum. Man könnte die letzten Worte auch für gleichbedeutend mit dem Ausdruck ire in curiam erklären; doch dünkt mich die Interpretation, welche ich oben gewagt habe, mehr für ſich zu haben.

***) Sigeb. Gembl. ad a. 930.

Mit den Slaven hingegen dauerten die Kriege unaufhörlich fort, und Markgraf Gero reichte damit nicht aus, daß er ſich tapfer mit ihnen herumſchlug: er mußte zugleich ſeine ganze Aufmerkſamkeit gegen ihre verborgnen Nachſtellungen richten. Da er um dieſe Zeit eine große Verſchwörung gegen ſein Leben unter ihnen entdeckte, lud er dreißig der vornehmſten Slaven zu einem Gaſtmal, zechte mit ihnen bis tief in die Nacht und ließ ſie dann alle ermorden. Es kann keine Handlung ſo ſchändlich ſeyn, daß ſich die Deutſchen die-

---

*) Witechind nennt ſie Trimming und meint wahrſcheinlich den ſumpfigen und waldigen ſchmalen Landesſtrich an der Aller, welcher jetzt der Drömmling heißt.

ſelbe nicht gegen ihre öſtlichen Nachbarn erlaubt hätten. Wer recht auf Greuelthaten gegen ſie ſann, konnte doch der tadelloſeſte Mann genannt werden und Gero's Ermordung ſeiner Gäſte ward lange nach ſeinem Tode noch als ſeine vorzüglichſte That geprieſen *).

Mochte der Markgraf noch ſo wachſam ſeyn, ſo war es ihm doch unmöglich, den aufrühriſchen Geiſt aller ſlaviſchen Völker zu bändigen, welche ſich jetzt unaufhörlich empörten, kühner durch die innerlichen Kriege der Deutſchen. Als die Obotriten **) zu den Waffen griffen, führte Otto ſelbſt ein Heer gegen ſie; und ob ſie gleich durch ſeine Siege in das tiefſte Elend geſtürzt wurden, ſchlugen ſie dennoch den Frieden aus und achteten die Freiheit höher als alles ***).

---

*) Ein Volkslied ſagte von ihm:

Zu Lausnitz erſter Fürſt war ich,
Dreißig Wendiſch Herrn tödtet ich,
Stiftet Gernrod von eigner Hab,
Daſelbſt man ſieht noch heut mein Grab.

**) Die Obotriten oder Abotriten, im Mecklenburgiſchen, waren bei weitem der mächtigſte Stamm unter den deutſchen Slaven.

***) Witechind ſagt ſehr ſchön: „Der König ſtieß ſie in den Abgrund des Elends; aber dennoch wollten ſie lieber Krieg, als Frieden; was war ihnen Ungemach, für die ſüße Freiheit erduldet? Sie ſind ein hartes Geſchlecht, zur Arbeit erſchaffen und an die leichteſte Nahrung gewöhnt; was den Unſrigen zur kummervollen Beſchwerde gereicht, das achten ſie für Wolluſt. So entfleucht die Zeit, jenen, indem ſie für die Ausbreitung ihrer Herrſchaft, dieſen, indeß ſie für Freiheit und gegen die traurigſte Sklaverei mit abwechſelndem Glücke fechten!“

Um ſich den ganzen Strich der ſlaviſchen Provinzen bis an die Oder hin zu unterwerfen, bediente er ſich der Verrätherei eines Slaven, welcher der Erbfolge nach Fürſt der Heveller, der Wenden an der Havel, geworden wäre, aber jetzt unter den Sachſen lebte. Als wäre er der Gefangenſchaft entflohn, kam er in die Stadt Brennaburg und ward mit Freude von ſeinem Volke aufgenommen. Gewonnen durch das Geld und die Verſprechungen der Deutſchen ermordete er ſeinen Enkel, welcher außer ihm von dem fürſtlichen Geſchlechte nur noch übrig war, und führte durch Schandthaten ſein Vaterland in die Sklaverei *).

Unterdeſſen war ſchon der Krieg mit den Verſchwornen ausgebrochen und es gehörte die fürchterliche Standhaftigkeit dazu, welche Otto beſaß, um nicht im Kampf gegen alle dieſe Feinde zu erliegen, um in dieſem Meere von Unruhen nicht zu verſinken. Ein großes Gaſtmal, welches Heinrich zu Salfeld **) gab, verrieth zuerſt ſeine Geſinnung: er beſchenkte alle ſeine Gäſte auf eine prächtige Art und zog die meiſten von ihnen in die Verſchwörung. In Sachſen zu bleiben und da gegen ſeinen Bruder loszuſchlagen, dazu war er zu ſchwach und zu furchtſam und ging daher gern auf den Rath ſeiner Vaſallen, welchen er die haltbaren Plätze anvertraute, zu dem lothringiſchen Herzog. Dieſer hatte ſich in dem erſten bürgerlichen Krieg zweideutig gegen ſeinen Königlichen Schwager betragen und durch allerlei Künſte die Geſandten deſſelben, welche eine beſtimmte Antwort verlangten, ob er Krieg oder Frieden wollte, hinzuhalten geſucht. Auf den Befehl Otto's, vor ihm zu erſcheinen, achtete er nicht und das Gerücht ſagte, er zerbräche häufig an den Schriften das königliche Siegel*)

---

*) Witich. p. 647.

**) die Hauptſtadt Sachſen-Coburg-Salfeld.

Als ſich die Nachricht verbreitete, Heinrich wäre nach Lothringen gegangen und hätte in Sachſen und Thüringen feindliche Anſtalten gemacht, wollte es Otto nicht glauben: Verrätherei von ſeinem Bruder war für ihn ein unerwarteter Schlag. Er erhielt bald Gewißheit von der Gefahr, die über ſeinem Haupte ſchwebte. Eberhard war ſchlau und hatte einen großen Anhang; die Macht der Lothringer war beträchtlich, ſie erſetzten durch Liſt, was ihnen an Tapferkeit abging, und Frankreich ſtand bereit, zugleich mit ihnen gegen Deutſchland loszuſchlagen. Aber Otto's furchtbarſter Gegner war ſein Bruder, durch dieſen war die Kraft ſeines Hauſes getheilt, er durfte nun ſeinen eignen Landsleuten nicht trauen, unter ſeinen Freunden mußte er Verrath befürchten; und die Empörung gewann das Anſehn eines gerechten Krieges, weil ein großer Theil der Deutſchen mit der Königin Mathilde glaubte, Heinrich hätte ein gegründetes Recht an der Krone. Durch dieſen Feind war die Axt an die Wurzel der ganzen Macht des Königs gelegt, denn er durfte nun Sachſen nicht von ſeinen treuſten Anhängern entblößen, weil im Schooß deſſelben die Stärke von Heinrichs Parthie ihm drohte: zugleich mußte er fürchten, daß es dann eine Beute der eindringenden Slaven würde. So umringt von Gefahren ſah er wohl, daß er nur durch die Schnelligkeit eines Blitzes das furchtbare Gewitter zertheilen konnte; und plötzlich ſtand er mit einem Heere an dem Rhein, nachdem ein Hauptort in der Grafſchaft Mark von Heinrich's Leuten bei dem Gerüchte von ſeiner Ankunft geräumt war. Sonderbar ſpielte der Zufall mit beiden Partheien: des Königs mächtigſte Freunde waren Herzog Herrmann von Schwaben und der Franke, Konrad der Weiſe, Graf von Worms, beide nahe Verwandte von ſeinem unverſöhnlichſten Feinde, Eberhard; und Er mußte gegen ſeinen Schwager und ſeinen Bruder fechten*). Noch einmal verſuchte er es, mit dem letztern Frieden zu ſtiften und ſchickte deshalb einen Freund deſſelben mit dem Antrage brüderlicher Eintracht zu ihm; aber kaum war ſein Geſandter zurück, ſo erblickte er ſchon am jenſeitigen Ufer des Rheins ein mächtiges lothringiſches Heer, das unter Anführung Giſelbert's und Heinrich's gegen den kleinen Theil ſeiner Armee anrückte, welcher ſchon hinübergegangen war. Es fehlte an Schiffen, um ihn mit der größern Zahl der Seinigen hinüberzubringen; der Fluß war breit und reiſſend; es ſchien eine Unmöglichkeit, den jenſeitigen Genoſſen zu Hülfe zu kommen, und jeder glaubte ſie ohne Rettung verloren! Der König konnte die Bewegungen des heftigſten Schmerzes in ſeinem Aeußern nicht verbergen, er warf ſich mit ſeinem Heere vor Konſtantin's heiliger Lanze nieder und betete laut: „Herr Gott, der du mich über mein Volk geſetzt haſt, rette mich jetzt von den Feinden, damit es offenbar werde, dir könne niemand widerſtehn!" Als das Getöſe der Schlacht jenſeits begann, herrſchte dieſſeits die tiefſte Stille und bange Erwartung; mit jedem Hieb, wodurch dort ein Sachſe einen Feind zu Boden ſtreckte, hob ſich hier kraftvoll ein Arm; wenn dort ein Landsmann ſterbend hinſank, ſo erblickte man hier ſeine Todesbläſſe auf hundert Geſichtern. Aber welcher neue furchtbare Anblick! dem lothringiſchen Heere ſcheint noch ein Trupp von Reutern zu Hülfe zu kommen: es entſteht eine allgemeine Verwirrung und faſt däucht es den mißtrauiſchen Zuſchauern, als hieben dieſe Spätlinge auf die Lothringer ein. Es war ein kleiner Haufen von Sachſen, die von ihren Gefährten weggezogen waren, welche ſich bei Bürich in Schlachtordnung ſtellten, nachdem ſie ihr Gepäck hatten nach Santen bringen laſſen. Der Feind ward von dieſen mit Heldenmuth empfangen, unterdeſſen ihm jene unvermerkt in den Rücken kamen, welches um ſo leichter geſchehen konnte, weil die Lothringer anfänglich durch einen großen Fiſchteich von den königlichen Truppen getrennt waren. Von vorn und von hinten angegriffen, gerieth ihr großes Heer in Unordnung und zerſtreute ſich zitternd nach allen Seiten, ob es gleich ſelbſt nicht recht wußte, warum. Einige Sachſen, welche die franzöſiſche Sprache ein wenig verſtanden, riefen: ſie möchten fliehn! ſie möchten fliehn! Die Lothringer glaubten, die Vermahnung komme von ihren Genoſſen; und in kurzer Zeit war die ganze Armee auseinander gejagt. Heinrich's Arm war durch einen Hieb gelähmt, wiewohl dieſer nicht ganz durch das dreifache Eiſenblech des Panzers gedrungen war. Unbeſchreiblich war der Jubel unter den Siegern, welche dieſen Triumph für das Geſchenk eines wahren glücklichen Abentheuers halten mußten: unbeſchreiblicher war die Freude am dieſſeitigen Ufer![*]

---

*) Witich. p. 645.

---

*) Annalista Saxo ad a. 939.

Die erſte Folge war, daß alle ſächſiſche Städte bis auf zwei[**] von Heinrich abfielen und ſich dem König ergaben, deſſen Anhänger das Gerücht verbreitet hatten, der Prinz ſelbſt ſei in der Schlacht geblieben. Als die Nachricht von dem Abfalle der Städte zu dieſem gelangte, machte er ſich mit neun Gefährten auf den Weg nach Sachſen und kam glücklich zu Merſeburg an, welches ihm getreu geblieben war. Auch hier von dem nacheilenden Bruder verfolgt, mußte er ſich nach einer Belagerung von ein paar Monathen unter der Bedingung ergeben, daß in Sachſen ein Waffenſtillſtand von dreißig Tagen ſeyn ſollte, übrigens jeder von ſeinen Genoſſen, welcher zu dem König übergehn wollte, Verzeihung finden würde. Dieſe Milde Otto's muß man der Beſorgniß, daß es gefährlich ſeyn möchte, größere Strenge zu brauchen, oder auch ſeiner Verachtung aller Gefahren zuſchreiben. Es war ſeine ſeeligſte Empfindung, den Stürmen freien Lauf zu laſſen und wie ein erhabner Geiſt über den empörten Wogen zu ſchweben, mächtig genug, ihnen Ruhe zu gebieten, ſo bald es ihm nothwendig ſchien.

---

[*] Liutpr. L. 4. c. 11. — Witich. p. 6[illegible]6.

[**] Merſeburg und Scheidingen.

Sein Bruder war unterdeſſen nach Lothringen zurückgekehrt und er folgte ihm bald mit einem Heere: aber hier waren die Städte ſchon feſter, als in Deutſchland, und er hatte keine Zeit, ſich lange bei ihnen zu verweilen. Er durchzog deshalb nur verheerend Giſelbert's Land und reizte einen ſchlauen lothringiſchen Grafen, Immo genannt, welcher bisher ein treuer Vaſall des Herzogs geweſen war, zum Aufruhr gegen denſelben. Dieſer Immo hatte den Ruf des ſchlauſten Kopfes unter den Lothringern und ſpielte unter ihnen die Rolle des Ulyſſes. Ueber eine Heerde Schweine des Herzogs, die er durch Liſt in ſeine Stadt lockte, entſpann ſich die Fehde unter ihnen. Als der Graf belagert ward, ſprengte er viele Schwärme von Bienen gegen die feindliche Reiterei. Sie ſetzten ſich auf die Pferde, welche wie raſend, durch ihre Stiche gepeinigt, herumſprangen, In dem Augenblicke that Immo einen Ausfall und ſchlug den Feind zurück. Der abziehende Giſelbert ſoll geſagt haben, wenn der Schlaukopf mit ihm wäre, ſo wollte er alle Lothringer fangen; aber mit allen Lothringern könnte er nicht dieſen einen überliſten *)

Otto hatte ſich mit der Eroberung der Städte nicht aufhalten dürfen, weil der König Ludewig von Frankreich unterdeſſen in das Elſaß eingefallen war und daſſelbe mehr nach Räuberart, als wie es einem König geziemte, verheerte. Er ward aber bald von dem herbeieilenden Otto zurückgetrieben, welcher darauf die feſte Stadt Breiſach belagerte, die zu Eberhard's Beſitzungen gehörte. Auf beiden Seiten geſchahn die

---

*) Witich p. 647.

tapferſten Thaten und die Belagerten durften baldigen Entſatz hoffen, weil die Nachricht einlief, daß Giſelbert und Eberhard bei Andernach über den Rhein gegangen wären und ringsumher alles verwüſteten. Der König verlor den Muth nicht, ſelbſt alsdann nicht, da er jetzt gewahr ward, daß der Verrath bis in ſein Lager gedrungen war. Der Erzbiſchof Friedrich von Mainz, welcher es nicht verſchmerzen konnte, daß bei ſeiner Vermittlung zwiſchen Eberhard und Otto dieſer nicht alles erfüllen wollte, was er dem erſtern verſprochen hatte, verließ in der Nacht nicht allein mit ſeinen Truppen das königliche Lager; ſondern verführte mehrere Biſchöfe, mit ihm zu gehn. Aengſtlich verſammelte ſich nun das Heer um ſeinen großen Führer und bat ihn, weil die Anzahl ſeiner Truppen ſo klein wäre, nach Sachſen zu eilen, ehe ihm von den Feinden der Rückweg verſperrt würde. „Sprecht nicht ſo, antwortete er, laßt uns, wenn unſere Todesſtunde naht, in tapfern Thaten ſterben und unſern Ruhm durch keine Schande beflecken. Wir ſtreiten für das Recht: zu fliehn, ohne eine Schlacht gewagt zu haben, hieſſe deshalb auf Gott nicht vertraun, und wie viel ſchöner iſt der Tod für die Tugend, als ein ſchmachvolles Leben nach der Flucht!" Sein Anblick belebte ſie wieder mit neuem Muth; denn auch nicht die geringſte Bewegung ſchien in ſeinem Innern vorzugehn. Nur ein einziges Mal äußerte er in dieſer gefahrvollen Lage einige Empfindlichkeit, die aber ſeinen beleidigten Stolz zur Urſache hatte. Ein mächtiger Graf, der ſich in ſeinem Lager befand, ließ ihm drohen, er würde daſſelbe ſogleich verlaſſen, wenn er ihm nicht die reiche Abtei Laurensheim ſchenkte. Ich werde mit ihm ſelbſt ſprechen, antwortete Otto. Froh eilte der Graf herbei und glaubte ſchon, ſeinen Wunſch erfüllt zu ſehn, als ihn der König im Angeſicht des Heers ſo anredete: „Du Unverſchämter durch Drohungen glaubſt du von mir zu erzwingen, daß ich das Heilige den Hunden vorwerfe? Wenn du Luſt haſt, ſo eile, je eher, deſto beſſer, mit den Deinigen hinweg!“ Mit Schamröthe übergoſſen warf ſich der Graf vor ihm nieder und bekannte, daß er ſich gröblich vergangen hätte. *)

Unterdeſſen waren der Herzog Herrmann von Schwaben und der Franke Konrad gegen den verheerenden Feind geſchickt; doch ſchienen ſie viel zu ſchwach zu ſeyn, ihn angreifen zu dürfen. Sie hatten ſich in die Nähe deſſelben am Rhein hinaufgezogen, als ihnen ein Prieſter, welchen man geplündert hatte, begegnete und die Nachricht gab, der größte Theil des feindlichen Heers wäre ſchon wieder jenſeit des Rheins, nur Giſelbert und Eberhard hielten noch mit ihrer auserleſenen Mannſchaft an dieſer Seite ein Mahl. Bei dem plötzlichen Ueberfall, den ſie ſogleich unternahmen, ſank Eberhard, nachdem er eben ſo viele Wunden ausgetheilt, als empfangen hatte, von Pfeilen durchbohrt zur Erde. Der Herzog von Lothringen floh; aber das Schiff, in welches zu viele Flüchtlinge mit ihm geſprungen waren, ging unter und alle fanden in den Wellen den Tod.

Otto wollte am frühen Morgen in eine entfernte Kirche reiten, als er einen Boten auf ſich zueilen ſah, welcher ihm kei-

---

*) Liutpr. l. 4. c. 14. 15.

chend die Nachricht von dieſer wichtigen Begebenheit überbrachte. Er ließ ſie ſogleich ſeinem alten Freunde, dem Herzoge Berthold von Baiern, kund thun. Bald darauf ergab ſich ihm auch Breiſach: und nun unterwarf er ſich leicht das Herzogthum Lothringen, obgleich Heinrich anfänglich Miene machte, ſich in Chievermont zu ſetzen, welches ihm aber ſeine Schweſter Gerberg, die Wittwe Giſelbert's, verwehrte. „Bin ich nicht ſchon unglücklich genug, ließ ſie ihm ſagen, daß ich meinen Gemahl verloren habe? willſt du jezt von neuem des Königs Zorn über dies Land rufen? Wahrlich, ſo unſinnig bin ich nicht, daß ich mich deinetwegen noch tiefer in das Elend ſtürzen ſollte!" Auch jezt verzieh ihm ſein großmüthiger Bruder gern, als er reuig zu ihm kam; eben ſo auch dem Erzbiſchofe Friedrich von Mainz, der nur auf einige Zeit verbannt wurde und dann ſeine Würde wieder erhielt. Es war ihm übel gegangen, ſeitdem er verrätheriſch das königliche Lager verlaſſen hatte und nach Metz gereiſet war, wo ſich alle Verſchworne verſammeln wollten. Zu gleicher Zeit mit ihm kam hier die Nachricht an von Giſelbert's und Eberhard's Untergang. Jezt wollte er nach Mainz zurück; aber die Einwohner der Stadt, bange vor Otto's Rache, weigerten ſich, ihn aufzunehmen; und ſo irrte er flüchtig umher, bis er endlich gefangen wurde.

Das Herzogthum Lothringen und die Vormundſchaft über Giſelbert's Sohn ward dem Grafen Otto von Verdun anvertraut; nachdem ſowohl dieſer, als ſein Mündel geſtorben war, erhielt Konrad der Weiſe die lothringiſche Herzogswürde. Zugleich bekam er die einzige Tochter des Königs, Luitgard, zur

Gemahlin. Der mit dem Könige Ludwig von Frankreich geſchloßne Friede ward durch die Vermählung deſſelben mit Giſelbert's Witwe beſtärkt *).

In dem ganzen Laufe dieſer beiden bürgerlichen Kriege hat Otto eine ſolche Erhabenheit gezeigt, daß wir ihm unſere Bewunderung nicht verſagen können. Es iſt ein ergetzendes Schauſpiel, welches den Zuſchauer ſelbſt ſtärker macht, wenn ein kraftvoller Menſch ſeine Stärke verdoppelt, ſo wie die Gefahr immer höher gegen ihn anſchwillt. Man kann ſich den geheimen Wunſch nicht ableugnen, daß die Stürme noch fortdauern mögen, gegen welche der König anſtreben muß. Man möchte ſo gern ihn ſeine Kraft bis zum höchſten Grade ſpannen ſehn, indem man nicht fürchtet, daß er unterliege, denn man fühlt ſich bei der Betrachtung ſeiner Thaten von derſelben Zuverſicht durchdrungen, welche ihn beſeelte. Wie tief ſteht in Vergleichung mit ihm ſein Bruder Heinrich, von dem es unbegreiflich bleibt, wie er ſo viele Anhänger finden konnte, wenn man nicht daran denkt, welche Zaubermacht außerordentliche Schönheit über das menſchliche Herz ausübt. Durch Leichtſinn und Schwäche des Charakters laſſen ſich vielleicht ſeine bisherigen Handlungen entſchuldigen; aber man kann ſeinen Abſcheu gegen ihn nicht verbergen, wenn man ihn jetzt von neuem die ſchändlichſte Verrätherei gegen ſeinen erhabnen Bruder anſpinnen ſieht.

Unter den Kriegern, welche unter dem Markgrafen Gero gegen die Slaven die Gränzen deckten, war ſeit einiger Zeit

---

*) Contin. Reg. p. 76. — Witich. p. 648. 49. — Liutpr. l. [illegible] c. 16. 17. 18.

eine heftige Gährung, weil ſie die gewöhnlichen Geſchenke nicht bekamen, da die ſlaviſchen Völker bei ihren ſteten Empörungen keinen Tribut mehr bezahlten. Heinrich benutzte ihre Unzufriedenheit und brachte es durch Verſprechungen und Geſchenke dahin, daß faſt alle Truppen an den öſtlichen Grenzen ſich mit ihm gegen den König verſchworen, ja, daß ſogar ausgemacht wurde, man wolle denſelben am nächſten Oſterfeſte ermorden und alsdann ſeinen Bruder, welcher zum Beſuch nach dem königlichen Palaſte gehn ſollte, ſogleich krönen. Ihr Vorhaben war verrathen. Das Feſt hindurch erſchien der König immer in der Mitte eines tapfern Gefolges; und den Tag nach demſelben brach das Ungewitter gegen die Verſchwornen los. Die meiſten von ihnen wurden ergriffen und einige auf der Stelle niedergemacht. Unter den letztern war auch Erich, der tapferſte Mann, von allen geliebt, und tadellos bis auf dieſes einzige Vergehn. Als er bewaffnete Männer zu ſeiner Wohnung kommen ſah, errieth er ihre Abſicht und hielt es, eingedenk ſeiner edlen Geburt und ſeines vorigen Ruhms, für ſchöner, im Kampfe zu ſterben, als wie ein Verbrecher zum Tode verurtheilt zu werden. Er nahm ſeine Waffen, ſchwang ſich auf ſein Roß und umringt von dem feindlichen Haufen, ſank er endlich herab, von einer Lanze durchbohrt. Seine gefangnen Genoſſen wurden in der folgenden Woche den Geſetzen gemäß enthauptet.

Auch den Erzbiſchof Friedrich von Mainz hatte man in Verdacht, daß er an dieſer Verſchwörung Theil genommen habe; aber die religiöſe Einfalt dieſes Zeitalters hielt ihn für gerechtfertigt, da er ſich durch den Genuß des Abendmahls öffentlich in der Kirche zu reinigen ſuchte. Heinrich hatte wieder von ſeinem großmüthigen Bruder Verzeihung erhalten und war nach Ingelheim in Verwahrung gebracht, von wannen er durch die Hülfe eines Geiſtlichen entkam. Es war um Weihnachten im Jahr 942, als Otto, welcher zu Frankfurt das Feſt feierte, in der Frühmeſſe eine blaſſe Geſtalt mit nackten Füßen, in der Kleidung eines Bußenden, vor ſich knien ſah. Sein Bruder war es. Der König nahm ihn mitleidig auf und einige Zeit nachher, als der Herzog Berthold ſtarb, gab er dem, welcher ihn hatte ermorden wollen, das Herzogthum Baiern. 947. Vielleicht ward er hiezu dadurch mit beſtimmt, daß Heinrich's Gemahlin eine Tochter des Herzogs Arnulf war *)

Auch ſeine heilige Mutter hatte ihn ſo ſehr darum gebeten, denn ihre Seele hing noch immer an ihrem ſchönen Liebling. Seit dem Kriege zwiſchen ihren Söhnen hatte ſie nicht ruhig mehr beten können und keine frohe Stunde gehabt, ob ihr gleich beide wegen ihrer verſchwenderiſchen Gutthätigkeit gegen die Armen ein geringes Drangſal angethan hatten. Allenthalben erblickte man Boten von ihr, welche reichliche Geſchenke an die Dürftigen herumtrugen. Otto ließ ſie endlich auffangen und verbot ihnen dies Geſchäft bei ſchwerer Strafe. Sein Bruder vereinigte ſich nachher mit ihm, um die Mutter dahin zu bringen, daß ſie ihre reichen Beſitzungen, welche ihr

---

*) Liutpr. l. 4. c. 19. — Cont. Regin. p. 76. — Witich. p. 649.

zum Leibgeding gegeben waren, verlieſſe und ein heiliges Gewand anlegte. „Um den König, rief ſie, habe ich es verdient, aber es bricht mir das Herz, daß mein Liebling ſo hart gegen mich ſeyn kann. Doch ſpreche niemand deshalb Böſes von ihm und der Friede Gottes ſey zwiſchen den Brüdern!“ Nicht lange nachher, da für Otto der gefährlichſte Zeitpunkt war, ſchickte er eine Botſchaft an ſie mit der Bitte, daß ſie wieder zu ihm kommen möchte. Er that es auf Antrieb ſeiner Gemahlin Editha, welcher die Geiſtlichen geſagt hatten, das Unglück des Königs rührte einzig von ſeiner Härte gegen die Mutter her. Dies geſtand er auch ſelbſt in einem reuigen Bekenntniſſe, ſo wie überhaupt die religiöſe Einfalt dieſer Zeit oft ſonderbar mit der Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters zuſammenſtößt und das einzige war, welches Demuth von ihm erzwingen konnte. Zu Grohnde empfing er die Königin mit einem prächtigen Gefolge. Ihm hatte ſie die Beleidigung nicht verargt; aber auch ihrem zweiten Sohne verzieh ſie gern und rief ihm, als er es jetzt für rathſam hielt, demüthig und weinend zu ihr zu kommen, innigſt bewegt zu: „Weine nicht, mein Kind, laß' ab! laß' ab! ich vermag es nicht zu hören, wenn du flehende Worte gegen deine Mutter gebrauchſt: komm' und umarme mich!“ Von jetzt an lebte ſie in immerwährender Eintracht mit ihren Söhnen *).

Von den beiden ſiegreichen Zügen, welche Otto zur Unterſtützung ſeines Schwagers, des Königs Ludewig, gegen den Herzog Hugo den Großen unternahm, mußte ihm der letzte

---

*) vita Mathildis regin. c. 3.

viel Freude machen, weil der Weſtfranke vorher über die Kraftloſigkeit der Deutſchen geſpottet und dagegen die große Anzahl ſeiner Truppen geprieſen hatte. Der Deutſche erwiederte, er würde ihm ſo viele Strohhüte entgegenſtellen, als er noch nie geſehn hätte; in ſeinem großen Heere hatten auch faſt alle einen Strohhuth auf dem Kopfe, welcher ihnen zum Siegeszeichen gegen die Feinde diente. Otto's Maxime war überhaupt, keine Beleidigung ungerächt zu laſſen: dies zeigte auch ſein Krieg mit den Dänen im Jahr 948. Sie hatten ſeine Geſandten und den Markgrafen von Schleswig umgebracht; er vergalt es ihnen ſchrecklich. Siegreich zog er bis an das Meer, welches Norwegen und Jütland von einander ſcheidet, und warf ſeine Lanze in daſſelbe, wahrſcheinlich zum Zeichen, daß ihm die Natur hier unterthan ſei: es führt auch jetzt noch den Namen Ottenſund. Den König der Dänen, Harald, den er geſchlagen hatte, zwang er, ſich mit ſeiner Familie taufen zu laſſen, und bei dem Sohne deſſelben vertrat er ſelbſt die Pathenſtelle. Dann errichtete er drei jütiſche Biſthümer, zu Aarhus, Rypen und Schleswig, welche dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Hamburg unterworfen wurden. Theils trieb ihn wohl ſein frommer Eifer dazu an, theils hatte er die ganz richtige Idee, daß die chriſtliche Religion das beſte Mittel ſei, bezwungne Völker unterjocht zu erhalten: ſie macht die Kraft des Barbaren ſchlaffer und beugt ſeinen Sinn unter ſklaviſche Begriffe. Wie lange dauerte es, ehe die Deutſchen ihrem Geiſte unter beſiegten heidniſchen Völkern nur einigermaßen das Bürgerrecht zu verſchaffen wußten! Der erſte Schritt, welcher dies bewirken konnte, war gewiß der, welchen Heinrich that, daß er nemlich aus einem Theil des unterjochten Landes Markgrafſchaften errichtete; aber der zweite, der darauf folgen mußte, die Anordnung von chriſtlichen Biſthümern in den heidniſchen Provinzen, trug noch mehr dazu bei. Nur durch das Schwert und das Kruzifix konnte Sklaverei gegründet und fortgepflanzt werden! Welche Zauberer waren dagegen die Römer in der Kunſt, ein wildes Volk römiſch zu machen! aber ſie verbreiteten Kultur, nicht Pfaffengeſchwätz, wie die Deutſchen: dieſe waren ſo roh, wie die überwundnen Barbaren, indeß jene von einer weit höhern Stufe der Menſchheit auf den Wilden herabwirkten! *)

Auch der Herzog Boleſlav unterwarf ſich endlich im Jahre 950 dem deutſchen Reiche und der chriſtlichen Religion, welches Otto vorzüglich der hohen Achtung verdankte, von der ſich der wilde Böhme gegen ihn durchdrungen fühlte, als er ihn mit ſo viel Siegskränzen geſchmückt ſah. **) Nun hätte der König auf den Lorbeern, die er ſich als Held errungen hatte, ausruhen können, um für das Innre des Staats eine ſtille Sorgfalt auszuüben; aber die war ihm zuwider, er hatte keinen Sinn für die ſanftern Beſchäftigungen. So wie ſein Ruhm wuchs, vermehrte ſich die Unruhe ſeines Geiſtes.

Karl's des Großen Schatten hatte ihm ſchon lange nach Italien gewinkt und das Schickſal ſelbſt bot ihm jetzt die Hand zu einem Zuge dahin. Eine Botſchaft kam an ihn aus dieſem Lande, die ihm äußerſt angenehm ſeyn mußte, zumal da ſeine Gemahlin Editha ſchon 947 geſtorben war. Jetzt beginnt eine neue Epoche nicht nur in Otto's Leben und in ſeinen Familienverhältniſſen; ſondern zugleich in der Geſchichte Deutſchlands, ja ſelbſt des ganzen Europa.

---

*) Adam. Brem. l. 2. c. 2. — Witich. p. 651. — Frodoardus ad a. 946.

**) Witich p. 652.

Seitdem ſich Italien von dem deutſchen Reiche losgeriſſen hatte, war manches Gerücht über die Alpen gekommen, welches die dortigen Greuel ſo ſchrecklich ſchilderte, daß ſich der Deutſche bei Anhörung derſelben von einem Schauer durchdrungen fühlte. Die Maſſe, welche aus dem Ueberreſte des römiſchen Volks, das vom Gipfel der Freiheit ſchon längſt in die Sklaverei der ſchändlichſten Laſter verſunken war, und aus den wilden Horden entſtand, welche Italien unterjocht hatten, war jetzt daſelbſt in der fürchterlichſten Gährung. Der Barbar vergeudete ſeine Kräfte und der entnervte Römer ſcheute nicht die unſeligſte Ueberſpannung, indem ſie ſich einander in Laſtern zu übertreffen ſuchten. Je mächtiger jemand war, deſto mehr zeichnete er ſich in denſelben aus; und die Herrſchſucht der Großen war unerſättlich, weil die Zahl der laſterhaften Neigungen ſo groß war, welche von ihr Befriedigung erwarteten. Das ärgſte Beiſpiel in dieſer Hinſicht war gewiß der Markgraf Berengar von Ivrea. Weil er in dem Verdachte ſtand, daß er nach der lombardiſchen Krone ſtrebe, hatte ihn der König Hugo wollen gefangen nehmen, um ihm die Augen ausſtechen zu laſſen; er entfloh aber und kam nach Schwaben, durch deſſen Herzog er eine gute Aufnahme an Otto's Hofe fand. Doch ſagte der König den Geſandten Hugo's, er würde den Markgrafen nie unterſtützen, um ihm die lombardiſche Krone zu verſchaffen. Zugleich zeigte er ihnen einige Empfindlichkeit über das Anerbieten ihres Herrn, daß er ihm ſo viel Gold und Silber geben wolle, als er verlange. In Italien war um dieſe Zeit alles für Geld feil. *)

Unterdeſſen ſchauten die wankelmüthigen Italiener mit Sehnſucht auf den entflohnen Markgrafen, welcher gern zu ihnen zurückkehrte. Er ſah ſich bald von allen Anhängern ſeines Gegners umgeben, ſo, daß dieſer den Entſchluß faßte, die Krone niederzulegen und in ſeine Grafſchaft Provenze zu gehn, von wannen ihn der Pabſt Johann der Elfte auf den lombardiſchen Thron gerufen hatte. Hier lebte er noch kurze Zeit als Mönch in einem Kloſter, welches er ſelbſt erbauet hatte. Er hatte geglaubt, nur mit ſeiner Regierung wäre man unzufrieden und ſein Sohn würde nun ungeſtört die Lombardei beherrſchen; aber Lothar ward nur dem Namen nach König, Berengar war es der Macht nach und wußte ſich, ſo lange noch die Furcht ſeine ſchändlichen Leidenſchaften feſſelte, einen ſolchen Schein von Vortrefflichkeit zu geben, daß die Italiener ihn über Karl den Großen erhoben und glaubten, jetzt wäre ihr goldnes Zeitalter gekommen. Er ward deshalb auch ohne alle Schwierigkeit auf den Thron geſetzt, als Lothar, wahrſcheinlich am Gifte, das er von ihm bekommen hatte, ſchon 950 ſtarb **). Gegen die junge ſchöne und geiſtreiche Wittwe deſſelben offenbarte ſich zuerſt ſein boshafter Charakter. Um ſeine Herrſchaft feſter zu gründen, hatte er ſie zwingen wollen, ſeinen Sohn Adelbert zu heirathen; aber mit Abſcheu hatte ſie den Antrag zurückgewieſen. Auf das äußerſte gemishandelt, ward ſie in einen Thurm an dem Gardaſee eingeſperrt, in deſſen Tiefe ſie lange trauerte. Mit Hülfe ihres Kaplans aber entkam ſie durch eine Oeffnung, die er allmählig unten in die Mauer gebrochen hatte, und nun wanderte ſie die Nacht hindurch, bis ſie endlich ermattet an einem ſchilfigen mantuaniſchen See niederſank. Ein Schiffer, der in einem kleinen Nachen, worin er Fiſche hatte, vorbeiruderte, ließ ſich bewegen, Feuer zu machen, ein paar von ſeinen kleinen Fiſchen für die Hungrige zu röſten und ſie dann über das Waſſer zu fahren. Geſtärkt ſetzte ſie ihren Weg fort, ſchüchtern wie ein flüchtiges Reh, denn allenthalben fürchtete ſie, auf Boten zu ſtoßen, welche ſie aufſuchen ſollten. Endlich kam ihr Verwandter und Freund, der Markgraf Azzo, von dem Kaplan benachrichtigt, mit einem Haufen bewaffneter Reuter und brachte ſie glücklich nach ſeinem feſten Schloß Kanoſſa. Hier aufgeſpürt von den Kundſchaftern ward ſie von Berengar und Adelbert belagert und Azzo verzweifelte ſchon, ſich länger halten zu können. Da ſchickte er einen Boten an Otto und ließ ihm Adelheid zur Gemahlin nebſt ihrem Königreich antragen; nur möchte er eilen und Kanoſſa befrein *).

---

*) Liutpr. l. 5. c. 5.

**) Frodoardus ad a. 950.

---

*) vita Adelheidae ap. Leibnit. script. rer. Brunsvic. t. 1. p. 263. — Donizonis vita Mathildis ducatricis ap. eund. t. [illegible] p. [illegible]

Indeſſen ſich nun der König auf das prächtigſte zu dem Zuge rüſtete, ging ſein Sohn Ludolph nach Italien voraus. Er war ſchon in ſeinem ſechszehnten Jahre zum Nachfolger ſeines Vaters 947 erwählt worden und hatte 950 das Herzogthum Schwaben erhalten. Sein Schwiegervater, Herzog Herrmann, war 948 geſtorben. Dieſer hatte keine Söhne gehabt, ſondern nur eine Tochter, Ida genannt, die künftige Erbin ſehr reicher Beſitzungen, und war deshalb mit dem Vorſchlage zum König gegangen, daß er ſeinen Sohn mit derſelben vermählen möchte, damit ſein ganzes Vermögen und ſeine zahlreichen Güter an das ſächſiſche Haus fielen *). Aus Dankbarkeit für die Güte ſeines Vaters zog Ludolf nach Italien voraus, um durch ſeine Waffen jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, was ſich demſelben entgegen ſtellen könnte. Daß er aber hier keine Ehre einlegte und vielmehr den König beleidigte, dafür hatte ſein Oheim Heinrich ſchon geſorgt, welcher in genauen Verbindungen mit den Italienern ſtand und dieſelben ſo gegen ſeinen Neffen eingenommen hatte, daß ihm keine Stadt, keine Burg eröffnet ward, welche nachher den königlichen Köchen offen ſtand. Der Charakter des Herzogs von Baiern iſt überhaupt einer der niedrigſten in der ganzen deutſchen Geſchichte. Er beneidete einen jeden Menſchen; und ſeitdem ſeine verrätheriſche Misgunſt gegen ſeinen Bruder keinen glücklichen Erfolg gehabt hatte, ſuchte er ſich bei demſelben auf alle Art einzuſchmeicheln und ſprützte dafür ſein Gift auf den Sohn.

---

*) Liutpr. l. 5. c. 1. — Annal. Saxo ad a. 948.

Ludolf, ſchon unmuthig über den Schimpf, welchen er durch fremde Schuld erlitten hatte, fand bald Gelegenheit, ſeinen Mismuth in Italien noch zu vermehren, da er ſah, daß ſein Oheim auch hinfort die Hauptrolle ſpielen und ihn nun um ſo kecker beleidigen werde, weil er auch die Gunſt der neuen Königin gewonnen hatte. Der Herzog begleitete ſeinen Bruder auf dem Zuge im Jahr 951; und kaum war Kanoſſa befreit und Berengar in die Flucht geſchlagen, als er ſich ſchon an Adelheid drängte. Otto vermählte ſich mit ihr zu Pavia mit großer Pracht; und von dieſer Zeit an betrachtete er ſich als König der Lombardei und nannte ſich auch ſo in den Urkunden *). Traurig ſah Ludolf bei dieſem prächtigen Schauſpiel in die Zukunft! Er hatte nun eine Stiefmutter, welche ſchlau genug war, ſeinen Vater zu lenken und in der beſten Freundſchaft mit ſeinem ärgſten Feinde lebte. Ihn überfiel ein ſolcher Unmuth, daß er nicht länger ausdauern konnte, und nach Deutſchland zurückging, ohne es ſeinem Vater vorher zu ſagen. Der Erzbiſchof Friedrich von Mainz, welcher ſeinen Groll gegen Otto nie beſiegen konnte, war ſein Begleiter und diente gewiß nicht dazu, ſeinen Zorn zu beſänftigen. Sie gingen nach Salfeld und ſtellten da ein prächtiges Gaſtmal an, wozu alle Große aus Deutſchland gebeten waren, von denen man glaubte, daß ſie einer Empörung nicht abgeneigt wären. Dies erregte deſto mehr Verdacht und Aufſehn, weil an demſelben Ort, auf dieſelbe Weiſe Heinrich's Verſchwörung gegen ſeinen Bruder ihren Anfang genommen hatte. Otto glaubte deshalb

---

*) Diplom. ap. Puricellum in monument. bibl. Ambros. ad a. 951.

ſich nicht länger in Italien verweilen zu dürfen, ſondern ließ ſeinen Tochtermann, den Herzog Konrad von Lothringen, in Pavia zurück, um die Gegenparthie noch weiter zu verfolgen. Stolz auf ſeine ſchöne Königin feierte er mit großem Pomp das Oſterfeſt in Sachſen und alles ſtrömte herzu, um die neue Gemahlin zu ſehn und den König glücklich zu preiſen, welcher ein reizendes Weib und eine neue Krone gewonnen hatte. Sein Triumph ward dadurch vermehrt, daß Berengar mit ſeinem Sohn Adelbert zu ihm kam, um ſich zu unterwerfen. Konrad hatte ihn dazu beredet, indem er ihm die beſte Aufnahme verſprochen hatte; aber wie ſtaunte er, als man ſeinen Gefährten in drei Tagen nicht würdigte, das Antlitz des Königs zu ſehn. Adelheid hatte ihre Freude daran, ihren Feind ſo zu demüthigen, und Heinrich hatte dazu gerathen, weil er wußte, daß der Herzog von Lothringen, welcher ihm gleichfalls ein Dorn in ſeinem neidiſchen Auge war, ſich durch dieſen Stolz gegen den Italiener ſehr gekränkt fühlen würde. Berengar ward endlich vorgelaſſen und die ſchlaue Königin war nun ſehr freundlich gegen ihn: ſie kamen darin überein, daß er ſein voriges Königreich als Vaſall aus Otto's Händen empfangen ſollte, welches auch zu Augsburg geſchah. In der Mitte des Auguſtmonats 952 war daſelbſt eine große Verſammlung der Franken, Sachſen, Baiern, Schwaben und Longobarden; Berengar und ſein Sohn legten ihre Hände in die Hände des Königs und beide ſchwuren vor dem verſammelten Volke den Vaſalleneid. Doch erhielten ſie nicht das ganze Reich wieder, denn der Herzog von Baiern konnte ja unmöglich leer ausgehn! Er bekam die Marken Verona und Aquileja, ſo daß Otto von nun an freie Bahn nach Italien hatte, denn ihm ahndete ſchon, daß noch mehrere Züge dahin nothwendig ſeyn würden. Nach der Kaiſerkrone hatte er diesmal noch vergebens geſtrebt, denn es hieß, er hätte eine Geſandtſchaft nach Rom geſchickt, die eine gute Aufnahme für ihn daſelbſt vorbereiten ſollte, zu der aber der Pabſt ſich nicht geneigt bezeigt hätte*).

Durch die Verheirathung Otto's mit Adelheid ging in der königlichen Familie dieſelbe Veränderung vor, welche durch die italieniſchen Züge im ganzen Reiche bewirkt ward. Die Kultur der neuen Gemahlin erhellte wie ein Lichtſtrahl den düſtern Hof an einigen Seiten und erſchuf an demſelben ein unglückliches Mittelding von Feinheit und Barbarei, welches ſeinen nachtheiligen Einfluß auf ihn recht auffallend ſchon durch Otto den Dritten offenbarte. Weiber bekamen jetzt großen Antheil an der Regierung, da es in dem ſächſiſchen Hauſe Maxime ward, daß ſich der regierende Herr eine fremde Prinzeſſin zur Gemahlin holen müſſe; denn gerade die Menſchen, welche eine ſolche Halbkultur haben, ſind am ſtolzeſten auf ihre Feinheit und wollen ſich mit niemand verbinden, von deſſen Bildung man nicht eine große Meinung hat. Wie es aber immer zu gehn pflegt, wenn ein roher Menſch, in deſſen Kopf es zu dämmern anfängt, mit einem gebildeten zuſammenlebt, daß er nemlich ein Sklave deſſelben wird; ſo ging es auch dem Deutſchen, wenn er mit dem Italiener vertraulich ward. Selbſt

---

*) Cont. Regin. p. 78. — Leonis Ostiensis Chronic. Cassinense l. 1. c. 61. ap. Murator. t. 4. — Witich p. 652. — Hroswitha. p. 723. — Ditmar. p. 332.

Otto verliert jezt etwas von der Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters und Adelheid wußte ſeinem ein wenig unbehülflichen Geiſte die Richtung zu geben, welche ihren Planen günſtig war. Bisher war er erſtaunlich unwiſſend geweſen; aber nun glaubte er, auch etwas lernen zu müſſen und wandte ſich mit ſeiner ungeſtümen Heftigkeit zu literäriſchen Beſchäftigungen. In kurzer Zeit brachte er es dahin, daß er ein Buch leſen und verſtehn konnte. Er lernte ſogar die italieniſche Sprache; doch muß er es nicht weit darin gebracht haben, denn auf dem Koncilium zu Rom im Jahr 963 mußte er einen Dollmetſcher haben, weil er ſich den Römern nicht verſtändlich machen konnte. Die ſlaviſche Sprache, die er auch verſtand, hatte er wohl ſchon früher im Feldlager erlernt *).

Eine andere Erſcheinung, welche ſich mit der neuen Gemahlin am ſächſiſchen Hofe zeigte, war eine ſchlaue Kabale, wodurch ſich ſogleich zwei Parthien bildeten. Adelheid und der Herzog von Baiern waren an der Spitze der einen, welche natürlich den König auf ihrer Seite hatte. Ihre Abſicht war, den Sohn der vorigen Gemahlin vom Thron zu verdrängen, und ſie mußte daher die andere Parthie, deren Haupt der Prinz war, gänzlich vernichten **). Die Anhänger deſſelben waren theils alle diejenigen, welche die alte deutſche Biederkeit über alles hochhielten, theils die Misvergnügten, welche aus den vorhergehenden bürgerlichen Kriegen noch übrig waren und einen verborgnen Groll gegen den glücklichen Otto hegten.

---

*) Liutpr. l. 6. c. 2. — Witichind. p. 650.

**) Frodoard. ad a. 953.

Zu den letztern gehörte der Erzbiſchof Friedrich von Mainz; zu den erſtern Herzog Konrad der Weiſe von Lothringen. Die Beleidigung, welche ihm in Berengar's Perſon widerfahren war, ſchmerzte ihn tief, wie Heinrich ganz richtig gemuthmaßt hatte, denn ein ſolcher ceremoniöſer Stolz gegen einen, der gutwillig kommt und um Verzeihung bittet, war ihm äußerſt zuwider. Er hatte ſich deshalb mit ſeinem Schwager Ludolf, welchen der übermüthige Oheim durch wiederhohlte Beſchimpfungen reizte, ſo wie die Erbitterung zwiſchen ihnen auch noch durch Gränzſtreitigkeiten vermehrt ward, auf das engſte verbunden.

Wie ſehr die Empörung ſeines Sohns zur Reiſe gediehen war, merkte Otto auf einer Rückreiſe aus dem Elſaß durch Franken im Jahr 953. Allenthalben ſchwärmte junge Mannſchaft der Baiern, Schwaben und Franken herum, welche zu Ludolf's und Konrad's Parthie gehörten, und an der Befeſtigung der Schlöſſer ward fleißig gearbeitet. Er hielt ſich deshalb zu Ingelheim, wo er das Oſterfeſt feiern wollte, nicht ſicher mit ſeinem kleinen Gefolge und richtete ſeinen Weg nach Mainz, wohin er den Erzbiſchof Friedrich, welcher vor dem Oſterfeſte mit Einſiedlern ein ſtrenges Leben führte, zurückrufen ließ. Aber hier ward ihm kaum der Eingang verſtattet, nachdem er lange vor der Stadt hatte warten müſſen; doch hielt es der Erzbiſchof, als es zu Aeußerungen über die Verſchwörung der beiden Herzoge kam, für gut, daß dieſe darum anſuchen mußten, ihnen möchte ein Ort beſtimmt werden, wo ſie ſich rechtfertigen dürften. Zugleich verſicherten ſie, daß ſie nichts Feindliches gegen den König im Sinne hätten; aber ſeinen Bruder Heinrich würden ſie ergreifen, wenn er nach Ingelheim zum Oſterfeſt käme *). Otto hörte das letztere ruhig und verſprach die Erfüllung ihrer Bitte in einem ſchriftlichen Vertrage, in welchem noch andere für ihn ſchimpfliche Punkte müſſen enthalten geweſen ſeyn, die wahrſcheinlich gegen ſeinen Bruder und ſeine Gemahlin gerichtet waren, denn er ſchämte ſich nachher, ihn aus Noth geſchloſſen zu haben und widerrief ihn öffentlich. Auch warf er zuerſt darum Verdacht auf den Erzbiſchof, weil er ihn zu dieſem Vertrage beredet hatte, und die Hofparthie verfolgte denſelben deswegen mit einem tödtlichen Haſſe.

Ehe Otto nach ſeinem Sachſen zurückkehrte, wo er den König wiederfand, den er in Franken verloren hatte, ward ihm noch das Vergnügen zu Theil, den Biſchof von Metz und die meiſten lothringiſchen Großen bei ſich zu ſehn und von ihnen zu hören, daß ſie ihm treu bleiben wollten. Ueberhaupt glaubten die Lothringer, als ſie die Feindſchaft zwiſchen dem Könige und ihrem Herzoge ſahn, jetzt wäre der Zeitpunkt gekommen, wo ſie das Joch eines Ausländers abſchütteln und zu den Waffen greifen müßten. Konrad ſtellte ihnen ſeine breite Löwenbruſt entgegen, ließ ſeine Fahnen gegen die ihrigen aufführen und raſend vor Wuth und Schmerz, als er ſeinen Freund, den Sohn des Franken Eberhard todt hinſinken ſah, erſchlug er ſelbſt eine unglaubliche Menge von Feinden. Weil

---

*) Contin. Reg. ad a. 953. — vita Brunon's c. 14. — vita S. Udalrici c. 10.

aber das Heer derſelben ſtets durch neue Haufen anwuchs, ſo dauerte das Treffen von Mittag bis in die Nacht und blieb unentſchieden.

Unterdeſſen war zu Fritzlar eine Verſammlung gehalten, um die Unruhen beizulegen, wo der Herzog von Baiern dem Erzbiſchofe von Mainz die bitterſten Vorwürfe machte, ſo daß ihn ſelbſt der König und das Volk für ſchuldig hielten. Man wußte ſich nicht recht in dieſen Schlaukopf zu finden. Einige erhoben ihn bis zum Himmel, andre verwünſchten ihn bis zur Hölle, doch wagte man es kaum, ihn für einen Verbrecher zu halten, da er das Haupt der deutſchen Geiſtlichkeit war. Wohl nicht ohne Grund beſchuldigte man ihn, er lebte nur deshalb ſo häufig mit Einſiedlern, um ſeine Stadt nicht der königlichen Parthie einräumen zu müſſen und zugleich doch ſeine Verrätherei verborgen halten zu können. Auch rühmten ſich Ludolf und Konrad laut, ihre Sache wäre ſicher gerecht, denn ſonſt würde ein Mann, wie der Erzbiſchof, ſie nicht unterſtützen *).

Auf der Verſammlung zu Fritzlar, wo wahrſcheinlich die beiden Häupter der Gegenparthie nicht anweſend waren, geſchah ſonſt nichts, als daß einige von ihren Anhängern mit Verbannung beſtraft wurden. Im Sommer des Jahrs 953 zog nun Otto mit einem Heere von Franken, Lothringern und Sachſen bis unter die Mauern von Mainz, in welchem ſein

---

*) vita Brunonis, Coloniensis Archiepiscopi, ap. Leibnit. t. I. p. 277.

Sohn mit einer Beſazung lag, nachdem es der Erzbiſchof verlaſſen hatte, um den ganzen Sommer über in Breiſach den Ausgang abzuwarten. Jezt begannen blutige Gefechte zwiſchen Vater und Sohn, ein Krieg brach aus, den die Sprache zu milde einen bürgerlichen nennt, ein unnatürlicher Krieg, welcher uns um ſo trauriger macht, weil ſich beide ſtreitende Helden wahrhaftig liebten und wegen eines hinterliſtigen Verwandten ihre Natur verleugnen mußten. Ludolf iſt vielleicht der einzige Menſch, gegen welchen Otto ächte Zuneigung fühlte, und es iſt rührend, den Vater, welcher nie klagte, jezt zum erſtenmale jammern zu hören: „Wehe, ich bin meiner Kinder beraubt! mein Sohn, den ich über alles liebte, den ich bis zur höchſten Würde erhob, iſt mein unverſöhnlichſter Feind. *)"

Die Belagerung von Mainz hatte keinen glücklichen Fortgang, denn alle Maſchinen des königlichen Heers wurden von den Belagerten zerſtört. Auf beiden Seiten ward mit großer Hartnäckigkeit gefochten: die Truppen vor der Stadt verehrten mit Furcht den jezigen König und die Beſazung vergaß nicht, daß der künftige Regent an ihrer Spize war. Endlich, nach ſechzig Tagen, ſprach man vom Frieden; ein naher Verwandter des ſächſiſchen Hauſes, Eckbert, ward als Geiſſel in die Stadt geſchickt; und es ſtand jedem frei, in das Lager herauszukommen und ſich zu rechtfertigen. Auch Konrad und Ludolf knieten vor dem König nieder und verſicherten, ſie ſelbſt wollten gern jede Strafe leiden, verwarfen aber zugleich mit Unwillen die Foderung, daß ſie ihre vornehmſten Anhänger ihm

---

*) Witich. p. 654.

auszuliefern ſollten. Sie ſcheinen ferner nochmals geſtanden zu haben, daß ſie nur gegen den Herzog von Baiern, nicht gegen ihren Vater, feindliche Abſichten hegten. Man hat noch Heinrich's Worte, wie er den Prinzen anfuhr: „Kannſt du dich rühmen, ſagte er, gegen deinen Herrn nichts unternommen zu haben? Das ganze Heer weiß ja, wie du nach der Krone ſtrebeſt. Wenn ich ſchuldig bin, warum führſt du nicht gegen mich deine Legionen? gegen mich raſe in deiner Wuth, ich fürchte ſie nicht und du wirſt nicht ſo viel— hier nahm er einen Strohhalm auf — mir von meinen Beſitzungen rauben. Gegen die Gottheit ſelbſt empörſt du dich, wenn du mit deinem Vater und König haderſt!“ — Wenn der Herzog doch nur an die Vergangenheit zurückgedacht hätte! wahrlich, er hatte nicht viel Ehre zu ſprechen; und man freut ſich, daß ihn der Jüngling keiner Antwort würdigte und nur auf ſeinen Vater hörte. Er ging in die Stadt zurück und in der folgenden Nacht gab er eine befriedigende Antwort auf die Vermahnung des Oheims, indem er an der Spitze der Baiern erſchien, welche ihr Herzog, den ſie jetzt alle verlieſſen, zum königlichen Heere geführt hatte. Sie zogen mit Ludolf nach ihrem Vaterlande, wo ſich Arnulf, der Sohn des alten Herzogs mit gleichem Namen, zu ihnen ſchlug. In kurzer Zeit waren Regensburg und die übrigen feſten Oerter in ihren Händen, die Herzogin ward mit ihren Kindern aus dem Lande vertrieben und die Schätze ihres Gemahls wurden unter das Heer vertheilt. Der König brach ſogleich auf, um ſeinen Sohn zu verfolgen, doch kam er nur mit wenigen Truppen vor Regensburg an, weil die meiſten ſich ſchon nach Hauſe begeben hatten, da ihre Dienſtzeit vorbei war. Bis gegen Weihnachten lag er vergebens vor der Stadt und mußte ſich dann nach dem unglücklichſten Feldzuge nach Sachſen zurückziehn, wo in ſeiner Abweſenheit Herzog Herrmann die Regierung beſorgt und nur durch die äußerſte Behutſamkeit verhindert hatte, daß auch da nicht Unruhen ausgebrochen waren. Er hatte ſeinen Vetter Wichmann, den Sohn deſſen, welcher unwillig Otto's Lager verließ, als er ſeinen Bruder zum Befehlshaber an den Gränzen ernannte, mit neuen Truppen zum königlichen Heere geſchickt. Konrad und Ludolf überfielen denſelben an den fränkiſchen Gränzen und ſchloſſen ihn ein, bis ein Waffenſtillſtand von drei Tagen zu Stande kam, während welchen er nach Sachſen zurückkehren könnte. Allein er ging zu ihrer Parthie über; und nachdem er ſich mit ſeinem Bruder Eckbert, welcher, als Geiſſel nach Mainz geſandt, gleichfalls dem König abtrünnig geworden war, verbunden hatte, begann er in Sachſen laut zu lärmen und tobte gegen ſeinen Oheim, der ihm ſein Erbtheil genommen habe, ſo ungeſtüm, daß dieſer ſeine ganze männliche Kraft zuſammennehmen mußte, um jenen jugendlichen Uebermuth etwas abzukühlen. Als Otto nach Sachſen kam, fällte er ein Urtheil in dieſem Streite; und Wichmann gerieth in gefängliche Verwahrung innerhalb des königlichen Pallaſtes.

Man ſcheint überall den Krieg zwiſchen dem König und ſeinem Sohne gar nicht ſo angeſehn zu haben, als gelte er dem erſtern, ſondern wie eine Fehde mit der Parthie der ausländiſchen Königin und des Herzogs von Baiern. Otto ſelbſt klagte, daß ſie ihm ſeine liebenswürdige Gemahlin nehmen wollten. Seine treuſten Freunde ſchlugen ſich auch ohne Bedenken auf Ludolf's Seite, deſſen Kampf ihnen für die Ehre der Nation zu ſeyn ſchien. Am meiſten verließ ſich der König auf ſeinen Bruder Bruno, welcher Erzbiſchof von Köln war und dem er auch das Herzogthum Lothringen als einen Beweis ſeines unumſchränkten Vertrauens gab *). Er konnte dadurch ſeinen Schwiegerſohn Konrad mit

---

*) Doch ſcheint auch Bruno in ſeiner Treue gegen den König gewankt zu haben, denn Ditmar S. 335. erzählt folgendes von ihm: *hic — sc. Bruno — iniquorum, quamvis sapientissimus esset, consilio depravatus, pro bono malum regi suimet germanoque restituere meditatus est. Vocavit namque ad se Hugonem (Chunradum) generum, regi nimis infidelem, ad convivium et cum corona artificiose gemmata regnum ipsi committere, consanguinitatis et juramenti immemor instituit. Qui cum in sancto die solemnis Paschae paratis omnibus instrumentis regalibus generum promissa foemineo expetentem desiderio, coronare voluisset, odii — — freno paululum laxato puduit incepti et poenituit; accersitoque clam suimet secretario, quod in mente latebat, vulnus aperuit qualiterque curaretur, diligenti consilio quaesivit.* Der Sekretär Volkmar antwortete: er wolle am folgenden Morgen die Krone, welche für den Schwiegerſohn des Königs beſtimmt geweſen ſey, der Verſammlung zeigen und dann ſogleich zerreiſſen. Der Erzbiſchof ſtimmte ihm bei. *Mane autem facto,* fährt Ditmar fort, *archiepiscopus magnum simulabat moerorem. Hugo (Chunradus) autem suique tanta spe frustrati inconsolabilem sustinuere dolorem consummatisque diebus festivis, aliis quam ratus sit donis honoratus rediit. Post haec confratres, rex inquam et episcopus reconciliati invicemque pietatis studio perseverantes omnem inimicitiae scrupulum deinceps amovere curabant.*

deſto leichterm Herzen beſtrafen, weil ſeine Tochter Luitgard, die Gemahlin deſſelben, kurz vorher geſtorben war *).

Mit dem anbrechenden Frühling zogen fürchterliche Schwärme von Ungern durch Baiern nach Franken, gingen über den Rhein nach Lothringen, verwüſteten Gallien und kehrten durch Italien wieder in ihre Heimath zurück. Den beiden Häuptern der Gegenparthie wird ſchuld gegeben, daß ſie dieſelben nach Deutſchland gelockt hätten; aber die Schriftſteller, welche dies behaupten, ſprechen faſt alle dem Witechind nach, deſſen Zeugniß, ſo bald es gegen Ludolf und Konrad lautet, verdächtig wird, weil er genau mit Adelheid und den Kindern derſelben verbunden war. Dennoch erzählt auch er, daß der Prinz nachher auf das heiligſte verſichert habe, die Barbaren wären nicht von ihm herbeigelockt, er hätte ihnen nur zu Worms Geld gegeben, damit ſie ſeine Beſitzungen verſchonen möchten; und ſelbſt dazu wäre er vom Volke gezwungen worden. Aus ihrem Betragen und aus dem Wege, den ſie nah-

---

*) Eigentlicher Herzog war Bruno wohl nicht; ſondern er führte, gleichſam in demſelben Verhältniſſe, in welchem der Erzbiſchof zu ſeinen Biſchöfen ſtand, die Aufſicht über die beiden Herzoge, welche ſich unter ihm in Lothringen finden, das von dieſer Zeit an in das niedere und obere Herzogthum getheilt wird. Deshalb wird er auch von den Schriftſtellern archidux genannt, analogiſch mit archiepiscopus. Sigeb. Gembl. ad a. 959. ſagt: Bruno archiep. et archidux Lothar. secundas partes in regno fratris sui potenter et industrie administrans etc. In der Lebensbeſchreibung Bruno's heißt es: fratr. Brun. occidenti tutorem et provisorem et ut ita dicam, *archiducem* in tam periculoso tempore misit. c. 17.

men, läßt ſich nichts ſchlieſſen. In Franken ſollen ſie freilich anfänglich, nach Witechind's Verſicherung, nur gegen die Anhänger des Königs gewüthet und einem derſelben über tauſend hörige Familien weggetrieben haben; aber zuletzt haben ſie doch ohne Unterſchied allenthalben geplündert. Nach Sachſen gingen ſie nicht, weil der König da ſchon mit einem Heere bereit ſtand. Als ſie in Lothringen hauſten, focht Konrad zu gleicher Zeit gegen den Erzbiſchof Bruno *); aber daraus, daß ſowohl Ludolf, als ſein Schwager, die Streiferei der Ungern zu benutzen ſuchten, folgt nicht, daß ſie dieſelben nach Deuſchland gerufen haben. Auch ſchützt beider Charakter ſie vor dem Verdacht, den man auf ſie geworfen hatte; und ſelbſt vor ihrer eigenen Parthie hätten ſie es nicht wagen dürfen, die verabſcheuten Ungern in ihr Vaterland zu locken, denn dieſe litt, trotz aller Verträge, ſo gut von dem wilden Volke, wenn es einmal da war, als die Anhänger Otto's. Endlich hat Konrad noch durch ſeinen Tod ſich zu rechtfertigen geſucht.

Durch das Unglück des bürgerlichen Kriegs und die Verwüſtungen der Ungern waren die Baiern ſo niedergedrückt, daß ihr Herzogthum in kurzer Zeit dem König und dem Herzog Heinrich unterworfen ward. Auch in Schwaben war die Macht der Gegenparthie gebrochen, die es ſich daher gern gefallen ließ, daß bis zum 17. Julius 954 Friede ſeyn und dann ein Convent zu Cinna **) gehalten werden ſollte, um die Streitigkeiten beizulegen. Dort war es, wo man den König, welcher ſonſt unerſchütterlich war, in einer großen Volksverſammlung über ſein Schickſal und das Unglück der Chriſtenheit klagen hörte; an dieſem Tage vertheidigte ſich Ludolf gegen den Herzog von Baiern, daß er nicht ſchuld wäre an den Freveln der Ungern; und der Erzbiſchof von Mainz betheuerte zu gleicher Zeit, er hätte nie etwas Feindliches gegen den König im Sinne gehabt: aus Furcht hätte er ihn verlaſſen, weil ihm nicht verborgen geweſen wäre, daß man ihm angeſchwärzt habe, und mit dem Eide aller Eide wollte er ſeine Treue beſchwören. Er unterwarf ſich auch nebſt dem Herzoge Konrad; nur Ludolf konnte von beiden nicht dahin gebracht werden, ſich ſeinem Vater gleichfalls zu ergeben: die Erbitterung gegen ſeinen Oheim und ſeine Stiefmutter mußte in ſeinem Herzen tiefe Wurzel geſchlagen haben. Er verließ den König in der Nacht und warf ſich wieder mit den Seinigen in Regensburg. Der Vater zog ihm nach; aber ſchon das feſte Schloß Horſedal hielt ihn auf, ohne daß er im Stande geweſen wäre, es zu erobern. Nach einem der blutigſten Gefechte, das unentſchieden blieb, ging er weiter, um Regensburg zu belagern. Dies war lange ohne Erfolg, bis Mangel an Lebensmitteln ſich in der Stadt zu zeigen anfing. Nun glaubten die Belagerten, einen entſcheidenden Schlag thun zu müſſen. Daher ward von ihnen der Plan gemacht, daß ihre Reuterei einen Angriff auf den Feind machen ſollte, indeß das Fußvolk ſich einſchiffte, die Donau hinabführe und in das leere feindliche Lager eindränge. Es landete wirklich; aber zu ſeinem Schrecken fand es die Zelte noch voll von Kriegern, denn die Reuterei des Prinzen hatte zu lange mit dem Angriff gezögert. Jetzt ward auch dieſe von der feindlichen zurückgetrieben; und jene, die auf dem Strom heruntergekommen waren, wurden faſt alle niedergemetzelt. Der Hunger ſtieg in der Stadt immer höher und höher, denn alles Vieh, was die Einwohner auf eine Wieſe zwiſchen der Donau und dem kleinen Fluſſe Regen getrieben hatten, wurde von dem Herzoge von Baiern erbeutet und unter ſeine Krieger vertheilt. Ludolf's Stolz blieb aber noch immer unbeſiegt. Er kam freilich zu ſeinem Vater in das Lager, erhielt aber keine Verzeihung, weil er von unbedingter Unterwerfung nichts wiſſen wollte. Darauf erfolgte das letzte Unternehmen des verzweifelten Jünglings. An dem öſtlichen Thore hatte der berühmte Markgraf Gero den Oberbefehl: er ward angegriffen und es kam zu einem Gefechte, das von drei Uhr bis neun dauerte und nur deshalb für die Belagerten unglücklich ausfiel, weil der bairiſche Arnulf in demſelben blieb. Er war mit dem Pferde geſtürzt, ergriffen, entwaffnet und mit Spieſſen durchbohrt; doch war man anfänglich nicht gewiß, ob er der Getödtete wäre, bis zwei Tage nachher ein Weib, das vor Hunger aus der Stadt entfloh, zuverläſſige Nachricht von ſeinem Tode brachte. Jetzt hatten die Baiern den Sohn ihres alten Herzogs verloren; und muthlos fingen ſie an, über den Frieden zu unterhandeln. Weil ſich die Fürſten zur Vermittlung aufwarfen, kam Ludolf zum König und erhielt einen Waffenſtillſtand bis zu einem beſtimmten Tage, da ein Urtheil über ihn gefällt werden ſollte. Als er bald darauf krank geworden war, beſuchte ihn ſein Oheim Bruno, um ihn zum Frieden zu ermahnen, und lud ihn zu ſich nach Bonn ein, wo er ihn wahrſcheinlich dazu beredete, daß er ſich vor ſeinem Vater, als er auf der Jagd war, mit entblößten Füßen niederwarf und unbeſchränkten Gehorſam gelobte. Er erhielt volle Verzeihung; ſein Herzogthum aber bekam er nicht wieder, denn es ward an einen gewiſſen Burchard vergeben, weil derſelbe ein Schwiegerſohn des Herzogs von Baiern war. Doch ſcheint es, als habe der König ihm verſprochen, er wolle ihm große Macht in Italien einräumen. Um dieſe Zeit hatte Otto auch die Freude, daß ſein Sohn Wilhelm von dem Volke und der Geiſtlichkeit zu Mainz einſtimmig zum Erzbiſchof erwählt wurde, nachdem der unruhige Friedrich geſtorben war *).

---

*) vita Brunonis c. 21.

**) jetzt ein Dorf im Magdeburgiſchen, ehmals eine königliche Pfalz.

Heinrich von Baiern war jetzt freilich im Beſitz ſeines Herzogthums gegen einheimiſche Feinde ſicher; aber ſchon im folgenden Jahr 955 drang eine ſolche ungeheure Menge von Ungern in daſſelbe ein, daß ſie ſich ſelber unüberwindlich prieſen, wenn nicht etwa die Erde ſie verſchlänge oder der einſtürzende Himmel mit ſeinen Ruinen bedeckte. Otto konnte nur wenige Mannſchaft von den Sachſen gegen ſie mitnehmen, weil denen ſchon wieder ein neuer Krieg mit den Slaven drohte; doch war ſein Heer durch die Truppen, welche aus den verſchiedenen deutſchen Provinzen zu ihm ſtieſſen, bis auf 8 Legionen

---

*) Contin. Reg. p. 78. 79. — Witich. p. 652-53. — vita Brunonis c. 31. Friedrich war am achten November im Jahre 954 geſtorben. Zu Arnſtadt, einer königlichen Pfalz am Geraflüß, wurde in einer großen Verſammlung ſowohl die Eintracht zwiſchen dem König und dem Prinzen wiederhergeſtellt, als auch die Wahl Wilhelm's, eines natürlichen Sohnes Otto's, ins Reine gebracht. Marian. scot. ad a. 954.

geſtiegen, als er bei Augsburg ſein Lager aufſchlug. Seine vorzügliche Stärke beſtand in der Reuterei, welche mit dem Herzoge Konrad dem Weiſen gekommen war, einem Helden, welcher dem ganzen Heer eine hohe Geſinnung einflößte, denn er war kühn und zugleich vorſichtig, unwiderſtehlich tapfer zu Fuß und zu Roß, und geliebt im Frieden, wie im Kriege. Er bildete die vierte Legion; die drei erſten ſtanden unter mehrern bairiſchen Anführern; weil ihr Herzog krank war; an die Spitze der fünften, welche die größte, tapferſte und aus dem ganzen Heer zuſammengeleſen war, hatte ſich der König geſtellt und bei ihr war die Hauptfahne mit dem heiligen Engel, die ein dichter Haufen von muthigen Jünglingen umgab; die ſechste und ſiebente befehligte Herzog Burchard von Schwaben, und die achte machten tauſend Böhmen aus. Weil dieſe die hinterſte war, ſo glaubte man bei ihr das Gepäck am ſicherſten; allein die Ungern gingen über den Lech, ſchlugen ſie und erbeuteten die ganze Bagage. Auch die Schwaben hatten ſchon durch ihren Angriff gelitten, als Herzog Konrad über ſie herfiel, ihnen ihre Beute wieder abnahm und ſie zurückſchlug. Bewundert von dem Heere kehrte er zurück, und der König, welcher ſah, daß es zu einem Haupttreffen kommen werde, hielt eine muthvolle Anrede an ſeine Krieger, welche ſich durch Faſten zur Schlacht vorbereiten mußten. Dann ſchwang er ſich auf ſein Roß und ſprengte gegen den Feind, die heilige Lanze in der Hand: muthig folgten die Legionen einem Heerführer, der zugleich der tapferſte Soldat war. Einige unter den Feinden thaten anfänglich Widerſtand, wurden aber bald in dem Strom ihrer flüchtigen Genoſſen mit fortgeriſſen. Viele von

Ihnen zogen ſich auf die benachbarten Meierhöfe und wurden mit den angeſteckten Wänden ein Raub der Flamme; viele, die ſich über den Strom retten wollten, fanden in ſeinen Wellen ihr Grab. An dem Tage der Schlacht ward noch das Lager erobert und an den beiden folgenden die noch übrige Menge der Feinde von den Einwohnern der Städte, bei welchen ſie vorbeiflohn, völlig aufgerieben. Drei Anführer der Ungern wurden gefangen und aufgehenkt. Die Freude über dieſen großen Sieg müßte unbeſchreiblich im Lager der Deutſchen geweſen ſeyn, wenn ſie nicht durch Klagen über den Tod des edlen Konrad's unterbrochen wäre. Eingedenk des Vorwurfs, das dies ſcheusliche Volk als ſein Bundesverwandter nach Deutſchland gekommen ſei, focht er mit der ungeſtümſten Tapferkeit in der Hitze des Tages: erſchöpft, öffnete er ſein Viſier und indem er ſich abkühlen wollte, durchſchnitt ihm ein Pfeil die Gurgel; er ſank todt hin und laut jammerten die Franken bei ſeinem Leichname, welcher auf des Königs Befehl mit vieler Pracht nach Worms geführt wurde. In allen Gegenden dankte man Gott in den Kirchen für die Rettung der Chriſtenheit durch dieſen herrlichen Sieg und gewiß am herzlichſten in Sachſen, denn hier hatte man unterdeſſen keine geringe Angſt ausgeſtanden, theils weil die Slaven ſiegreich geweſen waren, indeß die Ungern in einer andern Gegend drohten, theils wegen ſchrecklicher Wunderzeichen. Markgraf Gero, welcher die öſtlichen Nachbarn der Deutſchen unaufhörlich bekriegte, drang bis zu einer ſlaviſchen Stadt vor, um ſie in Brand zu ſtecken. Dies gelang ihm; aber die Grauſamkeit, mit welcher er alle Menſchen in der Gegend umher niedermetzzeln ließ, erweckte in den Slaven die Begierde nach Rache. Sie überfielen die Sachſen, als ſie beim Rückzuge über einen Sumpf gehn mußten und erſchlugen mehrere von denſelben; die übrigen retteten ſich nur durch eine ſchimpfliche Flucht. Zu derſelben Zeit, da ſich die Beſtürzung über dieſe Niederlage verbreitete, wurden an mehrern Oertern die Tempel heftig erſchüttert und Prieſter und Prieſterinnen vom Blitz erſchlagen.*)

Otto war kaum in Sachſen angekommen, ſo zog er auch ſchon weiter gegen die Slaven in einen Krieg, welcher halb zu den auswärtigen, halb zu den bürgerlichen gehörte, denn die Brüder Eckbert und Wichmann fanden ſich mit ihrem Anhang unter den Führern der ſlaviſchen Heere. Der letztere ward von dem König, als er nach Baiern ging, aufgefordert, mit ihm zu ziehn, aber er weigerte ſich unter dem Vorwande von Unpäßlichkeit. „Als du Vater und Mutter verloren hatteſt,“ ſagte ihm Otto, in deiner frühen Jugend habe ich dich erzogen und dir nachher die Ehrenſtelle deines Vaters geſchenkt; thue mir jetzt kein Drangſal mehr an, da es von allen Seiten auf mich hereinſtürmt!“ Aber das waren Worte, in den Wind geredet. Wichmann war einem gewiſſen Grafen Ibbo anvertraut, hatte aber kaum einige Tage mit ihm gelebt, als er Erlaubniß erhielt, auf die Jagd zu gehn. Er hatte ſchon ſeine Genoſſen in einem Walde verſteckt, mit welchen er zu ſeinem Bruder Eckbert entfloh, um die Waffen zu ergreifen. Von ihrem Oheim, dem Herzog Herrmann, über die Elbe getrieben, vereinigten ſie ſich mit zwei ſlaviſchen Fürſten *) und hatten ihren Landsleuten ſchon großen Schaden zugefügt, ehe Otto von Baiern zurückkam und ſie für Feinde des Vaterlandes erklären ließ, um ſogleich gegen ſie abzuziehn. Er drang vor bis an den Fluß Raxa, über den er nicht zu gehen wagte, weil er von Sümpfen eingeſchloſſen war und am jenſeitigen Ufer ein feindliches Heer ſtand. Der Rückzug war noch weniger rathſam, denn ein dichter Wald hinter ihm war gleichfalls von den Slaven beſetzt. In dieſer unglücklichen Lage blieb er mehrere Tage; Hunger und Krankheiten herrſchten in ſeinem Lager, und ein Verſuch des Markgrafen Gero, einen der feindlichen Fürſten, Stoinef, zu bewegen, daß man bei einer gleichgünſtigen Stellung eine Schlacht verſuchen ſollte, ward mit Hohngelächter von demſelben beantwortet. In der Nacht, die darauf folgte, ſtand Otto auf und befahl ſeinen Kriegern, ſie ſollten ſich am Ufer in Schlachtordnung ſtellen, als wollten ſie ſich mit den Waffen den Uebergang bahnen. Der Feind vereinigte deshalb hier alle ſeine Kräfte, um den König zurückzutreiben, indeß ſich Gero ungefähr eine Meile vom Lager entfernt und unvermerkt drei Brücken in der Eile über den Fluß geſchlagen hatte **). Als er fertig war, ließ er es dem Heere kund thun,

---

*) Witich. p. 656. 57. — Ditmar p. 331. — Contin. Regin. p. 79.

*) ſie hieſſen Rako und Stoinef, und waren Brüder. Wahrſcheinlich herrſchten ſie über den mächtigen Stamm der Wilzen oder Lütizen und Weletaber; wenigſtens iſt das Zeugniß des Hepidanus dafür.

**) Er bediente ſich hierbei der Hülfe der Raner oder Rugianer, die vorzüglich auf der Inſel Rügen ihren Siz hatten, und als die beſondern Lieblinge der Götter von den übrigen ſlaviſchen Stämmen betrachtet wurden.

welches ſich dahin zog und nun von dem Feinde am Uebergange nicht konnte gehindert werden. Er erfocht einen vollkommnen Sieg. Der ſlaviſche Fürſt, welcher den Markgrafen ſo ſpöttiſch abgewieſen hatte, war von einem Sachſen getödtet und am folgenden Tage ward ſein Kopf aufgeſteckt, um welchen her ſiebenzig Gefangne enthauptet wurden. Dem Rathgeber des Fürſten wurden die Augen und die Zunge ausgeriſſen, und darauf ließ man ihn in der Mitte der Leichen zurück. Die Menſchheit empört ſich gegen eine ſolche Szene, und eine ſo ſchändliche Grauſamkeit kann nicht mit der Treuloſigkeit entſchuldigt werden, welche die Slaven kurz vorher begangen hatten. Die beiden Brüder Eckbert und Wichmann entkamen glücklich und flohn nach Frankreich zu dem Herzoge Hugo dem Großen *).

Noch glücklichere Folgen, als die Siege über die Ungern und Slaven, hatte gewiß für Otto der Tod ſeines Bruders, der in demſelben Jahr, 955, erfolgte, denn dadurch kam Friede in ſein Haus. Vielleicht hatte der Kummer über Ludolf's Kriegsglück ſeine Geſundheit untergraben. Er hielt es für ſeine Pflicht, noch vor ſeinem Hinſcheiden ſeine alte heilige Mutter Mathilde zu beſuchen. Bei ihr fand er gute Pflege; doch auf Beſſerung war nicht mehr zu hoffen, und ſie trennten ſich mit vielen Thränen und dem Bewußtſeyn, daß ſie ſich zum letztenmal ſahen. Nicht lange nachher kamen Todesboten von der verwitweten Herzogin Judith nach Quedlinburg und wurden bei der alten Königin angemeldet, als ſie im Gebetbuche las. Sie hatten nicht das Herz, ihr ſogleich die traurige Nach-

---

*) Witich. p. 658.

richt zu überbringen, und deshalb erkundigte ſie ſich umſtändlich nach dem Befinden ihres Lieblings, bis ihr der Trauerbrief überreicht wurde. Bläſſe bedeckte ihr Geſicht, ihr Körper zitterte, ihr Blick ruhte auf dem Betbuche und endlich brach ſich ihr Schmerz in Thränen. Sie eilte nach dem Tempel des Herrn und betete für das Heil ihres Sohns; dann ſchritt ſie langſam zum Grabe Heinrich's, des alten Königs, legte ihr Haupt auf daſſelbe und ſeufzte: „Was biſt du glücklich, mein Gemahl, daß du ſolchen Schmerz nicht erlebſt!“ Von jetzt an riß ſie ſich gänzlich von der Welt los, ihre königliche Kleidung legte ſie ab und niemand durfte hinfort in ihrer Gegenwart ein weltliches Lied ſingen. Traurig, wie ihr ſchwarzes Gewand, war ihr Innres. Die Armen zu verſorgen, ward immer mehr ihre leidenſchaftliche Beſchäftigung, und nie fühlte ſie ſich glücklicher, als wenn ſie ein großes Zimmer von ihnen voll hatte, wo ſie zugleich den Wanderern die Füße badete. In welcher Stadt ſie den Winter zubringen mochte, ſo ſah man in allen Häuſern, ja ſelbſt unter freiem Himmel auf ihren Befehl Feuer angelegt, bei welchem ſich der Arme erwärmen und wonach der Verirrte ſich zurecht finden ſollte. Wenn ſie ausfuhr, nahm ſie Lichter mit, um ſie bei den Bethäuſern zu vertheilen, und jeder Dürftige, der ihr begegnete, ward geſpeiſt. Ja, ſagt ihr Biograph, ſelbſt wenn ſie im Wagen einen Pſalm las oder ſchlummerte, daß ein Armer unbeſchenkt vorbeigegangen war: ſo wachte ſie plötzlich auf, von einem allwiſſenden Geiſt geweckt, und das Fuhrwerk mußte ſtill halten, damit der Wandrer verſorgt werden konnte. Sie erſtreckte ihre ſchwärmeriſche Gutthätigkeit bis auf die Thiere, vorzüglich liebte ſie den Hahn, welcher zum Dienſte Gottes weckte und vor Verrätherei gegen den Heiland warnte. Viel Freude machte es ihr auch, wenn ſie für die Singvögel Broſamen unter die Bäume ſtreute *).

Unter ihren Kindern und Enkeln erbte nun der älteſte Sohn des verſtorbnen Herzogs von Baiern ihre zärtlichſte Zuneigung. Der junge Heinrich war ihr viel lieber als Otto's Söhne. Zu Froſe, einem königlichen Hofe an der Elbe **), ſaß ſie einſt mit ihrer Schwiegertochter Adelheid und ſpeiſte, indem die Prinzen um ſie her im Zimmer ſpielten. Da hüpfte der kleine Heinrich zum Tiſch heran, ſah der alten Großmutter freundlich ins Geſicht und legte ſeinen Kopf in ihren Schooß. Gerührt hob ſie ihn empor und umarmte ihn und ſprach: „Dank dir, Herr Gott, daß du mir dieſen kleinen Enkel geſund erhalten haſt, da ein ſchwarzer Tag ſeinen Vater hinwegnahm! bewahre ihn unverſehrt, wenigſtens ſo lange du mir das Leben friſten willſt; dem Namen, der Stimme nach iſt er ja ganz mein geliebter Sohn Heinrich!“ Die Königin Adelheid ſprach: „Wie voll Liebe iſt das Angeſicht des Knaben, wie reizend ſeine Geſtalt! Wo wird er einſt eine Jungfrau finden, die ihm an Schönheit und Geiſt gleich komme? Wollte Gott, daß ich ihm meine kleine Tochter Emma aufbewahren könnte, damit ich einen ſo liebenswürdigen Schwiegerſohn erhielte!“ Nach einigem Stillſchweigen erwiederte die Großmutter, vielleicht mit einiger Empfindlichkeit über die Pracht der ausländiſchen Königin: „Ach, eure Tochter muß ſich mit einem glücklichern Mann verloben!" *) — Man weiß nicht, warum ſich Mathilde nicht mehr mit ihrem jüngſten Sohn Bruno beſchäftigte, der doch ein Erzbiſchof war. Vielleicht ſtudirte er ihr zu viel in heidniſchen Büchern, denn er hatte von ſeiner frühſten Jugend an die Griechen und Römer fleißig geleſen und war dadurch in Hinſicht auf Kenntniſſe gänzlich das Gegentheil von ſeinem Bruder Otto geworden. Er war von dem Biſchof Balderich von Uetrecht erzogen, und hatte unter Anleitung deſſelben mit vielem Eifer den Prudentius ſtudirt: in ſeinem ganzen nachherigen Leben machte er ſich immer vertrauter mit der Litteratur der Griechen und Römer. Es war ihm ein großes Vergnügen, in den Sprachen dieſer beiden Völker am königlichen Hofe über philoſophiſche Gegenſtände zu disputiren, wodurch er ſich viele Bewundrer erwarb. Daß aber ſeine Liebe zu unheiligen Wiſſenſchaften manchen ein Stein des Anſtoßes geweſen ſey, ſieht man aus der Viſion, welche ein Hofgeiſtlicher hatte. Jeſus erſchien ihm in dem Kreiſe der Apoſtel und klagte den Erzbiſchof an, daß er eine ſolche Liebe zu dem eiteln Studium der Philoſophie habe; aber Paulus vertheidigte ihn ſehr gut **).

---

*) vita Mathildis. c. 4. — Witich. p. 662.

**) jetzt eine kleine Stadt im Herzogthum Magdeburg.

Otto's Ruhm war durch ſeine vielen Züge ſo geſtiegen, daß aus allen Gegenden, ſelbſt von den Griechen und Sarazenen Geſandte an ihn geſchickt wurden, welche ihm mancherlei Geſchenke, Balſam und allerlei Arten von Spezereien, koſtbare Decken, Gemälde, ſilberne und goldne Gefäße und Thiere brachten, welche die Sachſen noch nie geſehn hatten, z. B. Bären und Kameele, Affen und Strauſſe. Unter den Geſandten waren manche aus Italien, welche das Elend daſelbſt nicht ſtark genug zu ſchildern vermochten, wie auch Berengar's Grauſamkeiten, welche durch die ungebändigte Seele ſeines Sohns und die ſchändlichen Leidenſchaften ſeiner Gemahlin Willa noch unerträglicher wurden. Dieſe drei Menſchen waren in der That ein ſo verabſcheuungswürdiges Kleeblatt, wie es ſich wohl niemals in einer andern Familie fand. Die beiden Männer waren grauſam und habſüchtig, und kannten, nachdem ſie die Larve abgeworfen hatten, nicht mehr den Schatten der Tugend; die Königin war das verworfenſte Geſchöpf *).

---

*) vita Mathild. c. 5.

**) Ditmar. p. 334. — vita Brunonis. c. 4, 6.

---

*) Man zweifelt nicht daran, wenn man nur folgende Geſchichte von ihr weiß. Es war allgemein bekannt, daß ſie mit dem Erzieher ihrer Töchter, einem häßlichen, widrigen, ungeſitteten Geiſtlichen, unerlaubten Umgang pflog. In Berengar's Abweſenheit ſchlich der Kaplan zur Nachtzeit immer in ihre Kammer, hatte aber einmal das Unglück, von einem Hunde auf ſeinem Schleichwege angepackt zu werden, worüber er ein mörderiſches Geſchrei erhob. Das Haus verſammelte ſich ſogleich, die Königin kam auch. Der Unverſchämte ſteigt wohl gar zu meinen Hoffrauen? ſagte ſie zornig; er leugnete es nicht, weil er ſich durch ſeine geliebte Gebieterin ſicher glaubte. Damit er nicht gegen ſie zeugen könnte, wenn es zur Unterſuchung kommen ſollte, ſuchte ſie ihn vor ihres Gemahls Rückkunft auf irgend eine Art aus dem Wege zu ſchaffen; aber es gelang ihr nicht, einen ſichern Meuchelmörder zu finden. Sie nahm daher zu Wahrſagern und Zauberliedern ihre Zuflucht, um ihren Mann zu täuſchen, worin ſie wohl glücklicher durch ihre eignen Ueberredungskünſte war. Der arme Liebhaber ward verſtümmelt und weggejagt: diejenigen, welche ihn beſtraften, verſicherten, daß ſie das Talent

Otto beſchloß, ſeinen Sohn Ludolf nach Italien zu ſchikken, um dem Unweſen Berengar's zu ſteuern *). In der Lombardei ſtrömte demſelben ſogleich alles zu und ſein Gegner entfloh auf die Inſel St. Giulio in dem See Orta zwiſchen Novara und Mailand. Als ihn der Prinz auch hierhin verfolgte, feſſelten ihn ſeine eignen Krieger und führten ihn nach dem deutſchen Heere, deſſen edler Befehlshaber ihn anfänglich bat, um ſeines eigenen Vortheils willen ſich dem Könige zu unterwerfen, und ihn dann freigab mit den Worten: „Sorge hinfort für treuere Anhänger! ich bin nicht gekommen, dich

---

entdeckt hätten, warum ihn die Königin wohl hätte lieben können. Liutpr. l, 5. c. 15.

*) Ditmar. p. 353. ſagt: Luidulphus malorum depravatus consilio rursum restitit patriaque cedens Italiam perrexit ibique cum unum ſerme annum esset, IIX. Id. Septembris prae dolore obiit. Witechind's Worte S. 659.: cum fidem vult servare amicis, patria cessit Italiamque cum iis adiit, quo agente annum ſere totum, diem extremum obiit: ſind wenigſtens zweideutig und können unmöglich, ohne ihnen Gewalt anzuthun, ſo verſtanden werden, wie Mascov will, daß ſie nemlich nichts anders ſagen ſollen, als, Ludolf ſei von vielen ſeiner Freunde nach Italien begleitet worden. Commentar. de rebus imperii Ottone magno regn. l. 2. p. 72. Wahrſcheinlich waren dieſe Freunde unzufrieden mit der Rolle, welche der Prinz und ſie in Deutſchland ſpielten, und wünſchten deshalb eine neue Empörung. Ludolf wollte ſie nicht verlaſſen, aber auch ſeinen Vater nicht von neuem beleidigen, und zog deshalb mit ihnen nach Italien. Witechind geſteht auch, da er die Ausſöhnung zwiſchen Sohn und Vater erzählt, daß der erſtere nachher unverletzte Treue beobachtet habe; und die übrigen Schriftſteller von einiger Bedeutung wiſſen nichts von einer neuen Empörung des Prinzen, z. B. Cont. Regin. p. 79.

durch Verrath, ſondern durch die Waffen zu beſiegen!“ So edelmüthig erſcheint uns Ludolf noch kurz vor ſeinem Tode. Er ſtarb ſchon im September 957 zu Pombia im Gebiete von Novara, ſei es vor Gram, daß er der Parthie ſeiner Stiefmutter hatte unterliegen müſſen, ſei es an dem Gifte, welches ihm in der Lombardei ſoll beigebracht ſeyn. Sein Vater weinte bitterlich, als er die Nachricht erhielt. Sein Leichnam ward nach Deutſchland, wo man ſeinen frühen Tod beklagte, geführt und von dem Erzbiſchofe zu Mainz, ſeinem Bruder, in dieſer Stadt nicht ohne Feierlichkeit begraben *).

Nach Ludolf’s Abſterben ſpielte Berengar wieder den Meiſter in Italien und wüthete um ſo ſchrecklicher, je mehr er aufgebracht war, daß man ihm ſo wenig Treue erwieſen hatte, und je wahrſcheinlicher es war, daß er ſeine Rolle bald ausgeſpielt haben würde. Das Jammern um Hülfe ward immer dringender, ein italieniſcher Biſchof und Graf nach dem anderen floh an den deutſchen Hof und von dem Pabſte Johann dem Zwölften **) wurden Geſandte geſchickt, welche den König ſelbſt zu einem

---

*) Cont. Regin. p. 79. 80. — Arnulphi senior. histor. Med. l. 1. c. 6. ap. Murator. t. IV. — Herrmann. Contr. ad a. 957. Arnulph ſchließt ſeine Erzählung von Ludolf’s Edelmuth gegen Berengar mit der Ausrufung: O pia hostilitas et hostilis pietas; postea vero pius ille perfidia Longobardorum fertur veneno necatus!

**) Nach Agapet’s des Zweiten Tode im Jahre 956 trieb Oktavian, der Sohn des berüchtigten Alberich’s, durch ſeinen großen Anhang in Rom es durch, daß er zum Pabſt erwählt wurde, ob ihm gleich wegen ſeiner Jugend nach den Kirchengeſetzen noch nicht einmal die Orden ertheilt werden konnten. In geiſtlichen Angelegenheiten bediente er ſich ſeit ſeiner Wahl des Namens, Zuge nach Italien bewegen ſollten *). Aber ſo geneigt Otto dazu war, ſo ſehr vermuthlich ſeine Adelheid aus Haß gegen Berengar und weil ſie die Lombardei als ihr Erbreich betrachtete, dazu rieth, war es ihm doch unmöglich, vor dem Jahre 961 ſeinen zweiten italieniſchen Zug anzutreten, denn die Kriege mit den Slaven erforderten bis dahin durchaus ſeine Gegenwart. Auch ward er allmählig alt und in dem Lande, wohin er ziehn ſollte, dem Tummelplatz aller Laſter, konnte ihm ſo leicht ein unnatürlicher Tod bereitet werden! Er gebrauchte deshalb auch die Vorſicht, ſeinen Sohn Otto vorher zu ſeinem Nachfolger erwählen zu laſſen. Die drei Erzbiſchöfe von Mainz, Köln und Trier verrichteten die Krönung zu Aachen, nachdem die Wahl zu Worms geſchehn war. Darauf ging es mit ſchnellen Märſchen durch Baiern über Trient nach Verona; und der Erzbiſchof Walbert von Mailand **) ſtand an der Spitze der ausgewanderten lombardiſchen Großen. Mit welcher Freude

---

Johann der Zwölfte, in den weltlichen nannte er ſich immer Oktavian. Als Patrizius der Stadt war er ſchon vorher im Beſitz der Herrſchaft über Rom geweſen. ſ. Allgemeine Welthiſtorie, Th. 40. S. 473. Halle 1778.

*) Annalista Saxo ad a. 960.

**) Walbert, ein edler junger Mann, der kriegeriſche Beſchäftigungen liebte, war bisher der Günſtling des Königs Adelbert geweſen und hatte ihm treu mit ſeinen Vaſallen gedient. Allein die Hofleute wußten ihn bei ſeinem Herrn anzuſchwärzen; und dieſer, jähzornig wie er war, drohte ſchäumend vor Wuth dem Erzbiſchofe und der ganzen Stadt den Untergang. Walbert kannte die aufbrauſende und unverſöhnliche Gemüthsart Adelberts, und faßte den Entſchluß, über die Alpen an den deutſchen Hof zu entfliehen. Landulphi hist. Med. l. 2. c. 16.

ſie wohl ihr Vaterland betraten, von den ſiegreichen Deutſchen begleitet! mit welchem Jubel ſie wohl alle Geängſtete um ſich her verſammelten, als Berengar und Willa flohn und nur in feſten Schlöſſern noch einige Sicherheit fanden *).

Otto ward zu Mailand mit erſtaunlicher Pracht gekrönt **), wobei der Erzbiſchof Walbert die Rolle des Mainzers ſpielte. Die Wahl war einſtimmig geweſen; nicht ſo die vorige zu Pavia bei dem erſten Aufenthalt des Königs in der Lombardei. Dann ging der Zug weiter nach Rom hin und ſchwoll bei jeder Meile mehr an, weil die Großen Italiens aus allen Gegenden ſich demſelben anſchloſſen. Der Pabſt erhielt alles wieder, was von Berengar dem Kirchenſtaate entwandt war und ſich ſchon in des Königs Händen befand. Zugleich bekam er noch koſtbare Geſchenke an Edelſteinen, Gold und Silber für die Kaiſerkrone; doch hatte der Erzbiſchof von Mailand, welcher den König dem Pabſt auch vorgeſtellt hatte, Theil an der Krönung. Zugleich ſchwuren Johann und alle vornehme Römer, daß Berengar und Adelbert nie Unterſtützung bei ihnen finden würden. Otto wußte wohl, daß er ihnen nicht trauen durfte; und hatte deshalb ſeinem Leibwächter befohlen, er ſollte ſtets das Schwert über ſeinem Haupte halten, wenn er am Altar betete, denn die Römer hätten keine große Treue an ſeinen Vorfahren bewieſen *).

---

*) Cont. Regin. p. 80.

**) Landulph giebt uns folgende Beſchreibung der Wahl und Krönung: Walpertus convocatis episcopis, ducibus, marchionibus omnibusque Italiae primatibus, de superbia Alberti, Mediolanensibus honorifice suscepti, conquestus est. Igitur spreta Alberti ac suae gentis totius superbia, qui Italiam quasi ancillam dominabantur, Otto ab omnibus in regnum cum triumphis Mediolanensium electus et sublimatus est. Interea Walperto mysteria divina celebrante multis episcopis circumstantibus, rex omnia regalia, lanceam, in qua clavus domini habebatur, et ensem regalem, bipennem, baltheum, chlamydem imperialem omnesque regias vestes super altare B. Ambrosii deposuit, perficientibus atque celebrantibus clericis omnibusque Ambrosianis ordinibus divinarum solemnitatum mysteriis, Walpertus, magnanimus archiepiscopus omnibus regalibus indumentis cum manipulo subdiaconi, corona superimposita, astantibus B. Ambrosii suffraganeis universis multisque ducibus atque marchionibus, decentissime et mirifice Ottonem regem collaudatum et per omnia confirmatum induit atque perunxit.

Ueber den Nagel vom Kreuze des Heilands in der heiligen Lanze und über die Krone, welche dem König aufgeſetzt wurde, ſ. Allgem. Weltgeſch. Th. 40. S. 475.

Mit welchen ganz andern Empfindungen ſtand wohl ungefähr anderthalb Jahrhunderte vorher Carl der Große an demſelben Altar und empfing aus der Hand des Biſchofs von Rom eine Krone, welche ihn ſtatt der Patrizierwürde, die er als Unterthan des griechiſchen Kaiſers bekleidete, zu einem gleichen Range mit demſelben erhob. Er war der Retter des Biſchofs geweſen; auch Otto ſchützte den Pabſt gegen die italieniſchen Großen: aber wie demüthig war Leo gegen den erſtern, der ihn in Zukunft auch gegen den byzantiniſchen Hof ſichern ſollte, wider den er ſich durch die Krönung des Patriziers eigentlich empört hatte! wie trotzig durfte Johann, ſchon das Haupt der

---

*) Liutpr. l. 6. c. 6. — Landulph. sen. histor. Med. l. 2. c. 16. — Ditmar. p. 354.

Chriſtenheit, anfänglich dem deutſchen Könige die Reiſe nach Rom verbieten, und wie wenig achtete er nachher den Kaiſer! Der Franke dachte an die Vortheile, welche er durch dieſe neue Würde gewinnen könnte, und verachtete das eitle Gepränge: der Sachſe gefiel ſich in dem Glanze des occidentaliſchen Kaiſers, und hatte lange nach einem Ziele geſtrebt, bei welchem ſich jener wahrſcheinlich durch ein Ungefähr erblickte. Beide brachten mit dem neuen Titel Verderben über ihre Familie; aber der erſtere konnte es am Ende des achten Jahrhunderts nicht wiſſen, daß gerade derjenige von ſeinen Söhnen ſein Nachfolger ſein werde, durch deſſen Charakter der Kaiſerthron verderblich für ſein Haus ward. Der letztere war viel zu roh, als daß er hätte vorausſehn können, wie ſchädlich durch den Geiſt, welchen die Gemeinſchaft mit Italien ſchon in ſeine Familie eingeführt hatte, die genaue Verbindung mit Rom für dieſelbe werden müßte.

Noch tiefer, als bei dem Blick in die Vorzeit, verliert ſich der Zuſchauer dieſes prächtigen Gaukelſpiels im Jahre 982 *) in einſame Betrachtungen, wenn er in die Zukunft ſchaut. Fürchterlich ſchwarz und lange ziehn ſich die Wolken am deutſchen Horizont herauf; aber endlich tritt der Genius der Menſchheit auch aus ihnen in ſeiner Klarheit hervor. Man klagt gewöhnlich über das Unglück, welches die neue Verbindung zwiſchen Italien und Deutſchland über das letztere brachte; doch ſcheint es, daß die Vortheile, welche es daraus ſchöpfte, bey weitem die nachtheiligen Folgen überwiegen.

*) Cont. Regin. p. 80.

Es iſt wahr, Otto und ſeine beiden Nachfolger wurden dadurch ſchon ſogleich abgehalten, für das innere Wohl ihres Vaterlandes zu ſorgen; aber jenem lag daſſelbe doch nicht am Herzen, ſein Sohn ward von einem gleichen unruhigen Ehrgeiz umhergetrieben und ſein Enkel durch ſein Temperament in Schwärmereien verſenkt. Ströme von deutſchen Blut floſſen zwar auf die lombardiſchen Gefilde, die Blüthe der deutſchen Ritter welkte durch das Gift der Italiener und zahlloſe Stürme erſchütterten das Reich in ſeiner Grundfeſte, weil ſeine Könige im Auslande um einen Schatten fochten: allein ihr raſtloſer Ehrgeiz hätte ſich ſonſt eine andre, vielleicht noch ſchädlichere Bahn gebrochen, der deutſche Geiſt mußte einmal ausbrauſen, ſeine Natur konnte nicht durch die Gegenwart eines Königs umgeſchaffen werden, und der Verluſt an Menſchen war die Folge, deren nachtheiligen Einfluß Deutſchland am wenigſten empfand. Wenn ſich der Ungeſtüm des jugendlichen Volks irgendwo brechen mußte; wo konnte es mit größerm Segen für daſſelbe geſchehn, als an dem päbſtlichen Syſtem, wobei gerade das, was den Stürmenden am meiſten fehlte, Gewandheit des Geiſtes und Entwöhnung vom Hangen an dem Augenblicke, die Ausbeute ſeyn mußten. Uebrigens war es auch kein leeres Nichts, warum in Italien gefochten ward; wie viel wirkten im Mittelalter die beiden Zauberſylben *Kaiſer* für den Glanz des deutſchen Reichs! — Aber brachten unſre Väter nicht verabſcheuungswürdige Laſter zurück, die ihnen vorher unbekannt waren? Freilich war Italien gleichſam das Hauptreich aller ſchändlichen Lüſte, doch konnte keine Nation ſo unangeſteckt in demſelben herumwandeln, als die deutſche, deren Charakter zu verſchieden iſt von dem italieniſchen, als daß ſie gerade die Hauptzüge in dem letztern, das heißt, die laſterhafteſten, ſich zur Nachahmung hätte herausnehmen ſollen. Dieſe natürliche Disharmonie zwiſchen beiden Völkern ward durch ihre politiſchen Verhältniſſe noch auffallender. Sie kamen zuſammen, wie zwei Menſchen, die ſich einander unerträglich ſind, von denen aber der eine dem andern ſeine Ueberlegenheit will fühlen laſſen. So tödtlich ſich die Italiener unter einander haßten, ſo vereinigten ſie ſich doch nicht ſelten gegen die Deutſchen; und wenn dieſe von einer Parthie zu Hülfe gerufen wurden: ſo glich dieſer Ruf dem Geſchrei der Hyäne, welche mit Mitleid erregender Stimme den Schäfer herbeilockt, um ihn zu zerreiſſen.

Dagegen verdankte Deutſchland ſeine erſte Aufklärung einzig Italien, wo noch eine ſchwache Abendröthe vergangner Kultur dämmerte und ein neues ſchönes Morgenroth durch das Studium der Griechen und Römer anbrach. Wodurch hätte der deutſche Geiſt, welcher ſeine Unbehülflichkeit nur durch fremde Hülfe ablegt, ſich zu einem Licht aufrichten ſollen, welches einzig am italieniſchen Himmel erſchien? Freilich erfoderte es die päbſtliche Politik, daß ſich die Bildung nur bei dem geiſtlichen Stande, und auch da nur in einem gewiſſen Grade, finden ſollte, indeß die übrige Menſchheit niemals aus dem Schlummer der Vorurtheile erwachen durfte. Aber man muß nicht vergeſſen, daß der päbſtliche Deſpotismus ſchon durch Bonifaz in Germanien eingeführt war, und daß Aufklärung, wenn ſie einmal angefangen hat, ſich ſo wenig, wie Sonnenſchein, in gewiſſe Gränzen einſchlieſſen laſſe. Wie mancher

Mönch dachte heller, als die Päbſte es wollten, wie mancher Stral erleuchtete das Herz des weltlichen Großen! Dennoch bliebe es ausgemacht, daß die erneuerte Verbindung zwiſchen Italien und Deutſchland für das letztere die unglücklichſte Begebenheit ſei, wenn das päbſtliche Syſtem auf ewig hätte gegründet werden können. Allein es war eine Herrſchaft, die ſich auf Vorurtheile ſtützte; und das menſchliche Geſchlecht iſt nicht dazu geſchaffen, ewig im Finſtern zu leben: es geht aus der Dunkelheit hervor, ſo bald es das Licht ertragen kann. Das hierarchiſche Gebäude mußte ſchon durch ſich ſelbſt zerfallen, indem die Mittel, wodurch es Feſtigkeit bekam, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, ſo bald ein Inſtitut nicht der Sittlichkeit entſpricht, zuletzt gegen daſſelbe wirken mußten. Wem verdanken wir unſre Reichsverfaſſung, als dem Deſpotismus der Päbſte über die Könige der Deutſchen? wer hätte nach dem Sturz Heinrich's des Löwen der unumſchränkten Herrſchaft des kraftvollen Friedrich's des Erſten ſich entgegenſtellen ſollen, als der kühne Alexander der Dritte? wer hätte die ehrgeizigen Plane des Staufers Heinrich zertrümmern können, wenn es nicht Rom gethan hätte? Der päbſtliche Stuhl bog das Haupt der ſtolzeſten Kaiſer unter ſeine Gewalt; aber indem er ſeine Macht gegen dieſelben gründen wollte, mußte er durchaus die Reichsſtandſchaft unſerer Fürſten begünſtigen, welche nachher dazu diente, den Sturz der Hierarchie zu befördern; denn wodurch gelang die Reformation mehr, als durch das politiſche Verhältniß zwiſchen dem Kaiſer und den Reichsſtänden? — Endlich verdient auch noch der unverkennbare Einfluß angeführt zu werden, welchen das ſtädtiſche Weſen in Italien auf die Organiſation deſſelben in Deutſchland hatte. Unſere Städte hätten bei Erringung ihrer Freiheiten kein ſchönres Muſter erhalten können, als die lombardiſchen Handelsrepubliken!

Otto konnte freilich von allen dieſen Folgen nicht eine einzige vorausſehen; und ſo vortheilhaft die erneuerte Verbindung zwiſchen Italien und Deutſchland für dieſes mag geweſen ſeyn, gereicht ſie ihm doch keinesweges zum Ruhme. Das Beiſpiel Karl's des Großen, ſein Ehrgeiz und ſeine Gemahlin waren die Bewegungsgründe, welche ihn nach der Kaiſerkrone ſtreben hieſſen.

Wie wenig redlich es der Pabſt mit ihm gemeint, zeigte ſich, ſo bald er Rom verlaſſen hatte. Johann der Zwölfte war der liederlichſte Jüngling, welcher ſich mit einer beiſpielloſen Unbeſonnenheit, ob er gleich ein Nachfolger des heiligen Petrus ſeyn wollte, in Ausſchweifungen aller Art ſtürzte. Es war nichts Ungewöhnliches bei ihm, daß er Ehefrauen, Witwen und Mädchen, wenn ſie betend der Schwelle der Apoſtel ſich nahten, durch Gewalt dahin brachte, daß ſie ſeinen Leidenſchaften fröhnen mußten; nichts Ungewöhnliches, daß er die Heiligthümer des Schutzpatrons des päbſtlichen Stuhls an Buhlerinnen verſchenkte. Er hatte wohl gemerkt, daß Otto nicht derjenige wäre, welcher dergleichen verzeihn könnte, und glaubte daher, es wäre beſſer, daß er den Sohn Berengar's, welcher ſich, einem Räuber gleich, nach Corſika hatte flüchten müſſen, wieder herriefe, denn der fände ſelbſt Geſchmack an einem ſolchen Leben. Als das Gerücht von der Abſicht des

Pabſtes zum Kaiſer kam, der in Pavia das Oſterfeſt feierte, wollte er ihm keinen Glauben beimeſſen, denn er konnte es ſich nicht als möglich denken, daß man denjenigen lieb zu gewinnen vermogte, welchen man mit einem ſolchen Haſſe verfolgt hätte. Doch ſchickte er Kundſchafter nach Rom, und erfuhr nun, daß dieſes Gerücht nicht von einigen wenigen herrührte, ſondern in der ganzen Stadt als wahr betrachtet würde. Der Pabſt iſt noch jung, dachte er, durch Güte und einen Verweis wird er ſchon wieder auf den rechten Weg gebracht werden. Als er vor der Burg St. Leone lag, worin Berengar und Willa waren *), kamen auch wirklich Geſandte vom Pabſte, welcher verſprach, er wollte ſein Leben ändern, und auch geſtand, es wäre kein Wunder, daß er bisher Kinderſtreiche gemacht, da ihn die Hitze der Jugend verführt hätte. Zugleich beſchwerte er ſich darüber, daß der Kaiſer einen Biſchof und einen Kardinal, welche ihm untreu geworden wären, aufgenommen hätte, und daß er gegen ſein Verſprechen das Volk in der Gegend, wo er ſich jetzt aufhielte, nicht dem päbſtlichen Stuhle, ſondern ſich ſelbſt den Eid der Treue ſchwören lieſſe, ja, Plätze bela-

---

*) San Leone war eine Bergfeſtung bei Montefeltro in Umbrien. Willa war vorher auf einer Inſel im Lago Maggiore geweſen und daſelbſt zwei Monate von Otto belagert worden, bis ſie endlich mit allen ihren Schätzen in ſeine Gewalt kam. Die letztern behielt er freilich, aber großmuthig ſchenkte er ihr die Freiheit und erlaubte, daß ſie ſich zu ihrem Gemahl begab. Vielleicht hatte er gehoft, daß ſie denſelben zur Uebergabe der Feſtung bereden werde; allein ſie beſtärkte ihn im Gegentheil in ſeiner Hartnäckigkeit, denn es war ihr der unerträglichſte Gedanke, ſich vor der ſchönen Adelheid demuthigen zu müſſen. Cont. Regin. ad a. 962.

gerte, welche der Kirche gehörten. Der Kaiſer gab zur Antwort, wie es möglich wäre, daß er dieſe Oerter dem Pabſt einräumen könnte, bevor er Berengar mit ſeiner Familie daraus vertrieben hätte? Er würde ſein Verſprechen, daß alles Land des heiligen Petrus, das in ſeine Hände käme, dem Kirchenſtaate wieder einverleibt werden ſollte, treu erfüllen. Uebrigens hätte er jene beiden Geiſtlichen nicht geſprochen, wohl aber gehört, daß man ſie zu Kapua gefangen geſetzt hätte, weil ſie von dem Pabſt nach Konſtantinopel beſtimmt wären, um zum Nachtheil der Deutſchen zu unterhandeln. Zugleich hätte man da auch einen vertrauten Freund ihres Herrn, einen Bulgaren, eingezogen, und zugleich ſeinen Reiſegefährten, den unwiſſenden Zachäus, welcher neulich zum Biſchof conſecrirt wäre und nun zu den Ungern hätte reiſen ſollen, um auch dieſe zu einem Kriege gegen Deutſchland zu bewegen. Er würde dies nie geglaubt haben, wenn er nicht durch die Briefe, welche man bei ihnen gefunden hätte und an welchen das päbſtliche Siegel in Blei hinge, davon überzeugt wäre *).

Der Kaiſer ſchickte zwei Biſchöfe mit den Geſandten des Pabſtes zurück, welche ſich gegen ihn erbieten ſollten, man wollte die Wahrheit, ſo bald er ihrem Herrn nicht glauben wollte, durch einen Zweikampf unterſuchen. Otto hatte ein beſonderes Vertraun auf die Gottesurtheile geſetzt, ſeitdem es ihm bisweilen gelungen, daß die Entſcheidung durch ſie nach ſeinem Wunſch ausgefallen war. Von ſeiner Tochter, der Jungfrau Luitgard, hatte ein gewiſſer Graf Cuno, deſſen Lie-

---

*) Liutpr. l. 6. c. 6.

besanträge ſie verworfen hatte, das verläumderiſche Gerücht ausgeſprengt, als ob ſie, gleich einer Gemahlin, ſeiner Umarmung genoſſen hätte. Otto, hierüber innigſt ergrimmt, veranſtaltete eine große Fürſtenverſammlung, und die Jungfrau, welche der bekümmerte Vater ſchon in geheimen Unterredungen ausgeforſcht hatte, betheuerte vor derſelben durch einen Eid ihre Unſchuld. Nun rief der König: wer von ſeinen Freunden Luitgards Ehre mit den Waffen vertheidigen wollte, deſſen Freund würde er ewig bleiben. Da ſprang Graf Burchard auf, zum Zweikampf willfährig. Auch Cuno beſchwur mit aufgehobener Rechte die Wahrheit ſeiner Ausſage; allein ſein Gegner hieb ihm die meineidige Hand ab und rettete die jungfräuliche Ehre *). Sehr auffallend iſt es, daß ſelbſt die Rechtsfrage, ob bei dem Tode der Großeltern ihre Enkel von einem ſchon verſtorbnen Sohn zu gleicher Erbſchaft mit den noch lebenden Söhnen gehn können? durch einen Zweikampf entſchieden ward. Die Entſcheidung war zum Vortheil der Enkel **).

---

*) Ditmar. p. 339.

*) Witich. p. 644. de legum quoque varietate facta est contentio fuereque qui dicerent, quia filii filiorum non deberent computari inter filios, haereditatemque legitime cum filiis sortiri, si forte patres eorum obiissent avis superstitibus. Unde exiit edictum a rege, ut universalis populi conventio fieret apud villam, quae dicitur Stela factumque est, ut causa inter arbitros judicaretur debere examinari. Rex autem meliori consilio usus, noluit viros nobiles ac senes populi inhoneste tractari, sed magis rem inter gladiatores discerni jussit. Vicit igitur pars, qui filios filiorum computabant inter filios et firmatum est, ut aequaliter cum patruis haereditatem dividerent pacto sempiterno.

Die kaiſerlichen Geſandten merkten bald an der Art, wie ſie in Rom aufgenommen wurden, daß der Pabſt ſehr übel auf ihren Herrn zu ſprechen wäre: von allen Betheurungen und Anerbieten wollte er nichts hören. Um den Kaiſer nur hinzuhalten, ſchickte er noch wieder eine Botſchaft an ihn, ließ aber unterdeſſen den Sohn Berengar's, Adelbert, zu ſich kommen und empfing ihn mit großen Ehrenbezeugungen. Weil die Witterung zu drückend heiß war, konnte ſich Otto, als er dies hörte, nicht ſogleich in Bewegung ſetzen; aber kaum ward die Luft etwas kühler, ſo zog er ſeine Truppen zuſammen, ging nach Rom und ſchlug in der umliegenden Gegend ſein Lager auf. Der Pabſt und Adelbert entflohn zu gleicher Zeit und die Bürger gelobten ihm von neuem Treue, indem ſie verſprachen, daß nimmer ein Pabſt gewählt oder ordinirt werden ſollte, wenn nicht der Beifall des Kaiſers und ſeines Sohns, des Königs Otto, denſelben ſo billigte, als wenn ſie ihn ſelber gewählt hätten *). Nach drei Tagen mußte er auf Bitten der Biſchöfe und des römiſchen Volks ein Konzilium halten, auf welchem dem Pabſte ſein Urtheil ſollte geſprochen werden. Dieſer erſchien aber nicht, ſo zahlreich auch die Verſammlung war, welche aus lothringiſchen, deutſchen und italieniſchen Erzbiſchöfen und Biſchöfen beſtand. In Gegenwart derſelben und der vornehmſten Römer begann Otto, nachdem eine tiefe Stille geherrſcht hatte, mit folgender Frage: „Warum hat ſich Johann geweigert, einer ſo glänzenden Verſammlung beizuwohnen?" Sogleich ertönten alle Stimmen und das Volk rief: „Das wäre kein Geheimniß, die entfernteſten Nationen wüß-

---

*) Liutpr. l. 6. c. 6.

ten den Grund; denn der Pabſt wäre keiner von den reiſſenden Wölfen, welche in der Haut des Schaafs umherſchlichen, ſondern er triebe ſeine teufliſchen Werke vor den Augen der Welt.“ Der Kaiſer antwortete: „Mir däucht es billig, daß man über einzelne Handlungen Klagen gegen ihn anſtelle!“ Dort ſtanden zwei auf, welche bezeugten, daß er in einem Pferdeſtalle einen Diakonus ordinirt hätte; hier verſicherten einige, daß er die Pfründen verkauft und einen Biſchof beſtellt hätte, der zehn Jahre alt wäre. Den heiligen Pallaſt, klagte man ferner, hätte er zum Hurenhauſe gemacht, einen Geiſtlichen hätte er blenden, einem andern ſeine Mannheit rauben laſſen, und beide wären davon geſtorben. Mit einem Schwerte gegürtet, einem Helme bedeckt, mit einem Panzer bekleidet hätte man ihn oft geſehn; auf die Jagd wäre er häufig gegangen und hätte leidenſchaftlich geſpielt. Ja, ſchrien dann faſt alle zuſammen, in Wein hat er die Geſundheit des Teufels getrunken!“ Otto erſchrack; ſolche Verbrechen konnte der fromme ehrliche Deutſche dem Haupte der Chriſtenheit nicht zutraun. „Ich beſchwöre euch, rief er, bei dem Gott, welchen niemand zu täuſchen vermag, bei der unbefleckten Jungfrau Maria, bei der Leiche des heiligen Apoſtels, in deſſen Tempel wir hier reden, werft dem Pabſte keine Laſterthaten vor, welche nicht wahr, nicht durch die Zeugniſſe der glaubwürdigſten Männer ausgemacht ſind.“ Da rief die ganze Verſammlung, das ganze Volk mit Einer Stimme: „Wenn er nicht noch ſchändlichere Dinge gethan hat, als die angeführten, ſo reinige uns der heilige Petrus, welcher den Unheiligen den Himmel verſchließt, ihn den Gerechten öffnet, nie von unſern Sünden!“ „Will der

Kaiſer uns nicht traun, ſo traue er doch ſeinem ganzen Heere, welches den Verruchten, noch vor fünf Tagen mit einem Schwerte gegürtet, im Panzer und mit Schild und Helm geſehn hat: nur die Tiber war dazwiſchen, ſonſt wäre er von den Truppen gefangen.“ Auch dies beſtätigte ſich; und nun verlangte die Synode, daß ein Brief an den Pabſt geſchickt würde, welcher den Befehl enthielte, daß er kommen und ſich verantworten ſollte. Mit deutſcher Ehrlichkeit geſtand ihm Otto, daß ein ganzer Tag nicht hinreichen würde, wenn er alles ſchreiben wollte, was ihm vorgeworfen würde; auch wäre dies ſo ſchändlich, daß er gewiß wüßte, der Pabſt würde ſich ſchämen, wenn er dergleichen nur von einem Gaukelſpieler erzählen hörte, und nun herbeieilen, um ſich zu rechtfertigen. Johann antwortete nichts darauf, als daß er der Verſammlung ſchrieb, er hätte gehört, man wollte einen andern Pabſt wählen: wer das thäte, wäre excommunizirt und verlöre ſogleich das Recht, zu ordiniren und die Meſſe zu leſen. Hierauf erwiederte ihm das Koncilium: Er rede wie ein Kind, die Excommunikation würde die Strafe für ihn ſeyn. Aber der Ueberbringer dieſes Briefs konnte ihn nirgends aufſpüren, denn er war ſchon mit ſeinem Köcher über Feld gegangen. Da baten alle den Kaiſer, daß er die Kirche von dieſem Ungeheuer befrein und ihr einen Mann von untadelhaften Sitten vorſetzen möchte. Auf ſeine Frage, wer ein ſolcher ſei? riefen alle, der verehrungswürdige Leo *).

---

*) Er war Protoſcriniarius oder geheimer Archivar. Man hat nachher ſeine Wahl für ungültig erklären wollen, weil er ein weltlicher Bedienter der Kirche geweſen, und auf einem Kon-

Dieſer ward denn ſogleich mit vielem Gepränge nach dem Lateran gebracht und daſelbſt eingeweiht, indem ihm alle den Eid der Treue ſchwuren.

Jetzt glaubte Otto mit einem kleinen Gefolge ſicher zu Rom leben zu können und entließ den größten Theil ſeines Heers, um den Einwohnern der Stadt nicht beſchwerlich zu fallen. Kaum hatte dies der abgeſetzte Pabſt Johann erfahren, welcher die Denkungsart der Römer genau kannte, weil ſie der ſeinigen gleich war: ſo ſchickte er heimlich Boten nach der Stadt und bewog viele durch Geld und Verſprechungen, daß ſie den Kaiſer und den Pabſt Leo den Achten überfallen und umbringen ſollten. Durch eine Trompete ward das Zeichen gegeben, und ſogleich ſtürmte alles auf Otto los, der aber das elende Geſindel auf der Tiberbrücke, wo es ihm den Weg durch Laſtwagen verrammeln wollte, mit ſeinen wenigen unerſchrockenen Deutſchen übel empfing. Die Römer wurden nach allen Seiten zerſtreut; und wer unter denſelben verwundet war, hatte die Wunde auf dem Rücken. Kaum konnte der Kaiſer ſeine Truppen zurückhalten, daß ſie nicht alles niedermetzelten *). Er nahm viele unter den Vornehmern als Geiſſeln gefangen; aber auf Leo's Bitten gab er ſie wieder frei, und marſchirte dar-

---

cilium gewählt worden, das der Kaiſer, nicht der Pabſt, zuſammengerufen hatte. Allein wenn man ſolche Gründe anführt, ſo trägt man offenbar ſpäter entſtandene Begriffe der römiſchen Kirche in das frühere Mittelalter.'

*) Dieſer Auflauf war am dritten Januar.

auf nach Spoleto, wo ſich Adelbert aufhielt. Johann' hatte ſchon auf ſeinen Abzug geharrt und beredete nun die Frauenzimmer, mit welchen er der Wolluſt gefröhnt hatte, daß ſie einen neuen Auflauf veranſtalteten. Unter verderbten Völkern haben buhleriſche Weiber immer den größten Einfluß auf die öffentlichen Geſchäfte. Viele unter den vornehmſten Römern waren auch jetzt bereit, über Leo den Achten herzufallen, welcher ſich kaum aus ihren Händen retten konnte. Er entfloh mit einigen wenigen in das kaiſerliche Lager; und ihm folgten bald zwei ſeiner treuſten Freunde, bei deren Anblicke die Menſchheit zurückſchauderte. Pabſt Johann, der in die Stadt zurückgekehrt war, hatte dem einen die rechte Hand abhauen, dem andern die Zunge ausreiſſen, die Naſe und zwei Finger abſchneiden laſſen. Otto, bis in ſein Innerſtes durch dieſe Gräuel erſchüttert, beſchloß, nach Rom zurückzugehn, wohin er aber zu ſpät kam, um an dem Pabſte Rache ausüben zu können, denn der war ſchon von einem Ehemanne, welcher ihn bei ſeiner Frau außerhalb der Stadt im Bette gefunden, ſo geſchlagen, daß er acht Tage nachher den Geiſt aufgegeben hatte *). Die elenden Römer wählten ſogleich **) einen andern Pabſt, Benedikt den Fünften, und ſchwuren, ſo ſpielten ſie mit den heiligſten

---

*) Der Fortſetzer Liutprand's erzählt, der Pabſt habe ſich, wie ein Teufel ausgekleidet, zu einer Ehefrau geſchlichen, deren Mann ihn erhaſcht habe; doch ſei er entflohn, habe ſich aber durch einen tödtlichen Fall ſo verwundet, daß er acht Tage nachher geſtorben ſei. Allgem. Weltgeſch. Th. 40. S. 481.

**) Am funfzehnten Mai

Eiden! — daß ſie ihn nie verlaſſen und gegen die ganze deutſche Macht vertheidigen würden. Otto ſchloß ihre Stadt ein, und ließ bekannt machen, wer es wagen würde, herauszukommen, dem ſollten die Glieder verſtümmelt werden. Obgleich Benedikt gegen ihn und ſein Heer von den Stadtmauern den Bann ſchleuderte, ſo brachte er die Römer doch bald durch ſeine Belagerungsmaſchinen und den Hunger in ſolche Noth, daß ſie ſich ergeben und ihren neuen Pabſt ausliefern mußten. Leo der Achte ward wieder eingeſetzt und hielt mit dem Kaiſer und den Biſchöfen eine Synode, *) vor welcher Benedikt, von ebendenſelben gefangen hergeführt, welche ihm ſo heilig Treue geſchworen hatten, demüthig erſchien. Die bitterſten Vorwürfe wurden ihm gemacht, vorzüglich weil auch er den Eid geſchworen hatte, daß ohne Einwilligung des Kaiſers nie ein Pabſt gewählt werden ſollte. Um Vergebung flehend warf er ſich zu Otto's Füſſen nieder und gab ſeinen Mantel und Hirtenſtab an Leo, welcher den letztern zerbrach und die Stücken dem Volke zeigte. Darauf befahl er Benedikten, ſich auf die Erde zu ſetzen, wo er ihm ſeine biſchöfliche Kleidung auszog, indem er ſagte: Ich beraube dich hiedurch der Würde eines Biſchofs und Presbyters, doch ſollſt du, weil der Kaiſer ſich deiner erbarmet, den Rang eines Diakonus haben; aber nicht zu Rom! ſei ein Verbannter! **)

---

*) Am drei und zwanzigſten Junius.

**) Liutpr. l. 6. c. 7-11. — Cont. Regin. p. 81.

Um dieſe Zeit endlich ergaben ſich auch Berengar und Willa, welche ſich ſo lange in St. Leone gehalten hatten. Sie wurden mit ihren Töchtern (Adelbert war wieder nach Korſika gegangen) nach Bamberg verbannt, wo der König (966) ſtarb und mit allen königlichen Ehrenbezeugungen begraben wurde. Seine Witwe ging darauf ins Kloſter und ließ ihre beiden Töchter am kaiſerlichen Hofe zurück, wo ſie ihrem Stande gemäß von Adelheid unterhalten wurden.

Jetzt dachte Otto endlich einmal wieder an ſein Vaterland; aber ſein Rückzug war ſehr unglücklich, weil die fürchterlichſten Krankheiten unter ſeinen Truppen einriſſen, ſo daß der am Morgen völlig Geſunde nicht hoffen durfte, noch am Abend zu leben. Italiens Klima verhielt ſich gegen die Deutſchen eben ſo, wie die Bewohner dieſes Landes: eine Zeitlang ſchmeichelte es den rauhen Menſchen mit den ſanfteſten Lüften, wie dieſe mit liebkoſenden Reden; aber plötzlich äußerte es auf eine tückiſche Art ſeinen ganzen verderblichen Einfluß auf ihre Geſundheit. Otto blieb den Herbſt über in Ligurien und vergnügte ſich da mit der Jagd: nachdem er die Weihnachten zu Pavia gefeiert hatte, zog er im Jahr 965 nach Deutſchland, wohin er auch den Pabſt Benedikt gefangen mitnahm, der nachher zu Hamburg lebte.

Zu Köln verſammelte ſich bei des Kaiſers Rückkunft die ganze königliche Familie. Die alte Mutter Mathilde kam mit ihren beiden Enkeln, dem Könige Otto und dem Sohne ihres

---

*) Ditmar. p. 337. — Cont. Regin. p. 82.

verſtorbenen Lieblings, Heinrich's von Baiern; ihre Tochter Gerberg, Königin von Frankreich, brachte ihren Sohn Lothar mit. Hier offenbarte Mathilde dem Kaiſer mit Thränen, daß ſie fürchtete, ihr letztes Werk, das Kloſter zu Nordhauſen, welches ſie zum Andenken des Herzogs von Baiern ſtiftete, nicht vollenden zu können, denn ſie hätte ihr ganzes Gut an die übrigen Klöſter verſchenkt. Er beruhigte ſie durch das Verſprechen, daß er nicht allein ſelbſt für daſſelbe Sorge tragen, ſondern es auch ſeinem Nachfolger empfehlen wollte. Um ſie völlig zu tröſten, reiſte er mit ihr nach Nordhauſen, wo ſie ihm die heiligen Nonnen vorſtellte, mit welchen er ſich auf eine gefällige Art unterhielt, ſo wie er ihnen auch beim Weggehen ſeinen Schutz verſprach. Am Morgen ſeiner Abreiſe ging die alte Mutter mit ihm in die Kirche, um die Meſſe zu hören. Weinend umarmte ſie ihn und ſprach: „Vergiß nicht dieſer geliebten Stadt, in ihr habe ich deine Schweſter Gerberg, deinen Bruder Heinrich gebohren, den ich zu ſehr liebte, weil er den Namen des Vaters führte. Bei dem Bilde deiner Mutter gedenke ſtets dieſer Stäte, wo du ſie zum letztenmal ſahſt!" Darauf begleitete ſie ihren Sohn bis zum Pferde und eilte zurück, um die Stelle zu küſſen, wo er die Meſſe gehört hatte. Dies wurde dem Kaiſer hinterbracht; und er ſprang vom Roſſe herab, ging ſchnell in die Kirche zurück und fand die alte Mutter für ihn betend. Geh' im Frieden unſers Heilandes, waren die letzten Worte, welche er von ihr hörte. Sie ſtarb, als er zum drittenmale nach Italien gezogen war. Sein Sohn Wilhelm, der Erzbiſchof von Mainz, welchen er mit einem vornehmen ſlaviſchen Frauenzimmer erzeugt hatte, beſuchte ſie in ihrer

Krankheit zu Quedlinburg, denn er war unter ihren nähern Verwandten der einzige, der zum geiſtlichen Stande gehörte; ihr Sohn Bruno war ungefähr ein Jahr vor ihrem Tode geſtorben. Sie wollte ſich noch gern gegen ihren Enkel, den Erzbiſchof, für ſeinen Beſuch dankbar beweiſen, und fragte daher ihre getreue Richburg, was für ein Geſchenk ſie demſelben wohl geben könnte? Auf die Antwort, daß ſie ja alles Ihrige den Armen gegeben hätte, ſagte ſie: Gut, ſo hole mir das Gewand, welches ich zu meinem Begräbniſſe aufbewahrt habe; Wilhelm wird es beſſer brauchen können, als ich, denn er muß bei rauher Witterung zurückreiſen. Er ſtarb noch vor ihr auf dem Rückwege eines plötzlichen Todes an einem Orte, der Radulveroth hieß. Als die Nachricht davon durch Boten nach Quedlinburg kam, ſcheute man ſich, ſie der kranken Königin zu hinterbringen und beſorgte, ſie möchte der Traurigkeit darüber erliegen. Allein das Geflüſter um ſie her hatte ihr doch die ſchreckliche Kunde verrathen, denn ſie fragte: Warum wollt ihr, daß dies Unglück vor mir ein Geheimniß bleibe? Darauf befahl ſie, daß die Glocken der Kirche geläutet und die zuſammengerufenen Armen mit Almoſen verſorgt werden ſollten, beides zum Heil der Seele Wilhelm's. Nach der Zeit lebte ſie noch zwölf Tage. An einem Morgen, da ſie fühlte, daß die Sonne für ſie zum letztenmale aufgegangen war, ließ ſie alle Geiſtlichen und Nonnen in ihre Kammer kommen und ermahnte ſie, treu und beſtändig im Dienſte Gottes zu verharren. Dann gab ſie ihrer Nichte Mathilde, der Aebtiſſin von Quedlinburg, ein Buch, worin die Namen aller verſtorbnen Glieder der ſächſiſchen Familie geſchrieben ſtanden. Vergiß nicht mich, ſagte ſie, und meinen guten Gemahl Heinrich! Die Geſänge der Nonnen und Geiſtlichen erſchollen nun um ihr Lager, und ſie betete mit gen Himmel gewandten Augen. Als ihr Tod ſehr nahe war, ließ ſie eine grobe Decke auf die Erde hinbreiten, auf welche man ſie ſetzen mußte. Hier beſtreuete ſie ihren Scheitel mit Aſche; ſo muß eine Chriſtin ſterben, waren ihre letzten Worte. Sie entſchlief am zweiten März des Jahrs 967; ihr Ende war ſanft und ruhig, wie ihr Charakter und Leben. Das zarte Gefühl, welches ſie in allen ihren Handlungen offenbarte, zeichnet ſie eben ſo ſehr in ihrem Zeitalter aus, als ihre religiöſe Schwärmerei an daſſelbe erinnert. Das Gemälde ihres Lebens ſchwächt die Idee, als träfe man in der zu düſter geſchilderten Periode der ſächſiſchen Kaiſer nur auf rauhe Charaktere und ſtürmiſche Lebensläufe *).

Otto erhielt die Nachricht von dem Tode ſeiner Mutter in Italien. Noch in demſelben Jahre, als er von da zurückgekehrt war, fielen einige unter den Longobarden wieder von ihm ab und riefen den Sohn Berengar's zu ſich. Der Herzog Burchard von Schwaben ward gegen ihn geſchickt mit dem Befehl, ihn anzugreifen, wo er ihn fände. Nachdem ſich dieſer mit den Longobarden, welche dem Kaiſer treu geblieben waren, vereinigt hatte, ſchiffte er ſich auf dem Po ein und landete da, wo Adelbert ſich dem Gerüchte nach aufhielt, der ihn auch angriff, ſobald ſeine Truppen das Land betreten hatten, ſich aber kaum durch die Flucht retten konnte, nachdem ſein Bruder Guido

---

*) vita Mathildis. c. 5. 6. — Sigeb. Gembl. ad a 965. 66.

mit mehrern andern geblieben war. In den Schlupfwinkeln gebirgigter Gegenden glaubte er ſich ſicher vor der Rache des Kaiſers. Wahrſcheinlich unterhielt er von hier aus ſeine Verbindungen mit einigen Großen, und hörte wohl nicht auf, die Gegenparthie zu verfolgen *).

Die Römer hatten ſich gleichfalls wieder trotzig gegen den Kaiſer gezeigt, denn der Präfekt der Stadt hatte den Pabſt Johann den Dreizehnten, welcher nach Leo's Tode mit Genehmigung von zwei kaiſerlichen Bevollmächtigten gewählt war **), greifen laſſen und gefangen nach Kampanien geführt, weil er den Uebermuth der vornehmern Römer durch noch größern Stolz hatte bändigen wollen. Dies machte Otto's Gegenwart in Italien nothwendig. Er kam im Jahre 966 dahin und verbannte einige von Adelbert's Anhängern nach Franken und Sachſen. Die Römer ſetzten ſogleich aus Furcht vor ihm den gefangenen Johann, um Vergebung flehend, wieder auf den päbſtlichen Stuhl. Aber diesmal glaubte der Kaiſer einmal

---

*) Von dem weitern Schickſal Adelbert's hat man faſt keine Nachricht; nur der ſpätere Biſchof Benzo erwähnt ſeiner in der Geſchichte Kaiſer Heinrich's des Dritten, indem er erzählt: quem, sc. Adelbertum, magnus Otto exterminavit ab Italia; sed deficiente terra receperunt eum maria. Ubi per triennium jactatus fluctibus evasit captivus veniensque Augustodunum obiit peregrinus. ſ. Mansi ad Baron. a. 967. Doch erwähnt Liutprand noch einer Unterhandlung zwiſchen Adelbert's Geſandten und dem Kaiſer Nicephorus während der Zeit, als er ſich am Hofe des letztern aufhielt.

*) am zweiten Oktober 965.

Strenge zeigen zu müſſen; und ließ deshalb, als er im Anfang des Jahrs 967 nach Rom kam, dreizehn von den vornehmſten Urhebern der Vertreibung des Pabſtes aufhenken. Darauf ging er nach Ravenna, hielt daſelbſt eine große Synode und ſchenkte die Stadt mit ihrem Gebiete an Johann den Dreizehnten. Zur Dankbarkeit willigte dieſer darin ein, daß der deutſche König Otto nun auch zum Nachfolger des Vaters in Italien gekrönt werden ſollte. Das geſchah zu Rom 967 Dezember 25., nachdem der junge Otto auf ein Einladungsſchreiben im Namen ſeines Vaters und des Pabſtes nach Italien gekommen war *).

Der Vater glaubte, jetzt könne ſein Sohn nur mit einer kaiſerlichen Prinzeſſin eine ſtandesmäßige Ehe ſchlieſſen, und benutzte die Gelegenheit, als der griechiſche Hof ihm durch eine Geſandſchaft hatte Ehrengeſchenke überbringen und Freundſchaft antragen laſſen, mit derſelben den Biſchof Liutprand an den Kaiſer Nicephorus zurückzuſchicken *). Der Geſandte hatte den Auftrag, die Tochter des Kaiſers Romanus zur Gemahlin

---

*) Cont. Regin. p. 83. — Annal. Saxo ad a. 967.

**) Otto erklärt ſich ſelbſt über ſeine Abſichten, welche er dadurch zu erreichen hofte, und über ſeine weitern Plane in einem Schreiben, das uns Witechind aufbewahrt hat. S. 661. Hier iſt eine Ueberſezung deſſelben: Wir Otto, durch Gottes Gnade Kaiſer, den Herzogen Herrmann und Thiederich und allen Befehlshabern in unſern Staaten alles Heil zum Gruß!

Mit Gottes Willen gelingt Alles. Geſandte des Königs von Konſtantinopel, Männer von einem ausgezeichneten Range, ſind zu uns gekommen und ſuchen Frieden, ſo viel wir verfür den jungen König zu begehren; aber der Bericht, welchen er vom Fortgange ſeines Geſchäfts den Ottonen überſchickte, konnte ihnen nicht viel Hoffnung zur Erfüllung ihrer Bitte machen. Beim Leſen deſſelben wußten ſie ſich nicht genug über den griechiſchen Stolz zu verwundern; und es kränkte ſie wahrſcheinlich ſehr, daß man ihnen am griechiſchen Hofe den kaiſerlichen Titel verweigerte. Auch unterließ der Biſchof nicht, die Bemerkung ſtets zu wiederholen, daß er nicht ſich für ſeine Perſon durch das verächtliche Betragen der Griechen herabgewürdigt ſähe, ſondern ſeinen Herren in ſich. Als er im Junius vor Konſtantinopel ankam und mit groſer Pracht, denn Adelheid hatte es ihm tief eingeprägt, den Glanz des occidentaliſchen

---

nommen haben. Wie es aber auch gehn möge, ſo werden ſie doch nicht wagen, ich hoffe es zu Gott, uns feindlich anzugreifen. Die Provinzen Apulien und Kalabrien, welche ſie bisher inne gehabt haben, werden ſie uns einräumen, wenn nicht eine andre Auskunft getroffen wird. Sind die Griechen hierin willfährig geweſen, ſo wollen wir, nachdem wir unſre Gemahlin mit unſerm Sohn auf den Sommer nach Deutſchland geſchickt haben, durch Fraxinetum ziehn unter Gottes Geleit und die Sarazenen ausrotten. Wenn es wahr iſt, was wir hören, daß die Redarier eine ſo groſe Niederlage erlitten haben, ſo müßt ihr durchaus keinen Frieden mit ihnen machen, denn euch iſt ja bekannt, wie oft ſie die Treue verletzt und uns beleidigt haben. Deshalb überlegt es mit dem Herzog Herrmann und ſtrebt darnach, daß ihr durch ihren Untergang der Arbeit ein Ende ſchaffet! Iſt es nöthig, ſo wollen wir ſelbſt gegen ſie ziehn. Unſer Sohn hat zu Weihnachten die Kaiſerkrone vom Pabſt erhalten. Geſchrieben den 15. Februar in Kampanien ohnweit Kapua.

Kaiſerthums recht offenbar werden zu laſſen, ſeinen Einzug zu Pferde halten wollte, mußte er lange im Regen vor dem Thore warten. Nach einigen Tagen ward er erſt dem Bruder des Kaiſers vorgeſtellt, welcher ſeinen Herrn nur König nannte. Als er von Nicephorus ſelbſt gebracht wurde, den er als klein, dickköpfig, kleinäugig, von ſchwarzer Geſichtsfarbe und überhaupt als das häßlichſte Ungeheuer mit einem dicken Bauch, kurzen Beinen und Füßen, die von den Zehen bis zur Ferſe gleich lang wären, abſchildert, redete ihn derſelbe ſo an: Die Verruchtheit deines Herrn erlaubte nicht, daß ich dich gnädig aufnahm, denn durch Mord und Mordbrennerei hat er, nachdem er Berengarn und Adelberten alles geraubt und die vornehmſten Römer hat hinrichten laſſen, unſre Städte in ſeine Gewalt bringen wollen; weil ihm dies aber nicht gelungen iſt, ſo ſchickt er jetzt dich als Kundſchafter an unſern Hof. Der Biſchof antwortete unter andern, Otto habe die Römer, als Aufrührer gegen ihn und den Pabſt, als Meineidige und Kirchenräuber, nach den Geſetzen Juſtinian's, Valentinian's und des Theodoſius mit dem Strange hinrichten laſſen. Als er darauf ſein eigentliches Anliegen anbrachte, ward das Geſpräch abgebrochen, weil eine Proceſſion vorgehen ſollte. Liutprand kann nicht genug darüber ſpotten. „Eine Menge von Kaufleuten, ſagt er, und andern unedlen Leuten bildete große Reihen bis an die Sophienkirche; das Volk hatte nackte Füße und die Gewänder der Vornehmern waren ſo zerriſſen und ſo alt, daß gewiß keines von denſelben neu war, als es der Großvater trug. Ich will lieber eines von euern koſtbaren Kleidern haben, Kaiſer, als hundert ſolche. Das Ungeheuer Nicephorus hatte allein Gold und Edelſteine an ſich; keichend wie ein altes Weib ſchritt er einher und das Geſindel ſang: „Er kommt, der Morgenſtern, das Schrecken der Sarazenen! von ſeinen Blicken prallen die Sonnenſtralen zurück!“ An demſelben Tage ward ich bei ihm zur Tafel gebeten, wo er über eure Macht und über eure Truppen viele Schimpfreden ausſtieß. Deines Herrn Soldaten, ſprach er, können nicht reiten und wiſſen nicht zu Fuß zu kämpfen: die Größe ihrer Schilde, die Schwere ihrer Panzer, die Länge ihrer Schwerter macht ſie unbehülflich, wie auch — hier lachte er hämiſch — ihre Freßſucht; der Bauch iſt ihr Gott, ihre Kühnheit nichts als Verwegenheit; im Rauſche ſind ſie tapfer, aber furchtſam, ſobald ſie nüchtern ſind; und kraftlos, wenn ihr Magen nicht gefüllt iſt. Auf den Meeren hat dein Herr keine Schiffe, und meine Seemacht iſt allein beträchtlich. — Als der Biſchof hierauf etwas erwiedern wollte, fiel ihm der Grieche ohne Veranlaſſung mit dieſen Worten in die Rede: „Ei was, ihr ſeid Longobarden und keine Römer!“ und winkte ihm Stillſchweigen; aber er konnte ſich nicht halten, dem Kaiſer wenigſtens vorzuwerfen, daß Romulus, der Stifter von Rom, ein Brudermörder geweſen wäre, der ſeinesgleichen zu ſich geſellt hätte, und daß es bei den Deutſchen für die ärgſte Beſchimpfung gälte, wenn man ein Römer geſcholten würde. Als ihm bei einer andern Gelegenheit Nicephorus den Vorwurf machte, daß in Sachſen nie eine Synode gehalten wäre, antwortete er: „Gut, ihr habt der Synoden genug, aber alle Ketzerei iſt zuerſt vom Orient gekommen, und bei uns im Occident vertilgt worden. In Sachſen iſt nie Irrglaube geweſen und deshalb nie eine Synode nothwendig gefunden, um ihn zu prüfen. Doch iſt ein Koncilium daſelbſt gehalten, auf welchem beſchloſſen worden, daß es beſſer wäre, mit dem Schwerte als mit den Federn zu ſtreiten, und daß man lieber ſterben ſollte als fliehn." Daß ein ſolcher Schluß unter den Griechen nie zu Stande gekommen war, das mußte die Armee derſelben nach Liutprand's Schilderung beweiſen, welcher behauptet, daß vierhundert Deutſche auf freiem Felde das ganze griechiſche Heer in die Flucht ſchlagen würden.

Der Geſandte betrug ſich überhaupt ſehr keck, wenn er in allen Dingen die Wahrheit geſchrieben hat. Eines Tages fragte ihn der Kaiſer, ob ſein Herr auch ein Jagdgehege hätte, worin wilde Eſel und andre Thiere eingeſchloſſen wären? und als er antwortete, allerdings, nur wilde Eſel wären nicht darin! führte ihn Nicephorus zu dem ſeinigen, über deſſen Größe er ſich wundern ſollte. Als er nun aber mit dem Huth auf dem Kopfe neben dem Kaiſer herritt, ſagte man ihm, er dürfe in Gegenwart deſſelben nicht mit einem Huthe, nur mit einem Theriſter *), bedeckt ſeyn. „Das tragen bei uns die Weiber, erwiederte der Biſchof; warum ſoll ich bei euch meine väterliche Sitte abändern, da ihr eure Kleidung bei uns unverändert behaltet, und ſogar mit bedecktem Haupte unſern Kaiſer küßt, was ſich kein Deutſcher erlaubt!" Möchte dieß hinfort nicht mehr geduldet werden, ſeufzte er insgeheim; und man kann ſich der Vergleichung zwiſchen den Griechen und den Franzoſen nicht erwehren, welche ſich in neuern Zeiten ſo manches an deutſchen Höfen

---

*) ſ. theristrum in Glossar. manu.

haben herausnehmen dürfen, was einem Deutſchen nicht gut würde aufgenommen ſeyn.

Was den Zweck von Liutprand's Reiſe anbetrifft, ſo waren die Unterhandlungen darüber folgende. Das erſtemal redete ihn der Kaiſer ſo an: „Es iſt freilich eine unerhörte Sache, daß die Tochter eines mit dem Purpur Bekleideten ſich unter barbariſche Völker miſcht; aber doch ſoll Otto's Bitte erhört werden, wenn er Ravenna und Rom nebſt dem ganzen Lande, was von dieſen beiden Städten an bis zu uns hin ſich erſtreckt, abtreten will.“ Bei einer zweiten Unterhandlung über dieſe Angelegenheit ſprach Nicephorus davon, wie ſchändlich und unerträglich es wäre, daß Otto ſich Kaiſer nenne; auch wäre nie auf Freundſchaft zwiſchen ihnen zu hoffen, wenn er die Fürſten von Benevent und Kapua, welche er in ſeinen Schutz genommen hätte, nicht ſogleich ihrem Schickſale überließe oder dem griechiſchen Szepter wieder unterwerfen wollte. „Dieſe beiden Sklaven, fuhr er prahleriſch fort, wünſchen jetzt freilich unter meine Herrſchaft zurückzukehren; aber ich verſchmähe ſie, die Treuloſen ſollen erſt fühlen, was es heißt, ſeinem Herrn abtrünnig werden!“ Bei einer nochmaligen Berührung dieſes Punkts verſicherte der Biſchof, die Fürſten wären Vaſallen ſeines Herrn, und der würde ſie gegen jeden Angriff ſchützen. Unterdeſſen hatte er immer auf eine entſcheidende Antwort und die Erlaubniß zur Abreiſe gewartet, als dieſelbe noch durch einen Brief verzögert ward, welcher von dem Pabſt Johann dem Dreizehnten ankam. In demſelben war Nicephorus blos Kaiſer der Griechen genannt, worüber eine gewaltige Bewegung entſtand, indem man behauptete, er wäre ein allgemeiner und der einzige Kaiſer der Römer. Als Liutprand es mit der Unwiſſenheit Johann's entſchuldigte, gewann man ihn lieb, und fragte ihn, ob es ſeinem Herrn denn wirklich Ernſt wäre, durch eine Heirath einen Bund zwiſchen beiden Höfen zu errichten? Er erhielt darauf einen Brief mit goldnen Buchſtaben an denſelben und dürfte nun endlich abreiſen, nachdem er vier Monate in Konſtantinopel aufgehalten war. Doch nahm man ihm vorher noch die purpurnen Kleider weg, die er gekauft hatte, weil es verboten wäre, dieſelben aus dem Lande zu führen, und alle Nationen außer den Griechen nicht werth wären, in Purpur gekleidet zu gehn *).

Vielleicht vermeldeten es ſchon die goldnen Buchſtaben, oder es ward durch eine beſondre Geſandtſchaft von dem griechiſchen Hofe angezeigt, daß Otto nach einem beſtimmten Ort in Unteritalien ein Geleite ſchicken ſollte, um die Prinzeſſin abzuholen **). Statt der Braut aber kamen griechiſche Truppen aus einem Hinterhalt hervor und überfielen daſſelbe; nur wenige entflohen dem Tode und verkündigten dem Kaiſer dieſe ſchändliche Treuloſigkeit. Nach Rache dürſtend ſandte dieſer ſogleich ſeine treflichſten Krieger nach Kalabrien; und hier war es, daß eines Tages die muthvollen Deutſchen durch ihren Aberglauben in die lächerlichſte Furcht geriethen. Es war noch nicht ſpät am Tage, als ſich die Sonne plötzlich verfinſterte, die Viehheerden nach ihren Ställen liefen und die Vögel zu ihren Neſtern flogen. Die Deutſchen glaubten voll Angſt, daß der jüngſte Tag käme, und ihr tapfres Heer, welches ſo manche Stadt erobert, ſo viele Feinde geſchlagen hatte, zerſtreute ſich mit einer unglaublichen Bangigkeit nach allen Seiten, um Zufluchtsörter zu finden, wo das Leben geſichert werden könnte. In Kiſten und Weinfäſſer und unter Karren verkrochen ſie ſich: wie glücklich pries ſich der, welcher in dieſer fürchterlichen Finſterniß einen Schlupfwinkel finden konnte! *). Deſto tapfrer ſchlugen ſie nachher die Griechen, welche übermüthig wegen der neulichen Niederlage der Ausländer durch Unvorſichtigkeit ihr Verderben beſchleunigten. Allen, die auf der Flucht gefangen wurden, ſchnitt man die Naſe ab. Das griechiſche Volk in Unteritalien mußte Tribut bezahlen. Bald darauf ward Nicephorus von Johann Tzemiszes getödtet, welcher den Thron beſtieg, und auf Otto's Verlangen ihm gern die Prinzeſſin Theophania zur Gemahlin für ſeinen Sohn ſchickte. Es gab viele, welche dem Kaiſer dieſe Heirath widerriethen; aber umſonſt, es war nun einmal ſeine Maxime, daß ein Kaiſer mit einer Kaiſerstochter vermählt werden müßte. Die Hochzeit ward zu Rom mit unerhörter Pracht gefeiert, und der Pabſt krönte die junge Kaiſerin. Gern hätte Otto nun noch einen Zug gegen die Sa-

---

*) Liutprand's Bericht von ſeiner Geſandſchaft iſt ein ſchönes hiſtoriſches Gemälde und reich an Zügen, welche ſein Zeitalter charakteriſiren; nur diejenigen, welche Deutſchland betreffen, ſind hier ausgehoben. ſ. Murat. script. rerum Ital. t. 2. p. 1.

**) Wahrſcheinlich kamen erſt dann, als Otto in Apulien und Kalabrien mit einem Heere eingedrungen war, griechiſche Geſandte mit der Nachricht an, daß die verlangte Prinzeſſin einem abgeſchickten Gefolge übergeben werden ſollte.

---

*) Gesta episc. Leodiens. l. 2. in Martenii Collect. t. 4. p. 860.

razenen gethan; aber aus Deutſchland kamen manche Nachrichten, welche ihn bewogen, nach demſelben zurückzukehren; auch fühlte er wohl, daß er alt und ſchwach wurde *).

In ſeiner Abweſenheit war gegen die Slaven oft ſiegreich gefochten und ſein Feind Wichmann hatte durch ſeinen unruhigen Sinn endlich das Leben eingebüßt. Nachdem er zum Herzog Hugo mit ſeinem Bruder Eckbert entflohn war, hatte dieſer wieder Vergebung bei dem Kaiſer gefunden; ſchwerer hielt es, daß auch er in die Gnade deſſelben aufgenommen ward. Unaufgefordert gelobte er durch den fürchterlichſten Schwur ewige Treue; und kaum zog ſich Otto's Aufenthalt in Italien etwas in die Länge: ſo ging er zum nordiſchen König Harald, um den Krieg von neuem zu beginnen. Ein vorbeiziehender Kaufmann brachte die Nachricht von ſeinen Straßenräubereien; und einige von ſeinen Genoſſen, die ergriffen waren, wurden von dem Herzoge Herrmann verurtheilt, mit dem Strange hingerichtet zu werden. Der däniſche König traute ihm nicht und ſoll zum Beweiſe, daß er es treu mit ihm meine, verlangt haben, daß er ſeinen Oheim oder einen andern Fürſten ermorde. Bald aber fand Wichmann doch Gelegenheit, einen neuen Krieg gegen die Sachſen anzuſpinnen. Zwei ſlaviſche Fürſten, welche beide dem Herzog Herrmann unterthan waren, lebten in ſteter Feindſchaft mit einander; der eine hieß Selibur, der andere Miſtau, jener herrſchte über die Waarier, dieſer über die Obotriten, zwei benachbarte Völker. Der Herzog ſprach ein Urtheil, nach welchem dem erſtern eine Geldſtrafe von funfzehn Talen-

*) Witich. p. 661. — Ditmar. p. 334.

ten Silber aufgelegt wurde. Selibur aber wandte ſich, unzufrieden mit dem Spruch, an Wichmann, welcher auch ſogleich zum Kriege gegen ſeinen Oheim bereit war und ſich in die Stadt der Waarier begab, die aber bald darauf von den Obotriten und einem ſächſiſchen Heere belagert ward. Unter dem Vorwande, Hülfe von den Dänen zum Entſatze der Stadt zu holen, verließ Wichmann dieſelbe mit einigen Genoſſen, denn er ſah, daß es in wenigen Tagen an Brod und an Futter für das Vieh fehlen würde. Als er hörte, daß die Stadt übergeben wäre, ging er zu dem Volke der Vulonen *) und verführte ſie, daß ſie den Herzog der Polen, Miſiko, einen Freund und Anhänger des Kaiſers **), angriffen. Dieſer bekam Hülfe von ſeinem Schwiegerſohn Beleslav von Böhmen. Anfänglich that ſein Fußvolk, als wäre es vom Feinde in die Flucht geſchlagen, und Wichmann verfolgte es ſo hitzig, daß er ſich weit von ſeinem Lager entfernte. Plötzlich fiel ihm die feindliche Reiterei in den Rücken, und das Fußvolk wandte ſich, um ihn von vorn anzugreifen. Er wollte auf ſeinem flüchtigen Roſſe entfliehn; aber ſeine Gefährten zwangen ihn, herabzuſteigen und zu Fuß gegen den Feind zu kämpfen, welches er mit vieler Tapferkeit bis gegen Abend that. Ermüdet durch den Weg, welchen er die Nacht über gemacht hatte, und noch matter aus Hunger begab er ſich, als der Tag anbrach, in eine Scheune. Hier ward er bald von den Feinden gefunden, denen er auf ihre Frage, wer er ſei? ganz ruhig antwortete, daß er Wichmann wäre. Sie baten ihn, die Waffen abzulegen und mit ihnen zu ihrem Herzog Miſiko zu gehn; aber er weigerte ſich, ſeine Waffen an einen andern, als an den Herzog ſelbſt, abzuliefern. Unterdeß verſammelte ſich viel Volk um ihn her und griff ihn an. Obgleich matt und verwundet jagte er daſſelbe doch in die Flucht und gab dann ſein Schwert einem der Vornehmern mit den Worten: „Bringe es deinem Herrn und ſage ihm, er ſollte es für ein Siegeszeichen halten und dem Kaiſer ſchicken, welcher über den Untergang eines Feindes ſpotten oder einen Verwandten beklagen würde.“ Darauf wandte er ſein Geſicht gegen Morgen und empfahl ſich betend dem Heiland, bis er ſeinen geplagten Geiſt aushauchte *).

---

*) ſie hatten ihren Sitz im heutigen Pommern.

**) Markgraf Gero hatte ihn der Oberherrſchaft Otto's unterworfen.

So iſt jeder umgekommen, der ſich gegen den Kaiſer empörte, ruft man mit Witechind **) am Ende von Otto's Regierung aus, und weiß nicht, ob man die Stärke dieſes furchtbaren Geiſtes oder die Macht des Glücks mehr bewundern ſolle. Als er nun zum letztenmal aus Italien nach Deutſchland zurückzog, konnte er auf der Gränze ſtill ſtehn und ſagen: „Wo ich hinblicke, habe ich meine Feinde zu Boden geſchlagen!“ Aber es iſt doch ein ſchöneres Gefühl, mit welchem ſich Heinrich zur Ruhe legen konnte, nemlich, daß er keinen Feind habe; als wenn unſre letzten ſterbenden Blicke bei Trümmern verweilen, die von dem zerſtörenden Ungeſtüm unſrer Kraft zeugen. In der Abenddämmerung des Lebens machen ſie nicht mehr jenen zauberiſchen Eindruck, welcher uns ſo beglückte, als ſie im Glanze des jugendlichen Ehrgeizes da ſtanden. Jeder edlere Menſch fühlt es früher oder ſpäter, doch einmal gewiß, daß er zum Wohl ſeiner Mitbürger wirken ſolle: Otto beſchaute in allen ſeinen Unternehmungen nur ſein großes Selbſt.

---

*) Witich. p. 661. — Annal. Saxo ad a. 967.

*) Witich. p. 662.

Das Gefühl der Sterblichkeit erſchütterte ihn tief, als er im Jahr 972 nach ſeinem Sachſen zurückkam. Die alte Mutter Mathilde ſchlief neben ihrem Heinrich im düſtern Gewölbe zu Quedlinburg; Herzog Herrmann ruhte zu Merſeburg; Markgraf Gero, das Schrecken der Feinde, regte ſich nicht im Todesſchlummer. Seine mächtigſten Helden waren zu Grabe gegangen; auch an ſeiner Kraft nagte die Vergänglichkeit.

Seine letzte Lebenszeit brachte er beſonders damit hin, daß er die Harzbergwerke, deren Spur man zuerſt 968 in der Gegend von Goslar entdeckt hatte, bearbeiten ließ. Jetzt hieß es, in Sachſen wäre das goldne Zeitalter angebrochen, und im Anfange des eilften Jahrhunderts nannte man die ſächſiſchen Länder ein irrdiſches Paradies aller Lieblichkeit und Fülle. Nicht allein unmittelbar ward dadurch die Kultur von Deutſchland befördert, indem ſich die Deutſchen nun auf Bearbeitung der Metalle eifrig legten, und dadurch zu manchen andern Erfindungen und Künſten geführt wurden; ſondern noch weit mehr mittelbar durch den Handel, welcher in kurzer Zeit in Deutſchland erſtaunlich ſtieg, weil der Ueberfluß an Silber ihm einen neuen Schwung gab, nachdem er durch die Unterjochung der Slaven und die Zerſtörung ihres Handels ſchon emporgekommen war. Wie die Silbermünzen in ſtetem Wechſel von einem zum andern gingen, ſo auch die Ideen und Neigungen. Ueberhaupt kam am Ende von Otto's Regierung alles zuſammen, um den rauhen Deutſchen, der ſo ängſtlich an der väterlichen Sitte klebte, zum Luxus zu führen und ihm denſelben angenehm zu machen. Die beiden ausländiſchen Prinzeſſinnen in der kaiſerlichen Familie, die neue Verbindung mit dem wollüſtigen Italien, die entdeckten Silberminen, der aufblühende Handel, alles wirkte zuſammen, um die alten beſcheidnen und keuſchen Sitten ſo ſchnell zu verwandeln, daß man ſchon am Ende des zehnten Jahrhunderts klagte, mit Otto dem Erſten und ſeinen Helden wären alle Tugenden verwelkt, die unter ihm geblüht hätten; wie der Herr, ſo wären auch die Fürſten geweſen, man hätte keinen Ueberfluß an Speiſen auf ihrer Tafel, an koſtbaren Sachen in ihrem häuslichen Leben geſehn, die goldne Mittelmäßigkeit wäre ihre Göttin geweſen. Die ſchnellſten Fortſchritte im Luxus thaten ihrer Natur nach die Weiber; und es währte nicht lange, ſo verachteten ſie nicht nur die Tracht der alten deutſchen Matronen; ſondern ein großer Theil von ihnen kleidete ſich ſo unanſtändig, daß ſie alles, was an ihnen feil war, dem Liebhaber offenbar darboten und ohne alle Scham in einem ſolchen Aufzug dem Volke zum Schauſpiele dienten *).

---

*) Ditmar. p. 330. 33. — Witich. p. 659. — Sigeb. Gembl. ad a. 968. — Otto Frising. 6. c. 24.

Es iſt ſchwer, in Otto's Leben einen Punkt aufzufinden, welcher einen Plan ſeiner Regierung verriethe, und ich glaube, daß man ihm eine Idee unterſchiebt, die er nicht hatte, wenn man behauptet, daß er die Geiſtlichkeit ſo ſehr bereicherte, um durch ſie der immer mehr einreiſſenden Unabhängigkeit der Herzoge und Grafen, welche der königlichen Gewalt den Sturz drohte, Einhalt zu thun. Seine verſchwenderiſche Freigebigkeit läßt ſich recht gut aus ſeiner religiöſen Denkungsart, mit welcher er durch den Geiſt der Zeit und ſeiner Mutter behaftet war, und die ſich auffallend in dem Eifer zeigt, mit dem er aus allen Gegenden Leichname von Heiligen zuſammenholte; ferner aus ſeinem hochfliegenden Geiſte, welcher Reiche zu erobern ſuchte, indem er kleinere Güter vergeudete, und endlich aus der Nothwendigkeit erklären, die ihn oft zur Bereicherung der Geiſtlichen zwang. Wem konnte er, als ſeine beſten Freunde gegen ihn kriegten, das Herzogthum Lothringen anvertraun, als ſeinem Bruder, dem Erzbiſchofe Bruno? wie konnte er erwarten, daß ſich ein Biſchof in einer eroberten Provinz gegen die heidniſchen Anfälle halten und das Chriſtenthum ausbreiten werde, wenn er die weltliche Gewalt deſſelben nicht vermehrte? — Iſt es nicht auch ein offenbarer Beweis gegen eine ſolche planmäßige Vergrößerung der geiſtlichen Macht, daß er gegen die weltlichen Großen nicht minder freigebig war? Man denke nur an den Herzog Heinrich von Baiern, den Markgrafen Gero, den Herzog Herrmann! Seine weltlichen Staatsdiener behandelte er faſt noch großmüthiger, als die Geiſtlichen, und nur dann verfuhr er eigenmächtig mit den Herzogthümern und Grafſchaften, wenn die Beſitzer derſelben ſich gegen ihn aufgelehnt hatten, denn dadurch war ſein Stolz beleidigt. Ueberhaupt iſt es mißlich, im frühen Mittelalter einen Plan in den Unternehmungen und Handlungen der Regenten aufſuchen zu wollen; welche Zeit war planloſer?

Auch die Idee, durch die chriſtliche Religion die beſiegten Heiden zu gehorſamen Unterthanen zu bilden, war wenigſtens nicht neu; und Karl der Große hatte ſie glücklicher bei den Sachſen ausgeführt, als es jezt bei den Slaven geſchah. Indeſſen verfolgte ſie Otto mit vielem Eifer. Um ein Ganzes aus ſeinen religiöſen Anſtalten zu ſchaffen und die Kräfte des Chriſtenthums gleichſam in einen Punkt zu verſammeln, ſtiftete er Erzbisthümer, von denen ein jedes eine beſtimmte Anzahl der neu errichteten Bisthümer unter ſich hatte. Zu Magdeburg ſezte er einen Erzbiſchof, und unterwarf demſelben fünf ſlaviſche Bisthümer, nemlich die zu Merſeburg, Meiſſen, Eizen, Havelberg und Brandenburg; die Bisthümer aber zu Poſen und Altenburg kamen nebſt den jütiſchen unter den erzbiſchöſlichen Stuhl zu Hamburg *).

Die Pfalzgrafſchaften, welche in der ſächſiſchen Periode in den Herzogthümern entſtanden, hätten freilich dazu dienen können, die Macht der Herzoge zu ſchwächen; aber durch die Folgezeit, welche ſie alle, bis auf eine, mit der herzoglichen Würde vereinigte oder gänzlich aufhob, wäre ein ſolcher Zweck zernichtet worden, wenn ihn Otto auch vor Augen gehabt hätte.

---

*) Ditmar. p. 333. — Chron. Saxo. ad a. 952. in Leibnitii access. histor. v. I.

Daß man aber die Pfalzgrafen nicht als Rivalen der Herzoge in dieſer Periode betrachtet habe, ſcheint daraus zu erhellen, daß in dem Kriege zwiſchen Ludolf und ſeinem Vater der beſte Bundsgenoſſe des letztern, ſein Bruder Heinrich, das Herzogthum Baiern in ſeiner Abweſenheit dem Pfalzgrafen Arnulf anvertraute, bei dem ſich gewiß kein Grund fand, um mit ihm eine Ausnahme zu machen. Uebrigens ſtanden die Pfalzgrafen, welche vorher Hofbediente waren, jetzt innerhalb eines Herzogthums den königlichen Domainen vor und verrichteten alles das in einer Provinz, was ſonſt der König ſelbſt hätte thun müſſen. Vielleicht arbeitete die mit ihnen vorgenommene Veränderung, da nun ein Hausamt zur Reichswürde ward, der Idee vor, daß auch andere Hofbedienungen, welche die nachherigen Churfürſten verwalteten, in Reichsämter verwandelt werden könnten.

Nach einer kurzen Ruhe am Abend eines ſturmvollen Lebens ging Otto mit der Raſchheit, die er in allen ſeinen Handlungen zeigte, zu den Todten. Es war im Mai 974, als er an einem Morgen in der Dämmerung vom Lager aufſtand und gegen ſeine gewöhnliche Sitte den frühen Lobgeſängen beiwohnte. Dann legte er ſich wiederum nieder, ein wenig zu ſchlummern; und als er nachher bei der Meſſe zugegen geweſen war, reichte er, wie er nicht zu thun pflegte, den Armen die Hand. An der Mittagstafel war er ſehr froh, und wohnte auch noch dem Gottesdienſte am Abend bei; aber ſchon da verlieſſen ihn ſeine Kräfte. Man ſetzte ihn auf einen Stuhl und reichte ihm das Abendmahl. Ruhig gab er ſeinen Geiſt auf zu Memleben an der Unſtrut, an demſelben Orte, wo ſein Vater geſtorben war; und faſt in gleichem Alter mit ihm, denn er hatte kaum zwei Jahre länger gelebt. Im acht und dreißigſten Jahre ſeiner Regierung, dem zwei und ſechszigſten ſeines Lebens, verließ er ſein Reich. Ob es gleich ſehr ſpät war, verkündigte man doch noch dem Volke ſeinen Tod und es verſammelte ſich mit ſtiller Ehrfurcht um ſeinen Leichnam, denn ein rüſtiger, furchtbarer Mann war eingeſchlummert. Seine Zeitgenoſſen, welche nur den Glanz ſeiner Regierung betrachteten, nannten ihn den Großen. Der Franke Karl und er ſchienen auf der höchſten Stufe menſchlicher Erhabenheit zu ſtehn. Als der erſte Morgen anbrach, da der furchtbare Kaiſer durch ſein Löwenanſehn nicht mehr ſchreckte, ließ ſich ſein Sohn noch einmal als König huldigen und brachte dann die Leiche des Vaters nach Magdeburg, welches der Lieblingsort deſſelben geweſen war *).

---

*) Ditmar. p. 335. — Witich. p. 662. 63.

III.

Otto der Zweite.

Nach einer ſo langen ſtürmiſchen Regierung, wie die vorige war dürfte man, ſelbſt wenn der folgende König ein ſanfter, ernſter Mann wäre, ſich keine Hoffnung machen, daß der Aufruhr ſich bald legen werde; Unruhen und Fehden waren ſchon zum Bedürfniſſe für die Menſchen geworden. Nicht ohne ängſtliche Beſorgniß ſieht man daher einen achtzehnjährigen Jüngling, welcher in der Schule des ungeſtümſten Vaters gebildet iſt, den Thron beſteigen; und man geht ungern an ſeine Geſchichte, wenn man außerdem noch weiß, daß er von dem wildeſten Ehrgeize beherrſcht werde, ohne Kraft des Geiſtes genug zu haben, die erregten Stürme wieder beſänftigen zu können. Einheimiſche Unruhen, Kriege mit den Slaven, Fehden über Lothringen, Händel und Kampf mit den Italienern, Griechen und Sarazenen wechſeln in dem Lebenslaufe Otto's des Zweiten, bis er, ein Opfer ſeines Ehrgeizes, vor Gram in die Gruft ſinket. Er nimmt höchſtens unſer Mitleiden mit ſich; denn weder das Glück, noch die Macht ſeines Geiſtes haben ihn, wie ſeinen Vater, zum Gegenſtande der Bewundrung gemacht.

Wäre jene ſanfte Gewalt über die menſchlichen Herzen, welche ſein Großvater beſaß, ſein Eigenthum geweſen; wie viel hätte er auf dem Schauplatze, welchen er betrat, wirken können! Der Sohn ſeines Bruders Ludolf war nach Burchard's Tode Herzog von Schwaben geworden, und ſeinem Oheim war der Sohn deſſelben, Heinrich der Zankſüchtige, in Baiern gefolgt: die beiden mächtigſten Herren im Reiche waren alſo ſeine nächſten Verwandten. Die Macht der Slaven war völlig durch ſeinen Vater gebrochen, die Ungern zitterten vor den Deutſchen, und in Italien ſchien keiner zu ſeyn, welcher gegen ihn auftreten könnte.

Den erſten Vortheil verſcherzte er ſogleich im Anfang ſeiner Regierung, indem er, ohne Anſehn genug zu haben, ſich zum Richter bei Streitigkeiten aufwarf, welche ſich zwiſchen den Herzogen von Baiern und Schwaben entſponnen hatten. Heinrich von Baiern glaubte ſich durch das Urtheil des Kaiſers beleidigt, und faßte deshalb mit einigen andern einen verderblichen Anſchlag gegen ihn, der aber verrathen ward. Otto rief die Fürſten zuſammen und ließ auf ihren Rath den Herzog vor ſich laden, welcher ſich auch ohne Aufſchub ſtellte und nach Ingelheim in Verwahrung gebracht wurde. Allein er hatte bald Gelegenheit gefunden, zu entkommen, und vielleicht verband er ſich erſt damals, vielleicht ſchon früher, mit den Böhmen gegen den Kaiſer, denn im Jahre 975 that dieſer einen verheerenden Zug in das Land derſelben, als Bundesgenoſſen des Herzogs. Im folgenden Jahre war Heinrich, welcher ſich zu Regensburg von dem Biſchof Abraham von Freiſingen die Krone hatte aufſetzen laſſen, auch aus Baiern vertrieben und ſein Herzogthum wurde ſeinem Feinde, dem ſchwäbiſchen Otto, anvertraut. Er entfloh wieder nach Böhmen, von dem kärnthiſchen Herzoge Heinrich, dem Sohne des ehemaligen bairiſchen Herzogs Berthold begleitet. Der Kaiſer verfolgte ihn, konnte ihn aber nicht nur nicht in ſeine Gewalt bekommen; ſondern die bairiſchen Hülfsvölker, welche zu ihm geſtoßen waren, wurden bei Pilſen völlig zu Grunde gerichtet. Sie badeten ſich an einem Abend in voller Sicherheit, ohne nur einmal Wachen ausgeſtellt zu haben und lagen auf den grünen Wieſen und in den Gezelten ſorglos zerſtreut, als der gerüſtete Feind plötzlich über die Wehrloſen herfiel und eine ſolche Niederlage unter ihnen anrichtete, daß es der Kaiſer für rathſam hielt, ſich in der größten Eile nach dem feſten Orte Chamb an dem Fluſſe Regen zurückzuziehn. Hiedurch kühner gemacht, überfiel Heinrich die Stadt des Biſchofs von Paſſau, welcher kaiſerlich geſinnt war. Er ſetzte ſich feſt in derſelben; allein im Jahre 976 mußte er ſich an den Kaiſer, welcher mit dem Herzoge von Schwaben Paſſau belagerte, ergeben. Am Oſterfeſt 978 kam der böhmiſche Herzog Boleslav zum Kaiſer nach Magdeburg und ward prächtig beſchenkt entlaſſen; aber der Herzog von Baiern ward nach Utrecht verbannet und unter die Aufſicht des Biſchofs Poppo gegeben. *).

---

*) Ditmar. p. 342. 43. — Lambert. Schafn. ad a. 974–78. — Annal. Saxo ad a. 975.

Bald nachher endigte Otto auch die lothringiſchen Streitigkeiten, welche ihn gleichfalls ſeit dem Anfange ſeiner Regierung beſchäftigt hatten. Als Bruno dem Herzogthume Lothringen vorſtand, hatte er den Grafen Raginer von Mons nach Deutſchland verbannet. Die Söhne deſſelben *) waren nach Frankreich gegangen und von dorther mit Hülfsvölkern zurückgekehrt, um die beiden Beſitzer der väterlichen Grafſchaft zu befehden. Sie erſchlugen dieſelben in einem Treffen und befeſtigten ſich das Kaſtell Bouſſoit, aus welchem ſie Lothringen beunruhigten. Otto eroberte es und verbannte die beiden gefangnen Brüder, welche dennoch auf das neue von Frankreich unterſtützet die Grafſchaft zum zweitenmal, und nicht ohne Glück, zu erobern ſuchten. Nachdem ſie ſich 977 mit den Töchtern der weſtfränkiſchen Herzoge Karl und Hugo vermählt hatten, erhielten ſie auch die väterlichen Beſitzungen. Ueberhaupt ſah Otto kein anderes Mittel, dem deutſchen Reiche den Beſitz von Lothringen zu ſichern, als wenn er es demjenigen gab, welcher es am meiſten beunruhigt hatte **), nemlich dem Herzog Karl, einem Bruder des franzöſiſchen Königs Lothar ***). Er glaubte nun ſowohl von dieſem als jenem nichts zu beſorgen zu haben, und lebte daher vergnügt und ſorglos im Jahre 978 zu Aachen, als Lothar plötzlich mit einem Heere in der Nähe der Stadt erſchien, ſo daß der Kaiſer kaum mit ſeiner Gemahlin entfliehn konnte und die Ferkel und übrigen lieblichen Speiſen, welche ſchon für ihn bereitet waren, zurücklaſſen mußte. Die Weſtfranken lieſſen ſich dieſelben trefflich ſchmecken, welches der kaiſerliche Hof ſehr übel aufnahm; auch plünderten und verheerten ſie auf allen Seiten und drehten den Adler, welcher im Pallaſte zu Aachen ſtand und immer mit dem Geſichte dahin gerichtet war, wohin Lothringen gehörte, gegen ihr Vaterland hin. Dem ehrgeizigen Otto war es eine unerträgliche Empfindung, daß er ſo den Flüchtling hatte machen müſſen, und er ließ daher von Köln, wohin er ſich mit ſeiner Gemahlin begeben hatte, dem Könige Lothar, welcher ſich ſchon auf dem Rückzuge befand, durch einen Geſandten ſagen, daß er ſich für dieſe ſchändliche Verrätherei nicht durch Hinterliſt und Betrug oder auf Schleichwegen an ihm rächen wollte; ſondern daß er im October mit einem Heer in Frankreich eindringen und die Macht deſſelben ſchwächen würde. An dem beſtimmten Tage begann er auch wirklich den Zug und kam ſiegreich und unter Verheerungen bis vor Paris. Die Vorſtädte verwüſtete er und nur die Kirchen befahl er aus Liebe zu Gott zu verſchonen; aber er harrte bis in den Dezembermonat vergebens, die Stadt in ſeine Gewalt zu bekommen. Dafür ließ er dem Grafen Hugo von Paris ſagen, daß er zur Verherrlichung ſeines Sieges ein Halleluja anſtimmen laſſen wollte, wie er es nimmer werde vernommen haben. Nachdem er ſo viele Prieſter, als er zuſammenbringen konnte, auf den Martyrberg verſammelt hatte, ward ein Halleluja geſungen, welches man in allen Straßen von Paris mit Schrecken und Verwunderung hörte. Ein Enkel des Kaiſers büßte noch vor dem Abzuge des Heers ſein Leben ein, indem er ſeinen Schwur, daß er ſeine Lanze in ein Thor der Stadt werfen wolle, zu erfüllen ſtrebte. Die Pariſer thaten einen Ausfall und erſchlugen ihn nebſt vielen andern. Als die Deutſchen abzogen, wurden ſie von dem Feinde bis nach Soiſſons verfolgt, wo ſie theils durch ihre Unkunde der Tiefen in dem Fluß Aine, theils durch ihre Verfolger einen beträchtlichen Verluſt an Gepäck und Menſchen erlitten. Die Weſtfranken ſetzten ihre Streifereien bis an die Maas fort; aber im Jahr 980 ward Friede geſchloſſen, indem in einer Zuſammenkunft beider Könige am Fluſſe Chair Lothar alle ſeine Rechte an Lothringen feierlich abſchwur *)

---

*) ſie hieſſen Raginer und Lambert.

**) Karls Mutter Gerberg war vorher, wie oben erzählt iſt, die Gemahlin des Herzogs Giſelbert von Lothringen geweſen, deshalb machte er erblichen Anſpruch auf verſchiedene lothringiſche Güter.

***) Karl bekam nur einen Theil von Lothringen, wahrſcheinlich das Herzogthum Niederlothringen. Der Biſchof Theodorich von Metz wirft ihm vor, daß er, welcher doch in einem Winkel von Lothringen verſteckt lebte, auf das unverſchämteſte vorgäbe, daß er das ganze Herzogthum regierte. Gerbert. ep. n. 31.

---

*) Contin. Frodoardi ad a. 977. — Baldrici Chronicon Cameracense l. 1. c. 96. — Sigeb. Gemblac. ad a. 980. Der letztere ſagt: Otto imperator et rex Lotharius convenientes supra Carum fluvium pacificantur, datis invicem sacramentis, et rex Lotharius Lotharingiam abjurat. Die Behauptung Wilhelm's de Nangis in der Fortſetzung des Frodoardus l. c.: Lotharius rex Francorum contra voluntatem principum regni sui, Remis pacificatus est cum Othone imperatore deditque Othoni in beneficium Lotharingiae ducatum, quod magis corda praedictorum principum contristavit: iſt theils den Nachrichten glaubwürdigerer Schriftſteller zuwider, theils wird ſie durch die Verhältniſſe der deutſchen und franzöſiſchen Könige in Hinſicht auf Lothringen in den folgenden Zeiten widerlegt. ſ. Mascov. comment. in ann. ad res Otton. II. n. XIII.

Bald darauf ging der Kaiſer nach Italien, wo ſeine Gegenwart allmählig ſehr nöthig ward, denn ſowohl in der Lombardei und in Rom, als in Unteritalien herrſchten die größten Unruhen. Der dritte Stand fing an in den lombardiſchen Städten ſeine Kraft zu fühlen und war in einem ewigen Kampf mit den mächtigen adlichen Familien und den Biſchöfen, welche im Beſitz der beträchtlichſten Hoheitsrechte waren. In Mailand, der mächtigſten unter den Städten und deren Bürgerſchaft ſich früh durch einen gährenden Freiheitsſinn auszeichnete, hatte ein gewiſſer Bonizo bisher gleichſam den unumſchränkten Herrn geſpielt *) und ſeine Macht drohte jetzt der Freiheit der Bürger den Untergang, da er es durch ſeinen großen Reichthum dahin zu bringen gewußt hatte, daß ſein Sohn Landulph Erzbiſchof von Mailand geworden war **). Durch den Uebermuth, welchen ſowohl er, als ſeine Söhne blicken lieſſen, kam es bald zum Aufruhr und mitten in der Stadt wurde zwiſchen den unzufriedenen Bürgern und der erzbiſchöflichen Parthie ein blutiges Treffen geliefert. Landulph entwich mit ſeinen Brüdern, und ließ ſeinen Vater, einen ſchwachen Greiſen, in Mailand zurück. Er wandte die Güter der Kirche dazu an, ein Heer zuſammenzubringen, und lieferte dann den Bürgern eine

---

*) Landulphi senior. Mediol. histor. l. II. c. XVII. Bonizo totam hanc urbem velut dux castrum procurando tenebat.

**) nach dem Tode des Erzbiſchofs Gottfried, eines Freundes des kaiſerlichen Hofes, durch welchen er auch einzig ſeine erzbiſchöfliche Würde erhalten hatte, da die Geiſtlichkeit und das Volk von Mailand mit der Ernennung des Kaiſers in dieſem Falle nicht zufrieden geweſen waren.

Schlacht, in welcher auf beiden Seiten eine große Menge erſchlagen wurde. Die traurigſte Folge hatte ſie für den alten Bonizo, denn eine Dienerin, welche hörte, daß ihr geliebter Herr auch im Treffen geblieben wäre, lief in ſein Haus und erſtach ihn im Bette mit einem Meſſer. Darauf floh der Erzbiſchof zum Kaiſer und erinnerte ihn an die Treue, welche ſein Vater immer dem ſächſiſchen Hauſe bewieſen habe; er zeigte ihm die Nothwendigkeit, daß eine ſo ſtolze Stadt, wie Mailand, die kaiſerliche Oberherrſchaft einmal fühlte, und ſuchte ihn zu überreden, mit einem Heere gegen dieſelbe zu ziehn. Otto zeigte ſich zu allem bereit und unternahm den Zug; aber kaum war er vor den Mauern Mailand's erſchienen und hatte angefangen, daſſelbe einzuſchlieſſen: ſo ſpann der Erzbiſchof Unterhandlungen mit den Einwohnern ohne Wiſſen des Kaiſers an, der endlich genöthigt war, ſich zum Frieden geneigt zu zeigen *)

Nachdem Otto im ronkaliſchen Gefilde Gericht gehalten hatte, zog er nach Rom, denn der Pabſt Benedickt der Siebente aus der tuſkulaniſchen Familie, welche dem Creſcentius *) und deſſen Pabſte Bonifaz dem Siebenten das Gleichgewicht hielt, hatte ihn flehentlich gebeten, der Kirche zu Hülfe zu kommen. Bisher war vom Kaiſer nicht die ge-

---

*) Arnulphi histor. Mediol. l. 1. c. 10.

*) Bei einigen Schriftſtellern heißt er Cencius; ein Unterſchied der Namen, welcher blos von der Ausſprache herrührt. Creſcentius ſoll ein Sohn der durch ihre Unzucht bekannten Theodora geweſen ſeyn.

tingſte Rache an denen ausgeübt, welche ſich aufrühreriſch gegen ihn betragen hatten; aber in Rom brach das Ungewitter los. Er gab im Vatikan ein prächtiges Gaſtmal und lud dazu alle Geſandte ein, welche von den Städten ihm zu Ehren geſchickt waren. Als ſich alle Gäſte der Reihe nach geſetzt hatten, ließ er durch einen Herold bekannt machen, keiner ſollte es wagen, was er auch ſehen und hören würde, einen Laut von ſich zu geben oder ſich, wenn ihm ſein Leben lieb wäre, von ſeinem Platze zu bewegen. Plötzlich war der Saal mit Bewaffneten angefüllt, ein jeder von den Gäſten zitterte, alles war voll banger Erwartung, als den Urhebern der bisherigen Unruhen das Todesurtheil geſprochen wurde, welches man in demſelben Augenblicke vollzog. Kaum war dieſe ſchreckliche Szene geendigt: ſo zeigte der Kaiſer eine ungewöhnliche Heiterkeit und begann einen fröhlichen Schmaus; aber von dieſer Zeit an war er durch den Beinamen des Blutdurſtigen gebrandmarket *). So zweifelhaft dieſe Geſchichte ſeyn mag, wenn man auf die Zeugniſſe für dieſelbe ſieht; in Otto's Charakter liegt kein Grund ſie zu bezweifeln. Welche Freude er an blutigen Schauſpielen hatte und wie geringe er das Leben auch der edelſten Menſchen achtete, zeigt ein unbezweifelter Zug von ihm aus dem Jahre 979. Ein gewiſſer Waldo verklagte den Grafen Gero, einen treflichen Mann; und auf Anrathen des ſtolzen Markgrafen Thiederich ward das Urtheil gefället, daß beide auf einer Inſel in der Elbe bei Magdeburg durch einen Zweikampf

---

*) Godofr. Viterbiens. in Panth. p. 435. in Murat. t. 7. ſ. dagegen Muratori ad a. 982.

ihr Recht oder Unrecht zeigen ſollten. Waldo ward zweimal im Nacken verwundet, und hiedurch raſend gemacht, drang er auf ſeinen Gegner ein und ſtreckte ihn durch einen Schlag auf den Kopf zu Boden. Als er ihn fragte, ob er den Kampf noch fortſetzen könnte? antwortete Gero, ſeine Kraft finge an zu ſchwinden. Waldo ging ſeitwärts, ſich durch einen Trunk Waſſer zu erquicken und ſank plötzlich todt dahin, nachdem er noch vorher ſeine Waffen hinter ſich geworfen hatte. Nicht erſchüttert durch dieſen ſchauerlichen Anblick, befahl Otto, der betäubte Graf Gero ſollte durch den Nachrichter enthauptet werden. Es geſchah, als die Sonne unterging Der Markgraf Thiederich freute ſich über dies Schauſpiel; aber der Herzog von Schwaben und ein Graf Berthold machten dem Kaiſer über das Schickſal des unglücklichen großen Mannes die bitterſten Vorwürfe *).

---

*) Lambert. Schafn. ad a. 979. — Ditmar. p. 343. Accusatus apud imperatorem Gero comes a Waldone, et in loco, qui Sumeringe dicitur, hortatu Adelberti, Archipraesuli, et Theodorici, Marchionis, captus, patri meo patruoque firmiter est commissus. Deinde convocatis ad Magdeburg cunctis regni principibus, congressi sunt hi judicio in insula quadam singulari certamine, vulneratusque in cervicem bis Waldo ardentius insequitur hostem percutiensque ictu valido caput, prostravit eundem. Interrogatus autem Gero comes ab eodem, si plus potuisset pugnare, coactus est, quod jam defecisset, profiteri. Waldo egressus, aqua refocillatus, depositis armis post tergum mortuus cecidit. Tunc Gero jussus decreto judicum et voce imperatoris a carnifice quodam decollari III, Idus Augusti. —

Vielleicht hätte Otto trotz ſeinem ſtürmiſchen Ehrgeize lange und glücklich regiert, wenn er ſich nicht durch denſelben und durch die Lockungen ſeiner Gemahlin Theophania, welche ein Erbrecht an Apulien und Kalabrien zu haben glaubte, hätte verleiten laſſen, einen Einfall in das griechiſche Unteritalien zu thun *). Die Griechen riefen die Sarazenen aus Sizilien gegen ihn zu Hülfe, an welchen er bald einen furchtbaren Feind kennen lernte. Anfänglich führte er den Krieg glücklich, nahm Reggio ein und bekam ſelbſt Taranto, obgleich eine ſtarke griechiſche Beſatzung darin lag, in kurzer Zeit in ſeine Gewalt. Bald nachher erfocht er einen großen Sieg über die Sarazenen, welcher ihn aber zu einer verderblichen Sicherheit verführte. Er glaubte nun Italien auf immer gegen dieſelben gedeckt zu haben, und ging daher, als er einige wenige am Geſtade umherſtreifen ſah, mit einer kleinen Mannſchaft auf ſie los; aber ſogleich ſtrömte aus dem Gebirge eine große Menge von Sarazenen hervor, welche ſich zur Nachtzeit daſelbſt verſteckt hatte. Seine Begleitung ward niedergemacht, die Blüthe des deutſchen Adels kam um, und Otto floh auf ſeinem Pferde das Ufer hinab. Er ſchien ohne alle Rettung verlohren, hinter ihm, an allen Seiten waren barbariſche Feinde, vor ihm das Meer. Ein Schiff ſegelte vorbei; und wiewohl es ein griechiſches, alſo ein feindliches war, ſchwamm er doch auf daſſelbe zu; aber ſein Flehn war vergeblich, er ward nicht aufgenommen. Zurückgewieſen an das Ufer vernahm er das Getöſe der Sarazenen, und erwartete betäubt ſein Schickſal, als ein zweites Schiff vorbeiſegelte. Er warf ſich wieder in die Fluten und erreichte daſſelbe; es war

---

*) vita Adelheid. p. 269.

gleichfalls ein griechiſches, aber ein ſlaviſcher Ritter auf demſelben erkannte ihn, und auf deſſen Fürſprache ward er aufgenommen. Man brachte ihn in das Bette des Befehlshabers auf dem Schiffe, welcher ſich dunkel erinnerte, ihn zu kennen, und ihn endlich fragte, ob er der Kaiſer wäre? Otto ſuchte dies eine Zeitlang zu leugnen; als es aber nicht gelang, ſagte er: „Ja, ich bin der Unglückliche! Meine beſten Freunde ſind erſchlagen; nie will ich den Boden wieder betreten, wo die Erinnerung meinen Schmerz unaufhörlich erneuert. Deinen Kaiſer, meinen Bruder, will ich beſuchen; doch mußt du mich vorher nach Roſſano *) bringen, wo meine Gemahlin Theophania meiner mit unendlichen Schätzen harret: ſie wird mit mir nach ihrem Vaterlande reiſen!“ Der Herr des Schiffes mochte immerhin der Erzählung nicht völlig traun; er glaubte, ſein Gefangner wäre ihm ſicher genug, und hoffte durch die Auslieferung deſſelben an den griechiſchen Hof ſich kein geringes Verdienſt zu erwerben; auch reizten ihn wohl Theophania's Schätze. Genug, er legte ſein Schiff bei Roſſano vor Anker. Der ſlaviſche Ritter, mit welchem der Kaiſer alles verabredet hatte, ward an das Land geſchickt, um die Kaiſerin zu benachrichtigen. Nur einige weibliche Bedienten nebſt dem Biſchofe Theodorich von Metz, welcher mit den Laſtthieren, die mit den verſprochnen Schätzen beladen waren, aus dem Kaſtell gekommen, wurden in das Schiff aufgenommen. Indeſſen die Griechen begierig die Säcke öffneten, ſprang Otto, der auf dem Verdecke ſtand, voll Vertraun auf ſeine Kräfte und ſeine Kunſt im Schwimmen, in die Fluten hinab. Ein Grieche ergriff ihn

---

*) ein Kaſtell in Kalabrien.

bei dem Gewande, ward aber ſogleich von einem Gefährten des Biſchofs niedergeſtoßen. Unter den weiblichen Bedienten waren nemlich einige verkleidete Jünglinge, die ſich mit Dolchen bewaffnet hatten. In demſelben Augenblicke, da der Kaiſer entſprang, gingen dieſe auf die beſtürzten Griechen los, welche ſich in die äußerſte Ecke des Schiffes zu retten ſuchten, und voll Furcht es zuließen, daß Theodorich von Metz mit ſeinen Begleitern wieder in den Nachen ſprang und zurückkehrte. Der Kaiſer erwartete ſie freudig am Ufer, und wollte jezt gern den Griechen ein großes Geſchenk für ſeine Rettung geben; aber ſie waren ſo mißtrauiſch geworden, daß ſie in der größten Eile weiter ſegelten. Indem alle über das Schickſal Otto's vor Freude und Beſtürzung außer ſich waren, ſpottete Theophania mit griechiſchem Leichtſinn und nach Art der Weiber darüber: „Ei, ſagte ſie, haben euch meine Landsleute einen ſolchen Schrecken eingejagt!" Dieſen Spott konnten ihr die Deutſchen nie verzeihn, und lange nachher empfand ſie noch die üblen Folgen davon *).

---

*) In dieſer Erzählung iſt verſucht worden, die Nachrichten Ditmar's p. 346., Sigbert's Gembl. ad a. 982. und Arnulph's histor. Mediol. l. 1. c. 9. über Otto's Rettung mit einander zu vereinigen. Es iſt ſehr natürlich, daß eine ſolche Begebenheit, welche etwas Wunderbares an ſich hat, immer mehr durch romanhafte Zuſätze entſtellt wurde. Daher erzählen die ſpätern Geſchichtsſchreiber ſie ſtets mit neuen Veränderungen. Die ſagorniniſche Chronik ſtimmt faſt ganz mit der obigen Erzählung überein, ſ. Chronicon Sagorninum Venetum p. 79. und Hepidanus ad a. 988. ſagt: Otto imperator non contentus finibus patris sui, dum esset Romae, egressus est occu-

Die Nachricht von dem Unglücke des Kaiſers, von welchem man in Deutſchland nicht wußte, ob er noch lebe oder ob er todt wäre, machte einen ſchrecklichen Eindruck. Das Reich ward überdies von auswärtigen Feinden erſchüttert. Die ſlaviſchen Völker, aufgebracht durch den Uebermuth des Markgrafen Thiederich, welcher dem berühmten Gero in der Lauſitz gefolgt war, griffen in allen Gegenden zu den Waffen, um das Joch der chriſtlichen Religion und der Deutſchen abzuwerfen. In Havelberg begann der Aufruhr, die Beſatzung ward niedergemetzelt und die ganze biſchöfliche Einrichtung über den Haufen geworfen. Drei Tage nachher wurde der Biſchof von Brandenburg überfallen und weggejagt, die übrigen Geiſtlichen nahm man gefangen, und die Leiche eines Prieſters ward wieder ausgegraben und der prieſterlichen Kleidung beraubt. Die Kirchenſchätze theilte der Feind unter ſich, und ſtellte darauf an allen Oertern, wo die chriſtliche Religion, welche er auf

---

pere Campaniam, Lucaniam, Calabriam, Apuliam et omnes ulteriores partes Italiae usque ad mare Siculum et portum Traspidem. Qua causa imperator Constantinopolitanus, sub cujus erat haec omnis terra imperio, primo per nuntios nequicquam eum tentat revocare ab incepto. Dein Saracenos ex Sicilia et aliis insulis maris et finibus Africae vel Aegypti adversus eum conduxit in proelium, cum quibus ille infeliciter dimicavit. Nam ad praedandum eos venire aestimans, dum paucos in litore maris quasi latrunculos conspicit, parva manu aggressus est eos opprimere et circumfusus infinita multitudine, quae se noctu in montibus occuluit, omnibus in exercitu suo fugatis vel occisis, vel captis ipse navigio vix ad castellum quoddam suorum evasit. ap. du Chesne script. rer. Franc. t. 3. p. 476.

ewig abſchwur, geherrſcht hatte, den heidniſchen Gottesdienſt wieder her. Unterdeſſen von einem böhmiſchen Schwarme die Kirche zu Cizen geplündert wurde, verwüſteten die Obotriten den biſchöflichen Sitz zu Hamburg, und äſcherten die Stadt ein. Jetzt ſchien den Slaven der Tag gekommen zu ſeyn, da ſie ihre alten Götter für alle erlittne chriſtliche Schmähungen rächen könnten. Dieſer Sturm brachte die Deutſchen in eine größre Gefahr, als ihnen je von den Slaven her gedroht hatte, weil jetzt die Uneinigkeit unter den verſchiedenen Stämmen derſelben verſchwunden ſchien: ſie handelten alle nach einem Plane, da vorher ein einzelnes Volk mit Hülfe andrer Slaven leicht von den Deutſchen unterjocht wurde. Der Markgraf Thiederich hatte unterdeſſen die ſächſiſchen Grafen und Biſchöfe zuſammengebracht, und that an einem Sonntage den Angriff. Der Himmel mußte ja an einem heiligen Tage der chriſtlichen Religion den Sieg ſchenken, zumal da ſich die Sachſen durch den Genuß des Abendmals geſtärkt hatten! Sie ſchlugen den Feind auch wirklich in die Flucht, doch war das Treffen keineswegs entſcheidend, und der Muth der Slaven war dadurch nicht gebrochen *).

Indeſſen der Krieg mit denſelben noch fortdauerte, hatten die Dänen eine deutſche Gränzfeſtung überfallen und die Beſaz-

---

*) Ditmar. p. 345. 46. Dies Treffen fiel am Tangerfluſſe vor, und die Slaven ſollen dreißigtauſend Mann ſtark geweſen ſeyn. Ihr Anführer in dieſer unglücklichen Schlacht war der obotritiſche Fürſt Miſtui.

zung niedergemacht *), ſo daß Herzog Bernhard, welcher ſeinem Vater Herrmann in der ſächſiſchen Herzogswürde gefolgt war, mitten auf ſeiner Reiſe nach Verona in der größten Eile zurückkehren mußte. Nach dieſem Orte war nemlich eine Fürſtenverſammlung ausgeſchrieben, weil die Großen in Deutſchland alle ein Verlangen zeigten, ihren todtgeglaubten Kaiſer wiederzuſehn und in ſeinem Unglücke zu tröſten. Sie wählten den Sohn deſſelben, einen Knaben, zu ſeinem Nachfolger: was kann man von dem Deutſchen nicht alles erhalten, wenn er zum Mitleiden bewegt iſt? Auf dieſem Reichstage zu Verona ward der Herzog Heinrich von Kärnthen **) aus der Gefan-

---

*) Vermuthlich hatte der däniſche König Harald vorher an den Planen des Herzogs Heinrich von Baiern gegen Otto Theil genommen. Schon damals that er einen verheerenden Einfall in Sachſen, und ſein Gränzwall Danewirk ſchützte ihn anfänglich gegen die Rache der Deutſchen, welche aber denſelben im zweiten Feldzuge (976) erſtiegen und einäſcherten, indem ſie das Holzwerk an den Verſchanzungen durch angezündete Pechtonnen, welche mit Reiſern angefüllt waren, in Brand ſteckten. Auch legte Otto zu der Zeit die Gränzfeſtung an, welche jetzt (im Jahre 982) von den Dänen erobert ward.

**) Dieſer Heinrich war höchſt wahrſcheinlich der Sohn des ehmaligen bairiſchen Herzogs Berthold, welcher mit der Tochter von Otto's des Erſten Schweſter, der Gemahlin des Herzogs Giſelbert von Lothringen, vermählt geweſen war. Annal. Saxo. ad a. 942. Die Herzoge von Baiern hatten bisher auch Kärnthen beſeſſen; und dieſer Heinrich kommt zuerſt als ein beſondrer Herzog deſſelben vor. Er hatte zugleich mit dem Herzoge von Baiern ſein Herzogthum verlohren, bis der erwähnte Reichstag zu Verona eine glückliche Veränderung für ihn hervorbrachte, indeß der bairiſche Heinrich noch in der Ge-

genſchaft befreit und erhielt das Herzogthum Baiern auch noch zur Verwaltung *).

Der Kaiſer ſah hier ſeine treuen Diener zum letztenmal,

ſangenſchaft zurückbleiben mußte. Als dieſer ſich aber nach dem Tode Otto's des Zweiten bequemte, den angenommenen königlichen Titel abzulegen, und den König Otto den Dritten an ſeine Mutter ablieferte, erhielt er Baiern wieder, und nach dem Tode Heinrich's von Kärnthen im Jahre 989 auch dieſes Herzogthum. Ihm folgte 995 ſein Sohn, der nachherige Kaiſer, in Baiern; aber Kärnthen kam zugleich mit der Markgrafſchaft Verona an Otto, den Sohn des Grafen Konrad des Weiſen von Worms, welcher mit der Tochter Otto's des Erſten vermählt geweſen iſt, und eine Zeitlang das Herzogthum Lothringen beſeſſen hat. ſ. in Mascov. comment. de rebus imperii romano-germ. ann. XI. ad res Ottonis II. Uebrigens ſcheint es, daß man dieſes Beiſpiel, da Baiern dem Herzog von Schwaben und nachher dem Herzog von Kärnthen anvertraut ward, nicht als Beweis brauchen könne, daß es nach dem Staatsrechte des Mittelalters erlaubt geweſen ſei, zwei Herzogthümer an Eine Perſon zu vergeben. Lamb. Schafn. ad a. 983 ſagt ausdrücklich: Ottoni duci Bajoariam *commendavit:* und Heinrich von Kärnthen gab nachher Baiern an den bis dahin gefangnen Heinrich ſogleich ab, denn er war gleichſam nur bairiſcher Interimsherzog geweſen.

*) Lamb. Schafn. ad a. 982 zählt den Herzog Otto von Schwaben und Baiern unter denen auf, welche in dem unglücklichen Treffen mit den Sarazenen blieben. Ditmar ſagt, der Herzog ſei mit dem Kaiſer entflohn, erwähnt ſeiner aber nachher nicht wieder. Gerhardus in vita S. Udalrici. c. 28. in Mascov. comm. l. 3. p. 132. erzählt: Otto dux ad Luggam defunctus est et a suis super montana portatus et usque ad Aschaffenburg perductus cum magno honore et nimia lamentatione ibi terrae commendatus est.

der Kummer nagte an der Blüthe ſeiner Jugend. Seine Mutter Adelheid ließ er in Pavia zurück. Nachdem ſie in den erſten Jahren ſeiner Regierung das Ruder mit vieler Klugheit geführt hatte, entzweite er ſich mit ihr, worauf ſie den Hof verließ und zu ihrem Bruder, dem Könige von Burgund ging. Als ſein ſtörriſcher Charakter nachher etwas milder ward, verſöhnte er ſich wieder mit ihr. Von Verona ging er nach Rom. Schwermuth ſaß auf ſeiner Stirne, die ganze Welt war ihm zuwider, weil ſie kein glänzender Schauplatz für ſeinen Ehrgeiz geworden war. Schwach genug, ſich dem Kummer zu überlaſſen, weil ihn das Schickſal einmal an einen Abgrund geführet, nur einmal einen Griff in das Gewebe ſeiner Plane gethan hatte, gab er dieſe ſogleich auf und verzweifelte an ſich ſelbſt und ſeinen Kräften, obgleich die Natur nicht karg damit gegen ihn geweſen war. Er ſtarb zu Rom 983 December 7, im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters. Bei einer Krankheit, deren Urſache ein verzehrender Gram war, mußte man auf den Verdacht gerathen, daß er von den Römern mit Gift hingerichtet wäre; aber lächerlich iſt das Mährchen, daß er auf dem Berge Garganus in die Verſammlung der Engel habe dringen wollen, welche ihn aber ſo gepeitſchet hätten, daß er an den empfangnen Wunden bald darauf geſtorben wäre.

IV.

Otto der Dritte.

Wir nahen uns einer zarten, ſchönen Geſtalt, einer wunderbaren Erſcheinung in dem düſtern Mittelalter, deſſen Nebel ſie noch halb verhüllen, inzwiſchen ein ſchönes Morgenroth der Kultur die andere Hälfte verkläret. In dem Beſtreben, ſich ganz zu demſelben emporzuarbeiten, verzehrt ſie ihr kurzes Daſeyn, und der Genius des Zeitalters rächt ſich fürchterlich dafür, daß ſie ſich von ihm loszureiſſen verſuchte. In der Nacht des zehnten Jahrhunderts hören wir die Klage Otto's des Dritten, daß ihm das Geſchlecht fremd ſei, unter welches das Schickſal ihn geworfen habe; daß er in ſich ein unglückliches Mittelding zwiſchen den Geſchöpfen, die um ihn herwandeln, und Weſen höherer Art ſehe. Dies Gefühl nagt zerſtörend an ſeinem Leben; wie in einer unbekannten Welt irret er eine kurze Zeit auf der Erde umher, und ſinkt dann weinend in die Gruft.

Sein Charakter und ſein Schickſal wurden nachher im Geiſt und Leben Kaiſer Friedrich's des Zweiten wiederholet; nur daß dieſer in helleren Zeiten geboren ward, und mit mehr Männlichkeit den Kampf begann. Beide ſtiegen aber mit dem traurigen Gedanken, daß ſie vergebens mit dem Genius der Zeiten gerungen hatten, zu den Todten hinab.

Die Nachricht vom Tode des Kaiſers kam nach Deutſchland, als einige Tage vorher der dreijährige Sohn deſſelben, welchen die Fürſten zu Verona zum Könige gewählt hatten, zu Aachen von den Erzbiſchöfen Johann von Ravenna und Willigis von Mainz gekrönt war *) Jetzt ſchien es ein ſehr ſtreitiger Punkt zu ſeyn, wer der Regierung während der gar zu großen Jugend des Königs vorſtehn ſollte? So viel konnte man vorausſehn, daß ſich die Großmutter Adelheid und die Mutter Theophania deſto hartnäckiger um die Regentſchaft ſtreiten würden, je weniger ſie bisher, vornehmlich durch die Schuld der letztern, in Eintracht gelebt hatten. Jene gedachte mit Wonne der Zeit, da ſie einen Mann, wie Otto den Erſten, in ihrem Netze liegen ſah, da ſie nach dem Tode deſſelben das Staatsruder führte, und der Gemahlin ihres Sohns das Gleichgewicht hielt. Dieſe war in den Ränken des griechiſchen Hofes erfahren, und ſtrengte mit großer Heftigkeit alle ihre Kräfte an, um ihre Nebenbuhlerin zu ſtürzen. Beide waren

---

*) Ditmar, p. 347. Hujus inclita proles, nata sibi in silva, quae Ketil vocatur, in diem proximi natalis Domini, ab Joanne, archiepiscopo Ravennate, et Willigiso Moguncìacensi, in regem consecratur Aquisgrani.

einſt ſchön und ihren Männern weit an Kultur überlegen, beide ſchlau und regierſüchtig in einem Grade, wie es ſelten weibliche Seelen ſind. Theophania ſchien ſich durch das Herrſchen für die verlornen Freuden eines üppigen Hofes, auf welche ſie Verzicht gethan hatte, um halben Barbaren zu befehlen, entſchädigen zu wollen. Sie hatte jetzt den Vortheil, daß ſie in Deutſchland gegenwärtig war, indeſſen Adelheid zu Pavia lebte; aber dieſe konnte ſich einer größern Liebe der Deutſchen erfreuen, welche gegen jene einen tiefen Groll hegten, weil ſie nach der unglücklichen Schlacht mit den Sarazenen ihrer geſpottet hatte *). Noch eine Dritte, welche gleichfalls auf die Vormundſchaft ſchien Anſpruch machen zu können, war die Vatersſchweſter des jungen Königs, die Aebtiſſin Mathilde zu Quedlinburg, ein treffliches Weib, und von ihrem Bruder bis zu ſeinem Tode über alle andre geachtet **). Inzwiſchen, es ſo das Anſehn bekam, als würde Deutſchland ein Spiel weiblicher Kabalen werden, trat unerwartet ein Mann auf, und nahm mit Gewalt den Zankapfel der Frauenzimmer für ſich hinweg, nemlich Herzog Heinrich von Baiern, eine von den unruhigen Seelen, welche ihr ganzes Leben mit Zänkereien zubringen, um im Alter etwas zu haben, das ſie bereuen können. Er wußte den Biſchof Poppo zu Uetrecht, unter deſſen Aufſicht er gegeben war, dahin zu bringen, daß er ihn nicht allein frei ließ, ſondern auch mit ihm nach Köln ſich begab, wo ſie den Erzbiſchof Warin, welchem Otto der Zweite ſeinen Sohn anvertraut hatte, theils durch

---

*) Annal. Saxo ad a. 984.

**) Ditmar. p. 347.

Ueberredung, theils durch Drohungen bewogen, ihnen den jungen König auszuliefern. Nun hieß es, der Herzog von Baiern wäre der einzige rechtmäßige Vormund *). Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für Theophania, denn alle ihre Hofnung, ſich des Staatsruders zu bemächtigen, war vernichtet, Heinrich mochte es redlich mit der Vormundſchaft meinen, oder im Sinn haben, ſich ſelbſt die Krone aufzuſetzen. Sie eilte voll Betrübniß zur Kaiſerin Adelheid, nun keine Nebenbuhlerinnen mehr, geſellten ſie ſich gern zu einander, und ſchöpften deſto mehr Troſt aus dieſer Vereinigung, je ähnlicher ſich die Quellen waren, aus welchen ihr Mißmuth floß **).

Unterdeſſen war Heinrich mit ſeiner Beute nach Korvey gegangen, und lud von da aus die Großen der dortigen Gegend zu einer Verſammlung nach Magdeburg ein. Er ſah wohl, daß ein großer Theil von den deutſchen Fürſten in ſeine Abſicht, die Krone für ſich zu behalten, willigen würde; aber einige, welche ihm auf die Spur gekommen waren, zeigten den größten Unwillen, und waren nicht zu bewegen, mit ihm zum Oſterfeſte nach Quedlinburg zu kommen. Von ſeiner Parthie ward er daſelbſt öffentlich als König gegrüßt und mit Lobpreiſungen bis zum Himmel erhoben. Auch die ſlaviſchen Herzoge, Miſiko von Polen, Boleslav von Böhmen und Miſtui, Fürſt der Obotriten, kamen mit vielen andern dahin, um dem Herzog als ihrem Herrn den Eid der Treue zu ſchwören.

---

*) Gerberti epistolae. Parisiis 1609. n. 26. 39.

**) Ditmar. p. 347.

An der Spitze der Gegenparthie, die ſich zu Heſſeburg verſammelt hatte, ſtanden Herzog Bernhard von Sachſen, der Franke Herzog Konrad von Schwaben, welcher dieſes Herzogthum nach Otto's Tode bekommen hatte, der tapfere Markgraf Eckhard von Meiſſen und der Erzbiſchof Willigis von Mainz. Der letztere war von niedriger Herkunft, hatte ſich aber bis zur Stelle eines Kanzlers bei Otto dem Zweiten emporgearbeitet, welcher ſeine Talente zu ſchätzen wußte, und ihn für ſeinen Dienſteifer mit dem Erzbisthume Mainz beſchenkte, obgleich viele darüber murrten, weil er von niedriger Herkunft wäre *). Er war ein hellſehender, edeldenkender Mann, welcher mit unverwandtem Blick auf das Ganze ſah; und er ſtand zu einer Zeit auf, da Gemeinſinn das höchſte Bedürfniß unter einem Volke war, bei welchem derſelbe überhaupt eine ſeltene Erſcheinung iſt.

Heinrich entließ ſeine Parthie prächtig beſchenkt, damit es offenbar würde, welches Glück es ſei, ihm anzuhangen. Zugleich ſammelte er eine ſtarke Mannſchaft, ſeine Gegner zu beſtrafen; doch ſchickte er noch vorher den Biſchof Poppo an ſie, welcher ſie bewegen ſollte, ſich ſeiner Abſicht ohne Zwang willfährig zu zeigen. Dieſer fand ſie aber ſchon auf dem Zuge gegen den Herzog von Baiern, und konnte es kaum dahin bringen, daß ein Tag verabredet wurde, an welchem alles beigelegt werden ſollte. Heinrich gab ſich von neuem alle Mühe, die

---

*) Ditmar. p. 342. Mortuo quoque Rotberto, Moguntinae sedis Archipraesule, Imperator Cancellarium suimet, nomine Willigisum, multis hoc ob vilitatem generis sui renuentibus, eidem praefecit ecclesiae.

Gegenparthie zu ſich herüber zu ziehn; aber wieder umſonſt; ſie ſchwuren alle, daß ſie lieber ihr Leben aufopfern wollten, als ihren Eid brechen und dem Enkel Otto's des Großen abtrünnig werden *). Dieſe Standhaftigkeit brach ſeinen Muth und er verſprach, am dritten Julius den Knaben ſeiner Mutter zu Rara **) auszuliefern. Bald nachher ſcheint ihn ſeine Verheiſſung wieder gereut zu haben; wenigſtens hielten es ſeine Gegner, nachdem er von einer Reiſe zu dem Herzoge von Böhmen zurückgekommen war ***), für nöthig, gegen ihn zu Felde zu ziehn. Ohnweit Merſeburg ſtieſſen ſie auf ihn und zwangen ihn, den zu Biſenſtadt geſchloſſenen Vertrag von neuem zu beſchwören. Mit welcher Ungeduld flog Theophania nach Deutſchland, von Adelheid begleitet, welche wahrſcheinlich auch noch Theil an der Regierung zu bekommen hoffte. Alles ſtrömte nach Rara, und es war wirklich ein rührendes Schauſpiel, wie ſich die Deutſchen freuten, als ſie den Sprößling ihres herrlichen Königsſtamms von aller Gefahr befreit ſahn; wie ſie glaubten, der Himmel ſelbſt nähme Theil an ihrer Freude, denn ob es gleich Mittag war, wähnten ſie doch, einen ſchönen Stern auf ihre Verſammlung herabſchimmern zu ſehn. Ein vereinter Geſang der Laien und Geiſtlichen erhob ſich zum Lobe des Heilandes; und ſelbſt diejenigen, welche ſich vorher gegen den jungen Otto aufgelehnt hatten, dachten jetzt nur an Eintracht und Gehorſam. Doch kam es noch zum Streite zwiſchen den Herzogen von Kärnthen und Baiern, ehe der letztere ſein Herzogthum wieder bekam *).

---

*) auf einer Verſammlung, die zu Biſenſtadt, einer königlichen Villa nicht weit vom Rhein, gehalten wurde.

**) wahrſcheinlich Rohrheim bei Worms.

***) Der Herzog Boliſlav von Böhmen, ſein alter Bundesgenoſſe, hatte ihn vorzüglich aufgemuntert, nach der Krone zu trachten. Das Gefolge von Kriegern, welches er ihm jezt bei der Rückreiſe mitgegeben hatte, bemächtigte ſich unvermuthet der Stadt Meiſſen, und man faßte vielleicht den Argwohn, daß dieſer Streich mit Heinrich verabredet geweſen wäre. Wahrſcheinlich ſollte es Vergeltung dafür ſeyn, daß die ſächſiſchen Anhänger Otto's den Grafen von Weimar befehdeten, weil er dem Herzoge von Baiern ergeben war. Ditmar. p. 348.

Als der König darauf zu Quedlinburg das Oſterfeſt feierte, dienten ihm vier Herzoge: Konrad von Schwaben ſtand der Kammer vor, Heinrich von Baiern der Tafel, Heinrich von Kärnthen dem Vorrathszimmer und Bernhard von Sachſen dem Stalle. 985. Auch die Herzoge von Böhmen und Polen, Boleslav und Miſiko, ſchwuren ihm hier Treue.

---

*) Sigeb. Gembl. ad a. 983. — Ditmar. p. 348. 49. — Chronogr. Saxo ad a. 985. Zu Frankfurt am Main erhielt Heinrich ſeine Freiheit wieder, indem er ſehr demüthig vor den drei kaiſerlichen Frauen Adelheid, Theophania und Mathilde und in Gegenwart des jungen Königs erſchien. Ambabus (v. Chron. Saxo l. c.) in unum complicatis manibus, militem se, et vera ulterius fide militaturum, tradere non erubuit, nil paciscendo, nisi vitam, nil orando, nisi gratiam. At dominae, quarum, ut diximus, cura regnum regisque regebatur infantia, tanti viri submissa deditione admodum gratulabundae, digno eum honore susceptum, gratia fideli donatum, Ductoria itidem dignitate sublimatum, deinde non tantum inter amicos, sed etiam inter amicissimos, uti ius propinquitatis exigebat, venerantur.

Kurz vorher war auch eine Fehde mit dem Könige Lothar von Frankreich geendigt, welche durch die einheimiſchen Unruhen veranlaßt worden war. Als Schweſterſohn Otto's des Erſten und Gemahl von Adelheids Tochter hatte auch er Anſpruch auf die Vormundſchaft über den jungen König der Deutſchen gemacht. Die lothringiſchen Großen hatten gleichfalls, ihrem unbeſtändigen Charakter gemäß, auch dieſe Gelegenheit benutzen wollen, das Joch der deutſchen Oberherrſchaft abzuwerfen, wenigſtens war es von dem Herzoge Karl offenbar, daß er ſich in eine Verſchwörung gegen Otto eingelaſſen hatte *). Wahrſcheinlich war mit ihm der Einfall verabredet, welchen ſein Bruder in Lothringen unter dem Vorwande that, daß er ſeinem Verwandten Otto gegen die bairiſche Parthie helfen wollte. Er eroberte auch glücklich Verdün **); als er aber ſah, daß die einheimiſchen Unruhen bald beigelegt wurden, und die Freunde des jungen Königs Lothringen tapfer vertheidigten, gab er die Eroberung deſſelben auf, und erneuerte den Vertrag vom Jahre 980 ***)

Der ſchöne Knabe Otto, der gleich einer Purpurblume aufwuchs ****), ward unterdeſſen mit vieler Sorgfalt von Adelheid und Theophania erzogen, und erlernte die Wiſſenſchaften, welche ſeine trefliche Anlage zu allen Tugenden ausbildeten, mit einem ſo außerordentlichen Glücke, daß er den Beinamen, Wunder der Welt, erhielt. Sein eigentlicher Lehrmeiſter war Bernward, ein treflicher junger Mann, welcher ſich ſehr vor ſeinen Zeitgenoſſen auszeichnete. Er war von edler Herkunft, der Liebling ſeines Großvaters, des Pfalzgrafen Athelberon, und verdankte ſeine erſte Bildung dem redlichen Presbyter Thankmar, welcher auch mit der ſchönen Freude eines Lehrers über einen vorzüglichen Zögling ſein Leben beſchrieben hat. Sein ſcharfſinniger Geiſt fand früh ein großes Vergnügen an dem feinen Gewebe der Dialektik, und wenn die Geheimniſſe derſelben in der Schule vorgetragen wurden, ſo ſaß er von ſeinen Mitſchülern geſondert und verſchlang die Worte des Lehrers, um nachher das Gelernte ſeinen jungen Freunden wieder vorzutragen. Den ganzen Tag durch übte er ſich mit ſeinem Thankmar gewöhnlich in den ſyllogiſtiſchen Feinheiten: wenn ſie zuſammen einen Spazierritt machten, fingen ſie einen Wettſtreit im Verſemachen an, oder begannen einen Kampf in ungebundener Rede. Oft ſetzte er, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, ſeinen Lehrer durch die ſcharfſinnigen Sätze, welche er aus dem innerſten Heiligthume der damaligen Philoſophie hergenommen hatte, in keine geringe Verlegenheit. Zu gleicher Zeit erwarb er ſich eine große Fertigkeit in der Mahlerei, der Baukunſt und in mechaniſchen Arbeiten; er konnte z. B. vortreflich in Gold und Silber einfaſſen. Der Biſchof von Uetrecht, bei welchem er lebte, gewann ihn gleichfalls wegen ſeine Fortſchritte in allem Guten ſehr lieb, und der Erzbiſchof Willigis von Mainz, welchem ſolche Talente nicht lange verborgen bleiben konnten, hatte ihm ſchon die Würde eines Presbyters verſchafft, als ſein Großvater Athelberon ihn bat, bei ihm zu bleiben und ihm ſein Alter zu verſüſſen *). Nach deſſen Tode ging er, wahrſcheinlich auf Anrathen des Erzbiſchofs von Mainz, an den Hof Otto's des Dritten, welcher damals ſieben Jahre alt war. Theophania beſtellte den jungen Fremdling mit Genehmigung aller Fürſten zum Lehrer ihres Sohnes; und nun lebte Bernward in ſeinem talentvollen Zögling noch einmal ſeine Knabenjahre; er führte ihn zu ſeinen Lieblingsſtudien, ſuchte ihn aber zu gleicher Zeit zu den Regierungsgeſchäften geſchickt zu machen. Mit ernſter Strenge leitete er ihn, und erwarb ſich dennoch ſeine volle Liebe, indeſſen die Höflinge ſeinen jugendlichen Neigungen ſchmeichelten, gegen welche ſelbſt Theophania zu große Nachſicht zeigte. Theils ward ſie wohl durch ihren mütterlichen Stolz, einen ſolchen Sohn zu haben, theils durch die Furcht, ſeine Zuneigung zu verlieren, zu dieſer übertriebenen Zärtlichkeit verführt: Adelheid war noch immer für ſie eine gefährliche Nebenbuhlerin, zumal da ſich die Enkel ſo leicht zu den alten Großmüttern hingewöhnen. Mit aller möglichen Behutſamkeit wachte die Griechin über ihren eigenen Charakter, und zwang ſich, ihre Nationaldenkungsart abzulegen, um die Deutſchen an ſich zu ziehn. Sie ſchmeichelte ihnen ſo herablaſſend im Umgange, daß man ſich allgemein wunderte, wie einer Prinzeſſin aus Konſtantinopel ein ſo gefälliges Weſen möglich ſey; man merkte keine Spur von ihrem vorigen ſpöttiſchen Uebermuthe; mit feſter Beſchei-

---

*) Gerbert. ep. 60.

**) Ditmar. p. 347.

***) Guil. de Nangis ad 984. 85.

****) Chronogr. Saxo ad 980.

---

*) vita Bervardi in Leibnit. script. rer. Brunsv. t. 1. p. 441.

denheit, milde gegen die Guten und demuthigend ſtrenge gegen die Aufgeblaſenen, regierte ſie, wie es dem männlichſten Geiſte geziemte *). Alle Ausbrüche ihrer böſen Natur waren nur gegen Adelheid gerichtet, denn im Jahre 990 drohte ſie ſogar, wenn ſie nur den Ausgang des Jahrs noch erlebte, ſo ſollte ihre Schwiegermutter in der ganzen Welt nicht über ſo viel herrſchen, als eine einzige Hand umfaſſen könnte **). Sie lebte damals, als ſie ihre Erbitterung gegen Adelheid in ſolchen Drohungen äußerte, in den niederländiſchen Gegenden, von welchen Ditmar ein ſchreckliches Gemälde entwirft. „Mit Recht, ſagt er, werden ſie niederländiſch genannt, weil nicht allein die Sonne dort untergeht, ſondern auch alle wechſelſeitige Liebe und die Tugend des Gehorſams. Wie der Schatten dort auf der Erde ruhet, ſo liegt die Sünde ſchwer auf den dortigen Menſchen. Die heiligen Prieſter arbeiten da vergebens, die Könige und Fürſten beſitzen dort eine geringe

---

*) Ditmar. p. 349. Haec, quamvis sexu fragilis, modestae tamen fiduciae et quod in Graecia rarum, egregiae conversationis fuit, regnum filii ejus custodia servabat virili, demulcens in omnibus pios terrensque ac superans erectos.

**) vita Adelheid. c. 5. Licet imperatrix graeca sibi et aliis fuisset satis utilis et optima, socrui tamen augustae fuit ex parte contraria. Ad postremum vero cujusdam Graeci aliorumque adulantium consilio fruens, minabatur ei quasi manu, dicens: si annum integrum supervixero, non dominabitur Adelheida in toto mundo, quin possit circumdari palmo uno. Quem sententiam inconsulte prolatam, divina censura fecit esse veracem. Ante quatuor hebdomadas Graeca imperatrix ab hac luce discessit. Augusta Adelheida superstes felixque remansit. ap. Leibnit. t. 1. p. 264.

Gewalt, und Räuber und Feinde der Gerechtigkeit herrſchen. Die Leichname vieler Heiligen ſind daſelbſt begraben; aber die Böſewichter ſpotten derſelben!" Es iſt zu verwundern, daß er über das traurige Schickſal der Kaiſerin, welche unter ſo ruchloſen Menſchen ihren Geiſt aufgeben mußte, nicht jammert; ſie ſtarb zu Nimwegen im Julius 990. Er erzählt uns ſtatt deſſen, ein Jahr vorher ſey dieſer Todesfall durch eine Sonnenfinſterniß angezeigt; doch verſichert er, daß eine ſolche Erſcheinung vom Monde herrühre, wie Makrobius und andre Weiſe behauptet hätten, und bittet deshalb alle Chriſten, nicht zu glauben, daß der Zaubergeſang böſer Weiber dieſe Verfinſterung der Sonne bewirkt habe *). Es war übrigens ein Glück für Theophania, daß ſie ſtarb, ehe ihr Sohn, welchen ſie herzlich liebte, zum Jüngling ward; denn wie würde ſich die gute Mutter gegrämt haben, wenn ſie geſehn hätte, daß gerade das, worauf ihr Stolz beruhte, die ſorgfältige Ausbildung ſeiner herrlichen Talente, den Grundſtein zu ſeinem Unglück ausmachte!

Als Adelheid den Tod ihrer Schwiegertochter vernommen hatte, reiſte ſie ſogleich zu ihrem Enkel, um ihn zu tröſten und ſtatt der Mutter zu regieren. Anfänglich ging es gut, und ſie hoffte ſchon, ihr Leben würde im Glanze der Herrſchaft ſchön untergehen, als der Knabe, welcher ſchon zu klug geworden war, und von andern Jünglingen gegen die Großmutter einge-

---

*) Ditmar. p. 350.

nommen wurde, ſie wieder wegſchickte *). Der Abend ihres Lebens ſchien von ähnlichen Stürmen verfinſtert zu werden, als einſt einen Theil ihrer Jugend verdunkelt hatten. Die Briefe ihrer Tochter Emma, der Königin von Frankreich, mußten ihr das Herz brechen. Als der König Lothar im Jahr 986 geſtorben war, ſchrieb die jammervolle Wittwe: „Ach, die Tage meiner Wonne ſind dahin, mein Glanz iſt erloſchen; denn jener, durch deſſen Glück ich mitblühte, hat ſeine Gemahlin auf ewig zur Wittwe gemacht. O ſchwarzer Tag, welcher mir meinen Gemahl entriß, welcher mich in dieſen Abgrund des Elends ſtürzte! meine fromme Mutter vernehme mitleidig die Angſt ihrer ſchmerzerfüllten Tochter!“ — Sie fügt zwar ſelbſt zu ihrem Troſte hinzu, daß die Fürſten ihr und ihrem Sohne Treue geſchworen hätten; aber ſie hatte nicht lange Urſache, ſich darüber zu freuen, denn der Prinz Ludwig ſelbſt handelte feindſelig gegen ſeine Mutter, weil ſie einer Buhlſchaft mit dem Biſchofe von Laon verdächtig war. „Mein Schmerz iſt zur unerträglichen Laſt geworden, klagte Emma darauf gegen Adelheid; als ich meinen Gemahl verlor, ſetzte ich meine Hoffnung auf meinen Sohn, und dieſer iſt mein Feind geworden. Meine geliebteſten Freunde haben ſich zu meiner Schande, und um mein ganzes Geſchlecht zu beſchäm-

---

*) Chron. Saxo ad a. 991. Comperta vero imperatricis morte praefata Adelheida augusta regem juvenculum, septem jam tunc annos regnantem, quamvis esset non minus illo tristis effecta, visitando consolatur eumque vice filii tamdiu secum tenuit, quoad usque rex protervorum consilio juvenum depravatus tristem eam dimisit.

pſen, verſchworen. Sie haben die ſchändlichſten Verläumdungen gegen den Biſchof von Laon erdichtet, und ſuchen ihn ſeiner Würde zu berauben, damit ich auf ewig gebrandmarkt werde. Meine Feinde triumphiren darüber, daß mir kein Bruder, kein Verwandter, kein Freund zum Schutze mehr übrig ſey. Möchte doch eure Schwiegertochter Theophania ſich meiner erbarmen, und um euretwillen verſöhnlich gegen mich ſeyn!" — Nachdem auch ihr Sohn Ludwig 987 geſtorben war, und die Großen den Herzog Hugo Kapet gewählt hatten, lehnte ſich Karl von Lothringen dagegen auf und behauptete, als Oheim des letzten Königs, ein Erbrecht an die Krone zu haben. Er griff zu den Waffen, plünderte Rheims, und bekam die Stadt Laon, in welcher Emma ſich aufhielt, in ſeine Gewalt. „Helft einer Unglücklichen, ſchreibt ſie nun, welche von Räubern gefangen iſt. Auch ich war einſt durch Geſchlecht und Würde, durch den Namen der Könige ausgezeichnet; jetzt bin die Sklavin der grauſamſten Feinde geworden. Wie ſollte der ruchloſe Karl auf meine Stimme hören, da er eure Bitten verachtet *). Er glaubt es ſeiner unwürdig, einem andern zu gehorchen; und ich mag es ihm nicht begreiflich machen, wie eitel ſeine Hoffnung zur Krone ſey!" **). — Schaudernd dachte gewiß Adelheid, wenn ſie die Klagen ihrer Tochter vernahm, an die Zeit zurück, als die kleine Emma, mit ihr im Thurm am Gardaſee gefangen, an ihrem Buſen lag, und früh zu dem Unglück eingeweiht wurde, welches ſie jetzo traf!

---

*) Dieſer Brief iſt an Theophania geſchrieben.

**) Gerbert. ep. 75. p. 51 – 79. p. 44 – 119. p. 5[illegible].

Nachdem Theophania geſtorben und Adelheid von den Reichsgeſchäften entfernt war, ſtarb auch Heinrich der Zankſüchtige, welcher mit den beiden Kaiſerinnen ſich um die Regierung geſtritten hatte, zu Gandersheim, wohin er von einem Fürſtentage, der zu Magdeburg gehalten wurde, gereiſet war, um die Aebtiſſin, ſeine Schweſter Gerberg, zu beſuchen. Da er merkte, daß die Krankheit, welche ihn daſelbſt befallen hatte, heftiger wurde, ließ er ſeinen Sohn, den nachherigen Kaiſer, zu ſich rufen und redete ihn ſo an: „Gehe geſchwinde nach Baiern und beſorge die Regierungsgeſchäfte; doch ſei niemals widerſpenſtig gegen deinen König und Herrn; mich reuet es genug, daß ich es geweſen bin. Vergiß nicht deinen Vater; in dieſer Welt wirſt du ihn nicht wieder ſehn!“ Der Sohn erhielt durch die Wahl und Hülfe der Baiern vom Könige die väterliche Würde *).

Die kleinen Kriege mit den Slaven dauerten auch unter Otto dem Dritten unaufhörlich fort; ein Beweis, wie wenig vollendet die Unterjochung derſelben durch Otto den Großen geweſen war. Doch bekam es immer mehr und mehr das Anſehn, als wenn ſie ſich bald ruhig unter das Joch ſchmiegen müßten, da ihr letzter allgemeiner Sturm von keinem Erfolge geweſen war, und die Urſache ihres Verderbens, die Uneinigkeit der

---

*) Ditmar. p. 351. 52. — Filioque mox abeunte dux praeclarus in infirmitate sua semper Kyrie eleison ex corde clamans migravit ad Christum V. Calend. Septembr. sepultus ibidem in medio ecclesiae coram sanctae crucis altari. Quod cum filius ejusdem comperiret, electione et auxilio Bavariorum patria bona apud regem obtinuit.

verſchiednen Völkerſchaften, mit jedem Jahre mehr Kraft gewann, theils durch die chriſtliche Religion, welcher einige huldigten, indem ſie andern ein Greuel war, theils durch die Freundſchaft, welche ſich zwiſchen vielen Stämmen und den Sachſen entſpann, die von den übrigen wiederum verabſcheut wurden. Oft bauten die Slaven zu ſehr auf Privatleidenſchaften der Deutſchen, und dachten nicht daran, wie leicht Haß und Liebe durch die Zeit verwiſcht werden, oder mit ihrer Urſache aufhören. Einen gewiſſen Sachſen, welcher Kizo hieß, hatten ſie in Brandenburg aufgenommen, weil er mit dem übermüthigen Markgrafen Thiederich zerfallen war. Eine Zeitlang that er auch ſeinen Ländsleuten großen Schaden; aber endlich gab er ihren Lockungen Gehör, und überlieferte ihnen die Stadt. Otto zeigte ſich in allen ſlaviſchen Kriegen als einen tapfern und klugen Jüngling, und übertraf alle Erwartung, welche man ſich von einer ſo zarten Jugend machen konnte *).

---

*) Annal. Saxo ad a. 991. — Ditmar. p. 352. Der erſte Krieg unter Otto's des Dritten Regierung mit den Slaven war im Jahre 985; der Herzog Miſiko von Polen zeigte ſich in demſelben ſehr thätig zum Vortheil der Deutſchen. Nach verſchiedenen Verheerungen ſlaviſcher Provinzen wurden im Jahre 987 die feſten Schlöſſer an der Elbe ausgebeſſert und noch mehr befeſtigt. Bald darauf wurden beim Ausbruch eines Krieges zwiſchen den Böhmen und Polen den letztern ſächſiſche Grafen zu Hülfe geſchickt, welche bald Frieden ſtifteten. Den Feldzug gegen die Heveller, in welchem Brandenburg erobert ward, unternahm Otto im Jahre 991; die Stadt ging freilich wieder verloren, kam aber durch die Verrätherei des Kizo bald von neuem in die Hände der Deutſchen. Nun verlor der Mark-

Nach einem Feldzuge gegen die Obotriten und Wilzen, welchen er im Jahre 995, von dem Herzoge Boleslav von Polen, der ſeinem Vater Miſiko gefolgt war, und von dem Sohne des böhmiſchen Herzogs begleitet, unternahm, vergönnte er den Slaven gern einige Ruhe, weil er eine unausſprechliche Sehnſucht nach dem ſchönen Italien empfand. Da blühten die Wiſſenſchaften, welche er liebte, fröhlicher als unter den Deutſchen; dieſes Land war die Szene der großen Begebenheiten geweſen, welche ihm die alten Schriftſteller ſo kraftvoll ſchilderten; dort hofte er Menſchen zu finden, welche ihm ähnlich wären. Wie oft er ſich mit ſeinem Lehrer Bernward wohl auch den Gegenden jenſeits der Alpen hingeträumt hatte, verloren in Bilder von der Herrlichkeit des römiſchen Reichs! Viele unter den Italienern empfanden um dieſe Zeit keine geringere Sehnſucht nach dem deutſchen Könige, als dieſer nach ihnen. Vorzüglich bat ihn der Pabſt Johann der Funfzehnte, nach Rom zu kommen, wo alles in der größten Verwirrung war, und Creſcentius, ein habſüchtiger Böſewicht, die Herrſchaft an ſich geriſſen hatte. Der Pabſt war gleichſam ſein Gefangner; fremde Geſandten konnten nicht eher zu ihm kommen, als bis ſie ihn durch Reden oder Geld beſtochen hatten; die Einkünfte des päbſtlichen Stuhls eignete er ſich größtentheils zu, und von der Herrſchaft in weltlichen Angelegenheiten

---

graf Thiederich, welcher nicht Klugheit und Kraft genug beſaß, um die durch ſeinen Uebermuth entſtandnen Unruhen zu dämpfen, ſeine Würde, und hatte einen gewiſſen Lothar von Wallbicke zu ſeinem Nachfolger. Mascov. comment. de Otto III. p. 85. 89.

Roms ließ er dem Oberhaupte der chriſtlichen Kirche nicht einmal den Schatten *). Adelheid's und Theophania's häufige Gegenwart und großes Anſehn in Italien, nebſt der Eiferſucht einiger mächtigen Familien, hatten ihn bisher noch gehindert, ſich zum Beherrſcher Roms und eines Theils von Italien aufzuwerfen. Den thörichten Sinn der Römer, welche ſtolz auf ihre Vorfahren, in allen ihren Unternehmungen denſelben auf eine lächerliche Art nacheiferten, wußte Creſcentius treflich für ſeine Plane zu benutzen.

Mit freudigen Erwartungen zog der funfzehnjährige Otto im Frühlinge des Jahres 996 über die Alpen und feierte zu Pavia mit königlicher Pracht die Auferſtehung ſeines Heilandes: dann ging er weiter bis nach Ravenna, bei welcher Stadt er ſein Lager aufſchlug Hierher kamen Boten mit Briefen vom Senate Rom's und den vornehmen Römern, worin ſie ihre große Sehnſucht nach dem jungen Könige äußerten, und ihm die heiligſte Treue gelobten, zugleich auch den Tod des Pabſtes Johann meldeten und anfragten, wen Otto auf dem päbſtlichen Stuhle zu ſehn wünſchte? Da gerieth er auf die glückliche Idee, einen Deutſchen und einen ſeiner nahen Anverwandten, Bruno, den Enkel des lothringiſchen Herzogs Konrad des Weiſen, welcher Schwiegerſohn Otto's des Großen war, zum Pabſt zu empfehlen **). Vielleicht hatte er damals

---

*) Romuald. Salern. ap. Murat. t. VII. ad a. 991.

**) Chron. Saxo ad a. 996. — Joannem Papam defunctum reperit, cui nepotem suum Brunonem, virum valde praeclarum, ſchon die Abſicht, welche er nachher öfters verrieth, daß nehmlich das ſchöne Italien, wo er allein glücklich leben zu können glaubte, ſein eigentliches Hauptreich ausmachen ſollte, ein Plan, welchen ſich nachher Friedrich der Zweite gleichfalls entwarf, wodurch die Aehnlichkeit, welche ſich zwiſchen dieſen beiden Kaiſern findet, noch vermehret wird. Der erſte und glücklichſte Schritt, welchen Otto zur Erreichung ſeines Zieles thun konnte, war gewiß der, daß er das Intereſſe der Hauptperſon in Italien auf das innigſte mit dem ſeinigen verband. Bruno, welchen ſeine Zeitgenoſſen als einen Mann preiſen, der nur aus Tugend und Weisheit beſtehe, ward von dem Erzbiſchofe Willigis von Mainz und deſſen Amtsgehülfen in der königlichen Kapelle, dem Biſchofe Hildebald von Worms, nach Rom geführt, und nahm nach der Ordination den Namen Gregor der Fünfte an. Bald darauf folgte Otto und ward von dem neuen Pabſte zum Kaiſer gekrönt. Bei der Krönung trug er ein Gewand, in welches Bilder aus der Apokalypſe mit phrygiſchem Golde geſtickt waren. Durch die Verbannung des mächtigen Creſcentius glaubte er ſeinen Gregor gegen alle Feindſeligkeiten der Römer ſichern zu müſſen; aber dieſer erflehte ſelbſt Vergebung für ſeinen ärgſten Feind, welcher ſeine alten Ränke von neuem begann, ſobald der Kaiſer die Stadt verlaſſen hatte. Kaum war von Otto ein Zug gegen die ſlaviſchen Heveller, welcher wieder einen Aufruhr gewagt hatten, ſiegreich geendigt; kaum waren andre Slaven, welche in den Barden-

---

non solum cleri, sed omnium Romanorum unanimi voto civium pontificem electum, subrogari pie consensit.

gau, deſſen Hauptſtadt Bardewick war, einen Einfall gethan hatten, zurückgeſchlagen *): ſo kam ſchon die Nachricht nach Deutſchland, Creſcentius hätte den Pabſt Gregor aus Rom gejagt und den Biſchof Johann von Piacenza, einen elenden Menſchen, welcher dem ſächſiſchen Hauſe ſein ganzes Glück verdankte, auf dem päbſtlichen Stuhl erhoben. Der Biſchof war ein geborner griechiſcher Unterthan, und hatte ſeit ſeiner Zurückkunft aus Konſtantinopel, wohin er von Otto als Geſandter geſchickt war **), ſich mit Creſcentius in enge Verbindungen eingelaſſen, welchen der Plan zum Grunde lag, daß Rom ganz der deutſchen Herrſchaft entzogen und den Griechen unterworfen werden ſollte, wie es vor Karl dem Großen geweſen war. Creſcentius hätte dann wohl die Würde eines Patricius bekommen; und es wäre hinfort wiederum nur Ein Kaiſerthum geweſen, wie es die Eitelkeit des griechiſchen Hofes wünſchte ***). Gregor war nach Pavia entflohn, wo er in einer Verſammlung von Biſchöfen den verruchten Creſcentius in den Bann that; auch Johann ward von allen Biſchöfen in

---

*) Dieſen Sieg ſchrieb man vorzüglich dem Biſchofe von Minden zu, welcher mit einem Kreuze in der Hand voranging. Ditmar. p. 354.

**) Die Biſchöfe von Piacenza und Würzburg waren 995 von Otto an den griechiſchen Hof geſchickt, um die Prinzeſſin Helena für ihn zur Gemahlin zu verlangen. Annal. Saxo ad a. 995. — Ditmar. p. 417. Man weiß nicht den Grund, warum die Vermählung nicht zu Stande kam.

***) Arnulph. histor. Mediol. l. 1. c. XI.

Italien, Deutſchland und Frankreich exkommunizirt *). Die kaiſerlichen Geſandten warf man dagegen zu Rom ins Gefängniß und hielt ſie zurück, bis der Kaiſer gegen das Ende des Jahres 997 ſich zum Zuge nach Italien rüſtete **). Die Regierungsgeſchäfte in Deutſchland überließ er während ſeiner Abweſenheit der Schweſter ſeines Vaters, der Aebtiſſin Mathilde von Quedlinburg. Er hatte ſich vorgenommen, diesmal länger in Italien zu bleiben; und es ſcheint, als wenn er die Deutſchen allmählig daran habe gewöhnen wollen, ſich durch Statthalter regieren zu laſſen. Als er gegen Rom heranzog, entfloh der Pabſt Johann, ward aber von den Anhängern des Kaiſers eingeholt, welche ihm die Augen und die Zunge ausriſſen, die Naſe abſchnitten, dann den Nachfolger des Apoſtels Petrus auf einen Eſel ſetzten, und ihm den Schwanz deſſelben in die Hand gaben, um ihn ſo in Proceſſion durch die Stadt zu führen. Vielleicht glaubten die elenden Römer, durch einen ſolchen grauſamen Muthwillen ihre Vergehungen wieder gut zu machen. Der Pabſt Bruno ward mit einer großen Feierlichkeit wieder eingeſetzet, und Creſcentius, welcher jetzo nicht mehr auf die Fürſprache deſſelben rechnen durfte, entfloh in die Engelsburg, um daſelbſt dem Kaiſer Trotz zu bieten. Es kam zur Belagerung, über welche der Markgraf Eckhard von Meiſſen die Aufſicht führte. Ob er gleich unaufhörlich ſeine Maſchinen wirken ließ, ſo waren doch anfänglich alle ſeine Bemühungen wegen der Höhe der Burg fruchtlos. Endlich gelang es ihm, dieſelbe auf einem hohen Gerüſte zu erſteigen. Der Kaiſer ließ den Creſcentius nebſt zwölf andern hinrichten, und darauf die Leichname vor der Stadt zur Schau aufhängen *).

---

*) Annal. Hildeshem. ad a. 997. in Leibnit. scriptor. rer. Brunsv. t. 1. p. 721.

**) Chron. Saxo ad a. 997.

Unterdeſſen ſich Otto in Italien aufhielt, ſtarb die Aebtiſſin Mathilde. Die alte Adelheid, welche ſich nun von allen ihren Kindern verlaſſen ſah, hing jetzt mit ganzer Seele an ihren Enkelinnen, ob ſie gleich Theophania's Töchter waren; beſonders aber liebte ſie die eine, welche auch Adelheid hieß, und bat daher den Kaiſer, dieſelbe zur Nachfolgerin der Aebtiſſin Mathilde zu ernennen. Er ſchickte auch ſogleich ſeiner Schweſter einen goldenen Stab zum Zeichen der Inveſtitur. Die alte Großmutter folgte zehn Monate nachher ihrer Tochter Mathilde in die Gruft. Ihre Geſchäfte in ihrem hohen Alter waren eine lange Kette wohlthätiger Handlungen: wohin ſie kam, verbreitete ſie Frieden und Liebe. Einige Zeit vor ihrem Tode machte ſie eine Reiſe in ihr Vaterland Burgund, zu ihrem Neffen, dem Könige Rudolf. Weil daſelbſt eine gefährliche Gährung durch die Uneinigkeit der burgundiſchen Großen herrſchte; ſo zeigte ſie ſich unbeſchreiblich thätig, um allent-

---

*) Arnulph. l. 1. c. 12. — Ditmar. p. 354. — Lamb. Schafn. ad a. 998. — Chron. Saxo ad a. 998. — vita Meinw. c. 10. ap. Leibnit. t. 1. p 520. Einige italieniſche Geſchichtsſchreiber erzählen, Creſcentius habe ſich, nachdem ihm volle Sicherheit verſprochen ſey, durch Kapitulation ergeben und der Kaiſer hätte treulos an ihm gehandelt.

halben einen Bund der Eintracht zu ſtiften; und wo es ihr nicht gelang, da flehte ſie den Geiſt des Friedens vom Vater der Menſchen herab. Durch eine Wallfahrt nach allen ihren gottſeligen Stiftungen und verſchiedenen heiligen Oertern bereitete ſie ſich zu ihrem Abſchiede von der Welt, und bewarb ſich um die Freundſchaft der Heiligen. Am gerührteſten fühlte ſie ſich zu St. Moriz im Walliſerlande. Thränenſtröme floſſen da unaufhörlich von ihren Wangen; ſie betete mit ſolcher Inbrunſt für ſich und die ganze Welt, daß ihre Zeitgenoſſen überzeugt waren, es könnte kein ſo ſchweres Verbrechen begangen ſeyn, welches nicht wegen ihres Gebetes vom Himmel verziehn wäre. Eine bange Ahndung ruhte auf ihrer Bruſt, als ſie das Grab des heiligen Moriz verlaſſen wollte, und ſiehe! da kam ein Bote aus Italien, welcher ihr den Tod ihres Lieblings, des Biſchofs Franko von Worms, verkündigte. Auch der Kaiſer hatte den frommen Mann ſehr geliebt, und noch kurz vorher vierzehn Tage hindurch in ſeiner Geſellſchaft in der Gruft einer Kirche zu Rom mit nackten Füßen und in einem härenen Gewande Buße gethan. Als Adelheid die Todesnachricht vernahm, rief ſie, wie von einem prophetiſchen Geiſt ergriffen, wehmüthig aus: „viele andere werden gleich ihm in Italien umkommen und wehe mir Armen, vielleicht auch mein Enkel; ich werde allein zurückbleiben, von allem Troſte der Menſchen entblößt; doch fern ſey's, du König aller Zeiten, daß ich in einer ſo traurigen Oede umherirren ſollte!“ Sie warf ſich wiederum betend auf die Erde nieder, ihr Angeſicht gen Himmel gerichtet: die rührende Schönheit des Alters ſchmückte ihre Geſtalt, und verweilte auf derſelben wie ein Abendroth ihrer glänzenden jugendlichen Reize. Nachdem ſie noch verſchiedene heilige Plätze beſucht hatte, begab ſie ſich nach Selz im Elſaß, welches von jeher ihre Lieblingsſtadt geweſen war *). Sie ſchien nun dem Himmel ſchon ganz anzugehören, alles Irrdiſche war ihr zuwider, und wenn jemand von weltlichen Dingen mit ihr ſprechen wollte, ſo antwortete ſie nicht, ſondern rief mit dem Apoſtel aus; „ich Elende, wer wird mich vom Leibe des Todes erlöſen? und voll Hoffnung antwortete ſie ſich ſelber: die Gnade Gottes durch Jeſus Chriſtus!" Als der Geburtstag ihres Sohnes kam, welchen ſie ſtets feierlich beging, verſammelte ſich eine große Menge von Armen aus der benachbarten Gegend, und ſie theilte, trotz ihrer Schwachheit, mit eigener Hand Almoſen unter ſie aus, und gab den Dürftigen Kleidung und andere kleine Geſchenke; dann ließ ſie eine Meſſe für das Seelenheil ihres Sohnes leſen. In der folgenden Nacht ward ſie von einem heftigen Fieber befallen, welches täglich ſtärker ward. Als ſie ſich dem Hinſcheiden nahe fühlte, verlangte ſie nach dem heiligen Oele und dem Abendmahle. Nach dem Genuſſe des letztern bat ſie die anweſenden Geiſtlichen,

---

*) Vita Adelheid. l. 1. c. 7. In loco, qui dicitur Salsa, urbem decrevit fieri sub libertate romana. In ipso etiam loco monasterium a fundamentis miro opere condidit et ad honorem dei et apostolorum principis, tertio imperante Ottone, videlicet nepote suo, in praesentiarum secum astante, XIV. Kalendas Decembris, augustissime et devotissime, a Wideraldo, Argentinae civitatis episcopo, consecrari jussit. Et ut majori antoritate per succedentium temporum curricula esset ille sacer locus subnixus, cum praefato Caesare est etiam episcoporum conventus a saepe dicta Adelheida Augusta convocatus.

Bußpſalmen zu ſingen, und mit ſchwacher, zitternder Stimme ſang auch ſie auf ihrem Todeslager. Wohl tauſendmal rief ſie: „ich wünſche aufgelöſt zu werden und bei meinem Heilande zu ſeyn,“ bis ſie endlich ihren Geiſt aufgab *). So endigten ſich ihre Lebenstage, in welchen Glück und Unglück auf eine wunderbare Weiſe an einander gränzten. Am väterlichen Hofe in der frühſten Jugend bewundert, ſteigt ſie jung auf einen Thron, von einem edlen König erkohren, und von dem Volke geliebt, bis ſie ſich plötzlich in einen Kerker hinabgeworfen ſieht, nachdem ihr Gemahl ein Opfer des Meuchelmordes geworden war. In einem Thurme von den Fluten in ſchauerlicher Einſamkeit umrauſcht, von ruchloſen Feinden geſchreckt, muß ſie fürchten, mit jedem Tropfen Waſſer, der ſie erquickt, Gift und Verderben hinabzutrinken. Durch ein wunderbares Schickſal und ihre unerſchütterliche Standhaftigkeit findet ſie Rettung in der Flucht. Von ihren Verfolgern belagert, wird ſie von neuem dem Untergange nahe gebracht, bis ein ihr unbekannter Barbar über die Alpen zieht, und ſie über alle Königinnen der Erde erhebt. Von einem edeln Schwiegerſohne verfolgt, von der ſchlauſten Nebenbuhlerin überliſtet, von frechen Jünglingen aus dem Herzen ihres Enkels verdrängt, verliehrt ſie nimmer die liebenswürdige Heiterkeit, welche die Zierde ihres unternehmenden Geiſtes war. Das romantiſche Licht, welches über ihrem ganzen Lebenslaufe verbreitet iſt, verführet die Nachwelt, zu vergeſſen, an wie vielen Unruhen in der ſächſiſchen Familie ſie durch ihre Herrſchſucht ſchuld war. Gleichfalls gewinnet ſie in

---

*) Den 17. Dezember 999.

Vergleichung mit ihrer Nebenbuhlerin Theophania, deren Herrſchſucht an Unverſchämtheit gränzte, und nicht durch Herzensgüte, wie bei der burgundiſchen Prinzeſſin, ein gefälligeres Anſehn bekam. Auch iſt es nicht ungegründet, was Gerbert von Adelheid rühmt, vorzüglich wenn man von ihren ſpätern Jahren redet. „So oft ich, ſchreibt er ihr, bei mir überlege, wo Frömmigkeit, Wahrheit, Treue und Gerechtigkeit wohl ihren Wohnplatz haben möchten, ſtellt ſich mir eure Tugend dar; euer Herz iſt der Tempel der Barmherzigkeit!" Ihr Grab zu Selz ward noch lange als der Ort betrachtet, wo zahlloſe Wunder geſchähen *).

Am wichtigſten war für Otto der dritte Todesfall, welchen er um dieſe Zeit in ſeiner Familie erlebte. Im Jahre 999 ſtarb auch ſein deutſcher Pabſt Gregor der Fünfte in der Blüthe ſeiner Jugend. Durch den Streit zwiſchen der italieniſchen Luft und dem deutſchen Blute, dem italieniſchen Charakter und der deutſchen Ehrlichkeit, welche die Römer an den Nachfolgern des heiligen Petrus noch weniger leiden konnten, als die Fülle von Laſtern, und deßhalb mit Gift und Dolchen verfolgten, ward die Abſicht der Kaiſer ſtets vereitelt, wenn ſie ihre Herrſchaft jenſeits der Alpen dadurch gründen wollten, daß ſie ihre Landsleute auf den päbſtlichen Stuhl ſetzten. Fanden nicht vier deutſche Päbſte, welche Heinrich der Dritte nach der Reihe den Römern aufdrang, binnen wenigen Jahren in Italien ihr Grab? Otto, welcher die Unverträglichkeit zwiſchen dem Him-

---

*) vita Adelheid. c. 9–17.

mel Italiens und der Geſundheit der Deutſchen ſchon an ſeinem eigenen Körper verſpürte, glaubte einen Mittelweg gehn zu müſſen, und machte daher einen gebornen Weſtfranken, der aber dem ſächſiſchen Hauſe lange mit Eifer zugethan geweſen war, den berühmten Gerbert, zum Pabſte, welcher den Namen Sylveſter der Zweite annahm. Durch dieſen Mann hoffte er dem päbſtlichen Stuhle, welcher durch die ſchändlichſten Laſter der römiſchen Biſchöfe beſudelt war, einen neuen Glanz zu geben; in dieſem wollte er die Wiſſenſchaften belohnen, und die Gelehrſamkeit krönen; durch ein ſolches Haupt ſollte der geiſtliche Stand, bei welchem ſich einzig noch Literatur fand, zur Aufklärung des düſtern Jahrhunderts getrieben werden. Allein dieſe Ideen gingen weit über den Kreis eines ſolchen Zeitalters hinaus, und hatten keine andere Folge, als daß ſich der Aberglaube in ſeinem dummen Eifer beſtärkte, indem er ſchrie, ein Schwarzkünſtler wäre der Nachfolger des heiligen Apoſtels geworden, und ſoviel Lob der Kaiſer auch ſonſt verdiente, müßte er wegen ſeiner Gemeinſchaft mit einem Manne, welcher die weltlichen Wiſſenſchaften über alles liebte, getadelt werden. Otto hatte wohl keine Ahndung davon, daß ſelbſt noch die folgenden Jahrhunderte ſeinen gelehrten Liebling für unwürdig halten würden, in der Reihe der Päbſte genannt zu werden? Schon früh war er mit demſelben vertraut geworden, hatte ihm ſchon geſchrieben, als er noch Biſchof zu Rheims war. In der Aufſchrift des Briefes wird Gerbert wegen ſeiner tiefen Einſicht in den göttlichen Wiſſenſchaften gelobt und als ein Mann geprieſen, welchem ein Kranz von allen drei Zweigen der Philoſophie zu Theil geworden ſei. „Ich möchte ſo gern.

fängt der königliche Jüngling ſein Schreiben an, ich möchte ſo gern mir deine Liebe erwerben, und mich in deinen Schutz begeben, denn der große Rang, welchen die Gelehrſamkeit dir ertheilte, hatte ſchon lange für mich eine Autorität, welche mir nicht zuwider war. Ohne Umſchweif ſei es dir geſagt, wie ſehr ich wünſche, daß du mich Unwiſſenden ſowohl durch mündlichen Unterricht, als durch Schriften auf einen guten Weg führeſt, daß du mich von der ſächſiſchen Ruſtizität entwöhneſt, und meine Anlage zur griechiſchen Feinheit ausbildeſt. Warum ſollte ich nicht geſtehn, daß auch in mir ein Funke vom lebendigen Geiſte der Griechen ſchlummert, welcher zur Flamme auflodern wird, wenn du ihm mit der hellen Fackel deiner Wiſſenſchaft dich naheſt. Lehre mich daher in einer Abhandlung die Arithmetik, damit auch ich die Feinheiten der Vorwelt verſtehn lerne! Verſe habe ich noch nicht gemacht, aber ſeit einiger Zeit lege ich mich auf die Dichtkunſt, und wenn ich erſt einige Fertigkeit darin erlangt habe, will ich dir ſo viele Gedichte ſenden, als Gallien Männer innerhalb ſeinen Gränzen zählet!" — „Wie gern gehorche ich, antwortete Gerbert, dem Befehle meines Kaiſers; allein wenn ich von dem Lichte der Wiſſenſchaften einige Funken empfangen habe: ſo verdanke ich ſie euer ruhmwürdigen Geſinnung, der Güte eures Vaters, der hohen prachtvollen Denkungsart eures Großvaters. Ich kann alſo zu euren Schätzen keine eigene hinzuthun; ſondern nur die zurückgeben, welche mir geſchenkt wurden. Ihr habt euch theils die Schätze der Wiſſenſchaften ſchon zugeeignet, theils werdet ihr ſie noch empfahen. Würdet ihr ſo eifrig nach einer vollſtändigen Kenntniß der Arithmetik ſtreben, wenn ihr nicht jene

Wahrheit eingeſehn hättet, daß in den Zahlen der Anfang aller Dinge verborgen liege? und wenn mein Kaiſer das Studium der Moralphiloſophie nicht mit Liebe umfaßte, würde dann die zarte Beſcheidenheit, welche bei allen Tugenden zur Wache ſteht, aus einem jeden ſeiner Worte athmen? Ein ſolches feines Gefühl für Sittlichkeit fließt nicht aus dem bloßen Bewußtſeyn der Rechtſchaffenheit; und ihr ſelbſt habt es ſo redneriſch gezeigt, wie die beredte Kraft deſſelben theils aus ſich ſelber, theils aus den Quellen der Griechen entſpringt. Etwas Göttlicheres kann ich mir nicht denken, als wenn ein Regent, den eine griechiſche Mutter gebahr, und welcher das römiſche Reich beherrſchet, ſich gleichſam durch ein Erbrecht die Schätze der Griechen und Römer zueignet! Wie gern gehorche ich eurem gegenwärtigen Befehl! Wie gern werde ich allen euren übrigen Beſchlüſſen mich folgſam beweiſen! Denn wie könnte ich anders handeln, da ich unter allen menſchlichen Dingen niemals etwas Erfreulicheres, als eure Regierung, geſehen habe?*) — Otto freute ſich gewiß unausſprechlich, als er hörte, daß dieſer Mann zu ihm kommen, und mit ihm leben wollte. Gerbert mußte ſeine biſchöfliche Stelle zu Rheims verlaſſen, und nahm ſeine Zuflucht an den deutſchen Hof, wo ſich zwiſchen ihm und dem Könige bald die innigſte Vertraulichkeit entſpann. Zu dieſer Zeit verfertigte er zu Magdeburg eine Uhr, welche er nach dem Polarſterne, den er durch ein Rohr betrachtete, zu ſtellen wußte. Er hatte ſich die tiefſte Einſicht in der Aſtronomie erworben, obgleich er ſich in mancherlei Künſten und Wiſſenſchaften vor ſeinen Zeitgenoſſen auszeichnete. Er war ſchon vorher zum Biſchof von Ravenna ernannt worden, als er im Jahre 999 von ſeinem Zögling auf den päbſtlichen Stuhl erhoben ward, und acht Graſſchaften für denſelben geſchenkt erhielt *).

---

*) Gerbert. ep. 153. 54.

Bald nach der neuen Pabſtwahl ging der Kaiſer nach Deutſchland, um die Schwermuth zu verbannen, welche ſeit einigen Monaten auf ſeiner Seele ruhte. „Mit vielem Vergnügen bliebe ich bei dir, ſchreibt er dem Pabſte Sylveſter; aber der italieniſche Himmel beträgt ſich feindſelig gegen meine Geſundheit; dennoch wird mein Geiſt immer bei dir in Italien ſeyn“ **). Aber wo er ſich aufhalten mochte, fand er nicht ſeine Ruhe wieder; denn er trug den Feind derſelben in ſeinem Buſen mit ſich umher. Ein jeder, welcher, gleich ihm, im Anſchauen phantaſiereicher Plane lebet, kann eine Zeitlang ſich glücklich fühlen; aber mit einer drückenden Angſt wird er bald aus ſeinen Träumen erwachen, und er iſt verloren, wenn ihn alsdann eine rauhe Wirklichkeit umgiebt, und die Stürme eines düſtern Jahrhunderts ſchrecken. Otto hatte noch nicht das zwanzigſte Jahr erreicht; und ſchon war ihm ſein Leben zur Laſt; er konnte ſich nicht retten vor ſich ſelbſt, und verſank allmählig in eine unthätige Melancholie, ob ihn gleich ſeine Plane zur Wiederherſtellung des römiſchen Reichs in ſeiner alten Würde noch bisweilen vergnügten *). Bei ſeiner Abreiſe von Rom nahm er viele vornehme Römer mit ſich nach Deutſchland, damit ſie dieſe große Provinz, welche von Italien aus regiert werden ſollte, kennen lernten. Von ſeinen Landsleuten ſuchte er ſich gänzlich zu entfernen, und der tapfere Markgraf Eckhard von Meiſſen war der einzige unter den vaterländiſchen Großen, mit dem er gern zuſammenlebte. Es mußte die guten Deutſchen kränken, wenn ſie den Urenkel ihres Heinrich's an einem erhabneren Orte als die übrigen, und allein bei einem Tiſche ſitzen ſahen, welcher nicht die Geſtalt der väterlichen Tiſche hatte, ſondern einen halben Zirkel bildete; es mußte ihnen zuwider ſeyn, wenn ſie am königlichen Hofe ſo manche ausländiſche Namen für bisher unbekannte Aemter hörten. Die Verachtung, mit welcher Otto ihnen begegnete, ſchmerzte ſie

---

*) Ditmar. p. 399. — decret. elect. Sylvestr. in Gerbert. ep. p. 73.

**) Gerbert ep. p. 129.

---

*) Baldrici Chron. Camer. l. 1. c. 114. Eodem tempore imperator Romam profectus, in antiquo palatio, quod est in monte Aventino, versabatur et sicuti juvenis tam viribus audax, quam genere potens, magnum quiddam, immo et possibile cogitans, virtutem romani imperii ad potentiam veterum regum attollere conabatur. Mores etiam ecclesiasticos, quos avaritia Romanorum pravis commercationum usibus viciabat, ad normam prioris gratiae reformare aestimabat. Ut autem efficacius hoc perfecisset, summam familiaritatis exhibebat Romanis ipsosque ut locorum accolas ac morum et consuetudinum gnaros suis Teutonicis praeferens, consiliarios sibi habebat et primos. Nimirum bene et satis astute dispositum, si effectum contingeret.

deſto tiefer, je mehr er wegen ſeiner edlen Geſinnung und ſeiner Geiſtesfähigkeiten ihre Liebe verdiente *).

Durch Wallfahrten hoffte der Jüngling nun die verlorne Ruhe wieder zu erhalten, und reiſte deshalb nach Gneſen, zum Grabe des heiligen Adelbert's, der einige Zeit vorher von den Preußen, welchen er das Evangelium gepredigt, war erſchlagen worden, und durch ſeinen Tod die Märtyrerkrone verdient hatte. Sein Leichnam war durch den Herzog Boleslav von Polen mit vielem Gelde von ſeinen Mördern eingelöſet. Der Kaiſer nahte ſich weinend und mit nackten Füßen dem Sarge deſſelben; und um ſeinen Schatten zu verſöhnen, ſtiftete er zu Gneſen ein Erzbisthum, welches er dem Bruder des Märtyrers gab. Drei Bisthümer, nemlich zu Krakau, Kolberg und Breslau, wurden ihm unterworfen, obgleich der Biſchof von Poſen behauptete, daß Gneſen zu ſeiner Parochie gehörte, und der Erzbiſchof von Magdeburg ſich dagegen ſträubte, weil nach einer Urkunde von Otto dem Erſten Poſen ſelbſt nebſt allen Kirchen, welche in der dortigen Gegend geſtiftet würden, dem magdeburgiſchen Erzbisthum unterworfen war.

Darauf machte Otto mit Hülfe Boleslav's das Sla-

---

*) Ditmar. p. 357. Imperator antiquam Romanorum consuetudinem, jam ex parte magna deletam, suis capiens renovare temporibus, multa faciebat, quae diversi diverse accipiebant. Solus ad mensam, quasi semicirculum factam, loco caeteris eminentiori, sedebat.

venland jenſeits der Oder, wie auch Preuſſen, ſich zinsbar. Als er Polen verließ, ward er reichlich von dem Herzoge beſchenkt; beſonders freuten ihn dreihundert geharniſchte Krieger, welche Boleslav ihm verehrte. Uebrigens wird die Behauptung, daß Polen damals zum unabhängigen Königreiche gemacht ſei, durch die Geſchichte der folgenden Zeiten, da es ungefähr noch zweihundert Jahre in nicht zu bezweifelnder Abhängigkeit von dem deutſchen Reiche ſtand, hinlänglich widerlegt, und ſie ſcheint daher entſtanden zu ſeyn, weil die Schriftſteller den polniſchen Herzog wegen ſeiner großen Macht bisweilen König nennen. Vielleicht hatte auch Otto, um ihn ſich verbindlich zu machen, nach Sitte der griechiſchen Kaiſer ihm die königlichen Inſignien zugeſtanden, ohne ihn deswegen für unabhängig zu erklären. Allmählig bildete ſich ſchon der Grundſatz im Völkerrechte des Mittelalters, daß alle Könige der Erde dem römiſchen Kaiſer, als Herrn der Welt, unterthan wären *).

Eine andere ſchwärmeriſche Handlung des Jünglings floß aus ſeiner Bewunderung Karl's des Großen, von welcher er ſich auf das innigſte durchdrungen fühlte. Denn wozu leitet das Studium der alten Schriftſteller leichter, als zu einer enthuſiaſtiſchen Verehrung erhabener Geiſter der Vorwelt? Er rechnete daher auf ſchwermüthigen Genuß, wenn er das Grab des Franken zu Aachen, welches man nicht mehr genau zu

---

*) Annal. Hildeshem. ad. a. 1000. — Meinw. cp. c. 9. ap. Leibn. t. 1. — Ditm. p. 357.

zeigen wußte, wieder mit Sicherheit auffinden konnte. Nach einem dreitägigen Faſten fing man an nachzuſuchen, und welche Freude für Otto, als er den alten Helden noch faſt unverſehrt fand, mit ſeiner Krone, ſeinem Szepter, ſeinem Schwerte! Von Schauer durchdrungen eignete er ſich das goldene Kreuz zu, welches an Karl's Halſe hing, und einen Theil von ſeinen noch nicht vermoderten Kleidern. Den Sarg ließ er hinter dem Altare des Täufers Johannis in der Marienkirche beiſetzen *).

Durch ſolche Szenen ward ſeine Schwermuth vermehrt, ſo wie auf ſeine Seele vielleicht auch ein Wahn wirkte, welcher um dieſe Zeit allgemein war, daß nemlich mit dem Jahrtauſend auch das Ende der Welt herannahete. Von jeher herrſchte ein ſolcher Glaube unter den chriſtlichen Nationen, bei welchen er theils aus religiöſen Deutungen, theils aus jener Eigenheit der Natur der Menſchen entſprang, daß ſie dasjenige, was ſie am meiſten fürchten, gewöhnlich für das nächſte im Schickſal halten. Vorzüglich aber lebte er unter den Deutſchen, deren düſtere Phantaſie ſich an ſolchen Schreckbildern vergnügte, wiewohl ſie deſto knechtiſcher vor überirdiſchen und unſichtbaren Mächten zitterten, je weniger ſie von Furcht vor einem ihres Gleichen wußten. Als ſie am Ende des erſten Jahrtauſends eine heftige Bewegung der Erde verſpürten, da zagten alle und glaubten, jetzt würde der jüngſte Tag kommen. Sie verzehrten ihre Habe; und

---

*) Ditm. l. c.

einige verkrochen ſich vor dem Richter der Welt in die geleerten Fäſſer, indeſſen andere mit gebeugtem Haupte auf die Verantwortung vor dem Sohne Gottes ſannen. Das Horn des Jägers, der zum leztenmal in ſeinen ſchönen Forſten jagen wollte, tönte in die Geſänge, welche aus einem benachbarten Kloſter die Erſcheinung des Weltheilandes verkündigten. An einem Tage im Januar zitterten die Menſchen auf dem Felde und in den Häuſern, denn kaum war der Glockenſchlag der neunten Abendſtunde verhallt, als ein Komet am Himmel erſchien, und ein heller Fackelſchein, wie ein langer Schweif von Blitzen, auf die Erde herabfiel. Darauf ſah man in den Wolken die Geſtalt eines Drachen mit ſtets wachſendem Kopf und bläulichen Füßen. Muthige Ritter und alte Mütterchen mit Kindern ſtanden in vermiſchten Haufen, und ſtaunten den Himmel an. Mit Gebeten um Vergebung der Sünden legte man ſich auf das Lager nieder, und wunderte ſich am folgenden Morgen, daß die Erde noch war, und die Sonne wieder zu leuchten anfing *)

Die vornehmſte Urſache von Otto's Melancholie lag in ſeinem Temperament und in ſeiner Kultur, welche ihn auf einem Throne unglücklich machen mußten, von dem herab rauhe Menſchen ſollten regiert werden. Alle drei Ottonen ſcheinen Hang zur Schwermuth, die ſich gewöhnlich mit Selbſtſucht verſchwiſtert, gehabt zu haben. Bei dem roheren Otto dem Erſten zeigte er ſich in einer finſtern Verſchloſſenheit; bei ſeinem Sohne geſellte er ſich zu betrege-

---

*) Sigeb. Gembl. ad a. 1000.

nem Ehrgeize, und ſtürzte ihn in ein frühes Grab; in der zarten Seele des Enkels ſchoß er ſchnell auf, und ſeine Frucht war die wehmüthigſte Schwärmerei, welche deſto verderblicher ward, je mehr ihrem Einfluſſe durch die eifrige Ausbildung einer herrlichen Anlage vorgearbeitet war. Ueberhaupt wird jeder Menſch, welchem die Natur Drang und Kräfte gab, ſich bis zu einer gewiſſen Stufe der Kultur aufzuſchwingen, in einer Periode des Lebens ſich unausſprechlich unglücklich fühlen. Sie fällt in die Jahre, da unſer Gefühl am reizbarſten iſt, da eine gewiſſe Unbefangenheit und Beſchränktheit des jugendlichen Blickes allmählig aufhört; der Geiſt ſich aber noch nicht mit männlichem Muth über das Schickſal zu erheben vermag. Dann verlieren wir in dem einen Augenblicke das Bewußtſeyn auch der geringſten Kraft, und in dem andern glauben wir uns für dieſe Welt zu gut; jetzt ſehen wir uns in der Tiefe des Abgrundes, in welchen das Gefühl eigener Schwäche den Geiſt hinabſtoßen kann, und darauf werden wir von einem wunderbaren Stolze, von einer bangen Sehnſucht nach überirdiſchem Genuſſe wie von Furien umhergetrieben, die uns über die Freuden dieſes Lebens hinwegjagen. Dann iſt der gefahrvolle Zeitpunkt, wo Wonne und Schmerz um unſer ganzes Leben mit einander kämpfen; und es wird die Beute der erſten oder des letzten, je nachdem ſich unſre Kraft in allen den abwechſelnden Stürmen ſtark erhielt, oder gebrochen ward. Derjenige verdient unſer ganzes Mitleid, welchem ſein Temperament und äußere Umſtände ſchon den Muth geraubt haben, ehe jene gefährliche Periode beginnet.

Es iſt ein tief erſchütternder Anblick, wie Otto's ſchöne Blüthe, ohne zur Frucht geworden zu ſeyn, abfiel, weil ſie von Schwermuth umhaucht ward, und einige Jahrhunderte zu früh hervorgebrochen war.

Etwas Freude ſchien in ſeiner Seele aufzudämmern, als er gegen Ende des Jahrtauſends wieder nach Rom kam, wo die gelehrten Zerſtreuungen in Sylveſter's Geſellſchaft ihn bisweilen der Beſchauung ſeines Ich entzogen. Dies literäriſche Vergnügen ward vollkommner, als im Januar des Jahrs 1001 ſein alter Lehrer Bernward, Biſchof von Hildesheim, welcher in einen heftigen Rechtsſtreit mit dem Erzbiſchofe Willigis von Mainz wegen der geiſtlichen Gerichtsbarkeit über die Abtei zu Gandersheim verwickelt war, ihn in Italien beſuchte. Otto reiſte ihm zwei Meilen entgegen, und führte ihn nach einer Umarmung, in welcher er ſich einmal wieder glücklich fühlte, mit ſich nach Rom, wo er in ſeinem Pallaſte neben ihm wohnen mußte. Wie manche Stunde ſie wohl mit dem gelehrten Pabſt Sylveſter in dialektiſchen Fehden vergnügt zubrachten! Zugleich ward der Kaiſer durch die Hoffnung, ſich bald mit einer griechiſchen Prinzeſſin zu vermählen, etwas aufgeheitert *).

*) Landulph. l. 2. c. 8. — Der Kaiſer hatte den Erzbiſchof Arnulph von Mailand an den Hof zu Konſtantinopel geſchickt, für ihn um die Tochter des griechiſchen Kaiſers zu werben. Dieſer empfing auch den Erzbiſchof ſehr gnädig, kränkte ihn aber einmal gewaltig, indem er von ihm verlangte, daß er mit ihm auf die Jagd gehen ſollte. Arnulph verſprach den andern Tag mitzureiten, erſchien aber zur beſtimmten

Als Otto auf ſolche Weiſe wieder etwas Geſchmack am Leben fand, und die Römer immer lieber gewann, weil ſie auch ſeinen Werth zu fühlen ſchienen, und ihn nicht zu den Barbaren rechneten, ſuchte er ſeine Plane zur Wiederherſtellung des römiſchen Reichs und der Kirche in ihrer ehemaligen Würde mit vielem Eifer wieder hervor, und unterhielt ſich häufig mit den Römern darüber. Nur durch eines wurden ſie gegen ihn erbittert, nur eines gefiel ihnen bei den Planen nicht, daß er nemlich keuſchere Sitten, welche des Alterthums würdig wären, von ihnen verlangte. Ihre eiteln Seelen wurden von Grimm gegen den königlichen Jüngling erfüllet, welcher mit der äußern Feinheit, wodurch ſie ſich zu jedem wollüſtigen Laſter berechtiget glaubten, die ſtrengern Tugenden ſo glücklich in ſich vereinte. Bei der erſten Gelegenheit brach dieſer Groll der Mißgunſt in Handlungen aus, wodurch leider Otto's Heiterkeit auf ewig vernichtet wurde. Die Römer lebten in unaufhörlicher Feindſchaft mit der kleinen Stadt Tivoli, welche der ehemaligen Welteroberin ungeſtraft Hohn ſprach. Auch jetzt hatten ſie den Ungehorſam derſelben gegen kaiſerliche Befehle benutzt, um eine Belagerung ihrer Mauern unternehmen zu können. Sie waren aber ſo wenig glücklich darin, daß ſie den Kaiſer baten, die Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Er verließ Rom in Begleitung ſeiner beiden Freunde, des Pabſtes und des Biſchofes von Hildesheim. Als er ins Lager kam,

Stunde in ſeinem völligen geiſtlichen Ornat, und ward von den griechiſchen Hofleuten wegen ſeines Eifers für die religiöſe Würde ſehr bewundert, indeſſen ſich der Kaiſer ein wenig zu ſchämen ſchien. Arnulphi histor. Mediol. l. 1. c. 13.

riethen ihm einige, die Belagerung fortzuſetzen; einige waren der Meinung, daß er ſie jetzt aufheben müßte, da er es noch ohne Schimpf thun könnte. Auf Bernward's Rath betrieb er ſie aber mit dem größten Ernſte, bis nach einigen Tagen derſelbe mit dem Pabſt in die Stadt ging, und die Bürger beredete, ſich dem Kaiſer zu ergeben. Die vornehmſten kamen, nur bis an die Hüften bedeckt, in der Rechten ein Schwert, in der Linken einen Beſen, in das Lager, und ſagten: Wenn der Wille des Kaiſers es alſo mit ſich brächte; ſo möchte man die ſchuldigſten hinrichten, oder ſie, an einen Pfahl gebunden, aus Barmherzigkeit mit Ruthen peitſchen, und die Mauern der Stadt niederreiſſen. Sie erhielten die vollſte Verzeihung; und dieſe Güte Otto's ward die Veranlaſſung zum Ausbruche des geheimen Grimmes der Römer. Sie ſchloſſen ihn in ſeinen Pallaſt ein, nachdem ſie einige von ſeinem Gefolge ermordet hatten. Alle Wege wurden verſperrt, die Stadtthore verſchloſſen, alles Verkehr mit ihm und ſeinen Gefährten ward aufgehoben. Schon bereitete er ſich zu einem Ausfalle; denn lieber hätte er ſich in den Tod geſtürzt, als den Römern gefangen gegeben. Der Biſchof Bernward ſchritt mit der heiligen Lanze voran, nachdem er vorher alle mit einem Kreuz eingeſegnet hatte, aber es kam nicht zum Gefechte, weil die Belagerer plötzlich friedliche Geſinnungen zeigten. Der Herzog Heinrich von Baiern und der Markgraf Hugo von Thuſcien, welche ſich im Lager außerhalb der Stadt aufhielten, hatten die Römer zu einem milderen Betragen genöthigt, indem ſie ſich entſchloſſen zeigten, durch ihre Waffen den Kaiſer zu befreien, wenn es ihnen nicht gelänge, Frieden zu ſtiften. Otto redete darauf von einem Thurme herab alſo zu den Umſtehenden: „Seid ihr es, meine Römer, ſeid ihr diejenigen, welche meine Vertrauten grauſam getödtet haben? ihr, um derentwillen ich mein Vaterland und meine Verwandten, meine Sachſen und alle Deutſche, mein eigenes Blut von mir ſtieß? Um euren Ruhm bis an das Ende der Erde zu verbreiten, nahm ich euch mit in die entfernteſten Länder meines Reichs, wohin eure Väter, ob ſie gleich den Erdkreis zu beherrſchen wähnten, nie einen Fuß ſetzten. Mich, der euch brüderlich liebte, wolltet ihr von euch ausſchlieſſen? und ich litte es nimmermehr, daß ihr von meinem Herzen ausgeſchloſſen würdet! Ich kenne die Urheber dieſer Empörung, und mit dem Winke meiner Augen bezeichne ich ſie!“ — Bis zu Thränen gerührt ergriffen die Römer zwei von den Rädelsführern und warfen ſie halbtodt vor den Kaiſer hin; allein ſeine Gefährten riethen ihm, dem trügeriſchen Sinne der Römer nicht zu trauen, und ſo heimlich und ſchnell, als möglich die Stadt zu verlaſſen. Er that es in Begleitung Sylveſter's und Bernward's, welcher letztere ſich bald darauf von ihm trennte. Es war ein Abſchied voll banger Ahndung, und ihre Thränen floſſen ſo, daß ſie ſich nachher ſchämten, mit ihren rothgeweinten Augen hervorzukommen. Der alte Lehrer beſchwor den geliebten Zögling, nie der Tugend untreu zu werden, und bat ihn, ſich der Gelaſſenheit zu befleißigen, und nicht zu hartnäckig ſeine Lieblingsplane zu befolgen. Es waren die letzten Worte, die der Kaiſer von ihm vernahm; ſie ſahen ſich nicht wieder *).

---

*) vita Bernwardi. c. 23-26. — Ditm. p. 358. — Baldr. Chron. Camer. l. 1. c. 114. — Sig. Gembl. ad a. 1002.

Die Römer hielten verſchiedene von ſeinen Freunden noch einige Zeit gefangen, bis ſie endlich, aufgeſchreckt durch das Gerücht von ſeinen Zurüſtungen, ſich zu rächen, dieſelben freigaben, und nun alles thaten, ihn zu beſänftigen. Allein jetzt war er unverſöhnlich; denn wen haßt man tödtlicher, als den, welchen man vorher geliebt hat? Seine unausſprechliche Güte mit einem ſolchen Undanke vergolten zu ſehn, das war ihm unerträglich; die Römer ſollten fühlen, wie viel ſie mit ſeiner Liebe verſcherzet hätten. Er ließ Auffoderungen und Bittſchreiben ausgehen, wem die Ehre, wem das Wohl ſeines Kaiſers am Herzen läge, der möchte zu ihm eilen und ihn rächen *). Vielleicht hätte dieſer Zorn gegen die Römer ſeine Deutſchen wiederum mit ihm ausgeſöhnet; denn ſchon war eine Verſchwörung gegen ihn angefangen, ſchon hatte man den Herzog von Baiern auf den Thron erheben wollen; aber dieſer, eingedenk der Vermahnung ſeines ſterbenden Vaters, hatte jeden Antrag dieſer Art ſtandhaft verworfen.

Auch von dieſen verrätheriſchen Abſichten erhielt der ſchwermüthige Jüngling Nachricht; doch ward er wahrſcheinlich nicht ſehr darüber entrüſtet, weil durch die Treuloſigkeit der Römer ſeine Empfindung für alles übrige unterdrückt war. Es ward immer ſchwärzer und ſchwärzer in ſeiner Seele: am Tage er-

---

*) Dithm. p. 378. Omnes Caesar familiares convenire rogat et praecipit, demandans singulis quibusque, si unquam de honore suo vel incolumitate curarent, ad ulciscendum eum et amplius tuendum, armato ad se milite properarent.

ſchien er mit erzwungener Heiterkeit im Geſicht; aber ganze Nächte hindurch ſaß er ſchlummerlos mit niederhängendem Haupte, betete, ſeufzte, weinte in der nächtlichen Stille. Er wagte es kaum, einen ſchüchternen Blick um ſich zu werfen; denn er ſah ſich theils von Verräthern, theils von Barbaren umgeben. Seine ältern Freunde, Gerbert und Bernward, konnten ſeine jugendliche Liebe nicht erwiedern; ſein Herz ſollte vermodern, ohne das volle Glück der Freundſchaft genoſſen zu haben, das nur Götter und Geſchöpfe, welche von ihrer Thierheit niedergedrückt ſind, ohne Sehnſucht entbehren!

Was Wunder, daß ſich Otto mit ſeiner weichen, gefühlvollen Seele in dieſer Periode ſchwermüthiger Erſchlaffung an ein ſchönes Weib hängte? Zum Unglücke aber ſuchte er in den Armen Stephania's, der Wittwe des hingerichteten Creſcentius, Rettung vor ſich ſelbſt. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er ihr verſprochen habe, ſie auf den Kaiſerthron zu erheben: er handelte ohne Bewußtſeyn und alles war ihm gleichgültig geworden; auch fühlte er vielleicht, daß er ſterben würde, ehe ſeine griechiſche Braut anlangte. Durch ſeine Geliebte war er allein noch mit der Welt verbunden; und ſo ſehr ihn ſeine Freunde warnten, vertraute er ſich doch gänzlich ihrer Heilkunde an. Nach einer Sage, welche bei vielen Schriftſtellern Glauben gefunden hat, wußte ſie eines Tages alle Gefährten des Kaiſers zu entfernen, und träufelte dann Gift in die Arznei, worauf ſie ſogleich das Schloß verließ. Vielleicht war ſie durch Eiferſucht und den Gedanken an die griechiſche Braut, vielleicht durch die Begierde, ſich für die Hinrichtung des Creſcentius zu rächen, zu dieſer Frevelthat bewogen *). Als Otto fühlte, daß er dem Tode nahe war, bat er, daß man ihn zu Aachen begraben möchte; denn es war ihm ein ſüßer Gedanke, an Einem Orte mit Karl dem Großen zu ſchlummern. Er ſtarb im Jahre 1002 am vier und zwanzigſten Januar zu Paterno, ohne ſeine Braut, die griechiſche Prinzeſſin, geſehn zu haben. Sie hatte die Reiſe zu ihm ſchon angetreten, als ſie aber ſeinen Tod erfuhr, kehrte ſie zu ihrem Vater zurück.

Wahrſcheinlich war es ein Glück für Otto, daß er ſo früh die Welt verließ; denn ſeine Kraft war durch ſeine gelehrte Bildung geſchwächt, und wahrſcheinlich hätte er ſich wohl nicht mehr aus ſeinem unthätigen Schlummer muthvoll aufgerichtet. Wenn er aber raſtlos den Kampf mit dem Geiſte ſeiner Zeit fortgeſetzet hätte, welche Stürme würden ihn ſein ganzes Leben hindurch umhergeworfen haben! Vielleicht hätte ſich auch ſein Charakter nicht zu ſeinem Vortheile entwickelt, denn ſein Sinn war zu ernſt, und jeder Eindruck blieb zu unverlohren in ſeiner Seele zurück, als daß er, bei wiederholten Beleidigungen der

---

*) Daß der junge Kaiſer einen Liebeshandel mit Stephania gehabt habe, läßt ſich wohl kaum bezweifeln: daß ſie Schuld an ſeinem Tode geweſen ſey, kann nicht erwieſen werden. Landulph l. 2. c. 19. — autor vitae Meinw. c. 10. — Sig. Gembl. 1002. und mehrere andere beſchuldigen die Wittwe des Creſcentius eines ſolchen Verbrechens; Ditm. p. 358 erzählt, Otto ſei an den Frieſeln geſtorben, und aut. vitae Bernw. ſagt, er habe einen Anfall vom Fieber gehabt. Leo Ostiensis. l. 2. c. 24. berichtet, Stephania habe den Kaiſer vergiftet, ſetzt aber hinzu ut fertur.

Menſchen, ihnen dennoch ſtets mit gutmüthiger Heiterkeit, wie Kaiſer Heinrich der Vierte, hätte zugethan bleiben können. Wahrſcheinlich hätte er den Beinamen des Mildeſten, welchen ihm ſeine Zeitgenoſſen gaben, im reiferen Alter nicht mehr verdienet. Gramvolle Bitterkeit wäre in ſeinem Innern tief eingewurzelt, und wie ſein Großvater hätte er alsdann die menſchlichen Herzen von ſich geſtoßen, ohne ſich wie dieſer durch trotzigen Stolz tröſten zu können. Was Selbſtgenügſamkeit bei dieſem in Hinſicht auf andre Menſchen bewirkte, würde für ihn eine Bildung des Geiſtes, welche ihn von ſeinem Geſchlecht abſonderte, hervorgebracht haben. Wie ein Morgenroth, das ſchnell wieder in Wolken verſchwindet, erſcheinet ſein Leben im düſtern Mittelalter; ſein Geiſt war der Hand des Schickſals zu früh entflohen; nach einigen Jahrhunderten hätte er eine glücklichere Heimath auf der Erde gefunden!

V.

Heinrich der Zweite,

der Heilige.

Mit ſtillen Klagen verweilten die Freunde Otto's des Dritten bei ſeinem Sterbelager und ſuchten ſeinen Tod einige Zeit zu verhehlen; denn ſie fürchteten einen Auflauf der rachſüchtigen Italiener, ſobald er bekannt würde, weil das Heer der Deutſchen nach allen Seiten zerſtreut war. Nachdem ſich daſſelbe zuſammengezogen hatte, wallten ſie traurig mit der Leiche ihres geliebten Kaiſers nach der Heimath, und es ward ihnen ſchwer den Todten gegen diejenigen zu vertheidigen, welche ihnen die Zuneigung des Lebenden entwandt hatten; ſieben Tage hindurch wurden ſie unaufhörlich von den Italienern angefallen; oft hemmte ein Gefecht den Trauerzug und Blut ſtrömte um den Sarg des mildeſten Jünglings. Grauſames Schickſal, nach dem Tode noch von denen verfolgt zu werden, an welchen unſere Seele hing, ſo lange wir athmeten. Erſt zu Verona konnten die Gefährten Otto's ſich ihren Klagen ohne Furcht überlaſſen, und ruhiger zogen ſie von da in die Heimath. Als ſie ſich der bairiſchen Gränze naheten, kam ihnen Herzog Heinrich von Baiern mit ſeinen Biſchöfen und Großen weinend entgegen. Seine Klagen übertrafen an Heftigkeit den ſtillern Schmerz des durch lange Traurigkeit ermatteten Leichengefolges; allein dieſes erfuhr bald, welchen großen Antheil an den Thränen des Herzogs die politiſchen Abſichten hatten. Er verſchaffte dem Heer auf dem Zuge durch ſein Land alle Bequemlichkeiten, bewirthete es mit der größten Freigebigkeit und bewog es durch ſeine Bitten einen Raſttag daſelbſt zu halten, auf daß es neue Kräfte ſammeln und ſich zugleich zum Troſt und Nutzen des Reichs berathſchlagen könnte. Um ihren Schmerz für ſich zu beſtechen, hatte er ſelbſt auf ſeinen Schultern den Sarg des Kaiſers getragen; und jetzt ſparte er keine Verheiſſungen und Geſchenke, um das Leichengefolge dahin zu bringen, daß es ihn zum Nachfolger Otto's erwählen mögte.

Allein nur ein einziger Geiſtlicher gab ſeinen Lockungen Gehör; von den übrigen erhielt er die vortreffliche Antwort, ſie würden ſich zu der Parthei ſchlagen, welche der größere und beſſere Theil der Nation ergriffen hätte. Dies geſchah auf Anſtiften des Erzbiſchofs Heribert von Köln, welcher mit beſondern Kummer gewahr ward, daß Heinrich ſich des Leichnams und der Reichsinſignien bemächtigt hatte, um ſich durch dieſen Beſitz die Krone zu erzwingen; doch war die heilige Lanze heimlich von dem Erzbiſchofe vorangeſchickt werden. Aber nur das Verſprechen, dieſelbe ſogleich zurückzuſenden, konnte ihn aus der Gefangenſchaft befrein, in welcher der Herzog ihn hielt; auch mußte ſein Bruder als Gefangner und Bürge in Augsburg bleiben. Darauf begleitete Heinrich den Zug nach Augsburg und ließ daſelbſt die Eingeweide Otto's, welche in zwei Behältern eingeſchloſſen waren, feierlich beiſetzen. Nachdem er das Gefolge in Frieden entlaſſen hatte, ſchenkte er einem Kloſter hundert Hufen von ſeinem Erblande zu Erlöſung der Seele des Verſtorbnen.

Den Leichnam ſelbſt und die Reichsinſignien nahm er mit ſich zurück nach Baiern und es koſtete viele Bitten, ehe er zugab, daß derſelbe von dem Erzbiſchofe Heribert nach Aachen gebracht wurde *). Die Fürſten, welche hier dem Leichenbegängniß beiwohnten, wurden durch dieſe Feierlichkeit an das unwürdige Betragen Heinrichs lebhaft erinnert und ihr Anblick vergegenwärtigte zugleich die Anmaßung, daß der Herzog ſich durch Erbrecht auf einen Thron berufen glauben konnte, dem die Bildung des Körpers, in der er geſchaffen war, ihm nicht einmal erlaubte mit Würde zu bekleiden. In einem ſolchen ſtürmiſchen Zeitalter mußte der König einer rüſtigen Nation ſelbſt ein furchtbarer Streiter ſeyn, ein eiſerner Arm und ein kraftvoller Schenkel gehörten zu ſeinen nothwendigſten Eigenſchaften; der Baier

---

*) Vita Henrici sancti Imperatoris ab Adelboldo Episcopo Traiectensi. c. 3. 4. in Leibnit. script. rer. Brunsvic. t. I. p. 431-32. Ditmar. p. 358-359.

aber hinkte nicht nur, ſondern war auch mit mehrern hinderlichen Krankheiten behaftet.

Faſt alle Führer des Volkes die zu Aachen verſammelt waren, gaben daher dem Herzog Herrmann von Schwaben die Zuſage, daß ſie ihn zum Beherrſcher des Reichs erheben wollten. Er hatte ſich durch ſeinen milden Geiſt die Liebe der Fürſten erworben *), und ſeine Macht war beträchtlich, denn außer Schwaben beſaß er noch das jetzige Elſaß; aber ſeine kriegeriſchen Tugenden reichten nicht zu, um ihm die erſte Stelle unter den deutſchen Großen zu verſchaffen. Auf der Seite ſeines Gegners ſchien das Uebergewicht zu ſeyn, theils weil er zur ſächſiſchen Familie gehörte, theils weil die Reichsinſignien in den Händen deſſelben waren; denn die Deutſchen würden jede Wahl, bei welcher dieſelben nicht gebraucht wären, und wäre ſie noch ſo einſtimmig geweſen, für unrechtmäßig gehalten haben. Bald aber erhielt es das Anſehn, als ſtritten beide Herzöge vergebens um die Krone, denn ſie erhielten an dem Marggrafen Eckhard von Meiſſen einen Nebenbuhler, der ihnen weit an perſönlichen Tugenden überlegen war.

Er hieß der tapferſte Mann ſeiner Zeit, durch zahlreiche Siege über die Slaven war ſein Ruhm auf das höchſte geſtiegen, die meiſten öſtlichen Grafen ſtanden unter ihm, und von den Thüringern **) war er einſtimmig zu ihrem

---

*) Ditmar. p. 365.

**) Adelb. 432-5. ſagt: Ekkehardus Marchio in Thuringia und Ditmar. p. 366. erzählt uns beſtimmter: super omnem Thu-

Herzoge erwählt. Ueberdies waren ſeine Allodialgüter anſehnlich, da ihm Otto der Dritte, deſſen Liebling er war, manches Lehn zum Eigenthum geſchenkt hatte. Der große Einfluß, welchen er vorzüglich während der Minderjährigkeit des vorigen Kaiſers auf die Regierungsgeſchäfte gehabt hatte, ſchien gleichfalls ſeinen Anſpruch auf die Krone zu rechtfertigen, und ſelbſt von der Eigenſchaft, welche einzig an ihm getadelt wurde, von jenem muthwilligen Trotze, welcher ſo leicht von dem Gefühle der Uebermacht erzeugt wird, konnte er ſich jetzt einen glücklichen Erfolg verſprechen. In einem ſolchen Falle, da unter ſeinen Nebenbuhlern keiner Hoheit des Geiſtes beſaß, konnte ſein raſcher, alles niedertretender Stolz einen plötzlichen Ausſchlag zu Gunſten ſeiner Verdienſte geben. Er zweifelte nicht, daß die ſächſiſchen Großen, welche ſich zu Fraſa, einer ehemaligen königlichen Pfalz verſammelt hatten, um ſich über das Wohl des Reiches zu berathſchlagen, ihn wählen würden; aber ſeine ſtolze Abſicht war von dem Markgrafen Lothar voll Eiferſucht bemerkt. Dieſer rief die Großen ſogleich aus der Verſammlung zu einer geheimer Unterredung und that den Vorſchlag, ein jeder von ihnen ſollte ſchwören, daß ſie weder einzeln noch gemeinſchaftlich einen König wählen wollten, bevor eine neue Verſammlung zu Werla gehalten wäre. Eckhard merkte bald, daß die Erfüllung ſeiner ſtolzen Hoffnung ferne geworden ſey und rief voll Verdruß aus: o Lothar, warum biſt Du

---

ringiam communi totus populi electione ducatum promeruit. Comites vero orientales, paucis tantum exceptis, regnumque in se habuit.

mein Widerſacher! Merkeſt Du nun, erhielt er zur Antwort, daß an deinem Wagen das vierte Rad fehle? Er mußte fürchten, daß nun ſein ganzer Plan geſcheitert war. Aus Sachſen hätte ſeine königliche Majeſtät plötzlich wie ein erhabener Zauber hervorgehn müſſen, um die Franken und Lothringer, welche dem Kampfe der Nebenbuhler ruhig zuſahen, ſo zu überraſchen, daß ſie ihm ſogleich den Huldigungseid leiſteten *).

Die ſächſiſchen Großen verſammelten ſich bald zu Werla, wohin auch die Schweſtern des verſtorbenen Kaiſers, die Aebtiſſinnen Sophie und Adelheid, gekommen waren, welche ſich zum Beſten ihres Anverwandten Heinrich verwendeten. Er hatte auf die Verſammlung einen Geſandten geſchickt, und allen denen, welche ſeine Parthie ergriffen, glänzende Verſprechungen thun laſſen. Nachdem viele hiedurch gewonnen waren, benutzte man die Abweſenheit Eckhards und ſeiner Anhänger, um den Herzog von Baiern zum König auszurufen; beiweitem der größte Theil hob die Hände empor und verſicherte, Heinrich ſollte, mit Hülfe des Heilands und nach ſeinem Erbrechte regieren, ſie wären bereit ſeinem Befehl in allem zu folgen. Einzeln hatte jeder den Markgrafen gefürchtet; die Menge ſicherte aber vor der Rache deſſelben, und es ſchien auch, als betrachte er das Geſchehene mit Gelaſſenheit. Allein ſchon am Abend des Tages, da er nach Werla kam, wußte er ſich an den beiden königlichen Prin-

---

*) Ditmar. p. 381.

zeſſinnen auf eine muthwillige Weiſe zu rächen, indem er ſich der Tafel, welche für dieſelben in dem ſchönſten Hauſe zu Werla beſtellt war, vor ihrer Ankunft bemächtigte, und, auf die mit Teppichen geſchmückten Sitze hingeſtreckt, die vielen köſtlichen Speiſen in Geſellſchaft des Herzogs Bernhard von Sachſen und des Biſchofs Arnulph von Magdeburg aufſchmaußte. Die Schweſtern erbitterte dieſe Unart nicht wenig, und die Anweſenden nahmen Theil an ihrer Kränkung.

Am folgenden Morgen entfernte ſich Eckhard, um ſich nach den weſtlichen Gegenden zu begeben; er hoffte den lothringiſchen Herzog Thiederich zu gewinnen und mit Herrmann von Schwaben ſich auf irgend eine Art gegen den Herzog von Baiern zu verbinden. Zu Hildesheim hatte er das Vergnügen als König empfangen und geehrt zu werden. Zu Paderborn hingegen fand er die Thore verſchloſſen, und merkte bald, daß hier für ihn keine günſtige Meinung herrſchte; zugleich erfuhr er mit Leidweſen, daß die Verſammlung zu Duisburg, von welcher er ſeine Erhebung auf den Thron erwartet hatte, nicht gehalten werden könnte. Er eilte Paderborn zu verlaſſen und begab ſich zu dem Grafen von Nordheim, wo er gaſtfreundſchaftlich empfangen wurde. Doch ſchien die Gräfin Ethelinde ihn mit einiger Aengſtlichkeit zu betrachten. Er wurde bald von ihr auf die Seite gezogen und erfuhr, daß ihre beiden älteſten Söhne ſich mit ihren jüngren Brüdern und verſchiednen Freunden verabredet hätten ihm auf ſeiner Reiſe aufzulauern und das Leben zu rauben;

ſie bäte ihn daher, auf ihrer Burg zu übernachten. Der Markgraf dankte ihr freundlich, fügte aber hinzu: um die Jünglinge kann und will ich meine Reiſe nicht aufſchieben. Darauf zog er ſogleich, und ohne Furcht weiter, und hielt ſeine Gefährten den Tag über wachſam und zuſammen; durch ſeine Reden verſcheuchte er ihre Beſorgniſſe. Die jungen Grafen von Nordheim lauerten im Hinterhalte auf ihn und hofften ihren Durſt nach Rache in ſeinem Blute zu löſchen: ſie waren gehorſame Ritter der Prinzeſſinnen und wollten den Schimpf rächen, welchen der Markgraf ihren Gebieterinnen durch das Aufſchmauſen der köſtlichen Speiſen angethan hatte, doch ſoll er auch gegen ſie drohende Worte ausgeſtoßen haben. Sie wurden mit Verdruß die Wachſamkeit ihres Feindes gewahr und ließen deshalb ihre Gefährten auseinander gehen, nachdem ſie ſich mit Handſchlag verſprochen hatten; in der Nacht wieder zur Rache bereit zu ſeyn. Unterdeſſen kam Eckhard in der Dämmerung zu Pölde an und begab ſich mit zwei Gefährten nach der Abendmahlzeit in eine Schlafkammer; die übrigen hatten ihr Lager in einem daranſtoßenden Söller, und bald breitete ſich tiefer Schlummer und Vergeſſenheit über die Ermüdeten aus. Da ſchreckte ein plötzliches Getümmel den Markgrafen vom Lager auf und in demſelben Augenblick ſtürmten ſchon die Verſchwornen gegen die Schlafkammer. Er ergriff, was ihn umgab, und hob die Fenſter aus, um ſich mit denſelben zu vertheidigen, wodurch er aber dem Feinde Gelegenheit gab, ihn von allen Seiten anzugreifen. Schon waren ſeine beiden Lieblinge, die ihm bis zum Tode treu blieben, neben ihm gefallen; ſeine Gefährten auf dem Saale lagen in gefühlloſen Schlummer oder regten ſich nicht aus Furcht; er ſtand allein und kämpfte gegen die meuchelmörderiſche Menge. Endlich durchbohrte ihm einer der Nordheimer Grafen mit ſeinem Wurfſpieße den Nacken, und der edle Held ſank zur Erde. Nun ſtürmten alle auf ihn los, ſchlugen ihm den Kopf ab und plünderten ſeinen Leichnam; vergnügt über die Beute zogen die Mörder unverſehrt heim; keiner von dem feigen Gefolge wagte ſeinen Herrn zu rächen. Nur der Abt zu Pölde weilte mit Ehrfurcht neben der Leiche und las ſegnend die Meſſe für die Seele des Helden. Die Markgräfin und ihr Sohn Herrmann, welcher in einer Fehde mit dem Grafen von Weimar begriffen waren, empfingen die Leiche mit Wehklagen und begruben ſie zu Jena. Freunde und Feinde vernahmen das Schickſal des edlen Eckhard mit Wehmuth, und ſelbſt ſeine Gegner wußten keinen andern Tadel gegen ihn zu erheben, als daß er nicht in der Demuth eines Unterthans hätte verharren wollen; ſie geſtanden, daß er ſonſt der vollkommenſte Mann, die Zierde und der Troſt des Vaterlandes, das Schrecken der Feinde geweſen ſey. Dennoch findet man keine Spur, daß dieſer Meuchelmord beſtraft ſey; der blutige Geiſt des Zeitalters, und der Vortheil, den er der ſiegenden Parthie brachte, entzogen ihn den Blicken des Richters; aber die ſlaviſchen Völker, welche bei der Nachricht von Eckhards Tode in Deutſchland einbrachen, ſtifteten ihm durch ihre Verwüſtung ein ſchreckliches Denkmal *).

---

*) Ditmar. p. 366. Adelbold. c. 5

Nachdem Heinrich ſo unvermuthet ſeinen furchtbarſten Gegner im Monat Mai verloren hatte, verſammelte er die bairiſchen und fränkiſchen Großen zu ſich, um mit ihnen nach Mainz zum Erzbiſchof Willigis zu ziehn, welcher gänzlich ſeiner Parthie anhing, ſo wie Heribert von Köln ſeine Abneigung gegen ihn noch immer zu hegen ſchien. Herrmann von Schwaben hatte die Abſicht ſeines Gegners erfahren und ſich deshalb mit ſeinem Heere am jenſeitigen Ufer des Rheins gelagert. Die Baiern ſtellten ſich, als verzweifelten ſie an einem glücklichen Erfolg, indem ſie ſich bis nach Lauresheim zurückzogen; aber plötzlich wendeten ſie ſich und überraſchten den ſorgloſen Feind, welcher ihnen nun den Uebergang nicht zu wehren vermogte. Der Herzog ward im Junius zu Mainz von den fränkiſchen Großen gewählt, und vom Erzbiſchof Willigis nach erhaltener Salbung gekrönt. Um ſein Anſehn zu befeſtigen, mußte der neue König eilen, ſeinen Gegner in Schwaben ſelbſt aufzuſuchen, und da ſeine Macht zu untergraben; er mußte eilen, wenn er nicht zugeben wollte, daß einer ſeiner treuſten Anhänger ins Verderben geſtürzt wurde. Wenn ein deutſcher Herzog im Kampfe mit einem Gegner begriffen war, dem er völlig gewachſen zu ſeyn glaubte, konnte er oft mitten im Laufe ſeiner Siege dem Abgrunde nahe gebracht werden, wenn einer von den Großen, welche innerhalb der Grenzen ſeines Herzogthums lebten, den Lockungen des Feindes Gehör gegeben hatte. Einer ſolchen Verrätherei verdankte es Heinrich vielleicht mit, daß der Herzog von Schwaben den Rhein verließ, denn wir finden den letzteren bald darauf vor Straßburg, der Hauptſtadt ſeines Herzogthums, deren Biſchof die bairiſche Parthei ergriffen hatte.

Um dieſen für ſeinen Abfall zu beſtrafen, ſahe er es geduldig an, daß ſeine Güter in Schwaben von den Baiern verwüſtet wurden, und erlebte dafür auch die Freude, daß ſein Heer die Stadt mit Sturm einnahm, nachdem ſich die biſchöflichen Krieger tapfer vertheidigt hatten. Wahrſcheinlich war es Furcht vor den Schwaben, welche nach Straßburgs Eroberung ihr Vaterland würden zu befreien ſuchen, daß Heinrich beſchloß, nach Frankfurth zurückzukehren; denn es lag in ſeinem Charakter, nie den letzten entſcheidenden Schlag zu wagen. Seine Freunde aber gaben ſeine mitleidige Seele als den Grund ſeines Rückzugs an; er wurde von dem Geſchrei der Armen über ſeine Verwüſtungen auf das innigſte gerührt. Auch deshalb ſcheute er wohl eine entſcheidende Schlacht, weil er merkte, daß eine von ſeinen beſten bisherigen Stützen anfinge zu wanken, denn ſein Liebling, Markgraf Heinrich von Schweinfurth, ließ durch die ausgeſuchteſten Männer im Heer von ihm die Erfüllung ſeines heiligen Verſprechens fordern, daß er ihm das Herzogthum Baiern abtreten wolle. Die Antwort des Königs auf dieſe Foderung war nicht ganz abſchläglich, und ſoll darauf hinausgegangen ſeyn, daß ein ſo wichtiges Geſchäft unmöglich auf dieſem Feldzuge könne vollbracht werden. Die Baiern hätten von jeher freie Macht gehabt, ihren Herzog zu wählen und es würde eine unwürdige Handlung ſeyn, wenn man nun plötzlich die Rechte der Verfaſſung ohne ihre Einwilligung vernichten wollte; wenn die bairiſchen Großen den Markgrafen bei ihrer Rückkehr in die Heimath einſtimmig wählten, ſo würde er nicht anſtehn, der Wahl ſeinen Beifall zu geben. Heinrich von Schweinfurth hatte deshalb auf die Erfüllung der Verheiſſung gedrungen, weil er einiges Erkalten der alten Liebe des Baiers gegen ihn zu bemerken glaubte, in welcher Meinung er durch die erhaltene Antwort noch beſtärkt wurde, ſo daß auch von ſeiner Seite die Stärke der vertraulichen Freundſchaft endlich abnahm. Dennoch begleitete er den neuen König auf ſeinem Zuge durch Franken nach Thüringen und Sachſen. *)

Zu Merſeburg war eine allgemeine Verſammlung der ſächſiſchen Großen; die Erzbiſchöfe von Bremen und Magdeburg nebſt ihren Brüdern, den Biſchöfen von Paderborn, Hildesheim, Verden, Halberſtadt, Meiſſen und Tizen, und mehrere andere zogen zu der feierlichen Wahl eines Oberhauptes des deutſchen Reichs. Herzog Bernhard ſtand an der Spitze der weltlichen Großen, und ſtellte ſich als Bevollmächtigter von allen übrigen vor den König hin, that ihre Bedürfniſſe kund, und ſetzte ihre Geſetze auseinander, um zu erforſchen, was ihnen Heinrich verheiſſen oder ſogleich leiſten wolle. Dieſer geſtand offenherzig, daß er ſeinem Gott und den Sachſen nie genug werde danken können, und daß die Hülfe der letzteren ihn vorzüglich auf den Thron gehoben hätte; er verſprach, daß er ſein ganzes Leben hindurch ihre Geſetze auf das heiligſte beobachten werde. Nun nahm Herzog Bernhard die heilige Lanze in die Hand, und übertrug dem König die Regierung der Sachſen, darauf krönte man ihn und ſetzte ihn auf einen Thron, vor welchem ihm alle die ſchuldige Ehrfurcht erwieſen. Unter denen, welche ihm huldigten, war auch Herzog Boleslav von

---

*) Ditmar. p. 368. Adolbold 7-10.

Böhmen, keine geringe Stütze des königlichen Anſehns, ſo wie überhaupt die ſlaviſchen Großen, beſonders ſeit der Fehde zwiſchen Otto dem Zweiten und den zankſüchtigen Heinrich von Baiern eine große Rolle in den deutſchen Angelegenheiten ſpielen. Der Nationalhaß zwiſchen den Deutſchen und den Slaven wurde durch dieſen engern Verkehr zwiſchen beiden Völkern nur noch mehr angefacht und erwachte oft bei den Feſten der Eintracht. Der neue König hatte den Herzog von Böhmen reichlich beſchenkt entlaſſen und glaubte ſich ſeiner Treue gänzlich verſichert, als ſich aber hier ein Vorfall ereignete, welcher jeden Gedanken, die geleiſtete Zuſage zu erfüllen, aus der Seele des Slaven verſcheuchte. Die Böhmen waren im Abzuge begriffen, als ein großer Haufe von Bewaffneten erſchien, und über ſie herfiel. Ihr Herzog rettete ſich kaum, aber mehrere ſeiner Gefährten wurden umgebracht und einige ſchwer verwundet, erhielten ihre Leben blos durch Hülfe des Herzogs Bernhard. Dieſer letzte war bewaffnet in den königlichen Hof gegangen und hatte dem Gebote heraus zu gehen nicht gehorchen wollen, welcher Uebermuth wahrſcheinlich die Veranlaſſung des Aufruhrs geweſen war. Der König verſicherte zwar, daß er von dieſem Angriff nichts gewußt habe. Der Böhme glaubte ihm nicht, und zeigte ſeinen Zorn theils durch den freundlichen Gruß, welchen er dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurth melden ließ, daß er zu ſeinem Dienſte bereit wäre, theils durch ſeinen ſchnellen Rückzug und der Verwüſtungen auf demſelben. Die Stadt Strela ſteckte er in Brand und nahm eine große Menge der Landleute als Gefangne mit ſich *)

---

*) Ditmar. p. 369.

Von Merſeburg beſchloß der König nach Duisburg zu reiſen, um daſelbſt auch von den Lothringern die Huldigung zu empfangen. Zu Corvey kam ihm ſeine Gemahlin Kunigunde entgegen, und zog mit ihm nach Paderborn, wo ſie von dem Erzbiſchof Willigis zur Königin gekrönt wurde. Durch die Habſucht der Baiern aber wurde die Fröhlichkeit des feſtlichen Tages in einen blutigen Kampf verwandelt: Sie hatten ſich auf dem Felde verſtreut und ſich Getraide geſammelt, als wären ſie in ihrem eigenen Gebiete. Wer es ihnen wehren wollte, auf den hauten ſie ein, bis endlich auf beiden Seiten ſich der Kampf vermehrte, und ein blutiges Gefecht entſtand, welches einer großen Menge von Menſchen das Leben würde gekoſtet haben, wenn nicht Herzog Bernhard gleich anfangs mit einer überlegenen Mannſchaft ſich zwiſchen beide kämpfenden Haufen geworfen hätte. Nachdem die Urheber des Aufruhrs beſtraft waren, eilte Heinrich zu den Lothringern, um in Aachen nach Art ſeiner Vorfahren auf den Thron erhoben zu werden; denn eher konnte er ſich nicht als deutſchen König betrachten. Langſam zog der Erzbiſchof Heribert von Köln, welcher ſeine Gefangenſchaft in Baiern nicht vergeſſen hatte, auf die Verſammlung zu Duisburg; auch hatte er es übel empfunden, daß ſich der König zuerſt von Willigis einſegnen laſſen. Nachdem die Wahl vollbracht war, zog man nach Aachen, wo man den neuen König, der Vorfahren Sitte gemäß, auf den deutſchen Thron ſetzte *). Dieſe Scene gewährte

---

*) Bei Ditmar wird dieſe Krönung zu Aachen als die Haupt-

den Deutſchen keinen herzerhebenden Anblick, und manche unter ihnen konnten ſich der Thränen nicht enthalten, bei der Erinnerung an die Helden, welche bisher aus dem ſächſiſchen Hauſe hervorgegangen waren *). Der Sohn des zankſüchtigen Herzogs und der Enkel des ränkevollen Bruders Otto des Erſten, welche dem herrſchenden Zweige des Hauſes genug Drangſal angethan hatten, war der letzte Sprößling des königlichen Stammes. Heinrich der Zweite, von Mönchen der Heilige genannt, und gleich ſeiner Gemahlin Kunigunde durch ihre Legende lächerlicher gemacht, als ſie verdienen, ſo wenig beide auf einen vorzüglichen Grad der Hochachtung ein Recht haben können, ſollte nun vom königlichen Thron der Ottonen herab Deutſchland und Italien regieren, und in ſeiner Seele ſchlummerte kein Funke von der göttlichen Flamme, welche den Geiſt ſeiner Vorgänger mit einem Feuer erfüllte, über welches man jenſeits der Alpen erſtaunte.

Feierlichkeit angeſehn, wodurch Heinrich zum deutſchen König erklärt ward. Wiewohl hier eigentlich nur die Lothringer ihn wählten, verrichteten doch die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, welches letztere auch zu Lothringen gehörte, das Geſchäft, welches ſeit der Krönung Otto's des Großen den Erzbiſchöfen zugefallen war. Die ganze Art, wie Heinrich zum Thron kam, hat viel auszeichnendes. Jede Hauptnation in Deutſchland wählte ihn, als wäre er ihr beſondrer König. Aus Ditmars Erzählung dieſer Feierlichkeiten läßt ſich ſchlieſſen, daß jetzt ſchon die Geiſtlichen rechtlichen Theil an der Wahl hatten, zu welcher ſie beim Regierungsantritt Otto's des Erſten noch nicht gelaſſen wurden.

*) Adelbold c. 12.

Noch konnte ſich der Herzog von Baiern nicht als den Beherrſcher von Deutſchland betrachten, ſo lange ſein Gegner, Herrmann von Schwaben, ſeiner königlichen Gewalt noch Troz bot, und die Anhänger der bairiſchen Parthei in Allemannien mit Liſt und Waffen verfolgen ließ. Der Biſchof von Straßburg hatte ſich nach der Eroberung ſeiner Stadt mit dem Biſchof von Baſel nach Breiſach begeben und glaubte ſich durch die Beſatzung, welche er hier zuſammengezogen hatte, völlig geſchützet. Um Proviant bekümmerte man ſich in dieſen ſorgloſen Zeiten wenig, wenn gleich man befürchten mußte, an einem Orte eingeſchloſſen zu werden; auch die Krieger zu Breiſach mußten täglich in bewaffneten Haufen ausziehn, um in der Gegend umher Futter für ihre Pferde einzutreiben. Dieſes ſuchten die Freunde des Herzogs von Schwaben zu benutzen, ſie ſchafften für ſich gleiche Bekleidung an, wie die biſchöflichen Reiter und kamen eines Tages, als dieſe noch nicht lange ausgeritten waren, ſingend und mit beladenen Roſſen in die Nähe der Stadt. Sie waren kaum von den Wächtern in die Thore eingelaſſen, als ſie ein lautes feindliches Geſchrei erhoben, welches die biſchöflichen noch früh zur Flucht erweckte. Weit mehr als dieſer Vorfall mußte den neuen König ein anderes Unbild der Schwaben kränken, wodurch ſeine königliche Würde offenbar verſpottet ward. Er hatte einen ſeiner Anhänger mit einer Grafſchaft belehnt, die nach der Grenze von Schwaben lag. Der Graf kehrte freudig heim, und ſchlug auf ſeinem Zuge ſein Lager in der Nähe einer Stadt auf, deren Einwohner dem Herzog Herrmann ergeben waren. Von dieſen kamen einige, als wollten ſie ein vertrauliches Geſpräch beginnen, und einer von ihnen, welcher ſich auf ſeinen ſchlauen Kopf und ſeine ſchnellen Füße verließ, nahte zuerſt. Er faßte die Lanze an, welche vor dem Lager aufgepflanzt ſtand, und das Zeichen war, womit die Belehnung durch die Grafſchaft vom König geſchehen; er hob ſie auf, beſchaute ſie ruhig, und lief plötzlich mit den gerüſteten Gefährten nach der Stadt zurück. Der Graf mit ſeinen Gefährten konnte ihn nicht einholen, und mußte an den verſchloſſenen Thoren das laute Gelächter anhören, mit welchem man ihn in der Stadt verſpottete, ſeines kriegeriſchen Ehrenzeichens, welches er hoch aufgerichtet, und des Lehnes ſo unerwartet beraubt zu ſeyn, und alle Schmähreden und Bitten bei den Städtern waren vergeblich *). Solche Beleidigungen mogten für den neuen König kränkend genug ſeyn, er hielt es doch für beſſer den Winter in Frankfurt zu bleiben, und zum anbrechenden Frühling ſeine Rache aufzuſchieben. Allein Herzog Herrmann unterwarf ſich ſchon eher demüthig dem Scepter des Vettern und erhielt Verzeihung für ſein bisheriges Betragen, nur ſorgte der heilige König dafür, daß die Geiſtlichkeit über dieſe Ausſöhnung keinen Unmuth empfinden konnte, denn der Schwabe mußte verſprechen, alles zu vergüten, was Strasburg bei der Eroberung und Plündrung gelitten hatte. **).

Auf dieſen ganzen Kampf zwiſchen den Nebenbuhlern, die ſich um den Thron bewarben, und auf die Entſcheidung deſſelben hatte ein Streit zwiſchen Mainz und Hildesheim den größten Einfluß gehabt, ein Streit, welcher ſchon unter der vorigen Regierung die deutſche Geiſtlichkeit in eine heftige Bewegung ſetzte und deſſen Geſchichte ſowohl auf den Geiſt des Zeitalters und den Charakter der beiden größten Männer in der damaligen Kirche, Erzbiſchof Willigis und Biſchof Bernward, des Volkes, als auf das Verhältniß der deutſchen Geiſtlichkeit zum römiſchen Stuhle zuviel Licht wirft, als daß man ſein Auge nicht bei ihm ſollte verweilen laſſen. Ueberdies ſpielte Heinrich ſchon als Herzog von Baiern eine vorzügliche Rolle in dieſer Streitigkeit als Friedensſtifter, und pries ſich gewiß nicht wenig glücklich, daß unter ſeiner Regierung der Geiſt der Ruhe in die Kirche eingeführt worden; denn nichts ängſtete ſeine friedliche und gottſeelige Seele mehr, als Zwietracht unter Geiſtlichen

---

*) Ditmar 370.

**) Adelbold c. 13. Ditmar 370.

Bisher hatten die Oberhäupter von Mainz und Hildesheim in der ſchönſten Eintracht gelebt, aber mit der Einfalt der alten Sitten entwich dieſelbe. Der Geiſt der Hoffarth und des Luxus, welcher durch die auswärtigen Prinzeſſinnen an dem kaiſerlichen Hof eingeführt war, mußte in einem Zeitalter, da die vornehmſten Jungfrauen ſehr häufig im Kloſter einen Zufluchtsort ſuchten, bald ſeinen Einfluß auch auf das einſame geiſtliche Leben äußern. In keinem Beiſpiele offenbarte ſich dies auffallender, als in dem Betragen der kaiſerlichen Prinzeſſin Sophia, der Schweſter Otto's des Dritten, da ſie mit mehreren andern Jungfraun, als Nonne des Kloſters zu Gandersheim eingekleidet werden ſollte.

Ohne allen Zweifel gehörte daſſelbe zur Parochie von Hildesheim, und zwar ſeit der erſten Grenzbeſtimmung der Bisthümer in Sachſen. Der Großvater König Heinrichs des Erſten, Herzog Ludolf von Sachſen, hatte mit ſeiner Gemahlin eine Wallfahrt nach Rom gethan und war von dem Pabſt mit Reliquien von zwei Heiligen beſchenkt. Er ſtiftete, um dieſes Geſchenk aufzubewahren, ein Kloſter und eine Kirche zu Bruneſteshuſen, auf Anrathen des damaligen Biſchofs von Hildesheim, unter deſſen Aufſicht dieſe neue religiöſe Stiftung geordnet wurde. Die Geiſtlichen wußten im Mittelalter jeden Wink zu benutzen, welcher ihnen von Rom zur Erweiterung der geiſtlichen Macht gegeben war; die dürre Hand, der Finger eines Märtyrers, die einem weltlichen Großen geſchenkt wurden, wirkten zauberiſcher zum Vortheil der Kirche, als ſelbſt das Streben der lebenden Heiligen.

Kaum war das neue Kloſter erbaut, ſo erſpähte der Biſchof von Hildesheim eine Gegend an dem Fluß Gande, welche durch fruchtbare Wieſen und angenehme Gebüſche einen lächelnden Anblick gewährte; auch ſchien der noch dichte Wald von der Gottheit ſelbſt zum Schutz heiliger Jungfrauen beſtimmt zu ſeyn. Es dünkte ihn gut, wenn hier das neue Kloſter erbaut wäre. Vorzüglich äußerte er wohl dieſen Wunſch, weil er hoffte, daß der heilige Geiſt, welcher zu Bruneſteshuſen einmal eingeführt war, auch dort die fromme Anſtalt nicht ganz werde untergehen laſſen, theils weil die Gegend am Fluß Gande zu den ſumpfigen gerechnet wurde, und die Bewohner derſelben deshalb frei von Abgaben waren. Herzog Ludolf gab es zu, daß das Kloſter hieher verlegt wurde, und der Biſchof von Hildesheim ſorgte ſogleich dafür, daß ein geräumiges Kloſter und eine prächtige Kirche erbaut wurden; auch wußten er und ſein Nachfolger dafür zu ſorgen, daß der Himmel ihre Bemühungen für Gandersheim mit ſeinem reichſten Seegen krönte. Die heiligen Jungfrauen daſelbſt wurden bald als ein Muſter von chriſtlicher Tugend, ihr Kloſter als ein Tempel der Freundſchaft und Milde für jeden Wanderer betrachtet. Wenn ſie in Angelegenheiten ihres Kloſters an den königlichen Hof kamen, ſo verrieth ihre ſittſame, einfache Kleidung, daß ſie Dienerinnen Gottes waren, und am meiſten wurden ſie wegen ihres Gehorſams gegen den Biſchof von Hildesheim gelobt, deſſen Rath und Vermahnungen ſie, wie eine Rede vom Himmel, demüthig und ehrfurchtsvoll anhörten. Dieſer kindliche Geiſt verſchwand allmählig, weil die Nonnen, welche in den alten ſtrengen Sitten erzogen waren, ausſtarben, und ſtatt ihrer viele zarte Jungfraun, welche mit der aufkeimenden Ueppigkeit vertraut waren, in das Kloſter aufgenommen wurden. Solche überließen ſich dem Hange einer wollüſtigen Jugend, als ſie in der kaiſerlichen Prinzeſſin Sophia eine Anführerin erhielten, welche von ihrer Mutter Theophania griechiſchen Leichtſinn und griechiſche Eitelkeit geerbt hatte. Als ſie eingekleidet werden ſollte, hielt ſie es für Schimpf, wenn dies von einem Geiſtlichen geſchähe, der kein Pallium trüge, und wollte daher ihre heilige Kleidung nicht aus den Händen des damaligen Biſchofs Osdag von Hildesheim, ſondern des Erzbiſchofs Willigis von Mainz empfangen. Dieſer war gern dazu bereit, und beſtimmte den Tag zu der Feierlichkeit, ohne ſich durch die Vorſtellungen des Biſchofs Osdag davon abbringen zu laſſen, welchem er auf die Frage: nach welchem Recht er dies unternähme? mit Heftigkeit antwortete, Gandersheim gehörte zu ſeiner Parochie. Die Kaiſerin Theophania mit ihrem königlichen Sohne und viele von den deutſchen Fürſten und mehrere Biſchöfe ſtrömten nach dem Kloſter, um der feſtlichen Einkleidung der Prinzeſſin und der übrigen Jungfrauen beizuwohnen. Als die Feierlichkeit beginnen ſollte, entſtand der heftigſte Streit zwiſchen Willigis und Osdag, bis dieſer endlich befahl, das biſchöfliche Chorhemde in das Altargewölbe bei Seite zu ſetzen, wodurch die Abſicht des Erzbiſchofs um deſto eher vereitelt werden konnte, weil er die zahlreichen Zuſchauer durch die Heftigkeit ſeines Betragens gegen ſich aufgebracht hatte. Durch die Fürſprache Theophania's ward es ihm zuletzt noch erlaubt, an dieſem Tage die Myſterien am Hauptaltar zu verwalten und an der Einkleidung der Prinzeſſin Sophia, aber keiner von den übrigen Jungfrauen Theil zu nehmen. Die Zuſchauer waren voll Verwunderung über den ungewohnten Anblick, daß zwei Biſchöfe in ihrem geiſtlichen Ornat zu gleicher Zeit an den Seiten des Altars ſaßen. Unter der Meſſe erſuchte Osdag den König und die übrigen Vorgeſetzten der Prinzeſſin, ob ſie in die Einkleidung derſelben willigten? und darauf erklärten Sophia und die übrigen Jungfrauen auf das feierlichſte, daß ſie dem erzbiſchöflichen Sitze zu Hildesheim mit dem ſtrengſten Gehorſam wollten unterthan ſeyn.

Seit dieſem Bekenntniſſe ſchien die glücklichſte Eintracht in Gandersheim wieder eingeführt zu ſeyn, und man durfte ſich ſchmeicheln, daß dieſe Ruhe ſich befeſtigen werde, da der ſanfte, gebildete Bernward, der Liebling Otto's des Dritten und Freund des Erzbiſchofs Willigis, den biſchöflichen Stuhl zu Hildesheim beſtiegen hatte. Allein der fromme Geiſt dieſes Mannes, welcher die alte Nüchternheit der deutſchen Ritter wenigſtens in den Klöſtern erhalten wollte, ward bald die Urſach, daß die Flamme von neuem und furchtbarer als vormals hervorbrach. Weil die Aebtiſſin zu Gandersheim ſehr kränklich war, konnte die Prinzeſſin Sophia mit den übrigen jungen Nonnen ihren Leichtſinn ungehindert im Kloſter ſchalten laſſen, und wie es ihr da zu enge wurde, begab ſie ſich, ſelbſt wider den Willen ihrer Aebtiſſin, an den Hof ihres Bruders, ohne in einer Zeit von zwei Jahren an ihre Nonnenpflicht zu denken. Wegen ihres flatterhaften Betragens verbreiteten ſich bald allerlei Gerüchte von ihrem üppigen Leben, ſo daß Bernward ſie öfters insgeheim bat, ſie möchte ins Kloſter zurückkehren, einen Wunſch, welchen ſie kaum anhörte. Er wiederholte ſeine Bitten: nun vermied die Leichtſinnige anfangs die Unterredung mit ihm und begab ſich dann unter die Flügel des Erzbiſchofs von Mainz. Dieſem verſicherte ſie, der Biſchof von Hildesheim maße ſich eine Gewalt an, die ihm nicht gebühre; Gandersheim gehörte durchaus zur mainziſchen Diözeſe, und das hätten ihr ſehr viele Leute wahrhaftig bezeugt.

Willigis hatte den Einfluß Bernwards auf den jungen König mit eiferſüchtigen Augen angeſehn, und freute ſich, eine Gelegenheit zu haben, ihm Schaden zuzufügen; doch war er zu vorſichtig, um ohne Veranlaſſung zu brechen. Die Prinzeſſin mußte daher nach Gandersheim zurückkehren, um die Gemüther aller Nonnen von dem hildesheimſchen Biſchof abwendig zu machen, ſo daß man ihm jeden Beweis von Liebe und Achtung verſagte. Seine bitteren Klagen hierüber dienten nur dazu, Sophia aufzumuntern, immer mehr zur Heldin an ihm zu werden, und ſie erwartete ſehnſuchtsvoll die Stunde, da die neuerbaute Kirche zu Gandersheim eingeweiht werden ſollte. Dann hoffte ſie dem frommen Bernward ſeine Vermahnungen reichlich mit Uebermuth zu vergelten, und das um ſo gewiſſer, weil zu ihrer großen Freude die ganze Beſorgung dieſer Feierlichkeit ihr zufiel, denn die Aebtiſſin war krank. Dieſe ließ freilich den Biſchof von Hildesheim zur Einweihung des Gotteshauſes einladen; aber Sophia hatte ſchon den Erzbiſchof von Mainz dazu berufen, welcher auch eigenmächtig die Feierlichkeit auf einen andern Tag verlegte, als die Aebtiſſin angeſetzt hatte, und dem Biſchof von Hildesheim anbefehlen ließ, zu der beſtimmten Zeit ſich als Gehülfe bei der Einweihung nach Gandersheim zu begeben. Bernward wies dieſen Befehl von ſich, und kam an dem zuerſt feſtgeſetzten Tage bei der Kirche an, wo er aber nicht nur keine Anſtalten zur Weihe, ſondern einen Haufen Menſchen ſah, welche ihn wegjagen ſollten, ſobald er, wie das Gerücht vorherſagte, Gewalt zu brauchen ſuchte, um das Geſchäft der Einweihung ſich zuzueignen. Dennoch ließ er ſich nicht abhalten, die Meſſe zu Gandersheim zu leſen, ſo unmuthig auch die Nonnen darüber waren, beſonders weil das Volk herzuſtrömte und mit der innigſten Theilnahme die Klagen des Biſchofs, daß man ihn einlade um ihn zu beſchimpfen, und ſeinen Bann anhörte, durch welchen er, kraft ſeines kanoniſchen Geſetzes, die Einweihung der Kirche, welche ihm unterworfen ſei, wider ſeinen Willen, verbot. Die heiligen Jungfrauen geriethen hierüber in unbegrenzte Wuth, ſo, daß ſie die Oblaten, welche der Biſchof bei Austheilung des Nachtmahls ihnen darreichte, ihm mit tauſend Verwünſchungen vor die Füße warfen. Bernward kehrte mit weinendem Geſicht nach dem Altare zurück, und fuhr traurig fort die Meſſe zu leſen. Die Ehre, welche ihm das Volk bei ſeiner Heimkehr erwies, konnte ſeinen Schmerz nicht lindern.

Einige Zeit nachher kam der Erzbiſchof von Mainz mit dem Herzog Bernhard von Sachſen, den Biſchöfen von Paderborn und Verden und mehrern andern nach Gandersheim, um die Kirche einzuweihen; doch ließ er den Biſchof Bernward von neuem dazu einladen. Dieſer kam freilich nicht ſelbſt, unter dem Vorwande, daß Geſchäfte, die ihm vom Kaiſer aufgetragen wären, ſeine Gegenwart nicht erlaubten; aber ſtatt ſeiner erſchienen die Aelteſten der hildesheimiſchen Kirche, der Biſchof Eckhard von Schleswig an ihrer Spitze, welcher, aus ſeinem Bisthum von den Slaven vertrieben, ſich zu Hildesheim aufhielt. Voll Kühnheit trat dieſer vor den Erzbiſchof und machte ihn Vorwürfe über die Ungerechtigkeit ſeiner Abſicht, wodurch die kanoniſchen Geſetze verletzt würden; wenn er aber glaubte, durch eine beſondre Conceſſion ſolche Rechte über Gandersheim ausüben zu dürfen, ſo wäre der biſchöfliche Sitz zu Hildesheim bereit, alles auf den Ausſpruch einer Verſammlung von Vätern ankommen zu laſſen. Willigis wurde durch dieſe Vorſtellungen unbeſchreiblich erbittert und betheuerte hoch, er werde ſeinen Willen durch keinen Widerſpruch feſſeln laſſen. Allein am Morgen des Sonntags, da die Weihe ſollte vorgenommen werden, widerſetzte ſich der kühne Eckhard derſelben, redete während der Meſſe zum Volke und ließ einige Privilegien der ganderſheimiſchen Kirche, welche bisher noch nicht bekannt geweſen waren, ableſen; durch den Bann, welchen er am Altar ausſprach, beſtärkte er die Kraft derſelben.

Auf eine ſolche Weiſe war freilich diesmal die Abſicht des Erzbiſchofs von Mainz vereitelt, aber Bernward kannte den unternehmenden, ſtandhaften Geiſt deſſelben zu genau, als daß er ſich hätte ſchmeicheln ſollen, ſeine Rechte auf immer geſchützt zu haben. Deshalb beſchloß er nun einen Schritt zu thun, von welchem er ſich dieſen Schutz verſprach, er wollte ſich an den Pabſt und an ſeinen Zögling Otto den Dritten wenden, um die geiſtliche und weltliche Macht gegen die Anmaßungen des kühnen Erzbiſchofs aufzubieten. Im November des Jahres 1000 verließ er Hildesheim von Glückwünſchen und Gebeten ſeiner Untergebenen begleitet, um die Reiſe nach Rom anzutreten, wo ihn Sylveſter und Otto mit Zärtlichkeit empfingen. Das Gerücht von dem Streit über Gandersheim war ihm ſchon zuvorgekommen und hatte die Gemüther zu ſeinem Vortheile eingenommen: noch mehr bewirkte dies ſeine Darſtellung der ganzen Streitigkeit und eine Nachricht, welche von einem neuen Unternehmen des Erzbiſchofs einlief. Von Prinzeſſin Sophie unaufhörlich angetrieben, dem Biſchof von Hildesheim nicht nachzugeben, war er wirklich an dem feſtgeſetzten Tage nach

Gandersheim gekommen, um daſelbſt eine Synode zu halten. Der wachſame Biſchof Eckhard verſäumte nicht, ſeine nachdrücklichen Vorſtellungen zu wiederholen; aber Willigis rief ihm mit funkelnden Augen und drohender Miene zu: er ſollte nicht für fremde Angelegenheiten, ſondern für ſeine eigne Kirche Sorge tragen. Leider hat die Wildheit der Barbaren mein Bisthum verwaiſt, entgegnete der Biſchof, meine Stadt und meine Kirche ſind zerſtöhrt; jezt betrachte ich mich als einen Diener des Stifts zu Hildesheim, und wo ich es vermag, will ich ihm nuzen. Darauf ließ der Erzbiſchof Männer hervortreten, welche er mit ſich gebracht hatte, und fragte die gegenwärtigen Biſchöfe, ob es erlaubt wäre, dieſe durch den Bann zu einer eidlichen Ausſage zu zwingen, zu weſſen Diöceſe die gandersheimiſche Kirche gehörte? So ſehr man ihn fürchtete, bekam er doch die Antwort: dies wäre unerlaubt in Abweſenheit der andern Parthei, und ſogleich wiederholte Eckhard ſeine Vorſtellungen und Bitten, bis Willigis ihm drohte, wenn er nicht ſchweige, ſo würde er ihn hinauswerfen. Dieſe Drohung machte auf die Verſammlung einen gewaltigen Eindruck und ſchon ſchien es, als würde ein Aufruhr entſtehn, bis ſich Eckhard auf Bitten der übrigen Biſchöfe entfernte, und ſowohl die Gandersheimer, als alle, die zur hildesheimiſchen Diöceſe gehörten, zu ſeiner Synode einlud. Der Erzbiſchof blieb nun mit ſeinen Gefährten zurück, und ſelbſt dieſe waren in ihren eidlichen Ausſagen über die Gränzen des hildesheimiſchen Bisthums ſo widerſprechend und unbeſtimmt, daß dadurch nichts entſchieden werden konnte; aber deſſen ungeachtet betrug ſich

Willigis, als wäre jetzt ſein Recht auf Gandersheim außer Zweifel geſetzt.

Herzog Heinrich von Baiern war in Geſellſchaft des Kaiſers zu Rom, als ein Bote von Hildesheim in Italien anlangte und ein Schreiben überbrachte, worin die Verwegenheit des Erzbiſchofs mit jammernden Ausdrücken dargeſtellt war. Sogleich drang der Herzog darauf, daß ein Concilium von dem Pabſt gehalten würde, um durch ein Endurtheil die ausgebrochne Flamme zu dämpfen. Der Biſchof Bernward trat demüthig hervor und erzählte vor der ganzen Geiſtlichkeit der römiſchen Diöceſe, wie auch einigen andern italieniſchen und drei deutſchen Biſchöfen, die ganze Streitigkeit klar und beſtimmt, worauf der Pabſt dem Concilium die Frage vorlegte, ob man jene Verſammlung, welche der Erzbiſchof in einer Kirche gehalten hätte, die immer von Hild[illegible] beſeſſen wäre, eine Synode nennen könnte? Die römiſchen Biſchöfe entfernten ſich, um über die Frage zu berathſchlagen, welche ſie bei ihrer Rückkunft ganz zum Vortheile Bernward's beantworteten; jene Verſammlung des Erzbiſchofs von Mainz wäre keine Synode, und was durch ſie verhandelt wäre, müßte auf Befehl der canoniſchen Geſetze vernichtet werden.

Sowohl aus jener Frage, als dem Urtheile des Conciliums läßt ſich vermuthen, daß das Recht des hildesheimiſchen Stiftes auf Gandersheim unbezweifelt muß geweſen ſeyn, ſo wie auch Sylveſter ſogleich alles, was der Erzbiſchof unternommen hatte, feierlich vernichtete, und zum Ueberfluß den Biſchof

Bernward auf deſſen Verlangen mit Hildesheim und allen dazu gehörigen Beſitzungen und Rechten inveſtirte. Um die Ruhe der ſächſiſchen Kirche ganz wieder herzuſtellen, beſchloß das Concilium, daß ein Geſandter vom Pabſt dem Erzbiſchof von Mainz ein Schreiben überbringen ſollte, worin demſelben ſein uncanoniſches Betragen verwieſen und Friedfertigkeit für die Zukunft anbefohlen würde. Zugleich ſollte dieſer Vikar des Pabſtes eine Synode der Biſchöfe in Sachſen unter ſeinem Vorſitz veranſtalten, um jeden Keim der Zwietracht auszurotten. Man wählte dazu den Kardinal Friedrich, theils weil ſeiner jugendlichen Kühnheit nicht die Frömmigkeit des Alters fehlte, theils weil er von Geburt ein Sachſe war; und er reiſete bald dahin ab, mit allen apoſtoliſchen Inſignien geſchmückt. Seine Pferde waren mit prächtigen Purpurdecken behangen; ihn umglänzte Freude, mit ſolcher Pracht in ſeinem Vaterlande erſcheinen zu können.

Briefe von Otto dem Dritten und dem Pabſt an die Biſchöfe und Fürſten, daß ſie ihn mit aller gebührenden Ehre empfangen ſollten, waren ſchon vor ihm hergegangen; aber doch konnte ſich Willigis, welcher tief fühlte, was der junge Kaiſer ihm verdanken mußte, nebſt ſeinem ganzen Anhange nicht enthalten, den Geſandten mit Unwillen und Verachtung zu behandeln, als zu Pölde die Synode am eilften Julius 1001 ihren Anfang nahm. Mit einem aufrühriſchen Getöſe begann die Verſammlung. Heinrich der Heilige wäre vor Gram verſunken, wenn er dieſem Tumult zugeſehn hätte. Die mainziſche Parthie trieb ihre Keckheit ſoweit, daß ſie dem

Legaten nicht einmal einen bequemen Sitz verſtatten wollten, nur zwiſchen dem Biſchofe Bernward, der aus Italien zurückgekehrt war, und dem Freunde deſſelben, dem Erzbiſchof von Hamburg, konnte er einen ruhigen Platz finden, und es koſtete viele Mühe, ehe eine ſolche Stille bewirkt wurde, daß er ſeines Geſchäftes Meldung thun konnte. Als er das Schreiben des Pabſtes an den Erzbiſchof von Mainz hervorlangte, weigerte ſich dieſer, es anzufaſſen oder nur zu ſehen; aber auf Befehl der Verſammlung ward es öffentlich vorgeleſen. Kaum hatte ſich hierüber eine Unterredung angeſponnen, ſo flogen die Thüren der Kirche auf, die Laien ſtürmten herein und die Mainzer unter denſelben forderten Waffen mit untermiſchten Drohungen gegen den päbſtlichen Geſandten und den Biſchof Bernward. Da jetzt ein allgemeiner Lärm entſtand, glaubten die Biſchöfe, ihre Verhandlungen bis zum folgenden Tage ausſetzen zu müſſen, und der Legat lud den Erzbiſchof Willigis zur Synode am nächſten Morgen ein; aber dieſer verließ mit wüthender Gebehrde die Kirche und begab ſich ohne Wiſſen der übrigen Väter beim Anbruch des folgenden Tages mit ſeinem Gefolge von Pölde hinweg. Die Synode ward geſchloſſen, als man ſeine Abweſenheit bei der Zuſammenkunft bemerkte, und das einzige, was Kardinal Friedrich noch in Deutſchland unternehmen konnte, war, daß er ein Schreiben an den Erzbiſchof von Mainz ergehen ließ, worin er ihm jede biſchöfliche Handlung bis auf weiteres Veranſtalten des Pabſtes unterſagte.

Bei ſeiner Rückkunft nach Italien ſchilderte er das Betragen des Mainzers mit ſchwarzen Farben, und ſowohl der Pabſt als der

Kaiſer bezeigten ihren Unmuth darüber; aber Bernward erfuhr bald, daß er jezt weniger als jemals Nachgiebigkeit von Willigis erwarten dürfe, bei welchem nun dieſe Angelegenheit eine Ehrenſache geworden war, und Prinzeſſin Sophia waffnete ſich mit ihrer ganzen weiblichen Lebhaftigkeit und Eitelkeit, um in dieſem Streite obzuſiegen. Kaum hatte ſie gehört, daß der hildesheimiſche Biſchof zum Kloſter kommen und einige Verbeſſerungen mit demſelben vornehmen wolle, als ſie in der größten Eile bewaffnete Haufen zuſammenzog und in die Thürme und erhabenen Plätze verlegte, gleich als müßte man einen feindlichen Sturm befürchten. Bernward mußte alſo wieder von ſeinem Vorhaben abſtehn, und eine Synode, welche die deutſche Geiſtlichkeit zu Frankfurth veranſtaltete, und bei welcher auch die Erzbiſchöfe von Köln und Trier zugegen waren, hatte einen neuen vergeblichen Verſuch gemacht, um die Gandersheimiſche Fehde beizulegen. Von wannen ließ ſich nun die Friedensvermittlung erwarten? Der Pabſt und der Kaiſer hatten genug mit den argliſtigen Italienern zu ſchaffen und konnten in der weiten Entfernung nicht einen ſo unternehmenden und mächtigen Geiſtlichen, als Willigis war, zum Gehorſam zwingen. Dennoch beſchloß Bernward, deſſen ſchwacher, kranker Körper unter dieſen Sorgen erlag, ſich noch einmal an ſie zu wenden und ſchickte den alten Lehrer, den Presbyter Tangmar, welcher von der frühſten Jugend an bis in ſein graues Alter dem Unterricht der Knaben oblag, und ſich dadurch ein vorzügliches Anſehn erworben hatte, als ſeinen Geſandten nach Italien. Ein neues Concilium zu Tudertino war der Troſt, auf welchen man den alten Mann verwies; ſo viele Verſammlungen der Väter wurden gehalten, um die Unruhen zu dämpfen, welche ein leichtſinniges Mädchen erregt hatte, und wie wenig fruchteten ſie endlich.

Als das veranſtaltete Concilium zu Tudertino endlich eröffnet wurde, verwandte ſich der alte Tangmar auf eine zweckmäßige und einleuchtende Weiſe zum Beſten ſeines geliebten Bernward; der Kardinal Friedrich ſprach eben ſowohl für das Recht deſſelben. Die römiſchen Biſchöfe tadelten laut den Erzbiſchof Willigis; aber doch kam kein Schluß zu Stande, weil man noch verſchiedene deutſche Biſchöfe erwartete, und dieſe trotz aller Befehle nie erſchienen. Statt des Friedens, welchen Tangmar aus Italien holen ſollte, brachte er nach Hildesheim Geſchenke vom Kaiſer, einige Gemälde, ein prächtiges marmornes Gefäß und verſchiedene Arten von Heilmitteln; ſtatt des Friedens, welchen Bernward von ſeinem Zögling Otto erwartet hatte, vernahm er die traurige Kunde vom Tode deſſelben.

Bei dem ſtürmiſchen Kampfe, welcher nun wegen des Throns entſtand, war es ſehr natürlich, daß die beiden vorzüglichſten Männer unter den deutſchen Geiſtlichen, Willigis und Bernward, ſich zu verſchiedenen Partheien ſchlugen; der erſte war die mächtigſte Stütze Heinrichs von Baiern, der letzte zeigte ſich dem Markgrafen Eckhard von Meiſſen nicht abgeneigt. Als der heilige Heinrich endlich obſiegte, da mußte er zuerſt ſeine Blicke auf einen Streit richten, welcher ſeinem frommen Geiſt ſchon lange ſolchen Kummer gemacht hatte. Allein unter einem König, der ſo wenig entſcheidende Geiſteskraft beſaß, und die Beilegung dieſes Streites doch über alles wünſchte, mußte durchaus der heftigſte von den beiden Gegnern die Oberhand behalten, und Bernward konnte es nicht verhindern, daß Prinzeſſin Sophia, welche jetzt zur Aebtiſſin von Gandersheim erwählt war, von dem Erzbiſchofe Willigis eingeweiht wurde. Dennoch vertheidigte er ſich ſtandhaft gegen alle Verſuche, das Kloſter ganz ſeiner Parochie zu entziehen: auch wurden die Angriffe des Mainzers immer ſchwächer und ſchwächer, denn der heilige Heinrich ließ nicht ab mit Bitten um Eintracht, und ſowohl Willigis als Bernward ſahen ſich nicht weit mehr vom Grabe entfernt.

Endlich im Jahre 1007 hatte der König das Glück, zwiſchen beiden Gegnern eine Ausſöhnung zu bewirken, und um ſie dem Volke feierlich kund zu thun, ſollte es an dem Tage geſchehn, an welchem die neuerbaute gandersheimiſche Kirche, worüber ſich die Fehde vorzüglich entſponnen hatte, eingeweiht werden ſollte. Bernward erſchien bei dieſer Feierlichkeit als Biſchof, zu deſſen Parochie Gandersheim gehörte, und nach Vollendung derſelben trat der König mit Willigis und dem Hildesheimer mit dieſen Worten vor das Volk: Heute iſt die lange Fehde geendigt: ich erkläre, daß dieſe Kirche mit den dazu gehörigen Meierhöfen von jeher dem biſchöflichen Stuhle zu Hildesheim gehört habe. Darauf überreichte der Erzbiſchof ſeinem Gegner den biſchöflichen

Stab, welchen er in ſeiner Hand hatte, und ſprach: Bruder Bernward, nimm dieſen Stab zum Zeichen, daß weder von mir noch meinen Nachfolgern Hildesheim die geringſte Störung im Beſitze von Gandersheim fühlen ſolle. Nach dieſer Scene lebten beide Männer auf eine herzliche Art mit einander, und die Freundſchaft, welche ihre jüngeren Jahre verſchönt hatte, ſegnete nach dem verrauſchten Sturme ihr ſpätes Alter *).

Um Italien hätte ſich Heinrich gern nicht bekümmert, aber er wäre dadurch in Verachtung bei ſeinen Zeitgenoſſen gerathen, welche durch die drei vorhergehenden Regierungen den römiſchen Kaiſer höher achteten als ihren König; und obgleich der Deutſche die Italiener abſcheulich fand, ſo konnte er ſich doch nicht von der Idee losmachen, daß ſie dennoch einen höheren Rang hätten, als er, weil die Weltherrſchaft einſt in ihren Händen geweſen war und ihr Biſchof das Haupt der ganzen chriſtlichen Kirche vorſtellte. Er hörte, der Markgraf Ardoin von Ivrea, ein ſchlauer und unternehmender Mann, wäre zum König der Lombardei gekrönt, und eine mächtige Gegenparthei, an deren Spitze der Erzbiſchof Arnulph von Mailand ſtand, weil man in ſeiner Abweſenheit die Wahl vorgenommen hatte, bat ihn unaufhörlich, einen Zug in die Lombardei zu unternehmen, und ein Verſuch, den er gemacht hatte, einem deutſchen Fürſten die longobardiſche Krone aufzuſetzen, war ihm nicht gelungen. Er hatte ſie nämlich dem Herzog Otto von Kärnthen,

---

*) vita Bernwardi ap. Leibnitium.

einem Sohn des Herzogs Konrad des Weiſen von Lothringen und Luitgarda's, der Tochter Otto des Erſten, angeboten, weil ſie ihm nach dem Erbrechte zukomme und er überdies auch Markgraf von Verona ſey; aber der Herzog entſchuldigte ſich mit ſeinem Mangel an allen königlichen Eigenſchaften, doch zeigte er ſich bereit, ein Heer hinüberzuführen, und dem König durch Beſiegung Ardoin's den Weg zum longobardiſchen Thron zu bahnen. Dieſer Zug war unglücklicher für ihn, als er vermuthete, weil ſein Gegner, der Biſchof von Verona, ſchon die engen Alpenpäſſe verhauen und beſezt hatte, wodurch er zugleich die Vereinigung ſeiner ekläſiſchen Feinde mit dem nahenden Heere verhinderte. Keck geworden durch das Zaudern der Deutſchen, hatte der Markgraf dieſelben ſchon auf der tridentiniſchen Ebene aufgeſucht, wiewohl vergebens; denn Herzog Otto beſchäftigte ſich mit der Feier der Weihnachten und verſplitterte dann nachher die Zeit damit, daß er Geſandte an Ardoin ſchickte, welcher ſie bei ſich übernachten ließ und am folgenden Tage ihnen mit ſeinen Truppen auf dem Fuß folgte. Die Deutſchen waren nicht ungerüſtet, wiewohl viele ſich zerſtreut hatten, um Otto's Forderungen beizutreiben, und es kam zu einem ſehr blutigen Gefecht, bis ſolches endlich zum Vortheil der Longobarden entſchieden wurde, welche den Feind völlig in die Flucht ſchlugen. Dies war ein unerhörter Schimpf für die Deutſchen und um ihn zu tilgen mußte Heinrich ſich jezo ſelber zu einem Zuge entſchließen.

Mit einem großen Heere von Schwaben, Lothringern, Franken und andern deutſchen ſüdlichen Völkern, denn die nördlichen Sachſen ſcheinen keinen Theil an dem Zuge gehabt zu haben, ging er im Jahre 1004 durch Tirol nach Italien, wo ihn Ardoin im Gebiet von Verona gelagert erwartete, nachdem er vorher wieder die Päſſe beſetzt hatte. Der König ſah, daß es unmöglich ſey, durch den gewöhnlichen Hauptpaß an der Etſch durchzudringen, und befehligte deshalb die Kärnthner, daß ſie verſuchen ſollten, einen der Seitenpäſſe zu erobern, durch welche der Weg freilich ſchwieriger war, die aber nicht ſo vorſichtig von den Longobarden bewacht wurden. Die befehligten Truppen theilten ſich in zwei Haufen, von welchen der eine im Tagesanbruch den Berg erſtieg, welcher einen Weg an dem Fluß Brenta bedeckte, und dann den untengebliebenen Gefährten ein Zeichen zum Angriff gab. Sorglos eilte die Beſatzung des Markgrafen ihnen entgegen, als ſie unvermuthet in der Seite durch einen Feind angegriffen wurde, welcher aus den Wolken zu fallen ſchien, worauf der Paß leicht erobert und beſetzt ward, bis der König nach Zurücklaſſung ſeiner Bagage durch denſelben in die Lombardei hinabſtieg. An den ſchönen Ufern des Brentafluſſes ſtach er ſein Lager ab und dachte nicht daran, den Feind ſogleich zu verfolgen, denn vorher mußte die Auferſtehung des Heilands gefeiert werden. Um ſeine Truppen aber zuſammenzuhalten, welchen Ardoin furchtbar war, mußte der Pfalzgraf durch einen täglichen Bann in dem ganzen Heere die Flucht unterſagen, und jeden, welcher ſuche das Heer zu verlaſſen, mit Todesſtrafe drohn, da hingegen dem Tapfern eine Löhnung zum Troſt für ſeine Angſt verſprochen wurde. Dießmal ſchadete den Deutſchen die religiöſe Trägheit ihres Führers nicht, weil der Markgraf von ſeinen

Truppen verlaſſen wurde, daß Heinrich alſo ohne einen Schwertſchlag in Pavia hineinziehn und ſich krönen laſſen konnte. Die Bürger ſchwuren ihm den Eid der Treue und ſchienen vor Freude berauſcht, bis in dem feſtlichen Getümmel der Abend heran kam.

Die Deutſchen überließen ſich bei ſolchen Gelegenheiten noch immer ihrem alten Hange zum Trunk und haben wahrſcheinlich im trunkenen Muthe ihren bittern Haß gegen die Italiener offenbart, auch ſchlichen unter dem Volke von Pavia die Anhänger Ardoin's umher, daſſelbe aufzuwiegeln. Es erhob ſich ein Getöſe und Heinrich hörte es in ſeinem Pallaſte; daß es ihm gelte, konnte er nicht glauben, da ihm alles in der Stadt erſt am Morgen gehuldigt hatte; aber er vernahm bald von ſeinen abgeſchickten Boten, daß ganz Pavia in lichtem Aufruhr gegen ihn ſey. Schon umgab das Getümmel ſeinen Pallaſt und der Erzbiſchof Heribert von Köln, welcher aus einem Fenſter zu dem Volke reden und es beſänftigen wollte, ward mit einem Regen von Steinen und Pfeilen empfangen, indem die Longobarden ſchon die Thüre beſtürmten, und nur mit Noth von den wenigen deutſchen Hausgenoſſen des Königs abgehalten wurden. Die Schwaben, Franken und Lothringer lagen alle in der umliegenden Gegend zerſtreut, doch truppweiſe kamen die, welche in der Nähe lagen, nach dem Pallaſt, der in der Stadt war, gelaufen, und zähmten auch gleich etwas die Wuth des Volkes. Pfeile und Steine regnete es unaufhörlich auf ſie herab und die dicke Finſterniß der Nacht hinderte ſie, ſich vor denſelben in Acht zu nehmen; ſie ſteckten deshalb die Mauern in Brand und die wehenden Flammen mußten ihnen den Feind zeigen. Das Gefecht ward nun am heftigſten bei den Thoren der Stadt, und wie der junge Giſlebert, ein Bruder der Königin, getödtet ward, raſeten die Deutſchen und ſtürzten ſich blind auf die Longobarden. Aber nun ſchlug die Flamme ſelbſt aus dem königlichen Pallaſt, welcher vom Feinde in Brand geſteckt war, er ſtürzte ein, und nun war ihr einziger Zufluchtsort dahin. Die fürchterliche Gefahr, in welcher ſie ſich ſahen, ſtählte ihren Muth, die ganze Nacht dauerte das Gefecht bei den Mauern, und bei dem Anbruch des Tages eroberten ſie dieſelben, als die Alemannen, indeß von dem Aufruhr benachrichtigt, auch dazu gekommen waren. Noch immer wehrten ihnen die Bürger das weitere Eindringen in die Stadt; von den Dächern kam ein dicker Platzregen von Wurfſpießen und ſie ſahen ſich endlich gezwungen die Häuſer in Brand zu ſtecken. Jetzt ſättigte ſich ihre Wuth mit Morden, die Flamme und das Schwerdt richteten eine fürchterliche Niederlage unter den Bürgern an, und wie Niemand mehr Widerſtand that, ging es zum Raube und Plündern. Der heilige Heinrich war vor Entſetzen außer ſich und konnte kaum die Deutſchen zurückhalten, daß ſie nicht die ganze Stadt einäſcherten. Er begab ſich auf ein kleines Kaſtell, wo die Bürger zu ihm kamen, demüthig um Verzeihung baten, daß ſie im Rauſch ſolche Greul begangen hätten. Er vergab ihnen; aber Italien war ihm nun verhaßter als jemals und er eilte wieder nach Deutſchland zu kommen *).

Wie Arduin für Heinrich ein unbezwinglicher Feind in Italien blieb, ſo war es unter den Slaven der Herzog Boleslav von Polen. Dieſer ſchlaue, raſtloſe und kühne Fürſt führte zuerſt unter den öſtlichen Feinden der Deutſchen planmäßig ſeine Kriege mit denſelben; er wußte jeden einheimiſchen Zwiſt unter ihnen meiſterhaft zu benutzen, und wurde durch ſeine Unternehmungen deſto furchtbarer, je weniger ſein treuloſer Geiſt durch die heiligſten Verträge konnte aufgehalten werden. Nur durch ſeinen völligen Untergang war die Vernichtung ſeiner Plane möglich; und zum Unglück für Deutſchland war ſein gegenwärtiger Beherrſcher nicht dazu gemacht, ein ſchwieriges Unternehmen zu endigen, wenn er es gleich thätig genug begann. Dieſer auffallende Kontraſt zwiſchen Heinrich und Boleslav ſchien vom Schickſal geſucht zu ſeyn, um die Slaven für alle Demüthigungen zu rächen, welche ſie von ihren ſtolzen Nachbarn hatten dulden müſſen!

Der Herzog von Polen verrieth ſchon beim Anfang ſeiner Unternehmungen einen reiflich überdachten Plan, indem er ſeine kecken Angriffe nicht zuerſt auf die Deutſchen richtete, ſondern zuvor ihnen die große Hülfe zu rauben ſuchte,

---

*) vita Adelboldi 438. 39. Ditmar. p. 377. 78. Arnulphi Med. t. I. c. XIV.

welche ſie in der Uneinigkeit der ſlaviſchen Staaten unter ſich bisher gefunden hatten. Mit vorzüglicher Eiferſucht mußte er daher den Herzog von Böhmen betrachten, welcher immer mächtig genug war, um ihm das Gleichgewicht zu halten; und mogte immerhin das Haus deſſelben durch innerliche Unruhen zerrüttet werden, durch Bande der Verwandſchaft an das polniſche gefeſſelt ſeyn: ſo glaubte Boleslav doch mit Recht, daß ſein Plan gegen Deutſchland durchaus ſcheitern mußte, ſo lange ihn auch nur ein Schatten von Furcht vor ſeiner eignen Nation zurückhalten konnte. Die Böhmen mußten gelähmt werden, und ſollte es auch durch das ſchwärzeſte Verbrechen geſchehn, zu welchem ſich gerade jetzt, da ſein Plan es erforderte, die Gelegenheit fand.

In Böhmen war nach dem Tode Boleslav's, eines Oheims des polniſchen Herzogs Boleslav, ſein Sohn gleiches Namens zur Regierung gekommen, welcher durch ſeine grauſame Geſinnung ſich bald den Haß ſeiner Unterthanen zuzog und deshalb zu fürchten anfing, man möchte ihn ſtürzen und einen ſeiner beiden Brüder zum Beherrſcher von Böhmen erheben. Beſonders traute der neue Herzog eine ſolche Abſicht den Bürgern von Prag zu; unter den Slaven ſpielten die Städte ſchon eine viel größere Rolle als unter den Deutſchen. Er glaubte ſich am beſten von aller Gefahr zu retten, wenn er ſeinen Bruder Jaromir entmannen, den jüngſten Udalrich im Bade erſticken ließ. Gegen jenen gelang ſein tückiſcher Anſchlag, dieſer aber entkam aus dem tödlichen Bade und entfloh, halb todt, mit ſeiner Mutter und dem entmannten Bruder nach Baiern. Die

Böhmen ergrimmten über die Schandthaten ihres Herzogs und riefen einen tapfern und wilden polniſchen Anführer, Wladomir genannt, nach Böhmen, um den verhaßten Boleslav zu verjagen. Um ſich ſowohl gegen den geſtürzten Herzog, als gegen den polniſchen Boleslav behaupten zu können, faßte Wladomir den Entſchluß, den Deutſchen König auf ſeine Seite zu ziehn und das Herzogthum aus den Händen deſſelben zu empfangen. Dies geſchah zu Regensburg und König Heinrich verdient Lob, daß er dieſen neuen Herzog zu heben ſuchte, wiewohl ihn ſeine Zeitgenoſſen tadeln, welche Wladomir nicht hold waren, der keine Stunde zubringen konnte, ohne einen Trunk zu thun *).

Zum Unglück ſtarb Wladomir bald nach dem Antritt der Regierung und nun riefen die Böhmen die beiden entflohenen Prinzen Jaromir und Udalrich mit ihrer Mutter zurück; aber es währte nicht lange, ſo wurden dieſe von neuem durch den Bruder verjagt. Boleslav hatte ſich unterdeß bei ſeinem Verwandten, dem ſchlauen Herzog von Polen, aufgehalten, und wurde von dieſem mit einem ſtarken Heere in ſein Herzogthum zurückgeführt **). Dieſes Glück verdankte er einzig der Hoffnung ſeines Beſchützers, daß ſeine unüberlegte Grauſamkeit ihn bald ſtürzen und die verzweiflungsvollen Böhmen treiben würde, ſich den Polen in die Arme zu werfen. Der wiedereingeſetzte Herzog zeigte bald, daß dieſe Erwartung nicht grundlos ſey;

---

*) Adelbold. c. 44. Ditmar. p. 370.

**) Adelbold. c. 14. Ditmar. p. 370.

denn kaum hatte er alle Fehde mit ſeiner bisherigen Gegenparthei auf das heiligſte verſchworen, als er ſchon eine friedliche Verſammlung des Volkes zu einer Religionsfeier vorſchützte, um die Vornehmeren in ſein Haus hinterliſtig zu locken und ein furchterliches Blutbad durch Mörder unter ihnen anzurichten.

Aufgeſchreckt durch dies Bubenſtück ſchickten die Böhmen feierlich Boten an den polniſchen Herzog und baten ihn, ſie von dieſem Ungeheuer zu befrein. Boleslav kam ſelbſt, voll Freude, daß er endlich am Ziel ſeiner bisherigen Ränke ſich befand, lud ſeine Verwandte zu ſich auf eine Burg zu einem Schmauſe, wie ſie denn öfters mit einander Gaſtgebote zu halten pflegten. Noch nie hatten ſie mit einander ſo prächtig gezecht und geſchmauſet als diesmal, und der Böhmenherzog überließ ſich bis in die Nacht ſorglos der Freude, als er auf einen Wink ſeines Wirthes plötzlich von den Vertrauten deſſelben ergriffen und hinausgeführt wurde; man ſtach ihm beide Augen aus und brachte ihn dann, wie einen Verbannten, fern von ſeinem Lande. Beim Aufgang der Sonne flog Boleslav von Polen nach Prag, wo man ihn freudig empfing und mit allgemeinen Jauchzen zum Beherrſcher erwählte *).

Als das Gerücht von dieſer Begebenheit nach Deutſchland kam, glaubte Heinrich, er würde recht klug handeln, wenn er ſich ſtellte, als wüßte er nichts von den Unterneh-

---

*) Ditmar. p. 371. Adelbold. c. 22.

mungen Boleſlav's und der Beſitznehmung Böhmens. Er ſchickte demſelben eine Botſchaft, daß er an dieſem Lande, welches jetzt gleichſam verwaiſet, keinen Raub begehen mögte; wollte er daſſelbe aus ſeiner königlichen Hand empfangen, ſo würde es ihm unvorbehalten ſeyn. Ein ſo ſchlauer und kühner Mann, wie der Herzog, hatte einen beſchränkten Geiſt, wie Heinrich, längſt ausgeforſcht und verachtet; einem ſo unkriegeriſchen König glaubte er alles bieten zu dürfen, und verwarf daher mit Hohn dieſen Antrag, trotz der hinzugefügten Drohung, daß er würde befehdet werden, ſobald er von der königlichen Gnade keinen Gebrauch machte. Doch gründete ſich jetzt ſein kühnes Betragen nicht allein auf ſein Selbſtvertraun und die Kenntniß ſeines Gegners, ſondern zugleich auf ſeine Kunde einer geheimen Verſchwörung gegen den König in Deutſchland, an welcher auch er Theil hatte, und welche verderblicher für ſeinen Gegner würde geweſen ſeyn, wenn er den jugendlichen Geiſt der Verſchwornen durch ſeine Gegenwart hätte leiten können. Markgraf Heinrich von Schweinfurth hatte ſich mit ihm deſto inniger verbunden, je mehr er ſeine Hoffnung verſchwinden ſah, das Herzogthum Baiern zu erhalten; und mit dem Markgrafen vereinigten ſich Biſchof Bruno, der Bruder des Königs, und Ernſt, der Sohn des Markgrafen Leopold von Oeſterreich, zwei feurige Jünglinge, die wahrſcheinlich mehr aus Uebermuth und ehrgeiziger Unruhe, als aus beſtimmten Beweggründen, ſich in dieſe Verſchwörung einließen. Auch wurden alle drei bald zum Gehorſam zurückgebracht, indem der gefangene Ernſt durch die Fürbitte des Erzbiſchofs Willigis von Mainz ſein Leben rettete, und der Markgraf Heinrich in Franken ſo in die Enge getrieben ward, daß er ſich in ein enges Thal, zu welchem nur ein Fußſteig führte, hinabziehn und da ſein Zelt aufſchlagen mußte. Die Krieger des Königs erfuhren von einem Bauer, daß der eingeſchloſſene Markgraf in der Hitze des Nachmittags gewöhnlich ſorglos ſey, und einige von ihnen fanden auch wirklich Gelegenheit unbemerkt in das Thal herabzukommen; aber einer konnte ſich, wie er das Lager des Markgrafen ſah, nicht halten durch den frohlockenden Zuruf, Kyrie eleiſon! es ſeinen Genoſſen kund zu thun. Hiedurch aufgeſchreckt, entflohen Heinrich und Bruno, und retteten ſich endlich beide zu dem Herzog Boleslav von Polen, wo es ihnen aber doch ſchwer fallen mogte, gleich Bettlern, von einem fremden Tiſche ſich ſpeiſen zu laſſen, denn ſie verſöhnten ſich bald mit dem Könige, Bruno durch die Fürſprache ſeiner Schweſter, der Königin von Ungern, und Heinrich mußte es jetzt geduldig anſehn, daß das Herzogthum Baiern, welches das Ziel ſeiner Bitten und ſeiner Empörung geweſen war, an den Bruder der Königin Kunigunde, den Grafen Heinrich von Luxemburg, vergeben wurde *).

Damit endlich die Hauptperſon bei dieſen Unruhen, Boleslav, für ſeinen Stolz und ſo manchen, den Deutſchen angethanen Schimpf gezüchtigt werde, ließ der König, nach ſeiner Zurückkunft aus Italien, ihn mit ſeiner ganzen Macht angrei-

---

*) Adelbold p. 436. 37.

ſen, und brauchte die Vorſicht bei ſeinen Kriegsrüſtungen, als das tiefſte Geheimniß vor ſich zu behalten, ob der Zug nach Polen oder Böhmen gehen ſollte, denn der polniſche Herzog hatte bisher durch Verräther auch ſeine geheimen Pläne immer erfahren. Plötzlich wandte er ſich nun gegen Böhmen, und ſeine angeſehenſten, gefürchtetſten Krieger, welche den Vortrab ausmachten, bahnten ſich bald einen Weg durch die Wälder, welche Boleslav mit ſeinen Bogenſchützen beſetzt hatte, ſo daß dieſer, als er bei der Tafel die Nachricht von dem Annahen der Feinde erhielt, antwortete: und wenn ſie wie die Fröſche ſprängen, ſo könnten ſie doch noch nicht da ſeyn *). Die Baiern, welche auf der andern Seite einfallen und ſich dann mit dem königlichen Heere vereinigen ſollten, zauderten länger; aber dennoch machte Heinrich große Fortſchritte, vornehmlich weil er den Bruder des geblendeten Boleslaus, Jaromir, mit ſich führte, und den Böhmen als ihren Herzog zeigte, welche ihn gern aufnahmen, und ihren Haß gegen die Polen bisweilen auf eine Abſcheu erregende Art zeigten. Als die Sachſen vor Saatz lagen, überfielen die Einwohner der Stadt die Polen, welche ſich zur Beſatzung dort befanden; theils verſtümmelten, theils ſtürzten ſie ſie von Anhöhen herab, oder tödteten ſie, bis der König ihrer Wuth Einhalt that. Dieſer kehrte, nachdem Boleslaus aus Böhmen glücklich verjagt war, wieder nach Sachſen zurück, weil ſein Heer zu ſehr gelitten; doch ließ er bald durch den Heeresbann zum Zuge nach Polen die Deutſchen aufbieten, welcher auch glücklich begann, da die Luniziger, in

---

*) Ditmar. p. 57

der heutigen Niederlauſitz, welche unter Otto dem Erſten in Sklaverei geſtürzt, jetzt freie Menſchen, Krieger und Genoſſen der Deutſchen waren, *) ſich zu ihm geſellten, indem ſie ihren Göttern, welche vorangetragen wurden, folgten.

Der heilige Sitz dieſer ſlaviſchen Gottheiten war im Lande der Rhedonier zu Riedegaſt, das von einem verehrten Wald, in welchem nie Holz gefället ward, umgeben iſt. Die Stadt hatte drei Seiten und Thore, und nur zwei von ihren Thoren ſtanden einem jeden offen; das dritte, welches nach Oſten lag und das kleinſte war, führte auf einen Fußſteig an einen See, deſſen Anblick Schauder erregte. In dieſem Theile der Stadt ſah man nichts, als einen Tempel, der künſtlich von Holz gebauet war und auf den Hauern von mancherlei wilden Thieren ruhte. In ſeinen ſechs Wänden waren Figuren, wahrſcheinlich von Göttern und Göttinnen, rund umher geſchnitzelt, in der Mitte aber ſtanden die Bildſäulen der Gottheiten, mit einem Helm und Panzer angethan, unter welchen die vornehmſte, denn der Name iſt auf denſelben eingeſchnitten, Lucraſicki hieß, der Gegenſtand der höchſten Verehrung unter allen dieſen heidniſchen Slaven. Hier ſitzen die geweihten Prieſter, indem alle übrigen ſchmauſen, und beſchwichtigen den Zorn der Götter durch das Blut von Menſchen und Thieren: heimlich murmelnd graben ſie mit Eiſen kleine Vertiefungen in die Erde, und wer-

---

*) oder ſoll Ditmars Ausdruck ſoviel heiſſen, daß ſie, obgleich im Bunde mit den Deutſchen doch bei ihrer alten Religion geblieben ſind?

ſen dorthin die Looſe, um die Ungewißheit der Zukunft zu beſiegen, dann bedecken ſie dieſelben mit grünem Raſen und holen das heilige Roß, welches ſie unter die Spitzen von zwei Wurfſpießen, die in die Erde gepflanzt und übereinander gelegt ſind, mit Demuth führen, und durch die Zeichen, welche ſie an demſelben wahrnehmen, weiſſagen ſie endlich. Trift nun die[illegible] Weiſſagung mit dem, was die Looſe andeuten, überein, ſo wird das Vorhaben des Volkes ausgeführt; iſt das nicht, ſo geht es traurig auseinander. Bei einem Kriegszuge werden die Fahnen der Gottheiten, welche ſich gleichfalls in dieſem Tempel finden, vom Fußvolke vorangetragen, und wenn es in den Krieg geht, ſo kommen die ſlaviſchen Heiden nach dieſer Gegend, obgleich jeder Gau ſeine Bildſäulen von Göttern hat, doch immer nach dieſer Hauptſtadt, begrüßen ſie, und wenn ihr Zug glücklich vollendet iſt, bringen ſie denſelben Ehrengeſchenke. Uebrigens ſind diejenigen, welche Lunitzier heißen, keinem beſondern Herrn unterthan, gemeinſchaftlich beſchließen ſie in ihren Verſammlungen, führen mit vereinten Kräften ihren Schluß aus. Frieden geloben ſie durch den Handſchlag mit der Rechten, durch einen dargereichten Büſchel von Geſicht- und Haupthaaren; aber ihre Treue wird nicht leicht durch Gold verführt *).

Der Zug gegen Polen war bald geendigt, denn Heinrich war kaum bis in die Gegend von Poſen gekommen, als er einen Vorſchlag zum Frieden von Boleslav zum Vorwande brauchte, wieder zurückzugehen, anſtatt daß er jetzt einen ent-

---

*) Ditmar. p. 382.

ſcheidenden Schlag hätte thun ſollen. Sein Heer hatte freilich ſehr gelitten, aber alle ſeine Unternehmungen vernichtete eine enge Raſchheit ſeines Geiſtes immer damit, daß ſie plötzlich abgebrochen wurden. Ihm war nichts angenehmer, als den Präſidenten bei Synoden zu ſpielen, und ſich mit geiſtlichen Angelegenheiten zu beſchäftigen. So ließ er ſofort nach ſeiner Zurückkunft eine Synodalverſammlung halten, um unrechtmäßige Heirathen und die Verbindung von Chriſten und Heiden zu verbieten: wer dagegen ſündige, ſolle mit einem geiſtlichen Dolche getödtet werden. Die Errichtung des Biſthums Bamberg war das Hauptgeſchäft ſeines Lebens, und er erſcheint dabei in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit. Sein Vater hatte die Stadt Bamberg, welche zu den Gütern ſeines geſtorbenen erzbiſchöflichen Bruders, Adelberts, gehörte, von Otto dem Erſten geſchenkt erhalten, und für ihn war dieſelbe von Jugend auf der liebſte Aufenthalt geweſen; deshalb hatte er auch die bambergiſchen Güter ſeiner Gemahlin Kunigunde zum Leibgedinge gegeben. Aber ſein heiliges Gemüth beunruhigte es, auch nur einem Orte gut zu ſeyn, welcher nicht geiſtlich war, und er trug ſich lange mit der Idee herum, daß er in Bamberg noch ein Biſthum ſtiften müſſe, auch war er mit dem Biſchof von Würzburg, zu deſſen Diöceſe die Gegend gehörte, woraus jetzt ein neues Biſthum errichtet werden ſollte, in der Stille übereingekommen, daß er ihm dieſelbe durch einen Tauſch abtreten ſolle. Der König hatte ſogar zum Unterpfande für dies Verſprechen den würzburgiſchen Biſchofsſtab erhalten, und war hoch erfreut, daß ihm ſein Lieblingsgedanke ſo gelang, als alles ſich plötzlich wieder zu zerſchlagen ſchien. Er hatte dem Biſchof das Pallium des Erzbiſchofs verſprochen, als dies aber nicht gehen wollte, zog ſich jener zurück, und erſchien nicht auf einer Synode, die über das neue Inſtitut entſcheiden ſollte. Sie wurde in der Diöceſe von Mainz gehalten, und hier trug Heinrich, nachdem er ſich vor den Geiſtlichen auf die Erde geworfen hatte, ſeines Herzens Angelegenheit vor, indem er ohne Schonung den erzbiſchöflichen Stolz, die wahre Geſinnung des Biſchofs, enthüllte. Ihm, ſagte er, ſei ſchon alle Hoffnung, Nachkommenſchaft zu erhalten, vergangen, deshalb ſollte Jeſu ſein Erbe ſeyn, und ſeine Gemahlin nebſt ihrem Bruder wären eben ſo freigebig, wie er, gegen die Kirche geſinnt. Als der Geſandte von Würzburg dagegen redete, und die Privilegien des Biſchofs verleſen ließ, warf ſich der König, ſo oft es ihm ſchien, daß die Verſammlung gegen ihn ſtimmen werde, auf die Erde nieder mit flehender Demuth. Dies half, und noch an demſelben Tage ward der erſte bambergſche Biſchof von dem mainziſchen Erzbiſchof Willigis eingeweiht, 1007 *). Einem ſolchen König konnte gewiß keine größere Freude wiederfahren, als das Verdienſt eines chriſtlichen Bekehrers um die wilde ungeriſche Nation verleihen konnte, indem durch ihn und ſeine Schweſtet, die chriſtliche Gemahlin des Königs Stephan von Ungern, dieſer bewogen wurde, ſich taufen zu laſſen.

So gern Heinrich ſich einer klöſterlichen Ruhe in die Arme geworfen hätte, war er doch in ewige Unruhen und

---

*) Ditmar 58. Hermanni Contracti Chron. ad a. 1007.

Kriege verwickelt, theils, weil ihn grade in dem Augenblick, da die größte Anſtrengung ſeiner Kräfte nöthig war, ſein Hang zur Trägheit überſchlich, theils durch die Familienbewegungen, in welche er durch ſeine luxemburgiſche Gemahlin gekommen war. Der Bruder derſelben, Thiederich, empörte ſich viermal gegen ihn, und nur durch die Eroberung von Metz konnte er ſich ihn im Jahre 1009 unterwerfen; aber wie ſeine Verwandte ſeine Kunigunde betrogen, offenbarte ſich deutlich bei folgender Gelegenheit. Durch einen Liebhaber der Königin war es wahrſcheinlich gekommen, daß die Trierer ihren Bruder, Adalbero, einen ſehr jungen Menſchen, zum Erzbiſchof gewählt hatten, aber Heinrich, dem die Würde der Kirche über alles am Herzen lag, beſtätigte ihn nicht, und vergab das Erzbisthum an Mainhard, den Kämmerer des Erzbiſchofs Willigis, troz der Bitten Kunigundens und der ganzen Familie. Sein Schwager ſuchte ſich mit den Waffen zu behaupten, er ſetzte ſich in Beſitz, und ward endlich von Heinrich belagert, der ihn mit ſeinem Anhange auch in die äußerſte Noth brachte, aber in dem Augenblick, da er ſich hätte ergeben müſſen, bewog Herzog Heinrich von Baiern den König, daß er wieder abzog und alle ſeine Mühe umſonſt hatte. Er wurde freilich bitter böſe, als er merkte, daß er betrogen ſei; aber dies hatte keine andere Folgen, als daß der Herzog von Baiern, vereint mit ſeinem Bruder, dem Biſchof Thirderich von Metz, an die Spitze einer Parthei trat, welche dem König ſehr vielen Kummer machte, ob er gleich die baierſchen Großen zu gewinnen wußte, nachdem ſie ihrem Herzoge ſchon geſchworen hatten, in drei Jahren keinen neuen zu wählen *). Bei dem königlichen Heere, welches nach Lothringen gegen den Biſchof gezogen war, fanden ſich auch Slaven, welche ſich kein Gewiſſen daraus machten, eine Kirche, die außerhalb den Mauern von Metz ſtand, zu zerſtören, worüber der fromme Heinrich erſchrack, und ſolche Frevel unterſagte; aber Häuſer, Viehweiden, Früchte auf dem Felde und alle Nahrungsmittel der Menſchheit durften ſie ſo in der Gegend zerſtören, daß achthundert Unfreie, die einer einzigen Kirche gehörten, aus Noth, ohne Wiſſen ihrer Herrn entflohen, und viele gingen mit Erlaubniß derſelben hinweg **).

Die Kriege gegen den Herzog Boleslav von Polen fingen gleich nach geſchloßnem Frieden wieder an und dauerten bis zum Jahre 1012 unaufhörlich fort. Das Glück war bald auf dieſer, bald auf jener Seite. Aber recht deutlich zeigte ſich der Nachtheil von der einfältigen Idee Heinrichs, die Markgrafſchaft Meißen, welche die eigentliche Schutzwehr gegen die Slaven ſeyn ſollte, an Gunzelin, einen Bruder Boleslavs, zu vergeben; denn der neue Markgraf ſchadete den Deutſchen deſto mehr, weil er nicht ihr Feind, und nicht offenbar ihr Feind war. Ja ſelbſt als es offenbar war, daß er im Einverſtändniß mit den Pohlen ſey, als es am Tage lag, daß er viele chriſtliche Familien an Juden, gegen den Synodalbeſchluß, verkauft hatte, ward er nur mit Gefangenſchaft auf einige Zeit beſtraft. Wie Boleslav unter groſſen Verſprechungen um Frieden bat, war Heinrich ſogleich bereit dazu, ob ihm gleich ſeine eigne Erfahrung lehrte, wie wenig ſich jener aus einem Verſprechen machte. Doch ſchien es, als wenn im Jahre 1013 es ihm wirklich Ernſt wäre; denn er kam nach Merſeburg, unterwarf ſich dem Könige, und that ihm, wie er in die Kirche ging, ſogar die Dienſte eines Waffenträgers. Die Deutſchen waren ſo froh darüber, daß ſie die Polen auf einem Zuge gegen Rußland als Hülfstruppen begleiteten und ſich tapfer für ſie herumſchlugen. Nichts war billiger, als daß nun Boleslav der Einladung Heinrichs, ihn auf ſeinem Römerzuge nach Italien zu begleiten, Gehör gab, aber er war dazu nicht zu bewegen; ſondern hatte vielmehr dem König geſchadet und laut verſichert, daß demſelben jenſeit der Alpen ein Unglück begegnen ſollte. *).

---

*) Ditmar p. 386.

**) Ditmar. p. 388.

Ardoin hatte ſich in der langen Zeit, da Heinrich nicht in Italien geweſen war, in der Lombardei als König behauptet, obgleich der Erzbiſchof Arnulph noch immer an der Spitze einer mächtigen Gegenparthei ſtand, deren Untergang jetzt aber unvermeidlich war, wenn ſie nicht von Deutſchland her Hülfe bekam. Es war ein Geiſtlicher, ein Erzbiſchof, welcher darum flehte. Genug für Heinrich, ſeine Abneigung gegen Italien zu beſiegen, und einen Zug dahin zu unternehmen, endlich war es doch auch zu ſchimpflich für ihn, wenn er ſterben ſollte, ohne mit der Kaiſerkrone geſchmückt worden zu ſeyn. Dem gewal-

---

*) Ditmar. p. 597.

tigen Strom der Deutſchen, mit welchem der König von den Alpen in die lombardiſchen Gefilde herab kam, konnte Ardoin nicht widerſtehn, er floh nach Pavia nach einem erfolgloſen Gefecht, und von da in ſeine Markgrafſchaft Jvrea. Er war alt und der Unruhen müde, und ließ daher den Vorſchlag thun, er wolle gern die Krone niederlegen, würde ihm nur eine gewiſſe Grafſchaft zu Theil, aber Heinrich ſchlug es ihm ab, nicht auf eigenen Antrieb, denn er war ſo ſchwach, daß er bei jeder Handlung ſich von andern Rath einholte *). Dieſe Geſandtſchaft von Ardoin kam ungefähr um die Zeit zu ihm, als er mit vieler Pracht zu Rom von dem Pabſt Benedikt der Achten zum Kaiſer gekrönt ward. Jn der Mitte von zwölf Senatoren, welche mit Reutern einherzogen, und von denen ſechs durch einen langen herabhängenden Bart ein majeſtätiſches Anſehn hatten, ging er an der Seite ſeiner Kunigunde in die Kirche, in welche ihn der Pabſt aber nicht eher führte, als bis er ihm verſprach, daß er ein treuer Beſchützer der römiſchen Kirche, und derſelben, wie auch ihm und ſeinen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle eifrig zugethan ſeyn wolle **). Wohl nie hatte ein Kaiſer dies Verſprechen herzlicher zugeſagt, als Heinrich. Er ward mit ſeiner Gemahlin gekrönt und lebte einige Tage vergnügt in Rom, als auf der Tiberbrücke zwiſchen ſeinen Deutſchen und den Römern ein Gefecht entſtand, das nur durch die Nacht geendigt ward und Vielen das Leben koſtete. Die Deutſchen, welche Schuld daran waren, kamen deshalb in

---

*) Ditmar. p. 398.

**) Arnulph. histor. Med. l. 1. c. 16.

Gefangenſchaft. Nachdem Heinrich zu Pavia die Oſtern gefeiert hatte, eilte er, wieder nach Deutſchland zu kommen: er fürchtete ſich, in Italien zu ſeyn, wo man ihn jeden Augenblick, wenn er etwas kaufen wollte, betrog, wo die hochherzigſten Leute auch nicht das Geringſte den Fremden umſonſt gaben, und durch Gift, dies ſchreckte den heiligen König am meiſten, ſagte er, hingerichtet wurden.

Wie er nach Sachſen kam, hatte er auch dort ſogleich wieder einen Verdruß über das ſündliche Leben der Menſchen. Eine gewiſſe Reichhild, welcher die Stadt Bichling gehörte, hatte ihm bei ſeiner Abreiſe feſt verſprechen, ohne ſeinen Willen ſich nie zu verheirathen; der Graf Wernicher, welcher ſie ſchon lange geliebt, überfiel ſie mit ſeinen Gefährten und entführte ſie. Wie ſie laut ſchrie, kamen ihre Vaſallen in bewaffneten Haufen, und ein Freund des Grafen, welcher ein Mädchen, das gern mit ihrer Gebieterin wollte entführt werden, auf ſein Roß ſetzte, fiel in ihre Hände. Wie er ſich gefangen ſah, rief er den Grafen, der auch ſogleich zurückkehrte, ihn zu befrein; er war ſchon todt, ehe derſelbe ankam, und ebenfalls eingeſchloſſen ward. Graf Wernicher ſtand in der Mitte der Feinde wie ein tapfererer Löwe, einen Knecht, der ihm nahete, ſpieſte er mit ſeiner Lanze an die Mauer, und keiner wagte es mehr, ihm nahe zu kommen. Nun ließ er ſein Pferd im Stich, glitt an der Stadtmauer herab, ein Stein fiel auf ihn und quetſchte ihn ſo, daß er kaum noch zu ſeinen Genoſſen kommen konnte. Sie trugen ihn in das Haus eines königlichen Meyers, der ſeine Anweſenheit ſogleich dem Kaiſer verrieth; doch wußte man nicht, wo die Geliebte des Grafen geblieben war, denn ſeine Gefährten verſteckten ſich, bald hier, bald dort mit derſelben. In der Nacht hörte der Verwundete ein Getrapp von Pferden vor dem Hauſe, es waren drei Grafen, abgeſandt von Heinrich, um ihn in Verhaft zu nehmen. Der eine, ſein Freund, verband ſeine Wunden; den beiden andern ſchwur er, wenn er nur ein Schwerdt halten könnte, ſo wollte er nicht lebendig in ihre Hände kommen. Am kaiſerlichen Hofe wurde der unbefangene Schluß gefaßt, daß man alles unterſuchen müßte, und fände es ſich, daß Reichhild ohne ihren Willen entführt ſei, ſo ſolle der Graf, wenn er geneſen wäre, enthauptet werden, hätte ſie aber darum gewußt, ſo ſolle ſie ſeine Verlobte ſeyn. Er ſtarb in wenigen Tagen an ſeinen Wunden *).

Kaum hatten die Deutſchen Italien verlaſſen, als ſich Ardoin mit ſeiner letzten Kraft aufraffte, um ſeine Gegner in der Lombardei zu züchtigen, und das Glück begünſtigte ihn anfänglich, da er mehrere Städte der Gegenparthei eroberte, aber der Erzbiſchof Arnulph von Mailand erfocht bald darauf einige Vortheile über ſeine Anhänger, und nun ging er, von Alter und Kummer gebeugt, in ein Kloſter, wo er 1015 ſtarb. So ward der König von dem einen ſeiner furchtbarſten Feinde glücklich befreit, indeß ihm der

---

*) Ditmar. p. 402.

andre noch viele Jahre Kummer machte; denn mit dem Herzog Boleslav von Polen war es ſchon von neuem zum Kriege gekommen, wozu folgendes die Veranlaſſung war. Der Herzog, der auf nichts als hinterliſtige Ränke dachte, ſchickte ſeinen Sohn an Udalrich von Böhmen, welcher das Herzogthum, weil ſein Bruder Jaromir bei dem Kaiſer in Ungnade fiel, erhalten hatte, und ließ ihm ſagen: ſie müßten als Blutsverwandte in Freundſchaft mit einander leben, und ihren Feinden, vorzüglich dem Kaiſer, gemeinſchaftlich widerſtehn. Der Herzog von Böhmen merkte wohl, daß ihm eigentlich die Schlinge geſtellt ſey, und ließ daher die polniſche Geſandtſchaft in ein Gefängniß werfen, nachdem er ſogar einige derſelben getödtet hatte. Sogleich ſchickte der Kaiſer zu ihm, mit dem Befehle, den Sohn Boleslavs, welcher ſein Vaſall ſey, wieder frei zu geben, und vergebens ſtellte Udalrich vor, daß er jetzt ſicher vor dem Löwen ſey, da er deſſen Brut in ſeiner Gewalt habe, aber überzeugt wäre, ſobald er den Sohn ausliefere, ſo werde dieſer, nebſt ſeinem Vater, ſeine ärgſten Feinde ſeyn. Es kamen wieder Geſandte von Heinrich, und er mußte ihnen den Prinzen Miſeko ausliefern. Wer war froher, als Boleslav, daß ihn die Einfalt ſeiner Feinde aus der Grube rette, in die ihn ſeine Hinterliſt geſtürzt hatte! Er ließ dem Kaiſer den herzlichſten Dank abſtatten, mit der Bitte, nun ſeinen Sohn zum Aerger für ſeine Feinde ihm wiederzuſchenken; aber ihn hierauf ſogleich zu überliefern hielt Heinrich nicht für rathſam, ſondern zauderte damit, und verlor ſo alle Anſprüche auf die Dankbarkeit der Polen. Ganz richtig ſtellte ihm der Erzbiſchof Gero nachher vor, wenn er der Sohn des Herzogs, welcher jetzt mit erbittert ſey, nun ohne Geißel oder ohne die heiligſten Verſicherungen von ſich ließe, ſo würden beide an keine Treue mehr denken; aber im Rath des Kaiſers waren viele von Boleslav beſtochen, und ſo ward Miſeko ohne alle Bedingung freigegeben. Gleich darauf zeigte ſich auch die feindliche Geſinnung der Polen, und nur der Tod des Herzogs von Schwaben war Urſach, daß Heinrich ſeinen neuen Feldzug gegen dieſelben noch etwas aufſchieben mußte *).

Nach dem Tode des Herzogs Herrmann, welcher ihm den Thron ſtreitig gemacht hatte, war 1004 ſein Sohn Herrmann, ein Knabe, im Herzogthum gefolgt, und als dieſer ſtarb, ward daſſelbe an Ernſt, den Sohn des öſterreichiſchen Markgrafen, vergeben, welcher aber um dieſe Zeit auf der Jagd umkam, von einem ſeiner Gefährten mit einem Pfeile verwundet, der auf ein Reh abgeſchoſſen war. Weil kein Prieſter in der Nähe war, ſo legte er ſein letztes Bekenntniß an einen Ritter ab, und bat, man möchte ja ſeinen Mörder nicht beſtrafen, auch trug er ihm auf, ſeiner Gemahlin zu ſagen, daß ſie ihn nicht vergeſſen, und die Ehre der Schaam heilig halten ſollte. Das ſchwäbiſche Herzogthum vergab der Kaiſer bald nach ſeinem Tode an ſeine Nichte und ihren Sohn **).

---

*) Ditmar 400. 403.

**) Ditmar. p. 404. Es iſt nicht recht deutlich, ob die Nichte Ernſts, oder die eigne gemeint ſei.

In dem neuen Kriege mit den Polen war der Kaiſer anfänglich glücklich, denn wie er über die Oder ging, warf er die feindlichen Schaaren unter Miſeko's Anführung ſogleich über den Haufen und verlor ſehr wenige von ſeinen Kriegern dabei, unter denſelben aber einen gewiſſen Odo, den man in Verdacht gehabt hatte, daß er in genauer Verbindung mit Boleslav ſtehe. Er folgte allein mit Muth dem flüchtigen Feind, bis er, das Haupt von einem Pfeil durchbohrt, hinſank. Miſeko erkannte ihn, ſeinen Freund und Hüter, als er in Deutſchland war, und weinte bitterlich über die Leiche. Der Kaiſer konnte dieſen kleinen Sieg nicht benutzen, weil die erwarteten Truppen mit den Herzögen Bernhard und Udalrich nicht zu ihm ſtießen, und weil es ſeine Sitte war, nichts zu vollenden. Bei ſeinem Rückzuge war er unbedachtſam genug, an einem engen Orte, wo niemand als eine Bienenkönigin ſich mit ihrem Schwarm niedergelaſſen hätte, das Lager aufzuſchlagen: ſein Heer, hier angegriffen, erlitt eine große Niederlage. In größter Eile ging er nach Merſeburg, und wiewohl er wußte, daß Miſeko ihm mit ſeinen Truppen folge, ließ er doch ſein Heer auseinander gehen, welches die Wirkung hatte, daß die Polen über die Elbe kamen und die Gegend um dieſen Strom verwüſteten. Meiſſen ſelbſt war in Gefahr erobert zu werden, und nur die Furcht der Feinde, daß die Elbe zu ſehr anſchwellen möchte, konnte es retten. So ward mit abwechslendem Glück der Krieg bis 1018 geführt, und Boleslav brauchte nur die geringſte Liebe zum Frieden zu zeigen: ſo war der Kaiſer ſogleich dazu bereit, ob er ihn gleich häufig genug betrogen hatte.

Auch jezt ward der Friede geſchloſſen, nicht wie er den Deutſchen anſtändig war. ſondern wie Heinrich wähnte, daß derſelbe nicht anders möglich ſeyn mögte, wie man von deutſcher Seite ſelbſt geſtand *). Das Anſehn des Herzogs von Polen ſtieg immer höher, und hätte er die Deutſchen nicht ſo oft beunruhigt, ſo hätten ſie ihm gern die halbe Welt erobern helfen, ohne daran zu denken, daß es ihnen ebenſowohl nachtheilig ſeyn könnte, wenn er Kiow wegnahm, als wenn er ihnen eine Markgrafſchaft abriß. So kurzſichtig war der politiſche Blick dieſer Zeit, und es wäre darauf angekommen, ob nicht Deutſchland endlich den Polen zinsbar geworden wäre, wenn das Schickſal die Zuſammenſtellung von dem kraftvollen ſlaviſchen Herzog und dem ſchwachen Heinrich lange fortgeſezt hätte.

Das einzige Verdienſt, welches ſich der leztere um Deutſchland erwarb, beſteht in den Verträgen, welche er mit ſeinem Onkel, dem König Rudolph dem Dritten von Burgund, ſchloß. Dieſer hatte durch die Milde ſeines Geiſtes, die Großen in ſeinem Reich, welche ſich faſt noch eine größere Gewalt erworben hatten, als die weſtfränkiſchen, ſo übermüthig gemacht, daß er ein wahrer Schattenkönig geworden war. Vielleicht hatte hiezu auch der Gedanke beigetragen, daß er keine Kinder hatte, und man alſo von einem ſtrengen Nachfolger keine Strafen für die Verbrechen gegen den Vater zu fürchten brauchte. Rudolph hatte deshalb ſchon längſt daran gedacht, daß er ſeinem Schweſterſohn, dem Kaiſer Heinrich, die Thron-

---

*) Ditmar. p. 419.

folge ſichern wollte und bei einer Zuſammenkunft mit ihm zu Straßburg 1016 war hierüber eine Verabredung getroffen; auch gab der Kaiſer ſeinem Onkel und deſſen Gemahlin, wie auch den burgundiſchen Großen, die ihn begleitet hatten, große Geldſummen. Um ſeine Hoheitsrechte in dem neu erworbenen Reich ſogleich auszuüben, vergab er ein daſiges Bisthum, aber der Graf Wilhelm von Poitou jagte den beſtallten Biſchof weg, und ließ ihn von Hunden verfolgen, und dem Kaiſer erlaubte er nicht, in irgend eine von den Städten zu kommen, ſo daß dieſer, verzweifelnd, daß er eine von denſelben erobern könnte, traurig nach Deutſchland zurückging, worüber Niemand herzlicher lachte, als der Herzog Boleslav von Polen. Den burgundiſchen Großen konnte nichts unangenehmer ſeyn, als einen Herrn zu haben, welcher ſo mächtig war, wie der König der Deutſchen, und es ſcheint, als habe Rudolph ſelbſt theils ihren Drohungen, theils ihrer verſtellten Freundlichkeit nachgegeben, und ſei in ſeinem Entſchluß wegen der Thronfolge wankend geworden; denn im Jahr 1018 verſprach er zu Mainz von neuem dem Kaiſer durch einen Eid ſein Reich, und übergab ihm ſeine Krone und ſeinen Scepter, nebſt ſeiner Gemahlin, ſeinen Stiefſöhnen und allen burgundiſchen Großen *).

Unterdeſſen waren zu dem Kaiſer öfters Flüchtlinge gekommen, unter welchen auch ein gewiſſer Melus war, welche ihm die Tyrannei der Griechen mit den ſtärkſten Farben ſchilderten und ihm vorſtellten, Apulien und Kalabrien, welche

---

*) Ditmar. 407. Siegbert Gembl. ad a. 1020.

Gegend ſeit Otto dem Erſten der Zankapfel zwiſchen den beiden Kaiſerthümern geworden war, würden bald in den Händen ſeiner Feinde ſeyn, die ſich dann auch über Rom und das übrige Italien leicht verbreiten könnten, wenn er nicht nächſtens einen Zug dahin unternähme. Trotz ihrer abentheuerlichen Tapferkeit waren die edlen Normänner doch endlich von dem zahlreichen Heere des griechiſchen Kaiſers zu Grunde gerichtet. Dieſes romantiſche Volk, ungeſtüm wie ſein Element, das Waſſer, und wie dieſes alle Zonen durchſtrömend, hatte den Hang zu ſchwärmeriſchen Unternehmungen und Abentheuern nicht in der Normandie verloren und wo etwas Schönes zu genießen war, es mogte noch ſo entfernt ſeyn, die Normänner wußten ſich den Genuß deſſelben zu erringen. Ungefähr vierzig von ihnen, waren bei der Rückkehr von einer Wallfahrt nach Jeruſalem, um das Jahr 1000, in Pilgerkleidern zu Salerno gelandet, welches gerade zu der Zeit von den Sarazenen eingeſchloſſen wurde, die unaufhörlich in dem untern Italien herumſchweiften, nachdem ſie gegen Otto den Zweiten von den Griechen zu Hülfe gerufen waren. Die vierzig normänniſchen Pilgrimme durch ihre Wanderſchaft glühend vor Begierde mit den Ungläubigen, wo ſie dieſelben fanden, ein Abentheuer zu beſtehn, forderten von dem Fürſten Guaimor dem Dritten von Salerno Waffen und Pferde, um ihn von den Sarazenen zu befrein. Ihre hohe, ſchöne Geſtalt flößte Vertrauen auf ihre Tapferkeit ein und ihr plötzliches, wildes Einſtürmen wider den Feind, den ſie gänzlich ſchlugen, erwarb ihnen allgemeine Bewunderung. Hier an den zauberiſchen Küſten des mittelländiſchen Meeres trafen alſo die beiden Völker zuſammen, von denen der Geiſt des Ritterweſens ausgehen ſollte, die Blüthe der nordiſchen und ſüdlichen Phantaſie.

Wie gern hätte der Fürſt von Salerno die wunderbaren Fremdlinge bei ſich behalten, deren Arm ihm nicht allein den Griechen und Arabern furchtbar machte, ſondern auch ſeine Macht wider die vielen kleinen Herren in Italien hätte erweitern können. Allein ſie wollten nicht bleiben und ſeine Geſchenke ſchlugen ſie aus, denn für Gottes Ehre hätten ſie geſochten. Mit ihnen zugleich gingen Geſandte von Salerno nach der Normandie, welche Proben von allem, was Italien Schönes hervorbrachte, mitnehmen mußten, um die romantiſchen Helden herunterzulocken. Unterdeſſen war auf dem Berge Garganus der Erzengel Michael erſchienen, und wie die Kunde davon den Normännern kam, ward ihre Einbildungskraft dadurch beſchäftigt, ſie wollten den Erzengel ſehn. Ein Schwarm, welcher dahin wallfahrtete, traf auf einen Mann nach griechiſcher Sitte gekleidet, der ſehr traurig zu ſeyn ſchien. Sie erfuhren von ihm, er ſei Melus, ein Longobarde von Geburt und Bürger von Bori, von wannen er habe flüchtig werden müſſen. Innigſt ergrimmt über die Schändlichkeit der Griechen, hatte er, der angeſehenſte und weiſeſte Mann in Apulien, vereint mit ſeinem Anverwandten Dottus, ſeine Mitbürger zur Empörung gegen ihre Tyrannei gereizt; aber verrathen von ihnen, als ſie dem Heere des griechiſchen Kaiſers nicht widerſtehen konnten, floh er mit ſeinem Freunde nach Kapua zu dem Fürſten Pandulph und ſann auf Mittel ſich zu rächen und Italien von dem orientaliſchen Joch zu retten. Er erſchöpfte ſeine Beredſamkeit, um die Normänner zum Mitleiden mit ſeinem Schickſal und zu Hülfe zu bewegen, und ſchilderte es ihnen ſo leicht, die falſchen Griechen zu vertreiben, wenn ein Haufen von ihren tapfren Völkern ihn begleite. Die Pilgrimme gingen zurück in ihre Heimath und erzählten ihren Brüdern von den fruchtbaren Gefilden Apuliens, von den freien Bewohnern deſſelben, von dem weiſen und tapfren Melus, welcher ſie bei ihrer Ankunft zum Beſitz aller Herrlichkeiten führen werde. Dieſer hatte es inzwiſchen anſehn müſſen, daß ſein Sohn und ſeine Gemahlin von den Boreſern gefangen nach Konſtantinopel geſchickt waren, und je tiefer ſein Schmerz deswegen war, deſto mehr erfreute ihm im Frühling die Nachricht, daß ein Schwarm von den kühnen Fremdlingen ihm zur Hülfe wirklich nach Italien gekommen ſey. Ein häufiger Schnee, welcher kurz vorher, eine ungewöhnliche Erſcheinung in dieſen Gegenden, gefallen war, hatte die Ankunft der Männer des nordiſchen Himmels ſchon verkündigt. Wie der verbannte Melus an ihrer Spize einherzog, wuchs ſein Heer durch die Mißvergnügten, die unter ſeine Fahnen kamen, und dreimal ſchlug er die griechiſchen Truppen; aber die vierte Schlacht in den Gefilden von Cannä, das einſt von Römerſchädeln bedeckt war, verlor er gegen ein großes feindliches Heer, deſſen Anführer Bagienus hieß. Der größte Theil ſeiner edlen Genoſſen, der Normänner, blieb auf dem Schlachtfelde und er entfloh zu dem, welcher einzig noch retten konnte, dem Kaiſer Heinrich. Es gehörte viel dazu, ehe dieſer einen Entſchluß faßte, wenn es einen Zug nach Italien galt, und der flüchtige Held ſtarb in Deutſchland, ohne ſein Vaterland befreit zu ſehn. Sein Freund Dottus war auch eines traurigen Todes geſtorben. Auf einem veſten Thurm an dem Bach Garigliano, welcher dem Pabſt gehörte, glaubte er ſich ganz ſicher, weil er einen Verräther für ſeinen Freund hielt, den Fürſten Pandulph von Capua, welcher ſich ſchon mit ſeinem Bruder dem konſtantinopolitaniſchen Hofe unterworfen hatte und dem griechiſchen Heerführer einen heimlichen Durchzug verſtattete. Dieſer erſchien unvermuthet vor dem Thurm und überrumpelte ihn: Dottus ward nach Bori gefangen geführt und wie die Verräther des Vaterlandes in einen ledernen Sack geſteckt und in die Mitte des Meeres geworfen. Nun konnte Niemand mehr den Griechen widerſtehn und der Pabſt mußte fürchten bald wieder zum Biſchof der orientaliſchen Kirche erniedrigt zu werden.

In der Angſt faßte Benedikt der Achte den Entſchluß, ſelbſt zu dem Kaiſer zu reiſen und ihn um Hülfe anzuflehn; denn das Haupt der Geiſtlichkeit konnte den heiligen Heinrich zu allem bewegen, zumal da ihm der Pabſt bei ſeiner Gegenwart in Deutſchland 1019 einen wichtigen Dienſt erzeigte, indem er ſeine Domkirche zu Bamberg einweihte. Aus Erkenntlichkeit dafür zog er im Jahr 1022, denn ſo lange hatte er noch wieder gezaudert, mit einem mächtigen Heere über die Alpen und drang von drei verſchiedenen Seiten in Unteritalien ein. Der Erzbiſchof Pelegrinus von Köln, denn ihm und dem Erzbiſchof Poppo hatte der heilige Kaiſer einen Theil des Heeres anvertraut, war wie ein Blitz vor Kapua und umzingelte es, damit Pandulph nicht entfliehen könne, der ihm aber ſchon entgegen kam, weil er wußte, daß die Bürger ſogleich die Stadt an die Feinde übergeben würden. Pelegrinus nahm ihn auf, da er verſprach, ſich wegen der Verbrechen, die man ihm aufbürdete, zu rechtfertigen, und brachte ihn in das Lager des Kaiſers. Hier ward ihm durch einen einmüthigen Schluß der Fürſten einſtimmig das Leben abgeſprochen; nur der Erzbiſchof ſträubte ſich dagegen und brachte es dahin, daß er in eiſerne Bande geſchlagen nach Deutſchland geſchickt ward. Heinrich belagerte damals die Stadt Troja, welche die Griechen zu erbauen angefangen hatten, und wie er ſie genommen hatte, dachte er ſchon wieder an ſeinen Rückzug, da es jetzt Zeit geweſen wäre einen entſcheidenden Schlag gegen die Griechen zu thun, weil die kühnen Normänner, welche das italieniſche Klima ſchon beſſer als die Deutſchen zu ertragen in Gallien gelernt hatten, ihn mit ihrer verwegnen Tapferkeit unterſtützten. Zur Entſchuldigung diente ihm jetzt die Krankheit, welche unter den Seinen, denen die Hitze des italieniſchen Himmels unerträglich war, wüthete; doch gab er vor ſeinem Abzuge Kapua an den Grafen von Theano und deſſen Grafſchaft dem Enkel des verſtorbenen Melus, dem er die Normänner zur Schutzwehr zurück ließ, welche dadurch einen feſten Sitz in Italien bekamen und Gelegenheit, durch die Zauberei ihres Heldenſinnes in dieſem ſchönen Lande Reiche zu ſchaffen, die gleich Schöpfungen der Einbildungskraft entſtehn *).

---

*) Hermanni Contr. Chr. ad a. 1019. Siegbert Gembl. Chronographia ad a. 1019. Leo Ostiensis t. 2. c. 37-41. Guil. Appuli poema de Normannis ap. Leibnit. t. I. p. 579. etc.

Bayeris
Staat

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Fünfte Lieferung.

Zweiter Band.

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin,
im deutſchen Muſeum.
1820.

[illegible] 1457

Bayerische
Staatsbibliothek

Inhalt.

VI. Theoderich, König der Gothen.
VII. Georg Heinrich, Freiherr von Görz.
VIII. Karl Wilhelm, Graf Fink von Finkenſtein.
IX. Albrecht von Waldſtein.
X. Marcus Brutus.
XI. Margaretha von Anjou.
XII. Ritter Georg von Freundsberg.
XIII. Gottfried Auguſt Bürger.

VI.

Theoderich, König der Oſtgothen.

Ein Bote, welcher in Theodemirs Lager in der Nähe von Wien kam, um eine gute Kunde zu bringen, fand hier alles voll Freude; denn dem Heerführer war kaum von ſeinem liebſten Kebsweibe Erelieva ein Knabe geſchenkt, welchen er Theoderich nannte. In keiner ſchönern Stunde konnte er die Nachricht vernehmen, daß die Hunnen, die unvermuthet unter der Anführung von Attilas Söhnen ſich auf ſeinen Bruder Walamir geworfen hätten, von dieſem tapfer wären geſchlagen worden. Dieſer Sieg ſicherte die Unabhängigkeit der Oſtgothen von der hunniſchen Herrſchaft, welcher ſie ſich bald nach Attjlas Tode entzogen hatten. In den fruchtbaren, wenn gleich verheerten Gefilden Pannoniens lebten ſie jetzt mit Bewilligung des griechiſchen Hofes. Drei Brüder aus dem alten Heldenſtamme der Amalen, Widemir, Walamir und Theodemir genannt, leiteten die Nation durch ihre gemeinſchaftlichen Rathſchläge, wiewohl ſie ſich in dem weiten Strich Landes von Surmium bis Wien getheilt hatten. [*]

---

*) Jornandes de rebus Geticis. c. LII. in Grotii hiſtoria Gethorum. Amſtel. 1655. p. 689. 90. — Priſcus p. 74. A.

Ein anderer Schwarm von Oſtgothen hatte ſich in Thracien niedergelaſſen, und ihr Anführer Theoderich, der Sohn des Triarius, ſtand in großem Anſehen beim kaiſerlichen Hofe, von welchem er jährlich ein beſtimmtes Geld erhielt. Die amaliſchen Brüder wollten gleiche Vortheile genießen, und fielen daher plötzlich in Illyrien ein. Dadurch hatten ſie den Griechen gezeigt, was ſie vermochten. Kaiſer Leo ſchloß einen Bund mit ihnen, und verſprach einen jährlichen Sold. Zur Geiſſel für die Treue der Gothen ſollte Theodemir ſeinen Theoderich hingeben. Er ſtand und zauderte, und gab ihn endlich hin auf die dringenden Bitten ſeines Bruders Walamir.

Als ein ſiebenjähriger Knabe kam Theoderich nach Konſtantinopel, und ſchon ſeine Schönheit gewann ihm die Herzen der Griechen, welche auch politiſche Gründe genug hatten, ihn mit Liebe zu behandeln. Die Künſte des Kriegs lernte er mit ausgezeichnetem Glück, er beſuchte die Schulen der vornehmſten Meiſter: und wiewohl ihm ſelbſt die erſten Anfangsgründe aller literäriſchen Bildung unbekannt blieben, ſo erhielt doch ſeine Seele durch die Eindrücke der Erziehung eine gewiſſe Achtung gegen wiſſenſchaftliche Kultur, welche großen Einfluß auf ſeine nachherige Regierung geäußert hat. Der Anblick der Griechen mußte ihn früh auf den Gedanken bringen, welcher ſpäterhin ſeine Maxime ward, daß nämlich alle wiſſenſchaftliche Kultur, ſo nützlich ſie im Staat ſeyn möchte, der Tapferkeit nachtheilig und daher eines Gothen unwürdig ſei. *

---

*) Jornandes l. c. Procopii Gothicae hiſt. L. I. ap. Grotium

Unterdeſſen Theoderich in Konſtantinopel lebte, kam ſein Oheim Walamir in einem Treffen um, und ſein Vater Theodemir erhielt nun bei den gemeinſchaftlichen Unternehmungen die Hauptanführung. Als dieſer einſt von einem ſiegreichen Zug über die gefrorne Donau in das Land der Schwaben und Allemannen zurückkehrte, fand er ſeinen Sohn, welchen Kaiſer Leo mit großen Geſchenken ihm wieder geſandt hatte. Die ſchöne und hohe, faſt rieſenmäßige Geſtalt des Jünglings ſein Geſchick in den Künſten des Kriegs und die Milde ſeines Geiſtes machten ihn zum Liebling der Gothen. Faſt ſechs Tauſend der tapferſten Männer geſellten ſich bald zu ihm, daß er ohne Wißen ſeines Vaters auf ein Abentheuer ausgehen konnte. Er zog an der Donau hinab in die Heimath des

---

p. 144. — Als König von Italien mußte ſich Theoderich ein Goldblech machen laſſen, worin die vier erſten Buchſtaben ſeines Nahmens durchſchnitten waren, ſo daß er innerhalb der Zwiſchenräume ſeine Züge machen konnte, wenn er ein Edikt unterſchreiben ſollte. Mit Unrecht werden Ennodius und Theophanes von Gibbon chap. XXXIX. not. 5.) beſchuldigt, daß ſie den König auch in Hinſicht auf ſeine wiſſenſchaftliche Bildung geprieſen haben: beide ſagen nichts, als daß er die Wiſſenſchaften begünſtigt habe, und dies that er in einem hohen Grade in Vergleichung mit den übrigen barbariſchen Herrſchaften in Italien. Ennodii epiſcopi Ticinenſis Panegyricus dictus regi Theodorico; ad calcem Vitae Theodorici autore Cochlaeo et opera Johannis Peringsköld. Stockhol. 1699 4. p. 226. — Theophanis chronographia. Paris. 1655. fol. p. 112. — Excerpta de Theodorico etc. ad calcem Ammiani Marcellini. Paris, 1681. fol. p. 669.

ſarmatiſchen Königs Babai, welcher durch einen Sieg über ein römiſches Heer furchtbar und trotzig geworden war. Er überfiel und erſchlug ihn, und kehrte mit Beute beladen zu ſeinem Vater zurück. Bald darauf nahm er auch den Sarmaten Singidunum oder Belgrad ab, und erweiterte das Gebiet ſeines Stammes bis an den Einfluß der Sau in die Donau. *

Nicht lange nachher zog Widemir mit einer Schaar von Oſtgothen nach Italien, und ſeine Begleiter verloren ſich nach ſeinem frühzeitigen Tode unter den Weſtgothen in Gallien. Auch Theodemir ſtarb bald, nachdem er dem griechiſchen Reiche noch eine Provinz abgenommen hatte, und ſein Sohn war nun der einzige Anführer des Stammes, welcher von dem Heldengeſchlecht der Amalen ſich beherrſchen ließ. Gewaltige Kriege, durch welche der Kaiſerthron wankte, konnten ſogleich dem König der Oſtgothen Gelegenheit geben, eine wichtige Rolle im griechiſchen Reiche zu ſpielen. Kaiſer Zeno, welcher vorzüglich durch ihn zuletzt den Thron behauptete, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und Geſchenken, mehr aus Furcht vor den großen Eigenſchaften des Barbaren, als aus Zuneigung zu ihm, deſſen ſein niedriger Charakter nicht fähig war. Theoderich erhielt ſogar die Konſulwürde (für das Jahr 484). Sein hoher, freier Sinn berechtigte ihn vor allen, dieſen Schmuck zu tragen, der von den Zeiten der alten römiſchen Freiheit noch übrig war. Selten war auch ein Anführer von germaniſchen Horden ſo dankbar und beſtändig ge-

---

*) Jornandes c. LV. p. 694.

gen die Griechen, wie er, wenn gleich theils die Denkart derſelben, theils der ungezähmte Geiſt ſeines Volks ihn bisweilen zwangen, ſeinen Speer gegen das griechiſche Reich ſelbſt zu kehren, und die Flamme in einem Lande, welchem er diente, wüthen zu laſſen. In einem Zeitpunkt der Art bedrohte er ſogar Konſtantinopel ſelbſt; aber der Anblick der Stadt, welche ihm durch ſo manche Eindrücke der Jugend werth geworden war, wirkte ſo auf ihn, daß er ohne eine feindſelige Handlung gegen ſie zurückkehrte. Nur kriegeriſche Züge für die Griechen, von welchen er nie geruht hätte, wären ein Mittel geweſen, ihn in ununterbrochener Treue zu erhalten. Aber wie konnte er in der üppigen Muße des Hofes, wie ſein Volk in der trägen Ruhe des Lagers aus welcher es öfters ſelbſt durch Mangel getrieben wurde, lange verharren? Wann ihn dieſes auf der einen Seite zum Schutz, zur Anführung aufrief, und auf der andern der griechiſche Hof ihm die bitterſten Vorwürfe wegen ſeiner Verrätherei und Habſucht machte, dann verſank er bisweilen in ſchwermüthige Gedanken, und wünſchte an den Gränzen von Scythien im Frieden und ohne Ruhm voll Gehorſam ſeine Tage zu verleben. Nur wenn die Flamme ſeines Geiſtes durch Stürme aufwärts getrieben ward, konnte er glücklich ſeyn, und er ſchmeichelte ſich, in einer völligen Stille werde er das Glück ſeines Lebens finden.*

Bei einer ſolchen Seelenſtimmung des Helden und bei der Eiferſucht, die ſchon lange zwiſchen den Gothen der Amalen und denjenigen geherrſcht hatte, welche Theoderich, der Sohn des Triarius leitete, mußte es der griechiſchen Argliſt leicht werden, ihn zu einem Zuge gegen dieſe letztern zu bereden, welche bei den bürgerlichen Unruhen gegen Zeno Dienſte gethan hatten. Man hoffte, die gothiſchen Stämme ſollten ſich untereinander zu Grunde richten.

---

*) Jornandes c. LVII. p. 696. — Theophan. chron. p. 113.

Nach den heiligſten Verſicherungen, daß er einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln vor ſeiner Ankunft bei Hadrianopel erhalten werde, nebſt einer Verſtärkung von acht Tauſend Mann Reiterei und dreißig Tauſend Fußvölkern, brach Theoderich auf. Bei dem Eintritt in Thracien fand er ſich in einer wüſten Einöde, zwiſchen den Felſen und Abgründen des Bergs Sondis von ſeinen Wegweiſern verrathen. Hier war es, wo ihn der Sohn des Triarius überraſchte und angriff Doch mehr als jeder Angriff an dieſem gefahrvollen Ort bekümmerten ihn die Worte deſſelben, welche er von einer nahen Anhöhe ihm zurief. Er nannte ihn einen Meineidigen, einen thörigten Knaben, den Verräther ſeines Volks, welcher die Argliſt der Griechen nicht kenne und das Ziel ihrer Rathſchläge nicht ſehe. »Wißt ihr denn nicht,« rief er, »daß dieſe immer den Rath hochachteten, die Gothen durch ihr eignes Schwert ſich wechſelsweiſe vertilgen zu laſſen? Ahnet es euch nicht, daß der Sieger in dieſem unnatürlichen Kampf ihrer unverſöhnlichen Rache hingegeben, mit Recht wird hingeopfert werden? Wo ſind dieſe Krieger, meine Verwandten, und deine eignen, Theoderich, deren Witwen nun wehklagen, daß ihr Leben ein Raub deines blinden Ehrgeizes wurde? Wo iſt die Habe geblieben, welche deine Krieger beſaßen, ehe ſie von der väterlichen Heimath hinweg unter deine Fahnen gelockt wurden? Da gehorſamten drei oder vier Roſſe auf den Ruf eines jeden von ihnen, nun folgen ſie dir gleich Sklaven zu Fuß durch die Wüſten von Thracien, verführt von dem Wahn, daß ſie Berge von Gold erobern würden; und wehe, daß dieſe Männer einſt frei und edel waren, wie du ſelbſt!»

Mochte dieſe ganze Rede dem Sohn des Triarius von ſeiner Schlauheit, denn ihn ſelbſt trafen alle Vorwürfe, die er dem Helden machte, oder von ſeinem Herzen eingegeben ſeyn, ſie erregte das Geſchrei des Unmuths im Lager der Amalen. Das Andenken an die Väter und die Heimath durchſtürmte die rauhe Bruſt der Gothen und beide Heere lagen ſich einander in den Armen. Die Nothwendigkeit und ſein Herz riſſen auch den Sohn Theodemirs zu den Umarmungen hin, die griechiſche Argliſt veranlaßte einen Triumph der deutſchen Liebe, und die thraciſchen Klüfte hallten von dem Bundesgeſchrei derſelben Menſchen wieder, welche kamen, um ſie mit dem Schlachtruf gegen einander, mit dem Winſeln der Sterbenden und ihrem Blute zu erfüllen. *

Vielleicht hätten die Gothen vereint ihre Waffen gegen die Griechen gerichtet, wenn ſie bei einer ſolchen Unternehmung auſſer der Beute, welche ſie machten, auſſer dem höhern Sold, welchen ſie erzwangen, im Ganzen nicht mehr hätten verlieren als gewinnen müſſen. Wo ſie lebten, ward immer

---

*) Excerpta de legationibus. Paris. 1648. fol. pag. 78—97. Marcellini chronicon in Scalig. theſ. temp. P. II. p. 54—57.

eine Einöde. Daß eine Regierung beſtand, unter welcher der Boden kultivirt und Handel getrieben ward, die ihnen aber, ſobald ſie wollte, alles preiß geben mußte, war für ſie ein wahres Bedürfniß. Auch ließ ſich nicht erwarten, daß ſie im Orient ſelbſt einen Staat hätten ſtiften ſollen, wo unter ihrer Herrſchaft, wie nachher in Italien, die Künſte des Friedens fortgeblüht hätten; denn theils war es für barbariſche Horden nicht ſo leicht möglich, in der Nähe der Kaiſerſtadt ſelbſt und mehr beim Mittelpunkt der Regierung auf längere Zeit den Meiſter zu ſpielen, theils ſcheinen die Eigenſchaften der Germanen nur auf die Natur der occidentaliſchen Länder berechnet geweſen zu ſeyn. In dieſen erhielten ſich ihre Staaten vornemlich durch das Band, welches Gleichheit der Denkart und der bürgerlichen Einrichtungen zwiſchen ihnen einmal geſchlungen hatte, und wilde Eiferſucht nie ganz zerreißen konnte. Ein iſolirter germaniſcher Staat würde leicht die Beute des griechiſchen Kaiſerthums geworden ſeyn.

Nur den Sohn des Triarius erblicken wir bald nach jenem Schauſpiel im Kriege mit den Griechen, aber ſein plötzlicher Tod machte demſelben ſchnell ein Ende. Als er eines Tages auf ein wildes Pferd geſprungen war, und es noch nicht in ſeine Gewalt bekommen hatte, trug es ihn gegen den Speer, welchen er vor ſeinem Zelte aufgehängt hatte, und trieb ihm die Spitze deſſelben in die Seite. Er ſtarb nach wenigen Tagen.*

---

*) Evagrii Scholaſt. eccleſ. hiſtor. L. III, 25. Mogunt. 1679. fol. p. 354. 55.

Sein Tod war entſcheidend für das Schickſal des amaliſchen Stammes, theils weil unter dem Sohn Theodemirs ſich nun beide Stämme vereinigten, theils weil das ganze Verhältniß des letzten zu dem griechiſchen Reich ſich nun änderte. Bisher hatte dieſes ſeine Sicherheit in der Eiferſucht der Oſtgothen gegen einander gefunden; nun ward es von der ganzen Macht derſelben ohne Gegengewicht gedrückt. Theoderich ſah recht wohl, wie ihn der Argwohn der Griechen auf allen Seiten mit Fallſtricken umgab, und eben ſo wenig entgieng ihm der Unmuth ſeines Volks, daß es in rauhen Gefilden umher irrte, unterdeß er in der wollüſtigen Ruhe des Hofes ſeine Tage verträumte. Er ſchaute nach einer großen Unternehmung umher, welche dem Drange ſeines Geiſtes entſpräche, und ihn der gefahrvollen Gegenwart entriſſe: er warf ſeinen Blick auf das ſchöne Italien, wo kaum das abendländiſche Kaiſerthum ſein Ende erreicht und ein deutſcher Heerführer, Odoacer, wahrſcheinlich vom Stamm der Rugen, ſich der Herrſchaft bemächtigt hatte. »Soll denn Hesperien, ſprach er zum Kaiſer Zeno, ſoll denn jene Stadt, einſt die Beherrſcherin der Welt, nun durch die Tyrannei der Rugen zerriſſen, der Senat durch einen Fremdling, welchen du nicht kennſt, zerfleiſcht werden? Sende mich dahin mit meinem Volk. Dann drückt dich der Sold nicht, welchen du uns hier entrichteſt, und bin ich dort ſiegreich geweſen, ſo will ich Hesperien als ein Geſchenk von dir beſitzen!«

Der Kaiſer horchte gern auf einen ſolchen Antrag; die Gothen vernahmen ihn mit lautem Beifall. Das ganze wilde

Volk ſtund auf und begann im tiefen Winter einen Zug von beynahe anderthalbhundert Meilen (489). Weiber und Kinder und Greiſe wurden nebſt der koſtbaren Habe auf Wagen geführt, von welchen zwei Tauſend in einem einzigen Treffen verloren gingen; die Heerden zogen mit, und nährten ihre Beſizer; wenn ſie und der geſammelte Vorrath an Lebensmitteln nicht mehr hinreichten zur Nahrung, ſo ward das Wild in den Wäldern verfolgt, oder von den Völkern, zu welchen man kam, Unterhalt erfleht und erkämpft. So zog Theoderich mit ſeinem Volke nach Epirus hinab, um nach Italien hinüberzuſchiffen; weil es aber an Fahrzeugen fehlte, mußte er ſich entſchließen, nördlich durch verödete Gegenden zu ziehen, und die Alpen zu erſteigen. Manche wilde Völker warfen ſich ihm blos aus Kampfluſt entgegen, andere von Odoacer aufgefodert. Aber nur ein einzigesmal ſchienen ſeine Klugheit und Tapferkeit die Gothen nicht mehr vom Verderben retten zu können. Als ſie an das Land der Gepiden kamen, war alle Hoffnung verſchwunden, einer unvermeidlichen Hungersnoth auf eine andere Weiſe, als durch die Hülfe derſelben begegnen zu können. Eine Geſandtſchaft an ſie bat um Lebensmittel und freien Durchzug; die Antwort brachte ein gepidiſches Heer, das mit drohenden Mienen und dem Feldgeſchrei an dem hohen, durch übereinander aufſteigende Mauern befeſtigten Ufer des reiſſenden Fluſſes Ulka erſchien; am niedern jenſeitigen Ufer ſtanden die Gothen vor Hunger entkräftet und muthlos. Mit Verzweiflung begannen ſie den Angriff; die aber vom Strom nicht weggeriſſen wurden, ſanken ſogleich unter den Pfeilen und Schwertern des Feindes. »Wer eine

Bahn durch die feindliche Schlachtordnung haben will, rief Theoderich, der folge mir! nicht für die Menge iſt der Preiß der Tapferkeit, nur wenige entſcheiden das Kriegsglück; der Genuß deſſelben kommt vielen zu Gute. Nach meinen Thaten werde euer Muth geachtet; ihrentwegen ſollt Ihr jauchzen. Wohlauf, hebt die Fahnen hoch neben mir empor: ich will keinem verborgen bleiben!« Dann foderte der König einen Becher und trank zur Weihe des Sieges, und flog mit verhängtem Zügel gegen den Feind. Die Gepiden wankten bei dieſem Anblik, die Gothen ſetzten ihrem Heerführer nach, und nur die einbrechende Finſterniß der Nacht rettete den flüchtigen Feind von einem gänzlichen Untergange. *

Ueber die Juliſchen Alpen zogen die Gothen nach Italien hinab und fanden Odoacer mit einem mächtigen Heer am Fluß Iſapo gelagert, nicht weit von Aquilea: und ſchon die Wahl dieſer Stellung zeigte, daß es ihm nicht an Feldherrntalenten fehlte. Allein der Sturm der gothiſchen Horden, die nach einem ſolchen Zuge auf die ſchönen venetiſchen Gefilde ſich ſtürzten, war unwiderſtehlich. Siegreich verfolgten ſie den geſchlagenen Feind und eroberten das Land bis Verona, wo er ſich ihnen zum zweitenmal, und mit verſtärkter Macht entgegenſetzte. An der Etſch hatte er eine Stellung genommen, welche ſich gegen jeden Angriff behaupten ließ, und ihn gegen eine förmliche Schlacht

---

*) Jornand. c. LVII. p. 696. 97. — Procop. p. 140. — Ennod. p. 211. 12. — Excerpta de Theod. p. 664.

ſchützte. Theoderich entdeckte an einem Abend das weite Lager deſſelben mit zahlloſen Feuern, es glich in der Entfernung einem Himmel voll Sterne, und beſchloß, ſogleich am folgenden Morgen einen entſcheidenden Angriff zu wagen. Er wußte es, wie heiß der Kampf ſeyn werde, als der Morgen zu dämmern anfieng, und der ſchmetternde Klang der Trompeten in ſein Zelt drang, wo er ſich die Rüſtung anlegte. Seine Mutter Erelieva und ſeine Schweſter kamen ängſtlich zu ihm. * Zwar beſaß jene ganz den hohen Geiſt der germaniſchen Weiber, ſie war es, welche eines Tages, da ihr großer Sohn ſelbſt in einer blutigen Schlacht von den Fliehenden mit fortgeriſſen ward, ihnen vor dem Lager entgegen trat, und ſie durch ihre Vorwürfe zu den Schwertern der Feinde zurücktrieb; aber an dieſem Morgen mußte er ihr Muth zuſprechen. »Das Bild meines Vaters ſteht vor meinen Augen, ſagte er. Wurde er doch nie zum Spotte des Glücks in einer Schlacht; denn er erzwang ſich durch ſeine Tapferkeit ein gutes Ende derſelben. Bringt mir nun das Gewand, von euren Händen gearbeitet, euer ſchönes Gewebe; zu dieſem Kampf muß ich geſchmückter gehen, als ſonſt zum Feſte!«

Durch ihn, durch ſeine Klugheit, ſeinen Muth, ward der Angriff ganz zum Vortheil der Gothen entſchieden, und

---

*) Sie kamen in ſein Zelt, er gieng nicht vor der Schlacht in das ihrige, wie Gibbon unrichtig erzählt. (Basl. ed. L. VII. p. 15.) Es iſt hier nicht der Ort zu zeigen, wie bedeutend eine ſolche kleine Unrichtigkeit in Hinſicht auf das Verhältniß zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht bei den germaniſchen Völkern wird.

Odoacer entfloh in das feſte Ravenna. Zwei Dinge waren es, welchen Theodemirs Sohn, auſſer ſeinem Verdienſte, ſeine Siege verdankte. Er ſtand allein an der Spitze eines ganzen Volks; die Heere ſeines Gegners waren zuſammengeſetzt aus den Ueberbleibſeln von mehrern germaniſchen Völkern, die im Solde der Römer geweſen waren, und deren Anführer ſich ſelbſt den königlichen Titel beylegten: ſeine Gothen waren verlohren, wenn ſie aus Italien zurückgetrieben wurden, und mußten daher in dem Streit über daſſelbe für alles kämpfen, was ihnen werth war; den alten Bewohnern Italiens hingegen lag gar nichts, den germaniſchen Schwärmen unter Odoacer wenig daran, ob dieſer oder ſein Gegner herrſchte.

Ein großer Theil der feindlichen Krieger ging auch zu den Gothen über, welche im Lager bei Mailand ſtanden. Doch wurde die Verrätherei eines ihrer vornehmſten Anführer, der mit ihnen übergegangen war, nachher Urſache, daß Theoderich die Oberhand in Italien wieder verlor, und erſt nach erhaltener Hülfe von den Weſtgothen in Gallien, nach einem dritten Sieg über Odoacer, dieſen wiederum in Ravenna einſchließen konnte. Faſt drei Jahre hindurch mußte er ihn hier belagern, unterdeß ihn ganz Italien ſchon als Herrſcher anerkannte, die Vandalen ihm Sicilien völlig überlieſſen, und er vom römiſchen Senat und Volk als ihr Befreier empfangen wurde. *

Als endlich eine Hungersnoth in Ravenna ausbrach, zwangen Odoacers Krieger ihren Anführer, auf einen Vergleich mit Theoderich zu denken, und der Biſchof der Stadt

---

*) Ennod. 214—17. — Excerpta de Theod. p. 664. 65.

ward der Friedensvermittler. Perſönliche Sicherheit verſprach der Held der Oſtgothen ſeinem Gegner gewiß, vielleicht auch einigen Antheil an der Regierung; beide wollten wenigſtens in Ravenna mit einem gleichen Rang und mit gleichen Rechten leben. Eine Zeitlang wurde der Vergleich von beiden treu gehalten; aber Odoacer konnte noch weniger die verlorne Macht vergeſſen, als Theoderich es dulden, daß der Reſt der Herrſchaft, welchen jener noch beſaß, einen Schatten über ſeinen neuen Glanz verbreitete. Auch brach der Fürſt der Rugen zuerſt den Frieden. Er umgab den Anführer der Oſtgothen mit hinterliſtigen Anſchlägen, und ward von dieſem, ſobald ſie entdeckt waren, zum Mahle geladen, wo die ſtrafende Rache ausgeübt werden ſollte. Theoderich ſtieß ihn mit eigner Hand nieder.* Der Sohn und die vornehmſten Krieger des unglücklichen Königs wurden darauf verfolgt und ſo viel möglich mit ihren Familien ausgerottet.

---

*) Daß Odoacer von Theoderich ſelbſt getödtet wurde, iſt gewiß, und Gibbon brauchte es nicht zu bezweifeln, da alle die Geſchichtſchreiber, welche als Quellen hier gelten können, es verſichern. Einer der beſten von ihnen ſetzt ausdrücklich hinzu, daß der Oſtgothe den Verräther mit eigner Hand niedergeſtoßen habe. Excerpta de Theod. p. 665. Auch war dies eine Handlung, deren ſich unter ſolchen Umſtänden der edelſte Deutſche jener Zeit nicht würde geſchämt haben, zumal da uns nichts zu dem Verdachte berechtigt, daß Odoacer wehrlos, und hinterliſtig getödtet ſei. Selbſt der nachtheiligſte Ausdruck für Theoderich, deſſen ſich ein Schriftſteller bedient, nehmlich Marcellin, ein griechiſcher Unterthan, Odoacer perjuriis illectus interfectusque est, kann doch weiter nichts heißen, als daß dieſem das Verſprechen der perſönlichen Sicherheit nicht gehalten wurde; und der Grund davon war ſeine eigne Verrätherei.

Bei jenem Zweifel Gibbons fällt es dann um ſo mehr auf, daß er unmittelbar nachher unkritiſch wird, um uns auf den Glauben zu bringen, jene Verrätherei, deren Odoacer beſchuldigt wurde, ſei nur die Erfindung ſeines Gegners geweſen. Er findet einen hinlänglichen Beweis für eine ſolche Beſchuldigung gegen Theoderich in dem Umſtande, daß der kaum geſchloßne Vergleich viel zu vortheilhaft für die ſchwächere Parthei geweſen ſei, als daß ſie ihn leichtſinnig würde verletzt, und die ſtärkere ihn treulich würde gehalten haben. Ohne hier zu erinnern, daß beim Ueberhandnehmen von ſolchen hiſtoriſchen Beweiſen auch die reinſte Tugend ſich nicht gegen Verunglimpfungen ſchützen ließe, muß man ſogleich bemerken, daß höchſtwahrſcheinlich der geſchloßne Vertrag keinesweges vortheilhaft für Odoacer war. Alles, was wir davon wiſſen, beruht auf der Aeuſſerung, daß Theoderich verſprach, das Blut ſeines Gegners nicht zu vergießen, und denſelben zu Ravenna mit gleichem Recht, als er beſitzen würde, ſeine Befehle geben zu laſſen. An eine zwiſchen ihnen getheilte Herrſchaft über Italien war gar nicht zu denken. Theoderichs Macht ſtand damals ſchon in ihrer ſchönſten Blüthe und Odoacers eigne Krieger hatten wegen einer Hungersnoth ihn zu einem friedlichen Vergleich gezwungen; um Schonung, um Verzeihung mußte er bitten. Wenn auch ein Geſchichtſchreiber ſich etwas unbeſtimmt über die Verrätherei des letzten ausdrückt: ſo geht die ganze Unbeſtimmtheit doch nur darauf hinaus, daß ihm kein andrer Beweis, als die Verſicherung des oſtgothiſchen Hofes zu Gebote ſtehe. Procop. 141. — Jornand. c. LVII. p. 693. — Ennod. p. 817. 18.

Nun hatte Theoderich die Höhe erreicht, wo er ſeine große Kraft auf das mannigfaltigſte entwickeln und der Welt zeigen konnte, daß er, wiewol er als Barbar aus den Schulen der gelehrteſten Griechen hervorging, dennoch das Staatsruder führen könne, wie das Schwert, und ſelbſt auf die Kultur der Wiſſenſchaften und Künſte bei ſeinen Ideen über die bürgerliche Verfaſſung gerechnet habe. Nie riefen Germanen einen Heerführer mit einem ſolchen Jubel zum König eines eroberten Landes aus, als jetzt die Gothen ihren Theoderich zum König von Italien; und dieſes iſt glücklicher unter ſeiner Herrſchaft geweſen, als irgend ein Theil des römiſchen Reichs unter dem Scepter eines Barbaren, obgleich der Kaiſer Anaſtaſius, welcher auf Zeno gefolgt war, zauderte, den neuen Beherrſcher Italiens anzuerkennen. Immer iſt auch das Verhältniß zwiſchen ihnen unbeſtimmt geblieben, und es läßt ſich nicht läugnen, daß der griechiſche Hof, in deſſen Dienſte Theoderich ſtand, und welcher den nächſten Anſpruch auf das eroberte Land hatte, einigermaſſen berechtigt war, ihn auch noch auf ſeinem Thron zu Ravenna als einen Fürſten zu betrachten, der ihm auf gewiſſe Weiſe unterthan ſeyn mußte. Uebrigens regierte Theoderich ſo unumſchränkt, und die Gränzen ſeines Reichs wurden ſo erweitert, daß er nur den kaiſerlichen Titel hätte anzunehmen brauchen, um in ſeiner Perſon das abendländiſche Kaiſerthum wieder hergeſtellt zu haben. *

Wenn er einen Blick auf die Germanen warf, die ſich bis=

---

*) Jornand. c. LVII. p. 698, — Procop. 141. 42. Excerpta de Theod. p. 665. 67. Innſchriften bei Maſcov in der Geſchichte d. Deutſch. Th. 2. Anm. XIV.

her in römiſchen Provinzen niedergelaſſen hatten, ſo fand er den Keim von dem Verderben ihrer Staaten in ihrer Vermiſchung mit den alten Einwohnern. Mit dem Schimmer von Bildung, welchen ſie durch dieſe erhalten hatten, war zugleich Zügelloſigkeit der Sitten unter ſie gekommen; mit den Tugenden, welche ſie einſt in den Wäldern der Heimath und auf ihren Zügen kannten, war auch die germaniſche Kraft entwichen, und ſo wurden ſie entweder ein Spiel der Provinzialen oder die Beute neuer, ungeſchwächter Horden. Vor einem ähnlichen Schickſal wollte er ſeine Gothen ſo gern ſichern; aber wie war dies möglich, wenn er nicht Italien zur Wüſte machte, und gerade das Land, welches voll war von Denkmalen des menſchlichen Geiſtes, ſo mit Trümmern bedeckte, daß kein Saamenkorn der Kultur in ſeinem Boden wieder aufkeimen konnte? Allein dazu dachte er viel zu groß und menſchlich; noch ehe er das Gewand des Barbarn mit römiſcher Kleidung verwechſelte, hatte er die Denkart deſſelben abgelegt.

Indem er ſo auf jeder Seite Klippen ſah, welche er vermeiden wollte, gerieth er auf die Grundidee, nach welcher er ſechs und dreißig Jahre hindurch regierte. Die Gothen ſollten die rüſtigen Krieger bleiben, welche ſie waren, und mitten in den italiäniſchen Gefilden wie unter den pannoniſchen Zelten leben; die Italiäner ſollten dagegen mit gleichem Eifer alle Künſte des Friedens treiben, und der Herrſcher, welcher ſie beide mit ſtarkem Arm empor hielt, mußte ſie auch ſo von einander halten, daß ſie ſich nicht einander befeindeten und nicht Freunde wurden. Es war ein erhabener Gedanke, vom

Stande der Rohheit und der Kultur nur die Vortheile in ſeinem Staat vereinigen zu wollen, und es greift tief in die Seele, wenn man Theoderich, welcher ihn ohne Eitelkeit und mit Glück ſein langes Leben hindurch verfolgte, klagen hört, daß man ſeinen Sinn nicht faſſe, und der hülfsbedürftige Römer den Gothen, ſo wie dieſer, auf welchem der Staat ruhe, den Römer nachahme. *

Den dritten Theil aller Ländereien, welchen ſchon Odoacers Krieger beſeſſen hatte, räumte er ſeinem Volke ein, einer Maſſe von mehr als fünfmal hundert Tauſend Menſchen; und man kann ihn nicht beſſer loben, als die Italiäner, welche dieſe Handlung die einzige Ungerechtigkeit des Eroberers nannten; niemand von ihnen ward ſonſt an ſeinem Eigenthum gekränkt. Durch das ganze Reich auf ihren Ländereien zerſtreut, welche im Verhältniß mit der Stärke ihrer Familie, der Zahl ihrer Sklaven und Heerden und ihrem verſchiedenen Rang unter ſie vertheilt waren, lebten alle Gothen als freie Männer, und wurden nur nach ihren alten Geſetzen gerichtet. Ein Graf übte die Gerichtsbarkeit über ſie aus; aber ſobald ein Gothe und ein Römer Streit bekamen, mußte er einen rechtserfahrnen Provinzialen zu ſeinem Beiſitzer wählen. Auch der Herzog, welcher der Statthalter in ſeinem Diſtrickt war, hatte als ſolcher Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung innerhalb ſeiner Amtsſphäre; aber vornehmlich betraf ſeine Oberaufſicht alle kriegeriſche Angelegenheiten. *

---

*) Excerpta de Theod. p. 666.

*) Procop. p. 142. — Magni Aurelii Cassiodori Senat. Varia-

Weil Theoderich ſeiner Grundidee gemäß oft äußerte, daß ein Knabe, welcher in der Schule vor der Ruthe gezittert hätte, nie dahin kommen werde, ein Schwert, einen Speer ohne Bewegung anzublicken: ſo folgten die Gothen ganz ihrem Hange zum blos kriegeriſchen Leben. Allenthalben erblickte man in Italien Schaaren von ihren kraftvollen Jünglingen, welche mitten unter den Werken des Friedens, ohne ihnen zu ſchaden, ſich in kriegeriſchen Spielen umhertummelten. Sie ließen ihre Wurfſpieße ſauſen, ſpannten ihren ungeheuren Bogen, rüſteten ſich zum Zweikampf, welchen vielleicht die Gothen allein unter den germaniſchen Völkern in ihren Gerichten nicht duldeten, begannen eine förmliche Schlacht; und ſelbſt der entnervte Römer, dem allenthalben das Bild des Krieges

---

rum III, 5. IV, 17. V, 30. VII, 1, 4. in oper. ed. J. Garotii. Venetis. 1729. fol.

Dieſe unſchätzbare Urkundenſammlung von dem königlichen Miniſter ſchildert uns Theoderichs Regierung, ſowol was die Verfaſſung und Verwaltung des Staats, als die auswärtigen Angelegenheiten anbetrifft, auf eine ſehr authentiſche und befriedigende Weiſe. Gibbons Tadel, daß ſie mehr die Formen, als das Weſen der Regierung darſtelle, heißt ſo viel wie nichts geſagt; denn inſofern ein Regent zur wirklichen Ausführung ſeiner Verordnungen wirken kann, iſt auch Theoderichs Einwirkung in ihr beſchrieben. Eine umſtändliche Schilderung Italiens unter dem neuen König würde auch deshalb hier nicht am rechten Orte ſeyn, weil ſelbſt in der beſten Ausgabe von Kaſſiodors Werken durch Garet der Kritik wenig vorgearbeitet iſt, und man ſich nothwendig in ihre Unterſuchungen einlaſſen müßte, wenn man ein ſolches Gemälde entwerfen wollte.

entgegentrat, zitterte vor dem wirklichen nicht mehr. So wie durch den Trompetenſchall das Zeichen gegeben ward, daß es gegen den Feind gehen ſolle, zogen von allen Seiten die Schaaren frohlockend unter ihren Anführern zuſammen. Ihr beſtändiger Sold waren ihre Ländereien, welche ſie frei von allen Auflagen beſaßen, außerdem erhielten ſie ein jährliches Geſchenk an Gelde; wenn ſie aber zu ungewöhnlichen Unternehmungen geführt wurden, ſo bekamen ſie noch auſſerordentliche Gaben. *

Auſſer dem großen Gewinn, daß eine ſolche Maſſe von kräftigen Menſchen die verödeten Gefilde wieder bevölkert hatte, auſſer der Ruhe, mit welcher unter dem Schutz der Gothen, ſo lange Theoderich lebte, die alten Bewohner Italiens jeder Gefahr in dieſen ſtürmiſchen Zeitraum entgegen ſchauen konnten, hatten ſie noch die Freude, ihre bisherige bürgerliche Verfaſſung nicht nur erhalten, ſondern noch verbeſſert zu ſehen. Nach ihren Geſetzen wurden ſie gerichtet und nur von ihrer alten Obrigkeit; in Sicherheit konnten ſie alle Werke ihres Kunſtfleißes aufſtellen, ihren Handel treiben, ihre Gefilde bearbeiten. Auf nichts ſah Theoderich mit einer ſolchen Aengſtlichkeit, als daß ſie niemals von einem Gothen beleidigt wurden; und war ihr Eigenthum auch nur durch irgend eine kriegeriſche Bewegung, die zum Beſten des Staats geſchah, verletzt worden: ſo hielt er es für ſeine Pflicht, ihnen den Schaden ſogleich zu vergüten. Die Städte prangten von dem

---

*) Procop. p. 144. — Ennod. p. 229. — Cassiodori Variar. III. 24. V. 26. 27.

Wohlleben ihrer Bürger, die italiäniſchen Fluren blühten wie niemals, und waren von neuem, wie zu den beſten Zeiten der römiſchen Herrſchaft, mit Denkmalen des Luxus und des Geſchmacks bedeckt. Wo es eine Anſtalt für Gelehrſamkeit gab, ward ſie von der Regierung mit Sorgfalt unterhalten, und Künſte und Wiſſenſchaften wählten mit Freude und von einem ſo reinen Geſchmack begleitet, als überhaupt in dieſen Jahrhunderten möglich war, ein Land zu ihrem Aufenthalt, wo eine ſolche Sicherheit herrſchte, daß ein ununterbrochener freier Verkehr zwiſchen allen Provinzen war, daß zur Nachtzeit die Thore keiner Stadt verſchloſſen wurden, daß man ſprüchwörtlich ſagte, auf die Felder könnte man ſein Geld hinlegen, ohne daß es geſtohlen würde. *

Der Hof Theoderichs war gleichſam ein Bild im Kleinen von dem Reiche. Neben den Stellen, die man am Hofe der Kaiſer kannte, fand man das Amt eines Majordomus und eines Waffenträgers, neben dem königlichen Diadem das gothiſche Schwert; die lateiniſche Sprache wurde als die Staatsſprache betrachtet; aber die gothiſche ward von den Kindern der vornehmſten Römer gelernt, ausgezeichnete Gelehrte ſpielten die erſte Rolle in Ravenna, aber Theoderich verbarg nie ſeine Maxime, bis zu welchem Grade man wiſſenſchaftliche Bildung ſchätzen müſſe. Nur die Muſik ſcheint er ohne alle Einſchränkung geduldet zu haben; ſie begeiſterte bei ſeinen Gaſtmalen die rohen Gothen und gab

---

*) Cassiodor. var. II. 8. 38. III. 5. IX. 21. — Ennod. p. 226. Excerpta de Theod. p. 665. 66. 68.

ſelbſt dem Römer einen höhern Schwung. Auch ward ſein Hof durch ſie ſo berühmt, daß ſich fremde Könige von ihm Sänger und Harfenſchläger ausbaten. *

Ferner behielt Theoderich ſelbſt mitten unter der orientaliſchen Pracht, mit welcher ſeine Perſon umgeben ward, Einfalt der germaniſchen Sitten, und zu ihm ſahn die Römer, wie die Gothen, mit Bewunderung hinauf. Schon in ſeinem Aeuſſern vereinigte er die Vorzüge, welche der gebildete Menſch ſchätzt, und die auſſerordentliche Stärke, welche der Barbar preiſet. Er hatte die ſchneeweiße Haut, die blühende Geſichtsfarbe, welche als charakteriſtiſch bei den Germanen bemerkt werden, ſeine Augen glänzten ſtets von Heiterkeit; aber er war ſchrecklich, wenn er zürnte, und hatte einen eiſernen Arm. Im Geſpräch war er oft geſchmeidig; doch vergaß er nie eine gewiſſe Beſonnenheit, die am meiſten Eindruck machte, wenn er einige Sätze ſagte, die ſein eindringender Geiſt von der Erfahrung ſich abgezogen hatte. Gewöhnlich war ihnen eine ſolche eherne Wahrheit aufgedrückt, daß man ſie nie wieder vergaß; ſchon durch ſeine Reden war es unvergeßlich geworden, an welcher Stätte er ſich verweilt hatte. **

Von Tugend und Größe, wo er ſie finden mochte, ward immer ſeine ganze Seele erfüllt. So belohnte er diejenigen, welche dem unglücklichen Odoacer unerſchütterliche Treue, die ſie ſchwuren, bewieſen hatten, und nie fühlte er ſich ſelbſt erhabener, als wie er unter den Denkmalen der alten Römergröße in Rom wandelte. Der Senat und das Volk zogen ihm feierlich entgegen, da er im ſiebenten Jahre ſeiner Regierung (500) der Stadt nahte, und nannten ihn einen zweiten Trajan. Er redete öffentlich mit Würde zu ihnen, und ließ es zu, daß die Verheißungen, welche er ihnen gethan hatte, in eine Tafel von Erz gegraben wurden; aber bald entriß er ſich der öffentlichen Bewunderung, um die Denkmale des Alterthums zu betrachten. Keines von ihnen zog ſeine Seele ſo an, als die Säule Trajans. Ueberhaupt aber bewogen ihn die jetzt erhaltenen Eindrücke zu dem feſten Entſchluß, alles aufzubieten, um dieſe koſtbaren Ueberreſte den folgenden Zeitaltern aufzubewahren. *

---

*) Cassiodor. var. II. 40.

**) Ennod. p. 230. 31. — Excerpta de Theod. p. 666.

Nicht weniger als von ſeinen Unterthanen ward Theoderich von den Völkern geachtet, welche in den römiſchen Provinzen Staaten errichtet hatten, und wenn man ihn loben muß, daß er in der Blüthe ſeiner Jahre und ſeines kriegeriſchen Ruhms nach nichts ſo ſehr ſtrebte, als Frieden zu ſtiften, ſo muß man ſeinen denkenden Kopf in dem Syſteme bewundern, das er unter den abendländiſchen Reichen hervorzubringen ſuchte. Durch Familienbande vereinigte er ſein Haus mit den Königen der Franken, der Burgunder, Thüringer, Vandalen und Weſtgothen, vorzüglich ſann er auf eine enge Vereinigung mit dieſen letzten, welche ſchon wegen der gleichen urſprünglichen Abſtammung leichter mit den Oſtgothen ſich befreunden mußten. Das Anſehen, welches er dadurch erhielt, und das Ueberge-

*) Excerpta de Theod. p. 668.

wicht, welches ihm ſeine großen Eigenſchaften gaben, benutzte er nicht, um ſein Reich zu vergrößern, ſondern um eine Republik von germaniſchen Staaten zu errichten, welche ſich dem orientaliſchen Kaiſerthume kühn entgegen ſtellen könnte. Dem griechiſchen Hof entging dieſer Plan nicht, und Anaſtaſius that alles, um Chlodowig, den König der Franken, gegen ihn zu heben. Nie war das Gleichgewicht mehr in Gefahr, und nie ward es mit ſo vieler Klugheit geſchützt, als jetzt von Theoderich. Wären ihm Herrſcher gefolgt, die ſeinen politiſchen Scharfblick beſaßen, ſo wären Juſtinians Feldherrn nie ſo ſiegreich gegen die germaniſchen Mächte geweſen.

Nicht allein durch dieſes Syſtem und durch den kriegeriſchen Sinn der Gothen wollte der König ſein Italien ſchützen, denn trotz denſelben ward ihm bei einem Blick nach Norden oft bange! wie gefahrvoll waren für die italiäniſchen Gränzen die benachbarten Schwärme, ſelbſt wenn es ſchien, als wären ſie günſtig gegen das oſtgothiſche Reich geſinnt. So oft es Unruhen unter ihnen gab, verlegte er ſogleich ſeinen Hof in ihre Nähe nach Verona. Nach und nach unterwarf er ſeiner wohlgeordneten Regierung einen Strich der Provence, Rhätien, Vindelicien, Norikum und einen beträchtlichen Theil von Pannonien und Dalmatien. So umgab er ſein Italien gleichſam mit einer Verſchanzung von Ländern, da zugleich Aeſtyer von den Küſten der Oſtſee her ihm Geſchenke brachten, und man von Schweden her, welches die Wiege der gothiſchen Nation genannt wurde, Bande mit ihm anknüpfte. In den Sagen Skandinaviens arbeitete man ſeine Thaten in das Romantiſche über; als Theoderich von Verona, oder Dietrich von Bern ward er im Norden das Ideal eines Helden. *

Alle Pracht, allen Nachdruck der Sprache wandte er auf, um mit Anaſtaſius im Frieden verharren zu können; es wäre nicht gut, äuſſerte er, wenn Länder Kriege gegen einander führen ſollten, die einſt unter Einem Beherrſcher glücklich waren; aber ſeine Plane waren zu umfaſſend für den griechiſchen Hof, der Veranlaſſungen zu mancherlei, als daß ſein Wunſch erfüllt werden konnte. An der daziſchen Gränze kam es zum Kriege, in welchem Theoderich der Beſchützer eines Nachkommen von Attila wurde. Die Niederlage des griechiſchen Heers war ein Triumph für die gothiſche Tapferkeit; aber daß die Leichname auf dem Schlachtfelde nicht beraubt wurden, weil der Anführer nicht das Zeichen zum Plündern gegeben hatte, zeigte, mit welcher Kraft Theoderich ſeine ſtrenge Ordnung durchgeführet hatte. Unmittelbar nachher landeten die Griechen und verheerten die Küſten von Kalabrien und Apulien. Wie durch einen Zauberſchlag hatte der König eine Flotte geſchaffen, und dann erhielt er endlich einen feſtern Frieden mit dem griechiſchen Hofe, welchen er ſo lange gewünſcht hatte. **

Bis nahe an das Ende Theoderichs iſt ſein Leben ein glänzendes Gemälde von ſeinem Ruhm und ſeinem Glück, und man kann mit Wahrheit ſagen, daß dieſes letzte ganz ſein eignes Werk war, da die Zeitverhältniſſe jeden Augenblick ein Gewitter, deſſen Blitze er ableitete, gegen ſeinen Thron heraufführen. Nur in ſeinen letzten Jahren überläßt er ſich ein einziges Mal ſeinem beleidigten Herzen und der Leidenſchaft; aber daß er unſere Bewunderung, nur mit Mitleiden vermiſcht, auch da noch verdient, zeigt er, indem er unmittelbar nach ſeinem Fehltritt vor Schmerz in die Gruft ſinkt. Erſchütternd iſt der Anblick, wenn ein großer aber ungebildeter Herrſcher dem rohen Geiſt ſeines Zeitalters am Ende eines glorreichen Lebens zum erſtenmal den Tribut der Schwäche zahlt, und dann in dem erhabenen Gram, welcher ihn deshalb ergreift, dem Anblick einer langen Reihe von errungenen Palmen keinen Troſt abgewinnet.

---

*) Nordiſche Chroniken in Cochlaei vita Theoderici.

**) Jornand. c. LVIII. p. 699. — Ennod. p. 221 — 24.

Theoderich war in dem Glauben der Arianer erzogen worden, aber weit davon entfernt, ſich um die Streitigkeiten zu bekümmern, welche in der chriſtlichen Kirche herrſchten, hatte er es ſich zum Geſetz gemacht, den katholiſchen Glauben im Beſitz aller ſeiner Rechte in Italien zu laſſen, und jeden Lehrer deſſelben, ſobald er ausgezeichnete Verdienſte beſaß, durch ſeine Wohlthaten zu ehren. Nur wollte er dagegen auch, daß die Religion ſeiner Sekte und alle übrige geduldet würden; konnte man doch auch nicht ein einziges Beiſpiel anführen, daß ein Katholik während ſeiner Regierung irgend veranlaßt wäre, zu dem arianiſchen Glauben überzutreten. *

Nach dieſem Geiſte der Duldung mußte ihn die Verfolgung der Juden ſehr kränken, welche zu Ravenna begann, wo die katholiſchen Chriſten, indem er zu Verona abweſend war,

*) Excerpta de Theod. p. 666. Ennodii vita. B. Epiphanii episcopi ticin. p. 396. in op. ed. Sirmondi Paris. 1609. 8.

die Güter dieſes fleißigen Volks plünderten und ſeine Synagogen aus religiöſem Haß in Brand ſteckten. Mochten immerhin die Juden einigermaaßen zu ſolchen Mißhandlungen gereizt haben: ſo durfte die Regierung dieſem Unfug ſchon deshalb nicht nachſehen, weil für die wichtigſten Städte des Reichs, welche der iſraelitiſche Fleis belebte, großer Schaden aus einer ſolchen Nachſicht entſtehen konnte. Ueberdies wurde der Aufruhr zu Ravenna, auf welchem ein ähnlicher zu Rom gefolgt war, dem König ſo geſchildert, daß die Chriſten in noch einem gehäßigern Licht, als ſie es vielleicht verdienten erſchienen. Wahrſcheinlich konnte man unter der Menge die eigentlichen Thäter nicht finden, wenigſtens gab man ſich Mühe genug ſie zu entdecken; auch fand es ſich bald, daß die katholiſche Chriſtenheit in Italien allgemein jenes Verbrechen billigte: daß auf Koſten derſelben die Synagogen wieder erbaut werden ſollten, war eine gelinde Strafe, und daß diejenigen, welche ſich weigerten, das ihrige dazu beizutragen, durch die Straßen mit Stockſchlägen geführt wurden, war keine Ungerechtigkeit; aber der religiöſe Eifer ihrer Glaubensgenoſſen nennte ſie Märtyrer.*

Hier war eigentlich der gefahrvolle Punkt, wo von Theoderich ſein guter Geiſt entwich. Was hatte er nicht ſein ganzes Leben hindurch gethan, vorzüglich wenn er ſich mit andern germaniſchen Herrſchern verglich, um ſich die Liebe der Italiäner zu erwerben? Von ihrer elenden religiöſen Wuth konnte er ſich gar keinen Begriff machen; wie geringfügig mußte ihm

*) Excerpta de Theod. p. 669. — Cassiodor. var. l. IV. 43.

nun gar die Veranlaſſung erſcheinen, welche ihre Stimmen gegen ihn erhob? Man brandmarkte ihn mit dem Namen eines Kezers, wodurch ſeine ganze Seele mußte empört werden, weil er in ihm die Verachtung wahrzunehmen glaubte, mit welcher der kultivirtere Menſch auf den weniger gebildeten herabſieht, und wofür dieſer, wenn er eine große Denkart beſizt, ein ſtets wundes Gefühl hat. Aus Uebereilung ließ er, ſich zu rächen, die Stephanskirche in Verona niederreiſſen. Nun ſahen die katholiſchen im Geiſte ſchon Wunderzeichen und erzählten abentheuerliche Geſchichten, deren Deutung nur zu leicht gefunden werden konnte. Ein gothiſches Weib ſollte nicht weit vom königlichen Pallaſt in Ravenna mit Drachen niedergekommen ſeyn, welche ſich vom Occident nach dem Orient in Wolken erhoben, aber ins Meer hinabgeſtürzt wurden. Man äuſſerte in ſolchen Mährchen den Wunſch, daß das gothiſche Reich durch die griechiſche Macht möge zertrümmert werden. *

Indem der König durch dieſe Begebenheiten ſchon gereizt war, kam eine Nachricht aus dem Orient, welche bei ſeiner gegenwärtigen Stimmung äuſſerſt verderblich für ihn ward; der alte ſchwache Juſtin, der zuerſt als gemeiner Soldat gedient hatte, ſaß jezt auf dem Kaiſerthron, und neben ihm herrſchte ſein Schweſterſohn, der nachher ſo berühmte Juſtinian, deſſen Handlungen ſchon jezt von der Eitelkeit geleitet wurden, welche mit ihm den Thron beſtieg, und deren vorzüglichſte Bemühung es war, die Kezerei allenthalben auszurotten.

---

* Excerpta de Theod. p. 670.

Plötzlich erſchienen die härteſten Befehle gegen die Arianer, um ſie zur Rückkehr in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zu zwingen. Schien dies nicht eine höchſt undankbare, grauſame Verſpottung Theoderichs zu ſeyn?

Nun erſt ward er mit Schrecken gewahr, daß der Boden unter ihm hohl ſei, nun erſt glaubte er Licht über die Plane der katholiſchen Chriſten, der alten Bewohner Italiens zu erhalten, und die erſte Wirkung davon war, daß er ihnen alle ihre Waffen wegnehmen ließ. Dann warf er einen Blick auf ihr Haupt, den römiſchen Biſchof, welcher freilich von ihm, nachdem er von den Römern gewählt war, beſtätigt wurde, aber ſchon eine ſolche Macht beſaß, daß er auch einen weniger argwöhniſchen König Italiens zur Eiferſucht hätte reitzen können. Daher beſchloß Theoderich gerade ihn nach Konſtantinopel zu Unterhandlungen wegen Aufhebung der Befehle gegen die Ketzer zu ſenden. Schon der Widerwille, mit welchem Papſt Johann dieſem Befehle folgte, mußte ſeinen Verdacht vermehren; er ließ ihn mit andern Biſchöffen und einigen Senatoren auf ein Schiff und nach dem Orient bringen. Wie man ſeinen Auftrag beſorgen werde, konnte er vorher ſehen; aber die außerordentliche Ehrfurcht und Pracht, womit der Papſt am kaiſerlichen Hof empfangen wurde, nicht als Geſandter des Königs von Italien, ſondern als Repräſentant des Apoſtels Petrus, war ihm unerwartet, und ſchien ihm nach ſeinen Grundſätzen, daß die geiſtliche Macht der weltlichen gänzlich unterthan ſeyn müße, eine Verſpottung ſeiner Würde zu ſeyn. Johann brachte die Antwort zurück, daß diejenigen Arianer, die ſchon zur katholiſchen Kirche übergetreten wären, im Schooß derſelben bleiben müßten. Sogleich gab Theoderich Befehl, daß an einem beſtimmten Tage aller katholiſche Gottesdienſt in ſeinem Reich aufhören ſollte, und behielt den Papſt als Gefangenen zurück, der aber nach wenigen Tagen ſtarb. Sein König hatte ihn als einen Verräther betrachtet; und mit welcher Abgötterei folgten die Italiäner der Leiche zur Gruft.! *)

Der innere Gram, ſich ſo in allen ſeinen Erwartungen von den alten Landeinwohnern getäuſcht zu ſehen, nagte an der Wurzel der Kraft des Oſtgothen; aber ſie fiel nicht, bis ein fürchterlicher Schlag kam, der ſie zerſplitterte; ſeine eigne Größe verließ ihn nur da erſt, als er verfolgt von der Undankbarkeit ſeiner Unterthanen ſich gegen fremde Größe vergangen hatte.

Unter den vortreflichen Männern, deren Tugend und Verdienſte er zur Zierde ſeiner Regierung gemacht hatte, war keiner von ihm mit einer ſolchen Liebe behandelt, als Boethius, deſſen ganzes Leben ein glänzendes Gewebe von Glück und Ruhm war, wie das Leben ſeines Königs. Hand in Hand gehen beide voll Freundſchaft, bis ein feindſeliges Geſchick ſie entzweit, daß ſie ſich einander in den Abgrund ſtürzen.

In einer der älteſten und reichſten Familie Roms, der amiciſchen, erzogen, hatte der junge Boethius früh alle Mittel zur Entwickelung ausgezeichneter Talente genoſſen, und in den

---

*) Excerpta de Theod. p. 671.

Schulen Athens, wo er eine lange Reihe von Jahren dem Geiſt von Platon und Ariſtoteles nachforſchte, hatte er eine unauslöſchliche Liebe zu jener himmliſchen Weisheit erhalten, die er in den Tagen des Glückes nicht verließ, und welche ihn in den Kerker des Todes als Freundin begleitete, um in ſeinen letzten Betrachtungen ihm ein Denkmal, der Unſterblichkeit werth, die es erhielt, zu errichten. Als er nach Rom zurückgekehrt war, erfüllte er zu derſelben Zeit, da ihm ſeine Gemahlin, eine Tochter ſeines edlen Freundes, des Patriciers Symmachus, und liebenswürdige Kinder jede häusliche Freude ſchenkten, alle Pflichten des Bürgers, und Theoderich fühlte ſich nur zu arm, den Mann zu belohnen, welcher auch als Gelehrter eine ſeltene Zierde ſeines Reichs war. Nicht genug, daß er den Vater zum Konſul ernannte, gab er ihm das ſchöne Schauſpiel, daß er ſeine beiden Söhne als Konſule deſſelben Jahrs unter dem ehrwürdigen Geleit der Senatoren und dem Jauchzen der ſtrömenden Volksmenge durch die Straßen Roms ziehen ſah. Mit der innigſten Rührung trat Boethius auf, und ſeine prachtvolle Beredſamkeit verkündigte den Ruhm ſeines großen Wohlthäters. Damals ahnete es ihm nicht, daß derſelbe Trieb, welcher ihn mit Freude bei dieſem Anblick erſchütterte, nämlich ſeine Liebe zur alten Freiheit, die ihn jedes Schauſpiel aus den Zeiten der Republik mit Enthuſiasm betrachten hieß, die Urſache ſeines Verderbens ſeyn werde.

Derſelbe Argwohn, welchen Theoderich gegen die Italiäner überhaupt und gegen den Papſt hegte, mußte noch mehr den römiſchen Senat treffen, der ehmals die Welt regiert hatte und dies nie in den Zeiten ſeiner Ohnmacht vergaß. Alle Glieder deſſelben hofften auf die Freiheit Roms; dieß geſtand man frei, als der Senator Albinus wegen einer ſolchen geäuſſerten Hoffnung angeklagt war. »Iſt er ein Verbrecher; rief Boethius aus, ſo ſind wir es alle, und ſind wir unſchuldig, ſo kann er gleichen Anſpruch auf den Schutz der Geſetze machen.«

Auch Boethius ward wie Albinus angeklagt, daß er im Einverſtändniß mit den Griechen ſtehe, um durch ihre Hülfe Italien von der Herrſchaft der Gothen zu befreien. Drei Männer von hohem Rang, aber keineswegs von unbeſcholtenem Rufe, traten als Zeugen gegen ſie auf, und zeigten ſogar Briefe mit ihrem Siegel vor, durch welche ſie die Griechen gegen Theoderich zu bewaffnen ſuchten; allein die Angeklagten erklärten ſie für das Werk des Betruges. Die lobenswürdigſten Handlungen von Boethius, welcher die Italiäner gegen jeden Druck von Seiten der Gothen mit männlichem Muth und Theoderichs Beifall geſchützt hatte, verwandelten ſich jetzt in den Augen des letzten in Verbrechen. Er behandelte ſeinen alten Freund mit ausgezeichneter Härte, und ließ ihn nach Pavia in einen Thurm bringen, wodurch ſeine Vertheidigung ſehr erſchwert ward. Er hatte keinen Sinn mehr für die Worte deſſelben, welche ſeine beſte Schutzrede ſeyn mußten: »o der Thorheit, welche Freiheit kann denn Rom noch hoffen? ich wünſchte, daß wir auf irgend eine hoffen dürften! Wäre dieß, ſo hätte ich dem Tyrannen geantwortet: und wenn ich von einer Verſchwörung für die Freiheit gewußt hätte, ſo hätteſt du davon nichts erfahren.«

Noch wankte der König in ſeinem Urtheil über die Schuld oder Unſchuld des Angeklagten, da ſprach der Senat ſelbſt über den Weltweiſen, welcher im Kerker in ſeine Bücher über den Troſt der Philoſophie die letzte Kraft ſeines Genius hauchte, über den einzigen Mann, welcher auf ihn die Glorie des alten Freiſtaates zum letztenmal zurückgebracht hatte, das Todesurtheil aus. Mit dem Bewußtſeyn der Unſchuld vernahm es Boethius, und fuhr ruhig fort, die Blumen ſeiner Phantaſie über die Lehren der ſpeculativen Philoſophie zu ſtreuen. Er ſtarb unter ſchrecklichen Martern, die Theoderich nicht befohlen hatte, unter der Aufſicht des Grafen von Pavia. Ein feſter Strick ward ihm ſo um den Kopf geſchnürt, daß ſeine Augen hervorſprangen; durch einen Keulenſchlag ward ſein Leben geendigt. In den Klagen, die ſein Schwiegervater Symmachus erhob, verräth ſich die Begierde nach Rache. Der Greis ward in Ketten geworfen und nach Ravenna gebracht; auch er wurde als Verbrecher hingerichtet. (524. 25.) *)

Unglücklicher als beide war Theoderich; die Schatten ſeiner Freunde verfolgten ihn, wohin er gieng, und zerrütteten ſeine Phantaſie. Bei einem Abendeſſen erblickte er auf der Tafel den Kopf eines großen Fiſches, welcher den Rachen aufgeſperrt

---

*) Excerpta de Theod. p. 670. Boëthii de conſolatione l. V. ex recenſ. Joh. Bernartii Antw. 1607. 8. l. 1. proſ. IV. p. 9. 12. l. II. proſ. 3. p. 10. 12. 26. Caſſiodor. Var. II. 10. 11. IV. 22. V. 41. VIII. 16 Kaſſiodor ſchildert in dieſen Stellen zwei Ankläger von Boethius, nämlich den Baſilius und Opilio.

hatte. So drohend, glaubte er, müſſe das Haupt des alten Symmachus, die Zähne in die untern Lippen gedrückt, ihn anſehen. Er ſprang auf von der Tafel, alle ſeine Glieder zitterten, er ſtürzte ſich in ſeine Kammer, und befahl, daß eine Laſt von Decken über ihn auf das Bett geworfen werden ſollte. So fand ihn ſein Arzt, welchem er mit Thränen ſeine Grauſamkeit gegen Boethius und Symmachus geſtand; drei Tage nachher ſtarb er (526). Daß ein ſolches Leben ſich ſo endigen mußte![*]

---

[*] Procop. p. 142

VII.

Georg Heinrich, Freiherr von Görz.

Karl der Zwölfte und Görz zu Stralſund.

Holſteins junger Herzog, Friedrich der Vierte, wagte es, mit der Schweſter Karls des Zwölften vermählt, ſeinen eiferſüchtigen Verwandten, dem däniſchen Hofe zu trotzen, und weckte dadurch zuerſt den Sturm, welcher den Norden Europens erſchütterte. Die glückliche Verwegenheit ſeines königlichen Schwagers verlieh ihm durch den Frieden zu Travendal den Vollgenuß ſeiner gegen Dänemark behaupteten Rechte, und ſein kühner Geiſt, welcher ihn nun an das Schickſal des eiſernen Helden aus Schweden feſſelte, gab ihm einen frühen Tod auf dem Schlachtfelde bei Kliſſow, welches ſein Freund ſiegreich verließ, um ſein Spiel mit fremden Kronen zu beginnen.

Aber Holſteins Glück im Frieden von Travendal waltete nach des Herzogs Tode über ſeinem Lande, das ſeinem Sohne, einem Knaben, anheim gefallen war, und ſicherte demſelben die Ruhe, indem der Schwedenkönig als Flüchtling unter den Feinden der Chriſtenheit auf Siege und Rache ſann, aus ſeinem Wahn, daß ſich das Geſchick vor ihm beugen müſſe, nicht durch den Sieg jenes höhern Geiſtes geriſſen, welchen der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf Rußlands Thron erblickte, damit der Norden unter dem eiſernen Scepter des Schweden nicht blos zur Waffenſtätte bereitet, ſondern auch durch Künſte des Friedens geſchmückt werde. Schweden ſelbſt ward nun von den Feinden angegriffen, und der Zeitpunkt ſchien gekommen zu ſeyn, wo der Thron zuſammenſtürzen müſſe, von welchem Guſtav Adolf als Retter fremder Freiheit, Karl der Zwölfte als Unterjocher der Welt, beide bewundert und für das Gleichgewicht Europas mehr als gefürchtet, ausgegangen waren. Holſteins unmündiger Herzog dagegen lag, mitten unter den Stürmen, welche um ihn her die mächtigen Reiche erſchütterten, im Arm der Ruhe, bis die Rettung, die ein gedrängtes ſchwediſches Heer in ſeinem Lande ſuchte, dem erbitterten däniſchen Könige Veranlaſſung gab, den Frieden von Travendal zu brechen. Es gewann das Anſehn, als ob es nun einzig von der Gnade des verwandten Königshofes abhangen werde, ob dem Herzog irgend eine der väterlichen Beſitzungen bleiben ſolle. Aber eben in dieſem gefahrvollen Zeitpunkte ſann ein umfaſſender Geiſt unter den erſten Dienern ſeines Staates nicht nur auf die Erhaltung deſſelben, ſondern faßte den verwegenen Gedanken, ſeinen jungen Herrn auf den

Thron des Königs zu erhöhen, welcher noch in der Türkei daran dachte, ſich aus ſeinem Elend aufzuraffen und die Kronen ſeiner Feinde zu zerſchmettern. Es geziemt ſtarken Seelen, daß ſie ihre großen Plane entwickeln, wenn ihnen ſelbſt der Boden geraubt werden ſoll, auf welchem ſie ihren Standort gewählt haben.

Georg Heinrich, Freiherr von Görz *), liebte in dem Herzogthum Holſtein nicht ſein Vaterland **), aber jedes Geſchäft, dem er ſich weihte, umfaßte er mit Liebe, und es war ihm Bedürfniß zur treuen Erfüllung ſeiner Pflicht, ſie ſo zu ſtellen, daß er ſie nicht ohne ein Wageſtück erreichte. Sobald er als Geheimrath den Herzogen von Holſtein angehörte, ward die Größe derſelben ſeine Leidenſchaft, die mit dem Unglück ſeiner Gebieter tiefer Wurzel faßte. Ohne Zweifel wirkte zu ihrem Gedeihen der traurige Zug, als er des Herzogs Friedrich Leiche aus Polen in die Heimath brachte, und Schaaren von erlahmten und kranken Kriegern dem Sarge zu dem väterlichen Heerde folgten, ein Schauſpiel, welches in ſchwächern Seelen den Keim des Ehrgeitzes niederdrücken mochte. *) Seiner Seele that es wohl, unter dem ſchauderhaften Bilde des Krieges auf allen Seiten, und den rieſenmäßigen Geſtalten, die ſich jetzt im Norden bewegten, ruhig darzuſehn, und für die Größe eines Knaben zu ſorgen, welcher ſich kaum den Banden des Säuglings entwunden hatte, und Länder beſaß, die ein zu lockendes Gut waren, um nicht die Habſucht benachbarter Mächte zu einer Zeit zu reitzen, wo der Wechſel im Länderbeſitz gewöhnlich geworden; und wiederum nicht Kräfte genug in ſich faßten, um ſich allein beſchützen zu können.

---

*) Seinen ganzen Namen und ſeine Würden findet man auf dem Titel der Vertheidigungsſchrift für ihn, welche erſt im Jahre 17[illegible] erſchienen iſt: Rettung der Ehre und Unſchuld des weiland Königl. ſchwediſchen Staatsminiſters, und Herz. Schleswig-Holſteiniſchen Geheimenraths und Ober-Hof-Marſchalls, Georg Heinrichs, Freiherrn von Schlitz, genannt von Görz, aus des Königs Carl XII. des ſchwediſchen Senates, der ſchwediſchen Herren und Männer, Original und andern Urkunden erwieſen. Mit XXX Beilagen. 8. Ohne Druckort.

**) Sein Geſchlecht gehört zu der unmittelbaren rheiniſchen und fränkiſchen Ritterſchaft ſ. Nordbergs Leben Karls des Zwölften Th. 2. S. [illegible].

So voll Görz von großen Entwürfen zum Beſten ſeines Herzogs, ſahe er doch zu gut ein, wie wohlthätig für Holſtein die Neutralität durch den Frieden von Travendal nach dem Sturz des Königs von Schweden war, als daß er durch irgend eine Bewegung dieſe Ruhe hätte ſtören ſollen. Dagegen verwandte er alle Beredſamkeit und Kunſt zu unterhandeln, um durch die Mächte, welche Garants des Friedens von Travendal waren, die Beſitzungen ſeines Herrn gegen den König von Dänemark zu retten, wie Dänen und Ruſſen dem Heere des ſchwediſchen Feldherrn Steinbock in dieſelben folgten.

Als Görz zum unmittelbaren Schutze der Lande ſeines Herzogs keine Macht in Bewegung bringen konnte, ſuchte er

---

*) Nordberg I. 365.

für die Erhaltung derſelben zu ſorgen, indem er die deutſchen Provinzen des ſchwediſchen Königs einigermaßen ſchützte, und ſo die Einleitung zu einer Neutralität des nördlichen Deutſchlands machte. Dies aber war nicht möglich, wenn nicht eine von jenen nordiſchen Mächten gewonnen wurde, die aufgeſchreckt durch Karls abentheuerliche Unternehmungen alle nur geſpannt ſchienen, Schwedens Macht zu zertrümmern.

In eben dem Jahre, wo die Bedrängniſſe der holſteiniſchen Lande nach einer glücklichen Ruhe, die man kaum hatte erwarten dürfen, plötzlich einen hohen Grad erreichten, 1713 beſtieg den preußiſchen Thron ein König, welcher einen eiſernen Sinn, wie Karl der Zwölfte beſaß, aber von keiner Sucht nach Heldenruhm und keiner Einbildungskraft voll rieſenhafter Bilder getrieben, ihn nur zu einer feſten innern Bildung ſeines Reichs verwandte. Es litt freilich keinen Zweifel, daß auch dieſer König, Friedrich Wilhelm der Erſte, gern Gewinn davon ziehen werde, wenn die ſchwediſche Macht zu Grunde ging; aber es lag nicht in ſeiner Natur, in große Entwürfe einzugehn, welche die europäiſchen Angelegenheiten als ein Ganzes betrachten, und ein kleiner Vortheil in der Nähe war ihm lieber, als der ungeheuerſte in der Ferne. Deswegen hatten ihn die lockendſten Anerbietungen nicht gereizt, welche Peter der Große gethan, wenn er zum Bunde der Feinde Schwedens treten wollte.

Auf dieſen König richtete Görz ſeinen Blick, und ſchmeichelte ſich, des Beifalls ſeines Königs von Schweden für ſeine Unterhandlungen gewiß zu ſeyn, da er im Einverſtändniß mit dem ſchwediſchen Gouverneur von Bremen und Verden, dem Grafen von Welling, handelte, der ausdrückliche Vollmacht von ſeinem Herrn erhalten hatte, ganz nach Gutdünken eine Verbindung mit dem preußiſchen Hofe einzugehn. Die Unterhandlungen führte Görz zu Berlin mit ausgezeichneter Feinheit. Es ward ein Vertrag geſchloſſen, daß die ſchwediſchen Feſtungen, Stettin und Wismar, von Holſteiniſchen und preußiſchen Truppen beſetzt werden ſollten, bis der nordiſche Krieg ein Ende erreicht hätte. Beide Feſtungen würden alsdann dem Könige von Schweden wieder eingeräumt, ſobald die aufgewandten Koſten vergütet wären. Auſſerdem verſprach der preußiſche Hof, Stralſund und Rügen wider allen feindlichen Anfall zu decken, und mit ſeiner thätigſten Hülfe nicht abzulaſſen, bis das Herzoglich Holſteiniſche Haus in alle ſeine Beſitzungen und Rechte wieder hergeſtellt wäre.

Schon zogen ſich zwanzig Tauſend Mann preußiſche Truppen zuſammen, um den Bedingungen dieſes Vertrages Kraft zu geben, durch welchen die Plane der Feinde Schwedens einen großen Riß bekamen, ſobald er treu erfüllt wurde. Allein der ſchwediſche Befehlshaber in Stettin, Freiherr von Meyerfeld, weigerte ſich durchaus fremde Krieger in die ihm anvertraute Feſtung aufzunehmen. Wenn der Himmel, ſagte er, auf der einen Seite Frieden mit denjenigen gebe, welche jetzt offenbare Feinde wären: ſo würde dieſer Vertrag gewiß ein Zankapfel bleiben, oder ein Zunder werden, wodurch die Kriegesflamme auf der andern Seite mit denen angezündet würde, die ſich jetzt als Freunde erklärten. König Karl billigte nachher in einem Schreiben aus der Türkei völlig dieſe Aeuſſerungen und das Betragen des Befehlshabers.

Man bedauerte, hörte Görz zu Berlin, daß die großmüthigen Abſichten des preußiſchen Hofes nicht anerkannt wären, und der gute Grund, welchen ſie zu einen baldigen allgemeinen Frieden im Norden hätten legen wollen, nicht gebilligt würde. Nur zu bald möchten die verfallenen Mauern und Werke Stettins und Wismars durch die feindlichen Kugeln zuſammenſtürzen; und die unumgängliche Nothwendigkeit trete ein, daß der König von Preuſſen ſich wegen der vorpommerſchen Lande und Feſtungen vorjetzt mit den nordiſchen Bundesverwandten genauer verbinde.

Unmittelbar nachher zog auch ein ruſſiſches Heer aus Mecklenburg vor die Feſtung Stettin; und begann mit Eifer die Belagerung. Wie die Flammen in mehrern Gegenden der Stadt zu wüthen anfingen, bewieß ſich der Befehlshaber endlich geneigt, die Feſtung für neutral erklären zu laſſen, und preuſſiſche Truppen in dieſelbe aufzunehmen. Allein nun äußerte auch ſogleich der Hof von Berlin, daß man von dem Inhalt des erſten Vergleichs ſich durchaus nicht mehr gebunden glaube. *)

Der Plan von Görz, eine Verbindung zwiſchen Preuſſen und Schweden zu ſtiften und durch dieſelbe den jungen Herzog von Holſtein, ſeinen Herrn wieder herzuſtellen und zu ſchützen,

---

*) Rettung des Freiherrn von Görz, S. 4. 8. Nordberg II. 446. 58.

war bis jetzt fehlgeſchlagen, und es litt keinen Zweifel, daß dieſer Verſuch, wie alle übrigen, der nördlichen Hälfte Europas den Frieden zu ſchenken, der endlich um dieſe Zeit die ſüdliche zu beglücken begann, nachdem ſie wie jene ſeit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter den Greueln eines ununterbrochenen Krieges geſeufzt hatte, vorzüglich an dem Starrſinn Karls des Zwölften geſcheitert war. Dies fühlte man lebhaft in Schweden, deſſen Hülfsquellen die Fortſetzung des Krieges faſt gänzlich erſchöpft hatte, indem es durch das Glück und die Macht ſeiner zahlreichen Feinde immer härter bedrängt wurde. Auch wankte während der langen Abweſenheit des Königs das Vertrauen der Nation zu der Regierung. Bei den Ständen der Ritter und Bauern waren lebhafte Bewegungen, die königliche Gewalt auf Karls Schweſter, die Prinzeſſin Ulrika Eleonore, zu übertragen. Das Gerücht hiervon erweckte in Görz einen kühnen Gedanken. Des jungen Herzogs von Holſtein vor wenigen Jahren verſtorbene Mutter war die ältere Schweſter des Königs von Schweden geweſen; ihr Sohn ſchien ein näheres Recht auf die Krone, alſo auch auf die Regentſchaft zu haben, als ſeine Tante Ulrike Eleonore. Auf dieſen Umſtand und auf die große Parthei, welche das holſteiniſche Haus im ſchwediſchen Senat hatte, auf den Wunſch, welchen die nordiſchen Mächte hegen mußten, daß Karls ungeſtümer Geiſt nimmer wieder über Schweden walte, gründete Görz den Gedanken, ſeinen kaum vierzehnjährigen Herrn auf den Thron Guſtav Adolphs zu bringen. Er ließ insgeheim dem Zaar zuerſt ſeinen Entwurf darlegen, worin er die Nähe eines allgemeinen und für Rußland vortheilhaften Friedens im

Norden zeigte, wenn die bezweckte Veränderung auf dem ſchwediſchen Thron vollbracht würde, welche ſich auf das Recht ſeines Herrn gründe, da Karl der Zwölfte in der Türkei ſo gut wie verloren wäre. Allein Peter der Große verwarf dieſen Vorſchlag mit Unwillen, und Görz war nun in einer gefährlichen Lage. Der König rüſtete ſich wirklich, die Türkei zu verlaſſen; und der harte Stolz, den er immer hervorbrechen ließ, wenn jemand auf das leiſeſte ſein königliches Anſehn und den unumſchränkten Gehorſam gegen ihn verletzte, weiſſagte dem holſteiniſchen Geheimenrathe das Schickſal Patkuls, wenn der König von ſeiner Unterhandlung am ruſſiſchen Hofe Nachricht bekomme. Zwar konnte er ſich mit ſeinem Eifer für das Wohl ſeines Herrn und mit dem Grund entſchuldigen, daß er kein Unterthan des ſchwediſchen Königs ſey, und deshalb gegen denſelben keinen Verrath durch ſein gewagtes Unternehmen verübt habe. Allein das unbiegſame Gemüth des eiſernen Helden pflegte auf ſolche Rechtfertigung nicht zu achten; über Holſtein gebot er nach Willkühr, und von den Dienern des herzoglichen Hauſes erwartete er Unterthanenpflicht, da er für daſſelbe den gewaltigen Sturm im Norden erregt, und ſich in ſein gegenwärtiges Unglück geſtürzt hatte. *)

Görz rief daher den Geſandten von Baſſewitz, welcher am ruſſiſchen Hofe die Unterhandlung hatte einleiten ſollen, ſogleich zurück, und wandte alle Mittel an, um die Papiere, welche dieſelbe betrafen, zu vernichten. Aber er wußte auch, daß dennoch, wenn es ihm auch gelang, jede Urkunde, die wider

---

*) Nordberg II. 512.

ihn zeugen konnte, zu vertilgen, der Schritt, welchen er am ruſſiſchen Hofe gethan hatte, dem König von Schweden nicht verborgen bleiben werde. Der Oheim des jungen Herzogs, Chriſtian Auguſt, Biſchof zu Lübeck, mußte daher ein Schreiben nach der Türkei ergehn laſſen, wodurch ein Schleier über die Verhandlungen zu Petersburg geworfen werden ſollte. Auch ſchien es nach der Antwort des Königs, als wäre dies gelungen. Ueberdies vertraute Görz ſehr auf die Macht ſeiner Beredſamkeit, und wollte es wagen, zu dem König in die Türkei zu reiſen, theils um jeden nachtheiligen Eindruck aus deſſen Seele zu tilgen, ehe er ſeine Länder betrat und hinlänglichen Aufſchluß über den Geiſt der Verhandlung am ruſſiſchen Hofe bekommen mochte, theils um ein Band, welches er in Wien knüpfte, zu einer Verbindung zwiſchen dem Kaiſer und Schweden zu ſchlingen, wodurch der Friede herbeigeführt würde. Allein zu Wien durch eine Krankheit aufgehalten, bekam er die Nachricht, daß Karl ihn nicht in der Türkei, ſondern in Pommern ſehn werde.

Die Lage des Freiherrn von Görz war noch dadurch verſchlimmert, daß der König entſchiedenen Unwillen über die Beſetzung der Feſte Stettin durch die Preußen äuſſerte, und durchaus ſich kein Verſprechen ablocken ließ, die Geldſummen, welche der preußiſche Hof für den Abzug der Feinde aus Pommern theils ſchon entrichtet, theils verheißen hatte, wieder zu entrichten. Dennoch eilte er von Wien hinweg, ſobald er die Kunde von der Heimreiſe des Königs vernahm. An demſelben Tage, da dieſer nach der abentheuerlichſten und angeſtrengteſten

Reiſe in Stralſund ankam, verließ jener die Kaiſerſtadt, und diejenigen, welche Karls Perſon umgaben, weiſſagten ihm ſchon das traurigſte Schickſal. Eines der erſten Geſchäfte des Königs war geweſen, ſich über die Verhandlungen am ruſſiſchen Hofe, und die Uebereinkunft wegen der Feſtung Stettin, die beide durch Görz eingeleitet waren, unterrichten zu laſſen, und verſchiedene Documente darüber durchzuleſen. Ueberdies hatten die Feinde des Freiherrn keine Mühe geſpart, ihn in dem ſchwärzeſten Schatten darzuſtellen.

Einer unſeeligen Verblendung ſchrieb man es zu, daß er ſeinem Schickſal mit anſcheinender Sorgloſigkeit entgegen eilte. Er erſchien vor dem König zu Stralſund: die erſte Unterredung dauerte lange, und ſeit derſelben war Görz früh und ſpät zu Karls Seite. Allgemein war die Verwunderung, daß ein Mann, welchen man ſchon als einen Verbrecher dem Hochgerichte hingegeben glaubte, plötzlich der Gnade des unbeugſamſten aller Herrſcher in der größten Fülle gewürdigt wurde. Die meiſten fanden den Grund dieſer unerwarteten Erſcheinung in einer Schonung, welche Karl gegen den Herzog von Holſtein und deſſen Oheim beobachten wollte, die an den Planen des Freiherrn Theil genommen hatten, und durch jede Strafe, die auf denſelben fiel, mit leiden mußten. Allein eine ſolche Schonung lag nicht in dem Charakter des ſchwediſchen Königs, und ſie konnte er auch ausüben, ohne auf einmal dem herzoglichen Miniſter ausgezeichnetes Wohlgefallen widerfahren zu laſſen. Vielleicht war es der Beredſamkeit deſſelben, und den Ausſagen des Biſchofs von Lübeck gelungen, die wahre Beſchaffenheit des Planes, welchen man dem Zaar eröffnet hatte, durch einen falſchen Schein zu verbergen; für das Verfahren in Hinſicht auf die Feſtungen Stettin und Wismar ließen ſich aber Vertheidigungsgründe genug anführen. Vielleicht war Karl, indem er die Abſicht des Antrages bei Peter dem Großen ganz einſah, durch die Kühnheit deſſelben ſo überraſcht worden, daß er eben ihrentwegen die ungeheure Beleidigung vergab, welche ihm dadurch zugefügt war. Gewiß aber iſt es, daß er ſogleich in Görz einen Geiſt entdeckte und liebte, welcher dem ſeinigen in verwegenen Entwürfen ſich gleich ſtellen konnte. Schon längſt hatte ihm ein Staatsmann gefehlt, welcher ſein ungeduldiges Gemüth durch keinen Umſchweif ermüdete, ſondern ſchnell auf das Ziel los drang, und zugleich jene Kenntniſſe, jene Freiheit der Unterhandlung, jene kalte Berechnung der Umſtände, die ihm gänzlich mangelten, gleichſam zur Ergänzung ſeines königlichen Sinnes ihm zubrachte.*)

Was Freundſchaft zwiſchen dem Könige und dem Freiherrn ſo ſchnell geſchaffen, gab ihr auch zugleich unerſchütterliche Feſtigkeit; die Harmonie, welche die Natur zwiſchen zwei Seelen gebaut, iſt ſtärker, als das Einverſtändniß langer Gewohnheit; vergebens kam nun der Feind von Görz, der Graf von Baſſewitz, um durch ſeinen Bericht von ſeiner Sendung nach Petersburg den Freiherrn zu verderben. Karl weigerte ſich durchaus ihn anzuhören.**)

---

*) Nordberg II. 553. 54. Rettung des Freiherrn von Görz 15 — 19.

**) Rettung des Freiherrn von Görz S. 20.

Vorfall, wodurch die Gunſt Karls gegen Görz ſteigt.

Ohne Zweifel hatte Görz nicht gezaudert, mit Friedensplanen den König zu umgeben; aber der immer mehr anſchwellende Krieg drängte dieſen ſo hart, daß er mehr auf unmittelbare Vertheidigung, als auf die entfernteren Ausſichten ſinnen mußte. In Stralſund von den nordiſchen Bundesverwandten belagert, vertheidigte er ſich mit ſeiner ganzen hartnäckigen Kühnheit, und es hatte das Anſehen, daß er ſich unter dem Schutte der Stadt begraben werde. Endlich ließ er ſich bereden, mitten im ſtrengſten Winter dieſelbe zu verlaſſen (1715 December 11). Ein kleines Fahrzeug entführte ihn unter gefahrvoller Arbeit durch das immer mehr anwachſende Eis, und unter größerer Gefahr, von den Kugeln der feindlichen Batterien auf der Inſel Rügen, die ununterbrochen ſauſten, in den Grund geſchoſſen zu werden. Glücklich erreicht der König die Inſel Jasmuth, wo eine leichtſegelnde Fregatte ihn erwarten ſoll; er findet ſie nicht, und fährt im elenden Fiſcherkahn, vom Winterſturm bedroht, in die offene See, um vierzehn deutſche Meilen weit zu ſchiffen. Die Hälfte derſelben war zurückgelegt, als die vermißte Fregatte erſchien. Aus Mangel an Lebensmitteln hatte ſie ihren Poſten verlaſſen müſſen, doch darauf gerechnet, zur beſtimmten Zeit bei Jasmuth wieder gegenwärtig zu ſeyn. Allein niemand, ſagte ihr Befehlshaber, habe ihm Lebensmittel leihen wollen, wiewohl er bewieſen habe, daß er den König nach Yſtadt bringen ſollte, und ohne die Lebensmittel nicht auf ſeinen Poſten zurückkehren könne. Der Gouverneur von Schonen habe ihm nicht einmal erlauben wollen, zurückzuſchiffen. Da ſei nun zum Glück der Freiherr von Görz erſchienen, auf einer Reiſe nach Malmoe, habe ihm ſogleich das nöthige Geld doppelt gegeben, und dem Gouverneur Vorwürfe wegen ſeines unverſtändigen Verfahrens gemacht.

Der eiſerne Karl vermogte nicht ſeine Rührung zu verbergen. Als er in Yſtadt den väterlichen Boden betrat, ſagte er zu vielen hier verſammelten Feldherrn und Großen des Reichs, daß er ohne die Hülfe des Freiherrn von Görz in Gefahr geſchwebet, ſein Königreich nie wiederzuſehen, und ungemein erfreute es ihn, daß ein Fremder eine Auslage an Geld für ihn nicht verweigert habe.

Dieſe Auslage hatte freilich kaum funfzig Thaler betragen; aber Karls Unterthanen hatten ſelbſt die Hälfte derſelben verſagt, und ſein Unglück hatte ihn gelehrt, ſelten Vertrauen zu den Menſchen zu hegen. Eine Aeußerung des Vertrauens, welche zu ſeiner Rettung beitrug, und von dem Manne, mit welchem ihn genialiſche Harmonie ſchon verbunden hatte, wirkte auf ihn, wie ein Zeichen des Schickſals, daß er dieſem Manne ganz vertrauen ſolle. Er beſchloß, das Glück ſeines Reichs in die Hände des Freiherrn von Görz zu geben. *)

---

*) Rettung des Freiherrn von Görz 24 — 26.

Zuſtand des ſchwediſchen Reichs, als Görz die Staatsverwaltung übernimmt.

So entſchloſſen und kühn Görz von dem kleinen Punkte, wo er bisher ſtand, in die Weltbegebenheiten eingegriffen hatte, zögerte er doch, die Rettung eines Reichs zu übernehmen, deſſen Kräfte bis zur Ohnmacht zu einer Zeit erſchöpft waren, wo es vielen Feinden, deren jeder ihm jezt dem Anſchein nach überlegen, widerſtehn ſollte. Bisher hatte er nur geſtrebt, das europäiſche Syſtem zum Heil deſſelben zu wenden, ungleich mühſamer und gefahrvoller war es, an eine innere Zerrüttung eine heilende Hand zu legen, als Vertrauter eines Königs, deſſen abentheuerlicher Schwung ſich nie berechnen ließ, als Führer einer Nation, welche das Anſehn der Fremdlinge haßt, hingeſtellt zu Großen, welche den blutenden Staat zu plündern nicht aufhören wollen. Ueberdies geſchahen die erſten Eröfnungen Karls gegen ihn, daß er ſich der innern Angelegenheiten Schwedens annehmen ſolle, in Beziehung auf einen Plan, welcher über die gegenwärtige Verwaltung des Reichs ein zurückſchreckendes Licht verbreiten mußte.

Der König brannte vor Begierde, den Krieg fortzuſetzen, aber ſahe ſich beinahe aller Mittel dazu beraubt. „Es fehlt uns, ſagte ſeine Schweſter auf dem Reichstag 1714, gänzlich an Geld, um Flotten auszurüſten, Heere zu unterhalten, Magazine aufzurichten; und doch nahen die Feinde ſich dem Herzen Schwedens, welchem man alle Vormauern niedergeriſſen hat.“

Durch die Hinderniſſe gereizt, die ſeinem Durſte nach Rache und Ruhm Befriedigung verſagten, gab Karl einem Rathe Gehör, welchen ihm nur eigennützige und treuloſe Schweden verhalten konnten. Schon war die Nation mit Auflagen belaſtet und das baare Geld war faſt gänzlich im Reiche erſchöpft; dennoch ſollte jezt jedes Hemmath monathlich achtzig Karolins der Regierung zahlen, und auſſerdem ſollten ſämmtliche Regimenter nicht nur ohne Vergütung von ihren Kantons ernährt werden, ſondern dieſe ſollten auch noch das erforderliche Geld zu allen übrigen Bedürfniſſen derſelben liefern.

Karl war entſchloſſen, dieſen Plan auszuführen, als er nun Schweden betrat; und nur das Vertraun, welches ihn an Görz feſſelte, war jetzt die Rettung ſeiner Unterthanen. Als er ſeine Abſicht dem Freiherrn darlegte, äußerte dieſer, daß Schweden in die furchtbarſte Unordnung geſtürzt ſeyn würde, wenn jener Plan ſich nicht auf längerer Zeit, vielleicht während der ganzen Fortdauer des Krieges ausführen laſſe. Um dies zu beurtheilen, habe er nicht Kunde genug von dem innern Zuſtande des Reichs; aber gewiß ſei im entgegengeſetzten Fall durch denſelben allgemeines Verderben und Begünſtigung der Abſichten des Feindes, welcher das zerrüttete Schweden ſelbſt angreifen wollte.

Sobald der König auf eine richtige Anſicht geleitet wurde, ruhte er nicht, bis ſie gänzlich erforſcht war. Er verlangte, daß Görz ſelbſt die Ausführbarkeit jenes Plans weiter unterſuchen, und ihm Mittel darlegen ſollte, wodurch eine glückliche Fortſetzung des Krieges möglich würde. Vergebens entſchuldigte ſich Görz mit ſeiner oberflächlichen Kenntniß des ſchwediſchen Finanzweſens. Karl drang in ihn, daß er nach Stockholm reiſen und ſich darüber unterrichten ſolle; und ein königlicher Befehl an das Kollegium der Finanzen, daß ihm keine Nachricht entgehen ſolle, begleitete ihn auf dieſer Reiſe, welche bald die wichtigſten Folgen hatte.

Bei den erſten Nachforſchungen über den Zuſtand der ſchwediſchen Finanzen leuchtete ihm ſogleich ein, daß jener Plan, welchen ihn der König zur Prüfung dargelegt hatte, gewiß zum Ruin des Reichs führe. Es gab in dieſem ungefähr acht Millionen Thaler Silbermünze, daß alſo, wenn jedes der ſiebenzig Tauſend Hemmaths monatlich achtzig Karolins bezahlen ſollte, ſchon die zweite Kontribution nicht mehr in baarem Gelde entrichtet werden konnte. Der ſtarre Sinn Karls des Zwölften ließ aber wahrſcheinlich alsdann nicht von der Ausführung ſeines Plans ab, und die Habe der Unterthanen ward zur Bezahlung der Abgaben genommen, worauf die Auflöſung aller bürgerlichen Ordnung und ein gänzliches Verderben erfolgen mußten.

Nach einem ſchriftlichen Berichte des Freiherrn, welcher dieſe Anſicht des Planes darſtellte, gab ihn der König auf; aber um ſo dringender verlangte er nun von Görz, daß er Mittel zur Fortſetzung des Krieges ſchaffen ſolle, zumal da er geäußert hatte, daß dieſelben nicht entſtehn würden, wenn man leiſe und planmäßig handle, und nur dahin ſtrebe, der Krone wieder Kredit innerhalb und außerhalb des Reichs zu verſchafſen. Einen Plan in dieſem Geiſte ſollte er erfinden und ſelbſt ausführen.

Görz hoffte dieſem Verlangen des Königs auszuweichen, indem er vorſtellte, daß er nichts als ein Abgeſandter des Herzogs von Holſtein ſei, und ſich nicht in weitläuftige Angelegenheiten eines fremden Reichs einlaſſen dürfe. Allein Karl erſuchte ſogleich den Herzog, daß er den Freiherrn von Görz und andre holſteiniſche Beamte in dringenden Fällen den Angelegenheiten des ſchwediſchen Reichs überlaſſen möchte; und der Herzog antwortete, daß er es für eine Ehre halte, Männer in ſeinem Dicaſte zu haben, welche der König würdig achte, in ſeine Geſchäfte einzugreifen.

Dennoch hoffte der Freiherr, ſich dem Wunſche des Königs zu entziehen, indem er wußte, wie dieſer nichts als Krieg und Rache athmete. Er machte nehmlich baldigen Frieden zu der Bedingung, ohne welche er ſich dem Dienſte des Königs nicht widmen könnte. Alle Plane, wodurch er Mittel zur Fortſetzung des Krieges finden möchte, würden nur auf ein Jahr berechnet werden können. Dann träte er zurück, und man mußte ſtreben während deſſelben den Frieden zu Stande zu bringen.

Allein Karl ernannte ſogleich bevollmächtigte Geſandte zu Friedensunterhandlungen, und verſprach, daß Görz nicht länger als ein Jahr mit Verwaltung des ſchwediſchen Finanzweſens und anderer Staatsgeſchäften beſchwert ſeyn, und während dieſer Zeit unabhängig vom Senat und von allen Kollegien bloß als ein Freiwilliger wirken ſolle.

Ich glaubte, ſchrieb Görz an einen Verwandten, mit dem nächſten Frühling (1716) ein ruhiges, genußvolles Leben zu beginnen, endlich ſicher vor allem Neid, aller Eiferſucht; und ſiehe da, nun bin ich mehr als jemals in den Strudel gerathen. Lange habe ich mich wider das Verlangen des Königs geſträubt; aber ich als der ſchwächere Theil mußte endlich weichen.

Nicht nur die Aufſicht über die Finanzen, ſondern auch über das ganze Kommerzweſen, über Verſorgung und Einrichtung von Flotte und Armee, wurde dem Freiherrn übergeben. Eigentlich kannte er ſelbſt wohl nicht die Grenzen ſeiner Geſchäfte. Karl hatte das Reich ſeinem Geiſte anvertrauet, damit er Wiederherſteller deſſelben werde.

Dazu war durchaus erforderlich, daß es ſeiner Wahl überlaſſen blieb, wer unter ihm arbeiten ſollte, und Görz ernannte ſich mit königlicher Bewilligung ein Kollegium, welches ganz von ihm abhing und ſeine Ideen ausführen ſollte, ohne daß die Stimme deſſelben ihn im geringſten feſſeln durfte.

Es gehörte viel Muth dazu, daß er bei der Kenntniß, welche er von der Zerrüttung Schwedens hatte, Wiederherſteller deſſelben werden wollte; allein das Bild von dem Reiche, welches ihm nun bei tieferer Forſchung entgegen trat, mußte ihm ſagen, daß nie ein Staatsmann ein kühneres Werk unternahm, wie er jetzt begonnen hatte. Durch trügeriſchen Bericht über die Stärke ſeiner Landmacht war der König getäuſcht, und die ſchwachen Schaaren derſelben glichen Bettlern; ohne Bedeckung der Füße und Schenkel, ſein Schwerdt an eine

Schnur gebunden, weil das verfaulte Leder es nicht mehr trug. im Kampf mit jedem Mangel, irrte der Soldat umher. Kein Magazin war für den bevorſtehenden Feldzug eingerichtet; ſelbſt für die Beſatzungen der Städte ward kaum ein Vorrath von Lebensmitteln auf zwei Monate gefunden; das ſchwere Geſchütz, des Feindes Schrecken, war unbrauchbar, und nicht einmal vier Schiffe konnten zu Karlskrona ausgerüſtet werden. Das ganze Reich, ſagte Görz ſelbſt in einem Gutachten, welches er dem König übergab, iſt ſo in den äußerſten Mangel gerathen, daß ohne ungeſäumte Hülfe nicht nur das Brod auf der königlichen Tafel fehlen muß, ſondern die allernöthigſten Anſtalten in Stecken gerathen werden. Für König und Unterthanen wird dann kein andres Verhängniß übrig bleiben, als ſich der Diskretion des Feindes zu unterwerfen, und mit gebundenen Händen und Augen von ihm den letzten Streich zu erwarten, ohne zu wiſſen, wo derſelbe treffen, und wie weit er gehn werde.

Dieſem Verderben vorzubeugen, war für Görz um ſo ſchwieriger, da er jetzt fand, daß die ſämmtlichen Einkünfte des Reichs für das Jahr 1716, eben dasjenige, in welchem er die Wiederherſtellung Schwedens verſuchen wollte, höchſtens auf drei Millionen Thaler betrugen, wovon zwei Drittheile ſchon für Schulden angewieſen waren.

Plan zu Münzzeichen, als einzigem Mittel der Rettung Schwedens.

Unter dieſen Umſtänden mußte dem Staate durch Kredit geholfen werden, und die ſchon eingeführten Staatsobligationen ſchienen durchaus das beſte Mittel, um den Kredit zu beleben. Nach einem Schluſſe des ſchwediſchen Reichstags waren die Stände zuſammen, und jeder einzelne mit ſeiner ganzen Habe für dieſe Staatsobligationen Bürge, daß alſo der Kredit unerſchütterlich ſchien. Allein Görz machte bald die Entdeckung, daß eben dieſe große Sicherheit, die man demſelben hatte geben wollen, ihn gänzlich zu Grunde zu richten drohte; denn eben die Stände bemühten ſich am meiſten, Umlauf und Gültigkeit der Staatsobligationen zu hindern, weil jeder fürchtete, es möchte ſonſt die Zeit kommen, wo er für den Kredit derſelben ſein Eigenthum hergeben müßte.

An dieſe Bemerkung ſcheiterte das Vertrauen, welches Görz anfänglich auf die Staatsobligationen ſetzte, um durch ſie dem Mangel des Königs bei Fortſetzung des Krieges abzuhelfen. Aber er war vorſichtig genug, ſie nicht als Grund anzugeben, da er nun ein andres Mittel für dieſen Zweck ergreifen wollte; denn dadurch würde er den Kredit der Obligationen, die man noch auf keine Weiſe von Seiten der Regierung vernachläſſigen durfte, auf einmal gänzlich erſchütttert haben. Weil dieſelben, ſagte er, nur auf große Summen ausgeſtellt würden, nnd daher zum täglichen Verkehr nicht bequem wären: ſo paßten ſie nicht für das gegenwärtige dringende Bedürfniß der Armee und der Flotte, welchen der Sold in kleinen Geldſummen unverzüglich zugetheilt werden müßte. Dagegen wären kleinere Münzzeichen ein Mittel, das ſogleich der Noth entgegen arbeite, die jeden Augenblick dringender würde.

Schon längſt war es Wunſch des Königs geweſen, kleine Münzzeichen einzuführen; allein Görz hatte ſich bisher dagegen erklärt, theils wohl darum, weil er die Geſinnung der Stände über die Staatsobligationen noch nicht hinlänglich kannte, und wußte, wie ſehr die öffentliche Meinung wider die kleinen Münzzeichen ging, theils weil er der gegenwärtigen ſchwediſchen Regierung es wahrſcheinlich nicht zutraute, daß ſie von denſelben, wenn ſie einmal in Gang gebracht wären, einen weiſen und gemäßigten Gebrauch machen werde. Da er nun aber kein andres Mittel zur Rettung fand: ſo entwickelte er die Theorie derſelben und ihre Brauchbarkeit für Schweden in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, mit einer Einſicht über Gegenſtände der Staatswirthſchaft, wie ſie unter den Staatsmännern ſeiner Zeit äußerſt ſelten gefunden wurde. Ueberdieß iſt die Schrift, welche er der Einführung der Münzzeichen voranſchickte, ein Denkmal der Klarheit und Kraft und der mit ihnen verbundenen Kühnheit, womit ſein Geiſt überhaupt die Gegenſtände faßte.

„Der eigentliche Grund, ſagt er, warum es jetzt an allem fehlet, wodurch die Rettung des Landes bewirkt werden könnte, liegt in dem unverzeihlichen Verfahren derjenigen Beamten, welche wider den ausdrücklichen Befehl des Königs und wiederhohlte Warnungen die einlaufenden Einkünfte des Staats nicht zurückhielten, ſondern an die Gläubiger auszahlten, die darauf angewieſen waren. Dadurch iſt auf einmal der ganze Staat auf die Spitze geſtellt, und es bleibt nur die Wahl, ob man Reich, König, Religion, Freiheit, Güter, Weib und Kinder nebſt dem ganzen bisherigen Ruhm in des Feindes barbariſche Hände übergeben, oder voll Abſcheu vor einer ſolchen Feigheit, ungewöhnliche Rettungsmittel ergreifen wolle?“

„Das erſte wird keinem redlichen Schweden, der noch Herz und Blut im Leibe fühlet, in den Sinn kommen; und gäbe es in einer ſo braven Nation Buben, welchen dies widerführe: ſo ſollten ſie bedenken, daß ſie durch ihre Feigheit nichts gewinnen würden, denn ehe der König ſich und ſeine treue Unterthanen der Wuth des Feindes preis geben ſollte, würde er das Aeußerſte wagen, und wenn es das Verhängniß ſo mit ſich brächte, den Feinden auch nichts, als den bloßen Boden zum Raube laſſen.“

„So weit aber der menſchliche Verſtand reicht, wird er nicht mehr als zwei Mittel auffinden, wodurch unter den gegenwärtigen Umſtänden Kraft zum Widerſtande gegen ſo viele mächtige Feinde zu Waſſer und zu Lande gewonnen werden könnte; nähmlich neue Auflagen auf die Unterthanen, und den einheimiſchen und auswärtigen Kredit. An jene darf man nicht denken, da der König die Laſt der Abgaben vielmehr erleichtern, als vermehren will; auch alles baare Geld, welches innerhalb des Reichs in Umlauf iſt, wenn es auf einmal zu den dringendſten Bedürfniſſen verwandt würde, doch wenig verſchlagen möchte. Was den auswärtigen Kredit anbetrifft: ſo können wir nicht eher Gebrauch von ihm machen, als bis der Briefwechſel und die Fahrt offen ſind. Es bliebt der Regierung alſo nichts übrig, als daß ſie den einheimiſchen Kredit benutze; und ſo ſchlecht derſelbe beſchaffen ſei, wird man doch nicht ganz vergeblich auf ihn bauen.“

„Es giebt für uns drei Wege, uns des einheimiſchen Kredits zu bedienen. Der wahre vollkommene Kredit beſteht darin, daß man nach einmal geſchloſſener Abrede dem andern alle Mittel, die er derſelben gemäß begehrt, gern anvertrauet. Man hat ſchon zur Genüge die leidige Erfahrung gemacht, daß durch dieſe Art von Kredit der König von ſeinen Unterthanen wenig erhalten werde. Freilich kann man nicht in Abrede ſeyn, daß ſehr oft diejenigen, welche dem Staat ſeit einigen Jahren Geld vorſchoſſen, es entweder gänzlich verlohren, oder doch mit beträchtlicher Aufopferung gleichſam wiedererkauft haben, aber dennoch iſt es eine gehäſſige Erfahrung, daß reiche Schweden nicht ſo ſehr aus Mistrauen, als einem gewiſſen Widerwillen gegen die Regierung, lieber große Geldſummen verbergen wollen, als ſie benutzen und das Vaterland unterſtützen. Eben in dieſer Stimmung der Gemüther liegt der Grund, warum die Staatsobligationen ſo wenig Eingang finden, und nur die Gläubiger des Staates ſich dieſelben gleichſam aufzwingen laſſen. Ihr Beiſpiel führt auf die zweite Art von einheimiſchen Kredit.“

Eben weil die Stimmung des Volks den Unternehmungen des Königs ſo wenig günſtig iſt, hat man ſich genöthigt geſehn, den Kredit in einen freiwilligen und einen gezwungenen abzutheilen. Dieſer letzte verdient eigentlich nicht den Namen des Kredits, der ſeiner Natur nach etwas durchaus zwangloſes iſt. Allein wir dürfen ihm jetzt nicht dieſen Namen rauben, und müſſen das Beiſpiel der Geiſtlichkeit nachahmen, welche oft die Menſchen zwingt, einen Glauben anzunehmen, den ſie ihren Prinzipien gemäß findet, eine Methode, die überdies einen weit feſtern Grund und beſſere Wirkung in der Staatskunſt, als in der Theologie hat. Das eigentliche Zeichen dieſes erzwungenen Kredits ſind die Staatsobligationen. Weil ſie aber auf zu große Summen ausgeſtellt ſind, als daß ſie für den täglichen Verkehr bequem wären: ſo müſſen wir auf eine dritte Art, den einheimiſchen Kredit zu benutzen, nothwendig ſinnen. Kleinere Obligationen, oder ſogenannte Münzzeichen, müſſen in Gang gebracht werden.

„Schrecken, Abſcheu und Jammer erheben ſich bei dieſem Worte, indem man als ausgemacht anſieht, daß die Münzzeichen der gewiſſe Ruin für das ganze Reich und alle Unterthanen ſind, ein unfehlbares Mittel, in gar kurzer Zeit alles ſchwediſche Eigenthum in fremde Hände ohne irgend einen Erſatz zu bringen. Allein eine genauere Prüfung möchte uns belehren, daß auch hier, wie bei vielen Dingen, der ſchädliche Irrthum obwaltet, welcher verderbliche Folgen, die eine Einrichtung nach ſich zog, dem Weſen derſelben beimißt, wiewohl ſie blos in Nebenumſtänden, und in einer falſchen, gewiſſenloſen Anwendung ihren Grund haben. Dies war der Fall in Schweden und Spanien, und vorzüglich in Frankreich.“

„Sobald man nun den Begriff feſt hält, daß Münzzeichen nichts anders als Obligationen ſind, welche den Kredit zum Fundament haben, ergiebt ſich, daß ihr Werth einzig darnach beſtimmt werden kann, in wiefern eine kluge Vorſicht das Fundament geſichert hat. In zwiefacher Hinſicht erſchütterte und vernichtete man gewöhnlich den Kredit der Münzzeichen. Zuerſt beobachtete man nicht ein gehöriges Verhältniß zu dem Fond, für welchen ſie eingelöſt werden ſollten, oder zu dem baaren Gelde, das im Umlauf war: indem ſie den Staat auf einmal überſchwemmten, ward ihr Kredit ſogleich erſtickt. Zweitens hat man nicht genug verhütet, daß ſie entweder im Lande oder von Fremden nachgemacht wurden.“

„Gegen dieſe letzte Gefahr unſre kupfernen Münzzeichen zu ſchützen, möchten folgende Vorkehrungen hinreichen. Um ſie nachmachen zu können, bedarf es durchaus einer Preſſe und eines ſogenannten Letter-Werkes, das allein über 600 Thaler koſtet. Hier im Reich wird ſich niemand unterſtehn, ein ſolches verfertigen zu laſſen. Schon dies ſchwächt die Furcht vor einheimiſchen Betrügern. Ferner ſetze man nie eine beſtimmte Zeit voraus, wie lange die Münzzeichen gelten ſollen, ſondern auf einmal treibe man ſie durch ein Patent in die königlichen Rentereien ein, um daſelbſt die kleinen Summen gegen baares Geld, die großen gegen Obligationen einzuwechſeln: und dann verändre man den ganzen Stempel, welches mit wenigen Unkoſten verknüpft ſeyn wird, da die Zubereitung der kleinen Kupferplatten ſchon geſchehn iſt. Wenn dieſe Veränderung öfters wiederhohlt wird: ſo ſehn ſich diejenigen, welche die Münzzeichen nachmachten, in ihren Hoffnungen auf Gewinn ſehr betrogen

So ſichert auch gegen auswärtigen Betrug, daß doch immer eine beträchtliche Zeit erfodert wird, ehe ein Modell herausgebracht und eine bedeutende Summe, von welcher man Erſatz der Koſten erwarten kann, verfertigt iſt, beſonders aber, ehe die günſtige Gelegenheit eintritt, da man die falſchen Münzzeichen einzuführen waget; denn Vorſicht wird doch immer dazu nöthig ſeyn, ſo wenig man mit Sicherheit der ſtrengen Aufſicht vertrauen darf, welche die einlaufenden Schiffe unterſuchen ſoll. Wahrſcheinlich kämen alſo die auswärts geprägten Münzzeichen nicht früher in Umlauf, als bis der Stempel, welchen ſie tragen, ſchon ungültig geworden wäre. Es läßt ſich darum nicht denken, daß Privatleute im Auslande blos aus Liebe zum Gewinn einen ſo koſtbaren und ſo gefahrvollen Betrug zu unternehmen wagten."

„Einer oder der andere möchten ſich einbilden, daß unſre Feinde zur Beförderung unſers Ruins einen ſolchen Betrug unterſtützen möchten, derſelbe alſo aufhörte, für Privatleute zu gewagt zu ſeyn. Allein hier würde die Schwierigkeit eintreten, daß die Zeit, welche zur Verfertigung und Einführung der falſchen Münze erfodert würde, noch länger ſeyn möchte, als bei der Unternehmung von Privatleuten; denn vorerſt werden ſich große Fürſten und Mächte doch ſehr langſam dazu entſchließen, falſche Münzer zu werden, da ſie fürchten müſſen, daß ihr Beiſpiel auch bei der gewöhnlichen, eigentlichen Münze nachgeahmt, und auf die Weiſe die geſellſchaftliche Ordnung bedroht werde; und zweitens können die feindlichen Mächte doch nicht die nachgeprägten Münzzeichen auf ihren eignen Schiffen nach Schweden bringen, ſondern müſſen ſich dazu neutraler Schiffer bedienen, welche ſich aber der Gefahr, entdeckt zu werden, nicht ohne eine Belohnung ausſetzen möchten, die allen Gewinn, den man vom falſchen Gelde ziehen könnte, ohngefähr gleich wäre.“

„Auf dieſe Weiſe möchte alle Furcht verſchwinden, daß der Kredit der Münzzeichen, alſo ihr Fundament, erſchüttert werde, indem ſie von dem Betrug nachgeahmt würden, und vergebens wird man ſich dagegen auf das Beiſpiel Schwedens im vergangenen Jahrhundert berufen, da in Holland und Lübeck die neue Kupfermünze des Reichs nachgeahmt wurde. Schon der Umſtand, daß dieſe Münze als baares Geld, nicht als Zeichen von Silber- und Goldmünze gelten ſollte, wodurch ſie natürlich bald zum bloßen Werth einer Kupfermaſſe herabgeſetzt wurde, beweiſet, wie nachläſſig und unkundig man damals überhaupt zu Werke ging, alſo ohne Zweifel auch gegen den Betrug, welchem man Raum genug gab, ſein nachgemachtes Geld in Umlauf zu bringen, da man jene Kupfermünze eine lange Zeit unverändert zirkuliren ließ.“

„Wenn gegen den Betrug der falſchen Münzer ſich der Kredit der Münzzeichen ohne große Schwierigkeit ſichern läßt: ſo bleibt die wichtigere Frage noch unbeantwortet, wie derſelbe überhaupt im Reich begründet werden könne. Daß ein kleiner Zwang dabei obwalten müſſe, iſt ſchon vorher bemerkt worden.“

„Zuerſt bringe man es dahin, daß man gern die Staatsobligationen für Münzzeichen vertauſche, und geſtatte deshalb einen kleinen Gewinn bei ſolcher Auswechslung. Dadurch bewirkt man, daß die Münzzeichen durch alle die Fonds, welche zur Einlöſung der Staatsverſchreibungen angewieſen ſind, mittelbar gleichfalls begründet werden. Nur muß man zugleich dahin ſtreben, daß der Umlauf der Münzzeichen ſogleich ohne Stockung geſchehe, damit diejenigen, welche ſie gegen Obligationen angenommen, wiſſen, wo ſie dieſelben mit Sicherheit und ohne Verluſt wieder ausgeben können. Darum muß der König ſelbſt ſie in ſeinen Renten annehmen, und ſogar geſtatten, daß ein Procent von den Kontributionen damit bezahlt werden dürfe."

„Zweitens halte man bei Verfertigung der Münzzeichen ſtets den allgemeinen Grundſatz feſt, daß das Vermögen allezeit größer als die Schuld ſeyn müſſe, ſo daß man ohne Verzug zu jeder Zeit ſeine Kreditoren befriedigen, ſeine Verſchreibungen einlöſen könne, und doch noch ein hinlängliches Vermögen übrig habe. Dieſem Grundſatze gemäß müſſen die Münzzeichen zu dem baaren Gelde in ein ſolches Verhältniß geſetzt ſeyn, daß jedermann mit Sicherheit ſehe, wie er jene ſtets gegen dieſes vertauſchen könne. Nun iſt das Quantum der Münzzeichen auf eine Million Thaler Silbermünze beſtimmt, und es kommt darauf an, wie ſich daſſelbe zu dem baaren Gelde verhalte, das jetzt oder doch binnen Jahren bei uns im Umlauf iſt, da wir des Krieges und der Münzzeichen wahrſcheinlich nur bedürfen."

Die jetzt umlaufende Münze darf man aller Wahrſcheinlichkeit nach zu zwei Millionen anſetzen 2000000

Transport	2000000
Durch die auswärtige Negoziation wird man wenigſtens zwei Millionen herbeiſchaffen . .	2000000
An Kupfer wird jährlich vermünzet oder nach dem jetzigen Preiſe an baarem Gelde erhandelt für 6000 Schiffpfund	1080000
An Eiſen das Schiffpfund zu 10 Thaler Silbermünze	2000000
An andern Waaren, als Theer, Pech, Bretter, u. ſ. w.	20000
	7100000
Für ſämmtliche einkommende Waaren, als Wein, Salz, Spezereien, Wolle, Tücher, zieht man ab	1000000

Von der übrigbleibenden Summe könnte noch eine Million rabattirt werden, und es bliebe doch noch mehr als viermal ſo viel wahre Münze im Gange als Münzzeichen.*)

---

*) Des Barons von Görz ausführliches Gutachten, wie dem damaligen betrübten Zuſtande in Schweden aufgeholfen werden könne? Dem König Karl XII. Anno 1716 übergeben S. 381 bis 404.

In der obigen Entwickelung der Ideen des Freiherrn iſt eine andre Ordnung beobachtet, als in ſeinem Gutachten herrſcht, worin bisweilen die Klarheit fehlet, weil er die deutſche Sprache nicht ganz in ſeiner Gewalt gehabt zu haben ſcheint. Charakteriſtiſche Wendungen und Ausdrücke ſind indeſſen ſo viel wie möglich beibehalten.

Glückliche Folgen der Sorge des Freiherrn für den einheimiſchen Kredit und die Vertheidigung Schwedens.

Nachdem Görz ſich einen ſolchen Plan über Einführung der Münzzeichen gebildet hatte, lag ihm alles daran, denſelben den Reichsſtänden anſchaulich zu machen, damit ſich aus deren Mitte die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und heilbringenden Ausführbarkeit ſeiner Ideen unter das Volk verbreite. Er hielt mit dem geſammten Reichsſenat eine beſondre Unterredung, worin der Plan von allen Seiten geprüft wurde, welcher endlich ſo ſiegte, daß ihn der Senat in einem Berichte dem König empfahl. Dieſer war ſehr froh, ſeinen alten Wunſch ſo glänzend gerechtfertigt zu ſehn, und folgte dem Willen des Freiherrn, daß er in öffentlichen Urkunden die heiligſte Verſicherung ertheilte, das Publikum werde nie etwas an den Münzzeichen verlieren. Im Monat Mai 1716 wurden dieſelben in Umlauf gebracht, und gewannen nicht nur den gehofften Kredit, ſondern neben ihnen erhielt auch der Umlauf der Staatsobligationen neues Leben. Die Urſache davon lag ohne Zweifel in der Hoffnung, daß durch Görzens Genie und Anſtrengung bald wieder ein Geiſt der Ordnung in die öffentlichen Angelegenheiten eingreifen werde.

Sobald ſich nun die Ausſicht eröfnet hatte, daß das Vertrauen der Nation ſich allmählig wieder zum König wende, arbeitete Görz unermüdet, denſelben zur ſchnellen Vertheidigung des Reichs zu rüſten, und durch die außerordentlichſte Belebung des Krieges den Frieden möglich zu machen. Faſt gänzlich unbrauchbar war die Flotte Schwedens, und plötzlich ſah man nun auf vierzehn Linienſchiffen und ſechs Fregatten, die alle wohl ausgerüſtet waren, in der See die ſchwediſche Flagge wehen. Bald kamen noch zwölf Linienſchiffe nebſt Fregatten hinzu, und nun fand ſich zu Karlskrona eine ſo ſtarke Flotte, wie Schweden während des ganzen Krieges nicht zum Kampf ausſenden konnte. Eine Eskadre von zwölf Schiffen lag außerdem noch bei Stockholm.

Gleiche Sorge trug Görz für die Landarmee, und auch zu ihrer Verſorgung entſtand endlich einmal wieder eine Kette von Einrichtungen. Beſondere Sorgfalt verwandte er auf das kleine Heer, welches Karl ſelbſt nach Norwegen geführt hatte, und nie größere Kraft, als wie die Nachricht kam, daß ein ſchwediſches Korps, welches die Verbindung zwiſchen Schweden und dem König unterhalten ſollte, aus Mangel an Lebensmitteln den Poſten verlaſſen habe, und Karl in Gefahr ſei, mit ſeinen Truppen in die Gewalt des Feindes zu fallen. Der Anſtrengung des Freiherrn war es vorzüglich zuzuſchreiben, daß ſich die Gefahr verlohr.

Dies wirkte ſo auf den König, daß er ihn an ſeiner Seite im Felde zu ſehn wünſchte, und zu ſich nach Norwegen berief. Allein ſo ſehr dem Freiherrn das Leben in Karls Gegenwart vortheilhaft ſcheinen mochte, weil deſſen unbändiges Gemüth nur durch ſeine Nähe ſo gefeſſelt werden konnte, daß es nicht alle Plane der öffentlichen Ordnung zerriß, ſchien es ihm auf der andern Seite ſehr gewagt, den Mittelpunkt der Staatsbeamten in der Hauptſtadt zu verlaſſen, und die unmittelbare Aufſicht über den Gang der eingeleiteten Geſchäfte aufzugeben. Er wußte keinen, welchem er während ſeiner Abweſenheit dieſelbe anvertrauen durfte. Keinem der ſchwediſchen Großen, daran zweifelte er nicht; vielleicht ſeinem Freunde, dem holſteiniſchen General, Grafen von Dernath, welcher mit ihm nach Schweden gekommen war. Auf die Redlichkeit deſſelben vertraute er gänzlich; aber theils war Dernath gar nicht geneigt, in ein ſo ſchwieriges und gefahrvolles Geſchäft ſich einzulaſſen, zumal da er auf dem Punkte ſtand, nach Deutſchland zurückzukehren, wo ſeine Privatangelegenheiten ſeine Gegenwart nothwendig machten; theils war Görz überzeugt, daß ſein Freund bei weitem nicht Kunde der Welt und der Staatsgeſchäfte, nicht allumfaſſende Klarheit des Blicks, und Muth des Charakters genug hatte, um auf einen Poſten feſt zu ſtehen, woſelbſt er ſich doch nur auf das Gerathewohl mit der Gefahr einließ. Indeſſen beruhigte ihn der Gedanke, daß er im dringenden Falle doch herbeieilen könne, und durch dieſen Gedanken, durch die Vorſtellung, daß höchſtens ſechs Monate die Laſt auf ihm ruhen könne, gewann er auch den Grafen. Ehe er nach Norwegen abging, ſtellte er denſelben allen Beamten, die unter ihm arbeiteten, als ſeinen Verweſer vor, der aber durchaus keine perſönliche Verantwortung hätte; ſondern er ſelbſt würde auch während ſeiner Abweſenheit durch Briefe die Angelegenheiten im Ganzen beſorgen, und daher dem Könige für alles, was der Graf als ſein Stellvertreter vollbracht hätte, zur Verantwortung ſtehn.

Auf die Weiſe war Dernath hinlänglich geſchützt und ſeine Furchtſamkeit überwunden. Görz folgte dem Befehl des Königs und ging nach Norwegen, wo ſeine Gegenwart ſogleich ein neues Leben in die Verſorgung der Armee brachte. Aber zugleich drang er darauf, daß manches, was durch Unordnung und Uebermuth beim Wehrſtande zum Ruin des Volks eingeriſſen war, ohne Verzug abgeſchafft werden müßte, und das Reſultat ſeiner lebendigen Vorſtellungen war eine Reihe von heilbringenden Vorſchriften für den Grafen von Dernath. Der Soldat ſollte freilich jeden Monat richtig ſeinen Sold bekommen, und für die Montur der Regimenter müßten ſchwediſche Fabriken und inländiſche Kaufleute gegen baare Bezahlung ſogleich Sorge tragen; aber dann ſollte hinfort jedes Regiment in ſeinem Quartier ſeine Zehrung bezahlen, nie auf Märſchen Vorſpann, Fourage und Proviant unentgeldlich oder auf Kredit verlangen, und eben ſo wenig ſollten Lieferungen für Magazine ohne baare Bezahlung gefodert werden. Für die Befreiung von dem Drucke aller Misbräuche der Art ſollten die Unterthanen zu den Kriegskoſten dieſes Jahres keine andre Abgabe entrichten, als eine geringe Kopfſteuer, welche ſie leicht von dem Gewinn geben konnten, den die Zehrungen und die Bedürfniſſe des Heeres ihnen brachten.

Die Landarmee war nun in einem völlig ſo furchtbaren Zuſtande, als die Flotte. In Schonen zog ſich ein Heer zuſammen, welches der in Seeland ſtehenden däniſchen und ruſſiſchen Armee die Landung in Schweden zu verwehren bereit war. Bei Stockholm war ein andres Korps verſammelt, um einen Einfall der Ruſſen von der andern Seite zu verhindern, und an den Grenzen Norwegens war unter Karl ſelbſt das ſtreitbarſte Heer. Nur die neue Ordnung im Innern des Reichs hatte einen ſolchen Zuſtand der Nationalvertheidigung möglich gemacht. *)

Reiſe des Freiherrn von Görz nach dem Haag.

Nachdem er ſo die Morgenröthe einer glücklichern Zeit, als die letzten Jahre geweſen, über Schweden heraufgeführt hatte, fand Görz eine Reiſe nach Holland zur weitern Ausführung ſeiner Plane nothwendig, theils um durch eine Anleihe einen Fond herbeizuſchaffen, auf welchen ſo ſehr gerechnet war, theils um den politiſchen Verhandlungen, wodurch das Schickſal und der Friede ſeines neuen Vaterlandes abhing, näher zu ſeyn, als in Schweden, welches durch den langen Krieg mit allen benachbarten Mächten von der übrigen Welt gleichſam abgeriſſen worden.

Der König ließ dem Freiherrn eine Vollmacht ausfertigen, daß er ganz nach ſeinem Gutdünken Geld im Auslande für die Krone Schweden aufnehmen könne, nachdem er vorher dem Herzog von Holſtein unter großen Lobſprüchen auf die Dienſte, welche Görz ſeinem Reiche leiſte, erſucht hatte, ihm ſeinen

---

*) Vergleiche über die drei letzten Abſchnitte der Ehrenrettung des Freiherrn von Görz. S. 27 — 78.

Geheimenrath noch einige Zeit zu überlaſſen. Auch ward der Freiherr als ſolcher, nicht als ein ſchwediſcher Beamte, in der Vollmacht aufgeführt. *)

Verwaltung der Geſchäfte unter Dernaths Aufſicht.

Allein die Erfahrungen, welche er ſchon bei ſeiner ſeitherigen Abweſenheit von Stockholm, wiewohl noch gegenwärtig im Reich, gemacht hatte, mußten ihm die Reiſe ins Ausland ſehr erſchweren. Alle diejenigen, die irgend Theil an der Regierung hatten, und die Anführer des Heeres waren durch die bisher herrſchende Unordnung im Stande geweſen, ſich auf Koſten der Nation zu bereichern. Ihr eigennütziger Unmuth, daß die Plane von Görz dieſem ſchandvollen Verfahren entgegenarbeiteten, wußte durch eine doppelte Vorſtellung die öffentliche Stimme wider den Retter des Vaterlandes zu erheben.

Zuerſt hieß es, warum dieſer Fremdling für den Staat am Rande des Abgrundes ſo viel ſorge und wage? Die Hoffnung, ſich dadurch zu bereichern, könne ihn nicht dazu treiben. Nichts als verrätheriſche Abſichten könnten daher bei ihm obwalten, und früher oder ſpäter würden ſich ſeine Verbindungen ſchon enthüllen. Den großen Ehrgeiz, von welchem Görz erfüllt war, ſich neben das rieſenmäßige Gemüth eines Königs zu ſtellen und durch Bezähmung deſſelben ein verzweifeltes Reich zu retten, wollte die Nation nicht begreifen, welche für den Ruhm

---

*) Literae credentiales Domini a Goerz. p. 403—405.

unter kraftvollen Herrſchern ſo viel aufgeopfert hatte. Noch weniger dachte man in einem Reich, von deſſen Trümmern ſich nun jeder bereichern wollte, an die Möglichkeit, daß ſelbſt ein ſolcher Ehrgeiz durch patriotiſchen Sinn bei dem Freiherrn geweckt ſeyn konnte. Um das Herzogthum Holſtein zu halten und zu ſtärken, hatte er ja immer geſtrebt, in die Weltangelegenheiten einzugreifen. Verſanken Karl und Schweden gänzlich: ſo waren auch die Herzoge von Holſtein in Gefahr zu vergehn, wenigſtens ſehr viel zu leiden.

Zweitens verbreitete man den Gedanken, daß Görz einzig Urſache von der Fortdauer des Krieges ſei; denn ohne ſeine Anſtalten und Erfindungen würde der König gezwungen geweſen ſeyn, unter jeder Bedingung Frieden zu ſchließen. Die Gemüther der Großen empörten ſich nicht mehr wider dieſen ſchmachvollen Gedanken, und Görz wurde als ein Feind der Schweden angeſehen, weil er ihnen durch das Aufgebot der letzten Kraft einen ehrenvollen Frieden verſchaffen wollte.

Durch ſolche Vorſtellungen zerſtörte man das Vertrauen, welches wohlthätig in der Nation gegen den Fremdling emporkeimte; und da es noch eine zarte Pflanze war: ſo ward es durch täglich wiederholte Bemühung leicht vernichtet. Faſt jedes Schreiben, das er während ſeiner Abweſenheit bei dem königlichen Heere und in Holland von ſeinen Freunden erhielt, lieferte ihm Züge von ſolcher Bemühung.

Kaum hatte er ſich aus der Hauptſtadt entfernt: ſo verbreiteten mehrere von den Staatsbeamten die Meinung, daß für die Städte keine Münzzeichen in Umlauf geſezt werden ſollten; ſie wären nur für den Verkehr zwiſchen den Soldaten und Bauern. Dies hatte ſogleich den Erfolg, daß die Offiziere die Gelder für Kleidungsſtücke und andere Bedürfniſſe der Regimenter in baarer Münze vom Grafen von Dernath verlangten, indem kein Kaufmann ſich die gelieferten Waaren in Münzzeichen bezahlen laſſen wollte. So fand es ſich wirklich, als die Offiziere endlich beredet waren dieſelben anzunehmen.

Man gebe ſich die Miene, ſchreibt Dernath an Görz, als ginge man mit frohem Muth in die neuen Finanzplane ein; aber dies ſei blos Verſtellung, nachdem man alle Hinderniſſe aufgethürmt habe, an welchen ſie ſcheitern ſollten. Da wiſſe der Ombuz-Rath Feif, von welchem alle Welt glaubte, daß er Herz und Ohr des Königs beſitze, und durch deſſen Beifall der Gang der Geſchäfte vorzüglich befördert werden müßte, durch ſeine Reden denſelben zu hemmen. Als neulich jemand in Geſellſchaft geſagt habe, der Freiherr verdiene in den Norderſtrom geworfen zu werden, ſo ſolle Feif geantwortet haben, er wünſche, Görz wäre ſchon in demſelben. „Ich bin durchaus überzeugt, ſchließt der Graf ſeinen Brief, daß unſer ganzes Gebäude auf einmal umgeſtürzt werde, ſobald Ihr über Meer gereiſt ſeid. Der König wird dies freilich nicht wollen, aber man wird der Hinderniſſe ſo viel häufen, daß eine allgemeine Stockung eintritt. Gott erhalte nur den König; außerdem wartet ein heilloſes Geſchick aller derer, welche Ihr hier zurückgelaſſen habt.“

In einem andern Schreiben berichtet Dernath ſeinem Freunde über den Zweck ſeiner bevorſtehenden Reiſe nach Holland: „Ihr könnt ſicher ſeyn, daß alle dieſe Menſchen von Bedeutung, ſo freundliche Mienen ſie machen, im Herzen wünſchen, der Zweck dieſer Sendung möge nicht erreicht werden, bloß weil es dem König gefallen hat, Euch zu ſenden. Indem jeder Blick mich davon überzeugt, ſagte ich geſtern zu dem Ombuz-Rath Feif, nachdem er etwas Beleidigendes ausgeſtoßen hatte, wie es ihm doch nicht entfallen ſeyn könnte, daß Ihr ihm geſchrieben hättet, ſobald er irgend ein Mittel wüßte, wodurch er beſſer, als durch die angefangnen Plane, den König der Geldnoth für dieſes Jahr entziehen würde, wolltet Ihr ſelbſt den König bitten, daß er daſſelbe ergreifen und Euch von der gegenwärtigen Laſt befreien möge. Als er hierauf antwortete, er wiſſe dergleichen nicht, entgegnete ich: ſo wäre es ſeine Pflicht, treu mit uns dahin zu arbeiten, daß der König in Stand geſetzt werde, dieſes Jahr noch den Krieg zu beſtreiten. Er gelobte dies auf die kräftigſte Weiſe; aber ein Thor, welcher darauf bauet. Mißgunſt und Eigennutz haben zu große Gewalt über alles, was ich hier Leute von Bedeutung nennen möchte, daß Ihr ſelbſt begreifet, ein Einzelner, wie der Ombuz-Rath Feif, werde es nicht rathſam finden, ſich offen für unſer Werk zu erklären, wie freilich ſeine Pflicht es erfodert.“*)

*) L'animosité et les vues d'interêt sont trop grandes dans tous ce qui j'apelle gens de distinction, comme Vous le sçavez Vous même, que Vous comprenez aisément, qu'un seul, comme Mr. Feif, ne trouvera pas de sa politique, de se declarer ouvertement, comme sa charge le demandoit pourtant, pour un tel ouvrage. S. Rettung des Freiherrn von Görz. S. 81. 82.

Hätte Görz auch nicht durch ſeine Menſchenkenntniß und die in Schweden gemachten Erfahrungen gewußt, daß die Klagen des Grafen Dernath, der freilich wenig Kühnheit beſaß, nicht übertrieben waren: ſo hätten ihn ſchon die Briefe des Staatſekretärs von Höpken, eines ſtandhaften Mannes und vorzüglichen Mitgliedes des Kollegiums, welches ſich der Freiherr gebildet hatte, davon überzeugen müſſen. „Was die Feinde unſers Kollegiums anbetrifft, ſchrieb ihm derſelbe, ſo iſt es fern, daß ſie verringert werden ſollten, ſie nehmen vielmehr nach dem Maße zu, als man das Vertrauen, womit Euch der König beehrt, und den heilbringenden Gebrauch welchen ihr davon zu machen ſtrebet, immer mehr Kraft gewinnen ſieht. Um Euch in der Meinung der Nation anzuſchwärzen, bürdet man Euch alles das auf, was Ihr nimmer thut, und das Gegentheil von Eurem Beginnen. So verbreitet man auf eine boshafte Weiſe gegen eigene Ueberzeugung, daß Ihr den Frieden und die Rückkehr des Königs von Norwegen verzögert, zwei Punkte, die von aller Welt ſo lebhaft gewünſcht werden. Darüber iſt man ergrimmt, daß Ihr ſo ſchöne und große Gefühle und Entwürfe heget, die dem Vortheil des Königs angemeſſen ſind, daß Ihr einen ſo wohlthätigen Anfang mit ihrer Ausführung ſchon gemacht habt. Andre, die ſich nicht laut erklären, wollen ihre Feindſchaft gegen Euch verbergen, aber ſie iſt der Art, daß ihnen die Verſtellung ſchwer wird. Nicht beſſer war Pompejus, aber verſtellter.“

Der größte Kummer des Freiherrn bei dieſer Lage der Dinge floß daher, daß Dernath durchaus gar nicht dieſer feindlichen

Meinung die Spitze bot, ſich ſelbſt in ſeiner Verzweiflung verzehrte. Sobald die Anführer der See- und Landmacht den Freiherrn von Görz aus Stockholm entfernt wußten, foderten ſie von Dernath große Summen, damit durchaus kein Syſtem der Ordnung gedeihen könne; und dieſer erſchöpfte gutmüthig die Kaſſen, ohne die Berechnungen ſeines Freundes zu überſchauen. Bei einer ſolchen Schwäche nahm jede Unordnung, welche die Feinde des neuen Syſtems ſtiften wollten, ſchnell überhand. Foderungen, die in Münzzeichen und Staatsobligationen befriedigt werden konnten, bezahlte man mit baarem Gelde; und wo dieſes angewieſen war, wollte man jene gebrauchen. Wenn die Münzzeichen im glücklichſten Umlauf waren, fehlte es an Platten ſie zu prägen. Zum Beſten ihrer Regimenter hatten die Generale beſondre Ordres vom König erſchlichen, nach welchen ſie ſich von dem erſten beſten Fond die bewilligten Summen zahlen laſſen konnten, und ſo lieferten die Landshauptleute bei weitem nicht das berechnete Geld ein. Nach dem Plane des Freiherrn von Görz kamen vierzig Tauſend Thaler auf jedes Regiment; die Anführer verlangten nun hundert und zwanzig Tauſend, und ſchützten ihre Foderung mit der Güte des Königs, welcher den Sold auf den Fuß, wie zu Demotika in der Türkei, an ſeine Truppen ausgezahlt haben wollte.

Auf dieſe Weiſe geſchah es, indem der Graf Dernath nirgends mit Kraft durchgriff, daß die Ausgaben in allen Punkten ſich höher beliefen, und die Einkünfte geringer, als Görz berechnet hatte. Dieſer bedurfte aller Schärfe ſeines Blicks, wodurch er in der Zukunft Quellen der Rettung entdeckte, wenn die Gegenwart ſie gänzlich zu verſchütten ſchien, um das Heil Schwedens nicht kleinmüthig aufzugeben. Ihm fehlte nur ein Gehülfe, welcher ihm an durchdringendem Verſtande und Kühnheit glich, damit er gleichſam ein zwiefaches Daſeyn äußern könnte, am Mittelpunkt der Geſchäfte zu Stockholm, und bei dem König oder im Auslande. Dernath entſprach einem ſolchen Gehülfen ſo wenig als möglich; und wenn derſelbe als Freund ihm theuer war, ſo machte er ihm nur doppelten Kummer, indem auch ſeine Perſon in dem Gewirre zu Grunde ging.

„Gott weiß, ſchreibt der Graf an Görz, woher wir Geld nehmen ſollen. So wie Ihr meine Natur kennet, mögt Ihr urtheilen, wie geängſtet ich bin. Kaum ſind es zehn Tage, daß Ihr abgereiſet ſeid, und ſchon habe ich für drei Jahre ſo merkbar gewacht, daß alle Welt mich darüber anfällt. Ich beſchwöre Euch, iſt es möglich, ſo reiſet hier durch, wenn Ihr den König verlaſſet; Eure Gegenwart wird vielleicht meine Qual beſänftigen, auf daß ich während Eurer Reiſe nach Holland Kraft habe, die Bürde zu tragen. Ach, ich fürchte, daß ich endlich doch nicht ſtark genug ſeyn werde.“

Eine Woche nach dieſem Briefe voll Klagen ſchrieb Dernath ſchon wieder: „ich vermag nicht, dies bekenne ich frei, das Geſchäft fortzuſetzen, welches Ihr mir hinterlaſſen habt; weder mein Geiſt noch mein Körper können die dazu gehörige Kraft aufbieten; und Kummer verzehrt mein Innres.“ Einige Tage darauf meldete er, wie der General Taube bei dem Befehl, ſchleunig mit ſeinem Regiment aufzubrechen, ſich deſſen geweigert habe, bis ihm dreißig oder funfzig Tauſend Thaler ausgezahlt wären, und zwar in baarem Gelde, denn Staatsobligationen habe er zurückgeſandt. „Seine Briefe griffen mich ſo an, daß ich in dem Augenblick vor Beſtürzung das Fieber bekam; geſtern hatte ich den dritten Anfall deſſelben zu beſtehn.“

Bei dieſer Unentſchloſſenheit des Grafen von Detnath war es für Görz beſonders unangenehm, daß unaufhörliche Gutachten und Anfragen von dem Kollegium, welches die Staatsverbeſſerung leiten ſollte, an den König kamen; denn der Graf fürchtete ſich, ohne deſſen ausdrücklichen Befehl das Geringſte zu unternehmen, um auf ſolche Art wider die feindlichen Schweden einigermaßen gedeckt zu ſeyn. Nun aber blieben nicht nur ſolche Berichte bisweilen mehrere Wochen oder auch gänzlich unbeantwortet, bis ein Mitglied des Kollegiums in Norwegen und andern entfernten Gegenden den König anfſuchte, und mündlichen Beſcheid erhielt: ſondern Görz fürchtete, daß Karl durch das große Detail zulezt eines ordentlichen Geſchäftsganges, alſo auch der ganzen Staatsverbeſſerung überdrüßig werden möge. Schnell mußte ihm eine Sache vorgeführt werden, und eben ſo ſchnell ſein Beſcheid ſie beendigen.

„In allen Geſchäften ſchrieb daher der Freiherr an Detnath, welche einmal in Gang gebracht ſind, muß man über die Art ſie zu betreiben nicht anſtehn, bis der König ſie vorſchreibt. Das iſt genug, wenn man nur ſolche Wege einſchlägt, die zu dem Ziele führen, auf welches Er ſchaut. Man wird Ihn nur dadurch ermüden, wenn man Ihn über das Wie? zu häufig angeht.“

Nur durch ſolchen Rath, nur durch ſeinen kraftvollen Ernſt, welcher durch Reizung zum Aufbrauſen verführt werden mochte, konnte Görz dem verzweifelnden Grafen in einzelnen Fällen zu Hülfe kommen, wenn die Großen zu unverſchämt zu Werke gingen. Eines der merkwürdigſten Beiſpiele der Art war das Betragen des Generals Dücker, welcher in Pommern das Kommando hatte. Auf Veranſtaltung von Görz waren dem Obriſten Ehrenſchild, bei dem Korps jenes Generals 28000 Bankothaler und 32000 Thaler Silbermünze zugekommen, um die gefangene Beſatzung von Stralſund einzulöſen, zu erquicken und auszuſtatten. Die Auslöſung der Gefangenen geſchah nicht; aber von der großen Summe kam ihnen überhaupt nichts zu Gute, ſondern General Dücker behielt dieſelbe, um verſchiedene Foderungen, die er machte, dadurch zu befriedigen, und verwies die Offiziere an die Hauptkaſſe zu Stockholm unter Verwaltung des Hofraths von Hagen, der ihnen dagegen Anweiſung auf die Summe gab, welche General Dücker empfangen hätte. Dieſer wußte wohl, daß hier nicht ohne Görzens Zuthun gehandelt war, und ſchrieb an denſelben nach Holland einen Brief voll Drohungen gegen Hagen, die eigentlich dem Freiherrn galten. Die gefangenen Offiziere, hieß es, hätten gedroht, wenn er ihnen kein Geld ſchaffe, ihn auf der Straße todt zu ſchießen, der Hofrath Hagen ſolle mit perſönlicher Gefahr für dieſen Verdruß verantwortlich ſeyn.

Allein Görz äußerte dem General in ſeiner Antwort einen gerechten Unmuth über die Anmaßung, womit man über königliche Gelder ſchalte. Da der Obriſt Ehrenſchild die 28000 Bankothaler blos zur Auslöſung der Gefangenen bekommen habe, ſo müßte derſelbe, indem dieſelbe nicht erfolgt ſei. durchaus Rechnung ablegen, wofür er die empfangene Summe verwandt hätte. Weder der König, noch irgend ein königlicher Miniſter hätte demſelben Vollmacht verliehn, zu irgend einem andern Zwecke, als dem genannten, die empfangene Summe auszugeben. Was die 32000 Thaler Silbermünze anbetreffe: ſo laſſe ſich nicht begreifen, wie Ehrenſchild mit derſelben hätte ſchalten können, ohne wenigſtens vom General Dücker ſelbſt dazu bevollmächtigt zu ſeyn. Die Pflicht von dieſem wäre, den Oberſten anzuhalten, daß er dem königlichen Befehl gemäß Rechenſchaft gebe, wie viel von jener Summe für den Unterhalt der Gefangenen von Stralſund verwandt wäre, und das übrige Geld zur weitern Verwendung der Regierung zurückliefre. Görz ſchloß dann mit der höflichen, aber für den General ſehr beſchämenden Wendung, daß ihn bei dieſem ganzen Vorfall beſonders ſchmerze, durch denſelben gänzlich außer Stand geſetzt zu ſeyn, manches ſonſt billige Verlangen des Generals zu befriedigen, und eben daraus möge derſelbe auf ſeine freundſchaftliche Geſinnung gegen ihn ſchließen. Dücker ſollte fühlen, wie die Großen durch ihren Raub an dem Eigenthum des Staats ſich zuletzt ſelbſt den Ruin bereiteten. Dieſer Geiſt worin ihm Görz geantwortet hatte, beſänftigte ihn nicht nur, ſondern zermalmte ihn ſo, daß er, ſtatt zu drohn, ſich flehend tengte, um den Bericht über dieſe Angelegenheit an den König abzuwenden. *)

Görzens erſte Geſchäfte in Haag.

Wohl äußerten mehrere von den ſchwediſchen Großen, ſie wollten ein ſolches Gewirre von Unordnung ſchaffen, daß auch Görz bei ſeiner Heimkehr kein Syſtem der Verwaltung wieder einführen könne. Allein voll Vertrauen auf geprüfte Kraft eilte dieſer, im Auslande das Heil Schwedens zu ſuchen, ſicher, wenn jenes ihm gelang, die innern Quellen des Reichs bald wieder zur Belebung deſſelben zu leiten.

Im Julius (1716) ſchiffte er ſich nach Holland ein. Von einer däniſchen Fregatte, gleich ſeinen Gefährten, der ganzen Bagage beraubt, kam er wie ein Flüchtling in Haag an. **)

Sogleich begann er ſeine Unterhandlungen wegen einer Anleihe von zwei Millionen Thaler Silbermünze für den ſchwediſchen Hof. Allein nicht nur die feindlichen Mächte, ſondern ſelbſt einzelne Schweden ſuchten dieſelben unfruchtbar zu machen; und man begnügte ſich nicht, in der Stille und in Geſprächen dagegen zu wirken, ſondern von ruſſiſcher Seite ließ man ſogar eine gedruckte Schrift umlaufen, wodurch die Verhandlung mit

---

*) Vergl. Rettung des Freiherrn von Görz S. 35. — 102.

**) Görzens Ehrenrettung. S. 75.

Görz als ſehr gefährlich für jedes Kaufmannshaus beſchrieben wurde. Der Grundriß von dem Plan des Freiherrn war darin bekannt gemacht, und nur Schweden konnten ihn der feindlichen Parthei mitgetheilt haben.*) „Man ſieht, äußerte Görz, wie wichtig für den König und ſein Reich ſelbſt den Feinden unſer Geſchäft erſcheint; aber dieſe Eiferſucht muß unſre Sorge für den glücklichen Erfolg deſſelben verdoppeln.“

Bei der gegenwärtigen Lage Schwedens, welches im Auslande die öffentliche Meinung für verlohren achtete, bei der herrſchenden Anſicht von Karls Charakter konnte nur eine gänzliche Unkunde kaufmänniſcher Geſchäfte darauf rechnen, daß ſich irgend jemand dazu verſtehn werde, eine einfache Anleihe von zwei Millionen dem ſchwediſchen Hofe zu bewilligen. Dennoch ſchwebte der Graf Dernath in einem glücklichen Traume, daß bald von Holland das goldne Vließ nach Schweden kommen werde, und man alsdann nur in das Schiff hineinſteigen und die Geldtonnen eine nach der andern herausholen könne.**) „Es ſcheint mir faſt, ſchrieb ihm Görz, als hättet ihr noch immer die Idee, daß meine Unterhandlungen ſogleich zwei Millionen klingender Münze zu Euch ſchaffen würden. Ich rechne eine ſolche Vorſtellung auf den gewöhnlichen Hang der Menſchen, das zu glauben, was ſie wünſchen. Uebrigens würden Männer von Einſicht in Finanzen und Handelsweſen dieſelbe für eine große Chimäre unter den Umſtänden halten, welche uns drücken.“

Indem die Geldanleihe nur in Verbindung mit andern

---

*) Görzens Ehrenrettung S. 109 — 111.

**) Görzens Ehrenrettung S. 123.

Punkten bewirkt werden, und wegen der Tiefe des Umfangs der Unterhandlungen, die dadurch nothwendig wurden, nicht ſchnell zu Ende gebracht werden konnten, ſchilderte Graf Dernath den Geldmangel und die allgemeine Verwirrung immer furchtbarer. Ueberdies ward man noch durch eine Landung des Feindes bedroht, der nur ſieben Meilen von Stockholm entfernt war. Da wußte Görz dem Grafen von Dernath keinen andern Rath zu geben, als daß man das Beiſpiel Dänemarks nachahme, deſſen reichſte Unterthanen der Regierung nach dem Maaßſtabe ihres Vermögens Geld hätten leihen müſſen. Dadurch wäre der däniſche König in Stand geſetzt, ſich zur Landung in Schweden zu rüſten. Ob nun König Karl zu dieſem Mittel nicht weit mehr berechtigt ſei, einen Angriff abzuſchlagen, welcher nur durch daſſelbe möglich geworden? Damit aber die reichen Häuſer, bei welchen eine gezwungne Anleihe gemacht würde, nicht glaubten, man wolle ſie ihres Geldes berauben: ſo ſolle man ihnen Staatsobligationen dagegen geben. Auch wäre höchſt nothwendig, daß auf die Liſte dieſer Gläubiger keiner fehle, der ſeinem Reichthume nach ſich auf derſelben finden ſollte; denn irgend eine Partheilichkeit würde in dieſem Falle den lauteſten Unwillen erregen.

Eine ſolche gezwungene Anleihe würde vorzüglich den Adel getroffen haben, und zwar die erſten Familien deſſelben. Es war deshalb zu viel von Dernath gefordert, daß er den Rath ſeines Freundes mit ſichrer Kühnheit befolgen ſollte. Vielmehr erwiederte er ihm mit der Verſichrung, daß er durchaus nicht länger, als bis zum nächſten Frühling die Geſchäfte vollbringen werde, deren Laſt er aus Freundſchaft für Görz übernommen habe. Nimmermehr, entgegnete ihm dieſer, ſollten ihre Feinde den Triumph haben, daß man ſie auf ihrem groſsen Wege zurückgeſchreckt habe; ihr Kollegium müſſe nur nicht mehr ſo wanken, wie bisher geſchehn ſei, und nicht ſo manchen Verſuch unterlaſſen, bloß aus Furcht, daß ſich der Ausführung Hinderniſſe entgegenſtellten. „Die Schweden, ſchloß er, kennen uns wenig, Euch, mein Freund, und mich, wenn ſie uns für Leute halten, welche ein Werk beginnen, zu deſſen Vollendung ſie keine Kraft haben. Der Frucht unſrer Anſtrengungen, des Ruhms unſrer Schöpfungen ſollen ſie uns nicht berauben. Bringt daher mit Eifer in Gang, was ich vorgeſchlagen habe, wenn man Euch nicht einen andern Weg zeiget, der noch ſchneller, oder wenigſtens eben ſo leicht, als der meinige, zum Ziel führet.“

Unterdeſſen waren die Unterhandlungen wegen der Anleihe von zwei Millionen einem glücklichen Ende nahe gebracht, und Görz konnte hoffen, durch dieſelben die eigentliche Aufgabe gelöſet, und dem ſchwediſchen Reiche noch außerdem beträchtliche Vortheile verſchafft zu haben. Darin war er überhaupt groß, daß er die Nebenideen eines Plans, welche anfänglich nur als nothwendig für den Hauptzweck hervorgebracht wurden, zu manchem weitern Gewinn zu benutzen wußte. Auch entſtanden alle Ideen eines Plans ſchnell nach allen ihren Beziehungen vor ſeinem Blicke. Sobald er den Gedanken gefaßt hatte, daß eine Geldanleihe in Holland nothwendig ſei, eröffnete er dem König ſeine Anſicht, mit welchen gänzlich verſchiedenartigen Punkten dies Geſchäft doch in eine heilſame Verbindung geſezt werden könnte, um ein glückliches Ende zu gewinnen. Indem Karl auf dieſe Weiſe ſchon vor der Abreiſe Görzens aus Schweden vom Plan deſſelben einigermaßen unterrichtet war: konnte ihm der Fortgang und Geiſt der Unterhandlungen in Holland leicht begreiflich werden. Er war mit dem vorläufigen Bericht darüber ſehr zufrieden, und ſein Vertrauen auf die neue Verwaltung ſeiner Staaten ward dadurch beſtärkt. „Es ſei ihm ſehr angenehm zu hören geweſen, ſchrieb er an Görz, daß das Geldgeſchäft ſo glücklich eingeleitet worden; auch wäre er durchaus geneigt, einen austräglichern Fond als den bisherigen, zur Wiedererſetzung der aufgeliehenen Geldſummen zu verordnen. Ueberhaupt könne der Geheimerath ſich verſichert halten, daß zur Aufrechthaltung des Kredits und zur Leitung der Angelegenheiten auf planmäßige Weiſe alles von ſeiner Seite geſchehn ſolle. Nur möge derſelbe ſich gegen den Winter, oder ſobald es geſchehn könne wieder zu ihm begeben.“ *)

Kontrakt zu Amſterdam geſchloſſen.

Weit entfernt von dem Gedanken, daß irgend jemand dem König von Schweden ohne geleiſtete Sicherheit, ohne die Hoffnung auſſerordentlicher Vortheile zwei Millionen leihen werde,

---

*) An den Geheimenrath, Baron Görz Carolus S. 442 — 43. Allergnädigſte Erläuterung über beigefügten mit Franz Petermann und Comp. geſchloſſenen Kontrakt. S. 421 — 22.

hatte Görz in den Bedürfniſſen des ſchwediſchen Reichs und einheimiſchen Einrichtungen, jene Sicherheit und dieſe Hoffnung aufgeſucht. Ohne Zweifel war viel zu wenig Silbergeld in den ſchwediſchen Staaten in Umlauf, und zweitens hatte der Handel derſelben weniger Ausbreitung und gute Folgen, als man von der Beſchaffenheit der inländiſchen Produkte erwarten konnte; weil die Beſtimmung der Preiſe von dem Eigennutze weniger Kaufmannshäuſer abhing. Die Bekämpfung dieſer beiden Nachtheile ſtellte Görz als den eigentlichen Gegenſtand ſeiner ganzen Sendung dar, als er mit einer Geſellſchaft von holländiſchen Kaufleuten ſeine Unterhandlung begann. Er ſchloß mit ihnen im September des Jahres 1716 einen Kontrakt, daß nur ſie unter gewiſſen Vortheilen das Hoheitsrecht der Münze in Hinſicht auf Gold- und Silbergeld aller Art im ſchwediſchen Reich auf beſtimmte Zeit ausüben ſollten. Königliche Beamten hatten nur die Macht, den innern Werth der Münze zu prüfen, ob er der Angabe in den Königlichen Edikten entſprach. Daß jene Geſellſchaft zu viel Gold und Silber zum Ausmünzen nach Schweden bringen möchte, fürchtete Görz ſo wenig, daß im Kontrakt feſtgeſetzt wurde, während ſeiner Dauer ſollten wenigſtens für zwei Millionen Reichsthaler Münze geprägt werden. Ferner ſollten dieſe holländiſchen Kaufleute die Freiheit genießen, mehrere namentlich aufgeführte Produkte des Landes auszuführen. In dieſer Hinſicht wollte der König an bequemen Oertern Magazine zur Ablieferung dieſer Produkte an die Geſellſchaft der Kaufleute errichten, auch einen Preis dafür beſtimmen, womit Käufer und Verkäufer zufrieden ſeyn könnten.

Wohl mögen die Abtretung jenes Hoheitsrechtes und dieſer Zwang für den inländiſchen Handel den Ideen reiner Staatswirthſchaft widerſprechen; aber in dem gegenwärtigen Drange konnten ſie eine Wohlthat für Schweden werden. Auch waren alle Nebenpunkte mit kluger Vorſicht beſtimmt, und der ganze Kontrakt galt nur auf drei Jahre.

Eigentlich aber hatte Görz dieſe Punkte nur gebraucht, um unter ihnen ſeinen Hauptzweck, die Anleihe von zwei Millionen zu verbergen. Als eine Nebenſache hatte er ihn in dem Kontrakt aufgeſtellt, und zwar mit der meiſterhaften Wendung, daß die holländiſche Geſellſchaft, um ſogleich ihre Münze hinlänglich in Gang bringen zu können, für den König gegen Staatsobligationen zwei Millionen münzen ſollte. Die Erreichung des vornehmſten Wunſches wurde den Fremdlingen als eine Gnade angerechnet, und bei allem dem wurden ſie nicht in Schaden geführt. Görzens Schlauheit in der Stellung aller Punkte war nur nothwendig, um ſie zu der Uebereinkunft zu bewegen; und ihrer Klugheit war es nun anheimgeſtellt, den Gewinn zu benutzen, welchen man auf eine ſo feine Art für ſie möglich gemacht hatte.*)

Unterhandlungen wegen des Friedens.

Wiewohl auf ſolche Weiſe die Geldanleihe glücklich vollbracht war, konnte Görz dem Wunſch des Königs, daß er gegen

---

*) Beilagen zur Ehrenrettung Görzens, 417 — 436.

Anbruch des Winters nach Schweden zurückkehren möge, nicht Folge leiſten; denn ſein großes Geſchäft, die Verhältniſſe der europäiſchen Mächte dahin zu leiten, daß dem ſchwediſchen Reich ein Frieden ohne zu verderbliche Aufopferungen geſchenkt wurde, verflocht ihn in die weitläuftigſten Unterhandlungen. Noch gegen Ende dieſes Jahrs (vom 18. December 1716) ſchrieb er aus Holland: „die Erwartung in Hinſicht auf meinen Friedensplan, iſt das einzige, was mich in dieſem Lande noch zurückhält; und hätte ich nicht Urſache zur Hoffnung, daß mir die Ausführung deſſelben gelingen werde: ſo fände man mich ſchon auf der Hinreiſe nach Schweden.“

Die freudige Erfahrung hatte er ſogleich gemacht, daß die Anſtrengung, deren ſich das Reich in dieſem Jahre noch fähig gezeigt hatte, den Weg zum Frieden ſehr gebahnt habe. „Ich kann Euch nicht ausdrücken, theurer Graf, ſchrieb er an Dernath, wie ſehr unſre Unternehmungen für dieſes Jahr die hohe Meinung wieder angefacht haben, welche man immer von unſerm König hegte, und welchen ſchönen Ruhm wir dadurch erlangten.“*)

Görz wußte, daß auf niemand die Stärke des Geiſtes, wodurch Schwedens Rettung betrieben wurde, einen ſo vortheilhaften Eindruck machen konnte, als auf Peter von Rußland, der ſelbſt ein großes Gemüth hatte. Auſſerdem aber gab es verſchiedene Zeichen, wodurch wahrſcheinlich wurde, daß er von allen Feinden Schwedens zum Frieden am bereitwilligſten ſeyn

*) Görzens Ehrenrettung S. 133

werde. Von Riga bis Abo hatte er alle ſchwediſche Provinzen erobert; auf jeden Fall mußte ſich König Karl zu den wichtigſten Aufopferungen an ihn entſchließen. Auch war ohnedies ſeit der letzten Wendung des Kampfs zwiſchen Rußland und Schweden die Macht von jenem zu ſehr befeſtigt, als daß es von dem Uebergewicht dieſes letzten im Norden etwas zu fürchten brauchte. Hingegen war es für ſeine eigene Herrſchaft in demſelben bedenklich, dieſe kaum ſo furchtbare Macht gänzlich ſinken zu laſſen, weil Dänemark und Preuſſen alsdann leicht zu ſehr emporkommen mochten. Dies entging dem Zaar keinesweges; und er war jezt nichts weniger, als entſchloſſen, mit Preuſſen, Hannover, König Auguſt, und mit Dänemark zum gänzlichen Ruin Schwedens zu wirken. Mit den Dänen hatte er eine Landung in Schonen verabredet, welche ohne Zweifel bei redlicher Anſtrengung gelungen wäre, und den Verluſt auch dieſer Provinz nach ſich gezogen hätte. Schon im Auguſt (1716) war ein ſtarkes ruſſiſches Heer in Seeland aufgeſtiegen: aber es zeigte ſich bald, daß Peter die Landung in Schweden nicht mit Ernſt wollte. Seine eigene politiſche Einſicht ward durch die Unterhandlungen, welche Görz mit ihm anknüpfen ließ, bald noch mehr erhellet. Dieſer ſuchte ihm vor allen dieſen Gedanken gegenwärtig zu erhalten, daß ein Friede, wodurch alle Anſprüche der kriegführenden Mächte auf einmal ausgeglichen würden, wegen der Verſchiedenartigkeit derſelben kaum möglich ſei. Komme aber auch ein Kongreß zu einem ſolchen Zwecke zuſammen: ſo würde der Zaar im Gewühl von Anſprüchen ſo vieler Mächte bei weitem nicht eine ſo vollkommene Befriedigung der ſeinigen erwarten können, als durch einen Separatfrieden mit Schweden. Dieſen zu ſchlieſſen, und als Geheimniß zu bewahren, bis zu dem Zeitpunkte, da man ſeiner Bekanntmachung das vorzüglichſte Gewicht in den europäiſchen Angelegenheiten verſprechen könne, wäre für Rußland und Schweden offenbar die vortheilhafteſte Rolle. Noch hoffte Görz dieſen Vorſtellungen beſonders dadurch Eingang zu verſchaffen, daß er die Ausſicht eröffnete, welchen großen Gewinn jene beiden Mächte aus einer engen Handelsverbindung ziehen könnten; er wußte, wie dem Zaar alles daran lag, den Handel ſeines Reichs zu beleben.

Die gänzliche Abrufung der ruſſiſchen Truppen aus Seeland, welche in Mecklenburg ihre Quartiere wählten, ſtärkte noch die Hoffnung, daß die Friedensunterhandlungen mit Peter dem Großen leicht geleitet werden mögten; aber die Wahl der Unterhändler von Schwediſcher Seite war nicht ohne Schwierigkeiten. Eben der Umſtand, daß die Ruſſen ſich in Mecklenburg feſtgeſetzt hatten, ſchon darum ſo günſtig, weil Hannover, Dänemark und Preuſſen dadurch gehindert wurden, nach gänzlicher Willkühr im nördlichen Deutſchland mit den ſchwediſchen Provinzen zu ſchalten, ſchien auch hier eine gute Auskunft darzubieten. Görz zog den Grafen von Wellingk, ſchwediſchen Befehlshaber in Bremen, nun in das Geheimniß ſeiner Ideen, wie man durch den Herzog von Mecklenburg-Schwerin mit dem Zaar über den Frieden unterhandeln könne. Beide kamen darin überein, daß man den Herzog zu dem Friedensgeſchäfte durch die Vorſtellung ſpornen müßte, wie ſeine eigene Erhaltung davon abhange, daß zwiſchen den

Herrſchern von Rußland und Schweden ein gutes Verſtändniß bewirkt werde, und vorläufig die ruſſiſchen Truppen wirklich die Winterquartiere in ſeinem Lande bezögen, indem er wiſſe, wie feindlich gegen ihn die Geſinnung des Hofes von Hannover wäre.

Nachdem Görz dieſen Anfang der Unterhandlung mit Wellingk verabredet hatte, beſchwor er ihn auf das feierlichſte, durchaus nichts von ihrem Beginnen in Schweden laut werden zu laſſen. „Sollten wir," ſchrieb er, „wider Vermuthen in einen undankbaren Boden geſäet haben: ſo vermeiden wir durch Verſchwiegenheit doch die boshafte Kritik des Neides. Sind wir aber glücklich und können plötzlich die Roſe des Friedens ohne Dornen anbieten: wie froh wird die Ueberraſchung ſeyn, und wie werden wir jeden Beifall erzwingen."

Der Herzog von Mecklenburg gab freilich zu, daß die Vorſtellungen, die man ihm machte, nicht ungegründet wären; aber doch fand er es bedenklich, das Friedensgeſchäft zu übernehmen, theils weil er an der redlichen Abſicht des ſchwediſchen Königs, Frieden mit den Zaar zu ſchlieſſen, noch zweifelte, theils weil ihn überhaupt eine gewiſſe Scheu vor dem großen Sinn Peters von vertrauten Eröffnungen gegen denſelben zurückhielt. Beſonders aber fürchtete er, daß die ſchwediſche Macht ſchon verſchlungen ſeyn könnte, ehe noch das Friedensgeſchäft ernſtlich eingeleitet wäre; deswegen wollte er wenigſtens den Ausgang dieſes Jahrs abwarten, um durch ſeinen Eifer für den ſchwediſchen Haß nicht gänzlich unterzugehn. Endlich wirkten die Vorſtellungen des Grafen von Wellingk, die vereitelte Landung in Schonen und die Vertheilung der ruſſiſchen Truppen in die Winterquartiere ſeines Landes ſo auf den Herzog, daß er ſich zu Friedensunterhandlungen mit dem Zaar bereitwillig zeigte. Dies war um ſo erwünſchter, da Preuſſen, indem es in Verhandlungen mit Schweden getreten war, zugleich im Begriff ſtand, mit Rußland einen Bund zu ſchlieſſen, daß ſie ſich gegenſeitig ihre Eroberungen ſchwediſcher Länder ſichern wollten. Die feurigſte Eile war daher bei dem Friedensgeſchäft mit dem Zaar nothwendig, und die beiden Freunden, Görz und Wellingk, unterrichteten ſogleich den Herzog über die Gründe, welche er einigen Forderungen, die Peter zuverläßig machen würde, entgegenſetzen ſollte. Der ſchwierigſte Punkt war die Abtretung von Reval, auf welche auch nach des Herzogs verläufiger Verſicherung, der Zaar gewiß beharren werde, wodurch er aber ohne Zweifel zum Herrn des Schickſals von Liefland und Finnland werden mußte. Man bot alles auf, um den Herzog die Kunſt zu lehren, bei dieſer Klippe vorbeizuſchiffen, und ihm vorzüglich die Wichtigkeit des Hafens von Wismar begreiflich zu machen, welchen man dem ruſſiſchen Hofe dagegen anbieten wollte. Der Eifer der beiden Freunde in dieſem Punkte ward noch durch die lauten Aeuſſerungen des hannöverſchen Miniſters, des Freiherrn von Bernſtorf geſpannt, daß man nämlich einen Frieden zwiſchen Rußland und Schweden nicht zu fürchten brauche, weil derſelbe an der Abtrettung von Reval gewiß immer ſcheitern werde.

Um nicht ganz von dem Herzog von Mecklenburg abzuhängen, und weil es zugleich eines Unterhändlers bedurfte, deſſen

Schritte weniger Aufſehen erregten, zog der Freiherr noch den Prinzen Kurackin, ruſſiſchen Geſandten im Haag, in die Unterhandlung; und mit ausgezeichnetem Eifer weihte ſich dieſer dem Geſchäfte, um der Ehre, ein ſo großes Werk befördert zu haben, in ihrer ganzen Fülle zu genieſſen.

Nur fand ſich noch unerwartet die Schwierigkeit, daß ein dritter Unterhändler, durch ſeinen Eifer für den Frieden getrieben, ſich einmiſchte, und jenen Geiſt der Verhandlung zu verderben drohte, wodurch Herrſcher, wie Karl und Peter, einzig zum Frieden und Verein gebracht werden konnten. Dieſer war der Landgraf Karl von Heſſen-Kaſſel, welcher durch ſeine nahe Verwandtſchaft mit dem ſchwediſchen Hofe und ſeinen bisherigen Antheil an Friedensunterhandlungen ſich zu einem Verſuch an dem ruſſiſchen Hofe berufen glaubte. Er ſchickte einen Geſandten an denſelben, welcher die Grundlage des Friedens verabreden ſollte. Allein Görz äuſſerte ſogleich, wie hinderlich dieſer Schritt werden könnte; denn die Art zu unterhandeln, welche der Hof von Kaſſel habe, ſei dem Geſchäftsgange in Regensburg ähnlich, daß man nämlich viel hin und her rede, und die Schwierigkeiten ins Unendliche häufe, ohne ein Mittel zu finden, wodurch man ſie vermeide.

Indem die beiden Freunde ſich bemühten, die heſſiſche Unterhandlung mit dem Zaar zu unterdrücken, ergriffen ſie jedes Mittel, um das leidenſchaftliche, ſtolze Gemüth deſſelben gegen ſeine Bundesgenoſſen zu empören, und gegen den König von Schweden milder zu ſtimmen. Zu jenem Zwecke benutzte man ſehr ſchlau die Bemühungen der Könige von England und

Preuſſen, die ruſſiſchen Truppen aus Deutſchland zu treiben Mit den übertriebenſten Farben ſchilderte man dieſelben am ruſſiſchen Hofe, indem man wußte, daß der römiſche Kaiſer jeden Antrag, zu einem ſolchen Zwecke mitzuwirken, gänzlich von ſich gewieſen hatte. Zum Glücke wurde die Abſicht der beiden Freunde ſelbſt von hannöverſcher Seite unterſtützt. Der Abgeordnete des Freiherrn von Bernſtorff berief ſich gegen den Zaar auf den Willen des römiſchen Kaiſers, welcher auf die Entfernung der ruſſichen Truppen aus Deutſchland gleichfalls dringe. Peters Stolz fühlte ſich dadurch beleidigt. „Ich war geſonnen," entgegnete er, „meine Leute abzurufen; aber nun ich höre, daß der Kaiſer dies wolle, will ich es nicht mehr; meine Leute ſollen in Mecklenburg bleiben, und ich will den ſehn, welcher ſie daraus vertreiben ſoll."

Schwerer war es, aus Peters Anſicht von der Welt um ihn her den Gedanken zu verbannen, daß der König von Schweden ihn haſſe und verachte. Der einzige Sieg von Pultava konnte ihm die frühern Begebenheiten, wo Karl der Zwölfte gleich einem höhern Weſen mit der ruſſiſchen Macht ſpielte, nicht in Vergeſſenheit bringen; noch weniger vermochte dies das abentheuerliche Glück, wodurch er am Pruth dem Verderben entkam, das derſelbe Held ihm bereitet hatte. Soviel war aber gewiß, daß ein Geiſt, wie Peter der Große, lieber jeden Vortheil ſeines Reichs aufopfern, als ſich mit einem Herrſcher friedlich vereinigen würde, von welchem er ſich gering geſchätzt glaubte. Daher war es überaus wichtig, daß Görz und Wellingk nicht müde wurden, zu wiederholen, wie eben die eigene

Stimmung des Königs von Schweden dahin trachte, mit dem Zaar lieber, als mit irgend einem ſeiner andern Feinde Frieden zu ſchlieſſen. Allein nicht nur gegen den König ſelbſt, ſondern auch vorzüglich gegen Görz war der Zaar ſehr eingenommen. In frühern Unterhandlungen, da Görz durch ruſſiſche Hülfe den jungen Herzog von Holſtein auf den Thron Karls des Zwölften ſetzen wollte, hatte Peter eine Abneigung gegen ihn gefaßt; und wiewohl er den letzten Arbeiten des Freiherrn ſeine Bewunderung nicht verſagen konnte: ſo wollte es ſeiner roheren Ehrlichkeit doch nicht einleuchten, wie eben derſelbe jetzt beinahe auf ſchwärmeriſche Weiſe für den Krieg von Schweden ſtreben könne, ohne von Unredlichkeit und Eigennutz getrieben zu werden. Auſſerdem mußte ſeine Feindſchaft gegen Karl ſich auch auf den Liebling deſſelben erſtrecken. Dennoch gab das Gerücht, daß der Zaar in kurzem nach Holland kommen werde, dem Freiherrn von Görz eine frohe Erwartung. Er ſelbſt wollte dann mit demſelben unterhandeln, voll Vertrauen auf die Ueberzeugung, daß er durch ſeinen gleich kühnen und kräftigen, aber weit mehr gebildeten Geiſt das hohe Gemüth Peters ſchnell feſſeln werde. *)

---

*) Si le Czaar, ſchreibt er an den Grafen von Wellingk, vient lui meme en Hollande, je trouverai des canaux de reste, desorte que ceux, dont j'ay l'honneur de parler à Votre Excell. ne regardent que le changement de resolution de Czaar, qu'on a debité. Je ne me metterai pas beaucoup en peine de la prevention de ce prince contre ma personne. Je lui ferai parler si naturellement, qu'il ne pourra pas apprehender une surprise. S. Görzens Ehrenrettung.

Die Hauptidee in dem Plane des Freiherrn für die Friedensunterhandlungen, daß nämlich mit Rußland, ehe ein allgemeiner Kongreß zu Stande komme, ein Separatfrieden geſchloſſen werden müſſe, ſchien alſo der Ausführung nahe gebracht zu ſeyn. Aber gelang dieſelbe auch vollkommen: ſo blieben dem erſchöpften ſchwediſchen Reich noch vier furchtbare Feinde zurück; und volle Ruhe des Friedens war ihm durchaus Bedürfniß. Beſondre Friedensſchlüſſe auch mit den übrigen einzelnen Feinden zu errichten, war nicht rathſam, weil jeder derſelben alsdann auf große Aufopferungen von ſchwediſcher Seite mit Zuverſicht gerechnet hätte. Der beſte Weg war hier ohne Zweifel, wenn irgend eine bedeutende neutrale Macht mit Ernſt die Vermittelung übernahm. Nur auf zwei konnte man hiebei ſein Augenmerk richten, den römiſchen Kaiſer und den franzöſiſchen Hof. Jener hatte ſowohl wegen ſeiner politiſchen Verhältniſſe zu mehrern von den kriegführenden Mächten, als auch beſonders als Oberhaupt des deutſchen Reichs, welches der nordiſche Krieg mit den wichtigſten Veränderungen bedrohte, alſo einen doppelten Beruf zu ſolcher Vermittelung. Frankreich aber wurde ſeit dem dreißigjährigen Kriege als die Macht angeſehn, welche am innigſten mit Schweden befreundet ſei, und war zur Erhaltung des weſtphäliſchen Friedens, alſo auch Beſchützung des ſchwediſchen Beſitzes der Provinzen verpflichtet, welche jener Frieden als Lohn für Guſtav Adolfs und ſeiner Feldherrn Thaten ausgeſetzt hatte.

S. 165 — 71. Briefe zwiſchen Wellingk und Görz N. XIII. — XIX.

Dazu kam noch, daß ſeine Vermittelung für den Frieden mit dem engliſchen Könige beſonders entſcheiden mußte.

Kaiſer Karl der Sechſte hatte ſich ſehr bereit gezeigt, das Amt des Vermittlers zu übernehmen, und Braunſchweig zum Orte der allgemeinen Friedensverhandlung beſtimmt; allein eben dadurch den König von Schweden aufgebracht. Mit den Feinden deſſelben war er über dieſen Ort übereingekommen, ohne mit ihm Abrede genommen zu haben. Auch ein weniger ſtolzer König, als Karl, hätte ſich in einem ſolchen Punkte nicht ſo willkührlich behandeln laſſen. Von kaiſerlicher Seite ſtellte man die Weigerung des ſchwediſchen Hofes, Geſandte zum Kongreß in Braunſchweig zu ernennen, als eine Ablehnung des Friedens dar. Auſſerdem nahm die Lage des Kaiſers eine ſolche Wendung, daß von ſeiner Vermittelung geringe Folgen zu erwarten waren, nachdem er den Türken den Krieg erklärt hatte. Deshalb hörte Görz ſogleich nach ſeiner Ankunft im Haag von dem kaiſerlichen Geſandten daſelbſt, daß die Angelegenheiten des Nordens nun gänzlich in Wien ruhten, indem der Kaiſer der wenig friedfertigen Geſinnung des Königs von Schweden überdrüßig ſei, und jetzt ſeine ganze Kraft zu ſehr auf den Krieg mit den Türken verwenden müſſe, als daß er ſeinen guten Abſichten als Vermittler bei den Feinden Schwedens Anſehn verſchaffen könnte, die hundert Tauſend Mann im Felde hätten.

Dennoch gab Görz nicht die Hoffnung auf, den kaiſerlichen Hof für die Friedensvermittlung zu beleben. Sehr ſchlau ließ er ſogleich in ſeinen Unterredungen mit dem öſterreichiſchen Geſandten einige Winke fallen, daß Schweden auch ohne den

Einfluß von Wien und an einem andern Orte, als Braunſchweig, den Frieden werde erhalten können; und er bekam bald Kunde, wie ſehr dieſe Winke gewirkt hatten, ſo daß bei ihm die Ueberzeugung wurzelte, der Kaiſer werde ſich jedem Verlangen des Königs von Schweden fügen, um der ſchiedsrichterlichen Würde in den Angelegenheiten des Nordens theilhaftig zu werden. Die Forderungen des ſchwediſchen Hofes, äuſſerte Görz, wären überdies nur von jenem edeln Selbſtgefühl, das ihm wohl anſtehe, und von der Gerechtigkeit eingegeben. Auch finde er die Lage der Dinge durchaus nicht ſo, daß man denſelben untreu zu werden gezwungen ſeyn könnte. Er wiſſe wohl, daß dieſe Geſinnung bei Vielen in Schweden nicht Beifall fände; aber nie habe er ſeine Meinungen nach der Abſicht auf Freundſchaft oder Haß abgemeſſen; ſondern ſei gewohnt, ſie ſchlechterdings in dem Begriffe zu gründen, welchen er von der Würde und dem wahren Nutzen ſeines Herrn habe.

Vor allen Dingen drang er darauf, daß die ſchwediſchen Geſandten zu Wien und Regensburg entſchloſſner ſprechen ſollten, als bisher geſchehen ſei. Man habe eine unwürdige Sprache geführt, wenn man von der Billigkeit des Kaiſers erwarte, daß er eine neue Uebereinkunft wegen des Ortes für einen allgemeinen Friedenskongreß treffe. Einem Vermittler gezieme ja einzig, die Vorſchläge, welche eine von den Partheien gethan hätte, der Prüfung und Annahme der übrigen darzubieten. Braunſchweig möchte übrigens die gewählte Stelle bleiben; nur ſollte der Kaiſer dem Kongreß eine Geſtalt geben, die den Geſetzen des Reichs entſpräche, und ihnen gemäß ſollte man bei den Verhandlungen ſchlechterdings verfahren.

Durch die Foderung, daß der Kongreß den Reichsgeſetzen angemeſſen ſeyn ſollte, leitete Görz ſeine Hauptidee ein, aus welchem Geſichtspunkte die Vermittelung des Kaiſers betrachtet werden ſollte. Er wünſchte denſelben nicht als eine willkührlich gewählte ſchiedsrichterliche Macht, ſondern als den Oberrichter des deutſchen Reichs handeln zu laſſen. Schweden hatte dadurch den großen Vortheil, daß es den rechtlichen Grundſatz, der Beraubte müſſe vor allen Dingen wieder in ſein Gut eingeſetzt werden, ehe die rechtliche Unterſuchung beginne, zu der Foderung benutzen konnte, die verlornen deutſchen Beſitzungen ſollte man ihm wieder einräumen. Nun kannte Görz freilich die politiſche Welt zu ſehr, als daß er ſich irgend ſchmeicheln konnte, dieſe Foderung erfüllt zu ſehn; aber ſoviel war doch gewiß, daß der Geiſt der Unterhandlungen dadurch einigermaßen beſtimmt wurde, und zwar auf eine für Schweden ſehr vortheilhafte Weiſe.*)

Indem der Kaiſer als Oberrichter des deutſchen Reichs handeln ſollte, um Schwedens Frieden zu befördern, hätte Görz an Frankreich gern die Rolle der vermittelnden Macht gegeben, um ſeinen Unterhandlungen mit dem Zaar mehr Gewicht zu verleihn, und um ſich an Georg dem Erſten rächen zu können. Als Kurfürſt hatte ſich dieſer im Anfang des Jahrhunderts des Herzogs von Holſtein gegen Dänemark freundſchaftlich angenommen; aber zuletzt verband er ſich auf das innigſte mit dem däniſchen Hofe, und ſeinen täuſchenden Verſicherungen von Hülfe wider die Dänen im nördlichen Deutſchland war es vorzüglich zuzuſchreiben, daß der ſchwediſche Statthalter, Graf von Wellingk, die Provinzen Bremen und Verden, nicht wider das däniſche Heer vertheidigen konnte. Die Schweden mußten durch das Betragen des Kurfürſten auf das äußerſte empört werden, als er jene Länder von Dänemark kaufte, und, offenbar bloß in der Abſicht, ſich ihren Beſitz zu ſichern, gegen König Karl den Krieg erklärte. Auch lag es nicht an ſeinem Willen, wenn die engliſche Nation, welche ihn auf ihren Thron erhoben hatte, nicht in Krieg mit Schweden verwickelt wurde.

---

*) ſ. N. X. à Monsieur Stiernhööck. S. 451. Görzens Ehrenrettung 133 — 45.

Allein nie begünſtigten die Umſtände weniger als jetzt das Beginnen, durch Frankreichs Hülfe an dem engliſchen Hofe Rache nehmen zu wollen. Es war jetzt der Zeitpunkt in der franzöſiſchen Geſchichte, da die ewigen Nebenbuhler, Frankreich und England, durch die trauteſten Bande vereinigt werden ſollten. Wo ein ſchändlicher Dubois die Allgewalt des Premierminiſters an ſich reiſſen konnte, wo Hof und Volk ſich leichtſinnig in den Abgrund ſtürzten, welchen ihre ſchwindelnden Begierden aus Law's Syſtem machten, wo ein Regent, wie der Herzog von Orleans, an der Spitze der Geſchäfte ſtand, welcher das Reich zu Grunde richtete, um ſeine Perſon zu heben, und die Vorzüge von dieſer, um heilloſe Leidenſchaften zu befriedigen: da mochten freilich die ewigen politiſchen Nationalmaximen leicht verlaſſen werden. Aber zur Freundſchaft mit dem engliſchen Hofe glaubte ſich der Regent noch durch eine ganz individuelle Ausſicht gezwungen. Die franzöſiſche Krone ſaß jezt auf dem ſchwachen Haupte, welches als Ludwig der Funfzehnte nachher lange über Frankreich herrſchte. Starb er: ſo ſollte dem Frieden von Uetrecht gemäß der Herzog von Orleans auf dem franzöſiſchen Throne folgen. Allein die kaum gedämpfte Verſchwörung des ſpaniſchen Geſchandten, Cellamar, zu Paris, hatte ihm verrathen, wie wenig die bourboniſche Linie auf dem ſpaniſchen Thron ihre Anſprüche auf dem franzöſiſchen aufgebe. Gegen dieſe Gefahr glaubte er ſich nur durch die Freundſchaft des Königs von England ſichern zu können, und eine ſolche Anſicht ſeiner politiſchen Lage mußte Görz bei dem Regenten völlig zerſtören, ehe er den Vortheil Schwedens wider den engliſchen Hof durch franzöſiſche Hülfe erreichen konnte.

Zu dieſem Zwecke ward der General Poniatowsky nach Paris abgefertigt, und Görz gab ihm eine Schrift, worin er mit ausgezeichneter Feinheit die Grundſätze entwickelte, nach welchen das franzöſiſche Miniſterium handeln müßte. Es ſei durchaus falſch, wenn man glaube, der Vortheil des Regenten und die Sicherheit ſeiner Thronfolge heiſchten, daß man Frankreichs Wohl vernachläßige, und alten Grundſätzen, alter Freundſchaft Hohn ſpreche. Wie man je fürchten könne, daß der König von England im Stande ſeyn werde, zum Vortheil des ſpaniſchen Hauſes die ſchon feſtgeſetzte Ordnung der Thronfolge in Frankreich zu verändern. Seine Stimme ſei ja nicht der Wille der engliſchen Nation, welche zwölf Jahre hindurch ihr Blut vergoſſen habe, um es im Frieden von Utrecht dahin zu bringen, daß nie die ſpaniſche und franzöſiſche Krone auf einem Haupt vereinigt wären. Ginge nun auch wirklich der Wunſch des Königs von England wider dieſen Artikel des Friedens: würde er es wagen, ſeine Geſinnung vor der Nation laut werden zu laſſen, und würde er von ihr irgend eine Unterſtützung ſeiner Wünſche erwarten dürfen? Seine Feindſchaft könne daher dem Regenten ſchlechterdings nicht ſchaden, und überdies wäre die Neigung des franzöſiſchen Volkes für das Haus Orleans, und wider die Beſteigung des Throns durch König Philipp, welcher ſchon in den ſpaniſchen Geiſt eingeweiht ſcheine. Wollte man auch den unwahrſcheinlichen Fall ſetzen, daß derſelbe gern Spanien an das Haus Oeſterreich abtreten würde, um mit Hülfe deſſelben und des Königs von England den franzöſiſchen Thron in Beſitz zu nehmen: ſo möchte es dem Hauſe Orleans leicht werden, ſich ſelbſt mit Oeſterreich zu verbinden und zur gerechten Strafe für ſeine Anmaaßungen König Philipp auch der ſpaniſchen Krone zu berauben: auſſerdem würde es bei der franzöſiſchen Nation gegen eine Eroberung Frankreichs durch öſterreichiſche Hülfe Unterſtützung genug finden. Endlich ließe ſich denken, daß Georg der Erſte aus Haß gegen den Regenten ſich mit dem Kaiſer dahin vereinigte, Philipp aus Spanien zu vertreiben, damit er gezwungen würde, nach Frankreich zu gehn, und daſelbſt einen innern Krieg wider das Haus Orleans um die Thronfolge zu beginnen. Allein wider eine ſolche Maaßregel würden England und Holland ſich ſchlechterdings auflehnen; denn beide litten noch zu ſehr an den Nachwehen des kaum geendigten Krieges, als daß ſie in einen neuen, welchen jene Maaßregel nothwendig machen würde, ſich wagen ſollten, und zwar auf die muthwilligſte Weiſe, bloß um der Privatrache Georgs genugzuthun. Auch ſtünde einem ſolchen Plane entgegen, daß der Kaiſer bis jetzt keine männliche Erben habe, und der öſterreichiſche Mannsſtamm höchſt wahrſcheinlich ganz vergehn werde. Vorliebe für das Haus der alten Herrſcher könnte daher die ſpaniſche Nation nicht zur Unterſtützung des feindlichen Unternehmens von Georg verleiten.

So ergebe ſich auf das hellſte, daß der Regent und ſeine Linie von der Freundſchaft oder Feindſchaft des Königs von England für die Thronfolge in Frankreich wenig zu hoffen oder zu fürchten hätten. Derſelbe ſtrebe einzig dahin, das Haus Hannover vorzüglich auf Koſten Schwedens in Deutſchland zu vergrößern, und täuſche daher den Herzog von Orleans mit Trugbildern der Furcht und Hoffnung. Und dieſem zu gefallen, wolle man die alten großen Maximen der franzöſiſchen Regierung verlaſſen? Den weſtphäliſchen Frieden zertrümmern? Den theuern Bund der Freundſchaft mit Schweden gering achten? Man ſolle doch nie vergeſſen, daß dieſes zu Frankreichs Beſten nichts mehr vollbringen könne, wenn er aus Deutſchland einmal verdrängt worden. *)

Um ſeinen Vorſtellungen Eingang zu verſchaffen, hatte Görz einen Briefwechſel mit verſchiedenen der wichtigſten Män-

---

*) Pro memoria, welches der Freiherr von Görz dem General Poniatowsky bey deſſen Abſendung nach Paris zugefertigt hat. S. 458 — 66.

ner des franzöſiſchen Hofes angefangen. Er drang darauf, daß man von franzöſiſcher Seite nur beſtimmt erklären ſollte, gegen wen ſich Schweden zur Aufopferung entſchlieſſen müſſe, damit durch Frankreich der Frieden vermittelt werde. Gegen den Zaar mußten ohne Zweifel dieſe Aufopferungen geſchehn, da er die mächtigſten Anſprüche darauf habe, billiger denke, als der ganze übrige nordiſche Bund, und bei weitem der furchtbarſte Feind Schwedens ſei. Pflicht des franzöſiſchen Hofes wäre es, die ſchwediſchen Anerbietungen bei dem Zaar geltend zu machen. Verlange jener aber, daß man Bremen und Verden an den König Georg abtreten ſolle: ſo handle er durchaus nicht wie eine befreundete Macht. Mit der größten Unanſtändigkeit wäre dieſer König noch zuletzt unter den Feinden des ſchwediſchen Helden aufgetreten.

Dennoch, ſagte Görz, wolle man ſuchen, mit dem Hauſe Hannover ein gutes Verhältniß wiederherzuſtellen, wenn Frankreich darauf dringe, daß man ſich zu demſelben zuerſt hinneigen ſolle. Er für ſeine Perſon bezeuge feierlichſt, daß der beſondre Widerwillen, welchen er nicht ohne Grund wider den König von England trage, nimmermehe ſein politiſches Leben auf Abwege leiten ſolle.

Indeſſen wirkten die lebhaften Vorſtellungen des Freiherrn ſo wenig, daß ſich das franzöſiſche Miniſterium weigerte, einen Geſandten zur Friedensvermittelung an den Zaar zu ſchicken, unter dem Vorwande, daß man mit demſelben zu wenig in einer engern Verbindung ſtehe. Selbſt der franzöſiſche Geſandte, welcher ſchon einige Jahre bei König Karl geweſen, ward abgerufen, und es fehlte nicht an Winken, daß Schweden zuerſt eine Uebereinkunft mit dem König von England treffen ſolle.

Als Görz ein ſolches Uebergewicht der hannöverſchen Parthei zu Paris ſah, beſchloß er dieſelbe durch ſeine Gegenwart zu bekämpfen. Auch hoffte er durch eine Reiſe nach Paris zu bewirken, daß er die Subſidiengelder, welche Schweden vermöge ſeiner Allianz noch von Frankreich ziehen ſollte, wenigſtens in Aſſignationen auf einmal bekomme, eine Abſicht, die für den gegenwärtigen Zuſtand der ſchwediſchen Finanzen ſehr bedeutend war.

Sie gelang ihm einigermaßen bei ſeiner Anweſenheit in Paris, indem er durch den dortigen ſchwediſchen Geſandten, Freiherrn Erich von Sparre, die Nachricht bekam, daß der Herzog Regent den vorgelegten Plan zur Bezahlung der Subſidiengelder gänzlich genehmigt hätte. Allein der Kabale eben dieſes Geſandten ward es zugeſchrieben, daß Görz zu keiner Unterredung mit dem Herzog von Orleans und einigen der vornehmſten franzöſiſchen Miniſter gelangen konnte. Kaum war er wieder von Paris abgereiſet, indem ſeine Gegenwart im Haag höchſt nothwendig wurde; ſo bekam er volle Gewißheit, wie hinterliſtig Sparre und andre ſchwediſche Geſandten an auswärtigen Höfen gegen ihn geſinnt waren. An jenen war ſogleich die erſte Zahlung der Subſidiengelder geſchehn, aber einen Theil davon behielt er für rückſtändigen Gehalt, und das übrige ließ er dem Hofe zu Kaſſel zukommen. Zugleich äußerte er, daß der König von Schweden keinen Frieden machen werde, ſo lange er noch Geld habe; fände er dieſes nicht mehr, ſo würde er ſchon aufhören, die Waffen zu führen. Ferner gelang es einem andern Freiherrn von Sparre, der Geſandter zu Kaſſel war, den Landgrafen wider Görz aufzubringen; und wie dieſer zu einem geheimen Zwecke Kriegsſchiffe in Frankreich kaufen ließ: ſo erzählte der Geſandte zu Paris das Geheimniß an ſeiner Tafel.*)

Neue Vollmacht für Görz.

Görz hatte ſein Leben hindurch ſchon zu viele Schwierigkeiten überwunden, als daß ihn das Betragen der ſchwediſchen Geſandten in ſeinem Eifer für einen Frieden, der ſeinem König nicht zur Schande gereiche, hätte aufhalten können, und bald wurde die Hülle von dem Geheimniß weggezogen, durch welches Mittel, auſſer den bisher berührten Unterhandlungen, er ſeinen Zweck zu erreichen hoffte. Je umfaſſender nun aber ſeine Plane wurden, deſto mehr lag ihm an dem Beifall des Königs, und darum veranlaßte er eine neue königliche Vollmacht für den ganzen Umfang ſeiner Geſchäfte. Auch in ihr ward er freilich noch als holſteiniſcher Beamter betrachtet, aber doch auch mit ausdrücklichen Worten zum bevollmächtigten Miniſter des ſchwediſchen Hofes beſtellt, nicht für einen beſtimmten Ort, für eine beſondere Unterhandlung, ſondern für jede

---

*) Görzens Ehrenrettung S. 149 — 64. Beilagen N. XII.

Gegend ſeines Aufenthaltes, und für jedes Geſchäft, welches er im Namen der ſchwediſchen Krone beginnen wollte. Karl verſprach die kräftigſte Genehmigung einer jeden Uebereinkunft, die Görz treffen möchte; denn die Treue, den edlen Sinn und die Geiſtesſchärfe dieſes Mannes habe er ſattſam erkannt.*)

Unerwarteter Schlag.

Mit einer ſo umfaſſenden Vollmacht verſehn, und durch eine ſolche Urkunde der Liebe eines Königs, wie Karl der Zwölfte, faſt begeiſtert, glaubte Görz, durch das ſchon verloren gegebene Schweden noch das europäiſche Syſtem aus ſeinen Fugen heben zu können. Voll von dieſem Gefühl reiſte er im letzten Monate des Jahrs, für welches er die Verwaltung der ſchwediſchen Angelegenheiten übernommen hatte, von neuem nach Paris. Er blieb daſelbſt bis zum Februar 1717, und ſetzte nach allen Seiten hin die Friedensunterhandlungen durchaus ſo fort, wie ſie eingeleitet waren. Kaum war er nach dem Haag zurückgekommen (17. Febr.): ſo beſuchte er den kaiſerlichen Miniſter, und unterhandelte wegen des Kongreſſes zu Braunſchweig. Aber jetzt erſcholl die Nachricht, daß in einer Nacht plötzlich das Haus des Grafen von Gyllenborg, ſchwediſchen

---

*) Nordberg II. S. 684. Plenipotentia pro libero Barone à Goertz. dab. Lundini Scanorum die 23. Octobris 1716. in Görzens Ehrenrettung S. 491.

Geſandten in London, von einer bewaffneten Macht umringt, und eine Stunde nachher der Geſandte auf Befehl der engliſchen Regierung gefangen genommen ſei; daß man ſich ſeiner ſämmtlichen Papiere, ſelbſt derjenigen, die in der Garderobe der Gräfin verborgen geweſen, bemächtigt habe.

Görz vernahm dieſe Nachricht mit der äuſſerſten Beſtürzung, und ſchon am zweiten Tage nach ſeiner Heimkehr wurden zwanzig Mann von der Fußgarde nach ſeiner Wohnung geführt, um auch ihn gefangen zu nehmen. Allein zwei Stunden vorher war er mit dem General Poniatowsky und ſeinem Sekretär nach Amſterdam abgegangen, vielleicht von dem Befehl ſeiner Gefangennehmung unterrichtet, vielleicht aus Vorſicht und banger Erwartung. Nur einen Bruder des Grafen von Gyllenborg fand man, und führte ihn ins Gefängniß, wo er ſo bewacht wurde, daß er mit niemand reden, und nicht ſchreiben durfte. Er gehörte zur Geſandſchaft in London, und hatte ſeit fünf Monaten England verlaſſen. Auf der letzten Reiſe nach Paris war er Begleiter des Freiherrn von Görz geweſen.

Glücklich kam dieſer nach Amſterdam, und reiſte allein mit ſeinem Bedienten weiter. Um Mitternacht fand er ſich vor Arnheim, und rief, daß ihm das Thor geöffnet würde; er ſei ein Kaufmann, und müſſe ſchleunig nach Deutſchland. Das Thor ward geöffnet; er eilte nach dem Poſthauſe. Aber hier erreichte ihn ein Staatsbote, welcher ſogleich an den Burgemeiſter einen Brief des erſten Burgemeiſters von Amſterdam übergab, worin die Bitte war, den Freiherrn von Görz gefangen zu nehmen. Der Rath ward zuſammen berufen, und ſeinem Schluße gemäß wurde Görz gefangen genommen, unterdeß ſein Bedienter veranſtaltete, daß das Thor nach Deutſchland hin ihnen geöffnet werde. Der Staatsbote begab ſich zur Bürgſchaft ſeiner Sendung gleichfalls ins Gefängniß. Inzwiſchen war der Sekretär des Freiherrn zu Amſterdam gefangen geſetzet. In dem Augenblicke, da Görz aus dieſer Stadt abreiſen wollte, waren Briefe ſeines Königs für ihn angekommen. Man bemächtigte ſich der ſämmtlichen ſchwediſchen Papiere, welche ſich hier vorfanden.*)

---

*) Lamberty memoires pour servir à l'histoire de XVIII. siecle. t. X. p. 17. 18. 23. 24. Nordberg II. 634.

VIII.

Karl Wilhelm, Graf Fink von Finkenſtein.

Ich beſchreibe das Leben eines Staatsmannes, deſſen wichtigſte Arbeiten und Verhältniſſe aus Gründen der Klugheit noch nicht öffentlich dargeſtellt werden dürfen. Auch zog er gern den Schleier der Beſcheidenheit über ſeine gehaltvollſten Handlungen. Das Leben andrer berühmten Staatsminiſter reiſſet uns hin, weil ſie, gleichſam ſelbſt den Scepter regierend, kühne Plane entwerfen, große Ideen in die Wirklichkeit einführen konnten, und eben deshalb mit einem wechſelvollen Schickſal kämpfen mußten. Nie gab es einen größeren Selbſtherrſcher, als Friedrich den Zweiten von Preuſſen, unter welchem Finkenſtein ſeine Jugend und ſein ganzes männliches Alter im Dienſte des Staats verlebte.

Dennoch ſind zwei Eigenthümlichkeiten ſeines Lebens, wodurch es ſehr anziehend wird. Es war das Meiſterwerk einer edlen Natur in der Form und Repräſentation, und einen eigenen Reitz hat die Beziehung, in welcher ſein Charakter zu dem Genius des großen Königs ſtand.

Manche Züge in der folgenden Darſtellung wird man gelungen nennen. Ich ſchätze ſie ſelbſt alſo, indem ſie nicht von mir entſtanden. Wer konnte den Helden dieſer Blätter beſſer beurtheilen, als der Staatsmann, welcher einer ähnlichen diplomatiſchen Laufbahn, wie Finkenſteins, ſeine frühern Jahre weihte, durch den Geiſt ſeiner Geſchäfte tiefer in das Weſen der Geſchichte einzudringen, und dieſelben durch das Studium der Hiſtorie zu erhellen ſuchte, auf den erſten Stellen des Staats dem Grafen von Finkenſtein nahe ſtand, und des Verſtorbenen Stelle einnahm?*)

Auch als Ritter des Johanniter Ordens waren dieſe beiden Staatsmänner verbunden, und nach dem Tode des Grafen von Finkenſtein, welcher Ordensſenior geweſen, wünſchte des Heermeiſters Königliche Hoheit die Beſorgung einer Biographie des Verſtorbenen durch den Königlichen Kabinetsminiſter, Grafen von Alvensleben. Eine marmorne Büſte Finkenſteins ward auſſerdem in der Sakriſtei der Ordenskirche zu Sonnenburg, der Büſte des Prinzen Moriz von Naſſau gegenüber aufgeſtellt, und durch eine Medaille feierte der Orden gleichfalls ſein Andenken. Dem erhabenen Bruder Friedrichs des Großen gefiel es, den vertrauten Miniſter deſſelben, dem Heermeiſter des Johanniter Ordens, den Ritter zu ehren, deſſen grauer Vorfahr aus der Ferne dem bedrängten Orden in Preuſſen zu Hülfe herbei eilte.

---

*) Der Graf von Alvensleben, königl. preuß. Staats- und Kabinetsminiſter, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, auf deſſen Veranlaſſung, und nach von demſelben ihm mitgetheilten Materialien, Woltmann die obige Biographie verfaßte.

Als nach dem Frieden von Dresden, König Friedrich der Zweite von Preuſſen die kühnſte Haltung gegen Oeſterreichs Uebermacht gewonnen hatte, ward es ſein vornehmſter Geſichtspunkt, am ruſſiſchen Hofe einen Freund zu beſitzen. Die Kaiſerin Eliſabeth war perſönlich gegen ihn erbittert. Höchſt ſchwierig mußte ſchon deshalb die Wahl eines Geſandten ſeyn, der durch ſeine Gegenwart, und ſeine Bemühungen in der Kaiſerſtadt den Wünſchen des Königs entſprechen könnte. Würdevoll, doch mild, und von Ehrfurcht gegen ſie erfüllet, ſollte er der Kaiſerin ſich darſtellen; die heftigen Leidenſchaften der Partheien am Hofe machten ſcheinbare Unbefangenheit des Geſandten nöthig, um ſeinen König keiner Verlegenheit auszuſetzen, und er mußte ihren Verwicklungen nachgehn, ohne je auf ihrer Spur zu erſcheinen. Glanz und Feinheit der Sitten waren nothwendig, ihn allen Partheien werth zu machen, und die Reinheit ſeiner Tugend mußte allen Achtung gegen ihn gebieten.

Von einem Geiſte, wie Friedrich der Zweite, unter dieſen Umſtänden zum Geſandten in Petersburg ernannt zu werden, war der ehrenvolliſte Ruf; und der König berief den jungen Grafen, Karl Wilhelm Fink von Finkenſtein. Sein Kreditiv, als bevollmächtigten Miniſters, ward von einer weitläuftigen, die damaligen verwickelten Verhältniſſe am ruſſiſchen Hofe beleuchtenden Inſtruktion begleitet, deren vornehmſten Inhalt Friedrich ſelbſt dem Kabinetsminiſter Grafen von Podewills in die Feder ſagte. Eben dieſem Miniſter ſchrieb der König, indem er den Grafen von Finkenſtein zum wirklichen geheimen Staatsminiſter beſtellte, eigenhändig die merkwürdige Aeuſſerung: „Fink hat Verdienſt, und ſeine frühgereiften Talente erlauben mir nicht, ihm einen Stand zu verſagen, der zu frühzeitig für ſein Alter iſt. Sagt ihm, daß er Staatsminiſter ſei, weil ſein Verdienſt es wolle, und daß er fortfahre mir zu dienen, wie bisher.“

Ein ſolcher Ruf, und ein ſolches Urtheil Friedrichs des Zweiten, an und über den Grafen von Finkenſtein, erregt die Wißbegierde zur Nachforſchung, wie dieſer jene verehrungswürdigen Eigenſchaften und Tugenden gewann, die jetzt einem Geſandten in Petersburg unentbehrlich, und durch welche Verhältniſſe ſie Friedrich ſo früh in ihm entdeckte.

Schon die Geſchichte ſeiner Vorfahren ermahnte ihn, nach Glanz der Sitten zu ſtreben. Bei den Kampfſpielen der Deutſchen, zu jener Zeit, als ſie in förmliche Tourniere ſich umbildeten, war der Name ſeines Geſchlechtes nicht unbekannt geweſen; und am Ende des dreizehnten Jahrhunderts kam der Gründer des Hauſes in Preußen, Ritter Konrad von Finkenſtein mit hundert Rittern, dem deutſchen Orden zur Hülfe nach Preußen.

Wenn die Erinnerung an ſeine Altvordern das ritterliche Hochgefühl für Tugend und Ruhm in ihm erweckte: ſo diente das Bild, welches das tägliche Leben im väterlichen Hauſe ihm darſtellte ohne Zweifel dazu, die wohlthätigen Funken, welche die Erinnerung in ſeine Seele geworfen hatte, immer mehr zu beleben. Sein Vater, Generalfeldmarſchall, genoß der ausgezeichneten Achtung ſeines Königs, Friedrich Wilhelms des Erſten; ein gutes Andenken ruht auf dem Leben ſeiner Mutter.

Entſcheidend aber ward für ſeine Bildung und die ganze Richtung ſeines nachherigen Lebens, daß ſeine Jugend ſehr nahe mit der Jugend Friedrichs des Zweiten zuſammengränzte. Sein Vater war Gouverneur des Kronprinzen, und dadurch, wenn gleich eigentlich nicht mit dieſem erzogen, bekam der Sohn oft Gelegenheit, ſich an dem göttlichen Feuer des wahrhaft königlichen Zöglings zu begeiſtern.

Mit demſelben gewann er früh die Aehnlichkeit, daß auch ſeine Bildung durch franzöſiſche Kultur ihren Charakter erhielt. Manche ſchöne Blüthen dieſer letzten waren von den Flüchtlingen, welche der Religion wegen aus Frankreich verbannt waren, nach dem Zufluchtsorte gebracht, den ihnen der große Churfürſt eröfnet hatte. Ein feinerer Lebensgenuß, und mehr Zartheit der Sitten, als ſonſt in Deutſchland herrſchten, belebten ihre Zirkel; in die erleſenſten derſelben ward Finkenſteins Jugend durch Familienverhältniſſe geführt. Nicht nur für den Geſchmack des Zöglings war dies ein günſtiger Umſtand; bei

Menſchen, welche das innigſt geliebte Vaterland gegen eine rauhere Ferne vertauſchen, um die Treue gegen ihren Glauben nicht zu verletzen, wohnen viele Tugenden unter die Herrſchaft ungeheuchelter Frömmigkeit. In dieſen Zirkeln der Flüchtlinge bekam Finkenſtein für die Reinheit ſeiner Sitten einen mächtigen Schutz in dem frommen Vertrauen auf den Himmel, welches nun der Genius ſeines ganzen Lebens wurde.

Eben dieſe geſellſchaftlichen Verbindungen beſtimmten ihn vielleicht, eine Univerſität, welche ein vorzüglicher Sitz des Glaubens der Verbannten war, zum Orte ſeiner akademiſchen Studien zu wählen. Wie der gelehrte Formey ſeine frühere Jugend unterrichtet hatte: ſo begleitete ihn jetzt der berühmte Prediger Achard nach Genf, zum Sitze ſeiner höhern Studien; doch ward der Bruder deſſelben eigentlicher Hofmeiſter bei ihm, und ſein Gefährte auf einer Reiſe durch Frankreich und Holland.

Kaum war Finkenſtein in ſein Vaterland zurückgekommen: ſo ward er auf Geſuch ſeines Vaters zum königlichen Legationsrath ernannt, ſowohl in Betracht ſeiner eigenen Talente und treflichen Eigenſchaften, als der ausgezeichneten Dienſte, welche von ſeiner Familie ſeit vielen Jahren dem Staate erſprießlich geleiſtet worden. Unter der Leitung der damaligen Kabinetsminiſter ſollte er ſich in die Staatsgeſchäfte einweihen; aber noch war kein Monat verfloſſen, daß er die diplomatiſche Laufbahn betrat, als er ſchon einer freien und höhern Wirkſamkeit für den Staat werth geachtet wurde. König Friedrich Wilhelm der Erſte verlangte von ſeinem Kabinetsminiſtern einen Bericht, wer zur Sendung an den Schwediſchen

Hof ſich eignen möchte. Allein er achtete nicht des Vorgeſchlagenen, ſondern ſchrieb an den Rand des Berichtes: „der junge Fink ſoll als Legationsrath hin." Ein öffentlicher Charakter ward ihm nicht beigelegt.

Wenn dem Vater auf der einen Seite das königliche Vertrauen zu ſeinem Sohne wohlthat; ſo beunruhigte ihn auf der andern, daß der ein und zwanzigjährige Jüngling den ungewohnten Geſchäften nicht gewachſen ſeyn möge. Als Patriot und als Vater äußerte er dies dem Könige, und in ſeiner kräftigen Manier ſchrieb ihm dieſer zurück, daß er einen andern Begrif, als der Vater von dem jungen Fink habe, daß ſich derſelbe auf Geſandtſchaften erſt habilitiren müſſe, weil die Arbeit die Leute mache. Ueberdies wären in Schweden jetzt keine große und ſchwere Angelegenheiten zu betreiben, wiewohl in der Art, daß ſich vieles bei ihnen lernen laſſe.

Eben ſo ſehr als dieſe trefliche Antwort des Königs mußte den Generalfeldmarſchall das Schreiben beruhigen, welches er bei dieſer Gelegenheit vom Kronprinzen Friedrich erhielt. „Ich bin völlig überzeugt, hieß es in demſelben, daß Ihr Sohn ſich ſtets des Vertrauens des Königs würdig bezeigen wird, und bin über daſſelbe entzückt."

Der Graf unterrichtete ſich ſo ſchnell als möglich durch Leſung der Akten des geheimen Archivs über die politiſche Verhältniſſe mit Schweden, und ſchon ſeine erſten Berichte aus Stockholm bewieſen, wie ſchnell er das Weſentliche dieſer Verhältniſſe gefaßt hatte, und wie hell er den Schauplatz überblickte, auf welchem er wirken ſollte.

Sehr mußte es ihn erfreuen, daß der erſte Ruhm, welchen er ſich auf ſeiner diplomatiſchen Laufbahn, ſowohl an ſeinem Hofe, wie in Schweden, erwarb, ſeinem Vater noch den Abend des Lebens verſchönte. Seit ſeiner Abreiſe nach Schweden ſah er ihn nicht wieder. Im letzten Monat deſſelben Jahrs ſtarb der Feldmarſchall. „Einen braven General, einen ſo geſchickten als redlichen, einen vieljährigen Diener, habe ich in ihm verlohren,“ ſchrieb der König an die Wittwe. „Viel Freundſchaft habe ich immer für den Todten geheget, äußerte ſchriftlich gegen ſie der Kronprinz Friedrich. Möge Ihnen der Verluſt durch erfreulichere Begebenheiten einigermaaßen erſetzt werden.“ Auch eilte der König durch Gehaltszulage dem Sohn den Verluſt des Vaters wenigſtens in ökonomiſcher Hinſicht zu erleichtern.

So glorreich der Graf von Finkenſtein ſeine diplomatiſche Laufbahn unter König Friedrich Wilhelm dem Erſten begonnen hatte, eröfneten ſich ihm ungleich erhabnere Ausſichten, als Friedrich der Zweite den Thron beſtieg. Wollte dieſen König das Verhängniß nicht mit Tyrannei unterdrücken, ſo mußte ein ſolcher Geiſt auf dem Thron die außerordentlichſte Rolle ſpielen, und Finkenſtein durfte dieſen König ſeinen Freund nennen.

Auch ward er bald nach der Thronbeſteigung deſſelben zum Preuſſiſchen bevollmächtigten Miniſter am Däniſchen Hofe ernannt, mit dem Charakter eines Geheimen Legationsrathes. Aber nach kurzem Zeitraume wurde er unter den rühmlichſten Aeuſſerungen ſeines Königs zurückgerufen, und ſeine nächſte diplomatiſche Sendung war, daß er als bevollmächtigter Miniſter zum König von England, der ſich bei der alliirten Armee am Rheine befand, geſchickt wurde. Er wohnte im Namen des Preußiſchen Hofes den Verhandlungen der bevollmächtigten Miniſter der kriegführenden Partheien bei, welche die gütliche Beilegung der zwiſchen Kaiſer Karl dem Siebenten, und der Königin Maria Thereſia von Böhmen und Ungarn ausgebrochnen Fehde zum Zweck hatten.

Mit dem Beifall ſeines Königs auch in Hinſicht auf dieſe Sendung belohnt, begleitete er nach Stockholm die Prinzeßin Louiſe Ulrike von Preuſſen, welche mit dem Schwediſchen Thronfolger vermählt wurde. In der Eigenſchaft eines auſſerordentlichen königlichen Bothſchafters vollbrachte er hier die wichtige Einleitung der ſpäterhin zwiſchen Preußen, Schweden und Rußland geſchloſſenen Allianz. Seine Berichte waren Muſter einer ſolchen Ordnung und Klarheit, daß der König zu vielen derſelben ſetzen ließ: ſehr gut! Noch jetzt werden ſeine Schilderungen der damaligen Verhältniſſe in Schweden als Urkunden betrachtet, mit welchen der junge Diplomatiker ſich zu ſeiner Bildung vertraut machen muß.

Von dieſer zweiten Sendung nach Schweden ward Finkenſtein abgerufen, um unter den ſchwierigſten Verhältniſſen als Geſandter nach Petersburg zu gehen. Durch das Andenken an ruhmvolle Vorfahren früh für das Gefühl der Ehre empfänglich; unter dem Schutze geachteter und edler Eltern, in den feinſten Zirkeln der damahligen geſellſchaftlichen Welt aufgewachſen; von vorzüglichen Lehrern unterrichtet; von dem genialiſchen Jugendfeuer Friedrichs des Zweiten angehaucht, und früh eingeweiht in die Geheimniſſe der diplomatiſchen Kunſt, erwarb er ſich leicht jene Eigenſchaften, welche ein Preußiſcher Geſandter in Petersburg unter dieſen Umſtänden beſitzen mußte. Sein Gemüth war der Art, daß er bei Erwerbung derſelben keine Hinderniſſe in ſeinem Innern zu beſiegen hatte. Ein Körper, welchem die Würde der Repräſentation und die Feinheit der großen Welt gleich angemeſſen waren, welcher dauerhaft genug, um den ungeheuren Anſtrengungen, denen der Diplomatiker, wie der Feldherr, zur Zeit der Entſcheidungen ſich hingeben muß, nicht zu erliegen, unterſtützte ihn gleichfalls. Das Vertrauen ſeines Königs auf den Gehalt ſeiner Bemühungen mußte den glücklichen Erfolg derſelben ſehr befördern.

Allein auf einen noch ehrenvollern Poſten, als die Geſandtſchaft in Rußland war, beſchloß ihn Friedrich zu rufen, gleichſam mit Ahnung der Sturmſchwangern Zeiten, die ihm bevorſtanden, in welchen ihm ungemein viel daran liegen mußte, an der Spitze ſeiner auswärtigen Angelegenheiten einen einſichtsvollen und vorſichtigen Geſchäftsmann, und einen Patrioten zu ſehen, welcher dem Staat und dem König jede andere Rückſicht aufzuopfern nie anſtand. Als der ganze Rußiſche Hof und Senat der Kaiſerin nach Moskau folgen ſollte, eine Reiſe, die ein ganzes Jahr dauerte, ward der Graf von Finkenſtein zurückgerufen. Bald nach ſeiner Heimkehr trat er als Kabinetsminiſter in den Staatsrath.

An der Seite des erſten Kabinetsminiſters des Grafens von Podewills, deſſen Alter und ſchwache Geſundheit ſeinen Jugendkräften nicht gewachſen waren, begann nun Finkenſtein die großen Angelegenheiten ſeines Königs im Geiſte deſſelben zu leiten, und Friedrich unterhielt vorzüglich mit ihm einen Briefwechſel über die Staatsgeſchäfte.

In eine beſondere geheime Correſpondenz verwandelte ſich dieſer Briefwechſel, als die Flammen des ſiebenjährigen Krieges den Ausbruch drohten. Mit allen ſeinen Ideen machte ihn der König in dieſer verhängnißvollen Zeit bekannt, und eigenhändig ſchrieb er für ihn eine geheime Inſtruktion, wie während ſeiner Entfernung auf die blutigen Gefilde die großen Angelegenheiten des Staats und des königlichen Hauſes geleitet werden ſollten.

Eine Begeiſterung, wie ſie das Schickſal der Staaten ſelten möglich macht, flammte während jenes Krieges, durch welchen Preußens Größe geſichert wurde, in allen Provinzen des Reichs, in allen Ständen. Die Helden und Staatsmänner, die unmittelbar an Friedrichs Ruhme Theil nahmen, fühlten ſich für die Unſterblichkeit geſchaffen. Aber für keinen war dieſe Begeiſterung ſo ſehr Pflicht, als für Finkenſtein. Seine Liebe für das Vaterland ſah in ſeinem königlichen Freunde den Schutzengel deſſelben, und ihm war die Leitung der Verhältniſſe des preußiſchen Staats zu dem übrigen Europa anvertrauet, aus welchen der Krieg entſprungen war, und durch welche er ſein Ende wieder erreichen mußte. Dahin ſollte ſeine Begeiſterung ſtreben, daß ſeine Feder bei der Unterhandlung nicht weit an Ruhm hinter dem Schwerte ſeines Königs zurückblieb.

Wie ſehr ihn dieſer Sinn belebte, beweiſet jedes Blatt, welches er während des Krieges an den König ſchrieb, ſein ganzes Handeln während der Stürme deſſelben; und vielleicht iſt es ſein größtes Lob, daß Friedrich, indem er mit einer halben Welt und mit dem Schickſal kämpfte, es immer als Bedürfniß fühlte, ſeine erſten Empfindungen nach einer großen Begebenheit, oder bei Erwartung derſelben, den Blättern anzuvertrauen, die er an Finkenſtein ſandte.

„Ich habe keine Sicherheit mehr, weder für die Gegenwart, noch für die Zukunft, ſchrieb er demſelben beim Ausbruch des Krieges, und nur durch die Gewalt der Waffen kann ich die Verſchwörungen meiner Feinde zerſtöhren. Jetzt ziehe ich in das Feld, und hoffe in kurzer Zeit die Abſicht derer zu ändern, welche ſich noch durch ihren Uebermuth blenden laſſen. Allein zugleich beſitze ich Mäßigung genug, um jeden friedlichen Vorſchlag aufzufaſſen, welchen man mir thun will.“

Ueber den ſechsten Mai 1757 bei Prag, einen der ruhmvollen Tage Preußens, gab der König dem Grafen ſogleich Nachricht, und dieſer ergoß gegen ihn ſeine patriotiſche Freude. Allein kräftiger, als über das Glück Friedrichs, redete er, wenn das Schickſal demſelben nicht wohl gewollt hatte. Ueber den achtzehnten Junius deſſelben Jahres, unweit derſelben Stadt, bei Kollin, ſchrieb er an Friedrich: „Nur einen Augenblick währte mein Schmerz über das Unglück dieſes Tages. Als ich vernahm, mein König lebe, und habe ſich glücklich aus der drohendſten Gefahr gerettet, da ſagte ich mir ſelbſt: in Seinem großen Gemüthe, in Seinem überwiegenden Geiſte, in der

Liebe Seiner Völker, wird er alle Macht finden, die ihm einen ehrenvollen Frieden erringet.“ Sogleich ſchrieb ihm der König zurück: „Ich danke für Ihren guten Willen, davon ich verſichert bin, jetzo aber wird der Degen hier das beſte thun müſſen.“

Vom September des Jahrs 1757 an, da ſich von allen Seiten große feindliche Heere um Preußens kleine Schaaren zuſammenzogen, und das Herz der Staaten Friedrichs bedroheten, wodurch zuletzt alle Quellen verſiegen mußten, verhehlte der König nie ſeine bangen Ausſichten, und ſeinen Kummer vor dem Grafen von Finkenſtein, welches um ſo ehrenvoller für dieſen war, da Friedrich ihm ſelbſt ſchrieb: „Uebrigens iſt mein Kummer nur für mich, ich ſchließe ihn ein unter die Geheimniſſe im Grunde meines Herzens. Er ſoll dort nicht hervor. Ich vollbringe unter den gegenwärtigen Verhältniſſen, was meine Kräfte erlauben, und mit derſelben Freiheit des Geiſtes, die ich Ihnen zeigte, als ich von Potsdam abzog.“

Die trüben Ausſichten ſeines Königs wußte Finkenſtein durch nichts aufzuhellen, als indem er das Vertrauen ſchilderte, welches er auf die Größe deſſelben ſetzte.

Bald erſchien dieſe Größe in ihrem vollen Glanz bei Roßbach, von welchem Tage der König ſchrieb: „Wohlauf! ein Anfang von Glück, aber ich brauche deſſen noch viel!“ Er errang das fehlende bei Leuthen und bei Zorndorf. Zwei Wochen vor dieſer letzten blutigen Schlacht erhielt Finkenſtein eine geheime Inſtruktion, wie es im verwaiſeten Staate ſeyn ſollte, wenn Friedrich im Felde bliebe. Des Patrioten Herz blutete beim Leſen derſelben, und eben die Bewunderung, womit ſie ihn erfüllte, vermehrte ſeinen Schmerz. Aber um ſo größer war ſein Entzücken, als ihm der König am Tage des Sieges bei Zorndorf denſelben meldete. „Hätten wir uns nicht für das Vaterland geſchlagen, ſchloß das Schreiben, ſo hätte ich meine Kriegsſchaaren in dieſem felſenfeſten Muth nicht erhalten können.“ Auf die lebhafteſte Aeuſſerung der Freude Finkenſteins über dieſen Sieg, erwiederte Friedrich: „Wohl wußte ich, daß Ihre Freude darüber groß ſeyn würde, und ich bin gerührt von dem Ausdruck derſelben in Ihrem Schreiben. Es wird ein Bedürfniß meiner Zufriedenheit ſeyn, daß ich bei jeder Gelegenheit Beweiſe gebe, wie theuer Sie mir ſind.“

Mehrmalen ward Finkenſtein während des Krieges in das Lager des Königs gerufen, um deſſen Ideen über die politiſchen Handlungen zu vernehmen. Mit raſtloſem Eifer und großer Klugheit führte er ſie nach allen Seiten, aber die Gemüther der Feinde Preußens waren zu erbittert, als daß der Friede eine ſchnelle Frucht der Siege Friedrichs und der Unterhandlungen des Grafen hätte ſeyn können. Zugleich mußte dieſer faſt alle übrige Arbeiten im Kabinetsminiſterium allein beſorgen. Wenn Friedrich im Felde bisweilen in ſechs Nächten ſeine Augen nicht ſchloß, durchwachte auch Finkenſtein viele nächtliche Stunden voll Arbeit für das Vaterland und den König.

Immer ſchwärzer ſchilderte dieſer ſeine Lage in den Briefen an den Grafen, und nur durch einen entſcheidenden Sieg ſchien ſelbſt die Hauptſtadt des Reichs gerettet werden zu können. „Stürmiſche Eile, ſchrieb Friedrich, iſt nothwendig geworden, um den Abſichten vorzukommen, die Haddick auf Berlin haben könnte. Leben Sie wohl, mein Theurer. Sie werden bald, entweder Klagen aus der Tiefe, oder ein Tedeum ſingen.“

Die Schlacht bei Kunnersdorf begann glücklich für Preußen, und ein Eilbote vom Schlachtfelde überbringt am frühen Morgen an Finkenſtein die Nachricht von der ſchönſten Hofnung des Sieges. Sogleich ſendet er ſeine Söhne an das Königsthor, um dort dem Schauſpiele mit beizuwohnen, wenn der Siegesbote ankommen würde. Eine zahlloſe Menge der Bewohner Berlins ſehen ſie dort der Kunde entgegen ziehen. Plötzlich ſtrömte dieſe Menge mit Wehklagen, händeringend, in das Thor zurück. Der Siegesbote war vergebens erwartet. Das Gerücht verbreitete ſich, die Schlacht ſei verloren, und der Feind rücke gegen Berlin vor.

Der König ſandte vom Schlachtfelde die mit Bleiſtift geſchriebenen Zeilen an Finkenſtein. „Die Schlacht iſt verloren, retten Sie das königliche Haus!“ Und von dem Schlachtfelde her, ſchilderte er ihm in einem weitern Schreiben das ganze Unglück des ſchrecklichen Tages. „Meine Kleidungsſtücke, ſchrieb er, ſind von Kugeln zerriſſen, zwei Pferde ſind unter mir getödtet, und mein Unglück iſt, noch zu leben. Den Ruin meines Vaterlandes überlebe ich nicht.“

Unter dieſen ſchrecklichen Nachrichten, welche keinen der hohen Staatsdiener ſo ſehr als Finkenſtein verwunden konnten, war er nicht ſeiner Schmerzen, nur ſeiner Pflicht eingedenk. Er ging ſogleich an den königlichen Hof, und überbrachte die traurige Kunde. Ruhig traf er die Anſtalten zur ſchleunigſten Abreiſe deſſelben, und dachte dann an ſeine eigene Sicherheit.

Der Ordnung der Anſtalten nach war dieſe unglückliche Flucht nach Magdeburg, wie eine Reiſe, zu welcher ſeit Monaten jede Vorſorge getroffen wäre.

Auf dem Wege nach Magdeburg ereilten ihn Boten über Boten, größtentheils mit unangenehmen Nachrichten. Er arbeitete raſtlos während der Reiſe, und hatte Gemüthsruhe genug, ein tröſtendes Schreiben an ſeinen König zu ſenden. Eben wegen des Grundes, auf welchem dieſer Troſt beruhte, konnte er für Friedrich nichts Beleidigendes haben; denn er war auf das Vertrauen zu ſeiner eignen Größe gebauet. Sein Herz ſei zerriſſen, ſchrieb Finkenſtein, aber Verzweifelung ſei ferne von ihm, ſo lange er ſeinen König lebend wiſſe. Das große Gemüth deſſelben ſei ſein einziger Troſt.

Seine Hofnungen wurden nicht getäuſcht. Auch mit den Trümmern eines Heeres wußte Friedrich das Vaterland zu decken, und er verbarg nicht vor ſeinem vertrauten Staatsminiſter ſeine Freude, über die wiederaufgehende Sonne des Glücks. Als er bei der Thronbeſteigung Peters des Dritten von Rußland ſeinen furchtbarſten Feind in einen Freund umgewandelt ſah, ſchrieb er an Finkenſtein: „der erſte Strahl der Sonne lächelt; die heitern Tage werden nach den Stürmen folgen.“

Diplomatiſche Unterhandlungen mit dem rußiſchen Hofe erforderten nun des Grafen vorzügliche Aufmerkſamkeit; aber zugleich führte er ſie auf das eifrigſte mit allen übrigen Höfen fort. Im letzten Monat des Jahrs 1762 beſprach ſich der König mit ihm zu Leipzig über die Einleitung zum Friedensgeſchäfte. Freudig entwarf Finkenſtein die Inſtruktion für den

Herrn von Herzberg, der als königlicher Bevollmächtigter zur Friedensverſammlung gehen ſollte, und der Friede zu Hubertsburg ward geſchloſſen.

Dieſer Moment war der größte in der Preußiſchen Monarchie: ihn herbei zu führen, hatte Finkenſtein redlich mitgearbeitet. Eine Periode des Friedens, eben ſo groß, wie die des Krieges geweſen war, begann nun in dem Preußiſchen Staate. Die alte Ordnung der Dinge wiederherzuſtellen, an vielen Seiten eine neue zu ſchaffen, war jetzt Friedrichs Geſchäft.

In dieſem Geiſte arbeitete hinfort Finkenſtein, mit ſeinem kraftvollen Gefährten von Herzberg, welcher bald nach dem Frieden zum Kabinetsminiſter ernannt war. Das höhere Vertrauen und die perſönliche Freundſchaft des Königs blieben aber deshalb ihm ungeſchwächt, und die geheimen Angelegenheiten der königlichen Familie wurden von ihm beſorgt. Der unmittelbare Briefwechſel zwiſchen ihm und dem König begann wieder lebhafter, und dauerte fort bis zum Tode des Letzten.

Die Wahl Joſephs des Zweiten zum Römiſchen Kaiſer war ſeit dem Frieden die erſte wichtige Angelegenheit, wodurch Finkenſtein beſchäftiget wurde. Schwieriger war ein anderes Ereigniß, welches er mit dem König einleitete. Dieſer wollte nämlich ſeine Anſprüche auf einen Theil von Polen gültig machen, und theilte ſeine Ideen mündlich und ſchriftlich dem Grafen mit. Die Deduktionen verfertigte dann Herzberg aus archivaliſchen Quellen: und nachdem das jetzige Weſtpreußen in Beſitz genommen war, griffen die Kabinetsminiſter vorzüglich in die vielfachen Arbeiten ein, welche in allen Behörden, zur Organiſirung der neuen Provinz, von Friedrichs Eifer getrieben, obwalteten.

Bald nachher erfoderte ein andres wichtiges Ereigniß die die ganze Anſtrengung Finkenſteins. Bei Erlöſchung des Baierſchen Mannſtammes wandte ſich der Churfürſt von Sachſen an den Preußiſchen Hof um Unterſtützung ſeiner Anſprüche auf die Baierſche Erbſchaft. Nachdem der König mit ſeinem vertrauten Kabinetsminiſter über dieſes Geſuch Rath gepflogen hatte, diktirte er ihm die Antwort an den Churfürſten. Finkenſtein und Herzberg arbeiteten dann mit Eifer, um die Gerechtigkeit der churſächſiſchen Anſprüche darzuſtellen, und durch Unterhandlung gegen Oeſtreich zu ſchützen, welches dem Churfürſten keine Allodialerbſchaft geſtatten wollte. Noch verwickelter wurden ihre Geſchäfte, als der Churfürſt von der Pfalz, nächſter Agnat des verſtorbenen Maximilian von Baiern, ſämmtliche Anſprüche Oeſtreichs auf einen großen Theil der erledigten Provinzen als rechtmäßig anerkannte, der Herzog von Zweibrücken aber, nächſter Agnat nach dem Churfürſten von der Pfalz, Preußiſchen Schutz für die Rechte ſeines Hauſes ſuchte.

Es ergab ſich bald aus den Unterhandlungen mit dem kaiſerlichen Hofe, daß ſie ohne die Gewalt der Waffen von keinem Erfolg ſeyn würden. Ehe Friedrich zu ſeinem Heere nach Schleſien abging, rief er den Grafen von Finkenſtein nach Potsdam, und unterrichtete ihn ſo viel wie möglich über ſeinen Willen in zu erwartenden Fällen.

Während des kurzen Krieges gab Friedrich über alle nur einigermaaßen bedeutende Ereigniſſe dem Grafen von Finkenſtein unmittelbar Nachricht. Er theilte ihm ſelbſt die vertrauten Briefe mit, die er mit Joſeph dem Zweiten wechſelte. Man darf ſie als die eigentliche Einleitung zum Friedensgeſchäfte betrachten. Als die Hofnung zum Frieden einige Sicherheit gewann, berief der König ſeinen getreuen Finkenſtein nach Breslau, wo ſie ihre Ideen über den Frieden gegen einander auswechſelten. Die weitere Bearbeitung derſelben wurde dann dem Kabinetsminiſter von Herzberg überlaſſen. Der Friede zu Teſchen ward geſchloſſen.

Aus den Verhältniſſen, welche dieſen Krieg, dieſen Frieden herbei geführt hatten, keimte Friedrichs Idee, den Deutſchen Fürſtenbund zu ſtiften. Joſephs unternehmender Geiſt legte ihm die Nothwendigkeit nahe, durch Erhaltung der Deutſchen Reichsverfaſſung auch die Macht ſeines Hauſes wider das Uebergewicht der Oeſtreichiſchen zu ſchützen. Seinem Finkenſtein theilte Friedrich ſeine Gedanken zuerſt mit, aber auch dieſer fand Schwierigkeiten bei Ausführung derſelben. Was ſchon im erſten Jahre nach dem Frieden zu Teſchen Gegenſtand der Berathſchlagungen zwiſchen ihm und ſeinem Könige geweſen war, bildete ſich kaum im ſechſten zu einem Plane, welcher der Ausführung nahe gebracht war. „Glauben Sie nicht, ſchrieb dann der König an den Grafen von Finkenſtein, glauben Sie nicht, daß es eine Sache von vierzehn Tagen iſt, ſo viele Köpfe unter einen Hut zu bringen. Es iſt Zeit, daß man die Geiſter prüfe, damit wir wiſſen, worauf wir rechnen können. Unter den gegenwärtigen Umſtänden muß dieſe Angelegenheit mit der äußerſten Geſchicklichkeit und Unverdroſſenheit betrieben werden."

Nach der vielfältigſten und vertrauteſten Mittheilung ſeiner Ideen über den Fürſtenbund gegen Finkenſtein übertrug der König die Ausarbeitung des Plans ihm und dem Miniſter von Herzberg. Ungemein erfreute ihn die Klugheit, womit jener den guten Fortgang der Unterhandlungen beförderte, und die Kraft des Gelehrten, womit dieſer arbeitete. Als der Bund endlich abgeſchloſſen war, rief der König den Grafen nach Potsdam, um ihm auf das herzlichſte für ſeine glücklichen Bemühungen zu danken.

Während Finkenſtein ſich um die großen Angelegenheiten des Preußiſchen Staates ausgezeichnete Verdienſte erwarb, ſtellte ſich ihm oft eine Gelegenheit dar, bei weniger glänzenden Vorfällen dem öffentlichen Wohl nützlich zu werden. Als der König im Jahre 1782 einen Mann genannt haben wollte, der ſich zum Kabinets-Secretär eignete, ſchlug er den Preußiſchen Legationsſecretär Mencken in Stockholm dazu vor. Es iſt in friſchem Andenken, wieviel der Staat dieſer klugen Wahl Finkenſteins verdankt.

Sowohl in dem großen Geſchäftsgange, und den tauſendfachen mündlichen und ſchriftlichen Unterhandlungen zwiſchen Friedrich dem Großen und dem Grafen, als auch bei allen übrigen Berührungen zwiſchen beiden während ihres langen Lebens trift man auch nicht auf einen einzigen Punkt, daß der König die geringſte Unzufriedenheit mit Finkenſtein geäußert hätte, dagegen ununterbrochen auf Beweiſe ſeines herzlichſten Wohlwollens. Einer der rührendſten war ohne Zweifel der, welcher durch die unglückliche Schlacht bei Kunersdorf veranlaßt wurde. Finkenſtein hatte ſich in der Churmark das Gut Madlitz gekauft, welches während des ſiebenjährigen Krieges allen Verheerungen der Feinde preiß gegeben war. Als Friedrich die blutigen Felder von Kunnersdorf verließ, nahm er ſein Hauptquartier in Madlitz. Selbſt in der damaligen gefahrvollen Lage konnte ihm der Ruin des Gutes und der Gebäude nicht entgehen. Aber er dachte auch in ihr an Entſchädigung ſeines Freundes. Was er unter dem zerſtörten Hausgeräthe noch dem Ruin entgangen bemerkte, ließ er unter ſeinen Augen ſammeln und aufbewahren, und ſpäterhin ſchrieb er an Finkenſtein, daß er ihm zwei Tauſend Thaler auszahlen laſſen werde, um ihn für die Verwüſtungen auf ſeinem Gute einigermaaßen zu entſchädigen.

Auch aus andern Geſchenken des Königs ergab ſich ſein Wohlwollen gegen den Grafen, am meiſten aber aus der Zartheit, womit er ihn durchaus behandelte. In einem ſo wolkenloſen, traulichen Verhältniſſe ſtand dem Könige keiner von ſeinen übrigen Unterthanen nahe. Seinem hohen Geiſte genügten wenige. In dem mühevollſten Leben, und im Kampf mit Vorurtheilen und gehäßigen Neigungen von Millionen, konnte er ſeiner Umgebung nicht immer eine gleiche heitere Stimmung zeigen.

Es muß eine ganz eigenthümliche Beziehung der Natur Finkenſteins gegen den Genius Friedrichs geweſen ſeyn, wodurch jene Erſcheinung erklärt werden kann. Nicht die Erinnerungen der Jugend, welche in den Seelen Beider freundſchaftliche Regungen erweckten, nicht die ungemeßne Verehrung des Grafen gegen den großen König, nicht die ungemeinen Verdienſte, die er ſich um die Staaten deſſelben erworben hatte, können hinreichen, ſie zu erklären.

Folgende Eigenſchaften des Grafen von Finkenſtein mögen vorzüglich dazu beigetragen haben, daß die Gnade des Königs gegen ihn nimmer getrübt wurde.

Bei aller Verehrung, welche Friedrich als Monarch und als großer Mann, bei allem Gehorſam gegen ſeine Befehle, bei aller Geſchmeidigkeit gegen ſeine Manier, welche er mit Recht von den erſten Staatsbeamten forderte, wollte er doch durchaus keine Sclaven um ſich ſehen. Wenige wußten in dieſer Hinſicht, die Mittelſtraße glücklich zu treffen. Finkenſtein war darin Meiſter. Er berührte nicht zuerſt Gegenſtände, worüber er anders als der König dachte, führte ihn dieſer zu denſelben, ſo war er freimüthig. Die Welt weiß, wie Friedrich die chriſtliche Offenbarung genommen. Finkenſtein hing feſt an den religiöſen Dogmen, die ſeiner Jugend gelehrt waren, und verbarg dieſes eben ſo wenig vor ſeinem König, als daß er ſie mit zudringlicher Schwärmerei dargelegt hätte. Aufgerufen zur Arbeit, war er unermüdbar; nie drängte er ſich zu derſelben. Den vorgeſchriebenen Ideen folgte er, und verhehlte nicht gänzlich ſeine abweichenden, wiewohl es Spuren giebt in ſeinem Briefwechſel mit dem König, daß dieſer ihn bisweilen aufforderte, in Geſchäften ſeine abweichenden Meinungen vollſtändig mitzutheilen. „Bei einer noch ſo verſchiedenartigen Anſicht der Dinge, ſchreibt ihm Friedrich, können wir durchaus gute Freunde bleiben.“ Nie ſuchte der Graf ein Geheimniß ſeines Königs zu erfahren; das vertraute lag in ſeiner Bruſt angeſchmiedet. Keine Sylbe von ihm hat je verrathen, daß Friedrich während der furchtbaren Entſcheidungen des ſiebenjährigen Krieges ihm ſeinen Willen anvertraut hatte, wie, wenn er im Felde bliebe, der Staat verwaltet werden ſolle. Es hätte dadurch eine Spur zu dem eigentlichen Geheimniſſe gefunden werden können.

Mit dieſer unerſchütterlichen Verſchwiegenheit des Grafen von Finkenſtein, an welcher ſeine Beſcheidenheit ohne Zweifel großen Theil hatte, hing ein anderer Zug ſeines Charakters zuſammen, welcher ganz der Denkart Friedrichs entſprach. Alle politiſche Handlungen des Preußiſchen Staates ſuchte der König bis zu ihrer vollen Geburt zu verſchleiern, vielleicht auf eine übertriebene Art, weil er fühlte, daß ſein großes Gemüth an ſich zu einer Offenheit geneigt war, welche neben der politiſchen Verſtellung ſeiner Zeit nicht immer heilſam ſeyn mochte. Daher that es ihm wohl, daß ſein Cabinetsminiſter, gewöhnlich der frühſte im geſellſchaftlichen Kreiſe, wenn er mit den wichtigſten Geſchäften überhäuft war, nie den Anſchein großer Arbeitſamkeit mit ſich trug, und ſich höchſtens, wenn die Arbeiten ſich unerhört drängten, gegen ſeine vertrauteſten Mitarbeiter Ausdrücke der Art erlaubte: „Heut ſcheint ſich alles verſchworen zu haben, mich nicht zu Athem kommen zu laſſen.“ Auch mußte es dem König wegen ſeiner kaum erwähnten Denkart willkommen ſeyn, daß der Graf eine beſondere Fertigkeit beſaß, auf politiſche Anfragen ſolche Antworten zu geben, durch welche gar nichts geſagt wurde, indem ſie alles zu ſagen ſchienen. Friedrich ſelbſt konnte, und wollte vielleicht nicht ein Gleiches; gehaltvoll und entſcheidend war ſeine Antwort, wie ſie dem König geziemt; aber doch gab es Fälle, wo die Antworten von Finkenſteins Art rathſamer ſeyn mochten.

Ein andrer Zug, wodurch ſich Finkenſtein dem König empfahl, war die reine Achtung, womit er das Verdienſt der übrigen hohen Staatsbeamten anerkannte, zumal wenn es von warmer Vaterlandsliebe begleitet war. Es lag ſowohl in Friedrichs Herrſchergeiſte, als in der Zartheit ſeines Gemüths, daß er ſeine Wahl geehrt wiſſen wollte, und ſich des Wohlwollens andrer gegen diejenigen freute, zu welchen ſeine Gnade ſich gewandt hatte. Schöner war in dieſer Hinſicht kein Verhältniß, als in welchem Finkenſtein zu dem zweiten Kabinetsminiſter von Herzberg, und beide gegen ihren König ſtanden. An feiner Schonung aller Beziehungen, an umſchauender Klugheit und ſichrer Verſchwiegenheit, an Beſcheidenheit, übertraf Finkenſtein ſeinen Gefährten, an Gelehrſamkeit und vordringender Kühnheit ſtand er demſelben nach; Beide waren ſich gleich an Patriotismus und Arbeitſamkeit. Auch Herzberg ward hochgehalten von ſeinem König, und von ihm zu Ausarbeitungen, die vor das Publikum kommen ſollten, mehr als Finkenſtein gebraucht. Neidlos nahm dieſer doch ſtets den herzlichſten Antheil am Schickſal ſeines Kollegen. Als derſelbe im Jahr 1780 in eine ſchwere Krankheit fiel, erſtattete er dem König täglich die theilnehmendſten Berichte über das Befinden des Kranken. „Unendlichen Kummer, ſchrieb Friedrich an den Grafen, macht mir die Krankheit Ihres Kollegen von Herzberg. Obgleich dem Anſchein nach ſein Leben in Gefahr ſchwebt: ſo liebe ich es doch, mich zu überreden, daß er noch gerettet werden könne, und meine Hofnung wird dadurch begünſtigt, daß in der Regel die Pommern von einem viel dauerhaftern Stoff ſind, als die Bewohner andrer Provinzen.“ Mit innigſter Freude meldete Finkenſtein die anſcheinende Beſſerung des Kranken, und Friedrich, welcher von deſſen Arzte noch immer beſondere Berichte über die Krankheit gefodert hatte, äußerte darüber die lebhafteſte Rührung. „Ich wünſche ſehr, ſchloß er ſeine Antwort an den Grafen, daß dieſes günſtige Vorzeichen ganz in Erfüllung gehe, und möge auch ihre Geſundheit ſo unberührt und unveränderlich bleiben, als ich es wünſche.“

Selbſt zwiſchen dem Verſtande des Königs und ſeines erſten Kabinetsminiſters, ſo durchaus verſchieden ſie in dieſer Hinſicht waren, herrſchte ein gewiſſes Verhältniß, wodurch ſie an einander gefeſſelt wurden. Friedrich, wie jeder große Kopf, faßte mit der Einbildungskraft ſchnell das Detail der Dinge auf, und urtheilte richtig nach ſeinem Bilde des Ganzen. Jenes Detail aber ſo umſtändlich zu beſchreiben, als der Geſchäftsgang es oft fodert, lag nicht in ſeiner Natur. Nun nahm freilich Finkenſtein nicht mit Einbildungskraft die Individualitäten in Augenblicken auf, aber er beſaß Scharfſinn und Beobachtungsgabe genug, um dieſelben allmählig als Notizen zu ſammeln. Aus ihnen zog er ſein Reſultat, welches oft ſichrer ſeyn mochte, als wenn er mit Blitzesgewalt ſein Ziel erreicht hätte. Sein Bericht über die innere politiſche Lage Schwedens zur Zeit des Reichstages 1788 iſt, aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet ein Meiſterwerk. Dem König mußte es beſonders willkommen ſeyn, wenn Finkenſtein ihm in einer klaren beſtimmten Sprache und mit hiſtoriſcher Treue ein Detail vortrug, welches er mit den Blitzen ſeines Geiſtes ſchon beleuchtet hatte. Das außerordentliche Gedächtniß des Grafen, daß ihn auch im hohen Alter nicht verließ, ſo daß er lange Unterredungen mit der wörtlichſten Treue ſich aufzeichnete, kam ihm bei ſolchen Arbeiten ſehr zu Hülfe; eine Gabe, wodurch er gleichfalls beſonders einem ſolchen König, wie Friedrich, welcher die Vergangenheit ſeines Lebens und der Geſchäfte ſtets gegenwärtig hatte, ſich angenehm machen mußte.

Endlich war es der eigentliche Hauptzug in Finkenſteins Leben überhaupt, warum die Verbindung mit ihm dem Könige ſo wohl that. Daſſelbe war nämlich durchaus ein Meiſterſtück edler Natur in Form und Repräſentation. Man könnte ſagen, er empfand nur, indem er repräſentirte, und für ihn war das Weſen nicht da, als durch die Formen. Er war einer der zärtlichſten Väter, und opferte Alles gern für ſeine Kinder auf; aber die Repräſentation zog doch den Kreis, in welchem er ſich gegen ſie hielt. Wer im häuslichen Zirkel ihn ſah, ahnete nicht, welche reiche Liebe des Vaters in ſeinem Innern quoll. Er war höchſt religiös; aber hätte er die beſtimmte Geſtalt, in welcher er die Religion einmal aufgenommen hatte, verlieren können, ſo wäre die Religion ſelbſt für ihn dahin geweſen.

Auf eine edelmüthige Weiſe war er wohlthätig, doch nur nach der feſtgeſetzten Regel. Ohne Zweifel war in ſeinen Sitten, in ſeiner Treue für den König, in ſeiner groſsmüthigen Uneigennützigkeit, in ſeinem Betragen gegen das ſchöne Geſchlecht und die niedern Stände, die Form der Chevalerie ſichtbar, und von ihm konnte man in jedem Sinne ſagen, daß er von altem Adel ſei. Allein der Geiſt dieſer Form fehlte inſofern, als ſie von den Gluthen der Einbildungskraft, aus welchen der Genius des Ritterweſens hervorſtieg, nirgends erhellt wurde. Die Poeſie des Lebens fand in Finkenſteins Seele keinen Wiederſchein. Daher fehlte ihm auch die eigentliche Zartheit der Neigung, und dies verrieth ſich ſogleich, wenn es ihm einmal gefiel, die Anſtändigkeit bei Seite zu ſetzen. Dem Staatsmanne von der feinſten Haltung gegen die Damen, und den reinſten Sitten, konnten dann zu Aller Verwunderung Scherze gegen das ſchöne Geſchlecht entſchlüpfen, die er wohl ſelbſt nicht im Geiſte der Chevalerie glaubte.

Friedrichs genialiſche Gewalt hielt ſich innerhalb der Schranken der Sitte und Repräſentation, wenn es ihm nothwendig däuchte, nur durch Selbſtbeherrſchung; und es war ihm Bedürfniß, in allen übrigen Fällen, wo die Repräſentation ſeyn ſollte, einem andern das Geſchäft hinzugeben. Daher mußte es ihn freuen, an dem Grafen von Finkenſtein einen Staatsmann zu beſitzen, welchem er alle Angelegenheiten der Form und Repräſentation mit unumſchränktem Vertrauen überantworten konnte.

Wer den König und ſeinen erſten Kabinetsminiſter in den

Tagen ihres hohen Alters geſehn hat, ſpricht alſo auch von ihrem Aeußern, daß man an die eben berührte Beziehung zwiſchen ihnen erinnert wird. In Friedrichs Anzuge waren Ordnung und Zierlichkeit nicht herrſchend; er wollte nur Bequemlichkeit der Kleidung: die Stiefeln, welche er trug, waren von Domeſtiken vorher ausgetreten. Finkenſtein war auch als Greis geſchmackvoll und glänzend in ſeinem Anzuge; ſeine Schuhe, welche er nie mit Stiefeln verwechſelte, ließ er ſtets in Paris verfertigen; und dieſe Zierlichkeit blieb immer unverſehrt, indem er weder zu Roß noch zu Fuß öffentlich erſchien, ſo daß man glaubt, er habe in den letzten vierzig Jahren nie die Straßen der Königsſtadt oder ihren Thiergarten betreten. Wenn jedermann über den Anblick des Königs ſelbſt, ſeine Kleidung vergaß, ſo mußte man geſtehn, daß nie ein Greis ſoviel durch ſeinen Anzug gewonnen habe, als der Graf von Finkenſtein.

So waren der große König und ſein erſter Kabinetsminiſter eben durch die Verſchiedenheiten ihrer Naturen an einander gefeſſelt, und es ſcheint, daß ſie darum ein langes Leben hindurch vertraut Hand in Hand gingen, weil ſie bei ihrer Verſchiedenartigkeit ſich durch einander gleichſam ergänzt fühlten.

Ihre Freundſchaft gewinnt eine eigenthümlich rührende Erhabenheit, da der König allmählig auch in ſeiner Natur die Folgen des Alters fühlte. Im vorletzten Jahre ſeines Lebens ſchrieb er unter andern an Finkenſtein, indem er ihm einige Bülletins mittheilte: „Alles dies iſt ein Chaos, und ich verliere meine Zeit, es zu entwickeln. Vierzehn Tage Geduld müßten wir haben, und das iſt viel für einen Alten, wie ich bin.“

Finkenſtein fand nun ſeinen königlichen Freund, der ihn auch jetzt noch häufig zu ſich beſchied, oft in den ſchmerzhafteſten körperlichen Leiden. Auf ſeine theilnehmendſten Fragen nach ſeiner Rückkehr antwortete eines Tages Friedrich ihm ruhig: „mit meiner Geſundheit ſteht es ohngefähr ſo, wie Sie mich geſehn.“ „Ich habe, ſchrieb er zu einer andern Zeit, ein Fieber gehabt, doch dergleichen iſt Kleinigkeit. Was unſre politiſche Exiſtenz betrift, das allein iſt es, worauf unſre Aufmerkſamkeit gerichtet ſeyn muß.“

In dieſem Geiſt arbeitete der König noch an dem letzten Tage vor ſeinem Tode, und zwei Tage vor demſelben endigte ſich erſt der vertraute Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Grafen von Finkenſtein. Nicht lange vorher hatte Friedrich ſeinen alten Freund nach Potsdam berufen. Nachdem die Geſchäfte abgethan waren, hielt er ihn noch einen Tag zur trauten Geſellſchaft zurück. Die verehrungswürdigen Greiſe ſahen ſich zum letztenmal. Beim Abſchiede reichte der König dem Grafen eine ſeiner koſtbarſten Doſen, die er lange gebraucht hatte, mit den Worten: „Bewahren Sie ſie als ein Zeichen unſerer alten Freundſchaft, und von dieſem Taback (er wußte, daß ſein Freund keinen der Art nahm,) geben Sie einem jeden, der Ihnen theuer iſt!“

Als der große Genius erloſchen war, der ihm auf ſeiner langen Laufbahn ſo herrlich vorgeleuchtet hatte, fühlte ſich Finkenſtein gleichſam verwaiſet, wiewohl er der Gnade des neuen

Monarchen ſicher war. Noch an dem Todestage Friedrichs ſchrieb ihm ſein Nachfolger: „Wir werden uns morgen ſehn. Meines vollen Vertrauens, meiner aufrichtigen Freundſchaft ſeyen Sie verſichert.“

Die bürgerlichen Unruhen in Holland, der Wunſch Friedrich Wilhelms des Zweiten, ſie zum Vortheil des Hauſes Oranien beizulegen, wurden ein wichtiger Gegenſtand der Arbeiten des Kabinetsminiſteriums. Selbſt die Vorſchläge, welche der Graf von Herzberg zur Erreichung dieſes Zweckes dem Könige gethan hatte, ſandte dieſer an Finkenſtein, damit er ſie würdigen ſolle.

Eigenhändig führte auch Friedrich Wilhelm der Zweite einen vertrauten Briefwechſel mit ſeinem erſten Kabinetsminiſter, bis zu dem Zeitpunkte, da Herzberg in den Ruheſtand geſetzt wurde, und die Grafen von Alvensleben und von Schulenburg in das Kabinetsminiſterium traten.

Es begann jetzt eine Periode in der Geſchichte der Staaten, für welche die politiſchen Maximen nicht hinreichten, welche ſich die Greiſe unter den Staatsmännern auf ihrer diplomatiſchen Laufbahn zugeeignet hatten. Maß doch Finkenſtein auch noch in dieſer Zeit das diplomatiſche Verdienſt eines Mannes vorzüglich nach der Kunde der franzöſiſchen Sprache. Auch wohnte ihm, da jetzt Preußen im Kriege mit Frankreich und Polen verwickelt wurde, nicht jene unermüdete Kraft mehr bei, welche er im ſiebenjährigen Kriege dem Staat und ſeinem König geweiht hatte.

Dennoch ahmte er auch darin ſein großes Muſter nach, daß er bis zum letzten Lebensathem ſeine Pflichten thätigſt erfüllen wollte; zwei Stunden vor ſeinem Tode hat er noch Amtsgeſchäfte verrichtet. Von ſechs Uhr der Frühe begann er ſeine Arbeiten. Durch einen verfehlten Aderlaß in Lebensgefahr gerathen, und von ihr am Abend benachrichtigt, wohnte er am andern Morgen der Konferenz bei. Selten ließ er bei den politiſchen Kommunikationen mit ſeinen Kollegen, die in gewiſſen Zeiten ins Unendliche gingen, länger als eine Viertelſtunde auf Antwort warten. Auch als Greis blieb er dem Grundſatze treu, nie eine Arbeit auf den andern Tag zu verſchieben, und eben ſo der alten Ordnung, daß er nach Stunden und Minuten berechnete, wie die Arbeiten ſich folgen ſollten und vollbracht werden könnten. Seine Ungeduld ſtieg bis zum Jähzorn, wenn dieſer Gang durch Nachläßigkeit und Unordnung derer, die unter ihm arbeiteten, unterbrochen wurde.

Bei dieſer angeſtrengten Thätigkeit blieb immer ſeine vornehmſte Erholung, einen Theil der ſchönen Jahrszeit auf ſeinem Gute Madlitz zuzubringen, von den gnädigſten Aeuſſerungen ſeiner Könige hinbegleitet, ihrer gewiß bei ſeiner Rückkehr. So ſehr ſein Leben in beſtimmte Formen übergegangen war, freute er ſich doch der Natur. Durch Lektüre verſchönte er ſich die Einſamkeit nicht. In der letzten Hälfte ſeines Lebens trug er ſelbſt um die franzöſiſche Literatur wenig Sorge. Die deutſche kannte und liebte er nicht. Allein er war ein zu gütiger Vater, als daß dieſer Vorurtheil auf die Bildung ſeiner Kinder Einfluß gehabt hätte. Sein Sohn iſt es, welcher den Namen Finkenſtein auch in der deutſchen Literatur berühmt gemacht hat.

Nichts fehlte ihm zum glücklichſten Alter, als daß ſeine vortrefliche Gemahlin nicht mehr an ſeiner Seite war. Schon im Jahr 1762 hatte der Tod ſie ihm entriſſen. Seine zwei noch lebenden Söhne ſah er verſorgt, drei Töchter glücklich verheirathet. Seine Kinder ſchenkten ihm vier und dreißig Enkel und Enkelinnen, wovon ihn drei und zwanzig überlebt haben. Seine Familie genoß einer öffentlichen Achtung, welche faſt liebevolle Verehrung war.

Ein beſondres Glück war es, daß er die Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten, wie einen ſchönen Sonnenaufgang für die preußiſche Monarchie erlebte. Heiter konnte er nun in die Zukunft des Staats blicken, für welchen er allein als Kabinetsminiſter funfzig Jahre alle Kräfte angeſtrengt hatte.

Der fünfte Junius des Jahrs 1799 war der feſtliche Tag der funfzigjährigen Jubelfeier ſeines Miniſteriums. Er hätte ein Feſt der ganzen Monarchie ſeyn ſollen; aber der beſcheidene Greis feierte ihn nur im häuslichen Kreiſe. Eine kurze Beſchreibung ſeines öffentlichen Lebens erſchien auf höhern Befehl in den Zeitungen Berlins. Als authentiſch und zweckmäßig ward ſie von auswärtigen öffentlichen Blättern emſig benutzt. Nicht nur die Bürger des preußiſchen Staates, die ganze gebildete Welt nahm Theil an dieſem Feſte; ohne Zweifel niemand gerührter, als der König, welchen der Gedanke an den verehrten Greis zugleich an die großen königlichen Vorfahren und jene Zeit erinnerte, da ſeine Staaten ſo herrlich wurden.

Ueberhaupt war es der ſchönſte Seegen von Finkenſteins Alter, daß er von dieſem König faſt wie ein Vater hochgeachtet wurde. Nie erfuhr er dies auf eine rührendere Weiſe, als wie er, vielleicht im Gefühl, daß ſein Ideenkreis dem gegenwärtigen politiſchen Gange nicht angemeſſen ſei, den Wunſch äußerte, in Ruhe verſetzt zu werden. „Es ſchmerze ihn ſehr, ſchrieb Friedrich Wilhelm der Dritte eigenhändig an den Grafen von Finkenſtein, daß dieſer den Dienſt eines Staates verlaſſen wolle, welchem er vier und ſechzig Jahre mit dem höchſten Eifer und patriotiſcher Redlichkeit geweiht habe. Er lade ihn ein, noch länger durch ſeinen Rath, ſeine Erfahrung und Einſicht Ihn zu leiten, und ſeine Kollegen, welche in der gegenwärtigen kritiſchen Lage der europäiſchen Angelegenheiten zu derſelben ihre Zuflucht haben müßten.“

Dieſe ſchönen Aeuſſerungen des königlichen Vertrauens feſſelten den Greis noch an den Dienſt des Staates, welchem er unter vier Königen ſeinen Patriotismus ſo ruhmvoll bewieſen hatte. Das merkwürdigſte Jahrhundert der Preußiſchen Monarchie umfaßte beinahe ſeine Erfahrung. Während ſeines Miniſteriums waren ſechs und zwanzig Prinzen und Prinzeſſinnen im königlichen Hauſe geboren, eben ſo viele Glieder deſſelben geſtorben und vierzehn Ehepakten in ihm geſchloſſen. Ungemein groß iſt die Zahl der Traktaten, welche er für den Preußiſchen Hof unterzeichnet hat, und die größtentheils ſein Werk ſind. Von vier und ſiebenzig Staatsminiſtern, die nach ihm ernannt wurden, haben ihn nur drei und zwanzig Mitglieder des Staatsraths überlebt.

Das Geſchlecht, welches mit ihm aufgeblüht war, hatte ſich faſt von der Erde verloren. Nicht viele aus demſelben mochten glücklich wie er gelebt haben, und noch wenigere endigten ein ſolches Leben durch einen ſo glücklichen Tod.

Seine geſunde Natur, erhalten durch Reinheit der Sitten, unterlag nicht dem hohen Alter; ein plötzlicher Schlag mußte ſie überwinden. Für ein Inſtitut der Franzöſiſchen Kolonie in Berlin unterzeichnete er eine großmüthige Wohlthat. Das Glück ſeiner Jugend im Kreiſe der gebildeten Flüchtlinge ſtand lebendig vor ſeinem Geiſte. Der Seegen der Wohlthaten, die er ſo regelmäßig ſein ganzes Leben hindurch erwieſen, war in dieſem Augenblicke zuſammengefaßt: da ſtarb er ohne Tod zu fühlen. (1800. Jan. 3. nach 1 Uhr Mittags. 85 Jahre alt.)

IX.

Albrecht von Waldſtein.

Es giebt Geiſter, die nur an ſich glauben, und jede Einwirkung von andern auf ihre Eigenthümlichkeit mit Stolz von ſich weiſen. In frühſter Jugend zeigte ſich als einen ſolchen Albrecht von Waldſtein*). Als Knabe lernte er wenig, weil er nach fremder Willkühr unterrichtet werden ſollte, und die Stimme ſeines Vaters galt nichts bei ihm, weil ſie ſeiner Natur nicht entſprach. Er ſchuf ſich eigene Ideen, und vollführte ſie mit unerſchütterlicher Kraft. Drohungen und Strafen, ſtatt ihn zurückzuſchrecken, feſſelte ihn inniger an ſeine Entwürfe. Ungebändigt im väterlichen Hauſe, fühlte er ſich in einer öffentlichen Lehranſtalt**) noch ſtärker; denn unter ſeinen Mitſchülern war er bald Anführer der Partheien. Er ſchuf ſie unter den Knaben, und ſtellte ſie gegen einander, wie nachher die Mächte des dreißigjährigen Krieges. Gegen die Lehrer führte er ſie an, wie ſpäter als Mann das kaiſerliche Heer gegen den Kaiſer. Gänzlich feſſellos ſtürmte er umher, als er auf die hohe Schule von Altorf geſchickt war. Keine Wiſſenſchaft hatte ihn gefeſſelt; er mußte ſeine Kraft in Ausſchweifungen vergeuden; aber ſelbſt in ihnen zeigte der Jüngling noch mehr Härte als Kühnheit.

---

*) geb. zu Prag 1583. Sept. 14

**) zu Goldberg in Schleſien.

Er ward an den Hof zu Inſpruck als Edelknabe des Markgrafen Karl gebracht. Eingeſchlummert am Fenſter ſtürzte er aus dem dritten Stockwerk des Schloſſes hinab, ohne beſchädigt zu werden. Sein Geiſt liebte es, ſich als einen beſondern Günſtling des Geſchicks zu betrachten, und dieſer Vorfall beredete ihn leicht zu einer ſolchen Ueberzeugung. Auch bewirkte er, daß Waldſtein, in der evangeliſchen Religion erzogen, und bis jetzt von den Lockungen katholiſcher Prieſter nicht gereizt, nun zur katholiſchen Kirche übertrat. Die Plane des Ehrgeizes, welche er an ſeine Prädeſtination knüpfte, wurden in ſeiner gegenwärtigen Lage mehr durch den katholiſchen als den evangeliſchen Glauben begünſtigt.

Ihm ward jetzt die Gnade ſeines Hofes; aber hinausſtrebend über den engen Kreis deſſelben, ſehnte er ſich, fremde Länder und Völker zu ſehn. In den vorzüglichſten Provinzen Europa's war er ſeinen Sitten nach wie der Eingeborne, und ſein Studium war allenthalben die militäriſche und politiſche Kraft der Staaten. Wohl überraſchte ihn zuweilen der Gedanke, daß Kultur durch Wiſſenſchaften den Gehalt des Lebens in der Welt vermehre, und deshalb verſuchte er noch einmal die Schwelle ihres Heiligthums zu Padua zu betreten; aber ein ſo raſtloſer Ehrgeitz, wie der ſeinige, ſieht ſtets die Langeweile im Gefolge der Muſen.

Außerdem fand ſeine Wißbegierde jetzt eine Quelle, aus welcher er alles Göttliche und Menſchliche ohne große Mühe zu ſchöpfen hoffte. Zu Padua ward er in die Geheimniſſe der Aſtrologie eingeweiht. Sein Lehrer, der Wahrſager Argoli, war ſchlau genug, den Schüler die Erfüllung ſeiner glühendſten Wünſche, hohen Kriegsruhm, in den Sternen leſen zu laſſen. Dennoch verſäumte Waldſtein keines der irdiſchen Mittel, die ſeine Wünſche befördern konnten, und nie war ſo tiefe praktiſche Klugheit mit einer ſolchen phantaſtiſchen Schwärmerei, wie in ihm, vereinigt.

Von der Liebe konnte ſein Herz nichts ahnen; die Verhältniſſe, welche durch ſie entſtanden ſind, brauchte er für den Ehrgeitz. Der Jüngling vermählte ſich mit einer alten Wittwe in Mähren wegen ihrer großen Reichthümer. Ein Liebestrank, den ſie ihm eingab, ſollte ſeine Natur zur Liebe zwingen. Noch hatte er ſelbſt die Todesgefahr, die daher entſtand, nicht überwunden, als ihr Tod ihn ganz an das Ziel ſeiner Heirath führte. Kinderlos, war er nun im vollen Beſitz aller ihrer Reichthümer.

In einem Kriege zwiſchen dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark und den Venetianern, welcher eben jetzt ausgebrochen war, machte Waldſtein den zweckmäßigſten Gebrauch von ſeinem Reichthum, indem er durch ihn und ſeine Perſönlichkeit ſeinen Kriegsruhm gründete. Zweihundert Reiter führte er auf ſeine Koſten zu dem Heere des Erzherzogs. Sechs Monate hindurch beſoldete er ſie. Ueberfluß herrſchte in ſeinen Gezelten, und floß auf andere über, wenn Mangel im ſonſtigen Lager war. Er redete viel von der Tapferkeit und Klugheit anderer Befehlshaber, nie von der ſeinigen, weil ſie die größere war. Sein Ruhm blühte ſehr auf, wiewohl dieſer Krieg kurze Zeit dauerte.

Die Muße des Friedens benutzte Waldſtein, um durch verſchwenderiſche Freigebigkeit und Pracht ſeines Lebens die Kaiſerſtadt an ſich zu feſſeln. Auf ſeinen Gütern lebte er nur, um für dieſen Zweck von Zeit zu Zeit Fülle des Goldes zu ſammeln. Durch ſolche Weiſe blendete er die ſchwachen Seelen. Allein ſobald er ſich mit der Tochter des Grafen von Harrach, des Lieblings von Ferdinand, vermählt hatte, beſtätigte deſſen Weisheit und Anſehn die öffentliche Stimme, welche Waldſteins Lob verkündete; ein Gewinn, der ſich bald in ſeiner ganzen Größe zeigte.

Ferdinand beſtieg beim Tode des Kaiſers Matthias die Thronen der Ungern und Böhmen; Erzherzog Albrecht übergab ihm auch die Regierung Oeſterreichs; auf die deutſche Krone hegte er gegründete Hoffnung.

Nicht bloß die große Macht, welche ſo in dem Fürſten vereinigt war, deſſen Vertrauen Waldſtein beſaß, reitzte ſeine kühnſten Hoffnungen; ſondern vorzüglich der Umſtand, daß ſowohl in den innern und äußern Verhältniſſen dieſer Staaten, als auch in Ferdinands Gemüth vielfacher Stoff zu nahen Kriegen lag.

Durch den Riß, welchen die Lehre Luthers in die Hierarchie gemacht hatte, waren die meiſten europäiſchen Staaten mehr oder weniger aufgelöſet worden; aber das deutſche Reich und Böhmen hatten die gewaltigſte Erſchütterung erfahren. In beiden war der eigentliche Heerd der Reformation geweſen, und Ferdinand, ein kühner, doch vorſichtiger Liebling und Beſchützer der Jeſuiten, hielt es für ſeinen höchſten Ruhm, jeden Funken der neuen Glaubenslehren zu erſticken. Schon während des Lebens ſeines Vorgängers hatte er dahin geſtrebt, in Deutſchland den Religionsfrieden, in Böhmen den Majeſtätsbrief zu vernichten.

In Hinſicht auf dieſen letzten Zweck wurden ſogleich für und wider die Waffen ergriffen. Ungewiß war, in wiefern die evangeliſchen Reichsſtände ſich in dieſen Krieg miſchen würden; aber die Schleſier blieben treu verbunden mit den Böhmen. In Oeſterreich ſelbſt erhoben ſich viele Stimmen der Evangeliſchen für die Glaubensbrüder in Böhmen; ihr ſtiller Anhang daſelbſt war furchtbar. Als der Lenz des Jahrs ſechszehnhundert und neunzehn anbrach, ſtanden Böhmen und Schleſier bewaffnet an der öſterreichiſchen Grenze, und nicht lange, ſo forderten auch die Lauſitz und Mähren Religionsfreiheit von dem unerbittlichen Ferdinand. Dieſer trotzte mehr, wie auf Spaniens Beihülfe und der katholiſchen Reichsſtände und eigene große Macht, auf die Kraft ſeines Gemüthes.

Einem ſolchen Fürſten ſchloß Waldſtein ſich gern an, wiewohl ihm eben ſo wenig, als dieſem viel, an der Religion lag. Da reitzten ihn wenig die glänzenden Anträge der Böhmen, ſich zu ihnen zu geſellen, und gern erklärte er die Utraquiſten für Empörer, weil ſeine ehrgeizige Hoffnung es gebot.

Vergebens ſuchte er die Verbindung der Stände in Mähren mit den Böhmen ſogleich zu vernichten. Selbſt die Hauptſtadt Olmütz, worin er als Oberſter mit ſeinem Regiment lag, ſah er ſich gezwungen zu räumen, und nur die Klugheit, womit er die Geldſummen, die in der Feſtung bewahrt wurden, für ſeinen Fürſten rettete, machte ſeine Erſcheinung zu Wien weniger unangenehm.

Von den Böhmen, die vor Wien ſtanden, bedrängt; in Gefahr, den Ruin ſeines Hauſes nahe zu ſehen; von ſeinen nächſten Verwandten, von den meiſten ſeiner Unterthanen verlaſſen, von vielen derſelben bekriegt; erkannte Ferdinand in Waldſtein einen ſeiner Retter. Tauſend Küraßiere hatte er zu dem Hauptheere deſſelben gebracht, welches Bouquoy anführte. In der Schlacht mit dem vornehmſten Feldherrn der Böhmen, dem Grafen Ernſt von Mansfeld, erfochten Waldſteins Reiter den ſchönſten Lorbeer des Tages; Ferdinand war in Wien gerettet, weil die belagernden Böhmen in ihr Vaterland zurück mußten; mit ihm die öſterreichiſche Monarchie.

Kaum aus der drohendſten Gefahr in ſeinem Erblande gerettet, wandte er jede Kraft an, um die Kaiſerkrone zu erringen, und es gelang ihm wirklich; aber zu derſelben Zeit erhielt er die Nachricht, daß die böhmiſchen Stände ihn abgeſetzt, und den jungen Churfürſten Friedrich von der Pfalz zum König erwählt hätten. Aller Adel des Landes, der dem öſterreichiſchen

Hauſe treu; wurde verbannt: in Mähren verbreitete man für Waldſtein ein gleiches Schickſal. In einem ſolchen Strudel der Zeiten hoffte er auf größern Gewinn, als die verlohrnen Güter.

Deſto heftiger nun ſeine Begierde, das erzherzogliche Haus zu vertheidigen. Als Evangeliſche aus Ungern, vereint mit dem Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, entrüſtet gegen den Feind ihres Glaubens, König Ferdinand, vor Wien zogen; war es Waldſtein, der in Bouquoy's Heere Wien und den Kaiſer zum zweitenmal durch Unerſchrockenheit und Klugheit rettete.

In höherem Glanz, nachher von ihm weit überſtrahlt, und dann ſein bitterſter Feind, erſchien jezt ein anderer Retter Ferdinands, der Herzog Maximilian von Baiern, als Anführer des Heers der katholiſchen Reichsſtände, die ſich unter dem Namen der Ligue für den alten Geiſt der Zeit verbunden hatten. Doch wäre ohne den Leichtſinn Friedrichs von der Pfalz, welcher die Luſt des Lebens höher achtete als die Ehre, nie dieſer Ruhm auf Maximilian gekommen. Im Rauſch der Freude koſete jener noch am ſchwelgenden Mahle mit den Frauen, als auf dem weißen Berge von Prag die Schlacht donnerte, worin das Schickſal von Böhmen und ſeines ganzen Lebens entſchieden wurde. Er hatte nicht auf die Einladung ſeiner Feldherrn gehört, durch ſeine Gegenwart die Krieger zu begeiſtern. Ein Flüchtling, rettete er ſich kaum aus der Hauptſtadt Böhmens nach der verlornen Schlacht, in welcher zwar nicht Waldſtein ſelbſt, doch deſſen Regiment zu ſeinem furchtbarſten Feinde gehört hatte.

Die Blutgerichte, welche Ferdinand nun in Böhmen veranſtaltete, waren zur Freude Waldſteins; denn ſie vergrößerten die Erbitterung zwiſchen dem Fürſten und ſeinen Unterthanen; noch mehr die Tyrannei, womit dieſer aus den Erbländern ſeines Hauſes nun überhaupt den neuen Glauben verbannen wollte. An Waldſtein wurde die Erhaltung Mährens von dem Kaiſer vertrauet.

Nach Friedrichs Flucht ſchien auf einmal das Feuer wieder erſtickt zu ſeyn; allein durch den Geiſt der Zeit war der dreißigjährige Krieg nothwendig geworden. Die Eitelkeit des Pfalzgrafen, durch Böhmens Krone geblendet, hatte einmal den entzündenden Funken in die ungeheuren Brennmaterialien geworfen, die allenthalben aufgehäuft waren. Ueber ihn ſchnell ſiegreich, glaubte nun Oeſterreich auch das Werk der Zeit zertrümmern zu können, welches durch die Reformation erbauet, den Planen des Hauſes Habsburg ein entgegenſtehender Fels war. Ferdinand erklärte den Pfalzgrafen in die Acht; die kühnen Abentheurer, Herzog Chriſtian von Braunſchweig und Graf Ernſt von Mansfeld, welche für den unglücklichen Pfalzgrafen und ſeine ſchöne Gemahlin ſich bewafnet hatten, ſahen ſich gezwungen, ihre Heere aufzulöſen, und lebten dann wie Flüchtlinge in den Niederlanden; nirgends ſtand auf deutſchen Gefilden ein Feind gegen den kaiſerlichen Hof oder die katholiſchen Reichsſtände. Aber eben jetzt enthüllten ſich die höhern Plane Ferdinands und der katholiſchen Parthei. Der Feldherr der Ligue war in Verfolgnng jener kriegeriſchen Abentheurer bis nach Niederſachſen gekommen, und nun nicht zu bewegen, von dort weg zu ziehen, wiewohl jeder Feind vernichtet war.

Gelang hier der Verſuch, die evangeliſchen Hochſtifter wieder in katholiſche Hände zu bringen, ſo war ein glücklicher Anfang zu Vertilgung der Reformationsneuerungen gemacht, wenigſtens in ſo fern dieſelben den Beſitz von geiſtlichen Ländern auch an Proteſtanten gebracht hatten.

Von dem Augenblick an, da ſich der Plan des kaiſerlichen Hofes ſich zu einem ſolchen Verſuch enthüllte, und die niederſächſiſchen Stände, ihren gewählten Kreisoberſten, den däniſchen König Chriſtian den Vierten an der Spitze, ſich entſchloſſen zeigten, mit den Waffen dieſe Abſicht zu vereiteln, begann der dreißigjährige Krieg nach ſeinem eigenthümlichen Charakter: der blutige entſcheidende Kampf des alten Geiſtes der Zeit mit dem neuen.

Um den niederſächſiſchen Kreis und den König der Dänen von der Bewafnung abzuſchrecken, hatte der Kaiſer kein Mittel unverſucht gelaſſen; allein die Werber des Königs rührten fleißig die Trommel, und ein bedeutendes Heer floß bald zuſammen. Auf ſechzig Tauſend Mann ſchäzte man die bewafnete Macht Chriſtians und der niederſächſiſchen Stände. Mit Britten, die der unentſchloſſene Jakob von England zur Unterſtützung ſeines unglücklichen Schwiegerſohns, Friedrich von der Pfalz, endlich ſandte, nahten dem Schauplatz des Krieges die verwegenen Abentheurer, Graf von Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig. Durch das Blut ihrer hingerichteten Brüder waren die Böhmen wenig geſchreckt, ſtark zur Rache begeiſtert; Bethlen Gabor, Fürſt von Siebenbürgen, mußte, ſelbſt wenn er ruhte, als ein Feind im Felde von Oeſterreich betrachtet werden: der Türke, als ein überſchwemmendes Meer, wenn Habsburgs Gewalt irgend gebrochen war.

Mochte der Feind ſtraks auf Böhmen und Schleſien zugehn, und ſich dort mit den Mißvergnügten vereinigen; mochte Mansfeld mit ſeinen Britten in die Pfalz ſtürmen, um nach Eroberung derſelben Böhmen zu bedrohen: mochte der Gedanke durchdringen, daß man mit vereinter Macht Tilly's liguiſtiſches Heer vernichten müſſe, um dann den Kopf hinſtrecken zu können, wohin man wollte: immer that es dem kaiſerlichen Hofe Noth, daß er eine neue Kriegsmacht aufſtellte, unabhängig von der linguiſtiſchen, die ohnedies ſeinen Planen nicht ganz bequem war, und von einem baierſchen Feldherrn befehligt wurde.

Nur ſahen der Kaiſer und ſeine Räthe durchaus kein Mittel, wodurch ein ſolches Heer geſchaffen werden konnte; denn in allen Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie mochten, wenn neues Ungemach über ſie ſtürmte, eben ſo viele Arme ſich wider, als für den Kaiſer bewafnen.

Auch von luſtigen Bildern hoffte man nun Rettung, und das ſchon verworfene Anerbieten Waldſteins, blos durch ſeine Kraft ſeinem Fürſten ein großes Heer aufzuſtellen, wurde von neuem in Erwägung gezogen.

Die Idee, welche bei Waldſteins Anerbieten zum Grunde lag, war keinesweges neu. Berühmte Anführer hatten ſchon vorher verwegene Schwärme leicht um ſich geſammelt, und wenn nicht vom Solde, welchen ſie hier oder dort empfingen, doch von Beraubung der Länder, welche ſie überſchwemmten, ihre Krieger unterhalten. Graf Ernſt von Mansfeld war eben jetzt ein glänzendes Beiſpiel ſolcher Anführer. Allein Waldſtein baute ein Syſtem auf dieſe Idee, weil er ſie ins Große treiben wollte und mußte, um wieder als Schutzgott des kaiſerlichen Hauſes auftreten zu können. Verſammelte er nur ein ſo gewaltiges Heer um ſich, daß er den Reichsſtänden und ihren Hülfsgenoſſen Trotz bieten konnte: ſo eröffnete ſich ihm in Deutſchland ein weites Feld für Raubſucht und Ehrgeitz. Funfzig Tauſend Mann zu Roß und Fuß wollte er werben. Wie haben nicht Mittel, ſagten die kaiſerlichen Räthe, zwanzig Tauſend zu werben und zu erhalten, woher dann funfzig Tauſend? Waldſteins Antwort enthüllte ſeinen Plan. Mit zwanzig Tauſend Krieger, ſagte er, halte ich die Länder, wohin ich komme, nicht zinsbar; wohl mit funfzig Tauſend.

Sogleich begann Waldſtein, der zum Oberanführer des zu ſchaffenden Heeres, und zum Herzog von Friedland ernannt wurde, welche böhmiſche Herrſchaft ihm Ferdinand vorher mit dem Fürſtentitel geſchenkt hatte, alle ſchon vorbereitete Werkzeuge ſpielen zu laſſen, um ſchnell ſeinen kühnen Gedanken zur Wirklichkeit zu bringen. Zu Muſter- und Sammelplätzen wurden ihm einige Kreiſe in Böhmen eingeräumt. Aber ſein Betragen in denſelben zeigte ſogleich, daß er nur den Kaiſer unmittelbar, nicht deſſen Länder ſchonen wolle. Auch ſie ſollten ſeiner Willkühr zinsbar werden.

Zwanzig Tauſend Mann hatte der Hof vorläufig von ihm verlangt, und in kurzer Zeit war ſein Heer ſchon ſtärker als die verlangte Zahl. Bewundernswürdiger war es, wie ſchnell er dieſe zuſammenſchwärmenden Schaaren zu einem Ganzen umſchuf. Allein er beſaß jede Eigenſchaft, die dazu erfordert wurde. Seine entſcheidendſte Klugheit beſtand in der Wahl und der Behandlung ſeiner Officiere; und er konnte ſie jetzt ganz ausüben, da er aus eigener Macht die Officiere zu Roß und Fuß ernannte. Nur ihr Verdienſt und ſein Urtheil über ihre Kraft konnten ſie empfehlen, keine andere Rückſicht. Weder des Kaiſers Befehle, noch die Bitten der vornehmſten Lieblinge deſſelben vermogten hierin das geringſte. Ein Edelmann überreichte ihm des Kaiſers Willen, wodurch er zum Oberſten des erſten ledig gewordenen Kavallerieregiments ernannt wurde. Waldſtein lud ihn zu Tiſche mit mehreren ſeiner Oberſter. Plötzlich erklärte er, einer von ſeinen Gäſten müſſe ſterben. Dieſer Herr, ſetzte er dann bitter, auf den Edelmann deutend, hinzu, iſt gekommen, eines von Euren Regimentern zu erhaſchen. Ihm zu gefallen füge ſich doch einer von Euch geſchwind ins Grab.

Immer zeigte er ſich großmüthig und freigebig gegen ſeine Officiere, und er ſchien die Welt nur berauben zu wollen, um tapfre Männer nie von den engen bürgerlichen Verhältniſſen gedrängt zu ſehen. Gern ſpeiſte er in Geſellſchaft ſeiner Officiere, und nie froher, als wenn ſie beſtäubt aus dem Schlachtgetümmel kamen. In ihrem Kreiſe konnte ſein einſilbiger Argwohn die Farbe der Vertraulichkeit annehmen.

Das Lob, welches er an ſeine Officiere ausſpendete, ward zu einem vertraulichen Schmeicheln, wenn ausgezeichnet kühne Thaten geſchehn waren. Koſend legte er dann öffentlich ſeine

Hand auf Schulter oder Haupt des Helden, und ſagte: „Dieſem verdanken wir die Ehre des Tages;“ oder ähnliche Reden. Gern ſah er Männer von vornehmer Geburt unter ſeinen Kriegern; denn eben in ihr fand er einen Antrieb mehr zum Ruhm, und der Glanz hohen Ranges wirkte zur Befeuerung der Gemeinen. Aber nie überſah er niedrer Geburt wegen das Verdienſt eines Mannes, und er liebte es, wenn dieſes bei jener ſich ſelbſt ſehr hoch achtete. Einen gemeinen Krieger erhob er zum Hauptmann wegen einer ungemeinen That. Dieſer dankte dem Herzog nicht dafür, und bekam deshalb ein bedeutendes Geſchenk. Der Mann, ſagte Friedland, beweiſt durch ſein Schweigen, daß ich das Verdienſt, und nicht die Perſon belohne. Nur für Gefälligkeiten braucht man zu danken.

So großmüthig und gerecht er ſich gegen ſeine Officiere betrug, ſo ſtreng forderte er von ihnen Gehorſam, Diſciplin, Unerſchrockenheit und Klugheit. Die Feigheit beſtrafte er an ihnen nicht nur mit Verachtung, ſondern gewöhnlich mit dem Tode. Nichts verzieh er ihren weniger, als wenn ſie geſucht hatten, denen Furcht einzujagen, die ihnen nicht genugſam widerſtehn konnten.

Schon durch ſolche Officiere mußte er die gemeinen Krieger, aus welchen verſchiedenen Gegenden ſie auch herbeigeſtürmt ſeyn mogten, zu einem militäriſchen Ganzen bilden können; aber unmittelbar durch ſeine Perſönlichkeit wirkte er mehr dazu. Die Gewißheit, daß unter Waldſteins Fahnen dem Mangel nie Raum gegeben werde, kettete alle Gemüther an ihn zu einer Zeit, wo Verpflegungsanſtalten für ein Heer mit unbeſiegbaren Schwierigkeiten verknüpft waren, und die kriegeriſchen Schaaren faſt wie Räuberhorden ſich nährten. Durch ſeine Freigebigkeit hatte er kaum die Soldaten gewonnen; ſo bildete er ſie durch Schrecken und Furcht. Die Blutgerichte in ſeinem Lager waren zahllos, und auf folgenloſe Unvorſichtigkeit ſtand Todesſtrafe. Dann waren die Worte des Feldherrn: „Laßt mir die Beſtie henken!“ das ganze Bluturtheil, welches gehalten wurde.

Aber auch ohne dieſe Härte würde ſein Aeuſſeres ſchon Schrecken gewirkt haben. Sein langes Geſicht, worin keine Freude des Lebens, ſeine kleinen ſchwarzen Augen, ſeine hohe Stirn, worauf ſich wol Linien durchkreuzten, doch keine Runzeln in einander floſſen, ſeine zuſammengeſetzte, verſchiedenartige Kleidung, welcher an die Tracht vieler Nationen erinnerte, die ſein Ehrgeiz umfaßte, ſo wie an die Veränderlichkeit ſeiner Launen: alle dieſe Eigenthümlichkeiten gaben ſchon ein ſchauereinflößendes Bild. Aber furchtbarer drohte noch das Geheimnißvolle aus ſeiner Geſtalt, und wirkte ungemein auf den großen Haufen der Soldaten. Der Argwohn, welcher ſtets ſeine Augenbrauen zuſammenzog, die Wildheit ſeiner Mienen bei aller ihrer Kälte, das Zuſammengeſetzte ſeiner Kleidung bei der zurückſtoßenden Kraft, die aus ihm ſprach, bei der ſtarren Einheit in ſeiner Natur: alles dies vereinigt ſtellte dem gemeinen Krieger ein unbegreifliches Weſen dar, wenn des Feldherrn hohe Geſtalt durch die Gaſſen des Lagers ging, und er die Zutraulichkeit, womit ohne Ceremoniel der Soldat ihm nahte, eben ſo ſehr gut hieß, als er es ungern litt, wenn ſeine Krieger ihn ſcharf und genau anſahen. Er war ein Geiſt von Kraft und Selbſtſtändigkeit, der nie mit ſich ins Reine kam, und daher das Auge fürchtete, daß vielleicht ſeine Schwächen entdecken könnte. Aber eben das unentwickelte Genie ergreift den rohen Haufen kräftiger als das vollendete.

Mehr als alles übrige wickte auf den Geiſt von Friedlands Heer und für ſeine künftigen Entwürfe der doppelte Umſtand, daß er daſſelbe auch in den kleinſten Sitten, bis auf die Weiſe des Trommelſchlägers herab, ganz nach ſeiner Laune einrichtete, und daß er im eigentlichſten Sinn aus ſeiner Armee einen militäriſchen Staat machte, der den ganzen bürgerlichen Staat mit Füßen treten ſollte. Nichts ſchmeichelte ſeinen Kriegern, ſowohl den Vornehmern als den Geringern, ſo ſehr, als daß er die höhere Gewalt, an welche auch ihr Daſeyn geknüpft ſeyn ſollte, gänzlich verlachte. Die kriegeriſchen Gemüther wurden ihm in dem Augenblick ganz eigen, wenn er bei Ankunft eines kaiſerlichen Kriegsbefehls ſich ſpöttiſch gegen die Ueberbringer mit den Worten verbeugte: „wieder von müßigen Hofleuten! Welche Langeweile zu Wien! ſagt Sr. Kaiſerliche Majeſtät, Sie mögte ſich mit der Jagd und Muſik beluſtigen; Soldaten brauchen keine Rathſchläge von Hofleuten."

Endlich war in ihm noch ein Zug, wodurch er in dieſem Zeitalter ein Heer eben ſo leicht verſammeln, als ſtark an ſich feſſeln konnte. Allenthalben waren während der heftigſten religiöſen Gährung verwegene Männer, die entweder für die alte oder für die neue Zeit, aber doch wegen ihres Widerſtandes gegen die größere Menge, ihren Heerd verlaſſen mußten. Wobin ſie ſonſt in Deutſchland kamen, gab es ein katholiſches oder ein evangeliſches Heer. Waldſtein hingegen bekümmerte ſich um keinen Glauben, er fragte nur, ob ein Mann tapfer ſei oder nicht, und bei ihm galt nur der Soldat. Das iſt überhaupt das Größte in ihm, daß er zu einer Zeit, wo alle Geiſter für dieſe oder jene Ideen ſchwärmten, unangeſteckt nur ſich und die Plane ſeines Ehrgeitzes im Auge behielt.

Mit ſchwellender Bruſt zog er nun auf den eigentlichen Schauplatz des Krieges, ſchon auf dem erſten Zuge ganz erkennbar in ſeiner Art, den Krieg zu führen. Zu einer Zeit, wo ein vorbeiziehendes Heer faſt eine Wüſte hinter ſich zu laſſen pflegte, durchzog er Böhmen und das Land der Franken mit einer ſo ſtrengen Mannszucht, daß der Landmann hinter ſeinem Pfluge bleiben konnte, und jedes Vergehen gegen ihn den Soldaten den Tod brachte. Aber die Contributionen, die er auch hier ausſchrieb, das eigentliche Element, in dem er leben wollte, waren ſo ſtark, daß die Bitten des Kaiſers um Mäßigung ihm folgten.

Nur eine Schaar von Bauern ſuchte ihm den Einzug in Niederſachſen zu verwehren; in der Nähe von Göttingen fanden ſie den Tod fürs Vaterland. Die erſten niederſächſiſchen Städte ergaben ſich bald. Mit einem Feldherrn, der auf ſeiner weitern kriegeriſchen Laufbahn ihm ſtets entgegenſtand, und nahe vor ſeinem Tode ihm noch die Hand eines Bundesgenoſſen reichte, mit Herzog Bernhard von Weimar, maß er jetzt ſogleich ſeine Kräfte. Acht Tauſend Mann, welche der Herzog anführte, konnten nicht verhindern, daß Waldſteins Schaaren das ganze Stift Halberſtadt überſchwemmten, deſſen Biſchof Herzog Chriſtian von Braunſchweig war, einer der kühnſten Feinde des Kaiſers. Auch das Erzſtift Magdeburg war bald in den Händen der Kaiſerlichen.

Waldſtein hatte ſich nun wenigſtens Winterquartiere in Niederſachſen erfochten, und von ſeinem Hauptquartier zu Halberſtadt aus bedrängte er das eroberte Land mit Ausſchreiben ungemeiner Zahlungen. Dennoch konnte ſich daſſelbe glücklich preiſen, daß er an der Spitze des Heeres ſtand. Andre Feldherren dieſer Zeit verheerten eine eroberte Provinz mit ſolchem Ungeſtüm und ſolcher Raubſucht, daß ſie und ihre Krieger bald ſelbſt dem Mangel ausgeſetzt waren. Waldſtein hatte den Grundſatz, daß ſein Soldat mit dem Bauer in Feindes Lande friedlich zuſammen leben, und dieſer in ſeinem nützlichen Fleiße nicht geſtört werden müſſe. Er hegte ihn nicht aus menſchlichen Regungen, ſondern weil offenbar, daß der erſchöpfte Feind zur Unterhaltung und Bereicherung ſeines Heeres wenig beitragen könne.

Zu gleicher Zeit war der liguiſtiſche Feldherr Tilly an die Leine vorgedrungen, noch drückender für die Niederſachſen, als Friedland, weil er mit weniger Berechnung der Zukunft raubte.

Noch einmal ſuchten die niederſächſiſchen Stände den Frieden zu erhalten. Sie erboten ſich, ihre geworbenen Schaaren abzudanken, wenn der Feind ſich gänzlich zurückziehe, und die Rechte, ſowohl geiſtliche als weltliche, welche ſie in ihren Erbländern und Stiftern ſchon ausgeübt hätten, ihnen unverletzt zugeſichert werden ſollten. Nichts wäre Friedlands Planen mehr entgegen geweſen, als Wiederherſtellung des Friedens, deshalb waren die Bedingungen, unter welchen er ihr Vermittler bei dem Kaiſer ſeyn wollte, der Art, daß der niederſächſiſche Kreis durch ſie durchaus jeder Laune des Wiener Hofes und ſeines Feldherrn wäre hingegeben geweſen. Nur wenn er ſich gänzlich entwaffnete, ſeine Freunde von ſich ließe, ja ſogar verſpräche, ſich auch künftig nie ohne Einwilligung des Kaiſers zu rüſten, ſollte er Hoffnung haben, von den feindlichen Heeren befreit zu werden.

Waldſtein wußte recht gut, daß die niederſächſiſchen Stände die Schmach verabſcheuen würden, durch die Annahme ſolcher Bedingungen nicht nur ihren Kreis, ſondern die deutſche Freiheit überhaupt und den neuen Glauben dem kaiſerlichen Despotismus aufzuopfern. Aber eben ihre Weigerung, einen ſo ſchmachvollen Frieden anzunehmen, gab ihm einigen Schein die beſetzten Länder mit neuen und größern Contributionen belegen zu dürfen. In dieſem Geiſt ließ er ſeine Abgeſandten die feierliche Erklärung thun, daß er an allem Verderben, welches die Kreisſtände durch Aufhaltung oder gänzliche Zerſchlagung der Friedensverhandlungen herbeizögen, unſchuldig ſeyn wolle.

Je ſichtbarer es wurde, daß der Kaiſer und ſeine Feldherren nur auf den Trümmern der reichsſtändiſchen Macht und der neuen Religion die Friedensfahne ſehen wollten, deſto lebhafter betrieb der König von Dänemark ſeine Rüſtung. Er ſelbſt ſtand bald dem liguiſtiſchen Feldherrn an der Weſer gegenüber, während Chriſtian von Braunſchweig und Bernhard von Weimar ſich in Weſtphalen lagerten, und Ernſt von Mansfeld an der Elbe, vielleicht in der Abſicht, den Krieg nach Schleſien zu ſpielen.

Hätte der König der Dänen dieſe drei zerſtreuten Heere in Eine Macht zuſammen gezogen und einen ſtarken Schlag gegen Tilly und Waldſtein gewagt; vielleicht wäre derſelbe gelungen; aber wahrſcheinlicher war, daß Chriſtian nun ſogleich erdrückt werden könne, wenn der liguiſtiſche und kaiſerliche Feldherr, redlich vereint, ihre Kräfte gegen ihn wendeten. Friedland wollte keinen andern an ſeinem Ruhme Theil nehmen laſſen, noch weniger als zweiter Held auf dem Schauplatz ſeine Kräfte aufopfern, um den Ruhm des erſten zu vermehren. Eine Verſtärkung von acht Tauſend Mann, die Tilly foderte, verweigerte er gänzlich, und die Ermahnung des Kaiſers, daß er den liguiſtiſchen Anführer ſchonend behandeln möge, wirkte weiter nichts, als eine Unterredung beider Feldherrn, und eine Vereinigung ihrer Heere von wenigen Stunden bei Goslar. Sie ſchieden erbittert von einander, und ihre Gemüther blieben auf immer getrennt. Deſto glühender wünſchte Waldſtein eine Gelegenheit ſich auszuzeichnen, und ſogleich als Beſchützer der kaiſerlichen Erblande zu erſcheinen. Mansfelds Eifer, den Weg nach Schleſien zu beſetzen, um zu jeder Zeit den Krieg in daſſelbe ſpielen zu können, ſchien ihm eine ſolche Gelegenheit zu verſprechen. Ein ſehr wichtiger Paß für jene Abſicht war bei der gegenwärtigen Stellung der Heere die Brücke bei Deſſau. Waldſtein hatte ſich ſchon gegen ſie hinauf ausgedehnt, und ließ ſie durch den Oberſten von Altringer beſetzen. Vergebens wagte Mansfeld einen Sturm auf die Schanze deſſelben, (1626. Apr. 1.) vergebens begann er gegen ſie eine förmliche Belagerung. Friedland ſelbſt eilte herbei, um hier Lorbeeren einzuärndten. Dem zu ſorgloſen Feinde verbarg er ſeine Ankunft mit Hülfe eines großen Gehölzes, welches zwiſchen ihnen war; unbemerkt zog er auch über die Elbbrücke, die Altringer durch Zelte geblendet hatte. Ohne das noch heranziehende Volk zu erwarten, ſtürmte er dann aus dem Lager auf den erſchrockenen Feind. Mansfeld führte ſeine Reiterei gegen die Waldſteinſche, um ſein Fußvolk, daß ſich zurückziehn ſollte, zu decken. Allein ſie beſtand nicht gegen die feindliche, und überließ die Infanterie der Wuth derſelben. Er verlor drei Tauſend Todte auf dem Schlachtfelde, und ſowohl unter dieſen, als den Gefangenen, waren manche ſeiner tapferſten Oberſten.

So ſchnell in dieſen Zeiten ein Feldherr ſein Heer zerſtreut ſah, ſo leicht floß ihm ein neues zuſammen. Mannsfeld zog eiligſt neue Schaaren an ſich, und fühlte ſich nach der Vereinigung mit Herzog Johann Ernſt von Weimar ſtark genug, jenen Zweck zu verfolgen, welchen Friedland ihm nicht durch ſeinen Sieg vereitelt hatte. Nach Schleſien, den Krieg zu ſpielen, blieb ſein feſter Geſichtspunkt. Fürſt Bethlen Gabor von Siebenbürgen war ſchon in ſtarker Rüſtung, um gleichfalls in dieſe Provinz einzubrechen. Raſch handelnd, vereint mit Mansfeld und dem Herzog von Weimar, mochte er Mähren und Schleſien leicht in große Gefahr bringen.

Daß ſich Mansfeld von neuem erhob, hatte Friedland nicht verhindert, wiewohl ſeine Macht bis auf vierzig Tauſend Mann angeſchwollen war; aber keine Bewegung deſſelben entgieng ſeiner Aufmerkſamkeit. Sobald er von dem Aufbruch des Feindes nach Schleſien hörte, ſandte er fünf Regimenter Reiterei durch die Lauſitz nach Schleſien, wo möglich, ihm zuvorzukommen. Mit einem Heere von dreißig Tauſend Mann folgte er ſelbſt. Ungefähr ſieben Tauſend hatte er an Tilly abgegeben: er hatte zu großen Ueberfluß an Kriegern.

Bis Jablunka war ſeine vorausgeſandte Reiterei immer hart hinter den Schaaren von Mansfeld und Weimar: dort ſchlugen dieſe ihre Wagenburg auf, um den Fürſten von Siebenbürgen zu erwarten, und dann der ganzen Macht Friedlands die Spitze zu bieten. Als der treuloſe Bethlen nicht erſchien, faßte der Herzog von Weimar den Entſchluß, ſich wieder nach Schleſien zu wenden, indem Mansfeld, noch immer voll Vertrauens auf den Fürſten von Siebenbürgen, nach Ungern ſtrebte. Bald ſah er ein, wie wenig dies Vertrauen Grund hatte; in den Bergſtädten, wo ſeine Kräfte täglich mehr ſchwanden, mußte er ſich vor Friedland verbergen. Die bloße Gegenwart von dieſem in Ungern bewirkte, daß Bethlen ſich mit dem Kaiſer zu verſöhnen wünſchte, daß die Türken nur einen Streifzug wagten, und die Flamme der Empörung in Oberöſterreich ſich wieder legte. Zwar zog Bethlen, vereint mit türkiſchen Hülfstruppen, gegen Waldſteins Heer; aber der Anblick deſſelben erregte ihm ſolche Furcht, daß er um einen Waffenſtillſtand flehte. Nur eine einzige ruhige Nacht wünſchte er, um zu überlegen, wie er mit dem Kaiſer Frieden ſtifte, Wohlan, erklärte Friedland; aber die Morgenröthe ſoll alle Verhandlungen abſchneiden. Allein am andern Morgen war der Feind verſchwunden. So groß war das Schrecken deſſelben geweſen, daß er ſelbſt baares Geld im Lager zurückgelaſſen hatte.

Mit dem fliehenden Fürſten von Siebenbürgen war Mansfelds letzte Hoffnung verſchwunden. Vielleicht wäre dies nicht der Fall geweſen, wenn Friedland den Feind verfolgt hätte, und ſo Mansfeld wieder zu einem freieren Athem gekommen wäre. Doch lag der Hauptgrund, warum jener an keine Verfolgung dachte, in dem traurigen Zuſtande ſeiner Krieger, welche ohne Gepäck den weiten Weg aus Niederſachſen durch Schleſien nach Ungern zurückgelegt hatten, und jetzt ſchon ſeit einigen Tagen nur Weinbeeren und Obſt, kein Brod zur Nahrung fanden. Ruhe war ihnen um ſo eher zu gönnen, da unter allen Mühſeligkeiten man nicht die Klage eines Einzigen vernahm. Wallſteins furchtbarer und hochherziger Sinn ruhte auf ſeinem Heere. Es ertrug muthig die Drangſale unter dem Feldherrn, unter welchen gewöhnlich Tage des Glücks ſein Loos war.

Die einzige Rettung für Mansfelds Truppen war jetzt, da er ſie, ehe der Winter hereinbrach, nach Schleſien ſandte, wohin die Verbindung mit dem Herzog von Weimar ihm ſtets freigeblieben war. Er ſelbſt entſchloß ſich, über Venedig nach England zu gehn, und den brittiſchen König, den Schwiegervater des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz, zu neuer Anſtrengung für denſelben zu bewegen. Allein der Tod überraſchte ihn in Boſnien; gegürtet mit ſeinem Schwerte, in ſeinem Kriegskleide, erlag er demſelben ſtehend, auf zwei Officiere geſtützt. Ungefähr zu gleicher Zeit ſtarb Johann Ernſt von Weimar, indem er die Mansfeldſchen Krieger aus Ungern abführen wollte. Chriſtian von Braunſchweig war ſeit dem Mai dieſes Jahrs todt. So traten auf einmal drei Feldherrn von dem Schauplatze, deren Art, den Krieg zu führen, Waldſtein ins Große arbeitete, und welche eben darum nicht gegen ihn hatten beſtehn können.

Indeß wüteten Hunger und Seuchen in dem Heere des Letzten, und nahmen ihm die Kraft zu jedem großen Unternehmen, welches für den Anführer um ſo drückender ſeyn mußte, da ſein Nebenbuhler Tilly über den König der Dänen einen glänzenden Sieg erfochten hatte.

Auch erhoben ſich in der Kaiſerſtadt mehrere Stimmen wider den ſtolzen Friedland. Den Fürſten von Siebenbürgen, hieß es, habe er unbeſiegt entfliehen laſſen, die mächtigſte Armada habe er um Nichts zu Grunde gerichtet, und muthwillig Schleſien den Plünderungen des Feindes preis gegeben. Die einzige Frucht der ungeheuren Anſtrengung und ſeiner prahleriſchen Verſprechungen ſei der Haß der Reichsſtände gegen den Kaiſer, und der ſtolzeſte Uebermuth des Feldherrn gegen das erzherzogliche Haus. Man rieth ſogar, ihn auf ſeine Güter heim ziehen zu laſſen, und den Oberbefehl in beſſere Hände zu geben. Dagegen erhoben ſich andre und gehaltvolle Stimmen zu ſeinem Vortheil. Viele ſeiner Thaten wären berühmt; von einer Gewalt über die Gemüther der Soldaten, wie die ſeinige, habe die Geſchichte kein Beiſpiel; indem rings Erſchöpfung, könne er nicht blos eine, ſondern mehrere Armaden aufbringen. Das ſchöne Heer, welches er ſchon ins Feld gebracht, wäre nicht vom Feinde, ſondern von eingerißnen Seuchen verzehrt, über welche kein Menſch Gewalt hege. Gefahrvoll ſei es, einen ſo bewunderten Feldherrn zu beleidigen, und leicht mögte dadurch Empörung unter die Kriegsvölker kommen; hielte man dagegen ihn noch an ſich, ſo würde er gewiß bald die weimarſchen und däniſchen Krieger aus Schleſien vertreiben.

Dieſe Stimmen wirkten auf den Kaiſer; und es ward beſchloſſen, den Herzog von Friedland zur Wiederherſtellung ſeines Heeres auf alle Weiſe zu unterſtützen. Er begann ſogleich ſtarke Werbung, weil der Feind in Schleſien immer verwegener um ſich griff. Im Frühling des Jahrs ſechszehnhundert ſieben und zwanzig hatte er bei Neiße vierzig Tauſend Mann zuſammengezogen, wiewol er in viele Plätze ein paar Fähnlein als Beſatzung legte. Wie ein Sturm kam er jezt über die Feinde. Schnell wurden die Veſten und Städte erobert, in welchen die Dänen ſich ſicher geglaubt hatten; in einem Monate war die ganze Provinz von den Feinden befreit, und die meiſten feindlichen Krieger hatten, gezwungen oder freiwillig, ſich unter Waldſteins Fahnen geſtellt. So war ſeine Art, als Sieger den Feind zu vertilgen, und durch denſelben ſeine eigene Macht zu vergrößern.

Wahrſcheinlich hatte Waldſtein auch deshalb die Eroberung Schleſiens beſchleuniget, um auf einem andern Schauplatz, wo ſeine Gegenwart jezt ſehr nothwendig wurde, Lorbeeren einzuärndten. Die Wunden, welche Chriſtian von Dänemark durch Tilly erhalten, waren wenigſtens in ſofern geheilt, daß eine bedeutende kriegeriſche Macht ſich von neuem um ihn verſammelt hatte. Beſonders treu arbeiteten für ihn die Herzoge von Mecklenburg. Mit einem Heere von ohngefähr dreißig Tauſend Mann herrſchte er zwiſchen der Weſer und Elbe bis nach Brandenburg hinauf. Allein ſchon in Auguſt des Jahrs ſechszehnhundert ſieben und zwanzig, unmittelbar nach der Eroberung Schleſiens, überſtrömte Waldſtein das Herzogthum Mecklenburg, und in Verbindung mit Tilly drängte er den König der Dänen in ſeine Provinz Holſtein zurük.

Faſt ſchien es, als vergäße der Herzog von Friedland ſeiner alten Eiferſucht gegen den Feldherrn Tilly, um deſto ſicherer den König der Dänen zu Grunde zu richten. Einen Plan in dieſer Hinſicht theilte er dem linguiſtiſchen Feldherrn mit. Geſchreckt durch die Nähe Waldſteins, und die Furcht, jene Drohungen erfüllt zu ſehen, welche derſelbe ſchon aus der Ferne hatte donnern laſſen, wandte der König der Dänen gern ſeine Gedanken zum Frieden. Herzog Friedrich von Holſtein ſollte ihnen bei dem feindlichen Feldherrn Eingang verſchaffen. Allein es lag durchaus nicht in Friedlands Plan, daß jezt der Friede wieder eintreten ſollte, und er that deshalb gegen König Chriſtian ſolche Foderungen, welche derſelbe bei dem geringſten Ehrgefühl, bei der geringſten Klugheit verwerfen mußte. Die Gewalt meiner Waffen, erklärte Waldſtein, verſpricht mir die Erfüllung aller meiner Foderungen.

Sogar verband er ſich jetzt mit dem liguiſtiſchen Heere; doch nur für einen Augenblick, da er einſah, daß er durch ſeine Macht allein den König der Dänen unterdrücken könne. Er wandte ſeine Beredſamkeit glücklich an, den liguiſtiſchen Feldherrn zum Rückmarſch an die Weſer zu bewegen, und nun ſtieg ſein kriegeriſcher Ungeſtüm mit jedem Glücke. Das Herzogthum Holſtein ward ganz die Beute derſelben. Wenn die Wälle der Feſten erſtürmt waren, ſchlugen ſeine Krieger alles Leben vor ſich nieder. König Chriſtian rettete ſich in die Feſtung Glückſtadt, und bis auf dieſe und die Stadt Krempe wurde das ganze Holſtein von den Kaiſerlichen beſetzt. Sogleich ſtrebte Friedland noch weiter nach Schleswig und Jütland; bei Aalburg ergab ſich die däniſche Macht, welche dieſe Provinzen hatte vertheidigen ſollen. Sowohl die Bewohner von ihnen und Holſtein, als auch die Krieger, welche ſie beſchützen ſollten, wurden theils erſchlagen, mußten theils zur kaiſerlichen Fahne ſchwören; und die größte Menge ward flüchtig von ihrer Haabe vor dem wüthigen Feinde. Das Meer ſetzte dem Ungeſtüm Waldſteins Gränzen, und ſeiner Natur widerſpricht nicht die Sage, daß er vor Unmuth glühende Kanonenkugeln gegen daſſelbe habe ſchleudern laſſen.

Seine ehemaligen Maximen, durch den Krieg den Frieden der Länder, in welche er kam, ſo wenig wie möglich zu ſtören, ſchien ihn jetzt gänzlich verlaſſen zu haben. Nur durch Schrecken und Barbarei wollte entweder ſein eigenes Gemüth jetzt herrſchen, oder er vermochte nicht die Rohheit ſeiner Soldaten ſtreng zu zügeln, und ſuchte nur die eigentliche militäriſche

Diſciplin noch zu erhalten, indem er ihren Lüſten ſonſt jede Zügelloſigkeit erlaubte. Kalt und trocken antwortete er den däniſchen Reichsräthen, welche durch ihr Flehen die Monarchie von dieſer Peſt befreien wollten. Nur wenn er die Geißel des Krieges ſchwang, konnten ſein Ehrgeitz und ſein unruhiges Gemüth ſich ein Ziel denken, wiewohl ſie auch auf der höchſten Stufe des Glücks es doch nimmermehr erreicht hätten. In ſeinem Winterquartier ſuchte er nach eitlem Vorwande, um den Herzog von Pommern und den Churfürſten von Brandenburg zu quälen. Obgleich dieſer letzte vorzüglich ein treuer Anhänger des Kaiſers war, mußte er doch ſeine Reſidenz Berlin von Friedlands Kriegern beſetzt ſehen.

Zu dieſer Zeit ſcheint es Waldſteins Lieblingsgedanke geweſen zu ſeyn, die reichsſtändiſche Macht in Deutſchland wieder abzubrechen, und den Kaiſer zum unumſchränkten König der Deutſchen zu machen. Ohne Zweifel wirkte hiebei die Hoffnung, daß er als Beſchützer des kaiſerlichen Hofes, je weiter die Sphäre deſſelben wurde, um ſo herrlicher erſcheinen müßte. In dieſem Geiſte mißhandelte er die die deutſchen Reichsſtände über alle Beſchreibung, und hatte darauf keine Rückſicht, ob ſie ſich dem erzherzoglichen Hauſe feindſelig oder freundlich bewieſen hätten. Er folgte einzig der Regel, daß er, je mehr Menſchen er beleidigte, deſto mehr ſeine Truppen vermehrte: er ſcheute die Wuth keines Feindes, da er dieſelben bis auf hundert Tauſend Mann gebracht hatte. Aber ohne Zweifel hatte auf die Vermehrung ſeiner Macht ſelbſt der Gedanke Einfluß, daß er nur durch die ungeheure Größe derſelben ſich von ſeinem eigenen Herrn, dem Kaiſer, unabhängig bewahre. Noch hatte er ſie durch ſein eigenes Vermögen und Brandſchatzungen erhalten; aber raſtlos redete er von den Rechnungen, die er wegen ſolcher Erhaltung an den Kaiſer zu machen habe.

Durch dieſe Reden, welche den kaiſerlichen Hof ſchreckten, wollte er einen Wunſch vorbereiten, deſſen Erfüllung ſein bisheriges Syſtem in Hinſicht auf die kaiſerliche Macht in Deutſchland nothwendig verändern mußte. Er ſelbſt wollte in die Reihe der Reichsſtände treten.

Die Herzöge von Mecklenburg hatten es für ihre Pflicht gehalten, ſich den Forderungen des Kaiſers in Angelegenheiten des neuen Glaubens zu widerſetzen. Mit dem wankenden Glücke der evangeliſchen Reichsſtände und des Königs der Dänen hatte ihre Treue gegen dieſen keinen Wechſel erfahren. Zu ihrem Unglück fühlte Friedland eine zu große Verſuchung, ihr herzogliches Land ſein Eigenthum zu nennen. Deshalb ſollte an ihnen der Widerſtand gegen den Kaiſer auf das höchſte beſtraft werden, und ihr Loos ſo gänzlich verſchieden von dem anderer evangeliſcher Reichsſtände ſeyn, welche vom kaiſerlichen Hofe für gleich ſchuldig gehalten werden mußten. Wohl konnte man vor Ferdinand verſchiedene Gründe bringen, warum eine Schenkung des Herzogthums Mecklenburg an den Herzog von Friedland von keiner Politik gerechtfertigt werden müßte. Wohl ſprachen einige Räthe des Kaiſers, wie gefährlich es ſei, ſolche Fürſten mit den Füßen zu treten, welche mit ſo vielen ausgezeichneten Familien befreundet wären. Schon vernehme man, wie nicht nur der König von Dänemark, ſondern auch der von

Schweden, und das churfürſtliche Collegium ſich für die geächteten Herzöge verwendeten; ihr Unglück empöre um ſo mehr alle Reichsſtände, je tiefer man ſich der Reden Waldſteins erinnere, daß ſelbſt den Churfürſten das Gaſthütel müßte abgezogen werden, und in Deutſchland der Kaiſer ſo ein einziger König ſeyn ſollte, wie es die Könige von Frankreich und Spanien in ihren Reichen wären. Solche Reden Waldſteins hielte man ohnfehlbar für Gedanken des Kaiſers ſelbſt, wenn der Feldherr jetzt durch die außerordentlichſte Gnade zum Herzog von Mecklenburg erhoben würde. Das höchſte, was man ihm gewähren könne, beſtehe jetzt darin, daß man ihm die mecklenburgiſchen Lande als ein Pfand für die aufgewandten Kriegskoſten einräume, ſo wenig er wegen derſelben eigentlich eine Forderung machen dürfte, indem er durch die ausgeſchriebenen Contributionen den Sold für ſeine Truppen hinlänglich erhoben hätte. Nie ſollte man vergeſſen, daß bei einer genauen Berechnung der Kaiſer Forderungen an den Herzog von Friedland zu machen habe. Durchaus ſollte man nicht aus der Acht laſſen, daß dieſer immer weiter um ſich greifen werde, wenn man auch jetzt ſeinem Verlangen ſich fügte.

Diejenigen Räthe des Kaiſers, welche ſeiner Perſon am nächſten ſtanden, prieſen dagegen glänzender wie jemals, die ungemeinen Verdienſte des Feldherrn, und ſetzten hinzu, wie nothwendig es geworden ſei, durch eine auffallende Härte gegen irgend einen der Reichsfürſten die übrigen von der Widerſpenſtigkeit gegen den kaiſerlichen Hof abzuſchrecken.

Vielleicht hätten die Freunde Waldſteins doch nicht geſiegt, wenn Ferdinand, eben in Verfolgung des neuen Glaubens in Böhmen begriffen, nicht von den Jeſuiten gehört hätte, welches Verdienſt bei Gott es ihm ſeyn werde, wenn er der katholiſchen Religion durch die Erhebung Waldſteins zum Herzoge von Meklenburg ein neues Gebiet einräume.

Friedland, der im Grunde ſeines Herzes die Jeſuiten verachtete und haßte, war ſchlau genug geweſen, ihnen vorzuſpiegeln, wie ſein Gewinn auch der ihrige ſeyn werde: und ihren Vorſtellungen wich endlich der Kaiſer wider ſeine beſſere Ueberzeugung. Außer dem Fürſtenthum Sagan in Schleſien empfing Waldſtein das Herzogthum Meklenburg. Auf einem königlichen Schloſſe bei Prag erſchien er als regierender Herzog mit bedecktem Haupte vor dem Kaiſer.

Als nicht Friedland ſelbſt, ſondern Bevollmächtigte von ihm in Meklenburg die Huldigung für den neuen Herzog empfangen wollten, und kaiſerliche Commiſſarien die Stände von ihren alten Pflichten losſprachen, ging eine große Beſtürzung durch das ganze Land. Mit hochbetrübtem Herzen, ſagten ſie, vernehmen wir die Ungnade, in welche unſere Landesfürſten bei dem Kaiſer gefallen ſind. Wir verdanken ihnen ungemeine Wohlthat; eine biedere Geſinnung haben Kaiſer und Reich immerfort in ihnen erkannt.

Sie hofften auf die ſtarke Kriegsrüſtung, welche der König von Dänemark fortſetzte. Aber ihrentwegen drang auch Waldſtein darauf, daß man ihm ſchnell huldigen ſollte. Zu Güſtrow thaten es die Stände mit ſchwerem Herzen.

Von jetzt an vergrößerte Waldſtein noch eifriger ſeine Heeresmacht, je mehr der Kaiſer tröſtende Hoffnung auf einen nahen Frieden gab, als ſtürmiſche Klagen über die eiſernen Zeiten, die Friedland in das Reich brächte, ſich von den Fürſten und dem deutſchen Volke nach Wien wälzten. In dem allgemeinen Untergange dachte der Herzog nur an ſeine Größe, und ſein Stolz ſpottete der Ermahnungen des Kaiſers zur Milde, welcher durch dieſelbe Religion, die ihn zu Grauſamkeiten anſpornte, auch bisweilen zur Menſchlichkeit zurückgeführt wurde; Waldſtein dagegen kannte keinen Gott als ſich, kein Geſetz als ſeine Neigung.

Indem zahlloſe Stimmen wider ihn tobten und wehklagten, ſtand er ruhig am Geſtade der Oſtſee, eine ſchreckende Erſcheinung für den Norden, nach welchem er ſeinen finſtern Blick wandte. Sein Zorn war aufgelodert, als er das Reich des Königs der Dänen nicht ſo verheeren konnte, wie deſſen deutſche Beſitzungen. Eine einzelne Urſache, wodurch ſein Stolz empört wurde, trieb ſeine Natur leicht zu großen Planen. Er ließ ſich vom Kaiſer zum Admiral der Oſtſee ernennen, und wünſchte jetzt nichts glühender, als vor Kopenhagen zu liegen und es zu beſchießen. Aber während dieſer blutigen Wünſche entwickelte er ſich den großen Gedanken, wie er, im Beſitz der Häfen an der Oſtſee, den Handel der Niederländer aus derſelben verdrängen, und ſo auch die ſpaniſche Linie des erzherzoglichen Hauſes an ihrem bitterſten Feinde rächen wollte. Dann ſollte von den Geſtaden der Oſtſee her eine ausgezeichnete Handelsverbindung mit Spanien geknüpft werden.

Schnell eine Flotte für dieſe Zwecke zu ſchaffen, war unmöglich; aber wahrſcheinlich konnte man die Hanſe dahin bringen, daß ſie durch ihre Seemacht die kaiſerliche verſtärkte. Der König von Dänemark war ihr natürlicher Feind, und jede Erniedrigung deſſelben ihr willkommen. Auch war die Verheißung lockend, daß ſie allein hinfort den ſpaniſchen Handel treiben ſolle. Einem Grafen von Schwarzenberg ward von dem Kaiſer und von dem König von Spanien die Unterhandlung mit den Hanſeſtädten aufgetragen. Allein ihre erſte Erklärung ging dahin, daß ſie die Potentaten, ſo auf dem Meere mächtig wären, ſich nicht zu Feinden machen könnten. Indeſſen führte Schwarzenberg die Unterhandlungen mit großer Kunſt fort, und auf das mächtigſte von Friedland unterſtützt. Schon verſtanden ſich mehrere Städte zu dem Verſprechen, daß ſie ihre holländiſchen Conföderationen nur noch kurze Zeit verlängern und ſich mit dem ſpaniſchen Commerz in unmittelbare Verbindung ſetzen wollten, und Lübeck beſonders verhieß lebhafte Theilnahme an einem Seekriege wider Dänemark. Doch plötzlich ſchrieb Waldſtein an den Kaiſer, daß er keinesweges bei der Armada verharren wolle, wenn Schwarzenberg nicht ſogleich von der Verhandlung abgefordert würde. Der kaiſerliche Hof bequemte ſich dieſem trotzigen Begehren, und zur großen Verwunderung der Hanſeſtädte war von den Wünſchen deſſelben, die er mit ſo vielem Eifer betrieben hatte, gar nicht wieder die Rede.

Der König von Dänemark, mit gerechter Beſorgniß, daß der Plan, welchen Friedland verfolgte, den gänzlichen Ruin ſeiner Staaten nach ſich ziehn mögte, wandte ſich an denſelben mit geheimen Anträgen. Es war jezt der Zeitpunkt in Waldſteins Leben, wo die Erhebung des Kaiſers auf den Trümmern der Reichsſtände und andrer Mächte, und mittelbar durch ſie, ſeine eigene Größe, nicht mehr ſein vorzüglichſter Geſichtspunkt war. Seitdem er Herzog von Mecklenburg geworden, ſtand er ſelbſt in der Reihe der Reichsfürſten wider den Kaiſer, war er ſelbſt zu einem ſouveränen Herrſcher geworden, dem eine Zukunft dämmerte, worin ihm ſeine eigene Größe als Nebenbuhlerin der öſterreichiſchen erſcheinen mogte. Nothwendig war bei dieſer Gemüthsſtimmung der Wunſch, ſich den Beſitz von Mecklenburg, die Hoffnung auf Pommern, von deſſen Fürſtenſtamm der lezte Sprößling jezt herrſchte, durchaus zu ſichern. Dazu konnte die Freundſchaft des däniſchen Hofes ihm ungemein behülflich ſeyn, ſo wie die Feindſchaft deſſelben ihm für immer ein großes Hinderniß in Ausführung ſeines Planes ſeyn mußte, vielleicht ihm ſogleich ſein neues Herzogthum, den Grund ſeiner künftigen Größe, entreißen konnte. Die freundliche Annäherung des Königs war ihm daher äußerſt willkommen. Sogleich zerriß er die Verhandlung mit der Hanſe, und Schwarzenberg, dem ſeine geheimen Abſichten nicht unverhüllt geblieben waren, mußte ſchnell aus ſeiner Nähe entfernt werden. Ein vortheilhafter Friede des däniſchen Hofes mit dem kaiſerlichen, von Friedland bewirkt, ſollte jenen verpflichten, für die Größe des Feldherrn mitzuarbeiten. Waldſtein ſezte alſo nun ſein Intereſſe ſchon dem des öſterreichiſchen Hauſes entgegen.

Auch den Gedanken, eine große Seemacht zu bilden, hielt er jetzt für ſeine eigene Macht feſt. Sowohl zu glücklicher Ausführung deſſelben, als zum ſichern Beſitz von Mecklenburg und Pommern war nothwendig, daß die vornehmſte Stadt des letzten, Stralſund, in ſeine Gewalt kam. Von ihr aus konnte man die Oſtſee beherrſchen; abgeſchnitten vom feſten Lande ſpottete ſie durch ihre Lage feindlicher Landmacht; der König der Schweden, welcher ſchon drohte, als Beſchützer ſeiner evangeliſchen Glaubensgenoſſen in Deutſchland aufzutreten, konnte in Stralſund einen ſichern Punkt finden, von welchem aus er ſeine Unternehmung beginnen mogte.

Mit Klugheit und Muth hatten die Bürger Stralſunds jedem Anſinnen Waldſteins, ſeine Krieger in die Stadt aufzunehmen, bisher widerſtanden. Selbſt jede Treuloſigkeit ſeiner Befehlshaber war vereitelt worden. Er beſchloß die äußerſte Gewalt. Dem Feldmarſchall, Johann Georg von Arnheim, einem eifrigen Lutheraner, vertraute er die Belagerung, durch welche Wahl er vielleicht den Bürgern andeuten wollte, daß für ihre Religion keine Gefahr obwalten werde.

Männlichen Sinnes trafen die Stralſunder jede kluge Maaßregel zur Vertheidigung; ihre Koſtbarkeiten, ihre Weiber und Kinder ſandten ſie zum Theil nach Schweden und in befreundete hanſeatiſche Städte.

Durch milde Unterhandlungen täuſchte ſie Arnheim, und ſtürmte während derſelben in einer Nacht auf zwei Schanzen die Stadt. Die wenig wachenden Bürger wurden zurückgeworfen. Aufgeſchreckt durch den Donner des Geſchützes ſtrömten die Einwohner durch alle Gaſſen zu den Wällen. Die Nacht über dauerte der blutigſte Kampf fort. Bei anbrechendem Morgenroth ſahn die Bürger ihre beiden Schanzen wieder erobert, und eine große Zahl todter Feinde umher.

Ihr Muth wuchs höher, als Guſtav Adolf von Schweden ihnen Pulver ſandte, und ſie ſicher hoffen durften, daß er ſich nicht ihrer Bitte um Krieger, Geſchütz und Geld entziehen werde. Doch kam frühere Hülfe jeder Art von dem däniſchen König, und der Muth der Bürger ſtieg durch das Glück, womit ſie die wüthendſten Angriffen abſchlugen und Niederlagen unter dem Feind anrichteten, bis zur höchſten Begeiſterung.

Unterdeſſen war Friedland abweſend in Prag, wo ihn die Kunde von dem ſchlechten Fortgange der Belagerung mit Bitterkeit erfüllte. Hier erſchien ein Abgeordneter der Stadt Stralſund, um von dem harten Feldherrn Frieden zu erbitten; aber nach dem Harren von zehn Tagen ward er kaum vorgelaſſen, und vernahm die rauhe Reden des Herzogs, daß er bald ſelbſt vor Stralſund ſeyn und nicht von dannen gehen werde, als bis es kaiſerliche Beſatzung eingenommen habe. „Will es ſich nicht beugen vor unſern Waffen: ſo wird es von der Erde vertilgt werden, wenn auch hundert Tauſend Mann, und ich ſelbſt, dort ihren Tod finden.“

Traurig ſchied der Abgeordnete von ihm; aber auf der Reiſe von Prag nach Pommern ſah ſich Friedland von ihm zu Prenzlow ereilt, und empfing aus ſeiner Hand einen geſchriedenen Befehl des Kaiſers, daß Stralſund von der Beſatzung frei ſeyn und die Belagerung ſogleich aufgehoben werden ſolle. Da ſprach der Herzog die zornigen Worte: „Wäre eure Feſte mit eiſernen Ketten an den Himmel gebunden: ich riſſe ſie herunter.“

Ehe Friedland vor Stralſund ankam, ſandte der großmüthige Guſtav von Schweden der Stadt die erſehnte Hülfe. Durch ſeine Einmiſchung ward der Geiſt der Eintracht, welcher aus ihr zu weichen drohte, feſtgehalten. Deſto höher ſtieg Waldſteins Grimm über dieſelbe, und er drohte, daß er die Schweden wieder aus Deutſchland peitſchen wollte. Am Tage ſeiner Ankunft vor der Stadt gab er Befehl zum Sturm in der folgenden Nacht. Allein er ward von den tapfern Bürgern und ihren Bundesgenoſſen ſo kräftig zurückgeworfen, als er anfangs glücklich vordrang. Jeder folgende Angriff ward gleichfalls abgeſchlagen. Zwölf Tauſend Krieger Waldſteins hatten ihr Grab vor Stralſund gefunden, und ihre lebenden Brüder weigerten ſich durchaus, noch länger die Wälle der Stadt zu beſtürmen. Sie holten, ſagten ſie, vor denſelben gewiß ihren Reſt. Für alle Anſtrengung hatte Friedland nichts, als Schmälerung ſeines Anſehns bei den Soldaten, und die gewiſſe Ausſicht, daß er die Feſte durch keine Gewalt erobern werde. Schwediſche und däniſche Hülfe mogte ihr nie entgehn. Er mußte ſich glücklich preiſen, wenn er nur auf irgend eine Art ſeine Schmach decken konnte. Dies wollte er durch einen Vergleich, welchen er mit Herzog Bogislav von Pommern über Stralſund ſchloß *). Es fehlte dieſem Vergleich nichts,

---

*) 1628. Jul. 14.

als der Beitritt der Stadt ſelbſt, und mit ihm Alles. Auch ging Waldſtein ſogleich nach Meklenburg, ohne die Erfüllung des Vertrags zu erwarten. Aber ſeine Truppen machten nach ſeinem Abzuge noch einen Verſuch, der Stadt durch Hinterliſt ſich zu bemächtigen, und das Blut, welches deshalb noch vergoſſen wurde, rechnete Friedland den Bürgern und ſelbſt dem Herzog an. „So ehrliche Kavaliers, ſchrieb er an dieſen, als in der kaiſerlichen Armee, welche allezeit ihr Wort erfüllten, würden nirgends leicht zu finden ſeyn. Der Stralſunder meineidiger, leichtfertiger Sinn ſei Schuld an dem Unglück und der Verzögerung des Abzugs der kaiſerlichen Truppen, wiewol es allerdings einige Zeit koſte, die Kanonen aus den Batterien zu gewinnen, und eine Belagerung aufzuheben; eine Armee zu bewegen, nicht ſei, wie eine Kutſche anzuſpannen, um ſpazieren zu fahren."

Die verunglückte Belagerung Stralſunds war für Waldſtein um ſo herber, weil eben jezt der König der Dänen mit neuer Kriegsmacht ihn bedrohte, welche von den Kaiſerlichen wahrſcheinlich vom Lande gänzlich wäre abgewehrt worden, wenn ſie im Beſitze jener Stadt geweſen. Bei Wolgaſt verſchanzte ſich der König, in der Hoffnung, daß nächſtens ſchwediſche Hülfe zu ihm ſtoßen werde. Darum eilte Friedland, mit ihm zu ſchlagen. Die däniſchen Schanzen waren kaum angefangen und noch mit keinem Geſchütz verſehen. Dennoch ward die Wuth zurückgeſchlagen, mit welcher Waldſteins Krieger ſie anfielen. Beim zweiten Sturm drangen ſie hinein, und wurden mit blutigem Verluſt wieder herausgeſchlagen.

Der Feldherr wüthete gegen ſeine Soldaten, die keinen Muth zeigten, zum drittenmal zu ſtürmen. Es fehlte den Dänen an Kriegsmunition: ihre Kugeln waren zu groß für ihr Gewehr. Ehe ſie dieſelben zerſchnitten, konnte der Feind mächtig auf ſie feuern. Dies entſchied beim dritten Sturm. Nach einer gänzlichen Niederlage*) ſchiffte der König der Dänen ſich ein, und ſann auf der Flucht, durch welche Mittel er den Frieden gewinnen möge.

So froh Waldſtein über dieſen Sieg, ſo erbittert war er über die Nachricht, daß ſich Stralſund ganz in ſchwediſchen Schutz begeben hatte, indem die Dänen es räumen mußten, welche offenbare Feinde des Kaiſers waren. „Ich ſähe lieber, ſagte Friedland, einen offenen Feind und Reichsfürſten, nämlich den König in Dänemark darinnen, als einen ſimulirten Freund. Der König in Schweden ſollte in ſeinem Reiche bleiben; es ſollte ohne ihn wohl Friede im römiſchen Reiche gemacht werden." Eine zweite Belagerung Stralſunds, die er nun begann, war fruchtlos wie die erſte.

Die einzige Stadt ausgenommen beherrſchte Waldſtein, als er im Jahr 1628 ſein Heer in die Winterquartiere legte, Pommern, Meklenburg und Holſtein. Seine Idee, ſich an der Oſtſee einen mächtigen Staat zu bauen, welcher eine große handelnde Macht werden ſollte, befeuerte ihn von neuem mit dem Wunſche, durch einen Frieden mit König Chriſtian ſich denſelben zum Freunde zu machen. Von der däniſchen Seemacht, ſo lange ſie gegen ihn feindlich, ward jeder Anfang einer Flotte, welche Friedland auf der Oſtſee ſchaffen wollte, leicht vernichtet.

---

*) 1628. Aug. 22.

Seine Erklärung gegen den Kaiſer, daß ohne die Entfernung eines ſo mächtigen Feindes, wie der König der Dänen, es kaum möglich ſeyn werde, die einheimiſchen Feinde in Deutſchland zu unterdrücken, und daß trotz den Siegen über Chriſtian es doch ungewiß ſei, wer von ihnen zuletzt die Palme davon tragen werde, ſtimmte leicht des Kaiſers Gemüth zum Frieden. Waldſtein bekam von Ferdinand die Vollmacht, ihn mit dem König der Dänen zu ſchließen: der Herzog von Baiern, deſſen Beiſtimmung zu dieſem Friedensgeſchäft nach ſeinem Verein mit dem kaiſerlichen Hofe nothwendig war, gab eine gleiche Vollmacht an den liguiſtiſchen Feldherrn Tilly.

Beide erließen vereint von Güſtrow aus ein Schreiben an den Kaiſer, worin ſie die Nothwendigkeit, mit Dänemark Frieden zu haben, mit den ſtärkſten Farben ſchilderten. Mehrere europäiſche Mächte würden ſich bald mit Chriſtian verbinden; die alten Erbfeinde der Macht Habsburg würden allenthalben aufſtehn; die Empörung, die in den kaiſerlichen Staaten durchaus unter der Aſche fortwüthe, würde zur Flamme werden; dem Herzen der öſterreichiſchen Macht würde das Verderben nahe kommen, indem der König der Dänen ſicher ſei, daß ſein Reich, welches die Fluthen ſchützten, von keinem Feinde erobert werden könne. Man ſolle ihm daher alle verlorne Provinzen zurückgeben, die er bei dem geringſten Kriegsglücke doch wieder erobern würde.

Ferdinand ließ ſich gern dieſe Bedingung gefallen. und der

König der Dänen fand ſie ſo vortheilhaft, daß er ſeiner treueſten Bundesgenoſſen, der Herzöge von Mecklenburg, vergaß. Sie blieben dem Friedensſtifter Waldſtein aufgeopfert, welcher in dem Eifer, dieſen geheimen Zweck zu erreichen, ſogar den Krieg überhaupt, das Element, worin er lebte, dem Kaiſer als das finſterſte Unglück darſtellte.

Waldſtein ward nun förmlich vom Kaiſer für ſich und ſeine Agnaten mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt, ſo ſtark die Churfürſten und andere Stände, und ſelbſt einige Räthe des Kaiſers für die flüchtigen Herzöge ſprachen, ſo unbezweifelt es war, daß der Schwedenkönig lieber die Waffen ergreifen, als ſie aufgeopfert ſehen werde, zumal da Friedland alles gethan hatte, ihn zu erbittern. Dem polniſchen König Siegmund, der Guſtav Adolfs Krone ſein Eigenthum nannte, hatte er Hülfstruppen geſandt; ſchmähend wies er die ſchwediſchen Geſandten hinweg, welche an der Friedenshandlung mit Dänemark Theil nehmen wollten; an den däniſchen Hof ließ er den Antrag ergehn: „weil er entſchloſſen ſei, den König in Schweden auf der Oſtſee zu dämpfen: ſo wolle Dänemark mit ſeinen Kriegsſchiffen helfen.“

Die Antwort des Königs, daß nur er und Schweden Herrſchaft auf der Oſtſee übe, und es dem übel bekommen möge, welcher etwas widriges dagegen wolle; die Vermehrung der Schweden in Stralſund bis auf neun Tauſend Mann; und die allgemeine Wehklage Deutſchlands über die Barbarei und Habſucht ſeiner Soldaten, machten Friedlands Gemüth immer wilder. Er ſelbſt erpreßte allenthalben die ungeheuerſten Summen;

ſeine Officiere wollten die Rolle ihres Feldherrn im Kleinen ſpielen. Wohin ein Schwarm ſeiner Soldaten kam, brachten ſie alle Laſter mit: weil ſie ſelbſt ihr Leben als einen flüchtigen Raub anſehen mußten, ſo ſollte jeder Tag den Genuß eines ganzen laſterhaften Lebens in ſich faſſen. Sie ſchonten das katholiſche befreundete Land nicht mehr, als das evangeliſche, und in jeder Strecke, die ſie verließen, ſah man eine todte Natur und verhungernde Menſchen. Sogar, ehe ſie in eine Gegend kamen, raubten ſich einzelne Einwohner ſelbſt das Leben, um es nicht an die Laſter der wilden Banden zu verlieren.

Daß die allgemeine Stimme, wodurch Friedland angeklagt wurde, geringen Eindruck auf den Kaiſer machte, geſchah vorzüglich wegen der Schlauheit, womit der Feldherr den Jeſuiten ſchmeichelte. In den beſetzten proteſtantiſchen Ländern zeigte er ſich als den eifrigſten Verehrer der katholiſchen Religion, und auf ſeinen Gütern zwang er ſeine Unterthanen durch jede Grauſamkeit zum alten Gottesdienſte. Dadurch gewann er die perſönliche Zuneigung des Kaiſers und die Herzen der Jeſuiten, welche denſelben umgaben.

Nur eine einzige Hoffnung gab es jetzt noch, den ſchrecklichen Würgengel der Deutſchen geſtürzt zu ſehn. Sie beruhte auf einer Unterredung, zu welcher die Churfürſten größtentheils ſelbſt, die von Brandenburg und Sachſen durch Geſandte, und der Kaiſer ſich nach Regensburg begaben. Auch andre Stände erſchienen daſelbſt.

Ferdinand ward erſchüttert, da jetzt gleichſam das ganze deutſche Reich als Kläger wider Waldſtein aufſtand, da alle mit Einer Stimme riefen, daß nur durch Friedlands Verabſchiedung das gemeine Vaterland aus dem Elend gerettet werden könne. Allein es koſtete noch manchen Kampf, ehe ſich der Kaiſer an dieſen Gedanken gewöhnte. Selbſt ſolche Winke, daß Friedland einſt ſeine eigne Größe auf dem Ruin des erzherzoglichen Hauſes bauen könne, ſparte man nicht, um ihn zu beſtimmen. Am ſchlauſten berechnete Churfürſt Maximilian von Baiern, wodurch die Entfernung Waldſteins von dem Heere von Ferdinand erhalten werden könnte. Dieſer hatte den Wunſch geäußert, daß ſein Sohn zum römiſchen König erwählt werden möge. Maximilian ſprach am heftigſten dagegen; insgeheim aber gab er zu verſtehn, daß die Erfüllung dieſes Wunſches doch wohl nahe ſeyn möge, wenn der Kaiſer die Verabſchiedung Waldſteins bewillige.

Endlich erlag Ferdinand, aber mit einer feierlichen Erklärung, die ſeinen ganzen Widerwillen gegen den Schritt verrieth, welchen er that. Er bezeugte vor Gott und der Welt, daß er unſchuldig an allem Unheil ſeyn wolle, womit dieſer Tag ſchwanger ſei. Dann wählte er den Hofkanzler Grafen zu Werdenberg und den Kriegsrath von Queſtenberg, zwei Männer, die bei Waldſtein beliebt waren, daß ſie zu dem Feldherrn nach Memmingen reiſen, ihn durch alle glimpfliche Gründe zur Niederlegung des Oberbefehls bereden und der kaiſerlichen Gnade verſichern ſollten.

Werdenberg und Queſtenberg redeten auf der Reiſe von Regensburg nach Memmingen viel über die Weiſe, wie ſie vor

Waldſtein ſtehn würden. Sie bewunderten ihn, und trauerten deshalb über ihre Botſchaft; ſie kannten ſeinen Jähzorn, und waren nicht ohne Furcht. Allein ſie wurden auf das höflichſte von Friedland empfangen, auf das koſtbarſte bewirthet. Er war ſchon unterrichtet, was zu Regensburg geſchehen ſei. Als die Geſandten auf die ſchonendſte Art ihren Auftrag vollführen wollten, fiel er ihnen plötzlich in die Rede, indem er eine lateiniſche Schrift von der Tafel nahm. Die Nativitäten Ferdinands und Maximilians waren in ihr beſchrieben. „Ihr Herren, ſagte er, aus den Sternen könnt Ihr ſelbſt ſehen, daß ich Eure Commiſſion gewußt, und daß des Churfürſten aus Baiern Spiritus den des Kaiſers dominirt. Daher kann ich dem Kaiſer keine Schuld geben; wehe aber thut es mir, daß ſich Ihre Majeſtät meiner ſo wenig angenommen; ich will Gehorſam leiſten.“

Er gab den Abgeordneten ein ſehr höfliches Schreiben an den Kaiſer, worin er um Schutz für ſeine reichsfürſtliche Würde bat. Allein die Churfürſten waren nicht geſonnen, ihn in dem Beſitz des Herzogthums Mecklenburg zu laſſen, und nichts ſchmerzte ihn ſo tief, als das jene Bitte ohne Antwort blieb. Sogar verlangte man an dem Churfürſtentage, daß er angehalten werden ſolle, alles zu erſetzen, was er den Reichsſtänden abgepreßt habe.

Die Abgeſandten des Kaiſers hatte er fürſtlich beſchenkt entlaſſen; Kälte und Gleichgültigkeit gegen ſein Schickſal ſchienen in ſeinem Innern zu wohnen; und mit höflichem Dank antwortete er dem König in Schweden, welcher ihm ſagen ließ, daß einem ſolchen tapfern Helden es unmöglich fallen müſſe, zu ertragen, wenn ſeine Aufſetzung Gutes und Blutes für Krone und Scepter des Kaiſers ſo ſchlecht belohnt würde. Stets wolle er willig ſeyn, ihm alles Gutes und Liebes zu erweiſen.

Waldſtein ging nach Böhmen und lebte auf ſeinen prachtvollen Gütern und am häufigſten in ſeinem Pallaſte zu Prag, wo er nach Rache dürſtend die Hauptzüge ſeines Gemüths wilder wie je hervortreten ließ. Jetzt ſtieg ſein Stolz am höchſten, da ihm das Glück weniger lächelte. Alle Vertraulichkeit ſchwand aus ſeinem Umgange; ſchwer drang man durch ſeine Leibwache, durch eine Schaar von Edelknaben und Bedienten zu ihm; von den Kammerherrn, welche die Fremden bei ihm einführten, hatten einige den kaiſerlichen Schlüſſel getragen. Jedes Talent fand bei ihm königliche Belohnung. Indem er Plane zum Verderben ſeiner Feinde in ſeiner Seele wälzte, wuchſen ſeine Unruhe, ſein Argwohn, ſeine Verſchloſſenheit und Neugierde auf die furchtbarſte Weiſe. Stets rollten ſeine Augen im Kopf und ſuchten Geheimniſſe; ſein Geſpräch ging faſt einzig auf Fragen über die Welthändel. Nur leiſe Töne durften in ſeine Nähe kommen; weit um ſeine Wohnung ſtanden Poſten, welche den Nahenden ſtilles Vorübergehen geboten; kaum war er aus dem Getöſe der Schlachten gekommen, und konnte jetzt nicht das Klirren eines Sporns hören. Alle bedeutende Briefe ſchrieb er ſelbſt; kein andrer konnte ihm ſeine Gedanken verſteckt genug ausdrücken. Selten zeigte er ſich außerhalb ſeiner Zimmer; alle ſtaunten ihn an und zitterten, wenn er hervortrat. Seine Geſtalt war ſehr hager geworden, wiewol die Kraft der Muskeln noch hervorſtrebte; ſein ſchwarzes, kurzgeſchnittenes Haar, das ſich nur hinter den Ohren in Locken kräuſelte, begann ſchon zu verbleichen; er ſtützte ſich auf ein ſpaniſches Rohr und ging langſam wegen gichtiſcher Schmerzen. Das goldne Vließ, ſeine Lieblingstracht, ein Geſchenk Philipps des Vierten von Spanien, vermehrte den wunderbaren Eindruck ſeiner Geſtalt.

Am nächſten ſeiner Perſon blieb immer der Genueſer Seni, ein berühmter Aſtrolog. Für einen Sold von fünf und zwanzig Thaler monatlich hatte ihn der Ingenieur Pirroni, der viel um Waldſtein war, in deſſen Dienſte gedungen; aber der Herzog ſchämte ſich einer ſolchen Beſoldung und gab ihm jährlich zwei Tauſend Thaler. Höchſt wahrſcheinlich unterhielt Seni Verbindungen zu Wien zum Nachtheil ſeines Beſchützers: erkauft vom Hofe ſoll er ihm gerathen haben, den Oberbefehl im Felde aufzugeben. Durch Deutungen der Sterne, in welchen die Verabſchiedung Waldſteins als Urſache ſeines höchſten Glanzes in der Zukunft dargeſtellt wurde, feſſelte er die ſtolze Seele, in welcher keine Gedanken glühten, als die an Rache und künftige Herrlichkeit.

Waldſtein hatte, um ſich bald an dem Kaiſer, mehr noch an Maximilian von Baiern rächen zu können, die Vornehmſten ſeiner Befehlshaber beredet, in die Dienſte evangeliſcher Fürſten zu treten. Weit umher legte er die Verſchwörung an, welche den Hof und die Ligue umſtricken ſollte.

Näher als alle andre Umſtände brachte ihn ſeinen Wünſchen, daß Guſtav Adolf von Schweden wirklich den deutſchen Boden beſtieg, und gewiſſer, als durch den glücklichen Anfang des Krieges, ſeine Triumphe durch ſeinen eignen Genius und den Geiſt ſeines Heeres vorherſagte.

Friedland ſehnte ſich nach einer Verhandlung mit dem nordiſchen Helden, und wandte ſich an ſeinen Schwager, den Grafen Trzky wegen der Wahl eines geſchickten und treuen Unterhändlers. Dieſer ſchlug ihm einen gewiſſen Jaroslav Seſyna Raſchin von Rieſenbnrg vor, und ließ ſich dann in Verabredungen mit demſelben ein. So wollte es Friedland, daß anfänglich Trzky durchaus nur in ſeinem eignen Namen handeln ſollte. Er verließ ſich auf die Treue, nicht ſo ſehr auf den Verſtand ſeines Schwagers. Wohl ſagte er: ich wollte vieles darum geben, wenn er ſo witzig, wie die alte Frau Trzky, oder ſie ein Mann wäre.

Sehr mußte die Einleitung einer Unterhandlung mit dem König der Schweden dadurch erleichtert werden, daß der geächtete Graf Matthias von Thurn, einer der erſten Anführer zu Anfang der böhmiſchen Unruhen, ſich bei dem ſchwediſchen Heere fand. Bald geſchahen mündlich die erſten Erklärungen Waldſteins und des Königs gegen einander durch den Unterhändler Seſyna. Wollte der Herzog äußerte Guſtav Adolf, auf meine Seite treten: ſo würde ich jedes Begehren gern erfüllen; er mag es nur eröffnen. „Was mir durch euch entboten werden, ſagte dagegen Friedland zu Seſyna, iſt mir lieber als die ganze Welt, und alles werde ich dem König zu Gefallen thun, wenn ich die Zeit und Gelegenheit ſehn werde. In ſo wichtige Sachen kann ich nicht plump hinein tappen, hauptſächlich weil ſich der König mit dem Churfürſten von Sachſen noch nicht vereinigt hat.

Auf dieſe Vereinigung rechnete Waldſtein ſehr viel, weil er ſich von Böhmen mit den Sachſen leicht die Hand reichen konnte, und weil ſein ehemaliger Unterbefehlshaber Arnheim in ſächſiſche Dienſte getreten war. „Der König, äußerte der Herzog in den weitern Unterhandlungen, ſoll nach der Vereinigung mit Sachſen mir zehn oder zwölf Tauſend Mann mit dem Grafen Thurn ſchicken. Dieſer hat einen guten Kopf und iſt ein gewaltiger Praktikus. Die Armada in Schleſien will ich an mich ziehen, und dann wird Guſtav ſehen, was wir vollbringen werden. Nach der Eroberung einer Stadt ſoll er kein kaiſerliches Volk abziehen laſſen: die Gefangenen ſollen das Gewehr, die Fahnen niederlegen und ihm ſchwören.“

Seit Guſtavs glorreicher Schlacht bei Leipzig, wo Tilly ſeinen alten Ruhm einbüßte, bekamen Waldſteins Hoffnungen den kühnſten Schwung. Er wollte nun das Haus Oeſterreich von Grund aus verderbt wiſſen. „Ueber den Baier, fügte er hinzu, habe ich auch gar guten Appetit. Ich weiß, daß er ſeinen Schatz beim Biſchofe von Salzburg in einer Feſtung hat. Der Erzbiſchof hat ſeinen Schatz auch dabei; ſie ſollen mir nicht entgehen.“

Friedland erwartete nun zwölf Tauſend Schweden, und mit ihnen einige ſächſiſche Regimenter, damit er des Churfürſten verſichert wäre. Doch Guſtav konnte jetzt bei Verfolgung

Tilly's kaum drei Regimenter entbehren, und der Churfürſt von Sachſen, wiewohl man ihn in das Verſtändniß zwiſchen dem König und Waldſtein blicken ließ, verweigerte ſächſiſche Truppen.

Allein Waldſteins Freund, des Churfürſten Feldmarſchall von Arnheim, rückte mit einer Macht, die für ſich beſtand, in Böhmen ein, und nahte der Hauptſtadt, von Friedland aufgefordert. In Prag herrſchte die größte Beſtürzung. „Die Hundsfötter wiſſen nicht, ſagte der Herzog, wo ſie den Kopf hinſtrecken ſollen. Ich will ihnen witzig genug ſeyn; ich habe mehr Witz, als ſie alle. Die Krone haben ſie ſchon weggeführt, dies thut aber nichts, ich kann mir eine andre machen laſſen.“

Er verließ die Stadt, als die Sachſen nahe waren, um den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit ihnen zu vermeiden. Doch hielt er auf der Reiſe eine lange Unterredung mit Arnheim, und dieſer ſchützte auf dem Zuge, und nachdem er Prag ohne Schwertſtreich in ſeine Gewalt bekommen hatte, Waldſteins Beſitzungen durch die ſtrengſten Befehle und Wachen.

Immer ſiegreicher drang Guſtav Adolf bis an die baieriſche Gränze. Nichts mogte ihn hindern, ſich der Hauptſtadt der öſterreichiſchen Monarchie bald zu bemächtigen, und ſich mit den Sachſen in Böhmen zu verbinden. Die Lage des Kaiſers war von allen Seiten von Verzweiflung bedroht. Er wollte ſelbſt ins Feld ziehn. „Tapfer zu ſterben, ſagte er, iſt beſſer, als ſchändlich zu verderben.“ Doch war dies mehr eine Aufwallung, als klug berechneter Muth. Nur ein Einziger war in der ganzen Monarchie, der ſie retten konnte, der tödtlich beleidigte Waldſtein. Aber ihm das Schwert in die Hände zu geben, da ſo viele Zeichen ſeine Treue verdächtig machten, ſchien faſt ſo gewagt, als mit ſchwachen Kräften die lezten Streiche des nordiſchen Königs zu erwarten und einzig dem Geſchick zu vertrauen.

Dieſer Gefahr, die aus Friedlands Treuloſigkeit entſpringen mogte, hoffte man einigermaſſen zu begegnen, wenn man ihm den Sohn des Kaiſers, König Ferdinand von Ungern, zur Seite gab. Sein Vetter, Graf Max Waldſtein, wurde zu ihm auf ſeine Güter in Mähren geſchickt, ihn zur Reiſe nach Wien zu bereden. „Alles was ich thun kann, äußerte Friedland, iſt, daß ich nach Znaim gehe, und dort vernehme, was der Kaiſer befiehlt.“

Bald erſchien der Abgeſandte bei ihm zu Znaim und bat ihn, den Oberbefehl über die kaiſerlichen Heere wieder zu übernehmen. Mit den ſtärkſten Farben ſchilderte er ihm, wie man nur aus dieſem Wunſch noch Hoffnung ſchöpfte, die Monarchie gerettet zu ſehn. Auch ſollte der König von Ungern unter ihm die Kriegskunſt lernen.

Mit froſtiger Miene entgegnete Friedland, wie ſchmerzlich er des Kaiſers Undank für die ungemeinſten Wohlthaten ſchon empfunden habe; wie er ſich jezt ſehne, in Ruhe ſeine Tage zu verleben; wie er auf keine Weiſe neben dem König von Ungern den Oberbefehl führen werde, welches er ſelbſt neben Gott in Ewigkeit nicht wolle.

Schriftliche Bitten des Kaiſers, achtungsvolle Vorſtellungen des Fürſten von Eggenberg, welchen Wallenſtein vor allen kaiſerlichen Räthen achtete, bewirkten endlich ſeine Verheißung, daß er einzig aus Liebe für Eggenberg dem Kaiſer binnen drei Monate ein ſtarkes Heer ſtellen wolle; aber ein andrer Feldherr müſſe dann zum Oberanführer gewählt werden; ihm fromme die Ruhe, und nichts gegen den Feind zu unternehmen.

Znaim war der Mittelpunkt ſeiner Werbung. Schnell ſah er viele ſeiner alten Officiere um ſich verſammelt. Raſtlos rührten ſich ſeine Werber. Ein Heer von dreißig Tauſend Mann war binnen drei Monate geſchaffen. Nun äußerte Friedland den Wunſch, ſich entfernen zu dürfen, und einer neuen Geſandſchaft an ihn verweigerte er jede Hoffnung, daß er den Oberbefehl je annehmen werde. Auch gegen den Fürſten von Eggenberg, der wieder an ihn geſandt wurde, bewies er anfänglich eine gleiche Hartnäckigkeit. Er war mit Grund überzeugt, daß das ganze neugeworbene Heer auseinander ſtieben werde, ſobald er von demſelben zurücktrat.

„Wenn ein Fürſt von Ferdinands Rang, entgegnete ihm zuletzt Eggenberg, ſich zu Bitten gegen ſeinen Unterthan erniedrigt, ſo können Sie ſicher eine ſcharfe Ahndung auf beleidigende abſchlägige Antwort erwarten. Uebrigens habe ich Vollmacht, daß ſie ſelbſt Ihre Dienſte ſchätzen ſollen, die der Kaiſer um jeden Preis erkaufen will.“

Einen Tag Bedenkzeit forderte Friedland und ſchrieb die Bedingungen, unter welchen er den Oberbefehl annehmen wolle.

Eggenberg las ſie mit Erſtaunen. Als ewiger Generaliſſimus des ganzen Erzhauſes und der Krone Spanien ohne irgend einen Vorbehalt verlangte er, daß der Kaiſer ſich nie perſönlich bei der Armee finden, keinen Akt der Gnade ausüben, das nöthige Geld zum Kriege ihm auszahlen, und alle ſeine Erbländer ihm öffnen ſolle. Als Unterpfand für hinreichende Belohnung wird ihm eines derſelben verſchrieben; der künftige Friede muß ihm Meklenburg erhalten; und alle Confiskationen im Reich hangen von ſeiner Willkühr ab.

Keinen Buchſtaben wollte Friedland von dieſen Bedingungen geändert wiſſen; die eiſerne Nothwendigkeit war ſein Bundesgenoſſe gegen den Kaiſer, und dieſer unterſchrieb ſeine Entthronung, jene Bedingungen.

Selbſt unter ihnen hätte Waldſtein vielleicht den Oberbefehl nicht angenommen, wenn er für die Plane ſeiner künftigen Größe nicht zu viel von Guſtav Adolf gefürchtet hätte. Die Weigerung des Königs, zwölf Tauſend Schweden nach Böhmen zu ſchicken, hatte ihm ſchon gezeigt, wie wenig er auf die unmittelbare ſchwediſche Hülfe bei ſeinen Planen rechnen dürfe. Ihm blieb nichts übrig, als das öſterreichiſche Haus mit den eignen Kräften deſſelben zu Grunde zu richten.

Er fand ſich zuletzt zu Znaim unter vierzig Tauſend Mann, womit er die Sachſen in Böhmen ſogleich erdrücken konnte. Befreien mußte er dies Reich, theils ſeiner künftigen Operationen, theils des kaiſerlichen Hofes wegen, aber zugleich mußte er ſo handeln, daß ſein Hauptplan, um welchen der ſächſiſche Feldmarſchall Arnheim wußte, nicht darunter leiden konnte. Sie wollten den Churfürſten zu einem Separatfrieden bewegen und von Guſtav Adolf abziehn. Waldſtein bot alles auf, ſich denſelben zu verpflichten. Zwei Regimentern Sachſen, die er gefangen genommen, gab er die Freiheit: allein dies rührte den Hof zu Dresden wenig. Der Feldherr wollte nun das ganze ſächſiſche Heer gefangen nehmen, wobei er freilich ſeinen vertrauten Arnheim ſelbſt hintergehn mußte; denn eine ſolche Schande durfte der Feldmarſchall ſeines Hofes wegen nicht zugeben, wenn ſie gleich ihre Plane beförderte. Er merkte auch die Hinterliſt und rettete ſeine Kriegmacht nach Pirna.

Böhmen war ſchnell wieder erobert; aber der Zweck, den Churfürſten von Sachſen vom König der Schweden abzuziehn, auf keine Weiſe erreicht. Die Hoffnung dazu ward ſehr unwahrſcheinlich, als die Kunde von neuen Siegen Guſtavs kam. Nach dem Uebergange über den Lech wehten ſeine ſiegreichen Fahnen in der Hauptſtadt Maximilians von Baiern *).

Wallenſteins rachſüchtiges Gemüth gewann Heiterkeit, als er ſeinen bitterſten Feind ſo gedemüthigt ſah, und genoß in vollen Zügen der ſtolzen Freude, daß einzig er denſelben noch retten könne. Er zauderte unter mancherlei Vorwand in Böhmen, als ihn der kaiſerliche Hof beſchwor, ſich gegen das nordiſche Gewitter zu wenden, das ſich hart an Oeſterreichs Gränze verderblich gelagert habe. Endlich verſtand er ſich zu einer Vereinigung mit der baieriſch liguiſtiſchen Armee; aber

---

*) 1632. Mai 17.

nur unter der Bedingung, daß Maximilian unter ihm ſtand, ſobald ſie vereint handelten.

Zu Eger wollten ſich beide Heerführer wieder ſehen. Aller Augen voll geſpannter Aufmerkſamkeit wollten ihre Leidenſchaften beim erſten Empfang belauſchen. Mit ſchlauer Gewandtheit verbarg der Churfürſt ſeinen Groll, und ſeine Rede war, wie ein Geſpräch, abgebrochen mit einem vertrauten Freund am vorigen Tage. Friedlands hochſchwellendes Herz brach hervor aus ſeiner Haltung, ſeinen Zügen; ſeine Farbe wechſelte. Ueber das Vergangne wollte er mit Bitterkeit reden; durch Wendung des Geſprächs verhinderte ihn Maximilian. Seinem heftigen Zorn, ſeinem Jubel über den gedemüthigten Feind ließ Waldſtein gegen ſein Gefolge und in ſeiner Wohnung freien Lauf, und Maximilian erwähnte des Herzogs auf das ehrerbietigſte, wenn man ihm die ſchmähenden Reden deſſelben überbrachte.

Guſtav Adolf hatte den Churfürſten zur Vertheidigung ſeiner Staaten zwingen und dadurch von der Vereinigung mit Waldſtein abhalten wollen. Allein nun wandte er ſich gen Nürnberg, über welche Stadt Friedland von den böhmiſchen Gebirgen herab kommen wollte. Sie reitzte vor allen die Habſucht und Rachgier deſſelben. Durch ihre Lage in der Mitte Deutſchlands, ihren blühenden Handel, ihre großen Reichthümer, den friſchen Muth ihrer zahlreichen Bürger war ſie ein wichtiger Punkt für die kriegführenden Mächte. Der evangeliſche Sinn ihrer Bewohner hatte ſie zum Bedürfniß mit dem König der Schweden getrieben, von welchem ſie auch für ihre

Unabhängigkeit nichts zu fürchten hatte. Waldſtein wollte an ihr ein Beiſpiel geben, wie Tilly von Magdeburg, und die evangeliſche Welt ſollte wieder ein Geſchrei gegen Guſtav Adolf erheben, daß er eine ſo treu verbündete und wichtige Stadt ſchutzlos gelaſſen und der Wuth des Feindes preis gegeben habe.

Um ſeinen Grimm zu beſänftigen, ſandten die Nürnberger ihm Abgeordnete nach Pilſen. Er wollte nach ſechs Tagen ſie anhören. In dieſer Zeit wurden ſie auf ſeine Koſten prächtig bewirthet, und wie Geſandte der größten Reichsſtände behandelt. Mit Huld empfing er ſie, als ſie vor ihm erſchienen. Nachdem ſie ihr Beglaubigungsſchreiben übergeben hatten, entwickelten ſie die Gründe zu ihrem Bündniſſe mit dem Schwedenkönig; aber Waldſtein fiel ihnen in Rede, und entließ ſie mit den Worten: „Ich weiß nun die Urſache eurer Gegenwart. Ich will in Perſon zu euch kommen, die Antwort zu geben, und dann werde ich ſehn, ob eure Handlungen euren ſchönen Reden entſprechen.“ Verwirrt kehrten ſie nach Nürnberg zurück und verbreiteten dort Beſtürzung in allen Gemüthern.

Allein Guſtav Adolf verſprach der Stadt ſeinen Schutz mit feſter Zuſage. Dem wilden Feldherrn in einer Schlacht zu begegnen war er zu ſchwach. Bis er ſeine in Deutſchland weit zerſtreuten Corps an ſich gezogen, mußte er ſich durch ein feſtes Lager vor jedem Angriff ſichern. Auch wollte er bis zu ſeiner Verſtärkung Nürnberg nicht unbeſchützt laſſen. Zu dem Ende bezog er in deſſen Nähe ein feſtes Lager. Die ganze Stadt mit allen Vorſtädten ſchloß er durch ſeine Linie ein. Dreihundert Kanonen deckten die Wälle des Lagers. Mit zwanzig Tauſend Schweden ſtand der Held in demſelben. Bürger und Bauern waren bereit mit ihm zu kämpfen, voll Vertrauen auf ſeine Worte: „Mit Gottes Hülfe werde ich den Friedland von euren Mauern entfernt halten, und er wird eure Häuſer nicht ſehen, ſo lange in mir meine Seele lebt.“

In verſchiedenen Kolonnen waren der Churfürſt Maximilian von Baiern und Waldſtein von Eger aufgebrochen, um wider Nürnberg zu ziehn. Verheerung bezeichnete ihre Wege; Flammen ſtiegen hinter ihnen auf von den angezündeten Dörfern. Selbſt in der Oberpfalz zog Friedland mit gleicher Verwüſtung einher, und Maximilian mußte dulden, daß ſeine Provinzen von dem Heere, mit welchem das ſeinige verbündet war, zu Grunde gerichtet wurden.

Waldſtein wäre auf dieſem Zuge beinahe getödtet worden. Indem er beim Nachtrab in einer Kutſche fuhr, Trzky in einer andern hinter ihm her, fiel ein Schuß und die Kugel ging hart hinter ſeinem Rücken vorbei. Er hielt es nicht der Mühe werth, nachzuforſchen, woher ſie gekommen. Dieſe Kälte und Gleichgültigkeit bei aller Todesgefahr machte ihn den Soldaten ſehr theuer.

Zwiſchen Neumarkt und Freiſtadt ſtießen alle Kolonnen wieder zuſammen, und er hielt mit ſtolzer Freude die Heerſchau über dreihundert und vierzehn Fahnen Reiter, zweihundert zehn Fahnen Fußvolk, achtzig ſchwere Kanonen und vier Tauſend Wagen. Ich will, ſagte er, den Schweden in ſeinem Lager putzen, und in vier Tagen ſoll man ſehen, ob ich oder der König Herr im Lande iſt.

Er ging mit ſeiner großen Kriegsmacht bei Nürnberg vorbei, über die Rednitz, und ſchlug auf dem alten Berge ſein Lager auf, im Geſicht der Stadt, dreiviertel Meilen von den ſchwediſchen Linien. Guſtav mit ſeiner Reiterei zeigte ſich, den vorbeiziehenden Feind beobachtend, in Schlachtordnung vor dem Lager; allein Friedland wagte keinen Angriff. „Es ſind der Schlachten, ſagte er, genug geliefert; es iſt nun Zeit, eine andre Methode zu beobachten.“

Vielleicht wollte er ſeine ungeübten Truppen noch mehr zu Soldaten bilden, ehe er ſie gegen Guſtavs verſuchte Schaaren führte; vielleicht glaubte er, den König und Nürnberg durch Abſchneiden der Lebensmittel ins Verderben zu bringen.

Waldſtein hatte gehofft, durch die Reichthümer der Stadt ſeine gierigen Banden zu bereichern und dieſem neuen Heere ſogleich einen Vorgenuß zu geben, welchen Gewinn der Krieg unter ſeinen Fahnen ſchaffe. Allein jetzt brachten die reiche Haabe, die vollen Kornböden Nürnbergs Ueberfluß zu den Schweden, indeſſen die unfruchtbaren Gegenden umher ihm ſagten, daß in ſeinem Lager bald der Hunger wüthen werde.

Die zerſtreuten ſchwediſchen Corps eilten unter ihren tapfern Feldherrn in die Nähe des Königs. Funfzig Tauſend Mann waren ſie ſtark nach ihrer Vereinigung bei Kitzingen. Unangegriffen von Friedland ſtieß dies Heer zum königlichen Lager, daß ſiebenzig Tauſend Mann nun zählte. Bis auf ſechs und ſechszig Tauſend war Waldſteins Heer geſtiegen.

Zwei ſolche Menſchenmaſſen konnten nicht lange gegen einander ſtehn, ohne ſich in ſich ſelbſt zu verzehren; aber beide Feldherrn mußten ſich geſtehn, daß dem gewiß eine ſchreckliche Niederlage bevorſtehe, welcher es wage, den andern in ſeinem Lager anzugreifen. Das nur ſchien die Frage zu ſeyn, wer dem Elend am längſten trotzen könnte. Waldſtein hatte nur ſein Heer, Guſtav auch eine befreundete Stadt zu verderben: in das Felſengemüth von jenem drang nie das Mitleid; dieſer überließ ſich gern menſchlicher Regung.

Der König beſchloß einen allgemeinen Sturm auf das feindliche Lager, ſo ſehr ſeine beſten Feldherren ihm die Unmöglichkeit des Gelingens vorſtellten. Er rechnete tollkühn auf ſein Glück, auf einen Zufall, der jene Unmöglichkeit beſiegen werde.

In der Tiefe ſtanden die Schweden, zum Angriff geſchürzt, in unabſehbarer Reihe: ruhig und kühl ſah Waldſtein von ſeiner Höhe auf ſie herab. Jene beteten, und dieſer wußte nun den Angriff nahe. Er rief ſeinen Kriegern zu, daß ſie den Kaiſer und ſeinen Feldherrnruhm vertheidigen ſollten; die Feldpater flehten um Schutz der Kirche. Sechszig ſchwediſche Kartaunen ſchlugen ihre Donner in den alten Berg; mit einem Feuermeer antworteten hundert und vierzig aus dem kaiſerlichen Lager. In Rauch ward es auf ſeiner Höhe verhüllt, nur das greuelvolle Verderben ſagte den Schweden, daß Friedland nahe ſei.

Lange Schaaren von ihnen waren hingeſtreckt, ehe ſie an den Verhack kamen, wo die friedländiſchen Regimenter mit dem kleinen Gewehr auf ſie lauerten. Ein ewiger Kugelregen ſtürzte auf ſie herab.

Wütend befahl Guſtav immer von neuem den Sturm; allgegenwärtig widerſtand Waldſtein auf allen Seiten. Sein Lager hatte er als ein Meiſter in der Befeſtigungskunſt aufgeführt; als ein Held vertheidigte er es, mit dem ungeſtörten Gemüth eines Gottes unter tauſendfachem Tode. Ein Pferd wurde unter ihm erſchoſſen, ihn ſelbſt berührte keine Kugel. Endlich nach einem Sturm von zehn Stunden befahl Guſtav den Rückzug. Alle ſeine Regimenter kamen zerriſſen zurück, und drei Tauſend tapfre Soldaten ließ er auf dem Schlachtfelde, ohne irgend einen Vortheil errungen zu haben.

Beide Feldherren harrten noch vierzehn Tage, wen der Hunger zuerſt aus den Schanzen treiben werde. Guſtav ſah Nürnbergs Elend, und brach zuerſt auf. Zum Schutz der Stadt hinterließ er eine Beſatzung und blieb in der Nähe, um den kaiſerlichen Feldherrn anzugreifen, wenn er Nürnberg beſtürmen ſollte. Fünf Tage nach ihm brach Waldſtein auf. Von angeſteckten Dörfern, dem angezündeten Lager erhoben ſich Rauchſäulen hinter dem abziehenden Heere.

Gern hätte der König den Krieg in Baiern feſtgehalten, und nicht nach Oberſachſen geſpielt; aber von der Belagerung Ingelſtadts rief ihn Waldſteins Zug nach Sachſen hinweg. Mögte Oeſterreich zu Grunde gerichtet werden durch den nordiſchen Feind, dies war Friedlands Plane nicht entgegen, wenn er nur den Churfürſten von Sachſen zwang, ſich von Guſtav Adolph loszureißen.

Bei Koburg trennte er ſich von Maximilian von Baiern, welcher eilte, ſein Land zu vertheidigen. Verheerend durch blühende Gegenden, wälzte er ſich in den ſächſiſchen Provinzen, um ſie durch ſeine Winterquartiere zu Grunde zu richten, wenn der Churfürſt ſich ihm nicht ſchnell freundſchaftlich bewies. Böhmens Krone ſollte die erſte Beute für ſeine Größe werden, und ohne Sachſens Freundſchaft ſaß ſie kaum feſt auf ſeinem Haupte.

Allein in reißenden Märſchen kam Guſtav von Baiern nach Sachſen, und unaufgehalten bis gen Naumburg, aus welcher Stadt er die Kaiſerlichen trieb, und wo er ſich verſchanzte. Er. hatte nur zwanzig Tauſend Mann, aber auserleſene Krieger. Vorzüglich erwartete er den Zuzug ſächſiſcher Truppen.

Waldſtein hatte den Gedanken geäußert, daß man gegen die Schweden ſogleich eine Schlacht liefern ſolle; allein die Nähe des Winters war es vornehmlich, was ihn davon zurückhielt. Wer die Schlacht jezt verlor, ſchien faſt durchaus verloren, weil er nur nach langen Zügen auf eine Ruheſtätte hoffen konnte.

Abek auf der andern Seite war Waldſtein weit entfernt, einen Angriff von den Schweden zu beſorgen. Den Feldherrn Pappenheim ſandte er mit einem bedeutenden Corps an die Weſer, zunächſt nach Holle, deſſen Schloß von den Schweden belagert wurde. Er glaubte ſeine übrigen Truppen ruhig in die Quartiere vertheilen zu dürfen. doch ſo, daß ſie jeden Augenblick zuſammenſtoßen konnten. Er ſelbſt ging nach Merſeburg, um nahe zum Schuz für Pappenheim zu ſeyn.

Ohne weitere Hülfstruppen beſchloß Guſtav den kaiſerlichen Feldherrn anzugreifen, ehe er Pappenheim zurückrufen konnte. Waldſtein wußte ſogleich, daß die Schweden in Schlachtordnung von Naumburg gen Weißenfels zogen. Ein dreimal wiederholter Kanonendonner von Merſeburg her rief ſeine Regimenter zuſammen. Sein Aſtrolog Seny ſah des Zodiakus Kaltſinn gegen Guſtav Adolf den ganzen gegenwärtigen Monat, den November hindurch. Auch riethen die triftigſten Gründe zur Schlacht. „Wir müſſen jetzt, ſagte der Feldmarſchall Holck zu Waldſtein, auf den König marſchiren, ehe die Sachſen und Lüneburger mit ihm ſich vereinigen. Ihn ſchützt jetzt keine Verſchanzung; er muß im freien Felde ſchlagen. Thun wir es nicht, ſo wird Leipzig, Freiberg, Meiſſen, Kemnitz abgeſchnitten, wir werden von Böheim getrennt. Das ganze Land iſt ſchwediſch geſinnt, der König findet Lebensmittel in Menge, er erhält gute Winterquartiere, und kann gut genährt, hernach das Kriegstheater nach Böheim und in die andern Erbſtaaten verſetzen. Des Kaiſers Koffer ſind leer, die erſchöpften Unterthanen können nicht einmal die letzten Auflagen zahlen, noch viel weniger können ſie neue entrichten. Unſre Alliirten ſind überwältigt, zwei Drittel von Deutſchland ſind verloren, eine Bataille iſt das einzige Mittel, des Kaiſers Parthei neu zu beleben, ſeiner Waffen Ehre wieder herzuſtellen. Durch einen Ruckzug verderben wir alles. Unſre Macht ſteht beiſammen, die Generale leben einverſtändig, die Truppen ſind ſchlachtbegierig. Ohne Schlacht werden wir nicht lange mehr hier ausdauern können. Des Feindes Angriffe, die Kälte, Hunger und Mißvergnügen werden unſer Volk verzingern, der König wird es theilweiſe auftreiben. Ein Sieg hat jetzt den Werth von Deutſchlands Hälfte, und er wird die nehmlichen Folgen haben, welche der Feinde Sieg bei Leipzig im vorigen Jahr hatte. Nie werden wir wieder eine ſo große Armee beiſammen haben. Der größten Wahrſcheinlichkeit nach tragen wir den Sieg davon, hauptſächlich dann, wenn wir den Pappenheim zu uns rufen.“

Friedland zog auf die Ebene bei Lützen und rief Pappenheim auf das eiligſte von Halle zurück.

Auf beiden Seiten der Ebene liefen Gräben. Die Kaiſerlichen vertieften den auf ihrer Seite, und Füſiliere wurden hineingelegt. In vier großen Vierecken ſtand das Fußvolk. Auf beiden Flügeln hielt die Reiterei. Waldſtein hatte auf dem rechten zwiſchen beide Reihen der Reiter noch ein Viereck des Fußvolks geſtellt: für den linken hoffte er die Verſtärkung durch Pappenheim. In finſtrer Nacht wurde die Schlachtordnung ſo geſtellt.

Den Abend vor der Schlacht war Waldſtein auf der Ebene von Lützen angelangt: noch ſpäter kam der König von Schweden, und lagerte ſich ihm gegenüber. In zwei Treffen theilte er ſeine Armee, auf dem rechten Flügel kommandirte er ſelbſt, auf dem linken Bernhard von Weimar. Die ganze Nacht brachte er zu im Geſpräch mit ſeinen Feldherren. Zwanzig Tauſend Mann hielt er hinlänglich gegen die dreizig Tauſend Waldſteins.

Für den Ruhm der beiden größten Feldherren Europa’s waren beide Heere begeiſtert. Sie wollten nun entſcheiden, wer in einem Kampfe auf ebenem Felde bei Nürnberg geſiegt hätte. Die geſpannte Welt ſollte nun wiſſen, welcher Anführer der größere, welches Heer das tapfere ſei; für manche Geiſter ſollte auch entſchieden werden, welcher Gott der mächtigſte, ob der Katholiken, oder der Evangeliſchen Beſchützer.

Selbſt an dem dämmernden Abend hätte Guſtav noch gern geſchlagen, ehe Pappenheim zurückkam. Allein es war ſo unmöglich, als früh am folgenden Tage. Ein dicker Herbſtnebel lag da auf dem Felde: nur die leichten Reiter konnten ſich in demſelben begegnen. Geiſtliche Lieder tönten von den Schweden zum Feinde hinüber, beſonders der Geſang: Eine feſte Burg iſt unſer Gott! Der Nebel verzog ſich gegen Mittag. Das ſchwere Geſchütz donnerte auf beiden Seiten. Wiederum dichter ſenkte ſich der Nebel von neuem auf den Schauplatz der Vernichtung. Endlich bricht die Sonne allmächtig durch, und zugleich funkelt die Wuth aus den Augen beider Heere gegen einander. Gott mit uns! riefen die Schweden: Jeſus Maria! die Kaiſerlichen.

Guſtavs Krieger ſtürzten an den Graben des Feindes: der Füſiliere Feuer, des ſchweren Geſchützes Donner lockte ſie in ein Blutbad, in einen Wald durchbohrender Spieße und Lanzen. Der König ergriff eine Lanze und führte ſeine Krieger ſelbſt von neuem zum Graben. Endlich durchbricht ein Regiment die feindliche Linie. Ungeſtüm drangen die Schweden weiter und eroberten enien Theil der kaiſerlichen Batterie, und richteten die Kanonen derſelben auf die Vierecke des Fußvolks.

Plözlich ſchuf Waldſtein Ordnung. Sein Geſchütz wird wieder erobert, die Schweden werden bis an den Graben zurückgedrängt. Unwiderſtehlich ſtürmt Guſtav mit der Reiterei herbei, zum zweitenmal erobern ſeine Krieger das feindliche Geſchütz, der linke Flügel Waldſteins flieht, und Guſtav eilt, dem ankommenden Pappenheim zu begegnen. Indem er mit einem Reitergeſchwader hinwegflog, zerſchmetterte ein Schuß ſeinen linken Arm, ſtürzten ihn zwei Schüſſe entſeelt zu Boden.

Bernhard von Weimar bekam die traurige Kunde mitten im härteſten Kampfe mit dem Feinde. Der König iſt gefangen! rief er: ihn zu befreien raſeten die Schweden. Sie eroberten die Batterie des rechten Flügels. Tödtlich verwundet ſank Pappenheim auf das Schlachtfeld, und hauchte bald ſeinen Geiſt aus. Mit demſelben ſchwand der Muth der Kaiſerlichen. Umſonſt war Waldſteins Toben: er mußte das Schlachtfeld an Bernhard von Weimar überlaſſen *).

Mehrere Kugeln hatten in der Schlacht Friedlands Mantel durchlöchert, von einer war er leicht beſchädigt; aber ſeine Verachtung des Todes hielt denſelben von ihm entfernt. Düſter und ſtürmiſch wie die Herbſtnacht war ſein Gemüth; ſchweigend kam er um Mitternacht mit einem kleinen Geſchwader nach Leipzig, ein Flüchtling, indem Bernhard von Weimar in Schlachtordnung blieb, und die Erneuerung des Kampfes am folgenden Tage erwartete. Sie war unmöglich für den geſchlagenen Feldherrn; denn ſein ganzes Geſchütz war verloren, ſechs Tauſend ſeiner Krieger lagen todt auf dem

---

*) 1632. Nov. 15.

Schlachtfelde, die Zahl der Schwerverwundeten war groß, einige ſeiner tapferſten Anführer waren geblieben, unter ſeinen zerriſſenen Schaaren galt nichts als die Stimme der Furcht. Dagegen brannten die Schweden vor Wuth, den Tod ihres Königs durch gänzliche Vernichtung des Feindes zu rächen. Anſehnliche Verſtärkung zog ihnen zu. In dem Lande, welches der Schauplatz des Krieges war, fanden ſie Freundſchaft, aber Waldſtein gewiß gänzlichen Untergang durch die Erbitterung der Einwohner, wenn ſein Heer, von neuem geſchwächt, kein Schrecken mehr einflößte.

Er eilte mit ſeinem zerriſſenen Heere nach Böhmen, um in den kaiſerlichen Erbländern ſich eine neue kriegeriſche Macht zu bilden. Vor dem Rathhauſe zu Prag ließ er ein Blutgerüſt errichten, und auf demſelben viele Krieger von jedem Range, welche der Feigheit und Zügelloſigkeit an dem Tage bei Lützen angeklagt wurden, durch den Henker enthaupten. Fürſtlich beſchenkte er zugleich diejenigen, welche ſich durch Tapferkeit und Beſonnenheit in der Schlacht ausgezeichnet hätten. Dem Feldmarſchall Holck ſtellte er frei, aus vier genannten böhmiſchen Herrſchaften, deren jede aus ſechszehn oder achtzehn Dörfern beſtand, ſich eine zum Eigenthum zu wählen. Octavio Piccolomini beſchenkte er mit zehn Tauſend Thaler, und viele Officiere mit Ketten, an welchen ſein Bruſtbild hing, und wovon keine unter drei Tauſend Thaler werth waren.

Das einzige, wodurch der Triumph der Schweden in Trauer verwandelt war, der Tod Guſtav's, verbreitete allein noch Licht über Waldſteins Seele. In ihm hatte er den fürchterlichen Theilhaber bei ſeinem Plane geſehen, auf den Trümmern von Habsburgs Macht eine neue zu ſchaffen. Nun hatte er die Ausſicht, bei demſelben mit keinem Feinde mehr kämpfen zu müſſen. Die Perſon des Königs war ihm weit gefährlicher geweſen, als die ſchwediſche Macht, und deshalb ſagte er die merkwürdigen Worte, daß Guſtav ein gewaltiger Soldat geweſen, wie es aber doch gut ſei, daß er umgekommen; denn zwei Hähne vertrügen ſich nicht auf einem Miſte. Dennoch hielt er ſtets den Gedanken feſt, durch die Schweden den Ruin Oeſterreichs zu befördern, aber ſie alsdann zur Sicherheit ſeiner Herrſchaft in Deutſchland über die Oſtſee zu jagen.

An der Spitze der ſchwediſchen Macht ſtand nach dem Tode Guſtavs der Reichskanzler Oxenſtiern, einer von jenen Geiſtern, welchen bei großen Geſichtspunkten auch der kleinſte Umſtand nicht entgeht, und die eben aus dieſer berechnenden Klugheit die höchſte Kühnheit ſchöpfen. Mit ihm knüpfte Friedland die Unterhandlungen wieder an, die er mit Guſtav gepflogen, und der Reichskanzler ſandte ihm die mit eigener Hand geſchriebene Erklärung, daß er, wenn Waldſtein ſich im Ernſt zum König von Böhmen aufwerfe, ihm helfen wolle, weil er wohl wiſſe, daß eben dieſes der Wille des Königs geweſen ſei. Friedland äußerte bei Empfang dieſes Briefes: „gewiß, das Schreiben hat Hände und Füße, Oxenſtiern muß ein verſtändiger Mann ſeyn; es iſt aber noch nicht Zeit; wann die Zeit vorhanden ſeyn wird, will ich alles thun."

Durch dieſes Verweiſen auf die Zeit erregte er bei den

Schweden den Argwohn, daß er es nicht redlich meine. Graf Terzky beſchwor das Gegentheil; nur glaube der Herzog den Nativitätſtellern ſo viel, die Sterngucker ſprächen ihm ſo viel vor, welch ein großer Herr er werden ſolle, wie alles geſchehen werde, wenn die Zeit komme.

Alles eignete ſich ſonſt im Anfang des Jahrs 1633 dazu, Waldſteins Abſichten zu unterſtützen. Von den zerſtreuten ſchwediſchen Heeren ſtand eines in Schleſien, unter dem Grafen von Thurn, der in alle Geheimniſſe des Herzogs eingeweiht war, und brannte, ſich an Habsburg zu rächen. Das ſächſiſche Heer in Schleſien wurde von dem Feldmarſchall von Arnheim und dem Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg angeführt; und beide Feldherren waren in freundſchaftlicher Verbindung mit Friedland. Dieſer ſelbſt hatte ſchnell wieder eine große Heeresmacht zuſammenzubringen gewußt. Bauern, die als Rebellen und Ketzer vom Kaiſer waren geächtet werden, hatte er zu ſeinen Fahnen gerufen; aus geweihten Glocken hatte er ſich neues Geſchütz gegoſſen.

Mit der glänzendſten Pracht, die jeden Aufzug des Kaiſers überſtralte, zog er aus Prag ins Feld *). Die ſchönſte Maienſonne lachte am Morgen; aber ſo wie er weiter zog, wölkte ſich der Himmel; der Wind heulte, Regengüſſe ſtürzten herab, jeden Augenblick waren die Wagen in Gefahr umgeworfen zu werden. Die Stadt Brandeis wurde mit Mühe erreicht. Ein nächtliches Feuer ergriff mehrere Häuſer derſelben, und verzehrte einen Theil des Feldgepäckes. Friedlands Gemüth wäre

---

*) 1633. Mai 33.

leicht durch dieſe böſen Vorzeichen geſchreckt; allein die Sterngucker verſcheuchten durch eine höhere Erklärung die Wolken.

Seine Macht war ſo groß, daß er Schleſien raſch vom Feinde hätte reinigen können, und er zog auch dem vereinten Heere der Sachſen, Brandenburger und Schweden bei Nimptſch nahe unter die Augen. In Schlachtordnung bewegten ſich beide Mächte gegen einander; ſchon ſind die Gemüther, die Arme zum Kampf auf beiden Seiten bereit, und plötzlich reitet Graf Terzky mit einem Trompeter aus Waldſteins Lager und fordert zu Unterhandlungen auf. Sie fanden Statt zwiſchen den Anführern der Heere Wiederherſtellung der böhmiſchen Freiheit, Begünſtigung der Proteſtanten, Vernichtung der Jeſuiten waren Bedingungen, durch welche Friedland die Ausſicht auf einen allgemeinen Frieden ſehr reitzend machte; aber wenn Schweden nur eine Geldentſchädigung, Sachſen und Brandenburg nichts erhalten ſollten, indem Waldſtein für ſich Böhmen und Mähren, und aus Rache gegen Maximilian von Baiern das Land ob der Ens verlangte: ſo war durchaus kein Gleichgewicht in den Bedingungen. Mehr aber als dieſer Umſtand, ſchadete der Verhandlung, daß Friedland nicht verbergen konnte, wie er wünſchte, mit den Sachſen vereint, die Schweden aus dem Reich zu jagen. Sowohl Arnheim, als der Herzog von Lauenburg äußerten, daß dies nicht treulich gehandelt, ſondern ein Schelmenſtück ſeyn würde.

Offenbar ging Waldſteins Abſicht dahin, Sachſen und Brandenburg wider Habsburg und die ſchwediſche Macht als Mittel zu brauchen. Unentſchloſſen blieb er jetzt nur, ob er den Streich zuerſt auf die letzte, oder jenes richten ſollte. Auf jeden Fall wollte er ſich auf ſeine Verhandlungen mit den Feinden ſo ſtellen, daß ſie ihm auch im Felde Vortheil brächten, und dem kaiſerlichen Hofe ſo dargeſtellt werden könnten, als wären ſie einzig eingeleitet worden, zum Vortheil deſſelben, den Feind zu betrügen. Indem ſeine verrätheriſchen Verhandlungen ſchon viele Perſonen umſpannen, und ſich ſelbſt an den franzöſiſchen Hof erſtreckten, blieb er in dem Mittelpunkt derſelben ein geheimnißvolles Weſen. Das europäiſche Syſtem wollte er anwenden, um Habsburg zu Grunde zu richten; aber es ſollte bis zum letzten Augenblick der Ausführung unentſchieden bleiben, ob er es nicht zur herrlichſten Erhebung jenes Hauſes habe brauchen wollen.

Glänzende Thaten erwartete der Kaiſer von ſeiner großen Armada unter Friedland, und ſchon war der Herbſt gekommen, ohne daß Kunde von einem bedeutenden Siege anlangten. Gleichſam nur neckend führte der Herzog den Krieg. Mit dem verbündeten Feinde in Schleſien, pflegte er zu ſagen, kann ich ſpielen, wie die Katze mit der Maus. Bei Steinau umzingelte er ein Corps Schweden unter dem Grafen von Thurn, und nahm es gefangen. Den erſten Urheber der Rebellion in Böhmen ſah man zu Wien ſchon voll Freude auf dem Blutgerüſte. Friedland gab ihm die Freiheit, und auf alle Vorwürfe deshalb, die Antwort: „Was ſoll ich mit unſinnigen Menſchen anfangen? Wollte Gott, die Schweden hätten keinen beſſern General, als den Thurn. Er wird beim Feinde uns größern Nutzen ſchaffen, als hier im Gefängniße.“

Einen gewaltigen Riß in Friedlands hinterliſtige Plane machten die Siege Bernhards von Weimar, welche ihn im Spätherbſt bis an die Donau brachten. Die Feſtung Paſſau ward von ihm bedroht. War ſie gefallen: ſo lagerte ſich die Gefahr drückend auf die öſterreichiſchen Erbländer.

Auf die dringendſten Bitten und Befehle des Kaiſers, Paſſau zu decken, bewegte ſich Waldſtein langſam aus Böhmen nach der Oberpfalz. Wenigſtens die Winterquartiere ſollte er in der Nähe des furchtbaren Feindes halten; allein er brach plötzlich wieder auf und ging nach Böhmen zurück. Maximilian und Baiern ſollten dem Feinde preisgegeben werden.

Der vornehmſte Grund dieſes Rückzuges lag aber in der Entdeckung Waldſteins, daß man ihn ſchon am kaiſerlichen Hofe als einen Verräther betrachte, ſich wenigſtens nicht mehr ſicher glaube, wenn die ganze bewaffnete Macht des habsburgiſchen Hauſes in ſeinen Händen ruhte. Als Generaliſſimus von Oeſterreich und Spanien konnte er, ſeinem Vertrage gemäß, fordern, daß jedes Heer des habsburgiſchen Hauſes unter ſeinem Befehl ſtehen ſollte. Dieſe Schwierigkeit hoffte man zu umgehn, wenn man dem ſpaniſchen Heere, welches aus Italien nach Deutſchland zu ziehn beſtimmt war, den Bruder des Königs von Spanien, den Cardinal Infanten, Don Fernando, zum Anführer gab. Sein hoher Rang ſollte es entſchuldigen, wenn er dem Generaliſſimus nicht untergeordnet wurde; allein der Vertrag mit dieſem war dennoch von Seiten des Hofes gebrochen.

Vergebens beſchwerte ſich Friedland darüber, vergebens erbot er ſich, ein zweites Heer aufzuſtellen, welches mächtiger ſei, als das ſpaniſche, damit es dem Kaiſer an keinen Armaden fehle. Der Herzog von Feria, als Vorläufer des Infanten, erſchien mit zehn Tauſend Mann auf deutſchem Boden.

Es läßt ſich kaum bezweifeln, daß Waldſtein auch ohne dieſen Bruch des Vertrages durch das Haus Habsburg früher oder ſpäter zum Verräther gegen daſſelbe geworden wäre; aber noch konnte er jeden Schritt, welchen er gethan hatte, als für das Kaiſerhaus gethan beſchreiben; er brauchte ſelbſt nicht einmal einzuräumen, daß er wirklich geſpielt habe mit der Idee des Verrathes.

Durch Böhmen und Mähren vertheilte er ſeine Krieger alſo, daß er ſich kaum regen durfte, um dieſe Länder dem Kaiſer zu entreißen; ein Wink von ihm reichte dazu hin. Oeſterreich hatte er auf gleiche Weiſe gefeſſelt; das nicht beſetzte Unteröſterreich hielt er umklammert. Zu Pilſen hatte er ſeinen Standort; zwei Tauſend Küraſſierer und ein Regiment Fußvolk, die tapferſten und ihm treueſten Krieger ſeines Heeres machten eine Wagenburg um ſeine geheiligte Perſon. Er ſchien der Herrſcher, und Ferdinand zu Wien ein entthronter Monarch im Gefängniß.

Alle Befehle des Kaiſers an den Herzog zweckten freilich dahin ab, ſich aus dieſer bangen Lage zu reißen; allein der Feldherr gehorchte keinem derſelben. In Oberöſterreich führte der Oberſt Suys den Oberbefehl, und gehorchte der kaiſerlichen Weiſung, daß er gegen den Feind nach Paſſau vorrücken ſollte. Sogleich drohte Waldſtein, ihm den Kopf abſchlagen zu laſſen, wenn er nicht nach Oeſterreich zurückginge. Suys gehorchte, und der Feldherr ſchrieb ihm, wie es ihm zum beſondern Gefallen gereiche, daß er ſeine Befehle beſſer beobachtet habe, als die Kaiſerlichen.

Nun auf den gefahrvollen Scheideweg geſtellt, der Dankbarkeit des Kaiſers gegen ihn, dem Vertrauen gegen ihn, welches derſelbe noch nicht ganz in ſeiner Bruſt erſtickt hatte, ſich wehrlos hinzugeben, oder mit Gewalt als Verräther und Feind gegen das öſterreichiſche Haus aufzutreten, konnte Friedland nur dies letzte ergreifen. Die Größe, welche ihm die Sterne verhießen, konnte ſein Glaube nicht aufopfern, noch weniger ſeine Bruſt die Labung der Rache, ſein Argwohn den gänzlichen Zweifel an der Freundſchaft des Kaiſers, wenn er nicht mehr gefürchtet wurde.

Unter ſeinen Feldherren war die Seele ſeines Schwagers, des Grafen Trzky, ihm ganz verpfändet; aber er konnte wenig auf deſſen Klugheit bauen, da die alte Frau Trzky geſtorben war, bei deren Tode der Graf Thurn ausrief: „nun geht das ganze Trzkyſche Haus zu Grunde.“ Ein Anverwandter Trzky's, der Graf Kynsky, von Oeſterreich der Religion wegen verfolgt, war mit glühendem Haſſe wider daſſelbe zur Verſchwörung bereit. Zwei rohe Gemüther unter den Anführern des Heeres hatte der Herzog auf eine niedrige Weiſe gewonnen. Den Feldmarſchall Illo bewog er, um den Grafentitel in Wien nachzuſuchen, und verſprach ſein Geſuch zu unterſtützen. Allein er ſelbſt hintertrieb es, und der betrogene Illo ſchwor mit ihm ewigen Haß gegen Habsburg. Durch erdichtete Briefe belog er den Croatengeneral Iſolani, daß der Hof ihm das Commando nehmen wolle, und die dadurch wankende Treue des liederlichen Kriegers verführten gänzlich reiche Geſchenke. Auf den General der Reiterei, den tapfern, ſchlauen Ottavio Piccolomini, ſetzte Friedland das höchſte Vertrauen; denn die Sterne ſagten, daß ihre Seelen verbunden wären. Gegen ihn ergoß er den heißen Strom von Rachſucht und Ehrgeiz, der in ſeiner Bruſt tobte, ſchilderte er mit glühenden Farben den Ruin Habsburgs. „Am kaiſerlichen Hofe, ſprach er, herrſcht nichts als Undank, und gegen die Soldaten verfährt man mit aller erſinnlichen Tyrannei. Man iſt dort ganz allein auf ihren Untergang bedacht, die Bezahlung kommt ihnen nicht in Sinn. Ich für meine Perſon werde auf alle Art mortificirt, und ich muß abermals in Sorgen ſtehen, mit Verachtung abgedankt zu werden. Um keine zweite Verkleinerung meiner Ehre und Reputation ertragen zu müſſen, bin ich entſchloſſen, mein Heil und Glück zu verſuchen. Ich will mit den vornehmſten, aus der ganzen Armee auserwählteſten Truppen zu den Feinden übergehen, und mit verbundener Macht die öſterreichiſchen Erbländer ſo lange bekriegen, bis ich ſie und des Kaiſers eigene Perſon in meine Gewalt bringe, bis ich das ganze Haus Oeſterreich nicht allein in Deutſchland, ſondern überall, wohin ſich ſeine Monarchie erſtreckt, völlig mit der Wurzel vertilge und ausrotte.“

Piccolomini machte leiſe Einwürfe, wie die Ausführung eines ſolchen Planes ihm ein ſchweres Werk ſcheine. Aber Friedland entgegnete: „in wichtigen Sachen iſt nur der Anfang ſchwer, und in Anſchlägen, wobei es ganz auf gutem Wagen beruht, wo nichts als der Verzug die Gefahr vergrößert, ſind ſolche Diffikultäten gar nicht in Anſchlag zu bringen, und meine Sachen ſind nunmehr dahin gediehen, daß ich mich dem Glück nothwendig vertrauen muß. Die himmliſchen Wahrzeichen fordern mich zur Erhöhung meines Standes auf, und ich will dieſe erwünſchte Gelegenheit benutzen, ſollte ich auch nur allein Tauſend Pferde zur Unterſtützung haben.“

Als Piccolomini merkte, wie tief ſich dieſe Gedanken in Waldſteins Seele geſenkt hatten, und wie wenig dieſer Geiſt von ihnen laſſen werde, hüllte er ſich in Schweigen oder Verſtellung. Er ſelbſt ſparte keine Klagen wider den Hof des Kaiſers.

Graf Trzky warnte den Herzog von Friedland vor Ottavio Piccolomini, der ein Fremdling, ein Gemüth voll Mißgunſt über ſeine Größe ſei, und gewiß Verräther werde. Aber Waldſtein erwiederte: „in der Nativität des Piccolomini habe ich Uebereinſtimmung unſrer Schutzengel gefunden, ſeine Konſtellation iſt genau die meinige, aus dieſer Urſache kann mich der Graf nicht hintergehen.“

Inzwiſchen ward es dem Kaiſer ſchwer, den vielen Zeichen von Verrath, welchen Waldſtein ſchmiedete, Glauben zu ſchenken. Seine Räthe ſprachen für und wider die Wahrſcheinlichkeit, daß der Generaliſſimus von Habsburgs abfallen werde. Ihn zu ergründen, ſandte man in ſein Lager den ſchlaueſten Mann, den Beichtvater der Königin von Ungern, Diego Quiroga, einen Kapuziner. Waldſtein hatte ihn ehmals mit Vertraulichkeit behandelt; aber von ihr waren jetzt wenige Spuren, wiewol er ihn mit ausgezeichneter Höflichkeit aufnahm. Quiroga brauchte zum Vorwand ſeiner Sendung, daß er den Feldherrn bewegen wollte, dem Verlangen der Spanier gemäß doch ſechs Tauſend Pferde zur Verſtärkung des Kardinal Infanten abzuordnen. Aber ſelbſt auf dieſes Geſuch konnte er nichts als zweifelhaften Beſcheid erhalten, und alle ſeine liſtigen Fragen waren von keinem Erfolge. Es blieb ihm unmöglich, auf den Grund der Gerüchte von einem Verſchwörungsplane wider den kaiſerlichen Hof zu kommen, bis er durch Geiſtliche, die mit Waldſteins Freunden in Verbindung lebten, erfuhr, welche Anſchläge der Feldherr mit Trzky und Illo berathe, welche Eröffnungen er gegen Ottavio Piccolomini gemacht habe.

Auf der Rückreiſe, um ſeine Entdeckung in Wien mitzutheilen, ſtieß der Kapuziner auf den Grafen Maximilian von Waldſtein, und meldete demſelben: „Sein Vetter der Herzog gefalle ihm weder an Geſundheit des Leibes noch des Gemüthes, werde allem Anſehn nach nicht lange mehr leben; doch könne er mit ſeinem böſen Vorhaben alles in Verwirrung bringen, und den ganzen Ruin des Erzhauſes bewirken. Er bat den Grafen, nach Möglichkeit den Feldherrn davon abzuhalten, daß ſeine ſo anſehnlichen dem Erzhauſe treuerzeigten Dienſte, ſein erworbener Ruhm und hochgebrachter Stand nicht auf einmal verdunkelt und zu Grunde geſtoßen werden.“

Ferdinand hatte Maximilian von Waldſtein abgeſchickt, um durch die Stimme des Blutes auf den Generaliſſimus zu wirken, und ihm ſagen zu laſſen, daß noch kein Argwohn in ſeiner Seele Wurzel gefaßt, noch nichts ſein Herz von ihm abwendig gemacht habe, daß er ihm vor allen verpflichtet ſei, und nichts mehr wünſche, als die fortdauernde Ueberzeugung von des Herzogs guten Dienſten. Wie Maximilian im Lager anlangte, ließ ihn ſein Oheim ſogleich rufen und ergoß ſich gegen ihn mit alter Vertraulichkeit, aber mit den bitterſten Klagen wider den Kaiſer und ſeine Umgebung. Der Graf ſuchte den Hof zu vertheidigen, und der Feldherr zog ein herbes, finſteres Geſicht, und ließ jede Mittheilung des Vertrauens aufhören. Nur die rohen Genoſſen Terzky und Illo wollten Maximilian, doch vergeblich, durch Vorſtellungen, Bitten und Drohungen in die Verſchwörung ziehn.

Indeß wankte Ferdinand in ſeinem Unglauben an Waldſteins verrätheriſche Abſichten erſt bei den Berichten ſeines vertrauten Geheimenraths, des Grafen von Trautmannsdorf. Dieſer lebte einige Zeit auf ſeinem Landgut in der Nähe von Pilſen, und beobachtete in der Stille, ohne des Herzogs Argwohn zu erregen, deſſen Wandel und Thun. Auf der Rückreiſe nach Wien empfing er einen Beſuch von Waldſtein, der ihm ſagte, wie viel mehr er von ihm halte, als dem Fürſten von Eggenberg, und ihm vertrauen müſſe, daß er ſich mit nicht Wenigerm begnügen wollte, als mit der Ober- und Unter-Lauſitz, der Neumark, den Herzogthümern Glogau und Sagan, welche der Kaiſer ſammt dem Herzogthum Friedland von der Erbunterthänigkeit frei machen, und dem oberſächſiſchen Kreiſe einverleiben müßte. Trautmannsdorf ſchwieg auf dieſe

Aeußerungen, und ſchilderte nach ſeiner Ankunft in Wien dem Hofe die ganze Gefahr.

Waldſtein wurde immer wilder durch die Entdeckung, daß ihn der Kaiſer mit Kundſchaftern umringte, die den Ton alter Vertraulichkeit anſtimmten, und legte ſeinen Unmuth ſo offenbar, daß er alle Rückſicht auf die öſterreichiſche Regierung aufgab. Er nannte ihr die Officiere nicht mehr, die er zu Generalen befördert wiſſen wollte, ſondern machte dieſe ſelbſt, ohne die Genehmigung des Hofes zu verlangen. Seinen vertrauten Trzky ernannte er zum General der Kavalerie, und gab unter ſeinen Befehl fünf Regimenter Küraſſiere, zwei zu Fuß und ein Dragonerregiment, auf welche er vorzüglich vertraute.

Nichts that ihm weher bei ſeinem Beginnen, als daß ſein vertrauter tapfrer Gefährte, der Feldmarſchall Holck geſtorben war. Nun mußte alles in die plumpen Hände eines Trzky, eines Illo gegeben werden. Wiewohl ihm die Sterne Vertrauen gegen Ottavio Piccolomini geboten, merkte er doch, daß vorſichtige Klugheit bei demſelben zu ſehr überwiege, als daß er zu raſchen Wagniſſen gebraucht werden könnte.

Ohne Vorwiſſen des Kaiſers hatte der Feldherr ſämmtliche Befehlshaber in ſeinem Heer nach Pilſen beſchieden, und die meiſten erſchienen. Am eilften Jänner 1634 waren ſie zum erſtenmal verſammelt. Der Herzog ſelbſt kam nicht in die Verſammlung: durch Illo ließ er ihr die letzten Forderungen des kaiſerlichen Hofes und Kriegsraths vorlegen, und ſie fragen: ob möglich, die Winterquartiere außer den Erbländern zu nehmen? Ob möglich geweſen, die Stadt Regensburg bei damaliger

Winterzeit wieder zu erobern? Ob thunlich und rathſam, ſechs Tauſend Pferde von der Armada wegzulaſſen? Einſtimmig war die Antwort, daß weder das eine noch das andre thunlich und rathſam und ſonſt der Ruin der Armada gewiß ſeyn würde. Illo berichtete dieſen Erfolg dem Feldherrn, und kam mit ſcheinbarer Beſtürzung zurück zu der Verſammlung. Mit der lateiniſchen Formel, daß unrecht ſei, Undankbaren zu dienen, begann er. Die Oberſten ſollten aus ſolchem Zumuthen abnehmen, wie von dem kaiſerlichen Hofe unmögliche Dinge dem Generaliſſimus aufgebürdet würden. Wenn er nicht ſogleich gehorche, verfolge man ihn, wie dann die Spaniſchen ihm allbereit mit Gift hätten beikommen wollen. Die kaiſerlichen Miniſter und Räthe hätten ſie auf ihre Seite gebracht, und trachteten mit allen Kräften dahin, den König von Ungern in das Feld zu befördern, ihn nachmals herumzuführen nach Gefallen, und die völlige Diſpoſition der Waffen unter ſich zu bringen. Durch welches ſie nichts anders vorhätten, als die Grundfeſte ihrer Monarchie in dieſen Ländern zu errichten, die deutſche Freiheit aufzuheben und das heilige römiſche Reich wider die alten Privilegien erblich zu machen. Darum wollten ſie den Herzog von Friedland entnerven, darum wäre unter ſcheinbarem Vorwande befohlen, den größern Theil der Armada nach Baiern zu führen, ungeachtet der vorhandenen harten Winterzeit, und wiewohl wiſſentlich, wie hart und übel jener Churfürſt den Soldat zu behandeln pflege. In den kaiſerlichen Erblanden ſei weder Geld noch Volk zu bekommen, der Kaiſer ſelbſt ſei nur ein Raub der Jeſuiten, welche durch ihren gewöhnlichen Betrug unter dem Schein der Religion alles Geld verſchluckten. Mit ihnen plünderten die kaiſerlichen Miniſter die Länder, die für den Soldaten angewieſen wären, und verſchwendeten für ihren Hoffarth den ſauren Schweiß der armen Soldaten. Wohin dieſe kämen, Quartiere zu begehren, da thäte man nicht anders, als wenn ſie Türken, Teufel oder Tatarn wären. Dadurch ſähe der Herzog von Friedland ſeine Ehre ſehr gefährdet, die er mit ſeinem acht und zwanzigjährigen Kriegsdienſt erobert hätte; dadurch werde ihm unmöglich, den Kriegsknechten zu halten, was er ihnen vielmals verſprochen. So wolle er die Armada verlaſſen und ſeiner Geſundheit warten, ehe er mit Schimpf und Schande von neuem verſtoßen werde. Doch wolle er hierüber der Oberſten Wohlmeinen und treuherziges Mitleid vernehmen.

Illo fügte dann hinzu, daß ſie bedenken ſollten, was ihnen von des Herzogs Abzug für Gefahr und Schaden zuſtände. Ihre Regimenter und Kompagnien hätten ſie meiſtentheils auf ſein Zuſprechen aus eigenem Säckel errichtet, und ſie würden, von ihm verlaſſen, nichts ſeyn, als ruinirte Kavaliere. Weshalb der beſte Rath ſei, den General mit allem Fleiße anzuhalten, daß er den Befehl fortführe.

Ein allgemeines Geſchrei erhob ſich, daß der Herzog bei ihnen verharren müſſe, und deshalb geſchah an ihn eine Abordnung; allein er wankte nicht in ſeiner Verſtellung. Einer zweiten Geſandtſchaft, die noch dringender flehte, ergab er ſich endlich wie erweicht, und verſprach zu bleiben, nur um zu ſehen, welcher Unterhalt, welche Bezahlung der Armada würde, Als die Abgeordneten dieſen Entſchluß der Verſammlung überbracht hatten, nahm Illo wieder das Wort. Der Feldherr werde ſich ohne ausdrückliches Vorwiſſen der Generale und Oberſten nicht von der Armada wegbegeben; aber verlange dagegen, daß ſie ſich ſämmtlich und ein jeder inſonderheit ſtatt eines körperlichen Eides verpflichten ſollten, getreu bei ihm auszuhalten; ſich nicht von ihm trennen oder trennen zu laſſen; nach Möglichkeit zu befördern, was ihm und der Armada fromme, und Alles für ihn bis zu dem letzten Blutstropfen ungeſpart aufzuopfern.

Der Rittmeiſter Neumann, welcher die Schreiberdienſte bei Waldſtein verſah, las eine Urkunde vor, die in dieſem Geiſt abgefaßt war, und den Generalen und Oberſten zur Unterſchrift vorgelegt werden ſollte. Sie brauchten dieſelbe nicht wegen ihrer Treue gegen den Kaiſer zu verweigern; denn ihre Gelübde gegen Friedland wurden in dieſer Schrift beſchränkt durch die Klauſel, daß ſie gültig ſeyn ſollten, ſo lange der Herzog im Dienſt der kaiſerlichen Majeſtät verbleiben und ſie zu dieſem Dienſt brauchen würde.

Illo führte darauf alle zu einem glänzenden Bankett. Nachdem in Wein geſchwelgt war, ging die Urkunde zur Unterſchrift umher. Viele unterzeichneten, ohne ſie durchzuleſen; bis einige entdeckten, daß eben jene Klauſel in ihr ausgelaſſen ſei, und die Unterzeichnung verweigerten. Illo wollte ſie mit freundlicher Rede dazu bewegen: an etlichen Worten ſei nicht viel gelegen, und des kaiſerlichen Dienſtes ſei ja doch im Eingange gedacht. Als die Weigerung fortdauerte, zog Trzka das Schwert und ſchimpfte alle die meineidige Schelme, die es nicht mit Friedland halten wollten. In einem Augenblicke entblößten alle, die unterſchrieben hatten, auch ihre Degen, und keine Unterſchrift ward mehr verweigert. Octavio Piccolomini vergaß im Rauſch die Verſtellung. Er griff mit der Linken einen großen Becher, und in der Rechten den blanken Degen, trank er den Gäſten die Geſundheit des Kaiſers zu. Weil die Ueberladung ſeines Magens in dem Augenblicke hervorbrach, hielt man zu ſeinem Glück dieſe Geſundheit für Spott.

Friedland war über die Weigerung einiger Oberſten, unbedingt zu unterſchreiben, ſehr ergrimmt, und ließ am folgenden Tage die ganze Verſammlung zu ſich rufen. Er ſprach über die Forderungen des kaiſerlichen Hofes mit dem ſchmachvollſten Ausdruck. Wenn ein Schülerjunge dergleichen begehrte, ſo wäre er werth, daß man ihn mit Ruthen ſtreiche. Er wolle ſich deshalb zurückziehn und ſeiner Geſundheit abwarten. Es wären ja etliche Befehlshaber, die allerlei Reden und Gedanken machten, dieſelben mögten dem Werk beſſer nachſinnen; er wolle ſich lieber todt, wie alſo beim Leben ſehen.

Die Oberſten traten darauf im Vorzimmer zuſammen und kehrten zurück mit dem Erſuchen: er wolle dasjenige, was den vorigen Tag von etlichen wenigen beim Trunk vorgegangen, nicht ſo hoch beherzigen, da ſie jetzt in der Nüchternheit des einhelligen Willens wären, die Schrift zu unterſchreiben.

Dennoch blieb Waldſtein dem Scheine nach unerſchüttert. Es ſei ſchon zu weit, entgegnete er, mit den Verfolgungen ſeiner Neider gekommen. Ohne männliche Kinder, brauche er keine größere Hoheit; er trachte nicht nach höherm Ruhme. Um des Kaiſers willen habe er alles gethan, das Generalat wieder angenommen, durch viele Strapazen in des Kaiſers Dienſt wäre ſein Leib ſchier zu einem dürren Gerippe geworden. Ihn verlange ſehr, den Herren ſeine Zuneigung darthun, ſein Verſprechen erfüllen zu können, und hoffe, daß ihnen von den kaiſerlichen Miniſtern Genugthuung verſchafft werde.

Die Befehlshaber beſchworen ihn von neuem, daß er bei ihnen bleiben möge, und gelobten ihm Anhänglichkeit bis in den Tod. Schmerzlich und halbweigernd ſchien er endlich anzunehmen, was ſein Inneres glühend wünſchte. Illo brachte drei neue Abſchriften der Urkunden, weil im Weinrauſch oder mit Abſicht viele Namen unleſerlich geſchrieben waren, und alle drei wurden von zwei und vierzig Befehlshabern bei verſchloßnen Thüren unterzeichnet. Der älteſte General des Fußvolks, der Reiterei und der Anführer der Kroaten erhielten jeder ein Exemplar mit den Unterſchriften.

Noch fehlte es der Verſchwörung an reifer Kraft, weil der Generallieutenant Gallas, und die Feldmarſchälle Altringer und Koloredo ſich nicht zu Pilſen, eingefunden hatten. Auf dem Wege dahin war Attringer mit verſtellter Krankheit zu Frauenberg geblieben. Ottavio Piccolomini erbot ſich, zu ihm zu eilen, und ihn unter die Verſchwornen zu ziehn. Waldſtein vertraute den Sternen und ihm. Altringer erfuhr durch Ottavio die Verſchwörung, flog nach Wien, ſie dem Kaiſer zu offenbaren. Piccolomini übernahm auf Friedlands Geheiß den Oberbefehl im Lande ob der Ens. Darin lag vorzüglich Hoffnung, das

Haus Oeſterreich zu retten: denn ſeine Treue bewahrte dem Kaiſer die Päſſe, durch welche Rettung aus Italien kommen konnte, indem alle übrigen Wege, auf welchen noch Hülfe hätte nahen können, ſchon von den Schweden und ihren Bundesgenoſſen beſetzt waren.

Mit den Schweden die Verhandlungen wieder anzuknüpfen, war für Friedland in dieſer Lage ſo heilſam, als ſchwierig. Axel Oxenſtiern, mit ſeinem geſunden, klaren Sinn, mußte ihn für einen hinterliſtigen Lügner halten. Er begriff weder ſeine ſich durchkreuzenden Plane, noch den Einfluß der Geſtirne auf ſeine Entſchließungen. Nur wenn Friedland in offenbarer Rebellion gegen den Kaiſer aufſtand, wollte er ihn unterſtützen. Dieſe Vorſicht hatte er dem Herzog Bernhard von Weimar eingeſchärft; von ihr wich er auch jetzt nicht gegen Waldſteins Unterhändler.

Nun im Gedränge der Boten, welche Bernhard zur Unterſtützung riefen, und ihm den Ausbruch der Verſchwörung als ſehr nahe verkündeten, nahte er vorſichtig den böhmiſchen Gränzen. Unter Arnheim zogen die Sachſen zur Unterſtützung der Verſchwörung heran. Friedland hoffte, die Schweden und Sachſen würden ſchnell ſo weit vordringen, daß er am vier und zwanzigſten Februar ſchon zu Prag den Thron beſteigen könne.

In düſtrer Nacht war Altringen nach Wien gekommen, und vor den aufgeweckten Kaiſer geführt. Im geheimſten Rath am frühen Morgen wurde der Verrath Friedlands als unbezweifelt erkannt.

Es erging Befehl an die treuen Befehlshaber, den Herzog nebſt Illo und Terzky zu verhaften, und wenn dies nicht möglich, ihn todt zu liefern. An Gallas wurde das Patent der Abſetzung Friedlands geſchickt, und der Oberbefehl vorläufig gegeben.

Dieſe Befehle, dies Patent, mußten noch das ſtrengſte Geheimniß bleiben. Der geringſte Argwohn Waldſteins von ihrem Daſeyn wäre Verderben derer geweſen, welche ſie empfingen.

Alle, die dem Kaiſer treu waren, wünſchten ſich weg aus der Nähe des furchtbaren Verräthers. Altringen war auf ſein geheucheltes Krankenlager nach Frauenberg zurückgekehrt: Gallas, der endlich nach Pilſen gekommen, erbot ſich, ihn herzulocken. Gern ward er entlaſſen. Mit Altringen zog er ſo viel Krieger als möglich auf des Kaiſers Seite, und begab ſich nach Linz. Piccolomini, welcher nach Pilſen zurückgekehrt war, um keinen Argwohn zu erregen, zeigte noch Hoffnung, beide zurückzubringen, und mit herzlichem Vertrauen entließ ihn Friedland.

Als dieſer des Betrugs gewahr wurde, als die Anhänglichkeit ſeiner Krieger ihm ſtets ſchwankender erſchien, wollte er nach Prag eilen, um den Thron noch zu beſteigen. Wohl hatte ihm ein Sterndeuter geſagt, daß dann großes Unglück über ihn kommen werde. Ich ſterbe dann doch als König, war ſeine Antwort, preiſt ihr den großen Julius nicht glücklich, daß er vor ſeiner Ermordung Cäſar geweſen?

Es kam aber die Nachricht, daß ſich der Oberſt Suys im Namen des Kaiſers der Hauptſtadt bemächtigt habe, daß alle umliegenden Regimenter ſich für den Hof erklärt hätten. Durch ein öffentliches Mandat war Friedland für einen Verräther erklärt worden. So ſchnell und ſo groß war ſchon die Wirkung deſſelben.

Mit vierhundert Tauſend baaren Dukaten in Eurer Truhe, ſagte ihm jemand, geht ſicher an den Hof, und ſagt, alles ſei ein Verſuch geweſen, die Treuen und die Verräther in der Armee kennen zu lernen, und Ihr ſeyd wieder der alte Friedland. Der Vorſchlag ſcheint gut, erwiederte er; aber der Teufel traue.

Schon nahten die treuen Regimenter unter Piccolomini, Gallas und Altringer; wie ein Verpeſteter wurde Waldſtein geflohn. Er ſah bald eine ſchreckliche Oede um ſich, nur ſeine Vertrauteſten blieben ihm nahe.

Zwei Tage vor jenem, den er zur Krönung in Prag beſtimmt hatte, begab er ſich eiligſt von Pilſen nach Eger. Mehr ein militäriſches Gefolge, als eine kriegeriſche Macht, war ſeine Begleitung. Zu ſeinem Verderben war bei derſelben das Dragonerregiment des Oberſten Buttler.

Dieſer war von Gallas gewonnen, und kannte des Kaiſers geheime Befehle. Kaum angelangt in Eger, ging er auf die Citadelle zu den beiden Schotten, Gordon und Leßlie, welche daſelbſt den Befehl führten. Als Irländer war er faſt ihr Landsmann. Allen dreien hatte Friedland große Wohlthaten erwieſen, beſonders war Gordon ſchnell durch ihn vom Gemeinen zum Oberſten erhoben.

Um vier Uhr des Nachmittags war Waldſtein angekommen: ſchon vor Mitternacht beredete ſich Buttler mit Leßlie über ſeinen Untergang. Die Schweden waren nahe; Eger ſollte ihnen eingeräumt werden. Jede Maaßregel gegen Friedland mußte ſchleunigſt ergriffen werden. In derſelben Nacht beſtürmten Buttler und Leßlie Gordons Dankbarkeit gegen ſeinen Feldherrn. Mit gezogenen Schwertern, knieend beſchworen alle drei den Bund zu Friedlands und ſeiner Mitgenoſſen Verderben.

Am folgenden Tage verſuchte Illo alle Vorſtellungen, um die drei Verſchwornen beſtimmt für den Herzog zu gewinnen. Sie forderten auf einen Tag Bedenkzeit. Doch auf den Abend lud Gordon die Grafen Kinsky und Trzky, den Feldmarſchall Illo und den Oberſten Neumann zu einem Mahl auf die Citadelle, und man nahm die Einladung an, in Hoffnung, ſich traulich zu berathen.

Unmittelbar vor dem Mahl zogen die drei Verſchwornen noch einige Officiere an ſich, unter welchen der Oberſtwachtmeiſter Robert Geraldin, und der Hauptmann Walther Devereux am bekannteſten geworden.

Die Gäſte wurden lauter und fröhlicher, jemehr ſie ſich in Schmähungen gegen Oeſterreich ergoſſen; ſie dürſteten nach dem Blute der Habsburger. Unterdeß ſchlich Geraldin mit dreißig Dragonern, ſämmtlich Irländern, in die Citadelle: ſie kamen truppweiſe. Die Diener der Gäſte wurden gegen Ende des Mahls entfernt in ein abgelegenes Zimmer. Dragoner bewachten ſie; alle Zugänge zum Speiſeſaale waren beſetzt.

Das Zeichen wird durch Leßlie gegeben; und Geraldin tritt mit ſechs Dragonern aus einem Nebenzimmer. Sie rufen: Wer iſt gut Kaiſerlich? Vivat Ferdinandus! rufen Buttler, Gordon und Leßlie, ſpringen von ihren Sitzen auf nach einer Seite. Kinsky, Illo und Trzky fallen unter den Streichen der Dragoner. Neumann entkommt in den Vorſaal. Sein Loſungswort, Sankt Jakob, das Friedland gegeben, iſt kaum geſprochen: ſo ſtürzt er durchbohrt hin.

Waldſtein berechnete jetzt mit Seni, was die Geſtirne verkündeten. Der Sterndeuter ſah Gefahr über des Feldherrn Haupt; ſchon vorübergeſchwebt erblickte ſie dieſer. Der Sturm heulte draußen, und Waldſtein ging zum frühen Schlummer.

Die Mörder ſeiner Vertrauten ſcheuten ſich jetzt noch, den Feldherrn zu morden, welcher ſo lange das Schrecken der Feinde des Kaiſers geweſen. Nur ihre eigene Todesgefahr, wenn er nicht gemordet wurde, beſtimmte ſie endlich.

Sie ſchlichen in die Stadt mit den erwählten dreißig Dragonern; mit Buttlerſchen Kriegern wurden die Straßen beſetzt. Unaufgehalten kam Hauptmann Devereux mit ſechs Dragonern in Friedlands Wohnung; gegenüber ſcholl ſchon die Wehklage der Gräfinnen Trzky und Kinsky, welche durch einen aus der Citadelle entſchlüpften Bedienten von dem Blutbade benachrichtiget waren.

Hinauf zu Friedlands Schlafgemach eilten die Mörder.

Still! der Herzog ſchläft! flüſterte ein Kammerdiener. Von einer Hellebarde durchbohrt ſtürzte er nieder. Aufgeſchreckt aus dem Schlafe, gänzlich ausgekleidet, ſprang Friedland zur Thüre. In dem Augenblicke ſtürzten die Mörder herein. Er wandte ſich und lehnte ſich an das Fenſter. Deveroux ſchrie ihn an: Biſt du der Schelm, der Ihrer kaiſerlichen Majeſtät die Krone vom Haupte reißen will? Stirb jetzt! Mit ausgebreiteten Armen empfing Friedland in die Bruſt den durchbohrenden Stoß der Hellebarde, und ſtarb ohne einen Seufzer. In der Carthauſe zu Gitſchin, welche ſeine Gemahlin geſtiftet, ruht ſeine Aſche.

X.

Marcus Brutus.

Pompejus und Cäſar ſtanden gegen einander zur entſcheidenden Schlacht auf den macedoniſchen Gefilden, als im Lager des erſten ein junger Mann anlangte, über deſſen Ankunft er ſich verwunderte und freute. Sich erhebend, umarmte er ihn vor der großen Verſammlung. Es war Marcus Brutus, welcher bisher den Pompejus, auf deſſen Befehl ſein Vater hingerichtet war, niemals grüßte, und es ein Verbrechen achtete. mit dem Mörder ſeines Vaters zu reden. Früh gewohnt, das gemeine Wohl mehr zu ſchätzen, als ſich ſelbſt, überwand er ſich, und ergriff des Pompejus Parthei, welcher nach ſeinem Urtheil aus edleren Gründen, als Cäſar, das Schwert gezogen hatte.*)

---

*) Plutarchi Brutus 4. in oper. ed. Hutten vol. 6. p. 228.

Er ſtammte von jenem Brutus ab, durch welches das Königthum in Rom geſtürzt wurde, und ein Freiheitsſinn, wie dieſen ſeinen Ahnherrn, belebte ſeine ſtarke Seele; der Charakter nnd Geiſt ſeines Oheims Cato, des Bruders ſeiner Mutter Servilia, hatten ſeiner Jugend ſchon zum Muſter gedient: eifrige Liebe zu den Wiſſenſchaften verlieh ihm eine Sinnesart, ohne welche ſich zur natürlichen Stärke der Geiſter nicht Ruhe und Milde geſellen. Auch im Lager waren jetzt die Wiſſenſchaften ſein Troſt und ſeine Freude. Noch den Tag vor der großen Schlacht, welche das Schickſal des geliebten und verehrten Vaterlandes entſcheiden ſollte, ſchrieb er an einem Auszuge von dem lehrreichen Geſchichtſchreiber Polybius, unterdeß Sorgen über den Ausgang des Kriegs Zerſtreuung der Gedanken im übrigen Lager hervorbrachten.*)

Cäſar ſiegte; Pompejus floh an das Meer hin; ſein Lager war erobert worden. Der Sieger blickte vergebens nach Brutus umher, für welchen er ſo viel zärtliche Sorgfalt getragen, daß er beim Anfang der Schlacht ſeinen Befehlshabern geboten hatte, denſelben nicht zu tödten, ſondern zu ihm zu führen, wenn er ſich gutwillig ergäbe, und unangegriffen zu laſſen, wenn er widerſtrebte.**) Vielleicht war Cäſar zu dieſer Sorgfalt einzig durch Achtung für das Gemüth des Brutus bewogen, vielleicht durch das Andenken an ſeine jugendliche Leidenſchaft für Servilia, deſſen Mutter, die ihn mit Heftigkeit wieder liebte. Als über die Verſchwörung Catilina's die wichtigſten

---

*) Ibid. et 1 - 3.

**) Ibid. 5.

Berathſchlagungen im Staat gehalten wurden, und er, nicht frei von dem Verdacht einer Theilnahme an derſelben, vom ſtrengen Cato beſchuldigt ward, daß er Anträge von den Feinden des Vaterlandes annehme, da ihm ein Brief in den Verſammlungsſaal gebracht wurde: ſo reichte er ihn an Cato hin, welcher ihn las und mit den Worten hinwarf: „nimm ihn wieder hin, berauſchter Mann!“ denn es war ein Liebesbrief von ſeiner Schweſter Servilia. Auch ging das Gerücht, daß Brutus der Sohn Cäſars ſei, denn gegen die Zeit ſeiner Geburt war das vertrauliche Feuer der Liebenden in ſeiner höchſten Kraft geweſen.*)

Der Sieger war ſehr erfreut, als er einen Brief von Brutus erhielt, welcher durch das Thor des ſchon eroberten Lagers entkommen, an einem ſumpfigten Orte voll Schilf den Tag über verborgen, in der Nacht weiter gegangen war und Lariſſa erreicht hatte. Er möchte ſogleich zu ihm kommen, ſchrieb Cäſar zurück, erfreut, das Brutus gerettet war. Sobald derſelbe bei ihm angelangt, achtete er ihn denjenigen völlig gleich, die er am höchſten hielt. Wunderbar wirkte auf ihn der geliebte Mann. Als dieſer ihn zum erſtenmal um etwas erſuchte, ſagte er zu ſeinen Freunden: „der junge Mann weiß nicht, was er will; aber alles, was er will, begehrt er mit Heftigkeit.“ Selten war Brutus zu Bitten für andere zu bewegen, nur dann, wenn er glaubte, ſein Ruhm fordere es; aber hatte er ſich einmal zu ihnen entſchloſſen, ſo ließ er nicht ab, ſie mit Stärke durchzutreiben.**)

---

*) Ibidem. — Suetonii Julius. L. p. 50. ed. Bipont.

**) Plut. Brut. 6.

Während daß Cäſar in Afrika den Krieg wider die Anhänger von Pompejus beendigte, vertraute er an Brutus den Oberbefehl im italieniſchen Gallien; und es ſah in demſelben ſeinen Schutzgott, unterdeſſen die meiſten übrigen Provinzen von Habſucht und dem Schwerte verheert wurden. Mit ſeltener Selbſtverläugnung ſchrieb er auch allen daher entſtehenden Ruhm auf Cäſars Rechnung, welcher auf ſeinem Rückzuge nach Italien mit ausgezeichneter Freude die Provinz ſah.*)

Niemand ſchaute nun den weitern Handlungen des Siegers mit ſolcher Beſorgniß entgegen, als Brutus. Mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen ward er zwar von ihm überhäuft; als er ſich zugleich mit dem geachteten Caſſius um die Stadtprätur bewarb, äußerte Cäſar: „Caſſius habe beſſere Gründe für ſich, aber man müſſe dem Brutus die erſte Prätur verleihen.“

Nicht nur von Dankbarkeit fühlte er ſich deshalb zu Cäſar hingezogen; mehr ward ſeine Zuneigung durch die Betrachtung der großen Eigenſchaften gefeſſelt, welche in dem außerordentlichen Manne vereinigt waren. Dennoch fürchtete dieſer ſelbſt, daß er beim Angriff auf den Freiſtaat in Brutus ſeinen ſtärkſten Feind finden würde. Ihn ſcheute er bei ſeinem Streben nach der Königswürde, und den bleichern, hagern Caſſius, wiewohl dieſer, vermählt mit der Schweſter von Brutus, und durch deſſen Bitte von dem Sieger auf der pharſaliſchen Ebene begnadigt, jetzt in Zwietracht mit ihm lebte, vielleicht nicht ohne Mitwirkung Cäſars. Als man denſelben vor Marcus Antonius warnte, deſſen ſchöner ſtarker Körperbau, Feldherrnruhm, verwegener Geiſt und nie befriedigte Lüſte ihn zu Verſuchen, das höchſte Anſehen im Staat zu erlangen, reitzen konnten, erwiederte er: „die Wohlgenährten und Geſchmückten fürchte ich nicht, ſondern die Blaſſen und Hagern.“ Doch blieb er immer unentſchieden in Hinſicht auf Brutus: „meint ihr,“ ſagte er zu einigen, die ihm Argwohn gegen dieſen beibringen wollten, indem er die Hand auf ſeinen Körper legte, „meint ihr, daß Brutus nicht ſo lange warten werde, bis dieſer ſchwache Körper von ſelbſt hinfällt?“ Er kannte ſeinen Liebling wenig, wenn er glaubte, die Ausſicht, ſeine Gewalt zu erben, könne ihn von Beſchützung des Freiſtaats zurückhalten.*)

---

*) Ibidem.

Cäſar hatte die Schwachheit, das königliche Diadem als die Krone ſeiner Thaten zu wünſchen. Weder ſeine Gewalt, noch die Verehrung des Volkes für ihn, noch die Künſte der Ueberraſchung hatten daſſelbe bewegen können, ihm den Königstitel anzubieten; und die Nachricht, daß am funfzehnten März ſeine Freunde im Senat ſich bemühen werden, ihn zum König aller Provinzen, nur nicht Italiens, zu machen, regte die Freunde der Freiheit gewaltig auf.**) Alle ſahen auf Brutus; keiner wagte mit ihm zu reden, weil man ſeine Freundſchaft mit Cäſar kannte. An die Säule ſeines Ahnherrn wurden die Worte geſchrieben: „Daß du noch lebteſt, Brutus!“ Auf ſeinen Prätorſitz legte man zur Nachtzeit Blätter mit den Worten: „Brutus, du ſchläfſt!“ oder: „Du biſt wahrlich nicht Brutus!“

---

*) Plut. Brut. 7. 8.

**) Plut. C. Jul. Cäsar 51. Sueton. Jul. 79. 80.

Wahrſcheinlich wurde dieſer Ausruf an ihn vorzüglich durch Caſſius veranlaßt. Als Knabe ſchon hatte dieſer den tödlichſten Haß wider die Tyrannen verrathen. Da Fauſtus, der Sohn Sylla's, welcher in Rom mit Schrecken herrſchte, der Alleinherrſchaft ſeines Vaters in der Schule ſich rühmte, ſtand jener auf und gab ihm Schläge ins Geſicht. Die Familie von Fauſtus verlangte Beſtrafung dieſer Handlung, und Pompejus ließ die Knaben vor ſich kommen, um den Streit beizulegen. Unterſtehe dich noch einmal, rief Caſſius, und in Gegenwart dieſes Mannes, die Rede zu führen, welche mich ſo wider dich erbitterte, und ich ſchlage dir noch einmal ins Geſicht! Zu ſolchem Haſſe wider die Tyrannei geſellte ſich bei ihm noch eine beſondere Abneigung wider Cäſar, ſo wie auch dieſer von ihm zu ſeinen Freunden ſagte: „was haltet ihr von Caſſius? mir gefällt dieſer blaſſe Menſch gar nicht!" Doch verkannte man zu ſehr ſeine wahre Liebe zur Freiheit, wenn man behauptete, daß Brutus die Alleinherrſchaft, Caſſius den Alleinherrſcher haſſe.*)

Wenn Brutus ihr Haupt ſeyn wollte, hatten ſeine Freunde dem letzten geantwortet, da er ſie zu einer Verſchwörung wider Cäſar vereinigen wollte: ſo wären ſie bereit; denn ſobald dieſer dem Schlachtopfer den erſten Streich gäbe, bewieſe er, daß die Sache gerecht ſei; ſie würden verzagter bei der That, verdächtiger nach derſelben ſeyn, ohne die Theilnahme eines ſolchen Mannes; es würde heißen, er hätte ſich der Unternehmung nicht entzogen, wenn ſie einen gerechten Grund gehabt hätte.

---

*) Plut. Brut. 9.

Caſſius beſuchte ſeinen Schwäher zum erſtenmale wieder ſeit der Spannung zwiſchen ihnen. Nach vollbrachter Ausſöhnung fragte er ihn, ob er an dem Tage in den Senat kommen würde, an welchem Cäſars Freunde, dem Gerüchte nach den Königstitel für denſelben vorſchlagen würden? Brutus erwiederte: er werde nicht in den Senat gehen! Wie aber, fragte Caſſius, wenn wir dahin gefordert werden? Alsdann wird es meine Pflicht ſeyn, entgegnete ihm jener, nicht länger zu ſchweigen, für die Freiheit zu kämpfen, zu ſterben. Das Gemüth von Caſſius ging über bei dieſer Rede. Welcher Römer, brach er aus, würde dulden, daß du vor ihm ſtürbeſt? Kennſt du dich ſelbſt nicht, Brutus? Glaubſt du, daß ſchlechte Handwerker oder Gaſtwirthe jene Blätter auf deinem Prätorsſeſſel geſchrieben? Die angeſehenſten und mächtigſten Männer Roms thaten es! Wenn von andern Prätoren Schauſpiele und Geſchenke gefordert werden, ſo verlangen ſie von dir Zerſtörung der Tyrannei, als eine von deinem Ahnherrn geerbte Schuld!

Brutus und Caſſius umarmten ſich einander; der Bund war geſchloſſen. Der Verabredung gemäß wandten ſie ſich an ihre Freunde. Jener eilte in das Zimmer des kranken Cajus Ligarius, eines Freundes vom gefallnen Pompejus. O Ligarius, zu welcher Zeit biſt du krank! rief er ihm entgegen; und der Kranke richtete ſich auf ſeinen Arm, und ergriff die Hand des Freundes: wenn du, Brutus, etwas beginneſt, das deiner werth iſt, ſo bin ich geſund.

Die Verſchwornen waren ſogleich dafür entſchieden, daß Cicero keinen Theil an ihrer Unternehmung haben müßte; denn ſo ſehr ſie auf ſeine Liebe für das Vaterland und die Freiheit rechnen konnten, ſo ſehr mußten ſie die Feigheit ſeiner Natur und die ängſtliche Behutſamkeit ſeines Alters bei einer raſchen gefahrvollen That ſcheuen. Dagegen waren ſie geneigt, dem Conſul Antonius alles zu offenbaren, wiewohl er das Königthum Cäſars vorzüglich zu begünſtigen ſchien; denn ſie glaubten, daß jeder wahre Römer dem Tyrannen gern den Tod ſchwören werde. Aber einer von ihnen, Trebonius, erzählte, wie er ſchon ehemals in Unterredungen mit Antonius auf eine Verſchwörung wider Cäſar angeſpielt habe, wobei derſelbe immer zurückgezogen und verſchloſſen geblieben ſei. Indeſſen war er ihnen ein gefährlicher Feind, ſobald er nicht ihr Gefährte geworden, und man berathſchlagte ſich, ob Antonius nicht mit Cäſar fallen ſollte? Hiegegen erhob ſich Brutus; denn eine That für die Geſetze und die freie Verfaſſung müßte unbefleckt von Blut bleiben, das nicht von der Gerechtigkeit vergoſſen wäre. Seine Stimme entſchied. In jeder Hinſicht war er das Haupt der Verſchwornen, und die wichtigſten Männer unter denſelben, zum Theil vertraute Freunde von Cäſar, waren blos durch ihn in die Verſchwörung gezogen worden. So war Brutus Albinus, welchen Caſſius gern für dieſelbe gewinnen wollte, weil er eine große Schaar von Fechtern zu einem Schauſpiele für das Volk verſammelt hatte, ohne demſelben eine Antwort zu geben, zu Marcus Brutus geeilt, und hatte ihm auf das feurigſte ſeine Unterſtützung gelobt. *)

Der Adel des voranſtehenden Geiſtes verbreitete ſich über

---

*) Plut. Brut. c. 10 - 12. Plut. Anton. c. 13.

die Verſchwornen. Ohne ſich durch irgend einen Schwur an Altären, oder bei Opfern zur Treue zu binden, vertrauten ſie einzig auf den Muth, die Liebe für die Freiheit, wodurch ſie ſich einander ausgefunden hatten. So groß ihre Anzahl wurde, ſo häufige Berathſchlagungen nöthig waren, ehe man übereinkam, wann und wo Cäſar fallen ſollte, ward durch keinen der Verſchwornen das geringſte verrathen. An den Idus des März, auf welchen Tag eine Verſammlung des Senates, bei der Cäſar ohne Zweifel gegenwärtig ſeyn würde, angekündigt war, wollten ſie ihre That vollbringen. Der Verſammlungsſaal des Senates ſollte auf einem der großen Gänge am Theater ſeyn, und ſchien, geſchmückt mit der Statue des Pompejus, welche Rom ihm errichtet hatte, von den Göttern der Rache für die That der Verſchwornen geweiht zu ſeyn.

Oeffentlich erſchien Brutus mit dem Anſehen unveränderter Ruhe, wiewol gewaltige Stürme ſeine Seele bekämpften. Nicht nur die Gefahr der Unternehmung, an deren Ausgang ſein eignes Schickſal und die Zukunft der edelſten Familien Roms, des Vaterlandes geknüpft waren, verſcheuchte ſeinen Schlaf, verſenkte ihn in Tiefſinn; ſondern vornehmlich der Kampf in ſeinem Innern zwiſchen dem Römer und dem Menſchen. Jener gebot ihm als Pflicht, den Dolch in die Bruſt eines verehrten, bewunderten Mannes zu ſtoßen, an welchen ihn die Dankbarkeit zu feſſeln ſuchte: dieſer ſchauderte zurück vor einem ſolchen Gebote, welches unbegränzte, erleuchtete Tugend nie ausſprechen kann.

Er überwand die Menſchheit in ſich und brachte der Römerpflicht ein größeres Opfer, als es jemals die menſchliche Tugend fordern kann. Sein Entſchluß, daß Cäſar ſterben ſollte, und das Todesurtheil ſeines Ahnherrn über ſeine Söhne, ringen mit einander um den Preis der größten Römerthat.

Nur ſeine Gemahlin Porcia belauſchte ſeinen innern Kampf. Sie war Cato's Tochter und ihre Sinnesart war der Seele ihres Vaters und Gemahls werth: deſto mehr kränkte es ſie, daß dieſer eine Unternehmung, groß genug, ihm die Ruhe zu rauben, vor ihr verbarg. Einſam in ihrem Gemach ſtieß ſie ſich ein Meſſer tief in die Hüfte; das Blut ſtrömte heftig aus der Wunde. Als Brutus ſie in ſtarken Schmerzen und im Fieber fand und ſeinen Kummer deshalb verrieth, redete ſie ihn ſo an: „Ich, o Brutus, die Tochter Cato's ward in dein Haus verlobt, nicht den Kebsweibern gleich nur die Genoſſin deines Bettes und Tiſches zu ſeyn, ſondern auch deines Glückes und deines Kummers. Tadellos warſt du mein Gemahl; aber wie ſoll ich dankbar dir meine Liebe darthun, wenn ich deinen Kummer, welcher des Vertrauens bedarf, nicht mit ertragen kann? Ich weiß, daß die weibliche Natur unfähig der Bewahrung eines Geheimniſſes geachtet wird; aber, Brutus, eine gute Erziehung, ein bildender Umgang haben einen kräftigen Einfluß auf den Sinn des Menſchen. Mir hilft noch, daß ich Cato's Tochter und die Gemahlin von Brutus bin; doch vertraute ich darauf nicht: nun aber habe ich mich ſelbſt erkannt, und weiß, daß mich der Schmerz nimmer beſiegen wird." Brutus erhob die Hände zu den Göttern und flehte um die

Gnade, daß er ſein Vorhaben glücklich ausführen und ſich Porcia's würdig bezeigen möge.*)

Unter mancherlei für Cäſar drohenden Zeichen nahten die Idus des März, und ein Augenblick drängte den andern mit der Gefahr für die Verſchwornen, daß ihr Plan verrathen werde. Durch ſchreckende Geſichte der Nacht, durch ängſtliche Träume und die Bitten ſeiner Gemahlin Calpurnia, durch unglückliche Andeutungen der Opferthiere war der Herrſcher zu dem Entſchluſſe gebracht, den Senat durch den Conſul Antonius wieder aufzulöſen; aber Brutus Albinus, der ſeines höchſten Vertrauens genoß, in Erwägung der Gefahr für ihn und die übrigen Verſchwornen, wenn Cäſar an dieſem Tage nicht fiel, drang in ihn, daß er in den Senat gehen ſollte, wo man bereit wäre, ihm das königliche Diadem zu geben. Wie ſeine Neider triumphiren würden, wenn es hieße, der Senat ſollte ſich wieder verſammeln, wenn Calpurnia beſſere Träume habe; wenigſtens möchte er ſelber hingehen, und die Sitzung aufheben. Er ergriff Cäſars Hand und zog ihn fort; mit dem Vorſatz, heute nichts Bedeutendes vorzunehmen, ließ ſich dieſer nach dem Senat tragen; noch auf dem Wege ward ihm eine Schrift, in welcher die ganze Verſchwörung entdeckt war, durch einen gewiſſen Artemidorus, welcher im Zirkel der Freunde von Brutus wegen ſeiner Kenntniſſe in der griechiſchen Literatur häufig lebte, mit der Bitte überreicht, daß er ſie geſchwind leſen möchte, denn ſie enthielte die wichtigſten Dinge, welche ihn ſelbſt beträfen. Er las ſie nicht wegen Zerſtreuung bei dem

---

*) Plut. Brut. c. 13, 14.

Gedränge der Menſchen. Einem Wahrſager, der ihn vor den Idus des März, als einen Tag großer Gefahr gewarnt hatte, rief er ſcherzend zu: „die Idus ſind gekommen!“ Aber ſie ſind noch nicht vorbei, antwortete jener.

Mit der größten Ruhe war unterdeſſen Brutus, ſeinen Dolch unter ſeinem Gewande, allein im Gange des Pompejus erſchienen; waren hier die übrigen Verſchwornen, welche ſich bei Caſſius, deſſen Sohn an dieſem Tage das Kleid des Mannes anlegte, verſammelt hatten, vom Forum hergezogen. Diejenigen unter ihnen, welche Prätoren waren, verwalteten ihr Amt und ſprachen Urtheile mit gewohnter Gegenwart des Geiſtes, als hätten ſie für dieſen Tag nur dieſes Geſchäft. Da eine Parthei, unzufrieden mit dem Urtheile von Brutus, ſich mit vielen Betheurungen auf Cäſar berief, antwortete der Richter gelaſſen mit einem Blick auf die Umſtehenden: „Cäſar verbeut mir nicht, den Geſetzen gemäß zu richten, und wird es nicht verbieten!“

Bald darauf kam eine Botſchaft an ihn, die ihn gewaltig erſchüttern mußte. Jene heroiſche Denkart, welche ſeine Gemahlin Porcia geäußert hatte, war mehr ein Werk ihrer Liebe zu ihrem Gemahl und der Bewunderung ſeines hohen Sinnes, als eine urſprüngliche Gabe ihrer Natur. Dieſe erlag der Ueberſpannung ihrer Kräfte an dieſem entſcheidenden Tage. Bei jedem Geräuſche fuhr ſie zuſammen, bei jedem Lärm auf den Gaſſen ſtürzte ſie wie raſend hinaus, jeden der Vorübergehenden, die vom Forum kamen, fragte ſie, was Brutus mache? ſie ſandte einen Boten nach dem andern an ihren Gemahl. Ehe ſie ihr Zimmer wieder erreichte, ſank ſie ohnmächtig hin. Ihre Sklavinnen erhoben ein lautes Geſchrei, bei den Nachbarn verbreitete ſich das Gerücht, ſie wäre geſtorben. Höher als alle Sorgen achtete Brutus bei der Nachricht davon die Sorge für das Vaterland, und ſah der Ankunft von Cäſar mit Sehnſucht entgegen. *)

Endlich vernahm man, daß er komme; aber kaum hatte er den Ort der Verſammlung betreten, ſo verbreitete ſich Schrecken unter den Verſchwornen. Ein Senator, Popilius Länas, war kurz vorher mit freundlichem Gruß zu Brutus und Caſſius getreten und hatte ihnen geſagt, „ich wünſche, daß ihr vollführt, was ihr im Sinne tragt, aber rathe euch, nicht zu zaudern; denn euer Vorhaben wird nicht verſchwiegen. Derſelbe trat jetzt zu Cäſar und ſprach lange mit ihm: der Herrſcher ſchien ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuzuhören. Die Verſchwornen glaubten, daß ihr Anſchlag verrathen ſei; und thaten ſich durch Mienen einander kund, daß ſie nicht warten wollten, bis ſie ergriffen würden, ſondern ſich vorher ſelbſt tödten müßten. Caſſius und einige andre faßten ſchon die Dolche unter ihrem Gewande, um ſie hervorzuziehen, als Brutus jenem durch einen freudigen Blick wieder Muth einflößte; denn er bemerkte an Länas, daß er um etwas bat. Auch küßte dieſer zum Zeichen der begünſtigten Bitte beim Weggehn Cäſars Hand.

Sobald der Dictator zu ſeinem Sitze gegangen war, dräng-

---

*) Plut. Brut. c. 14. 15. C. Julius Caesar. c. 53-55. C. Suetonii Julius c. 83.

ten ſich die Verſchwornen zu ihm, voran Tullius Cimber, deſſen Bitte um die Zurückberufung ſeines verbannten Bruders ſie unterſtützen zu wollen ſchienen. Ungeſtüm flehten ſie alle für ihn, als die Erfüllung ſeiner Bitte auf andre Zeiten verſchoben wurde: Tullius Cimber faßte endlich die Toga Cäſars, und zog ſie ihm von den Schultern, indem er ſich von ſeinem Sitz erheben wollte. Da zuckte Caska zuerſt den Dolch, und brachte ihm von hinten eine Wunde im Nacken bei. Cäſar faßte den Griff des Dolches, und rief: „verruchter Caska, was machſt du?“ Da wandte Caſſius ſein Angeſicht gegen die Statue des Pompejus, als flehte er ſie um Hülfe, und die Verſchwornen zuckten alle ihre Dolche auf den Herrſcher; es war beſtimmt, daß jeder von ihnen unmittelbar an der That Theil nehmen ſollte. Cäſar aber, wiewohl er ſchon viele Wunden empfangen hatte, hielt noch immer die Hand von Caska und ſuchte ſich zu vertheidigen, bis er auch ſeinen Brutus mit gezucktem Dolche unter ſeinen Mördern auf ſich eindringen ſah. „Auch du, mein Sohn?“ ſagte er, verhüllte ſein Haupt in ſeine Toga und überließ ſich den Stößen der Verſchwornen. Mit drei und zwanzig Wunden ſank er nieder an der Statue des Pompejus, die von ſeinem Blute beſprützt war.

Den blutigen Dolch in der Hand trat Brutus in die Mitte des Senats, um zu ihm zu reden; aber derſelbe ſtürzte zu den Thüren hinaus, und verbreitete ſeine Beſtürzung unter das Volk; mit der größten Furcht entfloh der Conſul Marcus Antonius und verbarg ſich in gemeiner Kleidung; ihn hatte Trebonius, einer der Verſchwornen, während Vollbringung der

That, durch ein langes Geſpräch bei der Thüre aufgehalten, weil man ſeine körperliche Stärke und ſeinen Muth fürchtete. Ein andrer von Cäſars Freunden, Lepidus, Befehlshaber der Reuterei, eilte zu ſeiner Legion, die auf einer Inſel in der Tiber ſtand, und führte ſie hinaus auf das Feld des Mars, um für die Befehle vom Conſul Antonius gerüſtet zu ſeyn; ſeine Krieger waren bereit, den Tod Cäſars zu rächen; aber man wußte nicht, ob der Dictator mit Genehmigung des Senates oder durch die Verſchwörung von Einzelnen gefallen ſei. Ein Geſchrei ging durch alle Straßen der Stadt, und die Furcht, daß dem vergoßnen Blute des Herrſchers Ströme von Bürgerblut folgen würden, veranlaßte allenthalben Vertheidigungsanſtalten; man rüſtete ſich in den Häuſern bei verſchloßnen Thüren, indem das Gewoge des Volkes theils nach dem Schauplatze der Ermordung Cäſars hinſtrömte, theils von demſelben zurückkam.*)

Bei dem zitternden Aufruhre des Pöbels, der furchtſamen Zerſtreuung der Väter, sahn die Verſchwornen, daß ihre Erwartungen nicht ſicher berechnet waren; wenigſtens von dem Senat hatten ſie lauten Beifall in dem Augenblicke der vollbrachten That gehofft. Die Toga um ihren linken Arm gewunden, in der Rechten die blutigen Dolche, zogen ſie einher und riefen: „ſie hätten den König, den Tyrannen getödtet; ſie ermahnten das Volk, den Freiſtaat wiederherzuſtellen; jenes erſten Brutus ſollte es ſich erinnern, und des Eides, womit derſelbe alle Bürger und ihre Nachkommen gefeſſelt habe.“

---

*) Appiani de bellis civil. l. II. c. 502. Caji Suetonii Julius 82.

Die Menge des Volkes hörte ſchüchtern dieſe Reden; die vielen alten Krieger Cäſars, welche in der Stadt waren, mußte man ſehr fürchten; daher zogen die Verſchwornen nach dem Capitol hinauf, von Fechtern begleitet.

Nachdem die erſte Beſtürzung vorbei war und man eingeſehn hatte, wie grundlos die Furcht vor weitern Verfolgungen ſei, gingen Senatoren und andre Bürger zu den Verſchwornen auf das Capitol. Der Prätor Cinna, ein Schwager von Cäſar, und der junge Dolabella, welchen der Dictator zum Conſul an ſeiner Stelle auf das folgende Jahr beſtimmt hatte, ſprachen zuerſt zum Vortheile der Mörder des Tyrannen. Vorzüglich mußte es dieſen werth ſeyn, daß ſie wider Antonius nun einen Conſul, welcher in der Blüthe ſeiner Jahre war, ſchienen aufſtellen zu können. Auf Dolabella's Vorſchlag lud das Volk ſie ein, vom Capitol herabzukommen: die übrigen giengen, eine vermiſchte Schaar, Brutus in der Mitte vieler Männer von großem Anſehn, wie im Triumph hinab. Er ward auf die Rednerbühne geſtellt, und das Volk, jeden Augenblick zum Aufruhre bereit, hörte ſeiner Rede mit einer räthſelhaften Stille: nach ihm redete Caſſius, und beide ſprachen, im Gefühl eines hohen Verdienſtes, welches ſie ſich um das Vaterland erworben hatten, von dem Glücke, das der Stadt bevorſtehe, von der Pflicht der Bürger, ihren Vorfahren nachzueifern, welche geſetzmäßige Könige vertrieben hätten, nicht Herrſcher, die es durch ein Verbrechen wie Cäſar waren. Nach Lobſprüchen auf einzelne der Verſchwornen wandten ſie dann mit Klugheit die Aufmerkſamkeit der Zuhörer auf den Sohn des großen Pompejus, den Sprößling eines Geſchlechtes, welches für die Verfaſſung gekämpft und gelitten; in Spanien würde er jetzt hart von den Anhängern Cäſars bedrängt.

So ehrfurchtsvoll das Volk auf Brutus ſchaute, vernahm man doch keinen Laut des Beifalls: ſeine Liebe für Cäſar und ſeine Bewunderung gegen das Haupt der Verſchwornen kämpften mit einander. Allein jene ſiegte, ſobald Cinna den gefallnen Tyrannen anklagte, und die Wuth des Volkes ward den Verſchwornen gefährlich; ſie begaben ſich auf das Capitol zurück. Brutus ſandte die vornehmen Römer, welche ihn hinaufbegleitet hatten, wieder hinab, weil er fürchtete, hier belagert zu werden, und nicht zugeben wollte, daß irgend jemand, der nicht Theil an der That genommen, in die gefahrvollen Folgen derſelben verwickelt werde.*)

Da ſich die Verſchwornen auf das Capitol zurückgezogen hatten, trat Antonius wieder als Conſul auf, und ließ den Senat zuſammenrufen. Sogleich erſchien eine Geſandtſchaft der Verſchwornen an ihn und Lepidus, welche den Zweck hatte, Eintracht zu ſtiften, indem ſie ihnen das Unglück Roms ſchilderte, wenn von neuem innere Stürme über daſſelbe losbrächen. Antonius ſtand in den Augenblicken der Gefahr mit geſchloßner Kraft und ſchlauer Vorſicht, ſo üppig und leichtſinnig ſein übriges Leben war. Er durfte ſich jetzt nicht entſchieden wider die Verſchwornen erklären, welche mit den vornehmſten Familien der Stadt zuſammenhingen und in dem Heere des italiäniſchen Galliens, über welches Brutus Albinus den Befehl führte, eine nahe furchtbare Hülfe hatten. Auf der andern Seite aber war es theils wider ſeine Neigung, nichts zu unternehmen, um Cäſars Tod zu rächen, theils mußte er alsdann die alte Parthei deſſelben fürchten, und ſchwebte, indem er den Verſchwornen nie trauen durfte, in einer doppelten Gefahr. Sehr klug war daher ſeine Antwort, daß er aus Privathaß wider die Mörder Cäſars nimmermehr handeln werde, aber es auch ſeine heilige Pflicht ſei, die zu verbannen, auf welchen die Schuld eines Verbrechens ruhe: der Senat, welchen er früh am folgenden Tage zuſammenrufen wollte, würde übrigens alles entſcheiden.

---

*) Appiani de bell. civ. l. II. c. 503 - 505. Dio Cass. l. XLIV. c. 21. Plut. Brut. 16 - 18. Plut. C. Julius Caesar. 66. 67.

Im Tempel der Tellus, welcher ſeinem Hauſe nahe war, verſammelte [illegible]onſul den Senat, und glaubte ſich auch hier nicht ſicher: er war durch einen Panzer unter ſeiner Toga geſchützt, die Veteranen von Cäſar hatten die Thüre beſetzt, und der Pöbel, ohne Sinn für die Grundſätze, wodurch die Verſchwornen zu der blutigen That getrieben worden, drängte ſich mit drohender Geſinnung wider dieſelben zu den Eingängen des Tempels. Auf eine ſchlaue Weiſe wußte Antonius zu verhindern, daß es zu keiner Anklage wider Cäſar kam, und man ſich mit dem Schluße begnügte, daß wegen der Ermordung deſſelben keine gerichtliche Verfolgung angeſtellt werden ſollte, doch auch ſeine Handlungen und Verordnungen als öffentlich genehmigt zu achten wären, wann der Vortheil des Staats es ſo mit ſich brächte. An dieſem Zuſatze ſah man, wie gern der Senat ganz die Parthei der Verſchwornen ergriffen hätte, wenn ihm Antonius nicht zu furchtbar geweſen wäre, welcher ſich der alten Krieger Cäſars, die zahlreich in der Stadt verſammelt waren, und nach der Ermordung deſſelben fürchteten, die verſprochnen Aecker nicht zu erhalten, zu ſeinen gewaltſamen Maaßregeln nach Willkühr bedienen konnte. In einer zahlreichen Verſammlung des Volkes auf dem Capitol gelobte daher Brutus am Ende einer langen Rede bei dem Gott, in deſſen Tempel ſie verſammelt wären, daß ſie mit dem Beſitze der Aecker nicht von neuem ſchalten würden: „weder Brutus, noch Caſſius und irgend einer von denen, welche die Gefahr für eure Freiheit nicht ſcheuten, wird euch jemals das eurige nehmen.“ Er fügte hinzu, daß ſie bei der erſten Gelegenheit dahin trachten würden, aus dem öffentlichen Schatze den alten Beſitzern der vertheilten Aecker ihren Verluſt zu vergüten, das einzige Mittel, um den gegenwärtigen Eigenthümern derſelben einen ſchuldloſen Beſitz zu ſichern.*)

*) Appian hat uns dieſe Rede ganz aufbehalten; ſie iſt voll Würde und ohne alle Anſprüche, das hinreißende Feuer der Beredſamkeit iſt ſichtbar durch die Redlichkeit von Brutus in ihr vermieden; er wollte, daß die Sache ſelbſt für ſich ſpräche und blos Gründe das Volk gewinnen ſollten. Auch durfte an der augenblicklichen Gunſt der Begeiſterung in ſeiner Lage ihm nichts liegen, vielmehr konnte ſie den Verſchwornen ſehr verderblich werden, wann ſie, durch dieſelbe verführt, ſich dem Volk anvertrauten, und von dieſem in einem anderen Licht erblickt wurden, ſobald der Zauber der Beredſamkeit aufgehört hatte. Dies darf man bei dem merkwürdigen Urtheile Cicero's über dieſe Rede von Brutus nicht vergeſſen. Sie iſt, äußert

Dieſer Schluß einer Rede, welche die ungeſetzmäßigen Handlungen Cäſars mit Nachdruck geſchildert hatte, gab dem Volke eine Stimmung, die allmählig in Bewunderung der Verſchwornen überging, und daher vernahm es den folgenden Morgen die allgemeine Amneſtie, welche der Senat vorzüglich auf Cicero's Verlangen beſchloſſen hatte, mit einer ſolchen Freude, daß es ſogleich den Mördern Cäſars zurief, ſie möchten vom Capitol herabkommen. Nachdem dieſe die Kinder von Antonius und Lepidus als Geiſſeln erhalten hatten, kamen ſie in die Verſammlung des Volkes herab, welches den Conſuln, als ſie reden wollten, mit Geſchrei gebot, die Verſchwornen als geliebte Mitbürger zu begrüßen. Das Unglück, welches der Stadt und den Provinzen gedroht hatte, ſchien ſich gänzlich zu verziehn, indem es das Anſehn gewann, daß die Partheien ihrem eignen Heile die Eintracht nothwendig fanden. Bei frohen Gaſtmahlen ward der Friede gefeiert. Brutus wurde an dieſem Tage von Lepidus, ſein Freund Caſſius von Antonius eingeladen; die übrigen Verſchwornen wurden in andern Häuſern als die Retter der Freiheit feſtlich empfangen. Die Vornehmſten unter ihnen erhielten, gleichſam als eine Belohnung ihrer That, wichtige Provinzen.*)

---

er gegen ſeinen Freund Atticus, voll unübertrefflicher Eleganz in den Gedanken, im Ausdrucke; ich aber hätte doch glühender geſchrieben, wenn ich eine ſolche Veranlaſſung gehabt hätte. Epistol. ad Atticum. l. XV. 1.

*) Appiani de bell. civil. l. II. c. 506-517. Plut. Brutus c. 18. 19. Dio Cassius. l. XLIV. c. 54.

Dennoch gab Antonius nicht den Gedanken auf, Cäſars Tod zu rächen und den Platz einzunehmen, welcher dadurch leer geworden war; auch entging ihm durchaus keine Gelegenheit, wodurch ſeine Abſicht befördert werden konnte. Ihrentwegen beſtand er darauf, daß Cäſars Leichenbegängniß öffentlich gefeiert werden müßte, damit das Volk nicht zu ſehr erbittert werde. Caſſius durchſchaute ſeine Abſicht dabei, und widerſetzte ſich daher mit aller Kraft dieſem Verlangen; aber Brutus willigte ſogleich in daſſelbe, weil er ſich nicht entwöhnen konnte, zu gut von der Redlichkeit der Menſchen, zu groß von der Freiheitsliebe des römiſchen Volkes zu denken. Schon hatte die Vorleſung des Teſtamentes von Cäſar, worin das römiſche Volk und die einzelnen römiſchen Bürger beträchtliche Geſchenke erhalten hatten, einen Eindruck gemacht, welcher den Verſchwornen nicht günſtig war, als der Leichnam deſſelben auf das Forum getragen wurde, und Antonius anfing, ein Conſul zur Ehre des Conſuls, der Freund über den Freund, der Verwandte über den Verwandten, zum Andenken des Ermordeten eine Rede zu halten. Alle Regungen des Herzens wurden durch ſie erweckt, Dankbarkeit, Mitleiden und Bewunderung für Cäſar wechſelten bei den Zuhörern, und von Rührung bebend ſtanden ſie da, als der Redner die blutige Toga Cäſars ausbreitete, und an ihr zeigte, mit wie vielen Wunden der Ermordete gefallen war. Von dem Scheiterhaufen ergriffen einige ſogleich Feuerbrände, und liefen mit denſelben zu den Häuſern von Cäſars Mördern, wurden aber von dieſen zurückgetrieben, ehe ſie dieſelben anzünden konnten.

Nachdem ſich der Sinn des Volks ſo wieder gewandt hatte, glaubten die Verſchwornen, ihrer Sicherheit wegen die Stadt verlaſſen zu müſſen, zumal da immer mehr alte Krieger Cäſars von Antonius nach Rom gelockt wurden, und er ſelbſt ſtets mit bewaffneten Schaaren umgeben war. Caſſius und Brutus blieben in der Nähe von Rom, und ſandten einen Brief an Antonius, worin ſie ihn fragten, ob er glaube, daß ſie unter der zuſammenſtrömenden Menge der alten Krieger ſicher leben könnten? „Niemand kann uns betrügen, als du, äußerten ſie; doch wird das ferne von deiner Tugend und Wahrhaftigkeit ſeyn: dir allein haben wir getraut, und werden wir traun.“ In dieſer edlen Sprache verſicherten ſie ihn, daß ſie nicht fürchteten, er werde ſich der alten Kriegsgefährten Cäſars wider die Freiheit bedienen, aber ein andrer möge dieſelben leichter in Aufruhr bringen, als ſie von ihm gezähmt werden könnten: von ihnen dürfte man ſicher erwarten, daß ſie ruhig bleiben würden; auch brauchte es nicht zu ſcheinen, als wären ſie zu ängſtlich für ihr Leben beſorgt, da ſie kein Unglück ohne eine verderbliche Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten treffen konnte.

Indeſſen blieben ſie nicht ganz ohne Rüſtung zum Kriege, wenn er unvermeidlich ſeyn ſollte, da Antonius immer mehr den Alleinherrſcher ſpielte, und ſie mit Drohungen und Vorwürfen überhäufte. „Uns geziemt es nicht, ſchrieben ſie ihm auf einen Brief, welcher mit denſelben angefüllt war, unter irgend eine Gefahr die Seele zu beugen, und Antonius darf ſich nicht erkühnen, über diejenigen herrſchen zu wollen, durch deren Unternehmung er frei iſt. Reizten uns andere Gründe zum bürgerlichen Kriege, ſo würde dein Brief nichts dawider fruchten; denn Drohung vermag nichts bei freien Menſchen. Wir haben den Sinn, daß wir wünſchen, dich groß und gut in dem freien Staate zu ſehn, dich zu keinen Feindſeligkeiten aufrufen, aber unſre Freiheit höher achten, als deine Freundſchaft."

Das Volk, der Anmaßungen von Antonius überdrüſſig, ſehnte ſich auch ſchon wieder nach Brutus, welcher dennoch die Stadt nicht zu betreten wagte, weil er wußte, daß viele von Cäſars alten Kriegern ihm nach dem Leben trachteten. Deſſen ungeachtet gab er als Prätor in ſeiner Abweſenheit prächtige Schauſpiele in Rom, um auch durch ſeine Freigebigkeit die Sache der Freiheit zu befördern, und bat ſeinen Freund Cicero, dieſelben mit ſeiner Gegenwart zu ſchmücken. Dieſer ward durch die Zeichen der Liebe des Volkes für Brutus ſo hingeriſſen, daß er trotz ſeinem Haſſe wider Antonius behauptete, ſein Freund, der Retter der Freiheit, könnte nun ſicher mit einer goldenen Krone auf dem Haupte durch die Straßen von Rom wandeln, wiewohl bald nachher jener mächtig genug war, um für ſich Macedonien, für den Conſul Dolabella aber Syrien zur Provinz zu erhalten. Dadurch gewann er dieſen letzten, welchen die Verſchwornen anfänglich wider ihn brauchen zu können glaubten, und bedeckte ſie mit öffentlicher Schmach, weil gerade dieſe beiden Provinzen ſchon an Brutus und Caſſius waren vergeben geweſen. Dieſe beſchloſſen darauf, nach einer Unterredung mit Cicero zu Antium, Italien zu verlaſſen. Sie möchten jetzt vielleicht ſelbſt glauben, was ihr alter Freund ſagte, daß ſie unmittelbar nach der Ermordung Cäſars ſich der Gewalt im Staate hätten bemächtigen, den Senat kraft ihres Anſehns zuſammenrufen, und Vortheil von der Stimmung des Volkes für die Wiedereroberung der geſezmäßigen Verfaſſung ziehn müſſen. Indeſſen blieb es ungewiß, ob Antonius auch dann nicht Mittel würde gefunden haben, in der Stadt ſich das Uebergewicht zu erwerben, und Brutus würde nach ſeinem hohen Sinne für die Geſetze des Vaterlandes ſich die Zuſammerberufung des Senates und Bemächtigung der Gewalt eines Conſuls nie verziehn haben. So fähig einer großen That für die Freiheit, war er nach ſeiner Denkart nicht geſchickt, die Folgen derſelben zu leiten; als unter Menſchen, die gleich ihm wären begeiſtert geweſen, und ſeines Geiſtes, ſeines Armes alſo nicht bedurft hätten.*)

Ungewiß ſchwebte das Schickſal Roms und der Partheien, als ein Jüngling unter ſie trat, welcher wenigſtens mit dem großen Namen Cäſars erſchien, nemlich der Enkel ſeiner Schweſter, Octavius genannt, und von ihm in ſeinem Teſtament als Erbe eingeſetzt, als Sohn angenommen. Der achtzehnjährige Jüngling widmete ſich zu Apollonia den Wiſſenſchaften, als er das Schickſal und den letzten Willen des Dictators erfuhr. Er betrachtete ſich nun als Beſitzer der großen Gewalt deſſelben durch ein erbliches Recht; aber jede ſeiner Handlungen, ſobald er in Rom angekommen, war ein Beweis jener bewundernswürdigen Vorſicht, wodurch er ſich zur Herrſchaft der Welt emporwarb. Planmäßig entzweite er ſich bald mit Antonius, der für ſeine Abſichten der gefährlichſte Gegner war, und zu derſelben Zeit, da er durch Klagen gegen dieſen wegen ſeiner Nachläſſigkeit in Beſtrafung der Mörder Cäſars die Liebe der alten Krieger deſſelben gewann, ſchmeichelte er dem Senat und den angeſehenſten Freunden der Verſchwornen. Der alte Cicero war bald für den Jüngling begeiſtert, welcher ihn ſeinen Vater nannte, und die feurigſten Wünſche für die Erhaltung der Freiheit äußerte. Vergebens ward er von Marcus Brutus gewarnt, daß er nicht dazu beitragen möge, die kaum geſtürzte Alleinherrſchaft wiederherzuſtellen; er bot dennoch ſein Anſehn und ſeine Beredſamkeit mit Verſchwendung auf, um den Jüngling wider den verhaßten Nebenbuhler nur zu ſehr zu erheben.

---

*) Cicer. ep. ad famil. XI. 2. 3. Appiani de bellis civil. III. c. 530. 31. Plut. Brut. c. 21.

Als ſich die Stadt in zwei Partheien für Antonius und Octavius theilte, da verließen Caſſius und Brutus das bedrohte Italien, um ſich der Provinzen Syrien und Macedonien zu bemächtigen, die ihnen zuerſt zugeſprochen waren, und ſich zur Vertheidigung der kaum errungenen Freiheit, für welche ſie in den Zwecken beider Partheien große Gefahr erblickten, in der Ferne zu rüſten. Brutus ward von ſeiner Gemahlin Porcia bis nach Velia an der Küſte des Meeres begleitet, von wannen ſie nach Rom zurückreiſen ſollte. Sie ſuchte den Schmerz der Trennung tief im Buſen zu verbergen, aber beim Anblick eines Gemäldes, auf welchem Andromache von Hector Abſchied nahm, konnte ſie ihm den Ausbruch nicht verwehren. Erſchüttert betrachtete ſie das Gemälde, und zerfloß in Thränen, und konnte ſich von dem Anblick nicht trennen. Ein Freund von Brutus ſagte die Worte Andromache's zu ihrem Hector: „Du biſt mir Vater, und die verehrte Mutter, und Bruder, Du mein blühender Gemahl:" Brutus lächelte und ſprach: aber ich kann meiner Porcia nicht mit Hectors Worten entgegnen: „ſorge für das Gewebe und den Spinnrocken, und befiehl den Dienerinnen!" denn ſie iſt, wiewohl die Natur ihres Körpers ihr keine Thaten des Mannes erlaubt, an Muth für das Vaterland ſtark, wie wir. *)

Von ſeiner Porcia getrennt, ſegelte er nach Athen, wo das Volk, eingedenk der alten Freiheit, ihn mit Jubel empfing und durch Beſchlüſſe des Staates ehrenvoll auszeichnete. Er ſchien hier einzig für das Studium der Philoſophie zu leben; aber Seelen, wie er, werden unter den Wiſſenſchaften immer glühender für die Freiheit. Die jungen Römer, welche zu Athen ſich bildeten, ſchloſſen ſich bald an ihn, und unter ihnen auch Cicero's Sohn, der ſich nachher im Kriege tapfer und edel bewies, „wenn ich einſchlummre und erwache, ſchrieb Brutus von ihm, ſo muß ich den hochgeſinnten Jüngling, und ſeinen Haß wider die Tyrannen bewundern."

Der Herbſt des Jahres, in welchem Cäſar gefallen war, ſollte nicht vergehn, ohne daß man viel für die künftige Vertheidigung der Freiheit vorbereitet hatte. Brutus ſandte ſeine Freunde nach Macedonien, um die dortigen Krieger zu gewinnen; er bekam einzig durch die perſönliche Achtung, deren er allenthalben genoß, eine bedeutende Summe Geldes, welche aus

---

*) Plut. Brutus c. 22. 23.

Aſien nach Rom gebracht werden ſollte; die Haufen alter Krieger von Pompejus, welche in Theſſalien umherſchwärmten, verſammelte er um ſich. Aber mitten im glücklichen Anfange ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen erfüllte ihn der Gedanke an den bürgerlichen Krieg und eine bange Ahnung mit Schwermuth. Bei einem feſtlichen Gaſtmahl an ſeinem Geburtstage ſtrömten ſeine Freunde den Wein zum Opfer für ſein ſiegreiches Beginnen und Roms Freiheit hin. Um ihren Muth zu ſtärken, forderte er einen größern Becher, ſagte aber, als er ihn faßte, ohne Veranlaſſung die Worte des ſterbenden Patroklus: „Aber mich hat das Geſchick und Läto's Erzeugter geopfert.“ *)

Bald darauf kam Befehl, daß die Provinz Macedonien ihm eingeräumt werden ſollte, ein Befehl des Senates, welcher ſich ungern des jungen Octavius zum Schutze wider Antonius bediente, aber eine Vereinigung dieſer beiden gefährlichen Männer fürchten mußte, ſobald er ſeinem Wunſche gemäß die Vertheidigung der Verfaſſung den fernen Verſchwornen anvertraute. Nur einzelne Senatoren wandten ſich insgeheim an dieſelben mit der Bitte, daß ſie ſtets zum Kampfe gerüſtet ſeyn möchten. „Unſre Hofnung, ſchrieb Cicero an Caſſius, ſtützet ſich auf euch, und ſeid ihr nur eurer Sicherheit wegen abweſend, auch nicht einmal auf euch. Wenn ihr auf etwas ſinnet, eures Ruhms werth: ſo wünſche ich, euer Werk zu erleben; kann dies nicht ſeyn, ſo wird dennoch der Freiſtaat in Kurzem ſeine Kraft wiedergewinnen.“ Auch ſchienen ſich die Verhältniſſe ſo zu bilden, daß die Verſchwornen zuletzt das Schickſal

---

*) Plutarchi Brut. c. 24.

Roms entſcheiden würden, denn die Plane von Antonius hintertrieb Octavius immer glücklich durch ſeine Wachſamkeit, und zugleich gab es Spuren genug, wie ſehr der Senat dahin trachten werde, den ehrgeitzigen Abſichten dieſes jungen Mannes zu begegnen.

Als Antonius nach dem italiäniſchen Gallien gezogen, um ſich dieſer Provinz, welche unter dem Befehle von Brutus Albinus war, zu bemächtigen und als ſeines Hauptlagers zu bedienen, von welchem aus er bei einer günſtigen Gelegenheit Rom leicht überfallen könnte; wurden die neuen Conſuln und Octavius als Proprätor bevollmächtigt, Krieg wider ihn zu führen (J. d. St. 710), unterdeſſen die Beredſamkeit von Cicero zu Rom wider ihn flammte. Nach einem Siege über das feindliche Heer waren dennoch die Krieger des Senates nicht in der Lage eines Sieges, weil beide Conſuln umgekommen waren, und Octavius keinesweges den Geiſt eines Feldherrn und guten Willen beſaß. Gleichwohl fühlte er ſich ſehr beleidigt, als Brutus Albinus zum Oberbefehlshaber ſämmtlicher Heere in Italien und Gallien erklärt wurde, und von dieſem Augenblick an verrieth er, wie ſehr alle Aeuſſerungen ſeiner Liebe für den Freiſtaat geheuchelt geweſen. Deſto mehr richteten die Freunde des Vaterlandes ihre Sehnſucht auf Marcus Brutus und Caſſius, welcher zu derſelben Zeit, da jener Macedonien erhielt, Syrien von dem Senat wiederbekommen hatte; man wünſchte, daß ſie bald mit den Heeren nach Italien überſchiffen möchten; allein vor der Vereinigung beider Heerführer zur Vertheidigung Roms, mußten ſie ſich den Beſitz ihren Provinzen völlig ſichern.

Zu derſelben Zeit, da das Schauſpiel des Krieges in Italien eröfnet wurde, hatte Antonius ſeinen Bruder Cajus Antonius mit einem Heerhaufen abſegeln laſſen, welcher ſich mit einem andern, der bei Epidamnus ſtand, vereinigen ſollte. Brutus wollte ihm zuvorkommen, und eilte im ſtrengſten Winde dem Gepäcke ſeines Heeres ſo voraus, daß er völlig erſchöpft und ohnmächtig vor Heißhunger in der Nähe von Epidamnus niederſank. Alle Lebensmittel waren entfernt, man mußte den Feind um Brod bitten, und einige feindliche Krieger brachten gern für Brutus Speiſe und Trank. Unterdeſſen war Cajus Antonius bis Apollonia vorgerückt, fand aber bald, daß alle kriegeriſche Schaaren in der Gegend umher, verhöhnend ſeinen Befehl, ſich mit ihm zu vereinigen, zu der Gegenparthei übergingen. Er eilte daher von Apollonia wegzuziehn. Von Brutus verfolgt, mit großem Verluſte vom jungen Cicero geſchlagen, als er mit Gewalt durch einen engen Paß zu dringen ſuchte, und endlich von jenem in einer ſumpfigen Gegend umringt, ſah er ſich gefangen, ohne von neuem angegriffen zu ſeyn, denn ſeine Krieger übergaben ihn an Brutus, unter deſſen Fahnen ſie mit Freude dienten. Er ward auf das ehrenvollſte von ihm behandelt, wiewohl Bitten und Erinnerungen, daß man ihn umbringen möchte, reichlich von Rom kamen. Selbſt Cicero warf ſeinem Freunde ſeine zu große Milde vor, welcher ihm in ſeiner gewohnten männlichen Denkart und Rede antwortete: „Der Senat und das römiſche Volk müſſen über die Bürger richten, welche nicht im Kampf umgekommen ſind. Eben dies iſt es, wirſt Du mir entgegnen, worin du fehleſt, daß du Menſchen, welche feindliche Geſinnung wider den Staat hegen, Bürger nenneſt. Allein dies geſchieht mit vollem Rechte. Was der Senat nicht erwogen, und das römiſche Volk nicht befohlen hat, darüber urtheile ich nicht anmaßend vorher, und übergebe es nicht meiner Willkühr. Es bleibt, wie ich es angefangen, daß ich denjenigen, deſſen Tod die Umſtände nicht von mir heiſchten, weder grauſam beraubte, noch ohne Aufmerkſamkeit zügellos hielt, daß ich ihn in meiner Gewalt feſthalte, ſo lange der Krieg währet."

Dieſer Denkart gemäß erlaubte er dem gefangenen Antonius ſogar die Ehrenzeichen eines Befehlshabers, bis er wahrnahm, daß derſelbe eine Empörung im Lager zu bewirkten ſuchte: er ließ ihn nun in Verhaft auf ein Schiff führen, und gab nicht früher den Befehl, ihn hinzurichten, an den Prätor Hortenſius, als da er die ſchreckliche Nachricht vernahm, daß ſeine beſten Freunde auf den Befehl von Marcus Antonius ermordet waren.

Wie er nach Aſien übergehn und ſich mit Caſſius vereinigen wollte; hörte er nämlich, daß zu Rom der Schlag geſchehn ſei, welchen er lange gefürchtet hatte. „Ich halte es für weit rühmlicher, ſchrieb er an Cicero, als ihm dieſer mehr Strenge empfahl, glaube, der Staat könne es leichter verſtatten, daß der Unglücklichen Schickſal nicht noch bedrängter werde, als daß man ohne Maaß den Mächtigen verleihe, was ihre Begierde und ihren Stolz entflammen kann." Offenbar war dieſe Aeußerung wider den Eifer deſſelben für Octavius gerichtet. Dieſen fürchtete Brutus immer für die Freiheit des Vaterlandes: als Lepidus ſich mit Antonius vereinigte, gedachte er dagegen mehr ſeiner eignen Angelegenheiten und war bemüht, da er vorherſah, daß jener für einen Feind des Staats werde erklärt werden, die Kinder ſeiner Schweſter, die mit demſelben vermählt war, zu retten. „Ich beſchwöre Dich, Cicero, vergiß, daß die Kinder meiner Schweſter Söhne von Lepidus ſind, und ſieh es an, als wäre ich in die Stelle ihres Vaters getreten. Viel kann ich Dir vor Kummer nicht ſchreiben, und darf es auch nicht, denn ich hätte keine Hofnung, daß du thun würdeſt, was ich wünſche, was geſchehn muß, wenn es vieler Worte bedürfte, dich zu reitzen, zu beſtärken!“ Dennoch verlohr ſich dieſer Kummer bald in das ungeheure Drangſal, welches über ihn, und das Vaterland zuſammenſchlug. Octavius nämlich, voll Begierde nach dem Conſulat, für welches ſein Alter noch nicht geſezmäßig reif war, hatte durch fortgeſezte Schmeicheleien gegen Cicero, der gleichſam als ſein Vorſteher und Vater mit ihm Conſul werden ſollte, ſich die höchſte Würde im Staate zu erwerben geſucht, und da es nicht gelang, durch das Schrecken ſeiner Waffen vom Senat und Volk erzwungen. Eine außerordentliche Macht ward ihm verliehn, die er ſogleich wider die Verſchwornen wandte. Er ließ ſie feierlich anklagen und verurtheilen, da ſie nicht vor den Richtern erſchienen. Als der Name Brutus vom Herold aufgerufen wurde, hörte man laute-Seufzer des verſammelten Volkes; niedergeſchlagen blickten die vornehmen Männer zur Erde; ein gewiſſer Publicus Silicius ſoll Thränen vergoſſen haben, und deshalb nachher auf die Liſte derjenigen geſchrieben ſeyn, welche geächtet und dem Tode geweiht wurden.*)

---

*) Plut. Brutus c. 26. 27. Cicer. epistolarum ad Brutum. 1. 13.

Ehe dieſe ſchrecklichen Ereigniſſe im Andrang waren, und während derſelben hatte Cicero ununterbrochen gerufen, daß Caſſius und vornehmlich Brutus mit ihren Heeren nach Italien kommen ſollten. Fleuch zu uns, ſchrieb er dieſem, ich beſchwöre dich, und dräng' auch Caſſius dazu. Ehret ihr noch die Republik, für welche ihr gebohren ſeid: ſo müßt ihr, augenblicklich; durch den unbeſtändigen Lepidus iſt der Krieg erneuert; und das Heer von Octavius, ſonſt das beſte, dient uns nicht, und iſt alſo, daß wir die eurigen rufen müſſen. Sobald ihr Italien betretet, giebt es keinen Mann, den wir einen Bürger nennen könnten, und der nicht ſogleich in euren Lagern wäre. Sei überzeugt, Brutus, daß Du an den Idus des März, da du die Sklaverei von deinen Mitbürgern zurückſchlugſt, dem Vaterlande nicht heilſamer geweſen biſt, als wenn Du jezt früh genug anlangſt. *)

Allein Caſſius und Brutus mußten ſich ihre Kriegsrüſtung, ihre Heere allmählig ſchaffen. Ehe ſie auf dieſe nicht unerſchütterlich vertrauen konnten, war Italien für ſie ein ſchlüpfriger Boden, wo der allenthalben rege Partheigeiſt durch eine Meuterei, die er in ihrem Lager anſpann, mit ihnen den Freiſtaat ſtürzen konnte. Auch glaubte Brutus, nach des Antonius Niederlage ſei nichts mehr für die Freiheit zu fürchten, und ſeinen Schwäher Lepidus achtete er gering, ohne ihn in ſeiner Schwachheit ſo niederträchtig zu halten, wie andre von den Verſchwornen ihn glaubten. Endlich rechnete Brutus ſehr auf die Gemüthsſtärke ſeiner Freunde in Rom und Italien, welche

---

*) Cicero ad Brut. ro. 14. 18.

keinen neuen Tyrannen aufkommen laſſen würden, nachdem der große Julius durch ſeine Tyrannei gefallen war; und vergebens ſchrieb ihm Cicero, daß ſeine Freunde zwar vortreſliche Männer ſeyen, aber wenig verſtünden, in öffentlichen Angelegenheiten zu handeln. Nur dann erſt ſcheint er an ſeinem patriotiſchen Glauben irre geworden zu ſeyn, als ihm ein Schreiben Cicero's an den jungen Octavius zukam, worin dieſem für ſeine Dienſte, welche er der Republik geleiſtet habe, auf die demüthigſte Weiſe gedankt wurde, worin auch ſein eignes Heil von ſeinem alten Freunde dem Jüngling empfohlen war. Iſt der Tod, ſchrieb er erzürnt an den ſchwankenden Greis, nicht ſolcher Schmach vorzuziehn? So iſt unſre Sklaverei nicht vertilgt, und blos der Herrſcher verändert? Das Eine, ſagſt Du, fordre und erwarte man von ihm, daß er jenen Bürgern ein ſichres Leben verſtatte, von welchen jeder Ehrenmann und das römiſche Volk wohl denke? Und wenn er es nun nicht geſtattet, ſollen wir darum weniger ſicher ſeyn? Beſſer iſt, ſchutzlos umherzuirren, als durch ihn gerettet zu werden. Ich kann nimmer die Götter der Erhaltung des römiſchen Volkes ſo abgeneigt glauben, daß Octavius je wegen des Lebens irgend eines Bürgers angegangen werden müſſe, am wenigſten aber für die Befreier der Welt. Wenn Du mich irgend achteſt, würdeſt Du wünſchen, mich zu Rom zu ſehn, wenn ich dieſem Knaben vorher muß empfohlen ſeyn, daß er mir erlaube, dort zu leben? Das iſt jene Schwäche und Verzweiflung, an Dir nicht mehr wünſchenswerth, als an allen, wodurch Cäſar zuerſt gereizt wurde zu dem Ehrgeiz, herrſchen zu wollen, wodurch nach ſeinem Tode Antonius zu dem Wahn verleitet iſt, ſein Platz könnte eingenommen werden, wodurch nun dieſer Knabe ſo hoch erhoben ward. Wenn wir daran gedacht hätten, Römer zu ſeyn, ſo würden dieſe verruchten Männer ſo ſcheu vor der Herrſchaft ſeyn, als wir bereit, ſie abzuſchlagen. Soll Cäſar vergebens gefallen ſeyn? Welchen Grund haben wir, über ſeinen Tod zu jauchzen, wenn wir nicht aufhören, Sklaven zu heiſſen? Alle Götter mögen mich lieber alles übrigen berauben, als des Entſchluſſes, dem Erben deſſen, welchen ich erſchlug, das nicht zu erlauben, was ich dem Manne ſelbſt nicht einräumte; ſelbſt meinem Vater, wenn er noch lebte, würde ich eine höhere Macht, als dem Geſez und Senate, nicht geſtatten. Kann ich je wünſchen, die Stadt zu ſehn, kann ich die noch für unſre Stadt halten, welche die dargebotene, ſelbſt aufgezwungene Freiheit annehmen will, und deren Furcht vor dem Namen ihres lezten Königs, in der Perſon eines Knaben, ſtärker iſt, als ihr Selbſtgefühl, obgleich ſie geſehn hat, daß dieſer wahrhaftige König auf dem Gipfel ſeiner Macht durch die Tugend weniger hinweggenommen wurde?*)

Unter den großen Geſinnungen, welche dieſer Brief athmete, hatte Brutus ſeinem alten Freunde auch den herben Vorwurf gemacht, daß er auf die wenigen Jahre, die ſein Leben noch zählen dürfe, einen zu hohen Werth lege, wenn er ihrentwegen vor dem Knaben fußfällig werden könnte. Aber wegen der Härte in ſeinem Schreiben, die er nothwendig geglaubt hatte, fühlte ſein ſchönes Herz doch Reue, als die gräßliche Kunde aus Rom auch Cicero's Schickſal beſchrieb.

---

*) Ciceron. Epistolae ad Brutum. 16.

Auf einer kleinen Inſel in Bononia's Nähe theilten die Triumvirn Marcus Antonius, Octavius und Lepidus ſich in die Welt und das Leben ihrer perſönlichen Feinde und Freunde. Vor allen mußte Cicero fallen, eines der erſten Häupter der Republik. Von Mördern verfolgt, bewies er ſich ſo ſorgenlos wegen ſeiner Rettung, alſo voll Muth, in dem Lande zu ſterben, deſſen Freiheit er oft und glücklich vertheidigt hatte, daß Brutus von dem Gedanken gepeinigt wurde, als habe ſeine Bitterkeit den alten Freund mit in den Tod getrieben. Er empfinde, ſagte er, über den Untergang deſſelben noch mehr Schaam, als Schmerz, weil er daran ſchuld ſei. Seine Freunde zu Rom wären aber nicht genug anzuklagen, indem ſie unter ihren Augen Dinge geſchehn ließen, welche nur zu hören ihnen unerträglich ſeyn ſollte.*)

Voll Trauer über den Untergang ſeiner Freunde, betrat Brutus Aſien; aber glühender als je für Wiederherſtellung der alten Freiheit. Gelang ſie nicht, ſo erlagen ſein Vaterland und die Welt einer heilloſeren Tyrannei, als die geſtürzte, und die Idus des März, an welchen Cäſar fiel, mußten dann als ein ſchwarzer Tag bezeichnet werden. Daß ſeine große That ſich nicht alſo zum Verderben wende, drängte Brutus jetzt ungeſtüm alle ſeine Kräfte zuſammen.

Das Heer, welches er nach Aſien hinübergeführt hatte, war ſchon eine bedeutende Waffenmacht; an Bithyniens und der Inſel Cycikus Küſten ward ihm eine Flotte erbaut; und ſeinen Gefährten Caſſius, welcher von Syrien gen Aegypten zog, um auch dort ſeine Streitkräfte, vorzüglich die Seele derſelben, ſeine Schätze zu vermehren, beſchwor er, ſich mit ihm nun zu vereinigen, und ſich nicht weiter von Italien zu entfernen. Ihre Mitbürger ſeufzten dort nach ihnen. Das Vaterland zu befreien, nicht entlegene Reiche zu erobern, wären ſie gerüſtet *).

---

*) Plutarchi Brutus.

Caſſius wandte ſich ſogleich von ſeiner Unternehmung gegen Aegypten, und Brutus zog ihm entgegen. Es war ein großer Augenblick, als ſich beide Feldherrn ſeit ihrer Trennung im Piraeus nun zum erſtenmal bei Smyrna wiederſahen. In den wenigen Monaten, welche ſeit derſelben verfloſſen, hatte die Erfüllung ihre Hoffnungen überraſcht. Damals waren ſie gleichſam Flüchtlinge, ohne Krieger und Waffen, ohne Schiffe, keine Länder und Städte waren ihnen unterthan, und ungewiß blieb, was ſie in jenen Provinzen gelten würden, welche der Senat ihnen verliehen hatte. Jetzt erfreute ſich jeder von ihnen an der Macht des andern zu Land und See; und die Kraft vieler Länder und Völker, deren Loos einerlei blieb, ob ein Tyrann oder der Senat und das alte Geſetz in Rom herrſchten, konnte für die Freiheit deſſelben von ihnen angeſtrengt werden.

Darin lag die Eintracht beider Feldherrn, daß ſie keine Herrſchaft, als die der Geſetze, in ihrem Vaterland wollten. Sonſt verrieth ſich auch jetzt die alte Zwietracht ihrer Naturen. Brutus that alles in ſeinem Leben mit Liebe, Caſſius alles mit Haß; jener liebte die Freiheit, und ſtieß deshalb dem Cäſar, welchem er wohlwollte, den Dolch in die Bruſt; dieſer haßte

---

*) Plut. Brut. c. 25.

die Tyrannei, und vielleicht nur den einzelnen Tyrannen. Der erſte herrſchte, weil die Menge ſeiner Tugend hold war, weil, wer ihm nahte, von ſchwärmeriſcher Liebe ergriffen ward, weil die Höchſten ihn bewunderten, und ſeine Feinde ſich ſchämten, ihn zu haſſen; der letzte gebot durch Schrecken und Verſchloſſenheit, welche ſich im engen Kreiſe in gemeine Vertraulichkeit auflöſte, und in bittere Witzreden. Brutus dagegen behielt immer einen ſanften, heiteren Ernſt, welcher lächelte oder von Schwermuth angehaucht ward, je nachdem das Schickſal ſeinen Ideen günſtig oder neidiſch war. Feurig war er eben ſo ſehr, als Caſſius hitzig, und eben ſo ſehr nach vielen Seiten hin thätig und empfänglich, als dieſer, von Einem ergriffen, nur ihm mit Muth oblag. So waren alle Gedanken des letzten jetzt auf den Krieg geheftet, indem der erſte, ohne ihn zu vernachläſſigen, noch jeden Genuß der Wiſſenſchaft und Kunſt mitnahm, und für die friedlichen und bürgerlichen Einrichtungen der Städte ſorgte, als ob keine Kriegsflamme aufſchlagen werde, und deshalb weniger kriegserfahren ſchien, als ſein Gefährte, deſſen wiſſenſchaftliche Bildung man dagegen leicht unbemerkt ließ. Auch war ſie wirklich nicht in ſeine Natur übergegangen, und er konnte darum, nachdem er den größten Theil ſeines Lebens ſich zu den Stoikern gehalten, plötzlich dem Epikuräismus nachgehn. Seine ſtrengen Sitten, ſeine Enthaltſamkeit in Genüſſen und der Ruf, ſtets ein Waſſertrinker zu bleiben, litten bei dieſem Wechſel nicht, ſo wenig als ſie durch die ſtoiſche Philoſophie ihm verliehen waren. Den höheren Geiſt derſelben, welcher über alle irdiſche Veränderung erhebt, hatte Brutus in ſich aufgenommen.

Dieſer geiſtigen Ungleichheit zwiſchen beiden Feldherren widerſprach ihr Aeußeres keinesweges. Caſſius, des Aeltern, Lebensmühſeligkeit, und der ſtets erzeugte innere Grimm, hatten ſeinen Körper untergraben. Brutus war in der Blüthe der männlichen Jahre, der Geſundheit: ſeine Leibeskraft entſprach dem hohen Gleichſinne ſeines Gemüthes.

Für die Ausſichten in die Zukunft ward geachtet, daß Caſſius, unfähig, Tyrannen zu gehorchen, gleich untauglich wäre, unter freien Mitbürgern mit Gleichheit zu leben, und von ſeiner Natur zu eigner Tyrannei gedrängt würde. Brutus erſchien allen als ein Schutzgeiſt der Freiheit, und ſelbſt Marcus Antonius ſagte von ihm, daß er durch den Ruhm der That und die ſcheinbare Herrlichkeit derſelben verleitet, Cäſars Mörder geworden ſey, die übrigen Verſchwornen aber nur gehäſſigen Antrieben gefolgt wären.

Allein Brutus glich im eigentlichſten Sinne einem höheren Weſen, welches den Sterblichen die Freiheit wohl zum Geſchenk bringen kann, allein nicht weiß, mit ihnen wandelnd, ſie ihnen zu erhalten. Er wäre mit ſeiner Eigenthümlichkeit in der Zeit geweſen, wenn er nicht den römiſchen Freiſtaat geliebt hätte, welcher ſchon außer der Zeit lag. Das erſte Ideal, zu welchem ſein Gemüth emporſtrebte, war das Bild eines vollkommnen römiſchen Patriciers; aber ſein Eifer für der Griechen Kultur hatte demſelben ſchon bei ihm Abbruch gethan: ſein Herz war in Rom, und ſein Geiſt in Griechenland. So ward vorbereitet, daß die Weiſe, wie die römiſchen Großen damals durch die Welt zogen, ihm eine allgemeinere menſchliche Bildung geben konnte. Der Römer erloſch immer mehr in ihm. Er ſtrebte in die Menſchheit hinaus von dem engen Nationalgeiſte, welcher Charakter des Alterthums war, und dieſes floß in dem neuen Geiſte der Welt in ſeinem Gemüth zuſammen. Selbſt ſeine häuslichen Verhältniſſe bezeichnen eine Empfindſamkeit, die Griechen und Römern nicht eigen war. Porcia's Schwärmerei für ihn, und ſeine männliche Erwiederung derſelben, ſind fremdartige Gewalt des Gefühls da, wo das Vaterland durch alle Verhältniſſe herrſcht, und wie ein ferner Anklang eines Hampttons der Chevalerie. Der Römer begriff ihn nicht in ſeiner Eigenthümlichkeit, und er dachte noch zu groß von dem Römer und deſſen Freiheit, aus Bedürfniß des Herzens. Für den Augenblick, in welchem er dies gewahr wurde, war alles zu fürchten: er hatte dann allen Standpunkt in der Welt verloren, und mußte mit der Freiheit untergehn, für welche er alles aufgeopfert hatte *)

Solcher Art waren die Feldherrn, welche ſich jetzt zu Smyrna berathſchlagten, wie Roms altes Geſetz gegen die Willkühr Einzelner zu retten ſey. Brutus glaubte, daß ſie nun mit vereinter Macht nach Macedonien übergehn ſollten zur ſchnellen Entſcheidung; von vierzig zuſammengezognen Legionen hätte der Feind ſchon acht über das ioniſche Meer geſchifft. Caſſius dagegen meinte, daß dieſe Macht, indem ſie noch keine feindliche vor ſich finde, aus Mangel an Lebensmitteln von ſelbſt ſchmelzen werde. Die Rhodier und Lycier, nicht zu verachtende Seemächte, müßten vorher gedämpft werden, weil ſie ihrer

---

*) Appiani de bell. civil. l. IV. c. 132 – 34. Plut. Brut. c. 28. 29.

Parthei nicht wohl wollten und ihnen ſonſt in den Rücken fallen könnten. Da ward beſchloſſen, daß Brutus die Lycier zähmen, Caſſius die von Rhodos ſtrafen ſollte, in deren Mitte er zur Kultur der Griechen erzogen worden. Ehe ſie von einander ſchieden, gab er jenem noch den dritten Theil des Geldes, das er in Aſien zuſammengebracht hatte, wiewohl ſeine Umgebung ſich wider dieſe Theilung erklärte; denn mit dem Haß der Völker ſey es erworben, und nicht beſtimmt, um dem freigebigen Brutus die Liebe der Heere zu erwerben. Man vergaß, daß dieſer ſeine Schätze zur Ausrüſtung einer Flotte, womit ſie das mittelländiſche Meer behaupteten, verwandt hatte, und daß alle Macht beider Feldherrn nicht für ſie, ſondern für Rom war*). Caſſius handelte hier mit Selbſtüberwindung; denn er ward von Eiferſucht gegen Brutus gefoltert. Er hielt bei ihrer Zuſammenkunft ſtrenge darauf, gleiche Ehre mit dieſem zu genießen, welcher, ohne Sinn für Eitelkeit des Rangs, ſich häufig zum Mitfeldherrn begab, und nicht Gegenbeſuche abmaß**).

Mit wildem Ungeſtüm drängte Caſſius die Rhodier, die ihn vergebens an Griechenlands Wiſſenſchaft und ſeine Jugend erinnerten. Er zerſchmetterte ihre Macht zu Land und Meer; wie der Kriegsgott ſtand er plötzlich mitten in ihrer Stadt, durch ein Wunder gegenwärtig, wenn nicht unentdeckter Verrath ihn hineingelaſſen hatte. Sogleich beſtieg er den Gerichtsſtuhl, vor welchem er ſeinen Speer aufpflanzte. Funfzig Bürger der Stadt rief er ſelbſt namentlich auf und ließ ſie hinrichten. Keine Kleinigkeit an Gold und Silber im öffentlichen Schatz, in den Tempeln, entging ſeiner Habſucht. Privatperſonen, die ihm ihr edles Metal verheimlichten, wurden mit dem Tode beſtraft. Ihr Angeber erhielten den zehnten Theil der Beute; war er Sklav, auch die Freiheit. Aus der Erde, aus Brunnen, aus Gräbern kamen Schätze für Caſſius hervor. Die beraubten Rhodier nannten ihn König und Herrn. Ich bin es nicht, war ſeine grimmige Antwort, wohl aber der tödtende Richter des Königs und Herrn *).

---

*) Appiani de bell. civil. l. IV. c. 65. Plut. Brut. c. 30. Dio Cassius l. XLVII. c. 52.

**) Plut. Brut. cap. 29.

Indem alſo Caſſius ſeiner Natur gemäß wider die Rhodier verfuhr, handelte Brutus in ſeiner Weiſe gegen die Lycier. Er verlangte von ihnen Geld und Mannſchaft. Schnöde zurückgewieſen, überfiel er ſie auf einigen Hügeln, die ſie beſetzt hatten. Welche er nach ihrer Niederlage gefangen bekam, gab er ohne Löſegeld frei, und zog dann auf Xanthus, das Haupt Lyciens. Allein der Freiheitsſinn dieſer Stadt gedachte des Widerſtandes der Vorfahren wider den Meder Harpagon, des großen Cyrus Feldherrn, und wider den macedoniſchen Eroberer Alexander, und bereitete ihr zum drittenmal Verderben. Die Belagerung drohte langwierig zu werden; aber Brutus raſtete nicht, bis ihre Mauern und Thürme zuſammenſtürzten. Da befahl er ſchlau, von der Beſetzung der Thore zu weichen. Die Xanthier vermutheten Nachläſſigkeit der Wachen, und Haufen mit brennenden Fackeln ſtürzten heraus, um die Bela-

---

*) Appiani de bell. civil. l. IV. c. 74. Pluti Brut. c. 30.

gerungsmaſchienen in Brand zu ſtecken; wurden aber vom auflauernden Römer angegriffen und dann, von der Stadt abgeſchloſſen, deren Thore den Flüchtlingen nicht geöffnet wurden, weil man den miteindringenden Feind fürchtete, gänzlich niedergehauen. Bei einem ſogleich darauf erfolgenden Ausfall drangen doch ungefähr zwei Tauſend Römer mit hinein. Allein durch die wieder geſperrten Thore vom übrigen Heer abgeſchnitten, wären ſie alle vernichtet worden, wenn die Angſt ihrer Waffengenoſſen über ihr Schickſal nicht für den wüthendſten Sturm entſchieden hätte, und über ſteile Felſen von wenigen Tollkühnen ein Weg über die Mauern in die Stadt verſucht wäre. Als die Xanthier dieſe verloren ſahen, da wurden ſie von der alten Raſerei ergriffen. In ſeinem Hauſe ermordete jeder ſeine Geliebten, die ſich zum Tode drängten, und Todesgeheul wälzte ſich aus allen Straßen. Brutus glaubte, daß ſeine Krieger plünderten und mordeten, und ließ ſie durch die Herolde zuſammenrufen. Als er aber vernahm, was geſchehe, ſandte er Boten nach allen Seiten und ließ Verſöhnung und Sicherheit anbieten; allein die Xanthier drängte dieſe Friedensboten durch Wurfſpieße zurück. Nachdem die Hausväter die ihrigen getödtet hatten, legten ſie die Leichen auf Scheiterhaufen, und zündeten ſie an, um ſich in die Flammen zu ſtürzen. Brutus ritt umher, und flehte die Raſenden mit ausgeſtreckten Armen, daß ihm ihre Rettung vergönnt ſeyn möge. Allein Kinder ſelbſt ſprangen heulend in die Flamme, und die Stadt wurde in kurzer Zeit zum Aſchenhaufen. Brutus vergoß Thränen, als man ihm beſchrieb, wie man, als ſchon die Rauchwolken verzogen, noch eine Frau fand, die, ihr gemordetes Kind am

Halſe, mit einer Hand den Strick zog, ſich zu erwürgen, mit der andern die brennende Fackel hielt, ihr Haus einzuäſchern. Kaum hundert und funfzig freigebohrne Männer blieben von der volkreichen Stadt übrig.

Schaudernd vor der Erwartung eines ähnlichen Schauſpiels wandte er ſich gegen die Stadt Patara, welche der Hafen von Xanthus war. Aber das Schickſal der Xanthier hatte Eindruck gemacht: Patara gab ſeiner Güte Gehör. Er ließ ſich nicht blos die öffentlichen Schätze darbringen, ſondern forderte auch das Gold und Silber der Privatperſonen, unter Verkündigung von Strafen für den Verheimlicher, von Belohnungen für den Angeber des Verborgenen. Um Vorwürfen zu entgehn, daß er nicht genug für die Mittel zur Unterhaltung des Kriegs ſorge, befahl er alſo, nach ſeines Waffengefährten Caſſius Beiſpiel; aber ſeine Handlung war von einem andern Geiſt geleitet. Ein junger Bürger von Patara ward von ſeinem Sklaven verrathen, daß er Geld verborgen habe. Vorgefordert erſchien der Angeklagte ſchweigend; aber ſeine herbeieilende Mutter ſchrie, daß durch ſie das Gold verheimlicht ſey. Der Sklav, ungefragt, ſtrafte ſie Lügen und wälzte die Schuld auf ſeinen Herrn. Des Jünglings Ruhe und der Mutter Liebe rührten den Feldherrn: er entließ ſie beide mit Lob und dem Golde; den Sklaven aber befahl er ans Kreuz zu ſchlagen, weil er, über den Aufruf und der Belohnung Reitz hinaus ſeinen Herrn verfolgt hatte. Auch bewies der Reichthum, mit welchem Caſſius von den Rhodiern, und Brutus von den Lyciern hinwegzogen, den verſchiedenen Geiſt, in welchem ſie handelten. Jener hatte acht Tauſend fünf hundert Talente, dieſer hundert und funfzig gewonnen*).

Nach Vollendung dieſer beiden Züge wider die Rhodier und Lycier drang Brutus von neuem in Caſſius, daß ſie nun mit vereinter Macht auf ihren und des Vaterlandes Feind losgehn wollten; denn ſchon war ein Unterfeldherr von Octavius und Antonius mit acht Legionen von Macedonien nach Thracien vorgedrungen, um dort enge Päſſe zu beſetzen **). Zu Sardes in Lydien ſtießen beide Feldherrn wieder zuſammen.

Je tiefer Brutus den Zwieſpalt ihrer Naturen fühlte, deſto mehr ſuchte er ihn durch Freundlichkeit gegen Caſſius zu verdecken. Er ging ihm entgegen, als er jetzt nahte, und das ganze Heer in Waffen, rief beide jauchzend Imperatoren. Es ſollte keine heimliche Irrung zwiſchen ihnen obwalten, und durch Offenheit ſollte jeder Groll getilgt werden, welcher durch fremde Einmiſchung, die bei ihrem großen Beginnen unvermeidlich war, zwiſchen zwei ſo verſchiedenartigen Gemüthern ſich vielfach anſetzen mußte.

Sie begaben ſich allein ſogleich in ein Gemach, in welches ſie den Eintritt verboten. Vom leiſen Tadel kamen ſie zu Strafreden, zu Anklagen. Ihre Freunde vernahmen ihre hochleidenſchaftliche Sprache, die von Thränen unterbrochen wurde: ſie zitterten vor dem Ausgang, doch wagte keiner hineinzutreten.

---

*) Dio Cassius l. XLVII. c. 34. Appian. de bell. civil. l. IV. c. 75 - 81. Plut. Brut. c. 30 - 35.

**) Appian. de bell. civil. l. IV. c. 87.

Nur der Senator Marcus Favonius, lächerlich durch ſeine narrenhafte Nachahmung Cato's, drängte ſich mit Gewalt durch die abwehrenden Diener in das Gemach, und rief mit ſtarker Stimme Neſtors homeriſche Worte: „Mir ſeyd folgſam; denn beide ſeyd ihr jünger, als ich!“ Brutus warf ihn hinaus, Caſſius lachte: die hohe Stimmung war unterbrochen. Sie gingen zu einem Abendſchmauſe, welchen dieſer jenem gab. Kaum begann das Gaſtmahl: ſo erſchien auch Favonius geſalbt und gebadet, und drängte ſich auf das Lager in der Mitte! Brutus betheuerte, ihn nicht eingeladen zu haben; aber des Thoren Lächerlichkeit gab der Geſellſchaft doch ſogleich eine Stimmung, welche mit Scherzen und philoſophiſchen Geſprächen die vorhergegangne heſtige Bewegung der beiden Feldherrn in Vergeſſenheit brachte*).

Inzwiſchen brach ſchon am folgenden Tage die alte Zwietracht ihrer Naturen wieder hervor. Lucius Pella, ein Römer, von Brutus zu Geſchäften bei den Sardiern beordert, und von dieſen des Unterſchleifs angeklagt, wurde öffentlich gerichtet und als ehrlos verdammt. Caſſius hatte einige Tage vorher zwei aus ſeiner Umgebung, die gleicher Vergehung offenbar ſchuldig waren, öffentlich ſtraflos entlaſſen und nach wie vor bei ſich behalten. In dieſen Zeiten, ſagte er, bedürfe es einer klugen Nachſicht; Brutus ſey zur Unzeit gerecht und ſtrenge. Dieſer entgegnete: „gedenke der Idus des März, an welchen wir Cäſar tödteten, nicht als ob er zum Räuber an allen Menſchen geworden, ſondern weil durch ſeinen Schutz es andre waren. Kann irgend ein ſchönes Wort der Gerechtigkeit Schmälerung entſchuldigen; ſo hätten wir lieber Cäſars Anhang ertragen, als in dem unſrigen der Ungerechtigkeit nachſichtig ſeyn ſollen. Bei jenem gefährdeten wir den Ruf der Unmännlichkeit, bei dieſem, als ob wir durch Gefahr und Arbeit nur nach dem Ungerechten ſtrebten*).

---

*) Plut. Brut. c. 34.

Trotz ſolchen Zwieſpaltes hielt der edle Brutus immer dafür, daß Caſſius es redlich mit dem Freiſtaat meine, und zog daher getroſten Muthes mit ihm gegen den Helleſpont, um für die Rettung Roms, der Römer wider die Römer, zu kämpfen.

In jener Nacht, da ſie am Morgen von Aſien nach Europa überſchiffen wollten, einer ſchauerlich düſtern, ſaß er allein in ſeinem Zelte, gedankenvoll, bei der Lampe Dämmerlichte. Ihm war, als geſchähe ein Schritt zu ihm herein; er ſchaute nach dem Eingang, und eine abentheuerliche Erſcheinung, geſchlechtloſer, grauenvoller Form, trat ſchweigend an ſeine Seite. Er bebte nicht, ſie zu fragen: „Wer biſt du? der Sterblichen, der Götter Jemand? Und warum kommſt du zu mir?“ Das Ungethüm murmelte: „Brutus, ich bin dein böſer Dämon: bei Philippi ſchauſt du mich wieder. Ich ſeh dich wieder;“ ſprach er unverwirrt.

Es verſchwand: er rief die Knaben. Als ſie verſicherten, keine Stimme gehört, keine Geſtalt geſehn zu haben, blieb er wach. Aber wie der Morgen anbrach, ging er zu Caſſius und beſchrieb die Erſcheinung. Dieſer bewies ihm nach epikuräiſchen Grundſätzen, daß ſie einzig ein Geſchöpf ſeiner Phantaſie wäre. „Es iſt nicht glaublich, ſchloß er, daß es Dämonen giebt, und wenn auch, daß ſie eine Geſtalt, eine Stimme, eine Kraft haben, die uns anſprechen. Wäre dies möglich, wie würde ich es wünſchen; wir könnten dann nicht blos auf Waſſer und Roß und Flotte vertrauen, ſondern auch auf der Götter Beiſtand; denn wir ſind Häupter der heiligſten, ſchönſten Unternehmung.

---

*) Plut. Brut. c. 55.

Die Erſcheinung hatte Brutus geſchaut: darum war ſie. Das ungeformte Ungethüm war das dämmernde ſchwermüthige Gefühl, daß er und ſein Freiſtaat außer der Zeit waren. Durch Wachen erſchöpft und durch die Sitte, nur nach dem Abendeſſen ein wenig zu ſchlummern, ungern vom Schlaf überwältigt; dann dem Drange der Geſchäfte die Nacht preiszugeben, und die bisweilen ſo erpreßte Muße noch den Wiſſenſchaften zu weihn, bis die Hauptleute und Oberſten kamen, ſeine Befehle zu hören; ſah er das ſchreckende Weſen, welches er in ſich trug, leicht in grauenvolle Erſcheinungen übergehn. Sie weiſſagten ihm Unglück, ohne daß er durch den römiſchen Volksglauben erheitert werden konnte, mit welchem frohgeſinnt das Heer über den Helleſpont ſchiffte. Zwei Adler hatten ſich heilverkündend auf die beiden erſten Kriegszeichen niedergelaſſen, und blieben bei denſelben während des Fortzuges, von den Kriegern gefuttert. *)

---

*) Plut. Brut. c. 36. 37.

Als die Feldherrn bis zur Bucht von Melanus gekommen waren, hielten ſie an, um eine allgemeine Heerſchau zu vollbringen. Sie zählten beinahe achtzig Tauſend Mann Fußvolk in Legionen: zwei Tauſend Reuter, Thracier, Illyrier, Parthier, Theſſalier machten einen, Gallier und Luſitanier einen andern Heerhaufen von vier Tauſend Mann, unter Brutus; zwei Tauſend galliſche und ſpaniſche Reuter beſaß Caſſius und vier Tauſend berittene Bogenſchützen aus Arabien, Medien und Parthien. Auch folgten ihrem Zuge mehrere kleine Könige und Fürſten aus Galatien mit ihren Kriegsſchaaren als Bundesgenoſſen. So war die Landmacht, welche ſie auf einen Punkt zuſammengezogen hatten. Wo es ſonſt nöthig war, und rathſam dünkte, hatten ſie ſtarke Poſten angeordnet.

Das ganze Heer war herrlich gerüſtet, und ſeinen Anführern fehlte es nicht an Gold und Silber, um reichen Sold und Geſchenke zu ſpenden. Sein Kern waren alte Legionen, die unter dem großen Julius Cäſar das Schrecken der Welt und ſeine Bruſtwehr wider ſeine Feinde hießen. Jetzt gehorchten ſie ſeinen Mördern, und wider ſeinen Sohn, wider ſeinen Freund Antonius blieben ſie denſelben bis in den Tod getreu. Nicht die Ausſicht, dereinſt unter ihren ſiegreichen Imperatoren den Lohn eines ruhigen Alters in behaglichem Eigenthum zu erhalten, konnte es ſeyn, was ſie an Caſſius und Brutus feſſelte; denn er war ihnen noch gewiß, wenn ihre Kraft von denſelben weichend, zu den Rächern Cäſars überging, und deren Sieg unzweifelhafter machte. Der große Name, daß das freie römiſche Volk die Welt beherrſche, hatte für ſie noch nicht allen Zauber verloren: für ihn wollten ſie ſich ſchlagen, für Brutus, an welchem er verklärt wurde.*)

Zu ihnen war es eigentlich, daß die Feldherrn nach alter römiſcher Sitte zu reden beſchloſſen. Eine bereitete Anhöhe beſtiegen ſie mit allen Senatoren, die ſich in ihrem Lager fanden. Das freie Rom ſchien auf ihr verſammelt, umgeben von ſeinen Legionen, vom Hülfsvolke ſeiner Bundesgenoſſen. Caſſius redete zu ihnen, weil Brutus, ihm ſtets den Vorrang einräumend, des gemeinen Wohls wegen, ſeine Eiferſucht ſchonte.

Alſo begann er: „Wir haben Cäſar, zugleich mit euch in ſeinen Kriegen fechtend, euch anführend, groß gemacht; wir blieben ſeine Freunde, nicht feindliche Regung hat uns auf ihn gehetzt. Im Frieden ward er zum Verräther, nicht an uns, den Freunden, unſer Vorrang währte fort; ſondern an den Geſetzen, der Bürgerwelt, an der Vorfahren Ordnung und ihrem Schwur, keinen König fortbin zu ertragen. Dieſem Gelübde hülfreich haben wir, der Schwörenden Sprößling, von uns den Fluch gebannt.“

„Ihr ſaht nur ſeine Heldentugend: darum fühltet ihr jenes weniger ſcharf. Leicht, unabgewendet, erwäget jetzt euren Theil. Denn ihr, das Volk, gehorcht zwar im Krieg in Allem, wie Herrſchern, den Feldherrn; aber im Frieden nehmt ihr eure Gewalt zurück, und über uns; ihr beſtimmt Lohn und Strafe, je nachdem wir euch angeführt haben. Dieſe Wechſelwirkung, Quiriten, hat unſern Staat zum höchſten Flor gebracht.“

---

*) Appian. de bell. civil. l. IV. c. 133.

„Nachdem aber Cäſar zu herrſchen begonnen, da geſchah das Jammervollſte von allen; denn ihr konntet ſelbſt eure Tribunen, welche ihr als eure eigenthümliche, immerwährende Obrigkeit eingeſetzt, als heilig und unverletzbar geoffenbahrt habt, nicht vor Schmach bewahren. Ihr ſaht die heiligen Männer ihres unangreifbaren Amtes, ihres geweihten Gewandes beraubt werden, ungerichtet, auf eines Einzigen Befehl, als ſie denen, welche ihn auch als König verkünden wollten, eurentwegen zu zürnen ſchienen.“

„Anklagen, vor Gericht ſtellen, konnte niemand dieſen Mann, wegen ſeiner Kriegsmacht, die er dem Staate zu ſeinem Eigenthum entwandt hatte. Da ward die einzige übrige Weiſe, die Tyrannei zurückzudrängen, von uns beliebt, der Rathſchlag wider ſein Leben. Dieſer Sinn mußte jeden Biedern beleben; die That wenigen angehören.“

Nachdem Caſſius mit ſolcher Kraft den ächten Römerſinn in den Legionen geweckt und ſie belehrt hatte, warum derſelbe bisher in ihnen geſchlummert, beſchrieb er, was ſeit Cäſars Fall geſchehn, und die Gräuel, von den Triumvirn verübt, und wie die öffentliche Gewalt rechtmäßig bei den Adlern der Verſchwornen wohne. „Ihr ſeyd nicht, ſchloß er, ſo des Caſſius und Brutus Heer, als der Römer; wir ſind eure Mitkämpfer und Roms Feldherrn. Fühlten ſo auch unſre Feinde, ſo könnte jeder ungefährdet ſeine Waffen niederlegen; alle Heere könnten der Stadt zurückgegeben ſeyn, daß ſie ſchalte mit der gemeinſamen Kraft. Da es aber nicht alſo: wohlauf, Kriegsgenoſſen, zum Kampf für die Freiheit, mit heiliger Treue und trugloſem Gemüth, nur nach des römiſchen Senats und Volkes Satzung.“

Vorwärts! rief ein allgemeines Geſchrei, und die Heere verlangten ſogleich gegen den Feind geführt zu werden. Caſſius, wiewohl innig von dieſem Ungeſtüm erfreut, ließ Ruhe gebieten. Damit das Vertrauen, welches dieſen Augenblick begeiſterte, in ſeiner Kraft feſtgehalten werde, ſtellte er dar, wodurch ſie dem Feind überlegen wären. Der Legionen beſäßen ſie nur eine gleiche Zahl: an Reuterei, Flotten, Hulfsvölkern wären ſie ungleich ſtärker. Sie hätten nur vor ſich einen Feind; dieſem aber lägen feindlich im Rücken ihr Bundesgenoſſe Pompejus in Sicilien, und die Befehlshaber ihrer zahlreichen Flotte im joniſchen Meer. Auch litt der Feind Mangel an Geld, welches von manchen des Krieges Nerv genannt würde; den verheißnen Sold hätte er dem Heere nicht zahlen können, durch die Achtserklärungen weniger, als man erwartete, bereichert, weil kein Biederer die gehäſſigen Landgüter kaufe; und vergebens bemüht, aus dem erſchöpften Italien noch mehr zu preſſen. Sie dagegen würden von dem vorhandenen Reichthum nächſtens ihrem Krieger von neuem ſpenden, und in den Provinzen hinter ihnen wären noch andre Schätze für ſie geſammelt. Die Zufuhr an Lebensmitteln, ſo ſchwierig für große Kriegsmacht, mußte der Gegner von Macedonien dem rauhen gebirgigen Lande, und von dem wenig geſtreckten Theſſalien erzwingen, durch Landfrachten, mit ungemeiner Mühſeligkeit: von Afrika, von Lucanien und Apulien würden Pompejus und die joniſche Flotte ſie abſchneiden. Ihnen dagegen ſtrömte täglich Ueberfluß an Lebensmitteln zu, ohne Mühe, ungehemmt, über das Meer, aus allen Inſeln und Provinzen zwiſchen dem Euphrat und Thracien. Von ihnen hinge es daher ab, die Entſcheidung zu beſchleunigen oder zögernd den Feind durch den Hunger aufzureiben.*)

Die ſchlaue Berechnung dieſer Gründe wurde durch die Verheißung gekrönt, welcher würdige Lohn am Ende des Werkes einem jeden Krieger fallen werde, und dieſe wiederum beſtärkt durch ein Geſchenk an Geld, welches ſogleich im ganzen Heere ausgetheilt werden ſollte. Alſo geſchah es auch ohne Verzug, und jedem Tapfern wurde mit Anführung dieſes oder jenes Grundes das Geſchenk noch erhöht.

Von allen Lippen des Lagers ſprach nun Lob über Caſſius und Brutus. Mit dem friſcheſten Muth brach ein Heerhaufe nach dem andern gen Doriſcus auf, ſo wie ihnen die Gabe der Feldherrn geſpendet war. Von jetzt an fütterten dieſe öffentlich die beiden Adler, die ſich auf die ſilbernen Adlerzeichen des Heers niedergelaſſen hatten.

Als der Zug bis zum Vorgebirge Serrium gekommen, ließen die Feldherrn ihre Flotte an der öden Küſte Thraciens mit einer Legion und Bogenſchützen hinabſegeln, damit dieſe an einem bezeichneten Orten ſich ausſchiffen und ein Lager aufſchlagen ſollten. Es geſchah, was ſie dadurch bezweckt hatten. Die Feinde nämlich verließen die engen Schlünde der Korpilen, indem ſie wähnten, daß es unnütz ſey, dieſelben zu bewachen, weil ſie die republikaniſchen Krieger ſchon in ihrem Rücken wahrnahmen. Brutus ließ ſogleich dieſen Paß beſetzen, bekümmert, daß ihnen durch die ſapaeiſchen Schlünde der raſche Fortzug gewehrt werden könnte. Schon war die Jahrszeit weit vorgerückt, und er hatte Grund zu fürchten, daß der Winter nahen möchte, ehe über Roms Freiheit das Loos geworfen war.*)

---

*) Appiani de bell. civil. l. IV. c. 90. ſqq.

In dieſer Verlegenheit half ihnen der thraciſche Fürſt Raſcupolis durch ſeine Kunde der Gegend. Ein Umweg von drei Tagen, zeigte er an, führe um den Berg der Sapäer. Felſen, und Mangel an Waſſer und die dickſten Wälder hätten bisher dieſen Pfad den Menſchen verſchloſſen. Es möge, ſie verdrießen, Waſſer mit ſich zu tragen und den engen Pfad zum Durchzuge feſt zu machen; dann würden ſelbſt die Vögel ſie nicht wegen der dichtverwachsnen Bäume entdecken. Am vierten Tage kämen ſie an den Strom Harpeſſus, der in den Hebrus fließe: nur ein Tag hielte ſie dann noch von Philippi entfernt, und ſobald ſie dort, wäre der umzingelte Feind ohne Rettung verloren.

Der verwegne Vorſchlag gefiel, und Raſcupolis ward ungefähr mit dem vierten Theil des Heers vorauf geſchickt, um den Weg zu bereiten. Ihnen folgten raſch Caſſius und Brutus, nachdem das Geſchrei der Voraneilenden, die den Strom Harpeſſus zuerſt ſchauten, fortgepflanzt durch alle Reihen, ſie von der Richtigkeit der Angaben des Thraciers überzeugt hatte.

---

*) Appiani de bell. civil. l. IV. c. 102. 3.

Allein deſſen Bruder Raſcus, wegen der Zwietracht zwiſchen ihnen ein Freund der Cäſarsparthei, hatte den kühnen Zug geargwohnt, und den Feldherrn, welche die ſapaeiſchen Schluchten beſetzt hielt, noch zeitig von ſeiner Vermuthung unterrichtet. Daher fand des Freiſtaates Heer, als es bei Philippi anlangte, den Feind im eiligen Rückzuge nach Amphipolis, und Marcus Antonius drang unglaublich ſchnell mit ſeiner ganzen Macht herbei, die Verfolgung zu hemmen.

Ungefähr zwölfhundert Schritte, unfern der Stadt Philippi, lagerten ſich die beiden Feldherrn auf zwei Hügeln, die tauſend Schritte von einander ſtanden: Caſſius auf dem mittäglichen, Brutus auf dem nördlichen. Die Ebene vor ihnen, ganz zum Schlachtfelde geeignet, ſenkte ſich gegen Amphipolis, ſo daß der Feind bergan wider ſie ſtreiten mußte. Zwiſchen beiden Hügeln zogen ſie eine Mauer, deren Thor gleichſam die Pforte von Aſien nach Europa war. Auf der reichten Seite hatten ſie Bergſchluchten und unwegſame Wälder, auf der andern Sümpfe bis an den Fluß Strymon. Ihren Rücken deckten das Meer und ihre Flotte: die nahe Inſel Thaſus war ihr Magazin, und hart an ihrem Lager bot ein kleiner Fluß ihnen bequeme Labung.

So glücklich hatten ſie ſich gelagert, als Marcus Antonius ſelbſt dieſſeits Amphipolis heranzog und mitten auf der Ebene ſein Lager aufſchlug, mit gleich vielen Nachtheilen kämpfend, als ſie durch Vortheile begünſtigt wurden. Ungeſtört ließen ſie ihn ſein Lager befeſtigen; denn ſeine Verwegenheit hatte ſo auf

---

*) Appiani de bell. civil. l. IV. c. 102. 3. Blut. Brut. c. 38.

Caſſius gewirkt, daß des Freiſtaates Heer keinen ſchnellen Schlag zu thun vermochte. Dieſer Feldherr ließ ſelbſt einen Pfad zwiſchen dem Sumpf und ſeinem Lager nun noch durch eine Mauer ſperren. Die Republikaner ſtanden jetzt in einer vollendeten Feſtung.

Nicht aus Feigheit hatte Caſſius ſo gehandelt, ſondern entſchloſſen, den Krieg in die Länge zu ziehn, um den Feind durch Mangel aufzureiben. Er glaubte der Verwegenheit deſſelben, der notherzeugten, jede Gelegenheit verſagen zu müſſen. Deshalb räumte er wohl ein, daß ihre Heere ſich auf den Anhöhen in Schlachtordnung zeigten, als nach der Ankunft des kranken, und daher zögernden Octavius Cäſar ſich die feindliche Schlachtreihe auf der Ebene entwickelte; aber zum Kampf ſelbſt ließ er ſie nicht hinabziehn. *)

Ungewiß blieb ſchlechterdings deſſen Ausgang. Der Kern der Heere auf beiden Seiten waren Römer, ein und zwanzig Legionen ſtanden hier und dort, doch nicht vollzählig in des Freiſtaates Heer, und an Mannſchaft übervoll bei Antonius und Octavius Cäſar. An Reiterei und Hülfsvolk zählten Brutus und Caſſius ſieben Tauſend mehr. Beide waren an kriegeriſcher Schlauheit und verwegnem Muth vielleicht unter Marcus Antonius, doch in jeder Hinſicht als Feldherrn dem Jüngling überlegen, welcher ihm zur Seite ſtand. An Pracht der Waffen glänzte vor allen das Heer von Brutus, welcher dazu reichlich Gold und Silber geſpendet hatte. Im übrigen

---

*) Appiani de bell. civil. l. IV. c. 105. - 108.

forderte er Mäßigkeit und ſtrenge Sitte von dem Krieger; aber er glaubte, daß der Ruhmbegierige und der Habſüchtige ſich deſto tapfrer wehren würden, je mehr ſie verlieren könnten*).

Sein feuriges Gemüth wünſchte die Schlacht, nicht weil das Glück, womit ſeine Reiterei, auf den Feind ſtoßend, mehrmals gefochten hatte, ihn eitel ſpornte, ſondern entflammt von Ungeduld, Roms Freiheit zu ſchauen, und dem Ungemach zu wehren, welches ein ſolcher Krieg, langedauernd, über die Welt bringen mußte**). Auch verwundete jeder treuloſe Krieger, der aus ſeinem Lager zum Feind überging, im eigentlichſten Sinne ſein Herz. Der böſe Dämon, welcher in ihm nicht geweckt werden durfte, war das Gefühl, daß ſeine Römerfreiheit nicht mehr an der Zeit ſei. Wenigſtens ſollte das Schickſal raſch darüber entſcheiden.

Auf der andern Seite ſprachen zu wichtige Gründe für die Wahrſcheinlichkeit, den Feind durch Zaudern aufzureiben, als daß er des Mitfeldherrn zögernde Klugheit unbedingt hätte bekämpfen ſollen; aber gewiß war es ihm nicht unangenehm, als Marcus Antonius durch ſeine Verwegenheit die Schlacht erzwang.

Dieſer hatte den Gedanken gefaßt, unbemerkt mitten durch den Sumpf einen ſchmalen Pfad zu gründen, und vermittelſt deſſelben ſich am Geſtade des Meers ſo feſtzuſetzen, daß er den Feinden die Zufuhr von Thaſus abſchneiden konnte.

---

*) Plut. Brut. c. 38.

**) Plut. Brut. c. 39.

Indem täglich die Heere in Schlachtordnung gegen einander auftraten, ſchien die ſeinige ſtets unverringert, wiewohl er zu dem kühnen Werk einen Theil ſeiner Macht abgeordnet hatte. In geheimnißvoller Stille vom hohen Schilf verborgen, kam es binnen zehn Tage und Nächte zu Stande, und einige Gegenden am Meere, die von Natur feſt waren, wurden ſogleich zu Kaſtellen befeſtigt.

Als Caſſius dies gewahr wurde, ſah er ſeine Stellung bedroht und die Zufuhr von Thaſus gefährdet. Er hoffte den Feind durch gleiche Liſt zu ſchlagen, und ließ mit der größten Eile und gleich unbemerkt zur Nachtzeit einen feſten Damm durch die Sümpfe queer über den feindlichen führen, wodurch er jene Beſatzungen der Kaſtelle von dem Hauptlager abſchneiden wollte*).

Daß Antonius bei ſolcher Entdeckung in eine Raſerei gerathen werde, die das Aeußerſte verſuchte, zweifelten die beiden Feldherrn nicht, und den Tag, wo ſich die Gegenliſt enthüllen mußte, betrachteten ſie daher als den Zeitpunkt der unvermeidlichen Schlacht. In der Frühe deſſelben ließen ſie auch das Schlachtzeichen, das Purpurgewand, vor ihren Zelten aufrichten. Vor den Lagern bildete ſich die Schlachtordnung.

Darauf, in der Mitte der Heere, kamen ſie zuſammen, und Caſſius redete: wie er wohl den Sieg hoffe; das Schickſal aber nicht offenbar ſei; was Brutus im Fall des Unglücks von Flucht oder Tod urtheile? Und dieſer entgegnete, daß er in unerfahrner Jugend Cato getadelt, weil er ſich ſelbſt tödtete; denn es habe ihm weder fromm noch mannhaft geſchienen, dem böſen Dämon zu weichen. Allein der Dinge Wechſel habe ihn anders geſtimmt, und wenn die Götter ihrem ſchönen Beginnen nicht wohlwollten: ſo werde er ſterben, dem Schickſal dankbar für das freie Leben, das ihm noch ſeit den Idus des März vergönnt worden. Freudig ſetzte Caſſius hinzu: „Gut, ſo werden wir ſiegen, oder den Sieger nicht fürchten*).

---

*) Appiani de bell. civil. I. IV. c. 109.

Erſt gegen Mittag wurde Antonius den Gegendamm des Feindes gewahr, und ſogleich bereitete er ſich, die Feſtungswerke zu ſtürmen, welche Caſſius zwiſchen ſeinem Lager und dem Sumpf aufgeführt hatte.

Als ſeine Krieger ſtürmiſch über die Ebene ſchritten, welche beide Schlachtordnungen trennte, vermochte Brutus ſein Heer, das ſich dadurch verhöhnt glaubte, nicht zurückzuhalten. Sie fielen dem vorübergehenden Feind in die Seite unter fürchterlichem Blutvergießen. Dann richtete ſie ihr Feldherr wider die Schlachtordnung Octavius Cäſars, welche noch ruhig da ſtand.

Ein Theil der Legionen riß ſich ungeſtüm vom dem übrigen Heere los, und raſtete nicht, bis ſie auf der linken Seite den Feind überflügelt hatten. Sie drangen dann unaufhaltſam in das Lager, welches Octavius und Antonius gemeinſchaftlich hatten. Zwei Tauſend Lacedämonier, die es deckten, wurden niedergehauen. Brutus drängte zu gleicher Zeit den Feind von vorn, und war auch zugleich mit dem Flüchtigen im Lager: ſo wurde die Verwirrung und Niederlage deſſelben allgemein. Octavius, durch Träume gewarnt, hatte ſich kurz vorher aus dem Lager tragen laſſen: man fand ſeine leere Sänfte von Spießen und Pfeilen durchlöchert, und wähnte ihn deshalb getödtet.

---

*) Plut. Brut. c. 50.

Indem Brutus ſo den rechten Flügel zum Sieg führte, ward im Taumel deſſelben und über die Plünderung des feindlichen Lagers die übrige Schlachtordnung zu ſehr aus der Acht gelaſſen.

Antonius war mit ſeinem Sturmſchritt die Anhöhen hinan wider den linken Flügel unter Caſſius geeilt. Derſelbe ſtand unbeweglich, ſtaunend über ſolche Kühnheit, und ehe es hier zu einem allgemeinen Streite kam, ſah er ſich von dem verwegnen Feldherrn durchbrochen. Indem nun zugleich auf der ganzen Linie der Angriff geſchah, war Caſſius nicht beſonnen und raſch genug, um die Schlachtordnung wider die feindliche Macht von vorn zu ſchließen, und ſich mit einem Theil derſelben zur Vernichtung des raſenden Antonius zu wenden.

Derſelbe ſtürmte wider die Mauer zwiſchen dem Sumpf und dem Lager. In betäubender Eile waren die Poſten bei derſelben niedergemacht, der Wall niedergeriſſen, das Thor erſtürmt, und durch daſſelbe und über die Trümmer hinweg, drang die Schaar wider das Lager von Caſſius. Weil man durchaus auf ſeine Feſtigkeit vertraut hatte, war eine geringe Wache zu ſeiner Deckung zurückgeblieben. Sie wurde leicht übermannt, indem zu gleicher Zeit die Schlachtlinie vor dem

Lager zurückgeworfen und zerriſſen wurde, und ſich in eine allgemeine Flucht auflöſte. Caſſius ſtand ergrimmt; er ſtieß ein Kriegszeichen vor ſich in die Erde, die Muthigern um ſich zu ſammeln. Aber ſelbſt ſeine Leibwache floh. Da wich er mit geringer Schaar auf einen Hügel, der einen weiten Blick gewährte. Ein Gewoge von Kriegern, die ſich ſelbſt nicht mehr unterſchieden, und Wolken von Staub wälzten ſich auf der Ebene. Der unglückliche Feldherr entdeckte nur die Plünderung in ſeinen Gezelten.

Inzwiſchen rückte Brutus aus dem eroberten Lager hervor, um die weitere Schlacht zu verfolgen. Er ſtaunte, Caſſius Zelt, das am höchſten Ort, von Zelten umgeben, tief in die Ferne geleuchtet hatte, nicht mehr zu ſchauen. Die am weiteſten ſahn von ſeiner Umgebung, verſicherten, daß viele ſtrahlende Helme und ſilberne Schilde im Lager hin und herwogten: das wäre mehr, als die zurückgelaßne Wache.

Ein Unfall mochte ſeinen Mitfeldherrn übermeiſtert haben. Sogleich rief Brutus ſeine Krieger von Verfolgung des Feindes zurück, um dem linken Flügel zu Hülfe zu eilen, nachdem er eine Bedeckung des eroberten Lagers zurückgelaſſen hatte. Auf dem Rückzuge über die Ebene erhielt er nähere Kunde vom Ausgange der Schlacht auf dem andern Flügel. Auch zog unfern von ihm der Sieger Antonius vorbei, gleichfalls unterrichtet von der Niederlage auf der einen Seite ihres Heeres. Beide Sieger eilten zu den heimathlichen Lagern zurück. Die Ermattung und die ängſtliche Erwartung wechſelnd mit der Siegesfreude, der alles verwirrende Staub und die verworrenen Bilder von dem Ganzen des Tages, raubten ihnen die Luſt, ſich noch mit einander zu meſſen.

Auf dem einſamen Hügel in Verzweiflung verſenkt, flehte Caſſius ſeinen Waffenträger Pindaros, ihn zu tödten. Da kam ein Bote, daß Brutus auf dem andern Flügel ſiege. O mögteſt du vollendet ſiegen! rief der Feldherr aus. Der Centurio Titinius begab ſich ſogleich hinweg, die Wahrheit zu erkunden. Er ſtieß auf einen Haufen Reiter, die Brutus ausgeſandt hatte, um nach Caſſius zu ſpähen. Als ſie deſſen treuen Freund erblickten, erhoben ſie ein freudiges Geſchrei. Seine Bekannte ſprangen vom Pferde, kreiſend ritten andre um ihn, alle froh, daß der Feldherr lebte, Siegeslieder jauchzend.

Der unglückliche Caſſius wähnte bei dieſem Anblick, daß ſein Freund von einem feindlichen Geſchwader umringt ſei. Er warf ſich vor, durch feige Luſt am Leben ihn geopfert zu haben. Warum zauderſt du, warum befreiſt du mich nicht von dieſer Schande? ſprach er zu Pindaros, riß ihn zu einem leeren Zelte, und ſenkte ſich vor ihm mit entblößten Nacken: ſein Haupt fiel.

Inzwiſchen kam Titinius mit einem Siegeskranz geſchmückt, den Hügel heran. Doch Wehklagen ſcholl herab; er vernahm das ungeheure Schickſal, und klagte ſich an, nicht raſch genug zurückgekommen zu ſeyn, und durchſtieß ſich ſelbſt mit ſeinem Schwerte.

Da nahte auch Brutus. Weinend über dem todten Caſſius nannte er ihn den letzten Römer, deutend auf die Verlöſchung des alten Freiheitsſinnes, und deshalb pries er ſeinen Gefährten glücklich, der allen Sorgen entnommen ſei, die ihn, und zu welchem Ziele, noch verfolgen würden. Dann befahl er, daß die Leiche ſtill nach Thaſus gebracht werde, um durch ihren Anblick nicht den Geiſt des Heeres zu verwirren.

Unbekümmert um jede Pflege des Körpers brachte Brutus die ganze Nacht damit zu, die zerſtreuten Reſte des geſchlagnen Flügels zu ſammeln. Marcus Antonius hatte geeilt, ſein voriges Lager, welches zwar vom Feind erobert, aber dann ſchwach bedeckt zurückgelaſſen war, wieder einzunehmen, und bot nun alles auf, um den Schein zu vermeiden, als wäre das Heer der Cäſarsparthei das beſiegte. Deswegen führte er es am andern Morgen zur Schlachtordnung heraus. Brutus merkte, aus welcher Abſicht. Zu den Waffen, ſprach er, auch wir wollen unſre Niederlage ſo verhehlen. Kaum aber zeigte ſich ſeine Schlachtordnung, ſo gingen die Feinde zurück. Sie haben uns herausgefordert, ſpottete er, und wagten es nicht einmal, uns zu verſuchen.

Er blieb nun im Lager des linken Flügels, wo die alte Stellung ſchlechterdings behauptet werden mußte, wenn das Heer nicht von der Flotte und den Lebensmitteln der Inſel Thaſus abgeſchnitten werden ſollte. Der Geiſt ſeines gefallnen Gefährten ſchien ihn zu beſeelen; denn er zeigte ſich feſt entſchloſſen, den Feind durch Zaudern und Hunger aufzureiben, wiewohl ihn ſeine Neigung zum Gegentheil hintrieb.

Sie zu bekämpfen, riethen jetzt noch neue Gründe. In ſeinem Heere wurden nach dem Tage der Schlacht ungefähr acht Tauſend Mann vermißt; zweimal großer war der Verluſt auf der entgegengeſetzten Seite. Er beſtand zum Theil in Gefangnen, von welchen Brutus ſein Lager angefüllt ſah. Sie während der Schlacht zu bewachen, wäre eine Bedeckung nöthig geweſen, die das Heer augenſcheinlich geſchwächt hätte. Viele dieſer Gefangnen, die nicht freie Römer waren, und umherſchleichend im Lager in Verdacht geriethen, Aufruhr ſtiften zu wollen, befahl Brutus hinzurichten. Manche der Freigebohrnen entließ er, indem er ihnen ſagte, daß ſie im gegenüberſtehenden Heer Gefangne wären, bei ihm aber freie Leute und ſeine Mitbürger.

Außer der großen Zahl der Gefangnen, war der Erneurung der Schlacht in den erſten Tagen entgegen, daß zwiſchen den Römern, den unter Caſſius geſchlagnen, und den ſiegreichen unter Brutus, eine widerwärtige Stimmung herrſchte, die am Tage der ſchnell erneuerten Schlacht verderblich werden mochte. Des Feldherrn reine und große Seele beſchwichtigte ſie vielleicht allmählig.

Mit gerechter Würdigung ſeiner Lage redete Brutus am Tage nach der Schlacht zur Verſammlung ſeiner Krieger: wie der Verluſt auf dem linken Flügel verſchwinde vor ihrem Siege, welcher die letzte Entſcheidung hätte geben können, wenn ſie nicht lieber des Feindes Gut plündern, als den Beſiegten hätten vernichten wollen. Er heiſchte dann von ihnen, daß ſie nicht über die Zeit hinaus ungeſtüm ſeyn ſollten. Wenn ſie den Feind zur Schlacht ſtürmen ſähen: ſo müßten ſie darin nur deſſen Entſchluß erblicken, lieber durch Schwert, als durch Hunger zu ſterben. Zugleich ließ er jeder Legion ein Geſchenk auszahlen, dem er, einer Sage nach, die Verheißung hinzugefügt, daß er ihnen die Städte Lacedämon und Theſſalonich zur Plünderung überlaſſen werde.

Ueberzeugt, daß Brutus zur Schlacht gezwungen werden müſſe, beriefen auch Octavius und Antonius ihr Heer in Verſammlung. Die Feinde, ſagte dieſer, würden gewiß nicht freiwillig in den erſten Tagen zur neuen Schlacht hervorgehn, wodurch die gänzliche Niederlage derſelben am vergangnen Tage offenbar werde. Deshalb habe der älteſte, der erfahrenſte der beiden feindlichen Feldherrn verzweiflungsvoll ſich getödtet. Tapfer möchte man die Verzagten zum Kampf noch einmal zwingen. Was dieſelben geſtern erbeutet hätten, finde ſich bei ihnen noch unverſehrt, das Eigenthum und des Feindes ungeheuren Raub aus Aſiens Gütern werde man zugleich durch den neuen Sieg erwerben.

Bekümmert ſah Antonius, der täglich in Schlachtordnung ausrückte, den Feind unbeweglich, wiewohl Brutus ſtets gerüſtet ſtand, um nicht überraſcht zu werden. Der Hunger bedräute mit unausweichlicher Gefahr das Lager der Cäſarsparthei; denn die Zufuhr aus Theſſalien ſchwand immer mehr, und über das Meer her konnte man nichts erwarten, da es von feindlichen Flotten beherrſcht wurde, die kaum einen bedeutenden Sieg erfochten hatten. Es ſtand auf einer ſumpfigen Ebene, und darum war der herannahende Winter doppelt furchtbar. In der Verzweiflung ſtürmten die Krieger hinan zum feindlichen Lager, und ſuchten durch Läſterungen Brutus zur Schlacht hervorzurufen.

Allein er ſelbſt beharrte bei ſeinem Entſchluß, keine Schlacht mit Männern zu wagen, die ſich einzig mit den Waffen wider den Hungerstod ſchützen konnten: mit aller Zufuhr reichlich verſehn, auf trockner Höhe gelagert, mochte er der Zukunft Trotz bieten. Aber im bürgerlichen Kriege brennt der gemeine Mann auf beiden Seiten nach Entſcheidung; und wiewohl die Führer des Heers alle Vortheile der Zögerung einſahen: ſo glaubten ſie doch, auf das Feuer der Krieger vertrauend, den Sieg raſcher gewinnen zu können. Schon redeten einzelne Haufen: durch welche Schuld ſie des Feldherrn Mißtrauen verdienten? was ſie geſündigt, welche den Feind die Flucht getrieben? welche den ihnen entgegenſtehenden Flügel zuſammengehauen, das feindliche Lager erobert hätten? Brutus hörte davon und ſchwieg: er vermied eine Verſammlung der Krieger, um nicht durch die Menge ſinnlos gezwungen zu werden. Aber auch die Legaten und Tribunen bedrängten ihn. Bei dem flammenden Muthe des Heers vollbrächte man leicht etwas Großes; und träfe ſie ein Unglück; ſo könnten ſie in ihre Wälle zurückgehn; ſie behielten immer dieſelbe Feſte wider die Feinde. Dies machte auf ihn einen ſo ſchmerzlichern Eindruck, weil er nicht, wie Caſſius, ſeine Unterbefehlshaber gewöhnt hatte, ſeinem Worte blindlings zu gehorchen. Er achtete zu ſehr auf die Vernunft in den Menſchen, um ſie für das praktiſche Leben als Werkzeuge willkührlich genug brauchen zu können. Dazu kam, daß der größte Theil ſeines Heeres einſt unter Cäſar gedient hatte, und deshalb nicht zu lange in ſeiner Treue verſucht werden durfte. Ich werde ſchlagen, ſagte Brutus, gleich dem großen Pompejus, nicht als Befehlshaber, ſondern auf Befehl.

Da führte er ſein Heer hinaus und ſtellte es vor der Feſte ſeines Lagers in Schlachtordnung. Mit ernſtem Geſicht ritt er auf und nieder, und erinnerte, wie ſie das Treffen gewollt, und ihn wider ſein Gutdünken zum Sieg zwängen: daß ſie nun Sorge tragen ſollten, nicht ſeine und ihre Hoffnung zu betrügen; daß die Höhe ſie ſchütze, alles in ihrem Rücken ſicher ſei, und die Feinde in doppelter Gefahr ſchwebten, zwiſchen ihnen und Hungersnoth.

Wie auf dem Feldherrn, vor deſſen Sinne in der letzten Nacht wieder das grauſe Ungethüm, doch lautlos getreten war, lag Schwermuth auf einem großen Theil ſeiner Linien. Zwei Adler hatten mit einander gekämpft zwiſchen beiden Heeren, die ſchweigend zuſahn: der Adler auf Brutus Seite war überwunden und davon geflogen.

Es war beſchloſſen, an dieſem Tage das Schickſal der Römerwelt zu entſcheiden, aber die Schlacht wollte ſich nicht entzünden. Schon neigte ſich der Tag gegen die Abendſtunden. Da ritt Camulatus, ein treflicher Krieger und wegen ſeiner Tapferkeit immer hochgehalten von Brutus, plötzlich an dieſem vorbei und ging zu dem Feind über. Hiedurch tief gekränkt und bangend vor den Folgen eines ſolchen Beiſpiels, beſchleunigte nun der Feldherr der Schlacht Anfang.

Ihr Geiſt war ſogleich ſtolz und gewaltig. Jede Wehr, die aus der Ferne ſtreitet, wurde weggeworfen, keine der gewohnten Schlachſitten geübt: Schwert drängte ſogleich an Schwert. Brutus, mit ſeinem Flügel, warf den Feind zurück und ließ in ſeine zerriſſene Ordnung Fußvolk und Reuterei zugleich eindringen. Aber auf der andern Seite hatten ſeine Befehlshaber, um nicht überflügelt zu werden, ihre Linie ſo weit ausgedehnt, daß in der Mitte der Schlachtordnung eine Leere, wenigſtens eine zu große Schwäche entſtand. Hieher ſenkten ſich die Feinde mit Macht, und dieſer Flügel wurde in Verwirrung gebracht, die ſich in gänzliche Flucht auflöſte. Ohne Verzug ſtürmten die Cäſarskrieger nach des Lagers Thor und beſetzten es mit großer Gefahr. Die ganze dahin fliehende Maſſe wurde nun zurückgeſprengt, zum Theil nach dem Meer hin, zum Theil auf die Berge durch den Fluß Zygactes. Octavius mußte dort bleiben, um die Beſatzung des Lagers, die herauszubrechen ſuchte, zurückzutreiben: Antonius warf ſich mit ſeiner ganzen Macht in den Rücken des ſiegenden Brutus. Alle Gefahren ſtürzten über dieſen zuſammen, und in ſeiner Nähe entbrannte die blutigſte Schlacht. Als Krieger und Feldherr ſchlug er feurig und ſuchte Ordnung zu ſchaffen; aber die einbrechende Finſterniß vermehrte die Schwierigkeiten. Im Getümmel, wo ſich beide Heere durchſchnitten, gab Antonius ſeinen ſchnellſten Reuterſchwärmen Befehl, nur zu trachten, den Feldherrn zu fangen. Da gewahrte deſſen Freund Lucilius, daß einige ausländiſche Reuter, bei allen Fliehenden vorbei, gerade auf Brutus ſprengten. Er trat ihnen entgegen, und flehte, ihn zu Antonius zu bringen; der würde weniger unverſöhnlich ſeyn, als Octavius. Dieſer Bitte wegen glaubten ſie leichter ſeiner Verſicherung, daß er Brutus ſei. Frohlockend ſprengten ſie mit ihm davon und ſchickten noch Botſchaft vorauf: ſie kämen mit dem gefangenen Brutus. Alles ſtrömte herzu, ihn zu ſchauen. Unentſchloſſen ſtand Antonius, wie er ſich gegen Brutus betragen ſolle. Da redete Lucilius unerſchrocken: „Brutus iſt nicht gefangen, und nie ſoll die Tugend von der Nichtswürdigkeit gefangen werden. Ich habe dieſe getäuſcht und bin hier. Keine Strafe kann ich ſcheuen." Antonius ſah auf die unwillig erröthenden Reuter und ſprach: „Ihr habt mir keine geringere, ſondern eine beſſere Beute gebracht, als ihr glaubet. Ihr ſuchtet einen Feind und brachtet mir einen Freund." Dann umarmte er Lucilius und übergab ihn Freunden zur Beſchirmung. Er verband ſich ihm mit Liebe in allen folgenden Geſchicken.

Finſterniß bedeckte das Schlachtfeld. Brutus wich mit einem Theil ſeines Heers an die Berge, entweder zur Nacht in ſein Lager einzubrechen, oder ans Meer hinabzuziehn, wo er ſich einige Zeit halten und auf ſeine Flotte retten konnte.

Im tiefen Grunde ſaß er vor einem großen Felſen; nicht weit rauſchte ein Bach, bedeckt mit Gebüſchen, von ſteilem Ufer. Er hob die Augen zum Sternenhimmel und ſagte: „Zeus, dir entgehe nicht der Urheber ſolchen Unheils. Elende Tugend, du warſt nur ein Wort: ich verehrte dich als ſchaffend; und du fröhneſt dem Zufall." Dann gedachte er wehmüthig und einzeln ſeiner Freunde, die in der Schlacht vor ſeinen Augen umgekommen waren. Einer von ſeinen Begleitern, der ſeinen Durſt ſpürte, holte ihm Waſſer in ſeinem Helm aus dem Bach. Zwei andre, die zu kundſchaften weiter gegangen, fragten heimgekehrt nach dem Waſſer. Brutus lächelte ſtark und ſagte: „Es iſt ausgetrunken, aber es ſoll euch friſches geholt werden.“ Allein der Abgeſchickte, es zu bringen, wäre faſt vom Feinde gefangen und kam verwundet zurück.

Da erbot ſich Statylius, durch Feinde zu ſchleichen und zu forſchen, ob das Lager noch unerobert ſei. Wäre dies: ſo wollte er eine Fackel als Zeichen emporhalten. Er war glücklich ins Lager gekommen; die Fackel erſchien. Als Statylius in langer Zeit nicht zurückkam, ſagte Brutus: „Lebte er noch, ſo wäre er wieder hier.“ Jener war auf dem Rückwege vom Feinde niedergehauen.

Antonius ſelbſt ſtand, Angriffe vom Feinde erwartend, immer gerüſtet, die Nacht hindurch bei verſchiedenen Poſten: Octavius hatte ſich um Mitternacht krank wegbegeben, und Norbanus führte den Befehl am beſetzten Thor des Lagers.

Bei anbrechendem Morgen ſah Brutus, daß er kaum vier Legionen um ſich an den Bergen hatte. Da ließ er durch die Tribunen ſie fragen: ob ſie mit ihm mitten durch die feindlichen Wachen brechen und ſich im Lager mit deſſen Beſatzung vereinigen wollten? Allein die Antwort war: daß er nun ſich ſelbſt rathe: ſie hätten zu oft das Glück verſucht, um ſich die übrige Hoffnung des Friedens zu verderben.

So bin ich meinem Vaterlande unnütz: ſprach Brutus. Allen, die ihn umgaben, reichte er die Rechte mit dem heiterſten Geſicht, und ſagte, daß er die höchſte Wolluſt empfinde, weil keiner von ſeinen Freunden ihn verleugnet habe; daß er das Geſchick nur wegen ſeines Vaterlands klage. Er halte ſich auch jetzt noch für glücklicher als die Ueberwinder, weil er den Ruhm der Tugend nachlaſſe, den ſie mit allen Waffen und Gütern nie erreichen würden; immer ſollte es heißen, daß ſie als Ungerechte die Gerechten, als Nichtswürdige die Wohlthätigen vertilgt hätten und gewaltſam herrſchten.

Er entfernte ſich weiter mit wenigen Freunden. Alle weigerten ſich ſeinem traurigen Verlangen. Endlich rief er einen der Sklaven. Da ſagte Strato: „Brutus, zum letzten Dienſt ſoll dir der Freund nicht fehlen!“ und hielt ſein Schwert vor, in welches Brutus ſtürzte. Ohne einen Seufzer ſtarb der letzte der Römer.*)

---

*) Appian. de bell. civil. l. IV. 117-33. Plut. Brut. 46-55.

XI.

Margaretha von Anjou.

Nachdem die engliſche Herrſchaft über Frankreich durch die Jungfrau von Orleans gebrochen und der Muth des franzöſiſchen Volkes wieder gehoben war, mußte das königliche Haus von England die Länder, die es noch jenſeit des Kanals beſaß, durch Verbindungen mit den mächtigſten Fürſten ſchützen, die als Vaſallen, nur in ſcheinbarer Abhängigkeit vom franzöſiſchen Throne waren. Deshalb hatte der verſtändige Herzog von Gloceſter, Regent von England und Oheim des minderjährigen Königs Heinrich, eine Vermählung deſſelben mit der Tochter des Grafen von Armagnac gewünſcht und getrieben. Sie hätte ihrem Gemahl als Erbtheil die Staaten ihres Vaters zugebracht, die benachbart mit Guyenne zur Sicherung dieſer vornehmſten Beſitzung der Engländer in Frankreich von ausgezeichneter Wichtigkeit waren.

Der Herzog von Glocester war mit dem Grafen von Armagnac ſo weit in Unterhandlungen gekommen, daß die brittiſche Nation mit freudiger Zuverſicht die Vermählung ihres Königs mit der Erbgräfin von Armagnac erwartete; aber das Gemüth deſſelben zerſtörte dieſe Hoffnung.

In ſeinem achten Jahre mit den Kronen von Frankreich und England beſchenkt und jezt im drei und zwanzigſten viel zu ſchwach, nur eine derſelben zu tragen, bedurfte er ſchlechterdings einer Gemahlin, an welcher er ſich im Leben halten und die für daſſelbe die männliche Rolle übernehmen konnte. Wenigſtens war dies Bedürfniß ſeines Herzens, und alle Leidenſchaft, deren ſeine Natur fähig war, entſtand aus dem Streben, ſich durch einen ſolchen Bund den mangelnden Gehalt zu geben.

Schon der Ruf von dem reichen, muthigen Geiſte und der Schönheit Margaretha's von Anjou entzündete ſeine Seele, welche auf das leidenſchaftlichſte beim Anblick eines Gemäldes von ihr bewegt wurde, das der Graf von Suffolk ihm aus Frankreich überſandte.

Sogleich gab er dieſem Vertrauten Befehl, in ſeinem Namen, ohne Wiſſen des Herzogs von Glocester, um ſie zu werben. Daß ihr Vater, König René von Sicilien, Neapel und Jeruſalem, von allen dieſen Reichen gar nichts beſaß, und vom fremden Wohlwollen unterhalten, ſich glücklich pries, zu Nancy leben zu können; daß der Graf von Armagnac für die Schmach der verlaſſenen Tochter ſich furchtbar an Guyenne rächen werde; daß es nur bei dem Herzog von Glocester ſtehn mogte, die

Beleidigung, welche ihm und der brittiſchen Nation durch die Vermählung Heinrichs mit Margaretha widerfuhr, zu benutzen, um ſelbſt den engliſchen Thron zu beſteigen: alles dies kam nicht in Erwägung. Der leidenſchaftliche Jüngling ſtand ſogar nicht bei ſich an, die Provinzen Anjou und Maine, in deren Beſitz noch die Engländer waren, an das Haus der Geliebten zu verſprechen.

Als der Herzog von Gloceſter gewahr wurde, wie weit die Verhandlung zu Nancy gediehn war, und wie ſeine Gegner unter den brittiſchen Groſſen, zu welchen auch der Graf von Suffolk gehörte, alles aufopfern würden, um ſie ihrem Wunſch gemäß zu beendigen, ſorgte er nur, die Erbitterung der Nation wider die Heirath ihres Königs zu beſänftigen, und dies geſchah durch ſeine beſtimmte, offne Beförderung der Uebereinkunft mit König René. Unter dem Jubel des engliſchen Volkes ward Margaretha am dreißigſten Mai des Jahrs 1445 zu Weſtmünſter gekrönt.

Erzogen von einem Vater, wie König René, deſſen friſches ritterliches Gemüth durch ein Schickſal, welches ihm drei nichtige Kronen gab, an abentheuerlichen Muth gewöhnt war; früh bewundert und von der Natur eben ſo verſchwenderiſch mit Vorzügen ausgeſtattet, als durch die Kraft ihres Willens ausgebildet, hätte ſie nur durch die Ehe mit einem Mann, der als ſolcher ſo vollkommen, wie ſie als Weib geweſen wäre, und deshalb höher geſtanden hätte, innerhalb des weiblichen Kreiſes erhalten und weiblich glücklich werden können. Als Gemahlin Heinrichs des Sechſten von England mußte ſie beim

Ehrgeitz das Glück ſuchen, was ihr die Liebe vorenthielt, und es ſchien ihr Frevel gegen ihre gerechten Anſprüche, wenn mit der Macht ihres königlichen Gemahls noch ein andrer, als ſie, zu ſchalten wagte. Der Herzog von Glocester mußte geſtürzt werden, wenn ſie in England ihre Heimath finden ſollte.

Leicht ward es ihr, die Ehrfurcht zu erſchüttern, welche Heinrich gegen ſeinen Oheim empfand, ſchwerer, ihn zurückzuhalten, daß ſein jählinger Zorn nicht kraftlos wider den Herzog aufflammte, ehe der Sturz deſſelben hinlänglich vorbereitet war. Die Liebe der Nation für ihn, welche beſtätigte, was anfänglich Heinrich zu ſeiner Gemahlin ſagte, daß Glocester nie ſeine Macht gemißbraucht habe, erforderte bei dem Beginnen zu ſeinem Verderben, die äußerſte Vorſicht.

Einige Bewegungen, welche der Graf von Armagnac in Guyenne wider die engliſche Regierung veranlaßte, wurden von Margaretha und ihrer Parthei ſo vorgeſtellt, als gehörte der Herzog von Glocester mit unter die Anſtifter derſelben, um durch ſeine Freundſchaft mit dem Grafen von Armagnac ſich einen unabhängigen Staat in Guyenne zu errichten. Allein der König ſelbſt glaubte nicht an dieſe Erdichtung und alle böſe Laune, die man ihm wider ſeinen Oheim beibrachte, währte immer zu wenig Augenblicke, die ſchuldige Ehrfurcht kehrte immer zu ſchnell zurück, als daß ſich ein Plan entwerfen ließ, den Herzog durch die Macht des Throns zu Grunde zu richten. Man beſchloß daher, ihm förmlich vor dem Parlament den Proceß zu machen.

Der König durfte es nicht zu London zuſammen berufen, welche Stadt zu ſehr die Verdienſte Gloceſters ehrte; ſondern zu Edmondsbury, wo der Angeklagte der Gewalt mehr preisgegeben war, ſollte er vor ſeinen Richtern erſcheinen. Selbſt da blieb ſeine Vertheidigung bei der großen Gunſt der Nation für ihn ſeinen Feinden gefährlich, und eben deshalb ließ Margaretha nach der erſten Anklage dem Herzog ſeine volle Freiheit, damit er ſich der Gefahr entziehen und nach Frankreich übergehen mögte, durch welche Flucht er dem Vorwurfe, daß er ſich in Guyenne eine eigene Macht gründen wolle, Scheinbarkeit gegeben hätte. Allein Gloceſter ſah der Gefahr kühn entgegen, vom Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld feſtgehalten und vielleicht auch der einzigen Schuld, die auf ſeinem Leben ruhte, von welcher er, nach der ſtolzen Offenheit ſeines Charakters, es reinigen wollte durch ein öffentliches Bekenntniß derſelben.

Als ſeine Macht während der Minderjährigkeit Heinrichs im höchſten Glanze war, daß allgemein geachtet wurde, er dürfte ohne Scheu ſich die Krone ſelbſt aufſetzen, erſchien am Hofe Anna Nevill, die Tochter des Grafen von Salisbury. Ihre Anmuth und Schönheit bezauberten den Regenten, der um dieſe Zeit Wittwer geworden, und ſogleich den Gedanken faßte, ſich mit Lady Nivill zu vermählen. Aber weit entfernt von jenem friſchen Alter, wo Liebe unmittelbar um Liebe wirbt, machte er Anna's Vater zum Vertrauten ſeiner Abſicht, welche ihr ſelbſt noch verhehlt wurde. Um ſo freier ſchaltete ſie mit ihrer Gunſt und erwiederte die heftigſte Leidenſchaft, die der Herzog von Sommerſet, wiewohl ſchon verheirathet, für ſie gefaßt hatte. Sie war dem Herzog von Gloceſter verborgen, als er mit ſeinem Antrag hervortrat, welchem Anna unter Beiſtimmung des Geliebten Gehör gab: aber ſeinen berechnenden Blicken konnte ſie nicht lange verheimlicht werden, und er verfolgte mit der Wuth des beleidigten Stolzes die erſten Spuren ſeines Argwohns. Den Tag vorher, da die Hochzeit ſeyn ſollte, ſahn ſich die Liebenden verkleidet in einem Dorfe unfern London. Gloceſter vernahm von ſeinen Kundſchaftern, welche Sommerſet nicht erkannt hatten, daß die Lady allein mit einem Mann, der ihr Geliebter ſchiene, dort weile. Er beſchloß, die Liebenden mit eigner Hand zu durchbohren, und ſtürmte nach ihrem Aufenthalte mit vertrautem Geleite. Sie waren ſchon auf der Heimkehr nach London. Er hörte es von einigen Landleuten, welche ſagten, daß die Frau mit anderm Volke in einem Nachen die Themſe hinabgefahren ſei. Gloceſter eilte zurück, um ſie beim Ausſteigen zu überfallen. Ein Nachen landet, wo er in nächtlichen Dunkel harrt: nichts erkennend, fragt er: „von wannen das Schifflein?“ und glaubt nun, ſein Opfer gewiß zu haben. Er ſpringt ſelbſt in den Nachen, wähnt die Lady zu ſehn und ſtößt einer Frau den Dolch in den Buſen, ſein Gefolge dolcht die wenigen Uebrigen nieder. In grauſer Stille verſenken ſie Fahrzeug und Leichen; und Gloceſter iſt überzeugt, ſeine blutige Rache verborgen zu haben. Er klagt ſich ihretwegen nicht an, und der Einzige, welchem er Rechenſchaft deshalb geben will, Anna's Vater, wird von ihrer Schuld und ihrem Schickſal unterrichtet. Salisbury glaubt auf Gloceſters Zeugniß die Schande ſeiner Tochter und billigte die Rache; doch will er auch, daß beides verſchwiegen bleibe.

Jahre vergingen und über dem Geheimniß ruhte tiefes Schweigen; aber bei der erſten Anklage gegen den Herzog von Gloceſter, indem er mit dem König und Margarethe zu Rathe ſaß, erſchien in Trauerkleidung Anna Nevill.

Sie war in dem Boote geweſen, wo Alles gemordet wurde; doch des Herzogs Stimme erkennend hatte ſie ſich in die Themſe geſtürzt. Durch die weibliche Tracht jener Zeit begünſtigt, war ſie von den Fluten weggetragen, bis das Licht einer vorüberſchiffenden Chaluppe auf ſie fiel. Sie ward bemerkt und gerettet von einem Schiffskapitän aus der Normandie, welcher ſie auf ſeinem Schiffe verborgen hielt, bis er nach Frankreich überging. Dorthin kam zu derſelben Zeit Margaretha Stuart, als Braut des Dauphin. Ihr offenbarte ſich Anna zum Theil, und lebte von ihr beſchützt, unerkannt in der Verkleidung zu Paris, bis ihr der Tod ihre Beſchützerin entriß. Mit kühnem Vertrauen eilte ſie nun zu Margaretha Anjou in dem Augenblick ihrer Ueberſchiffung nach England, und empfing ſogleich die Verheiſſung vollkommnen Schutzes. Dem Geiſte dieſer Fürſtin waren ſchon alle Pläne gegenwärtig, wofür ſie die romanhafte Erſcheinung benutzen konnte, und Anna Nevill wurde gleichſam der Mittelpunkt, von welchem aus ſie die brittiſchen Großen zuerſt berühren wollte.

Der Herzog von Sommerſet, welcher vom Schickſal Anna's keine Spur entdeckt und Jahre in Trauer um ſie zugebracht hatte, ward ſogleich auf das innigſte an die Königin gekettet, welche dem Ueberraſchten die noch immer zärtlich Geliebte zurückgab. Er war jetzt Wittwer und durch ſeine Vermählung mit ihr hoffte die Königin das große Haus der Nevills zu gewinnen. Mit äußerſter Vorſicht mußte er dem Grafen von Salisbury ſeine Schuld am Geſchick Anna's und die Wahrſcheinlichkeit offenbaren, daß ſie noch lebe. Allein die Antwort des Vaters war, daß er dann ſeine ſchandvolle Tochter mit einer gewiſſern Fauſt, als Gloceſter, durchbohren werde.

Je mehr dieſer Verſuch mißlungen war, deſto heftiger mußte geeilt werden, Anna's Gegenwart zu benutzen; denn es ließ ſich erwarten, daß Salisbury dem Herzog von Gloceſter ſogleich mittheilen werde, was er von Sommerſet erfahren hatte. Dieſer, bisher mit ihm in ſcheinbar freundſchaftlichem Verhältniß, mußte nun ſeiner eignen Rettung wegen, eilen, ihn zu verderben. Deshalb machte er den Ankläger in jener Stunde, wo Anna vor dem erſchütterten Gloceſter wie ein Geſpenſt auftrat.

Der Herzog war zu ſtolz, ſeine That einen Augenblick zu leugnen und bangte nicht vor dem Gedanken, im Angeſicht der Nation ſie zu bekennen. Dieſe richtete über Anna's Schuld, die ſich darthun ließ, ſicher eben ſo ſtrenge, als er ſelbſt, und der Schuldigen eigener Vater ſprach ihn laut frei, mit verdammender Stärke wider ſeine Tochter. Er brauchte ſich gewiß nicht damit zu entſchuldigen, daß er dies eine Mal von Wuth hingeriſſen worden und ſein ganzes übriges Leben voll von Verdienſten gegen das Vaterland ſei.

Wahrſcheinlich entzog er ſich auch deshalb nicht der drohenden Gefahr, wozu ihm die Königin und ſeine Feinde ſo ſichtbar Zeit ließen, weil ihn die Entwicklung der Verhältniſſe der wenigſtens ehmals von ihm geliebten Anna auf dem Schauplatze feſthielt. Ohne Zeichen von Unruhe erwartete er in ſeiner Wohnung den Tag, wo er vor dem Parlement erſcheinen ſollte. Da geriethen ſeine Feinde in ungemeine Beſtürzung, und ſtellten dem König vor, wie wenig es ſchicklich ſei, daß Gloceſter, der doch ein großes Verbrechen ſchon bekannt hätte, noch frei umhergehe und in Geſtalt eines Unſchuldigen vor ſeinen Richtern erſcheinen ſolle; und der ſchwache König gab dem Konnetabel von England den Befehl, den Herzog gefangen zu nehmen und nach dem Tower zu bringen. Gloceſter reichte ihm ſein Schwert mit einem tiefen Seufzer, daß ſeine Feinde über die Güte Heinrichs geſiegt hätten.

Mit Staunen empfing er im Gefängniß einen Beſuch von ſeinem eigentlichen und öffentlichen Ankläger, dem Herzog von Sommerſet, welcher von der Angſt getrieben wurde, daß Gloceſter in ſeiner Vertheidigung die ganze Schuld der geliebten Anna Nevill offenbaren und ſo Schande über ſeine künftige Gemahlin bringen mögte. Er geſtand dem Gefangnen, daß er der Geliebte Anna's geweſen ſei und ſie noch liebe; daß er ihrentwegen, ſie zu rächen und retten, die Anklage unternommen habe, aber auch Alles zur Rettung Gloceſters thun wolle, ſobald dieſer nur förmlich die Beſchuldigungen widerriefe, die er wider Anna bei ihrem Vater vorgebracht hätte. Durch einen ſolchen Antrag fand ſich der Herzog überaus beleidigt: er verbarg ſeine Wuth nicht und wiederholte einigemale die Verſicherung, daß er im Gegentheil Anna's Verbrechen mit den ſchwärzeſten Farben der Nation ſchildern werde. Sommerſet ſah nun keine Rettung ſeiner Geliebten, als die äußerſte Gewalt. Er warf ſich auf Gloceſter, und bei dieſem Zeichen ſtürzten einige Männer hinzu, die ihn in ſeiner Gegenwart erwürgten. Darauf ließ er ihn ins Bette legen, als ruhig ſchlafend, und kehrte heimlich zurück, wie er gekommen war, mit Beihülfe eines Officiers vom Tower. 1447. Febr. 28.

Es läßt ſich nicht beſtimmen, in wiefern die Königin von dem Vorhaben Sommerſets unterrichtet geweſen ſei; aber ſicher konnte er darauf rechnen, daß ſie die mörderiſche That gut hieß, von welcher ſie ſo große Vortheile erndtete. Nur von der Todesſtunde Gloſters an konnte ſie ſich als Beſitzer der königlichen Macht betrachten, und nur ſein Ruin verhinderte ihren. Er hatte ihr zwar von ihrer erſten Erſcheinung in Britannien an, Beweiſe von Ehrfurcht und Wohlwollen gegeben, und ſich erhaben über jede Empfindlichkeit gezeigt, daß durch ihre Vermählung mit dem König ſein Lieblingsplan unter gehäſſigen Umſtänden geſcheitert war; aber ihre letzten Schritte wider ihn hatten ihm zu ſehr verrathen, wonach ihr Ehrgeiz durſtete, als daß er ihr nicht hätte entgegentreten müſſen, ſo lange er athmete.

Die Nation trauerte viel über Gloſters Tod, und Margaretha war viel zu klug, dieſe Trauer hemmen oder drücken zu wollen. Sie ſtimmte vielmehr darin ein, und ließ des Herzogs Leichnam drei Tage öffentlich ausſtellen. Man nahm keine Wunde an ihm wahr, und wenn die nähere Umgebung der Hofpartheien die Urheber des traurigen Ereigniſſes errieth: ſo entſtand im Volke nicht aller Glauben den Gerüchten, die vom

Hofe ausgingen, daß ſich Gloſter ſelbſt erwürgt oder vergiftet habe.

Vieles traf unmittelbar nach ſeinem Tode zuſammen, um ſeinen Verluſt die Nation tief empfinden zu laſſen. Der ſtolze und planvolle Herzog von York war jetzt für die herrſchende Parthei der gefährlichſte Nebenbuhler, zumal da er behauptete, ein Recht auf die Krone ſelbſt zu beſitzen. Herzog Heinrich von Lankaſter hatte freilich König Richard den Zweiten vom Throne geſtürzt, und in ſeinem glücklichen Raube der engliſchen Krone lag weſentlich das Recht, womit ſie ſein Enkel Heinrich der Sechſte jetzt trug; aber die Rechtsanſprüche an ſie durch Erbfolge konnte er nur vom dritten Sohn des Königs Eduard des Dritten herleiten, indem vom zweiten, dem Herzog von Clarence, der Herzog Richard von York abſtammte, ſo daß er in der Ordnung der Erbfolge vor dem König ohne Zweifel ſtand. Seine großen perſönlichen Eigenſchaften, beſonders ſein kriegeriſcher Muth und ſeine männliche Verſchloſſenheit machten ſeinen Ehrgeiz, der einem ſolchen Rechte ganz entſprach, ſehr gefährlich, zumal einem ſo furchtſamen und milden Jüngling, wie König Heinrich, gegenüber. Dazu kam, daß er überaus reiche Güter beſaß, und in Verbindung mit den angeſehnſten Häuſern Britanniens war, vorzüglich durch ſeine Vermählung mit der Tochter Ralph Nevills, Grafen von Weſtmoreland. Auch war ihm die Statthalterſchaft in Frankreich übertragen, und er führete den Oberbefehl in der Normandie.

Margaretha ſtand zu ihm in einem ſehr geſpannten Verhältniß. Der Herzog von Gloceſter hatte ihn ihr zum Gemahl beſtimmt, um ihre Vermählung mit Heinrich abzuwenden; allein der wirkliche König ward dem vorgezogen, der nur Anſprüche auf eine Krone hatte. Dann hatte ſie verſucht, ihn zu gewinnen, gerührt von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften und ſeinem wichtigen Einfluße auf die brittiſche Nation; allein in ſeine verſchloßne Bruſt drangen keine Weiberkünſte. Um ſo mehr mußte nun geeilt werden, ſeiner Furchtbarkeit Abbruch zu thun, und man fing damit an, daß man ihm ſeine Statthalterſchaft nahm. York ertrug es mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit.

Sein Nachfolger in der Normandie war der Herzog von Sommerſet, auf welchen die Königin als einen treuen Genoſſen bauen konnte. Allein er ging ſchon mit zerrißnem Herzen hinüber; denn die geliebte Anna Nevill, die ſeine Zärtlichkeit gränzenlos und ſchwärmeriſch erwiedert hatte, wandte ſich von ihm mit geheimem Schauder, ſeitdem er Mörder geworden, und weigerte ſich unter manchen Vorwänden, ihm nach Frankreich zu folgen oder ſich mit ihm zu vermählen. Außerdem übernahm er die Statthalterſchaft unter ungünſtigen Umſtänden. Durch die Abtretung der Provinz Maine hatten die Engländer den Schlüſſel zu der Normandie weggegeben, und König Karl der Siebente von Frankreich hatte ſeit dem Waffenſtillſtande mit England (1443 Mai 28.) planmäßige Raſtloſigkeit verwendet, um die zerrüttete franzöſiſche Kraft wieder herzuſtellen.

Als unter ſolchen Umſtänden das Kriegsfeuer wieder ausbrach, unterlagen die Engländer leicht dem reißenden Erfolge der Waffen des Königs von Frankreich, und ſowohl die Normandie als Guyenne gingen ihnen in kurzer Zeit verloren. Sie wurden faſt gänzlich aus Frankreich vertrieben.

Für Margaretha war der Unwille der engliſchen Nation über dieſe Schmach durch alle Nebenverhältniſſe drückender. Dem todten Gloceſter, dem lebenden York, welchen ſie aus Frankreich weggedrängt hatte, dienten dieſe Niederlagen zum Triumph. Auf ſie brachten ſie den Verdacht, als ſei es ihrer Vorliebe für ihr Vaterland und ihre Familie angenehm, Frankreichs Flor durch die engliſchen Unfälle begünſtigt zu ſehn. Ihr Genoſſe Sommerſet war es, welcher die ſchöne Normandie preisgab und ihr vertrauteſter Liebling, der Herzog von Suffolk, ward vor allen angeklagt, an der Erniedrigung Englands Schuld zu ſeyn.

Seit Gloſters Tode hatte offenbar er alle Regierungsgewalt mit der Königin übernommen. Er war ihr vertraut geworden, da er als Graf von Suffolk für den König um ſie geworben, und die heftige Leidenſchaft, die er ſelbſt für ſie faßte, ſcheint Margaretha nicht von ihm entfernt zu haben. Wahrſcheinlich rechnete ſie ihm dieſelbe ſogar als ein Verdienſt an: wenigſtens läßt ſich ſonſt nicht begreifen, wie ſie bei ihrem eindringenden Geiſte einem ſo verdienſtloſen Manne ſo ganz ergeben ſeyn konnte.

Kaum war die Nachricht verbreitet, daß die Engländer aus Frankreich vertrieben wären, ſo erhob das Haus der Gemeinen wider Suffolk eine Klage, die auf den zwei Hauptpunkten beruhte, daß er durch Verrätherei die franzöſiſchen Provinzen an den Feind gebracht, und daß er habſüchtig, ungerecht, tyranniſch im Innern Englands gewaltet, die Schätze der Krone in Schulden verwandelt habe. Schwerlich ließ ſich irgend einer dieſer Punkte darthun, und das Unnatürliche der engliſchen Herrſchaft in Frankreich, die aufgelöſete innere Ordnung trugen eine Schuld, die ihm beigemeſſen wurde. Indeſſen blieb ausgemacht, daß er ein unfähiger Staatsmann mit ſchlechtem Herzen ſei, und um ſo gefahrvoller bedrohte ihn die Schuld der Umſtände und der Haß der Nation.

Die Königin gerieth darüber in die lebhafteſte Unruhe. Sie ließ ihn in den Tower bringen, vielleicht nur, ihn zu ſichern, und beſuchte ihn im Gefängniß, um ſich von ſeinem Anblick ſo rühren zu laſſen, daß ſie ihm Freiheit und Rang wiederſchenkte. Dann rieth ſie ihm, den Oberbefehl über Truppen zu übernehmen, die in der Normandie landen ſollten, und verbreitete darauf, daß er ſchon dahin abgegangen ſei. Allein eben dieſe leidenſchaftliche Theilnahme der Königin für ihn ſpornte ſeine Verfolger. In der Angſt gerieth ſie auf den Einfall, ihren Gemahl eine richterliche Scene ſpielen zu laſſen, wodurch der geliebte Suffolk gerettet würde. Der König berief die geiſtlichen und weltlichen Lords in ſein Zimmer, und der Angeklagte ward vorgeführt. Auf die Frage: was er zu ſeiner Vertheidigung ſagen könne? ergab er ſich in die königliche Gnade. Heinrich ſelbſt ſprach ihn darauf von der Anklage des Hochverraths frei, nicht ſo von der fehlerhaften Geſchäftsführung, und verbannte ihn auf fünf Jahre aus dem Königreich. Schweigend vernahmen die Lords dieſen Ausſpruch, welcher mehr Beſchützung war, als Strafe.

Zwei Franzoſen am engliſchen Hofe wurden durch Margaretha's Verheißungen bewogen, den Günſtling zur Nachtzeit an den Strand zu geleiten, wo ihn ein Schiff unter einem franzöſiſchen Kapitain aufnahm. Freudig entfernte ſich Suffolk von der engliſchen Küſte, als plötzlich ſein Fahrzeug von einem Kriegsſchiff angehalten wurde. Der Befehlshaber deſſelben ruhte ſogleich von ſeiner Nachſuchung, als er den Herzog gefunden hatte. Er nahm ihn ſtillſchweigend in ſein Schiff hinüber, und die Mannſchaft faßte ihn auf ſeinen Wink, und ſchlug ihm den Kopf ab, ehe der Unglückliche ein Wort geſprochen hatte. Leiche und Haupt wurden nachläſſig auf den Sand von Dover geworfen.

Schon glaubte Margaretha ihren Liebling ſicher in Frankreich, als ſie hörte, daß ſeine Leiche in London zur öffentlichen Schau dargelegt ſei, und von dem jauchzenden Volk verhöhnt werde; und bei dieſer gräßlichen Nachricht verbot ihr die Klugheit, ihr zerrißnes Herz in Thränenfluthen zu verrathen. Sie erſchien öffentlich mit unerſchütterter Standhaftigkeit und forſchte nicht nach, auf weſſen Anſtiften Suffolk ſo grauſam geopfert ſei; denn an der Nationalfreude darüber merkte ſie, daß ſeine Ermordung, von welchem ſeiner Feinde ſie veranſtaltet ſeyn mögte, von der Nation gegen jede Ahndung geſichert ſeyn werde.

In ihrer ganzen Umgebung fand die Königin jetzt keinen Vertrauten, den ſie zum Nachfolger Suffolks hätte wählen können, als den Herzog von Sommerſet. Er war es freilich, unter deſſen Befehl die Normandie für die Engländer verloren gegangen, und ihn traf der Haß der Nation ſo wüthend als ſeinen Vorgänger, wiewohl er als der eigentliche Mörder Gloſters nicht bekannt war; allein eben wegen ſeiner Verbrechen, die Margaretha kannte, glaubte ſie ihn am beſten zügeln zu können.

Auf den erſten Ruf eilte Sommerſet an den Hof, wo die geliebte Anna Nevill lebte und von der Königin fortdauernd mit dem innigſten Vertrauen behandelt wurde. Allein ſtatt der Geliebten fand er ein Schreiben von ihrer Hand, worin ſie bekannte, daß ihr Herz nicht mehr für ihn ſchlage, und ſie deshalb ſeine Gegenwart meide. Von Schmerz durchdrungen ſtürmte er mit Vorwürfen gegen Margaretha, daß ſie ihm ſeine Geliebte nicht beſſer bewahrt habe, und ihn beſchwichtigte kaum der Gegenvorwurf, daß dieſer Liebe wegen ſchon Suffolk gefallen ſei, dem der Tod Gloſters beigemeſſen worden.

Auch tröſtete ihn die Hoffnung, vermittelſt der Gewalt, die ihm übertragen wurde, die Spuren der Geliebten zu entdecken, die mit einem kleinen Gefolge plötzlich den Hof verlaſſen hatte, ohne daß irgend jemand wußte, welchen Weg ſie genommen habe. Er erforſchte bald, daß ſie auf einem Landgute des Herzogs von York mehrere Tage zugebracht hätte, und dann nach Irland übergegangen wäre, indem ſich damals ihre beiden Brüder, der Graf von Warwick und der Ritter Thomas Nevill, zu Dublin aufhielten.

Dort lebte aber auch der Herzog von York, welchem ſie durch Freundſchaft verbunden waren, und nun bezweifelte Sommerſet nicht mehr, was der Ruf von Zärtlichkeit zwiſchen Anna und dieſem Fürſten geſagt hatte. Auch überkam bald die Kunde, daß der Herzog die Geliebte mit den höchſten Ehrenbezeugungen zu Dublin empfangen habe, und frei durch den Tod ſeiner Gemahlin, ſich mit ihr vermählen wolle.

Der Haß Sommerſets und der Königin wider York ward nun unermeßlich, wie die Furcht wegen ſeiner Größe. In das rauhe Irland war er als Statthalter geſchickt, um unter den widerſpenſtigen Barbaren ſeinen Ruhm einzubüßen, oder vom frühen Tode weggeriſſen zu werden. Aber durch Klugheit und Milde weiſe regierend, war er an Ruhm und Macht gewachſen, und nun ſollte ihn noch eine Liebe krönen, die Sommerſet als ſein Eigenthum betrachtete, um derentwillen er zum Verbrecher geworden.

Einiger Troſt war es ihm noch, daß die Kunde von der vollzogenen Vermählung zwiſchen York und Anna Nevill immer ausblieb, ſo öffentlich jener ſie angezeigt und der heldenmäßige Graf von Warwick ſeine Freude darüber bezeigt hatte. Gleichwohl kündete das Gerücht nicht an, daß die beiden Liebenden entzweit wären, und welches Hinderniß ihrer Heirath entgegenſtrebe.

Es lag in dem hohen Sinn des alten Grafen von Salisbury. Kaum vernahm er die Abſichten des Herzogs von York, ſich mit ſeiner Tochter zu vermählen: ſo ging er nach Irland, ihm zu offenbaren, was er von Anna's Verbindung mit Sommerſet wußte, als ſie die Verlobte des Herzogs von Gloceſter war, und ihn abzumahnen von der Heirath mit einem nicht tugendhaften Weibe. Die hohe angelſächſiſche Schätzung der Keuſchheit der Frauen war noch ganz in ſeinem Gemüthe, und der romantiſche Geiſt der Liebe, welcher von Frankreich her auch nach England hinüberwehte, entſchuldigte bei ihm nicht das Laſter. Er wollte nicht, daß ein edler Britte mit ſeiner Tochter betrogen werden ſollte, und gab lieber zu, daß Anna als Buhlerin des Herzogs von York lebte, der von der Ehe mit ihr zurückgeſchreckt, die Leidenſchaft für ſie nicht bezwingen konnte.

Indem durch ſolche Verhältniſſe die Spannung zwiſchen dem königlichen Hofe und dem Herzog von York immer zunahm, zeigte dieſem ein Abentheurer, wie leicht ihm gelingen könne, ſeine Anſprüche auf die Krone durchzuſetzen.

Ein Irländer von geringer Geburt, John Cade, ein Verbrecher, welcher ſich aus Frankreich, wohin er der Strafe entflohn war, wieder nach England herüberwagte, trat auf als Johann Mortimer und verbreitete den Glauben, daß er ein Sohn des Johann Mortimer ſei, welcher beim Anfang der Regentſchaft Gloſters vom Parlament verurtheilt, hingerichtet worden, und wenn gleich ſchuldig, doch als Fürſt aus dem Hauſe York für ein Opfer der eiferſüchtigen Linie Lankaſter beim Volk galt.

In Kent floß die Menge ſogleich zu ſeinen Fahnen; ein ſchwacher Heerhaufe, den ihm der Hof entgegen ſandte, ward von ihm geſchlagen; mit ſtürmiſcher Eile warf er ſich auf London. Er ſchickte ein Schreiben an den König, und erbot ſich die Waffen niederzulegen, wenn man nur den dringendſten Beſchwerden der Nation genugthun wolle. Dieſe ſcheinbare Mäßigung bahnte ihm den Eingang in die Stadt, wo er eine Zeitlang mit ſtrenger Zucht ſeine Banden zuſammenhielt; aber um ſo zügelloſer ward ihre Wildheit, als er ſich nicht rein von Verbrechen und deshalb auch nicht die Ordnung erhalten konnte. Die Bürger Londons mußten jetzt auf ſie losſchlagen. Nach erlittener Niederlage hörten die Kenter gern auf die Amneſtie, welche der geflüchtete Hof verkünden ließ. Ein Preis wurde auf Cade's Kopf geſetzt: er ward von einem Manne aus Suſſex getödtet.

Die Königin und der Herzog von Sommerſet ſahn die ganze Rolle, die der Betrüger geſpielt, als einen Verſuch an, den eigentlich der Herzog von York gemacht hätte, um zu erproben, wie weit er auf die Stimmung der Nation wider den Hof vertrauen könne. Man wollte Spuren einer Verbindung zwiſchen ihm und Cade haben, und er bereitete ſich wirklich, zu derſelben Zeit nach England herüberzukommen. Weil man erwartete, daß es im Gefolge einer anſehnlichen bewaffneten Macht geſchehn werde: ſo wurden Befehle gegeben, ihm die Landung zu verwehren. Allein York erſchien nur mit ſeinem gewohnten Geleite. Es iſt ungewiß, ob er damals entſchloſſen geweſen, die Anſprüche ſeines Hauſes auf den Thron beſtimmt auszuführen; aber es leidet keinen Zweifel, daß er ſeine ganze Furchtbarkeit daran, wie er gefürchtet ward, nun erlangte.

Wenn auch der Betrüger Cade nicht ohne ſein Anſtiften aufgetreten war, ſo lag es doch nicht in Yorks Sinnesart, den Sturm, der ſo erregt worden, unmittelbar zum Ruin des Hofes zu benutzen. Durch die Sanktion ſeiner gewaltſamen Beſteigung des Throns von dem Parlament hatte Heinrich von Lankaſter ſeine Königsmacht zur Angelegenheit der Nation gemacht, und das Recht auf die Krone, welches dem Hauſe Lankaſter ſo einigermaßen aus dem Nationalwillen entſprungen war, mußte auf demſelben Wege wieder zu Grunde gerichtet werden, ehe York ſich für ſein Recht der Erbfolge mit dauerndem Erfolg bewaffnen mogte.

Ihm lag daher alles daran, durch das Parlament zu handeln, und dieſes hoffte bei ſeinem Unwillen wider die Regierung auf die Macht des Hauſes York. Von nun an machte ſich von ſelbſt ein Zuſammenhang zwiſchen den Schritten, welche beide thaten. Als die Gemeinen forderten, daß Sommerſet und einige andre vom Hofe verbannt werden ſollten, ſammelte Herzog Richard ein Heer in Wales, und ſandte ein Schreiben an den König, worin er die Beſtrafung der Verräther verlangte.

Darauf ließ Margaretha unter dem Namen ihres Gemahls eine milde Antwort ergehn, nur um Zeit zu gewinnen, weil kein königliches Heer zuſammengezogen war; und der Herzog von York, der Unterhandlungen erwartete, ſah plötzlich ein überlegenes Heer des Hofes im Anzuge. Eilig wandte er ſich nun gegen London; aber die Thore der Stadt waren verſchloſſen: jetzt da der König im Felde und nahe ſtand, war nicht der Zeitpunkt, wo die Einwohner ſich wider ihn zu erklären wagten. Nun wollte ſich Richard nach Kent zurückziehn; aber Margaretha und Sommerſet drängten hart auf ihn, und ſo muthig er war, fürchtete er doch eine Schlacht mit ihnen. Auch der Sieg hätte ihn nicht auf den Thron geführt: wenigſtens wäre dadurch das Recht des Hauſes Lankaſter auf die Krone nicht geſtürzt worden. Dagegen hatte die Königin eben ſo wenig Urſache, eine Schlacht zu wünſchen. Selbſt ein vollkommner Sieg konnte ihr nichts geben, was ſie nicht ſchon hatte.

Auch einige von Richards Freunden, ſogar die Grafen von Salisbury und von Warwick, waren im königlichen Lager. Es kam leicht zu Unterhandlungen, bei welchen der Herzog von York immer darauf beſtand, daß Sommerſet vom Hofe entfernt und dem Gericht des Parlaments unterworfen werden müßte. Der Hof ſchien in dieſe Forderung zu willigen, und in Gegenwart von zwei Biſchöfen, welche die Unterhändler machten, ließ ſich der Herzog von Sommerſet ins Gefängniß führen. Ueberraſcht von dieſer Nachgiebigkeit des Hofes, mußte auch York ſein Verſprechen erfüllen, ſeine Truppen auseinander gehn zu laſſen; denn er durfte das Vertrauen, welches die Nation auf ihn geſetzt hatte, durch keine Handlung täuſchen. Auch begab er ſich, ohne irgend eine Maaßregel für ſeine Sicherheit zu treffen, zu einer Unterredung mit dem König.

Kühn und offen nannte er auch in ihr den Herzog von Sommerſet einen Verräther; aber in demſelben Augenblick trat dieſer heftig hinter einem Vorhange hervor, um ſeine Unſchuld darzuthun. Richard ſah ſich in den Händen ſeiner Feinde, und beklagte ſich nur mit großer Mäßigung, daß man ihm ſo wenig Wort gehalten habe, und nannte Sommerſet den Urheber auch dieſes Betruges. Arglos entließ der König den Herzog von York; aber ſchon beim Hinausgehn ward er gefangen genommen.

Bald darauf flog Sommerſet dahin, wo Anna Nevill ſich aufhielt, bangend über das Schickſal der Geliebten: denn ſie wußte, an Gloſters Tod zurückdenkend, in welchen mörderiſchen Händen er war. Liebeglühend bat er um die Erlaubniß, ſie zu ſehn. Seine alte Zärtlichkeit übermannte ihn wieder beim Anblick der Geliebten. Da ward er gewahr, daß ſie ſchwanger ſei. Von ſeinen Fragen überraſcht, geſtand ſie, daß ſie ſich dem Herzog von York ganz hingegeben habe. Raſend vor Eiferſucht, ſtößt er ihr zweimal den Dolch in den Buſen und ſtürzt hinweg.

Trotz der Wuth, womit Sommerſet handelte, ſah Margaretha wohl ein, wie gefährlich es ſei, ſich an dem Herzog von York zu vergreifen. Er war der Liebling der Nation, und wäre als Opfer für dieſelbe bei ſeinem Fall bewundert und gerächt worden. Mehrere große Baronen im königlichen Heere ſelbſt würden bei fortdauernder oder äußerſter Gewalt gegen ihn das Schwert für ihn gezogen haben, und ſein Sohn, deſſen Freiheit unverſehrt war, mogte leicht des Vaters Rettung oder blutige Rache erzwingen. Doch glaubte die Königin, ehe ſie ihm die Freiheit wiedergab, ihn ſo viel wie möglich feſſeln zu müſſen.

Der Herzog mußte dem König geloben, daß er nie die Waffen wider ihn ergreifen werde, und bei der geringſten Wortbrüchigkeit ohne weiteres Verfahren gegen ihn ſich des Todes ſchuldig halte. Auch mußte ſein Sohn Eduard, Graf von la Marche, des Vaters Platz im Gefängniß einnehmen, um für ſein Beginnen auf ſechs Monate Bürge zu ſeyn.

Richard zog ſich nun zurück auf ſeinen Landſitz von Wigmore, und lebte daſelbſt in anſcheinender Ruhe und ganz ergeben der geliebten Anna Nevill, die an Sommerſets Dolchſtößen nicht geſtorben war; aber ſeine Verbindungen breiteten ſich immer mehr aus, und ſtillſchweigend beförderte er ſeine Pläne wider den Hof durch ſeine Freunde, die ihn der Nation als den Mann beſchrieben, von welchem einzig ſie Rettung hoffen konnte.

Indem ſein Anſehn während ſeiner Zurückgezogenheit ſtieg, und die natürliche Schwäche des Königs durch Krankheit bis zum Blödſinn herabſank, geſchah es, daß Margaretha, welche neun Jahre in kinderloſer Ehe gelebt hatte, einen Sohn gebar, (1453. Oct. 13.) der Eduard genannt wurde.

Für die ganze Haltung ihres Lebens, für eine innigere Verbindung zwiſchen ihr und der engliſchen Nation hätte ſich von dieſem Ereigniß viel erwarten laſſen. Aber es wurde nicht als ein frohes betrachtet. Die Nationalneigung hatte ſich nun einmal auf Richard von York gewandt, welcher nach Erlöſchung des kinderloſen Heinrichs ein von allen Seiten gegründetes Recht auf den Thron gehabt hätte.

Der kranke Zuſtand des Königs machte die Zuſammenberufung des Parlaments durchaus nothwendig, und doch war von demſelben ſehr zu fürchten, daß es den Herzog von York an die Spitze der Regierung zu ſtellen wünſche. Sie glaubte daher zur Sicherung ihrer Macht nichts heilſameres thun zu können, als wenn ſie ihn ſelbſt mitberiefe, daß er einem vertrauten Rathe beiwohne, durch welchen den Beſchwerden der Nation ernſtlich abgeholfen werden ſollte.

York erſchien auch wirklich zu ſolchem Zweck am Hofe; aber nicht genug, daß er in jenem Rath ſogleich das Uebergewicht erhielt, wagte er, den Herzog von Sommerſet im Gemach der Königin ſelbſt gefangen zu nehmen und ins Gefängniß zu ſchicken. Darauf erſchien er im Parlamente. Dort ward er zum Protector des Reichs auf unbeſtimmte Zeit erwählt. Er übernahm dieſen Titel, dieſe Gewalt, nur unter der Bedingung, daß das Parlament ausdrücklich erklärte, ſie ihm aus freiem Antriebe ohne irgend eine Veranlaſſung von ſeiner Seite übertragen zu haben, und durch eine Acte jeden Zweig ſeiner Macht genau beſtimmte.

Richard zeigte ſolche Mäßigung aus derſelben Klugheit, die ihn immer leitete, daß er nämlich der Gewaltthätigkeit durchaus kein Recht über eine Krone geſtatten wollte, die ſo leicht ſein Eigenthum werden konnte, und ihm durch Gewaltthätigkeit entriſſen war, gewiß auch für ein ſchlechtes Geſchenk des Schickſals gelten konnte, wenn nicht ein heiliges Recht ihren Beſitzer beſchirmte.

Den Herzog von Sommerſet brauchte er nicht aus ähnlichen Gründen zu ſchonen, und ſein Gemüth wie ſeine Klugheit riethen ihm, den gänzlichen Untergang deſſelben nun zu beſchleunigen. Aber Anna Nevill hegte noch zu viel Theilnahme am Schickſal ihres ehemaligen Geliebten, als daß ſie nicht um ſeine Rettung hätte flehn ſollen, und York liebte ſie zu zärtlich, hatte zu viel Hang zu großmüthigen Geſinnungen, als daß Sommerſets Rettung, wenn auch nicht Befreiung, nicht von ihm eingeräumt wäre.

Es hieß, daß die Königin ſelbſt Anna Nevill zu dieſer Bitte ermuntert und deshalb ihre alten Verbindungen mit ihr wieder angeknüpft hätte. Zugleich verbreitete ſich der Glaube, daß Margaretha überhaupt der Liebe und Freundſchaft nun ganz leben werde, und allen Plänen des Ehrgeizes entſagt habe. Wirklich ſchien ſie ſich nur mit der Sorge um den kranken Gemahl, mit Erziehung ihres Sohns zu beſchäftigen: zärtliche Gefühle für den Herzog von Sommerſet vermutheten viele in ihrem Innern.

Allein mitten in dieſer anſcheinenden liebevollen Ruhe brannten ihr beleidigter Stolz und Ehrgeiz nach Rache und Befriedigung. Sie war Freundin mit Lady Nevill, um ſie dem Herzog von York zu entführen. Den Erzbiſchof von Kanterbury ſpornte ſie, daß er dem Grafen von Salisbury ins Gewiſſen redete, wie frech die Sitte ſeiner Tochter die Tugend verhöhne; und die Vollmacht erſchlich, ſie geheim in ein Kloſter entführen zu laſſen; und dann, nachdem es glücklich geſchehn war, gab ſie dem Herzog von York Winke, daß dieſer Raub von Salisbury veranſtaltet ſei, um ihn mit dieſem mächtigen Freunde zu entzweien. Sie pflegte ihres Gemahls, um den erſehnten Augenblick herbeizuführen, da einige Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zum Vorwande dienen konnte, den Protector von ſeiner Macht zu entkleiden.

Sorgfältig hatte man dieſem das kärgliche Wiederaufblühen Heinrichs verborgen, als er zu einem außerordentlichen Staatsrath gerufen wurde, welchem vorzuſtehn der König noch Kraft fühle, um die wichtigſte Anordnung für das Reich zu begründen. Ueberraſcht vom Anblick des geneſenen Königs hörte der Herzog ſeine Erklärung gegen den Staatsrath, daß die Macht des Protectors, die ſeiner Krankheit wegen verliehn ſei, jetzt mit derſelben ihr Ende erreicht habe. Auf dieſen Schlag war er nicht vorbereitet, und mußte ſich ihn ſtillſchweigend gefallen laſſen; und befreit trat Sommerſet zurück in ſeine alte Gewalt. Vielleicht hätte York, mißmüthig wegen des Verluſtes ſeiner Geliebten, und ob demſelben mißtrauiſch gegen das Haus Nevill, in welchem er ſeine mächtigſte Stütze hatte, den Abſichten der Königin, die ihn mit ihrem Liebling verſöhnen wollte, redlich nachgegeben, auch um die Ruhe des Vaterlandes nicht ferner zu zerreißen; allein die alte Leidenſchaft in Sommerſets Herzen ſtiftete wiederum Zwietracht.

Kaum hatte er von der Königin vernommen, in welchem Kloſter Anna verborgen war; ſo faßte er den Entſchluß, ſie zu befreien. Unter dem Vorwande, die ſchottiſche Gränze zu beſuchen, zog er einher auf dem Wege zu dem Kloſter Sarhead in Northumberland. Mit wenigen Getreuen kam er zur Pforte. Die ſtrengen Befehle des Erzbiſchofs von Kanterbury, daß Anna von niemand beſucht werden ſollte, entkräftete er durch eine Urkunde, die er ſich ſelbſt ausfertigte und unterſiegelte als Staatsminiſter, aber jetzt als ein Dritter darreichte. Erſtaunt, gerührt von der alten, noch immer mächtigen Leidenſchaft des ehmals ſo geliebten Mannes, der Gefangenſchaft überdrüſſig, lieh Anna allen ſeinen Anträgen Gehör, und begab ſich mit ihm auf einen Landſitz in der Nähe von Saint Albans.

Alles Geſchick, was über ihre Liebe zuſammenſtürzte, hatte ſie nicht Vorſicht im Genuß derſelben gelehrt, und Sommerſet glühte, wie in dem erſten Jahr ihrer Leidenſchaft. Er machte ſo häufige Reiſen zu dem Aufenthalt der geliebten Anna, daß ſich bald Gerüchte verbreiteten, welche den Herzog von York auf die richtige Spur brachten. Von dem Augenblick an hatten er und Sommerſet nicht beide mehr Raum in England.

Der beſonnene York, der jede Gewalt ſcheute, war jetzt in ſolche Wuth gerathen, daß er auf dem Zuge nach Wales, wohin er auf einige Zeit in die Einſamkeit zurückkehren wollte, dreißig vertraute Gefährten beredete, Sommerſets Schloß zu überfallen. Allein ſie fanden die wachſamſte Gegenwehr, und der Herzog entkam kaum der Gefangenſchaft durch ſein ſchnelles Roß, nachdem er ein Paar ſeiner braven Freunde eingebüßt hatte.

Jetzt ſchien ſich das Glück von ihm zu wenden, und Anna's Verluſt ſchmerzte ihn tief; aber eben jetzt ward von ihrem Hauſe der Zeitpunkt herbeigeführt, der Yorks Rache ganz zu ſättigen verſprach und ſeinen Stolz zu befriedigen.

Der biedre alte Graf von Salisbury, ergrimmt wider Sommerſet, welcher die unregelmäßigen Sitten Anna's zuerſt entflammt hatte, und durch ſeine Leidenſchaft ihr Geſchlecht und Vaterland nun von neuem ſchmähte und zerrüttete, bot jetzt dem Herzog von York ſeine ganze Macht dar, um England von der gegenwärtigen Regierung zu befreien. Mit ihm kam ſein Sohn, der Graf von Warwick, welcher wegen ſeiner kühnen

Tapferkeit, ächtritterlichen Sitten und glänzenden Lebensart allgemein bewundert und geprieſen wurde.

Es bedurfte nur eines Winkes von drei ſolchen Häuptern, und plötzlich ſtand ein Heer im Felde; aber auf der andern Seite waren die Königin und Sommerſet feurig und wachſam genug, um ſogleich ein Heer entgegenſtellen zu können. In der loſen bürgerlichen Ordnung, wo beinah jeder Hausvater noch Anführer eines kriegeriſchen Trupps war, wurden Heere ſo leicht verſammelt, als wieder aufgelöſet.

York wandte ſich nach St. Albans, in die Nähe des Aufenthalts der geliebten und untreuen Anna, und bei dieſer Stadt trafen ſchnell auf ihn die königlichen Streiter. Die Häuſer York und Lankaſter lagen zum erſten ernſten Kampf gegen einander im Felde, und der blutige Krieg zwiſchen der weißen und rothen Roſe ward eröffnet. York trug jene, Lankaſter dieſe als Zeichen in dem mehr als bürgerlichen Kriege.

Noch einmal mußte ſich Herzog Richard auf Andringen des Grafen von Salisbury erbieten, ſeine Streiter auseinander gehn zu laſſen, wenn der verhaßte Staatsminiſter dem Gericht des Parlaments überantwortet würde; allein der Hof wollte auf dieſen Antrag, den er für bloßen Schein zur Erwerbung der Volksgunſt hielt, nicht mehr hören, und Frieden durch ſchnelle Entſcheidung des Schwertes gewinnen.

Hätte auf der andern Seite York noch mit der Schlacht zaudern wollen, ſo zwang ihn zu ihr der Graf von Warwick, der ſeinen Vortrab anführte und bei der weigernden Antwort des Heeres ſogleich auf deſſen Heer ſtürzte. Seine unwiderſtehliche Wuth, die dann von York mit einem allgemeinen Angriff unterſtützt wurde, brachte es ſogleich in Unordnung, und das Schrecken ſtürmte ſo betäubend vor ihm her, daß alle Anſtrengung und Beſonnenheit Sommerſets die Verwirrung nicht hemmen konnte. Bedeckt mit Wunden ſank er und ſtarb, die Waffen in der Hand: mit ihm lagen mehrere erſchlagne Führer des Hauſes Lankaſter auf dem Schlachtfelde. Der König ſelbſt war ſo befeuert, daß er die fliehenden Krieger in den Kampf zurückzudrängen ſtrebte, wobei er eine Pfeilwunde am Halſe erhielt. Hinweggeriſſen vom Strom der Fliehenden zog er ſich in das Schloß des Herzogs von Sommerſet. Nur eine Stunde hatte die Schlacht gedauert, und York und Warwick hatten acht Tauſend Feinde erſchlagen. 1455. Mai 22.

Sogleich erſtürmten ſie auch das Schloß, in welches der König geflohn war. Der Herzog ließ ſich vor ihn bringen, beugte ſein Knie und ſprach: „Herr, der Feind des Staats iſt nicht mehr. Ihr ſeht nur treue, euch gehorſame Unterthanen vor euch.“ Dann wurde auf ſeinen Befehl Sommerſets Leiche hergebracht, und er ſtieß ſie verächtlich mit dem Fuße.

Dagegen behandelte er fortwährend den König mit ausgezeichneter Ehrfurcht, und blieb von dem Gedanken entfernt, ſich nun ſelbſt die Krone aufzuſetzen, immer getreu ſeiner Anſicht, daß ſie, durch Gewaltthätigkeit erbeutet, ein unſichres Gut ſei, an welchem das wandelbare Glück und Volk ſich immer von neuem vergreifen würden. Aber er führte den König nach London, um dort durch ihn ein Parlament zuſammenzurufen.

Von dieſem wurde dem Herzog und ſeinen Freunden, den Grafen von Salisbury und Warwick und ihrem ganzen Gefolge im Namen der Nation gedankt, daß ſie den König befreiet und die ſchlechte Regierung des Herzogs von Sommerſet beendet hätten. Auch wurde von York wieder die Gewalt eines Protectors übertragen, doch nur bis zu dem Zeitpunkte, da Eduard volljährig ſeyn würde, den ſie mit allen gewohnten Titeln und Ehren des engliſchen Kronprinzen ſchmückten.

Aus dieſer Denkart Yorks und des Parlaments, welche die vorige Staatsverwaltung niederwarf, ohne den Thron ſelbſt und ſeine Rechte anzugreifen, mußte Margaretha ihre einzige Hoffnung auf Wiedereroberung ihrer Macht ſchöpfen. Mit den ungeheuerſten Schmerzen betrauerte ſie zu Greenwich, wo ſie faſt einſam zurückgeblieben war, die grauſame Niederlage ihres Heeres, den Tod ihres zweiten Lieblings. Zu ihr kam Anna Nevill, unter dem Getümmel in Sommerſets Schloß raſch entflohn, um den Vorwürfen Yorks zu entgehn, welcher ihr überdies durch ſeine Mißhandlung der geliebten Leiche verhaßt geworden war. Daran erkannte man ihre Herkunft und die Schweſter des hochherzigen Warwick, daß ſie ihr Herz von der Rohheit wegwandte, wie leichtſinnig es ſonſt ſeyn mogte. Anna's Thränen floſſen mit denen der Königin, und waren von Flatterhaftigkeit ſo ſchnell getrocknet, als dieſe der Klage vergaß, weil es ihr einleuchtete, daß ſie von Yorks Schonung gegen den König und ihre Perſon ſchnellen Gebrauch machen müſſe, ihre Macht wieder herzuſtellen.

Mit äußerſter Sorgfalt pflegte ſie wieder die Geſundheit ihres Gemahls, und nachdem ſein Anſehn etwas friſcher geworden, beredete ſie ihn, plötzlich wieder im Parlament zu erſcheinen und dort zu erklären, daß er wieder im Stande ſei, ſelbſt zu regieren. Kurz vor ſeinem Auftritt verbreitete ſich das Gerücht, er werde den Herzog von York daſelbſt gefangen nehmen, wie ſeine mächtigſten Anhänger. Dazu wäre die Nähe des Parlaments mit bewaffneten Leuten angefüllt, und die Königin hätte auf den Fall eines Widerſtandes in der Gegend von London Truppen zuſammengezogen. Von ihr kamen dieſe Gerüchte, und ſie bewirkte dadurch, daß der Herzog von York und ſein Anhang die Erklärung des Königs ſtillſchweigend vernahmen, daß er und die Grafen von Salisbury und Warwick glaubten, durch eine ſchnelle Flucht aus London Freiheit und Leben retten zu müſſen. Herzlich darob erfreut, faßte Margaretha wirklich den Anſchlag, ſich ihrer zu bemächtigen. Sie begab ſich mit dem König nach Coventry, wo ſie freier ſchalten konnte, als zu London. Von dort aus mußte der König eigenhändig an den Herzog von York und ſeine vornehmſten Freunde ſchreiben und ihnen ſowohl Erſtaunen über ihr plötzliches Verſchwinden bezeugen, als das Vergnügen, womit er ſie bei ſich ſehn würde, um endlich mit ihrer Beihülfe der Regierung eine heilſame und feſte Weiſe zu geben. Sowohl York, als Salisbury und Warwick folgten der Einladung. Wie ſie aber unterweges erfuhren, daß Abtheilungen von Truppen nach Coventry zögen, gingen ſie eiligſt zurück.

Dennoch zeigte ſich eben jetzt der Nation einige Hoffnung, daß die Eintracht zwiſchen ihren Häuptern wieder hergeſtellt werden könne. Einen Einfall der Schotten in England benutzte York auf den Rath des Grafen von Salisbury, um eine Kriegsmacht zuſammenzuziehn; und ſo leicht es ihm ward, den Feind zurückzuſchrecken, ſo dankbar bewieſen ſich dafür der König und die Nation. Jener ſchrieb, ohne Wiſſen der Königin, dem Herzog mit Innigkeit und bat ihn, mit Vertrauen an ſeinen Hof zu kommen, und ihm mit Rath beizuſtehn.

Dies bewirkte, daß York, Salisbury und Warwick ſich mit großem Gefolge nach London begaben, wohin auch die Häupter der Parthei von Lankaſter kamen. In Lagern ſtanden ſie umher, York und Salisbury ihrer Sicherheit wegen dicht neben einander, und der Mayer von London hielt Nacht und Tag ſtrenge Wache mit fünf Tauſend Mann. York und ſeine Freunde wohnten immer dem königlichen Rathe bei, und öffentlich feierte man das Glück der Eintracht, welches über beide Partheien gekommen ſei. Ein feierlicher Aufzug nach der Paulskirche verkündete es dem frohen Volke. Herzog Richard führte die Königin Margaretha; Hand in Hand gingen ein Führer von Lankaſter und York in langer Reihe zuſammen.

Am entfernteſten von herzlicher Theilnahme an dieſem Schauſpiel war unter allen Margaretha, die ſich nach Greenwich in Einſamkeit zurückgezogen hatte. Sie ſpähte immer wachſam nach einer Gelegenheit umher, ihre Feinde die ganze Bitterkeit ihrer Seele fühlen zu laſſen. Durch den jungen Herzog von Sommerſet, welchen ſie ſtatt ſeines erſchlagenen Vaters zum Staatsminiſter angenommen hatte, unterrichtete ſie ſich von allem, was im königlichen Rathe verging. Sie lernte vor alten den Grafen von Warwick fürchten, welchem ſie auch die Niederlage ihres Heers bei St. Albans nicht vergeſſen konnte. Auf ihr Anſtiften mußten Leute des königlichen Hauſes Händel mit dem Gefolge des Grafen anfangen, der nach York und Salisbury's Abzug noch einige Tage in London zubringen wollte. Der Streit wurde ſo lebhaft, daß die Königin die königliche Garde gegen ihn ſandte. Er warf ſich in ein Boot, um nicht getödtet oder gefangen zu werden, und entkam voll Wuth und nicht zweifelnd, daß Margaretha einen Anſchlag zu ſeinem Verderben habe ausführen wollen.

Zuerſt erſchien der alte Salisbury im Felde, die Schmach ſeines Sohnes zu rächen, und ſchlug den noch einmal ſo ſtarken Feldherrn, welchen ihm der Hof entgegengeſchickt hatte, worauf er ſich mit dem Herzog von York, der ſich in Wales rüſtete, in Verbindung ſetzte. Auch kam der Graf von Warwick, der als Kommandant von Kalais über regelmäßiges, verſuchtes Kriegsvolk den Befehl hatte, mit demſelben nach England und ſchien dadurch unwiderſtehlich, indem der Hof nur gewöhnliche Lehnmiliz entgegenſtellen konnte.

Die raſtloſe Königin hatte inzwiſchen ein zahlreiches Heer zuſammengezogen und ließ es unter dem jungen Herzog von Sommerſet nahe an den Feind in die Gegend von Gloceſter rücken. Es gelang ihr, im feindlichen Lager ein Manifeſt des Königs zu verbreiten, worin allen Rebellen Verzeihung verſprochen wurde, wenn ſie ſchnell die Fahnen verließen. Sogleich zogen große Schaaren davon, und der Obriſt der verſuchten Banden aus Kalais ging in der Nacht zum königlichen Heer über, als er dieſe Wirkung des Manifeſtes bemerkte. Verlaſſen entfloh der Herzog von York nach Irland, und die Grafen von Salisbury und Warwick eilten mit mehrern Führern nach Kalais.

Im Triumph zog die Königin nach London und rief ein Parlament zuſammen, durch welches ſie den Herzog von York und ſeine vornehmſten Freunde für Hochverräther erklärte. Aber ſo furchtbar jetzt ihr Uebergewicht war, drängte Sommerſet vergeblich den Grafen von Warwick, ihm Kalais zu überliefern. Vielmehr wurde dieſer Ort der Punkt, wo die Anhänger des Hauſes York wieder furchtbare Kräfte ſammelten. Immer deutlicher ſah Margaretha, daß ſie auf keine ruhige Herrſchaft hoffen dürfte, wenn ſie die Perſonen ihrer vornehmſten Gegner nicht in ihre Gewalt brächte.

Durch Anna Nevill ſollte ihr dies wenigſtens in Hinſicht auf den Herzog von York ſelbſt gelingen. Als die Heere bei Gloceſter gegeneinander ſtanden, drang ſie in die Lady, daß ſie ihren alten Geliebten zu einer Zuſammenkunft in einem nahen Dorfe einladen mögte. Rings waren ſchon Reuter ausgeſtellt, die ihn auffangen ſollten. Anna ſchauderte vor ſolchem Verrath durch das Mittel der Liebe und ſchrieb aus dem Dorfe dem Herzog, daß er ſein Lager nicht verlaſſen mögte; denn ſeiner Freiheit, ſeinem Leben würde nachgeſtellt. York ſandte zwei vertraute Krieger an ſie, um weitere Aufklärung zu erhalten. Anna beredete dieſelben, ihr behülflich zu ſeyn, daß ſie den nächſten Hafen erreichte. Es gelang in der allgemeinen Verwirrung jener Nacht, da der Voriſt der Truppen von Kalais zum königlichen Heere überging. Sie begab ſich auf das erſte Schiff, welches ſie unter Segel fand. Kaum war ſie aufgenommen, als ein lautes Getöſe am Geſtade entſtand. Viele Männer beſtiegen das Schiff: ſie erkannte die Stimme ihres Vaters und Bruders. Als der Morgen anbrach, konnte ſie ſich ihnen nicht verbergen. Zitternd und mit Thränen warf ſie ſich zu den Füßen ihres Vaters und flehte ihn, ihr irgendwo einen Zufluchtsort zu verſchaffen, da ſie in England nicht bleiben dürfte, weil ſie die Königin erzürnt habe, indem ſie den Herzog von York gerettet hätte. Dieſer Zug von ſeiner Tochter rührte ſein Herz und er behandelte ſie gütig. Beinah erzwang ſie ſeine Achtung, als alle ſeine weiteren Nachforſchungen über Plane und Handlungen der Königin und ihrer Miniſter von ihr unbeantwortet blieben. Anna mißbrauchte kein Vertrauen, das ihr einmal geſchenkt war, wenn auch die Verhältniſſe, unter denen es gegeben wurde, ſelbſt zum Gegentheil verändert waren. Sie hatte York gerettet, aber durch nichts war ſie zu bewegen, das Nähere vom Anſchlage der Königin zu verrathen. Sie bat nur, daß der Herzog in Irland bleiben und ſein Leben nicht den Nachſtellungen in England preisgeben mögte.

Auch blieb er entfernt, als ſeine Anhänger von neuem in den Waffen wider den Hof erſchienen. Die Grafen von Salisbury und Warwick hatten kaum die Provinz Kent betreten: ſo ſchwoll ihre geringe Zahl zu einem furchtbaren Heere an. Allenthalben jauchzte ihnen das Volk, und mit ununterbrochener Eile zogen ſie auf London, welches ſie freudig empfing. Darin lag für die Partheien wider die Regierung ein beſondres

Gewicht, daß der dritte Stand oder vielmehr die Einwohner der Hauptſtadt ſo mächtig zur Freiheit aufſtrebten. Sie waren natürliche Feinde eines jeden Königs, weil ſie immer neue Rechte und Freiheiten an ſich reiſſen wollten und mußten. Daß ſie mit wenigen und überaus mächtigen Großen wider den Thron ſtanden, wurde vorzüglich Veranlaſſung zum Wiederbeleben der angelſächſiſchen Nationalfreiheit und der nachherigen, jetzt noch beſtehenden engliſchen

Schlau leiſtete der Befehlshaber des Tower Widerſtand, um der Königin Zeit zu geben, ein Heer zuſammenzuziehn. Sie ſtellte ihre beiden Staatsminiſter die Herzoge von Sommerſet und Buckingham an die Spitze deſſelben und zog mit ihnen in die Nähe von Northampton, wo ſie eilte über einen Fluß zu gehn, der im Rücken ihres Lagers alle Möglichkeit der Flucht verwehren ſollte. Mit ſtürmiſcher Eile lagerte ſich nahe ihr gegenüber der Graf von Warwick. Seinen Vater hatte er in London wider den Befehlshaber vom Tower zurückgelaſſen.

Die Königin, des Heeres Seele, war in kleiner Entfernung von der Schlacht und ſandte ihre Befehle nach allen Seiten: ihr Gemahl blieb in ſeinem Zelt im Lager. Warwick ließ ſeinen Kriegern kund thun, daß ſich niemand an dem König vergreiffen ſolle, daß man den gemeinen Krieger ſchonen, die Führer niederhauen werde.

Er handelte in der Schlacht mit ſeinem gewöhnlichen raſenden Ungeſtüm. Zwei Stunden ſchlugen ſich beide Heere voll Wuth und das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt, ohne daß etwas entſchieden war. Da ſtellte Lord Gray, der einen beträchtlichen königlichen Heerhaufen anführte, ſich plötzlich mit demſelben auf die Seite des Feindes. Von dem Augenblicke an ſank der Muth der Krieger des Hofes, trotz allen Anſtrengungen der Führer Sommerſet und Buckingham. Sie flohen und ſtürzten ſich in der Betäubung zum Theil in den Strom, wo ihr Untergang gewiß war. Zehn Tauſend ſollen von ihnen an dieſem Tage umgekommen ſeyn, und unter den Erſchlagnen war eine große Menge vom Adel, auch der Herzog von Buckingham. 1460. Jul. 19.

Ruhig war Heinrich in ſeinem Zelte geblieben, als kümmerte ihn das Schickſal dieſes Tages nicht, und wirklich konnte es ihm einerlei ſeyn, ob er das Werkzeug dieſer oder jener Hand war. Warwick nahm ihn gefangen und brachte ihn erſt nach Northampton, dann nach London. Hier rief Salisbury in des Königs Namen ein Parlament zuſammen, und drang in den Herzog von York, daß er ſchnell zu demſelben aus Irland herbeieilen mögte.

Richard erſchien in der Nationalverſammlung, aller Wahrſcheinlichkeit nach mit der feſten Hoffnung, daß ihn nun der Wille der Nation auf den Thron rufen werde. Indem er auf denſelben zuging, fragte ihn der Erzbiſchof von Kanterbury, ob er ſeine Ehrfurcht ſchon dem König bezeigt habe? und er antwortete, daß er jetzt keinen kenne, dem dieſer Titel gehöre. Doch wagte er nicht den Thron zu beſteigen, ſondern ſtand nahe an ihm, indem er zu den Pairs redete, daß ſie von dem grauſamen und mit Unglück geſchlagnen Hauſe Lankaſter ſich wegwenden und zur Gerechtigkeit gegen die natürliche Erbfolge zurückkehren ſollten. Die Antwort war ein allgemeines Stillſchweigen, und Richard verließ den Saal mit der empfindlichſten Beſtürzung.

Die Pairs riefen mehrere ausgezeichnete Glieder des Hauſes der Gemeinen in ihre Verſammlung; und einige Tage nacheinander berathſchlagte man mit unpartheiſcher Ruhe über die Rechte der Linien Lankaſter und York auf die Krone. Endlich erfolgte eine Akte des ganzen geſetzgebenden Körpers, in welcher Richards Anſprüche auf den Thron als wohlgegründet anerkannt wurden und feſtgeſetzt war, daß er während dem Leben Heinrichs, der die Königswürde behielte, nur die Regierung, und nach deſſen Tode auch die Krone haben ſollte.

Zu dieſer Zeit, da Margaretha und ihr Sohn vom engliſchen Thron ausgeſchloſſen wurden, irrte ſie wie geächtet umher. Aus der Niederlage von Northampton hatte ſie ſich mit Sommerſet gerettet; aber ſogleich ihres Geiſtes mächtig, hatte ſie ihren Gefährten nach Frankreich geſandt, um dort Hülfe zu ſuchen, indem ſie ſelbſt die Straße nach Durham einſchlug. Sie durchſah ſchnell die Geſinnung der Bürgerſchaft dieſes Ortes, und fürchtete ſich über alles, da York in des Königs Namen den Befehl bekannt machte, daß ſie ſich ſchnell in London ſtellen ſollte. Heimlich verließ ſie Durham und veranlaßte das Gerücht, daß ſie nach Frankreich übergegangen wäre. Aber in ihrem Elende, von einem Paar Bedienten nur begleitet, gezwungen faſt durchgängig nur im Dunkel der Nacht zu reiſen, lebte ſie in dem kühnen Gedanken, ſich ein Heer zu ſchaffen und den

Siegern ihr Glück zu entreißen. Sie war eingedenk, daß die großen Barone im Norden an den letzten Streichen wider ſie und Lankaſter keinen Theil genommen hatten; daß ſie bei ihrem Stolz auf überwiegende Tapferkeit es nicht gut empfinden konnten, wenn die ſüdlichen ſo mit dem Schickſale des königlichen Hauſes und dem Throne ſchalten wollten; daß einige von ihnen beſondre Urſache hatten, gegen die Parthei von York ergrimmt zu ſeyn. Von Muth flammend betrat ſie nach vielen Mühſeligkeiten das Land von Lord Klifford, der allein in ſeinem Lehnsgefolge ein kleines Heer ſtellen konnte.

Margaretha würde ruhig in England regiert haben, wenn ſie von ihrer natürlichen Anmuth, ihrem reichen Geiſte, ihrer Kraft, Menſchen zu behandeln, mehr Gebrauch zur Befeſtigung ihrer Herrſchaft gemacht hätte. Einigemale, auf Reiſen mit ihrem Gemahl durch die Provinzen, hatte ſie die ſanften Mittel, welche ſie in ihrer reichen Natur fand, angewendet, und alle Herzen hatten ihr gehört. Aber ſie wollte den Genuß der Herrſchaft nicht lange entbehren, ſie andre empfinden laſſen: ſie wollte nicht verführen, ſondern gebieten. Jetzt nur, im äußerſten Unglücke und von Mutterliebe beſeelt, mußten alle ihre bezaubernden Gaben thätig werden, und die rauhen Barone des Nordens huldigten ihrer Anmuth.

Als ſie nun ihre Fahne aufpflanzte und ſtatt aller gegenwärtigen Belohnung den Kriegern, die mit ihr zögen, die Plünderung der Güter des Herzogs von York und ſeiner Anhänger verſprach, war in kurzer Zeit ein mächtiges Heer um ſie verſammelt, ehe es in London bekannt war, daß ſie, welche man wirklich nach Frankreich geflohn wähnte, im nördlichen England hauſe und furchtbare Rache bereite.

Sobald deshalb einige Kunde erſcholl, zog York mit der heftigſten Wuth ein Heer zuſammen. Anna Nevill hatte wieder mit ihm in Verein gelebt, ſeitdem man Margaretha gänzlich geſtürzt glaubte, und ihre Liebe, welche immer die Heimath verändern mußte und von der geſellſchaftlichen Ordnung verworfen war, that jetzt ſchon der Hoheit ihrer übrigen Geſinnungen ſo weit Abbruch, daß ſie die Geheimniſſe ehemaliger Vertrauten nicht mehr, wie ſonſt ehrte. Sie eröffnete dem Herzog von York, daß ſein Tod zwiſchen der Königin und dem jungen Herzog von Sommerſet beſchloſſen ſei, daß jene ihn habe aufheben und dann auf dem Grabe des bei St. Albans gefallenen Sommerſet würgen laſſen wollen. Dazu kam die Nachricht, daß Magaretha's Heer beim Heranzuge die greulichſten Plünderungen auf den Gütern der Anhänger Yorks verübte. Deshalb konnte er ſich nicht halten und eilte dem Feinde entgegen, wiewohl Warwick, ſein immer ſiegreicher Held, in Kalais entfernt war.

Zu Wakefield fand er das Heer der Königin gelagert, überraſcht von der Größe deſſelben, indem er ſelbſt nicht mehr als fünf Tauſend Mann mit ſich führte. Er mußte dem Rath des Grafen von Salisbury folgen, ſich in ſein nahes feſtes Schloß Sandal werfen, um dort Verſtärkungen aus Wales zu erwarten. Tief beſchämt vernahm er die ſchriftlichen Schmähungen der Königin, daß er den Muth gehabt hätte, nach einer Krone zu greifen. und nun feig genug wäre, ſich von einem Weibe einſchließen zu laſſen. Er ſchimpfte dagegen, daß ſie die Buhlerin der beiden Herzoge von Sommerſet und eine ſchandvolle Ehebrecherin ſei. Die Erbitterung ſtieg immer höher und der Herzog ward nur mit großer Mühe vom alten Salisbury im Schloße zurückgehalten. Als er aber endlich wahrzunehmen glaubte, daß ſich die Truppen der Königin zerſtreut hätten und ihre Perſon nur ein kleines Heer mehr umgebe, brach er mit Gewalt hervor und bot die Schlacht an. 1460. Dec. 24. Bald wurde er gewahr, daß alle feindliche Krieger, die er zerſtreut glaubte, ihm hinter Hügeln im Rücken und auf allen Seiten lagen; aber der Rückzug war auch nicht ohne Gefahr und dünkte ihn ehrlos.

Mit eherner Tapferkeit und Ordnung hielt er ſich eine Zeitlang: er ward erſchlagen und mit ihm ſein ganzes kleines Heer. Sein zweiter Sohn, der junge Graf von Rutland, blühend in den ſchönſten Hoffnungen, rettete ſich noch vom Schlachtfelde, und war dem Schloſſe Sandal nahe, als ihn der verfolgende Lord Klifford erreichte. Dieſer ließ ihn halten durch ſeine Leute und ſtieß ihm den Dolch in die Bruſt. Eben derſelbe wühlte Yorks Leichnam unter einem Haufen von Todten auf dem Schlachtfelde hervor, ließ den Kopf abhauen, ſteckte ihn mit einer papiernen Krone auf eine Lanze und bot ihn ſo der Königin dar. Sie wandte ſich weg von dem gräßlichen Anblick; aber die erſte weibliche und menſchliche Regung war ſchnell beſiegt, und ſie befahl, ihn auf den Thoren von York zur Schmach aufzuſtellen. Der alte, gefangene, ſchwer verwundete Graf von Salisbury ſtand dabei, als die Königin vor dem blutigem Haupte ſchauderte. Er ward weggeſchleppt und mußte auf Befehl der Königin das Hochgericht beſteigen. Seine Thränen floſſen, daß er ſo ſterben mußte. Neben Yorks Haupte ließ Margaretha ſeinen Kopf aufſtellen. Nichts fehlte ihr jetzt, als daß auch des Grafen von Warwick Haupt dort verhöhnt würde, und ſie ließ dafür einen Platz neben dem väterlichen bereiten.

Margaretha hoffte, ihre Rache bald vollſtändig zu machen, da ſich der Graf von Warwick zu London aufhielt, wo ſie ihn mit der Nachricht von der blutigen Niederlage des Hauſes York faſt zu gleicher Zeit überraſchen mogte. Mit der größern Hälfte ihres Heeres zog ſie daher gegen die Hauptſtadt, indem die kleinere Hälfte gen Wales beordert wurde, wo Graf Eduard, der älteſte Sohn des gefallenen Herzogs von York ein Heer zuſammengezogen hatte, um ſeinem Vater zu Hülfe zu kommen. Jetzt mußte die Königin fürchten, daß ſich Warwick zu ihm begebe, und dann hatte ſie von neuem einen furchtbaren Feind in einer Feldſchlacht zu bekämpfen. Alle Wege nach Wales ließ ſie durch kleine Truppenabtheilungen bewachen.

Auf dem Zuge hatte ſie das Vergnügen, daß ihr treuer Sommerſet, doch ohne Hülfe aus Frankreich mitzubringen, wieder zu ihr kam. Sein feiner Geiſt voll hinterliſtiger Anſchläge, der ihrer Lage unentbehrlich war, eröffnete ihr ſogleich eine Ausſicht zu den vortheilhafteſten Ränken. Mit ihm auf einem Schiffe, doch ohne ihn zu kennen, war die ſchöne Eliſabeth Woodwille, eine junge Wittwe, Tochter des Ritters Richard Woodwille, aus Frankreich übergekommen. Seiner

Schlauheit war es nicht entgangen, daß Eliſabeth, die in Familienangelegenheiten reiſend einigemale durch Kalais gekommen war, eine Leidenſchaft in dem Grafen von Warwick entzündet hatte. Sie konnte gebraucht werden, um den Helden ins Verderben zu locken. Weil die ſchöne Wittwe in St. Albans übernachtete, befahl die Königin, dieſe Stadt einzuſchließen, um den Grafen von Warwick zu verführen, daß er durch eine verwegene Handlung bei ſeinem abentheuerlichen Rittergeiſte die Befreiung der Geliebten verſuchte; auf jeden Fall ſich aber der Perſon derſelben zu bemächtigen. Der Gedanke an das noch friſche Unglück ſeines Vaters und ſeiner Freunde hatte aber des Helden Verwegenheit gekühlt, und das Heer der Königin, welches die Stadt nur einſchließen ſollte, unternahm einen Sturm, um die Plünderungen fortzuſetzen, an welche es gewöhnt war. Kaum vermogte Margaretha, das meuteriſche Volk durch ihre Geiſtesgegenwart zum Gehorſam zurückzuzwängen. Doch hatte ſie das Vergnügen, daß Eliſabeth Woodwille, von dem Sturm erſchreckt, in ihrem Lager Schutz ſuchte.

Inzwiſchen hatte die Gefahr der Geliebten den Ungeſtüm des Grafen zu Erfindung neuer Hülfsquellen getrieben. Bei dem ganzen bisherigen Gange des bürgerlichen Krieges in England und bei dem Verhältniß zwiſchen der Lehnsmiliz und den Bürgern der Städte, hatte kein Baron den Gedanken gefaßt, auch dieſe zum Krieg im Felde hinauszuführen. Auch würden ſie ſich ſchwerlich dazu hergegeben haben. Allein Warwick, in dem gegenwärtigen Drange und bei der Huldigung, die London immer ſeinen großen Eigenſchaften gezollt hatte, gerieth auf den Gedanken, ſich vorzüglich aus Bürgern dieſer Stadt ein Heer zuſammenzuſetzen. Es gelang und er eilte nach St Albans, um die Königin zu überfallen. Allein Margaretha's Wachſamkeit war nie zu täuſchen. Benachrichtigt von ſeinem Eilmarſch blieb ſie ruhig in ihrem Lager, als erwartete ſie keinen Feind; den Herzog von Sommerſet hatte ſie dagegen mit beträchtlicher Macht abgeordnet, womit er ſich in die Büſche legen und den unvorſichtigen Warwick umzingeln ſollte. Inzwiſchen mußte auch er gewarnt ſeyn; denn er fiel unvermuthet zuerſt über die verſteckten Krieger her und bewirkte bei ihnen eine Beſtürzung und Verwirrung, wodurch ihr Verderben gewiß geweſen, wenn nun nicht die beſonnene Königin mit tapfrer Eile aus dem Lager auf den Feind geſchlagen hätte. Warwick rettete ſich durch die Flucht, und hinterließ drei Tauſend Todte auf dem Schlachtfelde. Ein beſondrer Gewinn des Sieges war, daß die Königin ihren Gemahl wieder eroberte und Anna Newill, beide in einer Kutſche. Der Graf hatte jenen nicht aus ſeiner Gewalt laſſen wollen, als er von London heranflog, und ihm ſeine Schweſter zur Geſellſchaft gegeben, deren Anmuth ihm die traurige Lage verſüßen ſollte. Er war unter der Obhut des Lords Bonville, der nach Warwicks Flucht ihn um Gnade flehte und Verzeihung erhielt. Gleichwohl ließ Margaretha denſelben durch den Nachrichter enthaupten, wie den berühmten Krieger Thomas Kiriel. Auf beiden Seiten wurde es Grundſatz, daß man alle unter dem Feinde, die durch ihre Eigenſchaften und ihre Macht Gefahr brächten, ohne Rückſicht auf ſonſtiges Kriegsrecht, mit Grauſamkeit vertilgen müſſe. Anna Nevill ward zu weitern

Abſichten von der Königin aufbewahrt, die auch wohl den Mord nicht wollte, wenn die Politik ihn nicht zu befehlen ſchien.

Der junge Eduard von York hatte inzwiſchen den gegen ihn geſchickten Feldherrn mit gleichem Glücke geſchlagen und den gefangenen Vater deſſelben nach jenem barbariſchen Grundſatze enthaupten laſſen. Sein Sieg hatte beſonders die Folge, daß Graf Warwick, auf welchem allein nun das Haus York ſich ſtützte, nicht mehr von ihm entfernt wurde.

Dieſer Held, der immer für die äußerſten Maaßregeln war, rieth dem Jüngling nicht zu zaudern, wie ſein Vater, ſondern ſogleich die Krone zu ergreifen. Wenig bekümmert um das Recht glaubt die Maſſe des Volkes, der müſſe ſie beſitzen, welcher ſie mit der meiſten Zuverſicht ſein nennt und trägt. Er riß ihn mit ſich nach London, ehe ſie um die Königin Sorge trugen, und dort wurden ſie mit Jubel empfangen. Sogleich beſchieden ſie das Heer und die Bürger nach dem Johnsplatze. Jenes ſtand in Schlachtordnung und auf der einen, dieſe zuſammen auf der andern Seite. Warwick ritt auf in der Mitte und rief: ob ſie Heinrich von Lankaſter zum König wollten? Ein wiederholtes Nein erſcholl ringsum. Er rief dann, ob ſie den jungen Herzog von York als ihren rechtmäßigen König Eduard den Vierten anerkennen wollten? Laut wogte das Freudengeſchrei. Der ſo gewählte König erſchien, und die außerordentliche Schönheit ſeiner Geſtalt machte ſolchen Eindruck, daß man gern glaubte, was der Ruf von ſeiner Tapferkeit und ſeinen wahrhaft königlichen Eigenſchaften ſagte. Am folgenden Tage war förmliche Krönung.

In der erſten Wuth über dieſe Kunde aus London gab die Königin, um ſich an den Grafen von Warwick zu rächen, den Befehl zur Hinrichtung ſeiner Schweſter und ſeiner Geliebten; doch wandelte ſie noch früh genug die Reue an, wiewohl ſie von beiden verrathen war; denn es litt keinen Zweifel, daß Eliſabeth Woodwille vor der letzten Schlacht bei St. Albans den Grafen von Warwick von Sommerſets Hinterhalt benachrichtigt hatte. Um zu prüfen, wie weit ſie des Helden Leidenſchaft theilte, hatte die Königin ſie mit der ganzen Gefahr, worin er ſchwebte, bekannt gemacht. Vielleicht hatte dieſer Augenblick erſt Eliſabeths Liebe leidenſchaftlich geweckt und ſogleich für den Geliebten in Thätigkeit geſetzt. Ihre Reiſe nach England, ihren Aufenthaltsort hatte ſie ihm wenigſtens bisher verborgen, und ſo ſcheint noch wenig Erklärung der Leidenſchaft zwiſchen ihnen geweſen zu ſeyn.

Ehe noch Anna Newill und Eliſabeth Woodwille von den neueſten Ereigniſſen in London unterrichtet waren, ließ die Königin ſie beide vor ſich rufen und fragte ſie, welche von ihnen bereit ſei, dem Grafen von Warwick den größten Dienſt zu erweiſen? ſie wäre entſchloſſen, ihn nun durchaus als einen Aufrührer zu behandeln und einen Preis auf ſeinen Kopf zu ſetzen; doch wolle ſie auch noch den Weg der Großmuth verſuchen, weil ſie tief fühle, welche Stütze für den Thron die großen Eigenſchaften des Grafen ſeyn müßten, und darum wünſche, daß er das Haus York verlaſſe, um neben ihr den Staat zu regieren. Diejenige von ihnen beiden, die ſich am meiſten Gewalt über ihn zutraue, möge eine Zuſammenkunft mit ihm haben und ihren Willen offenbaren.

Margaretha ſelbſt fühlte, daß Anna nach allen den Verwickelungen, die ihre Unſchuld verderbt hatten, nicht ſo, wie die ſchuldloſe Eliſabeth, daß die Schweſter nicht ſo auf des Helden Entſchlüſſe wirken werde, als die Geliebte; aber ſchamhaft weigerte ſich dieſe, ohne die Schweſter den Grafen allein zu ſehn, und die Königin, welche gern die eine als Bürgſchaft für die andere behalten hätte, mußte einwilligen, daß beide zu der Unterredung gehn ſollten. Anna lud ihn ſchriftlich dazu ein und beſtimmte zum Orte der Zuſammenkunft ein Landgut ihrer Familie nahe bei London. Funfzig Mann Geleite gab ihnen die Königin; er mögte nicht mehr mit ſich bringen.

Als er kam mit ſeinem Gefolge, waren die Damen ſchon angelangt. Er verwarf ſogleich die Vorſchläge der Königin, als unvereinbar mit ſeinem Ruhm und ſeiner Ehre, und ſchlug den Frauen vor, daß ſie mit ihm nach London gehn ſollten; die beiden Gefolge wären gleich ſtark und ſeine Stärke würde dem ſeinigen das Uebergewicht geben. Aber ihn hörten der barbariſche Lord Klifford und ſeine Gefährten, die als Weiber verkleidet, wie zum Frauengefolge der beiden Damen gehörig, in das Schloß gekommen waren. Von der Königin befehligt, den Grafen, ſobald er ſich ihrem Antrage weigerte, niederzuſtoßen, ſtürzten ſie mit Dolchen bewaffnet jezt in den Saal der Unterredung. Ganz bepanzert, erlag er nicht den erſten Streichen und konnte ſein Schwert ziehn. Beim erſten Lärm war das Geleite der beiden Frauen geheiſſen, auf das gegenſeitige loszuſchlagen: es geſchah, indem ſich der Held mit den drei Verſchwornen herumſchlug. Da faßte Eliſabeth mit männlichem Muthe und rüſtigen Armen den barbariſchen Klifford, und die Liebe gab ihr Kraft, daß ſie ihn unbeweglich feſthielt; und Warwick tödtete einen der Verſchwornen, ſchleuderte den andern von ſich. Kaum war er draußen erſchienen, ſo verdoppelte ſich die Wuth der Seinen und ſchlug die Gegner mit Gewalt nieder. Dann flog er zurück nach dem Saale, von wannen Klifford und ſein Gefährte entflohn waren, die einzigen, die ſich von den Kriegern der Königin retteten. Er ſetzte ſeine Unterhaltung mit den Damen fort, als ob nichts geſchehn wäre, und führte ſie dann freudig mit ſich nach London.

Bei dem ganzen Anſchlage hatte Margaretha wohl einige Hoffnung gehegt, daß das Vertrauen, welches ſie auf Warwick ſetzen wollte, ſein eignes aufregen und ſein großmüthiges Herz rühren werde. Auch wäre es vielleicht möglich geweſen, daß ſie alles Geſchehene hätte vergeſſen können und ſich einem ſo gewaltigen Manne auch jezt noch hingegeben hätte, ohne ihm Gefahr zu bringen. Das aber empfand ſie nicht, daß der hohe Sinn Warwicks geſunken wäre, ſobald er ſich durch Treuloſigkeit gegen das Haus York einmal verleugnet hätte, und daß ſie ihm dann nicht ſicher hätte vertrauen können.

Tief beſchämt und voll wüthenden Schmerzes, daß ihr Anſchlag wider Warwick ſich ſo geendigt hatte, brach Margaretha ſogleich auf und zog wieder nach den nördlichen Provinzen, indem der rachedürſtende Graf den jungen König ſpornte, ohne Zauder im Felde zu erſcheinen. Aus Werbungen, die er in

London und andern Städten anſtellte, aus alten verſuchten Kriegerbanden, der letzten Mannſchaft aus den Kriegen in Frankreich, ſchuf er ihm plötzlich ein Heer, und flog dann nach der Gegend von York, wohin die Königin ſich mit ihrem Gemahl begeben hatte.

Auf dem Zuge flammte der Geiſt der Rache immer verzehrender in ihnen. Sie zogen durch den kleinen Ort, wo der alte Graf von Salisbury ſein ruhmvolles Leben durch die Hand des Nachrichters geendet hatte: Warwick ſah noch blutige Flecken an der Richtſtäte. Als ſie an Ferrybridge kamen, lag der wüthende Lord Klifford an der Brücke, ihnen den Uebergang zu wehren; über ſie führte der Weg zu Margaretha's Heer, welcher die nördlichen Provinzen mit ihrem gewohnten Eifer plötzlich ſechszig Tauſend Mann geſtellt hatten. Der erſte Angriff ward abgeſchlagen. Da ſprang Warwick vom Roß und tödtete es vor Eduards Augen, und ſprach: „König, der Feind iſt Meiſter der Brücke; fliehe, wer da will! ich ſchwöre bei dieſem guten Zeichen — das Kreuz ſeines Schwertes küſſend, — hier bis zum letzten Seufzer zu ſchlagen.“ Der König ſandte ſogleich einen Trupp ab, der weit unter der Brücke den Uebergang geheim verſuchen ſollte; und wie er gelungen war, wie Klifford, um ſich gegen dieſen unerwarteten Angriff zu decken, die Brücke preis gab, ſtürmte Warwick hinüber und ſuchte die Perſon des barbariſchen Lord. Nachdem er ihn ſchon mit einem Pfeil verwundet hatte, kam er näher und durchſtieß ihm mit dem Degen die Mitte des Leibes.

Raſch ging es nun weiter zur Schlacht mit dem Heere Margaretha's, welches unter dem Befehl des Herzogs von Sommerſet um ein Drittheil ſtärker war, als das anrückende. Die Königin hatte dem Anführer zum Wahlſpruch gegeben: ſiegen oder ſterben. In der Ebene von Taunton ſtießen ſie zuſammen; den neun und zwanzigſten März des Jahres 1461. Ein dickes Schneegeſtöber wehte der Wind den Kriegern Margaretha's ins Geſicht und ſo gelang die Liſt des feindlichen Vortrabs, daß er plötzlich die Schlachtlinie überſchritt, eine Wolke von Pfeilen abſchoß, dann ſchnell wieder hinter die Schlachtlinie zurückwich, und dadurch verführt das Heer von Lankaſter auch einen Pfeilregen ſandte, ohne irgend einen Feind zu erreichen. So wie die Köcher gegenüber geleert waren, ließ Eduard mit Wuth einhauen, und durch ſeine Reihen ſcholl der Befehl, daß kein Quartier gegeben werden ſollte. Nun begann das gräßlichſte Blutbad, indem alle Schlachtordnung aufhörte. Vom frühen Morgen währte es bis zu den Abendſtunden, und noch war nichts entſchieden. Mit der letzten Anſtrengung ſtürzte da Warwick mit erleſener Bande noch einmal auf die Feinde, und ſie wandten den Rücken. Durch dieſe Flucht ſtieg mit jedem Augenblick die Gräßlichkeit des Blutbades. Beinahe vier Tauſend Todte bedeckten das Schlachtfeld und die Umgegend.

In reißender Eile flohen die Königin und Heinrich aus York, wo ſie den Ausgang der Schlacht erwartet hatten, und bald nach ihrer Flucht rückten König Eduard und Warwick in dieſe verhängnißvolle Stadt. Sie ſahn die Häupter der Väter auf ihrem Thore, und ließen ſie abnehmen, um es mit dem Kopf Kliffords und vielen andern barbariſch zu ſchmücken. Nur dann, fühlten ſie, wäre der Sieg vollkommen geweſen, wenn die Häupter Margaretha's und ihres Sohns dort ihrer Rache prangten.

Eduard und Warwick gingen zurück nach London, wo das Parlament auf das feierlichſte das Haus York für den einzigen rechtmäßigen Thronbeſitzer erkannte, alle Staatsakte, die unter dem tyranniſchen Hauſe Lankaſter vollbracht wären, für nichtig erklärte, ſo wie für Verräther den König Heinrich den Sechſten mit ſeiner Gemahlin und ihrem Sohne, mit einer langen Reihe ihrer vornehmſten Anhänger, deren ſämmtliche Beſitzungen eingezogen werden ſollten.

Kaum konnte indeß Margaretha mit ihrem Gemahl und Sohn, und den Herzogen von Sommerſet und Exceſter, ihrer einzigen Begleitung, von der ſchottiſchen Regierung einen kärglichen Aufenthalt erflehen; aber ſie war des Kampfs mit dem Schickſal noch nicht müde und faßte wieder die kühnſten Hoffnungen, als ein franzöſiſcher Kaufmann, der in Schottland anſäßig, durch den Handel nach den Niederlanden ſich Reichthum erworben hatte, vor ihr erſchien, ſie erinnerte an eine Wohlthat, die ſie ihm in ihrer Jugend zu Nancy erwieſen hatte, ſie bat, mit ſeinem Vermögen zu ihren Abſichten zu ſchalten. Sie erſuchte ihn um ein Schiff und Vorſchuß an Geld.

Ihren Gemahl und ihren Sohn hinterließ ſie der Obhut des Herzogs von Exceſter, und nun erſt nahm ſie eine Wache von hundert Edelleuten für dieſelben an, welche ſie bisher verbeten hatte. Sie ſelbſt ſchiffte ſich mit Sommerſet ein, und gelandet in einem Hafen von Flandern, ſandte ſie ihren Gefähten an den burgundiſchen Hof, und begab ſich ſelbſt zu König Ludwig dem Eilften von Frankreich.

Berühmt und ſchön, unglücklich und Königin war ſie ſogleich ein Gegenſtand der Anbetung für die ritterliche franzöſiſche Jugend. Ludwig erlaubte ihr, in ſeinem Lande ein Heer zu werben, und der Zauber, welchen ſie einflößte, hätte leicht die zahlreichſten Schaaren edler, ſchwärmeriſcher Jünglinge zu ihrer Fahne geſammelt. Allein Margaretha blieb Weib in allem Strudel des Ehrgeizes und der blutigſten Gefahren. Mit einer glühenden Einbildungskraft hing an ihr der junge tapfre Varenne, Großſeneſchall der Normandie. Ihr Herz blieb nicht ungerührt, und verbarg ſich nicht, wie es die Politik gebot. Sobald ſie Einem entſchieden den Vorzug gab, waren die Arme, die Gemüther aller übrigen Jünglinge für ſie gelähmt. Mit fünfhundert Mann, die Varenne zuſammengebracht hatte, ſchiffte ſie ſich ein, unter ſeiner Anführung. Vom Sturm verfolgt, von der engliſchen Küſte zurückgeworfen durch Poſten, die König Eduard ausgeſtellt hatte, lief ſie in die Twede ein, begab ſich nach Berwick und von da an die ſchottiſche Gränze.

Nicht genug, daß ihre Verbindung mit Varenne und ihre Erſcheinung mit ſo wenig Truppen einen ſchlechten Eindruck auf ihre Anhänger machte, bewirkte ſie ſogar den Abfall ihres treuſten, des Herzogs von Sommerſet. In Burgund hatte er einige Kriegsmacht zuſammengezogen, und war ſo glücklich geweſen, mit derſelben in Northumberland ohne Widerſtand vorzudringen; als er aber jetzt hörte, wie Margaretha ſeine

Liebe und Treue in ſo kurzer Zeit der Neigung für einen andern Mann geopfert habe, dachte er auf ſeine Ausſöhnung mit König Eduard, der ihn mit offenen Armen empfing. Allein Margaretha kannte ihn zu gut, als daß ſie über ſeinen Verrath ſehr beſtürzt geweſen wäre. Sie wußte, daß er nicht von ihr laſſen könnte. Schon ſchrieb er ihr und wünſchte zu wiſſen, ob ſie wirklich ſo undankbar und wankelmüthig gegen ihn gehandelt habe, als das Gerücht ſage; und wiewohl ſie ihm nur mit Klagen über ſeine Verrätherei geantwortet hatte: ſo flog er zu ihr mit einer großen in London zuſammengebrachten Geldſumme.

In Northumberland, wohin ſie mit einigen im nördlichen England und in Schottland geſammelten Kriegsbanden gezogen war, empfing ſie ihn mit Ueberraſchung und Freude; doch konnte ihm nicht entgehen, daß ihr Herz für ihn verloren war. Indeſſen blieb ihm keine Zeit, darüber zu trauern; denn das kleine Heer mußte eilen, ſeine Linien bei Exham zu befeſtigen und hinter denſelben Verſtärkungen zu erwarten.

Von gleich kühnem Geiſte, wie ſein Bruder Warwick beſeelt, erſtürmte ſie der Marquis von Montague, und erſchlug den größten Theil des betäubten Heers, indem ſich die Uebrigen zerſtreuten. 1464. Mai 15. Sommerſet ward auf der Flucht ergriffen und zu Exham mit mehrern hingerichtet. Alle Gefangne verloren das Leben auf dem Blutgerüſte.

Margaretha hatte ſich in den Wald gerettet und irrte darin umher, allein mit ihrem achtjährigen Prinzen, glücklich genug, wenn ſie ihn, auf dem ihre ganze Hoffnung ruhte, eine

Zeitlang im Dickicht verbarg, bis es ihr gelang, mit ihm nach Schottland zu entkommen. Den geheimſten Ort ſuchend, erblickt ſie Männer, die im Graſe liegen. Sie haben ihren Gang gehört und ſtürzen auf ſie zu. Geſchmückt mit Reichthum, dem Reſt ihrer königlichen Macht, den ſie vom Schickſal gejagt, mit ſich trug, war ſie eine lockende Beute für die Räuber, welche ſie ergriffen und ihrer Koſtbarkeiten beraubten. Ein fürchterlicher Zank erhob ſich über die Theilung der Beute, und die Königin, unbewacht, riß ihren Knaben mit ſich und ſtürzte ins dicke Gebüſch. So lange er Kräfte hatte, wanderte ſie, und Hunger und Erſchöpfung hatten ſie ſchon mit allen Schrecken umgeben, als ihr ein Räuber mit gezogenem Schwert entgegen kam. Sie trat beherzt auf ihn zu, und indem ſie auf ihren Eduard zeigte, rief ſie aus: „Hier, mein Freund, deiner Obhut vertraue ich deines Königs Sohn.“ Ueberwältigt ließ der Räuber ſein Schwert zu den Füßen des Prinzen ſinken, und erbot ſich zu jedem Dienſte, den ſeine Kräfte vermögten. Sie befahl ihm, den Knaben zu tragen, und indem er ihn in die Arme hob, ergriff ſie ſein Schwert, um gegen ihn durch ſeine eigne Waffe geſichert zu ſeyn. Er ſchlug ſein Haus im nahen Dorfe vor als Zufluchtſtäte. Zwei Tage lebten ſie dort, indem er auf der Königin Bitten umherſtreifte, über die Folgen der Schlacht bei Erham Kunde einzuziehn. Am dritten brachte ihnen die Frau des Räubers die Nachricht, daß im Dorfe bewaffnete Leute umgingen, die nach der Königin und dem Prinzen von Wales frügen. Margaretha zog Kleider ihrer Wirthin an und ging hinaus, und erkannte zu ihrer ungemeinen Freude den Großſeneſchall Barenne mit ſeinem Schildträger und einem Engländer. Er hatte ſich tapfer in der Schlacht gehalten und ſeine flüchtigen Krieger, die ſich wieder zu ſeiner Fahne geſammelt hatten, in eine kleine Stadt geworfen, um ſelbſt die Königin aufzuſuchen, welche er nicht unter den Gefangnen des Marquis von Montague nennen hörte. So zärtlich Margaretha von des Seneſchalls Betragen gerührt ſeyn mogte, ward ihr dadurch nichts geholfen. Die Spur, ſie zu entdecken, konnte nun noch leichter gefunden werden, und der Räuber kam zurück mit der Nachricht vom blutigen Schickſal Sommerſets und aller Gefangnen und von dem Eifer, womit Montague forthandle, nachdem er vernommen, daß die Königin und der Prinz von Wales nicht nach Schottland zurückgekommen wären. Vor allen, glaubte Varenne dem ritterlichen Geiſte gemäß, müßte er den Räubern noch die Kleinodien Margaretha's wieder abnehmen und begann eine Irrfahrt im Walde. Er traf auf den Herzog Exceſter und Edmund, den Bruder des hingerichteten Herzogs von Sommerſet, und nahm ſie mit zur Hütte des Räubers. Dieſer, aller Wege kundig, entſchloß ſich, ſie ihrem Verlangen gemäß nach Karlile zu führen, aber verbot ſchlechterdings ſeiner Frau, ein dargebotenes Geſchenk anzunehmen, bedauernd, daß er ihnen in ihrer Noth nicht mehr Labſal und Hülfe darbieten könne. „Das iſt, ſagte die Königin, das Herbſte in meinem Mißgeſchick, daß ich euch nicht belohnen kann.“

Zu Karlile verſchafften ſie ſich eine große Barke und landeten zu Kerkebridge in Schottland, von wannen die Herzoge von Exceſter und Edmund von Sommerſet ſich nach Flandern begeben mußten, um neue Hülfe am burgundiſchen Hofe zu ſuchen. Zum Unglück kehrte Margaretha nach ihrer Landung in das Haus eines Engländers ein, der zu den Anhängern der weißen Roſe gehörte und war von ihr erkannt worden. Er faßte ſogleich einen verrätheriſchen Anſchlag. Der Seneſchall und ſein Schildträger wurden im Schlaf von mehrern Engländern überfallen, gefeſſelt und zum Hafen gebracht. Eben dahin führte man während der Nacht die Königin und ihren Sohn. Varenne hatte ſogleich gearbeitet, ſich ſeiner Bande zu entledigen, und als er bei Tagesanbruch Margaretha und den Prinzen von Wales in demſelben Schiffe mit ſich erblickte, die ſchwarze Verrätherei nicht mehr bezweifelnd, ſtreifte er die Bande ganz von ſich, befreite ſeinen Waffenträger und in ihren Händen wurde Alles Waffe, in wenigen Augenblicken waren fünf Verräther erſchlagen. Weil Ruder und andre Schiffswerkzeuge bei dieſem Tumult verloren gegangen oder beſchädigt waren, und Varenne mit ſeinem Gefährten der Schiffahrt unkundig, ward die Barke hin und hergeworfen und endlich zum Glück auf eine Sandbank an der ſchottiſchen Küſte, an welche die beiden Männer durchwatend gelangten, die Königin und Prinz Eduard, auf ihren Schultern getragen.

Unter den barbariſchen Bewohnern der Küſte waren ſie ſicher, indem der Schildträger allein an den ſchottiſchen Hof wanderte, von wo er bald mit einigen Garden des Königs und anderm Beiſtande zurückkam; aber auch mit der Nachricht von dem Unglücke des Königs Heinrich. Nach der Niederlage von Exham durch die Flucht auf die Gränze von Schottland gerettet, war derſelbe von der ſchrecklichſten Unruhe gepeinigt worden, als er ſeine Gemahlin und den Prinzen von Wales nicht in ſeiner Nähe wußte. Gänzlich unkundig ihres Schickſals, hatte er endlich den tollen Muth gefaßt, mit zehn verwegenen Engländern über die Twede zurückzugehn. Unter dem Namen eines Abgeſandten des Königs von Schottland ſtreifte er durch die nördlichen Provinzen mit unvorſichtiger Nachfrage nach der Königin und dem Prinzen Eduard. In der Nähe von Lutterworth, wo er im Hauſe eines Edelmanns, deſſen Mutter ſeine Amme geweſen, ſich ganz ſicher glaubte, erkannte und verrieth ihn ein Diener, auf deſſen Veranſtaltung er mit ſeinem Wirth gefangen genommen wurde. Von dannen ward er auf einem ſchlechten Gaule nach London geführt, mit lächerlichem Schmucke überladen, ſeinen Namen auf dem Rücken, in jedem Orte, durch den er ritt, verhöhnt und gemißhandelt. Zu London diente er in allen Hauptſtraßen zum ſchmachvollen Schauſpiele, und ward zuletzt in ein düſtres Loch des Towers geworfen.

Die Königin vernahm die gräßliche Erzählung des Waffenträgers in Gegenwart des Prinzen Eduard, und zog ſich betäubt mit ihm zurück. Drei Tage ertrug ſie keines Menſchen Anblick; aber die Geſtalt des Schickſals und die Beſtimmung ſeines Lebens drückte ſie in dieſen Tagen marternd in die Seele ihres Sohns.

Als ſie aus der Einſamkeit wieder hervortrat, war ihr Schmerz überwunden und alle Beziehungen ihrer Lage, alle Ausſichten mußten ſich ihr wieder klar und beſtimmt darſtellen.

Sie war ſo beſonnen und tiefeindringend, daß ſie ſich, ſelbſt im grauſamſten Unglücke, keine täuſchende Hoffnung machte. Auch jezt geſtand ſie ſich beſtimmt, daß ſie von dem ſchottiſchen Hofe, deſſen Haupt ein minderjähriger König war, troz aller empfangenen augenblicklichen Unterſtüzungen, nie eine Hülfe erhalten werde, wodurch ſie ſich in England einen neuen Zuſtand gründen könnte. Sie begab ſich nach Edinburg, und war ſehr damit zufrieden, daß man ihr eine Geldſumme und zwei Schiffe vergönnte, zur Ueberfahrt nach Frankreich.

Kaum war ſie eingeſchifft: ſo erhob ſich ein Sturm und trieb ſie an die Küſte von Flandern. Sie mußte zweifeln, daß die Herzoge von Exceſter und Sommerſet irgend etwas für ſie am burgundiſchen Hofe bewirkt hatten, da ſie, kaum ans Land getreten, erfuhr, daß Eduard der Vierte von England ſeine Schweſter mit dem Sohn Philipps des Guten von Burgund vermählen werde. Dennoch vertraute ſie zu ſehr auf den Edelmuth des Herzogs, als daß ſie von ihrem Aufenthalte in ſeinen Staaten etwas gefürchtet hätte. Auch unterſtüzte er ſie auf zuvorkommende Weiſe und ließ ſie bis zur Gränze ſeines Landes ehrenvoll geleiten.

Als ſie in einiger Entfernung bei Kalais vorbei reiſte, wollte Varenne die Feſtungswerke der Stadt ſchauen und ward von einem Trupp Engländer gefangen genommen. So ihres letzten Freundes beraubt, kam ſie in Paris an. Den König fand ſie nicht; denn er war mit ſeinem ganzen Hofe nach Chinon gegangen; aber ſchon mit unausſprechlicher Freude ihren kaum gefangenen Liebling. Vor den berühmten Krieger Vauclere geführt, der unter Warwick in Kalais den Befehl hatte, war er von demſelben wie aus Irrthum gefangen, ſogleich freigegeben worden.

Sehr viel hatte zu dieſer großmüthigen Behandlung des Günſtlings der Königin gewiß beigetragen, daß eben jezt die folgereichſten Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Grafen von Warwick und dem König Eduard ausgebrochen waren. Jener brannte noch immer in der Leidenſchaft für die ſchöne Eliſabeth Woodwille; und wiewohl ihr Herz von ſeinen großen Eigenſchaften gerührt war, wiewohl ſie ihn mit Lebensgefahr wider den meuchelmörderiſchen Klifford gerettet hatte, war ſie viel zu tugendhaft und hatte zu viel Selbſtbeherrſchung, als daß ſie einer Neigung ſich hingegeben hätte, welcher die bürgerlichen Verhältniſſe entgegenſtanden; denn Warwick war verheirathet und hatte Kinder.

Sie lebte in der Einſamkeit bei ihrer Mutter zu Grafton in Northamptonſhire. König Eduard kam dorthin bei Gelegenheit einer Jagd, und Eliſabeth kniete vor ihm in Thränen: ihr Gemahl, der Ritter Gray, war für Lankaſter gefallen und noch waren ſeine Güter geächtet. So viel Schönheit in Trauer entflammte Eduards Herz, der, leicht und kühn und überaus ſchön, die weiblichen Reize allenthalben ſeine Beute glaubte, und ſie mit flatternder Neigung in allen Ständen verfolgte.

Die Liebe in ihm war jezt heftiger, als er ſie bisher empfunden hatte, und mit Schaam und Stolz erhob ſich Eliſabeth über jede Verführung. Er wußte ihr auf geſchickte Weiſe einen Landſiz in der Nähe der Hauptſtadt zu ſchenken, und ſie konnte nicht umhin, bisweilen ihn zu ſehn. Es geſchah nie anders, als in Gegenwart ihrer Mutter und andrer achtungswerther Perſonen; aber doch nicht ohne Heimlichkeiten, um das Gerede der Menge zu vermeiden. Wenn er von dieſem Umſtande einige Hoffnung für ſeine Leidenſchaft faßte: ſo ſtachelte ſie nichts mehr, als die Entdeckung, daß Warwicks Bild in Eliſabeths Buſen thronte. Als der Held eines Tages zum offnen freundſchaftlichen Beſuche bei ihr gemeldet und Er gedrängt wurde, ſich heimlich den Augen des eiferſüchtigen, ſtolzen, ſtürmiſchen Mannes zu entziehn, beklagte er ſich darüber bitter mit den Worten, daß jener doch verheirathet, und er es nicht ſei! und eröffnete dadurch eine neue Ausſicht für Eliſabeths vordringende Seele.

Eduards Gemüth, durch die immer wechſelnde und immer begünſtigte Neigung zu Frauen entartet, wie überhaupt Männer durch nichts leichter im Innerſten verderbt werden, fühlte gehäſſige Regungen bei dem Gedanken, daß Warwick in Eliſabeths Herzen mehr galt, als er, und bedurfte vielleicht auch der Zerſtreuung durch andere Liebelei. Mit einer jungen höchſt anmuthigen Tochter des Grafen, die in ländlicher Einſamkeit verborgen aufblühte, hatte er ein Verſtändniß angeknüpft, und ward zur Nachtzeit als Bauer verkleidet im Schloß ergriffen.

Eiferſucht wegen der geliebten Eliſabeth und Rache für dieſe Beleidigung erinnerten nun den Helden der Nation auf mächtige Weiſe an die Dankbarkeit, die ihm Eduard ſchuldig war, und bei der Offenheit ſeines Charakters wurde ſein Unmuth bald ſo laut, daß alle Stände des Reichs ſich ſchon von der Spaltung zwiſchen ihm und dem Hauſe York erſchüttert fühlten. Alle bisher vor Schrecken ſtumme Anhänger des Hauſes Lankaſter, alle Freunde von York, die ſich nicht genug belohnt glaubten, und der Bruder des Königs, Herzog Georg von Clarence, vermählt mit einer Tochter Warwicks, in Liebeshandel mit Anna Nevill, und ehrgeizig ſtrebend, alle erhoben jetzt die Häupter und wollten gern die Spaltung erweitern.

Der Großſeneſchall der Normandie hatte ſich bei ſeinem Aufenthalt zu Kalais ſo über die Geſinnungen Margaretha's gegen Vauclerc geäußert, daß Graf Warwick nicht anſtand, ſeine Schweſter mit geheimen Aufträgen an die Königin nach Paris zu ſenden. Auch waren zwei Frauen, die ſich einander ſo genau in ihren geheimſten Schickſalen kannten, ſchnell offenherzig gegen einander über die gegenwärtigen Verhältniſſe. Nur konnte kein beſtimmter Plan zum Handeln gemacht werden, bevor man ſich des Beiſtandes von König Ludewig dem Eilften von Frankreich verſichert hatte; und deshalb eilte Margaretha nach Chinon. Allein ehe ſie den König geſprochen, kam auch Anna Nevill dort an und erklärte voll Beſtürzung, daß Vauclerc ihr nach Paris den Befehl ihres Bruders gebracht habe, von ſeinen Vorſchlägen zu ſchweigen oder jede über ſie geſchehene Eröffnung zurückzunehmen.

Vielleicht geſchreckt durch die Gefahr, womit ihn des Helden Unmuth bedrohte, und nicht ſtark genug, der Liebe für Eliſabeth die politiſchen Rückſichten des Throns zu opfern, wandte ſich der König unerwartet voll Vertrauen zu dem Grafen und erſuchte ihn, an den franzöſiſchen Hof zu gehn um die Prinzeſſin Bonna von Savoyen, die bei ihrer Schweſter der

Königin von Frankreich erzogen wurde, in ſeinem Namen zu werben. Von demſelben Tage an, da Warwick den Auftrag annahm, ſah der König auch Eliſabeth nicht mehr, die nach Northamptonſhire zurückkehrte.

Indem Margaretha dies von Anna vernommen hatte, befahl ſie ihr mit der ſtrengſten Hoheit, einige wichtige Papiere auszuliefern, die vorzüglich von der Geſinnung des Herzogs von Clarence zeugten; und als die Lady leugnete, ſie noch in Händen zu haben, entfernte ſie ſich mit dem Befehle an einige Edelleute, ihre Feindin, wie ſie dieſelbe nannte, durchzuſuchen und ihr zu überbringen, was ſie gefunden hätten. Es geſchah ohne Schonung, und ein bedeutender Brief des Herzogs von Warwick war die ganze Beute.

Vergeblich waren alle Vorſtellungen, welche die Königin dem franzöſiſchen Monarchen machte, um Geld und Unterſtüzung an Mannſchaft von ihm zu erhalten. Sogar die Erlaubniß, in ſeinen Staaten Freiwillige zu ihrer Fahne zu ſammeln, verweigerte ihr ſeine enge und karge Politik, und ſelbſt in der Normandie durfte der Großſeneſchall unter den Engländern, die mit Führern aus dem Hauſe Lankaſter nach Frankreich hinübergegangen waren, nur diejenigen zum Zuge in die Heimath auffordern, welche noch durch keine bürgerlichen Pflichten gebunden waren. Auch bei dieſen erkaltete der Eifer, da ſie die Königin und ihren Heerführer ſo wenig begünſtigt ſahn.

Ohne irgend eine beſtimmte Hoffnung, von allen Quellen eines neuen Glücks nun gänzlich abgeſchnitten, lebte jene zu Paris, wie der Graf von Warwick als Geſandter des Königs von England mit glänzender Pracht daſelbſt erſchien. Weinend hatte Anna auf dieſe Zeit gehofft, wo ſie wegen der ſchmählichen Behandlung, die ſie in Chinon erlitten, rächen ſollte, und wenigſtens hatte ſie jezt die Freude, ſich öffentlich als Genoſſin der Pracht ihres Bruders zu zeigen, indem Margaretha ſich in unſcheinbare Verborgenheit zurückziehn mußte.

Inzwiſchen war ſie noch immer von Ludewig dem Eilften als Königin von England, und ihr Sohn als rechtmäßiger Erbe des engliſchen Throns behandelt worden, und nothwendig mußten daher Hinderniſſe entſtehn, welche ein glückliches Ende der Sendung des Grafen von Warwick wenigſtens verzögern mogten. Allein der Großſeneſchall der Normandie ſelbſt machte dem König wiederholte Vorſtellungen, wie ſchwache Hoffnung das Haus Lankaſter habe, ſich je wieder in England zu heben, und wie unweiſe es ſeyn würde, ihr das geringſte gegenwärtige politiſche Intereſſe aufzuopfern; wie eben die enge Verbindung zwiſchen den Höfen von Frankreich und England dazu beitragen könne, für Margaretha und ihren Prinzen ein beſſeres Loos auszumitteln, als ihr vielleicht ſonſt würde. Ludewig folgte, und überraſcht von dem ſchnellen glücklichen Erfolg ſeiner Geſandtſchaft berichtete ihn Warwick freudig an König Eduard.

Margaretha bezeigte laut die Empfindlichkeit über die Willfährigkeit Ludewigs, und doch hatte Varenne einzig auf ihr Anſtiften ſo gehandelt. Für ſie war es nemlich die glücklichſte Fügung, daß Warwicks Sendung gelang. Von Paris aus, wo die Trümmer ihres Glücks, die Herzoge von Sommerſet und Exceſter wieder um ſie verſammelt waren, nach manchen

Abentheuern in den burgundiſchen Staaten und Holland, hatte ſie den erſten nach England geſchickt, weil er ein vertrauter Freund des erſchlagenen Gemahls von Eliſabeth Woodwille geweſen war. Bei ihr und ihrer Mutter gelang es ihm bald, vertrauten Eingang zu gewinnen, und der erſte Gebrauch, welchen er davon machte, waren Anregungen über die Leidenſchaft des Königs, welche ſo überaus glänzend hätte benutzt werden können. Unterdeſſen ward aber auch durch Margaretha's Verbindungen die Leidenſchaft in Eduard auf das heftigſte aufgeregt; und indem alle Kunde aus Frankreich vom Grafen Warwick drängte, geſchah es in dem Sturm, daß der König und Eliſabeth Woodwille ſich heimlich mit einander vermählten.

In derſelben Stunde, wo es geſchah, verſchwand Sommerſet aus der Gegenwart der neuen Königin, die ihn mit ihrem Gemahl zu verſöhnen und zu belohnen wünſchte. Er war nach Frankreich hinübergeeilt mit ſeiner frohen Kunde; und Margaretha benachrichtigte von ihr ſogleich den Grafen von Warwick, der eben ein Feſt gab wegen des glücklichen Erfolgs ſeiner Sendung. Tödtlicher konnte er nicht verwundet werden: alles an ihm war auf das ſchmerzlichſte gekränkt, ſein Stolz, indem er dem Hohn der Welt mit ſeiner Sendung preisgegeben, ſeine Liebe, da er um die Geliebte betrogen, ſein hohes Gefühl für Redlichkeit, weil er ſo hinterliſtig behandelt worden.

Dennoch betrog ſich Margaretha, wenn ſie erwartete, daß die Wuth ihn nun zur Verbindung mit ihr treiben werde. Gegen das Haus Lankaſter war einmal ſein Leben gerichtet geweſen, in der Königin ſah er die Feindin ſeines Geſchlechts, durch ſie ſich rächen zu wollen, dachte er noch zu erhaben. Zu ihrem Staunen, näherte er ſich ihr nicht im geringſten; aber mit Ludewig dem Eilften, der durch Eduards Vermählung mit Eliſabeth Woodville gleichfalls ſo ſchwer beleidigt worden, hatte er die geheimſten Unterredungen, die ohne Zweifel ihre gemeinſchaftliche Rache bezweckten. Darauf ging er nach England zurück, und ſelbſt Anna Nevill, die gutmüthig genug auf Sommerſets erſte Winke ſich wieder der Königin genähert, wagte nicht, von einer Verbindung mit dieſer ihrem Bruder etwas zu ſagen.

Geſpannt erwartete Margaretha, wohin ſein wühlender Schmerz ſich werfen werde, und hörte mit Freude daß er nur zwei Tage an Eduards Hofe verweilt und ſich dann unter dem Vorwande der Sorge für ſeine geſchwächte Geſundheit mit zwei Aerzten auf ſein Schloß zu Middleham begeben habe, und dort alle Mächte ſeine Freunde und Genoſſen verſammle; daß ſeine Tochter auch ihren Gemahl, den Herzog von Clarence, hingebracht und auf das engſte mit ihrem Vater verbunden habe, inzwiſchen der Hof ſich aller Sorgloſigkeit überlaſſe.

Offenbar nahm die Verſchwörung, die jetzt wider Eduard entſtand, den Charakter an, daß ſie nicht für das Haus Lancaſter ſeyn, und nicht das Haus York, ſondern nur den gegenwärtigen König aus demſelben ſtürzen ſollte. Der Herzog von Clarence ſtrebte um ſo heftiger nach dem Thron, je mehr die Schwangerſchaft der Königin Eliſabeth ſeine Hoffnung auf denſelben entfernte. In ſeiner Tochter die Königin ſeines Vaterlandes zu ſehn, konnte ſelbſt dem Stolze Warwicks ſchmeicheln; am meiſten gefiel ihm aber, daß er ſich an dem undankbaren Eduard rächen konnte, und doch in der alten Treue gegen York nicht zu wanken brauchte.

Für Margaretha ſchien alſo, wie untergraben Eduards Thron wurde, keine Hoffnung aufzugehn, und ſie ſtand in der Ferne, wie ſchon geſchieden aus allen innern Verhältniſſen Englands. In auswärtigen Staaten war eben ſo wenig für ſie eine tröſtende Ausſicht. Ludewig der Eilfte von Frankreich war zufrieden, wenn nur innere Bewegungen, auch ohne ſein Zuthun, das engliſche Reich zerrütteten, und war nicht geſonnen, mit Aufopferung ſeiner eigenen Kräfte Margaretha hinüberzuſenden, wodurch Eduards Gefahr nur verringert wäre, indem Clarence und Warwick eben ſo gut wie er, einen Feind in ihr bekommen hätten. Der ſchottiſche Hof hatte mit dem gegenwärtigen engliſchen ſogar einen Bund geſchloſſen, und die Heirath zwiſchen dem burgundiſchen Prinzen und der Schweſter Eduards von England war wirklich vollzogen.

Dazu kam, daß Margaretha wenn ſie auch Truppen zu einer Landung zuſammenbrachte, nicht mehr ihren geliebten Heerführer beſaß, den ſie an ihre Spitze hätte ſtellen können. Der feurige Varenne war im Felde gefallen. An niemand ſchloß ſich die Königin jetzt mit Liebe und Hoffnung an, als an ihren Sohn Eduard, in welchem alle ihre großen Eigenſchaften verjüngt wurden, und mehr für ſeine Zukunft, als für ſich ſelbſt hielt ſie einen Troſt feſt, der im Zuſtande der innern Partheien Englands lag, nemlich den Gedanken, daß die Nation beim blutigen Zwiſte im Hauſe York ſelbſt, ſich reinigwieder zu Lankaſter wenden und Clarence, über ſeinen Bruder ſiegend, leicht von ihr und ihrem Eduard geſtürzt ſeyn werde.

Indem eine furchtbare Bewegung der Provinz York den argloſen Hof nicht auf die Spur der eigentlichen Gefahr führte, wiewohl ſie vom Marquis von Montague und dem Erzbiſchof von York, den Brüdern Warwicks geleitet wurde, empfand Margaretha die lebhafteſte Ungeduld, ſelbſt den hohlen Boden zu betreten, auf welchem Eduards Thron ſtand, um beim Einſtürzen deſſelben ſogleich das Feldgeſchrei von Lankaſter zu erheben. Da forderte ſie von Ludewig dem Eilften nur die Gunſt, daß er ſie und ihren Sohn, ohne weitere Unterſtützung, nur mit der möglichſten Sicherheit nach England hinüber befördern ſollte; und nach langen Bedenklichkeiten ſchlug er ihr vor, daß ſie mit einer Geſandtſchaft, die er an König Eduard abgehn laſſen wolle, hinübergehn mögte.

Sie überwand jedes Bild der Gefahr, worin ſie auch ihren geliebten Sohn und alle Hoffnung Lankaſters brachte, und verkleidete jenen als einen jungen Geiſtlichen, indem ſie auch ihre Kleidung veränderte, und ſich einen fremden Namen beilegte. Der Erzbiſchof von Narbonne war einer der Geſandten, und in ſeinem Gefolge landete ſie glücklich an der engliſchen Küſte, unerkannt von allem übrigen Geleite.

Auch jetzt waren ihre beiden Unglücksgefährten, die Herzoge von Semmerſet und Exceſter, ihr treu geblieben, und hatten ſich mit hinübergeſchifft, um ihr in dem weiten London eine ſichre Zuflucht zu bereiten. Ein Haus, das der erſtere noch aus den Trümmern der Güter ſeiner Familie gerettet hatte, konnte zunächſt dazu dienen, und wirklich brachten ſie in demſelben einige Tage ruhig hin mit ſtillen Nachforſchungen über die Lage der Dinge.

Die Wohnung war nicht fern vom Tower, und die Königin fühlte einen unbezwinglichen Drang, ihren Gemahl in ſeinem Kerker zu ſehn. Wiewohl man glaubte, daß Eduard ihn längſt habe umbringen laſſen, hielt ſie ſich vom Gegentheil überzeugt, da Heinrich von niemand gehaßt und gefürchtet, und dem öffentlichen Spotte preisgegeben worden. Sie kannte einen Gefangenwächter des Tower, einen alten Anhänger von Lankaſter. Ihm vertraute ſie ſich, und ging, nachdem ſie ihren Sohn in weitere Obhut gegeben, trotz aller Warnung ihrer Freunde, als Dienſtmagd in ſeine Wohnung. Sie fürchtete nichts, wenn ſie einmal die Umſtände berechnet, und ihren Entſchluß gefaßt hatte. Hinabgeführt in den dunkelſten Kerker erblickte ſie ihren Gemahl, gleich einem beſinnungsloſen Ungeheuer. Er hatte keine Kleider gewechſelt, keiner Ruhe im Bette genoſſen, ſein Bart war lang gewachſen, ſein Haar hing zerſtreut, und die urſprüngliche Trägheit ſeines Geiſtes war dem Blödſinne ähnlich geworden. Als er aber ſeine Gemahlin erkannte, kehrte ſeine Menſchheit ganz zurück und er zerfloß in Thränen. Sie erhielt von ihm manche nützliche Nachricht über eifrige Anhänger, die ſelbſt ins Gefängniß mit Anerbietungen zu ihm gedrungen waren.

Mit dem gräßlichen unterirdiſchen Bilde ſtieg Margaretha wieder an das Tageslicht, um dort einen Jammer zu fühlen, gegen welchen alles Unglück ihres Lebens ihr ein geringes däuchte. Sie fand ihre Freunde in Thränen; denn den Tag darauf, als ſie zum Gefangenwächter zog, war ihr Sohn plötzlich mit ſeinem Diener verſchwunden, und alle Nachforſchungen blieben vergeblich, eine ganze Woche lang noch ſeit ihrer Rückkehr.

Allein plötzlich erſchien er wieder mit ſeinem Begleiter, und überraſcht hörte die Mutter das Geheimniß ſeines Verſchwindens. Er war nach Kalais geweſen, um die anmuthigſte jüngſte Tochter des Grafen von Warnick zu begrüßen: in Paris hatte er ſie während der Geſandſchaft ihres Vaters geſehn, und die Liebe hatte ihre jugendlichen Herzen ergriffen. Verkleidet als ein junger Geiſtlicher war er hinübergegangen; ſelbſt die Leidenſchaft hatte ihn zu keiner Unvorſichtigkeit verleitet, und eben durch die Liebe brachte er über den Unmuth, die Abſichten des Vaters ſeiner Geliebten manches in Erfahrung. Als ſeine Mutter ihm noch Vorwürfe über Verwegenheit machte, antwortete er ihr mit Lächeln, daß ſie ihm kein Beiſpiel von Feigheit gegeben, als ſie in den Tower gegangen wäre; und ſie umarmte ihn unter Thränen mit den Worten: „Das Schickſal hat dich ſeit deiner Geburt gemißhandelt; ich fürchte, es endigt damit, dich zu verderben, weil es dir ſeine Schuld nicht abtragen kann.“

Endlich vernahm die Königin, daß der Graf von Warwick und der Herzog von Clarence nach England herübergekommen waren (im Febr. 1740) und erwartete mit Sehnſucht den Ausbruch ihrer Verſchwörung. Allein ſie wurden vom Hofe mit Vertrauen empfangen und ſogar beauftragt, Truppen zu verſammeln, um einen Aufſtand im Norden zu dämpfen. Dieſe Gelegenheit war für ihre Abſichten zu lockend. Sie reiſeten ſchnell ab zur Vollführung des Auftrages und unterweges ſtieß zu ihnen eine Kriegsſchaar, die von Kalais herübergekommen durch die Provinz Norfolk heranzog. In kurzer Zeit waren ſie an der Spitze eines mächtigen Heeres, und verbargen dem Hofe nicht mehr die Gefahr, welche ihn ſo unvermuthet bedrohte.

Eduard gerieth um ſo mehr in Wuth, je argloſer er getraut hatte. Er befahl jedem ſeiner treuen Unterthanen, die beiden Verräther zu greiffen, und verſprach dem eine große Geldſumme, der ſich ihrer, lebendig oder todt, bemächtigen würde. Auf das hurtigſte zog auch er ein Heer zuſammen, und in wenigen Tagen war er im Felde, um ſeine Feinde aufzuſuchen. Als aber beide Heere gegen einander ſtanden, hörte er gern auf den Vorſchlag der gemäßigten Baronen in beiden Lagern, daß man Vergleichshandlungen am folgenden Tage beginnen wolle, und verließ ſich auf den Erfolg derſelben mit ſolcher Hoffnung, daß er ſich ſchon die Nacht über nicht ſorgfältig in ſeinem Zelte verſchanzte. Warwick hörte dies und griff während der Nacht das königliche Heer an. Verwirrung und Schrecken waren ſo allgemein in demſelben, daß er ohne Blut zu vergieſſen auf des Königs Zelt ziehn konnte, ehe dieſer noch wußte, welche Urſache das ſchreckliche, verworrene Getöſe habe. Er reichte ſein Schwert an den eintretenden Grafen, und bat ihn, ſein Glück nicht zu mißbrauchen.

Gern hätte der Herzog von Clarence dies Schickſal ſeines

Bruders benutzt, nachdem ſich deſſen Heer mit dem ihrigen vereinigt hatte, um ſich ſogleich als König erklären zu laſſen; aber Warwick faßte den Entſchluß, nach London zu gehn und mit Hülfe des Parlaments die Mißbräuche der Regierung abzuſchaffen.

Bei der erſten Kunde von Eduards Gefangenſchaft ward Margaretha mit Mühe von ihren Freunden zurückgehalten, daß ſie nicht aus der Verborgenheit hervortrat und ihren Gemahl oder ihren Sohn als König ausrufen ließ. Mit Alles niederwerfender Eile wären dann gewiß die Sieger nach London geſtürmt, ohne die Zahl der Truppen zu vermindern. Jetzt dagegen, als Lankaſter ruhig blieb und ſie die Königin mit ihrem Sohn hülflos in Frankreich glaubten, lieſſen ſie ihr Heer auseinander gehn und verweilten ſich zu St. Albans, wo Königin Eliſabeth den Helden Warwick zu ſanften Maaßregeln wider ihren Gemal zu ſtimmen ſuchte.

Der Graf hatte denſelben auf ſein Schloß zu Midleham unter die Obhut ſeines Bruders, des Erzbiſchofs von York, bringen laſſen, welcher ſogleich ſeinem Gefangnen die Erlaubniß verſtattete, zu Fuß im Park zu jagen, begleitet von zwanzig Mann Wache. Eduard beredete leicht einen derſelben, daß er einen benachbarten Edelmann erſuchte, zu einer beſtimmten Zeit an der Mauer des Parks mit zwei Pferden zu halten. Scherzend ſtritt er mit den Garden, wie leicht es ſei, über die Mauer zu ſpringen, und vollbrachte es ſchnell, ſchwang ſich aufs Roß und flog davon mit dem Edelmanne, in ununterbrochnem Laufe nach London, wo die Sage, ſo wie hier, ſeine

Rettung beſchrieb, als er unter dem Freudengeſchrei des Volks dort angekommen.

Wenn Warwick und Clarence über dies Ereigniß ſo beſtürzt wurden, daß ſie in der ſchnellſten Flucht Rettung ſuchten, ſo ward Margaretha noch ſchmerzlicher davon betroffen. Sie hatte auf den Augenblick, wenn die beiden Sieger, ohne ein Heer, die Stadt betreten würden, ſehnlichſt gehofft; ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen, ſchien ihr ein leichtes; viele Anhänger von Lankaſter waren dazu gerüſtet; York ſollte wider ſich ſelbſt für das verhaßte Geſchlecht, und deſſen neue Thronbeſteigung gearbeitet haben. Allein Eduards plötzliche Rückkehr zerſtörte dieſe nahe Hoffnung, und brachte Margaretha mit ihrem Sohne und ihren Unglücksgenoſſen in die höchſte Gefahr. Durch die letzten Maaßregeln, die ſie ergriffen hatte, war ihr Aufenthalt in London bei weitem nicht mehr ſo verborgen geblieben, als vorher: jeder Augenblick konnte ſie mit ihrem Eduard in die Gewalt des Feindes liefern, der ihren Gemahl im unterirrdiſchen Kerker gefangen hielt.

Nach Frankreich ſchnell hinüberzufliehen, ſchien das heilſamſte; aber ſelbſt auf dieſer Flucht feſſelte ſie noch die Hoffnung. Sie harrte auf einem Landhauſe in der Provinz Kent, ob Warwick, der ſeine Truppen von Kalais noch dieſſeit des Meers gefunden hatte und mit ihnen zurückgezogen war, noch etwas vollbringen werde. Da kam die Nachricht, der Held habe Verrath von ſeinem eignen Heere gefürchtet und ſei zur Nacht mit dem Herzog von Clarence und ſeiner Tochter, der hochſchwangern Herzogin, ans Meer geflohn. Eben ſo ſehr eilte nun auch ſie ans Geſtade.

Der Graf hatte nur ein Packetboot genommen, um damit in Kalais einzulaufen, aber Vauclerc widerſetzte ſich dieſer Abſicht und ließ eine Kanone wider ihn richten. Kaum hatte er die Weite des Meers wieder ſuchen müſſen, ſo drohte der Wind das Schiff umzuwerfen. Bei dem Angſtgeſchrei ſeiner Schweſter und ſeiner beiden Töchter bemühte er ſich, ein größeres Schiff, das vor ihnen ſegelte, zu erreichen. Er vertraute demſelben die Frauen an und blieb ſelbſt mit dem Herzog von Clarence in dem Packetboote, um ſich nicht in die Gewalt eines Unbekannten zu geben.

Auf jenem größern Schiffe, das nach Dieppe ſegelte, war Margaretha mit dem Herzoge von Exceſter und einigen andern Unglücksgefährten, die ſich zurückgezogen hatten, als Warwick mit dem Kapitain ſprach. Da er und Clarence zurückgeblieben, konnte ein ſo enger Raum die weniger erbitterten weiblichen Seelen nicht lange vereint umfaſſen, ohne daß ihr anfängliches Staunen gegen einander über das Schickſal, welches mit ihnen ſpielte, nicht in wärmere Gefühle übergegangen wäre. Anna Nevill war ſo lange Margaretha's Vertraute geweſen und auf der jungen anmuthigen Tochter ruhte der Blick der Königin mit Zärtlichkeit: es that ihr wohl, mit ihr von der Liebe ihres Sohns zu reden.

Der Graf und Clarence, früher gelandet zu Dieppe, ſtanden am Ufer mit Staunen, als ſie ihre Damen mit der Königin aus dem Schiffe kommen ſahen. Aber auch Gemüther, wie Margaretha und Warwick, wurden durch ein ſolches Schickſal verſöhnt, und in der erſten Stunde, da ſie beiſammen waren.

ſchloſſen ſie ſchon einen Vertrag ab, daß der Prinz von Wales mit ſeiner Geliebten, der Tochter Warwicks, vermählt werden ſolle. Man ſezte nur die Genehmigung des Königs von Frankreich voraus, und in ſeiner Gegenwart wurde zu Amboiſe, wohin auch Eduard unter Obhut des Herzogs von Sommerſet gekommen war, jener Vertrag beſtätigt, ſo daß ſelbſt der Herzog von Clarence ſich verpflichtete, Lankaſter wieder auf den Thron zu rufen. Bis zur Volljährigkeit des Prinzen Eduard von Wales ſollten Warwick und Clarence das Reich verwalten.

Mit ausgeſuchter Pracht wurde bald darauf die Hochzeit des Prinzen von Wales zu Amboiſe gefeiert und in kurzer Zeit war Ludwigs Flotte ausgerüſtet, welche die Unternehmung wider den König von England unterſtützen ſollte. Die Herzoge von Sommerſet und Exceſter waren nach England hinübergegangen, um die Anhänger Lankaſters vorzubereiten, und überſandten erfreuliche Nachrichten. Vauclerc bewährte ſich als einen Freund des Grafen von Warwick, welchem er den Hafen ſeiner Feſtung geſperrt hatte, weil er ihn damals in Kalais nicht ſicher glaubte.

Schon ſtand der Held am Ufer von Havre, um ſich mit der Königin und dem Prinzen von Wales einzuſchiffen; aber der franzöſiſche Admiral, der Baſtard von Bourbon, wagte nicht auszulaufen, weil Karl der Kühne von Burgund, Schwäher des Königs von England, eine ungleich ſtärkere Flotte an den Ausfluß der Seine gelegt hatte. Voll Verdruß eilte Warwick an den Hof Ludwigs und erhielt von ihm die Erlaubniß, daß er die franzöſiſchen Schiffe wider den Feind führen dürfe. So wie er bei ihnen ankam, warf er ſich in der Nacht aufs Meer und bei anbrechendem Tage mit Wuth auf die burgundiſche Flotte, und hatte vier Schiffe derſelben in den Grund gebohrt, als der Sturm heftig ſtieg und ihr einen Vorwand gab, ihre Furcht und Niederlage mit dem Wetter zu beſchönigen, das ſie in ihre Häfen zurückgetrieben habe.

In dem Augenblicke, als ſich der Sturm legte, ſchiffte ſich der Held mit der Königin ein, und ſie landeten glücklich an der engliſchen Küſte mit vier Tauſend Mann franzöſiſcher Hülfstruppen. Kaum waren ihre Namen erſchollen; kaum hatten ſie Heinrich den Sechsten wieder als König ausgerufen: ſo ſtrömte es ſo zu ihren Fahnen, daß ſie bald an der Spitze eines Heers von ſechszig Tauſend Mann ſtanden.

Eduard war eben beſchäftigt, im Norden einen Aufruhr zu unterdrücken, der von einem Verwandten Warwicks angeſtiftet war, und ſcheint durchaus nicht von einer Landung ſeiner Feinde viel gefürchtet zu haben. Durch die burgundiſche Flotte, glaubte er, müſſe ſie wenigſtens lange verzögert ſeyn, und der Bund, der gegen ihn geſchmiedet war, däuchte ihm zu unnatürlich, als daß er wirklich beſtehn könnte. Daß Margaretha, die den Vater Warwicks ſchmachvoll hinrichten ließ, ihm ſelbſt nach Freiheit und Leben trachtete, und dieſer, der ihren geliebten Sommerſet erſchlug, daß zwei ſo hochfahrende Gemüther, die ſo viele Jahre hindurch mit Strömen von Blut ihren gegenſeitigen Haß genährt hatten, auf einmal und dauernd ſich wohlwollten, ſchien dem unmöglich, der nicht erwägte, daß dieſelbe Stärke, die ihnen ſolchen Haß gab, ihnen auch Kraft verlieh, ihn durchaus zu beſiegen; daß beide urſprünglich zu Gefühlen der Liebe geneigt waren, und Aeltern ſich ſchwerlich gram bleiben, wenn ihre beiderſeitigen Kinder durch die ſchönſte Liebe verbunden ſind. Auch hatte der König wirklich mehr darauf gerechnet, daß ſein Bruder unmöglich mit Margaretha und Warwick es treu meinen könne. Durch eine geheime Sendung, die aber dieſen beiden ſogleich verrathen war, hatte er ihm vorſtellen laſſen, wie unnatürlich es ſei, daß er für Lankaſter arbeiten wolle: bis jezt habe Königen Eliſabeth nur eine Prinzeſſin geboren und ſo ſtehe er dem Throne ſehr nahe. Auch hatte Clarence wirklich gewankt, und davon hoffte Eduard Alles. Er überlegte nicht, daß ſein Bruder, ein Jüngling von ein und zwanzig Jahren, ohne ſtarke Entſchlüſſe, ſich ſchwerlich von den Banden ſo gewaltiger Seelen, wie Margaretha und Warwick, losmachen konnte.

Mit ſeiner gewohnten Rüſtigkeit zog er ein bedeutendes Heer in der Pläne von Nottingham zuſammen; aber als Clarence treu blieb bei den Fahnen von Lankaſter, als ein Anhänger von York nach dem andern zu denſelben abfiel, entſtand in Eduard jene Feigheit, die auch den Muthigſten anwandelt, wenn die Ereigniſſe alle ſeine Berechnungen täuſchen. In einiger Entfernung von ſeinem Lager auf einem kleinen Schloß am Geſtade des Meers verlor er ſich immer mehr in ſeine verworrenen Vorſtellungen und ſeine Beſorgniſſe. Doch war er entſchloſſen, durch eine Schlacht das Schickſal zn beſtimmen, ſobald ſich das feindliche Heer in der Ebene vor ihm gelagert hatte.

Er überdachte in der Nacht den Plan der Schlacht am folgenden Tage. Da hörte er in ſeinem Lager Waffengetöſe und ein Geſchrei, das ſeinem Zelte ſich näher und näher wälzte. Es war der gewöhnliche Schlachtruf von Lankaſter. Wiewohl er darauf gerechnet, daß Clarence den Grafen von Warwick verrathen ſollte, hatte er dem Bruder deſſelben, dem Marquis von Montague, feſt getraut, und eben dieſer war es, der mit ſeinem großen Anhange dies verrätheriſche Geſchrei erhob. Eduard warf ſich ſogleich in die Flucht, um nicht von den Verräthern gefangen zu werden. Zufällig fand er am Geſtade eine kleine Kriegsbande von ungefähr fünfhundert Mann, und einige Fahrzeuge, worauf er ſich mit ihr einſchiffte. Sein ganzes Heer unterwarf ſich dem Befehle Margaretha's und Warwicks, die eilf Tage nach ihrer Landung allgewaltig im Reich und an der Spitze einer ſolchen Kriegsmacht waren, wie in England noch keinem Führer gehorchte.

Als Eliſabeth Woodwille den Ruin ihres Gemahls vernahm, wollte ſie einzig bei der Großmuth ihrer Feinde Schutz ſuchen. Sie begab ſich mit geringem Gefolge in die Weſtminſterabtei, wo Schrecken und Kummer ihre unzeitige Niederkunft bewirkten. Sie gebar einen Prinzen und war dem Tode nahe. Margaretha hörte es mit Rührung und ſandte den Grafen von Warwick darauf nach London, mit der Verheißung an ſie, daß umgeben von aller Ehre und Freude ſie und die Ihrigen an Englands Hofe ruhig leben könnten.

Montague übernahm die Führung des Heers in die Nähe der Hauptſtadt. Am Tower machte die Königin zuerſt Halt. Sie ſelbſt wollte ihrem Gemahl die Pforten ſeines Kerkers öffnen. Aber mit einem Seufzer hörte er ſeine Befreiung und mit Thränen ſah er die Laſt der Krone, die er wieder tragen ſollte. Die Königin bat ihn, ein Roß zu beſteigen. Umgeben von vier Tauſend Kriegern, ſeinen Sohn neben ſich, ritt er durch London. Der Held Warwick ging vorauf und rief: es lebe Heinrich und das Haus Lankaſter! und die Volksmaſſe wiederholte den Ruf der gebietenden Stimme.

Margaretha dachte in dieſem allgewaltigen Triumphe an den Wechſel, welchem Englands Thron bis jetzt unterworfen geweſen, und auf Mittel, eine Revolution unmöglich zu machen, durch welche Lankaſter von ſeiner gegenwärtigen Höhe wieder herabgeſtürzt werden könnte. Darum ging ſie mit ihrem Sohne ſogleich wieder nach Frankreich hinüber, um Ludwig den Eilften zu weiteren Maaßregeln zu bewegen, wodurch der Ruin Eduards für immer gewiß werde.

Verfolgt von Schiffen der Hanſeſtädte, die mit Frankreich und England zu dieſer Zeit Krieg hatten, war der König, ohne ſelbſt zu wiſſen, wohin er vom Waſſer getragen würde, an die Rhede von Alcmaar in Holland verſchlagen, wo man den Schwäher des Herzogs von Burgund gern aufnahm.

Aber dieſer ſelbſt bewies wenig Wärme, zur Wiederherſtellung ſeiner Macht ihm behülflich zu ſeyn, indem Warwick das Haus Lankaſter planvoll befeſtigte. Ein Parlament, von ihm zuſammenberufen, ſetzte feſt, daß die Erbfolge auf dem Thron erſt nach Erlöſchung des männlichen Stamms von Lankaſter auf York übergehn ſollte, und zwar mit Vorbeigehung Eduards und ſeines Sohns auf den Herzog von Clarence und ſeine Nachkommen. Auch erklärte es dieſen letzten und den Grafen zu Reichsverweſern bis zur Volljährigkeit des Prinzen von Wales.

Mit welchem unerſchütterten Anſehn Warwick auch die Staatsverwaltung beſorgte, drang er doch ſelbſt in Margaretha, daß ſie ſchnell wieder nach England kommen mögte; und als ſie ſeiner Mahnung gefolgt war, verbarg er ihr nicht die vielen entdeckten Spuren der wankenden Treue des Herzogs von Clarence. Dennoch hegte ſie die Meinung, daß man nicht mit ihm brechen, ſondern ihn möglichſt entfernen ſollte. Man gab ihm die Statthalterſchaft von Irland.

Ein ungewohntes Glück verbreitete ſich nun ſo ſchnell über Englands Fluren, daß dieſer blutige Schauplatz der grauſamſten Leidenſchaften ſogar von den Künſten und Wiſſenſchaften beſucht wurde, und ein Rechtszuſtand wieder aufkam. Margaretha und Warwick regierten zuſammen in der herrlichſten Eintracht: zwei ſolche Gemüther konnten durch kein Schickſal ſo entzweit werden, daß ihr Haß nicht in gegenſeitige Achtung und Bewunderung übergehn mußte, wenn ſie nur eine Zeitlang mit einander wirkten. Oft mogte in der Königin, wenn ſie den Helden in der Nähe beſchaute, der Gedanke entſtehn, daß ihrem ganzen Leben ein andres Heil geworden wäre, wenn es ſich früher einem ſolchen Manne hätte anſchließen können. In ihrem alten tödtlichſten Feind hatte ſie gefunden, wonach ſie ſo lange vergebens ſuchte, eine männliche Natur, die ihrer weiblichen gewachſen war.

Ihre Seele that ſich nun immer milder auf. Mit der größten Schonung behandelte ſie Eliſabeth Woodwille. Sie ſchlug ihr vor, ſie zu ihrem Gemahl nach Flandern ſenden zu wollen; aber von ihm hatte Eliſabeth wegen ſeiner Untreuen und Härten längſt ihr Herz gewandt. Sie bot ihr an, den Hof zu beſuchen, mit aller Pracht und Ehre, nur nach abgelegtem Titel einer Königin, als Herzogin von York; und die Unglückliche begab ſich gern als ſolche in eine einſame Wohnung, wo Margaretha's Sorgfalt ſie mit allen möglichen Freuden umringte.

Mit derſelben Güte wies die Königin jede Härte gegen den Herzog von Clarence ab, wiewohl ihre treuſten Räthe und Warwick in ſie drangen, ihn gefangen nehmen zu laſſen, weil ſie bemerkten, daß immer mehr geheime Anhänger des Hauſes York, mit welchen er in Verbindung war, nach London und an den Hof kamen. Wohin ſie blickte in England, fand ſie Ruhe und Glück, und allenthalben ſtanden den Provinzen Männer vor, auf deren Treue ſie ſich ganz verlaſſen konnte, und deren perſönliche Eigenſchaften jeder Gefahr und jedem Feinde gewachſen waren. Dagegen fuhr der Herzog von Burgund fort, den Flüchtling Eduard mit harter Kälte zu behandeln.

Plötzlich ſandte der Marquis von Montague dem Hofe die Botſchaft, daß Eduard an der Küſte von Yorkſhire zu Ravenſpur gelandet ſei, nur mit zwei Tauſend Mann und daher auf Anhang im Innern Englands beſtimmt zu rechnen ſcheine. Dies war ſo ganz unerwartet, daß man es kaum glaubte am Hofe. Keiner von den Kundſchaftern, mit welchen man den Herzog von Burgund und ſeinen flüchtigen Schwäher umgeben hatte, war auf eine vorbereitende Spur gekommen. Auf das geheimnißvollſte hatte jener in Seeland unter dem Namen von Privatperſonen vier Schiffe voll Waffen und Kriegsbedürfniſſe ausrüſten laſſen, und ſie an Eduard mit einer großen Geldſumme geſchenkt. Zwölf hanſeatiſche Schiffe ſollten ihn auf der Ueberfahrt geleiten und zwei Wochen an der engliſche Küſte warten, um ihn wieder aufzunehmen, wenn in dieſer Zeit ſein Beginnen nicht gelang; und kaum war er abgeſegelt: ſo verbot der Herzog ſeinen Unterthanen bei Todesſtrafe, ihm mit Waffen oder Geld beizuſtehn.

Zugleich mit der ſchreckenden Botſchaft hatte Montague der Königin gerathen, auf ihrer Hut gegen Clarence zu ſeyn. In Gegenwart des Grafen von Warwick warf ſie ihm in den heftigſten Ausdrücken ſeinen Verrath vor, und drohte, ihn ſogleich auf das Blutgerüſt zu ſenden. Aber er blieb furchtlos und beklagte ſich bitter über ihren Argwohn: er wiſſe nichts von den Abſichten ſeines Bruders, und ſei bereit ſein Blut zu vergießen, um ſie zu vereiteln: ſeinen Neffen wolle er niederſtoßen, damit Eduard keinen Erben habe, und um ſo weniger nach dem Throne ſtrebe.

Sie ſchauderte vor dieſem Anerbieten: aber es beſtärkte ſie in ihrem alten Vertrauen zu dem Herzog, und ſie gab ihm ſogar den Auftrag, in den Provinzen, wo ſein Anſehn vorzüglich galt, Truppen zu heben, um ſeinen Bruder abzuwehren; ſo dringend der Graf von Warwick ſie warnte.

Indeſſen ſchien die Gefahr nicht groß zu werden, da Eduard mit ſeiner kleinen Kriegsbande allein blieb, und nirgends die Anhänger des Hauſes York aufſtanden, ihm die Krone zu erkämpfen, ſo daß er laut betheuerte, er trachte nicht nach ihr, und komme blos als Herzog von York, um ſein Erbgut zu erhalten. Dennoch verſagte ihm die Stadt York, auf welche er zuerſt zog, anfänglich den Eintritt, und erlaubte ihn endlich nur, indem er öffentlich in der Hauptkirche ſchwur, nichts zu unternehmen, was dem Gehorſam gegen den König zuwider wäre, und betheuerte, daß das Parlament Richter in der Angelegenheit ſeiner Erbſchaft ſeyn ſolle.

Montague, der im Norden den Befehl führte, zog freilich die Truppen zuſammen, wagte aber nichts wider ihn, da er ihn in den erſten Tagen leicht hätte unterdrücken können, und zwar auf Anordnung der Königin und ſeines Bruders. Die Menge beſtimmte ſich ſchwerlich, für York oder Lankaſter etwas zu beginnen, ehe durch die Häupter der beiden Partheien im Felde etwas entſchieden war, und der geringſte Vortheil, der zu Anfang erfochten wurde, konnte wegen des Eindrucks auf die Maſſe von unendlichem Gewinne ſeyn.

Zu Coventry hatte Warwick den Mittelpunkt gewählt, auf welchen ſein Bruder und Clarence ziehn ſollten: von dort konnte man Eduard, deſſen Heer allmählich doch anſchwoll, erreichen, welchen Weg er einſchlagen mogte. Allein der Herzog blieb mit zwölf Tauſend Mann einige Meilen unterhalb jenes Punktes ſtehn, und zog ſich dort ängſtlich in ſein Lager, als das feindliche Heer ganz nahe vorübergeführt wurde, ohne eine Feindſeligkeit auszuüben. Sogar ein Reiter kam aus demſelben herangeſprengt und warf ſich dem Herzoge um den Hals. Es war ſein Bruder Gloceſter. Eine Unterredung erfolgte zwiſchen beiden in Gegenwart der vornehmſten Führer des Lagers, und die Wirkung war, daß die zwölf Tauſend Mann von Lankaſter abfielen und dem Ruf von York folgten.

Noch war Montague mehrere Tagemärſche entfernt, und Warwick hatte kaum acht Tauſend. Mit ihnen konnte er ſich nicht auf das nun ſo furchtbare Heer Eduards werfen. Seine Wuth ſtieg bis zum äußerſten Grade, als der Verräther Clarence ihm den Antrag thun ließ, durch ſeine Vermittelung ſich mit York zu verſöhnen.

Wäre Warwick einem Helden, der ihm glich, gegenüber geweſen, ſo hätte er unter dieſen Umſtänden einen entſcheidenden Angriff von ihm erwarten können; aber auf keine Weiſe vermuthete er, daß Eduard mit täuſchenden Umſchweifen ſeines Zuges ſich der Hauptſtadt nähern werde. Dort waren der Herzog von Sommerſet, der Erzbiſchof von York und andre Führer von Lankaſter mit anſehnlichen Garden um König Heinrich verſammelt, und die große Maſſe der Einwohner freute ſich des ruhigen Glückes unter Margaretha und Warwick: von ihnen nicht mit Freude ſchnell aufgenommen, ſtand Eduard zwiſchen dem Heere Warwicks, mit welchem ſich Montague in wenigen Tagen vereinigen konnte, und der Kriegsmacht, die Margaretha im Süden ſammelte; aber es lag in ſeinem Leichtſinne, der mit Muth verbunden war, das Aeußerſte ohne Berechnung zu verſuchen.

Vor ſich her ließ er das Gerücht nach London verbreiten, daß er nahe ſei mit einem ſiegreichen Heere, und Warwick und Montague gänzlich geſchlagen habe; und man glaubte dieſen

Sieg, weil er wirklich erſchien, welches man ohne denſelben für Raſerei hielt. Das Volk brauſete auf und die Anhänger von York lärmten ungeſtüm. Alles ſtürzte nach den Thoren, um den Sieger zu begrüßen, und unter Jubelgeſchrei rückte er ein. Zwei Tauſend Mann wurden ſogleich nach Heinrichs Pallaſt beordert, um ſich ſeiner königlichen Perſon zu bemächtigen, und die Garde war ſo beſtürzt, daß ſie ſich ſogleich zerſtreute. Mit Ruhe ließ ſich der König gefangen nehmen, und ſtieg in ſeinen vorigen Kerker hinab mit der Frage: ob die Vorſehung Gottes nicht zu bewundern wäre?

Der Herzog von Sommerſet rettete ſich durch die Flucht, und als er auf funfzehn Tauſend Mann ſtieß, welche für Margaretha zuſammengezogen waren, ſtellte er ſich an ihre Spitze und führte ſie zum Grafen Warwick, zu dem kaum Montague mit zwanzig Tauſend gekommen war. Mit ſolcher Kriegsmacht wollte Warwick in London ſelbſt den Feind bekriegen. Allein Eduard hatte dort in vier und zwanzig Stunden ſeinen Thron befeſtigt, und rückte ſogleich wieder aus, um eine Schlacht im Felde zu wagen. Bei Barnet ſtießen beide Heere auf einander, und mit dem folgenden Morgen begann der blutige Kampf. **1471. April. 14.**

Warwick griff an, wiewohl ſein Heer über zehn Tauſend Mann ſchwächer war, als das feindliche, und mit ſeinem gewohnten Sturme warf er zurück, was ihm entgegenſtand, ſo daß es bald das Anſehn bekam, als ſei der Feind gänzlich in Flucht geworfen, bis Eduard mit ſeiner Reſerve dem vordringenden Helden in die Seite fiel. Da wandte ein Führer von

Lankaſter, der Graf von Oxford, der mit ſeinen Schaaren York geſchlagen hatte, ſich plötzlich, um den bedrängten Freunden zu Hülfe zu bekommen. Sein Zeichen war ein Stern mit Stralen, und weil es neblicht war, glaubten Warwicks Krieger das Zeichen Eduards, die Sonne, dringe ein auf ſie, und kämpften deshalb wider den hülfebringenden Oxford. Die Verwirrung wurde allgemein und die Flucht ſtürzte hin und her. Zum Unglück focht Warwick an dieſem Tage zu Fuße, um das Loos des gemeinſten Kriegers zu theilen, und ward wenig vernommen, wie er rufend und mit den Händen ſchlagend das unglückliche Mißverſtändniß aufklären wollte. Endlich warf er ſich in den dickſten Haufen, wo ſeine Krieger mit dem Feinde gemiſcht waren, um mit ſeinem Leben die Flucht zu hemmen. Blutſtröme floſſen, wo ſein Schwert wütete; aber der Menge mußte er erliegen. Mit Wunden bedeckt ſank er todt nieder, und Montague, der nachgeſtürzt war, um ſeinen Bruder zu retten, ſank unmittelbar nachher. Als Eduard den Tod der beiden großen Führer vernahm, wiederholte er ſeinen Befehl, an dieſem Tage kein Quartier zu geben, und bis zum Mittage ließ er das Blutbad fortdauern. Er konnte ſich des vollkommenſten Sieges rühmen.

Er hatte nicht gewagt, Heinrich den Sechsten in London zurückzulaſſen, ſondern ihn mit ſich geführt in die Schlacht, und ließ ihn jetzt in den Tower zurückbringen. Warwicks Leiche ward zwei Tage in der Paulskirche ausgeſetzt; aber die Bewunderung ſeiner Größe unterdrückte jede Verſpottung derſelben, und mit dunkler Stille umgab ſie die Volksmenge.

Ueberwältigt von ihrem gräßlichen Schickſale gab Margaretha jede Hoffnung auf, und rang mit dem Leben verzweiflungsvoll im Heiligthum der Abtei von Beaulieu: ſie drang nur noch in ihren Eduard, ſich ſchnell nach Frankreich zu retten. Allein der junge Prinz fühlte, daß er nun das Haupt von Lankaſter ſeyn müſſe, und wollte abwarten, ob die Trümmer ihrer Macht ſich nicht um ihn ſammeln würden. Auch kamen der Herzog von Sommerſet und der Graf von Oxford und andre, die ſich mitten durch den Feind einen Weg gebahnt hatten.

Ungefähr zwölfhundert Mann brachte Sommerſet zuſammen, und behauptete die Meinung, daß der Prinz von Wales nicht nach Frankreich fliehn, ſondern ſogleich in England den Krieg fortſetzen müſſe; noch wären alle Provinzen voll von Anhängern Lankaſters. Man möchte die Stadt Gloceſter zum erſten Punkt erwählen, wo die beginnende Macht ſich ſammeln ſollte.

Indem Margaretha und ihr Sohn auf dem Zuge nach dieſer feſten Stadt waren, trafen in der Nähe von Beaulieu acht Tauſend Mann von König Eduard ein, um ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen. Durch treue Freunde bekamen ſie Nachricht davon, und der Prinz von Wales war troſtlos, daß er ſeine Gemahlin in der Abtei zurückgelaſſen, weil er ſie dort ſicher glaubte, indem ihr Feind Eduard ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Nachſtellung wider ihn und ſeine Mutter richten werde. Ohne dieſer einen Wink zu geben, verſchwand er mit vier kühnen Gefährten. Glücklich kam er in Verkleidung durch die feindlichen Krieger in die Abtei, und bei anbrechender Finſterniß ſtahl er ſich mit ſeiner Gemahlin hinaus in den Wald, wenige Stunden vorher, ehe der Feind das Kloſter überfallen wollte. Glücklich kam er zurück zur geängſteten Mutter.

Die Stadt Gloceſter bewies ſich geneigt, Lankaſter aufzunehmen, und kriegeriſche Banden ſtrömten wieder zu ſeiner Fahne, größtentheils Ueberreſte von Warwicks Heere. Zwei Wochen waren ſeit der Schlacht bei Barnet verfloſſen und ſchon war Margareth, von einer Kriegsmacht umgeben, die nach ihrer Vereinigung mit den Truppen, die in Wales zuſammengezogen wurden, ſtark genug geweſen wäre, dem König die Spitze zu bieten. Um jene Verbindung zu bewirken, mußte man über die Severne gehn; weil aber Gloceſter, ſeinen Verheißungen zuwider, nun vor Lankaſter die Thore ſchloß, wurde man bei Tewkeſbury vor dem Uebergang von dem rüſtigen Eduard erreicht.

Sommerſet und der Prinz von Wales hatten ihr Lager befeſtigt und beherrſchten den Strom, ſo daß ſie hoffen konnten, die Hülfe aus Wales an ſich zu ziehn. Aber der König war entſchloſſen, bis dahin nicht zu zaudern und ließ durch ſeinen Bruder Gloceſter die feindlichen Werke wüthend beſtürmen, dann dem geheimen Befehle gemäß allmählig ablaſſen, wie erſchöpft, und endlich zurückgehn. Sogleich ſtürzte Sommerſet heraus, und ſchlug auf ihn mit der wildeſten Tapferkeit. Dies hatte Eduard erwartet. Auf einmal theilte ſich ſeines Bruders Rückzug, und er ſelbſt erſchien in der Mitte beider Theile mit ſtürmiſch anrückender Macht. Sommerſet ſah den andern Flügel ſeines Heers nicht ausrücken, wie ſein Befehl war: er allein konnte nicht widerſtehn und wandte ſich, die Verſchanzungen wieder zu gewinnen. Aber mit ſeinem Nachtrabe drangen die Krieger Gloceſters ein und wütheten im feindlichen Blute. Vor den Oeffnungen dehnte ſich nun ſchon Eduards Macht aus. Die Werke verwehrten die Flucht und in der Verwirrung rettete nicht Sommerſets Eifer und des Prinzen von Wales feurige Tapferkeit. Wo er kämpfte in dem Getöſe, dahin wollte ſich Margaretha in den Kampf ſtürzen; aber eine tiefe Ohnmacht lähmte ihre Glieder. So legten ihre Diener ſie auf einen Wagen und entkamen mit ihr aus dem Lager. Inzwiſchen umwickelte der Herzog von Gloceſter immer enger mit ſeinen tapferſten Truppen ſo den Herzog von Sommerſet, als den Prinzen von Wales, die mit Raſerei jeden Angriff abſchlugen. Allein in dem Augenblicke, wo der Prinz einen Feind niederſchlug, ward er von einem andern umfaßt und entwaffnet. Sobald bekannt wurde, daß er und Sommerſet gefangen waren, hatte der Kampf überhaupt ein Ende.

Der König war in einem Saale mit ſeinen Brüdern, den Herzogen von Clarence und Gloceſter und zwei Baronen, als der gefangne Eduard vor ihn gebracht wurde. Er trat heftig auf ihn zu und fragte wild: was er in ſeinen Staaten gewollt habe? und unerſchrocken antwortete der Prinz, daß er gekommen ſei, in Beſitz zu nehmen, was ihm gehörte und unrechtmäßig genommen wäre. Lange ſah der König ihn ſchweigend an, und ſchlug ihn dann mit dem Handſchuh ins Geſicht. Kaum hatte er ſich gewandt: ſo fielen die übrigen vier wie reißende Thiere über den unglücklichen Jüngling her und ermordeten ihn mit Dolchſtichen. Der Herzog von Sommerſet und mehrere ſtarben durch die Hand des Nachrichters.

Margaretha ward aus dem Kloſter, wohin ſie ſich geflüchtet hatte, fortgeriſſen, indem man ſie mit dem Schickſal ihres Sohns bekannt machte. Sie ſchwur, ihr Leben nur anzuwenden, um des Himmels Gerechtigkeit wider Eduard herabzurufen. Nach London gebracht mußte ſie in den Tower hinabſteigen.

Mit ihrem Geiſte war ſie auch im Kerker gefährlich, ſo lange ſie das Recht ihres Gemahls für ſich anführen konnte. Deshalb ſprach der König das Todesurtheil wider Heinrich den Sechsten, und der Herzog von Gloceſter freute ſich, es vollziehn zu dürfen. Er fand ihn vergnügt in der Einſamkeit mit einem geliebten Vogel und unterrichtet von dem Schickſale ſeines Hauſes. Mit boshafter Freude offenbarte er ihm den Tod ſeines Sohnes und das Urtheil des Königs wider ihn. Heinrich betete mit Feuer, hob die Augen gen Himmel und bot die Bruſt dem Mörder dar. Gloceſter ſäumte nicht, ihm den Dolch ins Herz zu ſtoßen. Die Wächter mußten den Leichnam vor Margaretha's Kerker tragen, deſſen Thür geöffnet ward. Sie ſah die gräßliche Wunde und fiel beſinnungslos nieder.

Nach dieſen Martern wurde die Unglückliche menſchlicher behandelt, es hieß, auf Anſtiften der Königin Eliſabeth. Auch fürchtete man nun ihre Pläne nicht mehr, und ſie durfte in ihren Zimmern ohne Unterſchied und Zwang Beſuche annehmen. Jeden Verſuch, ihren Ehrgeiz wieder zu wecken, wies ſie von ſich; denn nur die Liebe für ihren Sohn habe ſie ſonſt mit Muth gegen alle Gefahren bewaffnet; ſeitdem er ſo grauſam gemordet worden, wünſche ſie nur ihre Freiheit, um in der Einſamkeit eines Kloſters ruhig den Tod zu erwarten. Nur durch die Bemühungen ihres Vaters, des Königs von Sicilien, könne ihre Befreiung bewirkt werden, und es ſchmerze ſie tief, daß eben er auch nicht ein einziges Merkmal von Theilnahme an ihrem Schickſale gebe.

So äußerte ſie ſich gegen den Grafen von Pembrook, der die Truppen in Wales vor der verderblichen Schlacht bei Tewkesbury für Lankaſter zuſammengezogen und ſich nach derſelben in den Gebirgen verborgen hatte, dann aber verkleidet nach London kam, um auf ſeiner Flucht nach Frankreich die unglückliche Margaretha zu ſehn. Sie gab ihm einen Brief an ihren Vater mit. Aber Pembrook ward am Hofe des Herzogs von Bretagne gefangen genommen. Die Königin wußte dies nicht und glaubte ſich ganz von ihrem Vater vergeſſen.

Mit dem Ausdrucke des Schmerzes ſchrieb ſie an den Grafen von Orford, der ſich aus der Schlacht bei Tewkesbury nach Frankreich gerettet hatte. Auf ihn wirkte dies ſo heftig, daß er auf den verwegenen Einfall kam, ſie aus dem Tower zu befreien; aber er gerieth mit ſeinen Gefährten in die Gewalt des Königs von England und ward zur lebenslänglichen Gefangenſchaft verurtheilt. In dem Aſyl der Weſtminſterabtei lebte der Herzog von Exceſter, der alte Unglücksgefährte Margaretha's, welche er verkleidet bisweilen im Gefängniß beſuchte. Nachdem er vergeblich geſtrebt hatte, mit dem König ſeinen Frieden zu machen, ſann er auf die Flucht nach Frankreich, aus dem unerträglichen Zuſtande ſich mit Lebensgefahr zu retten. Die Königin gab auch ihm ein Schreiben an ihren Vater. Kaum hatte er ſich von London entfernt, als er ſich beobachtet ſah.

Wenigſtens verfolgte ihn Einer unaufhörlich auf ſeinem Wege; und er faßte den Gedanken, den Kundſchafter ruhig zu erwarten und niederzuſtoßen. Zu ſeinem Verderben verſchob er die Ausführung; denn wie er einige Meilen weiter gekommen war, ſah er ſich ſchon von einem kleinen Haufen Bewaffneter verfolgt. Sogleich ſuchte er das Dickigt eines Waldes. Als aber ſeine Verfolger ſeine Spur nicht verloren, ſchreckte ihn die Ausſicht, ergriffen und wahrſcheinlich auf ſchmachvolle Weiſe hingerichtet zu werden. Er gab ſeinem Bedienten ſein Geld und den Brief der Königin, und beſchwor ihn, über das Meer zu eilen und denſelben an König René zu beſorgen. Darauf nahm er ſein Schwert und durchſtieß ſich.

Margaretha betrachtete ſich nun als das Verderben ihrer eifrigſten Freunde, und beſchloß ſich allen zu entziehn. Selbſt die Wittwe ihres Sohns, die mit ihrem Gemahl in dem verhängnißvollen Lager von Tewkesbury geweſen war und ſeitdem keinen Troſt hatte, als mit der Mutter zu weinen, durfte nicht mehr zu ihr kommen.

Indem ſie noch immer glaubte, von ihrem Vater ganz vergeſſen zu ſeyn, ſetzte er alle bedeutende Regierungen in Bewegung, daß ſie beim Könige von England ſich für Margaretha's Freiheit verwandten; aber wie kräftig ſie ihr Fürwort wiederholten, erfolgte immer nur eine beſtimmt verweigernde Antwort. Eben ſo wenig gelang es dem König von Sicilien, zu ſeiner Tochter eine Kunde in den Kerker zu bringen; der Abgeordnete, auf welchen er am meiſten vertraut hatte, war unterwegs in Gefangenſchaft gerathen.

Beinahe fünf Jahre hatte Margaretha ihrer Freiheit beraubt, zugebracht, als Karl von Burgund und König Eduard einen Bund ſchloſſen, Ludewigs des Eilften Macht zu zertrümmern. Aber mit welchen Rüſtungen man auch den Krieg begann, zeigte es ſich doch bald, daß die Engländer glücklich genug waren, wenn der König von Frankreich Frieden mit ihnen eingehen wollte. Ludewig und Eduard hatten eine Unterredung auf der Brücke von Pequigni, und jener verwandte ſich mit Eifer für die gefangene Königin und bot ein Löſegeld von funfzig Tauſend Thaler an. Der Friedensſchluß von Pequigni erhielt eine beſondere Uebereinkunft über ihre Befreiung.

Ihr Vater und andere verkündeten ihr das mit Jubel, aber ſeit Eduards Rückkunft nach London verging doch eine Woche nach der andern, ohne daß ihr die Pforte des Gefängniſſes geöffnet wurde. Die Urſache mogte ſeyn, daß der vertrauteſte Bote des Königs René mit vielen Anhängern Lankaſters verdächtig geworden und ergriffen war. Bei Eduards Rückkunft nach England war eben die Unterſuchung wider ihn und über die bei ihm gefundenen Papiere. So wenig eine Spur von politiſchen Abſichten in Margaretha's Schreiben zu entdecken war und ſo unſchuldig Eduard ſelbſt den Inhalt fand, wurde ſein Mißtrauen gegen ſie doch wieder erregt, und ihre Gefangenſchaft wahrſcheinlich dadurch verlängert.

Endlich am zwanzigſten November 1475 durfte ſie den Tower verlaſſen. Der König wollte ſie nicht ſehn; aber er erlaubte, daß ſie einige Tage zu Greenwich zubrachte, wo alle ihre Freunde und Bekannte von ihr Abſchied nehmen konnten, ehe ſie nach

Frankreich überſchiffte. Auch der Herzog von Clarence ſcheute ſich nicht, ſie noch einmal zu ſprechen; aber die Wittwe ihres Sohns, welcher ſie die Beſuche im Tower mit Mühe verwehrt hatte, erſchien nicht. Sie war von dem Herzog von Gloceſter, dem Ungeheuer, das ihren Gemahl und deſſen Vater, Heinrich den Sechſten mordete, gezwungen worden, ſich mit ihm zu vermählen; und ließ nun der Königin nur ihren Schmerz bezeugen, daß ſie ihr nicht nach Frankreich folgen konnte.

Als Margaretha in Frankreich gelandet war, beſchloß ſie, ſich nach Aix in der Provence zu begeben, wo ihr Vater in einem hohen Alter lebte; aber noch war ihr nicht vergönnt, ohne Gefahren zur Ruhe zu gelangen. Sie glaubte, in der Normandie ſo ſicher zu reiſen, daß ſie das ſchützende Geleite, welches ihr der König zu Rouen angeordnet hatte, unnöthig fand, und mit ihrem kleinen Gefolge von zehn Perſonen, worunter zwei Edelleute und fünf männliche Bediente, die Reiſe fortſetzte. In einem Dorfe, wo ſie übernachten wollte, füllte ſich die Herberge bald mit neugierigen Engländern, von welcher Nation ſich große Schwärme im nördlichen Frankreich umhertrieben. Ueber York und Lankaſter ward viel geſtritten. Die beiden Edelleute wurden in den Streit verwickelt und bald gezwungen, im Zimmer der Königin eine Zuflucht zu ſuchen, wohin ihre Gegner ſie verfolgten, mit der Drohung, daß ſie nun den letzten Reſt einer Parthei, die ſo viel Unglück über ihr Vaterland gebracht hätte, vertilgen wollten. Nur durch herbeieilende Franzoſen wurde Margaretha gerettet.

Sie ging nach Rouen zurück, um das königliche Geleit anzunehmen, aber auch, um noch Mißhandlungen zu erleiden, die tief ſchmerzten. Dort mußte ſie dem Geſandten Eduards noch eine förmliche Akte ausſtellen, worin ſie auf Witthum, auf Schmuck und alle Rechte einer verwittweten Königin von England Verzicht leiſtete; dort wurde ihr im Namen Ludewigs des Eilften kund gethan, daß ihr Vater zu Gunſten Frankreichs alle ſeine Rechte auf die Provence und Anjou, auf Lothringen und Bar aufgeopfert habe, unter der bloßen Bedingung, daß ſie befreit würde und einen anſtändigen Jahrsgehalt bekäme. So verlor ſie zu gleicher Zeit, was ihr das Glück in England, was ihr die Geburt gegeben hatte. Sie verbarg nicht ihre Empfindlichkeit über die Schenkung ihres Vaters an Ludewig. Ich opferte, entgegnete ihr der gutmüthige Greis, gern alles auf, was ich hatte, um die Freude zu haben, daß ich dich noch wieder ſah.

Nur wenige Jahre lebte ſie bei ihm und im Schooße der Ruhe; denn er ſtarb im Jahre 1430. Darauf begab ſie ſich in die Provinz Anjou, für welche ſie eine beſondere Vorliebe hatte, und die ſie als das eigentliche Erbtheil ihres Hauſes anſah. Kaum war ſie in der Provinz angekommen, ſo drängte ſie Ludewig, daß ſie ihre Beſtätigung der Schenkung ihres Vaters noch einmal und zwar in einer förmlichen Urkunde wiederholen ſollte. Sie machte einige Schwierigkeiten, um ihn zu zwingen, daß er ihren Jahrsgehalt beſtimmter auszahlte, als bisher geſchah, oder gar vermehrte. Allein die Antwort war, daß ſie das Gut ihres Vaters wieder bekommen könnte, aber nur unter der Bedingung, wenn ſie in den Tower zurückginge; denn für ihre Befreiung habe er jenes erhalten. Margaretha merkte daran, wie rathſam es ſei, dem König zu willfahren.

So nahe dem Schauplatze, wo ihre Thaten und Schickſale ſich entwickelt hatten, ſchwebte ſie in ununterbrochner Gefahr, wider in die politiſchen Ereigniſſe verflochten zu werden. Einem ſolchen Geiſte iſt es ſchwer, ein Werk aufzugeben, das Beſtimmung des Lebens war. Margaretha konnte den Gedanken nicht aufgeben, daß Lankaſter auf Yorcks Ruin noch erhoben werden müßte. Alle Kunde, die ſie aus England erhielt, weckte und nährte dies ewige Feuer in ihrem Innern.

Noch vor dem Tode ihres Vaters war ſchon die Herzogin von Clarence weinend zu ihr gekommen, um Troſt bei ihrem hohen Gemüthe zu finden. Unmöglich konnte Eduard vergeſſen, daß ſein Bruder mit Lankaſter ſo lange wider ihn geweſen, und der eitle Herzog eben ſo wenig, daß ſeine Verrätherei es eigentlich war, wodurch der König ſeinen Thron wieder gewann. Durch eine Beleidigung deſſelben aufgereizt, warf er es ihm vor, mit heftigen Drohungen. Er wurde des Hochverraths angeklagt, und der boshafte Gloceſter ruhte nicht, bis er zum Tode verurtheilt war. Mit ihren beiden Kindern eilte ſeine Gemahlin herbei aus Irland, ihn durch ihre Bitten zu retten, aber der König hatte keine Gnade, als daß er ihm die Wahl der Todesart überließ. Clarence verlangte in einem Faß Malvaſierwein erſäuft zu werden. Vergebens flehte ihn ſeine Gemahlin, die zu ihm gelaſſen war, wenigſtens nicht auf ſo ſchmählige Weiſe ſich zu tödten: er lud ſie dagegen ein, ſich das Vergnügen zu machen, ſeinem Tode beizuwohnen. Entſetzt floh ſie aus England mit ihren Kindern in Margaretha's Einſamkeit in der Provence, wo ſie eine Zeitlang verweilte.

Bald darauf wurde es gewiß, daß Eduards Geſundheit unheilbar zerrüttet war, und der blutgierige Gloceſter nicht ruhn werde, als bis er ſich durch Mord den Weg zum Thron gebahnt habe. Die engliſche Nation empfand dies mit Schaudern und gedachte mit Sehnſucht des Hauſes Lankaſter, da York ſo zerſtörend gegen ſich ſelbſt wüthete.

Das Schickſal aber brachte den Einzigen, durch welchen Lankaſter auch wieder aufblühen konnte, in enge Verbindung mit Margaretha. Es war der junge Graf Heinrich von Richemont, der von einem Baſtard abſtammte, welchen die Geſetze als ein Glied von Lankaſter anerkannt hatten. In den Gebirgen von Wales aufgewachſen, wo er ſich vor Eduards Verfolgungen verbarg, hatte er dennoch früh die großen Eigenſchaften ſeines Gemüths verrathen. Mit ſeinem Oheim, dem Grafen Pembrocke, ging er nach Frankreich über, wo der Herzog von Bretagne ihn gefangen nahm, um ſeine Perſon bei den politiſchen Verhältniſſen des Herzogthums gegen England zu benutzen. Darum ſchwebte Heinrich immer in Gefahr, ausgeliefert zu werden und das Leben zu verlieren; denn wenig war auf Eduards Vorſtellungen zu bauen, daß man ihm den Jüngling ſenden ſolle, damit er ihn mit einer ſeiner Töchter vermähle und ſo York und Lankaſter auf ewig vereine. Da der Graf von Richemont der einzige noch übrige Prinz aus dieſem letzten Hauſe war, beſaß er allein das ganze Recht deſſelben auf den Thron, welchem doch alle Prinzen von York näher ſtanden, wenn jene Verheiſſung des Königs auch redlich erfüllt wäre.

Der Herzog von Bretagne hatte den Verheißungen des Königs von England getraut, und ſeinen Geſandten den Grafen von Richemont nebſt ſeinem Oheim Pembrook übergeben. Sie waren ſchon mit ihm abgereiſet nach St. Malo, wo ſie ſich einſchiffen wollten, als Katharina Lee, die Tochter eines Britten, der ſich zu Vannes niedergelaſſen, in ihren Vater drang, den Jüngling zu retten, deſſen große Eigenſchaften ihr junges Herz gerührt hatten. Sogleich eilte derſelbe an den Hof des Herzogs, und ſchilderte ihm die Gefahr, worin er den Grafen Richemont gegeben, und die Schande, ſo alle Treue gebrochen zu haben, mit ſolcher Stärke, daß der herzogliche Miniſter ohne Verzug nach St. Malo abgehn mußte, um, ſelbſt mit Gewalt, den Jüngling zu befreien. Der Miniſter kam an in dem Augenblick, als die Einſchiffung geſchehn ſollte, und ließ den Geſandten ſagen, daß er noch wichtige Mittheilungen an ſie habe. Während derſelben befreiten die Leute ſeines Gefolges die beiden Gefangnen und führten ſie in eine Kirche. Auf die bitterſte Klage der engliſchen Geſandtſchaft ward nur geantwortet, der Herzog wolle dafür ſorgen, daß Eduard nichts von den Unternehmungen des Grafen von Richemont zu fürchten habe.

Heinrich blieb nun in der Gefangenſchaft zu Vannes und vergaß in der Nähe der geliebten Katharina Lee aller Gelegenheit zu entfliehn, und ſeiner Hoffnungen für die Zukunft. Da war der Zeitpunkt gekommen, wo Margaretha in ihrer ſcheinbaren Ohnmacht die Idee ihres Lebens, Lankaſters Flor und Yorks Verderben noch einmal mit Macht aufgreifen und vielleicht mit Glück in die Wirklichkeit ſpielen konnte. So wurde ihr das Höchſte, was dem Menſchen werden kann, daß er nämlich den weſentlichen Inhalt ſeines Lebens nicht vor dem Tode aufzugeben braucht.

Von nun an betrachtete ſie den jungen Heinrich von Richemont als ihren Sohn, und ſein Schickſal als das ihrige. Nur durch ihre Kenntniß der Leidenſchaften konnte ſeine Liebe, anſtatt ein Hinderniß großer Unternehmungen zu ſeyn, für dieſelben gebraucht werden. Sie rieth dem Grafen von Pembrook, zu veranſtalten, daß Katharina Lee ſelbſt die Stadt Vannes verließe und Heinrich ſo zur Flucht gereizt würde. Das ſittſame Mädchen folgte dem Befehle ihres Vaters, und unter ſeiner Begleitung kam ſie auf das Schloß von Dampierre, wo die Königin nicht fern von Bretagne's Gränzen verweilte. Sie empfing Katharina mit Achtung und faßte bald ein zärtliches Wohlwollen gegen ihre herrlichen Eigenſchaften.

Jeden Tag erwartete man hier die Ankunft Heinrichs und des Grafen von Pembrook; denn an ihrer glücklichen Flucht ließ ſich nicht zweifeln. Aber durch zu großes Vertrauen auf die Leichtigkeit derſelben hatten ſie ſelbſt unvorſichtig ihr Vorhaben verrathen. Der erbitterte Herzog hatte ſie auf die Inſel Oueſſant bringen laſſen, wo wenige Engländer zu landen brauchten, um ihr Gefängniß zu erſtürmen und ſie in Feſſeln nach England hinüberzuführen.

Der Engländer Lee und Vignoles, derſelbe Edelmann welcher ſo lange der Vertraute des Königs von Sicilien geweſen, übernahmen es, die beiden Gefangenen zu befreien. Als Bauern verkleidet kamen ſie auf der Inſel mit wenigen Gefährten an, und hörten, daß die Grafen von ſechszig Mann auf dem Schloße bewacht würden, und es nie ohne Wache verließen. Doch gelang es, daß Vignoles ſich in der Verkleidung ihnen bemerkbar machte, einige Worte mit ihnen redete. Drei Roſſe wurden hinter einer Hecke bereit gehalten, und ſie hatten ſich darauf geſchwungen, ehe die Wache es wahrnahm. Sie flogen an den Strand, wo ein Schiff auf ſie wartete, ſie aufnahm. Aber indem ſie abſegeln wollten, kam von einem benachbarten Hafen ein flaches Boot mit Soldaten, welche die Beſatzung des Schloſſes ablöſen ſollten. Schon eilten einige von der Wache zum Ufer und bedeuteten die Ankommenden durch Geberden und Geſchrei, wer auf dem Schiffe ſei, das abſegeln wollte. Die beiden Grafen waren ohne Waffen und mußten ſich gefangen ergeben. Sie wurden vor den Herzog von Bretagne geführt, deſſen Unwille ſo groß war, daß man für ihr Leben fürchtete. Aber Heinrich von Richemont behandelte ihn mit ſolcher Ueberlegenheit des Geiſtes, und ſprach ſo kräftig über die Schändlichkeit, ſie in Bretagne gefangen zu halten, daß der Herzog zufrieden war, als die beiden Grafen gelobten, zu Vannes ruhig fortzuleben und nicht zu entfliehen, wogegen er ſchwur, nie ſeine Gewalt über ſie dahin zu mißbrauchen, daß er ſie an König Eduard auslieferte.

Der Aufenthalt zu Vannes war nun der Art, daß ſie es nicht beide zu gleicher Zeit verließen, ſondern immer einer in den Kammern zurückblieb, wenn der andre die Königin beſuchte. Sie geriethen in keinen Verdacht, entfliehen zu wollen, weil ſie niemals zugleich erſchienen. Durch ihre Beſuche bei Margaretha bildete ſich wieder ein Mittelpunkt alles Strebens der Parthei Lankaſter.

Eine neue Stärke bekam er durch die raſtloſe Kühnheit von Vignoles und Lee. Noch immer verzehrte ſich einer der vornehmſten Führer von Lankaſter, der Graf von Oxford, in den Feſſeln, worin König Eduard ihn auf dem Schloſſe von Hames gefangen hielt. Schon die Dankbarkeit für ſeine Treue gegen Lankaſter forderte, daß man alles aufbot, ihn zu befreien. Vignoles lebte mehrere Monate in der Gegend von Hames, und ſeine Verbindungen mit dem Befehlshaber des Schloſſes und deſſen Leuten belehrten ihn über die Ausführbarkeit eines verwegnen Gedankens. Oxford und andre Gefangne hörten an Feſttagen, zwar mit Feſſeln an den Händen, doch ohne gegenwärtige Bedeckung, die Meſſe in einem Zimmer nahe an der Kapelle. Vignoles beſtach den Prieſter, daß er ſtatt des Evangeliums ihnen einen Bericht in lateiniſcher Sprache hielt über die Mittel und die Art ihrer nahen Befreiung. Sogleich entledigten ſie ſich einander ihrer Bande. Vignoles und Lee warteten ſchon auf ſie mit Schwertern und Feuergewehr unter den Mänteln. Damit bewaffnet überfielen ſie den Befehlshaber und die Wache, und die Beſtürzung derſelben ſchützte ihre Flucht. König Eduard beſchwerte ſich bei Ludewig dem Eilften von Frankreich über Margaretha's Theilnahme an dieſen Anſchlägen, und erhielt zur Antwort, daß man der Königin nicht verbieten könnte, ihre alten Freunde zu ſehn und zu unterſtützen.

Vorzüglich Heinrich von Richemont hatte Oxfords Rettung gewünſcht, und war über ſeine Ankunft hocherfreut. Die Bruſt ſchwoll ihm immer höher zu einem großen Beginnen, und Margaretha ſah ihn zum glücklichen Haupte von Lankaſter ganz geeignet, wenn nur ſeine Leidenſchaft für die ſchöne Katharina Lee überwunden würde.

Sie wandte ſich mit ihren Gedanken an dies hochherzige Mädchen, deſſen Pflicht gegen ſich ſelbſt und den jungen Grafen es ſei, ihn durchaus nicht mehr über ſeine Liebe zu hören. Katharina faßte dieſen Entſchluß, und der Schmerz des geliebten Jünglings, ſeine Reiſen in ihre Nähe, reich an Merkmalen der unverlöſchten Leidenſchaft, erſchütterten nicht ihre Standhaftigkeit. Aber der Graf von Pembrook, müde, ſeinen Neffen in Trauer zu ſehn, beredete ſich mit ihrem Vater, daß die beiden Liebenden insgeheim vermählt werden ſollten. Der Dechant von Tour verſprach die Trauung zu verrichten, und Katharina hatte ſich ſchon in die Vorſtellungen ihres Vaters ergeben, als es ihr unredlich, vielleicht gefährlich ſchien, das Vorhaben der Königin zu verſchweigen. Sogleich zerriß dieſe das ganze Gewebe. Sie rief den jungen Grafen vor ſich im Beiſeyn der Geliebten. Auf ſeine Klagen antwortete ſie mit der Frage: ob er bereit ſei, im Angeſicht von England und Frankreich, für welche ſeine Heirath nicht gleichgültig wäre, ſich mit Katharina zu vermählen? Dann würden ihre Einwendungen dagegen ſogleich aufhören. Beſtürzt ſchwieg Heinrich: er hatte dieſe Frage ſich ſelbſt noch nie ernſtlich gethan, und wagte nicht, in Abweſenheit des Grafen von Pembrook zu antworten. Katharina ſelbſt faßte nun Mißtrauen gegen ihn, und ihre Liebe unterwarf ſich noch leichter verſtändigen Rathſchlägen.

Während dieſer klugen Behandlung ihrer großen Plane für Lankaſter im Gemüthe deſſen, welchem alle Frucht eines glücklichen Erfolgs werden ſollte, empfing Margaretha Mittheilungen aus England, wodurch die Ausſichten ſehr erhellt wurden. Der tiefberechnende Biſchof Morton von Ely, und der mächtige, doch ſchwankende Herzog von Buckingham, hatten in vertrauten Ergießungen ſich darüber verſtändigt, daß alle Hoffnung Englands ſich von dem blutdürſtigen Herzog von Gloceſter weg und auf Heinrich von Richemont wenden müſſe. Nur ſei dieſem, wiewohl ſich ſogleich die Parthei Lankaſter für ihn erheben laſſe, doch zu rathen, bis zum nahen Tode des immer mehr verfallenden Eduards nichts zu unternehmen.

Durch einen vertrauten Unterhändler, Jeffreys genannt, einen Edelmann aus Wales, der mit bitterm Haß den Hof verlaſſen hatte, gaben ſie dieſe Geſinnung der Königin zu erkennen, indem ſie den Briefen nichts als die Bitte anvertrauten, daß ſie dieſem Boten durchaus glauben möge.

Eben derſelbe überbrachte auch an Heinrich einen Brief ſeiner Mutter, die in ihrer zweiten Ehe an den Lord Stanley vermählt war. Obgleich dieſer eine hohe Rolle unter der gegenwärtigen Regierung ſpielte, beſtärkte ſie doch ihren Sohn in ſeinem Streben nach der Krone, und flehte ihn nur, nichts verwegen zu beginnen, ſondern in allem dem Rath der Königin zu folgen.

In dieſer Lage der Dinge war es ſchwer zu vereinigen, daß Heinrich bis zum Tode Eduards ſein Vorhaben geheim halten und doch für daſſelbe thätig ſeyn, ſich, ſelbſt nach der Meinung ſeiner Anhänger, den Schutz Frankreichs ſichern ſollte. Dazu bedurfte er der Freiheit; und entfloh er aus Vannes: ſo erregte er ſchon die Aufmerkſamkeit des engliſchen Hofes, und erbitterte den Herzog von Bretagne, welches ſeiner Lage wegen der beginnenden Unternehmung ſo wichtig war.

Margaretha entſchied, daß man den Herzog ſelbſt, um alle dieſe Schwierigkeiten zu vermeiden, in das geheime Verſtändniß ziehn müſſe. Um ſicher bei ſolchem Verſuche zu gehn, mußte Vignoles einzig in ſeinem Namen, einzig über einen Gedanken der Königin, die Eröffnungen anfangen. Der Herzog war eben erbittert gegen Eduard, ihn reizte die Hoffnung, daß er die Grafſchaft Richemont, auf welche er Rechte zu haben glaubte, zum Lohne ſeiner Unterſtützung Heinrichs erhalten könne; er verſprach Geld, Truppen und Schiffe, als er froh überraſcht vernahm, wie weit das ganze Vorhaben ſchon gediehn ſei.

In dieſe klugen Entwürfe und Rathſchläge der Konigin ſtürmte noch einmal Heinrichs Leidenſchaft. Jeffreys war von der Schönheit und Sitte Katharina's Lee bezaubert worden, und Margaretha, die es bemerkte, kam ihm entgegen mit dem Antrage, ſich mit dem tugendhaften Mädchen zu verheirathen. Er nahm ihn mit Entzücken auf, und Katharina verweigerte nicht ihre Zuſtimmung. Aber Lee, unzufrieden, daß er alle Hoffnung, ſeine Tochter auf dem vaterländiſchen Throne zu ſehn, auf die Art verlor, gab dem Grafen Richemont davon Nachricht. Der leidenſchaftliche Jüngling vergaß alle Rückſichten und entfloh aus Vannes, als ſein Oheim auch abweſend war, um ſeine Geliebte mit Vorwürfen zu überhäufen. Ihm folgte ſogleich ein Abgeordneter des Herzogs von Bretagne, welcher ſein Befremden und ſeine Empfindlichkeit über dieſe Flucht, nach den geſchehenen Eröffnungen, der Königin darlegen ſollte. Dieſe ließ den Grafen von Richemont vor ſich rufen, daß er ſelbſt auf die Frage des Geſandten antworten ſollte; und er ſagte freimüthig, daß er liebe, und der Herzog leicht die Urſache ſeines Verdruſſes heben könne, wenn er die Geliebte, über welche ihm Recht zuſtehe, gefälliger gegen ihn mache. Sogleich bezeigte der Abgeordnete den Wunſch, mit der Königin allein zu ſeyn. Er hatte die Aeußerung des liebenden Jünglings ſo genommen, als wäre die Rede von der Tochter des Herzogs, und verhehlte nicht ſeine Meinung, daß Anna von Bretagne dem Erben des engliſchen Throns wahrſcheinlich nicht vorenthalten werde.

Den Irrthum des Geſandten benutzte Margaretha, um ihn für den aufgefaßten Gedanken zu befeuern, und den Herzog noch inniger an die ganze Verbindung zu ketten, zugleich den Grafen von Richemont an die politiſche Anſicht von dem häuslichen Stande eines Herrſchers zu gewöhnen. Alle ihre Kunde des menſchlichen Herzens bot ſie auf, um ihn zu lehren, was er nachher ſo ſehr bewährt hat, die Tugend der Selbſtüberwindung.

Katharina Lee überhäufte ſie mit Wohlthaten und Zärtlichkeit. Ihr ſchenkte ſie die beſten Ueberreſte ihres Glückes, und bat ſie, bis zu ihrem letzten Lebenshauche bei ihr zu bleiben. So ward der Königin nach den gräßlichſten Leiden das ſchöne Loos, daß ſie durch ihre Beſchirmung des jungen Heinrichs von Richemont eine klare Ausſicht gewann, das Ziel ihres Geiſtes, ihres Lebens noch zu erreichen, und in ihrem Wohlwollen gegen Katharina noch Befriedigung des Herzens gefunden hatte.

Die Freiheit ihres Geiſtes und die Güte ihres Herzens leuchteten immer heller hervor, da ſie durch keine Leidenſchaften mehr verdunkelt wurden, wiewohl dies während ihres ſtürmiſchen Lebens nur ſelten der Fall war. Selbſt da, wo das Zeitalter den Tribut der menſchlichen Schwäche forderte, hatte ſie ihn nicht erlegt. Von allem religiöſen Aberglauben, von aller Sklaverei gegen das Prieſterthum hatte ſie ſich frei erhalten. Sie errichtete und beſchenkte geiſtliche Stiftungen, doch nur als wohlthätige Anſtalten für die Geſellſchaft; ſie befragte, da es allgemeine Sitte war, durch magiſche Künſte auf Andre wirken oder die Zukunft erforſchen zu wollen, einmal einen Wahrſager über den Geſundheitszuſtand ihres Gemahls, und glaubte ihm, weil ſeine Ausſage ihren Wünſchen entſprach; als aber eben derſelbe im Schickſal ihres Sohns ein Gewebe von Unglück ſah, forſchte ſie nach dem Zuſammenhange zwiſchen ſeinen Zeichen und der Zukunft, und behandelte ihn mit der herbſten Verachtung.

Einzig durch die Kraft ihres Geiſtes und Herzens ward ſie jetzt emporgehalten; denn ihre äußere Lage war ſehr drückend.

Nie zahlte ihr Ludewig der Eilfte ihr Jahrgeld mit Ordnung oder vollſtändig aus; ſie mußte oft durch die Großmuth von Vignoles leben. Dennoch fand ſie Mittel, die wenigen Britten, die ſich nicht von ihrer Perſon trennen wollten, zu ernähren; dennoch unterſtützte ſie Heinrich von Richemont in ſeiner dürftigen Lage.

So ſtark ſich ihr geiſtiges Seyn aus dem ſtürmevollſten Leben gerettet hatte, erlag ihre körperliche Kraft den immer von neuem unterwühlenden Schmerzen. Jährlich ſchickte ſie jemand nach Brittannien, der ein Todtenopfer auf den Gräbern ihres Gemahls und Sohns darbringen mußte. Das gräßliche Schickſal hatte eben ihr Mutterherz ſo zermalmt, daß keine Geneſung möglich war. Alle ihre Säfte waren durch die Gewalt widerſtreitender Gefühle vergiftet; ihre Augen verloren das Feuer, wodurch ſie ſonſt geherrſcht hatten, und ſenkten ſich glanzlos tief in die Höhlen; ihre Haut vertrocknete ſo, daß ſie ſtaubähnlich wurde. In ihrem Weſen war noch das ewige Feuer; doch ihr Körper glich einer wandelnden Leiche. Sie erloſch auf dem Schloße zu Dampierre am fünf und zwanzigſten Aug. 1482.

Aber nicht dieſer Tag war es, an welchem ihr Leben vollendet wurde; es geſchah am Tage der Schlacht zu Boſworth, zwiſchen Richard dem Dritten von England und dem Grafen Heinrich von Richemont.

König Eduard ſtarb, nachdem man lange ſeinen Tod erwartet hatte, und es wurde geglaubt, daß ſein Bruder Richard von Gloceſter ihn vergiftet habe. Er hinterließ zwei Söhne, Eduard und Richard: jener folgte ihm auf dem Throne, ein dreizehnjähriger Knabe. Der Herzog von Gloceſter bemächtigte ſich beider, und ließ ſie in den Tower bringen: in der Mitternachtsſtunde wurden beide Prinzen durch ſeine Meuchelmörder in ihrem Bette getödtet. Ihre Mutter, die unglückliche Eliſabeth Woodwille, hatte ſich, als das Ungeheuer die Knaben raubte, nach Weſtminſterabtei geflüchtet, und lag dort auf der Erde mit Verzweiflung ringend. Anna Nevill, Tochter des Helden Warwick und Gemahlin des unglücklichen Prinzen Eduard, ſaß auf dem Throne mit Schaudern, an das blutdürſtige, buckligte, hagre, ſchauerlichhäßliche Ungeheuer, den Mörder ihres geliebten Gemahls, gekettet. Plötzlich fiel es ihm ein, ſich mit der Tochter ſeines Bruders zu vermählen. Mißhandlungen befreiten ihn nicht ſchnell genug von Anna Nevill: er richtete ſie ſchnell durch Vergiftung hin. Aber mit Schaudern wandte die Prinzeſſinn Eliſabeth, Tochter von Eliſabeth Woodwille, ſich von dem blutigen Oheim und der Krone, die er darbot, und nie gelang es ihm, dieſen Abſcheu zu überwinden. Der Durſt nach Blute ward inzwiſchen täglich ſtärker in Richard, und lechzte, als die großen Verbindungen, die Heinrich von Richemont in England hatte, nicht mehr verborgen blieben. Buckingham wurde gerufen, am Hofe zu erſcheinen. Seine Antwort war, daß er zu den Waffen griff, zum Zeichen, daß allenthalben die Anhänger von Lankaſter aufſtanden. Allein vom Himmel ſtrömten ſolche Regengüſſe, daß über die angeſchwollenen Flüſſe keine Kriegsmacht gehn konnte. Die abergläubiſchen Krieger von Wales, hiedurch geſchreckt, als zürne der Himmel dem Vorhaben, auch durch einbrechende Hungersnoth, zerſtreuten ſich, und Buckingham, verrathen und gefangen, ſtarb durch die Hand des Nachrichters mit vielen andern. Heinrich von Richemont war durch Sturm verhindert, zur rechten Zeit an der engliſchen Küſte zu landen: als er dort erſchien, vernahm er die Niederlage ſeiner Anhänger, und ſchiffte zurück nach Bretagne.

Glücklicher war ſein zweites Erſcheinen in England, als er mit zwei Tauſend Mann an der Küſte von Wales landete, indem König Richard, der nicht wußte, auf welchem Punkte ihn die Gefahr bedrohe, in der Mitte des Reichs bei Nottingham ſeine Macht zuſammenzog, um nach allen Seiten zum Kampfe fliegen zu können.

So wie Heinrich aufwärts zog, flieſſen kriegeriſche Schaaren ſeiner Anhänger zu ihm, und er zählte ſechs Tauſend Mann in ſeinem Heere, als er bei Boſworth nahe bei Leiceſter auf Richard ſtieß, der noch einmal ſo ſtark war.

Sieben Tauſend Mann hatte Lord Stanley, ſcheinbar treuer Feldherr des Königs, aber durch ſeine Gemahlin, die Mutter Heinrichs, dieſem geneigt, unter ſeinem Befehle zuſammengezogen, und ſtand mit ihnen in der Nähe des Schlachtfeldes. Er durfte ſeine wahre Geſinnung nicht blicken laſſen; denn ſein Sohn war von dem Tyrannen als Unterpfand ſeiner Treue zurückbehalten worden. So verdächtig ſeine Stellung bei beginnender Schlachtordnung war, mußte Richard ſeines eignen Heeres wegen den Argwohn verbergen.

Heinrich von Richemont, begleitet von ſeinem Oheim Pembrook, führte die Mitte des Treffens an; den Vortrab der

Graf von Oxford. Bald nach Beginn der Schlacht rückte auch Stanley auf das Schlachtfeld und erklärte ſich für Heinrich von Richemont. Richards Heer zagte, er ſelbſt nicht. Wuthſchnaubend rollte er den Blick über das Feld und ſuchte den Nebenbuhler. Als er ihn entdeckte, warf er ſich in die Streiter, ihm nahe zu kommen. Er ſchlug Alles vor ſich nieder, er tödtete den Fahnenträger Heinrichs, den Ritter, welcher deſſen Stelle einnahm; er war dem Prinzen nahe, ihre Waffen blitzten gegen einander. Da drang Stanley ungeſtüm ein und umzingelte das Ungeheuer, welches mit einem gräßlichen Schrei ſich in die Mitte der Feinde ſtürzte, und mit Wunden bedeckt unter Feinden, die es erſchlagen hatte, das Leben ausſtieß.

Die Krone, welche Richard in der Schlacht getragen, um beſſer erkannt zu ſeyn, und im Getümmel verloren hatte, ward gefunden und von Lord Stanley auf das Haupt des Grafen von Richemont geſetzt. Heinrichs des Siebenten glorreiche Regierung begann, und das Haus Lankaſter fürchtete keinen Nebenbuhler mehr. An dieſem Tage, dem zwei und zwanzigſten Auguſt des Jahrs 1485 ward vollendet, was Margaretha's Geiſt entworfen hatte: er ſchloß eigentlich ihr Leben.

XII.

Ritter Georg von Frundsberg.

Seit dem Zuge Karls des Achten von Frankreich nach Neapel ward es ein Ehrenpunkt für etliche große Mächte in Italien vorherrſchen zu wollen. Zertheilt in verſchiedene kleine Staaten, die ſich mit einer mehr ausgebildeten Politik, als im übrigen Europa entwickelt war, bewachten, reizte es auch ſeine innere Geſtalt, nach jenem Ziele zu ſtreben. Der alte ſchlaue Ferdinand von Arragonien, welchem es zum Geſchäft wurde, alle Verträge zu verhöhnen, und Karls Nachfolger Ludwig der Zwölfte von Frankreich, der von ſeiner Großmutter Valentina Viskonti, nach Erlöſchung des übrigen Hauſes Viskonti, ein Erbrecht auf das Herzogthum Mailand hatte, ſtrebten unter dem mannigfaltigſten Wechſel von Freundſchaft und Feindſchaft nach Beſitzungen in Italien, indem Kaiſer

Maximilian nicht gleichgültig dabei bleiben konnte, wenn mit den Reichslehnen in Italien geſchaltet wurde, ohne daß man auf ſeine Stimme gehöret.

Vorzüglich zwei von den Italiäniſchen Staaten beobachteten mit Eiferſucht die glücklichen Schritte, welche Ludwig zur Eroberung Mailands wider die Nachkommen Franz Sforza's that, des Oberſten kriegeriſcher Banden, der ſeine Abentheuer als Herzog von Mailand vollendet hatte.

Unter Pabſt Julius dem Zweiten war endlich die Unterjochung kleiner benachbarter Herrſchaften dem Kirchenſtaate ſoweit gelungen, daß der Römiſche Biſchof auch als weltlicher Fürſt in der Italiäniſchen Staatengruppe bedeutend war. Kam nun eine ihm ſo nahe und ſo ſchöne Beſitzung, wie Mailand, an eine ſo große Macht, wie Frankreich: ſo hing es von dieſer ab, in wiefern Roms Biſchof als Fürſt fortdauern und gedeihen ſollte, zumal da ſie ihren Ehrgeiz auch auf den Beſitz Neapels ausdehnte, und ſo den Kirchenſtaat in die Mitte ihrer Gewalten zu preſſen drohte. Groß war dann die Gefahr ſelbſt für die geiſtliche Macht, für das Pabſtthum; denn das ſo eingeſchloſſene Oberhaupt der Chriſtenheit konnte leicht vom Franzöſiſchen Hofe gezwungen werden, wenigſtens der Kirche Frankreichs eine Geſtalt und Unabhängigkeit zu verſtatten, wodurch die Grundveſten des Pabſtthums wankend wurden.

Der alte Pabſt Julius der Zweite hatte die Nothwendigkeit dieſer Anſicht tief gefaßt, und nur augenblicklich verleitete ihn Groll gegen Venedig, ihr untreu zu werden.

Dieſe Republik war der zweite Staat Italiens, der mit geſpanntem Argwohn zu verhindern ſtrebte, daß die Franzoſen in Mailand feſten Fuß gewönnen. Im Schlamme erzeugt und in Sümpfen erwachſen, hatte ſie ſich auf dem Lande mit gieriger Gewaltthätigkeit ein Gebiet zuſammengeraubt, welches noch eigentlicher, als der Kirchenſtaat, aus kleinen unterdrückten, ſonſt unabhängigen Nachbaren beſtand. Durch den blühendſten Handel übermächtig geworden, hatte ſie ihr Raubſyſtem mit beleidigendem Stolze gegen verſchiedene Mächte fortgeführt. Sie beharrte bei demſelben deſto wilder, je mehr die Stützen ihrer großen Gewalt ſanken, da die Portugieſen durch die Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien dem Welthandel einen Gang anwieſen, welcher Aſiens Reichthum nicht mehr nach Italien führte: da die andringende Macht der Osmanen den Venetianern auch ihre letzten Beſitzungen im Peleponnes genommen hatte. Nun riß die Republik die Stadt Kremona von Mailand ab, ohne ſich um deſſen Eroberer Ludwig den Zwölften zu kümmern; die vorzüglichſten Häfen des Königreichs Neapel, in welchem die Feldherren des Königs Ferdinand von Arragonien geboten, nahm ſie gewaltthätig in Beſitz; dem päbſtlichen Gebiete raubte ſie einige Oerter. Die Folge war, daß Julius der Zweite das Bündniß von Kambray wider Venedig ſtiftete, wozu er, die Könige von Frankreich und Arragonien, und Kaiſer Maximilian zuſammentraten. Sofort gaben die Venetianer die Plätze preis, welche ſie von Neapel und dem Kirchenſtaat abgeriſſen hatten: ſeinen ſiegreichen Feldzug in Oberitalien benutzte Ludwig nur, um Kremona an Mailand zurückzubringen; und das furchtbare Gewitter verzog ſich über

Venedig. Eben das ſchnelle Vordringen der Franzoſen erinnerte den Pabſt an ſeine alte nothwendige politiſche Anſicht: und um Italien von ihnen zu befreien: ward er der Urheber der heiligen Ligue, welche mit ihm Spanien, Venedig, die Schweizer, den Kaiſer, und den König von England, wider Frankreichs Macht vereinigte.

Unter dem jungen Helden Gaſton de Foix erfochten die Franzoſen den glorreichſten Sieg bei Ravenna; aber der Tod des Feldherrn, bei zu feuriger Verfolgung des Feindes, und der Schweizer Eindringen durch die Tridentiniſchen Alpen bewirkten, daß binnen drei Monaten in Italien faſt Alles für Frankreichs König verloren war. Der ſiebzigjährige Julius ſtarb erfreut, und geſchmückt mit dem Titel eines Befreiers Italiens von den Galliern. Kardinal Johann von Medicis, kaum entſchlüpft aus den Händen der Franzoſen, die ihn bei Ravenna gefangen hatten, ward durch die Parthei der jüngern Kardinäle zu ſeinem Nachfolger erwählt, und nannte ſich Leo den Zehnten.

Er blieb in den Ideen Julius des Zweiten; aber nun ſchien Venedig die politiſche Regel vergeſſen zu wollen, daß es eine ſolche Macht wie Frankreich keinen feſten Fuß in Italien gewinnen laſſen könne, ohne der Gefahr, verſchlungen zu werden, ſein eignes Gebiet auszuſezen. Es ſchloß ein Bündniß mit dem hartbedrängten Ludwig. Bedingung war, daß den Venetianern Kremona und die übrigen neulich eingebüßten Pläze durch Frankreichs Hülfe wieder zu Theil werden ſollten. Dieſe Hoffnung reizte ſie, und über eine Gründung der franzöſiſchen Macht in Italien dachten ſie wohl ſorgloſer, nachdem ſie geſehen, welchen vielfachen Wechſel dieſelbe in ſo kurzer Zeit erlitten hatte. Sie rüſteten ſich fleißig unter ihrem Feldherrn Bartholomäus d'Alviano, welchen Ludwig zu dieſem Kriege aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft entließ, und ein gewaltiges Kriegsvolk der Franzoſen kam nach Oberitalien. Ihre erſte Waffenthat ſollte die Eroberung Novara's ſeyn.

Leo der Zehnte hatte weder Geld noch Unterhandlungen geſpart, um ſchweizeriſches Kriegsvolk den Franzoſen entgegen zu ſtellen, und dem kriegeriſchen Kardinal von Sitten gelang es, daſſelbe nach Italien zu bringen. In der großen Schlacht bei Novara erſchlugen die Schweizer zehn Tauſend Franzoſen (1513. Junius 6).

Dieſe Niederlage der Bundesgenoſſen erregte Beſtürzung und Trauer in Venedig, auf welches ſich nun die ganze Laſt des Krieges wälzte, zumal da der erbittertſte Feind der Republik eben jetzt bedeutendes Kriegsvolk unter den tapferſten Oberſten wider ſie geſandt hatte.

Niemand war von ihr ſo gemißhandelt worden, als Kaiſer Maximilian der Erſte. Als er im Jahr 1507 einen Heereszug nach Italien begann, um ſeinem Vorgeben nach von dem Pabſte gekrönt zu werden, trieben ihn die Venetianer mit den Waffen zurück, und richteten unter ihrem Feldherrn Bartholomäus d'Alviano das kaiſerliche Heer ſo zu Grunde, daß kaum ein Bote übrig blieb, die Niederlage dem Kaiſer zu verkünden. Großer Gedanken fähig, zur planmäßigen Ausführung nicht geſchickt, abentheuerlich kühn und tapfer, ohne ein ausgezeichneter Feldherr zu ſeyn, von der vielſeitigen Politik, die nun entſtand, irre geführt, durch Deutſchland, wo eine Gruppe von Souveränen ſich bildete, wenig unterſtützt, und in Benutzung ſeiner Erblande durch die Stände gehemmt, auf ſolche Art arm an Gelde, ohne welches zu keiner Zeit weniger als damals Krieg geführt werden konnte, indem die kriegeriſchen Banden, die um Sold zu einem Heere zuſammenfloſſen, eben ſo ſchnell, wenn derſelbe fehlte, wieder zerfloſſen: hatte Kaiſer Maximilian nie vollſtändige Rache nehmen können. Jetzt ſandte er unter Ritter Georg von Frundsberg, deſſen Namen die kaiſerlichen Feinde in Italien ſchon mit Schrecken nannten, und unter andern Oberſten ſechs Tauſend Deutſche Fußknechte wider Venedig, zu welchen die alten Deutſchen Krieger ſtießen, die aus der Niederlage bei Ravenna übrig geblieben waren. a)

Frundsberg wußte auf ſeinem Zuge mit anderthalb hundert Deutſchen Landsknechten ſechszehnhundert vom Venetianiſchen Landvolke niederzulegen und zu verjagen, und die Stadt Baſſano, die von drei Kriegsſchaaren eingeſchloſſen war, zu befreien. b)

---

a) Hiſtoriſche Beſchreibung der viel und mancherley Geſchicht, ritterlichen und gewaltigen Kriegsthaten beyder wohlgebohrnen Herrn, Herrn Georgen und Caſparn von Frundsberg, Vatters und Sohns, Freyherrn zu Mündelheym u. ſ. w. weyland Kay. Römiſcher May. fürtrefflichſten Oberſten Feldherrn. Gedruckt zu Franckfurt am Meyn. 1620. Fol. Blatt 15. S. 2.

b) Frundsbergs Leben. Bl. 15. S. 2. Weder Jovius noch Guicciardini erwähnen dieſer Waffenthaten des Ritters, ſonſt viel geringerer, wenn dieſelben nicht Deutſchen zur Ehre gereichen.

Zu größeren Unternehmungen erwuchſen Muth und Kraft, als Graf Raimund Kardona, Vicekönig von Neapel, und Proſper de Kolonna, mit den Spaniern und verſchiedenen Hauptleuten des Pabſtes, ſich mit den kaiſerlichen Kriegshaufen zuſammenthaten.

So ungemein die Kampfbegier Georgs von Frundsberg und ſeiner Deutſchen zu Thaten drängte, welche der Hoffnung ihres Kaiſers entſprächen, c) zauderte Graf Kardona unſchlüßig, die Ankunft des Kardinals Matthäus, Biſchofs von Salzburg, erwartend, welcher als kaiſerlicher Legat in das Beginnen des zuſammengeſetzten Heeres Eine Seele bringen ſollte.

Kaum war derſelbe im Lager angekommen: ſo rieth er zur Belagerung Padua's. Die Venetianer hatten nach der großen Niederlage ihrer Bundesgenoſſen, der Franzoſen, bei Novara für rathſam gehalten, daß ihre beiden Feldherrn Alviano und Baleone ſich mit der geſammten Kriegsmacht in die feſten Plätze, jener in Padua, dieſer in Treviſo legten, und durch neue Werke dieſelben zu verſchanzten Lagern machten, in welchen ſie bis zum Winter blieben, ohne dem Feinde Gelegenheit zu einer Feldſchlacht zu geben. Treviſo, ſagte der Kardinal, würde freilich leichter zu erobern ſeyn als Padua, welches die Venetianer mit brennendem Eifer befeſtigt, und mit der Blüthe

---

c) Francisci Guicciardini historiarum sui temporis libri viginti. Basilae 1566. Fol. Guicciardini ſagt ausdrücklich, daß die Deutſchen mit großen Gedanken umgegangen wären; aber nach allem, was er über ihre unverhältnißmäßig geringe Macht äußert, iſt jene Ausſage mehr Spott, als Lob.

ihres jungen Adels beſetzt hatten: allein Padua's Einnahme bringe dem Kaiſer mehr Ruhm und Nutzen.

Faſt alle Führer waren gegen dieſen Plan, und hielten Padua's Eroberung für unmöglich. Der Vicekönig fügte ſich dem Willen des Biſchofs; aber alle ſeine Anſtalten verriethen, daß es ihm mit der Unternehmung nicht Ernſt war. An ſich ſo ſchwierig, konnte ſie da nicht gedeihen. Die tapferſten Ausfälle der Venetianer ſchreckten ſie weniger, als die Einöde, welche ſie rings um die Stadt gemacht hatten. Alle Bewohner waren hier entflohn. Es fehlte an hinlänglichen Arbeitern, um Gegenwerke aufzuwerfen; und gänzlich an Zufuhr von Lebensmitteln. Achtzehn Tage lag das Heer vor Padua, ohne etwas zu vollbringen. Im Gefühl, daß die Schmach, jetzt abzuziehn, geringer ſei, als das Verderben, welches die Fortdauer der Belagerung mit ſich bringe, ſtellten die Führer die Nothwendigkeit, von Padua zu weichen, dem Biſchof vor, und er widerſtand nicht, verſichernd, daß er unkundig des Kriegweſens auf Padua's Belagerung nur gedrungen habe, weil ſelbſt von dem Vicekönig Neapels dem Kaiſer durch viele Briefe und Botſchaften die Eroberung jener Stadt, wie ſehr zu hoffen und vortheilhaft geſchildert ſei. d)

d) Guicciardini p. 413. 14. Pauli Jovii historia sui temporis. Lutetiae Paris. 1553. Vol. I. XII. p. 109. 10. Frundsbergs Leben. Bl. 15. S. 2. Die beiden letzten Quellen ſchweigen gänzlich davon, daß der kaiſerliche Legat die Belagerung Padua's angerathen habe; allein Guicciardini erzählt dies mit ſo beſtimmter Angabe, daß man nicht daran zweifeln darf.

Das verſammelte Heer beſtand jetzt wenigſtens aus zehn Tauſend an Spaniern und deutſchem Fußvolke; denn funfzehn ſpaniſche Fähnlein wurden gezählt, und ſieben deutſche, von welchen jedes aber fünfhundert Mann faßte. Siebenhundert ſpaniſche Küraſſire befehligte der tapfere Markgraf Ferdinand von Peskara: Oberſter der deutſchen Küraſſire und leichten Pferde war Philibert Suggar. Gering mogte ſeyn, was ſich von päbſtlichem Volke vorfand; denn Leo hatte nach der großen Niederlage der Franzoſen wenig Grund, an dem Kriege noch Theil zu nehmen. [c]

Zahlreich genug war dies Heer für dieſe Zeiten: nur hatten Graf Kardona und Prosper de Kolonna viel weniger Feuer für einen raſchen Erfolg des Krieges, als Kardinal Matthäus und Georg von Frundsberg, welche der Rache ihres Kaiſers an der hochmüthigen Republik Venedig eingedenk waren. Nach dem Rückzuge von Padua ſpornte jener den Vicekönig Neapels, den Herbſt noch zu benutzen, und in das Gebiet der Venetianer einzufallen, um durch Verheerung deſſelben die Entſcheidung in Schlachten herbeizuführen. Auch forderten die Spanier, und beſonders die deutſchen Soldaten, welchen der Sold ausblieb, daß endlich einmal etwas mit Gewalt vollbracht würde. Hoffnung nach Beute, Wunden und Tod und

---

c) Dieſe Berechnung der Stärke des Heers beſtimmt ſich durch genaue Ausgleichung Gvicciardini's p. 418. mit Frundsbergs Leben. Bl. 15. Jovius giebt p. 110. 11. die kleine Zahl der päbſtlichen Reiterei beſtimmter an, und wiewohl in den übrigen Angaben von jenen beiden Quellen abweichend, iſt er es nicht im Weſentlichen.

der Tapferkeit Ruhm theurer achtend als Sicherheit und Müßiggang beſtritten ſie mit aufrühriſchen Stimmen die Unbeſcholtenheit der Anführer.

Ungeſtüm riß ſich Frundsberg mit den Deutſchen los und zog auf Verona, mit ſichtbarer Erbitterung, daß Kardona zauderte, in den Rathſchlag des kaiſerlichen Legaten einzugehen. Der Vicekönig ſah ſich gezwungen, ihnen, wiewohl langſam, nachzuziehen, und endlich überwältigte ihn die Stimme der Soldaten. „Uns bleibt nichts übrig, ſagte er im Kriegsrathe, als daß wir durch alles mögliche Drangſal den Feind zwingen, aus ſeinen feſten Städten hervorzukommen, und den Kampf mit uns zu beſtehen: darum wollen wir auf die Städte fallen, die hart am Meere liegen, und Alles mit Feuer und Schwert verwüſten.“

Vergeblich zeigte Prosper de Kolonna die Gefahr dieſes Zuges, von welchem ſie wahrſcheinlich nicht zurückkehrten. Regenſtröme, zu dieſer Zeit gewöhnlich, würden herabſtürzen, die Wege überſchwemmen und verderben. Wenn das Heer, mit Beute beladen, und von Raub aufgelöſet, vergebens verſuche, den ſchlüpfrigen und ſchlammigten Boden zu beſiegen: dann werde Alviano ſich mit ſeiner ungeſchwächten Kriegsmacht und ſeinem Feuer entgegen werfen, würden die wilden Bergbewohner in großen Schwärmen herabſtürzen. Allenthalben würden die Päße dem Heere verlegt ſeyn, welches durch Hunger und durch das feindliche Schwert umkommen müßte.

Ritter Frundsberg, der nichts fürchtete, als daß keine That vollbracht, und ſein Kaiſer vor der übermüthigen

Republik zu Schanden würde, hatte wenig Glauben an die Befürchtungen Prosper Kolonna's, und der friſche Muth der Deutſchen Führer ward von Peskara begünſtigt, der nach Ruhm und Kampf glühte.[f])

Der Vicekönig ließ den ganzen Troß und das Gepäck, und alle Kranke und Schwache nach Verona bringen, und nahm zwölf Falkonen mit, als ſein wohlgerüſtetes Heer aufbrach. Verwüſtend ging der Zug durch das Gebiet der Venetianer unter Raub und Flammen. Die blühendſten Städte wurden eingeäſchert, und Jammer und Wehklagen waren längſt nach Venedig erſchollen, als es das ſchreckliche Heer in ſeiner Nähe gelagert erblickte. Nach Einäſcherung der benachbarten Stadt Meſtre, hatte es ſich beim Thurm Margheria am Geſtade des Meeres geſetzt, und durch wenig Flut ſah ſich Venedig vor einem gleichen Schickſal mit ſeinen übrigen Städten nur auf kurze Zeit geſichert. Plötzlich kam ein gewaltiger Kanonendonner, und die Kugeln ſchlugen in eine Kirche der Stadt: zehn Karthaunen hatte der Feind aufgepflanzt ſie zu beſchießen. Laut jauchzten Frundsberg und die Deutſchen den Kugeln nach, die ihren Kaiſer rächten. In Venedig herrſchte dumpfe Betäubung, daß die Republik, welche ſo vielen großen Kriegsmächten widerſtanden hatte, nun von ſo ungleich geringerem Heere

---

f) P. Jovius l. XII. p. 110. Guicciardini p. 415. Leben Frundsbergs. Bl. 15. Ueber Veranlaſſung und Entwicklung des Entſchluſſes, auf Venedig ſelbſt zu ziehn, iſt Jovius am ausführlichſten und belehrendſten. Uebrigens ſind keine Widerſprüche darüber unter den Quellen.

ſolche Schmach und Gefahr erdulden mußte. Selbſt der eherne Senat wankte, und wich dem ungeſtümen Anfordern Alviano's, daß er Padua verlaſſen, und den Feind, ihm den Rückzug abſchneidend, verderben dürfte.

Alviano beſchrieb ſeinen Soldaten die gewiſſe Hoffnung des Sieges, da ſie von Einem Geiſte der Rache beſeelt, und Eines Urſprungs, wider ein barbariſches Kriegsvolk, das ſich wegen der verſchiedenen Zungen nicht untereinander verſtehe, wider ein beutebeſchwertes und abgemattetes ſich mit friſcher Kraft ſchlügen, reich an Geſchütz und gewaltiger Reiterei. Zugleich ſchickte er ſeinem Schwäher Malateſta Balione, der in Treviſo lag, Befehl zu ihm zu ſtoßen, und ließ die Bergvölker ſich in Bewegung ſetzen.

In die Mitte von Padua, Treviſo und Venedig, hatte ſich darauf das Heer der Deutſchen und Spanier geworfen: über Flüße, vom Feinde beſezt, durch enge Päße, unwegbar durch Verhaue, mußte es ſich den Weg auf Verona zurück bahnen: denn nach Deutſchland ſich zu ziehen, war ihm unmöglich, weil das Bergvolk die gebürgigten Engen durch Verhacke und Felſenſtücke verrammelte. Das vereinte Heer hatte den ganzen Zug begonnen, um die Venetianer zur offenen Feldſchlacht zu zwingen; allein dieſe, wiewohl herausgelockt aus Padua und Treviſo, verriethen bald, daß ſie, eine Schlacht meidend, die Feinde durch Hunger und Wetter und kleine Gefechte aufreiben wollten.

Alviano hatte ſich an dem Fluß Medoac gelagert, und die Spanier und Deutſchen zogen mit zuſammengedrängter Beute eiligſt in dieſelbe Gegend, begierig nach entſcheidender Schlacht. Allein Kardona, der das jenſeitige Ufer mit vielem Geſchütz und rüſtigem Kriegsvolk unter einem Anführer beſetzt ſah, welcher zu jeder kühnen That entflammt war, wurde durch den ungeheuren Verluſt geſchreckt, ohne welchen er dort nicht über den Strom gehen konnte. Die übrigen Führer ſtimmten ihm bei. In der zweiten Nachtwache bricht er auf mit dem Lager und läßt Feuer zurück und die ganze leichte Reiterei, als ſtünde das Heer unverrückt, und damit ſie den Feind beſchäftige: Einige ſollten ſich ſtellen, als wollten ſie den Uebergang verſuchen, Andre inzwiſchen dem Heere in geſchloßnen Haufen nachziehn.

Eilends zog es aufwärts, und wie es an eine Furth der Brenta gelangt war, warf ſich Peſkara zuerſt ins Waſſer, und ſeinem Beiſpiele folgend verließen die ruhmvollſten Hauptleute ihre Roſſe und wateten durch die Fluth, das Fußvolk ermunternd: den Spaniern nach drangen raſch die Deutſchen. Alviano hatte den Abzug des Feindes während der Nacht geargwohnt, und einen Trupp leichter Reiter zum Kundſchaften vorausgeſchickt: er ſelbſt folgte bei anbrechendem Tage, vermied aber die Schlacht, als er den Feind nach vollbrachtem Uebergange ſchon in Streitordnung erblickte.[g]

Ungeſtüm muthig, war er gehalten genug, um nur mit gewiſſer Hoffnung des Sieges ſchlagen zu wollen; denn er hatte noch immer Hoffnung, durch Hunger und Wetter und Wege

---

g) P. Jovius l. XII. p. 110. b. — 112. Guicciardini p. 415. 16. Frundsbergs Leben 15. b. 16. a.

den Feind ohne Schlacht zu verderben. Er ſah, daß dieſer auf Verona eilte, und beſchloß ihm zuvorzukommen, und durch Beſetzung des Paſſes bei Ulma die Straße abzuſchneiden.

Hier vereinigte er ſich mit der Kriegsmacht, welche ſich unter Baleone aus Treviſo gezogen hatte, und machte den Paß unwegbar, indem er die Straße durch einen Graben abſchnitt, und die ſchnell errichteten Dämme und die Gegend umher mit ſchwerem Geſchütze bepflanzte.

Das feindliche Heer langte gegen Abend hier an, und fand alle Schlüfte ſo beſetzt, daß ein Verſuch durchzubrechen nur ſeinen Untergang bewirken konnte. Fünfhundert Schritte von Alviano's viereckter Schlachtordnung am Fluße Bachilion mußten ſich die ermüdeten Spanier und Deutſchen lagern. In ihren Rücken, auf ihre Seiten waren Venetianiſche Unterbefehlshaber mit vier Tauſend Mann, fünfhundert Pferden und zahlreichen Schaaren des Landvolks gezogen, hatten alle Straßen abgegraben; an den Bergen, bei den Eingängen der Thäler und am Uebergange des Waſſers Trupps aufgeſtellt. Von vorn ſchlug ununterbrochen das ſchwere Geſchütz Alviano's auf ſie ein, wenn ſie Zelte aufrichten, oder einen Platz zum Lager nur auswählen wollten. Ein ſolcher Regen von Pfeilen traf ſie von vorn und von den Seiten, daß ſie ganze Reihen des Fußvolkes platt an die Erde legen, und die Reiter ſich hinter Geſträuchen und Bäumen oder in Niederungen verbergen mußten. Dazu kam, daß aller Getraidevorrath ſchon vor zwei Tagen aufgezehrt war, und das Heer ſich einzig vom Fleiſche des zuſammengetriebenen Viehs ernährte.

Indem keine Hoffnung, keine Munterkeit, nichts von der alten Tapferkeit die Soldaten und Anführer belebte, ließ zuerſt Frundsberg ſeinen noch friſchen Muth hervorbrechen. Alviano ſchickte ihm einen Trompeter mit dem Antrage: wollte er mit den nackten deutſchen Landsknechten die Wehr niederlegen, ſo würde man ſie mit weißen Stäben aus dem Lande gehn laſſen. Darauf antwortete der Ritter: er habe nackte Knaben, wenn aber jeglicher derſelben einen Pokal Wein in der Bruſt habe, ſo wären ſie ihm lieber, denn die Seinigen, die Harniſche trügen bis auf die Füße. Er wolle lieber da ehrlich umkommen, als ſchändlich abziehn.

Voll ſolcher Freudigkeit ſprachen er und die beiden andren Oberſten der Deutſchen, Georg von Lichtenſtein, und Hans Jakob von Landaw, ſich tröſtlich einander zu, und gingen um Mitternacht, da ſchlaflos und bekümmert bei ſpärlichem Feuer und in grauſenvollem Dunkel das Heer lag, zu dem Feldherrngezelte des Grafen Kardona, wo ſie auch der andren Nationen Obriſten trafen.

Alle ſtimmten darin überin, daß ſie in dieſer Lage gänzlich verloren wären, wenn noch, was von der Jahreszeit zu fürchten war, Platzregen auf ſie herabſtürzten; daß ſie ſogleich ſchlagen müßten, aber nicht in dieſer traurigen Stellung mit einem Feinde, der wie in Veſten ſtehe: ſondern ſie wollten ſtill aufbrechen und etwas rückwärts gehen, zur Rechten gen Baſſano; ohne Zweifel werde Alviano ſie verfolgen, und dann wollten ſie in einer Ebene ihm Stand halten; miede er die Schlacht, ſo gelänge ihnen wohl, durch einen Umweg über die Tridentiniſchen Alpen nach Verona zu ziehen.

Schon hatte Alviano nach Padua geſchickt: die Herren ſollten herauskommen und ſehen, wie es dem Feinde gehen werde, welchen er auf der Schlachtbank habe. Schon liefen die Paduaner herbei und ſtiegen auf Bäume und Anhöhen, um zu ſchauen, wie man die Feinde niedermetzeln würde. Allein leiſe brach der Vicekönig auf, ſobald es dämmerte. Ein ungemein dicker Nebel auf den Bergen und Feldern verhinderte, daß Alviano den Abzug des vereinten Heeres ſogleich gewahr wurde; und als es geſchah, war er unentſchloſſen, ob er zur Verfolgung aufbrechen ſollte. Er wußte, daß alle Wege dem Feinde abgeſchnitten waren; und ſelbſt die Tridentiniſchen Alpen, in welchen Kardona nur eine äußerſt geringe Beſatzung zurückgelaſſen hatte, konnte er ſchneller erreichen. Doch Lauredanus, einer von der Republik Legaten im Lager, ſchalt des Feldherrn Trägheit, der den flüchtigen, zerrütteten Feind gleichſam aus den Händen entſchlüpfen laſſe. Da wandte ſich Alviano und ſprach: „wir wollen, freilich verwegen, doch hochgeſinnt, die Schlacht gefährden, da unmäßige Gewalt des Befehls die Vernunft bindet, auf daß nicht, wenn ich heute vorſichtig und Zaudrer ſeyn wollte, ich bald darauf der Treuloſigkeit und Feigheit im Senate angeklagt werde, und durch widerwärtige und boshafte Stimmen der Unerfahrnen zuſammenfalle.“ Mit großer Wuth gab er das Zeichen zur Schlacht, und folgte ſtürmiſch dem Feinde.[b])

---

b) Guicciardini p. 416. 17. P. Jovius l. XII. p. 112. 13. Leben

Durch enge Schlünde eilte Venedigs Heer, in ſchmalen Reihen, haltungsvoll; und zu einem breiteren Gefilde gelangt, ſchaute es dort die Spanier und Deutſchen, die in viereckter Schlachtordnung zogen, um ſogleich nach allen Seiten zum Kampf fertig zu ſeyn. Indem Alviano die Truppen und das Geſchütz, um die Schlachtordnung zu entwickeln, vollends aus den Engen zog, ſchickte er die leichten Pferde vorauf mit drei Falkonen: ſie ſollten den feindlichen Nachtrab anplagen. Sofort that ſich die deutſche Reiterei in einen dichten Haufen zuſammen, ſtürmte gegen die venetianiſchen Pferde, warf ſie auseinander und nahm die drei Falkonen. So begann am ſiebenten Oktober des Jahres 1514 die Schlacht bei dem Dörflein Kreatie auf der von Bergen umſchloſſenen Ebene, in einem Thale voll Hecken und Stauden, durchſchnitten von einem kleinen Waſſer. Beide Heere waren ungefähr gleich an Stärke, die Führer an Muth und Kriegserfahrung. Auf den rechten

Frundsbergs. Bl. 16. 17. In dieſer Beſchreibung des Beginnes der Schlacht von Vicenz iſt durch kritiſche Zuſammenſtellung der anſcheinende Widerſpruch ausgeglichen zwiſchen Jovius, der Alviano's Abneigung und die Anreitzung dazu durch Lauredanus beſchreibt; zwiſchen Guicciardini, welcher der ungebändigten Hitze des Venetianiſchen Anführers die Schlacht beimißt; zwiſchen dem Verfaſſer von Frundsbergs Leben, der ſchildert, wie voll Zuverſicht Alviano, und wie begierig zu ſchlagen, geweſen ſei. Der Feldherr vertraute auf die Benutzung der Umſtände zum Verderben des Feindes, ſo auf den Ausgang der Schlacht, zu welcher er halb gezwungen wurde: ihr anfänglich abgeneigt, konnte er nach gefaßtem Entſchluße ſie mit Wuth und Begierde anheben.

Flügel ſtellte Alviano ſeinen Schwäher Valeone, und befahl ihm, ſich weit zu dehnen, um den Feind zu überflügeln: enger den linken zuſammenzuziehen; und die leichten Truppen umherzuſtrömen, ward deſſen Anführer Antonius Pius befehligt: Blüthe und Kern der Soldaten war im Mittelpunkte, welchen der Oberfeldherr ſelbſt anführte. Kardona und Prosper Kolonna ſtanden in der Mitte ihrer Schlacht. Der letzte ordnete an, daß Peskara, der den rechten Flügel mit den Spaniern, daß Frundsberg, der den linken Flügel mit den Deutſchen bildete, ſich plötzlich mit gleichem Schritt auf den Feind ſtürzen ſollten. Dagegen flog Alviano hierhin und derthin, und rief: das Ende aller Mühſeligkeiten und des Jubels Anfang ſei gekommen, dieſe Schlacht; und befeuerte ſo die Gemüther der Seinen, daß Einige ſich in den dichten Feind ſtürzten, und wüthend bis zu den Fahnenträgern vordrangen und ſie tödteten.

Dies geſchah, ehe ſich noch die ganzen Schlachterdnungen bewegten, und an der Stirn auch die ſpaniſche Reiterei hart zuſammenſtieß mit Venedigs Küraſſiren, welche die deutſchen Reiter, die nach Wegnahme der Falkonen zu heiß vordrangen, zurückgeſprengt hatten.

Da fuhren gleichmäßig Frundsberg und Peskara los, und mit ſolchem Gewichte, daß die Kohorten von ausgezeichneter Tapferkeit, die Alviano ihnen zuerſt mit Zuverſicht entgegen warf, nach kaum verſuchtem Kampfe den Rücken wandten. Georg von Frundsberg und Hans von Landaw drängten ſich den Weichenden nach. Des Feindes Mittelpunkt, die Reiterordnung, war durch des Fußvolkes Flucht entblößet. So tapfer ſie war, mogte ſie dem gewaltigen Nachdrucke nicht widerſtehn. Der Deutſchen Ungeſtüm ſchlug Alles nieder: ſie wollten nur Rache und Tod, und keinen Gefangnen. Alle Banner wurden niedergeſtürzt: noch ragte die Hauptſtandarte Alviano's. Da ſank auch ſie; und vergeblich beſchützte ſie lange der ſterbende Fahnenträger. Umſonſt trieb der Feldherr die Fliehenden zurück, umſonſt tobten ſeine tapferen Oberſten, eingedenk alten Kriegsruhmes: die Schlacht konnte nicht wieder hergeſtellt werden; denn als die Flügel die Niederlage des Mittelpunktes ſahn, an deſſen Stärke ſie ſich ſtützen ſollten, ergriff ſie Graun und Verzweiflung, ſie warfen die Waffen hinweg und flohen ſchändlich. Nun war auch Alviano's Muth gebrochen. Er entriß ſich der Schlacht, von den Seinen und vom Glücke verlaſſen, und floh, durch den Bachilion mit wenigen Reitern ſchwimmend, indem mehrere ſeiner ausgezeichneten Genoſſen in dem Fluße ertranken. Die zahlreichen Schwärme von Landleuten, welche die Hügel beſetzt hatten, und fernher die Waffen ſchüttelten, und mit gräßlichem Geheul dem Feinde Verderben drohten, wurden ſtiller, je mehr ſie der Venetianer Unſtern wahrnahmen, und entwichen allmählig in Wälder und Klüfte, ehe die ſiegreiche Reiterei wider ſie heraufſprengte.

Weit umher war die Niederlage der Beſiegten, und ſechs und zwanzig ihrer Hauptleute und Fähndriche lagen getödtet: durch die Spanier und Italiäner wurden viele gefangen gemacht und erhalten, auch Baleone; aber verloren war, was in die Hände der Deutſchen fiel. Der Legat Lauredanus, indem zwei Soldaten ſtritten, weſſen Gefangner er ſei? bot vergebens eine große Loſungeſtimme: er ward von einem derſelben grauſam hingerichtet, der Unglücklichſte an dieſem unglücklichen Tage, deſſen Urheber er geweſen. Mehr als fünf Tauſend venetianiſchen Fußvolkes waren erſchlagen und gefangen, und vierhundert von der ſchweren Reiterei. Die Sieger haben vier und zwanzig große Stückbüchſen erobert, und alle Kriegsfahnen des Feindes, wovon Frundsberg etliche in den Pfarrkirchen zu Mündelheim aufhängte.i)

So groß die öffentliche Trauer über dieſe Niederlage zu Venedig war, beſchloß der Senat ſogleich, daß Kohorten in der Stadt auszuheben wären, um alsdann zur Beſatzung von Padua und Treviſo abzuziehn. Aber die Sieger, welche äußerſt wenig in der Schlacht verloren hatten, glaubten ſich nach der Anſicht des Oberfeldherrn Grafen Kardona nicht im Stande, durch plötzliche Belagerung jener beiden Städte den Sieg zu benutzen und den Krieg zu beenden; denn es war die Zeit der Platzregen gekommen, und die Soldaten, wiewohl Sieger, waren nicht geneigt, neue Mühſeligkeiten und Gefahren zu übernehmen, indem ihr Sold ausblieb. Das Heer ward deshalb nach Vicenz und Verona in das Winterlager geführet.

Gleichwohl ruhten weder die Spanier, noch die Deutſchen. Sie zogen aus Vicenz, und verheerten und ſengten das ganze Land bis gen Padua, und ſobald der Anbruch des Frühlings eine lebhaftere Fortſetzung des Kriegs verſtattete, nahmen Georg

---

i) Guicciardini p. 417. P. Jovius l. XII. p. 114. Leben Frundsbergs. Bl. 17. 18.

von Frundsberg und andere Oberſten des Kaiſers mehrere Städte der Venetianer ein, wie Rovigo, Eſte, Montefalkone, und trieben ſolche Plünderung, daß die Republik, müde und erlegen, der Ermahnungen des Pabſtes, mit dem Kaiſer Frieden zu machen, eingedenk wurde. Sie erbot ſich, Verona an Maximilian abzutreten; allein er verlangte auch Vicenz und andre Städte. Zu ſolcher Aufopferung wollte ſie ſich nicht verſtehn, und lieber abwarten, welche Hülfe ihr von Frankreich herkomme.

König Ludwig der Zwölfte war am erſten Tage des Jahrs 1515 geſtorben, und ſein Nachfolger Franz der Erſte, glühend für Ruhm, und von ritterlichem Schwunge der Einbildungskraft zu Kriegen, von Liebe für die ſchönen Künſte zu Begierde nach Herrſchaft in Italien, der Heimath derſelben, getrieben, verhehlte kaum, daß er alle Waffenmacht aufbieten werde, um die Anſprüche auf das Herzogthum Mailand, die er durch ſeine Gemahlin Klaudia habe, glücklich durchzuſetzen.

Die Venetianer zauderten nicht, dieſe Stimmung des neuen Königs von Frankreich zu benutzen, und ſchloſſen ein Bündniß mit ihm, daß er mit großer Macht nach Italien kommen und die Spanier und Deutſchen verjagen ſollte, zu welchem Zwecke ſie zehn Tauſend Mann ſtellen würden.

Sobald der Ruf des ritterlichen Königs erſcholl, regte ſich ganz Frankreich; denn kein Land verehrte damals ſo anbetend ſeinen Monarchen, und das Ritterweſen hatte nirgends ſo reiche Blüthe, als dort getrieben. Jeder Ritter verließ gern ſein Haus und deſſen Angelegenheiten, um nicht die Schande zu tragen, daß er einem König, der das Muſter eines Ritters er hoher, edler Geſtalt, Großmuth und Schwung des Geiſtes, und kriegeriſcher Gewandtheit hieß, nicht zum Kampf gefolgt wäre. Vier Tauſend Küraſſire konnte König Franz muſtern, deren jeder drei oder vier Ringe Pferde hatte. Ihnen geſellte er acht Tauſend Reiter leichter Bewaffnung. Dieſe alle waren aus dem eigentlichen Frankreich, weil die Stärke der Franzoſen in der Reiterei damals für die erſte galt. Als Fußvolk wurden ſie den Schweizern und Spaniern und Deutſchen nicht gleichgeachtet. Franz vereinigte ſich deshalb mit den Fürſten zu Geldern und Kleve, die ihm zu ſeinem geringen franzöſiſchen Fußvolke noch zwei und zwanzig Tauſend Mann Deutſche zuführten, und zehn Tauſend Baſken zogen ihm zu unter Petrus Navarra. Auch die ſchwarze Legion, ſo genannt wegen der Farbe ihrer Fahne, und hoch berühmt durch kriegeriſche Tapferkeit und Treue, ſtieß in der Dauphiné, unter Robert von der Mark zu dem franzöſiſchen Heere. Dazu kam eine reiche Artillerie, welche mit mehr Kunſt, Schnelligkeit und Ordnung bedient war, als in den Heeren andrer Nationen gefunden wurde. Die Zahl der Zimmerleute und Schmiede war groß, um die unwegſamſten Bahnen zu öffnen, und hinterher zog ein gewaltiger Troß mit Lebensmitteln für die Truppen. Noch nie war ein ſo wohl organiſirtes und ausgeſtattetes Heer geſehn worden.[k])

Frundsberg und die übrigen Oberſten der bisher ſiegreichen Truppen fühlten, daß gegen ſolche Kriegsmacht, von deren

---

[k]) P. Jovius l. XV. 164 — 67. Guicciardini l. XII. 437. 38. Frundsbergs Leben 18. 19.

Anzug ſie hörten, ihre Schaaren ſchwinden mußten; allein ſie glaubten, daß die Höfe von Wien und Madrid Zeit haben würden, hinreichende Verſtärkung nach Italien zu ſenden, indem die Schweizer gewonnen waren, die zuverſichtlich verſprachen, durch Beſetzung der Alpenpäſſe das franzöſiſche Heer aufzuhalten, und, wenn es eine Schlacht wagte, zu Grunde zu richten. Sie waren überaus erbittert gegen die franzöſiſche Regierung, weil Ludewig der Zwölfte ihr Geſuch um des Soldes Vermehrung abgewieſen, ſtolze und ſchmählige Worte wider das Helvetiſche Volk gebraucht, und Deutſche Söldner berufen hatte. Gern verbündeten ſie ſich deshalb mit Kaiſer Maximilian, Ferdinand und dem Herzog Franz Sforza von Mailand, daß ſie für eine beſtimmte monatliche Zahlung von dieſen Bundesgenoſſen auf alle Weiſe die Abſichten des Königs Franz auf Italien vereiteln wollten.[1])

Das franzöſiſche Heer konnte einen zwiefachen Weg nehmen, über den Berg Cenis oder das Gebirge Genevre, und beide Wege führten nach Suze, wo breitere Ebene beginnt. Dort ſetzten ſich die Schweizer, und bewachten ſtreng alle Ausgänge der Bergſchlünde, voll Zuverſicht, daß die unteren, zum Meer hinliegenden Wege zu enge und rauh wären, als daß die Reiterei eines ſo großen Heeres hindurchziehn, oder gar das ſchwere Geſchütz, welches ſo weſentlich zur franzöſiſchen Kriegsmacht gehörte, durchgebracht werden könnte.

Allein der Feldherr Trivulz ſtellte dem König vor, daß es unmöglich ſei, durch Schlünde zu dringen, die von tapfern

---

1) Guicciardini I. XII. 436.

Schweizern beſetzt wären, und ihre große Zahl ihnen nichts in einem Kampfe nützen würde, zu welchem immer nur Wenige gelangen könnten; daß überdies jeder Aufenthalt in den rauhen Gebirgen ihnen verderblich werden müßte, indem es unmöglich ſei, einen ſolchen Vorrath von Lebensmitteln mitzunehmen, als dort ein ſo zahlreiches Heer in kurzer Zeit verzehren würde. Auch dürften ſie nicht mit großen Umſchweifen nach Italien gelangen; denn der Feind hätte alsdann Zeit ſich zu ſammeln und zu verſtärken, und würde ſich nicht fürchten vor denen, die ihn ſo ängſtlich vermieden hätten. Durch die pfadloſen, unbetretenen Seealpen müßte man brechen, auch die grauſenvollſte Natur ſei zu überwinden, und dort ſei kein menſchlicher Feind zu bekämpfen. Wenn ſie rauhere Alpen, als einſt Hannibal, geſprengt, das ſchwere Geſchütz und die Reiterei in unergründliche Thäler geſenkt, auf ſteile Höhen gehoben hätten, und dennoch mit wohlgerüſtetem Heere plötzlich jenſeit der Gebirge ankämen: ſo wäre der Feind ſchon durch Verwunderung und Betäubung geſchlagen.

Trivulz ſelbſt ward der Führer des Heers, und an den Seealpen über Gipfel und Thäler und Schlünde und Wäſſer, leitete er den Zug, alle Gefahr und Mühſeligkeit bekämpfend, und das Unglaubliche vollbringend. Die Schweizer lagen geſpannt auf der Franzoſen Ankunft zu Suſa, als die Nachricht erſchell, daß ſie ſchon am Urſprunge des Po ſtünden, und der berühmte Feldherr der mailändiſchen Truppen, Proſper de Kolonna, ward in Villa Franka überraſcht und gefangen.[m])

---

m) Guicciardini l. XII. 438 — 40. P. Jovius l. XV. 167. b. 168. 69. Frundsberg Leben 19. P. Martyr. ep. 552. p. 304.

Jetzt waren die Feldherrn der Deutſchen und Spanier in der verzweiflungsvollſten Lage. Zwar hatte Matthäus. Kardinal von Sitten, ein wohlberedter Mann, der bei ſeinen Landsleuten, den Schweizern, in großem Anſehn ſtand, diejenigen, welche das Gebirge verwahrten, ſobald er hörte, daß Franz in Italien angelangt ſei, bewogen, hinter ſich auf Mailand zu ziehn; allein ſie dachten nur an Plünderung, und wie ſie den Raub in die Heimath brächten, uneinig unter ſich ſelbſt, halb gelockt durch die franzöſiſchen Vorſpiegelungen, und halb zürnend auf Frankreich, tobend, daß der Sold ausblieb, welchen Ferdinand von Arragonien verſprochen hatte. Der Pabſt, durch Charakter und Lage zu dem Wunſche beſtimmt, daſtehn zu können, ohne Parthei zu nehmen, hatte ſich zu ſehr geſchämt, von ſeinen alten Bundesgenoſſen zu weichen, und zu ſehr gefürchtet, den gewaltigen König Frankreichs als Meiſter in Italien zu ſehn, auch gehofft, daß ihn die Schweizer noch abhalten würden. Als er aber vernahm, durch welche Alpen die Franzoſen nach Italien durchgebrochen, kam er in heftiges Bangen, und wünſchte Annäherungen zu dem Feinde. Allein ſein vertrauter Bote, Cynthius da Tivoli, ward von den Spaniern am Po niedergeworfen, deſſen Auftrag an König Franz aus ſeinen Briefſchaften hell genug wurde. Man ſah, daß Leo hinter ſich weichen wollte, und durfte nicht mehr hoffen, daß die pöbſtlichen Truppen, über welche Laurenz von Medicis den Oberbefehl führte, mit über den Po wider den Feind rückten. Nun lagen Graf Kardona und der Ritter Frundsberg hinter dem Strome, und wagten ſich nicht hinüber.n)

---

n) Guicciardini l. XII. 432. 43. Frundsbergs Leben. 19. b.

In dieſer Lage der Dinge faßte Matthäus, Kardinal von Sitten, den kühnen Gedanken, die Seele der ſämmtlichen Truppen zu werden, die wider Frankreichs Macht aufgeſtellt waren, und helvetiſche Kraft zum Verderben der Franzoſen zu zwingen. Er gewann der Schweizer Hauptmann, Marx Röſt von Zürich, welcher durch Alter und Kriegserfahrung alle übrige Führer beſiegend, ſchon der Zucht wegen die Uneinigkeit im Heere haßte. Zum Glück kam auch ein Spanier im Lager an mit ſämmtlichen Rückſtänden des Soldes.

Sobald der Kardinal Matthäus die Verhandlungen der Schweizer mit den Franzoſen ſchnöde abgebrochen ſah, beſchwor er den Vicekönig von Neapel und den päbſtlichen Oberanführer Laurenz von Medices, daß ſie zu derſelben Zeit, wann die Schweizer den Feind angriffen, wider denſelben rücken ſollten. Kardona verſprach es; allein er mißtraute dem päbſtlichen Feldherrn und dieſer ihm: beide vertrauten nicht auf die Schweizer, deren zweideutiges Betragen ihnen bisher ſo viel Unruhe erregt hatte. Die Spanier waren zum Theil ſchon über den Strom gegangen, als es nur der Vorſpieglungen eines gefangnen Franzoſen bedurfte, um ſie zu flüchtigem Rückzuge zu bringen: einen Theil der päbſtlichen Reiterei hatte der Kardinal von Sitten ſchon mit ſich genommen; aber nur wenige derſelben, unter ihnen der herrliche Kriegesmann, Mutius de Kolonna, kamen mit ihm an bei den Schweizern. Um zu verhüten, daß die von Frankreich gewonnene Parthei die Gemüther nicht wieder vom Kriege abwendig machte, bat er ſeinen Freund Kolonna, auf einmal zu den Waffen ſchrein zu laſſen, und als wenn der Feind den Vorſtädten nahte, mit Reiterei hinauszuſtürzen, und der Schweizer Hülfe anzuſehn: ein Gleiches trug er den erſten Kohorten auf, die aus Tapferkeit und Haß wider Frankreich für ſich die nächſte Stellung wider den Feind gefordert hatten. Plötzlich erſchallen am Mittage von Mailands Römerpforte her Trompeten und kriegeriſches Geräuſch; es heißt, der Feind rücke an, die Waffen werden ergriffen, eine Kohorte nach der andern ſtürzt zum Thore hinaus, mit unglaublichem Feuer zu ſtreiten; und wie das ganze Heer im Zuge war, flog der Kardinal zu Roß hin und her, durch Baret und Purpur ausgezeichnet, mit vorgetragenem Kreutze, und ermunterte, und verhieß den Sieg im Namen des höchſten Gottes, und der unſterblichen Gottheiten. An dieſem Tage würden ſie die ganze Blüthe des galliſchen Adels vernichten, und Venedig zermalmen, und beginnen, Geſetze in Italien vorzuſchreiben. Sie ſollten nicht glauben, daß die deutſchen Söldner, die Stärke des Feindes, ihre Tapferkeit genug vergeuden würden, um wider Deutſchlands Ehre für deren wahren Gegner, die Franzoſen, ſattſam zu ſtreiten. Der Waſken flüchtiges Geſchlecht, jene geſchminkten Ritter, die mehr Schutz in Sporn und Roß, als in Schwert und Tapferkeit ſuchten, würden nicht ſtandhafter, als ſonſt, fechten. Aber es bedürfe des ganzen Muthes der Schweizer, daß ſie ſich des ſchweren Geſchützes der Feinde bemächtigten. Wer von ihnen tapfer fiele, deſſen Seele, von allem Mackel gereinigt, werde er kraft Vollmacht vom Pabſte ſofort gen Himmel ſenden.

Die franzöſiſche Kriegsmacht ſtand in drei befeſtigten Lagen, welche durch mäßigen Zwiſchenraum von einander getrennt ſich bequem einander unterſtützen konnten. Trivulz und der Konnetable von Bourbon, Befehlshaber der ganzen Reiterei, ſtanden im erſten Lager, und der König ſelbſt befahl im zweiten. Vergebens riethen Mutius de Kolonna und andre, daß die Schweizer an bequemen Plätzen ein Lager wider den Feind aufſchlagen, und nicht zu ihrem augenſcheinlichen Untergange ſolche Verſchanzungen eines ſo großen und wohlgerüſteten Heeres anfallen ſollten: allein der Ungeſtüm der erſten Kohorten, die ſich unüberwindlich glaubten, war von dem raſenden Angriffe nicht abzuwenden. Sie drangen über den ſchwierigſten Graben des erſten Lagers, zu Rotten hingeſchmettert vom feindlichen Geſchütze, ſie nahmen daſſelbe mit wütender Tapferkeit, ſie warfen das Fußvolk zurück und verwirrten die Reiterei, ſchon hatten ſie einen großen Theil des Lagers erobert: da zog der König heran mit dem zweiten Heere, nachdem er befohlen, daß ihm das dritte unter Alençon mit gleichem Schritte folge. Seine goldenen Lilien leuchteten hier und dort, gränzenlos war des Herrſchers Tapferheit, und die Schlacht ward am ſchauerlichſten, als die Sonne ſank, und der helle Mond ſein Licht über beide Heere ergoß, daß ſie in den Waffen und dem Blutbade verharren konnten. Sieben Stunden hindurch ward zu Abend und Nacht an den Idus des Septembers mit beiſpielloſer Anſtrengung gefochten. Endlich verbargen Wolken den Mond, und im Dunkel irrten Freunde und Feinde durcheinander, da die Schweizer und Deutſchen nicht ſo verſchieden an Kleidung und Sprache waren, daß ſie in der Finſterniß ſich nicht gegenſeitig verwechſelten: ſo oft ein Umſtand den Irrthum offenbarte, wurde das Gefecht erneuert: auch ließ man auf das Gerathewohl mitunter das ſchwere Geſchütz die Nacht zerreißen. Der Kardinal von Sitten, allenthalben mit feuriger Ermahnung, gerieth unter die Deutſchen, und ahmte ihre rauhere Stimme nach, und entkam. Ueber den Graben des Lagers floh er zu den brennenden Häuſern des Dorfes, welches Trivulz und Bourbon beim Anrücken des Feindes angezündet hatten. Dorthin kam auch Marx Röſt, dorther erſcholl, wie vom Hauptlager, das große Feldhorn der Schweizer, der Stier von Uri, deſſen eigenthümlichen Ton ſie im Zuſammenklange aller Feldtrompeten der Heere unterſchieden. Sie vernahmen die Gegend ihres Sammelplatzes.

Beide Theile brachten die Nacht ſchlaflos zu, mit Sorge ſich zu erquicken: der König von Frankreich mit Sicherheitsanſtalten, worunter die vornehmſte, engere Zuſammenziehung des Lagers, die Schweizer mit Entwürfen, die Schlacht im Morgenroth zu erneuern.

So dringend die älteſten Männer unter den Führern davon abriethen, geſchah es mit friſchem Muthe. Nachdem ſie nahe an des Feindes Verſchanzungen gedrungen waren, brach auf einmal das ſämmtliche Geſchütz deſſelben los, und verbreitete allgemeine Verwüſtung. In der Folge der Schlacht wurde gleich verderblich, daß die feindliche Reiterei, wenn ſie kühn von den Schweizern angegriffen wurde, ſich plötzlich öffnete, um das Geſchütz, welches hinter ihr verborgen war, Verderben donnern zu laſſen. Endlich ſtieß in der Hitze der Schlacht der Venetianiſche Feldherr Alviano mit den Küraſſiren zum König von Frankreich. Da glaubten die Schweizer, daß friſch und unerſchöpft das ganze Heer Venedigs ſchon angelangt ſei, und beſchloſſen den Rückzug, nicht wie Ueberwundene, ſondern in voller Ordnung, mit allem ſchweren Geſchütze und unverfolgt vom Feinde, der nun zwanzig Stunden in Rüſtung und Arbeit gelitten hatte. Die Zahl der Gebliebenen mogte auf jeder Seite bis zu zehn Tauſend ſteigen.[o])

Wiewohl die Schweizer nur in ſofern beſiegt waren, als ſie nicht geſiegt hatten, jauchzte Franz über das Ereigniß bei Marignano, und glaubte, Tapferkeit genug bewieſen, des Glückes Gunſt genug erfahren zu haben, um durch den ritterlichen Schlag Bayards, des Kriegers ohne Furcht und Tadel, die Ritterwürde im Angeſicht des Heeres zu empfangen. Auch waren die Folgen dieſes blutigen Tages, als wenn die Schweizer gänzlich geſchlagen wären. Ihre Hauptleute ergriffen irgend einen Vorwand, um aus Italien abzuziehn, und darum erboten ſich die Mailänder, ihre Stadt an Frankreichs König zu übergeben. Der elende Herzog Maximilian Sforza ſah keine Rettung, als daß er nach einiger Gegenwehr auch die Citadelle überlieferte, und ſich ehrlichen Unterhalt in Frankreich ausbedung, wie eine Gnade. Andre Städte folgten dem Beiſpiele Mailands, und Pabſt Leo konnte nicht genug eilen, Frieden mit Frankreich zu ſchließen.[p])

Venedigs Feldherr Alviano äußerte lebhafte Unzufriedenheit

---

o) P. Jovius l. XV. 169. b. — 179. Frundsbergs Leben 19. b.

p) P. Jovius l. XV. 179. 80. 182. b.

über die Leichtigkeit des Königs zu ſolchen Friedensſchlüſſen; denn er fürchtete, daß die Republik wieder allein auf dem Kampfplatze bliebe, und ſich vergebens geſchmeichelt habe, durch franzöſiſche Hülfe ihre Beſitzungen wieder zu erobern. So ward ſeine Freude über die Schlacht bei Marignano noch mehr geſchmälert. Sie war ſchon betrübt geweſen, indem ſein Sohn auf der Wahlſtatt lag, und er ſelbſt in der Hitze des Tages und der Schlacht ſeine Geſundheit gänzlich eingebüßt hatte. Auch nahm der Tod ihn hinweg, als er jetzt mit gewohntem Feuer den Krieg wider Kardona und Frundsberg fortſetzen wollte, die er ſeit der Schlacht bei Vicenz tödtlich haßte. Vom gemeinen Reiter zum oberſten Feldherrn aufgeſtiegen, würde er den höchſten Ruhm wegen ſeiner Tapferkeit und Kriegskunde erreicht haben, wenn das Glück ihm mehr wohlgewollt, und die geringe Bezähmung ſeines Gemüthes nicht an ſeinen gemeinen Urſprung erinnert, auch ſeine kümmerliche Geſtalt und ſein unedles Geſicht, das nur durch ein feuriges Auge wirkte, ihm nicht die Gewalt über die Menge geſchwächt hätten.[q]

Auf der Republik Erſuchen gab nun der König von Frankreich den berühmten Feldherrn Trivulz und bald auch Peter von Navarro an die Spitze des venetianiſchen Krieges. Der Kampf wüthete um Breſcia, welches die Deutſchen und Spanier ſeit acht Jahren inne gehabt hatten. Frundsberg ſcheint nicht in dieſer Stadt gelegen, ſondern gewacht zu haben, wie er Verona wider jeden Angriff dem Kaiſer erhalten wollte. Seinem ächtdeutſchen Gemüthe voll Liebe für Vaterland und Kaiſer ward

q) P. Jovii elogiorum l. IV. p. 144. Basil. 1677.

wahrſcheinlich das ſchmähliche Schauſpiel erſpart, daß die Spanier und Deutſchen in Breſcia, vom Feinde bedrängt, lange unbeſoldet, und öfters getäuſcht durch Erwartungen der Hülfe, die vom kaiſerlichen Hofe her verſprochen wurde, ihre Führer bedrohten, Verwünſchungen wider Maximilian ausſtießen, und einen Schalksnarren, der auf einen Eſel geſezt durch die Stadt ritt, mit dem kaiſerlichen Adler geſchmückt und Flaſchen tragend, die am Halſe herabhingen, trunken mit Gejauchz als den Kaiſer begrüßten, der ihnen zu Hülfe gekommen wäre.

Wenigſtens hörte Frundsberg von dieſem ſchmähligen Schauſpiele, und jemehr ſein treues Gemüth von ſolcher Schmach und der Lage der Dinge in Italien überhaupt bedrängt und zerriſſen wurde, um ſo tiefer ſchöpfte er Troſt und Freude aus der gewiſſen Kunde, daß Maximilian große Truppen für den italiäniſchen Krieg bereit habe, ſelbſt gedenke nach Italien zu kommen, und mit den Schweizern, die Marignano rächen wollten, mit den Königen von Spanien und England, eine mächtige Kriegslaſt wider Frankreich bewege.[r])

Nach den verhängnißvollen Tagen bei Marignano hatte ſich der Kardinal, Matthäus von Sitten, an den kaiſerlichen Hof begeben, und nicht abgelaſſen, zum Feldzuge nach Italien zu ermahnen. Er haßte die franzöſiſche Regierung als Schweizer und Kardinal. Von gemeiner Herkunft durch Gelehrſamkeit und Beredſamkeit emporgeſtiegen, verdankte er ſeine Größe dem Eindrucke, welchen er auf das Schweizervolk machte, und beſe-

r) Frundsbergs Leben. 20. P. Jovius l. XV. 180. 81. l. XVI. 186.

ſtigte dieſelbe durch die Kirche. Jenes und dieſe liebte er mit Leidenſchaft. Beide waren von Frankreich beleidigt; denn durch die Unternehmungen ſeiner Könige auf Italien ſchwebte der Kirchenſtaat in Gefahr, wenn nicht verſchlungen, doch ſehr erniedrigt zu werden, und Ludwig der Zwölfte hatte deutſche Söldner den geſchmähten Helvetiern vorgezogen.[f] Die Gauen der Schweiz durchſtreifend forderte der Kardinal auf, die bei Marignano gefallnen Brüder zu rächen, und brachte eine Menge Streiter in Bewegung, wiewohl die Magiſtrate nichts öffentlich über einen Krieg wider die Franzoſen beſchloſſen hatten. Funfzehn Tauſend Schweizer, und faſt nur Veteranen von erprobter Tapferkeit, nämlich ſieben Tauſend Mann deutſchen Fußvolkes, drei Tauſend Spanier, führten Kaiſer Maximilian und Kardinal Matthäus im beginnenden Frühling des Jahrs 1516 über die Alpen. Auch folgte den kaiſerlichen Fahnen eine Menge freiwilliger Reiter, die beim erſten Trompetenſchall in Deutſchland mit Luſt ſich aufgemacht hatten. Um des Kaiſers Perſon war ein Geſchwader von auserwählten Reitern, deren er fünf Tauſend mit ſich brachte.

Mit welcher Freude Georg von Frundsberg und ſeine Genoſſen, mit ſolchem Bangen ſah der Pabſt der Ankunft Maximilians entgegen. Er fürchtete mit Recht jede große Macht, die ſich nach Italien wälzte, wo dem römiſchen Kaiſer ſchon dieſer Titel ſo viele Anſprüche verlieh. Dazu kam, daß er demſelben abtrünnig geworden, und Rache fürchten mußte. Er ſandte einen beredten Legaten an den Kaiſer, als derſelbe ſchon

---

f) P. Jovii elogiorum l. V. 162. 63.

in Trient war, um ihn von dem Zuge abwendig zu machen. Allein deſſen Rüſtung war vollendet, und ſein Gemüth zu ſehr auf den Krieg gerichtet.

Zu Verona hatte Frundsberg die Freude, ſeinen verehrten Kaiſer zu begrüßen. Er ſah es mit deutſchem Stolze, wie derſelbe, hervorragend im Heere und von alter berühmter Tapferkeit und herrlichem Geiſtesſchwunge, einen ſolchen Eindruck auf Volk und Soldaten machte, daß man den prächtigen König Franz, der Italien verlaſſen hatte, um in Frankreich Anſtalten wider die drohende Kriegslaſt zu treffen, vergeſſen zu haben ſchien. Beide waren Muſter ritterlicher Tugend und romantiſcher Thatkraft, beide verſchönten ihren heroiſchen Geiſt durch Liebe für Wiſſenſchaft und Kunſt; allein der König von Frankreich blühte in der erſten Kraft der Jugend, Maximilian war dem Greiſenalter nahe; jener ſchaltete mit einer Nation, die mehr, als die andern, zu Einem bürgerlichen Ganzen verarbeitet war, dieſer, abhängig von Unterthanen, die faſt Souveräne geworden; der König kannte freilich wahre Staatsökonomie noch wenig, aber er war doch frei von dem Sinne des Kaiſers, daß Geld zu ſammeln eines großen Fürſten unwürdig ſei, und er freigebig ſpenden müße, was ihm zugefloſſen.[1])

Maximilian rückte in die Nähe von Mailand, in welchem Bourbon und Trivulz lagen, und zu Rathe gingen, ob ſie nicht über die Alpen zurückziehn ſollten, unfähig vor der großen feindlichen Macht zu beſtehn. Da ſandte der Kaiſer einen Herold an die Bürger, und ließ ſie auffordern, die Franzoſen zu vertreiben und ihm binnen drei Tagen die Stadt zu übergeben: ſonſt wolle er eine grauſamere Rache an ihr nehmen, als einſt Friedrich Barbaroſſa. Er ſei gekommen, die eiſerne Krone zu tragen, wie ſeine Vorfahren, in einer Stadt, welche in römiſches Kaiſerrecht gehöre. Als aber die franzöſiſchen Feldherrn ſahn, wie ſich die Bürger nicht regten, der Aufforderung zu willfahren,[a] und horchten auf den Rath von Andreas Gritti, der mit Venedigs Hülfsvolk nach Mailand gekommen war, daß ſie nämlich die Vorſtädte in Brand ſtecken, und dadurch den Kaiſer hindern ſollten, ſich in dieſelben zu legen: ſo ſtärkte ſich ihr Muth von neuem, zumal da auch die Kunde kam, wie zehn Tauſend Schweizer und Rhätier, die ſchon dreimonatlichen Sold von Frankreich empfangen hätten, in dieſen Tagen anlangen würden.

---

[1]) Frundsbergs Leben 20. Guicciardini 454. P. Jovius l. XVI. 1896. 190. P. Jovii elogior. l. V. 155.

Indem die Hoffnungen in der Stadt ſich mehrten, war Maximilian geängſtet, daß der Sold ausblieb, welcher aus

---

[a] Guicciardini l. XII. 454. erwähnet nicht, daß dieſe Aufforderung durch den Herold nicht an die Bürger gelangt ſei; aber P. Jovius l. XVI. 191. b. ſagt ausdrücklich, was wahrſcheinlich iſt, daß Bourbon den Herold nicht in die Stadt gelaſſen habe, mit der Aeußerung, daß die Mailänder dem Könige Franz von Frankreich den Eid der Treue geſchworen hätten, wie demſelben auch durch nicht zweifelhaftes Erbrecht und neuerdings durch Kriegsrecht die Herrſchaft über Mailand geworden wäre. Trivulz fügte hinzu, daß von Anſprüchen Maximilians auf das Herzogthum gar nicht die Rede ſeyn könne; denn er habe ſie längſt für ſchweres Geld an Ludwig Sforza und deſſen Kinder verkauft.

Deutſchland für ſein Heer gebracht werden ſollte. Die Spanier zu Breſcia hatten ihn aufgefangen, als ihren ſchon verdienten Sold behalten. Wiewohl der Kaiſer bei ſeiner Ankunft in Italien, als eine Meuterei wegen Mangels an Geld ausbrach, einen Soldaten mit eigener Hand niederſtieß, und den Aufruhr ſtillte: ſchreckten ihn jezt die Bewegungen der Schweizer, welche drohten abzuziehn, wenn ſie binnen beſtimmter Zeit nicht die Zahlung erhielten. Auch brauchte Trivulz die Liſt, Briefe an zwei Hauptleute der Schweizer zu verfaſſen, daß ſie binnen zwei Tagen vollführen mögten, worüber ſie bedungen hätten; denn er werde zur beſtimmten Zeit alles gerüſtet haben; und dieſe Briefe ließ er in die Hände des Kaiſers fallen. Immer leichtgläubig und ſelbſt abergläubiſch, war dieſer es mehr mit zunehmendem Alter geworden, und verwickelt in Argwohn und Träume, beſchloß er, mit ſo großer Kriegsmacht zurückzugehn, ohne etwas vollbracht zu haben. Die Oberſten waren über dieſen Entſchluß in Betäubung, und Frundsbergs deutſches Gemüth muß unausſprechlich gelitten haben. Ich fürchte, ſagte Maximilian, Aufruhr und Untreue der Schweizer ſei zu beſorgen; Briefe ſind gefunden, daß ſich dieſelben zuſammenthun, und mich den Franzoſen übergeben wollen; Geld iſt nicht vorhanden. In lezter Nacht ſind mein Uranherr Leopold, Oeſtreichs Erzherzog, den die Schweizer zu Sempach erſchlagen, und mein Schwäher, Herzog Karl von Burgund, den ſie zu Nancy umgebracht haben, beide in blutigen Kleidern mir vorgekommen; und das iſt mir Warnung, mich nicht hier in Gefahr zu begeben.

Sobald der Kaiſer mit ſolcher Sinnesart den Rückzug auf

Trient angetreten hatte, zerſchmolz die ganze große Kriegsmacht, und ein Theil derſelben ging ſelbſt über in den Sold Frankreichs und Venedigs. Allgemein war die Stimme, daß er unfehlbar Mailand eingenommen, und die Franzoſen aus Italien verdrängt hätte, wenn er nicht eben ſo überwindlich durch dauernden Krieg, als unbeſiegbar in Schlachten geweſen wäre. Schon hatten die Schweizer des franzöſiſchen Heers ſich geweigert, wider ihre Brüder auf kaiſerlicher Seite zu ſtreiten; ſchon gelangte an jene erſten der Befehl ihrer heimatlichen Obrigkeiten, den Sold Frankreichs zu verlaſſen, und der unermüdete Kardinal von Sitten kam mit einer beträchtlichen Geldhülfe, welche der König Heinrich von England geſchickt hatte.v)

Jetzt blieb für Frundsberg nichts übrig, als daß er ſeinen alten Gedanken wieder feſthielt, nämlich ſich in Verona zu legen, und dieſe Stadt ſeinem Kaiſer zu bewahren. So blieb demſelben bei ſeinen Zügen nach Italien immer der Schlüſſel; und der Ritter hoffte, daß der Held der deutſchen Nation noch durch mannhafte Thaten ſeinen Ruhm in Italien wieder herſtellen werde.

In Verona lagen unter Georg von Frundsberg und andern Hauptleuten vier Tauſend deutſcher Fußknechte, alle des italiſchen Kriegs gewohnt, und zugeſellt waren ihnen fünfhundert Schweizer, welche den Kaiſer nicht hatten verlaſſen, und aus Italien ziehn wollen: deren Führer war der tapfre Arnold Winkelried von Unterwalden. Den Befehl über die Spanier und

---

v) Guicciardini l. XII. 454. 55. P. Jovius l. XVI. 190 — 91. Frundsbergs Leben 20. b. 21.

Italiäner und übrige Beſatzung hatte Maximilian, deſſen Enkel Karl dem arragoniſchen Ferdinand in der ſpaniſchen Monarchie gefolgt war, an den herrlichen Kriegsmann M. Antonius de Kolonna gegeben. Sechs Fähnlein der Spanier, jedes dreihundert Mann alten Kriegsvolkes ſtark, ein Geſchwader alter Kürraſſire, ein Gemiſch von Deutſchen, Spaniern und Italiänern, mehrere Ringe Pferde von denſelben Nationen, und eine treffliche Mannſchaft griechiſcher Reiter, ſämmtlich dem Kaiſer Maximilian verpflichtet, hegten volles Vertraun auf den Ruhm des ernannten Befehlshabers. Aus dem edelſten Geſchlechte der Römer entſproſſen, mit wunderbarer Schönheit und Geiſteskraft ausgeſtattet, bildete er ſich eine Hoheit des Charakters, die niemals ſich untreu wurde. Mit unübertrefflicher Harmonie und Feſtigkeit der Glieder ragte ſeine Geſtalt empor: ſeine heitere Stirn, ſeine hochgewölbte Bruſt, und vor allem ſein brauner Bart waren geprieſen. Durch eifrige Liebe für Wiſſenſchaft und Kunſt hatte er ſich auch die Anmuth, welche ſie geben, erworben, und das Licht ſeiner Seele blieb ſo gleichmäßig, daß er nicht blos bewundert, ſondern durchaus geliebt wurde. In der Kriegskunſt hieß er gelehrt, und unter den trefflichen Meiſtern derſelben, ſeinen Oheimen Proſper und Fabricius de Kolonna, hatte er ſie zuerſt geübt: allgemein war das Urtheil, daß er die Tugenden beider vereine, ohne ihre Fehler, und weiſe, fürſichtig wie der erſte, glühend ſei wie der zweite.

Kein Neid kam in Frundsbergs treues Gemüth, als ein ſo herrlicher Kriegsmann neben ihm den Befehl, oder gar, wie des Kaiſers Abſicht ſcheint geweſen zu ſeyn, die Hauptſtimme führte. Er verehrte gutmüthig den Mitoberſten, der an gelehrter Einſicht und Haltung ihn übertraf: auf Arnold von Winkelried, der weit hinter ihm zurückblieb, ſcheint er weniger wohlwollend das Auge gewandt zu haben.

Mit großer Gewalt bedrängten die Venetianer und Franzoſen die Stadt Breſcia, und es hatte alles Anſehn, daß die kleine ſpaniſche Beſatzung daſelbſt ſich werde ergeben müſſen. Kolonna und Frundsberg glaubten nicht, zur Entſetzung dieſes Ortes ſich verwegen zu dürfen: gelang ſie auch, ſo wurden durch ſolchen Zug doch die Kräfte verzehrt, die zur Vertheidigung Verona's nöthig waren. Mittlerweile zogen ſie zum Kampf von dort aus, überfielen wie ein Sturm die Stadt Vicenz, ſchlugen Venedigs Volk heraus, und nahmen viel Raub, viel Korn und großes Geſchütz auf Rädern mit hinweg nach Verona; welche That eines einzigen Tages ihnen nachmals bedeutenden Gewinn brachte, als nach Breſcia's Fall Venedigs Heer mit Haſt, langſamer die Franzoſen, wie in einer fremden Angelegenheit, zur Belagerung Verona's heranrückten, und an beide Ufer der Etſch ſich ſetzten.

Anfänglich ſchien, daß ſie die Stadt blos einſchließen und aushungern wollten; allein Kolonna war ſogleich überzeugt, daß es zu ſtürmiſchen Angriffen kommen werde, und begann daher Schanzgraben und Bollwerke zur ſchweren Arbeit des Kriegsvolkes und der Bürger. Auf der Mantuanerpforte ſtand ein Thurm, von außen durch eine ſolche Baſtei gedeckt, daß er auch nach dem Urtheile Einſichtsvoller hinreichend geſchützt war. Allein Kolonna beſchloß, wiewohl verlacht von den Soldaten dieſen feſten Hauptpunkt der Stadt noch mehr zu befeſtigen. Das Thor füllte er aus mit einem Damme, indem er in der Mitte ein Fenſter ließ, welches nach außen mit dünner Erde verdeckt dienen ſollte, um unvermerkt ſchweres Geſchütz hindurch abzufeuern. Auch in den übrigen Werken ließ er verdeckte Oeffnungen, durch welche ſeitwärts geſtellte Feldſchlangen auf den andringenden Feind plötzlich abgeſchoſſen würden. Gleichfalls machte er neue Pforten und Gräben unter der Mauer, aus welchen ſein Kriegsvolk wider das feindliche hervordringe. Dieſen Bau vollendete er zur Nacht mit ſeinen Vertrauten, und hielt ihn heimlich, damit der gemeine Mann und Ueberläufer ihn nicht verriethen.

Weil die Etſch zwiſchen den Lägern Venedigs und der Franzoſen tief und reißend ſtrömte, ſchlugen dieſe eine große Brücke über den Fluß, um ſich gegenſeitig Hülfe leiſten zu können. Sie hatten ſie vollendet, und mit Volk und Geſchütz bewahrt, als die beiden franzöſiſchen Heerführer Odetus de Lautrec und Trivulz von Ueberläufern vernahmen, daß die Beſatzung Verona's ſehr unzufrieden ſei, weil der Sold fehlte, und der Mundvorrath größtentheils aufgezehrt wäre; daß die Führer, beſtürzt über die Menge der Ueberläufer, auch die Bürger fürchteten, welche die erbärmliche Dürftigkeit, und Gefahr und Unglück nicht fürder tragen wollten. Da meinte Odetus de Lautrec, daß daß ein Sturm gelingen müſſe. An der Mantuanerpforte ſtürmten die Franzoſen, am Vicenzerthor die Venetianer: dort widerſtand Kolonna, hier Frundsberg. Faſt ununterbrochen währte der Sturm eilf Tage. Selten war eine Stadt von ſo großer Kriegsmacht und mit ſolchem ſchweren Geſchütze angegriffen: unerhört nannten die grauen Krieger das Schießen, und über zwanzig Tauſend großer eiſerner Kugeln ſind in dieſer Zeit in die Stadt geſchoſſen werden. An fünf verſchieden Orten fällten die Franzoſen die Mauer, und machten Lücken, die faſt zweihundert Schritte breit den Zugang gaben: zwiſchen ihnen ſtanden die Mauern aufrecht; denn der Feind wollte die Arbeit der Kaiſerlichen zerſtreuen, und die Arbeiter hinter den Bruchſtücken durch Kugeln wegnehmen. Dagegen warf der Venetianer Sturm beim Vicenzerthor die Mauer in ununterbrochener Lücke über hundert und funfzig Schritte weit nieder. Allein Kolonna und Frundsberg widerſtanden mit dem thätigſten Muthe. Innerhalb der fallenden Mauer hatten ſie ſchon wieder einen Graben gezogen, und hinter demſelben neue Befeſtigungen aufgeführt. Zwiſchen den Lücken verbargen ſie heimlich ſpitzige Fußeiſen, und Bretter voll ſcharfer Nägel. Tag und Nacht ſorgten ſie alſo, wiewohl der Hunger um ſie her wüthetete. Linſen und Bohnen war die tägliche kümmerliche Nahrung der Krieger, das Fleiſch von Roſſen und Eſeln war ihr Leckerbiß, und wenn ſie in Scharmützeln Pferde der Franzoſen bekamen, die ſo feiſt, als die ihrigen mager, oder wenn ſie hinausgeſtürzt waren, um ein todtes feindliches Roß, das vor dem Thore lag, hereinzuholen: ſo jauchzten ſie einem Schmauſe entgegen. Vierzig Tage lang tranken ſelbſt die Oberſten nichts als Waſſer: und wenn Kolonna freundlich und gelaſſen dieſe Noth ertrug: ſo bedrohte der gänzliche Mangel an Wein die Kraft Frundsbergs und der Deutſchen zu brechen; denn ſie konnten, wie ihre

Urväter, die Tacitus beſchreibt, leichter Hunger, als Mangel an Getränk dulden.

Solchen Jammer wollte der Ritter durch die kühnſte That ein Ende machen. Er berathſchlagte mit den übrigen Oberſten, daß ſie aus gedrungener Noth zu Fuß wollten hinausfallen, die Brücke über die Etſch einnehmen, und hinter ſich abwerfen, und ſich ungeſtüm auf die Venediger werfen: wären die geſchlagen, ſo würden die Franzoſen von Verona abziehn.[w]

---

[w] P. Jovius, der immer ungerecht gegen die Deutſchen, voll Vorliebe gegen die Italiäner iſt, am wenigſten aber dem Ritter von Frundsberg wohlwill, beſonders als Biſchof wider den Helden ergrimmt, der Rom ſtürmte und den Pabſt aufzuhenken drohte, ſchreibt dieſen kühnen Gedanken des Ausfalls gänzlich auf die Rechnung von M. Antonius Kolonna l. XVIII. 227.; dagegen giebt das Leben Frundsbergs ihn einzig als Erfindung des Ritters. Bl. 23. An ſich iſt dieſe Biographie eine weniger verdächtige Quelle als Jovius, ſtimmt faſt in allen übrigen Nachrichten über die Belagerungsgeſchichte Verona's mit jenem überein, und widerſpricht ihm beſtimmt in dieſer, und iſt ſo voll Gerechtigkeit gegen Kolonna's Vorzüge, daß ſie ſeinem Ruhm gewiß nirgends hat Abbruch thun wollen. Ueberdies hatte Frundsberg den Befehl am Vicenzerthore und wider die Venediger, von wo aus und wider welche der Ausfall geſchehen ſollte, und eine ſolche verwegene Unternehmung entſprach mehr ſeinem, als Kolonna's Charakter, der mehr fürſichtig und in der Kunſt, eine Feſtung zu vertheidigen, zu groß war, als daß er aus eignem Antrieb darüber hinaus gegangen wäre.

Dieſen Entſchluß war Antonius Kolonna nicht abgeneigt. Schon hatten die Soldaten ſoviel möglich der Leiber gepflegt und ſich gerüſtet; ſchon ſtanden ſie bereit zum Ausbruche, und die erſten Banner wurden ſchon an das Vicenzerthor getragen: als plötzlich von der Mantuanerpforte her ein Getöſe entſtand. Auf die Baſtei daſelbſt ſtürmte Lautrec mit zuſammengedrängter Gewalt: war ſie gefallen, hoffte er die Stadt leicht einzunehmen. Kolanna befahl, daß nun keiner ausziehn ſollte, und eilends zurückgekehrt fand er das Bollwerk mit Franzoſen angefüllt. Da hieß er, das große Geſchütz, welches er verborgen hatte, abzufeuern, da donnerten die Feldſchlangen durch die verkleideten Oeffnungen, da regnete vierecktes Geſchröte aus den Büchſen, wie Hagelſteine, auf die dichte Menſchenmaſſe. Was nicht niedergeſchlagen ward, vernichteten die italiäniſchen und ſpaniſchen Küraſſire, die an dieſem Tage zu Fuß hinausfielen.

Nachdem kam zu dem Ritter Frundsberg ein Brief in die Stadt, worin der Kaiſer meldete, daß er ſein ſtarkmüthiges Kriegsvolk nicht verlaſſen, ſondern ihnen bald Hülfe thun wolle. In Erwartung derſelben verließ man den Anſchlag, über die Etſch auf Venedig zu fallen.

Zwiſchen zwei Ruinen ſtand eine Strecke der Stadtmauer, ungefähr ſiebenzig Schritte lang. An ſie ſchickte Lautrec Schaaren mit Picken und Schaufeln, ſie zu untergraben: von außen ließ er ſie mit Hölzern ſpreißen, daß ſie hineinfallen und die Arbeiter erſchlagen ſollte, über welche Niederlage ſeine nahe geſtellten Krieger plötzlich einbrechen würden. Da bezwang

Kolonna mit Spreißen und Balken inwendig die Mauer, daß krachend ſie hinausfiel, und das Volk erſchlug, das zum Anlaufe bereit war, ſammt den Arbeitern. Nun erſt geſtand Kolonna, daß er von einer Hackenkugel am Arm und Achſelbein durchſchoſſen war, und mußte in ſeine Wohnung gehn, wo ihn ein ſchweres Fiber befiel, ſo daß alles Kriegsvolk ein Mitleiden mit ihm gehabt hat.

Da lag die ſchwere Kriegslaſt auf Frundsberg allein, und er trug ſie unverzagt. Er war den Venedigern ſo erſchrecklich, daß ſie keinen Sturm anlaufen durften, und auch die Franzoſen ſtaunten über ſolche Führer und ſolche Beſatzung, daß ſie ſich nicht rührten, und ſich mit Schanzgräben verwahrten. Da brachten Bauern, mit Geld erkauft und die Wachen der Belagerer betrügend, einen Brief in die Stadt: da ſah man von den Thürmen, welcher große Rauch aufging in der Gegend von Breſcia; denn in das Thal zwiſchen dieſer Stadt und Bergamo war der Obriſt Georg von Lichtenſtein über das Gebirge mit acht Tauſend Mann gekommen, vom Kaiſer verordnet. Er machte viel Rauch und Feuer bei Tag und Nacht, damit die Krieger in und von Verona vermerkten, daß neue Hülfe und neues Kriegsvolk im Lande ſei: auch ſah Frundsberg aus dem Briefe, mit welchem Vorrath an Lebensmitteln, mit wieviel Schlachtvieh ſein Genoß nahe. Die Franzoſen und Venediger beſchloſſen, ſich nun in Ein Lager zuſammenzuthun. In das verlaßne Lager von Trivulz fielen die Deutſchen hinaus, und brachten viel Wein und Speiſen auf Wägen in die Stadt. Die Zeit der Fülle war gekommen, Odetus de

Lautrec und Trivulz zogen in zwei Haufen zurück, jener nach Villafranka, dieſer in die Gegend von Padua, um den Winter unter Dächern zu ſtehn; Venedigs Heer blieb im Felde, unter Zelten und in Häute eingehüllt. Allgemein war die Meinung, daß Frundsberg die Feinde beim Abzuge habe vernichten können, wenn es nicht in Verona gänzlich an Pulver gefehlt hätte. Bald rückten nun Georg von Lichtenſtein in die Stadt ein, mit ſeinem Haufen und allen Vorräthen. Er blieb daſelbſt nur wenige Tage, und wechſelte einige Fähnlein, damit die vom Vertheidigungswerke ermüdeten zum Theil ins freie Feld hinauskämen.[x])

Den herrlichſten Ruhm hatten ſich alſo Kolonna und Frundsberg durch die Vertheidigung Verona's erworben, als ſie hörten vom Friedensvertrage zwiſchen Karl von Spanien und Franz von Frankreich. Jener hatte zu viel zu ordnen im Innern ſeiner Staaten, und kannte noch zu wenig die Kräfte der kaum angetretenen Monarchie, als daß er nicht vorläufig einen Krieg mit dem hochberühmten und kriegeriſchen König der Franzoſen gern gemieden hätte. In Burgund ward ein Friede aufgerichtet, durch welchen auch Italien beruhigt werden ſollte. Karl machte ſich anheiſchig, ſeinen Großvater zu bewegen, daß er Verona an Venedig abträte, wenn dieſes zweihundert Tauſend Goldgülden an denſelben in zwei Friſten zahlte.[y])

x) P. Jovius I. XVI. 190. 91. 193. I. XVIII. 224. b. 230. Frundsbergs Leben 20 — 24. Guicciardini I. XII. 459. 460.

y) Alſo Jovius. In Frundsbergs Leben wird geſagt, daß die Hälfte der Summe für den König von Frankreich geweſen wäre.

Als Maximilian von ſolcher Summe hörte, ergab er ſich gern in den Artikel; doch wollte er Verona, den Schimpf zu mildern, an Karls Abgeordneten übergeben, der dann die Stadt an Lautrec, wie dieſer an den venetianiſchen Heerführer Gritti überlieferte. Kolonna und Frundsberg konnten nicht mit ſolcher Schmach einen Ort überantworten, welchen ſie ſo ruhmvoll mit ihrem Blute vertheidigt hatten. Sie wichen von ihm vor der Uebergabe, und zogen nach Deutſchland zum Kaiſer.*)

Durch den Sieg über Venedigs Heer unter Alviano, und die Vertheidigung Verona's, hatte ſich Frundsberg einen ſolchen Kriegerruhm erworben, und er war als ein ſo ächt deutſches Gemüth voll Liebe für Vaterland und deſſen Ruhm und Recht und Ruhe allgemein geachtet, daß er zu einer wichtigen Unternehmung, wo es darob galt, bald nach ſeiner Ankunft berufen wurde. Herzog Ulrich von Würtemberg, ſo jähzornig und tyranniſch, als launenhaft und planlos, hatte immer Kaiſer und Reich wenig werth geachtet, und nun auch die Reichsſtadt Reutlingen unverſehens überfallen, mit großem Geſchütz beſchoſſen und gezwungen, ihm zu huldigen. Dieſe Stadt gehörte zu dem mächtigen ſchwäbiſchen Bunde, der ſich zuſammengethan und dem Herzog abgeſagt hatte. Der Schwäher des Herzogs Ulrichs, Wilhelm Herzog von Baiern, ward Oberſter über den ganzen Kriegshaufen des Bundes, und führte beſonders die drei Tauſend Pferde bei demſelben an; aber zwanzig Tauſend Fußvolk, die der ſchwäbiſche Bund ſtellte und beſoldete, wurden unter die Obhut des Ritters

---

*) Frundsbergs Leben 24. b. P. Jovius l. XVIII. 229. b.

Georg von Frundsberg gegeben, der in dieſem gerechten Kriege freudig mit großem Geſchütz ins würtemberger Land zog. Ein Städtlein und Schloß wurden nach dem andern von ihm eingenommen, und er zähmte die wilden Landsknechte, daß ſie nicht plündern durften. In Tübingen am Neckar widerſtand zuerſt Herzog Ulrich mit Ernſt; liegend im ſtarken Bergſchloße, das vom luſtigen Orte auf die fruchtbarſte Landſchaft herabſchaut. Seine Feldſchlangen ſchoſſen unfreundlich heraus auf die Feinde, und die Kugeln blieben nicht ohne Wirkung. Da hat Frundsberg ſein Geſchütz geſtellt, und ſo gewaltig gefeuert, daß der ſtarke, neuerbaute Thurm niedergeworfen wurde. Der erſchreckte Herzog iſt hinweggewichen, ins Schloß Hohentwiel, wo er ſich noch nicht ſicher glaubte, nach Mömpelgard. Der bündiſche Kriegshaufe erſchien vor Stuttgard, der Hauptſtadt des Landes: ſie durfte ſich keine Abwehr unterſtehen. Durch das ganze Würtemberger Land zogen die Oberſten und unterwarfen daſſelbe. Als ſie vor das feſte Bergſchloß Asberg kamen, wollte die Beſatzung verziehn, und ſich nicht ergeben. Da ließ Frundsberg alles große Geſchütz hineingehn, und wiewohl ſie mit Schlangen und Falkonen antwortete, hat ſich das Schloß nicht erhalten. Der ſchwäbiſche Bund übergab das eroberte Land dem Kaiſer, und funfzehn Jahre lang war der Herzog deſſen beraubt, flüchtig, obgleich er bei des Krieges Beginn ſeine Unterthanen ermahnt hatte: ſie ſollten ſich wehren, ſo lange ſie könnten und er wollte auch bei ihnen ſtehn.

Als Frundsberg dieſe Unternehmung ſo glücklich vollführte, war in Deutſchland die neue Lehre Luthers ruchbar geworden.

Dem Geiſte der Freiheit und Einfalt, welcher ſo friſch aus ihr wehte, konnte das freie und tadelloſe Gemüth des Ritters nicht verſchloſſen bleiben. Er haßte das Pfaffenweſen, und hatte die italiäniſchen Ränke, die Laſter und die treuloſe Politik des päbſtlichen Hofes in der Nähe auf ſeinen Kriegszügen kennen lernen, freudig ſtimmte er ein in die Scheltworte Luthers wider alle jene Antichriſten. Vor allem ſtärkte ihn, daß die evangeliſche Lehre ſich der deutſchen Ehre eifrig annahm, und in deutſcher Sprache die hohen Glaubensſätze entfaltete, zum Geſang in deutſcher Sprache begeiſterte. Sein Ergötzen war, ſelbſt ein deutſches Lied zu dichten und in trauter Geſellſchaft zu ſingen; ſeine Frömmigkeit war ſo voll evangeliſcher Einfalt, daß er ſeine kühnſten Thaten nur der Gnade Gottes zuſchrieb, vor deſſen Allmacht der ſtarke Held gern wie ein hülfloſes Kind ſtand. Es findet ſich keine Spur, daß er förmlich von der alten Kirche abgetreten wäre; denn er vermied jeden auffallenden öffentlichen Schritt, welchen er nicht durchaus nöthig gefunden, und ſeine Religion war in ſeinem Herzen; auch verging ſein Leben in ſolchem Getöſe des Krieges, daß er eine ſo wichtige Handlung, als öffentliche Glaubensveränderung, kaum in gehörige Ueberlegung ziehen konnte. Aber wie hoch er Luther und die evangeliſche Lehre hielt, zeigte er, indem er ſeinen zweiten Sohn Melchior, der gleich dem älteſten, Kaſpar, zum Kriegsmann beſtimmt war, mehre Jahre auf Wittenbergs hoher Schule der Gelahrtheit obliegen ließ.*)

Frundsberg ſtand jetzt in der Blüthe ſeiner Stärke, in ſeinem zwei und vierzigſten Lebensjahre, und ſah auf ſein bisheriges Leben ſo zufrieden zurück, als mit friſcher Ahnung in den neuen Tag, der über Deutſchland aufging.

---

*) Frundsbergs Leben, Bl. 156. b. 179.

Seine erſte Jugend hatte er auf dem väterlichen Schloſſe zu Mindelheim in Schwaben verlebt, wo er im Jahre Tauſendvierhundert fünf und ſiebenzig von Frau Barbara von Rechberg geboren war. Kaum hatte ſich ſein Vater Ulrich der Achte dort angeſiedelt. Die Stammburg des uralten Geſchlechtes der Frundsberge, welche ſeit Anfang des zwölften Jahrhunderts in Urkunden genannt werden, liegt in Tyrol, der Sage nach eines der römiſchen Kaſtelle, durch welche der Lauf des Innſtromes beherrſcht wurde; und ihre Erbgruft iſt im Kloſter St. Georgenberg, auf ſteilem Felſenabhange, wo unten ein Waldſtrom zwiſchen ſchwarzen Fichtenwäldern hervortoſet. An denſelben prangt noch der altadeliche Wappenſchild: der Eiſenzermalmende Strauß und die grünen Hügel im ſilbernen Felde. Ulrich vertauſchte die Stammburg gegen andre Herrſchaften, weil Erzherzog Siegmund ihrer begehrte, ſeitdem eine halbe Meile von ihr und in ihrer Markung das reiche Bergwerk am Falkenſtein entdeckt war. Allein er wollte nicht auf den eingetauſchten Herrſchaften im Wippthale und Oberinnthale hauſen. Er verließ das Vaterland, und kaufte mit ſeinem Bruder die Herrſchaft Mindelheim von ſeinem Schwager, Feldherrn von Rechberg.[b])

---

b) Oeſterreichiſcher Plutarch von Joſeph Freiherrn von Hormayr. Dreizehntes Bändchen. Wien 1818. S. 67. 68. Als Quelle für einzelne der erſten Notizen vortrefflich. Ihr

Im ſiebenzehnten Jahre des Alters war der mannhafte Georg von Frundsberg in dem Kriegszuge, welchen das Reich und der ſchwäbiſche Bund auf das Lechfeld unternahmen, um den Herzog Albrecht von Baiern zu zwingen, daß er die Stadt Regensburg, die er dem Reich entwendet hatte, wieder herausgebe. Von dieſer Zeit an hat Georg immer Luſt und Begier zu kriegen gehabt; denn der Erfolg ſeines erſten Kriegszuges war glücklich geweſen.[c])

Gleichwohl ſcheint er einige Jahre noch friedlicher Muße geweiht zu haben, ſo wild ringsum das Kriegsgetümmel toſete; denn erſt in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre iſt er zum andernmale von ſeinem Vater zu Mindelheim in den Krieg ausgezogen; und zwar in einen ſehr harten, mit den Schweizern, welche acht Vogtein eingenommen hatten, die altersher dem Hauſe Oeſterreich zugehörten (1499).[d])

---

können wir auch glauben, daß der eigentliche Name des hohen Geſchlechtes Freundsberg iſt, ohne daß wir die nun allgemein gewordene Benennung deſſelben dagegen vertauſchen.

Hormayr giebt das Geburtsjahr unſres Helden ſo an, daß er den Kauf von Mindelheim in das Jahr 1487 ſetzet, und kaum ein Jahr ſpäter Georg geboren ſei. Wahrſcheinlich iſt jene Zahl ein Verſehn und ſoll 1474 heißen; denn Adam Reißner, der vertraute Schreiber des Helden, und Verfaſſer der alten Lebensbeſchreibung deſſelben, giebt als ſein Geburtsjahr 1475 an, zu welchem allein die weitere Chronologie paßt. Im Schweizerkrieg 1499 war Georg von Frundsberg vier und zwanzig Jahre alt.

c) Frundsbergs Leben. Bl. 1. b.

d) Frundsbergs Leben. Bl. 3. b. ſagt ausdrücklich ſo. Dagegen

Bei aller Handlung dieſes Krieges war er gegenwärtig, im Zuge des ſchwäbiſchen Bundes, als die Schweizer, umringt von deſſen Reiſigen, in ihrer Ordnung troß der grimmigſten Kälte einen ganzen Tag und die Nacht ſtanden, und in beträchtlicher Zahl lieber im Schnee erfroren, als ihren Poſten verließen;[e]) oder als ihr Heerhaufe, in geſchloßnen Gliedern durch den Rhein watend, befehligt ward, Halt zu machen, weil der Feind im Anzuge ſei, und unverrückt im reißenden Strome zwei Stunden verharrte, die Eisſchollen von Schulter und Kinn mit den Spießen ablenkend.[f])

Der nächſte Zug des Ritters ging nach Italien, unter den Völkern, welche Maximilian dem Herzoge Ludwig Sforza von Mailand wider das Kriegsheer der Franzoſen zu Hülfe ſandte. Hier lernte er die Schweizer von einer andern Seite kennen, wie ſie nämlich den Herzog, dem ſie durch theuren Sold verpflichtet waren, bei Novara verriethen, und dem feindlichen König in ſchmählige Haft gaben.[g])

---

verſichert Hormayr S. 71. daß ſich Georg zum zweitenmal in den Geldriſchen Unruhen verſorgt habe: wir wiſſen nicht, auf welche Autorität. Es kann um ſo weniger ſeyn, da Frundsberg nicht bei dem Kriegsvolke des Kaiſers Maximilian war, mit welchem er aus Geldern kam, um die Reichsfahne wider die Schweizer fliegen zu laſſen.

[e]) Frundsbergs Leben. Bl. 3. a.

[f]) Oeſterreich. Plutarch. Dreizehntes Bändch. S. 71.

[g]) Frundsbergs Leben. Bl. 4. b.

Noch hatte Frundsberg keine Gelegenheit zu einer Waffenthat gefunden, die ihn auszeichne, als der große Reichskrieg ſich über den geächteten Pfalzgrafen Rupert zog, welcher auf das böhmiſche Heer trotzte. In ſeiner ſiegreichen Schlacht bei Regensburg ſtürzte Kaiſer Maximilian fechtend auf ſein Roß hin. Gegen die feindlichen Kolben und Schwerter deckte ihn ein Haufe Krieger mit ihren eigenen Leibern. Frundsberg war mit demſelben, und nahm den Böhmen ein Fähnlein. Der Kaiſer ſelbſt ſchlug ihn auf dem Schlachtfelde zum Ritter.[h])

Von nun an waren ſein Herz und Arm treu und unermüdlich für Maximilian. Ritterlich hielt er ſich für denſelben wider den abtrünnigen Herzog von Geldern; aber wichtiger ward ſein Kriegsdienſt, als das Bündniß von Kambray, die heilige Ligue, auch die kaiſerlichen Schaaren in den Wechſel der italiäniſchen Kriege führte.[i])

Hauptmann eines Regimentes Fußknechte lag er mit in Verona, da es dreimal wider die Venediger heldenmäßig vertheidigt wurde.[k]) Auf Befehl Maximilians mit Tauſend Knechten aus demſelben gerückt nach Bologna, dem franzöſiſchen Heerhaufen zu Hülfe, erfocht er am zwanzigſten Mai 1511. einen glänzenden Sieg mit über das venetianiſche und päbſtliche Kriegsvolk, eroberte viel des ſchweren Geſchützes und der Fahnen des Feindes.[l])

h) Oeſterreich. Plutarch. 13 B. S. 74. 75. Frundsbergs Leben B. 5. a.

i) Deutſche Blätter. Erſter Theil S. 1 u. ſ. w.

k) Frundsbergs Leben. B. 8. b. Bl. 9. b. B. 10.

l) Ibidem Bl. 21.

In gleichem Ungeſtüm überrumpelte er Päſſe im Gebirge, an der Piave, im Kadober, die Klauſen an der Etſch.[m]) Doch ſeine größte Waffenthat war, daß er in Valſugan und in der Burghut bei Beutelſtein mit achtzehnhundert Landsknechten neun Tauſend wohlgerüſteter venediſcher Kriegsleute angriff und in die Flucht jagte.[n])

Mit ſolchen Lorbeern der Jugend, ſolcher Kriegserfahrung, welche Stärke in einem wohlgeordneten, vom Führer beſeelten deutſchen Kriegsvolke ſei, kam er nach Deutſchland zurück, um bald als Obriſt ſeine Kriegszüge zu beginnen, auf welchen wir ihn begleitet haben. Er konnte ſo gut wie irgend ein Deutſcher der Held Maximilians heißen, als ihm dieſe Sonne unter, eine neue und ſtrahlenvollere aufging.

Während des erſten Dranges der Glaubensverbeſſerung, die Deutſchen von dem römiſchen Joche frei zu machen, war Kaiſer Maximilian verſchieden (12. Januar 1519): ein Fürſt voll großer Eigenſchaften, doch ein ſchlechter Regent, weil er nicht einſah, daß der Ritter jetzt nicht mehr einen Thron füllen konnte, wenn er nicht zugleich vielſeitiger Staatsmann war. Treu hatte Frundsberg an dieſem Kaiſer gehangen; aber deſſen letztes Benehmen in Italien hatte zu deutlich bewieſen, daß die deutſche Ehre unter ihm nicht ſo groß werden konnte, als ſie nach ihrer eigenthümlichen Kraft vermogte. Die Erledigung des Kaiſerthrons, ohne daß ein Nachfolger beſtimmt worden, war in dieſem Augenblicke des ſich neu bildenden Weltſyſtems von

---

m) Oeſterreich. Plutarch S. 76.

n) Frundsbergs Leben. Bl. 12.

ungemeiner Wichtigkeit; und Keiner unter den deutſchen Fürſten hatte Muth und Kraft genug, Kaiſer und Beſchützer des Reichs jetzt zu werden, da die großen Staaten ſo gewaltig an einander ſtießen. Davon war ohne Zweifel auch Frundsberg überzeugt, der ſich in dieſem Zuſammenſtoßen ſo oft herumgetummelt hatte. Aber gewiß ſah er die Bewerbung des Königs Franz um den Kaiſerthron mit Zorn und Bangen. Ihn betrachtete er als den eigenthümlichen Feind der Deutſchen, wie die franzöſiſche Nation ſelbſt, mit welcher er ſich bisher tapfer geſchlagen hatte. Die vielen Laſtwagen mit Geld, die hinter den franzöſiſchen Geſandten in Deutſchland herfuhren, und die Mittel zur Schau trugen, womit die deutſchen Fürſten zu Gunſten des Königs gewonnen werden ſollten; die prahleriſche Rede, welche Franz von ſich als dem hochberühmten Helden, und von ſeiner Macht führte, wodurch allein Deutſchland gegen den nahenden Türkenſturm geſchützt werden könne: waren dem unbeſtechlichen und beſcheidenen Ritter widrig. Von dem andern Bewerber um die Kaiſerkrone, dem jungen Karl von Spanien, ſprach der Ruf nicht günſtig, und ſeine Eigenſchaften für Krieg und Politik wurden bezweifelt. Noch hatte ſich nicht entwickelt, daß ſein Genie zwar eigenthümlich auf ſtille Betrachtung und wiſſenſchaftliche, künſtleriſche Ruhe gehe, aber, einmal gezwängt auf das Geſchäft des Kriegers und Staatsmannes, daſſelbe außerhalb des natürlichen Triebes, als ein künſtliches Werk, meiſterhaft treiben werde. Auch bemerkte Frundsberg nicht ohne Verdruß, daß gleichfalls Karl Geld genug ſpendete, um zu ſeinem Vortheile zu beſtechen. Doch der Ritter dachte, wie Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen, daß die Lage einiger Länder Karls ihn vornehmlich zur Abwehr der Türken von Deutſchland auffordre, und ſeine Macht dazu hinreiche, er indeß beſonders den Vorzug gegen Franz haben müſſe, weil er entſproſſen ſei aus deutſchem Blute, herſtamme von den alten Kaiſern.

Es war eine große Nationalbegebenheit, als Karl (erwählt 28. Jan. 4519, gekrönt 23. Oktober 1520) die erſte Reichsverſammlung zu Worms hielt im Jahre 1521. Nicht nur die Fürſten, ſondern die meiſten bedeutenden Männer der deutſchen Nation strömten zu derſelben; und das ganze Volk in Deutſchland nahm an keinem Reichstage ſo Theil als an dieſem: denn nicht nur ſollte ſich hier offenbaren, was man von dem jungen neuen Kaiſer erwarten könne, ſondern er wollte Luther, der ſchon vom Pabſte verdammt war, hier öffentlich hören und ſeine Lehre richten. Auf einem ſolchen deutſchen Nationaltage durfte Niemand weniger fehlen, als der Ritter Frundsberg. Tief rührte ihn der innige Antheil, welchen Hohe und Geringe dem kühnen Prediger evangeliſcher Wahrheit bewieſen; und als er ihn (den 16. April) durch das dichtgedrängte Volk tapfer hinaufſchreiten ſah zum Rathhauſe vor Kaiſer und Reich, drang er heran und klopfte ihm auf die Schulter und ſprach: „Münchlein, Münchlein, du gehſt einen ſaurern Gang, als ich und mancher Obriſt in die Schlacht gethan; aber biſt du von Gott, ſo ſei getroſt!“

Auch richtete Kaiſer Karl bei den Kriegen, die ihm drohten, gern das Auge auf den treuen Helden. Er ſtand nicht an, den Ritter Georg zu Frundsberg, Herrn zu Mindelheim und Petersberg, zum kaiſerlichen Rath und oberſten Feldhauptmann in der fürſtlichen Grafſchaft Tyrol von neuem zu verordnen, mit Brief und Siegel zu beſtätigen, ihm deshalb jährliche Beſoldung und das Schloß Rungelſtein ſammt der Burghut anzuweiſen.*)

Wie bald der Ritter Gelegenheit haben werde, ſich als treuen kriegserfahrnen Feldhauptmann zu bezeigen, ergab ſich ſchon zu Worms; wo der Häuptling Robert de la Mark im Fürſtenthum Bouillon, beleidigt, daß vom Reichshofrath Eingriff in ſeine Gerichtsbarkeit verſucht war, oder vielmehr, ihn vorſchiebend, der König von Frankreich, dem Kaiſer vor Kurfürſten und Fürſten durch einen Herold auf Land und Leib abſagen ließ. Sein beleidigter Stolz, und ſeine Eiferſucht gegen Karl, der jetzt ihm den Rang abgewonnen hatte, durchbrachen alle Schranken; er maß ſich perſönliches Uebergewicht, und ſeiner zum bürgerlichen Ganzen zuſammengewachſenen Nation Kraft und Willfährigkeit genug bei, um über einen jungen unentwickelten König, und deſſen zerſtreute, in ſich ſelbſt nicht ausgebildete, und in die Rechte der Stände zerſplitterte Staaten gewiſſen Sieg zu gewinnen. Sich durch ſolche Demüthigung des Gegners zu rächen, konnte ihm die Gelegenheit nicht fehlen: denn in den Niederlanden, Burgund, Hiſpanien, und Italien, war durch verwickelte Verhältniſſe und zuſammenſtoßende Forderungen und Anſprüche beider Monarchen genug Stoff zu Kriegen geſammelt; und ſchnell begannen dieſe auf dem vielfachen Schauplatze.

---

*) Frundsbergs Leben Bl. 25.

Der Häuptling Robert de la Mark, unſinnig dreiſt, war ſogleich mit Kriegsvolk, das er in Frankreich angeworben, verwüſtend in das Luxenburgiſche eingefallen. Da ſandte der Kaiſer ein Heer von zwanzig Tauſend Mann unter Oberbefehl des Grafen Heinrich von Naſſau nach den Niederlanden. Befehlshaber waren auch die beiden Ritter, Georg von Frundsberg und Franz von Sickingen: beide glühend für Deutſchlands Ehre und Heil, beide erfriſcht von der evangeliſchen Lehre; und wenn Dieſer an Größe des Familiengutes und an geiſtiger Bildung einen Vorzug beſaß, ſo Jener an Kriegsruhm und Gewalt der Tapferkeit.

Schnell war das Land des kleinen Feindes überſchwemmt; und als nun das deutſche Heer an Frankreichs Gränzen ſtand, gebot der Kaiſer ſeinen Befehlshabern, auch dem Franzoſen Schlöſſer und Städte abzugewinnen. Nach glücklichem Anfange belagerten ſie Mezieres, deſſen Eroberung ihnen wegen der Lage der Stadt den Weg in das Herz der Champagne geöfnet hätte. Deshalb war ihre Vertheidigung an Bayard vertraut worden, den Ritter ohne Furcht und Tadel: ein Beiname, welchen Frundsberg eben ſo gut verdient haben würde, wenn er, von Gemüthe tadellos, und tiefer wie Bayard, eben ſo rein befunden in allen Verhältniſſen, gleich unerſchrocken, und noch kühner muthig, eben ſo voll von Eigenſchaften des großen Feldherrn, und gerüſtet mit höherer Gewalt über Soldatenherzen, wie Jener, auch die Form des Ritters ſo gut beobachtet hätte; allein der Deutſche ſah immer weniger, als der Franzoſe, auf förmliche Manier und beſtimmten Anſtand.

Bayard hatte den Triumph, die Stadt lange wider den Feind zu behaupten, welcher endlich abziehn mußte, als der König durch den Verzug der Belagerung Zeit gewonnen hatte, mit einem zahlreichen Heere in drei gewaltigen Haufen zu Fuß und zu Roß mit merklichem Geſchütze heranzukommen. Er drang in die Niederlande vor, und ſtand bei Valenciennes in der vortheilhafteſten Stellung, als man glaubte daß eine Schlacht zwiſchen beiden Heeren unvermeidlich wäre. Die Ordnungen ſtanden ſo nahe zuſammen, daß ſie einander ſchreien hörten. Frundsberg vermuthete die ungeheure Ueberlegenheit der feindlichen Macht, und gewiſſes Verderben des kaiſerlichen Kriegsvolkes, wenn es in dieſer Stellung mit ihr ſchlagen mußte. Er verſprach hundert Kronen demjenigen ſeiner Hofdiener, welcher den erſten Gefangenen brächte. Sein Jägermeiſter Martin Schellenberg gewann den Lohn, und fing einen Schweizer. Den fragte Frundsberg mit Ernſt: wie ſtark der König ſei? und erfuhr, daß deſſen Macht wohl über vierzig Tauſend Mann gebe, worunter achtzehn Tauſend Schweizer und ſieben Tauſend Gaſkogner wären. Des Kaiſers Oberſten traten zuſammen, und unbeſonnen wollte Graf Heinrich von Naſſau ſchlagen. Da ſprach der Ritter Frundsberg: „Wir ſind dieſem Volke zu ſchwach; greifen wir an, ſo verſchlagen wir dem Kaiſer Land und Leute, und unſer Keiner kommt davon.“ Sein Anſehn gebot, und der Abzug ward beſchloſſen, wiewohl er, wenn die große Macht des Feindes ſich auf ihn ſtürzte, noch gefahrvoller ward als ein Treffen. Allein der Ritter ordnete ihn mit wunderbarer Geſchicklichkeit. Indem ein dicker Nebel gefallen war, mußten die Pferde zwiſchen beiden Schlachtordnungen halten, daß die Feinde nicht merkten, wie das Fußvolk aufbrach und abzog. Die Hunde von beiden Heeren liefen zuſammen, und biſſen einander hart; und während die von des Kaiſers Haufen die andern verjagten, floh ſein Fußvolk aus dem Verderben, ohne zu wiſſen daß es floh: denn der Ritter hatte den Hauptleuten und den Soldaten freundlich geſagt, ſie wollten gemach ein klein wenig hinter ſich weichen, den Franzoſen aus ſeinem Vortheile zu bringen, und in Gottes Namen angreifen. Hätte der Haufen den Abzug verſtanden, und wäre aus der Ordnung gelaufen, ſo wäre der Feind aufgeregt worden, und hätte nacheilend ſie alle erſchlagen. Als nur etliche Reiter vom Troß durch die Ordnung ſprengten, fürchteten ſchon Bogenſchützen die verfolgenden Franzoſen, und flohen. Bei einem neuen Schrecken der Art warfen Viele die Spieße weg, um raſch zu entkommen. Frundsberg beruhigte den Haufen, und verſicherte, es ſei kein Feind eine Meile Weges. Mit aufgerichteten Fähnlein war er ſtill abgezogen; und als ſie jetzt eine gute Strecke zurückgelegt hatten, und ſicher waren, da hieß er den ganzen Haufen niederknieen, und Gott dem Dank ſagen, daß er ihnen Allen das Leben geſchenkt hätte. Immer nannte Frundsberg dieſen Abzug ſein höchſtes Glück und ſeine ehrlichſte Kriegsthat.

Das kaiſerliche Heer zog dann auf Dornick, um es zu berennen; und nachdem es eingenommen worden, beurlaubte man den Haufen, von welchem Etliche freiwillig nach Spanien zogen. Unter ihnen war Georgs Bruder, Adam von Frundsberg, der daſelbſt ſtarb, fern vom geliebten Deutſchland.[p])

---

[p]) Frundsbergs Leben Bl. 26. 27.

Aehnlich dem Kriegsſchickſale in den Niederlanden und an den dortigen franzöſiſchen Gränzen, war es in Navarra und Spanien. Der junge hitzige Foix de l'Eſparre, Bruder Lautrecs, war durch die Verwendungen ſeiner Schweſter, Madame de Chateaubriant, der vornehmſten Buhlerin des Königs Franz, mit einem Heere in jenes Königreich geſandt, das leicht erobert ward, weil er faſt keinen Widerſtand antraf. Darauf drang er in Spanien ein, indem er Kaſtilien noch durch der Partheien Wuth zerrüttet, und leicht zu erobern glaubte. Allein ſie verbanden ſich wider die Ausländer; das ſpaniſche Heer wuchs täglich, und Foix ward auf ſeinem leichtſinnigen Rückzuge mit den vornehmſten Befehlshabern gefangen, in einer Niederlage, die ſo entſcheidend war, daß der König von Navarra, kaum wieder in ſein Reich durch die Franzoſen eingeſetzt, es ſchneller den Spaniern überlaſſen mußte, als er es wiedergewonnen hatte.

Der eigentliche Schauplatz des Kampfs zwiſchen den beiden Nebenbuhlern mußte Italien werden. Pabſt Leo der Zehnte ſchwankte lange zwiſchen ihnen. In Genuß der Wollüſte und der ſchönen Künſte verſunken, hätte er gern in dieſem Schwanken verharrt, zumal da er ſich für Keinen redlich entſcheiden konnte; denn, wem er durch ſeinen Beitritt zur Oberhand verhalf, der Sieger hatte ſolche Macht, daß ganz Italien ſeinem Willen gehorchen mußte. Allein er fürchtete ſehr, daß die beiden Monarchen, getäuſcht um die Hofnung auf ein Bündniß, und darum weniger fähig einander den Rang in Italien abzugewinnen, endlich eine Verbindung unter ſich ſchlöſſen, den Kirchenſtaat und das Pabſtthum zu unterdrücken, und Italien zu theilen. Zuletzt faßte er den Gedanken, daß er ſich dem Kaiſer anſchließen wolle, um die Franzoſen aus Mailand und Genua zu werfen; durch Loſungen, und die Ausſicht der Rache, daß dem Verdränger gleiches Loos falle wie der franzöſiſchen Kriegsmacht, hoffte er alsdann den König Franz zu gewinnen, daß er ihm helfe, den Kaiſer aus Neapel zu verjagen: und ſo mögte ſein Pabſtthum der Zeitpunkt des gerächten und befreiten Italiens werden.

Nur eine ſolche Verherrlichung deſſelben konnte den wollüſtigen Leo ſeiner Ruhe entreißen und in den Krieg treiben; und ſolchem Entwurfe iſt wohl der Bund zuzuſchreiben, welchen er auf das geheimſte mit dem Kaiſer abſchloß, nachdem er vorher ein Bündniß mit König Franz aufgerichtet hatte, daß Karl aus Neapel vertrieben werden ſollte, welches ſie Beide dann unter ſich theilen wollten. Nach dem neuen Vertrage mit Jenem, vom achten Mai 1521, würden Kaiſer und Pabſt ſich vereinigen, um die Franzoſen aus Mailand zu werfen; Franz, der Bruder des letzten Herzogs Maximilian Sforza, ſollte das Herzogthum haben; Parma und Piacenza wieder dem Kirchenſtaate zugegeben werden, welche Länder der vorige Pabſt Julius mit ſo großem Ruhme der Kirche unterworfen hatte.[q])

---

q) Guicciardini, XIV. 492 - 494. Daß Leo den angegebenen Entwurf der Befreiung Italiens gehegt habe, vernahm Guicciardini von dem Kardinal Julius Medicis, der die geheimſten Gedanken ſeines Vetters Leo kannte, und bei der Gewalt, die er über deſſen Regierung und Geiſt ausübte, vielleicht ſelbſt Urheber des Entwurfes war. Paul Jovius (vitae illustr. viror. II 890) giebt als Hauptgrund zu dem Bunde mit Kai-

Mit dem größten Eifer rüſtete ſich Leo zum Kriege, und nahm einen zahlreichen Haufen Schweizer in ſeinen Sold; die aber, verdrüßlich über das langſame Anrücken der kaiſerlichen Truppen aus Deutſchland und Neapel, und als der Aernte Zeit kam, zur Heimath gingen, bis auf zwei Tauſend, die freiwillig im päbſtlichen Solde blieben. Der alte berühmte Kriegsmann Proſper de Kolanna ward vom Kaiſer und Pabſte zum Befehlshaber der verbündeten Kriegsmacht ernannt. Zu Bologna hat er das Kriegsvolk geſammelt. Vier Tauſend deutſcher Knechte, und zwei Tauſend Graubündner zogen zu ihm, ſechs Tauſend italiäniſchen, und zwei Tauſend ſpaniſchen Fußvolkes. Spaniſche Pferde kamen aus Neapel, unter ihrem Oberſten dem Markgrafen von Peskara aus dem Geſchlechte Avala, der immer ſo ſiegreich war, als ſeine glühende Tapferkeit und ſeine Ueberſchauung der ganzen Kriegslaſt verdienten.[r]) Schon war es tiefer im Herbſte, ehe das geſammte Heer zuſammenzog.

Da König Franz, nach ſo vielen Seiten in Krieg begriffen, ſich auf ſein Bündniß mit dem Pabſte verlaſſen hatte, war

---

ſer Karl die Dankbarkeit des Pabſtes an, weil jener Luthers Kezerei zu Worms verdammt habe. Hätte Leo eingeſehn, daß Karl, der über den kühnen Lehrer nichts Härteres ſagte, als, „daß er gelehrt und beredt ſei, doch von einer gewiſſen Wuth des Genies getrieben werde," beſonders Spaniens wegen denſelben nicht wider das Pabſtthum brauchen dürfe: ſo wäre er weniger dankbar geweſen.

r) P. Jovius de vita Ferdin. Davali Pisc. in vitis illustr. virorum (Basil. 1678 Fol.), VII. 424.

ſeine Kriegsmacht in Italien nicht bedeutend, als nun der Kampf wieder losbrach, in Abweſenheit des Statthalters von Mailand Odetus de Lautrec. Dieſem ward der Befehl, ſich ſogleich nach der Lombardei zu begeben, und das Verſprechen von dem König, deſſen Mutter Luiſe von Savoyen, und dem Oberaufſeher der Finanzen, daß er dreihunderttauſend Kronen in Mailand bei ſeiner Ankunft finden ſollte. Allein die königliche Mutter, beleidigt durch Lautrecs rauhen Stolz und offne Reden über ihre verliebten Händel, unterſchlug dieſe Summe, ihn in Schmach und Verderben zu bringen. Hiezu kam, daß die Mailänder, gekränkt durch ſeine Anmaßung und Habſucht, ſich nach der herzoglichen Familie der Sforza ſehnten, und bei dem kaiſerlich-päbſtlichen Heere viele Flüchtlinge aus Mailand ſich fanden, die in der Stadt große Verbindungen hatten. Dennoch machte das übermächtige verbündete Heer Anfangs geringe Fortſchritte: weil Kolonna und Peſkara, Jener ſo langſam als Dieſer feurig, über die zu entwerfenden Unternehmungen unaufhörlich im Widerſtreite lagen, und Lautrec mit künſtlicher Vorſicht jeder Entſcheidung auswich. Er hoffte auf den Anzug der Schweizer, die für franzöſiſchen Sold geworben waren; und ſobald ſie anlangten, ſchlug er ſein Lager nun kühner auf in Kremona. Allein der unermüdliche Kardinal von Sitten hatte eine Werbung in Helvetien angeſtellt, und führte zwölf Tauſend Schweizer nach Italien zu den Fahnen des kaiſerlich-päbſtlichen Heeres. Auf beiden Seiten war ſo die ſchweizeriſche Macht groß, als plötzlich Boten von Helvetiens Obrigkeiten ankamen: daß es Schande ſey, wenn in beiden entgegen ſtehenden Schlachtordnungen

Schweizer mit öffentlichen Fahnen ſtänden, und ſie deshalb ſogleich von beiden abziehen ſollten. Die im franzöſiſchen Heere empfingen unverzüglich den Befehl; und da ſie von Lautrec, der ſo grauſam um das aus Frankreich erwartete Geld betrogen war, ihren Sold nicht hinreichend empfingen, waren ſie froh zu gehorchen, und zogen ſchnell ab. An die Schweizer unter dem Kardinal von Sitten gelangten die Boten nicht, vorſätzlich durch ihn auf der Reiſe zurückgehalten. Verzagt über dies Ereigniß, ging Lautrec über die Adda, und ſchlug am jenſeitigen Ufer ſein Lager auf. Allein er konnte nicht verhindern, daß auch Kolonna über dieſen Strom ging, und mußte ſich in die Stadt Mailand zurückziehen. Die Kriegsmacht des Kaiſers und Papſtes folgte unverzüglich; und als die Führer eines Tages auf einer Wieſe bei der Abtei Chiaravalle zuſammen ſtanden, trat ein alter Mann in geringer Kleidung hinzu, und trieb ſie mit den innigſten Betheurungen, daß ſie auf die Stadt losrückten: ſobald ſie erſchienen, würden alle Bürger auf den Klang der Glocken die Waffen ergreifen. Darauf verſchwand der alte Mann, und wie fleißig man nachforſchte, hat man nie erkundet, von wem er geſandt worden, wer er geweſen ſey. So wenig Proſper de Kolonne einem ſolchen Wageſtücke, zu welchem ſo ſeltſame Aufforderung gekommen, ſich preis geben mögte, ſo ſehr beſchäftigte es den Muth, die Einbildungskraft Peſkara's. Er ſprach, daß er zur Ueberrumpelung Mailands voranziehen wolle, und kam bei einbrechender Nacht an den Graben zwiſchen dem Römer- und Teſinerthore; und beim erſten Anfalle auf den Vicenzer Wall fanden die Venetianer, welche daſelbſt lagen. Ohne Schwierigkeit kamen die Spanier in die Vorſtadt, wo ſie den Feldherrn Trivulz fingen, Andreas Grutti ſich kaum durch die Flucht rettete; Peſkara erſchien an der Römerpforte der Stadt, und ward hereingelaſſen. Da wurden die Glocken geläutet, da zündeten die Bürger Licht an, da war laute Freude, indem die Franzoſen flohen. Durch das Ticinerthor wurden Proſper de Kolonna und die päpſtlichen Feldherrn mit dem übrigen Heere eingelaſſen. Der Feind hatte an die Möglichkeit eines ſolchen Ueberfalls nicht geglaubt, die Finſterniß vermehrte die Beſtürzung: kaum hatte er Beſonnenheit genug, eine hinreichende Beſatzung in der Citadelle zu hinterlaſſen; er floh in Bergamo's Gefilde. [r]

Indem Lodi und Pavia dem Beyſpiele Mailands folgten, und die Franzöſen bald nichts als deſſen Citadelle und die Stadt Kremona in Italien beſaßen, ſchien die Eroberung der Lombardei ſo gut wie vollendet. Der Pabſt erhielt die Botſchaft von Mailands Einnahme auf der Villa zu Malliano mit der unglaublichſten Freude, die vielleicht Urſache des gelinden Fiebers war, das ihn in der folgenden Nacht befiel. Er ließ ſich in die Stadt tragen; und, von den Aerzten gering geachtet, erlangte das Fieber ſolche Gewalt, daß in wenigen Tagen Leo's Tod erfolgte. [s]

---

[r] Guicciardini, XIV. 498—513. Frundsbergs Leben, 27. b. — 29.

[s] Guicciardini (XIV. 514.) erzählt, daß ſchwerer Verdacht obgewaltet, der Pabſt ſey von ſeinem Mundſchenk Bernabos Malaſpina vergiftet worden. Dieſer ward auch in den Ker-

Die neue Pabſtwahl rief den Kardinal von Sitten nach Rom, und die Schweizer konnten nun nicht mehr zurück ge-

---

ker geworfen: aber auf Befehl des Kardinals Julius Medicis, ſobald derſelbe nach Rom kam, wieder frei gegeben, und nicht weiter zur Unterſuchung gezogen. Der Kardinal gab zu verſtehn, daß Bernabos auf Anſtiften des Königs von Frankreich das Verbrechen begangen habe: aber es fehlt an allem Beweiſe dafur: und Julius, der mit Sicherheit erwartete, Pabſt zu werden wenn Leo ſtarb, der ſo raſch alle Unterſuchung niederſchlug, deren Reſultat wider König Franz er nicht zu fürchten, ſondern zu verbreiten bei den gegenwärtigen Verhältniſſen ein Intereſſe hatte, könnte leicht in Verdacht kommen, daß Bernabos ihm durch Leo's Vergiftung habe gefällig ſeyn wollen.

Paul Jovius (vitae illustr. viror. II, 93. 94) bewundert gleichfalls die Klugheit des Kardinals Julius daß er die Unterſuchung wegen der Vergiftung niedergeſchlagen habe, damit nicht unauslöſchbare Gehäſſigkeit auf den Namen eines großen Fürſten geworfen würde; aber für ſolchen Argwohn liefert auch er nicht den geringſten Beweis. Uebrigens zweifelt er nicht an der Vergiftung des Pabſtes: weil Spuren davon im Innern der Leiche gefunden worden, weil Leo einen ſo geſunden Körper hatte, daß er der Gewalt des Fiebers lange Widerſtand hätte leiſten können, und weil Bernabos ein ſolcher Uebelthäter war, daß er neun Jahre ſpäter wegen eines Verbrechens zu Mailand hingerichtet wurde.

Jovius erwähnt des Umſtandes, daß Leo, als er krank in die Stadt gebracht ward, an der Schwelle ſeines Schlafgemaches das hölzerne Modell eines Grabes fand. Ein Künſtler nämlich wollte dem Pabſt vorzeigen, welche Form das halten werden. Die deutſchen Landsknechte liefen größtentheils aus einander, und ſonſt manche Söldner: da der Pabſt nicht mehr war, welcher bisher den Sold allein getragen hatte, indem der Kaiſer wenig Geld ſchicken konnte. Die italiäniſchen Truppen gingen in die Heimath. So war plötzlich das große verbündete Heer zu einem kleinen Haufen von Spaniern und Deutſchen, und funfzehnhundert ſchweizeriſchen Fußvolks, herabgeſchmolzen. Aber Lautrec war zu ſehr von Truppen und Geld entblößt, als daß er die Schwäche des Feindes hätte benutzen mögen.

Sehr viel mußte für den Krieg in Italien entſcheiden, welcher Kardinal den päbſtlichen Stuhl beſtieg, und welche Anſicht der politiſchen Handlungen er mit ſich brachte. Es war faſt kein Zweifel, daß Julius de Medicis ſeinem Vetter Leo folgen werde, und er hatte auch ſogleich funfzehn Stimmen; allein vorzüglich die älteren Kardinäle fürchteten, die Freiheit der Pabſtwahl mögte durch einen Schein von Erblichkeit beeinträchtigt werden, wenn zwei Päbſte unmittelbar nach einander aus der Mediceiſchen Familie aufſtünden, und waren deshalb ſämmtlich wider Julius verbunden. Nun glaubten Dieſer und ſeine Parthei, wenn ſie ihre Stimmen dem unbekannteſten Ausländer unter den Kardinälen, welcher durchaus nicht den geringſten Anhang im Konklave hätte, eines Morgens gäben; ſo würde gewiß verhindert, daß ſich ein bedeu-

---

marmorne Grab bekäme, das König Heinrich der Achte von England in Rom arbeiten ließ.

tendes Gegengewicht bildete. Kaum hatten ſie den Gedanken ausgeführt, ſo folgten die übrigen Kardinäle nach; und Alle waren für Kardinal Adrian von Utrecht, weil Niemand wider ihn war; zu ihrem Erſtaunen war derſelbe einmüthig gewählt worden. [u])

Der neue Pabſt war Lehrer des Kaiſers geweſen, und von ihm aus dem Staube empor gehoben. Nichts hätte ihm ruhmvoller ſeyn können, als dieſe Wahl, und nichts drückender für den König von Frankreich, auf welchen die neue Schmach eben ſo wirkte, als das verunglückte Streben nach der Kaiſerkrone, daß er nämlich alle Kräfte anſtrengte, um ſich durch Siege in Italien über ſeinen Nebenbuhler zu rächen.

Vorzüglich durch Luzern begünſtigt, hatte der König auf dem Landtage der Schweizer die Erlaubniß bekommen, eine große Werbung im Lande zur Wiedereroberung Mailands anzuſtellen. Zu ſeinem Glück war in Rom der Kardinal von Sitten beſchäftigt, von welchem er ſelbſt ſagte, daß deſſen Gewalt der Rede ihm furchtbarer ſey als die Schwerter ganzer Legionen der Schweizer. [v]) Wohl über zehn Tauſend mogte der Kriegshaufe Helvetiens ſtark ſeyn, [w]), der für

---

u) Guicciardini, XV, 520.

v) P. Iovii eleg. V. 163.

w) Guicciardini XIV. 502. ſagt, daß dieſer helvetiſche Kriegshaufe über zehn Tauſend; Frundsbergs Leben, Bl. 29. b., daß er achtzehn Tauſend Mann gezählt habe. Zwiſchen dieſen Angaben ſteht unſer Ausdruck.

franzöſiſchen Sold durch die Alpen auf Wegen, die mit unſäglicher Mühe durch den Schnee gebahnt wurden, nach der Lombardei hinabzog.

Als dieſe Laſt daſelbſt der kaiſerlichen Macht drohte, hatte Peſkara Mailand mit zwiefachen Schanzgräben und einem ſtarken Bollwerk umgeben, um dieſe wichtige Stadt auch wider gewaltige Kriegsmacht lange vertheidigen zu können. Weil man auf die Geſinnung der Bürger, auf ihre Willfährigkeit, beträchtliche Gelder herzuſchießen, feſt vertrauen konnte, wenn Sforza, welcher Herzog Mailands ſeyn ſollte, in der Stadt wäre; ſo harrten Kolonna und Peſkara ſeiner Ankunft mit ſtarker Sehnſucht.

Herzog Franz war in Deutſchland, wo Kaiſer Karl, unterſtützt mit einer großen Geldſumme von König Heinrich von England, einen Kriegshaufen anwerben ließ. Auch zu Mindelheim war er geweſen, bei dem Ritter Georg von Frundsberg. Als der Krieg in Italien ausbrach, war dieſer Held unter dem Grafen von Naſſau nach den Niederlanden gezogen; und wie er, nach Entlaſſung des Kriegshaufens, zu deſſen Befehlshabern er gehörte, ſeine Heimath wiederſah, war die ganze zum italiäniſchen Krieg beſtimmte Maſſe ſchon zuſammen: und die leichte Eroberung Mailands war ein zu glückliches und folgereiches Ereigniß, als daß man hätte glauben können, Frundsbergs noch in der Lombardei zu bedürfen. Jetzt aber, da der geſchwächten kaiſerlichen Macht daſelbſt die neue große Kriegslaſt drohte, gelangte an ihn die Mahnung des Kaiſers, daß er dem Volke in Mailand zu Hülfe kommen wollte. Längſt hatte er geglüht, auf dem wohlbekannten Schauplatze des Krieges zu ſchlagen, und ſchon am zwölften Tage des Februars im Jahr 1522. konnte er zwölf Fähnlein Landsknechte, wahrſcheinlich jedes fünfhundert Mann ſtark, [x]) zu Glarus muſtern. Wenn Frundsberg ſeine Standarte aufpflanzte und die Trommel rühren lies, flog das Kriegsvolk herbei mit freudigem Vertrauen.

Inzwiſchen rückte Odetus de Lautrec mit vereinter Kriegsmacht der Franzoſen, Venedigs, und der Schweizer, wider Mailand heran. Am dritten Tage nach ſeiner Ankunft vor der Stadt ſchien er die Belagerung anfangen zu wollen. Da ward durch Steine, welche durch Geſchütz der Kaiſerlichen geſchleudert waren, der herrliche Kriegsmann, Antonius de Kolonna, erſchlagen, der Verona ſo ruhmvoll mit Ritter Frundsberg vertheidigt hatte. Weniger treu geſinnt als Dieſer, glaubte er ſich vom kaiſerlichen Hofe für jene That zu wenig geehrt, und ging ſogleich in den Sold des Königs von Frankreich. Sein Leichnam ward ſeinem Oheim Proſper in die Stadt verabfolgt. [y])

---

x) Die Vermuthung, daß jedes Fähnlein fünfhundert Mann ſtark geweſen, ſtützt ſich nicht bloß auf den Umſtand, daß ſolche Stärke der Fähnlein häufig war; ſondern die zehn Tauſend Mann deutſches Fußvolk, die des Kaiſers Kommiſſar, der Genueſer Adorno, nachkommen ließ, können nichts anders als die zwölf Fähnlein Frundsbergs geweſen ſeyn. Guicciardini XIV. 522. Frundsbergs Leben Bl. 29. b.

y) P. Jovii elog. V. 161. Guicciard. XIV. 523.

Die Belagerung mit Ernſt anzufangen, hatte Lautrec wenig Neigung; denn er wußte, wie tapfern Widerſtand er finden werde, und wenn er Mailand nicht ſchnell eroberte, daß ihn dann Frundsberg mit ſeinen Deutſchen bei der Belagerung überraſchen, und der Feind ihn zwiſchen zwei Feuer nehmen mögte. Er ſuchte daher die Stadt auszuhungern, und hoffte, die Bürger ſollten im Spenden des Geldes an die Beſatzung ermüden.

Allein Frundsberg, dem die Graubündner den nächſten Weg auf Komo und Mailand verwehrten, zog weiter zur Linken über das hohe Gebirge in das Thal Kamonika, und zwang zweihundert Bauern, ihm den tiefen Schnee zu brechen und Brücken zu bauen.

Mit des Ritters Zuge kam auch Herzog Franz Sforza, welcher, durch die Gebiete von Verona und Mantua glücklich gelangend, von dem Markgrafen Peſkara unter Begleitung von dreihundert päbſtlichen Küraſſiren nach Pavia geführt ward, von wannen er leicht nach Mailand kommen mogte. Es gelang in einer Nacht, indem ein Theil des belagerten Heeres ihm entgegen gezogen war. Die Bürger empfingen einen Regenten, welchen Stadt nnd Land allein für ſich hatten, mit unglaublichem Entzücken, und Freude ward ſtark geſchoſſen. *)

Lautrecs Maßregeln wurden immer ſchwankender, weil er den Sold für die Schweizer, welcher aus Frankreich kommen

---

*) Frundsbergs Leben, B. 29. b. Guicciardini, 504.

ſollte, mit Angſt erwartete, und ſich zuletzt mit der ganzen Kriegsmacht nach Medeez lagerte, wo er ihn am ſicherſten in Empfang nehmen konnte. Weder an Mailands, noch Pavia's Belagerung, noch Hemmung des Zuzuges von Frundsberg, hatte er in ſolcher Stimmung ernſthaft denken können; und am dreiundzwanzigſten Tage des Februars lag der deutſche Ritter vor Mailand, der am zwölften Tage deſſelben Monats zu Glarus ſeine Fähnlein gemuſtert hatte. Vereint mit Kolonna und Peſkara zog er bald hinaus in Feld, um Gelegenheit zur Schlacht mit den Franzoſen zu finden. Sie bezogen bei der Villa Bikoka, am dritten Stein von Mailand, ein vortheilhaftes Lager. Die beträchtlichen Gärten umher waren von tiefen Gräben umgränzt, durch die umliegenden Felder waren Quellen und Bäche hinabgezogen zur Wäſſerung. Sehr gefährlich ſchien, auf ſolchem Boden Verſchanzungen anzugreifen.

Dennoch drangen die Schweizer unter Lautrec heftig in ihn, ſie wider das kaiſerliche Lager zu führen: nicht ſo aus kriegserfahrnem Muthe, als Erbitterung, und einem dumpfen Stolze. Der Sold für ſie aus Frankreich wollte nicht ankommen, und doch war er dort unter kriegeriſcher Bedeckung abgegangen. Ein feindlicher überlegener Poſten hatte ſich ſo glücklich geſtellt, daß ſie nicht zum Ziel gelangen konnte, ſondern zu Arſona zurückbleiben mußte. Die Schweizer, lange ſchon harrend auf den ſchuldigen Sold, ſchickten voll Ungeduld ihre Obriſten zu dem Oberfeldherrn mit den bitterſten Klagen: ein Volk, das allezeit für Frankreich ſein Blut vergoſſen hätte, werde ſo undankbar um ſeinen Sold betrogen; ſie wollten nicht mehr durch täuſchende Verheißungen hingehalten werden, und in die Heimath zurückziehn: aber, dem Erdkreiſe zu zeigen, daß es nicht aus Feigheit geſchehe, wären ſie bereit, am folgenden Tage mit dem Feinde zu ſchlagen; er ſolle ſie führen, an der Stirn des Heeres wollten ſie einherziehn, und die Spanier auch im verſchanzten Lager überwinden. Vergebens ſtellte ihnen Lautrec das gewiſſe Verderben vor, dem ſie entgegengingen. Weil er fürchten mußte, daß ſie ſogleich abzögen, wenn er ſie nicht zur Schlacht führte: ſo konnte er durch dieſe wenigſtens nichts verlieren, was er nicht ohnedies einbüßte.

Am folgenden Morgen des Mais führte er zur Schlacht; und die Schweizer, nach ihrer Wahl voran, ſollten des Lagers Stirn und das grobe Geſchütz und die Deutſchen angreifen, die unter Frundsberg zunächſt lagen hinter einer hohlen Straße, welche der Ritter als Schanzgraben brauchte. Ihm zur Rechten ſtand noch ein Haufe deutſcher Landsknechte, unter dem Hauptmann Franz von Kaſtelalt, auf welchen vorzüglich das Heer Venedigs ſtoßen ſollte. Zur Linken warteten die ſpaniſchen Handſchützen mit tückiſcher Ungeduld: denn ihnen war befohlen, nicht als auf Geheiß abzudrücken, und die Schweizer nahe herankommen zu laſſen. Indem ſie mit dem Handrohr die Mitte der Schlachtordnung ausmachten, bildete Proſper de Kolonna mit der Reiſigen Zug den ganzen rechten Flügel. Nicht mit beſtimmtem Schlachtplane zog gegen ihn die feindliche Reiterei unter Lautrec, welcher die Gelegenheit aufſuchen wollte, wie er ins Lager fallen könnte; wobei er mehr auf Liſt als Gewalt vertraute; denn er hatte die Seinigen das weiße franzöſiſche Kreutz abthun, und das rothe kaiſerliche anlegen laſſen. Auch hoffte er, indem er und die Schweizer von vorn die ganze feindliche Macht beſchäftigten, ſollte ſein Bruder Thomas Leſkun mit weitem Umzuge unvermerkt an eine Brücke auf der Straße nach Mailand kommen, welche von hinten an das kaiſerliche Lager führte.

Als der Schweizer drohende Gewitterwolke, und neben ihr die Franzoſen und Venetianer heranzogen, ſchickte Kolonna eilige Boten an Herzog Franz Sforza nach Mailand, daß er zur Schlacht mit Reitern und Fußvolk herbeifliege; und Dieſer ſammelte ſogleich bei Glockenſchall vierhundert Reiter und ſechs Tauſend Fußvolk.

Aber die Schweizer ſtanden nun trotzig an Frunbsbergs Graben; und der fromme Held fiel mit ſeinen Landsknechten auf die Knie, wie allezeit ſein Brauch war. Er betete zu Gott um Glück und Sieg, und als er aufſtand, rief er: „Wohlauf, in einer guten Stunde, im Namen Gottes!“ Nachdem er hin und her waltend dem Kriegsvolke tapfer zugeſprochen, ſtand er zuvörderſt in der Landsknechte Schlachtordnung, mit dem braunrothen Angeſichte, dem zurückgehaltenen hohen Haupte, voll flammenden Geiſtes und froher Offenherzigkeit in der Augen ſchöner Wölbung, der kühnen Naſe, dem beredten Munde. Er mußte voranſtehn: denn, wie ſein Feldherrngeiſt, alſo überwand jede Schlachtordnung die Gewalt ſeines Leibes. Mit dem einzelnen Mittelfinger der rechten

Fauſt ſtieß er den ſtärkſten Mann hinweg, ergriff damit den Zügel des vorbei ſchnaubenden Roſſes und zwang es zu ſtehn; die ſchwere Mauerkanone nahm er allein auf die Schulter, und warf ſie, wohin er wollte. Das ungeheure Gewicht ſeiner Glieder hinderte nicht derſelben leichte Rüſtigkeit. Gern ſprang er auf Zügen vom Roſſe, das ſeine Schwere fühlte, und wetteiferte mit dem jüngſten Landsknecht in Kraft des Ganges.

Alſo ſtand er, und ſah ruhig, wie die Schweizer, auf welche das ſchwere Geſchütz verheerend losging, ſich in den Graben verwegen ſtürzten; und ihn verdroß nicht, daß vierundzwanzig Handſchützen ungeheißen aus der Ordnung traten, und nicht unterlaſſen konnten, ſich tapfer mit den Schweizern herum zu ſchießen. Da merkte Kolonna die Liſt des Feindes mit dem verwechſelten Kriegszeichen, und befahl, daß die Kaiſerlichen ſämmtlich Aehren aufſtecken ſollten, um ſich zu erkennen. Weit umher waren Kornfelder, in deren Saaten die ſpaniſchen Handſchützen verborgen lagen, und ungeſehn die Schweizer niederſchoſſen, die über Frundsbergs Graben gekommen waren.

Indem Geſchütz und Handrohr den Feind wegraffte, lag des Ritters Haufe auf den Knieen mit niedergelaſſenen Spießen; und der Schweizer oberſter Anführer, Albrecht von Stein, der oftmal in Italien als Feldherr gekriegt hatte, zog einher mit den erſten Gliedern, in welche er den Kern der Hauptleute und Fähndriche genommen hatte. Alle waren auch mit Steinen bewaffnet, um ſie auf den Feind zu ſchleudern, ſobald ſie ſeiner anſichtig würden. Da lag er plötzlich vor ihnen, als ſie von einem höhern Wege herabtraten, und ſo nahe, daß kaum die kurzen Spieße gebraucht werden mogten. Vicefeldherr der Schweizer war Arnold von Winkelried, der einſt mit den Helvetiern im Solde Kaiſers Maximilian unter Frundsberg ſo ruhmvoll Verona vertheidigt hatte. Der herrliche Kriegsmann Antonius de Kolonna, auch jener Stadt geprieſener Beſchützer, war, dem Kaiſer auch abtrünnig, kaum in dieſem Kriege gefallen; und Arnold rief, als er plötzlich ſeines alten Waffengenoſſen anſichtig wurde: „Du alter Geſelle, finde ich dich da? Du mußt von meiner Hand ſterben.“ Frundsberg hat geantwortet: „Es ſoll Dir widerfahren, will's Gott!“ Da ſtießen ſie mit langen Spießen zuſammen, Albrecht von Stein und Arnold von Winkelried, die große Pracht trieben, wider den deutſchen Ritter, der Stich und Wunden in den Schenkel empfing Doch blieb er aufrecht ſtehn, mit ſeiner Gewalt, und erſchlug beide Feldherren der Schweizer, daß ſie mit ihren Gefährten todt auf der Wahlſtatt lagen. Nun raſtete Frundsberg nicht, und ſtieß mit ſeinen Hauptleuten die erſten Glieder der Schweizer alle nieder, und wüthete ſo gräßlich, daß der Stier von Uri ſein großes Horn ängſtlich erſchallen ließ, durch welches ein kundiger beſtallter Mann die Feldſtimmen zu geben wußte. Die Deutſchen ſchrieen Viktoria dagegen.

Inzwiſchen war Thomas Leſkun an die Brücke der mailändiſchen Straße gekommen; aber der umſchauende Frundsberg hatte ſie mit ſeinen zwei Trabanten, Rothans und Steffen Krone, beſetzt. Die hielteu ſie mit den Hellebarden auf, bis der Kriegshaufe unter dem Herzog von Mailand herankam, welcher Proſper de Kolonna zur Vertheidigung der Brücke beordert hatte. Thomas Liſtun ward im Angeſicht, den Helm hindurch, verwundet; die Franzoſen verloren ihre Fahnen, und mußten zurückweichen.

Nun ſchwand für Lautrec alle Hoffnung des Sieges. Keine ſeiner Liſten war gelungen; äußerſt gering der Verluſt auf Seiten des Feindes; auch der Venetianer Geſchütz, wie gewaltig, war über den niedergeworfenen Haufen des Hauptmanns von Kaſtelalt ohne Wirkung abgefeuert; und wohl vier Tauſend Schweizer lagen todt um den Graben des Lagers. Am meiſten entſchied, daß ihre oberſten Feldherrn von Frundsberg erſchlagen waren.

Jetzt blies der große Stier von Uri zum Rückzuge, dem ſich die Franzoſen gern anſchloſſen. Die Venetianer waren ſchon früher auf Breſcia abgezogen. Jene ſchieden in der größten Ordnung, ohne Verluſt irgend groben Geſchützes, deſſen Gebrauch die tollkühnen Schweizer nicht einmal abgewartet hatten.

Der Markgraf von Peſkara ermahnte, daß Frundsberg denſelben nachrücken, Keinen mit dem Leben davon kommen laſſen ſolle, da ſie der Deutſchen Landsknechte ärgſte Feinde wären. Allein der Ritter antwortete beſonnen und kalt: „Wir haben heute Ehre genug eingelegt.“ Er wollte den Vortheil nicht auf das Spiel ſetzen. Der Oberfeldherr Proſper de Kolonna dachte wie er, und nur Peſkara ſtreifte mit den Pferden nach, und ſtach mit den feindlichen Reitern zuſammen.

Ein einziger franzöſiſcher Küraſſir ſprengte noch in Frundsbergs Haufen, und bis in das dritte Glied. Als die Landsknechte nach ihm ſtachen, ſchrie der Oberſt: „Laßt ihn leben!“ und ließ ihn durch einen Dolmetſcher befragen: warum er ſo vermeſſentlich unter ſie geritten? Der Küraſſir entgegnete: er ſei Einer vom Adel, und ihrer Siebenzig hätten geſchworen, einzufallen in den deutſchen Haufen, und das Verderben zu rächen; er habe geglaubt, die Andern wären hinter ihm, nun ſehe er ſie nicht nachgeſprengt. Da ſchenkte ihm Frundsberg ein Roß und etliche Kronen, und gab ihm ein Schreiben an den König von Frankreich, mit dem Zeugniß: „Der habe ſich ritterlich gehabt; wenn er's dem Kaiſer gethan hätte, ſo müßte er ſein Lebenlang ehrlich gehalten werden.“

Am folgenden Tage rückte Lautrec mit ſeinem Lager fort an die Adda, und die Schweizer gingen durch Bergamo's Gebiet in ihre Berge zurück, mit ſo verringertem Muthe durch Frundsbergs Sieg, welchen ſie den Leutefreſſer nannten, daß ſie in vielen Jahren nicht die gewohnte Tapferkeit zeigten.[a])

Die Wirkungen der feindlichen Niederlage wurden weniger raſch von den Kaiſerlichen benutzt, weil die Deutſchen behaupteten, daß ihnen der gewohnte Lohn des Sieges, Sold eines Monates, vom Herzoge von Mailand, der ſie eigentlich gedungen hatte, geleiſtet werden müßte. Ihr beſcheidener Obriſt, welcher ſelbſt das eigentliche Verderben des Feindes geweſen, bedeutete, daß man nicht auf einen Sieg Anſpruch machen könnte, wenn man nur einen Feind abgeſchlagen hätte, der ſich in Ordnung zurückzöge. Doch verwandte er ſich für ihre

---

a) Man vergl. P. Jovii elog. VI, 185. 186. Guicciardini XIV. 523—526. Frundsbergs Leben Bl. 29 b. — 32.

Forderung, als ſie hartnäckig darauf beſtanden, und Franz Sforza gab ihnen das Ehrengeſchenk des Soldes, und bekleidete den ganzen Haufen mit Hülfe der mailändiſchen Bürger.

Schon am ſiebenten Tage nach der Schlacht von Bikoka ward Lodi, wohin der Franzoſen Ueberreſt unter Thomas Leſkun ſich gezogen hatte, vorzüglich durch Peſkara und Frundsberg mit Sturm eingenommen, und beſonders zum Leidweſen des letzten wurden während der Plünderung viele Bürger erſchlagen. In Pizzighetone ergaben ſich die Franzoſen dem kaiſerlichen Heere. Alle Haufen mit dem ganzen Geſchütze zogen darauf gegen Kremona. Hiehin hatte ſich Thomas Leſkun, deſſen Bruder Lautrec unmittelbar nach der Niederlage bei Bikoka nach Frankreich zurückgekehrt war, zuletzt gerettet. Mit ihm lag daſelbſt der übermüthige, trotzige Johann de Medicis, welcher ſich nach Leo's Tode, da ſein Haus nicht auf dem päbſtlichen Stuhle geblieben, in Frankreichs Sold begeben hatte, und drohte frech, wenn nicht ſeinen Reitern die ausſtehende Zahlung entrichtet würde, wolle er die Stadt plündern und den Feind einlaſſen. Nun zeigte Thomas Leſkun Bereitwilligkeit, durch Vertrag Italien zu verlaſſen, und Proſper de Kolonna ging gern darauf ein, um nicht im Zuge wider Genua aufgehalten zu werden.

In dieſem mächtigen Handelsſtaate, welcher durch das Andenken an die verlorne Freiheit nicht weniger zerrüttet wurde, als durch das Streben der Fregoſi und Adorni nach Unterjochung ihrer Mitbürger, und das Buhlen des römiſchen Kaiſers und des franzöſiſchen Königs um die Oberherrſchaft, beſaß jetzt unter Frankreichs Schutze die herzogliche Würde Oktavian Fregoſo, von beſtändigem und gerechtem Sinne, und wäre als Vater geprieſen, wenn der wühlende Freiheitsſinn ihn nicht einen Tyrannen geſcholten hätte. Schon ſeiner Perſönlichkeit wegen ſchien die Eroberung Genua's ſchwer. Er hatte beinahe fünf Tauſend ausheimiſche Krieger, vorzüglich Korſen zur Beſatzung, außer Bürgerkohorten und bewaffnetes Bergvolk Liguriens. Mit ihm zuſammen ſtand der berühmte Seeheld, Andreas Doria, mit nicht unbeträchtlicher Flotte, und Peter Navarro ſollte jeden Tag mit franzöſiſchen Schnäbelſchiffen und Kriegsvolk einlaufen. Doch mußte die Belagerung vollbracht werden; denn die Eroberung der Lombardei war von ungleich geringerem Werthe für den Kaiſer, wenn die franzöſiſche Macht eine ſolche Niederlage in Italien, wie Genua behielte. Auch drängte Hieronymus Adorno, der im kaiſerlichen Lager war, die Feldherrn, dieſen Staat vom Joche der Franzoſen zu befreien. Peſkara hegte zu ihm große Freundſchaft, und lagerte ſich mit ihm und dem ſpaniſchen und italiſchen Fußvolke an dem Thomasthore: Proſper de Kolonna und Frundsberg mit der Reiterei und den deutſchen Landsknechten nahmen ihre Stellung auf der entgegengeſetzten Seite.

Gern hätten die Bürger auf Peſkara's Lockung gehört, daß ſie die fremde Tyrannei abſchütteln und im Bunde mit dem Kaiſer ſich ſelbſt regieren ſollten, unter dem Schirme von Geſetzen, welche ſie ſich ſelbſt gegeben. Allein nach der Ankunft von Peter Navarro dienten die Friedensverhandlungen nur dazu, um Zeit zu weiterer Befeſtigung der Stadt zu gewinnen.

Da begann Peſkara den Sturm mit gewohnter Gewalt, brannte die Thomaspforte ab, erſchlug das Kriegsvolk, welches ihm entgegentrat, oder verjagte es auf das Meer, und nahm ſelbſt den Herzog gefangen, der an Füßen krank, im Bette liegend, dem Kampfe nicht beiwohnen konnte. Zu gleicher Zeit huben die Deutſchen unter Frundsberg den Sturm an, bei Andreas Doria's Pallaſte, und zerſchoſſen die Stadtmauer, und zogen mit ihrer Ordnung hinein. Zwei Tage dauerte die Plünderung der reichen Stadt: Sammt und Seide und Tuch ward mit den langen Spießen ausgemeſſen, und Spanier und Deutſche, über den Raub uneinig, begonnen ſich einander zu erſchlagen. Peſkara und Frundsberg. heftigſt von Hieronymus Adorno angegangen, konnten durch die ſtrengſten Mittel und ihr großes Anſehn das Unglück etwas mildern, und waren traurig, daß ein Reichthum hier vergeudet wurde, mit welchem ſie das ganze kaiſerliche Kriegsvolk viele Monate unterhalten könnten. Doch gelang ihnen noch, die wunderbare Schale von Smaragd, die in der Sakriſtei des größten Tempels heilig aufbewahrt wurde, vor der Soldaten Raubſucht zu retten.[b] Am vierten Tage führten ſie das Kriegsvolk wieder hinaus, welches endlich von dem Raube weggeſchreckt wurde durch das erdichtete Gerücht, daß ein franzöſiſches Heer über die Alpen gelangt ſei, und im nahen Anzuge drohe.

---

[b] Guicciardini ſpricht p. 527. ſo über die Rettung dieſes koſtbaren Kirchenſchatzes, daß man glauben ſollte, ſie ſei bewirkt durch Pfand oder kaufmänniſche Geldpapiere, die man irgend einer Kohorte der Eroberer gab. Frundsbergs Leben ſchreibt ſie einzig dem deutſchen Ritter zu, Bl. 32. b. und P. Jovius einzig dem Markgrafen von Peſkara. S. 349. Ohne Zweifel wurden beide Helden in Hinſicht auf die verſchiedenen Kriegshaufen, welche ſie befehligten, von Adorno angegangen, und willfahrten ihm, ſo daß beide Quellen Recht haben; und vielleicht ward den Soldaten eine Summe für ihre Schonung an-

Als einem ſieghaften Ueberwinder wurden dem deutſchen Ritter von Ehren wegen zugeſtellt das ſilberne Scepter, die ſilbernen Schlüſſel des Meers, die Hauptfahnen auf dem Meere, ein köſtlicher Kompaß, und andre Kleinodien, welche Ehrengeſchenke er ſämmtlich nachmals in Mindelheim heimgebracht hat.

Der Herzog Oktavian Fregoſo ſtarb nach wenigen Monaten in der Gefangenſchaft, und Antonio Adorno, von ſchwachem Geiſte und durch Wolluſt entnervt, war zu Genua als Herzog beſtellt, weil er älter war, als Hieronymus Adorno, deſſen Rüſtigkeit ſeine Regierung unterſtützen ſollte. Peter Navarro, wegen ſeines alten Kriegsruhmes von Peſkara freundlich behandelt, ward auf Befehl des Kaiſers nach Neapel ins Gefängniß geſandt.[e]

---

gewieſen, ſo daß Guicciardini's Ausſage auch Grund haben kann.

[e] Guicciardini l. XIV. 526 — 28. Frundsbergs Leben Bl. 32. 33. S. Jovii vita Ferdin. Davali Pisc. l, III. 544—50.

XIII.

Gottfried Auguſt Bürger,

zu berühmt in der Blüthe ſeines poetiſchen Ruhmes, darauf und auch jetzt noch nicht genug geachtet, von der Nachwelt gewiß bald nach ſeinem glänzenden, beſtimmten, und in gleicher Größe der deutſchen Sprache äußerſt ſelten geglückten Talent der Darſtellung, nach ſeinem unvergänglichen Verdienſt gehörig gewürdigt, iſt für unſre Tage noch nicht nach ſeiner Eigenthümlichkeit beurtheilt.

Ob wahr ſey, was er ſelbſt über ſich ſang, daß ſeiner Palmen Keime ſtarben, eines beſſern Lenzes werth, kann vielleicht entſchieden werden, wenn man ſein Schickſal mit der eigenthümlichen Geiſteskraft vergleicht, die ſich in ſeiner Poeſie darthut. Geboren im Fürſtenthum Halberſtadt zu Wolmerswende, unter den Geſängen der erſten Stunde des Jahres 1748, wodurch das neue Jahr nach alter Sitte vom Kirchthurme herab begrüßt wurde, fand er wohl ſelbſt in dieſem Umſtande gleichſam ein Vorzeichen, daß er zum Volksdichter beſtimmt war. Wenigſtens ward er dieſes nicht im geiſtlichen oder chriſtlichen Sinne des Wortes; ein friſcher Trieb des ſinnlichen Lebens ſtempelte ihn zum Volksdichter faſt entgegengeſetzter Art; doch waren Geſänge, wie **Luthers**: **Eine feſte Burg iſt unſer Gott**, war es die heilige Schrift, wodurch ſein poetiſcher Genius zuerſt und allein Schwingen bekam. Ungemein iſt der Segen, welcher unſrer Litteratur durch die deutſche Bibel zuſloß, vorzüglich indem ſie unſern nationalſten Geiſtern, wie **Klopſtock**, **Göthe** und **Bürger**, ihre Grundbildung gab.

Außerdem konnte der Knabe in ſeiner äußern Lage wenig Anlaß zur Weckung ſeiner dichtenden Kraft finden. Die Natur, in welcher er lebte, gehörte zu jenen Gegenden des nördlichen Deutſchlands, die weder durch einen hohen noch romantiſchen Charakter, nicht einmal durch eine üppige Fülle der Säfte den Geiſt ſehr anziehen und beleben. Indeſſen giebt es keine ſo arme Natur, daß ſie einem poetiſchen Geiſt nicht theuer würde, ihn nicht bereicherte. Die freien, grünen und mit ſparſamem Buſchwerk bewachſenen Hügel ſeines Geburtsortes wurden der Sitz einer poetiſchen Einſamkeit des Knaben *), und ohne Zweifel hat das Schauerliche und Dämmernde, welches den Wechſel des Tages und der Nacht, ſelbſt der Jahreszeiten in jenem Norden bezeichnet, Bürgers Einbil-

---

*) Siehe **Althofs** äußerſt zuverläſſige und ſchätzbare Nachrichten über Bürgers Leben, die hier öfters zum Grunde gelegt, auch durch neue Nachrichten beſtätigt und erweitert ſind.

dungskraft zuerſt ſo geſtimmt, wie ſie in ſeiner Lenore und andern ſeiner Gedichte erſcheint.

Auch durch ſein Beiſpiel ſcheint die Bemerkung beſtätigt zu werden, daß die berühmteren Dichter ihren Genius größtentheils als ein Erbtheil von ihrer Mutter her anſehen müſſen. Bürger rühmte die ſeine als eine weibliche Natur von außerordentlichen geiſtigen Anlagen, die indeſſen auch nicht im mindeſten ausgebildet waren. Ob dieſe Rohheit nicht auf den Sohn einwirkte, nicht eines der Haupthinderniſſe für die ſpätere Zeit wurde, daß ſein Geiſt von manchen Schlacken ſich nicht losringen konnte? Genug, daß er unmoraliſche Züge im Charakter der Mutter früh wahrnahm und verwerflich fand. Der Eindruck von der Sittlichkeit ſeines Vaters, eines Landpredigers, wirkte gegen das Beiſpiel der Mutter. Daß die Gemächlichkeit deſſelben den Knaben, deſſen Geiſt lieber in den Bildern ſeiner Einbildungkraft und in ſeinen friſchen ſinnlichen Wahrnehmungen lebte, als ſich zum Auswendiglernen und überhaupt zu Anſtrengungen nach fremder Willkür bequemte, bis zu ſeinem zwölften Jahre beinah ganz unwiſſend bleiben ließ, mag dem Genius des Dichters mehr gefrommt, als geſchadet haben. Der unwiſſende Knabe, der nur leſen und ſchreiben konnte, machte doch ſchon Verſe, die der metriſchen Richtigkeit und des Wohlklangs nicht entbehrten. So offenbarte ſich früh eine ſeiner beſten poetiſchen Tugenden, woran wenige deutſche Dichter ihn erreicht haben, ſein überaus feiner Tact für den lyriſchen Wohlklang.

Als alle Verſuche mißlangen, ihm die erſten Elemente der lateiniſchen Sprache mit Sicherheit einzuprägen, er auch auf der Stadtſchule zu Aſchersleben wenig Fortſchritte im Latein machte, rückte er durch eigne Kraft in der Poeſie immer weiter vor. Ein Gedicht von ihm, welches zwei Feuersbrünſte zu Aſchersleben ſchilderte, verrieth durch ſeinen religiöſen Ton, wo allein Bürger in einer poetiſchen Schule geweſen war; und ein Epigramm von ihm auf den ungeheuern Haarbeutel eines Mitſchülers, welches eine Rauferei mit dieſem, eine harte Züchtigung des Verfaſſers veranlaßte, hatte den Einfluß auf ſein Schickſal, daß er auf das Pädagogium nach Halle geſchickt wurde, und dort an Göckingk einen Mitſchüler gewann, in deſſen Genoſſenſchaft er den Schulübungen im Verſemachen doppelt eifrig oblag. So trieb ihn das Schickſal durch die Poeſie zur weitern Ausbildung ſeiner Neigung und Leidenſchaft für dieſelbe.

Auf der Univerſität Halle ſollt' er, nach Wunſch und Willen des Vaters ſeiner Mutter, von deſſen Vermögen und Unterſtützung er abhing, die Theologie ſtudiren, ein Studium, welches einer lebhaften Sinnlichkeit und einem feurigen, ſelbſtthätigen Geiſte nur durch große Vorkenntniſſe und eine ſeltne hiſtoriſche Umfaſſung theuer werden kann. Beides fehlte Bürgern, und ſeine Sinnlichkeit war zu friſch, als daß ſie ſich in das Helldunkel religiöſer Bilder hinüberſpielen mochte. Sie einem ſolchen Einfluße gänzlich zu entfremden, wirkte überdies ſein Umgang mit Klotz, dem eine Zeit lang berühmten Lehrer der Alterthumskunde. Der Schaden, welchen durch dieſen

Verkehr ſeine Sittlichkeit erlitt, die dem Dichter immer rein zu erhaltende Stimmung für das Ideale, ward nicht vergütet durch die reichere literariſche Kunde, durch die Kenntniß vom Alterthum, welche er durch dieſelbe Bekanntſchaft gewann.

Sein planloſes Leben, ſein Schwärmen und Treiben, bewog ſeinen Großvater, ihn abzurufen. Doch war er demſelben zu werth, als daß ſein Wunſch, in Göttingen die Jurisprudenz zu ſtudiren, unerfüllt geblieben wäre.

Auch dieſes Studium ſagte ihm an ſich wenig zu, aber es hinderte ſeinen Scharfſinn nicht an einigem Fleiße in demſelben, daß er ſich von Neuem in das Irrſal roherer Sinnlichkeit ſtürzte; denn wenigſtens machte ihm die Rechtsgelehrtheit nicht, wie die Theologie, Vorwürfe hierüber.

Ein Glück für ihn, ohne welches er vielleicht namenlos vergangen wäre, wurde jetzt, da zu den Ausſchweifungen der Sinnlichkeit, weil der erzürnte Großvater ihn nicht mehr unterſtützen wollte, ſich nun auch Armuth geſellte, um ihn immer tiefer zu erniedrigen, daß er in Bekanntſchaft mit Jünglingen kam, wie Boie, Sprengel, Bieſter. Der erſte übte ſeinen Sinn für Correctheit der poetiſchen Sprache, der Gedanken und Empfindungen, auch der Sitten, war alſo ganz geeignet, für Bürger hülfreich zu werden. Vielleicht war er demſelben aus eben dieſem Grunde auch etwas drückend, und weniger zuſagend, als die beiden letzten, welche freilich Sinn und Eifer für vielfaches gründliches Wiſſen hatten, doch einer Derbheit im Ton und Betragen, einer Uebertreibung des ſinnlichen Genuſſes mehr nachhingen, als billig war.

Vorzüglich mit dieſen drei Freunden durchwandelte Bürger das weite Gebiet der neueren Literatur der Franzoſen, Engländer und Italiener, und ſelbſt die Spanier blieben ihnen nicht gänzlich fremd. Shakſpeare's Genius übte ſolche Gewalt über ſie, daß ſie ſeine Ausdrücke zu ihrer eigenthümlichen Converſationsſprache machten. Auch Bürgers Kunde vom Alterthum, durch Klotzens Freundſchaft aufgekeimt, ward durch dieſe neuen Freunde von Neuem belebt und erweitert.

Seine Liebe zur Poeſie bekam zugleich einen mächtigen Antrieb zu angeſtrengter Arbeitſamkeit, als der ſchon namhafte Gotter ſich mit Boie zu dem erſten deutſchen Muſenalmanach für das Jahr 1770 vereinte. Eben ſolche zwei Muſter von Eleganz und Correctheit, in deren Genoſſenſchaft Bürger gezogen ward, waren geeignet, ſeinen eignen Tact für Wohlklang und Richtigkeit der Sprache gegen die Derbheit ſeines Genius zu waffnen, welcher ihn freilich den guten Geſchmack ſchwerer erreichen ließ, als es jenen bei ihrem ungleich ſchwächeren Talente und ihrer gemäßigtern Natur geworden. Die Nachtfeier der Venus vorzüglich, auch das Dörfchen, das Lied an die Hoffnung, welche jetzt gedichtet wurden, beweiſen die Stärke des Einfluſſes, den jene beiden Freunde auf Bürgers Geſchmack hatten; aber in ihm traf ihr eigner, der beſonders durch franzöſiſche Eleganz und Zartheit die Richtung gewonnen, auf ein beſondres urſprüngliches Talent, das dieſer Zartheit mit deutſcher Fülle und Friſche zuſagte.

Wir bemerken hier den einen Hauptſtral in dem Genius dieſes Dichters. Für jene Gattung der Poeſie, wo Zartheit der Empfindung, beſchwingt durch eine heitere, weiche und farbenreiche Phantaſie, ſich in einer Sprache erhebt, welche wie ein Aether gleichartig ſolche Empfindung und Phantaſie umgiebt, zeigte er hier ein ſo entſchiedenes Talent, wie ſich ſpäterhin nur noch einmal in Deutſchland, nämlich in Matthiſſon, wieder gezeigt hat. Allein es war in Bürger zugleich mit ſo wenig Entfernung von der Wirklichkeit, mit einer ſo friſchen eingreifenden Kraft gepaart, daß er das Höchſte deutſcher Art in dieſer Gattung hervorgebracht hätte, wenn es ihm vom Schickſal, vielleicht auch von dem zweiten Hauptſtral ſeines Genius und deſſen Eigenthümlichkeit verſtattet wäre.

An Shakſpeare, dann an Percy's Relicks rankte ſich in ihm zu derſelben Zeit leidenſchaftlich jene Phantaſie auf, die unter dem nordiſchen Himmel ſeines Geburtslandes in ihm aufgekeimt war. Nothwendig gewann er die Ballade und Romanze lieb, ſo wie ſie vom Norden, großartiger und individueller als vom Süden, erzogen war. Da er außer dem lyriſchen noch ein epiſches Talent in ſich fühlte, inſofern daſſelbe überhaupt ein darſtellendes bedeutet, welches Thatſachen in poetiſch-hiſtoriſcher Form erzählt: ſo vereinte ſich die Neigung ſeiner Phantaſie für die Romanze mit demſelben, und die erſte Frucht davon war ſeine Lenore, in welcher ſeine darſtellende Kraft mehr mit ſeiner lyriſchen ringt, als in ſeinen nachfolgenden Producten derſelben Gattung.

Als ſie entſtand, lebte er ſchon auf dem Lande bei Göttingen, in der Stelle eines Juſtizbeamten des Gerichtes Alten-Gleichen, welches kümmerliche, ſeinen Neigungen keineswegs entſprechende Amt ihm nach der Vorſtellung ſeiner Freunde nur Muße verſchaffen ſollte, ein Meiſterwerk zu vollbringen, das ihn in der öffentlichen Meinung hoch genug ſtellte, um ihm einen ergiebigen und ſeinem Talente, ſeiner Neigung entſprechenden Poſten zu verſchaffen. Man traute ihm die Kraft zu, ein ſolches Meiſterwerk, das doch ein großes, umfaſſendes ſeyn mußte, hervorzubringen. Ob man hierin nicht irrte, bleibe noch dahingeſtellt; aber gewiß kannte man Deutſchland und unſre öffentlichen Verhältniſſe wenig, wenn man auch von einem ſolchen Meiſterwerke hoffte, daß es zum Vortheile ſeines Urhebers die Gunſt unſrer bürgerlichen Geſellſchaft hinlänglich gewinnen und feſthalten würde.

Ein Glück für ihn in ſeiner ländlichen Abgeſchiedenheit war, daß die Nähe Göttingens ihm möglich machte, mit ſeinen dortigen poetiſchen und literariſchen Freunden in Verbindung zu bleiben. Sie bildeten bald jenen Kreis von jungen Männern, welcher in der deutſchen Literatur berühmt geworden iſt und verdienſtvoll gewirkt hat, wie der erſte herrliche Jugendkreis, der von einer deutſchen hohen Schule aus eine Revolution in unſrer deutſchen Literatur hervorbrachte. Wem jener Göttingiſche nicht ſo gewichtig als der ältere Leipziger dünken ſollte, der wird bemerken, daß Klopſtock, unvergleichbar über ſeine Genoſſen hervorragend, der Schöpfer einer neuen Dichtkunſt in Deutſchland, zu dem Leipziger Cirkel gehörte, indem Göthe, das Haupt der zweiten Epoche in unſrer Dichtkunſt, gleichzeitig aufblühend mit den Göttingern, fern von ihnen ſich ausbildete.

Voß und Bürger ſind in der Folge der Jahre unter dieſen die bedeutendſten geworden. Allein den erſten hatte damals das angeſtrengte Studium der Alten gleichſam noch nicht mit einem Dichtergeiſte beſeelt, den er nicht urſprünglich in ſich trug, und woran ihm der letzte überlegen war, welcher auch in ſpäteren Jahren ſich wenigſtens mit der lyriſchen Poeſie jenes Dichters nicht befreunden wollte. Hölty's erinnerte er ſich mit heitrem Wohlwollen; doch hatte ihm derſelbe durch ſein Aeußeres ſolchen Eindruck hinterlaſſen, daß er das ſanfte, phantaſievolle und künſtleriſche Gemüth in deſſen Poeſie nicht hoch genug zu achten ſchien. Am meiſten riß ihn das Feuer, der edle Schwung des jüngeren Grafen Stolberg hin, und wiewohl er von ſämmtlichen Gedichten deſſelben in den ſpäteren Jahren keins beſonders ins Herz geſchloſſen hatte, glaubte er gern an einen ungemeinen poetiſchen Genius ſeines Freundes. Vielleicht ward ihm, ſeinem eignen dichteriſchen Vermögen zu Folge, nicht klar genug, daß Feuer, Schwung, Adel des Herzens und der Sprache, wie hoch ſie ſteigen mögen, ohne hinlänglichen Gehalt der Gedanken und künſtleriſche Anordnung, noch nicht im Stande ſind, ein wahrhaftes Gedicht zu ſchaffen. Mit Vergnügen pflegte Bürger Sprickmanns zu erwähnen, wenn er behauptete, daß das urſprüngliche echte Talent eines jeglichen ſich von früh an unaufhörlich offenbare. Wie bei ihm ſelbſt ſich jeder Stoff zur Ballade oder zum Liede geſtaltet habe, ſo bei jenem Alles zur dramatiſchen Einkleidung. Von Keinem, ſagte er einſt, verdrießt mich ſo, wie von ihm, daß ihn leere Studien und Beſchäftigungen verleitet haben, ſein Pfund nicht wuchern zu laſſen.

In dieſem Kreiſe, zu welchem auch Leiſewitz, Martin Miller, der Bürgern ungemein angenehm war, und Andre gehörten, machte die Lenore einen Eindruck, welcher Bürge war von der lebhaften Theilnahme, die das Gedicht nach ſeiner Erſcheinung im Muſenalmanach in Deutſchland erregte. Auch der Verfaſſer dieſer Blätter hat öfters die Verſichrung Bürgers gehört, keine ähnliche altengliſche Ballade gekannt zu haben, und zu dem phantatiſchen Product veranlaßt zu ſeyn durch den Geſang eines Bauernmädchens im Mondſchein, welche nur die drei Verſe zu wiſſen ſchien:

Der Mond der ſcheint ſo helle,
Die Todten reiten ſo ſchnelle:
Feinsliebchen, graut dir nicht?

Aber auch in Bürgers Seele blieb die Lenore lange ein Bruchſtück, und er dichtete von Zeit zu Zeit nur einzelne Strophen. Wirklich iſt ſie auch nie zu einem Ganzen geworden, was er ſchon bei ihrer Vollendung fühlte, ſpäterhin deutlich einſah. Er pflegte ſie die alte alberne Lenore zu nennen, und erzählte dann mit Luſtigkeit, wie er zu derſelben Zeit, als ſie ihm in Deutſchland nicht unbedeutenden Ruhm erwarb, auf einer Reiſe nach Weißenfels in einer Dorfherberge übernachtete, durch ein Getöſe in der anſtoßenden Bauernſtube im Schlafe geſtört aufhorchte und merkte, daß ſeine Lenere vorgeleſen würde. Er geſellte ſich zu dem Schulmeiſter, der vorlas, und zu den Bauern, die den größten Beifall äußerten, und am Schluße die Begier zu wiſſen, wie es nun weiter gegangen ſey; auf Bürgers Verſicherung aber, daß ſie das Ende ſchon gehört hätten, keine Fortſetzung erfolge, wie er von dem Verfertiger der Lenore ſelbſt wiſſe, ſich ſehr ungläubig bewieſen.

Für die beiden Gattungen von Poeſie, wofür ihn die Natur unbezweifelt erkohr, hatte er ſich nun rühmlich die Bahn gebrochen, als ſeine Verhältniſſe ſich genug verwirrten, um ſeine Kraft zu lähmen, wenn ihn die Natur auch noch für höhere Gattungen der Kunſt und die Tiefen des Wiſſens beſtimmt hätte. Er verheirathete ſich mit einer von den Töchtern eines hannövriſchen Beamten in der Nachbarſchaft, Leonhards zu Niedeck, im September 1774, indem er, nach ſeinem eignen Geſtändniß, ſchon am Brautaltare eine Leidenſchaft für deren jüngere, kaum funfzehnjährige Schweſter Auguſte empfand, die er unter dem Namen Molly gefeiert hat. Wer ihn tadelt, daß er bei ſolcher Entdeckung nicht noch am Altare von der Verbindung mit der älteren zurücktrat, daß er die Leidenſchaft nicht ausreutete, als er einmal in eine Ehe ohne Liebe getreten war, der werfe einen Stein auf ihn, wenn er ſein eignes Herz immer zu dem hellſten Bewußtſeyn bringen, ſolche Leidenſchaft empfinden, und einer Pflicht zu gefallen, die es nur durch bürgerliches Geſetz iſt, heldenmäßig zu unterdrücken vermag. Genug, daß Molly nach dem Urtheile eines Richters ſelbſt, der vielleicht für einen Repräſentanten der weiſen, unparteiiſchen, billigen und ſtreng ſittlichen, durch reifes Studium geübten Menſchenkenntniß gelten kann, ein Muſter von Anmuth und weiblichen Tugenden war; daß ſie Jahre lang, wiewohl auch ſie den Dichter liebte, ſeiner Leidenſchaft widerſtand. Er ſelbſt drückt ſich über ſeine damalige Lage ſo aus: „Ich würde ein Buch ſchreiben müſſen, wenn ich die Martergeſchichte dieſer Jahre und ſo viele der grauſamſten Kämpfe zwiſchen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib von gemeinem Schlage, wäre ſie minder billig und großmüthig geweſen (worin ſie freilich von einiger Herzens-Gleichgültigkeit gegen mich unterſtützt wurde), ſo wär' ich zuverläſſig längſt zu Grunde gegangen, und würde jetzt dieſe Zeilen nicht mehr ſchreiben können. Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere im Geheim es wirklich zu ſeyn. Dies brachte nun zwar mehr Ruhe in Aller Herzen; aber es brachte auch eine andere höchſt angſt- und kummervolle Verlegenheit zu Wege.“

Rechnet man zu der Verwirrung durch eine ſolche Leidenſchaft, daß die Einkünfte ſeines Aemtchens wenig für ſeine Bedürfniſſe ausreichten, Unfälle das Vermögen zerrütteten, welches er von ſeinem guten Großvater erhalten hatte und hoffen konnte, überdies ſeine amtlichen Geſchäfte ihm zu wenig zuſagten, als daß er ſich nicht einige Vernachläſſigung derſelben erlaubt hätte, was ſeine Lage noch mehr verkümmerte, wenn er z. B. Strafgelder, deren widrige Eintreibung er gern vergaß, erſetzen mußte; faſt liebenswürdige Schwächen, die ein Verleumder vor die hannövriſche Regierung als Verbrechen zu bringen ſich unterfing: ſo wäre allerdings begreiflich, wie ſelbſt ein Dichtergenius, welchen die Natur zu umfaſſenden und unſterblichen Werken geweiht hätte, in Bürgers Lage ſein Feuer verlodern ließe, und die Unſterblichkeit ſeines Ruhms nicht in dieſem Leben zu gründen hoffte, ſondern von einem beſſern Lenz erwartete.

Man wundert ſich vielleicht, daß er keine Schritte that, um ſich eine vortheilhaftere Lage zu erwerben. Sie geſchahen und fruchteten nicht, und in ſeinem Naturell lag, daß er ſchnell bei Verſuchen der Art abſtand, ſo wie er überhaupt in Verhältniſſen zu Menſchen und zu der bürgerlichen Geſellſchaft leicht den Muth verlor. Ein Schritt, der für ihn gewiß ſehr kühn war und deſſen er mit Wohlgefallen in ſpätern Jahren noch gedachte, war ſein Entſchluß, den großen König von Preußen um eine ſeinen Fähigkeiten angemeſſene Stelle im Preußiſchen zu bitten. Er lobte gegen den Urheber der gegenwärtigen Erinnerungen dieſes Schreiben als eine ſeiner gelungenſten Arbeiten, als ein rhetoriſches Meiſterſtück, und verwunderte ſich komiſch genug, daß es ihm dennoch keine Frucht getragen hätte. Wirklich war ein Befehl des Königs an ſeinen Großcanzler ergangen, auf eine Anſtellung Bürgers bedacht zu ſeyn, welches ihm dieſer eröffnete mit dem Zuſatze, wie man ihm eine Stelle, die ihm angemeſſen wäre, anbieten wolle, ſobald eine ſolche erledigt würde. Der Dichter hatte dieſe Verſichrung zu buchſtäblich genommen und ſich bei ihr beruhigt, worauf nach dem gewöhnlichen Gange der Geſchäfte nichts weiter erfolgte. Eine Verſorgung in der Juſtiz war überdies für ihn ja nicht geeignet. Sein Schreiben an den König hat ſich unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren nicht gefunden, auch konnt' er es ſelbſt nicht finden, als er es dem Verfaſſer vorleſen wollte.

In einer Lage der Art hielt Bürger ſtets den Gedanken feſt, ſich durch ein großes Werk auszuzeichnen, wiewohl er zu einem eignen umfaſſenden Gedichte den Muth nicht ſcheint gehegt zu haben. Er unternahm eine Verdeutſchung der Ilias in fünffüßigen Jamben, und vollendete mehrere Geſänge. Man darf nicht in Abrede ſeyn, daß ſowohl in dieſer Verdeutſchung, als in ſeiner nachherigen Umarbeitung derſelben in Hexameter, der friſche Abenteuergeiſt der homeriſchen Helden lebhafter vorſcheint, wie in allen andern Ueberſetzungen des alten Sängers; aber auch in dem hexametriſchen Verſuche wird offenbar, daß Bürger für die epiſche Sprache und den epiſchen Versbau ſchlechterdings nicht geeignet war; Homer wird durch ihn zu einem Balladenſänger.

Dagegen war er ganz für eine andre Arbeit derſelben Zeit, zur Verdeutſchung der Hexenſcenen im Macbeth, geſchaffen. Kräftig, wie Shakſpeare ſelbſt, und mit ſchauderhafter Wahrheit zeichnet er dieſe ſo eigenthümlichen Gebilde der nordiſchen Phantaſie, weit entfernt von dem unſchicklichen Verſuche, welchen nachher Schiller machte, ſie zu etwas Edlerem zu geſtalten, und ihnen das Niedrigſchauerliche zu nehmen. Als er aber ſpäterhin das ganze Trauerſpiel verdeutſchte, zeigte er eben ſo wenig Beruf zum tragiſchen Dichter, als zum epiſchen durch ſeinen Homer.

Ein neues Leben ſchien für ihn zu beginnen, da er im Jahre 1784 ſeine Gattin durch den Tod verlor, ſein Aemtchen aufgab, und ſich im folgenden mit Molly vermählte.

Er hatte zu Göttingen ſchon angefangen, Unterricht zu ertheilen. Vorzüglich beſtimmte ihn wahrſcheinlich zur Wahl dieſes Aufenthalts, daß er ſchon ſeit 1778 den Göttingiſchen Muſenalmanach herausgab, und an dem Verleger deſſelben einigermaaßen eine Stütze hatte. Er hoffte ſich zum öffentlichen Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften emporzuarbeiten, und als ſolcher eine Beſoldung zu erhalten, die ihn der erſten Nahrungsſorgen überhöbe. Allein diejenigen ſeiner Freunde, welche ihm damals riethen, nicht Göttingen für ſeine Hoffnungen zu wählen, beurtheilten ihn und den Charakter dieſer Univerſität gewiß am richtigſten. Es ſind nicht die ſchönen Wiſſenſchaften, welche auf ihr blühen ſollen, vielmehr ſchien die hannövriſche Regierung von jeher die Maxime zu hegen, daß das Blühen derſelben auf einer ſolchen Lehranſtalt den gründlichen Studien leicht Eintrag thue. Ueberdies hatte ſie, oder hatten wenigſtens einige ihrer angeſehenſten Mitglieder nicht durchaus grundloſe, doch ſehr übertriebene Vorurtheile gegen Bürgers ſittliche Aufführung; und von allen Univerſitäten leidet Göttingen, wo die Geſellſchaft der Lehrer und Studenten auf Haltung und Form der Geſellſchaft in Reſidenzen geſtimmt iſt, für ſeinen eigenthümlichen Ton am meiſten von einem ungeregelten Betragen eines Lehrers. Man hat ſich in der Furcht betrogen, wenn man dieſes von Bürger erwartete, der immerbar, ſeitdem er zu Göttingen lehrte, in untadelhafter Stille gelebt; doch hat jene Furcht eben ſo gegen ihn gewirkt, als wenn ſie noch ſo gegründet geweſen wäre. Ueberdies hatte er keineswegs die glänzenden Eigenſchaften des Vortrags, welche erforderlich ſind, um die deutſche Jugend für die ſchönen Wiſſenſchaften zu befeuern. Klein, hager, furchtſam und unſcheinbar trat ſeine Geſtalt auf; die für ſeinen übrigen Körper zu groſſen und ſtarken Züge ſeines Geſichts, die Kühnheit in ſeiner Stirn und Naſe, die ſchönen Augen voll Empfindung und Phantaſie, die ſchwungreiche, himmelangerichtete Haltung des Kopfs, hätten indeſſen ſo die Kümmerlichkeit ſeiner Figur, als das Verfallene in dem bleichen Angeſichte bald in Vergeſſenheit gebracht, wenn er nur mit mehr Strom und Kühnheit geredet hätte. Allein dies geſchah nur in wenigen Momenten, wo ſein Dichterfeuer aufſchlug; in der Regel ſprach er langſam, matt; und wenn ſeine Sitte, mitunter lange Pauſen zu machen, und auf dem Catheder erſt zu verſuchen, ob ein Gedanke ihm ganz klar werden wolle, feinen Köpfen unter ſeinen Zuhörern intereſſant ſeyn mochte: ſo verloren die gewöhnlichen, die größere Menge, darüber alle Geduld und Theilnahme an ſeinen Vorträgen.

Endlich konnte man nicht leugnen, daß ſeine Aeſthetik auf keinem durchgängig gründlichen Denken ruhte, daß ſie einer zweckmäßigen Compoſition entbehrte. Nur in einzelnen Artikeln, vorzüglich in ſolchen, wo die Kunſtfertigkeit in beſondern Betracht kam, war er gründlich, bisweilen unübertrefflich, und auch die dumpfſten Zuhörer empfanden eine Anwandlung von Begeiſterung, wenn er auserleſene poetiſche Stellen mit ſeiner klangvollen Stimme herſagte, welche inſonderheit für lyriſche Declamation, unterſtützt von ſeiner vollendeten Kunde des Versbaues, jede Art des Wohllautes, jede Stärke und Weiche in ſich vereinigte. Unvergeßlich ſind die Augenblicke, wenn er, wie auf dem Catheder ſo auch im Privatumgang, aus dem Reichthume ſeiner Beleſenheit Stellen vortrug, deren Schönheit ſie ihm werth gemacht hatte. Selbſt aus Büchern, die er im Ganzen nicht achtete, wußt' er dergleichen geduldig aufzuleſen und ſich anzueignen. Oft hat er aus dem Doolin von **Alxinger** mit innigſter Rührung die Stanzen recitirt, wo der Eindruck beſchrieben wird, den der Tod des Einſiedlers auf des Waldes Umgebung macht; und blos ihrentwegen gedachte er jenes Gedichtes mit Freundlichkeit.

Schon bei der Aeſthetik ſuchte er ſich der Einwirkung von **Kants** Philoſophie offen zu erhalten, und er war entſchloſſen, begann auch mit Anſtrenguug, dieſelbe nach ihrem ganzen Umfange zu erforſchen und zu prüfen, und ihre wahre Lehre ſich zu einer klaren, populären und ſchönen Darſtellung anzueignen. Da die übrigen Theile der Philoſophie in Göttingen mehr Anſehn hatten als die Aeſthetik, hoffte er wohl als philoſophiſcher Lehrer überhaupt mehr Glück zu machen. Aber gerade der Kantiſchen Lehre, ſo dem wirklich Idealiſchen in ihr, als ihrer Einkleidung deſſelben, die ihm den Schein einer viel größeren Untauglichkeit für das wirkliche Leben gab, wie in ihm war, ſtand die Denkart Göttingers und die Regierungsmaxime für dieſe Univerſität ſehr im Wege. Nach Allem, was wir ſchon über Bürgers Eigenthümlichkeit im Vortrage geſagt haben, wird man gern einräumen, daß er nicht geſchaffen war, der Kantiſchen Philoſophie dort zur Wurzel zu verhelfen; doch auch an ſich war ſeine Denkart ihr nicht gewachſen. Die Klarheit des Kopfes und der Begriffe, die von einem ſo echten und wie auch begrenzten poetiſchen Talente, von einem ſo lautern Anſchauungsvermögen, wie das ſeinige, freilich nicht getrennt ſeyn kann, ließ ſich darum nicht zu erſchöpfender Denkkraft und zum Tiefſinn erheben; und ſo wenig Bürger ſich zum epiſchen und tragiſchen Dichter ſtempeln konnte, ſo wenig auch zum Denker im hohen Sinne des Worts. Schon ward ihm ungemein ſchwer, bisweilen unmöglich, ſich nur identiſche Sätze zu denken.

So billig und gegründet wir dieſes Urtheil halten, und wiewohl wir nicht von der Ueberzeugung laſſen können, daß er als Dichter und Philoſoph im Weſentlichen über die angegebnen Grenzen auch bei dem günſtigſten Schickſale nicht hinausgegangen wäre, geziemt uns zugleich, die ſichre Hoffnung zu äußern, daß er ſich innerhalb ſolcher Grenzen ungleich mehr, noch reichere, noch friſchere Kränze des Ruhms errungen hätte, daß er in einer Haltung, die endlich in der Regel auch zu äußerem Glücke führet, geblieben wäre, wenn er nicht ſeine Molly, die er als ſeine Frau vor aller Welt im Herbſte 1785 nach Göttingen gebracht, ſchon zu Anfang des folgenden Jahres, am funfzehnten Tage nach ihrer anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, durch ein grauſames, unüberwindliches Fieber verloren hätte; „Sie, (ſo lautet ſein Trauerbrief,) die Ganzvermählte meiner Seele, Sie, in deren Leben mein Muth, meine Kraft, mein Alles verwebt war.“ Zwei Monate ſpäter ſchrieb er an ſeinen Freund Boie: „ich liebte ſie ſo unermeßlich, daß die Liebe zu ihr nicht blos der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, ſondern gleichſam mein Herz ſelbſt zu ſeyn ſchien.“

In dieſer Klage und Anſicht war eine ſchreckliche Wahrheit nicht des vorübergehenden Zuſtandes, ſondern eine immerdauernde und in der Natur Bürgers tief begründete. Ob er gleich nicht blos von Jünglingstagen, die von beglückter Liebe waren bekräftigt geweſen, ſondern auch von ſeinem damaligen Seyn ſich rühmen konnte, Hundert mit Geſang, Tauſende mit Wiſſenſchaft zu ſchlagen: ſo fehlte ſeiner weichen, ſinnlichen Natur doch die Kraft zur ſteten Anwendung ſeiner Talente, zur klugen, planmäßigen Benutzung ſeines Geiſtes, zum gehaltnen Eingreifen ſeiner Studien in die Literatur und das Leben. Dazu mußt' ihn fremde Kraft fördern, ununterbrochen aufrecht erhalten; aber bei ſeinem ſehr reitzbaren Selbſtgefühl mogte dieſe Kraft keine andere als die Liebe ſeyn. Es war ſo durchaus gegründet, was er ſpäterhin ſchrieb: „Liebe würde meiner mächtig ſeyn, ſo viel ich nur meiner ſelbſt mächtig bin, und wohl noch mehr. Ich weiß nicht, ob es mir zum Lobe, oder zum Tadel gereichen mag, daß ich mich bei einem geliebten Weibe kaum gegen Sclaverei aufrecht erhalten würde, beſonders wenn ſie die Kunſt zu herrſchen verſtände.“

Man würde ſeiner Molly Unrecht thun, wenn man ihr eine ſolche Kunſt beilegen wollte. Aber ſie herrſchte unumſchränkt über Bürger, ohne es zu beabſichtigen, einzig durch die gegenſeitige Liebe. Sie war nach Aller Urtheil, welche ſie kannten und urtheilen konnten, eine ſo in ſich ſelbſt begnügte und harmoniſche Natur, daß ihr nichts fehlte, als ein Mann, den ſie lieben mochte; dabei waren ihr Geſtalt und ihr Geſicht wenigſtens ſo anmuthg, ihre Stimme hatte jenen Flötenton voller und weicher Empfindung, der für Bürgers eigne phantaſievolle Weichheit und ſeinen ungemeinen Takt für Wohllaut über Alles bezaubernd war, in einem ſolchen Grade, daß ſelbſt ſeine Einbildungskraft und Sinnlichkeit, die ſich an ein Flattern früh ergeben hatten, und denen, nach ſeinem eignen Ausdrucke, die Gefühle wie ein Dieb in der Nacht kamen, von den Reitzen dieſer Geliebten in Befriedigung und Treue für ſein ganzes Leben feſtgehalten wären. Die eigene thätige Harmonie trug Molly auf ihre Umgebung, am nächſten und ſicherſten auf den geliebten Mann über. Zu Befolgung der kleinen Pflichten des geſelligen Lebens, worin Bürger zu ſeinem großen Nachtheil ſehr läſſig war, zum Erwerbe förderte ſie ihn, und hielt das Erworbene zu Rathe. Durch ſie, pflegt' er zu ſagen, wäre ich ſicherlich wieder auf einen grünen Zweig gekommen.

So viel er vermochte, hat er ſich ermannt ſeit ihrem Tode. In den beiden Gattungen der Poeſie, wofür ihn, nach unſrer Ueberzeugung, eine Naturanlage beiwohnte, fuhr er fort, wie in ſeinen vorigen Verhältniſſen, ſo auch nach Molly's Verluſt, vorzügliche Werke zu ſchaffen; und man darf mit Wahrheit behaupten, daß er in dieſer letztern Periode für beide Gattungen in ſeinen hohen Lied von der Einzigen, und in ſeinem Lied von Treue etwas Größeres geliefert hat, als in früherer Zeit.

Die Situation des erſten iſt freilich vor Molly's Hinſcheiden; doch rückte die Idee deſſelben in der Ausarbeitung erſt im Jahre 1788 vor. An Pracht und umfaſſendem Wohllaut des Sylbenmaaßes, an reifer poetiſcher Kunſtfertigkeit, alſo auch in Anſtrengung und Aufwendung der Kraft, übertrifft es bei weitem die vorigen lyriſchen Gedichte Bürgers. Doch wird man nicht leugnen, daß ſeine Phantaſie in ſeinem erſten berühmt gewordenen lyriſchen Verſuche dichteriſch zarter und reiner geweſen ſei. Wir geben der Zartheit mit Fleiß jenes Beiwort, damit man uns nicht entgegne, daß die Weiſe und der Stoff an ſich zarter und lieblicher in der Nachtfeier der Venus war. Nicht dieſer, wohl aber dem hohen Liede merkt man die Derbheit und gewiſſe Schlacken der Phantaſie an, wovon er nicht freizuſprechen war; und doch hatte das erſte Gedicht den brauſenden Jüngling, das zweite den reifen Mann zum Urheber. Woher dieſe Erſcheinung? Iſt ſie daher zu erklären, daß der Jüngling durch Boie, Gotter und Andre gefeſſelt war? Es ſcheint nicht; denn wie ſehr feilte er an ſich ſelbſt, und mit welcher eigenſinnigen Zartheit hat er als Mann die Nachtfeier der Venus immer wieder überarbeitet, um in Sprache und Bild nicht den geringſten Flecken zu laſſen. Aber als er ſie zuerſt dichtete, hatte er noch nicht den Romanzenton verſucht, deſſen Art ſeine urſprüngliche Derbheit und die nordiſche [illegible] lichkeit ſeiner Phantaſie leicht wieder hervorlockte. Dies ſcheint eine Urſache, warum auch das hohe Lied, das er zur reinſten Vollendung geweiht hatte, von ihnen nicht frei bleiben konnte. Einen andern Grund möchte man darin finden, daß die Umfaſſung des lyriſchen Talents, worauf das hohe Lied Anſpruch macht, über die Grenzen von Bürgers Kraft hinausging. Was ihm an Höhe und Schwung der Phantaſie abging, wollt' er durch Derbheit der Bilder, was ihm an jener für den großen lyriſchen Bau erforderlichen Fülle der Gedanken fehlte, durch eine ſtarke Farbe des Gefühls erſetzen. Zugleich dient das genannte Gedicht zum Beleg, wie wenig ſein Vermögen für die Compoſition von Umfang auch im lyriſchen Fache auslangte. Die prachtvollen Strophen ſind nicht durch einen innern poetiſchen Verein zuſammengehalten, ſondern drohen immer wie ſchöne Perlen auseinander zu rollen, deren Faden, worauf ſie gereiht ſind, zerreißt.

Dagegen iſt ſeine Romanze von der Treue viel freier, als die beſte ſeiner vorhergehenden, des Pfarrers Tochter von Taubenhain, ja ganz frei von den gerügten Schlacken ſeiner Manier, eine vollendete Romanzendarſtellung, eigenthümlich zuſammengeſetzt aus lyriſcher, dramatiſcher und epiſcher Weiſe, wie die vollkommne größere Romanze ſeyn ſoll, und auch in Hinſicht der Compoſition überhaupt untadelhaft; denn der Stoff ging nicht über die Grenzen ſeines Talents hinaus, und das Geſchichtliche leitete daſſelbe zum Ziele, ohne ſeine Kraft über ihr Maaß in Anſpruch zu nehmen.

Es war nur noch die Erinnerung an den unausſprechlichen

Werth von Molly's Treue, was ihn in jener Romanze mit ſo kräftiger Bitterkeit wider weibliche Untreue gegen einen treuliebenden Mann beſeelte, und ihn ahndete nicht, als er ſie dichtete, daß er die ganze Gewalt ſolcher Bitterkeit durch eigne Erfahrung kennen lernen werde. In ſeiner kümmerlichen Lage, denn gab man ihm endlich auch den Profeſſortitel, ſo ließ man ihn doch gänzlich ohne Beſoldung und Unterſtützung von Hannover aus, that ihm vorzüglich weh, daß er ſeine Kinder, eine Tochter von der erſten Gattin, einen Sohn und eine Tochter von Molly, nicht um ſich haben konnte, ſondern fremder Pflege anvertrauen mußte. Darum faßte er endlich den Gedanken, ſich noch einmal zu vermählen, und blickte von Zeit zu Zeit zu einer neuen Wahl umher, als ihm das Lied zu Geſicht kam, worin das bekannte Schwabenmädchen Herz und Hand ihm gleichſam anbot. Ein unbefangner und von Menſchenkenntniß geleiteter Mann hätte in dem Ton deſſelben keineswegs die anſpruchsloſe Empfindung eines Naturkinds wahrgenommen; allein Bürger, abgerechnet ſeine eigne Stimmung, ſeinen Entſchluß zu heirathen, ſeine Sehnſucht, das mit Molly verlorne Glück einigermaaßen in einen Zuſtand zurückzubringen, der aller Freude der Verhältniſſe entbehrte, ward auch dadurch beſtochen, daß jenes Lied des Schwabenmädchens in ſeine eigne und ſchlechtere lyriſche Manier ſtimmte. Von ſolcher Schwäche war er nicht frei; er hat ſie am meiſten bei Beſorgung des Göttingiſchen Muſenalmanachs verrathen. So viele Leiermänner, die die in ſeine Manier ſtimmten, welche dem talentloſen Reimer unſchwer nachzuahmen war, konnt' er nicht fahren laſſen, wiewohl ſie ihm oft Ueberdruß erregten. Er hämmerte fleißig an ihren Arbeiten, beredete ſich erſt, daß ſie ſo übel nicht wären, daß ſie mitlaufen könnten, wie er ſich ausdrückte, und fand ſie zuletzt wohl gar gut. Darum erhielt der Muſenalmanach ſo ſehr das Gepräge ſeiner Manier, indem eine ſolche Sammlung eben ein Zuſammenhang der verſchiedenartigſten Manieren ſeyn ſoll; und erwägt man dazu, daß er den Grundſatz hatte, auch ſchlechte Gedichte unverändert aufzunehmen, wenn nur irgend ein bekannter Name darunter ſtand, der, nach ſeinem Ausdrucke, ſich ſelbſt verfechten könne: ſo begreift man die Beſchaffenheit ſeiner poetiſchen Blumenleſe.

Wie ſehr ihm indeſſen der Geſang und die Ausſicht auf eine Verbindung mit dem Schwabenmädchen zuſagen mochten, ſetzte er bei dem Wageſtücke, was die letzte immer blieb, die Vorſicht keineswegs völlig bei Seite. Bei Bekannten in Schwaben erkundigte er ſich nach den ſittlichen Eigenſchaften der Sängerin, und es ſcheint nicht, daß ihm redlicher Bericht erſtattet ſei. Er vertraute der Ausſage und ſandte ihr die Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will, eine unſchätzbare Urkunde, die von ſeiner Geradheit und Biederherzigkeit, auch von ſeiner Selbſterkenntniß dergeſtalt zeugt, daß ſie bei der Nachwelt ihm ein ſchöneres Denkmal ſeyn wird, als alle ſeine Poeſien.

Die am wenigſten empfehlende Seite an ihm, eben diejenige, die ein Mädchen gewiß am leichteſten von der Vermählung mit einem Manne zurückſchreckt, ſchilderte er zuerſt und mit übertriebnen Farben. „Durch viele und langwierige Widerwärtigkeiten bin ich an Leib und Seele ſo verſtimmt worden, daß ich oft in eine trübe melancholiſche Laune, und dabei in eine Ohnmacht des Geiſtes verſinke, die mich gewiß nicht empfehlen kann. Denn ich verliere alsdann allen Muth, alles Vertrauen auf mich ſelbſt, und halte mich für kopfleer, für herzkalt, für wortarm, kurz, für einen werthloſen Stümper. Ich denke, Jeder, der mir nur anſieht, ſpricht bei ſich: „es iſt mit dem Menſchen doch gar nichts anzufangen!“ weil ich dies wirklich ſelbſt glaube. Darob bin ich mir dann ſelbſt gram; und wenn man ſich ſelbſt gram iſt, ſo kann man unmöglich Andern angenehm und liebenswürdig erſcheinen.“ Auch ſeine Freunde haben ihn in ſolchen Stimmungen geſehn, und müſſen die Wahrheit ſeiner weitern Ausſage bezeugen, daß ſein angeborner Frohſinn gewöhnlich durch dieſe Nebel brach, damit nur Andere nichts davon litten. Liebe, wie Molly für ihn hegte, verſcheuchte ſie gewiß ſo, daß das Weib ſeines Herzens, wie er ſagt, keine Beſchwerde davon empfand. Und Liebe der Art hoffte er nun auf ſolchem abentheuerlichen Wege wiederzufinden?

Das Trockne und Hölzerne in ſeinen körperlichen Bewegungen, ſeine Trägheit, Weichlichkeit und Sinnenluſt, ſeinen Leichtſinn ſchildert er dann auch zu nachtheilig, weil er ſelbſt nicht begriff und nicht ſagen konnte, welche Anmuth und welche Würde zugleich ſeine immer rege Phantaſie, der gemüthliche Klang ſeiner Stimme, die Gutmüthigkeit, Freundlichkeit, Großmuth ſeines Herzens, über ſeine körperliche und ſittliche Eigenthümlichkeit verbreitete.

Selbſt der Ausſchweifungen ſeiner Jugend gedenkt er, verſichert jedoch auch, daß er nie auf eine niedrige und ſchmutzige

Art ausſchweifend geweſen ſei. Von dieſer Ausſage ward der Verfaſſer gegenwärtiger Blätter, welcher den Dichter ſehr achtete und liebte, was auch hier wohl unverkennbar iſt, als er ſie zuerſt las, etwas befremdet. Eine Gewöhnung der Sinnlichkeit, daß ſie ſchon durch das bloße weibliche Geſchlecht, ohne Zuthat für geiſtvolle Empfindung und Reitz der Phantaſie, immerfort aufgeregt wurde, ſchien ihm von Bürgers Schwächen die tadelnswertheſte; und er rettete hier deſſen Wahrhaftigkeit mit der Bemerkung, daß der Stufen ſo verſchiedne ſind, wo verſchiedenartige Menſchen den Beginn des Niedrigen und Schmutzigen in Ausſchweifungen der Sinnlichkeit annehmen. Wahr iſt aber durchaus, daß Bürger ſich demſelben auch bei der glühendſten Sinnlichkeit nicht hinzugeben brauchte; „denn mit allen meinen Gebrechen Leibes und der Seele war ich doch jederzeit bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten, ohne erſt mühſeliger Anwerbuugen zu bedürfen.“ Die Freunde ſeiner Jugend bezeugen dies; und wie hätte ein Mann von ſeiner Dichterphantaſie und ſeinem Dichterruhme, von ſeiner Weichheit und Geradheit, die ewige Treue und Hingebung zu geloben ſchienen, von ſo mancher Anmuth im Aeußern, und, was die Hauptſache iſt, von ſo unendlichem Behagen an Weibern, nicht ſein Glück bei ihnen machen ſollen?

Erzeugt von der ſchönen Beſcheidenheit in ihm, die immer obwaltete, außer in den Momenten, wo man durch Verkennung ſeines Werthes ihn zu bitter gereitzt hatte, iſt endlich folgendes Geſtändniß von ihm, der ſeiner Molly unverbrüchlich treu geweſen: „Ich fühle, daß ich dem Weibe meiner Liebe, ohne ſehr harte und dringende Verſuchung, nicht ungetreu ſein könnte.“

Wir kamen von ſeinem Lied von Treue auf die unglückliche Geſchichte, wodurch dieſe Beichte veranlaßt wurde, und werden durch eine herzzerreißende Stelle gegen ihr Ende wieder an Inhalt und Ausdruck jenes Liedes erinnert: „Gott bewahre mich vor einem Weibe, das mich für meine Liebe nicht vollauf wieder liebt! Es kommt mir vor, als ſei ich großer Eiferſucht fähig; freilich nicht, nach gemeiner Männer Weiſe zum Hüten und Auskundſchaften; nicht zu Einſchränkung ihrer Freiheit in irgend einer Art des Umgangs: aber heimliche Verzweiflung würde mein Herz zerfleiſchen, und in der grauſenden Geſtalt eines Höllenverdammten würde ich vor ihrem Angeſichte umherſchleichen."

So wurde ſein Schickſal, als er ſich mit dem Schwabenmädchen, Eliſe Hahn, wirklich vermählt hatte. Wiewohl ſie ihn durchaus kannte durch dieſe edle Beichte, worin er auch die Kärglichkeit ſeiner Lage und ſeiner Einkünfte redlich angab, wiewohl er keine Einwilligung von ihr wollte, als bis ſie ihn von Angeſicht hatte kennen lernen, indem er von der richtigen und feinen Wahrnehmung ausging, daß die Sinne von Eheleuten ein wechſelſeitiges Behagen aneinander finden müßten, welches ſich oft nach einem unerklärbaren Etwas richte, das ſich weder geben noch nehmen laſſe: hatte ſie den Muth, Untreue im Herzen, zum Märtyrer derſelben den braven Mann von ſolchem Namen in Deutſchland zu erleſen.

Als er mit dieſer neuen Anvermählten nach Göttingen zurückgekommen war, trat einer ſeiner jüngſten und redlichſten Freunde, als Bürger ihn ihr vorſtellte, unwillkührlich vor ihrem Eindrucke zurück, und wahrſcheinlich fühlte ſchon der Dichter, nach dem Ausdrucke ſeines Geſichts und ſeines Benehmens, was er ſich noch nicht geſtehen wollte, ſein Unglück; während der ganzen, freilich nur kurzen Ehe iſt zwiſchen ihm und dieſem Freunde, gegen welchen er ſonſt offen war, keine Vertraulichkeit mehr geweſen.

Er erlag ſichtlich den Anſtrengungen, um Mittel für ein glänzenderes, der Neigung ſeiner Frau gemäßes Leben herbeizuſchaffen, ohne ihr zu genügen. Nach einem ihrer häufigen Zwiſte ſchrieb er ihr: „Mir kann ich nicht vorwerfen, daß ich's an mir fehlen laſſe; ob ich gleich gar wohl weiß, daß Du ſelbſt mich bei manchen Perſonen in den nachtheiligen Verdacht eines unthätigen Mannes zu bringen Dich nicht entſieheſt. Deß ſollteſt Du Dich doch wahrlich ſchämen! Welche andre Thätigkeit verlangſt Du von mir, als die meinige, die von früh Morgens ſechs Uhr bis Abends acht Uhr, Tag für Tag, unausgeſetzt im Gange iſt? Etwa die Thätigkeit der Herumſchwänzelei und Kriecherei vor vermeinten Gönnern und Patronen? Dieſe Thätigkeit verachte ich, und traue ihr auch wenig oder gar keinen ſoliden Erfolg zu": worin Bürger freilich, doch zur Ehre ſeines Namens und ſeines Naturadels, nicht völlig Recht hatte.

Im October 1790 war ſeine dritte Ehe geſchloſſen, und im Februar 1792 ward ſie wieder getrennt, nachdem er allen Muth des Lebens, in den Augen der Welt einen großen Theil ſeiner Ehre, wahrſcheinlich ganz die Ausſicht, als Profeſſor von ſeiner Regierung geachtet und beſoldet zu werden, faſt alle ihm noch übrige Geſundheit, die Reſte der Hoffnung auf beßre Vermögensumſtände, durch dieſelbe eingebüßt hatte, ja ſelbſt den ſeltnen Wohllaut ſeiner Stimme, welche durch die leidenſchaftlichen Reden in den entſcheidenden und ſtürmiſchſten Tagen des Unglücks mit unheilbarer Heiſerheit behaftet worden. Auch damals hatte er ſeinen Charakter bewährt, beſonders den Zug, daß er ohne Rachſucht, ſogar großmüthig gegen falſche Freunde war. Man ſollte keine Schonung der Verhältniſſe beobachten, um ihn unſern Tagen ſchon in dem Edelmuth ſeines Benehmens dazumal zu zeigen. Auch charakteriſtiſche Züge ſeiner Art von dichteriſchem Pathos, welches ſelbſt eine ſchreckliche Wirklichkeit noch als ein poetiſches Spiel nahm, müſſen bei dergleichen Schonung verſchwiegen werden.

Jener junge Freund, der von ihm während der unglücklichen Ehe und in der erſten Zeit nach derſelben durch die zwiſchen ihnen eingetretene Stimmung, auch durch örtliche Entfernung getrennt geweſen, hatte kaum den Dichter wiedergeſehn, als ihm dieſer mit einer gutmüthigen Zutraulichkeit, die ſelten Jemand mit ſolcher Annehmlichkeit beſaß, das Geſtändniß machte, daß er, aber nur auf einen Augenblick, an ihm irre geworden ſey. In den Tagen, als der Frevel ſeiner Frau gegen ihn das Geſpräch von Göttingen und der Nachbarſchaft geworden, hatte ſich ein Gedicht verbreitet, worin ſich ein ziemlich verrufnes Mädchen, mit bittern Anſpielungen auf die Geſchichte ſeiner Ehe, zur Gattin Bürgers anbot, und ein Reimſchmidt in ſeiner Nähe hatte ihm geſagt, jener Freund ſey Verfaſſer davon. Die ſcheinbare zeitherige Erkältung deſſelben, die gänzliche Verſtimmung des unglücklichen Mannes, gaben bei ihm der Ausſage für einen Augenblick Glauben. Ohne den Verleumder zu nennen, erzählte er dies dem Freunde und fügte hinzu: „es war ein Augenblick Verirrung; denn ich dachte ſogleich, daß ich Ihnen nur Gutes und Liebes gethan, und daß Sie auch dem Feinde dergleichen nicht zufügen würden.“

Nicht allein das Unglück ſeiner Ehe war es, wodurch er in dieſer Zeit niedergedrückt wurde: in die letzten Monate derſelben war die bekannte Recenſion ſeiner Gedichte von Schiller gefallen, über welche er bald ergrimmt und trotzig herfuhr, bald ſich ſo gebeugt äußerte, wie es keineswegs Noth war. Gewiß ohne den geringſten Trieb, gegen Bürger ungerecht zu ſeyn, hatte jener außerordentliche Geiſt, welcher nie einen gebahnten Weg einſchlagen wollte, um nur einen neuen Standpunkt aufzufinden, einen ſolchen gewählt, von welchem aus man den Werth des beliebten Volksdichters nicht ohne Härte und Unbilligkeit würdigen konnte. Die Theorie jener Kritik geht offenbar nur auf die Schlacken in Bürgers poetiſchem und ſittlichem Gefühle, die auch hier nicht unbemerkt geblieben, und als ein Hinderniß ſeiner Vollendung im lyriſchen Fache gerügt ſind. Sie zum Gegenſtand des Haupturtheils über den Dichter zu machen, war um ſo härter, weil ſie mit der Perſönlichkeit des noch Lebenden und in ſolchen Verhältniſſen Wirkenden, Hoffenden, Eins waren, und gerade dasjenige mit ihnen hervorgehoben ward, was den Hoffnungen des Bekümmerten ſchon mehr als billig geſchadet hatte. Die echte Kritik mußte ſein ungemeines Verdienſt in lyriſcher und lyriſch-epiſcher

Sprache und Darſtellung zu ſeinem glänzenden Ruhme darſtellen, und dann die ihm entſtehende Vollendung des Geſchmacks und der Sitten nur als eine Hemmung ſeines Genius bemerken. Schillern gereicht zur Entſchuldigung, daß er damals ſeine Theorieen über Schönheit, Anmuth und Würde immer gegenwärtig hatte und weiter ausbildete; und wie leicht legt man eine Theorie, in der man eben befangen iſt, allenthalben als Maaßſtab der Kritik an.

Weil Bürger den Verdienſten ſeines Richters ſeit Erſcheinung der Götter Griechenlands auf das freudigſte gehuldigt hatte, weil er überhaupt bei ältern, ihm gleichzeitigen und jungen Dichtern gern hervorhob, was irgend gefällig war, weil er gegen ſchön geſagtes Lob höchſt reizbar fühlte, ſo daß er wiederholt äußerte: „Wielands Lob dringt einem durch Mark und Bein;" und weil er endlich auf der Welt nichts mehr hatte, als ſeinen Dichterruhm, wird die Bitterkeit erklärlich, womit er ſeine Lorbeeren gegen Schiller vertheidigte. Es hat ihm ſpäterhin ſehr weh gethan, daß es geſchehen war, und er hat ſich des öffentlichen Bekenntniſſes nicht geſchämt, daß ein Stärkerer über ihn gekommen ſey.

Was er ſeit der geſchilderten Epoche ſeines Lebens noch hervorgebracht hat, machte wahrſcheinlich, daß ſein Genius nicht wieder zu der Kraft und dem Grade von Vollendung gelangen werde, die er ſchon in Werken dargethan. Seine Nahrungsſorgen wurden immer drückender, durch Ueberſetzungen aus den neuern Sprachen friſtete er ſein kümmerliches Daſeyn. Sein Gemüth ward immer zaghafter, argwöhniſcher. Als Spittler einſt, gerührt von ſeiner Lage und nicht ohne Theilnahme an ſeinem Genius, thätig werden wollte, ihm endlich eine Beſoldung zu verſchaffen, freute er ſich anfangs darüber, ſah dann einen Fallſtrick darin und argwöhnte, es ſey nur darauf angelegt, ihn mit Heyne zu entzweien.

Sogar in dieſer Lage wich nie ſein Wohlwollen und ſeine Großmuth, gab er ſeinen letzten Thaler an Unglückliche, die ihn anſprachen und noch dürftiger ſchienen als er ſelbſt, und unter allen dieſen Kümmerniſſen auch für ſeinen Dichterruhm freute ihn jedes neue ſchöne Product, jeder neuaufblühende Ruhm im Gebiete der Dichtkunſt.

Matthiſſon ward ihm nun vorzüglich lieb, Elyſium und die Elegie am Genferſee ſagte er ſich, wenigſtens ihre ſchönſten Strophen, öfters mit einem Wohlgefallen vor, das ein heitres Lächeln über ſein abgehärmtes Geſicht verbreitete. Die künſtleriſche Klarheit und vollendete Zartheit in der lyriſchen Poeſie, die er ſelbſt nicht erreicht hatte, entzückte ihn in ſeiner letzten Lebenszeit an einem andern deutſchen Dichter.

In dieſer liebenswürdigen Stimmung welkte er dem Tode ſchnell entgegen, begeiſtert von dem Vorgefühl, Molly wiederzufinden, welches er auf Erden zu ſeinem bitterſten Harme verſucht hatte. Jene Hoffnung ſchwang ſich aus ſeinem müden

Geiſte in einem ſo ſchönen Sonett auf, daß er nicht hinſchied, ohne etwas vollendetes Lyriſches, einen Hauch untadelhafter Zartheit zu hinterlaſſen. Es iſt zugleich ein Beleg über die wichtigſten Epochen ſeines Lebens, ohne welchen ſeine Biographie nicht geſchloſſen werden kann.

Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren
Lag ich, und erwog den freien Schwur,
Welchen mir ein Kind der Unnatur
Beiſpiellos gebrochen, wie geſchworen:
Da erſchien, begleitet von Auroren,
Die empor im Roſenwagen fuhr,
Jene Tochter heiliger Natur,
Ach! zu kurzer Wonne mir geboren.
Weinend, wie zur Sühne, hub ich an:
Wahn, ich fände Dich, o Engel wieder,
Zog in's Netz der Heuchelei mich nieder. —
Wiſſe nun, o lieber blinder Mann,
Sagte ſie mit holdem Flötentone,
Daß ich nirgend, als im Himmel wohne.

* * *

Bürger ſtarb an der Auszehrung mit der ſanfteſten Faſſung; die Freunde, die er zum heitern Geſpräch in ſeiner Todesſtunde verſammelt zu ſehn wünſchte, hatten einen ſo ſchnellen Tod, der ein leiſer Athemzug ſtatt eines Ja war, das er antworten wollte, nicht erwartet. Gewiß ſtarben mit ihm, im noch blühenden Mannesalter von ſechsundvierzig Jahren und fünf Monaten, nicht die Keime ſeiner Palme, eines beſſern Lenzes werth, aber Reichthum und Fülle von denſelben Palmen, die er in dieſem Leben wirklich errungen hatte. —

Bayeriſche
Staatsbibliothek

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke,

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Sechste Lieferung.

Heinlein

Leipzig,

auf Koſten der Herausgeberin,

im deutſchen Muſeum.

1821.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München
Bibliothek

Vorrede

zur ſechsten Lieferung.

Ich habe bei dieſer Lieferung einige Abänderungen in dem Plane zu Woltmanns Werken zu rechtfertigen.

Die Darſtellung Ifflands gehörte bei näherer Prüfung eigentlicher zu den Charakterſchilderungen, als zu den Biographien. Das Bild des Charakters ertheilt darin den einzelnen Zügen des Lebens, aus denen es hervorgeht, einen Zuſammenhang, welcher durch ihre chronologiſche Folge nicht hätte bewirkt werden können, weil es zu einzelne und durch zu große Zeitlücken getrennte ſind.

Die Charakteriſtiken von Genz und Hormayer ſind weggeblieben; es waren vielmehr geiſtvolle Andeutungen über deren Talent, als ein mit leichten einzelnen doch weſentlichen Zügen, entworfenes Bild ihres Innern.

In Rückſicht der Anordnung des Inhalts iſt von der chronologiſchen Folge abgewichen, welche bei dieſer Sammlung zur allgemeinen Richtſchnur dient, da ſie mit der progreſſiven Entwickelung des Geiſtes zuſammentrifft, wovon jene ein Bild geben ſoll. Es ſind die Charaktergemählde der beiden erſten Geſchlechter unſres Vaterlandes auf den Thronen Preußens und Oeſterreichs vorangeſchickt, die aus den Zeiten des Anfangs und Endes von Woltmanns Bedeutſamkeit als Hiſtoriker herrühren. Sein Verfahren bei einer Art von Darſtellung, in der er keinen Mitgenoſſen in der deutſchen Literatur hat, wenn man nicht den Mitgenoſſen faſt jeder geiſtigen Thätigkeit in jeder Form, Göthen, wegen einiger Aufſätze in ſeiner Farbenlehre, Morphologie, und wegen der Gedächtnißrede auf die Herzogin Amalie von Sachſen-Weimar dafür halten will, geht aus ihnen beſonders anſchaulich hervor.

Der Umfang dieſer Lieferung iſt, in Rückſicht auf den Inhalt der folgenden und zur Bequemlichkeit der Käufer, auf die dritte Abtheilung der ſämmtlichen Werke beſchränkt.

Karoline von Woltmann.

Inhalt.

Das brandenburgiſche Haus.
Oeſterreichs Politik und Kaiſerhaus.
Oliver Kromwell.
Friedrich Buchholz.
Ludewig von Berger.
Beyme.
Anton Gramberg.
Freiherr von Stein.
Joſeph Ludewig Stoll.
Auguſt Wilhelm Iffland.

I.

Das
brandenburgiſche Haus.

Das
brandenburgiſche Haus.

Ein Jahrhundert verfloß, ſeitdem ein neuer Stern unter den Königreichen Europa's aufging *): immer ſtralender zeigte er ſich in ſeinem Lauf nach unwandelbaren Geſetzen. Vier Jahrhunderte ſind vergangen; da ſtand ein großer Geiſt aus dem Hauſe Zollern als Schutzengel des Reichs der Deutſchen und der Chriſtenheit auf, und ſuchte den wilden Genius der Zeit zu zähmen, daß er nur Heil, nicht Verderben bringen ſollte; bald empfing Ihn der Kurfürſten glänzende Reihe: nun ward in jener Mark, die eine Zeitlang ein Spiel der Herrſcher geweſen war, eine Größe gegründet, in welcher die deutſche Verfaſſung und der Geiſt der Zeitalter, inſofern Gerechtigkeit und Klugheit ihn billigten, ihre Burg fanden.

Jenes Streben für Erhaltung des Reiches der Deutſchen und Bildung des Geiſtes der Zeiten iſt hervorſpringend im

---

*) Der 18te Jänner 1801 war der Tag der erſten Säcularfeyer des preußiſchen Königthums.

Charakter der erhabenen Ahnen Friedrich Wilhelms des Dritten. Die Geſchichte verfolgt die Entwicklung deſſelben mit Begeiſterung am Schluß des erſten Jahrhunderts der preußiſchen Monarchie; denn in jenem doppelten Streben liegt eine der vorzüglichſten Urſachen ihrer gegenwärtigen Größe.

Das erſte Erſcheinen der Ahnen des Königlichen Hauſes iſt durch den Eifer bezeichnet, womit ſie das bürgerliche Glück des deutſchen Vaterlandes umfaſſen. Als Burggrafen von Nürnberg tragen ſie die Fahne der Gerechtigkeit im Namen des Kaiſers, und gewöhnen nicht nur im deutſchen Oberlande, ſondern auch in der Schweiz und den niederländiſchen Provinzen den zügelloſen Geiſt an die Satzungen der Rechte.

Allein das Anſehn der von den Altvordern überlieferten Geſetze, in deren Sinne die Burggrafen das Urtheil ſprechen, will zum Schatten werden; aus allen ſeinen Fugen iſt der deutſche Staat geriſſen; von tauſend Fehdeſchlöſſern ſchreit in jeder Gegend die Empörung wider jede rechtliche Ordnung. Eines der kräftigſten, geiſtvollſten und mächtigſten Geſchlechter, welche je Kronen trugen, ſelbſt die Hohenſtaufen ſind kaum zu Grunde gegangen, im Kampf mit dem Geiſte des Pabſtthums und der Fehde bei Fürſten, Rittern und den Bewohnern der Städte. Mit Schauer ſagen ſich die deutſchen Großen, daß Konradins Haupt nicht zu Neapel durch die Hand des Nachrichters gefallen wäre, wenn das kaiſerliche Diadem nie im Hauſe der Hohenſtaufen geglänzt hätte. Keiner wagt es mehr, das Schwert Karls des Großen zu faſſen, und indem die erſte Krone der Welt als ein Zeichen des Verderbens für ihren Beſitzer betrachtet wird, will die deutſche Nation ſich in die Barbarei der Völkerwanderungen zurückſtürzen.

Da ergriff ein Graf von Zollern, Burggraf Friedrich von Nürnberg, vereint mit dem Kurfürſten von Mainz, voll verſtändiger Kühnheit das Ruder, und rettete das beinahe zertrümmerte Reich. Er wußte, daß keiner von den großen deutſchen Fürſten die Kaiſerkrone annehmen würde; aber er wußte auch, daß in dieſer allgemeinen Zerrüttung ein Kaiſer das Heil der deutſchen Nation und ſein eigenes Anſehn mehr in ſeiner Weisheit und Standhaftigkeit, wie in der Macht ſeines Hauſes finden müſſe. Als ein Mann, welcher das menſchliche Gemüth kannte, und klug den kleinſten Umſtand für ſeinen [illegible] benutzte, als ein fehdeluſtiger Ritter, welcher den Krieg verſtand, wiewohl auch dieſen nur als ein Mittel berechnend, war ihm Graf Rudolf von Habsburg bekannt; und vorzüglich ſeine Bemühung hob den verehrten Ahnherrn des öſterreichiſchen Hauſes auf den Thron der Deutſchen.

Durch manches rührt und nützet die Vergangenheit zur Gegenwart verglichen; dem Deutſchen iſt es eines der gehaltvollſten Schauſpiele, wenn die Väter der großen deutſchen Geſchlechter, ohne Ahnung von dem künftigen Glanze, den künftigen Verhältniſſen ihrer Häuſer, ſich traulich die Hand reichen, ſich redlich einander erhöhn, um die Nation mit ſich zu erheben.

Nicht bloß Habsburg hatte durch Hohenzollern zu Anſehn gelangen ſollen, ſondern in ihm das Geſetz.

Ein anderer Burggraf Friedrich von Nürnberg war es, welcher für Kaiſer Ludewig von Baiern den Sieg entſchied, als Oeſterreich durch das Schwert die Kaiſerkrone gewinnen wollte, wiewol die Mehrheit der Kurſtimmen, alſo das Geſetz, für jenen entſchieden. Friedrich der Schöne von Oeſterreich hatte geſiegt; allein der Burggraf nahm ihm Sieg und Freiheit, und ſtellte ihn gefangen ſeinem Gegner dar.

Als Erhalter des Reichs der Deutſchen zeigten ſich die älteſten Vorfahren Friedrich Wilhelms des Dritten; aber den zweiten Zug im Charakter des brandenburgiſchen Hauſes, daß der Geiſt der Zeit durch daſſelbe nicht gehemmt, ſondern noch mehr vorwärts getrieben werden ſolle, ſo lange er in ſeinem Bette ein heilbringender Strom bleibt, aber gedämmt werden müſſe, ſobald er ſeine Gränzen verheerend überſchreitet, brachte Kurfürſt Friedrich der Erſte, der Gründer der brandenburgiſchen Macht, in das erhabene Geſchlecht.

In ſeiner Kraft hat er ſich erhoben, als ein neuer, jugendlich mächtiger Geiſt der Zeiten aus den Trümmern der Barbarei aufſtand; und ſo ſchien ſelbſt in dem Zeitpunkte, da er die Größe ſeines Hauſes gründete, eine Vorbedeutung zu liegen, daß ſie mit der heller werdenden Sinnesart zu gleicher Zeit geboren, mit derſelben innigſt verbunden wachſen werde, ſelten hinter ihr zurück, faſt immer ihre Verherrlichung.

Wohl in jedem großen Herrſcherhauſe hat es wenigſtens einen Fürſten gegeben, von welchem man gleichſam ſagen kann, daß er ein vollkommner Repräſentant ſeines Volkes, wenigſtens in einem beſtimmten Zeitalter, geweſen; aber in den deutſchen Fürſtenhäuſern erſchienen bisweilen ſolche Heroen, welche den Charakter, den ihr Geſchlecht trägt oder tragen wird, und den Geiſt ihres Zeitalters, ſogar der menſchlichen Natur überhaupt, wie in einem idealiſchen Bilde vielmehr in ſich darſtellen, als die Eigenthümlichkeit ihrer Nation. Der vornehmſte Grund dieſer Erſcheinung liegt darin, daß wir nach unſerm politiſchen Daſeyn, unſern Schickſalen von jeher, und ſelbſt nach unſerer geographiſchen Lage, der phyſiſchen Beſchaffenheit unſers Landes und Himmels, nicht einen ſo beſtimmten Nationalcharakter erhalten haben, wie andre gebildete Völker Europa's.

Friedrich der Erſte, Kurfürſt von Brandenburg, eine Würde, die eigentlich ſeinen Verdienſten um Kaiſer und Reich wurde, iſt ein großes Beiſpiel jener Erfahrung. Als deutſcher Patriot drückte er ſeinen Nachkommen den Eifer für Erhaltung des Reichs als einen tiefen Zug ein. Von dreißig Feldzügen, die ſein kriegeriſches Leben zählt, waren die meiſten für Deutſchland und die Chriſtenheit, um den Andrang auswärtiger Feinde zurückzutreiben, und den innern Frieden zu befördern. Auf der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz ſprach er mit der Begeiſterung eines hellen Denkers und Patrioten für jede zweckmäßige Verfügung, wodurch die Kirchenverbeſſerung, vorzüglich zu Deutſchlands Heil, vollbracht werden könnte. Als er die finſtern Gedanken und eigennützigen Leidenſchaften hier nicht zu bezwingen vermochte, wurde das Koncilium von Baſel durch ihn beſchloſſen. Beſonders vernahm man ſeine glühende Vaterlandsliebe, wenn er über die innern Quellen der politiſchen Schwäche der deutſchen Nation ſprach. Jener allgemeine Landfriede, jene neue richterliche Ordnung, jene Eintheilung des Reichs in Kreiſe, um den Kräften deſſelben gewiſſe Mittelpunkte zu geben, entſtanden aus ſeinen Gedanken, freilich erſt, da ſein patriotiſches Herz ſchon in Staub zerfallen war. Am glänzendſten aber erſchien ſeine Liebe für das Land der Deutſchen, als nach dem Tode des Kaiſers Siegmund die Kurfürſten an ſein Geſchlecht die Kaiſerkrone übertragen wollten. Er ſelbſt war noch in der Blüthe des Lebens, vier kräftige Söhne umgaben ihn; die Mark Brandenburg und ſeine fränkiſchen Beſitzungen bildeten ſchon eine beträchtliche Macht; dennoch wies er das kaiſerliche Diadem von ſich, und krönte damit den Herzog Albrecht von Oeſterreich, deſſen Ländergruppe ihn vorzüglich geſchickt machte und aufriefe, auf das Koncilium zu Baſel zum Beſten der Chriſtenheit und Deutſchlands zu wirken, dieſes wider die Polen zu ſchützen, und beſonders wider die Türken, deren Macht nicht berechnet wäre, auf einem friedlichen Boden in beſtimmten Gränzen zu gedeihen, ſondern die Welt mit Unterjochung zu bedrohen. Friedrich der Erſte war der Zweite unter den Ahnen der Könige von Preußen, welcher Habsburg auf den Kaiſerthron erhob, einzig aus der Ueberzeugung, daß Deutſchlands Heil es wolle.

Noch bewundernswürdiger als durch ſeine Thaten für Erhaltung und Wohl des deutſchen Reichs, wird Friedrich der Erſte durch ſeine Anſicht von dem Genius ſeines Zeitalters.

Drei Eigenthümlichkeiten deſſelben ſtellten ſich ihm vorzüglich dar. Ein Streben nach Ungebundenheit, die man Freiheit nannte, und welche mit hundert unbeſtimmten Bildern die beſſern Seelen umgaukelte, mit zerſtörender Leidenſchaft das rohe Gemüth füllte, war in alle Stände gefahren, ſtürmte durch alle bürgerlichen Verhältniſſe. Es war eigentlich noch der alte Fehdegeiſt des Mittelalters; aber politiſche Gedanken und Bedürfniß eines freiern geſellſchaftlichen Lebens hatten ſich mit ihm auf den Raub gelegt. Zweitens heiſchte der Geiſt der Zeit, und mit Recht, eine Verbeſſerung der kirchlichen Einrichtungen; aber verlor ſich auch mit der Schwärmerei zu jenem Punkte, wo Gefühl und Einbildungskraft eines jeden über das Göttliche richten, und den kirchlichen Staat nach ihrer Laune geſtalten wollen, um tyranniſch dem Gefühl, der Einbildungskraft andrer zu gebieten. Drittens war im Zeitalter ein wichtiger Kampf zwiſchen den aufgewachten Wiſſenſchaften und dem Rittergeiſte, und hin und wieder erblickte man die wahrhaft göttliche Erſcheinung, beide friedlich mit einander im Bunde. Die weltlichen Kurfürſten, denen Kaiſer Karl der Vierte gelehrte Kultur faſt zur Pflicht gemacht hatte, und welche in dieſen ſtürmiſchen Jahren kriegserfahrne Helden ſeyn mußten, mochten vorzüglich dahin ſtreben, in jenen Bund aufgenommen zu werden.

Neben dieſen Erſcheinungen des Zeitalters ragte Friedrich mit Beſonnenheit und Klarheit und Muth empor. Weit entfernt, das Streben nach einer unbekannten bürgerlichen Freiheit unterdrücken zu wollen, ſuchte er nur, es an Ehrfurcht gegen alte Rechte wieder feſter zu knüpfen: ein Scheiterhaufen, in deſſen

Flammen alle bisherigen Satzungen geworfen wurden, war ihm zugleich ein Scheiterhaufen alles bürgerlichen Glücks und aller bürgerlichen Freiheit. Eindringender hat niemand über die Nothwendigkeit gereinigter kirchlichen Lehren und Einrichtungen geredet, als er, niemand unter den Fürſten gleich ihm dafür gehandelt; aber nichts fürchtete er mehr, als daß ein wilder Volksſinn ſich in dieſes große Geſchäft, das Bedürfniß der Zeiten miſchte. Er, welcher das Schrecken der Päbſte und Prälaten auf den Kirchenverſammlungen war, hat ſich den größten Gefahren preisgegeben, um der Huſſiten raſende Religionsfreiheit ſelbſt durch Feuer und Schwert zu vertilgen. Endlich zeigte er ſeinem eigenen Beiſpiele, wie der Kampf zwiſchen den Wiſſenſchaften und dem Rittergeiſte zum friedlichen Verein derſelben gelenkt werden könne. Einer der ſchönſten und ſtärkſten Ritter unter ſeinen Zeitgenoſſen, und vielleicht der gelehrteſte Fürſt; das Schwert wider den Türken gezückt in der einen Hand, den geliebten Dichter Petrarka und die Jahrbücher der Geſchichte in der andern; für Gerechtigkeit und die ihr folgende Freiheit im bürgerlichen Leben, für Reinheit der Kirche begeiſtert, und zurückſchauernd vor Frechheit gegen Staat und Religion: ſteht er da, ein idealiſches Bild von den Hauptzügen des Zeitalters; und indem er neben dem Eifer für die Erhaltung des deutſchen Reiches vorzüglich dahin ſtrebte, den Geiſt der Zeiten zu einem ungehemmten, aber befruchtenden, heitern Strom zu machen, iſt er zugleich Repräſentant des Hauptcharakters des Geſchlechts, das aus ſeiner Heldenkraft empor blühen ſoll.

Ohne Zweifel hätten dieſe beiden Charakterzüge des Hauſes aus ſeinem Sohn und Nachfolger, Kurfürſt Friedrich dem Zweiten, ſtärker geſprochen, wenn ſie durch die Umſtände wären begünſtigt geworden. Eben die rege Kraft, mit welcher Friedrich der Erſte für Verbeſſerung des Reichsweſens und eine Umwandlung der kirchlichen Verhältniſſe und Lehren gearbeitet hatte, war durch ihre Erfolge ein Beweis geworden, daß noch nicht alles gereift war, was zur Erreichung dieſer beiden Zwecke entwickelt ſeyn mußte. Darum ſchien es faſt nothwendig, nach einem höhern Plan, welcher die Menſchheit leitet, daß eine ſo lange, ruhige Regierung folgte, wie die Kaiſer Friedrichs des Dritten aus dem öſterreichiſchen Hauſe, der gleichfalls durch Friedrich den Erſten von Brandenburg, oder vielmehr durch deſſen Patriotism für das deutſche Reich die Kaiſerkrone erlangt hatte. Indem das Oberhaupt der Deutſchen nirgends mit Gewalt einwirken wollte, konnten ſich die Verhältniſſe und Begriffe ungeſtört entwickeln, deren Vollendung bis zu einem hinreichenden Grade um mit Macht die Welt zu ergreifen, das Mittelalter von den neuern Jahrhunderten ſcheidet.

Wäre aber auch am Kaiſerhofe eine regſamere Kraft geweſen: ſo mochte ein deutſcher Fürſt doch ſäumen, wenigſtens auf die Kirchenverbeſſerung jetzt mit Macht zu dringen. Die erſte heftige Bewegung für dieſelbe, vorzüglich das Beiſpiel der Huſſiten bewies, wie jede zu raſch betriebene Verbeſſerung ſich ſelbſt übereile und darum zur Verſchlimmerung werde. Daß nur das Pabſtthum nichts beginne, wodurch es die Stütze ſeiner Mißbräuche von neuem ſtärke, ſchien der Geſchichtspunkt der weiſen Sorge jetzt für die Fürſten zu ſeyn.

Endlich war die Mark Brandenburg, ſelbſt unter Friedrich dem Erſten, noch in einem ſolchen Zuſtand geblieben, daß es der ganzen Aufmerkſamkeit und der ununterbrochnen Gegenwart eines Fürſten bedurfte, um die Spuren eines langen unglücklichen Geſchickes in ihr zu vertilgen. Welchem unter Friedrichs des Erſten Nachkommen dies gelang, der gab eben dadurch ſeinem Geſchlecht auch neue Kraft, für Deutſchland und zur guten Entwickelung des Geiſtes der Zeiten zu wirken.

Zu dieſen Gründen, die in äußern Verhältniſſen lagen, warum aus dem Kurfürſten Friedrich dem Zweiten jene zwiefache Sorge des brandenburgiſchen Hauſes, für Erhaltung des deutſchen Reiches und wohlthätige Entwicklung des Geiſtes der Zeiten, nicht ſtark ſprach, fügt ſich die Bemerkung, daß die Neigung deſſelben mehr dahin ging, dem Nachtheil, welchen die Umſtände mit ſich führen mochten, ſchlau auszuweichen, als dieſen zu gebieten. Bei einer regeren Thatkraft am kaiſerlichen Hofe würde auch er raſcher für Deutſchland gewirkt haben; aber er fühlte ſich nicht beſtimmt, den Kaiſer Friedrich den Dritten zu befeuern. In Verzichtleiſtungen hat er vorzüglich ſeine Größe gezeigt. Dieſe hatte ihre glänzendſten Augenblicke, als er die Kronen der Polen und Böhmen nicht annahm.

Dennoch verrathen ſich jene merkwürdigen beiden Charakterzüge des Zollerſchen Geſchlechtes auch an ihm, ſobald die Gelegenheit ſie hervorruft. Georg von Podiebrad, König von Böhmen, ſchon gewöhnt an das Wageſtück, durch eine kräftige Natur ſich eine Krone zu erwerben, glaubte, den Kaiſerthron ſtatt

Friedrichs von Oeſterreich einnehmen zu können. Ward ihm mit der Stimme Friedrichs von Brandenburg die Stimmenmehrheit im kurfürſtlichen Rathe: ſo war ſein verwegener Wunſch erfüllt; um jene Stimme ſich zu verſchaffen, bot er hohe Preiſe, anſehnliche Länder. Aber Friedrich der Zweite antwortete offen: ſo lange noch ein rechtmäßiger Kaiſer lebe, greife die Verſuchung des Königs von Böhmen ihm Ehre und Glimpf an; lieber wolle er ſterben, als in die Abſetzung des Kaiſers vom habsburgiſchen Stamm willigen, wofür nicht ein einziger rechtlicher Grund ſpräche. Als Georg von Podiebrad dennoch ſeinen Plan nicht aufgab, und Hoffnung hatte, ihn durchzuſetzen: vernahm Deutſchland die patriotiſche Stimme des Kurfürſten von Brandenburg: „noch blühten deutſche Fürſtenhäuſer, die der Verherrlichung durch die Kaiſerliche Krone werther wären als Podiebrad; oft genug hätte dieſer geäußert, daß er die deutſche Nation haſſe; ſein Geiſt liebe eine ſo verwegene Thätigkeit, daß er für die deutſchen Verhältniſſe zerſtörend ſeyn würde."

So bewirkte endlich Friedrich, daß König Georg vom kurfürſtlichen Rath mit ſeinen Verſuchungen abgewieſen wurde, und legte dadurch ſeinen Eifer für Deutſchland um ſo heller an den Tag, weil vorzüglich er der Rache des ſtürmiſchen Königs von Böhmen preisgegeben wurde.

Wie er wider dieſen den deutſchen Patriotism ſeines Hauſes behauptet hatte: ſtrebte er für denſelben dahin, daß der beſſere Geiſt, welchen die weltlichen Fürſten nun wider das Pabſtthum hegten, nicht durch neue Ereigniſſe zurückgeſcheucht würde. Der heilige Vater bot ihm und ſeinem Bruder, dem Markgrafen Albrecht, den böhmiſchen Thron an, und dieſes Anerbieten war wegen der innern Gefahren, wovon König Georg bedroht wurde, keinesweges leer: doch ſcheute Friedrich keine Anſtrengung, um den König von Böhmen wider des Vatikans Blitze zu behaupten. Auf eine Kirchenverbeſſerung, welche das Bedürfniß der Gegenwart heiſchte, war nicht mehr zu hoffen, wenn der Pabſt, wie in den düſterſten Jahrhunderten, wieder mit Kronen ſchalten durfte.

Wiewohl Friedrich der Zweite von Brandenburg bemüht war, Oeſterreich auf dem Kaiſerthron zu erhalten, weil dieſes Geſchlecht, immer der Lage ſeiner Länder nach, mehr als alle übrige deutſche Fürſtenhäuſer dahin ſtreben mußte, wider die Türken, die Franzoſen und den Pabſt das deutſche Reich zu bewahren, und weil ſich nach den Geſetzen Kaiſer Friedrich der Dritte des Thrones nicht unwürdig gezeigt hatte: machte er dennoch oft ſeinem Bruder und Nachfolger, Albrecht Achilles, den Vorwurf, daß er zu eifrig für Oeſterreich ſich aufopfre.

Eine weite Sphäre hatte der raſtloſe Geiſt dieſes Helden vom hohenzollerſchen Stamm nothwendig ſuchen müſſen, und ſo lockte ihn die Ausſicht, neben einem minderthätigen Kaiſer, wie Friedrich der Dritte, als Freund, Rathgeber, Feldherr deſſelben in ſich ein Beiſpiel aufzuſtellen, was in dieſen Zeiten ein König der Deutſchen ſeyn ſollte, in jeder Hinſicht der Held der Nation.

Vor allen Fürſten war Albrecht dazu berufen. Jene Heroen, welche in den älteſten Sagen der Griechen einſt geprieſen, von den Sängern des Mittelalters wieder erweckt waren, und, mit den Rieſenbildern der germaniſchen und arabiſchen Nationen vereint, durch fabelhafte Erzählungen ſelbſt in der Einbildungskraft des deutſchen Volks lebten, ſchienen plötzlich durch Albrecht in die Wirklichkeit eingeführt zu ſeyn. Ein Schwung ſeines Muthes, welcher ſich zu unerhörten Abentheuern drängte, und eine Kraft ſeines Körpers, eine Geſchicklichkeit in jedem Gebrauch der Waffen, wodurch jene Abentheuer glücklich beſtanden wurden, erwarben ihm den Beinamen Achilles. Seine gewandten Sitten, ſeine Freundlichkeit, ſeine Erfahrenheit in allen feinern Künſten des Umgangs, ſeine Liebe zu prachtvollen Schauſpielen, ſeine Ergebenheit gegen das ſchöne Geſchlecht, und dabei der hohe Zauber ſeiner rieſenmäßigen Geſtalt, erinnerten an die glänzendſten Namen aus den Jahrhunderten des Ritterweſens. Aber ein einziger Name der Vorzeit ſchien den Umfang ſeiner Vorzüge nicht befaſſen zu können. Man nannte ihn auch Ulyſſes, um die Schlauheit, womit er unterhandelte, ſeine ſiegreiche Beredſamkeit anzudeuten. Die gelehrte Bildung, welche man von den Fürſten forderte, ſeitdem die Wiſſenſchaften und Künſte, aus Konſtantinopel durch die Türken verjagt, ſich in die abendländiſchen Staaten gerettet hatten, war ihm gleichfalls nicht fremd geblieben. Auch er ſtellte alſo in ſich, gleich ſeinem Vater dar, wohin der Kampf zwiſchen Gelehrſamkeit und Ritterweſen im Geiſte der Zeit, gelenkt werden müſſe, nämlich zur Vereinigung von beiden. Nur dann können wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ohne Einſeitigkeit und ganz wohlthätig auf die Bildung des Menſchen wirken, wenn ſie mit einem kräftigen äußern Leben und der Blüthe des Gefühls im Verein ſind.

Daß ein ſolcher Fürſt, ganz geſchaffen, der Held eben dieſes Zeitalters zu ſeyn, wohlthätig auf dieſes und zum Ruhm der deutſchen Nation wirken mußte, wenn er als Freund eines unthätigen, aber das Gute wollenden Kaiſers auftrat, daß alſo Albrecht die beiden Hauptzüge ſeines Geſchlechts durch ſich verherrlichte, leidet keinen Zweifel. Wahrſcheinlich ſind die wichtigſten Einrichtungen, welche Friedrich der Dritte zum Heil des Reiches geſchaffen, vorzüglich durch ſeinen Einfluß zu Stande gekommen. Der ſchwäbiſche Bund, ohne welchen der Landfriede nimmermehr gehandhabt wäre, zeichnet ſich unter denſelben vorzüglich aus. Albrecht Achilles, der die Mark Brandenburg äußerſt ſelten ſah, und fröhlicher in den fränkiſchen Fürſtenthümern lebte, konnte von hier mächtig auf den Bund wirken.

Allein nicht bloß das Streben, eine weite Sphäre für ſeinen Ruhm zu gewinnen, war es, was ihn an Oeſterreich feſſelte, ſondern hätte er auch bloß als Beſchützer des Deutſchen Reiches handeln wollen, ſo hätte er doch die Vertheidigung der Nachkommen Rudolfs von Habsburg übernehmen müſſen. Es war jetzt der Zeitpunkt, daß die kaiſerliche Macht gänzlich zu Grunde gehn und der deutſche Staat ſich auflöſen mochte. Dieſer konnte nur in jener, wie in ſeinem Mittelpunkte, erhalten werden. Sobald dies nicht durch einen umfaſſenden Kaiſer geſchah, mußte es durch einzelne deutſche Fürſten geſchehn, die mehr auf das Allgemeine und die Zukunft ſahn, als auf den gegenwärtigen

Vortheil, welcher auch ihnen aus dem gänzlichen Sturze des Kaiſerthums entſpringen mußte. So lange Plan und Größe des Hauſes Oeſterreich für Deutſchland wohlthätig waren, hat Brandenburg viel für daſſelbe geſorgt und gehandelt; als aber beide ſich der deutſchen Verfaſſung gefährlich zu zeigen drohten, hat dieſes letzte, ſeinem alten Geſichtspunkte treu, ſich ihm bisweilen feindlich bewieſen.

Wiewohl Albrecht Achilles als ein emporſtrebender Geiſt und als deutſcher Patriot ſolchen Eifer für Friedrich den Dritten von Oeſterreich zeigte, daß es ihn in demſelben nicht irrte, wenn der Kaiſer ihn in Streitigkeiten, die er als Markgraf von Brandenburg hatte, und in andern Angelegenheiten, wenig mit Kraft begünſtigte: ſo zeigt ſich dennoch ein anderes kräftiges Band, wodurch er an den habsburgiſchen Stamm gefeſſelt wurde. In gleich hohem Grade, wie Albrecht Achilles, verdiente Erzherzog Maximilian von Oeſterreich, Sohn Kaiſer Friedrichs, der Held ſeines Zeitalters und der deutſchen Nation genannt zu werden. Gleicher Hang zu Abentheuern, gleiche Kraft, Schönheit und Gewandtheit des Körpers, gleiche Erfahrung in Staatshandlungen und Liebe zu den Künſten, wohnte in dieſen beiden Vorfahren des Königs von Preußen und des römiſchen Kaiſers. Albrecht ſah in Maximilian, der ungleich jünger, wie er, war, gleichſam eine Morgenröthe ſeines eigenen Lebens und mit Ahnungen das Abendroth ritterlicher Tugend. Wenn er dieſem Jüngling zum Kaiſerthron verhalf; ſo glaubte er mit Recht, als Freund von Oeſterreich, als Ritter und Fürſt und deutſcher Patriot, ruhig ſein Haupt in die Gruft ſenken zu dürfen. In demſelben

Jahre da Maximilian zum römiſchen König gekrönt wurde, ſtarb Albrecht Achilles (1486)

Auf einmal änderte ſich nun, da einige Jahre nachher Kaiſer Friedrich der Dritte zu den Gräbern von Habsburg hinabſtieg, das Verhältniß zwiſchen den Charakteren der Häupter des öſterreichiſchen und brandenburgiſchen Hauſes. Kaiſer Maximilian griff mit einem romantiſchen Schwung des Geiſtes in die großen Begebenheiten ein, welche die Welt jetzt von neuem geſtalteten; der Krieg war ſein Element, mit raſtloſem Eifer brachte er für die deutſche Verfaſſung die Keime zur Reife, welche Kurfürſt Friedrich der Erſte vom Stamm Hohenzollern gepflanzt hatte; und wenn unter der vorigen Kaiſerregierung Brandenburg alles aufgeboten hatte, um Deutſchland wieder mehr an den Thron ſeiner Könige zu knüpfen, damit es nicht aufhöre, ein Ganzes unter den europäiſchen Staaten zu ſeyn: ſo war jetzt der Kaiſer ſelbſt in der höchſten Anſtrengung, um die Bande feſter zu ſchlingen, welche die deutſchen Völker zuſammenhielten, und beſonders die Nation ſelbſt, mit Uebergehung der Mittelmacht, dem Throne wieder näher zu bringen. Dagegen hegte der Nachfolger von Albrecht Achilles, ſein Sohn Johann, ſo offenbar auch er den Charakterzug ſeines Hauſes, Eifer für Erhaltung der deutſchen Verfaſſung, in ſeinem ſtillen Gemüth trug, bei weitem nicht gleich ſeinem Vater Sorge für die Ehre der deutſchen Nation. Den Künſten des Friedens war er hold, wie Kaiſer Friedrich der Dritte, und wie derſelbe dem raſtloſen Albrecht Achilles die Sorge für den Glanz des deutſchen Namens überließ, ſo vertraute er ſie ihrer eigentlichen Behörde, dem tapfern, ungeſtümen Kaiſer Maximilian. Auch ihm gab man, wie ſeinem Vater, einen Beinamen aus dem Alterthume. Man nannte ihn Cicero, und deutete dadurch ſeine verſtändige Anſicht des Lebens an, ſeinen Eifer für das allgemeine Wohl. Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften und Friedfertigkeit gegen alle Partheien erinnerten gleichfalls an den großen Redner des römiſchen Freiſtaats. Seitdem er Kurfürſt wurde, hat er ſein Schwert nie mehr zum Kriege gezogen, wiewohl er manche Anreizungen dazu bekam. Die Beredſamkeit, wodurch er die Fehde andrer, zur Zeit der größten Erbitterung, in Frieden verwandelte, ward an ihm, wie an Cicero, geprieſen; aber gleich dieſem fehlte es ihm auch nicht an drohender Entſchloſſenheit, wenn Pflicht und Nothwendigkeit ſie geboten.

Dem Geiſte der Zeiten ließ Kurfürſt Johann ungehemmt ſeinen Strom, und nur durch die Ausführung eines Gedankens trieb er ihn raſcher vorwärts. Es entging ihm nicht, daß das höhere wiſſenſchaftliche Leben, welches in Europa aufblühte, und die größere Freiheit gegen das Pabſtthum eine vorzügliche Quelle in den Univerſitäten hatte. Auf der zu Paris, auf den engliſchen Akademien hatte man längſt geſtrebt, die Finſterniß zu zerſtreuen. Eine Pflanzſchule für neue Gedanken, kräftige Lehren, war Prag geworden. Schon hatte der Stifter der böhmiſchen hohen Lehranſtalt, Kaiſer Karl der Vierte, glückliche Nachahmung in Deutſchland gefunden. Je häufiger die Univerſitäten entſtanden, deſto mehr Mittelpunkte gab es für die Ideen, welche allenthalben, feindſelig den Mißbräuchen des Mittelalters, erzeugt wurden. Glücklicher konnte kein Fürſt dieſes Zeitpunktes auf den

Charakter deſſelben wirken, als wenn er ihm neue Gelegenheit ſchuf, ſich mit Freude auf Univerſitäten zu entwickeln. Zu Frankfurt an der Oder ward eine allgemeine Lehranſtalt errichtet.

Selbſt wenn man es zum beſtimmten Geſichtspunkte gemacht hat, die oft berührten zwei Hauptzüge im Charakter des brandenburgiſchen Hauſes zu verfolgen, darf man nicht einer ſchönen Eigenthümlichkeit deſſelben vergeſſen, die an dem Kurfürſten Johann beſonders hervorleuchtet. Unter ſeinen Vorfahren war ſchon tiefe Verehrung der Kinder gegen ihre Väter eine Familienſitte, welche wiederum herzliche Liebe zwiſchen den Geſchwiſtern anknüpfte, ſo daß zwiſchen ihnen ſelbſt der ewige Fehdehandſchuh, der ſonſt in fürſtliche Geſchlechter durch die Theilungen der Länder geworfen wurde, ſeinen verderblichen Zauber verlohr. Kurfürſt Johann ward als junger Prinz von ſeinem Vater zum Statthalter der Mark Brandenburg beſtellt, und die ſchwere Arbeit, in ihr eine neue Welt hervorzubringen, gab ihm die weiſeſte Einſicht in die Bedürfniſſe und Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes. Dennoch ertrug er es mit inniger Beſcheidenheit, wenn der entfernte Vater, der eine ſehr flüchtige Kunde der Mark beſaß, ſeine Vorſchläge verwarf; ihm ſchien es ſchon ein Verbrechen gegen die kindliche Pflicht, nur daran zu zweifeln, ob auch jetzt der Vater aus einer höhern Weisheit gehandelt habe. Freudenleer war ſein jugendliches Leben; es mangelte ihm jede Gelegenheit, in die Sitten der großen Welt eingeweiht zu werden, und nie hat er gemurrt, wenn der Vater ſein Streben nach derſelben zurückwies. Dieſe ſchöne Liebe und Verehrung der Kinder gegen die Eltern und unter den Geſchwiſtern hat bis auf unſre

Tage im brandenburgiſchen Geſchlecht herrlicherer Blüthen getrieben, als an irgend einem andern Fürſtenſtamme.

Kurz vor dem Scheiden des funfzehnten Jahrhunderts geht Johann Cicero zu ſeinen Vätern hinab. Mit einem erhabenen Schauer tritt die hiſtoriſche Kunde in das ſechszehnte, welches mehr, wie jedes andre, die Pflanzſchule für unſre gegenwärtige Gedankenwelt geprieſen wird; und eben beim Anfang deſſelben ſcheint der Charakterzug des brandenburgiſchen Hauſes, daß es jeden guten Geiſt befördern, wenigſtens nicht hemmen, den böſen Genius der Zeiten zurückdrängen, wenigſtens beſchränken wolle, ſo gänzlich zu verſchwinden, daß man das Gegentheil von demſelben wahrzunehmen glaubet. Kurfürſt Joachim der Erſte, ein funfzehnjähriger Jüngling beim Tode ſeines Vaters, vollendet freilich die Stiftung der Univerſität zu Frankfurt, befördert die Wiſſenſchaften, iſt ſelbſt reich an gelehrten Kenntniſſen; aber da nun Luthers Reformation begann, ſuchte er jene Akademie zum Sitze des ihr entgegengeſetzten Geiſtes machen, und ſeine wiſſenſchaftliche Bildung benutzte er, ſie zu bekämpfen. Auf dem Reichstage zu Worms, wo Luther ſeine Lehre vor dem Kaiſer, den Fürſten, dem Adel der deutſchen Nation bekannte, zeigte Joachim von Brandenburg den bitterſten Haß wider den kühnen Mönch; jeder harte Befehl des Kaiſers wider die Bekenner der neuen Lehre fand bei ihm den Willen zur ſchleunigſten Vollſtreckung; auf manchem Reichstage befehdete er die evangeliſchen Stände; das augsburger Glaubensbekenntniß hätte er gern vernichtet, und an ſeinem Sterbebette mußten ſeine Söhne ihm geloben, im Namen ihrer Nachkommen, und aller ihrer Unterthanen, auf das ſtrengſte der alten Kirche zugethan zu bleiben.

Es leidet keine Zweifel, nach der feſten Redlichkeit im Leben Joachims des Erſten, daß er dasjenige im Geiſte des Zeitalters, was er als gut erkannte, gern gedeihen ließ, daß er durchaus in der Reformation einen Abgrund für das Heil der Staaten erblickte. Allein da jetzt ausgemacht iſt, wie durch dieſelbe das Glück der Staaten und Völker vermehrt wurde: ſo ſcheint bei dieſem Kurfürſten doch der charakteriſtiſche Zug des brandenburgiſchen Geſchlechtes zu fehlen, daß es leicht erkannte, welcher Geiſt der Zeit wahrhaftig gut war; wenigſtens nur wider den entſchieden verderblichen ſich mit Gewalt ſtemmen mochte.

Daß dieſer Hauptzug an dieſem Charakter nicht zu finden war, bewirkte zuerſt die Kraft, mit welcher der andre oft berührte Hauptzug des brandenburgiſchen Hauſes in Joachim dem Erſten lebte. Die Satzungen des Reichs waren ihm heilig; der deutſche Ruhm ihm theuer. Schon deshalb vollzog er ſtreng, was der Reichsverfaſſung gemäß vom Kaiſer wider die Bekenner der neuen Lehre geboten wurde. Unterdrückte man dieſe nicht ſchnell: ſo ſtand eine ungeheure Spaltung dem deutſchen Staate bevor; ein Fürſt mußte das Schwert gegen den andern ziehn, zwiſchen dem Oberhaupte und den Gliedern war ein bürgerlicher Krieg. Die höchſte aller Regententugenden, und das unentbehrlichſte aller Bedürfniſſe des geſellſchaftlichen Glückes war für Joachim ſtrenge, unpartheiiſche Rechtspflege; um ſie auszuüben, hat er ſich mitten an ſeinem Hofe vielfacher Lebensgefahr preisgegeben, und ſeinem Herzen Opfer abgezwungen, die man mit Bewunderung, aber ſchauernd vernimmt. Nun aber entſtanden durch die neue Lehre ſo viele Verhältniſſe, wodurch die Rechtspflege gleichſam in Verlegenheit geſetzt wurde; die Bekenner derſelben erlaubten ſich ſo manches, wobei die rechtliche Ordnung nicht beſtehn konnte; dann weigerten ſich die evangeliſchen Stände ſogar, die höchſte Reichsjuſtiz anzuerkennen. Endlich wirkte auch die Geſchwiſterliebe, der ſchöne Zug des brandenburgiſchen Geſchlechts, dazu, daß Kurfürſt Joachim einen Groll gegen die Reformation faßte. Sein Bruder war jener Kurfürſt Albrecht von Mainz, welcher als des Papſtes Bundesgenoſſe von Luther angegriffen und geſchmäht, von der evangeliſchen Parthei überhaupt verfolgt wurde. Wie hätte Joachim auf die Seite der bitterſten Feinde eines geliebten Bruders treten ſollen?

Als deutſcher Patriot, als Beſchützer der Rechtspflege, als liebender Bruder, alſo von drei Charakterzügen ſeines Hauſes getrieben, verleugnete dieſer Kurfürſt einen Hauptzug deſſelben, weiſe Schätzung des Geiſtes der Zeiten. Aber auch keiner von ſeinen Vorfahren und keiner von ſeinen Nachkommen hatte, um denſelben zu behaupten, mit Schwierigkeiten gleich ihm kämpfen. Viele der größten Gelehrten unter ſeinen Zeitgenoſſen ſahn mit ihm in der Reformation ein Zurückſinken der Wiſſenſchaften und Künſte. Luther hatte das ganze große Geſchäft unter das Volk geſpielt; darum ſchreckte jetzt den Beobachter die Erinnerung an die Huſſiten. Die Reformatoren wußten anfänglich ſelbſt ſo wenig, nach welchem Ziele ſie ſtrebten, das Syſtem ihrer Lehren entſtand ſo allmählig, von ihren eigenen Anhängern bisweilen in

Hauptſätzen beſtritten, daß der planvolle Regent leicht wider die ganze Unternehmung mißtrauiſch werden konnte. Schon die erſten Jahre der Reformation wurden von den Unthaten des Bauernkrieges, der fanatiſchen Grauſamkeit der Wiedertäufer, von tauſend andern Greueln befleckt; und wenigſtens ein Jahrhundert voll Blut, das in mehrern Ländern wegen der Religionsſpaltung vergoſſen wurde, mußte vergehn, ehe entſchieden werden konnte, was durch die Reformation beſtimmt gewonnen war. Wie hätte Joachim bei ihrer erſten Entſtehung über ihren Werth entſcheiden ſollen!

In zwei Theilen kam ſeinem Willen gemäß das brandenburgiſche Land an ſeine beiden Söhne; Joachim der Zweite war Kurfürſt und Beherrſcher der Kurmark; Markgraf Johann erhielt die Neumark. Auch beſaß keiner von ihnen den ganzen Charakter des Vaters. Die große Lebhaftigkeit, womit Johann der Erſte um ſich wirkte und beſonders in die Reichshandlungen eingriff, war ſeinem Nachfolger im Kurfürſtenthum nicht fremd; aber weniger anſtrengendes Ernſtes war in ſeiner Thätigkeit, und er handelte auf eine gefälligere Weiſe, ſeine Arbeit mußten Scherze umgaukeln. Dagegen beſaß Markgraf Johann ganz die durchdringende Strenge ſeines Vaters, die er nur noch in einen engeren Kreis zuſammendrängte, nicht bloß weil ſeine Lage beſchränkter war und ihn keine kurfürſtlichen Pflichten zu den Reichsangelegenheiten riefen, ſondern auch gemäß ſeiner urſprünglichen Anlage, die auch ſeine Strenge düſtrer und verſchloſſener werden ließ, als die väterliche, wenn ſie gleich weniger hart war, und mit weniger Jähzorn verbunden. Kriegeriſch waren beide, wie

Joachim der Erſte; aber der Kurfürſt liebte mehr, wie dieſer, glänzende kriegeriſche Unternehmungen, und der Markgraf führte noch mehr, wie der Vater, den Krieg eigentlich nur in der Vorbereitung. An gelehrter Kultur und Liebe zur tadelloſeſten Rechtspflege glichen beide gänzlich dem verſtorbenen Kurfürſten; in Hinſicht auf die Religion waren ihm beide unähnlich in Grundſätzen und Neigung; aber indem ſie dem Charakterzug ihres Hauſes folgten, die Güte des Geiſtes der Zeit mit Weisheit zu würdigen und mit Vorſicht zu benutzen, übte Joachim der Zweite dieſe Vorſicht gegen denſelben aus, indem er ihm nur ſo viel Raum geſtatten wollte, als die durchaus lautere und nothwendige Flut des Stroms der neuen Lehre heiſchte; Markgraf Johann aber, indem er den ganzen, vollen Strom in ſein Land aufnahm, doch die beſtimmteſte Leitung deſſelben ſich vorbehielt. Schneller kam die Reformation daher in der Neumark zu Stande; langſamer, milder in der Kurmark. Allen äußern Schmuck wollte Joachim nach der alten Sitte behalten; er wollte den Reiz, welchen der alte Gottesdienſt für Phantaſie und Sinne hatte, mit der unſchuldigen Reinheit des neuen Glauben verbinden.

Für Joachim als Kurfürſten ward es nun die ſchwerſte Aufgabe, wie er die beiden Hauptzüge des Familiencharakters, patriotiſche Sorge für die deutſche Verfaſſung und weiſe Benutzung des neuen Geiſtes mit einander in Verein ſetzen werde. Noch immer ſtellte, und mit Recht, das brandenburgiſche Haus, für ſeinen Eifer, das Reich zu erhalten, den Geſichtspunkt auf, daß der Kaiſer, ſobald er nicht ſelbſt frevelnd die Verfaſſung zerſtöre, in Anſehn bewahrt werden müſſe, als der Mittelpunkt für alle deutſche Staaten. Nun aber ward eben das öſterreichiſche Haus als der entſchiedenſte Feind des neuen Glaubens betrachtet, welchen auch Joachim in ſein Land aufnahm.

Die Auflöſung dieſer ſchwierigen Aufgabe lag in der Denkart Kaiſer Karls des Fünften. Mochte ſein Bruder, der römiſche König Ferdinand, ein eifriger Katholik ſeyn, und auf ſeine Nachkommen ſeinen Eifer fortpflanzen, mochte ſelbſt der kaiſerliche Hof die Farbe des heftigſten Verfolgungsgeiſtes wider die Evangeliſchen tragen: Karl ſelbſt war für keine Religion begeiſtert, und verhehlt dies ſo wenig, daß einige proteſtantiſche Fürſten ſich ſogar Hoffnung machten, ihn von der römiſchkatholiſchen Kirche abzuwenden. Er wollte auch religiöſe Spaltungen nur als ein Mittel brauchen, um ſeinen eigentlichen Plan für Deutſchland, Zertrümmerung der Fürſtenmacht, glücklich auszuführen. Dieſer Plan aber entging jetzt noch dem Kurfürſten von Brandenburg, wie allen übrigen evangeliſchen Fürſten, und er glaubte daher, weder zur Rettung der neuen Religion, noch aus irgend einem andern Grunde ſich in eine Waffenrüſtung wider das öſterreichiſche Haus einlaſſen zu müſſen, und ohne Sorge wegen deſſelben die Glaubensverbeſſerung in ſeinem Lande, inſofern ſie ihm gefiel, gedeihen laſſen zu dürfen. Wie der Augenblick es heiſchte, wollte er hier und dort für das Reich ſorgen, und immer bereit ſtehn, bald die Stände wider den Kaiſer, bald dieſen wider jene milder zu ſtimmen.

Joachim der Zweite führte mit der Glaubensverbeſſerung eine Kirchenordnung in ſein Land ein, welche die katholiſchen

Gebräuche ſehr ſchonte, inſofern ſie mit keiner Lehre der evangeliſchen Religion im Widerſpruch ſtanden, und Luther ſelbſt war damit zufrieden, wenn nur der Mißbrauch von ihnen fern bliebe. Die Milde dieſer Reformation und die urſprüngliche Armuth des Landes bewirkten, daß ſelbſt die Bewohner der Klöſter ſich leichter, wie in andern Gegenden Deutſchlands, in die neue Religion fügten. In den ſchmalkaldiſchen Bund zu treten, konnte den Kurfürſten nichts bewegen; zu ſolchen Bündniſſen, glaubte er, könnten die Reichsſtände nur durch die unläugbarſte Nothwendigkeit getrieben werden, und die fehlte hier nach ſeiner Meinung: vielleicht hegte er auch, wie Herzog Moritz von Sachſen, ſehr wenig Hoffnung auf einen ſo geſtalteten Verein, wie der ſchmalkaldiſche. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges zwiſchen dem Kaiſer und den Bundesverwandten bewog er noch ſeinen Bruder Johann, ſich von letztern zu trennen. Aber dann ſandte er gleich dieſem, welcher ſelten die Mittelſtraße ging, dem Kaiſer nicht ſogleich Kriegesſchaaren zu Hülfe. Nach dem Unglücke des vornehmſten Hauptes des ſchmalkaldiſchen Bundes, des Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen, war Joachim der Zweite von Brandenburg der einzige Fürſt, der nach dem kaiſerlichen Lager flog, und es wagte, mit Entſchloſſenheit wenigſtens das Leben des gefangnen Kurfürſten zu fordern. Als ihm die Rettung deſſelben gelungen war, bot er alle Kräfte auf, um den Kaiſer mit dem zweiten Haupte des ſchmalkaldiſchen Bundes, dem Landgrafen Philipp von Heſſen zu verſöhnen, und die Täuſchung, wodurch derſelbe nach der Sühne noch ſeiner Freiheit beraubt wurde, empörte ihn ſo, daß er nur mit Mühe zurückgehalten wurde, den vornehmſten kaiſerlichen Räthen nicht mit dem Schwerte den

Kopf zu ſpalten. Wiewohl nun wider den Kaiſer und ſeinen Hof erbittert, blieb er doch dem Grundſatze treu, nur die nothwendigen und offenbar wohlthätigen Neuerungen in der Religion zu verſtatten, und alle kaiſerliche Befehle, die ſie betrafen, auch jetzt noch zu befolgen, wenn ſie nicht das Weſen des Glaubens angriffen. Aber zugleich ging er in den Plan des Herzog Moritz von Sachſen wider die kaiſerliche Uebermacht gern ein. Das Gleichgewicht zwiſchen dem Haupte und den Gliedern des Reichs zu erhalten und zu befeſtigen, war immer ſein Streben geweſen: ſobald es durch Oeſterreich verletzt werden und mit ihm die Verfaſſung der Deutſchen zu Grunde gehn mochte, trieb ihn ſein deutſcher Patriotism, wider Karl den Fünften zu handeln. Der große Streich des ſchlauen Moritz gelang, und Joachim blieb bei ſeinem milden Syſtem in Hinſicht auf die Reichsverhältniſſe und den Geiſt des Zeitalters. Keine Verſuchung hat ihn auf dieſe oder jene Seite von demſelben entfernt.

In ihren Neigungen, in ihren politiſchen Meinungen ſehr von einander verſchieden, eben durch die Ländertheilung, welche ihr Vater vorgenommen hatte, zu Neid und Haß gegen einander gleichſam aufgerufen, lebten dennoch der Kurfürſt und der Markgraf die ſechs und dreißig Jahre hindurch, welche beide regierten, in brüderlicher Liebe, und ſtarben endlich in demſelben Monate, an derſelben Krankheit. Joachim hatte mit zärtlicher Beſorgniß ſeinen Arzt an Johann geſandt, und ſtarb verwahrloſt: die Kunde von ſeinem Tode machte des Markgrafen Uebel unheilbar.

Dieſer Letzte hinterließ keine männliche Erben, und Joachims des Zweiten Sohn, Kurfürſt Johann Georg, bekam die Beſitzungen beider Brüder, und ihre Charaktere floſſen gleichfalls in dem ſeinigen zuſammen. Er liebte die Freuden des Lebens und die ſchönen Künſte, wie ſein Vater; aber herrſchte ſtrenger über dieſe Neigung: er war ernſt, haushälteriſch, um ſich ſchauend, wie ſein Oheim; aber mit weniger Düſterheit und Argwohn. Liebe zu unbeſcholtener Pflege der Gerechtigkeit beſaß er, wie beide.

Seit dem geendigten Kampfe zwiſchen Kaiſer Karl dem Fünften und deutſchen Fürſten bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges unterwühlte ein dumpfes Feuer das Land der Deutſchen, das nur bisweilen hervorbrach, um ſeine künftigen Verheerungen anzukündigen. Während des ungewiſſen Zuſtandes, in welchen das Reich dadurch gerieth, konnte nichts von Bedeutung für daſſelbe von irgend einem der deutſchen Fürſten gehandelt werden. Ihre höchſte Weisheit beſtand nun darin, ſich auf ihr Gebiet einzuſchränken, die Kräfte ihrer Unterthanen ſo viel wie möglich zu erhöhen, für jedes Ereigniß gerüſtet zu halten, und dem gährenden Geiſte der Zeiſt die heilſamſte Richtung in ihrem Lande zu geben.

Jede Schwäche der brandenburgiſchen Kräfte, welche durch die glänzende Regierung ſeines Vaters entſtanden war, hat Kurfürſt Johann Georg getilgt. Dem Geiſte der Reformation, welcher eben zu dieſer Zeit in ſeiner erbärmlichſten Geſtalt erſchien, ſuchte er in ſeinem Gebiete und in Deutſchland eine edle Haltung zu verleihen. Jene Theologen, welche den Buchſtaben

Luthers ſo abgöttiſch verehrten, wie kaum die Schrift päbſtlicher Satzungen geachtet worden, führten den wüthendſten Krieg mit den freieren Gelehrten, die nur den Geiſt der Glaubensverbeſſerung retten und ausbilden wollten. So lange dieſe Streitigkeiten bloß im Gebiete der literariſchen Welt blieben: mochte eine kräftige Regierung ihrer vielleicht nicht achten. Aber ſie berührten nicht nur ſolche Gegenſtände, welche in alle Ordnungen des Staates eingriffen; ſondern ein Theil der Streiter bot mit Vorſatz alles auf, um die bürgerliche Gewalt für und wider ſich zu bewaffnen. Verwüſtungen durch den Geiſt der Zeiten wollte das brandenburgiſche Haus niemals; er ſollte nur heilbringend befruchten. Deshalb ſchuf Kurfürſt Johann Georg Kirchenordnungen, wodurch wenigſtens in aller äußern Sitte beſtimmte Gränzen und Einheit bewirkt wurden. Aber auch für die Religionslehren ſelbſt ſah er das Bedürfniß eines anerkannten Syſtems ein, und daher bemühte er ſich mit vielen andern Fürſten, ein ſolches aufzurichten. Die bekannte Konkordienformel war das Reſultat ihrer Bemühungen.

Mehr noch bewährte der Kurfürſt ſeine helle Einſicht in die Bedürfniſſe des Zeitalters, theils durch ſeine Sorge für die Erziehung des Volkes von aufgeklärten Religionslehrern, theils durch den Gedanken, ein beſondres Geſetzbuch für ſein Land verfertigen zu laſſen. Die Rechte verſchiedener Nationen und Jahrhunderte in verſchiedenen Sprachen walteten ob in Deutſchland: wenige wurden gehörig von den Richtern verſtanden, die meiſten konnten dem Volke auf keine Weiſe begreiflich werden. Dahin aber, glaubte Johann Georg, wäre der Zeiten Geiſt gekommen, daß alle Stände Belehrung über ihre Rechte und Pflichten fodern dürften. Er wünſchte daher ein Landrecht in der Sprache ſeiner Unterthanen, und nach Grundſätzen, welche für die Begriffe und Bedürfniſſe des Zeitalters geeignet wären. Die Ausführung dieſes Gedankens wurde ſogleich betrieben; allein ihre glückliche Vollendung war faſt ein zu hohes Ziel für die damalige wiſſenſchaftliche Ausbildung und erfoderte einen Zuſammenhang von Arbeiten, die vor dem dreißigjährigen Kriege, dieſem Verderber aller wohlthätigen Plane der deutſchen Regierungen, kaum hätten beendigt werden können.

Kurfürſt Johann Georg erreichte ein ſehr hohes Alter, und von dreißig Kindern, die er in drei Ehren gezeugt hatte, haben ihn funfzehn überlebt. Wider den Willen des Kurprinzen Joachim Friedrich verordnete er, daß der älteſte Sohn der dritten Ehe in der Neumark herrſchen ſolle. Es gab keinen unter ſeinen Räthen, welcher dieſe Anordnung nicht widerrieth, als den Geſetzen des Hauſes widerſprechend, ſobald ſie nicht alle Glieder deſſelben billigten. So friedfertig ſein Vater und Oheim im Beſitze der getheilten Marken ſich geſehn hatten, konnte doch ſelbſt im brandenburgiſchen Hauſe jetzt durch ſolche Theilung ein verderblicher Zwiſt aufwachen, da es ſo viele Prinzen aus verſchiedenen Ehen zählte. Ohne Zweifel wäre es für den Kurprinzen leicht geweſen, drohende Unruhen im Lande zu erregen, andre Fürſten wider den Vater in Bewegung zu bringen; aber es geſchah nichts, als daß er ſich mit einiger Kälte vom Vater entfernt hielt. Dieſer ſelbſt ſtand einſt in ähnlichem Verhältniſſe gegen ſeinen Vater Joachim den Zweiten, weil er die verſchwenderiſche Großmuth deſſelben und die Zerrüttung der Finanzen nicht billigte. Auch der große Kurfürſt war als Prinz durch die väterliche Regierung unglücklich; grauſam war das Schickſal König Friedrichs des Einzigen, ehe er den Thron beſtieg. In manchem andern Fürſtenhauſe entſtand aus ähnlichen Verhältniſſen ſo Verderben, als Verbrechen. Den brandenburgiſchen Kurprinzen gaben Fehler und Härte der Väter Gelegenheit, Tugenden zu zeigen, und nie verletzten ſie die kindliche Ehrfurcht, wenn gleich ihre Liebe, ihr Vertrauen ſich dem Vater etwas ſeitwärts abwenden mußten.

Der Fall, daß die Linie erloſch, welche in Anſpach und Baireuth geherrſcht hatte, unterſtützte den Kurfürſten Joachim Friedrich in der Behauptung ſeiner Rechte wider die Verordnungen ſeines Vaters. Außerdem beſchäftigte ihn ſehr die Ausſicht, daß entweder er oder ſeine Nachkommen im Herzogthum Preußen nachfolgen würden, da die Beherrſcher deſſelben, ſeitdem der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Albrecht von Hohenzollern aus der fränkiſchen Linie, ſich zu der evangeliſchen Lehre bekannt und zum Herzog von Preußen erklärt hatte, ſchon in ſeinem Sohn gänzlich auszuſterben ſchienen, wenigſtens in ihrem männlichen Zweige.

Dieſe Beſchäftigungen für die unmittelbaren Angelegenheiten ſeines Hauſes, und der Zuſtand des deutſchen Reichs, in welchem es, wie während der Regierung ſeines Vaters verblieb, waren die vornehmſten Urſachen, daß Joachim Friedrich keine beſondre patriotiſche Sorge für Deutſchland äußern konnte. Aber durch zwei Anordnungen während ſeiner kurzen Regierung verrieht er ein weiſes Aufmerken auf die Bedürfniſſe des Zeitalters. Die Glaubensverbeſſerung war nun ſo weit gediehen, daß es möglich ſchien, den Gottesdienſt von den ſinnlichen Bekleidungen mehr zu befreien, als unter Joachim dem Zweiten geſchehen war. Auf der andern Seite war es auch darum erforderlich, weil der grübelnde Sinn, welcher jeder wichtigen Revolution in der Geiſterwelt folget, ſo wie er ein Aergerniß an dem alten Pomp der Kirche nahm, auch in demſelben neuen Stoff für das überfeine Gewebe ſeiner Unterſuchungen entdeckte. Joachim Friedrich hatte das Verdienſt, dem Geiſte der Zeit hierin entgegen zu kommen. Zweitens drang ſich ihm die Bemerkung auf, daß die Regierungskunſt ſchon ein zu verwickeltes Ganzes geworden ſei, um in dem alten Gange geleitet werden zu können. Noch ehe die Geſchäfte an den Regenten gelangten, mußte ein Mittelpunkt für ſie geſchaffen werden, damit er ſie überſchauen konnte. Der Staatsrath entſtand im brandenburgiſchen Lande.

Das unterirdiſche Feuer brannte fort im deutſchen Reich, und indem es bei einzelnen Ausbrüchen den ungeheuern Brand als immer näher rückend ankündigte, verbreitete es ſchon einen furchtbaren Schein, in welchem ſich die einzelnen Regierungen der deutſchen Staaten wie ſchwache Stralen verloren. Weder für das allgemeine deutſche Vaterland, noch für den Geiſt des Zeitalters vermochte irgend ein deutſcher Fürſt etwas Großes zu unternehmen. An Kraft dazu fehlte es nicht dem Sohne von Joachim Friedrich, dem Kurfürſten Johann Siegmund. Aber außer jenem Grunde war es noch die beſondre Lage ſeines Hauſes, welche ihn davon zurückhielt. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe er das Herzogthum Preußen mit der Mark Brandenburg auf immer vereinigen konnte: in noch größere verwickelte ihn die kleviſche Erbſchaft. An ihm ſind die beiden großen Charakterzüge des brandenburgiſchen Hauſes gar nicht ſichtbar.

Allein nicht nur unſichtbar, ſondern gänzlich vertilgt war der große Charakter des brandenburgiſchen Hauſes unter dem Nachfolger von Johann Siegmund, ſeinem erſtgebohrnen Sohn Georg Wilhelm, welcher vom Geiſte der Zeit keine Ahnung hatte, welcher die Angelegenheiten des zertrümmerten Reichs nicht durchſchaute. Ein Lob auf ihn wäre Beleidigung de erhabenen Geſchlechts, welchem dieſe Blätter geweiht ſind; aber einige Betrachtungen, die ſeine Lage beleuchten, heiſcht die Gerechtigkeit der Geſchichte.

Alle Verhältniſſe der deutſchen Fürſtenhäuſer wurden durch den dreißigjährigen Krieg aus ihren Fugen gerückt; es gehörte ein ungemeiner Geiſt eines Fürſten dazu, wenn er plötzlich neue politiſche Grundſätze in dieſer Zerrüttung für ſein Haus ſchaffen ſollte. Noch immer hatten die Nachkommen Friedrichs des Erſten von Brandenburg, mit ihrer patriotiſchen Sorge für das deutſche Reich, ſich an das Geſchlecht Habsburg gehalten: es gehörten viele entſcheidende Ereigniſſe dazu, ehe es ſich zeigte, das dieſer Patriotism eine andre Richtung nehmen müſſe. Am wenigſten aber mochte das brandenburgiſche Haus, als Guſtav Adolf von Schweden ſeinen Siegerlauf durch Deutſchland begann, feſt beſtimmen, ob von dieſem nordiſchen Helden oder von den Oeſterreichiſchen Herrſchern mehr für die deutſche Verfaſſung zu fürchten war. Die Abhängigkeit des Kurfürſten Georg Wilhelm von jenen letzten erſcheint ſo weniger tadelnswerth, als ohne Rückſicht auf ihren Zuſammenhang mit der alten politiſchen Richtung ſeines Hauſes.

Auch vergeſſe man niemals, daß das Leben dieſes Kurfürſten theils in Verhältniſſe fiel, welche außerordentliche Tugenden von den Fürſten forderten und alle ihre Schwächen an den Tag brachten, theils in der Mitte liegt zwiſchen den Regierungen eines kraftvollen Vaters, und eines von der Welt bewunderten Sohnes. Die Stralen des großen Kurfürſten warfen einen Schein von ſich, welcher die ganze nachtvolle Zeit des Vaters enthüllte; und eben weil jener Held ſelbſt in Gefahr ſchwebte, durch dieſe Nacht unterzugehn, fühlt man ſich um ſo mehr zu einer übertriebenen Erbitterung wider den unglücklichen Georg Wilhelm hingeriſſen.

Nur die letzten acht Jahre des dreißigjährigen Krieges befaßt noch Friedrich Wilhelms Regierung. Der Kampf war im Grunde beim Anfang derſelben ſchon ſo weit entſchieden, daß die Plane des kaiſerlichen Hauſes wider die deutſche Mittelmacht durchaus nicht gelingen würden; dieſe hingegen eine bisher nicht gekannte Selbſtſtändigkeit gewinnen müſſe. Der große Kurfürſt ward zur Regierung gerufen, um als Erſatz für die Schmach Brandenburgs während des Krieges den Ruhm deſſelben im Friedensſchluſſe zu erneuern.

Seit dem weſtphäliſchen Frieden und durch den Kurfürſten Friedrich Wilhelm erhielt der Charakterzug ſeines Hauſes, Patriotism für Erhaltung und Ruhm des deutſchen Reichs, eine weſentliche Veränderung. Er knüpfte ſich nämlich nun nicht mehr ſo gänzlich an den Kaiſer überhaupt und beſonders den Stamm Habsburg, wie ehmals, nnd für das brandenburgiſche Haus ward er zur politiſchen Nothwendigkeit auf eine viel weſentlichere Weiſe, wie in den vergangenen Zeiten.

Durch den langen Kampf von Karl dem Fünften an bis zum Reſultat deſſelben im weſtphäliſchen Frieden war es deutlich geworden, daß ein Staatenſyſtem in Europa ſich gebildet hatte, wodurch dem deutſchen Staate ſeine Erhaltung geſichert wurde. Andre Mächte hatten den Schutz deſſelben feierlich übernommen, und nicht mehr hing, wie ehmals, von ſeinem Mittelpunkte, der kaiſerlichen Hoheit, gänzlich ſein Heil ab. Auch verſchwand, ſo wie durch die Verfeinerung der Sitten alle trauliche Bande ſchwächer wurden, immer mehr unter den deutſchen Fürſten die Sitte, daß ſie glaubten, feſte Treue gegen den Kaiſer, ſei eine ſchöne Tugend ihrer Häuſer.

Die letzten hundert Jahre hatten die Lehre tief eingeprägt, daß Friedrich Wilhelm als Kurfürſt die Kraft Oeſterreichs nicht erhöhen dürfe, wenn ſeine Vorfahren, als patriotiſche Kurfürſten ſie erheben mußten. Für ſeine Perſon aber hatte er durch die Verbindung des väterlichen Hofes mit dem öſterreichiſchen zu viel gelitten, als daß er die gleichſam perſönliche Zuneigung; die ſeine Familie gegen die habsburgiſche ehmals empfand, in ſich hätte fortpflanzen können.

Seine anwachſende Größe ſpornte endlich die Eiferſucht Oeſterreichs und vermehrte die alte Erbitterung. Viele neue Provinzen, Halberſtadt, Minden, Magdeburg, einen großen Theil von Pommern und andre neue Beſitzungen that er zu der ererbten Macht; das Herzogthum Preußen machte er zu einem unabhängigen Eigenthum ſeines Hauſes; durch die beendigte Fehde über die kleviſche Erbſchaft wandte er erſt alle Vortheile derſelben ſeinem Geſchlechte zu. Schneller als die Maſſe ſeiner Länder wuchs ihre innere Kraft, und noch ſchneller verbreitete ſich der Ruhm ſeiner perſönlichen Größe. Habsburg erhielt immer mehr Antriebe, Brandenburg, als irgend ein andres deutſches Fürſtenhaus, zu erniedrigen.

So hoch durch Friedrich Wilhelm die Macht ſeiner Familie ſtieg, war ſie dennoch bei weitem nicht groß genug, um nicht von der öſterreichiſchen Monarchie leicht erdrückt werden zu können. Wider die Mächte vom erſten Range konnte ſie ſich nur durch Verbindungen mit andern Staaten erhalten. Auf ſolche Verbindungen konnte deſto mehr gebauet werden, je mehr der Bundesgenoſſe durch Vortheil und Nothwendigkeit zu dem Verein getrieben wurde. Solche Genoſſen fand Brandenburg in den übrigen Reichsſtänden, in dem deutſchen Staatenſyſtem. Patriotism für das deutſche Vaterland und ſeine Verfaſſung ward dem brandenburgiſchen Hauſe politiſche Nothwendigkeit. Er blieb charakteriſtiſcher Zug deſſelben, aber mehr durch politiſche Weisheit, als durch Liebe beſtimmt, und mehr wider den Kaiſer und wider Habsburg, als zum Vortheil derſelben gerichtet.

Allein trotz dieſem Geiſte, welchen er dem alten Charakterzuge ſeines Geſchlechtes in Verbindung mit den Zeitumſtänden ertheilte, vergaß Friedrich Wilhelm nie, gegen welche andre Mächte außer Oeſterreich er den deutſchen Patriotism ſeines Hauſes richten müſſe. Ludewig dem Vierzehnten von Frankreich mußte durch ihn beſonders ein Damm geſetzt werden. Andre deutſche Fürſten ließen ſich von dem ſtolzen König zur Ruhe bewegen oder leiſteten ihm Hülfe, als er Holland zu ſeiner Beute machen und dadurch an Lage und Vergrößerung ſeiner Macht gewinnen wollte, um ſeine Eroberungsplane wider Deutſchland leichter auszuführen. Selbſt das öſterreichiſche Geſchlecht ſchlummerte bei dieſer Unternehmung des furchtbarſten Ehrgeizes. Da ſchloß allein Friedrich Wilhelm, ohne Furcht vor der franzöſiſchen Uebermacht, einen Bund mit den verlaſſnen Holländern. Den Kaiſer weckte er mächtig aus dem Schlummer. Kein Unglück und keinen Verluſt hat er geſcheut, wiederholt ſeine ganze Kraft aufgeboten, um die franzöſiſche Uebermacht vom deutſchen Reich abzuhalten. Dieſes und Oeſterreich dankten ihm ſchlecht dafür im Frieden zu Nimwegen, in welchem ſie ihn der Rache der Franzoſen preisgaben. Er mußte einen Frieden ſchließen, bei deſſen Unterzeichnung er ausrief: möge einſt ein Rächer aus meiner Aſche aufſtehen! Gegen das deutſche Reich und Frankreich ward er bei Roßbach gerächet.

Von der Schwäche hinlänglich überzeugt, mit welcher die

Reichsſtände immer handeln würden, ließ er ſich nun, da Ludewigs Plane gegen Deutſchland ſich ganz enthüllten, zu keinem neuen Kriege wider denſelben hinreißen. Bittrer wurde nie auf Reichstagen die Schwäche, womit Deutſchland handelte, gerügt, als durch ihn. Er ſtiftete Freundſchaft mit Frankreich, und rettete Deutſchland ſo viel wie möglich durch dieſe Freundſchaft. Es liegt etwas Großes darin, mit ungleicher Kraft wider den übermüthigen Starken ſich ſelbſt, das Recht und Andre zu vertheidigen; aber von dieſen verlaſſen, voll Selbſtüberwindung mit dem Feinde Frieden ſchließen, um die Beleidiger zu retten, iſt viel größer.

Erhabener noch als durch ſeinen politiſchen Patriotiſm für die Erhaltung Deutſchlands, erſcheint Friedrich Wilhelm durch ſeine Sorge für den Geiſt des Zeitalters. Er ſah, daß derſelbe ſtrebte, das Chriſtenthum von allen Banden zu befreien, die ihm theils noch äußere Sitte, theils noch die Meinungen gelehrter Zänker auflegten. In Hinſicht auf jene die mildeſte Duldung, wider dieſe wenigſtens ſo viel Zwang auszuüben, daß ſie bloß die gelehrten Schulen, nicht das übrige Leben in Bewegung bringen ſollten, ſchien ihm das beſte Mittel, dem Genius der Zeit zur guten Entwicklung zu Hülfe zu kommen. Seitdem die Feſſeln religiöſer Leibeigenſchaft zerbrochen waren, wurde eine verſtändige Volkserziehung das höchſte Bedürfniß; nichts iſt verderblicher und widriger, als ein entſprungener Sklave, der in der freudigen Bewegung der Freiheit noch mit den zerriſſnen Ketten raſſelt. Auf den Volksunterricht verwandte der große Kurfürſt vorzügliche Sorgfalt; für die gelehrte Kultur ſtiftete er neue öffentliche Anſtalten, belebte die vorhandenen. Ohne Wiſſenſchaften und Künſte ſchien ihm das Leben öde; um ihnen in ſeinem Lande einen Schwung zu geben, hat er auf die Erſcheinungen derſelben in vielen Ländern ſcharſichtig geachtet. Er ſelbſt war wenigſtens unter fürſtlichen Beiſpielen ein ausgezeichneter Gelehrter, und verband die höhere Wiſſenſchaft und den Geſchmack für ſchöne Kunſt mit jenen Kenntniſſen, welche die Bequemlichkeiten, den Reichthum, die Genüſſe des ſinnlichen Lebens vermehren.

Es iſt ein liebenswürdiger Zug ſeines Gemüthes, daß er eine Freude daran fand, den vielfachſten Lebensgenuß ſeinem Volke zu gewähren, und groß iſt es, daß er durch ſein Beiſpiel und ſeine Regierungszwecke zugleich darthat, wie Selbſtſtändigkeit und hohe Thatkraft doch ſtets in den Genüſſen wie ein Felſen da ſtehn müſſe, an welchem ihre Wellen ſich brechen. Auch begünſtigte ihn das Glück, daß er ſeinen deutſchen Patriotism, ſeine Pflichten gegen den Geiſt der Zeit, ſeine Freude an lebhaftem Verkehr und den Künſten, die das Leben verſchönern, durch dieſelben Ereigniſſe zugleich befriedigt ſehn konnte. Wenn er die Schaaren der franzöſiſchen Anhänger der Glaubensverbeſſerung, die Ludewig der Vierzehnte von ſich ſtieß, in ſein Land aufnahm: ſo folgte er ſeinem edlen Duldungsſyſteme, machte die tiefe Wunde unheilbar, welche der Feind des Reichs ſich ſelbſt geſchlagen hatte, und zog mit den Flüchtlingen die angenehmſten, nützlichſten Künſte in ſeine Provinzen, wodurch der Lebensgenuß vielfach vermehrt wurde. Wenn er wider den Willen des kaiſerlichen Hofes, welcher die Freiheit, Poſten anzulegen, für ſein Hoheitsrecht in Deutſchland hielt, ſich dieſelbe unter allen deutſchen Fürſten zuerſt als ein Territorialrecht nahm: ſo behauptete er nicht nur das Anſehn der deutſchen Mittelmacht wider die kaiſerliche, ſondern erreichte zugleich die zweckmäßigſte Beförderung eines lebhaften Verkehrs und Lebensgenuſſes in ſeinen Staaten.

Den herrlichen Zug im Charakter faſt aller ſeiner Vorfahren, ungemeine Liebe für die ſtrengſte Rechtspflege, vollendete gleichſam Friedrich Wilhelm, indem er ihn ganz der höhern Kultur ſeiner Zeiten anpaßte. Er ging ſo weit, daß er freimüthig äußerte, es könnten vielleicht einſeitige Urtheile von ihm und andern Behörden erſchlichen werden; aber unbekümmert um dieſelben ſollten die Richter einzig nach den Satzungen ſprechen.

Endlich gab er nach ſcharfer Beobachtung aller Verhältniſſe ſeiner Zeit ſeinem Hauſe noch eine dreifache Tendenz. Ihm entging es nicht, daß neben dem Grundſatze, das Reichsſyſtem feſt zu erhalten und die minder mächtigen Staaten an ſich anzuſchließen, alſo vermuthlich ſich mit der guten Sache zu verbinden, Brandenburg ſtets mit allen Kräften wachſam ſeyn müſſe, ſeine Erhaltung wider die erſten Mächte zu behaupten; um aber ſeine ganze Kraft brauchen zu können, nicht nur die Quellen der Induſtrie ſo viel wie möglich ergiebig machen, ſondern auch mit dem Gewonnenen kärglich zu Rathe gehen ſolle. Die höhere Staatswirthſchaft mit der häuslichen Sparſamkeit wollte er verbunden wiſſen. Zweitens leuchtete ihm am hellſten ein, daß nun kein Staat mehr eine Rolle ſpielen werde, der nicht ein vortrefliches ſtehendes Heer unterhalte, und daß Brandenburg nach der höchſten Vortreflichkeit und Stärke deſſelben, eben wegen ſeiner politiſchen Lage nothwendig ſtreben müſſe. Auf den Schlachtfeldern bei Warſchau und Fehrbellin und bei manchen andern Gelegenheiten führte er, ein großer Feldherr und muthiger Krieger, zuerſt das Heer ſeines Hauſes an, ſich mit unverwelklichen Lorbeeren zu ſchmücken. Endlich ſtellte er die Maxime auf, daß Brandenburg durchaus im nördlich-öſtlichen Deutſchland keine große Macht entſtehn laſſen ſolle, und darum bot er alle Kräfte wider Schweden auf, welches ſeit dem weſtphäliſchen Frieden daſelbſt ſo groß geworden. Zugleich gab er der brandenburgiſchen Politik die Richtung, ſich in den Angelegenheiten Polens einheimiſch zu machen; denn in dieſem Lande mußte das Wichtigſte für das nördliche und öſtliche Europa entſchieden werden.

Ein ſo großer Fürſt, wie Friedrich Wilhelm, bildet gewiß eine Schule herrlicher Männer um ſich her, wenn er ſeine Geiſteskraft nicht in einen perſönlichen Despotism ausarten läßt, welcher ſehr gut bei Fürſten ſtatt haben kann, wenn ihre Regierung auch nichts weniger als despotiſch iſt. Von ihm war der Kurfürſt frei, und darum ſah ſich ſein Nachfolger, Friedrich, am Hofe, im Heer, in den bürgerlichen Aemtern, von patriotiſchen und kräftigen Männern umgeben.

Sinn für ſchöne Kunſt und Wiſſenſchaften entſtand dieſem nicht; auch ſeine Liebe zur Pracht wollte ihnen wohl. Er ſelbſt liebte den Krieg nicht; aber ſeine Truppen wohnten als Hülfsvölker vielen Gefechten bei, und ließen den Geiſt nicht verſchwinden, welchen ihr Schöpfer ihnen eingehaucht hatte. Mehrere neue Beſitzungen that das Glück zu ſeinen Ländern; ſeine Gemahlin Sophie Charlotte aus dem Hauſe Hannover, eine der erſten deutſchen Frauen, verherrlichte den Thron, auf welchen er ſie führte, der erſte König unter den Nachkommen Friedrichs des Erſten von Zollern.

Es koſtete manche Aufopferung, ehe ſeine Verhältniſſe gegen andre europäiſche Fürſten ihn ihren Beifall hoffen ließen, wenn er das Herzogthum Preußen zum Königreich erklärte; aber er ſäumte damit nicht, ſobald der öſterreichiſche Hof die Anerkennung ſeines Thrones verheißen hatte. Am achtzehnten Jänner 1701 ſetzte er in einem Saal zu Königsberg ſich ſelbſt die Krone auf. Sein Sohn und ſeine Brüder knieten neben dem Thron, auf welchem er ſaß, und huldigten ihm; ſeine Gemahlin kniete und huldigte ihm, er hob ſie zu ſich und die Prinzen huldigten ihr als Königin. Die herrlichen Genien des brandenburgiſchen Hauſes, wirthlicher, militäriſcher, nach feſten politiſchen Grundſätzen handelnder Sinn, und die holde Aufklärung der Zeiten durch Wiſſenſchaft und Kunſt, erſchienen hier ſogleich neben dem preußiſchen Throne: jener in dem Erbprinzen Friedrich Wilhelm, dieſe in der Königin Sophie Charlotte. Ihr Gemahl und ſie beſtiegen nach einem feierlichen Zuge des ganzen Hofes in die Kirche, die Thronen, die am Altar errichtet waren, und ſetzten ſich noch einmal ſelbſt die Kronen auf. Zwei Tage vorher waren durch prächtig einherziehende Waffenherolde die Einwohner von Königsberg von der Erhebung des Herzogthums Preußen in ein Königreich unterrichtet worden. Ein Strom von koſtbaren Vergnügungen folgte dieſen feierlichen Schauſpielen. Ein neuer Antrieb zu großen Thaten ſtralte dem erhabenen Geſchlecht in dem Glanz der Krone. In der furchtbarſten Zeit des ſiebenjährigen Krieges ſagte Friedrich der Einzige „vom Orkan bedroht biete ich Trotz der nahenden Vernichtung, und muß als König denken, leben und ſterben!“

Der Sinn ſeines Vaters für feinern Lebensgenuß war bei König Friedrich dem Erſten übertriebene Liebe zur Pracht und verſchwenderiſche Freigebigkeit geworden; des großen Kurfürſten kriegeriſcher Geiſt und wohlberechnete Staatswirthſchaft erſchienen in ſeinem Enkel mehr als Liebe für den militäriſchen Stand, und als Sparſamkeit, welche man Kargheit genannt hätte, wenn ſie nicht für den Staat geweſen wäre. Ueberhaupt iſt niemals die Einſeitigkeit eines Königs ſo wohlthätig für ein Reich geweſen, als dieſe Friedrich Wilhelms des Erſten der preußiſchen Monarchie, zu deren Gründern er eben durch ſeine Einſeitigkeit gehörte. Freilich mußte dazu kommen, daß ein ſolcher Sohn, wie Friedrich der Zweite, ihm folgte, und in der väterlichen Arbeit die Mittel für ſolche Größe, wie an ihm bewundert wird, zu entdecken wußte.

Daß König Friedrich der Erſte nicht den Ehrgeiz der Helden beſaß und überhaupt den Schwung heftiger Leidenſchaften nicht kannte, war ein Glück für die preußiſche Monarchie geweſen, da die abentheuerlichſten Begebenheiten während ſeiner Regierung den Norden zertrümmerten. Vielleicht wäre die ganze durch ſo viel Genie und Glück entſtandene Macht des brandenburgiſchen Hauſes zu Grunde gegangen, wenn mit Karl dem Zwölften von Schweden und Peter dem Großen von Rußland ein ähnlicher Geiſt auf dem preußiſchen Throne den Rieſenkampf gewagt hätte. Zum Glück ward Friedrich Wilhelm der Erſte in die Erſchütterungen des Nordens erſt hingezogen, als Schwedens Macht ſchon gebrochen war. Mit ſeinem feſten und heftigen, aber nie habſüchtigen Willen gewann er, ohne viel gewagt zu haben, von dem neuen Syſtem, welches ſich während ſeiner Regierung im nördlichen Europa bildete.

Dieſes und die polniſchen Angelegenheiten beſchäftigten die Aufmerkſamkeit, welche er den auswärtigen Verhältniſſen weihte, zu ſehr, als daß er das deutſche Vaterland mit beſonderer Liebe hätte umfaſſen können. Auch war das öſterreichiſche Haus der deutſchen Verfaſſung nie weniger gefährlich, als da jetzt der habsburgiſche Mannsſtamm mit einem gänzlichen Erſterben bedroht war. Einem Reichskriege gegen Frankreichs Angriffe trat Friedrich Wilhelm gern bei.

Es giebt faſt keinen unter allen Fürſten des brandenburgiſchen Hauſes, welcher ſo wenig Sorge um den Geiſt der Zeit hegte, alſo einen Hauptzug ſeines Geſchlechtes ſo verleugnete, als dieſer König; allein er that es mit einem kräftigen Gemüth und nach feſten Maximen. Die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte hat er verachtet; jedes geiſtige Spiel des Lebens war ihm ein Tand; einen harten traurigen Charakter gab er ſeinen Unterthanen; und die Tugend der Entbehrung war die einzige, welche er hoch hielt. Aber er legte dadurch einen Grund zum Charakter der

Unterthanen des preußiſchen Reichs, wie er demſelben nothwendig war. Was er Gutes für dieſen Charakter gewirkt hat, war ſchwer zu begründen; was er an demſelben nicht wollte, das gewinnt die menſchliche Natur mit leichter Mühe. Ein ähnliches Urtheil gilt von manchen ſeiner noch beſtehenden Einrichtungen der Militärverfaſſung, der Civilverwaltung. Vieles hat er geſchaffen, was als Mittel vortreflich iſt; und als ſolches, nicht als den Zweck, haben die Regierungen nach ihm ſeine Anſtalten genommen. Wie großes Lob ihm gebühre: ſo feierte doch eben darum der geiſtige Genuß des Lebens und eine freiere Tugend in ſeinem Sohn den Triumph über ſein Syſtem, ſeine Neigung.

Alle Gründe, wodurch der große Kurfürſt bewogen wurde, feſt an dem deutſchen Patriotiſm ſeiner Vorfahren zu halten, aber ſeine uralte Richtung etwas zu verändern, wirkten noch lebendiger auf ſeinen Urenkel, der Könige Größten, wie er es unter den Kurfürſten war.

Das alte Recht ſeines Hauſes auf Schleſien, welches Friedrich der Zweite mit dem Schwert des Eroberers ausführte, beſtärkte die Richtung der deutſchen Vaterlandsliebe ſeines Geſchlechtes wider die öſterreichiſche Macht. Für den rechtmäßig erwählten Kaiſer Karl den Siebenten aus dem baierſchen Hauſe zog er in ſeinem zweiten Kriege das Schwert, und ſuchte die Reichsgeſetze und ſeine neue Eroberung durch dieſelben Schlachten zu behaupten.

„Halten Sie, ſchrieb er jetzt dem Herzoge von Würtemberg, immer feſt am deutſchen Reiche und deſſen Oberhaupte. Es giebt für Sie keine Sicherheit für den Ehrgeiz und die Macht Ihrer Nachbarn, als in der Erhaltung des Reichsſyſtems. Seyn Sie allezeit ein Feind deſſen, der es umſtürzen will, weil es niemand kann, ohne Sie zugleich mit niederzuwerfen. Verachten Sie auch das Oberhaupt des Reiches nicht in ſeinem Unglück, und beweiſen Sie ihm ſo viel Ergebenheit, als möglich, ohne ſich in ſein Unglück verwickeln zu laſſen.“ Dieſe Gedanken hegte der König noch mehr als politiſche Grundſätze ſeines Hauſes.

Der ſiebenjährige Krieg, in welchem ein großer Theil der Reichsſtände wider Preußen focht, war nicht nur ein Kampf für dieſes, ſondern auch für Deutſchland und ſeine Verfaſſung. Ohne die ewig bewunderten Thaten Friedrichs, deſſen kleine Heere die Völker eines halben Weltheils ſchlugen, wäre der deutſche Staat zum Staat Oeſterreichs worden, oder vielleicht an Frankreich verrathen geweſen. Friedrich fühlte wohl, daß er nicht nur ſeine Macht, ſondern auch das Reich, welches ihn bekämpfte, wider öſterreichiſche und franzöſiſche Uebermacht durch ſeine Lorbeern beſchützte. Eben darum drängte ſich dem Könige jetzt der Gedanke auf, was der große Kurfürſt ſagen würde, wenn er ſeinen Nachkommen im Streit mit ſo viel Feinden ſähe?

Mitten unter den Sorgen der Regierung, die jeden Tag ſeines Lebens ruhmvoll machten, blieb ihm kein Ereigniß, kein Plan unbemerkt, welche der deutſchen Verfaſſung gefährlich werden könnten. Nachdem er eine lange Reihe von Jahren den

Entſchluß ausgeführt hatte, welchen er unter dem Donner des Kriegs faßte, daß er, von dieſem nicht in die Unterwelt hinab geſtürzt, der Philoſophie, den Grazien und den friedlichen Sorgen des Königs leben wolle, ergriff er wieder das Schwert, als Oeſterreichs Abſichten auf Baiern die Freiheit der deutſchen Verfaſſung bedrohen mochten. Für dieſe ſchloß er den deutſchen Fürſtenbund, kurz vorher, als die Unſterblichkeit, die ihn längſt für ihren Liebling erklärt hatte, den königlichen Greis in andre Sphären führte.

Der Genius des Zeitalters in ſeinen ſchönſten Eigenſchaften war Friedrich der Zweite ſelbſt, und jener entwickelte ſich, ſo wie er die Welt ſeiner Gedanken und Thaten ausbreitete. Er dachte und übte zuerſt eine wahrhaftige Kunſt der Regierung: der rohen Leidenſchaft, der Unwiſſenheit, der Bösartigkeit in regierenden Häuſern zwang er die heilige Schaam auf; er lehrte die Welt eine offne, grade Politik. Freiheit giebt er, indem er unumſchränkt herrſcht; er löſt da noch Feſſeln, wo man glaubt, ſie herrſche ſchon unter den Geiſtern; und den kühnſten Ideenſchwung entwöhnt er von jeder Abentheuerlichkeit, indem er durch ſein Beiſpiel beweiſet, wie ſich derſelbe zu dem Scharfſinne ſtimmen müſſe, welcher die Wirklichkeit prüfet und bildet. Darin iſt er größer, als ſein Ahnherr der Kurfürſt Friedrich Wilhelm. Die weite Anſicht der Welt verführte dieſen bisweilen zu Unternehmungen, bei welchen ſich für Lage und Kraft ſeines Staates die Unmöglichkeit der glücklichen Ausführung bald zeigte. Friedrich der Zweite hat ſein Vermögen ſicherer berechnet. Außerdem iſt er für ſein Zeitalter in höherm Maaß daſſelbe, was der große

Kurfürſt für das ſeinige. Beide waren Helden, Begeiſterer ihres Heeres, freie Denker, beſonders in der Religion, Freunde der Wiſſenſchaften und Künſte; beide wurden Muſter für fremde Staatsverwaltungen, belebende Kraft und Vermehrer ihres Reichs; beide liebten den vielfachſten Lebensgenuß mit Selbſtändigkeit und Hinſicht auf höhere Pflichten. Die Eigenthümlichkeit groſer Seelen, daß ſie durch den Zauber ihrer Perſon und Kultur für den vielfachſten Verkehr mit Menſchen geſchaffen ſind, aber nur in der Einſamkeit, in der Freude an der ruhigen Entwicklung der Natur ſich ganz gefallen, theilen beide mit einander.

Bloß eine Bemerkung kann dem Kurfürſten dafür, daß ſeines Urenkels Ruhm den ſeinigen überſtralte, einigen Erſatz geben, nämlich dieſe: er mußte ſelbſt die äußere Form noch mehr ſchaffen, als der König; dieſer fand in den meiſten Punkten ſchon den gerechten Buchſtaben, und mußte demſelben nur den Geiſt einhauchen.

Mancher möchte noch hinzuſetzen, daß Friedrich Wilhelm mehr deutſcher Fürſt war, als ſein Urenkel. Allein die Liebe Friedrichs des Zweiten für ausländiſche Kultur gab der Sinnesart, ſelbſt der Literatur der Deutſchen überhaupt und beſonders ſeines Volkes, einen Zuſatz von Reizbarkeit, der ihnen ſehr wohl that. Aus den franzöſiſchen Lieblingsſchriften des Königs, welche durch ihn beſonders in Deutſchland ihr Anſehn gewannen, ſind viele der Gedanken entſproſſen, die jetzt gleichſam unſer literariſches Gebiet heilſam überſchattten.

Wie alle große Züge des brandenburgiſchen Hauſes durch Friedrich den Zweiten ihre Verherrlichung erhielten, ſo beſonders auch die uralten und hier bemerkten, die reinſte Liebe für tadelloſe Rechtspflege, und tiefe Ehrfurcht gegen große Ahnen und gegen die Eltern, zartes Wohlwollen gegen die Geſchwiſter. Bewundernd verweilt man bei jener in ſeiner Regierung, bei dem herrlichſten Denkmal derſelben, dem Geſetzbuche des preußiſchen Staats: mit Rührung bei den ſchönen Zügen dieſer Ehrfurcht, dieſer Liebe, aus ſeinem Leben. Eine der erhabenſten Scenen für denjenigen, welcher innig fühlt, wie hohe Bedeutung der preußiſche Staat in der Welt hat, iſt Friedrich am Sarge des großen Kurfürſten, deſſen Hand er faßt mit den gehaltvollen Worten: „der hat viel gethan!“ Von ſeinem Vater, welcher ihn im aufwallenden Zorn dem Blutgerüſte geweiht hatte, ſagt er: „Dieſer Fürſt hatte in ſeinem Hauſe Familienverdruß; aber die Nachwelt muß die Fehler der Kinder aus Achtung für die Eigenſchaften des Vaters verzeihn.“ Dem Prinzen Karl von Würtemberg ſchrieb er: „Verehren Sie in Ihrer Mutter die Urheberin Ihres Lebens. Je mehr Achtung Sie ihr beweiſen, deſto achtungswürdiger werden Sie ſelbſt ſeyn. Wenn eine Mißhelligkeit zwiſchen Ihnen entſtehen ſollte: ſo geben Sie immer nach! Die Dankbarkeit gegen Eltern hat keine Gränzen: man kann den Vorwurf verdienen, daß man es daran fehlen laſſe; aber niemals, daß man ſie übertreibe.“

Auch in einem andern Hauſe, als dem brandenburgiſchen, hätte ein ſolcher Bruder, wie Friedrich, eine ſolche Schweſter, wie die Markgräfin von Baireuth herzlich geliebt. Seine Thränen floſſen, als ſein älteſter Bruder, Prinz Auguſt Wilhelm ſtarb, und zärtlich umarmte er deſſen Sohn, den verſtorbenen König Friedrich Wilhelm den Zweiten, als er im einjährigen Kriege, ſagen konnte, daß der Prinz alles gethan habe, was ſich vom erfahrenſten General erwarten ließ. In ſeiner ganzen Seele verklärte ſich auf das herrlichſte der uralte Zug ſeines Hauſes, Geſchwiſterliebe, als er wenige Jahre nach dem ſiebenjährigen Kriege zu ſeinem Heere von ſeinem Bruder Heinrich ſagen konnte, der größte Feldherr Europas werde ihrer Waffenübung zuſehn. Er liebte Ferdinands Heldentugend. Es war ſein beſter Triumph, daß er ſeine Liebe gegen ſeine Geſchwiſter, durch die Eigenſchaften derſelben gerechtfertigt wußte.

Aber nicht nur ſeine Familie, nicht nur ſein Reich, ſondern das ganze Europa, vernahm mit jener Fülle der Gefühle, die keines herrſchend werden läßt, ſondern nur eine allgemeine, ſtille Rührung erlaubt, daß Friedrich der Große ſein graues Haupt in die Gruft geſenkt habe. Lange erhielt man ſich in der Täuſchung, als lebe und handle er noch; er war der Genius des achtzehnten Jahrhunderts; vor dem Ablauf deſſelben wollte man ihn nicht verſchwinden ſehn. Dadurch beſtärkte ſich die Täuſchung, weil im Ganzen der preußiſchen Monarchie ſein Geiſt fortwehte und in andern Regierungen die Spuren ſeines Einfluſſes ſich nicht verloren. Auch ſeine Brüder, Heinrich und Ferdinand, die jüngern Prinzen ſeines Hauſes, die Feldherren und Staatsmänner, durch ihn berühmt, welche dem neuen Jahrhunderte, es noch zu begrüßen, entgegen gingen, alle dieſe Gegenſtände der Verehrung begünſtigten gleichfalls durch die gewaltige Erinnerung an den großen König jene Täuſchung.

Ein Denkmahl, wie in ſeiner Hauptſtadt dem Ahnherrn Friedrich Wilhelm dem Großen errichtet iſt, wird bald auch ihm ſich erheben. Eine Nationalangelegenheit nennt die Errichtung deſſelben ein wahrhaft königliches Wort; denn die verſchiedenen Völker, welche der preußiſche Scepter beherrſchte, ſind durch Friedrichs Geſetze zu Einer Nation geworden; aber auch die ganze deutſche Nation wird jenes Denkmahl als ihre Angelegenheit betrachten. Und wenn die Greiſe, die mit dem König lebten, fochten, ſorgten, bei dieſem Denkmahl ſich verjüngen in der Erinnerung alter Zeiten, wenn jeder Deutſche bei ihm Vaterlandsliebe ſchwört, wie der preußiſche Bürger: ſo wird auch der Waller fremder Zungen, ferner Völker, mit Schauer der Ehrfurcht als Staatsbürger und Menſch auf jenen Platz treten, wo Friedrichs Bildſäule unter vielen großen Denkmalen ſeiner Regierung ſtehn wird. Das Zeughaus mit ſeinen nun ſchlafenden, doch immer gerüſteten Donnern, erinnert an den Helden, welcher den Krieg nicht liebte, aber ihm kräftiger wie je ein Fürſt in das Feld folgte, wenn ihn das Vaterland geweckt hatte. Jenem gegenüber erhebt ſich der Tempel Apolls und der Muſen, welchen der König lächelte, wie ſie ihm. Seitwärts öffnen ſich die Säle, wo der Staat der Wiſſenſchaften Schätze geſammelt hat, mit welchen Friedrich vertraut war. Fernhin ſchaut er auf das Schloß ſeiner Vorfahren, deren Tugenden er hochhielt und übertraf, und freundlicher erhebt ſich vor ihm der Pallaſt, wo ein König, deſſen Jugend er gebildet hat, im Geiſte der von ihm ererbten Grundſätze handelt. Thätig, froh, wie er den Bürger ſeines Staates wollte, geht der Strom des Volkes vor ihm über; hinter ihm dehnt ſich eine lange Reihe freundlicher Linden, wo die Freude allein ſeine Unterthanen führen ſoll. Er liebte es, unter Reizen der Natur und Kunſt alle Sorgen des Lebens zu vergeſſen. Doch ſoll kein Tag vergehn, wo die Töne ſeiner einherziehenden Krieger nicht zu ihm dringen.

Welchen Staat, welches Heer, welchen Ruhm und Schatz Friedrich der Zweite hinterließ, iſt der Welt nicht unbekannt. In dem Patriotism für Erhaltung des Reichs der Deutſchen, war Friedrich Wilhelm der Zweite ſein Nachfolger durchaus in ſeinem Geiſte, welcher ſchon als Kronprinz an dem deutſchen Fürſtenbunde beſondere Freude gefunden hatte. Mit einem ächtdeutſchen Sinn, der Form des Reichs genugthuend und als milder Friedensſtifter, hat er in den Bewegungen Lüttichs gehandelt. Für Deutſchland war auch ſein Krieg wider Frankreich, als die Revolution deſſelben Europa erſchütterte. Kurfürſt Friedrich der Erſte zog das Schwert wider die Huſſiten, als ihre Freiheitswuth jede bürgerliche Ordnung bedrohte, und zeigte den Oelzweig, als die erſte Gefahr, die erſte Raſerei des zügelloſen Geiſtes der Zeit gebrochen worden. Nachdem Robespierre gefallen, und das fürchterlichſte aller Syſteme nur noch in Trümmern in Frankreich beſtand, hat Preußen den Frieden zu Baſel geſchloſſen. Die gefahrvollen Frevel des Geiſtes der Zeit in der franzöſiſchen Revolution hat es bekämpft, und ruhig konnte es nun die beſſern Eigenſchaften deſſelben mit Weisheit für ſich benutzen. Mit großer Anſtrengung ſchenkte es auch dem nördlichen Deutſchland den Frieden.

Dieſe Thaten Friedrich Wilhelms des Zweiten zeigen, wie wenig der Geiſt ſeiner Altvordern ihm fremd war. Durch die Güte ſeines Herzens, ſeine Ehrfurcht gegen die ältern Glieder ſeiner Familie, durch die Liebe für ſeine Geſchwiſter, durch ſeinen hohen Muth, die Fülle ſeiner Kräfte und ſeine wiſſenſchaftliche Bildung erinnerte er an viele ſeiner berühmteſten Ahnherren. Auch wuchs während ſeiner Regierung durch den Anheimfall von Anſpach und Baireuth, durch die gänzliche Theilung Polens, der Umfang der preußiſchen Monarchie, die Friedrich der Zweite, die Anwartſchaft mitgerechnet, um die Hälfte vergrößert, und auf immer in den Rang der erſten Mächte erhoben hat.

Glück und Genie hatte ihre höchſte Gunſt dem preußiſchen Staat erwieſen, als Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron beſtieg. Schuldloſer und wohlthätiger konnte der Lage und dem Charakter des Königs nach nie eine Regierung ſeyn. Heilbringend leitet er den Geiſt des Zeitalters mit Ruhe durch ſeine Provinzen. Kriegeriſch und friedliebend, bemüht, alle Wohlthaten der brandenburgiſchen Staatsverwaltung bis zu dem Unterſten im Volke nie verſiegend hinabzuleiten, für nichts ohne Ausnahme eingenommen, als für Gerechtigkeit und Wahrheit, voll Verehrung gegen die Großen unter ſeinen Ahnherren, die minder Vorzüglichen mit Schonung betrachtend, mit zartem Gefühl beim Andenken des Vaters, voll Zärtlichkeit gegen die Geſchwiſter, überliefert er dem neunzehnten Jahrhundert ſeit der Stiftung des Chriſtenthums, dem zweiten des preußiſchen Königreichs, ein treues Bild von dem ewig verehrten Charakter ſeines Hauſes, deſſen Hauptzüge hier geſchildert ſind.

Ein vollſtändiges Gemälde deſſelben würde unendlich reich ſeyn. Aber warum ſollte die Eigenthümlichkeit, womit dieſes Geſchlecht auf alle Kräfte ſeines Landes, auf alle Zweige der Verwaltung wirkte, hier weitläufig dargeſtellt werden? Geht durch die beinahe ſechstehalb tauſend Quadratmeilen, welche der preußiſche Scepter beglückt, und ſchaut da im emporſtrebenden Leben, was kein Buchſtabe hinlänglich ſchildert.

Nur fodert ein Blick auf das Haus Friedrich Wilhelms des Dritten von dem Herzen noch dieſe Bemerkung. Die Fürſten des brandenburgiſchen Geſchlechtes, wenn ſie ihrer eigenen Wahl überlaſſen blieben, wählten die Gefährtinnen ihres Lebens mit dem glücklichſten, ſicherſten Zartgefühle. Mehrere derſelben gehören zu den herrlichſten der deutſchen Frauen. Eliſabeth von Baiern-Landshut, die Gemahlin des erſten Kurfürſten von Brandenburg, war durch Schönheit, Anmuth der Sitten und Hoheit des Geiſtes unter den Fürſtinnen, was ihr Gemahl unter den Fürſten. Einzig aus Bedürfniß des Herzens hatte der große Kurfürſt Henriette Luiſe von Oranien zur Gemahlin gewählt, und die ſanfte Vollendung ihrer Natur, ihr ewig heitres und nie verirrendes weibliches Urtheil ergänzten ſeine Größe. Königin Sophie Charlotte war das weibliche Ideal für den Geiſt eines Leibnitz. Einen andern Namen, welchen die Beſcheidenheit nicht ausſpricht, wird die Geſchichte zu den angeführten hinzuthun.

II.

Oeſterreichs
Politik und Kaiſerhaus.

Rudolf von Habsburg.

Es iſt eine häufige Erſcheinung in der Geſchichte, daß der Ahnherr mächtiger Fürſtenhäuſer ein Mann von hervorragender Perſönlichkeit war; denn das Glück allein wird keinen Sterblichen ſo emporheben, daß er ohne außerordentliche, in ihm wohnende Kraft eine Herrſchermacht zu gründen vermöchte. Aber wir haben nur ein einziges Beiſpiel, daß in einer zahlreichen Gruppe von Fürſten und Herren, die in dem männlichſten Gefühl für Unabhängigkeit mit einander wetteiferten, und in der fehdevollſten Zeit dahin trachteten, ein herrſchender Mittelpunkt durch perſönliche Auszeichnung zu werden, einer der weniger mächtigen, bloß ſeiner Eigenſchaften wegen von ihnen zu ihrem Oberhaupt faſt einträchtig erwählt wurde.

Graf Rudolf von Habsburg, Landgraf von Elſaß, auch Inhaber der Grafſchaften Kyburg, Baden und Lenzburg, konnte ſich an Macht nicht mit den Fürſten vergleichen, die ihn zu Frankfurt zum Oberhaupt der Deutſchen wählten; aber der Erzkanzler des Reichs, gleichſam das erſte Organ und Symbol der deutſchen Nationaleinſicht und des Nationalwillens, achtete, daß in den Eigenſchaften dieſes minder mächtigen Fürſten eine kaiſerliche Hoheit ſey. Wenn ein ſolches Urtheil dadurch mehr Anhänger fand, weil mehrere der Wahlfürſten, die eben der Gemahlinnen entbehrten, auf Rudolfs ſechs Töchter ſchöner und guter Geſtalt und Art ſchauten: wo iſt der Gründer einer großen Macht, der gleich ihm ſagen kann, er habe ſie mit ſeiner Natur und ſeinem Blute gegründet?

Daß er nicht nur zum Oberhaupte der Deutſchen gewählt, ſondern ihr wahrhaftiges ſeyn wollte, zeigte die Entſchloſſenheit an, womit er nach ſeiner Krönung zu Aachen, als ein Scepter, das gewöhnliche und für nothwendig gehaltene Zeichen bei Belehnung der Reichsfürſten, nicht zur Hand war, das Krucifix ergriff und ſprach: „dieſes Zeichen von unſrer und der ganzen Welt Erlöſung ſey mein Scepter wider alle gegen mich und das Reich Treuloſe.“ Alle Fürſten küßten das Kreuz und ſchwuren den Lehnseid.

In früherer Zeit hätte man den Umſtand, daß er mit dieſem Zeichen belehnte, vielleicht ſo gedeutet, daß das neue Haupt der Deutſchen, den größten ſeiner Vorweſer gleich, ſeiner Macht auch die Kirche unterordnen, und in die päbſtliche Hierarchie eingreifen wolle. Allein davon war Rudolfs Klugheit weit entfernt, und die erſte Regel ſeiner Politik wurde, daß durchaus nichts ihn je mit dem heiligen Vater entzweien ſolle. Einer der geiſtvollſten und kräftigſten Herrſcherſtämme, welche die Welt gekannt hat, der hohenſtaufiſche, einer der außerordentlichſten

Männer, die je auf dem Thron über ihr Zeitalter in aller Hinſicht hinausragten, Kaiſer Friedrich der Zweite, waren vorzüglich dadurch in ihrem großen Seyn verkümmert, weil ſie mit dem Pabſt, als ſolchem und einem weltlichen Fürſten, in Fehde lagen. Kaum war der letzte edle Sprößling der Hohenſtaufen, Konradin, auf dem Blutgerüſte zu Neapel geſtorben. Rudolf hätte die Gründung ſeiner Macht nie beginnen können, wenn er ſich nicht dem römiſchen Hofe in Allem willfährig bezeigte, ſowohl was den Zuſtand Italiens, als manche geiſtliche und päbſtliche Rechte betraf. Noch ſchwebte der nachherige Staatenverein ſeines Hauſes im Reich der Möglichkeiten, und auf eine Begründung deſſelben auch in Italien konnte kein Augenmerk gehn, als bis er ſeine Grundlage in Deutſchland gewonnen hatte. Gleichwohl fügte Rudolf dem Zuge ſeines Geſchlechtes, daß es bis auf wenige Ausnahmen ſtrebte, einträchtig mit dem Haupte der Kirche zu ſeyn, ſchon einen andern deſſelben bei, nämlich, daß es treu für das deutſche Reich wachen wolle. Alles, trug er ſeinen Geſandten auf, ſollten ſie dem Pabſte zugeſtehn, was ohne Schmälerung oder Zergliederung des Reiches der Deutſchen nützlich werden möge.

Unbefehdet durch die italiäniſchen Händel, und ſelbſt geſchirmt durch das päbſtliche Anſehn, verfolgte Rudolf unverrückt den Geſichtspunkt, daß ſein Haus zunächſt und am weſentlichſten in der deutſchen Nation ſeine Veſte haben müſſe, was nicht möglich ſey, ohne jene zu friedlicherem Seyn und einem rechtlichen Zuſtand zu zwingen. In ſeiner Seele war Liebe für Gerechtigkeit, Ordnung, die vorherrſchende Eigenſchaft; ſeine

Pflicht, und ſie hat er immer geliebt, gebot ihm, dem zerrütteten Deutſchland Heil zu ſchaffen: ſo führten ihn Natur und Rechtſchaffenheit ſelber zur Vollziehung einer politiſchen Grundregel.

Alle Elemente, aus welchen der wunderbare nachmalige Bau des deutſchen Reiches zuſammengeſetzt war, trieben ſich zu der Zeit, als er den Thron beſtieg, J. 1272, in Deutſchland chaotiſch und ſtürmiſch umher, und alle die Eigenheiten, warum ſie auch nachher nie ganz zuſammenhalten wollten, zeigten ſich damals mit ſchroffem Ungethüm. Die Fürſten und Grafen und Prälaten mit einigem Länderbeſitz hatten ſich von dem kaiſerlichen Anſehn losgeriſſen, und die Städte und Herren in ihrem Gebiete, die auf feſte Mauern, Thürme, Burgen und Raubſchlöſſer trotzen konnten, gebehrdeten ſich, und handelten wider ſie gleich unabhängig, wie ſie ſelber wider eine königliche Oberhoheit. So viele Gemeinden und kraftvolle Ritter in Deutſchland, ſo viele innere Feinde ſtanden gegen einander; und nur, wenn ſich mehrere von ihnen zu einer gemeinſchaftlichen Fehde einem der Mächtigern anſchloſſen, ſah man in dem kriegeriſchen Verein noch eine Ahnung von politiſcher Ordnung.

Am Oberrhein hatten ſich öfters ſolche Vereine unter dem Banner Rudolfs zuſammengethan, deſſen überaus hohe, ſchlanke Leibesgeſtalt, abgehärteter, zu einer faſt verwegnen Tapferkeit und berühmten Waffenkunde genügender Körper, herriſches und ernſtes, doch freundliches Angeſicht auf die Menge eben ſo ſehr wirkten, als ſeine planmäßige Beſonnenheit neben der Verwegenheit, ſo berechnende und außerordentlich gerade Biederkeit, daß ſie oft für Verſchmitztheit gehalten wurde, und ſich als ſolche von Erfolg zeigte, endlich ſeine Mäßigung bei nie ermüdendem Eifer in Ausführung der Entwürfe, ihm die Einſichtsvolleren auf immer gewannen.

Seine dortige wohlbekannte Sphäre ſuchte er nun als König zu erweitern, und zuerſt in ihr als der Mittelpunkt des Friedens, wie ſonſt des Krieges zu erſcheinen. Kaum hatte er allen Getreuen des Reichs ſchriftlich kund gethan, daß er nun dem ſchon lange zu Grunde gerichteten Gemeinweſen den Frieden zu verſchaffen, und die Unterdrückten wider die Tyrannei in Schutz zu nehmen gedenke: ſo zog er unverzüglich am Rhein umher, in Schwaben, in Franken, und Ruhe und Sicherheit gediehn von neuem, wo er gewaltet hatte.

Wie er in dieſer Sorge ſein weiteres Leben hindurch fortfuhr, einen Landfrieden bald in Baiern, bald in Schwaben, bald in Franken errichtete, um wenigſtens ein jegliches der deutſchen Völker für ſich zu einem friedlichen Ganzen zu bilden, wie er ſein Geſetz, daß Niemand eine Burg haben ſolle, es geſchehe dann ohne des Landes Schaden, auch im hohen Alter ſo kräftig vollzog, daß er perſönlich in Schwaben widergeſetzliche Burgen eroberte und zerſtörte, und den Grafen Eberhard von Wirtemberg, der Gottes Freund und aller Welt Feind ſeyn wollte, trotz ſeiner veſten Schlöſſer und Städte niederwarf und zur Ruhe zwang; alles dies und manches andre Beginnen des Kaiſers hing nicht bloß mit dem Geſichtspunkt zuſammen, daß ſowohl ſein altes Erbland, als die neubegonnene Macht ſeines Hauſes, durch die Ruhe und Sicherheit von Oberdeutſchland beſchirmt werden ſollten. Er hielt immer auch den Grundſatz feſt, daß er das Kaiſerthum, und mit demſelben ſein Haus auf der ganzen deutſchen Nation gründen wolle. Demnach vergaß er über das ſüdlichere Deutſchland nicht das nördlichere, und umfaßte dieſes mit ſeiner Fürſorge und Politik, wie jenes. Sein Reichstag in Erfurt, ſein Zug durch Thüringen, wo er mehr als ſechzig Burgen, die ſeinem Landfrieden trotzten, belagerte und zerſtörte, ſind Zeugniſſe davon.

Die Gründung des kaiſerlichen Anſehns in der zu bürgerlicher Ordnung zurückgekehrten deutſchen Nation war nicht allein hinreichend, um der Dynaſtie Habsburg den Weg zu einer großen Macht zu bahnen; denn wie ungewiß ſchien, ob die kaiſerliche Hoheit Rudolfs Nachkommen bleiben werde; und außerdem gewährte ſie, deren größtentheils ideelle Kraft nur dann ihre ganze Bedeutſamkeit erhält, wenn ihr Inhaber ſie durch ſeinen eigenthümlichen Länderbeſitz geltend zu machen weiß, ohne dieſen keine zulängliche Grundlage.

Daß zu einer ſolchen das bisherige Eigenthum in keinen Betracht kam, auch ganz in der Nähe Frankreichs bei Zerſplitterung Deutſchlands die Macht des Kaiſerhauſes nicht gegründet werden konnte, lehrte die geringſte Beobachtung.

Wenn zu eben derſelben Zeit ſchon die Begründung des kaiſerlichen Anſehns, ohne alle unmittelbare Rückſicht auf das Haus Habsburg, nicht zugeben konnte, daß unter dem König Ottokar von Böhmen, welcher Oeſterreich, Steyermark und Kärnthen an ſich gebracht hatte, die Macht eines Reichsſtandes erwachſen war, die jeglichen Oberherrn trotzen möchte: ſo war es eine doppelte Gunſt des Schickſals gegen das neue kaiſerliche Haus, daß eben dieſer übermächtige König durch gänzliche Verachtung gegen Herkommen und Recht die deutſche Nation genug wider ſich in Harniſch brachte, um nicht nur durch die Entſcheidung der Waffen, ſondern auch kraft richterlichen Spruches, ſolcher Länder, wie Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain verluſtig zu werden. Die Klugheit und Heldengröße, welche Rudolf in dem glücklichen Kampf wider Ottokar bewies, hat ihm bei den Deutſchen nicht ſolche Neigung und Ehrfurcht erworben, als der Umſtand, daß das Recht und alle Förmlichkeiten des Rechtes auf ſeiner Seite waren.

Auch verſäumte er keine von dieſen, indem er Oeſterreich als den ewigen Grund der Macht ſeines Hauſes feſthalten wollte. Bei Belehnung ſeiner Söhne Albrecht und Rudolf mit dieſer Landſchaft, Steyer und angrenzenden, unterzog er ſich jeder Vorſchrift des deutſchen Staatsrechtes, und unter dem öffentlichen Urtheil, daß er durch Aufwendung von Schweiß und Blut ſich den neuen Beſitz errungen habe, gelangte er zu denſelben unbeſcholten, wie nach durchaus rechtlichen Beziehungen.

Dieſer Anfang der öſterreichiſchen Monarchie hat alle die folgenden Jahrhunderte hindurch fortgewirkt. Faſt bei allen Vergrößerungen derſelben waltete ein Privatrecht ob, wenn man dieſen Ausdruck von poſitiven rechtlichen Beſtimmungen zwiſchen Ländern und Völkern und regierenden Familien brauchen darf.

Von dieſem Zeitpunkte an blieb der Kern, aus welchem das öſterreichiſche Kaiſerreich erwuchs, dem habsburgiſchen Hauſe. Ihn zu bewahren, ſetzte ſich Rudolf ſelbſt über die politiſche Regel hinweg, welche er in Deutſchland mit der äußerſten Kraft befolgte, und beobachtete das Gegentheil von ihr in Oeſterreich, indem er dem Adel Oeſterreichs, um ihn ganz für ſein Haus zu gewinnen, die Freiheit geſtattete, jene Burgen wieder aufzubauen, die auf Ottokars Befehl zerſtört waren.

Auf dieſe Weiſe war ſchon von ſeinem Ahnherrn das noch blühende Kaiſerhaus auf eine zwiefache Weiſe, durch die Oberheit über Deutſchland, Rettung deſſelben aus der unſeligſten Verwirrung, und durch das Grundeigenthum, welches innerhalb ſeiner äußerſten Gauen an der Grenze der abendländiſchen Chriſtenheit von ihm errungen ward, in der deutſchen Nation ſo gegründet und befeſtigt, daß bei einem Ruin dieſer auch ſein Umſturz unvermeidlich wurde, und als politiſche Hauptregel feſtſtand, es dürfe nach jener doppelten Hinſicht ſich nie der emſigſten Obſorge für das geſammte deutſche Volk entladen.

Wenn man nach den oben erläuterten Grundideen der öſterreichiſchen Politik annehmen muß, daß eine Naturbeſtimmung und das Schickſal dieſelbe in den Staatenverein der Habsburger legten, ſo entkräftet ſich von ſelbſt der Vorwurf, daß dem Ahnherrn Entwürfe, die er nicht hatte, untergeſchoben werden, indem man in ſeinem Beginnen noch weitere Spuren zu Stiftung jenes Staatenvereins entdeckt. Ohne eine ſchaffende Vorſtellung von demſelben zu haben, mußte er als Kaiſer und aus Obſorge für die Seinen, ſobald ihnen einmal Oeſterreich gehörte, nach ſeinem geſunden politiſchen Sinn viel beginnen und vollbringen, was den Schein von ſich wirft, als hätte ihm ein Bild von dem Staatenverein, in welchem ſeine Nachkommen thronen, bereits vorgeſchwebt.

Italien blieb immer der gefährlichſte Punkt, welchen er zugleich vermeiden und nicht aufgeben wollte. Mit der größten Behutſamkeit warf er dort gleichſam nur den Anker für eine künftige Macht aus, und um einiges Anſehn in Oberitalien zu bewahren, blieb er nicht nur dem Pabſte, ſondern auch dem König Neapels, Karl von Anjou, deſſen Politik Konradins Blut durch den Nachrichter vergoſſen hatte, jederzeit willfährig. Mit einem Enkel dieſes Königs vermählte er ſeine Tochter Klementia.

Aus Ottokars Verlaſſenſchaft Böhmen ſeinem Hauſe zuzuwenden, wagte er nicht, weil es nicht durchaus rechtlich geſchehen konnte; aber die Verlobung ſeiner Tochter Gutta mit deſſen König Wenzel, und ſeines Sohnes Rudolf mit Ottokars Tochter Agnes, ſtiftete eine Verwandtſchaft zwiſchen dem Habsburgiſchen und przemiſliſchen Blute, welche das ſchöne Reich des Letzten leicht dem Erſten zubringen mochte.

Tyrol konnte ſeinen Blicken nicht entgehn. Seinem Sohn Albrecht bedung er zur Gemahlin Eliſabeth, Tochter des Grafen Mainhard von Tyrol und Görz. Wie bemüht war er, ſich mit der Königsmacht in Ungern zu verbinden; und auch dazu diente ihm eine ſeiner Töchter. Schleſiens gedachte er gleichfalls, und ſein Fräulein Hedwig vermählte ſich mit dem Herzog von Breslau.

So hielt er ſchon mit allen den Ländern, die nun den großen Verein unter Habsburg Scepter bilden, mehr oder weniger ſein Haus in Verbindung; und noch einmal ſey geſagt, daß neben ſeinem perſönlichen Verdienſt und dem Rechte das Blut ſeines Geſchlechtes vornehmlich die Macht deſſelben geſtiftet hat.

Eines nur beunruhigte ihn bei der glänzenden Zukunft, welche er den Seinen bereitet hatte. Das deutſche Reich liebte er vor allen, da es durch ihn vom Untergang gerettet war. Noch als Greis hat er nicht einen Krieg mit dem mächtigen Philipp von Frankreich geſcheut, um die Hoheit und die Grenzen Deutſchlands dort zu bewahren, wo er ſchon ihren gefährlichſten Feind ſah. Vier der Wahlfürſten waren ſeine Eidame. Das deutſche Nationalweſen hatte er auch dadurch gehoben, daß er die öffentlichen Urkunden nicht mehr in lateiniſcher, ſondern in deutſcher Sprache auszufertigen befahl, worauf ſich dieſe noch bei ſeinen Lebzeiten merklich vervollkommnete. So war es ſeinem

Herzen und ſeiner Politik gleich nothwendig geworden, ſich Habsburg und Deutſchland als Eines zu denken; und dennoch ſchloß er ſeine Augen im Tode, ohne die Zuſicherung erhalten zu haben, daß die deutſche Krone bei ſeinem Hauſe bleiben ſolle. J. 1291.

Albrecht von Oeſterreich.

Faſt ſchien es nach Rudolfs Hinſcheiden, als wolle das Verhängniß nicht, daß der angefangene Bau der habsburgiſchen Macht weiter geführt werde; denn nur einige der Eigenſchaften ihres Gründers hatten ſich auf ſeinen älteſten Sohn Albrecht vererbt, und waren mit andern Charakterzügen in ſolcher Verbindung, daß ſie nicht mehr für Tugenden gehalten werden mochten. Rüſtigkeit im Kriege, politiſchen Verſtand, ordnende und gerechte Verwaltung, und emſige Sorge um die Größe ſeines Hauſes durfte man auch dem Fürſten Albrecht nicht abſprechen. Aber ihm fehlte die kluge Geduld und ſtille Mäßigung, ohne welche jene Obſorge dem Vorwurf von Vergrößerungsſucht und Ländergier ausgeſetzt wird. Seine politiſchen Anſichten ließ er zu gewaltſam hervorbrechen, und er verſchmähte abzuwarten, daß ihm gegeben würde, was er glaubte nehmen zu können.

Dieſe Eigenſchaft ſchadete ihm ſo mehr, je tiefer ſich bei den

Wahlfürſten und mächtigſten Reichsſtänden, als ſie zu ihrer Verwunderung durch Rudolf das kaiſerliche Anſehn und ein obwaltendes Recht wieder hergeſtellt ſahen, der Grundſatz eingeprägt hatte, daß ſie die faſt erbeutete Souveränität nicht befeſtigen könnten, wenn die kaiſerliche Macht vom Vater auf den Sohn übergehe, und nicht eine gänzliche Wahlfreiheit ſie zu verleihen ſcheine. Daß Albrechts eigener Schwager, König Wenzel von Böhmen, ſeine Vergrößerungsabſichten auch für das przemiſliſch-Land fürchtete, trug viel dazu bei, ihm die ſichre Hoffnung auf die deutſche Krone zu täuſchen. Doch am meiſten ward ſie durch den Reichserzkanzler vereitelt, welcher vor allen den erwähnten Grundſatz der Wahlfreiheit feſthielt, und vielleicht eben durch ihn bewogen wurde, daß er den Grafen Adolf von Naſſau, der freilich nicht unrühmlicher Perſönlichkeit, doch keiner ſolchen war, die bei ſeinem geringen Länderbeſitz ihn eignen konnte, die Kaiſerkrone mit Stärke zu ertragen, auf den Thron der Deutſchen erhob. Rudolf von Habsburg hatte dieſen gewonnen, indem er keineswegs an ihn dachte; ſein Sohn ward von ihm zurückgehalten, weil er ihn als ſein Eigenthum anſah.

Nachdem Albrecht einmal durch ſeinen Stolz zu einem fehlerhaften politiſchen Betragen verleitet worden, das ſein Haus gefährdete, den urſprünglichen Grund in der deutſchen Nation für immer zu verlieren, worauf ſeine Größe berechnet war, machte eben der Stolz und die Hartnäckigkeit ſeines Sinnes, daß er ſchlechterdings nicht abließ, nach dem kaiſerlichen Throne zu trachten und ihn fortdauernd als ihm gebührend anzuſehn, jenen Fehler wieder gut. Mit Hohn wies er das Bemühen Adolfs von

Naſſau, eine Verbindung zwiſchen ihren Häuſern zu ſtiften, von ſich, wiewohl er beſonnen genug war, durch das Beiſpiel Ottokars gewarnt, von dem einmal gewählten römiſchen König ſich mit Oeſterreich und ſeinen übrigen Beſitzungen belehnen zu laſſen. Er wußte ſelbſt ſeine Starrheit zu ſchmiegen, und ſeine Luſt zur Rache an Wenzel von Böhmen und dem Erzkanzler wegen ſeiner vereitelten Hoffnung zu beſchwichtigen, und eben dieſelben zu gewinnen, daß ſie ſich mit ihm zu Adolfs Verderben zuſammenthaten. In dem Treffen unweit Worms ſtieß der zu muthige römiſche König auf ſeinen Gegner und rief: nun wirſt du nicht entkommen und das Reich fahren laſſen! Albrecht entgegnete: das ſteht bei Gott! und verwundete ihn mit dem Schwert am Auge. Darauf ſtürzte Adolf vom Roß, und ward von andern getödtet.

Einträchtig von den Kurfürſten gewählt, konnte Rudolfs Sohn nicht gleich dieſem durch ſeine Perſönlichkeit ſeinen Thron befeſtigen. Zwar warf er die kurfürſtliche Ariſtokratie, indem ſie den Rhein hinab ſich am widerſpänſtigſten gegen die kaiſerlichen Rechte auflehnte, raſch nieder; doch gewann er dadurch wenig, weil er nicht verſtand, gleich ſeinem Vater in gutem Vernehmen mit dem Pabſte zu ſeyn.

Ein beſondres Glück begünſtigte ihn, daß er die Verbindung, welche ſein kluger Vorweſer zwiſchen Habsburg und dem königlichen Stamm in Böhmen angeknüpft hatte, ſchon zu Erwerbung des ſchönen Reiches für ſein Haus benutzen konnte. Als ſein Schwager Wenzel früh verſchied, deſſen junger Sohn und Nachfolger, der letzte vom przemiſliſchen Mannsſtamm, bald darauf durch Meuchelmord fiel, gedachten viele der Böhmen mit Liebe des Fürſtenſtammes, welchem die Königin Gutta, einſt verſöhnende Mittlerin zwiſchen ihrem Bruder und ihrem Gemahl, entſproſſen war. Allein nicht für ſich ſelbſt ſtrebte Albrecht nach dem böhmiſchen Thron: er begleitete ſeinen älteſten Sohn Rudolf mit Heeresmacht zu demſelben. Ein großer Schritt zu dem nachherigen öſterreichiſchen Staatenverein ſchien gethan, indem die Erbfolge der Könige Böhmens auf Oeſterreich und Steiermark, und der öſterreichiſchen Herzoge auf Böhmen und Mähren, wenn der Stamm von jenen oder dieſen unbeerbt erloſch, zugleich feſtgeſetzt wurde.

Rudolf von Böhmen nämlich, der das öſterreichiſche Erbland bisher inne hatte, mußte nun auf daſſelbe Verzicht thun und es einem jüngern Bruder überlaſſen. Ihr hoher Großvater hatte ſchon rathſam erachtet, was nun auch Albrecht befolgte, daß das Haupt des Hauſes Habsburg, ſobald es mit der kaiſerlichen Krone geſchmückt war, nur als Kaiſer beſtehen und walten ſollte. So erregte er weniger Neid durch die wachſende Macht ſeines Hauſes, und wenn die Erbländer bei andern Fürſten deſſelben waren, blieben ſie mehr ungefährdet von dem Schickſal einer Gewalt, welche man bloß der Wahl verdankte. War der Kaiſer nicht zugleich Herzog von Oeſterreich, ſo konnte er geſtürzt werden, und dieſer unverſehrt bleiben. Selbſt aber die neuerworbene böhmiſche Krone ſollte mit dem Beſitz der Erblande nicht in derſelben Perſon vereint werden; denn auch ſie war durch die

Wahlfreiheit gefährdet, welche von den böhmiſchen Ständen behauptet wurde. Ueberhaupt ſchien der Flor des Hauſes mit Recht ſichrer, wenn er auf verſchiedenem, von einander unabhängigen, und von verſchiedenen habsburgiſchen Fürſten verwalteten Beſitzthum ruhte. Daß es dadurch nicht zum Theil ganz von dem Hauſe abkommen mochte, ſollten Erbfolgen, wie die erwähnte, verhindern, und überdies waren alle dieſe Beſitzungen doch wieder unter dem Haupte des Stammes vereinigt, weil es Kaiſer, und ſie ſämmtlich Reichslehne waren. Jenes wußte ſein väterliches Anſehn und die Einheit, welche die Bande der Natur in den geſammten Länderbeſitz des Geſchlechtes brachten, ungemein durch das kaiſerliche Anſehn und Recht zu erhöhen. In ſolchen Zeiten, wo der Sturm bald dieſem, bald jenem ſein Land nahm, war es gewiß eine vortreffliche Politik, noch keinen öſterreichiſchen Staatenverein unter einem erblichen Haupte zu bezwecken, im Gegenſatz zu der nachherigen Grundidee für denſelben, allen Länderbeſitz an einen ſeiner Fürſten durch unauflösliche Bande zu knüpfen, wenn gleich derſelbe auch Oberhaupt des germaniſchen Bundes war. Daß dieſe Grundidee ſchon lange obgewaltet, hat ungemein viel dazu beigetragen, daß ſich die Hauptmaſſe der öſterreichiſchen Staaten erhielt, befeſtigte und endlich mehr als jemals vollendete, als ein paar Jahrzehnde unſerer Zeit wieder das Mittelalter zu bringen droheten, wo die Staaten ihre Geſtalt und ihre Souveräne wie im Spiele wechſelten.

In Hinſicht auf das deutſche Reich trat Albrecht inſofern in die Fußſtapfen ſeines Vaters, daß er den Landfrieden mit Kraft und Ernſt aufrecht zu erhalten ſuchte, und mit ſeiner Obſorge und Politik auch das nördliche Deutſchland umfaßte. Seine Einmengung in die thüringiſchen Händel indeß wurde nicht bloß aus dem Geſichtpunkt angeſehn, daß er als Reichsoberhaupt daſelbſt Ordnung ſchaffen wolle; ſondern man argwohnte die Abſicht, daß er trachte, Thüringen ſeinem Hauſe zuzuwenden, und ſo deſſen Macht auch in Norddeutſchland zu gründen. Glaubt man ihn deshalb gegen den Vorwurf von Ländergier vertheidigen zu müſſen: ſo erwägt man nicht, wie herrlich es für Deutſchland gewirkt hätte, wenn die kaiſerliche Majeſtät auch in den Ländern, die ſich ſpäterhin als eine von ihr faſt unabhängige nördliche Hälfte unſres Vaterlandes betrachteten, durch Grundbeſitz und Territorialherrſchaft Habsburgs emporgehalten wäre. Mancher Zwieſpalt, manche Einmiſchung auswärtiger Mächte, mancher Krieg, der faſt ein bürgerlicher genannt werden darf, wären uns dann ſicherlich erſpart, und eine ſtarke Einheit möchte über uns gewaltet haben, ohne daß die Vortheile, die das Föderativſyſtem gewährt, darunter zu leiden brauchten.

Vielleicht hätte Albrecht es durchſetzen können, daß Thüringen an einen habsburgiſchen Fürſten gekommen, und ſomit die deutſche Geſchichte ganz anders geſtaltet wäre, als ſie jetzt vor uns liegt. Aber die Gefahr, Böhmen wiederum für ſein Haus zu verlieren, indem ſein Sohn Rudolf geſtorben war, und deſſen jüngerer Bruder, Friedrich von Oeſterreich, ſich des Throns von Böhmen gewiß nicht erfreute, wenn nicht der Kaiſer mit einem Heere dazu that, unterbrach ſeine Abſichten auf Norddeutſchland, wie ſie auch ſeyn mochten.

Indem die Beſorgniß der Fürſten in Schwaben, daß Habsburg dort zu mächtig werde, in die böhmiſchen Angelegenheiten hinüberſpielte, in der Schweiz in Bewegung der Waldſtädte eine Erſchütterung hervorbrachte, welche das erſte Stammland und die Macht Habsburgs in Oberdeutſchland eben ſo ſehr bedrohte, als das kaiſerliche Anſehn, ward Albrecht durch den verbrecheriſchen Rachegeiſt ſeines Neffen Johann ermordet. J. 1308.

Schwerlich läßt ſich ausmitteln, ob ein längeres Leben ihn berechtigt haben würde, unter den wahrhaftigen Gründern der öſterreichiſchen Monarchie zu erſcheinen. Obgleich ſein richtiger Blick über die politiſchen Grundſätze, die ſein Vater für Oeſterreich aufgeſtellt hatte, nicht durch hinreichende Vorſicht und Langmuth ſeiner Denkart gefördert wurde, darf man nicht vergeſſen, daß ihm das Verhältniß, wenn ein augenblickliches Glück ihn in Befolgung derſelben begünſtigte, plötzlich dieſe Gunſt wieder entriß, und alle die Elemente der Widerſetzlichkeit gegen eine feſtgedeihende Macht in Deutſchland, mit welcher freilich Rudolf auch kämpfen mußte, nun immer beſtimmtere Geſtalt erhielten. Da dies nach Albrechts Tode fortdauernd zunahm, iſt kam zu glauben, daß durch ſein längeres Leben Oeſterreich jählinger gewachſen wäre, als in der auf ihn folgenden Periode.

Oeſterreich

ohne den Glanz der Kaiſerkrone.

Wäre die Wahlfreiheit der Deutſchen nicht vor allen von dem Erzkanzler im Herzen gehegt, ſo hätte Friedrich von Oeſterreich wahrſcheinlich nach ſeinem Vater den Kaiſerthron beſtiegen. Um ihn ganz von dem Gedanken auf denſelben zurückzuſcheuchen, machte der erwählte römiſche König Heinrich, von Luxemburg, ihm und ſeinem Bruder Leopold ſelbſt die Belehnung mit Oeſterreich, Steyer und Krain ſchwierig, und ſtellte ihm vor, daß um Behauptung dieſer Länder fünf Fürſten ſchon im Krieg ihr Leben eingebüßt hätten. Ey, entgegnete der Herzog, ſo will ich nicht ermangeln, der ſechste zu ſeyn. Alſo war der Sinn Habsburgs, von Oeſterreich nimmer laſſen zu wollen.

Den Söhnen Albrechts geziemte derſelbe um ſo mehr, da Böhmen durch die Vermählung einer Fürſtin aus przemiſliſchem Blute mit Johann von Luxemburg, dem Sohn des neuen Kaiſers, ihrem Hauſe verloren ging.

Ihnen blieb vorläufig nichts übrig, als den öſterreichiſchen Landadel, mit welchem ihr Vater ſchon Fehde gehabt hatte, und das aufrühriſche Wien ſo zu dämpfen, daß innere Unruhe, vereint mit der ausheimiſchen Mißgunſt, ſie nicht um das theuerſte Erwerbthum ihres Ahnherrn brachte. Kaum aber entriß ein früher Tod den vortrefflichen Heinrich dem deutſchen Throne, ſo trachteten ſie eifrigſt nach demſelben, wie dem Stamm Habsburg geziemte, der ihn wieder emporgerichtet hatte.

Wenn das luxemburgiſche Haus nicht gefürchtet hätte, daß Oeſterreich nimmer Böhmen vergeſſen werde, und im Beſitz der kaiſerlichen Gewalt Mittel gewinnen mochte, es wieder an ſich zu bringen: ſo wäre ſein Anhang, der die gar zu große Jugend des Königs Johann der deutſchen Krone nicht gewachſen glauben durfte, weniger bemüht geweſen, den Herzog Friedrich nicht zu ihr gelangen zu laſſen.

Ohne die Wahl dieſes letzten von einem Theil der Kurfürſten verhindern zu können, ſtellte er in Ludewig von Baiern einen Gegenkaiſer auf, und machte für ihn vorzüglich auch den Grund geltend, daß er durch ſeine Mutter ein Enkel Rudolfs von Habsburg ſey.

Ein ſo ächtdeutſches, ſchönes und feſtes Gemüth, das von dem Erbtheil nimmer laſſen wollte, Friedrich bewies, fehlte ihm jener Schwung des Geiſtes, welcher raſtloſen Muth zu Erwerbung und Behauptung von Kronen giebt. Darum hatte auch die öſterreichiſche Partei unter den Kurfürſten beſchloſſen, wenn ihm nicht gefalle, Kaiſer zu werden, ſeinen feurigen, kriegeriſchen Bruder Leopold zu erwählen. Allein dieſer hatte durch den Tag bei Morgarten, als er voll alten Grolls vom Vater her gegen die Waldſtädte, voll neuen Grimms, weil ſie Ludewig dem Baier anhingen, mit dem ritterlichſten Heere wider ſie gezogen war, die Blüthe ſeiner Krieger und ſeines Ruhmes eingebüßt. Ein Unſtern waltete damals über Habsburg. In der Niederlage bei Mühldorf ward Friedrich der Gefangne des Gegenkaiſers.

Nach dieſem Unglück war es ein würdiges Benehmen Leopolds, daß er an Habsburgs Größe nicht verzweifelte, und alles aufbot, um ſeine Brüder zu befreien, denn auch Heinrich war in Haft gerathen; und daß er auf keine Maßregel hören wollte, die zu einer Verzichtleiſtung Friedrichs auf den Kaiſerthron geführt hätte, bis faſt drei Jahre hindurch alle politiſche Fügungen, auf welcher ſeine Hoffnung wider Ludewig bauete, ihm fehlgeſchlagen waren. Er ließ ſich endlich bewegen, die Reichsinſignien, welche er beſaß, an denſelben auf Bedingung der Freiheit ſeines kaiſerlichen Bruders auszuliefern. Auch dadurch hatte er freilich keineswegs eine Verzichtleiſtung Habsburgs auf die deutſche Krone ausſprechen wollen, und um ſo weniger war zu verwundern, daß die Befreiung nicht erfolgte. Gleichwohl ward er darob äuſerſt entrüſtet, und das Glück, mit welchem er den Gegner von dem belagerten Burgau verjagte, ſtärkte ſeine muthige Anſicht der damaligen Verhältniſſe.

Von Natur weniger feurig, durch das Gefängniß gebeugt, hoffte ſein Bruder nicht mehr den Thron der Deutſchen behaupten zu können; und als Ludewig ſich freundlich mit ihm auf dem Schloß Traußniz unterredete, willigte er ein, auf die Krone zu verzichten, wider alle geiſtliche und weltliche Feinde deſſelben und des Reichs in einem Waffenbund mit ihm zu ſeyn, dem auch ſeine Brüder beitreten ſollten, und nebſt dieſen die Erblande als Reichslehne von Ludewig zu nehmen.

War unter den Bedingungen auch die, daß in jedem künftigen Fall, da ein Herzog von Baiern daran wäre, zum römiſchen König gewählt zu werden, die öſterreichiſchen Herzoge nicht nach der deutſchen Krone trachten ſollten: ſo erwartete gewiß Ludewig ſelbſt von dieſem Artikel nur Kraft für den gegenwärtigen Fall. Aber Leopold ließ ſich keineswegs geneigt finden, nur auf irgend eine der Bedingungen zu hören, wiewohl Friedrich, ohne alles Löſegeld befreit, ſeine Brüder und vormaligen Bundesgenoſſen treulich ermahnte, dem Kaiſer Ludewig zu gehorſamen. Als dies um ſo weniger fruchtete, weil der Pabſt den Vergleich zwiſchen den beiden Gegenkaiſern vernichtete, ehe er von deſſen Inhalt wußte, indem er überhaupt keinen Vergleich zwiſchen ihnen wollte: ſo ſtellte ſich Friedrich von Oeſterreich, ſeiner Zuſage gemäß, wieder in die Gewahrſam des baierſchen Fürſten. Vortrefflich handelten er ſowohl, als Leopold, in Geiſt und Politik ihres Ahnherrn. Jener mußte den Ruhm habsburgiſcher Redlichkeit bei der deutſchen Nation rein erhalten, welche ihrem Sprichworte von einem unzuverläßigern Manne: der hat Rudolfs Redlichkeit nicht! nun ein andres von dem treueſten hinzufügen konnte: der hat Friedrichs Treue! Leopold dagegen ſtellte die andre Seite des habsburgiſchen Charakters dar, indem er, unerſchüttert von dem Schickſal des Bruders, dem die Pflicht über alles ging, hartnäckig den politiſchen Geſichtspunkt der Größe ſeines Hauſes verfolgte.

Kaiſer Ludewig, dem es ſo wenig an deutſchem Sinne fehlte, daß die luxemburgiſche Partei auf ihr erſtes Treiben, ihn zur Mitbewerbung um die deutſche Krone zu bewegen, die Antwort bekam, er wolle ſeinen Vetter Friedrich, welchem er Hoffnung auf ſeine Stimme gegeben, nicht in der Bewerbung ſtören, war nun von deſſen Treue und Großmuth auf das innigſte gerührt. Dieſe beiden Fürſten, die ſich in einer Schlacht um den Kaiſerthron feindlich begegnet waren, und in der Feindſchaft um denſelben von fremder Macht erhalten werden ſollten, lebten jetzt mit einander in der traulichſten Freundſchaft, aßen an einer Tafel, ſchliefen auf einem Lager zuſammen. Dergleichen wechſelſeitiges Vertrauen, ſchrieb der Pabſt, ſei ihm etwas Unglaubliches; und noch mehr Staunen erregte ein neuer Vergleich zwiſchen beiden Kaiſern, nach welchem ſie beide zuſammen, als wären ſie eine Perſon, über die ganze Welt eines römiſchen Kaiſers und deutſchen Königs mit ſo völliger Gleichheit herrſchen wollten, daß alle Lehnshuldigungen in ihrem gemeinſamen Namen angenommen würden, daß ſie alle kaiſerlichen Urkunden zuſammen unterſchrieben, den einen Tag dieſer den andern Tag jener oben an unterzeichne, und in Ludewigs Siegel Friedrichs Name und in Friedrichs Siegel Ludewigs Name voranſtehe.

Höchſt wahrſcheinlich hätte die deutſche Nation die unverbrüchliche Treue ihrer Könige gegen einander, als walte über ſie nur ein Oberhaupt, zu ihrer Freude und Ehre dauernd geſehn. Aber wiewohl Leopold mit jenem Vergleich zufrieden war, eiferten die Kurfürſten dawider, weil er ihrem Wahlrecht Abbruch thäte, und noch weniger wollte der Pabſt einen ſo großen Streit ohne ſeinen Spruch entſchieden ſehn. Wohlan, ſagte Ludewig, ſo will ich über Italien und Friedrich ſoll über Deutſchland gebieten, und dies ſoll geſchehen, die Fürſten mögen es wollen oder nicht.

Indem auch dieſer Vergleich, vorzüglich bei dem römiſchen Hofe, eben ſo wenig Zuſtimmung fand, verzehrte ſich Leopolds Geſundheit in ſeinem Feuer, allen Hinderniſſen zum Trotz den Glanz ſeines Hauſes wieder herzuſtellen; und mit ihm ſchied die Seele der Unternehmungen wider Ludewig. Ihm folgte bald ſein Bruder Friedrich in den Tod. Man darf dieſen wohl, ob er gleich zum Kaiſer erwählt worden, in eine Periode ſetzen, wo Oeſterreich ohne den Glanz der Kaiſerkrone war; aber nie hat dieſelbe ſo wie bei ihm Anlaß gegeben, eine Seite des edlen habsburgiſchen Geiſtes in ihrem höchſten Glanze zu zeigen. Ein Glück für die Größe ihres Stammes wäre geweſen, wenn Friedrich und Leopold durch Verſchmelzung ihrer Eigenſchaften den Urcharakter ihres Ahnherrn und Hauſes ganz einwirken zu laſſen vermocht hätten.

Die beiden noch übrigen Söhne Kaiſer Albrechts, unter deren Regierung nun die öſterreichiſchen Lande kamen, die Herzoge Albrecht und Ott, wollten nicht vergeſſen, daß kein Habsburger auf dem Kaiſerthrone ſaß, und ſetzten den Krieg gegen Ludewig um ſo lebhafter fort, je mehr Geldhülfe ihnen der römiſche Hof dazu verhieß, den Kaiſer mit ſeinen Bannflüchen und durch Aufwieglung der Reichsſtände, inſonderheit der deutſchen Biſchöfe gegen ihn verfolgend. Mit zwanzigtauſend Mann Fußvolk und vierzehnhundert Reiterei ſtand Herzog Ott im Elſaß und in Schwaben, und verwehrte ihm dort die Ausübung ſeiner kaiſerlichen Gewalt. Doch fehlte es den öſterreichiſchen Fürſten keinesweges an politiſcher Beſonnenheit und Mäßigung; und als Johann von Böhmen das ganze Gewicht des luxemburgiſchen Anſehns für Ludewig geltend machte, verſöhnten ſie ſich gern mit ihm unter der Bedingung, daß alle Lande, welche vor ſeiner Erhebung auf den Thron Habsburg vom Reich inne gehabt, ihnen bleiben ſollten. Statt der 20,000 Ducaten Kriegskoſten, die er ihnen zahlen wollte, nahmen ſie gern vier oberdeutſche Reichsſtädte, Schafhauſen, Rheinfelden, Neuburg und Breiſach als Pfandſchilling. In der Regel nahm Habsburg, wie ein kluger Güterbeſitzer, weit lieber, als baares Geld, ſolchen Grund und Boden, der dem Zuſammenhang ſeiner Länder zuſagte. Konnte Oeſterreich am Oberrhein nun nicht als Kaiſer für ſein Familiengut daſelbſt ſorgen, ſo war doch einiger Gewinn, dies im Beſitze von dortigen Reichspfandſchaften zu dürfen. Von dieſer Zeit an war der treuſte Bund zwiſchen dem Kaiſer und den öſterreichiſchen Fürſten. Jener ernante den Herzog Ott ſogar zum Reichsvicarius in ſeiner Abweſenheit, da er über das lombardiſche Gebirge oder über den thüringer Wald fahren oder ſeyn würde. Ohne Zweifel wirkte dazu die Erinnerung an Friedrichs edelmüthige Treue: das ſtärkſte Band zwiſchen beiden Häuſern ward indeſſen ihr gemeinſchaftliches politiſches Intereſſe wider den Stamm der Luxemburger.

Der Ahnherr Rudolf hatte ſeine Söhne auch mit Kärnthen belehnt; weil aber dem Grafen Mainhard zu Tyrol und Görz einiges Erbrecht auf ſolches Herzogthum zuſtand: ſo hatte er es dieſem übertragen, um allen Schein von Ungerechtigkeit zu meiden, und keine Gehäſſigkeit zu erwecken; zumal da nicht bloß die Vermählung ſeines älteſten Sohnes mit der Tochter des Grafen, ſondern auch eine mit demſelben errichtete Erbverbrüderung die Ausſicht eröffneten, daß ſein Haus mit rechtlicher Förmlichkeit nicht nur Kärnthen wiederum, ſondern Tyrol und Görz dazu erhalten möge.

Allein Johann von Luxemburg, der Habsburg um das ſchöne Böhmen gebracht, hatte ſeinen zweiten Sohn mit der Enkelin Mainhards, der berüchtigen Margaretha Maultaſch vermählt, die in Ermanglung männlicher Sprößlinge ihres Hauſes ſich der Länder deſſelben anmaßte, und durch ihren Schwäher unterſtützt wurde, welcher in Tyrol gar zu gern den Schlüſſel zu ſeinen abenteuerlichen Kriegszügen und politiſchen Plänen in Italien beſeſſen hätte.

Kaiſer Ludewig, durch Eiferſucht und Argwohn über das Benehmen des Böhmenkönigs jenſeit des lombardiſchen Gebirges geängſtet, war eben ſo entſchloſſen, Oeſterreichs Anſprüche auf jene erledigten Reichslehne geltend zu machen, als die Herzoge Ott und Albrecht feſten Sinnes waren, hier dem Hauſe Luxemburg nicht einen neuen Vortheil über Habsburg zu geſtatten. Wenigſtens mit Kärnthen wurden ſie belehnt, und der Krieg um daſſelbe, welchen ſie muthig führten, wiewohl außer der böhmiſchen Macht die Könige von Ungern und Polen, der Herzog Heinrich von Niederbaiern und der Kurfürſt von Sachſen wider ſie in Bewegung geſetzt waren, endete mit dem glücklichen Vergleich, daß ſie zwar ihre Anſprüche auf Tyrol aufgaben, doch Kärnthen völlig geſichert behielten, welches ihrem Stamme von nun an ewiglich verblieb. Sie durften dieſen Vergleich ihrer Unverbrüchlichkeit gegen eine Hauptregel der Politik Habsburgs, daß es der Zugänge zu Oeſterreich ſtets Meiſter bleiben müſſe, ebenfalls zurechnen. Der Kaiſer hatte von ihnen verlangt, ſie ſollten zur Entſchädigung für die aufgewandten Kriegskoſten ihm einige Schlöſſer im Innthal und an der Donau abtreten; und da ſie ſich deſſen durchaus weigerten und einige Erkaltung gegen ihn darob empfanden, benutzte König Johann dieſen Augenblick, jene Uebereinkunft mit ihnen abzuſchließen.

Als Herzog Ott einige Jahre darauf ſtarb, war von Kaiſer Albrechts ſechs Söhnen nur der kränklichſte noch übrig, der ſeit vielen Jahren der Lahme hieß, weil ihm die Gicht dermaßen die Füße gekrümmt hatte, daß er weder ſtehn noch gehn konnte. Allein dieſer Albrecht, auf welchem nach dem baldigen Tode auch der Söhne ſeines Bruders Ott die ganze Hoffnung der Fortpflanzung ſeines Geſchlechtes beruhte, hieß mit Recht auch der Weiſe. Wenn er keineswegs zur rüſtigen kriegeriſchen Bewegung geeignet war, ohne eines beherzten Sinnes zu ermangeln: ſo hinderte ihn dies zum Glück Oeſterreichs, ſich in die Eiferſucht zwiſchen den Häuſern Baiern und Luxemburg, aus welchem letzten in dem ruhmvollen Karl dem Vierten ein Gegenkaiſer wider Ludewig aufſtand, eifriger zu mengen, als um die ganze Bedeutſamkeit ſeines Hauſes durch Erhaltung des Gleichgewichts zwiſchen jenen beiden darzuthun. Sicherlich hätten damals dieſe drei mächtigen Fürſtenſtämme, wenn ſie einig geweſen wären, das ganze Deutſchland unter ſich theilen können, da der baieriſche durch den Beſitz Brandenburgs und des größten Theils vom jetzigen Holland auch unter den Norddeutſchen den Meiſter ſpielte. Allein das Schickſal hat nie eine beſtimmte Scheidung unſeres Vaterlandes in drei oder zwei getrennte Maſſen, ſondern immer nur eine Zerſtückelung deſſelben gewollt, die ſich allezeit wieder mehr oder weniger zur Einheit zuſammenthat; und wie hätte ſich ein Enkel Rudolfs von Habsburg dazu hergeben ſollen, dieſe Einheit, das glorreichſte Werk deſſelben, auf immer zu zerſtören?

Außerdem hatte er ein kriegeriſches Geſchäft, welches ihm ungemein am Herzen lag. Der eidgenöſſiſche Bund in Helvetien griff immer weiter um ſich und drehte, das ganze dortige Erbgut der Habsburger in ſeine Bande zu ziehen. Zunächſt waren ihre Rechte auf Lucern, Zug und Glarus gefährdet. Trotz ſeiner Körperſchwäche unternahm Albrecht mehr als einen Kriegszug, um ſie zu retten. Die neue Freiheit von Gemeinden der Bürger und Bauern war zu verführeriſch, und hing zu genau mit allen Wurzeln des gemeinen Lebens zuſammen, als daß ein Kampf, der hier wider den Geiſt der Zeit gerichtet war, von beſonderm Erfolg hätte ſeyn können. Wer wollte dieſe Einſicht aber von einem Fürſten derſelben Zeit fodern? und hätte ſelbſt Albrecht ſie gehabt, ſo geziemte ihm doch, das Eigenthum ſeines Stammes ſo tapfer wie möglich gegen jeglichen Feind zu bewahren, und das Schickſal zu verſuchen, wie weit es ſeinem Rechte Abbruch thun wolle. In dieſem Sinn antwortete er, als Kaiſer Karl der Vierte, welcher ihn in jenen Kriegshändeln unterſtützte, ihm anrieth, dem Reiche die habsburgiſchen Anſprüche auf Lucern, Zug und Glarus, die alsdann bei dem Bunde bleiben könnten, von dem ſie einmal nicht laſſen wollten, gegen andre mehr als entſchädigende Reichsgüter zu überantworten: er habe kein Land, das feil ſey, und ehe er die alten Verträge und Verordnungen ſeiner Vorfahren ändern ließe, müſſe ihm Alles, was Ehre und Reichthum betreffe, zuvor zerrinnen: nach öſterreichiſchen Landen hätte mehr als ein Kaiſer getrachtet, doch keiner davon etwas erhalten: er hoffe ſich ſolches Vermögens, daß er eher einen König in Böheim, als dieſer ihn auskaufen könnte.

Ein Stillſtand mit den Schweizern gab dem edlen Fürſtlichen Mann etwas Ruhe, einen Gedanken auszuführen, zu welchem ihn ein preiswürdiger Wetteifer mit Luxemburg befeuerte. Wenn Karl eine neue blühende hohe Schule zu Prag gründete, ſo wollte Er dagegen die ſchon von Kaiſer Friedrich dem Zweiten zu Wien geſtiftete, von Ottokar begünſtigte, zu neuem Flor erheben, und ihr auch ſein Gedächtniß hinterlaſſen. Er berief von Paris viele berühmte Gottesgelehrte auf dieſelbe.

Mitten unter ſolchen Sorgen, die ſein Alter verſchönten, ward ſein Herz durch Politik plötzlich verſucht. In ſeinem Bemühen, Habsburgs Macht am Oberrhein zu bewahren und zu befeſtigen, hatte ihm die übermüthige Stadt Baſel gleichfalls ſehr getrozt. Da kam die Kunde, daß ein ungeheures Erdbeben faſt alle ihre Kirchen und Gebäude niedergeriſſen, und eine zugleich ausgebrochene Feuersbrunſt, die Niemand zu löſchen gewagt, unſägliches Elend über die Einwohner verhängt habe. Dem Herzog riethen etliche vom Adel, er ſolle nun über die Stadt herfallen, da ihm Gott ſelber den Weg gebahnet. Behüte mich der Himmel, ſprach er, vor ſolcher Grauſamkeit, daß ich die Betrübten noch mehr betrüben ſollte. Laßt ſie erſtlich ihre Stadt wieder aufbaun: alsdann wollen wir kommen und ſie beſuchen.

Daß dieſer Weiſe, nach neun Jahren der Regierung mit ſeinem Bruder Ott, dem feurigen Krieger, der wegen ſeines freudigen Gemüthes der Fröhliche zugenannt war, noch neunzehn Jahre, und bis an das ſiebenzigſte ſeines Lebens, Oeſterreichs Fürſorger in dem ganzen großen Geiſte ſeines Hauſes blieb, J.

1358, iſt ein beſondrer Seegen in dieſer Periode, welcher der Glanz der Kaiſerkrone fehlte.

Im vierten Jahre nach ſeinem Tode widerfuhr ſeinen Söhnen ein Glück, welches er zu erleben verdient hätte. Die herrliche gefürſtete Grafſchaft Tyrol, deren Lage die nach damaliger Rückſicht wünſchenswerthe Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Kärnthen auf der einen, und den alten habsburgiſchen Stammgütern auf der andern Seite bewirkte, war durch den Tod des Grafen, der aus der Ehe zwiſchen einem Sohn Ludewigs von Baiern und Margarethen Maultaſch entſproß, wiederum in Hinſicht auf männliche Erben erledigt. Bei Vermählung ihrer Schweſter mit demſelben hatten ſich die Söhne Albrechts des Zweiten ſofort die Erbfolge in der Grafſchaft ausbedungen, wenn er keine Erben zurücklaſſen würde. Rudolf, der älteſte der Brüder, trat nun in Tyrol auf, und mit Genehmigung der Landſtände ward ihm und ſeinem Hauſe die Grafſchaft übertragen. Um des Beſitzes ſicher zu ſeyn, nahm er die alte Fürſtin Margaretha, nebſt ſeiner Schweſter, der jungen Wittwe, mit ſich gen Wien.

Nach dieſem Sonnenblick des Glückes verdüſterte ſich das Schickſal des öſterreichiſchen Geſchlechtes. Der unternehmende Rudolf ſtarb früh; ſein Bruder Leopold ward bei Sempach von den Schweizern erſchlagen; und durch dieſe Niederlage des Adels gegen die Bürger und Bauern, der Habsburger gegen ihre größtentheils ehemaligen Unterthanen, ward ihre Macht am Oberrhein ſehr erſchüttert. Herzog Albrecht der Dritte, nicht ohne löbliche Eigenſchaften, war für Politik und Krieg durch ſeine Emſigkeit für die Sternwiſſenſchaften zu ſehr entirdiſcht, als daß er die Zerrüttung Böhmens und des deutſches Reiches unter Karls des Vierten thieriſchem Sohne, Wenzel, für Oeſterreichs Größe zu benutzen, getrachtet hätte; und ſein Sohn, Albrecht der Vierte, raſtete nicht, bis ſeine Luſt und Andacht, das heilige Land zu ſchauen, befriedigt war.

Weder irgend ein Glück, noch irgend eine Eigenſchaft dieſes Letzten berechtigten ihn zu einer Stelle unter den Gründern der öſterreichiſchen Macht.

Die Minderjährigkeit ſeines Sohnes, Albrechts des Fünften, veranlaßte ſogar einen bürgerlichen Krieg zwiſchen den öſterreichiſchen Herzogen uud ihren Parteien im Lande. Zu der Zeit ward das Blut eines unerſchrockenen Burgemeiſters von Wien und ſeiner Räthe durch die Hand des Henkers vergoſſen. Nicht nur mittelſt eigner Schuld der Herzoge, ſondern durch die ſeltſamſten Ereigniſſe verdunkelten ſich Habsburgs Sterne. Der Herzog Friedrich, welchem durch Vertrag der herzoglichen Brüder die Regierung über Tyrol und die Beſitzungen des Hauſes in Schwaben und Helvetien zugefallen war, hatte dem Pabſt Johannes ſeine beſondre Obhut zugeſagt, als derſelbe auf die Kirchenverſammlung von Koſtanz zog, wo die Zwietracht der Kirche gehoben, und ihr wiederum ein einziges Haupt gegeben werden ſollte. Da eben dieſer heilige Vater ſich beſchwerte, dieſes Ortes wolle ihm Gewalt geſchehen, ließ ſich der Herzog bereden, ihm zur Flucht nach Schafhauſen, der Stadt unter Oeſterreichs Hoheit, Vorſchub zu thun. Die Rache darob übertrug Kaiſer Sigmund der Luxemburger nicht nur den Herren und Städten in Schwaben, welche wider die Habsburger Groll hegten, ſondern auch ihren ärgſten Feinden, den Schweizern. Zur leichten und luſtigen Beute ward ein altes Erbthum, das durch ſo ununterbrochene Tugenden des großes Geſchlechtes bewahrt und gemehrt war; ſelbſt das Stammſchloß Habsburg kam in die Gewalt der Berner; und wenn Friedrich endlich wieder mit ſeinen Fürſtenthümern und Ländern belehnt wurde, wie viel davon hatte Kaiſer Siegmund verpfändet und verkauft, wie unmöglich konnten die beſten Orte den neuen Inhabern wieder entriſſen werden, und wie war Habsburgs Macht in Schwaben und Helvetien durch einen Unfall, den keine Politik berechnen konnte, und der durch einen Hauptzug im habsburgiſchen Gemüthe, die unverbrüchlichſte Treue gegen die Zuſage, daß Friedrich die verheißne Obhut aller Welt zum Trotz dem Pabſte auf das baarſte gewähren wollte, einzig verſchuldet ſchien, ſo auf einmal zerſplittert, als wollte das Schickſal ſchon andeuten, wie es den künftigen Staatenverein dieſes Hauſes eben nicht in jener Gegend unmittelbar gründen werde, aus welcher es herſtammte!

Bei ſolchem Unfall zeigte Friedrichs Bruder, Herzog Ernſt, die Würde Habsburgs. Er begab ſich ſofort zu den Tyrolern und Etſchländern, und brachte es dahin, daß ſie ihm inſonderheit als einem öſterreichiſchen mitbelehnten Fürſten huldigten. Als Abgeordnete ſeines Brudes kamen, mit der brieflichen Ermahnung, daß man dem Kaiſer Huldigung leiſte, beſchied er ſie, daß ſie des Weges, den ſie hergekommen, immer wieder hinziehn ſollten. Wenn der Kaiſer Urſache gehabt hätte, ſeinen Bruder zu ſtrafen, ſollte er es an der Perſon, und nicht an den Landen geſucht haben, welche nicht dem Herzog Friedrich allein, ſondern dem ganzen Hauſe Oeſterreich und alſo außerdem noch zwei Fürſten gehörten. Darauf ritt er ſelbſt mit hundert Pferden nach Koſtanz, um dort Oeſterreichs Sache mannhaft zu vertheidigen. Man ſolle ſich endlich begnügen, ſagte er, nachdem man die trefflichen Landſchaften Ergau und Thurgau ſamt den Herrſchaften Baden und Lenzburg, auch vielen Städten vom Haus Oeſterreich abgeriſſen, und den Bauern um ein ſchnödes Geld überlaſſen habe. Dieſes ſei ohnedies ein böſes Beiſpiel für den aufrühriſchen Pöbel; und wenn man dem alſo fein an die Hand gehe, werde es noch dahin kommen, daß die Fürſten ihren Knechten gehorſam ſeyn, und die römiſchen Kaiſer allein mit den Bauern zu Felde ziehen müßten.

Dieſen Aeußerungen, welche die Geſinnung Habsburgs über alle Neuerungen des bürgerlichen Lebens ausſprachen, wie ſie im Lauf der Zeiten ſich immerfort bewieſen hat, fügte der Herzog einen andern politiſchen Grundſatz bei, welchen ſein Geſchlecht, ſo fromm es ſich gezeigt hat, gleichwohl befolgte. Der Kirchenverſammlung, ſagte er, ſolle man nicht alles Gericht einräumen, nicht die Geiſtlichen ihres Gefallens über die Fürſten des Reichs urtheilen laſſen: ſie könnten ihres Biſchofsſtabs abwarten, und der weltliche Scepter ſolle in des Kaiſers Händen verbleiben.

Alſo handelte Herzog Ernſt, der wegen ſeiner ungemeinen

Leibesſtärke, und noch mehr wegen ſeiner Starkmüthigkeit der Eiſerne genannt wurde, zu derſelben Zeit, als das Schisma die Kirche und europäiſche Welt, die Huſſiten Luxemburgs Macht, vor allen Böhmen und das angrenzende Deutſchland, erſchütterten.

Der Vormundſchaft unterdeſſen entwachſen, hatte Herzog Albrecht der Fünfte von der älteſten Linie umgeben von trefflichen Räthen, unter welchen Kaſpar Schlick vor allen hervorragte, alſo in ſeiner Jugend zu Wien gewaltet, daß man an ihm bewunderte, wie die edelſte Natur durch ſonderbaren Fleiß der Unterweiſung zur höchſten Tugendzierde gemehrt ſei. Ihn hatte das Verhängniß erleſen, um ſeine großen Abſichten mit dem öſterreichiſchen Hauſe an ihm auf das glänzendſte darzuthun, als habe daſſelbe bisher eine dunklere Rolle, wie nach dem Beginn ſeines Ahnherrn Rudolf ihm zu geziemen ſchien, nur ſpielen müſſen, damit es ſich auf den Trümmern des Hauſes Luxemburg, das den Sturm damaliger Zeit beſtand, ſicher heben könne. Nicht ohne Sinn für eine ausgezeichnete Perſönlichkeit hatte Kaiſer Sigmund dieſen Herzog von Oeſterreich zum Gemahl einer Tochter gewählt, die ſein einziger Erbe war. Auf die Kronen von Ungern und Böheim, auf Mähren und Schleſien war nun dem Hauſe Habsburg plötzlich die nächſte Hoffnung eröffnet.

Getröſtet über das Schickſal ſeines Stammes verſchied bald darauf Herzog Ernſt der Eiſerne, ohne zu wiſſen, wie dieſe Ausſicht zu Verherrlichung eben ſeiner Nachkommen dienen werde.

Als Kaiſer Sigmund ſich zu Znaym dem Tode nahe fühlte, ließ er die Groſen ſeiner verſchiedenen Länder in ſeinem Gefolge vor ſich treten und ſprach zu ihnen: In ſeinem Leben mag ein Fürſt mit ſeines Gleichen um den Ruhm einer löblichen Regierung ehreifern; im Sterben ſoll er bedacht ſeyn, daß ein Beſſerer, dann er iſt, ihm nachfolge. Ich weiß dieſer Zeit keinen Fürſten, der meinem Eidam gleiche, zu geſchweigen, daß ihn einer übertreffen ſollte. Sein Oeſterreich hat er in höchſter Unruhe gefunden, und in die ſchönſte Ruh geſetzt. Ihr Ungern habt ihn wider die Türken fechten und ſiegen geſehn. Ihr Böhmen prieſet ſeinen Witz und ſeine Tapferkeit, wiewohl ihr ſie mit Schaden erkannt habt. Er iſt in einem Alter, dem Verſtand und Erfahrenheit die Vollkommenheit geben. Auch iſt er nächſter Nachbar von euren beiden Königreichen, welche durch Oeſterreich, als durch ein zwiſchenkommendes Band, gleichſam zuſammengeknüpft ſeyn werden. Er wird euch eine Wohlthat erweiſen und keine von euch empfangen, wenn ihr ihn zum König erwählet.

Kaiſer Albrecht der Zweite.

Siegmunds Rede war nicht nur über Herzog Albrecht, ſondern auch über den Verein der Länder, welche ſich unter dieſem öſterreichiſchen Fürſten zuſammenthun ſollten, voll großer Wahrheit. Kaum als König von den Ungern und Böhmen anerkannt, ward er von den Kurfürſten ohne irgend ſein Wiſſen einſtimmig und auf das freieſte zum römiſchen Kaiſer erwählt J. 1438. Er weigerte ſich gegen die Geſandten des Reichs, die deutſche Krone anzunehmen. Er habe, war ſeine Erwiedrung, mit Regierung ſeiner Königreiche und Erbländer über genug zu ſchaffen. Beſonders feſſele ihn ſein Wort gegen die Ungern, die ihn zum Schirm wider die Türken ſtets nahe halten wollten, daß er den Kaiſerthron nie beſteigen werde. Als ihn aber die Ungern ſeiner Zuſage entbanden, als ſeine Vettern in ihn drangen, die höchſte und eigenthümliche Würde ihres Stammvaters nicht von ſich zu weiſen, da zog er nach der alten deutſchen Wahlſtadt, und mit den freudigen Kurfürſten von Frankfurt zur Krönung nach Aachen. Alſo hat es das Schickſal gefügt, daß der Habsburger Haupt in demſelben Augenblick, wo der öſterreichiſche Staatenverein wie durch einen Zauber vor den Augen der Welt ſtand, auch Reichsoberhaupt der Deutſchen werden mußte. Stark ſprach das Verhängniß ſogleich aus, daß dieſe beiden Häupter Eines ſeyn ſollen; und wenn Albrecht gerührt ſagte: drei Kronen in einem Jahr! o ein wunderbares und gewiß nicht dauerhaftes Glück! ſo weiſſagte er richtig von ſeinem leider kurzen Daſeyn, doch nicht von der Zukunft ſeines Hauſes. Jene drei Kronen ſind die meiſte Zeit vereint geblieben, zuletzt wie eine einzige faſt zuſammen gewachſen, bis unſre Tage, nicht ohne Schauer, daß ein alter Schickſalsſpruch unwahr zu werden ſchien, eben die deutſche Krone, die ſeit Albrecht dem Zweiten ſtets bei Habsburg geblieben war, von den beiden Schweſterkronen ablaſſen ſahn. Zum Glück ſenkte ſie ſich nur, iſt nicht auf ein andres Haupt übergegangen.

Als Albrecht unter den Kurfürſten auftrat, däuchte ihnen, den habsburgiſchen Ahnherrn Rudolf in verjüngter Geſtalt zu ſehen. Rieſenmäßig war auch ſein Wuchs, und eine ſchöne Geſtalt, dem freudigen Heldenſinn angemeſſen, ein ernſthaftes Anlitz mit männlich brauner Farbe, und ein ritterlich dauerhafter Arm waren ihm, wie jenem. Redlichkeit und treue Freundſchaft ſprachen auch aus ſeinen Zügen, Worten und Handlungen. Als Menſch hatte er den Leibſpruch: ein treuer Freund iſt das beſte Glück des Lebens! als Fürſt: die beſte Leibwache iſt der Unterthanen Liebe! als Krieger: Geſchwind gewinnt!

Da er zunächſt auf Erhaltung des Landfriedens in Deutſchland trachtete, erinnerte inſonderheit darum an Rudolf von Habsburg, weil er den Plan deſſelben, wenigſtens jede einzelne deutſche Nation durch landfriedlichen Vertrag unter ſich einträchtig zu machen, ſo ausbildete, daß er die ganze deutſche Nationalkraft mit Berückſichtigung der Völkergrenzen in ſechs Kreiſe getheilt ſehn wollte, von welchen jeglicher ſich einen Hauptmann wählen würde, der innerhalb ſeiner Gauen alles Gericht und Recht nach Vorſchrift der Friedensverordnungen handhaben und vollführen ſollte.

Auch als Kaiſer ſuchte er den Zwieſpalt in der Kirche zu heben, und Vermittler zwiſchen dem Pabſt Eugen und der Kirchenverſammlung zu Baſel zu werden; aber weit mehr lag ihm als Könige von Böhmen an Wiederherſtellung der kirchlichen Eintracht. So lange in dieſem Reiche die Zwietracht jeder Art durch den Zwieſpalt der Chriſtenheit begünſtigt wurde, konnte ihm nicht gelingen, die Utraquiſten daſelbſt zu dämpfen.

Durch ihren Einfluß war der polniſche Fürſt Kaſimir als böhmiſcher König wider ihn aufgeſtellt, zu deſſen Unterſtützung ſein Bruder, der König Wladislaw von Polen mit großer Kriegsmacht heranzog; denn der Kaiſer war ſeinem Leibſpruche gemäß geſchwind über die Polen bei und in Tabor hereingebrochen. Leicht würde er die eigne Macht ſeines Gegners ſo niedergeworfen haben, daß der Krieg um den böhmiſchen Thron ein ſchnelles Ende erreicht hätte. Aber ein ſolcher Theil des Volkes wie die Huſſiten, in einer ſolchen kriegeriſchen

Gährung, war nur durch langſame, mit ausdauernder Mäßigung und Tapferkeit ausgeführte Maaßregeln zu gewinnen und zu bezwingen. Albrecht, in Böhmen von der Beſorgniß geängſtet, daß Ungern eine Beute der Türken werden könnte, ergab ſich gern einem Waffenſtillſtande mit den Polen und den Utraquiſten, wodurch ihm der böhmiſche Thron, wenn gleich nicht allſeitig zugeſtanden, doch vor der Hand geſichert war.

Zu derſelben Zeit, da unter ihm zuerſt der öſterreichiſche Länderverein daſtand, enthüllte das Verhängniß unverzüglich die Naturbeſtimmung deſſelben, daß er eine Schutz- und Schlußmacht der europäiſchen Republik werden ſollte. Unter Amurad überſchwemmte eine türkiſche Heeresmacht Servien. Sie von den Grenzen Ungerns abzuhalten, und dieſes Reich zur Vormauer der Chriſtenheit zu erheben, bot Albrecht die Völker ſeines Ländervereines, auch als Kaiſer Deutſchlands Krieger auf, und eilte in eigner Perſon mit den erſten Truppen auf den Kriegsſchauplatz.

Auch er blieb nicht unangeſteckt von der Seuche, die ſein Lager ergriff, indem ſich Amurad nach Thracien zurückzog. Auf ſeiner Heimkehr nach Oeſterreich ward der Kaiſer immer kränker. Er verhehlte ſeine Schwäche, um nicht an Fortſetzung der Reiſe gehindert zu ſeyn. Ich will wohl geſund werden, ſagte er mit ſeinem ächt öſterreichiſchen Gemüth, wenn ich nur ſo weit gelange, die Stadt Wien ſehn zu können. Als er fühlte, daß dieſer Wunſch nicht in Erfüllung gehen könne, ernannte er auf den Fall, wenn ſeine ſchwangere Gemahlin nach ſeinem Tode einen Sohn gebähren ſollte, bis zu deſſen Erwachſen den Helden Johann Hunyad zu Statthalter von Ungern; denn dieſes Reich wollte er vor allen durch Heldenmuth geſichert ſehn, weil die Einbuße deſſelben an die Türken Oeſterreichs Zertrümmerung wahrſcheinlich zur Folge hatte. Sein früher Tod im Jahr 1439 ward ſo allgemein ſchmerzlich, wie kaum je einer, empfunden; denn alle die Länder, deren Haupt er war, und die insgeſamt von ihm die Wiederherſtellung ihres Heils erwartet hatten, ſahen ſich plötzlich um die Hoffnung gebracht, und ſtatt ihrer in der Ausſicht, welche der Sterbende auf die Schwangerſchaft ſeiner Gemahlin gerichtet hatte, wahrſcheinlichen Anlaß zu neuen Zerrüttungen.

Die Kaiſer Friedrich der Dritte und Maximilian der Erſte.

Wie nach der erſten Gründung der öſterreichiſchen Macht mit dem Ableben Rudolfs ſofort ein Zeitpunkt einzutreten drohte, wo ſie zurückſinken ſollte, alſo war kaum unter Albrecht ihr Staatenverein zum erſten Mal erſchienen, wie er ſchon wieder gleich einem Schattenbilde ſchwand. Das nunmehrige Haupt des habsburgiſchen Hauſes, Herzog Friedrich von der ſteyermärkiſchen Linie, hatte an hausväterlicher Sorgfalt und Einſicht, kluger Berechnung und Mäßigung, den Charakter ſeines Stammes erhalten. Allein ihm entſtand die umfaſſende Kühnheit, Thatkraft und Politik, wodurch die vorzüglichſten ſeines Geſchlechtes jene Eigenſchaften zu ungemeinen Tugenden erhoben. Zu nichts war er weniger geeignet, als zum Haupt eines großen Staatenbundes, welcher die Schutzwehr Europa's in ungeſtümen Zeiten ſeyn ſollte.

Dieſe Idee von Oeſterreich hatte ſich bei den deutſchen Reichsſtänden ſchon ſo feſtgeſetzt, daß ſie ihn gleichwohl zum kaiſerlichen Oberhaupt erwählten. Nur nach bedenklichem Zaudern zeigte er ſich dieſer Wahl willfährig.

Andern Geiſtes war die ſchöne junge Fürſtin Eliſabeth, welche nicht vergaß, daß ſie Albrechts Wittwe, die Erbin aller luxemburgiſchen Hoheit und Genoſſin des noch älteren habsburgiſchen Kaiſerſtammes war. Kaum hatte ſie die Hoffnung ihres Gemahls erfüllt, und einen Knaben gebohren, der Ladislaw getauft wurde, ſo ruhte ſie nicht, bis er von den Ungern zu ihrem König gekrönt war. Weil ſie wußte, daß ein großer Theil der Stände gleichwohl dem König Wladislaw von Polen ihre Krone zugedacht hatte, bemächtigte ſie ſich ſchlau derſelben, und begab ſich mit ihrem Söhnlein zu Kaiſer Friedrich, flehend, daß er als Haupt von Oeſterreich und Oberhaupt der deutſchen Fürſten den unmündigen Erben der Größe Habsburgs ſchützen ſolle.

Sie begnügte ſich nicht mit der ungeriſchen Krone Ladislaws: als Enkelin Karls des Vierten konnte ſie den Gedanken nicht ertragen, daß deſſen geliebteſte Krone, die böhmiſche, um welche ihr Vater und Gemahl ſo vielfach gekämpft hatten, ihrem Sohn entſtehen ſolle. Nur trat auch hier die Schwierigkeit ein, daß die Nation gleich der ungeriſchen, wiewohl nicht ſo ſehr wegen eines nahen furchtbaren Feindes, als wegen des Huſſitengeiſtes in ihr, eines Mannes im vollſten Sinne des Wortes auf ihrem Throne bedurfte. Darum ſiegte die Meinung ob, daß man einen König wählen wollte, dem Ladislaw bei reiferen Jahren nachfolgen könnte. Vergebens aber wandten ſich die Böhmen mit ihrer Krone an Herzog Albrecht von Baiern, der entgegnete, daß er den Waiſen nicht ihr Recht und Erbe entziehen wolle. Noch weniger zeigte Kaiſer Friedrich Geneigtheit, dieſelbe anzunehmen, und äußerte den Verdacht, daß ſie nur nach ſeinem Gelde trachteten. Sie ſollten, rieth er, durch Statthalter ihr Land regieren laſſen, bis Ladislaw reiferen Alters wäre. So wenig begriff er die höhere Politik ſeines Hauſes, und knüpfte die ganze Hoffnung, daß der kaum erſchienene Staatenverein deſſelben nicht wieder völlig zu Grunde gehen werde, an das Leben eines Säuglings, dem während ſeiner Unmündigkeit vielleicht durch den Muth und Geiſt ſeiner Mutter die Kronen erhalten werden konnten. Allein ſie ſtarb ſchon im vierten Jahre ſeines Alters. Unter dieſen Verhältniſſen, da Oeſterreich ſelbſt ſich nicht die Königreiche bewahren konnte, welche ihm das Schickſal beſtimmt hatte, thaten ſich in Ungern und Böhmen zwei große Männer hervor, welche ſelbſt anfänglich wider ihren Willen und Hang durch ihren tapfern Arm beide Länder für Habsburgs Größe ſichern und retten mußten: Johann Hunyad, der nach dem Spruch des Volkes zum Krieg gehörte, wie der Hirſch zum Wald, und Georg von Podiebrad, der den Schwung der Huſſiten theilte, ohne ſeinen Heldenſinn und ſeine Staatsklugheit durch Religionswuth zu verunreinigen.

Die Siege des Erſten über Amurads Heere befeſtigten den König Wladislaw von Polen auf dem ungeriſchen Thron; doch für Oeſterreichs Zukunft waltete ſeine Tapferkeit und ſein Glück, indem er Ungern wider den Erbfeind der Chriſtenheit deckte, auch Landſchaften, wie die Moldau und Wallachei und andre, wieder unter deſſen Hoheit bringend. Sein großer Sieg bei Warna hätte vielleicht auf lange die europäiſche Republik wieder die Türken geſichert, wenn nicht König Wladislaw, welcher nur durch ihn beſtand, auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig, als einen Helden gleich ihm ſich darthun gewollt, und durch ſeine Tollkühnheit den Chriſten die Trophäen dieſes Tages und ſein eignes Leben verſcherzt hätte. Noch einen ſolchen Sieg, ſagte Amurad, über die Größe ſeiner vorangegangenen Niederlage erſtaunt, und ich bin ganz verloren.

Als er darauf den Rückzug angetreten hatte, lenkte Johann Hunyad die einhellige Wahl der Ungern auf den jungen König Ladislaw; und nachdem man eben ſo einſtimmig ihn zum königlichen Reichsverweſer ernannt hatte, ſandte er zum Kaiſer, und verlangte im Namen der ungeriſchen Nation ihren König und ihre Krone. Allein Friedrich verweigerte die Auslieferung von beiden; denn Ladislaw ſey noch zu zarter Jugend, um ſonſt irgendwo, als unter der Obhut ſeiner Verwandten gedeihen zu können, und die Krone bleibe billig da, wo der König ſey, dem ſie einmal aufgeſetzet worden; und wiewohl Hunyad durch einen Kriegszug über Oeſterreichs Grenzen ihn zwingen wollte, den Ungern zu willfahren, ließ er ſich durch keine Schrecken dazu verleiten. Hier erſcheint Friedrichs Politik, in Hinſicht auf den wahren Vortheil ſeines Hauſes, der Habsburger werth. Auf Ladislaws Zukunft ſollte nun einmal der öſterreichiſche Staatenverein beruhn. Im Mittelpunkt deſſelben, im Herzogthume

Oeſterreich mußte er aufblühen. Bei den Ungern wäre ſein theures Leben durch die Wildheit der inneren Partheien und die ſtäte Kriegsgefahr von den Türken her vielen Unfällen ausgeſetzt geweſen. Noch weniger wollte der Kaiſer ihn den Böhmen anvertrauen; denn an die Huſſiten dachte Niemand ohne einen Schauer. Auch mochte die Eiferſucht jener beiden Nationen gegen einander, wenn der König einer von ihnen hingegeben wäre, den Verluſt einer von ihren Kronen nach ſich ziehn. Selbſt für den künftigen Zeitpunkt, da er erwachſen genug, um ſich der Verwaltung ſeiner Reiche anzunehmen, war jene Nationaleiferſucht um ſo mehr zu fürchten, weil Georg von Podiebrad, trotz des Widerſtandes der Katholiken faſt noch mächtiger bei ſeinen Landsleuten als Hunyad bei den ſeinigen, eben ſo hochgeſinnt für der Böhmen, als dieſer für der Ungern Ehre und Vorzug fühlte.

In den großen Streit der kirchlichen Angelegenheiten, in die deutſchen Reichsſachen, konnte Kaiſer Friedrich weder ſeiner Perſönlichkeit, noch ſeiner Macht und Lage nach, bedeutend einwirken. Er beſaß nur Steyermark, Kärnthen und Krain, deren Stände überdies keineswegs geſonnen waren, ihn zu irgend einer Thätigkeit nach außenhin zu unterſtützen; und indem er auf die Königreiche ſeines Mündels ein Augenmerk haben, ihn ſelbſt ſchirmen ſollte, und ſeinetwegen immer mit Krieg von den Nationen, die ihm gehuldigt hatten, bedroht wurde, mußte er ſich noch mit den Schweizern und innern Fehden in Oeſterreich ſelbſt herumſchlagen.

Gar zu gern hätte er wieder an ſein Haus gebracht, was demſelben während der Kirchenverſammlung zu Koſtanz durch die Aechtung des Herzogs von Tyrol verloren gegangen war. Er verfolgte dabei den Geſichtspunkt, durch einen Bund mit Zürich, welches in Mißhelligkeit mit den übrigen Eidgenoſſen ſtand, zu ſeinem Zweck zu gelangen. Allein nachdem er in Kriegshändel dadurch verflochten war, mußte Zürich das Bündniß mit ihm aufgeben, weil es mit der Eidgenoſſenſchaft nicht vereinbar ſey. So offenbarte ſich immer von neuem, daß Oeſterreich nach dem Schluſſe des Schickſals nicht dort, wo ſein Fürſtenſtamm entſproſſen war, auch ſeine Macht gründen ſolle. Die Naturbeſtimmung, welche dem großen Staatenverein unter ſeinem Scepter angewieſen war, bedurfte nicht ſolcher Grenzen, die Helvetien ganz oder zum Theil mit umfaßten.

Die Unruhen in Oeſterreich ſelbſt, welche den Kaiſer bekümmerten, entſtanden vornehmlich daher, weil ſein Bruder Albrecht ihm nach ſeiner ganzen Natur entgegengeſetzt war. Dieſer hieß der Verſchwender, wenn man dagegen jenes Sparſamkeit und Liebe zum Gelde als Geiz verſchrie. Im Gelage der Zecher, bei feſtlichen Tänzen, unter Freuden des gemeinen Volks gefiel ſich der Herzog, und hatte ſolche Luſt am Kriege, daß er gern dem Feinde unter die Augen trat. Der Kaiſer miſchte ſeinen Wein beinahe zur Hälfte mit Waſſer und äußerte wohl: wenn er einen Sohn hätte, der den Wein liebte, wollte er denſelben haſſen. Ihm behagte keineswegs, ſich offen und freudig vor Jedermann zu zeigen; ſein Verſtand war hinterhalten, und die Wälſchen ſagten von ihm: es ſey ſchwer, ihm ſeine Gedanken abzurathen. Lang, ſchön und ſtark von Leib, liebte er weder die Uebungen des Tanzes noch des Krieges. Am wohlſten war ihm in ſeinen ſchönen Gärten, deren Bepflanzung er mit vorzüglicher Kunde von der Botanik ſelbſt beſorgte.

Der Zwiſt der Naturen von beiden Brüdern veranlaßte Händel zwiſchen ihnen, und ſtieg durch dieſelben zur höchſten Erbitterung. Kaum war Friedrich zur Krönung nach Aachen abgereiſet, ſo warf ſich Albrecht auf die Hauptſtadt von Krain, in Hoffnung, ſich dieſes ganzen Landes zu bemächtigen. Schmählig zurückgeſchlagen, vermochte er ſeinem Kriegsvolke nicht den verſprochenen Sold zu zahlen: es verwandelte ſich in Räuberbanden, die Oeſterreich verwüſteten; und wenn ſich der Kaiſer dahin mit ihm vertrug, daß er am Rhein verbleiben und auf ſechs Jahre die ſchwäbiſchen Erblande regieren ſollte, mußte jenes Kriegsvolk zugleich mit ſiebzigtauſend Kronen hinweggekauft werden.

Indem Herzog Albrecht alſo von der löblichen Sitte der Habsburger entartete, einträchtig für die Größe des Hauſes zu ſtreben, ward Ladiſlaw, welchen man als den eigentlichen Mittelpunkt derſelben betrachtete, die unſchuldige Urſache, daß das eigentliche Oeſterreich wider Friedrich aufſtand, und die Wiener ſeinen Sitz Neuſtadt beſtürmten, als er kaum daſelbſt von ſeinem Zuge nach Rom, wo der Pabſt ihn zum Kaiſer gekrönt, angelangt war. Auf dieſem Zuge hatte er ſeinen Vetter Ladiſlaw, den die Welſchen das junge ſchöne, edle, deutſche Blut nannten, mit ſich geführt, und gewiß mochte dem Knaben, der ſeinen Kronen dereinſt auch wohl die kaiſerliche beifügte, der frühe Eindruck von der großen politiſchen Welt frommen. Wenn inzwiſchen Friedrich dabei vorzüglich die Abſicht hatte, ihn ſicher in ſeinen Händen zu halten, ſo ging in den Erblanden ſchnell die Sage um, er trachte mit des Pabſtes Hülfe darauf, ſich ſelber das ganze Oeſterreich zuzuwenden. Deshalb zwangen nun die Stände des Herzogthums den Kaiſer, ihren angeſtammten zwölfjährigen Fürſten ihnen frei zu geben.

Unter unbeſchreiblichem Jubel des Volk nach Wien geführt, ſah ſich Ladislaw hier von den Stellvertretern der drei Nationen, die ihm unterthan waren, mit Huldigung umgeben. Von ſeiner Zukunft verſprach man ſich die Erfüllung der größten Hoffnungen, um welche ſeines Vaters Tod die Welt betrogen hatte. Heroiſcher und holdſeliger zugleich war nie die Gebehrde eines Fürſten; und ſeine Schönheit voll Eigenthümlichkeiten, die ſich ſelten zuſammenfinden, ſeine rabenſchwarzen Augen und goldgelben langen und untenher von Natur krauſen Haare, ſein früh gereifter Verſtand und ſeine mannhafte Großmuth bei ausgezeichneter Weichheit des Herzens, erinnerten Jedermann an ſeine Abkunft aus dem vereinten Blute von zwei kaiſerlichen Geſchlechtern, deren reiche Perſönlichkeit die Geſchichte bewundert.

Gleichſam in dem Gefühl, daß ſie zu einem Staatenverein beſtimmt ſeyen, fanden ſich die Nationen ſelbſt bei ihm ein, indem, merkwürdig genug, das Haupt des öſterreichiſchen Hauſes nichts mehr für ihn zu thun vermochte. Friedrichs Stimme galt gar nichts bei der ganzen Handlung; und indem er die Auslieferung der ungeriſchen Krone verweigerte, bis ihm die drei Völker ſeine auf Ladislaws Erziehung verwandten Unkoſten erſetzt hätten, ordneten ſie ſelber an, wie ſie in ihrem Verein unter dem jungen König regiert ſeyn wollten.

Als wie ihm geziemte, verweilte Ladislaw bald in Ungern, bald in Böhmen oder zu Wien. Aber das Schickſal hatte einmal beſchloſſen, eine ſo außerordentliche Erſcheinung in der politiſchen Welt, wie der öſterreichiſche Staatenverein, von Zeit zu Zeit in ihrer Pracht vorzuzeigen und dann plötzlich verſchwinden zu laſſen; und gleichſam als gefalle es ſich darin, den Völkern auf das eindringlichſte einzuſchärfen, was ein ſolcher Verluſt für ſie bedeute, ordnete es dann die dabei obwaltenden Umſtände zur höchſten tragiſchen Wirkung an. Ladislaw erwartet zu Prag ſeine Braut, die Tochter König Karls des Siebenten von Frankreich; ihren Reichthum bieten die Böhmen auf, um den Neid der Ungern und Oeſterreicher, daß in ihrer Hauptſtadt das königliche Beilager gefeiert werden ſoll, noch höher zu treiben, und mitten unter den freudigen Zurüſtungen erkrankt Ladislaw und ſtirbt in ſeinem achtzehnten Lebensjahre. J. 1457.

Zieht man zugleich in Erwägung, daß die deutſchen Fürſten, höchſt unzufrieden mit der Läſſigkeit und Unentſchloſſenheit des Kaiſers, ſchon daran dachten, ſeine Krone auf den jungen König von Böheim und Ungern überzutragen, und wie alsdann, da dieſer wenigſtens auch das Hauptſtück der Erblande beſaß, der habsburgiſche Staatenverein der Vollendung nahe gekommen wäre: ſo kann man nicht umhin, ſeinen unzeitigen Tod noch tiefer zu bedauern, eine Empfindung, die immer bittrer wird, je weniger Friedrich ſich fähig zeigte, die große Politik ſeines Hauſes zu verfolgen. An die Krone der Czechen hatte er Anſprüche durch alte Verträge zwiſchen Böheim und Oeſterreich, als kaiſerlicher Lehnsherr konnte er gleichfalls Anlaß finden, in Verleihung derſelben mächtig einzuwirken; und dennoch ertrug er, daß Georg von Podiebrad auf einen Thron ſtieg, auf welchem ſchon vier Habsburger geſeſſen hatten. In ſeinen Händen war noch die ungeriſche Krone und fünf und vierzig Große vom Adel, die ganze mächtige Gegenpartei wider Hunyads Wittwe und ihren Sohn Mathias Corvinus, erboten ſich nebſt andern vom Adel und etlichen Städten, ihm zu huldigen, und die Krone, die ſie ihm aufſetzen würden, mit Habe, Blut und Ehre zu vertheidigen. Allein er wagte weder ihr Erbieten anzunehmen, noch ganz von ſich zu weiſen, wiewohl Corvin noch zu Prag im Gefängniſſe ſaß. Kaum war dieſer, durch Podiebrad der Haft entledigt, auf die Nachricht, daß die ſtärkere Parthei der Ungern ihn zum König erwählt habe, in ſeinem neuen Reich erſchienen: ſo foderte er vom Kaiſer die Auslieferung der Krone, welche derſelbe abſchlug, obwohl er ſich dadurch einem Krieg ausſetzte, den er um das Reich ſelbſt nicht gewagt hatte. Und welcher Ausgang dieſer Fehde, daß er verſprach, die Krone wiederzugeben, in ewigem Bündniß mit dem Beſitzer eines Throns zu ſeyn, welchen Oeſterreich nie hätte fahren laſſen dürfen, wenn ihm die Nation nur die Koſten erſetzte, die ihm Ladislaws Erziehung und ungeriſche Krone verurſacht hätten. Alſo waren in Böhmen und Ungern aus der Mitte der Nationen ſelbſt zwei gekrönte Häupter emporgeſtiegen, und zwar Männer von den außerordentlichſten Eigenſchaften. Wäre der Plan der Vorſehung, welcher den öſterreichiſchen Staatenverein bezweckte, nicht mächtiger, als Kraft und Wille der Völker: ſo hätte man da verzweifeln müſſen, daß jene Macht noch zu Stande kommen könnte.

Nicht Entſchuldigung Friedrichs, aber Milderung des Unmuthes über ſeinen ſchwachen Muth, liegt in der Geſinnung der neben ihm regierenden Habsburger, die ſich eben damals den politiſchen Grundſätzen ihrer Vorfahren ganz entfrembet zeigte. Ein alter weiſer Hausvertrag ſetzte feſt, daß das eigentliche Herzogthum Oeſterreich nie getheilt werden ſollte. Nach Ladislaws Tode fiel es demnach ganz an den älteſten Fürſten der nächſten Linie; allein Herzog Albrecht behauptete, daß dieſe Untheilbarkeit nur gültig wäre, wenn der Sohn dem Vater, und nicht, wenn wie im gegenwärtigen Fall ein Vetter dem andern folgte, und nahm deshalb einen großen Theil des Herzogthums für ſich in Anſpruch. Ihr Vetter Sigmund von Tyrol hielt es mit ihm und wollte auch vergrößert ſeyn. Die Landſtände begünſtigten die Zwietracht und die kriegeriſchen Bewegungen der Fürſten, weil ſie an Gewicht gewannen, was das regierende Haus durch Zertheilung ſeiner Macht verlor. Hätte der Kaiſer die ganze erbländiſche Verlaſſenſchaft Ladislaws bekommen, wäre er vielleicht entſchloſſener, wenigſtens in einer glücklicheren Lage zum Kampf um die Kronen von Böheim und Ungern geweſen. Nun mußte er Oberöſterreich ſeinem Bruder Albrecht, den an Tyrol grenzenden Theil von Kärnthen dem Vetter Sigmund überlaſſen; und alle drei Herzoge wollten die Burg zu Wien gemeinſchaftlich beſitzen, zum handgreiflichſten Beweiſe, daß aus Oeſterreich ganz die Einheit gewichen ſey, ohne welche kein Fürſtenhaus zur Größe gedeiht.

Von dieſem unſeligen Zeitpunkt an ſah ſich Friedrich bald in den gefahrvollſten Krieg mit Albrecht, dem öſterreichiſchen Adel, der Stadt Wien verflochten, und in der Burg ſelbſt unter Anordnung ſeines Bruders beſchoſſen, bis Georg von Podiebrad ſein Retter wurde; bald wiederum in Kriegshändel mit dieſem, oder in wiederholten Kampf mit Mathias von Ungern. Furchtbar bewährten die Ereigniſſe die große politiſche Wahrheit, daß Oeſterreich insgeſammt und Ungern und Böhmen im Staatenbund unter einem Oberhaupt ſeyn ſollen. Für keine dieſer drei Nationen war Friede gegen einander, Eintracht in ihrem Innern, und Sicherheit wider auswärtige Feinde mehr möglich, ſobald ſie getrennt waren. Daher nun ihr Bangen und Zittern, als nach Eroberung Konſtantinopels durch die Türken kein einzelnes Volk dem Andrange derſelben widerſtehen konnte.

Eben dieſe Periode der Angſt Europa's vor den unchriſtlichen Barbaren that aber auch zugleich unwiderſprechlich dar, daß das europäiſche Syſtem nie geſichert ſeyn werde, wenn das Haupt jenes Vereines nicht zugleich Oberhaupt des deutſchen Völkerbundes ſey, und über das nördliche Italien walte, was dazumal dem römiſchen Kaiſer oblag. Wie ſich auch Friedrich wahrhaft bemühn mochte, durch Reichstage und Ausſchreibungen die deutſche Nationalkraft, und mittelſt ihrer das übrige Europa wider die Türken in Bewegung zu ſetzen, gelang es ihm keineswegs, nicht ſo ſeiner Perſönlichkeit wegen, als, weil er nicht durch die Naturbeſtimmung eines öſterreichiſchen Staatenvereines, als Haupt deſſelben zu dergleichen Unternehmungen berufen war. Eben von dieſem Mangel hing ab, daß ſich aus der Zerſtücklung Deutſchlands nicht das kaiſerliche Anſehn unter ihm emporhob, und Pabſt Pius der Zweite nach dem großen Schisma der Kirche mit Wahrheit ſagen konnte: der Kaiſer und der Pabſt ſeyen dermalen nur todte Gemählde. Ein unglücklicher Gedanke war, welcher dann auch nicht zur Ausführung kam, daß die Kurfürſten glaubten, es bedürfe nur heroiſcher Eigenſchaften ihres Kaiſers, um Europa gegen die Türken zu ſichern, und darauf ausgingen, Georg von Podiebrad auf den deutſchen Thron zu erheben. Ein König von Böhmen allein, und war er gleich mit der Kaiſerkrone geſchmückt, konnte unmöglich ein Damm für die Sicherheit der europäiſchen Republik werden.

In eine ſolche Zeit fiel das plötzliche Gedeihen einer neuen europäiſchen Macht, die wenigſtens durch den ungeſtümen Ehrgeiz ihres Inhabers ſtrebte, in die Reihe der erſten zu treten, und Kaiſer Friedrich gerieth zum Unglück auf die Abſicht, mit der ungemein reichen Erbtochter Karls des Kühnen von Burgund ſeinen Sohn Maximilian zu vermählen. Oft genug war dem Hauſe Habsburg ſchon vom Schickſal angedeutet, daß es in Schwaben und in der Schweiz keine Begründung ſeiner Größe ſuchen dürfte. Zur Begünſtigung eines ſolchen Begehrens hätte freilich die burgundiſche Erbſchaft gedient, und ſchon darum wäre dieſelbe für eine große Politik verwerflich geweſen. Allein der eigentliche Reichthum jener, und der wahre Preis einer ſolchen Vermählung, die Niederlande, welche an das Haus Oeſterreich kamen, als jene endlich nach dem ſchauerlichen Untergang Karls vollbracht wurde, waren ſchlechterdings ein unheilbringendes Erwerbthum für Habsburg. Sie hatten keinen Zuſammenhang mit der ſchon kundbaren Naturbeſtimmung deſſelben, öſtlich-ſüdlich die Schutz- und Schlußmacht der europäiſchen Republik zu werden, und ſchwächten daher unvermeidlich ſeine weſentliche Kraft. Jahrhunderte lang iſt Oeſterreich durch ſie in die verderblichſten Kriege verwickelt und verhindert, ſeine Stärke auf die weſentlichſten Punkte zu vereinen. Ein Glück war freilich für das europäiſche Syſtem, daß jenes durch Vertheidigung derſelben gereizt wurde, eine Uebermacht Frankreichs zu jeglicher Zeit zu bekämpfen; doch hätte es an dergleichen Anlaß ohnedies nie fehlen können, nach der ganzen Lage der Dinge zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bourbon.

Um die Vermählung mit Maria von Burgund zu Stande zu bringen, hat beſonders ihre Bewunderung gegen die berühmte Perſönlichkeit Maximilians beigetragen. Sie hatte in ihrem Herzen behalten, was ihr Vater oft geſagt, daß jener junge weiſe Fürſt ihm der edelſte und theuerſte Held ſey. An Geſtalt nicht ſo hoch, wie die meiſten ſeiner Vorfahren, doch in Haltung, Gang und Gebehrde ſo heroiſch, wie irgend einer von ihnen, voll Geiſt in der hochgewölbten Stirn, den blauen Augen, dem männlichen wohlgebildeten Antlitz; durch Jagd und Krieg gegen jegliches Wetter, jedes Ungemach, jede Anſtrengung abgehärtet; abenteuerlich muthvoll, großmüthig, mild, offen, und überaus beredt; wenn nicht wohlunterrichtet, doch voll Empfänglichkeit für alle Kunſt und Wiſſenſchaft, machte er ſchon als Jüngling den Eindruck, daß man nicht zweifelte, ihm werde gelingen, einen vollkommenen Deutſchen in ſich darzuſtellen. Darum glückte ſeinem Vater auch leicht, ihn zum römiſchen König wählen zu laſſen. J. 1486.

Hätte Maximilian nicht ſeine Kraft durch die niederländiſchen Unruhen ſogleich zerſplittern müſſen, wäre ihm wahrſcheinlich gelungen, bei dem Tode Georgs von Podiebrad die Krone der Böhmen wieder an ſein Haus zu bringen, welche demſelben eben ſo erſprießlich und nothwendig, als die burgundiſche Erbſchaft ſchädlich und überflüſſig war. Unterſtützt von ſeinem muthigen Sohn begnügte ſich nun der Kaiſer damit, daß Mathias Corvin nicht die böhmiſche Krone mit der ungeriſchen auf ſeinem Haupt vereinen konnte, und jene an den polniſchen Fürſten Wladislaw übertragen wurde. Er ſäumte daher auch nicht, denſelben mit ihr förmlich zu belehnen, mußte aber, als der Ungern König, darob ergrimmend, mit Kriegsgewalt über Oeſterreich kam, ſelbſt ſeine Hauptſtadt dem Feinde überlaſſen, und ins Reich hinaus entweichen. Auch dies hätte er ohne Zweifel nicht nöthig gehabt, wenn Held Maximilian nicht damals in harter Fehde mit den widerſpänſtigen Niederländern geweſen wäre.

In dieſer Lage der Dinge zeigte ſich deutlich, welchen Gewinn ſelbſt ein ſolches kaiſerliches Haupt, das nicht verſtand, die deutſche Nationalkraft nach Gebühr zu handhaben, für die öſterreichiſchen Erblande von ihr ziehn konnte; denn die deutſchen Reichsſtände thaten ſich wirklich zuſammen, und ſtellten unter dem Herzog Albrecht von Sachſen, als oberſtem Feldhauptmann, Kriegsvölker auf, um Oeſterreich zu befreien. Wenn dies auch nicht ſofort gelang, bewirkte ſolche Maaßregel doch einen Vertrag, wodurch das Herzogthum Oeſterreich dem habsburgiſchen Hauſe geſichert blieb, und dem Kaiſer die Freiheit, den Titel eines Königs von Ungern fortzuführen, was keineswegs unwichtig war. Wenigſtens wußte Maximilian, nach bald erfolgtem Tode Korvins, als er ſchnell die ungeriſchen Beſatzungen aus den öſterreichiſchen Landen gejagt hatte, ein Recht ſeines Hauſes auf den ungeriſchen Thron lebhaft geltend zu machen. Hätte er die königliche Wittwe, welche ihn nach Ungern einlud, in Hoffnung, ſich mit ihm zu vermählen, da Maria von Burgund ihm längſt geſtorben war, nicht in ſeiner Antwort Mutter genannt, und ihren Grimm erregt, daß ſie ihn zur Gemahlin zu alt dünke: ſo würde ſie nicht die Wahl auf Wladislaw von Böhmen gelenkt haben. Mit rüſtiger Heldenkraft brach er darauf ſogleich in Ungern ein, und eroberte ſelbſt Stuhlweißenburg, die gewöhnliche Stätte der Krönung der Könige. Die Wirkung davon war ein Vertrag mit Wladislaw, daß dies Reich, ſobald er oder ſeine männliche Erben abgingen, dem Hauſe Oeſterreich zufallen ſollte. Ohne neue Händel in den Niederlanden, ohne die Androhung eines neuen Krieges mit Frankreich, der gewöhnlich durch ſie entſtand, wäre der römiſche König ſchwerlich mit dieſem Vergleich begnügt geweſen.

Als Kaiſer Friedrich der Dritte im Jahr 1493 verſchied, eröffneten ſich dem öſterreichiſchen Hauſe wiederum Ausſichten, die auf ſeine künftige vom Schickſal bereits dargewieſene Größe hindeuteten. Die berühmte Perſönlichkeit Maximilians verſprach um ſo wichtigere politiſche Reſultate für die Macht von Habsburg, da er beim Antritt ſeiner Regierung das ungemeine Glück hatte, die ſämmtlichen öſterreichiſchen Erblande ungetheilt zu beſitzen, welche durch ſeinen Vater ſchon zum Erzherzogthum erhoben worden. Sein unruhiger Oheim Albrecht war ſeit lange kinderlos erblichen, und ſein Stammvetter Sigmund von Tyrol, der freilich noch lebte, hatte ihm ſchon vor geraumer Zeit ſein Land übertragen. Zum Reichsoberhaupt der Deutſchen beſaß er alle die Eigenſchaften, die man an Friedrich vermißt hatte, was zu häufigen Vorwürfen Anlaß gegeben, als wäre es ganz ſeine Schuld, daß die deutſche Nation nicht herrlich erſchien. Maximilian waltete allenthalben perſönlich mit unerreichbarer Thätigkeit und Kraft, und die Ehre der Deutſchen lag ihm ſehr am Herzen. Gelang ihm, was ſich erwarten ließ, die deutſche Nationalkraft für Oeſterreich und Deutſchland in Bewegung zu ſetzen: ſo ward die Hoffnung, daß unter ihm wieder eine Macht, wie unter Kaiſer Albrecht dem Zweiten, der nicht einmal das öſterreichiſche Erbgut zuſammen beſaß, entſtehen könne, um ſo größer, da dem König Wladislaw von Ungern und Böhmen keine reiche Nachkommenſchaft blühte, und Maximilian die Klugheit hatte, ſofort die

Niederlande an ſeinen Sohn, den Erzherzog Philipp abzutreten.

Daß er den Hauptpunkt, worauf Oeſterreichs Politik nach außenhin damals und alle folgende Zeiten hindurch gerichtet ſeyn mußte, vollkommen einſah, beweiſen ſeine italiäniſchen Kriege. Indem das europäiſche Syſtem mit Verderben von den Türken bedroht ſchien, hatte ſich Frankreichs Macht in der Mitte deſſelben ſo erhoben, daß die Unabhängigkeit der übrigen Staaten durch ſie gefährdet wurde. Der vornehmſte Grund dieſer Erſcheinung war, daß dort das Königthum ſchon weit mehr, als in den benachbarten Ländern, alle Ausflüſſe der Souveränität an ſich gezogen, und dadurch in ſich einen Mittelpunkt für die Nationalkräfte aufgeſtellt hatte, von welchem aus ihr Umtrieb um ſo leichter geſchah, je geneigter ſich das geſellige Volk über die Feudaltrümmer hinweg zu einer wahrhaft bürgerlichen Geſellſchaft zuſammenthat. Die neueſten Erfindungen, Schießpulver und ſchweres Geſchütz und ein beſoldetes ſtehendes Heer, konnten daher von Frankreich auch am planmäßigſten und wirkſamſten gebraucht werden, zumal da in einem ſolchen Staat ſich der Politik eher, als in Feudalverfaſſungen die Einſicht aufdrängte, daß nun das Geld die Seele der Kriegsunternehmungen geworden ſei; zu welcher Einſicht dagegen ſich Maximilians edles Gemüth gar nicht bequemen wollte. Er ſei ein König, pflegte er zu ſagen, über Land und Leute, und nicht über Gut und Geld: ein Gedanke, durch welchen er freilich eine der erſten politiſchen Wahrheiten ausſprach, welcher ihn aber irre führte, weil er nicht verſtand, Land und Leute zu handhaben, daß ihm

Gut und Geld nicht entſtand, wenn er wie König der erſten handeln ſollte.

Als Frankreichs concentrirte Königsmacht ſich auf Italien warf, und der Zug Karls des Achten nach Neapel zuerſt aufgeklärt hatte, auf welchem Schauplatz ſich die europäiſche Politik inſonderheit verſuchen ſolle, leuchtete dem Kaiſer ſogleich ein, daß es ſo dem deutſchen Reich, als beſonders den öſterreichiſchen Staaten ungemeine Gefahr bringe, wenn die franzöſiſche Macht ſich in Oberitalien feſtſetze. Dann konnte auch das übrige Welſchland, und zugleich das Oberhaupt der Chriſtenheit, in der Unabhängigkeit von ihr nicht geſchützt werden. Frankreich aber und Italien, vereint unter einem Herrſcher, zerſtörten alles Gleichgewicht, nahmen entweder ganz oder erſchütterten den Grund, worauf gleichſam der linke Flügel der öſterreichiſchen Macht erbaut werden und ruhen mußte.

Nachdem Maximilian das Seinige dazu beigetragen, daß Karls des Achten Unternehmung mit dem mißlichſten Rückzug von Neapel nach Frankreich endete, bot er daher alles auf, um Ludewigs des Zwölften Abſichten auf das Herzogthum Mailand zu vereiteln; und wie viel dankte Oeſterreich da dem Kaiſer, welcher die Belehnung vom Reich, die der franzöſiſche König ſelbſt für durchaus nöthig erachtete, verweigern konnte.

Die alte Spannung zwiſchen dem Hauſe Habsburg und den Schweizern trug viel dazu bei, daß die Franzoſen des Herzogthums Meiſter wurden; und wenn der Kaiſer ſich zuletzt bequemte, dem König von Frankreich die Belehnung mit Mailand zuzuſagen, ſo vermochte ihn dazu nicht ſo ſehr die beſchränkte politiſche Einſicht der deutſchen Reichsſtände, welche um der italiäniſchen Angelegenheit willen ihre Kräfte nicht anſpannen wollten; auch eben nicht die Verheißung Ludewigs, allen Fleiß anzuwenden, daß nach dem Abſterben des gegenwärtigen Königs von Ungern und Polen beide Reiche an das Haus Oeſterreich kämen; denn wäre eine ſolche Verheißung auch redlich gemeint geweſen, ſo galt der damalige politiſche Zuſammenhang der europäiſchen Welt, obgleich mehr in einander greifend, als in den vorhergehenden Jahrhunderten, doch nicht ſoviel, daß der franzöſiſche Hof auf Verleihung der beiden genannten Kronen einen entſcheidenden Einfluß hätte äußern können. Was zu einem großen politiſchen Fehlgriff für das Verhältniß Oeſterreichs zu Oberitalien verleitete, war die falſche Richtung, welche die Verbindung mit Spanien ſeiner Politik gegeben hatte.

Der Erzherzog Philipp, vermählt mit der Tochter Ferdinands von Arragonien und Iſabella's von Caſtilien, trachtete immer dahin, ſeinen kaiſerlichen Vater mit dem franzöſiſchen Hof in gutes Verhältniß zu bringen, damit er von jenem nicht gehindert würde, in Spanien und allen mit dieſer Krone verbundenen Ländern zur Regierung zu gelangen Seine blühende männliche Anmuth und die Leidenſchaft Johanna's für ihn, ſchienen in den Augen der Welt ihn dieſes Thrones werth machen. Was aber auch Ludewig verheißen mochte, ſo war er wenig geneigt, irgend ein Verſprechen wegen Philipps Thronfolge in Spanien zu halten; denn als Iſabella von Caſtilien ſtarb und der Erzherzog mit ſeiner Gemahlin auch zum Erben der Krone Arragonien und aller mit ihr verbundenen Länder erklärt worden, mußte Frankreichs Eiferſucht über den ſcheinbaren Zuwachs der öſterreichiſchen Macht, von welcher es nun in die Mitte genommen war, zur äußerſten Thätigkeit erwachen. Außer Spanien und Portugal und der neuen Welt, gehörten auch Neapel, Sicilien und Sardinien, welche jetzt der arragoniſche König beſaß, zu jener Erbſchaft. Die Zwietracht, welche zwiſchen Ferdinand und dem Erzherzog ausbrach, gab dem König von Frankreich Anlaß genug, wenn die Thronfolge des letzten, auch nicht hintertreiben, doch ſeine Erbſchaft ſchmälern zu wollen.

Es hat ſich ſpäterhin genugſam gezeigt, daß dieſes Trachten Oeſterreichs nach der großen ſpaniſchen Monarchie ihm verderblich war, nicht vorzüglich darum, weil es auf Beſitz derſelben und ſeiner übrigen Erblande und Reiche in einer Republik, welche die Staaten der gebildeten europäiſchen Welt ausmachen ſollen, nicht mehr wie ein gleicher Fürſt, ſondern wie ein Herrſcher und Univerſalmonarch daſtand, und als ſolcher nur noch Karl der Große bei weniger ausgebildeten politiſchen Verhältniſſengeduldet werden konnte, ſo wie ſein Reich auch mit ſeinem Tode zerfiel: als die politiſche Welt in unſrem Zeitalter zu einer höhern Kultur, wie irgend eine Vergangenheit kannte, gelangt war, konnte Oeſterreich einen Univerſalmonarchen nach einem Flor weniger

Jahre, und bei ſeinem Leben ſtürzen. Der vornehmſte Grund von der Verderblichkeit der neuen Verbindung mit Spanien lag darin, daß die eigentliche Naturbeſtimmung, welche der öſterreichiſche Staatenverein als Schluß- und Schutzmacht der europäiſchen Republik haben ſollte, entweder ganz aufhörte, wenn das Haus Habsburg ſelbſt die Freiheit jener gefährdete, oder wenigſtens nicht vollkommen mehr erfüllt werden mochte, ſobald die Kräfte des Vereines zu ihm fremdartigen Zwecken in Behauptung Spaniens, oder gar einer neuen Welt, zerſplittert wurden. Ein andres Uebel, welches hiemit zuſammenhing, mußte dadurch entſtehen, daß das Haupt der öſterreichiſchen Monarchie ſich an Sitte, Sprache und Geſinnung Hiſpaniens nothwendig gewöhnte, wenn ſein Anſehn daſelbſt gedieh, und alſo die Deutſchheit in ihm zu Grunde ging, deren der öſterreichiſche Staatenverein ſchlechterdings nicht entbehren kann. Der Mittelpunkt deſſelben, wie er ſchon geweſen und ſich bald wieder geſtaltete, nach Kaiſer Sigmunds Ausdruck das zwiſchenkommende Band, welches die Königreiche Ungern und Böhmen zuſammenknüpfte, war eine ächtdeutſche Landſchaft, und einzig durch die deutſche Kultur konnte das Herrſcherhaus eines ſolchen Staatenbundes die verſchiedenartigen Elemente deſſelben begreifen und regieren. Die ſpaniſche Nation aber war damals ſo weit voraus in ihrer Entwicklung vor der deutſchen, daß ſich auch das ächteſte deutſche Fürſtenhaus, in vielfacher Berührung mit ihr, der vaterländiſchen Sinnesart und Cultur gegen die ihrige leicht entſchlagen mochte. Solche Gefahr drohte keineswegs, wenn der Erzherzog von Oeſterreich König von Böhmen und Ungern war; denn das Volk in jenen Reichen hatte ſich ſchon in Maximilians Zeitalters mit dem deutſchen Weſen vertraut gemacht, daß in folgenden Zeiten immer mehr überhand nahm; und das Gepräge der damaligen ungeriſchen Cultur war nicht geeignet, um der deutſchen Eintrag zu thun.

Auch warnte gleichſam das Schickſal das Haus Habsburg, nicht fürder nach den ſpaniſchen Kronen zu trachten. König Philipp verſchied plötzlich zu Burges, da Ferdinand von Arragonien noch am Leben war, und ſich kaum mit der Schweſtertochter des Königs von Frankreich vermählt hatte. Allein Maximilian war keineswegs gemeint, deshalb ſein Geſchlecht von Spanien zurückzuziehn, obgleich ſeine Enkel, die Erzherzoge Karl und Ferdinand, noch unmündig waren und für Oeſterreichs Erbland und mit demſelben verbundenen Throne ſorgfältig hätten bewahrt werden ſollen. Er bewarb ſich ſogar um die vormundſchaftliche Regierung über Caſtilien und die demſelben anhangende neue Welt. Sie kam indeſſen zum Glück der Deutſchen und Oeſterreichs ganz in die Hände Ferdinands von Arragonien. Die Thronfolge in dem geſammten Spanien blieb aber dem Erzherzog Karl unverſehrt, welcher in den Niederlanden erzogen wurde, vorzüglich in der Sprache der Franzoſen und Spanier unterrichtet, und durch die Geſchichtsbücher dieſer beiden Nationen für die politiſche Welt und die Regierung gebildet. Dahin war es ſo ſchnell gekommen, daß das künftige Haupt der Nachkommen Rudolfs von Habsburg und der wahrſcheinliche Nachfolger ſeines ungemein deutſchen Großvaters auch auf dem Throne der

Univ. Bibl.
München

deutſchen Nation, gar nichts von ihrem Weſen und gleichſam nur rauhe Klänge ihrer Sprachen kennen lernte.

Nur ein Geſichtspunkt hatte etwas Tröſtendes an ſich bei der ungeheuren Ausbreitung der habsburgiſchen Herrſchaft durch die Verbindung mit dem königlichen Hauſe Spaniens. Daß Unteritalien dadurch gleichfalls unter jene gerieth, konnte ſehr benutzt werden, um die ſtets wiederholten Verſuche Frankreichs, ſeine Macht in Oberitalien feſtzuſetzen, eitel zu machen. Nachdem Maximilian ſogar den Gedanken gefaßt hatte, einen ſeiner Enkel mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen, konnte er doch nicht verhindern, daß Franz der Erſte, Nachfolger Ludewigs des Zwölften von Frankreich, Mailand eroberte und im Beſitz deſſelben blieb; ſo daß von allen ſeinen raſtloſen Kriegen in Italien ſich zuletzt kein erſprießliches Reſultat ergab, wiewohl man ihm als Verdienſt anrechnen muß, daß ohne dieſe Raſtloſigkeit ſich die franzöſiſche Macht daſelbſt weit mehr befeſtigt und ausgebreitet haben würde. Unſchätzbar bleibt auch die Entſchloſſenheit, womit er im Gefolge der italiäniſchen Händel der übermüthigen Ariſtokratie von Venedig widerſtand; denn wäre es dieſem gelungen, von ſeinen Sümpfen her ſich Stücke der angrenzenden öſterreichiſchen Erblande zu unterwerfen, wie möglich wäre dadurch geworden, daß eine fremde Herrſchaft in jener Gegend erwuchs, deren der öſterreichiſche Staatenverein zu ſeiner Grundlage ſchlechterdings nicht entbehren konnte.

Wenn Kaiſer Maximilian bei ſeinen Kriegsunternehmungen um Italiens willen und wider Frankreich, welche für Deutſchland ſo wichtig waren, von dieſem gar wenig unterſtützt wurde: ſo lag der Hauptgrund davon allerdings in der Zerſtücklung Deutſchlands und der engen Politik ſeiner Fürſten, welche nur darauf ſannen, ſich gegen einander zu vergrößern, und ihr Anſehn auf Koſten des kaiſerlichen zu erhöhn. Vergebens ſtellte er ihnen auf ſeinem erſten Reichstage zu Worms vor, wie Frankreichs Macht plötzlich ſo angewachſen ſei, daß es, wofern man noch länger unthätig zuſähe, auch das heilige römiſche Reich der deutſchen Nation entziehen und deren Stände unterdrücken werde. Man entgegnete ihm, daß vor allen Dingen ein förderlicher Gang des Rechtes und ein Kammergericht in einer gelegnen Stadt im Reich als daſelbſt bleiblich, auch ein ewiger Landfriede beſtattet werden müſſe. Maximilian bezeigte ſich zu beidem überaus willfährig, und ging mit einem wahrhaft kaiſerlichen Sinn über die Bedenklichkeiten hinweg, welche unter ſeinem Vater die Vollendung des Reichskammergerichts und des Landfriedens verhindert hatten. So ritterlich er geſinnt war, entging ihm nicht, daß nun nach Erfindung des Schießpulvers, Geſchützes und ſtehenden Soldaten endlich der Zeitpunkt gekommen war, wo gegen alle Burgen und den Fehdegeiſt der Ritter ein allgemeiner Friede dauerhaft geſichert werden konnte, ſobald auch das gerichtliche Verfahren hinlänglich geordnet war. Trotz der bewieſenen Willfährigkeit, mit den Reichsſtänden zu jeglicher Verbeſſerung des innern Zuſtandes der deutſchen Nation raſtlos zu wirken, erhielt er indeſſen nur die Bewilligung des gemeinen Pfennings und eines geringen Darlehns, welches von jenem Pfenning wieder abgezogen werden ſollte; und als er nach Italien gezogen war, ging ſelbſt dieſe Zuſage nicht in Erfüllung. Vergeblich erließ er ein Schreiben an die Reichsverſammlung, daß ſchwerlich wieder, wenn einmal die Kaiſerkrone ſammt Italien in die Gewalt des franzöſiſchen Königs gekommen ſey, bei der Irrung, Zwietracht und dem Ungehorſam, die in dem heiligen Reich ſchwebten, ſie zur deutſchen Nation zurückzubringen ſeyn werde; und eben ſo vergeblich ſuchte er einzelnen Kurfürſten eindringlich zu machen, daß ſie alle ſammt ihrem König nun Ehre erlangen müßten: nach hundert Jahren würde zu ſpät ſeyn, ſolche Ehre zu erlangen. Viertauſend Gulden wurden ihm endlich auf Abſchlag des gemeinen Pfennings ausgezahlt.

Auf gleiche Weiſe mußte er ſein ganzes Leben hindurch die allerkümmerlichſte Unterſtützung den Reichsſtänden abdringen. „Mit überſchwenglichen Koſten, äußerte er wiederholt, beſuche ich perſönlich eure Reichstage, und doch wird nichts Fruchtbarliches auf ihnen gehandelt, und darum ſtehen der Türkenzug, das heilige Reich und die römiſche Krone jetzt in Irrſal.“ Nur ein einziges Mal geriethen die deutſchen Fürſten in einige Wärme, als der römiſche Hof ſelbſt ihnen die Gefahr vorſtellte, daß Ludewig der Zwölfte ſich der Kaiſerkrone bemächtige. Nun müſſe man einmal zeigen, hieß es, daß Deutſchland auch noch im Stande ſey, etwas zu thun, und die von den Großvätern ererbte Ehre behaupten. Man bewilligte eine treffliche, austrägliche Hülfe zu Roß und zu Fuß, damit Maximilian als ein wahrhaftiger Kaiſer in Italien auftreten und ſich zu Rom krönen laſſen könne. Allein dieſelbe zerrann wie gewöhnlich, und der Kaiſer mußte ſchmählig ſeinen Römerzug abbrechen.

Indeſſen war auch die Perſönlichkeit Maximilians, ſoviel man ſich von ihrer Einwirkung auf die Deutſchen verſprochen hatte, nicht ohne Schuld, daß er von ihnen wenig unterſtützt wurde. Man geſtand in Deutſchland allgemein ihm die ritterlichſte Tüchtigkeit und einen großmüthigen Sinn zu; man bewunderte ſeine Kriegsordnung, die er mit Georg von Freundsberg entwarf, wie er die Krieger in Regimenter eintheilte, die unter einem Oberſten ſtanden, in deſſen Geleit und unter deſſen Obhut der junge Adel mit dem unterſten Kriegsdienſt anfing und ſich zum kriegeriſchen Geiſte bildete; man pries alle die Unterabtheilungen ſeiner Regimenter, das Kriegsrecht, welches er verfaſſen ließ, die löbliche Anſtalt überhaupt, wodurch er den Krieg in einen ordentlichen Staat eingerichtet habe: auch daß er die Lanzen, die eigenthümliche Waffe der deutſchen Knechte verbeſſerte, große Karthaunen und Mauerbrecher zu gießen anordnete, die Mörſer und Põller erfand, die langen und kurzen Rohre vervollkommnete. Eben ſo machte es einen großen Eindruck, daß er mit wunderbarem Fleiß, Verſtand und Glück alle Säumniß ſeiner Jugend in Wiſſenſchaften und Künſten nachholte, mit Gelehrten verſchiedener Art auch für ſie unterrichtend verkehren konnte, ſein Hof für eine Burg der Muſen galt, wo er, der die Kriegskunſt mit ſeinen Erſindungen bereichert hatte, auch der Tonkunſt neue Inſtrumente bereiten ließ. Vornehmlich gefiel ſein Eifer für die Geſchichte, indem er ganz Deutſchland, Italien und Frankreich hindurch gelehrte Männer ausſandte, die inſonderheit die

Denkmahle der Hiſtorie von Oeſterreich und Habsburg aufſuchten und ſammelten; indem er ſich ſogar ſelbſt der Geſchichtſchreibung befliß und den Weißkunig ſeinem Schreiber in die Feder ſagte. Zugleich bewies ſeine Regierung der öſterreichiſchen Erblande, wie gerecht und weiſe das geſammte Deutſchland regiert ſeyn würde, wenn ſeine hausväterliche Perſönlichkeit auch dort unumſchränkter hätte wirken dürfen. Aber bei allem ſeinem Ruhm und Verdienſt, aller Ehrfurcht der deutſchen Nation gegen hohe Natur, brachte er ſich durch einen Hauptzug in ſeinem Weſen um allen Gewinn, den er von ſeiner Perſönlichkeit hätte ziehn können. Wie auf die Deutſchen überhaupt nicht, ſo konnte noch weniger auf die Fürſten und ihre Räthe durch den Schwung der Einbildungskraft, welche unſtreitig die ſtärkſte geiſtige Naturgabe Maximilians war, gewirkt werden. Sie erſchraken anfangs vor ſeinen kühnen Entwürfen, beſorgten Unheil davon für ſich und das gemeinſame Vaterland, und verloren nicht nur an Vertrauen, ſondern ſelbſt an Ehrfurcht gegen ihn, als er keine genugſame Ausdauer in Vollführung kühner Entwürfe bezeigte; denn eben ſolche Ausdauer ſchätzten die Reichsſtände am höchſten, und nur durch ſie, durch Zähigkeit neben raſtloſer Thätigkeit, konnte bei denſelben etwas erreicht werden. Langſam und allmählig mußte man ihnen abpreſſen, was Maximilian mittelſt einer Begeiſtrung, die ihnen fremd blieb, gleichſam erſtürmen wollte.

Wenn man ſein Leben überſchaut mit Bedauern, daß die Rieſenkräfte, die in ihm waren, nicht größere und mehr wohlthuende Reſultate für den öſterreichiſchen Staatenverein ergaben, und ſich nicht mit ihm freuen kann, daß noch bei ſeinen Lebzeiten

Erzherzog Karl den Thron von Spanien beſtieg, verweilt man mit ungemiſchter Freude bei einem Ereigniſſe ſeines Alters. Während der größten Anſtrengung des habsburgiſchen Hauſes und vorzüglich dieſes Kaiſers um Länder und Thronen, die das Schickſal ihm nicht als einen nothwendigen Beſitz zuerkannt hatte, brachte es ihm ſelbſt leiſe zwei Kronen, ohne welche Oeſterreich nie groß werden und ſeinen Staatenverein errichten konnte.

Ungefähr viertehalb Jahre vor dem Tode Maximilians kam Wladislaw von Ungern und Böhmen mit ſeinen beiden Kindern, Ludewig und Anna, ihn zu beſuchen nach Wien. Gern hätte er geſehn, daß der Kaiſer ſeine einzige Tochter geheirathet hätte; aber dieſer ließ nur als Stellvertreter von einem ſeiner Enkel ſich die Prinzeſſin antraun, indem zugleich ſeine Enkelin, die Erzherzogin Maria, mit Ludewig, dem künftigen Thronfolger in Ungern und Böhmen, verlobt wurde. Eine ſchöne Familienverbindung, ein häusliches Recht, wodurch Habsburg überhaupt ſchon ſo viel gewonnen hatte, ward Anlaß, daß jene beiden Kronen, die es nimmer entbehren konnte, ihm bald und für immer zufielen. Wegen jenes Ereigniſſes iſt Maximilians letztes Leben, der zu Anfang des Jahres 1519 ſtarb, glücklich zu preiſen.

Die Brüder
Kaiſer Karl der Fünfte
und Kaiſer
Ferdinand der Erſte.

Noch im letzten Lebensjahre hatte Maximilian getrachtet, einen ſeiner Enkel zur römiſchen Krone und Kaiſerwürde zu befördern, und dachte dabei vorzüglich an den jüngern von ihnen, Ferdinand. Allerdings wäre vortheilhaft geweſen, zwei mächtige Potentaten im habsburgiſchen Hauſe aufzuſtellen, ſobald daſſelbe Länder und Reiche beſaß, die ſchlechterdings nicht zu Einem Staatenvereine gehören konnten. War Ferdinand, der als künftiger Gemahl der Fürſtin Anna von Ungern und Böhmen auf dieſe Kronen die nächſte Ausſicht hatte, Haupt der öſterreichiſchen Lande und römiſcher Kaiſer: ſo brauchte er nur ſeinem Bruder Karl von Spanien, der in Unteritalien Herr war, die Hand zu reichen, damit durch ihre vereinte Kraft die

Franzoſen aus Oberitalien geworfen würden, und er ſo endlich die ganze herrliche Strecke von Reichen und Ländern, die der öſterreichiſche Staatenverein umfaſſen ſoll und über welche er nicht hinausgehn darf, unter ſeiner Hoheit vereinige. Das Bild einer habsburgiſchen Univerſalmonarchie hätte dann auch nicht die politiſche Welt geſchreckt, und Karl wäre in Spanien und Italien, alſo überhaupt mächtiger geweſen, wenn die verwickelten deutſchen Angelegenheiten nicht ſeine Obſorge und Kraft zum höchſten in Anſpruch genommen hätten.

Allein der kaiſerliche Greis wankte in ſeiner vortrefflichen politiſchen Anſicht, als der Kardinal von Sitten und andre ihm vorſtellten, wie die Großmacht der Erzhauſes, die Beruhigung der Chriſtenheit und Deutſchlands Wohlfahrt, deſſen Kaiſerthron jetzt mehr dem Schein als dem Weſen nach herrlich ſey, und durch Karls Reichthum an Land und Leuten mit der wahrhafteſten Hoheit ausgeſtattet werden könne, durchaus erfoderten, daß man alle Gewalt einem Einzigen zueigne.

Auf ſeinem letzten Reichstage zu Augsburg warb Maximilian um die Stimme der Kurfürſten für ſeinen Enkel Karl von Spanien, und erhielt von den meiſten die Zuſage, daß ſie denſelben zum römiſchen König wählen wollten. Doch ſtieß er ſich ſelbſt an der Bedenklichkeit, daß man nur bei Lebzeiten eines ſolchen Reichsoberhaupts, das vom Pabſt zum Kaiſer gekrönt war, und wonach er vergeblich getrachtet hatte, einen Nachfolger mit der römiſchen Königswürde zu ernennen pflege. Außerdem gab ſich König Franz der Erſte von Frankreich ſchon alle Mühe das Wahlgeſchäft zu hemmen, und bewarb ſich nach Maximilians Tode ſelbſt und offen um die Kaiſerkrone. Daß Karl aus deutſchem Blut entſproſſen war, gab ihm vornehmlich den Sieg über ſeinen Gegner, der an Kriegsruhm groß war, und von einer bewunderten, glänzenden Perſönlichkeit, indem ſeine Jugend, noch gänzlich thatenarm, nicht einmal große Hoffnungen für die Zukunft erweckte.

Er gehörte zu jenen tiefen Seelen, welche erſt mit ſich ſelbſt vertraut werden und ihre Vorſtellungen ausarbeiten müſſen, ehe ſie lebhaft auf die äußere Welt einzuwirken lieben. Seinen natürlichen Hang zum beſchaulichen Leben mußte er überwinden, bevor er darthun konnte, welche große Kräfte in ihm lagen. Bisweilen ſchlug die Gewalt ſeines Genius, ſeiner Charakterſtärke hervor; wenn aber ein einzelner Blitz hervorgeſchoſſen war, verſchloß ſich der wortkarge Jüngling wieder in ſeine faſt traurige Ernſthaftigkeit. Man hatte bei ſeiner Gemüthsart am wenigſten ſeinem mittelmäßigen und nicht ſchlanken Wuchſe Gewandheit und Stärke des Kriegers zugetraut, als er plötzlich bei einem Ritterſpiel zu Valladolid Leibeskraft, Waffenfertigkeit, ritterlichen Anſtand und Gegenwart des Geiſtes unter dem Jubel des Volkes zeigte. Aber bedeutender war, daß auf ſeinem weißgeſchliffenen Schild nur das Wort Nondum ſtand; denn noch nicht, aber gewiß dereinſt war er einer der größten Männer auf Thronen. Die Kaiſerkrone war ſein glänzender Wunſch geweſen; und als die Nachricht kam, daß ſie ihm geworden ſey, änderte ſich kein Zug in ſeinem ernſten Geſicht. Er hat das Anſehn, ſagte Spanier, als habe er den Erdball unter ſeinen Füßen.

Auf ſeinem erſten Reichstage zu Worms erſchien er ganz im Geiſte ſeiner Ahnherren. Hier kam die neue Lehre Luthers zuerſt als eine allgemeine politiſche Angelegenheit in Berathung. Durch die Geſchichte des öſterreichiſchen Hauſes geht der Zug, daß es wie ein Bollwerk alter Wahrheit und Meinung, des Herkommens in Staat und Kirche daſteht, an welchem, ohne daß es die allmählige Umwandlung zum Beſſern verhindern will und kann, das verderbliche Einreißen von Neuerungen ſich brechen muß, bis wenigſtens die Hauptgefahr von ihnen vorübergegangen iſt. Wie ſeine Vorfahren, ſeine Nachkommen, ſo auch Karl, als Luthers Neuerungen mit einer flammenden Gewalt über Deutſchland ſchlugen. Ungerührt von dem Fanatismus ſeiner Spanier, welche nur nach einem Scheiterhaufen für den Ketzer trachteten; nicht fortgeriſſen von der kräftigen Anhänglichkeit deutſcher Fürſten und Herren an der neuen Lehre; ungeſchreckt von den Drohungen eines aufbrauſenden und für Luther begeiſterten Adels, erwog der junge Kaiſer, ob gar keine Wahrheit in den neuen Sätzen ſey, wiewohl der Ausdruck im Geſicht ihres Urhebers ihn zu der Aeußerung bewogen hatte, daß ihn der gewiß nicht dahin brächte, Ketzer zu werden; aber erwog vor allen Dingen, was Politik und die Würde ſeines Hauſes ihm geboten. In einem Aufſatze, den er ſelbſt verfaßt hatte und vor der Reichsverſammlung ableſen ließ, ſagte er, daß von den chriſtlichſten deutſchen Kaiſern, von den katholiſchen Königen Spaniens, von den Erzherzogen Oeſterreichs und den Herzogen Burgunds, ihm die katholiſche Lehre und Kirche wie erblich hinterlaſſen ſey. Ihr gemäß wolle er leben und ſterben. Der einzelne Mönch, welcher wider die Denkart der Chriſtenheit ſeit einem Jahrtauſend ſtreite, ſolle hier entlaſſen, und dann als ein Ketzer behandelt werden.

Wenn Karl alſo zu verfahren nicht auch durch ſeine religiöſe Ueberzeugung gedrängt war, ſo konnte er aus politiſchen Gründen durchaus nicht anders handeln. Die ſpaniſche Nation, ohnedies zum Aufſtande bereit, hätte nach ihrer Denkart ihn vom Throne ſtürzen müſſen, wenn er einen Ketzer irgend begünſtigte. Von ſeinen italiäniſchen Unterthanen hätte er dann ein gleiches Benehmen zu beſorgen gehabt. Wie er in Deutſchland zu Anſehn gelangen wolle, wenn alle die zwietrachtsvollen Elemente, die ſich dort umhertrieben, noch in den Wirbel von Religionsſchwärmerei geriethen, lag außer aller Berechnung. Endlich konnte überhaupt der Beherrſcher vieler Staaten der Chriſtenheit, konnte der römiſche Kaiſer als ihr eigenthümlicher Beſchirmer, nimmermehr zugeben, daß durch eine neue Lehre alle die Grundſchichten, worauf die chriſtlichen Thronen erbaut waren, erſchüttert und aufgewühlt wurden. Genug, daß Karl ſelbſt, von eigner religiöſer Ueberzeugung und aus vielfacher Politik wider Luther gerichtet, dennoch alle möglich Schonung gegen ihn bewies, und durch keinen Zug verrieth, daß er perſönlich an deſſen Untergang irgend einen Gefallen finden werde. In Bekämpfung von Neuerungen war er ſtandhaft und würdevoll, mäßig und menſchlich, wie ein ächter Habsburger.

Den deutſchen Angelegenheiten mußte Karl ſeine Aufmerkſamkeit entziehen, um einen Kampf, der durch vielfache politiſche Urſachen und ob perſönlicher Eiferſucht unvermeidlich geworden, mit dem König Franz zu beſtehn. Für das öſterreichiſche Haus war erſprießlich, daß Oberitalien in demſelben der Hauptpunkt, und der Kaiſer daſelbſt vom Glück begünſtigt ward. Mailand ſah er ſofort den Franzoſen entriſſen; und als der König von Frankreich in eigner Perſon ein gewaltiges Heer zur Wiedereroberung über die Alpen führte, fiel er ſelbſt in der Niederlage bei Pavia in die Hände des Feindes.

So ſchien keinem Zweifel mehr unterworfen, daß ſich nun die Macht Oeſterreichs in Oberitalien feſt gründen könne; und allem Anſehn nach wäre es geſchehen, wenn das Haupt von Oeſterreich und Deutſchland nicht auch Inhaber der Niederlande geweſen wäre. Als ſolcher hatte Karl für den Beſitz von Burgund ein ſo leidenſchaftliches Intereſſe, daß er dieſes Land ſeinem Gefangenen ſchlechterdings abpreſſen wollte, und nicht auf den Rath hörte, den König, welcher ſich ihm ewig verpflichtet gehalten hätte, wenn er um Verzichtleiſtung auf Italien ſeine Freiheit wieder gewann, ohne weitere Forderung von Opfern freizugeben. Alſo wäre es der ächten Politik und des Charakters von Habsburg würdig geweſen, alſo auch der eignen Denkart Carls. Aber die unſelige Vermählung ſeines Großvaters mit der burgundiſchen Erbtochter hatte einmal den richtigen politiſchen Geſichtspunkt Oeſterreichs verrückt, und des Kaiſers Vorliebe für Burgund wurde ſchuld, daß er von der höchſten

Gunſt des Glücks keinen weſentlichen Vortheil für ſein Haus gezogen. Mit dem befreiten König von Frankreich mußte er von neuem hartnäckig um Italien kämpfen.

Indem dieſes Land, deſſen oberen Theil die Macht des Hauſes Oeſterreichs nothwendig umfaßte, wenn unter ſeinem Scepter ein dauerhafter Staatenverein aufblühen ſollte, ihm ſo ſehr gefährdet wurde, der Niederlande und Spaniens wegen, um welche Karl vor allen bemüht war, ward aus gleichem Grunde das oberhäuptliche Anſehn in Deutſchland, welches erſter Anlaß der Größe Habsburgs geweſen, auf das verderblichſte erſchüttert. Der ferne Kaiſer konnte auf die ſtürmiſchen Bewegung des deutſchen Reichs ſo wenig einwirken, daß er ſeinen Bruder Ferdinand gleichſam zum Stellvertreter daſelbſt nehmen mußte. Allein dieſem fehlte die kaiſerliche Majeſtät zu einer Zeit, wo die lutheriſchen Fürſten ſchon zu einem beſondern Bunde zuſammentraten, und das immer mehr anwachſende lutheriſche Volk der Deutſchen mit Erbitterung daran dachte, daß das Reichsoberhaupt abweſend ſey, um über eine Nation zu walten, die dem Pabſt und der römiſchen Kirche von allen am eifrigſten anhing. Aber nicht nur Oberitalien und Deutſchland waren dem Hauſe Oeſterreich gefährdet, weil ſein älteſter Erzherzog auch die ſpaniſchen Kronen trug; ſondern ſein eigenthümliches Erbland war es gleichfalls, da die Türken unter Solymann dem Großen es furchtbarer wie je bedrohten, inzwiſchen ſein fürſtliches Haupt fern war, das es mit der vereinten deutſchen Kraft hätte ſchirmen ſollen.

Eben jetzt aber trat das Schickſal, welches nie von Errichtung des öſterreichiſchen Staatenvereines abließ, unerwartet hinzu und erfüllte die Hoffnung, die dem Greiſen Maximilian kurz vor ſeinem Tode erſchienen war. Ludewig von Ungern und Böhmen kam in dem Treffen bei Mohacz um, ohne Erben zu hinterlaſſen; und wiewohl beide Nationen ihr Wahlrecht behaupteten, nahmen ſie doch Rückſicht auf die Erbverträge, welche von ihren Königen mit den Erzherzogen von Oeſterreich geſtiftet waren, und auf den Umſtand, daß die einzige noch übrige Fürſtin ihres königlichen Hauſes, die Schweſter Ludewigs, mit dem Erzherzog Ferdinand vermählt war. Dieſer kraftvolle Fürſt erhielt beide Kronen, das theuerſte Beſitzthum, welches ſein Haus für Größe und Dauer bedurfte.

Das Glück dieſes Ereigniſſes ward kaum auf einen Augenblick dadurch überſchattet, daß Solymann weit genug vordrang, um ſelbſt Wien zu belagern. Vielmehr ſchien es ein Beweis des Verhängniſſes zu ſeyn, daß es nun einen Mittelpunkt und ein Bollwerk für den Verein dort zuſammengrenzender Länder gab, wenn mit geringer aufgeraffter Mannſchaft die Hauptſtadt wider die türkiſche Uebermacht gerettet werden konnte. Hätte Karl darauf dem Rathe Gehör gegeben, daß er Mailand nicht mehr dem Hauſe Sforza, ſondern ſeinem eignen unmittelbar zuwenden ſolle: ſo wäre nun ein Moment für den öſterreichiſchen Staatenverein geweſen, der keinen Wunſch mehr übrig ließ, als daß Ferdinand auch im alleinigen Beſitz der öſterreichiſchen Erblande und deutſcher König ſeyn möchte. Allein der Kaiſer war als König von Spanien und

Beherrſcher auch von Unteritalien immer voll Rückſicht auf den Pabſt und die italiäniſchen Mächte, und ſcheute deshalb eine Maßregel, welche Argwohn und Eiferſucht derſelben freilich auf das höchſte geſpannt, aber Habsburg in Oberitalien begründet hätte, was alle andren Rückſichten überwog.

Bald darauf richtete Karl ſeine Aufmerkſamkeit auf Deutſchland, und hielt den berühmten Reichstag zu Augsburg, wo die lutheriſchen Reichsſtände nicht nur als eine große ſelbſtſtändige Partei, ſondern auch als eine politiſche Oppoſition gegen den Kaiſer erſchienen. Wenigſtens erklärte dieſer ihnen, daß er mit den andern Kurfürſten, Fürſten und Ständen des Reichs, die mit aller Treue und Unterthänigkeit ihm Beiſtand verheißen hätten, unter Blutvergießen ihnen zum Trotz die Dinge in einen beſſern Stand bringen werde. Da zeigte ſich auf das deutlichſte zum erſten Mal die Trennung zwiſchen einem katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchland, wodurch ſo manche politiſche und kriegeriſche Erniedrigung unſres Vaterlandes herbeigeführt wurde. Zweifelhaft bleibt, ob es zu einer ſolchen gänzlichen Scheidung der deutſchen Länder gekommen wäre, wenn Karl, warum ihn die Reichsſtände dringend erſuchten, ganz unter der deutſchen Nation hätte bleiben können. Spanien erlaubte dies nicht; und einiger Erſatz dafür war ſowohl dem geſammten Deutſchland, als dem öſterreichiſchen Staatenvereine, daß er ſelbſt für nöthig erachtete, die Wahl ſeines Bruders Ferdinand zum römiſchen König durchzuſetzen. Dadurch geſchah der erſte Schritt, den Zwieſpalt in der öſterreichiſchen Politik, welcher durch die Verbindung des erzherzoglichen Hauſes mit den Niederlanden und den ſpaniſchen Kronen entſtanden war, allmählig wieder auszugleichen; und wohlthätiger hätte derſelbe ſogleich gewirkt, wenn die öſterreichiſchen Brüder nicht verſucht hätten, das Herzogthum Würtemberg an Habsburg zu bringen, und die Macht ihres Hauſes auch da zu gründen, wo das Geſchick demſelben ſchon wiederholt die Grundlage verweigert hatte.

In den Unternehmungen Karls, die er vorzüglich Spaniens wegen verfolgte, ward nun ſein Zug nach Afrika für die Politik des öſterreichiſchen Länderbundes darum denkwürdig, weil der dort kaum entſtandne Räuberſtaat als eine bedeutende Hülfe der Türken wider die Chriſtenheit betrachtet werden konnte. Wenn man überſchaut, wie unermüdlich er in allen ſeinen Beziehungen geſtrebt hat, dieſe Barbaren von der europäiſchen Welt abzuhalten, wie er ſie perſönlich und ohne Scheu gegen jegliche Gefahr an der afrikaniſchen Küſte mittelbar befehdete, mit Hülfe der genueſichen Seemacht ihre Tyrannei in Griechenland, welches ſchon damals unter ihr ſeufzte, wie jetzt, zu ſtürzen, und bis zu dem Sitz ihrer Herrſchaft vorzubringen beabſichtigte; wie er ſelbſt die deutſchen Reichsſtände zu beflügeln wußte, daß ſie ſich zu einer eilenden Hülfe wider den Erbfeind entſchloſſen: ſo erſtaunt man über die Vorſtellung, wie ihm, wenn er keine Kronen getragen hätte, als die ſeinem Hauſe von der Natur beſtimmten, höchſt wahrſcheinlich gelungen wäre, die Türken ganz aus Europa zu werfen, und wie dann die öſterreichiſche Monarchie ein ſoviel früheres, glücklicheres Gedeihen, und die europäiſche Republik eine ſoviel vollendetere Rundung gewonnen hätte. Wäre durch ſeinen Beſitz der Niederlande und Spaniens nicht der franzöſiſche Hof zu ſolcher Eiferſucht wider Habsburg gezwungen, daß er ſich ſelbſt mit den Türken verbündete, imgleichen um die Freundſchaft der Proteſtanten bewarb; ſo wäre der Kaiſer nicht gehindert worden, die Ausführung ſeiner großen Ideen feſten Schrittes zu verfolgen.

Ungemein bedeutend iſt in ſeinem Leben, daß er in ſeinem langen thatenvollen Wirken, weder über Italien, noch wider die Türken, noch in Deutſchland zu einem beſtimmten Reſultate kam, obgleich er in dem letzten gegen die Häupter der Proteſtanten, den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen ein ähnliches Glück hatte, wie einſt gegen den König von Frankreich bei Pavia. Der Hauptgrund davon lag immerfort darin, daß ſeine hohe Natur auf einen Standpunkt geſtellt war, welcher der Naturbeſtimmung ſeines Hauſes und der demſelben gebührenden Macht vielmehr Abbruch that, als beihalf. Nur darum bleibt begreiflich, daß er ſeines Spaniens wegen die kriegeriſche Kraft wider die Türken gegen Algier brauchte, anſtatt dieſelbe aus Ofen und Peſth wegzuſchlagen, welcher Plätze mitten in Ungern mächtig ſie drohten, nicht nur die kaum wiedergeſtaltete öſterreichiſche Monarchie, ſondern auch das ganze wider ſich ſelbſt fehdenreiche Deutſchland, und nach demſelben das chriſtliche Syſtem der Europäer überhaupt, bei einiger Planmäßigkeit zu ſtürzen.

Auf der andern Seite dagegen iſt eben ſo bemerkenswerth, daß der öſterreichiſche Staatenverein kaum wieder ſeinen Hauptmaſſen nach unter Ferdinand dem Erſten als römiſchem Könige ſich zuſammengefügt hatte, und ſchon, wenn gleich in großer Bedrängniß und mit einer kümmerlich zuſammengebrachten und von nichts weniger als glänzenden Kriegserfolgen begleiteten Hülfe der Deutſchen, wider den fürchterlichſten Andrang der Türken doch eine Schutzmacht Europa's wurde. Die öſterreichiſchen Erblande und Böhmen, und Ungern, ſelbſt der Schauplatz des Krieges, fühlten ſich unglaublich angeſtrengt, um in ihrem Verein wider die Türken zu beſtehn, jedoch nicht ohne die Wahrnehmung, daß ſie nur durch dieſen Verein, ein jegliches auch ſich ſelber beſchirmten. Schon damals hat ſich dargethan, was ſich öfters in der Geſchichte wiederhohlte, daß das Land der Czechen durch ſeine angeſtrengteſte Kraft die vornehmſte Rettung der ganzen öſterreichiſchen Monarchie werden kann.

Kaiſer Karl der Fünfte, deſſen Daſeyn offenbar für die Gährung der Welt, und nicht für feſte Naturbeſtimmungen aufgeopfert wurde, der eben darum eine Trauer über das Leben empfand, die ihn auf ſeinen urſprünglichen Hang zu innerer Beſchaulichkeit zurückbrachte, traf gleichwohl nicht auf den eigentlichen Punkt des Unheils für ihn und Habsburg, und begehrte noch, indem er mit dem Gedanken umging, alle ſeine Kronen niederzulegen, von ſeinem Bruder Ferdinand und deſſen Sohn Maximilian, daß ſie gegen eine genehme Entſchädigung, zum Beſten Philipps, ſeines Nachfolgers auf dem ſpaniſchen Throne, auf die deutſche Krone Verzicht leiſten ſollten. Zum Glück Oeſterreichs wollten ſich dieſelben keineswegs dazu bequemen, und überaus brav im habsburgiſchen Geiſte war es von Ferdinand, daß er auch ſtandhaft verweigerte, den Sohn ſeines kaiſerlichen Bruders zum Reichsverweſer in Belgien und Italien zu ernennen; und ſo blieb, als Karl mit einer Ruhe und Erhabenheit, die wiederum den Eindruck machte, wie wenn er den Erdball unter ſeinen Füßen hätte, alle ſeine Kronen niederlegte, das Intereſſe Deutſchlands und der öſterreichiſchen Monarchie nicht mehr mit dem ſpaniſchen in einem Herrſcher verbunden. ſt. J. 1558.

Zu Augsburg auf dem Reichstage, wo Karl die Wahl ſeines Bruders zum römiſchen König betrieb, hatte er über ihn gegen die Fürſten geurtheilt, daß er in Reichsſachen nicht unerfahren, fleißig und wachſam, ein Liebhaber des Friedens und der Einigkeit, und ſeine Länder und Reiche eine Vormauer wider die Tyrannei der Türken wären. Nicht allein dies war völlig gegründet, ſondern man darf auch, nach dem hier verfolgten Geſichtspunkt hinzuſetzen, daß Ferdinand, wenn ſeines Bruders Genius die europäiſche Welt verwirren, beſchirmen und geſtalten konnte, ganz geeignet war, eben den neuen Staatenverein, zu deſſen Haupt ihn das Schickſal erhoben hatte, zu bewahren und enger zuſammenzufügen. In Spanien erzogen, als Liebling des verſchmitzteſten Politikers ſeiner Zeit, des Königs Ferdinand von Arragonien, gebildet durch einen ſo ausgezeichneten Staatsmann wie der Kardinal Ximenes, wegen ſeiner frühen feſten Art von den Spaniern ſo bewundert, daß ſie ihn ſtatt ſeines niederländiſch erzogenen Bruders zum König zu erhalten wünſchten, war er eben darum zeitig genug wieder nach Deutſchland geſchickt; ſo daß er ſich an deutſchen Sinn gewöhnen, und von Spaniens Einfluß nicht viel mehr behalten konnte, als die edle Haltung, die ihn Meiſter ſeiner ſelbſt bleiben ließ. Doch darf man jenem vielleicht auch die harte Feſtigkeit beimeſſen, die er wider die Lutheraner bewies, weil ſie ſich in ſeinen ſpäteren Jahren ſehr milderte. Aus dem habsburgiſchen Charakter, der allen Neuerungen Feind war, kann ſie übrigens eben ſo gut erklärt werden, als ſeine nachherige ungemeine Mäßigung, ſo wie er überhaupt und inſonderheit in ſeiner treulichen, vielfach erörternden Berathung ſelbſt mit der Gegenpartei, wodurch er auch dieſer Zutrauen einflößte, den Geiſt ſeiner Vorfahren in geläuterter Kraft darwies.

Während des Krieges, welchen ſein Bruder und er mit den proteſtantiſchen Fürſten geführt, war ihm deutlich geworden, daß für die Macht ſeines Hauſes in Deutſchland, und wider die Proteſtanten, Böhmen im öſterreichiſchen Staatenverein eben ſo wichtig ſey, als Ungern wider die Türken. Nicht nur hatten die Einwohner des Reiches wenig Geneigtheit bewieſen, in dem Kriege ihn zu unterſtützen, ſondern ſelbſt Miene gemacht, ſeinen Kriegszug durch ihr Land zu hemmen, und ſich wohl gar mit den Proteſtanten zuſammenzuthun. Hätte der Kaiſer nicht ſo entſchieden bei Mühlberg geſiegt, ſo wären Deutſchland und Böhmen gewiß zuſammen in Religionsfehde wider Habsburg hingeriſſen. Die Beſtürzung über jenen Sieg beſchloß daher Ferdinand ſo zu benutzen, daß er die

Königsmacht und den Länderverein ſeines Stammes ſicher in Böhmen gründe. Von dieſem Entſchluß ließ er ſich nicht abbringen, als die Stände ihn baten, ihr Heer wider die Türken zu führen. Mit überwiegender Kriegsmacht ſtand er plötzlich in Prag; und auf einem förmlichen Landtage vernichtete er die Urkunde, die ſeine Verſicherung enthielt, daß er durch freie Wahl der Böhmen auf den Thron gekommen ſey, und ließ ſein erbliches Recht, ſo wie das ſeiner Nachkommen auf die böhmiſche Krone, in die Landtafel, eintragen. Dem Könige allein ſollte künftig das Recht zuſtehn, Landtage auszuſchreiben.

Meiſterhaft wußte er zugleich den Schmerz der Böhmen über Beſchränkung ihrer Freiheiten durch Beſtellung ſeines Sohns zu ihrem Statthalter, Befreiung ihres Landes von den Reichsſteuern und Errichtung eines Appellationsgerichtes, wodurch die Rechtsverwaltung belebt und von auswärtigen Gerichtshöfen unabhängig erhalten wurde, zu lindern. Daß er die Erziehung der Nationen in die Hände der Jeſuiten zu ſpielen ſuchte, zeugt von ſeiner tieferen politiſchen Klugheit, die im Geiſte eines Volks die ſicherſte Grundlage einer bezweckten bürgerlichen Ordnung und Regierungsmacht erbaut.

Eines nur war zu tadeln, daß er gegen das Ende ſeines Lebens die böhmiſche Nation ſelbſt ſehr begrüßte, ſeinen Sohn bei ſeinem Leben zum König wählen zu wollen. Vielleicht verzweifelte er, daß der Buchſtabe der Landtafel genug Kraft haben werde, ſeinen Nachkommen den Thron durch ein Erbrecht zu ſichern, und ließ darum den Hang zur Wahlfreiheit wieder los, welcher nachher ſo unſägliches Unheil über Böhmen gebracht, und wahrſcheinlich durch ihn für immer hätte gefeſſelt werden können. Alles andre möchte die Politik des öſterreichiſchen Staatenvereines leichter zugeben, als auch nur einen Schein von Wahlfreiheit der Völker bei den Kronen deſſelben; denn er iſt der Zwietracht und Zerrüttung in ſeinen Grundelementen zum Spiel geworden, ſobald ſeine ihm weſentlichen Theile ſich nicht durch ein unveränderliches Recht des Blutes vererben. Iſt dieſes Erbrecht nur unantaſtbar: ſo kann er allen ſeinen Nationen eine Fülle von Freiheiten verleihen, die jenem Rechte nicht widerſtreben.

Irgend eine ähnliche Rolle, wie in Böhmen auch in Ungern zu ſpielen, und auch hier ein Erbrecht durchzuſetzen, wollten die Zeitumſtände ſchlechterdings nicht anrathen. Wenn gleich durch die Nationalmaſſen, die Ferdinand unter ſeinem Scepter vereinigte, die Türken abgehalten wurden, ſich Ungerns dauernd zu bemächtigen, und von dem feſten Punkt, den ſie in Ofen und Peſth gewonnen hatten, die Chriſtenheit zu überſchwemmen, bedurfte es dazu doch auch der äußerſten Schonung gegen die ungeriſchen Stände ſelber. Der Kaiſer mußte froh ſeyn, wenn er durch einen Waffenſtillſtand mit Solymann nur die Krone ſeinem Hauſe bewahrte.

Eben ſo wenig war daran zu denken, ein erbliches Recht Habsburgs auf den deutſchen Thron wider Reichsſtände zu behaupten, welche ihre Souveränität und die Hoheit ihrer Gebiete in weſentlichem Zuſammenhang mit Verleihung der Kaiſerkrone durch ihre Wahlfreiheit glaubten. Schon zeigte ſich auf das deutlichſte der große Unterſchied zwiſchen einem Staatenbunde, wie der deutſche, in welchem unter einem Oberhaupt eine zahlreiche Gruppe von ſouveränen Volkshäuptern als verbündet daſteht, und zwiſchen dem öſterreichiſchen Staatenvereine, der nur einen einzigen allgemeinen Souverän und unter ihm keine beſondre Volkshäupter duldet. Die Wahlcapitulation, wodurch ſein Bruder gefeſſelt worden, ehe er den Kaiſerthron beſteigen durfte, ließ Ferdinand gern ungekränkt, und begnügte ſich damit, daß er in den Religionsfrieden von Augsburg, welchen er noch im Namen Karls geſchloſſen, den geiſtlichen Vorbehalt gebracht hatte, und ſich darob verſprach, es würden durch Religionsveränderungen nicht noch mehr geiſtliche deutſche Lande der römiſchen Kirche und dem, nach der einmal erwählten, und allerdings ächten Politik, mit ihr verbundenen Hauſe Habsburg, oder vielmehr kaiſerlichen Intereſſe, verloren gehn. So viel milder auch ſeine religiöſe Denkart in der deutſchen Luft allmählig geworden war, beunruhigte deshalb der Verdacht, daß ſein Nachfolger Maximilian ſich zum Lutherthum neige, ſehr ſein Gemüth. ſt. J. 1564.

Die Politik Kaiſer Ferdinand des Zweiten

Das politiſche Werk, welches Ferdinand der Erſte begonnen, ward in mehrfacher Hinſicht durch Ferdinand den Zweiten vollendet; und die Regierungen, welche zwiſchen den ihrigen lagen, dienten dazu, eine ſolche Vollendung deſſelben vorzubereiten, ja faſt nothwendig zu machen.

Maximilian der Zweite, ſchon König der Böhmen und Ungern und römiſcher König beim Ableben ſeines Vaters, war freilich bei ſeinem Oheim und mit deſſen Sohn, dem nachherigen König Philipp dem Zweiten von Spanien, dem eifrigſten Beſchützer des katholiſchen Lehrſyſtems, erzogen und in der Religion wie in den Wiſſenſchaften unterwieſen; aber ſein heitrer und milder Sinn begnügte ſich mehr mit einer innern Frömmigkeit der Natur, als daß er den kirchlichen Dogmen feſt anhing. Darum hatte er ſchon während der Regierung ſeines kaiſerlichen Oheims einen wohlthätigen Einfluß auf die Religions- und Friedenshandlungen der Deutſchen. Nach ſeinem Regierungsantritt geſtattete er eine bisher unerhörte Freiheit in Glaubensſachen, und erlaubte den Utraquiſten in Böhmen, ſich frei und offen zu der lutheriſchen Lehre zu bekennen. Dadurch entſtand eine ſolche Verbindung zwiſchen ihnen und den Proteſtanten in Deutſchland, daß ihre beiderſeitigen Bewegung ſchnell ineinander griffen, und ihre Oppoſition gegen ein Kaiſerhaus, das der katholiſchen Lehre treu bleiben ſollte, ungemein an Furchtbarkeit zunahm; dadurch ward auch der böhmiſche Bürgerſtand, vorzüglich in den Prager Städten, deſſen Kraft Ferdinand kaum gebrochen hatte, von neuem belebt, weil bei weitem die Mehrzahl der Bürger, utraquiſtiſch war. Rechnet man hiezu, daß ſeine freundliche Natur wahrſcheinlich ſeinen Vater auch bewogen hatte, trotz der Urkunde der Landtafel über ſein Erbrecht, die Böhmen um ſeine Wahl zu begrüßen, und alſo jene wieder zu entkräften; nimmt man zugleich wahr, wie die Proteſtanten in dem eigentlichen öſterreichiſchen Erblande und in Deutſchland überhaupt unter einem Kaiſer zunahmen, der Prieſterehe und Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt auch für die Layen begünſtigte: ſo darf man wohl urtheilen, daß Maximilian dem öſterreichiſchen Staatenverein, welchen er tapfer und glücklich wider die Türken vertheidigte, durch ſeine politiſchen Maximen Abbruch that, und unter ſeinen Nachfolgern einen ſolchen, wie Ferdinand den Zweiten nothwendig machte.

Sonſt beſaß dieſer Kaiſer manche Eigenſchaften, die ihn als Haupt eines großen Staatenbundes von verſchiedenartigen Völkern zierten. Es war in ihm eine ſo allgemeine und ächtmenſchliche Freundlichkeit, daß ſeine Huld gegen alle Nationen ſeines Ländervereines durchaus gleich war. Dazu hatte er ſich eine ſolche Fertigkeit in den neueren Sprachen erworben, daß er in den Stunden, wo jeden Tag ſeine Unterthanen aller Art ihm ſelbſt die Anliegen eröffnen durften, ſeinen gütigen Rath und Troſt dem Deutſchen, Italiäner, Ungern, Böhmen, Belgier, jeglichem in ſeiner vaterländiſchen Sprache mittheilen konnte.

Schwerlich hätte er auch bei einer viel längeren Regierung (ſt. 1576) durch die Maximen ſeiner Politik eine ſolche Umwandlung in ſeinen Staaten hervorgebracht, daß der neue Geiſt der Zeit ſich genug in denſelben befeſtigte, um künftige Verſuche, ihn auszurotten, und den bürgerlichen Krieg zurückzuſchrecken. Große politiſche Ideen und durchgreifende Pläne zu verfolgen, trieb ihn ſeine Natur nicht. Was hätte er ſonſt für die Kaiſermacht und die deutſche Nation zugleich thun können, als dieſe offenbar in den Bewegungen des Adels unter Grumbachs Einfluß andeutete, daß ſie über die Souveränität der Fürſten hinweg, ſich ihrem König gern wieder unmittelbar anſchlieſen möchte.

Sowohl die guten, als die mangelhaften Eigenthümlichkeiten ſeines Sohnes und Nachfolgers Rudolfs vervielfachten das Uebel, welches ſeine Politik eingeleitet hatte. Weil Philipp der

Zweite anfänglich der männlichen Nachkommenſchaft gänzlich entbehrte, war derſelbe zu Madrid als wahrſcheinlicher Erbe der ſpaniſchen Krone erzogen, und mit einer religiöſen Ueberzeugung herangewachſen, welche nach dem Geſichtspunkt der Jeſuiten ſeines Vaters Begünſtigung der Proteſtanten nach allen ihren Wirkungen zu entkräften wünſchte. Sich aber in einen Kampf mit dem Geiſte der Zeit glücklich einzulaſſen, war Rudolf viel zu ſchlaff und zu wenig planmäßig klug. Ueberdies fehlte ihm alle Luſt zum Kriegshandwerk; und ohne Krieg und Blutvergießen war ein ſolcher Kampf nicht einmal zu beginnen. Das nothwendigſte Erforderniß dazu, offner, vielfacher und entſchloſſner Verkehr, der von dem Oberhaupte eines verſchiedenartigen Völkerbundes in allen Verhältniſſen geheiſcht wird, war Rudolf dem Zweiten nicht gegeben, der nur in der hausväterlichen Sorgfalt für die Unterthanen dem Ahnherrn glich, deſſen Namen er führte. Seine Anhänglichkeit an Wiſſenſchaft und Kunſt entführte ihn aus dem Gewühl einer Welt, die er regieren ſollte, ganz in die Einſamkeit, und wirkte in politiſcher Hinſicht ſo ſchädlich, als ſeine Ergebenheit an Alchymie und Aſtrologie.

Indem ſeine trauliche Gunſt gegen ausgezeichnete Geiſter, wie Tycho Brahé, ſeine prächtigen Sammlungen für Wiſſenſchaften und Künſte, ſein Eifer für die Naturhiſtorie, auch ſeine Theilnahme an der öffentlichen Erziehung, über ſeine Regierung ein löbliches Licht verbreiten wollen, überhäufen ſein fruchtloſer Grimm wider die Utraquiſten und Proteſtanten, die unter ihm gedeihende proteſtantiſche Union in Deutſchland, ſeine muthloſe Scheu gegen die Türken, ſeine geringe Sorge um die Angelegenheiten Ungerns, und die Nichtigkeit, welche er gegen ſeinen Bruder Mathias verrieth, ſeine Regierung mit Verwürfen. Der Nachtheil, welchen die Verbindung des erzherzoglichen Hauſes mit Spanien für den öſterreichiſchen Länderbund auch wegen ſeiner ſpaniſchen Erziehung wiederum dargethan, vergrößerte ſich vor der Hand dadurch, daß ihn der Einfluß des Hofes von Madrid auf den Gedanken brachte, dem Zögling der Jeſuiten, ſeinem Vetter Ferdinand von Steyermark, die Nachfolge in der öſterreichiſchen Monarchie zuzuwenden. Daß ſein Bruder deshalb die Waffen wider ihn ergriff, ihm Oeſterreich und Ungern entriß, ihm ſelbſt die Krone Böhmens abdrängte, wo durch dieſes Bemühen der Majeſtätsbrief, an welchem der dreißigjährige Krieg ſich entzündete, gefördert ward, daß endlich ein Reichstag der Deutſchen ſich ohne ſein Zuthun verſammelte, um wider ſeinen Willen die römiſche Krone zu vergeben: alles dies ſind Ereigniſſe, vor welchen eine ächte Politik des öſterreichiſchen Staatenbundes zurückſchaudert.

Nach Rudolfs Tode (1612) verrieth Mathias, der alle Kronen ſeines Bruders davongetragen, hinlänglich durch ſein Benehmen, daß er zur Zerſtörung der im Hauſe Oeſterreich ſo nothwendigen Brüdereintracht und der eben ſo nothwendigen Ergebenheit der Stammvettern gegen denjenigen, welchen die Primogenitur zu ihrem Haupt machte, keineswegs darum berechtigt war, weil er die Kraft des Geiſtes und die politiſche Einſicht beſaß, die dem Oberhaupte des habsburgiſchen Staatenbundes beiwohnen ſollte. Froh über einen neuen Waffenſtillſtand mit den Türken, konnte er nicht hindern, daß Bethlen Gabor unabhängiger Fürſt von Siebenbürgen und gleichſam ein Statthalter des Erbfeindes der Chriſtenheit wurde; daß in Deutſchland, in Oeſterreich ſelbſt, und noch weit mehr in Böhmen, die Macht ſeines Hauſes zerfiel. Er ſtarb im eigentlichſten Sinne an der gerechten Rache des Schickſals, daß er alle politiſche Grundſätze Oeſterreichs verläugnet hatte, J. 1619; und wäre der von ihm gehaßte Erzherzog Ferdinand von Steyermark nicht ſein Nachfolger in allen ſeinen Ländern und Reichen geweſen: ſo hätte das Verhältniß, in welcher Natur und Charakter Maximilians des Zweiten und ſeiner beiden Söhne zu den Gährungen der Welt und den Gefahren Oeſterreichs ſtanden, den Staatenverein deſſelben in der ſich geſtaltenden neuen Welt ſicherlich untergehn laſſen.

Ein Enkel Kaiſer Ferdinands des Erſten von ſeinem Sohn Erzherzog Karl, Erbe ſeines Namens und Geiſtes, von Grund aus gebildet durch die Jeſuiten, welchen jener zuerſt eine Heimath in den öſterreichiſchen Staaten bereitet hatte, war dieſer Fürſt vom Schickſal, welches den großen Bund derſelben am Rande des Untergangs von neuem und herrlicher zu gründen pflegte zur Zeit der höchſten Gefahr, worin er jemals geſchwebt, berufen worden. Nie iſt ſoviel menſchliche Klugheit, Berechnung menſchlicher Schwäche und ſo hohes Vertrauen auf die eigne Natur mit ſolcher Zuverſicht auf Gottes Hülfe bei einem Werke, das menſchliche Klugheit und Empfindung widerriethen, wie bei ihm vereinigt geweſen. Wider den Rath aller Einſichtsvollen, ohne Schonung und Mitleid, hatte er das proteſtantiſche Steyermark plötzlich in ein katholiſches umgeſchaffen, und hegte tief die Hoffnung und Abſicht, in den meiſten Ländern, deren Oberhaupt Mathias geweſen, wo es Noth that, ein Glaches zu vollbringen, wiewohl er bei deſſen Tode des Beſitzes vor keinem derſelben gewiß war. Die böhmiſche Nation, die ihn ſchon zum König gewählt, ſtand in Waffen, um dieſe Wahl wieder zu vernichten; und berufen von ihr beſtieg bald Friedrich von der Pfalz ihren Thron: der Fürſt von Siebenbürgen trachtete nach der ungeriſchen Krone, und die ungeheure Türkenmacht ſchien ſie ihrem Schützling ſicher verleihen zu können; ſelbſt die beiden öſterreichiſchen Landſchaften verſagten dem Zögling der Jeſuiten die Huldigung. Von ihren Ständen und der böhmiſchen Kriegsmacht in Wien belagert, ſtündlich in ſeiner Burg von dem Tode bedräut, ſann dieſer darauf, wie die deutſche Krone Rudolfs von Habsburg von ſeinem Stamm nicht weichen ſolle, und benutzte den erſten Augenblick ſeiner Befreiung, um perſönlich ſeine Wahl zum Kaiſer zu Frankfurt durchzuſetzen.

Auch um die deutſche Krone wider die Proteſtanten zu behaupten, richtete er zunächſt ſeine Politik wider die Böhmen, welche mit denſelben ſeit Maximilians Erlaubniß, daß ſich die Utraquiſten zur proteſtantiſchen Lehre öffentlich bekennen durften, wie eine und dieſelbe Partie zuſammenſtanden. Wenn Friedrich von der Pfalz Kurfürſt und König von Böhmen blieb, ſo blieb Ferdinand gewiß nicht König der Deutſchen, und konnte eben ſo wenig auf eine Fortdauer des öſterreichiſchen Staatenvereines rechnen, nicht nur, weil jenes

Land demſelben ſchlechterdings nicht fehlen darf, ſondern auch, weil ohne Bezwingung des Proteſtantismus in demſelben das gänzliche Obſiegen der neuen Lehre in den übrigen öſterreichiſchen Landen, wegen ihres natürlichen und durch Ereigniſſe mehrerer Jahrhunderte geſtärkten Zuſammenhangs mit Böhmen, wahrſcheinlich gelang.

Der Sieg des kaiſerlichen Hauſes auf dem weißen Berge, und die Politik, mit welcher Ferdinand ihn benutzte, machen eine Epoche in der Geſchichte der öſterreichiſchen Monarchie, welche von keiner andern an Wichtigkeit übertroffen wird. Soviel iſt gewiß, daß der Majeſtätsbrief, wenigſtens in der Auslegung der Böhmen, ſchlechterdings mit Befeſtigung der bürgerlichen Ordnung und auf ihr gegründeten Kriegsmacht nicht zu vereinen war. Wenn die Unterthanen ſelbſt das Recht haben wollten, ſich den öffentlichen kirchlichen Zuſtand nach Willkühr anzuordnen, ſo konnte keine ſouveräne Gewalt mehr beſtehn. Gebrochen mußte gleichfalls die Macht werden, deren ſich die Stände anmaßten; denn durch dieſelbe wär die königliche Einwirkung auf Böhmen zu einem ſolchen Schattenſpiel herabgewürdigt, daß dieſes Reich nicht einem wahrhaften Staatenbunde angehören mochte. Von der Wahlfreiheit mußte auch die letzte Spur vertilgt ſeyn. Zugeben darf man endlich ſelbſt, daß der Schwung der Nation, der wider die katholiſche Kirche ging, gelähmt und dieſe zu der obſiegenden gemacht werden ſollte. *)

---

*) Vergl. Grundideen der Politik der öſterreichiſchen Monarchie. Frankfurt am Mai 1815. S. 51 — 54.

Man kann dahingeſtellt ſeyn laſſen, ob die Härte, welche das Blut mancher der ausgezeichnetſten Männer Böhmens vergoß, die evangeliſchen Prediger verjagte, über dreißigtauſend Familien, die größtentheils die Blüthe und der Kern der Nation waren, zur Auswanderung zwang, weil ſie dem unkatholiſchen Glauben nicht entſagen wollten, bis zu ſolchem Grade nöthig war, um Böhmen ſo zu geſtalten, daß es dem Staatenbunde geſichert und erſprießlich wäre.

Aber tadelnswerth wird immer bleiben, daß man den Jeſuiten und andern Geiſtlichen erlaubte, die böhmiſche Nationalität auf alle Weiſe, und beſonders durch Vertilgung einer nationellen böhmiſchen Literatur zu unterdrücken und auszurotten. Dies war ein Frevel gegen die Grundregeln der Politik der öſterreichiſchen Monarchie *), und wird als ſolcher ſtets von der Geſchichte dargeſtellt werden müſſen, wenn ſie auch glaubte, wahrzunehmen, daß in dem Plan, nach welchem die Vorſehung der Nationalitäten und die Cultur der Völker Europa's leitet, ſie beſchloſſen habe, die urſprüngliche ſlawiſche Individualität der Böhmen in die deutſche überzuführen, und in der böhmiſchen Nation nicht ein ungemiſchtes Volk, mit einem Urcharakter, ſondern ein ſolches aufzuſtellen, welches durch ſeine vollendete Umwandlung die ſlawiſche ſinnreiche und phanthaſievolle Beweglichkeit mittelſt deutſcher Tiefe, Um-

---

*) Grundideen u. ſ. w. S. 27. 28.

faſſung, Beſtändigkeit und Ehrfurcht für die ſittlichen Tugenden veredelt zeigte.

Imgleichen wird die Politik eines Staatenvereins von ungleichartigen Völkern nie billigen, daß die utraquiſtiſche Religion mit allen ihren Wurzeln in Böhmen ausgerottet wurde. Wenn die katholiſche der eigentliche Staatsglaube eines chriſtlichen Völkerbundes ſeyn ſoll: ſo kann ſie der Natur des Chriſtenthums nach, und ſoll die proteſtantiſche innerhalb ihrer Sphäre dulden. *)

Als Ferdinand ſeine Abſicht, das ganze böhmiſche Weſen zu einem andern zu machen, ausführte und vollendete, war ſchon das geſammte Deutſchland von dem Krieg ergriffen, welchen er eben ſo planmäßig, wie auf ſeinem Heerd in Böhmen, auch dort der Politik ſeines Staatenvereines gemäß zu beenden hoffte. Indeſſen war er ſcharſinnig und wiſſenſchaftlich denkend genug, um die Natur des deutſchen Staatenbundes mit dem Weſen des öſterreichiſchen nicht durchaus zu verwechſeln **), ſich als Oberhaupt von jenem nicht auf demſelben Standpunkt, wie zu dieſem, zu betrachten. Gewiß fiel ihm nicht auf das fernſte ein, katholiſche Reichsſtände, wie das ihm befreundete bairiſche Haus, ohne deſſen Beihülfe er ſchwerlich Böhmen und ſeine Monarchie überhaupt gerettet hätte, auch bei dem höchſten Waffenglück, ihrer Souveränität berauben zu wollen. Es war bereits genugſam von dem Schickſal entſchieden, daß Deutſchland ein Bund von ſouveränen Volkshäuptern ſeyn ſolle, die unbeſchadet ihrer eignen Hoheit unter einem gemeinſamen Oberhaupte die deutſche Nationalkraft regierten. Gehorſam aber gegen dieſes Oberhaupt in einem ſolchen Grade, daß ſich der Bund mit Würde und Kraft zuſammenhielte, auch darum, wenn nicht gänzliche Vertilgung, doch Niederbeugung der proteſtantiſchen Fürſten, die dem kaiſerlichen Anſehn ſo herbe widerſtrebten, dergleichen bezweckte Ferdinand allerdings, und ſolchen Zweck machte ihm die Politik zur Pflicht, wenn es auch ſein religiöſes Gewiſſen nicht gethan hätte. Er wollte ein wahrhafter Kaiſer über Deutſchland ſeyn, und über ein ſolches, in welchem die katholiſche Religion wenigſtens die herrſchende Kirche ſey. Zu einem Verſuch, den proteſtantiſchen Glauben in Deutſchland ganz auszurotten, wie er ihn in Böhmen durchführte, hätte ſchwerlich ſein eigner Religionseifer und die Klugheit der Jeſuiten ſeine Politik verleitet, wenn auch das Waffenglück dazu aufforderte.

---

*) Grundideen u. ſ. w. S. 52. 53.

**) S. Grundideen u. ſ. w. S. 14.

Nach den angegebenen Geſichtspunkten verdiente Lob, daß Ferdinands Politik den Pfalzgrafen unerbittlich ſtrafte, und ſeine Kurwürde auf Maximilian von Baiern übertrug; denn es giebt kein Oberhaupt des deutſchen Völkerbundes, ſobald ein Fürſt deſſelben ihm bewaffnet widerſtreben darf, und außerdem war der Kurfürſt von der Pfalz eine der Hauptſtützen der Proteſtanten. Gleichfalls einer durchgreifenden Politik gemäß war ſein berühmtes Reſtitutionsedikt, das den Proteſtanten allen Beſitz, welchen ſie gegen den geiſtlichen Vorbehalt inne hatten, abſprach, um ihn den Katholiken wieder zuzuwenden. Auch that er nichts, als der nothwendigen Politik des öſterreichiſchen Statenvereines gehorchen, wenn er ſich zu gleicher Zeit in die Erbfolgeſtreitigkeiten über das Herzogthum Mantua miſchte, und Kerntruppen deshalb nach Italien ſchickte, als er durch Tilly und Waldſtein ein entſcheidendes Uebergewicht in Deutſchland erhalten hatte; da Oeſterreich nie zugeben durfte, daß ein von Frankreich abhängiger Fürſt ein bedeutendes Beſitzthum in Oberitalien hatte.

Dagegen war es Verkennung der weſentlichen Beſchaffenheit des deutſchen Reichs, wenn er wirklich glaubte, ſeinen Feldherrn Waldſtein aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit in die Reihe der Verbündeten deutſchen Souveräne ſetzen zu können. Zweifelhaft bleibt, ob er ſelbſt an eine Dauer der mecklenburgiſchen Herzogswürde deſſelben glaubte, ſo wie noch weniger erwieſen iſt, daß etliche ſeiner Staatsbeamten und Feldherren ſeine eigne Maxime ausſprachen, wenn ſie äußerten, die deutſchen Fürſten müßten den Grandes in Spanien gleich gemacht werden. Auf jeden Fall ward jener Fehlgriff der Politik ſofort geahndet, denn Maximilian von Baiern, die Stütze Ferdinands, fühlte zu ſehr ſich als ſouveränen Reichsfürſten und die Wichtigkeit des ſtaatsrechtlichen Satzes, daß die Souveränität im deutſchen Staatenbunde auf einem Lande ruhe, über welches ein Familienrecht walte, als daß er einen Fremdling, welchen dieſes nicht berief, unter den Reichsſtänden anders, als mit ihrem freien geſammten Willen hätte dulden ſollen. Waldſtein mußte Mecklenburg aufgeben und den Oberbefehl des kaiſerlichen Heeres; und weil Kardinal Richelieu ſich mit den mißvergnügten Reichsſtänden zuſammengethan, ſah ſich Ferdinand gezwungen, dem von Frankreich abhängigen Herzog von Nevers die Belehnung mit Mantua nicht zu verweigern. Ihm mißlang ſogar die Hoffnung, daß ſein Sohn Ferdinand zum römiſchen König gewählt würde. Alles dies war Folge davon, daß er das Weſen des germaniſchen Völkerbundes nicht politiſch genug ſchonte.

Von nun an war die Einmiſchung der franzöſiſchen Regierung in die deutſchen Angelegenheiten für immer entſchieden, und man darf nicht klagen, daß die heroiſche Denkart Guſtav Adolphs von Schweden noch eine ausheimiſche Macht in die Fehden Deutſchlands zog, denn durch ſie, wenn ſie gleich mit Frankreich verbündet war, entſtand ein Gegengewicht wider daſſelbe, und ward mitgeholfen, daß Oeſterreich nicht Deutſchland und dieſes ſich ſelbſt nicht an ihren furchtbarſten Feind, den überrheiniſchen verloren. Durch das Waffenglück des nordiſchen Helden ſtieg freilich die Bedrängniß und Gefahr des Kaiſerhauſes ſo hoch, daß es einen Vertrag mit einem ſeiner Unterthanen eingehen mußte, der ſchlechterdings alle Normen der Politik, die der öſterreichiſchen Monarchie zum Grunde liegen, verhöhnte; doch lag eben darin die Nothwendigkeit, daß dieſer Vertrag für Waldſtein tragiſch endete, ſobald das Verhängniß unmittelbar den habsburgiſchen Länderverein durch den Tod des Schwedenkönigs gerettet hatte. Ferdinands Rührung, als er den blutigen Koller deſſelben ſah, darf man als eine Andacht und einen Dank gegen die Vorſehung betrachten, wozu durch ihre wunderbare Obhut nie ein mächtiges Fürſtenhaus ſo oft und merkwürdig, wie das öſterreichiſche, aufgerufen wurde.

Ferdinand ſelbſt war ſo wenig Feldherr, als Philipp der Zweite von Spanien. Da war es ein groſſes Glück, daß nach der Ermordung Waldſteins ſich in dem jungen Erzherzog Ferdinand, König von Böhmen und Ungern, ein ausgezeichnetes Heerführertalent entwickelte, und in ihm der Erbe der Monarchie ſeines Vaters an die Spitze ihrer Kriegsmacht treten konnte. Seine ſiegreichen Waffen benutzte die Politik des Kaiſers, da Frankreich und Schweden trotz ihrer Eiferſucht gegeneinander nicht getrennt werden mochten, weil ihr gemeinſchaftliches Intereſſe gegen Habsburg zu ſtark war, wenigſtens die Lutheraner und Calviniſten in Deutſchland noch mehr, als ſie es ſchon waren, durch den Prager Frieden mit dem Kurfürſten von Sachſen zu ſcheiden. Dies war ihm mit Recht ſo wichtig, daß er ſein Reſtitutionsedikt zum Theil durch die Friedensbedingungen entkräftete. Mehrere lutheriſche Reichsſtände ſäumten auch nicht, der Prager Uebereinkunft beizutreten; und Ferdinand, der ſeine Geſundheit wanken fühlte, gewann durch jene Politik von neuem ein ſolches Uebergewicht in Deutſchland, daß er auf einem Reichstage zu Regensburg die Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen König durchſetzte, im Gefolge von Berathungen mit den Deutſchen, wie ſowohl Frankreich, deſſen König der Kaiſerkrone begehre, als die Schweden aus dem gemeinſamen Vaterlande hinaus geſchafft werden könnten. Hiedurch hätte freilich der Kaiſer ſein mühevolles Leben, in welchem er nicht eine einzige Stunde ſeit dem Aufſtande der Böhmen, die Waffen ruhen ließ, auf das herrlichſte gekrönt. Allein Reſultate der Art, wodurch Deutſchland von einem gebieteriſchen Einfluß ausheimiſcher Mächte befreit wäre, ſollten alle ihm nachfolgende Zeiten und auch unſre Tage noch nicht ſchauen. Er ſtarb (J. 1637.) mit dem Bewußtſeyn, die Länder ſeines Hauſes der katholiſchen Kirche und dem öſterreichiſchen Staatenverein wieder geſichert, und für dieſen Zweck ſeine an ſich leutſelige und freundliche Natur bis zur grauſamen Härte geſtählt zu haben.

Vom weſtphäliſchen Frieden bis auf die pragmatiſche Sanction und die Kaiſerin Maria Thereſia.

Daß Ferdinand der Zweite in Böhmen und den öſterreichiſchen Landſchaften den Proteſtantismus bis in die ſcheueſten Schlupfwinkel zurückgeſchreckt, und die Erziehung des Volkes ganz in die Hände der Jeſuiten gegeben hatte, bewährte ſich als eine treffliche Sicherheitsanſtalt für die innere Ruhe, wie Torſtenſohn auf den Flügeln des Siegs in das Herz der Monarchie drang; und merkwürdig genug mußte der letzte Act des dreißigjährigen Krieges darthun, daß ein niedergebeugtes Volk, von Jeſuiten und Mönchen aller Art befeuert und angeführt, ſich mit größerer Kraft und Tapferkeit ſchlagen konnte, als ein ſolches, das für ſeine politiſche Freiheit und für Geiſtesfreiheit zu fechten glaubte. Die Vertheidigung Prags gegen den ſchwediſchen Feldherrn Königsmark, durch die Zöglinge der Jeſuiten und eine nur römiſch-katholiſche Bürgerſchaft, iſt eines der ruhmvollſten Ereigniſſe des dreißigjährigen Krieges, wodurch ſein Ende ſeinem Anfang entgegen ſteht, als die Vertheidiger der böhmiſchen und der evangeliſchen Freiheit ſchmählich ebendieſelbe Stadt an die königliche und katholiſche Heeresmacht übergehn ließen.

Ferdinand der Dritte konnte, was ſein Vater mit einer politiſchen und religiöſen Standhaftigkeit, welche ihm den Vorwurf der Tyrannei zuzog, zerſtört und geſchaffen hatte, mit milderen Grundſätzen benutzen, und fand darin eine große Vorarbeit, um mit beugſamerem politiſchen und religiöſen Sinn die Errichtung des weſtphäliſchen Friedens zu fördern; und nie ward eine ſolche Denkart eines mächtigen Souveräns ſo durchaus in ihrem Geiſte durch eine gleiche diplomatiſche Kunſt wirkſam gemacht, als wie die ſeine durch den Meiſter unter den Diplomatikern aller Jahrhunderte, durch den Grafen Trautmansdorf auf die weſtphäliſchen Verhandlungen verſöhnend und ausmittelnd einwirkte.

Nie wankte der kaiſerliche Hof gegen das Andringen der proteſtantiſchen Reichsſtände, welche ihn in Unterdrückung ihres Glaubens und ihrer Glaubensgenoſſen in ſeinen Ländern beſchränken wollten. Irgend eine fremde Einmiſchung in die innern Angelegenheiten des öſterreichiſchen Staatenvereines zerrüttet die Grundideen ſeiner Politik. Dagegen waren Ferdinand und Trautmansdorf weit entfernt, an die Möglichkeit zu glauben, daß ſie die proteſtantiſche Kirche noch von dem Vorhaben, ſich der katholiſchen im Reich gleichzuſtellen, zurückdrängen könnten, oder die Reichsſtände zu hindern vermöchten, ihre Souveränität durch poſitive Sätze noch mehr, als bisher gegolten, auf Koſten der geſetzmäßigen kaiſerlichen Rechte zu befeſtigen. Daß aber durch Aufhebung des geiſtlichen Vorbehalts der Strom proteſtantiſcher Lehre nicht frei durch Deutſchland ginge und die ganze alte Verfaſſung und was die Katholiken gerettet hatten, mit ſich fortriſſe, verhinderten ſie durch die Aufſtellung des Normaljahrs 1624. Wünſche und Anſuchen der Art, daß beſtimmte Zeitpunkte für einen Reichstag feſtgeſetzt würden, und kein römiſcher König hinfort bei Lebzeiten des Kaiſers, wenigſtens nicht aus deſſen Hauſe gewählt werden ſollte, wußte Trautmansdorf vortrefflich in Unentſchiedenheit hinüberzuſpielen. Deutſchland und Oeſterreichs Staatenbund mußten allen Zerrüttungen preisgegeben ſeyn, wenn das römiſche Reich wiederum mehr zu einem Wahl- als Erbreiche gemacht war. Noch hat nie eine Monarchie dauernd geblüht, oder ſich nur lange erhalten, deren Krone bei jedem Wechſel der Regierung durch die Wahl vergeben ward; und ein deutſcher König aus Habsburg, der einzig durch die Wahl auf den Kaiſerthron gekommen ſchien, war ein Beiſpiel, welches der Hof zu Wien für die Nationen ſeines Länderbundes zu fürchten hatte. Wäre durch Ferdinand und ſeinen berühmten Staatsmann nicht der Reſt der Kaiſermacht durch die weiſeſte Politik bewahrt: ſo hätte es keinen Mittelpunkt mehr für den Bund der deutſchen Völker gegeben, und er hätte ſich ſofort wenigſtens in die beiden Hälften, welche die Religion geſchieden hatte, ganz aufgelöſet; und die deutſche Nation wäre mit ihm zu Grunde gegangen. Genug, daß keine Politik eine beinahe conſtitutionelle Oppoſition der Proteſtanten wider die kaiſerliche Majeſtät und ein Aufblühen ihres Hauptes in dem Hauſe Brandenburg zu derſelben Zeit verhindern konnte, wobei noch ein Glück zu nennen war, daß der ausländiſche Schwede, der ſich durch die Erwerbung von Pommern und andern deutſchen Beſitzungen zum ewigen Haupte der Proteſtanten in Deutſchland gründen wollte, durch das mächtige Gedeihen deutſcher Fürſtenhäuſer im Norden unſeres Vaterlandes beſchränkt und gezügelt, wie zuletzt ganz entkräftet wurde.

Wenn Habsburg das ſchöne Elſaß verlor, was für die Naturbeſtimmung ſeines Staatenvereines nicht in Berechnung kommen ſollte, brauchte ſeine Politik dieſen Verluſt kaum ſchmerzlicher zu empfinden, als wenn die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft eine vom Reich unabhängige Republik wurde; aber daß jenes überhaupt für die deutſche Nation, wie noch andre Stücke des Reichs, und an Frankreich verloren ging, dadurch ward auch die öſterreichiſche Monarchie, die auf Deutſchland mit ruhet, um ſo mehr geſchmälert, als die Macht ihres zweiten, wenn gleich nicht unchriſtlichen Erbfeindes dadurch ſtieg. Italien, wo die Macht der habsburgiſchen Linie auf den ſpaniſchen Thronen zerfiel, blieb demſelben gleichfalls eröffnet.

Das Uebergewicht, welches Frankreich durch den weſtphäliſchen Frieden erhielt, war unſtreitig das nachtheiligſte

Reſultat deſſelben für die öſterreichiſche Monarchie, welche ſich dem verwickeltſten Kampfe mit der übermüthigen, nebenbuhlenden und benachbarten Macht ausgeſetzt ſah, als nach dem Tode Ferdinands (J. 1657) ſein Sohn Leopold ihm nachfolgte. Dieſer achtzehnjährige Fürſt war, ſo lange ſein älterer Bruder Ferdinand lebte, für den geiſtlichen Stand von den Jeſuiten erzogen, ſchwachen Körpers, ſcheuen Sinnes, einer von jenen Habsburgern die ſich mit Treue gegen ihre Pflicht, ſtiller Liebe und häuslicher Sorgfalt, dem einſamſten Genuß gelehrter Kenntniſſe und trefflicher Kunſtfertigkeiten gern begnügten, in der eifrigſten Anhänglichkeit an der römiſchen Kirche und in dem Gefühl für die Würde ihres Stamms, und durchaus nicht in ehrgeizigen Regungen, Anlaß fanden, kräftiger auf die Außenwelt einzuwirken.

Auf dem Thron der Bourbons ſtand dagegen eine ſo glanzvolle und rauſchende Figur, als Leopold eine beſcheidene, ſtille; und der ſchlaue Kardinal Mazarin wollte, was Franz dem Erſten mißlungen war, nun die Kaiſerkrone an Frankreich bringen, zum Entzücken des ſo ehrgeizigen als eitlen Ludewigs des Vierzehnten. Dies Streben ward durch Schwedens Einfluß auf das deutſche Reichsweſen eitel; daß aber der Kaiſerthron an kein andres fürſtliches Haus als das öſterreichiſche vergeben wurde, verdankt Deutſchland dem geſunden politiſchen Blick des großen Kurfürſten von Brandenburg. Ihm entging nicht, daß ſeit dem weſtphäliſchen Frieden die Reichsfürſten von Oeſterreich viel weniger zu fürchten hatten, als von Frankreich, und das gemeinſame deutſche Vaterland ſich wider dieſes nur retten könne, wenn ſein Oberhaupt mächtig genug ſey, um den Franzoſen zu widerſtehn, und durch die Politik ſeiner eignen Staaten berufen und gezwungen werde, es mit der äuſserſten Anſtrengung zu thun. Nur der Souverän des öſterreichiſchen Staatenvereines durfte Haupt des germaniſchen ſeyn.

Dieſe Nothwendigkeit erhärtete ſich auch unverzüglich durch neue Bewegungen der Türken, welche zum Glück Oeſterreichs während der letzten Jahrzehnde durch Kampf mit den Polen, Perſern und Venetianern abgehalten waren, ſich in die allgemeineren europäiſchen Angelegenheiten zu miſchen, und das Gewicht der Feinde Oeſterreichs zu verſtärken. Jetzt aber zogen die Fehden um die Herrſchaft über Siebenbürgen ihre Kriegsmacht wieder an die Grenzen Ungerns, und das Glück begünſtigte ihre Abſicht, in jenem Fürſtenthum gleichſam ein ſtehendes Lager zu haben, von welchem aus ſie jederzeit über Ungern und weiterhin losbrechen könnten. So wenig kriegeriſch Leopold geſonnen war, durfte er die Türken nicht in Siebenbürgen dulden. Das gröſste Hinderniſs für einen glücklichen Erfolg ſeiner Waffen entdeckte er bald in dem innern Zuſtand Ungerns. Er glich ſehr der Beſchaffenheit Böhmens vor der Revolution unter Ferdinand dem Zweiten. Auch die ungeriſchen Stände wollten nur einen König ohne königliche Macht, und die eifrige Menge der Proteſtanten im Reich ſuchte immer von neuem Bürgerkriege an, um durch dieſelben ihre Kirche wider das katholiſche Haus Oeſterreich zu ſchützen Kaum hatten ſich die kaiſerlichen Truppen gezeigt, um welche die Stände ſelbſt geſteht; ſo erhob ſich das Geſchrei, ſie wären nicht zur Vertheidigung Ungerns, ſondern zu Unterjochung deſſelben und zu Ausrottung der evangeliſchen Lehre gekommen; eine Revolution, wie in Böhmen, werde nun auch die Kraft der Ungern brechen und ihr Land veröden. Hier zeigt ſich ein neuer Geſichtspunkt, warum Ferdinands Härte, womit er den Sieg am weißen Berge benutzte, der Politik des öſterreichiſchen Staatenvereines nicht genehm war. Hätte er die Freiheit der Böhmen, ſowohl die politiſche als religiöſe nur ſoweit gedämpft, als die Erhaltung dieſes Reichs für ſeine Monarchie unumgänglich erfoderte: ſo würde das Schreckbild Böhmens nicht unaufhörlich die Ungern in Spannung erhalten haben, ob nun ein ähnliches Schickſal über ſie einbreche. Je mehr ächte Freiheit der Monarch eines Staatenbundes dem einen ſeiner Völker gewährt, um ſo ſicherer kann er Willkühr und Anarchie eines andern unter die ordnende Königsmacht beugen.

In Ungern war das kaiſerliche Heer wie mitten in einem feindlichen Lande, und es bedurfte einer wirklich kräftigen Hülfe der Deutſchen, die von neuem bewies, daß Oeſterreichs Haupt auch Reichsoberhaupt ſeyn ſolle, und eines Feldherrn wie Montecuculi, um Siebenbürgen und Ungern retten. Der große Sieg jenes Anführers über die Türken konnte gleichwohl nicht benutzt werden, um dieſe Rettung für immer zu bewirken, weil Kaiſer Leopold ängſtlich nach Spanien ſah, wo die habsburgiſche Linie dem Erlöſchen nahe war. Die Furcht, daß ſich das Haus Bourbon der ſpaniſchen Kronen bemächtigen könne, geſtattete nur einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand.

So ſehr Leopold den Geſichtspunkt feſthielt, daß der Ehrgeiz Ludewigs des Vierzehnten, und die Kraft ſeiner Nation, die ſich in jener Epoche europäiſcher Cultur befand, wo ein ritterlicher Geiſt und eine neue bürgerliche Vollendung des geſellſchaftlichen Zuſtandes einem Volke doppelten Schwung und doppelte Thätigkeit verliehen, dem europäiſchen und öſterreichiſchen Syſtem gefährlicher wären, als die Türkenmacht, ließ er ſich dennoch einmal einſchlummern, als der König von Frankreich im Wiener Cabinet die Vorſtellung aufbrachte, daß er nicht die Republik Holland unterjochen, ſondern die proteſtantiſche Religion daſelbſt bekriegen wolle. Ohne Spaniens und der Jeſuiten Einfluß, wäre eine ſolche Täuſchung ſeiner Politik bei Leopold nicht möglich geweſen; und kaum ward er ſie gewahr, ſo raſtete er nicht, bis Ludewigs Abſicht, durch Unterjochung der Holländer ſeine Uebermacht zu vergrößern, vereitelt war.

Ebenſo entging dem Kaiſer nicht, daß die zerſplitterten Kräfte der deutſchen Nation am leichteſten die Beute Frankreichs werden konnten, wenn man nicht ſchnell ſuche, ihnen wenigſtens für den Krieg mehre neue Vereinigungspunkte zu geben. Daß dieſelben von einem großen Mittelpunkt, der kaiſerlichen Macht ausgehen, und ſich in ihr vereinigen könnten, verzweifelte der Wiener Hof mit Recht. Er trat vielmehr ſelbſt einem der Bündniſſe bei, zu welchen er die Reichsſtände unter einander ermahnte. Zugleich wurde darauf gedrungen, daß ſich das Reichsheer in gleichmäßigere Haufen ſonderen, und von allen Kreiſen eine gemeinſchaftliche Kriegskaſſe errichtet würde. Vorzüglich das Haus Brandenburg wußte er ſich fortdauernd zur Vertheidigung Deutſchlands zu geſellen, und ſein Eifer für die katholiſche und wider die proteſtantiſche Religion hemmte ihn nicht bei politiſchen Verbindungen. Und wie waren die Allianzen, die er wider Frankreichs Tyrannei zu Stande brachte, durch das ganze europäiſche Syſtem geleitet; wie preiswürdig iſt inſonderheit ſein enges Zuſammenhalten mit Wilhelm von Oranien, dem König der Britten; denn kein anderer Souverän verſtand wie dieſer das Syſtem des Gleichgewichtes, worauf Europa's Freiheit ruht; und wenn England und Oeſterreich für dieſelbe vereint ſind, ſo muß es ein europäiſches Völkerrecht geben.

Der nachtheiligſte Umſtand bei den vielen Kriegen, worin Ludewig die öſterreichiſche Monarchie verwickelte, war wohl der, daß ſie dadurch verhindert wurde, ihrem Staatenverein das Königreich Ungern bis zu dem Grade von Gleichartigkeit anzubilden, welche ihre Politik nothwendig von allen ihren Theilen verlangt. Ohne Zweifel beabſichtigte Leopold jene Gleichartigkeit, vielleicht aus politiſcher Einſicht, vielleicht nur, um den proteſtantiſchen Glauben in Ungern auszurotten. Eine glücklich entdeckte und entſchloſſen beſtrafte Verſchwörung von Magnaten rechnete er der ganzen Nation, die freilich der Geſinnung nach an ihr Theil hatte, als Schuld an, um ſie nach der ächteſten Politik zu der Erklärung zu benutzen, daß fortan die ungeriſche Krone eine durchaus erbliche ſeines Hauſes ſey. Das Schickſal Böhmens ſchien ſich zu wiederholen: die Prediger der Proteſtanten wurden auch aus Ungern verjagt; eine grauſame Soldateske war auch hier losgelaſſen, die Ketzerei zu ſtrafen, und die ganze Regierungsgewalt ward einem Rath übergeben, deſſen Glieder ſämmtlich vom Hofe zu Wien abhingen.

Wenn ſolche Maßregeln nicht von gleichem Erfolg, wie in Böhmen waren, ſo lag der Grund zum Theil darin, daß der Haß zwiſchen Katholiken und Proteſtanten in Ungern bei weitem nicht ſo tief gewurzelt war, wie in jenem Lande, wo durch Huß und ſeine Schüler ſich die proteſtantiſche Lehre zuerſt erzeugte, daß ſie ſich deshalb eben ſo leicht wider den Hof vereinten, als ihn die böhmiſchen Katholiken eifrig wider die Utraquiſten unterſtützten. Die Nähe des Fürſten von Siebenbürgen und der Türken hemmte gleichfalls eine gänzliche Revolution im Sinne der Königsmacht, und der gegenwärtige Kaiſer war an Härte und Conſequenz der Politik Ferdinand dem Zweiten nicht zu vergleichen. Auf einem Reichstage zu Oedenburg ſchaffte er ſeine neuen Satzungen und Einrichtungen wieder ab, und bewilligte den Proteſtanten Religionsfreiheit. Ohne dieſe Milde, der man nicht traute, wäre ſchwerlich bald darauf Wien von den Türken belagert geweſen. Aber die Siege des polniſchen Helden Johann Sobiesky, welche die gänzliche Befreiung Ungerns von ihnen zur Folge hatten, ermuthigten Leopold, die ungeriſche Krone von neuem zu einer erblichen zu erklären, und wenigſtens das conſtitutionelle Recht der Stände zur Inſurrection wider den König abzuſchaffen. Auch den weiblichen Sprößlingen Habsburgs den Thron erblich zuzuſichern, war die ungeriſche Nation nicht zu bewegen; aber wie ungemein viel gewann der öſterreichiſche Staatenverein ſchon durch die Erbfolge ſeines männlichen Fürſtenſtammes in Ungern. Erſt von da an gehörte dieſes Reich ſicher zu der ihm nothwendigen Baſis, zumal da Eugens Heldenglück ihr auch Siebenbürgen beifügte, und die Furchtbarkeit der Türken beugte. Der Friede zu Carlowitz war eines der Ereigniſſe, welche für Charakter und Dauer der öſterreichiſchen Monarchie wichtig waren, und um ſo mehr ein Beweis der über ſie waltenden Vorſehung, weil die unſelige Verbindung Oeſterreichs mit der ſpaniſchen Krone nun bei Erlöſchung der habsburgiſchen Linie, welche ſie getragen, die europäiſche Welt in den ſpaniſchen Erbfolgekrieg fortriß. Ohne jene Epoche in Ungern und wider die Türken, würde die Verbindung zwiſchen Oeſterreich und England, Eugens und Marlboroughs Heldenthum, Leopolds letzte Lebensſtunde nicht mit der Hoffnung erheitert haben, daß ſein Sohn Erzherzog Karl und nicht das Haus Bourbon in Spanien regieren werde.

Daß dieſe Hoffnung nach ſeinem Tode (ſt. J. 1705) doch endlich nicht erfüllt wurde, hing keineswegs mit dem Empörungsgeiſte zuſammen, den ſein Nachfolger Kaiſer Joſeph der Erſte noch in Ungern zu bekämpfen hatte, denn der verderbende Stachel war demſelben einmal genommen; noch weniger mit dem Charakter des neuen Hauptes von Oeſterreich. Politiſch biegſam vor einem vorbeirauſchenden Kriegswetter, wie Karl der

Zwölfte von Schweden, ermüdete Joſeph nie in kriegeriſcher Anſtrengung, ſeine Monarchie und durch ſie das europäiſche Syſtem wider Frankreich ſicher zu ſtellen. Selbſt für den Krieg gebildet, und der Kunſt deſſelben nicht abhold, überließ er vertrauensvoll den Feldherrnſtab ganz einem Genius wie Eugen, um von ſeinem Hofe her den Glanz der Thaten deſſelben durch Fürſorge für das Heer, durch Leitung ſeiner politiſchen Verbindungen in Europa vorzubereiten, zu erhöhn, zu benutzen. Auch fühlte er ſich ganz für die Verwaltung des Innern geſchaffen. Sein männlicher, großmüthiger Verkehr, ſeine Gewandheit in den Sprachen der Nationen ſeines Ländervereines, ſeine gelehrte und wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine Geiſtesfreiheit, welche voll Duldung die Proteſtanten in Ungern beſänftigte, ſein durchgreifender Ernſt bei freundlicher Milde und ſeine edle Ruhmliebe bei habsburgiſcher Beſcheidenheit und treuer Strenge gegen ſich ſelbſt, machten ihn zum herrlichen Haupte des öſterreichiſchen Staatenvereins, dem er nur zu früh durch den Tod entriſſen wurde.

In dieſem Ereigniß lag auch der Hauptgrund, warum Habsburg zum Glück Oeſterreichs ſich endlich von Spanien abwenden mußte.

Kaiſer Leopold hatte die ganze Wichtigkeit einer unerſchütterlich feſten Regel der Erbfolge in einem großen Staatenverein, der aus ſelbſtſtändigen und ungleichartigen Völkern beſteht, richtig eingeſehn; und ebenſowohl, daß die ſpaniſche Monarchie mit dem öſterreichiſchen Staatenvereine nichts gemein habe.

Darum hatte er beide geſondert, den letzten ganz ſeinem erſtgebohrnen Sohne Joſeph und die erſtere dem zweiten beſtimmt. Zugleich war ein Hausvertrag errichtet und von beiden Erzherzogen unterzeichnet, nach welchem auf den Fall, daß Joſeph ohne männliche Nachkommen ſtürbe, Karl ihm folgen ſollte; und hinterließe auch dieſer keine männliche Nachkommenſchaft, die Töchter ſeines Bruders, und nicht die ſeinen, die nächſte Erbfolge hätten.

Solchem Familienvertrag getreu ließ Leopolds Witwe, Kaiſerin Eleonora, bei dem Tode ihres älteſten Sohns, dem zwei Töchter nachblieben, keine von ihnen, ſondern den König von Spanien, als König von Ungern und Böhmen und Erben in allen öſterreichiſchen Landen verkünden. Der heraneilende Karl ward durch Eugens Einfluß noch während ſeiner Reiſe auch zum römiſchen Kaiſer erwählt. Gleichwohl dachte er daran, auch den ſpaniſchen Thron zu behaupten, was mit einer treuen und tüchtigen Handhabung der öſterreichiſchen Monarchie nicht zu vereinen war.

Dieſer Fehler der Politik in Hinſicht auf die innere Kraft war es auch für die auswärtigen Verhältniſſe, denn von neuem erwachte die Furcht Europa's vor einer Univerſalmonarchie des habsburgiſchen Hauſes. Sie ſchwächte den wider Frankreich beſtehenden Bund zu einer Zeit, wo Ludewig der Vierzehnte durch mancherlei Unfälle vom Gipfel ſeiner Macht herabgeſunken war. Hätte Karl bei ſeiner Erbfolge auf den Thronen ſeines Bruders auf Spanien verzichtet, ſo hätte Frankreich gewiß nicht einen ſo vortheilhaften Frieden, wie die Schlüſſe von Utrecht und Baden erhalten; und vorzüglich würde dann der Kaiſer eine Wiederherſtellung Deutſchlands wider die Uſurpationen Ludewigs des Vierzehnten bewirkt haben können, anſtatt daß nun das bedeutende Landau gegen die wiedergewonnenen Feſten von Breiſach und Kehl verloren ging. Was ihm am ſchwerſten wurde, zum Vortheil des bourboniſchen Nebenbuhlers der ſpaniſchen Krone jetzt ſchon der That nach, förmlich ſpäterhin zu entſagen, war ein Glück für Oeſterreich; der befeſtigte Beſitz der Herzogthümer Mailand und Mantua ein entbehrliches Gut *). Neapel und Belgien, die bei Habsburg blieben, konnten nur ein Anlaß zu neuen Kriegen deſſelben werden, die Kraft des öſterreichiſchen Staatenvereines nur ſchwächen, nicht erhöhn, da ſie mit ihm und ſeiner Naturbeſtimmung in keinen weſentlichen Zuſammenhang ſtehn können.

Ein beſondres Glück brachte die Geradheit, Treue und Güte in Karls Charakter, ſowohl bei den öffentlichen Angelegenheiten, als in ſeinem Privatleben, dadurch der öſterreichiſchen Monarchie, weil ſie über alle Vorſtellungen ſeiner Umgebung, daß ein König von Spanien ſeiner Macht nicht in Ungern Schranken ſetzen laſſen müſſe, obſiegten, und ihn zu Befeſtigung der politiſchen und religiöſen Freiheit der ungeriſchen Nation entſchloſſen machte. Er bedurfte ihrer Liebe und innern Eintracht wider die Türken, welchen ohne dieſelbe Eugens Siege weni-

---

*) S. Grundideen u. ſ.w. in der VI. Abtheilung dieſer Werke.

ger furchtbar geweſen wären, und ſchwerlich den Frieden von Paſſarowitz errungen hätten, wodurch die habsburgiſche Monarchie mehr als jemals zur Schutzmacht Europa's im Oſten wurde. Dagegen war die ohngefähr gleichzeitige Erwerbung von Sicilien eine der anſcheinenden Vergrößerungen und wirklichen Schwächungen Oeſterreichs.

Auf alle politiſche und kriegeriſche Unternehmungen des Kaiſers hatte den größten Einfluß ſeine Bemühung, das kaum errichtete Hausgeſetz über die Erbfolge wieder umzuſtoßen. Dem nächſten Rechte, welches den Töchtern Kaiſer Joſephs auf die Erbfolge in Oeſterreich bei gänzlicher Ermanglung männlicher Erben zuſtand, bewog er ſie zu entſagen, als ſie ſich mit den Kurfürſten von Sachſen und Baiern vermählten, und beſtimmte durch die pragmatiſche Sanction, daß ſeine Töchter ein früheres Erbrecht haben ſollten. Je heiliger in einem Staatenverein wie der öſterreichiſche die Geſetze der Erbfolge ſeyn müſſen, um ſo weniger mag an ſich gerechtfertigt werden, daß Karl der Sechste die Urkunde ſeines Vaters über das erbliche Recht in ihrem Hauſe, bei deren Vollziehung er ſelbſt eine der Hauptperſonen geweſen, ſo ſchnell wieder entkräftete. Da indeſſen alle Theile, die befugt waren, bei einem Hausgeſetze Habsburgs mitzuwirken, die pragmatiſche Sanction genehmigten, konnte ihr die rechtliche Kraft keineswegs abgeſprochen werden; und wer wollte dieſelbe nicht für eine Wohlthat Oeſterreichs halten, da ohne ſie Maria Thereſia ſchwerlich je den Scepter über die öſterreichiſchen Staaten geführt hätte? Daß der Kaiſer unendlich bemüht war, eine Garantie ſeiner neuen Urkunde von den europäiſchen Mächten zu erhalten, iſt ein Beweis, wie ſtark in ihm auch der habsburgiſche Charakterzug war, welcher die Politik auf ein Völkerrecht zu gründen wünſcht, und nicht leicht den Glauben aufgiebt, auch die Förmlichkeit des Rechtes habe eine Stimme bei dem Schickſal der Völker. Ihm geziemte, auf jene Garantie viel zu geben, ſo wie ſeinem Feldherrn und Staatsmann Eugen, die einzige Sicherung der pragmatiſche Sanction in einem trefflichen Schatz und Heere zu finden.

Daß Karl am Ende ſeiner Regierung weder jenen noch dieſes hatte, daran waren zwei unglückliche Kriege in dem letzten Jahrzehnd ſeiner Regierung ſchuld. In den erſten ward er mit Frankreich, Spanien und Sardinien verwickelt, weil er ſich in die ſtreitige polniſche Königswahl miſchte. Ob Stanislaw Leczinsky, der Schwäher Ludewigs des Funfzehnten von Frankreich, oder der Kurfürſt von Sachſen König von Polen war, konnte für Oeſterreich nicht von ſehr großem Gewicht ſeyn; denn ein polniſcher König war durch den innern Zuſtand ſeines Reichs zu machtlos, als daß Frankreich durch ſeine Freundſchaft viel gewann. Welcher Friede für Oeſterreich endete dieſen Krieg. Was Frankreich durch Lothringen und Bar erhielt, überwog weit den Vortheil, daß das Großherzogthum Toskana an den künftigen Gemahl der Erbin Oeſterreichs kam. Inzwiſchen war dieſe Landſchaft als eine befreundete des habsburgiſchen Staatenvereines ihm von nicht geringem Werth, ſo wie Parma und Piacenza, die dem Willen des Kaiſers anheim geſtellt wurden *). Doch auch dieſer Gewinn durfte ſich nicht mit dem Opfer meſſen, daß beträchtliche Stücke des Herzogthums Mailand an den König von Sardinien kamen, ſich ſo ein Beſitz zerſplitterte, auf welchem die Monarchie der Habsburger weſentlich mit ruht, und das Haus Bourbon feſten Fuß in Oberitalien erhielt, was der Wiener Hof nie zugeben ſollte. Ein nur anſcheinend großer Verluſt war, daß Neapel und Sicilien an Don Karlos von Spanien fielen. Karl empfand auch ihn ſehr ſchmerzlich; und um ſich auf der Seite von Bosnien zu entſchädigen, mengte er ſich in den türkiſch-ruſſiſchen Krieg. Der ſchmähliche Frieden von Belgrad, welche Feſtung, wie Orſowa, mit dem öſterreichiſchen Antheil von Servien und der Wallachei abgetreten wurden, raubte im dritten Jahre nach dem Tode Eugens ſeine prächtigen Eroberungen zum Schutze der Chriſtenheit wider die Türken. Daß im Jahre darauf Friedrich der Zweite den preußiſchen Thron beſtieg, ward ein noch viel herberes Ungemach für die öſterreichiſche Monarchie, welcher in eben dem Jahre der Tod den letzten männlichen Sprößling von Habsburg entriß. Geſchmückt mit manchen Tugenden und Eigenſchaften ſeiner Vorfahren, beſonders mit dem zarteſten ſittlichen Gefühl, hinterließ Karl vor allen ſeinem Hauſe auch den Ruhm, daß es um öffentliche Inſtitute für Gelehrſamkeit und Kunſt bemüht ſey.

Es iſt einer der bewunderungswürdigſten Beweiſe über die

---

*) S. Grundideen S. 63. W. ſ. W. Abthl. VI.

beſondre Obhut der Vorſehung für den öſterreichiſchen Staatenbund, daß in demſelben Augenblick, wo der alte Mannsſtamm ſeiner Fürſten erſtirbt, mit welchem und durch welchen er groß gewachſen war, und zu welchem ſich ſeine Länder, ſo wie zu einander, gleichſam durch eine Wahlverwandtſchaft immer wieder hingezogen hatten, ſo oft ſie das Verhängniß von einander riß, eine Frau auf ſeinen Thron geſtellt wird, die nur deshalb ein Weib zu ſeyn ſchien, um alle die ruhmvollen Eigenſchaften ihrer Ahnen, die ſich in der ſpröden männlichen Natur zum Theil nicht gegenſeitig ausgleichen wollten, mit verſöhnender weiblicher Huld in ſich zu vereinen, und unter eine blühende Nachkommenſchaft reichlicher zu verbreiten. Damit die habsburgiſche Eigenthümlichkeit ſich ungetrübt erhalte, wählt die Liebe für eben dieſe Fürſtin einen Gemahl, der aus Einem Urſtamm mit ihrem Geſchlecht entſproſſen, viele Tugenden, männlichen Muth nebſt männlicher Schönheit und einen hellen freundlichen Geiſt mit in ihr Haus bringt, doch gern vor der Majeſtät ihrer Natur zurückweicht.

Herrſcherin durch ein Recht und Geſetz, das der Anerkennung Europa's nicht bedurfte, wiewohl ſie ihm von den meiſten Mächten geworden, und weit mehr durch ſich ſelbſt, ſah ſie ſich unverzüglich allſeitig von Anſprüchen und entwürfen bedroht, ihre Erbſchaft zu zerſplittern oder ihr ganz zu entreißen. Sie war gebohren, den öſterreichiſchen Länderbund zu retten, ſo wie Friedrich der Zweite, ihr gleich an großen Eigenſchaften, nicht an reiner Tugend, mit geringer Macht ihn ſo hart zu bedrängen, wie es je Bourbon und die Türken mit ihrer ungeheuren vermocht haben. Um unter die erſten Mächte Europa's, wenn er nämlich ſein Genie mit in Anſchlag brachte, treten zu können, wollte und mußte er Schleſien von Oeſterreich abreißen; und wie ſtandhaft hat Maria Thereſia gerungen, dieſes Land, das ihrem Böhmen gleichſam angewachſen iſt, zu behaupten. Als Böhmen, Oeſterreich zum Theil und Schleſien gegen die allſeitigen Feinde nicht geſichert werden konnten, und das habsburgiſche Italien von den Spaniern bedroht war, fand die Monarchie ihre Rettung in Ungern. So iſt öfters geſchehen, daß dieſer oder jener Theil von ihr der Retter des Ganzen wurde, damit allen Landſchaften deſſelben anſchaulich werde, daß ſie ſich einander unentbehrlich ſeyen, und die gegenſeitige Dankbarkeit ſelbſt ſie zu dem engſten Vereine verpflichte. Vielleicht wäre die ungeriſche Nation auch durch den größten der habsburgiſchen männlichen Heroen nicht ſo begeiſtert, wie durch dieſe Frau; und welcher glückliche Umſtand, daß durch durch die Milde und großmüthige Denkart Karls das ſonſt empörungsreiche Ungern ſeinem Geſchlechte kaum gewonnen war.

Die böhmiſche Krone ſchien dem habsburgiſchen Hauſe zuerſt verloren zu gehen, da der Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern zu Prag als König von Böhmen gekrönt wurde. Allein jetzt, da keine Nationalfreiheiten und keine Glaubensparteien mit im Spiele waren, wie widerwärtig war die Nation gegen den Fremdling, der ſie von Habsburg losreißen wollte Daß er eilte, auch die Kaiſerkrone zu empfangen, ſchwächte eben ſo ſehr ſeine Unternehmung auf Böhmen, als Maria Thereſia ſich auch durch den Entſchluß ermuthigt fühlte, daß ihr Gemahl, Franz von Lothringen, Großherzog von Toscana, ſchon zu ihrem Mitregenten erklärt, die Kaiſerkrone tragen ſollte, die einer Frau nicht werden konnte, damit Deutſchland nie von Habsburg geſondert ſey. Den Gedanken ertrug ſie nicht, daß die Franzoſen unſre Grundgeſetze umſtürzen und über uns gebieten wollten, und vorzüglich um ſich ihrer zu erwehren, gab ſie Schleſien auf, doch nicht den Schmerz um dieſen Verluſt, ſo wenig als Friedrich den Argwohn, daß ihm Oeſterreich daſſelbe wieder zu entreißen trachte. Der Tod Kaiſer Karls des Siebenten, zu deſſen Vertheidigung als eines rechtmäßig gewählten Reichsoberhauptes jener die wiederergriffenen Waffen zu führen vorgab, machte Thereſia geneigter, Schleſien zu verſchmerzen, da ſich Preußen bereit zeigte, ihren Gemahl, der ſchon zum römiſchen Kaiſer erwählt war, auch als ſolchen anzuerkennen. Als der Friede zu Aachen geſchloſſen war, ſahe ſie ſich, jenen Verluſt abgerechnet, durch die Treue und Liebe ihrer Nationen und ihre eigne Heldenmüthigkeit im Beſitz der Monarchie ihres Vaters.

Zur Rettung derſelben hatte auch viel beigetragen, daß Maria Thereſia dem wahren Intereſſe des feſten Landes gemäß, im treuen Verein mit England geblieben. Jetzt nahm ihre Politik einen andern Weg. Ihr Verdruß über das Haus Brandenburg, welches ſonſt als eine Stütze wider Frankreich angeſehen war, konnte nicht umhin, den proteſtantiſchen Fürſten in Norddeutſchland, welcher nächſt demſelben am meiſten galt, und in England thronte, nicht bloß als König von dieſem zu betrachten. Von der andern Seite mochte der König der Britten ſelbſt das hohe Anſehn, welches Preußen im nördlilichen Deutſchland erhielt, nicht ohne Eiferſucht, aber auch mit der richtigen Einſicht wahrnehmen, daß Deutſchland dadurch der Gefahr ausgeſetzt werde, allen Mittelpunkt in dem Kaiſer verlieren, und durch eine gänzliche Scheidung ſeiner Kraft und ſeines Willens, der Einwirkung von Frankreich mehr als jemals hingegeben zu ſeyn. Der Ungeſtüm, womit er deshalb Aufopferungen verlangte, um die römiſche Königswahl des Erzherzogs Joſeph durchgeſetzt zu ſehn, die freilich an ſich dem Wiener Hofe genehm ſeyn mußte, beleidigte die Kaiſerin, welche immer tief fühlte, daß die deutſche Krone einem Habsburger ohne allen Einfluß fremder Mächte gebühre, und am wenigſten in ihrem hohen Sinn ertragen konnte, wenn das engliſche Kabinet dabei ſeiner Verdienſte um ihre Monarchie zu ſehr erwähnte. Dagegen fühlte dieſes wiederum Erkältung darob, daß ſie bei den beendeten Kriegen immer von dem tiefen politiſchen Gefühl ausgegangen war, England und die vereinigten Niederlande wären mehr als ſie ſelbſt, durch ihren Vortheil aufgeſodert, Belgien wider Frankreich zu vertheidigen. Dazu kam endlich, daß Graf Kaunitz das Ruder der diplomatiſchen Angelegenheiten Oeſterreichs lenkte. Durch ſeine haltungsvolle, von keinem Trieb als dem Ehrgeiz beſeelte Natur, welche von keinem Einfluß zu der Offenheit, die er zu haben ſchien, verführt werden konnte, war er gleichſam berufen, ein überwiegendes Gemüth und einen feurigen Geiſt, wie Maria Thereſia, in den politiſchen Dingen mitunter zu leiten, oft zu ergänzen. Er vereinigte damit umfaſſende politiſche Studien, ungemeine Arbeitſamkeit und durch nichts beſtechlichen Eifer für Oeſterreichs Sache. Weil aber einem Geiſte, wie er, nicht genügte, bei gangbaren

Vorſtellungen zu bleiben, lebte in ihm die Idee auf, daß die bisherige Eiferſucht zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bourbon getilgt werden ſollte. Bei Ueberſchauung des Unheils, was durch dieſelbe geſtiftet war, konnte das ſchönſte Herz für einen ſolchen Gedanken leicht begeiſtert werden; und überdies drohte faſt mehr Gefahr für den Augenblick von Preußen, als dem furchtſam gehandhabten Frankreich; wenigſtens konnte jenes bei der fortgeſetzten treuen Verbindung zwiſchen Oeſterreich und England, das nie dazu die Hände geboten hätte, nicht auf ſeinen vorigen niederen Stand zurückgeführt werden.

Aus dieſen Gründen änderte ſich das politiſche Syſtem dahin, daß aller bisherigen Geſchichte zum Trotz im ſiebenjährigen Krieg Habsburg und Bourbon als Verbündete erſchienen. Es war damals ein Moment, wo durch das Verhältniß Oeſterreichs zu Preußen jene Verbindung gerechtfertigt werden konnte; und an ähnlichen Momenten wird es ſchwerlich auch in den folgenden Jahrhunderten fehlen; aber daß dieſelbe nur vorübergehend, nicht dauernd ſeyn darf, ergiebt ſich aus allen Beziehungen zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, hat die Geſchichte bewährt, und wird ſie hinfort bewähren. Der ſiebenjährige Krieg endete ſo, daß ſich Friedrich mit unendlichem Ruhm in der politiſchen Stellung behauptete, woraus der Bund zwiſchen Habsburg und Bourbon ihn hatte werfen wollen.

Da verſprach er gern, dem Erzherzog Joſeph ſeine Stimme zur römiſchen Königswahl zu geben; denn nach ſeinen Grundſätzen ſollte Preußen nach nichts Höherem trachten, als im Bunde mit andern Reichsſtänden ein gleichſam conſtitutionelles Gewicht wider eine Uebermacht Oeſterreichs in Deutſchland zu ſeyn *). Joſeph ward bald darauf Kaiſer, da ſein Vater, der oft den Satz wiederholt hatte, „je weniger Verbindung mit Frankreich, deſto beſſer," im Jahr 1765 verſchied.

---

*) S. Grundideen S. 93. — 95. W. ſ. W. Abthl. VI.

Kaiſer Joſeph der Zweite und unſere Zeit.

Der tieſen Natur eines ſeiner größten Ahnen, Kaiſer Karls des Fünften gleich, hatte Joſeph in der früheren Jugend ſeine glühende Seele durch anſcheinende Trägheit verhüllt; und wenn ſie ſich verrieth, als er, durch die Thaten Friedrichs im ſiebenjährigen Krieg entflammt, ins Feld wider den bewunderten Helden zu ziehn verlangte, bedurfte es nur der Verwehrung dieſes Wunches, um ihn wiederum in ſein inneres Leben zu verſenken. Daß er in ſeinem drei und zwanzigſten Jahre den Kaiſerthron beſtieg, daß er bald nachher in die Regierung ſeiner erhabenen Mutter einwirken durfte, und ſein vielfacher Verkehr mit dem Auslande, entfeſſelte ganz ſeinen Geiſt. Zu Beſchränkung des überhandnehmenden Kloſterlebens, Aufhebung des Jeſuitenordens, deſſen Erziehungsgrundſäze dem Bedürfniß der Nationen nicht mehr entſprachen, Milderung der Frohndienſte, Belebung jeglichen

Fleißes, beſonders aber zu Beſeelung des Kriegsweſens und ſeiner Heeresmacht, wirkte er ungemein ſchon während der Regierung ſeiner Mutter, die mit weiblicher Milde und weiſer Kenntniß der Gebrechen menſchlicher Naturen und Verhältniſſe, immer auf Verbeſſerung, aber allmählig ſann. Der Feuergeiſt ihres Sohnes hätte ſie gern zu jählingen Schritten hingeriſſen; aber ſie hielt bei aller weiblichen Sanftmuth und Huld, bei der beſtändigen Trauer um den Verluſt ihres geliebten Gemahls, die Zügel der Regierung mit einer männlichen Hand. So auch in der Politik. Sie löſchte die ſchon aufſchlagenden Flammen des bairiſchen Erbfolgekrieges, wo der Greis Friedrich in jener durch ihn erſt geſchaffenen Würde ſeines Hauſes als Bewahrer des deutſchen Syſtems, wider ein auch nur geargwohntes Uebergewicht des Kaiſers, noch einmal ſein Schwert gezogen. Wie entzückt war ſie über den Frieden, mit welchem auch Joſeph ſich begnügen konnte, da Oeſterreich mit dem Landſtrich zwiſchen der Donau, dem Inn und der Salza eine ſeiner Baſis nothwendige Ergänzung gewann. Als ſie verſchied, mit dem Vertrauen, das Glück ihrer Völker der beſten Fürſorge zu hinterlaſſen, theilten dieſe eine Ueberzeugung welche ſie ſpäterhin fahren ließen, ohne daß künftige Zeiten ihr entgegen ſeyn werden.

Ohne Zweifel hatte Joſeph ſeine ganze Kultur, vorzüglich während ſeines Aufenthaltes im Auslande durch jene Ideen und Meinungen geprägt, welche eine Zeit herbeiführten, die wir füglich die unſere nennen kennen. Es ſind eben dieſelben, welche die franzöſiſche Revolution veranlaßten. An ſich ſo wenig tadelnswerth, daß jede helle Einſicht in die bürgerliche Geſellſchaft ihnen wohlwill, wurden ſie ein Verderben eben derſelben, ſobald ſie auf einmal die Stelle von Jahrhunderten vertreten, und eine neue Welt ſchaffen ſollten, die mit keiner alten zuſammenhing. Weil der Menſch Einfluß hat auf die Natur der Staaten, hält er ſie zu leicht für ein Werk ſeiner Kraft und Willkühr, und will nicht wahrnehmen, daß ſie nach ewigen Geſetzen, wie die phyſiſche Natur, wachſen und ſich eigenthümlich ausbilden.

Zum Unglück hatte Joſeph, da er jene Ideen über Verwaltung der Staaten durch Franzoſen erhielt, welche ſie vorzüglich in Umlauf brachten, und ſie zum Theil in ihrer innern Verwaltung ſchon befolgten, dieſelben mit dem Bilde der franzöſiſchen Monarchie in ſeinem Geiſte auf das engſte verbunden. Ein ſolches Reich, wo nichts dem Willen des Monarchen entgegenſtand, und alle Mittel bereit waren, ihn ungeſäumt zu vollziehen, war zu verführeriſch für ſeinen feurigen Sinn, zumal da er ſich ſelbſt bekannte, daß ſeine Einſicht und ſein Wille vortrefflich wären, und er die Aufklärung ſeiner Völker wahrhaftig liebe. Helle Regierungsmaximen waren bei ihm nicht wie bei Friedrich dem Großen, bloß eine Angelegenheit des Verſtandes, der Klugheit, der Pflicht geblieben, ſondern in ſein Gemüth übergegangen. So ward er verleitet, die Grundverſchiedenheit zu verkennen, welche zwiſchen einem Staat und Staatenverein obwaltet *), und den öſterreichiſchen aus den ungleichartigſten Theilen zuſammen-

---

*) Vergleiche den erſten und zweiten Abſchnitt der Grundideen ꝛc. W. ſ. W. Abthl. VI.

geſetzten Staatenverein, wie den franzöſiſchen Staat zu nehmen. Er wollte, daß alle ſeine Völker zu einer Nation werden ſollten, anſtatt ſich damit zu begnügen, daß ſie ihren Hauptmittelpunkt in ihm, als Bund ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben, und von ihrer Nationalität nicht mehr aufopfern ſollten, als die Genoſſenſchaft durch eine und dieſelbe Naturbeſtimmung heiſcht *).

Die Vernichtung der Feudalität in ſeinen Staaten war der Kultur unſerer Zeit zufolge ſein Lieblingsgedanke, und gewiß iſt, daß ſie ſeinen untadelhafteſten Plänen im Wege ſtand; aber er nahm nicht Rückſicht genug darauf, wie individuell ſie ſich bei ſeinen verſchiedenen Nationen entwickelt hatte, und wie individuell ſie allmählig abgebrochen und durch andere nationelle Einrichtungen erſetzt werden mußte. Allerdings ſoll für die Centralverwaltung eines Staatenvereines eine einzige Sprache gelten, und dieſe kann keine andre ſeyn, als die Mutterſprache des oberhäuptlichen Hauſes, für die öſterreichiſche Monarchie alſo die deutſche, welche ſich durch unverfälſchten Urgeiſt, durch gebietende Kraft dazu beſonders eignet, am meiſten durch ihre Allgemeinheit, daß ſie bei aller Ausbildung nicht für eine beſtimmte Geſellſchaft und deren abgeſchloſſne Empfindungsweiſe gilt **). Wenn aber Joſeph ſo weit ging, daß er ſie bei allen öffentlichen Verhandlungen und Geſchäften im Innern des Landes eingeführt ſehen wollte: ſo handelte er wider die Politik des öſterreichiſchen Staatenvereines. Die abgeleiteten Einwirkungen der oberſten geſetzgebenden und verwaltenden Macht ſollen ſich in der Rede jedes einzelnen Volkes offenbaren, neben welcher ſich die deutſche Sprache höchſtens als Begleiterin zeigen darf *). Entſchuldigt ward jene Maßregel Joſephs dadurch, daß eigentlich und unmittelbar nur die eingeriſſene lateiniſche Sprache aus dem öffentlichen Leben der Ungern vor der deutſchen ſchwinden ſollte. Doch warum trat an die Stelle jener nicht die Nationalſprache, wie ſpäter geſchah?

---

*) Vergleiche den erſten und zweiten Abſchnitt der Grundideen ꝛc. S. 27. 28. W. ſ. W. Abthl. VI.

**) Grundideen S. 54. W. ſ. W. Abthl. VI.

Abgeſehn davon, daß Joſeph ſeine Völker zu ſehr auf ſeine und eine allgemeine, nicht auf ihre Weiſe ſich mit freier Nationalität entwickeln laſſen wollte; und dadurch die Mittelpunkte des Gemeinſinnes wankend machte, die er aufzuſtellen wußte, kann man auf der andern Seite nicht umhin, zu bewundern, wie hell vor ihm lag, durch welche Mittel ſeine Staaten zu einem blühendern und innigern Verein werden könnten.

Tief durchdrungen von der Wichtigkeit der römiſch-katholiſchen Religion als des herrſchenden Chriſtenthums für die Einheit des öſterreichiſchen Völkerbundes, that er alles, um die Entartung ihres geiſtlichen Standes durch eine zu große Menge ſeiner Glieder zu hemmen, ihre Prieſter mittelſt Erziehung und Wiſſenſchaft zu vervollkommnen, und ihre Kirche

---

*) Grundideen S. 55. W. f. W. Abthl. VI.

innerhalb ſeiner Monarchie von allem Einfluß ausheimiſcher Autorität zu befrein, ſie alſo zu einer wahrhaft herrſchenden zu machen. Allein eben ſo trefflich verſtand er den Satz der Politik Oeſterreichs, daß ſein kirchliches Syſtem auch in Glaubensſachen die Individualität der Völker und einzelnen Menſchen frei walten laſſen dürfe, wenn ſie nur das Weſen der herrſchenden Religion nicht befehdet. Daß dies bei den proteſtantiſchen und griechiſchen Abweichungen vom Chriſtenthum der römiſchen Kirche, imgleichen bei den verſchiedenen chriſtlichen Sekten keineswegs der Fall ſei, war ihm nicht entgangen *). Sein Toleranzedict iſt zugleich ein Beweis, wie vortrefflich er verſtand, ſobald er nicht zur Ungeduld durch Widerſetzlichkeit und andere Urſachen getrieben war, nicht weiter zu reformiren, als durchaus rathſam.

Ein allgemeines bürgerliches Geſetzbuch, als ein herrliches und unentbehrliches Bindungsmittel der verſchiedenen Völker des Vereines zu einer Geſammtheit, bezweckte Joſeph gleichfalls; und indem er es zu einem Kodex des rein bürgerlichen Rechtes, der nichts von politiſchen und conſtitutionellen Beziehungen umfaßte, eingerichtet wiſſen wollte, ſchuf er ein ſolches, wie ſeine Monarchie es nach politiſchen Grundſätzen einzig brauchen konnte **).

Am tiefſten fühlte der Kaiſer, daß Ungern von ſeinen Eigenthümlichkeiten manches nachlaſſen müſſe, um ſich in den

---

*) Grundideen S. 52. 53. W. f. W. Abthl. VI.

**) Desgleichen S. 46 — 50. W. f. W. Abthl. V

Staatenbund, zu welchem es gehörte, nach ſeiner ganzen Wichtigkeit einzufugen. Hätte er die Grundſätze durchſchaut, die ſich aus dem Begriff eines Vereines ungleichartiger Völker ergeben, oder wenigſtens ſeine Monarchie als einen ſolchen, nicht als einen Staat betrachtet; hätte er aufgelauſcht, auf welche Weiſe die ungeriſche Nation geneigt ſeyn könnte, ſich ſelbſt mancher Eigenheiten zu entkleiden, die ihrer Gemeinſchaft mit der politiſchen Geſammtheit widerſtrebten: ſo würde er es unfehlbar dahin gebracht haben, daß jenes Reich nicht fortdauernd als ein Ausland genommen werden muß, und keineswegs bis zu dem Punkte, als der Begriff der öſterreichiſchen Monarchie es fodert, mit ihren übrigen Staaten ein Ganzes ausmacht *). Erſt gegen das Ende ſeines Lebens entſchloß er ſich, den ungeriſchen Reichstag zu halten, ohne welchen unmöglich war, der Geſammtheit eine Nation auszubilden, die er ſchon gegen alle ſeine, auch die unſchuldigſten, Maßregeln argwöhniſch gemacht hatte, weil er ihre Krone bei ſich hielt, und ſich der geſetzmäßigen Krönung nicht unterzog. Alles, was mit der Verfaſſung in Berührung ſtand, verſprach er auf den Zuſtand beim Anfang ſeiner Regierung zurückzuführen. Nur ſein Toleranzedict, ſeine Anordnungen über die Einrichtung der Pfarren, ſeine menſchenfreundlichen Gebote zur Tilgung, oder wenigſtens Milderung der Leibeigenſchaft, über das Verhältniß der Unterthanen zu den Grundherren und ihre Behandlung von dieſen, ſollten auch in Ungern ihre Kraft behalten; denn ſie wären von der nothwendigen Obſorge

---

*) Grundideen S. 50. 51. W. ſ. W. Abthl. VI.

der Obrigkeit für die Kirche in einem jeglichen Staat und von der natürlichen Billigkeit nicht zu trennen.

Hätte Joſeph ſelbſt ſeiner neuen Anſicht gemäß Ungern noch gänzlich beruhigen und verſöhnen können: ſo wäre wahrſcheinlich für ſeine ganze Verwaltung ein Zeitpunkt eingetreten, wo er ſeine Politik mehr als bei ſeinen frühern Maßregeln aus dem Begriff ſeiner Monarchie ſchöpfte; und das Reſultat davon hätte dieſen unermüdlichen Geiſt, dieſes für die Menſchheit fühlende Herz gelohnt, die nur darum unglücklich waren, weil ſie mit ihrem überſchwenglichen Reichthum an Ideen und Empfindungen der neuen Zeit ſich gegen die Natur des öſterreichiſchen Staatenvereines nicht genug gemitttelt hatten.

Wäre ſeine Politik ganz in dieſen eingedrungen, ſo hätte ihn auch die Widerſetzlichkeit der Belgier und ihre offenbare Empörung ſelbſt wider ſeine untadelhafteſten Verordnungen nicht bis zum Tode unendlich geſchmerzt. Ihm ward noch nicht klar, was unſere Tage erleben, daß die Niederlande kein weſentliches Glied ſeiner Monarchie, und mehr eine Laſt, als eine Kraft derſelben waren; ſie gegen Baiern auszutauſchen, gönnte ihm die politiſche Stellung nicht, die ſich Preußen ſeit dem hubertsburger Frieden vollendet und durch den bairiſchen Erbfolgekrieg befeſtigt hatte. Der Fürſtenbund belehrte hinlänglich darüber; eine politiſche Erſcheinung, die wahrlich nicht zum Glück von Deutſchland durch die folgenden Ereigniſſe ſo ſchnell als nichtig verſchwand. Uebrigens hätte Oeſterreich durch jenen Tauſch freilich ein herrliches, nicht bloß durch ſeinen innern Werth, ſondern am meiſten durch ſeine Lage und Deutſchheit überſchwenglich entſchädigendes Land gewonnen; aber in Erfüllung der ihm vorgeſchriebenen Naturbeſtimmung in dem europäiſchen Syſtem wäre es ihm keineswegs unentbehrlich, alſo nachtheilig geweſen.

Josephs Geſichtspunkte für die europäiſchen Angelegenheiten unterſcheiden ſich von der Politik ſeiner Vorfahren vorzüglich dadurch, daß er die alte Eiferſucht zwiſchen Habsburg und Bourbon weit mehr beſchwichtigt glaubte, als ſie es von Seiten Frankreichs wirklich war. Solcher Fehler in der Politik durfte ſich ein Habsburger ſchuldig machen; ſie hingen mit dem Erbtheil ſeiner Väter, dem Vertrauen auf Redlichkeit und Freundſchaft zuſammen. Frankreich durchkreuzte Joſephs Hauptgeſichtspunkt für das Verhältniß ſeiner Monarchie zu der übrigen Welt. Dieſer ging darauf, die Türken aus Europa zu werfen, und ihr Reich zu zerſtückeln. Der Gewinn für Oeſterreichs Völkerverein, für Verherrlichung ſeiner Rolle in der europäiſchen Republik mußte von dem Gelingen eines ſolchen Plans unermeßlich ſeyn; und daß er gelingen könnte, war Hoffnung, weil zwei ſolche Geiſter und Mächte, wie Katharina und Joſeph, Rußland und Oeſterreich ſich zu dieſem Zwecke verbündeten. Allein die Seemächte und Preußen traten zwiſchen die Ausführung deſſelben, als das Waffenglück ihn begünſtigte, und Frankreich durch ſeine Revolution vorläufig gehindert war, ſich in die europäiſchen Angelegenheiten mit Nachdruck zu miſchen.

Joſeph ſagte ſelbſt über ſich, als er ſein Leben dem Niebergang nahe merkte, man ſolle ihm die Grabſchrift ſetzen: hier ruhet ein Souverän, der reine Abſichten hegte, doch das Unglück hatte, alle ſeine Pläne mißlingen zu ſehn. Aber gewiß verließ ihn nie die Ueberzeugung, daß er gleichwohl unſäglich viel zur Erhebung ſeiner Völker gewirkt habe. Was er für Handel und Induſtrie, für Rechtspflege, geordnete Staatsverwaltung, Organiſation der Heeresmacht, inſonderheit für Geiſtesfreiheit gethan, kann nur eine Schilderung beſchreiben, welche nicht ſeine Gegenwart, ſondern eine ſpätere Zukunft darſtellt, die mit Maria Thereſia ſagen wird, daß keiner beſſern Obhut, als der ſeinen, die Nationen Oeſterreichs anvertraut werden konnten, wiewohl ſie ſein Leben durch dies Geſtändniß nicht erheitern wollten. Bewundert auch von ihnen, geliebt von ſeiner Umgebung, wo ſein gebietender Ernſt in die unbeſchreibliche Grazie ſeines Geiſtes und ſeine natürliche Güte überging, ſtarb er früh genug, um nicht das ſchrecklichſte Beiſpiel des Unheils zu erleben, welches die Menſchheit bedroht, wenn man ihr ein Heil geben will, daß nicht aus ihrem bisherigen Zuſtand erwächſt.

War je ein Monarch durch eine reife Weisheit, die viele Jahre ſchon ein kleines Land beglückt hatte, durch eine kluge Schonung beſtehender Verhältniſſe und allmählige Umwandlung des Veralteten und Schadhaften in ihnen geeignet, eine in Aufruhr gebrachte Welt wieder zu beruhigen: ſo galt dies von Joſephs Nachfolger in der habsburgiſchen Monarchie. Leopolds Erklärung, daß er die Rechte der Nationen als die Säulen ſeines Hauſes betrachte, linderte ſchon den Unmuth derſelben. Durch die Convention von Reichenbach gewann er England und Preußen, und bereitete einen Frieden mit der Pforte vor, nach welchem er die meiſten Eroberungen, die ihm das dermalige Europa nicht gönnte, zurückgab; doch Orſowa und Choczim mit ihren Gebieten, und einen Strich von Croatien am linken Ufer der Unna inne behielt. So des Krieges mit auswärtigen Mächten entladen, und durch ſolche Aufopferungen, indem Rußland die Idee noch verfolgte, das Reich der Türken zu zertrümmern, der Welt ſeine Liebe zum Frieden hinlänglich darthuend, ſcheute er ſich nicht, auf den Kaiſerthron der Deutſchen zu ſteigen, obwohl ſich vorausſehen ließ, daß der Kaiſer mehr als jemals Beſchützer des Reichs durch die Waffen werden müſſe, und ohne Oeſterreichs Macht das zerſplitterte Deutſchland verloren ſeyn werde.

Durch die Weisheit, womit Leopold die Verwicklung gelöſet, in welche Joſephs weitgreifender Geiſt Oeſterreich mit ausheimiſchen Mächten gebracht, bekam er freie Hände, die Gährungen im Innern ſeiner Staaten zu ſtillen, welche nun durch keine Hoffnungen auf fremde Unterſtützung mehr genährt wurden. Gegen die Belgier zeigte er eben ſo ſehr den Ernſt der Waffen, als die Bereitwilligkeit, ihnen alles einzuräumen, um deſſentwillen ſie die Waffen führten. Dadurch ſonderte er den geſunderen Theil des Volkes von den Unruhſtiftern. Er beruhigte das empörungsreichſte Land unter dem habsburgiſchen Scepter, und welches ſchon dadurch verrieth, daß es dem öſterreichiſchen Staatenvereine nicht angehöre, mittelſt einer faſt allgemeinen Amneſtie und der Verheißung, daß alle belgiſche Provinzen nach den Verfaſſungen, die ſie unter Karl dem Sechſten und Maria Thereſia hatten, verwaltet, und alle Neuerungen Joſephs in der Religion zurückgenommen werden ſollten, wiewohl die letzten keineswegs den belgiſchen Freiheiten zuwider wären.

Eine gleiche Haltung, obſchon keine Waffengewalt vonnöthen war, beobachtete Leopold gegen die ungeriſche Nation. Mit der größten Standhaftigkeit verwarf er jedes Verlangen, das irgend die Erbfolge Habsburgs wankend machen, oder ſeine Hoheitsrechte mehr beſchränken wollte, als dem Krönungseide von Maria Thereſia gemäß war. Aber eben ſo feſt gab er zu erkennen, daß er ſich keine Gewalt anmaßen werde, als welche jene von den Ungern angebetete Kaiſerin und ihr Vater beſeſſen hätten. Die Illyrier, drei Millionen Seelen ſtark, und dennoch von aller Theilnahme an dem ungeriſchen Reichstage hartnäckig zurückgewieſen, gewann er, indem er ihnen erlaubte, eine eigne Nationalverſammlung zu Temeswar zu halten. Das Vertraun, welches der Kaiſer einzuflößen wußte, brachte es endlich dahin, daß die ungeriſche Nation, froh ob Zurücknahme der Neuerungen Joſephs, nicht nur die alten Rechte ſeiner Krone ungekränkt ließ, ſondern ſich ſeinen vierten Sohn, Erzherzog Alexander Leopold, zum Palatin erbat. Sie liebte dieſen, weil er der ungeriſchen Sprache mächtig war, und immer in der Tracht ſeines ungeriſchen Huſarenregimentes ging. So ward bei der Nation, die dem öſterreichiſchen Staatenvereine noch am wenigſten eingefugt war, eine ſeiner Wünſchenswertheſten politiſchen Maximen erreicht, daß nämlich ſeine Völker in einem

Theilhaber an der erblichen Würde des oberhäuptlichen Hauſes gleichſam eine Verſinnlichung des höchſten Mittelpunktes ihres Vereins und einen nationellen Repräſentanten der Souveränität, welche ſie verbindet, in ihrer Mitte haben *).

Unter allen dieſen glücklichen Bemühungen, den Frieden ſeiner Monarchie nach außen und im Innern wieder herzuſtellen und zu befeſtigen, ſchwebte dem Kaiſer der Gedanke vor, daß wider das Ueberſchwellen der franzöſiſchen Revolution ſich eine europäiſche Waffengewalt zuſammenthun, und er als Beſchützer des ſchon von derſelben beeinträchtigten Deutſchlands, als Haupt eines Ländervereines, der die Schutzmacht der europäiſchen Republik iſt, als Erbe des habsburgiſchen Geiſtes, an welchem ſich ſtets gefährliche Neuerungen brachen, auch als Bruder der gemißhandelten Königin von Frankreich, gleichſam der Stifter jener verbündeten Waffengewalt werden müſſe. Mit gleicher Sorgfalt in Vermeidung aller Schritte, wodurch der kriegsluſtige Gegner gereizt würde, mit einem gleich friedfertigen Sinne ward nie ein ſolcher Kriegesbund europäiſcher Mächte zuſammengebracht, als ihm wider den Jakobinismus gelang. Allein er, der Friedensſtifter, der in einer zweijährigen Regierung einen der gewaltigſten Türkenkriege beendet, andre Mächte, deren Waffen wider Oeſterreich gerichtet waren, in Freunde deſſelben verwandelt, den Bürgerkrieg in Belgien entwaffnet, die ſtolzeſte Nation unter Habsburgs Scepter mitten in ihrem Aufſtande

---

*) S. Grundideen u. ſ. w. S. 32 58. 59. W ſ. W. Abthl. VI

wider denſelben dem Throne ſeines Hauſes inniger, als ſie je war, verbunden hatte, ward vom Schickſal hinweggenommen, ehe Europa und habsburgiſches Blut von dem grauenvollſten Verhängniß heimgeſucht wurden.

In dieſer Periode, die ſein erhabener Sohn und Nachfolger nach dem ganzen Umfang ſeiner Pflichten gegen die Menſchheit, die europäiſche Welt, Deutſchland, Oeſterreichs Nationen und ſein Haus glorreich beſtand, hat das Geſchick die weſentliche Natur des öſterreichiſchen Staatenvereines, wie noch nie, geprüft, bewährt und vollendet. Wie wiederholt und auf wie lange etliche ſeiner weſentlichen Glieder von ihm abgeriſſen wurden, zuletzt haben ſie ſich alle wieder vereint, weil ſein Herrſcherhaus ſeiner Naturbeſtimmung für Europa's Sicherheit und Recht unerſchütterlich treu blieb.

Auch geſchah, daß gleichwie unter Maria Thereſia das Ganze der öſterreichiſchen Macht durch Ungern, ſo in dem gefahrvollſten Moment des Kampfes mit der franzöſiſchen Revolution und ihren Wirkungen jenes ſeine Rettung in Böhmen fand, und dermaßen ſich wieder das Orakel des Schickſals hören ließ, daß jedes der zuſammengefügten Völker dem Beſtand der übrigen unentbehrlich ſey.

Andre Beſitzungen, deren der Verein vor dieſer Periode der Revolutionen ſich noch nicht erfreute, die ihm für ſeine Baſis und ſeinen Zuſammenhang weſentlich vonnöthen ſind, wurden ihm in dem Wechſel der Dinge bald als Entſchädigung für noch viel weſentlichere Verluſte aufgedrungen, bald wieder entnommen. Endlich, da alles Verlorne ſich wieder zuſammenfügte, ſind auch ſie dem Bunde geblieben, zu welchem ſie der Natur nach gehören, und der linke Flügel der habsburgiſchen Macht in Oberitalien ſchließt ſich allkräftig an den deutſchen Kern derſelben. Seine alten Provinzen, die belgiſchen, die ihm ſtets fremdartigen, um derentwillen er zahlloſe Kriege geführt, im Kummer über welche ſeine herrlichſten Fürſten ihre Kraft verzehrten, hatte Oeſterreich zuletzt auch durch die Waffen behauptet; weil aber die Geſchichte der letzten Jahrzehnde mit neuem Nachdruck gelehrt, daß ſie einen Verein ſchwächten, dem ſie nicht weſentlich ſeyn konnten: ſo entlud es ſich derſelben mit einer wahrhaft großen Politik.

Die deutſche Krone, das freiwillige Geſchenk der größten Urnation an Rudolf von Habsburg, und ſeinen Nachkommen faſt vererbt, nur zu großem Nachtheil der öſterreichiſchen Monarchie und zum verderblichſten Deutſchlands von ihr trennbar, ſie nur iſt noch zu ſehr in Dunkel verhüllt, als daß die ganze Glorie des habsburgiſchen Völkerbundes, deren Ahnung oft leuchtend durch die Geſchichte der Jahrhunderte brach, ſchon unſern Tagen erſchienen wäre *).

Am meiſten hat ſich endlich in der verhängnißvollen Periode bewährt, daß ſich ſchwerlich unter irgend einem andern Fürſtenhauſe, als dem gegenwärtigen, der öſterreichiſche Staatenver-

---

*) Vergl. den letzten Abſchnitt der Grundideen ꝛc.

ein erhalten möchte. Wenn er ſo einer Trümmer gleicht in den Weltſtürmen, wie ihn unſere Tage geſehen, ſo hat er nur Dauer für die Zukunft, weil ſein altes ſouveränes Haus noch beſteht. In den wohlbewährten Tugenden deſſelben, an welchen ſeine Völker Jahrhunderte lang ihren Halt hatten, wiſſen ſie bei unverbrüchlicher Treue zur Zeit entſcheidender Gefahr ihren künftigen Lohn geſichert. Alſo empfingen ſie ihren Kaiſer aus ihrem alten Fürſtenſtamm nach dem unglücklichſten Krieg eben ſo innig, als wie er zuletzt mit Lorbeeren zurückkam, die ſeiner langen unermeßlichen Anſtrengung würdig waren. Mehr als je ein Habsburger für ſeine Völker aufopferte, hatte er für ſie hingegeben. Das neue Zeitalter, was er für die neugegründete öſterreichiſche Monarchie und europäiſche Republik heraufführte, ſtellt ihn an die Seite des Urhebers von Habsburgs Macht, und die folgenden Jahrhunderte werden Franz den Erſten ſo nennen, wie früher Rudolf den Erſten.

III.

Oliver Kromwell *).

1801.

Das Volk war in einer dumpfen Betäubung, als ihm das blutende Haupt des unglücklichen Karl des Erſten von England mit dem Ausruf gezeigt wurde: „das iſt der Kopf des Verräthers." Nur Kromwell in ſeinem Fenſter dem Blutgerüſte gegenüber, ſtand ruhig auf ein ſeidenes Polſter gelehnt. Es ſchien, als ob ihn die blutige Handlung nicht anginge, und doch hatte der König geſagt: „der da iſt Schuld an meinem ganzen Unglück." Als Karls Haupt gefallen war, wandte ſich Kromwell ruhig zu den Umſtehenden, und ſagte: „nun iſt die Religion gerettet und die Freiheit von Tauſenden gegründet; die Grundpfeiler der

---

*) Dieſen Aufſatz und andre ihm ähnliche, die folgen werden, bitte ich mehr als Ergießungen eines Hiſtorikers, wie als erſchöpfende Unterſuchungen anzuſehn.

engliſchen Republik ſind befeſtigt. Laßt uns jetzt unſer Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen, und die Ruhe von außen zu erhalten.“

Religion und Freiheit! dieſe Verbindung war der Charakter Kromwells und der engliſchen Revolution. In den ſchönen Zeiten der griechiſchen und römiſchen Freiheit war eine Religion, aber mit ihr eine Maſſe von Sklaven. Auch ſchuf ſie nur eine höhere griechiſche und römiſche Welt, über welche ſich die wahrhaftig freien Geiſter leicht hinausſchwangen. Das Judenthum erhielt die Freiheit der iſraelitiſchen Nation viele Jahrhunderte hindurch gegen den auswärtigen Unterdrücker; aber unterjochte ſie im Innern. Wohl hat die chriſtliche Religion im Mittelalter das harte Schickſal vieler Völker gemildert; doch machte ſie dagegen dieſelben nicht bloß für dieſes Leben ſich leibeigen. Zum Zerreißen ihrer Feſſeln, welche das Pabſtthum geſchlungen und Luthers Reformation nicht durchaus gelöſet hatte, wollte die engliſche Revolution mitwirken; aber ſie band die zerbrochnen Feſſeln, wenn gleich mit andern Wendungen, wieder zuſammen und ſtellte einen neuen Götzen auf das Fußgeſtelle des Zertrümmerten. Die Schwärmerei, welche dieſen zerſtörte, jenen errichtete, ging von der Religion in das Gebiet der Politik, und der Glaube ſollte der Retter der bürgerlichen Freiheit werden. Gegen die Hierarchie regten ſich die uralten chriſtlichen Lehren, gegen die Regierungsgrundſätze des Hauſes Stuart die ſo oft mit Blut vertheidigten alten englichen Geſetze; aber den Thron Karls des Erſten hätte man nicht angegriffen, wenn man in demſelben nicht ein Bollwerk des gehaßten Katholicismus erblickt hätte.

Die religiöſe Schwärmerei konnte keine bürgerliche Freiheit, ſondern nur Anarchie und Tyrannei gründen: die innere Selbſtſtändigkeit der Bürger eines Staates, ohne welche keine Freiheit kräftig und ſicher gedeiht, verträgt auch nicht die Ketten des Himmels und erliegt einem ungeläuterten Religionsglauben.

Auf der andern Seite ergiebt ſich aus dieſen Gedanken, daß die engliſche Revolution, wenn ſie gleich, als eine religiös-politiſche, die bürgerliche Freiheit nicht gründen konnte, doch von dem Schickſal benutzt werden mochte, dieſelbe zu befördern, weil ſie gegen das konſequenteſte poſitive Religionsſyſtem, das Pabſtthum, die Gemüther in die heftigſte Gährung brachte. Wenn ſie auch ſelbſt Feſſeln mit ſich trug: ſo zerbrach ſie doch weit ſtärkere. Vorbereiten konnte die neue Religion die Freiheit; aber ihr Verſuch, dieſelbe zu ſchaffen, konnte ſie nur mehr vernichten.

Den vollen religiös-politiſchen Charakter der engliſchen Revolution beſaß Kromwell, welchen man ihren Dämon nennen konnte. Wenn die Nation, indem ſie von ihrer Religion die bürgerliche Freiheit gewinnen wollte, ſtatt dieſer auf längere Zeit Anarchie bekam: ſo trug er die Tyrannei ſtatt der Freiheit als eine Gabe ſeiner religiöſen Schwärmerei davon. Nur konnte jene es abwarten, welche reifere Früchte ihrer Bildung endlich die Zeit aus dem Stoff, welchen die Revolution hinterließ, ziehn mochte; der kurze Raum, der dem Individuum zugemeſſen iſt, erlaubte Kromwelln nicht eine gleiche Aufhellung des Gemüthes. Seine letzte Lebenszeit redet ſchauderhaft davon. Immer drückender ward in ihm das Gefühl, wie wenig religiöſer Schwung bürgerliche Freiheit hervorzaubert: für die Nation, in der Sklaverei, für ſich, in der Tyrannei, ſah er einzig Rettung, weil die Religion ihnen ihr Verſprechen nicht gehalten.

Die politiſche Macht, welche Kromwell auf eine Zeitlang vernichtete, war vorzüglich durch Eliſabeth befeſtigt: weil ſie dem Geiſte der Zeit in der Religion folgte, überſah man, zugleich entzückt durch den Anblick ihrer Kraft und des Flors von England, ihre Eingriffe in die Rechte der Nation. Auf Kromwells Gemüth, voll Neigung zum Aberglauben jeder Art, mußte es ſchon einen tiefen Eindruck machen, daß er in derſelben Stunde zuerſt das Licht der Sonne erblickte, da Eliſabeth ihre ſterbenden Augen ſchloß. Apr. 3. 1603. In der Einſamkeit des ländlichen Lebens hielt ſeine innere Fülle ſich zuſammen. Der Unterricht eines Landpredigers ſtimmte ſie zu religiöſen Begeiſterungen. Nur mit ſich beſchäftigt und wenig berührt von den äußern Gegenſtänden, bekam er, die unbiegſamſte Seele, doch den Ruf eines ſanften und geſchmeidigen Kindes. Im Collegium zu Kambridge ſchreckten bisweilen die Blitze ſeines Geiſtes, erregte Ehrfurcht die unbeſcholtne Haltung ſeines Weſens. In die dunkelſten Stellen der heiligen Schriften drang er bewundernswürdig ein, wie von einer beſondern Gottheit erleuchtet. Aus ihnen ſchöpfte er früh ſeinen Haß gegen das Königthum. Die Bücher des Judenthums ſollten nicht von der Jugend und dem Volke königlicher Staaten geleſen werden. Aus ihren älteſten Zeiten ſpricht Haß gegen das Königthum, und ein verächtliches Menſchenweſen erregt dann Abſcheu auf vielen Blättern ihrer Königsgeſchichte. Ausführliche und lebendige Geſchichte großer und guter Regenten bildet den Kronprinzen am beſten zum König, die übrige Jugend am beſten zu Unterthanen.

Kromwell konnte nie bewogen werden, ſich des Ausdrucks Monarch und Monarchie zu bedienen: vom Hauſe Stuart ſprach er keine preiſende Silbe, ſo viel daſſelbe für die Wiſſenſchaften that und ſo ſehr König Jakob der Erſte die Fortſchritte des Jünglings in den Wiſſenſchaften begünſtigte.

Nach ſeiner Abreiſe von Kambridge führte er das Leben eines Abentheurers; aber in allem Gewirre deſſelben blieb ihm, wiewohl dunkel, das Ideal gegenwärtig, welches aus den alten heiligen Schriften hervorgegangen, ſeinem Ehrgeiz und ſeinem Triebe zur Unabhängigkeit die Beſtimmung geben ſollte. Durch die Religion in England den Thron zu ſtürzen und unter dem Schutz eines gewiſſen Prieſtenthums die alte Nationalfreiheit zu retten: das war ſeiner Tage Ziel. Unter den Ausſchweifungen einer glühenden Jugend arbeitete er planmäßig demſelben entgegen, und Heuchelei ward ihm die nothwendigſte Fertigkeit, weil er, auf die Roſen der Wolluſt, vorzüglich während ſeines Aufenthaltes in dem üppigen Paris gelagert, den Ruf eines Heiligen gewinnen wollte. Oft äußerte er mit Hinſicht auf jenes Ziel, daß er zu einer Biſchofsſtelle hinaufſtrebe, und glühendſter Haß gegen die Könige ſprach zugleich aus ihm. Sein liebſter Spaziergang, wie er in Paris lebte, führte zu einem Schloſſe, wohin man gefangne Prinzen zu bringen pflegte. Die Prinzen, ſagte er einſt hier mit funkelndem Auge, muß man nicht gefangen ſetzen, ſondern ſie ſogleich auf den Kopf ſchlagen.

Unter Guſtav Adolf wollte er dennoch im deutſchen Kriege dienen; ſein Haß ging mehr gegen den engliſchen Thron, als gegen das Königthum überhaupt. Auch erſchien der Schwedenkönig als Feind der alten Religion, und der Dienſt unter ſeinen Fahnen konnte daher Kromwelln großen Ruhm eben bei den Volksklaſſen bringen, durch welche er einzig ſeinen Plan zu erreichten vermochte, nämlich bei den verſchiedenen Sekten, welche in England durch die Reformation entſtanden waren. Da das Haus Stuart im Verdacht einer warmen Liebe für die katholiſche Lehre war: ſo mußte Kromwell die neue Religion eifrig umfaſſen. Manche Lehren derſelben hatten ihn auch mit aufrichtiger Begeiſterung erfüllt. Außerdem hätte eine Macht des Prieſterthums in England, die ſich an den Pabſt hätte anlehnen müſſen, nichts weiteres bewirkt, als was Thomas Becket und andre bezweckten. Nur durch die neue Lehre und auf den Trümmern des Pabſtthums konnte die Verbindung zwiſchen Religion und Freiheit hervorgehn, wodurch Kromwell ſeine Schwärmerei und ſeinen Ehrgeiz zugleich befriedigen wollte.

Ehe er die deutſche Grenze betrat, erſcholl die Nachricht, daß der Schwedenkönig bei Lützen gefallen. Ohne Zweifel hätte Kromwell bei ihm keinen leichten Eingang gefunden. Guſtavs frommes Herz war voll von chriſtlichen Gefühlen; aber es widerſtand ihm eine düſtre Religionsglut, wie ſie Oliver in ſich trug; auf den Schwingen des Ruhms wollte er ſich in den

Aether erheben, gefürchtet und bewundert, wie der Adler der Götter, und Kromwell liebte es, wie ein unterirdiſches Feuer heimtückiſch hervorzubrechen, und die Verzweiflung von Tauſenden zum Herold ſeines Ruhms zu brauchen. Liebe und Ruhm ſuchte jener voll Offenheit; Haß und Herrſchaft dieſer voll Heuchelei.

Nur ſolche ſtarke Geiſter, die an Bösartigkeit ihm ähnlich waren, konnten ſich ihm etwas nähern. Junger Menſch, ſagte Kardinal Richelieu zu ihm, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, und ihn ſtarr anſah; du haſt einen Zug im Geſicht, der ſtarken Seelen wohlthut, vor welchem die Schwachen zittern. „Strafford hingegen, dieſer edle Staatsminiſter, deſſen König Karl nicht werth war, gewiß auch ein ſtarker Geiſt, aber zugleich ein reines Herz, ſagte über Kromwell: „ſein Geſicht ſtößt mich gewaltig zurück: ſonſt hat er großen politiſchen Scharfſinn; in der Religion geht er freilich zu weit, und liebt die Verſtellung.“

Den unbefangnen König Karl hatte Kromwell ſchon gefeſſelt; ſchwächere Seelen verlieren ſich leicht in die Unendlichkeit eines großen Geiſtes und werden von ihm trotz, ihrer Furcht angezogen. Aber Strafford bewirkte, daß er vom Hofe entfernt wurde.

Ganz überließ ſich Kromwell nun ſeinen religiöſen Entzückungen in ländlicher Einſamkeit. Alle Phantaſien ſeiner Kindheit ſammelten ſich wieder um ihn her; er ſuchte die Gottheit zur Erde herabzuziehn. Seine Seele glich dem feurigen Dornbuſch, in welchen Gott mit rother Glut vor jenem Seher herabkam, der das Königthum haßte. Jedes Gebet Kromwells war ein Vernichtungsſchwur wider die königliche Regierung.

Weil er und ſein Geſinde die Zeit durch Beten verzehrten, wurden ſeine Felder ſchlecht beſtellt und ſein zerrüttetes Vermögen ſcheint ihn bewogen zu haben, ſeinen Plan wider den Thron wenigſtens vorerſt aufzugeben: noch war der Augenblick der ausbrechenden Revolution für England nicht da. Mit Hambden ſtand Oliver ſchon am Geſtade, um ſich nach Neuengland einzuſchiffen. Ein königliches Verbot der Auswanderungen hielt ſie in dem Vaterlande zurück. Dieſes Verbot ſprach das Wort des Untergangs über den Thron und den König. Ohne Hambden hätte ſich das Haus der Gemeinen nicht ſo machtvoll wider den Hof erhoben: ohne Kromwell wäre Karls Haupt nicht gefallen.

Betend und die königliche Regierung immer ſtärker verfluchend zog ſich Kromwell in ſeine alte Einſamkeit wieder zurück, Er verfaßte Fluchſchriften wider Karl, und ſein glühender Haß fand ungemeinen Beifall im Volke.

Wie Robespierre bei ſeinem erſten Erſcheinen unter den Repräſentanten der Nation, war Kromwell wenig geachtet, als er, von der Stadt Kambridge geſandt, im Hauſe der Gemeinen auftrat. In Geſtalt und Weſen war nichts gefälliges, er ſtand wie Ulyſſes, welcher, bevor er die Rede begann, ſchüchtern den

Scepter drehte und der Töne nicht mächtig ſchien; aber der Wohllaut, welcher ſich von den Lippen des Griechen dann lieblich ergoß, überraſchte nicht angenehm den Zuhörer, wenn der Britte zu reden anfing. Religiöſer und politiſcher Enthuſiasmus lag in düſtern Maſſen in ſeinem Innern: keine Sprache vermochte ſie hervorzuſchleudern.

Freude überglänzte ſeine Seele, als der bürgerliche Krieg begann: das blutige Getümmel entſprach ihr mehr, als die Verhandlung der Rede. Der Mann hat mich geſchreckt, ſagte König Karl, als er den Geiſtlichen ſpielte: nun da er Krieger geworden, ahnet mir nichts Gutes.

Kromwell bildete ſich eine eigene Kriegsſchaar im Parlamentsheere aus den kühnſten Jünglingen und gab ihr ſeine Schwärmerei zur Fahne: ſie war eine heilige Schaar, durch religiöſen und politiſchen Fanatismus, durch Tapferkeit, Kriegszucht und die militäriſche Schlauheit ihres Anführers unbeſiegbar. Geiſtliche Lieder waren ihr Schlachtgeſang.

Daß von allen revolutionären Parteien die wildeſte Kromwelln die liebſte, und er bald ihr Haupt war, ließ ſich vorausſehn. Er ſchuf nicht den Geiſt der Independenten; denn dieſer war, wie er ſelbſt, eine nothwendige Geburt der Zeit; aber er ward derjenige, in welchem dieſer Geiſt ſein tüchtiges Organ gefunden, zur Verkündigung ſeiner verderblichen Zauberformeln.

Das Heer wurde ſein Werkzeug und er erhob es über das

Parlament, nachdem er durch die Hülfe dieſes letztern den König an den Abgrund geworfen hatte. Aber am kraftvollſten zeigte er ſich dadurch, daß er den Geiſt der Freiheit und Gleichheit bei den Herren, in welchem er wider Thron und Parlament den beſten Bundesgenoſſen hatte, ſchmetternd niederwerfen konnte, ſobald derſelbe ihm ſelbſt irgend gefährlich zu werden drohte.

Daß Karls Haupt durch Blutgericht fallen ſollte, hatten Kromwells Religion voll düſtrer Geſtalten aus dem jüdiſchen Alterthum, die Freiheit, welche er durch ſie ſtiften wollte, und ſeine Herrſchſucht längſt beſchloſſen. Aber jene erſte, wie jede Schwärmerei, wankte bisweilen; und vielleicht mehr aus ihrer Natur, als aus Heuchelei, die ſchlau die Wirkungen einer ſolchen Aeußerungen berechnete, floß ſeine Verſichrung: „wenn jemand von ſich ſelbſt auf den Gedanken käme, den König zu beſtrafen, ſo würde ich ihn für einen Verräther erklären; aber jetzt treibt uns Gott dazu, und er wird unſre Anſchläge ſegnen. Ich ſelbſt betete noch neulich für die Wiederherſtellung der königlichen Majeſtät, aber die Zunge klebte mir am Gaumen mitten in der Rede, und durch dieſes Zeichen verwarf der heilige Geiſt meine Bitte."

Was ſeine Religion zum Wanken brachte, war ohne Zweifel ſeine Theilnahme an der Individualität des gefangnen Königs. Sie iſt ein erfreulicher Strahl zarteren Gefühls in ſeiner düſtern Seele. Der König hatte vor Freude geweint, als ſeine Kinder zu ihm gelaſſen wurden; ſprachlos hatte er ſie lange in ſeinen Armen gehalten. Ich habe nie, ſagte Kromwell, eine ſo zärtliche Scene geſehn. Welche weiche gefühlvolle Seele hat ſich dieſer König unter ſeelenloſen Hofleuten erhalten.

Karl ſtarb auf dem Blutgerüſte; in England wogten religiös-republikaniſche Ideen; in Schottland und Irland wollte man das Königthum erhalten, und des Hingerichteten Sohn ward hier als Karl der Zweite zum König ausgerufen. Aber die blutige Fahne, die Kromwell auf Tredahs Mauern pflanzte, entſchied wider das Königthum in Irland. Nur zu einem ſchnellen Sieg gerüſtet, ſchien er gegen die Schotten zu unterliegen; aber der Triumph war ihm nach langer Gefahr gewiß, als dieſelben ſich von den Bergen in die Ebene bei Dunbar bewegten. Er hob die Augen freudig gen Himmel und ſagte: du haſt dich mir nicht offenbart; aber ich ſehe doch, daß du ſie in meine Hände gegeben haſt. In der Schlacht bei Dunbar ſank das ſchottiſche Königthum. Nach der Niederlage Karls des Zweiten in Worzeſter ſchien daſſelbe gänzlich zertrümmert. Eine hohe Eiche mit dichtem Laube, in deren Wipfel er vier und zwanzig Stunden zubrachte, rettete den jungen König von dem Blutgerüſte. Sie hieß nachher die königliche Eiche, und die Landleute der Gegend betrachteten ſie mit heiligem Schauer, wiewohl Karl der Zweite höchſt verdorben aus der Schule des Unglücks hervorging.

Der Prinz von Wales mit ſeiner königlichen Mutter ein Flüchtling; ſeine Schweſter Eliſabeth bei einem Knopfmacher in die Lehre gegeben, und vor Kummer ſchnell in das Grab hinwelkend; der Herzog von Glozeſter gleichfalls zu einem Handwerk beſtimmt, und dann zu ſeiner flüchtigen Familie, nach Frankreich geſandt; die Statue des hingerichteten Königs umgeworfen, an ihrem Fußgeſtelle die Inſchrift: „der Tyran iſt dahin, der letzte der Könige;“ alle Staatsſchriften unterzeichnet: „im erſten Jahre der Freiheit, die durch Gottes Seegen wieder hergeſtellt iſt;“ ſelbſt das Oberhaus des Parlaments in der neuen Republik, als unnütz und gefährlich ausgeſtrichen! Zehn oder zwölf Jahre nachher verſammelt ſich das unglückliche Volk am Fuß des umgeſtürzten Throns, das verlorne Glück wiederzufinden; keiner ruft mehr Freiheit, alles will nichts als Ruhe; Karl der Zweite zu London als König ausgerufen, und ſeines Vaters Andenken geſegnet; mehrere Menſchen vor Rührung ein Opfer des Todes bei der Nachricht, daß die königliche Würde wieder hergeſtellt ſey; und eine ſpielende Freude über den Zufall, daß der Tag der Geburt und der Thronbeſteigung des neuen Königs derſelbe! Wahnſinn war es geweſen, durch religiöſe Schwärmerei eine neue bürgerliche Freiheit begründen zu wollen.

Nur derjenige ſtrebe nach Freiheit, der mit ſich ſelbſt einig iſt. Kromwell war es nie geweſen, und das Unglück thürmte ſich in ſeinem Innern, indem ihn das Glück von außen umſtrahlte.

Er gewinnt als Protektor eine unumſchränkte Macht, wie kein König von England ſie beſeſſen, und mehr als Heinrich der Achte und Eliſabeth iſt er von auswärtigen Mächten gefürchtet. Durch die Navigations-Akte giebt er dem Holländiſchen Handel einen verderblichen Stoß, und Tromp und Ruyter ſcheinen nur die Heroen des Holländiſchen Ruhms zur See zu werden, damit ihr Beſieger Blake die Regierung Kromwells verherrlichen kann. Mit dem ſtolzen Ludewig dem Vierzehnten entwirft dieſer Vergrößerungsplane, indem er mit den engliſchen Parlamenten ſpielt und die Verſchwörungen wider ihn ſo glücklich entdeckt, als hart ahndet.

Aber der Drang der Umſtände hatte ihn an dem Glauben, aus deſſen Keimen ſein Weſen und Leben vorzüglich aufſchoß, irre gemacht; ſeine Schwärmerei, auf moſaiſche Ideen gepflanzt, ſtieß allenthalben an die gegenwärtigen Verhältniſſe: Religion und durch ſie Rettung der Freiheit war ſein Ziel geweſen, und was er erreicht hatte, war Zweifel an ſeinem Glauben, und Tyrannei.

Eine ſchönre Blume gab es noch, an deren Anblick er ſich ſerzötzte, ſeine Lieblingstochter, die den ſtarken Geiſt des Vaters mit allen weiblichen Tugenden und Reizen verband. Aber von ſeinen blutigen Händen, von ſeinem verbrecheriſchen Athem berührt, konnte ſie nicht lange blühen. Sie hatte ihn oft gebeten, kein Blut mehr zu vergießen; ihre Bitten retteten ſelbſt ihren vertrauteſten Freund nicht vom Tode; ſie ſtarb voll Schwermuth.

Ihre klagenden Worte klangen unaufhörlich in Kromwells Ohren; jedes ihrer Worte wurde zum Dolch, der ſein Herz zerfleiſchte. In blutigen Schlachten hatte er ſich oft dem Tode muthig in die Arme geworfen; jetzt ſah er zitternd das Geſpenſt deſſelben bei iedem Geſchäfte, das er vornahm, bei jedem Vergnügen, das ihn zerſtreuen ſollte. Es erweckte ihm Angſt, wenn er ein fremdes Geſicht erblickte; der Fremdling war ſein Mörder: ängſtlich forſchend ſah er in ſeinen vertrauteſten Zirkeln von einem Geſicht zum andern; unter den wohlbekannten Zügen mochte ein glücklicher Augenblick ihm den nie entdeckten, gefahrbringenden noch entziffern. Bei jedem Schritte, welchen er that, war er von ſtarken Wachen begleitet; unter ſeiner Kleidung trug er einen Panzer; mit einem Schwert, einer Piſtole war er ſtets bewaffnet. Wenn er reiſte, ſo geſchah es mit einer ſo ſtürmiſchen Eile, als würde er von einem Heer böſer Geiſter verfolgt. Nie ging er irgend wohin auf dem nächſten Wege; nie kehrte er durch dieſelben Straßen zurück. Mehr als drei Nächte hintereinander ſchlief er nie in derſelben Kammer; nie ſagte er vorher, wo er ſchlafen wollte. In allen Kammern waren verborgne Thüren, ſtanden zahlreiche Waffen. Die Geſellſchaft, ſagte er, ſchreckt mich, weil ich mich von Feinden umgeben ſehe; die Einſamkeit ſchreckt mich, weil ich dann keinen Vertheidiger um mich habe, weil ich allein mit mir ſelbſt bin.

Seine Geſundheit erlag der Angſt ſeiner Seele, und als ihn ein ſchwaches Fieber befiel, war er ſogleich überzeugt, daß er ſterben werde. Schrecklich laſtete nun auf ihm der Gedanke, wie wenig ſeine Religion ihm ihre Verſprechen erfüllt habe, wie wenig er ihren Anforderungen entſprach; aber es war nichts in ihm, wodurch er zu Hoffnungen aufſtreben konnte, als ſein alter Glaube. Aengſtlich fragte er die Prieſter, ob der Satz ganz unbeſtreitbar ſey, daß der einmal von Gott Erwählte nicht auf immer verworfen werden könnte? und wenn ſie antworteten, nichts wäre zuverläſſiger; dann rief er freudig aus: wohl mir, denn ehmals, ehmals war ich im Stande der Gnade! Nichts zeigt ſo deutlich, als dieſer Rückblick auf ſein Leben, wie ſehr dieſes von ſeiner Religion ausging, und wie vorzüglich daher ſeine Verbrechen und ſein Unglück entſprangen, weil man mit ſolcher Religion nie in's Reine kommen kann.

Nach jener Beruhigung durch die Prieſter kehrte die Kühnheit ſeiner Natur zurück, und wiewohl ſein Fieber ſo ſtark wurde, daß die Aerzte an ſeiner Geneſung verzweifelten, entgegnete er ihnen: ich ſage euch, daß ich nicht ſterben werde. Ich und dieſe heiligen Männer, wir wiſſen es von Gott. Ihr möget geſchickt ſeyn in eurer Kunſt; die Natur kann mehr thun, als die Kunſt, und Gott mehr als die Natur!

Als er ſtarb *), erhob ſich plötzlich ein gewaltiger Sturm in der Schöpfung. Ein Sturm iſt immerhin das beſte Bild von dem, der geſtorben war, ein Sturm, der alles vor ſich niederwirft, und zuletzt in ſeinem eignen Brauſen verhallt; denn ein Mann war geſtorben, der den herrlichſten Thron zertrümmerte, die ſtolzeſte Nation zur Zeit der heftigſten Gährung ihrer Leidenſchaften zu ſeinen Füßen warf, der ſeinen Himmel auf die Erde herabziehn wollte, und unter der unnatürlichen Anſtrengung ſich und die Freiheit begrub.

Ein ſchwaches Nachbild von ihm war Robespierre. Beide

---

*) Sept. 3. 1658., im 59ſten J. des Alters.

waren Schwärmer für eine Freiheit, deren Geſtalt ſie deſto mehr bezauberte, je dunkler ſie ihnen erſchien; zum religiöſen Fanatism neigte ſich der Franke zuletzt gleichfalls; beide unterſtützten die Erfolge ihrer Schwärmerei durch Heuchelei. Beide wurden zu einem Ziel gedrängt, welches freilich ihrem Haſſe wider das Königthum entſprach, aber nicht den Erwartungen, welche ſie nach dem Sturz deſſelben für die Freiheit gehegt hatten. Beide mußten daher Tyrannen werden, aber Kromwell iſt es mit mehr Stärke, als Robespierre; darum iſt dieſer noch grauſamer, und jener ſtirbt in der Glorie ſeiner Macht, dieſer als Verbrecher.

IV.

Friedrich Buchholz,

(1816)

geboren in der Mark Brandenburg, von einem Vater erzogen, welcher den preußiſchen Patriotismus aus der Zeit Friedrichs II hegte, weiter gebildet auf einer preußiſchen Univerſität, zu Halle, Lehrer zu Brandenburg an der Ritterakademie, einem jener Inſtitute, wo der Adel zu dem eigentlichen Kern preußiſcher Patrioten erwachſen ſollte, in der Hauptſtadt der Monarchie lebend und Ideen ſchaffend, nachdem er ſein Amt aufgegeben, troß aller Feinde durch Hardenbergs Urtheil mit einem jährlichen Gehalt vom König unterſtüzt, iſt ein preußiſcher Patriot in jeder Ader, jeglichem Gefühl, und man verkennt den Urſprung und Zuſammenhang ſeiner politiſchen und hiſtoriſchen Anſichten und Behauptungen, wenn man ihn nicht von dieſem Standpunkt aus beurtheilt.

Wie glücklich er bisweilen großen Theilen der allgemeinen Geſchichte Ideen abgewinnt, wie unermüdet und öfters zu leidenſchaftlich, zu lebhaft wechſelnd, er nach allgemeinern Principien in den menſchlichen Dingen ſtrebt: ſo begeiſtert ihn eigentlich nur die Rückſicht auf Preußen, und ſeine Liebe für daſſelbe beengt, verleitet ihn bisweilen in ſeinen Unterſuchungen.

Eifrig iſt er bemüht geweſen, ſeinen Forſchungen über das Geld, die Juden, den Adel, tüchtige Principien, einen allgemeinen Charakter zu geben; aber er iſt hier Preuße durch und durch, nur die Erfahrungen ſeines Vaterlands ſind ſeine Führer, gegen Adel und Juden iſt er bitter, weil er glaubt, daß die preußiſche Monarchie durch beide, beſonders durch das iſraelitiſche Volk, unausſprechlich leide; und wenn man ſich verwundert, wie ein ſo ſcharfſinniger Denker, der es ſo redlich mit der Wahrheit hält, bei dergleichen Unterſuchungen eine an ſich wahre Vorſtellung, die aber nur ein einzelner Punkt, bisweilen nur Nebenpunkt des Ideenſyſtems iſt, zu einem herrſchenden Princip hinauftreibt und dadurch völlig unwahr macht: ſo geräth man bald auf Spuren, daß er in preußiſcher Beſchränkung ſein Vaterland für die Welt, und ein Verhältniß der Heimath für ein allgemeines der Menſchheit anſah.

Zu einer Zeit, wo Bonaparte faſt noch mehr verkannt wurde, als jetzt nach ſeinem Sturz; wo das Beſſere und Große in ihm dem Schickſal und dem ungeheuren Streben wider England noch nicht gewichen, und doch ſchon verſpottet und gehäßt wurde; wo ſchon Muth dazu gehörte, ein hiſtoriſches Urtheil über ihn auszuſprechen, ſtand Buchholz nicht an, eine ungeheuchelte Bewunderung der Thaten und Einrichtungen deſſelben nicht nur zu verkünden, ſondern ſelbſt zu übertreiben, wie ihm leicht geſchieht. Wenn er jetzt, wo er derſelben Gegenſtände und Perſonen erwähnt, jene Urtheile ganz vergeſſen zu haben, ja von einem Geiſt befangen zu ſeyn ſcheint, der ihnen geradezu widerſpricht: ſo wähne man nicht, daß der Sturz des ſonſt bewunderten Helden und dem Anſchein nach auch aller Einrichtungen, die derſelbe im Sinn der Revolution in Frankreich getroffen hat, ſeine Anſicht völlig umgekehrt habe, und noch weniger traue man ihm zu, daß er nun, wegen feiger, ſelbſtſüchtiger Antriebe wider ſeine innere Ueberzeugung rede. Buchholz iſt ein entſchloßner muthiger Forſcher, kein wankendes Rohr, das von jedem Wehen der öffentlichen Stimmung bewegt wird, und hat zu viel gute hiſtoriſche Einſicht, um zu glauben, daß manche der politiſchen Inſtitutionen, die er einſt geprieſen hat, durch irgend eine Gewalt entwurzelt werden könnten.

Allein er hatte die Neigung, die Bewunderung von ihrem Schöpfer und deſſen Beginnen längſt ſchon abgewandt, von dem Augenblick an, da dieſer der Zerſtörer ſeines Vaterlandes wurde. Sein politiſcher Schmerz überwog jede ſeiner bisherigen Vorſtellungen, jede ſeiner politiſchen Erwartungen von einem neuen Zeitalter, ſelbſt alle Macht und ihm wohlbekannte Herrſchaft der hiſtoriſchen Kritik. Dem unwahrſcheinlichſten Gerücht ſchenkte er Beifall, um ſich nur vorſpiegeln zu können, daß ſein König über Bonaparte triumphire. Der Tilſiter Frieden hat keinen mehr verwundet, als ihn, und da endlich der erwartete Triumph ſeines Vaterlands erfolgt iſt, kennt gewiß keiner der preußiſchen Patrioten eine umfaſſendere Freude, als er.

Wenn man ſeinen politiſchen und hiſtoriſchen Ideen durchaus nicht eine gewiſſe Originalität und Haltbarkeit abſprechen kann, und nur bedauert, daß ſie das Einzelne nur zu häufig zum Allgemeinen ſtempeln wollen: ſo muß man ſeinen pſychologiſchen Scharfſinn noch mehr ſchätzen, aber auch hier ſich verwundern, wie die glücklichſten Bemerkungen dadurch verderben werden, daß er aus einzelnen echten Charakterzügen ſich gewaltſam eine ganze Perſon aufbauen will, ohne ſie als ſolche durch die Geſchichte wahrgenommen zu haben und darthun zu können. Er hat allerdings das künſtleriſche Bedürfniß, ein Ganzes zu ſehen und zu bilden; doch ihm entſteht die Stärke der Einbildungskraft des Hiſtorikers, die allein ſolches Bedürfniß befriedigen kann. Wenn er ſich von jener Gewaltſamkeit frei erhält, wie treffend und fein pſychologiſch raiſonnirt er dann; z. B. über Eſſer, Baco und Eliſabeth.

V.

Ludewig von Berger,

(1816)

beim erſten Anbruch der neuen deutſchen Freiheit von der franzöſiſchen Tyrannei zum Opfer erkohren, weil ſie ſich ſchmeichelte, durch ihre Rache an einem ſo ausgezeichneten Verdienſt, ſeine Mitbürger von der Liebe zur Freiheit abzuſchrecken, hat dadurch einen Namen erhalten, welcher den Deutſchen anfeuert das Leben und die Eigenſchaften des edlen Mannes näher zu beleuchten.

Er war im Jahr 1768 zu Oldenburg geboren, wo ſein Vater, ein Nachkomme des berühmten Juriſten Berger, an der Spitze einer juriſtiſchen Oberbehörde ſtand; ein Mann von großer Strenge und harter Laune, ohne Menſchenfurcht und ſo unerſchütterlich rechtſchaffen als freimüthig, arbeitſam, und in der ernſten Literatur wohl bewandert. Jede Forderung, die er an ſich ſelbſt machte, wollt' er auch von ſeinem Sohne erfüllt ſehn, und ſeine bittern Launen wurden drückender, wenn dieſer, trotz der Fähigkeiten ſeines Geiſtes und des beſten Willens zur Thätigkeit, ſeine Anſtrengungen öfters unterbrechen mußte, weil er von der früheſten Jugend an mit einer Schwäche und Kränklichkeit des Körpers kämpfte, welche ſein ganzes Leben hindurch ihm keine Geſundheit für einen längeren Zeitraum geſtattete. So ſehr er auch für den ſinnlichen Genuß geſtimmt war, durfte er ſich ihn deshalb nur mit der weiſeſten Sparſamkeit und Vorſicht erlauben, was dem Vater auch nicht ganz gefiel, der bis in ſein ſpätes Alter ſo zu Genuß als Arbeit einen unverwüſtlichen Körper hatte. Aber nie hat Berger über die mürriſche Strenge geklagt, mit welcher er erzogen und noch als reifer Jüngling behandelt wurde. Er ſchloß ſich ganz an ſeine ſanfte, liebevolle Mutter, und ſie beide vereint ertrugen leichter die Launen des Herrn im Hauſe.

Weil das Gymnaſium in Oldenburg damals keine vorzügliche Lehranſtalt war, ließ dieſer ſeinen Sohn durch Privatlehrer bilden, die er nicht unter den Eingebornen wählte, und hatte das Glück, wenigſtens zwei vorzügliche Ausländer in ſein Haus zu ziehn, welche ſehr auf die Bildung in Oldenburg gewirkt haben, und vorzüglich durch eine edlere Kanzelberedtſamkeit, als man dort gewohnt war. Einer von ihnen, ein Schüler von Heyne, Michaelis und Walch, iſt in der literariſchen Welt bekannt, *Uelzen*.

Mit trefflichen Vorſtudien ausgerüſtet, ging Berger auf die Univerſität Göttingen, um ſich, nach dem Willen ſeines Vaters, der Rechtsgelahrtheit zu weihn. Allein der Eifer, womit er ihr oblag, wurde bald durch Krankheit unterbrochen, ſo daß er in die Heimath zurückkehren mußte, um ſeine Geſundheit einigermaßen wieder herzuſtellen. Er ging zum zweitenmal nach Göttingen, und wußte nun heitern Lebensgenuß und angenehme Studien mit den ernſten ſo zu miſchen, daß ſein ſchwacher Körper die Anſtrengung für dieſe letzten beſtand. Ueber Alles ging ihm die Freude an der Natur, und die glücklichſten Stunden verlebt er an ſchönen Tagen in den Thälern, auf den Bergen in der Nähe Göttingens. Am meiſten und innigſten lebte er mit ſeinem Landsmann, dem Hiſtoriker **Woltmann**, welchen er bei ſeiner Rückkehr auf die Univerſität daſelbſt fand. Auch er liebte das Studium der Geſchichte, der Politik und Poeſie vorzüglich, und iſt dieſer Liebe treu geblieben, wie neben dem eifrigen Rechtsſtudium auf der Academie, ſo in dem juriſtiſchen Geſchäftsleben, welches ihn nach ſeiner Heimkehr in das väterliche Haus bald nach Eutin, doch auch noch bei Lebzeiten ſeines Vaters wieder nach Oldenburg führte.

Rechtſchaffen, auf das ſtrengſte pflichtmäßig, ſo wohlunterrichtet, als durchdringend ſcharfſichtig, bewies er ſich als Richter. Bei aller Zartheit ſeiner Empfindung, bei aller Sehnſucht nach einem gewiſſen idylliſchen Leben, wodurch er vorzüglich an Rouſſeau gefeſſelt ward, hatte er überaus ſcharfe Züge im Charakter, die bisweilen ſogar hart ſchienen, und vorzüglich ihnen mag er verdankt haben, daß er das richterliche Geſchäftsleben ertragen konnte, welches ſeiner Geſundheit und allen ſeinen übrigen Neigungen eine Laſt war. Das bedeutende Vermögen ſeines Vaters gewährte ihm indeß auch, daß er die einzige Leidenſchaft die er hegte, nämlich für die ſchöne Natur, von Zeit zu Zeit befriedigen konnte. Pirmont mit ſeinen kräftigen, romantiſchen Umgebungen, welches er jeden Sommer beſuchte, war ihm beſonders werth; ſeine größeren Reiſen in Deutſchland, der Schweiz, Frankreich und Italien, ſind durch ſeine Briefe bekannt, in welchen ſich lebendig der Sinn abdrückt, womit er vielſeitig und fein das menſchliche Treiben, und unausſprechlich liebend die Natur und das Schauſpiel eines harmloſen, unſchuldigen Leben auffaßte.

Auch nach dem Tode ſeines Vaters, wie er über ſeine äußern Verhältniſſe und über ſein Vermögen freier ſchalten konnte, gab er das Geſchäftsleben nicht auf und verließ Oldenburg nicht, wiewohl er ſonſt die Ausſicht gehegt hatte, ſich unter einem milden Klima in ſchöner Natur und Freiheit einſt niederzulaſſen. Am meiſten hielt ihn wohl zärtliche Achtung für ſeine Mutter, die an Oldenburg gewöhnt war, dann das Vertrauen zurück welches ihm der Herzog geſchenkt hatte, der ihn auch in politiſche und diplomatiſche Geſchäfte zog. Ueberdies gewinnt ein ſo reifer und vielfach gebildeter Geiſt, ein ſo beſtimmter Charakter, dem Geſchäftsleben immer mehr Reize ab, und die Periode der franzöſiſchen Tyrannei hatte ihm faſt unmöglich gemacht, irgendwo der ſchönen Natur mit Freiheit zu leben. Während ſo trauriger Zeit wollte er lieber in dem Vaterlande verharren und für daſſelbe ſeine Kräfte aufopfern, um eines neuen Zuſtandes der Dinge, auf welchen er immer hoffte, eines neuen Deutſchlands, an deſſen Bild er mit Innigkeit hing, mit um ſo größerem Recht frei genießen zu können.

Dieſe Erwartung iſt ihm ſchrecklich getäuſcht. Für ſein Vaterland Oldenburg, für das allgemeine deutſche Vaterland iſt er als Opfer gefallen, ehe die neue, glücklichere Zeit mit einiger Sicherheit erſchien. Wie ihn die Franzoſen ohne allen Schein von Recht und Schuld zum Todesopfer beſtimmten, mit welcher Klarheit, Feſtigkeit, Macht der Sprache er das Poſſenſpiel von Gericht, welches über ihn gehalten ward, in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit entlarvte; wie er mit einem Freund und Patrioten durch die Kugeln der franzöſiſchen Mörder zu Bremen fiel, iſt allgemein bekannt und kräftig genug beſchrieben. *) — Oldenburgs Fürſt hat die irdiſchen Reſte der beiden patriotiſchen Märtyrer nach ſeiner Reſidenz bringen, und dort beerdigen laſſen. Bergers alte Mutter hat ein ſolches Ende eines ſolchen Sohnes erlebt.

---

*) S. die kleine Schrift: Finks und Bergers Ermordung, von Gildemeiſter in Bremen.

VI.

Beyme,

(1816)

iſt ein Mann im preußiſchen Staat, der von vielen verehrt, von etlichen gehaßt, von noch wenigern gering geachtet wird. Als Kammergerichts-Rath zu Berlin erwarb er ſich bald den Ruf eines ſcharfſinnigen und überaus thätigen Juriſten; doch wollten tiefer blickende Kenner der Rechtsgelahrtheit und der Kunſt, welche ſie ausübt, an ihm wahrnehmen, daß er ſich ſeines Scharfſinns in der Jurisprudenz zu vorherrſchend bediene.

Er ward mit zwei andern Geſchäftsmännern zum königl. geheimen Cabinetsrath vorgeſchlagen, als der edle, an Geſinnung und Wiſſen wahrhaft humane Mencke, welcher dem jungen König zuerſt Liebe erworben und Glorie über deſſen Regierungsanfang verbreitet hatte, durch gänzliche Erſchöpfung ſeiner phyſiſchen Kräfte verhindert wurde, mit der nie getrübten Klarheit ſeines Geiſtes und Herzens die Geſchäfte des Cabinets noch länger zu leiten. Auf den erſten Blick ward Beyme von dem König erkohren, deſſen eigne Geradheit von der Offenheit des Mannes im Ausdruck der Rede, des hellen Auges, in der beſtimmten und lebendigen Haltung, angezogen zu ſeyn ſcheint. Von nun an ſchenkte er demſelben auch ſieben Jahre hindurch, bis zu der unglücklichen Kataſtrophe der preußiſchen Monarchie, ununterbrochen ſein ganzes Vertrauen.

Der Poſten eines königl. geh. Cabinetsraths für die innere Staatsverwaltung war damals mit einer ſolchen Macht bekleidet, welche das Anſehn der ſämmtlichen Staatsminiſter weit überwog. Friedrich II., Selbſtherrſcher in jedem Sinne des Worts, der auch ſeine Miniſter nur als Präſidenten ihrer Bureaus nahm, und die weſentlichſten Entſcheidungen, auch in den innern Angelegenheiten, immer von ſeinem Cabinet ausgehen ließ, brauchte die Räthe, die für daſſelbe angeſtellt waren, im eigentlichſten Sinn zu ſeinen Secretären, welche keinen andern Einfluß als den zufälligen ausübten, der einem jeglichen in der Nähe eines ſelbſtherrſchenden Monarchen wird. Sein Nachfolger ließ die Regierungsmaſchine, wie er ſie vorfand; aber wenig aufgelegt zu einer regelmäßigen Arbeit und zu einer fortdauernden Selbſtregierung, konnte er nicht hindern, daß die Cabinetsräthe ſchon eine größere Macht gewannen. Allein es wirkten ſo viele andre Parteiungen, ſo viele Günſtlinge und geliebte Frauen, ſolche myſtiſche Intriguen, ſo viele Zerſtreuungen durch Freuden des Lebens und durch Kriege auf den Monarchen ein; er hatte in den beſſern Stunden ſo durchdringenden Blick, ſolches Selbſtbewußtſeyn ſeiner Kenntniſſe und ſeiner Kraft; er hatte endlich ſo viel Geneigtheit, auf ſeine Staatsminiſter zu hören, daß ſeine geheimen Cabinetsräthe wenigſtens nie die monarchiſche Gewalt mit ihm theilten. Ohne die Erfahrungen und ohne die Leidenſchaften, womit er den Thron beſtiegen hatte, folgte ihm ſein Sohn, belaſtet von dem Pflichtgefühl, welcher ungeheuern Arbeit er ſich redlich unterziehen ſolle, zu beſcheiden, um ſich zu geſtehen, welche Kraft für die Geſchäfte in ihm vorhanden ſey, zu ſehr durchdrungen von einem edlen königlichen Stolz, um vielen bekennen zu wollen, daß er einer Geſchäftsführung im Sinn, im Umfang der Selbſtregierung Friedrichs des Großen, ſich nicht unterziehen könne. Er hielt für Pflicht, er liebte, von dem Cabinet aus wie ein unumſchränkter Monarch zu herrſchen, und ſein Cabinetsrath mußte ihm dazu mit Kenntniſſen, Erfahrungen, unermüdeter Thätigkeit im Geſchäft der Feder beiſtehen, mußte ſeine eigene Rechtſchaffenheit durch eine juriſtiſche Fertigkeit und Gediegenheit unterſtützen, mußte allein um das Geheimniß wiſſen, wie täglich eine Cabinetsregierung im Geiſt des großen Ahnherrn ohne deſſen Eigenmacht geführt ward.

Nach allen dieſen Rückſichten war Beyme eine vortreffliche Wahl. Alle erfoderlichen Eigenſchaften beſitzt er, nur daß man zweifeln mußte, ob er die umfaſſende allgemeine Bildung, die gründlichen Kenntniſſe in allen Zweigen der Staatswiſſenſchaft beſitze, welche demjenigen unentbehrlich ſind, der beſtändiger Rath eines umumſchränkten Königs für alle Theile der Staatsverwaltung ſeyn ſoll. Es hat ſich gezeigt, daß er wenigſtens bemüht war, ſich dieſe allgemeinen und umfaſſenden Kenntniſſe anzueignen, beſtimmte Anſichten von allen Gattungen der Staatsgeſchäfte zu gewinnen; und bei aller Selbſtſtändigkeit, die er zu behaupten faſt eiferſüchtig wachſam war, beſaß er doch, ſo wenig ihm behagte, den Staatsminiſtern einen Einfluß auf die Geſchäfte zu verſtatten, der ſeinem Anſehn gefährlich werden konnte, zu viel gute Einſicht, zu viel redlichen Willen, für das öffentliche Wohl zu ſorgen und das wahre Verdienſt hervorzuheben, als daß er nicht den Reichthum trefflicher Kenntniſſe benutzt hätte, welcher ſich für alle Zweige der Staatsverwaltung unter den preußiſchen Geſchäftsmännern findet. In militäriſchen Dingen war der König Selbſtregent; die auswärtigen Angelegenheiten ſind ſolcher Natur, daß der Staatsminiſter, welcher ſie leitet, der unmittelbaren Mittheilungen gegen den Monarchen nicht entbehren kann. Auf beide ſuchte Beyme auch nicht Einfluß zu erhalten, auf die politiſchen Geſchäfte wenigſtens nur mittelbar. Ein beſondrer Cabinetsrath trug über ſie dem König vor, **Lombard**, nicht ohne Geiſt und elegante Kenntniſſe, doch ein ſchwacher Charakter und Körper. Er war ſehr abhängig von Beyme's Kraft und Anſehn.

Nach der Zertrümmerung der preußiſchen Monarchie war es unmöglich, die alte Regierungsmaſchine wieder einzurichten und fortgehn zu laſſen. Freiherr v. **Stein** übernahm, der Schöpfer eines neuen preußiſchen Staats zu werden. Ein heftiger Gegner der bisherigen Cabinets-Regierung, wollte er ſie bis auf die letzte Spur vertilgen. Aber es gereicht zum größten Lobe Beyme's, daß gleichwohl jener unumwundne Staatsmann gegen ſein beſtimmtes und nie zu bezweifelndes juriſtiſches Verdienſt Achtung genug empfand, um ihn dem König, der gern darauf einging, zur Würde des Großcanzlers zu empfehlen.

Keiner unter den alten Staatsminiſtern Preußens hatte den Rang, die Wirkſamkeit, die nöthigen ſelbſtſtändigen Grundſätze eines ſolchen gegen den mächtigen Cabinetsrath ſo zu behaupten gewußt, als der Freiherr von Hardenberg. Schon deshalb mochte die Revolution in der preußiſchen Staatsverwaltung, welche dieſen als Staatscanzler an die Spitze brachte, für Beyme nicht angenehm ſeyn; aber in eine Organiſation, wodurch die Miniſter von dem Canzler ziemlich abhängig werden ſollten, glaubte er ſich nicht fügen zu dürfen. Er bekam deshalb ſeinen Abſchied als Großcanzler; weil indeß auch Hardenberg ein zu großes eignes Verdienſt und zu hohes Gemüth beſitzt, um das Verdienſt nicht auch am Gegner zu achten, bleibt Beyme bald in dieſer, bald in jener Thätigkeit für den Staat: die übrige Zeit verlebt er auf ſeinem Landſitz zu Steglitz bei Berlin, im Genuß der alten Schriftſteller.

VII.

Anton Gramberg,

(1816)

ſtarb im Frühling des vorigen Jahres und in der Blüthe ſeines Lebens zu Oldenburg, wo er im Jahr 1772 geboren war; ein Dichter, deſſen Talent freilich keine große Meiſterſtücke hervorbrachte, aber unter allen Entartungen unſers äſthetiſchen Geſchmacks, unter den oft verderblichen und verſengenden, ſelten erquicklichen und erfriſchenden Winden, die unſre Dichter und noch mehr Dichterlinge aus allen Zonen nach Deutſchland herüberriefen, weil es ihnen an dem eignen deutſchen Athem gebrach, in ſtiller Zufriedenheit und Unſchuld, von allen Manieren der Schulen unberührt aufblühte, und ſchon dadurch von ſeinem Naturadel zeugte.

Die Liebe zur Dichtkunſt entwickelte ſich in ihm ſehr frühzeitig. Sein Vater, ein ausgezeichneter Arzt und Kenner der Literaturen, und im höchſten Greiſenalter noch jetzt zu Oldenburg in dieſer doppelten Hinſicht thätig nnd geachtet, war ſelbſt ein glücklicher Dichter, wie ſeine Beiträge zu dem Göttingiſchen Muſenalmanach, vorzüglich zu jener Zeit, als ſein Freund Göcking denſelben herausgab, und viele andre Gedichte beweiſen, die vielleicht nicht über die oldenburgiſchen Grenzen hinausgekommen ſind: ſo wie für ſeinen patriotiſchen und zweckmäßigen literariſchen Eifer ſeine Beiträge zu dem alten deutſchen Muſeum über die älteſte deutſche Poeſie treffliche Belege ſind. Auch das Nibelungenlied hat er dort ſchon im Jahr 1783 als ein wahrhaft deutſches Werk hervorgehoben, und ein großes Stück davon auf eine Art bearbeitet, die unſerm Publicum mehr zuſagen möchte, als ähnliche Verſuche in unſern Tagen. Bemerkt man noch, daß der Arzt Gramberg ein Mann von der lebhafteſten Mittheilung, einem heftigen Streben war, alles nach außen ſchnell zu verbreiten, was er in der Einſamkeit ſeiner Bibliothek, die ſelbſt mit literariſcher Neugier geſammelt war, ſich angeeignet hatte: ſo ſieht man als unvermeidlich an, daß ſein älteſter Sohn, der Dichter Anton Gramberg, bei ſeinen Anlagen ſchnell in literariſcher und poetiſcher Thätigkeit gedieh.

Etwas Eigenthümliches an dem Knaben war die Richtung des poetiſchen Witzes, welche ſoviel wie möglich alles Empfindſame vermeidend, nur komiſche Auftritte des Lebens mit ſcharfſichtiger Combination, nur bizarre Erſcheinungen der bürgerlichen Geſellſchaft genial auffaßte. —

Dieſer Hang verleitete ihn oft zu einem Benehmen, was ſeine Geſpielen erzürnte, und ihnen als Erguß eines ſchlechten Herzens vorkam. So ſicher ſie darin Unrecht hatten, konnte man es ihnen nicht verargen, weil Gramberg bisweilen darauf ausging, ſie und ihre Verhältniſſe und ihr Thun ſo zu gruppiren, daß er Stoff zu lächerlichen Combinationen gewann. Die wenigen Knaben, welche mit ihm vertraut waren, fanden ihn im Grunde gutmüthig und aufrichtig.

Als er dem Jünglingsalter nahe war, gelang ihm ſchon vorzüglich ein Product der bemerkten Richtung ſeines poetiſchen Talents, ein Schornſteinfegerlied. Allein faſt darf man daſſelbe wie einen Abſchied anſehn, welchen er von der dichteriſchen Neigung und Stimmung ſeiner Knabenjahre nahm. Seltſam genug war der Jüngling, und noch mehr der Mann, der Richtung des Knaben ganz entgegengeſetzt, ſo abgewandt von Verſpottung der Menſchen, von dem Komiſchen der Verhältniſſe, als dieſer beides geliebt und geſucht hatte; ſo in Träume von einer Unſchuldswelt, in ſanfte Empfindſamkeit, in Unkunde des bürgerlichen Lebens gleichſam hingegeben, als der Natur des Knaben die Stimmung für jene widerwärtig ſchien, und er dieſes mehr kannte, mehr zu nehmen wußte, wie ſo unreifen Jahren geziemen mochte.

Er weihte ſich der Rechtsgelahrtheit auf der hohen Schule zu Erlangen nicht ohne Fleiß, und dieſes Studium hätte ihn in das bürgerliche Leben, ſeine ehemalige Freude an den bizarren Seiten deſſelben, noch mehr verſtricken können; er wurde dann Sachwalter in ſeiner Vaterſtadt, Richter daſelbſt, endlich

Mitglied des kaiſerl. franz. Oberappellationshofs zu Hamburg; und alle dieſe Lagen mit ihren Geſchäften, die mit Gewalt in die nackte Wirklichkeit des Lebens einweihen, feſſelten ihn nur inniger an eine arkadiſche Welt, worin er lebte und webte. Unausſprechlich ſüße und zarte epigrammatiſche Gedichte, wie ſein Geſpräch mit Amor; Lieder, die ein Hauch einer Phantaſie und eines Gemüths ſind, deren einziges Element das ländliche Leben, unſchuldige Liebe, unausſprechliche Sehnſucht nach Ruhe; Idyllen, die entweder ihren Stoff aus der alten bibliſchen Geſchichte nehmen, oder gar in eine Welt verſetzen, wie die Geßneriſche, wenn man eine Welt einen ſolchen Zuſtand nennen darf, der uns eine Cultur menſchlicher Empfindung und Anſicht in einer äußern Umgebung zeigt, durch welche und in welcher jene unmöglich entſtehen konnte: dies ſind die Früchte, welche Gramberg ſehr reichlich gewann in einer heißen juriſtiſchen Amtsſphäre, unter gehäſſigen Verwicklungen und ſtürmiſchen Veränderungen des bürgerlichen Lebens um ihn her; und ſo arkadiſch fühlte, dichtete und trachtete in ſolcher Lage ein Talent, welches in ſeiner Frühe beſtimmt ſchien, nur Spötter über unſre Wirklichkeit zu werden.

Daß ſeinem ſchönen Herzen nicht genügte, ſich nur mit Spott des Geiſtes über das wirkliche Treiben zu erheben; daß der Hang dazu bei Nachgiebigkeit gegen ihn ſein Talent ganz ausfüllen und beſchäftigen möchte, dieſe Beſorgniß und ſeine Selbſterkenntniß, wenigſtens in der Ahnung, wie ſeine Kraft nicht umfaſſend genug ſey, um Satyre und ſchöne Empfindſamkeit zugleich in ſeiner Bruſt zu beherbergen und zum Künſtleriſchen auszubilden: darin müſſen wir den Grund ſuchen, warum er als Jüngling und Mann ein durchaus andrer Dichter wurde, als ſeine Knabenjahre angekündigt hatten.

Auch darf man nicht unbemerkt laſſen, daß er ein vollſaftiger, höchſt blühender Knabe, ein welkender Jüngling war, ein Mann, deſſen Leben an der Auszehrung ſchwand.

VIII.

Karl Freiherr von Stein.

1817.

Das Verdienſt dieſes denkwürdigen Staatsmannes um das innere Leben der preußiſchen Monarchie wollen viele Preußen bezweifeln; auch ſein Verdienſt um die Freiheit Deutſchlands iſt heftig angegriffen worden. Etliche trauen ihm Ideen zu und reine Liebe für dieſelben; Andre halten ihr nur für einen eifrigen Geſchäftsmann, auch für einen kenntnißvollen, doch ohne ausgezeichneten Geiſt und Genialität. An ſeiner Rechtſchaffenheit zweifeln wenige; doch achten viele, daß er ſeinen Ehrgeiz mehr liebe als die Tugend, und zum preußiſchen, wie deutſchen Patriotismus in ſeiner Eigenſucht den heftigſten Antrieb hatte. Darin ſtimmen alle überein, daß er eine ungemeine Kraft des Willens beſitze; doch wollen einige behaupten, dieſelbe ſey nicht ſehr zu loben, weil ſeine Heftigkeit noch ſtärker ſey, als ſein Wille, und er einem Vulcane gleiche, der ſelbſt nicht wiſſe, wo ſein Ausbruch aufhöre.

Was iſt wahr an ſo verſchiedenartigen Urtheilen? und von welchem Geſichtspunkt aus werden ſie begreiflich?

Stein iſt entſprungen aus einem der älteſten reichsritterlichen Geſchlechter Deutſchlands, und hängt mit ſeiner Vorſtellung innig an jenen Zeiten, wo ſeine Vorfahren wie halbſouveräne Fürſten zum Reichsoberhaupt ſtanden. Dieſe Richtung feſſelte ihn an den Begriff der deutſchen Nation. Von ihm war der Schritt leicht zu der engliſchen Nationalfreiheit, und von dieſer zum Studium der engliſchen Politik, Staatswirthſchaft und bürgerlichen Geſellſchaft; und vielleicht hing hiemit wiederum zuſammen, daß er ſich eine Gemahlin aus einer Familie wählte, die an Britanien gefeſſelt iſt.

So begreift man, wie ſeine Liebe für Nationalfreiheit der Art wurde, wie ſie in ihm lebt. Die erſte Quelle hat allerdings eine Farbe von Eigenſucht; doch wer will ſie als die Hauptfarbe ſeines Charakters nehmen, da ſie ſich mit einer ſo großartigen Leidenſchaft für einen Gegenſtand wie Nationalfreiheit vermiſcht hat? Ich halte mich an dieſe Leidenſchaft in ihm, und glaube der Wahrheit am treueſten zu ſeyn. Ohne Berückſichtigung ſeines Vortheils iſt er zurückgetreten, ſobald er für die innere Freiheit Preußens und Deutſchlands nicht nach ſeiner Ueberzeugung handeln konnte; und um alle Macht, welche ihm, auch auf die Dauer, nicht in Rußland entſtehen mochte, iſt er unbekümmert geweſen, ſobald er einmal dem Sturm der Ruſſen für die deutſche Freiheit eine Richtung gegeben hatte. Er will nirgend ſeyn, als bei dem Banner unſrer Nationalfreiheit, ihm liegt nichts an Herrſchaft unter andern Nationen; und wollten wir ihn ſchelten, wenn er bei jenem nicht ohne Gefühl und Kraft des deutſchen Ritters ſtehen wollte? wenn ihr erfreuete zu hören, daß einer von den alten unmittelbaren Reichsfreiherrn von Stein, wieder für Adel und Volk der deutſchen Gauen rüſtig ſey?

Die Welt weiß, daß alle brittiſche Kultur, wenngleich vom dem Athem der Freiheit beſeelt, auch das Colorit der Eigenſucht nicht vermeide. Vorzüglich an ihrem Geiſt erwachſen, wie hätte Stein die ſeinige von einer eigenſüchtigen, für die Verhältniſſe des deutſchen Lebens nicht genug milden und ſchonenden Farbe frei erhalten ſollen?

Seine urſprüngliche geiſtige Anlage war unverkennbar auf Ideen gerichtet, doch nur auf ſolche, die unmittelbar ins praktiſche Treiben eingreifen, und ſeine frühe Beſtimmung für die Staatsgeſchäfte lenkte ſeine Neigung auf dasjenige Ideale, was auf den Staat unmittelbar Anwendung litt. Bei der geiſtigen Kraft, womit er dieſes verfolgte, beſaß er keine ausgezeichnete Anlage für Schönheit und innern Reichthum der Ideen, für die Kunſt der Darſtellung; und hätte er ſie auch ſtärker beſeſſen, ſo mußte er über ſie wegeilen, bei ſeinem ſtets geſpannten Eifer ein praktiſches Ziel zu erreichen.

Den daher entſtandnen Mangel nehmen ſolche Naturen wahr, die etwa ſelbſt eine äſthetiſche Anlage in ſich ausgebildet haben, oder in dem Wahn ſtehen, daß der Mangel an Geſchmack den Geiſt überhaupt ausſchließe und alles Genie in der Genialität für das Schöne beſtehe. Menſchen der Art urtheilen leicht, daß der Freiherr von Stein wohl ein rüſtiger und kundiger Geſchäftsmann, doch ohne ausgezeichneten Geiſt ſei.

Wo der Sinn für Schönheit nicht von Natur mächtig und durch Uebung ſehr ausgebildet iſt, da wird bei einem heftigen Willen, ſtarken Geiſt, ungeſtümen praktiſchen Treiben kaum ſittliche Zartheit in der Weiſe und der Ausführung, auch der rechtſchaffenſten Zwecke, in der Wahl der Mittel ſeyn; und ſomit wird begreiflich, wie nicht nur heuchleriſche und unſaubre, ſondern ſogar die feinſten Seelen argwöhniſch gegen die durchgängige Rechtſchaffenheit jenes Staatsmannes werden konnten.

Ja, man darf hinzufügen, daß bei dem einſeitigen Genie für praktiſche Ideen, bei der Entfremdung gegen den Reichthum und die Weite der ſchönen, er unausweichlich mitunter gar zum Fanatism getrieben wird; und wie kann er alsdann umhin, manche Menſchen zu verkennen, manche gute Abſicht ſelbſt, verbrecheriſch zu finden? Nur weiß Niemand ein Beiſpiel anzuführen, daß Stein einen Vortheil für ſeine Perſon ſuchte, wenn er in fanatiſcher Anwandlung einem andern Unrecht gethan haben ſollte.

Die Geſchichte wird dereinſt den angegebenen Geſichtspunkt läutern, weiter verfolgen, mit ihren Urkunden bekräftigen. Nieſollte derjenige, welchem hiſtoriſches Urtheil eigen ward, laß in der Aufſtellung von Geſichtspunkten werden, wodurch die Urtheile der Zeitgenoſſen über merkwürdige Männer ſich ausgleichen laſſen.

IX.

Joſeph Ludewig Stoll,

(1816)

eines der ſchönen, für Vollkommenheit in einer beſtimmten Gattung geeigneten, poetiſchen Talente, welche im Schwall der deutſchen Literatur hie und da aufblühen, ihrer Natur nach der liebevollſten Pflege bedürften, aber von uns kaum bemerkt und erkannt, und ſchnell vergeſſen werden.

Dies iſt um ſo trauriger und ungerechter, wenn ſolche Talente, man darf nicht ſagen, ſo viel Selbſterkenntniß, doch ſo viel Tact über die wahrhaftige dichteriſche Luſt in ihnen beſitzen, daß ſie nicht ſtreben, Etwas hervorzubringen, was ihnen zur Quaal und der Welt früher oder ſpäter zum Unding wird. Ein Tact der Art bewahrt ſich äußerſt ſelten in unſrem literariſchen Treiben, welches der Regel nach in eine nichtige Weite geht.

Das Wenige, was **Stoll** in der Dichtkunſt hervorgebracht hat, iſt vortrefflich, in einem und demſelben Geiſt empfangen und gearbeitet, ohne Verirung von dem kleinen Gebiet, das ſeinem Talent angewieſen war, und ihm freilich, wie dem echten Talent geziemt, etwas Großes und großer Arbeit werth ſchien.

Darf man von irgend einem der deutſchen Völker, wie ſie jetzt vor uns ſtehn, behaupten, daß es eine ungemeine Anlage zur Poeſie habe, ſo ſind es die Deutſchen in den öſterreichiſchen Stammländern. Eine in ſich zufriedne Sinnlichkeit, welche ſchon liebt, in die Spiele der Phantaſie überzugehen; ein keineswegs poſſenhaftes Gemüth, doch ein ſolches, das an der Ernſthaftigkeit des Menſchenwerks nicht die Behaglichkeit der menſchlichen Natur verliert; ein ſtilles, doch ergreifendes Auffaſſen fremder Eigenthümlichkeiten, nicht um ſie nachzuahmen, nicht um ſie zu bewundern, ſondern mit der begnügten Freude, etwas Eigenthümliches aufzufaſſen und andern bemerklich zu machen; dieſe Züge ſind Elemente des öſterreichiſchen Volkscharakters, und werden in einer volltönenden, für echte dichteriſche Harmonie nicht verdorbenen, in einer gemächlichen Sprache verarbeitet, und mit unbeſchränkter Freiheit. Die geliebten Herrſcher ſelbſt, die im Ganzen verehrte Staatsverwaltung, haben von jeher ihre Einzelnheiten, inſofern ihnen eine beluſtigende Seite abzugewinnen war, zum Gegenſtand des Volkswitzes in gleichem Geiſt hingegeben.

Aus dieſem Nationalreichthum von Witz ſahen wir Producte der Art, wie Blumauers traveſtirter Aeneas, in der deutſchen Litteratur aufſteigen, welche freilich unſer Publicum beluſtigt haben, doch gewiß von dem öſterreichiſchen Volkswitz, als ſeiner echten Ader nicht angehörig, verworfen werden. Doch haben wir davon, was dieſer bei ſeiner Ausprägung durch guten Geſchmack an deutſchem Witz zu liefern vermöge, ſchon eine Probe in den gelungenſten Briefen des Eipeldauers beſonders einiger, die während der Dauer des Congreſſes geſchrieben ſind.

Von der andern Seite können ſich aus jener Nationalmaſſe von zufriedner Sinnlichkeit und Empfindſamkeit die zarten Gebilde dichteriſcher Grazie, die in ihrer luſtigen Vollendung den ganzen Ernſt des Daſeyns zu erfüllen ſcheinen, viel leichter entwickeln, als aus den Empfindungen eines Volkes, welches durch Noth, übertriebne Entwicklung einer Seite der menſchlichen Natur, Gährungen allerlei Art, durch einen hohen Grad ſogenannter geſellſchaftlicher Verfeinerung, wenn man ſo ſagen darf, an die Cultur ſich ſelbſt verloren hat. Eine Empfindſamkeit, die aus dem öſterreichiſchen Volkscharakter hervorkommt, und ſich mit der Feinheit ſowohl in alter und neuer Literatur, als in mancher Geſelligkeit unſrer größern deutſchen Städte vertraut macht, hat den großen Vortheil der Griechen, daß ſie als Natur, heiter und in ſich ſelbſt vollendet, in den Formen der höchſten geſellſchaftlichen Feinheit erkennbar bleibt und auf das anmuthigſte rührt.

Von dieſer ſchönen Richtung, in welcher der öſterreichiſche Volksgeiſt, wenn der Gang der Cultur es will, einſt alle übrigen Deutſchen weit übertreffen dürfte, ſind Stolls Poeſien gleichſam vorausgeſandte Funken, die ſie ankündigen und bezeichnen. Das kleine dramatiſche Gedicht: Amors Bildſäule, iſt der ſchönſte Beleg für dieſe Behauptung; denn griechiſche Zartheit und Befriedigung waltet in ſeinem Stoff und ſeiner Form, ohne daß die conventionellere Eleganz, die mit dem Namen der franzöſiſchen am ſicherſten bezeichnet wird, ganz fern geblieben wäre. Ein Product, was im eigentlichſten Sinn dieſer letzten angehörte, die gefällt, weil ſie von dem Conventionellen ſich wieder zur Natur wendet, ward durch Stoll in dem kleinen Luſtſpiel: Ernſt und Scherz, noch mehr in die Natur hinübergeſpielt, in eine Empfindſamkeit, die an ſich ſelbſt genügt.

Daß der junge Dichter der Gattung treu blieb, für welche er ein angebornes Talent beſaß, verdient nicht bloß wegen des gewöhnlichen literariſchen Treibens in Deutſchland, wodurch täglich Talente zu Grunde gehn, weil ſie ſich in Verſuchen abarbeiten, die ihnen, und welchen ſie nicht zuſagen, unſre Aufmerkſamkeit und Achtung; ſondern vorzüglich bei Erwägung ſeiner Erziehung und übrigen Geiſtesbildung.

Er war der einzige Sohn eines der berühmteſten Aerzte, eines überaus geachteten und mit erhabnem Vertraun beehrten Arztes des größten Kaiſerhauſes. Seine glücklichen Naturanlagen verſprachen eine Zukunft, welche den väterlichen Ruhm überträfe, und wurden früh auch der Arzneigelahrtheit geweiht. Aber er ſollte zu dieſer die vielſeitigſte Geiſtesbildung, reiche Kenntniſſe aller Art und unbegrenzte Kunde der menſchlichen Sitte, der Völker mitbringen. Jede Gelegenheit, die eine Hauptſtadt gleich Wien darbietet, ward für ſeine Jugend benutzt; er ging früh auf Reiſen nach England und Frankreich.

Seine feurige Empfänglichkeit griff alles auf, gewann Etwas von Allem, doch begnügte ſich natürlich mit der Blüthe. Ein feſtes Gewebe von poſitiven Kenntniſſen konnte ſo nicht entſtehn, und bei den lebhafteſten Anſtrengungen ſeines Fleißes in gewiſſen Perioden gewann er nicht die Grundbildung zu irgend einem Beruf in der Welt. Natürlich war, daß bei dieſem Mangel an ernſten, poſitiven Kenntniſſen, bei ſeiner Scheu vor dem planmäßigen, auch trockne Partieen des Wiſſens umfaſſenden Fleiß, ſein Geiſt, der gleichwohl ernſte und große Anſtrengungen nicht ſcheute, wenn ſie nur ganz das Werk ſeiner eignen Kraft ſchienen und ihren Gegenſtand immer ſelbſt ſchufen, die philoſophiſche Speculation, die in Deutſchland zu Hauſe iſt, ſo häufig in ihm ihr Thronwechſel ſeyn mag, mit einem Feuer ergriff, das ſein ganzes übriges Streben zu verzehren drohte. Er kam überdies in die Nähe Fichte's, in vertrauten Umgang mit dieſem eiſernen und die meiſten entzündbaren Seelen hinreißenden Philoſophen.

Allein trotz aller Zerſtreuungen durch die vielſeitigſten Richtungen des menſchlichen Wiſſens und Lebens, trotz der ſpeculativen Beſeſſenheit, blieb er ſeinem eigenthümlichen, zarten, bildenden poetiſchen Talent getreu; von ihm allein hoffte er Ruhm, und welche Syſteme der Metaphyſik er ſich ſelbſt aufbauen mochte, nie dachte er daran, als Philoſoph je glänzen zu wollen, ſo wenig, als durch ſeine übrigen reichen Kenntniſſe ſich je einen Namen zu erwerben. Er empfand und ſah ſich nur als den Dichter der Grazie.

Wie er dieſen natürlichen Punkt in den Nebeln der Speculation und in dem Gewirr zerſtreuter literariſcher Kenntniſſe nicht verlor: ſo blieb ihm ein heitres, ſchuldloſes, kindliches Gemüth im Schwall alles Lebensgenuſſes und im Verkehr mit der Verderbtheit mehrerer Völker.

Ein ſolcher Sinn erhält freilich mitten in der Welt auch ſehr wenig Weltkenntniß. Unbekümmert um die meiſten menſchlichen Verhältniſſe, ging der junge Dichter, mit einem Stolz auf ſein eigenthümliches Talent, der ſeiner Natur an ſich wohl anſtand, doch wenig ſeiner Erſcheinung in der Menſchenmaſſe, durch dieſelbe hin, anmuthig für billige und geiſtvolle Herzen, beſpöttelt, betrogen, bemitleidet von der Menge.

So lange das väterliche Vermögen hinreichte, fühlte er ſich glücklich in der Täuſchung, daß er wie ein höheres Weſen, durch einwohnende Kraft, über den gemeinen Mann hinſchreite. Allein viel zu ſchwach, ſich in dieſem Glauben zu erhalten und zugleich die Mittel für das gemeine Leben zu erwerben, ging er unter, ſobald ein günſtiges äußres Geſchick ihm die Götterflügel, womit er ſchwebte, nicht mehr kräftigte.

Er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt in Gram und Armuth;

und bemerkenswerth genug faßte die Theilnahme ſeiner Mitbürger, die ihn zum ernſten Studium der Heilkunde und zur Erbſchaft des väterlichen Ruhms unterſtützen wollten, am Ende ſeines Lebens den Punkt wieder auf, nach welchem es früh gerichtet, und welchem er eben durch die Treue gegen ſeine Dichternatur untreu geworden war.

X.

August Wilhelm Iffland.

1816.

Was Iffland als Menſch, Dichter und Künſtler auf dem Theater war, griff auf das innigſte in einander; und darum iſt kaum zu hoffen, daß irgend Jemand uns eine erſchöpfende Schilderung von ihm liefern werde.

Wer ihn von der letztgenannten, ſeiner berühmteſten, den Zeitgenoſſen und der Nachwelt merkwürdigſten Seite genau kannte und zu beurtheilen verſteht, und vielleicht fehlt es nicht an ſolchen unter uns, war ſchwerlich mit ſeinem Leben in den abwechſelnden Situationen deſſelben, mit ſeinem innern Daſeyn bekannt. Wir können keinen aus ſeiner nähern Umgebung, der zugleich jener würdige Kunſtrichter wäre: in der Hauptperiode ſeines Lebens, in ſeiner letzten zu Berlin, war wenigſtens keiner ſeiner Kunſtgenoſſen, der über ihn als Künſtler tief und umfaſſend ſprechen könnte, mit ihm vertraut, und zweifeln läßt ſich mit Recht, daß ſelbſt die feinern Köpfe unter denſelben, wie die *Unzelmann*, im Stande waren, den Menſchen in ihm, vorzüglich die Liebenswürdigkeit und Zartheit ſeiner Denkart, hinlänglich zu ſchätzen.

Als Dichter iſt er ſchon größtentheils vergeſſen, was freilich bei unſerm größeren Publicum wenig bedeutet; doch inſofern man ſeiner noch gedenkt, macht die ſchulenmäßige und größtentheils ſchülerhafte Parteilichkeit an unſerm Parnaß es ſehr ſchwer, ſeinen nicht hervorſpringenden wirklichen poetiſchen Werth, entkleidet von der ärmlichen Herzensweichheit und Trivialität der Fabel und der Charaktere, die jeglichem geſunden poetiſchen Sinn widerſtehn, ſelbſt ſchärferen Augen gegenwärtig zu erhalten.

Beobachtungen und Reſultate nach den angegebnen drei Geſichtspunkten ſind in den folgenden Blättern über Iffland aufbewahrt; und weit entfernt, eine *vollſtändige* Charakteriſtik deſſelben ſeyn zu wollen, welche ihn ſchon wenigſtens in jeder Hauptrolle der verſchiedenen Gattungen ſeiner Darſtellungen auf dem Theater verfolgen müßte, werden ſie durch eine ausführliche echte Biographie, wenn dieſe wegen der angegebnen Schwierigkeiten, je erwartet werden darf, nicht entkräftet, ſondern nur mehr in's Helle geſetzt werden.

Eine immer rege, feurige Empfänglichkeit für alles, womit er irgend in Berührung kam, die ihre Eindrücke auf kurze Zeit dem Witz des Urtheils überlieferte, um ſie ſchnell und reich an die productive Einbildungskraft und die Darſtellung für immer zu überantworten, war ohne Zweifel der Grundzug in Ifflands Natur.

Bei einer ſolchen herrſchenden Eigenthümlichkeit kann die äſthetiſche Anlage nicht gänzlich fehlen, weil jene allgemeine Empfänglichkeit und jener allgemeine Darſtellungstrieb auch ſchöne Gegenſtände aufnehmen und nachahmen müſſen; und wiederum entſteht der äſthetiſchen Anlage nie durchaus die ſittliche, wegen des innigen Bundes zwiſchen dem Schönen und Guten; überdies müſſen die allgemeine Rührung und allgemein reproducirende Einbildungskraft, wie für die Schönheit, ſo auch für die Tugend, Intereſſe einflößen und äußern. Es bedarf alſo keiner weitern Verſicherung, daß Iffland nicht nur ein weiches, ſondern auch zartes und ſchönes, auch edles Herz von Natur beſaß.

Im Mittelſtand geboren, im ernſten, nördlichen Deutſchland, in der Stadt, dem Lande, wo der planmäßigen, gegen die bürgerliche Geſellſchaft und ihre Anordnungen unterwürfigen Selbſtbeherrſchung, der weiſen Nüchternheit, vor allem gehuldigt wird, wohin ſollte dort der Jüngling mit ſeiner Natur die Richtung nehmen?

Man wird entgegnen, daß er ohne Vernachläſſigung des Weges zu Brodſtudien und dem Staatsamt ſich zur Poeſie in der Stille ausbilden, oder neben der Liebe zur Dichtkunſt ſich in das Gebiet der eigentlichen Gelehrſamkeit hinüberarbeiten, daß er auch beſtimmt ſein Leben der Malerei, der Bildhauerkunſt weihen konnte, um ſeiner reichen Empfänglichkeit zu genügen und ſeinen darſtellenden Trieb zu befriedigen.

Allein bei Antworten der Art iſt Ifflands Eigenthümlichkeit nicht gefaßt. Seine Empfänglichkeit war zu überwiegend und zu raſch wechſelnd, überließ ihren Stoff zu kurze Zeit dem Verſtand, drängte ſich mit demſelben zu ſehr nach außen und zu ſchnell zur Mittheilung, als daß er des ſtillen Fleißes, der Zurückgezogenheit in die Reflexion, der Zufriedenheit mit der verborgenen Luſt an den eignen Gebilden, fähig geweſen wäre, ohne welche ſich kein poetiſcher Gehalt ausarbeitet. Noch weniger konnte von ihm die Geduld, das mechaniſche Abarbeiten erwartet werden, womit ſich Maler und Bildhauer ſo viele Tage und Jahre, welche ſie der Darſtellung ihres glühenden Innern ſchon weihen möchten, von dem Genuß einer darſtellenden Kunſt die dem redlichen Streben Freude machen könnte, zurückgehalten ſehn. Er wollte ſchnell wiedergeben, was er empfangen hatte, mußte ſchnell die Freude ſein Talent und jede Anſtrengung deſſelben durch den Genuß und die Bewunderung andrer vervielfacht wiſſen, mußte dazu an ſich ſelbſt genug haben, keines andern Stoffes bedürfen, als welchen er an ſich ſelbſt bearbeiten konnte.

Ihm blieb alſo nichts übrig, als ſich auf die Bahn des Schauſpielers zu wagen, ſeine Perſon mußte ihm Alles in Allem werden.

Wer gleich ihm von einer Naturbeſtimmung fortgeriſſen wird, überlegt wenig die Hinderniſſe, die ſich wiederum in ſeiner Natur ſelbſt dieſer Beſtimmung entgegenſetzen. Dies iſt ein Glück. Der Regel nach treten in ſolchem Falle weniger weſentliche Hinderniſſe am meiſten, und wenn ſie in Betracht gezogen werden, am ſchreckendſten ins Auge, indem dagegen eine tiefe und von ungereifter Erfahrung nie zu fodernde Selbſterkenntniß dazu gehört, die verborgne Kraft zu entdecken, welche von der Natur nicht vergeſſen ward, jene Schwierigkeiten einem ernſten Bemühn zu unterwerfen.

Die äußere Figur nebſt der ganzen körperlichen Beſchaffenheit iſt für die Beſtimmung zum Schauſpieler von größerem Gewicht, als bei irgend einem andern Beruf. Mißverhältniß der Gliedmaaßen, gänzliche Haltungsloſigkeit des Körpers und mancherlei Unannehmlichkeiten ſeines Aeußern konnten dem Jüngling wohl Bedenklichkeit erregen, ob er ſich zu einer bedeutenden Rolle auf dem Theater je eignen werde, und hätten ihn wahrſcheinlich ohne die gewaltige Luſt, die ihn fortriß, nach den erſten Schritten in der theatraliſchen Laufbahn zurückgeſchreckt. Ihm mußte unerkannt bleiben, daß ſelbſt die Mängel ſeines Aeußern größtentheils von dem Uebergewicht ſeiner Empfänglichkeit, von ſeiner Selbſtvergeſſenheit herkamen, weil ihn die Eindrücke zu ſehr beherrſchten, als daß er Hand an ſeine eigne Erſcheinung legen, weil es ihn zu ſehr vergnügte, fremde Erſcheinungen durch ſeinen Körper abzuſpiegeln, als daß er dahin trachten konnte, dieſen zuerſt als etwas für ſich beſtehendes zu bearbeiten.

Zum Glück kam er beim Eintritt in ſeine Laufbahn zu Gotha in eine Schule, wo kluger und ſtrenger Unterricht ihn Zwängung und Beherrſchung des Körpers lehrte, und ihm deutlich machte, daß auch das empfänglichſte und reichſte mimiſche Talent deſſelben zu keiner Kunſtdarſtellung hinreichen werde, wenn ſein ganzes Aeußere nicht erſt eine ſcharfbegrenzte Selbſtſtändigkeit gewonnen, innerhalb welcher das mimiſche Streben die Begrenzung der Kunſt an ſich offenbaren könnte.

Dieſer Unterricht fruchtete bei ihm deſto mehr, je tiefer ſich ihm durch den gebildeten Geſchmack, der ihn zu Gotha erzog, die Wahrheit einprägte, deren Empfindung ihm freilich ſeine geniale Naturanlage ohne alle Lehre ſchon verlieh, daß der Geiſt des Schauſpielers erſt jede Rolle, welche durch den Körper dargeſtellt werden ſollte, dichten, wie ein poetiſches Ganze nach der Dichtung ſich bei jedem einzelnen Zug gegenwärtig erhalten müſſe.

Solcher doppelten Lehre von dem äußern und dem innern Geſchäft und Leben des Schauſpielers verdankt Iffland ſeine nachherige Größe, und ohne ſeine gewiſſenhafte Treue gegen dieſe beiden Wahrheiten hätte er ſeinen Ruhm und ſein Verdienſt nicht gleichſam über die Grenzen erhoben, die von ſeiner natürlichen Anlage gezogen waren.

Wo ſeine Kunſt in ſo guter Schule, mußten ſein Geiſt und ſein Herz überhaupt gewinnen; aber die eigentliche Blüthe ſeines Lebens konnte bei einer ſo feurigen Empfänglichkeit, die immer neuen Reichthum von außen verlangt, ſo wie ſie den ihren immer nach außen ſpendet, nur in einer ſchönen Natur aufgehen, und einer ſolchen, welche nicht bloß durch ihre reizende Gegenwart, ſondern auch durch Erinnerungen und Bilder aus der Vorzeit bereicherte. Dahin muß nämlich bei dem hervorragenden ſinnlichen Talent ſtets geſorgt werden, daß der ſinnliche Eindruck auch dem Geiſt an ſich ohne Mühe Nahrung zuführe.

Aus dieſem Grunde hatte Iffland das Schickſal zu preiſen, welches ihn an den Rhein brachte Sein Entzücken über die Schönheit jener Gegenden verſchwiſterte ſich in ihm ſogleich mit der Ehrfurcht gegen die Denkmahle der deutſchen Ritterzeit, zumal da in deutſcher Poeſie, und inſonderheit in der dramatiſchen, Geſinnungen und Sitten der altdeutſchen Ritter in jenem Zeitpunkt von ungemeinem Gewicht waren.

Allein man würde ſeinen Sinn für die Natur, wie derſelbe Einfluß hatte auf ſeine eigne Poeſie, und die äußere Lage, welche er ſich immer zu ſchaffen bedacht trug, nicht hinlänglich gefaßt haben, wenn man ihn bloß in ſeine feurige Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und die Selbſtthätigkeit ſeines Geiſtes, die von Erinnerungen einer Gegend geweckt wird, ſetzen wollte. Vielleicht feſſelte ihn, welchen das menſchliche Treiben, der Beruf, es darzuſtellen, der Beifall, den er von den Trieben der Menſchen einärntete, ſo gewaltig anzogen und beſchäftigten, welcher ſich in dem eigentlichen menſchlichen Strudel ſo umhertummelte, nichts mit gleicher Stärke an die Natur, als ein moraliſches Bedürfniß ihrer Ruhe: er ſehnte ſich nach ihr wie nach einem Wohnſitz der Schuldloſigkeit, ſo wie Menſchen, mitten in der Ueberfülle verfeinerter Sinnlichkeit und mit dieſer verbundnen Schuld, nach einem goldnen Zeitalter. Der Contraſt, welchen er zwiſchen dem Zuſtand der verfeinerten Städter und dem Leben in ländlicher Umgebung empfand, erfüllte ihn ſo durchaus, daß wir dieſer Quelle ſicherlich ſeine beſten dramatiſchen Dichtungen verdanken.

Das ſchöne und edle Herz, wozu wir ſchon in ſeiner Natur die Anlage entdeckten, findet wohl in dem Beruf des Schauſpielers Gelegenheiten, immer neu aufgeregt zu werden; ſeine Gefühle und Ergießungen wird ja kein Künſtler durch Ton, Mine und Haltung darthun können, ohne ihre Kraft gefühlt zu haben, in dem Moment der Darſtellung wieder zu fühlen. Allein die Verführung iſt groß bei ſolchem Beruf, anſtatt die dauernde Stimmung, die Grundſätze eines ſchönen und edeln Herzens ſich anzueignen, mit den Augenblicken der trefflichen Rührung begnügt zu ſeyn, endlich gar mit der bloßen Nachahmung des Schönen und Edlen. Auch Iffland mochte durch ſeinen Beruf verhindert worden ſeyn, die höheren Empfindungen in ihm zu einem gewiſſen dauernden Ton des Lebens zu verarbeiten und zu befeſtigen. Doch die Grundſtimmung ſeines Gefühls, wie oft unterbrochen, vornehmlich durch Spannungen der künſtleriſchen Eitelkeit und den Jähzorn der beleidigten, überhaupt durch das ungeduldige Treiben des Schauſpielers, blieb für das Schöne und Gute, und ging nicht nur in viele einzelne Handlungen ſowohl als Producte ſeines Geiſtes über, ſondern ſchuf auch die große Weichheit ſeines Herzes zu einem nur ſelten überſtimmten anmuthigen Wohlwollen.

Wenn er in einem Stande, welchem man die Schlakken nicht nur einer unſittlichen, ſelbſt niedrigen Denkart am leichteſten verzeiht, eines ſo hohen Sinnes ward, verdankte er es zum Theil ſeinem außerordentlichen Triebe für Freundſchaft und ſeiner Verehrung für weibliche Zartheit und Tugend.

Daß er zu Manheim unter ſeinen Kunſtgenoſſen Männer fand, die ſeiner Freundſchaft werth waren; daß er dort im Feuer der Jugend, gleichſam mittelſt der Freundſchaft, ſeine Huldigung trieb gegen weibliche Anmuth, und um ſo reiner befriedigen konnte, gab ſeiner Stimmung für das wirkliche Leben mehr Höhe und Unverfälſchtheit, als der mimiſche Beruf gewöhnlich verſtattet; und ſelbſt der frühe Tod des Weibes ſeiner Verehrung, der Frau ſeines Freundes Beck, welche die eigne menſchliche Trefflichkeit aus der Künſtlerin hervorleuchten ließ, wirkte durch den Schmerz, welchen er darob empfand und mit voller Rührung beſchrieben hat, um die reinſten Stimmungen jener Zeit in ſeiner Seele thätig zu erhalten.

Für ſein Leben überhaupt, wie inſonderheit für ſein Künſtlerleben, ſind ohne Zweifel die Jahre am Rhein, ohnedies ſein Alter der männlichen Jugend, ſeine Blüthenzeit. Damals hat man, nach den gültigſten Zeugniſſen und nach der Nothwendigkeit ſeiner Entwicklung, ſeinen Darſtellungen auf der Bühne zu viel Beſonnenheit der Kunſt noch nicht angemerkt, ſie waren noch wie ein Guß genialer Natur. Mochte ſein Publikum dort in Beurtheilung der Kunſt manches andre in Deutſchland wenigſtens nicht übertreffen, ſo überließ es ſich doch feuriger und unbefangener der Wirkung der Kunſt und den Aeußerungen dieſes Eindrucks; und ohne hingeriſſene Zuſchauer konnte Iffland, bei ſeiner weichen, von außenher beherrſchten Natur, kein hingeriſſener Schauſpieler ſeyn. Es iſt ein ärmlicher Gedanke, daß in den Momenten der theatraliſchen Darſtellung der Künſtler mit innerer Kälte ſie liefern ſolle, wie ein objectives Werk der Kunſt, ohne an ſeiner Rolle Theil zu nehmen. Wer einen ſolchen Satz nicht mit gar zu beſchränkter Kritik ausſpricht, glaubt genug zu thun, wenn er vorausſetzt, daß der Schauſpieler freilich einmal ſeine Rolle ganz empfunden haben müſſe. Allein auch ſo bleibt der Gedanke ärmlich; denn ſchaffen ohne die lebendige Wärme iſt unmöglich, und ſchaffen muß der Schauſpieler in dem Augenblick der öffentlichen Darſtellung, wenn er ſich gleich ſowohl den Umriß, als einzelne Züge derſelben vorher gedacht und überlegt hat. Kann doch ſelbſt der Dichter ſein Werk nicht würdig vortragen, ohne von Neuem durch die lebendige Wärme hingeriſſen zu werden, die es geſchaffen, ohne es gewiſſermaaßen von Neuem hervorzubringen. Gleichwohl war ſein Product ſchon in Vollendung hervorgebracht, da hingegen der Schauſpieler bei jeder neuen Darſtellung einer Rolle die Arbeit der Schöpfung durchaus von Neuem vollbringen muß.

In dieſer Periode erwarb ſich Iffland auch Ruhm als dramatiſcher Dichter. Man ſollte glauben, daß die Verbindung zwiſchen dieſem und dem Schauſpieler in einer Perſon ein Verein ſey, der für beide nur heilſame Folgen haben könne. Streben beide nach dem Ideal der Vollendung, leben beide unter äußern Bedingungen, die ein ſolches Streben begünſtigen, mit einem Publicum; deſſen Geſchmack ſich nur mit dem Vollendeten der dramatiſchen Poeſie und der theatraliſchen Darſtellung begnügt, ſo iſt jene Vermuthung allerdings wohlgegründet. Allein in unſrer Zeit und in Deutſchland ſchadet die Verbindung des dramatiſchen Dichters und des Schauſpielers in einer Perſon wenigſtens dem erſten. Nothwendige Bedingung für die dramatiſche Poeſie iſt nicht ihre Tauglichkeit ſelbſt für ein vortreffliches Theater, alſo viel weniger für ein ſolches, wie es die neuere Welt kennt: nur von ſeiner eignen Form, daß unmittelbar, nicht durch das Medium eines Dritten, die Handlung in den Perſonen der Begebenheit angeſchaut werde, hat das dramatiſche Gedicht ſein charakteriſtiſches Daſeyn. Unter den Deutſchen vorzüglich berechnet es, ſobald es nach einem höhern Werth ſtrebt, weit mehr ſeine eigenthümlichen innern Geſetze, als den Zweck der Schaubühne, neigt ſich mehr zu einem leſenden als ſchauenden Publicum.

Iſt nun der Schauſpieler zugleich dramatiſcher Dichter, wird ihm ſchwer, ja unmöglich fallen, den innern Gehalt ſeiner poetiſchen Arbeit genug im Auge zu behalten, und nicht bei jeder Gelegenheit der theatraliſchen Wirkung aufzuopfern, ſo wie ſehr häufig unausgearbeitet liegen zu laſſen, weil er bald mit Recht, bald viel zu viel auf die Ergänzung der Poeſie durch die mimiſche Kunſt rechnet. Erklären, wenn gleich nicht rechtfertigen, können wir auf dieſe Weiſe die Leerheit, beinahe Nichtigkeit in den meiſten dramatiſchen Arbeiten Ifflands.

Doch bleibe fern, darum ihren wirklichen dichteriſchen Werth, auch abgeſehn von ihrer theatraliſchen Wirkung, zu verkennen. Wir nehmen ihn in zwei Richtungen wahr: zuerſt, wie oben angedeutet iſt, in Auffaſſung und Darſtellung des Contraſtes zwiſchen ländlicher und ſtädtiſcher Sitte, und je ſtärker die Farbe von der erſten aufgetragen wird, um ſo mehr verſpürt man einen dichteriſchen Geiſt, wie in den Jägern, ohne Zweifel der vorzüglichſten Arbeit des Dichters in dieſer Gattung. Die zweite Richtung ſeiner Poeſie geht auf eine treue Schilderung der verfeinerten Welt ſeiner Tage, und beſonders ihres Zuſammenhangs mit dem Staatsleben. Hier hat er öfters glückliche Züge, wie nur eine dichtende Einbildungskraft ſie auffaßt, ſelten Situationen des Gemüths, wo es irgend poetiſcher Kraft empfänglich wird, und im Ganzen erſcheint er in der zweiten Gattung ungleich ſchwächer, wie in der erſten, denn es gehört ein tieferer Verſtand und eine energiſchere Darſtellungskraft dazu, als ihm geworden, um das poetiſche Schaffen, welches im Grunde unſers verfeinerten und politiſchen Lebens zuletzt auch noch waltet, zu begreifen und ſichtbar zu machen. Späterhin hat er einen Weg gefunden, um auch in Darſtellung unſrer verfeinerten Wirklichkeit ein ſchönes Werk der Poeſie zu liefern; doch während ſeiner blühenden Periode am Rhein in der zweiten Gattung nichts hervorgebracht, das ſich mit ſeinen Jägern von der erſten vergleichen ließe.

So nach allen Zweigen ſeiner Natur ausgebildet, im Alter der vollſten Reife, begann er ſeine dritte und letzte Periode zu Berlin. Er pflegte oft zu bedauern, daß er aus der herrlichen Natur des Rheins in eine Sandgegend, und aus der Mitte der empfänglichſten Zuſchauer in ein Publikum verſetzt ſey, welches am Schauſpieler nicht genießen, ſich nicht von ihm ſtimmen und hinreißen laſſen, ſondern nur ſeine Kritik an demſelben üben wolle.

Wer wollte ihn wegen des Erſten tadeln? Und doch wußte er ſeinen Hang zur Natur auch bei Berlin mit Genuß ſo zu verſorgen, daß er ihren Reiz zwar ohne Fülle, doch in allen Stunden der Erholung und Tag für Tag zu ſeiner Erquickung hatte. In dem Thiergarten ſelbſt, einem ſo nahen, bequemen und ſchönen Luſtwald, wie keine andre Hauptſtadt Deutſchlands aufzuweiſen hat, beſaß er ein angenehmes Landhaus, wo er ſeine ganze Haushaltung hatte und auch im Winter lebte, wo er täglich faſt die Ruhe wiederfand, die er bei ſeiner übergroßen Reizbarkeit, als Director des Theaters und Schauſpieler, in der Stadt verlor; wo er im Umgang mit ſehr wenigen Freunden ſich einer überſchwenglichen Heiterkeit und dem traulichſten Verkehr mit den Seinigen überließ, Verwandten von ihm und ſeiner Frau, deren feiner Geiſt, Bewundrung und richtige Beurtheilung ſeiner Kunſt, deren Anhänglichkeit an ſeiner ganzen Perſönlichkeit, die einſamen Stunden ſeiner Muße, wo der Schauſpieler auch noch, wenn auch nur in einer werthen Perſon, ein Publicum haben will, eigenthümlich vortrefflich ausfüllten.

Hier, in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit, wo man den Zügen ſeines ſtillen Wirkens mehr nachgehen konnte, zeigte ſich vornehmlich das weiche, ſchöne und edle Herz, welches wir oben, nach dem Begriff ſeiner Natur, ihm beilegten, am hervorſtechendſten ſeine Freigebigkeit. Seinem öffentlichen Treiben zu Folge, iſt wohl bisweilen geargwohnt, daß er reicher Einahme ſehr begehre; und er hat ſie wirklich gehabt, wie gebraucht, doch nur für Andre.

Was indeß die Weiſe des Berliner Publicums anbetrifft, die er häufig bitter als Unart empfand und rügte, nämlich bei ſeinem Genuß unaufhörlich zu kritiſiren, oder auch gar den Genuß über die Kritik zu vergeſſen und einzubüßen: ſo muß man ſie in ihren Richtungen auf ihn aus verſchiednen Geſichtspuncten betrachten.

Er war als Schauſpieler, da er in der Hauptſtadt Preußens verſetzt ward, bis zu den Grenzen ſeines Naturells vergedrungen, und hatte ſich alle Feinheit innerhalb derſelben ausgearbeitet. Wo die Hauptſtimmung eines Publicums ſchon beträchtliche Zeit auf Kritik ausging, da kann es an Schärfe und Gediegenheit des Urtheils nicht ganz fehlen. Er nur konnte von ihr zu Berlin aus dem angegebnen Grunde nicht mehr gewinnen, und wenn ein Andrer dadurch ſich mit erzog, ſo ſpürte er davon nur das Unbehagliche, ohne Unterlaß der Kritik unterworfen zu ſeyn. Freilich mußte ein ſolches Publicum auch die Feinheiten ſeiner Kunſt ſehr empfinden; doch konnt' ihm dies ſeltner Freude machen, als es billig ſeyn ſollte, denn leider ſpricht der feinſte Kenner ſein beſtes Lob ſachte aus, oder behält es gar ſchweigend in ſich.

Außerdem iſt es immer mißlich, wenn ein Schauſpieler das ſtehende Publicum, welches ihn in ſeiner Blüthenzeit genoß, mit einem andern vertauſcht, das natürlich, ungewöhnt an Eigenheiten von ihm und ohne alte Vorliebe für ihn, nicht Alles an ſeiner Kunſt gut heißt, wodurch jenes vergnügt ward. Iffland hatte in Manheim ſelbſt geglänzt in Rollen, die ſeinem Naturell weniger zuſagten, und das Berliner Publicum war am wenigſten zu der Gutmüthigkeit geeignet, ſich hinzuzudenken, was vormals die ſich entfaltende Jugend an ihm ergänzt und übertragen hatte.

Vermehrt wurde ſein Unmuth über die berliniſche Kritik durch die Zeitumſtände, und nicht mit Unrecht. Es iſt bekannt, wie ein gewiſſer äſthetiſcher Jacobinism über Deutſchland einbrach, welcher freilich einige zu ſehr verkannte Wahrheiten für ſich anführen konnte, wie es bei jeglichem Jacobinism der Fall ſeyn muß, weil er ſonſt keine Geiſter für ſich gewinnen mag. In der dramatiſchen Poeſie der Deutſchen, welche damals, wie eigentlich noch heut zu Tage, auf unſerm Theater galt, und wie ſie durch Iffland mit geworden war, zeigte ſich hauptſächlich die undichteriſche Erſchlaffung unſers Zeitalters. Nun wird ein beträchtlicher Theil des berliner Publicums raſch und leicht von jeder neuen äſthetiſchen Witterung unſrer Literatur angegriffen, und bei ihm fanden die neuäſthetiſchen jacobiniſchen Anſichten und Grundſätze in manchen, und in den verlauteſten Zirkeln Aufnahme. Da wäre von Iffland viel zu viel gefodert geweſen, daß er bei ſeinem Intereſſe wider dieſelben, bei ſeiner Reizbarkeit und bei der Zartheit ſeiner Denkart nicht einen Groll dawider hätte faſſen ſollen, welcher ihn auch den wirklichen Gehalt darin öfter vergeſſen oder überſehen ließ.

Uebrigens konnt' er den Zuſtand der Bühne und den Werth der Stücke, die unter ſeiner Leitung am meiſten gegeben wurden, gegen die Anmaaßungen eines neuen Geſchmacks, gegen einen Theil des Publicums mit der unverhältnißmäßig überwiegenden Mehrheit von demſelben und ihren Foderungen ſchützen, mit der Obhut einer königl. Oberrechnungskammer, welche die Einnahmen und Ausgaben der Theatercaſſe genau gegeneinander erwog.

In ruhigen Stunden, vor Allem, wenn eine Zeitlang durchaus ungeſtörter Beifall den angeſtrengteſten Fleiß, welchen er auf die Ausübung ſeiner Kunſt ohne Unterlaß, wie der eifrigſte, ſich erſt bildende Schauſpieler verwandte, wenn vorzüglich Huldigungen der höheren Stände, worauf er nach ſeiner Denkart am meiſten gab, ihn belohnt hatten, wußt' er die Vortheile ganz zu würdigen, die mit ſeinem Künſtlerleben gerade unter dieſem Publicum für ſein reiferes Alter verknüpft waren.

So gern die Berliner geiſtige, ſchriftſtelleriſche, künſtleriſche Schwächen, wie moraliſche, an hervorragenden Perſonen auſſpähen und tauſendfältig beſprechen, bleiben ſie in ihren Endurtheilen doch gewöhnlich nicht nur gerecht, ſondern auch mild, weil ihre öffentliche Meinung vielleicht mehr, als bei einem andern großen deutſchen Publicum, im Stande iſt, einen Inbegriff von Verdienſten zu faſſen und anzuerkennen, oder, was auf daſſelbe hinaus kommt, weil unter ihnen ſchon eine wirkliche öffentliche Meinung möglich geworden. Haben ſie ſich aber einmal zu Gunſten einer hervorragenden Perſon in ihrer Mitte entſchieden, ſo weichen ſie nicht leicht von dieſer Entſcheidung. Ein Schauſpieler, der ihnen einmal lieb geworden, mag durch Schwächen des Alters und andere leiden, ſo hängt ihr Beifall und ihr Ergötzen unerſchütterlich an ihm. Iffland hätte nicht ſo rüſtig in ſeiner Kunſt bis zu den letzten Rollen, in welchen er auftrat, zu bleiben brauchen, ſie hätten doch ſeinen Hingang eben ſo ſehr bedauert, und ſein Begräbniß eben ſo ſehr geehrt. —

Das allgemeine Urtheil Berlins ging dahin, daß er als Schauſpieler in den ernſten Rollen unſres wirklichen Lebens aus den höhern Ständen, und in den fein komiſchen, die ihren Charakter gleichfalls durch Verhältniſſe der verfeinerten Welt erhalten, am größten und unübertrefflich ſey.

Gründlich ſcheint dieſes Urtheil, weil Iffland, trotz ſeiner ſcharfen und feinen Beobachtung fremder Perſönlichkeit, nicht tiefen Verſtand genug beſaß, um ihrer gänzlich mächtig zu werden, und darum bei aller Richtigkeit ſeiner Nachahmung nicht ſelbſt gänzlich in ſeiner Darſtellung unterging. Da war das

Conventionelle eine treffliche Hülfe für ihn, denn es brachte mit ſich, daß die Perſon des Darſtellenden, wenn ſie noch bemerkt wurde, weniger auffiel: man ſetzte, was von ihr vorblickte, auf die Rechnung des Conventionellen, welches eine Perſon überhaupt geſtattet, nur keine Perſönlichkeit. Ganz anders verhält es ſich mit hochkomiſchen und tragiſchen Darſtellungen. In beiden darf von der Perſon des Schauſpielers nichts bemerkbar werden, und man verzeiht, wenn es geſchieht, nur inſofern der Schauſpieler an ſich zu den hochkomiſchen oder tragiſchen Perſonen gehört, wodurch ſogar bisweilen der Eindruck der reinen und vollendeten Kunſt geſteigert werden kann.

Ifflands Perſon ſtreifte weder an das Hochkomiſche noch an das Tragiſche. Alles deutete an ihm auf Fülle, feurige Empfänglichkeit mit Weichheit gepaart, auf Gewandtheit und Feinheit der Sitte. So glänzend ſein ſchwarzes Auge, entbehrte es des durchdringenden concentrirten Strahls; ſo tonvoll für weiche Empfindung und biegſam für eine, wenn man ſagen darf, conventionelle Zärtlichkeit und Leidenſchaftlichkeit aller Art ſeine Stimme Bewundrung erregte, verſagte ihr zuletzt die Klangfähigkeit, wenn ſie ſtarke und umfaſſende Empfindungen dauernd ausdrücken ſollte; für die Declamation im höhern Sinn war ſie nicht geſchaffen.

Zum Hochkomiſchen fehlte ihm die Natur weniger, als zum Tragiſchen; doch vergaß man bei ſeiner Darſtellung deſſelben auch ſehr ſelten ihn und ſeine Perſönlichkeit; er war nicht mit der darzuſtellenden hochkomiſchen Figur durchaus verſchmolzen, machte vielmehr den Eindruck, als übte er noch eine Ironie über die Perſon aus, die er in dem Augenblick ſeyn ſollte, und daß er dieſelbe war. Auffallend war dieſer Zug zum Beiſpiel in ſeinem betrunkenen Hetmann, den man übrigens mehr geneigt war zu bewundern, als ſeinen tragiſchen Franz Moor, wo die Natur ihm ungleich mehr entſtand, und der gutmüthige, vor dem Böſewicht, der er war, ſelbſt zurückſchaudernde Iffland noch mehr hervorbrach, als der feine und gehaltene Iffland aus jenem rohen Trunkenbold.

Ueberflüſſig iſt, hier noch hinzuzufügen, daß er gleichwohl in vielen hochkomiſchen und auch tragiſchen Rollen als hervorragender Künſtler Achtung verdiente. Nur darf Berlin nicht getadelt werden, wenn ihm Flecks Naturell im Tragiſchen, und Unzelmanns hochkomiſchen, man könnte auch ſagen niedrigkomiſchen, Sinn vorzog.

Auch als Director erwarb er ſich unleugbare Verdienſte um die Berliner Schaubühne. Doch kann man nicht in Abrede ſeyn, daß er ſie mit mehr durchgreifender Selbſtſtändigkeit höher gebracht haben würde, wenn er nicht ſelbſt die Kunſt des Schauſpielers ausgeübt hätte. Als Genoſſe von den Schauſpielern unter ſeiner Leitung, der mit ihnen auftrat, mußte er häufig den Argwohn erregen, daß er die Rollen zu ſeinem Vortheil vergebe, Talente zurückſetze, die in gewiſſen Darſtellungen Nebenbuhler der ſeinigen wirklich waren, oder zu ſeyn wähnten; und ſollte ſich nie bei ihm eine Mißgunſt, ein Neid, eine Befürchtung, die ihn nicht mehr unparteiiſch ſeyn ließen, feſtgeſetzt haben? Ueberhaupt verlor er durch die Gleichheit, worin er als Schauſpieler mit ſeinen Untergebenen geſtellt war, an dem obwaltenden Gleichmuth, wodurch man gebietet und ordnet, an dem freien Blick über das Ganze. Dazu kam, daß die Berliner Bühne mehrere ausgezeichnete Talente und Günſtlinge des Publicums zählte, die alle einzeln für ſich, und unter Allen am meiſten glänzen wollten, unbekümmert um die Wirkung des Stücks überhaupt. Dieſes Streben ward um ſo nachtheiliger, weil es neben ſo hervorſtechenden unbeſchreiblich elende Schauſpieler auf der Berliner Bühne gab, und ſomit die Hoffnung ſchwand, daß je ein größeres Ganze von Darſtellung zu Stande komme.

Solche widerſtrebende Elemente zuſammen zu zwängen, war eine herculiſche Arbeit auch für den freieſten, mannhafteſten und einſichtsvollſten Director. Wie durfte da Iffland das Widerſpenſtige der berühmten Künſtler der Bühne zu brechen unternehmen? Er, welcher fürchten mußte, und wohl nicht mit der Erfahrung verſchont blieb, daß ein von der Direction verletzter Kunſtgenoſſe ſeine Partei im Publicum wider ihn ſtimmte, und dem Schauſpieler Iffland den Groll wider den Director vergalt? —

Vielleicht war es nicht bloß die reife Entwicklung oder die Befehdung einer zu großen Weichheit Trivialität der Fabel und Geſinnung in ſeinen Schauſpielen der bemerkten zweiten Gattung: ſondern auch das Leben in Berlin und ſeine feine

Beobachtung deſſelben in den gebildetern Claſſen, wodurch er zur Dichtung ſeiner Hausfreunde geſtimmt und beſeelt wurde, einer dramatiſchen Arbeit, welche in ſeiner zweiten Gattung ein gleiches Meiſterwerk iſt, wie ſeine Jäger in der erſten. Weder das Berliner Publicum, noch das deutſche überhaupt, haben ihr eine Aufmerkſamkeit gewidmet, worin eine Ahnung des Beifalls, den eine höher gebildete deutſche Zukunft, und vorzüglich eine künftige feine Geſellſchaft unter uns, deren wir noch gar ſehr entbehren, und über deren Bedürfniß ein trotziger Dünkel, als würde unſre hohe Nationalität auf dem Wege der Cultur ſie überſpringen, wahrlich nicht täuſchen kann, dereinſt dieſem Gedicht zollen werden. Anlagen der Fabel und Charaktere, Entwicklung beider, iſt leiſe und lebendig, von echter Converſations-Gewandtheit die Sprache, und von der zarten Achtung gegen Frauenwürde, die dem Dichter eigenthümlich war, zeigt der Sieg, welchen mitten unter Verführungen Frauentugend davon trägt, hier zur poetiſchen Befriedigung, ohne daß über die Grenzen unſrer Wirklichkeit irgend hinausgegangen iſt. Wenn er dagegen in dieſer Periode noch verſuchte, Stükke ſeiner erſten Gattung zu dichten, ſo verrieth ſich, wie viel für ſeine Auffaſſung ländlicher Sitte und ihres Contraſtes mit der ſtädtiſchen die Jugendfriſche der Einbildungskraft gethan.

Zu der Spannung, die zwiſchen ihm und einem Theil des Berliner Publicums von Zeit zu Zeit bemerkbar wurde, trug auch das Verhältniß bei, in welches er ſich zu der überaus großen Geſelligkeit in der preußiſchen Hauptſtadt ſetzte.

Schon der Schwall ſeiner Geſchäfte, ſeine Studien, ſeine Luſt an ländlicher Stille, vertrugen ſich nicht mit einem Umhertreiben in Geſellſchaften. Dann hatte er Erfahrungen genug gemacht, daß die Unterhaltung, auch Beluſtigung, welche man allenthalben von dem Schauſpieler zu erwarten pflegt, ſo wie er in einen geſelligen Zirkel tritt, von der Mehrheit der Berliner mit einer Art von Zuverſicht, faſt Zudringlichkeit erwartet würde. Er wich daher, ſo viel wie möglich, Einladungen aus, und vermied vermiſchte größere Geſellſchaften. Zum Theil war den Berlinern eine ſolche Abſondrung unbegreiflich, und ihrer Freude an Geſelligkeit muß man zu Gute halten, wenn ſie ſein Benehmen ein wenig übel empfanden.

Einladungen von den vornehmſten Häuſern und Perſonen lehnte Iffland auch aus Neigung nicht ab, doch durfte er es gleichfalls ſeiner Verhältniſſe wegen nur ſelten. Dann erſchien er ſchon aus Stolz mit der äußerſten Zurückhaltung, und wer ihn unter Staatsmännern, unter Hofleuten ſah, hätte leicht in ihm einen der wichtigſten und geheimnißvollſten vermuthet. Nun wollen die Vornehmen auch wohl den Naturadel des Talents anerkennen, und am füglichſten im Schauſpieler, der niemals mit Anſprüchen in ihre Sphäre hinübergreifen kann. Allein ſie wollen für ihre Anerkennung der Natur, für eine gewiſſe Gleichſetzung derſelben mit Herkommen und menſchlichem Machwerk, doch eine Vergütigung, irgend eine Unterhaltung haben. Ein Schauſpieler, der Staatsmännern wie ein Staatsmann in ihrem Zirkel gegenüberſitzt, iſt ihnen zum Aerger, als ſpielte er eine Satyre auf ihren Stand, oder macht ihnen Langeweile.

Beide Claſſen, ſowohl diejenigen, deren Einladung Iffland ablehnte, als bei welchen er erſchienen war, wurden noch verſtimmter, wenn ſie hörten, und in Berlin ſprach ſich dergleichen ſo ſchnell herum, wie heiter, liebenswürdig, bis zum Muthwillen luſtig er unter wenigen Menſchen ſey, die ihm zuſagten. Hier zeigte er ſich, wie der Schauſpieler und der Menſch ſich in ihm einander durchdrungen hatten; und im Strom der Erzählungen, welchem er ſich hier überließ, machte er einen noch größeren Reichthum des mimiſchen Talents, als auf dem Theater kund. Mit Recht verargten ihm die Berliner, daß er in ihren Geſellſchaften nicht einer der Haupterzähler werden wollte, wie man zu haben gewohnt war; die Rollen von Engel, Zöllner und Andern hätte Iffland dort ſoviel meiſterhafter ſpielen können.

Gab es einige Spannungen zwiſchen ihm und einem Theil ſeines Publicums, ſo verloren ſie ſich, wie beinahe alle Spannungen in Berlin, in dem Haß gegen die franzöſiſche Tyrannei und in der Vaterlandsliebe, womit ſich alle Volksclaſſen zuletzt gegen die Unterdrücker erhoben.

Jenen Haß und dieſe Liebe theilte er in einem außerordentlichen Grade. Er haßte die Franzoſen ſeit vielen Jahren. Die erſten Drangſale, welche die Revolution über Deutſchland brachte, erlebte er als Augenzeuge und empfand ſie auf das ſchmerzlichſte, weil ſie der ſchönen Heimath ſeiner Kunſt und ſeiner Lieblingsempfindungen galten. Seinem Sinne für Zartheit der Denkart, für Feinheit der Sitte, war die ſansculottiſche Manier verbrecheriſch, und die Richtung der Volksgrundſätze gegen Adel, Höfe und Fürſten, welchen er viele Gunſt verdankte, fiel ihm ſo läſtiger, als er nicht bloß aus Neigung, ſondern auch aus Dankbarkeit, die für ihn ein unſchätzbares Gewicht hatte, denſelben herzlich zugethan war. Sein Grimm wider die Neufranzoſen galt für ſo ſtark, daß eine Dame aus altem Geſchlecht ihm einſt entdeckte, ſie habe für einen Hinterhalt geſorgt, der einem verruchten franzöſiſchen Kriegscommiſſär das Garaus machen ſollte, und ihm zumuthete, die Anführung zu übernehmen, was freilich ſeiner Sittlichkeit ſo wenig zuſagte, als ſeinem Muthe.

Endlich vertrieb ihn die Revolution ſogar völlig aus den geliebten Gegenden. Da hing er ſich mit einem gewiſſen ritterlichen Enthuſiasmus an das königliche Geſchlecht von Preußen, und inſonderheit an die Königin Luiſe, welche für Geiſt und Talent ſeiner Art unleugbaren Sinn hatte, und jede Achtung, die ſie empfand, mit der regſten und liebenswürdigſten Offenheit ausſprach. Wenn die Erniedrigung Deutſchlands ihn ſchmerzte, das Unglück der preußiſchen Monarchie ihn kränkte, und vielfach das Intereſſe ſeiner Kunſt, auch ſeiner Lage beeinträchtigte: ſo war er bis in das Innerſte betrübt und zermalmt über das Unglück des königlichen Geſchlechts, beſonders der Königin.

Man überſehe nicht, daß er die patriotiſchen Gefühle für das königliche Haus, wenn er ſie jetzt in dramatiſcher Form kund gab, ländlichen Leuten in den Mund legte. So tief war in ihm der Zug der Neigung für das Landleben, daß er nur der bäuriſchen Unverdorbenheit die Aufrichtigkeit und Stärke des Gefühls beimeſſen wollte, wovon er ſelbſt durchdrungen war.

Indem ſeine Kräfte ſchwanden, ſah er nicht nur Preußen, ſondern das geſammte deutſche Vaterland erſtarken, und lebte in der Vorahnung vaterländiſcher Siege, indem er in der idylliſchen Natur ſchleſiſcher Bäder ſeine Naturempfindung voll befriedigte, doch ſeine Geſundheit nicht wiederfand. Wie glorreich war jene Ahnung erfüllt, als er ſeine Laufbahn ſchloß!

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke,

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Siebente Lieferung.

Erſter Band.

Heinlein

Leipzig,
auf Koſten der Herausgeberin,
im deutſchen Muſeum.
1824.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Ich habe eine Zeit angeſtanden, ob ich den Aufſatz: von der hiſtoriſchen Arbeit und vom Urtheil über dieſelbe, der Sammlung der Werke Woltmanns über Kritik der Hiſtorie einverleiben ſollte? da ſein weſentlicher Inhalt reiner, vollſtändiger, klarer entwickelt, in der Kritik über Müllers Schweizergeſchichte wiederkehrt; eine Rückſicht auf pſychologiſches Intereſſe hat mich endlich dafür entſchieden. Es iſt intereſſant, bei den Werken der vorzüglichſten Genien zu beobachten, wie gewiſſe eigenthümliche Anſichten der Dinge in ihnen erſcheinen, ſich zu einem Ganzen verbinden, eine Folge von Productionen hindurch als ein ſolches entwickeln, läutern, bis endlich eine derſelben ſie vollendet als ein Ganzes darſtellt, und des Autors Geiſt ſich nun neuen Gegenſtänden zukehrt. Bei Dichtern und Künſtlern geſchieht das bildlich, bei Denkern logiſch. Oft erſcheinen dergleichen Anſichten in einem ihrer Werke, bis zur Unkenntlichkeit, von fremdartigen Einflüſſen modificirt, ſtellen ſich endlich aber doch, jene überwältigend, durch ſie nur bereichert und vervollkommnet, endlich in eigenthümlicher Vollendung dar. Das Phänomen hat Aehnlichkeit mit dem, was Göthe an den Pflanzengebilden bemerkt, daß gewiſſe Urformen ihrer Natur, die Stufenfolgen ihrer Exiſtenz hindurch, immer entwickelter der Form, geläuterter dem Stoffe nach, an denſelben wiederkehren, bis ſie ſämmtlich, auf's Höchſte entwickelt und geläutert, in ſich vereint die Blüthe darſtellt.

Wäre hier der Ort, dieſe Bemerkung auszuführen, ließe ſich deren Richtigkeit an einer Menge von Beiſpielen darthun, zunächſt an den Werken von Schiller und Göthe.

Bei Woltmanns Anſichten über die Geſchichte zeigt ſich eben jenes Phänomen, und man würde daſſelbe, in der vorliegenden Sammlung, genauer verfolgen können, hätte ſein Intereſſe verſtattet, auch die Abhandlungen über den poetiſchen Gebrauch des hiſtoriſchen

Stoffes, und andere kleinere Aufſätze hier einzuſchalten.

Woltmanns Anſicht vom geſchichtlichen Stoffe trifft man zunächſt in ſeinem Plan zu hiſtoriſchen Vorleſungen. Sie entwickelt ſich in der Einleitung zur Geſchichte Frankreichs, welche aus dort angeführten Gründen bei dieſer Sammlung der Werke nicht von jener getrennt wurde, entwickelt ſich weiter in ſeiner Kritik über Spittler, und hängt zuſammen mit ſeinem Glauben an eine fortſchreitende Entwickelung und Vervollkommnung des Menſchengeſchlechtes.

Die Grundzüge ſeiner Anſicht von der hiſtoriſchen Kunſt zeigen ſich, Keimen gleich, in den eben erwähnten Aufſätzen, verbinden ſich zu einem Ganzen, entwickeln, läutern ſich, als ein ſolches, in einer Folge von Aufſätzen, von denen, wie geſagt, nud der wichtigſte, von der hiſtoriſchen Arbeit unr vom Urtheil über dieſelbe, hier aufgenommen iſt: bis ſie, vollendet als ein Ganzes, die Kritik über Müllers Schweizerhiſtorie in ſich faßt. Der kaum vor dieſem erwähnte Aufſatz iſt außerdem merkwürdig wegen des großen

Einfluſſes, den Fichte's Anſichten auf Woltmanns in der Zeit übten, als er verfaßt wurde, gehabt. In der Kritik über die Schweizergeſchichte iſt jede Spur deſſelben verſchwunden. Den übrigen Inhalt des Buches über Müller habe ich nicht aufgenommen, da er der vorliegenden Abtheilung fremd war.

Den 28ſten März 1824.

Inhalt.

I. Plan für hiſtoriſche Vorleſungen. 1795.

II. Ueber den Entwurf der Geſchichte der Europäiſchen Staaten, von Spittler, 2ter Theil. 1796.

III. Günſtige Erſcheinungen der Gegenwart, für wiſſenſchaftliche Einheit der Geſchichte. 1797.

IV. Ueber pragmatiſche Behandlung der Geſchichte. 1803.

V. Von der hiſtoriſchen Arbeit und dem Urtheil über dieſelbe. 1803.

VI. Ueber Kotzebue's Geſchichte von Preußen. 1807.

VII. Ueber Geſchichtsforſchung, geſchichtliche Darſtellung und Geſchichtſchreibung. 1809.

VIII. Ueber die Grundſätze der Strategie, erläutert durch die Darſtellung des Feldzuges von 1796 in Deutſchland, von

Seiner kaiſerlichen Hoheit dem Erzherzoge Karl von Oeſterreich. 1815.

IX. Ludwig Timotheus, Freiherr von Spittler. 1816.

X. Ueber den poetiſchen Gebrauch des hiſtoriſchen Stoffes. 1804.

17 [illegible] 1804 [illegible]

I.

Plan für historiſche Vorleſungen.

1795.

Plan
für hiſtoriſche Vorleſungen.

1795.

Aus ſo verſchiedenen Geſichtspunkten man auch eine Wiſſenſchaft in Hinſicht auf ihre Brauchbarkeit für das menſchliche Leben betrachten mag, wird man dieſelben doch nie richtig und ſcharf faſſen, wenn man nicht von dem bloß wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus um ſich her geblickt hat. Nirgends muß man ſich dies ſtrenger zur Regel machen, als bei akademiſchen Vorleſungen, wo die Verführung, nur auf das unmittelbar Praktiſche zu ſehen, und das Wiſſenſchaftliche zu vernachläſſigen, größer iſt, als bei den übrigen literariſchen Beſchäftigungen. Die Gefahr einer ſolchen Verführung vermehrt ſich bei einer Wiſſenſchaft, welche zu denjenigen gehört, die man mit dem Namen der Hülfswiſſenſchaften belegt; die eitle Sehnſucht nach dem handgreiflich Brauchbaren ſchadet ihr noch mehr, als den unmittelbar praktiſchen Kenntniſſen, weil ſie bei dieſen zur Frohn gehen muß. Noch eine dritte Urſache, welche verhindert, daß eine ſolche Sammlung von menſchlichen Kenntniſſen, die man mit einem beſtimmten Namen bezeichnet hat, nicht nach ihrem eigentlichen Geſichtspunkte bearbeitet wird, kann von der Meinung herkommen, daß ſie ihrer Natur nach ſich nie zum Range einer Wiſſenſchaft zu erheben vermöge.

Alle dieſe Urſachen vereinigen ſich, um das Studium der Geſchichte äußerſt ſchwankend zu machen. Einige Theile derſelben leiden eine unmittelbare Anwendung auf das Leben; alle bilden Stützen dieſer oder jener Wiſſenſchaft, und ſchon bei ihrem erſten Anblick ſchließt man, daß aus ihnen nie ein wiſſenſchaftliches Syſtem könne errichtet werden, da ſie nichts als ein Aggregat von Begebenheiten ſind. Schwankend blieben daher alle Ideen über Geſchichte, bis die Philoſophie ſich der Herrſchaft über ſie anmaßte. Allein es ſcheint, daß dieſe Anmaßung noch mehr Unbeſtimmtheit veranlaßt habe; denn man iſt jetzt ungewiſſer als je geworden, was die Geſchichte denn eigentlich ſey? Ehe man dieſe Frage nicht beantwortet hat, ehe man nicht das Verhältniß der Hiſtorie zur Philoſophie beſtimmt, und die Verſprechungen dieſer letztern, welche ihr ſchmeichelt, ſie zu einer Wiſſenſchaft zu erheben, geprüft hat, kann man nicht darauf rechnen, auch nur die beſtimmten Geſetze aufzufinden, nach welchen ſie, um ganz brauchbar für unſre jetzigen Verhältniſſe zu werden, bearbeitet werden muß.

Das ganze Gebiet der menſchlichen Kenntniſſe wird entweder von der Geſchichte, oder der Philoſophie beherrſcht. Jene beſchreibt die Erſcheinungen um uns her nach den Eindrücken, welche ſie durch die Erfahrung auf uns machen; dieſe ſucht die Gründe dieſer Erſcheinungen auf, und beurtheilt ihr Verhältniß zu uns. Beide ſind alſo ihrer Natur nach von einander verſchieden und gegenſeitig unabhängig, obgleich es nicht fehlen kann, daß ſie wechſelsweiſe ſich einander dienen, indem ſie beide mit Beſchreibung deſſelben Gegenſtandes ſich beſchäftigen. So viel iſt gewiß, daß wir treffliche geſchichtliche Kunſtwerke haben könnten, ohne einen philoſophiſchen Buchſtaben zu beſitzen. Darſtellung der reinen Empirie kann es geben, wenn die Geſetze derſelben auch nicht ergründet worden ſind, und die Geſchichte der hiſtoriſchen Kenntniſſe zeigt bis auf unſere Tage, daß die Philoſophie, ſo lange ſie ihre eigne Natur und die Grenzen derſelben nicht feſt beſtimmt hatte, durch ihren Einfluß den reinen Geiſt der Geſchichte verdarb. Weit weniger kann ſie dieſer letztern entbehren; denn nur durch Erfahrung wird ſie geweckt, nur durch dieſe wird ihr eignes Gebiet ihr eröffnet, wiewohl es jenſeits aller Empirie liegt. Ihrer Natur nach ſind beide Wiſſenſchaften völlig frei. Der Philoſoph ſey ein trefflicher Geſchichtskenner, er erhalte ſich Empfänglichkeit für die unverfälſchte Erfahrung; aber in dem Momente, da er philoſophirt, müſſen alle Erſcheinungen vor ihm verſchwinden, keine Geſtalt bringe den reinen, ruhigen Aether ſeiner Abſtraction in Bewegung. Der Geſchichtsforſcher ſey ein geübter Philoſoph, er dringe in die Tiefen, aus welchen die Welt der Erfahrung hervorgeht, aber nur deshalb, um dieſe, als ſolche, deſto reiner auffaſſen zu können; und wenn er ſie darſtellen will, dann vergeſſe er, daß er in jenen Tiefen gelebt habe, denn ſonſt läuft er Gefahr, etwas Fremdartiges in ſeine hiſtoriſche Schöpfung zu miſchen, und durch philoſophiſchen Despotiſm den Geiſt reiner Geſchichte zu verbannen. Heißt Wiſſenſchaft ſo viel, als eine Reihe von Sätzen, welche ihre Einheit durch Einen Satz erhalten, ſo kann die letztere nie auf einen ſolchen Namen Anſpruch machen; aber dieſes iſt ſo wenig ſchimpflich für ſie, als es überhaupt ſchimpflich iſt, Erfahrung zu haben. Wenn man behauptet, die Philoſophie müſſe ihr Geſetze geben, ſo verwechſelt man den philoſophiſchen mit dem menſchlichen Geiſte überhaupt, Geübtheit im Abſtrahiren mit der Anlage dazu. Der hiſtoriſche und der philoſophiſche Geiſt, beide gingen von dem menſchlichen aus; jener eilte dieſem zuvor, aber ſein leichtfertiges Umherſchweifen, und die Gefahr, in welche er dadurch oft gerieth, verleiteten ihn, zu ſeinem Bruder zu fliehen, und ſich in den Schutz deſſelben zu begeben. Mit ſeiner Unabhängigkeit mußte er zugleich viel von ſeiner Eigenthümlichkeit verlieren, und nur dann, wenn ſein Beſchützer ſich ſelbſt erſt in ſich vollendet hat, wird er von ihm frei gelaſſen werden. Ein Bund, wie zwiſchen zwei gleichen Partheien, wird in der Zukunft zwiſchen ihnen beſtehen.

Sonderbar muß dieſe eiferſüchtige Bewahrung der Geſchichte gegen die Weltweisheit zu einer Zeit ſcheinen, wo man in Deutſchland frohlockt, daß auch hier endlich die Morgenröthe eines beſſern hiſtoriſchen Geſchmacks angebrochen ſey, zu einer Zeit, wo ein allgemeiner Fluch jene Männer verfolgt, welche durch ihre Trockenheit Urſache wurden, daß denkende und lebhafte Köpfe vor dem Geſchichtſtudium zurückbebten, welche die Data, wie ſie dieſelben aus den Quellen geſammelt, oder aus der dritten, vierten Hand erhalten hatten, ohne alle Zuthat ihres Geiſtes wiedergaben. An ſie dachte ich nicht, als ich der reinen Geſchichte erwähnte; an geiſtige Trägheit denkt man nicht, wenn die einfache Ruhe eines hiſtoriſchen Kunſtwerkes der Seele vorſchwebt. Wer nicht im Stande iſt, die Empirie auf eine geſchickte Art zu verfälſchen, der vermag es wahrlich nicht, ſie in ihrer Reinheit zu erblicken: Mangel an Kraft kann unmöglich hervorbringen, was nur der Sieg über widerſtrebende Kräfte bewirken kann. Wenn man einen Blick auf die Zahl unſerer Geſchichtſchreiber wirft, ſo kann man ſich der Bemerkung nicht erwehren, daß ſie, bis auf einige wenige Ausnahmen, gleichſam aus geiſtigen Jünglingen und Greiſen beſteht. Bei dieſen iſt keine Ahnung von Phantaſie, ein ſtumpfes Gefühl, Eitelkeit auf ihre Unfähigkeit, der Erfahrung ihren eigenthümlichen Geiſt zu rauben, und keine Spur von dem Talente, ihr flüchtiges Bild im Spiegel der Kunſt aufzufangen, und Andern die Anſchauung deſſelben zu verſchaffen. Sie haben kein Recht, über die Jünglinge neben ihnen das Haupt zu ſchütteln, ſo wenig dieſe mit Würde vor dem Tribunal der Kritik erſcheinen dürfen; denn ſchon die verwegene Behauptung, daß Geſchichte an ſich keinen Werth habe, ſpricht ein verdammendes Urtheil über ihren hiſtoriſchen Werth. Des unklugen Leichtſinnes! Durch Mißhandlung ihrer Wiſſenſchaft wollen dieſe zeigen, daß ſie ihre Lieblinge ſind, durch Trotz wollen ſie ihre Gunſt erzwingen, und indem ſie ſich ihrer öffentlich ſchämen, durch ſie verherrlicht werden. Sie erflehen von der Dichtkunſt ſchmückende Bilder, ſie betteln um mancherlei Maximen bei der Philoſophie, und behängen die Geſchichte mit dem erborgten Flitterſtaat, damit die wahre Geſtalt derſelben nicht an das Tageslicht komme. Fern von dieſen kraftloſen Greiſen, fern von dieſen frevelnden Jünglingen ſteht der wahre Geſchichtſchreiber. Denken wir uns einen Mann, welcher voll Schöpfungskraft ſie verleugnet, um die Eigenſchaften des empiriſchen Stoffes zu erforſchen, und ihn ſo darzuſtellen, wie er ihn erhielt; welcher, mit den Talenten des Dichters ausgerüſtet, ſie nur anwendet, um die Reinheit der Empirie da gleichſam zu erfinden, wo er ſie nicht finden kann, und ſeine Bekanntſchaft mit der Philoſophie nur braucht, ſeinen Sinn für Erfahrung zu erhöhen; welcher endlich ſo viel Gewalt über ſich ſelbſt ausübt, daß er eine Form ſchaffen kann, ohne an dem Inhalt das Geringſte zu verändern: ſo kennen wir denjenigen, welcher einen Beruf hat, ein hiſtoriſches Kunſtwerk zu beginnen. Um daſſelbe aber in ſeiner Reinheit vollenden zu können, durch wie viele zufällige und äußere Umſtände muß er noch dazu berufen ſeyn! Ein Blick auf ein ſolches Werk reiner Geſchichte, wie Xenophons Geſchichte des Rückzugs der Griechen, welche dem jüngern Cyrus zur Hülfe nach Aſien gezogen waren, zeigt uns die Schwierigkeiten, die mit Hervorbringung deſſelben verbunden ſind. Unter der Nation geboren, welche ſich des zarteſten Kunſtſinnes rühmen konnte, und mit offner, unbefangener Seele jeden Eindruck aufnahm, unter einem ſolchen Volk einer der vorzüglichſten Geiſter, war der griechiſche Geſchichtſchreiber ſelbſt Anführer der Krieger, deren Geſchichte er erzählt; der Gegenſtand, welchen er darſtellt, hatte unmittelbar auf ihn gewirkt, er brauchte ihn nicht erſt mittelbar durch die Phantaſie zu einem empiriſchen Objecte für ſich umzuſchaffen. Wir ſchreiben ſelten die Geſchichte unſerer Zeit, und ſelbſt ſie verliert ſich häufig aus unſern Blicken in das Gewebe der Intrigue; die Verhältniſſe der neuen Welt ſind ſo verwickelt, daß man nicht oft bei der Darſtellung einer Begebenheit damit ausreicht, ein trefflicher Augenzeuge geweſen zu ſeyn. Mühſam müſſen wir gewöhnlich die Materialien zu einem hiſtoriſchen Werke aus fremden Nachrichten zuſammenholen, die philoſophiſche Diſciplin der hiſtoriſchen Kritik muß uns die Quellen zuvor unterſuchen und reinigen, und der gewonnene Stoff kann unmöglich als Erfahrung auf uns wirken, als vermittelſt der productiven Phantaſie. Wie lang und wie gefahrvoll iſt uns der Weg zur hiſtoriſchen Wahrheit, wie gerecht die Furcht, daß wir auf ihm, ſtatt zu einem Ziele der Wirklichkeit zu gelangen, nur zu einem gewiſſen Punkte unſers Geiſtes gekommen ſind, daß wir, Dichter ſtatt Geſchichtſchreiber, erfunden, und nicht gefunden haben!

Wozu, wird man fragen, wozu dies Ideal reiner Geſchichte? es wird ja ſo ſelten erreicht werden, und welchen großen Gewinn würde man ſelbſt von der Erreichung deſſelben hoffen können? Thörichte Frage! Wenn ſich ein ſolches Ideal einmal aus dem Begriff der Geſchichte ergiebt, ſo iſt es entehrend, ſich zuerſt nach dem Nutzen deſſelben zu erkundigen. Jede Kunſt hat ihren Zweck in ſich ſelbſt; warum nicht die hiſtoriſche? Sie iſt eine der ſchönſten Blüthen der Humanität, und wird die ſpäten Jahrhunderte dann noch entzücken, wenn alle jene Früchte längſt verfault ſind, die ihr jetzt von der Geſchichte für die Bedürfniſſe eures bürgerlichen Lebens ſammelt. Selbſt dieſe Früchte können nicht ganz reifen, wenn ihr nicht zugleich jene Blüthe pfleget. Allein auch unabhängig hievon, werdet ihr großen Gewinn haben, wenn ihr die Geſchichte, den Geſetzen der Kunſt gemäß, welche aus ihr fließen, mit Liebe bearbeitet. So lange der Geſchichtſchreiber nicht treu ſeine Rolle ſpielt, und ſie öfters gegen die des Philoſophen austauſcht, wird er ſelbſt der Weltweisheit wenig nützen. Wie kann dieſe, welche ja nie die

Erfahrung vernachläſſigen darf, ſich auf den Stoff verlaſſen, welchen er ihr darbietet, wenn er, durch ſie ſelbſt verführt, ihren Deſpotism über die Geſchichte anerkannte, und gegen dieſe an ſich wenig Achtung bezeugte? Nöthiger kann daher keine Bitte ſeyn, als dieſe: horcht zuerſt auf die Lehren der hiſtoriſchen Kunſt!

Der Genius der neuen Zeiten geht darauf aus, den Kunſtſinn ſchon bei ſeinem erſten Aufkeimen unter uns zu zertreten. Sobald wir in beſtimmte Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens kommen, muß unſer Geiſt ein Gepräge annehmen, wie es der Staat ſeinem Vortheile gemäß findet; und dieſer glaubt, genug erlaubt zu haben, wenn er zugiebt, daß wir die Zeit, zuvor er uns mit einem Amte ſchmückt, ganz zu unſerer eignen Ausbildung verwenden können. Allein ſelbſt von ihr müſſen wir einen großen Theil aufopfern, um uns ſchon früh für ſeine Zwecke tauglich zu machen. Wer ſich auf Akademien über den Kreis der Kenntniſſe, in welchem er ſich dieſe Tauglichkeit erwerben kann, zu andern Wiſſenſchaften hinwagt, ſorgt nur für Aufklärung ſeines Verſtandes, und erinnert ſich ſelten, wie nöthig es ſey, für Bildung ſeines Kunſtſinnes zu ſorgen; er vergißt, daß ohne dieſen ſelbſt weltbürgerliche Cultur und eine noch ſo entwickelte Urtheilskraft einem Gebäude gleicht, das oben nicht vollendet iſt, und keinen feſten Grund hat, auf welchem es ruht. Die Kunſt begann alle Cultur der Menſchheit, nur ſie wird dieſelbe zum hellen Glanze der Aufklärung bringen. Fürchterlich rächt ſie ſich für die Vernachläſſigung, welche ſie in unſern Zeiten ertragen muß, ſelbſt am ſittlichen Menſchen.

Wir ſind reicher, als irgend ein anderes Zeitalter an moraliſcher Wiſſenſchaft; aber ſie zeigt einen geringen Einfluß auf unſer wirkliches Leben, weil ſie nirgends ein Gefühl findet, welches zur Harmonie mit ihr vorbereitet wäre. Dies kann nur durch die Kunſt geſchehen. Aengſtlich ſinnt daher jeder, welcher der Menſchheit wohl will, das Intereſſe derſelben und den Geiſt ſeiner Zeit kennt, auf Mittel, die Kunſt in den Zirkel ſeiner Gefährten einzuführen, und freut ſich herzlich, wenn er irgendwo ein unbeſetztes Plätzchen ausfindig machen kann, auf welchem ſie ihren verachteten Samen ausſtreuen darf. In jener Periode, wo uns der Staat noch in kein beſtimmtes Joch gebracht hat, müſſen ſich ſolche Plätzchen noch am leichteſten ausſpüren laſſen. Heil daher den Lehrern auf Akademien, deren Wiſſenſchaft nicht zu ſehr von der Kunſt entfernt iſt, als daß der Nebenzweck, Sinn für dieſe zu erwecken, mit ihrem Hauptzwecke nicht könnte vereinigt werden. Dem Lehrer der Geſchichte iſt vor allen andern das glückliche Loos gefallen, daß er der Kunſt, ohne Vernachläſſigung ſeiner übrigen Pflichten, in ſeinen Vorleſungen ein Opfer bringen kann.

Nach einer dreifachen Rückſicht könnte die Geſchichte vielleicht am ſchicklichſten auf Akademien vorgetragen werden; zuerſt, um Sinn für Kunſt zu erwecken und auszubilden, dann, um ſoviel an ihr liegt, weltbürgerliche Cultur zu verleihen, und drittens, um uns mit den hiſtoriſchen Kenntniſſen auszurüſten, welche für unſere jetzigen Verhältniſſe brauchbar ſind. Da die Kunſt die erſte und eigenthümliche Bildnerin der Menſchheit iſt, und ſie nur allem unſern Wiſſen eine humane Form geben kann, ſo ſteht der Zweck des erſten Geſichtspunktes in genauer Verbindung mit dem des zweiten; und da wir unſre Pflicht, als Weltbürger, nicht anders erfüllen, als indem wir auf den Kreis um uns her wirken, ſo ergiebt ſich der Zuſammenhang zwiſchen den beiden erſten und dem dritten Geſichtspunkte. Es kann daher nicht fehlen, daß ſie alle zu gleicher Zeit Einfluß auf den geſchichtlichen Vortrag haben; allein darum wird das Geſetz nicht aufgehoben, ihn jedesmal nach einem derſelben vorzüglich einzurichten.

I.

Geſichtspunkt der Kunſt.

Sinn für hiſtoriſche Kunſt zu erwecken, müßte zuerſt die Beſtimmung ſolcher Vorleſungen ſeyn, in welchen die Geſetze derſelben unabhängig von allen Nebenzwecken entwickelt würden. Das ganze Gebäude dieſer Lehre würde freilich auf jenem charakteriſtiſchen Unterſchiede zwiſchen Geſchichte und Philoſophie ruhen; aber man würde dieſen Grund bald bebauen, um das Kunſtſyſtem der Geſchichte im engern Sinne, in ſo fern ſie nämlich Darſtellung menſchlicher Handlungen und Schickſale iſt, auf ihm zu errichten. Eine ſolche Wiſſenſchaft der hiſtoriſchen Kunſt, welche nach der, zwiſchen philoſophiſchen und geſchichtlichen Wiſſenſchaften gezogenen Linie offenbar zu jenen gehören würde, würde in die Kritik und in die Lehre von der Darſtellung zerfallen, ſo wie jene ſich wieder in Beurtheilung der Quellen und der Materialien theilen ließe, wiewohl man bisher ſich gewöhnlich nur die erſte bei hiſtoriſcher Kritik gedacht hat. Sie iſt ein Geſchäft, welches Schwierigkeiten umgeben, die niemals ganz können überwunden werden. Ehe man den Schriftſteller, wie er ſich in ſeinem Werke ſelbſt zeigt, beurtheilt, muß man den Gang ſeines Lebens, in ſo weit es möglich iſt, erforſchen, und den Geiſt ſeines Zeitalters ergründen. Wie viele Aufſchlüſſe für manche Anſicht der Dinge, die man in ihm findet, würden ſich aus dieſer doppelten Forſchung ergeben! Vielleicht lebte er in beſtimmten Verhältniſſen, welche ihn verleiteten, die Wahrheit wiſſentlich zu verhehlen und zu verdrehen; häufiger ward er vielleicht ohne ſein Wiſſen durch ſie dazu verführt. Wer auch jeder Verführung des Kreiſes, in welchem er lebte, glücklich widerſtand, war doch ſelten ſtark genug, ſich über den Geſchmack ſeines Zeitalters zu erheben. Durch die falſche Richtung, welche dieſer genommen hatte, und den Einfluß, welchen ſie auch auf den Geſchichtſchreiber äußerte, ging oft die Wahrheit für die Nachwelt verloren. Zur Kritik der Quellen gehört ferner, daß man das Verhältniß des Schriftſtellers zu ſeinem Stoffe unterſuche. Es hat mancherlei Modificationen, welche theils aus der Art, wie ihm ſein Stoff mitgetheilt ward, theils aus der chronologiſchen Beziehung, in welcher er zu ihm ſtand, herfließen, vorzüglich aber aus dem Verhältniſſe, in welchem die Natur ſeines Geiſtes und Charakters ſich gegen die Eigenthümlichkeit deſſelben befand, an deren Erforſchung ſich daher die Kritik der Quellen durchaus wagen muß. Sehr verſchieden davon iſt die Kritik der Materialien, oder die Beurtheilung derſelben, in wie fern ſie in einer beſtimmten Hinſicht brauchbar ſind. Das Verhältniß aber, was nun zwiſchen den gewählten Materialien in der Erzählung ſeyn ſoll, muß die Lehre von der Darſtellung beſtimmen. Das erſte Geſetz derſelben, welches ſich offenbar aus jener charakteriſirten Natur der Geſchichte ergiebt, würde dieſes ſeyn: bilde deine Darſtellung ſo, daß die reinſte Empirie durch ſie anſchauend gemacht werde! — Es iſt etwas ſehr Triviales, wenn man den Hiſtorikern Wahrheit empfiehlt; aber wie ſelten ſind ſelbſt diejenigen unter ihnen, welche den Sinn einer ſolchen Empfehlung nur geahnet haben! In wie fern der Vortrag hier durchſichtiger, dort trüber, bald ganz nackt, bald nicht ohne alle Hülle der Einbildungskraft, nun ausführlicher, nun karger ſeyn darf; ſelbſt ob eine Periode kurz abbrechen, oder ſich länger fortwälzen, einfach daſtehen, oder in verwickelten Gängen ſich fortwinden muß, leiſe tönen, oder das Ohr in ſtarken Worten erſchüttern ſoll: alles dies wird ſich darnach beſtimmen müſſen, ob die Anſchauung der reinen Empirie dadurch mehr oder minder möglich gemacht wird. Wenn man nun von den allgemeinen Regeln der Kunſt zu Beiſpielen herabſteigt, welche intereſſante Nüancen müßten ſich nach dem verſchiedenen Genius der verſchiedenen Sprachen, deren ſich vorzügliche Geſchichtſchreiber bedienten, auffinden laſſen! wie anziehend müßte die Unterſuchung für die Geſchichte der geſchichtlichen Kunſt werden, in wie weit das hiſtoriſche Genie, welches ich für die Kraft erklären würde, die reine Empirie aufzufaſſen und fremden Geiſtern darzuſtellen, ohne die beſtimmten Grenzen und die Regeln der Kunſt zu kennen, ſich, durch ſein Gefühl geleitet, innerhalb derſelben und ihnen angemeſſen hielt! Jeder Theil dieſer Lehre hat unendliche Feinheiten, in welchen ſich ein denkender Kopf mit Entzücken verlieren wird. Es gehört zu dem Höchſten, was dem Menſchen von den Göttern verliehen worden iſt, wenn ihn ein Kunſtgeiſt durchſtrömt, der ihn zwingt, den Pinſel zu nehmen, und darzuſtellen, was er aufgriff unter den Erſcheinungen um ihn her; aber es iſt gleichfalls ein Theil des Höchſten, was die Menſchheit beſitzt, dieſen Geiſt in allen ſeinen wunderbaren Räthſeln zu belauſchen. Sicher läßt es ſich darthun, wozu hier aber der Ort nicht iſt, daß nur derjenige ihn ergründen wird, welcher ihn ſelbſt in ſeinem Buſen wahrnimmt. Es iſt möglich, daß ein trefflicher Künſtler ſich nicht im Stande fühlt, die Künſtlernatur zu erforſchen, weil es ihm an jener Uebung des Scharfſinnes fehle, die uns lehrt, Alles zu trennen in der Natur; allein es iſt unmöglich, daß jemand dies letzte in Vollkommenheit vollbringen könne, ohne ſelbſt Künſtler zu ſeyn.

Eine zweite Klaſſe von Vorleſungen, durch welche dem Kunſtſinne in der Geſchichte aufgeholfen werden könnte, würden diejenigen ausmachen, in welchen kleinere hiſtoriſche Gemälde aufgeſtellt werden. Es giebt ſo manche Ereigniſſe der alten und neuen Welt, welche durch ihren eigenthümlichen Reiz jeden gebildeten Menſchen anziehen müſſen. Wenn man es verſtände, dieſe durch den Zauber der Kunſt ſelbſt ſchlummernden Geiſtern auch nur in Träumen ſichtbar zu machen, ſo würde man ſchon viel zur Erweckung des Kunſtſinnes beitragen. Die gewöhnlichen öffentlichen Vorleſungen auf Akademien würden eine bequeme Gelegenheit zur Aufſtellung ſolcher Gemälde darbieten. Selbſt die größere Zahl der Zuhörer, welche glaubte, kein anderes Intereſſe, als das der Neugierde, befriedigt zu haben, ginge vielleicht mit einem dunkeln Gefühle hinweg, welches ſie für Kunſt überhaupt empfänglicher gemacht hätte, und ihr für ihr ganzes Leben wohlthätig ſeyn würde, indem es unter den Stürmen der Leidenſchaft, wodurch zu unſerer Zeit einzig Lebhaftigkeit bewirkt wird, und in der dumpfen Finſterniß, welche die bürgerlichen Geſchäfte häufig über den Geiſt bringen, oft wie ein heiterer Sonnenblick hervorkäme. Nichts eignet ſich zu ſolchen kleinen hiſtoriſchen Kunſtwerken ſo gut, als das Leben einzelner Menſchen. Nicht zu gedenken, daß Begebenheiten, wie Revolutionen ſind, einen zu großen Umfang haben, als daß ſie ſich in kurzer Zeit ausführlich darſtellen ließen, tritt vorzüglich bei ihnen die Schwierigkeit ein, daß ſie, in ſo fern ſie ein Ganzes ausmachen, oft ſchon außer dem Geſichtskreiſe der reinen Geſchichte liegen, daß der Hiſtoriker zu einer Hypotheſe ſeine Zuflucht nehmen muß, um Einheit in die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben zu bringen. Oft iſt der Charakter eines Bundes, eines Volkes das regierende Princip einer Revolution; wie ſchwer iſt es, dieſen hiſtoriſch aufzufaſſen! Auf jeden Fall iſt die Gefahr, den reinen Geiſt der Geſchichte zu verletzen, geringer, wenn man das Schickſal und die Handlungen eines einzelnen Menſchen durch die Darſtellung ſeines Charakters zum Stoffe eines Kunſtwerkes macht. Dagegen wird an ihm, wie an einem Miniaturgemälde, jeder Fehler leichter bemerkt; ein paar unglückliche Züge können den Genuß einer Biographie verderben. Nichts iſt bei ihr unerträglicher, und in keinem Dinge fehlt man doch ſo allgemein, als wenn man die Mittel, wodurch man zur Anſchauung der Empirie kam, zugleich mit derſelben darſtellt. Freilich hat der Buſen eines einzigen Menſchen eine Tiefe, die man vielleicht nimmer ganz ergründet, und immerhin mag man die innigſte Freude über die geſchickten Mittel haben, durch welche man ein ſolches Geſchäft einigermaßen glücklich vollbracht hat; aber man zeige ſie nicht vor, ſobald man den Pinſel der Geſchichte in der Hand hält. Die Gründe, warum ich die Handlung meines Helden von dieſer, und nicht von jener Seite darſtelle, gehören in die philoſophiſche Diſciplin der hiſtoriſchen Kunſt; der Geſchichtſchreiber ſey nichts weiter, als hiſtoriſcher Maler. Wer in eine Biographie Bemerkungen verwebt, welche die Darſtellung rechtfertigen ſollen, handelt ſo thöricht, als der epiſche Dichter, welcher den Gang der Handlung ſtören wollte, um ſeine Poeſie zu rechtfertigen. Der Leſer vergeſſe auch bei dem Hiſtoriker, daß er durch einen Dritten zur Anſchauung einer Begebenheit gekommen iſt. Der Grund dieſer Forderung liegt in dem erſten Geſetz aller hiſtoriſchen Kunſt, daß die Empirie nämlich ſo rein als möglich erſcheine. Die Vorarbeiten des Kunſtwerks können in Anmerkungen gegeben werden, um die Leſer und Zuhörer zu überzeugen, daß man als Kritiker eben ſo groß ſey, wie als Künſtler; denn man könnte tadellos als dieſer in der Geſchichte erſcheinen, und doch als jener die bitterſten Vorwürfe von der Wahrheit verdienen.

Die dritte Art von Vorleſungen, welche der hiſtoriſchen Kunſt geweihet ſeyn ſollen, wären exegetiſche über irgend einen vorzüglichen Geſchichtſchreiber des Alterthums oder der neuern Zeit. Ich würde vor allen andern den Römer Tacitus in dieſer Rückſicht wählen. Keiner hat ſo glänzende hiſtoriſche Tugenden; keiner ward von ſeinem eigenen Genius und von dem Geiſte ſeines Zeitalters ſo an alle Klippen geworfen, an welchen die reine Geſchichte ſcheitert. Beſonders ließe ſich an ihm zeigen, wie ſchwer es einem charaktervollen Manne wird, bei Darſtellung von Begebenheiten ſeine Individualität zu verleugnen, und wie es gewöhnlich dann geſchieht, daß der Charakter des Geſchichtſchreibers die Einheit ſeines Werkes hervorbringt. Durch nichts aber muß die Wahrheit der Geſchichte mehr zu Grunde gehen, als durch eine ſolche Kunſt; durch nichts wurde des Römers Darſtellung ſeiner Zeitgeſchichte unwahrer, als durch das Streben, mit welchem er jenes düſtre, unwillige Gefühl, welches ihn bei Vergleichung des Roms ſeiner Zeit mit dem Zeitalter der Republik ergriff, zur charakteriſtiſchen Einheit ſeiner Arbeit machte. Die Gefahr, in welcher der Hiſtoriker ſchwebt, ſeine Individualität zum Gepräge ſeines Stoffes zu machen, iſt um ſo furchtbarer, je mehr die Eitelkeit dabei ins Spiel kommt, und je ſeltener der Beifall des Publikums ihm entſtehen wird, da das Kunſtwerk, welches ſein markirter Charakter erſchuf, gerade durch ſein Gepräge, das der Geſchichte fremdartig iſt, mehr in die Augen ſpringen wird. Jener flüchtige Blick, welchen Tacitus beim Anfange ſeiner Arbeit auf die Epochen der römiſchen Geſchichte wirft, giebt den Geſichtspunkt an, aus welchem man ſein ganzes Werk betrachten ſoll; der Gedanke, daß willkührliche Gewalt, wenn ſie ſich ehemals erhoben habe, doch von kurzer Dauer geweſen, durch Auguſt aber eine ewige Sklaverei eingeführt ſey, bringt Einheit in die Geſchichte, die er ſchreibt; die innige Wehmuth, welche ſeine patriotiſche

Seele ergreift, iſt der Geiſt, der über den Begebenheiten ſchwebt, und ſich nur zu oft auf ſie herabſenkt, um ihnen eine traurigere Geſtalt zu geben, als ſie wirklich hatten. Nach einer allgemeinen Einleitung über den Geſchichtſchreiber, welche aus dieſem Geſichtspunkte gearbeitet wäre, ginge man an die Erklärung deſſelben, in Hinſicht auf hiſtoriſche Kunſt. Die Auswahl der Stücke, die man interpretirte, müßte darnach geſchehen, in wie fern ſich neue Fehler, neue Tugenden des Schriftſtellers, das Verhältniß ſeines Stoffes zu ſeinem eigenen Charakter, die Beziehungen zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Werkes aus ihnen entwickeln ließen, in wie fern man durch ſie veranlaßt würde, neue Eigenheiten der römiſchen Sprache für hiſtoriſche Darſtellung zu zeigen, und Parallelen mit andern Schriftſtellern zu ziehen. Ich rede von der Auswahl der Stücke; denn bei einer ſo genauen Kritik würde es ermüdend ſeyn, den ganzen Tacitus zu erklären, und unmöglich, dies in einem halben Jahre zu thun. Das Band zwiſchen den gewählten Fragmenten aus ihm würde eine Erzählung ſeyn, deren vorzüglichſte Quelle er ſelbſt wäre.

II.

Weltbürgerlicher Geſichtspunkt.

Das Schwankende des hiſtoriſchen Studiums überhaupt müßte in der ſogenannten Weltgeſchichte beſonders auffallend werden. Schon die verſchiedenen Benennungen dieſer Lehre verrathen, daß man nicht wußte, was man eigentlich aus ihr machen ſollte. Der Name Weltgeſchichte, alſo eine Erzählung von den Schickſalen des Univerſums, in deren Grenzen ſich der Himmel und der Ocean und die Erde mit allen ihren Bewohnern befinden, läßt ſich vielleicht damit rechtfertigen, daß durch das Wort Welt bisweilen nur das menſchliche Geſchlecht angedeutet wird. Sonderbarer klingt es ſchon, wenn man von einer allgemeinen Weltgeſchichte ſpricht, als gäbe es eine allgemeine und beſondere Welt; und ein eben ſo auffallender Pleonasm, welcher uns keinen günſtigen Schluß auf den Zuſtand der Wiſſenſchaft machen läßt, wird in den Aufſchriften, Allgemeine Welt- und Völkergeſchichte, oder, Weltgeſchichte in ihrem ganzen Umfange, nicht unbemerkt bleiben. Der Inhalt und die Methode dieſer Lehre ſind ſo unbeſtimmt, wie die Aufſchrift. Die neuern Schriftſteller über dieſelben hielten ſich für ſehr aufgeklärt, indem ſie die Methode, nach den vier Monarchien in Daniels Traume die Weltgeſchichte vorzutragen, mit Recht verwarfen; aber ſie klirren dafür noch mit den Ketten, welche ihnen ein Mann anlegte, der weit vor Daniel ſich im graueſten Alterthum verliert, nämlich Moſes. Weil dieſer unter den iſraelitiſchen Familienſagen, die er ſammelte, auch eine Mythe über die Entſtehung der Körperwelt und der moraliſchen Weſen fand, fangen ſie mit der Zeit an, da es noch keine Menſchen, alſo keine Erfahrung gab; ſie ſchweben mit dem heiligen Geiſt der bibliſchen Sage über dem Waſſer, welches die Erde bedeckte. Auch das Entſtehen einer neuen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, der ſogenannten Geſchichte der Menſchheit, verräth den ſchwankenden Zuſtand der Weltgeſchichte. Sie ſollte gleichſam das Reſultat, die Blüthe von dieſer ſeyn; allein ſobald die letztere den Charakter erhalten hat, der ihr gebührt, ſo muß ſich das Verhältniß zwiſchen ihnen ändern, die Geſchichte der Menſchheit muß zum Hülfsmittel der Weltgeſchichte werden. In jener bekümmert man ſich nicht um die Chronologie, das Succeſſive; man ſammelt unter gewiſſen beſtimmten Aufſchriften alles, was wir über die Kultur der Völker wiſſen, und zieht daraus ſein Reſultat; nicht die Zeitfolge, nicht die Coexiſtenz, ſondern dieſelbe Stufe der Cultur, auf welcher ſie ſtehen, dieſelben Eigenheiten, durch welche ſie ſich auszeichneten, ſind der Grund, warum ſich dieſe Nationen gerade an dieſem Orte zuſammenfinden; die Weltgeſchichte hingegen ſtellt uns den Zuſtand der Menſchheit in ihren verſchiedenen Zeitaltern dar. Wenn nicht durch dieſe verſchiedene Form ſich beide Wiſſenſchaften unterſcheiden, ſo läßt ſich kein Unterſchied zwiſchen ihnen auffinden, und dann iſt es offenbar, daß die Geſchichte der Menſchheit, welche nie ein Fortſchreiten oder ein Zurückfallen der Menſchheit zeigen kann, in hiſtoriſcher Rückſicht keine andere Beſtimmung hat, als daß ſie durch ihre Reſultate die Weltgeſchichte, wie wir ſie ſogleich beſchreiben werden, in ihrem Geſchäfte leitet.

Die Urſache von der größern Unbeſtimmtheit der Weltgeſchichte liegt theils in der ungeheuren Menge ihrer Materialien, theils in der Schwierigkeit, bei ihr auf einen praktiſchen Geſichtspunkt zu treffen, wie bei den übrigen Theilen der Hiſtorie. Die Zöglinge aller übrigen Wiſſenſchaften wollten ſie zu gleicher Zeit plündern; wenn es hoch kam, ſo ſtudierte man ſie aus einem gewiſſen dunkeln Gefühle, daß man ſich durch ſie bilden könnte. Allein es ſieht gefährlich um die Brauchbarkeit einer Lehre aus, wenn man nicht beſtimmt angeben kann, welche Art von Bildung man durch ſie zu erhalten hofft. Freilich könnte man auch die Weltgeſchichte aus dem Geſichtspunkte der Geſchichte überhaupt betrachten, und auch in ihr, ſo viel wie möglich, die reine Empirie ohne alle weitere Rückſicht liefern wollen; doch würden einer ſolchen Beſtimmung derſelben folgende Gründe entgegen ſtehen. Erſtlich müßten ganze Partien aus ihr, wo alle Nachrichten, die eine nur einigermaßen ſichere Erfahrung geben, gänzlich mangeln, unbearbeitet bleiben, und ſo würde ſie in hiſtoriſcher Rückſicht nie ein Ganzes, höchſtens ein Aggregat von einzelnen kleinen Ganzen werden können. Zweitens würde jener Geſichtspunkt der Geſchichte überhaupt bei ihr nicht wegfallen, wenn man ſie auch aus einem andern Geſichtspunkte betrachtete; denn nimmermehr kann ich irgend einen Zweck durch die Geſchichte ganz erreichen, wenn ich ihren Geiſt nicht ſo unverfälſcht laſſe, als er auch ohne dieſen Zweck ſeyn könnte. Dann iſt drittens nicht zu leugnen, daß, bei aller Achtung für die Kunſt und den reinen Charakter einer Wiſſenſchaft, man doch noch herzerhebende Zwecke, denen man ſie unterordnen darf, bei ihr haben könne. Welchen höhern könnte man ſich bei der Weltgeſchichte denken, als den weltbürgerlichen? Daß dieſer ſchon ſeyn mußte, ehe das Gebiet der Erfahrung für uns begann, daß man ſich auf eine Anhöhe außerhalb demſelben ſtellen muß, um ſich in ihn zu verſetzen, bedarf keines weitern Beweiſes.

Der Regel gemäß, daß etwas nothwendig wahr für uns ſey, welches von etwas als nothwendig Erwieſenem unzertrennlich iſt, wird es unſere Pflicht, anzunehmen, das jenes Ideal, welches uns das Sittengeſetz als das Ziel unſers Strebens vorhält, die vollendete Harmonie zwiſchen der Sinnlichkeit und der Vernunft, weil es erreicht werden ſoll, auch erreicht werden müſſe und könne. Sinnlichkeit und Vernunft tragen aber einen ſo ganz verſchiedenen Charakter, daß es einer langen Ausbildung ihrer Anlagen bedarf, ehe ſie ſich einander nähern werden. Jene hat Willkühr, dieſe Freiheit; ehe ſich dieſe beiden Eigenſchaften in einander ſchmiegen, welches geſchehen ſoll, werden ſie erſt die ſchönſte Blüthe ihrer Eigenthümlichkeit hervorbringen, werden ſie alle ihre Kräfte entwickeln müſſen. Bei der Vernunft geſchieht Alles durch eignen Willen; die Sinnlichkeit iſt ein Sklave der ganzen Welt der Erſcheinungen; wir müſſen daher ein Weſen annehmen, welches, ein Ideal der Vernunft, über moraliſche Weſen herrſcht, und die Kräfte der ganzen Körperwelt lenkt; dieſer erhabene Genius muß es ſeyn, welcher den Faden der Weltgeſchichte ſpinnt.

Die Sinnlichkeit und Vernunft können ſich nicht ausbilden, wenn ſie ſich nicht einander zu ihrer Entwickelung behülflich ſind; denn jene würde ohne dieſe in ihrer Trägheit verharren, und dieſe ohne jene keinen Stoff haben, an welchem ſie ſich üben könnte. Da ſie in Einem Weſen zuſammen exiſtiren, ſo wird dieſe gegenſeitige Hülfsleiſtung deſto leichter geſchehen können; allein ſie werden mit dem Beſtreben, ſich einander zu Grunde zu richten, anfangen, und Krieg iſt unvermeidlich, theils wegen der Verſchiedenheit ihrer Natur, theils, weil ſie beide das Eigene haben, daß ſie nicht bloß auf das Individuum, in welchem ſie ſich finden, wirken wollen, ſondern auch außer dem Kreiſe deſſelben; die Sinnlichkeit und Vernunft verſchiedener Menſchen werden alſo mit ihren Anſprüchen gegen einander ſtoßen. Geſellſchaftliches Leben hat daher die Natur zur nothwendigen Bedingung für den Zweck der Humanität gemacht, und es wird ſich immer mehr vervollkommnen, je mehr jener Widerſpruch zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft aufgehoben wird. Soll ein vollendeter Bund zwiſchen dieſen beiden dereinſt geſtiftet werden, ſo folgt alſo, daß ein reiner geſellſchaftlicher Zuſtand dereinſt eintreten müſſe. Um ihn vorzubereiten, um zu verhindern, daß jene beiden ſtreitenden Parteien ſich nicht einander gänzlich zu Grunde richten, zuvor ein ewiger Friede zwiſchen ihnen geſchloſſen wird, muß die Geſellſchaft eine ſolche Modification erhalten, daß ſie ihre Kräfte ſo vereinigt, um ſie zum Zwange gegen die Willkühr der Sinnlichkeit und die Anmaßungen der Vernunft immer bereit halten zu können, das heißt, ſie muß zum Staate werden. Daraus folgt, daß die Beſtimmung der Staaten darin beſteht, ſich ſelbſt aufzulöſen; der vollkommenſte, den man ſich denken kann, würde in der Minute, da er dieſe Vollkommenheit erhielt, aufhören, ein Staat zu ſeyn; der Augenblick ſeines ſchönſten Lebens würde zum Momente ſeines Todes werden. Wie der Weiſe ſeine nächtliche Lampe auslöſcht, wenn die Morgenröthe angebrochen iſt, ſo wird die erleuchtete Nachwelt das erkünſtelte Licht des Staates ſterben laſſen, wenn der Strahl eines reinen, geſellſchaftlichen Zuſtandes ihr erſcheint. Die ſtärkere oder ſchwächere Tendenz der Staaten zur eigenen Auflöſung, die man ſehr unterſcheiden muß von ihrer Neigung zum Sturze, — denn jene entſpringt aus angeſtrengter Kraft, dieſe aus Mangel an Kraft, — muß nun der Maßſtab werden für die größere oder geringere Güte derſelben. Je mehr ſie Sinnlichkeit und Vernunft mit einander in Streit bringen, zur Entwickelung ihrer Anlagen veranlaſſen, und allmälig zum Frieden geneigt machen, deſto höher ſteigern ſie ihren Werth. Anſtatt daß man ihre Beſtimmung in der Tendenz zur eigenen Auflöſung ſucht, könnte man auch ſagen, ſie beſtehe in einer Vorbereitung zum reinen geſellſchaftlichen Zuſtande, und da dieſer nicht eintreten kann, ohne einen Bund zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft, welcher das Werk der Schönheit ſeyn muß, könnte man ſich auch ſo ausdrücken, daß der Zweck der Staaten dahin gehe, die Schönheit zur Herrſcherin unter den Menſchen zu machen.

Das Streben, dieſen Zweck zu erfüllen, werden ſie nun theils in ihrer innern Verfaſſung, theils in ihrem Verhältniſſe gegen einander offenbaren. Da wir unter den nothwendigen Eigenſchaften des erhabenen Weltgenius, welchen wir annehmen mußten, auch die höchſte Zweckmäßigkeit antreffen, ſo müſſen wir folgern, daß die kleinſte Erſcheinung der Natur, wie die gewaltigſten Phänomene derſelben, daß die geringfügigſten Handlungen der Menſchen, wie ihre wichtigſten, ihre laſterhafteſten, wie ihre tugendhafteſten, Mittel waren, unſer Geſchlecht ſeinem nothwendigen Ziele näher zu bringen. Da ferner die Weltgeſchichte, der ich lieber den beſtimmtern Namen Menſchengeſchichte geben möchte, was ſie auch erzählen mag, doch auch das Schickſal unſers Geſchlechts erzählen muß, ſo würde ihr ein ſtetes

Annähern zu dem nothwendigen Ziele, alſo eine immer größere Vervollkommnung der Staatsverfaſſungen und des Staatsvereins, ſichtbar werden müſſen. Da wir aber ſo wenig im Stande ſind, nur den Zuſammenhang zwiſchen den menſchlichen Unternehmungen zu erforſchen, viel weniger das Verhältniß zwiſchen der ganzen übrigen Natur und dem Menſchen beurtheilen können; da wir ferner über das bisherige Schickſal der Menſchheit ſo äußerſt dürftige und verfälſchte Nachrichten haben, ſo würden wir uns der größten Gefahr ausſetzen, wenn wir das erſte Geſetz der hiſtoriſchen Kritik für die Menſchengeſchichte (der Kritik der Materialien), ſo ausdrücken wollten, daß jener Plan für unſer Geſchlecht in der kleinſten Begebenheit, die uns aufbehalten iſt, gezeigt werden müßte. Beſtimmt man aber dieſes Geſetz ſo, daß jedes Ereigniß, welches als Beleg für den weltbürgerlichen Geſichtspunkt kann angeſehen werden, als ſolcher betrachtet werden darf, ſo hat man hinlänglich die Keuſchheit der Geſchichte in Sicherheit geſtellt, und zugleich die Menſchengeſchichte gegen den Vorwurf der Unbeſcheidenheit geſchützt, welches beides nicht der Fall ſeyn würde, wenn man jedes Datum, ohne Rückſicht auf hiſtoriſche Wahrheit, als einen Beweis der weltbürgerlichen Idee brauchen wollte. Eigentlich muß es freilich ein ſolcher ſeyn, und können wir dieſe ſeine eigentliche Beſchaffenheit darthun, ſo haben alle diejenigen ihr Spiel verloren, deren Scharfſinn ſelbſt ſolche Seiten an demſelben entdeckt, die unſerm Geſichtspunkte entgegengeſetzt ſind, denn ſie können ihre Anſicht durch keine Nothwendigkeit rechtfertigen. Uebrigens würde es eine pedantiſche Aengſtlichkeit ſeyn, nun bei jeder Nachricht, welche die Menſchengeſchichte liefert, den Plan der

Natur bemerkbar machen zu wollen. Es iſt genug, wenn man dies bei ſolchen Begebenheiten thut, die einen wichtigen Einfluß auf die innern oder äußern Staatsverhältniſſe hatten; der weltbürgerliche Charakter der minder bedeutenden Nachrichten wird ſich aus ihrer Beziehung auf die Ereigniſſe ſchon ergeben.

Nur von einem ſolchen Standpunkte aus kann man die Weltgeſchichte mit Ruhe betrachten; nur durch die Einſicht in einen ſolchen nothwendigen Plan derſelben kann man auf die anſcheinende Zweckloſigkeit und Verwirrung in dem Schickſal unſers Geſchlechts, auf die Gräuel der menſchlichen Handlungen, auf die Scenen des Unterganges von allem dem, was geblühet hat, ohne Bangigkeit blicken. Wir dürfen hoffen, in dem verwirrten Gewebe von Begebenheiten einen leitenden Faden aufzufinden, und wo unſere Kurzſichtigkeit ihn vermißt, tröſten wir uns mit dieſer, und mit der Ueberzeugung, daß er ſicher da iſt. Getröſtet tritt der Weltbürger auf die Trümmer, welche der fremde Eroberer ſchuf; getröſtet wandert er über Haufen von Leichen, dem Opfer bürgerlicher Zwietracht; denn er weiß, daß durch Flammen und Ströme von Blut die Menſchheit dem Ziele ihrer Vollendung näher gekommen iſt, daß Bosheit und Leidenſchaft, wider ihren Willen, dem wohlthätigſten aller Zwecke fröhnen müſſen. Ein ſolcher Verſuch über die Geſchichte, ſagt Kant mit Recht, würde ſelbſt nicht wenig dazu beitragen, jene Periode der weltbürgerlichen Kultur uns näher zu bringen. Nur ein nachtheiliges Gefühl muß, nach eben dieſem Weltweiſen, mit einer ſolchen Idee für die Menſchengeſchichte verbunden ſeyn, nämlich dieſes, daß ſo alle vorhergehende Generationen bloß für die nachfolgenden ſcheinen gelebt zu haben, daß dieſe nur in dem ſchönen Gebäude wohnen werden, an welchem jene arbeiten mußten. Allein dieſes troſtloſe Gefühl wird verſchwinden, wenn wir bedenken, daß die frühern Generationen ſich unabhängig von dem ganzen Geſchlecht betrachten konnten, welches auch gewöhnlich geſchah, und dennoch, indem ſie bloß ihrer Pflicht, ihrem individuellen Zwecke Genüge leiſteten, mit Freiheit, und nicht ohne Glückſeligkeit für den Plan des Ganzen arbeiteten. In derſelben Beziehung auf dieſes ſtehen auch die Individuen. Das iſt gerade das Bewunderungswürdige in dem Plane des Genius der Menſchheit, daß die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Individuum nothwendig mit ihm zuſammenhängt, und daß unſer Geſchlecht um ſo mehr als ein Ganzes erſcheinen wird, je mehr jeder einzelne ſeinen Selbſtzweck erfüllt, und auf ſeine Selbſtſtändigkeit ſtolz iſt. Dem Hiſtoriker iſt überhaupt das glückliche Loos gefallen, daß er gleichſam ein zwiefaches Leben führt, nämlich unter ſeinen Zeitgenoſſen und in demjenigen Zeitalter, mit welchem ſein Geiſt ſich beſchäftigt; aber nie muß er ſich froher und erhabener fühlen, als wenn er das ganze Leben unſers Geſchlechts gleichſam mitgenießt, und den jedesmaligen Genuß durch den Roſenſchein einer Hoffnung, welche ihm in demſelben eine immer ſchönere Zukunft zeigt, zauberiſch erleuchtet ſieht.

Die allmälige Vervollkommnung der innern und äußern Staatenverhältniſſe iſt alſo der beſtimmte Gegenſtand, deſſen Veränderungen die Menſchengeſchichte darſtellen will. Wiewohl die Geſchichte nur auf das Vergangene geht, ſo laſſen ſich einem ſolchen Plane nach ſchon die Perioden derſelben für die Zukunft beſtimmen. Den obigen Beobachtungen gemäß würde die erſte Periode der Menſchengeſchichte diejenige ſeyn, in welcher die Sinnlichkeit herrſcht; der Charakter der zweiten und längſten muß der Kampf zwiſchen jener Herrſcherin und der Vernunft ſeyn; in der dritten würde dieſe als Siegerin erſcheinen, und die vierte, deren Anbruch die ſchönſte Morgenröthe verkündigen wird, tritt alsdann ein, wenn durch die Staaten der Bund zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft ſo geſtiftet iſt, daß ihr Zwangſyſtem ſich ſelbſt aufheben muß. Heil dem Geſchichtſchreiber dieſer Periode! Denn er braucht keine veridealiſirende Phantaſie zu fürchten, er wird ſeinen Pinſel in Farben der Schönheit tauchen, und doch nur die nackte Wirklichkeit darſtellen. Allein an unſerm irdiſchen Horizonte kann nur das Morgenroth, nie das volle Licht dieſer Periode erſcheinen. Die Anlagen des Menſchen ſind ſo verſchieden und reichhaltig, und ſein Leben iſt ſo kurz! Wie ſoll das Individuum, welches doch nöthig wäre, um jene Periode ganz herbeizuführen, ſie vollkommen in ſich entwickeln? Der höchſte Punkt, welchen wir hier erreichen können, iſt daher dieſer, daß alle menſchlichen Kräfte ſich in dem ganzen Geſchlecht vollkommen ausgebildet finden, daß wir vollendete Menſchen durch das Zuſammenleſen der entwickelten Anlagen aus der ganzen Menſchheit in der Wirklichkeit annehmen dürfen. Seltſam ſcheint es, daß dieſes goldene Zeitalter, welches wir uns in der fernen Zukunft denken müſſen, von dem Alterthume in die Vergangenheit verlegt iſt. Allein es ergiebt ſich bald, daß dieſes goldene Zeitalter der Alten ſehr verſchieden iſt von dem unſrigen, in welchem Sinnlichkeit und Vernunft wachſam, aber brüderlich neben einander ſtehen werden, da hingegen in jenem vergangenen der Dichter des Alterthums nur darum Ruhe und Zufriedenheit herrſcht, weil die Sinnlichkeit ihre Nebenbuhlerin in Schlummer gewiegt hat. Die lieblichen Wieſen einer ſchäferlichen Einfalt ſind der Sitz der Unſchuld, weil da die erwachte Vernunft dem ſinnlichen Menſchen noch keine laſterhafte Begierde gelehrt hat. Allein wir müſſen unſere Unſchuld verlieren, wir müſſen aus dieſem goldenen Zeitalter heraustreten, um eine höhere Unſchuld zu erringen, um in einem ſchönern künftigen goldenen Zeitalter eine Ruhe zu genießen, die uns nicht geſchenkt ward, die unſer eignes Werk iſt. Etwas, das uns keine Anſtrengung koſtet, und uns doch wohl thut, erregt Sehnſucht in uns, und dieſe denkt ſich ihre Güter als etwas Vergangenes; daher jenes goldene Zeitalter der noch nicht geſtörten Sinnlichkeit in der Vergangenheit! Etwas, welches uns als ein Gut erſcheint, deſſen Genuß uns Anſtrengung koſtet, erregt Begierde, und dieſe muß ſich ihr Ziel in die Zukunft verſetzen; und daher in der grauen Ferne derſelben die Inſel der Seligen, wo die Willkühr der Sinnlichkeit und der Wille der Vernunft ſo werden gebildet ſeyn, daß die Schönheit im ewigen Frieden daſelbſt herrſchen kann.

Die Verfaſſungen und die äußern Verhältniſſe der Staaten laſſen ſich in der Menſchengeſchichte am beſten durch Verbindung der ethnographiſchen und ſynchroniſtiſchen Methode darſtellen. Bis auf die Zeiten der Völkerwanderung war der Verkehr zwiſchen den Staaten viel unbedeutender, als das Leben im Innern derſelben; die ethnographiſche Methode iſt alſo bis dahin die herrſchende, nur bei den wichtigen Abſchnitten in der Geſchichte eines Volks würden ſynchroniſtiſche Epiſoden eingeſchaltet, um den Zuſammenhang zu zeigen, in welchem es als ein Theil mit dem Ganzen um dieſe Zeit ſtand. Mit Aegypten könnte man beginnen, weil ſich hier zuerſt die Cultur mit hoher Individualität ausbildete, hier zuerſt ein Staat aufkam, welcher die Politik auch durch ſeine feinern Fugen beſchäftigt, weil ſich ſein Verhältniß zu andern Völkern ohne weitere hiſtoriſche Kenntniß darſtellen läßt, indem alle diejenigen, welche Einfluß auf ſeine Geſchichte hatten, in ihm ſelbſt ihre Rolle ſpielten. Auch würden ſich die Schickſale desjenigen Staates, welcher nach dem ägyptiſchen unter den früh entſtandenen auch deshalb uns vorzüglich beſchäftigen muß, weil wir individuelle Nachrichten über ihn haben, nämlich des iſraelitiſchen, ohne Kunde der ägyptiſchen Geſchichte gar nicht erzählen laſſen. Wichtig iſt für den weltbürgerlichen Geſichtspunkt die Unterſuchung, wie die Keime einer hierarchiſchen Verfaſſung, die in dem eingeſchloſſenenen, warmen Aegypten in üppiger Fülle ihre Kraft entwickelten, ſich durch den freien Geiſt eines Volkes, das aus Nomadenſtämmen zuſammengeſetzt iſt, weiter fortbilden. Die Geſchichte der Phönizier ſchließt ſich an die iſraelitiſche an. Die Reinheit der Sitten, welche ſo wichtig war in der moſaiſchen Polizei, die nomadiſche Einfachheit des Lebens, der Glaube an einen einzigen Gott der väterlichen Tradition, welcher die Grundlage zu der ganzen Conſtitution ausmacht, wie Moſes ſie ſich dachte, wurden verfälſcht durch die Rohheit der puniſchen Nation, durch den Luxus ihrer Handelsſtädte, durch ihre Vielgötterei. Segnen wird ſie aber die Geſchichte für dieſe Zerrüttung der iſraelitiſchen Verfaſſung, welche, bei aller Vortrefflichkeit, die man ihr zugeſtehen muß, für einen gewiſſen Culturzuſtand eines Volkes nicht lange dauern durfte, weil ſie daſſelbe von der übrigen Welt abriß. Schon hierdurch wurden die Phönizier alſo wohlthätig für die Verbindung zwiſchen den Nationen; noch mehr wurden ſie es als handelndes Volk, und die Karthager ſpielen in weltbürgerlicher Rückſicht, wegen ihrer höchſt conſequenten kaufmänniſchen Politik, man mag ſie als einheimiſch, oder in ihrem Betragen gegen die Colonien und fremden Staaten betrachten, eine ſehr wichtige Rolle. Nach einem flüchtigen Blick auf die Aſſyrer, Babylonier und andere aſiatiſche Völker, wendet ſich der Geſchichtſchreiber zum ſchönſten Garten der Humanität, welchen er auf ſeiner ganzen Wallfahrt wird blühen ſehen, nach Griechenland. Mit der innigſten Freude nimmt er wahr, daß alle Pflanzen der Cultur, welche er unter den verſchiedenen Nationen erblickte, mit welchen er ſich bis dahin beſchäftigt hat, hierher verſetzt, ſich unbeſchreiblich veredeln. In manchen griechiſchen Verfaſſungen bemerkt er eine große Annäherung zu dem Ziele, nach welchem er die Menſchheit wandeln ſieht; er wird glauben, bisweilen in einem einzelnen Griechen ſchon das Ideal der Humanität realiſirt zu ſehen; wenigſtens würde er als charakteriſtiſchen Zug des Volkes in Hellas eine größere Harmonie zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft, als er ſonſt irgendwo fand, mit Recht anführen. In der griechiſchen Geſchichte werden auch die ſynchroniſtiſchen Epiſoden wichtiger, theils um die Verhältniſſe zwiſchen den verſchiedenen griechiſchen Staaten, theils um das Fortſchreiten der Menſchheit bemerkbar zu machen. Mit der geſpannteſten und froheſten Neugierde wendet man ſich nach Rom, weil man weiß, daß dahin wiederum Keime der griechiſchen Cultur verpflanzt ſind; allein die Früchte derſelben werden hier nicht der vorzüglichſte Gegenſtand der Bewunderung ſeyn, ſondern der Charakter eines Volks und der Geiſt einer Verfaſſung, welche durch die höchſte Conſequenz dahin kamen, ihr Gepräge zum Gepräge der Menſchheit zu machen, und ihre Einrichtungen an die Stelle der Staatenverhältniſſe zu ſetzen. Dieſer Gegenſtand ſeiner Bewunderung tröſtet den Geſchichtſchreiber zugleich bei dem Verfalle des römiſchen Reichs, denn er war ja Urſache, warum der erſte große Verſuch, einen Staatenverein zu ſtiften, ſo ſehr mißlang, daß ein Staat alle übrigen verſchlang. Mit frohen Erwartungen ſieht er daher dem Sturme der germaniſchen Nation entgegen, welche in wechſelnden Horden die Provinzen der Römer überſchwemmt. Indem ſie die germaniſche Verfaſſung in verſchiedenen Gegenden weiter ausbilden, wird die Hoffnung eines einigermaßen legalen Verhältniſſes zwiſchen den neuen Staaten der Erfüllung näher gebracht, weil einerlei Geiſt in dem Innern derſelben lebt. Mit dieſer Revolution ändert ſich der Plan der Menſchengeſchichte; die ſynchroniſtiſche wird jetzt die herrſchende Methode; Begebenheiten, welche den größten Theil der Völker beſchäftigen und für die übrigen die wichtigſten Folgen haben, ſpielen von nun an die Rolle, welche bisher einzelnen Völkern zugetheilt ward. Bei dem erſten Abſchnitte von der Völkerwanderung und der frühern Ausbildung der germaniſchen Einrichtungen in den verſchiedenen neuen Reichen verweilt man voll Freude, unterdeß im Orient Muhameds Reich, welches durch religiöſe Schwärmerei und enthuſiaſtiſche Tapferkeit plötzlich eine rieſenhafte Größe erhielt, die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Der Weltbürger ſieht mit

Theilnahme, daß die neuen occidentaliſchen und orientaliſchen Staaten der Menſchheit einen friſchen Schwung geben, und einen Geiſt athmen, welcher bald häufigen Verkehr zwiſchen ihnen hervorbringen muß; daß in ihnen und der Denkart ihrer Bürger die Urſachen zu einer Unternehmung liegen, welche die Welt umſchaffen wird, damit die neue Geſtalt derſelben mehr dem Plane der Natur entſpreche. Den Kreuzzügen widmet er in ſeiner Darſtellung der Menſchengeſchichte gern einen beſondern Abſchnitt, und freut ſich, durch Entwickelung ihrer Urſachen und Folgen eine Parallele zwiſchen zwei Zeitaltern ziehen zu können, welche ein trefflicher hiſtoriſcher Beweis für die Wahrheit ſeines Geſichtspunktes werden muß. Unter den Folgen der heiligen Kriege entzückt ihn keine mehr, als das Gedeihen eines dritten Standes, deſſen Geſchichte in den verſchiedenen Staaten er daher gern bis in das kleinſte Detail erzählt. So wie ſich die Verfaſſung durch ſeine Entwickelung glücklicher ausbildete, ſo gewann durch den Geiſt, welchen er in die Welt einführte, auch die Verbindung zwiſchen den Staaten ein mehr legales und friedliches Anſehen. Die Entſtehung des helvetiſchen Bundes iſt ein ſehr wichtiger Theil dieſer Geſchichte des Aufkommens eines dritten Standes. Auf die Darſtellung derſelben folgt die Reformation und die Geſchichte der blutigen Kriege, welche durch ſie veranlaßt wurden; die größere politiſche Freiheit, welche vom dritten Stande unzertrennlich war, führte zur religiöſen. Welche Revolution ging in dem Innern der Staaten, welche in den Verhältniſſen derſelben gegen einander vor! Religion, und Eiferſucht zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bourbon wurden die anziehenden und zurücktreibenden Kräfte in dem Staatenſyſtem, und der weſtphäliſche Friedensſchluß, deſſen Inhalt beſonders charakteriſirt werden muß, ward zum Bollwerke deſſelben. Ueber unſer Jahrhundert, in welchem die Menſchengeſchichte die letzten großen Scenen nur mit ſtiller Zuverſicht auf den weltbürgerlichen Plan, ohne weiteres Urtheil, betrachtet, ſtellt ſie mit einem Blick auf das ſchöne Zeitalter Griechenlands und Roms folgendes Reſultat auf. Die Verfaſſungen der Griechen und Römer entſprachen zur Zeit ihrer Blüthe mehr dem Zwecke der Natur, als die unſrigen, weil ſie mehr Kräfte der Bürger, und dieſelben gleichmäßiger beſchäftigten. Aber indem ſie die kleinere Zahl des Volkes, unter welchem ſie blühten, mit dem Kranze der Humanität und der Freiheit ſchmückten, wurden Tauſende durch ſie unter die Menſchheit herabgewürdigt. Zur Zeit ihrer Blüthe war es ferner öde auf der Erde, in Hinſicht auf andere Staaten; jetzt haben ſich in ſo vielen Gegenden Verfaſſungen gebildet, welche der Weltbürger nicht ohne Freude betrachten wird, vornehmlich, wenn er bei der Vergleichung zwiſchen ihnen und den griechiſchen Freiſtaaten oder der römiſchen Republik die Bemerkung nicht vergißt, daß dieſe uns ruhmvoller erſcheinen, weil bei ihnen Verfaſſung und Verwaltung einerlei war, in unſern Staaten aber manche Formen als Trümmer der Barbarei beſtehen, in denen ein Geiſt neuer Cultur wohnt, die Verwaltung bei uns alſo mehr Lob verdient, als die Verfaſſung. Aehnliche Gedanken werden bei Vergleichung unſerer Bildung mit der griechiſchen und römiſchen entſtehen. In Griechenland und Rom gab es einzelne Menſchen, mit welchen ſich keiner der neuern Zeit meſſen darf; Sinnlichkeit und Vernunft waren hier weniger mit einander im Streite. Bei uns iſt dieſe jener weit voraus.

geeilt, aber wird ſie dereinſt ſich gewaltig nachreißen. Die Summe der entwickelten Kräfte in der Menſchheit iſt jetzt ungleich größer, als in der Vorwelt, an Extenſion hat offenbar die Cultur zugenommen, und wenn die griechiſche und römiſche Nation und einzelne Glieder derſelben eine rühmlichere Individualität haben, als die Nationen und einzelne Menſchen unſerer Zeiten, ſo können wir unſern edlern weltbürgerlichen Sinn ihr entgegen ſetzen. Selbſt dem düſtern Mittelalter könnte man, wenn man es als das Inſtitut betrachtet, in welchem der Geiſt der ſpäten Jahrhunderte ſeine Jugend zubrachte, die weltbürgerliche Palme vor dem ſchönſten Zeitalter der Griechen und Römer geben.

Eine ſolche Menſchengeſchichte muß in der Beſchreibung ihrer gröbſten Theile nicht ganz zu ihrem Ruhme erſcheinen; ſo bald aber dieſelben bekleidet daſtehen, iſt es unverkennbar, was ſich ſo nur ahnen läßt, daß ſich auch die minder bedeutenden Völker, die minder wichtigen Nachrichten in Beziehung auf die angegebenen Nationen, die angezeigten Begebenheiten darſtellen laſſen, ohne die Einheit zu verletzen; daß der Geſichtspunkt, aus welchem der Theolog und der Juriſt die Weltgeſchichte ſtudiren, durch dieſen weltbürgerlichen nichts verliert, ſondern vielmehr gewinnt. Alles, was von einem Volke merkwürdig iſt, wird ja in Beziehung auf die Verfaſſung und Verbindungen eines Staats betrachtet, ſo wie dieſe hinwiederum im Verhältniſſe zu demſelben erſcheinen.

Hiſtoriſche Lehrbücher überhaupt können durch denſelben

Gehalt zum Leitfaden des Vortrags für den Zögling der Geſchichte, und zum Leſebuche für den Kenner derſelben dienen, indem ſie Reſultate aufſtellen, zu welchen dieſe die Vorkenntniſſe ſchon haben, jene ſie durch die Vorleſungen erhalten ſollen; aber vorzüglich gilt das von einem Verſuche über die Menſchengeſchichte. Dagegen iſt es bei ihm auch nothwendiger, als bei irgend einem andern hiſtoriſchen Werke, daß die Citate der Quellen, von welchen das Reſultat abſtrahirt iſt, genau angegeben werden, weil kein anderer Geſichtspunkt ſo viel Rechtfertigung verdient und nöthig hat, als der weltbürgerliche. Eine ſolche Sammlung von Citaten iſt mehr werth, als alle Literatur in einem Lehrbuche, die überhaupt hier etwas Fremdartiges iſt, da Literärgeſchichte einer Wiſſenſchaft unmöglich in die Wiſſenſchaft ſelbſt gehören kann.

Die trefflichſte Hülfslehre einer ſolchen Menſchengeſchichte würde eine Geographie ſeyn, die nicht mit ermüdender Weitſchweifigkeit den gegenwärtigen Zuſtand der Erde beſchriebe, ſondern, nach Vorausſchickung der allgemeinen Begriffe, eine ſucceſſive Schilderung von der Beſchaffenheit des Schauplatzes lieferte, auf welchem im Alterthume, den mittlern und neuern Zeiten unſer Geſchlecht handelte. Und literariſche Vorleſungen auf Akademien über eine ſolche Geographie wären auch darum zu empfehlen, weil ſie, indem ſie uns auf den Schauplatz verſchwundener und entfernter Nationen brächten, uns geſchickter machen würden, den Geiſt entfernter Zeiten überhaupt aufzufaſſen. Welche Geſchicklichkeit iſt ein nothwendigeres Erforderniß der gelehrten Bildung?

III.

Praktiſcher Geſichtspunkt.

Wenn wir bei der Menſchengeſchichte unſern Standpunkt auf einer Höhe nehmen mußten, die außerhalb dem Gebiete der Empirie liegt, ſo können wir, ſobald wir den praktiſchen Geſichtspunkt bei der Geſchichte haben, und nur die Entſtehung unſerer gegenwärtigen bürgerlichen Verhältniſſe durch ſie wollen kennen lernen, ſtets innerhalb dem Kreiſe der Erfahrung bleiben. Beſchäftigung mit der Hiſtorie in ſolcher Rückſicht giebt dem Geiſte nicht den hohen Schwung, welchen er dem weltbürgerlichen Studium derſelben verdankt, aber ſie hat etwas ungemein Trauliches, welches deſto mehr zunimt, je enger der praktiſche Kreis wird, in welchen wir ſie einſchließen.

Auch die Geſchichte der europäiſchen Staaten hat den doppelten Gegenſtand, welcher der Menſchengeſchichte vorgehalten wird, auch ſie muß uns die Entſtehung der Verfaſſung und der äußern Verhältniſſe eines Staates erzählen, nur nicht um einen Plan der Natur durch ſie zu offenbaren, ſondern uns zur Beurtheilung und Verbeſſerung von jenen fähig zu machen. Die Regel, welche bei der Wahl der Materialien für ſie beobachtet werden muß, würde daher darauf gehen, daß ſich nichts in ihr finde, welches nicht mittelbar oder unmittelbar dazu diente, dieſen ihren doppelten Gegenſtand in ein helleres Licht zu ſtellen. Nimmermehr werden wir den Geiſt der Conſtitution in irgend einer Periode vollkommen auffaſſen können, wenn wir nicht die Stufe der Cultur kennen, auf welcher die Bürger des Staats zu dieſer Zeit ſtanden. Die Geſchichte der Sitten, Künſte und Wiſſenſchaften in Europa aus einem ſolchen Geſichtspunkte bearbeitet, darf alſo in der europäiſchen Staatengeſchichte nicht fehlen. Oft ſchildert der Geiſt der Bildung eines Zeitalters ſich ſelbſt am beſten in einzelnen Handlungen, welche die Menſchen in demſelben vollbringen; ein Bild von ihrem Culturzuſtande entſteht in unſerer Seele, indem wir ihnen zuſchauen. Eine Geſchichte des Hofes in den meiſten Reichen, Biographien vorzüglicher Staatsmänner und Feldherren, dürfen daher der Staatenhiſtorie nicht mangeln, und dies um ſo weniger, da ſie auch unmittelbar mit der Entwickelung der Verfaſſung und der auswärtigen Verhältniſſe zuſammenhangen. In Hinſicht auf dieſe letzten iſt auch beſonders die Geſchichte der Kriege und des Handels merkwürdig.

Da nun die Geſchichte der europäiſchen Staaten einen ſolchen zwiefachen Zweck hat, ſo folgt offenbar die zweite Regel für ſie, daß in ihr derjenige Staat zuerſt erſcheinen muß, welcher am frühſten und wirkſamſten, ſowohl was ſeine Conſtitution, als das politiſche Syſtem Europa's, betrifft, thätig geweſen iſt. Ohne Zweifel iſt dieſer Frankreich. Hier ſchuf der königliche Deſpotism zuerſt eine beſtimmtere Reichsorganiſation, und durch ihn unterſtützt, bildete ſich hier der dritte Stand am ſchnellſten und planmäßigſten. In ſpätern Zeiten hatten ſich alle Verhältniſſe des Staates in dem Franzöſiſchen, wie in keinem andern, ausgebildet, wiewohl die Hand des Monarchen ſie oft durch einen Griff in Unordnung brachte; und in unſern Zeiten ſind die Franzoſen für die Staatengeſchichte das merkwürdigſte Volk, wegen der groſſen Verſuche, welche ſie mit ihrer Verfaſſung machen. Durch Frankreichs ewigen Kampf mit England wurde zuerſt einiger politiſcher Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Mächten in Gang gebracht; durch die romantiſche Thätigkeit ſeiner Könige Italien zum Zankapfel zwiſchen denſelben erleſen, und der Grund zu dem jetzigen Syſtem gelegt; die Eiferſucht des Hauſes Bourbon gegen Habsburg ward der Mittelpunkt aller Politik in Europa; und welche Folgen für das Verhältniß zwiſchen den Staaten laſſen ſich von der franzöſiſchen Revolution erwarten?

Wegen der Verbindung Frankreichs mit ſo vielen andern Reichen hat man von dem erſten Range, welchen es in der Staatenhiſtorie erhält, auch den Vortheil, daß man an der Kunde ſeiner Geſchichte einen Fonds beſitzt, zu welchem ſich die übrigen geſchichtlichen Kenntniſſe von Europa leicht ſammeln laſſen, einen Vortheil, welcher bei dem hiſtoriſchen Studium ſo äußerſt wichtig iſt. Die Folge der übrigen Staaten müßte nun von ihrer nähern oder entfernteren Beziehung zu Frankreich abhangen. Die Reihe derſelben möchte wohl folgende ſeyn: Großbritannien, Spanien und Portugal, die vereinigten Niederlande, der helvetiſche Bund, Italien! Dieſe Staaten machen ein politiſches Syſtem in Europa aus, von welchem die Geſchichte Deutſchlands und des osmaniſchen Reichs gleichſam den Uebergang machen könnte zu dem andern Syſtem, das ſich in Oſten und Norden gebildet hat.

Die Geſchichte des deutſchen Staates, welcher man vorzugsweiſe den Namen der Reichshiſtorie gegeben hat, behandelt man gewöhnlich für ſich, wegen ihres größern Einfluſſes auf unſer praktiſches Leben. Auch ohne dieſe Rückſicht würde ſie es verdienen, weil Deutſchland die Mutter der meiſten übrigen Staaten iſt, weil in ihm ſich das Lehnſyſtem, welches auch bei dieſer zum Grunde liegt, am individuellſten entwickelt hat, in ihm der Faden der Entwickelung nie abgeriſſen wird, und die Darſtellung ſeiner Schickſale vorzügliche Schwierigkeiten haben muß, da es aus ſo vielen Staaten beſteht. Seine Selbſtſtändigkeit erhielt es durch den Vertrag zu Verdün. Die Geſchichte der frühern Zeit würde nur in einer Einleitung behandelt. Der Anfang unſerer gegenwärtigen Conſtitution, mit der ſächſiſchen Periode, das Aufkommen des dritten Standes, am Ende der fränkiſchen, die Reformation, die feſtere Beſtimmung der Verfaſſung durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß, der Anfang von Preußens Einfluß auf ſie, und die Erſchütterung, mit welcher die franzöſiſche Revolution ihr droht, wären die Epochen der Reichsgeſchichte.

Einen vorzüglichen Theil der Staatengeſchichte macht die Beſchreibung des Verhältniſſes der Kirche zu den übrigen Einrichtungen, und der Beziehungen aus, welche durch die Kirche zwiſchen verſchiedenen Staaten ſich gebildet haben. Eine Kirchengeſchichte, welche dieſe doppelten Verhältniſſe anſchauend entwickelte, und die Dogmen der chriſtlichen Religion nur in ſo fern berührte, als ſie Einfluß auf jene hatten, müßte in politiſcher Rückſicht ſehr wichtig werden, und könnte einem groſen praktiſchen Bedürfniſſe abhelfen, indem ſie ſich zum kanoniſchen Rechte eben ſo verhielte, wie die Reichsgeſchichte zum Staatsrechte der Deutſchen.

II.

Entwurf der Geſchichte
der
Europäiſchen Staaten
von
Spittler.

Zweiter Theil.

1796.

Entwurf
der Geſchichte der Europäiſchen Staaten
von Spittler.
Zweiter Theil.

1796.

Um den ganzen Werth eines Werkes, wie das gegenwärtige iſt, darſtellen zu können, muß man durchaus an die Schwierigkeiten erinnern, welche damit verknüpft ſind, eine europäiſche Staatengeſchichte zweckmäßig zu ſchreiben. Daß ein ſo geübter, ſcharfſinniger Hiſtoriker, wie Spittler, ohne einen beſtimmten Geſichtspunkt, ſo ſelten ihn die hiſtoriſchen Schriftſteller in Deutſchland haben, keinen Theil der Geſchichte bearbeiten werde, verſteht ſich von ſelbſt, und ſo ſchwer es war, denſelben bei der Staatengeſchichte zu faſſen, wegen des gewaltigen Gedränges von Begebenheiten in derſelben, leitete ihn doch ſchon das Bedürfniß des Zeitalters auf einen vortrefflichen Standpunkt. Die Geſchichte der Verfaſſungen machte er zu ſeinem Hauptthema, nach welchem er die Auswahl der Begebenheiten vorzüglich traf. Wie viel hat er ſchon durch dieſen Plan vor allen ſeinen Vorgängern voraus? Durch dieſe Beſtimmung ward er eigentlich erſt der Schöpfer der Staatengeſchichte, und die Weiſe, wie er, dieſer Beſtimmung gemäß, die Materialien geſammelt und zu einem Ganzen geordnet hat, haben wir öfters mit Bewunderung in dieſem Werke betrachtet, ſo wie überhaupt wohl kein deutſcher Schriftſteller mit ſolchem Glück und Scharfſinn, wie er, dem Spiele von Zufällen und menſchlichen Charakteren, durch welches ſich unſre Verfaſſungen bildeten, nachgeforſcht hat. Mit feſter Hand zieht er ſeinen Hauptfaden hin, und reiht an ihn mit ausnehmender Geſchicklichkeit die übrigen Begebenheiten. Indem er dies thut, iſt ſein ideenreicher Geiſt in einer Bewegung, die ihm durchaus nicht erlaubt, ſeinen Reichthum ganz zurückzuhalten, und giebt uns deshalb, wiewohl er nur den Entwurf einer Geſchichte der europäiſchen Staaten bildet, ſo viele herrliche politiſche und pſychologiſche Nebenwinke, daß dieſes Compendium auch dadurch äußerſt lehrreich wird, und eine gewiſſe Anmuth der Darſtellung zu ſeiner ſachreichen Fülle erhält.

Allein es ließ ſich vorausſehen, daß man dieſem Werke, gerade wegen ſeiner ausgezeichneten Zweckmäßigkeit, bald Unvollſtändigkeit, bald zu große Ausführlichkeit vorwerfen würde, wie in andern kritiſchen Blättern geſchehen iſt. Man hatte bisher in der ſogenannten europäiſchen Staatenhiſtorie eine Menge von Begebenheiten zuſammengerafft, und wußte freilich nicht, warum man gerade dieſe lernte und lehrte; aber deſto eifriger vertheidigte man die Materialienſammlung, welche man gemacht hatte, und fand es äußerſt ungerecht, von derſelben etwas wegwerfen zu wollen, um einige Data weitläufiger ausführen zu können. Nach ſeinem Geſichtspunkt iſt Spittler vollſtändig und nie zu ausführlich, wiewol wir glauben, daß man denſelben Geſichtspunkt, den einzig möglichen für die Staatengeſchichte, behalten könne, ohne die Geſchichte des Verhältniſſes eines Staates zu den übrigen ſo ſehr verſchwinden zu laſſen, und den Zuſtand der Cultur eines Volkes ſo wenig zu berühren, als es wirklich in dieſem Werke der Fall iſt. Wird man doch ſelbſt den Geiſt der Staatsverfaſſung vielſeitiger auffaſſen, wenn man ſtets darauf merkt, wie er auf die Cultur des Volkes, und dieſe wieder auf ihn wirkte; und wie viel iſt es werth, ein Bild von der Individualität des Charakters einer Nation, welches man ohne Culturgeſchichte nicht erhalten kann, vorzüglich bei Darſtellung der neuern Zeiten, mit ſich herumzutragen, um das Syſtem zu ſchildern, welches wir die europäiſche Republik nennen? Es entſteht auch durch die nähere Verbindung zwiſchen der politiſchen Hiſtorie und der Geſchichte der ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Cultur eines Volkes ein abwechſelnder Reiz der Darſtellung, welchen Spittler der ſeinigen mit einem eigenthümlichen Zauber geben würde. Wenn wir hiervon nicht ſchon ſonſt überzeugt geweſen wären, hätte es uns der Abriß der italieniſchen Geſchichte in dieſem zweiten Theile lehren müſſen. In ihr iſt weit mehr auf Cultur und Individualität des Volks Rückſicht genommen, als bei den übrigen Staaten.

Auch die große Schwierigkeit, welche man bei der Geſchichte der europäiſchen Staaten zu überwinden hat, man mag ſie noch ſo ſehr im Entwurf, oder noch ſo weitläufig bearbeiten, daß man nämlich diejenigen Begebenheiten, welche mehrere Länder betreffen, in der Geſchichte desjenigen vorträgt, durch deſſen

Theilnähme und Schickſal das hellſte Licht auf dieſelben geworfen wird, und für welches ſie am wichtigſten wurden, hat Spittler meiſterhaft beſiegt. Auf die Weiſe gleicht ſeine Geſchichte der europäiſchen Republik einem erhabenen Gebäude, das von den Hiſtorien der einzelnen Staaten, wie von eurythmiſchen Säulen getragen wird. Es fehlt nichts mehr, als daß er in der deutſchen Geſchichte noch dieſem Gebäude ſeine ſtärkſte Säule giebt, ſo wie er ihm in der italieniſchen diejenige ſchenkte, welche den lieblichſten Anblick gewährt, und gleichſam mit Blumen umwunden iſt.

Die Saaten, welche man in dieſem zweiten Bande findet, ſind der helvetiſche Bund, das osmaniſche Reich, Ungarn, Polen, Rußland, Preußen, Schweden und Dänemark. Von den meiſten derſelben konnte der Verfaſſer mit Recht ſagen, daß es mit großen Schwierigkeiten verbunden geweſen ſey, die hiſtoriſchen Momente herauszufinden, worauf die Bildung der Verfaſſung beruhte, beſonders, da in der Geſchichte der nordiſchen Reiche die größten Kriſen ſich ſo gemacht haben, daß man faſt mehr ein ſchreckliches Hazardſpiel, als große planmäßige Entwickelung vor ſich zu haben glaubt. Ueberdies möchte man bei einigen Reichen, deren Geſchichte in dieſem Theile enthalten iſt, faſt mit Zuverſicht behaupten, ſie haben noch keine Verfaſſung; und ihre ſtändiſche Organiſation treibt ſich noch in ſolchen Unformen herum, daß die kundigſten Publiciſten des Reichs nicht einmal zu ſagen im Stande ſind, wie die Stimmen auf dem Reichstage gezählt werden müſſen.

In der Geſchichte des helvetiſchen Bundes iſt dem Verfaſſer trefflich gelungen, die Veränderungen nachzuweiſen, welche mit der Denkart der Eidgenoſſen vorgingen, und dies iſt hier von ſo größerem Werthe, da ohne dieſes wohl kaum Einheit in die Schweizerhiſtorie möchte zu bringen ſeyn. Vorzüglich gut ſtellt er die Wirkungen dar, welche die große religiöſe Ideenrevolution auf die öffentliche Moralität in Helvetien hatte, ſo wie auch die politiſchen Folgen derſelben, beide in einer Parallele mit den Veränderungen, welche die Reformation in Deutſchland bewirkte. Die Republikaner ſchritten gleich anfangs noch raſcher fort, als Luther, ſprachen noch freimüthiger gegen politiſche Gebrechen, als die ſächſiſchen Reformatoren. Freilich verbreitete ſich auch in Deutſchland die neuentdeckte Wahrheit vom Volk zu der Obrigkeit; aber in Helvetien mußte dieſe noch ſchneller folgen, weil die allgemeine Sehnſucht des Publikums in Republiken von größerem Gewicht iſt, als in monarchiſchen Verfaſſungen. Hier gewann auch die Macht der Obrigkeit nichts durch die Reformation, denn ſie durfte ſelbſt nicht in den ariſtokratiſchen Cantons, wie die deutſchen Fürſten, das Kirchen- und Kloſtergut für ſich einziehen. Wenn ſich das deutſche Staats- und Territorialrecht durch die Reformationsgährungen erſt fixirte, ſo gewann das Staatsrecht der Eidgenoſſen durch ſie nicht an wichtigen, neuen oder feſtern Grundſätzen.

Beſondre Schwierigkeiten ſind bei Bearbeitung der italieniſchen Geſchichte zu überwinden. Sie iſt darum der deutſchen gleich, daß ſie in viele Specialhiſtorien zerfällt; aber in ihr kann man zwiſchen denſelben kein Band ſchlingen, wie in der

Reichsgeſchichte, weil die italieniſchen Staaten kein Ganzes ausmachen, wie die deutſchen Territorien. Es bleibt daher kein anderer Weg übrig, als daß man die hiſtoriſchen Momente ausſucht, welche für den Zuſtand des ganzen Italiens entſcheiden, daß man die Rolle, welche beſondere Mächte in demſelben ſpielten, mit ihren Wirkungen ſchildert, und vorzüglich zu dieſem Zweck die Lombardei zum Vorgrund wählt, welchen man durch geſchickte Parallelen mit den übrigen Theilen des Landes zu verſchiedenen Zeiten vergleicht. Auf eine ſolche Weiſe kann eine allgemeine italieniſche Geſchichte entſtehen, welche wir hier mit ausgezeichneter Feinheit der hiſtoriſchen Kunſt ausgeführt finden. Sie beginnt mit der ſehr richtigen Bemerkung, daß ſchon vor dem Einbruche der Barbaren in das weſtrömiſche Reich keine Provinz deſſelben ſo gelitten hatte, wie Italien, und als die beiden vorzüglichſten Urſachen davon werden die Latifundien und das römiſche Bürgerrecht angeführt, welches ganz Italien erhielt. Eben ſo fein und wahr iſt bemerkt, daß Theodorichs Eroberung und Regierung eine Wohlthat für das erſchöpfte Land, durch die Einwanderung von mehr als 500,000 kraftvollen Menſchen und ſeine Sorge für den Ackerbau, ward. Allein gerade in dieſer Milde, womit Theodorich erobert hatte, lag, ſo viel wir ſehen, der Grund vom Verderben ſeines Reichs. Er hatte am Beiſpiel anderer Barbaren in eroberten römiſchen Provinzen gelernt, daß die germaniſche Kraft, durch welche ſie Sieger geworden waren, im Genuß der Künſte des Friedens verloren ging. Dies wollte er bei ſeinem Volke vermeiden, und doch liebte er die Künſte des Friedens: aus dieſem Widerſtreit zwiſchen ſeiner Halbpolitik und ſeiner Neigung entſtand das wunderbare Phänomen ſeines Staates, der zugleich ein Staat der Oſtgothen und eine römiſche bürgerliche Geſellſchaft war. Weit ſchwerer, als daß der Oſtgothe ſeine kriegeriſche Macht mißbrauchte, war zu verhindern, daß der alte Landeseinwohner ſich übermüthig erhob. Dies geſchah wirklich, und nicht nur Theodorichs Charakter ward durch das Gefühl der Undankbarkeit der Italiener in ſeinen letzten Jahren verdorben, ſondern ſein ganzer Staat ging durch ſie zu Grunde. Italien ward eine Provinz des byzantiniſchen Reichs, und Spittler nennt mit Recht dieſe Veränderung das härteſte Schickſal; er hätte noch hinzuſetzen können, daß alles Unglück, welches von der Regierung ſich über ein Land verbreiten kann, über Italien kam, da es unter dem Joch des ſchlaffen, habſüchtigen griechiſchen Despotismus und dem rohen Feudalweſen der Longobarden leiden mußte, deren gewaltſame Herrſchaft ſich vorzüglich in der Revolution zeigte, die mit der Landesſprache vorging. Welche lichtvolle Ueberſicht hat er von dieſer zwiefachen Herrſchaft gegeben, und wie wahr iſt die Bemerkung, daß durch die Eroberung Karls des Großen nichts bewirkt wurde, als daß nun ein Franke König der Longobarden war! Nach der wiedererneuerten Verbindung zwiſchen Italien und Deutſchland hatte ſich die ganze Lage der Dinge ſo verändert, daß die alten Verhältniſſe, vorzüglich zwiſchen dem römiſchen Biſchof und dem Kaiſer, nicht mehr Statt haben konnten, und wenn der Streit, welcher darüber begann, auch nachtheilige Folgen für Italien gehabt hat, ſo ſtieg die Cultur ſeines Bodens ſchon unter den Ottonen, wegen ihrer großen Länderſchenkungen. Am belehrendſten muß ein ſolcher Hiſtoriker ſeyn, wenn er auf die Geſchichte der Entſtehung eines dritten Standes kommt, und wo hat dieſe einen ſo herzerhebenden Anblick gewährt, als in der Lombardei? Die Geſchichte der lombardiſchen Städte iſt aber ihrer Natur nach ein ſolches Gewebe von feinen Fäden, daß wir hier nichts thun können, als auf das vorliegende Buch verweiſen. Wir wüßten keinen Theil der Hiſtorie, welchen wir ſo gern von Spittlers Meiſterhand möchten bearbeitet ſehen, als die Geſchichte des lombardiſchen Städtebundes. Sein unermüdetes Forſchen nach Verfaſſung in Urkunden, ſeine hiſtoriſche Abſtractionsgabe, um von dem regen Leben ſo vieler kleiner Staaten, wie die lombardiſchen Städte, ein Bild des Lebens aufzugreifen, das ihnen gemeinſchaftlich war, ſein pſychologiſcher Sinn, vornehmlich für ſolche Charaktere, wie die großen Hohenſtaufen beſaßen, ſeine Freude am Rittergeiſt auf der einen, und ſeine noch ſchönere Freude am Bürgergeiſt auf der andern Seite, — alles das berechtigt ihn vor allen übrigen Geſchichtſchreibern zu einer ſolchen Arbeit!

Mit demſelben Scharfſinn, welcher auf die Geſchichte des dritten Standes verwandt iſt, findet man die ſpätere allgemeine italieniſche Geſchichte dargeſtellt, aus welcher wir nur noch zwei Bemerkungen hier vortragen wollen. Nachdem der Verfaſſer die feine hiſtoriſche Grenze gezogen, wo der wohlthätige Luxus in Italien überging in den verderblichen, welcher erſt eintrat, da der neue franzöſiſche Hof, der in Unteritalien entſtanden war, als verführeriſches Beiſpiel auch auf Oberitalien lange genug gewirkt hatte; nachdem er behauptet, es ſey für Landes- und Nationalcultur unſchätzbar geweſen, daß die römiſchen Biſchöfe, durch ein ſchlaues Parteiſpiel zwiſchen den ober- und unteritaliéniſchen Mächten, die Vereinigung des Ganzen unter Einem Herrn glücklich verhinderten, eine Gefahr, die faſt unabwendbar ſchien, wie Karl von Anjou König von Neapel geworden war, ſo fügt er noch folgendes hinzu: „Wer auch bloß auf die erſten Momente einer ſolchen Coalition geſehen hätte, würde vielleicht viel Gutes erwartet haben, denn Karl und ſeine Provenzalen brachten viel Cultur nach Italien, und ſelbſt Dante ſang den Troubadours nach. Allein die allgemeine geſellſchaftliche Wohlhabenheit und Cultur iſt ein Gut, das gegen dichteriſche oder ſchriftſtelleriſche Blüthe nicht vertauſcht werden darf, und jene beruhte faſt ganz auf der Scheidung des Landes in mehrere kleine Staaten.“ Ohne hier zu unterſuchen, in wiefern man ſagen könne, daß Dante den Troubadours nachgeſungen habe, ſo iſt doch ſchwer einzuſehen, warum in Italien geſellſchaftliche Wohlhabenheit mehr, als in benachbarten Staaten zu Grunde gehen mußte, wenn es zu Einem Reiche wurde; denn eine drückende Despotie konnte in ihm nicht mehr entſtehen, wegen der verſchiedenen Ausbildung ſeiner verſchiedenen Staaten; und wären dieſe durch ein allgemeines Band zu einem Ganzen geworden, ſo hätten ſie doch offenbar ihre Wohlhabenheit gegen jeden fremden Eingriff mehr ſichern können, als ſie es nachher vermochten. Eben ſo wenig ſcheint geſellſchaftliche Cultur von einem Staatskörper, der ſich hier gebildet hätte, zu fürchten gehabt zu haben; denn wegen der angeführten Urſachen wäre es wohl nicht leicht zu beſorgen, daß ein Hof Einfluß genug bekommen hätte, um die Sitten der Italiener überhaupt vergiften zu können. Vermochte doch der franzöſiſche Hof, welcher zu einem ſolchen Einfluß in einer ſo überaus günſtigen Lage war, dieſes nie bei der franzöſiſchen Nation! Sollten nicht die Züge, welche die haſſenswürdigen im Charakter der Italiener und in ihrem geſelligen Leben ſind, gerade aus der Zerſtückelung des Landes in ſo viele mit einander gar nicht verbundene Staaten, und dem Verhältniß entſprungen ſeyn, in das es, wegen jener Zerſtückelung zu auswärtigen Mächten kam? Geſellſchaftliche Wohlhabenheit und Cultur hätten alſo von der Verbreitung der Macht des Hauſes Anjou in Italien wohl nichts zu befürchten gehabt, und wenn die Italiener durch ihre Verbindung mit den Provenzalen ihre dichteriſche Blüthe bekamen, ſo erhielten ſie das Einzige von ihnen, worauf ſie noch ſtolz ſeyn können. — Die zweite Bemerkung, welche wir ausheben wollen, iſt auch für die deutſche Geſchichte ſehr wichtig. Indem der Verfaſſer von Ferdinand des Zweiten Planen für ſeine italieniſche Regierung ſpricht, äußert er, daß dem Coſtnitzer Frieden zuwider die italieniſchen Rechtsſachen nach Wien zum deutſchen Reichshofrath gezogen wurden.

Die Geſchichte des Kirchenſtaates hat die beiden, vornehmlich für einen deutſchen Hiſtoriker ſchwer zu erreichenden Vorzüge, daß ſie völlig unparteiiſch iſt, und man in ihr eine ſtrenge Scheidung der Geſchichte des römiſchen Territoriums von der Hiſtorie der Päpſte findet, ohne daß der Zuſammenhang zwiſchen beiden unbemerkt wäre. Von ausgezeichnetem Werth iſt beſonders die Unterſuchung über die Mathildiſche Schenkung. Alles kommt auf die Beantwortung von dieſen drei Fragen an: 1) Iſt die Urkunde von 1200 wirklich ächt? 2) Was war's eigentlich, was Mathildis ſchenkte? 3) Hatte ſie ein Recht, das zu ſchenken, was ſie als Schenkung hingab? — Gegen die Aechtheit der Urkunde iſt kein entſcheidender hiſtoriſcher oder diplomatiſcher Grund vorgebracht, und auf die Fragen, durch welche man ſie verdächtig machen will, kann man getroſt antworten, daß man nicht alles wiſſe, was im zwölften Jahrhundert geſchah. Ferner ſchenkte Mathildis natürlich nichts, als ihr Allod, aber gewiß, nach den Ausdrücken der Urkunde, nicht alle ihre Allodialgüter an den römiſchen Stuhl, ſondern nur ein Hauptſtück Landes, wahrſcheinlich das heutige Patrimonio di S. Pietro. Ein Recht, das zu verſchenken, was ſie als Schenkung hingab, hatte ſie endlich ohne allen Zweifel; denn ſelbſt der Kaiſer bezog ſich, zur Begründung ſeines Rechts, auf eine Teſtamenturkunde, die aber nie ans Licht kam; daß wir alſo nicht entſcheiden können, wer mehr oder weniger Recht gehabt habe.

Unter den übrigen italieniſchen Specialhiſtorien konnte keine ſo intereſſant dargeſtellt werden, als die venetianiſche. Die Entſtehung des conſequenteſten Syſtems einer ſchreckenden Ariſtokratie war ein Gegenſtand, an welchem ſich Spittlers Entwickelungsgabe ganz zeigen konnte. Dies war freilich nicht der Fall bei den übrigen Reichen in dieſem Theile, wofür man aber ein ganz eigenes Vergnügen hat, daß man nämlich bemerkt, wie dieſer hiſtoriſche Geiſt lauſcht, ob er nicht unter dem Getöſe der Staatsrevolutionen und dem Chaos von Unformen die leiſe ſchaffende Kraft vernehmen könne, welche beſtimmtere Geſtalten wird hervorgehen heißen. Wo er dieſe wahrnahm, hat er ſie auch hier mit feſter Hand gezeichnet, wie z. B. bei manchen Partieen der Geſchichte von Ungern. Eine Anmerkung, die er zur Erörterung der Frage macht: zu welchem aſiatiſchen Volksſtamme die Ungern gehören? wollen wir hier noch anführen, da ſie gegen eine Hypotheſe geht, welche ſchon in vielen hiſtoriſchen Schriften als ausgemachte Wahrheit angenommen iſt. Man glaubt nämlich gewöhnlich, daß die Ungern zu dem finniſchen Volksſtamme gehören, weil man große Aehnlichkeit zwiſchen ihrer und der finniſchen Sprache will gefunden haben. Der verglichenen Worte ſind aber zu wenige, und die Vergleichungen ſind auch nicht von ſolchen, die zugleich Kenner beider Sprachen waren, ſondern mittelſt Wörterbücher und Grammatiken angeſtellt. Fände man aber auch eine ungleich größere Menge von ungerſchen und finniſchen Worten, zwiſchen denen eine ſichtbarere Aehnlichkeit, als die bisher bemerkte wäre: ſo würde ſich noch immer einwenden laſſen, dieſe Aehnlichkeit ſey durch den Verkehr zwiſchen beiden Völkern entſtanden, und durch die Sprachunterſuchungen könne einerlei Abſtammung derſelben nicht bewieſen werden, als wenn man eine hohe Gleichheit des Genius ihrer Sprachen zeigte, welches bisher noch keinesweges geſchehen iſt. Mit mehr Grund hat man alſo noch immer anzunehmen, daß die Ungern zum mongoliſchen Stamm gehören, weil ſie, nach den Beſchreibungen der Chroniſten des Mittelalters, offenbar mongoliſche Nationalphyſiognomie hatten. Uebrigens iſt es in beiden Fällen, man mag die finniſche oder kalmyckiſche Abſtammung annehmen, faſt ein und ebendaſelbe ſchöne Phänomen, wie ſich ein Volk, ſo bieder und tapfer und cultivirt, als unſtreitig die ungerſche Nation iſt, vom finniſchen oder kalmyckiſchen Stamme aus, habe bilden können?

So wenig man auch vom Entwurf einer Geſchichte verlangen kann, daß in demſelben neue Wahrheiten ſeyen, die ſich auf einzelne Unterſuchungen gründen, erhellt doch ſchon aus dem bisherigen, daß man ſie hier wirklich antrifft; aber das Verdienſt, welches auch die kürzeſte hiſtoriſche Darſtellung haben kann, daß ſie ſich durch viele neue und wahre Anſichten empfiehlt, iſt dem gegenwärtigen Werke in einem reichen Maße zugetheilt. Auch können wir dieſe Anzeige nicht ſchließen, ohne beſonders zu erwähnen, daß die Freimüthigkeit, mit welcher die Staatengeſchichte bearbeitet iſt, der Unparteilichkeit in derſelben gleichkomme. Daß ſie auch dieſen Vorzug hat, bei einem ſolchen Geſichtspunkte, als bei ihr genommen iſt, und bei den gegenwärtigen Umſtänden und Gährungen, zeugt eben ſo ſehr vom Adel des Charakters, als vom ſichern, hellen Blick ihres Verfaſſers. „Wir Deutſche", ſagt er in der Vorrede, „die wir zwiſchen Polen und Frankreich wohnen, dort die unverhüllte Praxis eines neuen Völkerrechts, hier die ſchrecklichen Wirkungen oglokratiſcher Grundſätze und Lehrarten ſehen, ſollen im Genuß unſrer glücklichen Ruhe nie vergeſſen, daß wir eben ſo wenig Urſache haben, zu jenem zu ſchweigen, als die Beſchreibung von dieſen zu mildern, und vielleicht hat deutſche Freiheit und Cultur faſt mehr noch von jenem, als von dieſen zu fürchten."

III.

Günſtige Erſcheinungen der Gegenwart
für
wiſſenſchaftliche Einheit der Hiſtorie.

1797.

Wenn man auch alles ſammelt, was wir an Nachrichten über den Zuſtand roher Völker beſitzen, ſo erhalten wir über die früheſte Entwickelung der Menſchheit keine beſtimmtere Reſultate, als uns bisher die moſaiſche Erzählung gab; und die Meinung läßt ſich beſchützen, daß ſie nicht aus Allegorien und philoſophiſchen Phantaſien beſtehe, ſondern reine hiſtoriſche Kunde, ein ſicheres Denkmal von der Empirie des ungebildeten Menſchen ſey. Daß wir aber eine ſolche Anſicht von jener hiſtoriſchen Kunde faſſen, iſt ein Geſchenk unſeres Zeitalters, und erinnert an die Ausſichten, welche ſich in demſelben für die Menſchengeſchichte *) überhaupt eröffnen.

Wir erwähnen zuerſt des gegenwärtigen politiſchen Geiſtes, weil er offenbar die Feſſeln zerbricht, welche ſo häufig die Staaten

---

*) Ueber die Bedeutung, welche der Verfaſſer mit dieſem Ausdruck verbindet, ſiehe den «Plan zu hiſtoriſchen Vorleſungen», und die «Einleitung zur älteren Menſchengeſchichte.»

dem unbefangenen Urtheil über ihre wahre Beſchaffenheit und ihren Werth haben anlegen wollen; und dann vorzüglich deshalb, theils weil er den Standpunkt des Hiſtorikers überhaupt freier und höher macht, indem er Verfaſſungen hervorbringt, welche nicht mehr das Gepräge einer individuellen Nation, eines beſtimmten Zeitpunktes und Bedürfniſſes, vielmehr den Charakter der Vernunft tragen, theils weil er uns Schauſpiele giebt, wodurch uns die vornehmſten ehemaligen politiſchen Begebenheiten erſt anſchaulich werden.

Durch die Kantiſche Philoſophie iſt ein helleres Licht, als wir bisher hatten, auf die menſchliche Beſtimmung gefallen, und indem aus ihr die Idee zu einer Menſchengeſchichte hervorging, verleiht ſie auch die Hoffnung, daß die Probleme in der letzten, ſo wie ihre Sätze in ihren Deutungen verfolgt werden, immer mehr ſchwinden müſſen. Wenn durch den Gebrauch, welchen Männer, die der Geſchichte unkundig ſind, für dieſe von ihr machen, Nachtheil für den hiſtoriſchen Geiſt entſteht, ſo iſt es nicht die Schuld ihres Urhebers, denn Niemand hat ſo ſehr auf gründliche Kenntniß der Geſchichte beim Verfolgen einer Grundidee in ihr gedrungen, als er, mit ſeinem die Grenzen der Wiſſenſchaften ſo ſcharf beſtimmenden Blicke.

Es giebt außerdem einige hiſtoriſche Werke unſerer Zeit, welche der Menſchengeſchichte ein Licht anſtecken, das häufig unmittelbar auf ihren Standpunkt fällt. Herder hat in ſeinen „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit“, mit einer ausgezeichneten Gewandtheit des Geiſtes, ſich in allen Zeiten und unter allen Nationen zu orientiren, das hiſtoriſche Reſultat verfolgt, daß in einer Gegend, einer Periode, ſich alles entwickelte, was ſich innerhalb derſelben entwickeln konnte, und indem er die Wahrheit hervorhob, daß alle Schickſale unſeres Geſchlechtes zu einer dauernden Humanität führen, ſich dem Geſichtspunkte der Menſchengeſchichte ſehr genähert.

Mit einem Sinn für Zweckmäßigkeit, wie er ſelten unter Hiſtorikern gefunden ward, wählte Spittler, in ſeiner „Geſchichte der europäiſchen Staaten", die Entwickelung der Verfaſſungen zu ſeinem vorzüglichſten Geſchäfte, und führte dadurch, im Gedränge ſeiner fruchtbaren Kürze, oft zu Anſichten, die auf den Plan einer Menſchengeſchichte ein überraſchendes Licht werfen.

Ebendas gilt, in Hinſicht auf einige Völker des Alterthums, von Heerens „Ideen über Verkehr und Politik derſelben." Ein ſolches Werk, in welchem mit einer angenehmen Unbefangenheit den ſteten Beziehungen nachgeforſcht wird, die zwiſchen der Beſchaffenheit des Schauplatzes, auf welchem eine Nation handelte, und zwiſchen ihrem Schickſal, ihrer Cultur herrſchten, muß nothwendig, ohne daß es ſeine Beſtimmung war, die Menſchengeſchengeſchichte auf zahlreiche Beweiſe für den Satz hinleiten, daß auch die Natur unſerer Erde in ein Verhältniß zur Menſchheit geſetzt iſt, wodurch die ſtete Vervollkommnung derſelben befördert wird.

Niemand hat dieſe letzte bisher ſo beſtimmt zum Geſichtspunkt für die ganze Geſchichte genommen, als Condorcet in ſeinem

„hiſtoriſchen Gemälde von den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes.“ Offenbar hat er ſich dieſen Geſichtspunkt nicht als Grundidee deutlich gemacht, und noch weniger hat er ein Ganzes geliefert. Eigentlich wollte er nur das Fortſchreiten der wiſſenſchaftlichen Cultur darſtellen, und Winke über die ſonſtige Fortbildung der Menſchheit geben, inſofern ſie mit jener genau zuſammenhängt. Daher darf man ihm Unvollſtändigkeit eben ſo wenig vorwerfen, als gegen ihn bemerken, daß die ſtets fortſchreitende Cultur unſeres Geſchlechtes etwas zu Ungeheures ſey, als daß man ſie zur leitenden Grundidee in der Geſchichte annehmen könne.

IV.

Ueber
pragmatiſche Behandlung der Geſchichte.

1803.

Ueber

pragmatiſche Behandlung der Geſchichte.

1803.

Wenn man berechtigt iſt, eine Kunſt für ſchwer anzuſehen, nach dem Maße, als die Anzahl derer, die darin die Vollkommenheit erreichten, oder ihre rechtmäßige Forderungen erfüllt haben, gering iſt gegen die Menge, die ſich mit der Ausübung derſelben beſchäftigt, ſo giebt es ohne Zweifel keine *ſchwerere*, als die, eine *pragmatiſche Geſchichte* zu ſchreiben.

Man vergleiche entweder die vorzüglichſten hiſtoriſchen Werke mit der Idee einer vollkommenen Geſchichte, — wenn ſie anders dieſe Vergleichung aushalten; oder man zähle nur diejenigen, denen der gebildetere Theil des Publikums einen uneingeſchränkten Beifall gegeben: und man wird, beim Anblick der ungeheuren Bibliotheken, die doch nichts als Bruchſtücke der Geſchichte einiger weniger Völker, während eines Zeitraums von zwanzig Jahrhunderten enthalten, erſtaunen müſſen über die Unermüdlichkeit des menſchlichen Fleißes, auf einem Felde, wo ſeine beſten Früchte nur unvollkommene Verſuche ſind. Selbſt die für muſterhaft angeſehenen hiſtoriſchen Werke, wenn man einige zerſtreute Momente ausnimmt, warum lieſt man ſie nicht ein Mal mit ſo viel Theilnahme, mit derſelben Begierde, womit man auch ſchlechte Romane verſchlingt? Und doch hört man nicht auf und wird nicht aufhören, Bibliotheken zu füllen mit diplomatiſchen Urkunden, mit Anekdoten und Denkwürdigkeiten einzelner Perſonen, mit allgemeinen und beſondern Geſchichten, kritiſchen, chronologiſchen, geographiſchen und genealogiſchen Forſchungen, um ihnen dort gegen die Vergeſſenheit eine unſichere Freiſtätte zu geben. Wenn dieſes alles nicht ein neuer Beweis der Mannichfaltigkeit menſchlicher Thorheiten iſt, ſo zeugt es unwiderſprechlich von einer Anlage des Menſchen für die Geſchichte, und von einem Bedürfniß, vergangene Zeiten zu kennen und Nachrichten von ihnen zu geben; aber zugleich verräth es den Mangel einer beſtimmten Geſetzgebung für dieſen Zweig unſerer Erkenntniſſe.

Dieſelben Vermögen, die den Menſchen geſchickt machen, in der Geſellſchaft zu leben, und das Bedürfniß, welches ihre Errichtung veranlaßt, erzeugen in ihm auch das Bedürfniß der Geſchichte, und das Vermögen, ſie auszuführen. Auf die Geſellſchaft findet ſie ihre letzte und äußerſte Anwendung.

Einerſeits, die Wißbegierde des Menſchen, ſein Trieb nach beſſerer Thätigkeit, der ihn geneigt macht, Veredlung von andern zu empfangen, und dann ſeine Einbildungskraft, die überall ihm ähnliche Weſen vernünftiger Natur ſucht, in deren Erhabenheit er die Möglichkeit ſeiner eigenen zu erblicken wünſcht; von der andern Seite, ſein durch höhere Geiſteskräfte erwecktes Verlangen, ſich andern mitzutheilen, auf ſie zu wirken, und, in der entfernten Zukunft, Spuren ſeines Daſeyns, Beweiſe ſeiner Würdigkeit für die Unendlichkeit zu leben, zu hinterlaſſen: dieſe Eigenſchaften ſind es, aus denen ſowohl die Theilnahme, womit wir Erzählungen aus der Vorzeit anhören, als auch die Sorgfalt, womit wir uns beſtreben, eigene Schickſale vor der Vergeſſenheit zu bewahren, hauptſächlich entſpringen. Das natürliche Intereſſe der Menſchheit und der Vernunft iſt es, was uns unmittelbar an die Geſchichte knüpft, wäre ſie auch ſonſt nicht durch irgend einen hervorleuchtenden Gebrauch uns wichtig.

In Rückſicht dieſes unmittelbaren Intereſſes leiſtet die Geſchichte denſelben Dienſt, wie die ſchönen Künſte. Durch den uneigennützigen Beifall, den ſie uns gleichſam abnöthigt, erhebt ſie uns über den groben, ſinnlichen Genuß, und lehrt uns einen Werth erkennen, der ſich nicht auf Vortheile gründet; — dies, der erſte Schritt zur Veredlung. Indem ſie uns von den Triebfedern der Handlungen unterrichtet, übt ſie das ſittliche Gefühl, welches ſie noch mehr belebt, durch die Darſtellung des Erhabenen im Kampf der menſchlichen Kräfte um freigewählte Zwecke, gegen eine blinde Naturnothwendigkeit, und der Zuſammenſtimmung des Ganges der wilden Leidenſchaften beim ganzen Geſchlechte, mit der Beſtimmung des Menſchen. Oft braucht man nur ſeine Kräfte kennen zu lernen, um beſſer zu werden. Man kann nicht nach einer Beruhigung ſtreben, die man nie erfahren hat. Sobald eine Nation einen gewiſſen Grad von Ueppigkeit und Verfeinerung zu erreichen beginnt, geräth ſie auch in die Gefahr, ihre älteren Tugenden zu verlieren, ohne an deren Stelle etwas anderes, als neue Laſter ſetzen zu können. Dieſes

Unglück aber iſt nicht nothwendig. Eine bequeme und üppige Lebensart ſchließt, ihrer Natur nach, die Möglichkeit groſer Aufopferungen nicht aus. Es iſt nicht die Mannichfaltigkeit der Genüſſe, die uns hindert, die Kraft des Römers oder Spartaners zu zeigen, ſondern die Schlaffheit und Trägheit des Charakters, der alles Bemühen ſcheut, das nicht auf Gewinn berechnet iſt. So lange eine Nation ihre Energie beibehalten und, ohne Schwärmerei, ſich zu der höheren idealiſchen Welt erheben kann, läuft ſie keine Gefahr bei den Fortſchritten der Künſte und des Luxus. Und dieſe Erhebung, die auf wirklicher Aufklärung, und auf einem, durch begünſtigende Umſtände erregten, moraliſchen Intereſſe beruhen muß, wird durch nichts kräftiger unterſtützt, als durch die ſchönen Künſte und die Geſchichte, wenn der wahre Geſchmack jene, die Philoſophie dieſe begleitet.

Man berief ſich oft und viel, wenn man die Geſchichte loben wollte, auf ihre belehrenden Beiſpiele. Sie könne uns warnen, heißt es, durch die Fehltritte anderer uns ein Vorbild des Rechten geben, und mit fremder Erfahrung, ohne eigene Unkoſten, uns bereichern; beſonders werde aus ihr der Staatsklugheit ein helles Licht hervorgehen.

Daß ſie, als eine bloſe Sammlung von Erfahrungen, unſere Kenntniſſe von allem, was die Geſellſchaft betrifft, erweitern könne, iſt nicht zu beſtreiten. Unſer ſämmtliches Wiſſen iſt ohne Anwendung, wenn es nicht durch wirkliche Begebenheiten erhellt wird; aber das, was wir durch bloſes Beiſpiel für unſere

Klugheit gewinnen können, iſt ſo unzuverläſſig und ſchwankend, daß es uns vielmehr oft zu Fehltritten verleiten, als zur Richtſchnur dienen kann. Die guten Beiſpiele anderer können demjenigen zur Aufmunterung dienen, der dieſelbe Laufbahn vor ſich hat; aber an und für ſich ſelbſt ſind ſie, wie ſehr ſie auch gelungen ſeyn mögen, als eine Norm für unſer Handeln beinahe unbrauchbar, inſofern dieſelben Umſtände nicht wieder eintreten können. Kein Beiſpiel mag zur Nachfolge dienen, ehe eine beſtimmte Regel daraus gefolgert werden kann. Als bloßer Nachahmer Anderer, geräth man leicht in Gefahr, nur ihre Fehler zu begehen, die ſich am erſten einer ſchwachen Urtheilskraft darſtellen. Um nach einem Vorbilde recht handeln zu können, muß dieſes ein durch eigene Kraft geſchaffenes Ideal ſeyn. Es giebt Regenten und Staatsmänner, die, wie die Nachahmer in den ſchönen Künſten, nur deswegen ihren Zweck verfehlen, weil ſie ſklaviſch einem Muſter folgen, ohne darüber nachzudenken, was ſie für und durch ſich ſelbſt thun ſollten.

Man hat aus der Geſchichte einen andern, mit dem eben genannten übereinſtimmenden, Vortheil zu ſchöpfen geſucht, nämlich das Gegengift, welches ſie für die Vorurtheile bietet. Je beſchränkter unſer Geſichtskreis, je geringer die Anzahl der verſchiedenen Lagen iſt, die wir kennen zu lernen Gelegenheit haben, deſto einſeitiger müſſen unſere Urtheile ausfallen, und durch dieſe Einſeitigkeit werden ſie zu Vorurtheilen. Ein Menſch, der nur mit einer Art von Perſonen Umgang gepflogen, iſt gewohnt, ſeine und ihre Angelegenheiten nur von einer Seite zu betrachten, die nämlich ſeinen Verhältniſſen und ſeinen ſo oder anders gebildeten

Begriffen am mehrſten entſpricht. In der Geſchichte entdecken wir, durch den Umgang mit verſchiedenen Geſchlechtern, eine Menge unbekannter Verhältniſſe und Charaktere, und lernen das bloß Zufällige in der Handlungsweiſe der Menſchen von dem Unveränderlichen unterſcheiden. Wer die Geſchichte recht ſtudirt hat, wird ohne Zweifel menſchliche Angelegenheiten richtiger beurtheilen, als wer nur ſeine beſondere Erfahrung, oder nur die ſeiner Zeit benutzen kann. Außerdem können geſchehene Mißgriffe wenigſtens einen negativen Nutzen haben. Aus ihnen zu ſchließen, was ich unterlaſſen ſoll, iſt leichter, als aus glücklichen Unternehmungen eine Maßregel für mein Verhalten abzuziehen. Die Geſchichte ſtellt dieſe Mißgriffe als Leuchtthürme auf, um uns die Klippen zu zeigen, an denen andere Segler geſcheitert ſind. Wir müſſen dann ſo lange mit neuen Verſuchen fortfahren, bis wir den rechten Weg gefunden haben. Ohne das ſchätzbare Erbe, welches die Vorzeit uns in der Erzählung verunglückter Bemühungen hinterließ, würden wir niemals, weder in den Wiſſenſchaften, noch in der Geſetzgebung, unſere gegenwärtige Höhe haben erreichen können. In der Philoſophie waren die Irrthümer der Vorgänger der einzige Leitfaden, ſo lange man noch eine gründliche Kritik des menſchlichen Erkenntnißvermögens entbehrte.

Allein, alle dieſe und eine Menge anderer Vortheile, die die Geſchichte darbietet, ſind nur als zufällig zu betrachten. Sie iſt nicht nur ein Mittel, durch ermunternde Beiſpiele das allgemeine Beſte zu fördern, nicht nur eine rohe Sammlung von bisweilen zu benutzenden Erfahrungen, ſondern ſie iſt ein **noth-**

wendiges Glied in der Kette unſerer Erkenntniſſe, in theoretiſcher ſowohl, als in praktiſcher Hinſicht.

Was wir von der Natur wiſſen, ſind eigentlich nur Kenntniſſe ihres Zuſtandes und der Uebergänge aus dem einen in den andern, oder ihrer Veränderungen. Werden dieſe Zuſtände und Veränderungen im Allgemeinen betrachtet, ohne Beſtimmungen des Raumes und der Zeit, ſo enthalten unſere Erkenntniſſe davon die bekannten Naturgeſetze. Aber dieſe kann ich nicht benutzen, ohne meinen gegenwärtigen Zuſtand zu kennen, welcher in Zeit und Raum beſtimmt iſt, durch andere gleichfalls beſtimmte Zuſtände, in einer unendlichen Reihe von Urſachen und Wirkungen. Ein vollſtändiger Begriff meines jetzigen Zuſtandes ſetzt die Kenntniß der vorhergehenden voraus, als in Zeit und Raum gegeben, oder als wirkliche Begebenheiten, nicht nur als Veränderungen im Allgemeinen. Die Kenntniß der Naturgeſetze iſt unvollſtändig und unnütz, wenn ſie nicht bis zur ſpeciellen Anwendung herabſteigt; und jede ſolche Anwendung beruhet auf Kunde der Begebenheiten, inſofern die Verbeſſerung eines Zuſtandes es erfordert, daß man ihn kenne, und inſofern die Wahl der Mittel von deſſen Urſachen abhängt. Folglich nur durch die Geſchichte kann die Wiſſenſchaft, ohne Gefahr zu irren, mit unſern Bedürfniſſen in Verbindung gebracht werden.

Aber die Geſchichte erhält einen höheren Werth durch ihre Verbindung mit unſerem praktiſchen Intereſſe, welches ihr einen weſentlichen Endzweck und Vollendung giebt. Der Menſch muß in der Geſellſchaft auf ſittliche Verbeſſerung arbeiten, welches nicht allein die Kenntniß des Zieles, wonach er ſtreben ſoll, ſondern auch die der Mittel, die er anwenden kann, vorausſetzt. Die Kenntniß der Mittel wieder enthält die des Zuſtandes, worin er iſt, nebſt ſeinen Urſachen und ſeinem Verhältniß zum Zwecke, d. i., zu der ſchon erworbenen Cultur. Um die Mittel zu ferneren Fortſchritten aufzufinden, iſt es ſelbſt nöthig, den nächſten Schritt, den man zu thun hat, zu kennen, welches aber nur möglich wird durch die Kenntniß, nicht nur der Geſetze für die Ausbildung des Menſchen überhaupt, ſondern auch der Art, wie dieſe durch vorhergehende Begebenheiten und durch den gegenwärtigen Zuſtand näher beſtimmt werden. Von dieſem Zuſtande und von der feſtgeſetzten Beſtimmung jener Geſetze einen richtigen Begriff zu geben, und damit ihre Anwendung möglich zu machen — das iſt die eigentliche Aufgabe der Geſchichte, durch deren Auflöſung allein ſie zur Veredlung des Menſchen beitragen kann; und nur in Verhältniß ihrer Fähigkeit zu dieſem Beitrage verdient ſie den Namen einer pragmatiſchen Geſchichte.

In einer pragmatiſchen Geſchichte muß vor allem eine genaue Verknüpfung ſeyn. Zwiſchen den Dingen und ihren Veränderungen, ſo wie ſie ſich unſern Sinnen darſtellen, iſt keine Verbindung; wir müſſen ihnen dieſe, den Geſetzen unſers Denkens gemäß, erſt beilegen. Der todte Buchſtabe in der Schrift, die ich leſe, enthält an und für ſich keinen Begriff; ohne ſelbſt Denkvermögen und einen Vorrath von Gedanken zu beſitzen, kann ich der Gedanken des Verfaſſers nicht theilhaftig werden;

ich muß ihm meine eigenen Begriffe leihen, um ſie nach den Veranlaſſungen, die er ſeinem Werke giebt, zu theilen und zu verbinden. Die Natur iſt einem Buche gleich, an deſſen zerſtreute Buchſtaben wir unſere Begriffe knüpfen müſſen, um einen Sinn herauszubringen. Außer unſerm Denken ſind alle ihre Objecte und Veränderungen, als ſolche, nicht ein Mal für uns da; ſie ſind nichts, als zerſtreute Eindrücke auf unſere Sinne; dieſe müſſen wir zur Erkenntniß verknüpfen. Es iſt die Kunſt des pragmatiſchen Geſchichtſchreibers, auf gleiche Art, in wirkliche Begebenheiten einen Zuſammenhang zu bringen.

Dieſe Kunſt bedarf einer Methode, die nur aus einer wahren Philoſophie hervorgehen kann, welche, um der Geſchichte ihren Umkreis zu beſtimmen, das ganze Feld der Kräfte und Naturanlagen des Menſchen abgemeſſen haben muß. Auch nachdem dieſe Methode und Gränzbeſtimmung gefunden ſind, wird es einem Geſchichtſchreiber noch immer ſchwer werden, in ſeinen Werken die Vollkommenheit zu erreichen. Theils braucht er einen ſo großen Vorrath von Materialien, daß ſein ganzes Leben zu ihrer Sammlung und Prüfung nicht hinreichen mögte; theils werden bei ihm ſo viele verſchiedene und ſelten in einem Menſchen vereinigte Eigenſchaften erfodert, daß, wenn er auch von der Natur damit begünſtigt wäre, ſeine Zeit doch zu eingeſchränkt ſchiene, um ihnen ihre vollkommene Ausbildung zu geben. Die Uebung der einen Kraft hindert oft die Wirkungen der andern; die eine ſcheint ſich nur auf Unkoſten der andern zu ſtärken. Ein reges Empfindungs- und Wahrnehmungsvermögen, welches den Eindrücken immer offen iſt, und deſſen Lebhaftigkeit, durch die Beſtrebung des Gedankens, jenen Einheit und Zuſammenhang zu geben, weder erſtickt noch geirrt wird; — eine vorzüglich ſyſtematiſche Denkkraft, die mit Leichtigkeit in die Tiefe der Wiſſenſchaften eindringt, und nicht ruht, bis ſie die höchſten Begriffe, den alles umfaſſenden Standpunkt gefunden; — die ſeltene Gabe, beſtimmte Regeln für einzelne Fälle ſowohl auszufinden, als richtig anzuwenden, womit der ſyſtematiſche Denker ſich nicht gewöhnlich befaßt, indem das Einzelne zu eingeſchränkt und als ein Hinderniß ſeiner Forſchungen nach allgemeinen Erkenntniſſen erſcheint; — die lebhafteſte Einbildungskraft im Allgemeinen, um durch wenige gegebene Züge die übrigen zu finden, und, ohne durch Bilder der Gegenwart irre geführt zu werden, wenn von dem Vergangenen die Rede iſt, ein Gemälde auszuführen, in dem jeder Gegenſtand ſeine richtige Haltung hat; — die ſympathiſirende Einbildungskraft, um in fremde Charaktere einzudringen und die tiefſten Geheimniſſe des menſchlichen Herzens zu entfalten; — der hohe Schwung und die idealiſirende Kraft des Geiſtes, welche neue und große Anſichten eröffnen, um den rohen Stoff zu beleben; — die Treue des Gedächtniſſes, um eine unendliche Menge von Begebenheiten, Ideen und Meinungen zu behalten, verbunden mit einem ausdauernden Fleiße, der auch das Unwichtigere zu ſammeln nicht ermüdet; — das ſchärfſte Prüfungsauge, das nicht geblendet wird durch eine ſchmeichelnde Hypotheſe, ein allgemeines Vorurtheil, ein ſchönes Gemälde, eine glänzende Idee, ein falſches Zeugniß oder ein beſonderes Intereſſe; — eine feſte Gewalt über ſich ſelbſt, nebſt einem vollkommen freien Gebrauch aller Geiſteskräfte; — und endlich, ein edler Charakter, der mit dem Eifer für das Glück der Menſchheit, mit der Verachtung gegen die Eingebungen des Eigennutzes und der Ehrſucht den Muth verbindet, trotz ſeiner eigenen geheimen Neigungen, unparteiiſch zu ſeyn und die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen zu lieben: — dieſe Eigenſchaften ſind es, die man von einem pragmatiſchen Hiſtoriker zu fordern berechtigt iſt.

Vielleicht würde eine vollendet gute Geſchichte für alle Zeiten, die Kräfte Eines Menſchen überſteigen, wenn die vorhergegangenen Bemühungen Anderer ganz unnütz wären, und wenn nicht der hiſtoriſche Stoff auch die verſchiedenartigſte Behandlung zuließe: von der an gerechnet, die den kurzſichtigen unermüdlichen Sammler, den einſeitigen halbphiloſophiſchen Geſchichtſchreiber, oder den romantiſirenden Erzähler, der die Wahrheit ſeiner Schriftſtellereitelkeit aufopfert, hinlänglich befriedigt, bis hinauf zur Vortrefflichkeit desjenigen, der durch wenige beſtimmte Züge, mit Wahrheit und Geiſt, die Urſachen und das Ziel der Weltbegebenheiten zeichnet.

Der Philoſophie gebührt die Geſetzgebung in allen Wiſſenſchaften, und beſonders in denjenigen, die innerhalb ihres Gebietes liegen. Keine, die reine Mathematik ausgenommen, kann ſie ganz entbehren. Wenn die Veränderungen in der Geſellſchaft, nebſt ihren Urſachen, der Gegenſtand der eigentlichen Geſchichte ſind, ſo muß ſie jene Geſetzgebung um ſo vielmehr anerkennen, als alle Begriffe von Geſellſchaft, ohne die Hülfe der Philoſophie, weder richtig verſtanden, noch ohne Irrthum angewendet werden können. So viel wir wiſſen, hat bisher niemand die neueſten Entdeckungen der Philoſophie auf die Geſchichte und ihre Methode bezogen. Vielleicht wird man es dem Verfaſſer dieſer Abhandlung als eine doppelte Anmaßung anrechnen, ein Mal, einen neuen Verſuch über einen Gegenſtand zu wagen, den die großen Männer, welche zu unſerer Zeit ſich mit den philoſophiſchen Wiſſenſchaften beſchäftigten, unberührt gelaſſen haben; und dann, daß er ſchon durch ſeine entworfenen Vorſchriften auf eine indirecte Art die berühmten Geſchichtſchreiber tadelt, deren Werke man gewohnt iſt als die höchſten Muſter hiſtoriſcher Kunſt zu betrachten. Dem erſten Vorwurfe wird am leichteſten dadurch begegnet, daß man keine Anſprüche auf Vollendung macht. Der letztere verliert ſeine Kraft, indem man nicht beſchuldigt werden kann, diejenigen getadelt zu haben, denen man eine für ihre Zeit verhältnißmäßige Vollkommenheit zuerkennt, und deren Mängel man geneigt iſt auf Rechnung der Philoſophie zu ſchreiben, inſofern jene von dieſer eine ſichere Anweiſung hätten fordern dürfen. Aus den heute für hiſtoriſche Meiſterſtücke angeſehenen Werken ihre Regeln herleiten zu wollen, wäre in jedem Falle unſchicklich, weil man ſie erſt nach einem Princip geprüft haben müßte, ehe man ſie als Muſter aufſtellen könnte.

Die erſte Unterſuchung über dieſen Gegenſtand muß die Beſtimmung der Natur einer Erzählung im Allgemeinen betreffen. Eine Erzählung muß ſich mit Begebenheiten beſchäftigen. Eine Begebenheit iſt ein Zuſtand, betrachtet als entſtanden, ohne vorher geweſen zu ſeyn, und folglich als in Zeit und Raum durch die Cauſalität ganz beſtimmt. Ich kann auch einen Zuſtand, der nirgends außer meiner Vorſtellung ſtatt findet, als eine Begebenheit betrachten, wenn ich Umſtände hinzudichte, die ihm Individualität und eine gewiſſe Beſtimmung in Zeit und Raum geben; und eine ſolche erdichtete Begebenheit unterſcheidet ſich nur dadurch von einer wirklichen, daß ſie nicht, wie dieſe, durch die Cauſalität in einer nothwendigen Verbindung mit meinen Empfindungen ſteht. Eine Begebenheit kann einfach ſeyn und nur einen Zuſtand im Augenblicke des Entſtehens betreffen, in welchem Fall eine Erzählung davon nicht ſtatt findet, ſondern entweder nur eine Beſchreibung, welche ihre Umſtände und den Platz, den ſie in Zeit und Raum erfüllt, angiebt; oder auch zugleich eine Erklärung, die ihre Urſachen im Allgemeinen andeutet. Zuſammengeſetzt aber iſt eine Begebenheit, wenn ich jeden Augenblick des Ueberganges aus einem gegebenen Zuſtand in den andern, als von einem neuen Zuſtande erfüllt, betrachte, und alle dieſe Zuſtände zuſammengenommen, vermittelſt der Verknüpfung, die ich zwiſchen ihnen wahrnehme oder erfinde, als eine Begebenheit anſehe. Eigentlich giebt es keine vollkommen einfache Begebenheit; eine jede Zuſtandsveränderung muß, durch die unendliche Theilbarkeit der Zeit, eine ununterbrochene Folgereihe von verſchiedenen Zuſtänden ſeyn, wovon der vorhergehende einen der nächſtfolgenden als Wirkung begründet. Es iſt daher die Cauſalität, welche jede Begebenheit beſtimmt, ihr Objectivität giebt und ſie vollkommen begreiflich macht.

Allein ungeachtet dieſer niemals unterbrochenen Succeſſion, dieſer Gradation im Uebergange aus einem Zuſtand in den andern, giebt es doch ſubjectiv einfache Begebenheiten; und da ich nicht die unendliche Theilung erfüllter Augenblicke verfolgen kann, ſo muß ich auch jeden Zuſtand, der, meiner Vorſtellungskraft nach, ein Nun erfüllt, als eine einfache Begebenheit betrachten. Die zuſammengeſetzten Begebenheiten erhalten eben ſo durch meine Vorſtellungskraft ihre Einheit; aber ſie können nicht, wie die einfachen, als innerhalb eines untheilbaren Augenblicks eingeſchränkt, angeſehen werden.

Eine Erzählung muß jedes Mal von zuſammengeſetzten Begebenheiten handeln, und doch muß ſie immer Einheit haben, inſofern ſie eine Erzählung ſeyn ſoll. Aber, wenn der Menſch anfängt, Erfahrungen oder Vorſtellungen von Dingen nebſt ihren Eigenſchaften, als Objecten außer ſich, zu erwecken, ſo geſchieht dies nur durch einzelne Wahrnehmungen, welche dann noch keine andere Einheit haben, als die der Zeit und des Raumes, unter einer begleitenden Vorſtellung der Cauſalität im Allgemeinen, als der Bedingung ihrer Wirklichkeit, oder Beſtimmung in Zeit und Raum. Hätten dieſe Wahrnehmungen nicht jene Einheit von Zeit und Raum, könnte das Wahrgenommene zu gleicher Zeit in verſchiedenen Oertern ſeyn, oder nähme es nicht einen gewiſſen Theil der Zeit und des Raumes ein, wozu es mittelſt einer, wenigſtens überhaupt erkannten Cauſalität beſtimmt worden, ſo wären dieſe Wahrnehmungen nicht objectiv. Eine Erzählung erfordert folglich, als weſentliche Eigenſchaft, erſtens: Einheit in Zeit und Raum, die wieder die Einheit ihres Objectes mit einbegreift, welches Veränderungen erleidet, aber wenigſtens im Verhältniß zu dieſen, während der ganzen Begebenheit, als an ſeinem Weſen unveränderlich vorgeſtellt werden muß. Es dürfte kaum nöthig ſeyn, zu erinnern, daß hier nicht nur von einem individuellen Objecte, ſondern auch von einem collectiven die Rede iſt, als z. B. von einer Gruppe, oder einem Aggregat von Objecten, die durch irgend einen Hauptumſtand als eins betrachtet werden.

Allein eine Erzählung, die nur dieſe Art von Einheit hätte, könnte ein Weſen mit Vorſtellungsvermögen nicht befriedigen, wenn nicht dieſes auf bloß ſinnliche Vorſtellungen eingeſchränkt wäre, die doch allein keine Erkenntniſſe geben können. Eine Erzählung giebt die Erkenntniß von Begebenheiten. Die Erkenntniß erfodert Objectivität in den Vorſtellungen; die Objectivität wieder ſchließt die Nothwendigkeit in ſich. Die Erkenntniß eines beſonderen Objectes, welche nur die Vorſtellung von einer Nothwendigkeit im Allgemeinen enthält, iſt noch unvollſtändig. Man verlangt die beſondere, von der Erfahrung modificirte, Nothwendigkeit zu kennen, welche es zu einem beſondern Objecte dieſer Gattung mit dieſen gegebenen Eigenſchaften und Veränderungen macht. Eine Erzählung, die ſich auf die Einheit von Zeit und Raum beſchränkte, und die auf nichts weiter, als eine allgemeine Cauſalitätsverknüpfung, ohne welche ſie nicht einmal objectiv wäre, Rückſicht nähme, könnte folglich nur eine unvollkommene Erzählung genannt werden.

Eine vollkommene Erzählung muß alle einzelnen Urſachen einer Begebenheit in ihrer wahren Ordnung und Folge angeben. Die Begebenheit wieder, die durch ſie erklärt wird, muß in der Vorſtellung des Erzählers als ein gewiſſer Zuſtand gegeben ſeyn, als ein unbeweglicher Punkt, an den er die Reihe der vorhergehenden Begebenheiten knüpft, die ihn nur inſofern beſchäftigen, als ſie Urſachen dieſes Zuſtandes ſind. Eine *unvollkommene* Erzählung erhielt nur durch das Object ihre Einheit; die *vollkommene*, — man erlaube mir dieſe Wörter als Kunſttermen zu gebrauchen, — muß ſie haben durch dieſen fixirten Zuſtand, oder die (ſubjective) einfache Begebenheit, zu deren Hervorbringung alle in der Erzählung vorausgehenden als Urſachen beitragen. Ihr müſſen die nächſten Begebenheiten untergeordnet ſeyn, und dieſen wieder die entfernteren, bis zum Anfange der Erzählung. Eine ſolche einfache Begebenheit, z. B. die Uebergabe einer belagerten Stadt, kann an ſich, wenigſtens in Rückſicht der Mannichfaltigkeit des Objectes, zuſammengeſetzt ſeyn, aber ſie muß doch einen Hauptumſtand haben, z. B. die Ueberlieferung der Stadtſchlüſſel an den feindlichen Befehlshaber, wodurch ſie unter einem Begriffe aufgefaßt werden kann. Den Inhalt einer vollkommenen Erzählung mögten wir in der Folge *Totalbegebenheit* nennen, welche ihre Theile und Perioden hat.

Eine ſolche Einheit iſt auch die Einheit der Handlung, welche alle Lehrer der Theorie der ſchönen Künſte, von Ariſtoteles bis zu Home und Heidenreich, für die äſthetiſche Vollkommenheit fordern, im Heldengedicht, als Erzählung, wie im Drama, als Darſtellung einer Begebenheit. Die Begebenheit ſey erdichtet oder wirklich, die Form der Erzählung muß eine und dieſelbe ſeyn. Das theoretiſche Intereſſe, welches eigentlich das der Geſchichte iſt, erfordert nicht weniger Einheit, als das äſthetiſche. Ohne ſie kann weder der Geſchichtſchreiber noch der Dichter für ſein Werk, als ein Ganzes, intereſſiren, wie vortrefflich auch die einzelnen Theile ſeyn mögen, deren jeder für ſich dieſe Einheit erheiſcht. Vielleicht dürfte der Geſchichtſchreiber auch hier auf den Vortrag rechnen, inſofern er bei dem theoretiſchen Hauptintereſſe von dem äſthetiſchen und praktiſchen Unterſtützung erwarten mag. Kann er nicht einen feſten Geſichtspunkt faſſen, über deſſen Umfang und Beſchaffenheit er ſelbſt Meiſter iſt, ſo dürften ſeine Erzählungen zwar dem Leſer eine angenehme Unterhaltung gewähren, aber nicht anders, als etwa eine Arabeske-Malerei.

Wir können dieſen Kritikern auf ihren Spuren noch weiter folgen. Sie ſind mehr, als der Geſchichtſchreiber, gezwungen geweſen, auf die Form einer Erzählung Rückſicht zu nehmen, weil der Erfolg des Dichters vorzüglich von der Vollkommenheit der Form abhängt, welche hingegen bei dem erſteren mehr als ein Mittel zu andern Zwecken angeſehen werden kann. Ariſtoteles fordert in der poetiſchen Totalbegebenheit, für den Leſer oder Zuſchauer, einen Anfang, ein Mittel und ein Ende. Er hätte noch hinzuſetzen können, ein beſtimmtes Object. Ich kann eine Succeſſion nicht begreifen, ohne mir etwas Dauerndes vorzuſtellen, dem dieſe Veränderungen zukommen. Um mir Veränderungen überhaupt vorſtellen zu können, muß ich den Begriff von Subſtanz haben, welche die Veränderungen in ihren Accidenzien erleidet, ohne ſelbſt verändert zu werden.

Wenn ich in Zeit und Raum vollkommen beſtimmte Veränderungen oder Begebenheiten zu entwickeln habe, ſo wird mir auch ein beſtimmtes Object unumgänglich nöthig, welches ich als unveränderlich betrachte, inſofern es, nebſt gewiſſen, dann vorhandenen veränderlichen Accidenzien, während der Zeit, die die Erzählung einnimmt, nicht verändert wird. Von dieſem Objecte muß der Geſchichtſchreiber zuerſt einen klaren, beſtimmten Begriff geben. Das Ende iſt eigentlich die einfache Begebenheit, oder der Zuſtand, der die Erzählung zu einem Ganzen macht, in welcher Eigenſchaft er den Anfang, als die erſte Bedingung, und den mittleren Theil, als die Reihe aller folgenden, beſtimmt. Der Anfang, wie das Ende, kann auch als einfache Begebenheit betrachtet werden, mit dem Unterſchiede, daß jener ein feſter Punkt iſt, von dem ich ausgehe, dieſes ein anderer, wohin ich ziele; beide aber ſind für abſolut zu achten. Es iſt gar nicht gleichgültig, wo ich dieſen erſten Punkt wähle. Er iſt an ſich ſelbſt durch vorhergehende Urſachen beſtimmt; aber ſie gehören nicht zur Erzählung, in der er als das abſolut Erſte erſcheinen muß; — ſonſt wäre er unrichtig gewählt. Das Ende beſtimmt dieſen Punkt, welcher deswegen Anfang iſt, weil mit ihm erſt diejenige Modification des Objectes und ſeiner Verhältniſſe eintritt, die es zu dem Zuſtande führt, womit die Totalbegebenheit endigt. Anfang und Ende ſind eigentlich nur Beſchreibungen von Zuſtänden. Der Zwiſchentheil enthält das Uebrige; doch würde man auch den Theil der mittleren Begebenheiten Zwiſchentheil nennen können, welcher entſcheidet, ob die Totalbegebenheit einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang erhalten werde: wovon bald mehr.

Aus dieſer Form, ſowohl für eine Begebenheit, inſofern ſie zu einer vollkommenen Erzählung geeignet iſt, als für die Erzählung ſelbſt, ergeben ſich die übrigen Eigenſchaften dieſer letztern. Sie muß nothwendig eine Expoſition haben, nämlich das Object angeben, und das Ziel, d. h. den Beſchluß, wohin die Erzählung führt. Um einem Gegenſtande meine Aufmerkſamkeit leihen zu können, muß ich wiſſen, wovon die Rede iſt. Auf die Expoſition ſoll unmittelbar der Anfang ſelbſt folgen. Nichts iſt unpaſſender, als eine Einleitung, welche dieſen Anfang wieder erklären ſoll, und deren ſich die neuern Geſchichtſchreiber ſo gern bedienen, um ihre philoſophiſchen und politiſchen Anſichten auszuſtellen. Getrennt von der eigentlichen Erzählung, kann ſie das Intereſſe derſelben nicht erhalten, welches ſie vielmehr ſchwächen und theilen muß; und die Verfaſſer dieſer Einleitungen werden auch in der That geſtraft, durch die Langeweile des Leſers und die Sehnſucht, die er oft wider ſeinen Willen fühlt, ihnen vorbeizueilen, um zur Sache ſelbſt zu kommen. Damit das Intereſſe nicht gleich am Eingange gelähmt werde, muß man ſich alſobald in die Fluth der Begebenheiten ſtürzen. Entweder muß der Anfang ſchon im Voraus als hinlänglich bekannt und beſtimmt angenommen werden, — denn warum ſonſt eine Erzählung jemals beginnen, oder warum ſie nicht in der Ewigkeit anknüpfen? — oder, wenn ſie nothwendig einer beſondern Beleuchtung bedarf, ſo muß dieſe nicht als ein unnützes Außenwerk aufgeführt, ſondern lieber in die Erzählung ſelbſt mit eingeflochten werden, da, wo der reißende Lauf der Begebenheiten ruhiger wird, eine Epoche ſich endigt, und der Leſer einen Ruhepunkt zu verlangen ſcheint, um dann mit geſchärfter Aufmerkſamkeit ſeine Bahn weiter zu verfolgen. In jeder ausgedehnteren Totalbegebenheit muß man einige größere Theile unterſcheiden, welche Epochen genannt werden. Dieſe ſind in der Erzählung gleich den **Perioden** in einer zuſammenhängenden Schrift; ſie ſind Theile, die, obſchon mit dem Ganzen, als ſeine Beſtandtheile, genau verbunden, doch jeder für ſich ein Ganzes bilden können. Eine Epoche kann durch jede Begebenheit entſtehen, die, mit Hinſicht auf den Beſchluß der Erzählung, den nachfolgenden Begebenheiten, von denen ſie nur näher entwickelt wird, eine neue Richtung giebt. Jede Epoche muß, ſo wie das Ganze, in Anfang, Mitte und Ende und kleinere Epochen getheilt werden, und auch einzeln für ſich beſtehen können. Zu einer richtigen Eintheilung in Epochen wird erfordert, daß dieſe zum Ganzen, worunter ſie gehören, in gleichem Verhältniſſe ſtehen, aber nicht ſowohl in Anſehung der Zeitlänge, als vielmehr des Einfluſſes, den ſie auf das Ende haben.

Die poetiſche Erzählung hat auch ihre Epiſoden. Dieſe ſind eigentlich Begebenheiten, die nicht zum Ausgange mitwirken, welche aber, als zu gleicher Zeit, unter ähnlichen Umſtänden eingetroffen und von denſelben Perſonen ausgeführt worden ſind u. ſ. w., und dadurch eine Art von Verwandtſchaft mit der Hauptbegebenheit haben. Sie ſind nicht einmal in der Erdichtung ohne Einſchränkung erlaubt, ſondern nur als Zierrathen bei natürlichen Ruhepunkten anzubringen, wo ſie dem Intereſſe keinen Abbruch thun, und die Theilnahme an dem Leiden und Wirken der Handelnden nicht ſchwächen können. In einer Erzählung, die auf Glaubwürdigkeit Anſpruch macht, welche die Wahrheit und einen zuſammenhängenden Unterricht leeren Zierereien nicht aufopfern, ſogar allen Verdacht davon vermeiden will, und worin Alles der Verknüpfung untergeordnet wird, dürften ſie nur unter noch größeren Einſchränkungen erlaubt werden; Alles iſt darin vorher beſtimmt.

Aus dieſen Geſetzen für eine vollkommene Erzählung im Allgemeinen, ſie mag erdichtete oder wirkliche Begebenheiten enthalten, müſſen auch die, für die pragmatiſche Geſchichte geltenden Geſetze abgeleitet, und nur der Natur derſelben gemäß angewendet werden.

Es giebt zwei Arten von Begebenheiten: die eine beſteht aus Wirkungen nach einem blinden Naturgeſetz, das ſich in einem todten Mechanismus, in chemiſchen oder organiſchen Geſetzen äußert; die andere, aus Wirkungen nach pſychologiſchen Geſetzen, deren Bedingung Bewußtſeyn iſt, und welche wieder den Mechanismus ſowohl, als die Organiſationsgeſetze, als unmöglich zu überſchreiten, anerkennen müſſen. Einige dieſer pſychologiſchen Geſetze enthalten nur die Wirkungsarten, welche durch das bloße Gefühl und ſinnliche Vorſtellungen, durch Inſtinkt oder Gewohnheit erklärt werden können; andere im Gegentheil betreffen diejenigen Wirkungen, deren Erklärung nur durch Begriffe, als ihre Urſachen, möglich iſt. Dieſe letztere Art von Wirkungen werden Handlungen benannt, und die Begriffe, als Urſachen betrachtet, ſind Zwecke. — Sobald eine Erzählung Handlungen zum Gegenſtande hat, kann ſie die Verbindung, die zur vollkommenen Erzählung erforderlich iſt, nur durch die Vorſtellung eines Zweckes erhalten, eines Zuſtandes, welcher nach Begriffen erreicht werden ſoll, und der demjenigen entſpricht, was wir, in der Unterſuchung der Natur einer Erzählung überhaupt, ein Ende nannten.

Betrachte ich eine zuſammengeſetzte Begebenheit, ohne Rückſicht auf einen Zweck, ſo hat ſie eigentlich kein Ende, es wäre denn, daß ihr Object entweder aufgehört hätte, oder in einen unveränderlichen Zuſtand geſetzt worden wäre. In dieſer Hinſicht braucht der Zweck nicht das Ende der Totalbegebenheit auszumachen; aber er iſt doch, außer einem ſolchen Ende, das Einzige, was der Erzählung Einheit geben kann. Wenn wir die Begebenheiten nur als blinde Wirkungen, nicht als Handlungen betrachten, ſo wäre dieſes Ende hinreichend, ihnen Einheit zu geben. Uebrigens kann man hier denſelben Unterſchied zwiſchen einfacher und zuſammengeſetzter Handlung, zwiſchen Totalhandlung und ihren Theilen machen, als vorher zwiſchen einfacher, zuſammengeſetzter und Totalbegebenheit.

Aber man kann einem Zwecke nachſtreben, ohne ihn zu erreichen, weil ſo viele Kräfte in der Natur diejenige in ihrer Wirkung hindern können, durch die er Cauſalität enthält. Deſſen ungeachtet iſt doch der Zweck das Einzige, was der Totalhandlung Vollkommenheit oder Einheit geben kann. Sobald er entweder erreicht oder verfehlt, und durch eintretende Hinderniſſe ferner zu erreichen unmöglich geworden iſt, hat die Totalhandlung ein Ende, der Ausgang genannt, welches entweder glücklich oder unglücklich iſt. Sie hat dann zugleich einen Knoten, der die dem entſcheidenden Augenblicke zunächſt vorhergehenden Umſtände begreift, und eine Entwickelung, d. h. den Uebergang ſelbſt, zur Entſcheidung, zum Glück oder Unglück.

Es giebt eine Menge wichtiger Begebenheiten, die nicht als beendigt angeſehen werden können, und von welchen man ſich deswegen eben ſo wenig einen Begriff machen kann, als von ſpeciellen Urſachen, ohne den Begriff ihrer entſprechenden Wirkungen; von dergleichen Begebenheiten handelt immer die neueſte Geſchichte. Wenn jemand nur die äußerſten Umriſſe zu einem Gemälde irgend eines der neueſten verwickelten Auftritte zeichnen wollte, ſo würde er eine Menge zerſtreuter Züge vor ſich finden, die nicht zu beſtimmen und zu reihen wären. Ein zu naher Abſtand, wie ein zu entfernter, benimmt uns den rechten Gebrauch unſeres Geſichts. Und doch iſt eine philoſophiſche Erkenntniß des Letztgeſchehenen denen, die das Schickſal der Staaten lenken, gerade das Wichtigſte. Wozu frommt uns die ganze Maſſe gewebter oder erworbener Einſichten, wenn ſie unanwendbar ſind, und nur gemachte Mißgriffe aufdecken, die nicht widerrufen werden können? Die allgemeine Meinung, daß eine gleichzeitige pragmatiſche Geſchichte nicht geſchrieben werden könne, iſt nicht ohne Grund; aber man irrt ſich ohne Zweifel, wenn man behauptet, die Schuld liege an der Unmöglichkeit, hinreichende und zuverläſſige Nachrichten von einzelnen Begebenheiten zu erhalten, welche von Leidenſchaften und eigennützigen Abſichten ſo lange als möglich in Dunkel eingehüllt bleiben. Gewiß iſt es, daß nur die Zeit einzelne Triebfedern zu entdecken und den Idolen des Tags den Schleier aufzuheben vermag; aber iſt man noch nicht bekannt geworden mit den Kunſtgriffen der Cabinette, mit der Tücke und der knechtiſchen Herrſchbegierde ehrſüchtiger Günſtlinge und Volksführer, daß man, die gewöhnlichen Details ausgenommen, welche doch nicht das Wichtigſte in der Geſchichte ausmachen, nur wenig neue

Aufſchlüſſe darüber erwarten könnte? Was aber der pragmatiſchen Erzählung gleichzeitiger Begebenheiten mehr im Wege ſteht, iſt die Schwierigkeit, in Ermangelung eines Endes, richtige Geſichtspunkte aufzufinden. Keine Erzählung, die ein beſtimmtes Ende vermißt, oder die die Begebenheiten nicht auf ein gewiſſes Ziel bezieht, kann uns genügend befriedigen; und je näher ſie uns iſt, je weniger ſie als geendigt betrachtet werden kann, deſto ſchwerer läßt ſich dieſes Ziel angeben. Eine Erzählung, die von einem feſten Geſichtspunkt ausgeht, wenn auch dieſer übrigens auf der trüglichſten Hypotheſe ruhete, iſt, ſo lange ſie nicht die Thatſachen ſelbſt verkehrt, für den bloßen Leſer immer unterhaltender und lehrreicher, als die vollſtändigſte Chronik. Aber da keine zuſammengeſetzte Begebenheit, wenn ſchon von der größten Ausdehnung und durch ihr eingetroffenes Ende an ſich geſchloſſen, iſolirt ſeyn kann, weil ſie für alles, was die Zeit umfaßt, nie aufhört, entweder Wirkung oder Urſache zu ſeyn: ſo muß ſie zugleich einem Ganzen, noch nicht beendigten angehören, und folglich, als abgeſondert, nicht vollkommen ſeyn oder richtig verſtanden werden können. Es muß alſo ein Ausgang, über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus, ſo wie ein Zweck, deſſen Erreichung er bewirkt, ſogar außerhalb des in der Zeit Möglichen geſucht werden. Die Philoſophie dürfte vielleicht dieſes heller beleuchten. Wenn eine Begebenheit vollendet iſt, d. h., wenn ſie für ſich ein Ganzes ausmachen kann, ſo muß ich ſchon in den gegebenen Thatſachen ihr Ende (nicht das abſolute, ſondern das relative) finden; und wenn ſie als Handlung betrachtet wird, ſo muß ich auch aus den Thatſachen und der Kenntniß der Natur des Handelnden, ihren Zweck folgern können. Ich kann alſo eine relativ vollkommene Erzählung ausführen. Z. B. von einem Kriege, nachdem er durch den Frieden zwiſchen den ermüdeten Mächten aufgehört hat; von dem Untergange eines Staates; ich würde die Geſchichte eines Planeten geben können, wenn ich hinlängliche Nachrichten hätte von den Veränderungen, die er durchgegangen iſt, um von vernünftigen und der Vervollkommnung fähigen Weſen, die ſich da befinden mögen, bewohnt werden zu können u. ſ. w.

Aber wenn die Einheit der Begebenheit nicht durch das, was ſchon geſchehen iſt, gefunden werden mag, ſo kann ich auch nicht durch irgend eine prophetiſche Kunſt ihr Ende enträthſeln, ich müßte denn in jedem Falle eine vollkommene und für endliche Weſen unmögliche Kenntniß der ganzen Natur beſitzen. Die einzige übrig bleibende Ausflucht iſt folglich, den Wirkungen der Natur einen Zweck unterzulegen, der nicht vorſtellbar iſt, ohne ein Weſen anzunehmen, das, einem Syſtem vollkommen gemäß handelnd, als der Beherrſcher der Natur, ihr eine ſolche Einrichtung gegeben, daß ſie nach beſtimmten Geſetzen, als Mitteln, ſich von ſelbſt dieſem Zwecke annähern muß.

Es iſt nicht nur bei einer Auslegung der Natur, bei der Ausführung ihrer ſpeciellen Geſetze, daß wir uns der Endurſachen bedienen müſſen; ſondern wir müſſen auch derſelben Methode folgen, wenn wir eine zuſammenhängende Erzählung einer noch nicht geſchloſſenen, wirklichen Begebenheit aufſtellen wollen, und alle Begebenheiten können als Theile einer ſolchen angeſehen werden. Nur das Allgemeine in dieſen Geſetzen, nur was der

Begriff einer Natur erfordert, iſt in unſerm Verſtande gegeben; das Uebrige iſt ohne Erfahrung nicht einmal in der Idee vorhanden, und kann nicht durch bloß zerſtreute Wahrnehmungen den Charakter eines nothwendigen Geſetzes erhalten. Das Beſondere iſt bei uns zufällig, bis wir darin einen Zuſammenhang entdeckt haben, durch die Vergleichung mit der Vorſtellung von den Begriffen eines vernünftigen Weſens, bei welchem dieſe Begriffe Einheit und Vollkommenheit haben, dem ſie objectiv ſind, ohne ihm gegeben zu ſeyn, und für welches ſie als Zwecke von uns gedacht werden müſſen. Wir müſſen die Endurſache als die letzte anſehen, und ſie von den Naturgeſetzen unterſcheiden; jenem Weſen iſt ſie die erſte und der Inbegriff der übrigen. Aber wenn die beſondern Naturgeſetze nach einer Regel und zu einem Zwecke gegeben ſind, und wenn ſie, bei den Verſuchen, die Spuren der Natur zu verfolgen, nach dieſer Regel beurtheilt werden ſollen, ſo müſſen auch die in Zeit und Raum nach dieſen Geſetzen vollkommen beſtimmten Veränderungen und ihre Ordnung derſelben Regel folgen, um nicht den Zweck der Natur unmöglich und die ſpeciellen Geſetze unnütz oder einander entgegenwirkend zu machen. Ob die Natur wirklich in allen ihren Verrichtungen ſo beſchaffenen Geſetzen folge, bleibt für uns immer ein Geheimniß. Demnach ſind wir nicht befugt, irgend eine Wirkung der Natur nach Endurſachen zu erklären; dies muß geſchehen nach den in unſerm Verſtande gegebenen, nothwendigen Geſetzen und nach ihren ſchon bekannten Anwendungen. Wie würden wir ſonſt nicht, nach unſern einſeitigen Zwecken und unvollkommenen Kenntniſſen, der Natur Abſichten andichten, die ſie nie haben kann, und die uns daher nur irre führen und täuſchen würden? Wir dürfen dieſe Vorſtellungsart nur als eine Regel gebrauchen, ohne welche wir nicht im Stande ſind, vernünftige Unterſuchungen über das, was geſchieht, anzuſtellen.

Der äußerſte Endzweck der ganzen Natur muß ihre Uebereinſtimmung mit der eigenthümlichen Handlungsweiſe vernünftiger Weſen ſeyn, in ſofern dieſe da ſind. Sobald ich annehme, daß die Natur zu einem Zwecke da iſt, ſo muß es dieſer ſeyn, wenn nicht ihr Urheber, der vernünftig und nach Zwecken handeln muß, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſeyn ſoll; denn alle Zwecke, außer einer vernünftigen Handlungsweiſe, ſind nur zufällig, und Mittel zu andern Zwecken. Der Menſch iſt, unſeres Wiſſens, das einzige, einer vernünftigen Thätigkeit fähige Weſen, das folglich für ſich ſelbſt Zweck iſt; um ſeinetwillen muß die bekannte Natur da ſeyn. Alles, was unter der Benennung Natur vorkommen kann, ſeine eigenen Anlagen und Vermögen, müſſen nur ſeiner vernünftigen Thätigkeit wegen exiſtiren, er ſelber muß nur zu dieſem Zwecke Daſeyn haben. In ſofern der Zweck eines Weſens die Urſache ſeines Daſeyns enthält, iſt dieſer Zweck ſeine Beſtimmung. Seine Fähigkeit, dieſe Beſtimmung zu erfüllen, hängt von ſeiner Ausbildung im Allgemeinen ab, welche dann erſt vollendet iſt, wenn er jene in allen Theilen erfüllen kann. Alle ſeine Handlungen, die, mit oder ohne Bewußtſeyn eines Beſtrebens, auf dieſe vollkommene Ausbildung abzielen, ſind ſeine Fortſchritte; ſein beſtändiges Beſtreben, ſie zu befördern, iſt ſeine Verbeſſerung. Die Handlungen des Menſchen laſſen ſich aus einem doppelten Geſichtspunkte beurtheilen; entweder als ſeine eigenen Handlungen, mit Hinſicht auf ſeine Beſtimmung, oder nur als Wirkungen der Geſetze, denen er aus bloßer pſychologiſcher Naturnothwendigkeit unterworfen iſt, als in der Geſellſchaft nach einer Gemeinſchaft von Begriffen wirkend, oder als zu einem vernünftigen Geſchlechte gehörend. Der erſte Geſichtspunkt kommt der Sittenlehre zu; der letztere eigentlich der Geſchichte, die jedoch, in ſofern ſie die Begebenheiten durch die Vorſtellung eines, obgleich von den Handelnden nicht beabſichtigten, Zweckes verknüpft, in der That die Erzählung einer Handlung ausmacht.

Es iſt übrigens möglich, daß ein vernünftiges, aber eingeſchränktes Weſen, welches ſich zu gleicher Zeit als frei erkennen muß, nicht immer an ſeiner Verbeſſerung arbeite; ſeine Handlungen können vielmehr oft zu ſeiner ſittlichen Verſchlimmerung beitragen, welches auch die Erfahrung von dem Menſchen außer allen Zweifel zu ſetzen ſcheint. Wenn wir annehmen, daß die Handlungen der Menſchheit, als ein Geſchlecht betrachtet, welches, durch das noch ſchwache Band der Geſellſchaft vereinigt, unter einer Gemeinſchaft, einer gegenſeitigen Wirkſamkeit nach Begriffen, ſeine Kräfte ausübt, im Allgemeinen ihre Veredlung befördern; ſo geſchieht dies vorzüglich aus dem Grunde, weil wir auf keinem andern Wege vermeiden können, in Widerſprüche zu gerathen, wodurch mit aller vernünftigen Thätigkeit auch die ſittliche müßte unmöglich gemacht werden. In praktiſcher Rückſicht, und in ſofern unſre Ueberzeugung auf unſer Handeln einfließen muß, ſind wir folglich berechtigt, einen wirklichen Fortgang des Menſchengeſchlechts zur Veredlung anzunehmen, obgleich unſere Gründe dazu in theoretiſcher Hinſicht unzulänglich ſind. Wie ſehr wir auch eines Grundſatzes, zur Stütze irgend eines theoretiſchen oder praktiſchen Intereſſes bedürfen mögen, und ob wir auch darthun können, daß ohne deſſen Vorausſetzung alle Möglichkeit einer ſyſtematiſchen Verknüpfung der Gedanken und Handlungen aufgehoben wäre, ſo ſind wir doch nicht befugt, ſeine Gewißheit zu behaupten, ſo lange ſie nicht durch die Erfahrung beſtätigt worden, oder für die Möglichkeit derſelben überhaupt nothwendig iſt. Deſſen allen ungeachtet iſt doch die Betrachtung der Wirkſamkeit und der Schickſale der Menſchheit, in Bezug auf einen Zweck, das einzige Mittel, um ſie zu erklären, zu beurtheilen und die ungekannten Wirkungsgeſetze der menſchlichen Natur ausfindig zu machen. Es ſey nun, daß ihr Wandel nur eine Kette von Verbrechen iſt; daß ſie ſich für einige Zeit nur aus einer groben Wildheit zu erheben ſcheint, um in eine noch ſchlimmere zurückzuſinken, worin ſie endlich verharren muß; es möge die innere und äußere Natur des Menſchen ſeiner Veredlung unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſetzen: dennoch muß die Idee einer vollendeten Ausbildung jeder zuſammenhängenden Darſtellung ſeiner Handlungen und Schickſale zum Grunde liegen, und jede Erzählung davon nach einem ſolchen Geſichtspunkte eingerichtet und geordnet werden. Und würde wohl eine Nation die Erklärung wagen, man habe ihr Unrecht gethan, indem man ſie darnach beurtheilte? Wenn auch die Begebenheiten aller Jahrhunderte, und das nur ſcheinbare Fortſchreiten, den Glauben an die Möglichkeit der Verbeſſerung des Menſchen in der That allmälig aufhöbe, und den Abſtand zwiſchen ſeiner gegenwärtigen Lage und einer wahren Cultur immer mehr erweiterte, ſo hätte doch der Geſchichtſchreiber, als ſolcher, nichts dabei eingebüßt; er hätte in den Begebenheiten der Menſchheit eine große, höchſt wichtige und intereſſante Handlung mit einem unglücklichen Ausgange erblickt; aber ſeine Erzählung würde ihre Vollkommenheit behalten.

Ohne Zweifel kann wenigſtens ein Theil des Menſchengeſchlechts von ſeinem höchſten Ziele abweichen, um von der, wie es ſchien, ſchon erreichten Höhe wieder herabzufallen. Aber der Menſch kann auch, während einer gewiſſen Art des Fortſchreitens, einen bloßen Schein von Veredlung, ein Ausſehen von Vernünftigkeit annehmen, und gleichwohl ſich immer weiter davon entfernen. Man muß darum den Unterſchied zwiſchen wahrer und falſcher Cultur nie aus der Acht laſſen. Der Menſch kann einen hohen Grad von Geſchicklichkeit nur zur Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit erwerben. Er kann für den Genuß gebildet ſeyn, und unter der größten Verfeinerung der Vergnügungen, während er die Mittel ausſinnt, die erſchöpfte Reizbarkeit der Natur wieder zu erſetzen, die Künſte der Ueppigkeit und gewiſſe damit verknüpfte Wiſſenſchaften zum Gipfel der Vollkommenheit gebracht, und einen feinen, obgleich nicht edlen und reinen Geſchmack erworben haben; er kann Weichlichkeit mit der größten Thätigkeit für den Gewinnſt verbinden, und die Klugheit und Ordnung beobachten, die dieſem Zuſtande ſeine Dauer verbürgt; aber mit dem allen, zur Grauſamkeit und Ungerechtigkeit geneigt, gleichgültig gegen das Wohl des Ganzen, Alles ſeinen eigennützigen Begierden unterwerfen. Er kann gelernt haben, im Aeußern die Forderungen ſeiner Gleichen ängſtlich zu achten, und, durch das Gefühl der Nothwendigkeit ihres vortheilhaften Urtheils für ſeinen Eigennutz, in ſeinem Betragen eine äußere Anſtändigkeit zu beobachten, ihrem Wohl ſogar ſeine eigene Bequemlichkeit, eigene Vortheile zum Opfer zu bringen, — nur von einem falſchen Ehrgefühl dazu bewogen; und doch kann er nicht nur in ſeiner Seele böſe ſeyn, ſondern auch in der That durch Gewalt und Betrug Andere beleidigen; ſobald ſie nicht zu der Klaſſe gehören, deren Meinung er allein nach ſeinen Vorurtheilen ſchätzt. Er kann dabei, für eine gewiſſe bürgerliche Ordnung geſchickt, alle Cultur für das Leben im Staate zeigen, und doch, ohne moraliſche Ausbildung, nur civiliſirt ſeyn. Dieſe falſche Cultur kann an ſich eine Abweichung von der Beſtimmung der Menſchheit ſeyn, aber doch im Ganzen, obgleich ein gegenwärtiges Uebel, ſich in ein wirkliches Fortſchreiten umwandeln.

Allein, wenn man einerſeits für die Wirklichkeit dieſes Fortſchreitens der Menſchheit keine theoretiſche Beweiſe hat, ſo kann man auch, von der andern Seite, keine dagegen aufweiſen. Außerhalb dem Gebiete der Erfahrung können ſie nicht gefunden werden, da die Frage iſt von der Wirklichkeit eines Dinges außer der Vorſtellung; und die Erfahrung hat keine Beweiſe für oder wider einen Begriff, der nicht in ihr Gebiet einfällt. Die Erfahrung, um für oder wider das beſtändige Fortſchreiten des Menſchen etwas beweiſen zu können, müßte die Kenntniß der ganzen Natur, ihrer Gründung und ihres Endes enthalten: eine Kenntniß, die, als unendlich, ſich nicht von der Erfahrung erwarten läßt. Alle hiſtoriſchen Beweiſe gegen die objective Wirklichkeit einer ſolchen Idee, man mag auf die Vergangenheit oder die Gegenwart ſein Urtheil gründen, ſind alſo ungültig. Wenn man z. B. einwendet, daß es keine Nation gegeben habe, die nicht entweder zu ihrer früheren Wildheit zurückgekehrt, oder, nach einigen kraftloſen Beſtrebungen, aufgelöſet worden, oder zu einer Erniedrigung unter ihre erſte Rohheit herabgeſunken ſey; daß bei den noch lebenden Völkern, welche Zeichen einer Art von Veredlung an ſich haben, ſchon die Symptome eines ſolchen Rückfalles merkbar werden; daß diejenigen, welche noch fortſchreitend ſind, in ihrem Schooße die Keime eines künftigen unvermeidlichen Verderbniſſes tragen: wenn man aus allem dieſen den Schlußſatz folgert, daß der Eigennutz des Menſchen nicht eher entwickelt werden könne, als bis er ihn von der Höhe, wohin er ihn geführt hat, herunterzieht, ſo iſt doch ein ſolcher Schlußſatz keine Folge jener Prämiſſen. Man hat dadurch nicht dargethan, daß dieſe einzelnen Rückfälle für das Ganze nicht Fortſchritte ſind; daß nicht jede in Verderbniß verſunkene Nation auf gleiche Art, wie ein einzelner Menſch, anzuſehen iſt, der in ſeinen männlichen Jahren Eigenſchaften zeigt, welche ſeinem Alter entſtehen, und der dennoch durch ſeine Begriffe und Thaten auf die Nachwelt eine Wirkung fortpflanzt, welche zur Veredlung des Geſchlechts beiträgt. Im Gegentheil macht dieſe Einwendung jene Vermuthung noch wahrſcheinlicher, daß nämlich das Menſchengeſchlecht im Ganzen wirklich auf dem Wege ſeiner Veredlung iſt, und daß neue Nationen unaufhaltſam das Werk der vorherlebenden fortſetzen. Denn warum würde nicht der Eigennutz dieſen neuen Zuwachs bewirken, da er den erſten erzeugt hat? Sind nicht unſere Wiſſenſchaften nur eine Fortſetzung derjenigen, welche die Griechen anbauten, und dieſe Pflanzen, waren ſie ganz wild, da ſie ihren Stammort verließen? Die heutigen Regierungsverfaſſungen Europens, was ſind ſie, als eine Verbeſſerung des Lehnweſens, eine Folge der Eroberungen barbariſcher Völker auf den Gefilden civiliſirter, aber gefallener Nationen? Die weiſeſten Geſetzgeber des Alterthums konnten nie ein Mittel ausfinden, um allen Einwohnern eines Staates wenigſtens einen Grad von bürgerlicher Freiheit angedeihen zu laſſen; der größte Theil eines Volkes war ehemals nichts anderes, als das geſetzliche Eigenthum eines oder mehrerer Tyrannen. Wäre wohl die allgemeinere Verbreitung unſerer Religion möglich geweſen, wenn nicht die griechiſchen Philoſophen vorher die ſittlichen Begriffe gereinigt hätten? Während der Verfinſterung des Mittelalters wurde, in den ſchon gebildeten Begriffen, den erfundenen Künſten und neuen Bedürfniſſen, der Funke eines Lichtes, deſſen helleren Glanz der blöde Blick des Barbaren nicht hätte ertragen können, aufbewahrt, um bald neue Gegenſtände zu beleuchten. Ein neuer Zeitlauf der Verfinſterung und des Sittenverderbniſſes, wenn er unvermeidlich wäre, würde doch nicht den vorhergehenden ähnlich ſeyn; er müßte ein Alter bereiten, deſſen Aufklärung die der gebildetſten Nationen, die ehemals geweſen ſind, überträfe, weil die Begriffe nicht wie die Geſchlechter ſterben.

Ohne jene Idee würden wir zwiſchen heutigen und verfloſſenen Begebenheiten keine Verknüpfung finden, alle wirkliche Geſchichte, alle gründliche Erkenntniß unſeres gegenwärtigen Zuſtandes entbehren müſſen. Jede Periode muß durch die vorhergehende erklärt werden, und iſt wegen der folgenden da; für keine können wir einen beſondern richtigen Geſichtspunkt wählen, ohne einen gemeinſchaftlichen für alle zu haben; jener wäre ohne beſtimmten Sinn, wenn er nicht im Verhältniß zu dem allgemeinen und höchſten betrachtet würde. Wie will man von der päpſtlichen Religion und ihren Schickſalen einen richtigen Begriff erhalten, wenn man ſie nicht als das Streben der Hierarchie zu ihrem höchſten Ziele beurtheilt, und wie könnte man dies beſtimmen und würdigen, wenn man es nicht im Verhältniß zu einer wahren Religion, zur Anlage des Menſchen für die Religion, und wie dieſe ſich zu ſeiner Beſtimmung verhält, betrachtet? Nicht einmal die Geſchichte einzelner Nationen könnte ſonſt begreiflich und zuſammenhängend werden. Iſt nicht die Geſchichte Palmyra's ein Theil der Geſchichte des Handels? Und wenn es ſonſt nie, als durch ſeine Ruinen, durch den Ruf ſeines ehemaligen Glanzes, in einige Verbindung mit den Nachforſchungen über andre berühmte Staaten gekommen wäre, wie würden ſeine Schickſale vorgeſtellt werden können, wenn nicht als Fortſchritte zu irgend einer Cultur? Und dieſe, könnte man ſie anders, als durch eine moraliſche Cultur zur Vervollkommnung begreifen und beurtheilen? Auf ein Abſolutes müſſen am Ende alle unſere Erkenntniſſe ſich gründen, könnte es auch nirgends, als im Gedanken gefunden werden.

V.

Von der hiſtoriſchen Arbeit
und
vom Urtheil über dieſelbe.

1803.

Von der hiſtoriſchen Arbeit
und
vom Urtheil über dieſelbe.

1803.

Man hat in den neuern Zeiten durch das Lob, welches man beliebten Geſchichtſchreibern gab, häufig ſolche Eigenſchaften an ihnen geprieſen, welche ihnen fremd ſeyn ſollten; woraus ſich dann ergiebt, wie weit wir an Theorie und Muſter in der Hiſtorie zurück ſeyn müſſen.

In das Weſen derſelben muß man tiefer hineingehen, um die Nichtigkeit der gewöhnlichen Urtheile neuerer Zeit über die Geſchichtſchreiber zu beweiſen.

Urſprünglich hat der Hiſtoriker nichts, als die *bloße Notiz*, d. h. ein ſolches, was bloß ſeinem Gedächtniß gegeben wird, was er durch keine Operation ſeines Geiſtes ſich nur im geringſten eigen gemacht hat, und wovon er alſo auch nicht auf das fernſte behaupten kann, daß er es wiſſe. Sobald er dies von dem Ueberlieferten ſagen darf, iſt die Notiz zur *Thatſache* geworden. Jene iſt ein **Gegebenes**, dieſe iſt ein Ge-

machtes, und deshalb iſt erlaubt, zu ſagen, daß die Thatſachen im Hiſtoriker exiſtiren.

Um zu dem Range derſelben die Notiz zu erheben, muß nothwendig unterſucht werden, wie die Beſchaffenheit war, in welcher ſie dem Gedächtniß überliefert wurde, und wie ſie dieſelbe erhielt? Hiermit beginnt das *kritiſche* Geſchäft in ſeiner *unterſten Sphäre*.

Dann muß aufgelauſcht werden, welches Bild, und warum ein ſolches die geprüfte Notiz in uns erwecke? Dadurch gewinnen wir ihren beſtimmten Inhalt, wodurch ſie ſich von allen andern Notizen unterſcheidet, ſie bekommt gleichſam *Perſönlichkeit*, und wird *Thatſache*. Ein herrliches Wort zur Bezeichnung der Grundoperationen des Hiſtorikers, denn es zeigt an, daß eine *Sache* zu unſrer *That* geworden iſt, ein Gegebenes von uns gemacht wurde.

„Aber, wird man entgegnen, wer bürgt uns dafür, daß dieſe Thatſache wahr ſey? Eine Notiz kann ja in hundert verſchiedenenen Gemüthern auch ein hundertfach verſchiedenes Bild abwerfen. So bekommen wir vielleicht, ſtatt eines einzigen Geſchehenen, hundert Thatſachen, und mit der Wahrheit, durch welche die Geſchichte doch einzig was werth iſt, wird nach Belieben gewürfelt, wie es denn auch nicht anders kommen konnte, wenn man den ſchönen Grundſatz hegt, daß die Thatſachen in den Hiſtorikern exiſtiren?“

Solchem Einwurfe wird damit begegnet, daß derjenige, welcher die Notiz in Thatſache verwandelt, nicht nach Laune verfahren dürfe, ſondern nach allgemeinen Geſetzen die todte Notiz und das Leben, was er ihr einhaucht, nothwendig berechnen müſſe; daß er wenigſtens während dieſer Operation ſich alles Individuellen entäußern, ſich ſelbſt zur Anſchauung bringen, und das Objective ergreifen werde. Auf welche andere Art iſt es möglich, hiſtoriſche Wahrheit zu gewinnen? Nur die reine Speculation kann auf einem andern Wege zu dem Wahren gelangen.

Nachdem mehrere Thatſachen hervorgebracht ſind, beginnt die *höhere Kritik* ihr Geſchäft, indem ſie das Verhältniß der Thatſachen gegen einander berechnet. Aus ſolcher Berechnung entſteht ein *Reſultat*, welches ſchlechterdings wieder eine Thatſache iſt. Ein neues Licht kann aus ſolchen Reſultaten auf die einzelne Thatſache fallen; aber nie können ſie dieſelbe als unwahr vernichten, denn ſie würden in dem Augenblicke ihren eigenen Grund zerſtören.

Indem die Reſultate immer wieder als einzelne Thatſachen betrachtet werden müſſen, ſo läßt ſich von der Geſchichte ein ewig nothwendiges Gebäude zu einer unbeſtimmbaren Höhe errichten.

So groß und umfaſſend das bis zu dieſem Punkt beſchriebene Geſchäft des Hiſtorikers iſt, ſo philoſophiſchen Tiefſinn, ſo viel Selbſtüberwindung, ſo ein geläutertes Ich und ſo nie ermüdende Gelehrſamkeit er ſein Eigenthum nennen muß, um nur bis zu dieſem Punkt ſeine Arbeit zu vollenden: hat er doch im Grunde in derſelben noch nichts Hiſtoriſches geliefert. Die Geſchichte war freilich ſein Gegenſtand; aber ſein Geſchäft war literäriſch und philoſophiſch. Erſt von der Kunſt empfängt er das Diplom des Hiſtorikers.

Durch jene Vorarbeiten kann man eine tiefe Einſicht in die Hiſtorie erhalten; aber das Geſchehene will nicht bloß zerlegt und beurtheilt ſeyn, ſondern es will durch die Anſchauung als ein Gegenwärtiges auf uns wirken: in der Geſchichte giebt es nichts Todtes, ſondern nur ewiges Leben.

Dieſe Forderung des Geſchehenen iſt an die hiſtoriſche Kunſt gerichtet. Sie muß daher zuerſt die Macht beſitzen, Thatſachen zur Anſchauung zu bringen.

Indem ſie dies thun will, giebt ſie nothwendig einen Standpunkt. Der Begriff vom Standpunkte für die Anſchauung von Thatſachen bringt mit ſich, daß eine beſtimmte Zahl derſelben überſchaut werden ſolle. Sie müſſen daher ein geſchloſſenes Ganzes ausmachen. Die Wahl der Thatſachen, welche daſſelbe bilden ſollen, beruht in ihrer Beziehung auf einander, welche ſchon früher ausgemittelt iſt.

Ferner muß ſolcher Standpunkt innerhalb dieſes Ganzen liegen; denn läge er außerhalb deſſelben, ſo gäbe er ja auch Ausſichten auf fremdartige Thatſachen, und würde die Anſchauung ſtören. Ueberdies kann er nichts ſeyn, als das höchſte Reſultat einer beſtimmten Menge von Thatſachen, iſt alſo ſelbſt eine Thatſache, welche auf denſelben ruhet, und mithin nothwendig zu dem Ganzen gehört, welches ſie bilden.

Dieſes Geſchäft der hiſtoriſchen Kunſt, von einem Standpunkte aus, irgend eine Zahl von Thatſachen als ein Ganzes zur Anſchauung zu bringen, heißt die Darſtellung des Geſchehenen oder die Geſchichtſchreibung. In ſolcher wird jenes Geſchäft ununterbrochen vollbracht, weil ein größeres Ganzes nur aus vielen kleineren beſtehen kann, die ſich in einander fugen.

Alles wird daher in der Geſchichtſchreibung als ein Nothwendiges aufgeſtellt. Durch die Beimiſchung irgend eines Fremdartigen wird ſie unmöglich. In einem in ſich vollendeten Reihen treten die Thatſachen vor unſre Anſchauung, und ſchreien Wehe über den Hiſtoriker, der ſich ſelbſt unter ſie drängt, und in dem Augenblick ſein Prieſterthum verliert. Er müßte, wenn er ſich in ſeinem Werke zeigen dürfte, ja ſelbſt als Thatſache nothwendig zu den dargeſtellten Thatſachen gehören, und wie hätte er dann das Ganze derſelben ſchaffen können?

Man kann nichts Tieferes über die Geſchichte ſagen, als daß es Hiſtorie, aber keine Hiſtoriker geben ſolle.

Von dieſer idealen Reinheit der Geſchichtſchreibung haben wir kein Beiſpiel in ganzen Werken, wohl aber in einzelnen

Theilen, und ſchon daraus ergiebt ſich ein Erfahrungsbeweis, daß ſie nichts Unmögliches ſey; eine Sache, die überhaupt derjenige nicht bezweifelt, dem die Speculation nicht verſchloſſen iſt, oder, was einerlei, der denkt im höheren Sinne.

Das höchſte hiſtoriſche Werk wäre die Darſtellung alles Geſchehenen. Gott mag es ſchreiben. Er allein hätte auch das Recht, als Geſchichtſchreiber in ſeinem Werke ſelbſt mit zu erſcheinen, da er die höchſte Thatſache, und Schöpfer derſelben zugleich iſt.

Wir ſtellen bloß dar, indem wir die Endlichkeit in dieſen und jenen Kreis ziehen. Nur iſt ſicher derjenige der größte Geſchichtſchreiber, welcher die längſte Reihe von Thatſachen uns als ein Ganzes zur Anſchauung bringt. Die ſogenannte Weltgeſchichte bietet alſo unſtreitig den höchſten Kranz dar.

Endlich noch ein Wort über das Verhältniß der hiſtoriſchen Wahrheit zur hiſtoriſchen Darſtellung. Jene kann nichts anderes ſeyn, als die eigenthümliche Beſchaffenheit des Geſchehenen. Da nun die Thatſache nichts iſt, als die geprüfte Notiz, nach ihrem eigenthümlichen Inhalt gedacht, da ferner die hiſtoriſche Darſtellung nichts iſt, als die möglich gemachte und verliehene Anſchauung von Thatſachen, wie von einem Ganzen, alſo nothwendig auch nach ihren Eigenthümlichkeiten, ſo iſt offenbar, daß ſie auch die verliehene Anſchauung der hiſtoriſchen Wahrheit ſey. Die tadelloſeſte Darſtellung iſt zugleich die wahrſte, und nur wo ſie fehlerhaft wird, fühlt ſich die hiſtoriſche Wahrheit in Schatten geſtellt, oder gar gemißhandelt.

Nach dieſer Erläuterung über das Weſen der hiſtoriſchen Arbeit vermögen wir die Flachheit und Widerſinnigkeit der meiſten Urtheile neuerer Zeit über Geſchichte und Geſchichtſchreiber darzuthun.

Erſtens. Man glaubt einen Geſchichtſchreiber zu loben, wenn man ihn *philoſophiſch*, und zu tadeln, wenn man ihn *poetiſch* nennt. Allein er ſoll nichts von beiden, ſondern nur *hiſtoriſch* ſeyn.

Die Philoſophie bedeutet uns die reine Speculation, welche durch ſich ſelbſt die Welt bauet, und, wohin ſie ſich auch wenden mag, doch immer nur in ihrem reinen Lichte lebt. In ihrem Gebiete iſt urſprünglich nichts ideal, nichts real, ſie kann dieſen Unterſchied gar nicht als weſentlich faſſen; denn dieſe Trennung kann in dem Ewigen nicht vorgehen, und ſie kennt nichts als das Ewige. Eben ſo wenig iſt in ihr ein Unterſchied von Formen und Gehalt: jene ſind für ſie zugleich dieſer. Das Wiſſen an ſich iſt einzig ihr Eigenthum; aber ſie hat damit Alles. Wie ſie auch die Ideenwelt eintheilen mag, immer beſchäftigt ſie ſich nur mit dem reinen Wiſſen; und ſie kennt nichts Gegebenes, denn ſie hat Alles, was iſt, erſchaffen. Sie hat Einen Punkt, von welchem aus unverſiegbar das abſolute Leben ſtrömt.

Nur der Geiſt der Speculation denkt im höheren Sinne des Worts, und im ſtrengſten Sinne deſſelben nur derjenige, welcher jenen Einen Punkt immer gegenwärtig hat, wenn er auch untergeordnete Ideen ausſpricht, welcher mit Einer Idee immer das ganze Wiſſen greift, und es nicht bloß durch Schlüſſe weiß, daß dieſe und jene Ideen wirklich noch vorhanden ſeyn müſſen, eben weil es die vorzüglich herausgehobene ſey.

Ganz unabhängig von dem reinen Wiſſen, alſo auch von der Speculation, iſt die bloße Notiz, ein Gegebenes, empfangen von einem menſchlichen Vermögen, dem Gedächtniß.

Sobald ſie zu etwas Weiterem werden ſoll, müſſen freilich andere Vermögen des Menſchen thätig werden, es muß jene Operation vorgehen, wodurch man etwas weiß. Die gewöhnliche Kraft, die beim Wiſſen thätig iſt, oder der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand, möchte anfänglich dazu nur in Anſpruch genommen werden. Allein er kann, da er doch ohne deutliche Einſicht in die allgemeinen Geſetze des Wiſſens ſein Werk vollbringt, nie mit voller Sicherheit handeln. So ergiebt ſich, daß ſchon die Verwandlung der Notiz in eine Thatſache nur durch Beihülfe der Speculation vollendet und auf unangreifbare Weiſe vollbracht werden könne. Ihr Einfluß wird immer größer, je höher die Arbeit über das Geſchehene, die Vorarbeiten für die Geſchichte ſteigen, bis der Moment der Geſchichtſchreibung oder das eigentliche Geſchäft des Hiſtorikers anfängt.

Wenn ſchon bei alle dem, was ihm überliefert werden muß, die Philoſophie nicht entbehrt werden konnte, ſo iſt ſie ihm unentbehrlich für die weſentliche hiſtoriſche Arbeit; denn die Geſetze, nach welchen er das Wiſſen von einem Geſchehenen, nach welchen er Thatſachen zur Anſchauung bringt, woher ſoll er ſie nehmen, als aus dem Wiſſen überhaupt? Man möchte ſagen, daß er, kraft ſeiner Naturbeſtimmung, für die hiſtoriſche Arbeit dieſe Geſetze in ſich trage, daß er deshalb nicht erſt der Speculation bedürfe, welche dem Geiſte ſeines Geſchäftes heterogen ſey. Allein, ſo gewiß es iſt, daß dieſer Inſtinkt, denn das iſt es ja eigentlich, worauf man ſich bei dieſem Einwurf beruft, nie durch die Speculation da erſetzt werden kann, wo er fehlt: ſo ſicher vermag er, auch in ſeiner höchſten Kraft nicht, hiſtoriſche Wahrheit, alſo auch Darſtellung derſelben, oder überhaupt Hiſtorie, bis zur unbeſtreitbaren Evidenz zu bringen, wenn er nicht die Geſetze der Nothwendigkeit, die allem Geſchehenen zum Grunde liegen, hinlänglich begriffen, alſo im reinen Wiſſen oder in der Speculation ſich orientirt hat. Schlechterdings ſteht alſo der Philoſophie die Geſetzgebung über die Hiſtorie zu.

Wen bei ſolcher Behauptung eine Beſorgniß für das Heil der Hiſtorie anwandelt, der hat alles bisher Geſagte nicht verſtanden, und weiß überhaupt nicht, wie es ſich verhält mit Begründung der Kunſt und Wiſſenſchaft. Es leugnet niemand, welcher denſelben obliegt, daß er dabei nach Geſetzen verfahre. Dieſe weiß er alſo, und wie ſonſt, als vermittelſt der Regel alles Wiſſens und der ſpeculativen Lehre von demſelben, welche mit Recht die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften genannt wird?

Wir vergeben, bei dieſer Anerkennung der Gewalt der Speculation, ſo wenig der Geſchichte, daß dieſe eben dadurch, wenn man ſolcher Gewalt ihren ganzen Einfluß einräumt, auch ihr ſicheres und ganzes Gebiet gewinnet. Dieſes hat die Notiz zu einem rohen, unverrückbaren Grenzſteine, und alle Speculation wird bei dem Geſchäft des Hiſtorikers nur angewandt, um der Notiz, dem Gegebenen, die vollſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, um die hiſtoriſche Wahrheit zur Anſchauung zu bringen. Es giebt daher keinen widerſinnigeren Ausdruck, als den einer Geſchichte a priori. Allerdings könnte ein Philoſoph bloß vom Standpunkte der Speculation, ohne irgend eine Notiz von vergangenen Zeiten, darthun, was in denſelben nothwendig geſchehen ſey, ſo wie er der Zukunft vorgreifen und beſtimmen kann, was in ihr nothwendig geſchehen wird. Aber eben dies letzte erinnert ſchon, wie das Geſchehene von ihm genommen ſey. Eine ſolche Arbeit bliebe immer nur Philoſophie, und enthielte im Grunde nichts, als die Geſetze des Geſchehenen in ihrer allgemeinen fortſchreitenden Offenbarung. Die Millionen von Bedingungen aber, unter welchen dieſe geſchah, laſſen ſich nicht aus der Speculation ableiten, und der Philoſoph wird über ſie ſtets im Dunkeln bleiben, wenn er nicht die Notiz aus der Hiſtorie holt. Dagegen kann nicht geleugnet werden, daß ein ſolches Werk der Speculation, über die Offenbarung der Geſetze des Geſchehenen in gewiſſer Zeitfolge, von großem Nutzen für den Hiſtoriker, und beſonders bei umfaſſender Geſchichtſchreibung leitend ſeyn könne. Vorzüglich mögte dieſes der Fall bei der ſogenannten Weltgeſchichte ſeyn, welche in ihrer höchſten Thatſache oder ihrem Reſultat ſchlechterdings mit dem Satz zuſammentreffen müßte, welchen die Speculation a priori als höchſtes Geſetz alles Geſchehenen in dem beſchriebenen Werke aufſtellen würde.

Aus allem Bisherigen ergiebt ſich alſo, daß der Hiſtoriker allerdings Philoſoph ſeyn muß, um ſeine Vorarbeit, wo der

Stoff geläutert wird, mit Sicherheit zu vollbringen, und um die Geſetze der Geſchichtſchreibung, ſeiner Kunſt, durch welche er eigentlich erſt Hiſtoriker wird, durchaus zu kennen.

Durch dieſe Kunſt ſollte er ein Gegebenes, das er freilich nachher gemacht hat, aber doch nur, um es als ein Gegebenes zu begreifen, wie ein Gegenwärtiges zur Anſchauung bringen. Alles Philoſophiren aber zerſtört die Anſchauung, weil es immer auflöſet und kein Ganzes duldet. Wenn der Hiſtoriker, als ſolcher, noch philoſophiſch iſt, ſo richtet er ſich ſelbſt zu Grunde. Ueberdies kann man nicht philoſophiren, ohne ſelbſt thätig zu erſcheinen: eine Handlung wird dabei vernehmbar nach der andern vollbracht. Da nun durch die Geſchichte die Thatſachen ſelbſt als ein Gegenwärtiges uns anſprechen ſollen, ohne daß wir gewahr werden, ein Dritter ſey der Vermittler zwiſchen ihnen und uns, ſo folgt auch daraus, daß der Geſchichtſchreiber nicht philoſophiſch ſeyn dürfe.

Wenn die Philoſophie die ganze Welt aus reiner Machtvollkommenheit erbauet, und der Hiſtorie obliegt, in dem unter gewiſſen Bedingungen Gegebenen die Welt zu finden, indem ſie dieſelbe erfindet, und durch ihre Kunſt zur Anſchauung zu bringen; wenn alſo die Welt, wie ſie der Speculation abſolut angehört, von der Hiſtorie in ihrer bedingten Nothwendigkeit oder als Erſcheinung dargeſtellt wird: ſo ſcheint durch dieſes doppelte Geſchäft alles, was der menſchliche Geiſt irgend vollbringen kann, gänzlich erſchöpft zu ſeyn. Allein es ſcheint nur ſo, denn es läßt ſich ein Drittes ausmitteln.

Wir haben ſchlechterdings die Freiheit und das Vermögen, die abſolute Welt der Speculation, in bedingten Erſcheinungen, worüber keine Notiz vorhanden iſt, darzuſtellen, ſo daß wir ein Geſchehenes erdichten, und als ein Gegenwärtiges zur Anſchauung bringen. Die Arbeit dieſes Vermögens iſt die Poeſie, aus deren Natur ſich ſogleich ergiebt, daß ſie, in Vergleich mit Philoſophie und Hiſtorie, als ein Spiel betrachtet werden könne.

Bei der Speculation entſteht uns die Wirklichkeit, welche uns in der Notiz gegeben wird; die Hiſtorie bleibt, wenn ſie gleich die Thatſachen macht, doch an die Notiz gebunden, und iſt ſelten mit einem ſolchen Reichthum von Notizen begabt, daß ſie mit Freiheit ihre Kunſt ausüben kann. Die Poeſie aber ergreift den Tiefſinn der Speculation in einer Wirklichkeit, welche ſie ſelbſt auch in den letzten Elementen erſchaffen hat.

Eben darum, weil ſie ein Werk vor uns bringt, das ſie nicht durch die Nothwendigkeit der Speculation, nicht durch das Daſeyn des Gegebenen rechtfertigen kann, iſt ſie verpflichtet, durch den höchſten Reiz, der ihm einwohne, es ſelbſt, und ſich, als Schöpferin, zu rechtfertigen. Aus dieſem Geſetze laſſen ſich alle übrige für den Dichter ableiten.

In denſelben liegt, wie er freilich ſich hüten müſſe, daran beſtimmt zu erinnern, daß er ſich auf keine Autorität der Notiz ſtütze, daß er keine gegebene Wirklichkeit darſtelle; aber bloß weil ſein Werk an Reiz dadurch verlieren würde. Darum kann auch die Täuſchung von einer gegebenen Wirklichkeit im Gedicht höhern Rückſichten aufgeopfert werden. Sie iſt in denſelben immer nur Mittel, da hingegen dem Hiſtoriker die gegebene Wahrheit das Heiligſte und Höchſte, Zweck an ſich, unverrückt bleiben ſoll.

Der Dichter darf auch, wenn ſeine Darſtellung dadurch an Reiz gewinnen kann, im Gegenſatz vom Geſchichtſchreiber, ſeine Perſon hineinmiſchen, und ſo auf das äußerſte verſuchen, ob er ſeine Leſer und Zuhörer in der Täuſchung erhalten könne, daß eine gegebene Wirklichkeit vor ihnen walte; und er iſt ſeiner Sache gewiß, wenn er ſie gänzlich hinreißt. Im Drama und Epos, die ſich am meiſten der Geſchichte nähern, iſt eben deshalb ein ſolcher Verſuch auch das gefährlichſte Wagniß.

Aus ſolcher Grundverſchiedenheit zwiſchen Poeſie und Hiſtorie ergiebt ſich zur Genüge, daß der Geſchichtſchreiber nicht poetiſch ſeyn dürfe. Er könnte dadurch in den Verdacht gerathen, als ob er der Anmuth die gegebene Wahrheit aufopfre. An ihm ſoll alles bedeuten, daß nur dieſe erſcheine, ohne irgend eine Zuthat. Er ſoll in der Geſchichte ganz untergehen, alſo nur hiſtoriſch ſeyn.

Uebrigens iſt damit am allerwenigſten geſagt, daß derjenige, welcher als Geſchichtſchreiber handeln will, nicht ein Poet ſeyn müſſe. Er erſchafft gleichfalls, um die Notiz zur Thatſache zu machen; und um ſie zur Anſchauung zu bringen, bedarf er ganz der Kunſt des Poeten. Ueberhaupt durchdringt ſich wechſelſeitig der dreifache Genius des Menſchen, der philoſophiſche, poetiſche und hiſtoriſche, und wenigſtens dieſer letzte exiſtirt gar nicht, ohne die beiden erſten in ſich zu vereinigen.

Zweitens. Man preiſet oft die Geſchichtſchreibung eines Hiſtorikers, und tadelt ihn als Geſchichtforſcher; und doch iſt ſchlechterdings unmöglich, daß jene von dem vollendet geſchehe, welcher nicht, als dieſer, unbedingtes Lob verdient.

Wir haben geſehen, daß die zwiefache Arbeit des Hiſtorikers, inſofern ſie die Geſchichte unterſucht, und inſofern ſie dieſelbe darſtellt, oder Geſchichte ſelbſt iſt (eigentliche Hiſtorie oder Hiſtorie als Kunſt), zuletzt in der Notiz ſchlechterdings ihren Grund hat, um deſſentwillen ſie einzig vollbracht wird. Auf welche Art will nun derjenige, welcher die Notiz nicht geprüft, aus ihr die Thatſache gemacht, und wiederum die Thatſachen in ihren nothwendigen Beziehungen gemeſſen oder Reſultate geſchaffen hat, die Thatſachen gewinnen, die er als Geſchichtſchreiber in einem Ganzen zur Anſchauung bringen will? oder, in jenem Bemühen ſey er nachläſſig und unglücklich geweſen, daß er alſo die gegebene Wahrheit, alſo auch die Thatſachen, nicht gänzlich ausgemittelt habe: wie ſoll die hiſtoriſche Wahrheit in voller Klarheit aus ſeiner Darſtellung hervorleuchten? und wie ſoll dieſe, da wir bewieſen haben, daß die vollkommenſte hiſtoriſche Darſtellung auch die wahrſte ſeyn müſſe, ihre Vollendung erhalten?

Man mögte hier einwenden, daß die Arbeit des Geſchichtforſchers und Geſchichtſchreibers an zwei Parteien vertheilt werden, und wenigſtens zu jener ſogar viele Geiſter beitragen könnten, ſo daß das eigentliche hiſtoriſche Genie die Thatſachen geläutert erhielte, und durch die ungeheuren Arbeiten der Geſchichtforſchung ſein Feuer nicht zu erſticken brauchte.

Um auf dieſen Einwurf einzugehen, müßte man annehmen, daß der Geſchichtſchreiber an die Urheber der Vorarbeiten, deren er bedarf, gänzlich glaube, oder daß er durch hinreichende Unterſuchung dieſelben prüfe. Jener Glaube iſt überhaupt ein Verbrechen im Reich der Wiſſenſchaften; und wie könnte mit ihm jene Sicherheit beſtehen, deren der Künſtler bei ſeinem Werke bedarf? Dieſe Unterſuchung aber würde gänzlich zuſammenfallen mit einer eigenthümlich angeſtellten Geſchichtforſchung.

So ergiebt ſich, daß es ſchlechterdings unmöglich ſey, da Geſchichtſchreiber zu ſeyn, wo man nicht die hiſtoriſchen Vorarbeiten ſelbſt vollbracht hat. Auch ließe ſich, ſelbſt ohne dieſe Unmöglichkeit, ſchwerlich vermuthen, daß ein Geſchichtſchreiber die Thatſachen, welche er nicht ſelbſt durch die Forſchung hervorgebracht hätte, vollkommen genug durchſchauen würde, um eine befriedigende, d. h. durchaus wahre und ſchöne Darſtellung derſelben liefern zu können.

Was hier über die Trennung zwiſchen Geſchichtſchreiber und Geſchichtforſcher geſagt iſt, trifft auch andere Unterſchiede, die man zu machen pflegt, z. B. zwiſchen dem gründlichen und ſchönen Geſchichtſchreiber; Unterſchiede, die allerdings auf verſchiedenen Begriffen beruhen und verſchiedenartige Eigenſchaften bezeichnen, aber ſchlechterdings unſtatthaft ſind, ſobald eine Iſolirung dieſer Eigenſchaften in verſchiedenen Hiſtorikern darunter gedacht wird. Welcher die Wahrheit ergreift und darſtellt, der Geſchichtſchreiber iſt gründlich und ſchön. Er kann dieſes nicht ſeyn, ohne jenes, und nicht gründlich ohne ſchön zu ſeyn; denn, hat der Hiſtoriker auch noch ſo gründliche Vorarbeiten zu Stande gebracht, ſo iſt er darum noch kein gründlicher Geſchichtſchreiber.

Drittens. Eine Menge nichtsſagender Urtheile über hiſtoriſche Schriften hat ihren Urſprung daher, weil man fälſchlich vorausſetzt, daß in allen Arbeiten über die Geſchichte ein hiſtoriſcher Vortrag ſeyn müſſe.

Es iſt gezeigt worden, daß die Hiſtorie, ſo weit ſie formal von anderer Wiſſenſchaft und Kunſt geſchieden ſey, nur mit der Geſchichtſchreibung beginne, und als Kunſt ihre beſondern Geſetze habe, daß hingegen alles Geſchäft, die Thatſachen für die Darſtellung hervorzubringen, einer weſentlich andern Natur ſey, wiewohl es für die That von ihr nicht getrennt werden könne. Der Vortrag für dieſes Geſchäft muß daher ſchlechterdings auch von anderer Beſchaffenheit, und kann unmöglich hiſtoriſch ſeyn, der Styl einer Kunſt. Er iſt der Regel nach didaktiſch, kann aber in verſchiedenen Formen wechſeln, je nachdem der Geſchichtforſcher an den Eindrücken, welche er bei der Arbeit erfährt, mehr oder weniger Theil nehmen läßt, und ſich ſelbſt in ſeinem Laboratorium beſchreibt.

Daß man faſt ununterbrochen dieſen doppelten, ſich einander entgegengeſetzten Vortrag, mit dem Namen des hiſtoriſchen bezeichnete und nach einerlei Geſetzen richtete, dazu verführten vorzüglich folgende Umſtände.

Ueber viele Partieen der Geſchichte haben wir bei weitem nicht Notizen genug, um die Maſſe von Thatſachen hervorzubringen, ohne welche eine Geſchichtſchreibung nicht entſtehen kann.

Da bleibt dann nichts übrig, als die Notizen wie Spreu umher fliegen zu laſſen, daß ſie das Gegentheil eines Ganzen ſind, oder ſie durch eine Hypotheſe zu demſelben zu verbinden. Allein in der Geſchichtſchreibung, wo die Nothwendigkeit herrſcht, kann keine Hypotheſe geduldet werden: nur der Geſchichtforſcher darf ſie beliebig handhaben, und kann ſelbſt einen glücklichen Gebrauch für die hiſtoriſche Wahrheit von ihr machen. Er ſchafft dann bisweilen ein geiſtvolles Ganzes, welches wenigſtens Conſequenz unter Vorausſetzungen hat, wenn gleich nicht die Nothwendigkeit eines Ganzen der Kunſt, womit jene inzwiſchen leicht verwechſelt wird.

Ferner ſind viele hiſtoriſche Werke bloß deshalb, weil ihre Gegenſtände unter einem allgemeinen Namen begriffen werden, als ein Werk zu betrachten. Zum Theil iſt ihr Stoff ſelbſt verſchiedenartig, zum Theil ſind die Notizen dort reichlich und hier karg überliefert, ſo daß ihre Verfaſſer bald den Geſchichtſchreiber, bald den Geſchichtforſcher öffentlich machen müſſen, und dieſen wohl gar in allen ſeinen Abſtufungen. Dennoch fällt man über den Vortrag in ſolchen Werken ein allgemeines Urtheil, und wirft den hiſtoriſchen und den unhiſtoriſchen unter dieſelben kritiſchen Geſetze.

Endlich ſind die Hiſtoriker an ſolchem Unheil des Urtheils in großer Menge ſelbſt ſchuld, vorzüglich in den ſo eben beſchriebenen Werken. Einige faſſen irgend einen praktiſchen Geſichtspunkt, von welchem aus ſie ihren Stoff ordnen wollen, und richten dadurch ſchon die wahre Kunſt, die ächte Geſchichtſchreibung zu Grunde. Andere haben überhaupt keine Idee bei ihrer

Arbeit, und glauben für die Hiſtorie genug zu thun, wenn ſie mitunter darſtellend werden, mitunter das rohe Material liefern, und wohl gar noch literariſche Gelehrſamkeit über die Quellen hinzumiſchen. Ueber ein ſolches Gebröde muß nun der Leſer ſich ein Urtheil ausmitteln, wiewohl ſogar der Geweihete der Kunſt Mühe haben würde, das verſchiedenartige Gemiſch in ſeinen Theilen zu unterſcheiden, zumal wenn es ein großer Geiſt iſt, der da gebraut, und über widerſprechenden Vortrag wohl einen gleichartigen Glanz ſeines eigenthümlichen Genius gezogen hat.

Inzwiſchen iſt es Pflicht, hier zu bemerken, daß es den Geſchichtſchreibern aus unſern Jahrhunderten unendlich ſchwer gemacht iſt, ein reines Werk der Geſchichtſchreibung zu liefern. Gewöhnlich betrifft ihre Arbeit ferne Zeiten. Aus Urkunden und ſchlechten Nachrichten ſollen ſie den Stoff zuſammenbringen, ſollen ihm ein Leben einhauchen, das er einſt in ſeiner eigenthümlichen Welt hatte, ſollen ſeine Geſtalten unſerer Anſchauung darſtellen. Wie leicht iſt da zu verzeihen, wenn ſie die Reinheit des Kunſtwerkes verletzen, und von ihrer unſäglichen Arbeit etwas durchblicken laſſen. Und wie viel leichter ward die Geſchichtſchreibung den Alten, welche größtentheils das kaum Angeſchaute wieder zur Anſchauung brachten!

Ununterbrochene Selbſtüberwindung jeder Art darf den neueren Geſchichtſchreibern bis zum letzten Moment ihrer Arbeit nicht ausgehen. Ihr Herrlichſtes können ſie noch wieder zerſtören, wenn ſie der Luſt nicht widerſtreben, der Darſtellung irgend etwas von dem beizumiſchen, wodurch ſie möglich wurde. Je reiner jene iſt, um ſo mehr wird man es ihnen aber Dank wiſſen, wenn ſie abgeſondert auch ihre Forſchung geben.

Fünftens. Man preiſet hin und wieder die Originalität an einem Geſchichtſchreiber; allein ſie iſt ſchlechterdings ein Fehler.

Bei dieſer Behauptung wird angenommen, daß unter der geprieſenen Originalität nichts anders, als die eigenthümliche, in beſonderer Form auffallend ſtark ausgeſprochene Gemüthsart eines Schriftſtellers verſtanden ſey.

Solche Eigenſchaft von Autoren iſt oft ein Zeichen von Genialität, kann durch-anmuthige Eindrücke hinreißen, und wird immer, auch wenn ſie widrige macht, der ſeichten Bewunderer eine Menge finden. Auch der Geſchichtſchreiber kann durch ſie vielfache Wirkung hervorbringen. Nur erhabenen Seelen liegt an der reinen Wahrheit. Manche umfaſſen die der Speculation wohl noch mit Liebe, allein für die gegebene, welche die Vergangenheit zur Gegenwart macht, blüht ſelten ein zartes Gefühl. Im Allgemeinen will man wohl wiſſen, was vor Zeiten geſchehen ſey; allein ob die Individualität, welche in Erſcheinungen vor Jahrhunderten waltete, etwas mehr oder weniger gegriffen und dargeſtellt ſey, darum ſcheint man nicht Sorge zu tragen. Vielmehr gefällt, wenn ein Geſchichtſchreiber, wie der zudringliche Aufſeher einer Gallerie, ſein Urtheil den Zuſchauern leihet. Spricht er mit einem originellen Gemüth, und ſtellt alſo ſich in den Begebenheiten dar: ſo werden die Hörer in einem Wahn hingeriſſen, als ob ſie, indem ſie an ihm Theil nehmen, lebendigen Sinn für die Geſchichte hegten.

Was ſolche Originalität am Geſchichtſchreiber werth ſey, entſcheidet der hinlänglich begründete Ausſpruch, daß derſelbe ganz in der Hiſtorie untergehen müſſe. Da iſt keine reine Geſchichte, wo das Gemüth des Auters hervorblickt; da iſt kein vollendetes hiſtoriſches Kunſtwerk, wo die Thatſachen ſich nicht nothwendig und doch frei, ohne Störung und Zwang an einander reihen; da redet kein hiſtoriſcher Styl, wo die Sprache uns an die Individualität des Geſchichtſchreibers erinnert.

Es giebt inzwiſchen eine Art von Originalität, welche nicht nur ein groſes, ſondern ein unentbehrliches Lob für den Geſchichtſchreiber iſt. Man nennt auch das original, was ſich durch keine andere Eigenheit, als durch ſeine Tiefe, vom Urtheil der Menge unterſcheidet. Der Geſchichtſchreiber beginnt ſeine Arbeit, nachdem er als Forſcher bis zu den Notizen vorgedrungen iſt, und aus ihnen die Thatſachen aufgebauet und nach allen Verhältniſſen unterſucht hat. Schlechterdings muß die Tiefe ſeines Geſchäftes ihn zu einer Wahrheit bringen, welche den Laien verborgen blieb, die deshalb durch deren Anblick überraſcht werden, wenn in ihnen nicht ein verkehrter Sinn wohnt. Mit Ehrfurcht erfüllt ſie dieſe Originalität des Geſchichtſchreibers, weil ſie mit der Originalität der Geſchichte ſelbſt einerlei iſt, und ſich dadurch weſentlich von den bloß witzigen Combinationen der Thatſachen unterſcheidet, welche oft genug als original bewundert werden.

Wenn die bisher getadelten Urtheile der neueren Zeiten über Geſchichtſchreiber ihren Grund darin haben, daß überhaupt das Weſen der Hiſtorie nicht ſcharf und tief genug erläutert iſt, wie auch in dem Zuſtande der neueren Geſchichtſchreibung: ſo bietet der gegenwärtige Charakter der deutſchen Cultur noch eine groſſe beſondere Urſache dar, warum die Hiſtorie jetzt in unſerer Literatur verkannt wird.

Wer ohne den Haß der Männer, welche durch die Ideen, woraus unſere Tage ſich entwickeln, ihren mühſam geſammelten Schatz von Kenntniſſen und Gedanken in Gefahr gebracht glauben, und dieſe Furcht durch Verhöhnung derſelben, als wären ſie gehaltlos, beſchönigen wollen; wer, weggewandt von dem leeren Triumphton derer, die dem groſſen Anbruch eines neuen Lichtes mehr entgegenſchreien, als daß ſie ihn mit herbeiführten, die ihr erbärmliches Individuum an die Stelle der herrlichen Geburt der Zeit ſetzen mögten; wer ruhig über unſeren gegenwärtigen geiſtigen Zuſtand richtet: der entdeckt in ihm als Charakterzug, daß die Speculation ſucht, die Geſetzgebung in allem Wiſſen, welche ihr gebührt, wirklich in Ausübung zu bringen. Fichte hat ihr Recht dazu, als der beredte und glückliche Sachwalter des Höchſten der Menſchheit, ins Reine gebracht.

Jeder Zeitpunkt im Reiche der Wiſſenſchaften, wo neue Geſetzgebungen eingeführt werden ſollen, iſt zugleich ein Zeitpunkt der Ideenverwirrung und der Ungerechtigkeiten. Wenige vermögen, indem ſie alte Regeln der Schätzung verwerfen, dasjenige, was ſie nach denſelben verehrten, in dem neuen Lichte, mit einem beſtimmten Blicke zu faſſen.

Für die Hiſtorie tritt aber der beſondere Nachtheil ein, daß die Philoſophen, welche die Geſetzgebung für ſie ausſprechen ſollten, ſie nicht kennen. Damit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß ſie nicht eine Menge Thatſachen wiſſen, nicht ſeit ihrer Jugend viele hiſtoriſche Bücher geleſen haben könnten. Allein nicht dadurch, ſondern nur durch eigene Vollbringung der ungeheuren Arbeit des Hiſtorikers, macht man eine hier nennenswerthe Bekanntſchaft mit der Geſchichte, erhält man, mit hiſtoriſchem Genie ausgeſtattet, den *hiſtoriſchen Tact*, welcher mühvoller zu erwerben iſt, als der Tact in irgend einer andern Kunſt und Kenntniß. Mit beſonderer Schwierigkeit würde der Philoſoph ihn nur wahrnehmen, oder gar ſich erwerben. Als abſoluter Schöpfer ſeiner Welt will er ſich nicht an die zarte Achtung für das *Gegebene* gewöhnen, und gegen die *Notiz* überſchleicht ihn gar zu leicht eine verachtende Empfindung.

Deſſen ungeachtet könnte er die allgemeine Geſetzgebung für die Hiſtorie vollendet liefern. Nur in der weiter hinabſteigenden Deduction entſteht ihm der Gegenſtand für dieſelbe, und im Gefühl ſeiner geſetzgebenden Macht richtet er wohl gar den einzelnen Stoff, den einzelnen Geſchichtſchreiber. Seine Urtheile mögen dann vollkommen richtig abgeleitet ſeyn, aber ſie werden, wenn nicht ein glückliches Ohngefähr obwaltet, untauglich befunden, weil ihnen die hiſtoriſchen Fühlhörner fehlen.

Der Philoſoph kann in ſich vollendet ſeyn, ohne Hiſtoriker zu werden, allein dieſer wird keine Vollkommenheit erlangen, ohne die Welt der Speculation begriffen zu haben. Ein ſolcher Hiſtoriker ſey als Philoſoph Geſetzgeber für die Geſchichte.

VI.

Schreiben

über

von Kotzebue's Geſchichte Preußens *).

Sie verlangen mein Urtheil über ein merkwürdiges Buch, von dem Alle ſchweigen, über von Kotzebue's Geſchichte Preußens? Hier iſt es, wenigſtens über einige Seiten des Werkes.

Der Verfaſſer entſchuldigt ſich in der Vorrede, daß man bisweilen noch den Dichter in dieſem Werke wahrnehmen werde; aber mich dünkt ein durchgängiger, weſentlicher Fehler deſſelben, daß der Dichter nicht allenthalben, daß er nirgends darin zu finden ſey.

Das dichtende Vermögen ſchließt die dreifache Kraft in ſich: erſtens, die Individualität einer Erſcheinung anzuſchauen, oder, den Mittelpunkt ihrer Organiſation zu ſehen, aus welchem alle Theile ſich wie Ein Ganzes darlegen; zweitens, die Indivi-

---

*) Dieſer Brief war an Seine königliche Hoheit, den Großherzog von Frankfurt gerichtet.

dualität mit allen ihren Producten Andern zur Anſchauung zu bringen, das heißt, darzuſtellen; drittens, jene Individualität einer Erſcheinung, alſo die Erſcheinung ſelbſt, zu erfinden oder zu erdichten. Dieſen letzten Ausdruck erlaubt die Sprache nicht, wenn die Individualität einer Erſcheinung in gegebenen Notizen (datis, Daten) gefunden wird; wiewohl man nicht in Abrede ſeyn kann, daß man im Geiſtigen keinen Fund ohne eine Erfindung machen könne.

Der Dichter darf daher, wenn ſeine Darſtellung auch durch gegebene Notizen veranlaßt wird, dieſe dennoch als ſeine Erdichtung behandeln und in alle Formen bringen, welche er als Darſteller, das heißt, als Künſtler, verantworten kann. Dadurch iſt er auf das ſchärfſte und ſtrengſte von dem Hiſtoriker geſchieden.

Es bedarf keiner Ausführung, daß die Aufgabe der Hiſtorie ſey, nicht die Wahrheit überhaupt, oder die durch willkührliche Vorausſetzungen bedingte, zu beſchreiben, ſondern, ſie als geſchehen, nach gegebenen Notizen, zu erkennen, und wo möglich zur Anſchauung zu bringen. Das Geſchehene, die Geſchichte, iſt das Element der Hiſtorie, und den Eindruck muß ſie bei ihren Erzählungen unabläßlich geben, daß dieſelben nichts, als das wirklich Geſchehene, und dieſes alſo unverfälſcht enthalten. Darnach beſtimmen ſich ohne Widerrede ihre Sprache und ihre Formen, welche verwerflich ſind, ſobald ſie den leiſeſten Argwohn erregen könnten, daß eine Erdichtung vorgegangen wäre.

Wenn der Hiſtoriker eine gegebene Wahrheit beſchreiben ſoll: ſo muß er die Individualität einer gegebenen Erſcheinung erkennen. Nach der genaueſten Prüfung der Notizen, die auf jeden Fall nothwendig iſt, kann er zu jener Erkenntniß durch logiſches Bemühen nur bis zu einem gewiſſen Grade gelangen. Vollendet kann ſie nur werden durch den Act des Genies, das heißt, durch ſolche Handlung der Phantaſie, kraft welcher dieſelbe, zur Befriedigung der übrigen mitarbeitenden Geiſteskräfte, das Bild der gegebenen Erſcheinung faßt, oder, was einerlei iſt, die Individualität der hiſtoriſchen Wahrheit, alſo ſie ſelbſt, anſchaut.

Der Hiſtoriker alſo bedarf der erſten Kraft des dichtenden Vermögens, wenn gleich die Daten, durch welche er unauflöslich gefeſſelt iſt, ſehr häufig ſo dürftig ſind, daß er ſchlechterdings nicht bis zur Anſchauung gelangen kann.

Sehr häufig muß er deshalb auch darauf Verzicht leiſten, dieſe Anſchauung zu geben, was ſein weſentlicher Beruf iſt, wenn er gegebene Wahrheit, die Geſchichte, vollkommen beſchreiben ſoll. Die Anſchauung geben heißt darſtellen, welches das Geſchäft des Künſtlers iſt. Wo die Fülle von Daten erſchöpfend iſt, nur da kann die Geſchichte dargeſtellt werden, wahrhaftige Hiſtoriographie eintreten; denn wo das Geſchick ganz erſcheint, iſt es auch immer ein Ganzes für die Kunſt, und dieſe wird durch ihre Arbeit den vollendeten Eindruck machen, daß ſie nur das wirklich Geſchehene, und auf das lauterſte, zur Anſchauung bringe: warum auch ein hiſtoriſches Kunſtwerk das wahreſte hiſtoriſche Werk ſeyn muß. In den meiſten Fällen geſtattet die Dürftigkeit der Notizen keine eigentliche Geſchichtſchreibung; ſondern der Hiſtoriker kann nur einen Bericht über die Reſultate abſtatten, welche ſich aus den Materialien ergeben, wenn er auch öfters an einzelnen Stellen, oder in einzelnen Partien die Befugniß fühlet, Geſchichtſchreiber zu werden.

Die beiden erſten Kräfte des dichtenden Vermögens ſind alſo dem Hiſtoriker unumgänglich nothwendig, wiewohl er ſie unter dem Zwange der Notizen wirken laſſen muß; aber die dritte Kraft des Dichters iſt, inſofern ſie auf reine Erfindung, auf Erdichtung hinzweckt, eben diejenige, welche den Dichter und Hiſtoriker, ihre Sprache und ihre Formen, ſtreng ſcheidet.

Von den beiden erſten Kräften des dichtenden Vermögens findet man eben keine Spuren in der Geſchichte Preußens von Kotzebue, wiewohl ſie zur Seele des Hiſtorikers gehören; aber von den Manieren, dem Begehren, die dritte Kraft wirken zu laſſen, deren Wirkungen in der Hiſtorie geächtet ſind, findet man Merkmale auf allen Blättern.

Daß die Individulität des beziehungsvollen und faſt romantiſchen Stoffs überhaupt hier nicht angeſchaut iſt, und dadurch dem Werke als einem Ganzen die Seele nicht eingehaucht wurde; daß nicht die Organiſation der älteren Geſchichte Preußens ſichtbar gemacht ward von dem Punkt, wie ein dergleichen Inſtitut, als der deutſche Orden, auf einem ſlaviſch-germaniſchen Grunde, in der Epoche der Entwickelung des Mittelalters und vorzüglich der Hierarchie, daſtand und ſein Schickſal und ſeine Umgebung ausbildete: dieſen allgemeinen Mangel darf man mal nicht als Beleg anführen, daß Herrn von Kotzebue das dichtende Vermögen in der Hiſtorie entſtehe; denn beſäße er daſſelbe wirklich, ſo bedarf es zugleich, um die Zeit und Welt überhaupt in einer Maſſe hiſtoriſchen Stoffs zu faſſen, einer Einſicht und eines Tactes, welche ohne lange und ernſte Studien in der Hiſtorie ſchwerlich erworben werden können. Sobald der Verfaſſer die weiteren Kreiſe der Geſchichte berührt, fühlt man, daß er kaum gelernt habe, was er uns lehrt. Daſſelbe unangenehme Gefühl machen auch die Erzeugniſſe hiſtoriſcher Art von Schiller, welcher übrigens mit ſo ungleich größerem Geiſtesvermögen, als Kotzebue, wie dieſer mit größerem Fleiß, gearbeitet hat.

Ohne andere Rückſicht kann man übrigens den Verfaſſer des Mangels an dichtendem Vermögen zeihen, wenn man darthut, daß ſeine Beſchreibung einer einzelnen Begebenheit, zu welcher er alle Materialien vorfand, und keiner Kenntniſſe bedurfte, als welche er durch ſie erhielt, aller hiſtoriſchen Darſtellung entbehrt.

Die Schlacht bei Tanneberg (ſ. Th. 3. S. 96 u. ſ. w.), in welcher die Stärke des deutſchen Ordens von den Polen gebrochen wurde, bekam ihre Individualität durch den verſchiedenen Charakter und das Verhältniß von dem Hochmeiſter Ulrich von Jungingen und Jagello von Polen. Dieſe beiden Figuren, der erſte auf ſeinen Muth und ritterlichen Sinn zu ſehr vertrauend und aus Trotz wider die Klugheit fechtend, der zweite auf ſeine Unterwürfigkeit gegen Gott und ſeine eigene Schlauheit bauend, müßten im Vorgrunde gegen einander daſtehen; ſie geben die Stimmung, in welcher man der Schlacht zuſchauen ſoll, die Ahnung von ihrer Entwickelung, ihrem Ausgang. Zunächſt den Heerführern ſtänden ihre Kriegsmaſſen, dargeſtellt in der Ordnung der Schlacht, mit dem verſchiedenen ſinnlichen Eindruck, welchen ſie nach Körpergeſtalt, Rüſtung, Fahnen u. ſ. w. machen, und mit ihrer verſchiedenen Geſinnung: ein Gemälde, das um ſo bedeutender werden mögte, weil der Charakter jeglicher Kriegsmacht dem ihres Heerführers nicht unähnlich war. An dieſe Schilderung würde unmittelbar der Zug gefügt, daß in dem Augenblicke, wo der Schlachtruf ertönen ſoll, ein böhmiſcher Ritter, Trautenau, mit achthundert Pferden im Ordenslager erſcheint, ſeine Hülfe anbietend, und, ergrimmt durch des Hochmeiſters Antwort: „wozu mir ein Judas?“ ſtracks zu den Polen hinüberreitet, bei welchen, ſeitwärts mit ſeinem Haufen haltend, er auf den Augenblick der Rache an dem Ordensherrn harret. Der ſchlaue und vorſichtige Jagello trauete dieſen Ankömmlingen nicht, aber er war fern, ſie beſchimpfend abzuweiſen, wie Ulrich. Beide Figuren ſtehen wieder ganz da in dieſem einzigen Zuge.

Sobald Trautenau, wie eine ſchwarze Wolke, ſeitwärts bei den Polen ſteht, muß die Beſchreibung der Schlacht ſelbſt beginnen. Daß jene Wolke im entſcheidenden Augenblick ſich wider den Hochmeiſter wälzte, entſchied deſſen blutige Niederlage. Welche Vollendung hätte allein dadurch das Gemälde der Schlacht bekommen, deren gewühlvolle Scenen, vom Anfange bis zu Ende, gleichſam Licht und Schatten von Charakterzügen der Heerführer und deren Folgen erhalten.

Auf welche Art hat Hr. v. Kotzebue dieſen Stoff behandelt? Er beginnt: „Wenn der Hochmeiſter, vom Streitroß herab, ſein Heer überblickte, ſo konnte er wohl mit ſtolzer Zuverſicht den Kampf beginnen.“ Und weit[illegible], wie er zur Beſchreibung des polniſchen Heeres übergehen will, fragt er: „Und was hatte Jagello einem ſolchen Heer entgegen zu ſtellen?“

Hier nicht zu bemerken, daß es ſchon die hiſtoriſche Darſtellung zerſtört, wenn der Geſchichtſchreiber mit ſolchen Fragen, vor die handelnden Figuren hintritt: ſo fehlt hier gänzlich eine Bezeichnung der beiden Hauptgeſtalten, ohne deren Individualität die darzuſtellende Begebenheit eine ganz andere Individualität erhalten hätte. Von der Ordnung, in welcher die verſchiedenen Heerhaufen gelagert ſind oder ſtehen, iſt kein Bild entworfen; aber den größten Theil der Paniere des Ordensheeres, deren gemalte Abbildungen er in der handſchriftlichen Beſchreibung der Schlacht bei Tanneberg von Duglaß vorfand, hat der Verfaſſer beſchrieben, „nicht,“ wie er ſagt, „um die Wappenkunde zu bereichern, ſondern weil es gleichſam zur Phyſiognomie einer Schlacht gehört, welche im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts gefochten worden.“ Daß in früheren und ſpäteren Jahrhunderten die Kriegszeichen zur Phyſiognomie der Schlachten gehörten, und nicht bloß im Anfange des funfzehnten, iſt hier nur eine vorbeiſtreifende Bemerkung; aber eingreifend iſt für den gegenwärtigen Zweck, anzuzeigen, daß die Fahnenbilder nicht einfach in hiſtoriſcher Würde, welche eben bei ſolcher Schilderei überaus an ſich halten muß, nicht gruppirt, in Beziehung auf die Verhältniſſe der Völkertruppe gegen einander, nicht hie und da beleuchtet von einem Gedankenblitz, welcher das Innere derer aufthut, die dem geſchilderten Kriegszeichen folgen, daß ſie ſelbſt nicht in irgend einer ſinnlichen Folge hier beſchrieben ſind. Wir haben nichts als eine bunte Aufzählung von Bildern, und die Lebhaftigkeit ſoll von einer Variation der Ausdrücke über dieſelben herkommen, wodurch eine kindiſche Spielerei veranlaßt wird, die mitunter an den Ton in Raffs Naturgeſchichte für Kinder erinnert. Z. B. „Ein Engel zog vor den Engelsbergern her. Der ſpringende Hirſch zeigte den Völkern von Strasberg den Weg in die feindlichen Reihen. Das gelbe Hirſchgeweih winkte den Mannen der Voigtei Bratchen..... Trotzig ſtanden gleichermaßen die Weſtphälinger, die ſich an zwei rothe Säulen ſtützten.“ —

Dann werden wir plötzlich mitten aus dem verſammelten Heere weggeriſſen, und müſſen noch wahrnehmen, daß Biſchöfe ihre Völker geworben haben, und der von Samland den Krummſtab weggeworfen, um das Schwert zu ergreifen; und unmittelbar an dieſe Nachricht ſchließt ſich wieder das Schlachtfeld. „Aus allen Ländern waren zahlreiche Söldner hier und dort vertheilt; überall ſtanden erprobte Männer an der Spitze von drei und achtzig tauſend Mann. Fahnen flatterten, Helme glänzten, Waffen ſchimmerten, ſo weit das Auge reichte. Klingende Spieße, Getöſe kampfluſtiger Ungeduld erfüllten die Luft mit ſeltſam gräulichem Geräuſch.“ — Solche allgemeine Malerei, welche ſchon von gewöhnlicher Phantaſie vorausgeſetzt wird, hat der Verfaſſer ſehr häufig, anſtatt mit der Einbildungskraft diejenigen Züge zu faſſen, wodurch das individuelle Weſen angeſchaut werden mag.

Dem Anfange der Beſchreibung zufolge glaubt man, am Tage der Schlacht zu ſeyn; aber nach den Notizen über die Kriegsheere folgt eine Schilderung der ſtürmiſchen Nacht, welche dem Kampfe vorherging. Sie hätte, freilich auf andere Weiſe componirt, als hier geſchehen iſt, eine treffliche Ouvertüre zur Schlacht werden können, und wie gut hätte, nach dem angedeuteten Plan, ſich an die Hauptgeſtalten und ihre ihnen ähnliche Heere der Zug angeſchloſſen, daß der wüthende Sturm am Morgen noch nicht die Aufrichtung eines Zeltes zugab, in welchem vor König Jagello die Meſſe geleſen werden ſollte.

Die fernere Beſchreibung der Schlacht zu zergliedern, würde weit führen. Anſchauung, welche durch das dichtende Vermögen gegeben wird, fehlt allenthalben. Spielerei des Ausdrucks und der Phantaſie findet ſich mitunter; z. B. „und ſiehe, es floſſen gemiſchte Ströme von Wein und Blut durch das ganze Lager.“ So wenig iſt dem Verfaſſer die Schlacht ein Ganzes geworden, daß er die hervorſtechenden Heldenzüge in ihr, nicht bei ihr ſelbſt anzubringen weiß, ſondern nach ihrem Ende als Notizen anführt. Am meiſten erregt aber Verwunderung, daß der böhmiſche Ritter Trautenau erſt gegen den Schluß erſcheint, und da erſt erzählt wird, wie er vor Beginn des Kampfs von dem Hochmeiſter beſchimpft wurde.

Eben ſo wenig, wie Kotzebue verſteht, die Individualität einer Begebenheit zur Anſchauung zu bringen, weiß er ſie an einer Perſon zu faſſen und darzuſtellen. Es giebt in dieſem Buche Charaktere, an welchen dieſes ſehr nachdrücklich gezeigt werden könnte; auch Jagello, welcher in die kaum berührte Begebenheit verflochten war, iſt dazu dienlich. Ein Zug geht durch ſein ganzes Leben, nämlich: er hatte dem alten Glauben ſeiner Väter entſagt, um ſich zu dem Chriſtenthum zu bekennen; ſein Herz hing aber noch an jenem, und konnte dieſes nicht verwerfen. Weiß der Menſch nicht, zu welchen Göttern er ſich halten ſolle; ſo weiß er überhaupt nicht im Leben, wo er Scheu, Furcht, Vertrauen anwenden müſſe.

Jagello ward von raſcher Entſcheidung durch dieſen religiöſen Zwieſpalt in ihm um ſo mehr abgehalten, je ſanfter ſeine Naturanlage war. An der ſchönen Weiblichkeit ſeiner Hedwig, am Flöten der Nachtigall fand er überaus großes Behagen; ohne geizig und habſüchtig zu ſeyn, nahm er auch das kleinſte Geſchenk, und keine Bitte mogte er ganz abſchlagen.

Dabei war er kein Weichling. Zur Vergrößerung ſeines Ruhms und ſeiner Macht, auch wegen weitliegender, politiſcher Berechnungen, ſcheuete er nicht die gefahrvollſten Kriege; durch die Jagd hatte er ſeinen Körper abgehärtet, und erhielt durch Mäßigkeit ſeine Kraft geſund, bis zu einem Alter von ſechs und achtzig Jahren.

Unſchlüſſig im Glauben, ſanft von Natur, durch Ruhm und Ehre geſpornt, übte er von ſeinen Geiſteskräften nothwendig am meiſten die Schlauheit, und trat gern leiſe auf.

Dieſes Bild des Königs von Polen iſt bloß nach Notizen im gegenwärtigen Buche entworfen. Herr v. K. hat aber ihren innern Zuſammenhang nicht begriffen. Durch grelles Hervorheben der nicht glänzenden Seiten Jagello's kann er dies nicht verhehlen. Die Wirkungen des religiöſen Zwieſpaltes in demſelben entgehen ihm gänzlich. Wenn der König, kraft jener, nicht genug zum Gott der Chriſten glaubte beten zu können, indem er wider einen chriſtlichen ritterlichen Orden ſchlagen ſollte, ſo ſieht der Verfaſſer darin nichts als Zaghaftigkeit. Wenn Jagello nach vollendetem Gebet, die Sitte ſehr achtend, den Ritterſchlag ertheilt, ſo lacht Kotzebue auf ſeine eigene Hand darüber, daß das dazu gebrauchte Schwert noch nicht wider den Feind gerichtet war u. ſ. w. Grelles Bewundern und Verlachen einzelner Züge und Handlungen einer Perſon kann Zuſchauer rühren und beluſtigen von der Bühne herab: die Hiſtorie will in Darſtellung der Menſchen die leiſe poetiſche Nothwendigkeit.

Ich hoffe, Sie erlaſſen mir weitere Beweiſe, daß in dieſem Buche weder ein Hiſtoriker, noch ein Dichter zu finden ſind, welche, wie Zwillingsblumen, auf Einem urſprünglichen Stamme wachſen, ſo verſchiedene Farben ihnen ihre verſchiedene Kunſt nachher verleiht. Aechte Gründlichkeit kann ſich der Hiſtoriker auch nicht aneignen, ohne poetiſches Genie; aber jene Beſchaffenheit, welche in Deutſchland ſo unverſtändig als Gründlichkeit geprieſen wird, daß nämlich dem gedruckten und ungedruckten Buchſtaben der Quellen vom Verfaſſer nachgegangen iſt, was freilich dem ächten Geſchichtſchreiber auch unerläßlich bleibt, ſie fehlt hier keineswegs dem ſogenannten ſchönen Geiſte, und gewiß zum Aerger der Buchſtabenhiſtoriker. In dieſen vier Bänden der ältern Geſchichte Preußens hat Hr. v. K. ſeinem Fleiße ein Denkmal geſtiftet.

VII.

Ueber Geſchichtforſchung, geſchichtliche Darſtellung und Geſchichtſchreibung,

mit Beziehung auf

Joh. v. Müllers Geſchichte der Schweiz.

1809.

Ueber
Geſchichtforſchung, geſchichtliche Darſtellung
und
Geſchichtſchreibung,
mit Beziehung auf
Joh. v. Müllers Geſchichte der Schweiz.

1809.

Alle Hiſtorie fängt an mit der bloßen Notiz, oder derjenigen Nachricht, die dem Gedächtniß gegeben wird. Bei ihr findet noch kein Wiſſen ſtatt. Sobald der Hiſtoriker mit Gemüth, Einbildungskraft oder Verſtand, mag er dieſe einzeln oder verbunden anwenden, das ins Gedächtniß Aufgenommene ſich weiter aneignet, wird aus der Notiz eine Thatſache; das Gegebene (datum) wird ein Gemachtes (factum).

Faſt nie begnügt ſich der Menſch, die reine Notiz in ſein Gedächtniß zu legen, denn die übrigen Seelenkräfte ſpringen ſogleich hinzu, ſie in eine Thatſache zu verwandeln, ſchon indem das Gedächtniß ſie aufnimmt. Aber der Hiſtoriker muß Notiz und Thatſache ſtreng unterſcheiden, weil er ſonſt nicht beurtheilen kann, ob eine Thatſache ſich aus einer Notiz nothwendig ergebe.

Mehre Thatſachen in Verhältniß zu einander, machen eine Begebenheit: ſind wir von dieſer entweder phyſiſch oder figürlich durch die Einbildungskraft Augenzeugen, ſo iſt ſie ein Eräugniß im engern Sinne des Worts.

Man ſieht alſo, daß der Hiſtoriker, welcher Begebenheiten beſchreiben ſoll, zur erſten Pflicht hat, die Notizen über dieſelben zu ſammeln, und zwar ſo vollſtändig, wie möglich, weil ihm ſonſt Thatſachen, die in ihnen liegen, unbekannt bleiben, er alſo auch die Begebenheit, welche aus den Thatſachen wird, nicht genug erkennen und beſchreiben mag.

Kaum wird irgend ein Geſchichtſchreiber unter den neuern dieſe erſte Pflicht ſo vollkommen erfüllt haben, als Johann von Müller.

Wir ſehen ihn gerüſtet, und eine beträchtliche Reihe von Jahren faſt einzig damit beſchäftigt, alle gedruckte und handſchriftliche Nachrichten über die Schweizerhiſtorie zuſammenzubringen; dem Schauplatz, auf welchem, den Völkern, Verfaſſungen, bei und in welchen ſie geſchah, mittelſt Beſchauung der örtlichen Eigenheiten, der Sitten, der Staatsverwaltung und Politik an Ort und Stelle ihre hiſtoriſche Kunde gleichſam abzugewinnen; alle Sagen zu ſammeln, welche über die vergangenen Zeiten noch im Munde des Volks, einzelner Geſchlechter, Perſonen, leben.

Mir hat immer geſchienen, daß der Anblick, wie er ſo umherwandert, reiſet, ſchreibt, nach Urkunden und Chroniken über die vaterländiſchen Geſchichten, wie er aufjauchzt über die zuſammengebrachten Schätze, wie er mit Begierde ſich ſtürzt auf die Lettern, die Schriftzüge, um raſch von ihnen zu erfahren, durch welche Kunde ſie die Vergangenheit mit der Gegenwart verbinden; daß dieſer Heißhunger nach Notiz für jeden Menſchen, welchem es mit irgend einem Wiſſen Ernſt für das Leben iſt, etwas Großes und Herzerhebendes haben müſſe. Anmuthig iſt es aber zugleich, Müller auf der Wanderung zum hiſtoriſchen Inhalt der Natur, der Sitten, der Sagen und mündlichen Belehrungen zu ſehen; denn ſein Fleiß führt ihn zu viel Schönheit, Einfalt, Verſtändigkeit, und er genießt das Leben in der Fülle, in demſelben Augenblick, da er ſein Studium über das längſt Verſtorbene mit Erfolg treibt.

Vom Luzernerſee, im Auguſtmonat (1775), als der Jüngling mit drei ſchwarzen Bauersfrauen nach Brienz über einen eingeſchloſſenen See zwiſchen viehreichen Alpen geſchifft, mit zwei Männern über den ſteilen Brünig, an den Abgründen der Aar, durch eine der wildeſten Gegenden des Landes Unterwalden, von acht Uhr des Abends bis ein Uhr des Morgens, nach Luzern gegangen war, ſchreibt er ſeinem Freunde Bonſtetten: „Alles, ſelbſt des Führers Erzählungen und die Nachrichten „des Wirths, iſt eben ſo beachtenswerth, als wenig beachtet. „Der Nationalgeiſt iſt nirgend ſo ſichtbar, als in dieſen Thälern, wo die Einwohner Freudigkeit im Herzen und in der „Miene tragen, ſingen und ihr Glück erkennen. Ueber den „Bund mit Frankreich habe ich den Wirth von Wyler und die

„Unterwaldner Hutmacher vernünftiger reden gehört, als in einigen Orten die ſogenannten Gelehrten.“

Es iſt ungemein, wie reich an hiſtoriſcher Belehrung er von ſolchen Reiſen zurückkommt. In keinem andern Lande unſerer Zeiten konnten des Hiſtorikers Wanderungen ſo ergiebig ſeyn, als in Helvetien, welches bei dreißig freie Staaten und unermeßlich viele Verfaſſungen in ſeinem beſchränkten Umfange, acht Republiken in einer Tagesreiſe dem Beobachter zeigte; wo die Natur durch ihre eigene Geſchichte, und die Thaten, die Schickſale der Sterblichen, faſt an allen Orten merkwürdig war; wo ſich die älteſten Sitten und Sprachen in Bergen und Thälern vor der menſchlichen Veränderlichkeit bewahrten, und wo die allerneueſte Art in einigen Kantonen und Städten gefunden wird.

Durch die Vaterlandsliebe der Schweizer und das Intereſſe, mit welchem viele bedeutende Männer für die vaterländiſche Hiſtorie geſammelt hatten, ward Müller gleichfalls unterſtützt, die erſte Pflicht des Hiſtorikers mehr als irgend ein anderer zu erfüllen. Sein Entſchluß zur Geſchichte der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft fiel in die glücklichſte Zeit, daß er beinahe Alles zur Ausführung und Begünſtigung deſſelben vorbereitet fand. Ohne die Urkundenſammlung, die Emanuel von Haller mit unſäglicher Mühe und vielen Koſten in fünf und vierzig geſchriebenen Folianten und vier und zwanzig Quartbänden zuſammengebracht, und ihm zum Gebrauch mitgetheilt hat, würde er, nach ſeinem Geſtändniß, ſein Werk nicht verfaßt haben können.

Es ward eine Pflicht für das öffentliche Weſen, für das Vaterland, ihn zu unterſtützen, ſobald ſein Entſchluß bekannt geworden.

Glückliche Hoffnung unſrer Tage, daß endlich ein Geiſt entſteht, der macht, daß Regierungen und Staatsbürgern auch am ehemaligen Daſeyn ihrer Nation etwas liegt!

„Glücklich der Schriftſteller, ſagt unſer Freund, der, wie „ich, Freundſchaft und Rath finden wird in den Hütten der „Hirten, wie in den Schlöſſern des Adels, bei der Tagſatzung „ſeines Volks, auf dem öffentlichen Platze, wo die Hirten der „Alpen Geſetze geben, auf den Zünften der Bürger, in den „Senaten des Adels.“

Zur möglichſt vollſtändigen Sammlung der Notizen ward Müller durch eine Eigenheit der helvetiſchen Geſchichte noch ſehr begünſtigt. Zwar liegt die Schweiz mitten in Europa, aber durch ihre Localbeſchaffenheiten und die Natur ihrer poetiſchen Syſteme, greift ſie wenig mit eigener Thätigkeit in die allgemeine Politik der Welt; gleichſam in ſich ruhend, iſt ſie für dieſelbe am wichtigſten; denn nur, wenn die Schweizer ſich im Solde auswärtiger Mächte ſchlugen, erſchienen ſie auswärts in bedeutender Wirkſamkeit für das Schickſal der Nationen. Aus dieſem Grunde haben die Notizen über die Schweizerhiſtorie auch ihre Beſchränkung auf das beſchränkte Land, deſſen Volk ſie betreffen. Ihre Maſſe iſt nicht zu ungeheuer, die Quellen, aus welchen ſie zuſammengeholt werden, ſind nicht zu ſehr zerſtreut und in zu groſer Entfernung von einander, daß man verzweifeln müßte, in der Sammlung der Nachrichten eine ziemliche Vollſtändigkeit zu erreichen; eine Verzweiflung, die gewiß nicht ermuthigt, wenigſtens ſo erſchöpfend zu werden, als die Umſtände erlauben.

Mit der Pflicht des Hiſtorikers, vollſtändig die Notizen zu ſammeln, geht diejenige Hand in Hand, daß er ſie genau, wie ſie ſind, zuſammenbringe. Selten wird jemand ſo verkehrt ſeyn, daß er die Mühe des vollſtändigen Sammelns aufwendet, ohne zu wollen, daß das Geſammelte einen innern Werth habe, zumal wenn er mit dem höheren Gebrauch deſſelben es ſo ernſt meinet, wie Müller. Allein dieſer zeigt auch immerfort ein ſo unbefangenes Hingeben, ein ſo einfaltvolles Auffaſſen, daß man nicht zweifelt, er habe nur das gehört und geleſen und geſehen, was geſagt, geſchrieben war, geſchaut werden konnte; wenn man auch nicht annehmen will, daß er durch Schärfe des Verſtandes ſich und das Wahrgenommene ſtets geſchieden habe.

Sehr richtig mißt er auch den Werth der Quellen, aus welchen ihm die Notizen zukommen. Urkunden, das heißt, ſchriftliche Denkmale ſolcher, welche etwas aufzeichneten, wovon ſie ſelbſt Zeugen waren, oder ſolche wahrnahmen, und die Erfahrung, oder die Urkunde über Vergangenes, die noch in Natur, Sitte, Verfaſſung, Sprache und Sagen iſt, ſind ihm, wie billig, im erſten Range der Quellen.

Nach den beiden erſten kritiſchen Arbeiten des Hiſtorikers, wie die Notizen lauten, und welcher Werth ihrer Quelle beizumeſſen ſey, die Müller vortrefflich vollbrachte, was ſeine Schweizerhiſtorie auf allen Blättern, beſonders in den Scholien zeigt, die er ſelbſt über ſie geſchrieben, wußte er gleich unbefangen und ſcharfſinnig aus den Notizen die Thatſache zu entnehmen, und in den Beziehungen mehrer Thatſachen gegen einander die Begebenheit zu finden. Nie entſtand ihm die Gelehrſamkeit und der Fleiß der Forſchung, um die Kritik bis zu dieſem Punkte glücklich auszuüben; aber oft treten auch bei ihr ſchon Erforderniſſe der höheren wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Cultur ein, welchen er nicht ſo genug gethan hat.

Ungemein reich war ſeine Ausbeute von Thatſachen und Begebenheiten, und dies verdanken wir ſeiner eigenthümlichen kritiſchen Anſicht.

Es iſt nicht beſonders ſchwer, Notizen und Ereigniſſe, Denkmale des menſchlichen Geiſtes, zumal aus früheren und dunkleren Zeiten, ganz oder theilweiſe verdächtig zu machen. Vieles an ihnen bemerkt man leicht als Widerſpruch und Unzuſammenhang, weil uns die Umſtände nicht überliefert ſind, welche uns ſtatt deſſen Harmonie und Verbindung zeigen würden, oder, weil ferne und kindliche Vorſtellungen uns auch durch ſich ſelbſt verſchloſſen bleiben. Wer da nichs als kalten Scharfſinn, oft nur Spitzſindigkeit, zu der hiſtoriſchen Kritik mitbringt, der ſchneidet frech in die Ueberlieferung, die Erſcheinung, das Denkmal; was wirklich war, was wir wirklich wußten, vergeht leicht, wie ein Phantom.

Müller brachte auch einen frommen hiſtoriſchen Sinn zu der Kritik, ſo daß er Alles, was wie Geſchehenes berichtet ward, mit einer Art von Religioſität betrachtete, und nur mit Aengſtlichkeit und Selbſtüberwindung ein Vernichtungsurtheil über eine bis dahin geltende Thatſache ausſprechen konnte. Ohne Zweifel iſt ein ſolcher Sinn, wenn ihn Scharfſichtigkeit vor dem hiſtoriſchen Aberglauben bewahrt, die Garantie der Geſchichte, und ohne ihn giebt es keinen ſichern Grund in der Kritik. Gutmüthig nahm unſer Freund alle Nachrichten und Sagen auf, und wußte durch eine kleine Wendung, Bemerkung, ihnen das zu nehmen, wodurch die Zweifelſucht zum Angriff auf ſie gereizt werden mogte. Ihn von der hiſtoriſchen Aehrenleſe mit den reichen Garben zurückkommen zu ſehen, iſt ein Bild aus einem frommen Zeitalter, mit einfältigem Wahrheitsſinne.

2.

Wie die Begebenheit aus dem Zuſammenhange mehrer Thatſachen, ſo entſteht das Reſultat aus Berechnung des Verhältniſſes von Begebenheiten gegen einander. Es kann wiederum als eine einzelne Thatſache betrachtet werden; und indem ſich aus Reſultaten immer wieder ein höheres gewinnen läßt, könnte man, bei hinreichender Maſſe und Qualität der Notizen, ein ächthiſtoriſches Gebäude von Thatſachen aufführen, deſſen Gipfel zuletzt in den Himmel der reinen Speculation ragte.

Der Philoſoph ſetzt einen Gedanken als Thatſache, um von demſelben das ganze Reich der Begriffe entſtehen zu laſſen;

dieſe *ideale* Welt iſt *für ihn* ſchlechterdings zugleich die *reale*. Im hiſtoriſchen Geſchäfte geht man von einer Notiz aus, oder einem an das Gedächtniß Gegebenen, und mögte gern diejenige beſitzen, von welcher alle übrige Notizen erzeugt ſeyn müſſen. Da wir indeſſen nicht alle Notizen haben, welche die Geſchichte der Welt ausmachen würden, noch, hätten wir ſie, vermögten ſie zu faſſen; ſo fehlt uns ſchon das Kennzeichen, woran wir bei einem glücklichen Fund von jener Grundnotiz wahrnehmen und darthun könnten, daß ſie eben dieſe ſey. Darauf muß die Hiſtorie deshalb Verzicht thun, daß ſie eine ganze Welt aufbäuen könne, wie es der Philoſoph durch die Begriffe vermag. Sie lebt nur zwiſchen Bruchſtücken der Welt. Der Philoſoph hat dagegen ein Kriterium, ob der Grundbegriff, von welchem er ausgeht, die erſte Urthatſache ſey, nämlich, wenn das ganze Reich der Begriffe ſich von demſelben, und nur von ihm, ableiten läßt.

Vorausgeſetzt nun, daß die Welt Ein Ganzes iſt, ohne welche Vorausſetzung alle unſere Wahrheit, Wiſſenſchaft und Kunſt ein eitles Hirngeſpinnſt wäre; daß alſo auch der Menſch mit ſeinen Begriffen und deren Syſtem über die nothwendige Entwickelung ſeines Geſchlechts, wenn ſeine Metaphyſik rechter Art iſt, zuſammentreffen muß mit der Wirklichkeit, mit dem geſchehenen Schickſale des Menſchengeſchlechts, ſo folgt, daß eine denkbare, doch uns immer unerreichte Geſchichte der Menſchheit mit jenem ſpeculativen Syſtem, welchem man nur nicht den widerſinnigen Namen einer Geſchichte a priori geben ſoll, ganz zuſammenſtimmen müßte.

Daraus folgt nun keineswegs:

Daß die Weltgeſchichte ein metaphyſiſches Syſtem werden ſolle, zu welchem aus dem Vorrathe von Thatſachen aller Zeiten diejenigen hervorgeſucht werden, die zu Belegen tauglich ſcheinen; denn das wäre grobe Verkennung des weſentlichen Unterſchiedes zwiſchen Hiſtorie und Metaphyſik, da beide ganz unabhängig von einander begründet ſind;

oder, daß bei Sammlung und Würdigung der Thatſachen uns von einem ſpeculativen Syſtem über die Entwickelung der Menſchheit vorgeleuchtet werden müſſe, und wir geſpannt ſeyn ſollen, einen Stral desſelben an jedem hiſtoriſchen Material wahrzunehmen; denn auch davon abgeſehen, daß die Unbefangenheit der Forſchung dadurch leiden könnte, ſo ſind wir bei keiner Metaphyſik vom Univerſum ſicher genug über ihre Aechtheit, um ihr in Betrachtung der einzelnen Wirklichkeit und Notiz auch nur eine leitende Macht beimeſſen zu können; und zweitens ſind alle unſere hiſtoriſchen Materialien zu ſehr unzuſammenhängende Spreu, als daß es nicht Thorheit wäre, ein allgemeines Syſtem im Einzelnen der Geſchichte entdecken zu wollen;

aber das folgt daraus, daß der Hiſtoriker verbunden ſey, bei größeren Maſſen der Geſchichte, bei ihren höheren Reſultaten, zu erwägen, ob ſie mit den Ausſprüchen der Metaphyſik über den nothwendigen Gang der menſchlichen Entwickelung zuſammenſtimmen, und ſich auf die Gipfel der Hiſtorie mit der philoſophiſchen Fackel zu ſtellen, ob er in dieſem Lichte vielleicht auch für die hiſtoriſche Forſchung neue Seiten, neue Entdeckungen gewinne? Uebrigens bleibt auch ſo die Metaphyſik immer nur ein Mittel für ihn, und es iſt ſein Vergehen, nicht die Schuld des Verhältniſſes zwiſchen Hiſtorie und Metaphyſik, wenn ihn dieſe blendet, daß er in Notiz, Thatſache und Begebenheit ein Reſultat hineinträgt, welches die hiſtoriſche Kritik nicht in ihnen findet.

Die natürliche Folge von dem allen iſt, daß der Hiſtoriker die metaphyſiſchen Syſteme nicht haſſen, ſondern inne haben und prüfen müſſe. Ihm iſt unter allen Gelehrten Einſeitigkeit am wenigſten zu verzeihen, weil ſich die Hiſtorie über alle menſchliche Seiten erſtreckt, und weil er durch Ungeſchicktheit und Beſchränktheit nicht bloß eine Arbeit ſeines Geiſtes, ſondern eine gegebene Wirklichkeit, ein ihm anvertrautes Gut, die Stimme der Zeiten, verdirbt.

Beſonders in Deutſchland pflegt man wohl zu meinen, daß eine heftige Beſchränkung auf ein Fach, und eine gewiſſe Leidenſchaft wider andere Wiſſenſchaften und Künſte, ein Zeichen von dem Genie für die gewählte ſey, und es iſt wohl lautbar geworden, daß der wahrhaftige Hiſtoriker den Metaphyſiker haſſen ſolle: allein dergleichen iſt nichts, als eine beengte Anſicht, und gehört zu den Kernſprüchen halbgebildeter Jugend, die in Deutſchland weniger mit Worten in der Literatur lärmen wird, wenn der Gang des Schickſals ſie noch mehr in That gebracht haben wird.

Im Alterthum waren die Geſchichtſchreiber von den Syſtemen ihrer Philoſophen durchdrungen, ſobald ſich das bürgerliche Leben bis zu einer gewiſſen Höhe entwickelt hatte; aber an Charakter und Verſtand waren ſie zu rein und kräftig, als daß es der Wahrheit ihrer Erzählung, der Richtigkeit ihres Urtheils Eintrag gethan hätte, wenn ſie ſelbſt für ein gewiſſes philoſophiſches Syſtem ſich beſtimmt erklärt hatten. Dagegen bekam ihre Denkart eine ſolche Läuterung und Würde durch das philoſophiſche Studium, welche ihre Darſtellung von ſelbſt, auch ohne die Kunſt, ſchon zu einem Ganzen macht, dem das Vertrauen nicht entſteht. In den neueren Geſchichtſchreibern fehlt dieſe durch das Werk dringende Seele. Am meiſten iſt ſie noch in Hume zu entdecken, welcher am meiſten unter den neueren Hiſtorikern in die Philoſophie eingeweihet war.

Je mehr die Gegenwart von einem philoſophiſchen Syſtem bewegt wird, und je reicher dieſes durch neue fruchtbare Ideen einwirkt, je glücklicher es die urſprünglichen Formen des menſchlichen Geiſtes aufdeckt, je ſcharfſinniger und tiefer es die Lehren von Sittlichkeit, Recht und Politik zu begründen verſucht: um ſo mehr ſündigt der Hiſtoriker, welcher ſich mit deſſen Geiſte nicht bekannt macht. Von ihm gilt vorzüglich, was Göthe in ſeinen Betrachtungen über Winckelman ſagt: „Daß kein Gelehr„ter jene große philoſophiſche Bewegung, die durch Kant begon„nen, ungeſtraft von ſich abgewieſen, ſich ihr widerſetzt, ſie „verachtet habe.“

Wer nicht geübt iſt, die größeren Reſultate der Geſchichten metaphyſiſch zu beleuchten, wodurch ſich die ſämmtlichen Bruchſtücke der Vergangenheit wie ein Ganzes aufthun, dem fehlt dann auch das Gefühl von dieſem Ganzen bei den kleineren Reſultaten, und es liegt auf ſeiner Darſtellung ein Nebel, in welchem man mit einigem Bangen hinwandert. Dazu trägt vorzüglich bei, daß ein ſolcher, der ſich gewöhnte, das menſchliche Weſen nie in reinen Begriffen, immer nur in Thatſachen zu denken, ſchwerlich den geheimen Punkt findet und darſtellt, durch welchen ſich der einzelne Menſch von dem allgemeinen unterſcheidet; und wie ſchwankt die Hiſtorie im Nebel, wenn nicht auf das genaueſte dargethan werden mag, was die handelnden Perſonen waren und wollten.

Etliche wenden vielleicht ein, daß zur Befriedigung aller dieſer Forderungen an den Hiſtoriker, um derentwillen er der Metaphyſik obliegen ſolle, der geſunde Verſtand, oder gar das natürliche Genie hinreiche: dieſes werde ſchon von ſelbſt zu einer ſolchen Höhe der Betrachtung und der Reſultate in der Hiſtorie ſteigen, daß es der Beleuchtung der Metaphyſiker nicht bedürfe. Wohlan, in demſelben Augenblicke, wo das natürliche Genie es vermögte, wäre es ſelbſt der Metaphyſiker, den wir nöthig haben, und uns kann einerlei ſeyn, von wem er das metaphyſiſche Licht erhalte. Uebrigens iſt noch nie geſchehen, daß das natürliche Genie ohne lange wiſſenſchaftliche Uebung die metaphyſiſche Höhe mit einiger Sicherheit erreichte. Es iſt unglaublich für denjenigen, den nicht die eigene Erfahrung überzeugt hat, wie viel in jeder Wiſſenſchaft und Kunſt der Tact bedeutet, welcher durch lange Ausübung derſelben erworben wird, und welche Ehrfurcht man auch hier der Erfahrung zollen muß. Eben das natürliche Genie, wenn es die Schwingen erſt eine kurze Zeit im Gebiete der Forſcher und Künſtler geregt hat, will jene Wahrheit nicht anerkennen, und belächelt die Weisheit, die ſich auf die Reife der Zeit beruft. Was aber den geſunden Menſchenverſtand anbetrifft: wie will er bei aller Gediegenheit, deren er ſich rühmen mag, mit Sicherheit zu Werke gehen, wenn er nicht wiſſenſchaftlich gebildet iſt, und ſich durch die Lehre der Philoſophie ſelbſt verſteht und vertheidigen kann?

Wenden wir uns von dieſen Gedanken zu unſerm Müller, ſo ſind ſeine Studien und ſein Leben hindurch fortwährende Beweiſe, daß er in dem dunkeln Haß gegen die Metaphyſik, den er früh geäußert, beharrte.

Auch von der großen Bewegung durch Kant hat er nichts wiſſen wollen, und vielmehr als ein Wächter der Hiſtorie Lärm gerufen, wenn die Ideen der neuen Philoſophie in der Geſchichte einen neuen Geiſt aufzuregen ſuchten. Er ſchien dann gar nicht zu bedenken, wie unmöglich dies bei einer ſo gewaltigen Erſchütterung aller Ideen zu verhindern ſey, und wie er keinesweges ſelbſt auf ſeiner Stufe hiſtoriſcher Cultur ſtehen würde, wenn die Philoſophie nicht von jeher Einfluß auf Erforſchung der Thatſachen und Behandlung der Hiſtorie gehabt hätte.

Doch thäte man ihm Unrecht, wenn man dieſe Verkennung des weſentlichen Verhältniſſes zwiſchen Hiſtorie und Metaphyſik, und ſeinen Haß gegen die letzte, abſolut und nackt annähme; vielmehr geht ſein Eifer unmittelbar nur gegen den ſcholaſtiſchen Mißbrauch in der Geſchichte. Allein unverſehens läßt er ihn wider die Metaphyſik überhaupt ſtreifen; und wenigſtens verſchloß er ſich ſelbſt dem nothwendigen und heilſamen Einfluß, welchen ſie deſto beſtimmter auf die Geſchichte ausüben wird, je wiſſenſchaftlicher ſich der Kreis der menſchlichen Kenntniſſe ordnet. Auch giebt es keine Spur, daß ihm nur geahnet habe, was die Metaphyſik dem Hiſtoriker und ſeiner Wiſſenſchaft werth ſeyn könne.

In wiefern ſich dieſe Vernachläſſigung der Philoſophie an ſeinen hiſtoriſchen Reſultaten und Anſichten rächte, wird offenbar werden, wenn ſeine Arbeiten über die Univerſalhiſtorie an den Tag kommen. Doch giebt auch ſeine Geſchichte der Schweiz hin und wieder Aufſchlüſſe darüber. In einer allgemeinen Ueberſicht von dem Gange der Kenntniſſe, zumal dieſſeits der Alpen, die er im vierten Buche liefert, ſind einige Hauptpunkte wohl angegeben; allein ſie ſtehen eigentlich nur da, wie Notizen, und das Fortſchreiten von dem einen zum andern, der nothwendige Zuſammenhang zwiſchen ihnen, wofür es an Entdeckung der aufklärenden Thatſachen demjenigen nicht fehlt, welcher dieſe Nothwendigkeit in der Entwickelung ſchon aus der Speculation kennt, finden wir wenig geahnet und angedeutet.

Auch zeigt ſich die Unbehülflichkeit in Sprache und Auseinanderſetzung, mit welcher er nie vollkommen ſiegreich gerungen hat, bei ſolchen allgemeinen Ueberſichten in einem ganz beſondern Ungemach.

Es war nämlich nicht Dünkel oder blinder Haß, wodurch er gegen die Metaphyſik ſo verhärtet wurde, ſondern die Art ſeines Geiſtes, daß er die Geſchichte zuerſt nur mit dem Gedächtniß und Gemüth umfaßte, die beide in ihm von ungemeiner Stärke waren. Dann wurde ſeine Einbildungskraft von den Thatſachen gerühret, die aber an Stärke jenen beiden nicht gleich kam. Niemals denkt er daran, Gedächtniß und Gemüth durch künſtliche Mittel in ſich zu ſtärken und zu bereichern, indem er nach richtigem Gefühl von ſich ſelber es nicht nöthig fand; aber er will die Dichter einzig in der Hinſicht leſen, damit ſie ſeine Phantaſie blühend und feurig machen, und dringend bittet er ſeinen Freund Bonſtetten, ihn zu warnen, ſobald er wahrnehme, daß ſeine Einbildungskraft matt geworden ſey. Sein Verſtand trat zuletzt zu der hiſtoriſchen Arbeit, und ward nie ſo Meiſter in derſelben, daß er die Thatſachen wie Begriffe berechnet, oder die eigentliche hiſtoriſche Abſtraction vorgenommen hätte.

So ſcheint es, als habe ſein Haß gegen die Metaphyſik und ihren Einfluß auf des Hiſtorikers Bildung, mit einem natürlichen Unvermögen ſeines ſonſt ſo mächtigen Geiſtes zuſammengehangen.

3.

Nach der Abneigung, welche Müller gegen die Philoſophie hegte, befremdet einigermaßen, daß er eine Geſetzgebung für die Hiſtorie als etwas Wünſchenswerthes und Erfreuliches betrachtet. Eben durch ſie muß in gewiſſer Hinſicht die Geſchichte in metaphyſiſche Gewalt gegeben werden.

Ohne deutliche Einſicht in die allgemeinen Geſetze des Wiſſens, welche an den letzten Ring der Metaphyſik geknüpft ſind, iſt nicht möglich, die Geſetze aufzufinden, nach welchen der Hiſtoriker ſeine Arbeit vollbringen ſoll; denn dieſe greift in alle Arten von unſerm Wiſſen ein. Ueberhaupt iſt kein Zweifel, daß die Beſtimmung alles Formalen ein philoſophiſches Geſchäft ſey.

Eine Geſetzgebung für die Hiſtorie müßte vom Begriff derſelben ausgehen, und aus dieſem Begriffe den Stoff der Geſchichte und die nothwendige Form deſſelben zugleich ableiten. Dies kann auf eine haltbare Weiſe geſchehen, ohne daß irgend auf dasjenige, was uns die Tradition der Jahrtauſende lehrt, Rückſicht genommen wäre. Die ganze ſogenannte Weltgeſchichte iſt bei der reinen Geſetzgebung für die Hiſtorie durchaus von keinem conſtituirenden Gewicht; der Geſetzgeber bekümmert ſich nicht um die Weiſe, auf welche die Geſchichte ſeit Jahrtauſenden erhalten und beſchrieben wurde.

Sind aber die Beſchaffenheit des Stoffs, der gegeben werden kann, die Formen, in welchen er gefaßt werden muß und kann, rein abgeleitet, ſo tritt ein großes Intereſſe auch für die allgemeine Geſetzgebung ein, zu wiſſen, welcher Stoff der Hiſtorie gegeben iſt, und welche Formen, ihn zu faſſen, gebraucht ſind; nicht bloß, um die Geſetze in Anwendung zu bedingen, ſondern auch, um die Deduction fruchtbar zu machen und auf Gegenſtände zu leiten.

So wenig das Gegebene den reinen Begriff beſtimmen, oder dieſer ein Gegebenes nach ſich umſchaffen mag, ſo gewiß kann das Gegebene eine Combination veranlaſſen, die zum reinen Begriff führt, und von dieſem ſich die Berichtigung des Gegebenen herſchreiben.

Nun hat die Hiſtorie die ganze Welt in allen Zeiten zum Material, und wird tauſendfach dem Geſetzgeber, dem ſie unterworfen iſt, zuwinken können, daß er auch hierhin und dorthin die Stralen der Speculation wende, und Geſetze gebe, wohin die bloße reine Combination ihn nicht geleitet hätte. Nur eine ſolche Geſetzgebung wird deshalb für die Hiſtorie von Fruchtbarkeit ſeyn, die ein Hiſtoriker vollbringt, welcher ſich des metaphyſiſchen Geſchäfts bemächtigen kann; denn ein ſolcher iſt wenigſtens leichter zu hoffen, als ein Metaphyſiker, der die Hiſtorie durchaus kennt. Vom Einzelnen zum Allgemeinen aufſteigen, iſt der Gang des menſchlichen Geiſtes: wer im Allgemeinen ſeine eigentliche Heimath gefunden, entbehrt gewöhnlich des Tactes für das Einzelne, und der Achtung für die Notiz und Thatſache.

Wenn eine ſolche Geſetzgebung für die Hiſtorie vollendet iſt, und den Einfluß auf das praktiſche Geſchäft der Hiſtoriker äußert, welcher Geſetzgebungen auf die Praxis gebührt, ſo wird eine neue Beleuchtung der ganzen Geſchichte ſich aufthun, und die Reviſion derſelben, die freilich immer von Zeit zu Zeit nothwendig bleibt, wird dann ungemein viele Begebenheiten und Perſonen in einer neuen Geſtalt zeigen. Nicht daß bisher noch keine geſunde hiſtoriſche Kritik, nicht daß dieſe nicht häufig gehandhabt wäre, daß man einige Regeln derſelben nicht mit Scharfſinn entwickelt und ſchon befolgt hätte; aber zu einem Syſtem der Kritik iſt man keineswegs gekommen. Jedermann giebt freilich zu, daß er bei hiſtoriſchen Unterſuchungen nach Geſetzen verfahre; doch ſchütteln die meiſten den Kopf, wenn ihre Regeln an die Grundgeſetze des Wiſſens geknüpft werden, und durch ſtrenge Ableitung der Begriffe die Haltbarkeit einer wahrhaftigen Wiſſenſchaft gewinnen ſollen.

An dieſe, an die metaphyſiſche Gewalt in der Geſetzgebung für die Hiſtorie, dachte Müller gewiß nicht, wenn er die letztere wünſchte. Mit mehr Geiſt und Geſchmack, meinte er, als bisher aufgewendet worden, müſſe man die vortrefflichen Geſchichtſchreiber des Alterthums, und auch aller Zeiten, betrachten, und ſich die Regeln eigen machen, welche ſie befolgt zu haben ſchienen. Dieſen Beobachtungen gemäß ſollte man in die Bearbeitungen der Geſchichte mehr Leben bringen, als wir in neuern Zeiten gewöhnlich wahrnehmen. Er wollte im Grunde nur einige Verbeſſerung, nicht Umänderung des alten Zuſtandes der Dinge durch eine Geſetzgebung für die Hiſtorie bewirkt ſehen.

4.

Von gleich großem Erfolg, wie für die Geſchichtforſchauung, müßte die angedeutete Geſetzgebung für die Geſchichtſchreibung werden.

Alle Arbeit, Notizen in Thatſachen zu verwandeln, deren Eigenthümlichkeit und den Sinn der Begebenheiten zu erforſchen, aus dieſen die Reſultate zu ziehen, kurz, die hiſtoriſche Wahrheit zu erforſchen und hervorzubringen, berechtigt noch nicht zu dem Namen eines Hiſtorikers; er ſoll auch die erarbeitete Wahrheit zur Anſchauung bringen, und bedarf dazu der hiſtoriſchen Kunſt, durch welche er Geſchichtſchreiber wird.

Man kann nichts zur Anſchauung haben, und andern bringen, als von einem Standpunkte. Dieſer kann kein anderer für denjenigen, welchem obliegt, die Dinge zu zeigen, als für jene ſeyn, welche dieſelben ſchauen ſollen; denn ſonſt würden beide Parteien nicht eines und daſſelbe ſehen, und der, welcher darweiſet, thäte dies nicht mehr bei Gegenſtänden, die er doch darweiſen will.

Um ſicher zu ſeyn, daß von einem Standpunkte Alle dieſelben Gegenſtände ſehen könnten, wenn nicht eine Urſache in dieſem oder jenem ſelbſt ihn daran hindert, muß eine Begrenzung der Gegenſtände eintreten, und von dem Standpunkte muß man ſie alle gleich vollkommen ſehen können; er muß alſo ein Mittelpunkt ſeyn. Begrenzte Gegenſtände mit einem Mittelpunkte ſind noch nicht ein Ganzes; um es zu werden, müſſen ſie durch den Mittelpunkt begrenzt ſeyn.

Sind Begebenheiten die zur Anſchauung zu bringenden

Dinge, ſo muß, da ſie aus dem Verhältniß von Thatſachen gegen einander entſtehen, der Mittelpunkt für ſie in ihnen ſelbſt liegen, und in der Wahrnehmung ihres Innern. Er kann alſo nichts als die Thatſache ſeyn, durch welche alle die übrigen, die man überſchaut, ihren Zuſammenhang haben. Hier werden alſo die Gegenſtände durch den Mittelpunkt begrenzt, und werden ein Ganzes.

Ein Ganzes von Begebenheiten ſich ſelbſt oder Andern zur Anſchauung bringen, heißt, dieſelben darſtellen, und die Darſtellung von Begebenheiten iſt die Geſchichtſchreibung.

Von ihr, in dieſer idealen Reinheit, haben wir kein Beiſpiel in umfaſſenden Werken, wohl aber in einzelnen Theilen derſelben, und ſchon daraus ergiebt ſich ein Erfahrungsbeweis, daß ſie nichts Unmögliches ſey; eine Sache, die überhaupt nicht bezweifelt, wenn die Speculation nicht verſchloſſen iſt, oder, was einerlei, wer denkt im höheren Sinne.

Wenn nach dieſen Grundſätzen ſehr wenige in der ungeheuren Zahl derer, die Geſchehenes aufgezeichnet und wieder erzählt haben, den Namen von Geſchichtſchreibern verdienen, ſo liegt dies nicht bloß in der Seltenheit großer Genien, oder dem Umſtande, daß von dieſen wiederum wenige durch äußere Verhältniſſe getrieben werden, eben die mühſamſte und beſchwerlichſte Kunſt, die hiſtoriſche zu wählen; oder darin, daß unter den ſeltenen großen Genien gewiß der allerſeltenſte derjenige iſt, der für Wiſſenſchaft und Kunſt zugleich ſo begabt wäre, als der Hiſtoriker ſeyn ſoll. Sondern wir beſitzen über wenige Begebenheiten einen ſolchen Reichthum von Notizen, daß die hiſtoriſche Kunſt aus ihnen ein Ganzes ſchaffen könnte, welches natürlich immer in ihnen liegen muß; denn ſonſt träte die poetiſche Kunſt an die Stelle der hiſtoriſchen, und dem Zwecke aller Hiſtorie, die Wahrheit des Wirklichen anſchaulich zu machen, würde mitgeſpielt.

Wer indeß die metaphyſiſche Beleuchtung der Geſchichte verſteht, der wird auch bei dürftigern Notizen zur Geſchichtſchreibung häufiger Gelegenheit finden, indem die Wahrnehmung des allgemeinen Nothwendigen, welches wie ein tiefer, unterirdiſcher Strom durch die ganze Geſchichte geht, ſich ihm oft unvermerkt im Einzelnen auch da zeigen wird, wo die Ueberlieferung, dem Anſcheine nach, zu einer ſolchen Wahrnehmung nicht hinreicht. So mag ihm mehr als andern gelingen, das hiſtoriſche Kunſtwerk, welches vom Verhängniß ununterbrochen in den Begebenheiten ausgearbeitet iſt, zu copiren, indem er ſelbſt als Hiſtoriker ein Kunſtwerk liefert.

Die Geſetzgebung für die Hiſtorie wird die Urtheile über die Geſchichtſchreibung ungemein berichtigen, und in ihr eine noch ungleich größere Reformation bewirken, als in der Geſchichtforſchung. Dieſe wird immer vorausgeſetzt bei jener, iſt gleichſam eingeſchloſſen in jene, welche ein vielſeitigeres Genie, eine vielfachere und ganz verſchiedenartige Ausbildung der Geiſteskräfte erfordert, und darum noch verworrener angeſehen und beurtheilt, ungleich ſeltener, als die Geſchichtforſchung, preiswürdig ausgeübt iſt. Zumal mögten die Griechen und Römer, die als Muſter in Gattungen der Hiſtoriographie bewundert ſind, nach dem geſetzgebenden Maßſtabe gerichtet, eines ſehr bedingten Lobes theilhaftig werden, wiewohl eben durch ſolche Bedingniß, in ihrem eigenthümlichen Charakter begriffen, und auf den ihnen gebührenden Grad geſtellt, vom Kenner eigentlich weit mehr bewundert ſeyn, als durch die großthuende Phraſe unbedingter Lobſprüche, die eigentlich nicht weiß, was ſie ſagt.

Plutarch wird als Muſter in der Biographie geprieſen, er, welcher nie den Mittelpunkt fand, von welchem aus eine Perſon, eine Begebenheit zu einem Ganzen geworden. Wie wollte er dieſelben zur Anſchauung bringen, darſtellen? wie auf den Namen eines Geſchichtſchreibers Anſpruch machen? Und dennoch halten wir ihn der Bewunderung werth; denn er hat den genialiſchen Tact, die Materialien aufzufinden, aus welchen eine Biographie entſtehen kann; ſie liegen da, ein inhaltvoller Vorrath, für die letzte bildende Hand. Ein wie ſeltenes Talent jener Tact ſeyn müſſe, ſieht man daraus, daß ihn nach Plutarch niemand in beſonderem Maße bewieſen hat.

In der That dünkt uns, daß bei nichts ſo ſehr, wie bei der Geſchichtſchreibung, der ganze Menſch vonnöthen ſey. Der Hiſtoriker ſoll die Notiz unbefangen und treu ins Gedächtniß nehmen, und auf dem Gipfel der Abſtraction ſtehen, um welchen die Notiz wie Spreu wehet; er ſoll die Thatſachen, Begebenheiten, Reſultate ſchaffen, und überzeugt ſeyn, und Andere überzeugen, daß er in ihnen nichts habe, als was in ihnen gegeben iſt; ſoll ſich ſelber an den Stoff verlieren, und deſſelben ſo mächtig ſeyn, daß kein Stäubchen davon in ſchönen Vorſtellungen verloren geht. Hat er dann mit unſäglicher Mühe und Geduld, mit vielfacher Gelehrſamkeit, und mit einem ſo tiefen, als ſcharfen Sinne ſeine Materialien zuſammengebracht, geläutert, erkannt, ſo iſt nur die Hälfte ſeiner Berufspflicht erfüllt. Den Mittelpunkt in dem Stoffe zu entdecken, zur Anſchauung zu bringen, und durch ihn ein organiſches Ganzes erwachſen zu laſſen; dem Zwecke gemäß, daß die hiſtoriſche Wahrheit dargeſtellt und anſchaulich werden ſolle, ihr im Styl ein Gewand zu geben, das ihr nothwendig angebildet iſt, mit ihr einerlei zu ſeyn ſcheint: dieſe Kunſt oder die Geſchichtſchreibung kann durchaus nicht ohne das Genie vollbracht werden, da hingegen Umfang und Treue des Gedächtniſſes, Unbefangenheit des Gemüths, geübter Verſtand und ein ſtarker Wille den Geſchichtforſcher vollenden können.

Wo giebt es neben dem Hiſtoriker, dieſem Forſcher im Geſchehenen und im Ideenreich, dieſem mühſamen Sammler, faſt Tagelöhner in literariſcher Arbeit, dieſem Poeten, ohne jemals erdichten zu dürfen, dieſem Philoſophen und Künſtler auf einmal, wo giebt es Jemand, der ſagen könnte, daß er ſo bei ſeinem Geſchäfte den ganzen Menſchen brauche, als jener? Die beſondern Fertigkeiten, welche jeder Forſcher, jeder Künſtler für ſeine eigenthümliche Wiſſenſchaft und Kunſt nöthig hat, und die Geſchicklichkeiten, die Eigenſchaften für alle mannichfaltige Arten des praktiſchen Lebens abgerechnet: ſo ſehen wir nicht, was von geiſtigen Kräften des Menſchen dem Hiſtoriker fehlen dürfte?

5.

Auf zwiefache Art gelangt man zu dem Mittelpunkt der Begebenheiten, durch welchen ſie zu einem organiſchen Ganzen werden, entweder durch Reſultate aus Reſultaten, alſo durch die hiſtoriſche Abſtraction, oder durch einen Act des Genies, daß die Einbildungskraft ſchnell deren Mittelpunkt treffe und zur Anſchauung bringe.

Wer gezwungen iſt, den erſten Weg einzuſchlagen, der gelangt freilich wohl zuletzt zu einer Einſicht in den Mittelpunkt, aber darum iſt er noch nicht der Kraft mächtig, denſelben zur Anſchauung zu bringen; weſſen Einbildungskraft darauf losſchießt, der iſt freilich in Gefahr, fehl zu ſchießen, und geht weniger ſicher zu Werke, als jener; doch iſt ſein Beruf, dann zu dem Einzelnen mit der ſorgſamen Kritik zurückzugehen, und alle die Straßen zu meſſen, welche er überflog, um zu urtheilen, ob ſie alle durch das Gebiet der hiſtoriſchen Wahrheit zu ſeinem erreichten Punkt hinführen. Fahrläſſigkeit, Falſchheit oder Irrthümer in dieſem Geſchäft haben zur Folge, daß kein Werk wahrhaftiger Geſchichtſchreibung entſtehen wird; aber der erſtere, der durch Reſultate ſich zum Mittelpunkt der Begebenheit hinarbeiten muß, leidet wahrſcheinlich immer an der Ohnmacht, im angegebenen Sinn, Geſchichte zu ſchreiben, ſo herrliche und achtungswerthe Arbeiten er vollbracht haben mag.

Wir haben ſchon bemerkt, daß Müller die hiſtoriſche Abſtraction in den höhern Graden, die eigentliche, nicht liebte und kannte, auch zu ihr wohl ein natürliches Unvermögen empfand; und ſchwerlich mögte man in ſeiner hiſtoriſchen Arbeit Beiſpiele auffinden, daß er allmälig durch Reſultate, einen ſo wenig gemeinen Verſtand er beſaß, zu dem Mittelpunkt der Begebenheiten, der Syſteme, der handelnden Perſonen durchgedrungen wäre. Wo man denſelben in ſeinen Beſchreibungen und Erzählungen wahrnimmt, da hat er ihn gewöhnlich nach dem Buchſtaben der Quellen, ohne ſein Wiſſen, angedeutet, und ihn auch nicht zu demjenigen Mittelpunkt, von welchem hier die Rede iſt, der nämlich die Begebenheiten zu einem Ganzen bildet, durch die hiſtoriſche Kunſt erhoben. Bisweilen will dieſe bei ihm dahin durchbrechen, und dann verräth ſich ganz ſeine genialiſche Anlage, daß er eben durch einen Act der Einbildungskraft den Mittelpunkt in der Geſchichte ergreifen und zur Anſchauung bringen will. Dies letzte gelingt aber nicht ganz: ſeine Einbildungskraft iſt nicht energiſch genug, um mit der Macht der reinen Kunſt zu ſchalten; ſie ſinkt alsdann in ſein Gemüth zurück, welches nun mit ſeiner genialiſchen Gewalt handelt.

Dieſes war's eigentlich, was in ihm die hiſtoriſche Compoſition, oder die ſucceſſive Darſtellung des Geſchehenen vollbrachte; und wie das Gemüth ein ſo heftiges Entzücken und ſolche Rührung empfinden kann, die in den heitern Regionen der Abſtraction und der Kunſt nicht geduldet werden: darum durften wir behaupten, daß unſer Freund wohl mit weniger Bewegung über die Freuden der hiſtoriſchen Compoſition geſprochen, wenn er ſie in einem höheren Grade geübt hätte.

An dem Einzelnen hat Müller eine gar groſe Freude, und das rohe Erz, was er mit unſäglichem Eifer und kritiſchen Fleiß zuſammengebracht, hat er wirklich lieb. Ein ſinniger Mann, wandert er in ſeiner Werkſtätte umher, beſchauet dieſes Stück und jenes, herzlich erfreuet über ſeine Schätze. Der Bemerkungen über dieſelben werden ihm zu viel, Erinnerungen mancher Art rühren ihn tief, Bilder werden in ihm wach; ſeine Werkſtätte wird ihm zu enge; die Ruhmbegierde, ſeine Schätze der Welt zu zeigen, der edle Durſt, nützlich zu werden, das Beiſpiel groſſer Männer, und das Alterthum, ſprengen ſeine Pforte, und wir ſehen ihn in ſeiner Werkſtätte. Da kann er die Bewegungen ſeines Herzens und ſeiner Einbildungskraft nicht verbergen, nicht die Unbehülflichkeit, mit welcher er ſeinen Reichthum zum Anſchauen ordnet: er hat nicht Zeit, nicht Luſt, das rohe Erz noch ſehr zu bearbeiten, und nach einigem Behauen, einiger Politur, fügt er es zu irgend einem Gebilde zuſammen. Zugleich mit dem Material giebt er ganz ſich ſelbſt der Beſchauung hin, auch ſeine genialiſche Ahnung von den hohen Wahrheiten der Abſtraction, und dem hiſtoriſchen Kunſtwerke, welche in dem Material liegen. Ihn in dieſer Geſtalt nicht zu lieben, zu bewundern, iſt eben ſo unmöglich, als es gegen Wiſſenſchaft und Kunſt iſt, ihn wie den Hiſtoriker zu nehmen, welcher die letzten Reſultate der Forſchung vollendet, und mit Phantaſie und Geſchick des Künſtlers, ächte Geſchichtſchreibung vollbracht hat.

6.

Der Hauptzweck in der Geſchichtſchreibung kann kein anderer ſeyn, als die Compoſition, welche den ganzen Stoff umfaßt, der dargeſtellt werden ſoll; denn iſt ſein Mittelpunkt, der allgemeine, nicht gefunden und zur Anſchauung gebracht, ſo kann vielleicht noch im Einzelnen, nicht für das Ganze, ächte Geſchichtſchreibung eintreten.

Gewöhnlich ſtellten die groſen Meiſter die Thatſache, die Bemerkung, das Gefühl, worin die darzuſtellende Maſſe ihren Mittelpunkt hatte, ſogleich in den Vorgrund ihres Werkes, indem ſie auf jenem Mittelpunkt ſelbſt den Standort haben mußten, von dem ſie Alles überſchauten, wo ſie ihre hiſtoriſche Begeiſterung ſchöpften, und die Grundſtimmung geben konnten, in welcher Zuhörer und Leſer die ganze Darſtellung empfinden ſollen, um die Wahrheit am reinſten zu empfangen.

Tacitus ſagt, daß Freiheit und Conſulat der Römer, einigemal durch kurze Herrſchaft unterbrochen, ſeit Auguſt, dauernder Fürſtengewalt unterworfen wurde; und das Gefühl, die Betrachtung, welche daher entſteht, lebt in allen Theilen ſeiner Darſtellung, wenn er gleich nicht ſo thut, als führte er jenen Satz durch, als wollte er ihn gleichſam immerfort beweiſen. So ſehr fehlt es unſerer Zeit an dem Sinn für ächte Geſchichtſchreibung, daß ſolche, die wohl eine allgemeinere Idee in der Hiſtorie dulden wollen, nun verlangen, die Thatſachen, Begriffen gleich, aufgereiht zu ſehen, aus welchen ſich, wie bei philoſophiſcher Demonſtration, der Hauptſatz immerdar ergiebt.

Die erſte Geſtalt des Landes, von deſſen Geſchichte er ſchreiben will, ſchildert Müller zu Anfang ſeines Werks mit groſſen Zügen; und je mehr Pracht der Sprache er aufwendet, deſto beſtimmter vermuthet man den Gedanken, daß eine ſo gewaltige Natur ihren Charakter, der Denkart, wie dem Phyſiſchen, und den Sitten, den Verfaſſungen der Menſchen, von welchen ſie bewohnt iſt, mittheilen müſſe und mitgetheilt habe. Da wäre der Mittelpunkt angegeben, durch welchen die Schweizerhiſtorie zu einem Ganzen wurde: ſeine Richtigkeit haben alle Zeiten erhärtet. Was bei keiner andern Geſchichte erreicht werden kann, wäre hier gelungen: die ſogenannte todte Natur wäre wie eine große Perſonalität und gleichſam handelnd unter einem Volke erſchienen.

Allein Müller deutet jenen Gedanken nicht auf das fernſte an, und fällt ab von dem prachtvollen Naturgemälde, das nun faſt unzweckmäßig geworden, mit der Bemerkung, „wie eine ſehr „kleine Völkerſchaft, ohne Bundesgenoſſen, ohne Brot, ohne „Geld, ohne andere Staatsklugheit, noch Kriegskunſt, als welche „immer die Natur einen jeden Menſchen lehrt, von vortheilhaf„ten Zeiten klugen und ſtandhaften Gebrauch machte, ſo daß bei „allgemeiner Veränderung der europäiſchen Verfaſſungen ſie ſelbſt „fünfhundert Jahre frei und in ihren Sitten blieb, und faſt „anderthalb Millionen Menſchen, von mancherlei Sprachen und „Gewohnheiten, in einem Lande von etwas mehr als neunhun„dert Quadratmeilen, eben dieſes Glück ihr zu danken hatten.“

Schon tiefer im Werke ſtreift kaum an jenen Gedanken die Erwähnung, daß die Helvetier, da der ſchwere Bau ihrer Gegenden wenig Muße zu Kriegen ließ, ein friedfertiges, und, durch Luft und Lebensmanier abgehärtet, nichts deſto weniger ein tapferes Volk waren, welches reich hieß, weil die Alpenwaſſer einiges Gold führen.

Als ich einſt Müller aufmerkſam machte, daß er die einzige Thatſache, aus welcher eine umfaſſende Darſtellung der Schweizerhiſtorie, ein Werk ächter Geſchichtſchreibung, hätte aufblühen können, daß er jenen Gedanken vernachläſſigt habe, ward er davon ſehr überraſcht, und ſtaunte der neuen Beleuchtung, die ihm über den alten wohlbekannten Stoff aufgehe. Er meinte, daß er einer neuen und höhern Jugend theilhaftig ſeyn werde, wenn ihm noch einmal geſtattet würde, ſein Buch in einer reineren Form ganz umzuarbeiten. Jetzt ſey es nichts, als eine Sammlung fleißiger Excerpte, bei welchen er mitunter ſeine Gefühle, Betrachtungen und Grundſätze laut werden laſſe.

Wenn er ſo mit kindlichem Erſtaunen ſich einer fremden Vorſtellung hingab, ihre Wichtigkeit für eine Arbeit des Lebens anerkannte, ohne Empfindlichkeit, daß er ſie verfehlt hatte; wenn er ſo ächt beſcheiden, treffend, doch unter dem Werth, ein Buch ſchätzte, von welchem er eigentlich allen Ruhm, allen Gehalt ſeiner Tage hatte; dann iſt mir die angenehmſte Nothwendigkeit geweſen, ihm zu ſagen, was er ſelbſt nicht wiſſen könne, wie viel Genie er in ſeinem Gemüth beſitze, wie er eben da, wo er glaube, bei einer Begebenheit nur warm geworden zu ſeyn, oft vortrefflich darſtelle. Ich empfand alsdann eines der anmuthigſten Verhältniſſe im Leben, daß ich, tiefer Wahrheit treu, einem ſolchen Manne ſein Lob ſagen konnte, Stirn gegen Stirn, und er, nicht es abwehrend, noch weniger ſich blähend, ſich nur kindlich freute, daß er ſo ſey.

7.

Das kaum angeführte Urtheil, welches Müller über ſich ſelbſt ſprach, will uns entkräften, noch weiter zu verfolgen, wie wenig ächte Compoſition in ſeinem Werke über die Schweizerhiſtorie liege. Allein es iſt lehrreicher, an Mängeln bei ſo treff- lichem Reichthum darzuthun, ein wie Hohes die Geſchichtſchreibung ſey, als bei Verurtheilung der Unzähligen, deren Pläne, Unterſuchungen, Beſchreibungen, Reſultate und Charakteriſtiken, in ihren ſogenannten hiſtoriſchen Schriften, nie das Weſen der bloßen Notiz verloren haben, die in ſolchen Formeln auch nicht einmal für das Gedächtniß tauget.

Da der Mittelpunkt, aus welchem die Schweizerhiſtorie zu einem Ganzen werden mogte, nicht hervorgehoben, feſtgehalten und durchgeführt war, konnten die Hauptmaſſen derſelben in keine anſchauliche Verbindung gebracht werden. Indeſſen iſt noch zu verwundern, wie geringfügig ſie an einander geknüpft, und wie wenig auch niedrigere Geſichtspunkte benutzt ſind, wodurch man zu einiger Ueberſchauung gelangen könnte. Dagegen überraſcht auch in der vorhandenen Anordnung und Beſchreibung, wie immerfort hervorbricht, was die Seele des Ganzen hätte werden ſollen. Die Einwirkung der Natur, nicht bloß des Locals, in Begebenheiten und Charaktere zeigt ſich überall.

Wenn man nie zu berechnender Revolutionen, wie Liſſabons Erdbeben, nicht gedenkt, in welchen die unvernünftigen Kräfte ihre Gewalt wider das denkende Weſen überfallend beweiſen, ſcheint die Natur auf eine zwiefache Weiſe in die Geſchichte des Menſchen zu dringen, und in ihr, wie handelnd, beſchrieben werden zu müſſen; entweder bei einzelnen Begebenheiten, nach ihrer örtlichen Beſchaffenheit und andern Eigenthümlichkeiten, oder durch den dauernden und allmäligen Einfluß ihrer Lage, Geſtalt und ihrer Kräfte auf Körper, Lebensart und Charakter der Bewohner.

In jener erſten Rolle erſcheint ſie vorzüglich in Kriegserzeugniſſen, inſonderheit Schlachten. Weil ſie da gleichſam wie handelnd, wie eine Perſon, angeſchaut werden ſoll: ſo müſſen eben diejenigen ihrer Punkte, durch welche ſie ihre Einwirkung beweiſet, hervorgehoben und auf einmal hingeſtellt, oder, was ſelten, ſucceſſiv anſchaulich gemacht werden. Das topographiſche Detail, überhaupt alles Oertliche, was nicht für die Begebenheit gebraucht wird, iſt hier unfruchtbar und hinderlich.

Alle gute Geſchichtſchreiber der Griechen und Römer ſind in dieſer Kunſt Meiſter, und ſie ward ihnen viel leichter gemacht, als uns, da ſie zum Theil Augenzeugen der zu beſchreibenden Begebenheit waren, oder dieſelben vielfach befragen konnten, auch die Gegenden gewöhnlich ſelbſt in Augenſchein genommen hatten, und praktiſche Einſicht in die Handlung beſaßen; wie überhaupt das Anſchauungsvermögen der Alten weit geübter und geſchärfter war, als das unſere.

Müller hatte vor vielen andern hiſtoriſchen Verfaſſern unſerer Zeit den Vortheil, daß er den Schauplatz der Thaten und Begebenheiten, die er beſchrieb, wiederholt geſehen, unterſucht hatte, Jahre lang auf ihm lebte; auch konnte er ſelbſt im Volk hören, wo und wie die Localpunkte eines Eräugniſſes geweſen; aber ſeine Einbildungskraft vermogte nicht die Individualität darzuſtellen. In Beſchreibung der berühmten Schlacht bei Sempach ſagt er: „Dieſe kleine Stadt liegt bei drei Stunden von „Luzern, oben an einem zwei Stunden langen hellgrünen See; „die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben ſich aus Wieſen in „Kornfelder, und über dieſen ſtand ein Wald; das Land erhebt „ſich beträchtlich. In den Wald kamen die Eidgenoſſen.“ Davon abgeſehen, daß die Länge des Sees und die Farbe ſeines Waſſers hier von keiner Bedeutung, ſo ſind die übrigen Züge vortrefflich gewählt, weil ſie auf die Schlacht einwirkten; aber indem fortgefahren wird: — „Sie ſahen den Feind, eine zahlreiche, wohlberittene, ſchön gerüſtete Reiterei“ — iſt gar nicht angegeben, wo ſie ihn ſahen. Man kann vermuthen, nach ihrer Stellung, daß ſie ihn in der unteren Gegend vor ſich erblickten, doch weiß man nicht, ob auf beiden Ufern, oder auf einem? und kann ſich ſchon deshalb kein beſtimmtes Bild von dem Verhältniß in der Schlacht vorhalten. Vielleicht war jene Unbeſtimmtheit gehoben, weil kurz vorher erwähnt worden, daß Herzog Leopold über Surſee nach Sempach gezogen war; doch nur für den jener Gegend Kundigen. Es will dem Geſchichtſchreiber nicht geziemen, einen ſolchen bei Darſtellung des Locals vorauszuſetzen.

Soll die Natur in der Hiſtorie als handelnd durch ihren Einfluß auf die Ausbildung ihrer Bewohner beſchrieben werden: ſo entſtehen Naturgemälde in der Geſchichtſchreibung, welche in die Gruppe der handelnden Menſchen die anmuthigſte Abwechslung bringen. Bei ihnen darf der Hiſtöriker nur nie vergeſſen, daß auch ſie gewiſſermaßen eine Perſonalität haben ſollen, welche auf die übrige Darſtellung berechnet iſt. Anfänglich muß er ſich hüten, daß ſeine Manier nicht an den Ton der Reiſebeſchreibung erinnere; denn dadurch würde der Gedanke an die Nothwendigkeit des Naturgemäldes in der Hiſtorie ausgelöſcht werden, indem der Reiſende, als ſolcher, nur auf das bloße Schauen ausgeht, und von keinem innern Bedingniß beſtimmt wird, nur dieſes oder jenes zu ſehen. Iſt dies bei ihm der Fall: ſo redet er nicht mehr als bloßer Reiſebeſchreiber, ſondern befolgt anderweitige Regeln.

Das Gemälde, welches uns Tacitus von Judäa in ſeinen Büchern der Geſchichten gegeben, iſt bewundernswürdig. Feſt beſtimmt er zuerſt die Grenzen, damit die Einbildungskraft nicht unbeſtimmt bleibe, was ſie in der Hiſtorie am wenigſten darf, da bei dieſer alles auf die Wahrheit des Gegebenen ankommt. Dann bemerkt er das Phyſiſche der Bewohner im Verhältniß zu Klima und Boden; dieſes letzten eigenthümliche, wunderbare Erzeugniſſe, die Balſamſtaude und die Palme; von jener, die vorzüglich bedeutend für Geſundheit und Verkehr der Juden, ein genaues Bild. Darauf der Berg Libanon mit ſeinem Strom Jordan, zwei große Figuren in der israelitiſchen Hiſtorie; noch merkwürdiger des Jordans Aufbewahrer, der See, mit ſeinen Naturwundern. Nicht fern davon die todten Gefilde mit ihrem Peſthauch, wo alles Kraut, alle Blüthen, ehe ſie Frucht bringen, in Aſche zerfallen. Dagegen der Strom Belus, der ins judäiſche Meer fällt, nützlich durch den Sand ſeiner Mündung, aus welchem Glas gekocht wird. Zuletzt Jeruſalem mit ſeinem Tempel, der Ort, welcher in der Geſchichte Iſraels beinahe ſo merkwürdig, wie Moſes, und der Mittelpunkt des ganzen Nationalgeiſtes der Juden iſt. Was es war durch Lage, Menſchenarbeit, vollendet das Naturgemälde von Judäa; was es war durch die Volksreligion, führt dies Gemälde zur weiteren Hiſtorie.

Hier iſt kein Zug, der nicht als Thatſache da ſtände, der nicht nothwendig wäre, um die Geſchichte begreiflich zu machen; die mindere oder größere Wichtigkeit der Züge für die Hiſtorie entſcheidet ſelbſt für ihre Folge; und doch iſt wieder Alles, wie wenn dies Naturgemälde nur den Zweck einer vollkommen ſinnlichen Wahrnehmung hätte. Auch iſt zwiſchen einem Volke, deſſen Schickſal, und der Natur ſeines Landes, deren Veränderungen, gewiß ein ſolcher nie genug zu erforſchender Zuſammenhang, daß ein Gemälde dieſer Natur, welches eine vollkommene ſinnliche Vorſtellung von ihr giebt, auch beſonders pragmatiſch in der Geſchichte der Nation ſeyn wird.

Müller hat uns ein Naturgemälde von dem Berner Oberland gegeben, welches durch die Bemerkung eingeführt wird, daß in allen angeführten Dingen die Berner vielen andern Bürgerſchaften gleich geweſen, die Natur des Landes einen Unterſchied machte. Es wäre ein glänzendes Stück in einer Reiſebeſchreibung: man ſieht darin den Wanderer. „Je näher man,“ heißt es dort, „den hohen Alpen kommt, um ſo mehr dringt in die „Gemüther ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur; „der Gedanke ihres den Anfang des menſchlichen Geſchlechts um „unzählbare Jahrtauſende überſteigenden Alters, und ein gewiſſer Eindruck von unbeweglich feſter Gründung, bringt auf das „melancholiſche Gefühl des Nichts unſerer körperlichen Form; „zugleich erhebt ſich die Seele, als wollte ſie höheren Adel todter „Größe entgegen ſetzen. ’ In dieſen Gedanken kommt man in „das Oberhasli-Thal, und am ſchaudervollen Rand finſterer „Tiefen, auf gebrochenen, zerriſſenen Pfaden, ſteigend und ſtaunend, aus dem Boden der Fruchtbäume den Tannwald hinauf, durch den gelben Enzian zu Arſeln und Bergroſen, zum „Sevenbaum, zu den würzhaften aber niedrigen Blumen der „Schafweide, bis an ſteilen Wänden ungetreuer, glatter Waſen „Grenze ſcheint für die Nahrung des Viehes, und für die Neugier des Menſchen; ſintemal über demſelben unermeßliche „Schneelaſten die lebende Natur unterjochen, und jahrtauſendaltes Eis Jungfrauhorn, Finſteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Viehſchaarhorn, einſame Firne dieſes Alpenſtocks, „verhüllt.“

So ſchildernd ſoll aus dem angeführten Grunde der Geſchichtſchreiber nicht ſeyn, zumal wenn nicht, wie hier nach ausführlicher Schilderei, die Züge der Natur beſtimmt einwirken in die Hiſtorie. Geſchloſſen iſt mit der Bemerkung: „So hoch „in das Gebirg, als Gras fortkommen mag, wohnen Hirten „und Heerden, indeß Aſien wüſte liegt, weil das Glück des „Oberlandes, Freiheit, ihm fehlt;" und von dem Naturgemälde zur Hiſtorie übergehend, ſagt der Geſchichtſchreiber außerdem: „Alle Freien dieſer hohen Wüſten herrſchten wie Väter, oder „ſie fanden keinen Gehorſam; gekleidet in Landtuch, mit Speiſe „verſehen, hinter den Lezinen, welche den einzigen Zugang eines „jeden Thals verwahrten, fürchteten ſie auf hohen Felſenburgen „weder die alten Könige von Burgund, noch die Macht „von Zäringen.„ Aber nur damit, und ſchwach, iſt angedeutet, wie jenes Naturgemälde mit der Hiſtorie zuſammenhängt. In den meiſten ſeiner Züge (zur Schattirung und ſinnlichen Wahrheit der Zeichnung geſtattet man einige ohne hiſtoriſchen Zweck) hätte die Natur, als in der Geſchichte handelnd, aufgefaßt werden ſollen; der pragmatiſche Werth fehlt zu ſehr jenem Gemälde.

Die Gedanken über die Rolle, welche die todte Natur in der Hiſtorie ſpielt, führen uns, da ſie inſonderheit auch auf Beſchreibung des Locals ſich bezogen, zu einem wichtigen Punkte in der Geſchichtſchreibung, der Darſtellung von Schlachten. In der Schweizergeſchichte ragen die Schlachten von Morgarten, Laupen, Sempach, Granſon, Murten, Nancy und andere, wie der Gotthard und Jura in der Menſchen Einbildungskraft und Gedächtniß.

Müller macht irgendwo die Bemerkung, es ſey für die neuern Kriegshiſtorie ein Unglück, daß die Kriegsmänner ſie trocken tactiſch beſchrieben, und die Schriftſteller unverſtändlich und todt, indem ſie ohne Kenntniß des Kriegsweſens erzählten, und manche Züge aus den neueſten Schlachten vernachläſſigten, die Plutarch zu ewigem Ruhm der Theilhaber ausgemalt hätte. So richtig dieſe Bemerkung von den Zeiten vor der franzöſiſchen Revolution, hat dieſe auch hierin eine große Aenderung hervorgebracht, wie ſie überhaupt das Leben, das ſich zu ſehr in einſeitiges Treiben geſondert hatte, wieder zuſammengerüttelt und zu einem ganzen Daſeyn gemiſcht hat. Die Beſchreibungen der erſten unſerer Feldherren unter den neuern, oder anderer Augenzeugen, von ihren Kriegen, ſind ſo anſchaulich tactiſch, als reich an moraliſchen Zügen, und auch in ſofern hat die Umwälzung Frankreichs uns das Alterthum wieder näher gebracht.

Allerdings muß das tactiſche Gerippe einer Schlacht zuerſt beſtimmt vor uns ſtehen, ehe wir ihre übrige Geſchichte faſſen können. Je genievoller die Feldherren, oder einer von ihnen, waren, die ſchlugen, deſto erfreulicher wird es dem eindringenden Geiſte, die Schlacht darzuſtellen; denn ſo wie ſie von einer Idee ausgegangen, ſo kann ſie an derſelben, wie an dem Mittelpunkte, von welchem aus man die Erſcheinungen betrachtet, gefaßt werden, mag die Idee überwinden, oder unterliegen, was ſelten durch das Unglück des Kriegs geſchieht. In dieſer Hinſicht giebt es keine Schlachten, die ächter hiſtoriſch dargeſtellt werden können, als Buonaparte's Siege, ſo ſchwierig wegen der tiefen Combination in ihnen, und wegen der vielfachen Art des feindlichen Widerſtandes, die Beſchreibung werden mag.

In der Geſchichte einer Schlacht muß ihre Idee gleichſam wie ihr Hauptbanner hervorragen, an dem Orte, wo ſie am beſten ſteht, nicht eben voran, ſondern da, wo ſie ihre Gewalt am meiſten offenbart. Wär keine Idee da, oder fällt ſie früh, wie die ſinkende Fahne des Feldherrn, ſo muß das, was entſcheidet, mit Macht hervorgehoben werden.

So viel möglich, ſey die tactiſche Bewegung, oder die Entwickelung der Schlacht überhaupt, gleichzeitig über das ganze Terrain anſchaulich gemacht; und muß man, um die Aufmerkſamkeit nicht zu ſehr zu zerſtückeln, auf Einer Seite und mit Einer Streitmaſſe vorwärts ſchreiten, ſo benutze man jeden Anlaß, um bei dem Zuhörer und Leſer ein dunkles Bild zu erhalten, wie es zu derſelben Zeit mit dem übrigen Treffen ſtehe.

Alle Züge und Thaten, die den moraliſchen Theil einer Schlacht ausmachen, ſollen, neben der tactiſchen Bewegung, in der Entwickelung des Kampfes ſelbſt geſchaut werden. Sie unabhängig davon, oder nachher, oder am unrechten Ort, wo die Aufmerkſamkeit ihnen nicht gebührt, zu erzählen, iſt unverzeihlich; von einer hiſtoriſchen Combination kann da nicht mehr die Rede ſeyn.

Einigen Stoff giebt es in der Hiſtorie der Schlachten, welcher am natürlichſten zum größten Theil in den Vorgrund geſtellt wird; doch nicht ganz, weil Alles in Handlung dargeſtellt ſeyn ſoll, und deshalb Wiederholung eintreten müßte, wenn derjenige Stoff, deſſen vorläufige Bekanntſchaft man im Vorgrunde machen mußte, daſelbſt ſchon ganz abgethan wäre.

Dahin rechnen wir zuerſt die Zahl und äußere Beſchaffenheit der Streitmaſſe, welche im Ganzen gekannt ſeyn müſſen, ehe die Schlacht beginnt; auch während derſelben noch genauer berührt, wenigſtens in Handlung gezeigt, werden ſie zur Lebendigkeit und Individualität des Schauſpiels beitragen.

Eben ſo wird es von Wichtigkeit ſeyn, die örtlichen Verhältniſſe, mit ihnen die Stellung der Heere, vor Beginn der Schlacht, zu beſchreiben; doch muß auch in derſelben, und während der tactiſchen Bewegung, die todte Natur als handelnd dargeſtellt werden. Was die Meſſung von den örtlichen Verhältniſſen angiebt, gehört mit zu dem Gerippe der Schlacht, das mit Leben in der Hiſtorie bekleidet werden ſoll.

Weniger brauchen die Charaktere der Heere, noch weniger der Feldherren, ſchon im Vorgrunde der Beſchreibung mit einiger Vollſtändigkeit gezeichnet zu ſeyn; in ihnen iſt die Seele der Schlacht ſelbſt, in welcher ſie ſich genug offenbaren können; nur mit ihren Hauptzügen ſey man bekannt, ehe man in die Geſchichte des Kampfs geht.

Wir wiſſen, daß Müller die Kriegshiſtorie liebte, und ſich um Einſicht in die Kriegswiſſenſchaften ſehr bemüht hat. Ihrer allgemeinen ächten Lehren ſind wenige, wie er ſehr wohl erkannt hat, ſie nach dem Charakter, dem Lande eines Volks anzuwenden, ſie zu Nationalſyſtemen zu verarbeiten, dahin geht ſein nachdrücklicher Rath; und wie die Kriegskunſt der Schweizer ihnen und ihrer Natur angemeſſen war, hat er wohl beſchrieben. Uebrigens war es leicht, das Tactiſche in den einfachen Schlachten, von welchen er Meldung thut, richtig einzuſehen und darzuſtellen.

Die Maſſen der Streitkräfte ſtellt er beſtimmt in den Vorgrund; von äußerer Beſchaffenheit und Denkart der Heere, vom Charakter der Feldherren pflegt er einiges zeitig genug zu melden, um begierig zu machen auf die weitere Schilderung derſelben in der Entwickelung des Kampfes.

In wiefern in den Schweizerſchlachten Idee war, oder was in ihnen entſchied, entging ihm nicht; doch hat er dies Hauptbanner ſelten hoch genug, oder da emporgehalten, wo es am vortheilhafteſten erſchien. Daß er die todte Natur nicht beſtimmt genug auffaßte, und nicht hiſtoriſch hinſtellte, haben wir geſehen. Für dieſen doppelten Tact iſt das gelindeſte und einfachſte Beiſpiel in der Schlacht bei Morgarten. Der enge Paß zwiſchen Berg und See, die feindliche Reiterei, die auf der halb überfrornen Straße faſt unbrauchbar, hinterwärts weichend und wieder vorwärts gedrängt vom eigenen Fußvolk, welches ſich, um ſie aufzunehmen, in der Enge nicht öffnen kann: dieſes Local, dieſe Punkte der Entſcheidung hätten wohl, wenn ſie beſſer hervorgehoben wären, die Schlacht viel anſchaulicher gemacht.

Am meiſten aber tadeln wir unſern Freund, daß er das moraliſche Leben in dem Kampfe, für welches er ſo viel Sinn zeigt, nicht zu ergreifen, und in ſeiner Compoſition nicht geſchickt anzuwenden wußte. Die beſten Züge aus demſelben läßt er zum Theil unbenutzt in den Quellen liegen, zum Theil weiß er ſie nicht anders anzubringen, als in Anmerkungen, an der untauglichſten Stelle.

Die Edlen ſprengten an die Mauern von Sempach, um den Bürgern Hohn zu ſprechen. Dies Allgemeine finden wir in der Schlachtbeſchreibung; von der individuellen Art, wie dieſer Hohn war, giebt es mehre lebendige Züge in den Quellen: anſtatt ſie im Gemälde anzubringen, erwähnt Müller einiger in der Scholie.

Heini von Uri, luſtiger Rath bei Herzog Leopold, hatte beim Herumſchweifen, da ſolchen Leuten Niemand was thut, den Eid der Schweizer gehört, erzählt ihn mit Wehklagen dem Fürſten, der ſich entſetzte, indem ſich der Adel nichts daraus machte, und den luſtigen Rath hinter ſich nach Surſee ſchickte. Ungemein iſt, wie die Art derer, die ſchlugen, durch dieſen Zug geſchildert wird; ſeiner iſt in einer Anmerkung gedacht.

Es wollten die Edlen die Schweizer Bauern perſönlich, allein, ohne das Fußvolk ſchlagen. Dies iſt geſagt im Texte; aber daß durch dieſe Geſinnung die Schlachtordnung des Tages beſtimmt ward, meldet die Note: zugleich auch ein Beleg für den Tadel, daß Müller nicht verſtand, die Idee, das Entſcheidende der Schlacht, in der Compoſition hervorzuheben.

Er war zu unbehülflich, und hatte zu wenig der Künſtlerkraft, um eine Gruppirung der Eräugniſſe der Schlacht und eine Darſtellung des Gleichzeitigen in ihr zu vollbringen, damit der Leſer ihr Ganzes vor Augen behalte. Dadurch ward ihm indeſſen leicht, eine gefährliche Klippe zu vermeiden. Wenn der Geſchichtſchreiber mit künſtleriſcher Hand die Beſchreibung einer Schlacht ausführt, ſo iſt ihm ſchwer, zu hindern, daß ſich nicht alle Vorgänge der Phantaſie der Leſer in einem engern Raum, als ſollte, darſtellen, ähnlich dem Schlachtgemälde, das der Maler vor die Augen bringt, wodurch Vorſtellungen erweckt werden, die der Wirklichkeit, dem Zweck der Hiſterie, wenig entſprechen. Statt ihrer wäre rathſamer, ſich an der zufälligen Zuſammenſtellung der Nachrichten, wie Müllers Schlachtbeſchreibungen ſind, zu halten. Aber Anſchauung und Wirklichkeit laſſen ſich auch hier vereinigen, und die Kunſt nur kann auch hier die hiſtoriſche Wahrheit ganz darſtellen. Das Geheimniß liegt darin, daß der Hiſtoriker verſtehe, die beſtimmte Vorſtellung vom Umfange der gegebenen Räume, und der angewandten Zeit, immer wieder zu erwecken, wenn ſich die Begebenheiten und Figuren vor der Phantaſie zuſammenziehen wollen.

Ein eigenthümlicher Vortheil, welcher dem beſonderen Genie unſeres Freundes ganz zuſagte, lag für ihn darin, daß in den Schweizerſchlachten das Gemüth ſo ungemein viel war, und entſchied. In Beſchreibung deſſelben wird er erquickend und begeiſternd, oft hiſtoriſcher Künſtler, oder ächter Geſchichtſchreiber; da arbeitet ſein Genie, das in ſeinem Herzen war.

Daß die wenigſten Fürſten von den Wundern wiſſen, welche ein bedrängtes Volk vermag, und, wie Leopold der Hirten ſchlechte Uebung in Künſten des Kriegs verachtete, indem er die Stärke des Gemüths nicht zu ſchätzen wußte: hatte über die Schlacht bei Morgarten entſchieden, ehe Local und Stellung und die Art von Waffen entſchied. Eine Bewegung der Gemüther, welche der Geſchichtſchreiber in ſeinem eigenen nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nachempfinden konnte, herrſchte, vor und in dem Kampf bei Laupen; und wir mögten der Beſchreibung deſſelben vor den übrigen Schlachtbeſchreibungen in der Schweizerhiſtorie den Vorzug geben. Der Anlaß des Krieges, und die beiderſeitigen Rüſtungen ſind vortrefflich im Vorgrund beſchrieben, weil ſchon bei ihnen das Gemüth gebot. „In der Stunde, als der „Schultheiß von Bubenberg und ſein großer Senat ritterlicher „Kriegshelden, an der Spitze ihres in ſo viel Fehden zum Sieg „angeführten tapfern Volks, über die Wahl des Feldhauptmanns „für den größten Tag ihrer Stadt in ſolcher Ungewißheit waren, „ritt in die Stadt Bern Rudolf, Caſtlan von Erlach.“ Das ächtſchweizeriſche Herz dieſes Mannes, „welcher in dem Alter „war, wo die Leibeskraft all ihre Stärke hat, wo der Geiſt „ſeine vollkommene Reife beſitzt;“ dann ſeine Politik, einzig auf treue Eintracht gerichtet, wodurch allein die Eidgenoſſenſchaft ward und gedieh; ſein Grundſatz für die Helvetiſche Kriegskunſt, einfacher, herzhafter Anfall, und nie den Rücken zu zeigen: dieſes erhob ihn zum Ideal eines Schweizerhelden, dies machte die Schlacht bei Laupen; und der Geſchichtſchreiber brauchte nur ſeinem Entzücken über ihn nachzugehn, um jene Schlacht mit hiſtoriſcher Kunſt zu beſchreiben. Auch zieht ihn die Rührung ſo fort, daß er auf einmal Geſchicklichkeit gewinnt, die lebendigen, moraliſchen Züge alle in die Darſtellung zu faſſen: er hilft ihr gar nicht in Anmerkungen nach. Hätte Müller nichts Hiſtoriſches verfaßt, als die Geſchichte des Kriegs bei Laupen, ſo müßten wir ihn ſchon zu den vortrefflichen Hiſtorikern rechnen.

Weniger konnte das ihm eigene Genie des Gemüthes ihn durch die Schwierigkeiten der Geſchichte des Kampfes bei Sempach helfen, wiewohl ſeine Begeiſterung für den Ritter Arnold Strutthan von Winkelried ſehr ſeine Unbehülflichkeit erleichtert: auch ſein Sinn für die Meinung der damaligen Ritter und Edlen, „daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder „ſchnelle Liſt überwinde, den Preis der höchſten Tapferkeit un„entſchieden laſſe.“ Nur im Ganzen weiß er hier den Stoff nicht zu verarbeiten, indem ſein Gemüth nicht allenthalben dabei ſeyn kann.

Aber gleich an Ruhm ſoll der Geſchichte des Kampfes bei Laupen, nicht die ganze Beſchreibung der Schlacht bei S. Jacob an der Birs, doch die Darſtellung der Fünfhundert ſeyn, die im Garten und Siechenhaus bei S. Jacob ſo ſtarben, „daß alle „Völker in Gefahren der Unabhängigkeit von den Helden an der „Birs das Beiſpiel der Unbezwingbarkeit abzunehmen haben.“ Der düſtere Grimm der Freyheit beſeelt hier die Kunſt des Geſchichtſchreibers.

Die drei Schlachten der Schweizer mit dem Herzog Karl von Burgund ſind unter denen, welche Müller beſchrieben hat, der ſchwierigſte Stoff, weil bei ihnen Verſtand und Einbildungskraft combinirter handeln müſſen, wie bei allen vorhergehenden Kämpfen der Helvetier. Was in denſelben Karl der Kühne durch Gemüth gethan und entſchieden hat, und das iſt ſehr viel, wird in dieſer Schweizerhiſtorie gut aufgefaßt; dem übrigen Stoff iſt ihre Kunſt nicht hinlänglich gewachſen.

„Aber," heißt es über Granſon, „als der vereinigte Schweizeriſche Schlachthaufe ſein Geſchütz mit vortrefflicher Geſchicklichkeit losgebrannt, Mann an Mann kam, und aus den Hohlwegen und hinter dem Buſchwerk immer neue Schaaren emporſtiegen, in derſelben Stunde verbreitete ſich über die ganze Armee jenes wunderbare Entſetzen, welches die Alten für Einwirkung des Weltgeiſtes ſelbſt hielten; dann erhebt ſich aus den unerforſchlichen Tiefen der Seele ein ſchwarzer Wahn, Alles ſey hin, die kalte Angſt vor dem Geſchick, daß alle Macht auf einmal unwiderſtehbar in Abgründe ſtürze: die Schlacht war verloren." . . . Der Herzog ſelbſt hatte dies Entſetzen zuerſt gefühlt: was wird aus uns werden, ſprach er, ſchon die Wenigen haben uns ermüdet.

Dieſe Gewalt der Stimmung ausgenommen, iſt die Schlacht bei Granſon nicht anſchaulich gemacht.

Im Kriegsrath der Schweizer ſiegte die Meinung, welche auf des Herzogs Gemüthsart berechnet war. „Sie beſchloſſen einen Verſuch auf Vauxmarcus: ſein Zorn und Stolz werde ihn verblenden, das Werk ſeiner Wiſſenſchaft, ſein gutes La-

„ger zu verlaſſen. Der große Baſtard und alle Hauptleute „warnten, wie faſt immer, vergeblich.“ . . . Warum eben jener Verſuch dieſe Wirkung auf Karl machen mußte, erfährt man gar nicht; das Wort von vergeblicher Warnung läßt nur vermuthen, daß er ſein Lager verließ.

Müllinen und Schwarzmurer, welche mit leichtem Fußvolk der Schweizer Flanken decken ſollten, begegneten, dieſe ſuchend, der Uebermacht des Feindes, welche das Helvetiſche Heer zu überflügeln geſandt war. So weit im Text, und nichts davon, ob es zwiſchen dieſen beiden Parteien zum Kampf, ob es zum Ueberflügeln kam. Nur aus Anführung eines alten Schlachtliedes in den Anmerkungen erſehen wir, daß die Burgunder nicht überflügeln konnten, weil das Feld zu ſchmal war. Durch dergleichen wird alle Anſchauung verdunkelt.

In der Schlacht bei Murten wurden die Eidgenoſſen, die Vorhut, der Gewalthaufe, die Nachhut, und andere Abtheilungen, ſämmtlich von beſondern Anführern befehligt: es gab keinen Oberanführer, als den Schweizeriſchen Gemeinſinn. Dies erfahren wir im Verfolg einer beträchtlichen Anmerkung, und ſonſt nicht durch die Darſtellung der Schlacht ſelbſt, als inſofern ſie eines Oberfeldherrn nicht erwähnt. Durch ſie wird alſo nicht augenſcheinlich, daß Karl die Schlacht verlor, weil er als das Eine Haupt ſeiner Heeresmacht, ihr doch nicht ſolche Einheit zu geben vermogte, wie jene unſichtbare Gewalt des Gemeinſinns den eidgenöſſiſchen Kriegern. Von dieſem Punkt wäre alles leicht überſchaut.

Als Karl vor Nancy lag, ſuchte er ſich ſelbſt und dem Heere den Anzug der Sieger von Granſon und Murten zu verbergen. Durch welche Vorſtellungen er dies verſuchte, giebt Aufſchluß über ſeine Anſicht vom Schweizeriſchen Volk, das er, als Fürſt und überſtolzer Ritter, nie achten lernte, und deſſen gewaltige Kraft eben darum ſeine muthige Seele immer mit Entſetzen füllte. „Die Eidgenoſſen,“ ſprach er, „lieben die warmen Stuben; im Winter führen ſie keinen Krieg; Lumpengeſindel habe René; ein Ritter mögte er ſcheinen, und ſei ein furchtſames Füchschen.“ Und auch dieſe Notiz, welche zu den weſentlichen gehört, erfahren wir nur vermittelſt einer Scholie.

Vortrefflich iſt beſchrieben, wie des Herzogs Gemüth und Stolz durch der Niederlagen Schmach bis zum Wahnſinn unbeugſam geworden, wie er jede geſunde Meinung des Kriegsrathes durch ſeinen Hochmuth niederſchlägt. „Ihn übernahm wechſelweiſe Grimm und eine grauenvolle Ahnung.“ . . „Dem Herzog von Burgund wurde ſein vortreffliches rabenſchwarzes Pferd früh vorgeführt. Als er aufſaß, fiel von ſeinem Helm deſſen Zier, ein goldner Löwe, ihm auf den Sattel. Mit verbiſſenem Unmuth ſeufzte er, das iſt von Gott! gab einem ſeiner Diener verſiegelte Befehle, was zu thun ſey nach ſeinem Tod, ſprengte vorwärts.“

Das Gemüth Karls ſpielte gleichſam die Hauptrolle in der Schlacht, und unſer Geſchichtſchreiber, der das Gemüth aufzufaſſen verſteht, entwickelt eine anſchauliche Beſchreibung der

Schlacht, indem er jede Veränderung im düſtern Innern des Herzogs kräftig hervorhebt.

„Da erklang auf der Höhe das Urihorn, dreimal. Drei„mal fuhr Todesſchrecken durch das Herz Karls; dieſen Schall „hatte er bei Murten gehört.“

Noch einmal „zeigte ſich Karl über den Trübſinn erha„ben, um dem Schickſal zu trotzen; er ermannte ſich zu der „kalten Beſinnung eines erfahrenen Feldherrn, überall gegen„wärtig, ordnend, verſtärkend, ermunternd, ſelbſt vom feindlichen „Blut entſtellt.“

Mit richtigem Gefühl für die hiſtoriſche Kunſt wird erſt nach Darſtellung aller Begebenheiten der Schlacht der Tod des Herzogs erzählt, dem Gemüth die Befriedigung gegeben, wann es zur Anſchauung des Kampfs nicht mehr in Anſpruch genommen werden ſoll.

Auf ſolche Weiſe ſteht Müller in Schlachtbeſchreibung tief unter den großen Hiſtorikern des Alterthums, indem er den Stoff nicht für Verſtand und Einbildungskraft zu einem Ganzen zu verarbeiten weiß; aber faſt alle neuere Geſchichtſchreiber läßt er darin weit zurück, indem er das tactiſche und moraliſche Leben in den Schlachten zugleich aufzufaſſen verſteht; und wo er das Genie, welches in ſeinem Herzen war, regieren laſſen darf, da erhebt er ſich oft zum Range der Alten.

Weit mehr, als in der Geſchichte der einzelnen Schlacht, kann der Hiſtoriker ſein Genie, ſeine Kunſt und ſeine gründliche Einſicht in das Kriegsweſen darthun, wenn er einen vielfach combinirten Feldzug, einen lange daurenden Krieg beſchreiben ſoll. Ueber die Art, welche er dabei zu beachten hätte, ſtellen wir hier keine Unterſuchungen an. *).

Von allen Theilen der Geſchichtſchreibung ſcheint uns das geiſtige Seyn ganzer Nationen und Zeitalter, und einzelner Menſchen, der ſchwerſte und wichtigſte. Steigen wir nicht in die nur ſcheinbar unerforſchlichen Tiefen der Geiſter hinab, wiſſen wir nicht den Mittelpunkt zu treffen und darzuſtellen, von welchem ein geiſtiges organiſches Ganzes ſich bildet: ſo bleibt immer vor uns ein Nebel auf allen Begebenheiten; denn wir begreifen die Welt nur, wenn wir einſehen, wie der Menſch ſie macht.

Müller war in ſeinem Gemüth ſo ſehr Schweizer, daß ihm Gefühl und Art des eidgenöſſiſchen Volkes nach allen ihren Eigenthümlichkeiten nie verborgen ſeyn konnten: er iſt in ſeinem Werke noch mehr Schweizer, als unter den Griechiſchen und Römiſchen Geſchichtſchreibern irgend Einer Grieche und Römer war. Vielleicht aber, wenn er weniger Schweizer geweſen, und die Betrachtung, wie die Natur dieſem Volke größtentheils ſeine Art gegeben, in der Hiſtorie durchgeführt hätte, wäre er zu einem Reſultat über die Nation gekommen, welches wir nun

---

*) Siehe die Kritik uber den Feldzug des Erzherzogs Karl von Oeſterreich.

nicht bei ihm finden: daß nämlich eine Natur, wie die Helvetiſche, die ſich der menſchlichen Vorſtellungen durch die gewaltigſten Eindrücke bemeiſtert, mehr freie und ſtarke, unſchuldvolle Gemüther, als ganz freie Geiſter und hohes Genie bilde. Noch iſt kein großer Poet, Metaphyſiker, Geſchichtſchreiber aus der Schweiz gekommen; aber Gedächtniß und Gemüth, oft vortrefflich ausgeſtattet von Verſtand und Einbildungskraft, ſind dort zu Hauſe.

Zu Darſtellungen einzelner Perſonen benutzte Er gern jede Gelegenheit in der Schweizerhiſtorie, und unterläßt nicht, die fremden Fürſten, die zu einer Rolle in derſelben gelangen, ausführlich zu ſchildern.

Bei den großen alten Geſchichtſchreibern trifft man nicht dergleichen ausführliche Charakteriſtiken, vorzüglich aus dem Grunde, weil ſie ihre merkwürdigen Figuren ſo unmittelbar in eigner Perſönlichkeit und ſo vielfach handelnd darſtellen, ſo lange feſthalten konnten, daß ſie allmälich einen Zug nach dem andern beibringen, oder vielmehr ſich ſelbſt in der Handlung verrathen laſſen. Was Einer that, erregte weit mehr Aufmerkſamkeit und Theilnahme der Alten, als warum er etwas that, und wie er war. Ein Geſchichtſchreiber, der wahre Charakteriſtiken aufgeſtellt hätte, würde ihnen faſt ſo ſeltſam vorgekommen ſeyn, als wenn Homer auf einmal eine erſchöpfende Beſchreibung ſeiner Helden gegeben hätte.

In neueren Jahrhunderten, wo alle Perſönlichkeit ſich weit mehr zurückzog, iſt man genöthigt und neugierig geweſen, ſie in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen. Schon darum iſt ſchwerer geworden, ſie zu faſſen; noch mehr, weil alles in unſerer Cultur getrennter und verwickelter iſt, alſo beſonders die Perſönlichkeit, das Reſultat von Natur und Cultur.

Zugleich ſind auch einige wenige der Neuern, in der Kunſt, den Menſchen vielſeitig, und nach ſeiner inneren Eigenthümlichkeit zu begreifen, eben durch das Bedürfniß weiter gekommen, als die Alten.

Weil wir unſere Figuren nicht ganz im Handeln beſchreiben können, weil die kleinen Meiſterzüge, wodurch Tacitus allmälig ein menſchliches Weſen vor uns hinzaubert, bei jenen nicht ausreichen würden, und weil wir eine vollſtändigere Kenntniß des Inneren der Menſchen wollen, als der Grieche und Römer: darum kann der neuere Geſchichtſchreiber ſich nicht enthalten, in ſeine Erzählung ausführliche Charakteriſtiken zu ſtellen.

Den Vorzug des vollſtändigeren Bildes, mit der lebendigen Art der Alten, welche die Figuren durch ihr Handeln anſchaulich macht, in der Hiſtorie zu verbinden: das ſcheint die wichtige und überaus ſchwere Aufgabe für unſere Geſchichtſchreiber.

Sie zu löſen, ſoll man zunächſt die Stelle ausmitteln, wo eine ſolche ausführliche Charakteriſtik hervortreten darf.

Die Beſchreibung einer Perſon, deren Handlungen und

Schickſal in der Geſchichte vorkommen ſollen, voran hinzuſtellen, ehe ſie handelt, iſt eine Unſchicklichkeit, welche die Löſung jener Aufgabe unmöglich macht. Ein ſolches Stück, das erſcheint, ehe die Erzählung begonnen hat, kann nicht zu ihr gehören, und iſt alſo kein Theil der Compoſition. Wie will man auch an Jemand Theil nehmen, von deſſen Thun man nichts weiß? Man wird die vorläufige Charakteriſtik bei der nachherigen Geſchichte nicht mehr gegenwärtig haben; oder iſt ſie nicht vergeſſen, ſo iſt auf den beſten Fall die unbefangene Anſchauung verloren, und man fühlt Vorſtellungen in ſich, welche ein Dritter, nicht die Geſchichte ſelbſt, gegeben.

Noch ungeſchickter iſt, am Schluß einer Geſchichte, beim Verſchwinden der Figur aus der Erzählung, ihren Charakter, ihr Portrait aufzuſtellen. Freilich könnte man am Ende der Laufbahn eines Menſchen das Reſultat, den Eindruck, welche ſich von ſeinem Handeln und Geſchick ergeben, am vollkommenſten mittheilen; aber das kann beinahe in einem Spruch geſchehen, und bedeutet nicht daſſelbe, was die Charakteriſtik, welche die Individualität des Handelnden deutlich machen ſoll. Sie muß dies alſo thun, indem er noch handelt. Was hilft, zu erfahren bei ſeinem Verſchwinden, wie er war? was ich wiſſen ſollte, als ich mit ihm mich beſchäftigte.

Am beſten ſcheint, die Charakteriſtik in der Geſchichte ſo lange aufzuſparen, bis Handlung, Rede und Schickſal einer Figur ſchon unſere Theilnahme erregt, und ſo viele Züge von ihr vorgebracht haben, daß wir ſie einigermaßen kennen. Dann, bei bequemer Gelegenheit, wenn der Gang der Begebenheiten weniger raſch iſt, alſo auch die Erzählung, trete die Charakteriſtik ein, die das ganze Weſen der Perſon offenbart, und von ihr gehe volleres Licht auf die übrige Handlung aus. Ein beſonderer Vortheil iſt, wenn eine ſolche Hemmung der Geſchichte kurz vorher möglich wird, ehe ſich etwas Gewaltiges im Handeln oder Schickſal der Figur zeigen will. Man iſt alsdann um ſo dankbarer für die Aufſchlüſſe, welche man kaum über ſie erhalten hat, und vergißt bei dem Gewicht der neuen Begebenheiten um ſo gutwilliger die nothwendig damit verbundene Hemmung. Doch iſt rathſam, auch da noch von der Charakteriſtik ſolche Züge aufzuſparen, die ſich bei der weiteren Handlung vorbringen laſſen. Um ſo mehr wird der Leſer in der Vorſtellung erhalten, daß er ſelbſt der Geſchichte abgemerkt habe, was die zuſammengedrängte Charakteriſtik lehrte. Vor und nach dieſer hat er ja Züge der handelnden Figur, indem ſie handelte, ſelbſt wahrgenommen und geſammelt.

Ungleich wichtiger, als die Stelle, wo die Charakteriſtik einwirkt, iſt ihr eigener Geiſt. Dieſer ſoll die Individualität darſtellen.

Jedes Individuum unterſcheidet ſich von allen übrigen nicht nur durch zufällige Verſchiedenheiten, ſondern durch eine urſprüngliche, ihm nothwendige Naturanlage, und durch die Wechſelwirkung, in welcher dieſelbe mit der übrigen äußern und innern Welt geſtanden und ſteht. Den unterſcheidenden Punkt in Natur und Schickſal eines Menſchen, und durch ihn, von ihm aus, alle Eigenſchaften deſſelben, erkennen, das iſt es, was Poeten und Hiſtoriker, Philoſophen und die Kenner des praktiſchen Lebens wollen und ſollen: ihn auch darſtellen, in der gedichteten Perſon, ſoll der Poet, in der gegebenen, der Geſchichtſchreiber.

Wir halten für den eigentlichen Prüfſtein des Genies bei Beiden, ob ihre Darſtellung Individuen liefert. Das Allgemeine im Menſchen auffaſſen, empfinden, beſchreiben, durch philoſophiſchen, hiſtoriſchen, dichteriſchen Vortrag, erfordert Talent; aber eine Perſon ſo darſtellen, daß an ihr das Zeichen Gottes geſchaut wird, wodurch ſie ein Individuum ward, das heißt Menſchen ſchaffen, das kann nur das Genie. In Homer, Tacitus, Shakſpeare, Cervantes und Göthe iſt dieſe productive Kraft; ſie wäre in Klopſtock mächtig erſchienen, wenn er die Menſchen auf der Erde ſo tief gefaßt und dargeſtellt hätte, wie in dem Weltgerichte des Meſſias.

Hat der Geſchichtſchreiber die Individualität gefunden, ſo iſt nicht vonnöthen, auch nicht einmal rathſam, wegen der nie zu ſtörenden Unbefangenheit der Leſer, daß er ſie zuerſt aufſtelle in ſeiner Zeichnung; aber ſo muß er alle Züge ordnen, daß ſie ſich im Ganzen wie Strahlen der Thatſache ausnehmen, in welcher der Mittelpunkt der Perſon, die Quelle des Lichtes.

Durch eine ſolche nothwendige Zuſammenſtellung der Züge wird von ſelbſt verhindert, daß der Geſchichtſchreiber als Anekdotenerzähler erſcheine, was ſeine Würde nicht leidet.

Richten wir nach dieſen Grundſätzen die beiden größten und vorzüglichſten Charakteriſtiken, welche Müller aufgeſtellt hat, nämlich König Ludwig den Eilften, und Herzog Karl den Kühnen von Burgund: ſo befremdet zuerſt ihre Stelle.

Durch das Unterpfand aller öſterreichiſchen Herrſchaften, im Elſaß, der Waldſtädte und des Waldes, auf welches die Räthe Siegmunds eine große Summe von Karl forderten, die er gern gab für Abtretung der Schlüſſel Deutſchlands, der Schweiz und ſeines Hochburgunds, kam er in ernſte Berührungen mit den Eidgenoſſen. Vortrefflich iſt bei dieſer Gelegenheit ſchon angedeutet, wie der Herzog ſeine wachſende Ländermaſſe anſah, um aus ihr ein Königreich, die Grundlage ungemeiner ehrſüchtiger Zwecke, zu bilden. Durch ſolche Andeutungen bewirkt vorbereitend der Geſchichtſchreiber eine dunkle Vorſtellung von Perſonen, die er handeln laſſen und einſt in vollendeter Zeichnung aufſtellen will.

Allein Müller hat dieſen Vortheil nicht benutzt; denn wir ſehen darauf den Herzog nicht in weiterer Handlung, wo wir noch ſonſt irgend Züge von ihm wahrgenommen hätten. Es heißt: „Uns kommt vor, zu betrachten, wie die andern öſterreichiſchen Grenzen gegen die Schweiz geordnet worden, welche „Männer die Regenten der Stadt Bern waren, die auf alle „Eidgenoſſen vornehmlich gewirkt, wie der König Ludwig dachte, „und wie Karl von Burgund.“ Sobald der Geſchichtſchreiber die beiden erſten Punkte abgehandelt hat, folgen die beiden ausführlichen Charakteriſtiken der beiden Fürſten.

Daß an den Ritter Peter von Hagenbach die Oberverwaltung der verpfändeten Lande übergeben worden, war ſchon, vor jenen drei Erörterungen von beträchtlichem Umfang, bemerkt. Wie er ſie in Hinſicht auf die Nachbaren beſorgte, wird nachmals erzählt. Er wurde der erſte Anlaß zu dem großen Kampf der Eidgenoſſen mit der burgundiſchen Macht. Die Geſchichte von Hagenbachs traurigem Ausgange, die Entwickelung der Verhältniſſe zwiſchen den Schweizern und den Herrſchern von Frankreich und Burgund, ſelbſt die erſten Feldzüge des burgundiſchen Krieges, alles dies iſt reich an Zügen, wodurch jene beiden Fürſten immer kenntlicher werden; doch iſt noch nicht vonnöthen und nicht Zeit, daß man ſchon ihr vollkommenes Bild ſchaue. Als aber in den erſten Tagen des tauſend vierhundert ſechs und ſiebenzigſten Jahres der Herzog von Burgund bei Nancy, welche Stadt er mit ganz Lothringen erobert hatte, ſein Heer muſterte, ein ausgewähltes, wohlgerüſtetes, und bis zur Pracht und zum Ueberfluß verſehenes Heer von dreißig tauſend Mann; als er beſchloß, daſſelbe durch die obern Lande und über den Berg Jura zu führen, jenſeit deſſen er Verſtärkungen erwartete: da iſt Muße, da iſt Spannung, den ganzen Heerführer und Herrſcher kennen zu lernen; da ſtehe ſein Portrait und das ſeines ärgſten Feindes, des eilften Ludwig. Kurz vor den verhängnißvollen Schlachten von Granſon, Murten und Nancy ſteige ſeine ganze Geſtalt vor uns auf; denn da wiſſen wir ſchon genug von ihr, um Theil an ihr zu nehmen, und in jenem dreifachen wilden Kampf kommt ſie uns näher, noch deutlicher vor die Augen, nach der ausführlichen Charakteriſtik.

An den Charakteriſtiken ſelbſt fällt zuerſt auf, daß diejenigen Züge, welche man zugleich, als natürlich verbunden, an einer Perſon bemerkt, in ihnen fern von einander zerſtreuet ſind. So entſteht der Verdacht, daß die Figuren nicht wie ein Ganzes vor der Anſchauung des Verfaſſers geſtanden, ſondern daß er nach irgend einer Zufälligkeit die zuſammengeleſenen Züge an einander gereiht habe.

In der Schilderung des kühnen Herzogs heißt es zu Anfang, unmittelbar nach Beſchreibung ſeines Aeußern: „Sein „unaufhörlich arbeitender Geiſt (wie er denn Morgens um ſechs „Uhr immer ſeine Geſchäfte anfing) hatte ſeine Luſt an jenen „Wundern des Alterthums, dem glücklichen Sohne des macedo„niſchen Philipps, dem cannenſiſchen Sieger, dem einzigen Cäſar, „und entwarf mit größter Kühnheit weit ausſehende Plane, die er „nicht ſowol ſich deutlich dachte, als mit Feuer ergriff. Be„harrlich, die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er ſich „immer mehr." Nachdem darauf ſeiner frühern Thaten, ſeiner Offenheit, an deren Stelle, aus Vergrößerungsabſichten, bisweilen Hinterliſt getreten, und ſeiner Abſicht, den König Ludwig und den Dauphin vergiften zu laſſen, erwähnt worden, kommt wiederum der letzte Zug der obigen Worte, mit einigen Modificationen, vor: „Voll der größten Projekte, für deren ſyſtematiſche „Behandlung ſeine Faſſungskraft nicht groß genug war, wußte „er bei Aufwallung ſeiner Leidenſchaften ſich öfters nicht zu hel„fen; dann warf er ſich in das Geſchäft, welches er hätte führen „ſollen." Noch zerſtückelter wird uns ſeine Freude an den

Alten und ihren Helden beſchrieben. Nach Bemerkungen über ſeine Religion, wie er Andachtsübungen ziemlich genau, Faſten ſehr genau hielt, Reliquien bei ſich führte, Almoſen gern ſpendete, aber Alles ſeiner Einſicht, und nichts dem Allmächtigen zuſchrieb; nach Erwähnung ſeiner Mäßigkeit in Speiſen und Wein, im weiblichen Umgang, und wie er, wo es galt, doch mit zu halten wußte; nach der Bemerkung, daß einem Fürſten, der die Gemüther gewinnen ſoll, nichts fremd, und was er thut, nie ungeſchickt ſeyn darf, weshalb Karl ſeine unmuſikaliſche Stimme durch Theorie der Kunſt verbarg; nachdem endlich ſeiner unermüdlichen Luſt an Wildſchweinsjagd, Reigerbeize und mannichfaltiger Waffenübung, ſeiner Geſchicklichkeit im Schachſpiel erwähnt worden, heißt es: „Verdacht war, und ſeine Feinde haben ihm vorgehalten, Keuſchheit bei Weibern ſey ihm leicht „angekommen, weil er, wie die griechiſchen und römiſchen Helden, lieber mit Männern Wolluſt genoſſen." Es befremdet, daß dieſer Zug hieher gerathen iſt, anſtatt bei der Mäßigkeit des Herzogs im Umgang mit Weibern zu ſtehen; allein viel befremdender iſt, daß die zufällige Erwähnung der Griechen und Römer Anlaß wird, des Herzogs Freude am Alterthum, die zu Anfang ſchon aufgeſtellt iſt, wiederum und mit Zuſätzen zu beſchreiben. „An den Alten liebte er Alles außerordentlich, und verſtand nicht nur, nebſt fünf andern, auch die lateiniſche Sprache „wohl, ſondern (von ſeiner Jugendlectüre, den Rittergeſchichten, „unverdorben) ließ er täglich zwei Stunden die Hiſtorie von „Rom ſich vorleſen. Alexanders erhabenes Bild hatte er unaufhörlich vor Augen."

Daß der Beſieger von Perſien, welcher die Griechen und ihre Götter gerächt hat, hier genannt iſt, veranlaßt, die Hauptidee der Ruhmbegierde Karls anzugeben, daß er nämlich einſt die Befreiung des öſtlichen Europa von den Türken auszuführen gedachte.

Darauf ſoll vorgebracht werden, daß er prächtigen Hof, ſtrenges Recht hielt, vortreffliche Miliz und Ordnung der Finanzen. Es iſt ſchon nicht ächt hiſtoriſch, ein ſolches Thema hinzuſetzen, und dann die einzelnen Thatſachen, wodurch es bewieſen wird, hinzuzählen; aber noch mehr beleidigt, wenn zwiſchen denſelben Züge vorkommen, welche mit jenem Satz gar nichts zu ſchaffen haben. Zwiſchen den Beſchreibungen der Pracht und der Handhabung der Gerechtigkeit ſteht in der Mitte: „Nach „dem Eſſen und nach den Geſchäften ließ er ſich durch die Kam„merjunker beluſtigen; wie er auch im Felde manchmal den ge„ſpannten Geiſt durch die Einfälle des Jünglings, der die „Standarte trug, ſich erheitern ließ.“ Der burgundiſche Kriegsfuß, die von Karl errichtete Ordonnanz, ſind vortrefflich beſchrieben; über ſeine Finanzverwaltung, das vierte Stück im obigen Thema, wird nichts geſagt; denn die Nachricht, daß die Ordonnanz eine halbe Million Thaler, und jeder Feldzug zwei Millionen Franken gekoſtet, giebt keinen Aufſchluß über dieſelbe.

So gemäß der hiſtoriſchen Kunſt war, Umgebung, Stiftungen und Verwaltung des Fürſten ſpäter als ihn ſelbſt zu beſchreiben, ſo wenig gefällt, am Schluß der Schilderung auch jener Punkte erſt zu erwähnen, wie Karls Perſönlichkeit gegen die ſeines Vaters geweſen; und viel zu früh hören wir dagegen, daß ihn das Unglück verhärtet habe; denn bis zu jenem Zeitpunkte, wo Müller die Charakteriſtiken aufſtellt, war der Herzog nur im Schooße des Glücks geweſen. Als nachher das ſchwarze Schickſal mit immer ſteigender Gewalt über ihn fuhr, da iſt Zeit, zu ſagen, wie das Unglück auf ſeinen Charakter gewirkt hat.

Indem wir ſo den Schluß der Charakteriſtik tadeln, gedenken wir noch einmal des Anfangs der Beſchreibung der Geſtalt des Herzogs. Zwar iſt das Aeußere einer Perſon, die wir kennen lernen, immer das Erſte, was wir wahrnehmen; allein dies beſtimmt nicht die Hiſtorie, in welcher auch die Geſtalt der handelnden Perſonen pragmatiſch geſehen werden ſoll. Deshalb fühlt man es unter der Würde der Geſchichtſchreibung, wenn ſie das Aeußere ſchildert, ehe ſie das Innere dargeſtellt hat. Zwiſchen beiden iſt ein nothwendiger Zuſammenhang; und wenn der Geſchichtſchreiber Notizen genug hat, denſelben wahrzunehmen: ſo kann er, ihn darſtellend, ſeiner Beſchreibung der äußern Perſon ungemeine pragmatiſche Würde geben. Dies iſt unmöglich, wenn ſie vorangeſtellt wird.

Aus den bisherigen Betrachtungen über die Charakteriſtik Karls des Kühnen von Burgund ergiebt ſich, daß Müller eben ſo wenig verſtand, die Individualität ſeiner Perſonen anſchaulich zu machen, als den Platz zu wählen, wo die Charakteriſtiken am beſten eingefügt werden. Die einzelnen Züge und Eigenſchaften hat er wohl bemerkt, bisweilen auch glücklich ausgedrückt; aber von der weſentlichen Individualität hat er kaum eine Ahnung, und begriffen hat er ſie faſt niemals. Weil er den nothwendigen

Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Eigenthümlichkeiten nicht kennt: ſo weiß er dieſe gar nicht zuſammenzuordnen, wie ſie in der Natur geweſen ſeyn müſſen, und verliert ſich in ängſtliche Wiederholungen. Auf die Art, wie bei ihm Perſonen zuſammengeſetzt erſcheinen, hätten ſie nimmermehr leben können. Man brauchte nichts von ihm geleſen zu haben, als die Darſtellung Karls des Kühnen, und man würde eingeſtehen müſſen, daß ihm das Vermögen der hiſtoriſchen Abſtraction und Kunſt fehlte.

Wenn an jenem Herzog nicht hervorgehoben wurde, worin es eigentlich lag, daß er ein ſolcher war, und ein ſolches Schickſal haben mußte; nämlich, wie er nicht Menſch und Chriſt vor Gott, nicht Menſch, nur ritterlicher Fürſt gegen die Menſchheit war: ſo widerfährt daſſelbe bei König Ludwig dem Eilften, deſſen Gemälde beſſer nach, als vor dem Helden von Burgund ſtehen mögte, weil dadurch ſchon zum ſinnlichen Eindruck würde, daß Karl immer raſch in das Licht vortrat, und Ludwig ſich hinter ihn ſtellte, in der zurückgezogenen Stellung ihn beobachtend und verderbend.

In der Charakteriſtik des Königs von Frankreich hat Müller die zuſammengehörenden Züge nicht ſo von einander geworfen, iſt nicht ſo zu ſolchen Wiederholungen genöthigt geweſen, wie in der Beſchreibung des Herzogs von Burgund; aber den innern Zuſammenhang zwiſchen allen, dem Anſchein nach ſich widerſprechenden, Eigenſchaften und Handlungen jenes Monarchen, entdeckte er nicht in den Thatſachen. Nach der eigenen Gutmüthigkeit ſchilderte er ihn deshalb zu vortheilhaft, ſo wie andere, die ihn eben ſo wenig verſtanden, ihn, mit gleichem Rechte, zu ſchwarz malen. In Darſtellung ſo verwickelter Charaktere verräth ſich, daß Müller in der Kritik der Quellen, die er ſonſt ſorgfältig und glücklich übte, nicht mehr ſicher blieb, ſobald das Vermögen der Abſtraction und der künſtleriſchen Anſchauung zur Auffaſſung der Nachrichten in Anſpruch genommen wurde.

Er legt dem Könige eine ruhige Unerſchrockenheit bei; ſeine Vorſicht hätten ſeine Feinde Furchtſamkeit genannt. Allein Comines *), ſein vertrauter Günſtling, ſcharfſinnig, unbefangen und gerecht, ſagt von ihm, daß er ſeiner Natur nach ſehr furchtſam geweſen ſey, und daß es deren, die er fürchtete, ſehr viele gegeben. Seinem Kanzler ſchrieb er, daß er ihm die Briefe nicht mehr durch denjenigen ſchicken möge, der die letzten gebracht, denn deſſen Geſicht habe ihm große Furcht erregt **). Eine unglückliche Nachricht machte auf ihn einen ſo ſchreckhaften Eindruck, daß er die Kleider, die er trug, das Roß, welches er ritt, beim Empfang derſelben, nie wieder brauchen wollte ***). Und mit welcher Feigheit dachte er an den Tod! Alle Zeit ſeines Lebens hatte er ſeine Umgebung gebeten, daß Niemand, wenn man ihn in der Nothwendigkeit zu ſterben ſähe, ihm es ſagen ſollte; man könnte zu ihm ſprechen: redet wenig! man könnte ihn zur Confeſſion bewegen, aber Niemand ſollte das grauſame Wort Tod gegen ihn ausſprechen. Nie hat auch ein Menſch ſo viel Mittel aufgewandt, wie er, um den letzten Augenblick zu entfernen. Als ihm derſelbe nahe war, machten ſich einige aus ſeiner Umgebung, die ihn haßten, das Vergnügen, ihm trocken zu ſagen, daß es ſicher um ihn gethan ſey, und kein Heilmittel helfen könne; er antwortete: ich habe Hoffnung, daß Gott mir helfen werde, denn ich bin zum Glücke nicht ſo krank, als ihr glaubet. Indeſſen forderte er die Sakramente, und erwartete den Tod. Nun aber zeigte er eine Macht des Willens und der Einſicht, wie ein König ſterben müſſe, daß nie einer mit ſo hellem, unerſchrockenen Geiſt geſtorben iſt, wie er, der ſo feig vor dem Tode gebebt hatte *).

---

*) Mémoires de Comines, L. I. ch. 10.

**) Vorrede zum Comines, LXXIII.

***) Cabinet de Louis, XI. p. 246.

Stellt man ſeine natürliche Furchtſamkeit nicht mit dieſem kräftigen Willen und dem ungemeinen Verſtand zuſammen, welcher aus ſeinem ganzen Leben hervorbricht, und ihm von allen Zeugen beigelegt wird: ſo begreift man nicht, daß er durchaus furchtſam ſeyn, und doch in mißlichen Fällen große Gegenwart des Geiſtes beweiſen konnte. Er hatte am meiſten Genie, wenn er ſich aus Gefahren retten mußte.

Sein Verſtand beſaß ſonſt die größte Feinheit und Luſt, das Innere aller Menſchen zu erforſchen. Alle Perſonen von Anſehn in England, Spanien, Portugal, Italien, in den Herzogthümern Burgund und Bretagne, kannte er nach ihren

---

*) Comines, L. VI. ch. 12.

Eigenthümlichkeiten. Er wollte, daß ſich ſeine Unterthanen unmittelbar an ihn wandten, und charakteriſirende Liſten von ihnen allen forderte er von ſeinen Beamten. Der Seelen wollte er ſich bemächtigen. Ihn vergnügte ſo, das Individuelle der Menſchen zu kennen, daß er, troß ſeiner Vorſicht, oft die Zunge nicht zügelte, und Witzworte über Perſonen leichtſinnig fallen ließ. Sogleich trat dann freilich wieder ſeine Furchtſamkeit ein, und er ſuchte durch Geſchenke und andere Mittel den Schaden wieder gut zu machen, welchen die zu freie Zunge ihm bringen könnte. *)

Wer furchtſam iſt, und die Kraft ſeines Willens, ſeines Verſtandes fühlt, der will noch mehr gefürchtet ſeyn, als er fürchtet, und ſeine feige Geſchmeidigkeit rächen durch unumſchränkten Gehorſam, der ihm geleiſtet werde. Die ganze Regierung Ludwigs, und Comines, und alle übrigen Zeugen ſind voll von Beweiſen, daß dies von keinem Herrſcher jemals mehr, als von ihm gegolten.

Zwiſchen Furchtſamkeit und Kraft des Willens, des Verſtandes ſchwebend, berechnete er immer ſein Ich, und der Eigennuß, wohin derſelbe ſich richten, wie er ſich äußern mogte, ward die Seele ſeines Lebens. Er liebte nichts, er haßte nichts. Wenn er geizig und freigebig, verſtellt und offen, grauſam und milde, meineidig und treu, und in noch andern entgegengeſetzten

---

*) Comines L. I. ch. 10.

Eigenſchaften erſcheint: ſo war das Alles an ihm keine Eigenſchaft; ſondern er that Handlungen, die man mit jenen Ausdrücken bezeichnet, nur nach Maximen, die ihm ſein Vortheil, ſeine Sicherheit, ſeine Herrſchaft eingaben. Er war nichts, als furchtſam, voll Verſtand, voll Willenskraft, die ſein Ich gegen ſeine natürliche und durch Menſchenkenntniß gemehrte Furcht ſattſam Sieger werden ließen. Bei einem ſolchen König befindet ſich der Staat wohl, bei einem ſolchen Menſchen der Menſch ſehr übel. Ludwig war ſchlecht als Sohn, Gemahl und Vater: von den Seinen gefürchtet wegen der harten Behandlung, doch auch gleichgültig gegen ihre Zuneigung, da die Politik mit jener Furcht auszureichen glaubte. *) In zwei Beziehungen ſchien er ein Herz zu haben, gegen Gott und gegen die Armen. Da keine Thatſachen, keine gültige Ausſprüche beweiſen, daß er jenen mit Religion geliebt und verehrt habe: ſo ſind wir berechtigt, nach ſeiner Natur anzunehmen, daß er ihn bloß fürchtete. Auch erhoben ſich ſeine Religionsbegriffe nicht über ſeine Zeit **). Den Armen war er mildthätig, weil er es bei Gott in Rechnung bringen wollte; er erbarmte ſich, um Erbarmung zu finden ***), und er ſchonte ihrer nicht, wenn ſein politiſcher Eigennutz gebot. Comines, ſein vertrauter Rath, ſagt von ihm, daß er den Armen nahm, um denen zu geben, die es nicht bedurften *).

---

*) Comparaison des roys Louis XI et XII. p. 288 etc. Doch auch die meiſten andern Quellen und das Leben Ludwigs.

**) Müller Th. 4. S. 619.

***) Duclos II., bei Müller Th. 4. S. 629.

Aus dem Zuſammenhang dieſer Grundzüge, nach den Quellen und der Nothwendigkeit der Natur, nach der genaueſten hiſtoriſchen Wahrheit werden alle Widerſprüche in Ludwig dem Eilften begreiflich, aber hören auf, ſolche zu ſeyn, wird ein lebendiges Bild von ihm möglich, wie verſchieden von dem Schatten an der Wand, welchen uns Müller zeigt! Würde nun aus der Geſchichtforſchung, und ſelbſt die hat hier nur angedeutet, eine Arbeit der Geſchichtſchreibung, welche mit jenen Grundzügen viele andre weſentliche Notizen zu einem Ganzen machte; z. B. wie er ſeinem Dauphin, Karl, die ſchlechteſte Erziehung gab, aus Furcht, wenn deſſen Seele wachſen ſollte **); wie ihm bei Vertrauten nur einigermaßen behaglich ward, wenn ſie ſich ihm ſo gänzlich gleich machten, daß ſelbſt ihre Kleidung der ſeinigen, gewöhnlich ſehr ſchlechten, gleich war ***): ſo könnte dies Beiſpiel, in Vergleichung mit Müllers Charakteriſtik, am deutlichſten lehren, in welchem Maaß ſeinem Verſtande die Abſtraction, ſeiner Phantaſie die bildende Kraft, alſo hiſtoriſche Wahrheit und Darſtellung fehlten. Karl der Kühne müßte zugleich aufgeſtellt werden. Wir wünſchen noch an einem ſolchen

---

*) L. V. ch. 19.

**) Seyssel p. 288.

***) Comines L. IV. ch. 10.

Beiſpiel zu erleben, wie das ächte hiſtoriſche Genie arbeitet im Vergleich mit einem genialiſchen Gemüth des Hiſtorikers.

In der Schilderung Ludwigs hat Müller auf einen neueren Geſchichtſchreiber, Duclos, mitunter gefußt. Dieſer ſagt in ſeiner Geſchichte des Königs: der Hauptirrthum, in welchen man verfällt, wenn man Menſchen malen will, iſt, vorauszuſetzen, daß ſie einen beſtimmten Charakter haben, anſtatt daß ihr Leben nichts iſt, als ein Gewebe von Widerſprüchen: je mehr man ſie ergründet, um ſo weniger wagt man ſie zu definiren. Ich habe viele Handlungen Ludwigs des Eilften erzählt, die nicht demſelben Charakter anzugehören ſcheinen. Ich unternehme nicht, ſie in Uebereinſtimmung zu ſetzen, noch ſie conſequent zu machen. Es würde ſelbſt gefährlich ſeyn, es zu thun: dies würde heißen, ein Syſtem bilden, und nichts iſt mehr der Hiſtorie entgegen, alſo auch der Wahrheit. Ich habe Ludwig den Eilften vorgeſtellt als devot und abergläubiſch, geizig und verſchwenderiſch, unternehmend und furchtſam, treu und meineidig; zumal als einen ſolchen, wie ich ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten gefunden habe."

Dies Räſonnement war ſchwerlich ganz von Müller gemißbilligt, und ſteht im Gegenſatz zu unſerer bisherigen Betrachtung. Es gehört zu den vielen flachen Gemeinplätzen über den Geiſt der Hiſtorie. Daß man dieſen erkennen muß, nicht mit dem bloßen Gedächtniß auffaſſen kann, leugnet Niemand. Wir erkennen aber nichts, was nicht zum Syſtem in uns wird, das heißt, ohne daß wir den nothwendigen Zuſammenhang darin entdecken. Auch von einer Perſon begreifen wir nichts, wenn wir ſie nicht wie ein Syſtem nehmen. Ob dieſes der gegebenen Wahrheit entſpreche, beurtheile die hiſtoriſche Kritik. So wahr iſt, daß die Menſchen ein Gemiſch von allerlei Eigenſchaften und Neigungen ſind, ſo gewiß iſt auch, daß zwiſchen dieſen doch ein Zuſammenhang ſeyn muß, da ſie Einer Perſon ſämmtlich angehören. Durch die bloßen Notizen, daß Ludwig der Eilfte auch dies und jenes war, wird er uns zu keiner Perſon: ob wir Thatſachen haben, die zeigen, wie das Verſchiedenartige in ihm war und zuſammenhing? darüber geben die obigen Erörterungen über ſeinen Charakter einiges Licht.

Wir müſſen am Schluß dieſer Betrachtung die Frage erwarten, wie Müller auch in ſeinen Charakteriſtiken, wenn ſie allen vorgebrachten Tadel verdienen, noch unter den Zeitgenoſſen hervorragen könne?

An phyſiologiſcher Kunſt, überhaupt an Verſtand, übertreffen ihn Plank und Spittler. Des Erſten berühmtes Werk iſt das feinſte, tiefſte und reichhaltigſte, was die Geſchichtforſchung jemals geliefert hat. Aber Geſchichtſchreiber wollten Beide nur ſelten ſeyn, und wenn ſie Charakteriſtiken aufſtellen, miſchen ſie zu gern den Ton der Unterſuchung in die Darſtellung. So auch Friedrich Buchholz, der bisweilen mit herrlichem Scharfſinn die Figuren der Hiſtorie gefaßt hat, der Wahrheit wenigſtens näher, als Schiller, welcher am beſten die Malerei verſteht. Die reinſte und eine ächthiſtoriſche Charakteriſtik hat ein Kriegsmann in ſeiner Geſchichte Kaiſer Friedrichs des Zweiten geliefert.

Aber wenn dieſe und wenige Andere über und neben unſerm Freund, in der Kunſt der Charakteriſtiken, ſtehen können: ſo hat doch keiner von ihnen zwei ſo ſchwer zu begreifende und darzuſtellende Figuren gearbeitet, wie Ludwig der Eilfte und Karl der Kühne waren; und die große Zahl unſerer Hiſtoriker, die verſucht haben, Perſonen zu faſſen und zu ſchildern, läßt er weit hinter ſich zurück, durch ſein genialiſches Gemüth, welches dunkel ahnete, was an einer Figur geweſen ſeyn möge, und die Züge, wie Plutarch, herausfühlte, aus welchen die Compoſition geſchehen müßte. In unſern meiſten hiſtoriſchen Büchern ſind die ſogenannten handelnden Perſonen wie Männer von Stroh, von welchen uns nichts überredet, daß ſie je Fleiſch und Blut gehabt haben.

Müller hatte in jenen Jahren, wo der junge Mann gewöhnlich ſeine Art annimt, den Gedanken gefaßt, daß die Rede, auch bei geringem Inhalt, ein Großes thun könne, und war darauf ausgegangen, ſich eine Sprache, einen Styl zu machen. Was iſt ihm gelungen?

Seine Sprache iſt eine ſchwere, höchſt mühſam, und doch nur roh gearbeitete, mit Knoten und Spitzen reichlich verſehene Keule, die ſeine Schweizerhand mächtig, oft unbehülflich führt.

Im Styl mögte man den inneren und den äußeren unterſcheiden. Jener iſt die Anſchauung der Form und Zeitfolge unſerer Vorſtellungen, dieſer der Abdruck der Anſchauung in einer beſtimmten Sprache. Wer ſeine Vorſtellungen nicht in ſolcher Form und Zeitfolge hat, daß ſie angeſchaut werden können, der hat keinen innern Styl, und demjenigen fehlt der äußere, wer eine Sprache nicht ſo zu handhaben weiß, daß er in ihr, wie in einem Stoff, die innere Anſchauung der Vorſtellungen abdrücken kann. Die meiſten Menſchen haben daher nur eine Rede, Sprache, Schreibart, aber keinen Styl; mancher hat den innern, und entbehrt des äußern: wer jenen nicht beſitzt, kann dieſen gar nicht haben.

Die Anſchauung der Form und Zeitfolge unſrer Vorſtellungen kann dunkler und heller, auch nur eine theilweiſe ſeyn; und demnach entſtehen Grade im Licht und Umfang des innern Styls. Man kann dieſen mehr oder weniger deutlich, anmuthig, rein in der Sprache abdrücken: und daher iſt der äußere Styl an Klarheit, Schönheit, Reinheit verſchieden.

Im Weſentlichen ſind ſo der innere als der äußere Styl einerlei mit Form und Zeitfolge unſrer Vorſtellung, und deshalb iſt nothwendige Eigenſchaft des Styls, daß er den Vorſtellungen angemeſſen ſey. Der Hiſtorie Element ſind Vorſtellungen von Thatſachen, und alſo muß der hiſtoriſche Styl den Thatſachen angemeſſen ſeyn, nicht über, nicht unter ihnen, damit nicht Schwulſt oder Plattheit entſtehe, wodurch der Styl ſelbſt verloren geht, alſo gewiſſermaßen auch die Thatſache, die Wahrheit.

Nach einer Anſchauung der Form und Zeitfolge ſeiner Vorſtellungen von Thatſachen, oder nach dem inneren hiſtoriſchen Styl hat Müller ſtets gerungen; ein genialiſcher Inſtinkt drängte ihn dazu, auch der Eindruck, welchen ihm die Alten gemacht hatten. Am beſten gelingt ihm hier Anſchauung, wenn ſein Gemüth von der Hiſtorie ſehr bewegt ward. Sie nach einiger Vollkommenheit zu erreichen, dazu fehlte ihm das Vermögen der Abſtraction und die künſtleriſche Einbildungskraft. Deshalb iſt bei ihm nicht die lichte, in ſich gehaltene Folge der Thatſachen; ſondern die meiſten haben nicht ihren nothwendigen Platz, drängen, überlaufen ſich einander, oder ſchleppen hinterher. Er iſt darin ſchlechterdings das Gegentheil von Tacitus, wiewohl man, mit Worten freigebig, ihn den deutſchen Zwillingsbruder dieſes großen Autors genannt hat, der im innern hiſtoriſchen Styl alle Meiſter der hiſtoriſchen Kunſt zurückläßt. Wie dicht auf einander die Thatſachen und Züge in des Römers Darſtellung ſich folgen: ſo verwirrt ſich doch niemals ihre Haltung und Reihe; und deshalb iſt in ihm für ſolche Leſer, die ſeinem Geiſt gewachſen ſind, eine unendliche Klarheit.

Was den äußern hiſtoriſchen Styl des Schweizeriſchen Geſchichtſchreibers anbetrifft, ſo liegt vor Augen, daß zu dem Mangel an dem innern vollendeten Licht, noch Unbehülflichkeit in der Sprache kam, beſonders nachtheilig aber der Gedanke wirkte, als gebe es eine Zaubermacht des Styls, unabhängig von den Vorſtellungen, dem Inhalt. Er machte ſich deshalb einen äußern Styl, der nicht nothwendig aus dem innern und der Beſchaffenheit der gebrauchten Sprache hervorwuchs, ſondern wie eine äußere Waffe war, die er nach Willkühr handhabte, gleich den Schlachtkeulen der alten Schweizer. Gewöhnlich iſt daher ſein Styl ſtärker, als die Gedanken, weit über den Thatſachen, und bisweilen, doch ſehr ſelten, auch unter denſelben. Man hat ihm oft Originalität beigelegt. Durch tiefe, witzige Combination hat er dieſelbe nicht, ſondern durch die Seltſamkeit, wie er ſich den Styl gemacht hat. Selbſt ſeine Kürze iſt mehr eine Manier der Sprache, als jener innere Styl, der viel auf einmal in der Kürze faßt; wegen ſeiner fleißigen Gewohnheit, zu excerpiren, wird ihm dieſe Manier außerdem nützlich und lieb. Tacitus iſt kurz, weil er ſeines Innern wegen es ſeyn mußte; Müller, weil er es ſeyn wollte: jener braucht ſelbſt die Eleganz der Sprache in ſeinem Zeitalter, damit ſich die innere Ordnung ſchön abdrücke; dieſer liebt oft eine Barbarei der Rede, die ſeine Zeit nicht mehr brauchte, und die viel dunkler und roher iſt, als ſein eigener innerer Styl.

Wenn der Geſchichtſchreiber der Helvetier ſich der franzöſiſchen Zunge bedient, ſo redet er wie die gewöhnlichen Menſchen, und man denkt nicht mehr an ſeine Originalität, Stärke, Tiefe, weil man ſeinen deutſchen Styl nicht vor ſich hat, zum deutlichen Zeichen, daß dieſer nicht ein nothwendiges Erzeugniß des innern, ſondern willkührlich gemacht war. Nimmt man unſerm Freunde die ſtarken deutſchen Redensarten, ſo erinnert er faſt an Simſon: mit den weggeſchnittenen ſtarken Worten, oder Haaren, iſt dem Rieſen die Stärke genommen.

Bei allem dem bleibt Müller auch ſeines Styls wegen ſtets merkwürdig. Er riß ſich ungeſtüm fort von der matten Canzleiſprache der neuern Hiſtoriker; und wie darſtellend für die Anſchauung, wie innig nothwendig, ſtark, einfach und ſchön iſt ſein äußerer Styl an einigen glücklichen Stellen.

In der Art, wie Müller die hiſtoriſche Arbeit vollbrachte, hat man ſeinen großen Eifer, zu excerpiren und zu citiren, als rühmlich bemerkt.

Daß ſich der Hiſtoriker, bei dem ungeheuern Umfange ſeiner Wiſſenſchaft, aus aller Schrift, die er als Quelle betrachten kann, und nicht für eine beſondere Arbeit ganz benutzt, das Neue und Bedeutende ausziehe, iſt ſo rathſam als nöthig. Auch für das Werk, welches er arbeitet, können Excerpte von Nutzen und unentbehrlich ſeyn, wenn Denkmale der Art ſind, wie z. B. Diplome, daß ſich gewöhnlich nur eine Notiz und Bemerkung, die ſich leicht verliert, aus ihnen ergiebt; und überhaupt bei allen ſtatiſtiſchen Partien der Geſchichte.

Aber die Compoſition der Begebenheiten, Charaktere und ähnlichen Stoff nach ſchriftlichen Excerpten vollbringen, wie Müller gethan, ſcheint die Nachtheile zu haben, die wir an ihm ſelbſt bemerken. Zuerſt wächſt der unermüdlich fortarbeitende Hiſtoriker ſo ungemein an Einſicht und Geiſt, daß er nicht ſicher ſeyn kann, er werde in dem gegenwärtigen Augenblick nicht mehr, nicht zuverläſſiger aus den Quellen ſchöpfen können, als vor Zeiten. Irgend ein Zweifel der Art muß ihm den Muth, zu componiren, verderben. Dann haben Excerpte eine Kraft, welche uns gleichſam an ſie feſtbannt. Was einmal von uns auf das Papier gebracht iſt, wird als das unſrige angeſehn, wird uns lieb als Eigenthum, und wir erhalten es gern unverändert.

Das Excerpt geht leicht in Compoſition über, und die Gleichheit, die Reinheit, welche in aller Kunſt, alſo auch in der Geſchichtſchreibung ſeyn ſoll, iſt nicht herzuſtellen. Wie viel thut es der Trefflichkeit unſres Freundes Eintrag, daß man unter den hiſtoriſchen Figuren und Begebenheiten immer und immer ihn ſelbſt mit ſeinen Bündeln von Excerpten erblickt.

Mir hat die beſte Art, hiſtoriſch zu componiren, ſo geſchienen, daß man die Quellen nach dem Range, der ihnen gebührt, mit höchſter Aufmerkſamkeit leſe, und dann den geſammelten Stoff längere Zeit in der Seele ruhen laſſe. Wenn der Zeitpunkt der Compoſition kommt, werden die Quellen wieder geleſen, und der nun ſich bildende Stoff werde genau mit dem verglichen, der im Gedächtniß vorhanden. Frei von Büchern und Excerpten vollbringe man die Compoſition, und iſt ſie geſchehn, da nehme man wieder die Quellen vor, um mit Citaten die Darſtellung genau zu belegen. So ſichert man ſich, durch die Freiheit, womit man darſtellte, nicht die Genauigkeit und Treue zu verletzen, und iſt im Stande, der Compoſition nachzuhelfen.

Als Müller die hiſtoriſche Laufbahn betrat, war er lange zweifelhaft, ob er citiren ſolle, und zuletzt entſchied er ſich, die Citate nicht zu geben, welches er in ſpätern Jahren mit Recht mißbilligte. „Seinerſeits,“ ſagte er über ſich ſelbſt, „that er „nicht wohl, die Anführung der Quellen zu unterlaſſen; dieſe „für die Einbildungskraft des Geſchichtſchreibers heilſame Feſſel „war nie nothwendiger, als in einem ſyſtemſüchtigen Zeitalter, „wo jeder den Ton, die Zwecke und Leidenſchaften ſeiner Partei „in die Geſchichte bringen will.“

Was gegen die Sitte der Hiſtoriker, die Quellen, aus welchen ſie geſchöpft haben, nicht nur im Allgemeinen, ſondern bei den einzelnen Begebenheiten zu citiren, gewöhnlich geſagt wird, beläuft ſich auf folgendes. Die Alten, welche die Geſchichtſchreibung mit höherer Kunſt, und gewiß eben ſo viel Treue, als wir, trieben, haben insgeſammt keine fortlaufende Citate der Quellen angegeben, und nie iſt ihren Zeitgenoſſen eingefallen, ihnen dies zuzumuthen. Auch ſcheint es ungeziemend, Männer von ſolchem Geiſt und Charakter, daß ſie ſich zu vorzüglichen Geſchichtſchreibern emporarbeiten, ſtets im Verdacht der Fahrläſſigkeit und Untreue zu haben, und in Anſpruch zu nehmen, daß ſie immerfort Zeugen für die Wahrheit ihrer Erzählung anführen ſollen. Ueberdies wird die Lebendigkeit der Darſtellung, der unbefangene Genuß des Leſers, ſelbſt die äußere Schönheit in Schrift und Druck, durch die Citate geſtört.

Hiegegen läßt ſich erwiedern, daß die Alten eine ungleich geringere Zahl von Quellen bei ihrer Geſchichtſchreibung benutzten, als die Neuern; daß größtentheils mündliche Ueberlieferung, Augenzeugen, öffentliche Denkmale, die zu aller Wahrnehmung ſtanden, ihre Quelle waren, und daß über den Stoff, die Wahrheit ihrer Erzählung der größte Theil ihrer Mitbürger richten konnte. Dennoch hält ſelbſt Tacitus, welcher ſo ungern die Forſchung in die Darſtellung miſchte, es bisweilen nicht unter ſich, ſeine Gewährsmänner anzuführen und neben einander zu ſtellen.

Die neuern Hiſtoriker holen mehrentheils für ihre Arbeit zahlreiche, ſelbſt dem Gelehrten fremde Quellen, aus dem Staub der Bibliotheken und Archive zuſammen. Wenn ſie nicht genau angeben, wo ſie in denſelben ihren Stoff fanden, wie ſoll dann gerichtet werden, ob ſie immer mit der Wahrheit beſtehn? Eben diejenigen Männer unter ihnen, welche ſich zum Rang der alten Geſchichtſchreiber zu erheben vermögen, haben mit vorgefaßten Meinungen unſrer Zeit, an welchen auch der Vorzüglichſte etwas krankt, mit wiſſenſchaftlichen Syſtemen, mit der eigenen feurigen und reichen Einbildungskraft, viel zu kämpfen und auszumitteln, und legen ſich aus freiwilligem Mißtrauen die Feſſeln der Citate an. Es muß das Vertrauen des Leſers mehren, der ſie in denſelben erblickt. Keiner iſt ſo erhaben, daß nicht der Zweifel gegen ſeine Zuverläſſigkeit und Genauigkeit erlaubt wäre; daß er uns nicht in Stand ſetzen müßte, über ſolchen Zweifel Aufklärung zu finden. Die Lebendigkeit der Darſtellung kann durch Anführung der Quellen unmöglich leiden, da ſie ganz aus dieſen entſtanden ſeyn ſoll; und der unbefangene Genuß der Leſer empfindet kaum eine Störung, wenn ſo citirt iſt, wie in Gibbon, wo die Citate durch kleine Zahlen im Text angedeutet, und hintenan gedruckt ſind.

Müller citirt ſo, daß beinahe jede Zeile durch eine Note, oder mehre, unterbrochen iſt. Dies hängt mit ſeiner ganzen hiſtoriſchen Art zuſammen, daß er die zu Tage geförderten Notizen kaum verarbeitete, und zum Theil die Excerpte ſelbſt gab. Wer mehr Abſtraction hat, und mehr mit Künſtlerhand die Materie bearbeitet, der mag kaum anders citiren, als daß er bei jedesmaliger Vollendung eines von den vielen kleinen Ganzen, aus welchen die Geſchichtſchreibung beſteht, alle Quellen, durch welche deſſen Wahrheit erhärtet wird, auf einmal genau angiebt. Einzeln die Citate bei jeder kleinen Notiz anführen, und nicht insgeſammt verbinden und vergleichen, das kann keinen Begriff von der Darſtellung geben, und nicht die Kritik über ihre Zuverläſſigkeit möglich machen.

Bei jeder Art zu citiren iſt die größte Genauigkeit unerläßliche Pflicht; fehlt ſie aber bei Müllers Art, ſo iſt es am unverzeihlichſten. Er citirt ſo wenig genau, daß er zum Beleg einer Notiz oft die ganze Quelle anführt, zum Beiſpiel Comines, Seyſſel, ohne die Stelle anzugeben, welche hier beweiſt.

Nach ſo vielfachem Tadel gegen Müller, den Hiſtoriker, können wir nun ſein Lob zuſammenfaſſen und auf einmal ausſprechen, ohne mißverſtanden zu werden.

Das genialiſche Gemüth, die Ahnung von ächter Geſchichtſchreibung, und deren Erreichung im Einzelnen, war ſein vornehmſtes hiſtoriſches Verdienſt. Daß er zuerſt, und faſt allein unter den Deutſchen, durch ſein Beiſpiel in Anregung gebracht hat, es könne auch bei uns Geſchichtſchreibung im Sinne der Alten geben, wird die bedeutendſte Wirkung bleiben, die man ihm je zuſchreiben darf. Hätte ſein Genie und ſein Studium ihn den groſen alten Geſchichtſchreibern mehr gleich geſtellt, ſo hätte er weniger derb an jene Wahrheit erinnert. Es giebt keine durchgreifende hiſtoriſche Ideen, die zuerſt von ihm in

Umlauf gebracht wären; aber die Geſchichte eines Landes mit Gemüth und Geiſt in ihren kleinſten Zügen bearbeitend, brachte er viel Neues über dieſes Land hervor, und reizte dadurch, das beſondere Leben, welches allenthalben in den Specialquellen verborgen liegt, aufzuſpüren und an den Tag zu fördern. Den Wahn, daß die lebendige Darſtellung nicht mit der gelehrteſten, und für die Kleinigkeit eifrigen Forſchung Hand in Hand gehen könne und müſſe, einen Wahn, welcher ſich vorzüglich durch die franzöſiſche Literatur verbreitete, hat er zuerſt in Zweifel gebracht und widerlegt.

So emſig für ſeinen ganz beſondern Stoff, hatte er neben der Schweiz die ganze Welt, und neben der Zeit, die er beſchrieb, alle Zeiten gegenwärtig. Dies iſt, was dem Geſchichtſchreiber ungemeines Vertrauen erweckt. Man fühlt bei ihm das Gegentheil von dem Ekel, der uns bei vielen neuern Hiſtorikern anwandelt, weil ſie einen beſondern hiſtoriſchen Stoff vornahmen, ohne die Geſchichte überhaupt zu kennen.

Für das Mittelalter, für das Papſtthum, für die Chroniken, kam durch ihn eine günſtigere Geſinnung auf, als in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu ſeyn pflegte.

Ungemein hat er dahin geſtrebt, der Hiſtorie eine vielfache practiſche Richtung zu geben.

Alle dieſe Wirkungen würde er in ungleich größerem Maße hervorgebracht haben und hervorbringen, wenn er nicht wegen ſeiner hiſtoriſchen Art für die Menſchen ein verſchloſſenes Buch geblieben wäre und bleiben müßte. Die Vermiſchung von Excerpten und Darſtellung, und der ſeltſame äußere Styl ſind vorzüglich Schuld daran, wiewohl die flache Einſicht, die ſein ächtes Verdienſt nicht zu bewundern weiß, wegen jener an ihm tiefe Gelehrſamkeit, und in dieſem, wie geſagt iſt, ſtarke Originalität des Genies bewundert hat. Wohl nie iſt ein Buch ſo viel geprieſen und ſo wenig geleſen worden, als die Schweizergeſchichte unſres Freundes. Laßt uns die einſeitige Bewunderung deſſelben, den einſeitigen Tadel über ſie hinwegſchaffen, und die eigenthümlichen Vorzüge zu Genuß und Nachahmung mehr an den Tag fördern.

VIII.

Ueber die

Grundſätze der Strategie,

erläutert durch

die Darſtellung des Feldzuges von 1796

in Deutſchland

von

Seiner, kaiſerlichen Hoheit

dem

Erzherzog Karl von Oeſterreich.

1815.

Ueber die
Grundſätze der Strategie,
erläutert durch
die Darſtellung des Feldzuges von 1796
in Deutſchland
von
Seiner kaiſerlichen Hoheit
dem
Erzherzog Karl von Oeſterreich.

1815.

Es iſt für jede Nation eine große Wohlthat, wenn das ſouveräne Geſchlecht, welches über ſie herrſcht, die Züge des Nationalcharakters in ſich vereinigt und veredelt darſtellt, im eigentlichſten Sinn der Repräſentant der Nation iſt. Zerfällt dieſe aber in mehrere Volksſtämme, die bei aller Verſchiedenheit ſich doch in den Grundzügen gleich ſind, und ſich eben darum trotz aller Verſchiedenartigkeit, Spannung, Zwietracht und Eiferſucht, doch immer nach einem gemeinſchaftlichen Bunde ſehnen, die Nothwendigkeit deſſelben tief empfinden: ſo iſt es eines der höchſten Geſchenke des Himmels, wenn er einer ſolchen Nation ein großes Fürſtengeſchlecht aufgeſtellt hat, das, die Nationalzüge in ſeinem Charakter vereinigend und veredelnd, zum nationalen ſouveränen Oberhaupte der verſchiedenen Volksſtämme, zum Mittelpunkt und Schutzherrn der ganzen in dieſelben zerſpaltenen Nation, zu ihrer wahrhaftigen Einheit, durchaus von der Vorſehung geeignet ward.

Wir brauchen die Anwendung auf die deutſche Nation und das öſterreichiſche Kaiſerhaus nicht auszuſprechen. Daß ſich in dieſem erhabenen Geſchlecht unſer Nationalcharakter am treueſten, am vollendetſten ausdrückt, daß wir nur unter ſeinem Schirm unſere Volksſtämme zur Nationaleinheit geſtalten können, fühlt in unſeren Tagen jedes ächt deutſche Herz, ſagt jede ächt deutſche Stimme; auch fehlt es nicht an der hiſtoriſchen Entwickelung, wie ſeit Rudolph von Habsburg, dem Wiederherſteller Deutſchlands, die Deutſchheit das eigentliche Erbtheil ſeines Hauſes ward, ſich allen Wechſel der hiſtoriſchen Cultur hindurch rein in demſelben erhielt, und ſelbſt durch deſſen Verbindung mit ausländiſchem Blute nur einen Anreiz zu einer höheren, und doch immer gleich treuen Entwickelung gewann.

Merkwürdig genug that ſich zu jener Zeit, da eine literariſche Cultur in Deutſchland aufdämmerte, und in die deutſche Sprache, in die deutſche Volkseigenthümlichkeit übergehen wollte, ein Vorbild auch dieſes Zuges in Kaiſer Maximilian dem Erſten kund, der ſelbſt in deutſcher Sprache für Kriegswiſſenſchaft und Geſchichte Autor wurde. Seitdem hat ſich ein gelehrter Stand unter uns in ſolcher Fülle und Bedeutung ausgebildet, daß man von dem ſouveränen Hauſe, welches der deutſchen Nation vorſtünde, nicht mit ganzer Wahrheit ſagen könnte, ſein Geiſt und Charakter repräſentire auf eine idealiſche Weiſe die Art und Kraft, den Geiſt der deutſchen Nation, wenn es ſich nicht ſelbſt in darſtellender Kunſt und Erforſchung der Wahrheit mächtig bewieſe. Durch das vorliegende Werk wird dieſer Anfoderung an das alte deutſche Kaiſerhaus auf eine glänzende Weiſe genug gethan. In der Kriegswiſſenſchaft und militäriſchen Geſchichtſchreibung iſt es unſtreitig das Höchſte, was ſeit Julius Cäſar geleiſtet ward: einen der größten deutſchen Autoren ſieht unſer Vaterland voll Bewunderung aus dem Stamme Rudolphs von Habsburg erblüht. Die Billigkeit, Beſcheidenheit, die tiefe Ruhe, welche ſowohl von Unſchuld der Geſinnung, als einem ſeines Gegenſtandes mächtigen Verſtande zeugt, dieſe Charakterzüge des deutſchen Kaiſerhauſes ſind die Seele des vorliegenden Werkes; mit ihnen ferner jene kühne, allſeitige Gerechtigkeit, die nur der Deutſche anderen Völkern und ſich ſelbſt widerfahren läßt. Sein Urheber iſt derjenige Held, der ſein deutſches Schwert jedesmal, da es ihm geſtattet wird, mit Feuer für Deutſchland zieht, und in dem hier beſchriebenen Kriege deutſcher Umfaſſung und Entſchloſſenheit in Kriegswiſſenſchaft und Kriegskunſt zum glorreichſten Sieg über franzöſiſche Berechnung verhalf; der auch jetzt in der deutſchen Bundesveſte ſein Banner aufgepflanzt hat, unter welchem ſich endlich auch ein politiſcher Bund der Deutſchen in Wahrheit und Kraft bilden ſollte.

Wenn es ein Hauptzug in der deutſchen Literatur iſt, daß ſie ſich um den alterthümlichen Geiſt bemüht, und wenn wir den Charakter des Alterthums vorzüglich darein ſetzen müſſen, daß er tiefe und umfaſſende Grundſätze einfach aufnimmt und aufſtellt, und mit unbefangener Größe für das Vaterland ausführt:

ſo ergiebt ſich ein neuer Geſichtspunkt, warum eben jetzt dieſes Buch eine herrliche deutſche Nationalerſcheinung zu nennen ſey. Wer aus einem alten Kaiſerſtamm entſproſſen iſt, und die Reiche ſeines Hauſes noch in einem eigenthümlicheren Sinne wie ſein Vaterland betrachtet, als worin der Bürger des Alterthums ſein Vaterland liebte, der erhält ſeine Geſinnung leicht in dem Schwunge des Alterthums, ungelähmt von den vielen Verhältniſſen, durch welche ſich andere Sterbliche der neueren Zeit durchwinden müſſen.

Schon die erſten Worte der Vorerinnerung haben etwas Alterthümliches. Das Werk ſoll ein Beitrag ſeyn, um Feldherren zum Schutze des Vaterlandes zu bilden; der Urheber deſſelben will ſeine Mühe belohnt ſehen, wenn er den erſten Schritt in der Laufbahn des Mannes erleichtern half, der als kluger, erfahrener und zugleich entſchloſſener Feldherr der edelſte Stein in der Krone ſeines Monarchen ſey und die Stütze ſeines Vaterlandes werde.

So iſt auf das Beſtimmteſte angegeben, für wen im engſten Sinne das vorliegende Werk verfaßt wurde. Genie, Studium und Erfahrung des Feldherrn haben es aufgezeichnet, um das junge Genie, das zum Feldherrn im ganzen Umfange des Begriffes werden kann und will, zu leiten, für die Kriegswiſſenſchaft zu begeiſtern, mit Vaterlandsliebe zu erfüllen und für reine Heldentugend zu ſtimmen. „Das Genie,“ ſagt der erhabene Verfaſſer, „wird geboren, der große Mann muß gebildet werden: Genie iſt Anlage, nicht Vollendung. Es überſpringt wohl zuweilen den ſyſtematiſchen Gang der Lehre und eilt der Erfahrung voraus; es ergreift nur inſtinktmäßig das Reſultat, und weilt nicht bei dem Princip, das wie eine unbekannte Größe ſich in ſeiner Seele entwickelt. Aber weit öfter ſchweift es in verderblichen Irrthümern umher, und wenn ſein Flug einmal die Unſterblichkeit erreicht, ſo iſt es ſeltener das Verdienſt eigener Größe, als die Folge eines glücklichen Ungefährs.“ So einfach und tief über das Tiefſte in der menſchlichen Natur, das Verhältniß zwiſchen Genie und Erfahrung und der aus beiden hervorgegangenen Wiſſenſchaft, zu reden, iſt nur dem Genius ſelbſt gegeben, vermag nicht ſchon derjenige, welcher nur ein Reſultat des Nachdenkens und das Product ſowohl eigener als fremder Erfahrungen aufſtellen kann; und wir können nicht umhin, zur Ergänzung jener ſchönen Stelle noch eine ſpäter vorkommende Bemerkung hinzuzufügen: „Wenn ohne Genie noch kein Mann ein großer Feldherr geworden iſt, ſo finden wir hingegen in der Kriegsgeſchichte Beweiſe, daß gebildete Heerführer von weniger genialiſcher Anlage rohe Genies beſiegt haben, wenn ſie nur Feſtigkeit im Entſchluſſe und Beharrlichkeit mit Einſicht verbanden.“

Wer ſich der Kriegswiſſenſchaft geweiht hat, und den Genius des Feldherrn in ſich fühlt, dem muß daher bei dieſem Werke, das eigends für ihn geſchrieben ward, das Herz hoch ſchlagen. Gleichwohl darf keiner, der zu den Fahnen des Kriegs und des Vaterlandes geſchworen hat, es anders als wie ein nothwendiges Handbuch betrachten: denn die Grundlehren ſeiner Wiſſenſchaft und Kunſt ſieht er hier mit bewundernswürdiger Klarheit und einer einfachen Nothwendigkeit, wie nirgends, aufgeſtellt, erhält eine für jeden begreifliche und doch umfaſſende Idee von ſeinem ganzen Geſchäft, von dem großen Zuſammenhang, in welchem jede ſeiner Bewegungen, Bemühungen, Fürſorgen mit dem erhabenen Entwurf ſteht, der einen ganzen Feldzug dachte, und oft über das Schickſal der Staaten und Völker entſcheidet.

Wir wünſchen ferner auch, daß ſelbſt dem Laien in der Kriegskunſt, alſo dem größten Theile der gebildeten Welt, dieſes Buch kein verſchloſſenes bleibe. Je mehr unſere Kriege nun nationale werden; deſto häufiger ſoll eine verſtändige Theilnahme an denſelben, wie einſt bei Griechen und Römern an ihren Kriegen gewöhnlich war, auch unter uns werden. Auch iſt der reiche Inhalt des vorliegenden Werkes nicht ſtrategiſch allein, wenn gleich ſtets mit meiſterhafter Kunſt dem ſtrategiſchen Zweck untergeordnet. Der Laie in der Kriegswiſſenſchaft findet hier einen Schatz von hiſtoriſchen Aufſchlüſſen, feinen pſychologiſchen Bemerkungen, großen Wahrheiten der Staatsweisheit und des menſchlichen Gefühls in Hinſicht auf den Krieg, auf das Verhältniß zwiſchen den Monarchen und ihren Feldherren. Was der Art ein Fürſt von dem ſouveränen Fürſtenſtamme, der keinem anderen an altem Ruhm und Hoheit weicht, ſo ausſpricht, bringt tief in Gemüth und Geiſt der größten Monarchen, und darum iſt endlich auch für die Souveräne dieſes Werk ein unſchätzbares Buch.

Das erſte Hauptſtück enthält die Grundſätze der Strategie oder Kriegswiſſenſchaft. „Sie entwirft den Plan, umfaßt und beſtimmt den Gang kriegeriſcher Unternehmungen.“ Darum wird ſie die eigenthümliche Wiſſenſchaft des oberſten Feldherrn genannt, ſo wie die Taktik oder Kriegskunſt, welche lehrt, wie ſtrategiſche Entwürfe ausgeführt werden ſollen, die unerläßliche Kunſt eines jeden Truppenanführers iſt. Wir heben auch die übrigen Beſtimmungen der Grundbegriffe aus, um bei Verfolg unſerer Beleuchtung auch dem Laien in Kriegswiſſenſchaft und Kriegskunſt die kraftvolle, nothwendige, und doch ſo leiſe, anſpruchsloſe Entwickelung der Lehre, und die meiſterhafte Darſtellung in der Geſchichte des Feldzugs ſelbſt begreiflich machen zu können. Wenn die Strategie die entſcheidenden Punkte beſtimmt, deren Beſitz zu ihrem Endzweck nothwendig iſt, und die Linien zu ihrer Verbindung bezeichnet: ſo bilden jene Punkte, in ſofern ſie geſichert und behauptet werden ſollen, im Angriffskriege die Operationsbaſis, im Vertheidigungskriege die Defenſionslinie; in ſofern aber man ſie erſt erreichen muß, werden ſie Operationsobjecte genannt, ſo wie die Linien, die zu ihnen führen, Operationslinien.

Man begreift leicht, daß die Taktik, die bloß der Strategie wegen vorhanden iſt, ihr untergeordnet ſey; daß daher, wo ſtrategiſche Rückſichten mit taktiſchen Vortheilen im Widerſpruche ſtehen, erſtere die Oberhand behalten, zumal, da eine Abänderung der ſtrategiſchen Punkte und Linien, die von der Beſchaffenheit des Kriegstheaters abhangen, nicht in der Macht des Feldherrn liegt, der Taktiker dagegen in ſeiner Kunſt Mittel findet, den Nachtheilen einer unvortheilhaften Stellung abzuhelfen. Allein gleichwohl ſagt der groſe Feldherr, der hier redet, daß in dem erwähnten Colliſionsfall die Strategie *im Allgemeinen* die Oberhand behalte. Wir treffen hier ſogleich auf die Beſcheidenheit, womit er weiſe ſein Syſtem anſieht, und welche er bei Befolgung deſſelben von dem klugen Feldherrn jedesmal fodert. Sie fußt auf den bekannten Spruch, daß keine Regel ohne Ausnahme ſey.

Weil kein Krieg geführt werden kann, ohne daß das Heer im Beſitz der dazu unentbehrlichen Mittel, alſo der Gegend, aus welcher, der Wege, auf welchen dieſelben herbeigeſchafft werden, mächtig iſt: ſo gilt als oberſter Grundſatz der Strategie, daß jede Aufſtellung und Bewegung volle Sicherheit gewähre für den Schlüſſel des rückwärtigen Landes, für die Operationsbaſis, auf der die Vorräthe aufgehäuft werden, für die Communication mit dieſen, und für die Operationslinie, die zum Operationsobject führen ſoll. Indem man ſelbſt durchaus nach dieſem Grundſatz handelt, iſt folglich der größte Vortheil, den Feind durch Gewalt oder durch Manöver zu zwingen, daß er von demſelben abweiche.

An den oberſten Grundſatz der Strategie und die aus ihm folgenden Maximen ſchließt ſich im dritten und vierten Abſchnitt die Lehre von den ſtrategiſchen Punkten und Linien, ohne welche die Maximen der Strategie nicht ausgeführt werden können. Strategiſch wird hier ein Punkt genannt, deſſen Beſitz für Operationen entſcheidenden Vortheil gewährt. Will man ihn erſt erreichen: ſo iſt er ſtrategiſch für den Angriffskrieg; will man ihn behaupten: ſo iſt er es für den Vertheidigungskrieg. In dem erſten hat man dreierlei ſtrategiſche Punkte. Die erſten bilden die Operationsbaſis, die zweiten das Operationsobject, und die dritten ſind die zwiſchen den beiden erſten vermittelnden. In der Defenſive haben die dritten Punkte eben dieſelbe Beſtimmung; aber die erſten ſichern in ihr die rückwärtige Gegend, und die zweiten ſind beſtimmt, den Feind vom weiteren Vorrücken gegen die erſten abzuhalten. Ein ſtrategiſcher Punkt, durch deſſen Beſitz man den Schlüſſel des Landes gewinnt, iſt für das Schickſal deſſelben entſcheidend. „In jedem Staate, der ein Kriegsſyſtem hat, ſollte es Staatsmaxime ſeyn, ſolche Punkte auch im tiefſten Frieden in Vertheidigungsſtand zu ſetzen und zu erhalten.“ Eine ſtrategiſche Linie iſt diejenige, welche von allen Linien, die zwei ſtrategiſche Punkte verbinden, die meiſten Vortheile zu dieſer Verbindung gewährt. (Da ſpäterhin bemerkt wird, daß zu jedem ſtrategiſchen Punkte mehrere ſtrategiſche Linien führen; ſo wäre der Begriff der ſtrategiſchen Linie vielleicht klarer geworden, wenn es hieße: eine Linie, die zwei ſtrategiſche Punkte verbinde, ſey eine ſtrategiſche, doch im ſtrengſten Sinne wäre nur diejenige ſo zu nennen, welche ausſchließlich die vortheilhafteſte ſey; wenigſtens giebt derſelbe Abſchnitt den Begriff der Operationslinie auf gleiche Weiſe.) Auch durch die größten tactiſchen Vortheile darf man ſich zu keiner Bewegung verleiten laſſen, durch welche man ſich ſo weit von den ſtrategiſchen Linien entfernt, daß der Feind ihrer mächtig werden kann. Diejenige ſtrategiſche Linie, auf welcher das beſtimmte Operationsobject erreicht werden ſoll, heißt die Operationslinie. Sie iſt im ſtrengſten Sinn nur eine. Nimmt man mehrere an, um das nämliche Object concentriſch zu erreichen: ſo muß entweder jede einzelne Colonne dem entgegentwirkenden Feinde gewachſen ſeyn, oder dieſem muß unmöglich fallen, irgend etwas zu unternehmen, bis ſich alle Colonnen bei dem Operationsobject vereinigt haben; oder der Marſch der Colonnen muß ſolches Verhältniß haben, daß ſie ſich bei der progreſſiven Annäherung unterſtützen können, als bildeten ſie nur eine.

Die Operationsbaſis iſt nur dann gut, wenn ſie aus mehreren Punkten beſteht; denn es iſt zu gefahrvoll, alle Vorräthe auf einem Punkte aufzuhäufen, zu beſchwerlich, ſie auf einer einzigen Straße nachzuführen, und man hat mehr Wahl in den Operationslinien, mehr Fähigkeit zum Manövriren, wenn man die nöthigen Bedürfniſſe auf mehreren Punkten findet. Dieſe letzten müſſen durch gangbare Communicationen unter ſich verbunden ſeyn. Vortheilhaft iſt, wenn ſie ſo befeſtigt ſind, daß der Feldherr bei einer raſchen Bewegung ohne Gefahr Magazine entblößen darf. Am wenigſten wird die Operationsbaſis bedroht, welche parallel mit jener des Feindes geht, und ſie bleibt immer geſchützt, wenn die Operation von der eigenen Baſis in ſenkrechter Linie auf die Stellung des Feindes führt. Dagegen tritt die wenigſte Sicherheit für ihre Flanken, ihre Communications- und Rückzugs-Linien ein, wenn die Operation aus dem vom Feinde entfernteſten Punkt der Baſis ausgeht. Iſt die eigene Baſis länger als die feindliche, ſo iſt ſie mehr vor Umgehungen geſichert und giebt mehr Fähigkeit zum Manövriren. Entſcheidender kann man auf den Feind wirken, wenn man ſich näher an ſeiner Baſis befindet, als er an der dieſſeitigen. Zieht die Richtung der Operationslinie eine Veränderung in der Operationsbaſis nach ſich, ſo dürfen diejenigen ihrer Punkte, welche von einer unentbehrlichen ſtrategiſchen Wichtigkeit ſind, beſonders die Schlüſſel des eigenen Landes, nur in dem Fall entblößt werden, daß ſie entweder ſelbſtſtändig genug ſind, um einſtweilig ohne Gefahr ungedeckt bleiben zu können, oder die Armee ein ſolches Uebergewicht über die Feinde erlangt hat, daß dieſe gar nicht auf die dieſſeitige Baſis einwirken können. Bei jeder Verlängerung der Operationslinie muß man gewiß ſeyn, den Feind ſo weit von den Flanken zu entfernen, daß die in gleichem Verhältniß ausgedehnte Operationsbaſis geſichert werde. Erlaubt das Terrain eine ſolche Verlängerung der Baſis, ſo kann leicht ihre Ausdehnung zu viel Mittel erfodern, als daß noch genug übrig blieben, um mit Kraft gegen das Operationsobject zu wirken. Erlaubt das Terrain ſolche Verlängerung der Baſis nicht, ſo werden, die Endpunkte von dieſer gegen die aufgeſtellte Armee einen ſo ſpitzigen Winkel machen, daß dieſelbe vielleicht auf Eine Communication beſchränkt iſt, und Gefahr läuft, von der Baſis abgeſchnitten zu werden. Gegen beide Uebel kann man ſich durch eine neue Baſis ſchützen, welche die ältere decken muß, und gleichen Geſetzen, wie dieſe, unterworfen iſt. Geſchieht der Rückzug des Feindes in der Verlängerung der dieſſeitigen Operationslinie, oder parallel mit derſelben: nur dann können mehrere auf einander folgende Operationsbaſen in einer ähnlichen Richtung und Breite gebildet werden. „Um den Angriffs- ſowohl, als den Vertheidigungs-Krieg mit Erfolg führen zu können, ſollte die vortheilhafteſte Operationsbaſis an den Grenzen eines großen Staats durch Feſtungen, beſonders im Central- und an den beiden Endpunkten, geſichert ſeyn, und zugleich eine gute Defenſionslinie bilden. Dieſe ſollte als Grundlage aller Operationen betrachtet, und ſtets im Vertheidigungsſtand gehalten werden.“

Auf die Lehre von der Operationsbaſis folgt der Abſchnitt von den Operationen. Alle Umſtände, die im Kriege wirken, müſſen in voraus berechnet werden, ehe man den Punkt, von welchem man ausgeht, und die Operationslinie, welche man wählt, um ein Operationsobject zu erreichen, feſtſetzt; denn die natürlichen Vortheile einer ſolchen Linie führen ſelten allein zum Ziele. Bei offenbarer Ueberlegenheit iſt die günſtigſte Richtung für die Operation, auf der ſtrategiſchen Linie, welche die Baſis mit dem Object am kürzeſten verbindet, mit geſammter Macht gegen den entſcheidenden Punkt zu operiren. „Zuſammengeſetzte, und auf das Zuſammentreffen entfernter Combinationen gegründete Manöver ſind in der Strategie noch ſchädlicher, als in der Taktik, weil die Entfernung der Linien größer, folglich eine richtige Berechnung und ein richtiges Eintreffen noch ſchwerer ſind.“ Iſt man nicht überlegen genug, um ſicher auf Hinauswerfung des Feindes aus ſeinen ſtrategiſchen Aufſtellungspunkten rechnen zu dürfen, ſo muß er durch Manöver zur Verlaſſung derſelben genöthigt werden. Dazu reicht kein anderes Manöver hin, als wenn man ihn bedroht, entweder ſeine Operations- und Communications-Linie zu gewinnen, oder vor ihm ſeinen Rückzugspunkt. Tritt während einer Operation der Fall ein, daß man ſeine ſtrategiſche Linie mit einer anderen vertauſchen muß, und hat man dazu Zeit genug; ſo geſchehe es dort, wo eine ſtrategigiſche Linie die alte mit der neugewählten in Verbindung ſetzt. Drängt aber die Zeit, ſo geſchehe es ſchnell und vorſichtig dort, wo man nicht gefährdet iſt, die Operationslinie zu verlaſſen, ohne die neue vor dem Feinde erreichen zu können.

Defenſive Aufſtellungen entſprechen nur dann ihrem Zweck, wenn ſie den Punkt gewinnen und behaupten, ohne deſſen Beſitz der Feind nicht in das rückwärtige Land vorrücken kann. Stehen demſelben mehrere offenſive Linien zu Gebote, ſo iſt in der Regel die defenſive Aufſtellung da am zweckmäßigſten, wo entweder jene Linien zuſammenſtoßen, oder durch eine transverſale Communication verbunden ſind, welche letztere die Möglichkeit giebt, ſich nach Maß der feindlichen Operationen gegen alle Seiten zu bewegen. Nicht immer iſt die Aufſtellung auf einer ſtrategiſchen Linie zu ihrer Deckung nöthig. Auch eine Flankenſtellung kann dazu dienen, indem ihre Abſicht dahin geht, den Feind durch Bedrohung ſeines Rückens und ſeiner Communicationslinie aufzuhalten und von der Richtung ſeiner Operation abzuwenden. Die Aufſtellung muß alſo näher an ſeiner Communicationslinie ſeyn, als er an dem Objecte ſeiner Operation, oder dieſes muß ihm einige Zeit widerſtehen können. Die Stellung muß taktiſch gut, und das Verhältniß der Truppenſtärke wider den Feind ſo berechnet ſeyn, daß er ſie nicht überwältigen kann. Auf den Fall, daß er die Flankenſtellung über den Haufen würfe, ſoll er doch nicht präveniren können, und darum muß ihre Verbindung mit der eigenen Baſis und den Punkten, die der Schlüſſel der rückwärtigen Gegend ſind, geſichert ſeyn.

Dieſes ſind die vornehmſten ſtrategiſchen Grundſätze, welche wir in dem erſten Hauptſtück mit ſo einfacher als nothwendiger Entwickelung aufgeſtellt ſehen. Wenn ſie ſelbſt von dem Genie, der Wiſſenſchaft und der groſen Erfahrung ihres Urhebers zeugen: ſo ſind Darſtellung und Sprache ſo einerlei mit ihnen, daß man denſelben nicht nur den eigenthümlichen Geiſt, ſondern ebenfalls das Praktiſche anſieht. Beredt wird zuletzt noch über die eigenen Vorzüge der Strategie geſprochen. Wie ſehr bewährt die Geſchichte den Ausſpruch, daß thatenreiche Feldzüge, in welchen die Heerführer mehr Taktiker als Strategen waren, in der Regel weniger entſcheidend wurden, als ſolche, in welchen das ſtrategiſche Genie des Feldherrn den ganzen Schauplatz des Krieges umfaßte, auf die Operationslinien des Feindes drang, und jede Schwäche ſeiner Baſis benutzte. Den größten ſtrategiſchen Charakter tragen die Kriege, welche die franzöſiſche Revolution zu Ende des vorigen, zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts hervorbrachte. Nach der veränderten Kriegsart waren ſchnellere Bewegungen mit größeren Maſſen möglich, und die Leichtigkeit, ſtrategiſche Verluſte einzubringen, verlor ſich dadurch. „Die Offenſive, heißt es S. 47 weiter, erhielt über die Defenſive ein viel größeres Uebergewicht, und die Taktik wurde mehr als zuvor der Strategie unterworfen. Daher lieferten Feldzüge von wenig Wochen Reſultate, die man ſonſt nur nach langen Kriegen erwarten konnte, und befeſtigte, aber nicht ſtrategiſche Punkte leiſteten keinen Nutzen, indeſſen andere, die zugleich ſtrategiſch waren, den größten Anſtrengungen widerſtanden.“

Um die Wichtigkeit und Nothwendigkeit eines Kriegsſyſtems, in welchem jede Maßregel aus den Regeln der Strategie herfließt, ſey es offenſiv oder defenſiv, durch ein Beiſpiel darzuthun, wird am Schluſſe Frankreichs erwähnt, wie es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, trotz der gräulichſten Zerrüttung im Innern, und anfänglich ohne Armeen, doch dem ganzen Europa widerſtehen konnte, weil ſeit Ludwigs XIII. Regierung ſeine Grenze unabläſſig nach ſtrategiſchen Grundſätzen befeſtigt wurde.

Das zweite Hauptſtück enthält eine Anwendung der ſtrategiſchen Grundſätze auf einen angenommenen Kriegsſchauplatz, weil die Grundſätze der Kriegswiſſenſchaft, ſo einfach ſie ſelber ſind, eine ſo vielfältige Anwendung erleiden, daß die Kunſt, unter keinem Verhältniß von den Maximen des Krieges abzuweichen, weit ſchwerer ſey, als die Kriegswiſſenſchaft. Da im Kriege kein Fall dem anderen ähnlich iſt, und ſich deshalb keine allgemeine Regeln über die Anwendung der Grundſätze geben laſſen: ſo wird ſie hier an einem Beiſpiel gezeigt, von welchem man analogiſch auf andere Fälle ſchließen ſoll. Der gewählte Schauplatz iſt die Strecke, welche der Bodenſee, der Rhein, der Main, die Eger, die Elbe, die Moldau, die Enns und die nördlichen Gebirge des ſalzburger und tyroler Gebiets einſchließen. Um das Beiſpiel zu vereinfachen, iſt dabei angenommen, daß die Schweiz und Tyrol neutral ſind, ſich auf dem Kriegsſchauplatze kein befeſtigter Punkt findet, als Caſſel bei Mainz, Kehl, Prag und Thereſienſtadt; daß nur zwei Mächte den Krieg führen, und von den Armeen die eine den Rhein, die andere die Enns und die Moldau zur Baſis ihrer Operationen hat. Zuerſt wird die Bildung des Terrains beſchrieben, und hier erhalten wir das erſte herrliche Beiſpiel von der ungemeinen Kunſt, woran dieſes Buch reich iſt, ein Bild von dem Kriegsſchauplatze vor unſere

Seele zu ſtellen, aus welchem, indem es nur der Einbildungskraft gegeben ſcheint, alle Züge zur ſtrategiſchen Belehrung führen. Wie ſchwer eine ſolche Kunſt ſey, ergiebt ſich daraus, daß ſeit und außer Julius Cäſar Niemand ſie würdig genug auszuüben verſtand, um neben dem großen Römer genannt zu werden, bis er nun in dieſem Punkt vom Erzherzog Karl noch übertroffen wird. So ſelten iſt der Verein, daß mit Talent, Studium und Weisheit des Feldherrn ſich die Einbildungskraft paart, welche künſtleriſch ein ſinnliches Ganzes aufzufaſſen, und als ſolches wiederzugeben weiß; und gleichwohl bleibt gewiß, daß ohne ſolche Einbildungskraft auch große Talente des Feldherrn nie zum Feldherrngenie werden. In unſeren letzten, an Kriegen ſo reichen Jahrzehenden, wo eine unzählige Menge von Generalen, beſonders in den franzöſiſchen Heeren, aus allen Ständen emporſtieg, hat außer dem Erzherzog den Verein einer Einbildungskraft, die ein ſinnliches Ganzes künſtleriſch auffaßt, mit Gelehrſamkeit und Talent des Feldherrn, vielleicht nur ein Einziger gezeigt, Bonaparte.

Zunächſt tritt vor unſere Augen der Hauptrücken, „der ganz Europa durchzieht, und alle Waſſer theilt, welche ſich in die verſchiedenen, dieſen Welttheil umgebenden Meere ergießen.“ Sein Gang von einem ſeiner höchſten Punkte in Graubündten, bis er Böhmen von Baiern und Oeſterreich trennt, dann die drei Ströme, die aus ihm entſpringen, der Rhein, die Donau und die Moldau, mit ihren Umgebungen und Nebenflüſſen, werden ſo beſchrieben, daß die Phantaſie ihre Eigenthümlichkeit faßt, und der Verſtand gezwungen wird, mit dem Bilde ſogleich ſtrategiſch zu verfahren.

So geht er vorbereitet und geſpannt zu den Betrachtungen über den Kriegsſchauplatz, wo ihm volles Licht wird. Das erſte Hauptreſultat in ſtrategiſcher Hinſicht bemerkt, daß das Kriegstheater die Geſtalt eines länglichen Vierecks habe, wo die ſenkrechten Linien von der nördlichen oder ſüdlichen Seite auf die entgegengeſetzte ungefähr halb ſo lang, als jene ſind, welche die beiden Operationsbaſen verbinden, die nämlich öſtlich von Steyer auf Thereſienſtadt, weſtlich von Breyſach nach Mainz gehen. Darauf folgt das Reſultat, daß die Operationsbaſis in Weſten in jeder Rückſicht ſehr vortheilhaft ſey, weniger vortheilhaft die öſtliche. Ueber die Communicationen auf dem angegebenen Kriegsſchauplatze, vorzüglich über das größte Hinderniß in der Verbindung der verſchiedenen, von der einen zu der anderen Baſis gehenden Operationslinien, oder die Donau, welche ſelbſt die Grenzlinie zwiſchen den Armeen ausmachen kann, wird überaus lehrreich geſprochen. Die Beſtimmung der Operationsobjecte führt zunächſt die Bemerkung herbei, daß der Feind nur in der Strecke, welche die Donau von Ulm bis Regensburg durchzieht, „wo ihm mehrere Communicationen die Bewegung in transverſaler Richtung durch die ganze Breite des Kriegtheaters erleichtern,“ gegen die Flanken der vorrückenden Armee manövriren könne. Nothwendig iſt daher, daß man ihn von ihr entferne; und weil die Donau die dazu nöthige freie Bewegung nach allen Seiten weſentlich hindert: ſo muß man ſich eines Uebergangs über dieſelbe zwiſchen Ulm und Regensburg bemeiſtern, und ihr Defilé vor Ankunft des Feindes beſetzen, welches nur zwiſchen jenen Städten auf die gegenſeitigen Operationen einen weſentlichen Einfluß nimmt. Beide Theile können alsdann mit der nämlichen Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs operiren, weil der Unterſchied zwiſchen der Entfernung der beiderſeitigen Endpunkte des Defilés zu den nächſten Operationsbaſen ſich ungefähr gleich iſt.

Der vierte Abſchnitt, über die Wahl der Operationslinien, macht dieſe vollſtändig auf dem angenommenen Kriegsſchauplatze durch eine tabellariſche Ordnung anſchaulich, und ihr folgen im fünften Capitel Betrachtungen über die defenſiven Aufſtellungen. Wird die weſtliche Baſis ſelbſt von dem anrückenden Feinde bedroht: ſo kann ihr Vertheidiger, durch Feſtungen hinlänglich gedeckt, von Kehl und Caſſel her dem Gegner weſentlich Abbruch thun, ohne ſelbſt gefährdet zu werden. Mit weit mehr Schwierigkeiten kämpft der Vertheidiger der öſtlichen Operationsbaſis. Konnte er Regensburg nicht erreichen, und daſelbſt eine defenſive Aufſtellung zwiſchen Landshut und Wernberg vorbereiten: ſo hat er keine andere Aufſtellungslinie, als die Baſis ſelbſt, und muß den Feind, wenn er nicht Kräfte genug beſitzt, ihm entgegenzurücken, bei Budweis erwarten, ſofern derſelbe durch Böhmen kommt, und das linke Ufer der Donau gegenüber von Linz und Enns beſetzen, ſofern jener längs der Donau operirt. Zwiſchen Budweis und Kaplitz iſt in beiden Fällen der angemeſſenſte Aufſtellungspunkt. Wäre man ſo ſchwach, daß man nicht hoffen dürfte, ſich auf dieſem Punkt zu halten: ſo bleibt nichts übrig, als ſich in das weitläuftige und befeſtigte Prag zu werfen. Berennt der Feind dieſe Stadt: ſo muß er ſeine durch die Moldau getrennte, und von ſteilen Ravins durchſchnittene Linie zu ſehr ausdehnen, als daß ſie nicht leicht geſprengt werden könnte. Belagert er aber nur eine Seite von Prag: ſo hat man ihn von anderen

Unternehmungen abgezogen, und kann in der Feſtung eine Veränderung der Umſtände ſicher erwarten.

Da unvorhergeſehene Ereigniſſe eine offenſiv vorgehende Armee ſchnell in die Defenſive zurückwerfen können: ſo müſſen die defenſiven Stellungen auch beim Angriffskriege reiflich erwogen werden. Es ergiebt ſich das Reſultat, „daß auf allen parallelen Defenſionslinien zwiſchen Ulm und Regensburg, welche von dem Defilé der Donau durchſchnitten werden, eine Aufſtellung unmittelbar an dieſem Fluß und in der Nähe eines Uebergangs die zweckmäßigſte ſey.“ Sonſt würde man natürlich den Gegner, wenn er plötzlich auf dem unbeſetzten Ufer vordränge, nicht mehr hindern können, daß er alle folgenden defenſiven Aufſtellungen in die Flanken nähme.

Eine ſchöne Bemerkung über Winterquartiere ſchließt dieſen Abſchnitt, daß ſie nämlich einerlei Zweck mit defenſiven Poſitionen haben, und denſelben ſtrategiſchen Geſetzen, wie dieſe, unterworfen ſind. Darum erſcheint Regensburg, welches mit ſeiner ſteinernen, allen Naturereigniſſen widerſtehenden Brücke, und dem auf dem linken Ufer gelegenen Theile, Stadtamhof, der ſtärkſte Punkt auf dem ganzen Kriegsſchauplatze iſt, auch als der wichtigſte für die Winterquartiere. Er geſtattet ſie mit Sicherheit auf beiden Ufern der Donau.

Um die Unterſuchung über Operationsentwürfe zu vereinfachen, wird das Verhältniß der gegenſeitigen Kräfte und die Beſtimmung des Augenblicks, wo der Krieg ausbrechen ſoll, als außer der Sphäre des Feldherrn liegend, beſeitigt, und eine vollkommene Gleichheit in Stärke, Mitteln beider Armeen, in den Fähigkeiten ihrer Feldherren und in dem Zeitpunkt angenommen, wo ſie beide von ihrer Operationsbaſis aufbrechen. Die kürzeſte Linie zu dem erſten Operationsobject führt auf der weſtlichen Operationsbaſis von Lauterburg, auf der öſtlichen von Budweis. Vorausgeſetzt wird dann, daß die weſtliche Armee ihre Operationslinie bis Donauwerth verfolge, welcher Ort von Lauterburg nur 1 $^5/_4$ M. weniger entfernt iſt, als Regensburg von Budweis. Beide Theile können alſo zur nämlichen Zeit auf den Standpunkten eintreffen, von welchen aus ſie auf einem oder dem anderen Ufer ihre Operationen beginnen wollen. Das zweite Operationsobject muß dann die gänzliche Verdrängung des Feindes vpn dem erſten erreichten ſeyn. Schwerlich kann dieſes zweite Object ohne eine Schlacht gewonnen werden. Sie auf dem linken Ufer zu liefern, daran liegt beiden Heeren, weil das weſtliche bei Verluſt des Treffens ſich dann leichter zurückziehen, nach dem Sieg Budweis leichter gewinnen kann, und daß öſtliche, weil es dieſen wichtigſten Punkt ſeiner Operationsbaſis alsdann auf ſeinem Rückzuge zu decken, und Regensburg, die einzig übrig bleibende Paſſage, auf dem linken Ufer viel ſchwächer iſt, und leichter forcirt wird. Abwärts Ingolſtadt, ungefähr in der Gegend von Köſching, werden beide Armeen auf einander ſtoßen. Greift die weſtliche an: ſo wird ſie die Entfernung des Feindes von dem Strom und von der Straße über Regensburg beabſichtigen. Macht die öſtliche den Angriff: ſo geſchehe er auf den feindlichen linken Flügel, um den Gegner an die Donau und gegen Ulm zu drücken, wodurch er auf die beſchwerlichſte Communication beſchränkt und ſeine Rückzugslinie bedroht wird. Iſt die Schlacht nicht entſcheidend, daß der Feind durch ſie von der Donau verdrängt wird: ſo iſt dadurch nichts erreicht, und eine zweite muß folgen. Der Rückzug auf die weſtliche Operationsbaſis iſt gegen den Neckar am vorzüglichſten: denn auf der kürzeſten Linie führt er zu einer guten Aufſtellung hinter dieſem Fluſſe, und das ſteile Gebirge der rauhen Alp beſchränkt den Feind auf denſelben Weg, worauf der Rückzug geſchieht, daß er alſo nicht zuvorkommen kann. Wäre der linke Flügel zurückgedrückt, ſo daß der Gegner den Neckar früher erreichen könnte, ſo tritt die Nothwendigkeit ein, an der Donau zu retiriren. Sicherer, doch auch beſchwerlicher, geſchieht dies auf dem linken Ufer: denn der ruhigere Marſch auf dem rechten bringt unvermeidlich mit ſich, daß der Feind einen Vorſprung ſelbſt auf der letzten Rückzugslinie zu dem Höllthal gewinne. Iſt die öſtliche Armee vor Ingolſtadt geſchlagen: ſo geht ihre Rückzugslinie entweder über Neumarkt, oder auf Regensburg. Sie darf dieſen letzten Punkt nach einer totalen Niederlage dem Feinde nicht überlaſſen, weil er ſonſt den Vorſprung auf allen ihren Rückzugslinien gewinnt. Außerdem iſt der Rückzug auf Regensburg auch dadurch vortheilhaft, daß die Diſiléen der Altmühl, Laber und Naab den Feind aufhalten. Wendet man ſich dann von Stadtamhof nach Böhmen: ſo verfolgt der Feind wiederum durch Defiléen, wo er durch geringe Macht lange aufgehalten werden kann.

Nach der Niederlage auf dem linken Donauufer noch ſchlachtfertig, thut die öſtliche Armee am beſten, wenn ſie keine Verſtärkungen aus Böhmen zu hoffen hat, eine Aufſtellung auf dem rechten Ufer zu nehmen, welche, ſo wie die Paſſage der Donau, den Feind mehr aufhält, als Poſitionen auf einer geraden Rückzugslinie. Dieſer würde Alles auf das Spiel ſetzen, wenn er ſie ſtehen laſſen und nach Böhmen marſchiren wollte. Er muß ſie auf dem rechten Ufer angreifen, was er nur mittelſt eines Umweges vermag: denn ſchwerlich wird er auf dem von den Feinden beſetzten Punkte den Uebergang forciren können.

Auch der weitere Calcul für die öſtliche Armee iſt mit dem eindringendſten Scharfſinn ausgeführt, und es bricht ſehr hervor, wenn man das Detail überſieht, mit demjenigen vergleicht, was über die weſtliche geſagt iſt, welchem Vaterlande der patriotiſche Urheber dieſes Werkes insbeſondere Feldherren zu ſeinem Schutze bilden wollte.

Ueber Anlegung der Magazine iſt im ſiebenten Abſchnitt mit jener Weisheit und Unbefangenheit geſprochen, welche die neueſten Maßregeln im Kriegsweſen auf ihren wahren Gehalt zurückführt, doch dieſen nicht verkennt, und an dem alten Brauch hervorhebt, was in ihm von weſentlichem Nutzen iſt. Ein Feldherr, der bei Entwerfung ſeines Plans auf Ernährung des Heeres von den Vorräthen des Landes zähle, das er durchzieht und beſetzt, ſey gefährdet, ſeine Operationen den Rückſichten der Verpflegung unterordnen zu müſſen. Im Allgemeinen könne das franzöſiſche Requiſitionsſyſtem für keine neue Erfindung gelten: denn Zwangslieferungen und gewaltſame Steuern ſeyen in allen Kriegen ausgeſchrieben. Nur habe es eine ſchneller wirkende Ausdehnung erhalten, weil nicht bloß nach einem verhältnißmäßigen Maßſtabe die Abgaben auf das eroberte Land vertheilt würden, ſondern jede Truppenabtheilung gleich bei ihrer Einrückung und bei ihrem Durchmarſch die Befugniß übe, die Lebensmittel die man bis auf einen gewiſſen Grad in einem cultivirten Lande verbreitet findet, zu erpreſſen und zu ihrem täglichen Gebrauch zu verwenden. So erleichtere das Requiſitionsſyſtem zwar alle ſchnellen, weitfaſſenden Operationen, und ſey beſonders für detaſchirte Abtheilungen von weſentlichem Vortheil; aber Magazine und ihre geſicherte und zweckmäßige Anlegung mache es keineswegs überflüſſig. Die Erſchöpfung und Verſchwendung der Landeserzeugniſſe, die es zur Folge habe, erlaubten es nur in Feindeslande, und auch hier gebiete die Vorſicht in einem Poſitionskriege ſchlechterdings die Anlegung unangreiflicher Magazine. Ueberdieß gebe es Länder, deren Cultur nicht das Bedürfniß fremder Völker zu decken vermöge. Ja, mancher Kriegsſchauplatz ſey der Art, daß auf ihm der Nachſchub der inländiſchen oder rückwärtigen Verpflegung nicht entbehrt werden könne. Als Grundlage einer Verpflegung ohne Magazine dürfe das Requiſitionsſyſtem alſo nicht gelten; doch erleichtere es die ſchnelle Bildung neuer Magazine und die Verſparung der ſchon geſammelten Vorräthe auf unvorhergeſehene Fälle.

Magazine können ſich nirgends angemeſſener finden, als auf der Operationslinie, welche durch Aufſtellung und Bewegungen der Armee geſichert ſeyn muß, und durch ihre Beſtimmung jeder vor- und rückwärtigen Bewegung zugleich die zweckmäßigſte Straße zum Nachſchub der Verpflegungen beſtimmt. Weil aber dieſer auf einer einzigen Straße zu ſchwierig iſt, ſo erhellet, daß auch die Communicationen, die ſicher zu der Operationslinie führen, Punkte zu Magazinen hergeben müſſen. Innerhalb des Bezirkes, der nicht über den Raum der Aufſtellung hinausgeht, kann nur der Bedarf von einigen Tagen enthalten ſeyn: die größeren Vorräthe werden in Entfernung aufbewahrt, in der Gegend, welche die Aufſtellung mittelbar deckt, und der Feind nicht erreichen kann, ohne ſeine Rückzugslinie bloß zu geben. Je näher die Linien der Zufuhr an die Armee kommen, in welcher ſie ſich endlich concentriren: deſto näher müſſen ſie ſich an die Operationslinie anſchließen. „Aus dieſen Grundſätzen entwickelt ſich das Maximum der Entfernung von den Magazinen und ihren Communicationen zu der Operationslinie." Um dieſelben zu erläutern, werden die Epochen angegeben, welche in der Vorrückung und Verpflegung einer Armee ſind, die von der Moldau an die Wernitz eine Operationslinie von Budweis über Neumarkt und Regensburg bis Donauwerth verfolgt.

Die Betrachtungen über das Vertheidigungsſyſtem des Kriegsſchauplatzes ſtützen ſich auf die Wahrheit, daß ſtrategiſche Punkte mit Gewißheit nur durch Feſtungen behauptet werden können, und folglich dieſe allein zur Gründung eines dauerhaften Vertheidigungsſyſtems geeignet ſind. Solche befeſtigte Punkte, die auf den Beſitz eines Landes, das Schickſal eines Feldzugs und für Behauptung des Schlüſſels zu den Operationsobjecten wirken ſollen, oder Feſtungen vom erſten Range, dürfen wohl über zwölftauſend Mann Beſatzung enthalten, doch nie weniger; ſolche dagegen, die eine einzige Operationslinie, einen ſtrategiſchen Punkt, einen Uebergang verſichern, den Zugang zu einem Operationsobject ſperren, einer defenſiven Aufſtellung zur Verſtärkung dienen u. ſ. w., Feſtungen vom zweiten und dritten Range, bedürfen nur dann einer ſtarken Beſatzung, wenn bei ihnen mehrere Communicationen zuſammentreffen, und Ausfälle aus ihnen den Operationen des Feindes auf Nebenlinien Abbruch thun können. Handelt es ſich nur um den Punkt, den das Feuer einer Feſtung beſtreichet, iſt dieſe alſo ein Fort: ſo taugen ihr nicht mehr Truppen, als hinreichen, einen Sturm abzuſchlagen und die Umgebung zu beſchießen.

Jeder Staat (doch nur ein ſolcher, der auch eine Macht iſt?) ſoll wenigſtens einen Waffenplatz haben, „der als Schlüſſel des Landes ſeine Selbſtſtändigkeit ſchützt.“ Ein wahrhaftiges Vertheidigungsſyſtem gründe ſich auf einen Gürtel von Feſtungen, welcher das Ganze durch Deckung ſeiner Theile ſichert, und werde nur da möglich, „wo nicht der Armee allein, ſondern der ganzen militäriſch organiſirten Nation die Beſetzung ſolcher Punkte obliegt.“ Der edle Erzherzog, welcher das Bedürfniß der Nationen mit hellem Geiſt und wohlwollendem Herzen umfaßt, fügt hinzu, daß jenes Defenſionsſyſtem, und dieſe militäriſche Organiſirung der ganzen Nation, heut zu Tage jedem großen Staatskörper, der ſeine Unabhängigkeit erhalten will, unentbehrlich geworden ſind. Mit Bedeutung wendet er ſich zum Vertheidigungsſyſtem ſolcher Mächte, deren Heil allein durch die ſtehende Armee auf einem von allen Seiten zugängigen Kriegstheater geſichert werden ſoll. Hier muß die Geſammtkraft des Heeres den Mangel einer befeſtigten natürlichen Grenze durch ſtrategiſche Operationen erſetzen. Beiſpielsweiſe wird demnach dargethan, wie innerhalb des angenommenen Kriegsſchauplatzes eine ſtehende Armee am beſten zu Werke gehe, ihre Operationslinien und Communicationen zu decken, durch beſtimmte Stützpunkte ihre Aufſtellungslinien, und durch große Waffenplätze die erreichten Operationsobjecte zu behaupten, und im möglichſten Grade zu manövriren. Man ſieht leicht, was hier auch bemerkt iſt, daß die Entwickelung über das Vertheidigungsſyſtem des angenommenen Kriegsſchauplatzes eine Wiederholung und Ueberſicht des Hauptinhaltes von den vorhergehenden Abſchnitten gewähren muß. Die ganze Lehre der Strategie iſt mit einem großen Blick auf die Kriegsgeſchichte geſchloſſen, welche ſeit der Römer Zeit in Germanien bis zu dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beweiſe, daß das Defilé der Donau der Schlüſſel vom ſüdlichen Deutſchland ſey. „Im Feldzuge von 1809 bahnte ſich Napoleon durch einen Sieg bei Regensburg und durch die Forcirung dieſes Punktes den Weg zu weiteren Fortſchritten: allein er wurde in denſelben aufgehalten, ſo lange der Feind im Beſitz des linken Ufers der Donau blieb; erſt dann gewann er große Reſultate, als er ihn auch davon entfernt hatte.“

Iſt uns gelungen, die Hauptideen des erſten Bandes in der Kürze zuſammenzufaſſen, ohne daß ſie an Klarheit, lichter Ordnung und Einfachheit eingebüßt haben, ſo dürfen wir auch hoffen, anſchaulich zu machen, wie die aufgeſtellten Lehren der Strategie in der Geſchichte des Feldzugs von 1796 in Deutſchland ein individuelles Leben erhalten, wodurch ihre allgemeine Wahrheit und Richtigkeit bekräftigt wird. Da die Taktik immer der Strategie unterworfen bleibt, ſo ergiebt ſich leicht, daß ſelbſt ohne vorhergehende Entwickelung der taktiſchen Lehren in ihrem Umfange, die Darſtellung jenes Feldzugs nicht bloß in ſtrategiſcher, ſondern auch taktiſcher Rückſicht erläuternd und belehrend ſeyn kann, wie es wirklich der Fall iſt. Auch ſpringt ins Auge, daß der angenommene Kriegsſchauplatz, auf welchen die ſtrategiſchen Grundſätze angewendet wurden, ſchon mit Hinſicht auf die Geſchichte des Krieges von 1796 in Deutſchland gewählt war, „deſſen entſcheidende Momente in der Gegend vorfielen, die in dem vorhergehenden Theile beſchrieben worden.“

Mit einigen großen Zügen wird zuerſt dargethan, wie ſich ſeit dem Bündniſſe von Pilnitz bis zu Ende des Jahrs 1795 die politiſchen und militäriſchen Verhältniſſe geſtalteten, welche unter den europäiſchen Mächten durch die franzöſiſche Revolution durchaus verrückt waren. Der Feldzug von 1795 war durch einen Waffenſtillſtand zwiſchen dem franzöſiſchen und öſterreichiſchen Feldherrn beendet, wodurch beiderſeitige Truppen ruhige Winterquartiere bekamen. Im Monat März des folgenden Jahres beſtand die öſterreichiſche Armee am Niederrhein, mit Inbegriff der Contingente einiger deutſchen Fürſten und der Beſatzungen von Mainz und Ehrenbreitſtein, unter Befehl des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, aus 71,076 Mann und 20,702 Pferden, und die öſterreichiſche Oberrhein-Armee, mit Inbegriff der Beſatzungen von Philippsburg und Mannheim, unter dem Feldmarſchall Wurmſer, aus 60,838 Mann und 21,940 Pferden. Dagegen zählte die franzöſiſche Sambre- und Maas-Armee, unter dem Obergeneral Jourdan, 65,000 Mann und 11,000 Pferde, ſo wie die Rhein- und Moſel-Armee, unter dem Obergeneral Moreau, 71,381 Mann, 6,315 Pferde. An Zahl der ſtreitbaren Männer, und vorzüglich durch das große Uebergewicht an Reiterei, waren alſo die Oeſterreicher überlegen; doch verſchwand dieſer Vortheil gegen den ungleich größeren, welchen die Franzoſen durch das Terrain hatten. Der rechte Flügel ihrer Linie ſtützte ſich an die neutrale Schweiz, geſichert durch eine doppelte Reihe der ſtärkſten Feſtungen von Baſel bis Landau, und durch rückwärtige Forts in dem vogeſiſchen Gebirge. Den linken Flügel deckten die holländiſchen Feſtungen und Maſtricht und Jülich, und die Mitte machten Luxemburg, Thionville, Saarlouis und Metz faſt unangreifbar. Dagegen war die öſterreichiſche Linie von Baſel bis Philippsburg nur durch den Rhein gedeckt, in der rückwärtigen Gegend und an dem Strome ſelbſt beſaßen die Oeſterreicher keinen Vertheidigungspunkt, hatten während der vier Jahre, welche ſie am Oberrhein zubrachten, gar keine Punkte befeſtigt, „um ſich dadurch des wichtigſten Zugangs in das Herz ihrer Länder zu verſichern.“ Die Feſtungen Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitſtein verwahrten freilich ihr Centrum; aber ihr rechter Flügel bildete einen an nichts geſtützten Haken, und ſo half die Stärke der Mitte nichts, da ſie ohne große Mühe von ihren Flügeln entblößt werden konnte. „Bei der ſo ausgedehnten, umfaſſenden, befeſtigten Operationsbaſis der Franzoſen konnten die Oeſterreicher an eine offenſive Operation nicht denken, ohne die zahlreichſten Armeen auf ihren beiden Flügeln aufgeſtellt und ſich der feindlichen Punkte, wodurch ihre Communicationen bedroht waren, bemächtigt zu haben. Obgleich jene nicht möglich waren, zu dieſem noch keine Miene gemacht worden, ſo entſchloß ſich doch der Wiener Hof, einen Angriffskrieg zu führen."

Mit welcher edeln Freimüthigkeit tadelt hier ein Fürſt des Kaiſerhauſes, der Bruder des Kaiſers, in einem Werke, das zu Wien gedruckt ward, die Fehlgriffe in deſſen Kriegsverwaltung! Den Plan des Hofkriegsrathes zu der Offenſive nennt er „einen rieſenmäßigen, der ſich nur denken ließ, wenn die franzöſiſchen Armeen gänzlich zerſtört und außer Stand geweſen wären, im Felde zu erſcheinen." Beide öſterreichiſche Feldherren thaten Vorſtellungen wider dieſen Plan, die auch hier mit ſiegender Beweiskraft mitgetheilt ſind; doch mußten ſie den Waffenſtillſtand aufkündigen, und am erſten Junius ſollten die Feindſeligkeiten anfangen. Ehe indeſſen der Feldzug in Deutſchland eröffnet ward, erhielt Wurmſer Befehl, einen Theil ſeiner Kriegsmacht durch Tyrol zur Rettung Mantua's zu ſenden, „weil Bonaparte mehr durch Märſche, als durch Gefechte, ohne eine einzige Hauptſchlacht, denn ſelbſt der Uebergang der Adda bei Lodi war nur ein Gefecht mit einer öſterreichiſchen Abtheilung, bloß durch fortgeſetzte Bewegungen auf den Communicationen des Gegners ſich bald im Beſitz von Italien befand, und die öſterreichiſchen Truppen zerſprengt waren." 21,924 Mann und 3,296 Pferde detachirte Wurmſer meiſtens aus der Gegend von Mannheim, wo ſich das Gros ſeiner Armee befand. So waren die Oeſterreicher gezwungen, jeden Gedanken an die Offenſive aufzugeben. Doch faßten ſie den Entſchluß, anſtatt ihre ſchwachen Flügel zu verſtärken, eine defenſive Aufſtellung auf dem linken Rheinufer zu behaupten, und beſetzten eine Linie von dieſem Fluß, ſo daß ihre Armee auf das zweckloſeſte vor Feſtungen aufgeſtellt war, die zur ſelbſtſtändigen Vertheidigung erbaut ſind. Bei dieſer Gelegenheit wird hier die Bemerkung gemacht, daß Feldherren zu oft den Ueberblick des Ganzen vernachläſſigen, und ſich von Anſichten hinreißen laſſen, die nur die Handlungen eines Untergeordneten beſtimmen ſollten. Beim Ausbruch der Feindſeligkeiten zeigte ſich ſogleich, daß die Oeſterreicher ihre unzweckmäßige Stellung nicht behaupten konnten. 9 Bat. hatte der Erzherzog an die Oberrhein-Armee abgeſchickt, um ihr den Verluſt der nach Italien abgegangenen Truppen einigermaßen zu erſetzen. Ihm ſtößten bald die Bewegungen der Franzoſen gegründete Beſorgniſſe für ſeine Communicationen ein. Er ging gegen die Seltz zurück, hinter welcher er das verſchanzte Lager von Hechtsheim durch 22 Bat. und 22 Escadr. beſetzen ließ. In dem nämlichen Maß machte die Oberrhein-Armee eine rückgängige Bewegung gegen die Verſchanzungen vor dem Brückenkopfe von Mannheim, und Moreau erſchwerte ihren Rückzug nicht. Klug wollte er warten, bis die andere Armee, die ſchon einen feſten Fuß auf dem rechten Rheinufer hatte, und durch den Brückenkopf bei Düſſeldorf geſichert war, den größten Theil der feindlichen Kräfte auf ſich gezogen hatte, ehe er den Uebergang des Rheins forcirte. Durch glückliche Gefechte nöthigte er dann Wurmſer, ſich in die Verſchanzungen von Wundenheim zu werfen, welche 13 Bat., 10 Escadr. beſetzt hielten, indem die übrige Armee, in eine Poſtenkette aufgelöſet, das rechte Rheinufer bis Baſel inne hatte. Nun ward der Feldmarſchall ſelbſt nach Italien beordert, um den Oberbefehl über das dortige Heer zu übernehmen, und Feldzeugmeiſter Latour, der das Commando am Oberrhein überkam, wurde den Befehlen des Erzherzogs untergeordnet. „Dieſer Umſtand, der die Einheit im Commando erzweckte, war ein Glück für Oeſterreich, und rettete, troß der unzweckmäßigen Baſis, auf welche die Operationen gegründet wurden, und aller daraus erfolgten fehlerhaften Einleitungen, die Ehre ſeiner Waffen im Feldzug von 1796." Wie nachdrücklich ſpricht die Erfahrung aller Zeiten für die hinzugefügte Bemerkung, daß der Erfolg im Kriege nur geſichert ſey, wenn der Wille eines Einzigen zwiſchen die verſchiedenen Anſichten der einzelnen Führer tritt; und welche große Seele athmet aus den Worten über Eugen und Marlborough, die allein eine Ausnahme von jener Wahrheit machten: „Selten bringt die Natur zwei ſolche Männer im nämlichen Zeitpunkt hervor, und wie ſelten befinden ſie ſich in der Lage, unbedingt nach den Gefühlen ihrer edeln Seelen handeln zu können!"

Von dem Augenblicke an, da Erzherzog Karl allein an der Spitze der öſterreichiſchen Kriegsmacht ſtand, entwickelte ſich der Feldzug in Deutſchland mit einer Einfachheit und Sicherheit der Berechnung, welche immer höher ſteigen, und durch ihre Wirkungen ein dramatiſches Intereſſe gewähren; ſo wie die zur rechten Zeit entſcheidend kühne Entſchloſſenheit des deutſchen Heerführers gleichſam in jedem Act den Knoten mehr löſet, und zuletzt befriedigende Vollendung des großen Schauſpiels verleiht.

Die Beſchreibung der Gegend zwiſchen der Sieg und der Lahn, die in den Vorgrund des vierten Abſchnittes geſtellt iſt, dient wiederum zu einem trefflichen Beleg für die erörterte große Kunſt dieſes Werkes, das Terrain darzuſtellen. Schon ſie läßt auf eine feine Weiſe ahnen, daß der öſterreichiſche Anführer auf dieſem Kriegshauptplatze keine vortheilhafte Defenſive werde ausführen können, und dieſe Ahnung hat um ſo mehr Reiz, weil bei dem erſten Ueberblick des Bildes Manches für das Gegentheil ſpricht. „Ein durchſchnittenes Land mit wenig Communicationsſtraßen, tiefe ſteile Thäler, Bäche, welche es transverſal durchſtrömen, liefern alle Anhaltspunkte für den Vertheidiger, Barrieren gegen den Angreifenden.“

Wir ſehen die Sambre- und Maas-Armee glücklich vorrücken. Jourdan hatte den General Kleber beordert, mit 24 Bataillonen, 20 Escadronen die hinter der Sieg ſtehenden Oeſterreicher anzugreifen. Nach einem glücklichen Erfolg wollte er ſelbſt mit der Armee über den Rhein ſetzen und ſich mit ihm vereinigen. Am 12. Juni war die ganze zu der offenſiven Operation beſtimmte Rheinarmee an der Lahn.

Den beſchriebenen Schauplatz zwiſchen der Sieg und der Lahn zu behaupten, war eine der ſchwerſten militäriſchen Aufgaben. Um den Gegner ſtehenden Fußes zu erwarten, war dort nur die unvortheilhafteſte Aufſtellung in zwei Linien möglich, die einen ausſpringenden Winkel bilden; die Vorrückung des Feindes von der Sieg war ſo gefährlich, als jene von Neuwied, beide Linien ließen ſich nur zugleich behaupten. Wollte man ſie verlaſſen, und ſich hinter der Lahn concentriren: ſo vereinigte ſich die franzöſiſche Armee über Neuwied mit den von der Sieg anrückenden Truppen ſchneller, als die Oeſterreicher von der Nahe an der Lahn eintreffen konnten. Indem hier noch weiter ausgeführt wird, wie auf dem angegebenen Terrain keine Defenſive thunlich war, entſteht natürlich die Frage, warum die Oeſterreicher nicht die Offenſive ergriffen? -Dort, wo das Terrain ihre Bewegungen und Manöver nicht hinderte, in der offenen Gegend am Fuße der Gebirge, indem die Franzoſen mit Ueberwindung irgend eines Hinderniſſes beſchäftigt waren, dort, wo man concentrirt ſeyn konnte, indeß der Feind defilirte, alſo an der unteren Sieg, hätte die Offenſive ergriffen werden müſſen. Daß dies nicht geſchah, darum tadelt der Erzherzog den dort befehlenden Prinzen von Würtemberg. Denn hätten die Franzoſen an der Sieg auch den Vortheil der Mehrzahl gehabt, ſo ſey es doch nicht in ſo überwiegendem Verhältniß geweſen, daß nicht ein raſcher Angriff während, oder doch gleich nach dem Uebergange des Fluſſes das Gleichgewicht herzuſtellen vermogt hätte.

Freimüthig und vortrefflich wird entwickelt, wie, nach Verſäumniß des erſten Augenblickes zum Angriff des Feindes, alle weiteren Gefechte bloß zu unnützem Menſchenverluſt geführt. Umſonſt focht die Arrieregarde der Oeſterreicher während des ganzen Rückzuges mit dem überlegenen Verfolger; unnütz und verderblich war es, daß ſie das Gefecht bei Altenkirchen annahmen; ſie hätten bis an die Lahn zurückgehen, und durch Vertheidigung des Defilés Zeit gewinnen ſollen, ſich der Hauptarmee zu nähern.

Wie ſchön macht ſich gegen dieſen Tadel über den öſterreichiſchen Führer die Aeußerung, daß die Dispoſition des feindlichen Generals Kleber, ſo wie die Art ihrer Ausführung, zweckmäßig waren, und alles Lob verdienen. Doch indem man ſich einer ſolchen Unparteilichkeit freut, wird man von der Unbefangenheit und Gründlichkeit überraſcht, womit derſelbe zugleich getadelt iſt. Er kannte die Abſicht ſeiner Regierung und ſeines Obergenerals, eine offenſive Operation zu unternehmen; den vorigen Feldzug hatte er mitgemacht, und wußte, wie ſchwierig ein Uebergang über die Lahn ſey. Warum benutzte er nicht den Augenblick, wo die zurückgeworfenen Oeſterreicher, in einen Cordon aufgelöſet, nicht im Stande waren, das Ufer des Fluſſes mit Kraft zu vertheidigen? Hätte er den Cordon durchbrochen, die Oeſterreicher in die verſchiedenen Thäler zurückgedrängt, ſo hätte der Erzherzog ſeine Operationen nach ihm richten müſſen, die Truppen nicht zur rechten Zeit vereinigen, und mit ſolcher Macht, wie bald geſchah, vorrücken können.

Eben ſo vortrefflich und ſcharfſinnig wird die Stellung der franzöſiſchen Sambre- und Maas-Armee an der Lahn getadelt. Gerade die Strecke, welche durchaus zu keiner Operation angemeſſen war, nämlich vom Ausfluß der Els bis an den Rhein, war mit drei, und dagegen jene aufwärts der Lahn, auf welcher ſchlechterdings operirt werden mußte, nur mit zwei Diviſionen beſetzt. Die Abſicht, die Blockade von Ehrenbreitſtein zu decken, kann den Fehler des franzöſiſchen Feldherrn nicht entſchuldigen. „Dieſe unbedeutende Feſtung liegt auf einem hohen Felſen, iſt ganz durch tiefe und ſteile Thäler umgeben, und faßt ſo wenig Garniſon, daß ſie in keiner Hinſicht einer vorrückenden Armee Schaden zufügen, oder durch Ausfälle auf ihre Communicationen wirken kann.“ Ohne daß die Beſchaffenheit des Terrains ſie nöthig machte, war auf dem linken Flügel eine Flanke formirt, welche doch nie zur Grundlage einer Aufſtellung dienen, nur augenblickliche Aushülfe in einer bedrängten Lage gewähren ſoll; und die Diviſion Lefebvre, welche die Flanke ausmachte, hatte eine ſolche Ausdehnung, daß nirgends auf dieſer ſchwächſten Seite der Stellung ein durch Truppenzahl geſicherter Punkt war. Dieſe Aufſtellung erlaubte keineswegs, durch Ueberlegenheit und Ueberraſchung die Lahn zu forciren; aber auch zu einer Defenſive hätte ſie nicht getaugt. Die Hauptſache wäre immer geweſen, daß man vier Diviſionen mit der Cavallerie, Limburg gegenüber aufgeſtellt hätte, die entweder mit Nachdruck vorgehen, oder ſich raſch dorthin wenden konnten, wo der Feind mit Macht durchdringen wollte. Der Obergeneral Jourdan ließ ſogleich nach ſeiner Ankunft an der Lahn am 13. Juni das Terrain und die Uebergänge recognoſciren, und hätte vielleicht eine der Offenſive angemeſſene Diſpoſition getroffen. Allein die Oeſterreicher warteten nicht ab, daß er damit zu Stande kam. Der Verluſt der Zeit iſt beinahe der einzige, der ſich im Felde gegen einen geſchickten und raſchen Feldherrn nicht wieder einbringen läßt. Wie ſchön heißt es S. 84: „Der oberſte Feldherr ſoll ſtets in der Nähe ſeiner Avantgarde ſeyn; ſie iſt die Quelle, durch welche ihm die Nachrichten zufließen; bei ihr allein kann er die Kenntniß der Gegend und aller Umſtände zur Beſtimmung ſeiner Entſchlüſſe früh genug erlangen, um mit Schnelligkeit und Kraft zu wirken.“ Hieran ſchließt ſich der Tadel gegen Jourdan, daß er nicht mit der Diviſion Grenier bei Neuwied überſetzte und an die Lahn eilte, um die Gegend genau kennen zu lernen, und alle Vorbereitung zur weiteren Offenſive vollendet zu haben, als die letzte der Diviſionen anlangte.

An der Lahn commandirte, auf Seiten der Oeſterreicher, jetzt der Feldzeugmeiſter Wartensleben, welcher von dem Oberfeldherrn angewieſen war, im Fall er von der Lahn verdrängt würde, über die Ems die nächſte Verbindung mit der Hauptarmee zu gewinnen, und ſeinen linken Flügel gegen den Main zurückzuziehen, der nöthigenfalls die Beſatzung von Mainz verſtärken könnte. Der Erzherzog ſelbſt hatte den Plan, mit der äußerſten Schnelligkeit zwiſchen Wetzlar und Leunen über die Lahn zu gehen, und den Feind in dem Augenblick von ihr zu depoſtiren, wo Jourdan dem beſtimmten Angriffspunkte noch keine beſondere Aufmerkſamkeit widmete. Schon am 14. Juni ließ er die franzöſiſchen Poſten dieſſeits der Brücke von Leunen über die Lahn zurückwerfen, und gab Befehl, daß noch am 15., nach Vorpouſſirung der Avantgarde, ſich die hinter Wetzlar ſtehenden Oeſterreicher des Debouchés und der Anhöhen vor der Stadt bemeiſtern ſollten. Jourdan ließ den General Lefebvre ſich zwiſchen Greifenſtein und Oberbühl aufſtellen, damit er alles zurückſchlüge, was über die Dyle oder die Lahn ſetzten wollte, wozu es zu ſpät war und eine einzige Diviſion nicht mehr hinreichte. Gleichwohl wurden am 15. die Oeſterreicher unter dem Feldmarſchall-Lieutenant Werneck ſo geworfen, daß ſie den Rückzug theils über die Dyle, theils gegen Wetzlar antraten. Erzherzog Karl eilte herbei, und fand, „daß Werneck wie jeder General gehandelt, der nicht durch Nachdenken und Uebung die Fertigkeit erlangt hat, ſchnell den entſcheidenden Punkt zu faſſen, und die Truppen in jeder Richtung herumzuwerfen. Er hatte die ganze Strecke zwiſchen der Dyle und der Lahn beſetzt, ſich überall forciren laſſen, und den Verluſt eines jeden Poſtens als unwiederbringlich für ſich, und als hinreichende Veranlaſſung betrachtet, alle anderen aufzugeben.“ Sogleich ertheilte der Erzherzog ihm Befehl, mit 4 Bataill. 6 Escadr. die Anhöhe vorwärts Altſtädten zu erſtürmen, wo der linke Flügel des Feindes mit einer Batterie ſtand. Die Erſtürmung gelang durchaus. Dann warf der ſächſiſche General Zeſchwitz „mit ſeinen braven Chevaulegers und Huſaren die Franzoſen von der Anhöhe von Berghauſen, und eroberte ihr Geſchütz.“ Das größte Reſultat dieſes Tages war, daß der Erzherzog nun in Jourdans linker Flanke ſtand, der ſich zum Rückzug entſchloß. Wie meiſterhaft ſein Gegner ihn verfolgte, könnte man nicht darthun, ohne ihn ganz abzuſchreiben. Am 19. früh war Jourdan über den Rhein. Kleber aber hatte eine Stellung bei Uckerath genommen, um Zeit zu gewinnen, weil der Obergeneral die Offenſive wieder ergreifen wollte. Dazu war dieſe Aufſtellung vortrefflich, denn der Feind konnte aus ihr in kurzer Zeit wieder auf die Flanke von Neuwied gelangen und ſeine Armee vereinigen. Er mußte ſchlechterdings aus ihr geworfen werden. Der Erzherzog beorderte dazu den Feldmarſchall-Lieutenant Kray mit vierzehntauſend Mann. „Wenn aus einer Vorpoſtenchaine vorgegangen wird, und wenn man glaubt, bloß wieder mit Vortruppen engagirt zu werden, ſo begehen die Generale, die an dieſe zerſtreute Kriegsart gewöhnt ſind, meiſtens den Fehler, alle ihre Truppen zu vereinzeln. Dieſes geſchah auch hier.“ Kleber entſchloß ſich zum Angriff, und die Oeſterreicher flohen zurück in der größten Unordnung.

Nur in dem Dorfe Kircheip leiſteten ſie den hartnäckigſten Widerſtand. Doch glaubte Kray es verlaſſen zu müſſen, und vereinigte die ganze Infanterie auf den Anhöhen hinter dem Dorfe. Kleber ſtürmte dieſelben in der Fronte. Nach einem Handgemenge, „von deſſen Hartnäckigkeit und Dauer man in der Kriegsgeſchichte neuerer Zeiten wenig Beiſpiele findet,“ wurden die Franzoſen hinuntergeworfen, und ihr Feldherr ordnete den allgemeinen Rückzug in die Poſition an, die er vor dem Gefecht inne gehabt hatte. Die Oeſterreicher verfolgten ihn bis über das Dorf Kircheip, und nahmen dort ihre Stellung. Einfach urtheilt der Erzherzog, daß beide Theile ſich den Sieg zueigneten, ohne darüber zu entſcheiden; er bemerkt nur, daß ſie beide tapfer gekämpft und viel verloren hätten. Aber herzlich gern preiſt er Klebers Entſchluß, den Feind anzugreifen, den Kennerblick, womit er den Moment dazu wählte, ſeine richtige Beurtheilung des entſcheidenden Punktes. Daß er die Stellung hinter Kircheip angriff, wird entſchuldigt, weil er nach dem ganzen Benehmen der Oeſterreicher an dieſem Tage einen Mangel an Dispoſitionen von ihrer Seite annehmen mußte. Klug zog er ſich zurück, als der erſte Sturm mißlang. Er hätte die Truppen des Generals Collaud auch noch ins Feuer bringen können; aber ward Kray auch geſchlagen, ſo ſtieß er auf die Armee des Erzherzogs. Nun gewann er, daß er gänzlich unbeunruhigt das verſchanzte Lager bei Düſſeldorf erreichen konnte. So war das Reſultat der erſten Operation der Sambre- und Maas-Armee, daß ſie ohne eigentliche Schlacht, bloß durch Manöver, und weil der Erzherzog eine Mehrzahl auf dem entſcheidenden Punkt vereinigte, gezwungen war, ihren Plan aufzugeben.

Der edle Sieger verhehlt nicht ſeine männliche Freude über dieſes Gelingen ſeiner ſtrategiſchen und tactiſchen Combinationen. Wir nennen dieſe Freude eine männliche, weil er bei Beſchreibung der gelungenen That nicht den geringſten Stolz verräth, daß er es war, der den Sieg gewann; vielmehr erhebt er ſich von ſolcher Freude eines Individuums ſofort zu einer allgemeinen Betrachtung. Diejenigen Feldherren, welche mit gleichen oder geringeren Kräften einen Sieg erfechten, wenn ihnen auch größere Quellen zu Gebote ſtanden, die ſie nicht zu benutzen wußten, würden von dem großen Haufen vor allen geprieſen; vor dem Kenner gelte dagegen derjenige Heerführer, der durch vorſichtige Zuſammenfügung kluger Maßregeln im Gange der Manöver und am Tage der Schlacht ein Uebergewicht an Kräften auf den entſcheidenden Punkt zu bringen wiſſe; denn nur ein ſolcher feſſele den Sieg und brauche kein Glück.

Inzwiſchen wäre es eine falſche Vorausſetzung, wenn man dieſe Erhebung des Feldherrn, daß er, ſtatt ſich perſönlich zu loben, eine allgemeine Bemerkung hinſtellt, aus einer, nach dem Charakter der neueren Zeiten gewöhnlichen Sitte ableitete, die auch ein verſtändiges Selbſtlob mit Ziererei verwirft, um eine ungeheure ſtille Anmaßung zu verbergen. Eine vorzügliche Seite dieſer ganzen militäriſchen Darſtellung iſt ohne Zweifel, daß der Erzherzog ſich und ſein Verfahren unbefangen ſelbſt tadelt, und vielleicht nie gründlicher iſt, als eben in dieſem Tadel; aber größer dünkt uns die Eigenſchaft, daß er verſtehe, ſich ſelbſt unbefangen und gründlich zu loben.

Seine Manöver, von ſeinem Marſch über den Rhein bis an die Sieg, nennt der unbefangene Feldherr zweckmäßig, ſeine dabei obwaltenden Anſichten richtig. Daß er nach dem Gefechte bei Wetzlar nicht durch einen ſtärkeren Marſch, als jenen bis Greifenſtein, ſeinen Gegner überflügelte, entſchuldigt er durch die Bemerkung, wie ihm die erſte Affaire nur ein Vorbote einer Hauptſchlacht geſchienen, in welche er ſich nicht leichtſinnig einlaſſen durfte, weil er im Unglücksfalle an die obere Lahn gedrängt, und von Wartensleben und Latour getrennt werden konnte. Aber entſchieden tadelt er, daß Kray bei der Vorrückung gegen Uckerath nicht hinlänglich verſtärkt wurde, um eine ſichere Ueberlegenheit über Kleber zu haben. Jourdans Rückzug ſey gut eingeleitet geweſen, doch ſein Befehl an Kleber, Zeit zu gewinnen, damit die Offenſive wieder ergriffen würde, den Umſtänden nicht mehr angemeſſen. Wollte er denſelben aufopfern, als den Ableiter eines Theils der öſterreichiſchen Kräfte: ſo hatte er ſchon zu viel Vorſprung, als daß ſein Rückzug ſehr gefährdet wurde; glaubte er noch an eine Möglichkeit, ſich auf dem rechten Rheinufer zu behaupten: ſo hätte er von dem Augenblick an, da der Feind in ſeiner linken Flanke ſtand, einſehen ſollen, daß er über den Rhein zurückgehen mußte. Er konnte in keiner rückwärtigen Poſition ſeine Truppen früher zu einer Schlacht concentriren, als ihn der Erzherzog erreicht hätte, um ſeinen Plan zu vereiteln. Daß er ſich der Gefahr einer Schlacht entzog, eine nicht geſchlagene Armee am Niederrhein aufſtellte, und hier eine bedeutende Truppenzahl der Oeſterreicher beſchäftigte und feſthielt, indem die Franzoſen die weit wichtigere Operation am Oberrhein unternahmen, damit leiſtete er ſeinem Vaterlande einen großen Dienſt.

Der Erzherzog fühlte, welche Gefahr am Oberrhein drohte, und gab dem Feldzeugmeiſter Latour die Belehrung, die Gegend von Kehl nicht zu vernachläſſigen, ein Reſervecorps bei Offenburg zu concentriren, bei Mannheim nur Truppen für die dortigen Schanzen und zur nachherigen Beſatzung der Feſtung zu verwenden. Er urtheilt, daß dieſe Inſtruction für die richtige Beurtheilung des öſterreichiſchen Feldherrn ſpreche; aber ſie kam zu ſpät, ſchon waren die Nachtheile der unzweckmäßigen Aufſtellung eingetreten, welche Wurmſer für die Truppen am Oberrhein angeordnet hatte. Moreau bewahrte im größten Geheimniß ſeine Vorbereitungen zum Uebergang über den Rhein, und griff das verſchanzte Lager der Oeſterreicher vorwärts Mannheim auf das Lebhafteſte an, um ſie irre zu führen. Bei Kehl hatte er den Punkt zum Uebergang, ſowohl zur Ausführung von dieſem, als in Beziehung auf alle folgenden Operationen, zweckmäßig gewählt. Zu Operationen, die in das Herz von Schwaben führen ſollten, öffnete ſich durch jenen Uebergang die beſte Straße, und durch Beſetzung des Einganges in das Gebirge längs der Kinzig ward die Vertheidigungslinie des Feindes ganz unterbrochen. „Die Nähe von Straßburg, die vielen bewachſenen Inſeln verſicherten die größte Leichtigkeit zur Treffung der Voranſtalten und zur unbemerkten Einſchiffung der Truppen. Eben ſo buſchige Auen an dem rechten Ufer, und ein äußerſt durchſchnittenes Terrain begünſtigten ihre Ausſchiffung. Die dort befindlichen Dämme und Moräſte erſetzten die Stelle künſtlicher Brückenköpfe, und Kehl ſelbſt konnte in kurzer Zeit zum Brückenkopf hergeſtellt werden.“ In der Nacht vom 23. Junius zum 24. begann der Uebergang, welcher dadurch ungemein erleichtert wurde, daß die Generale des Gegentheils von einander unabhängig waren, und gar keinen Entſchluß faßten, nicht einmal den, die Ufer des Rheins zu verlaſſen, und ſich am Eingange des Kinzigthales oder in der Stellung von Bühl zu concentriren. Indem Moreau ſeine ganze Macht auf dem entſcheidenden Punkte zuſammenzog, brach Latour mit der unbedeutenden Reſerve bei Schwetzingen auf, und befahl, daß ihm 5 Bataillons und 4 Escadrons aus dem Lager vor Mannheim ſogleich folgen ſollten. Dagegen blieb das ganze Rheinufer beſetzt, und General Frelich mit 10,000 Mann ward unthätig im Breisgau gelaſſen. Anſtatt den Feind über den Rhein zurückzuwerfen, konnte man ihn ſo nicht einmal vom Kinzigthale abhalten, wodurch die öſterreichiſche Armee getrennt wurde. In fünf Tagen fand ſich die franzöſiſche Armee im Beſitz des Eingangs von den Thälern der Rench und der Kinzig. Daß Moreau, indem er hinlänglich einſehen konnte, wie die Oeſterreicher nicht Kräfte genug vereinigt hatten, um ſich mit den ſeinigen zu meſſen, und ihre Verſtärkungen nur nach und nach anlangen mogten, wie die Beſetzung des Gebirges ganz vernachläſſigt war, wie er von den Schwaben, die das Kinzigthal vertheidigen ſollten, von den condéiſchen und frelichſchen Corps, die von Baſel bis Gengenbach zerſtreut lagen, nichts zu beſorgen hatte, die Feinde nicht ſofort zum weiteren Rückzuge zwang, iſt hier auf das Gründlichſte getadelt. Er wollte nicht eher in dem Rheinthale vorrücken, bis er Meiſter des Gebirges ſeyn würde. So wandte er ein Princip der Kriegskunſt am unrechten Orte an, und ſündigte gegen die eben ſo bewährte Regel, daß man nicht auf dem halben Wege ſtehen bleiben ſolle.

Der Erzherzog eilte herbei, entſchloß ſich in Wieſenthal zur Vereinigung mit dem an der Murg aufgeſtellten Corps und zum Angriff des Feindes im Rheinthal ſowohl, als in dem daran ſtoßenden Gebirge. Er mußte einen großen Operationsplan der Franzoſen vorausſetzen, daß, nach Moreaus Uebergang am Oberrhein, eine zweite Vorrückung Jourdans am Niederrhein erfolgen würde, um beide franzöſiſche Armeen zwiſchen dem Neckar und dem Main zu vereinigen, und dort entweder eine Obſervationsarmee aufzuſtellen, und gegen die Feſtungen am Rhein zu operiren, oder gegen die öſterreichiſchen Grenzen, die zugleich von Italien her bedroht wurden, in der Offenſive fortzufahren. Ohne Zweifel war dieſer letzte, viel größere und leichter zu erreichende Zweck der eigentliche. Der obere Neckar und dann die Donau waren die angemeſſenſten Punkte zu dieſer Vereinigung: denn von dort führte der kürzeſte Weg in das Herz der öſterreichiſchen Erbſtaaten, machte die Operation eine Verbindung mit der italieniſchen Armee möglich. Der Erzherzog ſagt ſelbſt, daß er nur ein kleines Obſervationscorps, nicht 36,000 Mann an der Lahn, und 27,000 Mann in Mainz und den hechtsheimer Verſchanzungen hätte zurücklaſſen, ſondern mit Ausnahme deſſen, was die Feſtung Mainz gegen einen coup de main ſicherte, ſeine übrige Geſammtmacht in Eilmärſchen die Bergſtraße hinaufführen ſollen, um an dem Oberrhein die Entſcheidung zu geben. Von Jourdan konnte er nicht eingeholt und in der Ausübung ſeines Vorhabens verhindert werden. Allein er führt auch ſelbſt dagegen an, daß er, einen ſolchen Zweck zu erreichen, bezweifeln mußte, da er am 24. Junius noch bei Hachenburg, und Moreau am Ende dieſes Monats ſchon im Beſitz der beiden Hauptſtraßen durch das Gebirge, und ſomit dem oberen Neckar und der oberen Donau näher war, als die Oeſterreicher, die im Rheinthale ſtanden.

Als er ſich mit dem Corps des Feldzeugmeiſters Latour vereinigt hatte, durfte er wenigſtens auf die Ueberlegenheit ſeiner Cavallerie in den Ebenen der Murg zählen, und darum rechnete er auf den guten Erfolg einer Schlacht, die er nothwendig glaubte, weil Moreau ſchon einen großen Vorſprung gewonnen hatte. Auch hier ſucht der vortreffliche Feldherr und Geſchichtſchreiber wiederum die Schattenſeite auf, die ſein Benehmen haben mögte. Es ſcheine allerdings, daß er vorſichtiger gehandelt haben würde, wenn er mit allen Truppen, die er vereinigen und aus Philippsburg und Mannheim an ſich ziehen konnte, auf der Bergſtraße weit genug vorgerückt wäre, um den feindlichen Obergeneral in Ungewißheit über ſeine Abſicht zu erhalten. War dieſe erfüllt: dann mußte er, wie es hier heißt, in forcirten Märſchen dem Neckar zueilen, die Gegend von Ludwigsburg gewinnen, und Latour an ſich ziehen. Kam Moreau auch früher an dem oberen Neckar an, ſo durfte er ſich kaum weiter vorwagen, weil ihm das öſterreichiſche Heer nun in der Flanke ſtand. Hatte der Erzherzog einmal die Linie ſeiner eigenen Communication erreicht: ſo durfte er eine Schlacht wagen.

Eine fehlerhafte Dispoſition von Latour war Schuld, daß am 5. Julius das Gebirge bei Gernsbach, deſſen Beſitz entſcheidend war, von den Franzoſen forcirt wurde. Als der Erzherzog mit den erſten der von ihm ſelbſt angeführten Truppen bei

Durmerkheim ankam, rückte der Feind von der einen Seite durch das Murgthal herab, und griff zugleich Kuppenheim mit einer Brigade in der Fronte an, während 4 Bataillons den Ort umgingen und in das Murgthal eindrangen. Nach dem hartnäckigſten dreiſtündigen Kampf ging Kuppenheim verloren, und auch von Niederbühl wurden die öſterreichiſchen Poſten hinter die Murg zurückgeworfen. Der Sieg der Franzoſen, urtheilt der beſiegte Feldherr, wäre früher entſchieden geweſen, hätte weniger Menſchen gekoſtet und größere Reſultate hervorgebracht, wenn Moreau ſeine Macht am Fuß des Gebirges bei Kuppenheim vereinigt hätte.

Beide Armeen brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Nicht beunruhigt vom Feinde, zogen ſich die Oeſterreicher mit Tagesanbruch zurück, und lagerten ſich zwiſchen Etlingen und Mühlberg; und die Franzoſen blieben in der Stellung, deren Centrum theils zwiſchen Freudenſtadt und dem Kniebis, theils auf den Höhen zwiſchen Gernsbach und Baden ſtand, auch noch den 8. Julius ſtehen. Moreau hatte ſeine ganze Macht zuſammen, und entſchloſſen zu einer entſcheidenden Schlacht, ließ er gleichwohl dem Erzherzog Zeit, Verſtärkungen zu ſammeln.

Beiderſeitige Dispoſitionen zur neuen Schlacht ſind hier verglichen, und der Geſchichtſchreiber zieht die feindliche weit der ſeinigen vor. Moreau refüſirte ſeinen linken Flügel, und verſtärkte ſeinen rechten zum Hauptangriff ſo ſehr, als ihm die Vorſicht irgend erlaubte: denn im Unglücksfall, daß derſelbe geſchlagen ward, mußte er die Eingänge der Thäler ſo lange behaupten, bis er die ins Gebirge geworfenen Truppen an ſich ziehen konnte. Sich ſelbſt macht der Erzherzog den Vorwurf, daß er nicht ſeinen rechten Flügel refüſirte, und ſeine Hauptmacht zwiſchen der Enz und der Alb concentrirte, und, indem ihm Alles verrieth, daß der Hauptangriff der Franzoſen in dem Gebirge erfolgen würde, die zweite und dritte Colonne in unnöthiger Stärke im Rheinthal aufſtellte, wo nichts entſchieden werden konnte, bevor der Feind nicht aus dem Gebirge vertrieben war. Eben ſo tadelt er ſich, daß, nach ſeiner Dispoſition, das ſächſiſche Corps, unter dem General Lindt, durch eine Vorrückung an der Enz die Attake der erſten Colonne unterſtützen ſollte, und er von einem ſo „alten, gebrechlichen, verdroſſenen Mann, wie dieſer Anführer, der nur auf eine Gelegenheit paßte, ſeinen Kurfürſten, ſich und ſeine Truppen mit Ehre aus dem Spiel zu ziehen, und vom Kriegstheater abzutreten,“ daß er überhaupt von alliirten Truppen eine ſelbſtſtändige und thätige Mitwirkung erwartete.

Als General Lindt, der ſich am neunten Julius, oder dem Tage der Schlacht bei dem Dorfe Malſch, im Marſch nach ſeiner Beſtimmung befand, die Nachricht erhielt, daß Frauenalb forcirt ſey, und die Franzoſen durch die Schlucht in die rechte Flanke der bei Rothenſol ſtehenden Oeſterreicher drängen, kehrte er ruhig nach Pforzheim zurück, ohne an eine Unterſtützung der letzteren weiter zu denken. Im Rheinthal war der heißeſte Kampf, wo der Erzherzog ſelbſt commandirte. Dreimal eroberten die Franzoſen das Dorf Malſch; es ward ihnen endlich wieder entriſſen, und man warf ſie bis in den Wald vor Ober- und Nieder-Weiher. Mit gleichem Erfolg focht die dritte Colonne der Oeſterreicher, und jagte den Feind bis nach Raſtadt. Doch half dies Alles nichts, da die Franzoſen auf dem entſcheidenden Punkt im Gebirge geſiegt hatten, und ſchon in der Nähe von Pforzheim ſtanden. Darum brach der Erzherzog früh am folgenden Tage vom Schlachtfeld auf in einem forcirten Marſch nach Pforzheim, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden.

Aus dieſer einfachen Beſchreibung der Schlacht ergiebt ſich freilich, daß es ein Fehler des Erzherzogs war, nicht ſeine Hauptſtärke im Gebirge aufgeſtellt zu haben, und auf den ſächſiſchen General zu rechnen. Wäre dieſer nur rüſtig und entſchloſſen auf Rothenſol marſchirt: ſo hätte der erſte Fehler wieder gut gemacht, und dem Feinde der errungene Vortheil auf dem entſcheidenden Punkt entriſſen werden können. Bedauern muß man überhaupt den öſterreichiſchen Feldherrn, daß er von ſeinen Unterbefehlshabern ſo wenig unterſtützt wurde. Welche Dienſte leiſteten dagegen in der Schlacht bei Malſch die Generale St. Cyr und Deſaix dem Obergeneral Moreau!

Sobald die öſterreichiſche Hauptarmee nach dem Oberrhein aufgebrochen war, beſchloß Jourdan, die Offenſive am Niederrhein wieder zu ergreifen. Dort hatte der Erzherzog den Feldzeugmeiſter Grafen Wartensleben mit 30 Bataillons und 54 Escadrons zwiſchen der Lahn und der Sieg, und den Feldmarſchalllieutenant Werneck mit 7 Bataillons und 22 Escadrons bei Idſtein als Reſerve zurückgelaſſen. Die Oeſterreicher waren zu ſchwach, um eine wirkſame Defenſive gegen Jourdans Ueberlegenheit durchzuführen, und hätten ſich immer näher an ihre Hauptarmee zurückziehen ſollen. Glaubte aber Wartensleben, ſich vorwärts der Lahn behaupten zu müſſen: ſo lag ihm ob, den Feind en Detail zu ſchlagen, ehe ſich deſſen Uebermacht zuſammenthat. Keines von beiden geſchah. Eine Kette von Fehlern folgte. Selbſt als Neuwied forcirt war, verweilten die Oeſterreicher bis zum 5. Julius in der Stellung von Neukirchen. Zum Glück detachirte Kleber eine Diviſion auf die Straße von Siegen, verlor Zeit durch den Marſch ſeiner beiden anderen auf Herborn, anſtatt ſich ſchnell mit Jourdan zu vereinigen, und die Flanke und die Rückzugslinie der Oeſterreicher vor ihnen zu gewinnen. Der Geſchichtſchreiber macht hier die Bemerkung, daß die Anführer von beiden Armeen, mißgeleitet durch ein Beiſpiel der erſten Operationen dieſes Feldzugs, einen zu groſſen Werth auf das Debouché bei Wetzlar gelegt haben, und fügt die gewichtvollen Worte hinzu: „Es iſt ein Fehler aller nicht tief denkenden Menſchen, die Urſachen der Ereigniſſe bloß in kurz vorhergegangenen Begebenheiten zu ſuchen. Die Oeſterreicher forcirten 14 Tage vorher die Höhen bei Wetzlar, und zwangen die Franzoſen durch Umgehung ihrer linken Flanke zum Rückzug, folglich wurde Wetzlar irrig als der Schlüſſel der Gegend angeſehen. Nur die fehlerhafte Aufſtellung Jourdans konnte damals den Erzherzog beſtimmen, eine Operation zu unternehmen, die unter anderen Umſtänden unausführbar geweſen wäre."

Kaum waren die Oeſterreicher am 6 Julius an die Lahn gekommen: ſo löſeten ſie ſich in einen Cordon längs dem ganzen Ufer des Fluſſes auf. Nun dachte jeder Commandant nur auf die Vertheidigung ſeines Poſtens, ohne Vertrauen auf die Feſtigkeit des Ganzen, und erpicht, ſich aus der precären Lage zu ziehen. Kaum erfuhr Werneck, daß der Poſten von Runkel genommen ſey: ſo glaubte er ſchon eine Umgehung befürchten zu müſſen, und zog ſich zurück, was eine rückwärtige Bewegung aller Poſten an der Lahn zur Folge hatte. Ein Glück war, daß Jourdan nicht raſch genug vorrückte, wie er konnte, um dem Feldzeugmeiſter Wartensleben am Main vorzukommen. In der Gegend von Friedberg erhielt der öſterreichiſche Feldherr den ſchriftlichen Befehl des Erzherzogs, daß er jene Gegend nicht verlaſſen ſolle, ohne das Glück der Waffen verſucht zu haben. Wartensleben verlor das blutige Gefecht gegen drei Diviſionen. Es verdient, nach dem hier gefällten Urtheil, ſowohl in ſtrategiſcher als taktiſcher Rückſicht gewürdigt zu werden. Die Entfernung der Oeſterreicher von der Straße nach Frankfurt, als von der kürzeſten und beſten Communicationslinie mit dem Erzherzog, war das Intereſſe Jourdans, und er hätte alſo ſuchen ſollen, ihren rechten Flügel in der vorwärtigen Gegend ſo lange wie möglich aufzuhalten. Dagegen nützte ihm wenig, Wartensleben zum Rückzug zu zwingen, als demſelben der Weg auf Frankfurt noch offen ſtand, und er ſich ungehindert mit ſeinem linken Flügel vereinigen konnte. Nur durch ein Uebergewicht an Cavallerie mochte Kleber in der offenen Gegend bei Friedberg den Feind genug ſchlagen, um ihn durch Verfolgung aufzureiben; und er hatte nur 28 ſchwache Escadr. gegen 5000 Reiter Wartenslebens. Hatten die Franzoſen alſo kein Intereſſe, auf dieſem Punkt ein Treffen zu liefern; ſo verbot dagegen dem öſterreichiſchen Feldherrn ſeine ganze Lage daſſelbe ſchlechterdings. Auf einem offenen Terrain, wo keine Täuſchung möglich war, mußte er von dem überlegenen Feinde geſchlagen werden. War gleichwohl der Angriff unvermeidlich: ſo lag ihm ob, in einer tiefen Schlachtordnung, deren ſtaffelweiſe Debordirung die Flanken deckte, auf das Centrum des Feindes loszugehen. Denn bewegte er ſeinen linken Flügel: ſo ließ er Homburg im Rücken; bewegte er den rechten, ſo verzichtete er auf die Straße und den Rückzug nach Frankfurt. Gleichwohl marſchirte er in einem Treffen auf, ohne Soutien, ohne Reſerve, ohne Sicherung vor Ueberflügelungen. Mit dem Befehl des Erzherzogs zu einem Gefecht konnte er ſich nicht entſchuldigen: denn er brauchte bei ſeiner dermaligen Lage ihn nicht zu befolgen. Ein oberſter Feldherr giebt ſeinen in großer Entfernung detachirten ſelbſtſtändigen Unterbefehlshabern, ſo urtheilt der öſterreichiſche Oberfeldherr hier ſelbſt, die Operationslinien zu ihren Märſchen, die ſtrategiſchen Punkte zu ihrer Aufſtellung und Vertheidigung an; nie darf er ſeinen Befehlen ſolche Beſtimmungen beifügen, die auf taktiſchen, augenblicklichen Anſichten beruhen. Das Gefecht bei Friedberg war ganz gegen den ſtrategiſchen Zweck. Bewunderung und Liebe erweckt die männliche und heldenmüthige Humanität, welche hier bei Anlaß eines ſo groben Fehlgriffs die goldenen Worte ſagt: „Wenn Tauſende als Opfer für einen ſtrategiſchen Punkt fallen: ſo trifft den Feldherrn keine Verantwortung. Sie ruht auf dem, der den Krieg beſchloß. Erſterer muß glauben, daß dieſes ſchreckliche Unglück zur Vermeidung eines noch größeren über ſein Vaterland gekommen ſey. Wenn aber das Blut unnöthig vergoſſen wird, ſo liegt eine ſchwere Schuld auf jenem, durch deſſen falſche Berechnung es floß.“

Ein heller Blick über das Verhältniß der gegenſeitigen Armeen am 12. Julius, bereitet uns zur weiteren Geſchichte des Feldzugs vor. Auf dem rechten Ufer des Mains ſtand die franzöſiſche Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan, bis 50,000 Mann Infanterie und gegen 9000 Pferde ſtark. Wartensleben, auf dem linken Mainufer aufgeſtellt, hatte die entbehrlichen Truppen aus den hechtsheimer Linien an ſich gezogen, und zählte 30,000 Mann Infanterie und ungefähr 15,000 Reiter. Von der franzöſiſchen Rhein- und Moſel-Armee ſtanden unter Moreau 65,000 Mann Infanterie und beinahe 6000 Pferde auf dem rechten Rheinufer zwiſchen der Schutter und Alb, mit dem Centrum im Gebirge bei Freudenſtadt und Neuenburg. Mit dem Gros ſeiner Armee lag Erzherzog Karl hinter Pforzheim, und hatte, den Prinzen Condé und Frelich, die ſich noch an der Elz und bei Haslach hielten, mit eingeſchloſſen, bei 40,000 Mann Infanterie und 18,000 Mann Cavallerie unter den Waffen. Die Beſetzung der Rheinfeſtungen hatte die öſterreichiſche Waffenmacht ſehr verringert, ohne daß die Franzoſen zur Berennung gleich ſtarke Corps zurückließen: denn die Lage derſelben brachte mit ſich, daß ſie auf die Operationen der Armeen keinen unmittelbaren Einfluß hatten. Unter dieſen Umſtänden faßte der Erzherzog in Pforzheim den Plan, der ihn bei ſeinen künftigen Operationen leiten ſollte, nämlich dem Feinde die Vorrückung Schritt vor Schritt ſtreitig zu machen, ſich zu keiner Schlacht zwingen zu laſſen, bei der erſten Gelegenheit ſeine beiden Armeen zu vereinigen, und ſich dann auf eine der beiden feindlichen zu werfen. Bei Ausführung dieſes Plans war zuerſt erfoderlich, daß eine der feindlichen Armeen lange genug aufgehalten wurde, um die Uebereinſtimmung ihrer Bewegung und Vorrückung in der nämlichen Höhe zu hemmen. Der Erzherzog entſchloß ſich, dem General Moreau am meiſten zu widerſtehen, um die Donau als Hauptpivot aller Operationen und Hauptcommunicationslinie mit Oeſterreich ſich vor allem zu ſichern. Dort mußte er deshalb ſich auch die andere öſterreichiſche Armee nahe bringen.

Den Franzoſen lag nun ob, den mißlichen Umſtand, daß der Erzherzog, der bei Pforzheim nur ſtehen durfte, ſo lange Moreau die Donau nicht bedrohte, den 18 Meilen von ihm entfernten Wartensleben nicht an ſich ziehen konnte, ohne Gefahr, daß er ihn zwiſchen beide feindliche Armeen bringe, möglichſt zu verlängern und zu verſtärken. Wenn Moreau nach der Schlacht von Malſch der Oberdonau zumarſchirte, indem Jourdan den General Wartensleben bei Frankfurt feſthielt: ſo war jene Abſicht zum Theil erreicht; und der ganze Entwurf des Erzherzogs war nichtig geworden, wenn Jourdan beim weiteren Vorrücken Wartenslebens ſeine linke Flanke gewann, und ſich der Donau näherte. „Zum Glück für Oeſterreich, heißt es hier, commandirte nur ein Feldherr die beiden Armeen der Deutſchen, indeſſen ſeine Gegner ſelbſtſtändig und von einander unabhängig waren.“ Moreau vornehmlich ſchien weder von taktiſchen noch ſtrategiſchen Anſichten geleitet zu werden, oder ſündigte wenigſtens gegen beide aus Saumſeligkeit. Nachdem er die Thäler leicht vom Feinde geſäubert, konnte er die Poſition von Pforzheim durch zwei Diviſionen, die er in dem waldigen Gebirge zwiſchen der Enz und der Alb nebſt etwas Reiterei im Rheinthal aufſtellte, beobachten und beſchäftigen laſſen, indem er ſelbſt in forcirten Märſchen auf Freudenſtadt ging, von da gegen Horb vorrückte, und den General Ferino gegen Oberndorf vorrücken ließ. So hätte er mit fünf Diviſionen dem Neckar nahe ſeyn können, ehe ſich der Erzherzog von Pforzheim bewegte. Zum Rückzug wäre dieſer gezwungen geweſen, und zu einem übereilten, verderblichen, wenn Moreau an der Donau operirte und auf die feindlichen Communicationen unausgeſetzt vorrückte. Auch ſtand dieſem frei, ſobald er den öſterreichiſchen Feldherrn vom Neckar zu weit entfernt hatte, als daß ſeine eigenen Communicationen noch gefährdet waren, plötzlich gegen den Kocher zu gehen, ſich mit Jourdan zu vereinigen, und dann auf Donauwerth zu ziehen.

Statt ſo mit ſicherem, glücklichen Erfolg zu operiren, entſchloß ſich Moreau, „deſſen Charakter klug und behutſam war, aber nicht unternehmend und kühn," den Erzherzog bei Pforzheim anzugreifen, wahrſcheinlich in der Abſicht, von dort abwärts zu marſchiren, um ſich mit Jourdan zu vereinigen. Wich nun aber der öſterreichiſche Feldherr, wie ſich vorausſehen ließ, einer Schlacht aus, und zog ſich hinter den Neckar: ſo konnte der Marſch zu ſolcher Vereinigung nicht vor ſich gehen, ohne daß die Hauptcommunication des franzöſiſchen Heeres auf der Straße nach Straßburg dem Feinde preisgegeben wurde.

Bei ihren erſten Bewegungen verließ der öſterreichiſche

Feldherr ſeine Stellung bei Pforzheim, und bezog ein Lager, das, in der Front durch die Enz gedeckt, ſich mit dem linken Flügel an das Schloß von Vaihingen lehnte, mit dem rechten auf dominirende Anhöhen über der Enz. Alle ſeine weiteren Bewegungen bezweckten die Concentrirung ſeiner Kräfte und die gänzliche Gewinnung des Neckars, indem Moreau ſeine Armee ungemein ausbreitete, ſich dadurch ſelbſt hinderte, mit Ueberlegenheit vorzudringen, und ſeinem Gegner volle Freiheit geſtattete, den Rückzug nach Gutdünken einzurichten. Nachdem ſich die Franzoſen Stuttgarts bemeiſtert, und die würtembergiſchen Truppen bei der Armee des Erzherzogs dieſelbe verlaſſen hatten, um ſich unter franzöſiſchen Schutz zu begeben, ließ jener nur eine leichte Vorpoſtenchaine auf dem linken Neckarufer, und ging am neunzehnten Julius auf das rechte über; Canſtadt, Eßlingen und die Höhen vor dieſem Orte blieben beſetzt, ſo daß die Oeſterreicher, im Beſitz dieſer zwei wichtigen Debouchés, die rückwärtige Stellung gedeckt hatten, und den Feind in Ungewißheit über ihre weiteren Unternehmungen erhielten.

Inzwiſchen hatte der Feldzeugmeiſter Wartensleben mit dem Gros ſeiner Armee eine Stellung zwiſchen Offenbach und gegenüber von Höchſt genommen, wodurch vor der Hand jede weitere Operation der Sambre- und Maas-Armee unmöglich ward. Zwiſchen Mainz und Frankfurt konnte Jourdan nicht über den Main gehen: denn er war zu ſchwach, um zugleich den Uebergang zu erzwingen und ſeine Flanken gegen die anſehnliche Truppenmaſſe in den Brückenköpfen von Caſſel und Frankfurt zu decken. Wollte er an den oberen Main marſchiren, ſo ſtanden ſeine Communicationen den Oeſterreichern bloß, bevor er die Rückzugslinie derſelben erreichte. Dieß war eine nachtheilige Folge ſeiner früheren Manöver. Indeß konnte er vermuthen, durch ein kurzes Bombardement die Räumung von Frankfurt zu erzwingen: denn er wußte, welchen Werth die Oeſterreicher auf die Schonung dieſer Stadt ſetzten. Als ſie zweimal bombardirt und in Brand gerathen war, ſchloß Wartensleben wegen ihrer Uebergabe eine Convention, ſo daß ein 48ſtündiger Waffenſtillſtand galt, binnen welchem die Franzoſen weder in Frankfurt einrücken, noch das linke Ufer des Mains oder der Kinzig, die bei Hanau in den Main fließt, betreten ſollten. Dieſe Uebereinkunft entſprach ganz der vom Erzherzog ertheilten Belehrung. Wartensleben erhielt durch ſie vollkommene Zeit, alle ſeine bei Mainz aufgeſtellten Truppen zu vereinigen, und den Flankenmarſch an den oberen Main auszuführen. Ungeſtört erreichte er Würzburg. Seine Aufſtellung daſelbſt vereinigte mehrere ſtrategiſche Vortheile. Die Gegend geſtattet dort Bewegungen nach allen Richtungen; alle Straßen, die über Ochſenfurt und Kitzingen zwiſchen Ulm und Regensburg an die Donau, und alle, die nach Böhmen führen, waren dort durch die Oeſterreicher gedeckt. Ueber Schweinfurt und Bamberg durfte Jourdan nicht marſchiren, ſo lange der Feind bei Würzburg in ſeiner Flanke ſtand. Dieſer Feldherr dagegen rückte ohne einen beſtimmten Plan nach, und richtete ſeine Bewegungen nach der Richtung des Gegners, welchem er bei ſeiner Ueberlegenheit an Truppen Geſetze vorſchreiben konnte. So wie er die Initiative der Bewegung vernachläſſigte, verſäumte er auch, mit concentrirter Kraft auf Würzburg loszugehen, und Wartensleben entweder zu einer nachtheiligen

Schlacht, oder zu Verlaſſung ſeiner dortigen Stellung zu zwingen. In beiden Fällen vernichtete er wahrſcheinlich den rechten Flügel des Erzherzogs, der nach Vereinigung der beiden franzöſiſchen Armeen der Uebermacht nicht mehr widerſtehen konnte; und der Feldzug war entſchieden. Eine allgemeine Betrachtung, welche hier eintritt über ſolche Männer, die keinen Ueberblick des Krieges im Ganzen haben, „die nach dem erſten Schritt eine Veranlaſſung zum zweiten erwarten, und hoffen, durch mehrere nach einander folgende irgend ein Reſultat zu erreichen, unbewußt, welches und auf welchem Wege,“ die endlich die Strategie der Taktik unterordnen wollen, ſcheint den Obergeneral Jourdan, deſſen Benehmen ſie veranlaßte, hinlänglich zu charakteriſiren.

Die Stellung der Oeſterreicher bei Canſtadt und Eßlingen war für Moreau, welche Operation er auch unternehmen wollte, zu bedrohend, als daß er nicht hätte ſtreben ſollen, den Feind vom Neckar zu entfernen. Ganz entſprach ſeiner Abſicht der Angriff auf die vor Canſtadt aufgeſtellten Truppen, welche bis über den Neckar geworfen wurden. Aber der dreimalige Sturm der Franzoſen wider die Stellung bei Eßlingen ward glücklich abgeſchlagen.

An demſelben Tage, den 21 Julius, verließ das ganze ſchwäbiſche Contingent die Armee des Erzherzogs, weil die Fürſten des ſchwäbiſchen Kreiſes mit Frankreich in Unterhandlungen getreten wären; und auch der ſächſiſche Generallieutenant Lindt erklärte, daß er den Operationen nicht länger folgen, und ſich ſo weit von Sachſens Grenze entfernen könne. Deßhalb beorderte ihn der Erzherzog am folgenden Tage, mit ſeinem Corps aufzubrechen, und zu dem General Wartensleben bei Würzburg zu ſtoßen. So glaubte er die ſächſiſche Truppe noch bei der öſterreichiſchen Armee erhalten zu können. Allein Lindt nahm ſeinen Marſch gegen Nürnberg, ſetzte ſich bei Fürth hinter die Rednitz, und rückte unaufhaltſam nach Sachſen ab. Nun war die ganze öſterreichiſche Armee am Neckar auf 14,000 M. Inf. und 11,000 Pferde herabgeſchmolzen. Der Erzherzog klagt ſich an, zu viel gewagt zu haben, daß er den feindlichen Angriff abwartete, und noch mehr, daß er mit ſo geſchwächten Kräften auch noch den 22. ſtehen blieb. Als er aufbrach, folgte Moreau ihm mit dem Gros ſeiner Armee zum Glück durch das Filsthal, und ſchlug nicht gleich das Remsthal ein, wodurch er Zeit und die Gelegenheit verlor, ſeinem Gegner in den beſchwerlichſten Defiléen auf die Ferſe zu rücken. Die Oeſterreicher ſetzten ſich auf der Höhe von Böhmenkirch, um den Feind ſo lange aufzuhalten, bis die zwiſchen Ulm und Günzburg befindlichen Magazine geräumt wären. Auf dieſem Centralpunkte konnte die Stellung des Erzherzogs als eine Citadelle betrachtet werden, und Moreau fühlte ihren Vortheil, merkte, daß er wahrſcheinlich im Einzelnen geſchlagen würde, wenn er aus den verſchiedenen Thälern mit ſeinen Colonnen, zwiſchen welchen keine Verbindung war, hervorkäme. Er ließ jene daher einige Tage ungeſtört.

Wartensleben hatte den Befehl von dem Erzherzog, in der Aufſtellung bei Würzburg ſo lange als möglich zu verweilen, und Jourdan manövrirte, mit Preisgebung ſeiner Flanke und Communicationen, in großer Ausdehnung um ihn herum. Da faßte der öſterreichiſche Feldherr den guten Entſchluß denſelben anzugreifen, wankte aber, als er hörte, daß die Diviſion Bernadotte am 20 Julius unweit Miltenberg eingetroffen ſey. Eben dieß bewies, wie ſehr die Kräfte des Feindes getrennt waren, und außerdem ſtand Bernadotte zu fern, um vor Entſcheidung eines Treffens bei Schweinfurt in Wartenslebens Flanke und Rücken den Weg über Schwarzach vor ihm zu gewinnen. „Aber der öſterreichiſche General hielt Kriegsrath; folglich kam er nicht allein von dem Angriffe ab, ſondern es wurde die Retraite beſchloſſen. Wenig Menſchen haben Seelenkraft und feſte Ueberzeugung genug, um in jeder Gelegenheit eine beſtimmte Meinung zu hegen, und ſie trotz jeder Rückſicht eben ſo beſtimmt zu äußern. Nichts beleidigt mehr die Eigenliebe, als der Vorwurf einer falſchen Anſicht, und dieſer trifft jeden, deſſen Plan mißlingt, weil der große Haufen den Werth eines Entſchluſſes nach dem Erfolge würdigt, der ſich im Kriege nie mit Sicherheit berechnen läßt. Jeder, der zu einem Kriegsrath berufen wird, tritt mit der Ueberzeugung in die Verſammlung, daß ſein Feldherr ſich in einer kritiſchen Lage befinde, und daher Mehrerer Meinungen bedürfe, um ſich im Unglücksfall auf dieſe zu ſtützen, und die Schuld, wo nicht ganz von ſich abzulehnen, doch mit Anderen zu theilen. Jeder erſcheint mit dem Vorſatz, ſich um ſo weniger durch eine beſtimmte Meinung zu compromittiren, je größer die Zahl derjenigen iſt, die gegen ihn zeugen können. Daher charakteriſiren zaghafte Entſchlüſſe alle derlei Berathungen, bei welchen die Ausdrücke von Umgehung und Abſchneiden immer an der Tagesordnung ſind. Man will ſich der Gefahr des Moments und zugleich den Wagniſſen entziehen, die von einer kräftigen, entſcheidenden Handlung unzertrennlich ſind, ohne zu bedenken, ob man ſich dadurch nicht eine noch viel größere vorbereite: denn wie viele berechnen mehr, als das Reſultat des Augenblicks?" — Wir durften kein Wort von dieſen herrlichen Bemerkungen auslaſſen, die eben ſo ſehr von tiefer Menſchenkenntniß, als reifer Beobachtung des Kriegsrathes zeugen. Wie nachtheilig dieſer auch im gegenwärtigen Fall wirkte, ergiebt ſich aus der Darſtellung der weiteren Bewegungen von Wartensleben.

Nach Verlaſſung der trefflichen Stellung bei Würzburg, ſetzte dieſer ſich wieder bei Zeil, und ſäumte dort bis zum erſten Auguſt. An Marodeurs und Deſerteurs hatte er auf dem Marſch ſo viel verloren, daß er kaum noch 24,000 Mann Infanterie zählte, womit er nun alle Wege und Communicationen decken wollte. Ein anderer General, als Jourdan, mit ſeinem erbärmlichen Syſtem, in einer ausgedehnten Linie vorzugehen, hätte ihm die größten Vortheile abgewonnen. Die beiden Feldherren, der öſterreichiſche und der franzöſiſche, recognoscirten ſich gegenſeitig Tag für Tag, um in dem Benehmen des Gegners einen Grund zu einem Entwurfe zu finden. Es war, als arbeitete Jeder für das Intereſſe des Anderen. Jourdan that, was er konnte, um Wartensleben auf den Erzherzog zurückzuweiſen, und der Feldzeugmeiſter gab dem Gegner ſeine wichtigſten Communicationen an der Donau preis, um den Franzoſen dort Hinderniſſe in den Weg zu legen, wo ſie ihm gar nicht ſchaden konnten.

Als der Bericht über die Ereigniſſe ſeit dem 22. Julius

(Auguſt ſteht durch ein Verſehen im Werke ſelbſt) bei dem Erzherzog einlief, tadelte er das Geſchehene, und unterrichtete den Feldzeugmeiſter von ſeiner Abſicht, ſich mit ihm zu einem entſcheidenden Schlage zu vereinigen, weshalb er ſich an die Donau zurückziehen, und zur Deckung der böhmiſchen Grenze nur ein unbedeutendes Corps abſenden ſollte. Der Oberfeldherr tadelt ſich ſehr, daß er Wartensleben nicht früher von dieſem Plan unterrichtete, wodurch wahrſcheinlich der Marſch nach Zeil hintertrieben worden wäre. Freilich durfte der Plan des Oberbefehlshabers nur Wenigen bekannt ſeyn; aber zu dieſen Wenigen gehörten eben jene, die weſentlich zu der Ausführung mitwirken ſollten, und zu weit entfernt wären, als daß ſie nicht ſelbſtſtändig handeln müßten.

Dem Erzherzog war nun deutlich, daß er ſich erſt an der unteren Donau, oder gar nur bei Regensburg mit dem Feldzeugmeiſter vereinigen könne. Um von ſeiner Seite ſich dieſem Ziele zu nähern, durfte er bei Böhmenkirch nicht länger ſäumen. Die Aufſtellungen auf ſeinem Marſch, ſowohl bei Elchingen, Neresheim und Gundelfingen, als inſonderheit die vom 4. Auguſt, vor welcher eine Poſtenchaine von Bopfingen bis an die Donau gezogen wurde, tadelt er als zu ausgedehnt und gewagt. Zum Glück blieb Unbeſtimmtheit in Moreau's Operationen. Seit dem Uebergang dieſes Feldherrn über den Neckar lag wohl in ſeinem Sinne, daß er die Donau gewinnen wolle; aber für dieſe Abſicht hatte er keinen feſten Plan, wovon die Urſache vielleicht ſeine Unkunde der durchſchnittenen Gegend zwiſchen dem Neckar und der Donau war, und die daher entſtehende Furcht, ſich einem Unfall auszuſetzen, der in jenen langen, durch ſteile Gebirgs getrennten Defiléen ſehr ſchädlich werden konnte.

Dem erhaltenen Befehle gemäß brach Wartensleben am 1. Auguſt von Zeil auf, und marſchirte nach Bamberg, von wo er nach Neumarkt ziehen wollte. Wegen Unpäßlichkeit des Generals Jourdan befehligte Kleber, „ein fähiger General," die verfolgende Armee. Er ging in ſofern von dem bisherigen Syſtem ab, daß er die größte Truppenzahl auf den rechten Flügel verwandte; allein auch er rückte in einer langen, auf gleicher Höhe ſich bewegenden Linie vorwärts. Wartensleben machte, indem er von Bamberg in eine Stellung bei Forchheim marſchirte, eine Rechtsrückwärtsſchwenkung. Da hätte der feindliche Feldherr am 5. die Aiſch erreichen können, und wäre am 6. ſicher in der Flanke des Feldzeugmeiſters geweſen; allein er ließ die franzöſiſche Armee auf der ganzen Linie der Oeſterreicher zum Angriff vorgehen. Nach dieſem Gefecht an der Aiſch entſchloß ſich Wartensleben, die Straße von Nürnberg zu verlaſſen, und die nach Amberg einzuſchlagen. Jourdan, der das Commando wieder übernahm, hatte von ſeiner Regierung den Befehl erhalten, den Feind zu einer entſcheidenden Schlacht zu zwingen, wozu die günſtigſte Gelegenheit verſäumt war: denn das Gebirge, in welchem jetzt Wartensleben zurückzog, war durch ſeine Defiléen einem ſolchen Vorhaben hinderlich. Sowohl von des öſterreichiſchen, als des franzöſiſchen Feldherrn Benehmen ſeit dem Gefechte an der Aiſch urtheilt der Erzherzog, daß es zwar wiederum Mangel an Ueberſicht des Ganzen verräth; aber auch Gefühle, die im Innerſten des menſchlichen Herzens ihren Urſprung haben, auf die obwaltenden falſchen Anſichten einwirkten. „Wartensleben war unter den Waffen ergraut; ſeine langen Dienſtjahre und ſeine perſönliche Tapferkeit hatten ihm Achtung erworben. Stolz auf dieſen Vorzug, war er es nicht weniger auf ſeine Einſicht.“ Nach dieſen trefflichen Vorworten wird entwickelt, wie derſelbe ſich in der öſterreichiſchen Armee zu einer Zeit bildete, wo die ökonomiſche Rückſicht vor allen übrigen galt, und man das Reſultat eines Krieges nach Gewinn oder Verluſt eines Landſtriches beurtheilte. Auf Deckung einer Grenze, Sicherheit eines Magazins war er einzig bedacht, und daher dünkte ihn der Marſch an die Donau abenteuerlich, durch welchen er Böhmen und die an den Grenzen aufgehäuften Vorräthe preisgegeben glaubte. Mit welcher einſichtsvollen Billigkeit über ſein eigenes Verhältniß zu demſelben ſetzt der Erzherzog hinzu: „Nichts iſt für einen alten, mit Zuverſicht auf ſeine Kräfte und mit Eifer dienenden Kriegsmann härter, als eine, nach ſeinem Gefühl für das Wohl des Staats zuträglichere Ueberzeugung unter den Willen eines jungen Mannes beugen zu müſſen, deſſen Feldherrntalent noch keine Thaten bewährten, und den er entſtehen und heranwachſen ſah, als er ſchon viel geleiſtet zu haben glaubte.“ Bei ſolcher Geſinnung ergriff Wartensleben jeden Vorwand, ſeiner Ueberzeugung zu folgen, und von den beſtimmteſten Weiſungen des Erzherzogs, die ihm beſonders den Marſch längs der Regnitz über Nürnberg anriethen, abzuweichen. Als er offenbar noch nach Nürnberg gelangen konnte, ohne Gefahr, vom Feinde abgeſchnitten zu werden, zog er gleichwohl auf Amberg, entblößte dadurch die Flanke des Erzherzogs, und überließ dem General Jourdan alle Straßen zur Vereinigung mit Moreau, zur Umgehung der öſterreichiſchen Hauptarmee und zur Gewinnung der Donau. Der feindliche Feldherr, wenn er ihm nur zwei Diviſionen in dem engen Thal der Pegnitz nachſchickte, konnte ihn glauben machen, die ganze Armee verfolge ihn, konnte mit der übrigen Macht eiligſt das rechte Donauufer gewinnen, und nichts hinderte dann die beiden franzöſiſchen Oberfeldherren, ſich zu vereinigen und auf den Erzherzog zu werfen. Allein in Jourdans Seele ging etwas Aehnliches vor, wie in Wartenslebens Gemüth. In den Jahren 1793 und 1794 hatten glückliche Erfolge ihm Ruhm erworben, welchen er erneuen wollte, indem er den Gegner nach Böhmen verdrängte, und unabhängig von Moreau den öſterreichiſchen Boden beträte. Wenn er zu den Operationen der Rhein- und Moſel-Armee mitwirkte, ſo ſpielte er eine untergeordnete Rolle, und vollendete nur den Ruhm ſeines Nebenbuhlers. Darum folgte er dem Feldzeugmeiſter auf dem Fuße mit ſeinem ganzen Heere. Solche meiſterhafte Zuſammenſtellungen Jourdans und Wartenslebens und ihrer Geſinnungen gegen Moreau und den Erzherzog ſchließt dieſer letzte mit einer Betrachtung, worin die ſittliche Kraft ſeiner Natur ſich zu ſchön ausſpricht, als daß wir ſie nicht hervorheben müßten. – „Wie ſelten ergründet der Menſch ſein eigenes Herz genug, um die Urſachen zu entdecken, die ihn zu einer Handlung beſtimmen. Nur kräftige Männer hindert nichts an der Erkenntniß des Wahren, und ſie handeln unbedingt nach dieſer Ueberzeugung. Schwächere glauben auch, aus reinen Abſichten, nach richtigen Grundſätzen zu handeln, und doch ſind ganz andere Triebfedern im Spiel. Der gemeine Haufen überläßt ſich ſeinen Leidenſchaften, und wird durch dieſe geführt.“

Moreau hatte eine vortreffliche Stellung gewählt, im Mittelpunkte und in dem offenen Theile des Gebirges concentrirt, von wo er die Hauptſtraßen auf Nördlingen und an die Donau beherrſchte. Getheilt, den linken Flügel in ſo weiter Entfernung, daß er keine Hülfe leiſten konnte, wenn das Centrum angegriffen ward, war die öſterreichiſche Armee mit ihrem Gros ſo geſtellt, daß ſie die ſteilen Thäler im Rücken hatte, die gegen die Straße von Nördlingen auf Mädingen und gegen die Wernitz herabfallen. Ward ſie in der Mitte geworfen, ſo waren ihre beiden Flügel getrennt, und ihr blieb nur der beſchwerlichſte Rückzug. Der Erzherzog empfand die Größe der Gefahr, als Moreau ſo nahe an ſeinem Centrum ſtand; aber der Rückzug im Angeſicht des Feindes ſchien ihm nicht weniger gefährlich. Er entſchloß ſich daher, die franzöſiſche Armee anzugreifen, ob ihm gelinge, ſie zurückzuwerfen, damit er ungehindert weiter ziehen und ſich mit Wartensleben vereinigen könne. Am 10. Auguſt Nachmittags entzündete ſich das Gefecht zwiſchen den Vorpoſten beider Armeen. Ein außerordentliches Gewitter, welches den Himmel verfinſterte und bis in die Nacht dauerte, zwang ſie, in der Stellung des Kampfes bis zum folgenden Tage zu verharren. In der Frühe deſſelben rückten die öſterreichiſchen Colonnen gegen das franzöſiſche Centrum. Auf ihrem linken Flügel ſiegten die Oeſterreicher vollkommen. Im Uebrigen erſchöpfte die Beſchwerlichkeit ihrer Poſition und der Widerſtand der Franzoſen ſo ſehr ihre Kräfte, daß ſie um zwei Uhr Nachmittags ſich unvermögend fanden, weiter zu ſchlagen, und der Feind beendete gern den Kampf, weil er ſeine Munition größtentheils verſchoſſen hatte, und ſein Park auf der Flucht war. Nur das Centrum beider Armeen brachte die Nacht in der Stellung der Schlacht zu. Unverfolgt brach der Erzherzog am 12. Auguſt auf, und nahm ſeine Richtung auf Donauwerth, wo er über den Strom ſetzte. Er tadelt ſich über die Befangenheit, daß er geglaubt hatte, nur durch eine Schlacht den Rückzug erwecken zu können. Demonſtrationen, Gewinnung einiger Marſchtage, und im ſchlimmſten Fall Aufopferung einer Arrieregarde in den beſchwerlichen Defiléen des Keſſelthals und der Wernitz, beſonders gegen einen ſo langſamen Feind wie Moreau, würden ſicherer und ſchneller zum Ziel geführt haben. In der Schlacht bei Neresheim ſelbſt beging der öſterreichiſche Feldherr, nach ſeinem Geſtändniß, einen großen Fehler, daß er mit vielen iſolirten Colonnen vorrückte, die an ſich zu ſchwach waren, um irgend eine Operation durchzuſetzen, zu entfernt von einander, um ſich wechſelſeitig zu unterſtützen, oder auch nur in gemeinſchaftlicher Ordnung zurückzuziehen. Moreau dagegen, urtheilt unſer unparteiiſcher Geſchichtſchreiber, handelte am Tage der Schlacht wie ein kluger, entſchloſſener Feldherr, welchen nichts von dem richtig erwählten Punkte verrückte, weder der Verluſt von Heidenheim und des Artillerie-Parks, noch die Umgehung ſeines rechten Flügels, noch die Demonſtrationen auf Bopfingen. Wäre er zugleich unternehmender geweſen, und durch die Beſorgniß, nicht Munition genug zu haben, nicht zu ſehr geſchreckt worden, ſo hätte er ſeinen Gegner nicht nur gänzlich bei Neresheim geſchlagen, ſondern auch für den gewagten Rückzug ſtrafen können.

Die Manöver des Generals Moreau und des Erzherzogs, vom Ende des Julius bis in den halben Auguſt, werden zum Schluß als im Widerſpruch mit den angenommenen Grundſätzen betrachtet. Der franzöſiſche Feldherr, mit überlegenen Kräften, im Glücke, rückte behutſam und langſam vor; der deutſche dagegen, mit der ſchwächeren Armee, zog zaudernd zurück, und unter kühnen und gewagten Manövern und Stellungen. „Die Urſache dieſes Betragens, heißt es hier, der Aufſchluß dieſes Problems liegt in dem Charakter der beiden Feldherren.“

So geht eine feine pſychologiſche Kunſt durch dieſes Werk, welche hie und da gleichſam abſichtslos einen individuellen Zug an den handelnden Figuren bemerkt, eine Parallele zwiſchen ihnen nur andeutet, irgend eine allgemeine Betrachtung über die menſchliche Seele fallen läßt, und ſo allmälig, ohne es dem Anſchein nach zu wiſſen und zu wollen, ein pſychologiſches Gemälde hinzaubert, in welchem die handelnde Figur ſich vollſtändig zeigt. Dieſe Art iſt es, welche die Alten vorzüglich liebten. Bis auf wenige Ausnahme geben ſie keine ausführliche Charakterſchilderungen, in welchen ein Individuum mit ſeiner ganzen Natur gleichſam unter einen Brennpunkt gebracht iſt. Je praktiſcher ein Geſchichtſchreiber ſeyn, je mehr er eine Handlung im Detail der Wirklichkeit beſchreiben kann: deſto weniger ſind ihm ſolche ausführliche Charakterſchilderungen Bedürfniß. Da nur, wo man einen verworrenen Stoff durch Studium und Einbildungskraft erſt in Zuſammenhang bringen und mit Leben ausſtatten muß, iſt oft unmöglich, dies ohne vollendete pſychologiſche Gemälde zu bewirken, die nicht allmälig aus der Handlung, ſondern auf einmal aus der Kunſt hervorgehen.

Durch Verſtärkungen, die aus Oeſterreich in Ingolſtadt angekommen waren, brachte Erzherzog Karl einen Theil ſeiner Armee, welchen er dem Feldzeugmeiſter Wartensleben zuführen wollte, auf 28,000 Mann. Dagegen blieben 30,288 Mann Oeſterreicher, nebſt dem condéiſchen Corps, unter Latours Befehl an dem Lech und in Vorarlberg, theils um den Feind über die eigentliche Operation zu täuſchen, theils um in dem Fall, daß Wartensleben, der in allen ſeinen Berichten ſeinen Drang nach Böhmen verrieth, den Rückzug wirklich dahin angetreten hätte, und der Erzherzog die Offenſive aufgeben müßte, deſto leichter in Gemeinſchaft mit Latour eine defenſive Ausführung, und Oeſterreichs Grenzen decken zu können. In zwei Colonnen ging der Erzherzog raſch über die Donau; ſein Marſch gegen die Altmühl war ohne Gefahr: denn Moreau ſtand noch hinter der Wernitz, und Jourdan ſteckte in dem Defilé der Pegnitz. Allein während der öſterreichiſche Oberfeldherr allen ſeinen Bewegungen die Richtung zur Vereinigung mit Wartensleben in der Gegend von Amberg gab, änderten ſich auf dem rechten Flügel die Ausſichten. Ein ernſthaftes Gefecht am 17. Auguſt zwiſchen Jourdan und dem Feldzeugmeiſter bewog dieſen, hinter die Naab zurückzugehen. Nur war dem franzöſiſchen Feldherrn eine viel größere Freiheit der Bewegungen geſtattet, und er breitete ſich ſofort aus In wenigen Tagen ſtanden beide Armeen wieder ſchlagfertig gegen einander, bis auf den einzigen Punkt von Schwarzenfeld, wo die Franzoſen den Einſiedlerberg nicht beſetzten, durch die Naab getrennt, deren ſumpfige, und zum Theil felſige Ufer nur wenige beſchwerliche Uebergänge zulaſſen. An eine Forcirung der Paſſagen war nicht zu denken, da beide Heere ihre gegenſeitige Tapferkeit hinlänglich erprobt hatten: ſie hielten ſich alſo einander feſt.

Unſer Geſchichtſchreiber tadelt mit Recht, daß Jourdan mit ſeiner ganzen Macht auf den Feldzeugmeiſter ging. Er hatte, nach Verdrängung der Oeſterreicher von Amberg, den Weg über Caſtell und Neumarkt an die Donau offen, und konnte den Fehler wieder gut machen, den er durch die falſche Richtung nach der Pegnitz begangen, indem er dem Gegner eine ſchwache Abtheilung nachſchickte, und mittelſt der waldigen und durchſchnittenen Gegend ihn über die Stärke der Verfolgung täuſchte, ſelbſt aber mit der Hauptmacht die Donau ereilte. Durch ſeine Aufſtellung vor Schwarzenfeld machte er eine ſolche Operation unmöglich: auf den im Amphitheater ſteigenden Anhöhen gewährte ſie dem Feinde die Einſicht in jede Bewegung der Armee, welcher daher jede derſelben benutzen konnte, um ſchnell über die Naab zu gehen, die geſchwächten oder nicht geordneten Franzoſen anzugreifen. Eben ſo wird Wartensleben getadelt, der freilich durch ſeine Aufſtellung hinter der Naab wieder auf einer Communicationslinie mit der Donau ſtand, aber den größten Theil ſeiner Truppen auf den rechten Flügel an der Straße nach Pilſen legte, und viel ſchwächer die nach Regensburg beſetzt hatte, ſo daß wiederum ſeine Abſicht hervorbrach, nach Böhmen zurückzuziehen, und ſich nicht mit dem Erzherzog zu vereinigen.

Um ſo eilender rückte dieſer vor, um zu ihm zu ſtoßen, und ſchon am 21. war er der abgeſondert ſtehenden Diviſion von der Sambre- und Maas-Armee unter General Bernadotte ſo nahe, daß er den Angriff auf ſie beſchloß. Zweifelhaft konnte der Erfolg nicht ſeyn, denn jede der zwei Colonnen, die er dazu beſtimmte, war der franzöſiſchen Diviſion überlegen. „Der Erzherzog, ſo urtheilt er über ſich ſelbſt, hatte eine der ſchwerſten Aufgaben gelöſt, nämlich mit einer geringeren Maſſe disponibler Streitkräfte eine überlegene Truppenzahl auf dem entſcheidenden Punkt zu vereinigen. Viele fanden ſein Manöver gewagt; der unbefangene, von den Umſtänden unterrichtete Beobachter aber erkennt in demſelben Entſchloſſenheit und eine feſte, auf richtige Berechnung gegründete Zuverſicht.“

Er ſtand nun in Jourdans Flanke, und wollte kein Mittelding zwiſchen einem entſcheidenden Sieg, oder einem ehrenvollen Rückzug nach Oeſterreich. Mußte er zu dieſem letzten greifen, was unvermeidlich war, wenn Wartensleben ſeinem Drang nach Böhmen ſich ganz ergab, ſo lag ihm ob, mit einer ſchlagfertigen, unverſehrten Armee auf dem rechten Donauufer anzukommen.

Die Beſchreibung des Terrains, auf welchem die franzöſiſche Armee, und beſonders die Diviſion Bernadotte, ſtand, iſt wiederum eine jener meiſterhaften Schilderungen, deren Gehalt in dieſem Werke wir ſchon erwähnt haben. Das Gefecht mit jener Diviſion am 22. war freilich der Art, daß ſie in der Nacht ſich zurückzog; allein der öſterreichiſche Oberfeldherr urtheilt, daß er gefehlt habe, indem er die rückwärtigen Truppen nicht in einer Ordnung folgen ließ, die ihm erlaubte, eine hinlängliche Maſſe, die er gegen Bernadotte beſtimmt hatte, jeden

Augenblick zur gänzlichen Niederlage deſſelben bereit zu haben. Erſt am folgenden Tage war durch ein neues Gefecht Neumarkt erreicht. Da benachrichtigte der Erzherzog ſchnell den General Wartensleben, daß er am 24. Morgens ohne alle Bedenklichkeit angreifen ſolle, denn er ſelbſt werde in der Frühe über Caſtell nach Amberg in des Feindes Flanke und Rücken marſchiren, indeſſen einige Abtheilungen die Defiléen der Pegnitz vor den Franzoſen gewinnen würden. Die Bewegungen in der franzöſiſchen Armee, die noch an demſelben Tage unter das Gewehr trat, bewieſen, daß ſie ſich nicht in ihrer Stellung behaupten wolle. Um 11 Uhr Nachts ſetzten ſich ihre Colonnen in Marſch, und die öſterreichiſchen Vortruppen und die ihnen nachfolgenden Colonnen konnten ſich in der Nacht noch auf dem rechten Ufer der Naab formiren. Nach angebrochenem Tage entdeckte der Feldzeugmeiſter, als er auf den Anhöhen ankam, wo das Terrain nach Amberg hinunterfällt, die Stellung der franzöſiſchen Armee bei dieſer Stadt. Auf den verſchiedenen Bergrücken daſelbſt ſtand der rechte Flügel und das Centrum des Feindes, deſſen Stellung, trotz der ſcheinbaren Vortheile auf dem erhöheten Terrain hinter Amberg, viele weſentliche Fehler hatte. Das Defilé der Stadt trennte die Diviſion Collaud von der übrigen Armee. Grenier und Championnet hatten eine ſteile Wand hinter ſich, die nur auf den beiden äußerſten Flügeln einen Rückzug erlaubte, und der letzte mußte auf dem nämlichen Wege defiliren, der einzig für Collaud offen war. Nur ſchlechte Gebirgswege fanden ſich auf dem linken Flügel, und die Rückzugslinie von Sulzbach lief parallel mit und hinter dem rechten Flügel der Poſition, alſo in der nachtheiligſten Richtung. Bei grauendem Morgen war der Erzherzog von Neumarkt abgerückt. Als er bei Urſenſulm auf dem dominirenden Terrain, an deſſen Abfall ſich ein langer Wald von Wayerzant über Haag ausdehnt, aufmarſchirt war, entdeckte er bald Wartenslebens Angriff, und ſeine eigene Bewegung war von dieſem wahrgenommen. Solcher Anblick erhöhte den Muth der Oeſterreicher, und machte die Franzoſen zaghafter. Ehe noch das Centrum ſeiner Armee angegriffen werden konnte, beſtimmte ſich daher Jourdan zum allgemeinen Rückzug nach Sulzbach. Collaud litt vorzüglich auf demſelben. Die Cavallerie der franzöſiſchen Arrieregarde ward verſprengt, die 20. Halbbrigade leichter Infanterie erlag in ihrem Quarré dem dritten Angriff der öſterreichiſchen Reiterei. So gehörte das Treffen von Amberg zu denjenigen, deren Entſcheidung ſchon durch die vorläufigen Manöver herbeigeführt iſt, ehe die Heere handgemein geworden. Der Erzherzog gewann es durch combinirte Manöver, die an ſich in der Kriegskunſt verwerflich ſind, weil ſie von zu vielen Unfällen abhangen. Allein er vertraute auf das Zuſammentreffen der öſterreichiſchen Colonnen, weil er überzeugt war, daß Jourdan, um daſſelbe zu verhindern, nicht ſeine Rückzugslinie preisgeben und den größten Fehler in ſtrategiſcher und taktiſcher Hinſicht begehen würde.

Wäre Moreau auf dem linken Donauufer gegen Neuberg vorgerückt; ſo hätte er ſich mit Jourdan verbunden, und die öſterreichiſchen Armeen hätten ſich nicht vereinigen können. Allein, unbekümmert um den Marſch des Erzherzogs, rückte er an den Lech, wo Latour ſelbſt zwiſchen beiden Flügeln ſeiner Macht auf den Höhen bei Friedberg ſtand, die zu weit von dem Strom entfernt ſind, als daß man von dort den Feind am Uebergang und an Entwickelung ſeiner Colonnen auf dem rechten Ufer hindern könnte. Am wenigſten vermogte es dieß mit den 4200 Mann und 1800 Pferden, die er bei ſich hatte. An demſelben Tage, da der Erzherzog den General Jourdan bei Amberg ſchlug, wurden die öſterreichiſchen Poſten am Lech geworfen, nahm Latour einen verderblichen Rückzug von Friedberg auf der Straße nach München. Er hätte jeglichem Gefecht ausweichen, bei allen Bewegungen den Geſichtspunkt haben ſollen, nicht von der Donau zu weichen, und ſich dem Erzherzog und der Vereinigung mit demſelben zu erhalten. Allein er hielt es für eine Schande, dem Feinde Terrain zu überlaſſen, ohne ſich darum geſchlagen zu haben, und zitterte, die Grenzen Oeſterreichs preis zu geben, obgleich ihm der Oberfeldherr, als ſie ſich trennten, geſagt hatte, wenn auch Moreau bis vor Wien kommt, ſo thut es nichts, wenn ich nur Jourdan ſchlage.

Das Treffen bei Amberg hielt der Erzherzog für zu wenig entſcheidend, als daß er nicht eine neue Schlacht nöthig geglaubt hätte. Er wünſchte ſie, um eine ſolche Ueberlegenheit zu erringen, daß er ſich unbeſorgt gegen Moreau wenden, und Oeſterreich von der Gefahr befreien könnte; und er bot Alles auf, den Gewinn der Schlacht vorbereitend, die phyſiſchen und moraliſchen Kräfte der Feinde auf ihrem Rückzug nach Schweinfurt zu ſchwächen. Auch Jourdan, der nur durch einen neuen Kampf ſeine Lage verbeſſern mochte, vermied ein neues Treffen nicht, und doch verketteten ſich die Umſtände ſo, daß es auf ſeinem Rückzuge nicht dazu kam. Hier iſt nicht verſchwiegen, daß beide

Heerführer ſeit dem Treffen bei Amberg weſentliche Fehler begingen. So lange Jourdan auf der Linie blieb, welche von der Donau nach Bamberg geht, war der Erzherzog in ſeinen Bewegungen ſehr beſchränkt, da nur die Straße nach Erlangen ſein Rückzug blieb. Als aber die Franzoſen jene Linie verließen, kam er in Beſitz von allen Communicationen mit der Donau und mit ſeiner Baſis in Böhmen. Durch einen kurzen Marſch auf dem linken Mainufer konnte er die einzige Communication der Feinde mit ihrer Baſis von Neuwied und Düſſeldorf gewinnen. So ließ er Jourdan nur durch 5 Bat. und 17 Escadr. auf dem rechten Mainufer verfolgen, und die übrige Armee links durch Bamberg abmarſchiren, und ſich in Colonne auf der Straße nach Würzburg bilden.

Von der Bewegung des Erzherzogs gegen Jourdan wußte Moreau noch immer nichts: denn die leichte Reiterei der Oeſterreicher, die zwiſchen beiden franzöſiſchen Armeen umherſchweifte, fing alle Nachrichten und Couriere auf. Er fürchtete darum auf eine größere Macht zu ſtoßen, und ging nach dem Siege bei Friedberg langſam vor. Seine Bewegung konnte nur von einem Mann herrühren, „der, ſeiner Sache und der zu ergreifenden Mittel ungewiß, zwiſchen allen ſchwankte, alle verſuchte, und ſich für keine mit ſo viel Zuverſicht beſtimmte, um ſeinen Entſchluß mit hinlänglichen Kräften durchzuſetzen. Er war für ſeine beiden Flanken beſorgt, und wollte deſſen ungeachtet in der Mitte vorgehen! Er glaubte, ſie gegen die Donau und gegen Tyrol zugleich ſicherſtellen zu müſſen, als ob beide für ihn die nämliche Wichtigkeit hätten! Er ſetzte ſich der Gefahr aus, bei einer ſolchen Ausdehnung ſeine Abſicht auf jedem Punkte zu verfehlen.“ „Bei reifem Nachdenken konnte er nur annehmen, daß der öſterreichiſche Oberfeldherr ſich entweder auf dem rechten Donauufer irgendwo aufgeſtellt habe, um die Vorrückung der Sambre- und Maas-Armee über den Fluß zu verhindern, oder über die Donau geſetzt ſey, um ſich mit Wartensleben zu vereinigen. Dann lag ihm ob, höchſtens zwei Märſche ſich von der Donau zu entfernen, und ſichere Nachrichten über Jourdan und den Erzherzog ſich zu verſchaffen. Alle möglichen Combinationen, die ihn dann weiter hätten lenken müſſen, ſind hier auf das ſcharfſinnigſte entwickelt. Inzwiſchen ſtieß der General Nauendorf, der mit 8 Bat. und 22 Escadr. von der Hauptarmee an die Donau detachirt war, zu Latour, welcher nun beſchloß, den Feind anzugreifen. Es geſchah bei Geiſenfeld am 1 September. Alle Angriffe der Oeſterreicher wurden mit Ungeſtüm und zu ihrem Verderben zurückgeſchlagen. Hätte aber Latour auch geſiegt gegen die überlegenen Franzoſen: ſo fehlte es ihm an Kräften, den Sieg zu benutzen, und er erreichte dadurch höchſtens, daß Moreau dem Rücken des Erzherzogs und einer Verbindung mit Jourdan näher rückte, was damals das Gefährlichſte war. Seine Anordnungen zum Gefechte ſelbſt verdienen ſo ſehr Tadel, als überhaupt die Unternehmung deſſelben. Nach Reinigung des geiſenfelder Waldes von den Feinden, rückte er vor, ohne ſich Kenntniß von ihrer Stellung zu verſchaffen. Dann wird ſein Angriff mit Cavallerie gegen Anhöhen, die mit feindlichem Geſchütz beſetzt waren, ohne Sicherheit, daß der Gegner nicht immer neue Truppen über Reicherzhofen vorpouſſirte, und indem die Reiterei ein ſumpfiges Terrain im Rücken hatte, hier ſelbſt unter aller Kritik genannt. Zu Anfang des Revolutionskrieges habe Reiterei bisweilen die ungeübte franzöſiſche Infanterie bloß durch Schrecken zum Fliehen gebracht, und ſo Wälder, Schanzen und Dörfer erobert, und darum ſey bei vielen öſterreichiſchen Anführern Sitte geworden, ohne Rückſicht auf das Terrain, die Cavallerie überall zu verwenden, wo ſie ſich ſonſt nicht zu helfen wußten, oder ein ſchnelles Reſultat erzweckten. Durch ſolchen Mißbrauch ſeyen allmälig ſo Infanterie als Cavallerie verdorben: dieſe entwöhnte ſich, mit Ordnung und in Maſſen zu attakiren, und jene ward verzagt durch den Wahn, daß ſie feindlicher Reiterei nicht widerſtehen könne. Neben dieſem Tadel gegen Latour ſteht das Lob von Deſaix, der an dieſem Tage commandirte, daß er ſchnelle Faſſung, richtige Beurtheilung des Terrains und volle Kenntniß von der Verwendung der Truppen bewieſen habe. Der General St. Cyr, der mit den 2 Diviſionen des Centrums an die Ammer vorgerückt war, ſcheint durch den Wind verhindert geweſen zu ſeyn, das Feuer des Gefechtes zu hören, dem Feind in den Rücken zu kommen, ſo daß Latour dann gänzlich aufgerieben worden wäre. Ihn rettete der Mangel an „mehrerem Einverſtändniß zwiſchen den Generalen der franzöſiſchen Armee, welches durch die Stimmung, die Thätigkeit, die Energie des Commandirenden hervorgebracht werden muß."

Wie geiſtreich wird der Raſttag, welchen die Sambre- und Maas-Armee am 1 September bei Schweinfurt hielt, als unentbehrlich für ſie gerechtfertigt! wie richtig und ſchön ſind die Worte über die *moraliſche* Schwächung des Soldaten durch einen Rückzug, und wie wahrhaft und beſcheiden iſt, die innere Schwäche eines Feindes zu beſc[illegible]en, über welchen man glorreich ſiegen will!

Am 2. September Morgens ſetzte ſich Jourdan auf der Heerſtraße von Schweinfurt nach Würzburg in Bewegung, vor welcher Stadt, wie er erkundet hatte, die Oeſterreicher angekommen waren. Die Gegend dort iſt in jeder Rückſicht zu einem Schlachtfeld geeignet: ſie gewährt eine ausgebreitete Manövrirfähigkeit und den Gebrauch aller Waffen. Bei Entwickelung der franzöſiſchen Colonnen kam es ſogleich zu lebhaften Gefechten mit dem öſterreichiſchen Vorderheere. Der Erzherzog hatte den Bericht über Jourdans Abmarſch von Schweinfurt verſpätet erhalten. Ein dicker Nebel bedeckte am Morgen des 3. den Horizont, und verdeckte die Bewegungen der Oeſterreicher. Der Feldherr Sztarrey, der das Vorderheer commandirte, ſtand, als der Erzherzog bei ihm ankam, in Colonne bei den Anhöhen von Lengfeld in den Schluchten, auf einen Büchſenſchuß von der feindlichen Stellung in Nebel verhüllt, „entſchloſſen, ſie anzugreifen, ſobald der Himmel ſich aufheitern würde. Ein kraftvoller Entſchluß, der ſich auf richtige Berechnung gründete. Das Unerwartete der Unternehmung verbürgte um ſo mehr den guten Erfolg, als die franzöſiſche Poſition auf den Anhöhen dieſſeits Lengfeld keine Tiefe, folglich nicht viel Stärke hatte.“ — So wurden auch, als ſich der Nebel verlor, die überraſchten Feinde von den Anhöhen geworfen, und vermogten nicht, durch wiederholte Angriffe ſie wieder zu erobern.

Championnet machte anfänglich Fortſchritte gegen das öſterreichiſche Centrum; doch hemmte ihn die Bedrohung ſeiner rechten Flanke von den gewonnenen Anhöhen vor Lengfeld. Auch fehlte es den Anordnungen der Franzoſen überhaupt an Einklang, und Kray, welchem der öſterreichiſche Oberfeldherr den Uebergang über den Main, und den Marſch rechts gegen Proſſelsheim befohlen hatte, ſollte durch ſeine Richtung die feindliche Stellung überflügeln und in Flanke nehmen. Wartensleben, der mit 8 Grenadier-Bataillons und 24 Cüraſſier-Escadrons nachfolgte, und beordert war, ſich ſo ſchnell als möglich an den rechten Flügel von Sztarrey zu ſchließen, hatte ſich, der tapferſte Veteran, an der Spitze der Cavallerie in den Main geworfen. Sein ſchnelles Anrücken durchkreuzte Jourdans Anordnungen. Seine Cavallerie ließ der Erzherzog in einem Treffen gegenüber der franzöſiſchen aufmarſchiren, und dieſe durch einen Angriff bedrohen, bis die nachfolgende Infanterie herangekommen war. „Er ſtrebte nach größeren Reſultaten, als die von einer iſolirten Cavallerieattake zu erwarten waren, und wollte das Schickſal des entſcheidenden Tages keinem ſo precären Unternehmen überlaſſen.“

Als die Tete der Grenadier-Colonne ankam, ließ der Erzherzog ſie in zwei Treffen aufmarſchiren, und indem die franzöſiſchen Cüraſſiere beſchäftigt waren, ſich zu formiren, ließ er ſie durch ſeine Reiterei angreifen. Es kam zu einer eigentlichen Cavallerie-Schlacht, und entſcheidend war, daß die Oeſterreicher, als die ganze feindliche Reiterei im Handgemenge, alſo in Unordnung war, noch 12 Escadr. Cüraſſiere der Reſerve geſchloſſen im Trab ſich auf dieſelbe ſtürzen ließen. Sie floh zerſtreut bis hinter ihr Fußvolk. Weil dieſes nur in einem Treffen aufmarſchirt war, ſah es ſeine Linie durchbrechen und ſeine Flanke entblößt, ohne ſie wieder herſtellen zu können. Jourdan befahl den allgemeinen Rückzug, der Erzherzog eine Vorrückung auf ſeiner ganzen Linie. Die Verfolgung that den Franzoſen viel Abbruch, bis die Dämmerung ſie beendete. Als die vorzüglichſten Früchte des Sieges ſind hier angegeben: „die Behauptung der kürzeren Communication an den Rhein und der Marſchdirection in die Flanke des Feindes, ſeine Zurückwerfung auf eine unvortheilhafte Rückzugslinie, und ein tiefer Eindruck auf die Stimmung der geſchlagenen Armee.“ Jourdan verlor die Schlacht, weil er ſich weit in einer einzigen Linie ausdehnte; daher die geringe Kraft ſeines Angriffs und die Durchbrechung des Treffens durch eine Cavallerieattake. Auch der Erzherzog hatte ſeine Truppen zu ſehr getrennt, ein Raſttag hielt ihn zu weit entfernt von Sztarrey, und er ſetzte dadurch die Hälfte ſeiner Armee der Gefahr aus, von einem entſchloſſeneren und raſcheren Feinde, als Jourdan, vor ſeiner Ankunft aufgerieben zu werden. Der Umſtand, daß Reiterei die Schlacht entſchied, wird Anlaß zu den lehrreichſten Gedanken über die Benutzung dieſer Waffe. Infanterie wirkt ſelbſtſtändig, auf welchem Terrain ſie ſeyn mag; die Wirkung der Cavallerie iſt bloß offenſiv, und hängt von dem größten Grade der Anſtrengung und Schnelligkeit der Pferde ab. Es bedarf dazu progreſſiver Bewegung, alſo einer hinreichenden Entfernung der Reiterei von dem Punkte, wo ſie nützen ſoll. Die höchſte Anſtrengung der Kraft erſchöpft, und daher muß eine gelungene Cavallerieattake, wenn ſie bewährt nutzen ſoll, wenigſtens durch ein zweites friſches Treffen unterſtützt werden. Das erſte Treffen muß die Carriere ſpät genug beginnen, um mit voller Gewalt auf den Feind zu ſtoßen; die folgenden Treffen müſſen in ihrem Trabe nicht zu entfernt bleiben. Der General, dem der Oberfeldherr die Anführung der Cavallerie in der Schlacht übergiebt, darf ſich ſchlechterdings nicht zu einem vertheilten Beiſtand mit ihren Bruchſtücken verleiten laſſen: denn ſie muß im Augenblick ihrer Wirkung mit ihrer ganzen Maſſe auf den angemeſſenen Punkt eilen. Gewöhnlich vertheilten die öſterreichiſchen Generale die Reiterei unter die Infanterie: „letztere verlor von ihrer Selbſtſtändigkeit, und erſtere entſchied die Schlachten nicht.“

Jourdan ſah ſogleich ein, daß ſeine Niederlage die ſchleunige Entſetzung von Mainz nach ſich ziehe: denn zwiſchen Würzburg und Caſſel war keine feſte Stellung, die früh genug vor dem Feinde erreicht und behauptet werden konnte. Die geſchlagene Armee hatte nur die Rückzugslinie an die Lahn, und der Erzherzog wählte den Marſch auf der Heerſtraße nach Aſchaffenburg, der ihn ſchneller zum Ziel führte, als eine Verfolgung des Feindes auf dem Fuße, wozu leichte Truppen hinreichten. Bei ſeiner Ankunft in Frankfurt ſah er eine Hauptabſicht, die Entſetzung der wichtigſten Feſtungen am Rhein, ſchon erreicht. Da die öſterreichiſchen Garniſonen derſelben ſtärker waren, als die ſie bisher belagernden Corps, ihr ſiegreicher Oberfeldherr in der Nähe ſtand, das Landvolk es mit ihnen hielt, und im Odenwalde bei Philippsburg und ſonſt bewaffnet war: ſo blieb die Unthätigkeit der Feſtungs-Commandanten, die dem Feinde keinen Abbruch thaten, um ſo tadelnswürdiger. Sie waren von einander unabhängig, und Jeder ſann nur darauf, die ihm anvertraute

Feſtung zu behaupten. Der Erzherzog tadelt ſich, daß er, als er den Rhein verließ, die Garniſonen der einander ſo nahen feſten Plätze nicht als ein Armeecorps anſah, einem General untergeordnete, und mit Allem verſorgte, was ſie ſchlagfertig im Felde machte. So deuten uns große Winke an, wie dieſer Feldherr ſeinen gegenwärtigen Standpunkt in Mainz nehmen würde.

Latour und Moreau blieben bei ihrem alten Syſtem. Jener zerſtreute ſeine Macht in einzelne Poſten von der Donau bis an die Gebirge Tyrols; dieſer begnügte ſich, durch Poſtengefechte nach und nach Terrain zu gewinnen. Er wollte nun bei Freiſing die Iſer paſſiren, und in der Mitte durchbrechen, ohne Stütze für ſeine Flügel. Latour konnte durch Ingolſtadt, Frelich aus dem Tyrolergebirge auf ſeine Flanken fallen. Drang er gleichwohl vor, ſo ward ſeine Offenſive immer ſchwächer, weil ſeine Flanken immer länger wurden, und die Oeſterreicher, die in demſelben Maß ſtärker wurden, konnten ihn ohne Zweifel, indem ſie Verſtärkungen aus dem Inneren, aus den Beſatzungen an ſich zogen, am Inn oder an der Enns aufhalten. Rechnet man hiezu noch, daß ihn ſchon, als er in Baiern vordringen wollte, die Kunde von Jourdans Niederlage und Rückzug umſchwärmte: ſo muß man dem hier gefällten Urtheile beiſtimmen, daß Klugheit und Vorſicht, die bisher jeden Entwurf, jede Bewegung Moreau's charakteriſirten, hier nun ganz bei ihm vermißt werden. Vielleicht wollte er bei den feindlichen Generalen Beſorgniß für Oeſterreichs Grenzen erregen, und ihnen mittlerweile von Freiſing aus zuvorkommen? „Ein kluger General benutzt die Mißgriffe ſeines Feindes ſchnell und mit Thätigkeit;

aber einen Plan auf die Vorausſetzung zu gründen, daß der Feind Fehler begehen werde, bleibt immer ein Wageſtück.“

Gleichwohl wird man faſt geneigt, dieſen ſo gegründeten Tadel zurückzunehmen, wenn man die ungeheuern Blößen ſieht, welche beſonders Latour dem franzöſiſchen Feldherrn gab. Ungeachtet aller Belehrungen und Weiſungen des Erzherzogs, und wiewohl ihn dieſer in ſeinen ganzen Plan eingeweiht hatte, beharrte der Feldzeugmeiſter bei dem Wahn, daß er Oeſterreichs Grenze durch einen Cordon, und ſeinen Rückzug von der Iſer an den Inn decken müſſe. Der General Nauendorf verweigerte ihm ſchlechterdings den gemeinſchaftlichen Rückzug nach Oeſterreich, und erklärte beſtimmt, daß er nicht von der Donau weichen, und vom rechten Ufer verdrängt, ſich über Regensburg auf dem linken aufſtellen werde. Der Erzherzog hatte ihn zum Glück unabhängig von Latour gemacht; aber warum gab er dem fähigeren General nicht das Hauptcommando? Er antwortet ſelbſt darauf, daß Nauendorf nur General-Major war, an Rang alſo unter allen bei der Kriegsmacht in Baiern angeſtellten Feldmarſchall-Lieutenants, und der Oberfeldherr eine ſo plötzliche Umſtoßung der verjährten Dienſtordnung nicht auf ſich nehmen konnte.

Inzwiſchen lag dieſem ob, die Sambre- und Maas-Armee auch von der Lahn zu entfernen, damit ſie nicht früher wieder operiren könne, als bis er ſich gegen Moreau gerichtet, und auch ihn zum Rückzug gezwungen hatte. Gelang dieß nicht: ſo gerieth er früher oder ſpäter in die ſchrecklichſte Lage zwiſchen den beiden franzöſiſchen Heeren. Zum Unglück hatte die Sambre- und Maas-Armee ſo ungemeine Verſtärkungen erhalten, daß der öſterreichiſche Oberfeldherr für ſehr mißlich hielt, ſie durch eine Schlacht von der Lahn entfernen zu wollen. Durch ein Manöver ſollte es geſchehen, und er bauete ſeinen Plan auf die Bedächtlichkeit und die taktiſchen Grundſätze des Gegners. Er wollte denſelben in ſeiner hohen Meinung von der Wichtigkeit der Gegend Wetzlars beſtärken, durch Demonſtrationen ſeine ganze Aufmerkſamkeit dort hinziehen, unterdeſſen ſich raſch gegen Limburg wenden, daſelbſt durchbrechen, auf die Communicationslinie des Gegners vorrücken, und ihn dadurch zum ſchnellen Rückzug zwingen. An ſich war es gewagt, auf Limburg zu marſchiren, indem der Feind bei Wetzlar concentrirt in der rechten Flanke und an dem Debouché einer Straße ſtand, die ihn eben ſo ſchnell auf die Rückzugslinie der Oeſterreicher brachte, als dieſe Limburg erreichten. Allein der Erzherzog verließ ſich auf die Unentſchloſſenheit und die geringe Schnellkraft Jourdans, und ſeine Kühnheit ward mit Erfolg gekrönt, wiewohl er ſich vorwirft, weniger kühn, als ein ſolcher Entwurf es erfodert, ihn ausgeführt zu haben. Jeder Zug in der Entwickelung des Manövers ſelbſt iſt belehrend; und wie wahr, daß eine Demonſtration nie mehr wirkt, als gegen einen geſchlagenen Feind, den die Ueberzeugung von der moraliſchen Ueberlegenheit des Gegners auf jeden Umſtand argwöhniſch macht, und der gekränkte Stolz, mit dem Gefühl der Ohnmacht verbunden, leicht ſo täuſcht, daß ihm ein geringer Vortheil wie ein glänzender Sieg erſcheint. So erklärte ſich, wie Jourdan glauben konnte, der Erzherzog würde fünf Tage hindurch nur einſeitige Angriffe bei Gießen unternehmen, wenn ſeine Abſicht wirklich auf dieſen Punkt ging. Vom General Marceau, der die Poſition bei Limburg tapfer vertheidigte, ſpricht unſer Geſchichtſchreiber mit Achtung. „Durch einen langſamen, klugen Rückzug, heißt es von ihm, und durch mehrere mit Entſchloſſenheit beſtandene Gefechte deckte er die Bewegungen ſeines oberſten Feldherrn;“ und als er ſchwer verwundet in die Hände der Oeſterreicher gefallen war, und nach einigen Tagen ſtarb: „Frankreich verlor an ihm einen talentvollen, kräftigen jungen Mann.“

Der Erzherzog bezog am 22. Sept. eine Stellung bei Uckerath, indem die Franzoſen ſich allgemein zurückzogen und über den Rhein gingen, wo Beurnonville das Commando Jourdans übernahm. Schnell konnte die Sambre- und Maas-Armee wieder organiſirt werden, und der öſterreichiſche Feldherr wagte nicht, das Gegentheil zu hoffen; doch ſah er bald aus den Anſtalten ihres jetzigen Obergenerals, daß die Ruhe am Niederrhein nicht ſobald unterbrochen werden dürfte. Er hinterließ bei Uckerath 24,000 Mann Infanterie und 8500 Pferde, unter dem Feldmarſchall-Lieutenant Werneck, und zog ſelbſt mit 12,000 Mann Infant. und 4000 Pferden zur Operation gegen Moreau.

Dieſer hatte endlich ſeine Armee bei der Donau zuſammengezogen, und ſich zu einer rückwärtigen Bewegung beſtimmt. Seine lange Operationslinie fand nur in den Engpäſſen des Kinzig- und Höll-Thales ihre beſchränkten Communicationen mit ihrer Baſis, und auf dieſe beſchloß der Erzherzog zu wirken, um auch ihn über den Rhein zurück zu nöthigen. Den Anfang der Operationen leitete er damit ein, daß er dem Feldmarſchall-Lieutenant Petraſch befahl, mit 9 Bataillons aus den Beſatzungen von Mannheim und Philippsburg, und ihm zugekommener Reiterei gegen den oberen Neckar zu rücken. Derſelbe griff Kehl an, eroberte es, ſeine Truppe überließ ſich der Plünderung und dem Trunke, und die Franzoſen benutzten dieſe Unordnung, um Kehl wieder zu erobern. Nun mußte der Brückenkopf immer berennt bleiben, und hinderte die Verwendung größerer Kräfte gegen Moreau, welchen Latour gegen Neuburg verfolgte, gegen welchen Nauendorf, durchdrungen von der überwiegenden Wichtigkeit des linken Donau-Ufers, über Gumelding an der Altmühl operirte. Seine Bewegungen, die nicht bloß auf die Truppenzahl, womit er ſie ausführte, berechnet ſchienen, erregten vorzüglich dem feindlichen Obergeneral Beſorgniß vor einem combinirten Manöver, ſo daß er nun den Rückzug an die Iller beſchloß. In ſeiner Unzweckmäßigkeit erreichte er ſie auf unnützen Märſchen endlich nach acht Tagen, da er ſie aus ſeiner Aufſtellung bei Neuburg in vier Märſchen gewinnen konnte. Jetzt erſt fühlte er die Wichtigkeit des Poſtens von Ulm, des letzten Uebergangspunktes für eine aufwärts der Donau manövrirende Armee, um in der kürzeſten Richtung an den Neckar zu gelangen. Es kam durch ſeine Fehlgriffe dahin, daß ihm der Feind die Epochen und den Weg ſeines Rückzuges vorſchreiben konnte. Vereinigten ſich Latour und Nauendorf, nachdem Ulm von Deſaix geräumt war, und beide dann wiederum in forcirten Märſchen mit dem General Petraſch, der an den Neckar vorgerückt war, ſo waren ſie ſtark genug, um von Moreau den Rückzug durch das Höllthal zu erzwingen. Die Uneinigkeit zwiſchen ihnen hielt aber ihre Kräfte zerſplittert, und ſo manövrirte der Feind, wenn gleich ſtets in einer falſchen Richtung, ohne verderbliche Folgen, weil er ſeine Kräfte vereinigt hielt, was ſein größtes Verdienſt auf dem Rückzuge war. Bei Biberach ſtieß Latour auf ihn, in der Abſicht, ihn durch dieſe Bewegung gegen Stockach und die Schweiz zu drängen. Eingenommen von dieſer Anſicht, ſah er bei dem franzöſiſchen Heere nichts als Rückzug, und nahm eine Stellung, in welcher er weder ein Gefecht anbieten, noch annehmen durfte. In zwei Hälften hatte er ſein Corps getheilt, von welchen jede auf beiden Flanken Blöße gab, ohne Stütze auf ihren Flügeln, das Defilé der Riß im Rücken; für beide war die Paſſage von Biberach der einzige Rückzug; ſie hatten keinen Centralpunkt, und wollten ſie ſich unterſtützen, ſo öffneten ſie dem Feinde den Weg auf Biberach in ihren Rücken. Moreau war zu ſehr von Latour eingeladen, ihn zu ſchlagen, als daß er es unterlaſſen durfte, aber er hätte es ſchon am 1. Oktober thun ſollen, denn er hätte dadurch einen Tag gewonnen, was in ſeiner Lage viel war. Am 2. Oktober ward der Feldzeugmeiſter ſo geſchlagen, daß er ſich den Tag darauf bis hinter den Rottambach bei Erlenmoos zurückzog, aus Furcht, noch einmal geſchlagen zu werden. Ungeſtört von ihm verfolgte Moreau ſeinen Marſch, welchen er über Neuſtadt auf das Höllthal richtete, anſtatt den Rückweg durch das Kinzigthal zu wählen, der viel mehr Freiheit der Bewegung geſtattete, und den Marſch in mehreren Colonnen, ſo daß die längere Strecke ſo ſchnell, als das kürzere, durch ſteile Berge auf beiden Seiten beſchränkte Defilé des Höllthals zurückgelegt werden konnte.

Wäre er unterrichtet und kraftvoll geweſen, ſo hätte er ſich nach dem Siege bei Biberach ſchnell auf Rothweil gewendet, die iſolirten zwei öſterreichiſchen Corps auf das linke Neckarufer geworfen, und wäre auf den Erzherzog gefallen, deſſen Kräfte in einem weiten Kreiſe um die franzöſiſche Armee aufgelöſt waren. Unſer Geſchichtſchreiber tadelt ſich, daß er zu wenig Truppen von Uckerath mitnahm, die Richtung im Rheinthal wählte, und zu langſam verfolgte, und drittens, daß er nach beendeter Operation am Niederrhein nicht für ſeine Perſon mit der Poſt an die Donau eilte, und dort das Obercommando übernahm. Er zweifelte nicht, als er die Richtung des Findes nach dem Rheinthal in Erfahrung brachte, daß Moreau eine entſcheidende Schlacht liefern werde, um gegen Kehl durchzubrechen. Die dreißig tauſend Mann, mit welchen der Erzherzog im Rheinthale ſtand, konnte der Obergeneral mit ſeinen vier Diviſionen und der Reſerve eher ſchlagen, als die entfernteren und im Gebirge vertheilten Oeſterreicher zu ihrem Feldherrn geſtoßen waren. Allein derſelbe zauderte, und dieſer letzte ſammelte raſch ſeine Kräfte, und ergriff, obwohl noch ſchwächer, als Moreau, doch die Offenſive. „So wie die Vereinigung der Kräfte einen entſchiedenen Vortheil über den Feind gewährt, der die ſeinigen vertheilt, ſo verſchafft ein ſchneller, raſcher Entſchluß und die Initiative der Bewegungen das größte Uebergewicht über den Zweifler."

Als ſich beiderſeitige Oberfeldherren im Rheinthale einander näherten, wurde Waldkirch für beide der entſcheidende Punkt ihrer Operationen. Schon am 18. Oktober wollte der Erzherzog angreifen, aber das Corps von Latour kam den 17. zu erſchöpft an, als daß ihm nicht ein Raſttag verſtattet werden mußte. Moreau blieb ruhig, und die Lage der Oeſterreicher beſſerte ſich täglich. Doch wartete er am 19. den Angriff nicht ab, ſondern eröffnete ihn ſelbſt mit einem Theil ſeines Centrums. Von der Umgehung der linken Flanke des Feindes hatte General St. Cyr Alles erwartet, und vergeſſen, daß er ſelbſt umgangen werden konnte. Indem er auf Bleibach gegen das Gros von Nauendorf vorrückte, fiel ein Detachement, welches dieſer auf Siegelau beordert hatte, über die Höhe von Kollenau den Franzoſen in Flanke und Rücken. Sie mußten zurückweichen, Nauendorf ſtürzte ihnen nach, und ſchlug ſie auch aus ihrer neuen Stellung hinter Waldkirch. Auf einem anderen entſcheidenden Punkte, bei Emmendingen, wo eine Diviſion des franzöſiſchen Centrums ſtand, waren die Fortſchritte der Oeſterreicher nicht minder glücklich, und nachdem das Treffen bis gegen Abend gedauert hatte, zog Moreau ſeine ganze Armee in die Waldungen von Rimburg zurück. Der Erzherzog verfolgte ihn die nächſten Tage mit Ueberlegenheit. Noch immer ſchien der Obergeneral nicht beſtimmt, das rechte Rheinufer ganz zu räumen. Deſaix mußte mit zwei Diviſionen bei Breyſach überſetzen, und war beordert, nach Kehl zu marſchiren, und von da aus eine kräftige Diverſion in dem Rücken der Feinde zu machen, indem Moreau die feſte Stellung bei Schliengen beziehen wollte. Dieſer Entwurf war auf eine ganz falſche Berechnung gegründet, denn Deſaix hatte einen längeren Marſch von Breyſach nach Kehl, als der Erzherzog von Emmendingen nach Schliengen, dem alſo eine Diverſion von jenem nicht mehr beikommen konnte. Moreau hatte ſich durch die Detachirung nur geſchwächt, als ihn ſein Gegner am

24. Oktober in der ungemein feſten und ſchönen Stellung bei Schliengen angriff. Die Beſchreibung derſelben gehört zu den vortrefflichſten Gemälden des Terrains in dieſem reichen Werke. Aus ihr ergiebt ſich, daß der linke Flügel der Franzoſen gar nicht, und das Centrum nur ſehr ſchwer angegriffen werden konnte. Dem rechten war auf dem gleichwohl waldigen und unwegſamen Bergrücken eher beizukommen, und ein glückliches Ereigniß auf dieſem Punkte gab wichtige Reſultate. An der Vertheilung der franzöſiſchen Truppen wird getadelt, daß eben dieſer rechte Flügel unverhältnißmäßig ſchwach beſetzt wurde, indem der linke, von der Natur geſchützt, ſich durch eine Diviſion und die rückwärtige Cavallerie hinlänglich halten konnte. Der Erzherzog griff in der Frühe des 24. Oktobers an. Seine vierte Colonne, unter Nauendorfs Befehl, hatte den härteſten Kampf zu beſtehen. Sie ward auf den Höhen vor Sitzenkirchen, welche die Oeſterreicher am vorigen Abend beſetzt hatten, von den Franzoſen angegriffen, zurück- und endlich aus dem Dorfe ſelbſt hinausgeworfen. Hinter demſelben zog Nauendorf Verſtärkungen an ſich, und nach mehrmaligem fruchtloſen Angriff ſiegte er ob, und jagte den Feind in die Schlucht von Candern. Dort und in den vorliegenden, mit Waldung umgebenen Bergen begann er ein neues heftigeres Gefecht, und zuletzt gelang ihm der Angriff auf beiden Flügeln und in der Front zugleich. Mit ſinkendem Tage waren die Franzoſen aus Candern ſelbſt hinausgeſchlagen. So hatten ſich die Oeſterreicher durch Erringung der Höhe von Sitzenkirchen und der Schlucht von Candern erſt den Weg zum entſcheidenden Angriff gebahnt, aber die eigentliche Stellung des Feindes weder in die Flanke genommen,

noch im Rücken bedroht. Das Reſultat dieſes Tages bewies, daß Moreau in derſelben keine entſcheidende Niederlage zu fürchten brauchte, und doch verließ er ſie in der Nacht, defilirte am folgenden Tage und in der Nacht darauf über die Brücke bei Hüningen, und der Erzherzog war zufrieden, ſeinen Zweck erreicht und den Feind aus ſeiner feſten Stellung ſo wohlfeil auf das linke Rheinufer gebracht zu haben.

Der Plan des franzöſiſchen Feldherrn ging nun dahin, die Brückenköpfe von Kehl und Hüningen zu vertheidigen, ſo wie des öſterreichiſchen Abſicht auf Eroberung derſelben; denn er konnte ohne dieſe ſeinem Heere die Winterquartiere, deren es nun im November ſehr bedurfte, auf dem rechten Rheinufer nicht ſichern. Gleichwohl grenzte die Eroberung von Kehl faſt an das Unmögliche. Ehe es fallen konnte, mußte die feindliche Armee vom jenſeitigen Ufer entfernt werden, und die Communicationsbrücken der Franzoſen konnte man dieſſeits nicht mit Wirkung beſchießen, als bis die Batterieen auf 250 Klafter von den Außenwerken des Forts errichtet waren. Immer friſche Verſtärkungen, Geſchütz, Munition, Lebensmittel ſtanden dem Feinde in Fülle zu Gebot. Von allem dieſen das Gegentheil bei den Oeſterreichern. Durch das Terrain zur Vertheilung, zur Aufſtellung in einem halben Kreiſe gezwungen, waren ſie auf dem ſumpfigen Boden ohne irgend eine Hoffnung auf Raſt und Ruh. Da war dem Erzherzog der Antrag von Moreau willkommen, daß beide Armeen durch einen Waffenſtillſtand, nach welchem der Rhein ſie trennte, zu ruhigen Winterquartieren gelangen ſollten. Oeſterreichs Staatsintereſſe konnte dabei unendlich gewinnen. „Als

Feldherr im ganzen Sinne des Worts hatte Bonaparte“ auch die neue öſterreichiſche Armee, die Mantua retten ſollte, in Trümmer verwandelt. Ward Moreau's Antrag angenommen, ſo konnte der Erzherzog mit kernhaften, auf glückliche Ereigniſſe ſtolzen Truppen nach Tyrol eilen, und noch zur rechten Zeit Mantua retten, nach deſſen Fall Oeſterreichs ſüdliche Grenze nicht mehr gedeckt war. Auf dem kürzeren Wege durch Tyrol konnte er früher zu ſolcher Beſtimmung gelangen, als die Verſtärkungen, welche der Feind während der Waffenruhe von der Rheinarmee durch Frankreich und Savoyen nach Italien ſenden mogte. Er berichtete ſeine Anſicht nach Wien, und ſetzte ſofort einige Bataillons gegen Tyrol in Marſch. Da kam der Befehl vom Hofe, dieſe Truppen zurückzuziehen, und Kehl zu erobern, was es auch koſte. „Kehl wurde erobert, — aber Mantua fiel.“ Vorzüglich von der Sambre- und Maas-Armee, doch auch von der Rhein- und Moſel-Armee hatten die franzöſiſchen Machthaber groſe Verſtärkungen zu Bonaparte's Heere geſandt.

Die Geſchichte der Belagerung von Kehl, die funfzig Tage dauerte, bis es durch Capitulation den Deutſchen, die bei ihrem Einzug nur einen Schutthaufen fanden, übergeben ward, iſt reich an Lehre und meiſterhafter Darſtellung. Wir heben nur die Bemerkung hervor, daß Moreau über den Anſichten eines Feſtungs-Commandanten jene des oberſten Feldherrn vergaß. Er wollte die Feſtung einzig durch die Vertheidigung ihrer Werke behaupten, und that nichts, um die Aufhebung der Belagerung zu erzwingen. Am 10. Januar 1797 fiel Kehl, und am 5.

Februar ward der Brückenkopf von Hüningen übergeben. Beide Veſten ſind von den Franzoſen mit Tapferkeit und Einſicht vertheidigt worden. „Bloß die gänzliche Abſchneidung und Hemmung der Communication mit dem jenſeitigen Ufer kann einen ſturmfreien Brückenkopf zum Fall bringen; der nur auf einer Seite eingeſchloſſen, von der anderen hingegen unterſtützt wird.“

Einige umfaſſende Blicke beleuchten dann noch den Feldzug von 1797, und der Schluß zeigt noch einmal, wie die genauere Würdigung aller Epochen des denkwürdigen Feldzugs von 1796 in Deutſchland die Wahrheit der aufgeſtellten ſtrategiſchen Lehrſätze bekräftigt.

Wir mußten das ganze Geäder dieſes Werkes darlegen, um ſeine Vortrefflichkeit anſchaulich zu machen, und ſchon dadurch iſt unſere Ausführlichkeit entſchuldigt. Daß es überhaupt Epoche in der Kriegswiſſenſchaft und der Geſchichtſchreibung machen wird, daß ſein Urheber, wegen ſeines Urſprunges, ſeiner Thaten und ſeines Ruhmes, der Stolz der Deutſchen iſt, daß der gegenwärtige große Moment in der Tagesgeſchichte die Wichtigkeit der hier gegebenen Lehren, des hier dargeſtellten Kriegsſchauplatzes noch ungemein erhebt, dieſe und anderweitige Gründe würden vielleicht noch eine größere Ausführlichkeit unſerer Kritik gerechtfertigt haben.

Bei den eigenthümlichen Vorzügen dieſes Werkes, das in ſo vielen Hinſichten ein deutſches Nationalwerk iſt, ſchmerzt den Deutſchen nur Eines. Es iſt ſchon ein großes Ungemach, daß wir für Wiſſenſchaft, Mittel und alle Gegenſtände des Krieges faſt nur franzöſiſche Kunſtausdrücke im Gebrauch haben. Es giebt dafür größtentheils alte, deutſche, kernhafte und entſprechende Worte; ſie ſollen wir emporbringen; ihnen könnte Niemand mehr zu Leben verhelfen, als daß der deutſche Held, Erzherzog Karl, der ſie gewiß kennt aus jener Zeit her, da ſein Ahnherr, Kaiſer Maximilian der Erſte, und Georg von Frundsberg das öſterreichiſche Kriegsweſen zuerſt ſchufen. Leider iſt die ſchöne, treue, einfache, ächt deutſche Sprache dieſes Buches durch einen übermäßigen Schwall von franzöſiſchen Benennungen verunſtaltet.

Dies fällt um ſo unerträglicher, je weniger man ſich, nach Beendigung des Werkes, erwehren kann, den Erzherzog als Feldherrn zu bewundern, und als Menſchen zu lieben, als einem Deutſchen ihm treu ergeben zu ſeyn. Die Nachwelt wird ihn in ſeiner eigenthümlichen Glorie betrachten. Vielleicht nennt ſie nur zwei Feldherren unſerer Tage mit Bewunderung, Ihn und Bonaparte. An wiſſenſchaftlicher und genialiſcher Umfaſſung des Ganzen der Operationen, an Verbindung von Herzensgüte und Schonung mit der Feldherrnfeſtigkeit, wird ſie jenen weit über dieſen erheben, wenn auch der feurige Italiener an Unerſchöpflichkeit der witzigen militäriſchen Combinationen, an ſtets bereiten Impromptüs der Anordnungen und Thaten, den Deutſchen übertroffen haben ſollte.

IX.

Ludwig Timotheus

Freiherr von Spittler.

1816.

Ludwig Timotheus
Freiherr von Spittler *).

(Geboren zu Stuttgardt den 11. Nov. 1752; geſtorben den 14. März 1810.)

1816.

Von der Natur hatte Spittler eine ungewöhnliche Schärfe der Beobachtung und des Urtheils, imgleichen eine lebhafte Einbildungskraft neben einem feurigen Gefühl empfangen. Ohne dieſe Anlagen konnte er weder Hiſtoriker, noch irgend ein Autor werden; ſie aber machten ihn nicht zu dem erſten. Nach ihnen war unentſchieden, ob er vorzugsweiſe Forſcher, oder Dichter ſeyn ſolle.

Indeſſen hatte auch die Natur für jenen in ihm entſchie-

---

*) Benutzt ſind die Nachrichten von Planck (vor Spittlers Kirchengeſchichte 1812), Heeren und Hugo (Berlin 1812) über Spittler, auch die Bemerkungen, vorzüglich der beiden erſten, denen indeß Manches entgegengeſetzt iſt, beſonders nach einem verſchiedenen hiſtoriſchen Standpunkt.

den; denn ſeine Forſchungskraft war überwiegend gegen ſeine Phantaſie. Sie hatte aber auch ſchon entſchieden, daß er als Forſcher nicht die philoſophiſche, ſondern die hiſtoriſche Unterſuchung zu ſeinem Beruf wählen ſolle; denn ſie hatte in ſein Temperament einen gewaltigen Trieb zum praktiſchen Wirken, und in ſeine beobachtende Schärfe einen eben ſo ſtarken für Erforſchung der unmittelbaren Wirklichkeit gelegt. Wenigſtens waren dieſe individuell beſtimmenden Züge ſo herrſchend in dem reifen Mann, daß man nicht befugt war anzunehmen, nur durch äußere Umſtände ſeyen dieſe Triebe in ſeine geiſtige Art gekommen.

Wenn alſo die Natur ſchon ihn nicht bloß zum ausgezeichneten Kopf, ſondern zum Hiſtoriker beſtimmte, ſo wirkte allerdings ein früher Einfluß äußerer Verhältniſſe dazu, daß er als Hiſtoriker den Charakter gewann, wodurch er von allen Uebrigen unterſchieden iſt.

Zur Zeit ſeiner erſten Studien war in ſeinem Vaterlande ein beſonderer Eifer für die Geſchichte deſſelben rege, weil es dort eine Verfaſſung gab, über welche zu forſchen auch für die Gegenwart nicht ohne praktiſche Wirkung blieb. Das natürliche Feuer der Würtemberger, eines Stammes von Deutſchen, der an Gemüthsfülle unter ihnen hervorragt, fühlte ſich von der Sehnſucht unſerer Nation nach einem freien, öffentlichen Seyn um ſo kräftiger gefaßt, als ſie ſchon nicht ohne einige Befriedigung in ihnen geblieben. In jedem Kreiſe ehrenwerther Männer brannte die Flamme des Patriotismus; und je tiefer die Kunde war, die man von der vaterländiſchen Vorzeit beſaß, um ſo höher ſtieg man in der öffentlichen Achtung. Den höchſten Ruf der Art genoß der Hiſtoriker Volz, Vorſteher des Gymnaſiums in Stuttgart, wo Spittler der erſten gelehrten Bildung nachging.

Ein Jüngling von ſo eigenthümlichen Anlagen für die Geſchichte, ward von ſolchen Verhältniſſen auf das innigſte ergriffen, da das gelehrte Studium, welches die unentbehrliche Grundlage des hiſtoriſchen Berufs iſt, ſich ihm ſofort in dem Reiz des praktiſchen Nutzens und der bürgerlichen Ehre zeigte. Von den Schwierigkeiten des hiſtoriſchen Berufs mußte ihm ſein Vorbild eine faſt zurückſchreckende Vorſtellung geben, denn Volz trieb die vaterländiſche Geſchichte auf die einzig würdige Weiſe, wie deutſche Specialhiſtorie gefördert werden kann, als eifrigſter Sammler und kritiſcher Forſcher; aber ein ſo muthiger Jüngling ward dadurch nur mehr geſpornt, und Spittler gewöhnte ſich früh an die Art, wie er bei ſeinem nachherigen Fortſchreiten ſich erſt alle Materialien ſichtete, ehe er die hiſtoriſche Zuſammenſtellung der Begebenheiten und ſeiner Bemerkungen anhub. Schon im ſechszehnten Jahr des Alters excerpirte er Folianten und bemühte ſich um kritiſche Entdeckungen. Wie tief ſich das Ideal ſeines Lehrers ihm eingedrückt hatte, offenbarte ſich nach vielen Jahren noch auf anziehende Weiſe. Als er in ſeiner Geſchichte des ſtändiſchen Ausſchuſſes von Würtemberg die Wichtigkeit darthut, daß keiner zum Mitglied deſſelben ernannt werde, der ſeine Kenntniſſe über vaterländiſche Verfaſſung und Geſchichte nicht vor einer öffentlichen Prüfung erhärtet habe, wie er den Hochmuth verhöhnt, daß man zu alt ſey, um ſich prüfen zu laſſen, verliert er ſich in den Ausruf: ob die Examinatoren einen Canbidaten wie Volz nach der Prüfung nicht mit Ehrfurcht zu Hauſe geleiten würden.

Wenn neben dieſen hiſtoriſch-kritiſchen Studien der Jüngling auch die Alten mit Anſtrengung las, weil er Alles, was ihm vorgehalten ward und worin er neben ſich eifriges Streben Anderer ſah, mit Lebendigkeit faßte, ſo darf man doch vermuthen, daß ihm damals ſchon nicht nur die Dichter, ſondern auch die Geſchichtſchreiber des Alterthums weniger zuſagten. Sie lagen zu fern ab von dem unmittelbar Praktiſchen, von der politiſchen Wirkſamkeit, worauf einmal ſein hiſtoriſches Studium die Richtung genommen hatte; und war gleich das kritiſche Sammeln und Forſchen, welches ihm nicht nur als das erſte Bedürfniß, ſondern auch, mit praktiſchem Nutzen verbunden, als das eigentliche Ziel der Geſchichte erſchien, ihnen bei weitem nicht ſo fremd, als man gewöhnlich glaubt, ſo betrachteten ſie doch wenigſtens ihre vollkommenſten Meiſter in der hiſtoriſchen Kunſt, Sammeln und Forſchen nur als eine Vorarbeit der Geſchichtſchreibung, nur als ein untergeordnetes Geſchäft, wie den praktiſchen Nutzen, ſo hoch ſie ihn anſchlugen und ſo patriotiſch ſie auch ihn bezweckten, nicht als die geſetzgebende Regel des Geſchichtſchreibers; die Darſtellung und die Geſchichte an ſich waren, wie billig, ihr Höchſtes. Zu der Muße der Anſchauung, ohne welche man ſie nimmer tüchtig genießt, hatte Spittler ſchon durch die Richtung ſeiner Jugend die Stimmung eingebüßt, wie auch ſeine Natur ſich nicht dazu neigte.

Mehr vielleicht als die Alten diente das Studium der Philoſophie zu Schärfung und Belebung ſeines hiſtoriſchen. Die Leibnitz-Ploucquetſche Weltweisheit blühte um ihn her, und ſein natürliches Talent für die Forſchung, war es gleich durch Anlage und Geſchick der Hiſtorie geweiht, trieb ihn, vereint mit den Bedürfniſſen ſeines feurigen Gefühls und dem Durſt aller edlen Seelen nach metaphyſiſcher Erkenntniß, zu der logiſchen Anſtrengung, wodurch man Schätze des Wiſſens, den Sterblichen ſtets unerreichte, in der Jugend zu erringen hofft. Gleichwohl darf man auf die Frucht ſeiner philoſophiſchen Studien für ihn als Hiſtoriker nicht zu viel geben. Daß er als ſolcher über ſeine Einbildungskraft und ihre Täuſchungen Meiſter war, rührte ſchon von der untergeordneten Rolle her, welche der letzten in ſeinen natürlichen Anlagen gegen ſeine Forſchungskraft angewieſen war, und die natürliche Logik, ihm mit Auszeichnung angeboren, leitete ihn ohne das philoſophiſche Studium auf richtige Erkenntniß, auf die weſentlichen Punkte, ſo wie ſein natürlicher Trieb zum Praktiſchen und ſeine Gewöhnung durch Vorbild und Verhältniſſe auf das Praktiſche in der Geſchichte.

Aeußere Umſtände beſtimmten ihn zu der theologiſchen Laufbahn, wozu Neigung allein ihn ſchwerlich gebracht hätte; das politiſche Streben des Staatsmannes war ihm durch die würtembergiſche Geſchichte vor Allem bedeutend und angenehm geworden. Indeß mochte ihm die Theologie, als eine durchaus hiſtoriſche Wiſſenſchaft, keineswegs unwillkommen ſeyn, und gerade von er Seite, wo ſie einzig vollgültig verſtanden werden kann, von er Kirchengeſchichte aus, ohne deren Licht ſie eine ſeelenloſe Reihe von Dogmen iſt. Für das kritiſche Sammeln in jener, wodurch bereits ſo großer Ruhm erworben war, gab es ohne Zweifel noch eine Nachleſe von Entdeckungen, die eben deswegen einen überraſchenden Ruhm verſprachen. Außerdem iſt das Syſtem, mit deſſen Entwickelung und Fehden ſie ſich beſchäftigt, noch in praktiſcher Wichtigkeit, und die Unterſuchungen über ſeine Schickſale machten bei dem damaligen Zeitgeiſt mehr Eindruck und Glück, als bei dem heutigen.

Auf die Art entſprach das kirchenhiſtoriſche Studium ſowohl der Natur des Jünglings, als ſeiner ſchon genommenen Richtung. Seine erſten literariſchen Arbeiten, ſämmtlich aus dem Felde der Kirchengeſchichte, verkündeten ſowohl jene Richtung, als ſeine Naturbeſtimmung zum hiſtoriſchen Forſcher, und alle waren zugleich der Art, daß ſie den ungemeinen kritiſchen ſchen Trieb dieſes Geiſtes zur Verfolgungvon Irrthümern, ſelbſt wohl ein zu leidenſchaftliches Forſchen, lange für bewähret gehaltene Sätze umzuwerfen, dem Kundigen verriethen. Aber in ſeinen Unterſuchungen des ſechzigſten Laodicäiſchen Canons, ſeiner Geſchichte des Kelchs im Abendmahl, des canoniſchen Rechts bis auf die Zeiten des falſchen Iſidors, und andern ähnlichen Abhandlungen, fand er keinen Anlaß und keine Verführung, zugleich die Gährung zu verrathen, die in ſeinem Gefühl, ſeiner Einbildungskraft, ſeinem Geſchmack war. Indem man ſeinen gelehrten und kritiſchen Scharfſinn preiſen mußte, bemerkte nur ein tiefer Kenner an wenigen Spuren, daß er auch ſeine Phantaſie bei ſeiner Arbeit hatte zügeln müſſen.

So vermied er bei ſeinem erſten Auftreten in der gelehrten Welt freilich manchen Anſtoß, den er unfehlbar durch Bearbeitung mehr hinreißender Gegenſtände der Hiſtorie gegeben hätte; doch ahnete man auch nach ſeinen erſten Schriften noch nicht, welche Fülle von Geiſt und vielſeitiger Kraft in ihm zuſammengedrängt war.

Sie zeigte ſich zuerſt in ſeinem Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche, den er zu Göttingen verfaßte, wohin er wegen ſeines ſeltenen Vereins von Scharfſinn und Gelehrſamkeit im Jahr 1779 als ein Lehrer berufen war, welchem in der Zukunft der Vortrag der Kirchen- und Dogmengeſchichte vorzugsweiſe anvertraut werden könnte.

Man hat dieſes Werk mit Recht die Blüthe ſeines Geiſtes genannt. Von einem hiſtoriſchen Stoff, welcher auch einer großen ungelehrten chriſtlichen Geſammtheit beinahe für den wichtigſten galt, und über welchen Jahrhunderte geforſcht hatten, waren hier zum erſtenmal die pragmatiſchen Hauptpunkte in der Kürze zuſammengeſtellt, mit einer ſo lichten Ueberſchauung des Ganzen, daß auch der Kenner der Kirchengeſchichte davon überraſcht wurde, mit einer Freimüthigkeit, welche dem Zeitgeiſt in dem vorletzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts inſonderheit zuſagte, und zugleich mit einer ächthiſtoriſchen Mäßigung des Urtheils, die nirgend verletzen durfte. Auch freuten ſich die Zeitgenoſſen, das mit übertriebener Härte verſchrieene Dunkel des Mittelalters hier plötzlich dem Auge nahe gerückt, und gerade von der kirchlichen Seite her milder beleuchtet zu ſehn. Unwiderſprechlich war, daß wenigſtens in Deutſchland noch Keiner einen ſo ſchwierigen hiſtoriſchen Gegenſtand von ſolchem Umfang, mit ſolcher Zweckmäßigkeit in Anordnung, Auswahl der Thatſachen, zu behandeln gewußt und in ſo lebhafte Sprache gekleidet hätte.

Eine ſehr anziehende Eigenthümlichkeit des Buchs feſſelt überdies, daß es nämlich ſo hell, und ſo räthſelhaft dunkel zugleich iſt. Von der klaren Entwickelung der kirchlichen Verhältniſſe und damit parallellaufenden Lehren iſt man entzückt, indem daneben das bedeutſame Anwinken, halbe Verſchweigen ſo vieler Dinge, um ſo mehr ſpannt, je zuverſichtlicher man dieſem Geiſte zutraut, daß er Alles in Klarheit ſah, auf nichts deutete, was er nicht wußte, und ſeine Urſachen haben mogte, warum er etwas verſchwieg. Man vergißt, daß wenigſtens die nächſte Urſache davon eine ſehr einfache war: über den Grundriß ſollten Vorleſungen gehalten werden, und für ſie hatte der Verfaſſer das volle Licht aufgeſpart. Zu einer tieferen, die in Spittlers Charakter als Hiſtoriker lag, führt weiter unten die Entwicklung deſſelben.

Bemerkt iſt, daß er mit Schüchternheit und verwickelt in Schwierigkeiten des äußern Vortrags den Lehrſtuhl betrat, daß er längere Zeit, wie Demoſthenes, Hinderniſſe ſeiner Natur beſiegen mußte. Allein er ſelbſt hat wenigſtens in vertrauten Geſprächen über Vortrag von dem hiſtoriſchen Lehrſtuhl nicht erwähnt, daß es ihm ſauer geworden ſey, zur Meiſterſchaft darin zu gelangen. Seine Naturgabe zum mündlichen Vortrag war glänzend; der hiſtoriſche Gegenſtand, mit dem er ſich beſchäftigte, ſtellte ſich ſeinem Gedächtniß und Urtheil nicht nur, ſondern ſeiner Einbildungskraft mit der ſicherſten Gegenwart dar;

eine hohe Geſtalt unterſtützte, was er ſprach, und ſeine überaus nachdenkende, lichte und kühn aufſtrebende Stirn, ſein ſchönes blaues Auge von unendlicher Schärfe, worüber man ſein zu blondes Anſehn bei den beſtimmten und feinen Geſichtszügen vergaß, vergegenwärtigten, was ſeine Lippen erzählten.

Bei ſolchen Anlagen zum öffentlichen Vortrag empfand ein ſolcher Geiſt, mogte er ſich gleich durch theologiſche Sitte und unter den Kirchenvätern an einige Schüchternheit gewöhnt haben, keine weſentliche, als weil er entweder über die Methode des Vortrags mit ſich ſelbſt noch nicht einig war, oder hauptſächlich, weil er überhaupt die innere Freiheit noch nicht ganz durch eine äußere Beſtimmung gewonnen hatte, zu welcher ſeine Neigung und ſein Talent ihn vornehmlich eigneten. Die auffallende Umwandlung des mündlichen Vortrags von Spittler, die einer Beſiegung natürlicher Schwierigkeiten ohne Grund zugeſchrieben wird, fällt zuſammen mit dem Zeitpunkt, wo er ſich von den Lehren der chriſtlichen Kirche mit entſchiedener Vorliebe zu der Geſchichte ihrer politiſchen Verhältniſſe gewandt hatte, und ſich von der Kirchenhiſtorie bald losriß, um zu der politiſchen überhaupt überzugehn.

Von da an glänzte er als hiſtoriſcher Lehrer, und bei allen Vorzügen des friſchen männlichen Jugendgeiſtes in ſeinem Grundriß der Kirchengeſchichte, kann man nicht in Abrede ſeyn, daß ſeine Werke von dieſer Epoche an, über deutſche Specialhiſtorie und die europäiſche Staatengeſchichte, doch eine reifere und auf den hiſtoriſchen Geiſt unter uns ungleich einflußreichere Arbeit ſind.

Jener Entſchluß iſt vielleicht der Moment ſeines Lebens, der vor allen von ſeiner Selbſterkenntniß und Selbſtſtändigkeit, von ſeiner entſchloſſenen Freiheit zeugt. Mit welchem Ruhm und Erfolg er auf der kirchenhiſtoriſchen Laufbahn vorgerückt war, wie günſtige Ausſichten ſie ihm weiterhin zeigte, und wie auch ſein Herz an manchen Seiten der theologiſchen Wiſſenſchaften hing, ſiegte in ihm die Ueberzeugung ob, daß er für die praktiſche Richtung der Hiſtorie, alſo für die politiſche geſchaffen ſey, und für die politiſche Specialhiſtorie der Deutſchen durch das Schickſal eine entſchiedene Beſtimmung erhalten habe. Sollte keine Frucht tragen, was er als Jüngling über die Verfaſſung ſeines Vaterlandes geforſcht hatte? Sollte Volz ein unerreichtes Ideal in ihm bleiben, dem er in ſeinen männlichen Jahren ſich durch hiſtoriſches Studium, durch praktiſches Treiben nicht mehr näherte? In ihm war auch der Zug, daß er bei allem Feuer, bei aller Raſchheit, womit er neue Anſtrengungen begann und neue Gegenſtände ſeiner Zuneigung und Bewunderung auffaßte, die alten nie vergaß, und ſelbſt unter widerſtrebenden Beſchäftigungen nicht bloß mit Sehnſucht zu ihnen zurückkehrte. Er mußte zurück zu dem Ideal des Lebens, welchem er in den Jahren der heftigſten jugendlichen Empfänglichkeit gehuldigt hatte.

Die Geſchichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge war demnach ſeine erſte Arbeit der neuen Periode. Ihr folgte binnen drei Jahren die Geſchichte des Fürſtenthums Hannover, ſeit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Als einen alten Lieblingsgegenſtand, mit dem er längſt vertraut war, nahm er jene zuerſt auf; auf ſein angebornes Vaterland ließ er ſein zweites folgen, das Land, welches ihm durch ſeinen Beruf heimathlich geworden.

Sein gelehrtes Treiben hing auf das engſte mit ſeinem Intereſſe für das Praktiſche zuſammen, und hatte gleichſam ſeine Steigerung nach den Graden, wie ihm dieſes näher lag. Auch ward der praktiſche Geiſt durchaus Seele und Regel jener beiden Bücher. Nach ihr allein ſammelt er, wählt er aus, berechnet er den Ausdruck, ergießt er ſeine Empfindung. Unbekümmert um Alles, was man bisher in deutſchen Specialgeſchichten aufgehäuft fand, richtet er den Blick auf Entwickelung der Verfaſſung, auf den Geiſt der Verwaltung, und alle Ereigniſſe, die darauf keinen Einfluß hatten, erſcheinen ihm unbedeutend, die Nachrichten ohne unmittelbaren Zuſammenhang mit jenen beiden Punkten ſind ihm eigentlich nur hiſtoriſche Spreu.

Welchen Werth dieſe Zweckmäßigkeit und Kargheit in der Fülle, dieſe Durchführung des weſentlichen hiſtoriſchen Hauptpunktes unter den reichſten Materialien hatte, begreift man nur, wenn man ſich die unweiſe Reichlichkeit zurückruft, womit die Deutſchen ihre Geſchichte der einzelnen Gebiete ohne Auswahl anhäuften, oder den ſklaviſch-genealogiſchen Sinn, welcher Volk und Land über das regierende Fürſtenhaus vergaß.

So unſchätzbar alſo jene Werke von dieſer Seite ſind, darf man nicht überſehen, daß durch die praktiſche Conſequenz, womit Spittler den beſchränkten Geſichtspunkt des Publiciſten verfolgte, das hiſtoriſche Studium der Deutſchen zwar geläutert und an zweckmäßige Bearbeitung einer Ausſicht, wenn es ihm, unſerer Nationalunbehülflichkeit zufolge, leicht fehlt, gewöhnt ward, aber doch abgeleitet von dem freien und umfaſſenden Geiſt ächter Geſchichtſchreibung. Der Totaleindruck von einem Volk und Land in einer beſtimmten Zeit ſoll von ihr dargegeben werden, und wiewohl Spittler durch Spuren verrieth, daß er ſelbſt ihn empfand, vergaß er ihn doch unter ſeinem conſequenten Streben nach dem publiciſtiſchen Ziel. Für die höhere Kritik ſchadete er dadurch ſogar dieſem letzten. Das Leben eines Staates muß immer wie ein durchaus organiſches genommen werden, und wie einerlei mit dem Volksleben überhaupt. Ohne den ganzen Zuſtand von dieſem zu durchſchauen und darzuſtellen, wird man ächthiſtoriſch auch den publiciſtiſchen Theil der Geſchichte nicht erſchöpfen.

Mit der conſequenten Verfolgung des bloß praktiſch-politiſchen Zweckes hing ein doppeltes Ungemach zuſammen. Indem Spittler ſo viele Seiten der Geſchichte ſinken ließ, wollte er, theils aus Ahnung von ächter Geſchichtſchreibung und aus Gewiſſensunruhe, theils um ſo manche Nebenſtudien bei ſeinem Zweck nicht durchaus verloren gehn zu laſſen, die neben ſeinem Hauptpunkt ſchwindenden Gegenſtände wenigſtens andeuten. So entſtanden häufige Anſpielungen, befremdende Ausdrücke, überhaupt Räthſel, die freilich auch im hiſtoriſchen Vortrag etwas Anziehendes haben und die Aufmerkſamkeit ſtacheln, von der Hiſtorie an ſich aber, die nichts als Klarheit und Wahrheit will, ſchlechterdings verworfen werden. Eine andre tadelnswerthe Eigenheit des Vortrags, welche mit dem praktiſchen Plan zuſammenhängt, ſcheint folgende. Was für unſere Gegenwart und die Weisheit unſers Lebens durch die Mühe des Sammelns und den Erfolg der Kritik gewonnen war, ſollte recht deutlich gemacht werden, und recht brauchbar und eindrücklich. Bei dieſem Bemühen überraſchte den Geſchichtſchreiber leicht ſeine urſprüngliche Bildung zum Theologen, und ſo kamen vorzüglich in die Geſchichte Hannovers erbauliche Ergieſſungen, die wenigſtens unter der Reinheit der Geſchichtſchreibung, wohl auch unter ihrer Würde ſind.

Frühere gelehrte Bildung zum Theologen, der hiſtoriſche Lehrſtuhl und die Abſicht, die Geſchichte praktiſch für das bisherige Staatsleben zu geſtalten, ſind drei Dinge, die gewiß nicht den unbefangenen und von den Muſen gutgeheiſſnen Geſchmack der Geſchichtſchreibung erziehn. Mochte Spittler ſo viel geſuchte und dunkle Wendungen, Ausdrücke, wie ein Witz, und oft wie ein unverſtändlicher, zugeſpitzte Urtheile und Reſultate, gewiß ohne alle Affectation von ſeiner Seite, gewöhnlich nur in dem Drang, die Fülle ſeines Innern mitzutheilen, in ſeine Erzählung aufgenommen haben, ſie hatten deſſen ungeachtet das Anſehn des Geſuchten, machten den Eindruck einer geſchrobenen hiſtoriſchen Bildung.

Jene Schulen ſeines Geiſtes konnten bei einer Schrift von ihm, ſeiner Geſchichte der däniſchen Revolution im Jahr 1660, wenig aufgeregt werden, und wirklich erſcheint ihr Einfluß auf ſeinen Geſchmack und Vortrag dort am geringſten, wenn freilich der lehrende und anſpielende Ton auch hier den darſtellenden weit überwiegt, wenn gleich auch hier die Begebenheiten nicht in ein Gemälde gefaßt ſind, wo alle Theile die gehörige Beleuchtung für den Anſchauer haben. Was hilft zuletzt, hiſtoriſche Wahrheit durch die Sonderung kritiſch abtheilen, wenn ſie nicht der Empfindung dargeſtellt wird?

Indeſſen iſt hier der Ort, bei ſolcher Rüge zugleich einer ausgezeichneten hiſtoriſchen Tugend Spittlers zu gedenken. Sie war ſeine große kritiſche Vorſicht. Es hatte ſehr viel Reiz für ihn, aus vielfacher hiſtoriſcher Notiz ſich immer mehr ein Ganzes zuſammen zu ſetzen, und weil er ſich Witz, Divinationsvermögen reichlich zutrauen konnte, um darin glücklich zu ſeyn, ward er ſcheu und beſorgt, ſich von der Wahrheit weg verführen zu laſſen. Bei der gedachten Schrift führt er ſelbſt an, daß er aus kleinen Zügen eine reichere Darſtellung hätte liefern können, wenn nicht zu leicht geſchähe, daß man aus ſolchen kleinen Zügen zu viel herleite. Dies wäre allerdings tadelnswürdig; doch kann bei ſolchem Bemühn eine höhere Kritik auch mit Feſtigkeit zu Werke gehn, wie bei Behandlung des urkundlichen Buchſtabens, und überdies bleibt alle Wahrheit unſeres täglichen Lebens ſelbſt, ſo auch die hiſtoriſche, mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit.

Mit gleicher Conſequenz in Verfolgung des beinahe nur publiciſtiſchen Ziels, verfaßte er ſeinen Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten, ein Meiſterwerk an Ueberſchauung und Hervorhebung der Standpunkte. Gleichwohl ſoll man auch hier nicht unbemerkt laſſen, daß ſolche Klarheit ungemein durch Iſolirung einer Claſſe von Materialien, nämlich der politiſchen, erleichtert werde. Wie ungleich ſchwieriger wäre ſie, wenn der ganze Nationalzuſtand ſich darſtellen, und begreiflich werden ſollte, welche Wechſelwirkung zwiſchen ihm und der jedesmaligen publiciſtiſchen Entwicklung war. Von den gerügten Fehlern des Vortrags kann hier keine Rede ſeyn, denn das Werk enthält nur Sätze, die vom Lehrſtuhl herab Bekleidung und Fülle erhielten. Die Behauptung, daß er die Geſchichte aller europäiſchen Staaten in ihren Quellen durchgearbeitet habe, erleidet ſchon durch ſeinen Zweck und Plan ihre Beſchränkung. Er hatte eine ungemeine Spürkraft, welche in den Quellen leicht diejenigen Fundgruben entdeckte, die für ſeine Forſchung Ausbeute gaben. Gewiß that er in den Quellen aller Staaten für ſeinen Geſichtspunkt die Hauptſtellen geprüft, und alle Bücher, die er anführt, kannte er gewiß durch eigne Erfahrung und Erörterung. Aber eigentlich dürfte man Quellenſtudium des Hiſtorikers nur den erſchöpfenden Fleiß nennen, womit er die ganzen Quellen eines Zeitpunktes oder Staates, deren Geſchichte er aufzeichnet, in ihrer Vielſeitigkeit, und nach allen ergiebigen Reſultaten in ſich aufnimmt, und ſollte er gleich nur eine beſtimmte Claſſe von Reſultaten ſuchen.

Nach der vorangegangenen Würdigung der Verdienſte Spittlers und ſeiner unſchätzbaren Einwirkung auf unſere hiſtoriſche Literatur, darf ich die eingemiſchten Rügen ſeiner Mängel und ſeiner Beſchränktheiten in ein Reſultat zuſammenfaſſen, und den Gedanken über ſeine urſprünglichen Anlagen, ſeine Naturbeſtimmung, näher bringen.

Er hatte freilich eine lebendige Einbildungskraft und ein ſeines Gefühl, aber ſein Forſchungstrieb überwog nicht nur dieſelben; was er allerdings bei dem Hiſtoriker ſoll, ſondern in Verbindung mit dem unruhigen Triebe zum Praktiſchen, der ebenfalls unter Spittlers Naturanlagen war, geſtattete er der Einbildungskraft nicht die künſtleriſche Ausbildung und ruhige Anſchauung, ohne welche der Geſchichtſchreiber in der reinen Potenz nicht wird, in der Weiſe nicht, wie Geſchichtſchreiber des Alterthums wurden,

Freilich waren auch ſie vom praktiſchen Leben, und wie mächtig ergriffen, ohne welches Erkenntniß und Darſtellung deſſelben unmöglich; aber ihr praktiſches Leben faßte den ganzen Menſchen, bildete die ganze Natur aus, und ſie konnten in der Hiſtorie anhaltend keine praktiſchen Geſichtspunkte verfolgen, ohne den Inbegriff des Menſchen mit zu faſſen. Ein einziger, ſchmaler Pfad in dem menſchlichen Geſchick wird dagegen von unſern Geſchichtſchreibern verfolgt, die einzig, oder vorzüglich, eine publiciſtiſche Richtung haben,

Entſtand Spittlern die künſtleriſche Ruhe und Umfaſſung, deren die echte Geſchichtſchreibung nicht entbehren kann; ſo fehlte ihm, wegen gleichen Grundes, wegen ſeines überwiegenden unruhigen praktiſchen Triebes, auch der höchſte Beruf des hiſtoriſchen Forſchers. Es iſt eine Albernheit, wenn heut zu Tage Schüler der Speculation, die ſich unterfangen die Hiſtorie zu erweitern, ein Ewiges und Abſolutes in derſelben erfaſſen wollen; aber es giebt in ihrem Zuſammenhang eine größere Nothwendigkeit, eine pragmatiſch zu erhärtende, als Spittler zwiſchen den hiſtoriſchen

Parteien wahrnahm; und wenn ſeine Beſchäftigung aus Bedürfniß mit Syſtemen der Philoſophen und das Reſultat davon, daß wir die Principien unſrer Erkenntniſſe nie in ein gerechtes Syſtem faſſen mögen, auch die Wirkung hatte, daß er gegen die Nothwendigkeit in der Geſchichte gleichgültiger ward, ſo hat wahrlich ſein philoſophiſches Studium ſeinem hiſtoriſchen nicht gefrommt.

Vermeſſen und albern iſt ebenfalls, wenn neuere Hiſtoriker die Ereigniſſe aus einem ſelbſtgeſchaffnen Mittelpunkt herausführen wollen, ſobald dieſes ſchaffen ſo viel heißt als erdichten; iſt hingegen dadurch geſagt, daß Hiſtoriker unſerer Zeit einen Mittelpunkt der Begebenheiten, wie ihn eine tiefe Kritik in den Quellen entdeckt, mit ſchaffender Kraft hervorheben wollen, ſo bemühn ſie ſich nur um eine durchaus tüchtige hiſtoriſche Erkenntniß, wie ſie in Tacitus und andern groſen Muſtern war, des vielverzweigten neuern Weltſyſtems halber in unſern Geſchichtſchreibern noch umfaſſender ſeyn könnte, wie in den alten. Wirklich hat Spittler, wie die Nothwendigkeit, ſo auch den Mittelpunkt in hiſtoriſcher Forſchung, immer von ſeiner Spürkraft darauf gerichtet, nicht genugthuend verfolgt und begriffen.

Eben ſo ehrt man ihn von der einen Seite nicht genug, tadelt man ihn unbewußt von der andern, wenn man mit Rückſicht auf eine neue hiſtoriſche Schule der Deutſchen, die vielleicht weniger vorhanden, als vorausgeſetzt iſt, über ihn erinnert, daß er mit poetiſchen Hiſtorikern nicht auszuſöhnen war, und, wenn es berühmten Namen galt, lieber ein bedeutendes Stillſchweigen beobachtete, als daß er geurtheilt hätte.

Verbindet man mit dem Ausdruck *hiſtoriſche* und *poetiſche Phantaſie*, deren Grenzlinie Spittler beſtimmt bei ſich gezogen haben ſoll, einen beſtimmten Begriff; ſo kann man die Einbildungskraft des Hiſtorikers und Poeten, wie richtiger geſagt würde, nur auf zwiefache Art unterſcheiden: entweder, daß ſie bei dem Hiſtoriker nicht über die gegebene Wahrheit hinausgehn, deshalb kein Spiel treiben, keine Erdichtung nur irgend argwohnen laſſen darf, wie dagegen Spiel und Erdichtung ihr eigenthümliches Element bei dem Poeten ſind; oder, daß ſie im Hiſtoriker nur dazu diene, die Gegenſtände an ſich in ſein Gefühl zu bringen, und in fremdes durch ſeine Darſtellung, ohne, wie bei dem Dichter, die Form zu bilden, ohne alſo den Hiſtoriker *zum Künſtler im engſten Sinne* zu machen, bei welchem die Form, das Weſen und der Gegenſtand Nebenſache, ſo wie bei dem Hiſtoriker die Form nur ein Medium zur Erkenntniß ſeyn ſoll.

Ueber dieſen Unterſchied gehen die unrichtigſten Vorſtellungen in Deutſchland um. Eine Partei mißverſteht ihn ſo, daß ſie das vornehmſte Weſen des Hiſtorikers in die Form ſetzt, und in ihrem eben deshalb unglücklichen Streben nach derſelben Gegenſtand oder Stoff, worin doch die hiſtoriſche Wahrheit ruhen muß, hintenan ſtellt, und ſogar ſchon ſorglos ſammelt. Freilich iſt ſolche Partei nur klein, hat aber für den Zeitgeiſt etwas verführeriſches, und man begegne ihrem Unweſen deſto ernſter, je mehr eine frühere deutſche Gründlichkeit in der Geſchichte wegen der ihr anklebenden Unzweckmäßigkeit und Geſchmackloſigkeit mit Recht verrufen wurde, und weil wir ſchon Beiſpiele hatten, daß ſelbſt wahrhaft gründliche Hiſtoriker, eine Zeit lang auch Spittler, der Citate glaubten überhoben zu ſeyn, an welchen die Gründlichkeit doch zunächſt geprüft werden kann.

Viel zahlreicher iſt die andere Partei derer, die über den richtigen Satz, daß der Inhalt die Hauptſache eines hiſtoriſchen Werkes ſey, den relativen und unentbehrlichen Werth der Form in der Geſchichtſchreibung nicht einſehn. Ohne ihn anzuerkennen, ohne Künſtler im weitern Sinne zu ſeyn, ſo daß ſie die Form zwar als ein Medium, doch eins geworden mit dem Inhalt, zu behandeln wußten, demnach poetiſch verfuhren, hat es nie große Geſchichtſchreiber gegeben, und nach dieſem Geſichtspunkt waren Herodot, Thucydides, Livius, Salluſt und Tacitus poetiſche Hiſtoriker.

Warum Spittler ſie und ſolche, die ihnen gleichen, in der letzten Potenz nicht gehörig verſtehn und würdigen konnte, glaube ich bündig genug dargethan zu haben. Doch fern ſey, zu behaupten, daß er ohne Sinn und Achtung für die darſtellende dichteriſche Kraft in der Hiſtorie geweſen ſey. In ſeinen eignen Werken finden ſich Fragmente von ihr; mancher Schilderung von den Alten, vorzüglich von Livius, erinnerte er ſich mit Ergetzen, und die bildende Kunſt, die in Schillers Geſchichte des Abfalls der Niederlande vielfältig hervorbricht, bemerkte er mit Achtung und Freude, ſo unangenehm der Eindruck ihm war, daß der Verfaſſer offenbar keine andere Geſchichte kannte, als welche er kaum gelernt hatte und darſtellte. Indeſſen waren hier die Quellen doch einigermaßen benutzt, was dagegen in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges gänzlich fehlte, gegen welche Spittler überhaupt, ſo wie insbeſondre gegen ihre Schilderungen, mit Recht eingenommen blieb. In dieſen war nämlich zum großen Theil der hiſtoriſche Stoff nicht erkannt; und wenn ſolche Gaukler, die ihre Phantaſie willkürliche Sprünge über einen Gegenſtand hin und her machen laſſen, wie z. B. in — — Geſchichte von — — geſchieht, ohne Kraft, ihn der Wahrheit gemäß zu geſtalten, poetiſche Hiſtoriker heißen ſollen, wie bedarf es da nur der Anführung, daß er ſich mit ihnen nicht ausſöhnen konnte? Er wußte recht gut, wenn dergleichen ſich entſchuldigten, daß man ihrer Arbeit den Dichter noch anmerke, wie der Grundfehler des Werkes ſey, daß man den Dichter darin durchaus nicht ſpüre.

Der vorangegangenen Entwickelung ſeiner hiſtoriſchen Eigenthümlichkeit wird man leicht anmerken, daß ich nicht in Abrede ſey, er würde vollkommnere Werke der Geſchichtſchreibung, als die gelieferten, verfaßt haben, wenn er in einer, von äußern Feſſeln und Rückſichten freien Lage die Farbe des Theologen und Lehrers, und den beengenden Trieb zu einem praktiſchen Plan und Ziel durchaus von ſich gethan hätte. Ich ſtimme nicht dem Zweifel bei, ob er des ſchönen hiſtoriſchen Styls in der zuſammenhängenden Schreibart Meiſter geworden wäre. An vielen Stellen ſeiner Werke finden wir dieſen zuſammenhängenden hiſtoriſchen Styl, und von der Kraft, die er gegen ſich ſelbſt auszuüben vermogte, hat ſein Leben Proben genug.

Er pflegte wohl zu äußern, daß ſeine Lieblingsidee ſey, die Geſchichte der Welthändel in den drei letzten Jahrhunderten in einem Werk von etwa ſechs Bänden zu bearbeiten. Aus ſeinen Vorleſungen über dieſelben wiſſen ſeine Zuhörer, wie vortrefflich er jene Händel in Hauptmaſſen zu gruppiren verſtand, und mit welcher, jede Kraft ſeiner übrigen Vorträge übertreffenden Friſche des Geiſtes er ſie erzählte. Nicht eingeengt auf einen einzigen Geſichtspunkt, der faſt ſyſtematiſch Begebenheiten ausſondert, überließ er ſich hier der freien, ergetzenden Anſchauung, ohne welche wir uns nie zur Geſchichtſchreibung erheben.

Während der Hervorbringung der beurtheilten Werke über Stoff aus der politiſchen Hiſtorie glänzte er immer mehr als akademiſcher Lehrer. Göttingen hatte ſich vor allen übrigen Univerſitäten durch den Ruf ſeiner Hiſtoriker ausgezeichnet, und man durfte es als den eigentlichen Sitz des hiſtoriſchen Studiums, wenigſtens für die norddeutſche Jugend, betrachten. Die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften hatte Gatterer, zuerſt in Deutſchland, dort mit Zweckmäßigkeit vorgetragen, und auch die Weltgeſchichte mit mehr Geiſt, als bisher geſchehen war, und mit der ſachreichſten Gedrängtheit, Gründlichkeit des Quellenſtudiums. Davon allein konnte indeß die Jugend nicht lange gefeſſelt bleiben. Vielſeitigkeit der Lebensanſicht, feines Gefühl, Einbildungskraft, fehlten dieſem biederherzigen Gelehrten zu ſehr, um den Bedürfniſſen eines neuen Zeitgeiſtes in den hiſtoriſchen und politiſchen Anſichten entgegenzukommen. Schlözer eignete ſich den Beifall der akademiſchen Jugend bei, welchen jener der Hiſtorie erweckt hatte. Sicherlich weniger gründlich und gelehrt, weniger zweckmäßig und ſachreich, und poſitiv geſchmacklos, wenn

Gatterer negativ, riß er gleichwohl durch ſeine kräftige Lebendigkeit, ſeinen grotesken hiſtoriſchen Witz, der aber allerdings auch ächte und reiche Combinationen hervorbrachte, die Jünglinge hin. Dabei unterſtützte ihn ſeine Verbindung der Politik mit der Geſchichte, ſein Vortrag über den gegenwärtigen Zuſtand der Staaten und Länder, ſein Umhertreiben mit den politiſchen Händeln der Gegenwart, ja mit den eigentlichen Tageshändeln: er rief die hiſtoriſche Jugend nicht ſo ſehr zu einem gelehrten, als zu einem praktiſchen Intereſſe. Am meiſten indeß und am verdienſtlichſten erhielt er ſeinen Beifall durch eine Eigenſchaft, welche wohl die vornehmſte und unentbehrlichſte für den öffentlichen Lehrer der Geſchichte iſt. Er verſtand, einen Ueberblick über ſie zu geben, ſie in Maſſen zu gruppiren, Standpunkte aufzuſtellen.

In ihr nun übertraf ihn Spittler noch, der an äſthetiſcher Anlage und Bildung, feiner Sitte und vorzüglich pſychologiſcher Erkenntniß im täglichen Leben wie in der Geſchichte, an Zweckmäßigkeit, ihn weit hinter ſich ließ, auch an Gabe des äußern Vortrags. Kein Wunder, daß ſich der Beifall der Jugend zu dieſem neuen Lehrer der Geſchichte wandte, und man in Göttingen erlebte, daß zwei ſo berühmte und rüſtige Veteranen der Hiſtorie, wie Gatterer und Schlözer, beide ſonſt durch ausgezeichneten Beifall erfreut, auf einer ſehr beſuchten Univerſität, wo das hiſtoriſche Studium vorzugsweiſe blühte, faſt ohne Zuhörer, wenigſtens in den eigentlich hiſtoriſchen Vorleſungen waren.

Durch dieſelbe Haupteigenſchaft, wodurch Spittler ſich als hiſtoriſcher Schriftſteller auszeichnete und eine neue Bahn in

Deutſchland brach, die Hervorhebung des Wichtigſten und Praktiſchen aus dem Reichthum der Materialien, ward er noch wirkſamer als Lehrer. Nur des praktiſchen Nutzens wegen befleißigt ſich der große Haufe von Jünglingen der Geſchichte; das Didaktiſche an ſich, die Zeit, worauf der akademiſche Vortrag beſchränkt iſt, ſelbſt die hölzerne Erhöhung, von welcher herab er geſchieht, die Stimmung der Jugend, welche von Stunde zu Stunde wandelt, nur um zu lernen, Alles bringt mit ſich, daß der leiſe Sinn für Geſchichtſchreibung und für tiefe Forſchung auf unſern Univerſitäten nicht geweckt wird, wenn gleich für eine erleſene Jugend durch einen beſondern Vortrag, der mit ihren eignen Uebungen abwechſelte, die hiſtoriſche Kunſt mit dem ungemeinſten Einfluß auf die deutſche Nation gehandhabt werden könnte. Im Allgemeinen iſt dahin am meiſten zu trachten, daß die Jünglinge lernen, ſich auf hiſtoriſche Standpunkte zu ſtellen, und in dieſer Lehre war Spittler in allen ſeinen Vorleſungen ein Meiſter.

Inzwiſchen wird man aus den Unterſuchungen über ſeine hiſtoriſche Eigenthümlichkeit ſchon vermuthen, daß ſein Vortrag über Geſchichte unſers deutſchen Reichs, unſerer übrigen europäiſchen Staaten, mehr befriedigte, als ſeine Vorleſungen über die Hiſtorie der alten Welt. Hier wurde ſehr fühlbar, wie wenig man den Geiſt der Geſchichte erſchöpft, wenn man eine Gattung von Begebenheiten conſequent hervorhebt, und alles Uebrige daneben verſinken läßt. Wenn gleich die Entwicklung nicht nur der innern Verfaſſung, auch der auswärtigen politiſchen Händel der Griechen und Römer trefflich vor die Augen der Jugend trat, ſo wollte doch ſie ſelbſt die Wechſelwirkung zwiſchen der ganzen

Nationalempfindung der Alten und ihrem politiſchen Zuſtande viel reicher dargeſtellt ſehen, als Spittler gewohnt war, das ganze Volk, die Zeit nach allen ihren Schattirungen zu unterſuchen und zu beſchreiben. Von dem Alterthum hatte ſie ſchon Vorkenntniſſe, wenigſtens in der Regel ſo viel, daß ſie eine Ahnung von dem Zuſammenhang aller Dinge daſelbſt fühlte: das Mittelalter und die neuern Zeiten nahm ſie in ihrer Unkunde von der Cultur und den Empfindungen derſelben, oder gewohnt, hier nur was Einzelnes zu erblicken, ohne Mißbehagen nur von der publiciſtiſchen und praktiſchen Seite, wenn etwa daneben das Spiel der Intrigue noch aufgedeckt war, was Spittler ſo fein verſtand, als meiſterhaft die politiſchen Punkte. Hierzu kam, daß ſeine Methode, zwiſchen ähnlichen Sätzen, wie ſein Entwurf der europäiſchen Staatengeſchichte enthält, die er ſich aufgezeichnet hatte, mit freier Genialität den mündlichen Vortrag hinzuweben, eine Methode, die viel Anziehendes hatte, auf die alte Geſchichte weniger anwendbar ſchien, weil eben in ihr dergleichen Sätze viel weniger iſolirt hervorzuheben ſind. Endlich empfindet auch die Jugend, mehr wie man glaubt, ob der hiſtoriſche Lehrer in einer Gegend der Geſchichte gründlich zu Hauſe ſey? Und dies durfte man von ihm in Hinſicht auf die alte Hiſtorie nicht behaupten. In Göttingen überdies waren die Zuhörer über das Alterthum ſehr zu berückſichtigen, weil dort eine Claſſe von Jünglingen ſich vorzugsweiſe der Philologie oder Alterthumskunde weiht.

Nicht nur auf dem Katheder, ſondern ſeinem Benehmen überhaupt nach, war Spittler unter der akademiſchen Jugend geachtet und beliebt. Bei vornehmer Haltung freundlich und äußerſt höflich, bedacht auf eine gewiſſe Repräſentation, die vorzüglich Eindruck auf junge Gemüther macht, und in Momenten doch zutraulich, wußte er Zurückgezogenheit und Popularität wirkſam zu miſchen.

Dieſe letzte mußte er ſich, zum Stolz gegen den Haufen von Natur geneigt, mit Abſicht immer von Neuem aneignen, und wenn es eben darum leicht war, ſie zu übertreiben, wüßte ich doch kaum ein Beiſpiel, daß er darin gefehlt hätte. Nach einem allgemeinen Auszuge der akademiſchen Jugend, welche ſich durch die Handwerker beleidigt glaubte, ließ er allein unter den Lehrern, bei der feierlichen Rückkehr, ſich außerhalb des Thores ſehen, und man legte dies als einen Zug von Gunſtbewerbung aus; allein man überſah dabei, daß er, ſeinem natürlichen Feuer gemäß, mit Freude an der akademiſchen Jugend hing, mit einer Art von Ehrliebe, und auch von ihr hinausgezogen ſeyn konnte.

Bei der Mehrheit der Profeſſoren war er weniger gut angeſchrieben, wovon ich ſolche Urſachen, wie Mißgunſt über ſeinen Ruhm, ſeinen akademiſchen Glanz, billig nicht anführe. Ein Grund davon, der uns tiefer in ſeine Individualität führt, lag darin, daß er gern aus ſeinem Verfahren ein combinirtes Werk machte, und einen unbeſchreiblichen Hang zur Intrigue im edlern Sinne des Worts hatte. Ein vielfältiges Behandeln der Menſchen war davon unzertrennlich, und ſobald dieſe es merkten, wurden ſie ſcheu, und argwohnten bei ihm Falſchheit. In dem Drama, welches er gleichſam fortdauernd im täglichen Leben ſchuf, äußerte er Manches, wie alle ſein berechnende Selſter, mit ſo individueller Wahrheit, daß diejenigen, welche dies allgemeiner genommen, ihn bald auf Treuloſigkeit zu ertappen glaubten. Er ſagte wohl ſelbſt mit Luſtigkeit, daß einige ſeiner Collegen, wenn er mit ihnen verkehre, ſich ſo geberdeten, als müßten ſie ſich die Taſchen zuhalten, damit er ihnen nichts entwende.

Mir erſchien es dabei immer als merkwürdiger Beweis ſeiner ſittlichen Güte, daß ihn dieſes Behagen am Spiel von Berechnungen nie über die Tadelnswürdigkeit einer Abſicht täuſchen konnte. Wer ihn halb kannte, der ſcheute, fürchtete ihn, nannte wohl gar ſeinen Charakter verwerflich; wer ganz, der ſchenkte ihm das allervollſte Vertrauen.

Dafür hing er an ſeinen Freunden mit einer Theilnahme, daß er über ihr Heil ſich ſelbſt durchaus vergaß, er, welcher ſo voll Selbſtbewußtſeyns mit ſeinem Ich ſchaltete; und wenn er unter ſeinen Genoſſen zu Göttingen viele Feinde zählen mußte, ſo waren zwei derſelben, die wenigſtens keinem der übrigen an Vorzügen wichen, Plank und Hugo, im eigentlichſten Sinn ſeine Buſenfreunde. Alle Liebenswürdigkeit ſeiner Natur, und wie ſehr zeugt auch dies für ihn, that ſich auf im Verkehr mit ihnen, gegen die er aller Berechnung vergaß, indem er ſich der Freundſchaft, wie der Liebe gegen ſeine anmuthsvolle und jeder Künſtelei abholde Frau, mit unvergleichlicher Offenheit hingab.

Mit ſeiner bemerkten Luſt an der Intrigue hing zuſammen, daß man bisweilen eine Furchtſamkeit an ihm wahrnahm, die man bei ſeiner Kraft und ſeinem ſtrebenden Gefühl derſelben nicht erwartet hätte. Wer die Beziehungen menſchlicher Denkarten und Verhältniſſe ſo gern und ſo ſcharfſinnig in ihren Gegenwirkungen berechnet, ſieht natürlich tauſend Gelegenheiten anzuſtoßen, und fürchtet die Folgen davon, wo gewöhnliche Beobachtung ſie nicht wahrnimmt, und ein die Verwicklung nicht berechnender Sinn den Anſtoß auch nicht fürchtet.

Spittler ſoll ſeinen Aufſatz über Gratians Decret nur mit einem Buchſtaben unterzeichnet haben, der auf ſeinen Namen ja keinen Argwohn bringen konnte, weil er in der Unterſuchung der Gegner von Juſt Henning Böhmer war, und es der Sohn deſſelben, der damalige angeſehene Profeſſor in Göttingen, übel nehmen konnte. Indeß laſſe man nicht unbemerkt, daß Beſorgniſſe der Art im Grunde bei ihm weniger mit einer übertriebenen Furchtſamkeit, als mit dem Vergnügen zuſammenhingen, Verhältniſſe berechnet zu haben, die Beſorgniß einflößen könnten, und daß er lieber dieſe feſthielt, als jenes Vergnügen einbüßte.

In Fällen, wo es große Wahrheiten galt, gingen wenigſtens ſein Muth und ſeine Freimüthigkeit über alle Berechnung und Befürchtung hinaus. So ſtand er nicht an, wenn gleich, als Lehrer zu Göttingen, vor unmittelbarer Ahndung ſicher, doch zu einer Zeit, wo die Höfe gegen politiſche Schriftſteller argwöhniſcher und erbitterter, wie jemals, wo wenigſtens eine der Mächte, die Polen getheilt, ihm nicht fern, die Kriegsmacht aller in Bewegung war, jene Theilung in ſtarken Ausdrücken, vor dem zweiten Theil ſeiner europäiſchen Staatengeſchichte, als ein fürchterliches Experiment mit dem Völkerrecht zu rügen.

Wie ſeine erſte Periode zu Ende ging, als über ſeine natürliche Beſtimmung zum hiſtoriſchen Forſcher der Zug obſiegte, daß ſeine frühere Bildung ihn zum praktiſch-politiſchen Hiſtoriker individualiſirt hatte, ſo näherte ſich allmälig das Ende ſeiner zweiten Periode, indem der unruhige praktiſche Trieb in ſeinen natürlichen Anlagen über ſeine Naturbeſtimmung zum Forſcher, und ſeine Weihung durch das Schickſal zum politiſch-hiſtoriſchen Forſcher, die Oberhand zu gewinnen drohte.

In den Stimmungen, welche das gewaltige Regen dieſes Triebes hervorbrachte, ſah er ſich in der Lage des akademiſchen Lehrers der Geſchichte, wenigſtens für die Zukunft, mit einiger Grämlichkeit an. Er meinte, daß das Schickſal ſeiner beiden Vorgänger auch ihn treffen werde, daß auch er den Beifall verlieren könne, und einige ferne Symptome, die eine ſolche Vermuthung für ſeine Vorleſung über das Alterthum veranlaſſen konnten, und aus den angegebenen Gründen eintreten mußten, dehnte er dann auf ſeinen Vortrag überhaupt aus. Ein akademiſcher Lehrer ohne Beifall war nach ſeiner Sinnesart ein gräuliches Schreckbild.

In andern Wiſſenſchaften, als der Hiſtorie, glaubte er mit Recht den Beifall auf Univerſitäten weniger wankelmüthig, und da lag ſeinen Studien, ſeiner Neigung, ſeinem praktiſchen Triebe und dem Geiſt der Zeit die Politik am nächſten. In ihr hoffte er mit ſeinen Ideen ſelbſtſtändiger umgehn zu dürfen, als er mit den Thatſachen ſchalten konnte, die in gewiſſer Maße doch mit unvermeidlichem Einerlei im Vortrag immer wiederkehren mußten. Wiewohl er Alles aufbot, ſich dieſelben friſch zu erhalten, und dem oft vorgetragnen Material deshalb unermüdet neues Studium widmete, nahm Ueberdruß daran doch in ſeiner Vorſtellung überhand. „Meine Vorleſungen über Politik“, ſchrieb er mir, „haben einen großen Beifall gefunden, und, was mich mehr als dieſes freut, ich finde den philoſophiſch entwickelnden Vortrag gegenwärtig viel angenehmer, als den der hiſtoriſchen Entwicklung. Die Neuheit der Sache thut wohl hierbei nicht wenig, und des Erzählens in Collegien bin ich längſt ſo müde geworden, daß ich in der Abwechſelung, die ich nun genieße, mehr denn einen Nutzen, und mehr denn eine Freude finde.“

Die Freude, welche er hier ausdrückte, war ſo groß, daß er ſeine Freunde dringend einlud, zu ihm zu kommen und ihm politiſche Ideen entwickeln zu helfen. Wie er dieſe, und welche er vortrug, darüber ſollte ein Kundiger einen öffentlichen Bericht geben; denn es iſt ſo gar nichts von ihnen bekannt geworden. Obgleich er durch Geſchichte zur Politik überging, war ihm jene lächerliche Manier unmöglich, die heut zu Tage, mittelſt einer Nachäfferei der politiſchen Reſultate, die Johann von Müller ohne gehörige Abſtraction in den Vortrag der Geſchichte ſetzte, hie und da umherſpukt, Thatſachen nämlich zuſammenzuraffen, und als Belege für eine politiſche Lehre anzuhäufen. Wahrſcheinlich iſt Spittlers Vortrag ein Muſter geweſen, wie der geübte Takt des Hiſtorikers zu politiſchen Studien unentbehrlich ſey, die einzelne Thatſache aber für ſie von keinem Belang; denn die Zeiten ſind ſich nie ſo ähnlich geweſen, daß für die eine ganz gelten mag, was in der andern geſchah.

Die angedeutete dritte Periode war in ſeinem Innern wenigſtens vollſtändig angebrochen. Er lebte nur in der Politik, und begehrte auf das heftigſte, in die politiſche Gährung der Zeit thätigſt einzugreifen.

Für ſeinen praktiſchen Trieb fand er ohnedies zu Göttingen nicht einmal ſo viel Beſchäftigung, als ihm ſchon daſelbſt geworden. Mit ſeinem Uebertritt von der Kirchengeſchichte zur politiſchen Hiſtorie fiel, der Zeit nach, ſeine innigſte Verbindung mit Koppe zuſammen, als derſelbe, an ehrgeizigen Entwürfen reich, Oberhofprediger zu Hannover, auf die Angelegenheiten der Univerſität Göttingen bedeutenden Einfluß gewann, woran Spittler eifrig Theil nahm. Hierdurch gerieth dieſer in Rivalität mit Heyne, welcher ohne Zweifel, durch ſeine Aemter und ſeine Verwandtſchaft mit der Familie Brandes zu Hannover, der einflußreichſte unter den Profeſſoren bisher geweſen. Allein eben die Spannung gegen einen ſolchen Mann vermehrte ſein Vergnügen über ſeine praktiſche Bedeutſamkeit, und der große Anhang, den derſelbe unter den Lehrern der Univerſität, die zum Theil Dankbarkeit an ihn feſſelte, unter jungen Gelehrten hatte, die auf eine Verſorgung durch ihn hofften, machte das Spiel der Intrigue, der Pläne um ſo ergötzlicher, als ſchwieriger. Die Gegenpartei Heyne's ſuchte auch Profeſſoren anzuſtellen, wodurch ſie verſtärkt ward.

Ob dieſe Spannung auf Göttingen vortheilhaft wirkte, bleibe hier ununterſucht; Spittler ſelbſt aber behielt davon ein Reſultat, welches ſeiner Perſönlichkeit wohlthätig war. In dem Zuſammenſtoßen mit dem Haupte, gegen das er ſtrebte, fiel ihm auf, wie der von vielen Seiten achtungswürdige Mann ſeine Leidenſchaftlichkeit mehr verwildern ließ, als ſeinem Werth geziemte, weil er unter ſtets heftiger Beſchäftigung nicht Ruhepunkte genug zur Selbſtbeſchauung machte. Auch er, bei ſeiner eigenen Leidenſchaftlichkeit, bedurfte derſelben ſehr, und hielt ſeitdem mit verjüngtem Ernſt darauf.

Und da mag mir erlaubt ſeyn, gelegentlich den Wunſch beizufügen, daß er ſich von demſelben Beiſpiel hätte warnen laſſen, für Kränkungen und Beleidigungen nicht ſogleich auf Rache bedacht zu ſeyn, wenn er den Gegner nicht verachtete; denn äußerte Jemand auch nur, daß er mehr über Geſchichte, als Geſchichte ſchreibe, ein ſo gegründetes Urtheil, ſo ahndete er eine ſolche Aeußerung ſchon auf harte Weiſe.

Die Spannung gegen Heyne verlor ſich nun freilich nicht mehr aus ſeinem Univerſitätsleben, aber ſein Einfluß ward nach Koppe's frühzeitigem Tode ſehr vermindert; und ſo hatte er, als die dritte Periode bei ihm anbrach, für ſeinen praktiſchen Trieb die beſte Zeit zu Göttingen ſchon überlebt. Auch für eine praktiſche Laufbahn im Hannöveriſchen überhaupt war ihm durch jenen Tod die Ausſicht geſchwächt, und durch ſeine Geſchichte Hannovers, welche ihm wahrlich ein gültiges Recht darauf geben konnte, mochte er bei aller Vorſicht bewirkt haben, daß man ihn weniger willfährig in die Regierungsgeſchäfte des Landes aufgenommen hätte.

Gleichſam zur Ergänzung ſeines frühern Berufs und Schickſals hatte dagegen ſeine Geſchichte Würtembergs einen Eindruck gemacht, welcher ihn bei dem nächſten Regierungswechſel daſelbſt wahrſcheinlich zu einer ausgezeichneten praktiſchen Anſtellung in ſeinem Vaterlande verhalf.

Doch wiewohl er ſeine Verbindung mit dem künftigen Regenten emſig pflegte und ſtärkte, ſchuf er ſich in Gedanken eine andere Beſtimmung für ſeinen praktiſchen Trieb, wenn jene Ausſicht fehlſchlagen ſollte. Dann, meinte er, den akademiſchen Lehrer doch aufgeben zu wollen, und an einer freieren Stätte Deutſchlands eine politiſche Zeitung zu unternehmen. Sie wäre geworden, wie man keine aufzuweiſen hat, und hätte kurze Zeit gedauert, weil dieſer vorſichtige, gewandte, öfters furchtſame Hiſtoriker Alles, was er anſah, doch zu ſcharf und tief verſtand, als daß ihm ſeine Wahrheit nicht bald verboten wäre. In dem Deutſchland, wie es ſich nun durch unſern Bundestag hoffentlich geſtaltet, wäre ein ſolches Inſtitut, von einem ſolchen Kopf, ein unſchätzbares Nationalgut.

Bekanntlich ward er im Jahr 1797 herzoglich würtembergiſcher Geheimerrath. Unter blühendern und gerechtern Hoffnungen trat nie ein Gelehrter in eine ſo angeſehene praktiſche Sphäre; und bei weitem der ſchönſte Theil dieſer Hoffnungen ward durch einen abermaligen raſchen Regierungswechſel vernichtet. Als ſein Vaterland zum Churfürſtenthum, zum Königreich erhoben war, als die wirkliche Macht deſſelben gleichfalls ſtieg, als ein ſolcher Umſchwung der politiſchen Dinge, wie es nie erlebt hatte, daſſelbe ergriff, der alle mögliche Einſichten, Erfahrungen der politiſchen Hiſtorie in Anſpruch zu nehmen wenigſtens ſchien, war ſein Verdienſt und ſein Name verdunkelt, mißkannt, wiewohl ein Titularglanz ihm nicht fehlte. Er ward von ſeinem König in den Freiherrnſtand erhoben, zum Staatsminiſter ernannt, zum Großkreuz des würtembergiſchen Civilverdienſtordens. Auch auf ausgezeichnete Sphäre der Thätigkeit war er angewieſen, als Curator der Univerſität Tübingen, als Präſident der Oberdirection der Studien, und es konnte nicht fehlen, daß er hier manches Gute wirkte; doch war er auch hier ſo gelähmt, daß er geſtand, ſein beſtes Verdienſt beſtehe in Verhütung des Uebels. Am meiſten kränkte ihn aber wahrſcheinlich, daß er von der eigentlich politiſchen Wirkſamkeit entfernt blieb.

Der Hauptgrund von Vernichtung ſeiner ſchönſten Hoffnungen in ſeiner dritten Hauptperiode lag weltkundig in dem Charakter des Königs und deſſen falſcher Vorſtellung von ihm, welche durch einen dämoniſchen Argwohn entſtand, dieſe heilloſe Frucht der franzöſiſchen Revolution in mehreren Fürſtenſeelen, zum Schaden der einſichtsvollſten und kräftigſten Staatsdiener.

Allein die gerechte, ſchonungsloſe hiſtoriſche Würdigung, und wer muß ihr mehr unterworfen ſeyn, als der Hiſtoriker elbſt, fodert von mir, daß ich zwei Punkte bemerke, wodurch

Spittler ſelbſt die Verdunkelung ſeiner Hoffnungen auf der praktiſchen Laufbahn gewiſſermaßen mit verſchuldete.

Er beſaß alles Talent zu einem praktiſchen Staatsmann, doch zu viel praktiſches Talent. Feine Berechnung der Verhältniſſe und Perſönlichkeiten rings umher, Reife der Entwürfe, Feuer der Ausführung, Gewandtheit in den Mitteln, Alles war ihm eigen; er handelte wahrhaftig praktiſch und klug, nur that er dies ohne Unterlaß, und trieb ſein Kunſtwerk immerfort, ohne zu überlegen, daß es Pauſen, und durchaus nichtige, keines Einwirkens würdige und empfängliche Zuſtände in den Geſchäften, in der Perſönlichkeit der Umgebungen, in den Urſachen bedeutender Entwicklungen gab, welche ſich gleichſam dafür rächen, wenn man auch auf ſie das praktiſche Talent anwenden will.

Daß er durch ein Uebermaß an dieſem zu ſcheitern gefährdet ward, bemerkt man auch deshalb ungern, weil er, trotz ſeiner innern Fülle, trotz ſeines langen Berufs als Gelehrter, in der Sitte des Ceremoniels, worüber er in der Geſchichte ſo ſtolz fortſchritt, in der höflichen Genauigkeit, worauf in der Sphäre des Staatmanns ſo viel ankommt, gewiſſenhaft war, und ſo leeren Erfoderniſſen mit Anſtand genug that.

Mit ſeinem Uebermaß an praktiſcher Tüchtigkeit hängt die zweite Eigenheit, die ihm nachtheilig war auf ſeiner neuen Laufbahn, ſehr genau zuſammen. Schon auf der vorigen war ſie es, die entwickelte Haupteigenthümlichkeit ſeines Charakters, daß er an dem combinirten Handeln und der Intrigue überaus großes Behagen fand. Bei aller Ungleichheit ſind ſich die Sterblichen von einem gewiſſen Culturzuſtande doch zu gleich, als daß die Maxime, ſich einander berechnend zu behandeln, unter ihnen gute Früchte tragen könnte; und darum richtet ſich leicht die öffentliche Meinung gegen einen ſolchen, der ſie ſichtbar und mit Neigung ausübt. Iſt er Staatsmann zur Zeit einer politiſchen Gährung im Volke, ſo traut ihm dieſes nichts Gutes zu, weil der gemeine Sinn nicht begreift, warum bei löblicher Abſicht nicht baar zu Werke gegangen werde. Zumal das deutſche Volk, das kernhafte ſchwäbiſche, liebt die Baarheit vor Allem, und der deutſche Charakter überhaupt hat einen Stolz auf Perſönlichkeit, die nicht behandelt werden will: aus welchem Zuge, wenn er noch friſcher emporgerichtet und geläutert wird, unſre politiſche Freiheit weſentlich hervorgehn muß.

In Würtemberg war durch die alten Verhältniſſe, durch den Geiſt der Zeit, durch die neueſten Veränderungen und den Charakter des Königs, politiſche Spannung jeder Art an der Tagesordnung. Da begreift man, wie über Spittler, der ſeiner Kunde, ſeinem Talent und ſeiner hiſtoriſchen Freimüthigkeit nach als der tauglichſte Gewährsmann alter Freiheit angeſehen ward, dem man aber wegen jener Eigenthümlichkeit ſeiner Handlungsweiſe fremde Schuld beimaß, ſich die Meinung nicht ohne Grund verbreitete, daß er in Schwaben ſeines Charakters wegen nicht geachtet ſey. Wie unrecht ihm damit geſchah, erhellt hinlänglich aus meiner bisherigen Schilderung. Wenn er ſeine Freunde höher hielt, als ſeine Perſon, ſo noch viel höher die Sache. Er war nicht nur zu edel, ſondern auch zu klug und hell und ſtolz, um zuletzt etwas Anderes, als das Gute und Große zu bezwecken. Die unausſprechliche Rührung, womit er herrlicher That und Geſinnung in der Geſchichte gedenken konnte, war keine augenblickliche der Phantaſie, ſondern quoll aus ſeinem innerſten Weſen. Ueberdies vermogte er, nach ſeiner Natur und Bildung, ſich nicht der Liebe zu ſeinem ſchönen Vaterland und ſeinen kräftigen Landsleuten zu entäußern.

Es kann nicht mehr fern ſeyn, daß die hiſtoriſche Entwicklung, wofür er ſo viel gethan, ſeinem Andenken gleichſam den Tribut der Dankbarkeit bringe, und durch ſie wird er auch als Patriot glänzen. Das vornehmſte Hinderniß, das ihr entgegenſtand, iſt durch den Tod des Fürſten, unter welchem er verkannt war, ſchon hinweggeräumt, ſo wie überhaupt für ſein Vaterland eine Zeit angebrochen ſcheint, in welcher zu wirken er geſchaffen war, und welche gegen ihn und die Seinen jede Pflicht erfüllen wird. *)

Bei Verbreitung der erwähnten Meinung war auch die natürlich, daß er ſich in ſeine vorige Lage zu Göttingen zurückſehne; und ſelbſt ſein trefflicher Landsmann Schiller verſicherte dies, welcher die Gediegenheit ſeines Geiſtes hinlänglich, ſeines Charakters nicht genug kannte, nicht die Unmöglichkeit für

---

*) Bei dieſer Gelegenheit äußere ich den Wunſch, daß ein Mann von unbefangener Beobachtung, welcher in der letzten Periode Spittlern nahe ſtand, ſeine Verhältniſſe und ſeine Handlungen mit ausführlicher Genauigkeit beſchreiben wolle.

ihn, in die zweite Periode ſeines Lebens zurückzutreten. Selbſt da, als durch Gram erzeugte Krankheit ſeinen Körper untergrub, er dies fühlte, und ſich gewiß nicht verbarg, welche Verhältniſſe und Urſachen den Keim der Krankheit gepflanzt, hat ihn nicht gereut, in die praktiſche Laufbahn übergetreten zu ſeyn. Sonſt hätte er nicht in dieſem Zeitpunkt noch ſeinen Freund Hugo zu einem gleichen Schritt geſpornt; es wäre Verkennung ſeiner Wahrheit gegen ſich und ſeiner Redlichkeit in der Freundſchaft, zu argwohnen, daß er dadurch vor ſich ſelbſt oder Andern ſeine eigne Reue verhehlen wollte.

Unglücklich mußte er ſich allerdings fühlen; doch Reue und Verzagtheit waren fern von einem Geiſt, der ſo vertraut mit der Geſchichte war, der aus den Syſtemen der Weltweiſen ſich die Grundſätze angeeignet hatte, welche über Verfehlen der beſten Hoffungen tröſten, der früh dem religiöſen Drang folgte und immer treu blieb, mit aller Empfindung und allem Seyn zuletzt zu einem höchſten Weſen aufzuſteigen.

Ihm blieb er dankbar auch in der letzten Zeit ſeines Grames. Als ihn Hugo zum letztenmal beſucht hatte, als ſie von einander geſchieden waren, beide in der Ueberzeugung, es ſey der letzte Abſchied, beide mit dem Beſtreben, dieſe ſchreckliche Gewißheit jeder vor dem andern zu verbergen, ſchrieb er demſelben die Zeilen: „Wir ſind in den traurigſten Empfindungen von einander geſchieden, denn Sie und ich waren von dem Gefühl durchdrungen, wir werden uns dieſſeits des Mondes nicht wiederſehn: und dieſes Gefühl iſt ſelbſt ſeitdem bei mir in manchen

Tagen bis zu einer Lebhaftigkeit geſtiegen, der ich hier gern ausweiche. Wir haben in dieſer Welt frohe Tage mit einander durchlebt, der Vorſehung ſey Dank!“

In demſelben Jahr ſtarben unſre beiden vorzüglichſten Hiſtoriker, in demſelben Alter noch rüſtiger männlicher Kraft, und unglücklich in der Laufbahn des Staatsmannes, durch Gram darüber wenigſtens mit aufgerieben. Spittler, bei Ehrgeiz nach dem Ruhm des Staatsmannes, mit übermäßiger Tüchtigkeit dazu, Müller, bei gleichem Ehrgeiz, ohne Fähigkeit dafür.

Leider geſchieht, daß unſre Hiſtoriker die früheren Jahre gewöhnlich der gelehrten hiſtoriſchen Forſchung weihn, und in der vollſten Reife des Lebens zu dem Beruf des Staatsmannes gelangen, nach welchem das Studium der Geſchichte ihre Sehnſucht erweckte und lebendig erhielt, und daß ſie eben dann, wo ſie zur echten Geſchichtſchreibung eine Reife haben könnten, die für dieſe viel ſpäter eintritt, wie für jede andre Kunſt und Wiſſenſchaft, ihr gänzlich entzogen werden. Wenigſtens war dieſes der Fall bei jenen beiden Männern; denn auch Müller war in ſeinen früheren Verhältniſſen weit mehr als Gelehrter, wie als Staatsmann zu nehmen, eine Benennung, welche nur dem gebührt, der zu den leitenden Geſchäftsmännern in der höheren Region der Staatsverwaltung gehört.

Anders verhielt es ſich im Alterthum. Von der praktiſchen Laufbahn, den erſten Staatsämtern, begab ſich Tacitus, ſeinen ältern Vorbildern gemäß, an die ſtille Arbeit des Geſchichtſchreibers. Da war möglich, in ihr den höchſten und letzten Beruf und die Unſterblichkeit zu empfinden.

Doch wird dies Niemand, der nicht bloß großes Talent, ſondern wahrhaftiges Genie empfing. Jenes allein treibt, bei dem Hiſtoriker heftig auf äußere Verhältniſſe und politiſches Eingreifen durch hohe Aemter. Darum, nicht bloß wegen des bürgerlichen Zuſtandes der Deutſchen und der gewöhnlichen Lage unſerer Hiſtoriker, fanden auch Spittler und Müller nicht ihr Glück und ihre Ruhe in der Geſchichtſchreibung.

Unſere größten Genien in der Dichtkunſt, Klopſtock und Göthe, kannten kein höheres Ziel des Strebens, als die poetiſche Vollendung, jener vom Staat zurückgezogen, und dieſer, wenn gleich an die Spitze der Verwaltung mitgeſtellt, ihrem Umtriebe ſeine Kräfte nicht weihend. Das größte und vielleicht einzige Genie der philoſophiſchen Forſchung, welches unſer Volk aufzuweiſen hat, Kant, ſetzte den Zweck und Ruhm ſeines Daſeyns, und ſeine weſentlichſte Freude, in ſie allein und ihre Erfolge. Werde ein gleiches Beiſpiel in der Geſchichte uns nicht zu lange von dem Schickſal vorenthalten!

Anmerkung. Spittlers Schriften ſind noch nicht geſammelt, und die kleinern gerathen in ihrer Zerſtreuung ſchon in Vergeſſenheit. Freilich können ſie größtentheils, ihren beſondern Zwecken und ihrer Geiſtesart nach, indem ſie Leſer von reicheren geſchichtlichen Kenntniſſen und angeſtrengter Geübtheit im Leſen verlangen, keiner allgemeinen Maſſe von Leſern zuſagen. Weil ſie aber voll ſind von einem eigenthümlichen Geiſt in einem Vortrag, den er ſich ſelbſt geſchaffen hat, ſoll man ſie [illegible], ihre übrigen Vorzüge ungerechnet, als ein Nationalgut betrachten, und als ein ſolches in Obhut zuſammenhalten. Wir ſind wahrhaftig noch nicht reich an dergleichen Nationalgütern, wie viele Poſaunen über originelle deutſche Köpfe wir leider hören müſſen.

X.

Ueber den poetiſchen Gebrauch des hiſtoriſchen Stoffes *).

1804.

Weil der Hiſtoriker als ſolcher nicht poetiſch ſeyn darf, wiewol er, um Hiſtoriker zu ſeyn, auch das dichtende Vermögen beſitzen muß: ſo ſcheint eine Unterſuchung über den poetiſchen Gebrauch eines hiſtoriſchen Stoffes gänzlich in das Gebiet der Kritik über die ſchöne Kunſt zu gehören. Wenigſtens kann die hiſtoriſche Wahrheit dabei in keinen Betracht kommen, und weder Tugenden, noch Fehler der poetiſchen Behandlung eines geſchichtlichen Stoffes können auf ihre Rechnung geſchrieben werden. Allein die Würdigung des Eindruckes, welchen die hiſtoriſche Materie in verſchiedenen poetiſchen Formen verſchiedenartig auf das gebildete Gemüth macht, verbreitet auch Licht über die Natur der Hiſtorie, und darf deshalb auf Blättern, die ihr geweiht ſind, verſucht werden.

Die epiſche Poeſie hat unbezweifelt Einen Urſprung mit der Hiſtorie, und durch die frühern Zeiten der Cultur fließen ſie ſo nahe zuſammen, daß die älteſten epiſchen Gedichte zugleich als hiſtoriſche Werke gelten. Auch hat die Hiſtorie ſich ſchwer von der epiſchen Form losgeriſſen, und die Geſetze derſelben trägt alle Geſchichtſchreibung auf ewig in ſich, indem ſie die Bedingungen entfernt, welche die dichtende Kunſt hinzuthat.

---

*) Siehe die Abhandlung von der hiſtoriſchen Arbeit.

Deshalb ſcheint von allen Gattungen der Poeſie keine ſo wie das Epos zur Aufnahme der Geſchichte in ſich geeignet zu ſeyn, und wir brauchen hier nicht zu erwähnen, daß alle berühmte epiſche Gedichte ſich auf eine gegebene Wirklichkeit ſtützen. Aber auf der andern Seite haben diejenigen, worin dieſe letzte eine große Rolle ſpielt, doch wenig Glück gemacht. Davon könnte der Grund zufällig in den Eigenſchaften ihrer Urheber liegen; allein er iſt tiefer mit Sicherheit aufzufinden. Auch das Epos iſt ein Produkt jener Kunſt, welche mit der Wirklichkeit oder Wahrheit ein Spiel treibt, und auch ſeine Formen zeigen an, daß das Ergetzen ſeine Beſtimmung ſey. Sobald nun die gegebene Wahrheit in ihm hervorherrſcht, werden wir empört, daß ſie einem Spiele preisgegeben worden. Eben dadurch werden dann auch alle die Täuſchungen zerſtört, welche das Element der ſchönen Kunſt ſind, und daher entſpringen zugleich die Beleidigungen, welche ihr widerfahren, und in dem Unglück eines ſolchen Epos ihre Rache finden, uns aber hier nichts bedeuten, weil wir bloß für die Ehre der Hiſtorie ſprechen.

Das hiſtoriſche Intereſſe darf alſo durch das Epos nicht zu ſtark erregt werden, weil es weder die Hiſtorie, noch die Poeſie verſchmerzen werden, und eine durch die andre ſich in jenem Fall gemißhandelt glauben muß. Wenn ein geſchichtlicher Stoff uns noch ſo nahe liegt, oder eine ſolche genaue Kunde über ihn vorhanden iſt, daß die in ihm gegebene Wirklichkeit nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit von uns durchſchaut werden kann; ſo darf ſich das Epos ſeiner nicht bemächtigen wollen; denn wir werden uns ſchlechterdings der Hiſtorie gegen das Gedicht annehmen. Iſt dagegen eine geſchichtliche Materie, ihrem inneren Weſen nach, ſolcher Art, daß ſie von der Hiſtorie nie ganz begriffen werden ſoll, nach der Anſicht, die einmal von ihr Bedürfniß der Welt geworden, wie es ſich wol mit dem hiſtoriſchen Urſprung der Religionen und der Begebenheiten verhält, die mit ihrem Geiſt weſentlich zuſammenhangen; oder liegt ſie in ſo entfernten Zeiten und Ländern, daß ſie ſchon durch die Entfernung etwas Wunderbares gewinnt und ſich dem hiſtoriſchen Blick entzieht; oder waltet überhaupt nur über ihrer Entwicklung eine neblichte Unkunde; ſo hat das Epos ein Recht an ſie, und das hiſtoriſche Intereſſe, welches wir an ihm nehmen, kann ſelbſt dazu gebraucht werden, den poetiſchen Reiz zu verſtärken.

Man hat vorzüglich in den neueſten Zeiten den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der epiſchen und der dramatiſchen Poeſie in den Meiſterwerken derſelben aufſuchen, oder auch neu begründen wollen. Uns ſcheint er in der Verſchiedenheit der Formen zu liegen, daß die epiſche die erdichteten Thatſachen doch immer durch Vermittlung eines Dritten, die dramatiſche aber unmittelbar, ohne daß wir einen Bericht wahrnehmen, vor die Augen bringt. Aus dieſem Punkte fließen nöthwendig andre Verſchiedenheiten zwiſchen Epos und Drama, z. B. daß in Jenem ſelbſt der todten Natur, der bloßen Materie viel eingeräumt, und der ſinnlichen Anſchauung ein vollkommen befriedigender, ruhiger Genuß verliehen werden kann, wenn nur die Beſchreibung ergetzend genug iſt, um die Handlung ſich gemächlich entwickeln laſſen zu dürfen; daß dagegen in Dieſem Charakter und Schickſal dichtgedrängt neben oder wider einander ſtehen, und uns durch das Schauſpiel, welches ſie geben, fortreißen oder doch gewaltiger bewegen, als die Eindrücke des Epos. Indem nämlich nicht die Kunſt eines Dritten uns die Thatſachen und ihre Figuren vorführt, ſondern dieſe ſich unmittelbar zeigen, iſt es uns ſchlechterdings unmöglich, ſie aus den Augen zu laſſen und uns bei weniger weſentlichen Dingen zu verweilen.

Da wir als die höchſte Forderung an den Hiſtoriker aufgeſtellt haben, daß er ſelbſt in der Hiſtorie untergehe, damit er nicht unter den Thatſachen, welche er darſtellt, bemerkt werde: ſo ſollte man, nach dieſen Begriffen, von der dramatiſchen Form vermuthen, daß ſie es eben ſey, welche für die hiſtoriſche Darſtellung gebraucht werden müſſe. Allein bei ſolcher Vermuthung vergäße man, daß in der Hiſtorie nur die gegebene Wahrheit herrſcht, und ihr alles Eintrag thut, was den Argwohn erregen könnte, daß dieſe verletzt worden. Wo aber hat es ſich jemals ſo gefügt, daß Perſonen ihr Inneres und ihr Schickſal in Rede und Handlung ununterbrochen ausſprachen, und fortlaufende Kunde darüber aufgenommen werden konnte? Oder, da ſie größtentheils ſich ſelbſt nicht verſtanden, und doch als ein Gegebenes von der Hiſtorie begriffen werden ſollen; da ſie von manchen Begebenheiten keine Ahnung hatten, mit welchen die Nachwelt ſie doch in einem weſentlichen Zuſammenhang erblickt, den die hiſtoriſche Wahrheit entſchleiern muß: wie wollten ſie ſich unmittelbar darſtellen, und doch als Gebilde gelten, die einzig aus Notizen und Thatſachen beſtehn?

Nach dieſem beſtimmt ſich leicht, in wiefern eine dramatiſche Form in der hiſtoriſchen Darſtellung allenfalls erſcheinen dürfe? nämlich nur da, wo kein Zweifel obwalten kann, daß die Thatſachen wirklich ein dieſer Form Gegebenes ſind. Dies fordert die hiſtoriſche Wahrheit, aber die Geſchichtſchreibung würde, wenn auch die Wahrheit den häufigen und länger anhaltenden Gebrauch der dramatiſchen Form zugeben könnte, ſich dennoch dagegen erklären, weil dadurch die ihr eigenthümliche Geſtalt belaſtet werden möchte. Aus dieſem doppelten Geſichtspunkte ſpricht ſich auch das Urtheil über die vielen und langen Reden in den alten Geſchichtſchreibern von ſelbſt aus, löſet ſich leicht die oft erneuerte Fehde über die Zweckmäßigkeit derſelben.

Auf der andern Seite fließt aus den obigen Bemerkungen auch eine Regel für den dramatiſchen Dichter. Indem er einen hiſtoriſchen Stoff wählt, iſt er freilich in Behandlung deſſelben nur nach den Geſetzen ſeiner Muſe zu richten; aber durch die Täuſchung, daß er etwas hiſtoriſch Wahres darſtellt, verſtärkt er mächtig den Eindruck ſeiner Dichtung. Er wähle daher nie einen Stoff, welcher dieſe Täuſchung unmöglich macht, indem es deutlich vor uns liegt, daß derſelbe in dieſer dramatiſchen Form nicht vom Verhängniß gegeben wurde.

Beiläufig dürfen wir hier noch bemerken, daß in dem Weſen einer Begebenheit und einer hiſtoriſchen Perſon der einſichtsvolle dramatiſche Dichter mit dem Geſchichtſchreiber unfehlbar zuſammentreffe. Jener kann nämlich in ſeiner Darſtellung derſelben die Umgebung und Bedingungen, unter welchen ſie wurden und handelten, doch nicht aufheben, wenn er nicht bloß Namen und einzelne zufällige Erſcheinungen aus der Geſchichte borgen will, wodurch er keinen hiſtoriſchen Stoff als eine zuſammenhängende Maſſe ſich aneignet. Sobald er nun jenes nicht vermag, kann er auch die Nothwendigkeit nicht umgehn, welche bei ſolchen Bedingungen in der Wirklichkeit obwaltete, und deshalb trifft die poetiſche Nothwendigkeit auf Einen Punkt mit der hiſtoriſchen. Preis dem Dichter, welcher dieſe nur ganz erreicht! Bis jetzt hat noch kein deutſcher Poet in ſeiner Darſtellung eines hiſtoriſchen Charakters, d. h. eines ſolchen, welchen die Geſchichtſchreibung wirklich als ihr Eigenthum betrachten kann, ſo viel nothwendige Individualität geliefert, als ihm in der Wirklichkeit oder in der Hiſtorie angehört.

Zwiſchen dem Epos und dem lyriſchen Gedicht bewegt ſich die Romanze. Sie erſchien früh bei ſolchen Völkern, welchen nicht die ruhige poetiſche Entwickelung, durch die ein Nationalepos entſtehen konnte, zu Theil wurde. Doch iſt ſie, gleich demſelben einigermaßen eine hiſtoriſche Quelle und der Anfang der Geſchichtſchreibung, obgleich der Uebergang von ihrem Geſange zu dieſer ſchwieriger war, als von dem epiſchen, deſſen Fülle und Geräumigkeit leichter zur Proſe umgeſtaltet werden konnte. Darin liegt mit die Urſache, daß der Zuſammenhang zwiſchen der Romanze und der Hiſtorie nie ſo bedeutend und ſichtbar geworden iſt, als die Verbindung der letzten und des Epos.

In Hinſicht auf die Hiſtorie iſt bei Dichtung der Romanze wenig Acht zu haben. Wenn jene ihren Stoff von dieſer aufgenommen ſieht, ſo vernimmt ſie zugleich Geſang, und dadurch iſt genug angedeutet, daß ein Spiel der Dichtkunſt getrieben, und keine hiſtoriſche Wahrheit dargeboten werden ſolle, mag die Romanze epiſch durch Vermittlung die Thatſachen aufführen, oder dieſelben ſich dramatiſch ſelbſt darſtellen laſſen.

Eben dieſes gilt noch in einem höheren Grade von dem Liede, welches, wenn es mit einem hiſtoriſchen Stoffe ſpielen will, faſt zur Romanze wird, und noch weniger von demſelben aufnehmen, ihn nur andeuten kann, um ſeinen eigenthümlichen ätheriſchen Hauch nicht zu beſchweren. Nie kann daher die Hiſtoſie auf das Lied zürnen, denn es wird niemand bereden, daß es hiſtoriſche Darſtellung ſey, und durch ſolche Ueberredung eine gegebene Wahrheit verfälſchen. Aber Romanze und Lied mögen ſich ihrer ſelbſt wegen hüten, einen hiſtoriſchen Stoff zu wählen, an welchem das hiſtoriſche Intereſſe ſo hängt, daß man auf ihr Spiel keine Aufmerkſamkeit richtet.

Die Romanze erinnert an den Roman, diejenige poetiſche Gattung, welche, der Form nach, dem hiſtoriſchen Produkt am ähnlichſten iſt, und für welche dennoch der hiſtoriſche Stoff am wenigſten gebraucht werden mag.

Weil unter den Nationen der neueren Welt das alte hiſtoriſche Lied immer nur Romanze blieb, und ſich nicht, wie bei den Griechen, zur Fülle des Nationalepos ausbildete, fehlte ihnen der griechiſche Uebergang von der Poeſie zur Geſchichtſchreibung. In den leeren Raum zwiſchen beiden trat der Roman. Er hatte ſo wenig, als das Epos, um die eigentliche hiſtoriſche Wahrheit Sorge zu tragen, und gehörte eben ſo gut in das Reich der Dichtungen; aber gleichwohl fehlte ihm die beſtimmte poetiſche Form, welche durch den Vers entſteht. Was ihm davon anhangen mogte, war ſo unvollkommen, daß er ſich dieſer Bürde bald gänzlich entledigen mußte.

Auf welche Art ſich nachher der Roman unter verſchiedenen Nationen ausgebildet haben mag: ſo gewann er doch durch dieſen Umſtand ſeinen allgemeinen Charakter. Von der feierlichen poetiſchen Form befreiet, durfte er ſich überhaupt laxere Geſetze, als das Epos auferlegen, und manches aus dem Leben aufnehmen, was jenem verſagt bleibt. Perſönlichkeit und Schickſal, neben und wider einander thätig, zeigen ſich mit Strenge im Drama, und heiſchen dort für dieſes Schauſpiel allen Raum und alle Aufmerkſamkeit. Sie ſind auch das Waltende im Epos; doch gönnen ſie hier fremdartigeren Erſcheinungen, und ſelbſt der todten Materie beträchtlichen Raum; auch dem Roman kann nur ihr gegenſeitiges Verhältniß äſthetiſchen Zuſammenhang geben, aber in ihm ſcheint es mehr der übrigen Maſſen wegen da zu ſeyn, als daß es die Begebenheiten nach ſeiner Regel herbeiführte und lenkte.

Da der Roman, wie das Epos und die Hiſtorie, die Thatſache durch Vermittlung eines Dritten zur Anſchauung bringt, da er nicht, wie jenes, durch ſeine äußere Form ſogleich verräth, daß er ein poetiſches Spiel treibe, ſondern in ihr der letzten gleicht: woher dann die Erſcheinung, daß in Romanen durchaus nicht, ſo wie in dramatiſcher und epiſcher Dichtung Gebrauch vom hiſtoriſchen Stoff gemacht iſt, und es unſer Gefühl empören würde, wenn es geſchähe?

Dieſe Erſcheinung erklärt ſich eben daher, weil der Roman und die Hiſtorie ſich in ihrer äußern Form ſo ähnlich ſind, und ihrem Weſen nach ſo verſchiedenartige Beſtimmung haben. Ein hiſtoriſcher Stoff, d. h. nicht bloß hiſtoriſche Winke, im Roman würde uns ganz für Geſchichte gelten und die hiſtoriſche Kenntniß verderben, zugleich aber auch die Dichtung und ihre Wirkungen, welche doch eigentlich erwartet werden, zu Grunde richten. Darum ſchreien Hiſtorie und Poeſie wehe über das zwitterartige Machwerk, den hiſtoriſchen Roman. Er betrügt um die hiſtoriſche Wahrheit und die poetiſche Täuſchung, wenn dagegen Epos und Drama redlich zu erkennen geben, daß ſie den hiſtoriſchen Stoff als Dichtung nehmen, und durch ihre Formen uns verrathen, daß ſie ſpielen, wenn gleich ihr hinreißender Zauber uns während des Genuſſes von der deutlichen Bemerkung entfernt, daß uns hier keine gegebene Wahrheit anſpreche.

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Achte Lieferung.

Erſter Band.

(Der ſämmtlichen Werke 13ter Band.)

Heinlein

Berlin, bei Auguſt Rücker.

1827.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Memoiren
des Freiherrn von S—a.

Von

Karl Ludwig v. Woltmann.

Erſter Theil.

Zweite Ausgabe.

Berlin, bei Auguſt Rücker.

1827.

[illegible]

[illegible]

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

[illegible]

Universitäts-
München
Bibliothek

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorrede zur zweiten Auflage.

Zufällige Umſtände veranlaßten Woltmann, den folgenden Roman zu verfaſſen, wenn anders dieſem Buche der Titel eines Romans gegeben werden kann.

Wirkliche Charaktere ſind hier in erdichteten Verhältniſſen, erdichtete Charaktere in Verhältniſſen dargeſtellt, die wirklich ſtatt gefunden. Begebenheiten der Wirklichkeit und erdichtete Begebenheiten laufen zuſammen, greifen in einander. Wir ſtehen der Zeit noch zu nahe, welcher das Wirkliche in dieſen Blättern angehört, als daß über daſſelbe ſchon Aufſchluß gegeben werden könnte.

Theils darin, theils in der Freimüthigkeit der hier vorkommenden kritiſchen, politiſchen und pſychologiſchen Urtheile lag der Grund des ſtrengen Incognito, welches der Verfaſſer dieſes Buches zu behaupten für nöthig fand. Sein Tod hat ihn hinweggeräumt. Er iſt den Dingen zur Vergangenheit geworden, ehe ſie ſelbſt zur Vergangenheit geworden ſind.

Es war ſeine Abſicht, dieſe Blätter fortzuſetzen; je und je ſeine Lebenserfahrungen, auf gleiche Weiſe, als bisher geſchehen, darin niederzulegen. Die Abbés ſollten das Abenteuer zum Beſten geben, bei welchem ſie einen und denſelben Gegenſtand, dieſer ſie als Eine Perſon geliebt. Der Geſandtſchaftsrath war der Dame ſeines Herzens durch Zufall wieder begegnet, und doch noch von ihr ins Ehejoch gebracht worden. Das vermählte Doppelpaar, der Marquis und Agnes, der Freiherr und Roſamunde, trafen mit allen dieſen Perſonen in Hamburg zuſammen. Die Abbés ſollten bei perſönlicher Bekanntſchaft noch in der Anſicht verlieren, welche beide Frauen nach den Erzählungen ihrer Männer von ihnen gefaßt, und auch dieſen an den ſittlichen und zarten Frauenumgang ſeitdem gewähnten, nun viel weniger anziehend dünken, als zur Zeit ihres früheren Verkehrs. Dagegen ſollte Roſamunden und Agnes die Dame des Herzens des Legationsrathes durchaus nicht ſo widrig und lächerlich erſcheinen, als ſie ſich dieſelbe vorgeſtellt. Sie ſollten ſie recht achtungswerth finden, imponirt von der Stärke ihres, wenn gleich trivialen Charakters. In dieſen Verhältniſſen hätten der Wechſel von Wohlgefallen und Mißfallen ſich ausgeſprochen, der zwiſchen oberflächlich verbundenen Perſonen das Leben hindurch waltet, zufolge der verſchiedenen Standpuncte ihrer Cultur, die Capriçen der geſellſchaftlichen Achtung, und worauf dieſe, oft ſelbſt bei den beſſeren Theilgenoſſen der Geſellſchaft beruht. Hamburg und Wien, das nordeuropäiſche, freiſtädtiſche Weſen, Geſtalten, Geiſt, Ereigniſſe des öſterreichiſchen politiſchen und geſellſchaftlichen Lebens ſollten geſchildert werden.

Gefallen dieſe Gedanken Jemand als Stoff der Vorſtellung und er wollte ſie als ſolche benutzen, möge dieſer nur ein ſolcher ſein, „der die Feinheit, die hie und da allerdings bei dem erſten Stande auch unter uns Deutſchen zu finden iſt, auf unſre Literatur hinableite, welcher es an Feinheit am allermeiſten fehlt. Was wir an guter Geſellſchaft haben, iſt noch in gar zu geringer Verbindung mit unſrer Bücherwelt" *).

---

*) Siehe Vorrede der erſten Auflage.

Barbarei der deutſchen Literatur.

In Deutſchland ward ich geboren; aber mein Vater nahm mich in meiner frühſten Jugend mit in das Ausland, wo ihn politiſche Angelegenheiten ſeines Hofes eine lange Reihe von Jahren feſthielten, ſo daß wir erſt vor fünf Jahren in die deutſche Heimath zurückkamen, als er ſchon im hohen Greiſenalter ſtand, und ich in das männliche getreten war.

Die meiſte Zeit unſeres Lebens im Auslande brachten wir in Italien zu, und mein Vater äußerte darüber ſtets ſeine beſondre Zufriedenheit, ſo wie zum öftern ſeine Ungeduld, daß die Geſchäfte ihm nicht geſtatten wollten, nach Griechenland hinüberzugehen. Es verfloß kein Tag, daß er nicht, trotz aller diplomatiſchen Zerſtreuungen und Anſtrengungen, den großen Autoren der Griechen und Römer ein paar Stunden der Andacht geweiht hätte; und darum that es ihm wohl, auf claſſiſchem Boden zu leben.

Er unterwies mich ſelbſt in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache; und das Erſte, was er mit mir las, waren die drei großen römiſchen, dann die drei großen helleniſchen Geſchichtſchreiber. „Sprache und Geſchichte eines

Volkes," pflegte er zu ſagen, „ſind der Schlüſſel zu ſeinem ganzen Eigenthum und ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit: faſſe ihn nur mit Knabenhänden; wenn du auch die Poeten, Redner und Philoſophen genoſſen haſt, wirſt du als Mann verſtehn, ihn vollkommen zu handhaben." Und nie habe ich ſeine große Stirn heiterer, nie die Züge, das Colorit ſeines edlen Geſichtes ſchöner geſehn, als wenn eine von den ewigen Stellen der Autoren den Knaben mit einem angenehmen Staunen erfüllte, welches ahnen ließ, daß er ſie dereinſt verſtehen würde.

Die franzöſiſche Literatur achtete er als Weltmann, und ſie berührte ſein Inneres wenig; aber doch machte er mich aufmerkſam darauf, wie ihr durch eine praktiſche Präciſion der Gedanken, Empfindungen und des Ausdruckes dafür, durch einen Cyklus von Männern, welche ſolche Präciſion bald mit dieſer, bald mit jener Manier verſetzten, ſie auf mancherlei Gegenſtände anwandten, doch immer in einem gewiſſen Grundton blieben, welcher echtfranzöſiſch war, gelungen ſei, eine Reihe von Werken aufzuſtellen, die ob Maß, Klugheit, Eleganz, beinahe das Beiwort claſſiſch verdienten.

Weit mehr neigte er ſich zu den Italienern. Wie ein Poet, der mit dem Alterthum genährt ſei, den Stoff und die Cultur der neuern Jahrhunderte auffaſſe und bearbeite, glaubte er nirgends als in Dante, Taſſo und Arioſt wahrzunehmen; und nur Guicciardini war für ihn unter den Neuern ein Geſchichtſchreiber, von welchem er, gewiß zu einſeitig, zweierlei ſchlechterdings forderte, nämlich:

daß er das Alterthum in ſeinen Adern trage, und an den Begebenheiten, die er beſchreibt, ſelbſt Theil gehabt, wenigſtens ihnen ſehr nahe und in demſelben Strich der Zeiten, denen ſie angehören, gelebt habe.

Die engliſche Literatur kannte mein Vater gar nicht; aber von jungen Engländern lernte ich zu Rom ihre Sprache, und las mit Einem von ihnen bald ihren Shakſpeare. Anfänglich ſtanden meine Griechen und Römer wie mit feurigen Schwertern, um mir den Eingang in ſeine Welt zu verwehren: wie ich hinein kam, weiß ich auch jetzt noch nicht zu ſagen; das ganze griechiſche und römiſche Alterthum verſchwand mir eine Zeitlang vor derſelben; und doch glaubte ich zuletzt einzuſehn, daß die Naturnothwendigkeit, die Naturnacktheit, die das Höchſte und Weſentlichſte in dem britiſchen Dichter ſind, mir eben durch mein Studium der Alten nahe gerückt waren. Durch meinen Vater gewöhnt, mich um die claſſiſche Periode einer Literatur bei der erſten Bekanntſchaft mit ihr ernſtlich zu bemühn, eilte ich zu derſelben in der engliſchen, ſobald mich Shakſpeare etwas los gab; um ſo geſpannter, weil ich einſah, welche prächtige Luſthaine in dem Wald, den er für ſeine Nation gepflanzt hatte, angelegt werden konnten. Meine Erwartungen wurden nicht erfüllt. Zwar fand ich in Addiſon, Pope, Richardſon, Hume, Gibbon und andern ſo viel Gehalt mit ſo viel Form vereinigt, ſolches Maß großer Kräfte, daß ſie ſich claſſiſchen Autoren näherten; allein, wo war jene menſchenſchaffende Kraft und die romantiſche Phantaſie geblieben, welche Shakſpeare dem Geiſte des

Eilandes eingeſtrömt zu haben ſchien? Sie fehlen, wenn wir etwa Milton ausnehmen, in den ſpätern Autoren, nicht in der Nation ſelbſt, aus Gründen, deren Entwicklung uns zu weit führt.

Mitten unter dieſen Studien blieb die deutſche Literatur für mich wie eine weit entlegene Inſel. Die erſten Sylben und Worte, welche ich lernte, waren freilich deutſch, und mein Vater ließ mich auf das ſorgfältigſte in der ſogenannten Reinheit dieſer Sprache nach Adelung unterweiſen. Einen guten Aufſatz über Geſchäfte ohne Fehler gegen die Grammatik, meinte er, müſſe der Deutſche in ſeiner Mutterſprache verfaſſen können; auch gebühre ihr, daß er ſie zuerſt reden lerne. Aber eine weitere Bemühung um ſie ſei nicht vonnöthen. Nur ein barbariſches Ohr möge ſie wohllautend finden; ſie ſei ohne Anſtand, Geſchmeidigkeit, Klarheit für die Empfindungen und Gedanken einer höheren Bildung.

So hatte ich auch ſchon die engliſche Literatur kennen gelernt, ehe ich von meiner vaterländiſchen etwas wußte, als ein Zufall mir einige Vorſtellung von ihr verſchaffte.

In meines Vaters Studirzimmer war ein Schrank, um welchen ich mich nie bekümmert hatte, weil ich keine Bücher, nur Briefſchaften und diplomatiſche Papiere in ihm vermuthete. Eines Tags war er geöffnet, als ich hineintrat, und mir fielen etwa ſechs Bücher auf, die in demſelben ſtanden, mitten unter ein paar Frauengewanden, welken Blumenkränzen, Briefen und dergleichen mehr. Was iſt das? fragte ich; und mein Vater antwortete gedämpſt und ernſt: die Verlaſſenſchaft deiner ſeligen Mutter! Nach einer Pauſe ſtiller Rührung griff ich nach den Büchern und fand deutſche! Ich bat um die Erlaubniß, ſie zu mir nehmen zu dürfen, und er ſagte gleichgültig: deine Mutter las öfters in ihnen, und darum hab' ich ſie aufbewahrt.

Ich durchlief ſie alle, genoß in allen hier und da, und ließ mich dann zuerſt bei einem epiſchen Gedichte: der Meſſias, mit der Anſtrengung nieder, die mir beim Leſen gewöhnlich geworden. Aber ich entdeckte bald, daß ich meine Mutterſprache viel zu wenig verſtand, um dieſes Gedicht ohne ein außerordentliches Studium faſſen zu können. Endlich ward mein Fleiß belohnt durch die Entdeckung einer neuen Sprache voll Harmonie, Würde und von unergründlicher Tiefe, welche mir mit der griechiſchen an Gehalt zu wetteifern, und ſie an dem Ausdruck für transſcendente Gefühle, Begriffe, Bilder, zu übertreffen ſchien.

Nach wiederholtem Studium der erſten Geſänge fand ich gleichwohl in mir keine große Munterkeit, weiter zu leſen, und ich ſagte mir: du kennſt den Gegenſtand dieſes Gedichtes doch auch, und wie iſt es möglich, ihn für ein epiſches Gedicht zu wählen, welches ſich nur mit der Gegenwart einer Handlung abgeben kann. Wie dürftig war jene bei dieſer Handlung, welche ihre Wichtigkeit, freilich die größte, die je eine Begebenheit hatte, erſt durch die Zukunft gewann? Wie will ſich aber die epiſche Poeſie der Zukunft bemeiſtern, die nur unter dem Prophetengeiſte der lyriſchen ſteht?

Außerdem dachte ich, daß wohl auch bei meinem Homer die Religion im Spiel ſei, er indeß nur Götter einführe, die gewaltigere Menſchen waren, im Volksglauben etwas, für die Kunſt viel galten, nichts für den Forſcher der Wahrheit. Ganz anders verhielt es ſich mit dem Chriſtenthum. Sein reiner Urgeiſt war kurz und deutlich ausgeſprochen, und durfte durch lange dichteriſche Reden nicht gefährdet werden. Die Wunder, die ihn begleiteten, waren für denjenigen, der an ſie glaubte, durchaus eine Offenbarung, die keine Zuthaten menſchlicher Phantaſie ertrug; und dieſe frevelte, wenn ſie durch ihre Macht die Wunder der göttlichen Macht gleichſam fortzuſetzen wagte. Wer nicht an dieſelben glaubte, konnte keinen andern Reiz bei ihnen finden, als daß er ſie wider alle Einbildungskraft bewahrte und in eine hiſtoriſche Notiz zu verwandeln ſuchte.

Wenn nun Geiſt und Wunder des Chriſtenthums keine Zugabe menſchlicher Gedanken und Phantaſiegebilde annehmen wollten: ſo mußte in dem epiſchen Gedichte, das ſie zu ſeiner ſtattlichen Breite verarbeitete, nothwendig der Todeswurm vernommen werden und eine Unnatur entſtehen, welche den tüchtigen Sinn auf die Folter ſpannte.

Dazu ängſtigte mich noch ein anderer Gedanke. Der Urgeiſt des Chriſtenthums erträgt freilich nicht, poetiſch aus einander gezogen zu werden, aber es iſt eine himmliſche Formel, die auf alle Zuſtände der Menſchheit angewendet werden kann. Da iſt geſchehn, daß der vorübergehende Geiſt menſchlicher Entwicklung ſich ihr jedesmal angehängt hat; und darum gab es für jede Periode der Cultur in gewiſſem Sinne ein andres Chriſtenthum. Wer die dürftige Handlung ſeines Entſtehns zu einem epiſchen Gedicht ausdehnt, wird daher das Chriſtenthum ſeiner eigenen Zeit darin anbringen; und wie ſoll ſein Gedicht genoſſen werden, wenn nun eben dieſer chriſtliche Sinn nicht mehr obwaltet?

Alles was ich gefürchtet, fand ich gegründet, als ich mich durch den Meſſias durcharbeitete; aber meine Bewunderung gegen das Genie des Dichters ſtieg dennoch immer höher. Vorzüglich in einigen ſeiner Teufel und in Abadonnah, noch mehr in den vielfachen Geſtalten, über welche der Weltrichter das Urtheil ſpricht; auch in einigen Jüngern des Heilandes und etlichen Perſonen der Epiſoden traf ich auf die Kraft, welche die Summe alles Genies im epiſchen, dramatiſchen Dichter und im Hiſtoriker iſt, und ohne welche ſie kein Genie haben, nämlich die Kraft, durchaus individuelle menſchliche Geſtalten, unter welche Teufel gehören können, ſo wie Götter, zu ſchaffen und darzuſtellen.

Außerdem geſtand ich mir mit Entzücken, daß es in dieſem Gedicht einzelne Stücke gebe, die ein reines dichteriſches Ganzes, mitunter die höchſten Idyllen wären. Bei dieſen denke ich vorzüglich an alle die Gruppirungen der Auferſtehenden, der Auferſtandenen, der Jünger mit dem aus dem Grabe hervorgegangenen Heiland.

So hatte ich überſchwenglichen Erſatz für die lange Weile, welche mir das Gedicht als epiſches machte, und es ging mir ungefähr mit dem Meſſias, wie mit Virgils Aeneide, wo nur Dido und Niſus und Euryalus mich für den Mangel an allem epiſchen Schwung ein wenig ſchadlos hielten, wenn ich gleich im Uebrigen jene beiden Werke gar nicht vergleichen will. **Klopſtock** hatte bei großem epiſchen Dichtergeiſt einen unepiſchen Stoff, und **Virgil** einen ſehr epiſchen bei unepiſchem Geiſte. Dies mag er ſelbſt gefühlt haben; und kam ſeine Unzufriedenheit mit ſeinem Epos daher, ſo iſt er wegen ſolcher Selbſterkenntniß nicht genug zu preiſen. In ſeinem **Mörſergericht** zeigt er ſich größer, als in der Aeneide.

Vielleicht war es Ermattung durch den Meſſias, daß ich nun zunächſt nach einem Büchlein in meinem kleinen deutſchen Schatze griff, das meinen neugierigen Blicken einen leichten Genuß verſprochen hatte. Das Büchlein kam nicht aus meinen Händen, als bis ich es durchgeleſen. Ich wollte es bald nachher noch einmal genießen, und es widerſtand mir.

Darüber ſuchte ich mir Rechenſchaft zu geben. Freilich wohl, ſagte ich, die **Grazien** in dieſem Gedicht fangen erſt an, ſich in Deutſchland zu zeigen, ſind mit Natur und Klima dieſes Landes, mit den Sitten der Bewohner gar nicht bekannt. Da können ſie ſich nicht nehmen, wie ich ſie im Alterthum der Griechen und Römer ſah; in ſo reiner Schönheit würden ſie dort, wo man ſie noch als Fremdlinge anſtaunt, unſchicklich und unſittlich erſcheinen, und möchten angefeindet werden. Sie müſſen ſich verhüllen, um Gefahr zu meiden, und wieder etwas enthüllen, um die Lüſternheit zu ihrem Schutz zu gewinnen. Auch reichen ſie dort mit dem ſüßen Lächeln, dem ſinnigen Durchſchein der Schläſe, den wenigen weichen Flötenlauten nicht aus. Sie müſſen viel und breit ſprechen, ihre Philoſophie redſelig darlegen, um Eingang zu finden.

Nach Selbſtgeſprächen der Art konnte ich an Muſarion wieder Genuß finden, und entdeckte, warum ſie mich anfänglich mit Recht hingeriſſen hatte. Auf der Sprache liegt an manchen Stellen ein Schmelz der Phantaſie, den die Grazien ſelbſt ausgehaucht haben; die Philoſophie iſt geſchickt in die Handlung verwebt; aus dem Ganzen athmet eine naive Gutmüthigkeit und Heiterkeit, welche den Göttinnen zuſagt. Ich gab die Hoffnung nicht auf, wenn ich einſt die deutſche Heimath ſähe, die Grazien dort ſchon dreiſter in ihrer natürlichen Unſchuld zu finden.

Nun ging ich zu dramatiſchen Arbeiten über, die in einem Bande zuſammen waren. Der Titel Emilia Galotti zog mich an. Ich ward nicht gerührt, aber meine Empfindung war ſo beſchäftigt, daß ich jeden Augenblick gerührt zu werden erwartete; ich entdeckte die ſcharfſinnigſte Berechnung, und doch nicht die Tiefe des Verſtandes, die mich aus Werken des Alterthums, Shakſpeare's, ſofort tief herauf faßte; ich traf auf die feinſte Menſchenkenntniß, aber nicht auf Menſchen. Der Verfaſſer, dachte ich, iſt gewiß der größte Schachſpieler auf der weiten Welt, und unwillkürlich rief ich: Schach dem König! als Emilia ſterbend ſagte: eine Blume abgeriſſen, ehe ſie der Sturm entblättert.

Erklärlicher, viel anziehender, war mir Minna von Barnhelm, obgleich ich den Urheber jenes Trauerſpiels ſogleich darin entdeckte. Offenbar copirte er in dieſem Luſtſpiel wirkliche Perſonen des Lebens, das er vor ſich hatte. Späterhin iſt mir dies durch die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, durch den Aufenthalt in Sachſen und Preußen erſt ganz deutlich geworden. Alle Talente in jenem Trauerſpiel waren in Minna von Barnhelm im höheren Grade, und die Sprache, deren Gewandtheit, Präciſion und epigrammatiſche Energie mich in Emilia Galotti ſchon überraſcht hatte, erfreute mich hier durch eine Friſche und Natürlichkeit, die mir von der Ausbildung des geſellſchaftlichen Tones in Deutſchland einen guten Begriff gab.

Voll Freude, einen Deutſchen gefunden zu haben, in welchem ſo viel Maß bei ſo viel Gehalt war, ging ich zu dem dritten Stück meines Bandes über, und empfand dieſe Freude ungemein erhöht. Als ich Nathan den Weiſen geleſen hatte, in welchem Begriffe und Lehren nahe daran ſtehn, zu Perſonen zu werden, wo man unausſprechlich gefeſſelt wird, indem man jeden Augenblick dieſe Verwandlung erwartet, wußte ich zu keinem Reſultat über den Verfaſſer zu kommen: ich hatte nur wahrgenommen, daß er einerlei mit dem Urheber der beiden erſten dramatiſchen Dichtungen ſein müſſe.

Bei aller ſeiner Vortrefflichkeit, geſtand ich mir, iſt er kein Dichter; denn Begriff, Lehre, Entwicklung ſind ihm mehr, als Einbildungskraft, Gefühl, Darſtellung, und die Pſychologie lieber, als die individuelle Geſtalt. Auch hätte er als poetiſches Genie nicht den Fehlgriff gethan, einem Lehrgedichte die dramatiſche Form zu geben.

Ich bin nicht der Meinung, daß ein didaktiſches Gedicht eigentlich keine Poeſie ſei; denn ſobald die Einbildungskraft von einem Mittelpunct aus die Lehren zu einem organiſchen Ganzen zu vereinen und als ſolches zu beleuchten weiß, können ſie zu vortrefflicher lyriſcher, auch wohl zu erzählender Poeſie werden; aber in der dramatiſchen iſt die unmittelbare Figur und ihr Handeln, ihr Schickſal, Alles in Allem. Soll ſie eine Lehre entwickeln, ſo verlieren entweder die Figuren an ihrem Recht, oder die Lehre findet nicht genugſame Entwicklung, und in der Regel entſteht weder ein dramatiſches, noch ein didaktiſches Meiſterwerk.

Darüber alſo glaubte ich bald im Reinen zu ſein, daß kein eigentlicher poetiſcher Genius die Seele jener dramatiſchen Producte ſei; aber welche Nationalität aus ihnen athme, wollte mir nicht klar werden. Dieſer Autor verrieth oft ſo viel Schärfe, Eleganz, praktiſche Gewandtheit, daß ich in ihm franzöſiſches Naturell bemerkte. Plötzlich brach dann eine Derbheit der Geſinnung, ein tiefes Gefühl und ein ſolcher Humor und Freimuth aus ſeinen Perſonen, daß er mir ein Brite ſchien. Am meiſten entzückte mich an ihm die Heiterkeit ſeines Ernſtes im Nathan, und eine Klarheit des Weſens, die ſich mit allen nationellen Verhältniſſen abgefunden hatte, die mich rein menſchlich dünkte. Sollten ſie etwa die deutſche Nationalität ſein? fragte ich mich mit freudiger Ueberraſchung; nur Schade, fuhr ich fort, daß dieſer Autor kein echter Dichter iſt: er wäre ſonſt unfehlbar auch ein claſſiſcher.

Nun waren von meiner deutſchen Bibliothek mir noch zwei Büchlein übrig, welche ich zuletzt leſen wollte, weil ſie proſaiſch waren, und ich gegen die deutſche Proſa gar zu arge Vorurtheile hegte. Wie abſcheulich war die Sprache in den deutſchen Acten, welche in der Kanzlei meines Vaters nicht ſelten vorkamen. Aber der Titel jener beiden Büchlein war ſehr reizend. Sie verſprachen Forſchungen über die Erziehung des Menſchengeſchlechtes und über das Gefühl vom Schönen und Erhabenen.

In dem erſten, in ſeinem feinen Dialog, in ſeiner herrlichen Lehre und hellen Entwicklung, war mein wohlbekannter dramatiſcher Autor unverkennbar. Hätte ich nie etwas Dramatiſches von ihm gekannt, ſo würde ich nach dieſem Product bedauert haben, daß er kein dramatiſcher Dichter geworden ſei. Ich ſtaunte über einen ſo vollendeten raiſonnirenden Styl in der deutſchen Proſa, und war bei meinen hohen Begriffen über claſſiſchen Werth darüber mit mir einverſtanden, daß dieſe Entwicklung der vortrefflichſten Lehre in einer ſolchen Form als ein claſſiſches Product gelten dürfe. Zugleich freute mich, auch hier zu bemerken, daß der Deutſche eine ſo ungemeine Theilnahme an der Menſchheit hege, und in ſeinen Begriffen über dieſelbe weit mehr Umfaſſung habe, als alle übrigen Nationen.

In Hinſicht auf vollendete Schreibart ſchien mir die Abhandlung über das Schöne und Erhabene anfänglich beinahe das Gegentheil von jener; und eine große Vernachläſſigung des äußern Styls mußte ich fortdauernd eingeſtehn, als ich den inneren Reichthum und den tiefen Witz des Verfaſſers bewunderte. Von dem äſthetiſchen Gefühl der Deutſchen gewann ich durch ihn eine überaus große Idee, und mein Reſultat blieb, daß dieſer Autor, wenn er etwa noch zu einer ſchönen Form für ſeine Gedanken gelangt ſei, unter allen philoſophiſchen Autoren des Alterthums und der neuern Zeit den erſten Rang behaupte, weil in keinem derſelben Anmuth und Schärfe und Tiefe des Geiſtes, Kraft und Schönheit des Gemüthes, Witz und Würde, Reichthum an Kenntniſſen, bis zu dem Grade, wie in ihm, verbunden wären.

Alle dieſe deutſchen Bücher nun mochten ungefähr ein halbes Jahrhundert alt ſein. Wie mußte ſich in demſelben die Literatur meines Vaterlandes entwickelt haben! Den Anfang einer claſſiſchen Proſa hatte ich in dem Buch über die Erziehung des Menſchengeſchlechts entdeckt, und die andern Autoren waren mit ihrer Kraft, claſſiſch zu werden, hoffentlich in ihren Gattungen gleiche Muſter geworden. Viele andre Genies mochten ſich in Deutſchland vor, mit und nach ihnen und durch ſie entwickelt haben. Wenigſtens hatte ich gehört, daß ſich dort eine ſo vielſeitige Gelehrtenrepublik und ein ſo umfaſſender literariſcher Zuſtand, wie noch in keinem Zeitalter und keinem Lande waren, ausgebildet hätten.

Ich dachte ernſtlich daran, mich nun in alle Geheimniſſe der Literatur meines Vaterlandes einzuweihn; doch eine ſorgenvolle Miſſion nach Spanien nahm mir jede Gelegenheit dazu und jegliche Muße. Als ich aber wieder nach

Italien zurückkam, ward ich auf die anmuthigſte Weiſe an jenes ernſtliche Vorhaben erinnert.

Um Lucian Bonaparte, auf ſeiner ſchönen Villa, ſammelten ſich gern damals die geiſtvollſten Männer und Frauen. Seine Rede war feurig und gefällig, ſeine Art verbindlich, ſein Geſchmack gebildet, und es war um ſo anziehender, ihn in Genüſſen der Kunſt ſchwelgen zu ſehen, da es bisweilen Spuren gab, wie ſcharf er die große politiſche Welt beobachtete. Nicht lange nach meinem Eintritt in ſeinen Cirkel traf ich ihn eines Abends in ſehr lebhaftem Geſpräch mit einer jungen Dame, deren Ton der Stimme mich ſofort anzog. Es war darin ein ſo melodiſcher Nachklang, daß es ſchien, als vergnügte ihre Gedanken, ſich tönen zu hören. Ich trat näher hinzu, um kein Wort von ihr zu verlieren, und entdeckte nun, daß auch ihr Antlitz und ihre Geſtalt voll Anmuth und Schönheit waren. In der Ferne ſchienen ihre Züge, ihre Glieder zu viel Unbeweglichkeit zu haben: aber in der Nähe, und vorzüglich wenn ſie mit Theilnahme ſprach, entdeckte man, daß jene ſcheinbare Unbeweglichkeit nur von der Tiefe ihres Lebens herrührte, welches verſchmähte, auf jede Anregung nach der Oberfläche zu ſtrömen. Nur in ihrer hohen Stirn, im Eindruck ihrer Schläfe und ihrem ſchwarzblauen Auge ließ es ſich immer blicken, und ihre gewölbte Bruſt konnte man nicht ohne den Gedanken anſehn, daß ein freier Athem und ein großmüthiges aufſtrebendes Herz ſie gewölbt hätten. Dennoch fühlte man auch in der Nähe an ihrer Geſtalt etwas, das dem Eindruck ähnelte, den ſie aus der Ferne gemacht hatte. Es lag auf derſelben etwas Nördliches, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß die ſchöne Dame ungefähr ſo auf mich wirkte, wie die wenigen deutſchen Autoren, die ich kannte. Auch fand ich hernach, daß ſie eine Deutſche, die Gräfin Roſamunde aus dem Hauſe W—g war.

Ihre Geſtalt zu enträthſeln, hatte mich ſo beſchäftigt, daß ich auf den Gang ihres Geſpräches mit Lucian Bonaparte nicht eher aufmerkſam genug ward, als bis ſie in italieniſcher Sprache ausrief: nein, in franzöſiſchen Stanzen, die keine ſind, ſoll der große Mann mit dem ungeheuren Leben ſich bewegen? Ueberlaſſen Sie ihn den Deutſchen, welchen er ja doch mehr angehört, und die den epiſchen Hexameter für des Helden Gang haben. Selbſt in Stanzen, wie Taſſo ſie der Geſinnung ſeiner Helden aneignete, könnten Sie ihn nicht auftreten laſſen.

Mit einem leichten Scherz über ſolchen nordiſchen Nachhall des vollendeteſten ſüdlichen Verſes ging Bonaparte zu einer andern Gruppe der Geſellſchaft weiter: er ſchien über jenen Ausruf der deutſchen Dame einen leiſen Unmuth zu fühlen. Sie aber wandte ſich zu mir und ſagte: iſt Karl der Große nicht noch ganz als ein Deutſcher zu nehmen? was nachher den Franzoſen machte, war ſeinem Frankenthum noch fremd.

Es war mir bei dieſer Frage, als befände ich mich zum erſten Mal in der heimathlichen Luft Deutſchlands; und begierig nach weiterer Kunde lenkte ich das Geſpräch auf die deutſche Literatur. Ich ſchilderte vielleicht mit ſtärkern und lebhafteren Farben, als ich ſonſt gebraucht hätte, die wenigen Autoren, die ich kannte, um die geiſtvolle Frau zu Mittheilungen zu bewegen. Allein zu meinem Befremden ging ſie darauf nicht ein. Daß die Werke derſelben ihr wenigſtens dem Namen nach nicht unbekannt waren, merkte ich wohl; aber ſie war mit ihrem Geiſte nicht vertraut, und ſchien ihn wie etwas Veraltetes zu nehmen. Iſt die deutſche Literatur ſo unendlich reich, fragte ich, daß ſie ſolche Geiſter in die Vergeſſenheit ſtellen darf? Ich weiß nicht, antwortete ſie: wir haben der Bücher eine unendliche Menge, ich habe mir aus derſelben einen Dichter erleſen, der mir genüget, und welchen ich in jeder Fremde, bei Genuß jeglicher anderen Literatur, im Herzen und Gedächtniß trage. Sie kennen doch Göthe?

Was dichtete er? fragte ich, indem ich meine ganze Unkunde vom Vaterlande geſtand. Einen Jüngling, erwiederte ſie, der ſich erſchoß, weil er in ein gefühlvolles und reines Weib eines Andern verliebt war: eine Handlung, worüber die Alten, ſo weit ich ſie aus Ueberſetzungen und ihrer Geſchichte kenne, kaum die Achſel gezuckt hätten; aber die Dichtung wäre tief in ihr Weſen gedrungen, weil die Leidenſchaft des Jünglings das Schickſal des Menſchen und der Natur noch mit mehr Verzweiflung fühlt, als ſein eignes, ſeine Liebe. Eben dieſer Dichter gab uns in einem Schauſpiel einen deutſchen Helden, an welchem man fühlt, daß ſeine Umgebungen, Geſinnung und That ein ihm weſentlich angehörendes Zeitalter ſchaffen. Ein ſcharffühlender und gelehrter Freund ſagte mir, daß in keinem andern poetiſchen Product ein Deutſcher dargeſtellt ſei, der auf einem Grund und Boden ſtehe, auf welchem er wirklich habe ſtehn können. Welche Undinger aus gleicher Urſache, weil ihnen eine Heimath fehlt, in der ſie lebendigen Athem haben konnten, ſind die franzöſiſchen und italieniſchen Iphigenien; und die von Göthe ſcheint mir mehr Griechin, eine höhere, als jene von Euripides. In Italien wird mir Göthe's Taſſo, der ſüdliche, brennende Dichter, erſt ganz verſtändlich; und je mehr die politiſche, bürgerliche Geſellſchaft, wie ſie ſein mochte vor allen den neuen Anſichten und Ereigniſſen, die mit der franzöſiſchen Revolution zuſammenhangen, mir noch bei den verſchiedenen Völkern entgegentritt, um ſo tiefer fühle ich, wenn ich ſo ſagen darf, die geſchichtliche Wahrheit, womit mein Liebling die Stände und geſellſchaftlichen Ordnungen in ſeiner Eugenie perſonificirt hat.

Die Begeiſterung, womit die Gräfin ſprach, hätte ich nicht zu unterbrechen gewagt, wenn ich der Begierde, dieſer bewunderten Producte habhaft zu werden, mächtig geweſen wäre. Aber ſie führte keines derſelben mit ſich. Ich leſe ſie lieber, ſagte ſie lächelnd, in meiner Phantaſie, in meinem Herzen und Gedächtniß, als in den ſchwarzen Lettern, und vor allen ſeine Fülle von kleinen Gedichten.

Sagen Sie mir nur eines derſelben, bat ich. Wir traten eben an den ſchönen Landſee der Villa. Was die Waſſernymphe zum Fiſcher ſpricht? fragte ſie, und ſagte zugleich die Verſe her:

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt nicht dein eigen Angeſicht
Dich her in ew'gem Thau?

Wie wunderbar mich dieſe Worte erfüllten, vermag ich nicht auszudrücken. Sie geleiteten mich wie ein ahnungsvoller Klang aus allen Geheimniſſen der Natur über die Berge, die mich nicht mehr vom Vaterlande trennen ſollten. An dem nämlichen Tage hatte mein Vater einen Befehl ſeines Hofes erhalten, der uns plötzlich nach Deutſchland abrief.

Hier habe ich nun mein Lieblingsvorhaben ausgeführt, und eine volle Muße fünf Jahre hindurch nur der deutſchen Literatur geweiht. Ich ſah ſie mit den Augen eines Fremdlings an, der aus dem Alterthum und von andern Nationen kommt, aber mit deutſcher Liebe. Laſſe man mich unverhohlen ſagen, wie ich ſie gefunden habe. Urtheile ich doch nur als Laie, weiß nichts von allen den Gründen und Einſichten, wodurch die deutſchen Kritiker auf immer neue und zahlreichere Meiſterwerke ihrer Landsleute geführt werden; und ſo bin ich zu unſcheinbar, als daß mir ſchon die Ueberſchrift „Barbarei der deutſchen Literatur“ Feinde erwecken könnte. Ich will mich über ſie vorläufig erklären.

II.

So weit ich mir von Betrachtung der Perioden, wo das allgemeine Urtheil den Völkern eine claſſiſche Literatur beimißt, einen Begriff über dieſe überhaupt habe abſtrahiren können, muß eine Nation zuvörderſt Autoren beſitzen, deren Gehalt (etwas anders, als der Inhalt, Stoff, Gegenſtand) einen Verein von allen menſchlichen geiſtigen Kräften in einem hohen Grade, und denſelben ausgeſprochen in einer ſchönen und correcten Form darbietet; zweitens aber dieſelben nicht als Einzelnheiten, ſondern als einen Cyklus von Autoren in aller menſchlichen Wiſſenſchaft und Kunſt darzeigen können. Dieſe beiden Requiſite nun zu einer claſſiſchen Literatur habe ich in der deutſchen keineswegs gefunden; und weil ich in Wiſſenſchaft und Kunſt den bezeichneten idealen Punct des Culturzuſtandes immer vor Augen habe, ſo dünkt mich die Nichterreichung deſſelben eine *Barbarei*, je mehr oder weniger man ſich demſelben auch nähern mag. In den Endurtheilen über wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Ausbildung einer Nation gelte immer etwas Abſolutes. Wir bedürfen da nicht ſolcher Schonungen, wie bei Anſicht der geſellſchaftlichen und bürgerlichen Cultur des einzelnen Menſchen.

Nach der Stimmung, welche mir die Gräfin Roſamunde gegeben hatte, fing ich mein Studium der deutſchen Literatur mit *Göthe's* Werken an, und mit dem Product von ihm, welches mir zuerſt genannt war.

Ich will mich nicht auslaſſen, wie meine Natur von der nordiſch ſchwermüthigen Empfindſamkeit in Werthers Leiden, von der ich einigermaßen nur durch Shakſpeare eine Ahnung bekommen hatte, mit unwiderſtehlicher Gewalt ergriffen wurde. Aber auch nach kaltblütiger Prüfung nenne ich dieſes Product claſſiſch, dem oben aufgeſtellten Begriffe gemäß. Die ungeſtüme Kraft jugendlicher Herzen mag Werther am meiſten rühren, weil er ihnen den Dolch der Leidenſchaft eingräbt: mich hat er darum am tiefſten bewegt, weil der unglückliche Jüngling, indem er die Wonne und Angſt ſeiner Leidenſchaft hinſtrömt, jeder Forderung des claſſiſchen Geſchmackes genügt. Wie ſehr bin ich an die Feinheit erinnert, womit meine Gräfin über ihn urtheilte, wenn ich auf dergleichen literariſche Nachweiſungen traf, daß Leſſing gemeint hätte, über einen ſolchen erbärmlichen Helden, wie in dieſem Product, würden die Alten mitleidig die Achſel gezuckt haben. Dieſe waren in ihrer Empfindſamkeit für den weiten Kreis, welchen das Gefühl in Werthers Leiden umfaßt, viel zu beſchränkt, und ihre derbe Energie wäre innerhalb deſſelben ſtutzig geworden. Oder vermißte man in dem Jüngling eine gewiſſe moderne Charakterſtärke, die man gern unter den Schutz der Alten ſtellen wollte? Ohne ſeine Schwäche wäre ſeinetwegen kein claſſiſches Product entſtanden.

Daß Göthe bei ſeinem erſten Auftreten einen Griff that, der ein ſolches Werk machte, iſt nicht allein durch ſeine Tüchtigkeit erklärlich; ſondern das Glück hat auch dazu gethan. Vielleicht wäre er ohne ein wirkliches Ereigniß, welches Senſation erregte, nicht auf den Gedanken zu einer ähnlichen Schöpfung gekommen. Auch ſpäterhin war es öfters ein Wink der Zeit, der ihn zu dichteriſchen Producten veranlaßte, und die erſte Gunſt, welche ihm dieſes Zuwinken ſo reichlich erwies, mag ihn ſelbſt verführt haben, mitunter etwas zu denken, zu fühlen und auszubilden, bloß darum, weil es an der Zeit ſei.

Aber ich wünſchte in jener Periode, als Werthers Leiden erſchienen, mit Bewußtſein und in Deutſchland gelebt zu haben. Durch den ſiebenjährigen Krieg und die Einwirkung Friedrichs des zweiten von Preußen, durch die Geiſter, welche mit Klopſtock deutſche Sprache und Ehre behaupteten, indem jener Held franzöſirte, waren Gemüth, Einbildungskraft und Verſtand der Deutſchen in eine friſche Thätigkeit gekommen, welche Befriedigung heiſchte. In der politiſchen Welt gab es nun nichts mehr, was dieſem Schwung entſprach, es war vollkommene Ruhe und Wohlbehagen nach langer Spannung und Zerſtörung. Alles Intereſſe wandte ſich auf die Literatur. Da erſcheint eine genialiſche Dichtung, die eben das Gefühl in Anſpruch nimmt, welches ein Jeglicher im Buſen trägt und trug, das die Jugend, welche die lauteſte Theilnahme hegt, als die einzige Beſtimmung des Lebens betrachtet. Von ſolcher allgemeinen Empfänglichkeit bei dem erſten Erſcheinen auf der dichteriſchen Laufbahn begrüßt zu werden, iſt ein ungemeines Glück. Es hat mich immer gefreut, wenn ein poetiſches Genie auch Günſtling der Zeit war.

Götz von Berlichingen fiel in einen glücklichen

Moment, wie Werthers Leiden. Ein ritterlicher Sinn war aus dem preußiſchen Heer über das nördliche Deutſchland gegangen. Friedrich ſtand als ein deutſcher Held vorzüglich in der Phantaſie der nördlichen Germanen; vielleicht lebendiger wegen Beimiſchung von Unwillen, daß er die franzöſiſche Cultur einzig liebte, und man dem Franzoſenweſen, wider welches der ritterliche Schwung der Norddeutſchen ging, doch vornehmlich ſeine Thaten entgegenſtellen mußte.

Aber wiewohl Götz von Berlichingen eben ſo ſehr von der Zeit begünſtigt wurde, als Werther, möchte ich ihn nicht den claſſiſchen Producten beizählen. Die Hauptfiguren ſind nicht gehaltvoll genug, und darum mußte die Zeichnung etwas flach werden, von welcher Lebendigkeit und Wahrheit ſie ſei. Beinahe hiſtoriſche Wirklichkeit hat ſie, und ich mußte zugeſtehn, was mir die Gräfin über jene Darſtellung eines deutſchen Helden geſagt hatte: die Objectivität dieſes dramatiſchen Dichters konnte ich nicht genug bewundern.

Uebrigens war das Stück in ſolchem Ton angelegt, daß es zu keiner ſchönen und vollendeten Form gelangen konnte. Es iſt alſo ein doppelter Grund, warum ich ihm nicht das Lob der Claſſicität beilegen darf.

An Werthers Leiden hatte ich wahrgenommen, daß Göthe leicht eine vollendete Form ſchafft, wenn ſie der Abdruck vom leidenſchaftlichen Zuſtande gebildeter, gefühlvoller und phantaſiereicher Gemüther ſein ſoll; und im Götz von Berlichingen den beweglichen dramatiſchen Genius gefunden, der mit Scenen aller Art ganz eines wird. Darum faßte ich Hoffnung, daß ich unter ſeinen weitern dramatiſchen Werken ein durchaus claſſiſches entdecken würde.

Sie ſchien mir anfänglich ſchon durch ſeinen Egmont erfüllt, ſcheiterte aber daran, daß nur der Volksgeiſt, ſowohl durch einzelne Volksſcenen, als in ſeinem Ideal, Egmont, doch keineswegs die politiſche Seele der ganzen Handlung uns anſchaulich gemacht iſt; denn die wenigen langen politiſchen Discurſe des Stücks reichen dazu nicht hin, und werden dem Zuſchauer und Leſer als Hemmung des ſonſt ſo raſchen Fortganges zu läſtig, als daß man die hinlängliche politiſche Aufklärung in ihrer Abhandlung zu finden geneigt wäre. Der Dichter fühlte, daß er das politiſche Gewicht der Handlung beſonders hervorheben müſſe, und war in Verlegenheit, wie es geſchehen könne; und dieſe Verlegenheit ſtieg, weil ihn eine Nebenhandlung, die Liebe zwiſchen Egmont und Klärchen, und Brakenburgs unglückliche Leidenſchaft, ſehr anzog, und er derſelben einen bedeutenden Raum geſtatten wollte. Endlich kann man nicht in Abrede ſein, daß Egmont bei aller ſeiner Liebenswürdigkeit und einigen glänzenden Eigenſchaften nicht gehaltvoll genug iſt, um Kern eines claſſiſchen dramatiſchen Werkes zu ſein.

Meine Hoffnung ſah ſich faſt durchaus erfüllt, als ich das Studium der Iphigenie und des Taſſo vollendet hatte. Hier war vereinigt, was es Großes und Schönes in Werthers Leiden und in Götz von Berlichingen gab: eine edle Form für Gefühl und Einbildungskraft tief ausgebildeter Gemüther, und objective echt dramatiſche Darſtellung der gehaltreichſten Figuren. Schade, daß in Sprache und Versbau eine vollendete Correctheit vermißt wird. Am Weſen der Claſſicität geht jenen beiden dramatiſchen Producten nur dies ab; und gleichwohl dürfte eine fremde Hand ihnen dieſe geringſte aller claſſiſchen Eigenſchaften nicht geben, aus Furcht, daß ſie von den wichtigeren etwas verwiſchen möchte.

Die Eugenie oder natürliche Tochter bewährte mir das Urtheil der Gräfin W—g über die Abſpieglung einer gewiſſen Periode unſrer geſellſchaftlichen Entwicklung in den Figuren derſelben. Es ſchien mir von der höchſten tragiſchen Wirkung, daß ein reichbegabtes Kind der Natur, entſtanden außerhalb der bürgerlichen Ordnung, durch alle Stände wie eine fremdartige Menſchheit geht, und darum das Opfer der geſellſchaftlichen Claſſification wird. Das Drama iſt nicht beendet, und ſo können wir über den ganzen Umfang jenes tragiſchen Effectes nicht urtheilen. Ob man dieſes tiefe Meiſterwerk, wenn es ganz vor uns ſtände, claſſiſch nennen dürfte, könnte zweifelhaft ſcheinen, weil die Sprache deſſelben für die dramatiſche Poeſie zu viel redneriſche und epiſche Breite hat.

Indem dieſe Bemerkung mich verführen wollte, zu dem epiſchen Gedichte Hermann und Dorothea überzugehn, und die dramatiſchen Producte Göthe's zu verlaſſen, trat mir Fauſt, die dämoniſche Geſtalt mit wildgenialiſcher Gebehrde entgegen. Der Dichter hat nichts geſchaffen, wo ſein Genie ſo viel transſcendentale Kraft, ſo viel Umfang und ſolche Tiefe zeigte, als in dieſer nordiſch-romantiſchen

Dichtung; und die Form iſt dieſem Gehalte durchaus angemeſſen. Daß auch ihr die letzte Feile in Diction und Vers fehlt, dieſen Mangel könnte man ſelbſt als eine Nothwendigkeit ihrer Natur betrachten; und ſo darf man ſie mit noch reinerem Gewiſſen, als Taſſo und Iphigenie, ein claſſiſches Werk preiſen.

Ich hoffte faſt, auch den Fauſt von Göthe ſelbſt noch übertroffen zu finden, und beſonders an der transſcendentalen Höhe, als ich **Pandorens Wiederkehr** begann, wo man zwiſchen der rüſtigen, ſchaffenden Kraft und der Reflexion, zwiſchen Munterkeit und Schwermuth, ſich alles menſchliche Treiben entwickeln, und über demſelben die morgenröthliche Elpore aufſchweben ſieht, das geiſtigſte, anmuthigſte Gebilde, das je ein Dichter ſchuf, ſelbſt Shakſpeare und die bildende Kunſt der Griechen nicht ausgenommen. Aber im weiteren Gedicht verſchwindet auch jene meine Elpore; in der übertrieben künſtlichen Manier vernehmen wir ihren Widerhall nicht mehr. Es ſcheint, der Dichter empfand ſelbſt, er habe zu ſchön angefangen, um ſich gleich bleiben zu können, und ſei in einige Verdrießlichkeit gefallen, deren er nun durch Ueberſpannung, nun durch Ermattung ſich entledigen wollte.

Seine ganze Heiterkeit, anſchauliche Behaglichkeit, und die Breite, welcher bisweilen er ſich ein wenig zuviel ergibt, hier nur in dem ihr gebührlichen Maße, nehmen wir beim erſten Blick ſelbſt auf ſein kleines Epos, **Hermann und Dorothea**, mit behaglicher Ahnung wahr. Die ungemeinſte Tugend ſcheint mir an demſelben, daß es ſich in reiner epiſcher Ruhe bis zur äußerſten Klarheit und Vollendung entwickelt, und zugleich das Intereſſe einer dramatiſchen Fabel und Entwicklung mit ſich führt. Es iſt die vollkommene Anlage zu fünf Acten da; und würden die Perſonen in durchaus unmittelbarer Rede zu einander aufgeführt und nicht von einem Dritten, dem epiſchen Dichter, der gar große Luſt bezeigt, die Hülle Homers abzuſtreifen, und plötzlich wieder als Dramatiker zu erſcheinen, ſo brauchten faſt gar keine Verrückungen vorgenommen zu werden, und wir hätten an Hermann und Dorothea ein vortreffliches dramatiſches Gedicht, deſſen gewöhnlichſten Umfang, auffallend genug, dieſes Epos auch gar nicht überſchreitet. Noch verdient dabei bemerkt zu werden, daß ſelbſt die Zeit in demſelben gleichmäßig mit der Handlung zertheilt iſt. Indem die Fabel anhebt, bereitet ſich der Tag zur Schwüle; dieſe tritt ein mit der Schwüle der Leidenſchaft und Entwicklung in dem Gedichte; und tobt in ein Gewitter aus, als die Leidenſchaft jede Schranke durchbricht, und die Fabel ſich plötzlich löſet.

Unfehlbar hätte ich alſo hier ein epiſches Product gefunden, welchem ich den Stempel der Antibarbarei nach den vorangeſtellten Begriffen aufdrücken dürfte? Leider muß ich die Hand zurückziehen; denn der epiſche Hexameter, nach ſeiner ganzen Fülle, Würde und Chamäleonsnatur, iſt eine ſo weſentliche Bedingung zur Vollendung eines Epos, daß man es nicht claſſiſch nennen darf, wenn nicht auch er in demſelben claſſiſch iſt. Weder in Betreff des einzelnen Verſes, noch der hexametriſchen Periode, wird derjenige, welcher den griechiſchen und römiſchen Hexameter ergründet hat, wer auch nur einſieht, mit welcher glücklichen Anſtrengung Voß denſelben nachbildete, die Verſe in Hermann und Dorothea als Arbeit eines hexametriſchen Künſtlers anſehn.

In Hinſicht auf den Versbau iſt die Luiſe des letztgenannten Dichters, welche öfters mit jenem Epos verglichen iſt, ihm ſo überlegen, daß man ſie darin nicht vergleichen darf, welches man überhaupt hätte unterlaſſen können. Voß's Dichtung iſt idylliſch und beſchreibend, von keinem epiſchen und dramatiſchen Werth. Die todte Maſſe, Eſſen und Trinken, und Zurüſtung zu beiden, nehmen darin einen unverhältnißmäßigen Raum ein, gegen Handlung und Figuren. Nur einzelne Gemälde aus derſelben, wie aus einigen ſeiner übrigen Idyllen, haben eine ſolche Vollkommenheit, wenigſtens der niederländiſchen Schule, daß ich ihnen den Werth beimeſſen konnte, nach welchem ich in der deutſchen Literatur ſuchte.

Sobald ich mein Studium der größern Dichterwerke Göthe's beendet hatte, konnte ich mich des Staunens nicht erwehren, daß ein einziger Dichter in Deutſchland einige claſſiſche Producte, ja mehrere, aufgeſtellt hatte, die mit etwas größerer Anſtrengung von ihm zu claſſiſchen vollendet werden konnten, und daß er in ſo vielen Gattungen der Poeſie ſo viel Treffliches hervorgebracht. Doch geſtehe ich, daß ich auch darin einen Grund zu ſehen glaubte, warum er nicht noch mehr durchaus Vollendetes lieferte, und daß mich eine Beſorgniß anwandelte, ich möchte von demjenigen, was ich in der deutſchen poetiſchen Literatur ſuchte, nicht viel mehr finden, weil ihre Dichter ſich nicht genug beſchränkten, und dadurch gefährdet würden, von der Kunſt einer Gattung zu viel auf die andere überzutragen. In keiner andern Literatur iſt mir auch ſo häufig, wie in der deutſchen begegnet, daß die Autoren ihr wahrhaftes Talent verkannten und die Gabe der Natur um ein Verdienſt aufopferten, das dieſe ihnen verſagt hatte.

Hätte die deutſche Gräfin in Italien mir Göthe's Werke nicht mit ſo ſchöner Begeiſterung angeprieſen, ſo würde ich in Deutſchland zunächſt wieder die beiden Dichter aufgeſucht haben, welche ich zuerſt in der Nachlaſſenſchaft meiner Mutter kennen lernte. Ich eilte nun, **Klopſtock's** und **Wieland's** Werke um mich zu verſammeln.

Ueber den Meſſias des Erſten konnte ich auch nach wiederholtem Studium nicht anders urtheilen, als wie ich ſchon geurtheilt habe. Seinen drei **Bardieten** zum Lobe **Hermanns**, welcher Deutſchland durch ſeinen Sieg über Varus gerettet, konnte ich die edelſte Sprache, lyriſchen Schwung in den Chören, Würde und ſcharfe Bezeichnung in den Figuren, und einige erſchütternde Situationen, vorzüglich in **Hermanns Tod**, keineswegs abſprechen; und dennoch gewann ich ihnen nicht Geſchmack ab. Ich glaube, es kam daher: in den Perſonen dieſer dramatiſchen Darſtellungen bemerkt man einen Grad der Entwicklung und Cultur, welcher nicht ohne ein ſehr ausgebildetes Zeitalter vorhanden ſein kann. Nun zeigt uns der Dichter nirgends den Grund und Boden, und kann es auch nicht, auf welchem ſolcher Adel und ſolche Zartheit emporwuchſen. Vielmehr verräth, was er uns von der Umgebung, dem ganzen geſellſchaftlichen Zuſtande ſeiner handelnden Geſtalten durchblicken läßt, daß ſie ſolcher Art in ihrer Lage ſchlechterdings nicht ſein konnten. Man wende mir nicht ein, daß die alten Deutſchen überaus ſittlich und edel geweſen ſind; denn mag Tacitus immerhin einige ſcheinbar idealiſche Züge von ihnen anführen, ſo deuten dieſelben doch nur auf eine herrliche Natur und ein unverdorbenes Familienweſen, und im Uebrigen ſchildert er ſie, was ſie auch nur ſein konnten, als rohe Barbaren. Bei Klopſtock's feinfühlenden und ſelbſt über das Gefühl reflectirenden alten deutſchen Figuren fiel mir immer ein: qui in iisdem sordibus cum servis excrescunt? (welche in demſelben Schmutz mit den Knechten aufwachſen?) Daß jene aus ſolchem Schmutz nicht emporſteigen konnten, war mir begreiflich genug, und dieſer innere Widerſpruch lähmte wenigſtens den Eindruck, den ſie auf mich machen ſollten.

Ganz ſo, und aus gleichem Grunde, ging es mir ſpäterhin mit den Schäfern von Geßner. Alles Liebliche in den Gemälden, worin ſie erſchienen, konnte mich nicht darüber täuſchen, daß ſie mit der hohen Cultur ihrer Einbildungskraft und Empfindung gar nicht aus einer ſolchen äußeren Welt, als in welcher ſie auftreten, hervorgehn konnten. Die deutſchen Heroen Klopſtock's und die Hirten Geßner's hatten für mich etwas Weſenloſes und Maskenhaftes.

Im Tod Adams von jenem iſt der gleiche Fehler, wie in den Bardieten; man ſieht auch dort den Zuſtand nicht, durch welchen die Figuren wurden: aber es hilft uns die Vorſtellung aus, daß wenigſtens die beiden Hauptgeſtalten ein unmittelbares Werk Gottes ſind, und man daher nie nachfragen dürfe, von wannen ſie ihre Cultur hatten, eine wie hohe ihnen auch beigelegt ſei. So mag man ſich dem Genuſſe des Erhabenen und Schönen, woran dieſe dramatiſche Dichtung ſo reich iſt, ungeſtört überlaſſen. Rührender kann nichts ſein, als das Scheiden des Stammvaters der Menſchheit, und furchtbar erhabener nichts, als den Tod, ein ewig wiederkehrendes trauriges Schickſal zum erſten Mal unter das Menſchengeſchlecht treten zu ſehn. Soll ich irgend eines der Producte Klopſtock's, ich rede hier noch nicht von ſeinen Oden, den claſſiſchen beizählen, ſo iſt es der Tod Adams. Nur möchte ich noch von Andern hören, ob ſie auch gefühlt haben, daß der Dialog in dieſem dramatiſchen Product auch für unſre noch ſo verſtändigen Stammeseltern nicht Dialog genug ſei, und die ſüße Friſche, die auf den erſten Menſchenkindern ſelbſt im hohen Alter, mit uns verglichen den eisgrauen Jahrhunderten, geruht haben muß, uns ſo wenig von den Figuren anſpreche. Ich kann es nicht beweiſen, aber ich finde bei ihnen zu viel trockenen Reſt präadamitiſchen Ernſtes.

Als das Meiſterwerk Wieland's hörte ich ſeinen Oberon rühmen. Es ging mir mit demſelben, wie mit ſeiner Muſarion: ich hörte nicht auf, als bis ich ihn durchgeleſen hatte, aber von neuem fühlte ich mich nicht zu ihm hingezogen, und es verging einige Weile, ehe ich ihn nicht mehr mit Ueberdruß anſah. Es iſt doch geiſtreich, ſagte ich mir, wie das Schickſal der beiden liebenden Paare in einander verwebt iſt, und es entſteht dadurch ein wahrhaft epiſcher Reiz. Wie wir in der Ilias die Entſcheidungen, welche in der irdiſchen Scene vorgehen ſollen, in der olympiſchen Sphäre motivirt, vorgeſpielt, wiederholt ſehen, und wie dort durch den doppelten Schauplatz das Irdiſche olympiſch und das Göttliche menſchlich wird; wie etwas Aehnliches im Meſſias verſucht iſt, und erreicht wäre, wenn die chriſtlichen Gottheiten dazu dem Dichter genug fröhnten: ſo hat auch der Oberon eine durchaus epiſche Tendenz durch den wunderbaren Zuſammenhang zwiſchen der ehelichen Liebe der königlichen Feen und der Leidenſchaft der harmloſen Menſchen, Hüon und Amanda. Man könnte ſelbſt darin eine beſondere epiſche Meiſterſchaft finden, daß dem Gehalt und Tone des Gedichtes gemäß nicht das Menſchliche vom Göttlichen beſtimmt wird, wie im Homer, ſondern das Benehmen des irdiſchen Paares das Geſchick des überirdiſchen entſcheidet. Außerdem geſtand ich mir alle geiſtigen Liebenswürdigkeiten des Dichters, die mir ſchon bei Muſarion nicht entgangen waren. Eines aber blieb, warum ich den Oberon immer wieder als ein Epos verwarf: es iſt keine Darſtellung individueller Geſtalten darin, alſo auch keine Menſchenſchöpfung, ohne welche es kein Epos, kein Drama, keine Hiſtorie gibt. Woran hätte ein Zeitgenoſſe von Hüon und Amanda ſie im Gewirr der Ritter und Frauen erkennen ſollen, als am unweſentlichen Merkmal ihrer Namen und an den allgemeinen Zeichen, daß ſie ſchön und jung waren? Ein ſo langes und blondes Haar, ein gutes Schwert und ein redliches Herz, wie Hüon, hatte mancher Rittersmann; und ſelbſt Titania und Oberon, wiewohl man bei den überirdiſchen Geſtalten weniger Individualiſirung verlangt, als bei den menſchlichen, ſind ſie nicht eigentlich nur allgemeine Schattenbilder von einer Feenkönigin und einem Feenkönig? es wäre denn, daß man Oberons Kleinheit allzuſehr in Anſchlag brächte. Geht in das griechiſche Heer vor Troja; wie möchtet ihr Achill und Odyſſeus und Neſtor unter den Tauſenden verfehlen? ſteigt in den griechiſchen Olymp; wie wären Jupiter und Pallas Athene und Aphrodite auch ohne ihre Attribute zu verkennen?

So blieb mir das Reſultat, daß der Oberon Wieland's, und dann braucht man ſeiner übrigen erzählenden Gedichte nicht mehr zu erwähnen, des weſentlichſten Gehaltes entbehre, welchen man vom Epos fordert, und daß die didaktiſch epiſche Muſarion ſeine vorzüglichſte Dichtung ſei. Wie aber gleichwohl ſeine Grazien keine claſſiſchen ſind, iſt mir jetzt noch eben ſo deutlich, wie ehemals in Italien.

Weil ich mich von dem Rufe leiten ließ, welchen die deutſchen Dichter hatten, von denen ich noch nichts geleſen, war es Schiller, auf den ich nun mein Studium richtete. Sein berühmteſtes Werk, das ich auch als ſein vorzüglichſtes dramatiſches Product nachmals erkannte, ſeinen Wallenſtein, hatte ich eines Tages in Welſchland beurtheilen hören. Ein feiner Kritiker daſelbſt, den ich über einem der flachen italieniſchen Geſchichtſchreiber der Regierungen der Ferdinande traf, ſprach mit Intereſſe über den Charakter Wallenſteins. „Seltſam iſt,“ ſetzte er hinzu, „wie die

Deutſchen ihn nehmen. Im Hauſe des preußiſchen Geſandten zu Rom gab man mir eine Vorſtellung von einem umfaſſenden dramatiſchen Gedicht, worin dieſer räthſelhafte Charakter mit der größten Energie dargeſtellt ſei. Die genialiſche Stärke, womit er ein Heer ſchuf und beherrſchte, der ungeheure Kampf, welchen er in ſeinem Innern beſtanden hätte, ehe er ſich dem Verrath hingab, und wie gefährlich er mit der Idee des Verrathes ſpielte, die Kühnheit ſeines Ehrgeizes und ſeiner Entwürfe, welche dadurch zu Schanden werde, weil er auf aſtrologiſchen Aberglauben baute, und durch ihn verleitet ward, auf Octavio Piccolomini blind zu vertrauen: dies Alles ſei in jenem Product meiſterhaft durchgeführt. Um aber dieſem eiſernen Manne mehr menſchliches Intereſſe zu geben, habe ihm der Autor eine innige Liebe zu dem jungen Max Piccolomini, dem Geliebten ſeiner Tochter, angedichtet.“

„Alſo,“ fuhr der italieniſche Abbé fort, „beſchrieb man mir den Wallenſtein des bewunderten deutſchen Dichters. Aber ich mußte entgegenrufen: der Art iſt Friedland bei Euch? dem verſtockteſten Eigennutz, dem äußerſten Despotismus habt ihr gutmüthigen Leute ein Theilchen Liebe beigeben müſſen? Da habt ihr keinen rechten Wallenſtein mehr, der durchaus eiſern war; und wo iſt denn bei Euch ſeine eigentliche Größe geblieben, die darin beſtand, daß er zu einer Zeit, wo Alles in der Fluth religiöſer Meinungen wankte, ganz unberührt von ihr blieb, und ihren Ungeſtüm für ſeine eigennützigen Plane brauchte? Nun ſeht, dieſer ſo harte Menſch, daß er Religion und Liebe von ſich fern hielt, mußte der Schwärmerei doch auch opfern, und rettete ſich mit Allem, was er an menſchlicher Schwäche in ſich fühlte, zu der Aſtrologie. Seht ihr, ſagte ich den Deutſchen, ihr müßt Wallenſtein im Contraſte mit ſeiner Zeit darſtellen; da trefft ihr auf den Culminationspunct ſeiner individuellen Größe, begreift durch ſie ſeine einzige Schwäche, wodurch er tragiſch wird, und bekommt ein dramatiſches Werk von großem hiſtoriſchen Umfang."

Dieſe Rede des italieniſchen Kritikers iſt mir noch jetzt ſo gegenwärtig, daß ich jedes ſeiner Worte weiß, noch jede der lebhaften Geberden ſehe, womit er ſie begleitete. Es kann daher ſein, daß ich ſowohl Wallenſteins Geſchichte, als die dramatiſche Darſtellung derſelben von Schiller, trotz aller Bemühung, ſie unbefangen zu betrachten, mit Befangenheit nahm.

Ich finde Alles gegründet, was der Abbé an der Auffaſſung Wallenſteins von dem Dichter rügte, aber ich finde zugleich das Lob nicht grundlos, welches jener deutſche Bewundrer dem Schiller'ſchen Wallenſtein beilegte. Staunen hat mir die ungeheure Anſtrengung erweckt, mit welcher dieſer Autor zur dramatiſchen Objectivität durchzudringen, und ſeine Sprache der rhetoriſchen Schule zu entkleiden ſuchte. Daß ihm Beides nicht gelang in ſeinem Wallenſtein, daß die Reflection auch in dieſem Product ſehr häufig ſtatt der dramatiſchen Unmittelbarkeit ſteht, und zuletzt doch alle Hauptfiguren durch eine gewiſſe Manier der Rede an eine und ebendieſelbe Schule erinnern, wird dem eindringenden Geſchmack nicht leicht entgehen.

Wenn Wallenſtein unter Schiller's dramatiſchen Producten das größte an Umfang und Aufwand der Kraft iſt, ſo ſchien mir ſeine Braut von Meſſina ſein glücklichſtes Werk. Es hat ſeiner Anlage nach einen lyriſchen Charakter; und der Stoff beſteht aus der wildeſten Leidenſchaft und aus Reflection über das menſchliche Schickſal. Dergleichen war dem Genius des Dichters ganz angemeſſen, und das zarte ſittliche Gefühl, wodurch er ſich ſo edel auszeichnet, ließ ihn in dieſer Dichtung den genialiſchſten Griff thun. An der leiſen Schuld, daß die Braut von Meſſina ihrem Verlobten das Zuſammentreffen mit ſeinem Bruder in der wider ſeinen Willen beſuchten Kirche verſchwieg, hängt das ganze grauſe Schickſal in der Fabel. Gleichwohl ſind die Eigenſchaften Schiller's, welche ihn zu keiner objectiven Darſtellung gelangen ließen, auch in dieſem Product zu ſehr von Wirkung, als daß ich es unter die dramatiſchen Meiſterwerke zählen möchte.

Für den Geſichtspunct, aus welchem ich hier die deutſche Literatur betrachte, wüßte ich keinen epiſchen und dramatiſchen Dichter mehr zu nennen, von dem ich nur zu zeigen brauchte, daß er meinem Maßſtabe nicht genüge.

Wie dürftig, nicht einmal einer Strecke Heidelandes vergleichbar, wo ſich doch zahlreiche Blümchen hervorarbeiten, ſind die erzählenden Gedichte Alxinger's. Wie aller epiſchen Anlage und aller wahrhaftig lebenden und handelnden Geſtalten ermangelnd, wiewohl ſie an phantaſievoller Sprache jene weit übertreffen, erſcheinen Alfonſo und Richard Löwenherz.

In dem verſchollenen dramatiſchen Dichter Lenz war die größte komiſche Gewalt, die ſich bisher in Deutſchland gezeigt hat, und ſein roher Geſchmack hätte ihn nicht ſo in Vergeſſenheit bringen ſollen. Das reinſte dramatiſche Talent nach Göthe zeigt ohne Zweifel Iffland, und viele ſeiner Scenen, wo ländliches Leben und Stadtverhältniſſe gruppirt ſind, oder wo die geheimern Seiten der feinern Geſellſchaft berührt werden, ſind als meiſterhaft zu loben. Aber zwiſchen ihnen iſt die reine Trivialität in zu reichem Vorrathe, als daß ſeine Stücke einen bedeutenden Rang einnehmen könnten. Im Julius von Tarent, in den dramatiſchen Arbeiten Klinger's walten ein gefühlvolles, bisweilen ungeſtümes Herz, ein eindringender Verſtand, ſcharfe Beobachtung der Welt, tiefe Reflection, um dramatiſche Figuren hervorzubringen, aber ſie wurden nicht, weil die anſchauende und ſchaffende Einbildungskraft fehlte. Mehr zeigt ſich dieſelbe in Gerſtenberg's Minona; doch bricht ſie nicht ganz durch in dem gehaltreichen Werke, das übrigens nur von dem vollkommenſten Declamator vorgetragen werden könnte. Kotzebue lebt nur von den Sünden ſeiner Zeitgenoſſen, ſo wie dieſe ſich ſeiner poetiſchen Sünden weidlich erfreuen. Dies wird leicht erklärlich, wenn man ſieht, daß er der Tugend ins Auge ſchlägt, bis ſie weint und rührt, und wenn ſie gefallen iſt, ſie zu etwas Würdigem ausſtaffirt. Situationen von Effect verſteht er herbeizuführen. Von einem wahrhaften Tugendſinne werden Kollin's edle dramatiſche Arbeiten beſeelt, und man merkt ihnen ein ernſtes Studium an. Doch ſind ſie nur Werke der Rhetorik.

Ich habe meine Anſichten über Klopſtock, Göthe und Schiller, als lyriſche Dichter, mit Vorbedacht verſchwiegen, weil ich mir den Blick auf den reichen Blumenflor der deutſchen lyriſchen Dichtkunſt nicht verkümmern wollte. Hier darf man ſogar weiter hinab ſchauen, als auf Klopſtock und ſeine Epoche. In Flemming und Günther glühte wahrhaft lyriſche Begeiſterung; und jener hat eine italieniſche Weiſe, eine phantaſiedurchwebte Sprache, Zartheit und Süße der Bilder und Empfindungen; dieſer in ſeinen größeren Gedichten einen echt lyriſchen Bau, und überhaupt ſo viel poetiſche Innigkeit und religiöſe Poeſie, daß man begreift, wie er in einem aufgelöſten und jämmerlichen Zuſtande doch das Leben lieb haben konnte.

Uebrigens brauche ich nicht hinzuzufügen, daß die Sprache überhaupt damals noch nicht ausgebildet und correct genug war, um ſchon etwas Claſſiſches in der deutſchen Dichtkunſt zu geſtatten. Opitz und der ſpätere Hagedorn hätten bei ihrer Nüchternheit und ihrer unverkennbar lyriſchen Empfindung, wenn auch der weitere Gehalt des lyriſchen Dichters ihnen abging, es ſonſt gewiß nicht an Vollendung der Sprache fehlen laſſen; und was könnte man eben an dem heiteren Liede des letztern an die Freude ausſetzen? Von Haller kenne ich nur einige lyriſch ſchöne Stellen, in welchen das Gefühl gleichſam ſein Herz bricht. Uebrigens ſchienen mir dieſe drei letztgenannten Dichter ſo gänzlich nur deutſch zu ſein, daß ſie mich, wenigſtens in ihren beſſeren Producten, nicht an das Alterthum, nicht an Italien, noch an irgend eine andere Nation erinnerten.

Blickt man noch tiefer hinab auf den gewaltigen Quell, der aus Luther's und andern geiſtlichen Geſängen hervorbricht; und dann auf die anmuthige Kraft und Gewandtheit der Sprache, womit die Minneſänger den lyriſchen Punct feſtzuhalten wußten; und wendet ſich nun ſchnell wieder zu der oft erwähnten Epoche, wo eigentlich erſt ein deutſcher Literaturzuſtand begann, ſo wundert man ſich wohl einigermaßen, daß wir nicht noch mehr vollendete Lyriker haben; doch viel weniger, als wenn man unſer jetziges dürftiges Epos mit der Anlage des Deutſchen dazu im Niebelungenliede und andern ältern Dichtungen vergleicht.

Ich habe mir eine kleine Sammlung von deutſchen lyriſchen Gedichten von Klopſtock und Ramler an, die ich für ganz, oder bis auf geringe Mängel für claſſiſch halte, mit großer Sauberkeit veranſtaltet. Bis zur Spielerei hab ich es damit getrieben, ich muß meine Schwäche nur geſtehn. In Italien ging ſo mancher ſchöner Codex der Alten durch meine Hände, und mich erfreut ein Manuſcript mehr, als ein gedrucktes Buch. Auf dem ſchönſten Papier ſchrieb ich mir einen Codex der claſſiſchen Lyriker der Deutſchen, und ich kann nicht umhin, ſeines Inhaltes in dieſen Memoiren mit Kurzem zu erwähnen.

Aedon von Klopſtock eröffnet die Sammlung. So viel Schönes über den lyriſchen Geſang, wie in dieſer melodiſchen Ode, iſt nie in ſo echt lyriſcher Dichtung geſagt. Zu wenig haben die ſpäteren in der Kunſt des Wohlklanges von dieſem Dichter gelernt: gleichſam prophetiſch über ſich ſelbſt läßt er die alte Nachtigall die junge ſtrafen. Außerdem habe ich von ihm nur noch einige kleine Stücke, wie die Sommernacht, aufgenommen. Schwerlich iſt mir in ſeinen frühern Oden, wie der Zürcherſee, die Eisbahn, die Anbetung im Gewitter, und ſo vielen andern, wie auch in ſeinen innigen Elegien, der lyriſche Bau, oder irgend eine ſchöne Stelle entgangen; aber er weiß ſelten zu rechter Zeit aufzuhören, was überhaupt der Deutſche wenig verſteht, und der künſtlichen Spannung iſt darin gar zu viel. Aus ſeinen ſpäteſten Gedichten habe ich jenes aufgenommen, wo ſich der Greis freuet, daß er als Jüngling aus der Lebensgefahr in der Eisrinde des Beltes wieder hervortauchte und den blauen Himmel noch ſah: ein Moment, welcher von der genialiſchen Geiſtesſtärke des Dichters ſo ſehr zeugt, wie irgend eines ſeiner Producte. Hervorgeſchoſſen aus dem gebrochenen Eiſe klammert er ſich feſt, ruft dem in der Ferne jammernden Gefährten zu, ihn zu retten, denn er bringe ihn nicht mit in Gefahr. Uebrigens iſt es eine ganz eigenthümliche Erſcheinung an dieſem Dichter, daß er in ſeinem hohen Alter ein mehr gediegener Lyriker war, als in den Jahren jugendlicher und männlicher Kraft. Seine Phantaſie iſt ungeſchwächt, ſein Herz ganz friſch geblieben, und ehemals ihm anklebende rhetoriſche Schlacke hat er von ſich geworfen. Dabei fällt auf ſeine Diction ein ſo geläutertes Licht, daß es nicht mehr irdiſch ſcheinet. Seine vormalige Jugend hat er nicht wieder; aber die Jugend eines andern Seins hat er angefangen. Doch ſpielt er arkadiſch mit Bildern aus jener: was kann anmuthiger ſein, als wie der ſiebenzigjährige

Greis die Liebe ſingt, die ihn zuerſt, den dreizehnjährigen Knaben, in der Frühlingslaube mit ihrer Wonne durchbebte?

In meinem Codex ſind mir werthe Blätter, auf welchen Ramler's Oden an Licidas, an den Granatapfel und an die Nymphe der Spree ſtehn; denn in ihnen iſt ſo viel claſſiſch lyriſcher Geiſt, ſo meiſterhaftes Maß und ſo eine correcte Gediegenheit der Diction, daß ich ihnen keine der Oden von Horaz gleich ſchätzen möchte, weil in keiner der römiſchen zugleich ſo viel tiefes und edles Gefühl iſt. Der kräftigſt gehandhabten Sprache, mehr noch des Aufſchwunges wegen, welchen die Empfindung im eigentlichſten Sinn durch die glückliche und kunſtvolle Miſchung der Verſe erhält, geſellte ich ihnen den Friedensreigen von Voß bei. An Fülle der Phantaſie, an vielſeitiger lyriſchem Geiſt übertraf Uz ſeinen Zeitgenoſſen Ramler, aber ich konnte nur ein vollendetes Stück in ihm finden, Laura überſchrieben, worin gleichſam alle Bilderlieblichkeit und ſchöne Empfindung Petrarchs zuſammengedrängt iſt.

Der Codex wollte nicht anſchwellen, bis ich an Göthe's lyriſche Welt kam. Seinen Fiſcher ſchrieb ich natürlich zuerſt, welcher aus der genialſten dichteriſchen Empfängniß, und gleichwohl ohne allen Fehl für den Kritiker, hervorgegangen iſt; doch gab ihm eigentlich das Intereſſe meiner Erinnerung den erſten Platz. Sonſt hätte ich denſelben für das Geſpräch des gefangenen Grafen mit den Blumen unter ſeinem Kerker beſtimmt, mit den Blumen, die weit mehr als dramatiſche Perſonen leben, wie die menſchlichen Geſtalten in manchen unſerer bewunderten Schauſpiele. Einige von Göthe's Elegien aus Rom ſcheinen meinem Codex ein beſonders claſſiſches Anſehen zu geben: das Alterthum iſt hier wieder aufgelebt in nordiſcher Fülle und Friſche. In welcher Stimmung ich Alexis und Dora aufſchlagen mag, dies Gedicht iſt mir immer ſchön und erheiternd, ich leſe es jedesmal wieder ganz, und weiß nicht, ob ich es mehr als Elegie oder als Idyll bewundern ſoll, indem es ſich als dieſes in jener abſpiegelt. Der Schatten Euphroſyne's, die ihren Freund im Gebirg aufſucht, iſt zwar reiner elegiſch und rührt tief; doch iſt auch dieſes Gedicht ein Beweis, daß Göthe nicht müßig klagen kann, wie andere elegiſche Dichter, ſondern immer Handlung, Geſtalt, Schauplatz, mitgeben muß.

An der friſchen darſtellenden Kraft und dem glücklichen Griff in die Sinnenwelt wird Göthe (ich erwähne nicht, daß ſein König in Thule und die originellen Oden, Harzreiſe im Winter, Prometheus, Ganymed, in welchen die erweiterte moderne Anſicht antik gefühlt iſt, gleichfalls in meinem Codex ſtehn) von dem ungleich beſchränktern, doch eben ſo echt poetiſchen Talent Bürger's erreicht. Die Ballade dieſes Dichters, Lied von der Treue, hat einen überaus darſtellenden Versbau, eine kerngeſunde Sprache, die ohne Fehl iſt, und bei aller Lebendigkeit in Ausführung eines vortrefflichen Planes, eine ſo vollendete Begrenzung durch einen reinen und feſten Geſchmack, daß man ſich freuet, in ihr die letzte eigenthümliche Romanze Bürger's zu ſehn. Zu früh aufgerieben von Kümmerniſſen des Lebens, iſt er doch nicht früher aus demſelben geſchieden, als bis er ſich in ſeiner eigentlichen Beſtimmung, der des Balladendichters, vollendet hatte.

Von Schiller's Romanzen habe ich keine in den Codex aufgenommen; denn wie ſtark und maleriſch ihr Ausdruck ſein mag, ſo fehlt doch in ihnen der Romanzenton, oder wird wenigſtens von der Malerei und dem Gewicht der Gedanken unterdrückt gehalten. Bei ſeinem Ritter Toggenburg iſt dieſes zwar nicht der Fall; doch wird er zu ſehr zum Liede, und ermangelt ganz des Epiſchen, was der Romanze nie völlig entſtehen darf.

Vor allen prachtvoll dünken mich die Blätter, welche das didaktiſch-lyriſche Gedicht von Schiller, die Götter Griechenlands, enthalten. Ich habe mir einzelne Stellen angemerkt, wo der Gedanke entweder nicht ganz durch das Bild hervorbricht, oder mit den Bildern nicht gehörig und ebenmäßig fortſchreitet. Auch ſind einzelne Verſe nicht vollendet genug, einzelne Reime nicht wohllautend, gar falſch. Wäre dies nicht, ſo würde ich kein lyriſches Gedicht von Umfang bei keiner der neueren Nationen dieſem gleichſchätzen mögen. Es hat den ſchönſten Stoff, die größte Pracht der Begriffe und Bilder, und eine ſolche Verſchmelzung beider in einander, wie vor Schiller nicht gefunden ward. Unwillkürlich habe ich ſein kleines vollkommenes Gedicht im elegiſchen Sylbenmaß, der Tanz, hinterhergeſchrieben. Denn das melodiſche Auftreten der Strophen in den Göttern Griechenlands iſt darin geſchildert.

Auf den letzten Blättern ſteht Hölty's idylliſche Ode, das Landleben, und einige andre Blumenleſe aus ihm, und mich durchſchauert immer dabei eine ſüße Wehmuth, daß ein ſo holder Dichtergeiſt im Norden aufblühen, und ſo früh verblühen mußte. Dennoch hat er auf die deutſche Dichtkunſt mit leiſer Gewalt eingewirkt, und vielleicht wäre Mathiſſon nicht geworden, was er iſt, wenn er nicht in frühern Jahren Hölty, ſo wie in ſpätern Horaz, die Schweiz und Italien, ſtudirt hätte. Für das Elyſium, das Lied aus der Ferne von dieſem Dichter, für ſeinen Alpenwandrer, habe ich die nächſten leeren Blätter beſtimmt.

Ich nahm nichts von der Hand deutſcher Frauen in meine Sammlung. Die Karſchin hatte lyriſchen Schwung gleich ihrem Zeitgenoſſen Uz; aber in allen ihren Gedichten ſind Schlacken. In den Producten andrer dichteriſcher Frauen fand ich zu wenig Erfindung und Originalität.

Unter dem verwilderten Blumenflor der neueſten Poeſie dauert kein kräftiger und geſunder Geſchmack aus. Einige, wie A. W. Schlegel, ſtreben zwar mit unverkennbarem Studium nach claſſiſcher Ausbildung; aber was hilft dieſes Streben, wenn, wie in ihm, der auszubildende Poet fehlet? Nichts aber richtet die lyriſche Poeſie mehr zu Grunde, als die bizarre Erſcheinung, daß man die lyriſchen Weiſen aller Völker ſclaviſch nachahmt und dadurch ſich originell zeigen will. Was friſch aus Phantaſie und Gemüth und den Sinnen ſtrömen ſoll, wird ſo alexandriniſches Schulengeklingel.

III.

Der Uebergang von der Poeſie zur Proſa iſt der Roman, welcher die Freiheit der Dichtkunſt behaupten, und wie wahrhaftige Hiſtorie erſcheinen will. **Göthe allein** hat uns dieſe Brücke aus dem Gebiet der einen in das Gebiet der andern ſo gebaut, daß wir mit einiger Sicherheit hinübergehen können.

Wilhelm Meiſter iſt dadurch Roman, daß ſein innerer Zuſammenhang auf einer Fiction beruht, und ihr gemäß ſich die Verhältniſſe organiſiren; wieviel Copie wirklicher Ereigniſſe und Verhältniſſe, und vorzüglich aus dem Leben des Dichters ſelbſt, darin ſein mag. Auch iſt die poetiſche Tendenz immer die hervorſtechende; auf das Ergötzen iſt es abgeſehn, und dies um ſo ſichrer zu bewirken, wird Alles mit dem Ernſt und der umſtändlichen Klarheit des pragmatiſchen Geſchichtſchreibers behandelt, weil ſich der Menſch nur für dasjenige durchaus intereſſirt, was er als wirklich geweſen nimmt.

Die Griechen gingen von der epiſchen Poeſie unmittelbar zur Hiſtorie über, wir haben den Roman in der Mitte beider. Aus ſolchem Geſichtspuncte genommen, ſind die Zuſammenſetzung und der Ton in Meiſters Lehrjahren vortrefflich, wiewohl dieſer tadelloſer iſt, als jene. Nirgends fällt er in ein ſo trocknes Detail und Erörtern, wie ſich der Geſchichtſchreiber wohl erlauben darf; denn deſſen Hauptzweck iſt zu belehren, und die Begebenheiten ſelbſt mögen verantworten, wenn er zuweilen Langeweile macht. Gleichwohl iſt der Ton im Meiſter größtentheils ſo anſpruchlos, entwickelnd, der eigentlichen Memoirenſprache ſo ähnlich, daß er gar nicht ſeiner ſelbſt wegen, oder um zu vergnügen, ſondern einzig um zu belehren, angeſtimmt ſcheint.

An der Compoſition dagegen bemerkt man einige Verhältniſſe, die man damit entſchuldigen möchte, der Autor habe nun einmal ſeinen Stoff ſo vorgefunden, und auch ſo wiedergeben müſſen. Wer nämlich, der hauptſächlich auf ſein Ergötzen ausgeht, wozu er bei dem Roman berechtigt iſt, wird die Art gut heißen, wie die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele eingeſchoben werden? Wer mit der ſtillen Unbefangenheit, ohne welche man ihrer gar nicht inne wird, ſie durchleſen, da ſie, durch einen unverhältnißmäßigen Raum zu dem Ganzen, die handelnden Perſonen und die Fabel des Romans gleichſam in zwei Hälften von einander halten? Welche Aufſchlüſſe auch über jene in ihnen liegen, und wie nothwendig ſie für den Zuſammenhang ſind, weiß man bei dem erſten Leſen des Buches nicht; und gerade das erſte Leſen ſeiner Producte ſoll der Dichter immer vor Augen haben; den Genuß, welchen er dem Verſtande gibt, der das Ganze überblickt, darf er eigentlich nicht in Anſchlag bringen, wenigſtens nicht inſofern, daß er wagt, darum nur einen Moment der Gegenwart den Leſer nicht zu ergötzen.

Wegen des Unterſchiedes zwiſchen dem Romandichter und dem Geſchichtſchreiber möcht' ich auch an der Compoſition in Meiſters Lehrjahren tadelnswerth ſinden, daß die Auflöſung auf eine geheime Geſellſchaft berechnet iſt. So bringt uns der Dichter in eine Spannung der Neugier, die mit dem ruhigen äſthetiſchen Ergötzen nichts gemein hat, es vielmehr hindert, und wovon Göthe ſich faſt ganz frei erhalten hat, wie große Rolle ſie in der deutſchen Literatur auch ſpielt. Wird nun der Knoten des Geheimniſſes in dem Roman gelöſet, ſo fühlt man Abſpannung und Schalheit, wofür kein Gegengift wäre, als eine Darlegung hiſtoriſcher Beweiſe, daß jener geheime Orden wirklich exiſtirt und ſo und ſo gewirkt habe. Dergleichen Beweiſe liegen außerhalb des dichteriſchen Berufes.

Dieſer zwiefache Tadel über die Compoſition der Lehrjahre Meiſters führt noch einen dritten herbei. Die ungeſchickte und unnatürliche Dehnung des Romans durch die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele zieht eine übereilte Entwicklung der weiteren Fabel nach ſich, und dieſe Haſt ſteigt immer mehr, weil die Enträthſelung einer geheimen Geſellſchaft ihrer Natur nach immer eiliger wird. Iſt man vorher in Ermattung verfallen, ſo weiß man ſich im vierten Bande nicht vor Betäubung zu ſichern.

Was die Figuren in dieſem Roman betrifft, ſo ſind freilich manche davon anziehend, und vor allen die beiden rein leidenſchaftlichen, Mariane und Mignon. Auch haben ſie alle große Wahrheit und Lebendigkeit. Der Gräfin, der Baroneſſe und dem Grafen bin ich oft in meinem Leben begegnet, ſo individuell ſie gehalten ſind; Lothario iſt wirklich ganz der edlere Weltmann, und ich traf auf mehrere der Art, welche die Sittlichkeit nicht verwarfen, aber die Grenze zwiſchen ihr und dem Laſter ſo diplomatiſch fein nahmen, daß der gewöhnliche Blick ſie bald für tugendhaft, bald für laſterhaft hielt. Dieſe Geſtalten der feinern Welt ſind nach den rein leidenſchaftlichen die vorzüglichſten im Wilhelm Meiſter; und doch wären ſie nur bedeutend genug, wenn ſie eine Gruppe wenigſtens um Eine höhere Figur bildeten. Dergleichen aber fehlt hier ganz; denn wer die Welt ſah und inneren Gehalt des Menſchen zu ſchätzen weiß, kann unmöglich an dem Helden des Buches Gefallen finden, begreift nicht, wie ſich die feineren Stände und Frauen nur mit ihm befaſſen konnten, und wie ein ſolcher Dichter ihn ausführlich darſtellen mochte. Dies Letzte habe ich mir indeſſen zu erklären geſucht. Wilhelm Meiſter iſt ein Etwas, das der große Dichter auch in ſich hat, und ſeiner Empfänglichkeit und ſchwachen Seite nach in einer Periode ſeines Lebens war; denn jeder geniale Mann war einmal ein Fant. Wie nun eben dieſer in reiche Berührungen kommt, die einen bildſamen Stoff für den Roman darbieten, und manche Erinnerungen die Jahre werth machen, wo wir ein Fant waren, ſo nahm Göthe eben das Geringſte, was er in [illegible]r Natur vorfand, zu dem Helden eines Romans.

Ich würde über die Frauen, über die Bildſäule Natalie und ihr Gegenſtück Thereſe, welche Letzte ich auf Landgütern in Deutſchland auch wohl gefunden habe, und allenfalls im Haushaltungskalender beſchrieben wünſchte, etwas ſagen; aber des Tadels gegen Göthe werde ich bald müde. Indeſſen bin ich überzeugt, wenn jemals dieſe Blätter vor ſein Geſicht kämen, was nicht geſchehen wird und kann, er würde fühlen, daß ich ihn tiefer bewundre, ſelbſt in meinem Tadel, als ſeine lauteſten und übertriebenen Lobredner. Nur ein Lob will ich über Meiſters Lehrjahre ausſprechen: alle Strahlen des Göthe'ſchen Genius ſind in ihm vereinigt.

Ich weiß über andere Romane der Deutſchen nach meinem Maßſtabe nichts zu ſagen. Ueber die Wahlverwandtſchaften will ich nicht urtheilen, als bis die Gräfin W—g über ſie geurtheilt hat; und Agnes von Lilien iſt nicht geworden, was ihr Vorgrund verſprach, welcher mit der Kunſt Göthe's angelegt iſt.

Aber um ſo leichter wird mir der Uebergang von dem Roman zu der Hiſtorie; denn wiederum iſt es derſelbe Genius, der mich allwaltend hinüberführt. Wenn im Meiſter die Geſchichte unter der Decke der Dichtung ſpielt, ſo ſpielt dieſe unter der Form von jener in der berühmten Selbſtbiographie, welche den bedeutenden Titel führet: Wahrheit und Dichtung! der uns ſchon dadurch, daß jene voran als die Hauptſache ſteht, den richtigen Geſichtspunct für das Buch gibt.

Man würde den Geiſt deſſelben gänzlich verfehlen, wenn man vorausſetzte, daß Dichtung hier eine beabſichtigte Erdichtung andeuten ſolle, und alſo ein Zwitterding von Hiſtorie und Roman angekündigt werde. Jener Titel iſt vielmehr ein Symbol der zarteſten Achtung für geſchichtliche Wahrheit. Ihr iſt immer etwas Dichtung beigemiſcht, und ſie wird, ſofern ſie nicht nackte Notiz bleibt, nie ganz von derſelben geſchieden ſein. Ueberſchaut nun ein dichteriſcher Geiſt ſein eignes, langes, an äußerer und innerer Entwicklung ungemein fruchtbares Leben: wie will er ſich herausnehmen, nichts als volle hiſtoriſche Wahrheit zu geben? Im Gefühl davon warnt der Biograph durch das beigefügte Wort Dichtung, daß man ſeiner Wahrheit nicht blindlings vertrauen möge.

Ohne Zweifel hatte ſchon bei Meiſters Lehrjahren Göthe ſein eignes Leben vor Augen, und nahm die meiſten Materialien für ſie aus Verhältniſſen und Begebenheiten, die ſeiner eignen Erfahrung angehörten. Künftige Zeiten werden beide Werke aus einander ergänzen. Merkwürdig genug haben ſie auch in der Compoſition gleiche Mängel. So iſt zum Beiſpiel die weitläufige Auseinanderſetzung der älteren Menſchengeſchichte nach der Bibel ein ähnlicher Uebelſtand, wie die Bekenntniſſe der ſchönen Seele in dem Roman. Eben ſo bleibt der Styl in beiden Büchern ſich auffallend gleich nach allen ſeinen großen Schönheiten; denn an ſolchen Fehlern, daß beim Raiſonnement die Sprache des Gedankens bisweilen nicht mit der gehörigen Gewalt und Oekonomie mächtig wird und bisweilen zu viel Breite und Bequemlichkeit hat, ſcheint mir die Schreibart in dem hiſtoriſchen Werke mehr zu leiden.

Weſentlicher iſt die Rüge, welche mir ein hiſtoriſcher Freund mittheilte, daß der Biograph manche Zuſtände ſeiner früheren Entwicklung durch eine ſtrengere Kritik hätte ſcheiden und mehr Wahrheit ausmitteln können, wiewohl übrigens die hiſtoriſche Literatur keiner Nation etwas Gleiches aufzuweiſen hätte. Ich war im Herzen ſeiner Meinung: doch ſtellte ich ihm Rouſſeau und Alfieri entgegen. „Beide ſtehen weit unter dem Deutſchen,“ ward mir erwiedert, „denn weder der Eine noch der Andre hatte einen Begriff von der Welt, in welcher er lebte. Dem Italiener ward durch heftige Einſeitigkeit des Stolzes, der republicaniſchen Starrheit, die in ihm bizarr genug auf den alten Edelmann gepfropft war; dem Genfer durch ein zu reizbares Herz, durch Hang zur metaphyſiſchen Speculation vermittelſt der Einbildungskraft; und Beiden, weil ihnen tüchtige und univerſellere Kenntniſſe entſtanden, Erkenntniß ihrer Zeit verwehrt. Göthe dagegen faßte mit bewunderungswürdiger Klarheit und Unbefangenheit Alles auf, was um ihn her vorging, in der Natur und politiſchen Welt, in Wiſſenſchaft und Kunſt. Er will wahr ſein, wie Rouſſeau und Alfieri; aber er kann mehr wahr ſein, als ſie. Wenn vielfaches Urtheil ihre Selbſtbiographien über die ſeine erhebt, ſo liegt der Grund davon gerade in ſeiner größten Tugend, daß er, um ſich darzuſtellen, die ganze Welt mit darſtellen muß. Von dergleichen ergriffen zu werden, ſind die gewöhnlichen Geiſter nicht reif genug; aber für ein beſchränktes, an ſich höchſt intereſſantes und bedeutendes Individuum, das ſich mit Wahrheitsliebe in einem plaſtiſch edlen und einfachen, oder muſikaliſch hinreißenden Styl, wie Alfieri und Rouſſeau, ſcharfſinnig ſelbſt entwickelt, können alle Herzen und Köpfe lebendig fühlen.“

Es war mir eine große Freude, daß mein hiſtoriſcher

Freund den geſchichtlichen Werth dieſes neuen Productes von Göthe anerkannte, und mir ſchnell begreiflich machte: mir ward dadurch eine heitere Hoffnung für das Studium der deutſchen Hiſtoriker, welches mir jetzt bevorſtand.

Ich fing mit demjenigen an, deſſen Namen vor allen übrigen gefeiert ward, zumal da ſein Tod, der zu früh für die Vollendung ſeiner Werke erfolgte, noch ſchmerzlich in Deutſchland gefühlt wurde.

Ueber den Wald von Citaten und Anmerkungen ſtaunte ich ſogleich, als ich die Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft aufſchlug; doch ging ich friſchen Muthes an den Text, denn ich war ſchon durch die Engländer gewöhnt, neuere Geſchichtſchreiber im Aeußern meinen Alten unähnlich zu ſehn. Aber ich fand mich bald in einem Dickicht, welches mir den Muth niederſchlug, durch alle die dunklen Anordnungen im Ganzen, in jeder einzelnen Periode, faſt in jedem Kommatheilchen, durchzudringen. Hatte ich nicht Recht, rief ich oft verzweifelnd aus, von einer Barbarei der deutſchen Literatur zu reden? Wer denn anders als Barbaren würden mich in eine ſolche ſcythiſche Wildniß führen, und mir noch dazu ſagen, hier ſei ich wieder in meinem Alterthum?

Was ein fleißiger Mann ſich ſammelt und zurichtet, um ſich über eine Geſchichte zu belehren, woraus ein alter Hiſtoriker, wie die Biene ihren Honig aus mancherlei Geſträuchen, ſeine Darſtellung gewonnen hätte, all' dies Strauchwerk hat der Geſchichtſchreiber der Schweiz in ſein Buch geworfen, und nur, wenn ich mich darüber weg arbeitete, gelangte ich zu dem Genuß, welchen ſein ſehr reizbares Herz, ſeine gerührte Phantaſie und die Ehrfurcht gewähren, worin ſein Verſtand mit gewiſſen Grundſätzen, wie mit einem vererbten altväterlichen Hausrathe ſchaltet.

Warum man aber, was ich zum öftern gehört hatte, ihn den alten Geſchichtſchreibern gleichſetzte, konnte ich lange nicht ausfindig machen. Nur durch die fortgeſetzte Lecture der deutſchen Hiſtoriker entdeckte ich endlich den Grund. Vor Schlözer hatte keiner von ihnen gewagt, mehr Verſtand, als einen ſehr dünnen kritiſchen, in die Geſchichte zu bringen. Mit lebendiger Derbheit, witzigen, zum Theil wahren und gelehrten, faſt immer ſcurril geſagten Combinationen, mit einer Kühnheit, die zur Frechheit wurde, weil ihm aller Sinn für das Antike, das künſtleriſche, das darſtellende Vermögen abging, ſtürmte Schlözer in das geſchichtliche Studium der Deutſchen, deſſen Nüchternheit und Trockenheit ihn anekelte. Um die ärgſte Schläfrigkeit und Dickhäutigkeit zu reizen, war er ganz geeignet. Ja man ging bald ſogar ſchon etwas weiter, als er, und wollte ſich nicht mehr mit Lebendigkeit und Witz bei dem Hiſtoriker begnügen, ſondern auch Gefühl, vorzüglich patriotiſches, und eine gewiſſe Schilderung der Begebenheiten, deren man ſich aus den Alten erinnerte, in den deutſchen Geſchichtſchreibern antreffen.

Als Schweizer war Johann von Müller von ſelbſt ein ſo ſtarker Patriot, wie irgend ein Grieche und Römer; und wirklich fand er in den ſchweizeriſchen Chroniken manche eigentliche Darſtellung von Ereigniſſen und Scenen, die er in ſeine Erzählungen nur aufzunehmen brauchte. Wie beinahe Alles, was es an darſtellendem Vermögen in der Geſchichte der Eidgenoſſen gibt, den ſchweizeriſchen Quellen angehört, mag man ſchon daher vermuthen, daß in der Univerſalhiſtorie des genannten Verfaſſers, wo die umſtändliche Quelle nicht überſetzt und aufgenommen werden konnte, keine darſtellende Kraft gefunden wird. Im Uebrigen iſt Müller ſo geſchmacklos wie Schlözer, und darin ihm ganz ähnlich, daß nichts von ſeinen Studien dem öffentlichen Gebrauch verloren gehen ſoll, und er den ganzen Apparat, um ein hiſtoriſches Buch zu ſchreiben, in dem Buche ſelbſt aufthürmt.

Ganz andrer Art, als Müller, doch noch weniger von Schlözer's Einfluſſe frei, ſcheint mir der geiſtvolle Spittler, der ihm durch Vernachläſſigung der Alten genähert ward, indem der ſchweizeriſche Geſchichtſchreiber ob ſeiner Hochachtung für das Alterthum ſich von ihm entfernte. Dagegen vermied Spittler, der einen ſehr feinen Sinn für den Anſtand gehabt haben mag, ſich mit den gelehrten Zurüſtungen wie jene beiden Männer vor dem Publicum zu zeigen; aber den politiſch-ſtatiſtiſchen Blick Schlözer's eignete er ſich mit ungleich größerer Schärfe in der Hiſtorie an, und brachte zuerſt in Deutſchland, neben ſeinem Zeitgenoſſen Plank, mit Glück und Zartheit das Pſychologiſche in die Geſchichtſchreibung; denn Schlözer's rohhingeworfne Urtheile über Tugenden und Laſter von Menſchen, oder Müller's ungeſchickt zuſammengeſtellte Notizen über eine Individualität, die ſelten inneren Zuſammenhang haben, ſind nicht als pſychologiſche Geſchichtſchreibung zu nehmen.

Durch die eigenthümliche Bewegung und Vielſeitigkeit, welche der ſtürmiſche Säuberer der älteren nordiſchen Geſchichte veranlaßt hatte, jedoch vorzüglich zur Reaction wider ihn, und ſeine ſogenannte Univerſalhiſtorie, fühlte ſich Herder angeregt, und erwarb ſich einiges Verdienſt um das geſchichtliche Studium in ſeinen Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. Er ſuchte allen Zeiten und Völkern ſo Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als Schlözer ungerecht und barbariſch wider ſie verfuhr; und darin beſteht ſein erſtes hiſtoriſches Verdienſt. Das zweite iſt, daß er zuerſt in Deutſchland eine äſthetiſche Auffaſſung in die geſchichtlichen Studien brachte. Außerdem, muß ich geſtehn, und vielleicht hängt dies mit ſeinem zweiten Verdienſt zuſammen, ſcheint mir ſein berühmtes Werk nur wegen der Stimmungen, in die es verſetzt, für die Geſchichte von Werth zu ſein. Selbſt in ſeiner Anſicht des iſraelitiſchen Volkes, auf deſſen Erforſchung er einen großen Theil ſeines Lebens verwandt hat, iſt keine beſtimmte und ſcharfe Auffaſſung der Individualität. „Ich habe mein ganzes Leben hindurch Geſchichte ſtudirt,“ ſagte mein erwähnter hiſtoriſcher Freund, „und mir die Fertigkeit erworben, aus einem Werke mir den Gewinn, welchen die Hiſtorie für Inhalt und Form durch daſſelbe erlangt, ſicher auszumitteln und feſt einzuprägen; aber als ich Herder's Ideen durchgeleſen hatte, fühlte ich Verlegenheit, und die Unmöglichkeit, diesmal ein Gleiches zu thun.“

Einer der neueſten Hiſtoriker, Heeren, bemüht ſich, ſtatiſtiſch-politiſch umherzublicken, wie Schlözer, pſychologiſch zu ſein, wie Spittler, äſthetiſch und allſeitig gerecht, wie Herder. Das Erſte iſt er wirklich in einem noch weiteren Umkreiſe, aber viel weniger kühn, witzig und originell, als ſein Vorbild; wenn ihm gelingt, pſychologiſchen Scharfſinn zu zeigen, ſchimmert eine gewiſſe Freude darüber durch: klar, heiter und unbefangen, gerecht und vielſeitig ſind ſeine hiſtoriſchen Anſichten, aber im äſthetiſchen Auffaſſen iſt er nur ein Nachklang von Herder, ein Schatten von deſſen Helldunkel. Er ſtrebt zu ſehr nach Geiſt und Leben, und will eine Geſchichte der Codices der Alten durch eine ausführliche Geſchichte der Liebe Petrarchs und Laura's beleben.

Von wahrhaftiger Darſtellung, von wahrhaftiger Kunſt der Compoſition in der Geſchichtſchreibung hatten die Deutſchen kein Beiſpiel vor Schiller's Geſchichte des Abfalls der Niederlande, welcher die Fertigkeit und das Bedürfniß zu beiden von der dramatiſchen Dichtkunſt auf die Hiſtorie übertrug. Aber ſo unverkennbar ſein gewaltiger Geiſt auch in ſeinen hiſtoriſchen Verſuchen iſt, was konnte ſeine reinere Tendenz zur Geſchichtſchreibung Großes hervorbringen, da ihm eine reife Kenntniß der Geſchichte überhaupt, tiefere Kunde der Hiſtoriker des Alterthums und alle hiſtoriſchen Vorſtudien fehlten?

Mir ſcheint, daß Niemand mehr darauf ausging, Geſchichtforſchung und Kritik mit Hintenanſetzung alles Apparates zur echten hiſtoriſchen Kunſt zu verarbeiten, als

Woltmann; doch wie weit auch er in derſelben zurück iſt, zeigt ein Blick auf ſein beſtes Buch, die Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens. Für einen hiſtoriſchen Bau iſt natürlich das erſte Erforderniß, daß man den Grund und Boden in Hinſicht auf die Größe des Baues und die Vertheilung der Materialien abmißt. Nun ſehe man, wie in dem genannten Werke für das reichhaltige, überaus wichtige Material, die Geſchichte der ſchwediſchen Satisfaction, nur ein Räumchen, ein Winkel übrig geweſen zu ſein ſcheinet. Durch ſolches radicales Mißverhältniß erhält der ganze Bau ein ſchiefes und ſchwankendes Anſehn, und iſt nicht ohne Riſſe geblieben.

Uebrigens gewann ich das Buch lieb, weil ich mein diplomatiſches Ideal, Trautmansdorf, ſo darin fand, wie ich es mir dachte. Auch iſt die Sprache hiſtoriſch edel und diplomatiſch fein. Auf die Gruppirung der unterhandelnden Figuren und der Unterhandlungen ſelbſt iſt Sorgfalt gewandt, und mit großer Selbſtverleugnung gibt der Verfaſſer von ſeinem emſigen Quellenſtudium immer nur die Blüthe in der Geſchichtſchreibung.

Dagegen muß ich noch auf eine ſeltſame Erſcheinung an dieſem Hiſtoriker aufmerkſam machen, die mich tadelnswerth dünket. Er hat ſich wohl ſehr mit der neuern Philoſophie und dem Studium Göthe's abgegeben. Wenigſtens ſtrebt er in ſeiner Geſchichtſchreibung nach Objectivität, und vermeidet ſichtbar, die Perſonen des Geſchichtſchreibers ſelbſt mitunter wahrnehmen zu laſſen, worin er keineswegs dem Tacitus ähnlich iſt, den er bearbeitet hat; denn wie bedeutend tritt dieſer große Geſchichtſchreiber bisweilen ſelbſt in ſeiner Darſtellung auf. Freilich iſt der Hiſtoriker verpflichtet, nicht ſich, ſondern die Wahrheit ſo objectiv wie möglich darzuſtellen; weil man aber recht gut weiß, daß der Menſch nimmermehr zu einer reinen Objectivität gelangt, flößt es mehr Vertrauen, Intereſſe ein, wenn man auch den mitunter ſieht, welcher uns die möglichſt reine Wahrheit überliefern will. Von einer kritiſchen Selbſtthätigkeit laſſen wir nicht gern ab, und lieben es darum, den Geſchichtſchreiber mit ſeinem Werk zu vergleichen. Ueberdies ſcheint mir, daß eine objective Darſtellung bei dem Hiſtoriker, auch bei dem epiſchen Dichter, ſich nicht vor zu großer Kälte bewahren kann, und daher erkläre ich mir, warum manche Scene in den hiſtoriſchen Darſtellungen Woltmann's, wenn ſie gleich mit ſichtbarer Kunſt und Einbildungskraft geſchrieben iſt, doch wenig Eindruck macht. Nur der dramatiſche Dichter wird deſto lebendiger, je objectiver er iſt, weil er das Objective in der Unmittelbarkeit von handelnden Perſonen darſtellt.

Der zuletzt genannte Hiſtoriker und ſeine Objectivität erinnern mich an die deutſche Philoſophie, und inſonderheit an Kant. Mit welcher Bewunderung ich dieſen Philoſophen wegen ſeines Büchleins über das Schöne und Erhabene längſt betrachtete, wie ich der Meinung war, daß er der größte philoſophiſche Autor aller Jahrhunderte ſein müßte, wenn er ſich eine ſchöne Form für ſeinen reichen und tiefen Geiſt angeeignet hätte, muß ich hier ins Gedächtniß zurückrufen.

Leider fand ich von dieſer Hoffnung auch gar nichts erfüllt; aber Stellen genug in ſeinen tiefſinnigen Kritiken des menſchlichen geiſtigen Vermögens, und vorzüglich in mancher kleinen Schrift von ihm, die mich immer mehr bedauern ließen, daß meine Hoffnung unerfüllt geblieben war. Wann iſt je etwas mit ſolchem erhabenen Witz abgefaßt, als der Schluß ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft, wo der geſtirnte Himmel über ihm und das moraliſche Geſetz in ihm, wie ſie beide das begrenzte menſchliche Weſen an Unendlichkeit knüpfen, zuſammengeſtellt ſind?

Thut man auch auf die ſchöne Form Verzicht, ſo findet man bei Kant ſelbſt nicht einmal den Styl, welcher mit dialektiſcher Klarheit entwickelt. Er war zu dieſer, dünkt mich, zu genial und fruchtbar an Ideen, und erreichte ſie nicht, weil er zu etwas Höherem, zur Form philoſophiſcher Anſchauung, urſprünglich berufen war.

An dialektiſcher Kunſt und einem ihr angemeſſenen Styl iſt ihm Fichte überlegen. Doch war mir nicht möglich, meinen Geſchmack an denſelben zu gewöhnen. Außer der abſtrahirenden Kraft und einer hervorſprudelnden Energie des Gemüthes, war bei ihm keine der übrigen Eigenſchaften zu entdecken, die den Autor ausmachen. Die abſtrahirten Begriffe ſtehen wie ſchroffe Felſenſtücke da, es fehlt alle Bekleidung durch die übrigen Geiſteskräfte, und ſeine Dialektik ſieht oft für das feinere Gefühl einem Haber ähnlich.

Etwas weniger wild, doch voll kalten Grimmes iſt ſein Antagoniſt Schelling, welcher auch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum der Sprache mehr in ſeiner Gewalt hat, und ohne Zweifel durch eine größere Fülle von Kenntniſſen unterſtützt wird.

Inſofern würde er mehr als Fichte berechtigt ſein, in die Reihe der Autoren zu treten, die ſich um den Preis claſſiſchen Werthes bewerben. Indeſſen fehlt es Beiden dazu nicht blos zu ſehr an der Form, ſondern auch zu ſehr an dem Gehalt, wenn ich dieſes Wort in meinem Sinne nehme, daß es nämlich einen gewiſſen Verein und eine gewiſſe Höhe aller geiſtigen Kräfte bedeutet.

Damit will ich ſchlechterdings nicht über das Syſtem jener Philoſophen abſprechen. In Deutſchland gibt es deren ſo viele, welche glauben, die ewige und nie erreichbare Wahrheit in ihre Abtheilungen gebannt zu haben. Kant nahm die Philoſophie eigentlich nie anders, wie als etwas Logiſches, wollte zeigen, wie ſich die Welt zu dieſem Logiſchen verhalte; doch nie die Natur und Wirklichkeit ſelbſt durch die Denkweiſen greifen, und kannte kein andres Fortſchreiten, als eine unbefangene Unterſuchung, dieſe Denkweiſen und den Stoff der Erfahrung, welchen ſie aufgenommen, von einander zu unterſcheiden und gegen einander auszumitteln. Allein auf ſolche Art kann die Philoſophie Werth haben; der großen metaphyſiſchen Wahrheiten mögen ſchwerlich mehr hervorgebracht werden, als ſchon das Alterthum kannte. Solcher nothwendigen Schätze hat die Gottheit den Menſchen nicht lange wollen entbehren laſſen.

Auf Form und Geiſt der Philoſophie, nicht auf das Syſtem, müſſen wir ſchauen, und in jenen ſind die deutſchen Philoſophen weit zurück. Denkt an **Platon**; ſein Ruhm iſt ewig, und er hat von den großen Wahrheiten keine neue geſagt.

Man wird mir nicht **Mendelſohn** und **Jakobi** entgegenſetzen. Die Klarheit und Fehlerloſigkeit von jenem iſt mit zu großer Nüchternheit gepaart. Jakobi hat den richtigen Takt, an Gott und Welt zu glauben, und ein philoſophiſches Syſtem nur wie ein Gewebe zu nehmen, wo Jeglicher nach ſeiner Art Gott und Welt hineinwirkt. Auch kennt er die Alten. Aber es iſt in ihm eine gewiſſe Schönthuerei mit ſich ſelbſt, ein Tändeln mit ſeinen edelſten Gefühlen und Abſtractionen, wodurch allein ihm ſchon der Anſpruch auf den Ruhm eines claſſiſchen philoſophiſchen Autors benommen wird.

Wichtiger als in dem metaphyſiſchen Vortrag ſcheint mir das Verdienſt der Deutſchen in dem philoſophiſchen Geiſt bei andern Unterſuchungen zu ſein. **Leſſing** ſteht hier an der Spitze. Im **Laokoon** iſt die Entwicklung meiſterhaft, wie die Begriffe zu einer Grundidee hingeführt werden, um plötzlich das Ganze zu beleuchten. Auch iſt die Sprache für die Proſa in dieſem Buche, was ſie bei Göthe häufig für die Poeſie iſt. Dort kann man ſie nicht von dem Begriff, hier nicht von dem Gefühl und Bilde ſcheiden.

Weniger correct iſt **Winkelmann's** Sprache in ſeinen Unterſuchungen über das Alterthum; auch iſt der Plan in ihnen bei weitem nicht ſo klar und entwickelnd; aber er war vom Geiſte des Alterthums mehr durchdrungen, als Leſſing. Ich wüßte nach Kant keinen andern Autor unter den deutſchen Proſaikern, bei welchem ich ſo, wie bei ihm, bedauerte, daß er nicht claſſiſch geworden ſei.

Wenigſtens hat er zu einem claſſiſchen proſaiſchen Buche über ihn Anlaß gegeben. Wie vielſeitig, das Zeitalter in ihm ergreifend und ihn in dem Zeitalter, und in welcher ſchönen, männlich ruhigen und beſcheidenen Sprache, hat ihn Göthe dargeſtellt.

Zu ſehr ragen immer die Fühlhörner der Empfindung, die den Begriff finden ſollen, in Herder's anmuthigen kritiſchen Abhandlungen hervor, in welchen übrigens ſein ahnungsvoller Sinn am meiſten Urtheilskraft beweiſet.

In den oft ſcharfſinnigen und elegant geſagten kritiſchen Bemerkungen von A. W. Schlegel iſt zu viel Nüchternheit und Pedantismus: tiefer, doch erpicht auf Originalität, iſt manche äſthetiſche Anſicht von Friedrich Schlegel, der ſeine unbezwingbare Unbehülflichkeit bald durch Schwulſt, bald durch gar große Einfachheit beſiegen will.

Die glänzenden äſthetiſchen Unterſuchungen Schiller's ſind Ergießungen einer ungewöhnlichen Denkkraft, welche durch die Phantaſie beflügelt wird; aber die neue Welt, die uns von derſelben eröffnet ſcheint, vergeht zum Theil wie ein rhetoriſches Blendwerk.

Für Lebensphiloſophie und Beobachtung gewöhnlicher Erſcheinungen haben die Deutſchen zwei correcte und elegante Autoren, Engel und Sturz. Jener hat mit mehr Wiſſenſchaft und Unterſuchung, dieſer mit mehr Kenntniß der feinen Welt geſchrieben. Beide wären bei größerem innern Gehalt in die ſchöne und ewig heitere Welt der claſſiſchen Autoren eingegangen.

Geſtalten

aus

der politiſchen und literariſchen Welt
der Deutſchen.

In den Jahren, da ich mich mit der deutſchen Literatur beſchäftigte, war ich allerdings frei von ſolchen diplomatiſchen Aufträgen und Geſchäften, welche dafür gelten konnten, daß ſie meine literariſche Muße unterbrächen. Aber gleichwohl fehlte es nicht an einigen, die beinahe nur auf Beobachtung gerichtet waren. Sie führten mich zum Glück in das nördliche Deutſchland, und konnten deshalb als eine Fortſetzung meiner Studien über die deutſche Literatur betrachtet werden; denn ich verſäumte nicht, außer der politiſchen und ſogenannten großen Welt, in welche mich meine geſchäftliche Beſtimmung führte, die noch lebenden Geſtalten der literariſchen, an welchen ich Theil nahm, kennen zu lernen; und gab es irgend eine derſelben anderswo, als im nördlichen Deutſchland?

Ich rechne zu meinen liebſten Ergötzungen, aus einem bedeutenden Buche mir nicht nur die innere Natur, ſondern auch die äußere ſeines Urhebers abzunehmen. Beſtätigt habe ich immer gefunden, was ich mir auf dieſe Weiſe von dem Blick, dem Tonfall der Autoren vorgeſtellt hatte.

Dagegen hab' ich aufgeben müſſen, über ihren Gang, ihre Geſtalt beſtimmte Vermuthung nach ihren Schriften mir anzueignen. Das Aeußere des Menſchen iſt theils den Zufällen zu ſehr unterworfen, und theils iſt die bildende Einwirkung der Seele auf daſſelbe, wenn auch nicht zu ſchwach, doch dem menſchlichen Auge zu wenig ſichtbar, als daß man einen vollendeten Zuſammenhang zwiſchen der Seele und dem Körper annehmen und wahrnehmen könnte. Blick und Ton aber ſind unmittelbare Erzeugniſſe des Geiſtes, und er läßt ſich in ihnen nie verkennen, was auch der Zufall an ihnen gethan und geändert haben mag.

Anders verfuhr ich mit den Weltleuten und Staatsmännern. Sobald ich irgend eine bedeutende Erſcheinung unter ihnen wahrnahm, fragte ich mich nicht zuerſt, wie das Innere hier die äußere Geſtalt geformt haben möchte, ſondern welche Verhältniſſe und welche Eindrücke der Umgebung dieſe Form hervorgebracht hätten? Mir iſt kaum dreimal begegnet, daß ich bei einem Weltmann und Politiker mir zuerſt ſeine Urnatur hätte vorſtellen ſollen; und wie hätte ich dazu einen Schlüſſel gefunden, welcher demjenigen irgend zu vergleichen war, der in einem vorzüglichen Buch für die Natur ſeines vorzüglichen Urhebers gefunden wird?

Aufträge meines Hofes führten mich nach Berlin. Es war ungemein wichtig für die damalige Lage der politiſchen Welt, die Stimmung des preußiſchen Hofes, die Grundſätze und Anſichten ſeiner Geſchäftsmänner von Einfluß, auch des Volkes, genau aufzufaſſen; denn auch dort, wo das Volk nicht conſtitutionell von Bedeutung iſt, wird ſeine Stimme von großem Gewicht ſein, ſobald ſeine Cultur ſich bis zu dem Grad entwickelt hat, daß es kaum eine Regierung zu dulden vermag, welche nicht mit ihm zu einer und derſelben bürgerlichen Geſellſchaft gehört. Dies war ohne Zweifel der Fall in der Hauptſtadt, in dem Volke, welche die Nachwirkungen vom Geiſt Friedrichs des Großen auf eine andere Weiſe belebten, als er gewünſcht haben würde.

Natürlich waren die Diplomaten zu Berlin meine erſte genauere Bekanntſchaft.

Man ſpricht von dem diplomatiſchen Corps in dieſer oder jener Stadt, und denkt ſich bei dieſem Ausdruck offenbar nicht bloß alle die Individuen, die von einzelnen Staaten bei einer Souverainetät als ihre Repräſentanten bevollmächtigt ſind, ſondern eine Geſammtheit derſelben.

Worin dieſe beſtehe, liegt am Tage. Ihr Vereinigungspunct iſt die Freundſchaft, welche alle ihre Souveraine, auch ſie alſo, für den Staat zu fühlen vorgeben, bei welchem ſie bevollmächtigt ſind. Dieſe allein bildet ein diplomatiſches Corps, aus welchen zwieträchtigen Elementen es zuſammengeſetzt ſein, und wie mancher von den Geſandten Befehl haben möge, gegen die Macht, die gleichſam wie ein Symbol des Friedens und des europäiſchen Völkerbundes unter ihnen ſteht, das Kriegsfeuer zu entzünden. Im Sommer 1806 faßte der franzöſiſche Geſandte zu Berlin den diplomatiſchen Almanach, worin das ganze diplomatiſche Corps der damaligen Welt verzeichnet war, mit den in ſeinem Munde äußerſt bedeutenden Worten: „dieſe Leute dienen nicht dazu, den Frieden der Welt zu vermehren.“

Der zweite Grund, warum man die diplomatiſchen Agenten bei einer Macht als ein Corps oder eine Geſammtheit nimmt, liegt in den gemeinſchaftlichen Vorzügen, welche ihnen das Völkerrecht zuſichert, und wodurch ſie von der ganzen übrigen Menſchenmaſſe weſentlich unterſchieden, gleichſam ein Staat in Staate ſind. Dies gibt den Geſandten ein eignes Gefühl von Unabhängigkeit und Würde, und man hat öfters Gelegenheit zu bemerken, wie ſchwer es ſein müſſe, daß ſie ſich deſſelben entäußern, wenn ſie von ihren diplomatiſchen Poſten abberufen werden, oder gar die Diplomatie ihres Staates mit demſelben ein Ende hat. Es iſt in dieſem Gefühl ſogar etwas Berauſchendes für Manchen, der es zum erſtenmal empfindet. Ein gar nicht geiſtloſer Mann, der bisher noch keinen diplomatiſchen Poſten bekleidet hatte, konnte auf der Reiſe an einen fernen Hof, zu ſeiner erſten Geſandtenſtelle, ſich ſo wenig mäßigen, daß er zu Leipzig an öffentlicher Tafel behauptete: wenn er nun hier einen von den Gäſten erſtäche, ſo dürfe ihm, als einer unverletzlichen Perſon, deshalb nichts geſchehn.

Aus den beiden angegebenen Urſachen, welche die einzelnen bei einer Souverainetät bevollmächtigten Diplomatiker zu einem Corps machen, entwickelt ſich eine dritte. Weil ſie um dieſe Souverainetät wie um einen gemeinſchaftlichen Freund verſammelt ſind, ſo entſteht ein eiferſüchtiges Beſtreben, wer von ihnen die meiſten und glänzendſten Beweiſe vom Wohlwollen dieſes Freundes gewinne. Indem ſie aber zugleich den Stolz auf ihre völkerrechtliche Freiheit und Würde gegen die Regierung, bei welcher ſie repräſentiren, beſonders geltend machen ſollen, bilden ſie ſich ein eigenthümliches Gemiſch von ehrfurchtsvoller Geſchmeidigkeit und nachdrücklicher Würde, welches allein ich als einen allgemeinen Charakterzug bei allen Diplomatikern von einiger Bedeutſamkeit gefunden habe, und durch welches allein in ihrem Kreiſe ein Geiſt erſcheint, der ihn zu einer moraliſchen Perſon, einem Corps macht, und darum der Geiſt des diplomatiſchen Corps genannt werden kann. Man wird leicht zugeben, daß er etwas überaus Liebenswürdiges an ſich habe; denn was gibt es Erfreulicheres im geſellſchaftlichen Verkehr, als wenn der Ausdruck der Freiheit und Selbſtändigkeit mit der feinſten Haltung die fremden Individualitäten berückſichtigt? Dies iſt ja das Grundelement aller feinen Geſellſchaft. Wo es fehlt, da iſt Rohheit, leere Eleganz, Pedantismus in mancherlei Geſtalt, oft in den zierlichſten Formen.

Mit jenen drei Gründen hängen allerlei nicht ſo weſentliche Urſachen zuſammen, wodurch die diplomatiſche Geſammtheit verſtärkt wird.

Weil die Glieder derſelben ſich um einen Mittelpunct drehen und gleicherlei Rechte genießen, zeigen ſie ſich bei allen öffentlichen und glänzenden Gelegenheiten ſo zuſammen, als wären ſie nothwendig mit einander verbunden, was ſie wirklich ungefähr auf dieſelbe Weiſe ſind, wie die Mächte ſelbſt der europäiſchen Republik, die noch freundlich und höflich nebeneinander ſtehen, indem ſie ſich bereiten, mit Sturm und Donner über einander herzufahren. Einen intereſſantern Anblick kann es nicht geben, als wenn ein großes diplomatiſches Corps in dem Moment einer ſolchen Kriſis glänzend verſammelt iſt. Welcher funfzehnte Auguſt im Jahre 1806, als das diplomatiſche Corps und die oberſten preußiſchen Staatsbehörden bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft den Geburtstag Napoleons feierten! Schon hörte man das dumpfe Getöſe des Verderbens, was über Preußen, das nördliche Deutſchland, das europäiſche Syſtem im Herbſt ausbrach und ſo zahlloſe Verwünſchungen des preußiſchen und deutſchen Patrioten über die franzöſiſche Regierung häufte. Und damals noch bei jenem Feſte ſprachen Preußen und Deutſche: „Es lebe Kaiſer Napoleon!“ und tranken auf ſeine Geſundheit die Champagnergläſer aus. Hier und da mochte wohl Einer ſein Glas nur aufgehoben halten und den Champagner nicht mit den Lippen berühren. In der allgemeinen Bewegung des diplomatiſchen Cirkels durfte ſelbſt der Diplomatiker wagen, durch irgend einen kleinen Zug zu verrathen, wie keineswegs ſein Herz mitſprach: Er lebe!

Das große Intereſſe, welches ſämmtliche Glieder eines diplomatiſchen Kreiſes haben, ſich einander ihre neueſte politiſche Kunde mitzutheilen oder zu verbergen, bringt eine ſo anziehende Kraft in ihren Verkehr, daß ſie auch ihrentwegen wie ein Corps wenigſtens erſcheinen. Für dieſen Verkehr ſind die Geſandten der größten Mächte eben nicht die intereſſanteſten Figuren; denn theils iſt jede Mittheilung von ihnen zu bedeutend, als daß ſie ſich leicht mittheilen dürften, theils haben ſie zu gemeſſene Inſtructionen und Befehle, als daß ſie etwas Andres als den Buchſtaben mittheilen könnten, und der gehört gewöhnlich nur auf Einen Punct hin. Am intereſſanteſten ſind die Geſandten von Mittelmächten, deren Cabinet keinen zu furchtſamen, zu ſteifen oder zu trägen Geiſt hat. Iſt es gar bei einem ſolchen Cabinet Sitte, daß es ſeinem Geſandten häufige Mittheilungen aus den Berichten ſeiner übrigen diplomatiſchen Agenten gibt, damit er immer hinlänglich über die ſämmtlichen europäiſchen Angelegenheiten unterrichtet ſei: eine ganz herrliche Sitte, ohne welche kein Diplomat auf ſeinem einzelnen Punct hinlänglich unterrichtet iſt: dann wird ein ſolcher Geſandte eine reiche Fundgrube für den diplomatiſchen Verkehr.

Uebrigens iſt dieſer Verkehr mit Neuigkeiten der reinſte Tauſchhandel. Wer nicht weiß, einige von Belang auszuſpenden, bekommt keine von den Andern; und es geht mitunter ſoweit, daß man wohl abwägt, welches Gegengeſchenk an neuer Kunde die Mittheilung einer Nachricht verdiene.

Ein Corps, das ſo oft geſellſchaftlich zuſammen iſt, durch ſo mancherlei einträchtiges und zwieſpältiges Intereſſe ſich unaufhörlich in ſeinen Individuen berührt, wie das diplomatiſche, erhält zuletzt, welche feine Welt es beſitzen mag, einen gewiſſen zunftmäßigen Anſtrich. In ihren Bemerkungen, ihren Witzeleien über einander, den Anekdoten, welche ſie gegenſeitig von ſich zu erzählen wiſſen, iſt der Kreis der Diplomatiker, ſolcher Männer, die von allen Nationen zuſammengekommen ſind und die Leitung der Weltangelegenheiten vorzüglich mit in den Händen haben, bisweilen wie ein Club von Kleinſtädtern.

Dahin paßt denn auch, was ich nicht blos bei einem diplomatiſchen Corps gefunden habe, daß es Eins ſeiner Mitglieder gleichſam als den Luſtigmacher des Clubs und als die Zielſcheibe des Witzes von Allen braucht.

Nichts thut der Vorſtellung von dem diplomatiſchen Corps, als einer Einheit, mehr Abbruch, als wenn zwei große Mächte, welche ihre bevollmächtigten Miniſter bei einer dritten freundſchaftlichen halten, mit einander in Krieg gerathen ſind. Mehr oder weniger gehören die übrigen Staaten, alſo auch ihre diplomatiſchen Agenten, zu einer oder der andern Partei. So tritt eine allgemeine Spannung ein und eine Kälte über den gewöhnlichen Gefrierpunct des diplomatiſchen Corps hinaus. Natürlich vermeiden ſich einander die Miniſter der beiden feindlichen Mächte; aber auch alle ihre diplomatiſchen Collegen hüten ſich, zu entſchiedene Theilnahme für und wider zu bezeugen. Kommt nun die Nachricht von einem großen Unglück, das eine der Mächte im Felde erlitt, wahrlich, man friert bei dem Froſte, womit die übrigen Diplomatiker ſich alsdann von dem Geſandten derſelben wegziehen. Fühlten ſie auch mit ihm, ſo wäre es doch unfein, durch irgend eine Schattirung des Benehmens ihr Mitgefühl ihm zu verrathen.

Alle dieſe Züge fand ich auch in dem diplomatiſchen Corps zu Berlin. Aber es hatte, wie alle in jener Zeit, noch beſondre Elemente der Kälte und Zwietracht. In den frühern Zeiten der Revolution war von den europäiſchen Höfen und Diplomatikern der franzöſiſche Geſandte wie ein Uebel betrachtet, das man nicht ganz abwehren konnte, von dem ſich Alles zurückzog, das man nur als etwas Vorübergehendes nahm, vornehm witzig beſpöttelte, mit Neugier beſchaute, wohin es ausbrechen, wie es zu Grunde gehen werde. Dadurch entſtand mehr Einheit, mehr zuſammenhaltende Wärme in den diplomatiſchen Corps, als ihnen gewöhnlich war. Dies hatte ſich völlig geändert. Den Geſandten Napoleons ſah man ſchon nicht mehr wie ein vorübergehendes Uebel an, und mancher Diplomatiker von kleinern Souverainen ſtand ſchon unter ſeinen Flügeln, wenn ihm daſelbſt auch gar nicht wohnlich zu Muthe war. Die Miniſter der Mächte vom erſten Rang beobachteten wider denſelben eine ſo geſpannte Höflichkeit und argwöhniſche Freundlichkeit, wie ich nie wieder geſehen habe. Am geſpannteſten hätte der öſterreichiſche Botſchafter ſein ſollen; denn die Wetter zu einem neuen Kriege zwiſchen ſeinem Kaiſer und Frankreich ſtanden drohend am politiſchen Horizont; aber eine heitere Gewandtheit in allen Verhältniſſen, die nur den Glanz des Lebens aufzunehmen ſcheint, indem die verſchloſſenſte Politik tief unter ihr arbeitet, iſt mir ſo nicht wieder vorgekommen, wie ich ſie an dem Grafen Metternich bewunderte.

Auffallend genug war nun eben der Geſandte, gegen den ſich aller Argwohn richtete, den man als die Quelle der neuen Zwietracht und Kälte im diplomatiſchen Corps anſehen mußte: ein Charakter, der Eintracht und Frieden von Natur liebte und ſich in einer gewiſſen altfranzöſiſchen Manier der Redlichkeit und Offenheit gefiel.

Herr Laforeſt war Franzoſe mit ganzer Seele, und der Ruhm ſeiner Nation ging ihm über Alles. Für Napoleon aber hegte er nicht die geringſte Theilnahme, und man konnte ihn nicht leichter aufbringen, als wenn man einzig dem Genie deſſelben den Glanz der franzöſiſchen Waffen beimaß. Ueberhaupt war ihm die neue Ordnung der Dinge in Frankreich zuwider, und im Grunde ſeines Herzens dachte er über die Zukunft wie ſein Vorgänger Beurnoville, der mit militairiſcher Offenheit oder Unvorſichtigkeit der Königin von Preußen wiederholt geäußert, daß er ſein Ludwigskreuz und was dergleichen mehr, ſorgfältig verwahre; denn gewiß komme die Zeit, wo er davon wieder öffentlich Gebrauch machen könne. Will man deßwegen dieſen General für einen weitſehenden Politiker halten, was er mit nichten war, wie man jetzt viele ziemlich ſtumpfe Köpfe, welche immer an die Wiederherſtellung der Bourbons geglaubt haben, für eine Art von politiſchen Sehern ausgibt, ſo habe ich nichts zu entgegnen, als: daß man, je weniger Witz und Combination und kühnen Geiſt man beſitzt, um ſo zuverſichtlicher auf das hofft, was man wünſcht.

Durch ſeine Offenherzigkeit, ſein freundliches Entgegenkommen, ſelbſt ſeine Redſeligkeit, hätte Laforeſt das Mißtrauen, die Spannung der meiſten Diplomatiker gegen den franzöſiſchen Geſandten mildern ſollen. Allein dies war keineswegs der Fall. Trotz ſeiner Perſönlichkeit blieb er doch immer der Wächter einer verhaßten Regierung, der Ueberbringer verhaßter Forderungen; und um ſo ſchadenfroher übertrieb man jede kleine Blöße, die er durch ſeine Redſeligkeit geben mochte. Dies wirkte auf ihn nicht gut zurück, und ich bin überzeugt, daß ſeine Berichte ſowol über die Hof- und Staatsmänner Preußens, als über manche Mitglieder des diplomatiſchen Corps zu Berlin, kein gutes Blut bei Napoleon gemacht haben.

Rußland und Frankreich ſelbſt waren ſich einander nicht ſo entgegengeſetzt, als der ruſſiſche Geſandte, Herr von Alopäus, dem franzöſiſchen Miniſter, mit welchem er in einer gewiſſen Rechtſchaffenheit, baaren Anſicht der Verhältniſſe, und in der offenen, Zutrauen erweckenden, diplomatiſchen Manier ſonſt Aehnlichkeit genug hatte. Wäre er aber auch nicht deſſen politiſcher Gegner geweſen, ſo hätte er doch nie Geduld gehabt, die weitläufigen diplomatiſchen Darlegungen Laforeſt's bis zum Ende anzuhören, und ſie wären ſchon darüber zerfallen.

Vielfach erfahren im diplomatiſchen Geſchäft, ſo reich mit Kenntniſſen ausgeſtattet, wie wenige Männer der großen Welt, beſtimmt in ſeinen Begriffen, raſch und ſcharf in ſeinen Entſchlüſſen, that jener ruſſiſche Geſandte ſeinen Verdienſten dadurch Eintrag, daß er zu ſchroff, zu heftig in ſeinen Maßregeln war, und leidenſchaftlich an dem hielt, wofür er ſich einmal erklärt hatte. Für den Weſerzoll des Herzogs von Oldenburg, erzählte man mir, habe er ſich vor meiner Ankunft in Berlin und während der Entſchädigungsgeſchäfte zu Regensburg ſo lebendig intereſſirt, daß man ihn nicht mehr den ruſſiſchen, ſondern den oldenburgiſchen Miniſter nannte.

Ich habe nicht genau bemerken können, wie Laforeſt ſich zu dem preußiſchen Haupt der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen **Haugwitz**, verhielt. Mit umwundener Rede gingen ſie gewiß Beide um einander herum; denn der preußiſche Staatsminiſter konnte die Phraſen mit eben ſo glatter Gewandtheit ausſpinnen, als der franzöſiſche Geſandte mit einer ſchulgemäßen diplomatiſchen Feierlichkeit ſie auszubreiten verſtand. Da nun hinzukam, daß Frankreich und Preußen damals gefliſſentlich ſuchten, ſich einander nicht zu verſtehen, ſo mögen dieſe beiden Staatsmänner oft von einander gegangen ſein, ohne aus ihrem Redegewinde einen wahrhaften und deutlichen Bericht an ihre Souveraine zuſammenweben zu können.

Graf Haugwitz, der in mehren ſehr kritiſchen Jahren die auswärtigen Angelegenheiten der Monarchie Friedrichs des Großen, wenn nicht geleitet, doch verwirrt hat, war einer von jenen Charakteren, an welchen man beinahe keinen Zug beſtimmt hervorheben darf, ohne viele Verneinungen folgen zu laſſen. Er combinirte vielfach und witzig; da ihm aber an der Wahrheit ſelbſt in einer Vorſtellung nichts lag, ſo betrog er ſich ſehr leicht auch in dem Vortheil, den er von ihr einzuernten hoffte. Ein Princip wollte er immer haben, nach welchem er zu Werke ginge, und man kann wirklich ſagen, daß er Principe hatte; doch ſie hatten ihn nicht, und ſo ſtanden ſie bunt neben und durch einander in ſeinen Vorſtellungen, und folgten ſich einander mit einem reißenden Wechſel. Die unter ihm arbeitenden Räthe waren zu bedauern: hingeriſſen von einem Gedanken, trieb er ſie in einer umſtändlichen, ſachreichen Darſtellung, denſelben zu entwickeln. Hatte nun der Rath mit der größten Anſtrengung gearbeitet, brachte froh ſein mühſam vollendetes Werk, ſo konnte es der Miniſter nicht mehr brauchen; er hatte inzwiſchen den Gedanken, der zum Grunde lag, fahren laſſen, oder wohl gar in den entgegengeſetzten hinübergeſpielt. Weder gründliche Kenntniſſe, noch eine frühere Laufbahn in Staatsgeſchäften hatten ihn zu dem wichtigen Platz vorbereitet, auf welchem er nun ſtand. Nach einer poetiſchen Jugendfreundſchaft mit den Grafen Stolberg und andern Dichtern, nach mannichfaltiger empfindſamer Liebe, einem faſt romantiſchen Leben in Italien und andern Ländern, nach allen Genüſſen, die eine reiche und fein organiſirte Natur einem großen ererbten Vermögen abgewinnen kann, hatte er zuletzt die widrige Leere empfunden, welcher eine Natur mit ſolchen Anſprüchen und Gaben nicht entgeht, da ihr die Wiſſenſchaft zu tief, die Kunſt zu hoch, das Bemühen um beide zu ſchwere Arbeit iſt. Haugwitz ſtürzte ſich in Alles, wodurch ſolche Naturen ſich gegen jene Leerheit retten, in Religionsſchwärmerei, Magie und geheime Geſellſchaft, Intrigue und Ehrgeiz und Genuß der blos phyſiſchen Liebe bis zur Abſpannung aller Nerven und Muskeln. Gewiß bekannte er ſich zu den Frömmlern und Adepten der magiſchen Kunſt, die unter Friedrich Wilhelm, dem ſchwachen, aber an ſich braven, talentvollen König, aufkamen, nicht blos aus Ehrgeiz und Hang zur Intrigue, ſondern auch aus einem Bedürfniß ſeines Culturſtandes. Sobald er aber einmal ſeinen Poſten erreicht hatte, verdrängte wenigſtens der Ehrgeiz jeglichen ſchwärmeriſchen Hang in ihm, da die Intrigue unter dem jetzigen König gar keinen Gebrauch davon machen konnte. Die eigentlichen politiſchen Geſchäfte wußte er gänzlich den Händen des ältern Staatsminiſters der auswärtigen Angelegenheiten zu entwinden. Dieſer war der Freiherr von Alvensleben, ein Mann von ſchönen Kenntniſſen, eifrig für einen ordentlichen Geſchäftsgang, voll Rechtſchaffenheit und Ehrliebe, aber in ſeinen Rückſichten zu kleinlich, als daß er die Politik einer bedeutenden Monarchie hätte leiten können. Wiewol man ihn mit dem Grafentitel ſchmückte, ſoll er ſich ſehr dadurch gekränkt gefühlt haben, daß ihm nur diejenigen Geſchäfte blieben, die kaum den Namen der politiſchen führen dürfen, wie Sachen der Unterthanen bei fremden Regierungen, Beſorgung eines Staatskalenders u. dgl. Man erzählte mir, daß Haugwitz und Alvensleben ſich ſeitdem nicht wieder freundſchaftlich zuſammen ſahen, und der Letzte ſeine Erbitterung gegen ſeinen Collegen kaum unter der froſtigſten Zurückhaltung verbergen konnte. Um die Zeit aber, da ich nach Berlin gekommen war, hatte Haugwitz Jemand vom diplomatiſchen Corps geſagt: er ſei zu Alvensleben gekommen, und zu ſeiner größten Befremdung habe ihn dieſer mit alter Freundlichkeit und Traulichkeit empfangen und ihm beim Weggehen herzlich die Hand gedrückt. So viel ich weiß, ſahen ſich die beiden Miniſter ſeitdem nicht wieder, und unter uns hieß es ſogleich: „Eine ſolche

Verwandlung deutet auf Alvenslebens Tod! er wollte ſich vor dem Hinſcheiden auch noch mit ſeinem Todfeinde verſöhnen!" obgleich derſelbe allem Anſchein nach eine rüſtige Geſundheit hatte und von mittlerm Alter war. Seltſam genug ward unſer Scherz zu Wahrheit: ein paar Wochen darauf ſtarb er eines ſchmerzhaften Todes.

Wenn gleich ein Mann, wie Haugwitz, kein politiſches Syſtem haben konnte: ſo hatte er doch anfangs den Gedanken feſtgehalten, daß er die Franzoſen nicht in das nördliche Deutſchland kommen laſſen wolle. An ſich war freilich dies eine beſchränkte Idee; denn wo iſt ein Theil von Deutſchland, der ſich gegen eine franzöſiſche Uebermacht retten kann, wenn nicht alle Theile unſers Vaterlandes einträchtig zuſammenhalten? Indeſſen mag das Iſolirende, was in der preußiſchen Demarcationslinie lag, durch die Verhältniſſe entſchuldigt werden, die einmal ſeit dem baſeler Frieden unvermeidlich geworden. Auch ward ſie eine Zeitlang von dem Glück begünſtigt; denn wie ſchwebend ſie im Grunde war, von wie manchen Stößen bewegt, hielt ſie lange genug vor. Allein ihr Urheber ſprach ſeiner politiſchen Hauptmaxime ſelbſt Hohn, als er das eifrige Dringen Hanovers um preußiſchen Schutz wider die Franzoſen nicht berückſichtigte und die zügelloſen Republikaner die hanöveriſchen Lande beſetzen ließ. Dieſer grobe Fehler der Politik Preußens konnte nur dadurch überboten werden, daß es ſich nachher durch eigne Vergrößerungsſucht verführen, und zugleich durch Napoleon gleichſam zwingen ließ, die Scheu vor Unrecht, die beſonders in dem König ſtark iſt, zu überwinden, und das Kurfürſtenthum Hanover ſich ſelbſt zuzueignen. Von da an hatte die Verwaltung des Grafen Haugwitz die Monarchie Friedrichs in einen Wirrwarr gezogen, der nur durch einen Krieg mit Frankreich, und gewiß auf die unglücklichſte Weiſe, gelöſt werden mochte.

An dem Grafen Alvensleben hatte Haugwitz eigentlich keinen politiſchen Nebenbuhler verloren; aber nun bekam er einen, welcher ihm ſo furchtbar, als den Kräften nach überwiegend war, an dem Staatsminiſter Freiherrn von Hardenberg. Dieſer war öfters bei diplomatiſchen Verhandlungen gebraucht, und der Friede von Baſel, der vielleicht damals verhinderte, daß die preußiſche Monarchie nicht jähling ins Verderben kam, doch ſicherlich dazu beitrug, daß nach und nach das alte europäiſche Syſtem von dem franzöſiſchen verſchlungen wurde, konnte eigentlich als ſein Werk angeſehen werden. Auch hatte er ſchon in Abweſenheit von Haugwitz das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten beſorgt. Durch ſeine Verwaltung der Provinzen Ansbach und Baireuth war ſein Ruhm vorzüglich gegründet.

Ich habe ihn kaum drei Mal auf längere Zeit geſprochen; doch ſcheint es mir nicht ſchwer, ſeine Perſönlichkeit beſtimmt aufzufaſſen. Was ich bei den vorzüglichſten Männern meines Standes den alten Edelmann nenne, glaube ich an Hardenberg wahrgenommen zu haben. Er hat ein ſtarkes und freies Gefühl von ſich ſelbſt, und weiß wohl, daß er nicht unter den Verhältniſſen ſtehe; aber gleichwol ſchont er dieſelben auf das äußerſte, und iſt gegen jede fremde Perſönlichkeit ſo verbindlich, daß man wähnen könnte, er fürchte ſie. So wenig dies der Fall iſt (denn während aller Geſchmeidigkeit und Höflichkeit ſteht er immer wieder gebietend da), ſo unverkennbar hat ein natürliches Wohlwollen an jener Art großen Antheil. Aber am liebſten möcht' ich ſie bei ihm aus der Vorſtellung von einem Glanz der Sitten des alten Adels herleiten. Auch gegen das ſchöne Geſchlecht übt er eine gewiſſe Chevalerie aus.

Natürlich iſt es unſern Zeiten nicht gegeben, auch in den vorzüglichſten Individuen den alten Adelsgeiſt ganz ohne ihren Zuſatz zu laſſen; und wie wollte man von Hardenberg, der ſich mit den Ideen und Kenntniſſen unſerer Tage eine in der großen Welt mehr als gewöhnliche Bekanntſchaft erworben hat, in unſerm Geſchäftsgange äußerſt gewandt iſt und von den verwerflichen Zügen an dem alten Baron kaum irgend eine Spur an ſich verräth, eine Reinheit verlangen, welche wir vielleicht nur einem alten Adel in der Idee beilegen?

Man bekam von ihm die richtigſte Vorſtellung, wenn man ihn mit Haugwitz verglich. Als ich mich nach Berlin begab, hatte ich von dieſem ein ſehr angenehmes Bild in meiner Erinnerung. In ſehr früher Jugend ſah ich ihn im Hauſe meines Vaters zu Rom. Seine kleine, wohlgebaute, blühende Geſtalt, die lichte Röthe ſeines Antlitzes, ſeine freundlichen ſchwarzen Augen, die einen gewiſſen ſchwärmeriſchen Aufblick hatten, und beſonders der ſanfte Tonfall ſeiner Sprache, waren mir immer gegenwärtig geblieben. Leider fand ich nun Alles das im Verfall; die kleine Geſtalt vernachläſſigt und bis zur Ungebühr ſchlecht bekleidet; ſtatt des Schwärmeriſchen in ſeinen Augen nur Intrigue und Auflauern; die Freundlichkeit der Manier war geblieben, aber ſie erweckte kein Zutrauen wie Hardenberg's Verbindlichkeit. Wieviel dieſer von dem alten Edelmann, ſo wenig hatte Haugwitz davon, und er ermangelte eben ſo ſehr alles Glanzes der Repräſentation, als Hardenberg in ihr Meiſter war, neben dem Grafen Metternich vielleicht der einzige Deutſche, der in glänzenden diplomatiſchen Cirkeln unter Staatsmännern von andern Völkern auch die feine und äußere Sitte der Deutſchen bewährt zeigte. So rein-bürgerliche Manieren eines Emporkömmlings, wie bei dem Grafen Haugwitz, aus einem der älteſten ſchleſiſchen Häuſer, habe ich bei keinem alten Edelmann unter den Diplomatikern wieder gefunden. Ich erklärte mir dies aus der Wahrnehmung, daß ſeine Natur das ehemalige poetiſche Wandeln und Treiben noch nicht ganz abgelegt hatte. Er liebte noch immer eine halb idylliſche Umgebung, und in Gärten, Gewächshäuſern, wo er ſich freien Genüſſen überließ, trieb er gern ſeine diplomatiſchen Verhandlungen und ſchmiß ein Aktenſtück auf die Seite, wenn das Brüllen der Heerde ihn an die Freuden ſeiner Meierei erinnerte. Durch dieſe Vermiſchung und Verwirrung des ſchönen Geiſtes in ihm, wenn ich ſo ſagen darf, und des politiſchen Lebens ward er verhindert, ſich eine reine, ſtolze Haltung und Unbefangenheit auszumitteln.

Bis dahin waren die beiden genannten Staatsmänner nicht als Widerſacher betrachtet worden, vielmehr war man gewohnt, ſie in dem Hauſe eines gewiſſen Reſidenten kleiner Höfe, deſſen Name mir entfallen iſt, wo Trefflichkeit der Speiſen und Weine, Frohſinn und Uncultur des Wirthes die Staatsmänner zur Ablegung aller Bürde und alles Zwanges aufforderten, freundſchaftlich und ungebunden zuſammen zu ſehen. Allein die politiſche Lage, worein jetzt Preußen gekommen, mußte die oberflächliche Harmonie zwiſchen ihnen aufheben.

Man kann nicht ſagen, daß Haugwitz dem franzöſiſchen Intereſſe gewonnen war; aber ſeine große Schmiegſamkeit, ſeine Scheu, das Glück der preußiſchen Waffen zu verſuchen, ſein leiſes Auftreten und die unerſchöpfliche Kunſt ſeiner Intrigue, die immer neue Anſichten, immer neue Schlupfwinkel und Rettungsmittel ſah, brachten ihn bei dem gekränkten preußiſchen Stolz in Verdacht, daß er es nicht redlich mit der Monarchie meine. Am lauteſten indeß ſprach wider ihn der ruſſiſche Geſandte von Alopäus, der in allen Stücken freilich das Gegentheil von ihm war, und eine entſchloſſene Geradheit ohne alle Umſchweife der temporiſirenden Kunſt des Grafen, in welche Irrgänge ſie ſich zurückziehen mochte, ſchroff entgegenzuſetzen wußte. Er ging zuletzt ſo weit, daß er erklärte, mit dieſem preußiſchen Cabinetsminiſter keine diplomatiſche Berührung mehr haben zu wollen.

Er war ein vertrauter Freund von Hardenberg, der nach ſeinem Charakter die gar zu große Schmiegſamkeit gegen Frankreich allerdings verwarf, jedoch einen Bruch mit demſelben weder wünſchte noch nothwendig glaubte, und auch eine Abhängigkeit von Rußland fürchtete. Wieder hatte er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, als der Krieg zwiſchen Oeſtreich und Rußland auf der einen, Frankreich auf der andern Seite losbrach, und Graf Haugwitz auf Sendung in die Hauptquartiere unmittelbar Meiſterſtreiche der Politik üben wollte.

Die preußiſche Kriegsmacht war ins Feld gerückt, was immer nur noch als eine Vorſichtsmaßregel gelten konnte; und wenn ſie freilich nach allen Stimmen, die ſich im preußiſchen Staate hören ließen, ohne Zaudern über die Franzoſen hätte herfallen ſollen, ſo ſchien doch Hardenberg dieſer Meinung nicht zu ſein. Da kam die Nachricht, daß die Neutralität Ansbachs von dem franzöſiſchen Heerführer Bernadotte gebrochen ſei. Hierüber war jener ſo erbittert, daß er nun mit Herrn Laforeſt nicht weiter unterhandeln wollte, und ſeinen Beſuch zurückwies. Welchen klagenden und bittern Bericht mag dieſer darüber gemacht haben, da er ſich ſchon vorher zu beſchweren pflegte, daß der preußiſche Miniſter, nach ſeinem Ausdruck, ſich aufs hohe Pferd ſetzte und bei etwas langen Unterredungen wiederholt nach der Uhr ſähe. Wir lächelten bei ſolchen Klagen, und freuten uns, daß Hardenberg den Stolz des deutſchen Edelmanns und eines Staatsminiſters in der Monarchie Friedrichs des Großen gegen die Anſprüche der franzöſiſchen Phraſeologie behauptete.

Hätte er damals allein die Zügel der preußiſchen Politik in den Händen gehabt, ſo wäre wahrſcheinlich der preußiſche Kriegsmuth noch früh genug gegen Frankreich losgebrochen, und hätte vielleicht die Schlacht bei Auſterlitz und den ihr folgenden Frieden verhindert.

Zu jener Zeit glaube ich zuerſt bemerkt zu haben, daß die Königin von Preußen ſich auf das lebhafteſte für die politiſchen und kriegeriſchen Händel intereſſirte und die franzöſiſche Regierung haßte, inſofern überhaupt in ihrer ſehr wohlwollenden Seele Haß wurzeln konnte. Wie eifrig theilte ſie die Nachricht mit, daß die Ruſſen und Oeſtreicher in Mähren glänzend geſiegt hätten, welche ſich ihr dann in die traurigſte Botſchaft verwandelte. Von dieſem Augenblick an ſtieg ihre Theilnahme an der politiſchen Welt immer höher; und wenn die Armee ſie wegen ihrer heitern, gütigen Natur, ihrer Luſt am Leben, ihrer ſchönen Geſtalt ſchon immer bewundert hatte, ſo ward ſie nun wegen ihres Haſſes gegen die franzöſiſche Regierung ein Gegenſtand ihrer Anbetung.

Ich ſah die Königin zum erſten Mal auf einer Aſſemblee bei dem Grafen Haugwitz. Sie ſaß in einem Cabinet der Treibhäuſer an einer Tafel, aus deren Mitte ein blühender Orangenbaum ſtieg, und rings umher war ein großer Zauber von Blumen. In ihrem Anzug und Putz ſchien ſie mir für eine Königin nicht frei genug von Mode; aber dagegen hemmte auch kein Zwang der Etikette ihre unverkennbare Neigung für ein freies Fühlen und Trachten. Ueber die Herzen aller Männer übte ihre Schönheit eine große Gewalt aus, und nicht ohne Verwunderung bemerkte ich, daß auch die trockenſten, die ſonſt mit dem Idealiſchen nichts zu ſchaffen haben wollten, ſich recht befliſſen, die Königin Luiſe ſich als etwas Idealiſches vorzuſtellen. Auch geſtehe ich, daß ich ſelbſt, obgleich wenig geneigt, an Verwirklichung von Idealen anders als nach der ſchärfſten Prüfung zu glauben, nahe daran war, aus der Ferne mit anzubeten. Dazu trug viel bei, daß ich hörte, wie die Königin ein paar ſchöne Verſe aus Göthe's „Taſſo" zu einer kleinen älteren Dame ſprach, und dabei durch ihre Freundlichkeit auf Geſicht und Geſtalt derſelben, die gewiß nicht von Grazie beſeelt waren, doch eine gewiſſe Anmuth zu hauchen wußte.

Dieſe Töne von den Lippen der ſchönen Königin verſetzten mich plötzlich in jenen Tag, da ich die erſten Laute aus Göthe's Poeſie von der Gräfin Roſamunde von W—g vernahm, und die laue, duftreiche Luft in den Gewächshäuſern ließ mich vergeſſen, daß ich im Norden und in dem rauheſten Winter mich befand. Eine unbeſchreibliche Sehnſucht erfüllte mich, und für eine Weile war mir das ganze glänzende Leben um mich her zum Traum geworden. Einige Bewegung in der Nähe der Königin veranlaßte, daß ich das Auge dahin richtete. Sie hatte eine Dame zu ſich rufen laſſen, deren hingeneigtes Antlitz ich nicht einmal im halben Profil ſah; aber die große ſchlanke Geſtalt, welche auf dem Seſſel gleichſam ſchwebte, war ganz wie Roſamunde's. Sie wandte ſich ein wenig, und ein freudiger Schreck ſagte mir, daß ich mich nicht getäuſcht hatte.

Mit welcher Ungeduld erwartete ich, daß irgend eine Veränderung der Geſellſchaft, des Vergnügens, die Königin von ihrem Platz bewegen, und mir erlauben würde, mich der Gräfin zu nahen. Meine Dankbarkeit, daß ſie mich in die deutſche Dichtkunſt eingeweiht, glaubte ich ihr nicht früh genug ausdrücken zu können; auch drängte mich eine geheime Eitelkeit, mit meinem Wiſſen über deutſche Literatur nun nicht mehr als ein Schüler vor ihr zu ſtehen. Aber ich wartete lange vergebens nach dieſem Augenblick, und endlich zog mich ein Miniſter, dem ich aus Höflichkeit folgen mußte, in ein entfernteres Zimmer. Eine Kette von Höflichkeiten verwickelte mich immer mehr in Geſpräche: nie hab' ich läſtiger gefühlt, welcher Sklave man durch die Rückſichten der vornehmen Welt ſei. Endlich, da die Aſſemblee ſchon anfing, ſich aufzulöſen, und die Gräfin im Begriff war, ſich unmittelbar nach der Königin wegzubegeben, konnte ich ſie anreden. In ihre Züge kam ein angenehmes Staunen, ſie erkannte mich wieder und fragte: „Kennen Sie nun auch meinen Dichter? Wer in Welſchland und in Deutſchland gelebt hat, der wird ihn ja lieben und verſtehen. Seitdem ich Sie in Italien ſah, habe ich ihn auch perſönlich kennen gelernt." Kaum konnte ich ein paar Worte aus der Fülle meines Herzens erwiedern, ſo zogen andre Damen ſie weg. Ich folgte ihr ſchnell die Stiegen hinab, und erhielt noch die Erlaubniß, ihr am folgenden Tage von meinen deutſchen Studien Rechenſchaft geben zu dürfen.

Schon in derſelben Nacht auf dem einſamen Lager ſah ich mit mehr Klarheit meinen innern Zuſtand ein. Ich ward gewahr, daß im Grunde die Gräfin bei meinen Studien der deutſchen Literatur immer gegenwärtig geweſen, und daß bei den ſchönſten Genüſſen der Dichtkunſt ihre hohe und liebenswürdige Natur ſich mir immer tiefer eingeprägt hatte.

Eine zarte und tiefe Neigung für ſie, die ich nur ein einziges Mal geſehen, war mir unbewußt in meiner Seele gekeimt und ſchoß in dieſer Nacht ſo ſtark hervor, daß ſie mich ſelbſt überraſchte. Ich wüßte aber nicht, daß ich je ein angenehmeres Gefühl gehabt hätte; denn ſo Vieles, was mir theuer war, mein zweites Vaterland, das ſchöne Italien, und mein urſprüngliches, das deutſche Urland, das mir nicht blos die Geburt gegeben, ſondern ich mir ſelbſt durch mein Studium ſeiner Literatur gleichſam wiedergewonnen hatte, floß in dieſer Neigung zuſammen, und für den Mann hat es etwas überaus Erquickliches, wenn er weiß, daß er einem weiblichen Weſen, welches er liebt, einen bedeutenden Theil ſeiner Bildung verdanke. Lichter, wärmer iſt mir nie in der Bruſt unter Italiens blühenden Pomeranzenhainen geweſen, als mir an dem Wintermorgen war, da ich nun Berlins Linden hinab zu der Gräfin ging. Mit einem Wonneſchauer von Gefühlen, Erwartungen, Ahnungen, trat ich in ihr Vorzimmer. Aber ein flüchtiger Froſthauch überſchauerte mich, als ich ſie nicht allein, als ich jene Dame bei ihr fand, die mir neben der anmuthigen Königin wie eine Prieſterin erſchien, die anbetete, doch Mentor zugleich war.

Zum Glück ſprachen ſie über Literatur, und die Gräfin entwickelte in kurzen innigen Aeußerungen eine eben ſo reiche und vielſeitige Kunde der deutſchen Autoren, als ſie mich ehemals in Rom durch die einſeitigſte Anhänglichkeit für Göthe befremdet hatte. Ich ſagte ihr dies, und ſie entgegnete, daß ſie zu dieſer reicheren deutſchen Lecture nur gekommen ſei, weil ſie gemerkt, daß ihr Lieblingsdichter ihr dadurch noch werther, reicher gedünkt, wenn auch nur durch den Gegenſatz. Ja wohl, fiel die Fremde ein, die erhabene Sentimentalität Schiller's lehrt uns die antike Friſche Göthe's begreifen, und fuhr fort, ähnliche Sätze oder Schulſprüche auszuſpielen, welche mir in Büchern oft ſo nahe gekommen waren, daß ich ganz fühlte, wie dem Schiffer zu Muthe ſein muß, der kaum durch ſchwimmende Eisſtücke durchlenken kann. Ich ſuchte geſchwind das Geſpräch von der Literatur abzuleiten, und glaubte am ſicherſten darin glücklich zu ſein, wenn ich des geſtrigen Abends erwähnte und die Erſcheinung der Königin pries, wie ſie unter Blumen gethront hätte. „Freilich," ſagte die Dame, „ſie iſt das Princip alles Guten und Schönen in der Welt"; und ich ward wirklich von dieſer Sprache ſo betroffen, daß ich meinen Aerger nicht verbergen konnte, und mit einiger Wärme ſagte: „warum ſoll denn eine ſo holdſelige Frau, die das Leben ſelbſt iſt, in ein Princip verwandelt werden? Möge ſie niemals die Schulphiloſophie anwehen!" Die Fremde ſchwieg empfindlich; aber mit ungemeiner Verbindlichkeit richtete die Gräſin die Rede einzig an ſie, und fuhr fort: gewiß haben Sie zur Bildung der Königin viel beigetragen, und Ihrem Einfluß ſchreibe ich es zu, daß ſie die höheren deutſchen Dichter ſo lieb gewonnen hat. Ich kenne ſie nicht blos ſeit meinem kurzen Aufenthalt in Berlin, ſondern ſah ſie und ihre Schweſter wiederholt, als die beiden jungen Fürſtentöchter in der Rheingegend lebten. Beide verriethen ein ſehr fühlendes Herz, einen regen, witzigen Geiſt, eine für das Schöne empfängliche Einbildungskraft. Aber es fehlte gänzlich an einer ſichern Leitung ihres Geſchmacks, ſie waren ſchon in den deutſchen Romanenwuſt gerathen, und die Ritterzeit, die ich bei dem erſten flüchtigen Blick in demſelben habe ſpuken ſehen, trieb ſchon einigen Spuk in der Seele der jüngeren. Ein deutſcher Fürſt ſagte mir nachher in Italien, daß ſich nervloſes Leben in den Romanen eines Lafontaine mit einer ſolchen Ritterzeit in ihren Vorſtellungen vermiſcht habe. Wie groß und ehrenwerth iſt Ihr Verdienſt, wenn Sie mit den Geſtalten von Iphigenie, den Leonoren, ſolche Bilder bei der königlichen Frau verdrängt haben.

In dieſem Ton ſprach die Gräfin mit unerſchöpflicher Güte weiter, und je mehr der Mißmuth der fremden Dame ſich dadurch löſte, deſto ärgerlicher fühlte ich die Beſchämung, durch meinen Verdruß über Alles, was bei Frauen nach der Schule ſchmeckt, zur Verletzung der Höflichkeit hingeriſſen zu ſein. Ich muß geſtehn, daß mir etwas ſchülerhaft zu Muthe war, was ſich aber bald vor der Bemerkung verlor, daß die Fremde von der Kraft der Natur und Eigenthümlichkeit in allen Ausdrücken, Gedanken und Zügen der Gräfin überwältigt genug wurde, um ohne beſondre Affectation und Formelnweſen von den Tugenden der Königin und ihrem häuslichen Leben zu erzählen. Gewiß, fiel die Gräfin ein, haben Sie mir nichts Schöneres von ihr erzählt, als daß ſie täglich die männliche Beſcheidenheit ihres Gemahls zarter empfinde, und durch Vergleichung mit glänzenden Vorzügen andrer Fürſten nur noch tiefer über ſie gerührt werde.

Ich habe nie, ſetzte die Dame hinzu, in ihrem Auge einen ſo herzlichen Ausdruck geſehn, als wie ſie mir jüngſt im Herbſt ſagte: der König däucht mir ſchöner als alle Männer, aber am ſchönſten iſt er nun, wenn er mit dem braunrothen Angeſicht von der großen Muſterung heimkehrt. Die Fremde ward immer liebenswürdiger, je mehr ſie von der Königin erzählte; und als ich die Bemerkung machte, daß der Erbprinz von Strelitz, den ich in Italien kennen lernte, ſeiner königlichen Schweſter, an ſchöner Empfänglichkeit, an regem Geiſte, heiterer Offenheit der Seele, ſehr zu gleichen ſcheine, gewann ich ihr ein freundliches Lächeln ab; und ein Talent der Sprache, ſagte ſie, beſitzt er gemeinſchaftlich mit ſeinen Schweſtern, daß ihr Styl eine leichte Blüthe ihrer Natur iſt. Wie oft haben mich die Spiele des Witzes, der Darſtellung gefreut, womit ſich die geiſtreichen Geſchwiſter vergnügten.

Auf ſolche Weiſe war der erſte Eindruck von Mißbehagen zwiſchen uns ganz getilgt, und unſer Geſpräch kam in einen reichen und raſchen Zug, welcher viele Geſtalten der berliner Welt bei mir vorüberführte. Nur konnte ich es nicht dahin bringen, daß mir die Gräfin irgend ein Zeichen von beſonderm Wohlwollen, oder nur, daß ſie mich nicht ganz wie die übrigen Menſchen nahm, gegeben hätte. Ob ſie mit mir oder mit der gegenwärtigen Dame ſprach, immer derſelbe Ton, die gleiche Miene; und da ich es auch nicht dahin bringen konnte, daß ſie über die Zeit ihres Lebens, nachdem ich ſie einen Tag in Italien geſehen, ſich irgend weiter ausließ, als was kurze Abfertigungen meiner Fragen darüber zu vermuthen gaben, konnte ich nicht ſo lange ausharren, bis die Dame weggegangen ſei.

Ich fühlte etwas Widerwärtiges in mir, etwas Beklommenes, als ich nun zum Thiergarten hinausſchweifte. Die große Stille, welche in ſeinen abgelegeneren Partien herrſcht, hatte für mich an hellen Wintertagen etwas ungemein Anziehendes, wenn der Schnee auf ſeinen alten Bäumen gefroren lag, und ſein Anblick war mir dann ein Labſal, dem keine, wie verdrießliche Stimmung widerſtand.

In den geſelligen Zirkeln fand ich mehrere Tage die Gräfin nicht. Zweimal, dreimal überraſchte ich mich auf dem Wege zu einem neuen Beſuch bei ihr, und dann fehlte mir der Muth dazu. Wie jeder Andre, der ihr gleichgültig war, wollte ich nicht bei ihr erſcheinen; ein vertrauteres Verhältniß zu ihr war mir Bedürfniß, und wenn mich quälte, daß es dergleichen nicht ſchon gab, ſo marterte mich noch weit mehr die Beſorgniß, daß es dazu überhaupt nicht zwiſchen uns kommen werde.

Die Zeit des Carnavals war bald verfloſſen, und nach Allem, was ich durch Andre von den Verhältniſſen der Gräfin vernahm, durfte ich mir nicht ſchmeicheln, daß ſie dann noch länger in Berlin verweilen werde. Endlich in der weitern Aſſemblee hörte ich aus ihrem eigenen Munde, daß ſie ihren Aufenthalt nur noch um acht Tage verlängern könne; und wiewohl ſie mir an demſelben Abend nichts ſagte, was eine beſondre Beziehung auf mich, irgend etwas Freundliches für mich hatte, ſo richtete ſie doch in dem abgebrochnen Geſpräch, was ſich die Säle hindurch hierhin und dorthin wand, manche eigenthümliche Bemerkung, die aus ihrer Seele kam, bei vielen vorübergehenden Berührungen an mich. Und Sie gehen fort von hier, ſagte ich ihr, wie ehemals von Rom, indem Sie mir Göthe kaum genannt haben? Damals konnte ich durch ſeine Werke ſelbſt mir Ihre Sprüche über ihn ergänzen; aber wo finde ich nun ausgeführt, was von Erwartung in mir rege ward, als Sie Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft mit ihm erwähnten? Ich komme, wenn Sie erlauben, vor Ihrer Abreiſe zu Ihnen, aber ich bitte, in der Stunde, die Sie unſrem Geſpräch beſtimmen, werde ſonſt Niemand bei Ihnen vorgelaſſen. Sie lächelte und erwiederte: iſt nun aber die Dame, die Sie bei mir trafen, früher angelangt, wahrlich ſie reicht mit ihren Principen über Stunden hinaus. Doch kommen Sie morgen; denn ſie hat auf morgen Vormittag zwei Philoſophen mit neuen Syſtemen zu ſich beſtellt.

Unter dieſen Tönen — ich fühlte lebendiger wie jemals, was ich über ihren Ton geſagt habe, als ich ſie auf Bonaparte's Villa ſah — kam ich des folgenden Tags in ihr Zimmer, wo ich ſie ganz allein und in weiblicher Arbeit fand. Oefters habe ich die Bemerkung gemacht, daß die vorzüglichſten nördlichen Frauen von Bildung, wenn ſie in der Geſellſchaft trotz aller Anmuth und Freundlichkeit doch mit einer Kälte erſcheinen, die manche ſchöne Regung der

Natur zurückhält, nicht weniger tugendhaft, aber rein lieblich und ohne allen fremden Zuſatz in ihrer Häuslichkeit und im weißen Negligee des Vormittags ſind. Habe ich je etwas gefunden, das ich nach dem verbrauchten Bilde einer weißen Lilie vergleichen könnte, ſo iſt es eine ſolche deutſche Frau. Die reine Kleidung, das häusliche Geſchäft, worin ſie ganz befangen ſcheint, der ihr ganz angeeignete Zuſtand, wehrt bei dem feinfühlenden Mann jeden Gedanken einer feindſelig eindringenden Wolluſt ab.

Klarer, heitrer, von allem körperlichen Zuſatz ſo rein, ſind nie meine Vorſtellungen geweſen, als in dieſem Geſpräch. Wenn ich die Gräfin anſah, nicht mehr eine Stirn, ein Auge, ein Lächeln des Mundes, welche dachten und empfanden, erblickte ich, nein, die Gedanken, die Gefühle ſelbſt. So reich und tief und wahr Göthe ſich ſelbſt in ſeinem Leben ſchildert, möchte ich doch behaupten, die transſcendentale Wahrheit, mit welcher ſeine Natur in dem Spiegel dieſer Seele erſchien, gehe weit über ſeine eigne Schilderung hinaus. Aber um ſo weniger kann ich unſer Geſpräch treu wiederholen. Wenn ich die Feder anſetze, es zu verſuchen, ziehen ſich meine Vorſtellungen ſcheu zurück: mir iſt, als ſollte ich Harmonikaklänge durch ein Geräuſch betäuben.

Ich hatte Göthe nur einmal geſehn, ſagte die Gräfin unter Anderm, ſo war ich ſchon inne geworden, daß beinahe Alles, was man ihm für Unart und Eigenſinn auslegt, ein inneres Bangen ſeiner Natur ſei. Die Angſt, von welcher das Genie in Verhältniſſen, die allen andern Menſchen leicht und handlich ſind, oft ergriffen wird, und die uns Rouſſeau ſo überaus beredt geſchildert hat, leidet mein Lieblingsdichter im Leben unbeſchreiblich. Man glaubt es ihm nicht, weil er in vielen Dingen ſo ſtark iſt, weil er ſo Manches, das andre Menſchen wie eine ungeheure Laſt drückt, leicht handhabt und bewegt. Iſt nur ein Menſch gegenwärtig, faſt hätte ich geſagt, nur ein Körper, der mit ſeiner phyſiſchen Natur in gar keiner Wahlverwandtſchaft ſteht, ſo iſt dadurch ſein Genie wie gelähmt. Da er zugleich die menſchliche Freiheit ſtark in ſich fühlt, wird er verdrießlich, angſtvoll, daß er über dieſe Lähmung nicht Herr werden kann. Ich geſtehe, daß es mich geſchmerzt hat, ihn ſo zu ſehen, wenn die Andern über ſeinen vermeintlichen Hochmuth und ſeine Eigenſucht erbittert waren. Man wird um ſo leichter über ihn irre geführt, weil er nie ſein Herkommen aus einer angeſehenen und obrigkeitlichen Familie einer freien Reichsſtadt in ſeiner äußern Haltung verleugnet hat. Das Leben an einem kleinen Hofe diente zur Bewahrung dieſer reichsbürgerlichen Feierlichkeit und Repräſentation, ward bei ihm zur Folie derſelben.“ Behält er denn, fragte ich, dieſes repräſentative Weſen des Reichsbürgers auch in ſeiner Freude und Freundlichkeit, auch während der freien Ergießung ſeiner Natur? Und wie ſehr muß dann deren geniale Schönheit durch ſolche beengende Steifheit leiden.

Mit nichten! entgegnete die Gräſin raſch, und die flüchtigſte Röthe ging über ihr Geſicht, wie bei der Haſt holder Frauen in Vertheidigung von etwas, das ihnen ſehr lieb iſt. Wenn Göthe ſich froh ſeiner Natur überläßt, ſo iſt es wirklich, als wenn die Sonne aufgeht. Vor ſeinem Licht verſchwindet immer mehr alle Schranke, und in ſeinem Auge, ſeiner Stirn, ſeinen Zügen, die ſich immer mehr erweitern, liegt gleichſam das Univerſum. Dennoch iſt wahr, ſelbſt wenn ſeine Natur in ihrer heitren Fülle waltete, ſteckte bisweilen etwas wieder hervor, das mich an den Schultheißen von Frankfurt erinnerte. Mich dünkt, es war in ſolchen Augenblicken, wo viel Einzelnes in ſeiner Seele erſt zu einem Allgemeinen werden wollte. Aber dann freute ich mich der rechtlichen Menſchheit mitten unter ſeiner dämoniſchen Gewalt; und wenn er auch des Einzelnen noch nicht ganz habhaft war, dann wohl mit der Hand griff, als wollte er Bilder greifen; ſehen Sie, dann hat er mich ſelbſt kindlich gerührt. Das ſcheint mir überhaupt in Göthe's Perſönlichkeit wie in ſeinen Werken die am meiſten durchgehende Eigenthümlichkeit, daß man ſieht, wie das Einzelne in ihm zum Allgemeinen, und das Allgemeine zum Einzelnen wird. Ich habe ihn einigemal mit Schiller zuſammengeſehn, und ich würde ſagen, durch den Gegenſatz dieſer Natur hätte ich ihn erſt ganz gefaßt, wenn ich nicht ſchon den Anfang eines Spottes um Ihren Mund ſähe. Wie ſagte noch unſre philoſophiſche Freundin?

Lachend ſagt' ich: die erhabene Sentimentalität Schiller's lehrt uns die antike Friſche — Gut, gut, fiel ſie ein, und doch iſt in dieſer geſchraubten Bemerkung viel Wahrheit. Schiller iſt eigentlich ein Denker, und Göthe ein Dichter. In jenem war, über wie tiefe Sachen ſich das Geſpräch verbreitete, immer Alles fertig, und ich habe nie bemerkt, daß er mit ſeinen Gedanken in irgend eine Verlegenheit kam; und in meinem Liebling wurde Alles, man ſchuf mit ihm, wenn jener nur gab.

„Man hat mir gleichwohl viel von der Freundſchaft der beiden Männer geſagt?“

Die war ſehr ſchön und hatte einen großen Charakter. Keiner ordnete ſich dem Andern unter, und wenn Schiller wohl fühlte, daß die bildende Kraft in ſeinem Freund unendlich größer, wie in ihm ſei, wenn er im eigentlichſten Sinn glaubte an die dämoniſche Gewalt deſſelben: ſo trat Göthe mit Ehrfurcht in das Gebiet der hohen Ideen, worin Schiller ſeine Heimath hatte. Mir ſchien freilich nicht, daß er eben den Dichter in dem Freunde bewunderte, und am wenigſten den dramatiſchen. Ich merkte ſelbſt, als ich einſt fallen ließ, ob deſſen Wallenſtein denn etwas Wirkliches, Lebendiges, ſeine Darſtellung ein Werk des dramatiſchen Genius ſei? daß über Göthe's Geſicht ein Erröthen der Ueberraſchung ging, ein Ausdruck der gutmüthig fragte, warum man ihm ſeine geheimſten Ueberzeugungen entlocken wolle? Und ſo bin ich überzeugt, daß er nicht einmal ſeinen Freund nur habe ahnen laſſen, wie er über den Dichter Schiller denke. Ueberhaupt iſt der zarten Schonung, der Gutmüthigkeit in Göthe weit mehr, als die Menſchen glauben, und ich meine, daß in ſeinem Charakter viel weniger Härte ſei, als in Schiller's. Doch iſt es freilich leichter, keine Härte an ſich hervortreten zu laſſen, wenn man in Lebensfülle, reicher Wohlbehaglichkeit, und rüſtiger Geſundheit blüht, was doch im Ganzen von Göthe gilt, als wenn ein ſtarker Geiſt ſeinem Körper, in welchem das Leben untergraben iſt, die lebendigſte Anſtrengung abtrotzen muß. Wie habe ich Schiller leiden geſehn; und wenn ſein Auge von den phyſiſchen Schmerzen wie erloſchen war, brauchte nur irgend eine große Empfindung, ein tiefer Gedanke in ihm aufzukommen, ſo trat plötzlich ein ſcharfes Licht in das ſanfte Blau ſeines Blickes, er hob die eingefallene Bruſt, das Haupt, eine milde Röthe ſtieg von den gefurchten Wangen in die ſinnige Tiefe der Schläfe, und ſeine gewölbte Stirn ward ſtrahlend. Dieſe Stirn konnte ich nie genug betrachten; denn in ihrer untern Hälfte ſchien mir viel Phantaſie zu ſein, und in der obern drängte ſich darüber herrſchend die Denkkraft hervor.

Als die Gräfin hier inne hielt, wie noch nachſinnend über Schiller's Stirn, erwähnte ich gegen ſie, daß ich flüchtige Betrachtungen über meine Anſicht der deutſchen Literatur aufgezeichnet hätte, die ich ihr nun mit einiger Zuverſicht mittheilen könnte. Alles, was ſie mir über die Natur der beiden berühmten Freunde mit ſoviel Feinheit und Liebe erzählt hätte, beſtätige mich in meinen Gedanken über die Eigenthümlichkeit ihrer Geiſter.

„Und machen Ihre Bemerkungen ein Ganzes aus?"

Wenigſtens haben ſie einen gemeinſchaftlichen Titel, und der heißt: Barbarei der deutſchen Literatur.

Die Gräfin ſah mich groß an, faſt mit einiger Empfindlichkeit, faſt als wollte ſie fragen: wie iſt doch möglich, da ich kaum zwei Heroen dieſer Literatur, und meine Bekanntſchaft mit ihnen als eine meiner höchſten Freuden geſchildert habe, von einer Barbarei der Deutſchen zu ſprechen?

Ich berufe mich auf Sie ſelbſt, fuhr ich fort, ob Sie nicht in dieſen Titel mit mir einſtimmen, wenn Sie meine Blätter durchſehen wollen.

Faſt ſollte ich es fürchten, entgegnete ſie lächelnd. Aber geben Sie mir dieſe barbariſchen Blätter mit auf das Land; unter den letzten gedrängten Zerſtreuungen des Carnavals bin ich nicht unbefangen genug, mich in eine Anſicht zu verſetzen, welche der deutſchen Literatur einen ſolchen Titel zugezogen hat. Mußte ich in Rom Sie darum durch das Lied vom Fiſcher zu der Poeſie Göthe's verlocken, damit Sie in der deutſchen Geiſterwelt, die er vor Allen belebt hat, eine Barbarei entdecken?

Sie werden mit mir zufrieden ſein, ſagte ich zuverſichtlich. Deß bin ich ſo gewiß, daß ich von meinen Blättern keine Abſchrift behalte, und doch bitte ich, ſie in den Kamin zu werfen, wenn ſie Ihr Mißfallen erregen. Soll ich ſprechen, wie Ihre neuliche Freundin? In Ihnen iſt eine ſolche natürliche Claſſicität, daß Sie nur mit dem Claſſiſchen eine Wahlverwandtſchaft haben.

Sie lachte, und ich ging mit heimlicher Freude, daß ich meine Blätter ihr in die Hände ſpielen durfte; denn nun erfuhr ſie durch dieſelben, ohne daß ich eine Unſchicklichkeit beging, welchen tiefen Eindruck ihr erſter Anblick, der Ton ihrer Stimme auf mich gemacht hatte. Ihr dies ſagen zu dürfen, war mir ſo wünſchenswerth geworden! Ich konnte mir nicht mehr verbergen, daß ich ſie liebte, und nicht blos auf jene geiſtige Art, die man nicht Leidenſchaft nennen darf. In ihrer Gegenwart ſchwieg freilich jede ſinnliche Begier, aber in der Entfernung von ihr regten ihre ſo eigenthümlichen Reize meine Phantaſie auf. Blos ſinnliche Schönheit hat nie etwas über mich vermocht. Wenn aber ein ſchönes weibliches Gemüth, ein zarter weiblicher Geiſt, ſich in holden äußern Formen bewegen, ſo iſt es für den Mann ein unausſprechlicher Genuß, dieſe Regungen zu verfolgen. Sind nun gar jenes Gemüth und jener Geiſt ſo eigenthümlich und genial, daß ſie mitunter zum Räthſel werden, und ſich ſelbſt genug zu ſein ſcheinen: ſo treibt den Mann die unwiderſtehlichſte Begier, ſie ſich durch Liebe und Sinnlichkeit anzueignen.

Von ihr fortgeriſſen zu werden, war ich ſehr in Gefahr, und fühlte dies nicht blos durch die Wirkungen der Phantaſie in der Entfernung von der Gräfin, ſondern bald auch, als ich ſie noch einigemal in den Carnavalszirkeln ſah, in ihrer Gegenwart, wenn ihre geiſtige Kraft nicht in freier und voller Thätigkeit ſein durfte.

Eines Abends ſagte ſie mir bei einem flüchtigen Geſpräche: wir ſind Freunde durch Göthe, ich habe ſchon in Ihre Blätter hineingeſehn. Sie ging vorüber, da ſie dies geſagt hatte. Am andern Morgen eilte ich zu ihr, denn es war zu verführeriſch, daß wir Freunde waren. Ich fand ſie nicht, und als ich nach ein paar Tagen meinen Beſuch wiederholen wollte, war ſie abgereiſet.

In der Leere, die ich nun empfand, blieb mir immer der kleine Troſt, daß meine Blätter in ihren Händen waren, und einen Anlaß zu irgend einer Verbindung zwiſchen uns auch aus der Ferne hoffen ließen.

Das heftige diplomatiſche Treiben den folgenden Frühling und Sommer hindurch trug viel dazu bei, daß mir die Leere, ſeitdem ſie nicht mehr in Berlin war, nicht unerträglich wurde. Ich war ſchon zu alt, zu verwickelt in die Weltgeſchäfte, zu ſehr gewöhnt an politiſche Theilnahme, als daß eine Leidenſchaft mir dieſelbe hätte verleiden können: und ſo verging mir ſchnell eine Reihe von Monaten unter den Stürmen der Zeit. Nur einmal war ich verſucht, und nicht lange nach der Gräfin Abreiſe, ihr zu ſchreiben, ohne daß ich die Erlaubniß dazu von ihr hatte. Es war bei der Nachricht von Schiller's Tode. Mir war, als hätte ſie ihn verloren, als müßte ich ihr meinen Schmerz über einen Trauerfall bezeugen, der ſie vor Allen traf. Ich fing wirklich den Brief für ſie an, und wollte mit den ſtärkſten Ausdrücken meiner Seele die Zerreißung eines Bandes ſchildern, das zwei ſolchen Geiſtern wie Göthe und Schiller das irdiſche Treiben verſchönt hatte. Zum Glück fiel mir zu rechter Zeit ein, wie todt mein Gefühl darüber ihr vorkommen müßte, die jene Freunde mit einander hatte walten ſehn, und ihr Sein, ihre Freundſchaft in einem ſo ſchönen Andenken und Herzen trug. Dazu kam, daß ich ihre Anweſenheit in Berlin für den nächſten Winter hoffte. Allein die Ausrückung des preußiſchen Heeres in das Feld brachte Fügungen mit, wodurch dieſelbe verhindert wurde.

Es iſt bekannt genug, wie das Verhältniß Preußens zu Frankreich ſich nach dem Frieden von Preßburg geſtaltete. Da jenes nicht raſch genug in den Kampf mit dem letztern gegangen war, ſuchte es von der ihm ſelbſt verhaßten Verbindung mit demſelben den eigennützigſten Vortheil zu ziehn. Aber ich kann verſichern, daß Haugwitz ſelbſt dem König wiederholt äußerte, man dürfe ſich ſchlechterdings nicht auf Frankreich verlaſſen. Es geſchah ihm fortdauernd Unrecht, wenn man ihn für einen Anhänger des franzöſiſchen Intereſſe hielt; doch die öffentliche Stimme ward immer lauter und entſchiedener wider ihn.

Ich frage mich ſelbſt bei dieſer Aeußerung, was damals in Preußen die öffentliche Stimme hieß, und finde die Beantwortung ſehr ſchwierig.

Man hat oft geſagt, daß in die franzöſiſche Armee ein Schwindelgeiſt, auch Ideen wahrer Freiheit kamen, weil ſie ſich in Nordamerika geſchlagen hatte. Die preußiſche war voll wilder Gährung geworden, weil ſie aus dem Felde zurückkam, ohne ſich geſchlagen zu haben. Offenbar hatte Friedrichs Zeitalter in ſie, wie in das preußiſche Volk überhaupt einen Schwung gebracht, der ſeine bewegende Kraft theils in der Perſönlichkeit eines großen Königs, theils in dem Gefühl hatte, durch welche Anſtrengung der glückliche Erfolg erzwungen ſei. Da jene Perſönlichkeit nicht mehr hinriß, da die Schwingungen von dieſer Anſtrengung ſich allmälig verloren: woher ſollte da einem Volke ohne öffentliches Leben, ohne die tägliche Aufregung, die von der politiſchen Verfaſſung herrühren kann, eine Fortdauer ſeines echten Schwunges kommen? Ein Stolz, der wie auf Ahnen trotzt, mußte ſtatt deſſelben einreißen, und bei der Armee um ſo mehr, da Friedrich der Zweite ihren Geiſt vorzüglich auf das Ehrgefühl gepfropft hatte, was den Officieren als einem Stande von adeliger Herkunft eigen ſein ſollte. Dieſe hielten feſt daran, und was ihre Ahnen im ſiebenjährigen Krieg Glänzendes vollbracht hatten, legten ſie ſich, den thatenloſen Enkeln, als ein Familieneigenthum bei. Dies, und ſo ihre Anmaßungen die daher entſtanden, als ihre wirklichen Vorrechte, waren im ſchroffen Widerſtreite mit dem Geiſte der Zeit, der in den letzten Jahrzehnten die Oberhand erhielt. Als Officiere aus Friedrichs Heldenzeit, wie ſie ſich nahmen, ohne es zu ſein, als Edelleute, waren ſie empört über den aufkommenden neuen Waffenruhm der Franzoſen. Sie ſchrieben ſich zu, was in dem kurzen Kampf der Preußen mit dem franzöſiſchen Volk in der erſten Zeit der Revolution Glänzendes geſchehn war, und daß das Reſultat dieſes Kampfes keineswegs den Ruhm der preußiſchen Waffen hob, ward auf ungeſchickte Anführung, und am liebſten auf fremde Mächte geſchoben. Träte Preußen, meinten ſie, nur einmal allein in die Schranken wider Frankreich, ſo würde ſich ſchon die obſiegende Gewalt der adeligen Waffen und der Kriegsſchule Friedrichs des Großen wider die franzöſiſchen Bürgerheere zeigen. Dabei ließ man natürlich ganz aus der Acht, ob in dem preußiſchen gemeinen Krieger auch noch ein Schwung ſei? oder ob es denn irgend etwas gebe, was ihn von neuem in Schwung bringen könne? Sicherlich waren es nur Perſon und Thaten des großen Königs geweſen, was in das gemeine Kriegsvolk Begeiſterung gebracht hatte. Ich weiß wohl, daß die Erinnerung von dergleichen bei dem gemeinen Mann lange wirkſam bleibt, und die Regierungen ſollten unermüdlich durch die Volkserziehung dahin trachten, dieſe Wirkſamkeit immer zu erfriſchen und zu verſtärken. Aber ſolche Erinnerung allein iſt nicht im Stande, das Volk in Schwung zu bringen; iſt in der Hinſicht nicht einmal dem Ahnengeiſt des Adels zu vergleichen, welchem ſie ſonſt ähnlich ſieht; denn die Gewalt von dieſem iſt doch concentrirter, und ſoll bei gebildeteren Menſchen ihre Wirkung äußern. Am meiſten konnte man, um die preußiſchen Soldaten in Harniſch zu bringen, auf ihren Haß und ihre Verachtung der Franzoſen rechnen; und gleichwohl waren auch dieſe Antriebe eingeſchlummert, da von den neuen bürgerlichen Einrichtungen Frankreichs, von den innern Verhältniſſen ſeines Kriegerſtandes, ſeinen neuen Waffenthaten, viele lockende Kunde unter das preußiſche Kriegsvolk gekommen war. Es ſtand dadurch in Oppoſition gegen den Geiſt ſeiner Officiere, was ſchlechterdings bei einem Kriege wider Frankreich zu verderblichen Reſultaten führen mußte.

Allein die Geſinnung der gemeinen Krieger gehörte nicht zu der öffentlichen Stimme in Preußen; denn wie ſollte ſie ſich dort als ſolche erheben, wo in keiner Conſtitution ein geſetzliches Organ für ſie war, und zugleich ſtiller Gehorſam noch allgemein durch das Volk ging. Um ſo anmaßlicher machte ſich aber die Stimmung der Officiere zur öffentlichen Stimme, was leichter gelang, weil ſie in den Officieren vorzüglich der Gensd'armes, doch auch der Garde du Corps gleichſam Repräſentanten ihres Ahnengeiſtes, wie ich ihn kaum beſchrieb, in den Reſidenzen zu Berlin und Potsdam hatten. Ein ſolches Gemiſch von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühn um Eleganz des Benehmens und lautem, tobendem Weſen, wie in jenen Officieren, läßt ſich nicht beſchreiben, muß man geſehen haben. Ihre Hauptloſung war Nichtachtung des Bürgerſtandes, ein ſchönes Pferd ging ihnen über den vorzüglichſten Menſchen, und mit den Franzoſen meinten ſie leichtes Spiel zu haben, weil ihre Officiere keine Edelleute und ſchlechte Reiter wären.

So ſehr der König das Militairweſen liebt, und ſich auch damals gern als das Haupt der Armee betrachtete, hatte ſeine Art doch mit jenem Officiersgeiſte keine Gemeinſchaft. Alles Laute, Glänzende, Ruhmredige iſt ihm äußerſt zuwider, auf nichts iſt er eitel, und am wenigſten bildet er ſich auf Thaten und Ruhm ſeiner Vorfahren etwas ein. Für jene öffentliche Stimme der Officiere konnte er alſo keineswegs das Ideal eines Kriegshelden ſein; und wenn ihm dies ſicher nicht zur Unehre gereichte, ſo hatte es doch einigen Nachtheil, weil er zu gütig war, um jede daher entſtehende Anmaßung ſogleich niederzuſchlagen.

Dagegen fand ſich ein Prinz im königlichen Hauſe, der gleichſam ein idealiſcher Repräſentant jener Officiere war, die ſich als Repräſentanten des preußiſchen Officiergeiſtes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit; mit glänzenden Eigenſchaften ſo ausgeſtattet, als um ſie bemüht; ſtolzer auf ſeine Perſönlichkeit als auf ſeinen Rang, und gleichwohl ſehr ſtolz, ein Prinz von Preußen zu ſein; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die ſchöne Kunſt, die das glänzende Leben am meiſten anſpricht, die Muſik; der Liebe ſtets ergeben und die Wolluſt höher achtend, als Reinheit der Sitten; freigebig und ſelbſt großmüthig, und dabei nicht durch Rechtlichkeit gehemmt; für Kriegsruhm flammend, weniger für Kriegswiſſenſchaft, und gegen das neue Franzoſenweſen, gegen den nicht fürſtlich gebornen Machthaber Frankreichs von Verachtung ſo voll als von Grimm, war Prinz Louis Ferdinand für die Gensd'armesofficiere, und welche ihnen glichen, mit vollſtem Recht das Ideal eines jugendlichen Helden und preußiſchen Officiers.

Was damals die öffentliche Stimme in Preußen hieß, darin war er der lauteſte Tonangeber; und zu ihm geſellten ſich verſchiedenartige Elemente der Geſellſchaft in Berlin, die alle den Haß wider die franzöſiſche Regierung zum Attractionspunct hatten. Unter jungen Militairs war dort auch der berühmte Hiſtoriker Johann von Müller zu finden. Welche Rolle er in der Barbarei der deutſchen Literatur ſpielt, darf ich wohl erinnern, weil ich hinzufügen muß, daß ich mit meiner phyſiognomiſchen Kunſt, das äuſſere Weſen von Autoren mir aus ihren Werken vorzubilden, bei ihm nicht gut berathen geweſen bin. Geſchmacklos und ohne gewandte Sitte dachte ich ihn mir freilich auch ſeiner Geſtalt, ſeinen Manieren nach; aber von ſtarken und kräftigen Geſichtszügen, von ſchwerfälligem und etwas rieſenhaftem Bau. Steif mochte er in der Geſellſchaft ſein, doch ſchrieb ich ihm zugleich eine imponirende und würdevolle

Haltung zu, und ſeine Stimme mochte gebrochen, rauh klingen, ich erwartete doch zugleich von ihr ſo etwas, das aus den Alpen tönte. Wie betrog ich mich! Ein kleiner, immer beweglicher Mann, mit verfließender undeutlicher Stimme, nur halb ausgebildeten Geſichtszügen, der ſich mit haſtiger Schwäche an die Großen drängte, ein ſchlechtes Franzöſiſch übel ausſprach, das Deutſche mit franzöſiſchen Phraſen durchwebte, unaufhörlich: oui, oui! rief, ſo war der ſchweizeriſche Geſchichtſchreiber, wie ich ihn in einer Geſellſchaft bei Louis Ferdinand ſah. Er ließ ſich die unanſtändigſten Späße von dieſem Prinzen gefallen. Dennoch war in ihm etwas mir Unerklärliches, wodurch er mich anzog, warum es mir wehe that, daß ich ihn ſo fand, und darum beſuchte ich ihn mehr als einmal. Ich kann nicht ſagen, daß ich einen Gedanken, einen Witz von ihm gehört hätte, wodurch ich reicher geworden, er war zu ſehr ein Inſtrument, auf dem man ſpielte; aber im einſamen Geſpräch hatte er doch viel Anmuthiges, ja Rührendes. Dieſer Schweizer, an deſſen Wort man nach dem Ausdruck eines Dichters, der ſich wenig auf das eigenthümliche Menſchenweſen verſteht, ſogleich den Starken erkennen ſoll, wie den Adler an der Klaue, kam mir in ſeinen guten Stunden wie ein Alpenhirt vor. An Geſchichtskenntniſſen auch im Geſpräch überaus reich, an hiſtoriſchen Anekdoten mit der genaueſten Chronologie, ſagte er doch nie Etwas, wodurch ein überraſchendes Licht aufging. Einverſtanden mit ihm in dem Haß wider das franzöſiſche Syſtem, welchen mir das Intereſſe meines Hofes ohnedies anempfahl, konnte ich doch zu ſeinem Haſſe ſo wenig Vertrauen faſſen, daß ich nie denſelben irgend für politiſche Beziehungen zu brauchen wagte. Er war nicht in ſeiner Natur gewurzelt, nur aus Verhältniſſen, Eindrücken, gewiſſen hiſtoriſchen Maximen entſprungen; und ich geſtand mir, wie Müller ſeine Maximen wohl ſo wenden, und durch andre Eindrücke, Verhältniſſe wohl dahin gelangen könnte, ein Anbeter Napoleon's zu werden, wie er nun Spötter über ihn war.

Sowohl bei ihm, als in diplomatiſchen Cirkeln, ſah ich einen andern Hiſtoriker, den ſchon beurtheilten Woltmann, deſſen zierliche Haltung, Zurückgezogenheit, ſtarker Körper und ganzer Ausdruck mich an das Bild erinnerten, was ich mir eben von dem Verfaſſer der Schweizerhiſtorie nach ſeinem Buche gemacht hatte. Er galt für einen Bewunderer des franzöſiſchen Kaiſers, doch hörte ich wohl von einem Befremden der franzöſiſchen Geſandtſchaft, daß er alle Verbindung mit ihr faſt zu meiden ſchiene, und einige der vorzüglichſten preußiſchen Geſchäftsmänner bauten ſehr auf ſeine deutſche Vaterlandsliebe. Ich fand keine Gelegenheit, ſeine Verſchloſſenheit aufzuſchließen, und kann weder über ſeine politiſchen Grundſätze, noch darüber urtheilen, wie die Eleganz, die mich aus ſeinem Styl und ſeinen Gedanken anſprach, mit ſeiner weiteren Natur zuſammenhängt. Die feine Welt nannte ihn bizarr, und verzieh ihm die Bewunderung Napoleon's wie eine Bizarrerie.

Ihn ſah ich niemals in den Cirkeln bei Louis Ferdinand; aber wohl einen andern Hiſtoriker, Ancillon.

Dieſer ſchien mir, wie ſein Werk über die neuere europäiſche Geſchichte, gleichſam ein Guß von franzöſiſcher und prieſterlicher Eleganzwürde und deutſchen Humanitätsideen. Napoleon war ihm ein widriger Mann, über deſſen Geſchmackloſigkeit und Sitten er eben ſo urtheilte, wie über die Gemeinheit, die er an Luther wahrzunehmen glaubte. Ich kenne den letzten wenig, obgleich ich bei meinem Studium der neueren deutſchen Literatur gefühlt habe, daß ich ſeine Sprache als die Quelle des guten deutſchen Styls fleißig erforſchen ſollte. Die ſoldatiſche Baarheit in Napoleon hat mir natürlich eben ſo wenig gefallen können, als die mönchiſche an Luther, und in der Art wie ſie ihre Gegner behandeln, ſcheinen mir Beide wirklich eine große Aehnlichkeit zu haben; aber ich geſtehe, immer erregte mir die Vorſtellung Lachen, daß von der erſchütternden Derbheit Beider, wovon die Welt Riſſe bekam, auch der Conditorguß von Ancillon's Bildung und Natur zu ihrer Erbitterung hatte Riſſe bekommen müſſen.

Der Ton, welchen ein königlicher Prinz wie Louis Ferdinand, ein Schwarm glänzender Officiere aus den vornehmſten Geſchlechtern der Monarchie, und zwei Hiſtoriker, wie Müller und Ancillon, die das Organ der Gelehrſamkeit in der vornehmeren Welt waren, angegeben hatten und unterhielten, fand natürlich in jener den größten Beifall, zumal da er ſolche Grundſätze, Meinungen und Anſichten vorbrachte, welche ihrem Gefühl und Intereſſe überaus ſchmeichelten. Die jungen vornehmen Damen faßten ihn, wie billig, am lebhafteſten auf, und nach dem Widerhall, der von ihnen ausging, durfte nun Niemand mehr zweifeln, daß dieſer Ton die öffentliche Stimme ſei.

Man bemühte ſich eifrig, die Königin für denſelben zu gewinnen, daß ſie in den lauteſten Haß wider die franzöſiſche Regierung und für den Krieg einſtimmen ſollte. Ihre Anſicht und Denkart entſprachen freilich einer ſolchen Aufforderung; aber theils war ihre Seele überhaupt zu harmlos und zu wohlwollend, als daß ſie gern laut einen Haß kund gab, theils mußte ſie ihren Gemahl berückſichtigen, der ſtill und in ſich verſchloſſen keine Zeichen von Erbitterung wider Frankreich blicken ließ, wiewohl er vor Allen zu ſolchem Grimm Urſache hatte. Der ſchweizeriſche Geſchichtſchreiber war einer von den Boten, welche die königliche Frau für den Krieg ſtimmen ſollten; in der glühendſten Mittagshitze ſtrebte er nach Charlottenburg wiederholt hinaus, um wenigſtens mittelſt ihres Bruders ihren Haß wider den franzöſiſchen Kaiſer mehr zu entzünden; allein der Erbprinz von Strelitz war von eben ſo gütigem, heiterem, über das Bittere des Lebens leicht hinweggehendem Temperamente, wie ſeine königliche Schweſter; und ſo gelang nicht und mißlang nicht, ſie zum eigentlichen Haupt der ſchönen Welt, die Napoleon haßte, zu machen. Sie ward es, als dieſer ſie dafür nahm, und ſich deshalb mit Bitterkeit über ſie ausließ. Eigentlich konnte man, wie Prinz Louis Ferdinand der Anführer der Officiere und der genannten Literatoren war, welche den Krieg wider den franzöſiſchen Kaiſer wollten, ſeine Schweſter, die Prinzeſſin **Louiſe Radzivil**, als die Seele des weiblichen Haſſes in

Preußen wider Napoleon betrachten. Obgleich ſie, wenn es auf Befriedigung der Triebe des Herzens und der Anſichten ihres Geiſtes ankam, ſich über die Rückſichten des Stolzes hinwegſetzte, was ihre Vermählung mit dem Prinzen Radzivil beweiſet, hat ſie doch das tiefſte Gefühl für Ruhm und Glanz ihres Hauſes. Sie ſchien mir weniger wohlwollend und raſcher empfindlich als die Königin, aber vielſeitiger gebildet, durch ſich ſelbſt beſtimmter und die Eindrücke ſtärker in ſich verarbeitend. Eine ſo hochfahrende Natur, wie der franzöſiſche Kaiſer, welche mit ihrem Genie alle Formen der Haltung zerbricht, mußte an ſich einer ſo gehaltenen Prinzeſſin zuwider ſein, und verächtlich erſcheinen, weil ſie nach ihrem Standpuncte ſein Benehmen nur ſeiner dunklen Herkunft, nicht einem unbezwungenen Drange des Genius beimeſſen konnte. Was ſie empfand, blieb nicht harmlos in ihr, wie in der Königin, ſondern ging ſogleich in That über, und gewiß war ſie die thätigſte von allen preußiſchen Damen, durch Intrigue zum Krieg wider Frankreich anzufeuern.

Schwerlich nahm die Prinzeſſin Wilhelm von Preußen, eine geborne heſſenhomburgiſche Fürſtin, an ſolcher Intrigue Theil, wiewohl ſie den Haß wider die neuen franzöſiſchen Machthaber, auch die Verachtung wider dieſelben theilte. Ich habe keine andre gekannt, welche ſo ſehr als deutſche Fürſtin das franzöſiſche Weſen gering nahm. Ihrer Seele iſt im eigentlichſten Sinn das Franzoſenthum zuwider, und ſie ſtand gegen daſſelbe ungefähr ſo da, wie Velleda gegen das Römerthum.

Wo man Frauen und vorzüglich Fräulein der vornehmen berliner Welt über den Hof von St.-Cloud ſich lebhaft äußern hörte, konnte man gewöhnlich unterſcheiden, ob ihr Ton aus dem Cirkel der Prinzeſſin Wilhelm, oder der Prinzeſſin Radzivil angegeben war. Die jenen führten, ſprachen mit einem gewiſſen innern Schauder von dem Kaiſer Napoleon, und nahmen ihn wie ein Weſen, vor welchem alles Heilige und Reine auf der Welt vergehen müſſe; einen Spott über ihn, ſeine Umgebungen, ſeine Einrichtungen hörte man kaum von ihnen; ſie wollten ihn nur im Namen der Tugend befehden. Diejenigen Damen dagegen, in welchen der Ton der Prinzeſſin Louiſe nachklang, wußten der Stachelreden, des verachtenden Witzes, der höhniſchen Anekdoten nicht genug über den barſchen Emporkömmling in Frankreich, der ſich Kaiſer nannte, zuſammenzutragen. Mehr oder weniger ſtimmte auch das weibliche Geſchlecht der minder vornehmen Welt in eine von dieſen Sprachen über Napoleon ein.

Ueberhaupt waren die preußiſchen Frauen faſt ohne Ausnahme für den Krieg wider Frankreich entſchieden; von den Männern aber, und beſonders den achtungswertheſten Geſchäftsmännern, ſtimmten viele dagegen, indem ſie beſonnen und klug das neue bürgerliche und kriegeriſche Weſen Frankreichs mit den Formen des preußiſchen Staats und Militairs verglichen. Sie wußten recht gut, daß der Geiſt Friedrichs des Zweiten abgeſchieden ſei, und Alles, was er ſtraff und rüſtig erhielt, jetzt nur noch äußerlich ſtreng war. Darum ſahen ſie ungern, daß das preußiſche

Weſen angerührt werden ſollte; der Geiſt der Zeit durfte es nicht antaſten, ſein Luftzug durfte nicht an daſſelbe kommen, wenn es nicht, ſo kräftig es der Welt ſchien, in Staub zerfallen ſollte.

Dergleichen Männer ſprechen niemals laut, und ſo ward ihre Stimme wenig beachtet gegen diejenigen Geſinnungen, die ſich als die öffentliche Stimme geltend zu machen wußten. Doch muß ich hier hinzuſetzen, daß der eigentliche Held derſelben, Prinz Louis Ferdinand, nicht von dem blinden Stolz und Vertrauen auf Preußens unüberwindliche Waffen, womit viele Officiere in den Krieg gingen, beſeſſen war. Nur zwei Dinge waren ihm gewiß: daß er ſich auf jeden Fall auszeichnen wolle und — aus dieſem Krieg nicht zurückkehren werde. Er ließ daher, ehe er ins Feld zog, ſein letztes Vermächtniß aufzeichnen, und ſorgte für das künftige Schickſal ſeiner Kinder und ihrer Mutter; aber ganz ſchien er aus der Acht zu laſſen, daß dazu, ihn als Feldherrn auszuzeichnen, ſeine Perſon allein nicht hinreichend war. Obgleich beſtimmt, die Avantgarde des großen preußiſchen Heeres zu befehligen, dachte er an keine Einrichtung einer Kanzlei, einer förmlichen Adjutantur, einer Vorbereitung in örtlichen Kenntniſſen von dem Schauplatz, wo man kriegeriſch auftreten wollte. Ebenſo unplanmäßig muß er im Felde ſelbſt fortgewirthſchaftet haben; und wenn gleich ſein Tod ſeine perſönliche Tapferkeit auszeichnet, ſo iſt er zugleich ein Beweis von der gänzlichen Zweckloſigkeit in ſeinem Weſen und Treiben. Nie hat ſich ein talentvoller und heldenmäßig geſinnter Prinz ſo durchaus unnütz aufgeopfert, wie er. Auch diejenigen Officiere, deren Ideal er geweſen, hatten davon ein Gefühl, und darum machte ſein Tod nicht einmal ſoviel Eindruck, daß der ritterliche Schwung in der Armee dadurch höher geſtiegen wäre.

In der Hauptſtadt ſelbſt ward die Wehmuth, die ſich hier und da über ſeinen Untergang äußerte, zuerſt durch den Jubelruf verdrängt: „Soult iſt geſchlagen!“ ward dann übertäubt durch die Schreckensnachricht von dem Tage bei Jena. Unter den Bewegungen, welche die entſetzliche Niederlage des preußiſchen Stolzes und Ruhmes veranlaßte, nahm ich bei dem Civil- und dem Bürgerſtande vielfach Freude wahr, daß der Dünkel des Kriegerſtandes auf eine ſo hohnſprechende Weiſe beſtraft worden. Schon damals brachte mir die Anſchauung ſelbſt die Ueberzeugung, daß für Preußen keine Rettung ſein werde, als bis ſein Kriegerſtand ſich in die Volksmaſſe verlöre und aus ihr wieder auflebte, ohne je wieder ein ſolcher Stand zu werden.

Gouverneur von Berlin war in dieſer Zeit der Entſcheidung und Gefahr ein alter Staatsminiſter, Graf Schulenburg. Er war in ſeiner Jugend von Friedrich dem Großen aus dem Militair zur Staatsverwaltung herübergenommen, doch gleichwohl immer und immer die Feder regierend, und bei der Schreibſeligkeit in den alten Adminiſtrationsformen, vorzüglich als Finanzminiſter, nur ein unſägliches Heer von Federn commandirend, im Heere bis zum General der Cavalerie emporgeſtiegen. Als ſolcher liebte er den Kanonendonner ebenſo wenig, wie die Ideen als Miniſter. Jetzt in der Noth that er, der alles Geniale haßte, und dem ein preußiſcher Officier, der ausſchied, weil er das ſeelenloſe Einerlei des Soldatenſtandes nicht ertragen konnte, ein Gräuel war, ſich mit einem ſolchen Genie zuſammen. Ich habe deſſen Namen, glaub' ich, nie gewußt; er hatte viele Romane, Schauſpiele, auch über die Kriegswiſſenſchaften geſchrieben, und ſein derber Witz über den preußiſchen Soldatenſtand ergötzte mitunter die Schadenfreude der fremden Diplomatiker. Dieſer Poet und Kriegskünſtler entwarf dem alten Gouverneur einen Plan zur Vertheidigung Berlins, der eine große bereite Kriegsmacht vorausſetzte. Allerdings hätte ſie ſich aus den ſchnell fliehenden Scharen ſammeln können, wenn die franzöſiſche Hurtigkeit nicht noch die eiligſte Flucht überflügelt hätte. Eine unbeſchreibliche Muthloſigkeit ergriff plötzlich Alles im Preußiſchen, und ſelbſt vorzügliche Individuen unter dem Militair hatten Kopf und Herz verloren. Die große Kriegsmaſchine, in der ſie Alle erzogen waren, lag zerſplittert, und ſie wußten nicht in freier Bewegung ihre Kräfte anzuwenden. Wer wollte da dem Bureau-General Schulenburg verargen, daß er ſeine Truppen, größtentheils Invaliden, zuſammennahm, und vor Annäherung der Franzoſen an der Spitze ſeiner bewaffneten Macht mit klingendem Spiel auszog, und, wenn ich nicht irre, als General der Cavalerie Schiller's Reiterlied ſpielen ließ: „Im Felde da iſt der Mann noch was werth, da wird das Herz noch gewogen!"

Es waren unbeſchreiblich heitere Herbſttage. Durch die lichten breiten Straßen ſchlichen hie und da gedrückte

Leute, eilten andre mit banglicher Haſt; auf wenigen Puncten war dieſes gedrückte Sein, dieſe Haſt, wie in Maſſen zuſammen, und machten da noch einen raſtloſern Anblick, als die Oede der andern Gegenden. Schulenburg hatte ſeinen Schwiegerſohn, den Fürſten Hatzfeldt, den Berlinern zum Troſt als Gouverneur hinterlaſſen, welcher der Mittelpunct des muthloſen Gedränges wurde.

Ich ging gern des Abends, verloren in Betrachtungen über die Zeit Friedrichs des Großen und ſein zertrümmertes Werk, in den ſtillen, menſchenleeren Straßen. Aus den wehmüthigſten Gedanken weckte mich da das Vorüberfliegen eines Sechsgeſpanns; die fliehende Königin war's. Ich fühlte, was ſie in dieſem Augenblicke litt, als ſie auf eine kurze Weile in die Gemächer des freundlichen Hauſes zurückgekehrt war, wo ſie bisher in allem Segen des Friedens und häuslicher Liebe nur die heitere Seite eines königlichen Daſeins gekannt hatte. Mich ahndete ſchon, daß ihre Tage nie wieder hell ſein würden; denn zu Seelen, welche zur Heiterkeit und Liebe geſchaffen ſind, kehrt das Glück ſelten wieder, wenn es nach langer Gunſt ſie einmal verlaſſen hat.

An demſelben Abend, indem ich immer wehmüthiger geſtimmt unter den Linden auf- und niedergehe, hält in der Ferne ein Reiſewagen vor dem Hauſe ſtill, wo die Gräfin Roſamunde gewohnt hatte. Eine Geſtalt tritt heraus, ich erkannte ſie trotz dem Dämmerlichte des Mondes; [illegible] ihre Geſtalt war zugleich ſo ſchlank und majeſtätiſch. Ich [illegible]te hinzu; doch ehe ich bei der Wohnung ankam, rollte der Wagen in das Hofthor, und ſo dieſes, als die Hausthür wurden den Augenblick darauf verſchloſſen. So blieb ich doch ungewiß, ob ſie wirklich wieder in Berlin ſei. Als ich am folgenden Vormittag hineilte, kam mir ſchon ihr Kammerdiener entgegen. Mein Beſuch ward angenommen, wiewohl es noch früh war.

Freundlicher, vertrauter als jemals, als ich nach ſo langer Trennung hoffen durfte, empfing ſie mich. „So große Verhältniſſe,“ ſagte ſie, „hat auf einmal der Sturm gelöſet; wie ſollte die kleine Sitte der Etikette gegen ihn beſtehen? Ihr Beſuch iſt mir nicht zu frühe, lieber Baron.“

Nach den erſten Ausdrücken meiner Freude, ſie wieder zu ſehen, war ich ſchwach genug, zunächſt an mein Manuſcript „Ueber die Barbarei der deutſchen Literatur“ zu denken. Ich hatte ja ſo oft hin- und hergeſonnen, wie ſie das Ganze, wie dieſes und jenes Urtheil aufnehmen müſſe. Allein ehe die Frage darnach über meine Lippen kam, ſagte ſie: „Die Königin iſt vor mir hergeflohen. Als ich mich zur Flucht in den Wagen warf, ſprengten ſchon franzöſiſche Jäger auf mein Gut, und fragten, ob wir nicht wüßten, welchen Weg ſie eingeſchlagen habe? Ich hörte aus ihren Reden, daß Napoleon die liebevollſte und friedlichſte Frau der Welt die Furie des Kriegs geſcholten.“

So unwürdig dies auch nach meinem Geſchmack war und ſogar nicht mir überhaupt anſtehen konnte, daß Napoleon den Ton der Leidenſchaft und der Nichthaltung in die öffentlichen Geſchäfte brachte, oder vielmehr das revolutionaire Unweſen der Art mit ſeinem Genie ausſtattete: ſo wenig auch mein Bild von der Königin ſich irgend mit der Vorſtellung reimte, welche er nach einſeitigen Berichten ſeines Geſandten, der in deutſchen Frauen nur intriguante franzöſiſche Weiber ſah, von ihr aufgefaßt hatte: überraſchte mich doch die Bewegung, mit welcher die Gräfin mir ſolche Mißhandlung der Königin erzählte. Thränen ſtanden ihr dabei in den Augen, eine zürnende Röthe ging nicht über ihr Geſicht, ſondern durchfloß im eigentlichſten Sinn ihr ganzes Antlitz, ſelbſt ihren ſchlanken Hals und ihre Bruſt, ſoweit ich ſie ſah. In ihren Armen war eine muskelhafte Bewegung. Sie war in dieſem Augenblick wie eine Heldin, welche in der Königin das Frauenweſen wider den gewaltigſten Mann vertheidigte. Dieſe Leidenſchaftlichkeit paßte durchaus nicht in das Bild, welches ich bisher von ihr hatte, aber machte auf mich einen ſo tieferen Eindruck, weil ſie mich einen neuen Blick in den echt-weiblichen Reichthum ihrer Natur thun ließ, und weil ich ohnehin nicht leiden kann, wenn deutſche Frauen ſich eine Bewunderung Napoleons herausnehmen. Er hat ihrem Vaterlande, ihren Vätern und Männern und Brüdern ſoviel Herzeleid zugefügt und Verachtung bewieſen, daß dem deutſchen Weibe nicht mehr geziemt, von dem gigantiſchen Schwunge ſeiner Thaten und Ideen ergriffen zu werden. Das Gebietende in ihm iſt freilich geeignet, das Weib zu rühren, weil es die Männer beugt, vor welchen es ſich beugen muß; doch möcht' ich glauben, daß nach dieſem Zuge beſonders nur die britiſche Frau an ihm Theil nehmen könnte: die deutſche gefällt ſich zu ſehr in häuslicher Achtung gegen die Männer ihrer nächſten Umgebung, als daß irgend eine Größe, welche die in ihrem Kreis einmal Sitte gewordenen Gefühle ſtört, bei ihr etwas Andres als Haß und Widerwillen erwecken könnte. Auch zieht ſie, ſogar nicht an ein öffentliches Leben gewöhnt, ſich zart und ſcheu vor dem kühnen Frevel in Napoleon zurück. Nur wenn ſie ihn perſönlich kennt, würde ich ihr eine Neigung für ſeine Natur verzeihen. Im Geſpräch weiß er durch eine Fülle von kleinen Freundlichkeiten die Lücken zwiſchen ſeinen kühnen Gedanken auszufüllen, und ein gewiſſes Spiel der Wohlredenheit um ſeinen Mund verſöhnt, oder macht gleichſam vertraut mit dem Ungeheuern in ſeinem Kinn, dem ſtarren oder zurückgezogenen Leben in ſeinen übrigen Geſichtszügen. In ſeinen Thaten, dem Syſtem, was er verfolgt, in ſeinem politiſchen Beginnen, iſt von ſolcher Anmuth und Lieblichkeit gar nichts zu entdecken; und darum müſſen Frauen, welche ihn nicht perſönlich kennen, ihn wie ein böſes Ungethüm mit Rieſenkräften, wie ſie in den Zaubermährchen vorkommen, ſcheuen und haſſen, wenn ſie ſich nicht gewöhnen, ihn mit vornehmer Richtigkeit zu beſpötteln.

Dieſe Gedanken und Bemerkungen über Napoleon waren es ungefähr, welche die Gräfin und ich gegen einander austauſchten. Einen tiefen Eindruck machte auf ſie, was ich über die Perſönlichkeit des Kaiſers im Geſpräch geſagt hatte; denn wer verſtand, wie ſie, eine bedeutende Perſönlichkeit an Männern aufzufaſſen? „Was Sie mir über ihn ſagen,“ äußerte ſie, „könnte mich begierig machen, mit ihm einmal zu reden, wenn mich bei dem Gedanken an ihn nicht ſogleich eine unwiderſtehliche Angſt befiele. Die Luft in Deutſchland drückt mich, ſeitdem er ſich auf daſſelbe gelagert hat. Es würde mir nicht möglich ſein, in einer Stadt zu verweilen, deren Mauern auch ihn umſchlöſſen; und nun gar, wenn das Volk der Franzoſen um ihn herumſchnatterte. Das hat mir an Göthe ſo ſehr mißfallen, daß er der franzöſiſchen Art und Weiſe gar nicht gram iſt, daß er die Franzoſen ſogar ſehr liebenswürdig finden kann. In ſeiner Kindheit hat er ſchon mit franzöſiſchen Schauſpielern gelebt, am franzöſiſchen Theater hat ſich zuerſt ſeine dramatiſche Kunſt erzogen, und darum hat Shakſpeare ſein Wohlgefallen an Franzöſirung der Dinge nicht ganz wegſtürmen“ —

„Und“, fiel ich fragend ein, „die eiſerne Hand des Ritters von Berlichingen es nicht an ihm abſchlagen können? Schöne Freundin, ein Diplomatiker darf die Franzöſirung nicht haſſen, wie Sie. Sonſt käme er in Galle um bei ſeinem Geſchäft, welches ganz von den Franzoſen ausging, und den Stempel ſeines Urſprungs am meiſten darin trägt, daß die Manier bei ihm mehr bedeutet, als Weſen und Inhalt.“

Nachdem wir noch eine Zeitlang über die Ereigniſſe des Tages geſprochen, und die helle Ruhe, welche das eigentliche Element Roſamunde's war, bei ihr wieder überhand genommen und ihre Gedanken von den Franzoſen abgewandt hatte, erwähnte ſie zuerſt meiner Blätter über die Barbarei der deutſchen Literatur. „Ihre Urtheile ſind ſcharf,“ ſagte ſie, „und wären gerecht, wenn nur nach idealen Sätzen geurtheilt würde.“

München

„Wie ſo?“ fiel ich ein, „heißt das nicht, nach einem claſſiſchen Geſchmacke?“

„Mit nichten!“ entgegnete ſie. „Ich hätte nicht gemißbilligt, wenn Sie nach idealen Sätzen ein ſtrenges Gericht über die deutſche Literatur ergehen ließen; aber daß es nach dem Maßſtabe des claſſiſchen Geſchmacks geſchah, iſt eine Ungerechtigkeit gegen unſer Vaterland. Die Kräfte des deutſchen Geiſtes ſind gar nicht beſtimmt, ſich in einander wie in eine Geſammtheit zu verlieren, und ſich durch einander zu einem beſtimmten nationalen Geſchmack auszubilden. In unſerer Literatur, wie in unſerm ganzen politiſchen und bürgerlichen Sein, ſollen wir .nur durch Liebe zu Ideen, durch eine Sprache, in welcher wir uns einander verſtändlich ſind, auch wohl mit einander geiſtig ergötzen können, durch einige gemeinſchaftliche Züge des Gemüths, vor Allem Treue und Billigkeit, und durch ein ſo ſchlaffes politiſches Band, daß ſich alle Staaten, die es umſchlingt, wie unabhängig fühlen, ſoweit vereinigt werden, als erforderlich iſt, daß wir nicht ganz in der Nationalität aus einander fallen. Der Deutſche iſt eigentlich gar nicht beſtimmt, ein Deutſcher zu werden, ſondern nur ſoviel nationale Hülle um ſich zu haben, als nöthig iſt, daß ſich der individuelle Menſch in ihm entwickele. Dies iſt ganz etwas Andres, wie das individuelle Volk, welches zu ſein Griechen und Römer die Beſtimmung hatten, Franzoſen und Briten und viele Andre die Beſtimmung haben. Es iſt aber auch ganz was Andres, als daß wir Alle mit einem menſchlichen Antlitz die Menſchheit in uns entwickeln ſollen. Dieſe Beſtimmung haben ſelbſt die Franzoſen eben ſo gut, als wie die Deutſchen. Daß bei uns die Individualität, welche Jeder als Menſch hat, ſich ſo beſtimmt entwickeln ſoll als ſein ganzes Individuum, wie andre Völker als eine ganze Volksgeſammtheit, dadurch ſind wir, ſehen Sie, mein Freund! von allen Nationen ſtreng geſchieden, und mich dünkt, über alle erhoben.“

Der Ton ihrer Stimme war hier halb behauptend, halb fragend. Sie hielt inne und ſah mich einigermaßen auffordernd an, ihren Gedanken beizuſtimmen. Ich konnte es nicht, weil ich davon zu ſehr überraſcht war, ich fühlte nur, daß ihr tiefer und zarter weiblicher Sinn inniger in das Eigenthümliche eindringe, als ich, und ihre Perſon beſchäftigte mich zu ſehr, als daß ich ihre Gedanken hinreichend hätte prüfen können. Eben wenn ſie dachte, ward ſie unausſprechlich ſchön, und das kryſtallene Licht, welches zuerſt in ihre Schläſe trat, ſich über ihr ganzes Geſicht, faſt hätte ich geſagt, ihre ganze Geſtalt verbreitete, hatte alles Liebliche, was der Norden nur haben kann. Sonderbar genug entdeckte ich diesmal an mir, daß eben durch die Anſtrengung zu denken auch meine Sinnlichkeit in einem hohen Grade erregt wurde. Sie trug ein Reiſekleid von ſchwarzer Seide, das eng anſchloß und nur einen ſchmalen Streif vom Halſe blicken ließ; auf einer weißen dichten Krauſe ruhte ihr Haupt mit dem Morgenhäubchen, indem ſie dachte; ihre Töne reiheten ſich perlenmäßig an einander, und die deutſche Sprache hatte ſie ſo in ihrer Gewalt, daß ſie mit ihrem vom Verſtande ſelbſt vertheilten

Athem auch verwickelte und lange Perioden, die im Deutſchen ſchwerer, wie in irgend einer andern Zunge ſind, vollkommen und ohne Zwang umfaßte. Man ſah die Gedanken wie im ſchöngeordneten Tanz oder Chor dahinſchreiten; und wenn ſich dann mit dem Steigen und Fallen der Periode unter der feſt anſchließenden Seide ihr Buſen bewegte, ihre ſchlanken Arme ſich ein wenig hoben: wahrlich, bei allem Intereſſe, das ich an ihrem Denken, an der Kritik hegte, welche ſie über mein geliebtes Manuſcript verhängte, ich hätte gern allen Fehl in der deutſchen Literatur als Tugend beſtehen laſſen, wenn ich die Denkerin nur ein einziges Mal hätte umſchlingen dürfen.

„Nehmen Sie aus dieſem Geſichtspuncte,“ fuhr ſie fort, „die deutſche Literatur, und ſie wird ihnen in ihrer Wahrheit, in ihrer Größe erſcheinen. Da finden Sie eine Menge Geiſter, die, größtentheils unbekümmert um einander und um das deutſche Volk, nur ſtreben, das menſchliche Individuum in ſich zu empfinden und laut werden zu laſſen, auszubilden und zugleich darzuſtellen, fremder Individualität mitzutheilen und dieſe wieder in ſich aufzunehmen. Dazu iſt ihnen eine Sprache gegeben, die nur ſoviel beſchränkten und beſtimmt ausgeſprochenen Charakter hat, als ſie bedarf, um den Menſchen derſelben Zunge verſtändlich zu ſein. Im Uebrigen iſt ſie kaum wie die Sprache eines einzelnen Volks, ſondern wie eine allgemein menſchliche zu nehmen, und Jeglicher hat das Recht, ſie ganz auf ſeine Weiſe zu handhaben, ohne darum bekümmert zu ſein, ob ſeine Wortfügung, ſeine Wendungen, ſein Periodenbau ſchon bis dahin

Brauch waren, oder von einem Nationalgeſchmack genehmigt ſind. Daraus entſteht eine Kühnheit, Mannichfaltigkeit unſerer Geiſter, woran die deutſche Literatur alle übrigen weit hinter ſich zurückläßt. Sie gehören als Menſchen allen Jahrhunderten an, aller Kunſt und Wiſſenſchaft, welche die Menſchheit je erfand. Wer hat das Alterthum gekannt, gleich den Unſern? wer in das gegenwärtige Sein, in das Gefühl ſelbſt hinübergezogen, wie wir? welche Sprache kann das Schöne aus allen Zonen ſich ſo aneignen, wie die deutſche? An einen Cyclus von claſſiſchen Autoren iſt da freilich nicht zu denken; denn wo ſollte ein ſolcher Cyclus unter uns ſeine Grenzen finden?“

Als die Gräfin ſo meine eignen Worte brauchte, um meinen Angriff auf die deutſche Literatur nichtig zu machen, fühlte ich mich doch zu einigem Widerſtand gereizt. „Es iſt fehlerhaft von mir,“ entgegnete ich, „wenn gleich keine wiſſentliche Ungerechtigkeit, daß ich die Grundeigenthümlichkeit der deutſchen Literatur, welche Sie ſo tief gefaßt, als begeiſtert mit dem ſeelenvollſten Ton geprieſen haben, nicht in den Vorgrund ſtellte, ehe ich ihre Barbarei beleuchtete. Aber Sie haben, meine Freundin, meine Anſicht zu ſehr von der Seite genommen, als wollte ich das Claſſiſche in Autoren und einen Cyclus von claſſiſchen Autoren durchaus in einen nationellen Kreis bannen. Gewiß iſt, daß Beides da viel leichter erreicht werden kann, wo die Autoren nach beſtimmten Nationalregeln und unter ſtrenger Obhut ihrer Nationen ſich zu einer gewiſſen Gleichartigkeit zuſammenarbeiten; aber durchaus abhängig davon iſt Beides ſchlechterdings nicht. Der deutſche Autor ſchaffe ungefeſſelt von einer öffentlichen Geſchmacksregel, aber deſto ſtrenger nach idealen Grundſätzen des Geſchmacks, nicht mit Geſchmackloſigkeit; er gebrauche ſeine Sprache wie ein Organ, wodurch er frei ſeine Individualität ausſprechen ſoll; aber man fordere von ihm zugleich um ſo mannichfaltigere Schönheit, um ſo gediegenere Klarheit der Rede, daß ſie uns gleichſam durch den Natureindruck verſtehen lehre, was andre Völker durch die Convenienz ihrer Sprache einſehen. Wenn die Deutſchen durch eine abgeſchloſſene Sprachſitte ſo wenig beſchränkt ſind, müſſen ſie den Grundbau ihrer Sprache und gewiſſe Urſitten derſelben um ſo heiliger halten. Aus meinen Blättern werden Sie abgenommen haben, daß ich einige Producte unſerer Literatur für claſſiſch reif nach dieſem deutſchen Ideal halte; aber deren ſind zu wenig, und der Wuſt von Geſchmackloſigkeit, Frevel der Anarchie, von gänzlicher Baarheit an Gehalt und Form, iſt in unſerer literariſchen Welt viel zu ungeheuer, daß ich ſie nicht barbariſch nennen ſollte. Beſitzen wir nun aber Autoren, die wenigſtens nach einigen ihrer Werke claſſiſch genannt werden können, warum ſollte nicht auch ein Cyclus von ihnen endlich zuſammenkommen? Ich ſage *endlich*; denn wie klein iſt die Bahn, die andre Völker wandelten, um zu einer claſſiſchen Literatur zu gelangen, gegen die unabſehbare, die durch ein Chaos von Geiſteskräften, Strebungen, Gelingen und Verwirrung geht, worauf der Deutſche zu *ſeiner* claſſiſchen Literatur gelangen muß. Annäherungen zu einem Cyclus ihrer Autoren ſehe ich in einigen Epochen unſerer literariſchen Welt, wo treffliche junge Geiſter zu gleicher Zeit in ihr aufſtanden und ſich gleichſam zu einem Bardenverein, ſpäterhin leider mehr zu einer Schule, zuſammenthaten. Wir bedürfen auch bei unſerm ideellen Streben ſolcher Vereinigungspuncte. Das iſolirte Trachten und Hervorbringen ohne gleichgeſinnte, mitarbeitende, nebenbuhlende Zeitgenoſſen und Bekannten verhilft uns nimmermehr zu einer claſſiſchen Ausbildung, und wir werden nie mehre wahrhaft claſſiſche Autoren erhalten, ohne einen ſich allmälig geſtaltenden Cyclus von ihnen. Ja, ich lebe der gewiſſen Hoffnung, daß dereinſt ein ſolcher Cyclus der claſſiſchen Deutſchheit wie das reichſte Sternbild unter den Nationen ſtrahlen werde."

Bei dieſen Worten floß eine Röthe der Begeiſterung über Roſamunde's Geſicht. Sie reichte mir die Hand und ſagte: „So theuer ſind Sie mir noch nicht geweſen, wie in dieſem Augenblick. Nun verſteh' ich Ihre Blätter ganz in Ihrem Sinne. Zeichnen Sie nur noch die Grundeigenthümlichkeit unſeres Geiſtes in den Vorgrund, und unſere Barbarei in ihrer romantiſchen Wildheit nimmt ſich ſchöner aus, als der geregelte Garten fremder Literaturen. Meine Bildung ging einſeitig von Göthe aus, und ſo habe ich das Einzelne in unſerer Autorenwelt zu ſehr im Geſicht behalten. Sie zeigen mir einen Verein, der mich entzückt."

Sie drückte traulich meine Hand, und ich wollte den innigſten Kuß auf ihre drücken, als Getümmel im Vorzimmer entſtand und ſie dieſelbe haſtig zurückzog. Es war ein Gefrage, wie von hundert Zungen. Ein ganzer

Schwarm von Damen ihrer Bekanntſchaft drang herein, ſie zu bewillkommnen, ihr Bangen und Zittern auf tauſenderlei Art zu wiederholen. „Das ſchöne preußiſche Heer! Ach, wie leidet die göttliche Königin! Gräfin, was müſſen Sie ſich geängſtigt haben! Sahen Sie die Franzoſen? kommen ſie bald? werden ſie Berlin einnehmen? Der abſcheuliche Tyrann, der kleine Corſe! Gräfin, haben Sie nicht viel geweint um Prinz Louis? wie heldenmüthig iſt er geſtorben! Er hat den Franzoſen ſeine Verachtung recht gezeigt, daß er ganz allein es mit ihren Banden aufnahm!“ Alle dieſe Fragen und Ausrufungen, und wie viele noch, gingen chaotiſch durcheinander, und mir ward ſo wirre und beklommen, daß ich ſobald wie möglich wegſchlüpfte.

Schon auf dem Heimwege that es mir leid; denn nun dachte ich blos an ſie, wie in dem unruhigen Gewirre ſie ruhig, freundlich daſtand, alle Fragen mit Theilnahme anhörte, keine Lächerlichkeit rügte, und ſelbſt wenn ſie eine Zudringlichkeit ablehnte, ſich wohlwollend bewies. Beſonders fiel mir nun auf, daß ſie in alle Spottreden und bittern Bemerkungen über die Franzoſen und ihren Kaiſer gar nicht einſtimmte, daß ſie ſelbſt die Barbarei, womit Napoleon die Königin nahm, zwar mißbilligend, doch gleichgültig erwähnte. Ich begriff ihr Betragen wohl: ſie fühlte, daß ſie etwas ganz Anderes empfand, als der gewöhnliche Schwarm der Damen, wenn ſie dem Ausdruck nach Einerlei mit ihnen zu empfinden ſchien. Um ſo mehr gefiel mir die Heftigkeit, womit ſie gegen mich ihre Erbitterung wider den Machthaber der Franzoſen, ihren Widerwillen gegen dieſe Nation geäußert hatte. Gegen mich bedurfte ſie alſo keiner Haltung, hinter welcher ſich ihr Inneres verbarg; ich ſtand ihr alſo viel näher, wie die übrigen Menſchen! Ich hoffte eine Neuigkeit vorzufinden, welche zu hinterbringen ich ſchnell nach ihrer Wohnung umkehren dürfte: wie gern wollte ich nun das Geſchwirr der Damen ertragen, um ſie darin von neuem zu ſehen. Aber ich fand zu Hauſe einen ſolchen Schwall von Arbeiten vor, hatte ſoviel zu dechiffriren und in Chiffern zu berichtigen, daß ich bis ſpät in die Nacht beſchäftigt blieb. Als ich am andern Morgen ſehr früh bei dem alten Kammerdiener der Gräfin Erkundigung einzog, hörte ich, daß ſie ſehr ſpät aus Geſellſchaften zurückgekommen ſei und ein Bedauern geäußert habe, auch heute wieder, und ſchon von den Vormittagsſtunden an, in gleicher Zerſtreuung fortleben zu müſſen. Ich hinterließ ein Billet, worin ich ihr meldete, daß allen Nachrichten zufolge feindliche Armeecorps in den nächſten Tagen durch Berlin gehen würden. Wenn ſie dies nicht abwarten wolle, ſo bitte ich ſie inſtändig, zu unſerm ſtillen Geſpräch ſobald wie möglich eine Stunde auszumitteln.

Eine unglückliche Kunde über die Schmach der preußiſchen Waffen drängte die andre. Ich verhehlte mir nicht, daß in kurzem der Feind die ganze preußiſche Monarchie überſchwemmen werde, ohne irgend bedeutenden Widerſtand zu finden, und ich war zu gut unterrichtet, um auf die Ankunft ruſſiſcher Hülfe, ehe dies geſchähe, mit der berliner Welt zu rechnen. Wie nah, wie ſchon vor den Thoren der Stadt, wenigſtens das gemeinere Volk dieſelbe glaubte, erfuhr ich auf eine überraſchende Art. Die Gräfin hatte mir in einer innigen Zeile die Zeit beſtimmt, wo ich ſie allein finden würde. Indem ich aus der Straße komme, wo ich wohnte, die zum potsdamer Thor führte, abbeugen will nach den Linden, ſprengen einige Reiter durch das Thor, die ich bald für franzöſiſche Jäger erkannte. Das Volk auf der Straße rief, als es grüne Krieger ſah: „Die Ruſſen kommen! die Ruſſen kommen!“ Ich eilte um ſo raſcher zur Gräfin, und hinterbrachte ihr, was ich von einem der Chaſſeurs gehört hatte, daß in der bevorſtehenden Nacht der Vortrab des Davouſt'ſchen Corps bei Berlin anlangen würde. „So muß ich fliehen in der nächſten Stunde,“ ſagte Roſamunde; „für mich iſt da kein Bleiben, wo Franzoſen ſind!“

„Und wohin wollen Sie fliehen?“ fragte ich; „über die Oder, über die Weichſel wird ſich der Feind ergießen. Glauben Sie mir, bis in die äußerſte Spitze der Monarchie wird der König mit den Trümmern ſeines Heeres gedrängt werden, auch in Sachſen, im nördlichen Deutſchland überhaupt, finden Sie in kurzem keine Stätte mehr, wo nicht Franzoſen wären. Fliehen Sie eiligſt durch Sachſen nach Böhmen. In Teplitz ſind Sie ſicher vor Krieg und Franzoſen.“

„Ich vertraue Ihnen,“ erwiederte ſie, „wenn ich auch noch nicht glauben kann, daß unſere Monarchie einem ſo jähen und allgemeinen Verderben erliegen werde. Ihr Blick in den öffentlichen Dingen iſt ſo geübt, ſo ruhig und zuverläſſig.“

Indem ſtürzte der Kammerdiener herein, erzählte ängſtlich von den Franzoſen, was wir wußten, und ſetzte hinzu: „Der Zuſtand der zwei kranken Pferde hat ſich ſo verſchlimmert, daß wir ſchlechterdings nicht mit ihnen fahren können. Mit den zwei andern kommen wir nicht fort, Poſtpferde ſind ſeit zwei Tagen nicht mehr zu bekommen."

„Ich ſende Ihnen ſogleich meine vier Pferde; an Ihren zwei geſunden habe ich hier genug, und Ihre kranken ſollen gut gepflegt werden."

„Mein Freund," ſagte ſie und reichte mir die Hand, die ich innig an die Lippen drückte.

„Ich eile fort, die Ausfertigung eines Paſſes für Sie zu beſorgen; ohne einen von der öſterreichiſchen Geſandtſchaft kommen Sie nicht über die böhmiſche Grenze."

Alles war ſchnell beſorgt, meine Pferde ſtanden ſchon auf ihrem Hof, als ich zurückkam. Sie war ganz reiſefertig, wollte nur einen kleinen Koffer noch packen, welchen ſie nie den Bedienten überließ. „Was mir am theuerſten iſt von Briefen," ſagte ſie, „alle Geſchenke meiner Freundinnen, was geliebte Hände für mich gearbeitet haben, Kleider, die ich bei Gelegenheiten trug, die mir unvergeßlich bleiben, den Schmuck meiner Mutter, Alles dies mag ich nicht von fremden Händen berührt ſehen; kommen Sie, helfen Sie mir einpacken."

Das liebe Geſchäft begann. Ich reichte ihr Manches, Andres reichte ſie mir und durfte ich packen. Oft trafen unſere Hände, unſre Aerme dabei an einander. Bei vielen Stücken ſagte ſie mir kleine Erinnerungen, ein bedeutendes

Wort über die Freundin, deren Geſchenk an der Reihe war, und wie ſie, den Schmuck der Mutter hinlegend, das Futteral öffnete, ihn mir zeigte, trat eine Thräne in ihr Auge. „Die herrliche Frau,“ ſagte ſie, „mußte ſo früh vergehen, ſo plötzlich. Den Abend hatte ich ſie noch in dieſem Schmuck geſehen, in der Nacht werde ich vom Vater geweckt und finde ſie in einer tödlichen Ohnmacht. Sie erwacht aus derſelben, ſchlägt noch einmal den Blick auf den Vater, auf mich — und ſtirbt. Ich war funfzehn Jahre alt, aber an der Erinnerung ihrer Liebe hatte ich für alle Zeit der Liebe genug.“

Auch ich war bei dieſen ihren Worten bis zu Thränen gerührt; doch je heftiger ich bewegt war, um ſo ſüßer wurde es mir, die Kleidungsſtücke, die ihren Körper berührt hatten, zu einander zu legen. Ihre Kindheit, die Zeit, wo ſie in der erſten Mädchenſchönheit blühte, die Jahre, wo ſich ihr hoher Verſtand, ihr ſo tief und ſchön fühlendes Herz zu ſolcher Sicherheit und Feſtigkeit ausbildeten, gingen mir unter dem Geſchäft ſichtbarlich vorüber. Ich bemerkte das dunkelblaue ſeidene Kleid, was ſie am Tage zu Rom trug, und verhehlte ihr nicht, daß ich es kannte. In dem Augenblick ward ich gewahr, daß ſie auch mein Manuſcript unter die theuern Briefſchaften legte. „Es hat mich ſehr gefreut,“ ſagte ſie, „wie wohlwollend Sie mich zu Rom angeſehen haben. Aber habe ich noch immer an mir den Reif nordiſcher Empfindſamkeit?“ Sie fragte dies mit unbeſchreiblicher Huld, und ich faßte ihre beiden Hände und zog ſie gegen mich, und zart berührten ihre Lippen meinen Mund.

Der Koffer war fertig und unter Obhut des Kammerdieners hinabgetragen. Sie nahm meinen Arm, und ich führte ſie die Stiegen hinunter. „Ich werde Ihnen bald ſchreiben,“ ſagte ſie.

„Daß mir das Glück ihrer Briefe nicht verloren gehe,“ antwortete ich, „keine Sylbe in denſelben über die politiſchen Angelegenheiten, über das Treiben der Franzoſen.“ Sie ſtieg ein und drückte mir noch einmal herzlich die Hand. Der Wagen flog hinweg und mich tröſtete, daß meine Pferde, die ich ſehr lieb hatte, ſie dem Feinde entführten, welchen ſie ſo bitterlich haßte.

Berlin füllte ſich immer mehr mit Franzoſen und ward auf einmal ſo lärmend, als es kaum ſtill und öde war, gewiß lärmender, als es je geweſen; denn ſolche Wogen fremden Volkes und des geräuſchvollſten, das es auf der Erde gibt, waren nie durch ſeine Straßen gezogen. Ich kannte das neufranzöſiſche Militair ſeit längeren Zeiten, und doch überraſchte mich ſeine Ungezwungenheit von neuem, weil ich zuletzt den militairiſchen Mönchsgeiſt in der nun aufgelöſten preußiſchen Kriegsmacht geſehen hatte. Stolzer und eitler habe ich das franzöſiſche Militair auch nie gefunden, als diesmal; den ungeheuern Sieg bei Jena ſchrieb es einzig ſeiner Tapferkeit zu, und je berühmter die kriegeriſche Tüchtigkeit der Soldaten war, die es vor ſich hergejagt hatte, deſto rieſenhafter kam ihm ſeine eigne vor. Sehr wenige Officiere hatten Unbefangenheit und Einſicht genug, um den Hauptgrund ihres Sieges darin zu finden, daß das Weſen der preußiſchen Monarchie und Armee veraltet und beide eben darum auf das höchſte geſchwächt waren, weil das neue Vortreffliche in ihnen ſich erſt Platz machen wollte, und darum den alten Zuſtand noch mehr verwirrte und entkräftete.

Das ſchönſte Wetter dauerte ununterbrochen fort, und der Herbſttag, an welchem Napoleon in Berlin einzog, war einem warmen Sommertag zu vergleichen. Er kam unter dem Geläute derſelben Glocken, welche ſo oft die wunderbaren rettenden Siege Friedrichs des Großen verkündet, ſo oft den preußiſchen Nationalſtolz aufgerufen hatten. Er kam mit einem unermeßlichen militairiſchen Pomp. Doch glaubte ich zu bemerken, daß dieſer im Ganzen denſelben Eindruck, den er mir immer gemacht, auch auf die Berliner machte. In der franzöſiſchen militairiſchen Pracht iſt etwas Aufgeblaſenes, Grelles, was dem Deutſchen nicht zuſagen will. Er denkt ſich kriegeriſche Tugend zu ſehr mit innerm Ernſt und Einfachheit gepaart, als daß ihn nicht verdrießen ſollte, wenn tapfere Männer auf Art von Kunſtreitern einherziehen.

Ich hatte Bonaparte zum letzten Mal geſehen, als er in die Schlacht von Marengo zog. Damals glich er einem Geſpenſt; man dachte bei ſeinem Anblick ſofort an Aegypten und Syrien, an die Drangſale und Sorgen, die er beſtanden hatte, und den größten Moment derſelben, den er nun beſtehen ſollte. Verlor er die bevorſtehende Schlacht, ſo litt es keinen Zweifel, daß er die Macht, welche er in Frankreich an ſich geriſſen, nicht behaupten konnte. Wie ganz anders war ſein Anblick, als er zum brandenburger

Thore hereinritt, das mit der Siegesgöttin nur geſchmückt ſchien, um ſeinen Einzug zu verherrlichen. Mir mißfiel er gegen ehemals, und mein erſter Gedanke war, wie unſägliches Glück dazu gehört habe, dieſe Seele mit ſoviel Fleiſch zu umkleiden. Die Dicke kleidete ihn nicht, wie ehemals die Magerkeit, und heiterer ſchien mir ſein Geſicht, da er der Gefahr entgegenflog, als jetzt in der Feier des Sieges. Mich dünkte, er nahm es dem Schickſal übel, daß er ſo leicht geſiegt hätte.

So lange er in Berlin blieb, durfte ich dieſen Ort nicht verlaſſen. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt war ſein Benehmen gütiger und freundlicher, wie gewöhnlich. Mit Vergnügen merkte ich, wie viel dazu die Erinnerung an Friedrich den Großen beitrug. In ihm herrſchte gewiß die Vorſtellung ob, wie ihn die Hauptſtadt mit jenem vergleichen werde. Aber darin täuſchte er ſich völlig. Die Berliner ſind an ſich wenig zur Bewunderung geneigt, und wenn der Menſch doch Etwas bewundern muß, ſo entledigen ſie ſich dieſer Pflicht am liebſten gegen Todte und Solche, welche ſie als ihr Eigenthum anſehen, ſo daß ſie ſich ſelbſt in dem Gegenſtand der Bewunderung ein wenig mitbewundern können. Sie waren erſchöpft durch das Lob ihres Friedrichs, und wandten dagegen ihre ganze Geübtheit zu perſifliren wider Napoleon und ſeine Thaten.

Die meiſten Berliner aber haßten ihn mit düſterm Ernſt, und bisweilen mußte ich mich verwundern, daß er öfters mit ſo geringer Begleitung in den Straßen erſchien, wo ein Schuß aus einem Hauſe ſeinem Leben ein Ende machen konnte, ohne daß der Thäter auch nur ſeine Entdeckung zu fürchten brauchte. In dieſer Verwunderung ward ich ſehr beſtärkt, als mir eines Abends ein mit mir vertrauter Cavalier Folgendes erzählte. Der Jäger eines ſeiner Freunde war vor einigen Wochen ſehr ſchwermüthig geworden, ohne daß ſein Herr die Urſache weder von ihm erfahren, noch errathen konnte. Jüngſt tritt derſelbe vor ihn und ſpricht: „Meines Lebens bin ich überdrüßig, Niemand verliert etwas an mir; Sie wiſſen, mein Schuß fehlt niemals; ſoll ich morgen zu Mittag, wenn der Kaiſer, wie gewöhnlich, hier vorbeireitet, ihn erſchießen?“ Der Herr antwortet, er wolle nichts davon wiſſen, ihm nicht abrathen, ihm nicht zurathen. „Gut,“ ſagt der Jäger, ſo wiſſe er, was er zu thun habe; und in der Nacht vorher, da er die That ausüben will, ſtirbt er plötzlich.

Das Verhängnißvolle, was freilich in jeglichem Leben herrſcht, iſt allerdings in Napoleons Leben ſo ſtark ausgeſprochen, wie wohl in keinem, das die Geſchichte aufgezeichnet hat; und oft iſt mir in Berlin wieder eingefallen, was die Gräfin Agnes dem Marquis darüber geſagt hatte *); doch fiel mir auch ein, was der Marquis erwiederte, wie Bonaparte liebe und zu veranſtalten wiſſe: daß eine beſondere Obhut, Gunſt des Schickſals für ihn ſichtbar werde. Wir hatten noch immer bis tief in den November heitere, ſommerliche Herbſttage. Wie ich eines Morgens aufgeſtan-

---

*) Siehe den zweiten Theil dieſer Memoiren: Diplomatie und Liebe.

den bin, praſſeln Regengüſſe herab. Bald hinterbrachte man mir, in der Frühe ſei der Kaiſer plötzlich abgereiſt. Wollte er nicht vielleicht den Eindruck hinterlaſſen, als habe blos ſeine Gegenwart den Berlinern ſo lange das ſchöne Wetter erhalten?

Die Oede, welche natürlich durch ſeine Abreiſe entſtand, das abſcheulichſte Herbſtwetter, die Truppenmaſſen, die ſich ununterbrochen durch den Schmutz fortwälzten, das einförmige, immer zu hörende Klappern der franzöſiſchen Marſchtrommel, und dabei immerfort den Anblick einer Hauptſtadt, die alles Glanzes beraubt war, weil ſie das Einzige verloren hatte, wodurch ſie galt: den Ruhm und das zum Theil erkünſtelte Leben ihrer Monarchie; Alles dies zuſammen machte mir die Tage, die ich noch zu Berlin verleben mußte, zu den widrigſten meines Daſeins. Um meiner Einbildungskraft nur irgend einen Eindruck zu verſchaffen, der ſie etwas über die traurige Baarheit ringsherum erhob, fuhr ich nach Potsdam. Obgleich der Tag rauh und regnicht von dem grauen Himmel auf die Hügel von Sansſouci nur hinſchattete, wandelte ich lange auf ihnen. Ich habe dieſen Lieblingsſitz Friedrichs immer gern beſucht; denn er macht den Eindruck, daß er der Aufenthalt eines hellen Geiſtes ſein ſolle, der Freude an der Natur hat, aber keine Wirkungen derſelben um ſich will, welche Anſprüche an die Phantaſie mit ſich bringen und in dem täglichen gleichmäßigen Wirken ſtören. Für den Bedarf eines aufgeweckten Geiſtes reicht hier die Natur hin, und ſo niedrig die Anhöhen ſind, ſcheinen ſie mir doch für eine

Wohnung des Königs geziemend, ſie ſind das Höchſte, was man dort weitum ſieht.

Ich beſuchte auch noch wieder das Grab des großen Königs; und während ich in der Kirche war, begann draußen der Donner franzöſiſcher Kanonen, wodurch man einen Sieg verkündete. Ich ward dadurch vom Sarge Friedrichs weggetrieben; und wie ich nun hinauskam in die Gaſſen Potsdams, die von jeher öde, mir nun in dem Herbſtnebel, wie unterirdiſche Gänge vorkamen, in welchen nur noch eine Schattenwelt war, da faßte mich ein ſo widerwärtiges Bild von Vergänglichkeit, daß ich mich nicht eiligſt genug ſelbſt nach Berlin glaubte retten zu können.

Eines war hier doch, was mich als einen Deutſchen freute. Bei allen Gelegenheiten, jeglichem geſelligen Verkehr, und wo ich in das Innere würdiger Familien blicken durfte, drängte ſich die Bemerkung auf, daß ſich die berliner Damen mit vieler Würde gegen die Franzoſen zu nehmen wußten, mit jener Zurückhaltung, die ihnen gegen den Feind ihrer Väter, Männer und Brüder geziemte. Wirklich ergötzte mich das Befremden und der Verdruß der Franzoſen, daß ihre vermeintliche Allgewalt über Weiberherzen gar nicht bei dieſen Frauen anſchlagen wollte, welche es ſich gleichwohl zur Ehre rechneten, die franzöſiſche Naſenſprache zu reden. Seit meinem näheren Verhältniß zur Gräſin von W--g war mir dieſe unvermerkt widrig geworden, wiewohl ſie niemand lieben kann, der im claſſiſchen Alterthum und in Italien erzogen ward, und die deutſche Literatur mit Anſtrengung ſtudirte.

Daß ich von Roſamunde noch gar keinen Brief, gar keine Nachricht hatte, gab meinen Tagen freilich ein ſchwärzeres Colorit, als alles Uebrige zuſammengenommen. Selbſt hatte ich täglich nach ihren Pferden geſehen, und zu meiner Freude waren ſie ganz wieder hergeſtellt. Meine Sendung war beendet, und täglich erwartete ich den Befehl meines Hofes, von Berlin aufzubrechen. Wohin? war ungewiß, vielleicht mußte ich nach dem Norden zu den Heeren, vielleicht in eine andere Ferne, und unſre kaum ſo zärtlich aufgeblühte Freundſchaft fand keine weitere Nahrung. Da rückte mit einem neuen Truppencorps einer von meinen erſten Jugendbekannten ein, ein Italiener, deſſen Vater unſer Nachbar in Rom geweſen. Wir hatten als Knaben viel mit einander zu ſchaffen gehabt, und hegten viel Neigung für einander, die in gegenſeitige wohlwollende Achtung überging. Er war dienſtfertig, zuverläſſig, discret. Zum Glück bekam er mit zwei andern Officieren einen Auftrag nach Dresden, der ihn dort auf längere Zeit beſchäftigen, und auch in genaue Verbindung mit dem Bureau der Poſten bringen mußte. Ihm gab ich einen Brief an die Gräfin, und den Auftrag, in Dresden nachzuſehen, ob dort Briefe unter meiner Adreſſe angehalten und noch vorhanden wären? ſie an meinen Banquier in Berlin zu ſchicken, da ich nicht wußte, wie lange ich daſelbſt noch verweilen würde.

Nicht lange nach der Schlacht von Eylau ward ich abberufen, ehe ich von meinem italieniſchen Freund Nachricht erhalten hatte. Leider bekam ich Aufträge an den Rhein und nach Holland hin, ſo, daß ich durch eine immer längere Truppenkette der Franzoſen und ihrer Bundesgenoſſen von der Gräfin geſchieden war.

Mein Aufenthalt bei den Holländern, bei welchen ich keine politiſchen Geſchäfte hatte, ſondern nur Aufträge von unſrem Finanzminiſter, dehnte ſich bis in den Frühling, und war ein unangenehmes Einerlei, wiewohl ich abwechſelnd in Amſterdam, Rotterdam, Leiden und dem Haag lebte. Meine liebſte Unterhaltung waren die gelehrten holländiſchen Philologen; und wiewohl die Art, wie ſie das Alterthum nahmen, keineswegs geiſtreich genannt werden durfte, betrachtete ich doch ihr Treiben nicht ungern, weil es ſo ganz auf einen und denſelben Punct gerichtet war. Man konnte ſagen, ſie lebten als ein Commentar über Griechen und Römer, und nur wenn man Latein mit ihnen ſprach, ſchienen ſie eine Seele zu haben. Ich vergaß bei ihnen danach zu fragen, ob ſie auch eine Mutterſprache hätten.

In aller dieſer Zeit hatte ich keine Nachricht von Gräfin Roſamunde. Endlich, an einem Frühlingsabend, der wider die Gewohnheit des Himmels in dieſem Waſſerlande lange hell und unverändert warm geblieben war, bringt mir mein Banquier ſelbſt einen dicken Brief, welchen ein franzöſiſcher Feldcourier ihm kaum eingehändigt, und ſehr empfohlen habe. Ich erkenne in der Adreſſe die Handſchrift meines Freundes, des italieniſchen Oberſten in Dresden, die Einlage waren die erſehnten Briefe von Ihr.

„Treu und raſch,“ ſchrieb ſie zuerſt aus Teplitz, „haben mich Ihre Pferde in dieſe friedliche Heimath gebracht, die von keinem Franzoſen betreten wird. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie wohl und ruhig mir ward, als mich Böhmen aufgenommen hatte. Die andern Länder können ſich nur durch Stärke und Treue ihrer Bewohner des Franzoſenthums erwehren, und wie ſchlecht ſcheint es zu gelingen! Dieſes aber iſt von der Natur ſelbſt dawider geſchützt. Sollten je die Neufranzoſen in daſſelbe eindringen wollen, ich gebe Ihnen mein Wort, ſie werden von den Bergen und Schlüften Böhmens geſchlagen. Spotten Sie nicht, ich fahre mit militairiſchem Blick in der Gegend von Teplitz umher, kriegeriſche Pläne ſtören mich, wenn ich den unausſprechlich ſchönen Herbſt, welcher hier eine Mannigfaltigkeit von Reizen hat, wie ich nie ſah, genießen will. Mein Lieblingsort iſt Maria-Schein, wo ich unter einer Reihe von alten prächtigen Linden gern auf- und niedergehe, und von einem rieſelnden Regen ihrer vielfarbigen Blätter überſchüttet, den Halbkreis der nahen Hügel ſo lange anſchaue, bis mich die Sehnſucht in ihre Schönheit einzudringen zu ihnen zieht. Kaum bin ich dann in ihre Schlüfte, auf ihre Höhen, zu ihren Trümmern gelangt, ſo überraſcht mich mitten im Genuß der Natur die Betrachtung, wie die Franzoſen, wenn der Krieg mit Oeſterreich auch wieder losbräche, wie ich hoffe, von Sachſen her wohl bis hier verdringen könnten, doch hier mit Verderben umgarnt werden müßten.

Lange werde ich hier nicht bleiben. Treten die neblichten, regnichten Herbſttage ein, ſo muß in dieſem Thal die Bangigkeit ſelbſt wohnen. Auch mag ich ſeine Bewohner nicht. Sie kommen auf eine ſo leichte Weiſe zu Geld und Wohlſtand, und haben ſo gar kein Verdienſt dabei, daß die warmen Heilquellen ſich durch ihren Boden ergießen. Dann ſehen ſie durch die jährlich wiederholte Anweſenheit der Badegäſte gleichſam Trümmer der großen und feinen, wenigſtens einer ihnen entfremdeten Welt, daß ſie ohne einen Begriff von ihr zu haben, ſich an manche ihrer Bräuche, und gewiß nicht die beſten gewöhnen. Wenn die Badegäſte weg ſind, ſpielen die Bürger von Teplitz die Fremden bei ſich ſelbſt, und von dem Gelde des fremden Cavaliers den Cavalier, der die Bäder beſucht."

Obgleich ich dieſem Brief ihren Geiſt nicht abſprechen konnte, verdroß er mich doch ſehr, weil er ſo gleichgültig in Hinſicht auf mich lautete. Kaum war meiner Pferde zu Anfang erwähnt, von mir ſprach keine Sylbe. Da bemerkte ich noch eine kleine Nachſchrift, die mich entzückte und bis zu Thränen rührte:

„Als ich meinen Koffer auspackte, waren mir alle ſeine geliebten Sachen noch theurer, und durch Ihre Freundſchaft von neuem geweiht. Wären Sie hier, ich ſehnte mich nach keinem meiner Lieblingsbücher. Sind meine Pferde geſund geworden, ſo müſſen wir mit einander getauſcht haben. Die Ihren wollen mir ſo wohl, daß ſie vor Freude ſcharren und ſpringen, wenn ich mir die Zügel geben laſſe."

Der nächſte Brief war ſchon von Prag. Auch in Teplitz waren ihr die Franzoſen noch ſo nahe geweſen, ſie hatte es nach einigen Tagen verlaſſen, „und wie belohnt bin ich," ſchrieb ſie, „für meinen raſchen Entſchluß hieher zu gehen. Noch immer iſt in Böhmen der Herbſt ſchön, und Prag liegt im hellſten Sonnenglanz unter mir. Ich wohne auf dem Hradſchin, ich könnte ſagen, unter dem Schutz der königlichen Burg. Wären nicht früher Völker als Könige, zögen die wandernden Menſchenhäuflein nicht zunächſt an Strömen hin, und ſiedelten ſich bei ihnen an, ehe ſie an die Pracht der Höhen denken: ſo könnte ich dem ſinnlichen Eindruck glauben, daß zuerſt die hohe Burg auf dem Hradſchin erbaut ſei, und ſich von ihr aus die Stadt in das Thal der Moldau hinabgebreitet habe. Es iſt rings von Hügeln umſchloſſen, die entweder eine förmliche Stadt tragen, oder doch mit Landhäuſern beſäet ſind. Prag iſt eine echte Königsſtadt. Obgleich das Haus, welches ich bewohne, nicht an den unterſten Stock der Burg reicht, ſehe ich von meinem Zimmer zahlloſe Thürme unter mir, und da die Menſchenwohnungen ſich größtentheils dem Auge entziehen, das Gewühl des Tages ſich ganz verliert, läßt man ſich durch die vielen Thürme mit dem ſchönen immer regen Glockengeläute bereden, dort unten wohnten Menſchen, die nur in Feſtlichkeit und Andacht leben. Dazu trägt viel bei, daß die in der Tiefe ſtrömende Moldau keine größern Schiffe trägt, keine Segel vorüber führt. Hin und wieder ſchwimmt ein Menſchenſchifflein, und ſcheint nur Menſchen zu führen, welche zur frohen Geſelligkeit auf den Inſeln im Strome eilen.

„Noch bin ich wenig in Prag umhergeweſen. Durch den Fluß iſt es in zwei Hälften geſchieden, aber ſie haben in der Brücke eine Verbindung, welche durch ihre Schönheit zur regſten Gemeinſchaft zwiſchen ihnen reizt. Sie iſt ein großer Gedanke von Kaiſer Karl dem Vierten, ſowie man überhaupt kaum einige Tage in Prag geweſen ſein kann, ohne dieſen Fürſten zu verehren und lieben.“

„Wären Sie hier, mein Freund, wie wollte ich das Alterthümliche dieſer Stadt genießen. Aber ſo iſt unſer Schickſal. In Rom war ich lange, mußte alles Herrliche dort mit herzloſen Cicerone ſchauen, und Sie waren zu derſelben Zeit in Rom. Erſt den Tag vor meiner Abreiſe nach Neapel ſollte ich Sie kennen lernen. Ich geſtehe Ihnen, Ihretwegen, den Eindruck Ihrer Perſönlichkeit auf mich mir näher zu beſtimmen, zu erklären, kam ich früher als mein Plan war nach Rom zurück und fand Sie nicht. Die verwünſchten Geſchäfte des Diplomatikers! Sie werfen ihn wie ein Weberſchiff des Staates über die Länder. Sie waren damals von ihnen nach Spanien entführt; und jetzt, da ich eine Stadt, die vielleicht nach Rom die größte hiſtoriſche Merkwürdigkeit hat, mir nach allen ihren Eigenthümlichkeiten entfalten möchte, wenn ein Freund wie Sie mit mir wäre, wo mögen Sie jetzt mit franzöſiſcher Zunge ein Geſchäft treiben, das Ihrem Geiſt und Herzen nicht zuſagt.“

Dieſer Brief erweckte, wunderlich genug in mir zum erſtenmal günſtige Gedanken an die Ehe. Das diplomatiſche Leben führt in ſo viele Zerſtreuungen, gewöhnt an einen ſolchen Wechſel der Verhältniſſe, der Perſonen, mit welchen man mehr oder minder in Berührung kommt, gibt ſo ſehr Anlaß zu Galanterien mit dem andern Geſchlecht, und duldet überhaupt ſo gar keine Innigkeit, daß ich mir wohl eine raſch vorübergehende Leidenſchaft, aber keine immer dauernde, innige Verbindung, wie die Ehe, damit vereinbar dachte. Ich erſchrak ſelbſt bei der Vorſtellung, daß ich alle Tage dieſelbe Frau ſehen, mit derſelben Frau an einem Tiſch ſitzen, das oft Beſprochene noch wieder und abermals mit ihr ſprechen ſollte. Jetzt ſehe ich wohl ein, wie wenig deutſch das gedacht war. Iſt aber irgend etwas in der Welt, was die Deutſchheit in uns ausreuten kann, ſo iſt es das diplomatiſche Leben. Damals aber, bei dem Briefe der Gräfin, wie ich mir die Freude vorſtellte, mit welcher ich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, meine liebſten Eindrücke in Rom einem weiblichen Weſen wie ſie mitgetheilt, wie gern ich an ihrer Hand die deutſche Literatur durchwandelt hätte, ſie wirklich mit ihrem Bilde durchwandelt habe, da ſtellte ich mir das ehliche Verhältniß nicht mehr abſchreckend vor, und ich tadelte mich ſelbſt, daß ich noch immer verabſäumt hatte, eine ſo denkwürdige Stadt wie Prag zu beſuchen. Als nun gar ihr dritter Brief anfing:" Alſo auf der Treckſchüte ſchwimmen Sie umher, armer Freund? Daß ein ſo arges Exil Sie von mir trennte, habe ich mir nicht vorſtellen können. Ihr Brief iſt aus Ihrer Seele in meine gedrungen. Er drückt mir Alles aus, was ich verliere, daß Sie nicht mit mir ſind!" da ſtand bei mir der Gedanke feſt, daß eine Ehe mit ihr mein höchſtes Gut auf Erden ſein könne. Sie achtet, ſie ehrt dich, ſagte ich mir ſelbſt, ſie wünſcht ein vertrautes Daſein mit dir; doch reicht dies hin, ſie zur Ehe mit mir zu bewegen?

und liebt ſie vielleicht nicht einen Andern, und iſt es die Liebe nicht, welche die Ehen ſchließt? Mir hatte ſie keinen Beweis von Liebe zu mir gegeben. Und gleichwohl, als ſie in der Abſchiedsſtunde freiwillig, bewegt ihre Lippen auf meinen Mund neigte, geſchah das ohne Liebe?

So wollte ich mich ſchon bereden, daß ſie mich lieben könne, daß ſie mich liebe, obgleich ich auch überlegte, wie wenig ein ſolcher Kuß beim Abſchied bedeute, nachdem ich ihr meinen Eifer für ſie dienſtfertig genug bewieſen hatte. Aber es traten bald noch ganz andre Bedenklichkeiten ein. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte ſie drei Jahre das große Hausweſen ihres Vaters beſorgt, und als ihr auch dieſer ſtarb, war ſie wie bei ſeinen Lebzeiten allen Heirathsanträgen ausgewichen, und im Genuß ihres mütterlichen Vermögens ſelbſtändig genug geblieben, um einzig ihrem Drange nach vielfacher Ausbildung des Geiſtes, in ihrem Lebensplane zu folgen. Ohne eine andere Begleitung, als ein paar männliche und weibliche Bediente, welche ihre Mutter ſich nach ihrem Sinne zugezogen, trat ſie ihre Reiſe nach Italien an; und da ſie bei ihrer Heimkehr nach Deutſchland die Nachricht erhielt, daß ihr einziger und geliebter Bruder im Krieg gegen die Franzoſen gefallen ſei, da ſie ſich nun im Beſitz eines außerordentlichen Vermögens ſah, ſich vorzügliche Männer wiederholt um ſie bewarben, war ſie nach wie vor unabhängig geblieben. Wie konnte ich nun annehmen, daß ſie meinetwegen ihre Freiheit durch die Ehe feſſeln werde? Ich durfte mich an perſönlichen Vorzügen, wenigſtens mit einem ihrer abgewieſenen Bewerber gar nicht meſſen, mein Vermögen eben ſo wenig mit ihrem eigenen Reichthum, das Alter und den Glanz meines Adels kaum mit dem ihren.

Zuletzt blieb mir das Reſultat, daß ich ihr ganz in dem innigen Tone, welchen ſie ſo gütig in ihren Briefen gegen mich angeſtimmt hatte, fleißig ſchreiben, ſie ſobald als möglich in Prag beſuchen wolle, doch aus Delicateſſe nie meines Wunſches mit ihr vermählt zu ſein erwähnen dürfe. Auf meiner Seite wäre ja aller Vortheil einer ſolchen Verbindung geweſen, und das Glück derſelben konnte mir nur als eine ungeſuchte Gabe von ihr werden.

Ich fand Mittel, den Briefwechſel mit ihr auf einem ſichern, wenn gleich langſamen Wege fortzuſetzen; und ihre Schilderungen von Prag, als der Frühling angebrochen war, würden meine Ungeduld dieſe Stadt zu ſehen, ſelbſt wenn ſie nicht dort geweſen wäre, erregt haben.

„Ich wohne nun auf einem Gartenhauſe,“ ſchrieb ſie, „wieder hoch an einem Hügel, deſſen ganze Rundung mit Blüthenbäumen bedeckt iſt. Wohin ich auf die entgegengeſetzten und mich umkreiſenden Berge ſchaue, iſt Alles voll von gleichem Blüthenglanz: nur der dunkle Wiſchehrad ſteigt ſchroff mit öder Felswand in die Moldau hinab. Er ſcheint über eine Vergangenheit zu trauern, wo das goldene Zeitalter Böhmens ihn vor allen geſchmückt hatte; mit dem jungen Leben unſerer Tage und Geſchlechter, wo ſeine Ehre erloſchen iſt, in keiner Verbindung ſein zu wollen. Man ſieht ihn auch faſt nie von der Sonne beleuchtet, und die Glocken auf ihm ſchlagen immer eine Viertelſtunde früher, wie im übrigen Prag, als eilte er, der Zeit los zu werden.“

„Wiſſen Sie, theuerſter Freund, was am frühen Morgen mein erſtes Geſchäft iſt? Ich ſpähe mir einen Thurm aus, nach deſſen Kirche ich in den ſpäteren Stunden wallfahrten will. Prag iſt reich an Kirchen, die ſich durch ihre Bauart, ihre Denkmale, am meiſten durch die Erinnerungen auszeichnen, welche die denkwürdigſten Epochen der böhmiſchen Nationalgeſchichte herbeiführen. Mir iſt der alte Tein die liebſte von allen, und ſeine beiden ſchönen Thürme, ſo oft ich ſie anſchaue, ſagen mir: komm heute wieder zu uns. Auf den Tag freue ich mich zum höchſten, wann wir zuſammen in die kleine alte Kapelle der heiligen Ludmilla treten werden, und Sie mir eine romantiſche Vorzeit Böhmens, die verworren vor mir liegt, begreiflich machen. Das fällt einem Weibe faſt unmöglich, ſich aus dürren, abgeriſſenen, ungeſonderten Nachrichten ein richtiges Bild vergangener Zeiten zu entwerfen. Mich dünkt, dazu gehört ein männlicher Geiſt. Ihnen darf ich ja wohl vertrauen, daß ich überhaupt nun oft an mir die Entdeckung mache, das Weib könne Vieles in Wiſſenſchaft und Kunſt nur durch die gegenwärtige Beihülfe eines männlichen Geiſtes begreifen, eine Wahrheit, die ich ſonſt mit Widerwillen von mir wies.“

Dergleichen Stellen in ihren Briefen belebten meine Hoffnung auf eine unauflösliche Verbindung mit ihr, und noch mehr ein kleiner Umſtand, den ich mit großem Vergnügen bemerkte. Ihr Geiſt war ſo reich und das Eigenthümliche allenthalben ſo ergründend, daß ihre Feder kaum einen Gegenſtand zu berühren brauchte, und ihm entfloß ein Strom von Gedanken, welcher ſich wenig darum bekümmerte, an wen dieſe urſprünglich gerichtet waren. Darum verſchwand in der Regel meine Perſönlichkeit in ihren Briefen weit mehr, als bei einem gewöhnlichen Verhältniß die Höflichkeit erlaubt hätte. Hatte ſie mir nun einen Brief der Art geſchrieben, ſo konnte ich ſicher ſein, daß die Nachſchrift nicht fehlte, worin nichts von Höflichkeit, aber ein ſo gedrängter Ausdruck ihrer Freude über unſre Freundſchaft, daß er mir tief ins Herz ging. Ich ſah daraus, es war ihr Bedürfniß, mit einer faſt zärtlichen Innigkeit meiner zu gedenken. Kam ein Brief von ihr an, ſah ich zuerſt nach, ob er ein Poſtſcript hatte; doch las ich es nie vor dem Briefe ſelbſt, um ganz die Stimmung zu wiſſen, welche vorangegangen war. Auch herrſchte ſtets in ihren Gedanken eine ſolche muſikaliſche Compoſition, daß ihre Nachſchrift allemal den Theil eines Ganzen ausmachte.

Aus Holland führten mich meine Sendungen an den Oberrhein, und ſo war ich ihr ſchon viel näher. Doch dauerte die Freude darüber ſo kurze Zeit, daß ich ſie kaum empfand. Die ungeheure Verwickelung der europäiſchen Angelegenheiten, durch die immer weiter um ſich greifende Dynaſtie Bonaparte's, verrückte in den meiſten Ländern den Stand der Dinge ſo, daß die Regierungen ſich nach den Berichten ihrer gewöhnlichen Geſandtſchaften nicht mehr orientiren konnten. Mir widerfuhr abermals das Schickſal, daß ich insgeheim geſandt wurde, um über den Geiſt der

Völker und Regierungen und der politiſchen Parteien des Landes Bericht abzuſtatten, und meiner Anſicht gemäß dienliche Verbindungen anzuknüpfen. Ich werde an einer andern Stelle die Beobachtungen mittheilen, welche ich über das damalige Spanien machte, wo ich den reinſten adeligen Geiſt gefunden habe, der unſtreitig das Trefflichſte unter den Elementen war, welche ich dort zum glücklichen Widerſtand gegen eine neumodiſche Tyrannei ſich immer mehr vereinen ſah. Hier würden mich dieſe Mittheilungen ganz und auf lange Zeit von der Gräfin Roſamunde wegführen; und ſollte ich jetzt in Aufzeichnung dieſer Memoiren die ſchmerzliche Ungeduld noch einmal fühlen, welche ich in der Wirklichkeit nur zu ſehr empfunden habe?

Während meines Aufenthaltes in Spanien erhielt ich keinen Brief von meiner Freundin: bei dem Incognito, was ich ſoviel wie möglich beobachten mußte, hielt es ſehr ſchwer, daß irgend eine Zuſchrift an mich gelangte. Ich war froh, wenn ich nur meine Berichte auf irgend einem ſichern Wege an die Behörde brachte. Der neue Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich hemmte mich noch mehr, und vermehrte meine Ungewißheit, ob ſie in Prag geblieben ſei? Der bald erfolgte Friede ließ mich nach Deutſchland zurückkehren, entband mich vorläufig alles diplomatiſchen Zwanges, und ein Brief von Roſamunde ſagte mir bald, daß ſie auch zur Zeit der höchſten Gefahr, wo der Feind den größten Theil der öſterreichiſchen Monarchie beſetzt hatte, Böhmen nicht verließ; denn ihr Vertrauen zu der Natur dieſes Landes war ſo groß, daß ſie nicht fürchtete, es werde je die Franzoſen in ſich aufnehmen. Ueber die Anſtrengung der Böhmen, die öſterreichiſche Monarchie zu erhalten, ſchrieb ſie mir mit Begeiſterung.

Als ich mir die ſichere Hoffnung machen konnte, bald zu ihr zu reiſen, gab ſie alle Reiſepläne auf, die ſie gleich nach dem Frieden ausführen wollte, um das öſterreichiſche Kaiſerreich nach ſeinen verſchiedenen Beſtandtheilen kennen zu lernen. Sie beſtand darauf, mich zum erſtenmal ſchlechterdings in Prag wiederzuſehen, und in ihren Nachſchriften war eine köſtliche Freude über unſer Leben daſelbſt. Ich ſtellte es mir noch erfreulicher vor, wenn es mich ſolcher Nachſchriften nicht entbehren laſſen müßte.

Als ich im Spätherbſt anlangte, fand ich ſie noch auf dem Landhauſe, welches ich durch ihre Briefe ſo gut kannte; und ſo war ich alsbald heimathlich bei ihr. Sie hatte mir in ihrer Nähe ein andres Landhaus miethen laſſen. Oft denke ich daran zurück, wie viel vertrauter als je, wir nun in den erſten Augenblicken waren. Unſere letzte Stunde in Berlin hatte während unſrer Trennung ſo fortgewirkt, als wären wir zuſammengeblieben; und vielleicht kam die vertraulichere Unbefangenheit, welche ich ſogleich an ihr wahrnahm, auch daher, daß ſich ihr Geiſt und ihre Weltanſicht ſeit unſrer Trennung noch freier entwickelt hatten. Das Unglück und der Sturz der preußiſchen Monarchie ſchienen ſie aller Begrenztheit erledigt zu haben, und hatten offenbar auf ihr Inneres, ihre größere Selbſtändigkeit eben ſo gewirkt, wie ehmals ihr früher Verluſt von Mutter, Vater und Bruder. Sie ward mir durch nichts ehrwürdiger, als daß überhaupt jeder Schmerz ſie noch edler, freier, hingeneigter zu Menſchen machte. Mit ihrer inneren Entwickelung war ihre äußere Schönheit im genaueſten Zuſammenhang. Ihre Geſichtsfarbe war blendender, ihre Geſtalt voller geworden. Als ich ſie zum erſtenmal den Hügel herabkommen ſah, ſtand ich ſtill mit einem angenehmen Staunen, ehe ich ihr entgegeneilte.

Die Thürme des Teins waren das Erſte, was ſie mir in der Luft wies, und ſchon am nächſten Tag nach meiner Ankunft fuhr ich mit ihr in die Stadt, oder, wie ſie ſagte, in die verſchiedenen Jahrhunderte derſelben. Meine Pferde wieherten fröhlich, als ſie mich ſahen, und ich konnte mich an ihrem ſtattlichen Ausſehen nicht genug vergnügen. Es ſagte mir, mit welcher Sorgfalt ſie gepflegt würden. Sie ſchauten ſich immer um, als ich mich mit der Gräfin in den Wagen ſetzte, und ſo lange ſie der Kutſcher noch ſtehen ließ. Zum erſtenmal in meinem Leben hatte ich da ein mächtiges Gefühl von ſchöner, inniger Häuslichkeit. Sie ſah mich gerührt an und freudig, und merkte nicht, wie ſüß mir war, daß mein Elbogen an den ihren ſtieß. Indem wir fortfahren wollten, ſagte ſie noch: wir halten bei Ihrer Wohnung, denn ich muß meine Pferde ſehen; und als wir dort ausſtiegen, ich ſie ihr in derſelben Stattlichkeit, die mich an meinen vergnügte, zeigen konnte, und wir beide gleich traulich mit den edlen Thieren, die uns beiden gehörten, uns abgaben, ward mein Gefühl von Häuslichkeit immer vollkommener. Ein lebendiges Eigenthum hatten wir gemeinſchaftlich, und beide gleich lieb.

Als unſer Wagen durch die Straßen rollte, ſchien es mir faſt zuviel, daß ich ſo im Angeſicht der Welt neben ihr ſitzen durfte, ſie von den Vorübergehenden ohne Zweifel für meine Gemahlin gehalten wurde; und als wir über die Moldaubrücke fuhren, die Pracht des Anblicks mich hinriß, ſie unbekümmert um die Menſchen meine Hand faßte, mit entzücktem Auge mich anſchaute, wahrlich es gehörten die engen umwundenen Gaſſen dazu, durch welche wir dann fuhren, um mich wieder zur Beſonnenheit zu bringen. Kaum waren wir in den Tein getreten, ſo führte ſie mich in die Kapelle Ludmilla's. Die fromme Seele, welche in dieſem engen kleinen Raum ſich zu allen Zeiten des Tages demüthig mit Gott unterhielt, ſcheint hier noch heimathlich zu ſein. Von ihr geſtiftet, brennt noch dämmernd wie durch die Nacht der Jahrhunderte das heilige Lämpchen. Ueber dem kleinen Altar hangen noch weibliche Arbeiten, von Ludmilla verfertigt: die Herzogin glaubte ihren weiblichen Fleiß ſo genehm vor Gott, als ihr Gebet. Stillſchweigend leitete mich Roſamunde an ein Pförtchen zur Seite. Die Stiegen, ſagte der begleitende Kirchendiener, führten zu dem Wohnhauſe von Ludmilla. Mit wie beſchränktem Raum, äußerte ich, begnügten ſich vormals die Menſchen für ihr Leben und ihre Andacht. Roſamunde ſprach keine Sylbe in der Kapelle. Sie ſchien tief bewegt. Als das Lämpchen der Heiligen einen Dämmerſchein über ihr Geſicht warf, und ihr Auge wie ein Stern dagegen leuchtete, ergriff ich ihre Hand und ſagte gerührt: wie ſchön iſt, daß eine ſo hohe, freie Seele den engen, dunklen

Raum alterthümlicher Frömmigkeit ſo lieb gewann. Ohne eine Erwiderung trat ſie zurück in die lichte Kirche, und wies auf die Kanzel: dort hat Johann Nepomuk mit dem feſten und ſanften Chriſtusſinne zu dem Volke gepredigt, noch den Tag vorher, ehe ihn der wilde Wenzel foltern und in die Moldau ſtürzen ließ, weil er der tugendhaften Königin und dem unverbrüchlichen Geheimniß der Beichte treu war. Sehen Sie, wie ausgehöhlt die Stufen dieſer Kanzel ſind, und blos von den Tritten der Prediger, welche hier das Chriſtenthum verkündeten. Wie ungeſtüm mag ſie oft der feurige Rokyczana erſtiegen haben, welcher den unbändigſten aller Geiſter, den Huſſitenzorn, durch ſeine Beredtſamkeit zu erregen und zu beſchwichtigen wußte. Ich hatte nichts zu erwiedern, als daß ich meine Unkunde der böhmiſchen Geſchichte geſtand, worauf ſie verſicherte, daß wir ſchon dieſen Nachmittag ſie zuſammen begönnen; die böhmiſche Sprache habe ſie gelernt, und wolle mir manches hiſtoriſche Blatt aus ihr verdeutſchen; dagegen übertrüge ich ihr das, was über Begebenheiten und Perſonen, welche ſie ſich ausgezeichnet hätte, lateiniſch geſchrieben ſei, und fuhr dann fort: gern habe ich hier das Grabmal von Tycho Brahe gefunden, neben der Kanzel der Huſſitenlehre, die ganze Menſchengeſchlechter in Aufruhr und Verwirrung brachte, das Grab des Sehers, der den ewig ruhigen Gang der Sterne beobachtete und ſeine Geſetze entdeckte.

Indem füllte ſich der Tein allmälig mit Menſchen zum Gottesdienſt, wir traten zurück in den Hintergrund. Flüchtig deutete Roſamunde noch auf ein Gemälde an einem Pfeiler, wo der heilige Wenzel, von einem Engel geführt, indem der andre ihm den Herzogsmantel vom Schritte hebt, abgebildet war. So anmuthig und ſchön, ſagte Roſamunde, war der Enkel und Zögling Ludmilla's. Man kann nicht längere Zeit in Böhmen leben, ohne dieſe beiden Geſtalten und Johann Nepomuk lieb zu gewinnen. Die böhmiſche Geſchichte, die Phantaſie des Volkes, die Volksfeſte, die Kirchen und das Land, Alles iſt durch dieſe drei Geſtalten beſeelt worden.

Das Orgelſpiel begann, und Roſamunde ſchritt hinaus. „Heute ſehen wir nichts weiter; dem Tein gebührt, daß wir den Eindruck von ihm unvermiſcht erhalten.“ Die Pferde wieherten wieder fröhlich, als ſie uns vereint an den Wagen kommen ſahen. Wir flogen hinaus zur Freiheit der Natur und der Berge: auf der Brücke ließ die Gräfin langſam fahren. Von der Seite, wo wir jetzt kamen, war der Blick von ihr noch überraſchender und prächtiger; denn es war, als ſtiege die hohe Burg von ihrem Berg uns entgegen.

Täglich beſahen wir nun neue Merkwürdigkeiten Prags, und waren anhaltend fleißig in Erlernung und Erforſchung der Hiſtorie Böhmens. Täglich bildete ſich die Innigkeit und Vertraulichkeit unſeres Lebens feſter; und doch wollte unſer Verhältniß keinen andern Charakter gewinnen, als ein faſt idealiſches zwiſchen Schweſter und Bruder. Von mir kam dies nicht, vielmehr litt ich mitten in dieſem glücklichen Leben von dem Zwange, welchen ich meiner Leidenſchaft, meiner Sinnlichkeit auferlegte. Und warum, fragte ich mich wohl ſelbſt? was quälſt du dich ſelber? warum ſprichſt du nicht frei zu ihr von den Trieben deines Herzens? warum drückſt du nicht deine Lippen auf ihren geliebten Mund? hat ſie dich doch zuerſt geküßt. Auf alle dieſe Fragen konnte ich mir keine andere Antwort geben, als daß ich Nichts wagen dürfe, wodurch die Freiheit, Zartheit und Ruhe unſeres gegenwärtigen Verhältniſſes leiden könne; und ſo verging der ſchöne Herbſt, ohne daß ich mir ſchmeicheln mochte, meinem eigentlichen Ziele näher gekommen zu ſein.

Eines Tages, da ſich die Rauhigkeit des Herbſtes bemerklich machte, äußerte ſie, daß wir nächſtens in die Stadt ziehen würden; ſie rechne darauf, mich den ganzen Winter in Prag feſtzuhalten. Nahe bei ihrer Wohnung auf dem Hradſchin wäre eine andere für mich ſchon vorläufig in Beſchlag genommen.

Ich bleibe bei Ihnen, erwiederte ich, ſo lange mein Hof mich hier ruhig läßt. Nirgends finde ich eine ſolche Fülle des Lebens, wie bei Ihnen. Aber unſere Gedanken und Empfindungen und unſer ganzes Sein werden ſo in einander verwachſen, daß ſie nicht mehr auseinander geriſſen werden können; und wie ſoll da unſere Zukunft werden?

Schön, entgegnete ſie, und immer ſchöner. Bin ich nicht ganz unabhängig durch mein Vermögen, und iſt mein Herz nicht frei durch den Tod meiner Geliebten? Schon wollte in mir eine freudige Ahnung aufſteigen, daß ſie auf die Möglichkeit einer Ehe mit mir hindeuten werde, als ſie fortfuhr: an dem liebevollen Andenken meiner ſeligen

Mutter hatte ich der Liebe genug, als ein junger Künſtler, der auf ſeiner Reiſe nach Italien in das Haus meines Vaters kam, und ſich erbot, ein paar Monate bei uns zu bleiben, um meine Liebe zur Malerei zu leiten, mir ſeine tiefe und lang verſchwiegne Leidenſchaft für mich, gegen das Ende ſeines Aufenthalts entdeckte. In ihm war ein reiner, hoher und treuer Genius: ein geiſtvolleres Geſicht bei ſoviel Seele in der ganzen würdigen Geſtalt war mir nicht vorgekommen. Ich fühlte in mir den Anfang einer Leidenſchaft, die mich erſchreckte. Unſer Verhältniß ward angſtvoll. Die Spannung in mir mußte meinem Vater nicht entgangen ſein. Er veranlaßte den Künſtler zu ſcheiden; aber beim Scheiden verbarg ich dem beſcheidnen jungen Manne nicht mehr, was ich für ihn empfand. Nach ſeiner Entfernung hielt ich es meiner unwerth, meinem Vater den Zuſtand meines Herzens zu verſchweigen. Du wirſt verſtändig ſein! war ſeine einzige Antwort. Ich erkannte an ſeiner Erblaſſung, was ſie bedeutete. Wenige Tage darauf fiel er in ſeine Todeskrankheit; dem Sterbenden mußte ich verſprechen, nie den Künſtler zu heirathen. Zugleich gelobte ich mir ſelbſt, auch keinen Andern. Ich erhielt einige Briefe von meinem Freund aus Italien, die zu voll von zärtlicher Hoffnung waren, als daß ich ihm nicht offen mein Gelübde melden mußte. Gleichwohl — aller Freude an der Entwicklung ſeines Genius, an ſeiner Freundſchaft, vielleicht auch an ſeiner Liebe wollte ich nicht entſagen; auch ſeinetwegen reiſte ich nach Italien. In Mailand fand ich ſein Grab. Ich verweilte lange in dieſer

Stadt; doch erſt in Rom unter den Denkmalen des Alterthums ward mir wieder ruhig. So ſahen Sie mich zum erſtenmal. Lieber Freund, den Ausdruck des Herzens, der Geſinnung von meinem geſchiedenen Freunde fand ich in Ihrem Aeußern ganz wieder: der Geiſt drückt ſich freilich in Haltung des Diplomatikers und des Künſtlers ganz verſchieden aus.

Roſamunde ſprach ſehr bewegt, mit gedämpfter Stimme, mit einem unbeſchreiblichen Wechſel wehmüthiger Modulationen; ſie merkte nicht, welche Bewegungen von Eiferſucht, Freude und Schmerz in mir vorgingen, und ſprach nach einer Pauſe weiter: Sie wiſſen, daß mein geliebter und einziger Bruder nicht lange nachher fiel. Das Schickſal brach alle meine Liebe plötzlich ab. Mitten unter den Schmerzen wurzelte bei mir die Ueberzeugung, daß ich Mutter, Bruder und den Geliebten verlieren konnte und fortleben, daß ich dies nicht vermöchte, wenn der Geliebte durch Bande der Ehe mir Alles in Allem, einerlei mit meinem Sein geworden wäre, und mir dann durch den Tod in der Kraft des Lebens entriſſen würde. Ich fürchte das Glück der Ehe. Auch könnte ich nicht ohne Leidenſchaft mich auf immer mit einem Manne verbinden, und Leidenſchaft ſoll nicht wieder in mir aufkommen; ſie lähmt die Freiheit des Geiſtes.

Als ſie nun gänzlich ſchwieg, wußte ich wahrlich nichts zu erwiedern. Mir war, als wenn ich Alles verloren hätte, und ich wußte mir nicht zu ſagen, was ich denn verloren habe. Eine Zeitlang ſaß ich noch ſtumm, kein Wörtchen ward zwiſchen uns gewechſelt, und als ich aufſtand wegzugeben, fragte ſie innig; kommen Sie morgen wieder? Ich fürchtete, daß meine Thränen hervorbrächen, und ging ohne zu antworten.

Auf den Bergen ſchweifte ich den Abend umher, und kam zu keinen feſten Gedanken über meinen Zuſtand. Erbittert überlegte ich mein Schickſal, welches mich trotz aller diplomatiſchen Oede und Zerſtreuung mit dem innigſten Verlangen nach dem unauflöslichen Verein mit einer ſeltenen Frau erfüllte, alle äußern Umſtände zu Befriedigung meines Verlangens auf das günſtigſte zuſammenſtellte, mir die Achtung, das Wohlwollen, die Neigung, vielleicht gar die Liebe der herrlichen Frau ſchenkte, und zugleich in ihrer Geſinnung und ihrem Entſchluß einen ewigen Bann der Scheidung zwiſchen uns legte.

Am andern Morgen ſchrieb ich ein paar Zeilen an Roſamunde, und bat ſie, in die Stadt zu ziehen, und mich vor der Hand allein draußen zu laſſen. Ihre geſtrigen Geſtändniſſe hätten eine kurze Trennung zwiſchen uns nöthig gemacht. Ich würde ſie in der Stadt wiederſehen, ihr Freund für immer. Sie erwiederte: was Sie wollen, geſchieht. Laſſen Sie uns jetzt den Schmerz ertragen, wir ſichern uns durch ihn gegen einen Schmerz, der nicht zu ertragen ſein könnte.

Von der Leerheit, die ſich auf meine Anhöhen lagerte, als die Gräfin weggezogen war, kann ich mir kaum noch einen Begriff machen. Wir hörten eine geraume Zeit nichts von einander. Endlich faßte ich Muth, mich nach der mir beſtimmten Wohnung zu erkundigen, und wieder in ihre Nähe zu ziehn.

Bei meinem erſten Beſuch empfing ſie mich mit dem ganzen Ausdruck ihrer Freude, mich wiederzuſehen; aber unſer Geſpräch war minder beſeelt wie vormals, wenigſtens vermieden ſie und ich alle Gedanken und Gegenſtände, die eine weiche Stimmung herbeiführen konnten. Sie hatte die Verordnungen der neuen preußiſchen Staatsorganiſation bekommen, die ich freilich nach öffentlichen Blättern kannte, doch nie beachtet hatte. Ich nehme daran Theil, ſagte ſie, denn ich verehre ihren vornehmſten Urheber, den Freiherrn von Stein. Wahrſcheinlich bringt er den Winter in Prag zu. Sie finden bei ihm eine ſehr bedeutende Unterhaltung. Er hat einen ſcharfen, ſtrengen Geiſt und Charakter, und doch zugleich ein Wohlwollen in ſich, welches jede Volksclaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft beglücken möchte. Dies an ihm wahrzunehmen freute mich um ſo mehr, weil er auf alten Adel, die Ehre ſeines Geſchlechtes, ſehr viel hielt. Ich möchte wohl ſagen, er hat in ſeinen Tugenden einen ritterlichen Sinn, in ſeinen Begriffen und Neigungen Freiheit und Trieb eines Briten. Aus der engliſchen Literatur ſcheint er mir auch vorzüglich ſeine Cultur hergeholt zu haben. Die Staatswiſſenſchaft iſt bei ihm zur Gemüthsſache geworden, und gibt ihm eine ſolche Befriedigung, daß ich an ſeiner ſo lebendigen Natur keine vorzügliche Empfänglichkeit für die ſchöne Kunſt bemerkte. Man ſollte darum glauben, daß er das entgegengeſetzte Extrem von Göthe ſei, und gleichwohl hat er mich an dieſen erinnert.

Solchen Eindruck zu entziffern, habe ich hin- und hergedacht, und zuletzt fand ich doch keinen Aufſchluß, als die Vermuthung, ihre Aehnlichkeit komme von der Gewandtheit, mit welcher Göthe die Kunſt und das Leben als Stoff für den Künſtler praktiſch, Stein aber als Geſchäftsmann die Wiſſenſchaft und ihre Entdeckungen für das Leben praktiſch anzugreifen weiß. Was in jenem die Phantaſie, iſt in dieſem das Temperament, und iſt jener vergnügt, wenn das Leben nur eine Geſtalt gewinnt, ſo iſt dieſer nur mit einem raſtloſen Handeln zufrieden. Beide ſind, wenn ich nicht irre, am Main geboren, und es gibt ein gewiſſes ſcharfes Blicken ſchwarzer Augen, das gar nicht beſonders gutmüthig ausſieht, welches ich häufig an Menſchen aus jenen Gegenden gefunden habe. Weiche Lippen ſind ſelten damit vereinigt, und der ſcharfe Ausdruck wird daher durch den Mund verſtärkt.

So beſchrieb mir die Gräfin einen Staatsmann, welcher in der Geſchichte vorzüglich durch ſeine Oppoſition gegen Napoleon leben wird. Als ich dies äußerte, ſetzte ſie hinzu: und wenn er gleichwohl Urſache hat, für ſeine Perſon den Machthaber Frankreichs zu haſſen, ſo denkt er daran doch gar wenig, weil er im Namen Deutſchlands und als ein preußiſcher Patriot ihn unermeßlich haßt.

Auf gleiche Weiſe ſchilderte ſie mir in unſern Geſprächen mit ihrer gewohnten Feinheit manche denkwürdige Männer, die ich nicht perſönlich kannte, auch ganze Stände, wie den böhmiſchen Adel, mit einem ſo treffenden Witze, daß man ſie als Individuen vor ſich ſah. Der Gang meiner Memoiren bringt mich noch auf alles dies zurück. Jetzt, da ich das peinigende Verhältniß, in welchem ich damals zu ihr war, wieder gegenwärtig empfinde, entferne ich ſoviel wie möglich alle Gegenſtände, deren kaltes Dazwiſchentreten ich mir damals gefallen laſſen mußte.

Der Zwang, welchen wir uns beide anthaten, hatte wenigſtens bei mir die Folge, daß meine Neigung zu ihr zu einer Leidenſchaft ward, die meine Ruhe gänzlich untergrub. Der Jüngling liebt raſender, als der Mann; doch hat alle Raſerei ihre Rettung in ſich ſelbſt, in ihrer kurzen Dauer. Wird in dem Herzen des Mannes die Liebe zur Leidenſchaft, ſo iſt ſie mit der hellen Erkenntniß der Eigenſchaften des geliebten Weſens verbunden, mit der Ueberzeugung, daß er nur mit dieſer Frau einen Bund ſchließen könne, der ſeiner Natur und Beſtimmung, ſeinen Bedürfniſſen zuſage. Dadurch wird ſeine Leidenſchaft ein dauernder Zuſtand, und er ſieht gar kein Glück mehr vor ſich, wenn ſie nicht beglückt wird. Ich ſagte mir dies täglich, ſtündlich, und je mehr Pein ich fühlte, deſto ſchöner ward mir Roſamunde. Bei der Liebe meiner Jugend iſt meine Sinnlichkeit nie ſo glühend aufgeregt, als ſie es durch den Froſt wurde, der nun auf unſrem Umgang lag. Ihre Geſtalt war mir immer vor Augen. Sie pflegte wenig mit ihrer Kleidung zu wechſeln, und dies trug wieder dazu bei, daß ſich Alles an ihr ohne irgend eine Zerſtreuung meiner Phantaſie wie unveränderlich eingrub. Zu jener Zeit, da es winterlich wurde, trug ſie Tag für Tag ein ſchwarz ſammetnes Kleid, über welches ein indiſches Shawl mit den glühendſten Farben ſich reich verbreitete. Sie hatte eine unnachahmliche graziöſe Weiſe, ſich das Shawl umzuwerfen, es bald ſo, bald ſo zu halten, ohne daß man merkte, daß ſie es hielt, und wo man es wohl gemerkt hätte, vergaß man alles über die wunderſchöne Hand, die aus den ſchwarzen Aermeln länglich vorblickte. Oft hätte ich ſie bitten mögen, eine andre Tracht zu wählen, damit ſie nur eine andre wäre, als die, welche Tag und Nacht meine Phantaſie quälte; und wenn ich zu ihr ging, mußte ich mir unaufhörlich ſagen, nun wird ſie wieder in dem lang hinwallenden Kleide, in dem zauberhaften Shawl vor dich treten, ihn weit umbreitend auf dem Seſſel ruhn, und du wirſt wieder ſchauen, was du nie erlangſt. So kommſt du, ſo gehſt du, immer und immer auf einer Lebensbahn, die zu keinem Ziele führt.

Eines Tages, da ich mir dies auf dem Hingang bitterer wie jemals vorgeworfen, ſah ich ſie freudiger, gütig und innig wie ſonſt; mir war, als ob mir die Frühlingsſonne aufginge. In acht Tagen, ſagte ſie, wird eine Freundin bei mir ſein, die ich nie ſah, gleichwohl herzlich liebe, und auch als ein Geſchenk meiner ſeligen Mutter verehre. Ich mochte kaum zwölf Jahre alt ſein, als meine Aeltern eine ferne Reiſe unternahmen, und mein Vater darauf beſtand, daß mein Bruder und ich zurückbleiben ſollten. Bei ihrer Heimkehr brachte mir die Mutter Zeichnungen von Gegenden mit, die mich unausſprechlich anzogen. Warum, habe ich mir ſpäterhin begreiflich gemacht. Jede Zeichnung war wie ein Gedicht, und alle zuſammen ſchienen mir wieder ein einziges Gedicht zu ſein. Trümmer von Burgen waren auf allen, aber auf jeglicher in neuer Geſtalt, und die mannichfaltigſte, blühendſte Natur mit der reichſten Ueppigkeit war nun ſo, nun anders zu den Trümmern geſtellt. Die verſchiedenſten Baumgruppen, Wieſen und Gärten, Landſeen, Ströme und Bäche, einzelne Landhäuſer, Dörfer und fernherblickende Städte mit ihren Thürmen, alles war benutzt, um die Gegenwart mit ihrer Bewegung und Fröhlichkeit um die Trümmer und die Vorzeit zu ſchlingen. Man konnte nie beſtimmen, ob der Eindruck mehr ernſt, oder mehr heiter ſei. Nur auf einer Zeichnung ging die Heiterkeit in Ausgelaſſenheit über. Aber warum erzähl' ich Ihnen davon? warum zeige ich ſie Ihnen nicht? warum habe ich ſie Ihnen noch nicht gezeigt? Doch, ſie liegen zu unterſt in meinem Koffer in der großen Mappe, und ich habe ihn nur zum Theil ausgepackt; denn ich denke noch immer daran, wie unangenehm mir war, bei meiner Flucht nach Berlin, ſeine Sachen verworren durch einander, und zum Theil zu ihnen fremdartigen werfen zu müſſen. Helfen Sie mir ſie hervorheben.

Auf einmal war ich ihr wieder näher gerückt, das Bild jener bewegten Abſchiedsſcene kam mit Macht über mein Herz; ich berührte ihren Arm, ihre Hand beim Hervorheben der Sachen, und als ich, ehe wir die Mappe öffneten, alles Uebrige mit ihr in das Fachwerk eines Schrankes ordnen mußte. „Ich begreife doch nicht,“ ſagte ſie inzwiſchen, „was mich ſo ſehr zerſtreut und beſchäftigt hat. Aus Böhmen brauche ich doch nicht zu fliehen; warum habe ich mir dieſen Schatz der Liebe und Treue nicht ſchon lange geordnet?" Sie ſann ein Weilchen nach und erröthete ſehr hoch. War mir nicht zu verzeihen, wenn ich bei mir in ihrem Namen antwortete, daß ihre Theilnahme für mich der Anlaß jener Zerſtreuung ſei?

Die Zeichnungen fand ich durchaus ſo, wie ſie mir dieſelben beſchrieben hatte, und äußerte ihr die Bemerkung, daß der Künſtler blos darauf bedacht geweſen ſei, den verſchiedenen Gegenden ein entſprechendes Geſchäft der Menſchen anzuweiſen, und ſo auch das Bemühen, das Gewerbe des täglichen Lebens mit der Vorzeit in Verbindung zu bringen. „Ja freilich," entgegnete ſie, „dies brachte eben die künſtleriſche Heiterkeit zu der muthwilligſten Ausgelaſſenheit. Sehen Sie dieſe Zeichnung, wo die Trümmer eigentlich noch keine ſind, die Burg noch faſt ganz unverſehrt ſteht, und welche alte Pracht dieſer Burg. Durch dieſes Fenſter ſehen Sie auf den Söller, wo die hohen Rittergeſtalten den Becher vor ſich und in der Hand feurig zu einander ſprechen; drei haben ſich in die Fenſterbogen gelegt und ſchauen mit Stolz und Hohn hinab; und wohin? Hier auf die Landſtraße, wo bei dem Karren des Kärners eine Kutſche vorbeifliegt, in welcher ein Mann mit hoher Friſur ein wenig vorgebeugt ſitzt; vielleicht ein Herr von Ihrem Stande, Herr Diplomatiker? Die folgende Truppe, halb zu Fuß, halb auf einem Fuhrwerk, von welchem Teppiche und wunderliche Verbrämungen herabhängen, weiß ich nicht genug zu deuten."

„Doch keine reiſende Schauſpielertruppe?" fragte ich.

„Schwerlich; denn ich glaube, dieſe Figuren ſind allegoriſch. Wir werden meine Freundin darum fragen müſſen; und welche Allegorie wird ſich ein zwölfjähriges Fräulein denken?“

Indem rückte ſie das Blatt und ein andres ſah hervor, welches von einer ganz andern, geübten, feſten, wahrhaft künſtleriſchen Hand war. Ich zog es heftig hervor; die Gegend war mir wohlbekannt, einer meiner Lieblingsblicke nicht weit von Mailand. Eine innere Stimme hatte mir ſogleich geſagt, dies Blatt ſei von dem Geliebten. Ich konnte nicht danach fragen, konnte ſie ſelbſt nicht mit einem Blick fragen, und plötzlich überfiel mich eine Eiferſucht, die mir den Athem raubte. Sie war bisher gegen meinen Kummer wenig lautbar geworden, und in dieſer ſchönen Stunde, wo ein zärtliches Vertrauen und Hinneigen wieder zwiſchen uns begann, mußte ſie wie ein Dämon über mich herfallen. Kaum vernahm ich, was die Gräfin ſagte, nur ungefähr verſtand ich, daß er dieſe Zeichnung in ſeinen letzten Lebenstagen gemacht habe, als er ſeinen Tod nicht mehr fern glaubte, daß ſein letzter Auftrag geweſen ſei, an ſie dieſes Blatt zu ſenden. Unwillkürlich ſchlug ich es um. Da ſah ich wieder eine Gegend von Mailand, eine Stätte der Todten. Ich erkannte ihren Griffel, häufige Spuren von Thränen auf dem Papier. Die Eiferſucht rang in mir mit der Theilnahme an ihrem Schmerz und behielt doch die Oberhand. Ich ſtarrte das Blatt lange an, und als ich zur Seite ſah, ſtand ſie nicht mehr neben mir, war in den Seſſel geſunken und verhüllte ihr Geſicht in ihr Tuch. Ihre Thränen floſſen unwiderſtehlich. Uebermannt, erweicht von ihrem Schmerz, war ich lange unſchlüſſig, ob ich Alles über ihre Qual vergeſſen werde. Doch auf einmal rief ich: „Roſamunde, meiner Liebe, meinem Glück iſt nichts entgegen, als der Schatten des Geliebten!“ und in demſelben Augenblick ging ich heftig von ihr hinweg.

Es war mir unmöglich, in den nächſten Tagen wieder zu ihr zu gehen. Ich dachte faſt nichts als den einen Gedanken, daß die Gründe, welche ſie von dem ehelichen Leben zurückhielten, nichts als Scheingründe waren, daß ihr Bangen, den Verluſt eines Gemahls nicht überleben zu können, ihre Furcht vor der Leidenſchaft, durch welche allein ſie in die Ehe geführt werden könnte, eigentlich nichts waren, als die Stärke ihrer Leidenſchaft für den todten Geliebten. Anfänglich betäubte mich die Eiferſucht gegen den Troſt, welcher wirklich in dieſer Betrachtung für mich lag und ſich immer mehr aufhellte. Es waren alſo nicht Grundſätze, die aus einer gewiſſen eigennützigen Anſicht von der Liebe entſtanden, was ſie meiner Liebe fern hielt; es war nicht eine für ein Weib zu ſtarke Selbſtändigkeit, was ihr die Ehe widrig vorſtellte. Wie hätte auch ein ſo echt weibliches und ſchönes Herz ſich fürchten ſollen, in Trauer um den geſtorbenen Gemahl liebevoll zu brechen? und wie hätte ein ſo heller und reicher Geiſt, welchem nicht entgehen konnte, wie viel von ſeinem Reichthum er durch eine frühe, vom Geſchick nicht begünſtigte Leidenſchaft gewann, ſich ſo ganz die Wahrheit verleugnet, daß das Beſchränkende, welches die Leidenſchaft allerdings mit ſich führt, bei reiferem Verſtande immer mehr ſchwindet, und ſie dieſem nicht nur einen neuen Reichthum verleiht, ſondern auch nach dem Verhallen der erſten gewaltſamen Accorde der ganzen Natur des Menſchen eine gewiſſe freie und geiſtige Weite ſchaffen könne, die ihr ohne vorangegangenen Sturm ſchwerlich wird.

Dann geſtand ich mir freilich wieder, daß ſie von dieſer Wahrheit höchſtens nur eine Ahnung haben möge, da ſie ſich ſpäterhin der Leidenſchaft verſchloſſen hatte. Doch zugleich fiel mir die Nothwendigkeit ein, daß ich nun nicht ruhen dürfe, ſie mit Hintanſetzung aller Rückſichten und mit Gewalt in die Leidenſchaft hineinziehen müſſe. Meine Liebe nahm durch dieſen Entſchluß noch plötzlich ſo an Stärke zu, daß es mich ſelbſt befremdete, wie ſie noch ſo viel wachſen konnte.

An demſelben Morgen, wo der hellſte Winterhimmel gewiß dazu beitrug, daß ich dieſen heitern und meiner ſelbſt einzig würdigen Entſchluß faßte, bekam ich einen Brief von Roſamunde. Er lautete wörtlich ſo:

„Sie haben meine Thränen geſehen, die Ihnen und mir geſagt haben, was ſo viele Jahre mir dunkel geblieben. Ja, es iſt wahr, noch immer erfüllt mich die Leidenſchaft, von welcher ich wähnte, ſie ſelbſt beim Leben des Geliebten in mir entkräftet zu haben. Hell ſteht es vor mir, daß meine Liebe nur bei den Todten war und mein Leben dadurch an Reichthum verlor, wie auch das Andenken an die Geliebten meine Tage verſchönert hat.“

„Ganz frei will ich nun mein Herz der Liebe zu den Mitlebenden öffnen, und ich ſehe, daß die Zeichen des Schickſals dieſer neuen Wendung meines Innern günſtig ſind. Die Freundin, die ich nur nach der Schilderung meiner Mutter, ihren Kunſtarbeiten, ihren Briefen lieb gewann, wird eben jetzt zu mir geführt; ich fühle, ſie iſt ein weibliches Weſen, welches ich erkennen und doch innigſt lieben kann. Seit meiner Mutter habe ich ein ſolches nicht wieder gefunden.“

„Und bleiben Sie nicht um mich, mein Freund? Sie haben mich zum erſten Mal weinen ſehn. Die Worte, womit Sie hinwegeilten, waren ohne Mitgefühl für mich und meinen Schmerz. Das thut mir wehe, ſo oft ich Ihrer gedenke. Wie viel des Bangen es zuletzt in unſerm Verhältniß gab, ich durfte Ihnen ja nicht ſagen, wie unendlich ich davon nur darum litt, weil ich Sie leiden ſah; und wie ſchmerzt mich, daß mich in Ihrer Gegenwart und auf ſolche Art die Entdeckung überraſchte, wie voll mein Herz noch von dem todten Geliebten iſt.“

„Sie wiſſen, daß ich meinem Vater auf ſeinem Sterbebette gelobte, den Künſtler nicht zu heirathen, mir ſelbſt das Gelübde that: und keinen Andern! Ihnen brauche ich nicht zu ſagen, wie ich durch ein Gelübde, wodurch ich keinem Andern ein Recht gab, mich nicht gebunden glaube, ſobald es mir durch eine beſſere Einſicht, als mit welcher es geſchah, entkräftet wird. Allein noch iſt mir ſolches in dieſem Falle nicht klar und entſchieden, und ſo lange kein höherer Wille in mir mein Gelübde aufhebt, beharre ich bei ihm mit Treue und Frömmigkeit. Mir iſt nicht denkbar, daß ich Sie verlieren müßte, nicht mit ganzem Glück mein nennen könnte, ohne jenes Gelübde zu brechen."

„Kommen Sie, mein geliebter Freund! Ihr Geiſt und Ihr Herz ſind ſo reich, Kunſt und Wiſſenſchaft ſind ſo überſchwenglich und die Natur iſt unendlich. Was wollen wir mehr? Kommen Sie zu mir, wir wollen uns durch keine Verſtimmung mehr trennen. Kommen Sie, ehe meine Freundin übermorgen anlangt: ehe ich Sie nicht wieder mit Sicherheit mein nenne, kann ich mich des Tages ihrer Ankunft nicht ganz freuen. Wo iſt für mich ein Glück ohne Sie?"

Ich ſehe jetzt wohl ein, daß mich dieſer Brief nicht zu einer ſo entſchiedenen Hoffnung, ſie ſei nun unverlierbar mein, als ich damals faßte, berechtigen durfte. Wie ein ganz Glücklicher eilte ich zu ihr. Da bringt mir am Schluß meiner Stiegen ein Courier einen Brief von unſerm Cabinetsminiſter. Ich erbreche ihn nicht ohne Bangen, und leſe, daß ich mich ſogleich aufmachen ſolle und den Tag vor der Rückkunft des königlichen Hofes nach Berlin daſelbſt eintreffen. Mit bitterm Froſt ſteige ich wieder hinauf und laſſe den Courier mir folgen, um dem Miniſter zu melden, daß ich in zwei Stunden nach dem erhaltenen Befehl abgereiſt ſei.

Als der Courier mit meinem Schreiben fortging, ſagte ich: „Dies eine Mal noch ein Sklav der Pflicht und Ehre! Nie ſoll dich wieder das diplomatiſche Treiben von ihr trennen."

So kam ich in einem Tumult von Glück und Schmerz, in einer Haſt von Wonne und Pein in ihrer Wohnung an, und wie ich die Treppe hinaufgeflogen war, entſtand mir ſo der Athem, daß ich hart vor ihrer Thür Halt machen mußte. Eine ähnliche Pauſe habe ich nie erlebt. Als ich in das Vorzimmer trat, die Thür ihres Cabinets etwas aufſtehen ſah, ihr wohlbekanntes ſchwarzes Gewand, den farbigen Zipfel ihres Shawls, ihre ſchöne herabhangende Hand erblickte, hielt ich noch einen Schritt inne, und ſchon hatte ich ihre beiden Hände gefaßt und drückte ſie an meine Lippen. „Welcher Moment der Seligkeit und Angſt!“ rief ich aus, und zog ſie heftiger gegen mich und drückte ihre Hände an meinen Mund, an meine Lippen. Sie machte eine Bewegung, die Hände wegzuziehen. „Nein,“ ſagte ich, „nach zwei Stunden bin ich nicht mehr in Prag!“

Ihre Beſtürzung darüber brachte mich zu einiger Beſonnenheit zurück. Ich ſah Thränen in ihrem Auge. „Roſamunde,“ rief ich, „nun haben Sie auch um mich geweint. Noch einmal muß ich dem diplomatiſchen Zuge folgen, dann werfe ich Alles von mir, was mich von Ihnen ſcheiden will.“

Sie bat mich, auf den Seſſel neben ihrem Sitz mich niederzulaſſen und ihr ruhig zu berichten, was mich ſo plötzlich hinwegtriebe. Mich dünkte, ſie hatte einen leiſen Argwohn, eine Bekümmerniß, als entferne mich nicht blos das Geſchäft, auch der Inhalt ihres Briefes von ihr. Unter den zärtlichſten Verſicherungen, wie ſehr mich derſelbe erſchüttert und entzückt habe, rollten ein paar Thränen durch ihr blühendes Geſicht. Es war eine unbeſchreibliche Rührung und Weichheit in ihren ſonſt ſo feſten Zügen. Auch ſah ich Spuren, wie ſehr ſie in dieſen Tagen mit ſich ſelbſt gerungen haben mußte. Was mir in ihrem Briefe meinem Glück noch hinderlich ſchien, jetzt zu beſtreiten, war ich viel zu wenig gefaßt. Unſer Geſpräch hatte faſt keinen Zuſammenhang. Eine einzelne Bemerkung, abgeriſſene innige Worte, wurden nur lautbar. Unſere Weſen ſprachen ſelbſt unmittelbar mit einander. Zwiſchen uns war es unnennbar, wie nach einem Gewitterregen. Ihr Shawl war mit ein paar Falten auf meinen Seſſel hingefallen und lag auf meiner Hand. Ich fühlte es mit wonnigem Beben, und hielt mich nicht länger. Ich faßte ihren Arm und umſchlang ſie, und drückte die Widerſtrebende feſt an mein Herz und rief: „Roſamunde, täuſche Dich nicht mehr, Du biſt wahrhaftig mein!“

Diplomatie und Liebe.

Zweimal die Woche kamen wir regelmäßig des Abends in einem Garten zuſammen: nie werde ich dieſe Abende vergeſſen, welche wir jedesmal mit Sehnſucht erwarteten.

Die Seele unſerer Geſellſchaft war der Marquis L., ein geborener Italiener, aber in * * iſchen diplomatiſchen Dienſten, ein ſchöner Mann voll feuriger Phantaſie und an Geiſt gebildet. Er ſprach am wenigſten von uns Allen, aber in ſeinem Geſicht war ein ſo reger und gern auffaſſender, zugleich prüfender und beurtheilender Ausdruck, daß Jeglicher das Beſte, was er zu ſagen wußte, an ihn richtete; und er hatte ein ganz beſonderes Talent, dann durch ein paar Worte voll feinen Sinnes das Geſagte weiter zu ſpenden und zu neuen Geſprächen fruchtbar zu machen. So hielt er gleichſam den Faden unſerer ganzen Unterhaltung in ſeiner Hand.

Weit mehr ſprudelten von Geiſt die beiden Abbé's, welche mit uns beiden Diplomatikern zuſammen waren, uns an Kenntniſſen weit übertrafen und die Welt wenigſtens noch vielſeitiger kannten. Auch ſie waren noch in blühender Kraft, redlich, offen und überaus discret. Daher kam unſre meiſte Heiterkeit, daß wir unſerer einander in dem kleinen Zirkel ſo gewiß ſein konnten.

Außer uns vier gehörte zu demſelben nur noch ein Geſandtſchaftsrath des Marquis L., ein alter Diplomatiker von pedantiſcher Eleganz in Kleidung und Manieren: kalt, doch jovial; ſchlau und auflauernd, doch nicht unredlich, und ein Grab von Geheimniß. Ich erinnere mich nicht, daß er je auch nur das Gleichgültigſte wiederholt hätte, was von Andern gegen ihn geäußert war; und in Allem, was er ſprach und erzählte, war keine Perſon, kein Ort, ich möchte hinzufügen, keine Begebenheit, kein Gedanke; und gleichwohl wußte er zu intereſſiren: denn man hatte tauſenderlei bei ihm zu errathen, und der Griff ſeiner Kartenmiſchung, daß man nicht auf die rechte Spur kommen ſollte, war bewundernswerth.

Oft richtete ſich unſre trauliche Unterhaltung auf Liebesabenteuer, die unſre Tage vergnügt hatten; aber wir Diplomatiker beſtanden dabei ſchlecht gegen die beiden Geiſtlichen. Es iſt unglaublich, wie mannichfaltig wechſelnd und anmuthig ihre Verhältniſſe zu den Frauen geweſen waren. Ihr Stand und ihre untergeordneten Beziehungen in der bürgerlichen Geſellſchaft hatten freilich viel dazu beigetragen. Selbſt in Deutſchland habe ich die Bemerkung gemacht, daß junge literariſche Männer, die bald als Erzieher der Kinder, bald als Hausfreunde, welche die Cultur zutragen, oder wegen andrer Anläſſe mit den tornehmeren Frauen in Verbindung kommen, überaus viel Glück bei dieſen machen. In der Regel ſind ſie viel gebildeter als deren Ehemänner, zumal wenn dieſelben Landedelleute, hohe Officiere und dergleichen ſind. Befleißigen ſie ſich gar der ſchönen Literatur, üben etwas die ſchönen Künſte, ſo ſchließt ſich ihnen die weibliche Weichheit gern an, und der weiblichen Eitelkeit können ſie viele Huldigungen bringen, die nicht einmal den Schein von Schmeicheleien haben. Unſre Abbé's hatten große Fertigkeit faſt in allen ſchönen Künſten, und kannten nicht nur die poetiſche Literatur vollkommen, ſondern ihre Rede hatte ein Colorit, welches von ihrer eigenen dichteriſchen Phantaſie zeugte. Weil ſie aber nicht Größe des Charakters und der Mannskraft genug hatten, um eine tiefe Leidenſchaft zu fühlen und zu erwecken, konnten ſie der Liebesabenteuer deſto mehr erleben. Dabei muß ich noch bemerken, daß ich literariſche und ſchöngeiſteriſche Männer ſtets über ihre Liebesverhältniſſe geſchwätziger fand, als Perſonen der vornehmen Welt, beſonders der diplomatiſchen, doch auch der militairiſchen. Der Grund mag darin liegen, daß jene Literatoren ſelten von genug bedeutender Herkunſt ſind, um auf die Delicateſſe noch mehr Gewicht zu legen als auf die Tugend.

Lange dauerte es, ehe wir Diplomatiker etwas mehr gaben, als die oberflächlichſten von unſern Liebesabenteuern. Die Abbé's machten mit Lachen die Bemerkung, daß die meinigen wie ein didaktiſches Gedicht wären, das ſich in eine diplomatiſche Spitze auflöſe. Anfänglich hätte ich ein ganz gewöhnliches Verhältniß zu einer Frau mit lyriſcher

Begeiſterung und großer Sinnlichkeit genommen, dann wäre die Reflexion mit einer Lehre hinzugetreten, und darum hätte ich nicht ſchnell abbrechen können, wenn mir auch das Verhältniß ſchon zur Laſt war; nur durch meine diplomatiſche Haltung und eine epigrammatiſche Kälte wäre ich endlich des Liebesgottes los geworden: das müßte wohl die deutſche Art zu lieben ſein.

„Ihr möget Recht haben," erwiederte ich ihnen; „denn von der echten Liebe, die ſein Weſen einmal durchdrang und auf immer ein integrirender Theil ſeines Lebens wird, ſpricht der Deutſche ungern."

Hierauf brach einer der geiſtlichen Herren in ein ziemlich lautes Lachen aus und ſagte: wir möchten einen Vertrag mit ihnen ſchließen, wie der Jude mit dem Kaufmann von Venedig, daß ſie einen ſolchen integrirenden Theil ihrer Bruſt hergeben müßten.

„Die Liebeshändel der Diplomatiker," fiel der Geſandtſchaftsrath mit Bedächtlichkeit ein, „ſtreifen ſo oft an diplomatiſche Geheimniſſe, daß man ſie nicht gut berühren darf."

„Und gleichwohl," äußerte der Marquis L., der in allen Unterhaltungen nur erſt zwei kleine Liebeshändel von ſich ganz trocken erzählt hatte, „gleichwohl will ich in dieſem treuen Kreiſe ein Liebesabenteuer mittheilen, was ſich in eine meiner wichtigſten diplomatiſchen Negociationen verflocht. Auch der Italiener kann eine Leidenſchaft der Liebe hegen, welche ihn für ſein ganzes Leben durchdringt, er kann es ſo tief, wie der Deutſche; und ich will weniger verſchloſſen ſein, als mein Freund da, der deutſche Freiherr. Gegen ſo ehrenwerthe und verſchwiegene Freunde, wie wir fünf, muß die Bruſt ganz aufgethan ſein, und ich hoffe, dieſer Abend ſoll den Geiſt unſrer Abende noch trauter und erfreulicher ſtimmen."

In den Zügen des Marquis war etwas ungemein Hohes, als er dies ſagte: man ſah ihm an, wie er mit ſich gerungen hatte, ehe er zu dem Entſchluß kam, und welches Opfer er brachte, um der Freundſchaft ihr reinſtes Element vollendeter Freiheit und Offenheit zu geben.

So geſpannt wir bei jener Erklärung des Marquis an ſeinem Geſicht hingen, war uns der Geſandtſchaftsrath doch nicht entgangen. Oft haben wir nachher darüber geſcherzt, wie er anfangs mit ſtarrer Verwunderung den Geſandten anſtaunte, als geſchähe etwas ganz Unbegreifliches, dann auf ſeinem Sitz hin- und herwackelte, ſich ein wenig räuſperte, in ſeinen Augen es immer hohler, an beiden Naſenflügeln es immer bläſſer ward, wie er erſt einzelne Finger übereinander verſchränkte und plötzlich beide Hände mit dem lebendigſten Fingerſpiel übereinander hin- und herwarf, als wollte er es ſchon alſo karten, daß wir doch keine geheime Kunde gewinnen ſollten.

„Vor einer beträchtlichen Reihe von Jahren," begann der Marquis, „ward ich von meinem Souverain — an den **iſchen Hof, fiel der Rath haſtig ein — **iſchen Hof geſchickt," fuhr der Marquis lächelnd fort; „denn ich kann unſerm alten Freunde zu Gefallen dieſen Namen verſchweigen: Sie Alle werden den Hof unfehlbar errathen. Der Auftrag war, einen Handelstractat mit demſelben einzuleiten und abzuſchließen. An ſich wäre das Geſchäft einfach und leicht geweſen; aber in dem Entwurf zu dem Tractat, welchen unſer Miniſterium mir mitgab, ihn durchzuſetzen, hatten wir uns ſo vortheilhafte Dinge ausbedungen, und der Gegentheil hatte dabei ſo wenig Gewinn, daß ich mit Scheu und Widerwillen die Eröffnungen anfing.

An dem dortigen Staatsminiſter, mit welchem ich den Tractat unterhandeln ſollte, fand ich einen alten, doch äußerſt lebhaften und überaus geſchwätzigen Mann, der jeden Augenblick den Gegenſtand, worüber wir uns gegenſeitig eröffnen wollten, fallen ließ, um auf Erinnerungen aus ſeinem Leben überzugehen, in welchen ſich ſeine Eitelkeit ſpiegelte. Ich ertrug dieſe langweilige Weitläufigkeit mit bewunderungswürdiger Geduld, und übte mich in der Kunſt, ihn bisweilen auf unſern Tractat zurückzubringen; dann wiederholte er jedesmal die Verſicherung, wie geneigt ſein Hof zu demſelben ſei, und daß ich an ihm einen alten erfahrnen und geraden Diplomatiker fände, welcher nur der Unterredung von einer Stunde mit mir bedürfe, um das ganze Geſchäft abgethan zu haben. Plötzlich aber war er wieder in den Zeiten des Königs Auguſt von Polen, und wußte mir nicht genug Mächte zu nennen, welche ihn bald zum Finanzminiſter, bald zum Chef ihrer auswärtigen Angelegenheiten begehrt hätten. So waren bei unſrer erſten Zuſammenkunft drittehalb Stunden verfloſſen, und ich mußte weggehn, ohne nur mit ihm ins Reine gebracht zu haben, ob er mir einen Entwurf zu unſerm Tractat vorlegen werde, oder ich ihm einen Plan deſſelben mittheilen ſolle? Heftig kam er noch wieder aus ſeinem Cabinet geſtürzt, als ich ſchon unten an der Treppe war, und rief mir nach: wir wollen uns über die zu beobachtenden Grundſätze nächſtens gründlich unterreden. Mich durchlief ein eiskalter Schauder. Du unſeliges Labyrinth von Worten ſonder Anfang und Ende, ſeufzte ich, wie ſoll ich durch dich Handelswege bahnen, auf welchen unſer Vortheil und nicht der eure gemach einherziehe? Denn bei aller Flüchtigkeit und Auseinandergefloſſenheit des alten Miniſters hatte ich ſchon ein Vorgefühl von ſeiner Zähigkeit, wenn es auf ſeinen oder ſeines Hofes Vortheil ankäme.

Das Nächſte war, daß ich umherſpürte, ob ſich dieſes alte Labyrinth nicht umgehen laſſe, und ich die Verhandlung an einen andern Geſchäftsmann bringen könne? Allein auf ſeine Wurzeln traf ich in der ganzen Verwaltung des Landes, und mir wurde bald gewiß, daß der geringſte Verſuch, das Geſchäft von ihm loszumachen, die Unmöglichkeit, während ſeines Lebens den Handelstractat auszuwirken, nach ſich ziehn werde. Mir blieb alſo nichts übrig, als mich wie ein Opfer dem alten Labyrinth zu überliefern. Vielleicht, hoffte ich, iſt doch in ihm ein lichter Punct, der zum Ziele leuchtet, noch zu entdecken.

Ich will nicht damit aufhalten, wie ich in mancher Unterredung einige Wochen hindurch von dem Gewirre, was er ſeine Grundſätze über Handel und Tractaten nannte, umſtrickt ward. Umſonſt war jeder Verſuch, ihm irgend einen der hellen Gedanken beizubringen, welche die neueren Zeiten über Handel und Staatswirthſchaft verbreitet haben.

In der Verzweiflung übergab ich ihm in einer ſchriftlichen Note einen allgemeinen Umriß meines Entwurfes, ohne die übertriebenen Erwartungen und Anſprüche meines Hofes zu berühren. Aber nun ward ich doppelt unglücklich. Schon am folgenden Tage hatte ich eine Gegennote, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben; denn er war ſo pedantiſch geheimnißvoll mit ſeinen diplomatiſchen Geſchäften, daß er ſich darin auch keines Secretairs oder Abſchreibers, vielweniger eines beirathenden Mitarbeiters bediente, weßhalb es ebenfalls unmöglich war, ihm irgend beizukommen. Und welche Handſchrift war die ſeine! Als ich ſie anſah, ward mir wirre vor den Augen: die Buchſtaben krochen wie Ameiſen durcheinander. Nirgends habe ich ſo viel heilloſe Pedanten und ſo viel unleſerliche Handſchriften angetroffen, als unter den deutſchen Staatsmännern.

Kaum aber hatte ich die Gegennote im Hauſe, die ich durchaus nicht entziffern konnte: ſo kam ein nachträgliches Billet über das andre, die mir eben ſo unleſerlich waren. Ich ſandte ſie ſämmtlich mit der Note an meinen Hof, wo endlich ein ſehr geſchickter Dechiffreur die Buchſtaben herausbrachte. Allein die Gedanken, die franzöſiſchen Wendungen konnte kein Menſch entziffern.

In der Zwiſchenzeit durfte ich das Geſchäft nicht ganz ſtocken laſſen; denn darüber wäre der hochfahrende und eitle alte Mann wild geworden, und weil ich auf ſeine Zuſchriften und ihre räthſelhaften Charaktere nichts antworten konnte, mußte ich ſeinen mündlichen Aeußerungen ablauſchen, was in jenen ſtand. Ich mußte mich alſo wieder in das Labyrinth ſeiner Worte begeben; und ich brauchte auch nur anzufangen: im zweiten Artikel Ihrer Gegennote heißt es — ſo fiel er mir ins Wort, und ſagte nicht nur den Inhalt dieſes Artikels her, ſondern ſeine Rede floß unaufhaltſam fort, indem er immer anhub: und der folgende Artikel iſt ſo abgefaßt! In einer halben Stunde hatte ich alle Artikel ſeiner Note vernommen; und da ich mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit zuhörte, um ſie dem Gedächtniß einzuprägen, was ungemein ſchwer war, weil ſich die Phraſen wie die Ingredienzien eines Vogelneſtes in einander verwickelten, ſo glaubte der alte Mann, daß ich ſeinen diplomatiſchen Styl und ſeine politiſchen Einſichten ungemein bewundre.

Hierauf baute ich endlich einige Hoffnung für einen glücklichen Fortgang der Unterhandlung, und wagte ſogar, als er meine beiden Hände faßte und voll Freude über die vermeinte Bewundrung drückte, ihm bemerklich zu machen, daß die Bedingungen, welche man von ihrer Seite vorſchlage, doch gar zu ungünſtig für meinen Hof wären. Nun, erwiederte er, mein Herr iſt großmüthig, und Großmuth kleidet mich wie einen alten deutſchen Edelmann: ein erfahrner Diplomatiker ſtellt ſich nur immer auf die höchſte Spitze, um ſich deſto mehr herabzulaſſen und abzulauern, wie viel ihm ſein Gegner wohl einräumen möchte. Als ich ihm darauf mein Vergnügen bezeigte, daß ich mit dem älteſten activen Diplomatiker in Europa, der mehrere Zeitalter diplomatiſcher Weisheit durchlebt habe und in ſich vereinige, ein für beide Höfe ſo wichtiges Geſchäft zu Stande bringen ſolle, wa er nahe daran, mir um den Hals zu fallen; ſeine lange dürre Kehle verlängerte ſich, ſeine zierlichen altmodiſchen Locken bewegten ſich an beiden Seiten und er ſagte wie begeiſtert: „mit dieſem Tractat will ich, wie mit einem großen Meiſterſtück, meine Laufbahn beſchließen.“ Hierauf nahm ich ſchnell Abſchied, um ihn der Glorie ſeiner Eitelkeit ungeſtört zu überlaſſen.

Auf dem Heimwege freute ich mich ſehr über die Wendung, welche das Geſchäft genommen hatte. Ich durfte nun mit dem ganzen Entwurf, welchen mir mein Hof mitgegeben, frei herausgehn; denn je übertriebener die Foderungen deſſelben waren, eine deſto höhere Meinung mußte nach ſeinen Grundſätzen der alte Staatsminiſter von mir bekommen. Ich verſtärkte ſogar noch einige Artikel, um bei meinem Gegner die Vermuthung zu veranlaſſen, daß ich ſolche Dinge einzig vorbringe, weil ich ſeinen großen Schatz diplomatiſcher Klugheit auch verſuchen wolle.

Schon am folgenden Tage fuhr ich zu ihm, ſeine Eitelkeit gar nicht zu Athem kommen zu laſſen, und las ihm meinen Entwurf des Tractats vor, um den Eindruck wahrzunehmen, den er auf ihn machte.

Die drei erſten Artikel enthielten ſogleich ganz ungeheure Foderungen, und ich hatte es richtig getroffen: der alte Mann, der ſonſt über dergleichen toll und wild geworden wäre, überzog ſeine Mienen mit einem hoffärtigen, doch wohlbehaglichen, nur etwas höhniſchen Lächeln. Es lag darin der Ausdruck als wenn er ſagte: Du würdeſt durch diplomatiſche Kunſt deinen Hof wohl berathen, wenn ich nicht der Meiſter wäre. Aber von jetzt an bezeigte er mir viel Vertrauen und viel Zuneigung. Mein Herr iſt großmüthig, verſicherte er wiederum, aber auf eine trauliche Weiſe, und ich bin großmüthig; wir werden ſchon etwas ablaſſen. Doch nehmen Sie Ihren Entwurf zurück und mildern ihn auch, denn mein Herr möchte die zu hochfahrenden Bedingungen ungnädig anſehn: er iſt nicht ein alter Diplomatiker wie ich, welcher weiß, wie ſich die Kunſt zu nehmen hat. Ich äußerte dagegen, daß ich in dieſen Tagen neue Inſtructionen von meinem Hofe erwartete und hoffte, mich etwas herabſtimmen zu dürfen.

Nun war ich zweifelhaft, ob ich zuerſt den wahren Entwurf meines Hofes mit Weglaſſung meiner Verſtärkungen übergeben oder abwarten ſollte, bis mir der Miniſter ſeine gemilderte Note habe zuſtellen laſſen. Ich entſchied für das Letzte, weil ich überzeugt war, daß der alte Mann zu ungeduldig ſei, die Großmuth ſeines Herrn und die ſeinige darzuthun, als daß er lange mit ſeiner zweiten Note an ſich halten könne. Sie kam auch ſchon nach einigen Tagen. Weil ich ſie aber nicht leſen konnte, mußte ich mich wiederum zu ihm begeben, und meinen vorigen Kunſtgriff brauchen, um von ſeinen Lippen zu vernehmen, was er in ſeine Ameiſenſchrift gebannt hatte.

Ich konnte kaum meine Verwunderung bergen, wie wenig er von den ungeheuren Artikeln nachgelaſſen hatte, und wie hochtrabend er dazu ausſah, davon ſprach, als hätten ſein Hof und er mir eine Welt geſchenkt. Dieſe Zähigkeit durch ſeine Eitelkeit und beſonders auf die Art zu überwinden, daß mein Hof und ich viel großmüthiger erſchienen, wie ſie, war nun meine Aufgabe, die ich ſofort zu löſen begann. Mit der großmüthigſten und ſtolzeſten Miene, die ich nur annehmen konnte, zog ich meinen Entwurf heraus, und übergab ihn mit den Worten: Sie ſehen hier, wie weit mein Hof den Ihrigen an Großmuth übertrifft. Der alte Miniſter ſah mich etwas betroffen an und hob nur langſam die Hand, mein Papier zu nehmen. Er las und las wieder, und ich merkte, nicht ſowohl des Inhalts wegen, als ſich zu der äußerſten Hoffart zu ſammeln. Endlich ſprach er, den Kopf weit hinten übergelehnt, „auch dieſe Foderungen würde mein Souverain ungnädig anſehn: ich werde ſie ihm nicht vorlegen.“ Meine Erwiederung war: und ich beſtehe im Namen meines Hofes darauf, daß ſie Ihrem Souverain vorgelegt werden. Darauf verabſchiedete ich mich ſogleich.

Auf keinen Fall hatte ich bei dieſem letzten Schritt etwas gewagt, denn ich hatte endlich nur den genauen Befehl meines Hofes befolgt, und war ſicher, daß es gar kein Mittel gab, mit meinem Gegner irgend ins Reine zu kommen, wenn ich nicht durch Beſtechung ſeiner Eitelkeit auf ſeine diplomatiſche Kunſt und Weisheit, oder durch Stacheln einer wirklich nur eingebildeten Großmuth, ſowohl in Hinſicht auf ihn als ſeinen Souverain, ſeine unbeſchreibliche Zähigkeit beſiegte. Zu Beſtechung durch Geld habe ich auf meiner diplomatiſchen Laufbahn noch nie meine Zuflucht genommen: und Sie fühlen eben ſo wie ich, meine Freunde, wie der echte Diplomatiker durch ſie entehrt werde. Der kaiſerliche Geſandte Trautmannsdorf auf dem weſtphäliſchen Friedenscongreß beſtach nie durch Geld, ſo ſehr es dort Sitte war, und ſo viel er dadurch für Oeſterreich und die katholiſche Religion hätte erreichen können. Eben ſo wenig nahm er Geld; und wie hoch ſteht er da gegen die Geſandtſchaften von Frankreich und Schweden. Auch war nach allen Erkundigungen, die ich einzog, nach dem Eindruck, welchen mir der alte Staatsminiſter machte, wiewohl er für einen Knauſer galt, ſeine Rechtſchaffenheit wider Geldbeſtechung unerſchütterlich.

Es verging eine geraume Zeit, daß ich ſeit unſerer lezten Unterredung nichts von ihm vernahm, und ich war geſpannt, welche Wirkung die Schlußwendung derſelben bei ihm hinterlaſſen hätte. Endlich bekam ich eine neue Note von ihm, und mußte wieder zu ihm fahren, um ſie mir von ihm vorſagen zu laſſen.

Als ich in ſein Vorzimmer trat, begegnete mir ein junger Mann mit ſehr verdrießlicher Miene, und den Alten fand ich heftig aufgebracht. Ohne nur einmal meine Begrüßung zu erwiedern, rief er mir entgegen: „das nennen ſie Styl, lichte Anordnung, und wie die wunderlichen Ausdrücke weiter heißen. Der Kammerrath da, denn mein gnädigſter Herr hat mir auch das Präſidium der Kammer anvertraut, iſt ein caput bonae spei; aber einen Bericht weiß er noch nicht abzufaſſen. Neulich ſagte ich ihm, er mache Alles zu weitläufig, ich wolle ihm über denſelben Gegenſtand, worüber er eben berichtet habe, einen Aufſatz zum Muſter entwerfen. Ich laſſe mich keine Mühe verdrießen, ſchicke ihm meine Arbeit, die Hand und Fuß hatte. Als er heute in mein Zimmer tritt, rufe ich ihm entgegen: nun, haben Sie geſehn, wie kurz man eine Sache vollkommen abhandeln kann? Euer Excellenz verzeihen, entgegnet er mir, mein Bericht hatte drei Seiten, und der Ihrige iſt neun Seiten lang. Was Seiten, was Seiten! kommt es auf die Seitenzahl an? Die Perioden muß man rechnen. Er hatte ihrer neun auf ſeinen drei Seiten, und ich nur drei auf meinen neun. Der junge Mann hat es nicht eingeſehn, und iſt verſtockt weggegangen.“ Wirklich hatte ich Faſſung nöthig, um jede lachende Miene zu verbergen, und erwiederte: der größte Redner aller Zeiten, Cicero, hatte auch überaus lange Perioden. Ja die Alten! die Alten! ſeufzte er, und zog mich traulich auf das Sofa mit ſich nieder. Nun, fragte er freundlich, nun geben Sie doch zu, daß wir Ihren Hof weit an Großmuth übertreffen? Leider wußte ich nicht, was in der Note ſtand, und erwiederte: freilich in dem Puncte — ja, fiel er ein, vorzüglich darin ſind wir großmüthig geweſen, daß wir Ihnen auch die Straße — — So war ich in kurzem völlig unterrichtet, worin man uns weiter nachgegeben hatte. Ich mußte mir ſelbſt geſtehn, daß es nicht wenig war, die Sucht, großmüthig zu erſcheinen, hatte der knauſerigen Zähigkeit mehr abgepreßt, als ich hoffte. Gleichwohl waren die Bedingungen, unter welchen der politiſche Greis ſich auf den Handelstractat einlaſſen wollte, noch eben ſo unbillig, als die von meinem Hofe vorgeſchriebenen. Ich ſah wohl, daß keine Möglichkeit war, meine Sendung glücklich zu vollenden, als wenn ich beide Höfe zu bedeutenden Milderungen bewog. Ich äußerte ihm jetzt nur vorläufig, daß ich verſichert ſei, unſre beiderſeitigen Höfe würden an Großmuth mit einander wetteifern; zu welcher Aeußerung er eine Miene machte, die mir nicht viel Nachgiebigkeit von ſeiner Seite mehr verſprach. Auch bewies der weitere Gang der Unterhandlung, wie richtig ich geſehn hatte. Leider wollte ſich auch mein Hof noch zu keiner poſitiven Milderung ſeiner Bedingungen verſtehn, machte mir nur Hoffnungen, was er nachlaſſen möchte, wenn der Gegentheil ſich mehr herabgeſtimmt hätte. Aber der alte Staatsminiſter war auch um keinen Strohhalm breit von ſeiner letzten Note wegzurücken. Ich verzweifelte gänzlich, das Geſchäft zu Stande zu bringen, und war ſchon entſchloſſen, meinen Hof um meine Zurückberufung zu bitten.

In dieſer verdrießlichen Stimmung hörte ich ganz gleichgültig, daß jetzt im Spätherbſt, eine Nichte des Miniſters, welche die Repräſentantin ſeines Hauſes wäre, zur Stadt kommen und jenem öden Bezirk ein geiſtvolles Leben verleihen werde.

Sobald wir von ihrer Ankunft hörten, machten ihr die Glieder des diplomatiſchen Corps die Aufwartung. Ich war ſo glücklich, ſie ohne Geſellſchaft zu finden, und nie werde ich dieſe Stunde vergeſſen. Eine Natürlichkeit, welche die Schranken der feinen Welt gar nicht zu kennen ſchien, ſprach mich ſogleich aus ihrem ganzen Weſen an; und doch entdeckte ich bald, daß ſie nicht nur die innere geſellige Feinheit, welche ein natürlicher Takt gibt, der ſich geübt hat, ſondern auch die bloßen Gewohnheiten der ſogenannten feinen Welt vollkommen inne hatte.

„Sie ſind in Italien geboren?“ ſagte ſie: „von welcher Vorzeit waren ſie ſchon als Kind umgeben! Doch ſie war nicht Ihre Vorzeit, ſo wie ich ſagen kann, daß die Trümmer hier den großen deutſchen Strom hinab, daß die Volksgeſänge hier, die von alten Zeiten ſprechen, meine Vorzeit ſind.“

Es gibt nichts, was Mann und Frau ſo ſchnell miteinander innig bekannt macht, als ein Geſpräch über ihr verſchiedenes Vaterland. Darin verweben ſich ſo viele Erinnerungen der Jugend, ſo viele Erwähnungen traulicher und zärtlicher Verhältniſſe, und die Individualität der Erzählenden tritt dabei gewöhnlich ſo liebenswürdig hervor, daß jeder Theil unvermerkt ſich im Herzen des Andern anſiedelt, indem er ſich nur im Vaterlande deſſelben zu orientiren glaubt.

Wir hatten kaum eine Stunde über Italien und Deutſchland geſprochen, als ich der Gräſin ſchon ſagen durfte, mir ſei, wie wenn ich ſie ſeit langer Zeit her kenne! und unbefangen, ſelbſt in etwas innigem Ton erwiederte ſie: ja mir iſt, als hätte ich neben Ihnen in Italien als Kind gelebt; und doch habe ich die deutſchen Fluren nie verlaſſen, und möchte ſie auch um keinen Preis auf lange Zeit verlaſſen.

Zu meinem Verdruß wurden wir durch Beſuch unterbrochen. Die Geſellſchaft ward zahlreich, und meine Freundin, die ich in einer Stunde gewonnen hatte, ſchien mir noch ſchneller wieder verloren. Mit einer flatternden Lebendigkeit bewegte ſich ihre ſchlanke Geſtalt umher, unerſchöpflich war ſie an witzigen Bemerkungen und luſtigen Geſchichtchen der Reſidenz, und es gab keinen Mann in der Geſellſchaft, mit welchem ſie nicht einen etwas vertrauten Ton anſtimmte. Man hätte nicht glauben ſollen, daß ſolche Innigkeit und Tiefe des Gefühls, wie mich kaum noch an ihr entzückt hatte, in dieſem chamäleoniſchen Weſen wohne.

Ich entfernte mich mit einiger Kälte und Verſtimmung, die ſich in eine leiſe Wehmuth auflöſte, als ich auf meinem Zimmer den übrigen Abend einſam zubrachte. Daran merkte ich zuerſt, wie tief in meiner Bruſt die Theilnahme an der Gräfin ſchon gewurzelt hatte.

Nie war die Liebe in mir auf dieſe Art entſtanden. Mit glühender Sinnlichkeit, mit freudigem Stolz, überſchäumender Seligkeit hatte ich wohl ein weibliches Weſen in meinen Kreis geriſſen, und mit ihm alle Luſt des Lebens aus friſchem Quell geſchöpft. In einer geliebten Frau ging meinen Sinnen einſt eine Herrlichkeit auf, die mir wahrhaft erhaben ſchien, da eine hohe Reinheit des Charakters und eine faſt männliche Feſtigkeit des Gemüths bei aller Zärtlichkeit die Geliebte durchaus edel und würdig machten. Aber die Leidenſchaft für ſie war voll Muth und Unternehmung. Zum erſten Mal begann jetzt die Liebe in mir wehmüthig und ſchmerzhaft, und nicht ohne Zaghaftigkeit.

Die geiſtlichen Herren haben bemerkt, daß unſer deutſcher Freund nach dem erſten lyriſchen Sturm ſeiner Liebe jedesmal der Reflexion über ſie nachging. Bei mir iſt dies noch ärger geweſen. Ausgenommen meine erſte Liebe, als ich kaum die Knabenzeit verlaſſen hatte, begann nie in mir eine Leidenſchaft, daß ich ſie nicht ſofort wahrgenommen und über ſie reflectirt hätte. Darum drückte ſie ihren Stachel nichts weniger willkürlich in mein Herz ein; und ich kann ſagen, daß ich mit Beſonnenheit raſete. Mir ſcheint ſelbſt, dem Mann gezieme nur Liebe der Art, und keineswegs, daß ihm ein Sturm ſein eigenes Ich entreiße. Er ſoll im Zuſtande der Liebe dem ſchaffenden Dichter gleichen. Die Begeiſterung ſtrömt auf dieſen mit ſolcher Gewalt, daß die Sage und das Volk ihn einen Raſenden nennen, allein er reflectirt über den Sturm, der ihn bewegt, und hat noch ſtarke Ruhe genug, um zu ſchaffen.

Die Gräfin war mir nach dem erſten Abend unbegreiflich. Die oberflächliche Flatterhaftigkeit in ihrem Benehmen, als ihr Zirkel groß ward, konnte bei ihrer Lebendigkeit nur ihr Ton geworden ſein, ohne daß ſie von ihrem Innern zeugte. Doch machte mich die ungeheure Regſamkeit bange, womit ſie alle Eindrücke aufnahm. Und welchen Gefahren, ſagte ich bei mir, wird ſie dadurch ausgeſetzt, da ſie ein ſo freies und vertrauliches Benehmen gegen die Männer hat? Wie iſt nur dieſes bei ihrer Innigkeit und Tiefe möglich? Wenn ſie mit einem jener unbedeutenden Menſchen allein iſt, dann wird ſie auch innig werden, wie gegen dich.

Schwer geſtand ich mir ein, daß ich ſchon eiferſüchtig ſei, aber ich ließ nicht ab von dem Troſte, daß ſie gegen wenige Männer ſo tiefes und geiſtreiches Gefühl äußern könne, wie gegen mich, weil es wenigen zuſagen und verſtändlich ſein werde.

Hätte ich auch einen ſchicklichen Anlaß gehabt, am folgenden Tage ſchon meinen Beſuch bei ihr zu wiederholen, ich würde es vermieden haben: ich fürchtete, ſie ſo wiederzuſehn, wie in der Geſellſchaft am vorigen Abend, und gleichfalls, ſie allein zu treffen; denn ich hätte im längeren trauten Geſpräch vielleicht einen tiefer liegenden Mangel in ihrer Natur entdeckt, welcher dasjenige, was mir an ihr mißfallen hatte, als etwas Weſentliches und Nothwendiges ihrer Eigenthümlichkeit zeigte. Noch aber war das Bild der einen ſüßen Stunde mit ihr meiner Seele allzutheuer, als daß ich nicht unbeſchreiblich gezagt hätte, es zerſtören zu müſſen.

Dagegen ging ich in den nächſten Tagen, geſpannter und behutſamer wie je auf die ſchwierigſte diplomatiſche Erkundigung, darauf aus, von Andern über ſie etwas zu hören.

Ein feiner ältlicher Mann, der ſchon lange in dem diplomatiſchen Corps dieſer Reſidenz lebte, erzählte mir, daß ſie vor drei Jahren durch die Politik ihres Oheims an den reichſten Cavalier des Landes, einen alten gebrechlichen Geizhals, verheirathet ſei, der in den erſten Monaten ihrer

Ehe ſtarb, und ihr ein unermeßliches Vermögen hinterließ. Seitdem lebe ſie gewöhnlich auf einem romantiſchen Landgute, wo man nach allen Seiten hin auf Trümmer der Vorzeit blicke. Nur ihrem Oheim zu gefallen, bringe ſie einige Wintermonate in der Stadt zu. Dann ſchwärme ſie mit einer ſolchen Lebendigkeit in den ſtädtiſchen Zerſtreuungen umher, daß die Meiſten ſie für ein leichtſinniges Weſen halten, welches nur von Sucht nach Vergnügungen beſeſſen ſei. Aber ich kenne ſie beſſer, ſetzte er hinzu, ſeitdem mich der alte Miniſter im vorigen Frühling zu einem kurzen Beſuch auf ihrem Landgute mitnahm. Hier ſah ich ſie auch mit der lebendigſten Regſamkeit ſchwärmen, aber unter den Schönheiten der Natur, und was bei ihrem Flattern im geſelligen Cirkel nie geſchieht, das leichte Weſen ſah ich öfters voll Ernſt und in ſinnigem Nachdenken, wenn ſich die Blüthenäſte um ſie wiegten oder ſie den Graſemücken zuhörte, die ſich auf einem Roſenzweig neben ihrem Lieblingsſitze angeſiedelt hatten. Auch fand ich, daß ſie vielerlei Kenntniſſe beſitzt, und nicht nur mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit nach neuen haſcht, ſondern ſich auch mit Anſtrengung und Ausdauer darum bemüht. Kurz, ſie iſt ein gutes, geiſtreiches Kind der Natur, und wir dürfen nicht vergeſſen, daß ſie kaum achtzehn Jahre alt ſein kann.

Mit welchem Ergötzen hörte ich dieſem feinen Beobachter zu. Er nahm viel Theil an der jungen Gräſin: Heiterkeit glänzte, indem er von ihr ſprach, über ſein offenes Geſicht; und es wurde mir nicht ſchwer, ihn zu Beantwortung einiger Fragen über ſie zu bewegen, die ich mit möglichſter Gleichgültigkeit hinwarf.

Hat ſie ſich nicht wieder vermählen wollen? fragte ich. Schlechterdings nicht, erwiederte mein Diplomatiker.

An Bewerbern um ſie hat es natürlich nicht gefehlt. Sie erklärt unverholen, daß Freiheit, Genuß der ſchönen Natur und Kunſt, Güter wären, welche ihr leicht durch die Ehe verkümmert werden könnten, und daß ſie der Bürde von menſchlichen Verhältniſſen ſchon genug trage, indem ſie bei ihrem Oheim bisweilen figurire. Mancher von unſren diplomatiſchen Brüdern wird Ihnen Winke von einem geheimen Plane geben, um deſſentwillen ſie alle die ſtattlichen Partien ausſchlage. Der Fürſt iſt offenbar in ſie verliebt, und ſeine Gemahlin wird nächſtens der Auszehrung erliegen. Sicherlich, ſchließt man, geht die Abſicht der Gräfin, bei ihrem Reichthum, ihrem alten reichsſtändiſchen Adel, auf eine Vermählung mit dem Fürſten ſelbſt: ſeine Liebe ſoll ihr das fürſtliche Diadem reichen. Darum ſei auch der Staatsminiſter ſo zufrieden damit, daß ſie alle Bewerber abweiſe, denn ſeinem Ehrgeize bleibe nichts mehr zu erreichen übrig, als daß ſeine Nichte Fürſtin eines Landes werde, über welches er freilich faſt unumſchränkt gebiete, deſſen Souverain er indeſſen nie werden könne.

Nur um die Unruhe zu verbergen, die mein Inneres marterte, fiel ich dem Erzähler mit der Bemerkung in die Rede, daß der Staatsminiſter, nachdem er ſeiner Nichte Reichthum genug zugewandt hätte, es gern ſehen müßte, wenn ſie unverheirathet bliebe, und ſein Haus einige Monate des Jahres belebte und erfreute.

So iſt es, fuhr mein Diplomatiker fort, und mir ſcheint, als habe der alte Mann nicht einmal bemerkt, daß der Fürſt in die Gräſin verliebt ſei.

Unbeſchreiblich gern hätte ich gefragt: und wie nimmt ſie dieſe Liebe? Aber ich wagte es nicht, und bald darauf ward unſer Geſpräch unterbrochen. Auch hoffte ich, mir in kurzem jene Frage ſelbſt beantworten zu können, denn die Zeit war nahe, daß die Hoffeſte beginnen ſollten, und vielleicht hatte ich ſchon bei einem Concert am Hoſe, zu welchem wir bereits eingeladen waren, in zwei Tagen Gelegenheit, zu beobachten, wie die Gräſin des Fürſten Leidenſchaft anſehe.

Nichts ſage ich davon, mit welchem Gemiſch von Empfindungen ich zu dieſem Concerte fuhr. Ich wußte jetzt ſo viel von ihr, und die Bilder ihres ländlichen Lebens umſchwebten, wie Blumenſylphen die ſchönſte Roſe, meine Eine Stunde mit ihr.

Als ich in den Saal getreten war, ſuchte mein Blick ſie vergebens in den bunten Gruppen der Damen. Der Miniſter verwirrt immer die Repräſentation, ſagte einer von den Diplomatikern, die ihrer Sitte nach ſchon anfingen, ſich zu einem Kreiſe zuſammenzuthun. Weil er jedes Mal zu ſpät kommt, entgegnete ein Andrer, entbehren wir auch ſo lange des Genuſſes, ſeine ſchöne Nichte zu ſehn. Da iſt er! Beide Flügel gehn auf; er kommt ſtets wie der Souverain ſelbſt.

Aber es währte noch einige Zeit, ehe er ſich blicken ließ: der hoffährtige und eitle alte Mann nahte langſam, die Erwartung zu ſpannen. Sein vorhangendes Haupt mit einer ungeheuer hohen Friſur ſchwankte endlich zur Thür herein. Sich räuſpernd, mit Ordensbändern behängt, trat er dann ein. An ſeiner Seite, ſich ein wenig zurückhaltend, erſchien auch ſie. Wir bewegten uns vorwärts ihnen entgegen. Doch in dem Augenblick entſtand ein Geräuſch von der Seite, wo der Fürſt einzutreten pflegte. Der diplomatiſche Kreis richtete ſich ſogleich dorthin, und der Miniſter ſchloß ſich ihm haſtig an. Nur einige flüchtige Worte ließ der Fürſt gegen uns fallen, und trat zu den Damen, zu ihr. Seine ſtolze Haltung war plötzlich in die geſchmeidigſte Freundlichkeit verwandelt, und die gewöhnliche herbe Kälte ſeiner Mienen war wie von Frühlingswärme aufgethaut. Ein ſolches Zerſchmelzen der Männlichkeit und Fürſtlichkeit in ihrer Nähe, ſagte ich bei mir, muß jeder Frau ſchmeicheln und wohlthun. Auch ſprach die Gräfin mit lebhaftem Intereſſe, mir ſchien ſogar vertraulich mit ihm. Sie waren Beide ſo mit einander beſchäftigt, daß ihr Geſpräch fortdauerte, bis die Muſik begann, und da ließ er ſich neben ihr nieder.

Alles dies verſetzte mich anfangs in eine widerliche Stimmung; aber kaum hatten die erſten Akkorde aus Glucks Symphonie zur Iphigenie an mein Herz geſchlagen, ſo widerſtand es nicht der Zauberkraft, welche dieſer hohe Meiſter ſtets über mich ausübt. Seine Töne ſprachen mit meinen ſtürmiſchen Gefühlen und führten ſie mit ſich fort.

Die langen Züge ſeiner Geigen nehmen mir anfänglich den Athem, und ziehn mir dann jegliches Bangen aus der Bruſt. Ich ward ſo bewegt, daß ich nur mit dämmerndem Auge die Gräfin ſah. Ihre geliebte Geſtalt ſchwebte vor mir wie auf den Wellen des Wohllauts. Ein weißes Tuch hatte ſie geiſtvoll um ihre braunen Locken gewunden; ſeine goldverbrämten Flügel hingen maleriſch herab; ihr Kleid war vorn blendend weiß, hinten floß über daſſelbe eine Türke von dunkler Seide. Zum erſten Mal bemerkte ich mit Staunen, wie ungemein ſchön ihr Buſen, ihr ſchlanker Hals ſei; und alle dieſe Schönheit ſtrömte mir mit der himmliſchen Muſik in einen Himmel zuſammen.

Sie war, ſo viel ich zu bemerken im Stande war, ganz in die Harmonie verſunken. Der Fürſt wollte ihr bisweilen eine Bemerkung zuflüſtern; dann neigte ſie ſich erſt ein wenig gerade vorüber; aber man ſah ihr an, daß ſie nichts hören wollte, und hörte, als die Muſik. Mich ſchien ſie noch gar nicht geſehn zu haben. Da huben zwei wohllautende männliche Stimmen das göttliche Duett zwiſchen Oreſt und Pylades an; und plötzlich richteten ſich ihre Augen auf die Seite, auf mich, und Thränen glänzten darin. Ich weiß nicht, mit welchem Ausdruck mein Blick ihr begegnete; aber oft wandte ſie den übrigen Abend bei vorzüglich ſchönen Stellen die Augen wieder zu mir. Ich empfand es, wir waren hier plötzlich, in der glänzenden, beobachtenden Menge, durch Gluck's Genius noch vertrauter geworden, als in unſrer herrlichen einſamen Stunde. Der Fürſt ſah mich zweimal mit etwas finſtrem Blick an. Darauf blieb er nicht lange mehr, und entfernte ſich mit einer kleinen trocknen Verbeugung gegen die Gräſin. Gleichwohl ward meine Hoffnung eitel, ihr dieſen Abend noch ein inniges Wort ſagen zu können; denn nach Entfernung des Fürſten mochte ihr Oheim es ſeiner nicht würdig halten, noch länger vom Staatsruder entfernt zu bleiben; er nahm die Hand ſeiner Nichte und ging. In dem Augenblick aber ruhte ihr ſüßes Auge noch wieder auf meinem.

In welcher Seligkeit fuhr ich zu Hauſe. Ich hätte meine Kutſche zerſprengen mögen, um frei unter dem geſtirnten Himmel zu ſein, und kaum hatte ich meine Hofkleidung abgeworfen, ſo wandelte ich hinaus in den herbſtlichen Mondſchein. Obgleich ich faſt in allen Perioden meines Lebens freudig an der Natur hing, war die ſchöne Gegend um meinen neuen Aufenthalt bis dahin für mich bedeutungslos geblieben. Lernt man eine Natur zuerſt kennen, indem man zugleich ein diplomatiſches Geſchäft beginnt, zumal mit ſo wenig Hoffnung auf Erfolg, als ich mein damaliges; ſo iſt man leicht gegen die Natur verſtimmt, oder verſchloſſen. Bisweilen verſchließt uns auch das gütige Schickſal ſelbſt einem Genuſſe, bis wir für ihn nach ſeiner ganzen Größe empfänglich ſind. Der wechſelreiche Abendhimmel des Herbſtes, das unermüdliche Jagen des Lichtes und der Schatten hinter einander, mehrte die Täuſchung, als ob ich in einer nie geſehnen Gegend wandelte. Aber darin lag der Zauber, daß ich mir nun zum erſten Mal dachte, wie alle Scenen derſelben von ihrer lieben Phantaſie aufgefaßt wären. Ich ſprach mit ihr vertraut durch die Schönheiten der Natur, wie kurz vorher durch die himmliſche Muſik. Jetzt zum erſten Mal verſtand ich den Oſſian, der mir bisher unverſtändlich und widrig war. Ich fühlte, über den Italiener war nordiſche Empfindſamkeit gekommen, und auch ſpäterhin habe ich mir eingeſtanden, daß mein Weſen dadurch erfriſcht, geſtärkt, geläutert wurde. Der Nordländer mit echter Geiſteskraft komme zu uns, und mildre ſeine Natur unter unſerm Himmel, durch unſre Kunſt und Sprache, lerne das Ebenmaß an dem Alterthume, welches bei uns nicht unterging; und der Italiener mit echter Geiſteskraft, dünkt mich, ſollte in Deutſchland, in Schweden einige Jahre verbringen, um dort einen wunderbar tiefen Verein von Gemüth, Phantaſie und Verſtand, der dem Leben zwar einiges Helldunkel, aber auch Friſche und Energie gibt, um hier ein erhabenes Schweigen der Natur zu empfinden, wovon er in ſüdlichen Ländern keine Vorſtellung bekommen mag. Sie, meine beiden italieniſchen Freunde, haben angehört, wie erhaben Alfieri darüber redete.

„Marquis,“ ſagte einer von den Abbés, „Sie reden noch ſchöner über den Norden, als er; aber ich will nur von Ihrer Gräfin, von Ihrer Liebe hören. Nie habe ich eine ähnliche Dame gefunden.“

„Aber,“ fiel der Geſandtſchaftsrath ein, „wie wird es mit dem Handelstractat bei dieſer Liebe werden? die ſo kunſtreich angefangene Negociation könnte ſich an ihr zerſchlagen. Ein Geſandter darf da nicht lieben, wo der Souverain liebt, bei dem er beglaubigt iſt.“

„Sie waren," ſagte ich etwas ungeduldig, „unter dem herbſtlichen Abendhimmel mit Oſſianiſcher Empfindſamkeit." Denn nie hatte ich an ihm ſo Theil genommen, als wie ich ihn, den glühenden, berechnenden Italiener, in dem Nebelduft nordiſcher Empfindung und Zartheit umherſtreifen ſah.

Endlich mußte ich, fuhr der Marquis fort, von meiner Streiferei im Nachthauch zurückkehren. Unwillkürlich vermied ich das nächſte Thor, und ging nach einem andern längs ein paar großen Gärten der Stadt. Auf einmal zeigte mir das Mondlicht das Palais ihres Oheims, deſſen Lage nach hinten ich nicht kannte. Doch erinnerte ich mich, daß ich in einen Garten ſah, als ich bei ihr war. Ich erblickte Licht in einem Zimmer. Die Gartenmauer war nicht hoch, und in einer Art von Raſerei ſtieg ich raſch hinüber. Ich vermied den Mondſchein, ſchlich von Schatten zu Schatten mit klopfendem Herzen, und kam nahe an das Gebäude hinter eine hohe und dichte Rebenwand. In dieſem Hinterhalt konnte ich genau beobachten, was in dem erleuchteten Zimmer vorging. Ich ſah zuerſt einen Schatten an der Wand, der ein Gewand über den Arm gelegt hatte, und hinauszugehn ſchien. Ohne Zweifel ihre Kammerfrau, dachte ich, welche ſie entkleidet hat, und das Gewand wegträgt, worin ſie dich entzückte. Da verbreitete ſich ein heller Schein: ſie trat aus dem Hintergrunde mit einer hohen Kerze, welche ſie zwiſchen Blumen an das Fenſter ſtellte. Sie war entkleidet bis auf das weißſeidene Unterkleid, welches ich heute durch ihr weißes Gewand durchſchimmern geſehn. Ihr Buſen, ihr Nacken waren ganz, ihre Schultern faſt entblößt: ihre Haare hingen aufgelöſt herab. Sie neigte ſich zu den Blumen, und durch meine Adern tobte bei dieſem Anblick ein Strom der Wolluſt, wie nie in Italien und Spanien, wo ich die wollüſtigſten Geſtalten unter phantaſiereichen Frauen genoſſen hatte. Aber gleichwohl wagte ich nicht, einen Seufzer hören zu laſſen; denn ich fühlte, ſie werde mir nie vergeben, wenn ſie entdeckte, daß ich ſie auf ſolche Weiſe belauſcht hätte. Doch peinigend ward meine Glut, als ſie mit der Kerze zurücktrat und es immer dämmernder in dem Raume ward, den ihr Athem beſeelte. Mein Auge ſah nichts mehr von ihr: aber meiner Phantaſie blieb nichts an ihr verborgen. Nun zwängte ſie die Haarflechten unter das Nachthäubchen, nun warf ſie auch das ſeidene Unterkleid ab: es enthüllten ſich ganz die Knospen der Brüſte, eine runde blendende Hüfte war flüchtig zu ſehn, ihre ſchlanken Finger ſtreiften den Strumpf von den vollſten, und doch ſo zierlichen Waden, ſie ſinkt in das Bette, die Decke eilt, ihre Schenkel zu umſchließen. — O meine Freunde, noch jetzt in der matten Erinnerung rinnt ein ähnliches Feuer durch mein Mark, noch jetzt fühle ich, in welchem Zuſtand ich damals geweſen ſei.

Ich verweilte eine Zeitlang hinter meiner Rebenwand, als ich keine Spur von Bewegung in ihrem Schlafgemach mehr wahrnahm. Alles war ſtill. Nur von einer Seite des Palaſtes her hörte ich bisweilen ein Stampfen von Roſſen. Endlich vernahm ich auch Menſchenſtimmen. Ich ſprang von einer Rebenwand ſchnell zur andern: der Garten zog ſich an beiden Seiten des Gebäudes faſt bis an den Vorhof. Da ſah ich zu meinem äußerſten Befremden den Fürſten, indem er in die Kutſche ſtieg. Widriger hätte mir ein ſolcher Abend nicht endigen können. Eiskalt ſchien mir auf einmal der Nachthauch; ich eilte durch den Garten, ohne die breiten Pfade und den Mondſchein zu vermeiden, und feierlich kalt, als käme ich von einer officiellen Unterhaltung, ſtieg ich langſam über die Gartenmauer.

Ich ward den Gedanken nicht los, daß der Fürſt die ſpäten Abendſtunden bei ihr zugebracht hätte, daß ein geheimes Einverſtändniß zwiſchen ihnen ſein müßte; und Rachgier gegen Beide durchſchnitt kalt und heiß mein Inneres, ohne daß ich zu irgend einer Rache berechtigt war. Welches Verſprechen hatte ſie mir gebrochen? was mir verheißen? welchen Anſpruch auf ihre Liebenswürdigkeit mir gegeben? Ein einziges Mal hatten wir traulich über unſer beiderſeitiges Vaterland geredet; bei einer himmliſchen Muſik hatte ſie ihr gerührtes Auge auf mich gerichtet; und ich nahm ſchon ihre ganze Anmuth als mein ausſchließliches Eigenthum. Ich ſagte mit der bitterſten Gewißheit: der Nichtswürdige hatte kaum in der Fülle der Reize geſchwelgt, deren bloßer Anblick dich mit ſolcher Seligkeit erfüllte; und raſete ſo fort mit meinen Gedanken, bis mich die nächtliche Einſamkeit meines Lagers umfing.

Nach einem kurzen banglichen Schlaf erwachte ich in einem etwas fieberhaften Zuſtande. Der Mond war untergegangen, aber der Morgenſtern ſchaute mit ſeinen lauteren

Strahlen, die wie ewiges Leben ſtets von ihm ausgehen und in ihn zurückeilen, mir gerade ins Geſicht, als ich mich umwandte. Die Natur hat immer den größten Einfluß auf meinen Geiſt und meine Tugend gehabt. Es war mir, als würfe der helle Stern mir vor, daß ich ſo wankelmüthig in meinem Entſchluß ſei, eben diejenigen Fehler und Laſter, welche man gewöhnlich meiner Nation beimißt, am ſorgfältigſten aus meiner Bruſt zu reuten. Dies brachte mich zu einer kühleren Ueberlegung. Ich mußte zuletzt über mich lächeln, wie nordiſch empfindſam ich am vergangenen Abend erſt geweſen ſei, welche italieniſche Glut der Wolluſt mich darauf durchloderte, wie echtitalieniſch ich dann den Dolch der Rache ſchwang. Wäre nun gar, dachte ich, indem ich aufſtieg, deine quälende Vermuthung gegründet, iſt der Fürſt darum ein Nichtswürdiger, daß er in einer Seligkeit ſchwelgt, welche du gern an dich reißen möchteſt?

Endlich ſtand bei mir der Entſchluß feſt, noch an demſelben Tage die Gräfin zu beſuchen, und wo möglich in ihre Verhältniſſe, ihr Herz einzudringen. Ich flehte zu meinem guten Geſchick, daß ich ſie allein treffen möge, als ich hinfuhr. Leider ſah ich ihre angeſpannte Equipage auf dem Vorhofe warten. Ich ließ mich gleichwohl melden. In der Zwiſchenzeit ſah ich mit Bewegung den Flügel des Gartens, wo ich mich geſtern Abend herangeſchlichen hatte; und da ich angenommen war, glühten mir die Marmorſtufen unter den Füßen.

Als ich eintrat, ſagte ſie mir ſogleich: „Fahren Sie hernach mit mir ins Schauſpiel? Wallenſteins Tod wird gegeben. Sie werden leider das Deutſche nicht ganz faſſen: ich bin ihr Dolmetſcher." Ohne meine Antwort abzuwarten, wies ſie mir einen Seſſel vor dem ihren an.

Sie war ganz ſo gekleidet, wie den Tag vorher, und ſaß mir ſo nah auf der engen Erhöhung am Fenſter, daß ich bei einer lebhaften Bewegung der Hand ihr Kleid mit den Fingerſpitzen ſtreifte. Welche Erinnerungen weckte ihre Geſtalt in mir! Ich ſah in den Garten, wo ſo wenige Stunden vorher, ihr unbewußt Wolluſtflammen und Todeskälte ihretwegen in mir wechſelten. Mein Blut fing wieder an zu glühn, als ich ihr weißſeidenes Gewand durchſchimmern ſah. Ich mußte die Augen davon wegwenden. So ſaß ich eine Zeitlang mit einzelnen Worten. Sie ſchien verlegen zu werden, ihr Athem ging ſchneller.

Sprachen Sie heute ſchon einen der diplomatiſchen Herren? fragte ſie mit einer nicht ganz feſten Stimme. Auf meine Verneinung fuhr ſie lebhaft fort: „und wiſſen vielleicht noch nicht die Revolution vom achtzehnten Brumaire? Geſtern Abend ſehr ſpät iſt der Fürſt noch bei meinem Oheim geweſen, und hat ihm Depeſchen von Paris mitgetheilt. Heute in der Frühe ward ich mit der Neuigkeit geweckt."

Nun erzählte ſie mir die Begebenheiten des achtzehnten Brumaire mit großer Lebendigkeit. Wiewohl mir dieſelben ganz neu waren, hörte ich kaum auf ihren Zuſammenhang: mit Blick und Gedanke verſchlang ich das ſüße Weſen, und fühlte noch weit mehr Freude, als Beſchämung, daß ich ihm ſo ſchreckliches Unrecht am geſtrigen Abend gethan hatte.

Sie nehmen ſehr Theil an Bonaparte? fragte ich endlich, um nur etwas zu ſagen. „Ja," entgegnete ſie, „er iſt mein Held. Wie wunderbar iſt ſeine Heimkehr aus Aegypten, mitten durch die feindlichen Schiffe, und welches Vertrauen faßte die Freiheit wieder, als dieſer Held an das Geſtade Frankreichs zurücktrat.

Die Freiheit? wiederholte ich in etwas befremdetem Tone. Er wird wahrſcheinlich der Schwäche des Directoriums ein Ende machen, wird an die Stelle der Anarchie einen Zwang des Schreckens bringen, wird ein Syſtem des Despotismus aufrichten, an deſſen Spitzen die Flitter der Freiheit mit den Nationalfarben ſchimmern.

Nimmermehr! rief die Gräfin. Ich habe in den Proclamationen, die er vor und nach glänzenden Siegen in Italien ergehen ließ, ſeine tiefe Liebe für das freie Alterthum erkannt; er lebt und webt in großen Ideen für die Freiheit, und bei ſeinem Genie gewiß für die Freiheit vieler Völker. Sein Ich und Leben wird er an die Welt verlieren.

Nicht für ſie! fiel ich raſch ein. Glauben Sie mir, ſchöne, begeiſterte Freundin! ich kenne ihn lange; er hat einen gewaltigen Schwung des Geiſtes, der die Welt umfaſſen möchte; aber nicht ihretwegen, ſondern ſeinetwegen.

Wie iſt das möglich? entgegnete ſie mit einer unausſprechlich ſeelenvollen Rührung. Was kann er mit der Welt wollen, wenn er ſie nicht lieben will. Nein, ich glaube Ihnen nicht. Ein ödes Herz kann nicht ſo viel Genie beſitzen.

Im Herzen iſt ſein Genie nicht! — ſie ſah mich bei dieſem Wort etwas befrembet an — nur in ſeinem eiſernen Willen und in der Schnelligkeit, womit ſein Verſtand und ſeine Kraft auf den rechten Punct treffen; und leider iſt ihm dabei phyſiſches und moraliſches Bedürfniß, die Welt zu zerſchmeißen. Sie ſollen ſehn, meine edle Freundin, kommt er in die Bahn, die er ſich vorgezeichnet und in die ihn die Revolution geleitet hat, ſo wird er Alles um uns her niederreißen, und nichts Haltbares wieder aufbauen. Als eine ſeiner glühendſten Proclamationen erſchienen war, worin der entſchloſſenſte Republicaner ſprach, und ich ſie lobte, ſagte er mir mit einer Geberde, einem Hindeuten, wovor ich zurückbebte, die abgerißnen Worte: Papier, Schwert, die innere Bruſt! und als ich ſchwieg, fuhr er vertraulich fort: wiſſen Sie, dieſe Freiheit, dieſe Repräſentation und Geſetzgebung des Volks, iſt leerer Tand. Ich werde ihn zur Welt hinauswerfen, ſobald die Klugheit es erlaubt.

Aber es iſt etwas Ahnungsvolles in ſeinem Geſchick, die Vorſehung hat ihn zu etwas Großem geweiht! erwiederte die Gräfin. Als er nach den Gefechten bei Cairo an einem alten Gemäuer vor Ermüdung ſtehend eingeſchlafen war, weckte ihn herabrieſelnder Kalk, der in ſeine auf der Bruſt liegende Hand fiel, in demſelben war eine Münze und darauf die Inſchrift: Cäſar Auguſtus.

Ohne die Anwendung, welche ſie davon machen wollte, abwarten zu können, rief ich: wahrhaftig, ſolche Ahnungen und Vorzeichen liebt er, weiß ſie auch wohl ſelber zu veranſtalten. O meine Freundin mit dem innigen Herzen, nehmen Sie doch das verzehrende Streben eines ehrſüchtigen Mannes nicht mit Ihrer ſchönen Liebe.

Ich faßte ihre Hand bei dieſen Worten, und drückte ſie wiederholt, und ihr ſanfter Druck erwiederte jedesmal meine Zutraulichkeit. Es war ſehr dämmernd im Zimmer geworden. Sie hatte ob dem Geſpräch vergeſſen, Licht bringen zu laſſen, zum Theater aufzubrechen. Aber meine Sinnlichkeit ſchlief ganz, das hochherzige Gefühl, womit das junge Weib die großen Begebenheiten faßte, hatte ihr Ehrfurcht geboten. Ich hatte ſogar Beſonnenheit genug, zu erwähnen, daß das Schauſpiel längſt angegangen ſein müßte. Ihr Ruf war mir ſchon ſo lieb geworden. Was konnte man von unſrer langen Einſamkeit in der Dämmerung argwohnen, indem unſre Equipagen unten harrten?

Kommen Sie! ſagte ſie raſch, und in einem Augenblick ſaß ich mit ihr in ihrer Kutſche. Als wir in ihre Loge traten, begann eine Scene ſchon in der Mitte des Trauerſpiels zwiſchen Thekla und dem ſchwediſchen Officier, welcher ihr den Tod des Geliebten berichtet. Unverwandt ſah die Gräfin auf das Theater. Bald floſſen ihre Thränen unaufhaltſam und noch lange nach Beendigung des ſchönen Monologs von Thekla. Ich wagte nicht, ihren Schmerz durch eine Sylbe zu unterbrechen. Endlich wandte ſie ſich zu mir, und wiederholte einige Zeilen des Monologs. Indem ſie ſich zu mir neigte, legte ich meinen Arm an ihren ſchlanken, runden, und meine äußere Hand drückte die ihre. Sie zog den Arm nicht weg, lange Zeit blieben wir ſo, und ich mit einer ſanften Wolluſt, die mir zuletzt alles Mark auflöſte. Sie beugte ſich erſt fort, als ein Geräuſch in der Loge des Fürſten, der uns gegenüber war, bei ſeinem Weggehn entſtand.

Wir blieben bis zum Schluß des Trauerſpiels, welches ſpät endete. Auf der Rückfahrt nahm ich ihr Tuch, welches von ihren Thränen feucht war. Wir blieben beide ſtumm. Als ich ſie die Stufen hinaufführte, ließ mich der alte Staatsminiſter bitten, ihn auf einen Augenblick zu beſuchen. Ich verabſchiedete mich vor ihren Appartements und ging zu ihm. Der alte Mann war außer ſich. „Mein Souverain,“ ſagte er mir hitzig, „iſt ſehr ungehalten, daß Ihr Hof auf ſeine letzten Vorſchläge zum Tractat noch nicht geantwortet hat. Hier, an dieſem Platz habe ich vor einer Stunde ihn ſehr entrüſtet geſehn, daß Ihr Hof ihn ſo ſchmählich behandle. Einen Geſandten hat man mir geſchickt, fügte er hinzu, der eben nicht artig iſt. Die ganze Negociation ſoll abgebrochen werden! Mit dieſen Worten iſt er fortgegangen. Marquis, Marquis, was iſt geſchehen? Der gnädige Herr war Ihnen anfangs ſo ſehr gnädig. Was iſt geſchehen, was iſt geſchehen. O mein Handelstractat, mein Meiſterſtück: mein diplomatiſcher Ruhm! mein ungnädiger gnädiger Herr!“

Ein paar Wochen früher wäre mir dieſe Erklärung im Munde des Miniſters ziemlich gleichgültig, ja inſofern lieb geweſen, als ich damals wünſchte, von dem Ort und der Verhandlung wegzukommen. Allein jetzt traf ſie mich wie ein Donner; denn ſie konnte mich von der ſchönſten Liebe, die mir hoffentlich aufblühte, entfernen. Doch hatte der alte Mann ſelbſt zu ſehr den Kopf verloren, als daß ich nicht Zeit gehabt hätte, mich zu faſſen. Kalt und entſchloſſen ſagte ich: alſo mit den Ausdrücken Eurer Excellenz ſoll ich meinem Hofe die Aeußerung Ihres Fürſten berichten? Ich weiß nicht, wodurch ich mir deſſen Mißfallen zugezogen; mein Hof wird mich dagegen zu tröſten wiſſen.

Dieſer gleichgültige Ernſt wirkte, wie ich erwartet hatte. Der Miniſter warf ſich in einen Seſſel, und fuhr mit der Hand über die Stirn. Nein, berichten Sie ſo nicht, ſprach er, das würde ſogleich die Negociation zerreißen. Ich hätte Ihnen die Aeußerungen des ungnädigen Herrn nicht ſo baar wiedergeben ſollen. Es iſt in der That der erſte diplomatiſche Fehler, welchen man mir auf meiner langen Laufbahn vorwerfen kann. Nein, berichten Sie nichts, als, der hieſige Hof zeige Empfindlichkeit über den langſamen Fortgang des Geſchäfts: nichts weiter, lieber Marquis, nichts weiter: mein Meiſterſtück ſoll nicht ſo durch die Finger fallen.

So höchſt erwünſcht mir dieſe Wendung war, ſo machte ich doch Schwierigkeit mich ihr zu ergeben. Meine Pflicht ſei, jedes Wort, was er mir über unſer Geſchäft ſagte, meinem Hofe zu melden. Mit nichten, mit nichten! rief er: mein Gott, ein Diplomatiker bleibt doch auch ein Menſch. Sie haben mich nun einmal als Menſchen geſehn. Berichten Sie, was ich Ihnen als Diplomatiker geſagt habe, daß mein Hof . . .

Gut, fiel ich ein, ich ergebe mich, um zu ſehn, wie Euer Excellenz das ſchwierige Geſchäft glücklich beenden werden. Da Ihr Fürſt gegen daſſelbe und auf mich ungnädig geſinnt iſt, ſo erregt es um ſo mehr die Bewunderung der diplomatiſchen Welt, wenn Sie es durch Scylla und Charybdis zum Ziel bringen.

Ich werde, Marquis! erwiederte er, wie triumphierend, und ſeine lange dürre Geſtalt ſtieg aus dem Seſſel auf und ſtand zuletzt hochgereckt faſt nur auf den Zehen. Er ſchaute bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, als müßte er ſchon die Scylla und die Charybdis vermeiden: ſein Catogon ruderte windſchief im Nacken. Nie habe ich einen ſolchen diplomatiſchen Don Quixote geſehn.

In dieſem Augenblick empfahl ich mich. Noch ein ſehnſüchtiger Blick in den Gang, wo die Schritte der Holdſeligen täglich ſchwebten, und ich hing im Wagen den beunruhigendſten Gedanken nach. Raſender, ſagte ich jenen Abend zu mir, hatteſt du alle Verhältniſſe vergeſſen, daß du wie ein Abenteurer über die Mauer ſtiegſt? Du, der Geſandte einer fremden Macht, nächtlich in dem Garten des Miniſters, mit welchem du ein politiſches Geſchäft zu Stande bringen ſollſt? vergaßeſt du denn, daß in dieſer Stadt die Polizei (hier konnte ſich der Geſandtſchaftsrath nicht halten, und rief: Ja wohl, ja wohl!) jeden Schritt der Geſandten bewacht? wird keiner ihrer Kundſchafter geſtern auf deinen Tritten geweſen ſein, als du in ſo ungewöhnlicher Stunde allein zum Thor hinausſchwärmteſt? und war er dir gefolgt, ſah, daß du in den Garten ſtiegſt, paßte auf, bis du nach langer Zeit wieder über dieſelbe Mauer zurückkamſt, was wird der Miniſter zu einem ſolchen Polizeibericht ſagen? Er wird vermuthen, ich habe mich in ſein Haus ſchleichen, ihm ſeine geheimen Papiere ſtehlen wollen. Und der Fürſt — hier ſtanden meine Gedanken betroffen ſtill. Nur zu gewiß iſt, rief ich endlich aus, die Polizei hat mein raſendes Beginnen ausgekundſchaftet, der Fürſt iſt davon unterrichtet, und daher kommt ſeine Erbitterung gegen mich und mein Geſchäft. Geſtern brach ſie friſch los, und geſtern hatte er die Polizeinachricht empfangen. Aber warum ſagte der Miniſter nichts von meinem raſenden Schritt, der ihn doch am nächſten anging? verſtellte er ſich, verſchwieg ihn, um die Polizei nicht verdächtig zu machen? Nein, mir war gewiß nach ſeinem ganzen Benehmen, daß er nichts davon wußte. Alſo der Fürſt hatte ihm meine Raſerei verſchwiegen, und warum, aus welcher Schonung? Bei dieſer Frage ſtieg meine Unruhe bis zum äußerſten Grade. Ja wohl, aus Schonung: ſagte ich ſeufzend; denn wird nicht der Verdacht rege werden, daß eine Leidenſchaft dich ſo ungeſtüm in jenen Garten zog, und eine Leidenſchaft für wen? für wen anders, als die Einzige, die du lieben kannſt, die deiner Leidenſchaft werth iſt? Ihren Ruf haſt du ſo ſchnöde preis gegeben. Was muß der Fürſt argwöhnen, welcher ſelbſt in ſie verliebt iſt? wie muß es in ſeinem Innern toben? Edel genug, daß er gegen ihren Oheim verſchwieg, was er wußte, was er argwöhnte.

In dieſem Gewebe von Vorſtellungen befangen, ſah ich wohl ein, daß ich vorläufig nichts thun könnte, als zu beobachten und abzuwarten, was da käme, und mich ihrer ſüßen Liebe immer mehr zu verſichern. Aber auf das vorſichtigſte! warnte mich die Vernunft. Ich wollte vermeiden, mich öffentlich mit ihr ſehn zu laſſen: eine geraume Zeit ſollte hingehn, ehe ich wieder einen Beſuch bei ihr wagte. Und gegen die Mittagsſtunde des folgenden Tages trat ich ſchon in ihr Zimmer.

Sie begrüßte mich ein wenig vorgeneigt in ihrem Seſſel mit einiger Erröthung. Ein ungemein ſchöner Herbſthimmel verbreitete um ſie die anmuthigſte Beleuchtung. Alle ihre Umgebung verſchmolz mit ihr zu einem lieblichen Ganzen. Ich ſaß kaum vor ihr, ſo war ſie mitten im ſeelenvollſten Geſpräch über die Thekla des Trauerſpiels. Ich ahne, ſagte ſie, wie eine Liebe das Leben veröden, verſchlingen kann: durch leidenſchaftliche Anflüge hat wohl jedes Mädchen eine Ahnung davon. Solche Liebe, geben Sie ihr alles äußere Glück, den ſichern Beſitz des Geliebten, muß das irdiſche Daſeyn verzehren: ihre Flamme verträgt ſich nicht lange mit demſelben. Ich denke mir nichts Gräulicheres, als mit dem Manne vermählt zu ſeyn, welchen ich ſo liebte; durch die tägliche Bemerkung ſeiner Schwächen, durch die kleinen widrigen Verhältniſſe, die von dem engen, immer dauernden Zuſammenleben nicht zu trennen ſind, ſein ſchönes Bild immer mehr zu zerſtören.

Nein, ſolche Liebe wird nicht von dem irdiſchen Seyn genährt. Sie iſt glücklich, wenn nach den ſchönen Stunden, die ihr immer nur wie ein ſchneller Traum beſchieden ſind, ſie von dem Geliebten, von dem Leben, durch ein ungeheures Verhängniß weggeriſſen wird. Sonſt muß ſie unter anſcheinendem Glück ſich ſelbſt das Leben auslöſchen.

Mit welcher Begeiſterung ſagte ſie dies! keinen Laut davon habe ich vergeſſen. Das Italieniſche von Petrarcha ſprach nie ſchöner über die Liebe, als ihre deutſch-italieniſchen Redensarten. So wie ſie ausgeredet hatte, brachen ihre Thränen hervor. Sie drückte das Geſicht in ihr Tuch, welches ſie mit beiden Händen vorhielt. Ich faßte die eine und drückte ſie leiſe, und ſie ließ ſie mit meiner ſinken, und erwiederte meinen Druck. Noch war ihr Geſicht verhüllt: bis es frei wurde, ruhten meine Blicke auf ihrem Buſen, der hoch wallte, weit entblößt im Morgenkleide. Sie trocknete ihre Thränen und ſah ſeitwärts. Sprechen wir von andern Dingen, ſagte ſie mit gedämpftem Laut. Als ich ſtumm blieb und ihre Hand noch immer drückte, fuhr ſie fort, ohne mich anzuſehn: dies Kleid iſt mir lieb, als Mädchen trug ich es fleißig. In dem Augenblicke ſchlang ich meinen Arm um ſie und riß ſie an mich, und drückte auf ihre Lippen einen glühenden Kuß. Raſender! ſtammelte ſie, und preßte mich von ſich, und rückte mit dem Seſſel etwas zurück. Gräfin, rief ich, Sie heißen mich, was ich bin. Reden wir von andern Dingen! erwiederte ſie mit Feſtigkeit, und wie mir ſchien, mit Empfindlichkeit. Sprachen Sie je längere Zeit mit dem Fürſten?

Dieſe Frage, welche ſie gewiß nur that, um ein andres Geſpräch anzuknüpfen, war ganz geeignet, mich zur Beſonnenheit zu bringen. Die Behutſamkeit, welche ich mir angelobt hatte, meine gegründeten Befürchtungen, ein leiſer Vorwurf, daß ſie noch nicht wußte, wie unbeſonnen ich ihretwegen gehandelt hatte, und Eiferſucht, daß ſie in dieſem Augenblick, wo ſie meine Raſerei zurückwies, nach dem Fürſten fragte; Alles dies ging mir plötzlich durch die Seele. Bei der erſten Audienz, ſagte ich, ließ er ſich über die Politik verſchiedener Staaten und über manche Perſonen aus, die uns Beiden bekannt waren. Er ſpricht beſtimmt, gewandt, aber ohne Anmuth und Tiefe; ſeine Politik iſt gelernt, ſeine Grundſätze ſind nur durch Stolz beſeelt; er hat viel von demjenigen, was man Charakter nennt, und was ich nicht liebe; denn ich fand es immer mit einer Beſchränktheit des Herzens oder des Kopfes verbunden. Wer mit voller Seele handelt, und das Leben mit Freiheit wie ein Kunſtwerk nimmt, der bedarf des Charakters nicht: läßt er ſich mitunter gehn, ſo kann er ſtets auf den Adel ſeines Gemüths, die Stärke ſeines Kopfes vertrauen.

Marquis! rief die Gräfin, und reichte mir freundlich die ſchöne Hand, mir ſind ſolche Charakterfiguren unerträglich. Wenn ich ſie nicht herumdrehn und zerren kann, ſo beklemmen ſie mir den Athem. Der Fürſt hat Kenntniſſe, ſpricht klar, hat etwas Männliches, das gegen Frauen ſehr freundlich und geſchmeidig wird; gegen mich äußert er ſich bisweilen gar über politiſche und diplomatiſche Geſchäfte, was mir jedesmal lieb iſt, denn ich miſche mich gern und lebhaft in die Geſchäfte der Männer; aber doch komme ich wieder darauf zurück, er hat keine Seele. Darum überfällt mich jedesmal ein Schauer, wenn ich ſeinen Beſuch in meinen Appartements nicht vermeiden kann. Zweimal iſt er hier geweſen, daß ich allein war, und da fühlte ich ſeine Oede. Er hat keine Phantaſie, welche in das Weſen eindringt, man kann ihn durch keine Phantaſie mit emporheben, Alles iſt ihm todt, er liebt keinen Baum, kein Geſtirn, keinen Himmel, und gleichwohl —

Sie ſtockte, und ward roth; ich drang in ſie, mit ihrer geiſtvollen Offenheit alle ihre Gedanken zu ſagen. Ein andermal! antwortete ſie flüchtig. Von allen Männern, die ich ſah, ſind Sie der freieſte, Marquis, das Leben iſt Ihnen ſo reich und ernſt, und doch ſpielen Sie kühn damit, und Alles iſt Ihnen voll Seele.

Ihr Lob durchdrang mir Mark und Gebein. „Und nie habe ich eine Ahnung davon gehabt, Gräfin, daß es etwas Aehnliches in der weiblichen Natur gebe, wie Sie. Ihr Weſen iſt mir wunderbar lieblich und unergründlich.“

Ich bedeckte ihre Hand mit Küſſen, und ihr Blick war unausſprechlich. Sanft wie etwas Heiliges zog ich ſie an mich, flüchtig berührte mein Mund ihre Lippen, ihre Augen. Wie ein warmer Blumenhauch war ſie neben mir. Unausſprechlich liebe ich Dich! ſagte ich, nicht mehr italieniſch, wie wir bisher geſprochen hatten, ſondern deutſch. So wenig ich von dieſer Sprache verſtand, redete ich das Wenige doch nicht gebrochen, ſondern mit Geläufigkeit, die immer zunahm, je inniger ich empfand. Und wie ſie ſprach: Du biſt mein und ich bin Dein! ich kann nicht ausdrücken, wie der weiche Buchſtabe in dem Du! ſo innig aus der Seele klingt.

Von dieſem Augenblick an war eine Offenheit, eine Traulichkeit zwiſchen uns, als wären wir Beide allein in der Welt. Wie hätte ich noch anſtehn können, ihr von meinem diplomatiſchen Geſchäft am dortigen Hofe, von meiner nächtlichen Schwärmerei und Raſerei, von meinen Beſorgniſſen zu erzählen?

Sie nahm das Alles gleichgültiger auf, als ich erwartete. Was geht mich die Welt an, ſagte ſie, ich liebe Dich! Das Wort habe ich nie zu einem Mann geſprochen, und Du biſt meine Welt. Verhehlen will ich meine Liebe nicht; alle Menſchen ſollen ſie ſehen und mich beneiden.

Aber nach den erſten Ergießungen der Leidenſchaft war ich Diplomatiker genug, hatte ſie Theilnahme an den Geſchäften des Hofes, und ihres Oheims und den meinigen genug, daß wir wieder auf meine Verhältniſſe zu jenen zurückkommen mußten. Sie geſtand mir, daß der Miniſter, ſeitdem der Fürſt mit ihr über diplomatiſche Angelegenheiten geſprochen hätte, froh wäre, bisweilen über ſeine Geheimniſſe gegen ſie loszubrechen, daß er noch heute in der Frühe bei ihr geweſen ſei, und den Ausdruck gebraucht hätte, trotz der Scylla und Charybdis werde er ſein Meiſterſtück, ſeinen Handelstractat, mit mir zu Stande bringen. Zugleich habe er freilich geäußert, daß der Fürſt auf das Geſchäft darüber und auf mich zürne.

Sie hielt inne, als ſie die letzten Worte geſprochen hatte, und ihr Ton war wieder etwas ſo dämmernd Bebendes geweſen, als man nur von innigen, zarten und edlen Frauen hört, wenn ſie ungewiß ſind, ob ſie etwas ſo ſort ausſprechen oder vorläufig zurückhalten wollen. Ich muß Dir Alles ſagen, fuhr ſie dann fort. In dem öden Leben der Stadt muß man doch durch etwas gereizt werden. Ehe ich Dich ſah und liebte, gefiel mir, wenn die Männer mir den Hof machten, obgleich ich es ſelten merkte, und gewöhnlich es früher durch eine Bekannte, als von mir ſelbſt wußte. Vor allen hat mir der Fürſt Aufmerkſamkeit bezeigt, und es reizte mich nicht wenig: ein Fürſt und kein gewöhnlicher Mann. Nun iſt in der Liebe Alles verſunken. Lieber Freund! ſein Geiſt fand einige Beſchäftigung bei mir, und ein Zug der Sinnlichkeit — als ich ihn merkte — lieber Herzensfreund, Sinnlichkeit der Männer iſt ungemein widrig, wenn nicht eine reiche Einbildungskraft, ein inniges Herz und ein muthiger Verſtand die Sinnlichkeit wie einen gemeinſchaftlichen Strom hervorbringen.

Dann kam ſie auf meinen Abend in ihrem Garten zurück, und äußerte, ſie glaube nicht, daß mich irgend ein Diener der Polizei verfolgt und belauſcht habe. Aller Bericht der Polizei kommt zuerſt an meinen Oheim, und er meldet davon dem Fürſten, was ihm gut däucht. Er hat mir ſonſt erzählt, wie ſein Souverain Dich preiſe, und hat mir heute mit großer Bedenklichkeit geſagt, wie Deine Anweſenheit hieſelbſt unangenehm worden ſei. Geliebter, bei

Gluck's Harmonie war ich zum erſten Mal ganz Dein. Der Fürſt hat mich zweimal, da ich unerwartet auf ſeinen Blick traf, mit einem Grimm angeſehn, welchen ich nie ſo an ihm wahrnahm und verabſcheue.

Durch Dich, Agnes! rief ich aus, wird der Staatsminiſter das Meiſterſtück ſeines diplomatiſchen Lebens machen. Unſre Liebe ſollte meine Verhandlung zerreißen, und nur ſie wird ſie glücklich löſen. Aber halte Deinen holden Muth, Deine hochherzige Offenheit zurück.

„O die Liebe iſt etwas Schönes. Durch ſie nimmt die Frau Theil an den Geſchäften der Männer, ohne aus dem Frauenkreiſe zu treten. Geliebter, ſage mir, was ſoll ich thun?“ und mit dieſen Worten lag ſie in meinem Arm, und unter dem ſüßeſten Koſen der Liebe weihten wir uns zu dem Handelstractat. Sie war unerſchöpflich an komiſchen Einfällen, geiſtreichen Bemerkungen darüber und hatte das naivſte Ergötzen an dem Gedanken, ihn mit zu Stande zu bringen. „Der Fürſt,“ ſagte ſie, „mein Oheim, Du und ich! es ſoll eine Quadrupelallianz werden. Doch nein, Du und ich, ſind wir nicht Eins?“ Und unſre Lippen, glühend auf einander, und meine Arme, die ſie feſt umſtrickten, beſtätigten unſre Einheit.

Und was ſoll ich thun, Geliebter? fragte ſie wiederum; und ich kam endlich dazu, ihr meinen Plan aus einander zu ſetzen. Der Fürſt, Agnes, iſt eiferſüchtig auf Deine ſüße Liebe für mich. Nun bin ich überzeugt, daß er blos darum auf mich zürnt. Dieſe Eiferſucht muß beſchwichtigt werden, ſonſt wird aus unſerm diplomatiſchen Meiſterſtücke nichts. Agnes, eben jetzt, da mir der Glanz Deiner Liebe aufging, darf ich Dich vorläufig nicht beſuchen, als wenn ein geſellſchaftlicher Cirkel bei Dir iſt, und auch dann nur ſelten. Bei öffentlichen Gelegenheiten ſprechen wir wenig und kalt mit einander.

Abſcheulich! entgegnete ſie: ich bin ſo frei; woher hat der Fürſt ein Recht, auf mich eiferſüchtig zu ſein? „Von Deiner Schönheit und Anmuth, und unſerm Handelstractat.“

Freilich, ſagte ſie lächelnd: und es wird mir ſüß ſein, wenn im Gewirre großer Geſellſchaft Du mir fremde ſtehſt, Du, deſſen Seele mein iſt. Die öden Menſchen ahnen nicht, was es heißt, wenn Du dann einmal bei mir vorüber ſtreiſſt, mir ein Wort ſagſt, worin für mich alles Feuer des Lebens flammt, was ihnen kalt däucht. Nur Eins verſprich mir, daß Du niemals eine Geſellſchaft verlaſſen willſt, ehe ich weggegangen bin; denn ſonſt würde mich meine Traurigkeit verrathen.

Werde ich da ſcheiden können, Agnes, wo Du biſt? Auch muß ich morgen Vormittag noch einmal, wie heute, in Seligkeit bei Dir ſein.

Gewiß nicht, fiel ſie ein: auch das wäre zu viel. Sei Mann und Diplomatiker.

Und Du, meine Heldin, fuhr ich fort, Du beginnſt, Dich recht fleißig mit dem Fürſten über Staatsgeſchäfte zu unterhalten, erwähnſt aber vor der Hand nicht unſres Handelstractates. Ehe deſſen gedacht wird, muß der Fürſt erſt glauben, daß Du auch nicht auf das fernſte an mir

Theil nehmeſt. Ich werde an ihm, und an den Aeußerungen Deines Oheims ſchon abnehmen, wenn es an des Zeit iſt, daß Du Deinen goldenen Faden in unſer graues diplomatiſches Gewebe einſchlägſt, und das Glück hineinwebſt. Dann findet ſich wohl, daß wir uns geheim ſprechen, ohne von Jemand beargwohnt zu werden. Ich lege Dir dann meine diplomatiſchen Papiere vor und wir bearbeiten ſie — unter Küſſen! wollte ich ſagen, aber ſie waren ſchon da. Ich hielt die ſchöne Geſtalt lange in meinem Arm und ſah ſie ſchweigend an. Da drückte ſie mich von ſich und ſtammelte: geh, mein Freund! mein Oheim kommt jetzt vom Fürſten, und alsdann zu mir. Er finde uns nicht ſo zuſammen. O wann ſehn wir uns ſo wieder?

Ich ging raſch hinweg, da es mir ſo ſchwer wurde; und in welchem Taumel der Gefühle! Der reichſten Liebe war ich in dieſen Stunden ſicher geworden. Ich verlor mich mit einem wonnevollen Staunen in die Natur der Geliebten; und auch das Licht, welches für meine diplomatiſche Verwirrung aufging, war etwas heiterer.

Unmöglich kann ich Ihnen, meine Freunde, noch weiter das Tagebuch meiner Liebe und Negociation vorlegen. Es kamen nun mehrere Wochen voll von Zwang, aber auch einem Glücke, das wie Veſta's Feuer in unſern Herzen brannte. Wir hielten Beide mit treuem Muth und Schmerz bei unſrer verabredeten Rolle aus. Die wenigen Worte, die wenigen Blicke, welche wir wechſelten, faßten ein jahrelanges Leben in ſich. Wenn bei einem Feſt das geſellſchaftliche Gewühl groß war, dann wagte ich ſo nahe an ihr vorüberzuſtreifen, daß ich ihr Kleid berührte, einmal ſogar die Finger ihrer herabhängenden Hand: der Schauer, der mich dann durchzuckte, war wie ein wollüſtiger Seufzer aus dem Paradieſe, von welchem mich kein Engel mit dem feurigen Schwert, nur eine kleine Intrigue wegen eines Handelstractates abgeſchieden hielt. Ich fragte mich wohl, warum ich nicht alle Verhältniſſe von mir würfe, um ganz in der Liebe zu leben und weben? Aber es däuchte mir beſchämend, einer Leidenſchaft wegen eine übernommene Pflicht, das Vertrauen hintenanzuſetzen, welches mein Hof mir bewies. Mehr aber zähmte mich die Furcht, daß ich in ihrer Achtung, in ihrer Liebe ſinken möchte, wenn ich dieſer Liebe wegen ein Geſchäft aufgab, weniger klug und eifrig betrieb, da ſie die Staatsgeſchäfte mit einer gewiſſen Ehrfurcht betrachtete; und war meine Negociation nicht ein Theil unſrer Liebe geworden? betrieb ſie dieſelbe nicht mit mir?

Beſonders ſchien auch gut zu wirken, daß ich in dem Cirkel, der ſich wöchentlich zweimal in ihren Appartemens verſammelte, nur flüchtig und fremd erſchien. Der Fürſt verſäumte ihn bald niemals mehr, und häufig ſah ich ihn in lebhafter Unterredung mit der Gräfin. Auch ward häufiger wie je von ſeiner Leidenſchaft für ſie geſprochen. Selbſt mein diplomatiſcher Beobachter, der ſo ſcharf und ruhig über das Verhältniß zwiſchen Beiden geurtheilt hatte, ziſchelte mir, indem wir an eben den Seſſeln ſtanden, wo ſie in meinem Arm gelegen, und wo ich gern meinen

Standpunct nahm, mit bedenklicher Miene ins Ohr: ich ſehe doch in dem Naturkinde die künftige Souveraine dieſes Landes.

So mochte ein Monat hingehn, und ich muß mir das Zeugniß geben, daß kein Argwohn gegen ſie, keine Eiferſucht in meine Seele kam. Das Weſen des jungen Weibes war in meine Adern übergegangen, hatte jede italieniſche Wallung verbannt, und mein Herz mit einem friſchen Vertrauen erfüllt.

Wir ſehen Sie doch Morgen Abend bei uns? ſagte ſie mir mit bedeutendem Ton, indem ſie mit ihrem Oheim aus einem Hofconcert ging, wo der Fürſt auf das anhaltendſte auch während der Muſik mit ihr geſprochen hatte; und der alte Staatsminiſter ſetzte mit freundlicher Wichtigkeit hinzu: ich habe Ihnen viel Gnädiges zu ſagen.

Ich fuhr am folgenden Tage ſpät in ihre Aſſemblée, beſtellte aber auch meinen Kutſcher, mich ſo ſpät abzuholen, daß ich gewiß der letzte war, welcher ihre Appartements verließ.

Ein Wölkchen ſaß auf ihrer Stirn als ich eintrat, aber ſchöner ſah ich ſie niemals. Ein ſchwarz ſammetnes Kleid gab ihrer Geſtalt eine Majeſtät, die von dem glänzenden Geſchmeide, welches ihre dunklen Locken durchſchlang, beſtrahlt wurde. Wie Sterne zog ſich eine Reihe von Diamanten am Rande des Kleides um ihren Buſen.

Je mehr ich die Ungeduld ihres Oheims merkte, mit mir insgeheim zu reden, ſo mehr vermied ich ihn, um nicht früher, als bis der Cirkel ſich faſt verloren hatte, mit ihm ins Geſpräch zu gerathen. Ich wollte ihn dann ſo darin verwickeln, daß ich, ohne aufzufallen, allein zurückbleiben konnte. Es gelang, und er hielt mich auf die Seite gezogen, als ſeine Nichte nur noch allein in den Appartements war. Daß ſein Souverain ſich mit dem größten Wohlgefallen über mich äußre, mein feſtes und beſcheidenes Benehmen lobe, und ihm ſelbſt die Klugheit, mir die ehemaligen ungnädigen Aeußerungen ſo überaus delicat hinterbracht zu haben, nicht hoch genug anrechnen könne, und dergleichen mehr, wiederholte er mit hundert Umſchweifen.

Sobald ich die Gräfin allein ſah, brach ich ab gegen ihn, und entſchuldigte mich gegen ſie, daß mein Kutſcher mich warten laſſe; doch der Alte fiel haſtig ein: wer in ſo hohem Grade die Gnade meines Fürſten beſitzt, wie Sie, lieber Marquis, iſt ſtets unſer werther Gaſt! In dem Augenblick aber ſah er nach der Uhr und ſagte: ich verlaſſe Sie! Entſchuldigung! Entſchuldigung! das Ruder des Staates! Er klingelte; zwei Bediente ſtürzten herein, und hinter ihren Kerzen zog er feierlich ab.

So wie die Flügel ſich zuthaten, kniete ich an ihrem Sopha, und drückte meine Lippen auf ihre Hand. O Du! ſagte ſie, und neigte ihre Lippen auf meine Stirn! o Du! wie lange habe ich dies Wort nicht ſagen dürfen? Ach, mein Herz iſt zu voll geworden. Heute war es in Gefahr überzuſtrömen und ſich zu verrathen, als ich Dich ſo ſchmerzlich erwartete und Du ſo lange nicht erſchienſt. „Um mir dieſe ſeligen Augenblicke zu erhaſchen! rief ich und wollte ſie umfangen. Da rollte mein Wagen in den Hof. Dort in den Seſſel! wir können hier jeden Moment überraſcht werden! und mit dieſen Worten ſaß ſie in der vornehmſten Haltung auf dem Sopha. Meine Equipage ward angekündigt; ich durfte nicht zaudern.

„Agnes, ich muß Dich vertraut, lange und geheim ſehn. Meine Liebe lechzt darnach, ſelbſt unſer diplomatiſches Geſchäft erfodert es. Weißt Du kein Mittel?"

Sie ſann, wollte etwas ſagen und ſtockte. Ich drang heftiger in ſie: „Meine Liebe haſt Du," ſagte ſie endlich, „bekannt habe ich ſie Dir. Was zage ich?" Sie ging ſchnell in ein Cabinet und war ſogleich wieder zurück. Da ſind zwei Schlüſſel, der eine ſchließt eine Thür dort unter dem Balkon: ſie führt auf Stufen zu jenem Cabinet. Der andre öffnet eine kleine Nebenpforte der Gartenmauer: Du gehſt zwiſchen zwei hohen Hecken gerade auf die Thüre zum Balkon. Komm um zwölf Uhr: ich bleibe immer bis Mitternacht auf, und leſe und ſchreibe. Dann ruht Alles im Hauſe. Nun raſch hinweg!

Ich flog die Treppe hinab. Zu Hauſe fand ich einen meiner Bedienten nachläſſig, und verabſchiedete ihn auf der Stelle, weil ich wußte, er ſei im Dienſt der Polizei jener Reſidenz. Von meinen nächtlichen Schwärmereien mußte niemand etwas wiſſen, als mein treuer italieniſcher Jäger, der mir ſchon ſicher war, weil er den lächerlichen Stolz hatte, ſich nie über ſeinen Herrn gegen einen Deutſchen äußern zu wollen.

Die Kälte war ſtreng; hell funkelten die Sterne; ich zählte die Glockenſchläge von außenher, ob ſie nicht ſchneller gingen, als meine Uhren. Mit weißem Glanz überſtreut leuchtete die Hecke, leuchteten die Bäume des Gartens. Sonſt war die Nacht dunkel.

Alle Vorhänge ſollten niedergelaſſen ſein, bis auf ein einziges Fenſter, woran ein Licht, eine Blume ſtrahlten, wenn ich ſicher zu ihr kommen dürfte. Bange athmend ſtand ich im Gang der Hecke, und ſah den Schein nicht.

Ich glaubte, die zwölfte Stunde habe ſchon geſchlagen. Da hallte ſie erſt, und die Fackel der Liebe ging ſogleich auf.

Indem ich zu ihr hineilte, glühten alle Bilder der Wolluſt auf, welche mich einſt dort entflammt hatten. Ich dachte mir nicht Andres, als daß ich ſie nun im weißſeidenen Unterkleide treffen, daß der ganze Traum jenes Abends wirklich ſein würde; und wie ich die Thüre des Cabinets aufthat, ſtand ſie noch ganz in der Pracht der Aſſemblée vor mir.

Welches Entzücken, als das herrliche Weib in meinen Armen lag, von meinen Küſſen überdeckt! als das ſüße Gekoſe der Liebe immer traulicher, immer vielfacher blühte. Alles Gefühl in ihr war wie ein friſcher unverſiegbarer Quell, und jede ihrer leidenſchaftlichen Regungen dichtete unerſchöpflich die lieblichſten Bilder reicher Phantaſie. Ihre Liebe führte die Sinne und den Geiſt in den ſchönſten Roſengarten. Ich ſagte ihr: Du haſt das Genie der Liebe! und wollte es wieder von ihren Lippen, ihren Gliedern küſſen, wo es allenthalben hervorſchlug, aber ſie wand ſich los mit den Worten: Nun, Freund, unſer diplomatiſches Geſchäft. Der Fürſt fing von ſelbſt an, über Deine Sendung zu reden. Er wünſche neue Eröffnungen Deines Hofes über den Handelstractat, welchen Du vorgeſchlagen hätteſt. Man will uns zu harte Bedingungen auferlegen, ſetzte er ernſt hinzu, aber wir vertrauen auf den Marquis, er iſt billig und fein.

Ohne Deiner zu erwähnen, erwiederte ich: „wohl möchte ich ſehn, wie ein Handelstractat zu Stande kommt, wo beide Theile von den ungeheuerſten Foderungen anheben, und aus den Mißtönen doch zuletzt Uebereinſtimmung wird.“ Er lächelte und ſchwieg. Aber geſtern Vormittag kam mein Oheim mit der geheimnißvollſten Wichtigkeit zu mir und ſprach: „Nichte, auf Befehl unſres gnädigſten Herrn theile ich Ihnen die geheimſten Schriften mit: Einen größern Beweis ſeiner Gnade konnte er Ihnen nicht geben. Sie betreffen den Handelstractat, wovon ich Ihnen ſchon ſagte.“ Ich mußte nun die zwiſchen Euch beiden gewechſelten Noten und Entwürfe anhören. „Nicht wahr, mein Freund, Ihr werdet noch ſehr nachlaſſen, und der hieſige Hof wird auch nachlaſſen?“

Daß ich in einem ausführlichen Memoire alle Puncte des Tractates meinem Hofe entwickelt hätte, welche zu erreichen er hoffen und billig verlangen könne; daß ich ihr dieſes Memoire jetzt mittheile; hatte ich kaum erwiedert: ſo fragte ſie, wie iſt Dein Souverain? wie iſt Euer Miniſter, der die Hauptſtimme über den Tractat führt? Beſchreibe mir beide. Ich entwarf eine kurze Charakteriſtik derſelben.

Gut, ſprach ſie: nun iſt unſre Seſſion beendet: Dein Memoire behalte ich. Ich habe noch keine Briefe der Liebe von Dir: ſoll es ſtatt ihrer ſein?

In dem Augenblick gab ſie mir auch einige Blätter. „Da ich getrennt von Dir ſein mußte, ſchrieb ich Dir. Die Liebe iſt ſo allgegenwärtig. Ich habe ſie gekannt, ehe ich ſie fühlte, und finde ihr Glück nun noch überſchwenglicher, als ich es mir dachte. In den Stunden, wo ich Dir ſchrieb, habe ich Dich nicht vermißt.“

Ich verbarg die Blätter an meiner Bruſt, und hielt die Geliebte lange ſchweigend am Herzen. Faſt war ich beſchämt, als überträfe ſie mich an Liebe. Geh nun, ſagte ſie mir. Die Sterne ſind mit Dir und alle meine Gedanken; ſiehſt Du mich am Abend in dieſem Kleide, oder einem grünſammetnen, ſo komme zur Nacht. Der Vorſicht bedarf es: Du kannſt nicht häufig hier ſein.

Mit welcher Wonne im Innern ich unter den ſchneebelaſteten Aeſten zurückſchwärmte, und noch den Schatten von ihr, aus deren reichem Leben ich kaum weggeſchickt war, an ihren Wänden wahrnahm: dergleichen beſchreibe ich Ihnen nicht, meine Freunde. Ihre Blätter, auf welchen das Genie der Liebe flammt, will ich nächſtens mitbringen.

Einige Abende vergingen, ehe ich das erſehnte Zeichen wahrnahm. So nach dem Gewande der Geliebten, ſeiner Farbe zu ſpähen, iſt kein kleines Glück, wenn ſeine Verheißung auch nicht in Erfüllung ginge. Endlich glänzte mir am Smaragd des grünen Sammets die ſchöne Hoffnung.

Nach dem erſten Gekoſe der Liebe gab ich ihr einige Geſänge in meiner Mutterſprache, worin ich beim erſten Erwachen meiner Leidenſchaft um ſo drangvoller meine Ideen von ihr ausgeſtrömt hatte, je mehr ſie mich quälten und entzückten. Seitdem ich über ihre Natur, ihre Liebe im Reinen und in Sicherheit war, hatte ich geſchwiegen.

Und ich, erwiederte ſie mit anmuthiger Gravität, gebe Dir dagegen ein Memoire über Deinen Handelstractat, welches Du Deinem Hof überſenden ſollſt.

Als ich es haſtig hinnahm und lächelte, ſchlang ſie ihren Arm um meinen Hals und küßte mir das Auge: „ich verſetze mich ſo gern in Deine Perſon.“

Ich las und ſtaunte. Einiges hatte ſie aus meinem Memoire entnommen, aber die billigen Grundſätze, welchen beide Höfe folgen mußten, waren mit einer ſo natürlichen Beredtſamkeit dargeſtellt, aus meiner kurzen Charakteriſtik der handelnden Figuren auf unſrer Seite hatte ſie dieſelben ſo herausgefühlt, daß ich mir von dieſer Schrift die glücklichſte Wirkung verſprach. Ihre Freude, als ich ihr dies ſagte, war rührend. „Es iſt etwas Schönes um die Liebe!“ und bei dieſen Worten glänzten ihr Thränen in den Augen.

Mit wenigen Veränderungen ſandte ich ihr Memoire ab, und bekam bald Winke, daß es außerordentlichen Beifall finde.

Wie? unterbrach der Geſandtſchaftsrath die Erzählung des Marquis; jenes diplomatiſche Meiſterſtück war von einer Dame? hm, hm! und dieſes Memoire wird unſern angehenden Diplomatikern ſtets als ein Muſter von Expoſition zur Nachahmung vorgelegt.

Die Gemahlin unſres Souverains, fuhr der Marquis fort, die ſich bisweilen in die öffentlichen Angelegenheiten miſchte und dann mit großem Gewicht, hatte im Cabinet des Fürſten zufällig den Bericht meiner Geliebten gefunden und geleſen. Vielleicht wirkt der Ton des Weibes am meiſten auf das Weib. Genug, ſie erklärte jenes Memoire für ein Meiſterſtück, und verwunderte ſich ſehr, daß man nicht eile, auf ſolche billige Bedingungen, wenn der jenſeitige Hof ſie eingehe, den Handelstractat abzuſchließen. Dies wirkte wie ein Blitz auf Alle, die bei dem Geſchäft eine Stimme hatten. Ich erhielt bald in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken die Weiſung, ein Ultimatum zu übergeben, welches mit meinem letzten Memoire durchaus übereinſtimme.

Und nun, mein Freund, ſagte Agnes, laß mich auch die Note ſchreiben, womit Du es hier übergibſt. Der Fürſt redete in dieſen Tagen viel über einen Mann, der Büſch heiße und über Handel und Geldumlauf, und, wie behielte ich, worüber ſonſt noch? meiſterhaft geſchrieben habe, und deſſen Werke ihm jetzt ein neues Licht anzündeten. Auch liegen die vielen Bücher des Mannes ſchon prächtig gebunden auf dem Arbeitstiſch meines Oheims. In unſrer Note muß er auch figuriren. Aber geſtehe mir, Geliebter, ich überſehe das Detail nicht genug, in Deinem Ultimatum iſt doch nichts zum Nachtheil meines Vaterlandes? Selbſt Dir zu Gefallen würde ich nichts beginnen, wodurch meinem Vaterlande Abbruch geſchähe.

Ich beruhigte ſie darüber und hatte wenige Nächte darauf ihre Note. Dieſe ging wie ein ſieghafter Pfeil in das Weſen des Fürſten; und ihrem Oheim ward die Schmeichelei geſagt, daß er von jeher gleiche Grundſätze wie der große Büſch gehegt hätte, welche dann auch in dieſem Ultimatum die leitenden wären.

Kaum hatte ich ſie abgeſchrieben mit hinzugefügten Förmlichkeiten, und kaum überreicht, ſo brach der alte Staatsminiſter, wie er mich zuerſt anſichtig wurde, mit größter Lebhaftigkeit los, daß nun keine Frage mehr ſei, er werde ſein diplomatiſches Meiſterſtück zu Stande bringen: durch mein vortreffliches Ultimatum, zu welchem der Fürſt ſehr gnädig lächle, ſei ich ihm dazu behülflich geweſen.

Von Agnes erfuhr ich, daß er den Mittag nach Empfang unſrer Note geſagt habe: die Werke des großen Büſch wären ihm ſtets ſo vorgekommen, als hätte er ſelbſt ſie geſchrieben: nur der Mangel des feinen Welttones, der franzöſiſchen Wendungen in denſelben, käme ſeinem Gedächtniß zu Hülfe, daß ſie wirklich nicht von ihm herrührten.

So waren Agnes und ich nahe an unſrem diplomatiſchen Ziel, und noch hielt ſie mich ferne vom höchſten Lohn der Liebe. Ihre Schamhaftigkeit, die ſo mädchenhaft war, wie ich ſie niemals bei einer Frau gefunden, hinderte ſie an der vollen Hingebung, die ſonſt ihrem Weſen ganz entſprochen hätte. Auch drückte ſie mir jedesmal, wenn ich auf Vermählung mit ihr anſpielen wollte, die Lippen zu mit einem: ſtill! und überdeckte dann meinen Mund mit Küſſen, als flehe ſie mich, von dergleichen Gedanken abzulaſſen. In geſellſchaftlichen Kreiſen ſah ich ſie noch mitunter wie ein flatterndes Mädchen, und begriff dann ſchwerlich, daß ſie es war, mit welcher ich zu Nacht ſo tiefe Geſpräche und ſolche diplomatiſche Geſchäfte, und welche himmliſche Liebe pflog. Doch tanzte ſie nicht mehr ſeit unſrem Verhältniſſe. Kein Mann, außer ich, ſollte ihren Körper berühren.

Es verging geraume Zeit, ehe ich eine Antwort auf mein Ultimatum erhielt. Doch wußte ich durch Agnes, daß man ihm gemäß den Handelstractat abſchließen wolle, der Fürſt nur aus vornehmer Laune damit zaudre. Endlich kam der Tag, welchen mir der alte Staatsminiſter mit großem Triumph ankündigte, wo wir beide den Tractat unterzeichnen würden.

Als ich in der beſtimmten Stunde um Mittag zu ihm fuhr, war Alles feſtlich in ſeinem Hauſe: er ſelbſt war mit Bändern und Orden behängt, die kein et caetera mehr zuließen; ſeine Friſur ſtieg wie eine weiße Triumphwolke aufwärts. Zwei Exemplare unſres Tractats lagen auf einem Marmortiſch und hinter ihnen brannten vier große Kerzen. Ich hätte den alten Mann andächtig nennen mögen, wenn er nicht ſo hoffärtig geweſen wäre.

Dann führte er mich zu einer glänzenden Mittagstafel, wo Agnes in dem grünſammetnen Kleide zugegen war.

Freier ſchon ſtreiften meine Blicke zu ihrer Schönheit. Am Abend war Aſſemblée bei ihr, und ſie erſchien in ihrem ſchwarzſammetnen Kleide, mit dem prachtvollen Geſchmeide in dem Haare. Welche ſelige Hoffnung loderte in meiner Bruſt. Es war einer jener Tage, die der laue Lenz als feindliche Vorboten an den Winter abſchickt. Zephyre ſchon begleiteten mich auf meiner ſüßen Nachtwanderung.

Sie ruhte in ihrem Seſſel, als ich eintrat, mit einer gewiſſen komiſchen Majeſtät; denn das eine prächtige Exemplar des Tractates lag vor ihr, der Oheim hatte es ihr gebracht. Ich ſchloß ſie inbrünſtig in meine Arme: der ganze Frühling war ſchon mit uns. Sie war zärtlicher wie je: ein roſenrothes Licht umfloß ihre Wangen, ein blauer Schmelz ihre Augen. Ich küßte unaufhörlich ihren Buſen, ich löſete ihr ſammetnes Kleid, ich ſtreifte es ihr allmälig ab, und ſie ſtand vor mir im weißſeidenen Untergewande, wie ſie mich einſt, als ich im Garten von ihr geſchieden ſchmachtete, entflammt hatte. — Ach, mir wurde alle Luſt, die ich damals träumte! Welche Nacht! Gegen die Morgendämmerung riß ich mich los. Und Du warſt noch holdſelige Jungfrau? ſtammelte ich. Mit einem flüchtigen, faſt zornigen Erröthen ſagte ſie: glaubteſt Du, daß mich irgend etwas auf Erden zwingen konnte, mich ſonſt als an die Liebe hinzugeben?

Der Marquis ſchwieg, wie in die ſeligſten Erinnerungen verloren, und nie hab' ich wieder einen ſolchen Glanz ſchöner Wolluſt an einem Mann geſehn, als wie er damals unter uns daſaß. Seine bräunliche Geſichtsfarbe war von einem lichteren Roth durchdrungen, in ſeinen großen ſchwarzen Augen ſah man ein beinahe röthliches Feuer tief wie von der Gluth der Einbildungskraft ſelbſt aufſchießen, ſie waren in die Höhe gerichtet, als wäre ſolche Wolluſt nicht auf der Erde zu finden, und ſeine ganze ſtattliche volle Geſtalt war wie von Luſt übergoſſen. Ich vergeſſe nie die Stille, mit welcher wir alle ihn anſchauten. Ein Abglanz ſeiner Wonne war wollüſtig auch in unſere Seele gedrungen, wir athmeten kaum, und zugleich brachten Ströme lauer Luſt einen überſchwenglichen Reichthum vom Duft der blühenden Pomeranzen in den Gartenſaal. Welche Freude mir der Genuß eigner Liebe in der Welt gegeben hat, und wie ſehr ſie mich mit phantaſiereicher Luſt durchglühte, muß ich doch geſtehen, daß Alles dies nie die ſüße Wolluſt erreichte, welche die Schilderung des Marquis von ſeiner Liebe und Wonne durch meine Adern gegoſſen hatte. Mit der Sinnlichkeit eines genievollen Italieners kann ſich auch der feurigſte Deutſche nicht meſſen; denn es fehlt ſeiner Natur bei aller Innigkeit, ſelbſt bei Schwung und Kraft der Phantaſie, an dem glühenden Farbenglanz, dem duftſchweren Blüthenregen der Gefühle.

Ich weiß nicht, wie lange wir ſo verſtummt geſeſſen hätten, wenn wir nicht durch die Bemerkung des Geſandtſchaftsrathes geweckt wären, daß ihn die Liebe bei ſeinen diplomatiſchen Unterhandlungen nie ſo unterſtützt hätte. Dieſe Bemerkung fingen die beiden Abbés zugleich mit luſtiger Miene auf, und beide ſchoſſen zugleich ſpottreiche

Blicke, heitre Witzfragen auf den förmlichen Mann ab. Ueberhaupt fand ich eine ſolche Gleichartigkeit zwiſchen zwei vorzüglichen Männern nie wieder. Dieſelben Gedanken kamen ihnen ſtets zur ſelben Zeit. Bei aller Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, ſchienen ſie wie durch einen Mechanismus gebunden immer einerlei Bewegung zu machen, und auch nicht ein einzigesmal hab' ich bemerkt, daß der eine nur eine Sekunde früher als der andre ſich zu Tiſch geſetzt, oder von Tiſch erhoben hätte. So hatten ſie ſich auch beide zu ihrem Lieblingsinſtrument die Geige erwählt, und ſich ſo mit einander eingeſpielt, daß man ihre Striche gar nicht von einander unterſcheiden konnte. Weil ſie beide nur die auserwählteſte Muſik und mit Seele vortrugen, konnten ſie den Marquis und mich nicht mehr erfreuen, als wenn ſie mit ihrer doppelten Stärke und abſoluten Einheit etwas aus Gluck's Werken vortrugen. Daß ſie eine große Anhänglichkeit an einander hatten, war alſo wohl nothwendig; doch wüßte ich nicht, daß ich je Züge einer innigen Freundſchaft an ihnen geſehen hätte, was auch nicht gut möglich war, da ſie ſich gar nicht wie zwei nahmen. Bei den anmuthigen Erzählungen von ihren Liebesabenteuern mußten ſie freilich wie einzelne Weſen erſcheinen, doch in dem unterhaltendſten waren ſie wirklich nur Eine Perſon.

So ſind Sie niemals bei Ihren diplomatiſchen Verhandlungen von der Liebe unterſtützt wie der Marquis? ſagten ſie beide zu gleicher Zeit zu dem Geſandtſchaftsrath, welcher darüber ſehr ſtutzig wurde, und ſchon ſein Spiel mit den Händen wie zum Kartenmiſchen anhub. Alſo doch unterſtützt von Liebeshändeln in Ihren diplomatiſchen Feldzügen? Lieber Geſandtſchaftsrath, wir müſſen Sie ſiegreich bei den Damen ſehen, wie als Politiker; heraus mit einem ſolchen Liebesabenteuer!

Wackelte er ſchon ängſtlich auf ſeinem Sitz hin und her, als der Geſandte ſeinen diplomatiſchen Liebeshandel anfing, ſo ward jetzt ſeine Figur trotz ihrer eleganten Förmlichkeit und Breite auf dem Seſſel wie ein Weberſchiff. Zuletzt faltete er beide Hände übereinander, und ſagte, als wollte der trockene Ton gar nicht aus dem beengten Halſe heraus: meine Herren, ich habe nur eine Negociation in der Liebe gehabt, die hing mit den hohen Mächten zuſammen, und ich kann ſie nicht erzählen, weil ich zugleich meiner Inſtruction von meinem Hofe erwähnen müßte.

Geſandtſchaftsrath, riefen beide Abbés, mußte Ihr Hof auch Ihr Herz für die Liebe inſtruiren? fort mit den Ausflüchten. Das einzigemal, daß Sie aus eigener Machtvollkommenheit in Ihrem Leben gehandelt haben, muß dieſem trauten Cirkel, der mehr werth iſt, als alle diplomatiſchen Europas, nicht verborgen bleiben.

Der Rath drehte den Kopf über die Schulter, und ſah den Marquis mit großen Augen fragend an, was er zu einem ſolchen Verlangen der Abbés ſagen möge? Allein dieſer ſaß noch immer in Erinnerung verſenkt, und die Abbés fuhren fort: was ſehen Sie Ihren Miniſter an? Er iſt Ihnen mit dem größten Beiſpiel vorangegangen, hat Ihnen ein Muſter gegeben, wie Delicateſſe des Diplomaten und Liebhabers im Cirkel bewährter Freunde ganz andre Grenzen habe, als die Welt ihr gewöhnlich ſetzt.

Ein gewiſſes gefälliges Lächeln, ein Schein von Ermuthigung ging über das Geſicht des Geſandtſchaftsrathes, er entfaltete langſam die Hände, und indem ſie wieder ihr gewohntes Spiel begannen, hub er mit einiger Haſt an:

Den Ort, wo ich mich in die Liebe einließ, kann ich Ihnen nicht nennen, auch nicht den Souverain, bei welchem ich beglaubigt war. Wir wiſſen, fielen die Abbés ein, es war der Mondkaiſer. — Die Negociation, die mir aufgetragen war, gehörte zu den delicateſten und verwickeltſten, und vergebens wollte man ſich in Hinſicht auf ſie bei einem Wiquefort, Batel und Dûmont Raths erholen. — Doch bei der galanten Seite dieſer Negociation, ſagten die Abbés, benutzten Sie gewiß ein Buch, das uns in Deutſchland in die Hände fiel, das galante Sachſen. — Ohne ſich in ſeinen Vorſichtsmaßregeln irre machen zu laſſen, ſprach der Redner weiter: das Intereſſe aller deutſchen Fürſten und mehrerer europäiſchen Mächte vom erſten Rang durchkreuzte ſich bei dieſem Geſchäft. Hier hielt plötzlich unſer Redner inne, als er bemerkte, daß die Abbés ſich einander zuwinkten. Nicht aller deutſchen Fürſten, ſondern mancher, ſagte er dann haſtig; und jene fielen ein: ja wohl, ſonſt hätte Ihr Handel nichts Anderes ſein können, als das Entſchädigungsgeſchäft zu Regensburg. Er ſtutzte ein wenig, doch als ſie hinzuſetzten: und dieſe Stadt iſt ohne Zweifel der Schauplatz Ihrer Negotiation und Ihres Liebesabenteuers! fuhr er unbedenklich weiter fort zu erzählen:

Eines Tages erhalte ich durch Stafette eine Depeche meines Hofes in Chiffern. Da ich wußte, daß das Cabinet mit dieſen karg zu Werke ging, und ſich ihrer nur in den wichtigſten Fällen bediente — beiläufig geſagt, eine herrliche Maxime, denn je öfter man die Chiffer braucht, deſto leichter wird dem geheimen diplomatiſchen Feinde, dahinter zu kommen — war ich höchſt geſpannt auf den Inhalt. Es war der kitzlichſte Auftrag. Im Verfolg jener großen Staatsaction ſollten zwei der entſcheidenden Mächte geheime Stipulationen entworfen haben, die vorzüglich unſer Loos beſtimmten. Dies war Alles, was mein Hof in Erfahrung gebracht hatte. Sonſt keine Spur, weder von dem Inhalt der Stipulationen, noch wo das Actenſtück derſelben zu finden ſein möchte; und ungewiß war ſelbſt, ob etwas Schriftliches darüber vorhanden, oder die Sache nur durch Verbalnoten abgethan ſei? Und doch gibt man mir den Befehl, auf das ſchleunigſte hinter das Geheimniß jener Stipulationen zu kommen und ihre Urkunde einzuliefern; denn man müſſe vermuthen, daß ſie unſrem Lande nicht erſprießlich wären, und daher eilen, ſie bei einer der beiden Mächte zu hintertreiben.

Ich verſichre und bekenne, meine Herren, daß ich vor Sorge und Kümmerniß die erſte Nacht nicht ſchlief. In der zweiten genoß ich zwar etwas Schlaf, doch wirklich nur, weil meine Beine vom Laufen, meine Ohren vom Horchen, meine Zunge vom Sprechen, wie abgeſtorben waren. So quälte ich mich fünf Tage, und meine Unruhe, meine Angſt nahmen natürlich um ſo mehr zu, je näher unfehlbar der Tag heranrückte, wo die verwünſchten Stipulationen ganz abgeſchloſſen und von beiden Mächten ratificirt wurden. Wenn ich den Zeiger meiner Uhr anſah, dachte ich: nun geſchiehts. Aber keiner von dem ganzen diplomatiſchen Corps wußte auch nur das Geringſte, was mich auf irgend eine Spur hätte bringen können. Mein Zuſtand ward verzweiflungsvoll. Ich darf ſagen, mein Herr war mir gnädig, unſer Miniſter lobte noch in der letzten Depeſche meine Gewandtheit und Application; und wenn ich nun nichts entdeckte — doch, meine Herren, was war Ungnade des Hofes und des Miniſters, gegen den Schaden, der meinem Vaterlande drohte, und den ich wahrſcheinlich abwenden konnte, wenn ich ſo glücklich und durchdringend, als dienſteifrig und redlich war? An dieſem Gedanken härmte ich mich ſo ab, daß ich in fünf Tagen ausſah, als hätte ich eine große Krankheit überſtanden, und alle Welt mich wegen meines Ausſehens anſchrie.

Da ſprangen beide Abbés zugleich auf, nahmen ſeine Hände, und legten ihm ihre Hand auf die Schulter, und ſagten herzlich: brav, recht brav.

Er ließ ſich durch ihre Lebhaftigkeit und ihren Beifall nicht ſtören, und ebenſowenig durch die muthwilligen Winke, womit ſie gleich darauf den Verfolg ſeiner Erzählung anhörten. Mir ward ſo ſchwach zu Muthe, fuhr er fort, daß ich ernſthaft an eine Stärkung und Zerſtreuung denken mußte. Das ſchöne Geſchlecht, ein geiſtreiches Frauen=

zimmer dünkte mich bei dergleichem Uebel immer das beſte Heilmittel. Ich hatte ſonſt öfters einem Frauenzimmer aufgewartet, welche Geſellſchafterin oder Vorleſerin bei der Gemahlin des Cabinetsminiſters war. Sie ſprach ein delicates Franzöſiſch, wie aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, hatte nicht nur die Memoiren über galante Geſchichten, ſondern auch über Negotiationen und Friedensſchlüſſe geleſen. Ganze Scenen von Racine und Voltaire wußte ſie auswendig; wenn ſie die Alexandriner ſprach, erinnerte mich die Würde ihres Tons und ihrer Miene an die glücklichen Abende, wo ich mich im pariſer Theater überzeugte, daß es keinen Geſchmack gäbe, als bei den Franzoſen. Sie war in Deutſchland geboren, aber von franzöſiſcher Herkunft. Ich ſuchte ihr durch viele kleine Aufmerkſamkeiten und Galanterien zu beweiſen, wie gut ich ihren Werth und die Verdienſte ihrer Nation zu ſchätzen wüßte.

Mehr Zeichnung, ſagte einer der Abbés. Wie jugendlich war ſie, wie ſchön und anmuthig? Wie ihre Tracht? Erinnern Sie Sich an die Türke von dunkler Seide der Gräfin Agnes! Ahmen Sie Ihren Geſandten nach. Seine Schilderung der Kleider der Geliebten hat gewiß auch Sie in eine angenehme Bewegung geſetzt.

Ich will nicht in Abrede ſein, fuhr der Diplomatiker fort, daß mir bei ſolcher vortrefflichen Beſchreibung von dem Herrn Marquis zum erſten Mal einfiel, an den Putz meiner Dame zurück zu denken. Sie war wirklich immer geſchmackvoll und neumodiſch gekleidet. Ihre Figur war nicht groß, aber wenn ſie mit einem gewiſſen Schwung, mit Würde und Eil zugleich, ähnlich einer tragiſchen, leidenſchaftlichen pariſer Schauſpielerin, zur Geſellſchaft hereintrat, war ſie von einem hohen Anſehn. Ihr Geſchmack war ſo mannichfaltig, daß ſie keine Einförmigkeit in Kleidern ertrug, ſie beſaß eine bunte Pracht von Kleidern, Shawls, Hüten und Federn. Am beſten gefiel ſie mir in blutrother Seide. Ihr Geſicht war noch ſchön und jugendlich.

Sie ſind ein vortrefflicher Zeichner, Geſandtſchaftsrath, fiel ich ihm in das Wort. Sie bringen eine ſolche Wahrheit in das Gemälde, daß man ſieht, bei der Dame Ihres Herzens war wenig Einheit, und allerlei äußerer Anflug von Cultur; und durch die Verſicherung: ihr Geſicht war noch jugendlich, verrathen Sie uns auch ihr Alter auf eine ſo discrete Art, daß ſie ſelbſt gegenwärtig ſein könnte, ohne ſich beleidigt zu fühlen. Traun, ſie war vierzig Jahre alt?

Zu neun und zwanzig und elf Monaten gab ſie in der letzten Zeit unſrer Bekanntſchaft ihr Alter an; man konnte ſie alſo noch nicht eine dreißigjährige nennen, und ich habe immer eine ſolche Stimmung gehabt, daß ich auch in meinem zwanzigſten Jahre nicht begreifen konnte, wie ich mich in eine verlieben ſollte, die nicht nach den erſten Flittermonaten unſeres Verhältniſſes das dreißigſte Jahr erreicht hätte. Da erſt wird das ſchöne Geſchlecht verſtändig und beſtändig, und läßt von den Poſſen und Flattereien, die der Liebe eines Mannes nicht werth ſind. So? ſagte einer der Abbés; ein weiß ſeidenes Untergewand gab es alſo wohl nicht bei Ihrer Dame? Der arme Marquis! Die

Flittermonate ſeiner Liebe haben zwölf Jahre dauern müſſen, ehe Agnes ſeiner Liebe werth war.

Als in dieſem Augenblick der Geſandte, deſſen Geiſt noch immer abweſend geblieben war, an unſrer Unterhaltung Theil nehmen wollte, gerieth der Geſandtſchaftsrath in eine komiſche Verlegenheit, und huſtete wiederholt. Die Abbés meinten, er müßte nun zu Ehren des Geſandten den Anfang ſeiner Liebesgeſchichte wiederholen; aber dieſer entgegnete: ich weiß, wovon die Rede iſt, obgleich der Herr Rath mir nie ſein Herz dechiffrirt hat. Kurz nach ſeiner Abreiſe von dem Schauplatz ſeines Liebesabenteuers traf ich auf demſelben ein. Es war nicht ganz Geheimniß geblieben; auch die Dame ſeines Herzens, die eine kurze Zeit, wenn ich nicht irre, von dem Ort exilirt geweſen, hat man mir gezeigt. Sie war damals wenigſtens vierzig Jahre alt; und habe ich ſeine letzten Aeußerungen vollkommen verſtanden, ſo hat er bei ſeiner Dame ein Glück genoſſen, das wenigſtens noch zehn Jahre reifer war, als er verlangt.

Froh, durch dieſe Wendung aus der Verlegenheit zu kommen, verneigte ſich der Rath ein wenig ſchmunzelnd, ein wenig beſchämt ſeitwärts gegen den Marquis: „Seine Excellenz werden alſo auch von dem allgemeinen Ruf gehört haben, in welchem ihr Verſtand und ihre Schönheit und auch ihre Tugend in der Reſidenz ſtanden.

Allerdings, erwiederte der Geſandte, es hieß, daß ſie die erſteren vor zwanzig Jahren gehabt, und die letztere erſt an Sie verloren gegangen ſei.

Die Abbés ſpitzten gewaltig die Ohren. Nun wird bald das Köſtliche kommen, riefen ſie aus; aber führen Sie uns dahin nicht durch zuviel diplomatiſche Irrgänge. So offenbar und anſtößig ward alſo ihre Leidenſchaft, daß die Dame ihrentwegen exilirt werden mußte?

Behüte, behüte! ſprach der Geſandtſchaftsrath weniger leiſe. Zu einem ſolchen Ausgang kam es nicht durch die Leidenſchaft, ſondern durch eine wirklich verwegene Intrigue. Ich muß mich erſt wieder orientiren. Gut, ich blieb bei meiner Siechheit und Beklommenheit. Doch nein, ehe dieſe eintraten, hatte ich die Dame eine Zeit lang auf folgenden Anlaß verabſäumt. Inſonderheit war ſie mir verehrungswerth geweſen, weil ihr die berühmten franzöſiſchen Schriftſteller als das Alpha und Omega vom Geſchmack und Geiſt galten. Einmal aber in der Theeſtunde beginnt ſie unvermuthet große Lobreden auf die göttlichen Deutſchen, welche, wie ihr zu ſagen beliebte, mit ihrem univerſellen Genie weit über die franzöſiſche Convenienzpoeſie hinausgriffen. Ich war wie verſteinert bei ſolchen Worten; doch unbekümmert darum fährt ſie in ihrer Entzückung fort, und recitirt einen langen deutſchen Monolog, welchen die Pücelle von Orleans gehalten haben ſoll. Denken Sie ſich, meine Herren, die Pücelle, die ſich in deutſchen Reimen pathetiſch über Gott beſchwert, daß er ſie nicht bei der Heerde gelaſſen habe. Wie es mit den Verſen zu Ende ging, ſtimmte die ganze Geſellſchaft in ihre Bewunderung ein, vom Canapee her, faſt aus allen Seſſeln, aus dieſem Winkel, von jenem her, wurden einzelne Reime wiederholt. Sie brummten mir um die Ohren herum. Man bedauerte, daß man in dieſer begeiſterten Stunde die Glocken nicht dazu läuten hörte. Ich konnte es nicht länger aushalten, und empfahl mich ſtill. Mich verdroß dieſe Veränderung um ſo mehr, weil ich annehmen mußte, daß ſie von einem aus unſrem diplomatiſchen Corps herrühre, welchen ich nie leiden konnte. Er machte ſelbſt deutſche Verſe, hatte eine winzige und bewegliche Figur ohne alle Repräſentation, ſo, daß ich ihn, wenn der diplomatiſche Halbkreis da ſtand, gern ausradirt hätte, und am meiſten mißfiel er mir bei feſtlichen Diners. Man verſammelt ſich zu ihnen ja nicht der lieben Speiſe willen, ſondern gleichſam zur Schau, und da gebührt dem Glanz der Geſellſchaft, daß man von ihm geſättigt ſcheine. Jener Poet aber aß bei ſolchen Gelegenheiten ungeheuer, und wenn ich deshalb ein paar Stachelreden an ihn richtete, verſtand er ſie nicht einmal. Daß der nun die deutſche Geſchmackloſigkeit bei meiner Verehrungswürdigen in Schwung gebracht, war mir ſo empfindlich, daß ich meine Aufwartungen bei ihr einſtellte, bis auf den martervollen Zeitpunct, den ich ihnen vorher geſchildert habe. In meiner Betrübniß empfand ich ein unwiderſtehliches Bedürfniß, wieder zu ihr zu gehen. Von ihrer gewöhnlichen Abendgeſellſchaft war noch niemand da, als ich zu ihr kam. Ich weiß nicht, rührte es von meinem eigenen Zuſtande her, aber ſie hatte den Abend etwas Schmachtendes, und der Aufſchlag ihrer ſchwarzen Augen, die bei meinen Anſpielungen auf einen Kummer, der meine Geſundheit untergrabe, eine

Zeitlang wie über mich weg gerichtet waren, und ſich dann mit Rührung niederließen. — Der Muthwille des Abbés wollte hier losbrechen, aber der Geſandtſchaftsrath, der erſt den Marquis forſchend anſah, und in deſſen Mienen eine Beſtätigung, wenigſtens keine Mißbilligung ſeines Lobes auf ihren Augenaufſchlag zu ſehen glaubte, fuhr mit einigem Feuer fort: ja, meine Herren, er hatte etwas Bezauberndes für mich.

Wie ſoll ich Ihnen beſchreiben, welche Theilnahme, welches Mitleiden ſie mir bewies, und wozu nützte hier alle Weitläufigkeit? Genug, ich muß bekennen, daß ich in wenigen Tagen wirklich verliebt war. Nun hören Sie weiter, auf welche außerordentliche Weiſe mir vergolten wurde, daß ich mich zu dem Ungemach der Verliebtheit bequemte.

Ich merkte recht gut, daß der Dame daran lag, mich in Hymens Feſſeln zu bringen, und ich hätte an ſich nichts gegen die Partie gehabt; aber Hymens Feſſel und der diplomatiſche Beruf vertragen ſich nicht mit einander, und dieſen aufzugeben, oder auf die Virtuoſität in ihm, wonach doch jeder rechtſchaffene Diplomatiker die Augen richten muß, Verzicht zu leiſten, könnte mich auch die glänzendſte Partie nicht verführen. Weil mir indeſſen der Pfeil noch immer in der Bruſt ſteckte: — Amors Pfeil? rief einer der Abbés, oder der Widerhaken Ihrer diplomatiſchen Angſt? — Kein andrer, entgegnete ernſt der Geſandtſchaftsrath: ſo ließ ich mitunter einige zweideutige Worte fallen, woraus ſie ſchließen konnte, daß ich einer Heirath mit ihr nicht ganz abgeneigt wäre; denn ich hatte in dieſen Abenden bemerkt, was ſie immer vor mir geheim gehalten, daß ſie den Papieren des Cabinetsminiſters mitunter nachging. Sie ſind, ſagte ich ihr, ſo wohl beleſen in den diplomatiſchen Papieren der vergangenen Zeit. Hat unſere gegenwärtige diplomatiſche Thätigkeit gar nichts Anziehendes für Ihre Wißbegierde? und kann der Herr Miniſter ſich ſo überwinden, daß er mit einer Dame von ſo durchbringendem Verſtande, die er täglich ſieht, nicht über ſeine großen Geſchäfte ſpräche? Von ihm erfahren wir nichts, entgegnete ſie; wenn ſeine Gemahlin, oder ich, die öffentlichen Angelegenheiten erwähnen, und einige Fragen darüber thun, lächelt er, ſchweigt, oder fertigt uns mit einem beißenden Einfall ab. Meine Neugier wächſt dadurch, und ich ſuche mich für dies unartige Benehmen zu rächen.

Jetzt war ich in der höchſten Spannung, was ſie mir weiter entdecken würde. Aber ſie ſchwieg gänzlich, bis ich fragte: wie rächen Sie ſich? Haben Sie Vertrauen zu mir, ich könnte Ihnen Alles ſagen, als wären Sie meine beſtändige Lebensgefährtin. Bei dieſen Worten erheiterte ſich ihr Geſicht, ſie rückte auf ihrem Sofa zutraulich meinem Stuhle näher, legte die Hand auf meinen Arm, ſah mir freundlich ins Geſicht, und ſagte ganz leiſe: Sie haben ſoviel Standhaftigkeit in Ihrem ganzen Betragen, daß ich zum erſten Mal bei Ihnen meine Scheu vor der Flatterhaftigkeit der Männer verliere. So redete ſie in ihrer vertraulichen Stellung über das Glück des ehelichen Lebens, wenn die Herzen beider ihrer gegenſeitigen Treue gewiß wären, wirklich mit vortrefflicher Beredtſamkeit, indem ſie plötzlich die deutſche Sprache, deren ſie ſich ſeit den poetiſchen Theeſtunden bediente, mit der franzöſiſchen vertauſchte. Ich bekenne, daß ſie mir nun ein wenig verführeriſch vorkam; und wer weiß, wohin ſie mich verlockt hätte, wenn ich nicht durch die Ungeduld zerſtreut wäre, daß ſie endlich auf ihre Rache kommen ſolle. Warum, unterbrach ich ſie, ſagen Sie ſolche herrliche Maximen, zu welchen ſich mein Herz neben Ihnen ſo gern bekennt, mir ſo leiſe, als wären ſie ein Geheimniß? Sie haben den Ton, als wollten Sie mir Ihre Rache an den Miniſter entdecken. Da faßte ſie zutraulich meine Hand, ihre Stimme ward noch viel leiſer, und ihr Geſicht kam ganz nahe an meine Bruſt. In einem ſolchen Hauſe, liſpelte ſie, horcht Alles, ich möchte mit Ihnen ſprechen, ohne einen Ton von mir zu geben. Der Miniſter arbeitet ſeine geheimſten Sachen in einem Cabinet, zu welchem ſeiner Gemahlin und allen Hausgenoſſen der Zutritt verſagt iſt, außer ſeinem alten Dechiffreur und einer Kammerjungfer, die es in ſeiner Gegenwart, wie es heißt, reinigen muß, und die mit ſeiner Excellenz ſehr vertraut iſt. Meine Zimmer ſtoßen zunächſt an das Cabinet, und da ich immer ein Auge auf daſſelbe hatte, wollte mir der Zufall wohl, daß ich an einem Nachmittag die Thüre deſſelben nur angelehnt ſah. Ich wunderte mich ſehr darüber, weil in dieſen Stunden der Miniſter bei Tafel iſt, wie gewöhnlich ohne uns Frauen, wo er ſchlechterdings ſich durch nichts ſtören läßt, der alte Dechiffreur aber ſeit mehrern Tagen verreiſt war. Genug, ich entdeckte zuletzt, daß die Kammerjungfer durch dies geheime Cabinet einen Liebhaber, einen jungen Secretair, in ihre Kammer brachte. Sie mußte ſich in dieſen Stunden ſo ſicher glauben, daß ich wahrnahm, ſie wiederhole faſt täglich daſſelbe Spiel, und nie hörte ich, daß ſie das Cabinet, ſo wie der Liebhaber hineingeſchlüpft war, wieder verſchloß, als bis ſie ihn auf demſelben Wege wieder herausgelaſſen hatte. Durch Horchen an der Thür ward ich ſicher, daß ſie im Cabinet ſelbſt ſich nie aufhielten, und ich die Thür öffnen konnte, ohne daß ſie etwas davon gewahr wurden. Das erſte Mal, da ich ſie öffnete, that ich nur ein paar Blicke hinein, und ſah viele Papiere offen liegen. Bald dreiſter, ſchlüpfte ich hinein, und blickte flüchtig in die Papiere, lauter intereſſante Actenſtücke, welche der Dechiffreur aus den Chiffern für den Miniſter übertragen hatte. Ich brannte vor Neugier, ſie zu leſen, und durfte mich doch nicht dabei aufhalten. Einſt, in Abweſenheit des Miniſters, der mit dem Dechiffreur öfters auf eine Woche aufs Land geht, wagte ich ein Papier zu mir zu nehmen. Ich las es bei mir, und brachte es den andern Tag wieder an ſeine Stelle. So fuhr ich fort, hinter die Geheimniſſe des Miniſters zu kommen, und von der Zeit an reizte ich ihn ſelbſt zu den beißenden Einfällen, womit er unſre politiſchen Fragen abwies, denn ſie trafen nun blos ſeine Frau, deren Voreiligkeit und ſchwatzhafte Unkunde von den Affairen ſie vollkommen verdienten.

Als ſie mir dies entdeckte, meine Herren, ich hatte tauſend Ohren, und hätte gewünſcht, daß ſie alle Geheimniſſe, hinter welche ſie ſo gekommen war, mir auf einmal mittheilte. Ich ſpielte darauf an, daß ſie mir auf der Stelle etwas von ihren geheimen Schätzen anvertrauen ſolle; ſie aber entgegnete: was ich auf die Art erfuhr, habe ich ganz für mich behalten, ich hatte genug an meinem Triumph über den Miniſter, daß ich bisweilen politiſche Andeutungen hinwerfen konnte, die ihn in merkliche Unruhe ſetzten, und worauf er die beißenden Antworten vergaß. Sie ſind ein arger Verführer; wer weiß, wozu Sie mich noch bringen? Da wuchs meine Luſt nach ihren Geheimniſſen, die Begier, zum Ziele zu kommen — Geſandtſchaftsrath, riefen die Abbés, merken Sie denn gar nicht, welche Zweideutigkeiten Sie ſagen! Doch er fuhr fort, als wäre er nicht unterbrochen — ſo ſtark in mir, daß ich wohl zärtlicher geworden bin, als billig war. Genug, wir wurden ſo vertraut, daß ich mit der Frage herausrückte: ob ſie nichts von der beſagten Convention zwiſchen jenen beiden entſcheidenden Mächten wiſſe? Sie glaubte dieſelbe unter vielen Papieren geſehen zu haben, die alle daſſelbe Geſchäft beträfen, welches ihr verdrießlich und langweilig ſei. Da küßte ich ihr wiederholt mit der zärtlichſten Reverenz die Hand, und ſtieß den Seufzer aus, wie ſanft und ſicher dieſe Hand durch das Leben führen würde. Sie ſuchte ein wenig zu erröthen, und ſchien ſo glücklich zu ſein, daß ich mich ſchon am Ziele glaubte; doch weigerte ſie ſich, und widerſtand meinem Verlangen, die beſagte Convention in meine Hände zu bekommen. Nun ließ ich meine letzte Mine ſpringen, ich ſtellte ihr vor, daß ihrem Hofe kein Nachtheil daraus erwachſen könnte, wenn ich die beſagte Convention beſäße, daß ich aber dem meinigen einen wichtigen Dienſt damit leiſtete, deſſen Belohnung den Glanz und Wohlſtand unſres Lebens ſehr ſteigern würde. Unſres Lebens? wiederholte ſie halb gegen mich, halb gegen ſich ſelbſt. Sie ſind ein unwiderſtehlicher Verführer. Kommen Sie morgen Nachmittag zwiſchen fünf und ſechs Uhr. In drei Tagen kommt der Miniſter vom Lande zurück. Mit den zärtlichſten Betheurungen, ich weiß noch nicht, wo ich ſie alle hernahm, ich nannte ſie wiederholt die Göttin meines Lebens, empfahl ich mich. Mir ſchwindelte vor Freude, daß meine Diplomatie ihr goldenes Vließ gefunden; ich hatte wirklich Thränen im Auge, als ich mich beim Oeffnen der Thür gegen ſie umwandte, und die Dame begleitend mir nahe ſtand, mir mit dem Finger drohte, und ſagte: kleiner Schalk, vergeſſen Sie mich morgen nicht. — Und Sie traten nicht zurück, rieſen die Abbés, und knieten und ſchwuren, daß keine Mächte des Himmels und der Erde Sie bewegen könnten, die Stunde zu verfehlen, welche ihre Gunſt beſtimmt habe? — Die Herren haben richtig gerathen, alſo that ich und küßte die Dame, als wäre ſie das wünſchenswerthe Actenſtück ſelbſt. Den folgenden Tag putzte ich mich wie ein Bräutigam, denn ich ging den glücklichſten Gang meines Lebens. Die Stunde bei ihr iſt unbeſchreiblich. Sie hatte auf meinen Schritt gehorcht, öffnete leiſe die Thür, und ſagte: der Liebhaber iſt ſchon in das Cabinet geſchlichen; wenn wir nur keinen Argwohn erregen, mein Ruf —

„Wer hat auf denſelben Anſpruch, als ich? und liegt nicht in meiner Macht, Ihren Ruf wieder herzuſtellen, wenn er durch mich litte?“ Sie ließ noch nicht ab, für den Ruf ihrer Tugend zu zittern, und ich wußte ſie nicht davon abzubringen, als durch die Vorſtellung, auch eine andre Gefahr wäre bei dem Unternehmen möglich; doch unſre Schickſale wären unauflöslich an einander gebunden, und ſo brauche ſie nichts zu fürchten. Da ſprach ſie gefaßt: nun kommen Sie! damit wir das rechte Actenſtück nicht verfehlen, kommen Sie ſelbſt mit in das Cabinet. Dies ſchien mir einen Augenblick ſehr bedenklich. Aber ſie ergriff raſch meine Hand, und zog mich leiſe nach, und ich ſchlich ihr nach, den Korridor hinauf. Sie horchte an der Thür, öffnete ſie, und ſchritt über die Schwelle mit ihrem majeſtätiſchen Schwung, ſah ſich mit ihrer Herrſchermiene nach mir um; und mit einem großen, gezogenen, vorſichtigen Schritt ſtand ich auf einmal in der Mitte des Cabinets. Mir pupperte das Herz vor Wonne und Angſt, als ich mich unter ſo vielen Geheimniſſen ſah, und ich wußte nicht, zu welchem Packet von Actenſtücken ich zuerſt gehen ſollte. Noch ein paar große, gezogene Schritte, und ich war ſchon an allen vier Wänden bei den Papieren geweſen. Da ſagte meine Dame gebieteriſch: halten Sie ſich ſofort an dieſem großen Haufen, der Schatz, den Sie ſuchen, muß hier zu heben ſein. Ich hurtig darüber her, konnte es doch nicht übers Herz bringen, die erſten geheimen Stücke, die wirklich auf das beſagte Geſchäft Beziehung hatten, ganz ungeleſen zu laſſen. Aber meine Dame trieb mich, das Packet nur ſchnell durchzuſehn, ob das gewünſchte Papier da ſei; denn die Kammerjungfer mit ihrem Liebhaber könnte früher zurückkommen. Ich gehorchte, und ward unausſprechlich belohnt; die Convention lag da vor meinen Augen mit hellen, klaren Schriftzügen. Ich ſtaunte ſie ſo an, daß ich ſie nicht ſogleich wegzunehmen wagte. Meine Gönnerin nahm ſchnell das Papier, legte das Packet wieder zuſammen, ergriff meine Hand, und mit einem Triumphſchwunge hinaus mit mir aus dem Cabinet. So kamen wir mit unſrer Beute in ihrem Zimmer an. Hier verlor ich wirklich alle Faſſung. Sie hatte mir das Actenſtück in die Bruſt geſchoben, ich zog es ein wenig heraus, und ſchob es wieder tiefer hinein, und empfand eine brennende Begier, es ſogleich zu leſen. Sie nehmen es mit, und bringen es morgen wieder um dieſe Zeit, daß es wieder an ſeinen beſtimmten Platz komme! ſagte mir meine Gebieterin in einem ſolchen Ton, daß ich wohl bemerken mußte, ich habe ſie über das geliebte Papier zu ſehr vergeſſen, und ſie ſei darüber empfindlich. Damals habe ich die Erfahrung gemacht, daß eine Leidenſchaft die andere im menſchlichen Herzen aufhebt. Ich wollte mich in die vorige Zärtlichkeit zu ihr verſetzen, — Ihre Bruſt hatte für eine doppelte Liebe keinen Raum! rief einer der Abbés, — und es gelang mir wirklich einigermaßen. Wollte ich indeſſen irgend eine zärtliche Bewegung gegen die Dame machen, ſo ging meine Hand unwillkürlich an meine Bruſt, und fühlte und hielt die Convention. In dieſem Zuſtande ward mir ſo wunderlich zu Muthe, daß ich endlich in ein kleines Lachen ausbrach, und zu meiner Gebieterin ſagte: Sie ſehen einen Diplomatiker, der in doppelten Feſſeln iſt; ſeine alte Kunſt und Vaterlandsliebe wollen nicht ganz der Macht weichen, welche Ihre Gegenwart über ihn ausübt. Sie ſtand auf, und mir war, als hätte ich gar nicht geſeſſen, oder als wäre ich von einer unbekannten Gewalt plötzlich auf die Füße geſtellt. Morgen werden Sie freier ſein! ſagte ſie ſchneidend, verneigte ſich ein wenig, und ich ſchob mit einem tiefen Bückling zum Zimmer hinaus, eilte über die Straßen — und hielt, fielen die Abbés ein, die Finger im Buſen, die Urkunde am Flügel, damit der Vogel nicht wegflog.

So war's, fuhr der Geſandtſchaftsrath fort. Nun lag Punct nach Punct vor mir, und ich erſchrak über den Nachtheil, der meinen Hof bedrohte. Die Abſchrift war bald fertig. Noch denſelben Abend ſchickte ich unſren Secretair als Courier mit ihr weg. Nun legte ſich allmälig der Sturm in mir, und ich hatte bis zum folgenden Nachmittag Ruhe genug, um zu überlegen, daß ich mich geſtern nicht vorſichtig genug gegen meine Dame benommen habe, daß ich ſo ungeſchickt geweſen, nach Erbeutung der Convention gar nicht mehr auf unſere künftige ehliche Verbindung anzuſpielen. Ich dachte freilich, wozu willſt du ferner die Feſſeln der Dame tragen, du haſt ja erreicht, was du begehrteſt; und ich bekenne, daß mir bei dieſem Gedanken ganz leicht um's Herz wurde. Die Spannung in mir war zu lang und zu ſtark geweſen, und nach Befriedigung meines Verlangens war ich wirklich wie ausgeweidet, und ſeltſam nahm dieſe Nüchternheit bei dem Gedanken an die

Dame noch zu. Das zärtliche Behagen, das ich wirklich wohl empfunden hatte, wenn ich an ſie dachte, war wie abgefallen von mir. Dazu ängſtigte mich, daß ich mit den Heirathsausſichten etwas zu weit vorgerückt war. Indeſſen muß ich mir ſelbſt das Zeugniß geben, daß ich wieder etwas zärtlicher ihrer gedachte, theils wenn mich die Pflicht der Dankbarkeit rührte, die ich ihr ſchuldig war, theils auch, wenn mir alle die geheimen Papiere, die ich geſtern ſah, wieder vor die Augen traten, welche ich alle durch die vortreffliche Dame noch bekommen könne.

Hier brachen der Marquis und ich in ein lautes Lachen aus. Der Geſandtſchaftsrath ſah den Miniſter erſt etwas befremdet an, und lachte dann herzlich mit, weil er ſich von ſeiner eigenen Schalkheit überraſcht ſah, vielleicht auch mit aus Dienſtwilligkeit, wenigſtens hörte er in dem Moment zu lachen auf, da der Marquis aufhörte. Die Abbés aber riefen: Geſandtſchaftsrath, Ihre theils ſind allerliebſte Dinger, wir wünſchten, Sie hätten noch ganze Reihen davon.

Ich habe mich ſehr ernſt, entgegnete er, wider dieſe theils verſchworen, weil ich früh genug abnahm, daß der Diplomatiker leicht etwas durch ſie verrathe, und ſeine Vorſtellungen dadurch zu ſehr abſondre, die doch immer nur als ein Gewebe geſehn ſein wollen. Nur in einer Geſellſchaft, wie dieſe, konnte ich meinen Grundſatz gegen die theils außer Acht laſſen. So war ich denn wieder in inniger zärtlicher Stimmung, als ich die Convention zurückbrachte. Ich hatte mir geſchmeichelt, wir würden ſie zu zweien in das geheime Cabinet zurücklegen. Allein die Dame ſchlüpfte mit ihr hinaus, und ſchlüpfte ohne ſie wieder herein zu mir. Ich war fein genug, mit meiner Sehnſucht nach den übrigen Papieren noch gar nicht hervorzukommen, und zufrieden, daß ich für die Zärtlichkeiten des Gottes Hymen, welchem die Dame gar zu wohl wollte, unerwartet einen Ableiter fand.

Sie hatte über Tafel einen Streit mit der Gemahlin des Miniſters gehabt: über den König von Schweden, ſagte ſie, welchen dieſe einfältig genug die Blüthe aller Chevalerie genannt hätte. Chevalerie in dem Eislande! rief ich verwundert aus. Ich glaube überhaupt an der Frau Miniſterin einige Aehnlichkeit in der Zuſammenfügung der Vorſtellungen mit dem König von Schweden bemerkt zu haben. Hierüber lachte meine ſchöne Dame ſehr vergnüglich, und äußerte: ja, ſelbſt in der Handſchrift haben beide Aehnlichkeit; heute iſt es zu ſpät, ich wage mich nicht mehr hinein, aber morgen, und morgen kommen Sie doch wieder, mein geliebter Freund, für den ich mich der größten Gefahr ausſetzte? will ich Ihnen eine Reihe von eigenhändigen Briefen des Königs aus dem geheimen Cabinet holen. Wir wollen die Billets der Frau Miniſterin damit vergleichen, die dürreſten Blüthen der Chevalerie. Darauf erfolgte eine Menge von Anekdoten und beißenden Einfällen über die Gemahlin des Miniſters, die mich ſehr amüſirten und größtentheils der Art waren, daß ich meine Depeſchen mit ihnen ausſchmücken konnte. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß man dieſelben damals an unſrem Hofe ſehr gern geleſen hat, was ich einzig dem Verhältniß zu dieſer Dame verdanke. Obgleich mir an den Briefen des Königs von Schweden ſehr wenig lag, zeigte ich eine beſondere Lüſternheit nach ihnen, und ſo erreichte ich nach und nach, daß ich noch mancher Papiere aus dem geheimen Cabinet habhaft wurde. Dem Gott Hymen verdarb ich ſein Spiel auch nicht, wiewohl ich bekennen muß, daß ich ſeiner von Tag zu Tag überdrüßiger war.

Mit vieler Kunſt hatte ich ſo das Verhältniß fortgeſetzt, und es wirklich dahin gebracht, daß meine Dame mich immer mit in das geheime Cabinet nahm, als ich inzwiſchen ein ungemein ſchmeichelhaftes Schreiben unſres Hofes über den Eifer und die Gewandtheit erhielt, womit ich die beſagte Convention aufgeſpürt und zur Mittheilung gebracht hätte; und nicht lange nachher die Nachricht bekam, wie glücklich durch kluge Unterhandlung der Schaden abgewandt ſei, womit ſie mein Vaterland bedroht habe. Zugleich war mir eröffnet, daß man auf eine viel vortheilhaftere Anſtellung, als die bisherige, für mich bedacht ſei. Freilich ſagte ich davon meiner Dame nichts. Da ſie aber den ſchnellen Wechſel von Leben und Aufenthalt eines Diplomatikers genugſam kannte, und nicht ſo jung bei Jahren war, daß ſie mit dem Freund Hymen in langwierige Unterhandlungen treten mochte, wußte ſie mich mit unſerer Ehe, die unter Verrath und Gefahr ſo gut wie geſchloſſen ſei, ſo in die Enge zu treiben, daß ich bisweilen auf den verzweifelten Gedanken gerieth, noch ehe ich abberufen würde, um Urlaub wegen meiner geſchwächten Geſundheit bei meinem Hofe nachzuſuchen. Da erhielt ich wirklich eine Depeſche, daß ich mich nach ein paar Wochen auf einen anderweitigen und viel vortheilhafteren Poſten verfügen ſollte. Mein diplomatiſcher Ehrgeiz bekam dadurch einen neuen Schwung, und um ſo widerwärtiger ward mir der Gedanke, daß mich ein eheliches Band auf meiner Laufbahn hemmen ſolle. Nun wäre freilich klug geweſen, meiner Dame Alles zu verſchweigen, unerwartet abzureiſen, und ihr den Gott Hymen allein zurückzulaſſen. Allein ich muß bekennen, daß ich dergleichen doch nicht ganz mit der Ehre reimen konnte. Ich ließ hin und wieder ein Wort fallen, das auf meine nahe Abreiſe deutete, ward aber nicht verſtanden, erregte keinen Argwohn. Einen Nachmittag empfing mich die Dame mit einer ſtolzen Kälte, die ihr bisweilen vortrefflich anſtand, mir aber damals gar nicht behagen wollte. Sie ſind nicht offen und redlich gegen mich geweſen, ſagte ſie empfindlich: geſtern iſt ein Bericht von unſrem Geſandten an Ihrem Hofe gekommen, welcher Ihren Nachfolger bei uns nennt, der in einigen Tagen hier eintreffen werde. Sie verlaſſen uns alſo nächſtens? und mich? — Ich brachte einige Entſchuldigungen vor, wie ich dieſes und jenes geäußert hätte, um ihr meine weitere Beſtimmung anzuzeigen. Sie ſind ein Meiſter darin, ſich errathen zu laſſen, erwiederte ſie höhniſch; und was haben Sie in Hinſicht auf mich beſchloſſen? doch wohl nichts anders, will ich hoffen, als daß unſre Vermählung in den nächſten Tagen vollzogen wird, und ich als Ihre Gemahlin mit Ihnen auf Ihren neuen Poſten gehe? —

Vergebens führte ich an, daß ich doch keine beſtimmte Zuſage gethan hätte, die mich als einen Mann von Ehre zu einem ſolchen ehlichen Bande verpflichte, welches in andern Verhältniſſen das Glück meines Lebens, mir nun aber auf der mir bevorſtehenden Laufbahn hinderlich ſein würde. Treuloſer! rief ſie, haben Sie mir nicht geſagt, daß unſre Schickſale unauflöslich an einander geknüpft wären, daß dieſe meine Hand Sie ſanft und ſicher durch das Leben führen werde? Ein Strom von ſolchen Fragen, Vorwürfen, Verwünſchungen ward über mich ausgegoſſen, dazwiſchen weinte ſie vor Wuth und Schmerz; und ich muß bekennen, daß ich bei dieſem Anblick wieder etwas Neigung für ſie fühlte, denn es ſchmeichelt einem Manne doch, eine Frau ſo heftig bewegt zu ſehn, weil ſie ihn verliert, theils konnte ich mich einiger Zerknirſchung auch nicht erwehren, denn ich hatte im Grunde doch Unrecht gegen ſie.

Warum bringen Sie uns denn um das andre theils? riefen die Abbés, gewiß, Sie fürchten etwas zu verrathen, und hätten fortfahren müſſen: theils war unſer ehlicher Bund in einem Schäferſtündchen wirklich abgeſchloſſen.

Ich kann nicht leugnen, entgegnete trocken der Geſandtſchaftsrath, die Dame war tugendhaft, und darum mußte ich ſie verehren. Als ich mit der größten Geduld Alles über mich ergehen ließ, nur ſelten noch ein Wort zu meiner Vertheidigung ſtammelte, ſchienen ihre Kräfte endlich erſchöpft, und ich mußte fürchten, daß ſie wirklich, oder ſcheinbar in Ohnmacht ſänke. Was ſollte ich dann beginnen? weibliche Hülfe rufen? welchen Argwohn konnte es erregen, fand man uns in einer ſolchen Scene zuſammen! und mußte ich von ihrer Heftigkeit nicht beſorgen, daß ſie mich in Gegenwart Andrer mit denſelben Vorwürfen überhäufte? Ich faßte daher einen muthigen Entſchluß, und indem ſie Anſtalten zu einer Ohnmacht traf, nahm ich meinen Hut und ſagte: da nun das Schickſal beſchloſſen hat, uns zu trennen. — Auf einmal ſprang ſie auf, und ſagte mit einer erſchrecklichen Beſtimmtheit: das Schickſal ſoll uns nicht trennen. Hören Sie, in drei Tagen bin ich Ihre erklärte Braut, oder den vierten weiß der Miniſter, daß Sie die Convention aus ſeinem Cabinet geſtohlen haben. Das war ein unerwarteter Donnerſchlag, und ich konnte erſt nichts hervorbringen, als das Wort: Verehrungswürdige! Indem fiel mir ein, daß ſie mich nicht anklagen konnte, ohne ihre eigene Schuld zu bekennen, und ich veränderte plötzlich meinen Ton in ein höhniſches Lächeln: „Dergleichen Machinationen fürchte ich nicht; denn Sie ſind die Anſtiſterin und Verführerin, und müſſen ſich anklagen, wenn Sie mich anklagen wollen. Und Sie wird der Staat hart als Verrätherin ſtrafen, der mir höchſtens ein Mißfallen bezeigen kann.“ Aber ſie entgegnete unverzüglich: alſo mit ſolchen Träumen tröſten Sie ſich, ſchlauer Herr Diplomatiker? Vernehmen Sie: die Kammerjungfer iſt allmächtig bei dem Herrn Miniſter, durch ſie laſſe ich ihm mein Geſtändniß hinterbringen, und drohe ihr, den Liebeshandel zwiſchen ihr und dem Secretair zu verrathen, wenn ſie mir nicht gänzliche Strafloſigkeit auswirkt. Ich bleibe wohlvergnügt hier im Hauſe, und Sie werden mit

Schimpf und Schande von hier weggejagt, ſo, daß Ihr Hof Sie nie wieder zu einem diplomatiſchen Geſchäfte brauchen darf.

Lieber geheirathet! riefen die Abbés, den Kopf in die Ehe, Geſandtſchaftsrath, muthig hinein mit der Megäre.

Er warf den Kopf ein wenig in die Höhe, als wollte er darthun, daß er ihn doch nicht ins Ehejoch geſteckt habe, und ſagte mit einem kleinen hochmüthigen Drehen des Hauptes: diplomatiſche Schlauheit geht über Weiberliſt. Damals freilich war ich wie bedonnert, als ſie nur noch gebieteriſch hinzuſetzte: nun gehen Sie. Ich ging ſchweigend, und konnte nun erſt das Schreckliche, was mir gedroht war, gehörig überlegen. Wie ich daſſelbe abwehren könne, ohne durch eine Ehe meine diplomatiſche Laufbahn zu verunzieren, erwog ich reiflich hin und her. Sie wieder zu beſuchen, den Reuigen zu ſpielen, ſie unter irgend einem Vorwande dahin zu bewegen, daß wir uns nicht ſo ſchnell für Braut und Bräutigam öffentlich erklärten, dies war ein Plan, der nicht Stich hielt. Sie war zu argwöhniſch und hatte zuviel Charakter, als daß ſie auf ihn eingehen ſollte; und wäre dies ſelbſt möglich geweſen, auf keinen Fall hätte ſie mich vor unſerer Verlobung von dem Orte weggelaſſen; ohne ihr Wiſſen aber konnte ich nicht fortreiſen, denn ich mußte bei dem Miniſter und dem Hofe ja in förmlichen Audienzen Abſchied nehmen. Wäre ich endlich auch glücklich ohne Verlobung hinweggekommen, ſo hatte ſie meinen Ruf und die Rache doch immer in ihrer Gewalt. Die Sache mußte von einer andern Seite angefaßt werden. Von dem Zeitpunct an, da ich meiner Dame und dem geheimen Cabinet ſo häufig aufwartete, hatte ich nicht verſäumt, auch der Gemahlin des Miniſters wiederholte Aufwartungen zu machen. Ich fand, daß ihr meine Schöne nicht zuviel gethan, denn ſie war wirklich unausſtehlich dadurch, daß ſie über politiſche Dinge mitſprach, und keinen Titel davon verſtand. Ihre Faſſung war ſehr beſchränkt, und ihr geringer Verſtand ward von ihrer phantaſtiſchen Grillenhaftigkeit unaufhörlich über die Schnur getrieben. Auf die wunderlichſte Weiſe war ſie weich und heftig, empfindſam und boshaft. Wer es je merken ließ, daß er ihren Geiſt nicht bewundre, und an ihrer Einſicht zweifle, den verfolgte ſie gewiß mit der blindeſten Heftigkeit. Darauf baute ich meinen Plan. Zuerſt, das heißt am Tage nach der grauſenhaften Scene mit meiner Dame, brachte ich ihr eine hohe Idee von mir bei, indem ich die entſchiedenſte Bewunderung für den König von Schweden affectirte, und ihn die ſchönſte Blüthe aller Chevalerie nannte. Meine Herren, Sie können ſich das Entzücken nicht vorſtellen, mit welchem die Frau Miniſterin ihre eigenen Worte als ein fremdes Urtheil wiederholen hörte. Mit einer heftigen Röthe im Geſicht rückte ſie vorwärts im Seſſel, ich glaubte ihrer Umarmung nicht ausweichen zu können. Durch dieſen einen, ich kann wohl ſagen, Meiſterſtreich, hatte ich das ganze Terrain gewonnen, und ich durfte bald darauf äußern, daß einen ungewöhnlichen Geiſt bei dem ſchönen Geſchlecht nur der männliche Verſtand hinreichend ſchätzen könne, denn die Damen wären alsbald ſo neidiſch darauf, daß ſie dieſe Ueberlegenheit wegzuſpötteln ſuchten, und wenn dies nicht gelingen wollte, ſie als eine Art von Wahnſinn ſchilderten. Die Freude des Antlitzes gegenüber nahm hier zu, vielleicht wußte man, daß man mitunter im Publicum ſelbſt für ein wenig toll gehalten wurde. Ich fuhr fort: und gewöhnlich ſind eben die Frauenzimmer, welche einem ſolchen überlegenen weiblichen Geiſt am nächſten ſtehn, am meiſten Dankbarkeit ſchuldig ſind, die böſeſten Zungen, ihn herabzuſetzen. Die Frau Miniſterin ward erwünſchtermaßen in dieſem Augenblick lichterlohes Feuer. Herr Rath! rief ſie aus, was Sie die Menſchen kennen. Ja wohl, ja wohl, ich kann mich nicht zu den überlegenen Geiſtern zählen; aber bei dem nicht ganz gewöhnlichen Schwunge meiner Denkart erfahre ich doch täglich eine ähnliche Mißgunſt, einen ähnlichen Undank. Sie wiſſen vielleicht, wohin ich deute?

Nun merkte ich, daß ich gegen dieſe Dame gar keines Hinterhaltes bedurfte. Ich bekannte alſo geradezu, wie oft mich gekränkt habe, an ihrer täglichen Geſellſchafterin ſolchen Neid zu bemerken, welchen man ihr übrigens nicht zu ſehr zum Verbrechen machen ſolle, da er etwas dem ſchönen Geſchlecht Gemeinſchaftliches ſei. Nun gab ein Wort das andre, genug, wir kamen überein, daß ein ſolcher Frevel doch einige Ahndung verdiene.

Als ich von der Excellenz wegging, beſuchte ich meine Freundin. Ich bewies mich durchaus reuig und zerknirſcht, und geſtand unverholen, daß der vierte Tag, welchen ihre Ungnade mir als einen ſchwarzen angedroht hätte, mit weißer Kreide zu bezeichnen ſein würde; denn hoffentlich könnten wir an ihm unſre Verlobung ſtiften. Daß ich den Termin ſo ganz nahe ſetzte, benahm ihr allen Argwohn, und überhaupt ſind auch die ſchlauſten Frauenzimmer von einem gewiſſen Alter in dem Capitel der Heirath leichtgläubiger, als man denken ſollte. Darauf wandte ich das Geſpräch wieder auf die Gemahlin des Miniſters, ließ fallen, daß ich ihr jetzt täglich meine Aufwartung machen würde, um ſie unſrem Vorhaben ganz geneigt zu ſtimmen, wiewohl das Geſpräch mit ihr mich ſehr langweilte. Hiemit waren die Schleuſen wieder aufgezogen, und der Anekdoten von ihrer Wunderlichkeit und ihren lächerlichen Anſprüchen war kein Ende. Ich warf zuletzt die Bemerkung dazwiſchen, daß die gute Dame bei aller Beſchränktheit noch neidiſch über gewiſſe große weibliche Vorzüge, welche ihr doch das Leben verſchönten, und boshaft gegen dieſelben geſinnt wäre. Sogleich trat einige Furie in das Geſicht meiner Freundin, und ich erwartete einen neuen Reichthum von Anekdoten und beißenden Einfällen, als ſie plötzlich ſagte: ſchon ſchlägt es ſieben, es iſt die höchſte Zeit, daß ich zu ihr muß; morgen mehr, mein Geliebter. Wir ſchieden mit vieler Zärtlichkeit von einander.

Am folgenden Nachmittag verſäumte ich nicht, mich zuerſt bei ihrer Excellenz einzufinden, und in einem Augenblick waren wir wieder in unſrem geſtrigen Geſpräch. Ich rückte bald auf das beſtimmteſte mit der Verſicherung heraus, daß ihre Geſellſchafterin aus Mißgunſt gegen ihren außerordentlichen Geiſt, weder böſen Witz noch Anekdoten ſpare, um denſelben in meiner Vorſtellung herunter zu bringen, was freilich ein lächerliches Unternehmen ſei. Ich ſah die Wuth in ihr kochen, und erbot mich endlich, von der Wahrheit meiner Ausſage ihr die unwiderleglichſten Beweiſe zu geben, denn ich ſei von einer ſo hohen Vortrefflichkeit zu gerührt, als daß ich mich nicht unterwinden ſollte, ſo zu ſagen, der Ritter derſelben zu werden. Nach den haſtigſten Fragen von ihrer Seite, wie ich dies anſtellen wolle, ſagte ich, euer Excellenz brauchen ſich nur auf den Korridor zu bemühen, wenn ich jetzt zu der beſagten Dame gegangen bin. Ich werde ſelbige bald in eine ſolche boshafte Begeiſterung verſetzen, daß Sie an der Thüre jedes Wort hören können. Sie verſtand ſich gern dazu, und ich eilte hinaus zu meiner vermeintlichen Braut. Ich traf ſie überaus ſchön geputzt, in ihrem erwähnten Kleide von blutrother Seide, einen ganz prächtigen neumodiſchen pariſer Hut auf dem Haupte. Vielleicht kam ſie mir um ſo ſchöner vor im Contraſt mit der Frau Miniſterin, deren Nebengeſtalt ich kaum in einem ſchlottrigen ſchwarzen Kleide und einer zottigen blonden Perücke geſehen hatte. Ich muß bekennen, als meine Braut mir zärtlich entgegen kam, und ihre holdſeligen Lippen auf meinen Mund drückte, ward ich ſo gerührt, daß mir beinahe leid that, was über ſie verhängt werden ſolle, und ich nahe daran war, die Excellenz vergeblich horchen zu laſſen. Indeſſen, der nahe Verlobungstag war zu furchtbar. Sie ſind unwiderſtehlich, ſagte ich, und erhaben ſchön, wenn mir erlaubt iſt, mich ſo auszudrücken, wie die Göttin der Rache. Getroffen,

getroffen! erwiederte ſie mit einem lauten Lachen, rächen will ich mich heute; ſehen Sie einmal dieſe zierlichen Briefchen an, wie ſchöne farbige Rände das Papier hat, rathen Sie, was ſie enthalten. Liebesbriefchen ſind es, der Frau Miniſterin, an einen deutſchen Poeten. Doch nicht an den, fiel ich haſtig ein, welcher die deutſche Pücelle bei Ihnen einſchwärzte? — Keineswegs! Hören Sie erſt die luſtige Geſchichte von der bizarren Empfindſamkeit unſrer Excellenz. Eine Liebesgeſchichte? ſagte ich tändelnd, und zog meine Braut auf das Sofa, welches an der Wand des Korridors hart an der Thüre ſtand. Sie begann darauf eine recht frazzenhafte Erzählung von poetiſchen Reiſen und Wanderungen der Miniſterin und eines Poeten. Die Spitznamen wurden dabei nicht geſpart, die ſcandalöſeſten Dinge drängten ſich in ihrer Erzählung, und in dem Augenblick, daß ſie eines der Liebesbriefchen vorzuleſen anfängt, ſpringt die Thür auf, die ſchwarze Miniſterin ſtürzt wüthend herein, auf meine Braut zu, und reißt ihr die Federn von dem Hut. Undankbare! boshafte alte Jungfer! waren die erſten Worte, welche die grimmige Excellenz von ſich ſtieß. Sie konnte vor Wuth anfänglich nicht mehr ſagen, und ſchüttelte ſo mit dem Kopf, daß die blonde Perücke einen völligen Abfall drohte, inzwiſchen meine gerupfte Braut ganz ſtarr vor Schrecken ſaß. In dieſer Stunde noch, kreiſchte die Excellenz, ſollen Sie mir aus dem Hauſe, aus der Stadt, Verleumderin, Verbrecherin, mein Mann ſoll ſie auf die Feſtung bringen laſſen, heute noch: dieſer würdige Mann hier iſt mein Zeuge über Ihre

Büberei. Jetzt bekam auch meine Braut die Sprache wieder, ſtand heftig auf, indem die Excellenz ihr die Federn ins Geſicht warf. Dieſen Augenblick benutzte ich, nahm meinen Hut und ſchlüpfte hinaus.

Ich ſah jetzt mein Spiel für gewonnen an, und ging höchſt vergnügt nach dem Garten, wo viele Mitglieder des diplomatiſchen Corps heute zuſammen ſoupiren wollten. So heiter habe ich nie die Schönheit der Natur genoſſen. Zwei Nachtigallen ſchmetterten gegen einander, und ich dachte dabei an die Excellenz und meine Braut.

Hier ſprangen die Abbés auf, und umarmten den Geſandtſchaftsrath, indem ſie einmal um das andere rieſen: O Sie diplomatiſcher Petrarch! wie verſtehen Sie die Philomelen zu genießen.

In meiner Freude, fuhr der Erzähler trocken fort, hatte ich gar nicht überlegt, daß ich ein paar Stunden früher auf dem Platze war, als die übrigen Gäſte anlangen würden. Meine Gedanken mußten ſich alſo noch lange mit der Scene beſchäftigen, die ich kaum verlaſſen hatte; und wie es in ſolchen Fällen geht, aus langer Weile kamen mir allerlei Bedenklichkeiten, ob ich meines Triumphs doch wohl ſicher ſei? Wenn einmal, fiel mir ein, die Miniſterin nicht raſch genug verfahren wäre, oder ihren Gemahl nicht in ihren raſchen Zorn mit hätte fortziehen können? Doch das Erſte war nicht zu beſorgen, ich konnte mich auf die Wuth der Dame verlaſſen, und der Miniſter, dem meine Braut längſt ein Dorn im Auge geweſen, war ſeiner Gemahlin gewiß gern in dieſem Falle willfährig, zumal, da er für ſolche kleine Gefälligkeiten gegen ſie, ſich alles Mögliche wider ſie herausnahm. Die Vorſtellung machte mir dann Beſorgniß, daß meine Braut gegen die Miniſterin etwa fallen ließ, ich ſei ihr Bräutigam, und werde nicht wider ſie zeugen, worauf es dann zu Erklärungen kommen konnte, welche verriethen, daß der ganze Handel von mir angeſtiftet ſei.

Mit dieſer Vorſtellung ängſtigte ich mich ab, bis meine Mitgäſte nach und nach eintrafen. Einer kam mit einer bedenklichen Miene, und erzählte: vor einer Viertelſtunde ſei die Geſellſchafterin der Miniſterin weggebracht, und von den Cabinetshuſaren, welche der Miniſter zu ſchneller Ueberbringung von Depeſchen brauchte, hätten zwei den Wagen begleitet. Mir pupperte das Herz vor Freude bei dieſer Nachricht; ich that aber, als ginge ſie mich gar nichts an, und fragte kalt, ob man die Urſache von einer ſo ſeltſamen Reiſe jener Dame wüßte? vielleicht und wahrſcheinlich reiſe ſie doch freiwillig, und der Miniſter habe ihr Bedeckung mitgegeben, weil es gegen die Nacht gehe —

Solchen Anſchein, entgegnete man, hatte es nicht; ein gewiſſer Secretair flüſterte mir ins Ohr, die Dame wäre als Staatsgefangene auf die Feſtung gebracht. Nun wollte ein anderer von der Geſellſchaft wiſſen, ſie habe einen gefährlichen Briefwechſel mit einem fremden Cabinet geführt, und eine gefährliche Verrätherei ſei entdeckt. So ging es mit den Vermuthungen immer weiter, und das Geſpräch über dieſe Geſchichte dauerte bis zur dritten Schüſſel, als ein junger Officier von einer der Geſandtſchaften, der bei unſren Soupés immer zu ſpät kam, weil er ſtets in luſtige Geſchichten verwickelt war, ſo wie er ſich niedergelaſſen hatte, mir mit dem Finger drohte. Andere fragten, was dies zu bedeuten habe? Er nahm eine wichtige Miene an und ſchwieg; da aber das Geſpräch über den entdeckten Staatsverrath der beſagten Dame fortging, hielt er ſich nicht, brach in Lachen aus, und rief: das iſt eine luſtige Verrätherei. Unſer Legationsrath da iſt mit der Dame von der heftigen Excellenz überraſcht worden, und ſogleich hat dieſe keuſche Juno ihre Geſellſchafterin nicht nur aus dem Hauſe, ſondern aus der Stadt, und ich weiß nicht auf wie viel Meilen im Umkreiſe verbannt.

Ich nahm dies wie einen Scherz auf. Die übrigen der Geſellſchaft, wenn ſie es auch nicht ſo aufnahmen, waren doch zu discret, um nach der Wahrheit in der Ausſage des Officiers ernſtlich zu fragen.

Ich wußte nun ſoviel, daß ich geſiegt hatte, und eilte, um allem Unheil vorzubeugen, noch am folgenden Tage mich bei dem Hofe und dem Miniſter zu beurlauben. Die Freundlichkeit, womit mich dieſer empfing, und das für mich äußerſt ſchmeichelhafte Schreiben, welches er mir an meinen Hof mitgab, überzeugten mich, daß meiner wegen der geſtrigen Geſchichte gewiß nicht unrühmlich gedacht ſei. Bei unſrer Trennung ſagte er mir noch: meine Frau befindet ſich wegen eines häuslichen Verdruſſes ſehr übel, und wird bedauern, Sie nicht noch vor Ihrer Abreiſe ſehen zu können; ſie hat noch vor einer Stunde mit der größten

Achtung von Ihren Verdienſten und ihrer Freundſchaft für Sie zu mir geſprochen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ich auch an mir erfahren würde, was man ſo oft von dem Gefühl der Freiheit im Menſchen gerühmt hat. Aber ich kann wohl ſagen, ich habe empfunden, was dieſes Gefühl heißt, als mein Wagen zum Thor der Stadt hinausfuhr; denn meine diplomatiſche Kunſt hatte mich gerettet, daß ich nicht in die tägliche Sklaverei der Ehe gerieth, als meine öffentliche Ehre, mein diplomatiſcher Ruf mit der weiblichen Intrigue verſchworen ſchien, mich durch einen raſchen Stoß hineinzubringen, als ſelbſt mein Herz — ich ſehe, die geiſtlichen Herrn geben ſich einander ein Notabene mit den Elbogen; aber ich laſſe mir meine Zärtlichkeit für meine Dame nicht abſtreiten, eine gewiſſe Liebe, ja ich kann behaupten, dies eine Mal in meinem Leben habe ich auch die Liebe kennen lernen, von welcher man ſo viel ſpricht; Liebe und Freiheit habe ich damals empfunden, ſie haben mich außerdem nicht beunruhigt.

Sie können doch nicht leugnen, entgegnete einer der Abbés, daß Ihre Dame ein böſer Lucifer war. Welche Bosheit in dem Streich, den ſie Ihnen drohte! Bosheit? ſagte der Geſandtſchaftsrath kopfſchüttelnd, Bosheit finde ich nicht darin, nur einen weiblichen Kitzel und ein eminentes Talent, ein Diplomatiker zu werden — und eine Ehefrau? riefen beide Abbés — mir zu Ehren, wenn gleich auch zum Herzeleid! antwortete der Geſandtſchaftsrath, und auf die Frage ſeiner Opponenten; bei dem erſten Meilenzeiger von der Stadt ließen Sie die beiden großen Triebräder der Menſchheit, Liebe und Freiheit, doch zurück? fuhr er fort: Ich hatte ein paar Wochen in unſrer Reſidenz gelebt, als ich den Entſchluß faßte, Erkundigungen nach dem weiteren Schickſal meiner Dame einzuziehen. Befriedigende Nachricht erhielt ich bald durch einen Brief von ihr, woraus ich abnahm, daß ſie nach einem Monate von Exil auf einem Gute des Miniſters wieder volle Freiheit bekommen hätte; doch in das Haus deſſelben zurückzukehren, verhindre ſie die Ehre. Der Sturm, der uns und das ehliche Glück ſo plötzlich von einander verſchlagen hätte, wäre gänzlich geſtillt, und unſre Verlobung und Vermählung ſollte nun bei heitrem Himmel vor ſich gehen. Hierauf erwiederte ich mit einigem Umſchweif: die ärgerliche Scene zwiſchen ihr und der Excellenz ſei zu ruchtbar geworden, als daß es nicht diplomatiſche Folgen und Nachtheile für mich haben müßte, wenn ich mich mit ihr vermählte. Mich tröſtete hiebei, daß ich wußte, ſie habe ein kleines Vermögen, von deſſen Zinſen ſie nothdürftig leben könne. Auf ihre weiteren Briefe antwortete ich nur noch einmal kurz und trocken. Dies Ende nahm das einzige Liebesabenteuer aus meinem Leben; wodurch meine Diplomatie einigermaßen ſo trefflich unterſtützt wurde, wie das diplomatiſche Glück des Herrn Marquis durch die nicht genug zu verehrende Gräfin Agnes.

Einen Zug, hub der Geſandte an, hat unſer Freund in der Beendigung ſeines Liebesabenteuers, wie er es zu nennen beliebt, ausgelaſſen. Die Abbés horchten auf, und hofften, noch einen tüchtigen Schelmſtreich zu vernehmen, doch ging ein angenehmes Verwundern über ihr Geſicht, als ſie hörten: unſer Freund muß ſehr darüber bekümmert geweſen ſein, daß die Dame ſeines Herzens nur nothdürftig von ihrem Vermögen leben konnte, denn er hat nicht abgelaſſen, unſrem Souverain und dem Cabinetsminiſter vorzuſtellen, welche Dankbarkeit er jener Dame ſchuldig ſei; und als Beide zu keinem Reſultat kamen, wodurch ſie bewieſen hätten, wie viel Theil ſie an dieſer Dankbarkeit nehmen müßten, wußte er es bei der Gemahlin unſres Souverains dahin zu bringen, daß ſie der Dame ein gutes Jahrgeld auf ihre Chatoulle anwies.

Die Abbés ſchüttelten dem Geſandtſchaftsrath die Hand, und ich äußerte: wir ſind ihm herzlichen Dank ſchuldig, daß er, vielleicht gegen ſeinen Willen, trotz ſeinem Vorurtheile für die Franzoſen und aller diplomatiſchen Intrigue, Kälte und Förmlichkeit, doch ſoviel Deutſches in ſich erhalten hat. Dies hat durch ſeine ganze Erzählung auf eine erfreuliche Weiſe durchgeſchimmert. Mich dünkt, ſetzte der Marquis hinzu, dies hängt zuſammen mit der ungemeinen Wahrheit, die auch in den kleinſten Zügen ſeines Berichtes war, und mich um ſo mehr erfreut hat, weil er ſo überaus discret iſt, daß ungeachtet unſrer alten Bekanntſchaft und des jetzigen vertrauten Zuſammenlebens ich nie etwas von ſeinem Liebesabenteuer erfuhr. Er reichte hiebei dem Geſandtſchaftsrath die Hand, der mit einer Verbeugung antwortete: ich habe nie darüber berichtet, als an dieſem Abend, aber die bewundernswerthe Wahrheit, mit welcher der Herr Miniſter Ihren Liebeshandel vortrugen, und die außerordentliche Freude darüber, daß unſre beiderſeitige Diplomatie durch den Gott Amor unterſtützt ward, riß mich zu dieſer kühnſten Offenheit hin.

Es war tief in der Nacht. Man freute ſich meiner Aeußerung, wir dürften mit Zuverſicht erwarten, daß an einem der nächſten Abende der Marquis ſeine herrliche Liebesgeſchichte vollende. Wir brachen auf. Die Abbés meinten, der Geſandtſchaftsrath habe uns durch ſeine Liebe das Blut wieder gekühlt, welches durch die ſchöne Agnes zu ſehr in Wallung kam, und wir verdanken ihm alſo eine gute Nacht.

Inhalt des erſten Theils.

Seite
Barbarei der deutſchen Literatur 1
Geſtalten aus der politiſchen und literariſchen Welt der Deutſchen 65
Diplomatie und Liebe 175

Karl Ludwig v. Woltmann's

ſämmtliche Werke

herausgegeben

von ſeiner Frau.

Achte Lieferung.

Zweiter Band.

(Der ſämmtlichen Werke 14ter Band.)

Berlin, bei Auguſt Rücker.

1827.

Memoiren
des Freiherrn von S — a.

Von

Karl Ludwig v. Woltmann.

Zweiter Theil.

Zweite Ausgabe.

Berlin, bei Auguſt Rücker.

1827.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Gräfin Agnes. Erſtes Buch 1

Gräfin Agnes. Zweites Buch 71

Iſt ſelbſt die glücklichſte Ehe ein Glück? 165

Universitäts-
München
Bibliothek

Gräfin Agnes.

Erſtes Buch.

Den nächſten Abend, da wir zuſammenkamen, bemerkten wir mit einem gewiſſen ſtillen Wohlbehagen, welches wir nicht gegen einander ausſprachen, daß wir durch unſer letztes Nachtgeſpräch uns noch mehr zu einem Ganzen zuſammengeſtimmt hatten. Das lakoniſche Weſen, was uns ſonſt an dem Marquis bisweilen drückte, hatte ſich in Glanz und Fülle aufgelöſet, und dem trocknen Geſandtſchaftsrath waren alle ſeine diplomatiſchen und menſchlichen Seiten abgewonnen. Er ſcherzte liebenswürdiger und heitrer, da er ſich aus ſeinen Falten herausgegeben hatte. Glauben Sie mir, ſagte ich ihm, jetzt empfinden Sie die menſchliche Freiheit unter uns viel tiefer und reiner, als da Ihr Wagen zum Thor hinaus rollte ohne eine eheliche Bürde. Er ſah mich mit etwas großen Augen an, ſann ein wenig nach, und äußerte mir zutraulich und leiſe, wirklich ſei er ſeit unſerm letzten Abend ganz frei mit dem Herrn Geſandten.

Gegen die Abbés nahm er ſich viel mehr heraus wie ſonſt, und fing an, ſie zu necken: er habe doch eine Dame des Herzens ganz für ſich allein gehabt, bei ihnen aber ſe unmöglich, daß einer von ihnen eine Dame allein habe.

Ich unterbrach dieſe Neckerei ſogleich, weil ich auf die Fortſetzung von des Marquis Geſtändniſſen gar zu begierig war, und beſorgte, die Abbés möchten Schwänke beginnen, die zum Deſſert unſerer Unterhaltung leicht und würzhaft genug wären, zu Anfang unſerer Tafel indeß eine Stimmung hervorbringen könnten, welche die Erzählung hintertriebe von den Genüſſen und Schickſalen, die der ſchönſten Nacht folgten, welche je Liebenden ward.

An dem Marquis hatte ich wahrgenommen, daß ſeine Natur durch Eindrücke vom Erhabenen, ſelbſt vom Traurigen, ſobald es den Charakter des Erhabenen hatte, gern und raſch zu Erinnerungen und glühenden Empfindungen der Liebe übergehe. Ich wandte daher das Geſpräch auf das gigantiſche Schickſal, das in unſern Tagen über die Staaten und Völker ſchreite, und wie nichts trauriger ſtimme, als der Anblick unſerer Zeit, wo jedes Neue auch ſchon wieder Trümmer ſei. Im Verfolg dieſer Gedanken ſagte der Marquis: erſt wenn man das Schöne in Trauer ſieht, wird man ſeiner ganzen Allmacht gewahr. Die Trauer fängt an zu blühen, wenn ſie das Schöne umhüllt. Er ſchwieg eine Zeitlang, und wir ſchwiegen mit, denn wir hatten den Eindruck, daß dieſe Bemerkung nur der Anklang ſeiner weiteren Erzählung ſein würde.

In jener Nacht, fuhr er fort, da mich Agnes zum ſeligſten Sterblichen gemacht hatte, führte mich mein Weg über den Schloßplatz. Ich ging beſinnungslos, nur mit dem einen Gedanken, von meiner Liebe und Wonne. Wie ich aber einmal um mich blicke, ſeh' ich durch die hohen Bogengänge vor mir und hinter mir geſpenſterhaft Menſchen hin- und hereilen. Ich konnte mir den Grund dieſer Bewegung nicht erklären, und ging nachzufragen an die Wache im innern Schloßraum. Dort vernahm ich, vor zwei Stunden ſei die Fürſtin geſtorben, und das Hofmarſchallsamt habe ſogleich die ganze Dienerſchaft in Bewegung geſetzt, die Anſtalten zu den nöthigen Trauerfeierlichkeiten zu treffen. Ich hatte mir bei dem ſiechen Zuſtande der Fürſtin dieſen Tod als nahe vorſtellen können, aber kein Intereſſe mehr gehabt, daran zu denken, ſeit ich der Liebe von Agnes mich ganz verſichert wußte. Jetzt auf einmal, ſo wenige Augenblicke nach den reichſten Stunden meiner Liebe, überfällt mich im Morgendämmern das Schreckbild, wie dieſer Tod mir Alles rauben könne. So tückiſch iſt das Schickſal, ſprach ich zu mir und halb laut, daß es in derſelben Stunde, da es dir alle Fülle von Leben und Liebe ſchenkt, ein ſchwaches Leben auslöſcht, deſſen Verliſchen dich mit dem Verluſt aller Fülle bedroht; und nur bedroht? nein, dich gewiß und unvermeidlich um deine Seligkeit bringt.

So raſete es in mir fort, und ich unterdrückte alle Vernunft in mir, um mich auf das fürchterlichſte zu quälen. Die Eiferſucht trieb mich unter den Bäumen des Schloßplatzes auf und nieder, deren Wipfel der erſte Frühlingsſturm zerzauſte, daß ſie einen Regen von Tropfen des geſchmolzenen Schnees von den Zweigen auf mich herabſchütteten. Sie iſt ein Weib, rief ich, und mag ſie dich lieben, du biſt ein Bettler gegen ihn, er hebt ſie aus dem Stande der Unterthanen zur Beherrſcherin ihres Mitvolkes empor. Auch war er ihr ſonſt nicht widrig, nur die Leidenſchaft zu mir hat ſie von ihm entfernt, und wie ſchnell verrauſcht die Leidenſchaft, und wie will die Leidenſchaft ſich ſelber treu bleiben, wenn ihre Untreue mit einem Diadem erkauft wird!

Indem brach die ſchwache Frühlingsſonne an, und warf ihren Schimmer auf die langen weißen Fenſtervorhänge in den Gemächern der Todten. Der unendliche Schmerz in meiner Bruſt wollte etwas wehmüthiger werden, als mich plötzlich mit Schrecken der Gedanke faßte: dort wird Agnes künftig wohnen. Ja, darum erſtickte ſie deine Worte mit Küſſen, ſo oft du deiner Vermählung mit ihr erwähnen wollteſt, weil ſie auf den Tag hoffte, der nun gekommen iſt. Fürſtin will ſie vor der Welt ſein: im Dunkel der Nacht zu ihr zu ſchleichen, wie ein Verbrecher von ihr wegzuſchleichen, dazu biſt du gut genug; biſt viel zu gering und unwerth: daß die Menſchen dich ihren Gemahl nennen dürften.

In dieſem Augenblick klangen die erſten Sterbeglocken um die Fürſtin, und die Klänge kamen aus den Lüften wie böſe Geiſter auf mich herab. Meine Angſt, meine Wildheit ſtürmten mich fort von dem Schloßplatz; und ohne zu wiſſen, wohin ich ging, fand ich mich wieder an ihrer Gartenmauer, und ſah aus der Ferne ihre Fenſter in dem Morgenglanz leuchten. Da kamen alle Erinnerungen der Liebe wie ein warmer Frühlingsregen auf mich herab, das Toben in meiner Bruſt legte ſich, und meine Thränen ſtürzten hervor. Damals habe ich lange heftig geweint; ich wüßte nicht, daß ich außerdem jemals im Leben geweint hätte. Die Wuth der Eiferſucht ging endlich in einen zermalmenden Schmerz über, daß ich die Geliebte ſo unendlich beleidigt hatte. Ich verabſcheute mich ſelbſt, daß ich an die himmliſche Wahrheit in ihr allen Glauben verleugnen konnte, daß ich ihr, für welche das Leben und alles Treiben der Menſchen keinen Sinn und keinen Werth beſaß, als inſofern es Liebe iſt, noch in derſelben Nacht, da ſie die höchſte Gabe der Liebe mir mit einer Sicherheit und Freiheit des Geiſtes verlieh, wovon ich keinen Begriff gehabt hatte, ſo ſchmählich, ſo verächtlich die ganze Gemeinheit gewöhnlicher Weiber beimaß. Kaum war ich beſonnen genug, nicht über die Mauer zu ſteigen, durch den Garten, wie ſonſt zum ſchönſten Glücke, nun zu Reue und Büßung zu eilen, in ihr Gemach zu ſchleichen, und an demſelben Lager, wo ich vor wenigen Stunden wie ein Gott beglückt war, neben der Schlummernden wie ein Sünder zu knien, bis ſie erwache, mein Bekenntniß höre, und den Unwürdigen auf immer aus ihren Augen banne. So weilte ich lange hinter der Mauer, nahm den Schlüſſel zu der Pforte hervor, und ſteckte ihn an, zog ihn wieder heraus und verbarg ihn, und ſtürmte plötzlich fort, ehe mich die unſinnigſte Uebereilung fortriſſe.

Die Straßen waren ſchon mit Menſchen angefüllt, welche den Tod der Fürſtin beſprachen; auch hörte ich von ein paar Vorübergehenden ſagen: wenn er uns nur bald eine junge ſchöne Fürſtin gibt. Die Worte gingen mir ins Herz, und ſtachelten wieder meine Eiferſucht auf; wahrlich, ſie bekamen eine junge ſchöne Fürſtin, wenn es Agnes ward. Weil mich viele mit Befremden anſahen, da meine Kleidung ganz durchnäßt war, eilte ich um ſo mehr meiner Wohnung zu. Abgemüdet, erſchöpft, langte ich in meinen traulichen Zimmern an, kleidete mich ſchnell aus, und der Schlaf erbarmte ſich meiner.

Als ich erwachte, mußte ein Bericht über den Tod der Fürſtin mein erſtes Geſchäft ſeyn. Ich wußte nichts von den einzelnen Umſtänden deſſelben, und mußte Beſuche machen, ſie zu erfahren. Wie ſchmerzlich waren mir dieſe Beſuche. Jeder von meinen diplomatiſchen Genoſſen äußerte die Vermuthung, daß ſich der Fürſt mit der Nichte des Staatsminiſters vermählen würde, ſobald es der Anſtand erlaube. Hundertmal war mir der Dolch ins Herz geſtoßen, als ich an meinen Schreibtiſch trat, den Bericht zu entwerfen. Meine Hand bebte, ich haßte die Feder, mit welcher ich ſchreiben ſollte, ſchleuderte ſie und das Papier zu Boden, und rannte in dem Zimmer auf und ab. Endlich wollte ich mich ermannen, nahm die Feder wieder, wollte den Bericht beginnen, und wußte keine Worte zum Anfang zu finden. Alles, was ich gehört hatte, war wie meinem Gedächtniß entfallen, nichts hatte ich behalten, als die gräßliche Vermuthung. Die ſoll nicht aus deiner Feder kommen! ſagte ich mit bitterem Lachen, und ſprang auf, mein Gedächtniß zu ſammeln. So wiederholt ich mich quälte, den Bericht zu Stande zu bringen, über ein paar unförmliche Zeilen kam ich nicht hinaus, und wie ich ſie überlas, hieß der Anfang: der Tod der Fürſtin hat mir den Dolch ins Herz geſtoßen! Ich lachte laut auf über einen ſolchen officiellen Anfang, und klingelte nach dem Legationsſecretär. Er war ausgegangen, wahrſcheinlich um ſelbſt Nachrichten einzuſammeln. Um ſo beſſer, dachte ich, ſo entgehſt du der Pein, ihm zu erzählen, was den Inhalt des Berichtes ausmachen ſoll. Er kam, und erwiederte, als ich ihm denſelben auftrug, daß er vollkommen unterrichtet ſei. Was während ſeiner Arbeit in meiner Seele brütete, iſt mir nicht mehr erinnerlich. Er brachte mir den Bericht. Ich durchlaufe ihn, und ſage: gut, recht gut! da komme ich zum Schluß, treffe auch hier die abſcheuliche Vermuthung, und zerreiße wüthend das Papier. Der Secretär ſah mich beſtürzt an, ich zitterte am ganzen Körper, und ſtieß die Worte heraus: weg mit ſolchem Stadtgeſchwätz und ſolchen albernen Vermuthungen aus einem diplomatiſchen Bericht!

Ich gab ihm die beiden Hälften des Bogens mit den Worten: alles Uebrige iſt ſehr gut, ſchreiben Sie es ins Reine; Sie ſind ſo vollkommen unterrichtet, daß ich die Depeſche nicht ſo vollſtändig hätte machen können. Das tröſtete ihn. Als er mir ſeine Arbeit zur Unterſchrift brachte, ſah ich nur nach dem Schluß, daß die verhaßte Vermuthung wirklich fehle, und unterſchrieb mit der größten Haſt. Der weitere Tag verging mir unter den ekelhafteſten Zerſtreuungen. Das diplomatiſche Corps war in Bewegung gerathen, Beſuche kamen über Beſuche, man ging zu Rathe, wie das Ceremoniel bei dem Katafalk und bei dem Begräbniß ſein werde. Indeſſen ertrug ich Alles, und erquickte mich mit Erwartungen der bevorſtehenden Nacht. Neue Gewißheit meines Glücks und ihrer Liebe hoffte ich auf Agnes Lippen zu finden, keine Regung meiner gehäſſigen Eiferſucht ſollte ihr verborgen bleiben. Schon war es ſpät am Abend, der verdrießliche Tag ſchien überwunden, da ward mir ein Billet von der Geliebten gebracht. Ich dürfte, ſchrieb ſie, in den erſten Nächten nicht zu ihr kommen, ihr Oheim laſſe ſeine Appartements ſchwarz ausſchlagen, und habe die ihrigen mit bezogen; auch wären ihre Kammerfrauen zwei Nächte munter, um ihre Trauerkleidung fertig zu liefern.

So ſehr mich dieſe Nachricht quälte, entzückten mich die liebevollen Worte am Ende des Billets, ſie ſchienen mir nicht geſchrieben, ich hörte ſie, wie Nachtigallentöne voll Zärtlichkeit und Luſt. Ihre Handſchrift ſelbſt hatte den Charakter ihrer Genialität. Flüchtig und feſt, in ſich geſchmiegt und frei ſchwebten ihre Schriftzüge dahin. Gewiß war alſo, ich durfte in der erſehnten Nacht nicht zu ihr; aber nichts gebot mir, ſo ganz fern von ihr zu bleiben. Um Mitternacht führte mich mein Weg wieder über den Schloßplatz. Unter dem Sternenhimmel ging ich ruhig und ſtill, und ſah ohne Bewegung die Fenſter, die mich in der Frühe ſo heftig erſchüttert hatten. Die Natur übte auf mich ihre unbegreifliche Kraft. Der Sturm in der Frühe hatte den Frühling ganz herausgeführt. Mit einem ſtillen Triumph breitete er ſich unter dem Sternenhimmel aus durch die ganze Schöpfung. Ungeachtet der Wonne, die mich ſtill und innig durchdrang, überraſchte mich noch wieder die Ungenügſamkeit und Ungeduld meiner italieniſchen Natur. Ich foderte von den Bäumen, daß ſie blühen, von den Nachtigallen, daß ſie ſchlagen ſollten, und doch war es die erſte frühlingsmäßige Nacht des Jahres.

Ich ſtand an der Gartenpforte und öffnete ſie. Obgleich ich aus mehrern Gemächern im Palais des Miniſters Licht ſchimmern ſah, wandelte ich doch den Garten hinab. Du darfſt nicht zu der Geliebten, ſagte ich mir ſelbſt, aber dieſer Raum, über welchen ihr Blick täglich ſtreift, hat der Seligkeit genug für dich; und wird ſie nicht ahnen, daß du hier biſt? kann ſie vorausſetzen, daß du die ganze Nacht fern von ihrer Nähe bleibſt, weil dir die ganze Fülle der Luſt verſagt iſt? Da tritt ſie gewiß bisweilen an das Fenſter, und glaubt den Geliebten wandeln zu ſehn, wenn ſie ihn auch nicht erkennen mag.

Mit ſolcher Hoffnung ſtand und ging ich, den Blick auf ihre Fenſter geheftet, wo kein Licht ſchimmerte. Allmälig ſchien Alles im Innern ſich zum Schlaf gelegt zu haben. Das Bild von ihrem Schlummer überfiel mich mit ſolchem Ungeſtüm, daß ich trotz ihres Verbotes und der wahrſcheinlichen Gefahr, worin ich ſie und mich ſtürzte, auch die Pforte unter dem Balkon aufſchloß, und mit angehaltenem Athem die Stufen hinaufſtieg. Allein die Thüre, die zu ihren Zimmern führte, war verſchloſſen. Ich mußte zurück, und Alles ſchien mir verödet, weil mir eine Hoffnung nicht erfüllt war, die ich durchaus nicht hätte faſſen ſollen. Ich konnte mich des Mißvergnügens über die Geliebte ſelbſt nicht erwehren. Sie hätte doch wenigſtens einmal am Fenſter erſcheinen ſollen. Vergebens ſuchte ich mich durch den Gedanken zu beruhigen, daß ich diesmal ſpäter in den Garten gekommen ſei, als unſre beſtimmte Stunde war, daß ſie vielleicht öfters vor meiner Ankunft mit Sehnſucht hinausgeſchaut habe, und mit ſehnſüchtigen Gedanken an mich eingeſchlummert ſei.

Am folgenden Morgen ward das diplomatiſche Corps zur Cour bei dem Katafalk auf den Nachmittag des nächſten Tages beſchieden. Ich wollte wenigſtens verſuchen, dem alten Staatsminiſter, oder vielmehr ſeiner Nichte in der gewöhnlichen Abendſtunde aufzuwarten; es wurden aber wegen der Unordnung im Hauſe gar keine Beſuche angenommen; und wie ich wieder zurückkam, brach das erſte Gewitter aus, dem Regengüſſe folgten. An irgend ein nächtliches Schweifen und Schwärmen war ſelbſt für mich nicht zu denken; und ſo war ich die erſten Tage nach dem Vollgenuß unſrer Liebe wie gebannt von Agnes. Ihr zu ſchreiben, wagte ich nicht. So nothwendig ihre Zeilen an mich waren, und ſo ſehr ſie mich entzückt hatten, fand ich es doch etwas unvorſichtig, daß ſie mir dies Billet durch einen ihrer Bedienten überſchickt hatte. Wir hätten wohl treue Boten für unſre Liebe finden können; aber ich war auf unſer Geheimniß ſo eiferſüchtig, daß Niemand davon wiſſen, ahnen ſollte, als wir beide Liebenden ſelbſt.

Ehe als die Stunde der Cour gekommen war, quälten mich Eiferſucht und Argwohn von neuem. Sollte ſie mich nicht planmäßig entfernt halten? war ihr Benehmen nicht etwa die Einleitung, unſer Verhältniß ganz aufzulöſen, und der Braut des Fürſten Freiheit zu geben? So fuhr ich eben nicht in der beſten Stimmung zu der Trauerſcene am Hofe.

Als wir in den Saal traten, wo der Katafalk errichtet war, und wir die Oberhofmeiſterin, die neben dem Sarge ſtand, ſchweigend begrüßt hatten, ließ ich gleichgültig den Blick auf die Damen fallen, die ihn hinter ihr in Trauerkleidung umgaben. In der Regel ſollten es nur die eigentlichen Hofdamen ſein, aber ich bemerkte auch unter ihnen die Gemahlinnen der Staatsbeamten vom erſten Range; und indem wir bei der ganzen Gruppe vorüberſchreiten, ſteht auf einmal die blühende Geſtalt der Geliebten vor mir. Ihr Auge ſtrahlte, eine helle Röthe überſtrömte ihr Geſicht, mit dem Haupte, dem Obertheil des ſchlanken Leibes bog ſie ſich heftig etwas vorwärts. Ich ſah nichts mehr als ſie, und hatte ſo viel Mühe, als ſie, in der Haltung zu bleiben. Beim Hinausſchreiten vom Saal ließ ich den Blick noch einmal über den Katafalk ſtreifen, um ſie noch einmal zu ſehn. Sie hatte das Haupt ein wenig umgewandt, und ihr Auge hing an meinem.

Erfüllt von ihrem Bilde, wie ſie in der Trauer blühender mir erſchienen war, als jemals, wie ſeit der ſeligen Nacht ſich ſo viele neue Schönheit an ihr plötzlich aufgethan hatte, verlebte ich einige Stunden, deren wonnevolle Berauſchung nur bisweilen ein wenig die Erinnerung andämmerte, mit welcher Ehrerbietung, wie gegen die künftige Herrin des Landes, ſich Alles gegen Agnes zu neigen ſchien. Auch das ungeſtümſte Wetter hätte mich nicht abhalten können, gegen Mitternacht zu ihrem Garten zu eilen. Allein in ihrem Gemach war noch Licht. Aber ſie erwartete mich nicht, denn alle Vorhänge waren niedergelaſſen, und keine Blumen vor einem ganz erhellten Fenſter verkündigten mein Glück. Als ich die Pforte unter dem Balkon geöffnet, die Stufen erſtiegen hatte, fand ich die Thüre des Cabinets verſchloſſen, wie neulich. Ich horchte, und horchte wiederum, kein Laut regte ſich innen. Aber die Stille ſchreckte auch mich, einen Laut von mir zu geben. Endlich wagte ich, das Schloß zu bewegen, und leiſe Agnes! zu ſagen. Noch immer regte ſich nichts, ich wußte, die Geliebte mit aller ihrer Schönheit und Wonne war innen, und die Furcht, ein zerbrechliches Holz, hielten mich von meinem Leben geſchieden. Stärker rufe ich Agnes! ich höre ihren Schritt, ſie naht, ſie öffnet die Thür. Wie hielt ich ſie umſchlungen, und bedeckte ihren Mund mit meinen Küſſen. Sicher ſind wir nicht, ſagte ſie, aber wie danke ich dir, daß Du gekommen biſt. Lange hielt ich ſie an meine Bruſt gedrückt, ehe ſie mich aus dem Cabinet, in welches nur ein Lichtſtreif von dem erleuchteten Zimmer durch die Thür fiel, in dieſes führte.

Da erſt, als ſie in den Seſſel vor ihrem Schreibtiſch hinſank, bemerkte ich, daß ſie noch in der ſchwarzen Hofkleidung war. Mein Oheim, ſagte ſie, hat mich dieſen Abend lange aufgehalten, ich mußte ihm jede Kleinigkeit der Cour bei dem Katafalk beſchreiben, und immer von neuem redete er über das Recht, welches ich, als ſeine Nichte, gehabt hätte, unter den Gemahlinnen der erſten Staatsbeamten neben dem Sarge zu ſtehen. Es iſt nicht lange, daß er von mir ging; ſaheſt Du kein Licht mehr in dem anſtoßenden Zimmer?

Ich verſicherte, daß Alles dunkel und in Ruhe ſei. In dem überſchwänglichen Gekoſe der Liebe, welchem wir uns dann hingaben, ſagte ich ihr, welche ganz beſondere Wolluſt für mich darin liege, ihr geliebtes, blühendes Leben in dieſer ſchwarzen, ſchweren Tracht zu umfangen. Die Fürſtin, erwiederte ſie, iſt für mich ein Nichts geweſen, und doch hat mich die heutige Feierlichkeit ernſt beſchäftigt. So ſeltſam ſpielen die Eindrücke mit uns: ich war überzeugt, daß von den leidtragenden Frauen nicht eine einzige im Herzen Trauer empfand, und weil ſie alle einen Schmerz heuchelten, empfand ich zuletzt wirklich einen Schmerz; da trateſt Du herein. Wie hat mich mein Oheim gelobt, daß er über meine Perſon verfügen konnte, wie ihm beliebte; er wußte nicht, warum ich mich gern zu einer der leidtragenden Statuen brauchen ließ. Wie öde ſind dieſe Tage geweſen, ehe ich Dich wiederſah.

Sie legte bei dieſen Worten ihr Haupt an meine Bruſt. Ich küßte ihre Augen, und hielt ſie lange ſchweigend umfangen, ehe ich mich entſchließen konnte, die innige Stille durch mein Bekenntniß zu ſtören. Verachte mich nicht, hub ich an, ich muß Dir Alles bekennen. Sie ſah mich etwas befremdet an, und umſchlang meinen Hals und ſprach:

Dich verachten? was Du thateſt, und fühlteſt und dachteſt, es war Dein, und nur darum ſoll es auch mein werden. Sonſt iſt es mir gleichgültig; ich vertraue Dir mit grenzenloſer Liebe.

Ich erzählte ihr umſtändlich, in welchen Strudel von gehäſſigen Empfindungen ich gerieth, als ich kaum aus ihren Armen in Wonne verloren zurückging. Sie hörte die ganze Beſchreibung ohne Mißbilligung, ſelbſt ohne Befremden an, nur ein unausſprechliches Mitleid war in ihren Geſichtszügen. So oft ich meiner Qual erwähnte, drückte ſie mir beide Hände, und neigte ihr liebes Haupt von neuem an meine Bruſt. „Quäle Dich nicht mehr," ſagte ſie zuletzt, „wenn ich nicht bei Dir bin; bringe mir alle Deine Schmerzen. Was ſoll ich denn beginnen, wenn ich fürchten muß, Du leideſt, ſobald ich Dich nicht ſehe." Kein Vorwurf, keine Betheuerung, daß ich mich umſonſt gequält hätte, kam von ihren Lippen. Sie dachte nur meinen Schmerz, und ſchien längſt zu wiſſen, daß ſolche Eiferſucht mein Glück unterwühle. Als ich überwältigt meine Rührung über ihre unendliche Güte abwechſelnd in Worte, Küſſe, Umfangen hinſtrömen ließ, ſprach ſie, indem ſie ſich meinen heftigen Armen entwand: glauben mußt Du nicht an mich, aber an die Liebe; ihr bin ich ewig treu, alſo auch Dir.

Im ruhigeren Geſpräch entwickelte ich ihr die Gründe meiner Furcht, daß der Fürſt nicht ablaſſen werde von dem Gedanken, ſie zu ſeiner Gemahlin zu erwählen, daß ihr Oheim auf das eifrigſte in einen ſolchen Gedanken eingehen werde, und daß mich ſehr betrübe, ſie von einem ſo glänzenden Schickſal zurückhalten zu müſſen, wenn ich nicht ſelbſt verloren ſein wollte. Sie ließ mich ungeſtört reden, und nahm dann mit ihrer weichen innigen Stimmung das Wort:

„Man hat einmal über meine Perſon verfügt, da ich noch für ein Kind gelten konnte. In den Augen der Welt litt ich dieſes Verfügen; doch war ich feſt genug, mich demſelben nie in Wahrheit zu unterwerfen, weil ich die ſichre Ahnung hatte, daß ich einſt lieben würde. Nun liebe ich, und bin ſoviel reifer, und ſollte mich ſo demüthigen, daß ich irgend etwas Andres als die Liebe ſelbſt über mich und meine Verhältniſſe entſcheiden ließe? Glaube mir, ihr Männer liebt wohl, und kennet doch die Liebe nicht. Du kennſt ſie auch nicht; aber ich will ſie für Dich in meiner Bruſt bewahren, und ſie ſoll Dein ſein, und ewig bleiben".

„Ich verberge Dir nicht, wäre die Liebe nicht in der Welt, ſo würde ich gern Fürſtin ſein. Es iſt ein ſchönes Inſtitut der Völker, daß einige Perſonen heilig und unverletzlich ſind, und ich habe wohl bisweilen gewünſcht, zu ihnen zu gehören. Auch iſt die Fürſtin dieſes Landes nach allen Verhältniſſen vorzüglich im Stande, nicht nur das Volk hier zu beglücken, ſondern auch durch Einfluß auf ihren Gemahl in das politiſche Leben der Deutſchen wirkſam einzugreifen. Wenn ich die Männer überſchaute, welche ich ſeit drei Jahren kennen gelernt, ich für keinen auch nur die geringſte Regung in mir ſpürte, die an meine

Vorſtellung von der Liebe erinnerte, ich dann mitunter zweifelte, ob ich nie etwas Anderes, als die Ahnung davon gewinnen werde, dachte ich es mir allerdings wie ein Glück, wenn ich nach dem Tode der dahinſiechenden Fürſtin das Scepter mitführen dürfte. Allerlei Lieblingspläne gingen ſchon durch meine Seele, und vorzüglich entzückte mich der Entwurf, wie ich Geſinnung, Sitten, politiſche Einrichtungen, ſelbſt die Sprache unſerer jetzigen Deutſchen dem Altdeutſchen wieder ähnlich machen wollte. Ich werde immer ungeduldig, wenn eine Zeit von den andern Zeiten abgeriſſen ſcheint; ich kann nicht leiden, daß es eine todte Vergangenheit geben ſoll, und will, daß ſich das Leben glühend an die Vergangenheit anſchmiege, und immer von neuem ihr den warmen Athem einhauche".

„Unter ſolchen Entwürfen ſah ich es gern, wenn der Fürſt mir huldigte, und mit Wohlgefallen entdeckte ich an ihm Züge, die mir verſprachen, daß ich als ſeine Gemahlin unumſchränkt regieren dürfe. Schonte ich meinen Oheim genug, ſo war der alte Mann auch gänzlich zu meinem Gebote. Auch geſtehe ich Dir, es würde jetzt gar keine Frage ſein, daß ich Fürſtin werden könnte, wenn ich wollte: ich ſehe ſelbſt voraus, daß nächſtens der Fürſt, der nichts weniger glaubt, als daß ich ſeine Hand ausſchlagen könnte, wenn er gleich an meiner Neigung für ihn wohl zweifeln muß, ſich mit geheimen Eröffnungen, die zu ſeinem Ziel führen ſollen, gegen meinen Oheim auslaſſen wird; und eben ſo gewiß wird dieſer, welcher wirklich nicht Hochmuth genug beſitzt, um an ſolche Partie für ſeine Nichte zu denken, mich dem Fürſten zuſagen, ohne irgend eine Rückſprache mit mir genommen zu haben. Er wird wie aus den Wolken gefallen ſein, wenn ich nicht entzückt bin über die Ehre, die mir widerfahren ſoll; Verdrüßlichkeiten aller Art wird es genug geben. Sie kümmern mich nicht, denn ich liebe Dich, und die Liebe iſt mein einziges Geſchäft, meine einzige Beſtimmung."

„Ich ſchaudre bei dem Gedanken, daß ich Dich ein einziges Jahr ſpäter hätte kennen lernen. Vielleicht wäre ich dann ſchon mit dem Fürſten vermählt geweſen, und eine gräßliche Pflicht hätte mich von dem Einzigen in der Welt zurückgehalten, warum ich lebe. Nun iſt Alles wohlgerathen."

Ich hatte auf ihre Worte gelauſcht, wie auf eine Offenbarung aller Herrlichkeit in der weiblichen Natur, und als ſie redete, mir aller Zweifel an ihrer ſtandhafteſten Treue gegen mich gebannt war, ſprach ich das feurigſte Gelübde aus, ihr allein für mein ganzes Daſeyn mit dem ganzen Herzen anzuhangen. „Kein Gelübde!" entgegnete ſie; „Freiheit iſt das Element der Liebe, und ſie kennt keine Pflichten, nur ihre eigne Nothwendigkeit. Ich bin heute ſo ernſt geſtimmt, und ſo heiter und ſo glücklich. Welches Schickſal iſt von mir abgewendet, daß ich Dich ſchon habe und die Liebe."

Mir kam wohl der Gedanke, daß ſie ſich ſchnell mit mir vermählen ſolle, ehe ſich der Fürſt irgend gegen ihren Oheim erkläre. Ich ſtand bei dieſem nach Vollendung unſeres Handelstractates in ſolchem Anſehn, daß er mir wohlwollte, ſoweit es ſein Herz vermochte. Er liebte in mir ſein unſterbliches diplomatiſches Werk, nahm mich wie ſeinen diplomatiſchen Gehülfen und Zögling. Daß mein ganzes Erbthum von meinen Aeltern her einzig in meiner alten Familie beſtand, wäre bei ihm nicht in Anſchlag gekommen, da ſeine Nichte reich genug war, um den Glanz von zwei alten Familien emporzuhalten, und ſein eignes beträchtliches Vermögen ihr größtentheils zufiel. Vielmehr hatte er einen gewiſſen Zug von Großmuth in ſeinem Charakter, ſo daß ihm geſchmeichelt hätte, ihr einen Gemahl zu geben, welcher nichts, als eine ihm gefällige Perſönlichkeit und Glanz des Namens und Geſchlechtes in ihr Haus brächte. Hatte er aber einmal ſeine Einwilligung in unſere Vermählung gegeben, ſo konnte er freilich wanken, ſich zurückziehn, wenn der Fürſt um ſeine Nichte warb; doch mußte er ſie und auch mich mit Schonung behandeln, wenn wir auf Erfüllung ſeiner Zuſage beſtanden. Allein wiewohl mir dies Alles durch die Seele ging, wagte ich nicht, es dieſen Abend gegen Agnes zu äußern. Sie war wie über alle menſchliche Verhältniſſe erhaben; und da ſie meine Anſpielungen auf Ehe, die mir ſonſt im Feuer der Liebe entſchlüpften, mit Küſſen unterdrückt hatte, da ihre Anſicht vom ehelichen Zuſammenleben der Liebenden, die ſie mir in unſrer erſten Zeit offen dargelegt hatte, mir unvergeßlich im Gemüthe war, wie ſchwer mußte mir werden, ihr einen Rath vorzuſchlagen, der auf unſere Vermählung abzweckte?

Auch verſloß alles ernſte Geſpräch bald wieder in die

Freuden der Liebe. Die Wolluſt hatte für mich in dieſer Nacht den eigenſten Reiz. Der Contraſt zwiſchen ihrer Glut und der Trauerfeierlichkeit, bei welcher der Anblick der Geliebten mein Verlangen auf das ſehnſüchtigſte erregt hatte, zwiſchen der ſchwarzen Tracht einer Leidtragenden und den ſchönen Gliedern, die in Liebe und Freude blühten, gab eigentlich dieſer Nacht den Charakter.

Zum erſten Mal fällt mir jetzt auf, da ich Ihnen, meine Freunde, meine Wonnen beſchreiben will, daß ich von jeglicher Stunde, wo mich Agnes bräutlich umfing, noch das genaueſte Bild habe. In der Geliebten war eine ſolche poetiſche Kraft, daß ſie durch Rede, Gebehrde, Beſchäftigung meiner Phantaſie durch dieſe und jene anmuthige Stellung, gleichſam ein neues Leben ſchuf, welches in ſeiner Art nur dieſer Stunde angehörte. Was iſt das glühendſte Temperament, die leidenſchaftlichſte Einbildungskraft italieniſcher Frauen gegen den Zauber eines ſolchen innigen poetiſchen Vermögens in dem Weibe, das liebt und uns den Becher der Wolluſt reicht.

Zwei Tage darauf in den Stunden gegen Abend ſah ich ſie in ebenderſelben Trauerkleidung; denn der alte Staatsminiſter hatte uns in ſeine ſchwarzausgeſchlagenen Appartemens eingeladen, damit wir von dort dem Leichenbegängniß zuſähen. Ich war inzwiſchen nicht bei ihr, ſelbſt nicht in dem Garten geweſen. Sie hatte mir verboten, je von den Schlüſſeln Gebrauch zu machen, wenn ich nicht ſchon außerhalb des Gartens wahrnähme, daß nur ein Fenſter ihres Gemachs ohne Vorhang hell leuchte, und unſer Zeichen der Sicherheit von ihr gegeben ſei. Daß ich Dich liebe, ſetzte ſie hinzu, mag die Welt wiſſen, an meinem Entzücken ſehen, womit ich den Geliebten anſchaue, betrachte, aufhorche, wenn ſeine Stimme ſich im Männerkreiſe erhebt; aber daß Du in der Nacht zu mir ſchleichſt, muß verborgen bleiben, weil es einmal etwas Verborgenes iſt.

Auch hatte ich mir ſelbſt geſtanden, daß meine nächtlichen Streifereien nach dem Garten zu häufig waren, um nicht Argwohn zu veranlaſſen, und ich war gar nicht gleicher Meinung mit Agnes, daß die Welt unſre Liebe wiſſen dürfe. Schöpfte der Fürſt neuen Verdacht wider uns, ſo bedurfte es nur eines Winkes von ihm, da das eigentliche Geſchäft meiner Sendung beendet war, und mein Hof rief mich auf der Stelle zurück.

Ich hielt mich ziemlich fern von ihr, als die Geſandten in den ſchwarzen Zimmern verſammelt waren, und ehrerbietiger als je ihr nahten und das Sofa umſtanden, auf dem ſie ſaß. Mich dünkte, es war nicht allein die verhaßte Vermuthung, was dieſe Ehrerbietung geſteigert hatte, die Geliebte war majeſtätiſcher geworden, das Mädchenhafte war mehr von ihr abgeſtreift, ſie hatte mehr die Würde der Frau gewonnen. Mich ergötzte dieſe Bemerkung um ſo mehr, weil keiner von den ſpürſamen Herren irgend eine Ahnung haben konnte, daß ihre Ehrfurcht zum Theil meiner nächtlichen Wonne gezollt wurde. Dies rächte mich ein wenig an ihnen, da ſie ſich im Uebrigen vor einer Vermuthung beugten, die auf Zerſtörung meines Glückes ging. Faſt im Hintergrunde des Zimmers bemerkte ich mit Vergnügen ihre Huldigungen gegen die Geliebte, indem mich ihr Oheim mit langen Phraſen umwand. Daß ich nur mit ihm beſchäftigt ſchien, machte ihn immer verbindlicher gegen mich, und er ſagte mir ſogar: Sie, Marquis, haben die diplomatiſche Meiſterſchaft in Saft und Blut, und die politiſche Weisheit geht Ihnen über Galanterie und Damenſchönheit.

Man hörte die gedämpften Trompeten und Trommeln, und die Geſellſchaft trat an die geöffneten Fenſter. Was hätte ich darum gegeben, neben Agnes ſtehn zu dürfen. Die Vorſicht verbot es mir, auch hatten zwei Miniſter der größten Höfe die Plätze neben ihr eingenommen. Der alte Staatsminiſter zog mich dagegen mit an ſein Fenſter, und theilte mir das Geheimniß mit, daß die fürſtliche Leiche einen näheren, auch dem Publicum bequemeren Weg zu der Gruft hätte geführt werden können, er aber, als ein alter Staatsdiener und treuer Rath des fürſtlichen Hauſes, ſich wohl die Ehre geben dürfte, den Leichenzug bei ſeinem Palais vorbeiführen zu laſſen. Auch hätte das diplomatiſche Corps, für deſſen Befriedigung er immer zunächſt ſorge, nirgends ſo bequem denſelben ſchauen können.

Während er mir jedes Ceremoniel erklärte, welches bei dem Zuge ſtatt fand, auch verſchiedener Epochen erwähnte, die er in der Geſchichte der Etiquette bei fürſtlichen Leichen dieſes hohen Hauſes entdeckt habe, mir ſogar die große Gunſt verhieß, daß er die darüber vorhandenen Acten mir mittheilen wolle, war mir ein ſüßer Troſt, das Profil meiner Geliebten durch die Scheiben öfters anzuſehn; ſoviel wie möglich wandte ſie das holde Geſicht nach mir hin, und hatte unvermerkt den Schleier auf dieſer Seite etwas zurückgeſchoben, deſto ſchwerer und weiter hing er auf der andern vor, und das blendende Weiß ihrer Stirn, der Glanz ihrer Augen, die Roſenröthe ihrer Wangen, das Purpurroth ihrer Lippen waren durch den ſchwarzen Hintergrund wunderbar erhöht. Ein paarmal ſtreifte ihr ſchwärzlich blaues Auge meinen Blick, und mir ward ſchwer, die Faſſung gegen ihren vielſprechenden Oheim zu behalten. Ich machte mir zweimal ein kleines Geſchäft, um ins Zimmer zurücktreten zu können, damit ich den Blick nur über ihre Geſtalt von hinten gleiten laſſen dürfte; kaum wollte ich mir ſelbſt glauben, daß es dieſelbe war, die ich mit ſolcher Seligkeit umſchlungen gehalten. Mir war, als hätte mich ein heller Stern entzückt, über welchen Wolken hinziehn, und der nicht derſelbe zu ſein, nicht in demſelben Himmelsraum zu ſtehen ſcheint, wiewohl er wiederum gleich hell leuchtet.

Der Zug war vorüber, und die Verſammlung begab ſich die Stiegen hinab, indem unſre Kutſchen vorfuhren; auf einem Richtwege ſollten wir früher als die Leiche in der Kirche anlangen. Der Geſandte, welcher den höchſten Rang hatte, führte Agnes an den erſten Wagen, und ich ſah, wie ſie einſtieg, ihren zierlichen Fuß, ihre feinen Knöchel, die der ſchwarze Strumpf nicht verhüllen konnte; die treue Einbildungskraft ſah das blendende Knie, wo die ſchwarze Hülle endete.

Sie fuhr allein, und erſt in der Kirche ſah ich ſie wieder, uns gegenüber in der Loge, wo die Damen verſammelt waren. Der Fürſt mit ein paar Stammesvettern, umgeben von ſeinen Adjutanten und den Generälen, ſtand unten beim Altar neben der geöffneten Gruft. Er trug keine Uniform, worin er gewöhnlich ging, das Einfache ſchwarze Kleid ſtand ihm überaus wohl, und ſein Stern blitzte herrlich von der Bruſt. Er ſtand ſo zwiſchen unſern Logen, daß ſeine ganze Figur gegen die Damen gerichtet war, wir ihn eigentlich nur von der Seite ſahen. Ich beobachtete ſeine Bewegungen und Blicke, und mir entging nicht, daß dieſe während der ganzen Feierlichkeit öfter und anhaltender, als es der Anſtand erlaubte, auf Agnes gerichtet waren. Sie ſah unbefangen und gleichgültig hinab, aber bisweilen, wie mich dünkte, etwas ängſtlich zu mir herüber. Dies ſchlug alle Eiferſucht in mir nieder; ich dachte zurück, wie ſie meinen wilden Schmerz ſchmerzlich nachempfunden hatte, und nun war ihre liebe Seele unruhig, weil ſie neue Qual der Eiferſucht für mich fürchtete. Wahrlich ohne dieſe Wahrnehmung wäre mein Zuſtand in der Kirche unerträglich geweſen. Alle Augen waren auf ſie gewandt, als wäre ſie ſchon Fürſtin, und verglichen ihn und ſie, als ſei ihre Ehe im Himmel beſchloſſen. Obgleich ich die Geliebte anſchauen konnte, war mir doch wohl, als die ängſtliche Scene zu Ende ging.

Agnes hatte mir in der letzten Nacht, da mir nun das grünſammetne und das ſchwarzſammetne Kleid nicht verkünden konnten, wann ich zu ihr kommen ſolle, und die gewöhnlichen geſellſchaftlichen Vergnügen aufhörten, eine andere Loſung gegeben. Bisweilen würde ſich auch hinfort in den Abendſtunden in ihren Zimmern ein Zirkel verſammeln: wenn ſie mich da zuerſt deutſch begrüßte, ſo ſollte das „guten Abend" auch eine ſchöne Nacht bedeuten; empfinge ſie mich mit einem franzöſiſchen Wort, ſo ſei dies eine Bannformel für uns. Als ſie mir dies geſagt hatte, bekannte ich ihr, mir ſei bange geweſen, daß ſie für die traurige Begrüßung die Sprache meines Vaterlandes hätte brauchen wollen, wozu dieſelbe doch viel zu wohllautend ſei, und mir zu werth. Von ihr habe ich gelernt, daß die Liebe deutſch ſprechen ſolle: Zärtlichkeit rede gern italieniſch; das Geheime, was betrübt, möge franzöſiſch ausgedrückt werden.

Leider war nun heute der Tag vergangen, konnte mancher Tag vergehen, ohne daß ich mich über das neue Zeichen freute oder betrübte. Darüber grübelnd lag ich ausgekleidet auf dem Sofa, und war unſchlüſſig, ob ich gleichwohl nicht auf den geliebten nächtlichen Pfaden ſchwärmen ſolle. Mein Jäger tritt herein, und meldet einen Kanzleidiener des Staatsminiſters, der zwei große Packete unter dem Arm trage, die er ſchlechterdings mir überreichen müſſe. Ich lachte auf, denn ich merkte, was dieſe Packete zu bedeuten hätten. Richtig waren es die Acten über das Ceremoniel bei den fürſtlichen Begräbniſſen, begleitet von einem ſtattlichen Schreiben in der gewöhnlichen Form unſrer Noten. Verdrüßlich legte ich es hin, ohne es zu erbrechen, und den Acten, die auf meinen Befehl der Jäger entſiegelt, und an den Boden zur Seite des Sofa gelegt hatte, gab ich einen Fußtritt, daß ſie ſich ſcheu unter demſelben verbargen. Endlich nach einer Weile faßte ich doch das Schreiben, ſolche Leerheit unter einem großen Siegel geſchloſſen vor mir zu ſehen, fiel mir beſchwerlich. Mit Staunen ſehe ich auf den Foliobogen die Schriftzüge der Geliebten. Ihr Oheim hatte ſie erſucht, die Acten mit ihm ſelbſt einzuſiegeln, damit keiner von den Subalternen dahinterkäme, daß er ſo wichtige Documente des fürſtlichen Hauſes dem Geſandten einer fremden Macht mittheile, auch möchte ſie ein paar Zeilen dazu ſchreiben, damit Alles das Anſehen einer blos häuslichen Angelegenheit habe; freilich ſollte er ſelbſt einige Zeilen aufſetzen, doch mache das Schreiben bei Licht ſeine Hand etwas undeutlich, und gewiß ſei der Marquis gar zu ungeduldig, noch dieſen Abend die Acten zu ſtudiren; überdies fahre er ſogleich noch zum Fürſten. Nur ſolle ſie die Form der Note ja nicht vergeſſen, damit bei den Subalternen kein Argwohn entſtehe, wenn ſo gewichtige Sachen nur mit einem Billet begleitet würden. Agnes hatte Alles übernommen, die verſiegelte Note im Namen ihres Oheims in die Kanzlei geſandt, und die Aufſchrift machen laſſen. Dies beſchrieb ſie zu Anfang mit heiterem Muthwillen, und doch immer mit Verehrung gegen den alten Mann, ſo wie ich überhaupt nie von ihr eine Sylbe über ihn gehört habe, die eigentlich herabſetzend war. Sie kam auf die heutige Scene in der Kirche. Was der Fürſt in Hinſicht auf ſie beabſichtige, laſſe ſeine fürſtliche Zuverſicht ſchneller und offenbarer hervorbrechen, als ſie gefürchtet habe. Sie fühle darum wohl, daß wir vorſichtig ſein müßten, doch dünke ſie am Ende ſchöner, und eine Freiheit, die alle Gefahr und allen Kummer überwiege, wenn ſie frei ihre Liebe bekenne. Nur meine Nachtbeſuche müßten mit der äußerſten Vorſicht angeſtellt werden. Eine Entdeckung derſelben, und gar, ehe ſie das Geſtändniß ihrer Liebe abgelegt hätte, würde ihr etwas Schreckliches ſein, und den Muth brechen, ihre Liebe frei zu bekennen. Mit den rührendſten Ausdrücken ſchilderte ſie ihr Bangen in der Kirche, daß des Fürſten Betragen mich ſchmerze.

Ich drückte die geliebten Züge oft an meine Lippen, und nun ſchien es mir ein Frevel, daß die guten Documente, die ihre Hand berührt und eingeſiegelt hatte, unter dem Sofa hauſten. Ich zog ſie ſelbſt nach einander hervor, und trug ſie auf meinen Schreibtiſch. Daß die Umſchläge weg waren, that mir leid, ich rief meinen Jäger und fragte, ob die Adreſſe auf ihnen ganz ſo geſchrieben geweſen ſei, wie das Couvert der Note. Er vermuthete einen geſchäftlichen Grund, und brachte die Umſchläge zurück. Ich ließ ſie zu den Acten legen, weil ich nachher die Aufſchriften vergleichen wollte.

Meine Stimmung war überaus wohlthätig, ich war wie in einer häuslichen Berührung mit Agnes, und was ich in den ſüßen Nächten von Bändern und andern Pfändern der Liebe an mich geriſſen hatte, beſchäftigte mich gar anmuthig neben den wunderlichen Acten, und beſchwichtigte die Unruhe, welche das ſo ſehr beſtimmte und offenbar entſchiedne Wollen des Fürſten mir hin und wieder aufregte.

Die Abendzirkel wurden nach einigen Tagen eröffnet. In dem erſten bei Agnes war der Fürſt ſchon anweſend, als ich eintrat. Er ſtand neben ihrem Seſſel, in ein lebhaftes Geſpräch mit ihr begriffen, und ich hielt mich zurück, ohne ihr mein Compliment zu machen, ich fürchtete in ſeiner Gegenwart keinen guten Abend von ihr zu hören. Bemerkt hatte ſie mich, ihr Blick ſtreifte einmal flüchtig bei ihm vorbei auf mich, ſie ſetzte das Geſpräch lebendig fort. Ihr Oheim hatte mich ſchon gefaßt, und fragte allerlei über die höchſt intereſſante und wichtige Lecture, die er im Vertrauen mir geſandt habe, worauf ich nichts zu erwiedern wußte, als daß ich noch immer beſchäftigt ſei, mich in den wichtigen Acten zu orientiren, um ſie planmäßig zu leſen; ich könne nicht ſchnell damit vorſchreiten, weil ich die Bände nicht vorzunehmen wagte, als wenn ich ſicher wäre, daß kein diplomatiſcher Freund mich beſuche und überraſche. Indem der Miniſter mir ſeine höchſte Zufriedenheit hierüber bezeugte, richtete der Fürſt das Geſpräch auch an andre Damen; Agnes erhob ſich, kam auf uns zu, fragte ziemlich laut ihren Oheim, ob er dem Fürſten eine Partie vorſchlagen wolle, und ſagte, da ich ihr meine Verbeugung machte, die entzückenden deutſchen Worte: guten Abend. Mir wogte ein Lichtſtrom vor den Augen, und kaum traute ich meinen Ohren; ſie war nach der Begrüßung ſogleich zurückgetreten, und war ſchon wieder im Geſpräch mit dem Fürſten.

Der ſchönen Nacht gewiß, verkehrte ich von nun an überaus heiter und geſprächig in den Sälen, und trat ſogar zu dem Kreis der Seſſel, wo der Souverain den Damen huldigte. Er grüßte mich und zog mich ins Geſpräch. Meine innere Freude warf gleichſam Funken von Witz hervor, was irgend von Geiſt in mir ſein mochte, ſpielte in ihrem Licht, und ich überraſchte die Damen mit einer Fülle von ſchmeichelhaften Wendungen und ſie ergötzenden Bemerkungen. Daß ich davon ſo wenig an Agnes wandte, als die Höflichkeit ſchlechterdings erforderte, mochte ihnen auch gefallen: dem Fürſten war behaglich, daß er ſoviel mit ihr allein ſprechen konnte, und ſie und ich, wir hatten die verborgene Seligkeit im Herzen, aus welcher mein Witz ſtrömte, deſſen Belebung die Damen ihren Reizen zuſchrieben. Ich merkte wohl, wie ſehr ſich die Geliebte meiner Heiterkeit freute, auch ihre Laune ward immer glänzender, und ich empfand auch nicht die geringſte Eiferſucht, daß der arme Fürſt in ſoviel Anmuth und Leben ſich gar nicht zu finden wußte. Wenn ich mir dazu denke, wie alle Geſtalten über und über ſchwarz waren, das lebhafte Spiel der ſchwarzen Damenhände mich vergnügte, ſo wird mir das Bild von jener Converſation noch lebendiger. Es währte lange, ehe der alte Staatsminiſter unſere Gruppe zu Spielpartien vertheilen konnte.

Da ich ſah, daß ich nicht zum Spiel mit Agnes kommen werde, ſchlug ich es gänzlich aus, um ihre Bewegungen und Blicke beobachten zu können. Sie ſpielte mit dem Fürſten, und ſoweit es ſchicklich war, hielt ich mich in der

Nähe des Spieltiſches auf. Daß ſie die Handſchuhe ausgezogen, verdroß mich nun, und war mir nun erfreulich. Ihre ſchlanken, runden, weißen Arme, ihre wunderſchönen Hände waren beim Miſchen, Abnehmen, Geben der Karten wie im Tanze; aber die Hände der Mitſpielenden bewegten ſich um dieſelben Karten, und der Fürſt ſuchte offenbar ihre Hand zu berühren, einen Finger an ihren Arm ſtreifen zu laſſen.

Wären ſie doch in der ſchwarzen Hülle geblieben, wünſchte ich; indem ſchaute Agnes zu mir ſeitwärts, freundlich mit dem roſigen Geſicht und der heiterſten Ruhe im Blicke; die Eiferſucht war ſchnell geſtillt, und ich fügte meinen mißvergnügten Wunſch hinzu: mag ein Mitſpielender ſie flüchtig berühren, dieſe Arme, dieſe Hände, in wenigen Stunden halten ſie dich inbrünſtig umſchlungen.

Weil faſt Alle ſpielten, war mir vergönnt, allein durch die Zimmer zu wandeln, und mir zu denken, wie ſie in kurzem verwandelt ſein würden, wann dieſe ganze glänzende Geſellſchaft ſie geräumt hätte, und nur in einem noch zwei Kerzen leuchteten, zu der Wonne der beiden glücklichſten Menſchen. Bis auf ihr Schlafcabinet, das an ihr tägliches Zimmer ſtieß, waren alle, auch dieſes geöffnet. Man hatte in ihm keine Spieltiſche aufgeſtellt, es ſchien nur zum Durchgang beſtimmt. Hier weilte ich mit ſtillem Entzücken. Ueber ihren Stickrahm war ein Tuch von ſanftgrauem Kaſchimir mit ſeidenen Blumen gehängt. Ich erkannte es wieder. In der erſten glühenden Nacht, als ſich ihr Buſen ganz entblößt hatte, ergriff ſie es und verhüllte ſich ſchamhaft darin. Der eine Vorhang war nicht heruntergelaſſen, die hohe Blume ſtand vor dem Fenſter, die Zeichen der Wonne waren ſchon da, die Erfüllung begann mir ſchon jetzt. Ich drückte mich in das Sofa, wo ſie das letzte Mal in den ſchweren Trauerkleidern von mir umfangen lag. Ich muß hier lange verweilt haben, denn als mich Durchgehende aus meinen Träumen weckten, ich in die übrigen Säle zurückging, ſah ich einen Anflug von Betrübniß auf Agnes Geſicht, der plötzlich ſchwand, als ihr Blick auf mich ſiel.

Bald war die volle Erfüllung da. Zu meiner Freude fand ich die Geliebte nicht mehr in der ſchwarzen Tracht, die mir allmälig drückend wurde. Sie war in dem Morgenkleide, worin ich ſie zum erſten Mal küßte, das ſie viel als Mädchen getragen hatte. Sie ſagte mir, liebenswürdiger ſei ich nie geweſen als dieſen Abend; alle die Damen dachten gewiß, wäre er doch mein! und ich fühlte tief im Herzen, er iſt dein! Sie hätten mich um mein Glück beneidet, und darum war mir lieb, daß ſie es nicht kannten. Ich ſchilderte ihr, welche Einſamkeit ich mitten in der Geſellſchaft auf dieſem Sofa genoſſen hätte, und ſie fragte: „wirſt Du auch ſo heiter ſein, wenn ich Dich franzöſiſch begrüßen muß? wie hat mich ſchon geängſtigt dieſen Abend, daß Du ſo lange abweſend wareſt; ich fürchtete, Du trügeſt wieder Schmerzen um mich.“ Ich entgegnete, daß mich keine franzöſiſche Begrüßung und keine Eiferſucht verſtimmen ſollten, wenn ſie nur immer dafür ſorge, daß dieſes Zimmer ſo einſam wie heute erhalten würde, wenn ſie nur ſoviel von ihren Sachen, als irgend thunlich ſei, von der Geſtalt ihres häuslichen Lebens in demſelben laſſe.

Ihre Zärtlichkeit ſtieg diesmal bis zur muthwilligen Laune, und ſie konnte mir nicht komiſch genug beſchreiben, was vorgegangen ſei, als ſie mir die Note der Liebe amtsmäßig übermachte, und mitten unter dem Gekoſe drohte ſie mir, daß ich die traurigen Acten noch nicht ſtudirt hätte, ihr Oheim würde mich nächſtens darüber examiniren. Sie lachte über die Gewandtheit, womit ich mich heute vor ihm gerettet, und unerſchöpflich war ſie an Witz über den Fürſten. Wenn Männer ohne Seele, ſagte ſie, aber mit einer gewiſſen Schärfe des Verſtandes, und mit mancherlei Wiſſen, deſſen Formel ſie im Gedächtniß aufgeſtellt haben, ſich verlieben, und durch dieſen Zuſtand eine Ahnung von der Seele bekommen, das iſt bisweilen ein trauriger, doch auch ein poſſenhafter Anblick. Die Neigung des Fürſten zu mir nimmt überhand, und weil er nun im Geſpräch mit mir merkt, daß ihm etwas fehle, ſo will er dies mit Gewalt herbeibringen. Er weiß es nicht, und kann nicht wiſſen, daß es die Seele iſt, aber in dem Haſchen nach ihr fallen die ſämmtlichen Formeln ſeines Wiſſens und Gedächtniſſes durch einander. Du biſt ſoviel geiſt- und ſeelenvoller durch die Liebe geworden, und er verliert an ſie auch noch die wenige Schärfe des Verſtandes, die er wirklich beſaß. Laß ihn walten, das Land wird dadurch nicht ſchlimmer regiert, und wir haben kein Herzeleid davon, wenn Du Dich nur nicht grundlos quäleſt.

So trieb das junge Weib den wälſchen Teufel immer mehr von mir aus, und in den nächſten Abendzirkeln bei ihr, wo ich leider franzöſiſch begrüßt wurde, immer den Fürſten fand, der in keinen andern Abendzirkel als bei ihr ging, ihn immer verliebter ſah, die Huldigungen der Geſellſchaft Agnes immer deutlicher als die künftige Herrin bezeichneten, gelang mir wirklich, mich in dem trauten Zimmer gegen allen Unmuth zu ſtärken, und die Geliebte ſorgte treu dafür, daß dieſes und jenes, das umherſtand, umherlag, mir verrieth, wie den Tag über ihr Leben geweſen ſei. Ein beſonders reizendes Spiel trieb ſie damit, daß ſie einen italieniſchen und einen deutſchen Dichter zuſammenlegte, und zwiſchen manche Blätter Blüthen und Blumen aus ihren Gewächshäuſern, die ſie ſelbſt beſorgte, geſteckt hatte, und ich ſo erleſene Stellen entdeckte, die in unſren beiden Mutterſprachen von unſrer Liebe redeten. Kam ich dann zurück und ſie las in meinen Zügen, daß ich die Poeſie geleſen hatte, ſo war in ihrem Blick eine Befriedigung ausgedrückt, die keinem als einzig mir etwas verrieth.

An einem Abend, ſo zuverſichtlich baute ſie ſchon auf meine volle Geneſung von der Eiferſucht, war die Einrichtung getroffen, daß ich mit ihr und dem Fürſten ſpielte. Es ging eine Zeitlang heiter von ſtatten, und ich empfand wirklich keine eiferſüchtige Regung, wenn auch des Fürſten Finger bisweilen an ihre ſtießen. Agnes war muthwillig, und er ſpielte, immer geiſtvoller zu erſcheinen, manchen Satz der Weisheit unrichtig aus. Ich war gutmüthig genug geſtimmt, ſeinen Gedanken etwas unterzulegen, daß er an ſich ein ſteigendes Gefallen fand. Vortrefflich ging

Alles, und ich war ſchon der Meinung, daß er auf die Weiſe oft die Partie mit mir wählen würde. Da vergißt ſich Agnes einmal, gibt ihm eine zerſtreute Antwort, indem ſie mir Karten herreicht, ihre Hand die meine fühlt und einen Augenblick an ihr ruhen bleibt. Der Fürſt hatte es gemerkt, eine Verfinſterung zog über ſein Geſicht, wir waren alle drei für einen Moment verſtört, und die vorige Heiterkeit kehrte nicht wieder.

Von dieſem Abend an ward nur gar zu merklich, daß ſein alter Argwohn, ſeine alte Eiferſucht gegen mich wieder erwacht waren. Agnes ſcherzte darüber, wie ſie immer nur daran gedacht, mich vor allem Schmerz der Eiferſucht zu bewahren und daß ich unſer Geheimniß nicht verriethe, und nun ſelbſt es verrathen habe. Daß es geſchehen ſei, darüber war ſie mit mir einverſtanden. Ich faßte meinen beſtimmten Plan.

An einem glücklichen Abend ſagte ſie mir die deutſche Begrüßung mit einem Ton, der noch Vieles erwarten ließ. Der Argwohn mußte des Fürſten Gehör geſchärft haben, ein bitterer Grimm, den er bisher wenigſtens durch kein Wort verrathen hatte, überwältigte bei ihm die gewöhnliche Linie von Anſtand und Etikette. Er drehte ſich raſch um und fragte: warum, meine Gnädige, ſprechen Sie deutſch zu dem Italiener? Agnes erröthete, war verwirrt, ſchwieg. Doch ſehen Sie, fuhr er fort, im Geſicht des Herrn Marquis drückt ſich aus, wie wohl ihm die deutſche Sprache gefällt. Dies ſagte er nicht ſcherzhaft, ſondern mit dem bitterſten Ernſt; und ohne anzuhören, was wir Beide etwa erwiedern möchten, wandte er ſich eben ſo ſchnell wieder von uns weg. Es war dabei ein Hochmuth in ſeinem Weſen, daß mir das Blut in den Adern kochte. Ich hätte ihn auf dem Platz zur Rede ſtellen mögen, ihm ſeine ganze Erbärmlichkeit vorhalten können, und um ſo mehr, da auch Agnes das Haupt etwas hinten überbog, und ihm mit einer gewiſſen ſchmerzlichen Verachtung nachſah. Allein ſogleich darauf war eine ſolche rührende Milde in ihren Zügen, und ihr Blick flößte mir ſolche Ruhe ein, daß ich mich entwaffnet fühlte. Er mußte ſich ſchnell geſtanden haben, zu weit gegangen zu ſein, denn er war den übrigen Abend ehrfurchtsvoller wie je um Agnes bemüht, und mich lud er zu ſeiner Partie ein.

In der Nacht ſprach ich zu der Geliebten, wie nöthig ſei, vorzubauen, daß ihr Oheim von dem Antrag des Fürſten, der um ſie werbe, nicht überraſcht würde. Schnell werde dieſer Antrag nun geſchehen, und eben ſo ſchnell eingeleitet werden, daß ich in dieſer Reſidenz mich länger nicht aufhalten dürfte. Täglich wachſe das Vertrauen des Staatsminiſters zu mir, und ich ſtudire ſelbſt die Traueracten, um mich noch mehr in ſeinem Wohlwollen zu befeſtigen. Unter Aeußerungen, wie er mich durch die Mittheilung und die Art der Mittheilung dieſer Acten, wie durch andre unſchätzbare Beweiſe, als einen Freund ſeines Hauſes geehrt habe, wolle ich ihm ſagen, daß wir als zwei befreundete alte Edelleute nach Sitte ritterlicher Zeiten durchaus offen gegen einander ſein müßten. Die Würde des alten Adels durch meinen Freund behauptet zu ſehen, liege mir ſehr am Herzen, und ſomit müſſe ich ihm offenbaren, daß der Fürſt nächſtens von ihm ſeine Nichte zur Gemahlin verlangen werde. Er ſolle ſich dann nicht von dieſem Glück ſeines Hauſes, woran ich herzlich Theil nehme, überraſchen laſſen, und zum Nachtheil der Würde des alten Adels zu ſchnell einwilligen.

Agnes erwiederte lächelnd: es iſt gut, daß die Liebe keine Schlauheit des Geliebten zu fürchten braucht. Handle wie Du ſagſt; mir will es nie recht ein, den Fürſten zu fürchten, außer wenn ich denke, daß er die Macht hat, Dich aus dieſem Lande zu entfernen.

Die Pracht des Frühlings hatte ſich ſchon entfaltet, der Garten war ein einziger Blüthenhaufen, aus welchem die Spitzen grüner Blätter hervorbrachen. Gelblichgrüne Pappelnwipfel nickten in das Fenſter der Geliebten herein. Ich hatte den Vorhang aufgezogen, Mondlicht und der Morgenſtern zitterten wetteifernd durch die Scheiben, ſahen verſchwiegene Zeugen das Lager der himmliſchen Liebe. Nachtigallen erwachten und flöteten einen Chor von Brautgeſängen. Agnes war in Zärtlichkeit zerfloſſen, und konnte mir kaum mit einem Seufzer ſagen, die Welt der Menſchen erwache, ich ſolle von ihr eilen. Kaum vermochte ſie mich ein wenig ſanft zurück zu drücken, als ich nicht von ihr ſcheiden konnte. Noch einmal ſchlug die Gluth in meinen Adern auf, und als ich mich endlich von ihr losriß, rief ich aus: ſo muß ich fort, und die Innigkeit zwiſchen den beiden freieſten Herzen muß der Menſchen wegen ſcheu wie ein Verbrechen ſein. Wird nie das Morgenroth anbrechen, wo ich ſorglos an dieſem Buſen einſchlummern darf? Bald, bald, entgegnete ſie; in ländlicher Einſamkeit, wo wir Beide den ganzen Tag, die ganze Nacht nur ein Leben haben. Aber geh nun ſchnell!

Je entzückender ich mir das Leben mit ihr auf ihrem Landgute ausmalte, deſto emſiger war ich auch bemüht, im Vertrauen ihres Oheims mich noch feſter zu ſetzen; dem Argwohne und Auflauern des Fürſten durch den vorſichtigſten und ſeltenſten Genuß der Wonne von Agnes Gegenwart zu entgehen und in einem günſtigen Augenblick den alten Staatsminiſter ſo zu ſtimmen, daß ihn derſelbe mit der Bewerbung um ſeine Nichte nicht überraſche.

Ich las mit großer Aufmerkſamkeit die Acten über das Leichenceremoniel, machte mir hin und wieder einen Auszug, und gewann wirklich einigen Geſchmack an der Arbeit. Weil mir der Geiſt der verſchiedenen Zeiten, aus welchen die Anordnungen ſich herſchrieben, auch die politiſchen und Privatverhältniſſe der Höfe und regierenden Häuſer im Allgemeinen nicht unbekannt waren, gelang mir, einige hiſtoriſche Geſichtspunkte aufzuſtellen, von welchen aus man das nichtige ceremoniöſe Treiben nicht ohne Unterhaltung betrachtete. Bei Zurückſendung der Acten, welche ich ſelbſt begleitete, zur beſondern Erfreuung des Miniſters, überreichte ich ihn mit meiner Arbeit, die er mit außerordentlicher Verwunderung aufnahm. „Vortrefflich, bravo, braviſſimo, es iſt, als hätte ich wirklich meine eignen Gedanken aufzuſchreiben Zeit gehabt! Ja, dies Alles habe ich mir beim Leſen der Acten bemerkt; wiſſen Sie, lieber Marquis, daß ich in Ihrem Verſtande bisweilen eine

Wiederholung des meinigen zu ſehen glaube? Sie haben nur nicht die reife Erfahrung, wie ich. Hm, hm, hm, das wird kommen, das wird kommen. Hören Sie, es iſt keiner im ganzen Lande, der es wagen kann, auf meinem hohen Standorte zu ſtehen, wenn mich der Allmächtige abruft: was meinen Sie — wahrhaftig, es iſt ein herrlicher Gedanke von mir — was meinen Sie, wenn Sie in unſre Dienſte träten, und wenigſtens in einigen Geſchäften mein Nachfolger würden?“

Kein Vorſchlag hätte mir weniger willkommen ſein können. Staatsminiſter des Fürſten und Agnes Geliebter, verhielten ſich zu einander, wie die beiden Geſichter von Janus. Ich erwiederte, daß ich zuviel Selbſtliebe beſäße, um mit immerwährender Beſchämung auf dem Platz eines ſo großen Staatsmannes ſtehen zu wollen. — „Nicht zu beſcheiden! Sie können werden, werden, ich gedenke noch eine gute Reihe von Jahren zu leben, und ſo bilden Sie Sich unter meiner Leitung. Dieſe Arbeit ſoll meinen Plan einleiten. Ich gebe ſie meinem gnädigſten Herrn und er ſieht daraus, welches Intereſſe Sie an ſeinem hohen Hauſe hegen.“ Aber darf der Fürſt, fragte ich, wohl wiſſen, daß Sie dem Geſandten und Diener eines fremden Hauſes ſo wichtige Familienpapiere anvertrauten? Der Alte ſchüttelte verdrüßlich ſeinen Katagon, hielt mein Memoire am Zipfel, warf den Kopf hintenüber, und wollte auf mich herabſehn. Auf einmal fiel ſeine gedehnte Geſtalt zuſammen, und in den Seſſel hinſinkend ſagte er: Sie waren diesmal fürſichtiger als ich. Mein Anſehn iſt freilich bei dem gnädigſten

Herrn ſo groß — doch Sie haben Recht, lieber Marquis, ich muß verſchweigen, daß ich Ihnen die Acten gab. Aber kennen muß doch der Fürſt dieſe vortreffliche Arbeit? Gefunden, rief er, gefunden! und ſprang auf, und ſchlug mit meinem Memoire in die Hand. Sie erlauben, daß ich Ihr Memoire benutze, noch gewiſſe große Wendungen hineinbringe. Laſſen Sie ſehen, vier Perioden haben Sie charakteriſirt. Ich werde es ſinnreich anſtellen, und mir ſoll wahrhaftig glücken, daß ich das ganze Memoire gleichſam ſinnbildlich auch in vier Perioden des Styls bringe, und Sie ſind es zufrieden, mein lieber, gar zu beſcheidener Marquis, daß ich es für meine Arbeit ausgebe?

Ich antwortete nur, daß er mir damit zu große Ehre erweiſe, und freute mich, daß es zu einer Wendung gekommen war, die ich vorausgeſehen und bezweckt hatte. Sobald der alte Mann vor dem Fürſten, und wahrſcheinlich auch vor den übrigen Staatsbeamten mit meinen Federn prangte, war ein Geheimniß zwiſchen uns, weshalb er mir wohlwollte, und mich zugleich fürchten mußte.

Schon am folgenden Nachmittag lud er mich durch ein Billet ein, denn das kühne Unternehmen ſei glücklich vollbracht, wider ſeine Gewohnheit habe er ſelbſt einen Theil der Nacht daran gearbeitet, und die vier Perioden ſeines Styls ſtänden wie die vier Weltalter da. Gewiß ſämmtlich, wie das bleierne, dachte ich, und eilte zu ihm. Triumphirend hielt er das Memoire in ſeiner Hand, und ich ſah es angenehm erſtaunt mit den Zügen der Geliebten geſchrieben. Ich brauchte meine Freude bei dem Anblick nicht zu verbergen, er rechnete ſie einzig auf ſeinen Triumph, und mir hoch an. Er las, und jede der Perioden ging freilich über ein paar Seiten, doch waren ſie aus lauter kleinen lichten Sätzen aufgebaut, und machten den Eindruck wie eine große, künſtlich erleuchtete Pyramide. Wie erkannte ich Geiſt und Hand der Geliebten. Ich äußerte ihm meine Dankbarkeit, daß er auch ſeine Gräfin Nichte in die geheime Arbeit gezogen hätte; ich müſſe ihr ſogleich aufwarten und danken. Sehen Sie, lieber Marquis, erwiederte er freundlich, mich amüſirt, daß wir ein Trio zuſammenſpielen.

Ich ließ mich melden, und fand Agnes allein. Sie hatte kaum ein wenig geſchlummert. Böſer Freund, ſprach ſie, iſt das der Lohn für unſre Nächte, daß Du mir für die ganze Nacht eine abſcheuliche Arbeit mit meinem Oheim über den Hals ſchickſt? Nun erzählte ſie mir, wie er geſtern gleich nach Anzündung der Kerzen zu ihr gekommen ſei und ſie erſucht habe, daß er ihr dictiren dürfe, da er bei Lichte nicht ſchreiben könne, und doch noch eine geheime dringende Arbeit gegen morgenfrüh vollenden müſſe. Faſt hätte ich es ihm abgeſchlagen, zum Glück ſah ich zwiſchen ſeinen Fingern Deine Handſchrift, und ich war freundlicher zu dem Geſchäfte bereit, als ich ſonſt geweſen ſein möchte. Dies Memoire, ſagte er, iſt ein vortreffliches Stück Arbeit von dem Marquis, aber ſie muß mehr zu einem Ganzen geſeilt werden, mehr Rundung bekommen. Ich machte zur Bedingung, das Memoire ihm erſt vernehmlich vorleſen zu dürfen, um hinlänglich unterrichtet zu ſein, ehe er zu dictiren anfinge. So geſchah's; und dann mußte mir mein Oheim ſeine Idee mittheilen, was er daraus gefertigt haben wolle. Alles kam eigentlich darauf hinaus, daß das ganze Memoire in vier Redeperioden gefaßt ſein müſſe. Es that mir leid, an Deiner Darſtellung irgend etwas zu verändern, aber ich ging auf den Willen meines Oheims ein, um ſie ſo wenig wie möglich verſchimpft zu ſehen. Da fing er an zu dictiren, und ich ſchob ihm ſo freundlich als möglich immer andere Wendungen unter, ſchnitt den Schweif ſeinen Worten immer ab, und ſo iſt zu Stande gekommen, was Du geſehen haſt. Mein Oheim hatte die Freude, wirklich nur vier Puncte in dem Memoire zu finden, und glaubt, Alles ſelbſt gemacht zu haben. Im Fortgehen ſagte er: theuerſte Nichte, da haben wir die vier Weltalter geſchaffen.

Wollen wir, ſagte ich der Geliebten, bei der abenteuerlichen Vergleichung bleiben, ſo haſt Du nur das goldene hineingezaubert. Aber Du weißt doch, daß er auch bei dem Fürſten Alles für ſeine Arbeit ausgeben will? Laß ihn nur, er hält es dafür, entgegnete Agnes mit Lächeln, und darum leugnet er Dir Deine Arbeit doch nicht ab, er glaubt ihr nur die Meiſterſchaft gegeben zu haben, und mir iſt es ſüß, mein Geliebter, daß mein guter alter Oheim ſo vergnügt und geheim mit uns Beiden zuſammenſteht.

Ich wiederholte, was er mir von unſrem Trio geſagt hatte, und daß er mich zu ſeinem Nachfolger als Staatsminiſter machen wolle. Abſcheulich! rief ſie, Du ein Diener des Fürſten? Mir thut überhaupt wehe, daß Du dienſt.

Doch fort, ich muß mich ankleiden, ſonſt überfällt uns ſo der Abendzirkel. Fort, man muß Dich hier nicht antreffen.

Auf dem Heimwege ſah ich die Equipage des Fürſten ſchon durch einen Bogen des Schloſſes fliegen, und die Richtung nach dem Palais des Staatsminiſters nehmen. Wird er ſchon zu ihr gehn? fragte ich mich ſelber; darf er ſo früh kommen? oder macht er erſt einen Beſuch bei ihrem Oheim? ſie war noch im Negligee, darf er ſie ſo ſehen? ſie wollte ſich anziehen, kann ſie auch nur den Kopfputz ſchon beendet haben?

Dieſe kleinen Unruhen ſtachelten mich peinlich. Ich überlegte hin und her, daß es für Agnes ſchmerzlich ſei, mich dienen zu ſehn. Mich verdroß dieſe Aeußerung, weil ich auf meinen Ruf im Staatsdienſte etwas hielt, weil ich bei meinem gänzlichen Mangel an Familiengut nie aufhören konnte, einem Staate zu dienen. Einen ſolchen zu heirathen, der an dieſe Galeere geſchmiedet iſt, wie es ihr vorkam, mochte für ſie freilich kein wünſchenswerthes Loos ſein. Sollte ſie mit mir die Sklaverei theilen, da von ihr abhing, die Herrin eines bedeutenden Landes zu werden?

Meine Verdrüßlichkeit nahm überhand, und ich faßte den Entſchluß, heute nicht in ihren Abendzirkel zu gehen. Sie hatte doch auch nicht einmal gefragt, ob ich kommen werde? viel weniger mich gebeten, nicht zu lange auszubleiben, hatte mich nur ſchnell weggeſchickt, um — den Fürſten zu empfangen?

Mir war zu Muthe, als müßte ich glühende Kohlen verſchlucken, und heftig befahl ich meinen Leuten, als würde das Haus über mir in Flammen ſtehn, mein Wagen ſollte vorfahren. Der Jäger antwortete, der Kutſcher ſei ausgegangen. Ich fing an zu toben über ihre Nachläſſigkeit und ihren Uebermuth, daß ſie ſich um meinen Dienſt nicht bekümmerten. Beſcheiden erinnerte der Jäger, daß ich vor wenigen Minuten auf ſeine Anfrage geantwortet hätte, ich würde dieſen Abend nicht fahren, und darauf ſei der Kutſcher ausgegangen; er wolle ihn aufſuchen.

Es vergingen ein paar Stunden, ehe angeſpannt wurde, und nun hatten meine Ungeduld, meine Verdrüßlichkeit den höchſten Grad erreicht. Erſt als ich im Revier der Geliebten eintraf, ſtillte ſich mein Blut, und der vorſpringende Flügel vom Garten, wo ich einſt getobt, als ich wähnte, in der Nacht komme der Fürſt von ihr, da er ihrem Oheim die Nachricht des achtzehnten Brumaire gebracht hatte, ſchien mir eine derbe Strafpredigt zu halten.

Die Geſellſchaft war überaus zahlreich und glänzend, und ich verkehrte mit mancherlei Perſonen, ehe ich Agnes und den Fürſten ſah. Ich hatte etwas Scheu vor der Geliebten, glaubte mich noch immer etwas von ihr zurückgeſetzt, wollte ihr keine Empfindlichkeit in meinen Zügen verrathen und mich auch nicht gegen ſie verſtellen. Wie ich endlich in das Zimmer treten wollte, wo ſie ohne Zweifel war, fängt mich der alte Staatsminiſter auf, und zieht mich auf die Seite. Mit wichtiger Miene vertraute er mir, daß er zu Mittag bei ſeinem gnädigſten Herrn angefragt habe, in welcher Stunde er ihm ein Memoire vorleſen dürfte, das für ſein durchlauchtigſtes Haus bedeutend ſein möchte. Denken Sie, der gar gnädige Herr traf eine Stunde früher, ehe er in dieſen Zirkel zu kommen pflegt, bei mir ein, um das Memoire zu hören, und es hat uns ſo unterhalten, daß wir Beide kaum vor einer Viertelſtunde hier in den Appartements erſchienen ſind. Ich hätte dem Alten vor Freude um den Hals fallen können, daß er mir eine ſo tröſtende Nachricht ſagte. Er mochte wahrnehmen, wie ſich mein Geſicht erheiterte, und hielt natürlich für die Urſache, daß ich mich über die Ehre freute, die dem Memoire widerfahren ſei. Und der Fürſt, fuhr er fort, hat eine Freude gehabt über meine Arbeit, daß er ſie ein Meiſterwerk nannte, und wie ich ihm ſagte, daß ſich meine Nichte bemüht hätte, das Memoire ins Reine zu ſchreiben. Nein, lieber Marquis, ſeine Gnade war überſtrömend, und er ſagte ſelbſt, wörtlich hat er geſagt: unſre Häuſer, alter Freund, ich bitte Sie, Marquis, unſre Häuſer ſind einander ſehr befreundet, und müſſen noch inniger verbunden werden.

Hätte ſich der alte Mann hier nicht mit Rührung und Entzücken von mir abgewendet, ſo würde ihn das betrübte Geſicht befremdet haben, das ich bei jenen Worten machte. Ich hatte mich gefaßt, als er mich wieder anblickte, und mit großer Zuverſicht fortfuhr: es hat nichts mehr zu ſagen, Sie, Marquis, treten in unſre Dienſte, und werden mein Nachfolger. Ich machte nur die Einwendung, dies werde ſchon darum nicht angehen, weil ich kein Familiengut beſitze, und von der Beſoldung nicht den dritten Theil des Glanzes beſtreiten könnte, woran ſein groſsartiges Benehmen das Publicum nun einmal gewöhnt hätte. Laſſen Sie mich ſorgen, erwiederte er mit einem Gemiſch von Hochmuth und Wohlwollen. Ein gewiſſes Trio könnte fortgeſpielt werden. Doch brechen wir davon ab, bis meine Pläne reif ſind.

Schnell wandte er ſich um, und ſprach mit andern Gäſten. Ich war freudig gerührt, daſs der Alte auf eine ſo ſchöne Verbindung ſann, und wäre es weit mehr geweſen, wenn ich nicht bei dieſem Trio die zweite Geige als Staatsminiſter eben dieſes Fürſten hätte ſpielen ſollen. Auf jeden Fall konnte ich aber hoffen, daſs ſein Wunſch, mich zu ſeinem Neffen aufzunehmen, auf Agnes Eindruck machen, und die Hinderniſſe, welche ihre Denkart der ehelichen Beſtätigung unſrer Liebe entgegenſetzte, wegzuräumen helfen werde. Die Beſoldung hätte hingereicht, um einen mäſsigen Aufwand zu beſtreiten, und gab ich ſie ganz hin für die Bedürfniſſe unſres Lebens, ſo konnte ich ohne Verletzung meines Ehrgefühls meine Gemahlin und den Oheim den Glanz deſſelben beſtreiten laſſen. Aber alle Ausſichten ſcheiterten daran, daſs der Fürſt den Gemahl von Agnes gewiſs nicht als ſeinen Staatsminiſter geduldet, und ſie ſchwerlich einen Gemahl, noch weniger einen Staatsdiener dazu nahm.

Mit dem ſeltſamſten Gemiſch von Gedanken und Empfindungen trat ich nun in das Zimmer, wo ich ſie vermuthete, und ſah ſie etwas abgeſondert von der Geſellſchaft in der lebhafteſten Unterhaltung mit dem Fürſten. In ihrem Geſicht war ein ſo freudiger Ausdruck, daſs ich ärgerlich darüber ward, ſie hatte mich gewiß noch nicht geſehen; und war verloren in das Geſpräch. So nahe, wie irgend thunlich war, hielt ich eine unbedeutende Perſon feſt, ſcheinbar mit ihr ſprechend. Ich habe von Natur ein ſehr ſcharfes Gehör, durch mein frühes diplomatiſches Leben, auch durch eine gewiſſe mir angeborne Neugier, das Individuelle ſelbſt an gewöhnlichen Menſchen kennen zu lernen, habe ich es über die Maßen erhöht. So war mir möglich, jedes Wort zu vernehmen, was die beiden Abgeſonderten ſprachen. Da ward ich bald inne, daß von meinem Memoire die Rede war, und der Fürſt unter Anderm ſagte: ſo hoch er die Einſichten und Kenntniſſe ihres Oheims achte, hätte er ihm doch nicht ſoviel hiſtoriſche Gelehrſamkeit zugetraut. Mit unbeſchreiblicher Anmuth und Gewandtheit des Geiſtes wußte ihn Agnes immer mehr zum Lobe zu ſpornen, und indem ſie alles das, was in der Darſtellung allein von mir herrührte, hervorhob, ließ ſie ihn das Lob darüber ausſprechen, als hätte er ſelbſt es bemerkt. Der Einkleidung in vier Redeperioden ward nicht erwähnt, und ebenſowenig des zierlichen Baues, den ſie von den klaren kleinen graciöſen Sätzen errichtet hatte, und Niemand als ich wußte, daß ſie kunſtreich mit der Rede ſei, wie mit dem Pinſel und der Nadel.

So hatte ich eine Zeitlang gelauſcht mit dem wonnigen Gefühl, wie ihre unausſprechliche Liebe meinen Nebenbuhler zu zwingen wußte, gegen die Geliebte mich zu preiſen, als ſie plötzlich mich anſah, mit einer Zufriedenheit, Ruhe, daß ich zu ihren Füßen hätte ſinken, ſie wie eine himmliſche Erſcheinung anbeten mögen. Der Fürſt ſah ſich um, und machte mir eine ſehr kalte Verbeugung. Er wich nicht von Agnes Seite, und da ich nicht hinzutreten durfte, auch nicht länger lauſchen wollte, und zu lauſchen nöthig hatte, ging ich in ihr trautes Zimmer, wo ich ſeither weniger verweilte, weil meine Abſonderung in demſelben mir ſchon bei der galanten Welt den Makelnamen des Philoſophen zugezogen. Davon hatte Niemand eine Ahnung, was mich daſelbſt feſthielt; der Fürſt und Agnes galten nun einmal für ein Paar, und ſomit glaubte man eine andre Liebe der ſchönen jungen Frau gar nicht möglich.

Mein Blick ſpähte zuerſt, ob irgendwo mich ein Dichter erwarte. Ich fand keinen, doch reizte mich die Spitze einer Mappe, die unter Muſikalien auf ihrem Fortepiano vorſah. Ich zog ſie heraus, und wie ich ſie öffnete, entdeckte ich eine Reihe von ländlichen Scenen, die alle von der Hand der Geliebten gezeichnet waren, und von welchen Scenen! Die eine war ein Garten, ihr Garten, in einer Herbſtnacht. Ich ſtaune, und entdecke in einem einzigen Mondesblick, der vom bewölkten Himmel fällt, eine dämmernde Geſtalt zwiſchen hohen Rebenwänden, und die Geſtalt hatte Aehnlichkeit mit mir. Mehrere Blätter deuteten ebenſo auf Momente unſrer Liebe, ohne einem andern als uns ſelbſt etwas zu verrathen. Dann folgten Gegenden, die nach der Schilderung, welche ſie mir von ihrem Landgute gemacht hatte, aus deſſen Umgebungen waren. Hier ſah ich die Geſtalt der Geliebten auf den erſten Blättern einſam auf Trümmern der Burgen wandeln, die ſpäteren zeigten ſie mit einem Begleiter, es waren Vorbilder von unſrem Zuſammenleben: ich wagte ſie nicht lange zu betrachten, und ſchob die Mappe wieder unter die Muſikalien, ehe Jemand herzuträte. Beim Unterſchieben bemerkte ich, daß auf dem Deckel ſtand, Copien, und errieth, daß die Geliebte von keinem Dritten die Zeichnungen für ihre Erfindung angeſehen haben wollte.

Dieſe allwaltende Liebe war das Element, worin ich athmete, die glänzende Geſellſchaft hatte aufgehört für mich zu ſein, ich hatte nur das Bedürfniß, der Geliebten durch einen Blick meine ganze Dankbarkeit auszudrücken. Da ſaß ſie am Spieltiſch mit dem Fürſten, und ich, der ihr liebes Geſicht nach allen ſeinen Regungen kannte, ich verſpürte zu meinem Schrecken eine unterdrückte Traurigkeit und Verdrüßlichkeit in ſeinen Zügen. Die Partie dauerte lange; ſchon verliert ſich ein Theil der Geſellſchaft, und man ſieht, die Uebrigen bleiben nur des Anſtandes wegen, um nicht vor dem Fürſten die Säle zu verlaſſen. In Agnes Geſicht immer derſelbe mich beunruhigende Ausdruck. So bleibt er als ſie aufſtehen, der Fürſt ſie in die entfernteren Zimmer führt, begleitet von ſeinen Stammesvettern und dem Staatsminiſter. In der Geſellſchaft entſtand ein geheimes Ziſcheln, und ich ſtürmte die Stiegen hinab, um nur nichts davon zu hören.

Ich hatte dieſen Abend weder eine deutſche noch franzöſiſche Begrüßung von Agnes vernommen, was ich billigerweiſe zu meinen Gunſten auslegte. Es konnte nicht anders werden, ich mußte in dieſer Nacht das Glück der

Schlüſſel verſuchen. Sie war überdies ſo ſchön, ſo warm, als ſei der Frühling zugleich Sommer. Auf den Glockenſchlag zwölf war ich im Garten, und ſehe mit Beſtürzung noch eine Reihe von Zimmern erleuchtet. Im Palais war viel Unruhe. Ich durfte nicht zweifeln, der Fürſt war dort geblieben, was mir zur Gewißheit wurde, als die Hofequipagen ankamen. Sie mußten lange warten. Wider ſeine Sitte, die nichts weniger als ein nächtliches Leben liebte, ſäumte er zu meiner äußerſten Beklemmung bis gegen zwei Uhr. Da rollten die verhaßten Wagen weg; die Kerzen verdunkeln ſich nach und nach, und nur zwei mir helleuchtende Geſtirne ziehen durch die Säle nach dem trauten Zimmer. Ich fürchtete auch ſie bald ausgelöſcht zu ſehen, und noch ehe die Dienerſchaft im Palais in Schlaf begraben war. Sie funkelten aber fortdauernd hell, noch keine Vorhänge waren niedergelaſſen. Doch ſah ich die Geſtalt, den Schatten der Geliebten nicht. Endlich tritt ſie im Nachtgewand an das Fenſter, öffnet es, und blickt unverwandt in den Garten. Es war ziemlich finſter, ich ſchleiche mich unter ihr Fenſter hart an die Mauer, ich höre, daß ſie ſeufzt, und ſage leiſe an der Mauer hinauf, Agnes! Sie antwortet: komm. In einem Nu war ich oben. Sie umſchlingt mich heiß, und ſagt: nun haben wir uns wieder! nein, ſolcher Soupés ſollen wahrlich nicht viele ſein. Sie erzählte mir, wie der Fürſt, weil ſie über mein Memoire viel und lebhaft und gern mit ihm geſprochen, auch mancher ſeiner Vorfahren mit Ruhm gedacht habe, ſich in den Kopf geſetzt haben müßte, ſie nähme an ſeinem Geſchlechte Theil, weil ſie viel Theilnahme für ihn empfände. Er ſei mit Anſpielungen auf ſeine Liebe, die gewünſchte Vermählung, viel kecker geworden, und wie der Oheim hinzugetreten wäre, habe er ſich zum Nachtmahl eingeladen. Ich war ſo verdrüßlich darüber, fuhr ſie fort, daß mir ſchwer wurde, bei dem Spiel ihm die Freundlichkeit zu beweiſen, welche die Höflichkeit gebietet. Indem die Geliebte dies ſagte, ward ihrer Weiſe nach, daß ihre lebhafte Vorſtellung eines Zuſtandes denſelben in ihren Zügen wieder vergegenwärtigte, ihr Geſicht ganz ſo, wie ich es beim Spiel mit Unruhe geſehen hatte. Ich küßte ſie herzinnig und äußerte mit Lächeln, ihr Bemühen ſei ihr nicht gelungen, ſie habe ſo verdrüßlich in die Karten geſehen, daß es mich geängſtiget. Es mag ſein, erwiederte ſie; als er mich fortgeführt hatte, ich Dir kein Wörtchen ſagen konnte, und ich hatte mich auf das „guten Abend" ſo gefreut, als die Zurüſtungen zu dem unerwarteten Souper ſo lange währten, daß ich vorausſah, es werde um zwölf Uhr nicht geendet ſein, muß ich nicht freundlich ausgeſehen haben, denn einen Augenblick, wo der Fürſt ſich mit ſeinen Vettern über eine Maxime ſtritt, benutzte mein Oheim, mich ans Fenſter zu ziehn, und mir leiſe zu ſagen: Nichte, Sie ſind müde von den nächtlichen Arbeiten; ich bitte ſehr, überwinden Sie Sich, werden Sie heiter und geiſtreich, wie gewöhnlich. Ich hatte mir ſchon Vorwürfe gemacht, daß ich dem alten Mann ſein Entzücken über die Gnade des Fürſten ſtörte, um ſo mehr rührte mich ſeine Bitte. Ich zwang mich zu einer heiteren Laune, und eben darum mag meine Fröhlichkeit, mögen meine Einfälle den Fürſten ſehr aufgeregt haben. Er war bei Tafel ungemein aufgeräumt, und erzählte auf Anlaß Deines bewunderten Memoires viele luſtige geheime Geſchichten von ſeinen Vorfahren, welche ſein unerträglicher Stolz ſonſt immer wie Heiligthümer betrachtet wiſſen will. So beredt ich war, glich ich plötzlich einer Stummen, als ich den Glockenſchlag unſerer Stunde hörte. Ich hatte Dir nichts geſagt, und erwartete doch mit Zuverſicht, Du werdeſt durch den Garten wandeln, nicht zurückgeſchreckt von der ungewohnten Erleuchtung. Mein Oheim ſah mich etwas bedenklich an, und der neue Zwang, den ich mir anthat, um meine Unruhe zu verbergen, ſtimmte mich beinahe bis zur Ausgelaſſenheit. Der Fürſt konnte nicht wegkommen, und bat ſich aus, daß er wöchentlich ein paarmal ſolche Abende bei uns zubringen dürfte, und wir zu gleichen Soupés ihn öfters auf ſeinem Luſtſchloß beſuchten, das er morgen beziehen wolle. Mein Oheim ging auf Alles mit Entzücken ein, und wie er von der Begleitung des Fürſten zurückkam, küßte er mir die Hand mit den Worten: Nichte, wie glänzend machen Sie mein Haus. Würde ich ihn nicht zu ſehr kränken, ſo reiſete ich in wenigen Tagen auf mein Landgut ab, um den unerträglichen Abenden und Nachtſtunden, die mir drohen, zu entgehen. Ohnedies war ich ſonſt, wenn die Blüthenpracht anging, jedes Jahr in der freien Natur, nur Deine Gegenwart konnte mich bisher in der Stadt zurückhalten. Dein Geſchäft iſt

ein

hier beendet, Du kämeſt zu mir trotz dem Fürſten. Aber ich kann dem Oheim nicht wehe thun.

So brach eine Zeit für uns an, welche noch drückender ward, als wir befürchtet hatten. Außer den häufigen Soupés, zu welchen Niemand als die fürſtlichen Stammesvettern geladen wurde, und die alſo ganz den Charakter einer Familiengeſellſchaft annahmen, legte der Fürſt ſowohl in der Mittagsſtunde, als gegen Abend, indem die gewöhnlichen Zirkel aufgehört, allein Beſuche bei Agnes ab. Sie war ſo unmuthig und verdrüßlich darüber, daß jede eiferſüchtige Regung in mir niedergeſchlagen blieb, und ich meinen eignen Unmuth zähmte. Nach zwei Wochen ſagte ſie mir ihren feſten Entſchluß, höchſtens noch eine auszudauern. Sie wiſſe, daß ſie nimmermehr die Gemahlin des Fürſten ſein wolle und werde; und wird man mich nicht mit Recht tadeln können, fügte ſie hinzu, daß ich ſeiner Bewerbung ſo viel Raum ließ? Mein Ruf leidet unter ſeinen Beſuchen, und das darf er nur durch die Liebe. Ich könnte frei der Welt meine Leidenſchaft für Dich bekennen, hätte dann auch kein Hehl mit unſren Nächten, mein Ruf iſt ein Theil Deines Eigenthums, und ebendarum bin ich eiferſüchtig auf ihn. Vor der Liebe war mir gleichgültig, was die Menſchen über mein Benehmen dachten und ſprachen.

Mein Staunen über dieſe neue große Seite ſchöner Weiblichkeit gehört zu den glücklichſten Empfindungen, die mich je erfüllt haben; mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit ſchloß ich das holde, hohe Weſen in meine Arme. Ich ſagte ihr, daß ich bei meinem Hof ſchon nachgeſucht habe, dieſe Reſidenz nach Befinden zu verlaſſen, und ehe die Sommerhitze eintrete, eine Reiſe zu machen. Uns entzückte die Vorſtellung von unſrem Frühlingsleben auf ihrem Landgute mit den glühendſten Farben. Sie ſchenkte mir damals die Mappe mit ihren Zeichnungen.

Ich erhielt ein paar Tage darauf die nachgeſuchte Erlaubniß meines Hofes, und zugleich verrieth mir das Schreiben eines vertrauten Freundes an demſelben, daß der diesſeitige Fürſt durch die Schweſter ſeiner verſtorbenen Gemahlin, die mit einem unſrer Prinzen verheirathet war, Winke geben ließ, meine Sendung habe ihren Zweck erreicht, und eine fortdauernde gegenſeitige Geſandtſchaft zu unterhalten, möchte für beide Regierungen ein unnöthiger Koſtenaufwand ſein. Ich verſtand, warum dieſe Winke gefallen; ſie waren uns jetzt willkommen, und beförderten unſren Plan. Agnes machte die Bedingung, daß ſie früher abreiſen wolle, als ich, ihr ſei gar zu öde, in der Stadt noch zu weilen, wenn ich ſie verlaſſen hätte. Ich verſprach, noch acht Tage nach ihrer Abreiſe zu bleiben, es hätte wahrſcheinlich zuviel Aufſehn erregt, wenn wir zu gleicher Zeit abgegangen wären. Dann wollte ich mich ſtellen, als ſchlüge ich die Straße nach unſrer Reſidenz ein, und durch einen Umweg zu der Geliebten kommen.

Kurz nachher, in der Mittagsſtunde wird der Staatsminiſter bei mir gemeldet. Sein Beſuch war eine außerordentliche Ehre, die ſelten einem Geſandten widerfuhr. Er trat wider ſeine Gewohnheit haſtig ins Zimmer. Kaum hatte er ſich niedergelaſſen, ſo brach hervor, was ihn heftig bewegte. Er ſprach mit vielem Pomp von den glänzenden Nachtmahlen, die er und ſeine Nichte mit dem Fürſten und deſſen Vettern hielten. Unerwartet beſtehe die Gräfin darauf, ihm dieſen Glanz zu verderben. Beim Frühſtück habe ſie ihm heute erklärt, daß ſie in wenigen Tagen auf ihr Landgut abreiſen werde. Vergebens ſei von ihm vorgeſtellt, wie ungnädig der Fürſt dies aufnehmen müſſe, vergebens habe er ſein ganzes Anſehen bei der Nichte aufgeboten, um ſie in der Stadt zurückzuhalten; ſonſt gefällig gegen ſeinen Willen und ſeine Wünſche, und gar nicht eigenſinnig, bleibe ſie unerſchütterlich bei dieſem Eigenſinn. Er wiſſe, daß ſie von meinem Verſtand einen hohen Begriff hege, und da wir ſchon ein Trio zuſammengeſpielt hätten, ſollte ich jetzt wieder mit eintreten, und den kleinen Eigenſinn bezwingen; ihre Gründe hielten wenig Stich, ſie ſteife ſich blos darauf, daß ſie die Blüthen noch draußen genießen müſſe. Was Blüthen und Blätter! ſchloß er verdrüßlich, ich gebe den ganzen Frühling um ein einziges Souper mit meinem gnädigſten Herrn.

Ich dankte ihm ehrerbietig für das Vertrauen, das er mir beweiſe, doch müſſe ich ihm geſtehn, daß der Auftrag, womit er mich beehre, meinen diplomatiſchen Ruhm nicht vermehren werde. An der Gräfin hätte ich lange ſchon bewundert, daß ſie nach feſten Ideen handle, und der gewöhnlichen Weiberlaune gar nichts nachgebe. Auch in dem gegenwärtigen Fall habe ſie gewiß hinreichende Gründe, und ihren Entſchluß, den ihr verehrter Oheim nicht umſtoßen könne, wage ich nicht einmal zu be[illegible]en.

Der Alte meinte, ſolche Gründe könn[illegible] nicht bei ihr vorhanden ſein, ohne daß er ſie entdeckt hätte, und nun war der Augenblick gekommen, welchen ich erwartete. Unter Betheuerungen, daß verwegen ſei, wenn ich da etwas vermuthen wollte, wo er nichts ſähe, daß ich aber ſein Vertrauen mit der Aufrichtigkeit eines alten Edelmanns, mit der Hingebung eines Diplomatikers gegen den Meiſter der Diplomatie erwiedern müſſe, äußerte ich mit ſcheuer Frage: ſollte der Fürſt nicht die Abſicht hegen, ſich mit der Gräfin zu vermählen? ſollte ſie dies nicht merken, und auf jeden Fall für ſchicklich halten, in dem erſten halben Jahre nach dem Tode der Fürſtin ſeiner Bewerbung um ſie auszuweichen?

Mit Verwunderung ſah mich der Staatsminiſter ſchweigend an, und mich befremdete der Ausdruck ſeines Geſichtes, den ich nicht verſtand. Es ſei meine Pflicht geweſen, fuhr ich fort, ihm meine Beobachtung mitzutheilen; die Ehre, die ſeinem Hauſe zugedacht ſei, wäre ſo glänzend, daß ſelbſt ihn ohne Vorbereitung der Antrag des Fürſten erfreuter dadurch und bereiter ihn anzunehmen hätte finden mögen, als einem ſo alten Adel gegen Souveraine gebühre.

Noch immer ging in ſeiner Seele etwas vor, was ich nicht begriff, doch brach er hier los, und ſagte heftig: dergleichen war bei mir nicht zu befürchten. Aus einer ſolchen Vermählung wird nichts; unter meinem Miniſterium ſollte der Glanz des fürſtlichen Hauſes ſinken? Herr Marquis, ich habe andre Gedanken. So wie die hochſelige Fürſtin zu ſiechen anfing, machte ich den Entwurf zu einer neuen Vermählung meines gnädigſten Herrn, wovon dereinſt heißen ſoll: ſoviel Glanz brachte noch keine Heirath in das durchlauchtigſte Haus. Den Kummer will ich nicht erleben, daß der Fürſt den Ruhm ſeiner Familie durch eine Verbindung mit meinem Hauſe verringre, dazu bin ich viel zu ſtolz. Sehen Sie, ſo denkt ein redlicher Staatsminiſter und ein alter Edelmann.

Ich war äußerſt beſchämt und betroffen, ſo fehlgegriffen zu haben; zugleich war mir der alte Mann wegen ſolcher Geſinnung ungemein ehrwürdig, und wie ein Blitz ging durch meine Seele die Vorſtellung, welche Hoffnungen ich von dieſer Geſinnung gewönne. Mein Gefühl riß mich zu den lebhafteſten und wahrſten Aeußerungen meiner Ehrfurcht hin. Alles Spiel von Feinheit und Intrigue war gegen ihn beendet, und auch ihn ſchien die Wahrheit, die ich zum erſten Mal gegen ihn empfand und ausdrückte, mehr zu erſchüttern, als die Schmeicheleien, die er ſonſt meiner Verſtellung geglaubt hatte. Als wir wieder ruhig waren, hub er einigen Zweifel an, ob meine Betrachtung über den Fürſten auch wohl Grund habe; denn ihm könnte doch nicht die Neigung, das Vorhaben deſſelben entgangen ſein, welche ich entdeckt haben wolle. Ich ſtellte ihm nun künſtlich mancherlei Scenen zuſammen, die er ſelbſt zum Theil geſehen hatte, und fing von dem Begräbnißtage der Fürſtin an. Allein von der Intrigue des Herzens konnte ich ihm nichts begreiflich machen, und er ſah in dem Benehmen des Fürſten nichts als Galanterie und Wohlwollen gegen die Gräfin, weil ſie ſeine Nichte wäre. Da erinnerte ich ihn, wie er zu ihm geſagt: daß die Verbindung zwiſchen unſren Häuſern noch enger werde. Dies machte Eindruck, und wie ich hinzufügte, daß das ganze Publicum die Heirath zwiſchen dem Souverain und ſeiner Nichte als abgeſchloſſen anſähe, doch Niemand, wie billig, gewagt hätte, ihm davon etwas zu ſagen, weil man ſie für ſein Werk nähme, maß er meiner Entdeckung mehr Glauben bei.

Und doch, hub er von neuem an, Sie haben nicht recht geſehen, der Fürſt iſt zu klug und ſtolz, die Partie wäre ihm zu geringe geweſen.

„Was?“ rief ich und ſprang heftig auf, „eine zu geringe Partie? kein Thron der Welt iſt ehrend genug für Agnes! Wo blüht eine Schönheit, wie die ihre? wann hat ein Weib mit gleichem Geiſte gelebt, mit gleicher Güte und Kraft? Rufe der Fürſt alle ſeine Ahnenfrauen ins Leben zurück, und Sie werden keine ſehen, die mit Agnes nur wie ein Nebelſtern mit der Sonne verglichen werden könnte. Soviel frauenhafte Holdſeligkeit und ſolche anbetungswürdige Freiheit des Sinnes hat die Natur nur einmal mit einander verbunden. Glückſelig der Mann, welcher ſie die ſeine nennen dürfte! Der Fürſt iſt ihrer nicht würdig, und wenn er zehn Kronen trüge; kein Mann iſt ihrer werth; wer ſie am meiſten liebt, nur der hat einiges Recht auf ihre Vollkommenheiten. Eine zu geringe Partie wäre ſie? Iſt ſie denn nicht aus einem Blut entſproſſen, deſſen Adel ſo alt iſt, wie der fürſtliche? Beſitzt ſie nicht einen Reichthum, von dem ſie wie eine Fürſtin leben könnte? Doch, wie bin ich thöricht genug, dieſer Dinge zu erwähnen! Was ſie ſelber iſt, was die Natur ihr einzig verlieh, das erhebt ſie über allen irdiſchen Werth, kann nur von der Liebe geſchätzt, darf nur von der Liebe berührt werden."

Ich weiß nicht, wie lange ich auf ſolche Weiſe fortſprach. Der Miniſter war auch aufgeſprungen, als ich aufſprang, und wie ein Pfeiler feſt ſtehen geblieben, indem ich haranguirte. Soviel ich in meiner Begeiſterung bemerken konnte, war anfangs eine Art von Schrecken in ſeinem Geſicht, das ſchnell bloße Verwunderung ward, und mit einem gewiſſen ſchlauen Aufhorchen und Wohlgefallen endete.

Ei, Herr Marquis, ſagte er endlich mit einem lächelnden Spott und Kopfnicken, Sie haben mir heute eine Entdeckung mitgetheilt, ich will ſie mit einer von meiner Seite vergelten. Ich begreife, daß Sie über das Verhältniß des Fürſten zu meiner Nichte ſcharfſichtiger waren, wie ich, denn die Liebe macht argwöhniſch. Es wäre ja vortrefflich, und eine recht vollſtändige Fortſetzung meines Staatsminiſteriums, wenn Sie als Staatsminiſter, in demſelben Palais, und mit derſelben Dame ein Haus machten und das Staatsruder führten?

Meine Verwirrung, mich und meine Leidenſchaft ſo verrathen zu haben, ſtieg durch den Gedanken, wie die ſchöne Zukunft, auf welche der gute alte Mann deute, der Geliebten wegen nicht in Erfüllung gehen werde. Er ſchob mein fortwährendes Schweigen vergnügt auf ſeinen Triumph und meine Niederlage. Sie lieben alſo meine Nichte, hub er wieder an, und würden es wohl nicht übel nehmen, wenn über unſer Trio ein prieſterlicher Segen geſprochen werden ſollte?

Ich ergriff zutraulich ſeine Hand, und bekannte offenherzig meine Liebe. Wohlan, ſagte er, nun muß ich fort, um auch über meine Nichte zu triumphiren. Ich wollte ihn aufhalten, und betheuerte, die Gräfin werde gewiß nicht auf ſeine Abſicht eingehn. „Poſſen, Poſſen, die Verliebten pflegen immer zu fürchten; ich kenne mein Terrain.“ Mit dieſen Worten machte er mir eine kleine, liſtige und freundliche Verbeugung, und war zur Thür hinaus, ſah ſich auch unten nicht nach mir um, als ich in die Stiegen ihm nachgefolgt war.

Ueber den Zuſtand, worin er mich verließ, erinnere ich mich nur ſoviel, daß ich unter der Freude, den Alten einer Vermählung zwiſchen dem Fürſten und Agnes beſtimmt entgegen zu ſehen, ſogar einige Hoffnung aufkommen ließ, die Geliebte könne ſich ſeinem Wunſche fügen. Ein Wechſel von Wonne, Zuverſicht und Bangen ließ mich einige Stunden nicht der geringſten Ruhe theilhaftig werden. Zuletzt herrſchte die Beſorgniß vor, daß Agnes von der Heftigkeit des Alten, wenn ſie ihm hartnäckig widerſtand, zu leiden hätte, und ich fuhr früh am Nachmittage zu ihr. Doch überlegte ich im Wagen, daß die Schicklichkeit erfodre, zuerſt bei dem Oheim anzufragen.

Er kam mir ſchon im Vorſaal entgegen, und war ganz außer ſich. „Das begreife mir einer,“ ſprach er heftig; „das iſt ein Wollen und Nichtwollen, ein Lieben, ein Anbeten, und doch wollen die Leute nicht zuſammenleben. Marquis, ich habe einen Aerger gehabt über den Unſinn, das wunderliche, ſtörriſche Gezjere. Nein, das hätte ich meiner Nichte nicht zugetraut, daß ſie den Staatsdienſt läſtern könnte.“

Er warf ſich erſchöpft in einen Seſſel, und fuhr nach einer Pauſe etwas ruhiger fort: „Ich finde ſie beim Zeichnen, und bitte ſie, indem ich ihre beiden Hände faſſe und ſie zum Sofa führe, mich über einen Gegenſtand anzuhören, der für meine Ruhe und Zukunft äußerſt wichtig ſei. Sie erwiedert mir mit ihrer heuchleriſchen Zärtlichkeit, daß meine Ruhe jedes Opfer von ihr verlangen könne, nur werde ich nicht fodern, daß ſie ſich zum zweiten Mal ohne Liebe vermähle; ſie errathe, daß ich mit einem Antrag des Fürſten komme. Fehlgegriffen, liebe Nichte! Sie ſollen ſich verheirathen mit Liebe und durch Liebe, und wie Sie es damit halten wollen. In dieſem Augenblick fiel mir ein, daß ich vergeſſen hatte, Sie zu fragen, ob Agnes Sie wieder liebte? Indem ſie geſpannt aufhorchte, nahm ich eine andere Wendung. Ich ſagte: liebe Nichte, an dem Marquis haben Sie den feurigſten Liebhaber, und es würde mich außerordentlich beruhigen, wenn Sie ihn zum Gemahl wählten. Ihr Geſicht ward hochroth, Thränen traten ihr ins Auge, und ſie konnte kaum die Worte hervorbringen: lieber, guter Oheim, ja, ich liebe den Marquis unbeſchreiblich. Dann bekam ſie die Stimme wieder, und eine Menge

Tiraden, ähnliche, wie ich dieſen Morgen von Ihnen hören mußte, prieſen nun hoch Ihre Vollkommenheiten. Das waren Uebertreibungen, ich habe nichts davon behalten. Ich glaubte am Ziele zu ſein, und unterbrach ſie mit der Frage: an welchem Tage die Hochzeit ſein ſolle? Da ſteht ſie auf, und ſagt ſehr ernſt: zum Gemahl wähle ich den Geliebten nicht. Mir reißt die Geduld, ich ſpringe auf und frage: Nichte, wie ſoll ich dies Kauderwälſch verſtehen? Sie wollen Sich nicht vermählen ohne Liebe, und wollen den Geliebten nicht zum Gemahl! Was iſt das? Haben Sie noch einen andern Liebhaber, den Sie heirathen wollen? Sie machte eine etwas verächtliche Miene, die mich verdroß, daß ich noch heftiger ward. Ich verſtand nicht recht, was ſie erwiederte, über eine Freiheit von allen bürgerlichen Verhältniſſen, wodurch die Liebe allein ihre reine Schönheit bewahre, über eine Erniedrigung des Geliebten durch das tägliche eheliche Zuſammenleben; genug, ſie ſprach ſoviel verrücktes Zeug mit ſolchem Ernſt und ſolcher Erſchütterung, daß mir darüber angſt und bange ward. Um das Geſpräch wieder auf etwas Verſtändliches zu bringen, theilte ich ihr meinen Entwurf mit, daß Sie zugleich zweiter Staatsminiſter allhier und ihr Gemahl werden müßten. Sie ſorgen für mich, mein verehrter Oheim, antwortete ſie mit ihrem verdammten ſchmeichleriſchen Ton, ſo väterlich gütig; aber ich muß Ihnen widerſprechen. Schon der Geliebte wird für mich auch durch den höchſten Staatsdienſt nicht erhöht, an meinem Gemahl könnte ich das Dienen noch weniger leiden. Ich fuhr zurück über dieſen Frevel, dieſe Raſerei.

Ich will nächſtens mein Jubiläum im Staatsdienſte feiern, und dieſer Naſeweis unterſteht ſich, den Staatsdienſt eine Verunehrung ihres Gemahls zu nennen. In meinem Palais hat ſolche Denkart nichts zu ſchaffen, rief ich, und mit dieſen Worten verließ ich ſie, und befahl, daß ich dieſen Mittag allein ſpeiſen wollte. Der Aerger, und daß ſie nicht da war, haben mir das ganze Diner verdorben."

Meine Hoffnung war freilich durch dieſe Erzählung niedergeſchlagen; mich kränkte, daß der Alte ſo hart gegen Agnes geweſen, mich freute, an ſeinem Schluß zu ſehen, wie ſehr er auch im Zorn an ſeiner Nichte hing. Um ſo eher durfte ich bemerken, daß wir Männer und Diplomaten über Bedürfniſſe und Grundſätze einer ſo hohen und zarten weiblichen Seele nicht urtheilen könnten, daß ich Alles für mein Glück von der Liebe und der Zeit erwarte. Nun gerieth er erſt in Furie, und ſprang wie toll herum, indem er mit den lebhafteſten Gebehrden lauter kurze Sätze ausſtieß: „dergleichen Unſinn heißt Grundſätze! Verrücktheit iſt Bedürfniß einer hohen weiblichen Seele! Von der Liebe und der Zeit Alles erwarten wollen, was ein Gran von Vernunft geben kann. Marquis, Marquis, Ihr feiner diplomatiſcher Verſtand, an dem ich meine Freude hatte, leidet von der Liebe. Sie nehmen Ihren Hut? wollen noch wohl gar zu ihr?"

„Erlauben Sie es mir", erwiederte ich, „ich muß ſie beruhigen, tröſten; Sie waren zu hart gegen das herrliche Weſen."

Legen Sie nur vorher den Staatsdiener ab! murmelte er noch bitter.

Ich fand Agnes ſehr bewegt. Sie kannte ihren Oheim zu gut, als daß ſie nicht überzeugt war, ſein Zorn werde bald ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit weichen; aber ſie machte ſich Vorwürfe, daß ſie ihre Anſicht vom Staatsdienſte des Geliebten und Gemahls nicht vor ihm zurückgehalten habe, und wehe that ihr, durch die Erfüllung ſeines Entwurfes ſein Alter nicht erheitern zu können. Unter meinen Liebkoſungen ward ſie ruhiger, und unſer Geſpräch entwickelte ſich mit einer ſo ſtillen Ausführlichkeit, als uns die Liebe und äußere Umſtände noch nie zugelaſſen hatten. Sie gab Befehl, daß jeder Beſuch abgewieſen würde.

Ich wiederholte ihr die einzelnen Redensarten, welche der Oheim über ihre Anſichten von der Ehe ausgeſtoßen hatte. Ja, erwiederte ſie innig, auch von Dir, Geliebter, fürchte ich, ſo reich Dein Geiſt, ſo edel Deine Geſinnung iſt, daß das tägliche, ſtündliche, fortdauernde Zuſammenleben mir Schwächen und Fehler an Dir zeigte, wodurch Du geringer erſchieneſt, als Du nun in meiner Seele voll Herrlichkeit da ſtehſt. Siehe, Du haſt ſolchen Hang zur Eiferſucht, und jetzt, da ich ſie frei nehmen darf, nur als Deine Marter, die mich ſchmerzt, könnte ich Dich ihrentwegen noch mehr lieben, wenn dies möglich wäre. Glaubteſt Du nun als mein Gemahl noch ein andres Recht, als welches die Liebe gibt, zu beſitzen, um Deine Eiferſucht geltend zu machen: ſo könnte ſie mir drückend, endlich verhaßt werden; und wenn nicht meine Liebe, doch Leben und Glück der Liebe, zernagen. Warum ſoll überhaupt etwas ſo Schönes und Freies, wie unſre Leidenſchaft, ſich unter ein andres Recht, als ihr eignes geben? Warum ſoll der Buchſtabe bürgerlicher Geſetze der geiſtigſten Wonne und Luſt aufgedrückt werden.

Nichts konnte ich ihr entgegenſetzen, als die Betheuerung, daß ich keinen Begriff davon habe, wie das ſtündliche Zuſammenleben mit ihr nicht immer neue Liebenswürdigkeit vor mir entwickeln ſollte. Es komme ja nur darauf an, daß ich ſie alle Stunden ſähe und hörte, mir keine Regung ihres Daſeins entginge, und die Liebe müßte immer wachſen. Was mich beträfe, ſo hätte ſie recht mit ihrer Furcht, und ich müßte ihren Gründen nachgeben.

Hier unterdrückte ſie meine Worte mit ihren Küſſen, doch ohne ihre Behauptung zurückzunehmen; und ich fuhr fort:

Auch darin ſtehe ich unter Dir, daß ich mit ſo reiner und feſter Freiheit, wie Du, die Liebe nicht nehme. Gern befeſtigte ich auch ſie durch bürgerliche Verhältniſſe. Wir Menſchen ſind nun einmal nicht ohne dieſe, und ſind zuletzt nur etwas durch dieſe. Der Mann möchte ſie gern durch die Liebe beſeelen, und das reine weibliche Weſen wird nicht durch ſie leiden, wenn es nur durch den Mann mit ihnen in Verbindung ſteht.

Freilich wohl, ſagte Agnes, doch darf der geliebte Mann kein Sklave von ihnen ſein, in gar keiner Abhängigkeit von ihnen ſtehen, er ſoll ihnen gebieten.

Du verlangſt das Unmögliche, war meine Antwort: nimm ſelbſt den ſouverainen Herrſcher, ſeine höchſte Klugheit iſt, die bürgerlichen Verhältniſſe zu ſchonen. Ich weiß, was Du mir entgegnen willſt, daß der Souverain auch bei Schonung jener Verhältniſſe nur ſich ſelber, keiner andern Perſon diene, und ich kann nichts dagegen anführen, als daß ich, der einem Fürſten dient, mich doch als einen freien Mann gegen ihn fühle.

Ich liebte Dich nicht, ſprach ſie, wenn Du der nicht in Deiner Bruſt wäreſt, und doch ſcheue ich die Feſſeln Deiner äußern Lage, ſie können uns um manches Glück der Liebe bringen. Agnes, rief ich, könnte ich Dir ein großes Erbthum zu Füßen legen, ſo legte ich meine Staatsdienſte dabei hin. Nun müſſen mir dieſe dazu dienen, den Glanz meiner Ahnen zu erhalten."

„Und wollteſt Du dazu nicht meinen Reichthum brauchen?" fragte ſie bewegt. „Daß Du ihn als mein Gemahl dazu brauchen würdeſt, ſiehe, die Freude könnte mich zur Ehe bewegen, wenn nicht meine übrige Furcht wäre."

„Du verkenneſt mich," entgegnete ich mit etwas ſtärkerem Tone; „nimmermehr kann ein edler Mann ſich und ſeinen Namen durch das Vermögen ſeiner Frau aufrecht halten. Auch in der feurigſten Liebe, auch in der Liebe zu Dir würde mich eine Demüthigung der Art ſtets von neuem drücken."

Sie ſah mich mit einiger Befremdung an: „nun verſtehe ich Dich nicht; kann Dein freier, männlicher Geiſt eine ſolche Grille ſo hoch anſchlagen? Ich ſehe jetzt ſchon mein ganzes Eigenthum mit der Vorſtellung an, daß es Dein Eigenthum ſei. Das darf ich alſo nicht mehr? Du willſt einer Grille wegen nicht in meine ſchöne Freiheit übergehn, und ich ſollte als Gemahlin eines Staatsdieners mitdienen?“

Ich ſchloß ſie ſchweigend an meine Bruſt; ich wußte, daß hier ein Punct berührt war, über welchen mich ihre Liebe nicht verſtehen werde, wir uns nicht vereinen könnten. In dieſem Augenblick hörten wir die Thüre des voranliegenden Saales aufgehn, es war der Schritt des Oheims, er öffnete die Thüre nur halb, und fragte: darf ich ſtören? Agnes ging ihm herzlich entgegen, er war nicht ohne einige Verlegenheit, und wie er ſich zu ihr auf das Sofa geſetzt hatte, äußerte er gutmüthig: liebe Nichte, da ich bei der Tafel Ihrer Gegenwart entbehrt habe, wollen wir Thee zuſammen trinken. Ich klingelte danach, und wir ſaßen bald traulich bei der ſummenden Theemaſchine. Ueber mancherlei ward geredet, der Alte ſchüttelte den Kopf, und ſagte: unbegreiflich, was ſie nun wieder vernünftig ſind. Mit Eurer Liebe will ich nichts weiter zu thun haben. Aber werdet geſcheidt und heirathet Euch. Agnes küßte ihm die Hand mit den Worten, daß er die Liebe und die Zeit walten laſſen ſolle. Er wollte ſchon wieder auffahren, doch faßte er ſich und ſagte: Nichte, ich verberge mir nicht, daß ich an dem Unverſtande ſchuld bin. Weil ich Sie als ein gar zu junges Fräulein an einen alten Mann verheirathet habe, ſind Sie der Ehe ganz abgeneigt worden.

Vergebens ſuchten wir beide ihm dieſen Gedanken auszureden, und er ward ſo weich durch denſelben, daß er ſogar verſprach, die weitere Entwicklung unſeres Verhältniſſes eine Zeitlang geduldig abzuwarten.

Wir drei ſaßen ſo traulich, ſo häuslich zuſammen, daß wir nicht daran dachten, uns zu trennen. Der Alte ſagte: ſo vergnügte Abendſtunden hab' ich ſeit dem Tode meiner Gemahlin nicht wieder gehabt, eigentlich nicht ſeit dem Hinſcheiden unſres einzigen Kindes, der Tochter, welche der Mutter voranging. So kam er auf die Geſchichte ſeiner Vermählung und Ehe, und ich lernte ihn noch mehr verehren. Zum erſten Mal war mir ſeine Redſeligkeit angenehm, und ich verlor mich gern in die Bilder des häuslichen Lebens, das ehemals ſchon in dieſen Räumen gewaltet. Agnes ſtand inzwiſchen auf, öffnete ein Fenſter und ſagte: es duftet und regnet ſanft draußen, als wäre ein Gewitter geweſen. Das will ich denken, rief der Oheim, es hat geblitzt und gekracht, und ihr hättet nichts davon geſehen und gehört? Mein Gott! und ſolche Leute, die über einander alle Sinne verlieren, wollen doch nicht zuſammen. Agnes erinnerte ihn ſanft an ſein Verſprechen. Gut, gut, fuhr er lachend fort, ich habe Euch heute ein Gewitter gemacht, das Ihr gehört habt; nun iſt es friedlich und ſtill, bis Gott ein neues Wetter ſchickt. Träumen Sie hübſch davon, liebe Nichte.

Wir empfahlen uns ihr beide zugleich. Der Tag iſt mir ſaurer geworden, als meine ſchwerſte Negociation! ſagte er mir noch, indem er mir freundlich die Spitzen der Finger drückte.

Die Geliebte und ich hatten keine Abrede wegen der Nacht genommen. Ich mußte vorausſetzen, daß ihr nach einem ſolchen Tage ein ungeſtörter Schlummer Bedürfniß ſei. Auch ich überließ mich früh der ſüßen Ruhe des Lagers. Allein um Mitternacht ward ich geweckt, mein Jäger reichte mir ein Schreiben, das eine Stafette gebracht hatte. Es war ein Handbillet von unſrem Fürſten. Sein Cabinetsminiſter, lautete es, ſei plötzlich ſchwer erkrankt, ich ſollte auf der Stelle abreiſen, um vorläufig das Portefeuille der Cabinetsſachen zu übernehmen. Er wünſche es in meinen Händen zu ſehen, da er mit Vergnügen bemerkt habe, wie leicht, gewandt und glänzend mein deutſcher Styl auf meiner letzten Sendung geworden ſei.

Mögen alle Wetter dareinſchlagen! rief ich, indem ich aus dem Bette ſprang, und dem Jäger befahl, mir Pantalons und Oberrock zu bringen. Der Geliebten verdankſt du deine deutſche Sprache, und nun muß ihr Geſchenk uns unerwartet von einander reißen, und aus dem Umwege nach ihrem Landgute wird nun auch nichts. Verdrüßlich befahl ich dem Jäger, der die verlangten Kleidungsſtücke brachte, daß er Alles zu unſrer Abreiſe gegen Mittag bereit halten müßte, und ſtürmte fort, ohne die geliebten Schlüſſel zu vergeſſen. Leider war die innere Thür zu den Zimmern von Agnes verſchloſſen, wie ich nicht anders erwarten konnte. Ich machte vergebens Geräuſch am Riegel, rief vergebens ihren holden Namen. Verzweifelnd ſtieg ich wieder in den Garten hinab, ſammelte ſehr kleine Kieſel, und warf ſie an der Mauer hinauf gegen die Scheiben ihres Schlafcabinets. Dies hatte ich öfters wiederholt, bis ſie endlich das Fenſter öffnete, und meinen Namen fragend nannte. Ich hinauf und in ihre Arme! ihren Kuß unterbrach meine traurige Botſchaft. Sie war ſehr beſtürzt darüber, und ſagte ſchmerzhaft: ſiehſt Du nun, wie verderblich die Dienſtverhältniſſe unſren Freuden ſind? Ich halte Dich nicht zurück, ein Mann muß den Pflichten folgen, die er einmal übernommen hat.

So wollte ſie ſich ſtandhaft nehmen, doch Wehmuth und Schmerz ſchlugen aus allen ihren Tönen, ſprachen aus allen ihren ſüßen Gebehrden, als der Morgenſchimmer ſie mir zeigte. Noch hatte ſie ihre Thränen zurückgehalten; doch als ſie mich nun ſehen konnte, ſtürzte ſie mir heftig weinend ans Herz. „Ich will Dich nicht verlieren und kann Dich nicht halten; wußte ich denn, daß die Trennung ſo bitter ſei?“ Ich ſuchte ſie und mich damit zu tröſten, daß ich nur unter der Erlaubniß zu einer baldigen Reiſe das Portefeuille annehmen würde. Je heller der Tag, je freudiger die Schöpfung erwachte, deſto heftiger floſſen ihre Thränen. Doch kümmerten wir uns nicht darum, ob unſer nächtliches Geheimniß verrathen würde. Ich blieb, und ſie drängte mich nicht hinweg. Als ſie hörte, daß ich gegen Mittag abreiſe, ſagte ſie entſchieden: ſo fahre ich ſchon um zehn Uhr! und ſetzte mit einem neuen Thränenſtrom hinzu, „zum entgegengeſetzten Thor hinaus!“ Wie feindſelig rollen unſre Wagen immer weiter von einander. Mit ſtummer Zärtlichkeit, unter ſchmerzreichen Küſſen hielt ich ſie noch lange umfangen. Da ſagte ſie: nun kommt ſogleich der Gärtner in den Garten, lebe wohl! Ich ging, und ſtand, und flog noch einmal an ihr Herz. Sie ſtand im Fenſter, ſo lange ich durch den Garten ging. Als ich die letzte Pforte aufſchloß, da trat ſie überwältigt zurück.

Gräfin Agnes.

Zweites Buch.

Der Marquis ſchwieg hier bei ſeinem Abſchied von Agnes, und da er unſer Schweigen durch keine weitere Erzählung unterbrach, ſagte einer der Abbés: hätte ich doch nie geglaubt, daß unter dem Himmel des Nordens ein Weib mit ſolcher Phantaſie und ſo heroiſcher Standhaftigkeit lebe, die von der Liebe nichts will als die Liebe. Doch iſt auch uns dergleichen in Italien und Spanien vorgekommen. Aber ſolche Erſcheinungen, fiel ich ein, dauerten Ihnen auf eine Woche, einen Tag? Sie lachten beide, indem wir aufſtanden und ſchieden. So anziehend, meinten ſie noch, der Marquis erzähle, ſei der Geſandtſchaftsrath doch der größte Meiſter im Erzählen; denn jenen wage man nicht zu unterbrechen, bei dieſem ſprächen alle Zuhörer mit und hülfen ihm ſeine Liebesgeſchichte fertigen.

Indeſſen äußerten ſie bei unſrer nächſten Zuſammenkunft die lebhafteſte Ungeduld, daß der Geſandte weiter erzähle, und ſelbſt der Geſandtſchaftsrath konnte nicht zurückhalten, daß der Aufſchub der Fortſetzung ihn unruhig mache, denn da der Miniſter zu Mittag habe abreiſen wollen, ſo laſſe ſich gar nicht abſehn, wie die gehörige Abſchiedsaudienz bei dem Fürſten noch vor ſich habe gehen können.

Ich kenne das Peinliche von diplomatiſchen Aengſten, ſagte lächelnd der Marquis, und geſtehe, als ich wie beſinnungslos von dem Schmerz der Trennung in meiner Wohnung ankam, meinen Jäger mit den Reiſeanſtalten beſchäftigt ſah, der Legationsſecretair einigemal in mein Zimmer trat, und mich bedenklich anſah, fiel mir ſelbſt die Frage ein, wie ich mich raſch genug vom Fürſten beurlauben könnte, um die Sonne nicht in einer Stadt untergehen zu ſehen, welche Agnes verlaſſen hatte? Die Hoffnung, Agnes vielleicht noch einmal zu ſehen, half mich leicht über alle Schwierigkeit weg. Ich wußte, daß an dieſem Tage der Miniſter gewöhnlich ſeinen Vortrag bei dem Fürſten hielt, warf mich in die förmliche Kleidung, um dem Fürſten vorgeſtellt werden zu können, und fuhr früh genug zu dem Miniſter, daß ich bei einiger Verzögerung ihrer Abreiſe die Geliebte noch fand. Aber ein öder Schauer, als ich durch die offenen Thore des Hofes einfuhr und ihr Reiſewagen nicht mehr zu ſehen war, ſagte mir nur zu gewiß, daß allein die Erinnerung mir noch dieſe ſeligen Räume erfülle. Im Palais ſelbſt war Alles in Unruhe und Verwirrung. Ich ſtand im Vorſaal neben dem alten Grafen, ohne angemeldet zu ſein. Zum Glück ſah er mich nicht ſogleich. Wonne und Schmerz raubten mir den Athem, als ich auf die Zimmer blickte, welche die Geliebte kaum verlaſſen hatte. Die Thüre zu ihnen ſtand offen, vielleicht von ihrer Hand geöffnet, ſo wie ſie hinaus getreten war. Ein unwiderſtehlicher Drang zog mich dort hin, und ich hätte mich vielleicht in ihre Räume verloren, wenn nicht jetzt der Miniſter, der ein paar Bediente ſchalt, aufgeblickt und mich bemerkt hätte. Er fuhr in die Höhe, ſchlug die Hände zuſammen, und rief: iſt heute Alles von Sinnen? Meine Nichte iſt plötzlich weggeflogen, und Sie, Marquis, was iſt mit Ihnen? früh am Morgen in Galla, um den leeren Appartements präſentirt zu werden? Dieſe Fragen brachten mich zum Lachen, da der alte Staatsmann im verwirrteſten Negligee vor mir ſtand. Doch faßte er ſich ſchnell, ſchalt die Bediente noch mit ein paar Worten, und führte mich mit einem gewiſſen ehrfurchtsvollen Blick auf mein Galla in ſein Cabinet. Hier brach er zuerſt wieder in Ausrufungen über ſeine Nichte aus, verwünſchte den Wirrwar, den eine ſo närriſche Liebe, wie die unſre, in ſeinem Hauſe anrichte, und äffte den Ton der Geliebten nach, wie ſie hartnäckig darauf beſtanden hätte, noch vor zehn Uhr dieſe Mauern verlaſſen zu müſſen. Ohne mir ein Wörtchen davon geſagt zu haben, ſchloß er, hatte ſie die Reiſeanſtalten treffen laſſen, und wie ich endlich davon höre, in den Vorſaal hinausfahre, kommt ſie mir ſchon entgegen, um Abſchied zu nehmen. Hab' ich recht verſtanden, ſo ließ ſie auch fallen, daß ich von Ihnen über Alles Licht erhalten würde.

Ich wollte ihm darauf auseinanderſetzen, in welcher Abſicht ich käme; aber kaum vernahm er, daß ich das Portefeuille unſres Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen ſollte, unterbrach er mich heftig: was? hier ſollen Sie an das Ruder, ſtellen Sie ſich krank, hier ſind Sie zu Hauſe, mit mir, nach mir; was ſind Ihre auswärtigen Angelegenheiten gegen unſre Staatsgeſchäfte; und meine Gräſin Nichte, Marquis?

Seine Stimme ward hier bewegt, ich ergriff gerührt ſeine Hand. Wie ich mit ihr ſtehe, wiſſen Sie; laſſen Sie die Zukunft walten. Ich brauchte mich dann nur auf die Ehre und Pflicht eines Staatsdieners, die er vor Allen kenne und hochhalte, zu berufen, um ihn von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß ich unverzüglich abreiſe, und er mir zu der Abſchiedsaudienz bei dem Fürſten verhelfe. Gut, ſagte er, indem er nach der Uhr ſah, Sie fahren in einem halben Stündchen mit mir zu meinem gnädigſten Herrn, meine Toilette wird bald gemacht, Sie können hier inzwiſchen ein paar Berichte ſtudieren, die ich in meinen jüngern Jahren ſchon über unſre Rolle in den europäiſchen Welthändeln verfertigt habe. Ich entgegnete, zu einem ſolchen Studium jetzt nicht gefaßt genug zu ſein, und bat um die Erlaubniß, in den Zimmern der Gräſin unterdeß verweilen zu dürfen. Wie Sie wollen, ſagte der Alte ſpottend; doch verbitte ich mir alle Liebesträumereien, denken Sie fein an das, was Sie meinem gnädigſten Herrn zu ſagen meinen.

Ich würde nicht unterlaſſen, Ihnen zu beſchreiben, mit welchen Empfindungen ich dort weilte, wo mich Alles mit Erinnerungen der Wonne, mit Wehmuth anſprach, und beſonders, wie ich das Lager mit Küſſen bedeckte.

Ich ſah, ich fühlte, wo die ſchönen Glieder geruht hatten. Sie werden lächeln über den Grund, warum ich Ihnen das Alles jetzt nicht ſchildern mag. Wenn ich ſpäterhin jener Augenblicke gedachte, jenes wollüſtigen Hinſinkens, ſah ich mich ſelbſt dabei in dem Gallakleide und ward mir eine komiſche Figur.

Die Abbés lachten laut auf, und der Geſandtſchaftsrath zog den Mund ein wenig ſchief zum Lächeln. Wahrhaftig, ſagte er, eine ganz einzige Scene in der Geſchichte der Diplomatie. Nicht wahr? entgegnete ihm einer der Abbés, das iſt das größte Wageſtück, vom Lager der Geliebten zu einer Abſchiedsaudienz aufzuſtehen?

Der Miniſter rief mich ſelbſt ab und verbeſſerte unter poſſierlichen Ausrufungen eine kleine Unordnung, die in meine Toilette gekommen war. Wir fuhren zu Hofe. Er ging allein in das Cabinet des Fürſten, und es währte nicht lange, ſo kam er feierlich mit einer Art von Triumph zurück: ſein gnädigſter Herr wolle im Betracht ſeiner Fürſprache, meiner Verdienſte und des außerordentlichen Falles ſich über die Vorſchriften des Ceremoniels und des Völkerrechts wegſetzen; er ſei beauftragt, mich zur Abſchiedsaudienz einzuführen. Leiſer fügte er noch hinzu, indem er mir den Arm drückte: mein gnädigſter Herr iſt heute über alle Maßen gnädig gegen Sie geſinnt. Mich überlief es kalt bei dieſen Worten, denn in dem Augenblick ſchnitt mir der Gedanke durch das Herz, warum der Fürſt ſo gnädig geſinnt ſei. Jene Nacht, als ich dieſes Schloß von der Allee dort unten her mit welcher Qual der Eiferſucht betrachtete, ſtand plötzlich wie ein Geſpenſt vor mir. Sie entfärben ſich, fragte der Alte mit Verwunderung, wird Ihnen nicht wohl? und führte mich gegen die Thür des Cabinets, ohne eine Antwort abzuwarten. Zum Glück fiel mir ein, daß dem Fürſten ſeine Freude über meine plötzliche Abreiſe vergällt ſein werde, ſo bald er die plötzliche Entfernung von Agnes erführe.

Er empfing mich mit einer freundlichen Miene, durch welche ein hämiſcher Zug bisweilen vorblickte und ſeinen geheimen Triumph verrieth. Mit langen umwundenen Reden pries er den Scharfſinn meines Fürſten, der mich auf den einzigen Poſten beriefe, der meiner würdig ſei. Sie fühlen dies ſelbſt, ſagte er zu mir, und es hat meinen ganzen Beifall, daß Sie unverzüglich und mit Hinwegſetzung über das übliche Ceremoniel zu Ihrer neuen Beſtimmung eilen. Bei dieſen Worten regte ſich in mir etwas die Galle, und ich erwiederte, daß ich nur interimiſtiſch das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen ſollte, und mein einziger Wunſch, mein einziges Bemühn ſei, zum beſtändigen Geſandten bei Seiner Hoheit ernannt zu werden. Der alte Staatsminiſter ließ ein gewiſſes Geräuſper von Beifall hören, als ich dies ſagte. Er bemerkte darüber nicht, wie ſich das Geſicht ſeines gnädigen Herrn verfinſterte, und machte eine Bewegung mich zu begleiten, als der Fürſt mich entließ, der ihn aber mit einer Frage feſthielt.

Kaum war ich nach einigen kurzen Abſchiedsbeſuchen in meiner Wohnung angelangt, hatte kaum mich in die

Reiſekleider geworfen, ſo rollte der Wagen des Alten bei mir vor. In einem Augenblick war er heraufgeeilt und trat erhitzt in mein Zimmer. Marquis, ſagte er, und ſah ängſtlich umher, kann uns Niemand hier belauſchen? Ich werde Ihnen die geheimſten wichtigſten Sachen mittheilen. Welcher Tag! Das geht Schlag auf Schlag! Er warf ſich erſchöpft auf das Sofa. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, und als er wieder Athem gewonnen hatte, fuhr er fort: Kaum waren Sie hinausgetreten, ſo äußerte der Fürſt, daß er Ihre Vorzüge zwar erkenne, indeß keinen Charakter Ihrer Art unter den bei ihm beglaubigten Miniſtern zu ſehen wünſche; denn er liebe nicht, daß Fremdlinge bei ihm heimiſch würden, die das Leben phantaſtiſch nähmen und das Würdigſte gering ſchätzten. Marquis, rief der Alte, indem er aufſprang, dahin war auf einmal meine Hoffnung, Sie mit mir, nach mir, an dieſem Staatsruder zu ſehen. Ich ward ſo ärgerlich darüber, daß ich meine ganze Meiſterſchaft in diplomatiſcher Haltung aufbieten mußte, um meine Empfindlichkeit vor dem Gnädigſten zu verbergen. Aber hören Sie, was weiter erfolgte, die Mortification, die ich litt, iſt immer ärger geworden. Auch Gräfin Agnes, geruhte man zu bemerken, wird nicht dadurch verlieren, daß der Marquis ſich entfernt; an der Vortrefflichkeit Ihrer Gräfin Nichte iſt nichts auszuſetzen, als daß ſie ſeine Phantaſterei nicht gering genug ſchätzte. Graf, hier ward ſein Ton ſo gnädig, wie ich ihn auf meiner langen Laufbahn nie vernommen habe, alter, vertrauter Freund, ich ehre Sie faſt wie einen Vater.

Dieſe Worte wiederholte der alte Mann mit bebender Stimme, und ſank überwältigt von Rührung wieder auf das Sofa hin, Marquis, Marquis, wer hätte gedacht, daß dieſe Worte die Einleitung ſein ſollten zu einer Eröffnung — Wahrhaftig, ich bewundre Ihren Scharfſinn, Sie haben Alles richtig vorausgeſagt. Kurz und gut, der Fürſt meinte, Agnes ſei zum Herrſchen geboren, und er finde kein Bedenken, ſein Geſchlecht mit dem unſrigen zu befreundſchaften.

Ich weiß nicht mehr, was der Miniſter weiter ſagte, denn in dieſem Augenblick ward ich ſelbſt Feuer und Flamme, und mag mit drohenden Ausrufungen und drohenden Gebehrden gegen den Fürſten nicht ſparſam geweſen ſein; denn der erſte Eindruck, deſſen ich mich beſinne, war der Alte, wie er furchtſam in einem Winkel ſaß und mich ſcheu mit Befremden anſah. Nun bei Gott, rief er, habe ich geſehen, was der Italiener iſt; nichts fehlt, als daß Sie Gift und Dolch in der Hand hätten.

Ich bat ihn um Verzeihung wegen meiner Hitze. Welcher Verluſt droht mir, ſprach ich, mit Zittern ſeine Hand ergreifend. Einen Thron könnte ich mit Faſſung verlieren; aber der Gedanke ſchon, daß Agnes einem Andern werden könnte, zerreißt mir die Wurzel des Lebens. Da haben wir's, fiel er mit Lachen ein. Hören Sie, mit welcher Würde ein alter deutſcher Edelmann und Politiker ſich in ſolcher Lage benimmt. Der Fürſt gab die Verſicherung, daß er ſein Geſchlecht mit dem meinen zu befreundſchaften nicht anſtehe, mit einem ſolchen Hochmuth von

Herablaſſung, daß ich mich zum erſten Mal in meinem Leben durch ſeine Gnade gekränkt fühlte. Nichts von meinem Verdruß durfte ſichtbar werden, ich dankte für die hohe Gnade, die meinem Hauſe zugedacht war. Aber — Sie kennen die Macht meiner Beredtſamkeit! mit welchem Feuer enthüllte ich ihm nun endlich das Geheimniß, das ich nur Ihnen einmal verrathen habe, meinen Plan, meine Einleitungen, eine Vermählung meines gnädigſten Herrn mit der Prinzeſſin von — zu ſtiften. Sie hätten ſehen ſollen, wie dies wirkte, und wahrhaftig, mein Plan iſt ſo meiſterhaft, bringt ſo ungeheure politiſche Vortheile, iſt die größte Epoche in der Geſchichte des fürſtlichen Hauſes, daß mir unbegreiflich bleibt, warum mich der Fürſt nicht auf der Stelle bevollmächtigt hat abzureiſen und um die Prinzeſſin zu werben. Er konnte meinen ſiegreichen Gründen, womit ich meinen Plan unterſtützte, nichts entgegenſetzen, und ich glaubte, daß ſeine Einwilligung nichts aufhalte, als einige Scham, auf etwas ſo Großes, dem fürſtlichen Hauſe ſo Glänzendes nicht ſelbſt verfallen zu ſein. Mein Spiel ſchien gewonnen, und die Reden des Fürſten über die Macht, welche die Reize meiner Nichte über ſein Herz ausübten, waren eitler Tand gegen die Kraft, womit ich ſeine Fürſtenpflicht auffoderte, jedes Gefühl der Politik zu opfern. Da erwähnte ich, wie es kam, weiß ich ſelber nicht mehr, daß die Gräfin in der Frühe plötzlich auf das Land gereiſt ſei, und verſichert habe, ſie werde vor Anbruch des Winters die Stadt nicht wieder ſehen. Recht, ich erinnere mich, ich antwortete dies, als der Fürſt äußerte, daß er meinen Plan zu ſeiner Vermählung in einer ſeiner nächſten Abendviſiten der Klugheit meiner Nichte mittheilen wolle. Auf einmal ward ſeine Stirn finſter, ſein Auge funkelte, ſein Geſicht glühte. Was hab' ich hören müſſen! Ich durchſehe das ganze Gewebe der Liſt, ſprach er heftig; die Gräfin iſt mit ſolcher unſchicklichen Eile fortgereiſt, weil ſie wußte, daß auch der Marquis heute fortgeht; und Sie ſpielen mir glänzende Gaukeleien vor, um zu verhehlen, daß Sie die Intrigue des liebenden Paars begünſtigen. Ich wollte das Gegentheil bei meiner alten Treue, bei der Ehre eines vieljährigen Staatsdieners vom erſten Rang betheuern. Doch er hörte mich nicht an, und entließ mich mit den drohenden Worten: Ich will zeigen, daß ich Herr bin, und die Fürſtin meines Volks, die mein Urtheil erkohren hat.

Ohne den alten Mann zu unterbrechen, mit der höchſten Spannung hatte ich ſeiner Erzählung zugehört. Graf, rief ich aus, indem ich feurig ſeine Hand faßte, Sie werden zeigen, daß ein Edelmann von Ihren Ahnen, ein Meiſter der Diplomatie gleich Ihnen, ſein Wort, ſeinen Willen, ſeine reife Weisheit ſo hoch hält, wie Fürſtenwillen; und ich werde zeigen, daß ein Mann, welcher liebt wie ich, keinen Herrſcher der Erde fürchtet. Agnes wird mit uns ſein, und der Triumph iſt unſer.

Wohlan, entgegnete der Greis, der Bund ſei geſchloſſen; doch Alles bleibe meiner Klugheit überlaſſen. Der Fürſt muß die Prinzeſſin heirathen, Sie ſollen mit Agnes vermählt werden, ſollen hier am Staatsruder ſitzen, es in meinem Geiſt fortführen, meine Maximen verewigen, und die Gnade des fürſtlichen Paares werde unſre ſichre Belohnung!

Gern hätte ich noch ruhig mit dem Alten beſprochen, was zunächſt zu thun ſei. Aber auf alle meine Fragen ſchüttelte er bedenklich den Kopf. Hier muß es reif werden, wiederholte er, auf ſeine Stirn zeigend. Reiſen Sie mit Vertrauen auf mich. Ich allein will durch alle Klippen ſchiffen. Leben Sie wohl! Er umarmte mich und ging. Indem ich ihn begleitete, kehrte er in der Thür um, und ſagte mir leiſe mit ſchlauer Miene: Schreiben Sie Ihren erſten Brief ſo, daß ich ihn dem Fürſten zeigen kann; finden Sie die Leitung Ihrer auswärtigen Angelegenheiten ſo entzückend, daß Sie die größte Furcht verrathen, den Poſten des dirigirenden Miniſters nicht für immer zu behalten.

Betäubt von den widerſtreitenden Empfindungen in meinem Buſen, beſchleunigte ich mit heftiger Haſt die Anſtalten der Reiſe, und hoffte Ruhe zu finden, wenn mich erſt draußen die Berge umgaben, der Strom meine Gedanken mit ſich fortzog. Aber vergebens hatte ich ſo gehofft. Mein Wagen rollte über den Schloßplatz, und Agnes ſchien mir wieder ein ſo unſichres Gut, wie in jener ſchrecklichen Nacht, als mich dort die Wipfel und Zweige der Bäume wie mit Thränen überſchütteten. Das Schloß war mir ſo verhaßt, daß ich die Zeiten zurück wünſchte, wo in ritterlicher Fehde der Edelmann die Burg des Nebenbuhlers belagern, zerſtören durfte. Mit dieſem Traum hielt ich mich hin, bis das Palais des Miniſters hervorblickte, bis eine neue Wendung mir von der Seite das

Fenſter zeigte, wo Agnes dem Scheidenden thränenvoll nachblickte. Indem Wuth, Wehmuth, Bangen und Wonne in meiner Seele wechſelten, flog mein Wagen zu demſelben Thor hinaus, welches ſich meinen nächtlichen Streifereien, meiner Eile zu welcher Seligkeit ſonſt öffnete. Ich ſah nun die ganze Reihe der Zimmer, deren Licht mich ſo oft entzückt, ſo oft geſchreckt hatte. Aber alle Bilder der glücklichſten Stunden zeigten ſich kaum, und die Angſt, der Zorn, daß ein ſolcher Nebenbuhler nach dem Einzigen griff, was ich auf der Erde mein, mehr mein nannte als mich ſelbſt, hatte ſie plötzlich in eine Nacht, in eine düſtre Gluth verwandelt, worin mein Daſein wie verſinken wollte.

So war ich einige Stunden gefahren, als ſich die Abendröthe mit dem milden Roſenlichte an den Bergen hinab ergoß, und mit durchſichtigem Duft der mannichfaltigſte Schein aus der Fluth des Stroms heraufſtieg, in ſeine Tiefe hinabdrang. Nur Töne des Friedens kamen aus den Wäldern, über die Fluren, von den Höhen, über die Wäſſer, und wenn noch irgendwo eine Zwietracht, ein Mißlaut ſich vernehmen laſſen wollte, ſchwiegen ſie bald vor dem unendlichen Strahl der Ruhe, mit welchem ſchon der Abendſtern hinter einem Berge hervorblickte. Da erſt übte die Natur ihre gewohnte Macht über mein Gemüth aus, und wie ſie nach dem furchtbarſten Gewitter oft an Erquickung reicher iſt, als nach langer ununterbrochner Heiterkeit, ſo kam nun eine Fülle von Seligkeit, Befriedigung, Sehnſucht ohne Schmerz, Erinnerungen ohne alle Pein, daß ſie keine Gegenwart mehr waren, mit ſolcher Erneuung und Friſche über mich, daß ich nie ſo wie in jenen Stunden das innerſte Sein der Geliebten, ſo die Unmöglichkeit, das Schickſal könne uns unvereint ſein laſſen, in jeder Regung meines Lebens empfunden habe.

Dieſem Abend verdanke ich die Stimmung, worin ich die übrige Reiſe zubrachte. In meiner Seele war es heiter, wie der unbewölkte Himmel über mir; ich lebte ſchon in den Tagen des Herbſtes, die ich auf jeden Fall, welches Verhängniß ſich entgegen ſtellen mochte, mit der Geliebten auf ihrem ſchönen Landſitze verleben wollte. Jedes Hinderniß, das der Fürſt uns entgegen ſtellen könnte, ſchien mir gering; ich ergötzte mich mit Entwürfen, wie ſeine Leidenſchaft uns zum Heil, ihm zum Hohn, geleitet, geneckt werden ſollte, und ſo langte ich ſelbſt in einer muthwilligen Laune in der Reſidenz an. Dabei hatte ich immer das Gefühl, daß die muthige Geliebte mit einer eben ſo friſchen Seele, trotz aller Sehnſucht der Liebe, und aller Schmerzen der Trennung, durch die herrlichen Wälder, die zu ihrem Schloß führten, dahin geflogen ſei. Schon dacht' ich ſie mir in der Freude, dem edlen Geſchäft des Landlebens, und freute mich, daß ihr ein beſſeres Loos gefallen, als mir, deſſen nur Intrigue und gemüthloſe Beſchäftigungen warteten. Doch welche Freude, und eine ſo nahe, wann ich ihren erſten Brief erhielte.

Ich fand den Cabinetsminiſter bei weitem nicht ſo krank, als man ihn mir geſchildert hatte: bei ſeinem Ehrgeiz hätte ihn ſeine Schwäche gewiß nicht dahin gebracht, das Portefeuille abzugeben, wenn nicht ganz andere Urſachen ihn dazu genöthigt hätten. Sie blieben mir nicht verborgen, als ich die erſte Stunde mit dem Fürſten arbeitete. Dieſen hatte ich bisher wenig gekannt, lernte ihn nun erſt von der Seite kennen, daß er auf eine Genialität, die er ſich beimaß, auf eine Vielſeitigkeit und Gewandtheit des Geiſtes, womit er die ſchwerſten Geſchäfte leicht zu handhaben wüßte, ungemein eitel war. Er verrieth mir ſogleich, daß der Cabinetsminiſter dieſe genialiſche Gewalt in ihm entweder nicht hätte entdecken können, oder zu ſtolz, zu ungewandt geweſen ſein müßte, ſeine Formen, ſeine Grundſätze und Anſichten ihr aufzuopfern. Dadurch war zwiſchen beiden eine Spannung, eine gewiſſe Bitterkeit entſtanden, welche der Fürſt in vielen unartigen Launen gegen den verdienſtvollen Geſchäftsmann ausgelaſſen, wie ich aus ſeinen eignen Geſtändniſſen abnehmen konnte. Für mich war dieſe Entdeckung keineswegs erfreulich, denn ſie benahm mir faſt alle Hoffnung, daß der Miniſter, an deſſen Stelle ich nur auf eine Zeitlang zu treten hoffte, je wieder die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhalten dürfte.

Mich dagegen nahm der Fürſt wie eine Natur, die der ſeinigen gleich wäre. Da ich nun zwiſchen uns beiden gar keine Aehnlichkeit fand, bemerkte ich bald, daß ſeine ganze Vorſtellung von mir ſich von jenem Colorit der Sprache herſchrieb, was ich durch Agnes gewonnen haben mochte. Leider mußte ich es ſchon als die letzte Urſache unſrer Trennung anſehn, und nun drohete es, mich lange von ihr gebannt zu halten. Wie der Charakter des Fürſten durchaus weiblich war, ſo hatte auch ſein Geiſt ein gewiſſes weibliches Talent, einen regſamen weiblichen Takt, worin eigentlich das ganze Genie beſtand, deſſen er ſich rühmte.

Bei dieſer Charakteriſtik des Fürſten konnten die Abbés den Muthwillen nicht zurückhalten, womit ſie den Geſandtſchaftsrath anſahn. Er hatte gewagt, ſich bisweilen ein wenig zu räuſpern, als wollte er den Geſandten der ſchuldigen Ehrfurcht gegen ſeinen Souverain erinnern. Ein kleiner ſpöttiſcher Zug um den Mund des Marquis verrieth, daß es ihm nicht entging, durch einen flüchtigen Seitenblick wies er den Rath in die Schranken zurück, das letzte Urtheil wandte er gerade an ihn, und dieſer ſaß halb betroffen, halb geſpannt, als ginge ihm ein Licht auf, als ſei er neugierig, wie er weiter den Fürſten werde kennen lernen.

Hier, fuhr der Marquis fort, hier, Geſandtſchaftsrath, kein Souverain und kein Staatsdiener, kein Miniſter und kein Rath! geſtehen Sie ſelbſt, haben Sie nie Verdruß über die Aenderungen gefühlt, die er bisweilen in Ihren Ausarbeitungen machte? Ein freudiger Schreck ging über das Geſicht des Angeredeten, er antwortete haſtig und unſicher: Verdruß, darf ich nicht ſagen, aber ärgerlich ſah ich die Aenderungen Seiner Durchlaucht meine ernſthafte Schrift, wo alle Regeln des Curials beobachtet waren, mit einem Tand von Phraſen aufputzen. Glücklicher Mann, riefen die Abbés, ihn verdrießt nicht einmal, was ihn ärgert! und der Marquis fuhr fort:

Soviel wußte ich nun in den erſten Tagen, daß ich meine ſchärfern Seiten herauskehren, das Weiche, was mir durch Liebe und die Geliebte angeflogen war, ſoviel wie möglich verbergen müßte, um den Fürſten nicht zu ſehr an mich zu ziehn. Eines Tages in der erſten Zeit unſres Beiſammenſeins, wo ich in Sehnſucht, in Bangen um den erſten Brief von Agnes, der noch immer nicht anlangte, wie aufgelöſet war, und auch bei dem politiſchen Geſchäft ſchlecht über meine Träumerei Herr werden mochte, ſchien er ein beſonderes Wohlgefallen an mir zu finden. Von da an nahm ich mich mehr zuſammen, und verfolgte nun planmäßig den Gedanken, den Cabinetsminiſter und den Fürſten wieder einander zu nähern. Indeß war ich noch nicht mit mir einig, welche Figur die Fürſtin gegen uns drei ſpielen würde. Sie hatte ſoviel Männliches, als ihr Gemahl faſt Weibiſches, eine ſchöne Frau, am meiſten zwar um das Getreibe des täglichen Lebens, ſelbſt um das Hausweſen bekümmert, ohne Liebe für daſſelbe nur zu Gunſten der Herrſchſucht, auch mit Literatur nicht unbekannt, mit Wohlgefallen an ſtarken, geiſtvollen Schriftſtellern, ohne Sinn für die göttlichſte Schönheit der Poeſie; um die politiſchen Geſchäfte in der Regel unbekümmert, aber mitunter ergriff ſie ein Ereigniß mit der äußerſten Lebhaftigkeit, und gewöhnlich dann, wenn ihr Gemahl mit politiſchen Ideen und Entwürfen halb geheim that, halb ruhmredig ſpielte. Wie ein Raubvogel ſtieß ſie dann auf ſeinen ohnmächtigen Geiſt, bemächtigte ſich deſſelben wie ihrer Beute. In ihrem Cabinet mußte dann gearbeitet werden; mit unübertrefflicher Feinheit durchdrang ſie das Geſchäft, und hatte ſie ihm ihren Stempel aufgedrückt, ſo ließ ſie gleichgültig zu, daß der Fürſt die ganze Arbeit als ein Erzeugniß ſeiner Kraft und Einſicht nahm.

Dieſe Beobachtungen machte ich in den erſten acht Tagen, und meine ſpätere Erfahrung hat ſie beſtätigt. Die Stimmung, in welcher ich ſie machte, hatte nur dadurch etwas Reizendes, daß ich ſie alle auf die Frage bezog, wie bald und wie ſicher für mich Freiheit zu hoffen ſei, zu der Geliebten zu eilen? Die ſchönſten Stunden, die mir inzwiſchen wurden, waren die, in welchen ich ihr ſchrieb. Meine Ungeduld, ſelbſt mein Unmuth, daß ich noch immer keine Zeile von ihr empfangen hatte, drückte ſich nach dem ganzen Ungeſtüm meiner Seele darin aus, und erſt, als mein Brief abgegangen war, hatte ich die Klugheit auszurechnen, daß ich nur drei Tage darauf ein Schreiben von ihr erhalten konnte. Da kam es auch, ich ſah mit Entzücken die Züge der Liebe ſchon in der Aufſchrift, ſchon in der Art, wie mein Name von der Geliebten Hand geſchrieben war; und welche Seele in dem Briefe ſelbſt. Sie ſchilderte —

Marquis, unterbrach ich ihn, vorlängſt verſprachen Sie uns, Briefe der Liebe, die erſten von Agnes, mitzutheilen. Es iſt nicht geſchehen; ſollen wir auch jetzt uns mit dem Wiederhall ihrer abgeriſſenen Laute begnügen? theilen Sie uns den ganzen Brief mit. Ich war es Willens, erwiederte er, indem er den Brief hervorzog, und vergaß es nur im Zug der Erzählung. Er las mit einer Stimme, einem Wechſel der Geſichtsfarbe, des Ausdrucks, daß die Töne wie in ſeine Seele und aus derſelben klangen:

„Das Gewitter, welches wir zum Befremden des Oheims überhörten, hat ſchrecklich auf meinem Landſitze gewüthet, die Gießbäche haben von den Bergen herunter getobt, ſich ganz neue Schlüſte gewühlt, manche der Anlagen zerſtört, die ich mit Vorahnung unſrer Liebe ſchuf. Beim Ausſteigen aus dem Wagen ſagte man mir ſogleich davon, ich eilte hin, und ſah die Zerſtörung mit unbeſchreiblicher Wehmuth. Du hatteſt ihn nicht, ſagte ich zu mir ſelbſt, als du dieſe Plätze zum Sitz der liebevollſten Bilder ſchufſt, als du nur die Natur liebteſt, mit dem Wahn, nie würde ein Mann deine Bruſt erfüllen. Ach, ich beſaß ihn, beſitze ihn jetzt nicht, und die Zerſtörung iſt über euch gegangen, wie über die Freuden meiner Liebe."

„Auf der Herreiſe habe ich nie geweint; da aber ergriff mich ſolche Wehmuth, daß meine Thränen floſſen. Wie öde war mir das Schloß, als ich endlich in daſſelbe trat. Der Abend dämmerte ſchon in den Zimmern, welche von Dir nichts wußten, nie von Deiner Gegenwart beſeelt waren."

„Ich weiß, Du biſt muthig und heiter auf der Reiſe geweſen wie ich. Nur Eines fürchtete ich, daß der Abſchied vom Fürſten Dein heftiges Blut durch ſeine kalte und ſtolze Selbſtſucht empört habe. Aber Du biſt zu weit über ihn erhaben, das tröſtete mich, und Eiferſucht, mit der ſchrecklichen Gewalt, welche ſie ſonſt über Dich übte, mein Geliebter, ſie iſt nun ohnmächtig gegen Dich geworden."

„Nur keinen Augenblick dem dumpfen Schmerz hingegeben! Ich faßte ſogleich den Entſchluß, meine Anlagen ſchöner wieder herzuſtellen, als ſie je geweſen. Wie ſollte ich ſie nicht herrlicher ſchaffen, da ich Luſt und Kraft, die ganze ſelige Welt der Liebe im Buſen trage? Mich überraſchte es mit Freude, wie ich alle die Stätten, die ich jetzt noch mit keiner Pflanzung ſchmücken darf, in Deinem Geiſt und in meinem zu Anlagen bezeichne. Da wird keine Laube ſein, keine Baumgruppe, kein Blumenbeet, und kein Anger, um welchen die klare Quelle ſich ſchlingt, wovon es nicht heißt, das iſt Er, das bin Ich; und wo zwei luſtige Züge von ſäuſelnden Birken, die der Sturm verſchont hat, an einer Höhe hinaufwehen über Schlüfte mit den glühendſten Farben, mit ſilbernen ſprudelnden Fluthen, die zugleich hinunterſtürzen und durch die Luft wieder zur Höhe zurück wehen, da ſind wir beide, in einem Streben himmelan, in einer Liebe und über das Irdiſche herrſchend zuſammen.“

„Geſtern ward ich auf meinen Wanderungen unausſprechlich überraſcht. Du weißt, wie ich die Trümmer der Vorzeit liebe. Einſam, mit Gedanken von Dir, ging ich eine hohe Schluft hinauf, ein Bächlein entlang, das oben vom Berg herab kommt, und verſpricht, je höher man gen ſein Urſprung ſteige, ſolle man immer ſchönere Farben finden. Nie ſah ich Vergißmeinnicht mit ſolchem Blau wie an ſeinem Ufer, ſo kräftig, ſo unwiderſtehlich das Gedächtniß der Liebe ausſprechen, und die kleinen Gärtchen, welche neben ſeinem Lauf von armſeligen Hütten der Bergbewohner aufblühen, prangen mit einem Farbenglanz des Mohns und andrer Blumen wie Feengärten. Endlich gelangte ich nach träumendem Weilen hier und dort zu den Trümmern wo man durch die noch wohlerhaltnen Fenſter der Vergangenheit in die reiche Landſchaft, auf die Straßen mit lebhaftem Menſchenverkehr weit hinausſchaut. Mich beſchäftigt nichts angenehmer, als die Vorzeit mitten im regſten, vollſten und ſchönſten Leben der Menſchen und der Natur zu ſehn, ſie iſt mir dann nicht vergangen, nicht geſtorben, ſondern Gegenwart, lebendige Kraft. Denke Dir mein Staunen, mein Entzücken, wohin ich in eine Kammer, einen Gang der Trümmer trete, blühen die herrlichſten Roſen aus und über dem alten Geſtein, hoch in die Höhe um die verfallnen Fugen, und die Vergangenheit iſt von dem wonnigſten Duft umhaucht. Eile zu mir, Geliebter, ehe die Roſen verblühen, hier iſt mein Lieblingsort, hier ſoll kein Reiz erſterben, den Du nicht mit genoſſen haſt. Warum ſäumſt Du in öden Geſchäften? Hier ſprechen Jahrhunderte zu uns, und Du ſchlürfſt, ſtatt mit ihnen hier von dem großen Schickſal der Welt zu ſprechen, die elenden Tropfen der Zeit, die eine nichtige Politik Dir zutheilt? Fleug zu mir, und verlerne hier die Grillen von Staatsdienſt, von der Glorie Deiner Familie, die Du durch ſeinen Erwerb behaupten willſt.“

„Als ich von der Höhe herunterkam, ſah ich meinen Gärtner mit dem ſchneeweißen Haupt hinter einem Baum nach mir blicken. Er hatte im Spätherbſt die Roſen in die Trümmer gepflanzt, ich errieth es ſogleich, er kennt meine Neigungen. Ich ging zu ihm und dankte ihm herzlich, und ließ mir weitläufig erzählen, mit welcher unſäglichen Mühe und wie künſtlich er die Sträuche dahin gebracht hatte, ſo fröhlich zwiſchen dem Geſtein zu ſproſſen.“

„Nur am Abend wird mir gar zu öde, da ertrag’ ich nicht mehr, daß Du fern biſt. Ohne Dich kann ich keinen Dichter mehr leſen, ohne Dich mag ich die Sterne nicht mehr ſchauen, kalt und unfreundlich iſt mir ſelbſt das Mondlicht ohne Dich. Eile bald zu mir! nur die Nacht, die mich mit ihrem finſtern Schleier ganz umwindet, meine Sinne, meine Gedanken, Dich und mich, iſt mir erträglich, wenn mich nicht die heitre Thätigkeit des Tages hinhält.“

Dieſen Brief, fuhr der Marquis in ſeiner Erzählung fort, erhielt ich an demſelben Abend, da ich zum erſten Mal zum Thee bei der Fürſtin geladen war, um ihr vorzuleſen. Schon nach dieſen erſten acht Tagen nahm ich einige Veränderung an ihr wahr. Sie fing an, ſich um das tägliche Getreibe des Lebens weniger zu bekümmern, die Dichter eifriger zu leſen, zur Verwunderung des Cabinetsminiſters mußten wir die drei letzten Tage hinter einander in ihrem Cabinet politiſche Geſchäfte verhandeln. Seltſam, ſagte er mir mit einem ſchneidenden Ton und forſchenden Blick, höchſtens geſchah es einmal im Monat, daß während meiner Führung des Portefeuille’s ſie die Gnade hatte, meinem Vortrag beizuwohnen.

Ich war nicht Neuling genug, um nicht zu vermuthen, daß die Fürſtin meinetwegen an den Geſchäften lebhaften Theil nahm, denn ſie hatte in den letzten Tagen, wann der Fürſt und ich in ihr Cabinet traten, immer den Taſſo aufgeſchlagen, den ich ſchon bei unſrer erſten Unterhaltung meinen theuerſten Landsmann, den göttlichſten Dichter Italiens genannt hatte, und gewiß mit dem innigſten Feuer, denn mir ſchwebte vor, wie oft Agnes durch ihn zu mir geſprochen hatte. Nun denken Sie die widrige Stimmung, als ich nach Empfang eines ſolchen Briefes, des erſten, lang erſehnten, zu einer ſolchen Abendunterhaltung gehen ſollte. Ich hatte für nichts Sinn, als für die Roſentrümmer der Geliebten, wandelte neben ihr den Bergquell hinauf, drückte ſie an mein Herz, von den Roſen umduftet, von den Geiſtern der Vergangenheit geſegnet, las und küßte immer von neuem den Brief, da kam mein Jäger mit ängſtlicher Miene, und erinnerte mich, daß die Stunde, zu Hof zu fahren, ſchon lange verſtrichen ſei. Ich raffte mich zuſammen und eilte hin.

Ein Schatten von Verdrüßlichkeit war im Geſicht der Fürſtin, die Hoffräulein ſahen mich etwas verlegen und wie mit Befremden an; ich entſchuldigte mein Verweilen mit den vielen Geſchäften, und der Fürſt, der nicht fehlte, wenn er irgend eine ſchöngeiſteriſche Unterhaltung witterte, fiel mir ſogleich mit Betheuerungen bei, daß er nicht begreife, wie ich überhaupt zu irgend einer Zerſtreuung noch Zeit erübrigte, die Menge meiner Arbeiten ſei überſchwenglich, was aber noch nichts bedeute gegen den Glanz der Diction, deſſen Verbreitung über die trockenſten Materien allein meine ganze Zeit in Anſpruch nähme: er wiſſe nur zu ſehr aus eigner Erfahrung, wie man auf gewiſſe glänzende Wendungen Stundenlang ſinnen könne.

Seine Gemahlin widerſprach ihm, und meinte, wer glänzende Wendungen gebrauchen ſollte, der verſtehe ſie wie im Flug zu treffen; und der Fürſt, durch dieſe Bemerkung beleidigt, verwickelte ſich mit ihr in einen lebhaften Streit, unter welchem ich mich genug ſammeln konnte; und da ich endlich urtheilte, das weibliche Genie habe allen Glanz, alle Feinheit und Zartheit der Diction wie durch einen Inſtinkt, indem auch das glückliche Talent des Mannes ſich ſolche Vorzüge der Sprache erarbeiten müſſe, war nicht nur der Streit beigelegt, ſondern der Fürſt drückte mir vergnügt die Hand, und aus dem Geſicht der Fürſtin verſchwand aller Schatten.

Die Stimmung, worin mich der Brief der Geliebten verſetzt hatte, löſete ſich in eine Freude auf, die mich nicht mehr hinderte meiner mächtig zu ſein, aber alle meine geiſtigen Kräfte beflügelte. Ich erinnere mich nicht mehr, worüber, und was ich ſprach, wahrſcheinlich über Italien, wohin mich immer die Fragen der Fürſtin führten, aber gewiß ſprach ich mit der friſchen beſeelenden Einbildungskraft, womit mich Agnes erfüllt hatte. Die ganze Geſellſchaft ward feuriger geſtimmt, und der Fürſt ergriff wie begeiſtert den Taſſo und begann die herrliche Epiſode von Olint und Sophronie. Niemand, fiel ſeine Gemahlin mit einem halb ſcherzenden, halb ſchneidenden Ton ein, Niemand, dächte ich, hätte ein Recht die Stanzen zu leſen, als der Marquis, geben Sie ihm das Buch. Sie ſah mich dabei mit ihren großen ſchwarzen Augen flammend an, und er reichte mir mit empfindlichen Zügen und etwas zögernd den Dichter.

Ich brauche nur Taſſo's Stanzen zu hören, und meine Seele wird wie der italieniſche Himmel; alle die Abende, wo ſie mir über die Wellen zutönten, ſtreiten ſich um meine Beſonnenheit; und nun, den Buſen voll Liebe, ſollte ich die göttlichſten Stanzen des Dichters über welches Schickſal der Liebe vortragen. Die einzige Seele in der Geſellſchaft, die mich, wenigſtens die Leidenſchaft in dem Dichter verſtand, war die Fürſtin. Unwillkührlich richtete ich darum alle Worte an ſie, zu ihr konnten meine Blicke um ſo freier ſprechen, da ich die Verſe ſo gut wie auswendig wußte, und der ſtarke Wechſel von Empfindungen in ihren Zügen, in ihrer Farbe, riß mich zu immer lebhafterem Ausdruck hin.

Der Marquis machte hier eine Pauſe und ſah die Abbés an. Mit dem unbeſchreiblichſten Lächeln, das mir vorgekommen iſt, ſcharf und doch anmuthig zog es ſich über ſeine feinen Lippen, fuhr er halb fragend fort: die geiſtlichen Herren ſehen ſchon eine neue Geliebte im Geiſt, und wirklich, Alles ſpielt ja wieder zuſammen, wie in der Geſchichte meiner Liebe, die ich bisher erzählte. Die Stanzen der Dichter klingen wieder in die Herzen, und eine ſchöne, geiſtreiche, ſelbſt ſchwungvolle Frau, ich will es mit einem Worte frei geſtehen, die Fürſtin hatte unverkennbar eine Leidenſchaft für mich gefaßt.

War ſie auch jugendlich? fragten die beiden Abbés. Wenigſtens in blühendem Alter, und ſchön, wie es eine Herrſcherin ſein muß. Ihre Augen befahlen gleichſam die Wolluſt, wozu die ſinnliche Fülle ihrer Reize einlud, ohne der Würde der hohen Geſtalt Eintrag zu thun. Arme Agnes! riefen die Beiden, eine ſolche Frau und eine Fürſtin eine Souveraine. Bei allen unſren Liebeshändeln iſt uns nicht gelungen, einer Souveraine Meiſter zu werden, und doch haben wir uns oft damit unterhalten, wie ergötzlich es ſein müſſe, eine Herrin über Tod und Leben durch das ſüßeſte Leben zu unterjochen.

Hier bewegte ſich der Geſandtſchaftsrath auf ſeinem Seſſel, und ich konnte an ſeinem Geſicht nicht entſcheiden, ob ihn die Aeußerung der Abbés wie ein Gedanke an Majeſtätsverbrechen, oder eine Art von ehrgeiziger Lüſternheit in Unruhe ſetzte.

Es ward ſehr ſpät, erzählte der Marquis weiter, ehe uns die Fürſtin jenen Abend entließ. Ich will genau beſchreiben, was durch meine Seele ging, als ich allein war, damit die Herren über meine Treue gegen Agnes richten können.

Sicherlich, fiel ich ein, blieb die ungekränkt, und unſere Abbés erwarten umſonſt eine neue Liebesgeſchichte. Was, Baron, entgegnete mir einer, hinweg mit ſolchen traurigen Vorahnungen von einer ſchäfermäßigen Treue, die den Marquis und uns um den beſten Genuß brächte. Ueberlegen Sie noch einmal den großen Gedanken, von ſeiner Souveraine geliebt zu ſein, von einer ſchönen und ſtolzen Fürſtin, die an Ehegemahl und Liebhaber in derſelben Minute Kronen ausſpendet. Kleidete ſie ſich mit Pracht, mit Geſchmack?

Ich merke, entgegnete der Marquis, die Herren zweifeln ſchon nicht mehr an meiner Untreue. Muß ich dieſe

Frage noch beantworten, ehe ich den Zuſtand meiner Seele ſchildern darf? Ja, ſie kleidete ſich, wie einer ſchönen Frau und einer Fürſtin geziemt. Ueber den wechſelnden Tand der Mode erhaben, war ſie immer in der Mode; aus den neueſten Erfindungen wählte ſie mit eigner Erfindung ſich einen Reichthum der Tracht, der immer in Harmonie mit ſich und mit ihrer eigenthümlichen Schönheit war. Prächtiges Geſchmeide ſchien ſie wirklich zu lieben, auf eine Menge der herrlichſten Shawls faſt eitel zu ſein.

Die Abbés konnten ihren Triumph über mich nicht verbergen, und nickten mir zu, als ob ſie fragen wollten: wer ſo Tracht und Haltung einer Frau beſchreibt, der liebte ſie nicht? Der Marquis wies ſie indeſſen ſchon durch die Wendung zurück, die ſeine Erzählung nahm.

Bereits jenen Abend, fuhr er fort, kam ich über mein Verhältniß zur Fürſtin ganz ins Reine. Zu jeder andern Zeit hätte ich mit Feuer ihre Leidenſchaft erwiedert, hätte ich ihre Trefflichkeit nicht blos eingeſehen, ſondern tief empfunden, und mein Ehrgeiz hätte dieſes Feuer muthig ergriffen. Jetzt war es ganz anders. Die Fürſtin und ihre Liebe konnten nicht vor Agnes, mein Ehrgeiz nicht vor meiner Liebe emporkommen. Ich habe mir nie die geringſte Mühe geben wollen, in der Leidenſchaft für eine Frau treu zu ſein, auch damals nicht, ich hatte kein Verdienſt dabei, ich mußte treu ſein. Gegen die ewig erneute Lieblichkeit in Agnes ſchien ſelbſt das Feuer der Fürſtin mir todt. Die Geliebte war eines mit meiner Phantaſie, war die nie ſchlummernde Schöpferin meines eigenen Weſens. Von ihr hing es ab, nicht von meiner Willkür, ob noch eine andere Geſtalt in mein Inneres gelaſſen werden durfte. Solche Nothwendigkeit der Liebe iſt die einzige Treue der Liebe; ich halte nichts von einer Treue, die durch Grundſätze ſoll feſtgehalten werden.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm hier in die Rede zu fallen. Zwar könnten nimmermehr, ſagte ich, Grundſätze zur Verſtärkung einer Leidenſchaft beitragen, aber ſie vermöchten viel durch Klugheit wider die Veränderlichkeit aller menſchlichen Neigungen, noch mehr durch das Gefühl von Pflicht, daß wir eine Leidenſchaft, die auch vor unſerer Einſicht gerechtfertigt iſt, feſthalten ſollen. Uns ſelbſt wären wir dies ſchuldig, denn der Adel der Natur gehe durch oft wiederholte Leidenſchaften zu Grunde; aber auch einem fremden Weſen wären wir dies ſchuldig, denn die erwiederte Leidenſchaft ſei nicht mehr unſer Alleingut, gehöre ſchon einem Vertrage an.

Bei dieſen Worten lachten die geiſtlichen Herren etwas ungezogen, und begriffen nicht, wie Leidenchſaft etwas Anderes ſei, als Luft und Licht, und irgend Jemand etwas Anderes bei ihr zu berückſichtigen habe, als ob ſie ihm wohlbehage oder nicht. Aber auch der Marquis wollte ſie ſchlechterdings für nichts Anderes als eine Naturerſcheinung gelten laſſen. Alle Tugend bei der Leidenſchaft beſtehe darin, daß man auch während ihrer Stürme die Geſinnung edel erhalte. Wolle ſie von uns ſcheiden, ſo müſſe man freilich wohlwollend genug ſein, um dem andern Theile zu wünſchen, daß ſie auch von ihm ſcheide; doch ſie feſthalten zu wollen, ſei ſelbſt gegen die Pflicht, weil es gegen die Möglichkeit ſei.

Und will ſie nicht laſſen von dem anderen Theile, erwiederte ich nicht ohne Heftigkeit, iſt das ſonſt ſo geliebte Weſen unglücklich, verzweifelt durch unſre Erkaltung, werden wir nicht zuſammenſchaudern über die Schuld, daß wir zu leicht an die Unmöglichkeit glaubten, das Feuer, wodurch zwei Menſchen beglückt waren, gegen fremde Eindrücke vor allmäligem Erlöſchen zu bewahren? Mir bleibt der Satz unerſchüttert: Grundſätze der Klugheit und Tugend können die Leidenſchaft nicht hervorrufen, aber können und ſollen ſie feſthalten, wenn ſie echter Art iſt.

Der Marquis ſah mich kalt an, die Abbés zuckten die Achſeln, und äußerten noch einige Hoffnung, daß das italieniſche Blut des Geſandten, wenig bekümmert um meinen Satz, auch ſeine wunderliche Nothwendigkeit der Treue bald entführt habe.

Doch erwähne ich auch, fiel der Marquis ein, daß meine Treue für Agnes wider eine neue Leidenſchaft, wider die Fürſtin, durch eine ſeltſame Nebenempfindung mit geſichert ward. Mir war ſo öde in allen Räumen, die ich betrat, bei Allem, was ich vornahm, daß ich Verdrießlichkeit und Unmuth über mich ſelbſt mir nicht bergen konnte und mein Ingrimm täglich zunahm.

Lohnſt du ſo, rief ich aus, die Seele der Liebe in ihrem Briefe? warum hängſt du nicht in Bildern der Seligkeit nach, welche ſie dir gegeben? nicht der Hoffnung, mit ihr allein, zum erſten Mal allein in der Freiheit der Natur, umſchwellt von der freudigen Fülle des Herbſtes, in Vollendung der Wonne zu ſchwelgen, wenn der Jubel der Winzer von den Bergen hallt und die Freude verkündet, die aus ihrer Ernte dem ſterblichen Geſchlecht erglüht?

Je feuriger mich dieſe Bilder für einen Augenblick hinriſſen, um ſo empfindlicher fragte ich mich wieder: warum iſt hier keine Dauer, warum iſt ſolche Lieblichkeit ſogleich wieder von der Oede in dir verſchlungen? Sonſt war es nicht alſo, und bei jenen ſchwachen Regungen, die du auch für Liebe hielteſt, wußteſt du Alles an ihnen in Erinnerung und Hoffnung klug zu genießen.

Ich ſann nach der Urſache, und ſie war gefunden: die Fürſtin war es mit ihrer verwünſchten Leidenſchaft. Durch ſie kam ich in eine Spannung, welche die Oede in mir feſthielt, mich hinderte, den Reichthum der Liebe anzuwenden. Dieſe Entdeckung erfüllte mich mit Bitterkeit gegen die unverſchuldete Fürſtin.

Die Abbés ſchüttelten etwas den Kopf, ſahen mich fragend an und mochten merken, daß ich ein wenig ungläubig ward, wie ſie. Der eine fragte den Marquis: woher aber die arge Spannung, da die Fürſtin Ihnen gleichgültig geblieben war? Marquis, die Erbitterung war ein gefährliches Symptom.

Eine Röthe ging über das Geſicht des Marquis und er entgegnete wie zweifelhaft: auch trat die Fürſtin bisweilen vor meine Phantaſie, wie ſie bei den leidenſchaftlichſten Stellen des Dichters erglühte, und vor allen, wie ſie mich entließ. Sie ſtand als Fürſtin, ſtolz und doch ein wenig das Haupt geneigt, und um ihre großen ſchwarzen Augen zog ſich ein Glanz von Zärtlichkeit, wie ihn nur ſchwarze Augen beim Licht der Kerzen haben.

Kaum hielten ſich die geiſtlichen Herren auf ihren Seſſeln, ſo erfreut waren ſie durch dieſen Zuſatz, der mir etwas ärgerlich war. Mir entging nichts von ihrer eigenthümlichen Schönheit, fuhr der Marquis mit ſchneidender Beſtimmtheit fort; doch meine Sinnlichkeit ſelbſt ward nicht im mindeſten dadurch aufgeregt, nach der erſten Jugendhitze flammt ſie nicht ohne die Einbildungskraft auf, und, wie geſagt, meine Herren, in meine Phantaſie und mein Herz ließ Agnes Bild keine andre Frau.

Meine Verſtimmung gegen die Fürſtin, weil ich ihr Schuld gab, daß ſich meine Oede nicht ausfüllen wollte, muß ihrem ſcharfen Sinne nicht unbemerkbar geblieben ſein; ſie benahm ſich in den nächſten Tagen weniger annähernd gegen mich, ohne daß ſie ſtolzer war, eine weibliche Empfindlichkeit ſchien ſie ferner zu halten. Ohne viel darüber nachzuſinnen, dachte ich jetzt daran, mich von dem Fürſten, der hitzig darauf losging, uns beide zu der Einheit eines ſchönen Geiſtes zu verſchmelzen, immer mehr loszuwickeln und den Cabinetsminiſter wieder herzuſtellen. Es gab dazu kein beſſeres Mittel, als wenn ich ihn empfinden ließ, daß ſeine angemaßte Genialität nichts vermochte, wodurch ich ihm gewiß noch viel drückender würde, als mein Vorgänger. Allein dies mußte doch ſehr vorſichtig und milde geſchehen, er konnte ſonſt leicht nach ſeiner Art zu gereizt wider mich werden und meiner ganzen diplomatiſchen Laufbahn in ſeinen Dienſten Eintrag thun.

Wiewohl der Geſandtſchaftsrath eben hier ſo aufhorchte, wie nur er konnte, an beiden Seiten ward ſein Kopf, wo die Ohren ſtehen, ſichtbar breiter, räuſperte er ſich ein wenig, und der Marquis mit ſeiner höflichen Gefälligkeit, die er am meiſten gegen ihn ausübte, fragte ihn, er habe was zu erinnern?

Der Rath erhob ſich ein wenig zu einer Art von Verbeugung und erwiederte: ſo geſpannt ich auf die Kunſt bin, womit ſich der Herr Miniſter aus ſolcher labyrinthiſchen Verwicklung gezogen, die ich zu meiner Verwunderung auf dem mir ſonſt wohlbekannten Terrain nicht vermerkt habe, liegt mir gleichwohl ob und ſei mir vergönnt, den verehrungswürdigen Oheim der vortrefflichen Gräfin Agnes in Erinnerung zu bringen, ob —

Freilich, unterbrach ihn der Marquis, hatte ich dem alten Staatsminiſter geſchrieben, und ganz ſo, wie ſeine Schlauheit mir angerathen, daß meine Wünſche kein höheres Ziel hätten, als den interimiſtiſchen Cabinetsminiſter in einen beſtändigen zu verwandeln. Die Antwort blieb gerade einmal ſo viel Tage aus, als ich nach meiner Ankunft gezögert hatte zu ſchreiben; und wie unſcheinbar ſah das Brieſchen aus, als hätte es ein Krämer dem andern über die Straße geſchickt.

Ich wußte nicht, was vorgegangen war, aber der Geſandtſchaftsrath mußte ſein kunſtreiches Intriguenſpiel zum Kartenmiſchen mit den Händen am Rande des Tiſches angehoben haben; denn die Abbés lachten laut auf und rieſen gegen einander: er trommelt wie ein junger Haaſe!

Ueber dieſe Vergleichung ſchien der Rath ein wenig betroffen zu ſein; doch hatte er etwas auf dem Herzen, das keine Empfindlichkeit aufkommen ließ. Jenes Brieflein, ſagte er gedämpft, war zweifelsohne im höchſten Grade confidentiel. Vielen äußerſt erprobten Diplomatikern habe ich abgemerkt, daß ſie ihre vertraulichſten politiſchen Eröffnungen ſich in den unſcheinbarſten Billets mittheilen, ohne Curialien, ohne ihr Wappen. Darum pflegte ich bei der Dienerſchaft der Geſandten von großen Mächten oder der Cabinetsminiſter an meinem Aufenthalt eine gewiſſe klingende Verführung nicht zu ſparen, daß ſie mir eben die unſcheinbarſten Brieflein ihrer Herren, die ſie austrügen, bringen ſollten. Er weiß, mein Freund, ſagte ich, daß ein ſolcher Papierwiſch nichts Bedeutendes enthält, es iſt nur meiner Neugier wegen. Hätte ich dann ein ſolches Briefchen, löſete die Oblate auf die wohlbekannte Weiſe, ſah das Blatt unbeſchnitten, nur abgeriſſen, wahrlich, meine Herren, meine Witterung iſt oft belohnt worden.

Wir lächelten alle über den Schalk, und der Marquis ſagte: aber der alte Graf hatte auf ſein Brieflein ein Siegel gedrückt, wodurch es faſt überflügelt ward, ohne Pomp konnte er ſogar nicht vertraulich thun. Geübter war ich, wie ehemals, ſeine Züge zu dechiffriren. Mühſam brachte ich heraus, daß der Fürſt den wohlbekannten Plan noch nicht wieder erwähnt habe, doch nicht aufzugeben ſcheine, auch in kalter Ungnade verharre. Ihm dagegen liege ob, die Krone ſeiner politiſchen Gedanken zur Vermählung ſeines Souverain nicht aufzugeben, und die Verhandlung darüber ſchreite glücklich fort. Wenn nur die Ueberſpannung von gewiſſen zwei närriſchen Leuten ſeine ſo tief combinirten Pläne nicht durchkreuzte. Inzwiſchen hoffe er auf volle Geneſung, denn zwei Actenſtücke, die von unſrem Hof mit meiner Unterſchrift eingegangen wären, verriethen deutlich, wie viel ich in einer gewiſſen Schule gelernt hätte. Er wünſche eine recht ausführliche Darſtellung meiner politiſchen Lage und des von ihm angerathenen Zieles meiner Wünſche, und welche ihm ſo zukomme, daß der Fürſt davon erführe. Auch könnte ich fallen laſſen, mir ſei unter dem Siegel der geheimſten Verſchwiegenheit mitgetheilt, an einem wohlbewußten Hofe denke man fern an eine Vermählung der Prinzeſſin mit ſeinem Souverain.

Alles richtete ich ein, wie der Alte es wollte. Schon am zweiten Tag nach Empfang ſeines Briefchens ſandte ich meinen Jäger als Stafette mit einem großen ſtattlichen Schreiben an ihn ab, und der Weiſung, daß er damit nicht geheim zu thun brauche. Beinahe hatte der Fürſt ſeine Ankunft früher gewußt, als er das Schreiben an den Staatsminiſter abgab, und durch den Brief, welchen er mir zurück brachte, erfuhr ich ſchon die Wirkung. Natürlich hatte der Graf von meiner Stafette geſchwiegen, und der Fürſt ſich nicht enthalten können, als der ſonſt ſo redſelige und darüber ſtumme Mann von ihm weggehn wollte, darnach zu fragen. Der Alte entgegnete, daß nur von meinen perſönlichen Angelegenheiten die Rede geweſen ſei, von Dingen, die der Aufmerkſamkeit ſeines Herrn nicht würdig wären; um ſo neugieriger ward der Fürſt, und der Miniſter mußte unverzüglich mein Schreiben holen. Nichts darin von Agnes, das Ziel meines diplomatiſchen Ehrgeizes fand den höchſten Beifall, der geheime Wink machte tiefen Eindruck; der alte Graf nannte mich ſeinen vortrefflichſten Schüler.

An die Geliebte hatte ich über die erklärte Abſicht des Fürſten, ſich mit ihr zu vermählen, mit der Wuth, die in meinem Innern kochte, vielleicht auch mit einigem Zagen, beſtimmt mit der Aufforderung geſchrieben, daß ſie ihren Oheim in ſeinem Widerſtande beſtärken ſolle. Mehr zu meiner Beſchämung, als zu meiner Verwunderung antwortete ſie auf das Alles nur mit den flüchtigen Worten: wäreſt du hier, ſo kümmerte dich ſolches Gewölk nicht.

Und ſchrieben Sie ihr von der Fürſtin? fragte ich. Vieles, entgegnete er, auch Vergleichungen zwiſchen ihr und derſelben, auch Verſicherungen, daß ſelbſt ſolche Frauen da keinen Eindruck machten, wo einzig ihr Bild wohne. Sie antwortete hierauf eben ſo flüchtig, erwähnte der Verſicherungen gar nicht, ſchrieb nur: die Fürſtin gefällt mir nicht, denn ſie weiß nicht ihrer ſelbſt willen zu leben.

In jedem Worte von ihr, ſagte ich, in jedem Zug iſt ſie ganz, mich freut, daß Agnes wieder in Ihre Erzählung eintritt.

Wahrhaftig, riefen die Abbés, ſie iſt werth, daß eine Fürſtin ihr geopfert werde, und doch wetten wir, es geſchieht nicht. Der Marquis brach auf und erwiederte, am nächſten unſrer Abende werden wir darüber aufgeklärt ſein.

Wir waren früh an demſelben verſammelt, nur der

Geſandtſchaftsrath ſäumte, wiewohl er ſonſt nie unterließ, früher als der Miniſter an Ort und Stelle zu ſein. Er iſt gewiß, bemerkte einer der Geiſtlichen, in einen Folianten über den Vitruvius vergraben. Welche Veränderung ging ſeit einigen Tagen mit ihm vor? Wo man hinblickt, da ſteht er, zu allen Tageszeiten, bald auf öffentlicher Straße, wo ein Stein vom Alterthum zu ſehen iſt, bald in der Peterskirche, in den Werkſtätten aller Künſtler, auf allen Galerien. Im heißeſten Sonnenſchein ſah ich ihn mit entblößtem Haupte vor der Säule Trajans, irre ich nicht, ſelbſt in einem Gallakleide, als wäre er bei dem leibhaftigen Cäſar zur Audienz. Sonſt ſah er, fiel der andere Abbé ein, die herrlichſten Denkmale des Alterthums kalt und hoffärtig an; Vaſen und dergleichen betaſtete er immer mit Naſerümpfen. Nun aber, da trete ich geſtern unvermuthet in ſein Zimmer, und finde ihn nicht nur unter allen möglichen Abbildungen des Alterthums, ſondern er hatte ſoviel Steine, Scherben, Gefäße aller Gattung um ſich her, daß ich ausrief: iſt hier ein hetruriſcher Gottesacker? und ſo lernbegierig über das Alterthum war er geworden, daß er durchaus von mir wiſſen wollte, wie ein hetruriſcher Gottesacker ausgeſehen hätte.

Hierüber erhob ſich unter uns, wie Homer ſagt, ein unendliches Gelächter. Der Marquis und ich hatten nichts von der Verwandlung des Rathes bemerkt, und die Abbés wußten keinen Grund davon anzugeben, als den einzigen, worauf er ſich ſelbſt einließe, die hohe Vortrefflichkeit des Alterthums. Allein der Geſandte behauptete, eine geheime

Urſache ſei im Spiel. So brav und treu der Mann gegen ihn geſonnen ſei, unterhalte er doch allerlei ihm verborgene Correſpondenz am Hofe, und habe viel Freude des Dienſteifers, noch mehr Kitzel daran, etwas auszuwittern, wovon in den Depeſchen noch nichts verlaute. Faſt möchte er vermuthen, der ſchöne Geiſt ſei wieder in den Fürſten gefahren, und wolle ihn auf eine Kunſtreiſe nach Italien treiben. Der Rath habe Witterung davon und bereite ſich vor, den Cicerone zu machen.

Indem trat derſelbe herein. Unſer Freund, rief einer der Abbés, muß wieder eine Dame des Herzens haben; in ſeinem Zimmer ſind geheime Dinge. — Plötzlich unterbrach ihn der Marquis, blickte den Rath ernſthaft an und ſagte: wir erwarten einen hohen Beſuch? dieſer ward ein wenig roth, zog die Schultern ein wenig in die Höhe, hob ſich ein wenig auf die Spitze der Füße, und fragte mit einem bedeutenden Lächeln: alſo beſtätigt die heutige Depeſche meine — hier räuſperte er ſich heftig, und wartete, was der Geſandte weiter ſagen würde, und als dieſer ſchwieg — unreifen Nachrichten, daß der durchlauchtigſte Herr ſchon im nächſten Monat — Hier in Rom ſein werde, ſetzte der Marquis hinzu. Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Mühe abnehmen wollen, demſelben die Denkmale des Alterthums zu erklären. Halb verlegen lachte der Geſandtſchaftsrath unter mehrern kleinen Verbeugungen in ſich hinein, die Abbés nahmen ihn in die Mitte, zogen ihn mit ſich fort, und verſicherten, ihn über hetruriſche Gottesäcker unterrichten zu wollen.

Sie führten ihren Scherz nicht lange fort, wie ſie Alles nur flüchtig berührten, und wir hatten ſämmtlich zu viel Eifer, uns zu unſrer Tafel zu ſammeln. Nach den erſten Erfriſchungen begann der Marquis weiter:

Der Fürſt verrieth mir doch etwas Empfindlichkeit, daß ihn ſeine Gemahlin bei unſren ſchöngeiſteriſchen Unterhaltungen ſo gar zurückſetzte, und ich immer die erſte Rolle übernehmen mußte; auch merkte ich, Sie wiſſen ja woran, ſo nichtige Dinge laſſen ſich kaum ſagen, daß ſchon ein Flüſtern ging, die Fürſtin ſei mir mehr gewogen, als billig. Mein Vorgänger regte ſich, und das war mir nicht unangenehm. Zu einer kleinen Eiferſucht war der Fürſt eben jetzt empfänglich. Ueberdies ſtand ich nicht an, durch ein paar allgemeine Fragen, wenn er von ſeiner genialen Gewandtheit in den Geſchäften ſprach, wenigſtens anzudeuten, daß wohl Jemand an ihr zweifeln könnte. Dies Alles zuſammen ſchien ihn zweifelhaft zu machen, ob wir wirklich zur Einheit geboren wären. Schon durfte ich wagen, ihm das Bild eines eigentlichen Geſchäftsmannes als etwas Herrliches aufzuſtellen, es war nicht nöthig, daß ich den Namen darunter ſchrieb, er mußte ſagen: das Portrait ſei der Cabinetsminiſter leibhaftig. Zwei Tage darauf lobte er dieſen ſchon als einen wahren Geſchäftsmann, und ſo mit meinen Ausdrücken, daß ich meine Arbeit nicht verkennen konnte. Noch einige Farbenmiſchung hinzu, ſo entdeckte der Fürſt ſelbſt die große Wahrheit, daß zur beſtändigen Leitung der politiſchen Geſchäfte von einem Mittelpunkte aus der Deutſche vorzüglich geeignet ſei, wenn gleich die

Geſchichte der Diplomatie lehre, daß Franzoſen und Italiener für die ſchlaue Verhandlung, für die Repräſentation auf den Poſten eines Botſchafters den Vorzug hätten.

So war bei dieſer ſchwachen Seele erreicht, was ich wollte; allein damit immer nur wenig. Jene Stimmung des Fürſten hatte zur Folge, daß er ſich von ſeiner Gemahlin etwas unabhängiger fühlte; ſo wie mir überhaupt nicht entging, daß der Ton am ganzen Hofe weniger ſtreng wurde, ſeitdem ſie mir ein leidenſchaftliches Wohlwollen bewies. Die Hoffräulein wurden munter mit allen ihren kleinen Vorſtellungen. Sie, Baron, kennen die Deutſchen weniger, als ich. Wenigſtens in ihren gebildeten Ständen taſtet man kaum irgend wo hin, ſo ſpringen durch den Druck kleine Ideale hervor. Ich hatte bisher nur Hoffräulein geſehn an unſrem Hofe; als aber jetzt der Fürſt begann mit ihnen geiſtreich zu thun, war dieſe ein altdeutſches Ritterfräulein, jene ein ſchöngeiſteriſcher Freigeiſt, die dritte ein naives Naturkind, und die vierte ein Notar. Für Augenblicke konnte mich das beluſtigen; die Urſache, warum ſich dieſe Erſcheinungen aufthaten, beluſtigte mich nicht.

Zwar behauptete die Fürſtin, ihrem Charakter gemäß, jede Linie der Würde in ihrem äußeren Betragen gegen mich, doch fühlte ſie, weil ſie in der ſtrengen Beobachtung Andrer nachließ, daß ſie in der Strenge gegen ſich ſelbſt nachgelaſſen habe. Je ſichtbarer mir dies wurde, je mehr verſchloß ſich mein Herz gegen ſie in Bitterkeit. Mein innerer Zuſtand war der unbehaglichſte von der Welt. Die

Intrigue an ſich, ohne daß die Neigung, ein ernſter Zweck, dabei beſchäftigt wären, hat nie für mich den geringſten Reiz gehabt. Bei dem Franzoſen geſchieht dies eher, als bei dem Italiener; und wie erbärmlich, aller Bemühung unwerth, ward mir meine Umgebung, wenn mir Agnes wieder ihr himmliſches Feuer geſandt hatte.

Sie empfinden, wie unangenehm mich der Antrag des Fürſten überraſchen mußte, daß ſich das Cabinet, ſo wie der ganze Hof, auf ſein Landſchloß in einer romantiſchen Gegend für einige Wochen begeben ſolle. Von ſeiner Gemahlin in die Freiheit gelaſſen, wußte er ſich, mit ſeinem ſogenannten Drange von Genie, gar keinen Rath, und glaubte mit den Hoffräulein wie ein ſiegreicher Gott in der Natur ſchwärmen zu müſſen. Vergebens häufte ich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten; und wie ich eben ſo vergeblich vorſtellte, daß man wenigſtens mich für das diplomatiſche Corps zurücklaſſen ſolle, entdeckte ich, daß der romantiſche Plan urſprünglich von der Fürſtin herrührte.

Es ging zu demſelben Thor hinaus, welches mich im Herbſt zu Agnes führen ſollte. Ich genoß die Natur mit dieſer Vorempfindung und kam heiterer auf dem Schloß an, als ich gehofft hatte. Sogleich in den erſten Stunden zeigte ſich, daß hier alle Etikette verbannt ſein ſollte. Wir leben hier im Stande der Natur, ſagte der Fürſt mit jener Uebertreibung von Feuer, die ohnmächtigen und regſamen Menſchen ſo leicht gewöhnlich wird; und zu meiner Beſtürzung ſetzte er in Gegenwart der Fürſtin hinzu: mein Blut ſtrömt ſchon heute ſo feurig, daß ich für Politik und

Diplomatik keinen Sinn mehr habe, behalten Sie dergleichen ganz für ſich, und bedarf es noch einer andern Meinung für Sie, ſo verweiſe ich Sie einmal für allemal an meine Gemahlin. Ich verbeugte mich ſtumm gegen die Fürſtin. Sie maß mich mit einem Blick, den ich nicht ganz verſtand, und ſagte mit einem geſchmeidigeren Ton, als ihr ſonſt eigen war: da muß ich im Gang der Geſchäfte bleiben. Beſſer, Sie kommen täglich zum Vortrag, am beſten in einer der früheſten Stunden, auch Politik treibe ich gern, wenn Alles noch friſch iſt. Sie können mich auf Spaziergängen vorbereiten, ehe Sie mit dem geheimnißvollen Schlüſſel das Portefeuille öffnen.

Armer Marquis! arme Agnes! riefen die beiden Abbés, und er fuhr fort: freilich, in einer ſo verzweifelten Lage war ich nie. Ich will nicht der vielen kleinen Künſte und Liſten gedenken, wie ich dieſen und jenen Tag, dieſe und jene Stunde mich der Vertraulichkeit mit der Fürſtin entzog; ich verſchweige nicht, wie ihr echt weiblicher Stolz, ſo oft ihre Leidenſchaft, eine zärtliche Abſicht hervorbrach, mir dabei zu Hülfe kam; ich beichte den geiſtlichen Herren und dem ſtrengeren Freiherrn, daß ich mitunter nahe daran war, der Zärtlichkeit einer ſo prachtvollen Frau und den wechſelnden Einſtrömungen des ländlichen Lebens zu erliegen. Dennoch geſchah es nicht, in ſechs Wochen eines ſolchen Lebens nicht, und ohne daß es zu einem Bruch, nur zu einer ausgeſprochenen Empfindlichkeit zwiſchen der Fürſtin und mir kam.

Wenn ich mich frage, wie dies möglich war, fällt mir dies und jenes ein. Das letzte Geheimniß der Wolluſt fehlte in der Fülle und Pracht ihres Weſens, und nach ihm ſucht und ſehnt ſich der Mann, der es einmal durch eine Frau kennen lernte, bei jeder neuen Bekanntſchaft mit Frauen. Jede Bewegung von Agnes ließ eine neue ahnden; bei der Fürſtin ſchien mit jeder das Leben abgeſchloſſen zu ſein. Wie die Geliebte auf ihren Gütern ſei, wußte ich, ohne ſie dort geſehn zu haben, ihr häusliches Bemühn, genügend und überſchauend, glich dennoch nur einem nothwendigen Ausfluß von Anmuth und Liebe; ſcharf und klug, faſt mehr vortreffliche Hausfrau, als einer Fürſtin geziemt, ordnete und berechnete dieſe auch das Landleben. Sie hatte einen reichen Sinn für die Schönheit der Natur, nur ward dadurch in ihrer Seele kein Reichthum geweckt; muſterhaft wußte ſie die göttlichſten Stanzen der Dichter zu ſagen, begriff, empfand auch ihre Schönheit, aber nie vernahm ich das poetiſche Echo.

Meine gefährlichſte Stunde mit ihr war an einem trüben Sommermorgen, als wir von einem Spaziergang, wo wir beide ziemlich ſtumm geweſen, in ihr Cabinet traten; ich ſollte ihr einige Papiere vorlegen. Sie ſaß ſchweigend und blickte ſtarr vor ſich hin. In ihrem Geſicht konnte ein gewaltiger Ausdruck von Schmerz ſein. Dann zog ſich ihre ſchöne Stirn ein wenig in die Höhe und wie in beginnenden Falten ergoß ſich der Schmerz in zwei halben Kreiſen um die Augen bis zum Mund hinab. Wie ein Geſpräch zwiſchen uns entſtand, weiß ich nicht mehr; genug, ſie ſprach zuletzt in herzzerreißenden Ausdrücken über die Qual eines Weibes, die mit einem Manne verbunden ſei, der nichts von ihr verſtehe, ohne daß ſie ihn verwerflich finden könnte. Ich fürchtete, daß ihre Erſchütterung in Weichheit und Zärtlichkeit überginge, und war doch ſo feſtgehalten, daß ich keinen Vorwand zum Weggehn zu erſinnen wußte. Endlich ward ihre Rührung ſo heftig, daß ſie ſelbſt mit bebendem Laut, abgewandtem Geſicht, mir ſagte: gehen Sie! und nur mit der Hand eine Bewegung gegen mich machte. Langſam zog ſie dieſe wieder an ſich, als ich die Thür öffnete. Ich war ſo bewegt, daß es nicht meine Kraft iſt, wenn ich nicht zurücktrat und die Hand innig ergriff. Ein glückliches Ungefähr rettete mich und zog mich fort.

Was zuletzt aus wiederholten ähnlichen Scenen geworden wäre, wollte das Schickſal uns nicht anheim ſtellen. Den folgenden Tag ließ mich der Fürſt früh zu ſich rufen: meine Vorträge ſollten nun wieder bei ihm, oder wenigſtens in ſeiner Gegenwart gehalten werden.

Ich hatte längſt gehofft, daß die genialiſche Ungebundenheit, worin ſeine Kraft ſchwelgen ſollte, mit Unluſt und Ueberdruß enden werde, zumal da er mir ſchon in den erſten Tagen zugewinkt hatte, wie wenig die Hoffräulein ſeinen Schwung verſtänden, und er jedesmal, wenn die eingeladenen Gäſte das Schloß geräumt hatten, wenigſtens gegen mich, ſeinen genialiſchen Genoſſen, ſich zu dehnen pflegte, mit dem Ausruf: die langweiligen Sippſchaften!

Allein ich irrte mich, da ich blos der Langeweile das Verdienſt anrechnete, ihn zu den Geſchäften zurückzuführen.

War ihm etwas zugeflüſtert, oder behandelte ihn ſeine Gemahlin zu ſehr obenhin, oder hatte die Langeweile ſeine Scharfſichtigkeit vermehrt, mein Fürſt war eiferſüchtig. Die unkluge Heftigkeit, wie er ſeine Eiferſucht verrieth, beluſtigte mich, die Fürſtin aber ward ärgerlich darüber und behandelte ihn noch viel unglimpflicher. Ihren Verdruß, daß ich ihm ſo wenig Grund zur Eiferſucht gegeben, mußte er vielleicht mitentgelten.

Er übte nun ſeinen kriegeriſchen Witz und war zu meiner größten Freude und Sicherheit reich an Erfindungen, ſeine Gemahlin und mich wie zwei Mächte, die gegen ihn zuſammentreten wollten, auseinander zu halten. Dadurch entſtand das verdrießlichſte Leben, und Alle fanden es ihrem Vortheil gemäß, in die Stadt zurückzukehren.

Dort erhielt ich bei meiner Ankunft ein Schreiben des alten Grafen, das noch confidentieller ausſah, wie ſeine vorigen. Zuerſt mythologiſche Anſpielungen von Juno und ihren Anbetern, die ich ſo ſchwer enträthſelte, wie die Schrift. Darauf Ausrufungen, auf welches unverſuchte Meer voll Klippen ich die Diplomatie hinauswagte. Ihm ſei es recht, ſo bedenklich ſonſt wäre, es ſich auch mit dem Staatsrechte nicht gut reimen ließe, daß ein Staatsdiener ſeine Souveraine lieben wolle. Ueber die Diplomatie ginge nichts, und vor ihr hätte auch, wie ein Kenner der politiſchen Hiſtorie wiſſe, das Staatsrecht immer die Segel ſtreichen müſſen. In der kurzen Zeit, da ich in ſeiner Schule geweſen, hätte er keinen ähnlichen Fall, wie der meinige, wegen bekannter Umſtände erleben können. Weil ich aber des erprobteſten Taktes von politiſcher Weisheit nun äußerſt vonnöthen hätte, beſchwöre er mich, bei der hohen Beſtimmung, die er mir zugedacht habe, vor einer Unterredung mit ihm keinen Schritt weiter zu thun. Er wolle ſelbſt das Staatsruder auf ein paar Tage verlaſſen, und auf halbem Wege mit mir zuſammentreffen.

Soviel ſchloß ich nun wohl aus dieſem Briefe, daß dort in die Reſidenz, oder wenigſtens zu dem Staatsminiſter eine Sage von einem Verhältniß zwiſchen der Fürſtin und mir gekommen ſei, und mußte alſo auch vermuthen, daß es an ähnlicher und ganz ausgeſprochener Sage bei uns ſelbſt nicht fehlen könne. Jetzt fiel mir das Geſicht wieder ein, womit der Cabinetsminiſter erwähnte, daß während ſeiner Verwaltung die Conferenz ſo ſelten in Anweſenheit der Fürſtin gehalten ſei. Wahrſcheinlich ging die Sage zuerſt von ihm aus, durch unſer Landleben war ſie unvermeidlich groß gewachſen. Ich war nicht mißvergnügt darüber, und ſah in dem Allen nur eine Fügung der Umſtände, wodurch ich gegen den Herbſt erlöſet ward. Nur ein leiſes Auftreten, und der Cabinetsminiſter ſollte wieder hergeſtellt werden, und mir die Wahl unter den Geſandtſchaftspoſten freiſtehn.

Daß dieſes mit dem Fürſten leicht zu machen war, brauche ich nicht zu erwähnen. Aber es hatte auch den Anſchein, daß mich die Fürſtin nicht halten werde. Seit jenem Augenblick der Erſchütterung auf dem Lande ſchien ſie über ihre Neigung entſchieden zu haben, und ich geſtehe meine Schwäche, ſie war mir ſeitdem gefährlicher. Der

Cabinetsminiſter trat allmälig in die Geſchäfte wieder ein, hatte Wochen lang das Portefeuille, durfte ſogar in ihrer Gegenwart ein paarmal vortragen. Alles ging vortrefflich und ich zählte ſchon die Tage, wann ich frei ſein würde. Ich konnte es ſo einrichten, daß ich wenigſtens den Herbſt für mich anwenden durfte und erſt zum Winter auf einen auswärtigen Poſten ging.

Kein Menſch kann weniger abergläubiſch ſein, als ich, doch geſchieht mir bisweilen, daß irgend eine Erſcheinung meine Phantaſie befängt und mich mit einem Mißmuth anficht, worüber ich verdrießlich und doch nicht Herr werde. An einem Morgen, da ich zum Fürſten gehe, der Herbſt war ſchon angebrochen, und ein dürrer Staubwind fuhr über den Schloßplatz, ſehe ich von den Appartements der Fürſtin her einen kleinen buckligten Mann kommen, der einige Bücher unterm Arm trug. Wie er noch ziemlich fern von mir iſt, beſchreibt er ſchon einen halben Bogen, und zieht den Hut ab. Das blaſſe, feige, tückiſche Geſicht mit rothen Augenbraunen fiel mir unangenehm auf, und die hagern Beinchen ſchritten zu der Verbeugung mit ſolchem Umſchweif aus, daß nicht viel fehlte, ſo fiel der großmächtige Buckel auf mich zu. Ich vergaß den Kleinen in den erſten Tagen, doch einige Zeit nachher, da ich ſchon an Aufräumung meiner Bücher denke, um zur ſchnellen Abreiſe gerüſtet zu ſein, tritt die Geſtalt mir immer wieder vor die Erinnerung. Endlich hatte ich es ſo weit gebracht, daß über meine Beſtimmung entſchieden war, und ich die erſten Monate frei hatte. Wie ich einem Secretair meine Bücher zum Einpacken anweiſe, und die ſondre, welche ich mit zu Agnes nehmen wollte, kommt mein Jäger mit der Nachricht, es melde ſich ein Mann mit ſeltenen Ausgaben von alten Griechen und Römern und von italieniſchen Dichtern. Ich laſſe ihn hereinführen, und mein Buckligter ſteht leibhaftig vor mir. Nach einigen Worten über ſein Geſchäft frage ich ihn, ob er der Fürſtin Bücher verſchafft habe? Ich hätte ihn vor einiger Zeit von ihren Zimmern her kommen ſehen. Aber der Kleine verſicherte, daß er zum erſten Mal und nur ſeit geſtern in dieſer Stadt ſei. Er habe ſich zuerſt in mir einen Gönner erwerben wollen. Ich ließ es gut ſein; doch dieſe abſcheuliche Figur nun gar in einer doppelten Exiſtenz zu wiſſen, machte ſie mir noch widriger. Der Secretair verſicherte, daß der Mann wirklich erſt geſtern angekommen ſei, und wußte nichts von einem früheren, ihm durchaus ähnlichen.

Mir hatte geſchienen, als ob von dem Tage an, da ich das buckligte Ungethüm in dem Schloßgange ſah, die Fürſtin mehr von mir abgewandt wäre, wie bis dahin. Sie ließ, und offenbar nicht mit Wohlwollen, mitunter die Frage fallen, mit dem Studium welcher Dichter ich meine Zeit ausfüllen würde, bis ich wieder diplomatiſch beſchäftigt ſei?

Indeß kümmerte mich dies Alles wenig unter dem Jubel, womit Agnes den nahenden Tag unſerer Wiedervereinigung begrüßte. Der Fürſt trennte ſich ſo von mir, daß ich merkte, er glaubte ſich mir verpflichtet; der Cabinetsminiſter war mein warmer Freund, weil es durchaus nicht ſchien, als verdanke er mir ſeine Wiederherſtellung, und die Fürſtin ſagte in der letzten Audienz kein bedeutendes Wort, als daß ſie ihr Vergnügen äußerte, ihren Couſin bald mit der Nichte ſeines alten, würdigen Staatsminiſters vermählt zu ſehn; ſie wenigſtens finde darin keine Mißheirath. Mit, und vielleicht ohne Faſſung ſchied ich hinweg.

Ich hatte verſchiedene Gegenden angegeben, wo ich die erſten Monate verweilen wollte. Nicht ganz ſorglos ſchlug ich den Weg nach der Grenze ein, wo es zu Agnes Landgute ging. Die Worte der Fürſtin waren nicht ohne Eindruck auf mich geblieben.

Ihrem Oheim hatte ich auf ſeinen letzten Brief erwiedert, daß die Thatſache, deren Vorausſetzung ihn zu Aeußerungen einer ſo unſchätzbaren Freundſchaft veranlaßt hätte, in das mythologiſche Gebiet gehöre, deſſen der Eingang ſeines gelehrten Schreibens erwähne. Darauf keine Erwiederung weiter von ihm, und Agnes hatte mir arglos, wie immer, ununterbrochen geſchrieben. Doch kannte ich den Widerwillen der Fürſtin, an der weiblichen Schwäche, die dem Hörenſagen nachgeht, irgend Theil zu nehmen. Der Dämon in mir wollte mir wohl einflüſtern, die Geliebte wird wie der Oheim von einem Verhältniß zwiſchen dir und der Fürſtin gehört haben. In ihrem letzten Briefe wußte ſie offenbar noch nichts davon, doch der war ſechs Tage alt; wie, wenn ſie im Verdruß über deinen Wankelmuth ſich raſch zu einer Heirath mit dem Fürſten entſchloſſen hätte? So beſeſſen war ich freilich von meinem Dämon nicht mehr, ſolche Einflüſterungen nicht wie die ſeinen zu erkennen, und noch zu verwechſeln, wie Agnes empfände, und wie ich. Ich entdeckte ſelbſt zu meinem Vergnügen, daß dieſe Unterſcheidung, dieſe Selbſterkenntniß klarer und ſicherer geworden ſei, ſeitdem ich der Neigung der Fürſtin nicht erlag.

Hier ergriff ich die Hand des Marquis und konnte mich nicht enthalten zu ſagen: ſo wahr iſt, daß man reine und ſchöne Seelen um ſo mehr erkennt, je reiner man ſelbſt wird.

Und die Buckligten, fielen die Abbés ein, ſtanden ſie nicht wie Kobolde hinten auf Ihrem Wagen?

Das nicht, entgegnete der Marquis; aber denken Sie ſich mein Befremden, in dem letzten Dorfe vor Agnes Landſitze will ein kleiner Wagen bei mir vorbeifahren, und ich ſehe meinen Buckligten wieder darin ſitzen, von Packeten, ohne Zweifel mit Büchern umgeben. Ich rufe ihn an, meine Vermuthung war richtig, der Reiſende handelte mit ſeltenen Büchern. Da er mich nicht zu kennen ſcheint, äußere ich, daß er bei mir geweſen ſei, ich dieſes und jenes Buch von ihm erſtanden habe; er leugnet Alles. Ich meine, ſo iſt er vielleicht der erſte geweſen, den ich im Schloſſe ſah, doch der Reiſende verſicherte, es nie betreten zu haben. Welche Abſicht die beiden letzten Buckligten haben konnten mir vorzulügen, begriff ich nicht, und überdies beſann ich mich, daß der zweite Bucklige noch zwei Tage vor meiner Abreiſe in der Reſidenz Geſchäfte getrieben habe, mir alſo nicht gut jenſeit der Grenze auf der Straße dorthin wieder begegnen konnte.

Mit dieſem letzten verſchwand jeder Schatten eines unangenehmen Eindrucks. In ein paar Augenblicken waren wir zum Dorf hinaus, und nun that ſich eine Gegend auf, ſo lieblich und ſo überraſchend erhaben, ſo geordnet, angebaut und ſo wild romantiſch, daß man alles Schöne der Natur und Kunſt zugleich genoß, ohne an irgend etwas, wie die Natur allein zu denken. Hier iſt Agnes! ſagte ich zu mir voll Entzücken; und bei Nachfrage fand ſich, daß wir auf ihrem Grund und Boden waren. Es ſchien mir nicht möglich, im Wagen zu bleiben, ich befahl, daß er mir langſam folge, und wandelte in ſeliger Zufriedenheit, wie in einer Heimath.

Die Geliebte wußte nicht genau, wann ich käme. Wie oft glaubte ich, ſie aus einer Schluft hervortreten zu ſehen. Wie oft ſchlug mir ungeſtüm das getäuſchte Herz, wenn an ferner Höhe irgend eine Geſtalt herabging. Lange war ich durch ein Thal gewandelt, raſcher zog es mich bergauf, ich hoffte bei jedem Schritt ihr Schloß zu entdecken; doch wie ich oben war, führte es wieder waldig bergab, und gegenüber zogen ſich unendliche Weingärten hin, ohne daß ich irgend einen anſehnlichen Bau wahrnahm. Mich wunderte, daß ich faſt gar keine Arbeiter ſah, die Weinleſe war kaum begonnen, und die Sonne war noch hoch genug am Tage.

Wie ich auf den äußerſten Vorſprung hinaustrat, wo ſich das Gebüſch ins Thal ſenkte, ſah ich ſeitwärts hinauf hoch in den Lüften ein ſchattiges Bild, worin ich nach und nach Trümmer erkannte. In jene Gegend mußte ſich auch der Strom ziehn, den man vom Schloß ſah, und doch entdeckte ich nichts von dieſem.

Ohne meine Leute abzuwarten, eilte ich ſeitwärts in das Gebüſch und traf bald auf einen breiten gebahnten Weg, der in Abſätzen wie von Felsſtück zu Felsſtück hinaufging. Die Trümmer blickten immer deutlicher auf mich herab, und plötzlich, indem ich wieder eine Stufe erſtiegen, ſtrahlte mir das Schloß entgegen, die ſinkende Sonne hatte es mit einem Feuermeer überſtrömt.

Ich weiß nicht, wie lange ich ſtand, der Anblick feſſelte mich ſo, daß ich der Geliebten ſo nah nicht vorwärts ſtreben konnte, die Kraft der Bewegung, der Athem verſagten mir. Die Wonne war Schmerz geworden, heftig und raſch folgte ein Thränenſtrom; und nun trieb mich ein ſolcher Tumult von Jubel vorwärts, daß ich wie ein Raſender auf dem Schloß erſchienen wäre.

Allein die leichteſten, fröhlichſten Melodien kamen von dort und ſtimmten mich ſanfter. Doch ſie ſollte, fühlte ich bei mir, jetzt nicht durch ſolche Freude zerſtreut ſein, nur für die Einſamkeit iſt ſolches Wiederſehn geeignet.

Schon ſah ich hin und wieder ein ländliches Paar durch die Gebüſche wandeln, ich unterſcheide Tanzmuſik, die ich von Agnes ſelbſt in vorüberrauſchenden Momenten gehört; gewiß gab die Gütige ſchon ein Feſt der Weinleſe.

Ich ging ſo verſtohlen, wie möglich, damit mich die Landleute nicht wahrnähmen und ihr die Ankunft eines

Univ. Bibl. München

Fremden meldeten. So kam ich nahe an den Tanzplatz, wo ſich das fröhlichſte Schauſpiel entwickelte.

Vergebens ſuchten meine Augen ſehnſüchtig Agnes, ſie war nicht in den Gruppen der Freude. Breite prächtige Stufen führten zu der Halle des Schloſſes hinan, auch dort war es rege von geſchmücktem Landvolk, doch ſie war auch dort nicht. Meine Blicke ſuchten an jedem Geſchoß hinauf, ich wollte die Fenſter entdecken, aus welchen ſich die geliebte Geſtalt gewöhnlich zur befreundeten Natur hinausbog, und das fröhliche Summen der Winzer rief mich aus den Träumereien zurück.

Da verwandelte es ſich ſchnell in das fröhlichſte Aufjauchzen; Agnes kam die Stufen herab, von zwei blühenden Bäuerinnen begleitet; und kaum war ſie auf dem Tanzplatz angelangt, ſo nahm ein Winzer mit ſchneeweißen Haaren, der fröhlichſte von allen, ihre Hand und führte ſie zutraulich auf einen Sitz in der Mitte des Platzes. Sie hieß ihn ſich zu ihr ſetzen.

Anfänglich ſammelte ſich Alles umher, doch zu meinem Glück zogen die raſcheſten Melodien auf ihren Befehl die Menge wieder zu Paaren aus einander. Da ſaß ihre liebliche Geſtalt wieder unverdeckt vor mir. Ich ſtand in einem dunkeln Winkel, hinter Birken und Buchen, auf deren Wipfeln nur noch etwas Licht war, wie ſtark die Abendſonne auf dem andern Flügel des halben Kreiſes von Bäumen brannte. So hatte ich Agnes nie geſehn. Ein dicker Kranz von Weinlaub hielt ihre Locken feſt, mit welchen der Abendwind ſpielte; im leichten, ſchneeweißem Kleide war die ſchlanke Geſtalt wie aus der Götterwelt, wo die Unſterblichen die Freudenfeſte der Sterblichen beſuchten. Ich hatte gewähnt, meine Phantaſie und Beobachtung habe endlich alle Erſcheinungen erſchöpft, worin meine Liebe ſie wahrnehmen könnte, und nun war ſie mir wieder ganz neu, nun mußte ich mich gewöhnen, auch die Sagen der Alten mit ihr vereint zu denken.

Auf ſie zueilen, ſie überraſchen, das fühlte ich wohl, ginge nicht, das wagte ich nicht, ohne zu wiſſen, warum ich es nicht wage. Ich ging unbemerkt nach dem Seitenflügel, und trug einem der Dienerſchaft auf, ihr zu melden, ein Bekannter aus der Reſidenz ſei zum Beſuch eingetroffen, und folgte ihm faſt auf den Fuß. Kaum hatte Agnes ſeine Botſchaft gehört, ſah ich ſie erglühn, raſch aufſtehn, ihre Augen ſuchten mich, ſahen mich mit einem unausſprechlichen Blick, und plötzlich war ſie wieder gefaßt, ging mir ein wenig mit nur höflichem Anſtand entgegen.

Ich mußte ſogleich Theil nehmen an der allgemeinen Freude. Sie beſchäftigte ſich nicht mit mir beſonders, ich ſchien gekommen zu ſein, um ſie als Wirthin zu unterſtützen. Doch welche Augenblicke, ſchwer von dem Glück der Liebe und des Wiederſehns, riſſen ſich immer gedrängter von der allgemeinen Freude los!

Einzelne Blicke, einzelne Laute, flüchtige Anſpielungen auf die Vergangenheit, nur von uns verſtandene Andeutungen auf die Zukunft, unbemerktes Streifen ihrer Hände bei einem wirthlichen Geſchäft, einer Freundlichkeit gegen die Gäſte, jede ihrer Bewegungen, die mir ſo wohl bekannt und ſo neu waren, jede Regung der blühenden Lippen, die bei ſolchem Wiederſehn unberührt bleiben mußten, ihr Buſen, deſſen Fülle von Liebe und ſchwellender Sehnſucht das ländliche Gewand nicht mehr halten konnte, wie ſoll ich alles Einzelne nennen, eine Vorſtellung von meinem Zuſtande zu geben? Nun wünſchte ich, das Feſt möchte ewig dauern, und nun verwünſchte ich Alles, um endlich allein mit der Geliebten zu ſein.

Als der Mond aufgegangen war, gab ſie dem alten Winzer ein Zeichen, und gleich nachher brach die Muſik auf, zog unter die Bäume hinein, ihr folgten die Paare, die Einzelnen, kleine Volksgruppen unter den mannichfaltigſten freudigen Tönen.

Plötzlich war es ſtille auf dem Platz vor dem Hauſe, und der Jubel, der hier entſtanden war, klang immer ferner und ferner. So lange die Weinleſe währt, ſagte Agnes, veranſtalte ich ihnen am Ende der Woche ein Feſt, im Grunde nur eine Vereinigung der kleinen fröhlichen Scenen, welche ſie mir alle Abende während der Weinleſe geben. Du haſt mich, ſetzte ſie leiſer hinzu, als Wirthin überraſcht, und noch mein Haus nicht geſehen.

Sie rief einen Bedienten zu leuchten, der mit den Kerzen ſchon unter der Halle wartete, nahm traulich meinen Arm; mit dem herrlichſten Gefühl von Befriedigung ging ich mit ihr die Stufen hinauf zu ihrer Heimath.

Alles war hier in einem ungleich größeren Styl, als ihre Wohnung bei dem Oheim, und Alles verſtärkte mir den Eindruck, welchen ſie mir ſelbſt machte. Die Freiheit und Selbſtändigkeit ihrer Seele war hier äußerlich ausgeprägt, der ganzen Umgebung aufgedrückt.

Ich war nicht nur ehrfurchtsvoll, ſondern mir ſo wenig ſelbſt überlaſſen, ſo wenig dreiſt gegen die Geliebte, daß mich keine Erinnerung unſerer Abende, unſerer Nächte, auch nur flüchtig ermuthigte.

Sie führte mich ſogleich an den offenen Flügel eines Fenſters nach der hinteren Gegend zu. Mich erſchreckten faſt die Trümmer, wie ſie ſo nah im Mondlicht ſo rieſenhaft und vertraulich, als gehörten ſie zu uns, herabblickten.

Sie neigte ſich etwas vorwärts, als wollte ſie mein Auge führen, und indem ich ihr nach ſeitwärts ſah, ſchlug mir ein unnennbares Gefluthe von Glanz und Licht entgegen. Bis dahin verſteckt, nahm der Strom dort eine neue Richtung und eilte mit den lebendigſten Wellen ſo weit hinab, ohne ſich durch Schlängeln zu ſäumen, daß das Auge nicht das Ende ſeiner Wendung erreichte.

Von manchen Trümmern dehnte ſich ein Schatten an ſein Ufer, wie die Vorzeit ſelbſt. Mich überwältigte die Erinnerung an mein erſtes inniges Geſpräch mit Agnes, wir beugten uns unwillkürlich zurück, ſie lag in meinen Armen, an meiner Bruſt. Deine Vorzeit, rief ich aus, iſt meine geworden: die Trümmer den deutſchen Strom hinab, die Volksgeſänge ſind es, die von alten Zeiten hier ſprechen.

Nur einen Augenblick dauerte dieſe innigſte Wonne.

Wir hörten Schritte in den anſtoßenden Zimmern, das Abendeſſen ward angekündigt. Wir redeten wenig bei demſelben; in uns, in unſere Liebe ſtill verſenkt horchten wir auf Geſänge, die fern herüber tönten. Es iſt der Balladenton, ſagte Agnes, und für mich waren ſie Lieder der Vorzeit, was auch ihr Inhalt ſein mochte. Sie hob die Abendtafel bald auf, weil es ſpät geworden ſei. Auf dem Lande, ſagte ſie lächelnd im Beiſein der Bedienten, iſt kein Schwärmen, als am hellen Tage erlaubt. Mit einer höflichen Verbeugung gegen mich, befahl ſie, mir in meine Zimmer zu leuchten.

Ich ging, und ein Gemach nach dem andern, ein Gang nach dem andern, trennten mich immer weiter von der Geliebten. Dies däuchte mir wunderlich. „Du biſt unter einem Dache mit ihr, und wirſt ſchwerer zu ihr gelangen, als über die Straßen, den Schloßplatz, das Thor hinaus, den Garten hindurch."

Endlich langte ich in meinen Zimmern an, ſie waren auf dem entgegengeſetzten Flügel, und ein unbekanntes Labyrinth, durch welches Verſchwiegenheit und Liebe unmöglich zur Nacht den Weg finden konnten, hielt mich fern von der Geliebten. Mein Jäger und Kammerdiener wohnten in der Nähe, ſonſt ſchien dieſe ganze Hälfte des Schloſſes unbewohnt. Ich unterſuchte die mir angewieſene Zimmerreihe, ihre Verzierungen, ihre Meublen, ich wollte ſchlechterdings hier nicht in der Fremde ſein, irgendwo mußte ich Agnes entdekken; und in einem runden Salon fand ich Seſſel mit wunderſchöner Stickerei, worin ich ſogleich ihre Phantaſie, ihre geliebten Finger erkannte. Das Sofa ſchien verhüllt zu ſein, weil es ſo ſtand, daß das Licht ſtark darauf fallen mußte; ich trete näher hinzu und ſehe ihr Tuch von ſanftgrauem Cachemir mit den ſeidenen Blumen, ich riß es an mich, meine Lippen; die Stickerei, die es auf dem Sofa beſchirmt hatte, war ebendieſelbe, die es im Stickrahm bedeckte, als ich neben dem Geſchwirr der Aſſemblee in ihrem täglichen Zimmer die wollüſtigſte Stunde verbrachte.

Zufriedner war ich nun, heimathlich auf einmal in der Fremde; doch das Verlangen der Liebe glühte in meinem Herzen. Ich wollte es ſtillen durch den Anblick der Natur, und ward wieder unmuthiger, als ich hier nichts von dem ſah, was ich von ihrem Flügel aus erblickt hatte. Nur fernhin ragten blaue Berge, vor mir dehnte ſich ein Thal mit dem mildeſten Charakter, mancherlei Baumgruppen erkannte ich in ihrer Verſchiedenartigkeit ſelbſt im Mondlicht; kein Laut, als das geſchwätzigſte Rieſeln von Bächen. Ich war abgeſchloſſen von den Trümmern, von dem Strom, von der Gegend, aus welcher ſein Lauf kam.

Die Nacht verging mir unter unruhigen Bildern und Träumen in einer ſüßen Unbehaglichkeit, doch gegen Morgen ſchlief ich wie in dem ruhigſten Licht ein und begrüßte beim Erwachen den hellen und rings muntern Tag, der ſich ſchon ganz aus den Herbſtdüſten losgewunden hatte, mit einer ſo heiteren Seele, wie der durchſichtige Herbſthimmel ſelbſt, mit ſeinem gediegenen Glanze.

Im Salon fielen die Sonnenſtrahlen neben dem Sofa auf einen zierlichen Schrank, als wollten ſie mich aufmerkſam machen, daß ich ihn zur Nacht überſehn hätte. Ich öffnete ihn, und fand die wohlbekannten Dichter, durch welche Agnes ſo oft und ſo zärtlich zu mir geſprochen hatte. Begierig ſuchte ich nach allen Stellen der Art; da lagen Blumen, Aehren, Blätter, ſo wie Frühling und Sommer vorgerückt waren, hie und da bezeichnend zerſtreut, ſelbſt an den Herbſt erinnerten einige, und faſt noch friſche Blätter ſchienen zu verrathen, daß bis zu dem Tage meiner Ankunft dieſe Bücher in ihren Händen waren.

So beſchäftigt fand ich gleichwohl, daß es gar zu lange daure, bis ich zum Frühſtück mit ihr eingeladen würde. Endlich geſchah's, ich eilte dem Bedienten, der mich den Weg führen ſollte, vorauf, und er rief mich ein paarmal von einer unrechten Thüre zurück. Mein Herz bebte, wie wenn ich ihrer Liebe noch nicht gewiß wäre, als die Thüre zu dem Saal aufging, wo ſie ſein ſollte.

Selbſt in ihr habe ich nie eine ſolche Friſche wieder geſehn, wie dieſen Morgen. Wie könnte ich ſie mit Roſen im Morgenthau vergleichen, mit irgend etwas, das ſie nicht ſelbſt war?

Keine Diener beläſtigten wie am Abend durch ihre dauernde Gegenwart. Ich danke Dir, ſagte ſie, daß Du geſtern vor meinen Winzerinnen mich nicht ohne alle Vorbereitung überraſchteſt. Du weißt, wie frei ich über Meinung und Gerede des Stadtvolkes wegging. Hier aber, mein Freund, hange ich von der Meinung meiner Landleute ab; thue ich etwas, das unrecht ſcheinet, ſo thun ſie etwas Unrechtes.

So ſehr ich ſie darum ehrte, entgegnete ich: Agnes, wie gedenkſt Du Dein Verſprechen zu halten? Haſt Du den erſten vollblühenden Frühlingsmorgen vergeſſen, als Du den Ungeſtümen von Dir triebeſt?

Schweig, Geliebter, rief ſie, jeder Zeitpunct des Lebens hat ſein Recht, und die Liebe behält ihr Recht gegen jeden. Doch laß uns nichts mit Gewalt verſuchen, hier bin ich nur durch die unbeſcholtenſte Sitte etwas.

So wird auch das Erſehnteſte, das wir uns mit der genaueſten Sicherheit ausmalten, ganz anders, wie die Bilder waren. Am fernſten lag meinen Vorſtellungen von unſerem Landleben Feier und Brauch der Kirche, und nun beim Frühſtück ſagte Agnes unerwartet: Du bedenkſt wohl nicht, daß heute Sonntag iſt? und noch lächelnder fügte ſie hinzu: Du biſt gewiß Katholik? und hier iſt man Calviniſt. Wir müſſen uns aufmachen, es iſt Zeit, kleide Dich geſchwind an, wir fahren zuſammen in die Kirche. Ich wollte in Lachen ausbrechen, doch ſie wiederholte haſtig mit freundlichem Ernſt: geſchwind, daß wir ja nicht den Anfang des Gottesdienſtes verſäumen. Was war zu thun? Als ich neben ihr im Wagen ſaß, dachte ich nichts, als wie ſchön ſie ſei.

An den Abbes merkte man einige Bewegung, und der Geſandtſchaftsrath rollte verlegen ein paar groß runde Augen, wie er pflegte, wenn er ſich eines Andern ſchämte und es verbergen wollte. Marquis, ſagte einer der geiſtlichen Herren, von Diplomatie und Liebe begann Ihre Erzählung, und wie meiſterhaft fuhr hier unſer Freund in dem Geiſte fort; wollen Sie endigen mit Kleriſei und Liebe? wahrhaftig, ſo muß er mit ſeiner Herzensdame an den Traualtar.

Spöttiſch und muthig blickte der Marquis und ſagte: warten Sie nur, mit der Kleriſei iſt es nicht genug! und ich hörte ihn mit Herzensfreude weiter reden.

Agnes trat mit einem ſo feſten, frommen Geſicht in die Kirche, daß ich zum erſten Mal fromm wurde. Durch mein Leben war ich gewöhnt, die kirchliche Feier wie jedes andere Ceremoniel zu nehmen, ich hatte mich um nichts dabei, als um die Art der Repräſentation bekümmert. Für Gott und das Univerſum hatte ich meine Philoſophie, womit ich ausreichte in Zerſtreuung des Weltlebens. Selbſt der Schwung ſchöner Kirchenmuſik, wie ſehr er mich rührte, brachte mir nicht den ſchwächſten Anklang von Frömmigkeit. Vom proteſtantiſchen Gottesdienſt hatte ich gar keine Vorſtellung, als daß er das traurigſte, nüchternſte Ceremoniel ſei.

So ſitze ich reuiger Sünder neben Agnes in dem Kirchenſtuhl, von der frommen Gemeinde wie ein Bekannter und Glaubensgenoß angeſehn, viele der hübſchen Geſichter, die ich geſtern beim Tanze ſah, nickten mir ein freundliches Willkommen. Nur ſobald Orgel und Geſang anhuben, hatte jedes den Ausdruck einer Madonna.

Ich ward immer frömmer und frömmer, doch weiß ich nicht, ob es ein heiliger Schauer war, der mich rührte, wenn ſich Agnes zu mir neigte, mich irgend worüber zu bedeuten. Ernſthaft, mit Theilnahme hörte ich der einfachen Predigt zu, und pries die Menſchen glücklich, die ſo verſtändig und ſo vertrauensvoll mit Gott zu ſprechen wüßten, wiewohl mein Univerſum mir dabei ſeltſam im Kopf herumging.

Als der Gottesdienſt geendet war und Agnes unter vielerlei freundlichen Reden mit den Nebengehenden, Umherſtehenden in den Wagen ſtieg, befahl ſie gegen den Strom hin zu fahren. Du mußt, ſagte ſie mir italieniſch, einen Blick auf meine Lieblingsanlagen thun. Jetzt ſiehſt Du nur gelbes und röthliches Laub, und Alles hat ſo ſchön geblüht durch unſre Liebe. Das ſüßeſte Gekoſe entſtand nun in der Sprache meines Vaterlandes, und indem unſere Rede die höchſten Freuden der Zärtlichkeit ausdrückte, durfte ich nur verſtohlen mit dem Arm den ſchönen Leib berühren, deſſen Wonnen ich ſo innig kannte.

Pfeilſchnell flog der Wagen dahin unter dem hellſten Himmel, durch die erquickendſte Luft, an den erſten Abhang der Anlagen, die zu den Trümmern hinaufführten. Wir ſtiegen nur auf Augenblicke aus, ich erkannte Alles, wie ihr erſter Brief es geſchildert, und wie ihre Idee die Gegend verändert haben mußte.

Nun wieder in den Wagen, rief ſie, als ich mich genauer umſehn wollte; wir müſſen noch dort um den weiten Vorſprung des Berges, nur einen Blick auf den Strom von der Wieſe, unter den Büſchen, die von ihm getränkt werden, man wird da ſogleich mehr Freund mit ihm, als wenn man von oben und fern auf ihn hinabſchaut.

So geſchah's zu meinem Entzücken; wo ſie mit mir ſtand, mit mir ging, war mir heimathlich zu Muthe. Dann trieb ſie wieder vorwärts. Ich muß zu Hauſe ſein, wenn unſre Gäſte kommen, ſagte ſie. Die ſind? — Der Paſtor nebſt Frau, nebſt zwei Nichten, nebſt fünf Kindern. Ich mußte ein langes betrübtes Geſicht machen, denn ſie lachte laut auf.

Das ſei vermaladeit! riefen die Abbés und ſprangen beide zugleich auf, da ſehe man den proteſtantiſchen Glauben. Wäre Ihre Gräfin rechtgläubig, ſo wären zwei Geiſtliche, wie wir, vielleicht wir ſelbſt, der Gaſt geweſen, und, Marquis, glauben Sie, die alte Agnes wäre die Wirthin. Fünf Kinder! die vermaladeite Prieſterehe! Und die Nichten?

Blühende Geſichtchen, gleich den ſchönſten Aepfeln, Alles derb und rund, und ſich einander ſo ähnlich, wie unſere geiſtlichen Freunde.

Die Abbés ſprangen ſchnell auf ihre Sitze zurück, und dies eine Mal habe ich den Geſandtſchaftsrath über den Anſtand hinaus lachen hören.

Und wir hatten, fuhr der Marquis fort, ein geiſtvolles Mittagsmahl. Der Prediger war unterrichtet, ſprach ein ſanftes, helles Deutſch, was man in Deutſchland nicht oft hören ſoll, und weil Agnes am liebſten von Zügen aus ſeiner Gemeinde hörte, theilte er uns Beobachtungen, Bemerkungen mit, welche mir ganz neu waren, mir ſogar den Eindruck machten, als habe der Sinn des Pfarrers zu der neuen Haltung von Agnes beigetragen. Seine beſcheidene Hausfrau miſchte ſich nur ein, wenn ſie ſeinen Erzählungen irgend einen Zug hinzuzuſetzen wußte; unbelebt blieben die Nichten, bis etwas Lächerliches erzählt wurde. Dann ſtießen ſie ſich unvermerkt an, ſahen ſich an, Spott und Lächeln in allen Geſichtszügen, wiederum das leibhaftige Ebenbild unſrer Abbés. Natürlich war ich galanter gegen ſie, und erzählte ihnen, ſo wie der Prediger oder Agnes ſchwiegen, eine Luſtigkeit, daß ſie ſich zuletzt nicht mehr halten konnten, ſelbſt anfingen komiſche Dinge zu erzählen, und wirklich allerliebſt.

Hatte ich den Marquis lieber gewonnen, als ich zuerſt nordiſche Empfindſamkeit an ihm entdeckte, ſo ſtieg er jetzt noch viel höher in meiner Gunſt, wie er dieſes unſchuldige Leben, den frommen Gottesdienſt der Landleute, die neuen Tugenden der Geliebten ſo innig aufnahm.

Der Abend, ſprach er weiter, wenigſtens ein paar Stunden des Abends glichen durchaus unſren alten Freuden. Wir brachten Bücher zuſammen, die Unterhaltung durch Leſen durfte Niemand ſtören, es konnte keinen Argwohn veranlaſſen, wenn dann alle Dienerſchaft entfernt gehalten wurde.

Wir machten zum Geſetz, daß wir Alles von den Dichtern wieder genießen wollten, was wir während unſerer Trennung einzeln genoſſen hatten, wir rechneten dabei auf ein langes Zuſammenſein; denn, wie dieſen Abend, mochte es immer gehn. Geſpräch und Gekoſe und die Traulichkeiten der Liebe ließen ſelten einen Ton der Dichter aufkommen. Agnes war unerſchöpflich an Holdſeligkeit und Muthwillen, und ich konnte es nicht einmal dahin bringen, daß es zu einer ernſthaften Unterhaltung über die Fürſtin gekommen wäre.

Was will die von mir? ſagte ſie lachend, um meine beiden Verehrer Krieg mit mir haben? Du weißt wohl nicht einmal, daß mein Fürſt ehemals heftig in ſie verliebt geweſen iſt, ſie ihm auch nicht abgeneigt, und irgend eine dumme Politik hat dieſe beiden ſtarren Naturen auseinander gehalten und jede mit einer ſchwächlichen Empfindſamkeit verehlicht.

Am folgenden Morgen, ſo hatte ich mir vorgenommen, wollte ich mich früh aufmachen und in der Gegend umherſchwärmen, um nach und nach alle heimliche Schönheit derſelben kennen zu lernen; mich ahnete wohl, daß Agnes ſie nicht ohne Begleitung mit mir durchſchwärmen werde. Allein zu meiner Verwunderung war es im Schloſſe ſchon wach, als ich erwachte, ein fröhliches Treiben und Rufen erinnerte an beginnende Arbeit, und Agnes kündigte mir an, als ich zum Frühſtück gerufen war, daß ich an den wirklichen Geſchäften und Zerſtreuungen, die während der Weinleſe täglich mehr drängten, emſig Theil nehmen müßte.

Wie entzückte mich dieſe Theilnahme, ſobald auch ſie gegenwärtig war; aber grauſam genug ſchickte ſie mich bisweilen fort mit einem Auftrag an entferntere Winzer, ich merkte wohl, alsdann, wenn ihre Anweſenheit irgend in der wirthlichen Obhut da nöthig war, wo ich ſie ſchicklicher nicht begleitete. Unausſprechlich reizend war ſie, wenn ſie in der Vorhalle ſaß, umgeben von zierlich geflochtenen Körben, hieher und dorther Winzerinnen kamen und ausgezeichnet ſchöne Trauben brachten, die gefunden waren. Hochgeſchürzt die runden weißen Arme, ein Meſſer vom blankſten Stahl in der Hand, wählte ſie wieder die ſchönſten aus der Fülle der Trauben, aus welchen der Wein quillen ſollte, der ſich durch eigne Schwere und Reife ergoß, ohne von der Kelter zu wiſſen. Wenn dieſe Trauben auf das Stroh gelagert wurden, verwandte ſie kein Auge davon, die übrigen wies ſie dieſer und jener Schaffnerin an, zu vielerlei Sorten von Weinen, deren Namen ich nicht einmal behielt. Sie aber erinnerte an die Regeln der Behandlung eines jeden, und empfahl jeglichen ſo ſorgſam, daß man fühlte, wie wehe es ihr that, die heitere Gabe der Natur durch Menſchenhand verwahrloſet zu ſehen.

So waren drei glückliche Tage in ländlichem Geſchäft und Liebe vergangen, und wir hatten noch keinen weiteren Ausflug gemacht, ſelbſt die Trümmer oben noch nicht beſucht. Doch Agnes wollte, daß ich die überhaupt nicht ſehen ſollte, nicht früher, als im künftigen Sommer, wann ſie wieder mit blühenden Roſen ausgefüllt wären: durch alle diplomatiſche Hinderniſſe zu brechen, und dann bei ihr zu ſein, mußte ich ihr auf das förmlichſte verheißen.

Sie betrachtete mich oft mit einer ſolchen Befriedigung und ſichern Heiterkeit, als würden wir uns nie wieder trennen, und aus einzelnen Zügen errieth ich, wiewohl ſie es nie ausſprach, daß ſie hoffe, im Zauber des häuslichen Lebens ſollten jene Grundſätze einſchlummern, die mich von ihr ſchieden, und ihr für Grillen galten.

Auch ſagte ich mir ſelbſt, nicht ohne Seufzen, zur Nacht auf dem einſamen Lager und wenn ich am Morgen ſehnſuchtsvoll die Arme nach ihr ausſtreckte: wäreſt du nun ihr Gemahl, welches Leben der herrlichſten Erfüllung! Aber wenn mein Blick auf die reichen Beſitzungen hinausfiel, wenn ich die überſchwänglichen Vorräthe aller Art ſah, die aus ihren Gütern zuſtrömten: ſo empfand ich tief, daß ich nicht frei, und ohne Freiheit wird Alles eitel, von dieſer Fülle genießen könnte, wenn ich nicht zu eignem ähnlichen Reichthum die Geliebte zu führen vermöchte, wenigſtens nicht ſelbſtändig durch eigne Habe wäre.

Vielleicht, ſchmeichelte ich mir, erlaubt ſie dir wenigſtens die Wintermonate im diplomatiſchen Dienſt zuzubringen, wenn dir gelingt, für den Sommer ſtets frei zu ſein; und wie ſollte das nicht bei dem Anſehn, in welchem du jetzt bei deinem Hofe ſtehſt?

Wir überließen Beide unſre geheimen Gedanken der ſtillen Entwickelung, als ſie plötzlich von den unerwartetſten Erſcheinungen durchkreuzt, von gewaltſamen Auflöſungen bedrängt wurden.

Ich hatte mich nach dem Mittagsmahl kaum in meine Zimmer zurückgezogen, ſo ließ mich Agnes ſchon wieder rufen. In zwei Stunden, rief ſie, iſt Deine Fürſtin hier. Wie? ſtotterte ich, und weiß ſie, daß ich hier bin? Sie hat es mir nicht ſagen laſſen, lachte Agnes. Eine Reiſe zu ihrer Tante führte ſie in der Nähe vorbei, ſie ſei ſo bezaubert von der romantiſchen Schönheit der Gegend, welche der Ruf noch nicht genug preiſe, daß ſie mich bitte, ſie auf einen Tag bei mir aufzunehmen. Wer brachte die Botſchaft? fragte ich haſtig. Ein Hofjunker, der ſeiner Gebieterin ſogleich wieder entgegenfuhr. Du biſt ſo träumend? geſchwind, Du mußt Dich umkleiden und Deiner Gebieterin auch entgegen.

Dieſer Ausdruck, dieſe Zumuthung ſetzten mich in Feuer und Flammen. Iſt es nicht genug, rief ich aus, daß ſie mich den ganzen Sommer gequält hat, daß ſie mir nicht den Frieden ließ, mit Deinem lieben Bilde, mit der Abweſenden zu ſein? was will ſie von mir, was begehrt ſie von Deiner Gegenwart? hindern ſoll ſie mich hier wahrlich nicht, meine Liebe ſoll ſich frei ergießen, ich will keine Rückſicht mehr nehmen; und wenn ich mich vor der beſchränkten Unſchuld Deiner Bäuerinnen bezwungen habe, ſie ſoll meine Leidenſchaft in der ganzen Stärke ſehn. Vor ihr will ich gefliſſentlich meine volle Seligkeit ausbreiten, um welche ſie mich bringen wollte, welche die Thörin wähnte geben zu können.

Agnes ſank mit Thränen an meine Bruſt. Ich drückte ſie heftig an mich und ſagte bitter: jetzt bin ich frei, kein Diplomatiker! und ſetzte ſachter hinzu: jetzt wenigſtens nicht — und die Geliebte ſah mir freudig ins Geſicht, drohte und wiederholte dann bedenklich: jetzt wenigſtens nicht —

Sie empfangen will und kann ich nicht, fuhr ich fort, indem ich ſie losließ, beleidigen will ich ſie auch nicht, ich gehe ſogleich auf die Jagd und komme vor Abend nicht zurück.

Aber in dieſer Wildheit? lächelte Agnes, laß es mein armes Wild nicht zu ſehr entgelten. Werde ich Dich alſo bei der Fürſtin melden müſſen?

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß ich keinen Sperling noch Haſen ſchoß. Nur nach einem Standpuncte ſuchte ich, von welchem man die Landſtraße überſehen könnte. So leicht mir war, bei Ankunft der Fürſtin vom Hauſe weg zu ſein, hatte ich zugleich die größte Ungeduld wieder zurückzukommen.

Vielerlei Vermuthungen gingen mir durch den Kopf, warum die Fürſtin dieſen Beſuch mache? Daß ſie von meiner Anweſenheit wiſſe, da ſie von meiner Liebe nichts wußte, ſchien mir unglaublich; am wahrſcheinlichſten blieb, daß die Neugier ſie herführe, die vermeinte Braut ihres Vetters zu ſehn, und ihres alten Liebhabers, wie ich von Agnes wußte. Jetzt erſt fiel mir ein, ob eine ſo ſtolze Frau, die wirklich auch den Ahnenſtolz im höchſten Grade beſaß, und eine auf Liebe, die einmal ihr angehört, ſo eiferſüchtige Frau, eine Vermählung des Fürſten mit Agnes ſo ganz unbefangen für keine Mißheirath nehmen würde. Daß ſie dies ohne Anlaß verſicherte, kam mir nun verdächtig vor, ließ mich ſogar fürchten, ob ſie von meiner Verbindung mit Agnes etwas wiſſe? In welcher Abſicht kam ſie dann hieher?

Der Boden brannte mir unter den Füßen, ich mußte hin, ich mußte mich ſogleich als Augenzeuge darüber aufklären. Aber die Fürſtin war noch nicht da? In dem Augenblick ſteigt von der Landſtraße ein mächtiger Staub auf, ein Wagen mit vielen Roſſen wirbelt ſich mit ihm fort, andere traben nach; und ich wandte mich, um nicht zu ſpät nach der Fürſtin hinzukommen.

Immer langſamer ging ich vorwärts, wieder beſorgt zu früh anzulangen, und ſchlug unwillkürlich Pfade ein, die mich gegenüber jener Anhöhe führten, wo ich den erſten Abend in das Thal herabkam, und mich ſeitwärts nach den Trümmern hinwandte. Wollte ich nun nicht Umwege machen, ſo mußte ich von derſelben Seite wie damals bei dem Schloſſe ankommen.

Ich gehe näher und näher, keine ſanfte Muſik tönt mir entgegen, widerlich ſchallt einzelnes Rufen von Kutſchern und Vorreitern. In dem Gebüſche keine wandelnden Paare, die Hoflivree ſchimmerte hie und da durch das Strauchwerk. An dieſem Orte konnte mir kein Anblick ekelhafter ſein.

Wie ich ganz nahe war, fiel mir ein, daß ich Agnes von meiner Nähe benachrichtigen könnte, und ich ſchoß mein Jagdgewehr ab. Athemlos kam mir mein Jäger entgegen, um mir die Ankunſt der Fürſtin zu melden Ich befahl ihm laut, daß der Kammerdiener mich umkleiden ſolle, und eilte heftig nach meinen Zimmern, ohne das Hofgeſindel anzuſehn. Agnes hatte mich ſchon eingeladen; ich ging, während des Ankleidens völlig geſammelt, und entſchloſſen, der Fürſtin nicht die geringſte Blöße zu geben, und hinter ihre Abſicht zu kommen.

Sie empfing mich mit dem leichteſten Ton. Darf ein Politiker ſo laut ſchießen? war ihre erſte Frage; und vor Allem, wenn er als ländlicher Eremit verborgen ſein will? Aber es geht mir wie Ihnen, aus dieſer Gegend konnte ich nicht wegkommen. Und da findet man eine Wirthin — Sie nahm freundlich Agnes Hand und ſah ſie mit Wohlgefallen an.

Mir wurde leicht und heiter, und ich hätte der Fürſtin wohl zutrauen ſollen, daß ſoviel Geiſt, Anmuth und Liebenswürdigkeit den günſtigſten Eindruck auf ſie machen würden, mit welcher Stimmung und Abſicht ſie gekommen ſein mochte. Ueberhaupt hatte ſie den Zug in ſich, irre ich nicht, ſo habe ich vergeſſen ihn zu erwähnen, daß ſie trotz der Härte und Herrſchſucht in ihrem Charakter ſich durch Eigennutz und Leidenſchaft nicht verleiten ließ, den Vorzügen Andrer Gerechtigkeit zu verſagen. Hier nun gar, dies beobachtete ich in der erſten halben Stunde, war ſie nicht blos gerührt von den herrlichſten weiblichen Vorzügen, ſondern ſie hatte auch in Agnes das harmoniſche Element gefunden, um welches ihre ſchroffere Natur vergebens bemüht war, warum allein ſie, ohne es zu wiſſen, ein immerwährendes Mißbehagen empfand.

Es wollte ſich nicht ſchicklich fügen, daß ich dieſen Abend Agnes unter vier Augen ſprach, und ſo erfuhr ich nicht, ob die Fürſtin von meiner Anweſenheit ſchon gewußt, oder mit welchem Geſicht, mit welchen Aeußerungen ſie die Nachricht davon aufgenommen hatte. In unſrer langen, lebhaften Unterhaltung verrieth ſie nichts; doch konnte ich es nur für geſellſchaftliche Feinheit halten, daß ſie weder auf die Vermählung der Gräfin mit dem Fürſten, noch auf ein Verhältniß zwiſchen uns anſpielte.

Am andern Morgen, da ich mich anſchickte, in ihrem Vorzimmer anzufragen, ward mein Frühſtück in meine Zimmer gebracht, es hieß, die Fürſtin und die Gräſin frühſtückten zuſammen, auch ohne die Hoffräulein. Ich mußte mich darein ergeben, und wartete ziemlich mürriſch, wie ſich der Tag weiter entwickeln ſolle. Nach einer Weile ließ mich die Fürſtin rufen, ſie war ſchon wieder allein.

Wenige flüchtige Worte waren gewechſelt, ſo ſagte ſie: Marquis, Sie kennen die Gräſin ſchon längere Zeit, und konnten von ſolchen Vorzügen nicht ungerührt ſein. Warum haben Sie ihrer nie gegen mich gedacht? Da hätte ich geeilt, ſie früher kennen zu lernen, hätte nicht gewartet, bis ein glückliches Ungefähr — doch nicht ein Ungefähr, mit Abſicht bin ich hierher gekommen. Ich war begierig, die Dame zu ſehen, welche mein Vetter in unſre Familie zu erheben gedenkt.

Auf dieſe Wendung war ich nicht gefaßt, wiewohl ich ſie zuerſt hätte erwarten ſollen. Der Eindruck, daß Jemand Agnes anſah als entſchieden nicht mein Gut, war mir ſo ſchmerzlich, als hätte ich ihn zum erſten Mal, und doch hatte ich ebendieſelbe Anſicht von ſo vielen Zungen, von einem ganzen Publicum ſo häufig, ja von der Fürſtin ſelbſt ſchon einmal hören müſſen.

Sie blickte mich ſcharf an bei den letzten Worten. Mich verdroß überdies, daß irgend Jemand in der Welt ſich herausnahm, Agnes abſichtlich, gleichſam prüfend ſchauen zu wollen, und ich erwiederte ziemlich froſtig: der Anblick der Gräſin entſchuldige mich hinreichend, daß ich ſie Perſonen, die ſie nicht geſehn, nicht hätte beſchreiben wollen; ich wüßte, daß der Vetter der Fürſtin auf den Glanz ſeiner fürſtlichen Ahnen viel gäbe, aber mir ſchiene, daß unſre liebenswürdige Wirthin gar zu lebendig für einen publiciſtiſchen Maßſtab ſei.

Wie dieſe Worte heraus waren, freute ich mich, daß ich weder über das Verhältniß des Fürſten, noch das meinige zu Agnes, auch nur eine Spur von meinem Innern verrathen habe, und ſetzte freundlicher hinzu, ich könnte der Abſicht, warum die Fürſtin den kleinen Umweg gemacht habe, es nicht genug danken, daß ich Augenzeuge von der erſten Freude zwei ſolcher Frauen an einander wäre.

Dieſe Wendung nahm ich ohne Falſchheit. Mir hatte am vorigen Abend geſchienen, daß Agnes nicht nur mit ihrer gewöhnlichen reinen Güte die wirklichen Vorzüge der Fürſtin ſehr hoch und mit Neigung aufnahm, ſondern auch eine höhere Idee davon faßte, als billig, wenigſtens, als mir lieb war. Mir däuchte, ſie ſtellte ſich ſelbſt etwas in Schatten gegen dieſelbe, und das war mir unerträglich.

Betrogen hatte ich mich nicht, das erfuhr ich ſogleich, wie mich die Fürſtin entließ. Ich meldete mich bei Agnes und traf ſie allein. Sie ſprach mit vielem Feuer über die Trefflichkeit der Fürſtin, meinte, daß meine Schilderung von ihr nicht billig geweſen ſei. Ich beſtritt es nicht, ſondern wiederholte nur das wahre Wort über dieſelbe, welches ſie ſelbſt geſchrieben hatte.

Sie lebt mehr ſich ſelbſt als Du denkſt, entgegnete Agnes mit ihrem leichten, unnachahmlichen Aufziehn der Augenbraunen; und wie ſollte ſie nicht, bei dem feſten Takt ihrer Gefühle, ihrer Gedanken, den ich nicht genug bewundern kann.

Ich nahm lächelnd ihre Hand mit den Worten: weil ſie den unwandelbaren Takt hat, entſteht ihr das Herrlichſte und Schönſte in Dir: überſchätze ihn nicht, weil er Dir fehlen muß.

Allein ich drang heute nicht durch; daß die Neigung der Fürſtin mich wenig gerührt hatte, ſchien ihr die Geliebte vergütigen zu wollen, und ſeltſam genug ſah ich eine kleine Verſchwörung gegen mich anheben, von welcher ich mir nie hätte träumen laſſen.

Ich war noch bei ihr, als eine Stafette von ihrem Oheim kam. Sie las und lachte: wer weiß, was wir hier noch erleben! rief ſie aus. Der Oheim iſt außer ſich, das Project ſeiner Vermählung des Fürſten ſei nahe daran zu ſcheitern, und nichts, behauptet er, wäre Schuld, als unſer verrücktes Liebesweſen. — „Ich hätte mein Werk gekrönt, meine Meiſterſchaft in der Politik, das ganze Land jubelte über die fürſtliche Braut, ich wäre die Bewunderung aller Menſchen, legte als Wohlthäter der fürſtlichen Familie, ja Wohlthäter der fürſtlichen Familie! das Staatsruder aus den Händen, wenn nicht zwei ſonſt ganz geſcheidte Leute die Verrücktheit hätten, ſich mit Ach und Weh über die Trennung das Herz zu zerknirſchen, da ſie warm neben einander ſitzen könnten.“ — Agnes berichtete mir dann weiter aus dem Briefe, daß vorgeſtern der Fürſt wüthend gegen den Oheim erklärt habe, er wolle ſich ſchlechterdings mit ihr vermählen, wenigſtens, ohne ihr Urtheil gehört zu haben, an keine weitere Betreibung ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin denken. Da folgen allerlei Dinge, die ich auf das angekündigte fürſtliche Schreiben antworten ſoll, ſagte Agnes, indem ſie den Brief zuſammendrückte. Und nun, Geliebter, arbeiten wir wieder ein diplomatiſches Actenſtück zuſammen? Du hilfſt mir doch bei der Antwort? Nun keine Conferenz weiter. Ich muß mit der Fürſtin und ihren Hoffräulein ausfahren, zu Mittag ſehen wir uns wieder, ſei ſo liebenswürdig, wie geſtern Abend.

Ich war nicht auf dem Wege zur Liebenswürdigkeit, der Fürſt war mir zu hartnäckig in ſeiner Bewerbung, und ſie ſchien mir wieder furchtbarer, ſeitdem die Fürſtin der Geliebten ſo nahe ſtand. Verdrießlich ſtellte ich mich ans Fenſter, die Damen einſteigen zu ſehn. Sie waren alle vier ſchneeweiß gekleidet, der offene Wagen flog mit ihnen fort, hin und wieder an den Höhen ſah ich ihn wieder im Gebüſch; wie das flüchtigſte weiße Wölkchen entfernten ſich die Frauen immer ſchneller. Der Anblick hatte gewiß nichts Trauriges, und gleichwohl faßte ich allerlei Grillen, als ſähe ich dort ein Sinnbild meines flüchtigen Glückes. Unmuthig über dieſe Grillenfängerei ſetzte ich mich zu Pferde und flog auch in das Weite hinaus. Meine Streiferei brachte mich ein paarmal in die Nähe des Wagens: dann vermied ich ihn abſichtlich, überließ mich aber wirklich mit Fleiß den heiterſten Eindrücken der Natur; ich wollte zum Mittag liebenswürdig ſein, wie Agnes befohlen hatte.

Es mochte mir gelingen. Die Fürſtin ſuchte ihren

Geiſt auf das blendendſte zu zeigen, und war ſo liebenswürdig, wie ihr möglich; Agnes fand ſie bewundernswürdig, und nahm das Beſte, was ich vorzubringen wußte, mit geringerem Beifall auf. Sie ſelbſt vergeudete faſt geniale Gedanken und Empfindungen, wie es ihr ging, wenn ſie ſich einer gewiſſen Hingebung überließ, und erſchien ſo prächtig in ihrem natürlichen Reichthum, daß mich nur ein ganz leiſer Verdruß über ihr Hinneigen zur Fürſtin anwandelte.

Um ihn ſchnell zu unterdrücken, nicht ſpüren zu laſſen, warf ich meine Laune auf eine der Hoffräulein, eben die, welche die altdeutſche Ritterdame ſpielte. Die bizarrſten Vorſtellungen und Einfälle über das Mittelalter folgten Schlag auf Schlag, und die Fürſtin ſetzte dem armen Fräulein auch zu, ſchien es nicht vergeſſen zu haben, daß ihr Gemahl in der Zeit ſeiner Freiheit den ritterlichen Verehrer gegen dieſelbe machte. Zaubermärchen ſpielten dazwiſchen, und die Unterhaltung ſtreifte an Abenteuerlichkeit, als ſie auf einmal gelähmt ward.

Der Kammerdiener von Agnes trat hinter ihren Stuhl und ſagte ihr ein leiſes Wort. Sie bat die Fürſtin um Erlaubniß, ſich auf einen Augenblick entfernen zu dürfen, und kam mit etwas nachdenklicher Miene zurück. Dieſen Nachmittag, ſagte ſie der Fürſtin, wird der Fürſt hier eintreffen. Mein Gemahl doch nicht? fuhr dieſe lebhaft auf, ſammelte ſich ſogleich und ſagte: ich freue mich herzlich, nach ſo langer Zeit meinen Vetter wiederzuſehn.

Agnes wollte mich ſchnell durch einen liebevollen Blick beruhigen, doch ich muß ſehr finſter und heftig ausgeſehn haben, ſie wandte ihn ſcheu und traurig zurück. Die Fürſtin maß uns beide mit ſcharfer, ſpürſamer Miene, wodurch das Uebel ärger ward. Von Verwandlungen und Paladinen kein Laut mehr, wir waren ſelbſt verwandelt, und in der Verſtimmung hob die Fürſtin zum Glück bald die Tafel auf.

Agnes hatte meine Blicke beim Weggehn verſtanden, und ließ mich bald wieder zu ſich rufen. Sie gab mir das Billet des Fürſten, es war verehrungsvoll, ohne alle Zärtlichkeit, über die wichtigſte Angelegenheit ſeines Glücks wolle er ſie hören, und ihrem Ausſpruch folgen.

Wie konnte ich darüber nur einen Augenblick verdrießlich ſein, ſetzte ſie heiter und gefaßt hinzu: laß ihn kommen, die Sache iſt um ſo ſchneller entſchieden. Du haſt mich erſchreckt mit Deiner finſtern Miene. Ich bin ganz Dein, obgleich ich nicht einmal weiß, ob Du mich als ganz Dein hinnehmen willſt. Ich hielt das herrliche Weib lange ſprachlos an meiner Bruſt, wie ſchwer ward mir in dieſem Augenblick, meinen Grundſätzen nicht zu entſagen.

Ihren Flügel, ihre Zimmer, hatte ſie vor der Fürſtin geräumt, und bewohnte nur hintere Zimmer des Mittelgebäudes in demſelben Stock. Du haſt gehört, ſagte ſie, die Fürſtin wünſcht ihren Vetter auf den morgenden Tag, den ſie hier noch zubringen will, feſtzuhalten. Er wird Deinen Flügel beziehen müſſen; nimm Du die Zimmer, die mit Deinem runden Salon zuſammenhangen, hinten hinaus. Nicht wahr, rief ich entzückt, dann trennt die

Ausgänge unſerer Zimmer nur der Corridor hinter dem großen Saale? Sie nickte und lächelte.

Um die Stunde, da wir die Ankunft des Fürſten erwarteten, waren wir der Erlaubniß der Fürſtin zufolge bei ihr verſammelt. Sie war über meine unaufhaltſam vorbrechende Fröhlichkeit etwas befremdet, beobachtete auch Agnes; und mit einem durchdringenden Blick, als gemeldet wurde, der Fürſt nahe, und dieſe ſich beurlaubte, ihn zu empfangen. Es war nichts an derſelben wahrzunehmen, als daß ſie das liebliche Geſicht im Hinausgehn faſt ein wenig komiſch zur Feierlichkeit einrichtete.

Mit einer Freundlichkeit, wie ich ſeinem ſteifen Ernſte kaum zugetraut hätte, führte der Fürſt ſie herein, und begrüßte die Fürſtin mit einem Ausdruck, welcher nicht blos ihrem Range und der Verwandtſchaft, ſondern auch dem früheren Verhältniß zwiſchen ihnen galt. Er freute ſich offenbar herzlich, ſie hier zu finden und mochte von ihrer Gegenwart etwas Gutes für ſeine Anträge bei Agnes ahnen. Indem wollte er den Hoffräulein ſeine Verbeugung machen und erblickte mich. Ein langer Schatten ging über ſein Geſicht, der Verdruß wehte ihm um Mund und Naſe, er faßte ſich und fragte höflich: im Gefolge meiner Couſine? und ehe ich antwortete, ſagte dieſe: mit nichten, ich fand den Marquis hier. War des Fürſten Geſicht lang geweſen, ſo war es nun noch länger. So haſtig, als brenne ihm das Wort im Munde, ſtieß er heraus: freilich iſt die Gegend hier für freie Geiſter anlockend.

So ſtanden wir etwas ſtatuenmäßig, bis die Fürſtin ihn und Agnes zum Sitzen einlud. Sie kam ſogleich mit dem Anliegen, daß er wenigſtens den morgenden Tag hier weilen möge, und da auch Agnes als Wirthin eine verbindliche Miene dazu machte, gab er ungeſäumt nach. Ich habe gewiß ſehr froh dazu ausgeſehn, und ihm ahnete nicht, welchen Liebesdienſt er mir durch ſein Bleiben leiſtete. Alle Fügungen, welche dem Glück und der Geliebten näher bringen, ſind ſüß, doch haben ſie ihren ſüßeſten Stachel, wenn der Feind und Nebenbuhler ſie unbewußt ſchaffen muß.

Uebrigens zog ihn die Fürſtin ſo ins Geſpräch, führte ihn hiehin und dorthin, ſie hatten von ſo vielen vormaligen Dingen zu reden, wovon wir nichts wußten, daß keine eigentliche Geſellſchaft entſtand. Sie hegten offenbar beide noch ſehr viel Theilnahme für einander, und gewiß hätten ſie ein ſtattliches und achtungswerthes fürſtliches Paar abgeben können. Wenn ſich nur findet, was ſich für einander eignet, ſo iſt mir behaglich zu Muthe, und ich unterhielt den Jägermeiſter des Fürſten, unſren Hofjunker, die Fräulein, mit ausgelaſſener Luſtigkeit, indem ſich Agnes bei den Durchlauchtigen als Hausfrau für kurze Zeit beurlaubt hatte.

So ging Alles gut, bis mich eine der Fräulein ans offene Fenſter rief: ich ſollte ſchnell kommen, das vorige Jahrhundert fahre in den Hof. Was ſah ich? Das große Wappen an beiden Kutſchenſchlägen, daſſelbe große Wappen vorn und hinten verrieth mir viermal, daß die ſchabigte Arche der Reiſewagen des alten Staatsminiſters ſei.

Man hielt ſtill, der Kaſten ſchwankte noch eine Zeitlang und knarrte, endlich verſuchen die herabgeſprungenen Bedienten ihn zu öffnen, ein Trupp Bauern war dem Wunderdinge gefolgt, ein flinker Kerl ſprang hinzu und zog hülfreich die dröhnende Thür auf.

Alles war eingepackt, wie zur ſtrengſten Winterreiſe, und in einem Pelzrock ſteigt mein alter Freund heraus. Heda, rief er, empfängt mich hier Niemand? die Fräulein kicherten, ich wußte nicht, was ich thun ſollte, den Saal durfte ich nicht verlaſſen, und überdies ſcheute ich ſein Auffahren, wenn er mich unten anſichtig würde. Indem er noch einmal ſchilt, ob ihn Niemand empfange, und auf den Stufen ſtille ſteht, ſpringt Agnes mit der allerliebenswürdigſten Eil und Freude zu ihm hinab, küßt ſeine Hand, und ruft: theuerſter Oheim, Sie überraſchen uns ſo, daß wir ja nicht zum Empfang da ſein konnten. Nicht wahr, erwiederte er freundlich, das heiße ich Cäſarsſchnelligkeit? Nun, ich komme früh genug? an Ihrem Putze merke ich, meine Witterung hat mich auf die rechte Spur gebracht.

Sehr galant führte er die Nichte hinauf, und die Fräulein legten ihre Geſichter zurecht und fragten, wer der alte Herr ſei? Ich antwortete ihnen nicht mehr, ſondern zog mich ganz in den Hintergrund, daß ich ihm nur nicht beim Eintritt ſogleich ins Auge fiel.

Agnes trat herein und ſagte dem Fürſten, ihr Oheim ſei unerwartet angekommen. Der Souverain machte eine finſtere, faſt zornige Miene, ſie aber fuhr ohne zu zagen fort: er iſt ſo im Feuer des Dienſteifers, daß er im Reiſekleide augenblicklich hier zu erſcheinen wünſcht.

Sie ward der weiteren Rede überhoben, denn ohne ein Reſultat ihrer Sendung abzuwarten, ſchoß der Alte pfeilſchnell herein, und gerade auf den Fürſten zu. Damit das öffentliche Weſen nicht Gefahr leide, ſprach er mit Würde, muß ich mich ſelbſt der Ungnade meines Herrn ausſetzen. Ich bin gefolgt, Fußtapfe auf Fußtapfe. — Hier gerieth der Fürſt in die entſetzlichſte Verlegenheit, und ſchien zu fürchten, was da plötzlich an den Tag kommen könnte. Er nahm den Miniſter bei der Hand, und unterbrach ihn, indem er ihn der Fürſtin vorſtellte, als ein unſchätzbares Kleinod, das ihm ſein hochſeliger Herr Vater hinterlaſſen habe. Der Graf machte die ceremoniöſeſten Verbeugungen, und ſpann mit dem Kopfe nickend lange Redensarten.

Doch als er ſich einmal zu ſehr ſeitwärts beugte, ward er mich im Hintergrunde gewahr. Plötzlich ſtand er kerzengrade, und ich fürchtete, er würde einen kleinen Sprung zurück thun, wie er pflegte, wenn er ſich über einen unerwarteten Anblick verwunderte. Doch die Gegenwart der Hoheiten hielt ihn; er fuhr fort, indem er von Zeit zu Zeit einen kleinen dräuenden Blick auf mich warf, und ich hörte ſchon ſein: Wart'!

Der Fürſt ſtand wie auf Kohlen, als der Alte nun vortrug, wie ſich hier Alles zu einem diplomatiſchen Congreß anſchicke, um ein Meiſterwerk der Politik zu vollenden, wozu ein einziger, auch der gewiegteſte Staatsmann nicht hinzureichen ſchiene. Als die Fürſtin aufhorchte, verſicherte er, daß ſie in einer hochwichtigen Familienſache ſämmtliche fürſtliche Cognaten und Agnaten repräſentiren könne, zumal da ſie einen Beiſtand in ihrem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten mitgebracht hätte.

Weil die Fürſtin merkte, daß dieſer Vortrag ihrem Vetter peinlich war, lachte ſie und ſprach: Herr Graf, morgen bin ich Ihre diplomatiſche Schülerin. Sie haben mich neugierig gemacht, ich glaubte, daß Sie eben ſo, wie wir, gekommen wären, um das Landleben zu genießen. An einen Congreß haben wir ſo wenig gedacht, daß mein Couſin einzeln gekommen iſt, ich einzeln vor ihm, und der Herr Marquis einzeln vor mir.

Jetzt war der Alte einem Sprunge nah. Aber Agnes kam der Fürſtin zu Hülfe und die Frauen zogen mit unübertrefflicher Feinheit die ganze Geſellſchaft in ein Gewebe von Unterhaltung, daß ſich Keiner mit dem Andern iſoliren konnte; und wenn der Graf Fragen, Aeußerungen that, die zu weiteren Aufklärungen geführt hätten, ſah er ſich immer damit fortgeſpielt, ohne zur Beſinnung zu kommen. Die Fürſtin ergötzte ſich ungemein an ſeiner wunderlichen Lebhaftigkeit, ſeinen Erfahrungen, ſeinem wirklich eindringenden Verſtande. Er war von ihrer Aufmerkſamkeit ſo geſchmeichelt, daß er in Erzählungen von der Schönheit ihrer hochſeligen Frau Mutter, ja der Groß- und Aeltermutter unerſchöpflich war. Ich glaubte zu bemerken, daß ſie planmäßig darauf ausging, ihn zu gewinnen. Die Vorſtellung von einem Congreß ſchien ſie ſehr zu beſchäftigen.

Ich mußte noch immer annehmen, daß ſie die Vermählung zwiſchen ihrem Vetter und Agnes für entſchieden halte, und deshalb nur von ihr verſtehe, was der Staatsminiſter von einer hochwichtigen Familienſache ſprach. Auffallen mußte ihr dabei das Benehmen von dem Fürſten und Agnes gegen einander, das auf gar keine nähere Verbindung hindeutete; doch mochte ſie dem Einfluß ihrer Gegenwart, ſeiner früheren Leidenſchaft für ſie zuſchreiben, daß er ſich weniger um ſeine künftige Gemahlin zu ſchaffen machte. Ihr gefiel dies, mir auch. Es änderte ſich leider.

Der Fürſt ward freier, weil ſie ſich viel mit dem Alten abgab, und wollte überdies ſeinem Miniſter Trotz bieten. Gefliſſentlich bewies er eine faſt zärtliche Aufmerkſamkeit gegen deſſen Nichte, und wenn der Oheim bisweilen räuſpernd nach ihnen hinblickte, ſah er fürſtlich triumphirend über die Achſel.

Es entſtand ein Durcheinander von Forſchen, halbwahren Vorausſetzungen, ſchwankenden Entſchlüſſen, Befürchtungen, Hoffnungen, Hineinſpielen der Neugier der untergeordneten Perſonen, das mich erluſtigte, wiewohl die zärtliche Verehrung des Fürſten gegen Agnes mich Thoren wieder verdrießen wollte. Sämmtliche Perſonen waren in ein ſolches Gewebe mit einander gerathen, daß ſie ſich gar nicht trennen konnten. Der alte Graf indeß, der ſich in der entſchiedenſten Klarheit über Alles, was hier vorwar, glaubte, und allem Einwenden zum Trotz die Idee von einem abſichtlichen Congreß auf dieſem Landſitze ſo feſthielt, daß er ſich zum Verdienſt anrechnete, der Einladung zu demſelben nach den unwichtigen Präliminarien zuvorgekommen zu ſein, verkehrte friſch und munter ohne irgend ein Bedenken zu finden, und nahm ſich heraus, als es ſpät geworden, zu erinnern, daß man auf Congreſſen durch nächtliche Schwärmerei den Geſchäften Abbruch thue. Ich Armer ſegnete ihn dafür, der ſilberne Klang der Uhren aus den Nebenzimmern hatte mit jedem Schlag meine Ungeduld höher geſpannt; welche Nacht meldete er mir an!

Ganz ſtille ward es zuerſt bei dem Oheim, der im Mittelgebäude ein paar der Prachtzimmer bezogen hatte; von der Seite des Fürſten erſtarben auch bald die Laute; auf dem Flügel der Fürſtin wollte es lange nicht ſtille werden, ich lauſchte ungeduldig, bis ſich nichts mehr regte; auch in Agnes Zimmer ſich keine der Kammerfrauen mehr ſpüren ließ.

Der Mond ſchien gar zu hell, und ich fürchtete, wenn ich über den Corridor ſchliche, könnte irgend Jemand, der draußen gehe, mich wahrnehmen. So beſorgt war ich um den Ruf der Geliebten geworden, weil ſie unverdorbner Menſchen willen ſo ängſtlich über ihn wachte. Aber wie ich leiſe die Thür des Zimmers am Ausgang öffne, ſehe ich den Corridor voll Schatten. So lang er war, rankten hohe Weinſtöcke an Mauer und Fenſtern; ihre Blätter waren noch reich und friſch, ihre großen Trauben ſchatteten mit an der Wand hin, das Schattenſpiel überwob verheimlichend den ſeligſten Gang.

Lange lauſchte ich an der Thür der Geliebten, da hörte ich ihren Schritt und rief leiſe ihren Namen. Der Riegel ging auf, und wir hielten uns umſchlungen, bräutlich und ein eheliches Paar.

Auch die höchſte Wonne ſteigt durch Entſagung, und im Rauſch der Entzückungen labte uns das Gefühl von Sicherheit und Ruhe, und daß ich aus den Armen der Geliebten nicht in fremde Räume hinwegeilen mußte. Im Nachtkleide war ich zu ihr gekommen zum erſten Mal, und wenn die Sonne erwachte, durfte ſie mich ſo häuslich bei ihr überraſchen. Du biſt mein Weib! wiederholte ich unter Küſſen; und dann ſpielten wir mit der Vorſtellung, unter welcher Conſtellation wir unſre hochzeitliche Nacht feierten. Da waren die beſtimmungsvollen Planeten dicht um uns her, die morgen erſt in ihrem hohen Rath zu entſcheiden dachten, ob wir je einander ſo ſelig im Arme ruhen dürften. Bis ins innerſte Leben genoß ich die Wonne der Erfüllung, und erſt der rothe Morgenſtreif über die Gebirge hin erinnerte mich, daß die Erfüllung noch nicht ihren vollen Schirm über unſer Leben gebreitet habe.

Noch auf der Schwelle hielten wir uns lange umarmt, dann öffnete Agnes die Thür. Das frühe Roth ſpielte durch die Blätter und Trauben auf den Gang. Ich ging und kehrte wieder, ſie bat mich zu gehn und ſchaute mir nach, bis ich an meiner Thüre war. Für den letzten Blick hatte ſie die höchſte Zärtlichkeit aufgeſpart und ſchwand.

Unſre Planeten ſchlummerten ſorglos, Alles war noch tiefe Stille. Ich warf mich auf das Lager, um des Schlummers etwa zu genießen. Erquickend breitete er ſich leicht über mich. Ich erwachte bisweilen; auf und zu gingen ſchon die Thüren derer, die über uns Rath pflegen wollten, und unbekümmert um ſie ſchlummerte ich wieder, endlich feſter und feſter.

Mein Jäger weckte mich mit dem Frühſtück, es ſei hoch am Tage, die Herrſchaften hätten ſämmtlich einzeln gefrühſtückt. So wie ich angekleidet war, verſuchte ich zuerſt bei Agnes vorgelaſſen zu werden. Allein der Fürſt war bei ihr. Ich meldete mich im Vorzimmer der Fürſtin. Allein der Staatsminiſter war bei ihr. So mußte ich allein bleiben, und vertrieb mir die Zeit, auf dem Corridor im Schatten des Weinlaubs auf und nieder zu gehn, der Gang war mir gar zu lieb geworden. Nach einer Weile ward ich zu Agnes gerufen.

Auf eine ſolche Nacht ſchaut man die Geliebte zuerſt wieder, ich möchte ſagen mit einer Neugier, die ungemein ergötzt; und nun empfing ſie mich gar mit den troſtreichen Worten: der Fürſt iſt aus dem Felde geſchlagen!

Lange Umſchweifen, wie er auf den Plan ſeines Miniſters zu ſeiner zweiten Vermählung, wovon ſie wüßte, nicht eingehn könne, weil der Menſch ihm mehr gelte, als der Fürſt; er ſehe nicht ſo ſehr auf den Glanz einer Verbindung, als daß ſie Herz und Geiſt befriedige, — demnach hatte er Agnes zur Braut gewählt.

Sie entgegnete beinahe ſcherzend, daß ſie als Gräfin entſetzlich ſtolz ſei, und als ſolche, doch auch als Weib, das Glück des Lebens nicht einer Herablaſſung verdanken könne, und fragte geradezu: Herablaſſung aber fühle er gewiß ſelbſt bei ſeinem Antrage?

Er ward betroffen, roth, und wußte nicht gleich zu antworten. Sie benutzte ſeine Verlegenheit, ihm die Vortheile der Vermählung, die ihr Oheim bezweckte, auf das beredteſte auseinanderzuſetzen. Er ließ dagegen die Vermuthung fallen, ſie möchte ſich ſchon einen zweiten Gemahl erwählt haben und ſpielte auf mich an. Als ſie dawider offen verſicherte, daß keine Vermählung zwiſchen uns beſchloſſen ſei, ich nicht den diplomatiſchen Dienſt meines Hofes, ſie ſchwerlich auf längere Zeit ihre Güter verlaſſen werde, ward er überaus vergnügt, und dem Plan ihres Oheims geneigter. Ihm lag mehr daran, daß ich Agnes nicht beſitzen ſollte, als daß er ſie beſäße.

Wir beluſtigten uns ſehr an dieſer Entwicklung. Indem trat der alte Graf etwas polternd herein, mit allen ſeinen Orden behängt. Nun ſagen Sie mir, Nichte, rief er, iſt dies ein ſogenanntes verzaubertes Schloß? Es war doch handgreiflich, daß hier der Herr Marquis, daß die Fürſtin, der Fürſt ſelbſt, ich zuletzt, Alle zuſammenkamen, über die Vermählung meines gnädigſten Herrn gemeinſchaftlich zu communiciren. Geſtern Abend hatte man doch auch die Idee von einem förmlichen Congreß, und heute will Niemand etwas davon wiſſen.

Wir wollten einreden, daß wir ihm geſtern ſchon dieſe Vorſtellung benommen geglaubt; aber er ließ ſich auf nichts ein, warf ſich in einen Seſſel und ſagte: nun, Nichte, hat der Fürſt mit Ihnen conferirt? und ohne auch darauf die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: ich laſſe ihn nicht los von der Prinzeſſin, nun gar nicht; wir haben ihn feſt, wir, ſage ich, ich und die Fürſtin. Welcher helle Blick in Politik und Diplomatie! Schade, daß ſie Souveraine iſt, ſie könnte ein zweiter Chevalier d'Eon werden. Meinen ganzen Plan, alle Gründe, jede Nuance, hat ſie verſtanden und bewundert. Und wiewohl ſie den in Wahrheit ausgezeichneten Gaben meiner Gräfin Nichte Gerechtigkeit widerfahren läßt, ſieht ihr vortrefflicher Verſtand wohl ein, daß der Glanz ihres fürſtlichen Hauſes durch mein Geſchlecht am beſten gefördert würde, wenn ſie beide unvermiſcht blieben. Kleine Schwierigkeiten machte ſie —

Marquis, ſagte er mir ins Ohr, darf man vor der Gräfin von gewiſſen Verhältniſſen der Fürſtin ſprechen? Agnes hatte es gehört, und ſagte lachend, ſie ſei nicht eiferſüchtig, und wiſſe um Alles. Nun denn, Marquis, fuhr er fort mit bedenklichem Geſicht, mich will faſt bedünken, als ſtänden Sie in der Gnade der Fürſtin nicht feſt. Ich ließ fallen, daß Sie eine ſchickliche Partie für die Gräfin Nichte wären; doch die Fürſtin rümpfte ein wenig die Naſe dazu und meinte, über den Glanz Ihrer Familie ſei man doch nicht unterrichtet genug, wenigſtens großes Vermögen ſchiene Ihr Geſchlecht nicht zu beſitzen, und dann brach ſie ab, und ſuchte einige Schwierigkeiten gegen meinen Plan mit dem Fürſten anzuführen. Ich wieder zurück auf eine zweite Vermählung, die hier ausgeführt werden könnte, und ließ durchblicken, daß inzwiſchen geheime Gründe obwalteten, warum das Paar ſich zu keiner Vermählung entſchließen könne. Ich ſchämte mich, Eure närriſchen Grillen, dieſe verwünſchten geheimen Gründe, kund zu machen. Die Fürſtin ward ſehr gnädig, und verſprach, gegen ihren Herrn Vetter wie meine treue Alliirte zu handeln.

Weiß ſie von unſrer Liebe? fragte ich. Da ſprang er auf, rieb ſich den Arm, und ſtieß lachend heraus: über die geheimen Leute! geheimen Leute! weit und breit hat ſie von Ihrer Liebe geſprochen, die ich auch gar nicht verleugnet habe. Lieber Oheim, fiel Agnes freundlich ein, Sie haben ſie ihr gewiß verrathen. Was? rief er aus, und konnte vor Lachen erſt nicht weiter ſprechen. Da ſchreibe der Herr Marquis eigenhändig zärtliche Stanzen, da kritzle die Gräfin Nichte auch einen zärtlichen Reim hinzu, da lege man ſolche Blättchen in ein befreites Jeruſalem, und vertauſche ſie mit an bucklige Antiquare! Ich ſah Agnes an, ſie ward blaß und roth, und der Alte lachte immer fort; die Fürſtin hat das Buch erſtanden, und beſitzt das Document über Euer Geheimniß. Mein buckliger Unhold mit den ſcheuen Ausbeugungen fiel mir ſogleich ein. Agnes legte den Arm über meine Achſel und ſagte: wie habe ich den Taſſo geſucht. Er muß mit andern vertauſchten Büchern gegriffen ſein. Ich küßte ihre Hand mit der Verſicherung, daß mir die Fürſtin die von ihr gekritzelten Reime herausgeben müßte. Sie wären mein Eigenthum, in weſſen Beſitz ſie ſich fänden.

Nun wieder zu ernſthaften Dingen, fiel der Graf ein. Haben Sie meinem gnädigen Herrn ſchon aufgewartet? Als ich mit Nein antwortete, weil die Conferenzen es nicht zugelaſſen hätten, trieb er mich fort, denn nun ſei dazu der einzige günſtige Augenblick, ehe die Hauptaction eine

Stunde vor Mittag in den Appartements der Fürſtin beginne.

Ich ward angenommen, kalt und höflich empfangen; der Fürſt war etwas verlegen, und fragte über meine Lage weiter nichts, als ob die Miſſionen, die mir vielleicht zugedacht wären, mich in entfernte Reſidenzen führen würden? Nach einer Weile ward der Staatsminiſter gemeldet, und ich zog mich zurück. Als ich von kurzen Beſuchen aus den Zimmern der Fräulein trat, ſah ich den Fürſten mit dem alten Grafen, deſſen Hoffarth nie feierlicher einherſchritt, in die Appartements der Fürſtin gehen.

Schon waren wir ſämmtlich eine geraume Zeit verſammelt. Wiewohl die Hofleute geſpannt waren, was in dem hohen Rath vorgehen möge, der den Duft der Speiſen ſo lange entfernt hielt, wagten ſie nicht, ſich ihre Vermuthungen zuzuziſcheln. Sie bewieſen gegen Agnes eine unermeßliche Verehrung, wie gegen eine Souveraine, doch ſtand auch die Frage in ihren Geſichtern, warum die zweite Hauptperſon bei dem Rath fehle?

Endlich öffnen ſich die Flügel, der Fürſt führt die Fürſtin, beide haben das gnädigſte Geſicht, der alte Staatsminiſter tritt beinahe gleichzeitig ein, Triumphator in jeder Bewegung. Nun glaubten die Hofleute bei ſeinem Anblick, ſo dürfe nur der künftige Oheim des Fürſten ausſehn; mir ſagte ſein Triumph gerade das Gegentheil; und wie man ſich zur Tafel niederließ, und die Fürſtin ihn an ihre Seite rief, konnte er ſich nicht enthalten, mir im

Vorbeigehn zuzuflüſtern: morgen reiſe ich ſelbſt zur Werbung ab.

Es begann das geheimnißvollſte Mittagsmahl, wo nur Agnes und ich wußten, was Alles unter der Decke ſpielte. Ich ſaß neben ihr; und wären die Hofleute nicht gar zu ſtumpf geweſen, ſo hätte ſie die Freude und Zufriedenheit befremden müſſen, mit welcher wir uns anblickten, indem der Fürſt gegen ſeine vermeintliche Braut mehr froſtig, als zärtlich that.

Laſſen Sie mich in dieſer Situation bleiben, meine Freunde, ſagte der Marquis, indem er ſich erhob, es iſt ſehr ſpät geworden. Die Abbés wollten nicht aufſtehn, es ſei grauſam, den Zuhörer in ſoviele Verwicklungen hineinzuführen und abzubrechen, ehe ſich Alles aufgelöſet habe. Ueberdies ahne ſie nichts Gutes, da ſie den Herrn Marquis ohne Agnes hier ſähen.

Sie beruhigten ſich nicht, als biß wir übereinkamen, daß wir uns am nächſten Abend wieder verſammeln wollten. Noch eine Unterhaltung, ſagte der Marquis, und Sie werden entſcheiden können, ob Sie in mir einen glücklichen oder unglücklichen Mann vor ſich ſehen.

Als ich den folgenden Abend im Garten ankam, ſah ich die Abbés ſchon ungeduldig auf- und niedergehn. Bringen Sie den Marquis nicht mit? rieſen ſie mir entgegen. Was meinen Sie, wie iſt es auf dem Schloß auseinandergegangen? Ich erwiederte, daß ich mir nicht herausnähme, etwas darüber zu vermuthen; wenn ich der Erzählung des Marquis nachſänne, ſo müßte ich mir geſtehen, daß Alles ſo gekommen ſei, wie es nothwendig in den handelnden Perſonen lag, und doch jedes Mal anders, als ich es erwartete. Ich wollte ihm daher eine große Kunſt zu erzählen beimeſſen; allein ſie meinten, die eigentliche Kunſt wäre intereſſant zu leben, da ſei eine Kleinigkeit, es intereſſant Andern zu erzählen.

Wir kamen in ein Geſpräch über die verſchiedene Erzählungsart von Völkern und einzelnen Menſchen, bis die Abbés den Geſandtſchaftsrath anſichtig wurden. Er ging förmlich, wie immer, doch etwas ſchneller, mit kleinen Tritten, er mußte eine Neuigkeit haben. Indem wir zuſammenſtießen, zog er Kinn und Mund in ein Knäuel zuſammen, ſein Zeichen von Traurigkeit und Verdrießlichkeit, ließ das Knäuel wieder auseinanderfallen, und ſagte haſtig: mein Fürſt kommt nicht nach Rom, der Reiſeplan iſt abgeändert.

Geſandtſchaftsrath, ſagten die Abbés, und die Vortrefflichkeit des Alterthums? — Er ſtampfte mit dem Fuß und ſagte: lauter Trödelwaare. Iſt der Marquis noch mit Depeſchen beſchäftigt? fragte ich. Er iſt zum Fürſten beſchieden, als Reiſegeſellſchafter, vor vier Stunden iſt er abgereiſt und vermeldet durch mich ſein Leidweſen, unſrer Abendunterhaltung nicht mehr beiwohnen zu können.

Die Abbés waren außer ſich. Und damit kommen Sie ſo ſpät? riefen ſie; mögen Sie zum Abgrund fahren für dieſe Meldung!

Eine widerwärtigere Geſellſchaft, als plötzlich unſer angenehmer Kreis geworden, läßt ſich nicht denken. Mich ſchmerzte, den Marquis verloren zu haben. Der Geſandtſchaftsrath war unerträglich, dachte noch gar nicht daran, wie es doch wirklich der Fall war, daß er ſich ungern von dieſem Geſandten getrennt ſah, ſeufzte nur über ſein vergebliches Studium des Alterthums; und die Abbés waren, als müßten ſie vor Ungeduld und Verdruß in die Luft ſpringen.

Wie endete das Mittagsmahl? fragten ſie den Rath; wie iſt es, vermählte ſich der Marquis mit Gräfin Agnes? Auf ſeine Antwort, daß darüber am Hofe nichts bekannt ſei, fuhren ſie haſtig fort: aber die Buckligten, Geſandtſchaftsrath, wer die waren, drei Buckligte, oder einer, das müſſen wir herausbhaben, das können Sie wiſſen; das wußte bei Ihnen jedermann, dergleichen überſieht man nicht, dergleichen vergißt man nicht.

Er entgegnete anfangs höflich, wie es mir ſchien, etwas erzwungen ſpöttiſch: gleichwohl habe er nie etwas von dieſem buckligten Dreizack vernommen, der unſtreitig zum Pöbel der Menſchen gehöre, wie doch auch verlautet habe, daß die buckligte Erſcheinung ſich mit Antiquitäten abgegeben. Allein die Abbés waren damit nicht zurückgewieſen, und kamen öfters auf denſelben Gegenſtand zurück. Endlich ward es dem Geſandtſchaftsrath zuviel, und er ſagte mit einiger Hitze: mögen die Herrn Inſeparabeln ſelbſt ausgehn, und ſich die drei buckligten Antiquitätenkrämer, denn das ſind ſie gewiß alle drei geweſen, ſelbſt ſuchen, die Witterung dazu wird ihnen in dieſem Lande der Antiquitäten wohl angeboren ſein. Die Geiſtlichen erwiederten: ſie würden ſeiner Aufforderung Gehör geben und wünſchten nur, in den buckligten Herren, Vettern von ihm zu finden. Er ward beſtürzt darüber und ſtumm.

Sowohl die Abbés als der Rath beſuchten mich fleißig die kurze Zeit, welche ich noch in Italien zubrachte. Manche Züge von ihnen bewährten mir noch, wie treu, und als Männer von Ehre ſie bei allem kleinen Zwiſt an einander, auch an mir, und beſonders an dem Marquis hingen. Leider kam dieſer nicht zurück, und die politiſchen Stürme der folgenden Jahre hielten uns ſo fern von einander, daß ich über ſeine beſondern Verhältniſſe nicht einmal etwas Sicheres in Erfahrung brachte.

Iſt ſelbſt die glücklichſte Ehe ein Glück?

Roſamunde, Du biſt mein! wiederholte ich mir in Gedanken immer zaghafter, je weiter ich mich von Prag entfernte. Ich machte mir den Vorwurf, daß ich übereilt gehandelt hätte; nichts kann ich mir weniger verzeihen, als eine vorſchnelle Anmaßung. Sie erwiederte nichts, als: gehen Sie, leben Sie wohl! und damit war ich weggeeilt, als hätte ſie meine ganze Hoffnung erfüllt. Solche Blöße giebt man ſich, ſagte ich ärgerlich, wenn man ohne Berechnung dem Willen ſeines Herzens folgt.

Während der Reiſe, ſelbſt nach meiner Ankunft in Berlin, zauderte ich, an Roſamunde zu ſchreiben; ich wußte den Ton nicht zu treffen, wie ich ihr ſchreiben mußte. Sehr beſchäftigte mich jetzt die Aehnlichkeit meines Schickſals mit dem Verhältniß des Marquis zu Agnes. Kein äußeres Hinderniß hielt uns Alle ab, das Glück einer Verbindung, die wir über Alles wünſchten uns anzueignen, und nur Gefühle, Anſichten von uns, welche in der gewöhnlichen Welt als Grillen verlacht werden, waren wie ein Bann, der uns verbot unſer Glück zu faſſen.

Die Nachricht, daß die Ankunft des Hofes in Berlin noch auf ein paar Wochen verſchoben ſei, gab mir Muße genug, jenen Betrachtungen nachzuhängen. Ich vergegenwärtigte mir bis zu jeder Kleinigkeit die Erzählung des Marquis und unſre Unterhaltungen zu Rom. Damals ſchrieb ich die Hauptſache von dem, was man bisher geleſen hat.

Während der Arbeit fragte ich mich, was und wie ich nun an Roſamunde ſchreiben wollte? Hüte nur die Feder vor dem Du! warnte ich mich. Aber der erſte Brief ward zerriſſen, er war doch zu froſtig und zurückhaltend geworden. Endlich faßte ich den guten Entſchluß, das Bekenntniß, welches mich überraſcht hatte, ſchriftlich zu wiederholen, zu rechtfertigen.

„Roſamunde,“ ſchrieb ich ihr, „wir haben uns getrennt, ohne uns ganz verſtanden zu haben. Die Worte Ihres Briefes berechtigten mich nicht zu der Vorausſetzung, daß Sie ſich für das glücklichſte Verhältniß entſchieden hätten, was uns dauernd vereinigen würde. Doch ſage ich auch jetzt mit der kälteſten Ueberzeugung: es iſt das einzige, was zwiſchen uns ſtatt finden kann, und das Mißverſtändniß, wozu mich mein Herz brachte, war nichts, als ein unbefangnes richtiges Gefühl.“

„Es iſt Täuſchung, Roſamunde, wenn Sie annehmen, wir könnten deſſen in uns ungekränkt genießen, warum wir uns einander ſo innig näherten, ſo an einander hangen, ohne daß Leidenſchaft und Liebe ihr Recht über uns übten. Für mich wenigſtens iſt dies eine Unmöglichkeit. Ich achte und bewundre nicht blos die menſchliche Vortrefflichkeit in Ihnen, nein, Ihre weibliche Vollkommenheit: das geiſtvolle, tiefempfindende und ſchöne Weib bewundre ich in Ihnen mit gleicher Ehrfurcht und mit Zärtlichkeit.“

„Aber auch Sie — darf ich es ſagen? war blos deshalb, weil meine Leidenſchaft Sie beunruhigt, jenes Bangen, Zagen, alle jene Hemmung des freien Genuſſes zwiſchen uns? Sie täuſchen ſich, Roſamunde! Wer mich ſo achtet, wie Sie, ſo gern und traulich jede ſchöne Freude mit mir theilt, wahrlich, die Frau fühlt nicht blos Mitleid mit einer Empfindung, welche durch mein Weſen gedrungen iſt, ſie nimmt zärtlicheren Theil daran, ſie theilt ſie mit mir.“

„Unverholen ſei es geſagt, wir können uns nichts mehr einander ſein, als wenn wir uns einander das Höchſte ſind, Mann und Weib. Dadurch allein können wir wieder zu der Freiheit des Geiſtes gelangen, die Ihnen über Alles werth iſt, dadurch allein kann die leidenſchaftliche Empfindung, die mich, die auch Sie befangen hat, aufhören eine Kette zu ſein. Roſamunde, ich betheure, Ihnen wenn die Leidenſchaft glücklich iſt, ſo gewinnt der Geiſt durch ſie nicht nur an Reichthum, ſondern auch an Freiheit und Weite der Ideen. Wie eine reine Gabe des Himmels kommt die Schönheit letzterer nicht zu uns, wir müſſen ſie erringen durch Schmerz, und nur die Leidenſchaft kann unſer Glück von dem Irdiſchen läutern.“

„Das ſo geläuterte Glück hängt vom Irdiſchen nicht mehr ab, und der Tod des Geliebten macht umſonſt für daſſelbe zagen. Liebe, die einmal Erfüllung fand, beſitzt ſie unverlierbar, und bleibt frei von jener Pein, womit unerfüllte Liebe über den Verluſt des Geliebten trauert. Sie wiſſen nicht, wie glücklich Sie lieben können!"

Mit dieſem Brief war ich endlich zufrieden, und ſandte ihn ab. Ohne ſeinen Inhalt weiter auszuführen, mich mit Beſtimmtheit auf ihn zu berufen, ſchrieb ich nun Briefe auf Briefe an Roſamunde. Sie kannte Berlin ſo gut, nahm ſoviel Theil an jeder Hoffnung zum Wiederaufleben des preußiſchen Staates, und ich ſelbſt unterhielt mich gern darüber in einem andern Ton, mit andern Bemerkungen, als welche für den Bericht an meinen Hof geeignet waren. Hier will ich das Bild davon wiedergeben, wie es mir aus meinen Briefen an Roſamunde und meinen geſandtſchaftlichen Berichten entſteht.

Einzelne der höheren Staatsbeamten waren dem Hofe voraufgegangen, zum Theil Männer, die ſonſt eine untergeordnete Rolle ſpielten, durch die Zertrümmerung des alten Staatsgebäudes ſchnell in die Höhe gekommen waren, und an dem neuen Staatsgerüſte mit gearbeitet hatten. Dieſes ward hie und da emſig aufgerichtet, und mich freute der Fleiß, der ſichtlich nicht ideenlos war.

Doch machte mir die Anſchauung noch mehr den Eindruck, den mir die Acten über die neue Staatsorganiſation ſchon gemacht hatten, daß die Hauptſache in dem Bau fehle, und man mit einiger Zuverläſſigkeit behaupten könne, ihr Urheber müſſe von der Idee einer Volksrepräſentation nach nicht gewöhnlichen, doch ſcharfen und ſichern Grundſätzen ausgegangen ſein. Kam dieſe Volksrepräſentation nicht bald glücklich zu Stande, ſo fehlten Grund und Dach des neuen Baues; und da es nicht geſchah, ſo mußte ſchon darum etwas unbequem in ihm zu wohnen ſein.

Die Geſchäftsmänner vom altpreußiſchen Schlag vermehrten das Mißvergnügen. Ihre mühſam erlernten Handgriffe, bisweilen auch erprobte Tüchtigkeit und echte, ſehr brauchbare Verdienſte wurden von der neuen Staatsmanier nicht geachtet, und ein nicht kleines Uebel ſchien faſt, daß die Titelſucht, die ich nirgend ſo groß fand, als im Preußiſchen, in das ſeltſamſte Gewirr und Gedräng gerathen war. So anſpruchsvolle Titel, wie Geheimer-Oberfinanzrath, um welche Mancher ſein ganzes Leben gebuhlt, die er endlich glücklich erlangt hatte, waren plötzlich um die Hälfte des Werthes geſunken, reichten nicht einmal an einen Staatsrath, und ſahen ihr altes Anſehn vom Geheimen Staatsrath uſurpirt.

Unter den neu emporgekommenen, und aus Preußen zurückgekehrten Staatsmännern war unſtreitig viel rüſtige Kraft, inſonderheit ein unſchätzbarer Eifer, die verlorene phyſiſche Macht Preußens durch eine regere Intelligenz zu erſetzen. Doch fehlte ihnen der Mittelpunkt, ihre eigentliche Seele, weil Napoleons Tyrannei den Freiherrn von Stein nicht in ihrer Mitte duldete; und ein Zug, den ich an ihnen wahrzunehmen glaubte, gefiel mir nicht ſo gut, wie der ihm entſprechende bei den vormaligen preußiſchen Geſchäftsmännern. Ihr Zuſammenleben in einer Art von Verbannung, in der Nähe des unglücklichen und geliebten

Hofes, unter denſelben Stürmen, denſelben Hoffnungen, einerlei Troſt und Grundſätzen, hatte ihnen einen eigenthümlichen Geiſt gegeben, der ſie von der übrigen Verwaltung und Geſellſchaft der Monarchie einigermaßen abſonderte. Sie nahmen ſich als dem königlichen Hauſe beſonders zugehörig und ſpielten in einen Ton des Familienlebens mit demſelben. Der vormalige Geiſt der preußiſchen Staatsverwaltung ſchloß ſich auch auf das engſte an den König und das königliche Haus an, war ein preußiſcher Gemeingeiſt, der zu gelind mit dem Namen des Patriotismus bezeichnet würde, nur war er mehr durch Furcht vor der Majeſtät gefeſſelt, als der neue, fühlte ſich ſtark, aber nur in dem Königthum, und ſo hoch der Schwung von Selbſtgefühl bei dem preußiſchen Volk unter Friedrich dem zweiten geweſen, unter Lorbeern es ſein durfte, fühlten die Geſchäftsmänner und das Volk ſich im Grunde jetzt noch mehr, obgleich die am wenigſten ruhmvolle Epoche Preußens eingetreten war.

Vielleicht wäre auch ohnedies die Liebe nicht ſo herzlich geweſen, womit alle Claſſen der Zurückkunft des königlichen Hofes entgegenſahn. Als der Tag des Einzuges kam, ſah ich zum erſten Mal nirgend mehr eine Spur von dem Druck, der Dumpfheit, die ſeit dem Unglück bei Jena auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen Berlins laſteten. Der freudigſte, entſchiedenſte Eindruck bewies augenſcheinlich, daß es ohne einen König kein preußiſches Volk, keinen preußiſchen Staat geben könne, und nur daraus erklärte ich mir, daß ich die Berliner, bei welchen ich nie Begnügung, immer noch Tadel, neues Verlangen fand, an dieſem Tage zufrieden, durchaus genügt ſah, ſoviel ſie jetzt entbehrten gegen ehemals, ſo rege, zum Theil gegründet in dieſem Zeitpunkt das Mißvergnügen unter ihnen war.

Dabei blickte nicht das geringſte von knechtiſcher Geſinnung hervor, und mir ward eben ſo augenſcheinlich an dieſem Tage, daß das preußiſche Volk der geſetzlichen Freiheit, der Erfüllung jener Verheißung, die ſtillſchweigend durch die neue Organiſation geſchehen war, ſo wenig ermangeln konnte, als des Königthums.

Die Freude an dieſem letzten theilte ſich gleichſam in die Perſönlichkeit des Königs und der Königin. Nach Aeußerungen, die ich hie und da auch in den folgenden Tagen hörte, dünkt mich beinahe, daß der neue Geiſt der Verwaltung und des Volkes das Königthum lieber in der Königin, der alte lieber in dem König aufſuchte und verehrte. Ihnen konnte dies einerlei ſein, da ſie, wenn erlaubt iſt einen ſolchen Ausdruck zu brauchen, nur eine Perſon waren.

Das Volk mußte finden, daß er durch das Unglück milder und freier, ſie beſtimmter und gehaltener geworden war. Ich wenigſtens urtheilte ſo bereits bei ihrem Einzuge. Er zu Pferde hatte nichts mehr von der vormaligen militairiſchen Gezwungenheit; weder Betrübniß über das erlittene und dauernde Unglück, noch beſondere Fröhlichkeit über den Jubel dieſes Tages nahm ich an ihm wahr; doch tiefe Gemüthsbewegung und einen Ernſt, der zwiſchen Schmerz und Freude ſtand. So freundlich ſie aus dem prächtigen Wagen, den ihr die Bürgerſchaft geſchenkt hatte, aus der Mitte ihrer Kinder grüßte, war die leichte Heiterkeit, wodurch ſie ſonſt reizte und bezauberte, aus ihren Mienen verſchwunden. Die unvergängliche Heiterkeit und Freudigkeit, die ein ſchönes Eigenthum ihrer Natur war, brach hervor wie ein Sonnenblick, auf welchen man die Schatten folgen ſieht.

„Nichts Herrlicheres iſt zu finden," ſchrieb ich an Roſamunde, „als das Glück dieſes Königshauſes durch die Ehe. Gewiß hätte er den Sturm des Schickſals nicht beſtanden ohne ſie, ihren freundlichen Zuſpruch, ihre heitere Hoffnung; und ohne Vertraun auf ſeine männliche Demuth, ohne Zärtlichkeit für ſeine mannhafte Argloſigkeit wäre ſie mit ihrer frauenhaften Zartheit durch die Schläge des Schickſals geknickt. Selbſt der Muth Beider, daß ihre Dynaſtie unter den gekrönten Häuptern fortblühen werde, würde er mächtig genug ohne das Glück ihrer Ehe geweſen ſein, ohne den Blick auf die gedeihende Nachkommenſchaft? Ich verliere mich gern in Betrachtungen, wie wahrſcheinlich das Daſein der preußiſchen Monarchie und ein neues glücklicheres Syſtem in Europa an dieſe Ehe geknüpft iſt, an einen Sinn, welchen König und Königin nur mit, nicht ohne einander ſich ausbilden konnten."

Auf den erſten Courtag, wo ich das königliche Paar näher beobachten könnte, war ich ſehr begierig, und um ſo mehr, da ich ihm blos als ein Fremder beizuwohnen hatte; ich war diesmal nicht förmlich beglaubigt, und konnte frei von aller Repräſentation ungezwungener beobachten.

Gegen das Schauſpiel des Einzugs verloren hier König und Königin. Sie gehörten zu ihrem Volke, als Familie mit ihren Kindern zuſammen; und im Kreiſe der Geſandten, welche ſie in einem beſondern Zimmer empfingen, ehe ſie in den Saal heraustraten, mochten ſie von mancher Geſtalt zu ſchmerzhaft an ihr politiſches Unglück erinnert ſein.

In der Nähe vermißte man auch bei ihr noch mehr die leichte Huld der Jugend, welche ihrer Natur ſo eigenthümlich angehörte, und ihr um ſo weniger fehlen durfte. Vielleicht ſah ich ſie nicht ohne Vorurtheil. Man hatte den Tag vorher mir geſagt, ſie habe einer Dame erzählt, bei einer der Feierlichkeiten in Petersburg, wo ſie ſich der freien Winterluft ausſetzen mußte, ſei plötzlich ein kalter Nordwind auf ſie geſtoßen, und ſie habe ihn ſogleich wie einen Dolch im Herzen gefühlt.

Ueberhaupt war ich verſtimmt. Preußens berühmteſte Staatsmänner, wie Stein, Hardenberg, waren nicht in Thätigkeit, in Berlin nicht anweſend; viele andere Namen in der glänzenden Verſammlung erinnerten an eine Schmach aus der unglücklichen Kataſtrophe; namenlos waren noch Andere, deren Kraft im Feuer der Rache ſchon für Thaten und Ruhm gereift war.

Einen ähnlichen Eindruck machte auf mich ein großer Ball, welchen der königliche Hof bald darauf gab. Doch verſcheuchten Tanz und Muſik manche ſchmerzliche Ideeverbindung, und ſchienen ihren alten Zauber über die Königin nicht gänzlich eingebüßt zu haben. Sie blickte muthig und heiter, ſelbſt als ſie an der Hand des Grafen St. Marſan, des Geſandten Napoleons, oder mit dem Miniſter ſeines Bruders Jerome, des Souverains aus Preußens Beute, jenen Gang machte, den das Hofceremoniel einen Tanz nennt.

Beſonders ſchien mir ihr Geſicht vertrauensvoll und freudig, als ſie vom Tanz ruhend auf dem Sofa ſaß, die Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes um ſie her, auch ihre älteſte Tochter, Prinzeſſin Charlotte, die mit der leichteſten Grazie unter dem Sturm unbewußt emporgeblüht war. Zur Seite ſtanden mehrere Feldherren, unter welchen Blücher's Perſönlichkeit vorragte. Man ſah an ſeinem Aeußern, daß es ſein Inneres ausſprach, und wußte daher, daß er zum Helden geboren ſei. Hatte man Spuren von der verborgenen Bildung einer durchaus neuen preußiſchen Kriegsmacht, und verband ſeine Erſcheinung mit dem Bilde des Generals Scharnhorſt, der mit blaſſem, feinem, nur den Gedanken lebendem Geſicht ſtill umherging, mit gleicher Stille, als verfolgten ſie immer zuſammen einen geheimen, wohlbewußten Zweck, vorzüglich von dem anweſenden jungen Militair verehrt: ſo fragte man ſich wohl, ob noch eine Fügung der Welt eintreten werde, wo jener vordringende Heldenmuth im Bunde mit dieſer abſichtsvollen militairiſchen Wiſſenſchaftlichkeit den Triumph der Rache und der Vaterlandsliebe feiern könnten.

In meinen Berichten, finde ich, berührte ich auch dieſe Frage, und äußerte meine Verwunderung, daß der franzöſiſche Kaiſer von der neuen Geſinnung, der in das Volk immer tiefer hineingreifenden, es immer mehr umfaſſenden und dadurch ſehr großen Militairmacht der verkümmerten preußiſchen Monarchie durchaus nichts zu ahnen ſchiene, und nur bisweilen auf Intriguanten im Preußiſchen ſchmähte und losfuhr, als wenn es noch da Intriguanten gäbe, wo das Volk in der Intrigue iſt.

Ich weiß nicht, ob er darüber keine das Weſentliche berührende Berichte erhielt. Sein Botſchafter, ein feiner Diplomatiker für die ehemaligen Verhältniſſe, bekümmerte ſich nicht viel um den Volksgeiſt, und als vormaliger ſardiniſcher Staatsminiſter nicht viel um die Sicherſtellung einer Macht, wodurch ſein König geſtürzt, ſein Vaterland in Abhängigkeit gekommen war. Graf St. Marſan vermied ſehr klug, den Argwohn und Zorn des Löwen irgend zu reizen, und freute ſich wahrhaft, daß ihm gelang, gleichwohl in hohe Gunſt bei König und Königin von Preußen zu treten. Er milderte, was ihm befohlen war, und verſchwieg, ſoviel thunlich, was um ihn vorging, wenn es ſeinen Gebieter ergrimmen konnte.

Als ſtrenger franzöſiſcher Geſchäftsmann und Franzoſe von Geburt und Seele konnte ihm ſein Legationsſecretair Caillard darin nicht gleichen, der indeß wohlwollender war, als ein durch dieſe Eigenſchaften gegen ihn gereizter Argwohn im Preußiſchen zugeben wollte. Ebendieſelben hinderten ihn doch, hier wahrzunehmen, was verſchwiegen bleiben ſollte, und es ſeinem Hofe zu berichten.

Durchaus unterrichtet über geheime Verbindungen und Pläne, beſonders über alle Maßregeln zur Schöpfung einer bedeutenden preußiſchen Kriegsmacht, war dagegen der weſtphäliſche Geſandte, Freiherr von Linden, ein Mann ohne viele Kenntniſſe, aber von einer unglaublichen Spürkraft, Domherr und dem Spiel wie der Unwiſſenheit nicht abhold, bis er weſtphäliſcher Kammerherr und Geſandter in Berlin ward, und nun für das diplomatiſche Geſchäft, das einzige ſeines Geiſtes würdige, das er in ſeinem Leben getrieben, ſo wachſam und eifrig, ſo aufopfernd, ſo gewandt ſein Spiel mit den Neigungen, nicht den beſſern, von mehrern Menſchenclaſſen treibend, daß er bei mehr Ausbildung und Bereicherung des Geiſtes einer der ausgezeichnetſten Diplomatiker geworden wäre. Mich ergötzte, wenn er in eine Verſammlung trat, die ſchwarzen Augen blitzten umher, die ſpürendſte Naſe, ein ſo leichter, ſchmaler Körper, daß er zwiſchen alle durchſchlüpfte, ich ihn nur einmal anſtoßen ſah, nämlich an den Kurprinzen von Heſſen, alſo gewiß nicht von ungefähr, leidenſchaftlich ergriffen und lauernd und unbefangen zugleich. Wenigſtens Einem Menſchen war er treu in der Welt, ſeinem König, dem er ſelbſt mit Liebe diente. Sonſt machte er ſich weit mehr aus Thieren, als aus Menſchen, und wenn er dieſe für ſeine Diplomatie genug gebraucht hatte, ſpielte er gern mit einem Reh, das er ſich hielt, und dergleichen. Ich weiß nicht, ob er ſeine Aufſpürungen und Nachrichten der franzöſiſchen Geſandtſchaft mittheilte. Seinem Hofe berichtete er ſie gewiß mit dem treueſten Intereſſe; gelangten ſie durch denſelben nach Paris, ſo ſind ſie wenigſtens ohne Wirkung geblieben.

Sehr viel Verdienſt, wenn auch nicht zur Einſchlummerung, doch zur Ableitung der franzöſiſchen Aufmerkſamkeit von den weſentlichſten Puncten, hatte der damalige Cabinetsminiſter des Königs, Graf von der Goltz. Von Natur ſanft, offenherzig, unparteiiſch, ſchien er mir dieſen eigenthümlichen Charakter auch mit Fleiß, mit politiſcher Berechnung bei den Franzoſen hervorzuheben und zu verſtärken. Hörte man ihn reden, ſo gab es allerdings im Preußiſchen einige geringe Köpfe, einige verlorne Leute, die von Intrigue und wiederausbrechendem Haß gegen Frankreich nicht laſſen konnten; doch alle Männer von Gewicht waren die redlichſten Freunde deſſelben, ſogar General Scharnhorſt. Dazu kam, daß Graf Goltz, ich weiß nicht wie, mir ſchien durch Dameneiferſucht, mit der damaligen ruſſiſchen Geſandtſchaft, der gefälligſten und eleganteſten, in einige Spannung gerathen war, und nun die franzöſiſche Diplomatie glaubte, er halte ſich auf ſeinem Poſten nur dadurch, daß er dem franzöſiſchen Intereſſe aufrichtig ergeben bleibe. Er hätte kein Preuße ſein, nicht den eigenen und ſeines Geſchlechtes Glanz durch die preußiſche Monarchie beſitzen müſſen, wenn die franzöſiſche Nationaleitelkeit, die ſo leicht zu täuſchende, ſich nicht in jener Vorausſetzung betrog. Sie hätte ſchon darum argwöhniſch gegen ihn werden ſollen, weil er den Adel und vornehme Ruhe, ſtillen häuslichen Genuß ohne Hehl liebte, und alles Gewaltſame ſcheute, mit entſchiedenem Widerwillen erwähnte. Doch ſelbſt Napoleon, ihm die allerwiderwärtigſte Figur, blieb ſo arglos gegen ihn, daß er dem

König verſicherte: der kleine Goltz verſteht das Intereſſe Eurer Majeſtät vollkommen.

In dem ſeltſamen diplomatiſchen Treiben zu Berlin, woran jetzt nicht nur ein diplomatiſches Corps, ſondern man möchte ſagen, das preußiſche Volk, wenigſtens die berliner Geſellſchaft Theil nahm, welches vorzüglich unter dem Militair ſeine Bewegung, ſeine Kreiſe fortſetzte, mitten unter der ſtillen Wuth, dem Auflauſchen, welches Machtwort von Paris kommen möge, dem Taſten, wie weit man gegen die franzöſiſche Regierung gehen dürfte, ſpürte ich mit am früheſten, daß die franzöſiſche Politik auf dem Wege ſei, den unklugſten Schritt in ihren Beziehungen mit Preußen zu thun.

Graf St. Marſan ließ einmal eine Beſchwer über die neuen Staatsminiſter fallen, die nicht einmal Mittel wüßten, dem Kaiſer ſeine Contribution zu verſchaffen. Bald darauf kam ein Wink von der franzöſiſchen Geſandtſchaft her, daß der Freiherr von Hardenberg ſich in der Verwaltung von Ansbach und Baireuth als einen erleuchteten Staatsmann bewieſen habe.

Wer die Begier Napoleons nach der preußiſchen Contribution, ſeine ehemalige Wuth gegen Hardenberg, den er im Moniteur einen von England beſoldeten Verräther geſchimpft hatte, zuſammenhielt, wußte mit Zuverſicht, daß die Geſandtſchaft jene Aeußerungen ohne ausdrücklichen kaiſerlichen Befehl nicht gewagt hätte. Wirklich hörte ich bald darauf, daß Napoleon ſich gegen die zu Paris anweſende Fürſtin von Thurn und Taxis in Lobeserhebungen über den Freiherrn von Hardenberg ausgelaſſen habe, natürlich in der Abſicht, daß ſie dieſelben ihrer Schweſter, der Königin von Preußen, melde. Dann erfolgte eine Unterredung zwiſchen jenem Staatsmann und dem franzöſiſchen Geſandten.

Froh nahmen König und Königin, die Hardenbergs Geſinnungen längſt als erprobt kannten, ihn zum Staatskanzler aus den Händen ihres ärgſten Feindes, und der Kaiſer von Frankreich, in Abſicht und Vertrauen, durch deſſen Geſchicklichkeit die Contribution zu bekommen, ſtellte den vielleicht einzigen Mann auf, der Preußen vor der Hand erhalten, und bei günſtiger Gelegenheit mit Erfolg wider das große tyranniſche Reich richten konnte. Temporiſiren hätte wohl Mancher können, doch ſchwerlich Jemand mit ſoviel Haltung und unverſiegbarem Vertrauen auf eine ſtolze Zukunft Preußens. Kräftiger hätte der Freiherr von Stein an der Spitze der Verwaltung, wenn ihn der Machthaber Frankreichs dort duldete, die Nationalkraft der Preußen wider ihn beflügelt, vorzüglich durch beſchleunigte Vollendung der inneren Geſtaltung des Staates; doch ſchwerlich wäre die Nationalkraft durch ihn gezäumt, bis der einzig glückliche Moment kam, Hardenbergs unſterbliches Verdienſt; wie wäre jenem Charakter von eiſerner Wahrheit gelungen, die franzöſiſche Regierung durchweg zu täuſchen?

Während meiner pflichtmäßigen politiſchen Beobachtungen empfand ich gewöhnlich Leerheit und blieb wehmüthig geſtimmt. Bei Feſten am Hofe, in den Kreiſen der erſten Geſellſchaft mußte ich mir ſagen, daß ich einſt an denſelben Orten mit Roſamunde zuſammen war. Hätte ich ihrem ſeelenvollen Blick irgendwo wie ſonſt begegnen, mit ihr ein Wort, einen Gedanken über die Menſchen, die wir ſahen, über alles Treiben um uns her, wechſeln können, wie ganz anders würde ich beobachtet haben. Mußte ich doch, um nicht läſſig zu werden, mir immer gegenwärtig halten, daß ich ihr meine Bemerkungen ſchreiben durfte. Dazu kam, daß ich im höchſten Glanz und Glück der Monarchie, als die Hauptgeſtalten um mich her viel froher und jugendlicher waren, hier mit ihr gelebt hatte. Bisweilen täuſchte ich mich und ſchrieb alle unglückliche Veränderung, alles Dunkel um mich her einzig dem Umſtande zu, daß ſie abweſend war, und meine Briefe wurden dann zärtlicher, klagender als ich wollte.

Sie hatte einen Brief von mir abgewartet; und da ich mit dem erſten ſo lange gezaudert, währte es lange, bis ich den erſten von ihr erhielt. Ich hatte mir vorgeſtellt, dieſe Antwort würde Satz auf Satz paſſen, mich widerlegen, oder mein Schickſal glücklich entſcheiden, ich hoffte als Sieger Ergebung, und doch ſchwindelte mir vor dem Gedanken, daß ſie ſich mir ergäbe. Aber die Antwort fiel ganz anders aus. „Ihr Brief," hieß der Anfang, „iſt ein herrlicher Abdruck Ihres männlichen Innern. So ſehe ich Sie am liebſten, in dieſer Klarheit, Feſtigkeit. Sie haben mich erſchüttert, meinen Glauben. Noch weiß ich Ihnen nichts zu antworten. Theurer Freund, ich weiß nicht, was wird; aber ich weiß, meine Entſchlüſſe ſollen ſtill in mir gedeihen, und gäbe ich auch meinen alten Glauben auf, ſo iſt er mit ſo viel Empfindungen, verwandten Ideen, lieben Gewohnheiten des Lebens, wie mit eben ſoviel Wurzeln in meine Seele verwachſen, daß ich die Schmerzen ſcheue, ihn auf einmal herauszureißen. Ihnen geziemt männlicher Entſchluß, laſſen Sie bei mir die Zeit walten."

Dies war Alles, was ſie in dem erſten, in den folgenden Briefen über dieſen Gegenſtand ſchrieb. Dagegen waren alle voll von ihrer Freundin, von deren Unnachahmlichkeit, Schönheit und originellem Geiſte ſie ſo entzückt war, daß ſie neue Gedanken, neue Benennungen erfand, um mir die Herrlichkeit anſchaulich zu machen; ſie legte ihr ein eigenthümliches Genie der Güte und Unſchuld bei.

Den Reſt des Winters lebten ſie faſt nur ſelbander, doch mieden ſie nicht alle Geſellſchaft, und Roſamunde ſchilderte ſehr fein, wie ſie den echten Ton des Adels mehr als in Deutſchland unter dem großen böhmiſchen Adel finde, der ſich durch eine liebenswürdige Höflichkeit ſo auszeichne, daß ſie nicht blos eine angenommene Sitte, ſondern eine Eigenſchaft ſein müſſe. So wie aber der erſte Schein des Frühlings anbrach und den Freundinnen alles das im Jugendglanze aufblühte, was ich mit Roſamunde im Herbſtlicht geſehen hatte, als die Schilderungen davon immer reicher, ja blüthenvoller wurden, ich in denſelben fremde Züge, die nicht von Roſamunde kamen, wahrnahm, Gedanken und Empfindungen der Freundin, als mir deutlich ward, in welches Gewebe dieſe beiden Seelen zuſammengeſloſſen waren, da fühlte ich eine Eiferſucht, eine Angſt um mein ganzes Glück, die unerträglichſten Zweifel, ob ihr das Leben mit mir Bedürfniß ſei; ob in meinem Gemüth nicht zu wenig Fülle, in meiner Einbildungskraft nicht zu wenig Farbe und Gluth, nicht zuviel Ernſt, Haltung, oder gar Schroffheit in meinem Weſen, als daß ſie von mir ſtark genug angezogen werden, ſich mir hingeben möchte, wie ſie ſo überſchwenglich und ſogleich dieſer Freundin und — dem erſten Geliebten.

Dieſen Zuſatz wagte ich kaum zu denken, um ſo weniger auszuſprechen, als ich ihr in den härteſten und ſchmählichſten Schilderungen von dem öden Frühling in der armſeligen Natur um Berlin mein farbenloſes Daſein ſchilderte, meine Sehnſucht nach ihrer Lenzesfülle ausdrücken wollte und ſtatt ihrer meine quälende Eiferſucht ausſprach.

Die Erwiederung auf dieſe Klagen erwartete ich mit Unruhe. Der Brief war einmal fort und vergebens wünſchte ich ihn zurück. Nun, warf ich mir vor, hatte ich das Abſtoßende in meinem Bilde ſelbſt vollendet; nun mußte ſie bemerken, daß ich ein karges, neidiſches Gemüth in mir trüge, und wenn ich ſelbſt auf ihre Freundin eiferſüchtig war, wie ſollte ſie ſich nicht ſcheuen — Hier brach ich mit mir ſelbſt ab, um nicht wieder auf den erſten Geliebten zu kommen, und die Unruhe ſtieg täglich, womit ich ihre Antwort erwartete. Sie kam:

„Ihre Pferde bringen mich und die Freundin, wie einſt uns Beide, muthig und freudig umher, hier wo Gärten unter, neben und über uns blühen, wo aus der Tiefe des Thals, vom Hradſchin, am reichſten von dem lieblichen Lorenzberg herab, der Geſang der Vögel, und welche andere Töne, denn Alles iſt Wohllaut geworden, zu einem Chor zuſammenſtrömen, in welchem das rauſchende Wehr der Moldau den Grundton hat. Hier blüht nicht allein die Natur, ſagt die Freundin, die Stadt blüht mit in den Lüften. Nie verlebte ich einen Herbſt, wie den mit Ihnen in Prag, nie einen Frühling, wie dieſen mit ihr; und bisweilen möchte ich irre werden, ob wahr ſei, daß ich zum vollen Genuß des Schönen der Mittheilung mit einem männlichen Geiſt bedürfte. Jetzt wenigſtens ſchweigt dies Bedürfniß in mir.“

Hier hielt ich plötzlich inne, der Athem ſtockte mir, ich ſah haſtig oben nach dem Datum und fand zu meinem Vergnügen, daß dieſe Zeilen noch keine Antwort auf meinen letzten Brief waren, und zu meinem Troſt folgte auch ein anderes Datum:

„Soweit hatte ich Ihnen geſchrieben, als Ihr ſchwermüthiges Blatt ankam. Das arme Berlin, die arme Natur in der Mark! Ihr Geiſt muß ſehr verödet ſein, wenn das Frühlingsrauſchen in den hohen Wipfeln des Thiergartens, die blauen Windungen der Spree kein Entzücken über den Lenz in Ihnen wecken konnten, der unausſprechlich ſchön auch da iſt, wo ſich nur ein Himmel über eine keimende Erde wölbt.“

„Doch ich habe nicht nur Mitleid mit Ihnen, ich geſtehe mir, daß auch wir in unſerer Fülle durch Ihre Gegenwart ganz neue Seiten an dem ſchönen Frühling empfinden würden, und dann ſteigt eine ſehnſüchtige Ahnung auf, die vielleicht unter Allem, was der Frühling hervorbringt, das Geiſtigſte iſt und Wundervollſte.“

„Ihre Oede that mir ſo weh, daß ich ſogleich mit Ihrem Brief zu der Freundin mußte, die ſeit kurzem durchgeſetzt hat, daß ſie Ihre Briefe lieſet. Sie war noch gerührter von Ihren Klagen als ich. Er ſoll kommen, rief ſie, was ſoll das öde diplomatiſche Treiben? Lade ihn ein, ſchnell ſoll er kommen, es iſt Sünde gegen den Frühling, ihn nicht in reicher, erquicklicher Gegend zu genießen. Auf meine Einrede, daß es nicht von Ihnen abhangen werde, ſich loszumachen, entgegnete ſie: er laſſe vom Geſchäft, das ihn in ſo traurige Verwicklung bringt. Sie las Ihren Brief noch einmal, und fuhr fort: fühlſt Du nicht, er iſt eiferſüchtig auf mich, und die Eiferſucht macht ihn ſo öde. Iſt ſie Dir nicht über Alles ſchmerzlich? Wir müſſen ihn davon heilen, und das kann nicht geſchehn, als wenn er mit uns zuſammenlebt.“

„Sie verpflichtete mich mit liebenswürdigem Ernſt, Ihnen ihre Worte zu wiederholen, und ſetzte hinzu: wenn Ehre und Pflicht Sie zu Berlin feſtgebannt hielten, uns werde der Frühling auch dort ſchön ſein, ſie wünſche eine königliche Reſidenz im Norden zu ſehn, wir wären ja nicht durch unbezwingliche Feſſeln wie die Männer von den beſten Befriedigungen des Lebens abgehalten.“

„Die Ungeduld meiner Freundin wird mich fortreißen, und dieſelben treuen Pferde bringen mich zu Ihnen, die mich von Berlin retteten, als das Unglück über Preußen einbrach. Wie freue ich mich auf das Geſpräch mit Ihnen, auf die Vollendung der Gemälde in Ihren Briefen, und welche Welt werde ich da ſehn, wo die Freundin, wo Sie bemerken. Es iſt ſo wahr, daß Frauen allein nur eine halbe Kenntniß gewinnen: manche Puncte des Lebens können, mögen, dürfen ſie nicht berühren; wo der geiſtvolle Mann nicht innig vertraut mit ihnen verkehrt, da iſt ihr Beobachten Stückwerk.“

Vergebens ſuche ich zu beſchreiben, wie dieſer Brief mein Bangen, meine Oede in die freudigſte Erwartung verſchlang, und in dem Gewirre der Empfindungen bemerkte ich zuerſt nicht einmal die Nachſchrift. Eine ſüße Erinnerung ſchauerte mir durch die Seele: ehemals war Roſamunde in ihren Nachſchriften zärtlicher geweſen, wie in ihren Briefen, und ſo las ich nun:

„Ich bin ungeduldig Sie zu ſehn, geliebter Freund. Schon ſage ich den Bergen insgeheim Lebewohl. Es muß nicht länger anſtehn, daß Sie die Freundin kennen lernen, Sie ſich ihrer erfreun. Wie war möglich, daß ich zwei mir ſo befreundete Weſen nicht ſchon zuſammenbrachte? Wer die Liebe kennt, und neue Liebe gewinnt, der wird unermeßlich reich; der alte Freund wird mit durch den neuen reicher.“

So ſchnell habe ich ſelbſt in wichtigen politiſchen Momenten nicht meine Stafette abgefertigt, als jetzt nach Prag. Mit den höchſten Betheuerungen verſicherte ich, den berliner Hof nicht verlaſſen zu dürfen, in den ſtärkſten Ausdrücken der Rührung, Freude, Dankbarkeit beſchwor ich die Freundinnen, ungeſäumt zu kommen, mich durch eine Staſette zu benachrichtigen in dem Augenblick, wo ſie die Reiſe anträten.

Als das Brieſchen weggeſandt war, fand ich mich in einer Art von Trunkenheit und zählte nur die Tage, ehe mein Brief in ihren Händen, ehe ſie hier ſein könnten. Soviel möglich mied ich alle Geſellſchaft, alle Zerſtreuung, lebte nur in meiner Erwartung; ich fand die Umgebungen der Stadt nicht mehr öde und entdeckte im Thiergarten, in welchem ich nie ſoviel gewandelt, immer neue Entwicklung, neue Schönheit des Frühlings. Roſamundens Brief war der ſtete Gegenſtand meines Nachdenkens. Ich lobte an ihm, daß er an einigen Stellen froſtig war, daß ſie ſichtbar ihre Empfindung zurückhielt; denn wie ſtark mußte dieſe für mich ſprechen, daß ſie es nöthig fand. Mir gefiel, daß ſie zu einem Entſchluß, der ihr ſelbſt ſo ſehr am Herzen lag, durch die Freundin hingeriſſen ſchien. Aber ſolcher Stellen, wo ſie mitten in der Fülle der Freundſchaft meiner entbehrt, und vor Allem, wo ſie über die Sehnſucht ſtaunte, die der Frühling in ihr wecke, gedachte ich nicht ohne die heftigſte Bewegung, ohne ausbrechendes Entzücken; ich durfte ihrer nur in der tiefſten Einſamkeit gedenken.

Die Staſette kam nicht, endlich die Nachricht von Roſamunde, daß ſie entſchloſſen wären, mich bald in Berlin zu ſehn, wenn nicht die Freundin zu einer Reiſe nach Wien, welche ſie im Herbſt erſt nöthig glaube, ſchon jetzt beſchieden würde. Aber auch dann ſolle gewiß bleiben, daß wir uns dieſen Sommer noch ſähen.

Ich faßte mich und harrte, durch dieſe Gewißheit hingehalten in Freude. Ungefähr ſechs Wochen blieb ich ſchwankend über ihre erſehnte Ankunft, und ſorgte, daß Roſamunde die wohlbekannten Zimmer, wo zuerſt zartes Vertrauen zwiſchen uns entſtand, für ſich bereitet fände.

Einem der Briefe von ihr in dieſer Zwiſchenzeit hatte die Freundin einige Zeilen beigefügt, wie geſpannt ſie ſei, die Königin zu ſehen. Nach nichts, ſchrieb ſie, ſollte man mehr reiſen, als erfülltes Glück zu ſehn. Eine Königin, glücklich als Frau und Mutter, und unter vielen blühenden Kindern ſelbſt noch blühend, habe eine Erfüllung gefunden, die nicht mit dem Thron ſchwanke noch verdunkelt werde.

Als ich dieſe Zeilen las, war die Königin abgereiſet, ihren Vater zu beſuchen, und bald darauf kam die Nachricht, daß ſie auf einem der väterlichen Schlöſſer gefährlich erkrankt ſei. Ich zagte, dies den Freundinnen zu melden, und fürchtete, ſie könnten deshalb mit der Reiſe ſäumen, doch weit mehr ihren Schmerz darüber. Seitdem ich das Glück des königlichen Hauſes durch Ehe und Liebe feurig und nicht ohne Abſicht an Roſamunde geſchildert hatte, kam mir daſſelbe faſt wie ein Geſtirn vor, deſſen Stellung auf das Schickſal meiner Liebe nicht ohne Einfluß ſei. So ſchmerzlich und allgemein der Eindruck war, den die ſteigende Gefahr der Königin auf Berlin machte, ward vielleicht Niemand davon wegen eines gleichen Grundes, wie ich geängſtet. Doch empfand ich auch, daß ich als Diplomatiker an dem königlichen Hauſe ſehr Theil nahm. Bei vielen von unſrem Stande habe ich bemerkt, daß ſie für die Familie von Souverainen, bei welchen ſie längere Zeit beglaubigt waren, eine Neigung faßten, als gehörten ſie insbeſondre zu derſelben. Nicht immer liegt der Anlaß dazu in den Eigenſchaften ſolcher Familien; mich dünkt, er ſchreibt ſich vorzüglich daher, weil der Geſandte doch eigentlich beſtimmt iſt, dem fremden Hofe ein Zeichen von der Freundſchaft des ſeinigen zu ſein, und gutgeartete Menſchen ſich leicht gewöhnen, das Wohlwollen wirklich zu faſſen, das wenigſtens vorzugeben oder darzuzeigen ihnen aufgetragen war.

Der Tod der Königin erſchütterte mich ſo, daß ich anfänglich nicht an ihn glauben konnte. Das Nichtſein eines Lebens, das kaum vor unſren Augen blühte und wirkte, iſt an ſich ein Gedanke, dem wir fremd bleiben möchten; und war dieſes Leben der Mittelpunct von dem glücklichen Sein vieler Anderer, gefeiert, geliebt von Millionen, hochgeſchaut vor der Welt, wem ſchauert nicht vor dem Schatten von Nichtigkeit, der ſtatt deſſelben aufſteigt? Aber dergleichen Gedanken gingen mir ſchnell vorüber gegen den Schmerz, welchen ich nicht mehr erſparen konnte. Ich wußte nicht anzufangen, wie ich dieſen Tod den Freundinnen hinterbringen ſollte. Es konnte nicht fehlen, Roſamunde mußte in ihrem Bangen über das Glück der Liebe, über die Schrecken, womit es durch die Ehe bedroht wäre, durch dies traurige Ereigniß beſtärkt, wieder in daſſelbe verſenkt werden. Ich baute viel auf die heitern, kühnen Anſichten ihrer Freundin, und berief mich auf ſie, ehe ich die Trauernachricht folgen ließ, und ſtrebte aus allen Kräften nicht ſichtbar werden zu laſſen, wie ich ſelbſt darin gleichſam eine unglückliche Conſtellation für mich fürchtete. Doch mit aller Stärke ſchilderte ich das Bedürfniß, nun in dem Lande, über welches eine allgemeine Trauer verhängt ſei, mich der ſo lange erſehnten, ſo gütig verheißenen Gegenwart der Freundinnen, ihrer Seele von Auge zu Auge zu erfreun.

Roſamunde antwortete mit ruhigem Schmerz, mit einer Ergebung in das Schickſal des Glückes der Liebe, die mich verwundet, geängſtet hätte, wenn zugleich eine Spur von ihrem ſonſtigen Zagen, deshalb vor Erfüllung der Liebe zurückzutreten, ſichtbar geweſen wäre. Auch war ſie gegen mich durch den Trauerfall, der uns Beide ſo nahe anzugehen ſchien, noch inniger, zärtlicher geſtimmt, und dies gab mir eine Sicherheit, wie noch kein andres Zeichen. Viel lebhafter klagte die Freundin in den wenigen Zeilen, die ſie in den Brief geſchrieben hatte, ſie äußerte Unmuth über die Fügungen der Dinge der Welt; doch merkte man, wie lebhaft ſie gegenwärtig den Schmerz fühlte, war ſie auch ſchon gefaßt ſich ſeiner zu erledigen. Ich konnte ihre Schriftzüge nicht anſehn, ohne den Eindruck von kühnem Schwung und friſchem Muthe zu ſpüren. Sie bedürfen unſrer ſehr, war ihr letztes Wort; ich hoffe, wir kommen bald, und ich bringe die Freude Ihnen mit.

So war es. An dem Tage, wo die Leiche der Königin vor Berlin ankommen ſollte, ich ihr entgegen reiten will, ward ich begrüßt, mich ſchnell in dem wohlbekannten

Hauſe unter den Linden einzuſtellen. Das Herz ſchlug mir; Roſamunde hatte mir nichts Beſtimmtes von ihrer Ankunft geſchrieben, ich ſprenge hin, und die beiden ſchönen Geſichter neigen ſich zum Fenſter heraus. Ich vom Pferde hinab, das mein Reitknecht griff, und hinauf, und faßte beide Hände Roſamundens und verlor mich in die Wonne, ſie wieder wirklich vor mir zu ſehn. Spät begrüßte ich ihre Gefährtin, die ein wenig ſeitwärts ſtand, etwas fremd mich mit den Blicken maß, etwas ſchalkhaft und bekannt lächelte. Als ſie zu ſprechen anfing, war mir, als hätte ich den Ton vor Zeiten gehört, doch wußte ich mir keine Rechenſchaft zu geben, wo und wann?

Nie werde ich verſuchen, von dieſen unſeren erſten Stunden irgend ein Bild zu geben. Mir war kein Zweifel mehr, Roſamunde liebte mich, Zärtlichkeit hatte ich ſonſt nie, Rührung, Mitleiden, Mitgefühl oft in ihren Zügen geleſen, ſie war wie ehemals, und doch ganz anders, ihr Ton weicher, hellröther ihre Farbe, weniger ſtarr ihr gewölbtes Auge. Jener Hauch nordiſcher Empfindſamkeit, den ich ſchon beim erſten Anblick in Italien an ihr wahrnahm, der immer blieb, mir unzertrennbar von ihr ſchien, war gänzlich weggeſchmolzen, und wie es mich befrembete, ſo erfüllte mich dieſe Wahrnehmung mit dem geheimſten Entzücken, das der Menſch zu empfinden vermag. Das konnte die Liebe, wollte ich mir ſagen, die Liebe zu Dir, indem mein Auge auf die Gefährtin fiel, die im andern Winkel des Sofa ſchwebend ruhte. Da dachte ich nicht mehr an die Liebe zu mir, ich glaubte das Licht, die Kraft ſelbſt zu ſehn, wodurch Roſamunde mit Zärtlichkeit überſtrömt war. Eine ſolche Regſamkeit, ſchaffende Weichheit, inneres Leben der Schönheit, das ganz einerlei war mit dem äußeren, hatte ich noch nicht geſehen. Unwillkürlich kamen mir die Bilder, die Sprache ins Gedächtniß, worin der Marquis von Agnes geſprochen hatte.

Unſre Unterhaltung ward die heiterſte, wiewohl die Freundin immer wieder auf den Tod der Königin zurückkam und dann ein wehmüthiger Schatten über ihre Seele ging. Bei mir konnte nichts von Wehmuth emporkommen, mir war Alles Licht und Freude geworden, und ich muß geſtehn, daß ich von nun an und alle die folgenden Tage mir keiner unmittelbaren Theilnahme an der Trauer des Landes bewußt ward. Da ich Roſamunde ſo glücklich für meine Hoffnungen verwandelt ſah, da ich nichts mehr von dem Ereigniß, das mir ein trauriges Zeichen für meine Liebe ſchien, für meine Hoffnungen fürchtete, mochte ich in dieſen erſten Stunden nicht einmal darüber ſprechen, wie Trauer und Schmerz zum Glück des Lebens gehörten, wenn gleich beide Frauen wiederholt an Betrachtungen der Art ſtreiften. So ernſt ich ſonſt geſtimmt bin, ſo gern ich mich eben allgemeinen Betrachtungen hingebe, ich war jetzt der Zuverſichtliche geworden, und wollte nicht denken, daß etwas Anderes als Glück auf Erden ſei. Ich habe geglaubt, Sie hätten uns nöthiger, ſagte die Gefährtin mit leiſem Scherz; in Ihren Briefen ſind Sie zaghafter als ſich jetzt zeigt. Ich erwiederte nichts, aber küßte Roſamundens Hand mit der feurigſten Innigkeit. Doch ſchien auch die Freundin nicht unzufrieden mit mir, und wir trennten uns mit der heiterſten Erwartung des folgenden Tages.

Noch hatte ich Roſamunde nicht allein geſprochen, und wunderte mich, daß es noch nicht geſchehen war, obgleich ſeltſam genug, denn ich war erſt zum zweiten Mal dort, am folgenden Morgen, wo Beide zuſammen frühſtückten. Ich weiß nicht, ob man mir dieſe Verwunderung anmerkte, denn im lebhafteſten Geſpräch machte die Freundin Miene, ſich zu einem Geſchäft für die Toilette zu entfernen. Geſchwind wollte ſie noch Einiges reden, Roſamunde ſprach auch ſchneller wie gewöhnlich, mit mir ging es bald eben ſo, das Du zwiſchen den beiden Freundinnen flog hin und her, Roſamunde verirrte ſich, und nannte auch mich Du und ſtockte plötzlich hocherröthend. In dem Augenblick entfernte ſich raſch die Gefährtin. Du! weiter konnte ich nichts ſagen, und zog die Geliebte an mein Herz, und auch ſie konnte nur Du ſagen. Unſer Bund war für ewig geſchloſſen.

Von dieſem Augenblick an war Alles zwiſchen uns Entſchiedenheit, Klarheit, Ruhe. Was mir geahnet, zeigte ſich ſogleich, eine überſchwengliche Freiheit im Geiſt der Geliebten, und auch glaubte ich wahrzunehmen, daß die Aehnlichkeit, die Liebe, zwiſchen den beiden Freundinnen dadurch noch geſtiegen ſei. Die Gräfin war bald wieder zurückgekommen; man wußte nie von ihr, ob ſie abſichtlich ging, kam, ob ſie irgend etwas Abſichtliches im Leben thäte; ſie wollte nirgends eingreifen, und hatte immer ſchon eingegriffen; ſie bewarb ſich um kein Vertraun, und man gab es ihr ganz ohne daran zu denken; wir fühlten Beide den Drang ihr zu ſagen, was ſich kaum zwiſchen uns entſchieden habe, und ſagten nichts, und ſie ſagte nichts und wußte Alles, und zwiſchen uns Drei gab es kein Geheimniß.

So war für uns der Tag begonnen, wo die Leiche der Königin, durch das brandenburger Thor, die Linden hinab auf das Schloß gebracht werden ſollte. Natürlich war der Entſchluß, daß ich aus den Fenſtern hier der Feierlichkeit mit zuſchaute.

Ich ſtellte mich ſo ſchnell wieder ein, daß die Damen noch mit ihrer Toilette zur ſchweren Trauer nicht fertig waren. Ich ſtellte mich allein an's Fenſter und ſah den Vorbereitungen für den Leichenzug zu. Das Volk ſtand noch in einzelnen dünnen Gruppen, unter den Linden, auf den Straßen, bis das aufziehende Militair ſeine Spaliere bildete und den Mittelgang von den Zuſchauern frei hielt.

Das Gewirre im Volk mißfiel mir; ſeltener ein Ausdruck von Trauer in den Geſichtern, müßige Neugier, und Vielen, die lebhaft ſprachen, ſah ich es an, daß ſie die Anſtalten tadelten. Doch entſtand Ernſt und Stille, als die Gardeducorps vorüberzogen, der königlichen Leiche entgegen, mit ſchwarzumflorten Kriegszeichen; man hörte nur den Trab ihrer Pferde, Jeder fühlte, ſie zögen aus, um das traurigſte Geſchick in die Hauptſtadt einzufuhren.

Aber hinter ihnen ſchwand der Eindruck, ein müßiges Geräuſch und Gewirre, ein ungeziemendes Drängen um

Plätze ließ kaum den Gedanken aufkommen, warum dieſes Treiben wäre.

Bei jedem Geräuſch hinter mir ſah ich mich voll Sehnſucht um, ob ſie endlich hereinträten, und gewiß trug dieſe Ungeduld in mir ſelbſt viel dazu bei, daß ich an den Menſchen draußen die Nüchternheit tadelte. Ich ſpähte umher an den Fenſtern gegenüber, allenthalben eine gewiſſe unruhige Bewegung, und ſo weit ich durch ein Fernglas unterſcheiden konnte, nicht die ſtille ſchmerzliche Erwartung, wie ſie einem ſolchen Anblick entgegenſchauen ſollte. Es ſcheint, daß das menſchliche Herz die Trauer nicht als eine öffentliche Feier zu geſtatten liebt, je inniger es dieſelbe fühlt, ſo ſtiller thut es ſie mit ſich ab, und der Verkehr des Lebens will nicht, daß es ſich längere Zeit und öffentlich damit befaſſe. Ueberhaupt iſt der Schmerz nur da ſtark, wo man geſammelt ſein kann; die Freude dagegen wird immer lebhafter, je mehr ſie ſich mittheilt, gewinnt in der Zerſtreuung, und genießt den Augenblick ohne Ungeduld.

Jetzt erwartete man das ſchmerzlichſte Schauſpiel und die feinſten Seelen wurden verdrießlich, daß der Schmerz zögerte und ſich mehrte. Da klangen die erſten Glockenzüge, welche verkündeten, der Leichenzug beginne der Stadt zu nahn; und eine merkliche Veränderung war in der ganzen öffentlichen Stimmung vorgegangen, als Roſamunde mit ihrer Freundin hereintrat.

Beide ſtanden zum erſten Mal vor mir in der tiefſten Trauer, blühend und ſchön wie Leben, an welches die Vergänglichkeit kein Recht hatte. Das Auge der Geliebten war nicht unbefangen und heiter wie in der Frühe, ihr Ton, ihr Weſen waren weniger zärtlich. Es ſchien eine ſtillſchweigende Uebereinkunſt zwiſchen uns zu ſein, daß unſre Empfindungen in den öffentlichen Schmerz übergehen ſollten. Oft habe ich gemerkt, der Mann iſt zu roh, wo man allgemein ſich betrübt, ſich freut, nicht ſeiner beſondern Empfindung nachzugehn; aber die Frauen ſtimmen ihn für das allgemeine Gefühl, wenn er den Geiſt der Frauen für das allgemeine Denken ſtimmt.

In abgeriſſenen Augenblicken ſah mich Roſamunde leidenſchaftlich an, wie nie zuvor, ſagte einzelne Bemerkungen mit einer Haſtigkeit, die ſonſt durchaus nicht in ihrem Weſen war. Ihre Freundin ſprach wenige Sylben, ſchaute hiehin und dorthin, nahm Alles mit friſchem Blick auf, und plötzlich traten ihr Thränen in die Augen. Du haſt mir ſo ſchön beſchrieben, ſagte ſie, indem ſie ihren Arm in Roſamundens Arm ſchlang, wie Du einen Winter die junge Königin hier im Galopp vorbeifliegen ſahſt, daß ſie hinauskäme zu der Natur, woran ſie ſo herzliche Freude hatte. Es war derſelbe Winter, entgegnete leiſe Roſamunde, wo ich den Freund fand und erkannte, der mir in Italien erſchienen war. Ich ergriff die Hände beider Frauen mit ungeſtümer Freude, ungeſtümer Wehmuth. Was war ich gegen vorher? Alles erſchien mir ganz anders, jede trockne Beobachtung war dahin, Wehmuth war ich geworden und entdeckte rings um mich her nichts mehr als Wehmuth.

In der Ferne, zwiſchen die Pfeiler des Thores durch, ward es ſchwärzer und ſchwärzer, ſchon berührte der Zug die Stadt, einzeln hörte man ſchon die Mißtöne der Trauermuſik. Ohne eine Sylbe zu wechſeln, ſahen wir Drei ſcharf nach dem Thor, gewiß mit derſelben Erwartung. In dem Augenblick, wo wir den Sarg auf dem Rüſtwagen erblickten, lehnten wir uns unwillkürlich ein wenig zurück, ich hörte einen Seufzer der Freundinnen, und ſie ſäumten, wieder hinzuſchauen.

So kam der Zug unter unſere Fenſter, die königliche Leiche ſelbſt, und ſtumm ſahen wir Alles vorüberziehn.

Roſamunde und ihre Freundin ſchauten aus dem einen Fenſter nach, ich hatte mich etwas entfernt, um aus einem andern zu blicken. Da fiel mir die Gräfin auf, wie ihr roſiges Geſicht durch den Hintergrund des vorgefallenen ſchwarzen Schleiers gehoben ward. Auf einmal ſtand die Geliebte des Marquis vor mir, in ihrer wunderbaren Schönheit am Begräbnißtage der Fürſtin. Die Täuſchung ward ſo lebhaft, ich konnte mich nicht halten und ſagte: Agnes.

Sie hob das Haupt und ſah mich mit großem Auge an. Sie trat ein wenig zurück und fragte: warum ſprechen Sie ſo meinen Namen aus?

Zugleich war auch Roſamunde zurückgetreten, hörte nicht auf die Frage, und ſagte mit der tiefſten Bedeutſamkeit: iſt ſelbſt die glücklichſte Ehe ein Glück?

Da vergaß ich der Gräfin zu antworten, eilte und faßte Roſamundens Hände und ſprach: der Schmerz über Verluſt iſt der ſchönſte Beweis von Glück des Lebens. Sie lehnte ihr Geſicht an die Freundin und ſagte mit einem unbeſchreiblichen Ton: Agnes.

So heißen Sie, rief ich aus, ſo im ſchwarzen Schleier blühten Sie am Begräbnißtage der Fürſtin, und wie wurden Sie geliebt!

Ich beſchwöre Sie, ſprach Agnes hocherröthend, kennen Sie ihn, kennen Sie mich? Wo waren Sie, ich habe Sie nie geſehn, Sie waren dort nicht unter den Geſandten?

Nie ſah ich Sie, als jetzt, erwiederte ich, der Marquis war mein Freund, ich bin vertraut mit Ihnen, mit Ihrer Liebe. In Rom lebte ich mit ihm, an demſelben Orte machte ſeine Freundſchaft mich glücklich, wo mir die Liebe, wo Roſamunde zuerſt mir erſchien.

Fragen, Antworten, halbe Erzählungen, kaum berührte Erinnerungen, Ausbrüche der Freude über die neue Entdeckung, die neue Bereicherung unſres Lebens durchkreuzten einander. Wo iſt er jetzt! rief ich.

Jetzt noch in Italien; entgegnete Agnes.

Und noch nicht mit Ihnen verbunden?

Noch nicht, aber der Erfüllung ſtehen wir nahe, wie Sie.

Hier ward meine Freude ungebändigt. Ich küßte Agnes Hände wiederholt, ich umſchlang Roſamunde, ich drückte die Hände beider Freundinnen zuſammen. Agnes, rief ich aus, Sie waren in Ihrem ganzen Leben ein guter Engel; wären Sie nicht gekommen, wer weiß, ob Roſamunde mein wäre?

Sie lächelte und ſagte: von ſeiner Eiferſucht wiſſen Sie auch wohl? als ich Ihre ſah und las, da hatte ich Mitleid mit Ihnen. Er verdankt ihr etwas, nicht wahr? wandte ſie ſich gegen Roſamunde.

Als wir endlich zu einiger Ruhe kamen, merkten wir, daß wir des Trauerzugs vergeſſen hatten. Wir warfen nur erſt einen Blick wieder hinaus, als Agnes äußerte, ſie könne nicht in den Zimmern bleiben, ihr Herz, ihr Blut, alle ihre Gedanken ſuchten das Freie.

Ich ließ ſchnell anſpannen, wir fuhren nach dem Thiergarten, nach Charlottenburg, unſre Unterredung ſchweifte immer wieder zu dem Marquis; kaum bemerkte Agnes die Umgebung, die ſie zum erſten Male ſah, und fragte nur treuherzig: ob hier die Natur immer traurig ſei, wie heute? Wirklich fanden Roſamunde und ich, daß die Natur durch die Eindrücke dieſes Tages, vereinſamt ohne die frohe Welt, deren Mittelpunct die Geſtorbene hier ſo oft war, ein traurigeres Anſehn hatte, als gewöhnlich.

Lieb war mir, daß durch unſere Erzählungen von dem Marquis Roſamunde, die für den Geliebten ihrer Freundin, den Freund ihres Geliebten, die lebhafteſte Theilnahme bewies, und ihren Verſtand, ihre Einbildungskraft in Thätigkeit zeigte, um aus den einzelnen Zügen ſeiner merkwürdigen Perſönlichkeit ein Ganzes zu gewinnen, ſehr beſchäftigt und zerſtreut wurde. Nur ſelten kehrte die Stimmung zurück, in welcher ſie jene erſchütternde Frage über das Glück der Ehe that. So bemerkte ſie einmal, welches ſeltſame Spiel des Zufalles ſei, daß ſie an demſelben Tage, wo die ſchönſte Entſcheidung gekommen wäre, in tiefer Trauer erſcheinen müſſe; eben ſo die Freundin in derſelben Stunde, da ſie den Freund des Geliebten finde.

Agnes fiel ein: was iſt das Trauergewand? heute hat es Bedeutſamkeit, auch für uns, in dem Augenblick, wo eine Fülle von Glück über uns ausgeſtrömt iſt: eine holde Frau, eine tugendhafte Gemahlin, die glücklichſte Mutter, eine ſchöne und edle Königin wird betrauert. Aber am Begräbnißtage unſrer Fürſtin waren wir Alle noch ſchwärzer, und hat Ihnen der Marquis geſagt, daß wir traurig waren?

Niemand, entgegnete ich lachend, als er ſelbſt, der leere Platz der Geſtorbenen däuchte ihm gar zu ſchreckhaft. Roſamunde wollte wiſſen, was das heiße, und ſo gab es neue Erzählung. Doch hub ich ſie nicht an, als bis wir heimgekehrt waren, und endigte mit dem Zuſatz: wir dürften nicht weiter ſo lyriſch verfahren, müßten einen Gang, einen Plan in unſere Erzählungen bringen. Roſamunde müßte ſo vollkommen unterrichtet ſein, wie wir Beide, und ich hätte Alles aufgezeichnet, was mir der Marquis früher vertraut habe.

Agnes war außer ſich vor Vergnügen darüber und verlangte ein wenig vorſchnell, daß ich ihr das vollſtändige Heft noch dieſen Abend ſchicken ſollte. Ich machte hartnäckig Einwendungen, und zuletzt kam auch in ihr Geſicht etwas Bedenklichkeit, die holdſeligſte Verlegenheit. Ich ſah in ihren Mienen die Frage, bis zu welchem Grade der Marquis ſich mir vertraut habe? und ſie begnügte ſich ganz mit meinem Verſprechen, daß ich ihnen mein Heft, welches mancherlei Erſcheinungen und Perſonen berühre, mit zweckmäßiger Auswahl vorleſen wolle. Mit welcher Stirn hätte ich hier die himmliſchen Schilderungen des Marquis von ſeinen Nächten mitgetheilt? Die zarteſten Frauen dürfen am wenigſten wiſſen und ahnen, daß das geheimſte Glück, welches ſie geben, je beſprochen werden könne.

In der folgenden Nacht hatte ich einen Traum, der mein Glück fortſetzte, doch mir am Ende einen boshaften Streich ſpielte. Ich lag in der duftreichſten Frühe, nicht auf Moos an einem murmelnden Quell, etwa unter Erlen und Linden, ſondern wie von lauter ſchwankenden Roſen getragen, und von den üppigſten Reizen aller Art, zwar natürlichen, doch überirdiſch blendenden und phantaſtiſch zuſammengeſtellten umgeben. Nun ging es mir, wie öfters, im Traum konnte ich über den Traum reflectiren, und ich dachte mir, dies Alles ſei der Wiederſchein von dem Uebermaß der ſchwarzen Farben, die ich am Tage geſehn. Da traten zwei Frauen in die Nähe meines Lagers, Beide ſchwarz gekleidet; doch mußte ich geſtehn, daß ich die Farbe eigentlich nicht ſchwarz nennen durfte, alle mögliche Farben brachen mit niegeſehener Pracht aus ihr hervor und verſchwanden ſogleich wieder; die Geſtalten waren Roſamunde und Agnes, ich erkannte ſie ſo genau, bemerkte ſo jeden kleinen Zug an ihnen, wie noch nie im Wachen; ich verglich ſie ſorgfältig mit einander, was mir im Wachen nicht eingefallen war. Beide ſtanden in der vollſten Reife jugendlicher Schönheit, ich wußte im Traum ſogar ihr Alter, Roſamunde habe das vierundzwanzigſte Jahr zurückgelegt, Agnes zwei Jahre mehr; und zugleich erinnerte ich mich im Traume, daß ich dies aus Berechnung wüßte. Wirklich hatte ich einmal aus den Umſtänden ihres Lebens ihr Alter ungefähr abgenommen. Voller war die Geſtalt meiner Geliebten, ſchlanker und gleich hoch, nicht weniger blühend Agnes. Mein Bewußtſein erloſch nun faſt gänzlich. Kaum verglich ich noch die reichen kaſtanienbraunen Haare der Geliebten, ihren fein geſchnittenen roſenrothen Mund, und die noch reicheren bewegteren Locken von wechſelnder Farbe, die volleren aufſtrebenden Lippen ihrer Gefährtin. Mir war, als träte Roſamunde immer feſter mir näher, als ſchwebe Agnes auf den flüchtigſten Augenblick nahe an mich und ſtehe auf einmal wieder fern und lächle. Nun breitete ſich um beide Frauen der weichſte Schmelz, die Farben im Geſträuch um mich her wurden ſo glühend, daß ich die Augen auf das feſteſte zudrückte, jede Bewegung der Luft war Zärtlichkeit. Ich fühlte, wie mein Arm die Geliebte umſchlingt, meine Lippen glühen auf ihren. In dem Augenblick bricht ein mildes Tageslicht an, fern ſteigt in der Morgenröthe eine Geſtalt auf, Roſamunde iſt es, und an meiner Bruſt, umſchlungen von meinem Arm liegt — Agnes.

Ich wachte mit einem heftigen Schreck auf, mein Blut ſchlug. Ich fühlte einen unbeſchreiblichen Unmuth, erſt über mich ſelbſt, und bei Nachdenken über den Zufall, der im Traum Dinge in meiner Seele zuſammenbrachte, welche allem meinen Trachten bei Tage ſo fern lagen, ſo durchaus widerſprachen. Treuer lieben, ſo das Eine nur lieben konnte Niemand, wie ich, und bei mir ging die Sinnlichkeit einzig aus der reinſten Zärtlichkeit hervor; die frühere, weniger reine Leidenſchaftlichkeit war längſt und ſchnell an mir vorübergerauſcht. Ich erklärte mir wohl, wie meine geſtrigen Vorſtellungen, daß ich Manches aus den Erzählungen des Marquis gegen die Frauen verſchweigen müßte, den Traum herbeigeführt haben konnten; doch blieb er mir widrig und wie eine ſtille Beleidigung gegen die Freundinnen. Darum war er nicht ohne Einfluß auf meine Stimmung ſogleich, auf mein Betragen gegen ſie, und iſt nicht ohne Wirkung auf unſere ſpäteren Verhältniſſe geblieben.

Am folgenden Vormittag fand ich Roſamunde allein, Agnes war mit Briefen an den Marquis beſchäftigt. Ich weiß nicht, ob ich wegen des Traumes wirklich etwas verlegen und ſcheu war; aber gewiß war Roſamunde zärtlicher, traulicher gegen mich, wie jemals. Wäre der Traum nicht geweſen, ſo hätte ich dies mit Entzücken als natürlich erwartet. Wir ſahen uns zum erſten Mal allein, es war der erſte Tag nach der herrlichen Entſcheidung.

Das Wort Du, ſagte ſie, iſt das bedeutendſte in unſerer Sprache, es ſollte nur für Menſchen gelten, die ſich für ein gemeinſchaftliches Sinnen und Trachten im Leben entſchieden haben.

Die leidenſchaftliche Spannung, die mich am geſtrigen Abend bald an ihr beunruhigte, bald beglückte, kam mir wie der letzte Kampf vor, welchen ſie mit ihren vorigen Anſichten, Befürchtungen, mit ihrer überzarten Empfindſamkeit beſtanden hatte. Aber nun ging auch die Ruhe ſelbſt von ihr aus, ſo erquickend, ſo allbegnügend, ich fühlte bei mir, das möge die Ehe ſein. Sie war in weißer Morgentracht, und ich gedachte jener Frühſtunden, da ich ſie zum erſten Mal ſo häuslich ſah. Nun war ſie, was mir damals vorſchwebte, wie das Ideal einer deutſchen Frau.

Wir ſprachen ruhig über unſere Zukunſt. Ich erklärte ihr, daß ich die diplomatiſche Laufbahn noch in dieſem Sommer aufgeben, daß ich heute noch über meine Abberufung von hier berichten würde. Die Freude trat in ihre Augen, und dann ſagte ſie ſcherzend: ein Glück, daß Du Güter haſt; oder wollteſt Du, ich traue es Dir zu, auch ohne ſie die meinen mit mir theilen? Ich hatte bei mir längſt entſchieden, daß der Marquis für ſich Recht habe, vom Erbgut der Geliebten nicht leben zu wollen; ob ich für mich mit demſelben Entſchluß auch Recht haben würde, hatte ich mich nicht gefragt, und antwortete ihr dies.

Sie ſchüttelte ein wenig den Kopf. Da trat Agnes herein, um etwas zu fragen, einen unvollendeten Brief in der Hand. Roſamunde ſagte: die Männer ſind ſich gleich, er iſt wie der Marquis, wenn er nicht Güter hätte —

Das wußte ich, erwiederte Agnes lachend, das Glück begünſtigt aber ihren Stolz, ich habe Nachricht, der Marquis iſt nun auch reich genug, um mir gnädig zu ſein. Ich wollte Sie nur fragen, bei meinem Bericht hier ward ich ſtutzig darüber, nannte er Ihnen niemals meinen Namen, und wie wußten Sie nicht ſogleich, daß ich Agnes war?

Jetzt beſann ich mich ſelbſt erſt, daß der Marquis ſie nie mit dem Namen ihres erſten Gemahls, den ſie natürlich noch jetzt führte, genannt hatte. Ich ſagte ihr, daß er ſie immer nur Gräſin Agnes genannt habe; wir beluſtigten uns über die unſchuldige Intrigue, die uns, wie ich mich ausdrückte, der Titel von einer Ehe geſpielt, die keine Ehe war. Agnes ging, ich ward anfangs bedenklich, ob ich übereilt geſprochen hätte, und fand, daß ſie auf keine Anſpielung in meinen Worten fallen könnte, ſo wenig ich dergleichen hatte machen wollen.

Leider meldete man Beſuch von ein paar alten Bekannten, die nicht abgewieſen werden konnten, zumal, da ſie Roſamunden mit ihrer unerbetenen Güte zuvorkamen. Ich zog mich zurück, um meinen Bericht an meinen Hof über den geſtrigen Tag und das Geſuch um meine Entlaſſung abzufaſſen, damit ich die Stunden gegen Abend frei hätte.

Bei der unvollendeten Arbeit ſaß ich, als ich eine Zeile von Roſamunde erhielt. Komme ſo früh, wie möglich, ſchrieb ſie, Agnes will, früh am Nachmittage, und Du ſollteſt Dein Heft nicht vergeſſen. Sie iſt verdrießlich über die Beſuche, wir wollten hinausfahren, und irgendwo ungeſtört leſen.

Ich verſchlang mein Mittagsmahl zwiſchen der Arbeit, mir däuchte, ich würde froher zu Roſamunde zurückkommen, wenn ich meine Freiheit ſchon eingeleitet hätte, und darum konnte ich das Geſuch nicht aufſchieben.

Als ich hereintrat, erwarteten mich ſchon die Freundinnen, ich hatte meine Rolle in der Hand, Agnes wies auf ſie: die Sybillenblätter meines Schickſals! Sie war ganz Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit. Ich blieb zurückhaltender gegen ſie, wie ohne den unſeligen Traum der Fall geweſen wäre.

Als wir fuhren, freute ſie ſich über den Styl einiger Gebäude, wie des Zeughauſes, des königlichen Schloſſes; aber die Stadt war ihr zu todt und einförmig; und wie wir hinauskamen, die Spree bei Stralau, und in jener Gegend ſollte unſer Ziel ſein, beklagte ſie ſich bitterlich über uns, wann endlich die Natur anfangen werde? Hätte ich ſie gekannt, wie ſie hier iſt, betheuerte ſie, da hätte ich wohl begriffen, wie öde Ihnen ſein mußte, und ich hätte nicht ſoviel Mitleid mit Ihrer Liebe und mit Ihrer Eiferſucht gehabt.

Ich vertröſtete ſie weiter obenhin auf die Spree, ohne mir ſelbſt viel davon zu verſprechen. Sie meinte auch, es ſei des Waſſers genug, daß es ein Strom heißen könnte, wenn es nur Ufer hätte. Wir ſuchten nach einem einſamen Platz, um unſer Leſen zu beginnen: endlich entdeckten wir eine baufällige Laube, mit einem zerbröckelten feſtgegrabenen hölzernen Tiſch; Roſamunde war mit Allem zufrieden, Agnes meinte, etwas Obdach ſei genug.

Ich las, und wie horchten ſie! Als der Marquis ſeine erſten Bilder von dem Oheim entwarf, lachte ſelbſt Roſamunde lauter, was ihr ſelten widerfuhr; Agnes war ſtumm und zwang ſich, und brach zuletzt heftig in Lachen aus, ſetzte aber ſogleich hinzu: der gute Oheim war freilich ſo, doch hätte der Marquis ihn nicht ſo lächerlich beſchrieben, wenn er ſchon damals ſein Herz gekannt hätte. Ich bemerkte dagegen, daß dies ſchon der Fall geweſen wäre; doch als guter Erzähler habe er ſich immer in die Empfindung verſetzt, die er hatte, da er erlebte, was er erzählt.

Nun kam es zu den Beſchreibungen von Agnes, von den erſten Gefühlen des Marquis für ſie. Roſamunde wußte ihr Vergnügen darüber nicht genug zu äußern. Bald wiederholte ſie ein beſonders charakteriſirendes Wort, bald drückte ſie die Finger der Freundin und ſah ihr bisweilen fragend und freundlich ins Auge. Agnes war wie ein liebliches Kind, erſt wie ein wenig verlegen, nun bewegter und bewegter, und zuletzt ſprach ſie mit hervorbrechenden Thränen: wie hat er mich geliebt! ſo konnte nur er lieben! das iſt die Liebenswürdigkeit, das Feuer ſeiner eignen Seele, die dieſes Bild von mir ſchufen. Dann ergoß ſie ſich in Lob über mich, daß ich die Art, den Geiſt, Wort und Gebehrde des Geliebten ſo treu aufgezeichnet hätte. Wie war es Ihnen möglich, fügte ſie hinzu, da Sie nicht wußten, daß es für mich war? Wie tief müſſen Sie ſein Freund ſein, da Ihre Darſtellung von ihm der Liebe genug thut.

Wir brachen mit dem Leſen ab, weil Roſamunde behauptete, daß Agnes zu ſehr davon angegriffen werde, und außerdem ſagte uns Allen die Umgebung wenig zu. Als wir zurückkamen, waren wieder Beſuche da geweſen. Ich hatte unterwegs die Gegend von Potsdam, beſonders Sansſouci gelobt, wofür ich einmal eingenommen war, und welche durch das Andenken eines großen Mannes noch mehr galten, als durch ihren eignen wirklichen Reiz. Agnes zögerte mit keiner Veränderung und meinte, wir ſollten ſogleich dorthin ziehn, ich bliebe meiner diplomatiſchen Beſtimmung doch nahe genug; und Roſamunde willigte ein, wenn ſie morgen Vormittag die Beſuche erwiedert und ein paar ihrer beſondern Bekannten geſehn hätte.

Wir wohnten nahe an Sansſouci, und ich hörte von Agnes keine Bemerkung mehr über Oede der Natur. Freundlich und ohne Vergleich faßte ſie jede Schönheit auf.

Mit dem Leſen meines Heftes durfte ich nicht ſäumen. Könnten je zu ihm Marginalien von Roſamunde und Agnes gefügt werden, ihre Bemerkungen während der Lecture: ich wollte gern meinen Text ſo im Schatten ſehn.

Wir kamen zu der letzten Erzählung des Marquis, und hatten wir vorher ſchon manche neugierige Frage gethan, ſo waren wir nun faſt ſo ungeſtüm, wie die beiden Abbés. Aber mit welchen ſonderbaren Figuren iſt der Marquis in Verbindung geweſen? Sie, ſein Freund, was konnte ihm der Himmel Beſſeres geben? aber die Abbés, der Geſandtſchaftsrath — die Männer werden mit viel heterogeneren Figuren vertraut, als die Frauen je wagen. Ich entgegnete, daß es zwiſchen Männern nur eines beſtimmten Grundes von Rechtſchaffenheit und Beſcheidung bedürfe, und die Verſchiedenartigſten könnten Vertrauen gegen einander faſſen.

Sie ſollte nun die Erzählung fortſetzen, und fing an:

Den alten Reiſekaſten meines Oheims habe ich wirklich nie abſchaffen können, es klebten ihm zuviel Erinnerungen der Vorzeit an, es that mir recht leid, wenn er ſo knarrte und ſeufzte. Ein feiner und höflicher Mann war aber der Oheim ohne Unterlaß, und wenn er bei ſeiner Ankunft ſo lärmte, war dabei eine Vorſtellung von väterlichem Anſehn mit im Spiel. Als die ſeltſame Mahlzeit geendet war, und er allein mit mir ſprach, wie dringend wurde ſeine Güte, daß der Marquis und ich uns vereinen ſollten. Ich würde in Wahrheit, verſicherte er ernſthaft, viel Gutes von ihm ſagen können, wenn Sie nicht ſo übertrieben viel auf ihn hielten! Gräfin Nichte, das Weib ſoll dem Mann unterthan ſein, doch auch der Diplomatiker bleibt ein Menſch.

Es gab viel Gewirre den Nachmittag über, noch eine geheime Conferenz zwiſchen dem fürſtlichen Paar und meinem Oheim. Was, meinen Sie, war das Reſultat? die Fürſtin glaubte bei Verhandlung über die Vermählung ihres Vetters müſſe ihr Hof eine Hauptrolle ſpielen, gewiſſe überaus wichtige politiſche Puncte wahrnehmen, und wer könnte dazu geeignet ſein? ach, mein armer Marquis. Auch er ſollte am folgenden Tage abreiſen.

Die verwünſchte Fürſtin! Er hat freilich gemeint, daß ich ſie wie ſehr bewunderte, und ſie iſt eine treffliche, ſtaatskluge Frau, er irrt ſich aber, wenn er meint, daß ich mich je mit ihr verglichen hätte. Mir ſagte ſie zuerſt, daß der Marquis zu jener Geſandtſchaft den folgenden Tag abreiſen möchte. Es war keine Güte dabei in ihrem Geſicht, damals lernte ich ſie richtig ſchätzen. Ich ärgerte mich, wie ſehr, über meine Unvorſichtigkeit, über den fatalen buckligten Antiquar; die Fürſtin hätte mir ohnedies den Geliebten nicht weggeſchickt. —

Bald darauf kamen der Oheim und der Marquis zu mir. Jener rief mir zornig entgegen: iſt es glaublich, Gräfin Nichte, er will morgen nicht mit mir abreiſen! eine ſolche Sendung nicht zu wollen! Ich habe ihm einen Platz in meinem Wagen angeboten, für die ganze Reiſe konnten wir die beſte diplomatiſche Unterhaltung haben, und welchen Grund führt er für ſeine Weigerung an? ſollten Sie es denken? er habe nun einmal auf drei Monate Freiheit, Urlaub. Gewiß und wahrhaftig, als Gymnaſiaſt hätte ich mich geſchämt, wenn mir eine Arbeit aufgetragen wäre, unter dem Vorwand der Ferien ſie abzulehnen.

Der Marquis lachte, ſo mürriſch er ausſah. Von der Fürſtin iſt es eingefädelt, ſagte er zu mir, daß ich von Ihnen hinweg ſoll; die Liſt ſoll ihr nicht gelingen.

So verlaſſen Sie den Dienſt? fragte ich ihn freudig. Er ſtand und ſchwieg, und blickte ſtarr vor ſich hin.

Nimmermehr! rief der Oheim, was für Grillen? Seht Ihr denn nicht, daß unſere Verbindung zu dieſer Sendung die beſte Einleitung iſt, ihn zu meinem Nachfolger am Staatsruder zu machen?

Leider ſehe ich, es iſt nicht auszuweichen, ſprach der Marquis, ich reiſe mit Ihnen.

Der Oheim umarmte ihn im Triumph ſeines Herzens. Kinder, rief er aus, es iſt der glücklichſte, der glorreichſte Tag meines Lebens, verlobt euch noch heute, ich bitte euch!

Der Marquis hatte meine Hand gefaßt und ſah mich ſchmerzlich an. Ich bin bereit dazu, ſprach ich, und Sie reiſen morgen; aber verſprechen mir, ſo wie dieſe Sendung beendet iſt, verlaſſen Sie den Dienſt?

Um des Himmels Willen nicht, rief der Oheim darein, durch einen ſolchen Narrenſtreich würde ja Alles zu ſchanden.

Ich reiſe, entgegnete der Marquis ſehr ernſthaft, und werde ringen und ſchaffen. Mir geht Hoffnung auf bei dem diplomatiſchen Treiben; Sie ſind mein, und ſollen mein werden!

Ich verſtand ſeinen Sinn, wir blickten uns lange ſtumm an. Bin ich denn hier, ſolche Poſſen anzuſehn? rief der Oheim.

Der Marquis ward aufgeſucht, er ſollte zur Fürſtin kommen. Sie ſprach mit ihm von der Sendung, und war ſehr zufrieden mit ſeiner Bereitwilligkeit. Ich hätte nicht geglaubt, ſagte ſie mir am andern Morgen, daß ich den Marquis ſo leicht von hier wegbringen könnte. Sie war heiter, der Fürſt ſchien es noch mehr. Bei meinem Oheim wechſelte Sonnenſchein und Sturm. Halb verdrießlich, mich unverlobt zu verlaſſen, halb froh meinen Geliebten gefangen mit ſich zu führen, nahm er von mir

Abſchied. Der Marquis hatte mir geſagt, er ſehe eine Verwickelung von Geſchäften vor ſich, deren Löſung ihm ein unabhängiges Vermögen verſchaffen müßte; aber durch meine Bruſt gingen die heftigſten Schmerzen. Dennoch war es mir lächerlich, als der Arme zu dem Oheim in den ſeufzenden Reiſewagen ſtieg.

Agnes lachte noch jetzt darüber, und wir lachten mit. Wie traurig und öde mußte Dir nun auf dem Schloſſe ſein! ſagte Roſamunde; und wenn Du nun in der Einſamkeit nachdachteſt, welcher Grille wegen der geliebte Mann die Verbindung mit Dir verſchob, vielleicht für immer unmöglich machte, ſchadete es ſeinem Bilde nicht, fiel Dir nicht bisweilen die Möglichkeit ein, von ihm zu laſſen?

Eben ſo wenig, erwiederte Agnes leicht, als dem Freiherrn, von Dir und Deiner Grille zu laſſen. Den Staatsdiener konnteſt Du freilich nicht heirathen! gab ihr Roſamunde zurück; wie freut mich, daß mein Freund ſchon um ſeine Entlaſſung nachgeſucht hat. Brav, rief Agnes, das habe ich von dem Freiherrn erwartet! und fuhr fort zu erzählen:

Dem Schmerze hange ich niemals nach. Ich hatte der Zerſtreuung genug und ging friſch an die Arbeit. Am Tage ihrer Abreiſe war den Abend wieder mein Winzerfeſt. Bisweilen konnte ich die Thränen vor Freude und Schmerz nicht zurückhalten, wenn ich überlegte, welche Woche zwiſchen dieſen beiden Sonnabenden lag. Allein ich war äußerlich froh und geſprächig mit meinen Winzern, wie ſonſt. In Thätigkeit verfloß der Herbſt, und unter meinen Studien in der Stille des Landlebens der größte Theil des Winters. Wann ein Brief von ihm ankam, war ein Feſttag für mich, an ihn waren alle meine Gedanken gerichtet, ich ſchrieb ihm täglich wenigſtens etwas. Viele geiſtvolle Briefe mit glänzenden Gedanken erhielt ich von der Fürſtin, doch war mir bisweilen peinlich, ihr zu antworten, die ſchnelle Entführung des Geliebten konnte ich ihr nicht ganz verzeihn. Geſellſchaft ſah ich wenig bei mir, es gibt deren wenig in der Umgegend den Winter über, aber auch im Sommer vermied ich ſie gern. Behagen fand ich nie an unſren geſelligen Kreiſen; als ich jung war, ſtürzte ich mich wohl gern flatternd und leicht in ſie, er hat es ſo genannt; es thut mir leid, daß er mich noch ſo flach gefunden hat; ich kannte die Liebe noch nicht, und nun weiß er doch auch, wie viel beſſer mich ſeine Liebe gemacht hat. Der Pfarrer und ſeine Familie ſind mir immer werth geblieben. Hätte der Marquis nur gehört, wie die allerliebſten Nichten ihn rühmten, jahrelang haben ſie die Geſchichten wiederholt, die er ihnen erzählt hatte. Sie ſind beide an würdige Geiſtliche auf meinen Gütern verheirathet, und ich bin ſicher, die Frauen Paſtorinnen werden noch kichern, wenn ſie ihn wiederſehn.

Mein Oheim kehrte gegen Ende des Winters zurück, höchſt vergnügt, die Unterhandlung wegen der Vermählung des Fürſten glücklich beendet zu haben. Ich konnte ihm nicht abſchlagen, ein paar Monate bei ihm zuzubringen. Er bewies mir noch mehr väterliches Wohlwollen und Vertrauen wie ſonſt, und was mich freute, um des Marquis willen. Der habe ſich, meinte er, bei dieſer Sendung als ſeinen würdigſten Schüler gezeigt, und ſomit könne man nach Vollendung des Hauptpunctes, der ſein Geſchäft geweſen ſei, die Verwickelungen, die ſich daran knüpften, der Leitung deſſelben unbeſorgt überlaſſen. Leider erfuhr ich zugleich, daß ihre Löſung ihn lange entfernt halten möchte.

In der langen Zeit, daß wir uns nicht wiederſahen, lebte ich einigemal bei der Fürſtin, die mich wiederholt auf das freundlichſte, dringendſte einlud. Mir kam vor, als ſei ich dort ihm näher, ich hörte oft über ihn reden, und dieſe geiſtreiche Frau redete gern von ihm. Sie dachte ſo zart oder fürſtlich, daß ſie mich nie durch eine irgend beſtimmtere Frage zu einer Berührung meines Verhältniſſes mit ihm aufforderte. Davon konnte ich ſie nicht frei ſprechen, eine kleine Bosheit hatte mit daran Theil, daß ſie ihn ſo von mir bannte, und ſie hätte doch erkenntlich dafür ſein ſollen, daß ich ihren Vetter nicht gewollt; denn ſie hielt gar viel auf das fürſtliche Blut. Aber ich verzieh ihr Alles, denn ſie hatte den Marquis kaum leidenſchaftlich und unerwiedert geliebt. Von dieſer Leidenſchaft war nun keine Spur mehr, und wie intereſſant iſt eine Frau, die den Geliebten geliebt hat. Dort war nur die Heimath ſeines verhaßten Staatsdienſtes, aber doch etwas Heimathliches von ihm, und ſo lebte ich gern bei der Fürſtin. Meinen Oheim oft und auf längere Zeit zu beſuchen, fiel mir unmöglich. Er drängte mich ungeſtüm darum, ſein gnädigſter Herr wünſche ſo ſehr, daß ich nach ſeinem Ausdruck den Glanz des Hofes der Neuvermählten vermehren ſolle. Dies war mir widrig, gewiß nicht, weil mich irgend reute, nicht ſelbſt Fürſtin geworden zu ſein, aber die Prinzeſſin, die den von mir verſchmähten Platz einnahm, war unerträglich; etwas gelehrter, wie ihr Gemahl, doch viel pedantiſcher; innerlich noch froſtiger und hoffärtiger, wie er, und noch breiter über den Menſchen, der ihr weit vor dem Fürſten gehe. Ich erledigte mich ihrer am beſten, wenn ich bei einer Zuſammenkunft alle mögliche Titel von Büchern, die mir einfielen, herrechnete. Sie ward eiferſüchtig auf meine Gelehrſamkeit, ließ alle von mir genannte Bücher herbeiſchaffen, ſtudirte; der Gemahl, wiederum eiferſüchtig auf ihre Gelehrſamkeit, ſtudirte mit, und ich hatte Freiheit. Dieſe kleine Nothhülfe habe ich ein paarmal brauchen können.

Seelenfroh war ich nur, wenn ich viele Monate ungeſtört hinter einander auf meinem Landſitze lebte. Da war die Gegenwart ſo heiter und meine Zukunft wollte hell werden, wie ſie. Aus den Briefen des Freundes leuchtete mir der wahre Heldenmuth, womit ſein feuriger Geiſt den verwirrteſten Schneckengang von Verhandlungen verfolgte, um das Ziel zu erreichen, wo ihm beliebte und genügte, mich ſein zu nennen. Ich weiß nicht, ſchrieb er, wenn ich am Ziel bin, daß ich daran ſein werde, weiß ich gewiß.

Ich gewann zuletzt auch ſeinen Trotz lieb und nährte in mir den Stolz, daß ich ihm nach ſo langem Aufſchub durch ſeinen Stolz am Ende mehr geben wollte, als er konnte. An Liebe konnte ich es nicht: aber ſo wie ich in ſeinen lehrreichen Briefen eine Spur entdeckte, daß ein Fach der menſchlichen Kenntniſſe ihn mehr oder weniger beſchäftige, reize, war ich in meiner Einſamkeit hurtig dabei, mich darüber zu unterrichten. Erſt habe ich gelernt des Lernens wegen, dann des Wiſſens, des Gegenſtandes halber; man endet damit, daß man der Liebe wegen lernt.

Roſamunde erglühte und ſprach: Du haſt Recht! ſeitdem ich in Rom über deutſche Literatur geſprochen, verlor ich bei einem deutſchen Buche nicht mehr den Gedanken, daß ich auch darüber ſprechen würde, wiewohl wenig Hoffnung dazu war.

Hier war der Punct getroffen, wo es an mich kam zu reden. Bis in das mannichfaltigſte Detail erzählte ich, wie ich durch die Irrgänge der deutſchen Literatur von Roſamundens Liebe geleitet wurde. Agnes hörte mir freundlich zu, obgleich wir von ihrer Geſchichte ganz abkamen. Sie ward nun mehrere Tage unterbrochen, die ich in Berlin abweſend ſein mußte.

Als ich nach Potsdam zurückkam, erzählte ſie mir von dem Beſuch einer Dame, welcher die königliche Familie genau bekannt ſei. Roſamunde beſonders wiederholte mit innigem Vergnügen: ſo ſchmerzlich die Königin dort vermißt werde, dächten der König und ihre Kinder doch größtentheils mit heiteren Erinnerungen an ſie. Ich erkenne, ſetzte ſie hinzu, wo das Glück der Liebe einmal war, da blühet es durch alles Schickſal fort; eine glückliche Ehe bleibt ewig ein Glück.

Meine Freude über dieſe Stimmung und Ueberzeugung der Geliebten war voll und rein, doch mag ſich in meinem Geſicht ausgedrückt haben, daß ich an ihre Frage bei dem Leichenzug zurückdachte. Aber der König hat unausſprechlich gelitten, ſetzte ſie ſehr bewegt hinzu; als man Hoffnung ſchöpfte, die Königin gerettet zu ſehn, ſprach er die Worte: ſie würde geneſen, wann ſie nicht meine Frau wäre. So bitter fühlte er die Schläge des Schickſals und ſah den drohenden härteſten als unausweichbar an.

Und doch, fuhr ich fort, könnten wir ihn fragen, ob er dieſen Schmerz nur gegen einen Tag des Glückes mit ihr abkaufen wollte; was meinſt Du, Roſamunde? Nicht gegen eine Stunde jenes Glückes, antwortete ſie, und auch der Schmerz erhebt und ſtärkt die Erinnerungen des Glückes.

Ich äußerte meine Ungeduld, die Erzählung von Agnes zu Ende zu hören. Doch ſie machte allerlei Zögerungen. Wiſſen Sie, fragte ſie lachend, warum ich nicht wieder anfangen mag zu erzählen?

Agnes, ich bitte Dich, rief Roſamunde, lachte aber auch. Sie behauptet, daß ſie in der Kunſt zu erzählen weit unter —

Dem Marquis ſtehe? fragte ich. Beide lachten mehr. Unter dem Geſandtſchaftsrath, ſagte Roſamunde.

Wie, fuhr ich auf, wie kennen Sie den? Nun kam es heraus. Sorgfältig hatte ich von meinen Heften verſchloſſen, was die vertrauteſten Geſtändniſſe des Marquis enthielt. Der Geſandtſchaftsrath und ſeine ſchöne Dame wa=

ren draußen geblieben unter Papieren und Landkarten und entdeckt worden, als die Freundinnen nach einem Plan der Gegend von Potsdam ſuchten.

Gut, erwiederte ich, daß der Zufall Sie mit dem Paare bekannt gemacht hat; ich trug Bedenken es einzuführen, und wer weiß doch, ob wir im Leben nicht wieder mit ihm zuſammentreffen? Der Mann war ein diplomatiſches Meiſterſtück, entgegnete Agnes; Du ſiehſt, Roſamunde, von welcher Vollendung wir unſere Freunde zurückhalten. Doch ich muß die Rettung meines Freundes erzählen. Um ſo ſchneller, bemerkte ich, da Sie den Inhalt ſeines letzten Briefes uns nur in der geſchichtlichen Ordnung mittheilen wollen.

Mein Oheim, begann ſie, gab nie den Entwurf auf, den Marquis als meinen Gemahl, aber zugleich als ſeinen Nachfolger zu ſehn. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß er je einen Vorſatz, eine einmal gefaßte Abſicht fahren ließ, und ſo oft ich von ſeiner Unabläſſigkeit litt, die der Marquis Zähigkeit nannte, muß ich geſtehn, daß ſie bei ſeinem wohlwollenden Gemüth vielmehr Gutes geſtiftet, als Schaden gebracht hat. Das Land und der Fürſt verdanken dieſer Feſtigkeit, womit er die ganze Verwaltung ſich unterwarf, und ſie keinen Augenblick los gab, ungemein viel. Merkte er, daß er von einem Irrthum ausgegangen ſei, ſo ergriff er plötzlich das Gegentheil, behauptete aber ſteif und feſt gegen Jedermann, daß dies von Anfang an ſein Wille und ſeine Anſicht geweſen ſei. Nur einen Fehlgriff in ſeinem Leben geſtand er ein, daß er durch meine Vermählung mit dem alten Krüppel, wie ihm nun beliebte meinen erſten Mann zu nennen, mir einen Abſcheu gegen die Ehe beigebracht habe; und wie oft ich ihm das Gegentheil betheuerte, ließ er von dieſem Fehlgriff ſo wenig, wie von der übrigen durchgängigen Klugheit ſeines Thuns. Den Moment der Rückkehr des Marquis ſah er mit Zuverläſſigkeit als den Zeitpunct unſerer Vermählung an, und wo derſelbe zu ſeinem Nachfolger ernannt würde.

Eines Abends, da er zum Thee, wie er gern that, zu mir herüber kam, hatte er etwas Beſondres vor. Als hier einmal, hub er mit ſeiner komiſchen Manier an, als hier einmal ein Donnerwetter überhört wurde, Gräfin Nichte, ſieben Jahre iſt es her, und noch ſind wir auf dem alten Fleck. Ich kenne meinen großen einzigen Fehler, Sie werden mich ihn nicht länger entgelten laſſen, und den Marquis heirathen. Damit ich ſeine Grille aus dem Wege ſchaffe, Sie wiſſen, daß mein nächſter Vetter, der mich beerben ſollte, deſſen zum Glanz unſerer Familie nicht bedarf. Was Ihnen zufallen ſollte, davon iſt hier nicht die Rede.

Er ſtand auf und klingelte, und bezeichnete dem Kammerdiener die Mappe, die vom Schreibtiſch zu bringen ſei. Ernſt und feierlich ſchloß er auf, nachdem er während der Pauſe keine Sylbe mehr geredet hatte.

Hier iſt, fuhr er fort, mein geſtern unterſiegeltes Teſtament. Den Marquis habe ich alle meine Güter vermacht unter der Clauſel, daß Sie ſich mit ihm vermählen. Sie haben ſein Glück in Händen. Meinen Sie, daß er nach meinem Hintritt genug haben werde, unabhängig von Ihrem Vermögen zu leben?

Ich küßte ihm gerührt die Hand, und hätte um Alles in der Welt ihm nicht begreiflich machen können, daß damit nicht alle Schwierigkeit gelöſet ſein werde.

Ich werde ihm, ſprach er weiter, gar nichts von dieſem Vermächtniſſe melden, es könnte prahleriſch und ruhmredig ausſehn, und die Ruhmredigkeit, wiſſen Sie, habe ich ſtets gemieden. Die Eitelkeit war nie meine Sache, zu meinen Verdienſten und meinem Rang paßt dergleichen nicht. Schreiben Sie, was geſchehen iſt; meiden aber auch, Ihre kindliche Ehrerbietung gegen mich zu ſtark auszudrücken.

Ich ſchrieb dem Marquis, daß ich in einer verzweifelten Lage ſei; er wäre auf einmal ein reicher Mann geworden, und werde es nicht ſein wollen, weil die Claufel dabei wäre, daß er mich heirathen ſollte; und ſei er kein reicher Mann, ſo wollte er mich auch nicht heirathen. Ernſthaft ſprach ich dann über die Güte des Oheims, und fügte hinzu, daß er in dieſer Sache mit der äußerſten Schonung und mit Ehrfurcht gegen den alten wohlwollenden Mann ſeinen Entſchluß faſſen würde.

In ſeiner Antwort an mich, ſcherzte er blos darüber, daß wir dem Oheim noch ein langes Leben gönnen wollten, er aber bis dahin ſeine Vermählung mit mir nicht aufſchieben könnte; auch ſei doch zu handgreiflich, daß der Oheim mich als ſeine eigentliche Erbin betrachte und ihn durch Ueberliſtung verleiten wolle, doch von meinem Vermögen zu leben.

Dieſelbe Wendung hatte er in einem beſondern Schreiben an den Oheim gebraucht, und dieſer fand Vergnügen daran, wiewohl ihn die Weigerung, ſein Erbe zu ſein, zu einigen harten Ausdrücken wider den Marquis veranlaßte. Ich werde ihn doch überliſten, betheuerte er gegen mich, nun iſt es eine Ehrenſache geworden. Ich war froh, daß es eine ſolche Wendung genommen, und machte den Oheim aufmerkſam, mit welcher Ehrerbietung und Dankbarkeit ſein edles Geſchenk abgelehnt ſei.

Sein Plan zur Ueberliſtung iſt mir nicht bekannt, vielleicht nicht reif geworden. Ich verließ ihn um dieſe Zeit, zu der Fürſtin zu reiſen. Diesmal blieb ich lange bei ihr, wir wurden täglich vertrauter.

Und der genialiſche Fürſt, fragte ich, ſeiner erwähnen Sie gar nicht, wie benahm er ſich gegen Sie?

Anbetend und feindlich, erwiederte Agnes lächelnd. Ich hatte gar nicht auf ihn gemerkt, bis die Fürſtin mir vorwarf, daß ich das Unheil vollendet und ihn gar zum Poeten gemacht hätte. Auf meine Verſicherung, wie ich davon keine Spur ſähe, fragte ſie, ob ich mich der Sonette nicht mehr erinnerte, die uns der Fürſt vor einigen Tagen vorgeleſen? Nicht wahr, entgegnete ich, aus dem Büchelchen mit goldenem Schnitt, von dem abgeſchmackten Dichter, der endlich die Dame gefunden hat, die ihm Romantik, Chriſtenthum, Hellenik? Mir ſind einmal Damen unter die Augen gekommen, die ganz mit ſolchen Worten von den neueſten Dichtern beſungen und angebetet waren, Unbilde der Natur, nicht Urbilder, wie die Anbeter ſie nannten. Und doch, fiel die Fürſtin ein, muß ich Ihnen ſagen, Romantik, Chriſtenthum, Hellenik ſind Sie ſelbſt, und der Dichter iſt mein Gemahl. Er ſchreibt ſeine Gedichte auf das ſauberſte und läßt ſie ſo zierlich binden.

Von dem Augenblick an war er mir unerträglich, und es währte nicht lange, ſo ließ er Anſpielungen fallen, daß man die italieniſchen Sänger mit Luſt und Empfindung geleſen haben könnte, ohne von dem Idealen in ihnen durchdrungen zu ſein, was überhaupt der weiblichen Natur ſo ziemlich unerreichbar ſcheine. Auf die Art führte er fleißig einen kleinen Krieg gegen mich, und ich hatte nichts dawider, weil die Fürſtin dadurch veranlaßt ward, ſich mit Freiheit über ihn zu äußern.

Sie jammerte mich ſehr; Geringſchätzung gegen den Mann, mit dem man für immer verbunden iſt, muß ſchrecklich ſein. Ich hatte ſoviel Mitleid mit ihr, daß ich faſt hätte wünſchen können, ihre Liebe ſei von dem Marquis nicht unerwiedert geblieben.

Sie mochte fühlen, was in mir vorging, ſie nahm einſt meine Hand, ſagte bewegt: und wenn ich ihn vergleiche mit dem echten Manne, mit — Liebe, Sie ſind nicht ganz offen gegen mich. Warum gedachten Sie noch nie Ihres Verhältniſſes zu dem Marquis? Sagen Sie mir, vergebens ſuche ich den Grund zu errathen, warum ſind Sie nicht mit ihm vermählt?

In der letzten Zeit hatte ich eine ſolche Frage gewünſcht, es war mir drückend, daß ich das Einzige meines Lebens, worüber ich ihr Vertrauen beweiſen konnte, nicht gegen ſie berührt hatte. Ohne ihre beſtimmteſte Aufforderung dazu war es nicht möglich; ich war nicht gewiß, daß ich ihr Herz durch meine Offenheit gar nicht verwundete, wenn mir gleich ihre Leidenſchaft für den Marquis ganz erloſchen ſchien.

Sie hörte mich mit der innigſten Theilnahme, mit den edelſten Regungen; und wollte irgend ein Neid über mein Glück bei ihr aufkommen, ſo ſchlug ſie ihn wenigſtens gleich nieder. Zweideutig war mir, wie ſie den eigentlichen Grund, warum der Marquis ſich nicht mit mir vermählte, aufnehmen werde. Ich erwähnte ſeiner, ohne ihn zu mißbilligen, gut zu heißen. Sie maß mich mit einigem Befremden im Blick, erröthete und ſagte raſch: Richtig, das iſt er, daran erkenn ich ihn, ſo ſtolz liebe ich die Männer. Ich wäre hier nicht unparteiiſch, meinte ſie, ſonſt müßte ich von dieſer Geſinnung des Geliebten entzückt ſein.

Sie beobachtete jetzt nicht den geringſten Rückhalt mehr, und ſprach über ihn, wie ſein Bild in ihrer Seele war. Ich hörte ihr unausſprechlich gern zu, ſie fühlte ſich ſo frei und ſtark, weil ſie ſich ſelbſt bezwungen hatte. An ihrem edlen Weſen empfand ich etwas, ich möchte es den Stolz des Edelmuthes nennen. Auf Augenblicke verfiel ſie in ein Nachſinnen, man ſah ihr an, ſie machte einen Plan, an dem ſie Freude hatte.

Da in meinem Leben und in meinem Geiſte nichts von einiger Bedeutung vorging, was ich dem Marquis nicht meldete, ſo beſchrieb ich ihm dieſen Auftritt mit der Fürſtin recht ausführlich. Ich war ſchon wieder in der Einſamkeit meines ſchönen Landgutes, als ich ſeine Antwort darauf erhielt; er ſchrieb mir überhaupt ſeltener, kürzer als ich ihm; nicht deshalb, glaube ich, weil er mehr Geſchäfte und Zerſtreuung hatte, als ich; ſollte überhaupt, wenn Liebende einander, ihrer Liebe, gewiß ſind, uns nicht mehr Bedürfniß bleiben, ſie auszudrücken, als den Männern?

In ſeiner Antwort äußerte er Vergnügen über den Beifall, den ſein Grundſatz bei der Fürſtin gefunden, die ſich auf männlichen Stolz verſtehe. Mir gefiel eben dieſer Zuſatz nicht, vor allen, da er mich gleich darauf bat, die Fürſtin nicht zu hoch und rein zu nehmen. Eine Warnung, die ich nun erſt ganz verſtehe, nach dem, wie er zu Rom geurtheilt hat, daß ich damals auf meinem Landſitz mich gegen ſie in Schatten geſtellt hätte.

Eines ſeiner folgenden Schreiben fing mit den Worten an: Ich merke, die Fürſtin hat die Hand im Spiel, ſie will edelmüthig und Wohlthäterin ſein, das mag hingehn, ſie iſt im Grunde nur Mittel, mir ſchnell zu verſchaffen, was mir längſt gebührt. Er berichtete mir darauf beſtimmt, daß aus einer Maſſe von Gütern, die zwiſchen beiden durch die letzte Vermählung verbundenen Fürſtenhäuſern ſtreitig wären, ihm für die mühſame und glückliche Auseinanderſetzung des Zwiſtes, von Anfang des Geſchäftes ein beträchtliches Landgut verſprochen ſei, wie er ſchon damals erwähnt habe. Als nun in den letzten Monaten das

Geſchäft bis auf eine kleine Häkelei durch ihn abgewickelt worden, wäre von beiden Seiten Achſelzucken eingetreten und einige Bedenklichkeit wegen des verſprochenen Geſchenkes erhoben. Er ſei Feuer und Flamme geworden und habe doch aus Klugheit und Liebe an ſich gehalten. Auf einmal ſtimmten nun beide Höfe einen andern Ton an, wären die Großmuth ſelbſt und geneigt, ihn fürſtlich zu belohnen. „Sie geben mir," ſchrieb er, „noch ein Landgut zu dem verſprochenen, es iſt mir gleichgültig, eitel, denn mit dem einen habe ich Dich. Lieber entbehrte ich das zweite; ich will an irdiſchem Gute nur, was mir Noth thut, und was ich verdiente. Aber ich erkenne hier die Fürſtin, nur ſie konnte die Höfe mit ſolchem Nachdruck an ihre Pflicht und Ehre gemahnen!"

Auf ihn ſchien ihr Benehmen wenig Eindruck gemacht zu haben, ich dagegen war und bin davon ſehr gerührt. Meine Unterredung mit ihr wurde mir noch merkwürdiger, ich wußte nun, worüber ſie auf Augenblicke nachgeſonnen, und empfand das Schöne in dieſer Güte, dieſe echte Liebenswürdigkeit einer fürſtlichen Frau mit aller Lebhaftigkeit.

Von meinem Oheim bekam ich gleich darauf ein Brieflein: ſein gnädigſter Herr ſei großmüthig gegen den Marquis geweſen, dieſer Großmuth ſtehe er billig nach, nehme das Siegel von ſeinem Teſtament zurück, doch wolle er, daß ſeine Güter nun allein an mich fallen ſollten. Er ſehe, daß der Himmel alle ſeine Thaten krönen wolle, die Vermählung müſſe in ſeinem Palais gefeiert werden, und ſein gnädigſter Herr hätte gewiß meinen Gemahl zu ſeinem Nachfolger beſtimmt, da er ihn ſo großmüthig dotire.

Der gute Oheim! ich benahm ihm nichts von ſeiner Freude, aber er wollte doch auch gar nicht merken, daß die Schwierigkeit nicht in ſeinem gnädigſten Herrn lag, ſondern darin, der Marquis und ich wollten nicht an die Galeerenbank!

Der Fürſtin ſchrieb ich nichts über die nahe Entwickelung unſres Schickſals, ich wollte ſie vorher ſehen, und hören, auf welche Art ſie derſelben erwähnen möchte. In den erſten Tagen, die ich wieder mit ihr verlebte, ſagte ſie nichts davon. Da konnte ich mich gegen ihre Güte und Freundlichkeit nicht länger verſchloſſen halten. Doch verſchwieg ich, was der Marquis ihr zuſchriebe. Sie äußerte, daß ſie halb davon gehört habe, es freue ſie, daß ein ſolcher Mann durch eine Kraft das erſetze, was die Gunſt des Glückes ihm weniger als ſeiner erwählten Gemahlin verliehen hätte. Dies ſagte ſie zu leicht, nicht ſo innig, als ich erwartete; der Marquis würde gar geſagt haben, ein Zug in ihrem Geſicht hätte eine Neckerei verrathen, daß ihr Wollen erreichte, was ſein männlicher Stolz und meine Liebe ſeinem Verdienſte beilegten.

Jeden Tag erwartete ich nun die Nachricht, daß er ganz am Ende ſei und zu mir eile. In dieſer Ungeduld, wie konnte ich anders, als ungeduldig ſein, dem Ziel ſo nah, nach welchem ich viele Jahre gerungen, und noch nicht an demſelben, kommt die leidige Nachricht, daß ihm die Documente zu den beiden geſchenkten Gütern freilich ſchon übergeben wären, das Geſchäft überhaupt verwickle ſich indeß noch wieder am Schluß, Urkunden müßten noch wieder in Italien aufgeſucht, und ein paar Nachkömmlinge ebendaſelbſt von ehemaligen Beſitzern des größten Theils der Gütermaſſe befragt, zur Einwilligung beredet werden. Seine perſönliche Gegenwart ſei zu einem ſichern Erfolg nöthig und ſo werde er noch auf Monate von mir geſchieden bleiben.

Da ſtieg meine Ungeduld zu einem ſolchen Grade, daß ich auf meinem Landſitze, bei dem Oheim, bei der Fürſtin, an keinem mir bekannten Ort ausdauern konnte. Ich antwortete ihm, daß ich nach Böhmen reiſe, wo ich nicht weiter von ihm entfernt wäre. So kam ich zu Dir, Roſamunde, Du haſt mir die Pein der Ungeduld vergütigt.

Ich erhielt in Böhmen nur zerſtreute, kurze, abgeriſſene Zuſchriften von ihm. Er war ſelbſt in ſolche Ungeduld verfallen, daß er es nicht mehr der Mühe werth hielt, mir zu ſchreiben; gewöhnlich ſchloß er mit den Worten: Ich ſollte bei Dir ſein und muß dieſe nüchternen Buchſtaben malen. Zu Berlin endlich erhielt ich einen ausführlichen, ruhigen Brief, der mir von Prag dahin gefolgt war. Ich habe ihn zurückbehalten, bis die Ordnung der Geſchichte an ihn käme; ſo muß ich ihn holen.

Als ſich Agnes entfernt hatte, ſagte Roſamunde: der Marquis iſt ein echter Italiener und hat doch ſchon in Deutſchland mehr von dem Deutſchen angenommen, als Du von dem Italiener, obgleich Du in Italien aufgewachſen biſt. Dank Dir, daß Du ſo deutſch bliebeſt. Ich entgegnete ihr, daß dieſe Vergleichung weder auf einen ſtärkeren Charakter in mir, noch in der Deutſchheit, als in dem Marquis und dem italieniſchen Weſen ſchließen laſſe. Hätte ich eine Italienerin geliebt, wie mein Freund eine Deutſche, ſo hätte ich unſtreitig viel mehr von meinem Volk eingebüßt, als er von dem ſeinen. Nun fügt es ſich ſchön, ſagte Roſamunde, in Agnes iſt ſoviel Südliches, in ihrer Einbildungskraft, der beweglichen Fülle ihres Lebens; ich kenne keine Deutſche, die ſich für den Marquis geeignet hätte.

Indem kam die Gräfin zurück mit dem Brief. Wir gehen hier ganz nach der Wahrheit der Geſchichte, ſprach ſie, und ſo iſt meine Pflicht, das Schreiben des Marquis buchſtäblich vorzulegen:

„Es iſt mir lieb, daß Du in Prag lebſt. Ich weiß Dich gern [illegible] einem Orte, der einen bedeutenden Charakter hat. In eine Stadt mit einer merkwürdigen Vorzeit gehörſt Du hin, oder in Deine, die von Dir beſeelte Natur. Du jammerteſt mich in den beiden flachen Reſidenzen, mit welchen Du in der letzten Zeit gewechſelt haſt.“

„Ich werde nicht weiter in Italien hineingehen, und von Mailand aus den Zweck meiner Reiſe erreichen.“

„Die Muße, worin ich hier lebe, fülle ich größtentheils mit Erinnerungen aus. Wann wir verbunden ſind, wieviel werde ich Dir aus meinem Leben zu erzählen haben. Noch waren wir nie in ſolcher Ruhe und Muße zuſammen, daß wir mit etwas Anderm, als uns beſchäftigt ſein konnten.“

„Deine letzten Briefe greifen in die Erinnerungen ein, die mich hier umgeben. Der Freiherr, deſſen Du gedenkſt, iſt einer meiner liebſten Bekannten, mein treugeſinnter, zartfühlender Freund, und die Gräfin W—g, ſollte ich ſie nicht auch kennen? Heißt ſie nicht Roſamunde? Eine deutſche Gräfin Roſamunde ſah ich einſt hier in Mailand, damals, wie der Fürſt mich nach der deutſchen Grenze beſchieden hatte, und ich in Mailand ſchon wieder eine neue Beſcheidung erhielt, weil er unſchlüſſig geworden ſei, ob er doch nicht nach Rom und Neapel gehen werde. Den Familiennamen jener Gräfin habe ich ſchlecht gehört oder vergeſſen. Sie war jung und ſchön, ſie hätte mir ſelbſt damals, als ich nur das Verlangen nach Dir im Herzen trug, beinahe ſchöner wie Agnes gedäucht, wenn dieſe nicht durch den Wechſel ihren Reiz ſo zu mehren wüßte, daß die Berechnung aufhört. So wenig die Deutſche ſprach, verrieth ſie Geiſt und Kenntniſſe; doch war ſie ſo ſchwermüthig, und blickte oft ſo traurig, als weder ihrer Jugend noch ihrer Schönheit geziemte. Die galante Welt machte über ſie den Scherz, daß ihr Lieblingsſpaziergang auf einen Kirchhof ſei.“

Roſamunde lächelte und war bewegt. Mir war die Berührung dieſer Seite nicht angenehm, und ich fiel mit der Frage ein: über mich nichts mehr?

Sie kommen eben an die Reihe, fuhr Agnes fort:

„Daß die Gräfin dem Freiherrn meinen Namen nenne, daß ſie ihn grüße im Andenken jener trauten Abende, wo ich auch von Dir nicht geſchwiegen habe.“

Das nennt er nicht ſchweigen! unterbrach ſich Agnes;

und ich dachte bei mir: wenn Du wüßteſt, wie viel weniger er geſchwiegen hat nach einem freiherzigen Entſchluß.

Wenn er, ſprach ſie weiter, meinen letzten Brief erhält, Verwunderung über Verwunderung. Ich in Berlin, der Freiherr ein Bräutigam, die ſchwermüthige Gräfin ſeine Braut, das heiterſte Dreiblatt; und ich bekannt mit allen ſeinen Plaudereien über mich und unſre Liebe und mit ſeiner werthen geheimen Geſellſchaft.

Nach dieſen Worten fuhr Agnes fort zu leſen: „Wäret Ihr, Du und Er, Repräſentanten der deutſchen Nation, ich gäbe Dir gern zu, was Du mir durch Trotzen und Schmeicheln nie haſt abgewinnen können, daß ſie das herrlichſte Volk ſei. Er war ſo fein, und doch ſo männlich, ſo klug, umſichtig, berechnungsvoll, und gleichwohl treu und wahr; bisweilen wollte ich raſend über ſeine Faſſung werden, ſchalt ihn bei mir ſelbſt nüchtern; auch das mochte ihm nicht entgehn, eben dann ſagte er etwas ſo tief Empfundenes und klar Gedachtes, daß ich mit meiner Leidenſchaftlichkeit und dem Wirrwar meiner Gedanken mich innerlich ſchämte. Ich glaube, auch dies entging ſeinem Falkenblicke nicht. Ich erinnere mich, daß er ein paarmal, wenn ich in jenem Zuſtande war, die lakoniſche, befehlende, herrſchſüchtige Haltung, die ich, wie mancher Italiener, leicht im Verkehr habe, unter beſſeren Namen ſchilderte und lobte.“

„Schon vergnüge ich mich mit dem Einfall, daß jene mailändiſche Roſamunde Deine Gräfin, und ſo auch diejenige ſei, die offenbar, wenn Du es gleich nicht ſagſt, ſehr zärtlich für meinen Freiherrn geſtimmt iſt. Wenn Du ihn ſiehſt, ſchau nicht zu tief in ſeine blauen Augen; auch der ehrlichſte Mann iſt in Hinſicht auf ſchöne Frauen nicht mehr ehrlich.“

Da haben wir den Italiener und den Wildfang, ſagte Agnes; er weiß nicht, wie ſeine ſchwarzen Augen feſthalten. Sie las weiter:

„Du findeſt in ihm ein blondes Gegenſtück zu mir. Auf eines mache ich Dich aufmerkſam und wünſche darüber durch Dich ein Licht zu bekommen. Er hat eine Eigenheit, nur aus Wohlwollen gegen ihn nenne ich ſie eine tugendhafte Empfindſamkeit. Ich kann nicht helfen, mir ſchien das wie ein jüngferlicher Zug, ja, wie ein Zug von einer alten Jungfer. Mache mir begreiflich, ob dergleichen bei vorzüglichen deutſchen Männern häufig? Soviel ſehe ich ein, wäre ich eine Frau, mir könnte dieſe Empfindſamkeit an einem Mann gefährlich werden.“

Agnes las dies Alles etwas komiſch, und beide Freundinnen brachen zuletzt in Lachen aus. Der Brief gab zu der lebhafteſten, anmuthigſten Unterhaltung, zu den heiterſten Erwartungen Anlaß, daß das Schickſal ſo gutmüthig und witzig, wie bisher ſeine Intrigue mit uns fortſpielen werde. Roſamunde war unerſchöpflich in ihrer Freude, daß der Marquis mich alſo aufgefaßt habe. Nur von einem Zuge in mir, der an alte Jungfern erinnere, wollte ſie nichts wiſſen. Agnes, rief ſie lachend, da müßte der Baron ja uns ähnlich ſein? Doch nein, Du warſt vor Zeiten eine Ehefrau. Ich dachte an das Geheimſte in den Erzählungen des Marquis.

Unſere Briefe wurden von der Poſt gebracht. Alles gut, rief Agnes, er geht nach Wien, wo die letzte Genehmigung ſeiner Reſultate geſchieht, ich ſoll zu ihm eilen; „und dann auf Deinen Landſitz, zur immerwährenden Luſt. Ihn lieb' ich am meiſten von allen unſren Beſitzungen; kaum kann ich mir denken, daß mich nun von Dir nichts mehr vertreiben kann. Nun kümmert uns keine Conſtellation aus fürſtlichen Figuren. Von Wien aus fodere ich meinen Abſchied.“

Agnes las dieſe Zeilen mit unnennbarem Triumph. Morgen, ſetzte ſie hinzu, will ich fort; und Du, Roſamunde, reiſeſt mit mir? Doch freilich, Dein geſtrenger Herr iſt noch ein diplomatiſcher Leibeigner!

Sorgen Sie nicht um mich, entgegnete ich, dieſes Schreiben mit dem großen Siegel habe ich heute erwartet, wir wollen ſehen, ob ich meine Freiheit nicht früher habe, als ihr geſtrenger Herr.

Ich erbrach das Siegel, beide Frauen ſahen zugleich mit mir hinein, und ehe Roſamunde und ich zur Hälfte waren, rief Agnes ſchon: Freiheit! Freiheit!

Wir reiſen zuſammen nach Wien, erklärte ich, nur zwei Tage Raſt; und Du, Geliebte, wenn ſich dort Agnes und der Marquis verbinden, wir laſſen uns nicht zuvorkommen?

Eine und dieſelbe ſchöne Stunde führe uns Alle, ſprach Roſamunde: doch Agnes rief, halt! mein alter Oheim iſt auch dabei. In ſeinem Hauſe iſt meine Hochzeit, ſeid ſo gut, laßt die Eure dort zugleich ſein, und die Freude des alten Mannes iſt unbegrenzt. Wir waren bereit dazu, da weder Roſamunde noch ich auf nahe Verwandte Rückſicht zu nehmen brauchten.

Frohere Menſchen ſind nie von Potsdam nach Berlin gefahren, als wir drei. Hier hatte ich mit einem Vormittag genug zu den Abſchiedsbeſuchen, wir waren fertig zur Reiſe auf den folgenden Tag, von dem ſonnenhellſten Wetter begünſtigt.

Es konnte nicht fehlen, daß in unſrem Geſpräch wiederholt die Bemerkung vorkam, wie hier am Trauertage der Monarchie ſich unſer Glück zum Theil entſchieden habe, und dann beinahe täglich durch neue Entdeckungen vermehrt, durch neue Nachrichten vollendet ſei.

Die Königin, ſprach Roſamunde, war eine Erſcheinung, die unſerer Liebe zur Seite ſtand, wie ein ſchützendes Weſen. In ihrer Nähe, rief ich, ſah ich Dich zum erſten Mal wieder, ſie war der Stern, der uns zuſammenführte.

Und warum muß ſie uns nun verſchwunden ſein, erwiederte Roſamunde gerührt; wohin deutet dies? warum zog uns ihre Leiche vorüber, als ſich unſer Leben kaum ganz zum Glücke vereinet hatte?

Glaube mir, fiel Agnes ein, das bedeutet, Euer Glück bedürfe ihres Schutzes nicht mehr. Da wir aber unſre Heiterkeit mit der Trauer um ſie her begannen, wollen wir unſer Leben in Berlin nicht enden mit ihr?

Wir verſtanden ihre Frage und gingen nach dem Dom. Die Leiche ſtand dort, bis ihr Begräbnißplatz in Charlottenburg fertig war.

In die kleine mit ſchwarzem Tuch ausgeſchlagene Sakriſtei brach mit Gewalt der Sonnenſchein durch ein einziges hohes Fenſter von oben her. Blumen ſtanden um den Sarg, die nur halb blühten. Sie und das Licht, die allenthalben das Leben erheitern, waren hier nur wie Erinnerung der Heiterkeit, und vermehrten den Eindruck von Hingeſchiedenheit des reichſten Lebens. Wir faßten den Eindruck ſtumm auf, und gingen um den Sarg ohne einen Laut.

Roſamunde verließ zuerſt die Sakriſtei. Sie war tief bewegt. Wie anders war es, ſagte ſie mir draußen mit Thränen, wenn wir ſonſt ihr nahten!

Wir hatten uns vorgenommen, auch das Gewölbe zu beſuchen, die Gruft des königlichen Hauſes. Als wir hinabgeſtiegen waren und der erſte Blick uns die unordentlichſte Anhäufung von Särgen verrieth, ſagte Agnes: es iſt brav von dem König, daß er hier ſeine Gemahlin nicht wiſſen will! Welches feuchte, unedle Gewölbe, welche Vernachläſſigung der Todten!

Nicht einmal eine Zeitfolge, wie ſie gelebt hatten, war hier den Todten gegönnt. Viele der Särge waren verwittert, und die Gebeine, deren Behauſung gänzlich verfallen war, hatte man in einen dunklen Winkel aufgehäuft. Auf einem einzigen alten Sarge lag ein Ritterdegen, und erinnerte allein daran, daß hier ein Geſchlecht ruhte, aus welchem viele Helden hervorgingen, Häupter einer Monarchie, die vor allen die kriegeriſche heißen kann. Ich freute mich, daß ich in der Nähe den Sarg des Louis Ferdinand erblickte. Vor Ausbruch des Krieges hörte ich ihn einmal ſeinen Widerwillen ausdrücken, daß man ihn in den feuchten ſchwarzen Keller hinabtragen würde. Schon war er dort und hatte ſelbſt für Feldherrnruhm, nach welchem er am heißeſten ſtrebte, nicht lange genug gelebt.

Meine Gefährtinnen ließen mich nicht länger weilen, ſie waren zu beängſtet von dem wüſten Orte. Als wir an das Sonnenlicht kamen, äußerten wir Alle unſer Bedauern, daß wir nicht aus der Sakriſtei ſogleich wieder unter die freundlichen Bäume hinausgegangen waren; und wir gingen ſo ſchnell zu unſrer Wohnung zurück, als wären wir übereingekommen, daß wir dort durch ungeſtörte Mittheilung uns von der Verſtimmung befreien müßten.

Agnes war am lebhafteſten unwillig. Ich hatte noch keine Fürſtengruft geſehn, brach ſie aus, indem ſie den Shawl ablegte; immer mißfiel mir ſchon, daß man die Beherrſcher eines Volkes und ihr Geſchlecht in die Tiefe verſenkte.

In hoher freier Gegend, von allem Volke geſchaut, über das Leben emporragend, ſei die Stätte, wo die Könige ruhn. Wodurch ſie Könige waren, die Idee ſtirbt doch nie, leitet und vereint immerfort die Völker; und daß es ein einziges Geſchlecht gibt, durch welches, mit welchem die Idee mächtig wird, daß dieſes Geſchlecht ſich mehr als irgend ein andres wie blutsverwandt, ein in ſich geſchloſſenes Ganzes, mit einer und derſelben großen und reinen Geſinnung, mit einer Ehre, die ſie alle fördern, betrachten ſoll, ich wüßte nicht, wo dies beſſer ausgedrückt werden könnte, als durch ihre Begräbnißſtätte?

Ein Wappenſchild an allen Särgen ſpricht die Gemeinſchaft aus; an den Ahnherrn leuchtet es am höchſten. Sie ſtehn in der Mitte des hochgewölbten Saales, im Hintergrund, am erhabenſten. An den Seiten, ſo wie ſie entſproſſen, ſteigen von ihnen die Nachkommen herab; die zuletzt Verſtorbenen ſtehen am niedrigſten, uns am nächſten, ſo wie wir eintreten.

Durch Vermählung ſind immer neue Geſchlechter in das Haus gekommen, ihre Wappen deuten uns an, wie das alte Stammesgemüth eine neue Farbe in ſich aufnahm, wie durch neue Familienverbindung das Verhängniß der Völker ſich in andrer Richtung webte.

Worte von Gewicht, Sinnſprüche der nun Ruhenden, mancherlei Zeichen, offenbaren uns, über ihren Häuptern in Marmortafeln der Wand gegraben, wie der Einzelne mit ſeiner Zuthat den Geiſt der Ahnen fortpflanzte.

Die ganze Anhöhe iſt geweiht, wie der Bau ſelbſt. Ein volles freudiges Leben ergießt ſich an ihr herab, ſteigt an ihr hinan. Was nur Schönes da gedeihen will, iſt auf ihr verſammelt.

Agnes, rief ich aus, Sie beleben die Idee vom Königthum ſelbſt durch den Tod; und was ſind Königreiche ohne dieſe Idee?